BP 373.1

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Litteratur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Neunundvierzigster Band.

Januar bis Juni

1856.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

IX 6
BP373.1

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY
Subscription Fund.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar: Die Literatur des Auslandes. 1856. 1. — Kunst-Literatur. 7. — Die Leichenverbrennung in älterer und neuerer Zeit. 8. — Der Scharfblick, vom phrenologischen Standpunkte erklärt. 11.

April: Geographische Bilder aus Oesterreich. 40. — Die österreichischen Literaturen im Jahre 1854. 50.

Portugal.

Januar: Zwei portugiesische Romane. I. „Mysterien in meinem Vaterlande", von Garrett. 8. — II. Aus „Eurico der Presbyter", von Herculano. 13.

Spanien.

Januar: Prescott's Geschichte Philipp's II. 12.

Juni: Ein neuer spanischer Romancero. 67.

Frankreich.

Januar: Fräulein Rachel und Gustav Planche. 1. — Das sechzehnte Jahrhundert. 2. — Ueber die Anwendung der Elektrizität. 10. — Der zwölfte Band der Geschichte des Kaiserreichs, von A. Thiers. 10. — Ueber die an den Geschichtschreiber zu machenden Anforderungen. 14.

Februar: Die englischen Reiseschreiber. 16. — Frau von Maintenon, Fénelon und J. J. Rousseau über weibliche Erziehung. 19. — Ein deutsches Urtheil über die französischen Maler auf der Ausstellung. 20. — Die Zweckloßigkeit meteorologischer Observatorien. 22. — Die Bilderen und ihre Unterrichtsweise. 25.

März: Pariser Sitten. 27. — H. Heine's Tod. 30. — Untersuchungen über die Gestalt und die Bewegungen der Erde. 30. — Victor Cousin's Frauenbilder. 34. — Charpentier's Studien über die Kirchenväter. 37.

April: Michel Montaigne. 41. — Bank- und Kreditwesen in Frankreich. 43. — Die Nagen-Eintheilung und die Kultur des Menschengeschlechts. 43. — Mythologie und Religionsgeschichte. 47. — Die Jahreszeiten auf der Erde und auf den anderen Planeten. 52.

Mai: Aus der Rede des Herzogs von Broglie, bei seiner Aufnahme in die Akademie. 53. — Die antwortenden Tische und die Klopfgeister. 55. — Die französische Vieh-Verpachtungs-Gesellschaft. 55. — Horace Bernet's Briefe aus Rußland. 1—5. 56. — 6. und 7. 57. — 8. und 9. 58. — Friedrich Chopin. 59. — Joseph Scaliger, der Hugenott und Philolog. 60. — Horace Bernet's Briefe aus Rußland. 10. und 11. 62. — Nichtweltliche Pariser Briefe. Von Dr. F. S. Bamberg. Rückblick auf die Pariser Feste. Luxus und National-Reichthum Frankreichs. Der Hof und die Municipalität von Paris. Die preußische Gesandtschaft. Der Frieden und der fischerische Zufall. Die Vorbereitungen zur Taufe des kaiserlichen Prinzen und die Sympathieen der Pariser Damenwelt. Literarische Erscheinungen: Victor Hugo und Lamartine; das Werk über die algerischen Inschriften; Dufour's Atlas; Georg Kastner's Werk über die Reeds-Harfe. Die musikalische Saison: allgemeine Zustände; Mendelssohn's Kammermusik in Paris; die historischen Konzerte; Del Sarte; die Familie Binsfeld; Bottesini; Tod Rudolph Adam's. 64. — Zwei Dokumente der legitimistischen Partei in Frankreich. 65. — Ueber Beleuchtung und Leuchtthürme. 66.

Juni: Die landwirthschaftliche Ausstellung in Paris. 69. — Victor Hugo auf der Insel Guernsey. 70. — Guizot über Sir Robert Peel. 71. — Horace Bernet's Briefe aus Rußland. 12. und 13. 72. — Die Kleinkinderbewahranstalten in Frankreich. 72. — Horace Bernet's Briefe aus Rußland. 14—16. 73. — Jules Simon's „Natürliche Religion". 75. — Leben und Lieben von George Sand. 77. — Ein gefallener Stern. 78.

Belgien.

Januar: Hendrik Conscience. Eine biographische Skizze. 1.

Juni: Philanthropie en gros. Der bevorstehende Wohlthätigkeits-Kongreß in Brüssel. 74.

Holland.

März: Ein holländischer Neujahrswunsch. 28.

April: Religiöse Bewegungen in Holland. 50.

England.

Januar: Zur Biographie und Charakteristik Thackeray's. 2. — Goethe in England. Zweiter Bericht über „Goethe's Leben und Werke", von G. H. Lewes. 3. — Eine Hochzeitsreise nach Amerika. 6. — Literatur-Briefe aus England. Erster Monats-Bericht. 1856. Verhinderter Rückblick durch Macaulay. Zur Charakteristik und Erkenntniß Macaulay's als Historikers aus seinen beiden neuesten Bänden. Macaulay kein Historiker, sondern ein Virtuose auf dem Instrumente: Geschichte. Neue Auflage Gibbon's mit Anmerkungen von Milman und Guizot. Geschichte der spanischen Eroberungen in Amerika von Helps. Ida Pfeiffer's zweite Reise um die Welt und ihre Original-Erlebnisse zur Geschichte des naturwüchsigen Kannibalismus. Civile und lannibale Kopf-Abschneiderei. Memoiren-Literatur. Biographie und Schriften von Thomas Penny. Phönizien von Kenrick. Kingsley's „Westward Ho!" Samuel Rogers als „Barde und Banquier", als Mäcen und erster Connaisseur Englands, seine soziale Bedeutung während dreier Generationen. 7. — Die britische Pairie. 9. — Friedrich der Große nach Macaulay. Der 24. Januar in England zur Zeit Friedrich's. 11. — Fielding's Leben und Zeiten. 13.

Februar: Aus Macaulay's Geschichte Wilhelm's III. I. Marlborough's jakobitische Verschwörung im Jahre 1691. 16. — Das Londoner Postwesen. 21. — Literatur-Briefe aus England. Zweiter Monats-Bericht. 1856. Ein Literatur-Brief ohne geschriebene und gedruckte Literatur. Lebenselemente für Erkenntniß der Kultur- und Literatur-Bedingungen in England. Das Pfründerrecht und dessen wohlthätige Einflüße auf England. Kulturgeschichtliche Auslage und Grundsteine. Der Dampf, die Penny-Post und die Spiegelscheibe. Wasserverbrennung als Sonnenlicht und Heizmaterial, Erfindung eines Deutschen in London. Der Anglosachsen englischer Institutionen und Praktiken und John Bull-Herkules' Bemühungen, ihn zu reinigen. „Das Verbrechen der Zeit": Vergiftung. Tägliche Mords- und Mordberichte. Lebensversicherungen als Bereicherungsmittel durch Mord. Die Vergiftungsmanie in England im Gegensatz zu früheren Vergiftungs-Epochen. Die abhanden gekommenen sittlichen Mächte Ehre und Ehrlichkeit, Mitleid und Humanität. Ein Nachtbild von Dickens und andere Nachtbilder. Drumpf oder Ahriman? 22. — Aus Macaulay's „Geschichte von England". II. Fuller's Komplott. 26.

März: „Kunst-Literatur" in London. 32. — Schulen und Schüler in England. 33. — Literatur-Briefe aus England. Dritter Monats-Bericht. 1856. Kritik der Freiheit auf Grund der Stalwerei-Vertheidigung von Miß Murray. Die Freiheitsphrase und der natürliche, substantielle Inhalt des Lebens und der Geschichte im Widerspruch. Freiheit, eine Strafe. Freiheit, ein Schimpf bei den Negern, bei den Engländern und bei den Deutschen. Die Humanität unter Sklaverei; die Rechte, welche dem Sklaven aus seiner Unfreiheit erwachsen. Die Stalwerei-Vertheidigung. Vertheidigung der Humanität gegen die Freiheit. Kritik der Krim- und Kriegsweisheit. Wanderungen auf Schlachtfeldern. Ausfug nach dem Kap der guten Hoffnung zur Elephanten-Jagd. Magerkeit des literarischen Marktes. Penny-Zeitungen. Neues Manchester-Partei-Organ mit einem deutschen Redacteur. Plan zu einem deutschen Journale in London. Deutsche Diskussionsgesellschaft nach Muster der englischen in der City. 34. — Eine Dame vor Sebastopol. 39.

April: Die Londoner Todtenstadt. 41. — Literatur-Briefe aus England. Vierter Monats-Bericht. 1856. Suchen nach geistiger Speise, Aufwand eines Buches über die Spaltung Londons. Baxtian's „volkswirthschaftliche Harmonieen" in der „Fütterung Londons". Räumliche und zeitmessliche Statistik der jährlich in London verzehrten Lebensmittel. Brodmilch und Distribution der Milch. Die Säuferwaß-Wissenschaft, Fisch-, Frucht- und Gemüse-Markt von Covent-Garden. Thee und andere Flüssigkeiten. „Die große Welt Londons" von Mayhew. Das „Ticket-of-leave-system" und dessen juristische und soziale Bedeutung. Das Mayhew'sche Parlament. Erinnerungen an die Tischgespräche von Samuel Rogers". „Das verwunschene Schiff". Kunst und Kräfte in der deutschen Fremden-Legion. Transkerische Zustände in der Roman-Literatur. „Dorothy". Unverschuldlichkeit der Verurtheilung Englands durch Deutsche in England und Deutsche in Deutschland. Neue Auflage der „Men of the Time". Natur-Aesthetik für das Haus. 46.

Mai: Der Jahresbericht des British Museum. 54. — Zur Statistik der Eisenbahnen in England. 56. — Lebens-Weisheit in Sprüchen. 57. — Doubleday's Leben Sir Robert Peel's. 59. — Literatur-Briefe aus England. Fünfter

Monats-Bericht. 1856. Oeffentliche Fragen in sonderbarer Form. Ihre Beziehung zu Literatur und Literaten. Neueste Ergebnisse in praktischen Wissenschaften, in der Künstlichen Gesellschaft, der astronomischen, der Gesellschaft der Künste. Die Bedeutung des Glycerines, einer Entdeckung von Franz Puls. Dessen Wasserstoffgaslicht. Kunst-Ausstellungen, Ausstellung der Society of Arts. Die photographische Gesellschaft und deren Riesen-Apparat. Photographische Lithographie von dem Wiener Herrn Gretsch. Statistik der Brief- und Bücher-Circulation durch die Post 1855. Markham's Werk über Cuzco, die alte Inka-Hauptstadt, und die neue Republik Peru. Studium von Büchertiteln. Der goldhaltige Titel. Der gastronomische Titel. Der poetische Titel. Der alliterirende und der antithetische Titel. Der barocke Titel. Der grauliche Titel. Inhalt für den Titel. Literatur des Titels wegen. 61. — Shakespeare's „Wintermärchen" im Princess' Theatre in London. 63. — Von der Insel Guernsey. 65. — Zur Kriegs-Literatur. 1. Olyphant's „Feldzug in Transkaukasien". 66.

Juni: Zur Kriegs-Literatur. 2. Ein Ausflug nach Simpheropol. 68. — Verborgene Schätze im Britischen Museum. 70. — Literatur-Briefe aus England. Sechster Monats-Bericht. 1856. Witterung in der Natur und Literatur. Die Feuerwerke und ihre weltgeschichtliche Bedeutung. Das Meteor des großen Kometen und des kriminalistischen Schwanzsternes Palmer und Konsorten. Die soziale Bedeutung des Palmer-Prozesses. Die verboten eingeführte, eingeführt verbotene und doppelt verboten wieder eingeführte Sonntagsmusik. Deren Bedeutung für England in Verbindung mit Steuer-Freiheit französischer Weine und der deutschen Tonkunst. Memoiren-Literatur: Des Herzogs von Buckingham „Ueber den Hof der Regentschaft". Lord John Russell's „Thomas Moore". John Kitto's, des tauben Schmerzensjohnes und theologischen Schriftstellers, Bekenntnisse. Tennyson. Populäre Naturwissenschaft. „Little Dorrit". Mayhew's „Great World of London". Season-Freuden. Deutsche Musik und deren Mission in England. 73. — Das Friedensfest in London im Jahre 1814. 73. — Eine berühmte Jugendschriftstellerin. 74. — Die Sprache und die Sitten der Engländer zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Nach einem Manuskript aus jener Zeit. 78. — Einige Einzelheiten aus dem Leben Newton's. 78.

Helgoland.

März: Aus dem neuesten Buche über Helgoland, von Friedr. Oetker. 37.

Italien.

Januar: Literarische Miszellen aus Italien. 4.

Februar: Das Rabbiner-Konvikt in Padua. 16. — Nonio Paleario. 20.

Schweiz.

Januar: Juste Olivier's Chansons. 3. — Ein Religionsphilosoph im vorigen Jahrhundert. 5.

März: Ein Winter-Aufenthalt am Genfer See. 38.

Dänemark.

Januar: Dyrlied, ein Volksfest auf Fühnen. 6.

März: Thorwaldsen. 29.

Rußland.

Januar: Die Lehrthätigkeit der Universität zu Charkov während des ersten Dezenniums ihres Bestehens. 4. — General Lüders. 12.

Februar: Ein russischer Volksdichter. 19. — Sentenzen russischer Schriftsteller, betreffend das Weib und seine Stellung im Leben. 23. — Peter der Große in England. 24. — Sieg des Schützen-Corps der kaiserlichen Familie von Rußland. 26.

März: Die russische Literatur im Jahre 1855. 35. — Transkaukasien. 39.

April: A. E. Figurin und dessen großes jakutisch-russisches Wörterbuch. Nach Lukjanov. 48.

Mai: Die russischen Niederlassungen am Amur. 53.

Juni: Zur Kriegs-Literatur. 3. Das Bombardement des Klosters Kolowezk. 71.

Lappland.

Februar: Zur Kenntniß der lappischen Sprache. 21.

Polen.

März: Die polnische Literatur im Jahre 1855. 33.

April: J. J. Kraszewski, der Wiedererwecker der polnischen Novelle. 44.

Juni: Theodor Fischer's „Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen". 76.

Ungarn.

April: Neuestes Werk des Sprachforschers Hunfalvy. 47.

Moldau und Walachei.

Mai: Die Eroberung und Colonisation Daciens durch die Römer. 54.

Türkei.

Januar: Der Koran und die Reform in der Türkei. 12.

Februar: Omer-Pascha und sein Wirken. 15.

März: Zur Kulturgeschichte der Türkei. 32. — Eine Ferienreise nach Konstantinopel und Klein-Asien. 36.

April: Die Christen im Orient. 45.

Klein-Asien.

Februar: Skythen und Assyrier im alten Babylonien. 25.

März: Die Belagerung von Kars. 27.

Mai: Zur Urgeschichte Asiens und Aegyptens. 63.

Palästina.

Juni: Ein Ausflug nach dem Todten Meere, dem Jordan und Jericho. Schreiben eines englischen Touristen. 76.

Assyrien.

April: Eine auf Phul gedeutete assyrische Inschrift. 46.

Ostindien.

März: Indischer Götzendienst. 29.

April: Brahma und Buddha und das aus ihren Religionen abgeleitete Recht. 40.

Tibet.

April: Etwas über den Lamaismus. 44.

China.

April: Chinesische Kartographie. 42. — Noch Etwas zur Kartographie der Chinesen. 45.

Mai: Das älteste Staatshandbuch der Chinesen. 60. — Ein aus dem Chinesischen übersetztes Werk über die Porzellan-Industrie in China. 64.

Chinesisches Meer.

April: Ein Besuch auf den Lin-tschin-Inseln. 1. Das letzte Asyl der Idylle. 51. — 2. Die Kehrseite des Bildes. 52.

Japan.

Juni: Ein englischer amtlicher Besuch in Hakodayi. 68.

Aegypten.

Januar: Altägyptische Geschichte und Geographie. 5.

Nordost-Afrika.

Mai: Ein Gesandter des „Großen Bäffel" von Dar-Fur bei dem Gouverneur von Sudan. 61.

Afrika.

März: Das Leben in der Sahara. 31.

April: Leben und Landschaften in den Negerstaaten. 48. — Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. Ladislaus Magyar, der Ungar in Afrika. 51.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Januar: Die deutsche Bücherpresse und der deutsche Buchhandel in den Vereinigten Staaten. 9. — Die Indianer-Sprachen von Nord- und Süd-Amerika. 14.

Februar: Kraftstoffel in Amerika. 15. — Wissenschaft und Literatur in den Vereinigten Staaten. 17. — Der Nachdruck deutscher Klassiker in größerem Maßstabe und das Importiren deutscher Werke in Amerika. 18. — Die große Kunstuhr-Fabrik in Newark. 22. — Deutsche Presse in Amerika im Jahre 1855. 23. — Republikanische Glasuit. 24.

März: Die Küsten-Vermessung in den Vereinigten Staaten. 28. — Aus dem Tagebuche eines weiblichen Gastes unter den Mormonen. Zweiter Artikel. 31. — Ein Amerikaner über das Familienleben in Berlin. 33. — Longfellow's „Lied von Hiawatha". 35. — Zur Sittengeschichte der Vereinigten Staaten. Eine Negerjagd in Cincinnati. 36.

April: Zur Sklavenfrage. 42. — Landreise eines Deutschen über den amerikanischen Kontinent (von St. Louis nach Kalifornien). Heimweh und Fernlust in der alten und neuen Welt, konzentriert durch die Goldgerüchte. Beranlassung der Reise. Fahrt von New-Orleans nach St. Louis. Der unsichtbare Passagier und seine Wirksamkeit. Auf dem Missuri nach Independence. Ein deutsches Weindorf. Ueberall Deutsche auf der Erde. Wayne City. Independence. Aufbruch des „Wanderstaates" nach der Indianer-Niederlassung Kansas. Die Pottawattimi-Indianer. Ein Wüstenbild. Thierische Bevölkerung der Wüste. Eine Prairie-Hundestadt. Durch das Gebiet der Pawnees. „Stampedos". Ein Prairie-Sturm. Fort Kearney und dessen Umgebung. Kriegszug gegen Pawnees mit einer politischen Moral. Eine nächtliche Erscheinung am Nebraska-Flusse. Das Werk eines halben Monats. Fort Laramie, Centralpunkt der Sioux und Versammlungsort der Indianer. Die Mühsale die zum Grünen Flusse. Schlangen-Indianer. Trapper und deren Jahrmarkt. Thieves Lehrgeld. Dankte Anklänge an eine lange Reihe großer Strapazen, mit der deutschen Erinnerung an einen fernenden Hand. Letzter Bote nahender Civilisation, ein Branntweinzeichen. Ausflichten und „Prospectors". Weaver Town, die Zeitunstadt. Sacramento. Letzter Zustand des Wanderstaates und Auflösung desselben. Benicia, San Francisco, Napa. 49. — Ein Gesundheitsfränzchen unter den Mormonimen. Aus dem Tagebuche einer Amerikanerin. 49.

Mai: Phaaon-Mumien. 58. — Die elektrische Telegraphie in den Vereinigten Staaten. 62.

Juni: Unbekannte Sprachen. 70. — Deutsch-Amerikanische Nationalhelden. Die Turner und der Mob von Covington. 75. — Seeküsten-Vertheidigung und Fortifications-System der Vereinigten Staaten. 77.

Kalifornien.

März: Völkergemisch in Kalifornien. 31.

Mexiko.

Februar: Eine Erstrigung des Popocatepetl. 17.

Central-Amerika.

Juni: Das sogenannte Britisch-Honduras. 67. — Mittelamerikanische Ruinen und Sprachreste. Entdeckungsreise des Abbé de Bourbourg in Guatemala. 69.

Grönland.

März: Die Sprache der Eskimos auf Grönland. 38.

Australien.

Februar: Weihnachten in Australien. 18.

Mannigfaltiges.

Januar: Darwin's Ode an Gott. 1. — Neue finnische Zeitschrift. 1. — Röth's Uebersetzung der ältesten cyprischen Inschrift. 2. — Graf Baltenian-Krasinski. 2. — Friedrich Perthes. 3. — Das Leben der Seele, von Dr. Lazarus. 3. — Literarische Neuigkeiten aus Paris. 4. — Pantheismus in Amerika. 4. — Petermann's „Geographische Mittheilungen". 5. — Eine Quäker-Todesfeier in einer katholischen Kirche. 5. — Das französische Königthum Westfalens. 5. — Ein neues Märchen von Andersen. 6. — Dr. Franz Liszt als Schriftsteller. 7. — Bücherpreise in Deutschland und Frankreich. 7. — Neues System der Physiologie. 8. — Beaten's Denkwürdigkeiten. 8. — Stärke und Schwäche Rußlands. 8. — Der Lebensroman Pyschin's. 9. — Ein neuer Philo. 9. — Deutsche Vorlesungen in New-York. 9. — Rietz's Beobachtungen über westfälische Sitten. 10. — Franz Lisbo. 10. — Helgoland. 10. — Die Emancipation der Neger. 10. — Mitten und Napoleon. 11. — Offizierprovinzen Rußlands. 11. — Gott und die Natur. 12. — Ueber Ostsee. 12. — Der Times-Korrespondent in deutschem Gewande. 13. — Deutsche Gast- und Asylhäuser in London. 13. — Brocchi's Briefe über Dante. 13. — Theologie und Natur. 14. — Französisches Buchhändler-Glatt. 14.

Februar: Schiller's „Glocke". 15. — Zur Literatur des Krimkrieges. 15. — Institut zur Förderung der israelitischen Literatur. 15. — Materialismus und Aberglauben in der Schweiz. 16. — Alt Faschu von Jemina. 16. — Die Tiger-Bertilgungs-Gesellschaft. 16. — Das Patronat der Königin über Londoner Theater. 16. — Graf Montalembert über Cicero. 17. — Octave Feuillet. 17. — Der Kanal zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere. 18. — Französische Nahrungsmittel. 19. — Katholische Literatur. 19. — Der Manuskripten-Fälscher Simonides. 20. — Bunsen über die neueren Griechen. 20. — Der Halimpest des Simonides. 21. — Philadelphe Ghostes' Vorlesungen im Collège de France. 21. — Aus den Abendspielen des Königs Max von Bayern. 22. — Neue bibliographische Monatsschrift. 22. — Ludovic Lalanne, Prescott und Andersen. 23. — Professor Newölin. 23. — Bücher-Sammlung des deutschen Sun-Francisco-Vereines. 24. — Kalifornische Mord-Statistik von 1855. 24. — Administrativ-Statistik Europa's, Amerika's und des deutschen Bundes. 25. — Deutsche Kolonie in Nordamerika. 25. — Die Türken und die Frauen. 26. — Chinesische Vegetarier. 26.

März: Leopold von Lebedur. 27. — Literarische Nekrologie. Frau von Chezy. 28. — Lord Byron und seine Beurtheiler. 28. — Ein neuer Demokrates. 29. — Philologischer Mißgriff. 29. — Hat der Schauspieler William Shakespeare die Dramen verfaßt, die seinen Namen tragen? 30. — Zur ungarischen Philologie. 31. — Das große Binnenmeer von Inner-Afrika. 31. — Biedermann's Frauenbrevier. 32. — Memoiren-Literatur. 32. — Post-Dampfschiff-Verkehr zwischen Europa und Amerika im Jahre 1856. 33. — Mirin's „John Knox". 34. — Englische Militair-Biographien. 35. — Ein Heinrich Heine. 35. — Lord Brougham's Beiträge zur Edinburgh Review. 36. — Henry Wheaton. 36. — Mozart's Sterbehand. 37. — Kneller's Portrait Peter's des Großen. 37. — Eine Erklärung der Witwe Heine's. 38. — Thackeray's gesammelte Werke. 39. —Die elsässische Bibliothek von F. Baschi. 39.

April: Menschen und Dinge in Rußland. 40. — Das Pestwesen unserer Zeit. 40. — Deutsche Literatur im Auslande, von Herm. Marggraff. 41. — Neue Raschken über die merikanische Geschichte. 41. — Die „Dioskuren". 42. — Ein königlicher Mäcen. 42. — Das Pariser Crédit mobilier. 43. — Israelitisches Spital in Jerusalem. 43. — Auslands-Literatur im „Dresdner Album". 44. — Der Eskimo als erotischer Poet. 44. — Die Glosse auf Deutschland in der Vereinigten Staaten im Finanz-Jahre 1854—55. 44. — Herr. Dämmler's Verlag auf dem Gebiete der Sprachforschung. 45. — Der unterseeische Telegraph von Amerika nach Europa. 45. — Alt-englische Bibliothek. 46. — Der Prophet Mohammed und seine Wunder. 46. — Kiepert's Hand-Atlas. 47. — Die Reisebeg des Dadian in Engdid. 47. — Horace Bennet in Et. Petersburg. 48. — Barth, Sanier und Benyland. 48. — Bach's prognostische Karte. 48. — H. Heine's Testament. 49. — Zu den Projekten Ludwig's XVI. 49. — Goethe's „Faust" und die ägyptische Literatur. 50. — Eine literarische Zeitschrift auf den Sandwich-Inseln. 51. — Deutscher Buchhandel in New-York. 51. — Der rothe Phosphor und die Zündhölzchen. 52. — Eine neue Art, das Aluminium zu gewinnen. 52.

Mai: Eisenbahn zwischen Dover und Calais. 53. — Händel und Handel. 53. — Ein deutscher Roman auf französischem Boden. 54. — Der Materialismus senkt ein. 54. — Eine englische Stimme über Omer-Pascha. 55. — Unterredungen in Brachvogel's „Narziß". 56. — Peel's und Wellington's Memoiren. 57. — Ein englischer Schriftsteller und eine deutsche Novellistin. 57. — Dürr's American Authors. 57. — Jüngste Literatur des Mittelalters. 57. — Galberen und Heine. 58. — Zur Reise-Kultur. 58. — Lamartine's „Cours familier de littérature". 59. — Versicherungen von Paris. 59. — Ritterliche Weiber in Europa und Asien. 60. — Urtheile über H. Heine's Persönlichkeit. 61. — Materielle Fortschritte Griechenlands. 61. — Regulairster Lothsankauf. 61. — Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereines in Zürich. 62. — Wohlfeile deutsche Bücher. 63. — Englische Theorien des Weltsystems. 64. — Verunglückte Gesandten-Berichte. 64. — Gutzkow's Richard Cromwell. 65. — Remmert's „Jagen Gaterina's de' Medici". 65. — Die Riviera Venetu und Shakespeare's „Othello". 66. — Zur magyarischen Philologie. 66.

Juni: Augustin Thierry. 67. — Literarische Preisbewerbungen. 67. — Die vorjährigen Eruptionen des Vesuv. 68. — Ein polnischer Roman. 68. — Heilung von Knochenbrüchen durch phosphorsauren Kalk. 68. — Das Fürstenthum Moldau. 69. — Ein neues Lied von Béranger. 69. — Internationales Bücher-Bulletin. 69. — Phosphorsaurer Kalk. 69. — Briefe aus F. 70. — Nachlaßer in der Literary Gazette. 70. — J. Rank's „Schiller-Häuser". 71. — Ein Alphabet für alle Sprachen. 71. — Die ästhetischen Inschriften von Brandis. 72. — Berichtigung. 72. — Französische Bibliographie des neunzehnten Jahrhunderts. 72. — Lord's Conversations- und Reise-Bibliothek. 73. — Theater in New-York. 73. — Wilhelm Osterwald's „König Aelfred". 74. — Die Gefahren der Kritik. 74. — Die Entschließung in Kalifornien. 75. — Das Tagebuch einer Dame unter den Mormonen. 75. — Italienische Kasernen-Geschichten. 76. — Neues Telegraphen-System in Amerika. 76. — Katholische Reform in Frankreich. 77. — Hagar in Ost-Afrika. 77. — Tschudi's Alpen-Thierleben in England. 77. — Pneuma, die wandernde Seele. 78. — Der Malakoff und die Marseillaise. 78.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Lorenzen, Behrenstraße Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 1. Berlin, Dienstag den 1. Januar 1856.

Die Literatur des Auslandes.

1856.

Wir schlossen unsere vorjährige Neujahrsbetrachtung mit dem Wunsche, daß Europa nicht, während an den Gränzen Asiens um die Hegemonie des Weltheils gekämpft wird, seinen hohen Berufes, das göttliche Ideal im Menschen zu pflegen und diesen dadurch über die sinnliche Materie zu erheben, uneingedenk werden und um seiner Triumphe in der Bewältigung des Stoffes nicht der viel größeren Siege durch die sittliche Kraft des Geistes verlustig gehen möge. Das verflossene Jahr hat uns, wie seine jüngsten Vorgänger seit anderthalb Dezennien, abermals in der Wissenschaft der Natur um ein Merkliches gefördert. Ueber kaum eine Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften, dieser großen Centralstelle aller Naturbeobachtungen, die in der Welt angestellt werden, ist berichtet worden, ohne daß wir erfuhren, daß die Gebiete der Zoologie, Botanik und Mineralogie, der Geologie und Physiologie, der Physik und Chemie, der Mechanik und Technik irgendwo und wie gefördert und bereichert wurden. Die Büchermärkte sind auf diesem Felde noch thätiger gewesen, als die Akademieen, und wer sollte sich nicht darüber freuen, daß auch Deutschland, dem man sonst den Vorwurf einer ausschließlich idealen, dem Leben und seinen praktischen Seiten abgewandten Forschungslust machte, hinter den anderen Civilisations-Ländern, England, Frankreich und Italien, auch in der Erkenntniß der Natur nicht zurückgeblieben? Aber es scheint, als solle in Deutschland nicht blos gut gemacht werden, was bisher versäumt worden, sondern als wolle man nun auf der anderen Seite ebenso zu viel thun, wie es bisher auf der einen geschehen.

Während bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts die Philosophie in Deutschland allen anderen Wissens-Disziplinen an Macht und Einfluß voranschritt, ist sie heutzutage klaglich zurückgesetzt und die Naturwissenschaft zur Alleinherrscherin geworden. Ihre breite Unterlage hat die Letztere in der Pflege der materiellen Interessen, und es war vor kurzem bereits bei Regierten, wie bei Regierenden, zum fast unbestreitbaren Glaubenssatz geworden, daß einerseits in der Beseitigung der Philosophie und andererseits in der Förderung der materiellen Interessen ausschließlich das Heil und die Rettung für Gegenwart und Zukunft liege.

In Frankreich und England denkt man in diesen Stücken anders: In beiden Ländern hat man die skeptisch-materialistische Krankheit, die jetzt in Deutschland endemisch geworden, und die in England durch die Schule Locke's, in Frankreich durch die von Helvetius, Holbach und la Metrie vorbereitet war, längst überwunden, und während man sich der Resultate der neuen Naturwissenschaft in ungeschmälerter Weise erfreut, ist man doch weit entfernt, ja, man schämt sich sogar, jene Folgerungen daran zu knüpfen, die eben so demüthigend sind für den menschlichen Geist, wie sie die in dem Welten-Organismus sich offenbarende göttliche Vernunft in verblendeter Weise leugnen. Wir fordern die Kundigen auf, uns in der jetzt erscheinenden, neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke Arago's irgend etwas nachzuweisen, was auch nur entfernt an die Lehrsätze erinnert, die jetzt von deutschen Naturforschern aufgestellt werden. Gleichwie sein Freund, Alexander v. Humboldt, hütet sich Arago vor jener „Anmaßung der Empirie, die mehr durch die Erfahrung erwiesen glaubt, als durch dieselbe begründet ward",*) und wie Humboldt, so weiß auch Arago, „daß Gesetze anderer, geheimnißvollerer Art, als in der Welt der Materie, in den höchsten Lebenskreisen der organischen Welt, in denen des vielfach gestalteten, mit schaffender Geisteskraft begabten, sprachergreifenden Menschengeschlechtes, walten." „Ein physisches Naturgemälde", fügt der Verfasser des „Kosmos" diesen Worten hinzu, „bezeichnet die Gränze, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt und der ferne Blick sich senkt in eine andere Welt. Es bezeichnet die Gränze und überschreitet sie nicht."**)

*) Kosmos, Bd. I., S. 69.

**) Kosmos, Bd. I., S. 386.

Dieselbe, der Empirie gesteckte Gränze, die eben nur von der Anmaßung übersehen werden kann, nehmen auch die Gelehrten Frankreichs wahr, welche nach Arago's Tode die Dolmetscher der neuen Naturbeobachtungen für ihr Land sind. Wir verweisen auf die zahlreichen Abhandlungen des französischen Akademikers Babinet, deren wir auch im vorigen Jahre einige in unserem „Magazin" geliefert, sowie auf die in zwei deutschen Uebersetzungen vorliegenden, populären Darstellungen des englischen Chemikers Johnston („Chemistry on Common Things"). Eine ganz dieselben Gegenstände, wie Moleschott's „Kreislauf des Lebens", behandelnde, vor kurzem in England erschienene Schrift: „The Phases of Matter" („Die Phasen der Materie"), von Dr. Lindley Kemp, sagt ausdrücklich, daß sie sich dagegen verwahre, etwas Anderes, als eine Geschichte der materiellen Welt sein zu wollen, daß sie weit davon entfernt sei, den Kräften, welche sie erkläre, eine andere, als sekundäre Bedeutung beizulegen, daß die Primär-Ursache nach wie vor dem menschlichen Denken ein ungelöstes Räthsel bleibe, dessen Wort nur geahnt und geglaubt werden könne, und daß die höchste Manifestation dieser primären Kraft in der materiellen Welt: das Leben, a supreme miracle bleibe.

Wie sehr der große dänische Naturforscher Oersted danach gestrebt, überall in der Natur die Vernunft Gottes zu erkennen und nachzuweisen, haben die Leser des „Magazin" aus mehreren Abhandlungen ersehen, die wir im vorigen Jahre geliefert. Wo ist dagegen bei unseren modernen Erklärern der Erscheinungswelt jene Richtung vor der Gränze, die der greise, von fünf Weltheilen gefeierte Verfasser des „Kosmos" nicht überschreitet — wo auch nur die Anerkennung des erhabensten Wunders: des Lebens, dessen Erklärung wohl geahnt und geglaubt, nicht aber demonstrirt werden kann, und wo endlich gar die Erkenntniß Gottes in der Natur, deren ruhmreichster Apostel Oersted war? Allerdings haben streng wissenschaftliche Männer auch in Deutschland — wir weisen nur auf Johannes Müller, Schulz-Schultzenstein, Du Bois-Reymond hin — sich bevor gehütet, das Wesen der Dinge durch ihre Wissenschaft erklären oder überhaupt begreiflich machen zu wollen*) — aber diese sind ja, nach Moleschott, „wie alle diejenigen, welche noch die Irrlehre von der Lebenskraft predigen, unter welcher Form, unter welcher täuschenden Verkleidung es auch sei, niemals bis an die Gränzen ihres Denkens vorgedrungen." Die „Gränzen des Denkens" liegen unseren deutschen Volks-Dolmetschern der Naturwissenschaft weit hinaus über diejenigen, die Humboldt nicht überschreitet und an denen „der ferne Blick in eine andere Welt sich senkt."

Nimmt doch selbst Schleiden, dieser geistvolle Biograph des Pflanzenlebens, in seinen neuesten „Studien", die das Motto tragen:

„Licht und Schärfe in Gedanken,
Die Gefühle klar und warm,
Zwischen beiden feste Schranken,
Sonst bist krank Du oder arm" —

keinen Anstand, höhnische Seitenblicke und grelle Lichter auf die religiösen Ueberzeugungen der Gebildeten zu werfen, „deren Blick in eine andere Welt sich senkt." Und wenn dies ein so maßvoller Mann, ein Mann, der dem Gefühl ein gleiches Recht wie dem Gedanken vindizirt, thut — was haben wir erst von den Pionieren des Materialismus, einem Karl Vogt, einem Jakob Moleschott, einem Louis Büchner u. s. w., zu gewärtigen! Alle diese gehen von dem Dogma aus, daß die Sinneswahrnehmung die alleinige Wahrheit sei, und jede theologische Betrachtung der Natur erscheint ihnen als purer Unsinn. Wir haben die Lehren dieser Apostel des Chemismus, wonach der Stoff den Menschen regiert — der Gedanke eine Bewegung des Stoffes, eine

*) Letzterer sagt in der Vorrede zu seinen „Untersuchungen über die Elektricität": . . . „Wir besitzen Entsagung genug, um uns zu finden in die Vorstellung, daß jetzt aller Wissenschaft noch nicht das Ziel gesteckt sein möchte, nicht das Wesen der Dinge zu begreifen, sondern begreiflich zu machen, daß es nicht begreiflich sei. So hat sich's schließlich als die Aufgabe der Mathematik herausgestellt: nicht den Kreis zu quadriren, sondern zu zeigen, daß er nicht zu quadriren sei; der Mechanik: nicht ein Perpetuum mobile herzustellen, sondern die Feuchtigkeitsgrade dieser Bemühungen darzuthun. Vor meinem Denken, das vor seiner Konsequenz zurückscheut, soll sich das Ganze daher auf in bewegte Materie, deren Wesen zu erfassen wir nicht für möglich halten."

Verletzung des Hirnstoffes — ohne Phosphor kein Gedanke und das Selbstbewußtsein des Menschen nichts als stoffliche Bewegung, die in den Nerven mit elektrischen Strömen verbunden ist — oft schon in diesen Blättern in ihrer ganzen Blöße und Lächerlichkeit aufgezeigt. Noch haben wir jedoch keine Gelegenheit gehabt, zweier gegen Ende des Jahres 1855 erschienenen Schriften zu gedenken, die der Widerlegung jener leider eben so gefährlichen, als leichtfertigen Schriftsteller speziell gewidmet sind, und die uns auch insofern eine besondere Genugthuung gewähren, als sie der Behauptung des Auslandes entgegentreten, daß Deutschland, nachdem es eben erst der Charybdis des philosophischen Nihilismus entgangen, bereits wieder in die Skylla des naturwissenschaftlichen Materialismus kopfüber gestürzt sei.

Diese Schriften sind:

I. Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wissenschaft". Von Julius Schaller (Weimar, H. Böhlau).

II. Briefe gegen den Materialismus. Von Dr. Friedrich Fabri, (evangel.) Pfarrer zu Bonnland bei Würzburg (Stuttgart, S. G. Liesching).

Nr. I. hebt den der Philosophie von dem neueren Materialismus hingeworfenen Fehdehandschuh auf, und wie bereits der alte Hegel den französischen Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts bewiesen, daß sie nicht blos keine Philosophen, sondern auch nicht einmal logische Denker seien, so beweist hier ein Schüler Hegel's, daß es nur des konsequenten, philosophischen Denkens bedarf, um der Sophistik jener auf Selbstvernichtung beruhenden Anschauung der Natur inne zu werden. Zunächst sind es die Behauptungen Moleschott's, die Herr Schaller widerlegt, indem er z. B. der Theorie des Letzteren von der alleinigen Unterblichkeit des Stoffes die Bemerkung entgegenhält, daß jedenfalls das Gesetz des Stoffwechsels, also Etwas, das nicht Stoff ist, über diesen Stoff, selbst nach der Theorie Moleschott's, gestellt werden müsse. Ebenso antwortet er auf die Theorieen Burmeister's und Vogt's. Büchner's Buch ist zu trivial, um von einer philosophischen Kritik mehr als beiläufig behandelt zu werden. Ueber das Seelenleben der Thiere und über den physischen Unterschied des Menschen vom Thiere werden von Schaller vortreffliche Ideen entwickelt. Gleichwohl ist seine Darstellung nicht populär genug, um den Zweck vollständig zu erreichen, den er sich vorgesetzt, diejenigen nämlich, an die der Materialismus sich wendet, und das sind die Halbgebildeten mehr noch, als die Gebildeten, eines Besseren zu belehren.

Dagegen richten sich die „Briefe an den Materialismus" von Friedrich Fabri an alle Denkfähigen des deutschen Volkes, und sie verdienen in der That eine weite Verbreitung und Beachtung. Wir haben diese Schrift mit wahrem Vergnügen gelesen. Sie deckt die Schwächen, Widersprüche und Täuschungen, sowie das Unsittliche des neueren Sensualismus und Materialismus auf, als dessen Ausgangspunkt die hehre Ludwig Feuerbach's bezeichnet wird: „daß nur das Objekt der Sinne oder das Sinnliche allein wahrhaft wirklich, und daß daher Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit eins seien." Herr Dr. Fabri greift seine Gegner nicht blos vom theologischen und philosophischen Standpunkte an, den diese vielleicht als unberechtigt zu ihrer Widerlegung ansehen, da sie ja weder einen allwaltenden Gott, noch einen selbständigen Geist anerkennen, sondern er stellt sich auf ihren eigenen, naturwissenschaftlichen Boden, um sie mit den Waffen zu schlagen, die sie selbst geschärft. In der Dialektik bringt, wie Franz v. Baader sagt, die strenge Konsequenz manchmal denselben Nutzen, den sie in Geisteskrankheiten hat, d. h. sie dient dazu, die Absurdität eines Prinzips in seinen nothwendigen Folgen eklatant zu machen.

„Aus drei Faktoren", sagt der Verfasser, „oder vielmehr aus einem dreifachen Mißbrauch hat sich die Macht des Materialismus in der Gegenwart vornehmlich erbaut. Der erste ist allerdings ein intellekteller und liegt in der negativen Grundrichtung, welcher die moderne Wissenschaft in steigendem Maße sich zugewandt hat. Die Autonomie des menschlichen Geistes ist seit Cartesius das Kardinal-Dogma der Philosophie geworden und — wenn auch da und dort unter Widerspruch — bis auf die neuere Zeit als solches herrschend geblieben. Indem man die menschliche Erkenntniß, die Vernunft, souverain erklärte und zur Inhaberin der Wahrheit an sich machte, sege man den Grund zu jenen labyrinthischen Gängen, in welchen ein Wechsel der mannigfaltigsten Systeme der Vergötterung des Menschen mehr und mehr das einzige Ziel menschlichen Scharfsinns ward. In der Verfolgung dieses Weges bildete sich demnächst jene einseitig spiritualistische Verstandeskultur aus, die in der modernen Aufklärung mehr und mehr ihre Massen-Triumphe gefeiert hat und noch feiert. Aber die Menschheit kann sich nicht vom Höheren abwenden, ohne sofort der Knechtschaft eines Niederen zu verfallen. Gott leugnen, fährt fort zur Vergötterung des Menschen; die Selbstvergötterung aber vollendet sich im Dienste der niedersten Kreatur. Der heutige Sensualismus, der der groben Materialität allein noch Realität zuerkennt und den menschlichen Geist selbst zum Produkt und Knecht der Materie macht, ist die letzte Konsequenz jener auf die Behauptung der Souverainetät menschlichen Wissens basirten Entwickelungsreihe."

Man ersieht schon hieraus, daß der Verfasser, ungeachtet seiner philosophischen und naturwissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes auch offen und entschieden eine positiv-religiöse Stellung nimmt, und das gereicht gerade seiner Schrift, die sich andererseits von jeder Ketzerung der Wissenschaft als solcher und von jeder an dieselbe gerichteten Zumuthung zur Umkehr fern hält, nur zum besonderen Empfehlung. Nicht auf überwundene Zustände der Vergangenheit, zurückzuführen ein gehässiges Bestreben gegen die Natur der Dinge ist, sondern auf ihre sittliche und darum auch unzerstörbare, religiöse Grundlage weist er die Wissenschaft hin.

„Es ist", sagt der Verfasser in dieser Beziehung zunächst, „eine allgemein gültiger, wenn auch hundertmal vergessener Satz, daß nur der Richtgebrauch, sondern vielmehr der rechte Gebrauch alles eine wirksame Waffe gegen den Mißbrauch bietet. So ist z. B. der Mißbrauch der Wissenschaft oder des menschlichen Erkenntnißvermögens nicht durch Unterdrückung oder Beschränkung der Forschung überhaupt, sondern allein durch gründlichere und richtigere Erkenntniß zu überwinden. Jede bloße Reaction und Restauration ist darum, weil unproduktiv, eine nur temporäre Hülfe von sehr zweifelhaftem Werth. Die Kirche namentlich, die vor dem Staat, der seiner Natur nach mehr auf äußerliche und mechanisch wirkende Mittel angewiesen ist, den unermeßlichen Vortheil hat, die Pflege der höchsten geistigen und innerlichen Interessen zu ihrem Gegenstande zu haben, sollte sich jederzeit wohl besinnen, daß sie nicht Fleisch für ihren Arm hält und mit äußerlichen Mitteln zu erringen und zu erhalten sucht, was nur der innerste Innerkeit und aufopfernde Treue in der Erfüllung ihrer geistlichen Mission ihr zu erringen und zu erhalten vermag. Leider scheinen im Gegentheil auch in neuester Zeit wieder Viele in der recht festen Verbindung der Kirche mit äußerlichen Welt-Elementen ihre Stärke und die Bürgschaft einer segensreichen Wirkung in der Zukunft zu suchen. Es ist ein äußerlich gesetzlicher Eifer oder sie gekommen, der die möglichst straffe Fixirung der äußeren Ordnung in Statut und Gesetz, die Wiederbelebung mechanischer Zuchtmittel als das wahre und nöthigste Förderungsmittel zur Wiederbelebung christlichen Geistes und Lebens erscheinen läßt. Es ist durchaus zu bezweifeln, daß auf diesem Wege (so sehr die Wiederaufrichtung blos gesetzlicher Ordnung in den rechten evangelischen Schranken anzuerkennen ist) viel Gutes und Heilbringendes geschafft werde. Nicht nur das Fleisch, auch der Buchstabe (als ein äußerliches Gesetz) steht zum Geiste in Gegensatz. Der Kultus des Gesetzes dürfte darum wenig geeignet sein, dem Kultus des Fleisches mit Erfolg zu wehren."

Der Verfasser glaubt mit Professor Carriere annehmen zu dürfen, daß die Philosophie in Deutschland von den Irrthümern, in die sie durch Hegel's Lehre und nach Hegel's Tode verfallen, vollständig zurückgekommen; es sei daher um so mehr zu bedauern, wenn hier und da noch auf staatlicher oder kirchlicher Seite die Philosophie mit Geringschätzung behandelt werde. Hierdurch würde nur dem gemeinsamen Gegner in die Hände gearbeitet. Wie man auf der einen Seite Unterwerfung unter die Autorität der Satzung verlange, wolle man auf der anderen nur von der Sinneswahrnehmung und der Materie wissen. Der Geist, der freie Gedanke, werde bedenkal verlannt, ein Extrem rufe das andere hervor, der Naturalismus sei der Gegensatz gegen die forcirte, kritiklose Orthodoxie.

Nachdem der Verfasser auf diese Weise sein Bekenntniß in Bezug auf die Stellung der Theologie zur Wissenschaft ausgesprochen, nachdem er sich gegen den Vorbacht gesichert, als wünsche er, daß durch die äußere Autorität der Kirche der freien Entwickelung der Naturwissenschaft entgegengetreten werde, wendet er sich an diejenigen, welche die Wahrheit um ihrer selbst willen suchen, um auch bei ihnen die Berechtigung des religiösen Momentes dem Materialismus gegenüber zur Geltung zu bringen. Er sagt: „Es ist eine der ältesten und verführerischsten Behauptungen, die abstrakte und nackte Verstandes-Konsequenz als ein Attribut der Wahrheit zu betrachten. Ja, wenn der Mensch seinem geistigen Bestande nach nichts wäre, als pure gläserne Verstandes- oder Denk-Kraft, so müßte auch die rein formale dialektische Konsequenz als die höchste Geistes-Function betrachtet werden. Aber welche nihilistische Entleerung des wahren menschlichen Wesens in seinen wunderbaren Tiefen, welche Entgeistung des heraus zur Leugnung der Persönlichkeit ist auch nöthig, um jene Abstraction vom Menschen zu gewinnen! Gegen solche Entleerung protestirt die konstante Erfahrung von Jahrtausenden. Sie zeigt vielmehr an der Hand einer tieferen und exakteren Erforschung des menschlichen Wesens auf unwidersprechliche Weise, daß, wie zwei Pole, der ethische und der intellektuelle, in jeder Persönlichkeit besetzt liegen, so auch die geistige Höhe eines Menschen nicht in einer einseitigen und rücksichtslosen, formalen Verstandes-Konsequenz liegen kann. Im Gegentheil, das Maß der harmonischen Verknüpfung und der dadurch bedingten wechselseitigen Steigerung jenes Doppelpoles ist das Maß, wie des Charakters, so der geistigen Begabung eines Individuums. Nicht Der ist der Gescheidteste von zwei Menschen, der, ein paar

lache, einseitig verständige Kategorieen im Kopfe tragend, mit schnell fertigem Urtheil Alles nach der Schablone seines dürftigen Gedankenkreises mißt, fordern offenbar Derjenige, der, eines tieferen und eingehenderen Denkens fähig, auch Erscheinungen, die dem Ersten kahle und bestimmte Gegensätze dünken, noch unter sich zu verbinden und in ein geistiges Wechselverhältniß zu bringen vermag. Jenem ist diese oder jene Erscheinung schlechthin ein dunkler und verwirrter Punkt, bei dem er nichts mehr zu unterscheiden und darum auch sich nichts mehr zu denken vermag, weshalb er, seinen eigenen Geistesmangel dem Objekte in die Schuhe schiebend, das Objekt selbst zuletzt als Thorheit und Unsinn proklamiren wird. Der Andere dagegen sieht auch, wo dem Ersten schon der Verstand ausgegangen, noch Licht und vermag noch theilend und scheidend zu erkennen und das zu Erkannte zu kombiniren und harmonisch zu verknüpfen. Es kann kein Zweifel sein, daß die Geisteskraft des Letzten ungleich weiter reicht, als die des Ersten, wogegen sich dieser freilich durch den Vorwurf der Beschränktheit und etwa auch der Inkonsequenz wird zu rächen suchen."

Das Forschen schon nach blos logischer oder empirischer Wahrheit faßt in der Regel ein ethisches Moment in sich. Dem wahren Forschungstriebe ist es nicht um eine äußerliche, sondern nur um die innere Belohnung zu thun, welche die moralische Befriedigung gewährt. Ist also das Ethische bei allen Forschungen unser Motiv, so muß die Wahrheit auch das ethische Moment in uns mindestens in gleichem Maße befriedigen, als das intellektuelle, und nur was Beide als wahr anerkennen, wird es auch in der That sein. Hiernach zählt unser Autor auch weder den Gegensatz von Glauben und Wissen, noch das Unterordnen des Ersteren unter das Letztere gelten. Er beweist vielmehr, daß alles Wissen ein Glauben nothwendig als Voraussetzung habe. Die Gewißheit des Denkens läßt sich eben nicht beweisen, sondern kann nur von vorn herein als beweisen angenommen, d.h. geglaubt werden. Ueberhaupt sind bei jedem Erkenntniß- und Wissens-Akt drei Momente zu unterscheiden: Wahrnehmung (sensus), Glaube (fides) und logischer Schluß oder Erkenntniß im engeren Sinne (intellectus). Es gilt dies sowohl von der auf das Sinnliche, wie von der auf das Uebersinnliche oder Geistige gerichteten Erkenntniß, nur mit dem Unterschiede, daß auf dem sinnlichen Gebiete die sinnliche Wahrnehmung (sensus) das entscheidende Moment ist, vor dem der Akt der Zustimmung (fides) zurücktritt, während umgekehrt auf geistigem Gebiete der Accent auf die fides, als die Bejahung des innerlich Wahrgenommenen und Erfahrenen, fällt. Das Sinnliche und Uebersinnliche sind demnach zwei Kreise, die sich am denselben Mittelpunkt bewegen, von denen jedoch der Kreis des Uebersinnlichen eine viel weitere Peripherie hat, als der des Sinnlichen. Zwar kann die Realität des Uebersinnlichen ebenso wenig durch das Denken bewiesen werden, wie die Realität des Denkens selbst und der sichtbaren Erscheinungswelt; wir können und der einen wie der anderen nur durch Glauben vergewissern. Es ist aber in keiner Weise einzusehen, warum es leichter und vernünftiger wäre, die Realität der Sinnlichkeit zu glauben, als die Realität eines Uebersinnlichen. Denn schon die Thatsache des Selbstbewußtseins, des Denkens, des Geistes, beweist ja die Realität eines Uebersinnlichen. Wer die Fähigkeit nicht besitzt, über den inneren der beiden Kreise, aber den des Sinnlichen, hinaus zu schauen und den äußeren Kreis, den des Uebersinnlichen, wahrzunehmen, der ist, aller seiner sonst schätzbaren intellektuellen Kräfte ungeachtet, immer nur ein unvollkommener Mensch und nicht dazu berufen, seine Mitmenschen auch auf ethischem und übersinnlichem Gebiete zu belehren.

Herr Dr. Zabel ist, wie aus seiner ganzen Darstellung hervorgeht, ein ebenso intellektuell wie ethisch tüchtiger Lehrer. Wir können, was die nähere Ausführung sowohl seiner Widerlegung aller Thesen des Materialismus, als seiner Behauptung der von ihm mit glänzender Beredsamkeit verfochtenen christlichen Wahrheit betrifft, nur auf das Buch selbst verweisen, welches in unserem ersten diesjährigen Blatte und Artikel empfehlen zu können, uns zur besonderen Freude gereicht.

J. L.

Belgien.

Hendrik Conscience.

Eine biographische Skizze.

Unter der großen Zahl slavischer Schriftsteller, die seit zwei Jahrzehnten in Belgien aufgetaucht sind, ist Hendrik Conscience ohne Zweifel der im In- und Auslande bekannteste. — Nicht nur, daß seine Schriften in Belgien und den benachbarten Niederlanden in zahlreichen Ausgaben und Tausenden von Exemplaren verbreitet sind, so erschienen von denselben auch zahlreiche Uebersetzungen in deutscher, englischer, dänischer, schwedischer, polnischer, böhmischer und italiänischer Sprache, und selbst Frankreich verschmähte es nicht, sich mit den Geistesprodukten eines Schriftstellers bekannt zu machen, der in der Bekämpfung des Franzosenthums seine Lebensaufgabe erblickt.

Deutschland und ein Theil der Flamänder selbst betrachten Conscience als den eigentlichen Repräsentanten der vlaemischen Literatur, und daher dürfte diese Skizze, bestimmt, Conscience's Leben und Wirken in einem gedrängten Bilde zusammenzufassen, dem Leser dieser Blätter vielleicht nicht unwillkommen sein.*)

Hendrik Conscience ward am 3. Dezember 1812 zu Antwerpen geboren. — Sein Vater, Franzose von Geburt, hatte längere Zeit auf der kaiserlichen Flotte gedient, sich 1811 mit einer Antwerpnerin verheirathet, darauf den Seedienst verlassen, um sich mit einem in Antwerpen damals wenig kultivirten Erwerbszweige zu befassen. Er kaufte nämlich alte, abgetakelte Schiffe auf, ließ sie zerlegen und verkaufte die einzelnen, noch brauchbaren Theile derselben an Schiffbauer, und diese Spekulation hatte einen so guten Fortgang, daß sich Conscience's Vater, ein äußerst thätiger und umsichtiger Geschäftsmann, dabei aber ungeblümt, hart und geizig, bald in den Stand gesetzt sah, sich auch in anderweitigen Unternehmungen mit Glück zu versuchen.

Der junge Hendrik Conscience zeigte sich von Jugend auf als ein kränkliches, sinniges, zuweilen selbst etwas mürrisches Kind, welches Einsamkeit und Stille liebte und an den kindlichen Spielen seines Alters wenig Antheil nahm.

Unglücklicherweise verlor der Knabe schon im siebenten Jahre seine Mutter, und sein Vater, ohnedies durch seine Geschäftsangelegenheiten oft zu monatelanger Abwesenheit gezwungen, vermochte die trefflichen Anlagen des phantasie- und gemüthreichen Knaben nicht zu würdigen.

Auf diese Weise auf sich selbst angewiesen, fand sein Durst nach Wissen in den Büchermassen, die sein Vater einst zu Makulaturpreisen erstanden, was derselben auf den Gedanken brachte, mit seinen anderweitigen Spekulationen eine Art Antiquargeschäft zu verbinden, frühzeitig Nahrung. Ohne Auswahl verschlang der Knabe jedes Buch, das ihm in die Hände fiel, „und seine Liebe zur Lektüre" — sagte mir einst ein in Belgien hochgeachteter Mann, der Conscience von Jugend auf gekannt — war nicht eine kindische Sucht nach Neuem: c'était une passion dévorante.

Conscience'd Vater kaufte um diese Zeit bei Antwerpen ein Stück Land und erbaute darauf eine Art Einsiedelei, welche er mit seinen Söhnen bezog. Hier nun lebte der junge Hendrik in einer fast klösterlichen Abgeschiedenheit; er kam, da die nöthigen Lebensbedürfnisse der Familie in das Haus gebracht wurden, nur selten mit der Außenwelt in Berührung, und seine Zeit wurde fast ausschließlich von der Bearbeitung des großen, zur Eremitage gehörenden Gartens in Anspruch genommen. Dieser beständige Umgang mit der Natur erweckte in Conscience jene zugleich warme und sinnige Liebe für dieselbe, die uns in allen seinen Schriften, erfrischend wie Frühlingshauch, entgegenweht.

Drei Jahre waren dem Jünglinge in dieser Einsamkeit verflossen, als sein Vater sich zum zweiten Male verheiratete. Die Stiefmutter lebte mit den beiden Söhnen erster Ehe in übelem Vernehmen, und um den immerwährenden brüderseitigen Klagen zu entgehen, blieb zuletzt Nichts übrig, als beide Knaben in Antwerpen in einer Pensionsanstalt unterzubringen, in welcher Conscience den ersten geregelten Unterricht erhielt und sich zum Volkslehrer zu bilden beschloß.

Indessen unterbrach der Ausbruch der belgischen Revolution bald darauf seine Studien; Conscience verließ das Institut und trat als Freiwilliger in die Brigade des Generals Niellon.

Allein der Zwang des Soldatenlebens lastete auf ihm mit bleierner Schwere, und da er es während einer fast sechsjährigen Dienstzeit nicht weiter als bis zum Sergeant-Major gebracht, so forderte er endlich 1836 seinen Abschied. — Bei seinen Kameraden war er als Dichter des Regiments bliebt; seine französischen Chansons waren in Aller Munde, erregten aber, um ihres meist satirischen Inhalts willen, das Mißvergnügen seiner Vorgesetzten.

Nach seinem Austritte aus der Armee lebte Conscience im väterlichen Hause. Da sich die Familie seit der zweiten Heirat seines Vaters indessen ansehnlich vermehrt hatte, das alte Mißverständniß mit der Stiefmutter sich erneuerte, auch der Vater für einen erwachsenen Sohn ferner zu sorgen sich weigerte, so war die Stellung des jungen Mannes weit entfernt, unabhängig, ja, selbst nur erträglich zu sein.

Einer solchen Lage überdrüssig, bewarb sich Conscience aus allen Kräften um eine Anstellung, ohne daß es ihm jedoch gelingen wollte, als Lehrer an einem Pensionat oder an einer Volksschule die Existenz zu finden, welche er suchte; mit seinen Bewährungen um eine kleine städtische Anstellung ging es nicht besser, und zuletzt schwand ihm selbst die Hoffnung, als Schreiber eines Advokaten sein Brod zu finden.

Unter diesen Umständen führte Conscience einen Entschluß aus, mit welchem er sich, wie wir aus einem vom 1. März 1830 datirten Briefe an Alfred de Laet — der sich später gleichfalls als einen der

*) Im Jahre 1847 brachte das (englische) Athenaeum bereits eine Biographie Conscience's und im Jahre 1850 oder 1851 auch die Revue des deux Mondes. Erstere M. Wirer Kirie wegen soll nur als Notiz zu betrachten, und Letztere, aus der Feder Saint Rene Taillandier's, leidet an einem gänzlichen Mangel an Kritik und einer mehr als französischen Oberflächlichkeit. D. Red.

Digitized by Google

Vorkämpfer der vlaemischen Bewegung einen Namen erwarb — ersehen, schon lange getragen: er schrieb ein Buch, und zwar ein Buch in vlaemischer Sprache.

„Ich sende Dir hier", schreibt er 1830 in dem erwähnten Briefe, „einen in unserer Muttersprache verfaßten Aufsatz. — Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber ich finde in dieser Sprache etwas wahrhaft Romantisches, Geheimnißvolles, Tiefes, Energisches, ja, sogar Wildes. Gewinne ich ja einige Kraft, so werfe ich mich kopfüber in die vlaemische Literatur; es ist dies ein Traum, der so bald nicht schwinden wird: mein Nationalgefühl unterstützt ihn."

Soenstaudt-Conscience's Erstlingswerk: „das Wunderjahr" (1596),*) zu welchem eine Stelle in Guicciardini's Beschreibung der Niederlande ihn angeregt. — Daselbe ist mehr eine Reihe von Zeitbildern aus den Tagen der politischen und religiösen Unruhen, welche die Niederlande zur Zeit Philipp's II. von Grund aus erschütterten, als ein organisch gegliedertes Ganze. Die einzelnen Scenen hängen nur lose zusammen, wie überhaupt das ganze Werk deutliche Spuren einer Erstlings-Arbeit an sich trägt; von allen Productionen des berühmten Verfassers ist „das Wunderjahr" ohne Zweifel die schwächste. Die sehr mangelhafte Charakterzeichnung verräth noch all zu sehr die ungeübte Hand; Godmaert, Schuermand und der Räuber Wolfangh, eine ursprünglich edle, nur durch ein äußeres Verhängniß zum Verbrechen getriebene Natur, sind ziemlich gut gezeichnet; eine wahrhaft wohlthuende Erscheinung tritt uns in der Person des Paters Franciscus entgegen. Lodewyk van Halmale, jeden Augenblick von einem Extreme zum anderen, von Freude zu Schmerz überspringend, vermag unsere Theilnahme nicht zu fesseln, obgleich alle Bedingungen gegeben waren, gerade diese Figur zu einer poetisch großartigen, fesselnden zu machen. Gertrud, seiner Geliebten, fehlt es gleich sehr an Haltung und Würde: sie ist — man verzeihe uns diesen Ausdruck — in ihrer naiven Sentimentalität einmal zu kindisch gezeichnet.

Conscience behandelt in seinem Buche einen Konflikt zwischen Glauben und Patriotismus. Seine Helden, empört über die spanische Tyrannei, haben Alles zum Aufstande gegen dieselbe vorbereitet, entschließen sich indessen später, nicht die Religion, sondern die Herrschaft der Kirche höher als Nationalität und Freiheit stellend, lieber ihr Vaterland der spanischen Tyrannei preiszugeben, als eigenhändig den letzten Damm niederzureißen, der sich in ihr der Ausbreitung der Reformation in den Niederlanden noch entgegenstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Fräulein Rachel und Gustav Planche.

Man ist daran gewöhnt, daß der Kritiker Planche in seinem Dintenfaß drei Viertel Galle und höchstens ein Viertel Honigseim führt und seine spitze Feder nur selten in letzteren tunkt, daher ist man von Paris bis Genf hinüber so ziemlich der Einen Meinung über ihn: je n'en veux pas, il est trop méchant, celui-là. Was er von Mlle. Rachel hält, ist auch bekannt. Man vergleiche z. B. betreffend ihre Darstellung der Lydia von Ponsard, das „Magazin" 1850, Nr. 119. Auch ihr Scheiden vom Théâtre français erweicht ihn nicht. Wie ein Gladiator dem anderen, versetzt er ihr noch einen letzten Stoß. Folgendes ist sein Nachruf (Revue des deux Mondes vom 1. Dezember).

„Es macht mir Vergnügen, zu denken, daß die Absahrt der Mlle. Rachel nunmehr beschlossen ist. Das ihrer Launen satte Publikum scheint endlich geneigt, sie zu vergessen. Trotz des Applauses, der ihr verschwenderisch gezollt wurde, und den sie mehr als einmal verdient hat, kann man behaupten, daß sie ein stetes Hemmniß für das Repertoir war. Die Voreingenommenheit der Menge für ihr Talent, dessen Werth ich nicht bestreiten mag, trieb diese bis zu Mißachtung minder bedeutsamer, doch aber sehr reeller Talente. Mlle. Rachel machte Kasse, und an den Abenden, wo sie nicht spielte, stand das Haus saß öde, dergestalt, daß am Jahresschluß der Kassirer, wenn er Abrechnung gehalten und sich über seine Zubußen ausgewiesen hatte, keine Ursache fand, sich vergnügt die Hände zu reiben. Sie ist fort, und ich meinestheils wünsche, daß sie niemals wiederkomme. Rollen verlangen, annehmen, einstudiren, um sie nach Verlauf von vierzehn Tagen, manchmal nach sechs Wochen wieder aufzugeben, war für sie ein allgewöhnlicher Spaß. Das Handelsgericht, mit Recht streng gegen dergleichen unbotmäßige (inqualifiables) Launen, drang auf Erfüllung der Kontrakte, und das Theater verausgabte fünftausend Francs, um die Schauspieler für ein angenommenes und einstudirtes Stück schadlos zu halten. Eine solche Ordnung der Dinge konnte nicht fortbestehen, der Schade war notorisch, und doch ergaben sich die Schauspieler darein, immer hoffend, daß sich Mlle. Rachel bessern würde. Um sie zu erhalten, thaten sie, was sie konnten, meines Bedünkens weit mehr, als sie sollten, und zum Lohn für ihre Opfer, ihre Resignation haben sie nichts als Unbank geärndtet. Sie müssen jetzt einsehen, daß Mlle. Rachel, obgleich überwöhlährig, sich immerdar wie ein verzogenes Kind betragen wird. Das Einzige, was ihnen nun zu thun bleibt, ist, daß sie ein- für allemal auf sie verzichten, nie an ihr Wiederkommen denken und sie bis auf den Namen vergessen. Mlle. Rachel hat die Tragödien Corneille's und Racine's nicht mit sich genommen. Es werden sich junge und schöne Frauen finden, die vielleicht nicht so schön deklamiren, aber tiefer empfinden, die es nicht haarscharf mit der individuellen Geltung jedes Wortes nehmen, aber desto sicherer das Herz treffen werden."

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Derjawin's Ode an Gott. Unter den russischen Dichtern älterer und neuerer Zeit ist keiner außerhalb seines Vaterlandes bekannter als Derjawin, dessen „Ode an Gott" als ein lyrisches Meisterstück betrachtet wird. Man hat behauptet, daß sie auf Befehl des Kaisers Kienlung ins Chinesische übersetzt und mit goldenen Buchstaben auf den Eingang des Hauptempels von Peking geschrieben wurde; gewisser ist, daß fast alle europäischen Sprachen Uebertragungen derselben aufzuweisen haben. Ins Englische ist sie von Bowring in seiner „Russian Anthology", ins Lateinische von Czerosty, ins Polnische von einem Anonymus, ins Deutsche mehrere Male, zuerst von Kohebue und zuletzt von Altmann, übersetzt worden. Am zahlreichsten sind jedoch die französischen Bearbeitungen, über welche der fleißige russische Bibliograph S. D. Poltoratzki eine eigene Schrift herausgegeben hat,*) in der nicht weniger als funfzehn solcher Versionen in chronologischer Ordnung aufgeführt und Proben einer jeden von ihnen mitgetheilt werden. Den Anfang macht die Arbeit eines Russen, Paul Golenischtschew-Kutusow, der 1811 in Moskau einen Band Gedichte unter dem Titel „Poésies d'un Russe" erscheinen ließ, unter welchen sich eine Uebersetzung der Derjawinschen Ode befindet; dann folgen Chopin, der Graf O'Sullivan de Graß, ehemaliger niederländischer Gesandter in Petersburg, Eichhof (Verfasser der „Histoire de la langue et des littératures des Slaves, Russes &c.), Berton, Cyquelti, Fürst Meschtscherzki (in den „Poètes russes"), Tardif de Mello (in der „Histoire intellectuelle de l'Empire de Russie"), Eugène Moreau (im „Mousquetaire" des Herrn Alexander Dumas, vom Dezember 1854), endlich Ferry de Pigny und Haingland, zwei in Rußland lebende französische Gelehrte, deren Versionen zuerst in der Broschüre des Herrn Poltoratzki erschienen. Angehängt ist ein Abdruck des Originals, dessen Kraft und poetischer Schwung allerdings von keiner der Nachahmungen erreicht wird. Zur Vergleichung giebt Herr Poltoratzki auch Anstöße aus den Poesieen Bossuet's, Rousseau's, Voltaire's, Chenier's und anderer französischen Klassiker, die denselben erhabenen Gegenstand behandeln, den der russische Dichter zu verherrlichen suchte. Es ist übrigens zu bemerken, daß die „Ode an Gott" von den Russen selbst nicht so hoch gestellt wird, als andere Gedichte Derjawin's, wie „Felitza", einzelne Strophen des „Wasserfalls", die Elegie auf den Tod Meschtscherskij's, die „Epistel an meinen Nachbar" u. A.

— Neue finnische Zeitschrift. Vom 1. Januar 1856 ab erscheint in Finnland die erste, in finnischer Sprache gedruckte, religiösen Interessen gewidmete Zeitschrift unter dem Titel „Kaunan Saaan-saattaja". Herausgeber derselben ist der Buchhändler Wesander in dem am Bottnischen Meerbusen gelegenen Städtchen Raumo.

*) Dieu, hymne du poète russe Derjavine. Notice sur quinze traductions françaises de cette hymne, suivie du texte russe. Leipzig, chez Brockhaus, 1855.

*) Berjoster beabsichtigte anfangs, die sämmtlichen Ausgaben der Conscienceschen Schriften und deren Uebersetzungen hier namentlich aufzuführen; in Erwägung jedoch, daß derartige bibliographische Notizen im Allgemeinen nur Wenige interessiren, auch in diesem speziellen Falle sehr viel Raum hinwegnehmen würden, genüge die Bemerkung, da alle hier namhaft gemachten Schriften Conscience's bei Buschmann in Antwerpen, und zwar zum Theil in prachtvoll illustrirten oder in eleganten Taschenausgaben, erschienen, auch sämmtlich mehrfach aufgelegt worden und sämmtlich — einige sechs bis acht Male — ins Deutsche übersetzt worden sind. D. Vers.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen für das neue Jahr Bestellungen an auf das

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Preis des Jahrganges 3½ Thlr., des Quartales ¾ Thlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Pränumerationspreis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin sogar frei geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Gust. v. Görne, Jägerstr. Nr. 26, und beim Herausgeber, Neanderstraße Nr. 21), ferner von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 2. Berlin, Donnerstag den 3. Januar 1856.

England.

Zur Biographie und Charakteristik Thackeray's.

William Makepeace Thackeray vollendete unlängst sein neuestes und größtes Gemälde der modernen englischen Gesellschaft, die „Newcomes", und reiste am 13. Oktober wieder nach Amerika ab, um dort über die vier George Englands und deren Zeit-Inhalt" zu lesen.

Dieser Abschnitt in seinem Leben fordert zu einem Rückblick auf dasselbe auf. Eine nähere Bekanntschaft mit diesem Anderen des großen belletristisch-realistischen Dioskuren-Paares Englands (ihm und Dickens) wird auch ohnehin Jedem, der sie nicht schon gemacht hat, willkommen sein. Die allgemeine Meinung über England auf dem „unfreien" Kontinente hat angefangen, sich zu ändern, und wird und muß sich noch formwährend begründen und korrigiren, wenn falsche Vorstellungen von diesem Lande und dessen Volke, dessen Construction, dessen Politik nicht immer zu weiteren Illusionen führen sollen. Nichts ist so geeignet, und die regierenden Klassen Englands und die herrschenden Interessen und Schrullen darin richtiger, anschaulicher und klarer zu zeigen, als Thackeray's Schriften. Seine neueste, umfangreiche Federzeichnung ist in zwei dicken Bänden Nichts, als die Geschichte eines Malers aus den regierenden Klassen, dessen tragikomisches Schicksal durchweg nur aus dem unversöhnlichen Hasse seiner hochgestellten Angehörigen darüber hervorgeht, daß er durch ein Herabsteigen aus dem vornehmen Nichtsthun und der salbwandelnden Nichtsnutzigkeit zu einer, wenn auch schönen Thätigkeit, doch unter „professional", unter „tradespeople" herabsinkt und so die ganze Familie, die ganze „Klicke" blamirt, beschimpft, entehrt. Dies giebt dem penetranten, durchaus realistischen Genie Thackeray's die glänzendste Gelegenheit, die beiden Hauptgifte, welche durch die englische Gesellschaft zerfegend schleichen, in unzähligen Gestalten, Mischungen, Combinationen und Wirkungen klar und fein, aber lebenswahr und individuell hinzuzeichnen: das Gift des Privilegium-Gefühls und der privilegirten Vorrechte unter den regierenden, das Gift freiwilliger Sklaverei und Speichelleckerei unter den Mittelklassen.

In Deutschland machen es Einige, wie im Mittelalter gute Christen und schlechte Musikanten, die, wenn sie den Geist, die Erfindung eines wissenschaftlichen Mannes nicht begriffen, denselben sofort dem Teufel verschrieben und alle Weiber als Hexen verbrannten, wenn ihnen Kühe und Schweine starben. Diese Einigen, welche nun einmal die Vorstellung: „England ist die Freiheit" brauchen, lieben es, Leute, die Englands verrottete und sichtbar zusammenbrechende Zustände aus Tagelischt stellen helfen, Rußland zu verschreiben. Im Mittelalter gingen ungeheuer viel ganz natürliche Dinge blos mit dem Teufel zu. Jetzt muß Jeder, der im Staate Dänemark etwas faul findet, sich in den Finger geschnitten und Rußland mit Blut verschrieben haben, und alle Vierteljahre sein Fäßchen voll Silberrubel zugerollt bekommen. Nach dieser Anschauungsweise müßten Thackeray und Dickens sich Rußland mit allen zehn Fingern verschrieben und die hundertfausend Thaler, die Letzterer mit „Bleak-house", und die siebzig- bis achtzigtausend Thaler, welche Ersterer mit den „Newcomes" erwiesenermaßen verdiente, größtentheils von Petersburg erhalten haben. So schlecht hat noch nie Jemand England gemacht, als Thackeray in seinen „Newcomes", noch nie Jemand so wahr, so effektvoll, weil seine Schilderungen und Charaktere weder durch einen politischen Parteistandpunkt, noch durch karikirende Satire geschwächt werden. So sind sie, wie sie leiden und leiden. Wenn Reynolds, oder Urquhart, oder Owen Jones auf Königin, Prinz Albert, Palmerston und die ganze herrschende Klasse wüthen, so macht dies im Allgemeinen keinen Effekt. Sie machen das so als Partei, es ist ihr Gewerbe, so stark als möglich aufzutragen. So zieht Jeder, der sie liest oder hört, das Schlimmste ab, denkt: „Gut gebrüllt, Löwe!", und geht ganz zufrieden von dannen. Wie anders in Thackeray! Wie fein, wie schonend, wie wahr in jedem Striche! Wie verschwindet dabei jeder Glanbe, jeder Haß! Nichts ist echt in diesen lebenswahren Gestalten und deren Bestrebungen. Hinter dem Besten und Herrlichsten lauert Verderben. Sie sind nicht nur selbst durch und durch unedel, barbarisch, raubthierartig, sondern verfolgen das Wahre, Edle, Schöne, Humane bis aufs Blut, weil sie darin Gefahr für ihre so hübsch geschichtete und geformelte Komödiantenwirthschaft wittern. So werden solche Bücher, wie Thackeray's, furchtbar. Sie wirken unsichtbar bis ins Tiefste und Einzelnste und sind eines praktischen Ergebnisses fähig, das man sich unendlich groß denken muß, da man nirgends Gränzen findet und es Nichts giebt, das etwa entgegenzuwirken im Stande wäre.

Man sieht es dem Thackeray gleich auf den ersten Blick an, daß er altsächsisches Blut in seinen Adern hat, welches seine Gestalt, seine Physiognomie, seine Denk- und Anschauungsweise bildete. Bei aller Freiheit seiner Feder merkt man, daß derbe, altsächsische Ehrlichkeit und Selbstvertrauen auf diese ehrliche, menschliche Natur zu Grunde liegt. Groß und stark, breitschulterig, mit einem breiten, offenen, großäugigen Gesicht, offener Stirn, breiter Nase, etwas nach unten gezogenem Munde, durch eine Brille fest und mit großen, blauen Augen blickend, graubaarig, aber unter diesem Grau noch Alles vollständig, blühend und behäbig — als solch eine Persönlichkeit ruft er in Jedem, der ihn gelesen und zum ersten Male sieht, das Gefühl hervor, als könnte es gar nicht sein. Nein, nein, so kann Thackeray nicht aussehen. Es ist ein Anderer für ihn ans Katheder getreten. So ging es mir, als ich ihn zum ersten Male mit einem Bündelchen Manuskript vor dem exklusivsten Publikum auftreten sah, unter welches ich einsam und allein und verlassen, wie in einer Wüste, zufällig gerathen war. Auch zischelten hinter, vor und neben mir Damen und Herren ihre Verwunderung, daß dieser Herr sich anmaße, Thackeray sein zu wollen. Aber es half nichts, die Sache stand zu fest und Thackeray dazu, so daß man sich bequemen mußte, Vorstellung und Wirklichkeit in einander übergehen zu lassen. Bei dieser Operation half er getreulich selbst. Aus diesem breiten, ehrlichen, festen Kopfe kamen die Worte und Gedanken so zierlich, so zuversichtlich, so klar, so graziös, daß man es mit der Zeit auch erklärlich fand, wie aus demselben Kopfe ein „Vanity Fair" und „Pendennis" hervorgehen konnten. Welch ein Kontrast zu den schmalen, scharfzügigen Gesichtern der vornämischen Damen und Herren, schwarzhaarig in der Jugend, im Alter weißköpfig ohne Glatze, während der Geld machende und die Millionen von Steuern zusammen- und ausschwitzende Anglo-Sachse immer bald sein breites Gesicht im klarsten Mondscheine seines Schädeldeckels zur Schau stellt.

Also Thackeray ist sächsischer Abkunft. Seine Familie hatte seit undenklichen Zeiten Grundbesitz in der Grafschaft York, aus welcher auch Swift, Cleveland, Dr. Garth, Bentley und Pope's Mutter stammen. Sein Großvater war Geistlicher in Hadley, Middlesex. Dessen Sohn gerieth in den Dienst der Ostindischen Compagnie nach Calcutta, wo ihm unser Thackeray zu Anfang dieses Jahrhunderts, d. h. zwischen 1800 und 1820, geboren ward. Nach englischer Etikette ist es unanständig, Geburtsjahre oder gar Geburtstage berühmter Männer zu verrathen, so daß wir, bei dem besten Willen, selbst aus sonst genauen biographischen Charakteristiken, nicht haben erfahren können, wie alt er sei. Dem Ansehen nach ist er ein Vierziger.*) Thackeray ward zuerst im Charterhouse, dann in Cambridge erzogen. Mit seiner Majorennität kam er in Besitz eines hübschen Vermögens, das sich durch schriftstellerische und Vorlesungserfolge um mindestens hunderttausend Pfund Sterling vermehrt haben soll. Dies ist um so wahrscheinlicher, als er nicht so luxuriös fürstlich lebt, wie Dickens, der seine größeren literarischen Erfolge in den pompösesten Dinners und Suppers und „Parties" mit einem uniformirten Diener hinter jedem Stuhle todschlägt, man sagt, nicht ohne ein Motiv der Eitelkeit, um die junge Aristokratie und Gentry, unter der er sich bewegt, zu beschämen, da diese nur immer durchbringen können, was sie erben oder geschenkt bekommen, Dickens aber von ganz unten an jedes Goldstück aus seiner Feder hervorzauberte.

Thackeray studirte Kunst und Künstler, besonders Malerei, die er auch praktisch trieb und für welche er stets eine besondere Vorliebe be-

*) Nach den „Men of the Time" wurde Thackeray im Jahre 1811 geboren. D. R.

hielt. Sein Held in den „Newcomes" ist Maler. Dabei reiste er viel und ward durch Combination von Zufall und Beruf veranlaßt, für die Presse, zunächst für Magazine, zu schreiben. Der Held der Magazine war damals Maginn, den der junge Thackeray in „Kneipfunden mächtigen Witzes" (nach alter Schriftstellerart) gar mächtig bewunderte, so daß er auch später, als Maginn an Ruhm und Geld abnahm, seine Verehrung noch praktisch an den Tag legte, worüber seine Biographen mit mehr anmuthender Etikette schweigen, als über seinen Geburtstag. Thackeray wird doch wahrlich nicht verlangen, wie eine alte Jungfer behandelt zu werden, die von den Dreißigern an gern zurückzählt.

Thackeray schrieb zuerst für Fraser's Magazine und bald darauf auch Kritiken und Essays für die Times. Er schrieb eine Mandel Jahre, ohne besonders berühmt zu werden, er schrieb bis 1847, ohne einen Namen bekommen zu haben, denn sein üblicher Pseudoname „Michael Angelo Titmarsh" hatte und behielt nur üblichen Magazine- und Tonrisen-Klang. Im Jahre 1847 erschien endlich „Vanity Fair" und schlug ein, freilich weniger in Folge natürlicher Wirkung aus der Lektüre, als vielmehr auf fashionablen Kritiken. Die Sache war dem großen Publikum zu fein, zu künstlerisch. Sein „Chronicle of the Dream", eines der besten komischen Gedichte in der englischen Literatur überhaupt, ging ziemlich unbeachtet durch die Season. Die Perlen in Fraser's Magazine, die „Barry Lyndons", die „Yellow-Plush Papers", „Hoggarty Diamonds" u. s. w., leicht, graziös, schlagend in kritischem Urtheil und glücklich in Humor, wie seine berühmten „Humoristen" selbst, blieben blos Delikatesse Auserwählter. „From Cornhill to Cairo", eine treffende Ansicht der „orientalischen Frage", bleibunter gewöhnlicher Schreiberei unbeachtet. Er mußte noch warten. Seine Zeit war noch nicht gekommen, obwohl man schon gern von ihm sprach. Einige fanden keinen Geschmack an seiner „Bitterkeit", Andere erklärten ihnfürlangweilig, noch Anderen gefiel seine Physiognomie überhaupt nicht. Er war ihnen ärgerlich, weil er ohne Klicke und Protection fest seinen eigenen sicheren, freien Weg ging, weil sie seine Erhebung witterten und fürchteten.

Am meisten und populärsten wirkte er lange ohne Namen im Punch: die „Snob-Papers" darin — die jetzt erscheinenden „gesammelten Schriften" Thackeray's in vier Bänden werden diese „Snob-Papers" zum ersten Male vollständig bringen — verriethen dem englischen Publikum einen Satiriker, wie sie nach Einigen nie, nach Anderen seit Pope oder Swift nicht gehabt. Die Geißelung des „Snobism", was wir etwas annähernd mit „Philisterei" übersetzen könnten, speziell englisch aber: der freiwilligen Servilität vor Mammon und Macht, vor Rang und Reichthum, war ein Ereignis. Er beleuchtete hier zum ersten Male die grundfaulen Stellen im englischen Charakter, in der sozialen Construction, durch welche es später praktisch bestraft werden sollte. Eine Nemesis, die ihr Werk noch lange nicht beendet hat. — Das Wort „snob" bekam durch Thackeray eine ebenso neue und tiefe Bedeutung, wie „bore", „boredom", „social boredom". Ersterer ist der gemeine, ehrlose, feige, freche — unbeschreibliche — Engländer, der ohne Rücksicht auf Ehre, Sittlichkeit, Wahrheit, Nebenmenschen sich Geld macht, Einfluß, Stellen, Protection, „hohe Verbindungen" erkriecht und erkriegt, letzterer der kahle, nichtssagende, aber vielsprechende, sich stets zu unrechter Zeit einstellende und nie wieder loslassende nerven- und gefühllose Gentleman, hauptsächlich gestärkter Halskragen und Backenbart, Kopf blos, damit etwas zwischen den Vatermördern stecke und als Halter des Backenbarts — im Uebrigen auch unbesinnbar. Er gehört eben die feine Kenntniß und das Schilderungstalent Thackeray's dazu, um den snob und bore in allen Formen und Phasen der verzwickten englischen Gesellschaftsschichten aufzuspüren, zu erkennen und zu schildern. Palmerston und die Times (wahre Identitäten, nur in verschiedener Form) sind die „gelungenstenen" Repräsentanten des „Snobism". Die Gicht und die Generale und Admirale des Krieges waren bores für die Soldaten und für die französischen Beschlshaber, Haupt-bore der englische Gesandte in Konstantinopel, aber mit viel snobism, Englands „Ehre" und Civilisations-Heldenthum gegen Rußland ist snobism und boredom gegen ganz Europa. Die kleinen Sozial- und Familiengemälde Thackeray's, worin er die unendlichen Varietäten der snobs und bores schildert, gehören zu seinen gelungensten Gemälden. Sie sind lebenswahr, lebendig und delikat. Delikatesse, besser gesagt, Urbanität, ist die Haupttugend Thackerayscher Satire. Er idealisirt nie. So sind die Engländer, wie sie leiden und leben, schwatzend, fahrend, reitend, dinirend u. s. w. in der guten Gesellschaft. Hier liegt sein Verdienst, aber auch sein Fehler. Diese furchtbar, wenn auch noch so delikat behandelte Realität ohne Pegasusflügel, ohne Erhebung, ohne Tiefe, scheinbar ohne Mitgefühl für die Leiden der Kreise, in denen Dickens so kindlich, so tief fühlend, so humoristisch, so unbeschreiblich innig und eigen zuhause ist, ermüdet, drückt und durchfröstelt zuweilen den Leser, zumal da ihm das tiefe Pathos, der Ernst der Entrüstung über diese Verkrüppelung der menschlichen Natur in seinem Humor abzugehen scheint.

Wer ist größer: Schiller oder Goethe? Ebenso trivial würde es klingen, zu fragen: Dickens oder Thackeray? Wie Ersterer vielleicht nicht eine Seite „Vanity Fair" schreiben könnte, würde sich auch Letzterer vergebens anstrengen, eine „Nelly", einen „Kit", einen „Sweller" — oder was man sonst nehmen mag — nur einmal in seine Gesellschaft einzuführen. Wir schätzen und genießen beide Dioskurenlichter der modernen englischen Literatur jedes in seinem eigenen Glanze. Fäulniß entwickelt Elektrizität und läßt sie leuchten. Die von Dickens und Thackeray beleuchtete Zersetzung der englischen Gesellschaft wird, zu fruchtbarem Humus aufgelöst, neue Blüthen und Früchte treiben.

B.

Belgien.

Hendrik Conscience.

(Fortsetzung.)

Conscience hätte bei seinem Streben, nur den Konflikt zwischen der Anhänglichkeit an den alten Glauben einer- und der natürlichen Vaterlandsliebe andererseits zur Anschauung zu bringen, ein wahrhaft großartiges Zeit- und Sittengemälde liefern können, allein ein engherzig katholischer Partei-Standpunkt hinderte ihn, die große religiöse Bewegung, welche im sechzehnten Jahrhundert Europa erschütterte, und deren tiefere Bedeutung ihm gänzlich entgangen zu sein scheint, mit jener geistigen Genügsamkeit anzufassen, die der Dichter und der Historiker nothwendig besitzen muß. — Es ist nicht mehr der Katholizismus, für den Conscience hier die Lanze bricht, sondern die Hierarchie, nicht die Religion, sondern die Kirche; er ist nicht mehr katholisch als der religiösen, er ist es in der politischen Bedeutung, welche man in Belgien mit diesem Ausdruck verbindet.

Das Erscheinen des „Wunderjahres" im Jahre 1836 fiel gerade in die ersten Zeiten des durch Willems kräftig angeregten Kampfes in Belgien unterdrückten germanischen Elementes gegen das Franzosenthum, jenes Kampfes, den wir gewohnt sind, mit dem Namen der vlaemischen Bewegung zu bezeichnen.

Obwohl nun die vlaemische Bewegung ihrer Natur nach eine rein politische ist, so hat sie doch auch ihre literarische Seite, und letztere ist bis jetzt sogar in den Vordergrund getreten. — Literatur und Politik verhalten sich zu einander wie Theorie und Praxis: sie ergänzen sich gegenseitig. Alles, was politisch ein Volk bewegt, wird auch in der Literatur desselben seinen Ausdruck finden, und eine gesteigerte literarische Thätigkeit ist die untrennbare Begleiterin jeder lebhaften politischen Opposition. Daher wuchs mit dem kräftig erwachenden Nationalgefühl in Belgien die Liebe zur heimischen Sitte, Sprache und Literatur: man fing, unter Willems' Vorgange, an, die alten vlaemischen Sprach- und Geschichtdenkmale aus dem Staube der Jahrhunderte hervorzusuchen und sich ernstlicher denn je mit der weltgeschichtlichen Vergangenheit des vlaemischen Volkes zu beschäftigen.

Unter diesen Umständen machte Conscience's Buch schon darum, weil es der erste in vlaemischer Sprache erschienene Roman war, zu Antwerpen bedeutendes Aufsehen. Wir sagen absichtlich: „in Antwerpen", denn da der belgische Buchhandel jenes so einfachen und doch so sinnreichen Mechanismus entbehrt, dem der deutsche Buchhandel seine Blüthe verdankt, so werden die Erstlingswerke junger Schriftsteller oft nur im Bereiche ihres Kirchspieles bekannt.

Der belgische Buchhandel lebt bekanntlich fast ausschließlich vom Nachdruck, und der belgische Verleger, statt einem jungen Schriftsteller ermuthigend die Hand zu reichen, zieht es im Allgemeinen vor, einen comanten französischen Roman nachzudrucken, wo ohne Risiko bedeutender Gewinn ihm sicher ist.*) — Aus diesem Grunde sehen sich jüngere belgische Schriftsteller meist genöthigt, ihre Werke auf eigene Kosten drucken zu lassen und zugleich, um der Konkurrenz der fabelhaft billigen französischen Nachdrucks-Ausgaben zu begegnen, den Preis derselben außerordentlich niedrig zu stellen, wodurch es erklärlich wird, daß selbst viel besprochene Werke in Belgien nicht die darauf verwandten Kosten decken.

Als sich Conscience mit seinem Drucker berechnete, ergab sich stark des erwarteten Gewinnes ein nicht unbedeutendes Defizit.

Conscience's Vater sah nur den unglücklichen Ausgang dieser Speculation, und eines Abends, an welchem der junge Mann von den Seinigen wieder viel Bitteres hatte hören müssen, sah er sich plötzlich aus dem väterlichen Hause exilirt.

Mit zwei Francs in der Tasche, einigen in ein Tuch geschlagenen Kleidungsstücken unter dem Arm verließ Conscience das väterliche Haus, welches er seitdem nicht wieder betreten hat. Ohne Subsistenzmittel, ohne Empfehlungen, lediglich auf seine eigene Kraft angewiesen, oder, besser gesagt, dem Zufalle preisgegeben, schlug er den Weg nach Antwerpen ein. Da begegnete ihm vor den Thoren der Stadt ein Schulfreund, der, nachdem er seine Geschichte erfahren, ihn

*) Dieses Verhältniß hat sich seit Abschluß des belgisch-französischen Vertrags zum gegenseitigen Schutze des literarischen Eigenthums wesentlich zu Gunsten der vlaemischen Literatur geändert. D. Verf.

in einem Gasthause der Vorstadt unterbrachte und dort auf unbestimmte Zeit für ihn Bürgschaft leistete. Von nun an schien dem Unglücklichen ein günstiger Stern zu leuchten: der gefeierte Maler Wappers — jetzt Direktor der Antwerpner Akademie — interessirte sich für ihn und wirkte ihm eine Audienz bei dem Könige aus.

Dem Ziele seiner Wünsche so nahe, wäre er beinahe an einem Umstande gescheitert, der uns einen tiefen Blick in seine verlassene Lage werfen läßt. Er besaß nämlich keinen Anzug, in welchem er vor dem Könige zu erscheinen wagte. — Doch auch hier trat Wappers helfend in das Mittel, und Oberst Joly — jetzt General — führte ihn zum Könige.

König Leopold schätzt und liebt die Literatur persönlich, und wenn er auch zur Abstellung der von den Flamändern erhobenen Beschwerden die jetzt noch Nichts gethan hat, so hat er doch — ob aus Theilnahme für die junge vlaemische Literatur oder aus kluger Berechnung, wollen wir dahin gestellt sein lassen — nie ermangelt, einzelnen vlaemischen Schriftstellern Zeichen persönlichen Wohlwollens zukommen zu lassen. Er empfing daher den jungen Dichter huldvoll. Conscience überreichte ihm ein Exemplar seines Buches, und der König bewilligte ihm eine Unterstützung.

Hierdurch und durch eine magere, nur mit fünfhundert Francs Gehalt verknüpfte Anstellung bei dem Provinzial-Archiv zu Antwerpen in seinem Streben ermuthigt, ergriff Conscience aufs neue die Feder, und die Nöthe bei seiner Arbeit zu Hülfe nehmend, schrieb er (1838) seinen dreibändigen Roman: „Der Löwe von Flandern".

Dieser Roman behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Epischen der flandrischen Geschichte. Er beginnt mit der Eroberung Flanderns durch Philipp den Schönen von Frankreich (1300) und der Gefangenschaft des Grafen Gui von Dampierre und seines heldenmüthigen Sohnes Robert von Bethune, der in Folge seiner außerordentlichen Tapferkeit schon damals den ehrenden Beinamen des „Löwen von Flandern" erhalten hatte, und endet mit der Schlacht von Courtrai, auch Schlacht der goldenen Sporen genannt (11. Juli 1302), in welcher es dem vlaemischen Volke gelang, Frankreichs Ketten zu zerbrechen und die Freilassung ihrer gefangenen Grafen-Familie zu erwirken.

Conscience hat sich in diesem Roman mit besonderer Treue an den Ariadnefaden der Geschichte gehalten; wir wissen aber, ohne den alten Streit über die Berechtigung des historischen Romans hier zu erneuern, in der That nicht, ob wir ihm hierfür dankbar sein sollen. Diese Aengstlichkeit bezüglich historischer Persönlichkeiten und Facta hinderte seine Phantasie am selbständigen Wirken und Schaffen; da die alten vlaemischen Chroniken, aus denen er schöpfte, Conscience zu einer innerlichen, einer psychologischen Charakterzeichnung wohl nur wenig Material darbieten mochten, so hat er nicht gewagt, mit Hülfe seiner Phantasie da zu ergänzen, wo die historische Quelle ihn verließ.

Statt innerer Charakterzeichnung, giebt er Facta; statt die innere Entwickelung des Menschen zu belauschen, erzählt er uns von seiner Thätigkeit nach außen: dieser Roman ist nicht die Verherrlichung der Menschheit in einem abgeschlossenen Lebensgange, er ist die poetisch ausgeschmückte Darstellung einer bedeutenden historischen Begebenheit.

Es fehlt dem Roman an einem Mittelpunkte, das heißt an einer Persönlichkeit, um welche die Ereignisse sich gruppiren. — Robert von Bethune ist der Titularheld des Buches, allein der eigentliche Held des Ganzen, der Mann, der am mächtigsten auf die Gestaltung der Verhältnisse einwirkt, ist Deconink, der Dekan der mächtigen Brügger Wollenweber, und daß Conscience nicht ihn, sondern Robert v. Bethune, in den Vordergrund seines Gemäldes schob, darin liegt der Mißgriff. Deconink spinnt die Fäden zum Aufstand gegen die französische Herrschaft, die alle in seiner Hand zusammen laufen; er ist es, der mit berechnender Klugheit die Ereignisse vorbereitet, und sein Wirken allein wird durch eine Klar erkannte, poetisch berechtigte Idee geleitet: Robert von Bethune kämpft für seinen Thron, Deconink kämpft für die Freiheit seines Volkes.

Bei allen den hier gerügten bedeutenden Fehlern dürfen wir indessen die Vorzüge dieses Romanes nicht verkennen. Die Handlung ist spannend und fesselnd, die Sprache rein und fließend, die Schilderung einzelner Scenen oft sehr gelungen, namentlich das sehr detaillirte Gemälde der Schlacht von Courtrai lebendig, ergreifend und wahr, und das ganze Buch trägt das Gepräge eines kühnen, von Vaterlandsliebe durchglühten Geistes.

Das vlaemische Volk ist unter den Druck des Franzosenthumes gebeugt, und Pflicht des Schriftstellers namentlich ist es, gegen diesen entwürdigenden Druck anzukämpfen; Conscience hat dies begriffen, und darum hält er in seinem Buche dem vlaemischen Volke die Geschichte als Spiegel vor. Nachdem er gezeigt, wie Frankreich sein Jahrhunderte lang Flanderns nationale Selbständigkeit zu untergraben bemüht gewesen, was indessen früher durch den regen Nationalsinn des vlaemischen Volkes vereitelt worden sei, schließt er sein Buch mit der ernsten Mahnung: „Ihr Flamänder erwägt, was Flandern ehemals war, was es nun ist, und noch mehr, was es werden wird, wenn Ihr die ruhmreichen Vorbilder Eurer Väter vergeßt!"

Der pekuniäre Gewinn, den Conscience aus seinem „Löwen von Flandern" zog, war höchst unbedeutend: nach Deckung der Druckkosten blieben ihm nicht mehr als sechs Francs.

Jetzt glaubte Conscience zu erkennen, daß seine Feder nicht vermögend sei, ihn aus seiner drückenden Lage zu befreien. Daher gab er — jedenfalls etwas übereilt — seine Stelle auf und verdingte sich, entschlossen, jetzt nur von seiner Hände Arbeit zu leben, als Gehülfe bei einem Gärtner.

Mit einer Standhaftigkeit, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können, harrte er dreizehn Monate in diesem Verhältnisse aus, bis der König, auf Wappers' Verwendung, ihn zum Greffier der Antwerpener Akademie der bildenden Künste ernannte. Dieses Amt, bei wenig Arbeit mit einem Gehalte von zweitausendvierhundert Francs verbunden, schützte ihn fortan vor allen Nahrungssorgen. Conscience vertauschte das Grabscheit wiederum mit der Feder und ließ nun rasch hinter einander eine Reihe von Romanen und Novellen erscheinen, die seinem Rufe bald auch im Auslande Anerkennung verschafften.

Die „Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Adulfaragus", die zunächst (1841) erschien, ist eigentlich eine Doppelgeschichte, da die Geschichte des Adulfaragus mit der des Grafen Craenhove nur sehr lose zusammenhängt.

So wenig das Buch in seiner ganzen, hier nicht näher zu erörternden Anlage uns genügt, so ist doch nicht zu leugnen, daß sich Conscience's Talent in demselben weit reicher als in seinen früheren Productionen entwickelt. Ist die Charakterzeichnung auch von plastischer Rundung noch weit entfernt, so ist sie doch schärfer festgehalten und im Allgemeinen ziemlich gut durchgeführt; namentlich darf man die Zeichnung des Adulfaragus, einer düsteren, der Astrologie und Alchymie ergebenen, aber edlen Natur, als gelungen betrachten. Vortrefflich ist die Schilderung der Pest — Leprose — die im vierzehnten Jahrhundert das Gebiet von Lüttich verheerte; sie kann der berühmten Beschreibung, welche Boccaccio von der furchtbaren Pest entwirft, die, ungefähr um dieselbe Zeit, Florenz entvölkerte, würdig an die Seite gesetzt werden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Das sechzehnte Jahrhundert.

Wir besitzen, sagt Emile Montégut im Vorwort seiner Besprechung des neuesten Romans von Charles Kingsley,*) eine eigenthümliche Vorliebe für das sechzehnte Jahrhundert. Unter allen Jahrhunderten der Geschichte ist es das großartigste. Es hat das imposanteste Ensemble und eine Fülle von Individualitäten, wie kein anderes, aufzuweisen; es ist dasjenige, welches, nach unserer Ansicht, der Menschheit am meisten Ehre bringt; es enthält die Keime der modernen Bildung und hat zu Pflanzung derselben das Meiste gethan. Wir begreifen nur mit Mühe, wie in einem so kurzen Zeitraume so viel Großes geschehen, wie zwei bis drei Kulturen mit wunderbar blendendem Glanz erstehen und wieder untergehen, wie so viele Staaten, die bis dahin nicht existirten, sich bilden, so viele Entdeckungen gemacht werden, so viel kühne Gegensätze sich frei entfalten, und wie das nämliche Jahrhundert die Renaissance und die Reformation, die Blüthe Italiens und die Eroberung der neuen Welt, Spaniens Aufblühen und die Bildung der protestantischen Staaten, die Regierung Elisabeth's und Heinrich's IV. Monarchie, wie es Machiavel und Luther, Calvin und Loyola, Shakespeare und Michel Angelo**) in sich fassen konnte. Fast möchte man vor solch einer Fruchtbarkeit erschrecken, und das Auge wird geblendet, wenn in diesem Zauber-Panorama die verschiedenartigsten Scenen mit reißender und unnatürlicher Schnelligkeit, gekleidet in bunte, grelle, schillernde, lichte oder düstere Farben, vor ihm vorüberziehen. Hier die Wälder Amerika's, in die sich der verwegene Spanier um eines gefahrvollen Tagewerks (jornada) willen vertieft, wenn er im Geleite seiner Meute Jagd macht auf die wilden Kinder des Landes und sie aus ihren grünen Wohnstätten treibt. Dort der erbarmungslose Cortez, der grausame Pizarro, der Murrhopf Almagro, wie sie ihre Abenteuerbahnen, ohne Gewissensskrupel und nur beseelt und gelockt von dem Phantom des Goldes, zur Plünderung von Mexiko und Chili führen. Endlose Flächen, brennender Boden, unheimliche Wälder, zerstörte Tempel, geplünderte Paläste, Blutvergießen weit und

*) Westward Ho! or the Voyages and Adventures of sir Amyas Leigh, Knight. Cambridge, 1855, 3 vol. — Ein in der Zeit der Königin Beß verlegter Roman mit entschieden anglikanischer Tendenz, und von einem ähnlichen Geiste inspirirt, nach Montégut's Versicherung, wie Th. Carlyle's Briefe und Gespräche Cromwell's.

**) Lord Baco von Verulam und sein „Novum Organon" nicht zu vergessen. D. R.

breit, Menschen-Opfer, Mönche und Kriegsleute unter und durch einander, uralte Dynastieen und zusammenstürzende Indianer-Reiche, welcher Dichter besitzt so gewaltige Phantasie, um dieses Bild aufzufassen! Die Scene verwandelt sich, und Michel Angelo meißelt in friedlicher Werkstatt die Figuren zu Julius' II. Grabmal, oder Karl V. hebt den Pinsel Tizian's auf. Vernimmt man den Wehruf der Moriscos in den Alpujarras, die Verhöre des heiligen Gerichts in den Wohnungen der Juden, die Blutsentzenzen des Herzogs von Alba! Währenddessen glüht in der Abgeschiedenheit eines spanischen Klosters die fromme Seele Theresse's von Avila von mystisch inbrünstiger Sehnsucht nach himmlischer Vollkommenheit, und ein heldenmüthiger Bettler, Cervantes, schreibt das lustigste und traurigste Buch, das je geschrieben worden ist. Die kleinen italiänischen Höfe, die den Ariost zum Gesang begeistern und den Tasso ins Elend stürzen, sind Weltwunder von Eleganz, Geschliffenheit, Geschmack und Geist, und zu gleicher Zeit entsteht in Münster ein wüster Hof, wo der apokalyptische Kannibalismus das Regiment führt. Während die italiänischen Signori sich ihrer Feinde anständigst mit Gift oder der gedungenen Faust eines Bravo entledigen, hält der Wiedertäuferkönig seinen blutigen Tanzreigen um die noch rauchenden Leichname seiner Maitressen und Spießgesellen. Welche Nacht läßt sich dem Blutbad der St. Bartholemy vergleichen? Wer es mit heftigen Gemüthsbewegungen hält, kann sich nichts Passenderes wünschen. Die Sturmglocke von St. Germain l'Auxerrois, die cynischen Witzworte eines Brome, Karl IX. auf dem Altan, der Weißdorn auf dem Kirchhofe des Innocens, das Cirkular am Tage nach dem Gemetzel — das alles trägt ein Gepräge sondergleichen, den Stempel des Gräßlichen in seiner Vollendung, denn es ist eines der eigenthümlichen Privilegien des sechzehnten Jahrhunderts, daß in ihm vollständiger, als in irgend einem anderen, das Gute und Böse, Tugend und Laster, und selbst die allgewöhnlichen Naturbegebenheiten vor Augen liegen. Wer vorzugsweise Geschmack an Seeskizzen (scènes maritimes) findet, wird leicht eingestehen, daß der Untergang der Armada das Ideal dieser Gattung ist. Nichts kömmt der Kraftfülle, Farbe und Großartigkeit gleich, womit in diesem Jahrhundert sich die Charaktere, Thaten und Schöpfungen der Menschen, und sogar die gemeinen Ereignisse des Lebens gestaltet und ausgeprägt haben.

Alles ist hier monströs, Nichts kleinlich oder gemein. In den nämlichen Gemüthern treten oftmals die erhaunlichsten Kontraste zu Tage. Unmenschlich und oft voll Laster, rechtfertigen die Menschen dieser Zeit ihre Unvollkommenheiten durch eine Feinheit und einen Stolz in ihrem Benehmen, die fast räthselhaft sind. Der ein Verbrechen begeht, wie sonst nur der gemeinste Böswicht, kann dessenungeachtet ein Edelmann von feinster Lebensart, oder Sitte und unbestreitbarer Seelengröße sein. Es gleichen diese Menschen alle ihre Fehler durch eine Offenherzigkeit und Natürlichkeit aus, die man selbst nicht wieder gesehen hat. Ohne Zweifel erfüllen uns ihre Handlungen mit Staunen und Schauder, dennoch, wie sehr bemerkenswerth, rauben ihnen auch die ärgsten Frevel nicht die gute Meinung, die Achtung und Bewunderung, die wir für sie fühlen. Wer mag die Herzoge von Guise, so vieler Akte der Ehrsucht, so vieler blutiger Räuke, so vieler frevlerischer (patricides) Anschläge schuldig, wie gemeine Verbrecher behandeln? Wer wagt, den Tugenden Calvin's gegenüber, trog Verurtheilung des Michel Servet und Verfolgung der Genfer Wüstlinge (libertins) ein Wort der Verdammung über Calvin auszusprechen? Ignaz Loyola ist für die neuere Welt die Quelle vieler Verlegenheiten geworden, wer aber wagt ihm den Titel eines Helden, selbst eines Heiligen streitig zu machen! Sie alle haben für sich eine Entschuldigung, die jede ihrer Sünden und Uebelthaten gutmacht, sie sind ohne Falsch und natürlich. Bei ihnen ist nichts Erkünsteltes, Sophistisches, Systematisches; sie folgen ihren guten und bösen Trieben und horchen einzig auf die innere Stimme, wie sie die Natur in ihnen spricht.

Mannigfaltiges.

— Röth's Uebersetzung der ältesten eppriotischen Inschrift. In einem Artikel der „Allg. Ztg." über Röth's „Proclamation des Amasis an die Cyprier",*) von Fallmerayer, dessen Feder man erkennen würde, auch wenn in dem Artikel nichts von der „Geschichte von Morea" und von dem „flaviniirten Peloponnes" vorkäme, wird von jener alten Inschrift, deren Facsimile der Herzog von Luynes in seinen „Inscriptions Cypriotes" mitgetheilt, über deren Sinn jedoch bisher alle Alterthumsforscher im Unklaren gewesen, Folgendes gesagt: Der Inhalt ist, nach Röth's Erklärung, eine Proclamation des ägyptischen Königs Amasis an die Cyprier, bei seiner Besitznahme der Insel um die Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. Die Sprache der Inschrift aber ist in Grammatik, Etymologie und Syntax ganz semitisch,*) gleichsam eine Schwesterssprache von Israel, ein Misch-Dialekt des Babylonisch-Aramäischen, wie es einst von den Gränzen Irans bis an die Küsten des Mittelmeeres, am Südrande Klein-Asiens und auf der Nordküste Afrika's bis an den Strand des Atlantischen Meeres gesprochen wurde. An den Schriftzeichen selbst ist eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem ägyptischen, phönizischen, urgriechischen und libyschen Alphabet nicht zu verkennen. Nebenbei ist aber die Schrift von der phönizischen, wie von der hellenischen in Form und Zahl der Buchstaben wieder so abweichend, mit einem so schwerfälligen Zeichenreichthum überladen, so überraschend fremdartig, daß sie einer eigenen Entzifferung bedurfte. Wie die ägyptischen Hieroglyphen, ist auch diese Schrift „polysematisch", d. h. für die verschiedenen Laute der Alphabets besitzt sie einen die Zahl derselben weit übersteigenden Reichthum von Charakteren. Denn für einundzwanzig Laute (ph kömmt in der Inschrift nicht vor) des chaldäischen Alphabets hat die Entzifferung in diesen einzigen, nur aus einunddreißig Zeilen und dreihundertachtundsechzig Wörtern bestehenden Dokument, nicht weniger als einundsechzig verschiedene Zeichen herausgefunden, so daß auf manchen Laut deren zwei, drei, vier, sieben und einmal gar neun kommen. Die gesammten Lautzeichen dieses Alphabets sollen sich auf mehr als hundertundzwanzig belaufen. Herr Röth hat den Urtext der Inschrift, Wort für Wort in das Hebräische übertragen und zwischen beide, Zeile für Zeile, die lateinische Uebersetzung eingefügt.

— Graf Valerian Krasinski. Dieser polnisch-englische Schriftsteller, zugleich eine der bedeutenderen Persönlichkeiten der polnischen Emigration, ist am 22. Dezember in Edinburg gestorben, wo er seit fünf Jahren seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Einer altadeligen Familie in Weiß-Rußland entsprossen, bekleidete er in seinem besten Mannesalter den Posten eines Departementschef im Ministerium des öffentlichen Unterrichts im Königreich Polen und vermittelte als solcher manche Zwistigkeiten zwischen den verschiedenen Glaubensgenossenschaften. Er war es, der das Rabbiner-Kollegium von Warschau gründete, und seinem Streben, den Polen gute Bücher zu einem wohlfeilen Preise zu verschaffen, verdankte sein Vaterland den ersten Stereotypen-Druck, dessen Einführung ihm nicht unbedeutende Geldopfer gekostet hatte. Bei dem Ausbruch der Revolution im Jahre 1830 war Graf Krasinski von dem Fürsten Adam Czartoryski, dem damaligen Chef der nationalen Partei, nach England gesendet, um dasselbst das Interessen Polens zu vertreten, und seit jener Zeit hatten die Verhältnisse ihm nicht mehr gestattet, das Festland wieder zu betreten. Durch den unglücklichen Ausgang der polnischen Revolution, wie viele seiner Genossen, völlig verarmt, suchte er sich hinfort durch literarische Arbeiten im fremden Lande fortzuhelfen, und veröffentlichte als seine erste Arbeit in englischer Sprache eine Uebersetzung des polnischen Romans „Sigmund Augusta", oder „Polen im 16ten Jahrhundert". Ihr folgte sein bedeutendstes Werk: „Die Geschichte der Reformation in Polen", das ihm eine geachtete Stelle unter den Geschichtschreibern lieferte, in das Deutsche und Französische übersetzt wurde, und wofür er unter Anderem von dem verewigten König von Preußen die goldene Verdienstmedaille nebst einem eigenhändig unterzeichneten Schreiben erhielt. Höchst schmeichelhafte Auerbietungen, die ihm von Preußen und selbst von Rußland gemacht wurden, glaubte der Graf jedoch ablehnen zu müssen und zog es vor, als unabhängiger Mann in England zu leben, wiewohl er sich dadelbst manchen harten Entbehrungen ausgesetzt sah. Er arbeitete fleißig für englische Zeitschriften und veröffentlichte sieben Jahre nach dem Erscheinen seines ersten, oben genannten historischen Werkes sein zweites, eine Skizze der Religionsgeschichte der slavischen Nationen, dem seit dem Jahre 1848 mehrere in die Zeit schlagende Broschüren folgten, als: „Panslavismus und Germanismus", „Rußland und Europa", „Rußland, Polen und Europa", „Ansichten Napoleon's I. über Polen". Seine letzten unvollendeten Arbeiten sind eine Broschüre: „die polnische Frage", und eine Geschichte Polens, von der nur die ersten Lieferungen erschienen sind.

*) Paris, Henri Plon. Heidelberg, C. Mohr, 1855.

*) Sydern ist die der syrisch-phönizischen Küste zunächst, nur wenige Meilen von Sidon und Tyrus gelegene Insel; sein Wunder also, wenn die Sprache und der Götzendienst der Phönizier (Cypria war niemand anders, als die phönizische Ibelaths, wie denn auch der Name des Lieblings der Cypria, Adonis, dessen Feste von Cypern herstammen, ein semitischer war) dort heimisch waren und in den ältesten Denkmälern, zum Beyspiel sogenen. Der berühmte englische Philolog John Kennicl hat übrigens vorlängst schon die Ansicht ausgesprochen, daß die Küste des alten Phönizien, wenn sie einmal gründlich exploriert würde, mindestens ebenso zahlreiche und historisch interessante Alterthümer an's Tageslicht bringen werde, als die Gegenden, welche Layard, Fellowes und Rawlinson durchforscht haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Post-Aemter werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedteur Neumann, Dorotheenstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Preuß. Postämtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 3. Berlin, Sonnabend den 5. Januar 1856.

England.

Goethe in England.

Zweiter Bericht

über „Goethe's Leben und Werke", von G. H. Lewes.*)

„Nach Quintus Curtius waren die Wege in Baktrien zuweilen so mit Wirbelwinden von Staub bedeckt, daß sie vollständig dem Blicke des Wanderers verschwanden. In diesem Falle blieb dem Rathlosen nichts Anderes übrig, als das Aufleuchten der Sterne abzuwarten, ihm zu leiten auf dem dunklen, gefahrvollen Wege. Gilt nicht dasselbe in der Literatur? Von Zeit zu Zeit bedecken sich deren Pfade ebenso arg mit dem Staub und Schmutz des Zeitalters, daß mancher ermüdete Wanderer über die durch Staub und Schmutz verhüllte Straße klagt. In solchen Zeiten mag man es wie die Baktrier machen. Sehen wir nicht mehr auf die Staub in die Augen wirbelnden Konfusionen des Tages, erheben wir unseren irrenden Blick zu den großen, leuchtenden Gestirnen der Unsterblichen über uns, und wählen wir sie zu unseren Führern! In jedem Zeitalter sind die Biographien großer Männer fruchtreich an Lehre gewesen, mächtige Anregungen zu edlen Thaten, Zeughäuser mit Sammlungen solcher Waffen, durch welche große Schlachten gewonnen wurden."

„Noch mögen Einige meiner Leser Goethe's Anspruch auf Größe bestreiten" — doch wohl Niemand mehr unter meinen Lesern, denn obige Worte sind an Engländer gerichtet. So sängt nämlich die Biographie Goethe's von G. H. Lewes**) an, mit dem Jung-Stillingschen Ausspruche als Motto: „Goethe's Herz, das Wenige kannten, war ebenso groß, wie seine Intelligenz, welche Alle kennen", ein Meisterstück, das sich sicherlich an die klassischen Biographieen anschließt, durch welche sich die englische Literatur besonders auszeichnet, das gelungenere Seitenstück zu Schiller's Leben, von Bulwer, ein Meisterstück auch für die deutschen Verehrer und Kenner Goethe's, nicht nur, weil es auch ihnen viel Neues bietet, sondern besonders deshalb, weil dieses Neue geboten wird mit dem Bekannten in einem ganzen, klaren, organischen Zusammenhange, als wirkliches Bild des großen Genius, wie er leibte, lebte, liebte, litt und schuf, mit Ausschluß der Klatscherein von Kammerdiener-Goethe-Literaturen, ohne „lues Bosweliana", ohne gesammelte Papierschnitzel, ohne Schneiderrechnungen und literarische abgelegte Wäsche, in allen Theilen wesentlich, organisch nothwendig für das Ganze. Das Werk von Lewes ist eine jener wenigen Original-Schöpfungen, wie sie nur durch Vereinigung von Talent, Lust und Liebe, Quellenstudium und Ausdauer entstehen. Er arbeitete beinahe zehn Jahre an diesem Werke und hatte sich das beste Material aus Weimar selbst verschafft und von Personen, die ihn gekannt und lange durchs Leben begleitet hatten.

Besonders neu und dem Deutschen interessant sind die Kritiken oder vielmehr Physiologieen der geschriebenen Werke Goethe's, die wohl noch Niemand so durchaus und nur als Produkte des Erlebten und Erlittenen im Goethe'schen Genius erkannt und nachgewiesen hat, als Lewes. Er trifft damit das spezifisch Wesentliche aller Goethe'schen Dichtung und ist dann durchweg auch ebenso glücklich, wie gründlich in Entdeckung der Quellen, Strömungen und Mündungen der einzelnen Dichtungen als bestimmter Flüsse und Ergüsse aus dem Leben, Leiden und Schaffen des Dichters und seiner Individualität. Er machte nie Gedichte. Niemand war demüthiger hinsichtlich seines schöpferischen Talentes, als Goethe. Er behandelte sich gleichsam nur als Werkzeug, wodurch Erlebtes, Wirkliches sich künstlerisches Dasein verschafft. Lewes hat durch Auffindung und konsequentes Festhalten dieses physiologischen Standpunktes der Kritik einen so richtigen Maßstab für Lob und Tadel oder vielmehr Würdigung und Erkenntniß der einzelnen Werke gefunden, daß wir ihm immer gern Recht geben, auch wenn unser bisher festes und in Deutschland im Allgemeinen gültiges Urtheil nicht damit übereinstimmen sollte. Wir sehen von dieser Art Kritik aus sogleich, wie man sich den Fehler, den ihm Napoleon im „Werther" nachwies (so lange ein unergründliches Geheimniß), entweder als nothwendigen, oder als gar keinen erklären muß. Napoleon sagte ihm, es sei unnatürlich und unkünstlerisch zugleich, den Werther nicht blos aus verschmähter Liebe, sondern auch aus unbefriedigtem Ehrgeize zum Selbstmorde zu treiben. Goethe antwortete, das sei richtig, und (ich glaube) Herder habe ihm das auch schon gesagt; aber es ist nicht richtig. Erstens ist nicht zu begreifen, warum man es unnatürlich und respektive unkünstlerisch finden sollte, einen Romanhelden, den unglückliche Liebe zu Selbstmordgedanken, aber noch nicht zur That treibt, da noch etwas Triebkraft fehlt, wirklich zur That zu bringen, indem man die dazu noch fehlende Triebkraft hinzufügt. Das ist aber nicht die Hauptsache. Goethe in seiner frommen Achtung vor Erlebtem, das er später zum einzigen Kriterium der Poesie erhob, hielt sich, um den nicht selbst erlebten Schluß und Schuß zu bekennen (bekanntlich war er wegen des Schusses sehr lange in Verlegenheit), ganz genau an die Geschichte und den Selbstmord Jerusalems. Dieses eine Beispiel der Physiologie in der Kritik Goethe's genüge.

Aber Lewes bewährt sich auch als ästhetischer und psychologischer Kritiker mit einer Freiheit und Gründlichkeit, die sonst in England nicht häufig angetroffen wird, am seltensten in der reichen biographischen Literatur, die in der Regel mehr oder weniger an lues Boswelliana und an kritiklosser Zusammenhäufung leidet. Lewes hat seine eigene lues Goethiana, womit wir in wohlfeiler Wortspielform nur seine eigenen Vorzüge, die durchgehende Gesundheit seiner Würdigung des lebendigen und gedruckten Goethe meinen. Er wird nie zum Anbeter. In den gelungensten Schöpfungen Goethe's weist er die Gründe nach, welche diesen oder jenen apotheosischen Titel unberechtigt erscheinen lassen, und macht wieder auf die dichterischen Schönheiten aufmerksam, die man unter hoher klingenden Jubelphrasen oft übersah und verlor. Als einem sur englisches Publikum schreibenden Engländer rechnen wir es ihm als ein ganz besonderes, hohes Verdienst an, daß er in den vielen Fällen, welche deutsche Goethe-Literatoren so oft zu moralisirenden Elementtern machten, nie seinen physiologisch-ästhetischen Standpunkt aufgiebt, sondern immer diese glückliche, göttliche Persönlichkeit mit dem leuchtenden, olympischen Haupte im Auge behält und denselben Glücklichen und Großen überall wiedererkennt, selbst wenn er, noch ohne Trauschein, in den Armen seiner Christiane (Bulpius) dichtet

Und des Hexameters Maß leise mit fingender Hand
Ihr auf den Rücken gezählt.

Auch Alte, die allzu strenge Sitten-Richter Goethe's ihm als Diebstahl anslegten, erklären sich ganz im organischen Zusammenhange mit der großen, olympischen Persönlichkeit des Dichters. Für Döbereiner wird eine damals noch ganz besonders werthvolle Platina-Platte zu chemischen Zwecken geschickt, dem Geheimrath Goethe aber erst zur Ansicht. Er ist um diese Zeit ein passionirter Mineralog mit einer guten Sammlung. Die Platina-Platte wandert hinein und bleibt darin, obgleich sich Döbereiner die Finger abschreibt und das Publikum schreit: der Goethe hat Geld, hat Gold gestohlen. Endlich geht Döbereiner zum Großherzog, bittet klagend über seinen Minister Goethe, der die Platina-Platte durchaus nicht herausgeben wolle. „Ich, laß den alten Esel in Frieden", sagt der Großherzog, „die Platte giebt er doch einmal nicht wieder heraus. Ich werde um eine andere nach Rußland schreiben." Ließ sich der Großherzog, der kein Diebstahler war, gefallen, müssen auch wir ein Auge zudrücken, zumal da Döbereiner jedenfalls ein anderes Stück Platina bekam.

Gut. Aber diese Masse von Liebschaften vom sechzehnten bis zum sechsundsiebzigsten Jahre! Dieser Skandal mit Christiane Vulpius! Hätte er sich nicht gleich von vorn herein ein lebenslänglich gültiges testimonium morum von Herder ausstellen lassen können? Und wie konnte er, nachdem er einmal wirklich geliebt, zum zweiten, zum zwanzigsten Male lieben! Otternzucht! Erst beweist, daß Ihr die Trauben nicht blos deshalb sauer nennt, weil sie Euch zu hoch hängen, und dann stelle ihm ein Exempel der vornehmsten Sittlichkeit

*) Vgl. Nr. 143 des „Magazin" vom vor. Jahres.

**) The Life and Works of Goethe; with Sketches of his Age and Contemporaries, from published and unpublished Sources. By G. H. Lewes, Author of the „Biographical History of Philosophy" &c. In two Volumes. London, David Nutt, 270 Strand. Mit Portraits des dreißig- und des neunundsiebzigjährigen Goethe.

aus, selbst vom gemeinsten, moralischen Standpunkte, so daß wir Schiller's ästhetischen gar nicht einmal brauchen, weil er für Euch zu gut ist. Cäsar kömmt, sieht, siegt. Aber Cäsar braucht gar nicht zu kommen. Nein, sie reisten acht Meilen weit, zu ihm, stürzten sich ihm in die Arme und schliefen dann gleich auf seinem Schooße ein, wie Bettina, das ewige Kind, das er bei aller Nachsicht, Bewunderung und Duldung doch endlich in aller Form zum Hause hinauswerfen mußte. Durch alle seine Liebeserhältnisse leuchtet ein edler Zug moralischer Selbstbeherrschung, Resignation und „Hölzlichkeit des Herzens", die nur die höhere, edlere Menschennatur verstehen und würdigen kann. Ich kenne, die deutschen Biographieen Goethe's nicht alle, erinnere mich aber nicht, diese hohe Sittlichkeit und edle Resignation, die sich in den herrlichsten Wald und Blumengarten der Poesie verliert, jemals so bestimmt und individuell nachgewiesen gefunden zu haben, als in dem Werke von Lewes. Außerdem gilt die Wette, daß alle die schönen Unglücklichen, die ihn, die er nur auf Zeit glücklich gemacht, ihm alle ihre Leiden herzlich vergeben werden, wenn sie gelesen, wie ihm ein Gott gegeben, so ewig schön zu sagen, was er liebte, leide und litt.

Ich hob als ganz wesentlichen Vorzug des Leweschen Werks dessen organische Einheit, Gliederung und Proportion hervor, ich möchte lieber sagen: die physiologische, respektive anthropologische Behandlungsweise des Dichters und Menschen als eines einigen, als des glücklichsten Organismus, der je in genialer Menschengestalt vorkam. Das physiologische Zeugniß dafür von Hufeland ist an geeigneter Stelle mit angebracht. Jetzt mit genauerer Kenntniß der menschlichen Lebensfunctionen würden solche Zeugnisse noch bestimmter und bezeichnender ausfallen. Der ganze Körperbau, die hohe, breite Brust, noch durch seinen üblichen Gang mit den Händen auf dem Rücken gehoben, um die Sauerstoffung des Blutes, den „Stoffwechsel", zu begünstigen, für den er stets durch gutes, starkes Essen und durch gute Verdauung zu sorgen wußte — dies Alles gehörte dazu, um das leuchtende, olympische Haupt mit den braunen, durchdringend blitzenden, bis kurz vor seinem leichten, schönen Tode ungetrübten Augen über das Lebensmeer aller der edlen Mitstrebenden, Freunde, Freundinnen, Gönner, Schüler und Schülerinnen seines reichen, ausgedehnten Wirkungskreises klar, thätig und schaffend hinaustragen. Hufeland sagte, sein Körper sei noch im siebzigsten Jahre Bau bildend gewesen. Die Physiologie würde dies jetzt genauer auszudrücken wissen. Wir begnügen uns mit dem allgemeinen Sinn; sein glücklicher Organismus war in diesem Alter noch kräftig für die Functionen des jugendlichen. Dabei läßt sich aber Lewes nicht verleiten, den Verfall der plastischen Productionskraft Goethe's während der letzten zwanzig Jahre zu verkennen. Er weist denselben ohne Beschönigung in den Productionen und dieser Zeit, besonders aus den „Wahlverwandtschaften" und dem zweiten Theile des „Faust" nach. Das Musterhafte der Biographie ist schon in der Eintheilung angedeutet. Sie wird in sieben Büchern, und diese je unter besonderen Kapiteln, nach den inneren und äußeren Ereignissen, die seine Entwicklung und Productionsweise bedingen, vereinzelt, detaillirt und zugleich in ihren Details verbunden. Das erste Buch mit dem Grundtone: „The child is father to the man" umfaßt die Kindes- und erste Jünglings-Periode bis 1765 mit einer genauen Tabelle der Abstammung des Dichters, die aber natürlich nicht in dem Sinne eines Adelsstammbaums gegeben wird, zumal da schon der Großvater blos ein Damenschneider war, sondern mit Hinweisung auf das „Gesetz der Transmission" in Familien, auf die Goethe bekanntlich ausdrücklich hinwies:

„Vom Vater hab' ich die Statur" u. s. w.

Blos um seine eigene Originalität zu leugnen, indem er den einen und den anderen und alle seine Vorzüge als Erbstücke verschiedener Vorfahren bezeichnet:

„Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Kompler zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?"

Das zweite Buch schildert den Studenten Goethe bis 1771 bis zu seiner Rückkehr ins Vaterhaus mit dem Doktordiplom und einer genauen Angabe seiner Thesen für die Dissertation. Im vierten Buche bis 1775 lernen wir die „Sturm- und Drang-Periode" kennen. „Götz", „Werther", „Wetzlar", „Charlotte Buff" u. s. w. mit einer Kenntniß und geistreichen Darstellung der deutschen Literatur dieser Zeit überhaupt und der Ideen und Entwicklungen, die sie bestimmen, ein Kapitel, das wir besonderer Lektüre und Kritik empfehlen. Das vierte Buch mit der Ueberschrift: „Die geniale Periode in Weimar" (1779) beginnt mit einer treffenden Schilderung Weimars und Zubehör und Umgegend. Da nach Goethe „Niemand ungestraft unter Palmen wandelt", muß auch die wirkliche und soziale Natur Weimars, in der Goethe die glorreichsten Jahre seines Lebens (mit einem fünfzigjährigen Jubiläum des ersten Einzugs) genoß, als ein ganz wesentliches Element in Betracht kommen. Lewes studirte Weimar und alles Goethesche in und um Weimar sehr genau und schildert es als ganz wesentliche Elemente in dem Leben und der Dichtung Goethe's, während Bichoff, der vierbändige deutsche Biograph Goethe's, nie in Weimar war und seinen Helden behandelte, als wäre er in Zeit und Raum ebenso unzugänglich, wie etwa Cicero. Dieses Lokal- und Personen-Studium mit sorgfältiger und mühsam erworbener Benutzung unerößlichen Quellen, der Rath und die Hülfe, die ihm von Personen zu Theil wurden, die Goethe persönlich gekannt und mit ihm in die mannigfaltigste Berührung gekommen waren — er nennt mit besonderer Dankbarkeit Varnhagen von Ense, Thackeray, der als neunzehnjähriger Jüngling in Weimar lebte und mit dem Hofe und Goethe mehrere Male in persönliche Berührung kam, worüber er an Lewes einen (im „Macmillan" mitgetheilten) Brief schrieb, und Thomas Carlyle, dem das Werk gewidmet ist, „als dem Manne, der England zuerst lehrte, Goethe zu würdigen" — ich sage, dieses Studium giebt der Biographie eine Frische, Lebendigkeit und Neuheit, welche auch den intimsten Kenner Goethe's in Deutschland interessiren wird, und zwar ganz abgesehen vom Fremde über diese Würdigung unseres größten Dichtergenius in unserer Sprache, die ihm erst vielen Millionen „Fremden" als einen Dichter auch für sie, für die ganze Kultur der Menschheit, als ihren Dichter aufschließt. Was England selbst betrifft, ist das Apophthegma bewahrheitet, daß Goethe hier popularer sei, als in Deutschland, während wir in Revanche sagen können: Deutschland versteht und spielt Shakespeare besser, als seine Heimat.

Aber was ist Goethe ohne Schiller? Nun, wen hält denn Lewes für „größer"? Nachdem er im fünften Buche „Kristalle", die Bildung des Mannes Goethe, die „Iphigenia", den offiziellen „Goethe", „Italien", „Egmont", „Tasso", „den Dichter als Mann der Wissenschaft" u. s. w. geschildert, giebt er im sechsten dessen vollendete Bildung ganzen Goethe, Goethe als Hälfte der Diokuren „Goethe und Schiller". Hierin liegt gleich eine gute Antwort auf die alte triviale Frage: wer ist größer? Warum streitet man sich nicht lieber um die Entscheidung, welche Elektrizität besser sei, die negative oder positive? Wir finden die Entwickelung unserer Biographen hier ganz besonders glücklich, edel und warm. Die Freundschaft Schiller's und Goethe's, dieses strahlenspitzen, ewig für die ganze Weltkultur leuchtenden Doppelgestirns des germanischen Geistes, wird von ihm als Einheit, als ein Ganzes, sich gegenseitig Ergänzendes nachgewiesen und begriffen. Beide zusammen sind die ganze aufgeblühteste Menschennatur, in Schiller der von Natur und Schranke sich schmerzlich loötringende strebende Geist, der Wille, die Freiheit, in Göthe der plastische Heroismus, in den natürlichen Bedingungen des Lebens und deren Schranken sich zurechtzufinden strebt und die Freiheit darin doch nie anders ringen und genießen kann, als in deren Befreiung durch die Kunst, die Poesie. Letztere ist ihr Drittes, worin sie sich begegnen, vereinigen, einander fördern und ergänzen. Die ganze Geschichte der Menschheit hat keine ähnliche Glorie und Schönheit aufzuweisen, als diese unser deutsche Dichterheroen-Paar. Wir rathen zunächst, Sieht und der Schilderung von Lewes durch Uebertragung dem Deutsche zu bieten. Hier, wo wir uns auf eine allgemeine Charakteristik des Werkes beschränken, würde es uns zu weit führen. Nur hier die beiden Endpunkte: „Für mich war er ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenem Samen und Zweigen hervorging", sagte Goethe von ihm. Und als Schiller gestorben war: „Die Nachricht von Schiller's Tode verbreitete sich schnell durch Weimar. Das Theater ward geschlossen. Auf der Straße bildeten sich Gruppen von Menschen. Jeder schien seinen theuersten Freund verloren zu haben. Die Nachricht Goethe mitzutheilen, der durch eine lange Krankheit und einen Rückfall derselben selbst bedeutend geschwächt war, hatte Niemand den Muth. Als sie Heinrich Meyer erfuhr, der in seinem Hause war, verließ er schnell das Haus aus Furcht, sein Kummer möchte ihn verrathen. Niemand sonst wagte es, ihn zu benachrichtigen. Goethe merkte, daß die Mitglieder seines Hauses verlegen und ihn zu vermeiden schienen. Er ahnte etwas und sagte: „Ich seh's — Schiller muß sehr krank sein." Während der Nacht hörten sie ihn, den heiteren, über menschliche Schwächen erhabenen Genius, der es übers Herz brachte, den Gram über den Tod seines Sohnes dem Auge zu verbergen, hörten sie ihn weinen! Am Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war sehr krank gestern?" Sie schluchzte. „Er ist todt", sagte Goethe schwach. „Sie haben's gesagt", war die Antwort. „Er ist todt", wiederholte Goethe und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Die Hälfte meines Daseins ist von mir gewichen", schrieb er an Zelter. Die ohne bedeckte er noch das Gesicht mit den Händen, ehe ihm selbst der Spiegel Todfreundlich die Augen mit dem letzten Wunsche: „Mehr Licht!" zum letzten Schimmer schloß!" Die Sonne ging unter langsam und heiter vom Todestage Schiller's an. Wir sehen sie im siebenten Buche, „Sonnen-Untergang", allmählich sinken von 1805—1832. Er geht an seinem Sterbetage noch einige Male im Zimmer auf und ab, setzt sich dann schwach in seinem Stuhle zum Sterben zurecht; Ottilie vor ihm, ihm beide Hände haltend. Er träumt von einem lieblichen, weiblichen Kopfe („das ewig Weibliche zieht und hinan"), aber auch von Schiller, denn erwachend macht er Ottilie Vorwürfe, daß „Schiller's

Briefe" so unbeachtet umherlägen." Er zeichnet Figuren in die Luft, kann schwächer auf die Decken über seinen Füßen, denn macht er es sich bequemer im Lehnstuhle und schläft ein. Die Wärterin legt den Finger auf die Lippen, um anzudeuten, daß er schlafe. Wenn es Schlaf war, war es ein Schlaf, in welchem ein Leben von dieser Welt wich. Der liebliche Mädchenkopf mit schwarzen Locken und „Schiller's edelen Haupt" waren die letzten Gebilde des reichsten Schöpfers und Sängers der Schönheit und des Faust, d. h. Schiller's in Goethe.

Belgien.

Hendrik Conscience.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1844 erschienen drei kleine Novellen: „Siska van Rosemael", „Wie man Maler wird" und „Was eine Mutter leiden kann", von denen man mit Recht sagen kann, sie seien nicht ausverkauft, sondern ausgefochten worden.

In diesen Novellen, schlichten Lebensbildern, die aber mit seltener Wahrheit, Naivetät und geistiger Frische gezeichnet sind, betritt Conscience ein neues Gebiet, auf welchem er sich später oft und meist mit entschiedenem Glücke versuchte. Wir finden hier das Familienleben mit seinen Freuden und Leiden, seinen Hoffnungen und Kümmernissen in einer Weise geschildert, die den Leser unwillkürlich als etwas Trautes, Verwandtes „anheimelt". Und in der That ist auch wohl Niemand geeigneter für diese Gattung der Poesie, als Conscience, der mit seiner Liebe zum häuslichen Kreise eine gewisse Kindlichkeit des Gemüthes verbindet, die alle Stürme seines wechselvollen Lebens ihm nicht rauben konnten.

In der Novelle „Siska van Rosemael" schleudert er auf die Pensions-Erziehung sein Anathem. Wenn sich gegen dieselbe schon im Allgemeinen Manches einwenden läßt, so wirkt dieselbe im wälschen Belgien in Folge der dort herrschenden nationalen und sprachlichen Verhältnisse doppelt verderblich. Die Zöglinge erlernen in diesen Instituten Verachtung der heimischen Sprache und Sitte, um dafür ein höchst oberflächliches Wissen und geistige Halbheit und Zerfahrenheit einzutauschen, die natürlich auf den Charakter verderblich genug einwirkt. Conscience hat in dieser Novelle mit starken, leider aber nur allzu treuen Zügen gezeigt, wie eine aller nationalen Grundlage entbehrende Erziehung nothwendig zerfressend und zerstörend selbst auf das Heiligthum des Familienlebens einwirken muß. Merkwürdigerweise war unter allen Schriften Conscience's diese Novelle, in welcher er dem Franzosenthum vielleicht am kräftigsten und energischsten den Fehdehandschuh hinwirft, diejenige, welche zuerst in Frankreich eine Uebersetzung erfuhr.

Die zweite Novelle: „Wie man Maler wird", enthält die Geschichte eines jungen Malers, Sohn eines Maurergesellen, der während seines Aufenthalts auf der Akademie und später mit den unzähligsten äußeren Lebensverhältnissen zu kämpfen hat, sich indessen durch seine Kunst nachmals eine angesehene und geachtete Stellung im Leben erwirbt. Dieser kleinen Novelle, in welcher Conscience unter Anderem auch seinem Freunde Wappers ein Beide ehrendes Denkmal gesetzt hat, liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde, und die Illustrationen, welche das vlaemische Original — auch die dritte Auflage der von Diezenbrocksschen Uebersetzung — schmücken, sind zum Theil von dem betreffenden Maler selbst gezeichnet.

In seiner prachtvoll ausgestatteten „Geschichte Belgiens", welche 1845 erschien, beabsichtigte Conscience weniger den Anforderungen gelehrter Wissenschaft zu genügen, als vielmehr ein Hand- und Lesebuch für gebildete Familienkreise zu schaffen, welches geeignet wäre, den fast gänzlich erstorbenen Sinn für vaterländische Geschichte zu erwecken und zu beleben. Von diesem Gesichtspunkte aus aufgefaßt, können wir dem Buche eine freudige Anerkennung um so weniger versagen, da es die erste, bis auf die Gegenwart fortgeführte Geschichte Belgiens ist, welche wir überhaupt besitzen; der Zeit von 1815 bis jetzt ist freilich nur ein magerer Kapitel gewidmet: ohne Zweifel schiebt Conscience, daß er nicht Unbefangenheit genug besitze, um der Darsteller dieser von so vielfachen Parteibestrebungen zerrissenen Zeit zu sein.

So wenig Conscience in seiner Geschichte Belgiens als Historiker im engeren Sinne erscheint, so wenig tritt er in seinem 1846 erschienenen Werke: „Blätter aus dem Buche der Natur" als Naturforscher auf. Wie wir schon aus der ganzen Anlage ersehen — ein Greis unterrichtet einen Knaben, nicht systematisch, aber auch nicht ganz planlos, in den Naturwissenschaften — so ist das Buch für die reifere Jugend bestimmt. Conscience sucht die warme und innige Liebe zur Natur, die ihn selbst beseelt, dem jugendlichen Herzen einzuhauchen. Er weist hin auf die unendliche Schönheit der Natur in ihrer Totalität, auf den Reichthum ihrer Organismen und die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen im Großen wie im Kleinen.

Unter Conscience's zuerst in verschiedenen Journalen abgedruckten, 1846 unter dem Titel „Abendstunden" zusammengestellten Novellen haben wir namentlich zwei hervor: die Novelle „Rikke-tikke-tak", eine der schönsten, duftigsten und zartesten Blüthen seiner Muse, und ein durch kräftigen Humor und treue Wiedergabe des Volkstones ausgezeichnetes Volksmärchen: „der Geist". Die früher erschienene Novelle: „der Sohn des Henkers" hat ein zu düsteres Kolorit und erinnert an jene Zeit, wo Conscience's Phantasie sich fast nur in düsteren und gräßlichen Bildern gefiel.

Im Jahre 1847 ließ Conscience diese Novellen seinen „Lambrecht Hensmans" folgen; die schlichte Geschichte einer Familie aus dem Volke, die durch die Verurtheilung ihres Hauptes, des Tünchers Lambrecht Hensmans, zu entehrender Zuchthausstrafe, in tiefes Elend versinkt, dem endlich die durch Zufall entdeckte Unschuld Lambrecht Hensmans ein Ende macht, kann auf Kunstbeifall keinen Anspruch machen, doch sind die Charaktere gut gezeichnet; der Styl leidet an Breite.

Im Jahre 1849 trat Conscience mit seiner umfangreichsten und entschieden bedeutendsten Arbeit, dem dreibändigen Romane „Jakob van Artevelde", hervor.

Bevor wir diesen Roman näher zergliedern, müssen wir eines Widerspruches gedenken, der Jedem auffallen wird, der Conscience's „Geschichte Belgiens" und seinen Roman „Jakob van Artevelde" kennt. In der Geschichte erscheint van Artevelde als das, was man heute offiziell einen ehrgeizigen Demagogen nennen würde, während uns im Roman der unerschütterliche Vertreter und zuletzt der erhabene Märtyrer einer großen und eben darum von seinen Zeitgenossen zum Theil mißverstandenen Idee entgegentritt, ein Mann, der durch seine geistige Größe auch dem Gleichgültigsten eine staunende Bewunderung entringt.

Conscience fühlte den hier angedeuteten Widerspruch und hat ihn in der Einleitung seines Romanes zu lösen gesucht. Er spricht von einer Verschwörung der Geschichtschreiber, die es sich zur Aufgabe gemacht, das Gedächtniß eines großen Mannes mit dem Geifer der Verleumdung zu besudeln. Allein auch ohne diese Annahme, die ihrer Natur nach eine Unmöglichkeit in sich schließt, ist es wohl leicht erklärlich, daß die Chronisten der damaligen Zeit, die meist an Höfen lebten, und oft unter dem direkten Einflusse der Fürsten schrieben, selten oder niemals Unbefangenheit genug besaßen, das Wirken Artevelde's, dieses kühnen, unerschütterlichen Repräsentanten des freiheitsstolzen mittelalterlichen Volksthumes, der Flandern auf den Gipfelpunkt seiner Größe und, ein einfacher Bürger und mit nichts weniger denn diktatorischer Gewalt bekleidet, sich selbst zu einer Macht erhob, daß die mächtigsten Fürsten der damaligen Zeit mit ihm als Ihresgleichen unterhandelten, wahrheitgetreu aufzufassen; außerdem trifft die französischen Chronisten in diesem besonderen Falle noch der Vorwurf nationaler Parteilichkeit.

So seit Jahrhunderten von den Historikern förmlich gemißhandelt, hatte sich nun im Genter Volke eine gewisse Ehrfurcht und Pietät gegen Artevelde's Andenken erhalten, die sich indessen blos auf Tradition, nicht auf historische Kenntniß gründete.

Da durchforschte Conscience eines Tages die an wichtigen und interessanten, obgleich bis jetzt wenig benutzten Dokumenten so reichen Genter Archive. Hier fand er unter den Rechnungen und Ausgabenverzeichnissen des alten Gent Aktenstücke, die geeignet waren, ein ganz neues Licht über Artevelde's politische Pläne, wie über seine gesammte Persönlichkeit, zu verbreiten. Je mehr er sich in diese Aktenstücke vertiefte, wobei namentlich Professor Lenz — ein Luxemburger — ihn durch Mittheilung seiner eigenen Forschungen auf diesem Gebiete unterstützte, um so größer und blendender trat Artevelde's Gestalt vor sein geistiges Auge. — „Als ich anfing, meinen Roman zu schreiben", sprach sich Conscience einst gegen den Verfasser dieser Skizze aus, „und mich zu diesem Zwecke in das Leben meines Helden und die Geschichte seiner Zeit vertiefte, da war ich genöthigt, meiner eigenen Begeisterung Einhalt zu thun, aus Furcht, statt eines Menschen einen Halbgott zu schaffen; — so mächtig wirkte Artevelde's gewaltige Erscheinung auf mein Herz und meine Phantasie."

Conscience hat den Text seines Romanes fleißig mit historischen Anmerkungen und Citaten aus gleichzeitigen Chroniken versehen — diese Citate fehlen gleich der oben erwähnten Vorrede in der bei Lorck in Leipzig erschienenen deutschen Original-Ausgabe — um dadurch die Richtigkeit seiner Auffassung der Charaktere und der Zeitereignisse zu erweisen. Dieselbst hat indessen historische Treue und Gründlichkeit seine eigene Phantasie nicht am selbständigen Wirken und Schaffen gehindert, vielmehr finden wir hier des Verfassers freie Geistesthätigkeit mit historischer Treue trefflich gepaart.

Es ist hier nicht der Ort, in die sehr komplizirte Scenerie des Romanes näher einzugehen; wir müssen zu diesem Zwecke auf das Werk selbst verweisen, und bemerken nur noch, daß alle Situationen und Verwicklungen mit innerster Naturnothwendigkeit aus dem Charakter der handelnden Personen entspringen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Schweiz.

Juste Olivier's Chansons.

Während französische Schauspiele und Romane gewöhnlich sehr bald den Weg nach Deutschland finden, ja, schon auf halbem Wege abgefangen werden, um für den deutschen Tisch zurecht gemacht zu werden, ist dies bei lyrischen Gedichten weit seltener der Fall, und erst ungewöhnliche Anerkennung im Heimatslande pflegt sie uns näher zu führen. Die Gedichte eines französischen Schweizers, Herrn Juste Olivier,*) müssen sich in Frankreich und der französischen Schweiz eines günstigen Erfolges erfreut haben, da eine zweite Auflage schon dafür sprechen würde, wenigstens in Deutschland. Dieselbe liegt in einer höchst eleganten Ausstattung vor uns, mit dem charakteristischen Portrait des Dichters und einer Anzahl von Illustrationen verziert, welche, wie wir in der Vorrede belehrt werden, von künstlerischen Freunden derselben erfunden, gezeichnet und gestochen sind. Ebenso gehört eine musikalische Beilage, mehrere noch nicht herausgegebene Lieder-Melodieen enthaltend, einem Freunde an, woraus wir schließen können, daß wir uns in gemüthlicher Gesellschaft befinden.

Was die Gedichte selbst betrifft, so dürfte in Deutschland besonders der mehr sentimentale und gemüthliche Theil derselben aufprechen, zumal der Dichter hier, nach seinem eigenen Geständniß, an die heimatlichen Klänge, an Volkslieder u. s. w. anknüpfend, den Franzosen etwas Fremdartiges und Eigenthümliches zu bieten glaubt. Es befindet sich viel Ansprechendes darunter. Was die Form betrifft, so zeugt sie, inwiefern ein Ausländer darüber urtheilen kann, von großer Fertigkeit in Behandlung der Sprache; wir fühlen wenigstens, daß in den scherzhaften Stücken den Franzosen Vieles recht artig und pikant vorkommen muß, wie es uns auch zuweilen an den Meister Béranger erinnert.

Wir theilen zur Probe aus den ernsteren Poesieen die nachstehende Strophe aus dem schönen Gedichte „Le vieux Labarpe" mit, das der Dichter bei Gelegenheit des dem alten Friedrich Cäsar Laharpe in seiner Vaterstadt Rolle, am Genfer See, gesetzten Denkmals gesungen:

Le vieux Laharpe! ainsi l'ont vu nos pères,
Antique et pur nous un front de vingt ans.
A notre tour, nous l'avons vu, mes frères,
Jeune de coeur, tout jeune en cheveux blancs;
Et sa mémoire est comme un bel ombrage
Où nos enfants aimeront à marcher.
Ah! dans nos temps de faiblesse et d'orage
Il faut le chêne, assis sur le rocher.

*) Les chansons lointaines. Poésies et poésies. Sec. edit. revue et augmentée d'un cinquième livre etc. Berne, 1855. (Leipzig, Mayhey & Georg).

**) Friedrich Perthes' Leben. Ein Clement Theodor Perthes. Hamburg und Gotha. Th. I. 1848; Th. II. 1850; Th. III. 1855.

Mannigfaltiges.

— Friedrich Perthes. Sicherlich wirft der tiefere Einblick in die Lebens- und Bildungsgeschichte irgend eines vorzüglichen Menschen reichere Prozente ab für Menschenkenntniß, Weltbildung und Lebenspraxis, als eine Flath schöngeistiger Schriften in Lyrik, Drama und Roman. Dort ist die Ausbeute, wenn man sie nur nutzen will, wie die Ertragsfähigkeit, von vorn herein gewiß; hier aber oft selbst dann noch in Frage gestellt, wenn der Scheideprozeß zwischen Gut und den zahlreichen Abarten des Mittelguts zu Ende geführt ist — eine Behauptung übrigens, die weder den Produzenten und Pflegern der Belletristik zu nahe treten, noch ihren Hegern und Gönnern den Genuß verleiden soll oder zu verleiden geeignet ist. Zu den vorzüglichsten Männern unserer Zeit und unseres Volkes gehörte Friedrich Perthes, der mit den Hervorragendsten seiner Zeit auf den Gebieten der Literatur, Politik und Kirche in so enger, theilweise engster Verbindung stand, daß sein Lebensbild, wie es nunmehr vollständig aufgerollt vor uns steht, zugleich als ein treues Gemälde des langen Zeitraumes, worin ihm zu leben und zu wirken vergönnt war, gelten darf. Der jüngst erschienene dritte oder Schlußtheil seiner Biographie**) schildert die letzte Lebensperiode des trefflichen Mannes oder die Jahre 1822—43 von der Zeit an, wo er von Hamburg nach Gotha übersiedelte, bis zu seinem hier erfolgten Tode. Thaten sind es freilich nicht, wie sie die Posaune der Publizisten der Welt verkündet, welche diese einundzwanzig Gothaer Jahre so ungemein merkwürdig machen; statt ihrer tritt vor unsere Betrachtung ein geräuschlos thätiges, geregeltes, unermüdliches, bewußtvolles Schaffen, das die Mahnungen, Bedürfnisse, Bewegungen einer oft gewitterschweren Zeit, wie Wenige, erkannte, mit eben so feiner Diagnose die geistigen Kräfte, welche in ihr keimten und wucherten, auffspürte, abwog, zu Förderung edler Zwecke aufbot, antrüstete, verwerthete, und da, wo für die nationale Thatkraft sich wenig frohe Aussicht zeigte, wenigstens für nationale Geistesbildung rastlos Samen ausstreute, Frucht einspeicherte oder zu künftiger Aernote den Boden vorbereitete. Was Perthes hierfür beabsichtigte und wirklich und in welcher Weise er seinem klargedachten Ziele zustrebte, liegt in diesem dritten Theile vor, der einen Cyklus von zahllosen eigenen und mehr denn zwanzigtausend an ihn gerichteten Briefen umfaßt. Letzteren fehlt kaum eine damals in Sachen der Wissenschaft und Bildung sprudschfähige Notabilität. Alles von Perthes selbst Geschriebene ist markig, scharf bezeichnend, selten in Vorurtheil befangen, überzeugend, oft als Motto anwendbar. Aus der Fülle des Vorzüglichen hält es schwer, einiges allgemein Gültige herauszuheben. Daher die Stellen konkreteren Inhalts, betreffend einen Gegenstand, der nicht allant und nachdrücklich genug zur Sprache gebracht zu werden vermöchte. An einen jungen Gelehrten schreibt Perthes: „Allen Respekt vor den Gelehrten, aber vergessen Sie nicht: Fälle des Geistes, Tiefe des Sinnes, Ahnung des Höheren, Erfahrung der Welt, Feinheit des Betrogenen, Gewandtheit und Kraft zum Handeln, Wahrheitliebe, Redlichkeit und Liebhaben, das Alles kann dem Menschen fehlen, und doch kann er ein großer Gelehrter sein." Wie wahr! Nur sollte Perthes unter den Mängeln des Gelehrten auch die bescheidene Abschätzung des eigenen Werthes und Anspruchslosigkeit im Verkehre mit Anderen ausdrücklich namhaft gemacht haben. Er sagt ungefähr, was Goethe's Tasso mit den Worten:

Die Grazien sind leicht zu entgehen,
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar Viel besitzen, Vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruh'n.

Ein anderes Mal schreibt Perthes so an einen Philologen: „An Jacobs können Sie lernen, daß es nicht an der Philologie liegt, wenn sie viele Philologen unleidlicher Natur und kleinlichen Charakters und erfüllt von selbstsüchtigen Nüchternen sind." Man muß Friedrich Jacobs, dieses Muster aller seiner Standes- und Studien-Genossen, gesehen und gekannt haben, wie Schreiber dieses, und andererseits wissen, wie wenige unserer Philologen vom Geiste des Alterthums und des Humanismus, mit dem sie täglich umzugehen vorgeben, angehaucht sind, um anzuerkennen, wie richtig Friedrich Perthes die Menschen beurtheilt hat. E. K—r.

— Das Leben der Seele, von Dr. Lazarus.*) Der grobsinnlichen Auffassung unserer Natur-Propheten zufolge, ist eine Biographie der Seele, wie sie und hier in drei Monographieen über ihre Erscheinungen und Gesetze vorliegt, nicht blos überflüssig, sondern baarer Unsinn. Was die Herren nicht mikroskopiren und chemisch analysiren können, das existirt nicht für sie, und was für sie nicht existirt, das ist überhaupt nicht vorhanden — wie sie und wohl Jeden glauben machen. Glücklicherweise giebt es auch noch junge Gelehrte wie den Verfasser des vorliegenden Buches, welche die schöne alte Gabe wohnzeit des Lebens, Denkens und geistigen Empfindens mitten in dieser nur für das Aeußerliche und Materielle Sinn habenden Welt nicht verlernt haben und, trotz der vielen Leute, die nichts in sich zu entdecken vermögen, ihnen beweisen, daß sie eine sehr substantiell selbständige Seele besitzen. „In dem Leben der Seele", sagt Dr. Lazarus, „walten Maß und Gesetz, eine Fülle der Formen und ein Reichthum von Gestalten, wie nirgends in der Körperwelt und die Psychologie ist der Spiegel der Seele, darin jede ihre eigene und die allgemeine Schönheit erschauen kann... Aber die Psychologie soll nicht blos Thatsachen, sondern auch Ursachen aufzeigen, die Erscheinungen nicht blos darstellen, sondern erklären." Demgemäß bestrebt sich der Verfasser alles Dasjenige zur psychologischen Anschauung zu bringen, was den Gebildeten als solchen interessirt. So bringt das vorliegende erste Bändchen eine Abhandlung über „Bildung und Wissenschaft", die dem intellektuellen Gebiete, eine über „Ehre und Ruhm", die dem sittlichen, und eine über den „Humor als psychologisches Phänomen", die dem literarisch-ästhetischen Gebiete angehört. Der nächste Band soll u. A. „Beruf und Genuß" aus dem sittlichen, „Vermischung der Künste" aus dem ästhetischen und „Geist und Sprache aus dem intellektuellen Leben enthalten. Wir greifen folgenden Gedanken aus der Betrachtung über Bildung und Wissenschaft heraus und fordern damit die Leser auf, sich mit dem gedankenreichen Werke selbst bekannt zu machen: „Ein wesentliches Element der wahren Bildung ist die sittliche Absicht derselben: Das sittliche Streben, die ethische Gesinnung, die nach Bildung trachtet, ist der eigentliche Kern in der Frucht der Bildung; er tritt zwar nicht an das Licht, aber er kann immer wieder neue Blüthen und Früchte erzeugen. Wer von den Gebildeten also sich nicht selbst herabwürdigen, wer den Edelsteinen seiner Bildung nicht auf den Scheinwerth böhmischen Glases herabgesetzt sehen will, wird zugestehen, daß die sittliche Triebkraft, die sich an seiner Intelligenz manifestirt, zum ethischen Kraftmesser für ihn wird zum Maßstab der sittlichen Forderungen, die man an ihn stellen darf."

*) Das Leben der Seele, in Monographieen über seine Erscheinungen und Gesetze, von Dr. M. Lazarus. Erster Band. Berlin, Heinrich Schindler, 1856.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 4. Berlin, Dienstag den 8. Januar 1836.

Rußland.

Die Lehrthätigkeit der Universität zu Charkov während des ersten Dezenniums ihres Bestehens.*)

Das Statut der kaiserlich russischen Universität in Charkov wurde von dem Kaiser Alexander I. am 5. November 1804 bestätigt, die Verordnungen der Regierung aber, welche die Eröffnung dieser Universität vorbereiteten, datiren schon aus dem Jahre 1803 seit der Errichtung eines Charkovschen Lehrbezirks unter einem Kurator, dem Geh. Rath und Senator Grafen Severin Ossipowisch Potocki, eines Magnaten, der gründliche klassische Bildung und Liebe zu den Wissenschaften mit Administrationstalent verband.**) Auf seine Anordnung wurden durch ihre Gelehrsamkeit bekannte Männer, theils Russen, theils Ausländer, zu Dozenten ausgewählt und vozirt, und der Grund zu einer Bibliothek und anderen gelehrten Hülfs-Instituten bei der Universität gelegt; im Jahre 1803 begab er sich, zur Beschleunigung der ihm anvertrauten Sache, selbst ins Ausland, um an Ort und Stelle die ihm nöthigen Persönlichkeiten kennen zu lernen und verschiedene Gegenstände zu bestellen. Während seiner Abwesenheit besorgte die Angelegenheiten der Universität, unter Oberleitung des Kurators des St. Petersburgischen Lehrbezirks Nikolai Nowossiltzov, der eifrige Förderer der Ehre und des Wohlstandes der Ukraine, der Charkovsche Gutsbesitzer Wassili Nasarowitsch Karasin, damals Direktor der Oberschulverwaltung. Im März 1804 kehrte Graf Potocki nach Charkov zurück und bildete, mit dem Wunsche, die Universität sofort eröffnet zu sehen, ein Comité aus den anwesenden Professoren: Rißlji (als Präsident), Timkowski, de Lavigne, Belin de Ballu und Ossipowski, denen er noch Karasin beigesellte. Von dem Kurator mit einer genauen Instruction versehen, erfüllte das Comité unermüdlich die ihm auferlegten Pflichten, trotz der Menge ihm vorliegender Geschäfte: es sollte alle Lehr-Angelegenheiten begutachten, die Administration nicht allein der Universität, sondern auch des ganzen Lehrbezirks besorgen und in die einzelnen wirthschaftlichen Verhältnisse dringen.

Nach Beendigung aller Vorbereitungen und Erlaß der kaiserlichen Urkunde, wie der Statuten, wurde beschlossen die Eröffnung der Universität am 17ten Januar 1805 feierlich zu begehen, da zu dieser Zeit gerade ein großer Theil des Land-Adels behufs der Landeswahlen sich in Charkov versammelte. Eine dreitägige Illumination, eine splendide Bewirthung der Gäste, ein prägnanter Rede-Akt begleiteten diese Feier und machten den Tag zu einem außerordentlichen in den Annalen des damals gar beschriebenen Charkov, und viele alte Bürger dieser Stadt erinnern sich noch jetzt lebhaft des Glanzes dieses Festes und der ausgezeichneten Reden, unter welchen die des gelehrten Kurators***) und besonders die Apotheose Alexander's I., in der klassische Erinnerungen sich mit der Gegenwart verflochten, in den Vordergrund traten. In dem Ruhmestempel, in jonischem Baustyle, enthüllte sich ein transparentes Bild, das den Kaiser in martialem Gewande, Apollo die Hand reichend, darstellte, eine von dem Professor Rißlji angegebene und von dem Dozenten der Baukunst an der Universität, Professor-Adjunkt Wassiljew, dem Zeichnenlehrer Matthes und dem Maler Koppilow ausgeführte Arbeit. Als Redner traten, außer dem Kurator, Grafen Potocki, die Professoren Ballu und Rißlji auf. Am folgenden Tage trat das Conseil der Universität in Thätigkeit und begann die Berufung von Professoren zu den verschiedenen Gelehrten-Aemtern. Das Amt des Rektors übertrug, mit kaiserlicher Bestätigung, das Vertrauen der Kollegen dem Professor der russischen Literatur, Iwan Rißlji, als Dekane traten ein: bei der ethisch-politischen Abtheilung, Schad, bei der physisch-mathematischen Stoikowitsch, bei der literarischen Umlauf; nur die medizinische Fakultät hatte noch weder Dekan, noch Mitglieder. Hiernächst schritt man zum Beginn der Vorlesungen, der Kurator beschleunigte ihn und beehrte auch später, bei jedesmaliger Anwesenheit in Charkov, die Vorlesungen mit seiner Gegenwart, während er die Privat-Gesellschaften der Dozenten besuchte und sich bei diesen Gelegenheiten über die Fortschritte und Erfordernisse der Wissenschaften unterrichtete.

Mehrere Katheder, welche durch das Statut eingerichtet waren, blieben übrigens lange Zeit, wegen Mangels an Dozenten, unbesetzt. Die medizinische Fakultät war, wegen fehlender Zuhörer, häufig genöthigt, schon begonnene Vorlesungen auszusetzen, und kaum eine fortlaufende Reihe derselben erst seit dem Jahre 1811 angehen. In den übrigen drei Abtheilungen gingen die Vorlesungen zwar ununterbrochen fort, ermangelten aber in den ersten Jahren gar sehr der erwünschten Vollständigkeit. Das gelehrte Gremium bestand bei Eröffnung der Universität aus neun Professoren, eilf Adjunkten, einem Lektor und vier Lehrern der Künste, zusammen fünfundzwanzig Personen, da aber von ihnen zwei Adjunkte ins Ausland beurlaubt waren, so lastete alle Unterweisung in den vielfältigen Zweigen menschlichen Wissens auf dreiundzwanzig Personen. Die Namen dieser Männer, welche die ersten Hüter des Lichts der Wissenschaften, das jetzt in der Ukraine entbrannte, waren und von welchen mehrere einen verdienten Ruf in der gelehrten Welt erwarben, sind folgende: 1) ordentliche Professoren: Iwan Rißlji, für russische Literatur; Ilia Timkowski, für russisches Recht; Franz de Lavigne, für Botanik; Timofei Ossipowski, für Mathematik; Leopold Umlauf, für lateinische Literatur und Aesthetik; Jakob Belin de Ballu, für griechische und französische Literatur; Afonasi Stoikowitsch, für Physik; Johann Schad, für Philosophie; Johann Schnaubert, für Chemie; 2) Adjunkte: Joseph Lang, für philosophische Wissenschaften; Jean Pauchi de Sovigny, für französische Literatur; Johann Gamperle, für Politik und politische Oekonomie; Johann Barendt, für orientalische Sprachen; Abram Wassiljew, für Architektur; Emanuel Krüger, für Mineralogie; Ferdinand Giese, für Chemie; Daniel Schmerfeld, für Technologie; Jakov Karetnikow, für Botanik; Fedor Philipowitsch, für Jurisprudenz; 3) Lektor: Bernhard Reith; 4) Lehrer der Künste: des Zeichnens, Jakob Matthes; der Kupferstechkunst, August Schöpfling; der Musik, Johann Witkowski; der Fechtkunst, Cäsar Siwoki. Zu diesen kamen, aus dem Auslande vozirt, die Professoren der Pharmazie und Pharmokologie, Georg Koritari (1806); der politischen Oekonomie, Ludwig Jakob (1807); der Thierarzneikunde, Friedrich Pilger (1807); der Therapie und Klinik, Wilhelm Dreyssig (1807), und der allgemeinen Geschichte, Anton Dyngurow (1807), der Adjunkt für Anatomie Ludwig Panotti (1805), und der Lektor, später Adjunkt für historische Wissenschaften, Anton Reinisch (1805). Aus der Zahl der inländischen Gelehrten erwarb die Universität zu ihren Mitgliedern einen Veteranen der russischen Medizin, den ehemaligen Professor an der Moskauschen mediko-chirurgischen Akademie, Kollegienrath Paul Schumlänski (1805), und den von der Haupt-Elementarschule in Woronesh für die Vorlesungen der Geschichte Rußlands, als Lektor vozirten Gabriel Uspenski (1807), der durch seine Arbeiten über die vaterländischen Alterthümer bekannt ist und überdies in Charkov den Ruf eines erfahrenen praktischen Juristen hinterlassen hat. Alle diese Erwerbungen der Universität geschahen in den ersten fünf Jahren ihres Bestehens, während welcher Zeit sie auch schon einige Verluste betrauerte. Am Ende des Jahres 1807 starb der Professor Umlauf, und der von ihm bekleidete Lehrstuhl der lateinischen Literatur wurde zeitweise Belin de Ballu, darauf Schad übertragen, blieb indessen, bis im Jahre 1811 Professor Rommel, bisher in Marburg, anlangte. Nach Entlassung des Adjunkten Karetnikow im Jahre 1807 vereinigte Professor de Lavigne die Professur der Zoologie mit der der Botanik, und die Vorlesungen über orientalische Sprachen wurden schon im Jahre 1806 geschlossen, da der Adjunkt Barendt austrat.

Die bloße Aufzählung der Namen der ersten Dozenten weist darauf hin, daß ihre Zahl der durch das Statut festgesetzten nicht entsprach, und daß ferner der größte Theil der Lehrstühle von Ausländern besetzt war, wie folgende Tafel noch näher anzeigt:

*) Nach einem Artikel des Prof. ord. A. Rewlawski-Petrowski in Charkov, im Journal des kaiserlich russischen Ministeriums der Volksaufklärung.

**) Uebrigens nicht zu verwechseln mit dem Grafen Johann Potocki, dem Verfasser der „Histoire primitive des peuples de la Russie" (St. Petersb., 1804).

***) De nova per imperium Rossicum constitutione scholarum, indeque oriunde fructu.

Digitized by Google

Ordi. Außerordi. Prof.	Prof.	Adj.	Lekt.	Von diesen: Zus. Russen	Russ.	Lehrer der Künste: Zus. Russen	Russ.
1804 .. 9 ..	— ..	9 ..	1 ..	19 ..	6 ..	13 ..	4 ..	1 ..	3
1805 .. 10 ..	1 ..	8 ..	2 ..	21 ..	7 ..	14 ..	5 ..	1 ..	4
1806 .. 11 ..	1 ..	8 ..	2 ..	22 ..	7 ..	15 ..	5 ..	1 ..	4
1807 .. 13 ..	2 ..	8 ..	2 ..	25 ..	7 ..	18 ..	4 ..	1 ..	3
1808 .. 14 ..	2 ..	9 ..	1 ..	26 ..	7 ..	19 ..	5 ..	1 ..	4
1809 .. 15 ..	1 ..	10 ..	— ..	26 ..	7 ..	19 ..	5 ..	1 ..	4

Von den neunundzwanzig Personen, welche überhaupt während des ersten Quinquenniums der Charkowschen Universität an ihr Wissenschaften lehrten, hatten nur acht ihre Ausbildung in russischen Lehr-Anstalten erhalten (einer in der geistlichen Akademie; zwei in dem ehemaligen Lehrer-Seminar, einer auf der Moskauschen Universität, einer in der mediko-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg und drei in dem Berg-Kadetten-Corps), die übrigen einundzwanzig, also fast drei Viertel der Summe, waren Männer, die Charkow fremd waren, sowohl der Sprache, als der Herkunft nach. Trotz der großen Hülfe jedoch, welche der neu errichteten Universität der gebildete Westen leistete, entbehrten mehrere Katheder ihrer Docenten, und während des ganzen Quinquenniums überstieg die Zahl derselben nie sechsundzwanzig, während das Statut achtundzwanzig Professoren- und zwölf Adjunkten-Stellen benannte.

In dem akademischen Jahre 1809—1810 übertrug das Direktorium der Universität den ausgezeichnetsten Kandidaten, welche, als die ersten, dieselbe verließen, Jakov Gromov und Nikolai Archangel'ski, den Vortrag einiger Disziplinen für die Studenten des ersten Kursus. Wenn auch der Antrag des Conseils, junge Leute ins Ausland zu schicken, die nach ihrer Rückkehr Lehrstühle übernehmen sollten, nicht in Erfüllung ging wegen der im westlichen Europa ausgebrochenen Unruhen, so vollendeten doch, nach Absolvirung des Magister-Examens, ihre wissenschaftliche Ausbildung: Gromov in den Naturwissenschaften unter Leitung des berühmten Naturforschers Fischer in Moskau und Archangel'ski in der angewandten Mathematik bei den Akademikern Schubert und Gurjev und wurden nach ihrer Rückkehr, im Jahre 1813, in Charkov als Adjunkte angestellt. Unterdeß säumten auch die übrigen Lehranstalten nicht, ab und zu der jungen Hochschule tüchtige Lehrer zuzusenden. So trat, nach dem Tode Rißlich's, im Jahre 1812 Iwan Srednewski als ordentlicher Professor der russischen Literatur ein, welcher seinen Kursus an der Moskauschen Universität vollendet hatte, an der auch der von dem Ministerium (1812) eingesetzte Adjunkt für Pharmazie Michael Bolgarewski angebildet worden; die beiden Betreffenden der medizinischen Fakultät aber, welche 1811 zu Professoren vocirt wurden, Iwan Knigin und Iwan Kamenski, hatten an der medicochirurgischen Akademie studirt, gleichwie der für die Vorlesungen in der Verbandslehre (1815) als Adjunkt angestellte Stephan Kolumna-Wigura. Im Laufe dieser Zeit verlor die Universität durch den Tod: im Jahre 1810 den Prof. ord. Koritari, im Jahre 1811 den Prof. ord. Rißlich und die Adjunkte Reinisch und Schmerfeld, im Jahre 1812 den Prof. extraord. Kalkau, — und durch Uebertritt in ein anderes Amt 1810 den Professor Jakob, 1811 die Professoren Belin de Ballu, Huth und Schnabert und den Adjunkten Krüger, 1813 Professor Timkowski und 1814 die Professoren Stoikowitsch und Giese, zusammen in fünf Jahren dreizehn Männer, von welchen zehn Ausländer waren. Nach dreijährigem Dienste nahm auch Professor Rommel seinen Abschied von der Universität. Für die Professur der Landwirthschaft trat der fleißige deutsche Gelehrte Karl Rödchen (1811) ein, und im Jahre 1812 für die des Rechts der bedeutendsten Völker des Alterthums als ord. Dr. Ferdinand Schweickhardt aus Giessen, welcher der Nachfolger Krüger's für die mineralogischen Vorlesungen wurde, als Prof. extraord. Taubert, welcher, ebenso wie die im Jahre 1812 als Adjunkte für das römische Recht und die griechische Literatur angestellten Dr. Pawlowitsch und der Lehrer des Tschernigowschen Gymnasiums Malinowitsch, und der im Jahre 1813 zur Dozentur der Philosophie als Lektor rezipirte Dubrowitsch aus Ungarn, seine Ausbildung auf einer ausländischen Universität erhalten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Belgien.

Hendrik Conscience.

(Schluß.)

Die Charakterzeichnung ist trefflich; besonders ist Artevelde, der Held, der Mittelpunkt des Ganzen, der und in plastischer Vollendung zugleich fesselnd und bedeutend entgegentritt, mit Meisterhand gezeichnet. Artevelde ist groß, stark, unerschütterlich im Kampfe gegen Frankreich, wie im Kampfe gegen die im Innern ihm prinzipiell widerstreitende Partei, an deren Spitze Jan von Steenbeke steht, ein selbst in seinem Hasse gegen Artevelde offener und redlicher Charakter; allein er fühlt sich schwach und ohnmächtig, als es darauf ankömmt, den Verfolgungen des Neides, dem Geifer der Verleumdung zu begegnen, womit sein persönlicher Feind Geeraert Denys, eine von einem brennenden Ehrgeize verzehrte und dadurch zuletzt selbst zum Morde Artevelde's getriebene Natur, ihn verfolgt. Scheinen auch alle übrigen Persönlichkeiten des Romanes fast nur vorhanden zu sein, den glänzenden Eigenschaften Artevelde's zur Folie zu dienen, bilden sie auch gleichsam nur den bescheidenen Rahmen, bestimmt dies Bild zu umfassen, so sind doch auch diese keineswegs flüchtig oder stizzenhaft gezeichnet, im Gegentheil ist ihre charakteristische Eigenthümlichkeit mit aller Schärfe aufgefaßt: so Graf Ludwig von Nevere, schwach aber gutmüthig, wohlwollend aber befangen, der ritterliche Eduard III., der mannhafte Ghelnoot van Lend, der bedächtige Maes van Baernewyck, Artevelde's Freunde. Nur Lieven Denys, Geeraert's Sohn und Verlobter der Tochter Artevelde's, erscheint für eine an wilden Leidenschaften und kräftigen Charakteren so reiche Zeit zu weichlich, zu sentimental. Denselben Vorwurf muß man dem Verfasser in Bezug auf die Charakterzeichnung Beerle's, der Tochter Artevelde's machen: auch sie erscheint zu kraftlos und ist zudem in sehr vagen Umrissen gezeichnet. Treffend und wahr hingegen sind Artevelde's und Geeraert Denys' Gattinnen geschildert, und der Rindankönig Muggelyn, sowie der Färbergeist Lieven Comyne, lassen, was Frische und Naturwahrheit der Charakterzeichnung betrifft, Nichts zu wünschen übrig.

Es ist Conscience gelungen, sich so gänzlich in jene Zeiten, die er schildert, zu versetzen, daß der Leser diese stürmbewegte Epoche der flandrischen Geschichte gleichsam mit zu durchleben scheint. Meisterhaft und ganz auf dem Leben gegriffen sind die Volksscenen; hier sehen wir das Volk in aller seiner Kernhaftigkeit, seinem stürmischen, tobenden Jubel, seiner rauschenden Begeisterung, seiner wilden Kraft und gläubigen Hingabe, aber auch in seiner Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit, seiner dumpfen Verzweiflung, seinem Wankelmuthe, seiner Ohnmacht und seiner Schwäche.

Der Erfolg dieses Romanes war ein ungeheurer zu nennen; in Gent allein wurden gegen dreitausend Exemplare desselben verkauft, und am 31. März des Jahres 1849 beschloß der Magistrat der Stadt auf Antrag der Professoren Baron Saint Genois — als Schriftsteller in vlaemischer und französischer Sprache rühmlichst bekannt — und Guislain, Conscience in einem von allen Magistratsmitgliedern unterzeichneten Schreiben seinen Dank auszusprechen für die Art und Weise, in welcher er den alten Ruhm der Stadt Gent und ihres größten Bürgers zur lebendigen Anschauung des jetzigen Geschlechtes gebracht.

Nach dieser umfassenden Arbeit ließ Conscience eine Reihe kleinerer Erzählungen erscheinen — vielleicht fühlte er nach diesem Vertiefen in eine wilde, sturmbewegte Vergangenheit, welche sein „Jakob van Artevelde" ihm zur Pflicht machte, das Bedürfniß, sich in die immergrüne Oase des Familienlebens zu retten.

Statt ihm vorthin zu folgen, sei es uns gestattet, zuerst noch einen Blick auf Conscience's neuesten Roman, den „Bauernkrieg", zu werfen, welcher insofern mit dem „Jakob van Artevelde" eine Verwandtschaft hat, als der Verfasser uns in demselben eine neue Epische des Jahrhunderte langen Kampfes der vlaemischen Bevölkerung gegen Frankreich vor das Auge führt. Indessen das Jahr 1798 war nicht mehr die Zeit Artevelde's oder Deconinck's, und wenn in früheren Jahrhunderten das ganze vlaemische Volk sich wie ein Mann gegen Frankreich erhob, so standen im Jahre 1798 nur die wenigen Bauern der Kampine auf und führten einen verzweifelten, aber nutzlosen Kampf, der aber, weil sich uns von vorn herein die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Gelingens aufdrängt, für uns an Interesse verliert. Conscience hat dies auch wohl gefühlt und darum nicht, wie in seinen früheren historischen Romanen, die geschichtlichen Persönlichkeiten in den Vordergrund geschoben, sondern die historischen Ereignisse mehr als Hintergrund benutzt, auf welchem die Gestalten seiner Helden sich abzeichnen; die Ereignisse wirken auf dieselben mehr ein, als daß sie von denselben bestimmt werden.

Und nun schließlich zu den von uns bereits erwähnten kleineren Erzählungen: „der Rekrut", „Baes Gansendonck", „der arme Edelmann", „der Geldhals" und „die Dörferplage", welche sämmtlich seit 1849 erschienen sind.

. . . . . „Es sind bescheidene Kränze", — charakterisirt Conscience selbst diese von uns genannten Erzählungen — „welche ich träumerisch aus Kornblumen und Haidekraut gewunden. Vielen werden diese Erzählungen nicht gefallen. Einfach wie der Boden, dem sie entkeimten, laufen sie der herrschenden Mode schnurstracks entgegen, denn sie sind kein Gemisch von Blut, Ehebruch, nackter Unzucht, fanatischem Unglauben; sie treiben dem Leser nicht die Haare zu Berge aus Angst für seine eigene Tugend und das Schicksal des Menschengeschlechtes. Verzweiflung und Haß haben sie nicht eingegeben, sondern die Natur hat sie in unbefleckter Frische aus demüthigem Stoffe gewebt; und sie zu genießen, darf man noch nicht ganz entzaubert sein."

Wir haben dieser Charakteristik wenig hinzuzufügen, nur eine Rüge und eine Warnung vermögen wir nicht zu unterdrücken. Wird in der gleichnamigen Erzählung anfangs der Hochmuth und die lächer-

liche Eitelkeit des Baes Gansendonck mit allen Waffen eines launigen Spottes gegeißelt, so bilden die später sich entwickelnden Folgen dieses Hochmuthes einen zu schroffen, zu schneidenden Gegensatz zum anfänglichen Humor, als daß derselbe nicht die innere Harmonie des Ganzen störend und das ästhetische Gefühl des Lesers verletzend wirken sollte. Ueberhaupt wendet Conscience's Muse, namentlich in seinen Erstlingsprodukten, auf welche seine drängende, ihn bitter stimmende Lage wohl nicht ohne Einfluß geblieben, sich mehr den düsteren, als den heiteren Seiten des menschlichen Lebens zu, und seine Feder, mehr geschickt, den Schmerz als die Freude zu schildern, ist in der heiteren, das Leben poetisch verklärenden Komik nicht glücklich.

Conscience scheint sich in den hier erwähnten Dorfgeschichten ein praktisches Ziel gesteckt zu haben: im „Baes Gansendonck" geißelt er den Hochmuth, im „Geizhals" bekämpft er den Geiz, in der „Dörferplage" den Branntwein. Wir möchten den Verfasser dabei erinnern, daß der Poesie eine moralische Nutzanwendung fern liegt, und daß Derjenige, dem diese moralische Nutzanwendung Hauptsache ist, Gefahr läuft, die Poesie, sie zur Moralpredigerin erniedrigend, gänzlich zu verlieren. Sein Streben, einen Codex der Moral zur lebendigen Anschauung zu bringen, oder von einem Laster, seine Folgen schildernd, abzuschrecken, verleitet ihn leicht, seine Farben zu stark aufzutragen und, ins Häßliche und Unschöne verfallend, seine Zeichnungen zu karikiren, — ein Fehler, den Conscience im „Geizigen" nicht ganz zu vermeiden gewußt, — wenn er nicht gar in Trivialität gänzlich untergeht. Wir halten nun Conscience für ein zu bedeutendes Talent, als daß wir, ohne den praktischen Nutzen moralisirender Volksschriften zu leugnen, wünschen könnten, ihn sich auf einer Bahn verlieren zu sehen, die von der Poesie weit ab in das Gebiet des bloß Nützlichen führt.

Wir haben endlich noch zwei Novellen zu erwähnen, die, obwohl im Original nur in einer Zeitschrift — dem „Taelverbond" — abgedruckt, doch in Deutschland verschiedene Uebersetzungen erfahren haben: die Novellen „die hölzerne Klara" und „die blinde Rosa".

Letztere, zart und innig, einfach, aber ergreifend, ist eine der schönsten, der keuschesten Blüthen im Kranze vlaemischer Poesie. Sie erzählt uns die Geschichte eines Mannes, der nach zweiunddreißigjähriger Abwesenheit, mit Reichthümern beladen, nach seinem heimatlichen Dorfe zurückkehrt, wo ihm indessen Alles fremd und verändert entgegentritt, so daß er sich da, wo seine Wiege stand, einsamer und verlassener als in der weiten Ferne fühlt, bis er endlich Rosa, den Gegenstand seiner heißesten Jünglingsliebe, die ihrerseits sein Andenken mit religiöser Treue im Herzen getragen, wiederfindet, aber durch unverschuldetes Unglück darniedergedrückt, erblindet und bettelnd!

So weit der erste Abschnitt dieser Novelle, die damit zugleich auch als vollkommen abgeschlossen erscheint; allein Conscience hat derselben noch einen zweiten Abschnitt hinzugefügt, der den tief poetischen Eindruck des ersteren abschwächt; ihn geradezu prosanirt.

Wir haben der Erfolge der Conscienceschen Schriften, ihrer weiten Verbreitung in allen Schichten der Gesellschaft gedacht, fragen wir nun, worin liegt der Zauber, den sie auf alle Klassen des vlaemischen Volkes ausüben? Antwort: sie sind national.

Dieser Lobspruch dürfte auf manchen Lippen ein mitleidiges Lächeln hervorrufen; und dennoch halten wir ihn aufrecht.

Eine Literatur hat nur dann Anspruch auf allgemeine Beachtung, wenn sie als lebendigen Ausdruck des gesammten Volkslebens sich darstellt; nur unter der Bedingung, daß sie den diesem und seinem anderen Volke eigenthümlichen Nationalcharakter treu wiederspiegelt, ist sie ein lebendiger Faktor in der Kulturgeschichte der Menschheit.

Conscience ist national, national par excellence, und in dieser Eigenschaft liegt der Quell seiner Popularität. Das Volk liebt ihn, denn es findet in seinen Schriften sich selbst wieder. Die Gestalten, welche er schildert, sind lebendig und lebenswarm, wie wir ihnen tagtäglich im Volke begegnen; seine Helden sind nationale Helden, auf welche das Volk noch heutzutage mit gerechtem Stolze zurückblickt; es ist des Vaterlandes entschwundene Größe, jene Zeit, in welcher aus Gents Thoren fünfzigtausend Streiter zogen und Frankreichs Lilien vor dem schwarzen Löwen Flanderns den Boden küßten, welche er feiert. Das polirte Parquet des Salons ist nicht der Boden, auf welchem Conscience's Muse sich mit Freiheit bewegt: Flanderns fruchtbare Auen, seine frischgrünen Wiesen, seine einsame und doch so poetische Haide, auf welcher die Schaddenfeuer dampfend glühen, über welche der heimatliche Himmel sich wölbt, das ist ihr Feld; der Duft der Erica ist es, der in Conscience's Schriften uns berauscht, nicht Patchouly.

Conscience besitzt mehr Gemüth, mehr Innigkeit und Herzenswärme als Kälte und Schärfe der Reflexion, mehr Naivetät und Frische der Darstellung als Korrektheit und Glätte der Sprache, mit einem Worte: er besitzt mehr Natur als Kunst, allein diesen Eigenschaften verdankte er ohne Zweifel einen großen Theil seiner Popularität.

Wir dürfen indessen nicht verkennen, daß auch noch ein anderer Umstand die Verbreitung der Conscienceschen Schriften wesentlich begünstigte. Die in Belgien so mächtige und einflußreiche, der vlaemischen Bewegung im Allgemeinen geneigte Geistlichkeit zögerte nun so weniger, dieselben dem Volke zu empfehlen, als sie — bei großer Sittenreinheit — eine warme Anhänglichkeit an den katholischen Glauben athmen. Die ersten Versuche, Conscience's Schriften im Auslande einzubürgern, gingen von katholischen Klerikern aus: Melchior von Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau, war der Erste, welcher einige Schriften Conscience's — „das Wanderjahr", „Gisla von Rosemael", „was eine Mutter leiden kann" und „wie man Maler wird" — in das Deutsche übertrug, und auch der italiänische Uebersetzer Nicola Negrelli, Professor der orientalischen Sprachen in Wien — auch als Uebersetzer einiger Poesieen Uhland's bekannt — gehört dem Priesterstande an.*)

Man würde indessen sehr irren, wenn man Conscience um dieses Umstandes willen und wegen seiner Abneigung gegen den modernen belgischen Liberalismus, dem er Hinneigung zum Franzosenthume und atheistische Tendenzen vorwirft, des Ultramontanismus beschuldigen wollte. Conscience ist katholisch, aber er ist es mehr noch aus poetischem als religiösem oder gar politischem Drange, und was das Fanatismus betrift, den wir seinem Erstlingswerke, dem „Wanderjahr", zum Vorwurf machten, so haben Zeit und gereiftere Lebenserfahrungen läuternd und klärend auf ihn eingewirkt. Conscience ist vor Allem vlaemisch. Die nationale Wiedergeburt Flanderns, das ist das Ziel, welches er verfolgt, und man sah ihn katholische wie liberale Ministerien — selbst das Ministerium de Theux, unter dem er seine Stelle als Greffier der Antwerpener Akademie empfing, und dem er mithin persönliche Verpflichtungen schuldete, — mit gleicher Energie und gleicher Ausdauer darum bekämpfen, weil sie sich weigerten, den Flamändern Gerechtigkeit widerfahren und die in der Verfassung theoretisch anerkannte Gleichberechtigung der vlaemischen Nationalität praktisch zur Wahrheit werden zu lassen.

Conscience ist von mittler Größe und schlankem Wuchse; der Schnitt seiner Gesichtszüge verräth seine französische Abstammung, während eine gewisse Weichheit, welche die scharfen Linien seines Gesichtes mildert, an das vlaemische Blut seiner Mutter erinnert. Langes dunkelbraunes Haar beschattet die hohe, gewölbte Stirn; der Ausdruck seines dunklen Auges ist geistvoll, eine gewisse Melancholie, die wir auch in seinen Schriften wiederfinden, spricht aus seinen Zügen. Sein Organ ist weich und wohlklingend, und wenn er öffentlich spricht, entfaltet er eine seltene Beredtsamkeit.

Nach einer stürmischen Jugend, nachdem er die Armuth, ja, selbst das Elend gekostet, hat Conscience endlich eine angemessene Stellung im Leben gefunden. Bereits Greffier der Antwerpener Akademie, wurde er bald darauf vom Könige der Belgier zum Professeur aggregé der Universität Gent, später zum Lehrer der königlichen Kinder ernannt und mit dem Leopold-Orden dekorirt. Außerdem erhielt er den rothen Adler-, später den bayrischen St. Michaels-Orden. Die Maatschappy von Leyden und fast alle gelehrten Gesellschaften Belgiens beehrten ihn mit dem Diplom der Mitgliedschaft, wie er auch von bedeutenden Persönlichkeiten des In- und Auslandes, von Alexander von Humboldt, dem ehemaligen preußischen Gesandten in Belgien, von Sydow, von Uhland und von und zu der Weyer, belgischem Gesandten in London, der auch einige Schriften Conscience's in das Englische übertrag, von Diepenbrock und Anderen die ehrenvollsten Beweise persönlicher Anhänglichung empfing.

Zu Anfang vorigen Jahres erhielt Conscience den unter dem Ministerium Rogier zur Hebung der belgischen Original-Literatur ausgesetzten Preis — fünftausend Francs —, der bestimmungsmäßig alle fünf Jahre zur Vertheilung kömmt.

Durch den Tod seines Vaters, wie durch den sehr bedeutenden Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten in den Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gelangt, seit mehreren Jahren glücklich verheiratet, bewohnt Conscience für gewöhnlich ein geschmackvoll eingerichtetes Landhaus bei Burgerhout, einem ansehnlichen Dorfe, dicht vor den Thoren Antwerpens. Im Frühlinge indessen, wenn die Natur aus langem Schlummer erwacht, da treibt es ihn hinaus in das Kempner Land. Wie der Seemann nach der Fluth des Meeres, so sehnt sich Conscience nach der Einsamkeit, der Ruhe und poetischen Stille der Haide, die sich in weiter Ferne zwischen Antwerpen und Turnhout ausdehnt. Hier setzt er sich nieder zur Seite des Landmannes und lauscht auf die einfachen Erzählungen der Haidebewohner, denen er oft die bedeutendste Anregung für seine Lebens- und Sittenschilderungen verdankt.

Rudolph Mülbener.

*) Die von Conscience's Schriften erschienenen italiänischen, polnischen und böhmischen Uebersetzungen sind nicht direkt aus dem Vlaemischen, sondern aus dem Deutschen übertragen. D. Verf.

Digitized by Google

Italien.

Literarische Miszellen aus Italien.*)

Von Vico's berühmtem Werke: „De uno et universo juris principio" ist soeben in Mailand eine italiänische Uebersetzung von Costanzo Gianì erschienen. Vico, der Vorgänger von Hugo Grotius in der Erklärung des Natur- und Völkerrechts, wird in Italien als philosophischer Rechtslehrer ebenso hoch geachtet, wie Dante als Dichter.

Professor Giampaolo Tolomei in Padua hat in seinem kürzlich erschienenen „Lehrbuche des Naturrechts"**) die Studien, die er in Deutschland gemacht, nicht verleugnet. Er ist im Gegensatze zu der historischen Schule, der die meisten jetzigen italiänischen Rechtslehrer angehören, als ein Anhänger der deutschen philosophischen Rechts-Schule von Thibaut, Mittermayer und Gans zu bezeichnen.

Zur Vergleichung der jetzigen orientalischen Politik Sardiniens mit früheren diplomatischen Verhandlungen dieses Königreichs hat der General-Direktor des königlichen Archives in Turin, Castelli, in französischer Sprache eine Sammlung von Berichten sardinischer Gesandten und von diplomatischen Noten aus den ersten achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herausgegeben.***) Es befinden sich darunter auch Berichte des sardinischen Gesandten Foulana in Berlin, der darauf hinweiß, daß Friedrich der Große ebenfalls ein wachsames Auge auf die Vergrößerungspläne der Kaiserin Katharina in der Türkei habe.

Das biographische Denkmal, welches der gelehrte Niccolo Tommaseo in Turin seinem verstorbenen Lehrer und Freunde, dem Philosophen Rosmini, gesetzt, wird in Italien viel gelesen†) und liefert von neuem einen Beweiß, wie sehr sich die gegenwärtige Generation dieses Landes für philosophische Studien interessirt. Der Ertrag dieser Schrift ist übrigens dazu bestimmt, einen Beitrag zur Errichtung einer Bildsäule des Verstorbenen zu liefern.

Der Kampf des Lichts und der Finsterniß, sowie die Hoffnung auf den endlichen Sieg der Humanität, bildet jetzt wieder, wie zur Zeit Alfieri's, das von den Dichtern Italiens viel behandelte Thema. Eine solche Gedichtsammlung voll patriotischer Ideale ist in Genua von einem jungen Manne, Namens Francesco Curzio, unter dem Titel: „L'Umanità e l'avenire" („Die Humanität und die Zukunft"), herausgegeben worden. Als das Werk einer Dame, Luigia de' Neri, prodnzirt sich ein in Turin erschienenes Buch, unter dem Titel: „Tenebre e Luce, o la lotta dei secoli" („Finsterniß und Licht, oder der Kampf der Jahrhunderte"), doch sind die Ueberschwänglichkeiten des Inhalts und der Form dieses Buches so groß, daß man den weiblichen Namen für eine Maske hält, hinter der sich ein Mitter der Aufklärung vorsichtig verbirgt.

Unter dem Titel: „Kasernen-Geschichten" („Storie della caserma") hat ein alter sardinischer Offizier, Graf Alessandro Bianco de San Jorioz, eine Sammlung unterhaltender Soldaten-Histörchen herausgegeben, die auch ihres Ursprungs wegen bezeichnend für den jetzigen achtungswerthen Zustand des sardinischen Heeres sind. Der Verfasser stand nämlich lange Zeit an der Spitze einer Regimentsschule, in welcher die Soldaten so weit gebracht werden, daß sie sogar das Offizier-Examen machen können. Diesen Soldaten hatte er als Thema zu schriftlichen Aufsätzen sehr häufig Erzählungen von Kriegs- und Heldenthaten, Anekdoten aus dem Lager- und Garnison-Leben zc. aufgegeben, und aus den auf diese Weise entstandenen Geschichten hat der Herausgeber fünfhundert ausgewählt, die nunmehr in ihrer Abwechslung von Ernst und Scherz eine ebenso angenehme Belehrung, als köstliche Unterhaltung für junge Soldaten bilden.

*) Nach Mittheilungen des Herrn Geh. Rath Reigebaur.

**) Corso elementare di diritto naturale. 2 vol. Padova, 1855.

***) La politique sarde et la question d'orient en 1783—84. Documents diplomatiques extraits des archives du royaume. Turin, 1855.

†) Antonio Rosmini di Serbato. Per Niccolo Tommaseo. Torino, 1855.

Die Didotsche Verlagshandlung kündigt sorben: „Chefs d'oeuvre de la littérature française et étrangère" an, eine Sammlung, welche mit den alten Chronisten Eginhard, Joinville zc., den alten Dichtungen, dem „Roman de la Rose", den „Fabliaux", der „Chanson de Roland" (sämmtlich von Francisque Michel edirt) beginnend, demnächst zu Ronsard, Rabelais, den „Lettres de Voiture" zc. übergeht.

Die von Jannet herausgegebene Bibliothèque Elzévirienne hat durch einige neue Bände vermehrt, an deren Spitze die berühmte Dichtung „Flore et Blanchefleur" zu stellen, deren Herausgabe einer der größten Kenner der Literatur des Mittelalters, Herrn Edelestand du Meril, anvertraut ist. Demnächst ist die „Internelle Consolation", von Héricault und Moland herausgegeben, zu nennen, denen sich die „Oeuvres posthumes" von Senecä, das „Dictionnaire des précieuses" von Somai und „die Memoiren der Frau von la Guette" anreihen werden. Zu erwähnen sind auch noch die Fortsetzungen des „Ancien théâtre français", der „Variétés littéraires" und der „Anciennes poésies françaises", von welchen die ersten Bände bereits im vorigen Jahre erschienen.

Der Verleger der französischen Eisenbahn-Bibliothek, Hachette, kündigt eine unter der Redaction Lahure's erscheinende Sammlung französischer Klassiker zu sehr billigen Preisen an. Den in dieser Sammlung bereits erschienenen Werken von Molière, Montesquieu und la Fontaine werden nächstens die von Voltaire folgen. Daß die komplette Voltaire in Frankreich kaum den dritten Theil so viel kostet, als der lange nicht so bändereiche Goethe in Deutschland, brauchen wir wohl nicht erst zu bemerken. Dieselbe Verlagshandlung hat einen neuen Abdruck von Fiechier's „Mémoires sur les grands jours de Clermont" veranstaltet, einem vielbesprochenen Werke, das seit langer Zeit nicht mehr im Buchhandel zu haben ist. Ebenso besorgt sie jetzt eine neue Ausgabe von den berühmten Memoiren St. Simon's, nach einer von Chevrat angestellten, sorgfältigen Vergleichung mit der Handschrift. Allgemein wird gewünscht, daß der Herausgeber die in manchen Stücken einer Berichtigung bedürfenden Denkwürdigkeiten und der Zeit Ludwigs XIV. mit erläuternden und berichtigenden Noten ausstatte.

— Panslavismus in Amerika. Der russische, radikale Schriftsteller Golowin hält sich jetzt, nachdem seine Rolle in Paris und London ausgespielt ist, in New-York auf, wo er sich den dortigen zerschlagenen extremen Polen angeschlossen, wahrscheinlich um mit ihnen sein panslavistisches Projekt einer Republik der „Vereinigten Staaten von Ost-Europa" zur Ausführung zu bringen. Bekanntlich ist er mit seinem jetzt noch in England weilenden Landsmann Alexander Herzen hauptsächlich deshalb zerfallen, weil dieser, der von seiner Abstammung her noch etwas deutsches Blut in sich hat, zu viele Sympathieen für Nichtslaven und namentlich auch für die Deutschen in Rußland hegt, die Herr Golowin vor allen Dingen vertilgen möchte. Letzterer läßt sich in Amerika, wo man durch einen Titel sehr zu imponiren vermag, „Fürst" (Prince) nennen, was mit seinen sonstigen radikalen Grundsätzen eben nicht zu harmoniren scheint. Bei der Feier des fünfundzwanzigsten Jahrestages der polnischen Revolution, am 29. November v. J., hielt er in einer Versammlung der Polenfreunde in den Chinese Assembly Rooms eine Rede in englischer Sprache, die, nachdem bereits viele Andere in polnischer, englischer, deutscher, französischer, italiänischer und spanischer Sprache geredet hatten, dermaßen lang und langweilig erschien, daß, während Herr Golowin noch sprach, ein großer Theil der versammelten Herren und Damen den Saal verließ. Der New-York Herald theilt von diesem Vortrag unter Anderem mit, daß der Redner die Ansicht ausgesprochen, die in so großer Zahl nach Amerika kommenden Deutschen, die von den Institutionen dieses Landes nichts verständen, würden dasselbe auf das Empfindlichste benachtheiligen.*) Es ist nicht uninteressant, daß ein Russe in Amerika die Deutschen als unaufgeklärte Menschen (in ignorance) bezeichnet. Selbst Herrn Karl Heinzen, dem sonst Jeder willkommen ist, der die politische oder moralische Ordnung in Europa auf irgend eine Weise über den Haufen werfen will, ist dies doch etwas zu arg, und in seinem „Pionier" verbittet er sich alle weiteren republikanischen Belehrungen von einem sogenannten Demokraten, „der es für eine Beschimpfung zu halten scheint, wenn man polnische Gentlemen „Citoyens" nennt."

*) He thought that the Germans coming to this country in such numbers and in ignorance of its institutions would do it serious injury.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 5. Berlin, Donnerstag den 10. Januar 1856.

Aegypten.

Altägyptische Geschichte und Geographie.

Je länger und eindringlicher man sich mit dem ägyptischen Alterthum beschäftigt, desto mehr, wenn auch nur allmählich und nicht ohne zeitweise Störungen, bildet sich eine streng philologische Schule und Methode heraus, welche den Ergebnissen der Forschung eine objektive Wahrheit und Verlässbarkeit zu sichern sucht. Es ist schon ein gutes Zeichen, daß man bereits Monographieen, Entzifferungen einzelner Inschriften mit sorglamer Interpretation zu schreiben anfängt und in Einzelnheiten eingehen kann, die bei Aufstellungen von Systemen gewöhnlich nicht beachtet werden können.

Zu Medinet-Habu, einer Ortschaft auf den Ruinen des alten Theben, steht ein Tempel, welchen Ramses III., ein König aus der berühmten Eroberer-Familie dieses Namens, der um 1290 v. Chr. zu regieren anfing, zum Andenken an seine Siege gebaut und mit den Abbildungen seiner Heldenthaten ausgeschmückt hat. Im letzten Winter hat daselbst ein Engländer, Herr Greene, bedeutende Nachgrabungen angestellt und eine große Inschrift am zweiten Pylon rechts, von der Champollion bereits die erste Zeile kopirt hatte, bloßgelegt. Da es bisher nur möglich war, ihn durch Photographie zu kopiren, wobei die einzelnen Zeichen natürlich sehr klein ausfielen, so läßt vielleicht der von Herrn Greene veröffentlichte Text noch Manches zu wünschen übrig.

Ueber diese und andere von dem Genannten herausgegebenen Inschriften, veröffentlicht nun der als Aegyptologe rühmlich bekannte Vicomte de Rougé im Athenaeum Français eine Anzahl von Abhandlungen, deren erste in Nr. 44 vom vorigen Jahre gedruckt vorliegt. Wir können nicht umhin, Einiges von dem Gesagten hier vorzuführen und einzelne Betrachtungen daran zu knüpfen.

Was die oben berührte Inschrift betrifft, so ist sie aus dem Jahre 9 des Königs datirt und enthält weniger einen geschichtlichen Bericht, als eine im schwülstigsten Bombaste des orientalischen Hofstyles abgefaßte Anrede des Königs an seine Unterthanen, worin er seinen Ruhm erhebt. Ein Parallelismus, ähnlich wie in der hebräischen Poesie, macht sich darin bemerkbar.

In der sechzehnten Kolonne führt der König seine Feinde auf, die er besiegt hat: die Cheto, Ari, Karkamascho, Aratu, Araja — nach einer Lücke folgt, wie diese ihr Lager im Lande Amany gehabt und daselbst geschlagen worden seien, als ob sie nie existirt hätten. Herr Vicomte de Rougé bemerkt, daß dies die gewöhnlichen Feinde der Könige der achtzehnten und neunzehnten Dynastie seien. In der folgenden Kolonne stellte sich eine zweite Gruppe von Völkern dar, worunter sich diejenigen befinden, die in der im Tempel abgebildeten berühmten Seeschlacht vorkommen, nämlich die Purſata (auch Pulisita geleſen), die Takkara, die Schakarſcha (Schakalaſcha, Champ.), die Taanu, Uaſchaſcha. Im selben Tempel bilden auch die Takkara, Rabu und Schartana (Schairtana) eine Gruppe.

Späterhin wird die Beute erwähnt, die man in einer Schlacht im Lande Tahi gemacht, welches in Cölesyrien zu suchen ist, weil es das erste Land ist, durch welches Thutmoses III., nach der Inschrift von Karnak, nach der Einnahme von Megiddo auf seinem Marsche nach Mesopotamien gelangte. In dieser Schlacht wurden die Nordvölker (Tamhu), worunter die Maschanaſch als erste Angreifer hervortreten, die in der Schlacht 12,535 Menſchen verloren, besiegt, und Ramses errichtete daselbst eine Festung, genannt „Thurm des Ramses, welcher die Nordvölker besiegt hat.“ Dieses ist wichtig, weil dieser „Thurm des Ramses“ auf den Basreliefs neben der Darstellung jener berühmten Seeschlacht, worin die Takkaru und Schatana geschlagen werden, wieder abgebildet ist. Sie müßte demnach also an der phönizischen Küste stattgefunden haben. Indessen würde zwischen beiden immer noch eine bedeutende Entfernung bleiben, da jene Festung tief im Lande war, und also die Sache wieder zweifelhaft werden. Nach der bei jener Seeschlacht befindlichen Inschrift waren die Feinde von den „Inſeln des Meeres“ gekommen, eine stehende Gruppe mit den drei Wellen als Deutbild, welche uns-uer geleſen wird, ist der Ausdruck für „Meer“, oder spezieſl für das Mittelländiſche Meer, da ſich, nach der Inſchrift im Grabe des Peheri, der Nil hinein ergieſt und in einer anderen von Brugſch gefundenen Stelle dieſes Wort die Erklärung „großes Becken des Nordens“ führt.

Unter den Bewohnern der Inſeln dieſes Meeres werden in einem prächtigen thebaniſchen Grabe, deſſen Inſchriften Herr Hoskin in ſeiner Aethiopia veröffentlicht hat, auch die Keſa genannt, ein Volk, das auf der Thutmoſes-Inſchrift von Karnak gerühmt wird als Verfertiger von goldenen Gefäßen, darunter welche mit Gazellenköpfen. Herr Vicomte de Rougé ſucht es auf Kypern oder Kreta, wobei er an das bibliſche Kaphthor erinnert.

Unter den Inſeln des Mittelländiſchen Meeres, von denen die ſeefahrenden Feinde der Aegypter gekommen ſein können, hat in der That keine mehr Anrecht, als Kreta, welches in jenen Zeiten nach griechiſchen Schriftſtellern eine bedeutende Seemacht beſaß. Man bedenke, daß der Kampf mit eben jenem ägyptiſchen Könige ſtattfand, unter welchem, nach den älteſten Angaben, die Eroberung Troja's fällt, daß die Minoiſche Seeherrſchaft der Kreter in oder kurz vor jene Zeiten (hundert Jahre vor dem Trojaniſchen Kriege) fällt, daß bei Homer in der Odyſſee kretiſche Seeräuber den Nil hinanſahren und die Länderein des Delta verwüſten. Ich erkenne demnach in den Schartana, welchen die Flotte gehört, mit welcher Ramſes ſtreitet, das kretiſche Volk von Gortyna, und zwar nicht blos wegen der Namens-Aehnlichkeit. Wenn es nämlich überhaupt Kreter ſind, die dargeſtellt werden, ſo können es in jener Zeit füglich nur Gortynier ſein, weil nach dem Sturze der Minoiſchen Seeherrſchaft, welche an Knoſſos geknüpft war, das nahe an der Südküſte gelegene Gortyna, welches den einzigen tauglichen Hafen des ganzen, ſonſt zur Seefahrt untauglichen Südſtriche beſaß, den erſten Rang unter den kretiſchen Völkern behauptete. Gortyna ſteht aber durch ſeine Sagen, indem daſelbſt der Stier-Zeus, die aus Phönizien entführte Europa, heimiſch iſt, mit dem Oſten und mit Theſſalien, woher es eine Pelasgerkolonie ſchon in vorhoriſchen Zeiten empfangen hat, in engſter Verbindung. Die Schartana haben Stierhörner an ihren Helmen — dieſes würde ſich ungeſucht mit dem Stier-Zeus von Gortyna in Verbindung bringen laſſen. Auch die anderen Völker, welche mit in den Kampf verwickelt ſind, ſprechen für die Gleichſtellung der Schartana und Gortyna, namentlich die Puiſata (d. i. Philiſter, da bekanntlich dieſe aus Kreta eingewandert ſein ſollen). Die Takkara aber, nach der Berichtigung des Autors, die Zakkara (Brugſch: Zikkara), welche theils als Landvolk mit Wagen, von Stieren gezogen, theils als Bemannung der Flotte der Schartana erſcheinen und durch ihren federkronähnlichen Helm kenntlich ſind, könnte man für die Karer halten, welche nach vielen Zeugniſſen als Miethſoldaten dienten und namentlich die Flotten der Kreter bemannt haben ſollen. Nach Herodot dienten ſie auf der Flotte des Minos und hatten die Helmbüſche erfunden; doch noch paſſender denkt man an die früher den Philiſtern von Gad gehörige Stadt Ziklag im Stamme Simeon, die bei Joſephus Ζικελλα, bei Stephanus Σικελα heißt.

Die Schakalaſcha, bei denen Herr Vicomte de Rougé an die Sagartier, einen perſiſchen Stamm, denkt, halte ich für Piſidier, die nach der bedeutenden Stadt Sagalaſſos ſo genannt ſind. Dies wird durch ein von Brugſch veröffentlichtes Verzeichniß von Völkern, mit denen Menephtha Hotephima (um 1320), alſo etwa vierzig Jahre früher, kämpfte, ſehr wahrſcheinlich, weil darin ebenſalls die Schakalaſcha und bald darauf Leku und Turiſcha erwähnt ſind, in denen man die Lykier und Tarſos finden kann. Die Turiſcha waren, wie die Schartana, nach ausdrücklichem Beiſatze, ein am Meere wohnendes Volk.

Was die Rebu oder Rabu (Brugſch: Riba) betrifft, ſo mache ich darauf aufmerkſam, daß man in ihnen, wenn es nicht ſchon geſchehen iſt, die räthſelhaften Erember finden kann, welche Homer mit den Solymern zuſammen nennt, und die Hellanikus ſelbſt an den Nil verſetzt. In den Maſchauſch will man die Moſchoi, hebr. Meſech, in Kolchis erblicken, doch, wenn man Schartana als Gortyna gelten läßt, ſo liegt die Vermuthung an Magog, die Nomaden des äußerſten Nordens, noch näher.

Digitized by Google

Wenn wir die Cheta noch hinzurechnen, ein mächtiges Volk, das seit Thutmose III. bekannt ist, so haben wir ziemlich den ganzen Norden, von dem diese Völker Tomahu genannt werden. Denn die Cheta, weniger die Chaldäer, als vielmehr die Kittim der heiligen Schrift, die Ketäer Homer's (!), welche in einer von Oppert kürzlich entzifferten assyrischen Inschrift, die den König Sargon betrifft, Söhne der Sidonier, also Kolonisten der Phönizier genannt werden, sind in Nordsyrien, Cypern und Cilicien zu suchen. Ihre Hauptstadt Kateich (d. i. Kadosch, heilige Stadt), wohl zu unterscheiden von dem Kateich bei Megiddo, welches Thutmose III. unterwarf, und Kateich im Lande Amanr, welches von Sethos erstürmt wurde (um 1400) und Jerusalem zu sein scheint (Kadytis im Lande der Amoriter), lag in Nordsyrien an einem Flusse, wahrscheinlich dem Oronteš, und wurde von Ramses II. in seinen ersten Regierungsjahren (um 1380) mit Sturm genommen, wie die Denkmäler lehren. Da auch die assyrischen Keilschriften, z. B. der Obelisk von Nimrud, dieses Volk erwähnen, so kann man sein geschichtliches Dasein seit Thutmose 1600, also bis über achthundert Jahre herab verfolgen. Wenn ein so mächtiges Volk, wie es die Denkmäler vorstellen, bis auf den Namen verschollen konnte, wie mangelhaft müssen unsere Vorstellungen von alter Geschichte da nicht sein!

Außer diesen geschichtlichen Inschriften beyricht Herr Vicomte de Rougé auch noch einen zu Medinet-Habu befindlichen Festkalender, der indeß nur theilweise vorhanden ist; auch sügt er eine Untersuchung über die Geltung mehrerer hieroglyphischen Zeichen bei, die viel Interessantes enthält und deren Resultate schon von anderen Aegyptologen theilweise anerkannt sind. Kntl.

Rußland.

Die Lehrthätigkeit der Universität zu Charkov während des ersten Dezenniums ihres Bestehens.

(Fortsetzung.)

Im zweiten Quinquennium des Bestehens der Charkovschen Universität gestaltete sich die Zahl der Docenten und das Verhältniß der Ausländer zu den Inländern unter ihnen, wie folgt:

	Ord. Prof.	Außerord. Prof.	Adj.	Lekt.	Zusamm.	Ausser.	Ausländ.
1810	13	1	10	—	24	7	17
1811	14	4	3	3	24	10	14
1812	18	3	4	3	28	12	16
1813	18	3	7	5	33	15	18
1814	17	2	9	4	32	16	16.

Der Fortschritt ist in der That nicht gering, wenn man die Kürze der Zeit, binnen welcher es geschehen, ermißt; obschon immer noch nicht wenig Lehrstühle unbesetzt waren, so wurden doch alle durch das Statut vorgeschriebenen Lehrgegenstände gelesen, und die Dozenten bestrebten sich, sowohl stellvertretend etwaige Lücken auszufüllen, als auch durch extraordinäre Vorlesungen und Spezial-Kollegien die Wissenschaften zu fördern. So z. B. konnte man Aesthetik, Pädagogik, Numismatik, Archäologie hören, welche Disziplinen in dem Statut nicht enthalten waren. Die Handbücher wurden von dem Letzteren mit Sorgfalt ausgewählt, einige Professoren gaben in der Folge auch eigene Lehrbücher heraus, die nicht allein bei ihren Zuhörern, sondern auch bei einem weiteren Kreise Eingang fanden und für die Entwickelung der Wissenschaft von Bedeutung waren: Jakob, Schad, Ossipowski u. A. zählen zu unter den ersten Gelehrten ihrer Zeit.

Der Rektor der Universität wurde anfangs alljährlich gewählt. Der erste war, wie gesagt, der Professor der russischen Literatur Iwan Rizyßki, den auch das nächstfolgende Skrutinium mit diesem Amte betraute; im Jahre 1807 trat an seine Stelle der Professor der Physik Af. Stoikowitsch, 1808 aber wurde wieder Rizyßki Rektor, der nunmehr bis zu seinem Tode, am 15. März 1811, das Rektorat bekleidete. Ihm folgte Stoikowitsch, der am 26. Mai 1811 für drei Jahre von dem Ministerium bestätigt wurde. Stoikowitsch verließ jedoch die Universität vor Ablauf dieses Trienniums und wurde durch den Professor der reinen Mathematik, Timofei Ossipowski, ersetzt, der am 8. August 1815 seine Bestätigung erhielt.

Bei Anfzählung der in dem ersten Dezennium der Charkover Universität an derselben gehaltenen Vorlesungen folgen wir dem im Statute angenommenen Systeme:

a) Ethisch-politische Abtheilung.

1) Philosophie. Die philosophischen Vorlesungen, welche mit Eröffnung der Universität begannen, wurden von dem Prof. ord. Johann Schad und dem Adjunkten Lang gehalten und zeichneten sich durch inneren Gehalt und Umfang aus, indem reine und angewandte Logik, Psychologie, Metaphysik, Ethik, Geschichte der Philosophie, Naturrecht und Theorie der Aesthetik die Titel der angekündigten und nur in lateinischer Sprache abgehaltenen Collegia bildeten, und sechs bis neun Stunden wöchentlich auf dieselben verwandt wurden. Außerdem übte Prof. Schad allmonatlich einmal seine Zuhörer im philosophischen Disputiren und erklärte in dem akademischen Jahre 1808—9 den Cicero „de officiis"; er las nach eigenen Ausarbeitungen, von welchen einige als Lehrbücher aus Licht der Welt traten.*) Sein Adjunkt aber folgte vorzugsweise dem F. W. D. Snell. Im Jahre 1811 übernahm Lang einen anderen Lehrstuhl, und Schad las allein sämmtliche Zweige der Philosophie, bis im Jahre 1813 ihm der Lehrer am Charkovschen Gymnasium Dworowitsch**) zur Hülfe zugetheilt wurde, der im folgenden Jahre zum Adjunkten avancirte und alsdann die Vorlesungen der Logik und Psychologie, die erste nach dem Werke des Prof. Schad, die zweite nach Snell, übernahm. Im Jahre 1812—13 betrug die Zahl der zu philosophischen Vorlesungen verwandten Stunden wöchentlich zwölf, und in der Folge sank sie nicht unter acht herab.

2) Civil- und Kriminal-Recht des russischen Reiches las zuerst der Zögling der Moskauischen Universität, Prof. ord. Dr. jur. Ilia Timkowski,***) welcher, die Methodologie und Encyklopädie der Rechtswissenschaften voraussendend, vierstündlich in der Woche nach eigenen Ausarbeitungen das russische Recht, das Civil- und das Kriminal-Recht, ferner auch das allgemeine und das Privat-Recht, sowie die Rechtsgeschichte, vortrug. Dem Schlusse des Jahres 1811 ab war Professor Timkowski abwesend, und bald darauf meldete er seine Absicht, den Dienst an der Universität gänzlich zu verlassen; das Conseil der Universität aber übertrug die Vorlesungen des russischen Rechts in Jahre 1812 dem Professor der russischen Geschichte Uspenski, der, ebenfalls nach eigenen Arbeiten, das bürgerliche und peinliche Recht Rußlands las und ein Praktikum anstellte. Der Adjunkt Pawlowitsch las außerdem in den Jahren 1812 bis 1815 das allgemeine Kriminal-Recht vierstündlich.

3) Dem Naturrecht, dem Staatsrecht und dem Völkerrecht widmete vom Jahre 1807 an, während sieben Jahre, fast allein Dr. Lang seine Vorlesungen, nach eigenen Arbeiten, denn der im Jahre 1811 aus dem pädagogischen Hanpt-Institute als Prof. ord. nach Charkov berufene Gregor Terlaitsch†) starb bald nach seiner Ankunft daselbst; im Jahre 1814 übernahm dieses Lehrfuhl als Prof. ord. der Dr. Reith, ††) welcher die Werke von Grotius, v. Jakob, Meister und Klein als Handbücher angab und, gleichwie sein Vorgänger, der lateinischen Sprache sich bediente, aber, statt dreistündlich, vierstündlich las.

4) Das Recht der bedeutendsten alten und neueren Völker war anfangs dem Adjunkten Dr. Philipowitsch avertraut, er begab sich aber vor Beginn der Vorlesungen ins Ausland und kehrte nicht mehr nach Charkov zurück. Im Jahre 1811 erwirkte das Conseil der Universität die Theilung dieser Professur der Art, daß ein Professor die Vorlesungen des alten, namentlich des römischen Rechts, ein zweiter die der Gesetzgebungen neuerer Zeit, sammt denen über Theorie des Rechts, übernehmen sollte, und somit wurde als Prof. ord. für den ersten Lehrstuhl der Dr. Karl Salomo Zachariä vozirt, in der Folge eine hervorragende Persönlichkeit in der juristischen Fakultät Heidelberg's, der aber die Vocation ausschlug, demnach der Lehrer am Charkovschen Gymnasium Dr. Pawlowitsch stellvertretend die Geschichte des römischen Rechts in lateinischer Sprache vortrug. Im Jahre 1812 langte aus dem Auslande der Professor Schweichardt an, der, ebenfalls lateinisch, die Encyllopädie und Methodologie der Jurisprudenz, das System des römischen Rechts, dessen Geschichte und Hermeneutik, in wöchentlich vier Stunden las. Die Vorträge der neueren Gesetzgebungen, namentlich der deutschen, englischen und französischen, sowie des neuesten Traktaten-Rechts, übertrug das Conseil dem Prof. extraord. Reith, welcher denselben, bis zu seinem Uebergange zu einem anderen Katheder im Jahre 1814, in gleich vielen Stunden wie Prof. Schweichardt und ebenfalls in lateinischer Sprache oblag.

5) Politische Oekonomie und Diplomatik. Die erste Lasa nach Eröffnung der Universität, da sein Professor vorhanden war, Adjunkte: zuerst Gamperle (1805—6), dann Lang.†††) Im Jahre 1807

*) Von ihm: „De vi philosophiae in religuis scientiis" (1807); „Institutiones philosophiae universae", T. I. Logicam puram et applicatam complectens (Chark., 1812); „Philosophia, sive jus naturae purum" (1814); „Institutiones juris naturae" (Chark., 1814; 408 S. 8.) (in einer gewissen Zeit viel besprochen und berüchtigt). — Reden: „Ueber das höhere Ziel der Menschheit" (30. August 1806); „Ueber die große Nothwendigkeit, in gegenwärtiger Zeit die Philosophie gründlich zu betreiben" (ood. 1812); „De liberate Europae vindicata" (25. Dezember 1814).

**) „Dissertatio de Philosophiae genuino conceptu, nec non necessitate ejus absoluta" (1814).

***) Von ihm: „Опытный способъ къ Философическому познанію россійскаго языка" (1813).

†) Краткое руководство къ систематическому познанію гражданскаго частнаго права россіи (1. 2.). C. II. E. 1810. 8.

††) Geb. zu Mainz den 6. Januar 1762, † als Prof. ord. der Geschichte und Statistik in Charkov den 24. Dezember 1824 (s. „Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Ehstland und Kurland", von v. Recke und Napiersky. III. S. 511. 512.).

†††) Von ihm: „Ueber den obersten Grundsatz der politischen Oekonomie" (Riga, 1807; 135 S. 8.). — Deutsche Reden: „Ueber das Studium juristischer

kam aus dem Auslande der Prof. ord. Ludwig Heinrich Jakob, der, nach einer Einleitung über die politischen und Kameral-Wissenschaften im Allgemeinen, die Volkswirthschaftslehre in vier Stunden wöchentlich vortrug, nach seinem gedruckten Handbuche: „Grundsätze der National-Oekonomie".*) Nachdem er auf kaiserlichen Befehl nach St. Petersburg abberufen worden, nahm seine Stelle im Jahre 1810 der Dr. Lang ein, der 1812 zum Prof. ord. avancirte und auch Polizei- und Finanzwissenschaft in den Kreis seiner Vorlesungen zog, im Jahre 1813—14 ferner das von ihm edirte Werk „Grundlinien der politischen Arithmetik" (1810) in einem besonderen Kollegium auseinandersetzte.

b) Die medizinische Abtheilung.

1) Anatomie, Physiologie und gerichtliche Medizin wurden sämmtlich nach Eröffnung der medizinischen Fakultät, im Jahre 1806—7, von dem Adjunkten Dr. jur. L. D. Banotti vorgetragen, der seinen Kursus mit der Anthropologie begann. Erst im Jahre 1811 erwarb dieser Lehrstuhl einen eigenen Prof. ord., den Dr. Iwan Kaigin, der seit seiner Ankunft in Charkov, in vier bis acht Stunden wöchentlich, die Anatomie nach dem Handbuche von Sagorski, die Physiologie nach einer russischen Uebersetzung des Conobrud und seit 1813 die gerichtliche Medizin las, welche letztere noch einige Zeit bei dem Prof. extraord. Banotti verblieben war.

2) Pathologie, Therapie und Klinik. Der im Jahre 1807 aus Deutschland bezirte Prof. ordin. Wilhelm Dreiß**) hielt wöchentlich, je nach Bedarf, vier bis zwölf Lectionen über allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie nach Hecker's Handbuch; außerdem leitete er, nach Errichtung einer therapeutischen Abtheilung der Klinik, dieselbe täglich.

3) Das Katheder für *materia medica*, Pharmazie und Geschichte der Medizin nahm im Jahre 1807 der Prof. ord. Georg Koritari ein, der vier Stunden wöchentlich der Geschichte der medizinischen Wissenschaften, der Pharmakologie und Pharmazie widmete, die letztere der Diätetiken nach Tromsdorff's Lehrbuch vortragend. Nach seinem Tode im Jahre 1810 ging die Pharmazie auf den Professor der Chemie Giese über und seit dem Jahre 1812 auf den Adjunkt Bolgarevski; die Pharmakologie und Rezeptirkunst las, vorzugsweise nach Wilkie's „Pharmacopoea militaris", ebenso wie die Geschichte der Medizin, der im Jahre 1812 zum Prof. ord. erhobene Dr. Banotti. Die Encyklopädie der Medizin wurde in den akademischen Jahren 1810—11 und 1811—12 von dem Dr. Abraß. Kalkan vorgetragen, der eine auf Kosten der Universität gedruckte „Introductio ad studia medica" 1812 herausgab.

4) Der Lehrstuhl der Chirurgie erhielt früher als die der anderen medizinischen Wissenschaften einen beständigen Dozenten in dem Prof. ord. Paul Schwänkländi, welcher seit dem Jahre 1806—7 acht Jahre hindurch die theoretische und operative Chirurgie, nach den Werken von Plattner und Callisen, in vier Stunden wöchentlich, und die Lehre vom Verbande vortrug, welche letztere im Jahre 1815 wohl den chirurgischen Operationen dem neu angestellten Adjunkten Kolumna-Wigura übertragen wurde, danach die Zahl der wöchentlichen chirurgischen Lectionen bis auf sieben stieg.

5) Geburtshülfe. In drei akademischen Jahren 1808—9 las Dr. Kalkan den theoretischen Theil der Geburtshülfe, im Jahre 1811 wurde aber als Prof. ord. derselben der Inspektor der Woronesh'schen Medizinal-Verwaltung, Dr. med. Iwan Kamenski, angestellt, der zur Grundlage seiner Vorträge (vier Stunden wöchentlich) das Handbuch von Martens nahm, zugleich auch geburtshülfliche Mittheilungen drucken ließ.

6) Thierheilkunde. Alle Zweige der Veterinärwissenschaft trug seit dem Jahre 1807—8 der aus Deutschland berufene Prof. ord. Mt. Heinr. Frdr. Pilger vor, der durch zahlreiche Schriften in seinem Fache bekannt ist.

Außer den aufgezählten und durch das Statut vorgeschriebenen Gegenständen las von 1810 bis 1812 der Adjunkt, später Prof. extraord. Kalkan die Diätetik und die Medizinal-Polizei. Bemerkenswerth ist es ferner, daß, auf Antrag des griechischen Bischofs von Charkov und Achtyr, Christophor, Zöglinge des ehemaligen Charkovschen Kollegiums von 1805 bis 1807 zu den naturwissenschaftlichen und medizinischen Kollegien zugelassen wurden. (Fortsetzung folgt.)

---

und politischer Wissenschaften" (30. Juni 1810); „Was ist das Geld?" (25. December 1814).

*) Von ihm auch: „Grundriß der allgemeinen Logik für die Gymnasien des russischen Reiche" (1810); „Rede über den Einfluß der Universitäten auf die Kultur und den Wohlstand eines Volkes" (17. Januar 1806).

**) † den 12. Juli 1819. Rede: „De alimentorum effectu unque in statu hominis sano" (30. Juni 1810).

Schweiz.

Ein Religionsphilosoph im vorigen Jahrhundert.*)

Charles Bonnet, einer der berühmtesten Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts, war ein kühner Denker und ein besonnener Weiser mit arglosem und demüthigem Herzen. Zeitgenosse von Voltaire und Rousseau, lebte er nicht weit von Ferney zu Genthod in der Schweiz. Am 13. März 1720 wurde er in Genf geboren und verlebte seine Jugend im Vaterhause, das in einem kleinen Dorfe, unweit Genf, lag. Er ritt jeden Morgen nach der Stadt, um den Lectionen in der Akademie beizuwohnen, und des Abends kehrte er zu seinen Insekten zurück, mit denen er sich immerfort beschäftigte. Im Jahre 20 ten Jahre schrieb er eine Abhandlung über die Entstehung der Blattläuse, die angeblich ohne Befruchtung sich erzeugen, in Folge dessen er zum Korrespondenten der Akademie von Paris ernannt wurde, und der berühmte Réaumur schrieb ihm selbst 1738 einen schmeichelhaften Brief über seine Forschungen; Fontenelle unterzeichnete seine Ernennung. Bonnet war entzückt über diese Auszeichnung und schrieb an Haller: „Der Durst nach Ruhm und neuen Auszeichnungen erfüllt meine Seele, und ich glaube mich schon auf dem Wege zur Unsterblichkeit."

Der arme Bonnet mußte schwer diesen Rausch der Jugend büßen. Durch den Gebrauch des Mikroskops wurden seine Augen so schwach, daß er zwei Jahre lang sein Studium der Natur gänzlich aufgeben mußte, weil er immer vor seinen Augen Gewebe sah, die sich hin und her bewegten. Während dieser Zeit wurde der Naturforscher zum Philosophen, der Beobachter zum Denker, und auf den Höhen der Philosophie fand er die Ueberzeugungen und Hoffnungen des Christenthums. Die Theodicee von Leibnitz wurde seine Führerin; sie eröffnete ihm, wie ein Telescop, eine andere zauberhafte Welt. Er empfand nun die Wahrheit der Worte des Heilandes: „Es wird kein Sperling vom Dache fallen, ohne den Willen meines Vaters im Himmel, so sind auch alle Eure Haare auf Eurem Haupte gezählt."

Um diese Zeit schloß sich Bonnet an Trembley und Montesquieu an und lebte oft auf dem Landgut des Letzteren, wo die Unterhaltung gewöhnlich von ein Uhr Nachmittags bis elf Uhr Abends dauerte. — In Genf bildeten sich in dieser Zeit zwei philosophische Gesellschaften, die eine bestand aus Bonnet und dreien seiner Freunde, die jeden Sonnabend zusammenkamen, um sich über Philosophie und Religion zu unterhalten. Die andere Gesellschaft bestand aus den bedeutendsten Mitgliedern der Aristokratie von Genf, in der damals viel Talent und Geist zu finden war. Die Professoren Calandrine, Cramer, Jallambert und der Generalprokurator Tronchin, an den Rousseau seine Briefe vom Berge schrieb, gehörten dazu. Hier las man 1749 zuerst Montesquieu's „Geist der Gesetze", und Bonnet war ganz entzückt von den darin enthaltenen Kapiteln über Religion.

Mit seinen Zeitgenossen Rousseau und Voltaire konnte sich Bonnet niemals befreunden. Der Erstere stand ihm zwar nahe durch Gefühl und Phantasie, aber seine politischen Ansichten waren gänzlich von denen Bonnet's verschieden. Voltaire hatte mit ihm gar keine Berührungspunkte, weder in der Art seiner Intelligenz, noch in seinem Charakter.

Bonnet wurde 1752 zum Mitglied des Rathes von Genf erwählt und nahm thätigen Antheil an der Regierung. Mit sechsunddreißig Jahren heiratete er Fräulein von La Rive aus einer der ersten Familien, ausgezeichnet durch Schönheit und Geist. Die Ehe war sehr glücklich, als bei einer Spazierfahrt ein Rad am Wagen brach, und Madame Bonnet so sehr verletzt wurde, daß sie ihr ganzes Leben hindurch kränklich blieb. Während der Unruhen in Genf 1766 nahm Bonnet seinen Abschied aus dem Rath und zog sich nach Genthod, dem reizenden Landgute seiner Frau, zurück, dessen Name durch ihn unsterblich wurde. Hier vollendete er seine letzten Werke. Die „Betrachtung der Natur", die „Palingenesie" und die „Beweise des Christenthums".

In Genthod am Ufer des Genfersee's, in einem stattlichen Hause, angesichts der Alpen, wohnte Bonnet, aber sein fast erblindetes Auge erfreute ihn nicht, sich der schönen Gegend zu erfreuen, doch wandelte er gern unter den hohen Kastanien und Nußbäumen seiner Allees. Im Winter brachte er viele Tage einsam in seiner Bibliothek zu, an der Seite seiner kränklichen Gattin und genoß die Freuden des Denkens. Er fand im Sensualismus den erhabensten Spiritualismus, in der Zerstörung ein unzerstörbares Element, und von seinen echt christlichen und energischen Religions-Ansichten geleitet, vertheidigte er damit die Wunder gegen Rousseau und die Vorsehung gegen Voltaire.

Die „Betrachtung der Natur" von Bonnet sollte eigentlich „Geist der Natur" heißen. Das Buch wurde durch Lavater ins Deutsche, durch Spallanzani ins Italiänische übersetzt und wird immer einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Literatur einnehmen, obgleich

---

*) Nach der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

es in unserer Zeit unvollständig befunden und vollkommen durch Humboldt's „Ansichten der Natur" und mehr noch durch den „Kosmos" ergänzt und ersetzt worden ist.

Die „Palingenesie" geht aus der Beobachtung der Natur hervor. Bonnet bewieß dadurch, daß der Körper des Menschen in sich einen Keim der Auferstehung berge, daß auch die Thiere fortdauern, daß das Gedächtniß des Menschen durch ein geheimes Band mit diesem ansichtbaren Keime verbunden sei, mithin der Mensch mit der Erinnerung an sein Erdenleben auferstehen werde. Bonnet erklärt auch aus philosophischen Gründen die Auferstehung des Heilandes und sagt unter Anderem: Die Thatsachen des Christenthums sind so wahrscheinlich, daß, wollte ich sie nicht annehmen, mir alle Regeln der Logik und alle Gründe der Vernunft als nichtig erschienen.

Bonnet, gleich groß als Naturalist und als Chriß, als Beobachter und als Denker, wird immer eine ehrenvolle Stelle in der Naturgeschichte einnehmen, wenn auch die achtzehn Bände seiner Werke nicht mehr gelesen werden. Er hat in das Herz der Familien einen Schatz religiöser Gefühle niedergelegt, den die Stürme der Revolution nicht ganz zerstören konnten.

Bonnet wurde zweiundsiebzig Jahr alt; zu seiner Augenblendung hatte sich auch noch Taubheit gesellt, worüber seine Großnichte, Frau Necker von Saußure, so schön sagt: „Die Welt wird dem Tauben zur Wüste, in der dunkele Schatten umherirren, aber in ihr ertönt noch die Stimme Gottes und spricht zu seinem Herzen."

Bonnet ertrug seine Leiden ohne Murren; eine arbeitsvolle, kränkliche Jugend, dann vierzig Jahre in der Einsamkeit von Genthod kämpfend mit Augenblendung und Taubheit und doch beglückt durch Religion und Weisheit, gab er durch sein Leben einen überzeugenden Beweis von dem Spiritualismus der Seele. Seine äußere Erscheinung entsprach seinem geistigen Leben; edle Züge bezeugten tiefes Nachdenken, die Physiognomie geistige Kraft und Herzensgüte. Sein Großneffe Necker von Saußure sagte in der Leichenrede: „Bonnet hat das größte Glück auf Erden gekannt, dessen ein Mensch fähig ist, er liebte und wurde geliebt. Die Freunde seiner Jugend blieben ihm treu bis in sein Alter, und niemals wurde der reine Friede seiner Häuslichkeit getrübt."

E. v. H.

Mannigfaltiges.

— Petermann's „Geographische Mittheilungen". Das kürzlich erschienene Heft XI. dieser geo-kartographischen Zeitschrift bringt zunächst einen aus der Feder von Dr. H. Barth geflossenen, von einer Karten-Skizze begleiteten Aufsatz über Plan und Inhalt des großen Reisewerkes, mit dessen Ausarbeitung der berühmte Reisende eben beschäftigt ist. Dieses Werk, das den eigentlichen Reisebericht über eine der größten Land-Expeditionen, die jemals unternommen worden, bringt, wird in fünf Oktavbänden in einer deutschen und einer englischen Ausgabe, Erstere bei Justus Perthes in Gotha und Letztere bei Longman & Comp. in London erscheinen. Etwa zwanzig Kartenblätter in den Maßstäben von 1:2000000 und ein Millionentheil werden alle von Barth durchgegene Straßen in aller Mannigfaltigkeit der Terrain-Gestaltung darlegen und zugleich die wichtigsten Momente der Verbreitung von Pflanzen und Thieren und anderen physikalisch-geographischen, ethnographischen und historischen Thatsachen angeben. Auch werden die Pläne der hauptsächlichsten, von Barth besuchten Städte auf besonderen Blättern in größerem Maßstabe dargestellt sein. Karten und Pläne werden von Dr. Petermann gezeichnet und gestochen. Die größeren Ansichten, etwa sechzig, werden, nach des Reisenden Original-Skizzen, von dem Maler J. M. Bernay in München (dem Zeichner und Verfasser der schönen „Bilder aus Aethiopien") gezeichnet und unter besten Leitung in Chromo-Lithographie ausgeführt. Die zahlreichen xylographischen Illustrationen werden in England gearbeitet. Der Aufsatz des Herrn Barth bildet übrigens eine sehr interessante, gedrängte Uebersicht seiner Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1850—55, und wir erfahren hier auch das Nähere über seine Rückreise vom Tsad-See nach Europa.

Dasselbe Heft der „Geographischen Mittheilungen" enthält einen wichtigen Beitrag zur Kunde der südlichen Hälfte von Afrika, nämlich eine von dem englischen Geographen W. D. Cooley ausgearbeitete Abhandlung über das höchste Land Inner-Afrika's: „Mutter der Gewässer" genannt, das der ungarische Reisende Ladislaus Magyar und auch Dr. Livingston besucht haben und das durch eine von Petermann gezeichnete Karte geographisch veranschaulicht wird.

In Bezug auf Nr. X., welche, wie bereits erwähnt, den näheren Bericht über Dr. Kane's Nordpol-Expedition enthält, ist noch zu bemerken, daß sie auch eine von einer schönen kolorirten Karte begleitete, historisch-geographische Schilderung der an das Kaffernland und das Land der Boschuanas gränzenden britischen Kolonie Natal, sowie der in neuester Zeit als holländische Republiken konstituirten Oranjefluß- und Transvlvanischen Gebiete, von Hermann Berghaus, enthält. Diese von den sogenannten Boers (holländischen Bauern) bewohnten, fruchtbaren Landstriche gehen, dieser Darstellung nach, einer glänzenden kolonialen Zukunft entgegen.

— Eine Quäker-Todtenfeier in einer katholischen Kirche ist gewiß das seltenste und eigenthümlichste Schauspiel. Ein Augenzeuge in Putnam's Monthly beschreibt dasselbe folgendermaßen: „Der Verstorbene gehörte früher zu den Starrsten seiner Sekte. Mütze und Krummstab dünkten ihn um kein Haar besser, als Horn und Schwanz des Gottseibeiuns; auf Kirchenmusik und Polygamie sah er mit gleichem Abscheu, und eher hätte er sich selbst, als eine römische Kerze, an den Jahrestage des Rational-Jubiläums verbrannt. Doch nach einem von seinen unerklärlichen Widersprüchen, die dem Menschen schlechtweg eigenthümlich, doch bei den Quäkern selten sind, war der Verstorbene tuz vor seinem Tode von dem Glauben seiner Väter abgefallen und wurde einer der eifrigsten Katholiken. Der Hauptaltar strahlte von Wachskerzen; die Priester in schimmernden Gewändern standen zu beiden Seiten und sangen die Responsorien; Chorknaben in Roth und Weiß schwangen die Rauchfässer von Myrrhen und Weihrauch in die Luft, und als der duftende Nebel aufwirbelte und in rosigen Wolken an den hohen, gemalten Fenstern hing, erdröhnte das Requiem von der großen Orgel. Wunderlich kontrastirten mit der Pracht und dem Schaugepränge die Breitränder und Steifröpfe der Freunde und Verwandten des Dahingeschiedenen. Nie vielleicht in der ganzen Welt war ein solches Auditorium an solchem Orte versammelt. Den Priestern selbst muß die Erscheinung neu und auffallend vorgekommen sein. Statt der gewöhnlichen äußerlichen Ehrerbietung, der entblößten Häupter und der gebogenen Kniee stand jeglicher Quäker straff auf seinen Beinen, seinen Breitränder klamm auf dem Kopfe, wie seinen Glauben fest im Herzen. Geschult wie sie sind in ihren stillen Versammlungen, bewegte sich während der ganzen Messe keine Krempe auch nur um einen Zoll weit von der Stelle. Dann ward der Sarg geöffnet, und feierlich, still und gemessen traten die Brüder und Schwestern heran, um zum letzten Male das Antlitz des Dahingeschiedenen zu sehen. Und ebenso feierlich, still und gemessen verließen sie den römischen Tempel. „Ich sah", sagte eine der Schwestern, „ob er" (sie meinte den heimgegangenen Ex-Quäker) „gesichte Pantoffel und silberne Sohlen anhatte; was meinst Du dazu?" Der Angeredete, ohne den Kopf zu bewegen, schlug die Augen seitwärts — echte Quäkeraugen, groß, blau, mit kleinen Dintenklexen von Sternen in der Mitte, gleich schwarzen Inselchen in einem Ocean von Buttermilch — und sagte: „Ich meine, er sollte darin durch das Fegefeuer gehen.""

— Das französische Königthum Westfalens. Die kameradschaftliche Kritik macht viel Lobeserhebungen über den neuesten Roman von Heinrich König: „Jerome's Karneval und die französisch-westfälische Regierung in Kassel". Eine prägnante Schilderung dieser Königsmaskerade war gewiß eine sehr reichhaltige Aufgabe für einen deutschen Schriftsteller, und Heinrich König war zur Lösung derselben mehr befähigt, als irgend ein Anderer, schon deshalb, weil er noch jetzt am Schauplatze der Handlung lebt und Gelegenheit hatte, die genauesten Lokalstudien dort zu machen. Es ist ihm jedoch keineswegs gelungen, ein deutliches Bild jener merkwürdigen Zeit zu entwerfen; es wird kaum genügen, um die wenigen noch lebenden Zeitgenossen an dieselbe lebhaft zu erinnern. Ein historischer Hintergrund fehlt ihm gänzlich, der sich hier doch so leicht, fast von selbst gestaltet hätte. Das wüste Durcheinander des sittenlosen Hofpersonals, dessen Namen der Verfasser aus gerechter Vorsicht so verändert hat, daß auch nur der Eingeweihte das Geheimniß erraten kann, wird kein Interesse erregen, so weitläufig auch die frivolen Verhältnisse der schönen Hofdamen mit dem König aufgeführt sind und der Skandal mit sittlichem Vergnügen ausgebreitet worden ist. Es sind dabei auch viele Unwahrheiten, also Verleumdungen, ausgesprochen, wie uns von gut unterrichteter Seite bewiesen wurde, doch werden sich Wenige dagegen noch vertheidigen können, denn der Tod hat ihnen schon lange den Mund verschlossen. Heinrich König hätte aber die Glaubwürdigkeit deutscher Schriftsteller höher achten und sie durch seine witzigen Erfindungen nicht so leichtsinnig aufs Spiel setzen sollen. In Frankreich wird vielleicht sein Buch von neuem die Lust wecken, abermals die Freuden einer Karneval-Regierung in Deutschland zu genießen, denn die sittliche Entrüstung des romantischen Geschichtschreibers derselben wird dort nicht viel Furcht einflößen, so frivol, so lüstern ist ihr Ton!

F. v. H.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Naumann, Dorotheenstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 6. Berlin, Sonnabend den 12. Januar 1856.

England.

Eine Hochzeitsreise nach Amerika.

Bekanntlich ist es in England Sitte, daß ein neuvermähltes Paar unmittelbar nach der Trauung einen Reisewagen oder ein Dampfboot besteigt, um, sich den profanen Blicken neugieriger Freunde und Nachbarn entziehend, die Flitterwochen fern von der Heimat zu verbringen. In früherer Zeit war man mit einem Ausflug nach einem inländischen Badeort, nach Margate oder Scarborough, nach Cheltenham oder Buxton, zufrieden; je mehr jedoch die Locomotion erleichtert wurde, desto weiter dehnten sich diese Hochzeitstouren aus, so daß es jetzt durchaus nichts Ungewöhnliches ist, ein junges Ehepaar vom Altar weg nach den entferntesten Enden Europa's, nach Athen, Korinth und Konstantinopel, ja, nach Jerusalem oder Aegypten ziehen zu sehen. Ein englischer Literat, Herr Kingston, dessen „Lusitanian Sketches" ihm bereits einen nicht unrühmlichen Namen erworben und, wenn wir nicht irren, auch einen deutschen Uebersetzer gefunden haben, hat sogar sein Ehestandsleben mit einer Reise über den Atlantischen Ocean nach den Emporien der Vereinigten Staaten und den Wildnissen Kanada's begonnen und dieselbe in einem recht unterhaltenden Werke beschrieben.*)

Herr Kingston und seine junge Frau schifften sich am 24. August 1853 zu Liverpool auf dem amerikanischen Dampfpacketschiff „Atlantic" nach New-York ein. In ihrer Gesellschaft befanden sich noch zweihundertdreißig Passagiere, die am Bord ihres schwimmenden Palastes ein wahres Schlaraffenleben führten. „Der Tag wurde ungefähr in folgender Weise verbracht: Um halb acht Uhr Morgens weckte der laute Schall des Tamtam, durch jeden Winkel und jede Spalte des Schiffes dringend, die Schläfer zu den Geschäften des Tages. Um acht ertönte es zum zweiten Male, und man begann dieses mühsame Geschäft mit dem Frühstück, das bis zehn Uhr auf dem Tische blieb. Jedem Passagier wurde eine höchst verführerische Speisekarte zugestellt, auf welcher er die ihm zusagenden Gerichte notirte, die in wenigen Augenblicken heiß und appetitlich vor ihm standen. Das vortreffliche Brod, die Rolls, Maiskuchen, Buchweizenkuchen, Reiskuchen und andere delikate Mehlspeisen wurden täglich frisch gebacken. Das Tamtam kündigte jede Mahlzeit an, und da man mit dem Essen gar nicht aufhörte, so hatte das Instrument nur wenig Ruhe. Als ich zuerst durch die furchtbaren Töne geweckt wurde, konnte ich mir ihren Ursprung nicht erklären; es schien, als ob ein polternder Kobold sein Wesen im Schiffe treibe. Endlich beschloß ich, das Räthsel zu lösen, stürzte eines Morgens beim ersten Ton aus meiner Kajüte und erblickte einen jungen Neger, der, seine weißen Zähne fletschend und die Augen rollend, mit offenbarem Vergnügen sein ruhestörendes Amt verrichtete. Gegen Mittag ward ein déjeuner à la fourchette, aus Suppe, Fleisch und Kartoffeln bestehend, aufgetragen. Um halb vier Uhr ertönte das Tamtam von neuem, als Zeichen, daß sich die Mittagsstunde nähere, und um vier, sobald die Gäste an der Tafel saßen und die Armee von Kellnern ihre Posten eingenommen, erschien der Ober-Steward, warf einen prüfenden Blick umher, ob auch Alles zur Stelle sei, und winkte mit der Hand. Auf dieses Signal rückte die schwarze Truppe vor, mit Suppentellern bewaffnet, welche den Gästen gereicht wurden. Jeder Steward hat drei oder vier Personen unter seiner Obhut, für deren Bedürfnisse er sorgen muß. Zum zweiten Gang traten die Kellner abermals reihenweise in den Saal, bedeckte Schüsseln tragend. Sobald der Vordermann das äußerste Ende des Speisesaals erreichte, hielten sie an und machten rechts und links Front. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die Schüsseln auf den Tisch gestellt und dann mit einem plötzlichen Griff die Deckel entfernt. Die Hauptspeisen kamen jedoch nicht zum Vorschein, sondern wurden im Buffet zerlegt. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Puddings und Torten setzte uns in Erstaunen, wenn wir an den kleinen Raum dachten, der zu ihrer Zubereitung bestimmt ist. Jedem Passagier, der Wein fordert, wird eine Karte mit einer Bleifeder gegeben, damit er das Verlangte aufzeichnen und sich so übergangen kann, daß man ihm nicht mehr in Rechnung bringt, als er konsumirt hat. Um sieben Uhr erschien der Thee, und um neun war das Abendessen für Solche bereit, die es zu verzehren geneigt waren, obwohl es selbst dem Hungrigsten der Sterblichen schwer fallen mußte, seinen Appetit dazu noch in dienstfähigem Zustand zu haben."

Die Fahrt auf einem solchen Schiffe bot natürlich Nichts von den Beschwerden dar, die man gewöhnlich mit einer Seereise verknüpft glaubt, wenn wir allenfalls den Tribut annehmen, welchen das Meer fast von jedem Uneingeweihten fordert, den es auf seiner schwankenden Oberfläche wiegt. Von dem mächtigen Arm des Dampfes getrieben, näherten sich die Reisenden schnell ihrem Ziel. „Ein weißer, silbergleicher Nebel, der aber so dicht war, daß er uns die Aussicht sehr verkürzte, hatte seit dem ersten Grauen des Morgens auf dem spiegelglatten Ocean gerubt, als einer der Schiffs-Offiziere mich beim Hinaustreten auf das Verdeck am Arm zog und sagte: „Sie wünschen gewiß das Land zu sehen. Da ist es!" Eine ungewöhnliche Empfindung, dem Enthusiasmus verwandter, als uns sonst in dieser materiellen Welt zu beschleichen pflegt, regte sich plötzlich in meiner Brust. Ausgestreckt vor meinen Augen lag das Land, von welchem ich so oft gelesen und getrümmt hatte, jene wunderbar neue Welt! Was ich aber in diesem Augenblick davon sah, war nur eine dunkelblaue, wellenförmige Linie, die sich am Rande des Horizonts zeichnete — das östliche Ende von Long-Island. In kurzer Zeit kam ein weites, sandiges Ufer zum Vorschein, und dann dunkle Bäume, die sich im Hintergrunde erhoben. Für das Auge war diese Küste von aller Schönheit entblößt, aber durch die Farben der Einbildungskraft beleuchtet, bot sie ein Schauspiel dar, das ich mit brennender Neugierde betrachtete. Es war Amerika, mit seiner interessanten Vergangenheit, seiner glänzenden Gegenwart, seiner ruhmvollen Zukunft.

„Unseren amerikanischen Freunden war es sehr darum zu thun, daß wir einen schönen Tag haben möchten, um die landschaftlichen Schönheiten der Küste in der Nähe von New-York genießen zu können, und ihre Wünsche, wie die unsrigen, schienen endlich erhört zu werden. Langsam begann der Nebel von dem Lande abzurollen, und Hügel und Wälder, grüne Wiesen und weiße Villas und blumenbedeckte Gärten blickten hervor in verworrenen Massen und dem grauen Mantel, unter welchem sie verborgen waren, gleich reichen Juwelen in den glänzenden Strahlen der Sonne funkelnd, während die schneeweißen Segel der Schooner und anderer kleiner Fahrzeuge munter um uns her tanzten. Bald zeigte sich Sandy-Hook mit seinen phantomähnlichen Leuchtthürmen an der südlichen Seite der Raritan-Bai, und als wir dem Lande näher kamen, schien es sich allmählich um uns zu schließen, bis wir uns dem Anschein nach in einer geräumigen Bucht fanden, die aber in der That der Eingang zu der Durchfahrt zwischen Long- und Staten-Island war. Noch näher gekommen, konnten wir das hohe Ufer von Staten-Island unterscheiden, dicht besäet mit hübschen Landhäusern, deren tiefe, kühle Verandas sich unter Hainen von schattigen Bäumen, Feldern und Gärten von erfrischendem Grün erhoben. Auf jedem dazu geeigneten Fleck Landes standen Villas von mannigfachstem architektonischen Styl, manche vielleicht so alt wie die „Luft in Ruh"*) des würdigen, behäbigen Holländers, der einst dieses schöne Land besaß. Die ganze Szenerie hatte für uns ein sonniges, fremdartiges, tropisches Gepräge, und auch die Felder und Wiesen waren mit goldenen, blendenden Tinten gefärbt, wie sie in England nicht vorkommen. Die Klarheit der Atmosphäre, das tiefe Blau des Himmels und die schimmernden Wogen erhöhten die Schönheit der Szene und verliehen ihr einen zauberischen Reiz, der ihr vielleicht nicht immer eigen ist. Als die Einfahrt, welche wir durchkreuzen mußten, sich aber vor uns öffnete, kam ein mächtiges Dampfschiff und dasselben hervor. Es war der „Pacific", der heute die Reise nach Europa antrat. Unsere Kanonen donnerten einen gegenseitigen Gruß, die Banner wurden gehißt, und die Stimmen der Mannschaften und der Passagiere vereinigten

*) Western Wanderings, or, a Pleasure Tour in the Canadas. By William H. G. Kingston. 2 vols. London and Montreal, 1856. Berlin, A. Asher & Comp.

*) Rust, holl. „Ruhe". So nennt Cooper das Landhaus seines holländischen Bürgermeisters in der „Wassernixe".

Digitized by Google

sich in einem freudigen Hurrah, während die beiden Riesenschiffe, sich mit ihren Seiten fast berührend, majestätisch an einander vorüberglitten.
(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Lehrthätigkeit der Universität zu Charkov während des ersten Dezenniums ihres Bestehens.

(Fortsetzung und Schluß.)

c) Die physiko-mathematische Abtheilung.

1) Physik. Der erste Lehrer dieser Wissenschaft an der Charkover Universität war der Prof. ord. Af. Stoikowitsch, ein ungarischer Slave, auf deutschen Universitäten gebildet. Außer der theoretischen und angewandten Physik las er physikalische Geographie und Astronomie nach eigenen Handbüchern in russischer und lateinischer Sprache, ferner erklärte er noch im Jahre 1807 und 1808, in der Absicht seine Zuhörer mit den Kenntnissen der Alten von der Natur bekannt zu machen, des Lucrez „De natura rerum".

2) Den Lehrstuhl für reine Mathematik nahm von Gründung der Universität an der Prof. ord. Timofei Ossipowski ein, welcher theils nach schriftlichen Aufzeichnungen theils nach einem von ihm herausgegebenen Handbuche las, das zu seiner Zeit eines der besten mathematischen Werke in der russischen Literatur und im Auslande war und noch jetzt mit Nutzen gebraucht werden kann.

3) Die angewandte Mathematik lehrte vom Jahre 1808 an der von Frankfurt a. d. O. als Prof. ord. vozirte Joh. Sigism. Gottfr. Huth*) und nach dessen Versetzung als die Dorpater Universität im Jahre 1811, auf Beschluß des Conseils, der eben genannte Prof. Ossipowski, welcher abwechselnd die Optik und die Mechanik vortrug in vier Stunden wöchentlich. Die Mechanik begann im Jahre 1813 auch der Adjunkt Archangelski zu lesen, nach dem ins Russische übersetzten Werke von Francoeur, die Optik aber verblieb dem Prof. Ossipowski.

4) Die Astronomie hatte in dem von uns behandelten Decennium keinen beständigen Dozenten: die Studenten hörten, auf Verfügung des Conseils, einen Kursus der Astronomie bei Huth (1810—11) und bei Ossipowski (1814—15), der zwei bis vier Stunden wöchentlich las.

5) Die Chemie war nach Eröffnung der Vorlesungen an der Charkover Universität dem Prof. ord. Schnabert und dem Adjunkten, seit 1805 Prof. extraord. Giese**) anvertraut, der Erste hielt vorzugsweise einen allgemeinen Kursus der Chemie, nach Scherer, der Zweite einen Spezial-Kursus mit Anwendung auf Gewerbe und Künste, nach Gmelin und eigenen Arbeiten, und machte außerdem seine Zuhörer mit einer Auswahl der neuesten chemischen Theorieen bekannt. Die Vorlesungen geschahen bald in deutscher, bald in lateinischer Sprache in je vier Stunden wöchentlich. Im Jahre 1811 verließ Schnabert die Universität und Giese übernahm die chemischen Vorträge in ihrem ganzen Umfange als Prof. ord. bis zu seiner Versetzung nach Dorpat am Ende des Jahres 1814.

6) Die Naturgeschichte. Dem ursprünglichen Etat gemäß war diese nur durch einen Lehrstuhl repräsentirt, dem einen ordentl. Professor wurde aber gewöhnlich ein Gehülfe, oder auch zwei, und der Zahl der Adjunkten oder außerordentl. Professoren beigegeben, wie denn in den ersten zwei Jahren nach Eröffnung der Vorlesungen der Prof. ordin. Dr. medic. Franz de Lavigne und die Adjunkte Krüger und Karetnikov, der Erste die Zoologie nach Blumenbach und den allgemeinen Theil der Botanik nach Linné, der Zweite die Mineralogie nach dem Werke des Akademikers Swergin, der Dritte die Terminologie und Physiologie der Vegetabilien lasen, und Karetnikov und de Lavigne mit den Studenten Exkursionen veranstalteten.

7) Landwirthschaft. Bis zur Ernennung eines besonderen Professors der Landwirthschaft lehrten, in Auftrag des Conseils, diese Disziplin stellvertretend: zuerst der Professor der Physik Stoikowitsch, und darauf, seit 1809—1810 der Professor der allgemeinen Geschichte Djugurov, gewissändlich. Im Jahre 1811 wurde der Lehrstuhl durch den Prof. ord. Karl August Nöldechen***) besetzt, der, in vier Stunden wöchentlich, eigenen Aufzeichnungen folgte.

8) Technologie und Handelswissenschaft. Wegen Mangels eines Professors für diese Fächer lehrte sie seit 1805 der Adjunkt Schmerfeld in fünf bis sechs Stunden wöchentlich, die Technologie nach Funk, die Handelswissenschaften nach eigenen Heften, in französischer Sprache. Nach dem Tode Schmerfeld's im Jahre 1811 las die Technologie stellvertretend Professor Nöldechen, nach Bebmann und Hermbstädt, und die Kommerzwissenschaft seit 1813 der Adjunkt Gremov nach Buchat.

9) Kriegswissenschaften. Nachdem das Conseil der Universität sich vergebens nach einem Professor für die Kriegswissenschaften umgesehen, entschloß es sich, einen der eigenen Zöglinge für diesen Lehrstuhl heranzubilden, demnach, mit ministerieller Genehmigung, im Jahre 1812 der Kandidat Michael Robusch nach St. Petersburg gesandt wurde, wo er drei Jahre zu diesem Zweck studirte.

d) Die literarische Abtheilung.

1) Russische Literatur, Beredtsamkeit und Poesie. Von Gründung der Universität an bis zum Jahre 1811 hatte der Prof. ord. Iwan Rizhski diesen Lehrstuhl inne, er trug in dem ersten Jahre in vier, darauf in sechs Stunden wöchentlich Rhetorik im Allgemeinen und Theorie der Beredtsamkeit im Speziellen vor und übte seine Zuhörer in der ästhetischen Analyse der besten vaterländischen Schriftsteller. Nach Rizhski's Tode wurden diese Vorlesungen dem Lektor Borsenkov übertragen, der sie bis zum Jahre 1812 hielt, da der Prof. ord. Sreznewski anlangte, welcher Aesthetik und Kritik lehrte, die Rhetorik aber und die allgemeine Einleitung in die Literatur dem Lektor Borsenkov überließ, der 1815 Adjunkt wurde.

2) Altgriechische Literatur las von 1805 bis 1811 der Prof. ord. Belin de Ballu, indem er die Werke der besten Klassiker, namentlich des Homer, Herodot und Lucian, erklärte, im letzten Jahre seiner Thätigkeit an der Universität aber einen Kursus der griechischen Archäologie hielt in vier bis sechs Stunden wöchentlich. Nachdem Belin de Ballu zum pädagogischen Haupt-Institut übergegangen, wurde die altgriechische Literatur gar nicht mehr vorgetragen bis zur Anstellung des bisherigen Lehrers am Tschernigovschen Gymnasium Malinowitsch als Adjunkten im Jahre 1812, welcher in vier Stunden wöchentlich die griechische Grammatik und die griechischen Alterthümer nach Valerius las und den Demosthenes erklärte, zugleich seine Zuhörer mit der Geschichte der altgriechischen Beredtsamkeit im Allgemeinen bekannt machte.

3) Die lateinische Literatur und römische Archäologie lehrte von 1805 bis 1807 der Prof. ord. Umlauf, in vier Stunden wöchentlich, indem er über römische Alterthümer und Aesthetik las, Sallust und Horaz erklärte. In der ersten Hälfte des akademischen Jahres 1806—7 unterstützte ihn dabei der Adjunkt Sovigny, der einen Kursus der lateinischen Literatur hielt. Nach Umlauf's Tode im Januar 1807 ersetzte ihn der Professor der griechischen Literatur, Belin de Ballu, während dessen dreimonatlicher Abwesenheit im Jahre 1810 aber der Professor Schad. Die Erklärung der Klassiker namentlich des Cicero, Virgil, Horaz, T. Livius und Tacitus und praktische Uebungen im Lateinischen waren die Hauptgegenstände der Lectionen derselben, bis im Jahre 1811 der Prof. ordin. Rommel anlangte, welcher, außer der Analyse der Schriftsteller, auch die Geschichte der römischen Literatur nach Gerlach und die römischen politischen Alterthümer berücksichtigte, während der Adjunkt Sovigny, de 1813 Prof. extraord. wurde, den Elementar-Kursus beibehielt. Als Rommel 1814 ins Ausland ging, theilten sich Schad und Sovigny in den Obliegenheiten dieses Lehrstuhls.

4) Allgemeine Geschichte, Geographie und Statistik. Dieser Lehrstuhl zeichnet sich während der ersten Jahre des Bestehens der Universität durch Anzahl und Mannigfaltigkeit der Vorlesungen aus. Da anfangs kein besonderer Professor für denselben angestellt war, versahen ihn bis 1807 zwei durch ihre Gelehrsamkeit bekannte Lektoren: Reinisch und Reith. Der Erste las Chronologie und alte Geschichte, der Zweite Statistik, Geographie und die Geschichte der neueren europäischen Staaten, Beide in je vier Stunden wöchentlich. Der 1807 aus dem Auslande angelangte Professor Djugurov übernahm die mittlere und neuere Geschichte und eröffnete außerdem besondere historisch-kritische Kurse und Betrachtungen über die Entwickelung des menschlichen Geistes auf dem Felde der Wissenschaften Künste, politischen, sozialen und religiösen Verhältnisse, in vier Stunden wöchentlich. Der Adjunkt Reith las unterdeß, außer Statistik und Geographie, auch Numismatik, und der Adjunkt Reinisch fügte der Gegenständen seiner bisherigen Vorlesungen noch historische Propädeutik, Archäologie und kritische Analyse der bedeutendsten Mythen des Alterthums hinzu. Nach dem Tode dieses fleißigen Lehrers, im Jahre 1811, wurde die alte Geschichte dem Prof. extraord. Reith übertragen, der dem Lehrbuche von Bredow folgte; da aber Reith bald darauf einer anderen Bestimmung folgte, wurde an seine Stelle am Schlusse des Jahres 1812 der Lektor Adamowitsch mit den Vorlesungen der alten Geschichte und der allgemeinen Geographie betraut.

*) Geb. zu Neslau im Anhalt-Zerbstischen den 2. Mai 1763, studirte in Halle, wurde Dr. phil. den 9. Juli 1787, darauf 1789—1805 Prof. der Physik und Mathematik an der Universität zu Frankfurt a. d. O., 1811 bis zu seinem Tode, den 28. Februar 1818, Prof. der Mathematik und Astronomie in Dorpat, auswärtiges Ehrenmitglied der Universität Charkov. S. Recke und Napiersky, Schriftsteller-Lexikon II. S. 369—373.

**) Joh. Eman. Ferd. Giese, geb. zu Schaumburg bei Kästrin den 13. Januar 1781, seit dem 6. Nov. 1814 Prof. in Dorpat, gestorben in Mitau den 22. Mai 1821. Das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften s. bei Recke-Nap. II. S. 52—56 u. IV. S. 611; sein Hauptwerk ist: „Lehrbuch der Pharmacie", 6 Abth. (Riga, 1806—1811); mit Grindel gemeinschaftlich gab er heraus: „Russisches Jahrbuch der Chemie und Pharmacie" (Riga, 1809). 1 Bd.

***) Gestorben den 3. Aug. 1819.

5) Russische Geschichte, Geographie und Statistik. Diesen Lehrstuhl bot das Conseil der Universität bald nach deren Gründung dem von dem Publikum hoch verehrten und durch geistige Begabung und Fleiß ausgezeichneten, aber noch nicht auf der Höhe seines Ruhmes stehenden russischen Historiker Nikolai Michailowitch Karamsin an, erhielt aber von ihm eine abschlägige Antwort; hierauf vozirte es den Lehrer an der höheren Elementarschule in Woronesh Gabriel Uspenski, welcher zwölf Jahre lang, von 1807 bis 1819 in Charkov fungirte, als Lektor, als Adjunkt (seit 1808), als Prof. extraord. (seit 1812) und als ord. (1813) und beständig vier Stunden wöchentlich las. Außer den vom Statut bestimmten Vorlesungen las er noch über russische Alterthümer nach dem in der Folge von ihm herausgegebenen: „Опыть повѣствованія о россійскихъ древностяхъ“ und war er somit der erste Gelehrte in Rußland, welcher systematisch das innere Leben der russischen Altvordern auseinandersetzte.

6) Die orientalischen Sprachen wurden bei Eröffnung der Universität dem als Adjunkt eintretenden Pastor der evangelischen Gemeinde in Charkov, Johann Gottfr. Barendt, übertragen, der hebräische Grammatik lehrte, Uebersetzungen der Psalmen leitete und einen mehr theoretischen, als praktischen Kursus unter dem Titel: „Philologie der Sprachen des Orients“ hielt, welche Vorlesungen jedoch bald durch seinen Tod unterbrochen wurden**), worauf der Lehrstuhl bis zu seiner Wiederbesetzung durch den aus dem Auslande vozirten Professor Dorn, im Jahre 1830, vakant blieb.

Zum Unterricht in den neueren Sprachen des Auslandes bestimmte das alte Statut drei Lektoren mit einem Jahrgehalt von je sechshundert Rubel; für welche Summe aber schwerlich Männer hierher zu bestimmen waren, die zugleich in der russischen Literatur, wie erforderlich, sich bewandert zeigten. Dagegen gab es unter den Dozenten der Universität viele Ausländer, die gegen Zulage der Lektorgage die Lektoratsprüfungen übernahmen, deren Erfüllung keine besonderen Vorbereitungen erforderte, und so wurden in dem ersten Dezennium der Universität Charkov die neueren Sprachen an derselben (in je vier bis sechs Stunden wöchentlich) nicht von besonderen Lektoren, sondern von Professoren und Adjunkten gelehrt. Die deutsche Literatur lehrten: bis 1807 Professor Umlauf, 1807 und 1808 Dr. Reilly, 1809 und 1810 Professor Jakob, 1810—15 Professor Schad; die französische: Professor de Ballu und der Adjunkt Sovigny, nach Versetzung de Ballu's an das pädagogische Institut aber der Professor Dyagrow; die englische der Adjunkt Schmerfeld bis zum Jahre 1811, wo er starb.

Die Künste vertraten folgende Personen: die Musik Wiltowski; das Zeichnen, Matthes, bis 1810 zugleich mit Schöpfung, dann allein; die Tanzkunst Balaschew (1805—10) und Jeroppkin (1810—15); die Fechtkunst, Siwott (bis 1807) und le Duc (seit 1809), der außerdem im Sommer Reitstunden gab.

Es kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß der Vorstand der Universität sich bemühte, die jungen Leute mit vielseitiger und gründlicher wissenschaftlicher Bildung zu entlassen und die akademischen Grade nur denjenigen zu ertheilen, welche ein genügendes Examen ablegten; zu solchem Zwecke verordnete das Conseil der Universität, außer strengen Prüfungen, 1) daß kein Student zu dem Hören der Fakultäts-Wissenschaften zugelassen werden solle, bevor er einen Kursus der russischen und lateinischen Literatur, der theoretischen Philosophie, der reinen Mathematik, der Geographie, der allgemeinen russischen Geschichte und der französischen oder deutschen Sprache im Laufe von einem bis zwei Jahren vollendet (1806); 2) daß zur Erwerbung eines gelehrten Grades in jeder Abtheilung gründliche Kenntniß der lateinischen Philologie erforderlich sei (1812); 3) wurde im Jahre 1809 die Pädagogik zu einem Zwangsfakollegium für die von der Krone stipendiirten Studenten gemacht; 4) mußten die Zöglinge, welche sich zu Lehrerstellen vorbereiteten, außer ihren Fakultätswissenschaften, auch noch andere, ihrer künftigen Stellung erforderliche Disziplinen hören, so die Lehrer der historischen Wissenschaften — die Naturwissenschaften, die Lehrerder Philosophie, schönen Wissenschaften und der Politik — die Physik, die der Naturwissenschaften — die Anthropologie, die der lateinischen Sprache — die Philosophie und eine neuere fremde Sprache (1806), welcher Grundsatz des engen inneren Zusammenhanges der historischen Wissenschaften mit den Naturwissenschaften das Conseil dem berühmten Professor Gronowski in Moskau verdankte. Eine solche Fürsorge ist um so anerkennenswerther, als das Conseil damals fast nur aus Ausländern bestand, welche demnach mit warmem Interesse und Gewissenhaftigkeit gründliche Bildung in Rußland förderten, zugleich aber auch nicht unterließen, durch selbständige Druckschriften oder Uebersetzungen sich der gelehrten Welt im Allgemeinen bekannt zu machen.

Von großer Bedeutung, namentlich für das Band, welches sich zwischen der neugegründeten Universität und dem Publikum knüpfen sollte, waren die akademischen Reden, deren in dem betrachteten Dezennium dreiundvierzig gehalten wurden, welche, mit Ausnahme von zweien, sämmtlich im Druck erschienen sind. Das Conseil hatte nämlich im Jahre 1806 zwei öffentliche Rede-Akte für das Jahr festgesetzt, am 17. Januar, als am Eröffnungstage der Universität, und am 30. August, als am Namenstage des hohen Gründers derselben; zu diesen Festtagen kam am 30. Juni 1808 die erste Entlassung von Studenten, welche ihren Kursus vollendet hatten; in den folgenden drei Jahren wurde der Rede-Akt, statt am 17. Januar, am 30. Juni abgehalten, im Jahre 1812 aber wieder auf das frühere Datum verlegt; am 25. Dezember 1814, 1815 und 1816 feierte die Universität den ruhmreichen Sieg der vaterländischen Waffen über Napoleon I. durch Gottesdienst und akademische Reden, während die Akte am 17. Januar und 30. Juni dieser Jahre ausgesetzt wurden. — Die Zahl der akademischen Streitschriften, welche von den Dozenten der Charkover Universität selbst während dieser Zeit verfaßt wurden, beschränkt sich auf fünf Magister- und drei Doktor-Dissertationen, von welchen jedoch nur drei gedruckt sind.

Wir fügen hier ein Verzeichniß von Schriften an, welche a) in administrativer Hinsicht und b) als Ausgaben von Musterstücken alter und neuer klassischer Schriftsteller und anderer Lehrbücher zum Nutzen der Jugend auf Anordnung des Vorstandes der Universität erschienen:

ad a. 1) Regeln für die Kron-Studenten (1807) und 2) Zusätze zu denselben, in lateinischer Sprache, zusammengestellt von Professor Jakob (1809); 3) eine lateinische Uebersetzung des kaiserlich bestätigten Statuts der Universität, von Professor Stoikowitsch und revidirt von Schad, gedruckt 1809; 4) Anleitung für Lehrer zur Zusammenstellung historischer, typographischer und statistischer Nachrichten, vom Adjunkten Uspenski (1809); 5) Plan und Regeln des pädagogischen Instituts, von Professor Rommel (1811); 6) Statut der Gesellschaft für Wissenschaften bei der Universität zu Charkov, bestätigt vom Minister der Volksaufklärung, in russischer und lateinischer Sprache (1813); 7) kurze Anleitung, wie man sich vor ansteckenden Krankheiten durch gewöhnliche Mittel schützen kann, von den Professoren Schumlänski und Knigin.

ad b. 1) Sammlung von Beispielen zum Unterricht in den Elementar-Kenntnissen der lateinischen Sprache, nach Gedile, in drei Theilen (1. Auflage 1805—9, 2. Auflage 1811—12); 2) Brüder's lateinische Grammatik, aus dem Deutschen übersetzt ins Russische von Gromow, revidirt von Professor Ossipowski (1809); 3) Tableaux des déclinisons latines, von Belin de Ballu (1807); 4) französische Chrestomathie, von demselben (1811; in russischer Sprache); 5) deutsche Chrestomathie, zusammengestellt von den Professoren Schad und Rommel (1811—13); 6) M. T. Ciceronis orationes selectae (1812); 7) Ciceronis opera philosophica (1813); 8) Crispi Sallustii quae extant opera (1814; 9) Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum (1814); Nr. 6—9 herausgegeben und mit philologischen und historischen Anmerkungen versehen von Professor Rommel.

Als im Jahre 1805 der Gouverneur der Slobodsto-Ukraine an das Conseil die Bitte stellte, es möge eines seiner Mitglieder zur Untersuchung der Steinkohle im Gouvernement delegirt werden, sah es das Conseil für seine Pflicht an, zu diesem patriotischen Zwecke mitzuwirken, wie überhaupt die Universität allen Ansprüchen von Privaten auf dem Felde der Naturwissenschaften bereitwilligst entgegenkam. Schon im Jahre 1804 analysirte der Adjunkt Giese, in Auftrag des Conseils, die in dem Landgute Kowalewskaja des Konstantinogradschen Kreises am Flusse Orel* entdeckten Mineralwässer; im Jahre 1805 unterschrte er in Gemeinschaft mit dem Adjunkten Krüger die Heilquellen in dem Flecken Rogani, achtzehn Werste von Charkov entfernt; zu ähnlichem Zwecke wurde Giese im Jahre 1806, auf die Bitte des Gutsbesitzers Elli, auf dessen Gut im Kupänskischen Kreise gesendt, dann 1807 in das Dorf Dubowaja Grädy (Kreis Konstantinograd), das dem Staatsrath Kotschubei gehörte, und veröffentlichte er im Jahre 1808 eine Analyse der Mineralwässer, welche auf dem Gute des Rittmeisters Denissenkow, Bystschowe, Kreis Isjum, entdeckt waren. Von diesen untersuchten Wässern erschienen besonders die ersten als nützlich. Zugleich entdeckte Giese auf dem Ellischen Gute eine ausgezeichnet reine pharmazeutische Soda und Glaubersalz, und richtete die Aufmerksamkeit des Besitzers auf die Erarbeitung dieser Minerale. Im Jahre 1805 unterwarf derselbe unermüdliche Forscher verschiedene von dem Isjumschen Kreis-Adelsmarschall Sacharjewitsch-Kapustänski erhaltene Stoffe der Analyse, namentlich Eisenerze, Steinkohlen, Torf, einige Kalksteine und Schwefelverbindungen, aus welcher sich herausstellte, daß die Steinkohle eine sehr brauchbare sei. Im Jahre 1806 untersuchten im Auftrage des Conseils die Professoren Schnaubert und Giese und der Adjunkt Krüger von dem Gouverneur eingesandte zwei Stücke Lazur. Im Jahre 1808 berichtete der Professor Giese, nachdem er den von dem Bett eines ausgetrockneten Sees im Nowomoskwoschen Kreise ihm übersandten Sand erforscht hatte, dem Conseil, daß in einem Pfund dieses Sandes sich ein Drittel-Pfund krystallisirten kohlensauren Natrons finde, welches bei der Fabrication des weißen Glases, guter Seife und verschiedener Arzneimittel mit großem Vortheil angewandt werden könne. Endlich analysirten im Jahre 1807 die Professoren Schnaubert und Giese einen Meteorstein, der vor einigen Jahren im Sumpschen Kreise niedergefallen war; er

Digitized by Google

enthielt ebenso viel Kieselerde, als der Asrolith von Benares, nach Banquelin, ebenso viel Talk, als der von Klaproth untersuchte chinesische Stein in Eichstädt. Im Jahre 1814 fiel in dem Bachmutschen Kreise, zehn Werste von dem Kronsdorfe Alexejewka, bei starker Erderschütterung ein Asrolith, der durch seine seltene Größe und sein Gewicht, von einem Pud, sich auszeichnete; bei seinem Falle zersplitterte er in mehrere Theile, Giese analysirte einen derselben.

Dänemark.

Dyssilob, ein Volksfest auf Fühnen.

Während das Interesse für das Volksleben, seine Sagen und Lieder von Jahr zu Jahr zunimmt, verliert dieses selbst manchen von den Zügen, die zum Theil sein sonstiges Wesen ausmachten. Zwar lebt noch manches Lied auf des Volkes Lippen, das ein Volkslied genannt werden kann, nur hier und dort werden noch die alten Volksfeste gefeiert, aber es ist dies doch bei weitem nicht mehr so allgemein der Fall, wie früher. Die Volksbelustigungen wurden in jüngster Zeit, namentlich in Dänemark, von den patriotischen Volksfesten verdrängt. Existiren noch welche von den alten Volksfesten, so mag es sich wohl der Mühe lohnen, das Eigenthümliche derselben aufzuzeichnen. Dies sei hier mit dem Dyssilob versucht.

Am Fastnacht seien die Seelente in Kjerteminde auf Fühnen ein Volksfest, das Dyssilob heißt. Wenn die Fastnachtszeit heranrückt, versammeln sich die jüngeren Seeleute, um die Vorbereitungen zu dem Feste zu treffen, und wählen sich einen König oder Capitain als Anführer des Aufzuges, der das Dyssilob einleitet. Ein ungewöhnliches Leben kömmt in die kleine Stadt, wenn die geputzten Seeleute zum Versammlungsorte eilen; bunte Beinkleider, ein weißes Hemde und ein schwarzer Hut sind die Grundlage des Putzes, aber auf den Schultern hängen bunte Seidenbänder, und am Handgelenk, sowie auf der Brust, sind eine Menge Schleifen angebracht. Der schwarze Filzhut ist mit Glasperlen und Bernstein verbrämt. Die hübschesten jungen Seelente haben gewöhnlich auch die hübschesten Bräute, und die nettesten Mädchen haben gewöhnlich die schönsten Seidenbänder auf ihren Handen und am meisten Sinn, ihren Herzallerliebsten zu schmücken; die rothen, weißen und blauen Bänder, die von der Sonntagshande flattern, werden auf die Schulter des Bräutigams befestigt, damit er nicht hinter seinen Kameraden zurückstehe. Wer eine Geliebte hat, braucht nicht um seinen Putz besorgt zu sein, und wer keine hat, dem wird auch geholfen: ein tüchtiger Seemann ist immer bei den Mädchen gut angeschrieben.

Am ersten Morgen dauert es lange, bis der Putz geordnet ist; an der Spitze gehen die Spielleute; dann kömmt der König, mit einem tüchtigen Säbel bewaffnet; ihm folgen dann alle seine Leute, zwei und zwei, aber Jeder trägt den Danebrog an einer langen Stange. Unter dem Klang der Klarinetten und Violinen ziehen sie durch die Hallen; vor dem Hause des einen und anderen reichen Kaufmanns oder vermöglichen Bürgers werden sie bewirthet; überall, wo sie hinkommen, legt Jeder nach seinen Mitteln ein Scherflein in die Büchse, die von einigen dazu Auserlesenen umhergetragen werden. Der erste Tag geht gewöhnlich mit Durchwanderung der Stadt selbst hin: wenn man sich aber am folgenden Morgen beim Festhaus versammelt, so zieht man nach der Umgegend. Da geht es nördlich nach Hindholm; dort sind Dyssilober willkommene Gäste auf den großen Herrenhöfen, in den Pfarrhäusern und Dörfern; der Hindholmer hat eine gespickte Speisekammer und einen vollen Beutel, auch große Freude an Lust und Scherz und hegt, wie alle Dänen, eine gewisse Vorliebe und Bewunderung für den dänischen Seemann; seine Tochter hat ihr Wohlgefallen an den jungen, hübschen Burschen, und schwingt sie einer im Tanze, so heftet sie ihr schönstes Band unter die anderen Bänder, die ihrem Auge so wohlgefällig sind. Bricht jedoch der Abend herein, so wartet die ganze Stadt sehnsuchtsvoll auf die Fortzogenen; „nun kommen sie", „nun kommen sie", heißt es gar oft von Thür zu Thür, ehe sie wirklich kommen, und wenn endlich der Zug durch das Thor hereinzieht, drängt sich die ganze Bevölkerung um sie und folgt ihnen bis zum Festhaus. Hat der Vater oder die Mutter den Sohn, die Frau den Mann, die Schwester den Bruder, das Mädchen den Freund gefunden, so ist ein Grüßen, und ein Jubel von „guten Abend und Willkommen", die kein Ende nehmen wollen, die Jeder mit den Seinen nachhause geht. Der Staat wird dann pünktlich weggelegt und aufbewahrt, um am nächsten Morgen wieder darin glänzen zu können; denn dann geht der Zug südlich über Langebro oder westlich nach der Gegend um den Fjord, und dieses Hin- und Herziehen dauert die ganze Woche fort.

Am Sonntag vor Fastnacht schließt die erste Abtheilung des Festes; nun sollen die Bewohner der Stadt und Gegend das Fest-Schauspiel genießen, zu dem sie sich im Voraus durch die Gaben, die sie den Kämpfern geschenkt, den Zugang erkauft haben. Am Montag soll „Ssy i Strande", wie es heißt, aber es ist nicht so ganz leicht, zum Wasser zu kommen, denn der Fjord, der den Schauplatz bildet, ist sehr häufig eine Reihe Jahre kreuz zugefroren; ist dies der Fall, so wird eine große Oeffnung aufgeeist und darin der Kampf begonnen; man wählt zu diesem Behufe zehn der Gewandtesten zum Zweikampfe and. An dem Hintertheil einer Fischerjolle wird ein Brett angebracht, so groß, daß ein Mann gerade darauf stehen kann. Die beiden Kämpfer besteigen je ein solches Brett; sie sind von Kopf bis zu Fuß weiß gekleidet, ihre Waffe ist eine Flaggenstange, auf der sie während des Dyssilob den Danebrog getragen. Die festlich geschmückten Ruderer beginnen die Ruder zu bewegen, und die Jollen steuern unter den Klängen der Musik auf einander zu; einige Male fahren sie an einander vorbei, damit die Kämpfer Zeit haben, eine bequeme Stellung mit dem Brette einzunehmen und eine kleine Herzensstärkung für das kalte Bad, das mindestens einem von ihnen erwartet, sich zu Gemüthe zu führen. Nun werden die Flaggenstangen wagerecht gehalten, die Böte nähern sich, jeder richtet die Waffe gegen die Brust seines Gegners; der Flaggenknopf berührt ihn wirklich, aber der Stoß ist nicht stark genug; nach einigem Schwanken stehen sie beide wieder fest. Die Böte haben jeder seinerseits das Eis berührt und steuern wieder auf einander los, während die Kämpfer mit gefällten Waffen sich zu einem schwereren Stoße vorbereiten. Diesmal gelingt es, der eine wankt, verliert das Gleichgewicht und stürzt rücklings ins Wasser; die Zuschauer, die den Athem während des Kampfes zurückgehalten, brechen in lauten Jubel aus; aber der Sieger wirft seine Flaggenstange weg, trinkt aus seiner Flasche, wenn er so fest steht, daß er es thun kann, und springt hinterdrein. Sobald die beiden Schwimmer den Rand des Eises erreicht haben, sind sie wieder Kameraden, Arm in Arm eilen sie durch die Zuschauermenge; wie naß sie auch sind, haben sie doch noch Lunge genug, um mit den Mädchen zu scherzen, die vor ihrer kalten Umarmung zurückweichen. Aber mit den Bieten haben zwei frische Kämpen bereits die leeren Plätze eingenommen und bereiten sich zu ähnlichem Wettkampfe vor; nun fesseln sie die Aufmerksamkeit, bis einer von ihnen Sieger ist. Nicht minder interessant, als der Kampf, ist der Anblick der Zuschauer — die steifen, fixen Blicke zu sehen, welche die Kämpfer beobachten, wenn die Waffen sich kreuzen, und die gedämpften Ausdrücke der Freude zu hören, wenn die Böte sich von einander entfernen und der Streit unentschieden ist.

Abends wird das Fest mit einem Ball im „Hildehaus" beschlossen, wo man von dem eingesammelten Gelde in Saus und Braus lebt. Hier tanzt der König mit der Frau des Stadtvogts und der Stadtvogt mit des Königs Frau; die Helden des Abends sind jedoch die, welche im Freikampf gesiegt.

Es gehört Muth und Gewandtheit dazu, in einem solchen Kampfe wie wir ihn beschrieben, seinen Gegner zu besiegen; aber der dänische Seemann, und namentlich der dänische Fischer, der in seiner kleinen Jolle gewohnt ist, Sturm und Wellen Trotz zu bieten, zittert nicht im Kampfe mit dem schaukelnden Meere, gelte es nun, das tägliche Brod zu gewinnen oder das Vaterland zu vertheidigen. Auf der Meere tummelt er sich schon in seiner Jugend umher, auf dem Meere sucht er auch, als geworden, sich und den Seinen das Nothdürftige zu des Lebens Unterhalt zu gewinnen. Der Bauer sattelt sein Pferd und schmückt es mit Maienland, wenn er „Sommer in die Stadt reiten" will; der Seemann besteigt sein Boot, und in der Kälte des Winters sucht er im ritterlichen Kampfe auf dem Meere den Ruf der Tapferkeit zu erhalten, den er von den Vätern ererbt.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Märchen von Andersen. Der fahrende Poet hatte in diesem Sommer im Schatten königlicher Gastlichkeit ausgeruht. Der großmüthige Schutzherr des modernen Sängerthums, König Max in Bayern, ließ ihn zu sich nach Hohenschwangau, seinem Zauberpalaste, der zwischen Wolken und Felsenkronen schwebt, entbieten. Der Märchenerzähler fühlte sich unter den wunderbaren Naturschönheiten der bayerischen Alpenzegend recht eigentlich in seinem Element und hat sie in seiner neuesten Dichtung poetisch zu verklären gesucht. „Die Alpenrose" ist der Titel derselben; der Reiz und Duft einer Blume ist das Symbol dieses lieblichen Märchens, das dem Dichter von neuem die Herzen der Leswelt zuwenden wird. F. v. H.

*) Ein dänisches Volksfest, das im Mai gefeiert wird.

Hierbei Titel und Inhalt des 48sten Bandes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Polnisch verliefert und in Berlin franco ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Postamt Neumann, Behrenstraße Nr. 51), sowie von allen löbl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 7. Berlin, Dienstag den 15. Januar 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Erster Monats-Bericht. 1856.

Verhinderter Rückblick durch Macaulay. — Zur Charakteristik und Erkenntniß Macaulay's als Historikers aus seinen beiden neuesten Bänden. — Macaulay kein Historiker, sondern ein Virtuose auf dem Instrumente: Geschichte. — Neue Auflage Gibbon's mit Anmerkungen von Milman und Guizot. — Geschichte der spanischen Eroberungen in Amerika von Helps. — Ida Pfeiffer's zweite Reise um die Welt und ihre Original-Gelehrsamkeit zur Geschichte des naturwüchsigen Kannibalismus. — Civile und canonische Kopf-Abschneiderei. — Memoiren-Literatur. — Biographie und Schriften von Thomas Young. — Phänizien von Kenrick. — Kingsley's „Westward Ho!" — Samuel Rogers als „Barde und Banquier", als Mäcen und erster connaisseur Englands, seine soziale Bedeutung während dreier Generationen.

London, Anfangs Januar.

Man kann nicht mit dem Kalender Kultur- und Literatur-Epochen machen. Deshalb finden wir auch nach dem Sylvester-Abende keine Veranlassung, etwa durch einen Rückblick das Jahr zu charakterisiren. Besinne ich mich doch kaum auf etwas Charakteristisches, womit man diesen Zeit-Abschnitt bezeichnen, um welches man andere Erscheinungen gruppiren könnte. Die große, bunte Masse literarischer Produkte fällt, übersichtlich genommen, als ziemlich vorübergehend und chaotisch aus einander. Erst der künftige Literatur-Historiker, der größere Perioden umfaßt, wird etwas damit anfangen können. Aus dem Chaos des Massenhaften werden dann Erscheinungen hervorgetreten sein, welche die übrigen, untergeordneten mit beleuchten und so wirklich Uebersichten ermöglichen. Wer hat in diesem Augenblicke überhaupt Zeit und Lust, in der Literatur zurückzublicken! Jeder hat einen der siebzigtausend Bände Macaulay's vor sich, womit der erste Heißhunger befriedigt ward.*) Merkwürdig, daß ein Historiker Primadonna der Literatur ward in England, wo nur ungemein Wenige Geschichte studiren und verstehen, wo man so vorgeschickt ist, daß alle möglichen Schwindeleien der Tagesgeschichte durchkommen, weil sie sich über Wochen, Monate und Jahre ausdehnen und Niemand Zeit und Lust hat, deren Zusammenhang zu studiren und wohl gar darzustellen (die Wenigen, die es thun, werden nicht beachtet). Primadonna! Ja, Macaulay kömmt mir wie eine Sontag, eine Taglioni, eine Jenny Lind vor. Er ist der größte Virtuose auf dem Instrumente, genannt Geschichte. Er componirt effektvolle Genre-, nicht Geschichtsbilder daraus, er erklärt sie einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum, wie ein Redner im Parlamente, vor Wählern, bei Festessen, der einen Knall-Effekt vorbereitet, mit einem Couplet, mit einem Bonmot, einer zaubersichen, witzigen Wendung schließt und lächelnd einen Beifallssturm nach dem anderen hinnimmt. Er spielt mit der Geschichte, wie der Thierbändiger mit seinen zugerichteten Bestien, nicht der Zoologie, sondern seiner Virtuosität und des Geschäfts wegen. Er ist kein Historiker, er ist sprachlicher, darstellender, malender, politisch zweckredender Geschichten-Virtuose. Das verehrungswürdige, gelehrte Publikum wird über diesen Ton des Urtheils zürnen, aber Historiker, wie L. Ranke, werden mir gewiß Recht geben. Und den Hallischen Löwen wollen wir gar nicht fragen, da es uns dann gewiß beiden schlecht gehen würde. Uebrigens muß ich fortfahren, zu urtheilen, wie ich muß. Ich habe mich schon früher über den Zauber und die verführerische Darstellung und Malerei mit Pointen in Macaulay's Bänden geärgert und über die beiden neuesten noch mehr. Die Geschichte ist doch wahrlich nicht geschehen, damit Macaulay seine Virtuosität daran spiele. Sie ist kein Instrument, wie ein Klavier oder eine Stimme, sie ist eine objektive Macht, der man sich hingeben muß, um Historiker zu werden, die man nicht einem Talente, noch weniger faulen Parteizwecken opfern muß. Schon diese übergeschmückte Darstellung, diese Vornehmrednerei ist des historischen Styls unwürdig. Von dem Historiker verlangt man etwas von dem kalten, würdigen Ernste des Richters, der gewissenhaft und mit klarem, reinem Rechtssinn Recht und nicht schön zu sprechen strebt. Macaulay ist zu sehr Essayist, Belletrist, Parlamentsredner und Whig, zu großer, moderner Generalaler, als daß er ein Historiker ersten Ranges sein könnte. Es schleicht sich lächelnd etwas von dem persifiren, rechts- und ehrlosen Style der Times und der professionell Humbug treibenden höheren Klassen überhaupt durch Macaulay's Zauberei. Er ist, was man in England einen Conventionalisten nennt. Er wird nicht warm über Stoffen des Edlen und Großen, er hat keine wahre Liebe für die Freiheit und Menschlichkeit, und zum Hasse gegen Unrecht und Verbrechen ist er zu vornehm. Sein „schöner Styl" könnte ja auch darunter leiden. Ich schreibe dies unmittelbar unter dem Eindrucke emsiger, kontinuirlicher Durchlesung seiner beiden neuesten Bände ab. Möglich, daß dieser Eindruck sich selbst berichtigt; jetzt ist er vollkommen individuell wahr. Begeistert von der brillanten Klarheit und rhetorischen Zauberei in Styl- und Detailmalerei und einer tieferen Würdigung der geschilderten wichtigen Ereignisse (wie mir scheint, einem deutlich hervorstechenden Vorzuge vor den beiden ersten Bänden), fühlt man sich (fühlte ich mich wenigstens) immer wieder um so mehr geärgert und empört über diese äußerlich glänzende und den historischen Richterernst überlächelnde Virtuosität der Diction und conventionell zugerichtete Darstellung. Und die Periode, welche die beiden Bände umfassen, von der Proclamation Wilhelm's und Marie's 1689 bis zum Frieden von Ryswik 1697, schließt zu wichtige Stoffe für die innere Construction und den äußeren Ruf des Landes, für die geschichtliche Erkenntniß jener Zeit überhaupt in sich, als daß man hier nicht besonders die Ueberhebung des Darstellers über den Stoff unwürdig finden sollte. Das Schlimmste dabei ist, daß er sehr oft gar nicht recht und richtig sieht oder sehen will. Um nur ein Beispiel anzuführen, mag der Parlamentsredner und Leitartikelschreiber die Unterwerfung Irlands vertheidigen, beschönigen und loben, der Historiker, von welchem man Einsicht in die Motive, die Substanz der Thatsachen und die Folgen verlangt, kann es nicht. Er muß die Nemesis sehen, die sich rächend aus Irland durch jede Parlaments-Abstimmung, durch jeden Akt der Gesetzgebung und politischen Konjunktur zieht; er muß das rechtlich Verdammliche, das für die materiellen Interessen Englands Schädliche und Unduchführbare dieser Unterjochung sehen und sagen. Macaulay sagt und sieht nichts davon und führt Irlands Unterjochung stramm mit unter den Beweisen wiederhergestellter Gesundheit und Kraft Englands auf. Ja, er sieht kaum etwas Wesentliches von dem ganzen Inhalte und Ergebnisse der großen Geschichts-Epoche, welche er geschildert, nichts von dem faulen Flecke der errungenen revolutionairen „Freiheit", welche nichts Anderes war, als die Herabwürdigung der Krone zum Schilde und Heiligenscheine der vielen hundert Könige, von welchen England seitdem regiert und — ruinirt ward. Ein ordentlicher Historiker kann ein Volk und Land nicht nach der Zahl gewonnener Schlachten und unterdrückter Völker, nicht nach der Masse der Baumwolle und des Eisens und der Kohlen, die es jährlich verspinnt, verbraucht und zu Gelde macht, endgültig beurtheilen; die Geschichte hat einen dialektischen, juristischen, sittlichen Wesens-Inhalt. Diesen muß der Historiker auffinden und darstellen. Die Geschichte umfaßt nicht die Interessen einzelner Klassen und Stände, sondern alle Bestandtheile eines Volks. Macaulay sieht in dem Siege der jetzt regierenden Klassen über die Krone und die nicht regierenden Klassen die Freiheit und Größe Englands, eine allerdings gelaufige und namentlich außerhalb sehr partnäckig fest gewordene Ansicht, aber deshalb nicht minder falsch, wovon der Ausland des jetzigen Krieges wohl unwiderlegliche Beweise geben wird. England nahm durch die Revolution im Wesentlichen die monströse innere Gestalt an, die es jetzt noch hat, eine Politik und namentlich auswärtige Politik, die überall auf der Erde natürlicher Entwickelung mit Diplomatie, Kanonen und Flotten entgegentrat und im Innern eine Bevölkerung schuf, die noch heute heimat- und haus-los nomadenartig auf dem Grund-Eigenthum der vielen hundert Könige umherirrt, sich plackt, wie kein Volk der Erde, und weniger er-

*) Gleichzeitig mit der Londoner Ausgabe sind die beiden neuen Bände von Macaulay auch in der sehr empfehlenswerthen Tauchnitzschen Copyright-Edition erschienen, wo sie fünf Bändchen (à einem halben Thaler) bilden. Wir werden nächstens einige Auszüge aus dem neuen Geschichtswerke liefern. D. R.

Digitized by Google

werden kann, als der russische Sklave. Der russische Sklave kann frei werden, Eigenthum erwerben, sich mit Talent und Genie bis auf die höchsten Höhen des Lebens und des Staates emporarbeiten; der großen englischen Bevölkerung ist eigener Heerd, eigener Grund und Boden, alle Höhe und Heiterkeit von Lebensstellungen, namentlich scharf jede höhere Wirksamkeit im Staate hermetisch verschlossen. Der gemeine Engländer und der Masse ist geächtet. Das englische „Volk" lebt unter seinen Regierern, Gesetzgebern und Grund-Eigenthümern, wie die Juden des Mittelalters in „christlichen" Staaten. Talent, Genie, Geist, Fähigkeit, Verdienst und innere Größe gelten gar nichts, viel weniger, als die kleinste „Referenz" von einem Banquier, Bischof oder Lord. Ich will diese Zustände nicht ausmalen. Ich erwähne sie nur als Früchte der Errungenschaften der großen Revolution. Und welche Früchte giebt Macaulay an: „England war durch schwere Prüfungen gegangen und mit erneuter Kraft und Gesundheit daraus hervorgekommen. Zehn Jahre früher hatte es geschienen, als wären sowohl Freiheit, als Unabhängigkeit geschwunden. Seine Freiheit hatte es vindizirt durch eine gerechte und nothwendige Revolution. Seine Unabhängigkeit hatte es wiedererobert durch einen ebenso gerechten als nothwendigen Krieg. Mit Erfolg hatte es die Ordnung der Dinge, beruhend auf der „Bill of Rights", gegen die mächtige Monarchie Frankreichs vertheidigt, gegen die eingeborene Bevölkerung Irlands, gegen die offenbare Feindseligkeit der Nonjurors, gegen die noch gefährlichere Feindseligkeit von Verräthern, die bereitwillig jeden Eid leisteten, da kein Eid sie zu binden vermochte. Seine offenen Feinde waren auf manchen Schlachtfeldern siegreich gewesen. Seine heimlichen Feinde waren Feldherren englischer Flotten und Armeen gewesen, Herren seiner Arsenale, Redner auf unseren Kanzeln, Lehrer auf englischen Universitäten, waren in Staatsstellen heerdenweise eingedrungen, hatten im Parlament gesessen, hatten Bücklinge gemacht und geschwänzelt im Schlafzimmer des Königs. Mehr wie einmal hatte es geschienen, als sei die Abwehr einer Restauration unmöglich, in deren Gefolge unabwendbar Verletzung der Fundamental-Gesetze, Verfolgung der gegründeten Staatsreligion und eine dritte Erhebung des Volks gegen das Haus, welches zwei Exilirungen und Verbannungen nur hartnäckiger im Bösen gemacht hatte, sich eingestellt haben würden. In den Gefahren des Krieges und den Gefahren des Verraths waren neuerdings die Gefahren einer schrecklichen finanziellen und kommerziellen Krisis gekommen. Aber alle diese Gefahren waren nun vorüber. Es war Frieden nach außen und im Innern. Das Königreich hatte nach manchen Jahren schimpflichen Vasallenthums seinen alten Platz im ersten Range der europäischen Mächte wieder eingenommen. Manche Anzeichen berechtigten zu der Hoffnung, daß die Revolution von 1688 unsere letzte sein würde. Die alte Constitution fügte sich durch eine natürliche (Leo's „naturwüchsige") allmählliche, friedliche Entwickelung den Bedürfnissen der „modernen Gesellschaft". Bereits herrschten Gewissens- und Diskussions-Freiheit in einem Grade, wie nie in einer früheren Zeit. Die Geldverhältnisse waren wieder geordnet, der öffentliche Kredit wieder begründet, Handel und Gewerbe wieder belebt, die Staatsklasse überfließend. Ueberall gab es ein Gefühl des Trostes und der Erlösung von der königlichen Bank an bis zu den einsamsten Weilern von Wales oder den Mooren von Lincolnshire. Der Knecht hinter dem Pfluge, der Hirt, der Bergmann in den Northumbrischen Kohlengruben, der Weber, sich nährend an den Stühlen von Norwich, der Schmied am Ambos von Birmingham fühlten den Wechsel, ohne ihn zu begreifen; und die heitere Geschäftigkeit in jedem Hafen und jedem Marktflecken verkündete nicht undeutlich den Anfang eines glücklicheren Zeitalters."

In diesen Worten Macaulay's haben wir zugleich das krönende Ende des vierten und letzten Bandes, das Ende, worin sich jeder Autor gern in seiner besten Kraft noch einmal zusammenzuraffen pflegt, um dem ganzen Werke die letzte Weihe und Dekung zu geben. Dies gilt besonders von Macaulay, der jedes „Gemälde" mit einer Art von feiner „Fanfare" abzuschließen liebt, wie der Sänger, der Redner, der sich des unentbehrlichen Beifalls versichern will. Diese Stelle klingt denn auch beinahe so schön, wie ein Stück Times-Leitartikel oder ein Paradeexerd von Rede im Parlamente; es ist aber weder historischer Styl, noch historische Wahrheit. Schöne Rhetorik, die beiläufig recht gefällig geradezu lügt. „Die natürliche, allmähliche, friedliche Entwickelung der alten Constitution" ist eine solche Lüge. Die Kraft und das Wesen der alten Constitution war das alte angelsächsische Recht mit seiner gesetzlichen Forderung an das Volk, frei zu sein, d. h. sich selbst zu regieren. Die „Entwickelung" besteht jetzt aus sechsunddreißigtausend Parlaments-Akten, in denen Rechtsgefühl, Rechtssicherheit, Gesetz, Freiheit, Selbstverwaltung immer jämmerlicher umkommen.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Aber schön und wahr ist jene Stelle gleichwohl. Unser Herr Korrespondent übersieht, daß Macaulay eine Epoche schildert, in welcher Ludwig XIV. den Despotismus und die Intoleranz in Europa zur herrschenden Mode gemacht, vor der England nur durch den in niederländischer Freiheit erzogenen Wilhelm III. bewahrt wurde. D. R.

Eine Hochzeitsreise nach Amerika.

(Schluß.)

„Nachdem wir den malerischen Kanal, die Narrows (Enge) genannt, durchgesegelt, fanden wir uns bald in der geräumigen Bai vor New-York. Ein Sanitätsbeamter kam jetzt zu uns an Bord, aber die Abwesenheit des sporteldurstigen Cerberus, der mit rauher Stimme den Ankommenden die Pässe abfordert, bewies uns, daß, wie trewdartig uns das Land erschienen mochte, es von einem stammverwandten Geschlecht bewohnt, ein Land von freien Männern sei. Da Bruder Jonathan eine hohe Meinung von Allem hat, was ihm gehört oder mit ihm zusammenhängt, so fühle ich mich nicht veranlaßt, es über die Gebühr herauszustreichen; aber er müßte in der That keinen Geschmack haben, wenn er nicht auf den Anblick kolz wäre, den der Eingang in diese großartigste seiner Städte darbietet. Wir zollten demselben auch den Tribut unserer vollsten Bewunderung. Gerade vor uns lag die Südspitze der Manhattan-Insel, aus welcher, jenseits eines Waldes von Masten, deren schlankes Takelwerk sie wie ein ungeheures Netz umgarnte, sich zahlreiche, hohe Rauchsäuge und kolossale Speicher erhoben, während rechts und links mehrere befestigte Eilande als Wächter des Reichthums der großen Metropole in den Vordergrund hineinragten. Auf einem derselben, der Gouverneurs-Insel, steht ein Fort, genannt Castle-William, welches einen imposanten Anblick gewährt, da es sechzig Fuß hoch ist und drei Reihen Kanonen hat; allein so furchtbar es auch scheint, bezweifle ich doch sehr seine Fähigkeit, den weittragenden Geschützen einer Schrauben-Fregatte viele Stunden lang zu widerstehen. Zu unserer Linken zeigte sich die Mündung des Hudson und mehr rechts East-River, welches in den Long-Island-Sund fließt. Am westlichen Ufer des Hudson, New-York gegenüber, bemerkten wir Jersey-City, einen bedeutenden Ort, und auf der Nordspitze von Long-Island die noch größere Stadt Brooklyn, welche beide als weit ausgedehnte Vorstädte von New-York zu betrachten sind. Viele der wohlhabendsten Kaufleute haben dort ihre Privatwohnungen. Das auf einer Insel gelegene New-York ist soll von Quais umgeben; die auf der East-River-Seite sind zum Gebrauch der Segelschiffe, die am Hudson für die Dampfer bestimmt. Wir fuhren die fein schönen Fluß eine kurze Strecke hinauf bis zu unserem Haltepfag. Ich hatte mir immer eingebildet, daß New-York aus endlosen Straßen von hohen, rothen, ziegelsteinernen Speichern bestehe, wie in Liverpool, mit ungeheuren Krahnen, die von jedem Stockwerk herabsiehen, bereit, unglückliche Vorübergehende unter Baumwollen-Ballen zu begraben; wir wurden jedoch auf eine sehr angenehme Weise enttäuscht, indem es statt dessen unserem entzückten Auge einen höchst ungewöhnlichen und malerischen Anblick darbot. Außer den zahllosen Thürmen, allfränkischen Giebeln, Balkonen und bunt gemalten Schildern, trugen die Reihen von Quais oder Docks, von welchen jedes einen phantastisch gestalteten, dschunkenähnlichen Dampfer in sich schloß, am meisten dazu bei, das Malerische der Scene zu erhöhen. Wir glitten rasch in einen dieser Stände hinein, das Schiff wurde durch ein Ankertau an das Land befestigt, und als die Uhr eines benachbarten Kirchthurms eben fünf schlug, lagen wir ruhig an der Küste der neuen Welt."

Unser Verfasser konnte sich nicht recht davon überzeugen, daß er sich wirklich schon in Amerika befinde — so schnell und glücklich war die Reise von statten gegangen. Und außerdem war, trotz manchem exotischen Zubehör, doch Alles so Englisch: die Sprache, die Sitten, die allgemeine Geschäftigkeit, das lebhafte Gewühl auf den Straßen. Nicht eher, als bis er einige Wochen später an den Ufern des Hurons-ees die ersten Indianer erblickt hatte, wurde ihm die Thatsache völlig klar, daß er nach einem fremden Welttheil versetzt sei. „Aus Land steigend, sahen wir uns bald von echt indianischen Wigwams umgeben, mit Kanots von Birkenrinde, Bogen und Pfeilen, Fischspeeren und anderen Gegenständen, die man sonst nur in Museen antrifft, die wir aber jetzt wirklich vor unseren Augen sahen, im Hintergrunde einen Wald von schönen, schlanken Bäumen und vor uns eine Gesellschaft von lebendigen, rothen Indianern, die mit der ihnen eigenthümlichen stoischen Gleichgültigkeit uns von ihren konischen, mit Birkenrinde bedeckten Wohnungen aus anstarrten, ohne uns einen Fußbreit Weges entgegenzukommen. Auch einige Squaws (indianische Weiber), die auf der Erde saßen und mit einer Arbeit beschäftigt schienen, ließen sich durch unsere Ankunft nicht im Mindesten stören. Nachdem wir die Kanots untersucht, die von innen aus weißem Cederholz, das mit einem gewöhnlichen Messer glatt wie Elfenbein geschabt wird, von außen aus Birkenrinde bestehen, mit der Wurzel des Tamaracbaums zusammengenäht, dessen Harz zur Dichtung der Nähte dient, wanden wir uns zwischen den Baumstummeln durch, die den Weg nach der Anhöhe versperrten, auf welcher die Wigwams, Hütten und Leantos vor und zerstreut lagen. Ihre Felder und Gärten, sagte man uns, wären etwas entfernter im Mittelpunkt der Insel gelegen, wo der Boden fruchtbarer ist. Wir besuchten mehrere von den Wohnungen, indem wir die

Digitized by Google

Squaws und ihre Männer bei der Hand schüttelten und „Budschu! Budschu!“ sagten, worauf sie gleichfalls: „Budschu!“ erwiderten, augenscheinlich eine Verständigung von „bon jour“, welches sie von den kanadischen Voyageurs gelernt haben, die selbst nicht das reinste Französisch sprechen.

„Die Wigwams sind aus acht bis zehn langen, dünnen Stangen zusammengesetzt, die unten in den Boden eingesteckt, oben aber kegelförmig zusammengebunden sind. Von außen werden sie mit einer oder zwei Schichten Birkenrinde bekleidet, die fast bis zur Spitze des Wigwam reichen, wo man jedoch eine kleine Oeffnung läßt, um dem Rauch als Ausgang zu dienen. Mitunter sind sie inwendig mit Matten beschlagen, welche auch auf den Fußboden gelegt werden, so daß jedoch in der Mitte Raum für den Feuerherd bleibt. Die Leanto's haben eher die Form von Zigeunerzelten, obwohl auch sie aus Birkenrinde gebaut sind, die man zu allem Möglichen gebraucht. Manche sind auf der einen Seite offen und nur auf der geschützt, von wo der Wind bläst. Außer diesen primitiven Behausungen, findet man im Dorfe auch einige bequeme, von Ballen erbaute Hütten. Diejenigen, welche wir besichtigten, waren durch einen Vorhang in zwei Gemächer getheilt, die rings umher mit breiten Bänken versehen und mit zierlichen Matten bedeckt waren. Die Bänke werden als Schlafstellen benutzt. Das Doch dieser Wohnungen war mit gelben Büscheln Mais, dem Wintervorrath der Familie, behangen, die einen reich verzierten Plafond bildeten. Vor einer der ersten, zu der wir gelangten, saß eine zahlreiche Familie auf der Erde, bestehend aus der lächelnden, wohlgebildeten Mutter, einigen Mädchen und kleinen braunen Knaben, alle emsig beschäftigt, die Maiskörner auszuhülsen. Es wurden nur ein paar papierartige Blätter am Stengel gelassen, bei welchen man sie aufhängt. Die Knaben glotzten und regungslos mit offenem Mund und Augen an, und ein Papuse (Säugling), der uns für seltsamliche Ungeheuer halten mochte — woran vielleicht die Brille eines Reisegefährten schuld war — erhob ein lautes Geheul, das weder durch die Liebkosungen der lachenden Mama, die ihn die Augen abwischte und ihn zu trösten suchte, noch durch einen blauen Sixpence, den wir ihm anboten, gestillt werden konnte. Diese letztere Gabe gewann uns jedoch die Herzen der übrigen Gesellschaft. Sie lachten herzlich, als wir mittelst Zeichen, die sie vollkommen zu verstehen schienen, eine lebhafte Unterhaltung mit ihnen anknüpften. Es waren, dem Anschein nach, sehr heitere und zufriedene Menschen, ohne allen Hang zum Skalpiren und dem Ideal höchst unähnlich, das ich mir von den amerikanischen Indianern, als von einer ernsten, schweigsamen, etwas mürrischen Race, welche selten lächelt und nie lacht, gebildet hatte. Einige von den Mädchen hatten regelmäßige Gesichtszüge und konnten hübsch genannt werden. Die schönste unter ihnen trug auf jedem Finger einen breiten meffingenen Ring und um den Hals zwei Schnüre farbiger Glasperlen, Alle aber hatten Kleider von blauem Kattun. Sowohl Männer, als Frauen trugen Ohrringe von mannigfachster Form, die oft unter schmalgen langen Locken von schwarzem, zottigem, mit Fett eingeschmiertem Haar hervorschimmern. Wir nahmen Abschied mit gegenseitigen Händedrücken und Wiederholung des „Budschu“.

„Etwas weiter ab saß ganz allein eine alte Frau, durch eine auf Pfähle ausgestreckte wollene Decke gegen den Wind geschützt, den Mais aushülsend, den sie in einen großen eisernen Topf warf, wo eine Mischung zubereitet wurde, die wie Erbsſuppe aussah. Die Indianer machen aus Allem Suppe — aus Fisch und Geflügel, Gemüse und Korn. Sie sind gewiß keine Feinschmecker; da, sagen sie, die Speisen doch im Magen zusammenkommen, so kann man sie schon vorher unter einander mischen und so die Mühe sparen. Ich nahm eine Aehre Mais und gab der alten Frau dagegen einige Pence, die sie annahm, ohne zu lächeln oder einen Augenblick in ihrem Geschäfte innezuhalten. Einem Maler hätte sie als ein vortreffliches Modell zu einer der Hexen des „Macbeth“ dienen können. . . . Indem wir unter einer zerlumpten Decke durchkrochen, welche die Stelle einer Thür vertrat, sahen wir uns jetzt in einem birkenrindenen Wigwam, wo eine Frau von mittlen Jahren, in einem blauen Kattunkleide, eine Matte von gefärbten Binsen flechtend, saß. „Budschu!“ sagten wir. „Budschu!“ erwiderte die Matrone, und wir setzten uns Alle uneingeladen ringsum den Wigwam auf die ziemlich reinlichen Matten, welche die Erde bedeckten, nieder, ohne daß sie es im Geringsten übel zu nehmen schien. Das Geschenk einer Silbermünze machte uns vollends zu sehr willkommenen Gästen. Das Gerippe dieses Wigwams bestand aus acht langen Pfählen, die einen Kreis von etwa neun Fuß Durchmesser bildeten. In der Mitte war die glühende Asche eines Feuers, über welcher von oben herab ein eiserner Topf hing; umhergestreut lagen Schachteln, Bündel, Körbe, Fäßer von Birkenrinde und hölzerne Löffel, während Fischrogen, getrocknete Fische, Fischspeere und andere Geräthschaften, zwei eiserne Töpfe und zahlreiche Kolben Mais vom Dache baumelten. Wir bemerkten auch eine kleine Hängematte, in der wir bei näherer Untersuchung, fast begraben unter einer Masse wollener Decken, einen kleinen rothen oder vielmehr braunen Papusen fanden, dessen Physiognomie allerdings durch etwas Waschen bedeutend gewonnen haben würde. Ich bot mich an, ihn an Kindesstatt anzunehmen, wenn meine Frau damit zufrieden wäre, aber die Mutter wollte sich nicht einmal um den Preis von vier Dollars von ihm trennen. Indessen schien die gute Squaw nicht wenig geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, die wir ihrem Kinde schenkten; ein Zeichen, daß ein Mutterherz sich überall gleich bleibt, von welcher Farbe auch die Haut sein mag, unter welcher es schlägt.“

Diese Indianer hatten übrigens, wie man sieht, schon eine gewisse Stufe der Kultur erreicht und, außer manchen Lastern, auch einige von den Tugenden civilisirter Menschen angenommen. Viele von ihnen waren durch katholische Missionäre zum Christenthum bekehrt worden, alle aber waren leidenschaftliche Verehrer des „Feuerwassers“, das ihre Reihen immer mehr lichtet und, wie man leider befürchten muß, sie am Ende ganz von dem Angesicht der Erde vertilgen wird. Um die kupferfarbige Race in ihrem Urzustande kennen zu lernen, muß man über den Missuri hinaus bis in die Prairieen des Far West dringen, wo der Kontakt mit den „blassen Gesichtern“, und was mit ihnen zusammenhängt (Branntwein, Schießpulver, Blattern ꝛc.), den armen Naturkindern noch nicht verderblich geworden ist.

In starkem Kontrast zu dem Leben am Hurondee und in den vorgeschobenen Posten der Hudsonsbai-Compagnie steht der Aufenthalt des Verfassers in Boston, das ihm von allen amerikanischen Städten am besten gefällt, wo er die angenehmste Gesellschaft, die herzlichste Gastfreiheit antraf. Unter den auch in Europa rühmlich bekannten Männern, denen er hier vorgestellt wurde, nennen wir den verstorbenen Abbott Lawrence, ehemaligen Gesandten der Vereinigten Staaten in London, „einen schönen, würdevollen alten Mann, mit einem wohlwollenden Antlitz, gemüthlich in seinem Wesen, groß und stark von Gestalt und in jeder Beziehung geeignet, die mächtige Republik an einem fremden Hofe zu vertreten“; ferner den Dichter Longfellow, den er in seiner Amtswohnung in der Harvard-Universität zu Cambridge besuchte und von dem er folgende Beschreibung giebt: „Er ist von mittler Größe und gedrungenem Körperbau, mit einem durchdringenden Auge und vollen, etwas buschigen Brauen, einer blonden Gesichtsfarbe, länglicher Nase und einem Munde, in welchem sich Festigkeit und Vertrauen in seine eigenen Kräfte ausdrückt. Im Umgang ist er äußerst freundlich und lebhaft, voll Geist und ohne die geringste Spur von Pedanterie, und je öfter ich mit ihm zusammentraf, desto vortheilhafter war der Eindruck, den er auf mich hervorbrachte. Sein Benehmen ist das eines Weltmannes, mit einer bonhomie verbunden, die wahrhaft bezaubernd ist.“ Der Bericht über den Historiker Prescott lautet höchst erfreulich; obgleich er sich noch zum Lesen der für Blinde bestimmten Maschine bedient, hat sich doch sein Augenübel insoweit gebessert, daß er Alles, was um ihn vorgeht, unterscheiden und an allen Genüssen des Lebens und der Gesellschaft theilnehmen kann. Auch über das von dem menschenfreundlichen Dr. Howe geleitete Taubstummen-Institut in Süd-Boston, dem Charles Dickens ein interessantes Kapitel seiner „American Notes“ gewidmet hat, und das merkwürdige taubstumme und blinde Mädchen, Laura Bridgeman, von der er eine so rührende Schilderung giebt, erfahren wir manches Neue. Als Kossuth nach Amerika kam und das Institut besuchte, hielt ihm Laura eine lange Rede, indem sie nämlich ihre Gedanken durch Zeichen oder vielmehr durch Tasten dem Dr. Howe mittheilte, der sie in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übersetzte. Sie hat Longfellow's „Evangeline“ ganz auswendig gelernt, kann vortrefflich schreiben, und an dem heiteren Ausdruck ihrer sanften Züge erkennt man, daß sie ein glückliches, mit ihrem herben Geschick ausgesöhntes Leben führt. Dr. Howe hat vor kurzem eine Erziehungs-Anstalt für Blödsinnige errichtet, die er mit gleichem Erfolg behandeln soll, wie ihre von der Natur in physischer Beziehung vernachlässigten Leidensgefährten, indem es ihm, wie es heißt, gelungen ist, den Funken des Geistes in dem Anschein nach hoffnungslosen Idioten zu wecken und sie der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben.

Am 18. Januar 1854 schiffte sich endlich unser Ehepaar wieder nach der Heimat ein, sich nicht ohne Bedauern von einem Lande und von Leuten trennend, die es während einer fünfmonatlichen Wanderung lieben und achten gelernt hatte. „Wir waren“, schreibt der Verfasser, „mit den Eigenthümlichkeiten des amerikanischen Wesens vertraut geworden und wußten sie jetzt zu schätzen. Wer Vertrauen zu der Höflichkeit des Volkes zeigt, wird von ihm nie unhöflich behandelt werden. Die Ungeschliffenheit, die man den Amerikanern vorwirft, ist mehr scheinbar, als wirklich vorhanden, und diejenigen, die an ihre Großmuth appelliren, können stets auf ihre Freundschaft und Unterstützung rechnen. Sie beugen und krümmen sich allerdings vor Niemanden, also auch nicht vor dem Fremden, aber sie benehmen sich gegen ihn, wenn er sich ordentlich aufführt, wie der Mensch sich gegen den Menschen benehmen muß, mit Wohlwollen und Güte. Die Engländer haben, wie Prescott bemerkte, einen ganz falschen Begriff von dem Charakter des Amerikaners. Sie denken sich ihn nur als einen geschmeichelten,

Digitized by Google

gelbsparenden, geldliebenden, gewitzten Burschen, welcher hölzerne Muskotnüsse verfertigt und immer darauf bedacht ist, einen gewinnreichen Handel zu treiben. Der wahre Amerikaner, im Gegentheil, hält es zwar für seine Pflicht, und für eine ganz angenehme Pflicht, Geld durch jedes mit der Ehrlichkeit verträgliche Mittel zu erwerben, doch liebt er weder das Geld um des Geldes willen, noch wünscht er es zu sparen, sondern zeichnet sich, wohin er auch geht, durch die Freigebigkeit und Sorglosigkeit aus, mit der er seine Reichthümer umherstreut. In den Hotels lebt er auf dem glänzendsten Fuße und denkt nie daran, die einzelnen Posten seiner Rechnung nachzusehen, und der Preis hält ihn selten ab, sich einen Gegenstand anzuschaffen, auf den er sein Augenmerk geworfen hat.“ Kurz, Bruder Jonathan ist keineswegs ein Knicker, ein Bauer oder eine engherzige Krämerseele; er ist vielmehr ein zwar derber, aber gutmüthiger und höchst splendider Gesell, dessen Wahlspruch „leben und leben lassen“ heißt und der sein Geld ebenso rasch ausgiebt, wie er es verdient.

Wir wollen dieser Schilderung nur die Bemerkung hinzufügen, daß sie wenigstens dem Original ähnlicher ist, als die Karikaturen, denen man in so vielen englischen und seit einiger Zeit auch in manchen deutschen Werken begegnet.

Kunst-Literatur.

Es muß als Zeichen der zunehmenden Bildung betrachtet werden, daß die Kunst-Literatur gegenwärtig einen der thätigsten Zweige unseres Büchermarktes ausmacht. Zwei bedeutende Werke liegen und vor, welche dies von neuem beweisen. Aus dem gediegenen Verlage von W. Engelmann in Leipzig ist eine Darstellung der Kunstschätze Pompeji's, jener unerschöpflichen Fundgrube antiken Geistes, hervorgegangen. Der Verfasser, Professor Overbeck, hat sich die Aufgabe gestellt, die Ergebnisse aller neueren Forschungen anschaulich in verständlicher Belehrung zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Er sagt selbst, daß er nicht darauf ausgehe, den Fachgelehrten durch seine Wahrnehmungen zu imponiren, sondern sich damit begnüge, den Kunstsinn der Gebildeten zu erfreuen und den Neulingen auf dem Gebiete der Archäologie als Wegweiser zu dienen. Durch Kupferdrucke, Karten und unzählige Holzschnitte unterstützte die Verlagshandlung den löblichen Zweck des Verfassers auf das Erfolgreichste. Es ist ihm unstreitig gelungen, ein vollständiges Lehrbuch der pompejanischen Kunstschätze und dadurch eine Grundlage für jede weitere archäologische Ausbildung zu geben; die lernbegierige Lesewelt der Jugend wird ganz besonders in dem Buche eine reiche Ausbeute finden und sollte recht dankbar erkennen, wie leicht ihr dadurch ein Studium gemacht wird, das bis jetzt nur stückweise und in unverständlicher Fassung aus dem streng wissenschaftlichen Bereich der Fachgelehrten hervortrat. Die kunstsinnigen Schöpfungen, die in Berlin und München, unter dem Schutze von Königen, unserer Zeit die Größe der Antike vorführen, fordern zu einem gründlicheren Verständniß und Studium auf; selbst Frauen müssen sich dazu bequemen; sie, die man sonst ängstlich vor jeder Gelehrsamkeit hütete, würden durch Unwissenheit auf dem Kunst-Gebiete sich lächerlich machen. Indessen wollen wir gern annehmen, daß mehr, als diese Furcht, die Liebe zur Sache der Grund ist, warum die Erzeugnisse der Kunst-Literatur jetzt überall so rege Theilnahme erwecken.

Ein anderes Werk, das intellektuell einen noch viel bedeutenderen Werth hat, als das eben erwähnte, ist eine Abhandlung Anselm Feuerbach's, die soeben in zweiter Auflage bei Cotta erschienen ist. Es ist ein starker Band von nahe vierhundert Seiten und enthält eine Reihe archäologisch ästhetischer Abhandlungen über den vatikanischen Apoll. Ein einziges Kunstwerk mit solcher Ausführlichkeit zu besprechen, vermag nur ein gründlicher Gelehrter, der seine Ausführungen durch die ganze Wissenschaft der Alten und die sämmtlichen Forschungen der Neuen begründen kann. Die berühmte Schönheit der Statue, die unter dem Namen Apoll von Belvedere bekanntee ist, als unter dem des vatikanischen Apoll, hat schon zu Winckelmann's Zeit Anlaß zu Streitschriften gegeben. Die Beschreibungen und begeisterten Schilderungen der Kunstkenner könnten eine kleine Bibliothek ausmachen. Winckelmann sah in diesem Marmorgott den Inbegriff aller Schönheit, das vollendete Sinnbild ewigen Jugendfrühlings; er beschreibt in wahrhaft brünstiger Begeisterung jeden einzelnen Zug des Götter-Antlitzes. Lessing studirte jede Miene desselben, und es ist unbegreiflich, welche zarte Nüancen von Seelenregungen er in dem gemeißelten Stein entdeckte. Goethe besang ihn, und Elise von der Recke erzählte sogar eine Liebesgeschichte von ihm; eine junge Römerin soll sich sterblich in ihn verliebt haben. Anselm Feuerbach betrachtet mit ruhigem Künstler-Auge das edle Steingebilde und sucht die Leser über den historischen und künstlerischen Ursprung desselben aufzuklären. Er sagt dabei mit Recht, daß die Lehre über die Schönheit der Skulptur-Arbeit eine der schwersten sei; das Verständniß derselben ist gewissermaßen ein angeborenes Talent, das durch Uebung ergänzt, aber nie ersetzt werden kann. Es giebt unzählig viele Menschen, die völlig blinden Auges für die Vollendung der Skulptur sind, gerade sowie manche taub für ihren Gegensatz, die Musik, bleiben. Solche sehen in den nackten Gestalten höchstens das Menschliche, nie die Weihe der Kunst, die dieses heiligt, daher die falsche Scham, die noch so oft die ungebildeten Besucher unserer Museen charakterisirt. Das Studium klassischer Schönheit, wie diese Abhandlung es darbietet, kann allein dagegen als Heilmittel wirken.

F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Dr. Franz Liszt als Schriftsteller. Der elegante, liebenswürdige Virtuos, den seine Freunde jetzt auch als eleganten und liebenswürdigen Komponisten feiern, verdient nicht minder, ein eleganter und liebenswürdiger Schriftsteller genannt zu werden. Wir haben, zur Zeit der Erscheinung der „Fondation-Goethe“ (Leipzig, Brockhaus, 1851) in diesen Blättern*) auf den großartigen schönen Gedanken einer allgemeinen, deutschen Goethe-Stiftung hingewiesen, den Dr. Franz Liszt in seiner Schrift entwickelte. Das französisch geschriebene Buch wurde in Deutschland, obwohl es die Verherrlichung eines deutschen Dichters, der deutschen Kunst in ihren vornehmsten Zweigen und eines um unsere Literatur hochverdienten, deutschen Fürstenhauses zum Gegenstand hatte, nur wenig gelesen — vielleicht deshalb, weil es eben in fremder Sprache eine deutsche Angelegenheit behandelte. Jetzt hat der Verfasser diese Schrift, ebenso wie eine frühere über seinen im Jahre 1849 verstorbenen Kunstgenossen Chopin, ins Deutsche übersetzt und als ein stattliches, deutsches Buch herausgegeben.**) Wie freuen uns, den zwar von deutscher Familie abstammenden, aber in Ungarn geborenen und erzogenen und in der französischen Weltstadt heranngereiften Musiker so durchdrungen von der Luft Weimars zu sehen, in der er seit einigen Jahren lebt, daß er über ein Denkmal Goethe's in der Sprache und Ausdrucksweise des großen Dichters zu schreiben weiß. Möge die Idee einer Begründung von Preiskämpfen für die vier Hauptzweige der Kunst, wie diese in Goethe selbst ihr würdigstes Organ in Deutschland fanden, zu seines Namens Ehre, wie zu der der deutschen Kunst, einer dadurch Realisation entgegengeführt werden. Vielen Lesern dürfte übrigens interessant sein, daß Liszt in seinem „exsai“ über die Goethe-Stiftung auch zum ersten Male das geistreiche Wort adgebeudt, das Alexander von Humboldt in dem Album niedergeschrieben, welches die Frau Prinzessin von Preußen für die Ruhmes-Halle Weimars bestimmt und mit eigener Hand allegorisch geschmückt hat. Diese Worte des Verfassers des „Kosmos“, von welchem Liszt so schön sagt, „daß er der Natur ihre Geheimnisse raubte, ohne daß die stolze Göttin, noch ihrer Gewohnheit, ihm dafür das Verständniß ihrer Seele, der Blicke und des Lächelns, die jene Geheimnisse offenbaren, entzog“, diese Worte allein schon wären es werth, daß das Buch in Deutschland überall gelesen werde.

— Bücherpreise in Deutschland und Frankreich. Ein Kritiker im Athenaeum Français giebt den deutschen Verlegern den Rath, stärkere Auflagen als bisher zu veranstalten und dafür die Bücher, die jetzt in Deutschland viel theurer als in Frankreich seien, bedeutend wohlfeiler zu verkaufen. Das Publikum sowohl, als der Buchhandel würde sich dabei besser stehen. Ersterer würde mehr Bücher kaufen und der letztere bei niedrigen Preisen mehr Gewinn haben, als bei den unerschwinglich hohen. In Frankreich habe man einen Versuch dieser Art gemacht und sehe sich ganz gut dabei. Die deutschen Verleger ließen sich oft einen Band mit neun Francs (2½ Thlr.) bezahlen, der in Frankreich kaum dreißig Sous (12 Sgr.) koste. Kein Wunder sei es daher, wenn selbst seine Leserinnen in Deutschland, statt sich eine eigene kleine Handbibliothek beliebter Unterhaltungsschriften anzuschaffen, es nicht verschmähten, die Romane, die sie verschlängen, aus der Leihbibliothek zu beziehen, wo sie die ansaubere Kost mit Kätzerinnen und Köchinnen theilen müßten.

*) „Magazin“ 1851, Nr. 133.

**) Franz Liszt's gesammelte Schriften. Erster Band. Die Goethe-Stiftung. Übersetzt. Kassel, Ernst Balde, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Neumann, Behrenstraße Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 8. Berlin, Donnerstag den 17. Januar 1836.

Portugal.

Zwei portugiesische Romane.*)

Man vernimmt in Deutschland so wenig von der modernen portugiesischen Roman-Literatur, daß auch eine dürftige Notiz hierüber vielleicht nicht unwillkommen sein dürfte. Diese Literatur ist freilich auch an sich eine sehr beschränkte und in Portugal selbst wenig bekannte. Auch hier haben Uebersetzungen von Eugène Sue's und Alexandre Dumas' Romanen die einheimischen ganz verdrängt, und man hört häufig selbst von Gebildeten sagen, wenn sie von einem portugiesischen Werke sprechen: „Ich muß gestehen, ich habe das Buch selbst nicht gelesen, aber es soll sehr gut sein." — Die Mysteres de Paris haben natürlich Alle gelesen! Eine solche Vernachlässigung der eigenen Schriftsteller scheint nicht ganz unbegründet: die wenigen portugiesischen Romanschreiber dürfen sich in der That nicht mit denen Frankreichs oder Englands messen. Was sie geben, sind mehr nur Versuche nach fremden Mustern, als eigenthümliche, originelle Arbeiten, wie denn der Roman überhaupt weder in Spanien, noch in Portugal — den komischen ausgenommen — bisher mit Glück kultivirt worden ist. Indeß sind diese Versuche keineswegs ohne Talent und verdienen schon darum Lob, weil der Stoff derselben der vaterländischen Geschichte entnommen ist und ihre ganze Tendenz dahin geht, dieses Vaterland selbst, seine Naturschönheiten wie seine Geschichte, zu verherrlichen. Während dies Almeida-Garrett besonders in einem Romane unternahm, welcher Yorick's „empfindsamer Reise" nachgebildet, die Erzählung durch zahlreiche humoristische, philosophische und literarische Abschweifungen unterbricht, sich durch einen eleganten Styl, trefflicher, dem portugiesischen Volksleben entnommene Charaktere und Sittenschilderungen, dramatische Situationen und tiefe, sittliche Empfindungen auszeichnet, scheint Herculano bald Byron, bald Walter Scott nachzutreten, indem er von dem Einen erhabene, gigantische Gestalten und Gedanken, von dem Anderen den Anstrich des Romantischen, Abenteuerlichen, die interessante landschaftliche Scenerie borgt.

Garrett's vorzüglichster Roman führt den Titel: „Viagens na minha terra", „Reisen in meinem Vaterlande" — und schaltet in eine kleine Tour von Lissabon nach Santarem nicht nur eine interessante Geschichte aus dem Freiheitskampfe unter Dom Pedro ein, sondern auch die Quintessenz der politischen und philosophischen Ansichten des Verfassers.

Herculano hat in seinem „Eurico, der Presbyter" den inneren Zwiespalt und Verfall des Gothenthums in Spanien, seine Kämpfe gegen die Araber und sein letztes Wiederaufglimmen unter Pelayo zum Gegenstande seiner Schilderungen gemacht.

Bruchstücke aus diesen beiden Romanen sollen nun unmittelbar mit dem Geiste ihrer Verfasser bekannt machen.

1. „Reisen in meinem Vaterlande", von Garrett.

Das Thal von Santarem gehört unter jene von der Natur bevorzugten Orte, wo sich Pflanzenwelt, Luft und Lage in einer süßen, vollkommenen Harmonie befinden. Nichts Großartiges, nichts Erhabenes ist hier zu suchen, wohl aber trifft man in Allem, was man da sieht und hört, eine solche Uebereinstimmung in Farben und Tönen, daß man meint, hier könne nur Friede, Gesundheit, Ruhe des Gemüths wohnen, hier könne nur ein Reich der Liebe, des Wohlwollens gedeihen, und böse Leidenschaften, kleinliche Gedanken und jene Sorgen und Jämmerlichkeiten des Lebens vermöchten gar nicht aufzukommen. Es ist, als ob hier das Eden sei, welches der erste Mensch in der Unschuld und Jungfräulichkeit seines Herzens bewohnte.

Zur Linken des Thals und durch ein steil abfallendes Gebirge gegen Norden geschützt, breitet sich ein Gehölz vom herrlichsten, mannigfaltigsten Grün aus. Buche, Esche und Pappel verstricken hier schwesterlich ihre Zweige; Gaisblatt und Bisamrose verbinden sie mit Blumenketten; Immergrün und Farnkraut bekleiden den Boden mit ihrem bunten Teppich.

Um das Interesse an diesem Bilde zu steigern, schaut durch die lichten Zwischenräume der Bäume ein halb geöffnetes Fenster, welches einer altertümlichen, noch in gutem Stande befindlichen Bauung angehört, deren Aeußeres eine solide Bequemlichkeit verkündet, durch die Zeit und Südwinde aber eine dunkle Farbe erhalten hat. Das Fenster ist breit und niedrig; es scheint zierlicher und zugleich älter zu sein, als das Gebäude selbst.

Das Fenster begann mich zu interessiren. Wer mag wohl den guten Geschmack und das Glück haben, hier zu wohnen? — Ich blieb stehen und fing an, mich in das Fenster zu versiehen. Es bezauberte mich, es fesselte mich wie durch eine geheime Kraft. Es war mir, als sehe ich einen weißen Vorhang und eine Gestalt dahinter. Es war wohl nur Einbildung? — Wenn diese Gestalt aber einem Mädchen angehörte, so war mein Roman fertig. — Wie schön muß es sein, von diesem Fenster aus einen Sonnen-Untergang zu betrachten — dem Gesange der Nachtigallen zu lauschen — eine Morgenröthe im Mai zu begrüßen!

Lebt wohl Jemand hier, der dieses köstliche Fenster zu nutzen versteht? Der die stille Luft, all die heiligen Genüsse der Seele, welche hier die Flügel um uns zu schlagen scheinen, recht zu würdigen, recht durchzuempfinden weiß?

Wäre es ein Mann, so müßte es ein Dichter sein; wäre es ein Mädchen, so müßte es lieben, denn der Dichter und das liebende Mädchen sind die zwei Wesen in der Natur, welche sich am meisten ähnlich sehen. Sie sehen, hören, denken, sprechen, wie Niemand sonst sieht, hört, denkt und spricht.

Wenn ein Mann nicht Dichter ist, so wird auch seiner höchsten Leidenschaft, seiner edelsten Empfindung immer eine gewisse Portion gemeiner Menschenprosa beigemischt sein; und diese ist das Hülsemetall, ohne welches er auch sein feinstes Gold nicht verarbeiten kann. Beim Weibe ist dies nicht der Fall; das liebende Weib wird in der That erhabener, giebt sich rasch ihren Idealen hin und ist dann ganz Poesie. Dann vermögen weder physische Schmerzen, noch materielle Interessen, noch sinnliche Genüsse sie zur prosaischen Wirklichkeit herabzustimmen.

Als ich so mitten in diesen Betrachtungen war, begann eine Nachtigall das süßeste, zarteste Liedchen, das ich seit langer Zeit gehört hatte. Es war gerade unter jenem Fenster. — Bald antwortete ihr eine andere von der entgegengesetzten Seite her; und nun entspann sich zwischen beiden ein so regelmäßiger Zwiegesang, in so wohl abgemessenen, gut betonten und vollendeten Strophen, daß ich mich immer tiefer in meinen Roman hineinverbeltete. Alles Andere war für mich verschwunden. Ich gedachte der Nachtigall des Bernardin Ribeiro, wie sie, ermüdet, in das Wasser sank. Der Hain, das Fenster, die Nachtigall, die späte Abendstunde — was fehlte noch, um den Roman vollständig zu machen!

Nur ein weibliches Wesen, welches an jenem Balkon sitzen müßte, in weißem Gewande — ja, weiß müßte es sein! — die Stirne in die linke Hand gelegt, den rechten Arm herabhängend, die Augen zum Himmel erhoben. — Und von welcher Farbe müßten diese Augen sein? Ich weiß es nicht. Was thut es auch! Das hieße, das Bild viel zu ausgeführt behandeln, während es doch nur in großen breiten Zügen dastehen muß, um romantisch, ätherisch zu sein, um in den Armen poetischer Idealität zu schweben.

Die Augen, die Augen — wiederholte ich in meinen lauten, schwärmerischen Gedanken, die Augen müßten schwarz sein.

„Sie waren aber grün."

Grün? ihre Augen! die Augen der Gestalt dort am Fenster!

„Grün, wie zwei Smaragde des Orients, wie zwei durchsichtige, leuchtende, unschätzbare Steine."

Wie? also wirklich? — Ist es Scherz, oder giebt es in der That solch ein reizendes Mädchen, das —

„Niemand giebt es hier — jetzt Niemand, aber ehedem — o, ehedem lebte hier ein Engel, der nun im Himmel sein muß."

*) Viagens na minha terra por J. B. de Almeida-Garrett. 2 Vol. Lisboa, na typographia da Gazeta dos Tribunaes. 1846.
O Monasticon por A. Herculano. 1 Tomo. Eurico o presbytero. Lisboa, na imprensa nacional. 1847.

Also hatte ich doch Recht: dieses Fenster —

„Ist das Fenster der Nachtigallen.“

Die dort singen.

„Die dort singen. Ja, sie sind dort wie vor zehn Jahren — sie oder andere. Aber das Mädchen der Nachtigallen ging hin und kam nicht wieder.“

Das Mädchen der Nachtigallen! Was für eine Geschichte ist das! Es giebt also eine Geschichte jenes Fensters!

„Einen vollständigen Roman, einen „fertigen“, wie die Franzosen sagen, der in zwei Worten erzählt ist.“

So laß ihn hören! Das Mädchen der Nachtigallen, das Mädchen mit den grünen Augen! Das muß höchst interessant sein! Laß die Geschichte hören.

„Wohlan! so wollen wir absteigen und ein wenig ruhen.“

Der Leser hat längst bemerkt, daß dieses Gespräch zwischen mir und einem meiner Reisegefährten stattfand.

Wir stiegen ab, wir setzten uns; und nun höret die Geschichte des Mädchens der Nachtigallen, wie man sie nannte.

Es ist die erste Episode meiner Odyssee. Ich beginne sie mit einigem Zagen, denn die Damen und die Elegants unseres Landes behaupten: die portugiesische Sprache tauge nicht für so Etwas; im Französischen liege ein ganz anderes je ne sais quoi.

Ich glaube, daß die Damen übel berichtet, und weiß gewiß, daß die Elegants Schafsköpfe sind, aber dennoch bin ich verzagt. Denn — kurz und gut — ich lache über sie, aber — Gedicht oder Roman, Musik oder Drama — wenn die Frauen kein Gefallen daran finden, so taugt es eben Nichts.

Also meine schönen und liebenswürdigen Leserinnen, wir wollen uns verständigen; was ich erzählen will, ist kein Roman, es giebt keine verwickelten Abenteuer, keine wundersamen Situationen und Zufälle, es ist eine einfache und einfältige Geschichte, die schlicht und ohne Anmaßung erzählt werden wird.*)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Erster Monats-Bericht. 1856.

(Fortsetzung.)

Wie sehr es Macaulay an historischer Auffassung, an historischer Fronde, an historischer Erkenntniß des Wesentlichen in den Ereignissen fehlt, dafür kann man fast jede Seite als Beweis übersehen. Wir erinnern an die Schilderung Wilhelm's selbst, und worum er im Gegensatze zu dem vertriebenen Karl so unpopulär gewesen. Karl war ein „Jakob lacht“. O, er konnte so schallend g'radaus lachen, sich so grazios verbeugen, so hübsche Geschichten erzählen, er hatte einen so prächtigen Styl im „Tanzen“. Kurier Tugenden, weshalb auch Palmerston „der vollkommenste Gentleman der drei Königreiche“ und endlich gar Premierminister ward. „Eine der Hauptfunctionen unserer Könige“, sagt Macaulay, „hatte lange darin bestanden, der „Gesellschaft“ in der Hauptstadt zu präsidiren.“ Darin war Karl II. Meister. Zum Beweise führt er in ihm die Tugenden eines Tanzmeisters oder Weinreisenden an. Auch Jakob war „so sociable“. „Diese Geselligkeit“, fährt er fort, „ging Wilhelm ganz ab. Er kam selten aus seinem Closet hervor. Und wenn er öffentlich erschien, stand er unter der Menge Höflinge und Hofdamen, ernst und in Gedanken verloren (abstracted), keine Witze machend und Niemanden anlächelnd. Sein eisiger Blick, seine Schweigsamkeit, die trockenen und kurzen Antworten, die er gab, wenn er nicht länger schweigen konnte, erfüllten die Noblemen und Gentlemen mit Widerwillen („disgusted“). Sie waren gewohnt, von ihrem königlichen Herrn auf den Rücken gepatscht, Jack oder Harry genannt, zu Pressen bei Wettrennen begleichwünscht und mit Schaufpielerinnen geneckt zu werden. Die Damen vermißten die ihnen gebührende Huldigung. Sie machten sich grimmig lustig, zu sehen, wie er, mit der Prinzessin Anne speisend, die ersten grünen Schoten, die auf der Tafel erschienen, allein aus der einzigen Schüssel ganz aufgezehrt (devoured), ohne ihrer königlichen Hoheit nur einen Löffel voll anzubieten, und erklärten, dieser große Soldat und Politiker sei nicht besser, als ein niederländischer Bär.“ Was, ist das Geschichte? historischer Styl? historische Erkenntniß?**)

Um noch ein Wort über seine Wirtuosität im Porträtiren zu sagen, so verweisen wir auf sein gelungenstes Portrait des Thomas Wharton, des unverschämtesten, schamunfähigsten, anschwefelndsten und frechsten aller Whigs, und auf eines seiner schlechtesten, des George Fox, der die Sekte der Quäker schuf, eine Sekte, die bei aller konfessionellen Beschränktheit doch fast darbwog kräftig und substantiell genug war, Männer von Wort und Treue, von Thatkraft und Ehrlichkeit zu schaffen und sich diesen Ruf lange zu erhalten. Diese Rundhäte mit Einer Reihe Knöpfe waren die Uritraft Amerika's; sie sind auch jetzt noch in England die Schule der Männer von Ehre und Wort. Und wie behandelt Macaulay die große, von wahrer Begeisterung getragene Gestalt des George Fox! Wie einen halb Wahnsinnigen. Darin hat er eigentlich Recht, aber die andere Hälfte war Ernst, war Begeisterung, war Männerstolz, war Menschenwürde; diese andere Hälfte darf Pauch verschwiegen, aber nicht der Historiker. Macaulay beschreibt ihn, wie etwa Pauch eine Karikatur zeichnen würde, als den Schrecken der Pharisäer, als den im ganzen Lande bekannten „Mann in Lederhosen.“ Einige seiner Anhänger hatten sich zuweilen in religiöser Begeisterung ganz entkleidet und waren nackt umhergelaufen, um die Prügel, die sie bekamen, desto besser zu schmecken, „aber Fox“ — so schließt er — „scheint es niemals für seine Pflicht gehalten zu haben, je ohne das anständige Kleidungsstück, von welchem er seinen Spitznamen bekam, öffentlich zu erscheinen.“ (Kladderadatsch.)

Macaulay ist kein Historiker, geschweige ein großer. Er hat keinen Sinn für irgend etwas Tieferes, Nobles, Höheres im Menschen, in dem Prozesse geschichtlicher Entwickelung, er hat kein Wort des Tadels für den demoralisirten Menschen und „treuesten Ehgi“ Wharton, kein Wort der Erkenntniß für das tiefe, feurige Streben eines Fox, Gott soll mich vor quäkerischen Sympathieen bewahren; der Mensch muß ehrlich und wahr sein können ohne irgend eine Sekte, oder ein Gebäude, aber der Historiker muß Sympathie für alles Wahre und Echte in menschlichen Thaten und Bestrebungen haben. Diese hat Macaulay nicht. Man muß überhaupt vor ihm warnen, insofern er für einen Historiker gehalten wird. Er hat aus der Geschichte einen vierbändigen humoristisch oberflächlichen Partei-Roman gemacht; man kann ihn lesen und sich damit amüsiren, wie über die Pickwicker oder die „Läster-Schule“, muß aber nicht glauben, damit englische Geschichte zu studiren. Er verschweigt, er entstellt, er macht lügnerische Phrasen, er verkauft die kostbarste Wahrheit für eine witzige Wendung, er verleugnet die offenbarste Thatsache für eine Floge, ein Kompliment an jetzige „Familien“. Es ist Sache gründlicher, historischer Kritik, dies die vier Bände hindurch speziell nachzuweisen; wir machen nur auf einige auffallendste solcher historischen Sünden aufmerksam. Die Whigs jener Zeit spielten fast durchweg gemein und grob selbstsüch. Macaulay kann dies nicht ganz verschweigen, aber er schiebt alle Schuld auf die schlechte Schule unter den Stuarts. Die Stuarts waren schuld. Charles Montague ist in ausgesuchter Weise gelobhudelt, Harley, der Tory, sorgfältig karikirt. Er schildert Dundee's Nachfolgerin (wickedness) und springt über die guten Seiten mit verächtlichem Lächeln hinweg, während der „Master of Sinir“, der Urheber und Direktor der barbarischen „Glencoe-Schlächterei“, als solcher mit dem „schlecht regulirten öffentlichen Geiste“ entschuldigt und im Uebrigen mit glänzender Rhetorik gepriesen wird. Und dieser „Master“ bereitete die Glencoe-Mörderei mit derselben Kaltblütigkeit vor, wie etwa ein Rattenfänger, der eine Scheune von diesem Ungeziefer befreien will, alle Vorsichtsmaßregeln trifft, damit ihm keine entweiche. Den Mordplan führte er mit der Unstaublichkeit eines Pedanten unter dem Vorwande aus, daß auf diese Weise mit der Zeit die barbarischen schottischen Hochlande englisch civilisirt werden würden. Man würde hier dem geborenen Schotten Macaulay Parteilichkeit für Schottland verzeihen, die Parteilichkeit und Beschönigung gegen sein spezielles Vaterland erscheint aber in einem nun so häuslichen Licht. Natürlich hat er nicht die Stirn, die Glencoe-Schlächterei offen zu vertheidigen, aber er „huscht“ die Sache weg, er springt über die Mitschuld Wilhelm's mit der Grazie eines Tanzmeisters hinweg, nun nicht nur den barbarischen Hochländern, sondern auch den alten Squires und altsächsisch gesinnten Landleuten überhaupt ein derbsres Bonmot zuzuwerfen.

Wir können noch manchen Beweis für unsere Ansicht beibringen, aber wir überlassen den glänzenden Namen und das zauberische Talent des Mannes, insofern er der Geschichtsschreibung angehört, wirklichen, gründlichen Historikern zu definitiver Anweisung eines Platzes. Man wird ihn einst sehr von Hume, Gibbon, Niebuhr, Ranke u. s. w. unterscheiden und die heilige Kunst historischer Forschung und Darstellung gegen solche conventionelle Virtuosität zu wahren wissen. Vorläufig hab wir für die Wahrheit, daß Macaulay kein Historiker ist, den unmittelbaren Beweis in der Thatsache, daß fünfundzwei[illegible]tausend Exemplare in sechzigtausend Bänden kaum für den ersten Heißhunger hinreichte. Nach Dickens' „Little Dorrit“ erschien und verschwand sofort in fünfundzwei[illegible]tausend Exemplaren. „Amüsiren“ wollen sie sich alle, der Heißhunger für Geschichtsstudium verschlingt nie mit dem ersten Ansatze viel über ein einziges Tausend unter den günstigsten, heißhungrigsten Umständen. Der Macaulay'sche vierbändige Roman wäre ein glänzendes Seitenstück zu „Little Dorrit“, wenn er, wie letzterer, mit

*) Nr. II. folgt nächstens.

**) Allerdings! Die Schilderung ist augenscheinlich ironisch, und nicht Wilhelm III., sondern Karl II. und seine Höflinge werden darin persiflirt. D. R.

geschaffenen, gedichteten Thatsachen amüsirte und nicht mit einem geschichtlichen Material, welches in seinem natur- und sittengetreulichen Inhalte erkannt und begriffen sein will, wie Thatsachen und Lehren der Mathematik und Naturwissenschaft. Wie man den Pythagoräischen Lehrsatz oder die Zahlenverhältnisse der Stöchiometrie noch nicht in Musik gesetzt hat, damit etwa Sängerinnen Einlagen davon für Opernarien machten, hätte auch Macaulay für seine überaus glänzende Musik der Diction und Darstellung nicht Geschichte wählen, sondern in aller Ehrlichkeit einen historischen Roman schreiben müssen. Wie aber einmal die Sache liegt, kann man dem deutschen Publikum nur rathen, es nicht anders zu machen, wie das englische, welches Macaulay's Bände eben so liest, wie einst „Onkel Tom", wie jetzt „Little Dorrit", um sich literarisch, belletristisch zu amüsiren, sei es über die Leberhosen von George Fox oder die grünen Erbsen, die König Wilhelm alle allein aufißt. Alles kömmt uns zurecht, wenn es nur amüsirt. Und wer verstände das besser, als Macaulay! Wie Gustko einst auf der Strohharmonika Mozart spielte, weiß er selbst die Entstehung der Staatsschuld im Betrage von siebentausend Millionen Thaler wunderhübsch und amüsant darzustellen.

Macaulay! In einem englischen Blatte wird er mit anderen Historikern ersten Ranges verglichen; Livius der beste Erzähler, Tacitus der beste Portraitmaler, Gibbon der episch klarste und fest zugreifende, Hume der objektivste Macaulay „the most readable", der „leserlichste". Aber solche Kontrastirungen sind zu wohlfeil, um wahr zu sein. Macaulay ist Livius, Tacitus und Gibbon gegenüber gar kein Historiker. Sie schrieben keine Lesebücher, sondern gruben Geschichte aus und ein. Die Engländer haben jetzt selbst frische Gelegenheit, den echten Historiker im Gegensatze zu dem kokettirenden kennen zu lernen. Gibbon's „Decline and Fall" erscheint in acht neuen Bänden mit Anmerkungen von Dean Milman und Guizot. Ich habe einige Seiten in den ersten Bänden mitten in der Macaulay-Lektüre gelesen und war erstaunt über die feste, ruhige, schmucklose Sprache und Anschauung und den sittlichen, richterlichen Ernst des Urtheils, wonach man in Macaulay vergebens suchen wird. Und nun gar erst Tacitus! Man sollte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, ähnliche Fakta oder Personen in Macaulay und Tacitus aufzusuchen und breite Schilderungen gegenüberzustellen.*)

Für die neuere und neueste Geschichte ist das Werk von Arthur Helps: „Die spanischen Eroberungen in Amerika und deren Verhältniß zur Geschichte der Sklaverei und zur Regierung der Kolonieen",**) von Wichtigkeit. Man sieht hier in genauesten Details Civilisation und Barbarei, fanatischen Hispanismus und Sklaverei Hand in Hand sich entwickeln, über das große Gebiet freier Entwickelung hinwegwehen und die ganze angloschsächsische neue Welt so durchdringen, daß die Vereinigten Staaten im Süden und Norden nicht wieder davon loskommen zu können scheinen, ohne sich selbst aufzugeben.

Und ist Ida Pfeiffer nicht auch Geschichte? Die merkwürdigste, die je geschrieben ward. Geschichte von Gegenden und Menschen, wohin noch kein Strahl der Geschichte drang und die echt „naturwüchsig" sich leibhaftig gegenseitig auffressen und Menschenköpfe abschneiden und in Privat-Museen sammeln, wie wir Gemälde, Mineralien, Schmetterlinge, Portraits, Handschriften, erste Original-Geschichte des echten unverfälschten Kannibalismus, zwischen diesen fleischfressenden Zähnen und gierigen Messern sie, die einzige, einsame Frau der Civilisation, waffenlos und wehrlos sicher hindurchkömmt, blos weil sie so zutraulich, gutmüthig, menschenfreundlich und furchtlos auftritt, und als man sie schlechterdings durchaus auffressen wollte, mit der Entschuldigung durchtam, daß sie zu alt und zähe sei, um gut schmecken zu können. Da lachten die grimmigen Kannibalen und reichten ihr freundschaftlich die Hand, worin eben noch das Schlachtmesser blinkte.***) (Schluß folgt.)

*) Wir werden unseren Lesern selbst Gelegenheit geben, dieses Urtheil über Macaulay zu berichtigen oder zu bestätigen, indem wir ihnen einige Ausgabe und den beiden neuen Bänden des Historikers verlegen werden. D. R.

**) The Spanish Conquest in America and its relation to the History of Slavery and to the Government of Colonies. By Arthur Helps.

***) Ihr Werk ist gleich Englisch bei Macaulay's Verleger, Longman, unter dem Titel erschienen: „A Lady's Second Journey round the World. By Ida Pfeiffer".

†) Die Leichenverbrennung, als die geeignetste Art der Todtenbestattung, oder Darstellung der verschiedenen Arten und Gebräuche der Todtenbestattung aus älterer und neuerer Zeit, historisch und kritisch bearbeitet. Breslau, W. G. Korn, 1855.

Die Leichenverbrennung in älterer und neuerer Zeit.

Der königlich preußische Ober-Stabs- und Regiments-Arzt Dr. J. P. Trusen hat kürzlich über den in der Ueberschrift gedachten Gegenstand das unten genannte, in mehr als in Einer Hinsicht schätzbare Werk erscheinen lassen.†) Das Werk besteht, abgesehen von der Widmung und der Vorrede, aus sieben Abschnitten. Im ersten wird von den Gräbern, den Begräbnißplätzen und dem schädlichen Einfluß der Verwesungsdünste gehandelt, im zweiten von den Scheintode, der Zeit der Todtenbestattung und der Leichen-Oeffnung, im dritten von der Leichenschau, im vierten von den Leichenhäusern, im fünften von der Einbalsamirung, als eigenthümlicher Vorbereitung zur Todtenbestattung, im sechsten von der Leichenbeerdigung, im siebenten von der Leichenverbrennung als der geeignetsten Art der Todtenbestattung. Daß der Verfasser die geschichtlich gegebenen Schriftwerke, welche zu den Gegenständen seines Werkes in naher oder entfernter Beziehung stehen, mit ungemeinem Fleiße gelesen und mit großer Sorgfalt benutzt hat, ergiebt sich aus der reichen Gelehrsamkeit, die sich in den Abschnitten des Werkes den Augen des Lesers darbietet und welche durchschnittlich eine große Anziehungskraft besitzt. Der Verfasser ist ein denkender Kopf, daher theilt er seine gelehrten Bemerkungen bisweilen in kritisirender Weise mit, obgleich sich über die Richtigkeit mancher Urtheile wenigstens streiten lassen dürfte. Zu diesen Urtheilen ist z. B. die Aeußerung zu rechnen, es sei das „präadamitische Alterthum des Menschengeschlechtes unzweifelhaft erwiesen." Die Tradition und Beobachtung der Ueberreste von Denkmälern, auf welche Dr. Trusen verweist, sind in den Augen des unbefangenen Forschers nicht von der Beschaffenheit, daß sie das präadamitische Alterthum des Menschengeschlechtes so zu erweisen im Stande wären, daß jeder Zweifel ausgeschlossen wird. Inzwischen kömmt es uns hier nicht darauf an, mit dem würdigen Verfasser über die Wahrheit einzelner Urtheile seiner Leistung zu rechten. Wir beabsichtigen blos, den in dem Buche mehrere Male ausgesprochenen Vorschlag zu besprechen, daß die Medizinal-Polizei die Leichenverbrennung, welche um deren hohen Werthes willen im klassischen Alterthume Achtung gezollt sei und welche bei der Einführung des Christenthums der Leichenbeerdigung habe weichen müssen, wieder einführen möge (vergl. S. 323, S. 335).

Wir nehmen unseren Ausgangspunkt von der Prüfung der Gründe, die im siebenten Abschnitt zur Unterstützung jenes Vorschlages angeführt werden. Die „Leichenverbrennung" (so lesen wir S. 335) sei die „einzige Art der Todtenbestattung, die vor den schrecklichen Folgen der Verwesungsdünste sichern und das bei der Leichenbeerdigung so oft vorgekommene Wiedererwachen im Grabe verhüte." Wir ehren die schöne Humanität, welche in diesem Grunde sich zu Tage legt, können aber nicht umhin, ihn einer gewissen Maßlosigkeit, die durch den Gebrauch der Kategorie „einzig" vermittelt wird, zu zeihen. Auch die Leichenbeerdigung ist, dafern dieselbe dergestalt vollzogen wird, daß die Verwesungsdünste der Leichen gar nicht zu den Lebenden hindurchzudringen vermögen, eine Art der Todtenbestattung, welche dieselben vor der rücksichtlich ihrer Schrecklichkeit anerkannten Folgen dieser Dünste sichert. Und setzen wir den Fall, daß die Leichen nicht eher beerdigt werden, als bis an ihnen, nachdem sie in Leichenhäusern aufbewahrt sind, die wirkliche Fäulniß, d. h. das Wahrzeichen des eingetretenen Todes, sich unverkennbar herausgestellt hat, so ist auch die Leichenbeerdigung als eine solche Art der Todtenbestattung, die das Wiedererwachen im Grabe nicht zur Folge hat, anzusehen. Mag doch sogar der Leichenverbrennung, damit der Möglichkeit entgegengewirkt werde, daß blos angebliche Leichen, also lebende Menschen, verbrannt werden, eine zeitweilige Beisetzung in Leichenhäusern, in Folge deren die Fäulniß sich zeigt, vorausgehen! Blos eine aller Perfekt ermangelnde Leichenbeerdigung kann begreiflicherweise das nicht leisten, was von der Leichenverbrennung geleistet wird. Ferner behauptet Herr Ober-Stabs-Arzt Trusen: „Nur durch Wiedereinführung der Leichenverbrennung werde die Medizinal-Polizei dazu beitragen, das Andenken an dieselben (das heißt an die Todten) länger zu bewahren und in Ehren zu halten, als dies bei der bisherigen Art der Todtenbestattung möglich war" (S. 335). Aber auch dieser Behauptung, die von einer edlen, sittlichen Gesinnung Zeugniß giebt, wird durch das aufgenommene „Nur" eine unerfreuliche Uebertreibung beigebracht. Es ist ja auch die (von Dr. Trusen mit vieler geschichtlichen Gründlichkeit (S. 212 ff.) besprochenen Einbalsamirung der Leichen, durch deren Wiedereinführung die Medizinal-Polizei dazu beitragen kann, daß der sittliche Zweck, von welchem Dr. Trusen spricht, in höherem Grade erreicht wird, als es bei der Todtenbeerdigung möglich gewesen.

Doch es stehen uns selbst sittlichmitgere Gründe zu Gebote, als solche, die dagegen sprechen, daß der fragliche Vorschlag des Verfassers allgemeinen Eingang finde. Die Beerdigung der Leichen ist in Folge der Thatsache, daß sie bei „der Einführung des Christenthums" also vor so vielen Jahrhunderten auf dem Gebiete der Kirche Christi die heidnische Verbrennung der Leichen*) im Ganzen verdrängt hat, so

*) Daß wir der Leichenverbrennung ihre „heidnische Abkunft" nicht zum Vorwurfe machen, versteht sich um so mehr von selbst, als wir sehr weit entfernt sind von der unvernünftigen Ansicht, daß das Heidenthum lediglich Unwahres, Schlechtes und Häßliches in sich schließe und hervorbringe. Daß die Ansicht jugleich widerchristlich ist, läßt sich sehr leicht aus dem neuen Testamente nachweisen (vergl. Ap. Gesch. 17, 5. 26). Inzwischen gestehe Herr Ro-

Digitized by Google

sehr zur Gewohnheit gar vieler Anhänger des Christenthums geworden, daß diese gegen die Wiedereinführung der Verbrennung einen Gegensatz bilden würden. Dieser Gegensatz würde um so entschiedener sein, als die Wiedereinführung der Verbrennung in den Augen jener Anhänger des Christenthums als ein Unrecht gegen einen durch sein hohes Alter ehrwürdig gewordenen, kirchlichen Gebrauch erscheinen würde. Ferner: Ein bedeutendes Hinderniß, daß der jene Wiedereinführung angehende Vorschlag allgemeinen Eingang findet, ist in dem Glauben, daß die Todten nach Verlauf der irdischen Welt-Entwickelung in grobmaterriellen Leibern wieder auferstehen werden, zu suchen. Mit diesem Glauben verknüpft sich die Meinung, die Auferstehung sei eine absolute Unmöglichkeit, wenn die Leichen verbrannt, also zu völliger Asche werden. Nun ist allerdings dieser Glaube nicht vollkommen wahr. Die Auferstehung nimmt in dem Augenblick des Todes selbst insofern ihren Anfang, als die feineren Körperstoffe sich von den groben dergestalt sondern, daß sie die geistäußnlichen, leiblichen Hüllen für die abscheidenden menschlichen Farben bilden,*) die Auferstehung schreitet nach dem Tode fort und erreicht so ihre Vollendung.**) Dieser Auferstehungsprozeß geht vor sich, wenn auch die wirklichen Leichen durch das Feuer völlig in Asche verwandelt werden. Indeß ist der oben angedeutete Auferstehungsglaube trotz seiner bezjehungsweise Falschheit in vielen Christen zu fest gewurzelt, als daß er nicht demnend auftreten sollte, wenn obrigkeitlicherseits auf die Ausführung des Trusenschen Vorschlags hingewirkt werden würde.

Trotz dem von uns Gesagten wünschen wir nicht, daß der Vorschlag von der verehrlichen Medizinal-Polizei schlechthin unbeachtet gelassen werde. Dem Herrn Verfasser sind in Folge eines Vortrags, den er (laut S. 13) in der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau über die Wiedereinführung der Leichenverbrennung gehalten hat, von vielen geistreichen Männern und Frauen aus verschiedenen Ländern und Ständen vielseitige ehrende Beweise von Anerkennung und Aufmunterung für sein Streben zur Wiedereinführung zugekommen. Es ist gegen Dr. Trusen sogar von mehreren Seiten her der Vorschlag zur Bildung eines Vereins um (!) die Wiedereinführung der Leichenverbrennung ausgesprochen worden (a. a. O.). In Betracht der leiblichen und geistigen, insbesondere sittlichen Vortheile, welche mit der Verbrennung sich verknüpfen können, und welche zu verkennen und nicht in den Sinn kömmt, finden wir es angemessen, daß die Medizinal-Polizei diejenigen Personen, welche für die Verbrennung der Leichen stimmen, gestatte, die Leichen ihrer Angehörigen zu verbrennen; andererseits aber denjenigen Staatsgenossen, welche sich für die Leichenbeerdigung entscheiden, erlaube, die Leichen ihrer Angehörigen zu beerdigen. Daß ein solches Verfahren der Medizinal-Polizei „eine halbe Maßregel sein würde" (vgl. S. 328), ist gewiß. Allein diese halbe Maßregel dürfte sich dadurch angemein empfehlen, daß bei derselben die freie Selbstbestimmung sämmtlicher Staatsgenossen zu ihrem in der göttlichen Weltordnung wohlbegründeten, guten Rechte kömmt. Setzen wir einmal den Fall, daß die Medizinal-Polizei, mit Rücksichtnahme auf die Vortheile der Leichenverbrennung, dieselbe als eine unabweisbare Nothwendigkeit für sämmtliche Staatsangehörigen bestimmte: so würde sie die freie Selbstbestimmung derjenigen, welche der Leichenbeerdigung den Vorzug vor der Leichenverbrennung einräumen, ohne alle Noth unterdrücken, d. h. despotisch zu Werke gehen. Inzwischen ist die Medizinal-Polizei zu menschenfreundlich, als daß sie die Leichenverbrennung zu einer Nothwendigkeit für alle Staatsgenossen machen sollte.

Obwohl wir dem obigen Vorschlage des Herrn Ober-Stabs-Arztes Trusen nicht unbedingt beipflichten, so können wir doch nicht umhin, zu erklären, daß wir im Hinblick auf die vielumfassenden Kenntnisse, welche derselbe in seinem empfehlungswerthen Werke niedergelegt, und auf die Gesinnungstüchtigkeit, welche er darin entwickelt hat, eine große Hochachtung gegen den Verfasser empfinden.

Breslau. **Wilhelm Böhmer.**

*) Den Beweis für die Wahrheit dieser Auffassung der Auferstehung siehe in Böhmer's christl. Dogmatik oder Glaubenswissenschaft. Bd. 2.

**) Wie stehen nicht auf der Seite des Herrn Dr. Trusen, indem derselbe lediglich den „Begriff der geistig-persönlichen Fortdauer nach dem Tode" (S. 329) festhält. Das ist ungenügend. Soll die geistig-persönliche Fortdauer Bestand: so kann sie nur vermittelst Bestandes, daß die Seele, welche Geist ist, mit einer feinen körperlichen Hülle, welche, der Beschaffenheit des Jenseits entsprechend, das Werkzeug für die Thätigkeit der Seele im Jenseits bildet, umkleidet ist. Die Nothwendigkeit dieses Umkleidetseins ist in der Endlichkeit oder Beschränktheit der Seele zu suchen. Wer lediglich den Begriff der geistig-persönlichen Fortdauer nach dem Tode festhält, übersieht das Wahre, was selbst dem „krassesten, sinnlichen Auferstehungsgläubigen", der versteht ist, anhaftet. W. B.

Mannigfaltiges.

— **Neues System der Psychologie.** Ein solches hat kürzlich der Professor der Medizin an der Berliner Universität, Herr Dr. **Schultz-Schultzenstein**, unter dem Titel „die Bildung des menschlichen Geistes durch Kultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zu Humanität und Civilisation"*) herausgegeben. Wir haben dieses neue Werk des Verfassers des „Lebensprozeß im Blute" und der „Lytlose des Lebensfastes in den Pflanzen" noch nicht gelesen, begnügen uns daher vorläufig, daraus hinzuweisen, daß sich Herr Professor Schultz in seiner „Verjüngungslehre mit lebendigen Organisations- und Civilisations-Begriffen, welche die Humanität zu einer Kultur der Verjüngung des Geistlebens erheben", sowohl gegen den Materialismus in der Naturwissenschaft und insbesondere gegen die Stoffwechsel-Logik der Sensualisten, die er der Organisation und Civilisation unsäßig erklärt, als gegen jedes rein abstrakte Kategorieen-System ausspricht, das er für ein bloßes Formen-Aggregat ohne lebendiges Fleisch und Blut, und daher jede organische Entwickelung unmöglich machend, hält. Das Leben ist also, nach Herrn Schultz-Schultzenstein, weder Chemismus, noch ein blos ideales Moment; es ist Organisation und Verjüngung, deren Triebkraft und erster Anstoß aber gewiß nicht in todter, unorganischer Materie ihren Quell haben.

— **Benton's Denkwürdigkeiten.** Wer sich für amerikanische Politik interessirt, wird in den Denkwürdigkeiten des Obersten Benton**) ein reiches Material zur Kenntniß des Parteiwesens der Vereinigten Staaten während der letzten dreißig Jahre finden. Benton ist als eines der hervorragendsten Häupter der demokratischen Partei bekannt und wurde zur Zeit der Präsidentschaft Van Buren's als der künftige Kandidat für den Präsidentensitzl bezeichnet — eine Aussicht, die indeß durch den Triumph der Whigs im Jahre 1841 vereitelt wurde. Nach einem blutigen Duell mit dem General Jackson, war er der treueste und ergebenste Anhänger desselben geworden, und ein großer Theil seines Buches ist einer begeisterten Apotheose des alten Helden von New-Orleans gewidmet, den er nicht nur als einen genialen Feldherrn und Staatsmann, sondern auch als ein Muster christlicher Frömmigkeit preist. Nachdem Benton in Staate Missuri, welchen er über ein Vierteljahrhundert hindurch im Senate der Vereinigten Staaten repräsentirte, eine Art Diktatur ausgeübt, hat er dort in der letzten Zeit fast seinen ganzen Einfluß eingebüßt, und zwar auch einem Grunde, der ihm alle Ehre macht, indem er nämlich in der Sklavereifrage den Ansichten der Majorität entgegentrat und die berüchtigte Nebraska-Bill, die der Knechtschaft ein neues Terrain im entfernten Westen der Republik eröffnet, mit Entschiedenheit bekämpfte. Ueber dieses letzte Stadium seiner politischen Laufbahn werden wir jedoch erst in einem zweiten Bande seiner Memoiren Aufkunft erhalten, von welchen uns gegenwärtig nur der erste vorliegt, der mit dem Rücktritt des Generals Jackson am 4. März 1837 schließt.

— **Stärke und Schwäche Rußlands.** Ein französisches Buch über Rußland, in welchem das letztgedachte Land nicht geradezu als der leibhafte Gottseibeiuns dargestellt wird, ist immerhin schon als ein unparteiliches Werk zu betrachten. Ein solches Buch ist die von einem Professor der Schule von St. Cyr ausgearbeitete Schrift über die „Stärke und Schwäche Rußlands."***) Es zeichnet sich durch ruhige Würdigung der Verhältnisse vor allen anderen Schriften aus, die über Rußland in neuester Zeit erschienen sind, und die Angaben in derselben erscheinen als das Resultat einer gewissenhaften Prüfung. Der erste Theil der Schrift ist der Topographie, den Religions-Verhältnissen, den finanziellen Hülfsquellen, der Agrikultur, dem Bergbau und den großen Industrieen des Landes gewidmet, während sich die zweite Abtheilung mit dem Studium der verschiedenen Gränzverhältnisse Rußlands beschäftigt. Der Verfasser weiß, wie der Titel seiner Schrift besagt, allerdings auf die schwachen Seiten des kolossalen Reiches hin, aber er verhehlt ebenso wenig, welche ungeheure Kraft- und Widerstandsmittel dasselbe besitzt, wodurch namentlich auch die Ereignisse und Wechselfälle des jetzigen Krieges ihren Kommentar und ihre richtige Würdigung finden.

*) Berlin, 1855. XXXI und 1000 S. 8.

**) Thirty Years' View; or, a History of the Working of the American Government for Thirty Years, from 1820 to 1850. By a Senator of Thirty Years. Vol. I. New-York: D. Appleton & Co. 1854. Berlin, A. Asher & Comp.

***) Force et faiblesse de la Russie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 9. Berlin, Sonnabend den 19. Januar 1856.

Nord-Amerika.

Die deutsche Bücherpresse und der deutsche Buchhandel in den Vereinigten Staaten.

Der Census vom Jahre 1850*) giebt die Anzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten auf 570,000 an. Nun muß man aber berücksichtigen, daß die Einwanderung**) seitdem außerordentlich zugenommen hat, man muß ferner bedenken, daß es viele Eingeborene in Pennsylvanien giebt, die vorzugsweise, ja, ausschließlich deutsch reden. Eine geistreiche russische Dame, die außer ihrer Muttersprache der französischen und deutschen Sprache vollkommen mächtig war und außerdem Englisch und Lateinisch verstand, äußerte häufig gegen Schreiber dieses, daß man derjenigen Sprache am mächtigsten sei, deren man sich beim Rechnen bediene. Wenn man nun die Anzahl derjenigen Einwohner der Union, die in deutscher Sprache rechnen, schätzen will, so muß man wenigstens drittehalb Millionen annehmen. Demnach befindet sich zum Mindesten der zwanzigste Theil, vielleicht der sechzehnte Theil aller Deutschen auf dem Erdballe in diesem Lande. Ich hoffe daher, daß ein gedrängter Bericht über das literarische Thun und Treiben — soweit sich diese Thätigkeit durch die Bücherpresse äußert — eines so großen Theils unseres Volkes, der in numerischer Beziehung die Bevölkerung des Königreichs Dänemark übertrifft, der das Königreich Holland aber mindestens gleichkommt, für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse sein wird.

Wenn, nach Liebig, der Kulturzustand eines Volkes nach dem Verbrauche von Seife beurtheilt werden kann, so sind gewiß die Erzeugnisse der Bücherpresse ebenfalls ein Maßstab für den Grad geistiger Entwickelung. Nun muß man aber Umstände und Verhältnisse wohl erwägen. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten leben zerstreut unter den Amerikanern; sie bilden, einige nicht erwähnenswerthe Ausnahmen abgerechnet, nirgends eine Majorität, und man kann daher in literarischer Beziehung nicht das von ihnen erwarten, was man von einer gleichen Anzahl Glieder eines erleuchteten Volkes, wenn sie eine konsolidirte Masse bilden, verlangen würde. Jedenfalls hat die deutsche Bücherpresse in diesem Lande mehr geleistet, als man in Deutschland gewöhnlich glaubt. Schriftsteller von Ruf und selbst solche, die eine deutsche, ja, europäische Berühmtheit erlangt haben — exempla sunt odiosa — urtheilen nach einem kurzen Aufenthalte in diesem Lande, der sich in vielen Fällen nicht über sechs bis zwölf Monate ausdehnte, mit einer Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit über amerikanische Verhältnisse ab, daß man diesen Herren Alles zugestehen muß, nur nicht das Eine — deutsche Gründlichkeit. Die Verhältnisse Amerika's wollen ebenso gut durchforscht sein, als wie die irgend eines anderen Landes, und es ist, gelinde gesagt, zu weit gegangen, wenn man den Deutschen dieses Landes vorwirft, daß sie mit wenigen Ausnahmen in Materialismus versunken und jeder höheren Regung unfähig seien. Die Kenntniß von Thatsachen und Resultaten fährt besser zur klaren Anschauung einer Sachlage, als bloße Raisonnements und Muthmaßungen. Möge man bei der hervorragenden Stellung, die das amerikanische Volk seit länger denn einem halben Jahrhundert in der Weltgeschichte einnimmt, den alten Wahlspruch beherzigen: suum cuique.

Lange ehe deutsche Europäer daran dachten, aus dem Importiren deutscher Bücher nach diesem Lande ein regelmäßiges Geschäft zu machen, ist eine große Anzahl deutscher Bücher in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's gedruckt worden. Die meisten deutschen Bücher wurden in Philadelphia und im Innern von Pennsylvanien verlegt. Während in allen anderen Staaten der Union mit Ausnahmen, die nicht der Erwähnung werth sind, die deutsche Nationalität schon in der zweiten Generation untergegangen ist, hat sich in Pennsylvanien allein deutsche Sprache und deutsches Volkswesen, obgleich es nothwendigerweise wesentliche Modificationen zu erleiden hatte, auf dem platten Lande und in kleineren Städten von Generation zu Generation fortgepflanzt. Der Strom der deutschen Einwanderung nach Amerika ergoß sich im achtzehnten Jahrhunderte und in den ersten Dezennien des laufenden Säkulums vorzugsweise nach diesem Staate, und die deutsche Einwanderung zersplitterte sich damals weniger, als in jetzigen Tagen. Bei den unvollkommenen Communications-Mitteln damaliger Zeit kann man sich hierüber nicht wundern. Vom Mutterlande abgeschnitten und sich so viel als möglich von englisch-amerikanischen Einflüssen fern haltend, standen die Deutschen Pennsylvaniens in geistiger Beziehung do, wie die Bewohner einer Oase in der Wüste. Es kann daher nicht befremden, daß die pennsylvanischen Deutschen keinen höheren Grad der Kultur besitzen, als denjenigen, welchen ihre Vorfahren mitgebracht haben. Leicht hätte sich hier eine selbständige deutsche Literatur ausbilden können, wenn die Ansiedler Leute von höherer Intelligenz gewesen wären. So aber liefert die deutsche Bücherpresse dieses Staates fast nur Erbauungsbücher, Schulbücher für den Elementar-Unterricht, Wörterbücher, deutsch-englische Grammatiken, Geschwindrechner, Gesangbücher, Kalender, Liederbücher, Katechismen, Volksbücher und aus dem Englischen übersetzte, für einen größeren Lesekreis geschriebene historische, geographische, naturwissenschaftliche und andere Werke. Als der Strom der Völkerwanderung sich weiter gen Westen zog, schlossen eine Menge deutscher Pennsylvanier sich ihm an, und so befanden sich denn ihrer namentlich viele im Staate Ohio, so, es ist nichts Seltenes, daß man Pennsylvanier in den westlichen Staaten trifft, die der englischen Sprache unkundig sind. In Folge dieses Umstandes, und da die deutschen Einwanderer von den dreißiger Jahren an sich mehr als früher über das ganze Land verbreiteten, wurden auch in vielen anderen Städten der Union eine Menge deutscher Bücher gedruckt, allein ich glaube, daß in Pennsylvanien mehr in dieser Beziehung geschehen ist, als in allen anderen Staaten der Union zusammengenommen. Die Bibel in den verschiedensten Formaten — das Buch der Bücher findet man bei den wohlhabendsten pennsylvanischen Deutschen oft in drei, vier und mehr Exemplaren —, Start's „Gebetbuch" in verschiedenen Ausgaben, Arndt's „Wahres Christenthum", Gofner's „Schatzkästlein", Habermann's „Gebetbuch", „Davidisches Psalterspiel", „Geistliches Blumengärtlein", Hübner's „Biblische Historien", Schabale's „Wandelnde Seele", Uebersetzung von „Flavius Josephus", Johannes Zollikofer's „himmlischer Weihrauchschatz", Gofner's „Danksanzer", sowie die aus dem Englischen übersetzten Werke: Fox' „christliches Martyrthum", Bunyan's „Pilgerreise", dessen „Heiliger Krieg", Buck's „Unparteiisches Handwörterbuch der Religions- und Kirchengeschichte", und andere Erbauungsbücher und für angehende Theologen bestimmte Werke werden noch heutzutage in Massen von Exemplaren in Pennsylvanien, namentlich in Philadelphia, gedruckt. Ein Beweis, wie tief der religiöse Sinn im deutschen Gemüthe wurzelt. Eine Liturgie und Kirchen-Agende für evangelisch-lutherische Gemeinden in Pennsylvanien, New-York, Ohio und den benachbarten Staaten erschien in Philadelphia (264 S. gr. 8.) im Jahre 1842, und an weltlichen Büchern erschienen dort 1840 eine „Allgemeine Beschreibung der Erde und ihrer Bewohner" von Bösche, mit vielen Abbildungen und einer illuminirten Weltkarte (784 S.); „Jackson's Leben" aus dem Englischen übersetzt; Hering's „Hausarzt"; F. von Raumer: „Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" (1846; 223 S.); ferner wurde ein „Geographischer Bilderssaal" dort herausgegeben, und innerhalb der letzten Jahre Schiller's „Maria Stuart" und „Wilhelm Tell", beide mit englischen Anmerkungen. Dann „Interessante Abenteuer unter den Indianern" von Frost, illustrirt (510 S.); eine „Illustrirte Geographie von Nord- und Süd-Amerika" (300 S.); ein deutscher und ein deutsch-englischer Briefsteller; „Ehomas Jefferson's Selbstbiographie", und dem Englischen übersetzt (104 S.); „Constitution der Vereinigten Staaten" von Krotell (212 S.; 1851), und eine Volksbibliothek, in der u. A. „der schwarze Bettler" von Paul Föval erschien. Nachdem schon früher in Philadelphia eine Ausgabe von Thomas Paine's theologischen Werken in Groß-Oktav erschienen war, wurden dort im Jahre 1851 dieselben Werke in kleinerem For-

*) Alle zehn Jahre wird eine allgemeine Volkszählung in den Vereinigten Staaten vorgenommen. Die erste fand 1790 statt; die im Jahre 1850 gehaltene ist demnach die siebente.

**) Im Jahre 1854 allein landeten in den verschiedenen Häfen der Union 207,000 deutsche Einwanderer.

Digitized by Google

mate in acht Lieferungen, à zehn Cents, herausgegeben, denen die politischen Werke in sechzehn Lieferungen; ebenfalls à zehn Cents folgten, ebenso in demselben Verlage „Willard's Geschichte der Vereinigten Staaten" (400 S.), mit den Portraits sämmtlicher Präsidenten, einer Karte Nord-Amerika's und acht statistischen und chronologischen Tabellen, in drei Lieferungen à fünfundzwanzig Cents. Dann „Geheimnisse von Berlin", illustrirt; Volney's „Ruinen, oder Betrachtungen über die Umwälzung der Reiche". Von dem in Philadelphia in größerem Maßstabe betriebenen Nachdrucke der deutschen Klassiker rede ich später.

Im Jahre 1839 erschienen in Chambersburg: „Abenteuerliche Ereignisse aus dem Leben der ersten Ansiedler an den Gränzen der mittleren und westlichen Staaten, nebst historischen Skizzen von den Feldzügen der Generale Harmar, St. Clair und Wayne gegen die Indianer in Nordwesten" (537 S. gr. 8.), und in Mercersburg*) kam im Jahre 1851 der erste Band der „Geschichte der christlichen Kirche von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart" von Philipp Schaff, Professor der Theologie am Prediger-Seminar ebendaselbst (576 S. gr. 8.; Selbstverlag des Verfassers), heraus.

In Baltimore wurde schon im Jahre 1817 eine Uebersetzung von „Washington's Leben" von Weemd gedruckt, im Jahre 1843 erschien dort Cochem's „Leben Christi" in Quartformat, dann mehrere katholische Gebetbücher, wie „Gelobt sei Jesus Christus", „Der gute Samen", „Besuchungen des heiligsten Sakramentes des Altars von Liguori". Die prophetische Geschichte von den Sagen Christi und seiner Kirche, in einer gemeinnützigen Erklärung der Offenbarung Johannis, nach einer anderen prophetischen Zeitrechnung von J. Georg Schmucker, wurde im Jahre 1843 ebendaselbst herausgegeben, und im Jahre 1849 eine vollständige Geschichte des Krieges mit Mexiko, aus dem Englischen übersetzt von Brooks, illustrirt und erläutert durch Landkarten, Ansichten, Schlachtpläne und Portraits (536 S. gr. 8.). Leider muß bei derartigen Werken der englische Buchhandel den deutschen Buchhandel ins Schlepptau nehmen. Die Illustrationen, die Werken wie diesen beigegeben sind, werden gewöhnlich für eine englische Ausgabe zuerst benutzt, deren Stärke notorischerweise immer viel bedeutender ist, als die der deutschen, und es ist häufig der Fall, daß englisch-amerikanische Verleger die Holzschnitte derartiger Werke, die für einen größeren Leserkreis berechnet sind, für eine deutsche Ausgabe anwenden. Die englischen Unterschriften zu den Illustrationen (meistens Holzschnitte) werden dann in der Regel durch deutsche ersetzt; zuweilen aber läßt man die englischen Unterschriften für die deutsche Ausgabe unverändert stehen. (Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Erster Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Die Missionäre, die vor Ida Pfeiffer ganz expreß und professionell mit dem Evangelium der Liebe gekommen waren und sich wahrscheinlich auf dasselbe zu ihrem Schutze beriefen, waren leibhaftig aufgefressen worden. Man findet in Ida Pfeiffer das drastischste Beispiel von der Macht der wahren, echten, furchtlosen, moralischen Kraft geistiger und persönlicher Ueberlegenheit, des echten humanen Blicks, der Physiognomie eines edlen, tapferen, treuen Herzens. Sie erinnert an den Bestien bändigenden und verscheuchenden, festen, muthigen Blick der Könige von Wildnissen und Wüsten. Aber es ist auch noch etwas mehr, im Innern Sumatra's dem wüthendsten und grimmigsten unter den „Battakern", während er sein Messer gegen ihren Hals pointirt und mit den weißen, breiten, hervorstehenden Zähnen knirscht, freundschaftlich auf sie Schulter zu klopfen und lächelnd treuherzig zu sagen: „Na, Ihr denkt doch nicht wirklich daran, ein Christ zu tödten und zu essen, zumal so'n altes, wie ich bin? Ich muß sehr hart und zähe sein!" — Das war ihnen verständlich, begreiflich und komisch zugleich, da Madame Pfeiffer ihr Battakerisch mit sehr fremdem Accent und mit malaiischer Mischung sprach. Sie mußten lachen. Das rettete sie. Hätte sie aber versucht, sie zum Beten zu bringen und so mir nichts dir nichts zu bekehren, wäre sie natürlich sofort mit Haut und Haaren aufgefressen worden. Den eigentlichen, echten Kannibalismus findet sie erst unter den Dyaks und Alfuroas, wo er Kultus, Religion geworden. Sie sammelt Menschenköpfe in Privat-Museen, „Boilers", und der Liebhaber kann sich nicht angenehmer machen, als wenn er der Angebeteten einen frisch abgeschnittenen Menschenkopf zu Füßen legt. Das ist schauderhaft, und das Ekelhafteste finden wir erst in ihren Tänzen vor jedem Opfer, ehe sie es auffressen. Aber der Unterschied zu unserer Kultur ist doch so groß nicht. „Bei uns", sagt Ida Pfeiffer, „werden nicht ärmliche Hütten, Bailers mit Menschenköpfen gefüllt; geräumige Hallen und große Paläste manches europäischen Herrschers könnten vollständig mit den Köpfen gefüllt werden, die seinem Ehrgeize zum Opfer fielen. Wie viele Menschen hat der Krieg der Gier und Herrschsucht einzelner Individuen geopfert! Fügen wir zu dieser vielen Tausenden die unzähligen Massen, welche, noch entsetzlicher, langsam in Kerkern umkamen, die verbannt und vertrieben als Opfer tödtlicher Klimate fielen, so halte ich uns Europäer für durchaus nicht berechtigt, die Kannibalen der Grausamkeit anzuklagen. Diese unbarmherzigen Wilden tödten ihre Feinde, wie wir, sie wenden aber keine Tortur an, wie wir, und wir müssen ihre Entschuldigung, daß sie von unserer Religion der Liebe und intellektuellen Kultur noch nicht gehört, gelten lassen. Können wir ihnen mit gutem Gewissen Milde, Gnade, Liebe und Abneigung gegen Blutvergießen predigen?" Gewiß nicht, am wenigsten von England aus, wo jetzt Mord und besonders Vergiftung zu den stehenden, täglich frischen Tagesneuigkeiten gehört, und wo man, wie der Wundarzt Palmer, Einkauf von Frau und Verwandten und Freunden in Lebensversicherungen und langsame, methodische Vergiftung derselben (nicht um sie in einem Museum zu sammeln) ordentlich geschäftsmäßig und wissenschaftlich treibt, wo man der „natürlich, friedlich und allmählich entwickelten Constitution" und der „gütigen" oder böswilligen Leitern derselben die Menschen ganz armeenweise opfert. Die angebetete Schönheit bei den Dyaks ist mit einem einzigen scharf und mit einem Hiebe abgeschnittenen Kopfe zufrieden, die angebetete Constitution Englands schreit nun, nachdem ihr einige Armeen zum Schutze der Türkei geschlachtet, erst recht gierig: Türkenblut muß fließen. Wir haßten die Russen eigentlich nie, wir meinten die Türken, deren Land und Leute wir unter uns theilen wollen, wenn unsere Leute alle todt oder verkrüppelt und aufgestenert sind. Wir wollen Donauen für unsere ungerathenen Landessöhne daraus machen, z. B. für Lord Bane, der hinter den Coulissen in das Damenzimmer einbrach und dem Direktor und der Polizei Hals und Beine zerschlug, um nach einer Strafe von fünfundzwanzig Pfund wieder auf das Feld der Ehre, die Krim, abzufliegen.

Keine Art der Geschichte ist in England so kultivirt und wird fortwährend so sehr gepflegt, als deren Memoiren-Inhalt, deren Personen, da sich hier die Geschichte immer mehr oder weniger an ein zelne Persönlichkeiten und deren Cousins, Consinen und Spießlinge knüpft. Jede große Familie, jede Partei, jede Klubsorte hat daher ihre reiche Spezialgeschichte in Memoiren-Bibliotheken, in Biographien von Ministern, „zahlreichen Familienvätern" und Klien-Häuptlingen. Der neueste Memoiren-Schatz, den ich kennen lernte, schildert in zwei Werken und vier starken Bänden ein naturwissenschaftliches und persönliches Original, den Dr. Thomas Young und seine Werke, die in drei Bänden mit Anmerkungen von seinem Biographen Peacock wieder erschienen.*) Thomas Young, 1773 in Milverton, Somersetshire, geboren und als Quäker erzogen, hatte im vierten Jahre die Bibel schon zweimal durchgelesen. Erst als Student in Göttingen lernte er das wirkliche Leben und „ideater Flegel" sein. Er tanzte gern auf dem gespannten Seile und ritt zugleich auf zwei Pferden. Neben dieser halbbrechenden Gymnastik trieb er Physik und ward noch und noch der gelehrte Hieroglyphen-Literator, als welcher er wohl am weitesten bekannt ist, außerdem Autor mehrerer naturwissenschaftlichen Werke, die ihrer Zeit großes Aufsehen machten, über Kohäsion der Fluida, „Natural Philosophy" u. s. w. Ich habe nicht Zeit und Lust gefunden, diese Werke durchzulesen. Sie haben doch blos ein Fach- und literarhistorisches Interesse. Sein persönliches Leben, Streben und Thun ist interessant. Es war eine kräftige Original-Natur, die mit allen ihren Schwächen, Sonderbarkeiten und Eigenheiten anzieht und dem Leser den Genuß eines und Einem Gusse sich fügenden Ganzen gewährt. Die kühlen, einförmigen Naturwissenschaftler unserer Tage werden sich einer so reichen Natur gegenüber schämen.

Ein Werk über Phönizien von John Kenrick („Phoenicia. By John Kenrick") wird sehr gerühmt. Es soll eine Menge neuer Resultate und Kenntnisse über dieses alte, mittelländische England zu Tage fördern. Ich konnte es noch nicht bekommen. Ueberhaupt bin ich leider in meinen literarischen Studien mehr ein Kind des Zufalls, wobei man oft Monate weit über die interessanteste und wichtigste Erscheinung hinaus geführt wird. So habe ich Kingsley's „Westward Ho!" noch mit keinem Auge gesehen, obgleich mein Leihbibliothekar, Mudie, nicht weniger als sechshundert Exemplare für seine Kunden hat (von Macaulay über zweitausend). Kingsley, einer der besten und kräftigsten Dichter, hat in diesem „Westward Ho!" den besten, lebensfrischesten Roman geschrieben, der seit Jahren erschienen, wie mich ein kundiger Engländer versichert. Wir werden also wohl gut thun, das Produkt zu genießen, vielleicht ist es auch schon übersetzt.

*) Chambersburg und Mercersburg liegen beide, nicht weit von einander, in Pennsylvanien. An letzterem Orte befindet sich neben dem „Marshall-College" auch ein „German Reformed Theological Seminary". D. R.

*) Life of Thomas Young. By George Peacock.
The Miscellaneous Works of Dr. Thomas Young. Edited by Peacock. 3 vol. (Beide Werke sind bei Murray erschienen.)

Mit dem Tode des seit vielen Jahren als uralt und urreich bekannten Dichters der „Freuden der Erinnerung", Samuel Rogers', hat sich ein neuer, umfangreicher Memoiren-Stoff eröffnet. Samuel sah in seinem Leben vom Jahre 1763 bis zum 18. Dezember 1855 die berühmtesten Persönlichkeiten des vorigen und dieses Jahrhunderts um sich und war Zeitgenosse Georg's III., beider Pitt's, des amerikanischen Freiheitskrieges, der französischen Revolution, des Napoleonischen Kaiserreiche, der bourbonischen Restauration, kurz, ein Barde, der aus der reichen Erfahrung „die Wonnen der Erinnerung" singen konnte. Samuel Rogers war nie ein großer Dichter, aber ein reicher Banquier, Mäcen und Kunstkenner, der soziale Mittelpunkt einer unabsehbaren Reihe literarischer, artistischer, ständischer und politischer Notabilitäten. In seiner Jugend reiste er auf dem Kontinente und sah Mirabeau mit der großen Schwarte auf der Stirn und furchtbarer Leidenschaft das Schicksal Frankreichs reden. Zurückgekehrt, mußte er sich auf den für ihn präparirten Platz in seines Vaters Banquier-Geschäfte setzen, erschien aber doch dabei 1792 gedruckt mit einer „Ode an den Aberglauben" und kurz darauf in demselben Jahre als Dichter der „Pleasures of Memory", welche sofort den Dichterruhm des Banquiergehäfen begründeten. Die „Freuden der Erinnerung" erinnern allerdings stark an Goldsmith's „Deserted Village" und haben, so viel ich mich erinnere, weder viel Originelles, noch Tiefempfundenes, aber viel Gefälliges und obendrin Wahres. Bei den englischen sozialen Verhältnissen beburfte der Erbe eines großen Banquierhauses nicht mehr zu einem Dichterruhme. Bald war er Eigenthümer des großen Banquiergeschäfts und hatte sich nach fünfjährigem Leben im „Temple" seinen berühmten Palast in St. James Place, wo er bis zu seinem Tode residirte. Nach siebenundzwanzigjährigem poetischen Schweigen und Geldgeschäft, während welcher Zeit Scott und Byron allen anderen poetischen Glanz verdunkelten, trat er mit „Jaqueline", einem Fragmente: „The Voyage of Columbus", und mit seinem inhaltvollsten Gedichte: „Human Life" vor das Publikum. Das Leben der „Gentry" besingt er glatt und gut; aber die wirklichen dramatischen und tragischen Kämpfe, die große Tragödie des englischen Lebens, tagtäglich millionenfach aufgeführt in der kahlen, düsteren Resignation der unteren Klassen, oder in ihren vergeblichen Anstrengungen, als nicht Hochgeborene auf irgend einer Höhe des Lebens durch Talent, Verdienst, Leistung sich Rang, sich Duldung zu verschaffen, dieses menschliche Leben blieb dem reichen Banquier ganz fremd, diese Quelle der Poesie, aus welcher ein Dickens Unsterblichkeit trank, blieb ihm verschlossen. „Italy", erschienen im Jahre 1822, war Rogers' letztes Gedicht, schön und anziehend für Künstler und Aesthetiker, für den Maler und Bildhauer, denn er singt das klassische, alte, antiquarische Italien. Man sieht, der beinahe hundertjährige „Barde" hat wenig gesungen, und Sydney Smith, der an einem Abende mehr Witz und Geist sprach, als Rogers je niederschrieb, machte sich oft lustig über die Feierlichkeit, womit er, „mit Stroh vor der Thür und unwohlem Thürklopfer", zuweilen einen Vers zu einem früheren füge. Aber Rogers war ein nobler Herr, ein braver Mann, der von seinem Reichthume nicht nur für sich einen edlen, ästhetischen Gebrauch machte, sondern auch manches arme Genie und Talent wohlthätig und in feiner Form unterstützte. Er warf einen freundlichen Schein über die letzten Stunden Sheridan's und ließ sich von Moore, der immer Geld brauchte, oft gutmüthig anborgen. Er rettete durch seinen Einfluß dreitausend Pfund dem Dichter Crabbe. Er borgte Campbell fünfhundert Pfund und verweigerte Pfund und Bürgschaft. Er gab guten Rath, gab sich Mühe, brauchte seinen Einfluß für Literaten, er gab herrliche Gesellschaften in seinem prachtvoll geschmackvoll ausgestatteten Palaste und brachte schöne und große Geister und einflußreiche Personen in freundliche Berührung mit einander. So lebte und wirkte viele Jahre hindurch die „letzte Mäcen der englischen Literatur", wie ich in einem englischen Blatte lese, welches damit also sagen will, daß diese Art von noblen Naturen mit ihm ausgestorben ist. Zu guter Letzt mache ich noch auf einige Sonderbarkeiten dieses letzten englischen Mäcens aufmerksam. Dahin gehört besonders die Sorgfalt, womit er mitten in seinen glänzenden Zirkeln, mitten in seinen kostbaren literarischen und Kunstschätzen, Früchten des Gewinnes aus dem Bankgeschäfte, jeden Schein und jede Anspielung auf dieses Geschäft zu vermeiden und zu umgehen suchte. Vor mehreren Jahren ward ihm eine eiserne Geldkiste mit vielen Tausenden von Pfunden gestohlen. Freunde und Bekannte strömten zu ihm, ihre Theilnahme zu bezeugen, der Bankerott schien unvermeidlich. Als aber die Zahlungen pünktlich fortliefen, gratulirte man ihm. Jedermann wunderte sich damals über das resolute, sarkastische, abweisende Benehmen des Mannes, bis man endlich das Räthsel psychologisch löste. Er fand sich beschämt, gedemüthigt, daß man so allgemein wußte, er sei beträchtlich auf Banquier. Er hatte keine besondere poetische Eitelkeit, aber er war etwas eitel auf seinen tief begründeten Ruhm, der feinste Aesthetiker, der erste Connoisseur Englands zu sein. Die größte Sonderbarkeit lag in seiner Lebensstellung: „des Banquiers und Bardyn", darin, daß er als Kollege Walter Scott's, Byron's und Wordsworth's zugleich Kollege Hudisson's und Peel's war und Bonmols mit Talleyrand wechselte und dabei stets wirklicher Freund und Patron armen, aufstrebenden Talenten blieb. Sein erster Stolz war es nicht, in seinem Musterpalaste des Geschmackes, 22 St. James Place, Fox, Grattan, Scott, Byron, Moore, Crabbe, Campbell, Southey, Wordsworth, Chantrey, Stothard, Flaxman, Wilkie, Haydon, kurz, die ästhetischen, politischen und sozialen Notabilitäten dreier Generationen, um sich zu sammeln, sondern junge, arme Burschen, denen diese Notabilitäten ferner schienen, als die Bewohner des Sirius, bei ihnen einzuführen und seine Wohlthätigkeit und Menschenliebe auch in diesen Notabilitäten wach zu rufen, so daß sich mancher Jüngling Sonnabends ohne Namen zu Bett legte, am Sonntag früh mit einem berühmten Namen und offenem Kredite aufzustehen.

Man hat den edlen Greis, der über ein halbes Jahrhundert Geld, Fleiß und Geschmack erschöpfte, um seine Wohnung zu einem Muster von Eleganz und Geschmack zu machen, endlich hinausgetragen und diesem berühmten Privat-Museum; aber es wird lange eine der vollendetsten Kunstmeisterwerkwürdigkeiten Englands bleiben, das Ideal und die belebende Sonne für den Geschmack kuderer.

Die Front vor St. James Place ist ziemlich öde und kahl. Es steckt Alles dahinter. Hinter der offenen Veranda oben ist auch der Winter grün von Lorbeeren und unentliebetem Laubwerk in edlen Vasen, und im Sommer blühen und duften reich die seltensten Blumen. Dahinter lebte Rogers. Die große Eingangshalle gleicht einem Korridor im Parthenon mit den ausgesuchtesten Skulpturen. Durch das Fenster des langen Speisesaales, welches die ganze eine Seite desselben einnimmt, blicken Blumen und Rasenwellen des Green-Parks. Die beiden Seiten des Fensters werden von gigantischen Büsten von Rembrandt und dem dornengekrönten Guido'schen Christus eingenommen. An den Wänden Rubens, Spanische und Italiänische und J. Reynoldsche Originale, etruskische Vasen, Büsten u. s. w. Eine griechische Treppe führt in die Bibliothek, ringsum mit Büchern gefüllt mit berühmten Originalbildern an den Draltgeschetten. Durch ein kunstgeschmücktes Vestibulum treten wir in den Drawing-room, wo sich die kostbarsten Muster von Gemälden und keramischen Kunstwerken zu einer stillen Orchestermusik der Harmonie des Schönen vereinigen. Leider habe ich nur noch eine allgemeine Erinnerung von einer früheren flüchtigen Inspection. Die drei besten seiner Gemälde hat er der National-Galerie vermacht: Titian's Christus, der Maria Magdalena erscheinend, den Ritter in Lebensgröße von Georgien und Guido's dornengekrönter Christus. Raphael's „Maria mit dem Kinde" hängt noch über seinem Bett. „Wissen Sie, weshalb ich dieses Bild hier placirt habe!" sagte er vor Jahren einmal zu einem Freunde, „damit ich dieses Gesicht vor mir habe, wenn ich zum Sterben komme."

Die wahre Kunst, welche das Leben verdelt und erheitert, möge auch ihrem edlen Jünger und Gläubigen das Sterben erleichtert haben. Nach diesem Schlusse kann ich nicht noch einmal, wie ich mir vorgenommen, mit einer Charakteristik der ziemlich geschmacklosen Weihnachtsbücher und Pantomimes schließen.

Die britische Pairie.

Die Erhebung des Richters Parke zum Mitglied des Oberhauses veranlaßt die englische Presse zu Betrachtungen über den außerordentlichen Zuwachs, den die Reihen der Pairie namentlich während des letzten Jahrhunderts und bis in die neueste Zeit hinein erfahren haben. Unter der Herrschaft der Tudors waren dieselben durch die blutigen Kriege der beiden Rosen, in welchen viele der ältesten Geschlechter zugrundegingen und durch die unaufhörlichen Hinrichtungen und Attainders so gelichtet worden, daß die Zahl der geistlichen Pairs, zu welchen nicht allein die Bischöfe, sondern auch mehrere infulirte Aebte gehörten, der der weltlichen gleichkam oder sie gar überstieg. Elisabeth und die drei ersten Stuarts verdoppelten die Mitgliederzahl des Oberhauses durch neue Ernennungen, so daß Wilhelm III. etwa hundertdreißig Pairs vorfand. Im Jahre 1709, dem siebenten der Regierung Königin Anna's, wies die englische Pairie hundertsechzig Titel auf, von welchen, wie eine Vergleichung der in jenem Jahre herausgegebenen „Peerage of England" zeigt, achtzig seitdem erloschen sind, obwohl sie später zum Theil in denselben oder in anderen Familien erneuert wurden. So ist z. B. der Titel eines Herzogs von Northumberland von der Familie Percy, der eines Herzogs von Buckingham von den Sheffield an die Grenville, der eines Herzogs von Newcastle von den Holles an die Clinton, der eines Grafen von Warwick von den Rich an die Greville, der eines Grafen von Clarendon von den Hyde an die Villiers übergegangen ꝛc. Unter dem Ministerium Walpole's wurden Peerstronen mit vollen Händen vertheilt; indessen fand Georg III. bei sei-

Google

ner Thronbesteigung im Jahre 1760 nur hundertachtzig Mitglieder des englischen Oberhauses vor. Von dieser Zeit an hat der größte Zuwachs stattgefunden, so daß man im Jahre 1807 bereits dreihundert Pairs zählte und sich laute Klagen über die Herabwürdigung des Standes durch die alles Maß übersteigende Vervielfältigung seiner Mitglieder erhoben. Trotzdem sahr man immer rüstiger mit Pairskreirungen fort, und während der Regentschaft und darauf folgender Regierung Georg's IV. wurden gegen hundert country-gentlemen, Landjunker, fast alle zur hochtoryistischen Partei gehörig, mit Marquis-, Grafen- und Barons-Titeln beschenkt. Der Whig-Regierung unter Lord Grey und Lord Melbourne war es jedoch vorbehalten, ihre Anhänger fuderweise ins Oberhaus zu befördern oder, wie der technische Ausdruck lautet, sie mit Hengabeln hinaufzuwerfen (pitchfork). Außer drei Marquisaten und fünf Grafentiteln, wurden bei der Krönung Wilhelm's IV., im Jahre 1831, über zwanzig neue Baronieen eigens zu dem Zwecke geschaffen, die Reformbill durch das Oberhaus zu bringen, und während der übrigen sechs Regierungsjahre dieses Königs erhielt dasselbe noch zweiundzwanzig neue Mitglieder, ohne von den beiden neuen Herzogthümern Sutherland und Cleveland zu reden, deren Platz unter den Grafen durch vier zu dieser Würde erhobene Barone ausgefüllt wurde.

Die Königin Victoria fand bei ihrer Thronbesteigung das Haus der Lords, ohne die Bischöfe und die schottischen und irischen Repräsentativpairs zu rechnen, aus vierhundertundfunfzig Mitgliedern zusammengesetzt. Ihr erster Akt war die Ernennung des alten Coke von Holkham, des Seniors des Hauses der Gemeinen, der schon mehrere Male den Baronstitel ausgeschlagen hatte, zum Grafen von Leicester, einer Würde, auf die er kraft seiner Abstammung von den Grafen dieses Namens Anspruch machte. Zu gleicher Zeit gab sie dem eben erst mündig gewordenen schottischen Herzog von Roxburgh einen Sitz im Oberhause unter dem Titel eines Grafen von Innes. Außerdem wurden unter dem Ministerium Melbourne der Graf von Mulgrave zum Marquis von Normanby, die Lords King, Dundas, Barham und Segrave resp. zu Grafen von Lovelace, Zetland, Gainsborough und Fitzhardinge, Lord Ponsonby, der Gesandte in Konstantinopel, zum Viscount, fünf irische und schottische Lords zu Pairs von Großbritannien, und etwa dreißig andere Herren zu Baronen erhoben. Ungleich sparsamer ging Sir Robert Peel mit der Pairswürde um; während seiner fünfjährigen Amtsführung erhielt das Oberhaus nur vier neue Mitglieder, worunter die Lords Stanley und Lowther, die, als älteste Söhne der Grafen Derby und Lonsdale ohnehin dem Tode dieser letzteren die Pairie geerbt hätten. Als hingegen die Whigs von neuem ans Ruder gelangten, kehrten sie zu ihrer früheren Praxis zurück: das fünfjährige Ministerium Lord John Russel's wurde durch die Ernennung von zehn neuen Pairs bezeichnet. Lord Derby konnte sich rühmen, daß er während seines allerdings sehr kurzen Ministeriums im Jahre 1852 der Königin die Erhebung von nur drei Personen in den Pairsstand anempfohlen habe: es waren dies Lord Zetzroy Somerset, Sir Stratford Canning und Sir Edward Sugden, bekannter unter dem Namen der Lords Raglan, Stratford de Redcliffe und St. Leonards. Lord Aberdeen hat während seiner Premierschaft nicht eine einzige Pairie verliehen, und auch Lord Palmerston hat jetzt zum ersten Male, seitdem er das Staatsruder ergriffen, dem Oberhause in der Person des Barons Parke ein neues Mitglied zugeführt.

Schon unter der Regierung Georg's I. wurde eine Bill zur Beschränkung des der Krone zustehenden Rechts, Pairskreirungen in unbestimmter Zahl vorzunehmen, eingebracht, die im Oberhause fast ohne Opposition durchging, im Unterhause aber verworfen wurde. Nach den Bestimmungen derselben sollte die Zahl der zur Zeit besehenden Pairieen um nicht mehr als sechs erhöht und, sobald dieses Maximum erreicht worden, eine neue Pairie nur nach Eingehen einer alten verliehen werden. „Man versprach sich", sagt Blackstone, „von dieser Bill eine große constitutionelle Verbesserung, da sie der Krone die Möglichkeit benahm, durch willkürliche Pairs-Ernennungen die Oberhand in diesem Zweige der Legislatur zu gewinnen." Im Unterhause wurde ihr, wie er meint, nur deshalb die Zustimmung verweigert, weil die hervorragendsten Mitglieder derselben sich den Zugang zur Pairskammer offen halten wollten. Die gefährliche Tendenz dieser Maßregel, welche den großen englischen Rechtsgelehrten entgangen zu sein scheint, blieb aber dem Genfer de Lolme nicht verborgen, der in seinem Werke über die englische Verfassung zeigt, daß ihre Ausführung das Oberhaus in einen oligarchischen Körper verwandelt hätte, der, sowohl von der Krone als dem Volke unabhängig, die Wünsche beider paralysirten und das Land jeden Augenblick durch Verweigerung friedlicher Reformen an den Rand eines gewaltsamen Umsturzes bringen konnte.

Mannigfaltiges.

— Der Lebensroman Puschtin's. Unter dem Titel: „Dimitri Iwanowitsch" bringt die „Berliner Revue" eine Novelle, welche den Lebensroman des unglücklichen Dichters Alexander Puschkin, des russischen Byron, erzählt. Die Namen sind freilich völlig andere, aber die Ereignisse und Umstände werden auf das Genaueste geschildert, und zwar von einem Augenzeugen, der sie unmittelbar nach dem tragischen Tode Puschkin's niedergeschrieben zu haben scheint, denn es steht ausdrücklich unter dem Titel bemerkt, daß die Novelle im Jahre 1837 zu Petersburg verfaßt wurde. Die innere Geschichte des Dichters ist auch noch nie mit solcher Wahrheit und Ausführlichkeit erzählt worden, wie es hier geschehen ist. Sein heißer Kopf und sein trauriges Herz gaben ihm die Anwartschaft auf die tragische Weihe, die mit ihrem Cypressenkranz die Dichter der Melancholie schmückt. Der englische Byron trug ihn zehn Jahre früher, und der deutsche Lenau zehn Jahre später, als der russische Puschkin. Die Verwandtschaft der Geister läßt sich in allen Völkern nachweisen. Auch Puschkin hatte eine zeitlang Befriedigung in politischen Idealen gesucht und nicht gefunden. Dann versprachen Liebe und Poesie ihm ein reiches Glück, aber in beiden glaubte er sich getäuscht. Die Anerkennung der Mitwelt genügte seinem ungeduldigen Sinn nicht, und in der Liebe hatte ihm Satan in Person sein Paradies zerstört. Der eigene Schwager war der Mörder seines Glückes; der unversöhnliche Haß Puschkin's gegen denselben, der ihn zu dem tödlichen Duell trieb, läßt auf eine tiefe Herzenskränkung schließen, die er empfangen, eine einseitige Unternehmung gegen sein eheliches Glück hätte sich weniger tragisch und weniger auffallend unschädlich machen lassen. Der Verfasser jener Novelle trachtet zwar, jeden Verdacht von der schönen Olga, der Gattin des Dichters, abzuwenden, aber die innere Wahrscheinlichkeit spricht gegen sie. Die teuflische Rolle, welche den beiden Franzosen in der Novelle ertheilt ist, wird dem Haß der Russen gegen ihre Feinde schweicheln. Uebrigens ist der Verfasser unverkennbar ein Deutscher und ein Dilettant im Novellenfache, denn er hat wie ein Verschwender gehandelt; der reiche Stoff hätte einen Roman von drei Bänden und ein Trauerspiel von fünf Akten ausfüllen können, während er nur eine kurze, meisterhaft psychologische, aber doch zu skizzenhafte Novelle daraus gemacht hat.

Z. v. H.

— Ein neuer Philo. Ein Reverend Rendell in seiner „Postdiluvian History from the Flood to the Call of Abraham" exklamotirt auch unter der Hand alle geschichtliche Wahrheiten der biblischen Erzählung, und sie verwandeln sich vor euren Augen in lauter geistliche Allegorieen. Die Noachische Fluth z. B. ist keine wirkliche Ueberschwemmung, sondern der Andrang der Irreligion und der Gewalt, die um diese Zeit über die Welt hereingebrochen. Der Bau der Arche ist die neue Organisation der Gesellschaft, und der Berg Ararat deutet auf die hervorragenden Prinzipien der christlichen Liebe, auf welche die Wiedergeborenen fußen. Die drei Söhne Noah's sind Gemeinschaften von unterschiedenen geistlichen Prinzipien, und unter ihren Kindern „werden nicht individuelle Abkömmlinge, sondern die Geburten neuer Meinungen und ihre Fortpflanzung durch Bekehrung Anderer zu denselben verstanden." Und so geht es durch die ganze biblische Geschichte. Solche Auslegungen der heiligen Schrift haben wir zu gewärtigen, wenn die ausgelassene Speculation mit geringem Wissen von der Philosophie nicht in Zucht genommen wird. (Lit. Gaz.)

— Deutsche Vorlesungen in New-York. Nach dem Vorgange deutscher Städte läßt sich der gebildetere Theil des deutschen Publikums von New-York in diesem Winter wissenschaftliche Vorträge halten, denen sowohl Herren als Damen beiwohnen. Den zweiten diesjährigen Vortrag hielt am Sonnabend den 15. Dezember Herr Dr. Reinhold Solger über „die Sphäre des Weibes". Nach dem, was deutsch-amerikanische Blätter, namentlich die „Neue Zeit", über diesen Vortrag mittheilen, war er für das interessante Thema nicht umfassend genug und auch nicht mit dem erforderlichen philosophischen Geiste behandelt. Anerkannt wird, daß sich Herr Dr. S. gegen die Bestrebungen der sogenannten Woman's Rights Societies (Frauen-Emancipations-Gesellschaften) ausgesprochen, welche es darauf abgesehen hätten, den Frauen nicht blos die Vorrechte ihres Geschlechtes zu lassen, sondern auch die Rechte und Pflichten des anderen Geschlechtes zu vindiziren, was mit der Natur des Weibes in direktem Widerspruch sei. Dagegen soll der Redner nicht genug hervorgehoben haben, welchen großen Einfluß auf die Gesellschaft und selbst auf den Staat die Frauen durch die Erziehung und Bildung der Jugend, sowie durch ihre Leitung des Hauswesens, zu üben vermögen. Auch habe, wie es heißt, der Vortrag etwas zu sehr an Witzen à la Saphir und „Kladderadatsch" laborirt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 10. Berlin, Dienstag den 22. Januar 1856.

Frankreich.

Ueber die Anwendung der Elektrizität.*)

Achtunddreißig Jahre nur wenig gestörten allgemeinen Friedens haben Europa's Gelehrten Ruhe vergönnt, an die Ausbeutung zweier mächtiger Naturkräfte zu gehen, von deren Vorhandensein man vorher eben nicht viel mehr als eine Ahnung hatte. Der Dampf und die Elektrizität sind je mehr und mehr zu Diensten herangezogen worden, deren Möglichkeit unermeßlich und deren Ausdehnung unübersehbar erscheint. In einer mit Gründlichkeit verfaßten, aber doch gedrängten Abhandlung, unter der Ueberschrift: „Coup d'oeil sur l'état des applications mécaniques et physiques de l'électricité", liefert der Vicomte du Moncel einen umfassenden Bericht über mechanische und physische Leistungen, welche wir gegenwärtig der Elektrizität zu verdanken haben. Wir übergehen den die elektrische Telegraphie behandelnden ersten Abschnitt, so interessant er auch an sich ist, weil wir unsere Leser mit dem Wesentlichen seines Inhalts vertraut erachten. Nur des Einen glauben wir daraus gedenken zu müssen, daß der Verfasser als das Neueste von den Erfindungen in diesem Dienstzweige der Elektrizität die erlangte Möglichkeit bezeichnet: auf einem und demselben Drahte zu gleicher Zeit zwei Depeschen von verschiedenen Stationen befördern zu können — eine Erfindung, die, nach des Verfassers Aeußerung, vor einem halben Jahre fast gleichzeitig von verschiedenen Fachmännern zu Tage gefördert wurde.**) Auch das verdient hierbei wohl hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser Berlin als die einzige Stadt bezeichnet, wo die Telegraphie gewissermaßen die Feuersbrünste stillt, indem die bewundernswerthe telegraphische Verbindung der vierzig Stadtviertel unter einander und mit den Löschmittel-Depots die Lösch-Apparate förmlich herbeizaubert, wo nur eben ein Brand droht. Man ist, sagt er, versucht, zu glauben, daß ein solcher Telegraph intra muros in einer Stadt von nahezu einer halben Million Seelen in steter Arbeit sich befinden müsse.

Im zweiten Abschnitte wendet sich die Abhandlung der verschiedenen anderweitigen Anwendung der Elektrizität zu. Es war im Jahre 1840, wo zuerst Wheatstone auftrug, den elektrischen Telegraphen zu verwenden, um von einer Regulator-Uhr aus die Zeiger auf vielen Zifferblättern zu leiten. In gleicher Weise suchte derselbe die Schnelligkeit des Fluges von Wurfgeschossen aus Feuerwaffen zu ermitteln. Hierauf kam Bain (1845) auf den Gedanken, die Geschwindigkeit des Laufes der Schiffe im Meere zu telegraphiren. Breguet ferner, welcher die verschiedenen Schnelligkeits-Phasen der Züge auf dem abschüssigen Plane der Eisenbahn von St. Germain-en-laye schätzen wollte, erfand im Jahre 1847 den elektrischen Mahner (moniteur électrique). Dies gab die Grundlage zu dem später (1853) von dem Verfasser für die Eisenbahnen erfundenen Sicherheits-Wasregeln.

So wurden nach und nach vielerlei Systeme für elektrisches Uhrwerk, astronomische und meteorologische Aufzeichnungen, Witterungs-Regulatoren, Aufzeichnungen musikalischer Improvisationen, für Webestühle mancherlei Art, Gravir-Maschinen, perpetuelle Kalender, Glockengeläute ꝛc. ersunden. Allem Diesem trug die Elektrizität eine unerwartete und überaus werthvolle Hülfe herbei. Ueber ihre Anwendung auf Eisenbahnen läßt sich der Verfasser, wie folgt, vernehmen.

Wenn wir bei neuen Erfindungen von dem Gesichtspunkte des materiellen Nutzens, den sie uns bieten können, absehen und vielmehr die Dienste in Betracht ziehen, welche sie uns durch Verhütung von Gefahren, mit welchen unser Leben bedroht ist, leisten können; mit anderen Worten: wenn wir sie vom Standpunkte der Humanität beurtheilen, so giebt es kaum etwas Wichtigeres, als die Anwendung der Elektrizität bei Eisenbahnen, als Maßregel der öffentlichen Sicherheit. Wenn man bei Zeiten von allzu schneller Annäherung von Zügen, sei es, daß sie mit ungleicher Schnelligkeit hinter einander, oder einander entgegenkommen — von Hindernissen auf den Schienen oder von Versperrungen auf den Bahnhöfen, durch Aufstellung eines telegraphischen Systems, welches die Stationen mit den dahin eilenden Zügen in wechselseitiger Verbindung erhält — benachrichtigt werden kann, würde das mit ein Mittel darbieten gegen die Mehrzahl vorkommender Unglücksfälle! Hieße das nicht dem rohen Urstoffe Leben, dem Blinden Sehkraft verleihen! Wahrlich, die Elektrizität vermag es, diese Aufgabe zu lösen. Mehr noch, ohne etwa die Lösung der Aufgabe verdeutelter zu machen, konnte man es dahin bringen, daß die Züge selbst den verschiedenen Stationen auf einem Zifferblatte meldeten, welche Strecken sie bereits durchlaufen haben. Alle diese Resultate, sowie noch manche andere, wie z. B. die von dem Eisenbahnzuge selbst unwillkürlich hervorgebrachte Anzeige von dem Eingange eines ihm gegebenen Signals, die den Bahnwärtern zu gebende Nachricht von dem Riß eines Drathes u. a. m. — erfordern nichts weiter als die Einrichtungskosten, die Vermehrung der schon vorhandenen Drähte am Einen und zwei Eisenstäbe, die von Kilometer zu Kilometer zwischen den beiden Schienen zu legen wären. Die galvanischen Säulen zum Zwecke des Betriebes können, da sie zu gleicher Zeit den Stationen wie den Zügen dienen, nicht auf Kosten dieser Letzteren gesetzt werden.*)

Man hat zwar eingewendet, daß alle mechanischen Vorrichtungen, insbesondere solche, welche die Elektrizität zum Hebel haben, nicht Zuverlässigkeit genug böten, um ihnen ausschließlich die Sicherheit der Reisenden anzuvertrauen. Es fällt ja aber doch Niemanden ein, zu verlangen, daß die anderweite Sorgfalt, welche diesem Gegenstande bis jetzt gewidmet war, beseitigt werde, würde es nicht vielmehr gerade ein sehr wesentlicher Vortheil sein, der Kontrol-Mittel Zwei zu besitzen anstatt Eines.

Es können aber die zur Verhütung des Auseinanderprallens der Züge bestimmten Vorrichtungen Anzeigen liefern, welche durch kein anderes Mittel herzustellen wären. Bei den, der angewandten Ueberwachung zum Trotz, täglich vorkommenden Unglücksfällen sollte man glauben, daß es sich eben nicht um eine völlig unnütze Ausgabe handle. — In Italien hat man kürzlich mit Versuchen begonnen. Dieser Anfang hat vollkommen ausgereicht, um die genügende Wirksamkeit der elektrischen Mittel darzuthun. Die in dieser Beziehung von Bonelli angestellten Versuche bezeichnet Herr de Moncel als den von Letzterem vor zwei Jahren gemachten Vorschlägen in kleinerem Maßstabe nachgebildet.

Nach einer speziellen Beschreibung aller Apparate, die erforderlich sind, fagt der Verfasser noch Folgendes:

Sonach fehlen die Mittel, das Leben der Reisenden auf Eisenbahnen zu schützen, keineswegs. Hätte man sie angewendet, so würden die schrecklichen Vorfälle, welche vor kurzem erst stattfanden, sich nicht ereignet haben. Wie sehr muß es deshalb gewünscht werden, daß die Regierung (Frankreichs), welche die jetzt sich so vorsorglich für Alles erweisen hat, was Wohlbefinden und Gedeihen des Landes erheischen könnte, auch bei dieser Frage einschritte und die Eisenbahn-Gesellschaften nöthigte; ebensowohl für die Sicherheit der Reisenden Versuche und Proben anzustellen, wie solches ja doch täglich für die Vervollkommnung der Maschinen geschieht.

Hierauf wendet sich die Abhandlung zu der Anwendung der Elektrizität für die Sicherheit der Schifffahrt, insbesondere zur Vermeidung von Sandbänken, demnach am meisten die Strom- und Küstenschifffahrt interessirend. Alle Fürsorge, welche bisher angewendet worden, hat die häufigen Unglücksfälle durch Festsitzen oder Scheitern auf Sandbänke nicht genugsam verhüten können. Es wird hierbei zunächst auf die Loire hingewiesen und eine Schilderung der höchst einfachen Vorrichtung gegeben, vermittelst welcher der Schiffsführer von der Nähe einer Sandbank elektrisch benachrichtigt wird.

Ueber das Weben vermittelst der Elektrizität äußert der Verfasser Bedenken gegen die für diesen Industriezweig von Herrn Bonelli

*) Nach der Revue Contemporaine.

**) Wenn man dem Gerüchte glauben darf, beschäftigt sich gegenwärtig

*) Eine Note der Herausgeber der Revue Contemporaine bezeichnet de

Digitized by Google

gemachte Erfindung, die, nach dem, was in öffentlichen Blättern darüber zu lesen, im Stande sein sollte, den Mechanismus der rühmlichst bekannten und weit verbreiteten Jacquardschen Maschine zu übertreffen, ja, zu verdrängen. Nach seinen Auseinandersetzungen könnte dieser Zweck nur ein vorläufiger werden.*)

Hinsichtlich der elektrischen Bewegungskraft (Moteurs électriques) warnt der Verfasser vor zu weit greifenden Erwartungen. Er erwähnt der großen Zahl der in Frankreich, Deutschland, England und Amerika gemachten Erfahrungen, wonach die elektrische Bewegkraft nur in sehr eng gezogenen Gränzen sich anwendbar erweisen, mithin aber Uhrwerke hinaus sich nicht verstehen kann. Er endigt diesen Artikel mit folgenden Worten: „Für lange Zeit, wenn nicht für immer, sollten wir uns vor den pomphaften Verkündigungen gewisser Künstler und gewisser Journale hüten, welche uns versichern wollen, daß elektrische Bewegkraft in der Stärke von mehreren Pferdekraft zu verschaffen sei. Bisherige steht es fest, daß bis jetzt keine elektrische Bewegkraft die einer einzigen Pferdekraft erreicht hat. Alle jene Leute erinnern an den Verkäufer des Felles, bevor der Bär erlegt ist. Die Industrie-Ausstellung hat dies bewahrheitet. Im Katalogo freilich tritt Herr Taburin auf, der eine elektrische Bewegkraft von zwei Pferdekraft ausstellen wollte. Wir erwarten solches bis heute. Die Herren Larmenjat und Roux, deren Jeder auf der Ausstellung eine elektrische Bewegkraft-Maschine (Moteur) von ansehnlicher Andehnung zur Ansicht stellte, hatten ihren Vorrichtungen gleichmäßig mindestens die Kraft eines Menschen zugeschrieben. Als die Jury beide Maschinen im Konservatorium der Künste und Gewerbe gleichzeitig erproben ließ, stellte sich bei den kraftmessenden Probeversuchen der Maschinen, trotz der Anwendung von dreißig Bunsenscher Elemente zu ihrer Bewegung, heraus — daß sie noch nicht den achten Theil der Kraft eines Menschen hatten."

Der Verfasser geht nun zu der Anwendung der Elektrizität auf wissenschaftliche Beobachtungen über und bespricht zunächst die meteorologischen Anzeiger (ouvregisteurs météorologiques). Seit lange sind die Geduld und der Eifer der Gelehrten den Witterungs-Beobachtungen geweiht, und wie trefflich auch die Anstalt, welche ihre Arbeit und verschafft, so kann sie doch nur dann von folgenreichem Nutzen sein, wenn diese Beobachtungen sich mehr vervielfältigen und gleichzeitig stattfinden.

Der hierzu erforderliche rastlose Eifer ist aber nicht häufig anzutreffen; — welchen Nutzen also solche Instrumente stiften müßten, die da von selbst den verschiedenartigen atmosphärischen Einflüssen einen Ausdruck verliehen, ohne daß der Eifer eines Menschen dazu benutzt werde, der für die Genauigkeit seiner Aufzeichnungen bürgen müßte, — dies ist selbstverständlich.

Wunderbar ist der Beistand, den die Elektrizität für Instrumente zu solchem Behufe hat leisten können. Im Jahre 1843 hatte schon Herr Wheatstone seinen telegraphischen Thermometer aufgestellt, der hierauf, in großartigen Verhältnissen angewandt, meteorologischer Anzeiger (enregistreur météorologique) genannt und einige Jahre darauf in Kew aufgestellt wurde. (Schluß folgt.)

*) Inzwischen hat noch den neuen Zeitungsnachrichten die österreichische

---

Der zwölfte Band der Geschichte des Kaiserreichs, von A. Thiers.

Der soeben erschienene zwölfte Band der „Geschichte des Konsulates und des Kaiserreiches" von Thiers reicht bis zum Jahre 1811, also bis kurz vor der großen Krise, welche den Geschicken Europa's eine für lange Zeit maßgebende Entscheidung geben sollte. Wahrlich, wenn es eine Moral in der Geschichte giebt, so ist es die Lehre, die diese Epoche uns giebt, daß auch das größte Genie seine Gränzen habe, daß keine menschliche Macht im Stande sei, der Vorsehung ihr Gesetz zu diktiren und die Gewalt der Dinge zu zwingen, sich vor ihm zu beugen. Man blicke auf den Zeitraum, den Hr. Thiers in diesem zwölften Bande mit so wunderbarer Schärfe und Klarheit zeichnet; man verweile einen Augenblick bei dem Jahre 1810: Napoleon befindet sich auf dem Gipfel seiner Herrschaft; seine Soldaten stehen in Danzig, mit dessen Namen er einen seiner Marschälle geschmückt; gleichzeitig läßt er Cadix belagern und entsendet er seine Legionen zur Wiedereroberung Lissabons. Europa sieht saß wie eine Verbindung von Feudal-Monarchieen unter der Suzeränität des Kaisers der Franzosen aus. Gegen England hatte der Kaiser von Berlin aus sein berühmtes Dekret der Kontinentalsperre geschleudert. Rom ist ein französisches Departement und wartet auf die Ehre, dem kaiserlichen Thronfolger seinen Namen zu leihen, während der Papst gefangen in Savona ist und sich Napoleon im Geiste schon mit dem Gedanken trägt, den Sitz des römischen Pontifex nach Paris zu verlegen und den Papst hier direkt dem Kaiser zu unterwerfen, zu welchem Zwecke er auch bereits Neubauten in St. Denis und Avignon anordnet; denn er will, daß das Papstthum hier wieder in seinen ehemaligen Residenzen Hof halte.

„Man glaubt sich unter dem Einflusse eines Traumes zu befinden", sagt Thiers, „wenn man diese Dinge erzählen hört, und zu jener Zeit war man nahe daran, an die Realität dieses Traumes, an die Möglichkeit aller dieser Umwandlungen zu glauben." Napoleon schien seiner Zeit gegenüber allerdings das Privilegium zu besitzen, Alles wagen zu dürfen; er hatte den Zauber einer Allgewalt für sich, welcher die jetzt noch nichts zu widerstehen vermochte; doch gegen sich hatte er die Natur der Dinge, diese Unglaum, aber in der Politik unerbittliche Feindin. Man werfe einen Blick auf die drei großen Thatsachen, welche in dem vorliegenden Bande des Hrn. Thiers die Hauptmomente bilden: die Kontinentalsperre, die Gefangenschaft oder doch mindestens der sehr überwachte Aufenthalt des Papstes in Savona, und den spanischen Krieg. Unstreitig entwickelte Napoleon einen wunderbaren Reichthum von Hülfsmitteln in der Bekämpfung Englands, seines mächtigsten Gegners; er war ein ebenso gewandter Prohibitivzöllner, als glücklicher Schlachtenlieferer, und England gegenüber, das den Franzosen ihre Theilnahme an der Handels- und See-Herrschaft streitig machen wollte, war er im Grunde in seinem Rechte. Gleichwohl läßt er sich dabei zu den maßlosesten Handlungen verleiten, denen England durch andere Handlungen antwortet, die nicht minder tyrannisch waren. An meisten litten dabei natürlich die dazwischen liegenden Staaten, deren Unabhängigkeit in keiner Weise mehr anerkannt ward. Was dem Papst betrifft, so war für den Kaiser kein materielles Hinderniß mehr vorhanden, das Haupt der katholischen Christenheit nach St. Denis oder Avignon zu schaffen, doch stand diesem eine moralische Macht zur Seite, die selbst im französischen Volke nicht ganz zu überwinden war. Ebenso standen die Sachen in Spanien und Portugal; allerdings wurden dort tapfere Soldaten von tüchtigen Feldherrn — Massena, Ney, Soult — kommandirt, aber sie verbluteten sich bei der Verfolgung eines unerreichbaren Zieles, fern von dem Blicke des Herrn und Meisters. Sklaven einer von Paris gekommenen Ordre, einer wenn auch noch nicht durch den elektrischen Funken, doch rasch genug sich ablösenden Parole, fühlten sich die Napoleonischen Generale auf der Halbinsel nur unabhängig, wenn sie ihren Leidenschaften und Rivalitäten freies Spiel ließen, und darüber verloren sie oft das gemeinsame Ziel aus den Augen. Vortrefflich schildert Thiers den Feldzug von Portugal, aber dieser Feldzug scheiterte an den simmen und bitteren Linien von Torres-Vedras, die der in seinen Plänen durch Fehler Leidenschaft, durch keine Rivalität gestörte Wellington angelegt hatte und bewachte. Nicht das Genie des englischen Feldherrn war es, das über das Genie Napoleon's den Sieg davontrug; wohl aber hatte sich dieser durch sein eigenes Glück hinreißen lassen. Er wollte den Volkszorn in Spanien und Deutschland, wie die Elemente in Rußland bewältigen. Vergebliches, thörichtes Bemühen! Auf ihn zu rückt sich die ganze Wucht dieser unbezwingbaren, nationalen und elementaren Kräfte, und sie zermalmten ihn. Und dies ist das Drama, das der Geschichtschreiber des Kaiserreichs mit Meisterhand vor uns aufrollt und dessen bald hereinbrechende Katastrophe er uns bereits in dem vorliegenden Bande als unvermeidlich vorherfehen läßt.

Wir werden nächstens eine Probe aus diesem zwölften Bande und zwar aus dem sehr anziehenden Vorworte, mittheilen.

Nord-Amerika.

Die deutsche Bücherpresse und der deutsche Buchhandel in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

In Hartford (Connecticut) erschien im Jahre 1847 eine Uebersetzung der „Allgemeinen Geschichte der Vereinigten Staaten" von E. B. Taylor, mit vielen Holzschnitten (846 S. gr. 8.), und ebendaselbst eine „Lebensgeschichte unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi", sammt einer kurzen Geschichte der Juden, aus dem Englischen von Johann Fleetwood (612 S. gr. 8.), ebenfalls mit vielen Illustrationen. Bücher wie diese sind noch Art englischer Bücher auf eine Weise ausgestattet, wie man sie in Deutschland nicht kennt. Meistens stereotypirt, auf weißes Papier gedruckt, werden sie in Masse gebunden — größtentheils in Schafleder, aber auch in besseren Einbänden mit Goldschnitt — und zu einem verhältnißmäßig weit billigeren Preise verkauft, als es in Deutschland bei Büchern von ähnlichem Umfange der Fall ist. Da im deutsch-amerikanischen Buchhandel von einer Organisation bis jetzt noch keine Rede ist, da die Deutschen durch die ganze Union zerstreut wohnen, so sind auch die Mittel und Wege, die die Verleger anwenden, um derartigen Verlagswerken Absatz zu verschaffen, andere, als man sie in Deutschland einschlägt. Agenten, ausgerüstet mit Prospekten und Subscriptions-Listen durchreisen das Land nach allen Richtungen, verstehen die Anzeigen und lassen die

cruso wie zu den Leuten, machen sie auf die Wichtigkeit der neuen Erscheinung aufmerksam und laden zum Subskribiren ein. Hat dann ein Agent auf solche Weise ein paar hundert Unterschriften gesammelt, so holt er sich die Bücher vom Verleger und vertheilt sie alsdann an seine Subskribenten. Manche Agenten machen auf diese Weise lohnende Geschäfte.

Obgleich ich mir vorgenommen habe, nur von den Erzeugnissen der deutschen Bücherpresse dieses Landes zu reden, so möge es mir doch vergönnt sein, eines Werkes in lateinischer Sprache Erwähnung zu thun, da es von einem Deutschen geschrieben und eines der wenigen Original-Werke ist, die in genannter Sprache in diesem Lande erschienen sind. Es ist dieses das kürzlich in Buffalo herausgegebene, sehr elegant gedruckte Werk: "Epitome pontorulis ad usum cleri in statibus foederatis Americae, auctore F. H. Wenigar, e societate Jesu". Herr F. H. Wenigar ist dem katholischen Deutschland als tüchtiger Autor bekannt.

Werden wir uns nun nach New-York, der Empire City, wo ebenfalls eine Menge deutscher Bücher gedruckt worden sind. Außer einer großen Anzahl Volks- und Schulbücher, Dolmetscher, "Albertus Magnus", "Negypetische Geheimnisse für Menschen und Vieh", „das Horz des Menschen, ein Tempel Gottes oder eine Werkstätte des Satans", Holthaus' (des Schneidergesellen) „Wanderungen durch Europa und das Morgenland" und derartiger ad instructionem populi geschriebener Werke sind dort Börne's „Menzel der Franzosenfresser", Fouqué's „Undine", verschiedene Erzählungen von Christoph Schmidt, z. B. „Osterei", „Rosenstock", „Weihnachtsabend", „Ein bombenfester Wegweiser", gedruckt worden. Schon vor etwa sechzehn Jahren wurde dort das Museum der deutschen Klassiker herausgegeben, welches ausgewählte Werke von Körner, Spindler, Zschokke, Hauff, Hoffmann u. a. enthielt. Knickerbocker's „Humoristische Geschichte der Stadt New-York", von Washington Irving, Zschokke's „Selbstschau", P. T. Barnum's, des berühmten Humbuggers,*) „Selbstbiographie" (397 S.) sind dort erschienen. Ferner religiöse Werke,**) wie Luther's „Hauspostille" (Imperial-Oktav); „Christliches Konkordienbuch, das ist: symbolische Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche", und eine Uebersetzung der Bibel von Allioli. Den „Deutschen Advokaten in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" (englisch und deutsch; 1842; 450 S.); den „Amerikanischen Schwalver oder Rechtsformenbuch für Deutsche" (1853; 360 S.), sowie das Buch: „Der Mensch nach den Forderungen der Vernunft und des Herzens" (1839; 332 S.) will ich nicht unerwähnt lassen. Das bedeutendste, in deutscher Sprache in der Union erschienene Original-Werk, nämlich die „Weltgeschichte" von Gustav Struve, ist in New-York gedruckt worden. Der erste Band wurde 1850 begonnen, und der sechste Band, der bis zum Anfange des sechzehnten Jahrhunderts reicht, ist vollendet. Diese Weltgeschichte ist eine der wenigen, die von unabhängigem Standpunkte geschrieben sind. Herr Struve ist kürzlich mit seinem Verleger in Mißhelligkeiten gerathen, die dem Erscheinen des Werkes Hindernisse in den Weg legen, da er selbst nicht die Mittel hat, die Druckkosten zu bestreiten.

Ein anderes Original-Werk, welches eine Lücke in der deutschen Literatur ausfüllt, ist die „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" von Franz Löher (gr. 8. 544 S.). Dieses Werk erschien im Jahre 1847 in Cincinnati. Herr Löher hat sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er viele Quellen durchforscht und Ereignisse ans Licht gestellt hat, die ehedem nur in kleinerem Kreisen bekannt waren. Die Lieblings-Idee des Herrn Löher, daß sich in Amerika ein deutscher Staat bilden würde, ist leider ihrer Verwirklichung jetzt gerade noch so fern wie damals, und ob es je dahin kommen wird, ist in hohem Grade zweifelhaft. Der Wunsch soll niemals der Vater des Gedankens sein; das Herz muß worm schlagen, aber der Kopf muß eiskalt bleiben, wenn man keinen seelenmörderischen Täuschungen anheimfallen will. Ein von Dr. J. H. Pulte verfaßtes, Sr. Majestät dem Könige von Preußen gewidmetes Werk: „Organon der Weltgeschichte", ist ebenfalls vor länger denn zehn Jahren in Cincinnati erschienen. Ferner die „Familien-Bibliothek", eine Auswahl der neuesten und besten Erzeugnisse der deutschen Novellen-Literatur, die unter anderen den „Zögling der Gesellschaft" von Mühlbach (1853) in sich schließt; „der Irrthum einer Lebenszeit oder die Rache des Rheinthales" von Wald. Howard (2 Bde.; 1854), dann Koch's „Familien-Heilkunde" (1849; 647 S.). Außer dem „Leben der Heiligen" von F. H. Wenigar sind eine Menge katholischer Gebetbücher in Cincinnati gedruckt worden, wie das „Gertrudenbuch", „Gelobt sei Jesus Christus", Goffine's „Unterrichts- und Erbauungsbuch", „Heiliger Liebesbund", „Missionsbuch", Gesangbuch u. s. w. Cincinnati ist ferner der Verlegerort zweier Original-Romane, die innerhalb der letzten Jahre hier erschienen sind: „Cincinnati oder die Gefängnisse des Westens" von Emil Klauprecht und „Hierarchie und Aristokratie" von F. Hassaurek, beides begabte Schriftsteller.

In Columbus erschienen vor einigen Jahren die „Geschichte der Inquisition" von Robert Clamer, ferner „Reisen einer Sonnambule in den Mond und mehrere Sterne", und im Jahre 1853 Rapaeli's „Handbuch der Gesundheit" (183 S. in gr. 8.).

In St. Louis erschien schon 1840 ein „Ausflug nach den Felsengebirgen" von F. A. Wislizenus, dann 1849 Sealsfield's „George Howard's Brautfahrt" und „Christophorus Bärenhäuter im Amerikanerlande", ferner „Berlin und Rom" von Hesekiel und in jüngster Zeit „Gott und Hahren" von Freytag. Die im Jahre 1853 dort erschienene Volksbibliothek enthält unter Anderem Hackländer's „Handel und Wandel" und Berthold Auerbach's „Brasi und Mani".

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, alle deutschen Werke, die in der Union erschienen sind, namhaft zu machen. Was ich aber angeführt habe, wird genügend sein, um dem geehrten Leser dieser Blätter ein anschauliches Bild von dem zu geben, was die deutsche Bücherpresse in diesem Lande produzirt. Ich habe mich in den Gränzen eines für ein periodisches Blatt bestimmten Aufsatzes zu bewegen, und ich könnte noch manche Details anführen, die für einen Buchhändler von Interesse sein würden, für ein größeres Publikum aber schwerlich viel Anziehungskraft haben dürften. Ich habe keine Schulbücher angeführt, deren in verschiedenen Städten der Union eine Menge, wenn auch nur für den Elementar-Unterricht bestimmt, erschienen ist, ebenso wenig die vielen zur Erlernung der englischen Sprache bestimmten Lehrbücher, dann die deutsch-englischen Wörterbücher, deutsche Lesebücher für Amerikaner, welche letzteren freilich halb und halb dem englisch-amerikanischen Buchhandel angehören, habe ich ebenfalls nicht namhaft gemacht, sonst hätte ich leicht ein Buch über all diese Gegenstände schreiben können. Nicht wohl aber kann ich mit Stillschweigen übergehen, daß auch die großen religiösen Gesellschaften dieses Landes das Ihrige zur Verbreitung deutscher Literatur auf diesem Kontinente beitragen. Die American Tract Society, die ihren Hauptsitz in New-York hat, giebt nicht allein in englischer Sprache Schriften heraus, sondern auch in deutscher, französischer, spanischer, portugiesischer, italiänischer, walisischer, holländischer, dänischer, schwedischer und ungarischer Sprache. Außer einer Menge deutscher Traktate und Bücher für die Jugend, sind im Verlage dieser Gesellschaft u. a. folgende deutsche Bücher erschienen: „Die Geschichte der Reformation" von Merle d'Aubigné (4 Theile; 1008 S.); „Elias, der Thisbiter" von F. W. Krummacher; Arndt's „Wahres Christenthum"; „Ewige Ruhe der Heiligen" von Baxter, „Kirchengeschichte" von Dr. Barth, „Biblisches Schatzkästchen" von Luther. In den großen Etablissements der Methodisten in New-York, in Cincinnati werden deutsche Traktate zu 1000 Seiten gedruckt. In Methodist Book Concern in Cincinnati ist u. a. Jacobi's „Handbuch des Methodismus" erschienen. Die American Bible Society verbreitet die Bibel in deutscher Sprache zu einem Preise, der blos die Herstellungskosten deckt. Alle diese Institute haben Depots und Agenturen in den größeren und mittleren Städten der Union, in den kleineren Städten und auf dem Lande besorgen die Prediger und Colporteure den Verkauf. Auf solche Weise werden die Verlagswerke dieser Gesellschaften über die ganze Union, bis nach Oregon und Kalifornien verbreitet; in den Palästen großer Städte, wie in der entlegensten Hütte findet man die Publikationen der amerikanischen Traktat-Gesellschaft, des Methodist Book Concern und der Bibel-Gesellschaft.

Obgleich selbst Buchhändler von Fach, war ich, als ich vor sieben Jahren nach Amerika kam, erstaunt ob der Masse deutscher Bücher die schon damals in diesem Lande gedruckt waren, und von denen ich in Deutschland wenig oder nichts gehört hatte. Zur Vervollständigung meiner Mittheilungen über die Leistungen der deutschen Bücherpresse in Amerika — die Zeitungspresse liegt außerhalb des Bereiches dieser Mittheilung — muß ich aber auch noch den in größerem Maßstabe stattfindenden Nachdruck der deutschen Klassiker besprechen, und dies werde ich in einem folgenden Artikel thun.

J. Eggers.

*) Unübersehbares Werk! Als Beweis des guten Geschmacks unserer Landsleute, wie er sich in neuerer Zeit offenbart, fernt es mich, sagen zu können, daß dieses Buch, von dem auch in Deutschland einige Ausgaben erschienen sind, seinen Anfang gefunden hat.

**) Die protestantische Richtung ist in der Bücherpresse New-Yorks, sowie Pennsylvaniens, vorherrschend. Nicht so, wie man bereits gelesen hat, in Baltimore und ebenso wenig, wie man auf dem Verlagsort dieser Mittheilung

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

— Riehl's Beobachtungen über westfälische Sitten. In der neuen Auflage von Riehl's Naturgeschichte des Volkes, Band II, Seite 54, befindet sich ein kleiner Irrthum hinsichtlich der Gebräuche bei den Ehen westfälischer Bauern, den zu verbessern und die literarische Pflicht gebietet, weil er einem Aufsatze im „Stuttgarter Morgenblatt" unter unserer Chiffer entnommen worden ist. Es heißt dort ungefähr: „Das konservative Element unter den Bauern in Westfalen zeigt sich hauptsächlich in ihrem Bestreben, ihre Besitzungen ungetheilt zu erhalten. Wenn eine Erbtochter dort sich verheiratet, dann fällt schon der Sprachgebrauch den Geschäftspunkt der Gutsvererbung ohne an, denn der Mann führt mehrentheils fortan den Namen

Namen, wie sonst die Frauen pflegen, nur noch bescheiden hintenan, mit dem Zusatz „geborener". Also etwa Jost Müller, geborener Schmidt." Aber nicht den Namen der Frau nimmt der Mann an, sondern den des Hofes, in welchen er hineinheiratet. In den meisten westfälischen Gegenden ist Müller durchaus kein gebräuchlicher Name. Es heißt dort alles „Meier" mit einer bezeichneten Vorsylbe, z. B. Süd-, Ost-, Nord- oder Westmeier, auch Hegemeier (von Hecke), Lütkemeier (Lütke heißt klein) u. s. w. Der Ursprung dieser „Meier" ist ein uralter und würde Riehl, wenn er ihn gekannt hätte, noch mehr in seiner Theorie, daß der Adel ein potenzirtes Bauernthum sei, bestärkt haben. Zur Zeit König Wittekind's lieferten diese westfälischen Meierhöfe die dreittene Leibgarde desselben; sie sind also wirklich ein echter Bauernadel. Ihre Höfe haben fast immer besondere Namen, und sie selbst nennen sich mit bisherigem Selbstbewußtsein „Wittekind's Saltemeier". Mit wahrer Eifersucht bewahren sie ihre alten Gerechtsame und Gebräuche; Riehl würde sich freuen, wenn er sähe, wie sie sich wehren gegen die von ihm so viel gescholtene, bureaukratische Bevormundung der Regierung zu Minden, die ihnen jetzt verboten hat, daß die Männer ihre Namen ablegen bei der Verheirathung, weil allerdings mancherlei Verwirrung daraus entsteht. Es ist schade, daß der westfälische Bauer nicht seinen Historiographen findet, wie Auerbach es für den Schwarzwald ist; eigenthümliche, urkräftige Züge wären hier genug zu zeichnen. Ein Bild der frischen, derben Körperlichkeit und der angestammten Nationalkraft der westfälischen Bauern ist kürzlich von einem heimischen Maler auf Befehl Ihrer Majestät der Königin von Preußen entworfen; es ist ein junges Bauernpaar im rothen Mieder und weißen Kittel, das gewiß Beifall auf Kunst-Ausstellungen finden würde. F. v. H.

— Franz Löher. Der junge Gelehrte dieses Namens, den der hohe Beschützer der Geister und der Künste, König Max, kürzlich nach Bayern berief, um die Stelle des Herrn Döllinges einzunehmen, hat bereits ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Im vorigen Jahrzehnt Freiheitsschwindel ergriffen, stand er an der Spitze der demokratischen Bewegung in dem alten westfälischen Paderborner Lande, wo damals die bäuerliche Bevölkerung besonders in Gährung gerathen war. Franz Löher fand jedoch, daß sein Ideal von Freiheit sich dort nicht verwirklichen ließ, und wollte sein Heil in Amerika versuchen. Er fand es, aber gewiß in anderer Art als er erwartet hatte; er kehrte, vollkommen geheilt vom Freiheitsschwindel, nach Europa zurück und hat seitdem einige gute Bücher geschrieben (namentlich das im „Magazin" bereits mehrfach erwähnte: „Land und Leute"), die vor der Ruhwanderung warnen sollen. Außerdem widmete er seine Feder der Geschichte berühmter Feldherren und erhielt für die Lebensbeschreibung des Generals Spork von dem „Wiener illustrirten Familienbuche" den ersten Preis. Er hatte sich als Privatdozent in Göttingen niedergelassen, als ihm der ehrenvolle Ruf nach München zu Theil wurde. F. v. H.

— Helgoland. Der Gouverneur der Insel behauptet zwar, sie gehöre noch den Engländern; wenn man jedoch den Leipziger Meßkatalog fragt, so geht daraus unzweideutig hervor, daß die Deutschen wieder davon Besitz genommen, was diese, nach ihrer gewohnten Art, dadurch dokumentiren, daß sie sehr viel über die Insel drucken lassen, während die Engländer sich gar nicht darum kümmern, d. h. nicht das Geringste darüber schreiben, es müßte denn sein, daß sich wieder so und so viel deutsche Narren in dem Verbedepot von Helgoland haben einfangen lassen. Gleichzeitig sind zwei ganz interessante deutsche Bücher über Helgoland publizirt worden: ein sehr dickes, sechzehnhundert Seiten starkes, von Friedrich Oetker,*) das bei Gelegenheit der den Nordsee-Mündungen der deutschen Flüsse gegenüber gelegenen Insel sehr viel von Deutschland und von England, von Schleswig-Holstein und von Dänemark, von der Ha-sa und von der deutschen Flotte und manches auch von Helgoland zu erzählen weiß, dessen Düne vollständig bedeckt sein würde, wenn man die Bogen dieses Schrift darauf ausbreiten wollte. In viel engerem Rahmen ist ein anderes Bild der Insel gefaßt, das uns Herr Karl Reinhardt in seinem Skizzenbuche: „Von Hamburg nach Helgoland" darbietet.**) Wer jemals einen Ausflug vom Binnenlande nach der Felsen-Insel unternommen, um dort zu baden, oder auch nur um das Meer kennen zu lernen, der sollte nicht versäumen, dieses kleine Buch, als eine interessante Erinnerung durch Wort und Bild, sich anzuschaffen. Das Jeder dies thut, der künftig eine Reise dorthin unternimmt, versteht sich wohl von selbst. Herr Reinhardt ist ein sehr unterhaltender Begleiter sowohl auf der Elbe- und Seefahrt, als auch auf Helgoland selbst, dessen Lage und Geschichte, dessen Badeleben, Vergnügungen und Naturbilder uns ebenso, wie die Inselbewohner und deren Beschäftigungen, graphisch und malerisch vorgeführt werden. Die in den Text gedruckten neunzig Holzschnitte, meistens kleine Seestücke, sind vortrefflich ausgeführt. Auch ist ein Ueberblick von Helgoland und der Düne und der sogenannten Vogel-Perspektive beigegeben. „Die Befürchtung", sagt der Verfasser, „daß die Insel in der nächsten Zeit einmal von Stürmen und Wellen zu Grunde gerichtet und vollends weggeschwemmt werden könnte, ist wohl ungegründet. Es wird allerdings stets etwas abgerissen und nichts dazu gethan, so daß es wohl damit einmal ein Ende nehmen muß. Es kann aber noch viele Jahrhunderte dauern, bis die Helgoländer gezwungen werden, sich einen anderen Wohnsitz zu suchen und bis vielleicht ein einsamer Leuchtthurm die Stelle bezeichnet, wo einst Helgoland gestanden."

— Die Emancipation der Neger. Ueber diese Frage, die in neuester Zeit nur noch von Amerikanern verhandelt wurde, da sie für Europäer längst abgeschlossen zu sein schien, hat sich soeben auch ein Deutscher vernehmen lassen, dessen rein auf Beobachtung der Thatsachen gegründetes, von keinem eigennützigen Interesse geleitetes Urtheil wohl geeignet ist, eine Revision des großen Prozesses über die Frage: ob Negersklaverei oder nicht, vor dem Forum der öffentlichen Meinung zu veranlassen.*) Herr Professor Dr. Duttenhofer (in Ludwigsburg) gehörte zu der aus deutschen Aerzten, Naturforschern ꝛc. bestehenden Kommission, welche, von der niederländischen Regierung beauftragt, in den Jahren 1853 und 1854 eine Reise in Surinam (dem niederländischen Guyana) zur Prüfung und Entscheidung der Frage unternahm, ob dieses Land zur europäischen Ansiedelung tauge oder nicht. Man wünscht vorzugsweise deutsche Kolonisten nach Surinam zu ziehen, und darum hat man jene Kommission aus deutschen, wissenschaftlichen Männern gebildet, zu deren Berichten, wie man erwartet, ihre Landsleute das meiste Vertrauen haben würden. Diese Berichte sind bisher noch nicht veröffentlicht. Nach den gelungenen Kolonisationsversuchen, welche die Holländer im siebzehnten Jahrhundert — in der glänzendsten Zeit ihrer Handels- und Seeherrschaft — in Surinam machten, wo bei Paramaribo (mit zwei evangelischen Kirchen und zwei Synagogen) sogar ein besonderes Juden-Dorf, „Savanna", existirt, läßt sich wohl kaum zweifeln, daß in diesem großen, an den Küsten sehr fruchtbaren und von den Sümpfen im Innern — namentlich an der „Mondberkau!" — ungesunden Lande eine wohlgeleitete deutsche Kolonie ihre Rechnung würde finden können. Herr Duttenhofer, der in seiner Schrift die Kolonisationsfrage als solche vorläufig noch nicht berührt, beschäftigt sich darin lediglich mit der Sklaverei-Frage, die, seiner Ansicht nach, zuerst, und zwar in einer anderen Weise, als bisher geschehen, gerregelt werden muß, wenn neue europäische Kolonieen in diesen Ländern mit Erfolg gegründet werden sollen. In Surinam haben zu allen Zeiten die Neger auf das Geschick der Kolonie einen großen Einfluß geübt; bekannt sind namentlich die Unthaten der sogenannten Maron-Neger im vorigen Jahrhundert. Andererseits haben die letzteren Jahre, wo in den westindischen Kolonieen das englische System der Negerbefreiung befolgt wurde, bewiesen, daß die auf diese Weise befreiten Sklaven eben nur lasterhafte Müßiggänger oder der Geselligkeit Gefahr bringende Maron-Neger werden. Unter dem jetzigen Systeme ist in Demerara der Anbau von 404 Pflanzungen, welche im Jahre 1829 noch 103,898,617 Pfund Zucker, 9,230,486 Pfd. Kaffee und 1,596,171 Pfd. Baumwolle lieferten, im Jahre 1849 (nach der Emancipation) auf 196 Pflanzungen mit 60,841,856 Pfund Zucker, 91,056 Pfund Kaffee und gar keinen Baumwollen-Ertrag gesunken. Die emancipirten Neger sind in Westindien überall in die alte afrikanische Faulheit, Sinnlichkeit und Wildheit verfunken. Herr Duttenhofer findet die einzig wahre und wohlthätige, weil der Constitution der Neger angemessene und daher auch allein ihrer Vervollkommnung förderliche Emancipation in einer durch die Gesetzgebung human geregelten Hörigkeit der Neger. Letztere aus ihrer angeborenen Niedrigkeit zu befreien und menschlich zu erziehen, ist die humane Aufgabe der edleren Menschenracen, aber diese Aufgabe ist nur durch fortgesetzte Zucht und Beherrschung, nicht durch eine unnatürliche Gleichberechtigung zu erfüllen. Herr Duttenhofer theilt in der Schrift, in welcher er diese Ansichten entwickelt, sehr interessante Nachrichten über den Zustand der Neger sowohl, als der Wilden in Guyana mit, von welchen er zwölf verschiedene Arten nach ihren Körperverhältnissen (wobei der „Proportionsschlüssel" von Karl Schmidt zum Grunde gelegt worden) gemessen und verglichen hat, so daß das Büchlein auch physiologisch einen besonderen Werth hat.

*) Berlin, Franz Duncker.

**) Weber's illustrirte Reisebibliothek. Von Hamburg nach Helgoland. Skizzenbuch von Karl Reinhardt. Mit 90 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig. J. J. Weber, 1856.

*) Ueber die Emancipation der Neger. Ein Versuch zur Auffassung humaner Prinzipien in dieser Frage, von Professor Dr. Duttenhofer. Nördlingen. C. H. Beck, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Rthlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Rthlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Neumann, Unterwasserstr. Nr. 12), sowie von allen Kaiserl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 11. Berlin, Donnerstag den 24. Januar **1836.**

England.

Friedrich der Große, nach Macaulay.

Der 24. Januar in England zur Zeit Friedrich's.

Thomas Babington Macaulay hat in seinen „Essays", bei Gelegenheit einer Recension von Thomas Campbell's im Jahre 1842 erschienenem Werke: „Frederick the Great and his Times" auch ein in England viel bewunderted Portrait Friedrich's des Großen geliefert, das ein kleines Meisterstück der historischen Malerei sein würde, wenn sich der Künstler dabei nicht einigemal eine sehr kurzsichtige Auffassung seines Gegenstandes hätte zu Schulden kommen lassen. Es sind namentlich zwei Ausstellungen, die dieser historischen Studie mit Recht gemacht werden:

Erstlich betrachtet Macaulay den Zustand von Europa bei der Thronbesteigung Friedrich's II., die Frage über Krieg und Frieden im Jahre 1740, ungefähr von demselben Standpunkte, von welchem die Herren Elihu Burrit und Cobden diese Frage, sowie den Zustand von Europa, in unserer Zeit betrachten. Der Geschichtschreiber macht es nämlich dem jungen Könige von Preußen zum Vorwurf, daß er um der Provinz Schlesien halber den Frieden der Welt gestört; ohne Molwitz würde auch bei Fontenoy und bei Culloden kein Blut geflossen sein; in Ländern, wo der Name „Preußen" bis dahin nicht gehört worden, an der Küste von Koromandel, an den großen Seen von Nord-Amerika, sei, nach Friedrich's Vorgang, der Krieg an die Stelle des Friedens getreten, und alles das, damit Schlesien nicht mehr Oesterreich, sondern Preußen gehöre. Seltsames Raisonnement! Als ob Frankreich und England nicht auch vor und ohne Friedrich II. und Maria Thereſia in Ostindien und Amerika Krieg geführt hätten! Und was den Gegenstand, um den es sich hier hauptsächlich handelt, Schlesien, betrifft, so hat der sonst so umsichtige Geschichtschreiber übersehen, daß Friedrich nur einem höheren Drange, einer, von der geographischen Lage, sowie von den moralischen und physischen Bedürfnissen seines Landes an ihn gerichteten Forderung folgte, wenn er eine Provinz, die durch ihr Flußgebiet und ihre Gebirgs-Situation, wie durch die Sitten, die Bildung und die vorherrschende religiöse Richtung ihrer Einwohner, zu Norddeutschland gehört, mit diesem und mit Preußen vereinigte. Was Millionen von Deutschen und namentlich die Bewohner der von Friedrich eroberten Provinz selbst, seit hundertundfunfzehn Jahren als ein Glück betrachten, für welches sie der Vorsehung nicht genug danken können: daß die Schlesier nämlich seit 1740 der deutschen Nationalität und Civilisation, welchen sich das antinationale Oesterreich erst wieder in neuerer Zeit zugewandt, vollständig angehören — das sollte doch billigerweise ein Geschichtschreiber, wie Macaulay, in die Waagschale seines Urtheils werfen und zu Gunsten des, seiner Meinung nach, blos eroberungs- und ruhmsüchtigen, jungen Königs von Preußen sprechen lassen!

Nächst diesem unwahren Zuge in dem Portrait Friedrich's von Macaulay, findet sich aber auch noch ein anderer, nicht minder häßlicher und entstellender Zug darin, der ebenfalls einer unrichtigen und unkünstlerischen Auffassung sein Entstehen verdankt. Es ist dies die auffallend prosaische und nüchterne Weise, in welcher der Verfasser der „History of England" über die Verse und die sonstigen Ergüsse der Feder sich äußert, durch die sich der königliche Philosoph und Feldherr von den schweren Sorgen und Arbeiten der Regierung und des Krieges — selbst in der unglücklichen Periode von 1758—59, nach den Schlachten bei Hochkirch und Kunersdorf — zu erholen und zu zerstreuen suchte. Herr Macaulay hatte, als er seinen Essay über Friedrich den Großen schrieb, gewiß noch keinen Blick in die neue Ausgabe der Werke des Königs gethan, worin so viele bis dahin unbekannt gewesene Erzeugnisse der königlichen Feder enthalten sind, Gedanken, Abhandlungen und Briefe, deren Reichthum und Mannigfaltigkeit in Erstaunen setzt, so daß man vor einem Geiste, der neben seinen großen Berufs- und Regierungs-Geschäften auch noch eine solche Korrespondenz zu führen, eine solche Fülle von Ideen nach den verschiedensten Seiten zu entwickeln vermochte, bewundernd die Feder strecken muß — selbst wenn man ein so gefeierter Schriftsteller, wie Macaulay, ist: Der Dichter der „Lays of Ancient Rome" hat auch Verse gemacht, die sich mittelmäßigen historischen Werken nicht zu messen vermögen; am Wenigsten hätte er demnach Bemerkungen niederschreiben sollen, wie folgende: „. . . Yet at this very time the scanty leisure of the illustrious warrior was employed in producing odes and epistles, a little better than Cibber's, and a little worse than Hayley's". Und diese Kritik der Gedichte des Königs ist noch nicht die mißwollendste, noch nicht die rücksichtsloseste aus der Feder Macaulay's.

Wir haben es indessen hier nicht dem englischen Geschichtschreiber gegenüber auf eine literarische oder historische Ehrenrettung abgesehen. Wir haben vielmehr zur Erinnerung des heutigen Tages, an welchem vor hundertundvierundvierzig Jahren der große König geboren wurde,*) aus Macaulay's geschichtlichem Versuche über Friedrich II. eine Thatsache, deren er darin gedenkt, die Feier des 24. Januars zur Zeit Friedrich's, hervorheben wollen. Es schadet in seiner Hinsicht, wenn zuweilen an die alten, gleichsam „naturwüchsigen", moralischen und politischen Beziehungen Englands zu Preußen und Norddeutschland erinnert wird:

Macaulay spricht sich über den Helden des siebenjährigen Krieges und besonders auch über die Seelengröße, mit welcher er das oft über ihn hereinbrechende Unglück zu tragen und zu überwinden wußte, viel würdiger und wahrer aus, als über den jugendlichen Friedrich, der von Thatenruhm auf dem Felde der Schlachten und der Musen träumte. Seine Schilderung des moralischen Eindruckes, den die Nachricht von dem Siege über die Franzosen bei Rosbach auf die Gemüther der Deutschen machte, „deren Ruf der Tapferkeit zwar immer sehr groß in der Welt war, die sich jedoch bis dahin keines großen Tages rühmen konnten, wo sie als Volk dem Auslande gegenüber gestanden — keines Azincourt und keines Bannockburn" — ist ganz von dem Stolze diktirt, den das Bewußtsein einer starken Nationalität verleiht. „Zu jener Zeit", sagt Macaulay, „ward es zum ersten Male offenbar, daß die Deutschen wirklich eine Nation seien. Zu jener Zeit gab sich zum ersten Male das Nationalgefühl, der patriotische Geist kund, die im Jahre 1813 das große Werk der Befreiung von Central-Europa vollführten und die auch heutzutage und hoffentlich recht lange noch die alte Freiheit des Rheines gegen den Ehrgeiz des Auslandes wahren."

„Doch die Begeisterung Deutschlands für Friedrich", so fährt der englische Geschichtschreiber fort, „wie groß sie auch war, glich kaum dem Enthusiasmus in unserem eigenen Vaterlande. Der Geburtstag unseres Verbündeten, der 24. Januar, wurde in England mit ebensolchen, wo nicht mit größeren Freudenbezeugungen gefeiert, als der unserer eigenen Könige, und am Abend dieses Tages waren die Straßen Londons eine einzige hellflammende Beleuchtung. Bildnisse des Helden von Rosbach, mit seinem dreieckigen Hute und einem langen Zopfe, hingen in jedem Hause. Noch heutigestages wird ein ausmerksames Auge in den Gastzimmern sehr alter Wirthshäuser und in den Sammlungen von Bilderhändlern zwanzig Portraits von Friedrich gegen eines von Georg II. finden. Die Schildermaler mußten überall das Bildniß des Admiral Vernon, das früher ein beliebtes Wirthshaus-Schild war, in das des Königs von Preußen verwandeln.

„Junge Engländer von Rang erhoten sich zu jener Zeit, als Freiwillige in das preußische Heer einzutreten, um unter dem größten der Feldherren die Kriegskunst zu erlernen. Diesen Beweis britischer Anhänglichkeit und Bewunderung lehnte Friedrich zwar höflich, aber entschieden ab. Sein Feldlager war kein geeigneter Ort für Dilettanten, dort ihre Militairstudien zu machen. Die preußische Mannszucht war streng bis zur Härte. Die Offiziere mußten, so lange sie im Felde waren, einer Enthaltsamkeit sich befleißigen, eine Selbst-

*) Diese Blätter haben vor vierundzwanzig Jahren, am 24. Januar 1837, mit einem aus der Feder des Herausgebers geflossenen Artikel über Lord Dover's damals eben erschienenes „Life of Frederick the Great" ihre erste Nummer begonnen. D. R.

verleugnen zu üben, wie sie kaum in Klöstern in strengerer Weise verlangt wird. Wie vornehm auch ihre Geburt, wie hoch ihr Rang in der Armee sein mochte, sie durften sich im Lager keiner kostbareren Geräthe, als von Zinn, bedienen; es war selbst bei einem Grafen und Feldmarschall ein Vergehen gegen die Militairgesetze, wenn sie etwa ein silbernen Löffel mit sich führten. Lebenslustige, junge Engländer mit zwanzigtausend Pfund jährlicher Einkünfte, an Freiheit und Luxus gewöhnt, wurden sich diesen spartanischen Einschränkungen wohl nicht leicht unterwerfen haben. Der König durfte es nicht unternehmen, Engländer ebenso wie seine eigenen Unterthanen in Ordnung halten zu wollen; unter seinen Verhältnissen zu Großbritannien konnte er einen widerspänstigen Howard oder einen ungehorsamen Cavendish wohl nicht leicht einsperren oder erschießen lassen. Andererseits genügte das Beispiel einiger solcher Herren mit Equipagen und Livree-Bedienten, von Silber essend und Champagner oder Tokayer trinkend, um seine ganze Armee zu verderben. Er hielt es daher für das Beste, von vorn herein sich zu widersetzen, und so lehnte er es denn auch auf das Höflichste ab, solche geschriftliche Waffengefährten bei seiner Armee zuzulassen."

Daß der hochgebildete Carl Marischall und sein Bender, der berühmte General-Feldmarschall Keith, zu dieser Art englischer Waffengefährten nicht gehörten, wird natürlich von Macaulay zu erwähnen nicht versäumt, und des Letzteren Heldentod bei Hochkirch wird als glorreiche Sühne seiner jugendlichen Schwärmerei für die Sache des Prätendenten angesehen.

Zu bedauern ist, daß Macaulay diese historische Skizze Friedrich's des Großen nicht vollendet hat, so daß sie eigentlich nur ein Fragment ist. Er sagt am Schlusse der Abhandlung, die bis zum Hubertsburger Frieden reicht: „Hier müssen wir für jetzt pausiren. Möglicherweise kommen wir noch auf das Leben Friedrich's zurück, wenn Herr Campbell seine Denkwürdigkeiten fortsetzt, und dann haben wir Gelegenheit, von der inneren und auswärtigen Politik, sowie von dem Privatleben des Königs während der langen Jahre der Ruhe zu sprechen, welche unter seiner Regierung dem siebenjährigen Kriege folgten." Thomas Campbell ist gestorben, ohne seine Denkwürdigkeiten Friedrich's des Großen vollendet zu haben, und so hat auch Macaulay bisher noch keine Gelegenheit gehabt, das theilweise sehr harte und ungerechte Urtheil zu mildern, das er über Friedrich II ausgesprochen. Auch von dem großen Kurfürsten spricht der Verfasser des Essay nicht mit der Würde und Wahrheit, die ein historischer Charakter, wie der Friedrich Wilhelm's, von jedem Geschichtschreiber fordern darf. Ja, Macaulay geht in seiner Ignorirung dieses Charakters so weit, daß er auch in seiner Geschichte der Zeit Jakob's II und Wilhelm's III, wo er allerdings die Tapferkeit der Brandenburger mehrere Male rühmt, der Mitwirkung Friedrich Wilhelm's in dem Kampfe gegen die französische Weltmonarchie Ludwig's XIV, sowie des Einflusses des großen Kurfürsten auf die Expedition des Prinzen von Oranien, die kurz vor dem Ableben des Ersteren beschlossen worden war, mit keiner Sylbe gedenkt. Z L.

Frankreich.

Ueber die Anwendung der Elektrizität.

(Schluß.)

Aus dem weiteren Inhalte, der Abhandlung lassen wir folgende Worte hier einen Platz finden.

Von allen meteorologischen Instrumenten das Undankbarste, das die aufopfernste Hingebung des Beobachters Fordernde ist ohne Zweifel der Windmesser (Anemometre). Die Bedingungen seiner Aufstellung sind ganz eigenthümlich, im Allgemeinen schwer zu erfüllen und geben dennoch nur unvollkommene Resultate. Mit der Anwendung der Elektrizität konnte man aber bis in des Zimmer des Beobachters nicht blos alle Nachweisungen in Bezug auf Richtung, Dauer, Kraft und Wechsel des Windes hineinleiten, sondern auch noch zum Behufe der Ermittelung der Durchschnitte, die Zusammenzählung (Recapitulation) aller Momente, während welcher die Winde, in acht Richtungen getheilt, wehten, sowie die Berechnung der mittleren Geschwindigkeit jedes einzelnen derselben während einer Woche, berechnen. Noch mehr! Alle diese Nachweisungen können während acht nach einander folgenden Tagen von dem Instrumente selbst niedergeschrieben werden, ohne daß es anderweit nöthig wäre, sich damit zu befassen. Ein besonderer Mechanismus, eine Art Wecker, erinnert nach Ablauf einer solchen Frist, daß der Endpunkt des Experimentes gekommen sei; es genügt dann einfach, den unter dem Apparate befindlichen Bogen Papier hinwegzunehmen, einen anderen hineinzupassen, den Mechanismus aufzuziehen, um den Apparat in den Stand zu setzen, weitere Nachrichten zu liefern. Bleibt man einen Blick auf das vorvergangene Blatt, so gewahrt man nicht blos die von dem Winde in den acht Tagen eingeschlagenen Richtungen, man kann sie von Stunde zu Stunde verfolgen, was für die Forschungen nach ihren täglichen Wandelungen von unschätzbarem Werthe ist.

Ueber Zeitmesser und Zeitmelder*) spricht sich der Verfasser, wie folgt, aus: Bei einer Anzahl besonderer Umstände haben wir den Beruf, Zeittheilchen von der äußersten Kürze zu messen, wie beispielsweise das Tausendstel einer Sekunde. So, wenn man etwa die Unmittelbarkeit der Entzündung der verschiedenen Arten von Schießpulver, die Schnelligkeit von Geschossen u. s. w. ermitteln will. — Es begreift sich leicht, daß die Schwierigkeit hierbei in der mechanischen Abwägung eines so unendlich kleinen Zeichnitzes beruht, da unsere Sinne für eine solche Abwägung nicht empfindlich genug sind, sondern vielmehr in der Wahrnehmung des Anfangs und des Endpunktes unserer Beobachtung. Hier ist abermals die Elektrizität der Mechanik in wunderbarer Art zu Hülfe gekommen. Sie dient als empfindendes Organ und stattet den wesentlichen Körper mit Eigenschaften aus, vermittelst welcher die Schnelligkeit des Lichtstrahls unmittelbar hat können festgestellt werden. Den hierzu anzuwendenden Instrumenten hat man den Namen „Chronostop" und „Chronograph" gegeben. An Herrn Wheatstone, dem die erste Entdeckung hierin zu verdanken ist, reiht der Verfasser, außer vielen Franzosen, den Russen Konstantinow und unseren Landsmann Siemens.

Die elektrischen Uhren geben dem Verfasser unter Anderem zu folgenden Betrachtungen Veranlassung: Der Theorie nach kann das Prinzip, auf welchem die Uhrmachers-Kunst beruht, nur wahr und nicht anders als so beschaffen sein, daß die daraus hergeleiteten Resultate nichts zu wünschen übrig lassen können. Jedermann weiß gleichwohl, daß nicht alle Uhren gleichmäßig richtig gehen können.

Nach Schilderung der bekannten Ursachen, aus welchen diese Unrichtigkeiten herrühren, sagt er weiter: die auf die Uhrwerke angewendete Elektrizität können den Uhren nicht blos eine noch größere Regelmäßigkeit in ihrem Gange verleihen, sondern sie kann auch die Stunde, nach so vielen Stellen, als man will, verkünden. Dieser Einfluß der Elektrizität auf die Uhrmacherei ist sicherlich eine der nützlichsten. Man wird leicht erkennen, wie vortheilhaft es für eine Stadt, für Eisenbahnen, für große industrielle Anstalten, in welchen die Werkstätten zerstreut liegen, sein muß, eine überall vollkommen genaue Verkündigung der Zeit nach einem einzigen Zeitmesser veranlassen zu können. In Genf ist der Versuch zu allgemeiner Zufriedenheit schon gemacht; und es ist wahrscheinlich, daß in nicht ferner Zukunft diese Weise der Zeitverkündigung in den vorzüglichsten Städten Europa's und auf allen Eisenbahnen eingeführt wird. Weiter zählt der Verfasser noch zehn verschiedene, der Sternkunde, den Längenmessungen, der Erdkunde und der Lehre von der Anziehungskraft der Erde nützlich gewordenen Erfindungen in Anwendung der Elektrizität auf.

Ueber die Anwendung derselben auf den kleineren Erwerbsfleiß, auf bildende Künste und häusliche Einrichtungen spricht sich die Abhandlung unter Anderem, wie folgt, aus:

Wenn die Mechaniker, welche die Maschinen zum Dienste der Industrie verfertigen, die Wissenschaft von der Elektrizität inne hätten, oder wenn umgekehrt die Physiker von den Verzweigungen solcher Maschinen hinlängliche Kenntniß besäßen, um die Elektrizität hineinleiten zu können, — dann würden viele mechanische Verrichtungen wesentlich vereinfacht und der Preis dieser Maschinen ansehnlich verringert werden können. — Es ist zu beklagen, daß dies nicht der Fall ist, denn der Gewerbsmann so wenig, wie der Gelehrte, geht gern aus den Kreisen der Spezialität heraus, der er sich einmal gewidmet hat. Gleichwohl müssen wir anerkennen, daß seit etwa drei Jahren doch schon mehrfache Anwendungen der Elektrizität auf die Gewerbe in Ausübung gekommen und auf der diesjährigen Ausstellung zur Anschauung gebracht worden sind. Der Verfasser führt davon namentlich an: einen selbstbewegtlichen Fadenwechsler für Seidenwirkerstühle (Changeur automate pour les métiers à tiler la soie). Er bezeichnet hierbei als eine der wichtigsten der elektro-mechanischen Erfindungen, nicht nur in der gestreichen Verbindung, als auch zugleich in der praktischen Verwendung, den Mechanismus des Herrn Richard. Man sei wahrhaft verblüfft bei der Beobachtung der aus einer so kleinen Ursache entspringenden, so ansehnlichen Wirkungen, welche letzteren sich in der That so entwickeln, als wenn eine verborgene Verstandeskraft die Operation leitete.

Eine andere Anwendung der Elektrizität schafft: Wärme-Regulatoren (Régulateur de chaleur), welche den Seidenraupereien, den Mehl-Fabriken und den Treibhäusern große Hülfe leisten. Ein mit dem Thermometer in Verbindung stehender Elektro-Magnet öffnet die Röhren, welche die Wärme herbeileiten, wenn der nöthige Hitzegrad erhöht, und schließt sie, wenn er verringert werden soll.

*) So erlaubt sich der Referent Chronoskopen und Chronographen deutsch wiederzugeben. Da der Deutsche in allen neuen Erfindungen die fremdländische Namengebung sich so bereitwillig aufbürden läßt, könnte die hier bündig und leicht Aussprechen sich als Namenform anbieten.

Ueber Aufzeichner musikalischer Improvisationen spricht sich die Abhandlung folgendermaßen aus. Wenn man einem Komponisten sagte, daß eine von ihm eben erdachte und auf seinem Piano ausgeführte Musik in jedem beliebigen Theile seiner Wohnung, und sobald es ihm gerade zusagt, niedergeschrieben werden könnte, ohne daß an dem Mechanismus seines Piano etwas geändert, ohne daß dieses mit einer Vorrichtung beschwert, oder auch nur von seinem Platze gerückt würde, so würde er laut ausrufen, daß das nicht möglich sei. Dennoch ist nichts leichter, wenn man sich der Vermittelung der Elektrizität bedient. Ein elektro-magnetischer oder elektro-chemischer Apparat kann mit dem Piano durch ein Bündel seiner Fädchen verbunden werden, die mit Silberplättchen in Rapport stehen, welche unter den verschiedenen Tasten angebracht sind. Der elektrische Strom, durch das Anschlagen der Tasten gebildet, reagirt auf Elektro-Magnete, deren Beschlag einen Stift trägt, oder auf Stahlnadeln, bei beiden hergestalt, daß durch sie gewisse Zeichen auf einem Bogen Papier wiedergegeben werden. Ein solcher Bogen kann durch ein von einem Metronom geregeltes Uhrgetriebe gleichförmig fortgeschoben werden, und ein Drücker kann den Mechanismus in dem Augenblicke, wo der Musiker in Begeisterung geräth, in Bewegung setzen, wenn er mit dem Finger einen kleinen Schieber bewegt, der sich dicht neben ihm befindet. — Kann man auf die Ferne ihm Improvisationen einzeichnen, so kann man auf dieselbe Weise das Spiel eines Klaviers, einer Orgel leiten. Der Verfasser glaubt, dieses Geheimniß nur mit Behutsamkeit enthüllen zu können, aus Besorgniß, wie er humoristisch sich äußert, den ohnehin genug getrübten Weltfrieden dadurch noch mehr gefährden zu können.

Aus dem, was die Abhandlung über häusliches (Wirthschafts-) Geläute (Sonneries domestiques) mittheilt, heben wir Folgendes hervor:

Die elektrischen Glocken sind der unzertrennliche Zubehör der elektrischen Telegraphen. Von der Zeit der Erfindung dieser letzteren schreibt sich auch die Erfindung jener her. Der Telegraph hat aber kein Monopol auf den Alleinbesitz. Oben bereits ist der wichtigen Rolle gedacht, welche das Geläute auf den Eisenbahnen einzunehmen hat. Es kann dasselbe aber auch bei häuslichen und gewerblichen Verkehr allemal da angewandt werden, wo es sich darum handelt, Signale zu geben. Der Verfasser führt hierauf vielfältige Gelegenheiten an, bei welchen eine elektrisch in Bewegung gesetzte Glocke ihre Dienste zu leisten berufen ist, und zwar von allen vorausgesetzten Leistungen der Elektrizität an bis zu den in Wohnhäusern, Gasthöfen und sonstigen öffentlichen Gebäuden gebräuchlichen Glocken. Als Derjenige, welchem es gelungen, solches Geläute auf das Zweckmäßigste herzustellen, wird Herr Mirand bezeichnet, auch noch nähere Beschreibung solcher Glocken und bei damit Zusammenhängenden geliefert. Die Abhandlung geht hierauf zu der elektrischen Uebertragung der Bewegung über und äußert sich unter Anderem:

„Die Anwendung der elektrischen Bewegkraft auf den Gewerbfleiß ist, wie schon oben angedeutet, in der Lage des sehr Zweifelhaften. Anders dagegen verhält es sich bei der Anwendung des Elektro-Magnetismus auf schon arbeitende, mechanisch bewegte Maschinen, um ihre Bewegung zu unterbrechen. Derartige Verwendung kann sich in zweifacher Form ausführen lassen, indem man sie nämlich der Bewegung ein- und Kreislaufs oder der eines Hin und Her anpaßt. Herr Achard hat das System für die letztere Bewegung erdacht und es bei seinen für das Bremsen von Eisenbahnzügen ꝛc. erfundenen Apparaten angebracht. Herr Nickles dagegen hat Elektro-Magnete für den Kreislauf bei manchertei Maschinen angewendet, die eine solche Bewegung verfolgen. Die wichtigste Verwendung aber, welche in dieser Beziehung für Elektro-Magnete zweifelsohne vorherzusehen sein dürfte, ist der elektrische Zusammenhang zwischen Triebrädern der Lokomotiven und den Eisenbahnschienen. Auf der Lyon-Eisenbahn sind entsprechende Versuche des Herrn Nickles zwar nur mittelmäßig gelungen; es war aber zur Zeit die Magnetisirung der Lokomotivräder nur höchst unvollkommen. Herr Nickles hat inzwischen eine viel energischere Wirkung für seine Elektro-Magnete aufgefunden. Es stehen daher neue Versuche und besseres Gelingen zu verhoffen.

„Elektrisches Log (Log electrique). Behufs einer nahezu treffenden Abschätzung des zurückgelegten Weges bedienen sich bekanntlich die Seefahrer des Logs, welches von Zeit zu Zeit ins Meer gesenkt wird. Diese Ermittelungen können jedoch nicht immer von vorwurfsfreier Richtigkeit sein. Man forschte daher, wie wohl fortwährende Nachweisungen durch Vermittelung besonderer Instrumente zu erlangen sein könnten, und die Elektrizität ward hier wieder der nützliche Vermittler. Die von dem Verfasser gelieferte nähere Beschreibung muß des Raumes wegen hier übergangen und nur bemerkt werden, daß Herr Bain der Erfinder ist.

„Elektro-Scheider (Electro-trieur). Bei Erwägung, daß gewisse metallische Oxyde durch Oxydation und Wiederherstellen (Reduction) magnetisch und von den Körpern geschieden werden können, mit welchen sie sich verbunden befinden, hat Herr Chenot ein Scheidungssystem und zweierlei Apparate erfunden, welchen er den obigen Namen gegeben, und die ihren Zweck vollkommen erfüllen. Es können diese Instrumente auch zur Trennung der vermischten Feilspähne von verschiedenen Metallen von einander, zum Beispiel der Kupferfeilspähne von Eisenfeilspähnen, und somit zur Scheidung, Reinigung und Klassifizirung einer großen Zahl von Gegenständen angewendet werden."

In einer summarischen Aufzählung anderer elektrischer Apparate erwähnt der Verfasser noch elektro-magnetischer Schlösser für abseits liegende Wohngebäude, fortwährender elektrischer Kalender, der elektrischen Glocke zum Stundenschlagen, der Instrumente für Galvanoplastik, für das Graviren (von Haasen in Gotha erfunden), der elektrischen Harpune (von Jacobi erfunden), die herab zu einem Fliegentödter, den ein ehrlicher Bewohner von St. Omer erdacht hat.

Er kömmt dann auf das elektrische Licht zu sprechen. Seitdem die vermittelst Säuren hergestellten galvanischen Säulen, piles à acide, das Mittel geboten haben, durch wenig vermehrte und wenig umfangreiche erzeugende Elemente eine große Masse Elektrizität anzusammeln, hat man in physikalischen Vorträgen und mehr noch zur Befriedigung der Neugier des Volkes die schönen Versuche mit elektrischem Licht anstellen können. Diesem Lichte kömmt keines gleich; seine Strahlen entsprechen dem Sonnenscheine. Das gebräuchliche Lampenlicht, neben jenes gestellt, verschwindet und ist nur durch eine röthliche Flamme erkennbar, die in der allgemeinen Helle einem Schatten ähnelt. Der zwischen zwei eng an einander gebrachte Kohlen geleitete elektrische Strom verzehrt aber schnell diese Kohlen — auffallend genug, die eine schneller als die andere — dadurch würde der Kanal zwischen den beiden Kohlen immer mehr sich erweitern und der elektrische Strom bald nicht mehr durchziehen, so daß es nicht möglich wäre, das elektrische Licht auf einige Dauer zu erhalten. Man nahm seine Zuflucht zu Apparaten, die Regulatoren des elektrischen Lichts genannt werden, vermittelst derselben ziehen sich nach Maßgabe ihrer Verzehrung immer neue Kohlen herau, und durch eine sehr sinnreiche mechanische Vorrichtung behält die Helle immer gleiche Höhe. Erfunden wurden diese Regulatoren 1849 durch Staite und Petrie und verbessert durch Foucault und Duboſe in Frankreich und Jaspar in Belgien. Wiewohl die Kosten des für solches Licht erforderlichen Aufwandes an Elektrizität durch die Erfindung der galvanischen Säuren-Säulen (Piles à acide) sich beträchtlich vermindert haben, bleiben sie immer noch zu bedeutend, um dieses Licht für den öffentlichen, geschweige für den häuslichen Gebrauch anwenden zu können.

Ueberdies hat der gar zu stark blendende Glanz dieses Lichtes einerseits und der bleiche bläuliche Schimmer, der es umrahmt, andererseits so wenig Vortheilhaftes für die beleuchteten Gegenstände — vorzüglich, wenn es geputzte Damen sind — daß es dieserhalb von der Hand gewiesen werden dürfte, auch wenn der Kostenpreis den der Wachskerzen nicht überstiege. Für jetzt aber könnte die wichtigste Verwendung dieses Lichtes bei Leuchthürmen stattfinden. Man würde es in viel weiterer Entfernung gewahren, für See- und Stromschifffahrt aber könnte es möglich werden, zur Nachtzeit an schwierigen Stellen ebensowohl zu landen, wie zu steuern. Bei unterseeischen Forschungen würde es auf eine gewisse Strecke den Meeresboden aufhellen. Es könnte die Schachte der Bergwerke erleuchten und die beklagenswerthen Unglücksfälle durch böse Wetter*) verhüten, bei Belagerungsarbeiten Belagerern wie Belagerten nützen, ebenso bei großartigen Bau-Unternehmungen, wenn an Erddämmen und Mauerwerk auch nächtlicherweile gearbeitet werden muß, ferner zu Aufstellung optischer Versuche und endlich zu Decorationszwecken.

Zu Meyerbeer's „Prophet" und noch einigen neueren Opern hat Jedermann wahrnehmen können, in welcher wirkungsvollen Weise der Decorateur dieses Licht benutzt.

Ueber die Verwendung der Elektrizität zur Sprengung von Minen äußert sich der Verfasser im Wesentlichen, wie folgt: Die Unglücksfälle, von welchen leider solche Sprengungen häufig begleitet sind, können von drei Ursachen herrühren. Erstens von der Sorglosigkeit der Arbeiter, zweitens durch das allzu schnelle Aufflammen des Zünders und hinwiederum drittens durch zu große Verzögerung bei eben dieser Entzündung. Von diesen drei Fällen ist der letztere derjenige, welcher die meisten Unglücksfälle herbeiführt, denn da in der Regel mehrere Minen auf ein Mal angezündet werden, ist es nicht gut möglich, zu wissen, ob sie auch alle wirklich explodirt haben; es können vielmehr eine oder mehrere noch damit im Rückstande sein. Verlassen nun die Arbeiter nach der Explosion ihre Schirmwinkel, um ihre Arbeit wieder vorzunehmen, so sind sie großen Gefahren ausgesetzt. Die Aufgabe war also die, daß ein Mittel gefunden werde, die Minen auf einer Entfernung von 500 Metres so anzünden zu können, daß kein nachträgliches Aufflammen eintrete. Die ersten Versuche mit einem von Ruhmkorf erfundenen System hat ein spanischer

*) So heißen bekanntlich bergmännisch die plötzlichen Entzündungen der Gase bei unvorsichtigem Gebrauche des Lichts.

Digitized by Google

Oberst gemacht. In Eberbourg haben jüngsthin neue vervollkommnete Versuche zu den wichtigsten Resultaten geführt. Der Verfasser verbreitet sich noch über die von ihm selbst geleitete Unternehmung und schließt dann seine Abhandlung mit den Worten:

„Wie man aus dieser einfachen Darlegung der mannigfachen Verwendung der Elektrizität wird urtheilen können — wobei der zahlreichen Fälle der Verwendung zu medizinischen und chemischen Zwecken nicht gedacht ist — ist selten eine Entdeckung in nützlichen und wunderbaren Wirkungen erfolgreicher gewesen als diese — gleichwohl befindet sie sich noch in ihrer Kindheit!" F.

Der Scharfblick, vom phrenologischen Standpunkte erklärt.

(Eingesandt.)

In dem Aufsatze des „Magazin" über den Scharfblick (Nr. 133 von 1855) wird gewünscht, die Phrenologen möchten ihr Augenmerk auf die dabei wirkenden Geistesthätigkeiten richten. Die Phrenologen müssen hierauf erwidern, daß gerade die Bedingungen des Scharfblicks sich vollständig phrenologisch nachweisen lassen, während allerdings bei manchen anderen Geistes-Aeußerungen die Phrenologie einen solchen Nachweis zu führen noch nicht völlig sicher vermag. Zum Scharfblick nämlich gehört:

1) Gehörig hohes (erregbares und kräftiges) Temperament. Unter einem bekannten biertrinkenden deutschen Volksstamme können Sie sehr viele große Gehirne finden. Dennoch gehen verhältnißmäßig wenige bedeutende Köpfe aus ihm hervor. Das macht, es sind „dösige Kerls", wie die Hamburger sagen würden. Sind die „lymphatischen" Störungen nicht oder nicht zu erdrückend vorhanden, so begegnen wir aus gleichem Grunde in allen Gebieten des Lebens sehr tüchtigen Organisationen.

2) Es genügt aber nicht, ein sanguinisch- oder cholerisch-nervöses Temperament in ausgezeichnetem Grade zu besitzen; es muß auch ein großes Gehirn mit ihm verbunden sein. Voltaire hatte ein südländisch-erregbares Temperament von einer solchen Höhe, daß man nicht begreift, wie es ihn nicht vor der Zeit aufgerieben hat. Auch war sein Gehirn jedenfalls „gut organisirt". Dennoch hat er die Schönheiten Shakespeare's, gleich den meisten seiner Landsleute, bis zum heutigen Tage nicht begreifen können: es fehlt ihm, nach einem Ausdruck Eckermann's, hierzu ein Wesentliches, nämlich Tiefe des Geistes. Man begegnet öfters solchen Leuten. Sie sind lebhaft, fassen leicht und so mancherlei. Dennoch hapert es von einem gewissen Punkte an in unerklärlicher Weise. Selten wird man sich irren, wenn man hier den Mangel in der Kleinheit ihres Gehirns sucht.

3) Das gut temperirte, große Gehirn muß gut organisirt sein. Dazu gehört vor Allem, daß die Wahrnehmungs-, bezichentlich Gefühls-Sinne des bestimmten Faches in ausgezeichneter Weise vorhanden sind. Ein Maler kann derjenige Mensch nimmermehr werden, welcher, wie so viele sonst tüchtige Menschen, bestimmte Farben nicht unterscheiden kann. Mir ist ein höchst genialer junger Mann bekannt, der scharlachroth und grün verwechselt — ein Koloritst, wie Titian und Correggio, muß Farbensinn in ganz eminentem Grade haben, oder er ist eben kein Maler, wie Titian und Correggio. Ein Feldherr ist ohne mächtigen Drang sinn ein hölzernes Eisen, wenigstens Feldherr ist ohne mächtigen Drang sinn von Friedrich der Große. Goethe ist kein Feldherr wie Napoleon oder Friedrich der Große. Goethe ist dadurch von so wunderbarem „gegenständlichen Denken", daß er, wie jede elendeste Büste von ihm bestätigt, gewaltige Wahrnehmungssinne hatte: Gestalts-, Gegenstands-, Wort-, Orts-, und wahrscheinlich Thatsachen-Sinn sind bei ihm eminent entwickelt, vor Allem, wie sein großes, vorliegende Auge beweist, der Wortsinn. Darum wurde er Dichter und nicht Maler oder Zeichner, trotzdem er in seinem Leben so viel gezeichnet hat. Daß Idealität (Neigung zum Wählen, wählerisches Wesen) und Hoffnung (Neigung, die unbedeutenden Dinge als bedeutend, für gewöhnliche Menschen gewöhnliche und alltägliche Vorgänge als außerordentliche anzusehen, durch sie zu inventionischen Epigrammen ꝛc. begeistert zu werden) einen Dichter ꝛc. nicht fehlen dürfen, versteht sich nebenbei. Vorstg's Portrait in der illustrirten Zeitung verräth den großen Mechaniker. Ein Mann ohne großes Gehirn wird nie ein tüchtiger Jurist ꝛc. — Endlich und ganz hauptsächlich gehört aber zu einem genialen Manne die Kompletirung der sehr großen Wahrnehmungs-, respektive Gefühls-Sinne des betreffenden Faches durch ebenso große Reflexions- (höhere Denk-) Sinne. Mag Jemand mit Wahrnehmungs- und Gefühls-Sinnen noch so gut ausgerüstet sein, so wird man leicht eine gewisse Hohlheit an ihm heraushören; denn der Klang seines Wesens gleicht dem Schlagen auf einen leeren Topf. Wer nicht in einem der beiden höheren Denk-Sinne entweder im Vergleichungs- oder im Kausalitäts- (Combinations-) Sinne sehr günstig begabt ist, mag gewisse Lebenssphären recht leidlich ausfüllen, vorausgesetzt, daß er die übrigen Sinne bei großem Gehirn und gutem Temperament in vorzüglicher Weise besitzt. Nur lassen sich dergleichen, Höheres erreichen zu wollen. Dem mächtigen Vergleichungs-Sinn dagegen, welchen bereits Gall, wie Goethe erzählt, an Letzterem bemerkt hat, verdankt dieser es, daß er in passenden, treffenden Worten (Vergleichen) unerreicht dasteht; und daß Schiller, trotz dem Fall des Apfels an das Fallen der Körper überhaupt dachte, daß Oersted eine Brücke von der Elektrizität zum Magnetismus postulirte und fand, daß der große Geograph Ritter im Baue eines Krystalls den Bau der Erde wiedererblickt, das verdanken sie ihrem großen Combinations-Sinn. Ich erinnere mich, daß ein Bauer ihn in ausgezeichneter Weise ebenfalls besitzt, wenn auch gehörig durch Wahrnehmungs-Sinne, insbesondere Thatsachen-Sinn unterstützt; daher die Einfeitigkeiten seines Philosophirens. Ein Mann gehörn in Berlin, vielleicht in Europa, ist bekanntlich dasjenige A. Humboldt's.

Ich glaube, es wird dies genügen, um das Wesen des Scharfblicks phrenologisch zu charakterisiren und seine Elemente, nach gänziger hinlänglicher phrenologischer Uebung, an lebenden gro Männern oder an ihren Büsten und Portraits, respektive aus Werken herausfinden zu können.

Daß diese Zeilen ausländischer Wissenschaft und Anleitung, Werken George Combe's, Castle's und Noel's ihre Entstehung danken, mag ihnen einen Platz im „Magazin für die Literatur Auslandes" verschaffen. Im Ganzen ausländisch wird die Phrenologie in Deutschland noch lange bleiben, denn sie beruht durchaus auf jetzt unerklärten Urphänomenen. Der deutsche „viereckige Kopf" hat Konsalitäts-Sinn und Sorglichkeit als solcher groß, der daher Erklärung der Phänomene und ist penibel gegen alles erklärte.

Mannigfaltiges.

— Milton und Napoleon. Napoleon sprach eines T gegen Sir Niel Campbell, den englischen Kommissar auf seine Bewunderung des „Verlorenen Paradieses" aus. Er hätte, sicherte er, den Plan zur Schlacht von Austerlitz dem sechsten dieses Gedichtes entlehnt, wo Satan seine Artillerie auf Michael dessen Engelschaar mit so furchtbarer Wirksamkeit spielen ließ:

Richtend sein teuflisch Geschütz, vom dichten Gehäge
Dekender Schwadronen allseits umschlossen,
Die Luft zu bergen.

Diese neue (!) Angriffsmethode schien Napoleon einen glücklichen Erfolg zu verheißen, und er nahm keinen Anstand, sie praktisch anzuwenden. Der Ausgang übertraf seine Erwartung. In der That ist ein Vergleich dieser Schlacht in ihren Einzelheiten mit dem von ihm erfundenen Kampf Milton's nicht den geringsten Zweifel*) an der Wahrheit der Angabe, für die sich Herr J. Brown in der Literary Gazette auf Oberst Stanhope beruft, der die Anekdote wiederum aus dem eigenen Munde des Oberst Campbell hat.

— Ostseeprovinzen Rußlands. Für die Kenntniß der uns so nahe stehenden Provinzen ist von größter Wichtigkeit die bereits seit 1836 in Dorpat bestehende, von dem damaligen Professor der Rechte F. G. v. Bunge gegründete und an interessanten Artikeln reiche Zeitschrift: „Das Inland, eine Wochenschrift für die Geschichte, Geography hie, Statistik und Literatur Liev-, Esth- und Kurlands". Quartformat. Jede Nummer zerfällt in folgende Theile: 1) Originale Aufsätze, dem Titel des Blattes entsprechenden Inhalts, unter denen Beiträge von ihr vorigen Jahre den Herren Dr. Jul. v. Paucker und Oberlehrer Pabst in Reval, Akademiker Schiefner und Staatsrath Busse in St. Petersburg, Dr. Georg Schultz ebenda, Karl Aufmann in Harrien, Prof. Clous, Prof. Jessen und Privatdozent Dr. Bulmering in Dorpat, Dr. Buchholtz und Secretair Pohrt in Riga, Jegor v. Sivers zu Planhof, Alphons Baron Heiking und Chr. v. Trautvetter in Mitau, Fried. Schonly in Moskau und Prof. Th. Strowe in Kasan begegnen. 2) Korrespondenzen, die Tagesgeschichte dieser Provinzen möglichster Vollständigkeit aufnehmend. 3) Literarische Anzeigen in den Ostseeprovinzen erscheinender Druckschriften. 4) Personal-Notizen. 5) Nekrologe. 6) Universitäts-, Schul- und Kirchenchronik dieser Provinzen. Der Preis des Jahrganges ist in Dorpat selbst 4½ R. S., in Berlin vielleicht 6 Thlr.

*) Wir erlauben uns, sehr entschieden zu zweifeln. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei W. Pormetter.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche der Post- und Zeitungs-Spediteur Nr. 111 in Berlin, sowie jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes entgegennimmt.

Bestellungen werden außer durch die hiesige Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Expedit. Neumann-Hofer, Universitäts-Str. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 12. Berlin, Sonnabend den 26. Januar **1856.**

Spanien.

Prescott's Geschichte Philipp's II.*)

Die Regierung Philipp's II. ist schon oft beschrieben, der Charakter dieses Fürsten noch öfter zum Gegenstande physiologischer Studien erwählt worden, ohne daß wir bisher eine Geschichte desselben aufzuweisen hätten, die den Anforderungen der Gegenwart entspräche. Frühere Historiker haben theils nach mangelhaften, theils nach unzuverlässigen Quellen gearbeitet, und namentlich hat eine große Fundgrube der spanischen Geschichte, das Archiv zu Simancas, „in welchem die Geheimnisse der spanischen Monarchie Jahrhunderte lang hermetisch verschlossen waren", erst in unseren Tagen ihre Schätze den Blicken neugieriger Forscher geöffnet. Herr Prescott hat sich des ihm zu Gebote stehenden neuen Materiale mit gewohntem Fleiße und kritischer Umsicht bedient und als Resultat ein Werk geliefert, das, soweit es reicht, alle seine Vorgänger an Vollständigkeit, Treue und vorurtheilsfreiem Geiste übertrifft. Der die jetzt erschienene erste und zweite Band enthalten die Geschichte Philipp's bis zum Tode seiner dritten Frau, Isabella oder Elisabeth von Frankreich.**)

Mit der Abdankung Karl's V., welche die Thronbesteigung Philipp's II. herbeiführte, verschwand auf ewig die Aussicht auf die Herstellung einer einzigen Monarchie und einer einzigen Religionsform in Europa. Man hat allen Grund zu der Annahme, daß Karl an die Möglichkeit, Beides zu verwirklichen, glaubte, und es ist sicher, daß Philipp von der Möglichkeit, das Eine durchzusetzen, überzeugt war. Aber Karl legte entmüthigt oder erschöpft das Reichsscepter nieder, und Philipp vergendete seine ihm aus der neuen Welt zufließenden Reichthümer, untergrub seine Macht und entfremdete sich die Bevölkerung seiner schönsten Provinzen durch den eitlen Versuch, die Fortschritte der Reformation aufzuhalten. Seit Karl dem Großen hatte man kein solches Reich gesehen, wie das, über welches Karl V. herrschte; seit den ersten Christenverfolgungen war keine so unbeugsame Strenge, keine so unerschütterliche Ausdauer zur Unterdrückung einer Religion und zur Beseitigung einer anderen aufgeboten worden, als durch Philipp II. Unter ihm spaltete Europa sich definitiv in zwei einander feindlich gegenüberstehende Hälften, und mit der sinkenden Herrschaft des Papstthums und der steigenden Macht des Gedankens begann für unseren Welttheil eine neue Geschichtsperiode.

Was die Regierung Philipp's besonders charakterisirt, ist eine fast dramatische Einheit der Handlung. Trotz der verschiedenen Episoden, wie der Aufruhr in den Niederlanden u. a. m., die uns beim Studium ihrer Geschichte entgegentreten, bemerken wir stets das Walten eines einzigen dominirenden Prinzips. Wir sehen Philipp selbst von einer einzigen Maxime geleitet, die seinem ganzen Leben zur Richtschnur diente und die er selbst in den Worten zusammengefaßt hat, daß „der Friede und die öffentliche Ordnung in seinen Landen nur durch Aufrechthaltung der Autorität des heiligen Stuhls gesichert werden können." Diese Maxime, die unser Zeitalter mit Erstaunen in den Nachfolgern der deutschen Linie seines Hauses wieder auferstehen sieht, lag allen seinen Handlungen zu Grunde — seinen Ehen, seinen Kriegen, seiner diplomatischen Thätigkeit und der grausamen Verfolgung seiner protestantischen Unterthanen. Es war eine fixe Idee, aus welcher alle seine Unglücksfälle entstanden und welche die Auflösung der glänzendsten Monarchie Europa's herbeiführte. Seit den Tagen Philipp's II. ist Spanien allmählich von der Stellung als Großmacht ersten Ranges herabgesunken, die es bei seiner Thronbesteigung einnahm, und von der Prescott folgendes Bild entwirft:

„Bald nach der Ankunft Philipp's in Brüssel fand die denkwürdige Scene der Abdankung Karl's V. statt, die wir in dem einleitenden Kapitel unserer Erzählung geschildert haben. Durch dieses Ereigniß sah Philipp sich als Herr des ausgedehntesten und mächtigsten Reiches in Europa. Er war König von Spanien, unter welchem Namen Kastilien, Aragonien und Granada begriffen wurden, die, nachdem sie Jahrhunderte hindurch unabhängige Staaten gebildet, sein Vater, Karl V., zuerst unter Einem Scepter vereinigt hatte. Er war König von Neapel und Sicilien und Herzog von Mailand, und wurde durch diese wichtigen Besitzungen in den Stand gesetzt, ein entscheidendes Gewicht in die schwankende Schale der italiänischen Politik zu legen. Er war Herr der Franche-Comté und der Niederlande, welche die blühendsten und volkreichsten Provinzen der Christenheit in sich schlossen, deren Bewohner die größten Fortschritte im Handel, im Ackerbau und in den mechanischen Künsten gemacht hatten. Als Titularkönig von England erlangte er dort in der Folge einen Einfluß, der, wie wir sehen werden, ihm die Möglichkeit gab, die Beschlüsse dieses Landes zu seinem eigenen Vortheile zu lenken. In Afrika besaß er die Inseln des grünen Vorgebirges und den kanarischen Archipel, nebst Tunis, Oran und mehreren anderen wichtigen Punkten an den Küsten der Barbarei. Ihm gehörten die Philippinen und die Gewürz-Inseln in Asien. In Amerika war er, außer seinen Besitzungen in Westindien, Herr der reichen Gebiete von Mexiko und Peru und dehnte seine Ansprüche auf eine unermeßliche Länderstrecke aus, welche der Habsucht und dem Unternehmungsgeiste der spanischen Abenteurer ein schrankenloses Feld darbot. So dehnten sich die Besitzungen Philipp's über den ganzen Erdball aus. Die Flagge Kastiliens wehte in den entlegensten Regionen — im Atlantischen und Stillen Ocean und in den fernen indischen Meeren, von Hafen zu Hafen flatternd und durch den Handelsverkehr die zerstreuten Glieder seines weiten Kolonialreiches an einander knüpfend.

„Die spanische Armee bestand aus der gefürchtetsten Infanterie in Europa — aus Veteranen, gebildet unter den Augen Karl's V. und seiner Generale, die auf den Feldern von Pavia und Mühlberg gekämpft oder in der neuen Welt die Anden mit Almagro und Pizarro erklommen und, von diesen kühnen Häuptlingen angeführt, die Dynastie der Inkas gestürzt hatten. Die vereinigte Marine Spaniens und Flanderns übertraf bei weitem die jeder anderen Macht in der Zahl und Größe ihrer Schiffe, und wenn ihre Herrschaft in den engen Gewässern von England bestritten werden konnte, so galt sie doch als unerkannte Gebieterin des Oceans. Um diese kostspieligen Rüstungen zu unterhalten und für die allgemeinen Bedürfnisse seiner Verwaltung zu sorgen, verfügte Philipp über die Schätze der neuen Welt, und wenn die endlosen Unternehmungen seines Vaters die Schatzkammer geleert hatten, so fullten die Silberströme, die aus den unerschöpflichen Gruben von Zacatecas und Potosi hineinflossen, sie bald von neuem wieder an.

„Dieses ganze weite Reich mit seinen mächtigen Hülfsquellen, gehorchte dem Wink eines einzigen Mannes. Philipp herrschte über dasselbe mit einer schrankenlosesten Gewalt, als je ein europäischer Fürst seit den Tagen der Cäsaren ausgeübt hatte. Die Niederlande bewahrten allerdings einen Schein der Unabhängigkeit unter dem Statthalter ihrer alten Institutionen, aber sie willigten ein, den Bedürfnissen der Krone durch eine Steuer abzuhelfen, die größer war, als die Einkünfte Amerika's. In Neapel und Mailand regierten spanische Vicekönige, mit kaum geringerer Machtvollkommenheit betraut, als die ihrer eigenen Monarchen; eben solche standen an der Spitze der amerikanischen Kolonieen, welche von dem Mutterlande Gesetze empfingen. In Spanien selbst war die Autorität des Adels dahin. Zuerst unter Ferdinand und Isabella erschüttert, wurde sie unter Karl V. vollständig gebrochen. Die Freiheiten der Kommunen gingen zu Anfang der Regierung dieses Monarchen in der unglücklichen Schlacht von Villalar verloren. Ohne Adel, ohne Gemeinden, sanken die alten Cortes zu einem bloßen legislativen Schattenbild herab, dem kaum ein anderes Recht übrig blieb, als das, Bittschriften einzureichen und gelegentlich einen fruchtlosen Klagelaut gegen Mißbräuche hören zu lassen, die zu beseitigen ihm die Macht fehlte. So war alle Gewalt in der Person des Monarchen vereinigt. Sein Wille war Gesetz; von seinem Palast in Madrid sandte er die Edikte aus, vor welchen sich Spanien und

*) History of the Reign of Philip the Second, King of Spain. By W. H. Prescott. Vol. I. & II. New-York and London, Bentley, M. After u. Comp.

**) Von dem wackeren Uebersetzer der älteren Prescott'schen Werke (H. Ubrich) erscheint auch eine Uebersetzung dieser „Geschichte Philipp's II." bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

dessen entlegenste Kolonieen beugten. Man wird leicht glauben, daß fremde Nationen mit Interesse die ersten Handlungen eines Fürsten bewachten, in dessen Händen die Geschicke Europa's zu ruhen schienen, und daß sie mit nicht geringer Besorgniß auf das Wachsthum dieser kolossalen Macht hinblickten, welche bereits bis zu einer Höhe emporgestiegen war, die alle anderen Monarchieen überschattete."

Hätte Philipp nicht in den natürlichen Lauf der Ereignisse eingegriffen, so könnte Spanien noch heute den Einfluß in Europa besitzen, zu welchem es durch seine Ausdehnung, seine geographische Lage und die trefflichen Eigenschaften, die seine Bewohner einst charakterisirten und die sich selbst durch Jahrhunderte lange politische und geistige Knechtung nicht ganz verloren haben, berechtigt scheint. Aber die Größe seines Reichs war für Philipp Nichts im Vergleich mit den Zwecken, zu deren Erreichung er in seinem borniirten Fanatismus die Kräfte desselben einsetzte. „Besser, nicht herrschen", sagte er oft, „als über Ketzer herrschen." Nach dem Tode seiner gleichgesinnten Gattin, der „blutigen Maria", wäre ihm vielleicht die Hand ihrer Schwester und Nachfolgerin zugefallen, wenn er nicht religiöse Bedenklichkeiten über politische Rücksichten geselzt hätte. Die zur Anbahnung dieser Ehe geführten Unterhandlungen zerschlugen sich hauptsächlich an der Hartnäckigkeit, mit welcher Philipp auf dem Uebertritt Elisabeth's zum Katholizismus und der Nothwendigkeit, um einen päpstlichen Dispens nachzusuchen, bestand. Endlich fassen die Untersuchungen des Herrn Prescott es als fast unzweifelhaft erscheinen, daß der wahre Grund des Zerwürfnisses zwischen Philipp und dem unglücklichen Don Carlos in einer vermeinten Hinneigung zur Ketzerei von Seiten des Letzteren zu fachen ist.

In den Schilderungen der vornehmsten handelnden Personen jener Zeit bewährt der Verfasser dieselbe Meisterschaft, die er in seinen früheren Werken an den Tag legte. Von dem militairischen Charakter Alba's entwirft er z. B. folgendes Bild: „In der kriegerischen Laufbahn des Herzogs treten manche von den Eigenschaften hervor, die man an seinen Landsleuten im Allgemeinen bemerkt; aber es waren Eigenschaften, die sich gewöhnlich erst in einer gereifteren Lebensepoche entwickeln. Er zeigte wenig von jenem romantischen und abenteuerlichen Geiste, der den spanischen Kavalier antrieb, die Gefahr um ihrer selbst willen aufzusuchen und Alles auf einen einzigen Wurf zu setzen. Die Vorsicht war sein hervorragendster Zug, in welchem er es mit dem grandsörtigsten General aufnahm; er trieb diese Vorsicht so weit, daß sie mitunter den unternehmenden Geist des Kaisers in Zügel hielt. Man erstaunte, einen so alten Kopf auf so jungen Schultern zu sehen. Aber diese Vorsicht war mit einem Muthe verbunden, der vor keiner Gefahr zurückschreckte, und mit einer Ausdauer, welche keine Mühsale und keine Hindernisse überwinden konnten. Um sein Ziel zu erreichen, wählte er die sichersten, wenn auch die langsamsten Mittel. Er haschte nicht nach Effekt; er suchte nie durch einen glänzenden Handstreich zu überraschen. Er gefährdete nie eine günstige Aussicht durch unüberlegte Kampflust. Er behielt seinen Zweck fest im Auge und schritt bedächtig auf ihn zu mittelst eines Operationssystems, das sich auf die feinste Berechnung gründete. Diese Operationen hatten fast immer den Erfolg zum Resultat. Es giebt wenige große Kriegsführer, deren Feldzüge von so gleichförmigem Erfolg gekrönt wurden, und doch wurden seine Feldzüge nur selten durch den für die jugendliche Einbildungskraft so blendenden Glanz eines großen, entscheidenden Sieges bezeichnet. Dies waren die hervorstechendsten Züge in dem militairischen Charakter des Feldherrn, welchem Philipp in dieser Krisis den Posten eines Vicekönigs von Neapel anvertraute." Als solcher machte Alba sich dadurch bemerklich, daß er im Namen des allerkatholischsten Königs gegen den Papst Krieg führte, und war mit seinem gewohnten Glück; nachdem aber sein Herr sich mit Paul IV. ausgesöhnt, mußte er alle seine Eroberungen wieder herausgeben und dem heiligen Vater demüthig den Stiefel küssen. Hierauf erschien er am französischen Hofe, um sich die Tochter Heinrich's II. für seinen König antrauen zu lassen, und wurde endlich als das passendste Werkzeug dazu ausersehen, den in den Niederlanden ausgebrochenen Aufstand mit Gewalt zu unterdrücken.

„Der Bote, welcher Margarethe die königliche Erlaubniß brachte, die Regentschaft niederzulegen, händigte Alba seine Bestallung als General-Capitain der Niederlande ein. Dies sollte den Herzog, wie Philipp ihm schrieb, in der wichtigen Angelegenheit der Confiscationen von der Aufsicht des Finanz-Conseils befreien. Es stellte ihn in der That nicht allein über das Conseil, sondern über jede andere Behörde im Lande. Die Autorität, die er dadurch erhielt, war nicht geringer, als die des Fürsten selbst, und Alba bereitete sich vor, ihr eine Ausdehnung zu geben, bis zu der kein niederländischer Fürst sie jemals zu spannen gewagt hatte. Die Zeit war jetzt gekommen, seine furchtbare Maschinerie in Thätigkeit zu setzen. Die Regentin war entfernt, die seine Handlungen mißbilligen, wenn auch nicht zügeln konnte. Die Kerker waren gefüllt, die Prozesse eingeleitet. Es blieb nichts weiter zu thun, als das Urtel zu sprechen und zu vollziehen.

„Am 4. Januar 1568 sehen wir vierundachtzig Personen in Valenciennes, der Theilnahme an den letzten religiösen oder politischen Bewegungen angeklagt, zum Tode verurtheilen. Am 20. Februar wurden sünfundzwanzig vor das Blutgericht geladen und siebenunddreißig von ihnen dem Henker überliefert. Am 20. März fanden noch fünfundzwanzig Verurtheilungen statt. Die Emissäre des Gouverneurs durchzogen das Land in allen Richtungen. „Ich höre, daß in Antwerpen gepredigt werde", schreibt er an Philipp, „und ich schicke meinen eigenen Profoß hin, da ich den Behörden nicht trauen kann. Er verhaftete eine ganze Anzahl Ketzer. Sie werden einer solchen Zusammenkunft nicht wieder beiwohnen. Der Magistrat hat sich über die Einmischung des Profoßes als über eine Verletzung seiner Privilegien beklagt. Der Magistrat wird wohlthun, sich in Geduld zu fassen." Der spaßhafte Ton, in welchem der Herzog das Schicksal seiner Schlachtopfer mit seinem Herrn bespricht, erinnert an die ähnlichen Unterhaltungen zwischen Petit Andre und Ludwig XI. im „Quentin Durward".

„Das in Gent beobachtete Verfahren wird die Handlungsweise klar machen, die man in den anderen Städten befolgte. Kommissäre wurden nach jener Hauptstadt abgefertigt, um die Verhältnisse aufzuspüren. Nicht weniger als hundertsiebenundvierzig wurden vor das Gericht in Brüssel geladen. Man rief ihre Namen durch die Straßen und ließ sie auf Plakaten an die öffentlichen Gebäude anschlagen. Unter ihnen befanden sich viele durch edle Geburt und Reichthum ausgezeichnete Personen. Die Beamten waren ausdrücklich angewiesen, sich nach dem Vermögen der Betheiligten zu erkundigen. Doch gelang es den meisten der Angeklagten, sich den Nachforschungen zu entziehen. Sie zogen die Flucht der schwachen Aussicht auf Freisprechung durch das Blutgericht vor, obwohl die Flucht gewisses Exil und die Confiscation ihres Eigenthums mit sich brachte. Nur achtzehn stellten sich auf die an sie ergangene Vorladung in Brüssel ein. Sie wurden alle an demselben Tage in ihrer Wohnung verhaftet und ohne Ausnahme zum Tode verurtheilt. Fünf oder sechs der Vornehmsten wurden enthauptet, die übrigen endeten am Galgen.

„Ungeduldig über ein Verfahren, das ihm noch viel zu langsam schien, entschloß sich der Herzog zu einem fühneren Schritte, durch welchen er eine erkleckliche Anzahl von Schlachtopfern auf einmal in sein Netz zu treiben hoffte. Er bestimmte hierzu den Aschermittwoch, den Anfang der Fastenzeit, wo die Bevölkerung, nachdem das Karneval vorüber, sich ruhig in ihre Wohnungen zurückzieht. Die Gerichtsdiener brachen bei nächtlicher Stille in die Häuser ein, und nicht weniger als fünfhundert Bürger wurden aus ihrem Bett herausgeschleppt und ins Gefängniß geworfen. Ueber alle sprach man das Todesurtel aus. „Ich habe das Urtheil immer von neuem wiederholt", schreibt er an Philipp, „denn sie quälen mich mit Fragen, ob es nicht in dem einen oder dem anderen Fall gemildert und in Verbannung verwandelt werden könne. Sie ermüden mich zu Tode mit ihrer Zudringlichkeit." Er wurde jedoch nicht müde in der Verfolgung seines blutigen Werks, denn in demselben Schreiben zählt er dreihundert Köpfe auf, die noch fallen müßten, ehe es Zeit sein würde, an eine allgemeine Amnestie zu denken."

Eine der glänzendsten Episoden der Prescottschen Arbeit ist die Beschreibung der heldenmüthigen Vertheidigung Malta's gegen die Türken im Jahre 1565, über die wir manche bisher unbekannte Details erfahren. Ueberhaupt ist das Verdienst, das der amerikanische Verfasser sich durch die Sammlung und Prüfung alter Dokumente erworben hat, eben so anerkennenswerth, als die Standhaftigkeit, mit der er sich des Theoretisirens enthält, einer Versuchung, der so wenige Historiker widerstehen können. Möchte er mit den folgenden Bänden des Werkes nicht zu lange auf sich warten lassen.

Türkei.

Der Koran und die Reform in der Türkei.

Durch den gegenwärtig im Orient geführten Krieg, der auch für das künftige Schicksal des türkischen Reiches von entscheidendem Einfluß sein wird, hat die in diplomatischen Kreisen schon seit langer Zeit ventilirte Frage, ob das Reich der Türken noch lebensfähig, ob es einer Reform, einer Fortentwickelung fähig sei, ein ganz allgemeines Interesse gewonnen. Es wird daher eine mit gründlicher Sachkenntniß gegebene Erörterung dieser Frage unseren Lesern willkommen sein. Wir finden eine solche Erörterung in den durch die Revue des deux Mondes veröffentlichten Reise-Erinnerungen der Fürstin Trivulcio di Belgiojoso. Diese unseren Lesern durch andere Mittheilungen, die wir aus ihren Reise-Erinnerungen gegeben, bereits bekannte Touristin, der man eine gründliche Einsicht in alle Lebensverhältnisse der Türkei nicht wird bestreiten können, spricht sich in einem besonderen Abschnitt ihrer Reise-Erinnerungen, dem sie die Ueberschrift gegeben: „Der Koran und die Reform in der Türkei", in folgender Weise aus:

Das osmanische Reich ist ein theokratischer Staat; es hat als Gesetzgeber seine Propheten, als Gesetzbuch seinen Koran, als Rechte

kundige seine Priester. Für Völker, welche nicht im Stande sind, sich selbst zu regieren, denen gegenüber es nur darauf ankommt, dem bestehenden Verhältnisse zwischen den Regierenden und den Regierten so viel wie möglich eine göttliche Sanction zu geben, ist kein besseres Regierungsprinzip vorhanden, als das theokratische. Wo dieses Prinzip einmal anerkannt ist, da sind die Beziehungen zwischen dem Fürsten und den Unterthanen unabänderlich festgestellt. Die Fragen des Rechts und der Gesetzgebung sind der menschlichen Beurtheilung entzogen; durch Dogmen entschieden, unterliegen sie keiner Discussion mehr. Wenn die Unveränderlichkeit ein Zeichen von Macht ist, kann der theokratische Staat sich größerer Macht rühmen, als alle andere Regierungsformen. Das Unglück für diesen Staat ist aber, daß auf die Zeiten der Barbarei, in denen er blüht, Zeiten folgen, in denen das Bedürfniß des Fortschrittes sich fühlbar macht. Die Völker selbst, welche unter dem theokratischen Regierungs-System groß geworden, kommen dahin, seine Uebelstände zu erkennen. Sie fangen an, einzusehen, daß dasselbe dem Geiste einer neuen Zeit nicht mehr entspricht; sie befinden sich dann in einer verhängnißvollen Alternative: entweder sie müssen das alte System aufrecht zu erhalten suchen, mit der Gewißheit, daß sie der Welt das Schauspiel eines traurigen Dinsterbens geben werden, oder sie müssen sich den Gefahren einer Krisis überlassen, welche Verderben bringend werden kann, wenn der durch die zu lange Dauer der theokratischen Institutionen herbeigeführte Verfall schon zu weit vorgeschritten ist.

Ist das osmanische Reich in der Lage, sich diese Alternative stellen zu müssen?

Als ich vor vielen Jahren den Koran zum ersten Male las, fiel mir die Absonderlichkeit dieses Buches auf; ich konnte nicht begreifen, wie Lehren, offenbar mehr geeignet, Staunen zu erregen, als für sich einzunehmen, so viele Seelen hatten gefangen nehmen und so viele Geister sich hatten unterthan machen können. Ich habe aufgehört, mich über die Erscheinung zu wundern. Ich habe den Orient kennen gelernt, und ich glaube, daß die Gesetzgebung Muhammed's alle Gesetzgebungen übertrifft, welche vor ihr die asiatischen Völker beherrscht haben und noch beherrschen. Die Druſen haben ihre geheimnißvollen Gebräuche, die Fellahs in Syrien ihren seltsamen Naturalismus, die Metualis auf dem Libanon und auf dem Antilibanon haben ihr Feuer-Idol; die Jeziden, ein kurdischer Stamm nach der Ansicht der Einen, ein arabischer nach der Ansicht Anderer, bringen dem Geiste der Finsterniß ihre Huldigungen dar.*) Welch ein Abstand zwischen diesem Aberglauben und der Lehre Muhammed's! Erwägen wir noch, daß die meisten Sitten und Einrichtungen der Moslemin, die unser christliches Moralitäts-Gefühl verletzen, wie die Polygamie, die Sklaverei u. dgl., dem arabischen Gesetzgeber nicht zur Last gelegt werden dürfen, da er seine Lehre den Sitten der Völker, auf die er wirken wollte, akkommodirt hat. Sein Zweck war weder der, eine neue und bessere Gesellschaft zu schaffen, noch der, eine Nation zu bilden; eine Armee hingebungsvoller Menschen, geeignet, die Welt zu erobern, das war es, was er wollte. Er unterjagt seinen Anhängern die Genüsse des sechsfachen Lebens, während er ihnen alle Genüsse zugesteht, die man in einem Heerlager sich verschaffen kann: er verheißt ihnen das ewige Glück als den Lohn für eine schrankenlose Hingebung. Die auf die Familie sich beziehenden Gefühle fesseln den Mann an den häuslichen Heerd; sie schwächen gar leicht seinen Kriegers-Eifer; die Familie wurde also — nicht abgeschafft (denn sie war bei den Völkern, die den Islam annehmen, nicht vorhanden); aber sie sollte auch in der Zukunft unter den Institutionen dieser Völker keinen Platz einnehmen. Die Frau, dazu bestimmt und geeignet, das Leben der Völker zu veredlen, wurde dazu herabgewürdigt, ein Mittel für das Lustor und die Ausschweifung zu sein. War dies geschehen, so hatte der Gesetzgeber sein Ziel so gut wie erreicht. Wo die ehelische Liebe nicht existirt, kann die väterliche Liebe nur noch einen geringen Einfluß üben. Die Familienbande sind nur noch dem Scheine nach vorhanden. Noch andere Bande fesseln den Menschen an das soziale Leben, aber auch diese: Wissenschaft und Kunst, materielles Wohl, Luxus u. s. w., vertragen sich nicht mit den Pflichten einer für den Krieg und die Eroberung organisirten Bevölkerung. Muhammed verbot daher die Pflege der Künste; die Malerei und die Skulptur wurden als Erfindungen des bösen Geistes verdammt, die Musik und die Poesie wurden als kindische Spielereien verworfen. Die Liebe zu Reichthümern wurde unter die der Menschheit gefährlichen Neigungen gestellt; die Politik der Nachfolger Muhammed's bekämpfte diese Neigung ohne Erbarmen. Erst seit etwa zwanzig Jahren darf man in der Türkei ungestraft reich sein. Bis zur Thronbesteigung Abdul-Medschid's wagte weder der armenische Geschäftsmann, noch der türkische Pascha, Glasscheiben in die Fenster seines Hauses setzen zu lassen, aus Furcht, die Eifersucht der Staatsgewalt auf sich zu ziehen und mit seinen Schätzen auch noch das Leben zu verlieren. Den Reichthum nöthigen, sich zu verbergen, war so viel, als: ihm das, was er Gutes hat, den kulturfördernden Einfluß, nehmen. Die Kapitalien, die in der Türkei bei den Einzelnen vielleicht zahlreicher sind als irgendwo, wurden in Diamanten umgesetzt, oder als Pfaster in den Gärten vergraben und waren dem Verkehr, in dem sie das materielle und moralische Volkswohl befördert hätten, entzogen.

Auch die Gewöhnung an den Wein und an die Freuden der Tafel kann die Menschen dahin bringen, daß sie sich in den Städten wohler fühlen, als in den Feldlagern. Also wurden auch die Freuden der Tafel und der Genuß des Weines unterjagt. Endlich mußte die so zurecht gemachte Bevölkerung vor dem Einfluß der ausländischen Civilisation geschützt werden. Der unerbittliche Geist, der darauf ausging, die Welt zu erobern, wollte seinen Gläubigen den wilhesten Haß gegen alle Völker einzuflößen, welche sein Gesetz nicht anerkannten. „Die Moslemin allein sind Menschen", sagte er ihnen. „Sie sind von Gott erwählt worden, die Wahrheit zu erkennen, und der Beweis hiervon liegt darin, daß ich in ihrer Mitte bin. Verachtet die anderen Nationen. Betrachtet sie mit Abscheu und Ekel. Was liegt daran, daß Eure Kleider mit Staub bedeckt sind, daß Eure Wohnungen für alle Winde offen sind? Es nützt den Völkern des Occidents nichts, daß sie in Betreff ihrer Kleidung sorgsam sind und ihre Wohnungen schmücken. Sie sind unrein. Bei Euch allein ist die wahre Reinheit."

Die Lehre des Koran über das zukünftige Leben, über das Paradies brauche ich nicht zu besprechen. Man hat behauptet, daß den Frauen das zukünftige Leben abgesprochen sei. In der That ist in den Beschreibungen des Paradieses von ihnen nirgends die Rede; die unsterblichen Houris machen ihre Anwesenheit im Paradiese ja auch überflüssig.

Und was sollte der Gläubige thun, um das Paradies zu erwerben? Dreierlei: gehorchen, kämpfen und sterben. Aus der Geschichte weiß man, wie der zwischen Muhammed und seinem Volke abgeschlossene Vertrag erfüllt worden ist. Wenn man die Berichte über die Siegeszüge der Araber und der Türken durch Kleinasien, Griechenland, Ost-Europa, Afrika, Spanien, Süd-Frankreich und Italien liest, drängt sich Einem wohl die Frage auf, ob es wirklich Menschen waren, zugänglich den menschlichen Schwächen und Gefühlen, oder eine für unerklärliche Erfolge geschaffene Race höherer Wesen. Auch Europa wurde durch sie in Schrecken gesetzt. Die Stadt David's und die Stadt Konstantin's sahen auf ihren Mauern die Fahne Muhammed's aufgepflanzt. Spanien gehorchte unbesiegbaren, von Tunis herübergekommenen Horden; das Mittelländische Meer ward ein asiatischer Binnen-See. Als Europa später den Kampf mit Entschiedenheit aufnahm, konnte es den Zweck der Kreuzzüge erst nach Jahrhunderte lang dauernden blutigen Expeditionen erreichen und am Ende doch nicht verhindern, daß fast der ganze Orient unter der Herrschaft der muselmännischen Theokratie blieb.

(Schluß folgt.)

*) Die Erklärung, welche sie den zahlreichen Gegnern ihres Kultus entgegenhalten, ist recht sinnreich: „Wenn sollen wir uns vor dem Urheber alles Guten demüthigen?" sagen sie; „von ihm haben wir Nichts zu fürchten; er wird nie unser Feind sein. Was den Geist des Bösen betrifft, wir lieben ihn nicht und würden erfreut sein, wenn er von der Welt verschwände; aber da er einmal in der Welt ist und in derselben seine Macht hart offenbart, so sind wir genöthigt, uns seine Gunst zu erwerben; die Klugheit gebietet uns, ihn zu verehren."

Digitized by Google

Rußland.

General Lüders.

Da der Name des neuen russischen Oberbefehlers in der Krim in allen uns bekannten biographischen Wörterbüchern, unter anderen auch in der letzten Ausgabe des Brockhaußschen Conversations-Lexikons, vermißt wird, so möchten einige Details über seine militairische Laufbahn unsern Lesern vielleicht nicht unwillkommen sein.

Alexander Nikolajewitsch Lüders ist im Jahre 1790 aus einer deutschen, aber vollständig russifizirten Familie geboren, deren Mitglieder sich seit mehreren Generationen dem Kriegsdienst ihres adoptirten Vaterlandes gewidmet haben. Er trat schon 1807 in die Armee, machte den Krieg in Finnland und die Feldzüge von 1812—14 mit und stieg, durch Kouriersonen begünstigt, ziemlich rasch von Stufe zu Stufe, fand aber erst im polnischen Feldzuge von 1831 Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen, indem er als Generalmajor und Befehlshaber einer Infanterie-Brigade beim Sturm von Warschau muthvolle Umsicht und Tapferkeit bewies und durch Wegnahme mehrerer polnischen Redouten zur Entscheidung beitrug. Dafür zum Generallieutenant befördert, fungirte er einige Jahre hindurch als Stabschef des zweiten Armeecorps, bis er 1838 an die Stelle des Generals Murawjew (des Eroberers von Kars) das Kommando über das fünfte Infanteriecorps erhielt. Als im Jahre 1843 eine Division desselben nach dem Kaukasus beordert wurde, führte Lüders, der um diese Zeit zum General der Infanterie avancirte, sie persönlich dahin und nahm an allen Kämpfen der beiden folgenden Jahre, namentlich der Erstürmung von Darao, Theil.

Von einer längeren, zur Herstellung seiner durch Kriegsstrapazen geschwächten Gesundheit unternommenen Reise nach Italien zurückgekehrt, trat er wieder an die Spitze seines jetzt in Bessarabien aufgestellten Corps, mit welchem er im Juli 1848 über den Pruth ging und in Verbindung mit Omer-Pascha die Insurrection der Rumänen in den Donau-Fürstenthümern erdrückte. Allgemeiner bekannt wurde Lüders durch seinen Feldzug in Siebenbürgen im Jahre 1849, wo er nach Forcirung des Rothenthurmpasses und zwei dem General Bem bei Schäßburg und Stolzenberg beigebrachten Niederlagen das ganze Land okkupirte und in Dewa und Szido zwanzigtausend Ungarn mit mehr als hundert Geschützen zur Capitulation zwang. . Obgleich ihm in diesem Feldzuge meistens nur zwar tapfere, aber des Kriegshandwerks unkundige, schlecht organisirte und noch schlechter bewaffnete Landsturmleer gegenüberstanden und seinen Truppen der Sieg daher nicht gar schwer werden konnte, wurden seine Dienste doch sowohl von dem Kaiser von Oesterreich, als von seinem eigenen Monarchen durch außerordentliche Gnadenbezeugungen anerkannt; jener gab ihm das Commthurkreuz des Maria-Theresia-Ordens, dieser das Großkreuz des St. Georgen-Ordens zweiter Klasse mit dem Titel eines kaiserl. General-Adjutanten. Bei Beginn der orientalischen Verwickelung wurde er mit seinem Corps unter den Oberbefehl des Fürsten Gortschakoff gestellt. Er ging am 24. März 1854 über die Donau, besetzte fast ohne Widerstand Matschin, Hirsova und den Trojanswall und langte nach einem schwierigen Marsch, und nachdem seine Vorposten bei Tschernawoda ein Scharmützel bestanden hatten, das die Fama in eine Generalschlacht verwandelte, glücklich vor Silistria an. Während der Belagerung dieser Stadt befehligte Lüders das Observationscorps, welches bestimmt war, einen etwaigen Angriff von Seiten der Türken oder Alliirten zurückzuweisen; doch mußte er Krankheit halber bald darauf die Armee verlassen, was zu dem Gerüchte von seinem Tode oder gefährlichen Verwundung Anlaß gab, welches damals durch alle Blätter ging. Seitdem kommandirte Lüders die Süd-Armee und hatte in der letzten Zeit sein Hauptquartier in Nikolajew, wo er bei den Maßregeln thätig war, die zur Sicherung dieses Arsenals gegen einen feindlichen Handstreich getroffen wurden.

General Lüders hat den Ruf eines kenntnißreichen und erfahrenen Militairs; indessen befindet er sich gegenwärtig in seinem sechsundsechzigsten Jahre, und bei seiner Kränklichkeit und einer Augenschwäche, die ihn mit völliger Erblindung bedrohen soll, dürfte es zweifelhaft sein, ob der tapfere Greis den Beschwerden eines Winterfeldzugs in der Krim gewachsen ist. Es verdient Bemerkung, daß, während die Erfahrungen dieses Krieges genügt haben, eine vollständige Revolution in der Heeresverfassung des constitutionellen England hervorzubringen, die alte Routine unumstößen und einen General vom Jahre 1854 an die Spitze der Operations-Armee zu stellen, das autokratische Rußland nicht vermocht hat, sich von dem Ancienneitätsgesetz freizumachen, durch dessen Vorschriften es gezwungen ist, in dem kritischsten Moment seiner Geschichte die Führung der zwölf Heere, die seine Gränzen von dem Bottnischen Meerbusen bis zum Fuße des Ararat überwachen, an zwölf Invaliden zu übertragen, die mit Zug und Recht einen Platz in Kotzebue's „respectabler Gesellschaft" beanspruchen könnten.

Mannigfaltiges.

— Gott und die Natur. Eine Kritik von Louis Büchner's „Kraft und Stoff" in der „Allg. Zeitung" (Beilagen vom 5. und 6. Januar), die augenscheinlich aus der Feder eines philosophisch gebildeten, älteren Naturforschers, eines Freundes des großen Oersted, herrührt, stimmt in ihrer Anschauungsweise und ihren Resultaten so völlig überein mit dem, was wir in der Neujahrsbetrachtung des „Magazin" über die Hohlheit, die Widersprüche und die falschen Schlüsse des naturwissenschaftlichen Materialismus gesagt; das Schlußwort dieses Artikels ist so treffend und zugleich so erhaben in seiner Hinweisung auf den göttlichen Urquell aller Natur und alles Geistes, daß wir es uns nicht versagen können, dasselbe hier vollständig wiederzugeben. Es lautet:

„Wenn die Naturforscher und insbesondere die Materialisten selbst es anerkennen und (wie wir gesehen) auch aussprechen müssen: daß, je tiefer sie auf den Grund dringen, um so unfaßbarer das Wesen der Dinge erscheint, so daß das ganze Dasein mit Allem, was es in sich begreift und umfaßt, Materie, Kraft und Geist, dem inneren Wesen nach, unserem Blick verborgen ist und bleibt, und wir blos die Erscheinungen und ihren Zusammenhang, aber nicht das Innere der Natur selbst erkennen; daß, sowie einerseits die Körper sich im Stoff und dieser in der Materie*) unserem sinnlichen Erfassen entziehen, andererseits die sogenannten Imponderabilien oder unwägbaren Potenzen: Elektricität, Magnetismus, Licht und Wärme und Anderes, so wenig wie die organische oder Lebenskraft auf stoffliche Gründe und blos chemische und mechanische Veränderungen und Gesetze ihrem Wesen nach zurückzuführen sind, und wir auch von ihnen nur ihre Erscheinungen, aber nicht ihre innere Natur kennen, und diese also auch nicht zu erklären vermögen — so müssen wir zugeben, daß der Mensch an der Gränzlinie steht, wo er sich beschieden in Demuth beugen und anerkennen muß, daß die Wirklichkeit nicht blos in dem besteht, was seine Sinne erfassen und fühlen können, sondern auf einem tieferen, uns unsichtbaren und ungreifbaren Grunde beruht und einem ewigen, unwandelbaren, geistigen Prinzip unterworfen ist; daß über Allem ein höherer Geist waltet, als der schwache menschliche Geist zu fassen vermag, und er vertrauensvoll diesem höheren Geist die Leitung des großen, unendlichen Ganzen und sein eigenes Dasein anheimstellen muß; daß er sich nicht in eitler Ueberhebung anmaßen darf, diesen höheren, unendlichen, ewigen Geist mit seinem endlich beschränkten, kurzsichtigen Blick und kleinlichen Begriff keck zu meistern, sondern vielmehr im Gefühl seiner Schwäche und Abhängigkeit, sein Vertrauen, seine Hoffnung und seinen Glauben bauen muß auf diesen ewigen, unergründlichen Geist, dessen allwaltende Gesetze in Allem, was der Mensch wirklich zu erforschen und zu erkennen vermag, sich unserer eigenen Beennunft in ihrem innigsten Zusammenhang als allweise aufdringen. Nur in dem Maß, als der Mensch sich des großen, ewigen und allmächtigen Geistes bewußt ist, hat er auch selbst Antheil an ihm und fühlt er sich erhaben über sein eigenes Nichts' Nur in dem Verhältniß, als er die ewigen Gesetze des unendlichen All, vom Erscheinen des nur in der Idee erkannten Atoms bis zu den in unendlichen, unserem Blick entschwindenden Bahnen kreisenden Myriaden von Weltsystemen, erkannt und den Gesetzgeber dieser ewigen Gesetze ahnt, ist er selbst mehr als ein Nichts; er ist dann ein lebendiger Keim, ein geistiges Atom, das, einer höheren Entwickelung fähig, danach strebt, sich dem höheren, allwaltenden, ewigen Geist zu nähern und in ihm und durch ihn das zu sein und zu werden, was sein Sehnen, seine Ahnung und Hoffnung als seine wahre Bestimmung ihn fühlen und erkennen läßt: ein persönlich gewordenes Abbild, ein Kind des höchsten Geistes selbst! Jeder Fortschritt und jedes tiefere Eindringen der Wissenschaft in die Erkenntniß des Daseins wird diese von Christus erkannte und offenbarte, in Innersten des menschlichen Geistes und Herzens wurzelnde, ewige Wahrheit mehr und mehr bestätigen, und Aber- und Unglauben, die Frucht der Unwissenheit und Verderbtheit des menschlichen Kopfes und Herzens, besiegen. Denn wer in der Entwickelung der in der menschlichen Natur liegenden Anlagen fortschreitet und das wahre menschliche Gefühl und den rechten menschlichen Geist hat, das Werk und sein Gesetz zu erkennen, der wird auch den Meister und Gesetzgeber als einen ewigen Geist erkennen und anbeten müssen."

— Ueber Orkane. Ein deutscher Seemann, Herr Capitain B. v. Gräfe, hat in einem Leitfaden für Seeleute*) das Wissenswürdigste über die Natur der Orkane, sowie über die geeignetsten Mittel, die Gefahren derselben zu vermeiden, zusammengestellt. Der Verfasser hat dazu, nebst eigenen Beobachtungen, die in neuerer Zeit bekannt gewordenen Theorieen deutscher und englischer Physiker (wir nennen hauptsächlich: Prof. Dove), sowie die Beobachtungen über Luft- und Meeres-Strömungen, benutzt, welche von englischen und amerikanischen Nautikern veröffentlicht worden. Orkane, die nicht wie die gewöhnlichen Stürme, in einer und derselben Richtung wehen, sondern sich kreisförmig mit großer Geschwindigkeit um einen Mittelpunkt (Vortex) bewegen, wozu noch eine zweite Bewegung, die fortschreitende des Vortex und mit ihm des ganzen Orkanfeldes, tritt, kommen hauptsächlich nur in den heißen Zonen, zwischen 30° N. und 30° S. Br. vor (doch sind die Breiten nahe der Linie von 8° S. bis 8° N. davon ausgenommen), und zwar meistens in den Herbstmonaten, oder in den Jahreszeiten beider Hemisphären, wo die Sonne von ihrem Sommer-Solstitium nach der Linie zu scheinbar sich bewegt, im Süden also vom Dezember bis April, im Norden vom Juni bis Oktober. Der Verfasser, der die Orkane im Atlantischen und im Stillen Ocean, im Indischen Meere, in der Chinesischen See und im Bengalischen Meerbusen beschreibt, giebt eine Anleitung zur Vermeidung ihrer Gefahren, und zwar sowohl in der südlichen, als in der nördlichen Hemisphäre, deren jede nach anderen mathematischen Regeln zu behandeln ist. Sämmtliche Erklärungen und Anleitungen sind von anschaulichen, in den Text gedruckten Illustrationen begleitet, so daß nicht leicht Jemand, der sich für den Gegenstand interessirt, das Büchlein unbelehrt aus Händen legen wird.

*) Den Atomen, Molekülen, Monaden oder wie man diese unfaßbaren Urelemente der Materie sonst bezeichnen mag.

*) Ueber Orkane. Für Seeleute. Von Cap. B. v. Gräfe. Hamburg, Otto Meissner, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche von allen in Deutschland bestehenden Postämtern entgegengenommen werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Carl A. Lemm, Jägerstr. Nr. 65, und beim Verleger Neumann, Mohrenstraße Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 13. Berlin, Dienstag den 29. Januar 1856.

England.

Fielding's Leben und Zeiten.

Der neuere Roman ist auf englischem Boden entsprossen. Der derb kräftige, originelle Defoe gab ihm zuerst jenen praktischen Charakter, der dieser Dichtungsart in unseren Tagen eine so hohe Wichtigkeit verleihen sollte. Seine Darstellungen des wirklichen Lebens waren der Keim, aus welchem die psychologischen Meisterwerke Fielding's erwuchsen, dessen „Tom Jones" noch jetzt, mehr als ein Jahrhundert nach seinem Erscheinen, den ganzen Reiz vollendeter Naturwahrheit und unverwüstlichen Humors bewahrt hat. Lord Byron nannte Fielding einen „Homer in Prosa", und außer Cervantes und Lesage giebt es vielleicht keinen anderen Novellisten, dessen bei seinen Lebzeiten genossene Popularität durch ein so einstimmiges Urtheil der Nachwelt bestätigt wurde.

Das Leben Fielding's ist in seinen Hauptzügen schon öfter beschrieben worden. Den in den Jahren 1762, 1812 und 1840 herausgegebenen Sammlungen seiner Werke wurden biographische Skizzen beigefügt, und Sir Walter Scott hat in der „Novelist's Library" eine höchst anziehende Schilderung der Lausbahn seines Vorgängers im Romanfache mit einer kritischen Analyse seiner Schriften verbunden. Indessen blieb eine ausführliche Biographie des berühmten Schriftstellers noch immer ein Desiderat, in der gerade in dieser Beziehung so reichhaltigen Literatur Englands, bis Herr Frederick Lawrence, durch das von Forster in seinem „Life and Times of Oliver Goldsmith" gegebene Beispiel angeregt, die Lücke in dem uns vorliegenden Werke auszufüllen suchte.*)

Die Familie des Verfassers von „Tom Jones" macht auf eine glänzende Abstammung Anspruch. „Unser außerehelicher Fielding", sagt Gibbon, „gehörte einer jüngeren Linie der Grafen von Denbigh an, die ihren Ursprung von den Grafen von Habsburg, den direkten Nachkommen Eitrichs'd, der im siebenten Jahrhundert Herzog vom Elsaß war, ableiten. Der englische und der deutsche Zweig des habsburgischen Geschlechtes hatten ein sehr verschiedenes Schicksal; die Mitglieder des ersteren stiegen langsam von Rittern und Sheriffs in Leicestershire zur Würde der Pairie empor, während die des anderen als Kaiser von Deutschland und Könige von Spanien die Freiheit der alten Welt bedrohten und die Schätze der neuen an sich rissen. Die Nachfolger Karl's V. mögen verächtlich auf ihre Brüder in England herabsehen, aber der Roman „Tom Jones", dieses unvergleichliche Bild des Humors und der Sitten, wird den Palast des Escurial und den kaiserlichen Adler Oesterreichs überleben." Wie erzählt wird, kam Gottfried von Habsburg, aus der Lauffenburger Nebenlinie dieses Hauses, von seinem mächtigen Vetter Rudolph seines Erbes beraubt, unter der Regierung Heinrich's III. nach England, wo er sich niederließ und von dem englischen Monarchen freigebig unterstützt und mit Ländereien beschenkt wurde. Er war der Stammvater eines ritterlichen Geschlechts, das zur Erinnerung an seine Ansprüche auf die Herrschaften Lauffenburg und Rheinfelden den Namen Felding oder Fielding annahm und dessen Haupt von Jakob I. unter dem Titel eines Grafen von Denbigh in den Pairsstand erhoben wurde. Ihrer erlauchten Abkunft machten die Fieldings keine Schande; in den blutigen Bürgerkriegen, welche England so oft zerfleischten, zeichneten sie sich bald auf der einen, bald auf der anderen Seite durch Tapferkeit aus; Sir William Fielding, ein treuer Anhänger des Hauses Lancaster, blieb in der Schlacht von Towtesburg, und der erste Graf von Denbigh wurde als Feldherr Karl's I. in einem Treffen mit der Armee des Parlaments getödtet, in welcher sein ältester Sohn die Reiterei kommandirte. Doch verdanken sie ihre Erhebung weder ihrer angeblichen Verwandtschaft mit dem deutschen Kaiserhause, noch ihrem kriegerischen Muthe, sondern der Verschwägerung mit dem mächtigen Günstling Buckingham, und, wie es scheinen möchte, ist auch ihre glänzende Genealogie erst in jener Zeit entstanden. Jedenfalls muß es unser gerechtes Bedenken erregen, wenn in derselben, wie in dem Buche des Herrn Lawrence, Rudolph von Habsburg als der Sohn Gottfried's angeführt ist.

Wie dem auch sein mag, der pomphafte Stammbaum Fielding's hatte für ihn nur einen äußerst zweifelhaften Werth und verhinderte nicht, daß er sein ganzes Leben hindurch mit drückenden Nahrungssorgen, oft sogar mit der bittersten Noth zu kämpfen hatte. Am 22. April 1707 geboren, wurde er zwar in dem aristokratischen Eton erzogen, wo er den älteren Pitt, den älteren Fox, Lyttleton und andere politische Notabilitäten des vorigen Jahrhunderts zu Schulgenossen hatte; aber nach Vollendung seiner Studien auf der Universität Leyden sah er sich in seinem zwanzigsten Jahre, ohne Vermögen und ohne Aussicht auf Unterstützung von Seiten seines Vaters, eines alten Militairs, der selbst mittellos war, gezwungen, sein tägliches Brod durch die Arbeit seiner Hände oder seines Geistes zu erwerben. Ein großer Verehrer des Theaters, beschloß er, sich als dramatischer Schriftsteller zu versuchen. Sein erstes Stück: „Love in Several Masques", wurde mit Beifall aufgenommen, und von diesem Erfolge aufgemuntert, schwang er seine Feder mit so unverdrossener Thätigkeit, daß er in weniger als zehn Jahren gegen dreißig Lustspiele, Possen, Singspiele u. dgl. lieferte. Allerdings ist die große Mehrzahl dieser Arbeiten jetzt mit Recht vergessen, und von mancher, ungedruckt gebliebenen, kennt man wenig mehr als den Namen; indessen finden sich in allen Spuren jener Laune und jenes Beobachtungsgeistes, den er später in seinen Romanen so glänzend entwickelte. Auf der Bühne hat sich, außer einer Bearbeitung von Molière's „Geizigem", die noch mitunter gegeben wird, nur die Burleske „Tom Thumb", eine Parodie der hochtrabenden, pseudoklassischen Tragödien jener Zeit, erhalten.

Die Stellung eines Literaten von Profession war damals eine keineswegs beneidenswerthe. Schlecht bezahlt und daher arm, waren sie der Verachtung ausgesetzt, welche die Armuth überall mit am meisten in England erregt, während nur zu viele von ihnen durch ausschweifende Sitten und die Gewissenlosigkeit, mit der sie ihre Feder dem Meistbietenden verkauften, diese Verachtung rechtfertigten. In einem seiner Theaterstücke schildert Fielding einen solchen literarischen Handlanger, der einem Buchhändler erst ein Pasquill, dann eine Lobschrift auf das Ministerium, endlich eine Uebersetzung der Aeneide anbietet. „Vortrefflich", ruft der Buchhändler, „ich brauche einen Uebersetzer; mein bisheriger ist gerade wegen Taschendiebstahls nach Newgate gebracht worden." Es gab mehr als einen namhaften Dichter, der heute mit Lords und Theater-Prinzessinnen schwelgte und morgen den ganzen Tag im Bett lag, weil seine Garderobe wieder zu dem Pfandleiher zurückgewandert war, und man hat noch die halb launige, halb klägliche lateinische Epistel „ex gehenna debitoria — vulgo, domo spongitoria", in welcher der Verfasser der erhabenen Ode „The Deity", Samuel Boyse, seinen Verleger Cave um Gotteswillen bittet, ihm eine halbe Guinee zu schicken, da er seit zwei Tagen nichts genossen habe und man ihm sein letztes Hemde zur Bezahlung der Gefängnißportelen zu nehmen drohe. Der geniale Savage wurde durch ein kleines Jahrgeld, welches ihm die Schauspielerin Oldfield aussetzte, vor dem Hungertode gerettet, und als nach Herausgabe des Johnsonschen Wörterbuches ein Sendbote des Premier-Ministers den Verfasser aufsuchte, um ihm eine königliche Pension anzutragen, fand er den berühmten Lexikographen ohne Dinte, Feder oder Papier in einer Dachstube.

In dieses literarische Zigeunerleben wurde Fielding schon vom Anfang seiner Laufbahn eingeweiht, und sein sanguinisches Temperament, sein unabalanter Pokoluranticismus ließen ihn die zähen Wechselfälle desselben mit unverminderter Heiterkeit ertragen. Er genoß die Freuden des Augenblicks, ohne sich viel um die Zukunft zu bekümmern. „Seine Stunden wurden meistens im Garderobenzimmer des Theaters oder in der Taverne verbracht, und wenn er die Feder ergriff, so war es nur, um für die nächsten Bedürfnisse zu sorgen. Unter solchen Umständen brachte er eine Menge leichter, skizzenhafter Arbeiten zu Papier, die eine strenge Kritik nicht aufhalten und die er sich kaum die Mühe gab durchzusehen, nachdem er sie einmal niedergeschrieben.

*) The Life of Henry Fielding; with Notices of his Writings, his Times, and his Contemporaries. By Frederick Lawrence. London: Arthur Hall, Virtue & Co. Berlin, A. Asher & Comp.

Sein Hang zum Vergnügen ließ ihm in der That wenig Zeit, an die Schönheiten des Stils zu denken. Seine kleineren Piècen wurden oft in einigen Morgenstunden ausgeschlafen hatte. Wenn er sich anheischig gemacht, ein Schauspiel oder eine Posse zu liefern, so pflegte er spät Abends aus einer Weinstube nachhause zu gehen und am folgenden Morgen den Schauspielern eine Scene mitzutheilen, auf das Papier geschrieben, in welchen er den Tabak eingewickelt hatte, dem er leidenschaftlich ergeben war. So verschwendete er die schönsten Gaben des Himmels — Talent, Gesundheit und unerschöpflichen Frohsinn. Ungestüme Gläubiger mochten an seine Thür pochen — wenn sie sie finden konnten; er mochte seine persönliche Freiheit bedroht oder sich zu der Demüthigung gebracht sehen, eine Guinee zu erbetteln oder zu erborgen; er mochte genöthigt sein, seine besten Kleider zu versetzen, um nur Brod zu schaffen; aber nichts konnte seinen elastischen Geist niederdrücken oder ihn zu traurigen Betrachtungen über seine Lage stimmen. Es gab nie einen Porten oder einen Schauspieldichter, der stolzer war auf seine Schulden, seine Dachkammer und die sorglose Ungebundenheit seiner Existenz. Er betrachtete die Armuth als das Merkmal seiner Zunft und war der Erste, sie ins Scherzhafte zu ziehen."

Eine Erbschaft und eine reiche Heirat schienen geeignet, den finanziellen Leiden des Dichters gründlich abzuhelfen. Von seiner Mutter erbte er ein kleines Gut in Dorsetshire, und zugleich verwählte er sich mit Miß Charlotte Craddock, einer jungen Dame, die ein baares Vermögen von fünfzehnhundert Pfund Sterling besaß. Fünfzehnhundert Pfund Sterling waren zu jener Zeit eine ganz ansehnliche Summe; dem leichtsinnigen Fielding schien sie unerschöpflich. Er mochte ein großes Haus, hielt Equipagen, Reitpferde und eine Schaar von müßigen Dienern in glänzenden Livreen, gab seinen Nachbarn prächtige Gastmähler und vergendete so in einem einzigen Jahre seine ganze Habe. Um seine Familie zu ernähren, mußte er jetzt von neuem zu dem prekären Erwerbe eines Schriftstellers greifen, mit dem er das Studium der Rechte verband, durch welches er sich einen geschorteren Unterhalt zu verschaffen hoffte. Doch auch diese Erwartung schlug fehl; sein Ruf als Literat wurde seinem Erfolge als Jurist verderblich, und die Feder blieb nach wie vor seine einzige Hülfsquelle. Seine letzten dramatischen Versuche hatten weniger Beifall gefunden, als die früheren; nicht besser ging es ihm mit einer Zeitschrift, The Champion, trotz des unleugbaren Geschicks, mit dem er der Redaction vorstand, und er sah sich daher nach einem neuen Terrain um, auf dem er sein Talent geltend machen konnte.

Es war um diese Zeit, daß Richardson durch seine „Pamela" die Lesewelt in unerhörte Aufregung versetzt hatte. Das Buch wurde nicht nur als ein künstlerisches Meisterstück, sondern auch wegen seiner moralischen Tendenz gepriesen; die Kritik war in seinem Lobe einstimmig, und der gelehrte Theologe Sherlock empfahl es sogar von der Kanzel. Fielding gerieth auf die Idee, die falsche Sentimentalität und hohle Moral des gerühmten Werkes in einem humoristischen Gegenstück zu ironisiren, und schrieb in dieser Absicht seinen ersten Roman, „Joseph Andrews", der durch seine gesunde Laune und glückliche Charakterzeichnung sogleich allgemein ansprach. Selbst die wärmsten Verehrer Richardson's konnten nicht umhin, über die Karikirung ihres Idols zu lächeln, und das Buch, für welches man dem Autor anfangs nur fünfundzwanzig Pfund geboten hatte, ging rasch durch mehrere Auflagen und brachte ihm nicht nur Ruhm, sondern auch, was ihm in seiner bedrängten Lage noch viel wichtiger war, einen erklecklichen Gewinn. „In Bezug auf die Durchführung der Idee, die Fielding seinem Roman zu Grunde gelegt, ist es offenbar, daß er im Verlauf seiner Arbeit den ursprünglichen Entwurf immer mehr aus den Augen verlor, wie er sich allmählich für die Wesen zu interessiren begann, die seine Phantasie ins Leben gerufen — für den gutherzigen Pastor Adams, den ehrlichen Joseph Andrews und die schöne, liebevolle Fanny. Man kann von ihm, wie von Cervantes sagen, daß er endlich dahin kam, die Geschöpfe seiner wunderbaren Dichterkraft zu lieben, als wären es wirkliche, befreundete Personen, und wenn es ihm im Anfang nur darum zu thun war, Richardson lächerlich zu machen und einen Seitenhieb gegen Cibber (seinen Nebenbuhler als dramatischer Schriftsteller) zu führen, so hörte er, indem er in seiner Erzählung vorrückte, auf, an diese Herren und ihre Werke zu denken." Ein ähnliches Beispiel von einem Autor, der sich pygmalionartig in die von ihm gezeichneten Charaktere verliebt und dadurch seinem ursprünglichen Plane untreu wird, liefert Dickens in den „Pickwick Papers" und einigen anderen seiner Dichtungen.

Auf „Joseph Andrews" folgte die „Geschichte Jonathan Wild des Großen", ein satirischer Roman voll schneidenden Witzes und martiger, einen tiefen Blick in die Abgründe des menschlichen Herzens verrathender Gedanken, aber zurückstoßend durch seinen Gegenstand und ermüdend durch die Scenen des Lasters und des Verbrechens, die er dem Leser in ununterbrochener Reihe vorführt. Fielding's Hauptwerk, „Tom Jones, die Geschichte eines Findlings", erschien, wie aus den Blättern des Tages hervorgeht, am 28. Februar 1749 bei dem bekannten, um die englische Literatur verdienten Verleger Andrew Millar. Es war die Arbeit mehrerer Jahre und nicht der glücklichsten Jahre in dem Leben des Verfassers gewesen, der unterdessen sowohl mit körperlichen Leiden, als mit geistiger Entmuthigung zu kämpfen hatte; dagegen übertraf aber auch der Erfolg seine kühnsten Erwartungen. „Die Popularität des „Tom Jones" bei seinem ersten Erscheinen blieb kaum hinter dem zurück, was seinen seltenen Vorzügen gebührte. Der Absatz ging ungemein rasch von statten, und Lobeserhebungen ließen sich von allen Seiten vernehmen. Lady Mary Wortley Montagu schrieb in ihr Exemplar: No plus ultra. Der Held wurde von der feinen Welt für einen vollendeten Gentleman erklärt und machte ungeheure Sensation. Fielding konnte von diesem plötzlichen Erfolg sich nicht anders als fremdig berührt fühlen, aber es ist offenbar, daß nur die Hoffnung eines dauernderen Ruhme ihn während des langen Zeitraums aufrecht halten konnte, der zur Ausarbeitung eines so minterhaften Werks erforderlich war. Niemand kann die Invocation lesen, mit der er das dreizehnte Buch seines Romans beginnt, ohne sich zu überzeugen, daß er eher an das Urtheil der Nachwelt, als an das seines eigenen Zeitalters appellirte. . . . Diese Sehnsucht nach posthumem Beifall ist nicht getäuscht worden. Kein Schriftsteller hat eine enthusiastischere Schaar von Lobrednern um sich versammelt, als Fielding. Gibbon hat „Tom Jones" als den ersten der älteren und neueren Romane bezeichnet und La Harpe als „le premier roman du monde et le livre le mieux fait de l'Angleterre". Es gab vielleicht nie einen Roman, der einen so verschiedenartigen Leserkreis entzückt und bei dem Gelehrten, dem Philosophen, dem Weltmann gleiche Anerkennung gefunden hat.*) Als Erzählung betrachtet, überrascht und ergötzt er durch die wunderbare Reihenfolge von natürlichen und unterhaltenden Zwischenfällen und durch die merkwürdige Art, in der das Interesse und die Spannung bis ans Ende aufrecht gehalten werden, so daß es, wie man sehr richtig bemerkt hat, bis zum letzten Kapitel zweifelhaft ist, ob sich der Held verheiratet oder ob er an den Galgen kömmt."

(Schluß folgt.)

Türkei.

Der Koran und die Reform in der Türkei.

(Schluß.)

Wir wissen jetzt, welches der Charakter dieser Theokratie war. Ihrem Wesen nach einem kriegerischen Zweck dienend, konnte sie groß werden im Kriege; aber sie hatte Alles von dem Frieden zu fürchtern. Wir wissen jetzt, was der Krieg und den Anhängern des Islam machte; versetzen wir uns nun in das osmanische Reich, wie es vor der jetzt ausgebrochenen Krisis war, so werden wir sehen, was der Friede aus ihnen gemacht. Der Zustand der Türkei während der Friedensjahre zeigte nicht den Fortschritt, der in anderen Ländern sich durch die Verschönerung der Städte, die intelligente Ausdehnung des Bodens und die Zunahme der Bevölkerung offenbart. Die gegen den Reichthum und gegen die Künste gerichteten Verbote des Koran hatten sich durch ihre Folgen nur zu streng gerichtet. Hatte sich der moralische Einfluß des Koran mit derselben Macht behauptet? Die inneren Lebensverhältnisse, welche auf meinen Reisen zu beobachten mir die orientalische Gastfreundschaft gestattet hat, nöthigen mich, die Frage zu bejahen; aber ich muß hinzufügen, daß in den meisten Fällen diesem Einfluß die vortreffliche Natur des türkischen Volkes zu Hülfe gekommen ist, und hier bietet sich mir die Gelegenheit, zu den strengen Urtheilen, welche ich über die muselmänischen Institutionen habe aussprechen müssen, einige milderude Zugeständnisse hinzuzufügen. Ich habe mich oft gefragt, was wohl, nicht aus einer Nation, sondern blos aus einer Familie in Europa werden würde, die kein anderes Gesetz als das des Islam befolgen wollte. Die beklagenswerthen Folgen, welche die Einführung des muselmänischen Gesetzes für Europäer haben würde, sind in der Türkei nicht zu bemerken. Obwohl durch das Gesetz ermächtigt, seine Frauen zu verachten und zu mißhandeln, behandelt der Türke sie rücksichtsvoll und mit Zartheit. Das Gesetz macht die Frau zur Sklavin; der Mann, der ihr befehlen könnte, zieht vor, ihr zu gefallen. Oft mißbraucht sie auch diese ihr zugestandene Herrschaft; aber was sie auch thue, der Mann wendet nie Gewalt an, sie zur Ordnung zurückzubringen. Und nicht blos die grenzenlose Nachsicht, fordern auch die rücksichtsvollste Hochachtung wird der Frau zu Theil. Die Gesetze des Anstandes und der Scham aufs strengste zu beobachten, ist dem Türken von Natur eigen. Ich habe mehr als drei Jahre mitten in der ungebildetsten Bevölkerung Anatoliens verlebt; wir waren drei europäische Frauen, und keine von uns hat je ein

*) Doch wohl mit Ausnahme von „Don Quixote" und „Robinson Crusoe".
D. R.

Wort vernommen oder eine Miene oder eine Absicht bemerkt, vor der sie zu erröthen gehabt hätte.

Die natürlichen Tugenden des Türken beschränken sich aber nicht auf sein Verhältniß zu den Frauen. Er zeigt dieselbe Sanftheit, Zartheit, ja, man kann sagen, dieselbe Grazie der Gesinnung auch sonst überall. Fast nie hat ein Kind von der üblen Laune seines Vaters, ein Sklave von der seines Herrn etwas zu leiden. Streitigkeiten kommen selbst in den niedrigsten Klassen des Volkes selten vor; und wenn sie vorkommen, arten sie fast nie in die rohen Handgreiflichkeiten aus, die nur zu oft die Versammlungsörter des Volkes in Europa mit Blut besudeln. Ein gewisses Gefühl der Würde bewahrt den Türken vor aller unedlen Gewaltthätigkeit. In aller Ruhe spricht er seine Beschwerden aus oder vertheidigt sich, und wenn die Parteien sich nicht mit einander verständigen können, begeben sie sich zu einem Manne, der durch Alter und Charakter Hochachtung einflößt, und sein Urtheil erkennen sie an, als wäre es das Urtheil einer Behörde. Aufrichtige Frömmigkeit, blinder Glaube, die bewundernswertheste Gedult, die rührendste Ergebung im Unglück, Sinn für das Schöne, das Wahre, das Anständige, Selbstverleugnung — das sind die Hauptzüge des türkischen Charakters. Ich spreche hier nicht von den Bewohnern der großen Städte, auch nicht von den gebildeten Klassen, welche das Benehmen der Ausländer nachahmen, obwohl sie Alles, was nicht türkisch ist, zu verachten und zu hassen vorgeben. Den Türken, der ein Stutzer, der affektirt, der ein Freigeist ist, habe ich nicht gern. Ich rede hier von der Landbevölkerung und von den armen Einwohnern der Provinzialstädte. Das äußere Benehmen der Letzteren ist nicht immer in Uebereinstimmung mit ihren Gesinnungen; aber diese Gesinnungen sind nichtsdestoweniger doch vorhanden; sie haben harten Versuchungen, schlechten Beispielen, Gesetzen und Sitten widerstanden, und, wer diesen Gesinnungen die Freiheit der Entwicklung verschaffen wird, der wird der Regenerator der Osmanlis sein.

Welche Zukunft kann man dem türkischen Volke verheißen? Wird es die verderblichen Folgen der Theokratie die zum Aeußersten erfahren? Wird es entweder untergehen oder seine Fortexistenz um den Preis seiner Unabhängigkeit erkaufen müssen? — Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Keime zu einem besseren sittlichen Leben ihm nicht fehlen. Wie sind diese Keime zu entwickeln, damit das Volk dem Unheile, von dem es bedroht ist, entrissen werde? Europa hat gegenwärtig zunächst die Aufgabe, die Unabhängigkeit der Türken zu wahren; aber die Zeit kann kommen, wo es die Aufgabe einer Regeneration eines Volkes haben wird. Und was wird man dann zu thun haben? Zweierlei ganz gewiß: man wird die materiellen Kräfte, welche die Reichthümer entwickeln können, im türkischen Reiche in Anwendung bringen und eine Aenderung in der durch Muhammed geschaffenen Regierungsform zuwegebringen müssen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse heischen eine Anwendung der Ackerbauthätigkeit in allen ihren Zweigen. Ich kann hinzufügen, daß dieser Boden nicht weniger reich an mineralischen Schätzen ist. Jedes Thal, jeder Berg enthält Kupfer-, Eisen-, Blei- oder gar Silber-Adern. Mancher Fluß führt Silbersand; die Bewohner der nahegelegenen Dörfer wissen dies, aber es fällt ihnen nicht ein, den Silberstaub zu sammeln. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Land reich genug ist, den europäischen Mächten die Dienste, welche sie ihm heute leisten, zu vergüten. Das Zweite, was noththut, hängt zum größeren Theile von den Osmanen selbst ab.

Wenn es wahr ist, daß der Islam, der so furchtlose Soldaten gebildet, die Entwicklung des bürgerlichen Lebens beeinträchtigt hat; wenn es außerdem wahr ist, daß die Theokratieen dem Gedanken des Fortschrittes und der Veränderung widerstehen, und wenn doch wenigstens eine partielle Umformung zum Wohl des Landes durchaus nöthig ist, was wird geschehen müssen? Wird man sich entschließen, die theokratische Regierungsform zu verlassen? Dies wäre für jetzt unausführbar. Selbst wenn die Regierenden den heroischen Muth hätten, das Dogma, dem sie eine unumschränkte Autorität verdanken, aufzugeben, das Volk, noch aufrichtig an den alten Glaubenssatzungen hangend, würde dieses Opfer nicht zulassen. Es giebt eine Mitte zwischen der gänzlichen Preisgebung eines Systems und der rigoristischen Festhaltung desselben. Diese Mitte heißt Reform, — ein Wort, welches, wie verhaßt es auch gewöhnlich den Anhängern einer Theokratie ist, von den hervorragendsten Männern der Türkei schon viele Male ausgesprochen worden ist. Der Grund davon, daß das, was mit diesem Worte bezeichnet wird, sich bis jetzt der Vollgunst nicht zu erfreuen hat, liegt, meiner Meinung nach, in Folgendem. Die in der Türkei eingeführten Reformen, vorzugsweise darauf ausgehend, die durch den Islam zwischen dem christlichen Europa und dem muhammedanischen Asien aufgerichtete Scheidewand zu beseitigen, haben bis jetzt den leidenden Osmanlis keine Erleichterung bringen können. Die Aufhebung der Rechtsbeschränkungen, denen die christlichen Unterthanen von früher her unterworfen waren, hat die eifrigen Muselmänner nur erbittern können, da die politischen Zwecke, um derentwillen die Emancipation der christlichen Unterthanen erfolgt ist, ihrem Verständniß zu fern liegen. Eine politische Reform wird bei einem seiner Religion so gläubig anhängenden Volke nie eine gute Aufnahme finden, so lange derselben nicht eine religiöse Reform vorgearbeitet hat. Auf welche Weise wäre nun aber diese zu Stande zu bringen?

Das Christenthum hat auch im 16ten Jahrhundert seine Reformatoren gehabt. Was thaten sie? Sie wandten sich an die tiefsten religiösen Gemüther, an die für die Religion am meisten eingenommenen Geister; die Gleichgültigen würden in dieser großen Frage neutral geblieben sein. Die eifrigen Christen hatten ein Interesse daran und sammelten sich um das eine oder das andere Banner. Warum sollte dies nicht auch im Orient geschehen können? — Die Aufgeklärten mögen sich dem Standpunkte der Gesellschaften akkommodiren, mögen es auch nicht verschmähen, eine mystische Ausdrucksweise zu gebrauchen und die göttliche Inspiration für sich in Anspruch zu nehmen, ohne welche sie kein Vertrauen und keine Unterwerfung beim Volke finden können. Im Namen derselben Macht und desselben Prinzips, welche einst die Osmanlis zu Soldaten umgebildet haben, mögen sie jetzt Menschen aus ihnen machen. Mögen sie die Scheidewand, welche den Orient von der Civilisation trennt, wegnehmen und ihr Volk dahin bringen, daß es bei seinen Gebeten sich nach dem Occident wende. Man eröffne ihm die Wege der Wissenschaft und der Thätigkeit; man schaffe die Polygamie ab, um ihm die Familie zu geben. Man führe die Lehre der Civilisation und die Moral des Christenthums ein, ohne den Namen Christi anzuspruchen; man ändere die Grundsätze und die Vorschriften des Koran durch eine Erklärung desselben im Geiste der Aufklärung! Dieser Plan ist nicht leicht auszuführen; ich weiß, daß er in Europa in unserem Jahrhundert unausführbar sein würde; denn Asien ist nicht Europa. Die Zeitverhältnisse sind überdies gebieterisch; sie drängen dazu, einen Entschluß zu fassen.*)

Portugal.

Zwei portugiesische Romane.

II. Aus „Eurico der Presbyter" von Herculano.**)

.... Unter den Hauptlenten, welche zuerst in das einsame Kloster eindrangen, befand sich auch Sointila. Er war rascher vorwärtsgeschritten, als die Anderen, und stieg jetzt eine finstere Treppe hinab, welche in einen, wie es schien, mit vielen Kerzen erleuchteten Raum mündete. Dieser Umstand erregte seine lebhafte Neugierde und trieb ihn, seine Schritte zu beschleunigen. In der Mitte der Treppe hielt er plötzlich an. Es war ihm, als vernehme er einen Gesang vieler harmonischer Stimmen, der in gewissen Zwischenräumen von einem schmerzlichen Stöhnen unterbrochen ward. Er horchte weiter: er hatte sich nicht getäuscht. Eine gewisse Angst begann sich seiner zu bemächtigen, und vielleicht wäre er umgekehrt, hätte er nicht jemand hinter sich gehört. Es waren zwei arabische Scheiche und ein Hauptmann des Grafen von Septum, die der Zufall denselben Weg geführt hatte. Sointila gab jenen ein Zeichen, sich still zu verhalten, und fuhr fort, sacht abwärts zu steigen, bis er an einen Durchgang kam, von wo eine Treppe nach dem erleuchteten Raume führte. Jetzt erkannte er, wo er war. Er hatte einen jener heiligen, geheimnißvollen Orte vor sich, welche die christliche Denkkunst in ihren Anfängen unterhalb der Kirchen erbaute — eine Kirche des Todes. Hier ruhte die Asche der Märtyrer auf Altären und am Fuße dieser die Gläubigen, welche als letzte Ruhestätte dieses Fleckchen Erde erhielten, wo das unaufhörliche Summen der Gebete und der heilige Weihrauch ihren Gebeinen schmeichelten.

Sointila befand sich in der Krypte des Klosters der Virgem dolorosa. Die Helle, die er erblickte, rührte von zahlreichen Lichtern her, welche in riesigen Lampen brannten und sich in den Stalaktiten wiederspiegelten, die von dem Marmorgewölbe herabhingen. Kerzen brannten vor den Kruzifixen, den einzigen Bildern, die auf den nackten Altären standen. Auf den Grabstätten der Nonnen, welche in langer Reihe die Mauer entlang liefen, dunkelte kaum ein Datum oder ein Name. Dies war Alles, was diese Kloster-Annalen, diese steinerne Chronologie von so vielen Tugenden aufbewahrte.

Die Lichtströme, welche diese Wohnung des Schreckens überschwemmten, hinderten Sointila anfangs, die Gegenstände zu unterscheiden. Mit einigem Bangen suchte er ein menschliches Wesen in dieser leuchtenden Einsamkeit zu entdecken, als die einen Augenblick unterbrochen gewesenen Gesänge und Seufzer von neuem begannen: zuerst die harmonischen Töne, dann das tiefe, schmerzvolle, erstickte Stöhnen, dem wieder tiefe Stille folgte.

Die beiden Scheiche und der Hauptmann waren jetzt bis zu Sointila gekommen. Durch die Gegenwart der Anderen gegenseitig er-

*) Wir werden dasselbe Thema nächstens auch nach der Auffassung eines kenntnißreichen, deutschen Rechtsgelehrten, der kürzlich eine „Zerstörerfe nach Konstantinopel und Brussa" herausgegeben, unseren Lesern vorführen. D. R.

**) I. befindet sich in Nr. 8 d. J.

Digitized by Google

muthigt, schritten sie nun gegen ein größeres Grab vor und schauten von da über den Platz hin, wo die Gefänge ertönten. Ein schreckliches Schauspiel bot sich ihnen dar:

Hohe und dicke Eisengitter trennten einen kleinen Raum ohne Gräber, unmittelbar vor dem Hochaltar, von dem übrigen Theil der Kirche. Ein mächtiges Kreuz erhob sich im Hintergrunde. Auf beiden Seiten des Raumes und jenseits der Gitter standen zwei Reihen Nonnen im Schatten. Andere lagen auf den Knieen und beugten die Stirnen über die erste Stufe des Altars. Zwischen den Reihen stand eine einzelne Nonne, deren ires Blicke im Schimmer der Kerzen herüberstrahlten und deren strenges Antlitz Schrecken einflößte. Sie hielt einen Dolch in der Hand, der seinen Glanz verloren hatte, denn er war in Blut getaucht. Eben trat aus den Reihen der in Trauergewänder gehüllten Jungfrauen ein weißgekleidetes Weib zu ihr hin; vor dem Gitter aber, welches den Eintritt in jenen Raum verwehrte, lag ein Greis auf den Knieen, dessen Silberlocken und Bart Schulter und Brust bedeckten. Er streckte die Arme durch die Stäbe, ein Krampf des Entsetzens schien ihn zu schütteln und ihm die Worte im Halse zu ersticken. Er brachte nur ein dumpfes Murmeln hervor, dem ängstlichen Athem eines Sterbenden vergleichbar. Von neuem stimmte einer der beiden Nonnenchöre einen Psalm an; aber die Nonne mit dem Dolche streckte die Hand aus und gebot Stille. Sie sprach. — Svintila, der eben hatte vorwärtsstürzen wollen, hielt nun an und lauschte. Langsam und leichenhaft tönten ihre Worte, als sei sie ein Geist, der sich aus einem der Grabmäler der Krypte erhoben. Sie wendete sich zu dem weißgekleideten Weibe an ihrer Seite.

„Noch einmal, edle Dame, hört auf das Flehen des alten Kastellans, der Euch erretten will. Für Euch giebt es noch eine Hoffnung auf Erden, für uns nur im Himmel. Wenn die Ungläubigen erfahren, daß in Spanien Jemand lebt, der Eure Bande durch Gold lösen oder Eure Schande mit dem Schwerte rächen kann, dann werden sie die Unschuld der Jungfrau achten. Uns aber, die wir Niemand auf der Welt haben, bleibt nur der Eine furchtbare Ausweg, den der Herr uns eingegeben hat. Das Märtyrerthum wird unsere Stirn mit ewiger Glorie umgeben. Die Engel Gottes nehmen uns in ihre Arme auf."

„Mein Entschluß steht fest, verehrungswürdige Chrimhilde, ich will mit Euch und den Schwestern sterben. Dann wird mein Geist, wie der Eurige, emporsteigen, ungebrochen durch die letzte Prüfung, welche Christus uns in diesem Leben auferlegt. Wie Ihr, werde auch ich ohne Zagen vom Kreuze zeugen. Der alte Kastellan meines Vaters lügt wissentlich, wenn er behauptet, die Ungläubigen achteten die Reinheit einer gothischen Jungfrau; sie haben Schmach auf die Stirn der edelsten Familien Spaniens geschrieben. Der Araber läßt der Unschuld nur die Wahl zwischen dem Messer und der Schande. Ich wähle das Messer: lieber sterben, als entehrt leben. Ich sehe es als ein Glück an, daß mich der Herr noch dem Kloster der Virgem dolorosa führte."

„Der Wille des Höchsten geschehe!" erwiederte die Aebtissin, indem sie beide Hände, welche den Dolch umfaßt hielten, zum Himmel erhob.

Dann nach einem Augenblick furchtbaren Schweigens fuhr Chrimhilde, zur Linken gewendet, fort: „Hermentrude, tritt heran!"

Eine Nonne trat aus den Reihen hervor und kniete zu den Füßen der Aebtissin. Ihre Freundinnen warfen sich gleichfalls auf die Knie, das Antlitz dem Altar zugewendet, und die Hymne, welche Svintila gleich zu Anfang gehört hatte, rauschte von neuem durch das Gewölbe.

Wie die Sonne, wenn sie sich am abendlichen Horizonte in zitternder Klarheit in den dunkelen Schooß des Meeres versenkt, so wurde der melancholische, aber melodiöse Gesang der Jungfrauen allmählich schwächer, bebender, bis er in einem Hinsäuseln leiser Gebete erstarb. Kaum aber hatte er aufgehört, als ein scharfer, tiefer Todesschrei von der Seite der Aebtissin her ertönte. Svintila glaubte zu sehen, wie der Dolch Chrimhilde's zweimal auf die Nonne zu ihren Füßen herabfuhr. Ein Schrei des Entsetzens und des Grimmes entriß sich unwillkürlich seinem Munde und hallte durch den Tempel.

Mannigfaltiges.

— Der *Times*-Korrespondent in deutschem Gewande. Die Briefe William Russell's, des bekannten, ebenso unternehmungslustigen als scharf beobachtenden Korrespondenten der Times, haben sich während der letzten zwei Jahre im ganzen westlichen Europa als die treuesten und zugleich malerischsten Schilderungen des Feldzuges in der Krim und der Belagerung von Sebastopol berühmt gemacht. Gegenwärtig ist eine von Julius Seybt veranstaltete Bearbeitung dieser Briefe*) als ein Band der neuen, bei C. B. Lorck in Leipzig herauskommenden „Bibliothek der Gegenwart" erschienen. In England selbst war ein Abdruck dieser Briefe und der Times veranstaltet worden und hatte zahlreiche neue Leser gefunden. Der Verfasser, der seitdem nach seinem Vaterlande zurückgekehrt ist, ward dort beinahe mit denselben Ehrenbezeugungen empfangen, wie die mit Wunden und Lorbeern bedeckten Krieger. Seine Berichte haben in der That ein mehr als momentanes Interesse; sie sind zugleich ein merkwürdiger Beitrag zur Verwaltungsgeschichte der englischen Armee. Die Uebersetzer hat bei seiner Bearbeitung alle Details, welche eben nur für den Augenblick ein Interesse hatten und oft bloße Wiederholungen sind, deren sich der Korrespondent im Niederschreiben nicht bewußt war, weggelassen. Dagegen ist die deutsche Bearbeitung insofern selbständiger, als der englische Abdruck, als Letzterer mit dem Tode des Lord Raglan schließt, während in der Ersteren auch die späteren Briefe Russell's bis zur Einnahme von Sebastopol aufgenommen und bearbeitet sind.

— Deutsche Gast- und Kaffeehäuser in London. Den seit einigen Monaten in London erscheinenden deutschen Wochenblatt,*) das nicht ohne eine gewisse politische Mäßigung redigirt wird, wiewohl zu wünschen wäre, daß es sich, gleich seinen englischen „Contemporaries", aller kirchlichen Polemik ganz enthielte, entnehmen wir nachstehende Notiz.

„Schartner, Krauß, Bretz, Bibra, Schütz, Scherzinger, Seyd, Klein — diese Namen sind mehrere andere sind hier sehr populär unter den Deutschen. Es sind dies deutsche Gasthäuser, die nach deutschem Styl eingerichtet sind und in denen man großentheils deutsche Gemüthlichkeit und deutschen, langsamen, gründlichen Biergenuß und Tabackrauch findet. In englischen Bierhäusern giebt es selten einen „Parlour" oder eine Stube, in der man Tische oder Stühle findet, sondern man trinkt gewöhnlich das Bier oder den Gin stehend, ja, es giebt in der City sogar ein Gasthaus, in dem man stehend sein Mittagessen verzehrt. In allen Theilen von London dagegen giebt es seit einigen Jahren deutsche und französische Etablissements, in denen man auf deutsche Manier „kneipen" kann. Der Deutsche, welcher London besucht, ermangelt selten, eines dieser deutschen Gasthäuser zu besuchen. Jedes derselben hat eine andere Physiognomie durch die Kategorie der Gäste, welche man gewöhnlich dort vorfindet. Eines oder zwei derselben sind von politischen Flüchtlingen aus Deutschland besucht, von denen gewöhnlich Einer den Anderen einen Polizeispion nennt. Die Aufwärter sind gleichfalls Deutsche und die Speisekarte gleichfalls deutschen Ohren verständlich. Es sollte uns lieb sein, eine vollständige Liste aller deutschen Gasthäuser Englands geben zu können. Es würde manchen in der Natur des Deutschen im Auslande, alle seine nationalen Eigenthümlichkeiten abzustreifen, dadurch wir mit Vergnügen auf Reminiscenzen an Deutschland in England aufmerksam machen."

— Brocchi's Briefe über Dante. Von Brocchi's *Briefen* über Dante's „Göttliche Komödie", die Herr Professor Fabbrucci in Berlin 1837 in einem italiänischen Abdruck herausgegeben, ist jetzt eine zweite Ausgabe des Letzteren erschienen, vermehrt durch eine von G. B. Niccolini veranlaßte Uebersetzung einer Abhandlung Schelling's über Dante.**) Die von Brocchi angeblich an eine englische Dame, Lady M. Y.,***) gerichteten Briefe, von denen im vorigen Jahre auch eine deutsche Uebersetzung erschienen, geben von dem Inhalte der großen Dantschen Dichtung eine sehr klare Uebersicht, haben zugleich die merkwürdigsten Stellen derselben herans und liefern dazu eine leicht faßliche Erklärung. Schelling's Abhandlung dagegen hat die Symbolik der „Göttlichen Komödie" zum Gegenstande, welche Dichtung darin als ein philosophisch-monumentales Poem bezeichnet wird. Der italiänische Uebersetzer entschuldigt den Mangel an Eleganz der Sprache in dieser Abhandlung mit der Rücksicht, die er auf den philosophischen Gedanken habe nehmen müssen, und beruft sich dabei auf Dante's Worte:

> o qui mi scusi
> La novità, se fior la lingua aborre.

*) Aus dem Feldlager in der Krim. Briefe des Times-Korrespondenten William Russell. Deutsch bearbeitet von Julius Seybt. Leipzig, Lorck, 1856.

*) Londoner deutsches Journal. Für Politik, Kunst, Musik, Literatur und öffentlichen Leben. (Preis einer Nummer 3 Pce. = 2½ Sgr. — vierteljährlich 3 Shill. = 1 Thlr.)

**) Lettere sopra la Divina Commedia di Dante, di G. G. Brocchi. Seconda edizione, contenente le considerazioni filosofiche di F. G. G. Schelling sopra Dante. Per opera e cura di Fabio Fabbrucci, Toscano &c. Berlino, a spese dell' editore, 1855.

***) Es sind dies zwei Buchstaben, die bekanntlich im Italiänischen nicht verkommen. Wahrscheinlich sind sie, dieses ausländischen Zuschnittes wegen, von Brocchi gewählt. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und dem Verleger Brennecke, Behrenstraße Nr. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 14. Berlin, Donnerstag den 31. Januar 1856.

Frankreich.

Ueber die an den Geschichtschreiber zu machenden Anforderungen.

Nach A. Thiers.

Der gegen Ende des Jahres 1855 erschienene zwölfte Band von Thiers' „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches",*) der, den Zeitraum vom April 1810 bis zum Mai 1811 umfassend, die Geschichte der Kontinental-Sperre und des Krieges in Spanien darstellt, wird durch eine Vorrede eröffnet, in welcher der Verfasser dem Publikum seine Ansicht über die Bedeutung der Geschichte und über die an den Geschichtschreiber zu machenden Anforderungen darlegt. Die folgenden ausführlichen Mittheilungen aus dieser Vorrede des berühmten Geschichtschreibers werden den Lesern des „Magazin" nicht unwillkommen sein.

Nachdem Herr Thiers das langsame Vorrücken seines Werkes (im Jahre 1840 hat er dasselbe begonnen) durch die Gewissenhaftigkeit gerechtfertigt, mit der er dafür gesorgt, daß keine (!) ungenaue Thatsache sich in dasselbe einschleiche, spricht er sich über die Aufgabe der Geschichtschreibung und über die Art, wie die Geschichte zu schreiben sei, in folgender Weise aus:

„Ich habe die Geschichtschreibung immer als die Beschäftigung angesehen, die unserer Zeit ganz besonders angemessen ist. Wir haben den Sinn für die großen Thatsachen der Geschichte nicht verloren, und unser Jahrzhundert würde, wenn wir ihn verloren hätten, ihn uns gewiß wiedergegeben haben; es hat uns die Erfahrungen gebracht, die uns in den Stand setzen, die großen geschichtlichen Thatsachen richtig zu würdigen. Ich habe mich also seit meiner Jugend mit Vorträumen den geschichtlichen Arbeiten hingegeben, überzeugt, daß ich thäte, was mein Jahrhundert zu thun vorzugsweise geeignet ist. Wenn mir in Gegenwart schwankender Throne, im Schooße von Versammlungen, die durch die Worte mächtiger Volksredner erschüttert oder durch Volkshaufen bedroht wurden, Zeit zur Ueberlegung blieb, sah ich weniger dieses oder jenes nur unserer Zeit angehörige Individuum, als vielmehr die ewigen Gestalten aller Zeiten und aller Völker, die ehemals in Athen, in Rom, in Florenz so aufgetreten waren, wie die, welche ich vor meinen Augen auftreten sah. Ich war weniger erregt, weil ich weniger überrascht war, weil ich nicht einer Scene eines Tages, sondern dem ewigen Drama beiwohnte, welches Gott in Scene gesetzt, indem er den Menschen mit seinen großen und kleinen, seinen gemeinen und edlen Leidenschaften, den Menschen, der sich immer gleich bleibt, der immer durch die seiner Natur ewig innewohnenden Gesetze in Bewegung gesetzt und geleitet ist, auf der Bühne der menschlichen Gesellschaft zu handeln berufen hat.

Mein Leben, darf ich sagen, ist eine lange, historische Studie gewesen, und ich habe fast immer das, was am mich her vorging, auf das bezogen, was sonst geschehen war, um zu finden, worin Beides einander gleich oder verschieden von einander war. Diese fortwährende vergleichende Betrachtung ist, meiner Meinung nach, die wahre Vorbereitung zur echten Geschichtschreibung. Aber die Beobachtung der Natur, der Wirklichkeit, ist nicht genug; es ist zur guten Geschichtschreibung noch eine gewisse Gabe nöthig. Worin besteht diese? Im Geistreichthum, in der Einbildungskraft, in der Kritik, in der Kunst der Darstellung, im Talent zu schildern? Ich muß antworten, daß es für den Geschichtschreiber wünschenswerth wäre, alle diese Gaben zugleich zu besitzen, und daß jedes Geschichtswerk, in welchem eine einzige dieser seltenen Gaben hervortritt, ein schätzenswerthes und ein von den folgenden Geschlechtern hochgeschätztes Werk ist. Ich muß zugeben, daß es sehr viele Arten giebt, die Geschichte gut zu schreiben, daß man sie wie Thucydides, wie Xenophon, wie Polybius, wie Titus Livius, wie Sallust, wie Cäsar, wie Tacitus, wie Commines, wie Guicciardini, wie Machiavel, wie Saint-Simon, wie Friedrich der Große, wie Napoleon schreiben kann. Jeder der Genannten hat seine eigenthümliche, ihn auszeichnende Art, die Geschichte zu schreiben, und Jeder von ihnen hat sie gut geschrieben. Giebt es aber nicht auch eine dem Geschichtschreiber wesentliche Gabe, ohne welche die Geschichte gut zu schreiben unmöglich ist?

„Meiner Meinung nach ist diese Gabe das, was man im gewöhnlichen Leben Verstand nennt. Wer damit begabt ist, faßt sogleich, was man ihm sagt oder auch nur andeutet; er begreift, wenn es ein Kind ist, das, was man ihm auseinandersetzt; wenn es ein Handwerker ist, das, was man von ihm ausgeführt haben will; wenn es ein Staatsmann ist, die Ereignisse, ihre Ursachen, ihre Folgen; er erräth die Charaktere, ihre Neigungen, das Benehmen, welches man von ihnen zu erwarten hat, und geräth über Nichts in Erstaunen, auch über das nicht, was ihn tief betrübt. Diese Gabe in Bezug auf die großen Gegenstände der Geschichte ist, meiner Meinung nach, die mit der aus der Praxis des Lebens hervorragenden Erfahrung dem Geschichtschreiber durchaus nothwendige Gabe; hat er sie, so finden sich auch die anderen wünschenswerthen Eigenschaften bei ihm ein. Hat man das, was ich Verstand nenne, so sondert man leicht das Wahre von dem Falschen, läßt sich nicht durch die überlieferten Annahmen täuschen, so hat man Kritik, faßt den Charakter der Menschen und der Zeiten richtig auf, übertreibt Nichts, macht Nichts zu groß oder zu klein, giebt jeder Persönlichkeit ihre wahren Züge, beseitigt alle Schminke, schildert richtig; so begreift man und macht Anderen begreiflich, wie die Thatsachen zu Stande gekommen; Diplomatie, Verwaltung, Krieg, Seewesen weiß man dann auf eine allgemein verständliche Weise darzustellen; die Reihenfolge, in der die so gewonnenen Materialien vorzuführen sind, findet man dann in der Verkettung der Begebenheiten selbst; man läßt dem Strome der Zeit seinen Lauf, seine Macht, seine natürliche Anmuth; man ist gerecht und billig, weil man die Kenntniß der Menschen hat, durch welche die Leidenschaften am besten beruhigt werden. Als Beispiele, welche es bestätigen, daß der Verstand fast allein dazu befähigt, gute Geschichtwerke zu schreiben, mögen Guicciardini und Friedrich der Große dienen.

„Guicciardini hatte nie daran gedacht, ein Geschichtschreiber zu werden; er war Diplomat, Staatsbeamter, zeitweise auch Militair gewesen, aber er war einer der hellsehendsten Geister, die je existirt haben, besonders in politischen Angelegenheiten. Nicht weiffend, womit er sich in seiner Zurückgezogenheit, am Abende seines Lebens, beschäftigen sollte, schrieb er die Geschichte seiner Zeit, und er that es mit einer Einfachheit in der Erzählung, mit einer Kraft in der Schilderung, mit einer Tiefe im Urtheil, welche seinem Geschichtswerke eine Stelle unter den vorzüglichsten Schöpfungen des menschlichen Geistes geben. Sein Periodenbau ist lang, verwickelt, mitunter etwas schwerfällig, und doch schreitet er lebendig fort, wie ein lebhafter Mensch, der auch mit schlimmen Beinen rasch vorwärtskömmt. Er kannte gründlich die menschliche Natur; die Portraits, die er von den bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit giebt, haben ewigen Werth, weil sie wahr, einfach und kräftig gezeichnet sind.

„Friedrich der Große liebte leidenschaftlich die Wissenschaften; diese Liebe zu den Wissenschaften erhielt ihn aufrecht, wenn sein Glück ihn verlassen zu haben schien. Nach verlorenen Schlachten tröstete er sich durch die Dichtung schlechter Verse, schlecht nicht in Beziehung auf die Gedanken, die meist tief und pikant sind, sondern in Beziehung auf die Form, die überall sehr mangelhaft ist. Da er nur zur Erholung schriftstellerte, so hatte er immer nur Werke von geringem Umfange geschrieben; die Kunst, ein Buch zu schreiben, war ihm eben so fremd, als die, korrekt zu schreiben. Und doch hat dieser König in der Geschichte seines Hauses und seiner eigenen Regierung in schlechtem Französisch und in sonderbarem Styl ein klares, lebendiges und fast vollkommen wahres Bild seiner merkwürdigen Zeit geliefert, die nur durch ihn und durch einige französische Schriftsteller groß ist. Die Darstellung ist nicht kunstvoll, aber geordnet und interessant; die Charaktere sind mit Meisterhand gezeichnet; seinen Urtheilen aber fehlt die Gerechtigkeit und die Würde eines Richters. (!) Dem frivolen Geiste seiner Zeit ergeben, alle Könige, welche er gedemüthigt, ihre Generale, welche er besiegt, ihre Minister, welche er überlistet hatte,

*) Histoire du Consulat et de l'Empire, par A. Thiers, ancien Président du Conseil des Ministres, Membre de la Chambre des Députés et de l'Académie Française. Tome douzième. Vgl. Nr. 10 des „Magazin".

verachtend, nur in der Gesellschaft von Gelehrten, die durch ihre Eitelkeit ihm oft Gelegenheit zum Lachen gaben, sein Vergnügen suchend, leidenschaftlich und cynisch, — hat er der Geschichte den Ton der üblen Nachrede gegeben, doch ist nicht zu leugnen, daß er die Geschichte, die er geschrieben, mit dem tiefsten Verständniß und mit der gesundesten Urtheilskraft geschrieben.*)

„Diese beiden Beispiele zeigen zur Genüge, daß, wer das Verständniß für die Menschen und für die Dinge hat, den wahren Geist der Geschichte hat. Freilich aber hat man, um ein guter Geschichtschreiber zu sein, außerdem auch eine gewisse Kunst nöthig, zusammenzustellen, zu schildern, die Farben, das Licht gehörig zu vertheilen, ferner auch ein gewisses Talent zur Schriftstellerei. Zum Verständniß muß die Erfahrung, die Berechnung, d. h. die Kunst, hinzukommen.

Die Ereignisse, die der Geschichtschreiber darzustellen hat, gehen an verschiedenen Orten vor; um sie übersichtlich in ihrem Zusammenhange dem Leser vorzuführen, hat der Geschichtschreiber eine gewisse Geschicklichkeit nöthig, von diesem Schauplatze zu jenem überzugehen, und die Thatsachen von untergeordneter Bedeutung, die er, um die Hauptsache klarer hervortreten zu lassen, hat vernachlässigen müssen, an den geeigneten Stellen nachzuholen; er muß sich fortwährend rechts, links, zurück wenden, ohne die Hauptsache aus dem Auge zu verlieren, ohne das Interesse an ihr ermatten zu lassen, ohne Etwas wegzulassen; denn eine jede weggelassene Thatsache ist ein Vergehen nicht blos gegen die materielle Genauigkeit, sondern gegen die moralische Wahrheit, weil eine jede Thatsache, wie geringfügig sie scheinen mag, als Ursache oder als Wirkung in dem allgemeinen Zusammenhange ihren Werth hat. Und doch darf der Geschichtschreiber auch wieder nicht außer Acht lassen, daß der, für den er schreibt, wie er selbst, ein endliches Wesen ist, welches immer nach dem Unendlichen trachtet, ein Wesen, welches Alles wissen will und welches nicht die Geduld hat, Alles sich erzählen zu lassen. (Schluß folgt.)

England.

Fielding's Leben und Zeiten.

(Schluß.)

„Tom Jones" ist fast in alle europäische Sprachen übertragen worden. Nicht lange nach dem Original erschien in Paris eine französische Version von Herrn de la Place, mit Kupfern von Gravelot, die aber durch ein königliches Arrêt als „unsittlich" verboten wurde, und zwar zu derselben Zeit, als man die Romane des jüngeren Crébillon ohne Hinderniß veröffentlichen ließ! Ins Spanische wurde es und dem Französischen von Don Ignacio de Ordejon übersetzt und 1796 zu Madrid in vier Bänden herausgegeben. Eine schwedische Bearbeitung erschien 1765 in Westeraß; eine holländische bald darauf in Amsterdam. Franciszek Zablocki übertrug es 1793 auf Veranlassung des Fürsten Czartoryski ins Polnische. Eine russische Version, von Charlamov nach dem Französischen bearbeitet, erschien 1770 — 71 in vier Bänden zu St. Petersburg und 1787 in einer zweiten Auflage zu Moskau; eine zweite, unmittelbar dem Original entnommene Uebersetzung wurde vor einigen Jahren von dem Journal Sowreménnik geliefert. Am reichhen ist in dieser Beziehung die deutsche Literatur. Hirsching spricht in seinem „historisch literarischen Handbuche" (1795) von einer dreißig Jahre früher erschienenen Uebertragung des „Tom Jones", wahrscheinlich derselben, die nach Heinsius im Jahre 1771 zu Hamburg veröffentlicht wurde. Eine neue Bearbeitung und der Feder des Professors Schmidt kam 1780 in Nürnberg heraus; beide wurden jedoch von der Uebersetzung J. J. Bode's (sechs Bände; Leipzig, 1786—88) verdrängt, die lange unerreicht dastand. In der von Brockhaus herausgegebenen „Bibliothek klassischer Romane" erschien endlich 1826 eine neue Version von Lübemann und 1840 eine von Diezmann in der „Bibliothek der älteren Romandichter Englands". Es verdient Bemerkung, daß das englische Original des „Tom Jones" in Deutschland wenigstens in drei Ausgaben erschienen ist: zuerst in Dresden 1773, dann in Basel 1791, endlich in Marburg 1814—24. Der letzte dieser drei Abdrücke, in fünf Bänden, ist mit kritischen und erklärenden Anmerkungen von Karl F. C. Wagner versehen.

Ein späterer Roman, „Amelia", ist zwar gleichfalls reich an gelungenen Einzelnheiten, feiner Charakterzeichnung und treffenden Bemerkungen über Zeit und Sitten, bleibt aber in Plan und Ausführung weit hinter „Tom Jones" zurück. In der Heldin des Buches schilderte Fielding seine erste Frau, für deren Andenken er stets die innigste Verehrung an den Tag legte, obgleich er nach dem Tode derselben ihre Magd geheiratet hatte.

Die bedeutenden Honorare, welche Fielding für diese Arbeiten empfing, trugen nicht wenig dazu bei, seine pekuniären Umstände zu verbessern, ohne daß die Verlegenheiten je ganz aufhörten, in die ihn sein genialer Leichtsinn stürzte. Schon einige Jahre früher hatte er auf Verwendung seines Freundes Lyttleton die Stelle eines Friedensrichters für die Grafschaft Middlesex erhalten — ein ziemlich einträgliches Amt, zu welchem ihn seine juristischen Studien befähigten, aber welches zu jener Zeit beim Publikum in starkem Mißkredit stand. Man betrachtete einen solchen Justizbeamten, der von seinen Sporteln lebte, als einen Mann, der mit der Gerechtigkeit Handel trieb, der die kleinen Diebe hängen und die großen laufen ließ, und *Fielding* selbst hatte in seinen Lustspielen den Charakter dieser Magistratspersonen der öffentlichen Verachtung preisgegeben. Es war in der That eine seltsame Zeit, als der Verfasser des „Tom Jones" in Bow-Street zu Gericht saß; trotz der drakonisch strengen Gesetze blieben die schwersten Verbrechen straflos, und die Straßen der englischen Hauptstadt waren so unsicher, wie heutzutage die Gebirge Apuliens und der Kirchenstaat. „Bei Nachtzeit wagte ein friedlicher Bürger nicht auszugehen, und wenn er eine Reise von fünfzig oder sechzig Miles unternahm, so machte er sein Testament, ehe er seinen Platz in der Postkutsche belegte. Die berüchtigtsten Straßenräuber und Schwindler gingen frank und frei an öffentlichen Oertern umher, unbelästigt von den Polizei-Beamten und von dem Pöbel mit Bewunderung angestaunt. Um das Verbrechen zu verhüten und die Missethäter zu entdecken und zu verhaften, wurden die unzulänglichsten Mittel angewendet. Die nächtlichen Wächter der engen, schlecht erleuchteten Straßen Londons waren schwache, alte Männer, die den Armengesetzen zur Last gefallen und im Arbeitshause untergebracht worden wären, wenn man sie nicht dazu gebraucht hätte, das Leben und das Eigenthum der unglücklichen Bewohner der Hauptstadt zu schützen. Mit solchen Männern, als einzigen Sicherheits-Beamten, war es für den in seinem Handwerke erfahrenen Dieb ein Leichtes, die Nachbarsleherenden der Uhr und der Börse zu entledigen. Wurde ihm die Beute nicht auf die erste, höfliche Aufforderung überliefert, so lag der Widerspenstige bald betäubt oder gar leblos auf dem Pflaster, während der Bandit ruhig von dannen ging, um sein Gewerbe in einem anderen Stadtviertel fortzusetzen. Die Gerichtsdiener (Bow Street Officers), denen die Habhaftwerdung gefährlicher Verbrecher unmittelbar oblag, zeichneten sich ebenfalls durch unglaubliche Nachlässigkeit und Pflichtvergessenheit aus. Der öffentlichen Gerechtigkeit zum Hohne sah man bekannte Missethäter oft monatelang, nachdem Verhaftsbefehle gegen sie erlassen worden, in den Straßen Londons umhergehen, ohne einen Versuch, sich zu verbergen, ihre nächtlichen Spelunken besuchend und ihren gesetzlosen Beruf ohne Störung oder Hinderniß verfolgend. Jeder Dieb gehörte nämlich damals zu einer mächtigen Zunft, die ihre Armee von Spionen und Gurgelschneidern und Schaaren von heimlichen Verbündeten hatte. Nicht selten war der Polizeibeamte selbst in diese Verbrüderung eingeschlossen; noch häufiger aber gebot ihm die Vorsicht, auch die notorischsten Verbrecher unbehelligt zu lassen. „Wie lange", schreibt Fielding in seiner Abhandlung über die Zunahme von Räubern, „haben Straßenräuber in diesem Königreiche geherrscht, nachdem sie öffentlich als solche bekannt waren! Haben nicht einige von diesen ihre Raubthaten bei hellem Tageslichte, im Angesicht einer zahlreichen Menschenmenge, begangen und sind dann feierlich und im Triumph durch die benachbarten Städte geritten, ohne angehalten oder zur Rede gestellt zu werden? Es ist mir von Gerichtsdienern gestanden worden, daß sie an dergleichen Leuten mit Verhaftsbefehlen gegen sie in der Tasche vorbeigegangen sind, ohne daß sie es wagten, sie festzunehmen, und man konnte es ihnen kaum verdenken, daß sie sich nicht dem sichren Untergang aussetzten, denn es ist eine traurige Wahrheit, daß heutigestages, sobald ein Spitzbube in gewissen Revieren Lärm macht, zwanzig oder dreißig bewaffnete Bösewichter sich bereit finden, ihm zu Hülfe zu eilen.""

Indessen waren die Straßenräuber und Wegelagerer im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert keineswegs die gemeinen, profanischen Wesen, die sie seitdem geworden sind. Verzweifelte Wagehälse gingen damals „auf die Straße", als das geeignete und rechtmäßige Terrain für kühne, unternehmungslustige Geister. Es fanden sich unter ihnen oft Leute von guter Familie, romantische Abenteurer à la Rinaldo Rinaldini, wie der berühmte Claude Duval, das Muster eines feinen Gentleman, der in mancher rührenden Ballade besungen wurde. Horace Walpole giebt uns ein anziehendes Bild von einem berartigen Banditen von Profession, dessen Schicksal außerordentliche Theilnahme, namentlich bei dem schönen Geschlecht, erregte. In einem Schreiben an Sir H. Mann vom August 1750 sagt er: „Ich bin seit ein paar Tagen in der Stadt und höre von nichts Anderem reden als von Mac-Lean, einem fashionablen Straßenräuber, der soeben verhaftet worden und der unter vielen Anderen auch mich beraubt hat. Seine Geschichte ist ganz merk-

*) Herr Thiers, der gewiß die Werke Friedrich's des Großen lange nicht gelesen, sollte nur einmal in den „Mémoires de Brandebourg", am Schlusse des vom großen Kurfürsten handelnden Abschnittes die Plutarchische Nebeneinanderstellung dieses Fürsten und Ludwig's XIV. einer Prüfung unterwerfen, um sich zu überzeugen, welcher gerechte und würdige Richter der König als Geschichtschreiber war und wie wenig seine Darstellung in den Ton der üblen Nachrede verfällt. In der Geschichte seiner Zeit und des siebenjährigen Krieges hatte der König allerdings oft die Aufgabe, kleine Geister und kleinliche Geschichten darzustellen, und daher manchmal der ironische Ton, der jedoch weit entfernt von dem „ton de la médisance" ist. D. R.

würdig; er iſt der Sohn eines iriſchen Dechanten, und ſein Bruder iſt ein ſehr geachteter Geiſtlicher im Haag. Er ſelbſt war Spezereihändler; nachdem er aber vor zwei Jahren ſeine Frau, die er innig liebte, und ſein einziges Kind verloren, gab er das Geſchäft auf, brachte die zweihundert Pfund, die er noch im Vermögen hatte, bald durch und begab ſich dann auf die Straße mit nur einem Gefährten, einem Apothekergeſellen, Namens Plunket. Mac-Lean hatte ein Quartier in der St. James-Straße, White's (einem ariſtokratiſchen Klubhauſe) gegenüber, und ein zweites in Cheſſea, Plunket eines in der Jermyn-Straße, und ihre Geſichter waren in dieſer Nachbarſchaft ſo gut bekannt, wie die jedes anderen Gentleman, der hier wohnt und vielleicht auch auf die Straße geht." Ein paar Tage nachher ſchreibt Walpole an denſelben Korreſpondenten: „Mac-Lean iſt verurtheilt und wird gehängt werden. Seine Berufsgenoſſen treiben es jetzt in der That auch gar zu arg. Sonntag Abend ſaß ich in meinem Speiſeſaal, die Uhr hatte noch nicht elf geſchlagen, als ich ein lautes Geſchrei: „Halt den Dieb!" hörte. Ein Straßenräuber hatte eine Poſtchaiſe in Piccadilly angefallen; er wurde verfolgt, rief den Nachtwächter über den Haufen, brachte ihn faſt um und entkam." Zu einem zwei Jahre ſpäter datirten Schreiben entwirft der nämliche Briefſteller ein noch ſchwärzeres Gemälde von dem Zuſtande Londons um die Mitte des vorigen Jahrhunderts: „Es iſt entſetzlich, wenn man bedenkt, in welche Schlachtbank ſich dieſes Land verwandelt hat. Heute früh wurden ihrer Siebzehn hingerichtet, nachdem ſie Freitag Nacht den Schließer in Newgate ermordet und ſich faſt einen Weg aus dem Gefängniß gebahnt hatten. Wer ausgeht, und wäre es auch nur Mittags, muß ſich wie zu einer Schlacht rüſten."

Die blutige Strenge des engliſchen Kriminal-Kodex hielt mit der Zunahme der Verbrechen Schritt, oder half ſie vielmehr befördern. „Während der Regierungen der beiden erſten Monarchen aus dem Hauſe Hannover wurde das Leben eines Menſchen im Vergleich mit der Sicherheit des Eigenthums als eine Sache von ſehr geringer Wichtigkeit betrachtet. Sobald eine gewiſſe Klaſſe von Vergehen gegen das Privat-Eigenthum, wie z. B. Fälſchungen, Kabendiebſtähle, ja, ſogar die muthwillige Zerſtörung von Bäumen in Garten-Anlagen oder das Abſchneiden einer Pflanze in einem Hopfenacker, ſich in beunruhigender Weiſe vermehrte, wurde ſie mit der Todesſtrafe belegt. Georg II. ſoll ſich dahin ausgeſprochen haben, daß eine ſchöne junge Eiche mehr werth ſei, als ein Menſchenleben; der Menſch könne leicht wieder erſetzt werden, die Eiche nicht. In jeder Sitzung des Aſſiſengerichts wurden Dutzende von Männern oder auch wohl von Knaben und Frauen mit der kaltblütigſten Gleichgültigkeit zum Galgen verurtheilt, und ſelbſt Blackſtone, der große Lobredner des engliſchen Rechtsſyſtems, wagt in ſeinen Kommentarien die Aufmerkſamkeit nur ſchüchtern auf die traurige Wahrheit zu lenken, daß unter den mannigfachen Handlungen, deren ſich der Menſch ſchuldig machen könne, nicht weniger als hundertſechzig durch Parlamentsakte für Felonieen ohne Benefit of clergy, d. h. mit anderen Worten der unnachſichtigen Todesſtrafe würdig, erklärt worden ſeien.

„Es bedarf kaum der Erwähnung, daß eine ſo harte, dem milderen Geiſte des engliſchen Gemeinrechts fremde Geſetzgebung den Zweck geradezu vereitelte, den man dadurch zu erreichen ſuchte. Der Straßenräuber zögerte nicht, das Verbrechen des Mordes mit dem des Raubes zu vereinigen, da die Strafe ſich in beiden Fällen gleich blieb. Wo ein harmloſer Knabe, der einen Baum umgehauen, und eine Dienſtmagd, die in einem unbewachten Augenblick einen kleinen Diebſtahl begangen hatte, auf demſelben Galgen mit dem brutalen Mörder endeten, verlor die Todesſtrafe viel von ihren Schrecken und ihrer Schande. Aber das größte Unheil, welches aus dieſer ſchonungsloſen Strenge des Kriminalgeſetzes hervorging, beſtand in der natürlichen Abneigung, es in Kraft zu ſetzen, die ſowohl die Richter, als die Geſchworenen und die Kläger empfanden. Man ließ techniſche Einwände von der abgeſchmackteſten Art gelten, wo es darauf ankam, ein Menſchenleben zu retten. Die Geſchworenen weigerten ſich, ohne Rückſicht auf ihren Eid und den klarſten Beweiſen zum Trotz, ein Verdammungsurtheil zu fällen oder begingen einen frommen Betrug, indem ſie den Werth einer Banknote von Einem Pfund für geringer als einen Schilling erklärten. Man vermied ſo viel als möglich, eine peinliche Anklage zu erheben, um der Verantwortlichkeit zu entgehen, einen Mitmenſchen dem Schafott zu überliefern, und ſelbſt wenn dem Verbrecher der Prozeß gemacht wurde, ſuchten die Furchtſamen und Mitleidigen ſeine Freiſprechung durch Verſchweigung gravirender Umſtände zu erleichtern. Für den verhärteten Uebeltäter war eine ſolche Lage der Dinge außerordentlich günſtig. Er lächelte verſchmitzt, wenn ſein Advokat einen glücklichen Formfehler in der Klageſchrift entdeckte oder einen unbequemen Zeugen geſchickt zu beſeitigen wußte, und wenn auch dies fehlſchlug, hatte er noch immer die Hoffnung, daß entweder der Kläger oder die Jury der Sache eine nachſichtige Auslegung geben werde, um nur nicht hängen zu müſſen. Hatte er einen erheblichen Diebſtahl begangen, und ſprachen die Thatſachen zu ſehr gegen ihn, als daß eine Freiſprechung möglich war, ſo ſchritten die weichherzigen Geſchworenen zur Abſchätzung der geſtohlenen Gegenſtände und erklärten feierlich, daß ihr Werth ſich auf nicht mehr als einen Schilling belaufe. Statt zum Galgen, wurde er dann zum Staupbeſen verdammt — eine Strafe, die zwar einen unangenehmen Klang hat, bei der aber der Verurtheilte von neuem lächelte, da er wußte, daß ſie eine Poſſe ſei, wie der ganze Prozeß. Sobald der Delinquent mit entblößtem Rücken an den Karren gebunden wurde, um durch die Straßen gepeitſcht zu werden, drängten ſich ſeine Helfershelfer hinzu, rannten den Büttel über den Haufen und boten ihre ganze Geſchicklichkeit auf, ihn in ſeinen Operationen zu ſtören; oder, wenn es nöthig war, wurde eine kleine Emeute improviſirt, um die Ausführung des Urtelsſpruchs zu verhindern, bis endlich der glückliche Dieb, unberührt von der neunſchwänzigen Katze, von dem Karren losgebunden ward und vielleicht ſchon am folgenden Tage zu ſeinem alten Handwerk zurückkehrte.

„Die Peitſche war um dieſe Zeit ſehr im Schwung. Ein Lehrburſche, der in ſchlechte Geſellſchaft gerieth und ſeinen Meiſter beſtahl, wurde öffentlich durch die Straße gepeitſcht, in der der Meiſter wohnte, und wenn er nicht ein alter Sünder war, von Schaaren entſchloſſener Gefährten unterſtützt, ſo fielen die Hiebe mit unerbittlicher Strenge auf ihn nieder, und er war auf Lebenszeit entehrt und zugrundgerichtet. Auch Frauen wurden bei hellem Tage durch die Straßen Londons gepeitſcht, dem öffentlichen Anſtande zum Hohn und zur Schmach des Nationalcharakters. Und was war das Reſultat dieſer unmenſchlichen Strafen? Trugen ſie dazu bei, von dem Verbrechen abzuſchrecken oder einen heilſamen Reſpekt für das Geſetz und ſeine Wächter einzuflößen? Die Antwort findet ſich in den Kriminal-Regiſtern jener Periode, die von Beiſpielen der Grauſamkeit und Brutalität ſtrotzen, welche heutzutage glücklicherweiſe unerhört ſind.

„Wie die Häufigkeit der Todesſtrafe geeignet war, die Achtung für das Heiligthum des menſchlichen Lebens zu ſchwächen, ſo war auch die Art, in der dieſe Strafen vollzogen wurden, nicht minder ſchmachvoll für das Geſetz, als entſittlichend für das Volk. Mit einer Ruhe ſo entſetzlichen als ſinnloſen Barbarei wurden weibliche Delinquenten, welche ſich gewiſſer Vergehen ſchuldig machten, die unter die Rubrik des Hochverrathe gehörten, lebendig verbrannt. Zu ſolchen Verbrechen wurde auch die Falſchmünzerei gerechnet, und noch im Jahre 1777 ſah man ein kleines, kaum vierzehnjähriges Mädchen auf Grund einer derartigen Anklage zu jenem fürchterlichen Tode verdammen, von dem es nur durch einen Zufall gerettet ward. Empörende Strafen paarten ſich mit einer faſt eben ſo empörenden Milde. Man erlaubte den Verbrechern, auf dem Wege von Newgate nach Tyburn (dem Richtplatz) Branntwein zu trinken, und ſie wurden oft in berauſchtem Zuſtande „abgethan". Aus einer Art von rohem Mitleiden ließ man unglückliche Menſchen, die wegen geringfügiger Vergehen aus der Welt geſchafft wurden, ſich in Bewußtloſigkeit verſenken, um den Qualen des Todes zu entgehen. Auch jetzt ſind öffentliche Hinrichtungen, obwohl ſie nur in langen Zwiſchenräumen und wegen der abſcheulichſten Verbrechen ſtattfinden, ein keineswegs erbauliches Schauſpiel; welchen Eindruck mußten ſie aber hervorbringen, wenn zu den gewöhnlichen Scenen des Tumults und des Leichtſinns ſich der Anblick eines menſchlichen Weſens geſellte, das, von Branntwein betäubt, am Rande des Jenſeits ſtand!

„Solches waren die ſozialen Zuſtände der Hauptſtadt und ſolches der Geiſt, der den engliſchen Kriminal-Kodex beſeelte, als Fielding ſeine richterlichen Functionen antrat. Bei ſeinem thätigen Charakter und feurigen Temperament drehte man vorausſehen, daß er mit aller Kraft ſich der Aufgabe widmen würde, die in ſeinem Bereich ſtehenden Mißbräuche bloßzulegen und zu beſeitigen; ob er aber ſeinen gewöhnlichen Berufspflichten, der täglichen, mühſamen Routine ſeines Amtes gewachſen ſei, ſchien mehr als zweifelhaft. Obwohl noch nicht alt an Jahren, war er doch alt an Körper; ihn marterte die Gicht in ihrer heftigſten und bösartigſten Form. Und hätte er ſich auch einer ungeſtörten Geſundheit erfreut, ſo konnten doch die Unregelmäßigkeiten ſeines früheren Lebens, ſeine literariſchen Neigungen und die ihm mangelnden praktiſchen Gewohnheiten die Beſchäftigung rechtfertigen, daß er die ungeſunde Luft von Bow-Street ſo viel als möglich vermeiden und wenig Vergnügen darum finden würde, die Ausſagen widerſtreitender Zeugen zu vernehmen und die verworrenen Details gemeiner Verbrechen zu prüfen. Dergleichen Beſchäftigungen erwieſen ſich jedoch als grundlos. Der Litterat und Romanſchreiber entwickelte alle Eigenſchaften einer tüchtigen Magiſtratsperſon, und die Zeitungsberichte des Tages geben uns unzweideutige Kunde von der Gewandtheit, Thätigkeit und Energie, die er in der Ausübung ſeiner Pflichten zeigte."

Es war in dieſer Stellung, die ſeine Zeit und ſeine Kräfte gleichmäßig in Anſpruch zu nehmen ſchien, daß er Muße fand, die letzte Hand an ſeinen „Tom Jones" zu legen, ſeine „Amelia" zu ſchreiben und eine humoriſtiſch-ſatiriſche Wochenſchrift, unter dem Titel The Covent-Garden Journal, herauszugeben. Allein ſeine Geſundheit

Google

der lange Kampf mit der Sorge und dem Elend hatten seinen von Natur athletischen Körper geschwächt und zerrüttet, und Asthma, Wassersucht, Gicht vereinigten sich, ihn langsam, aber qualvoll dem Tode entgegenzuführen. In der Hoffnung, durch eine mildere Luft den Fortschritten der Krankheit Einhalt zu thun und seine erschlafften Lebenskräfte zu stärken, schiffte er sich nach Lissabon ein, wo er zwei Monate nach seiner Ankunft, am 8. Oktober 1754, im achtundvierzigsten Jahre seines Alters starb. Ein einfaches Denkmal, welches 1830 auf Kosten der in Lissabon domizilirten Briten erneuert wurde, bezeichnet die Stelle, wo die irdische Hülle eines der genialsten Vertreter der englischen Literatur in fremder Erde modert.

„Ich kann nicht versuchen oder hoffen", sagt Thackeray in seinen „Vorlesungen über die englischen Humoristen", „einen Helden aus Henry Fielding zu machen. Warum seine Fehler verschweigen? Warum seine Schwächen unter einer Wolke von Periphrasen verbergen? Warum sollen wir ihn nicht zeigen, wie er ist; nicht in eine marmorne Toga gehüllt und in heroischer Positur drapirt, sondern mit tintegeschwärzter Krause und Weinflecken auf seinem rothgen Trefferrock, und auf seinem männlichen Antlitz die Spuren von Vergnügungssucht, von Krankheit, Gutmüthigkeit, Sorge und Wein. Befleckt, wie Ihr ihn seht, und von Leiden und Ausschweifungen entstellt, hat er einige der köstlichsten menschlichen Eigenschaften und Gaben beibehalten. Er hat eine bewundernswürdige natürliche Wahrheitsliebe, den entschiedensten, instinktmäßigsten Widerwillen gegen die Heuchelei und die glückliche satirische Fähigkeit, sie zu verspotten. Sein Witz ist mit einer wunderbaren Weisheit und Entlarvungskraft ausgestattet; er umblitzt einen Schwindler und beleuchtet einen Schuft wie die Laterne eines Policeman. Mitten unter seinen Unvollkommenheiten eines der mannhaftesten und gütigsten der menschlichen Wesen, achtet er die weibliche Unschuld und die kindliche Zartheit, wie nur eine so großherzige, muthige Seele sie achten und schonen kann. Er würde nicht so tapfer, so edelmüthig, so wahrheitsliebend sein, wie er ist, wäre er nicht zugleich auch unendlich barmherzig, mitleidsvoll und zartfühlend. Seine Börse steht Jedem offen; Gutmüthigkeit und Freigebigkeit sind ihm angeboren. An gemeinen Vergnügungen mag er Geschmack finden, einen gemeinen Geist hat er aber nicht; er bewundert von ganzem Herzen gute und tugendhafte Menschen, läßt sich zu keiner Schmeichelei herab, hegt keinen Groll, verachtet alle ehrlose Handlungen, übt redlich seine öffentlichen Pflichten, wird von seiner Familie zärtlich geliebt und stirbt bei seiner Arbeit."

Nord-Amerika.

Die Indianer-Sprachen von Nord- und Süd-Amerika.

Ueber ein nächstens in London im Druck erscheinendes Werk eines Deutschen über die Literatur der Indianer-Sprachen Amerika's giebt die deutsche „New-Yorker Staats-Zeitung" folgende Nachrichten:

„Wir haben vor kurzem das Manuskript einer literarischen Arbeit über die Indianer-Sprachen des amerikanischen Kontinentes gesehen, welchem wir, als einem Ergebnisse deutscher Studien und deutschen Geistes in Amerika, eine kurze Besprechung widmen zu müssen glauben.

„Bereits im Jahre 1852 verreiste unser durch mehrere wissenschaftliche Arbeiten bereits wohl bekannte Mitbürger, der Advokat Ludwig, der hiesigen ethnologischen Gesellschaft, deren Mitglied er ist, ein Manuskript, in welchem, unter dem Titel: „The Literature of American Aboriginal Linguistics", ein genaues, mit unendlichem Fleiße ausgearbeitetes Verzeichniß aller über die Sprachen der Indianer unseres Welttheiles erschienenen Wörterbücher, Wörtersammlungen, Sprachlehren und grammatikalischen Notizen gegeben ist. Diese Arbeit blieb hier nun in dem engen Kreise der Mitglieder der ethnologischen Gesellschaft liegen, da unsere amerikanischen „Natives" sich fein hüten, irgend Etwas, was einigermaßen zum Lobe eines „foreign born citizen" dienen könnte, bekannt werden zu lassen. Unter europäischen Sprachforschern ward sie dagegen bekannt, in gelehrten Korrespondenzen mehrfach besprochen, und so kam es, daß, als Anfangs dieses Jahres der im Fache der Sprachkunde größte Buchhändler Londons, Herr Trübner (auch ein Deutscher und ebenso durch seine Kenntnisse wie durch seinen Fleiß und dessen Erfolge bekannt) hier herüberkam, derselbe dem Herrn Ludwig Anerbietungen zur Herausgabe seiner für die Sprachkunde so wichtigen Arbeit machte. Eine Einigung kam bald zu Stande, das Manuskript wurde überarbeitet und ist letzthin mit der „Baltic" nach London zum Drucke abgegangen.

„Auf fünfhundertundfünf Seiten giebt dieses Manuskript Nachricht über eine große Anzahl von Schriften und Aufsätzen über amerikanische Hauptsprachen, Sprachen und Dialekte. Das Namensverzeichniß zählt achthundertundneunzehn derselben auf, und manche Sprachen haben so zahlreiche Bearbeiter gefunden, daß man kleine Bibliotheken über sie sammeln könnte. Dies ist jedoch mehr bei den indianischen Sprachen des spanischen Amerika der Fall. Von den Sprachen unserer Indianer ist bei der Chippewayß am häufigsten bearbeitet worden.

„Wie wir hören, war es in Frage, ob bei einem so rein amerikanischen Gegenstande, wie dem der Sprachen der eigentlichen „Natives" unseres Kontinents, das Smithsonische Institut sich betheiligen und für eine Anzahl Exemplare des Werkes subskribiren solle. Wir wissen nicht, wie sich das Institut entscheiden hat, können aber den Wunsch nicht verhehlen, daß solche Denkmale deutschen Fleißes, die unserem Volke die Juntess nun einmal nicht nachahmen können, durch deutsche Kräfte und Mittel im Lande verlegt und vertrieben werden sollten. Wir haben geistige Kräfte unter unseren Landsleuten genug, um hier mit vollem Gewicht als geistige Produzenten *aufzutreten* und uns Geltung verschaffen zu können. Aber freilich, da müssen wir zusammenwirken, und unsere bemittelten deutschen Bürger müssen sich an den geistigen Productionen ihrer Landsleute betheiligen und das Erscheinen und Verbreiten derselben befördern! Der deutsche Buchhandel, der so vielfach und so tüchtig im Lande vertreten ist, wird dadurch neuen Anschwung gewinnen, und es werden unsere fähigen Köpfe nicht mehr (wie bereits mehrfach geschehen) dem schamlosen Ansinnen ausgesetzt sein, ihre Arbeiten im englisch-amerikanischen Buchhandel unter dem Namen amerikanischer Verfasser veröffentlichen zu sollen, nur — um sie verkäuflich zu machen!"

Mannigfaltiges.

— Theologie der Natur. „Théologie de la nature", so heißt ein Werk in drei Bänden, das ein französischer Naturforscher mit deutschem Namen, Herr Dr. Herkules Straus-Dürckheim, im vorigen Jahre vollendet hat, nachdem der erste Band desselben bereits im Jahre 1852 erschienen war.*) Der bejahrte Verfasser hatte seine lange wissenschaftliche Thätigkeit hauptsächlich der Naturforschung gewidmet. Nachdem er durch eigene, mikroskopisch-anatomische Beobachtungen zu den Fortschritten der Physiologie beigetragen und sich durch einige Arbeiten einen Namen in der Wissenschaft erworben, hat dieser Gelehrte am Ende seiner Laufbahn dem Schöpfer der von ihm während seines ganzen Lebens bewunderten Werke der Natur einen Tribut seines Dankes darbringen wollen durch einfache Hinweisung auf diese Werke. Er hat namentlich im thierischen Organismus die wunderbarste, vielen Blicken verborgen bleibende Harmonie entdeckt. Unter dem Mikroskop und mit dem Sezirmesser in der Hand, hat er in Zellen und Nerven, die so vielen blöden Augen als Quellen des Lebens erscheinen, das Dasein einer höheren Macht erkannt, die eben nur durch Sophismen weggeleugnet werden kann. Herr Dr. Straus-Dürckheim ist kein bloßer Kompilator, der aus den naturwissenschaftlichen Beobachtungen Anderer Thatsachen zusammenstellt, um daraus ein populäres Lehrbuch zu machen; er hat vielmehr mit eigenen Augen gesehen, und in dem, was er selbst beobachtet und wissenschaftlich dargestellt, weist er das göttliche, allwaltende Gesetz unwiderleglich nach. Das Erscheinen eines solchen naturwissenschaftlich-theologischen Werkes in Frankreich zu einer Zeit, wo sich eine Anzahl industriöser, auf fremde Beobachtungen sich stützender Dozenten in Deutschland ein Geschäft daraus macht, alle höhere Zweckdienlichkeit der Natur und jeden Zusammenhang des Menschen mit einer göttlichen Weltordnung zu leugnen, bestätigt die in unserem Blatte vom 1. Januar dieses Jahres gemachte Bemerkung, daß in den Ländern, welche bereits in früherer Zeit die traurigen Folgen der materialistischen Weltanschauung empfunden, der heutige Fortschritt der Naturwissenschaft durchaus nicht so beklagenswerthe Verirrungen mit sich führt, wie in Deutschland.

— Französisches Buchhändler-Blatt. Seit dem neuen Jahre hat sich das französische Buchhändler-Blatt aus einem Journal de la Librairie in einen Courrier de la Librairie verwandelt, der regelmäßig an jedem Sonnabend in Paris ausgegeben wird und außer dem Kataloge der in Frankreich gedruckten und im Ministerium des Innern deponirten Bücher, Karten, Musikalien ꝛc. auch ein Verzeichniß aller derjenigen literarischen Erzeugnisse des Auslandes enthält, die, den internationalen Verträgen zufolge, in Frankreich deponirt und dadurch in diesem Lande gegen Nachdruck geschützt sind. Ferner will das Blatt, seinem Prospektus zufolge, auch alle auf den Buchhandel sich beziehende amtliche Erlasse, gerichtliche Entscheidungen hinsichtlich des literarischen Eigenthums, nekrologische Artikel, eine raisonnirende Biographie ꝛc. bringen. Als Zugabe wird ein Katalog aller in Frankreich vom 1. Januar 1800 bis zum 31. Dezember 1855 erschienenen Bücher versprochen.

*) Paris, Victor Masson.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und Gebrüder Bornträger, Mauerstraße Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 15. Berlin, Sonnabend den 2. Februar 1856.

Türkei.

Omer-Pascha und sein Wirken.

In der Revue des deux Mondes, dem letzten Hefte des abgelaufenen Jahres, liefert Herr Poujade einen längeren, mit einiger Fluchtigkeit gearbeiteten Aufsatz, der sich zwar vornehmlich mit Omer-Pascha, namentlich seinem Lebenslaufe von seiner Desertion aus Oesterreich bis zum Ausbruche des gegenwärtigen Krieges, beschäftigt, der aber auch helle Streiflichter auf die verrotteten Zustände der Türkei wirft, welche in der That so krank erscheint, als wofür Kaiser Nikolaus sie erachtete, und der riesenhaften Anstrengungen Frankreichs und Englands bedurfte, um nothdürftig am Leben erhalten zu werden.

Die Materialien zu seinem Aufsatze hat der Verfasser unzweifelhaft aus diplomatischen Quellen geschöpft, wo allein die pikanten Mittheilungen und Anekdoten gefunden werden können, die er einstreut.

Von höherer Wichtigkeit und als Stoff zum Nachdenken sollte der Umstand gelten, daß ein so angeschminktes Bild eines Verbündeten und seines mit fabelhafter, hier und da schon angefochtener Glorie umgebenen Ober-Feldherrn in Paris, unter kaiserlicher Censur, hat erscheinen dürfen. Sollte man wirklich blos der lieben Wahrheit ihr uraltes Recht nicht haben streitig machen und nur aus diesem Grunde keine Sohnung üben wollen?

Das regste Mitgefühl aller Wohlgesinnten, weß Glaubens sie auch seien, muß aber bei der Schilderung erweckt werden, die der Verfasser von der Behandlung liefert, welche die ohnehin schon so unterwürfige und fügsame christliche Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina, noch kurz vor der bekannten Mission Mewschikow's nach Konstantinopel, von ihrem abtrünnigen Glaubensgenossen zu erdulden hatte. Nur wenig Worte hat der Verfasser für diese Gräuelthaten, die Omer-Pascha unter den Augen eines von ihm mit altürkischem Dunkel und Hochmuth behandelten und dennoch geschmeidig gebliebenen österreichischen General-Konsuls verübte. Wir schreiben diese Worte dem Verfasser nach und geben in dem Folgenden unseren Lesern einige interessante Stellen aus dem Aufsatze des Herrn Poujade zum Besten, der übrigens nach einer öffentlichen Ankündigung in deutscher Bearbeitung im Springerschen Verlage hier erscheint.

Gleich im Eingange nach Besprechung des Religions-Wechsels von Michael Lattas, wie Omer als Christ hieß, bringt der Aufsatz folgende werthvolle Anekdote:

„Als im Jahre 1850 in den Salons des Fürsten Schwarzenberg auf Omer-Pascha die Rede kam, der damals schon in Ruf und Ansehen stand, äußerte dieser allmächtige Minister, dem die Revolution in wenigen Monaten zu großer Berühmtheit verholfen hatte: Bah, man macht zu viel Aufhebens von ihm. Es ist ein Kroat! Das ist Alles. In den Armeen Oesterreichs zählt ich zweitausend Generale dieser Sorte.“ Von den gelieferten, vielfachen Charakterzügen Omer's heben wir nachstehenden heraus, als nach seiner eigenen Erzählung wiedergegeben und weil er in dem Aufsatze des Herrn Poujade zu den bezeichnendsten gehört. „Omer-Bai (damals noch nicht Pascha) befand sich (1842) — zum ersten Male selbständig auftretend, mit der Pacification Syriens beauftragt — zu Deir el Kamar, und zwar in dem alten maurischen Palaste Beteddin, welchen auch Herr v. Lamartine auf seinen Reisen im Orient besuchte, als ein Schreiben vom General-Gouverneur der Provinz mit dem Befehle eintraf, zur Verhaftung eines Drusen-Häuptlings (Scheichs), der als der dem Landfrieden Gefährlichste bezeichnet war, sofort zu schreiten. Dieser Scheich hatte sich aber in demselben Augenblicke zu Besuche bei Omer eingefunden und eben neben demselben auf der Ottomane Platz genommen. Nach den ersten ausgetauschten Begrüßungs-Formeln muß Omer das Zimmer auf wenige Minuten verlassen, ist aber bei der Rückkehr erstaunt, den Scheich verwirrt und ganz faffungslos wiederzufinden. Im Nu belehrt ihn ein flüchtiger Blick, daß er so unbesonnen gewesen, das eben erwähnte Schreiben des General-Gouvernements auf der Ottomane liegen zu lassen, und daß der Scheich so indiskret gewesen, den unerbaulichen Inhalt flugs herauszuhohlen. Des Letzteren Bestürzung muß zu gewaltig gewesen sein, als daß er sich schnell davon hätte erholen können. Indeß that Omer, als bemerke er nicht das Geringste; er läßt sich ganz unbefangen wieder neben dem Scheich nieder, und indem er mit diesem eine harmlose Unterredung an- und fortspinnt, schreibt er in derselben Zeit auf dem verhängnißvollen Restkripte des General-Gouverneurs den kurzen Entwurf einer Erwiederung hin, in welcher zu lesen war, daß der zu Verhaftende ganz anderen Sinnes geworden, jetzt ganz ungefährlich, ja, vielmehr vollkommen geeignet sei, in der Landes-Verwaltung mit Nutzen beschäftigt zu werden. Unter irgend einem Vorwande verläßt hierauf Omer das Zimmer aufs neue, nicht ohne in scheinbarer Zerstreuung das Schriftstück auf der Ottomane der Neugier des trostlosen Scheichs abermals preiszugeben. Zurückgekehrt, fand Omer seinen Gast begreiflicherweise vollkommen in statu quo ante. Derselbe bleibt nun Genoß an Omer's Tafel und bringt auch die Nacht im Schlosse zu. Sorglos bereitet er sich am anderen Morgen nach behaglichem Imbiß zur Rückkehr in seine Berge vor: da wird er ergriffen, nach Beirut geschleppt und dem dortigen Pascha überliefert.“

Während der ganzen Dauer der ungarischen Revolution und bis April 1850 befand sich Omer in Bukarest gleichzeitig mit russischen Generalen, die heute noch bekannter geworden sind, als sie es damals waren. Der Aufsatz schildert unter Anderen den General Lüders — neuerdings zum Oberbefehlshaber aller russischen Streitkräfte im Süden an Gortschakov's Stelle berufen — und den vom Glücke nicht begünstigten General Dannenberg mit folgenden Worten:

„Der General Lüders, welcher an der Spitze des fünften Armeecorps in Ungarn operirt hatte, erschien stets wie ein junger Mann, in seiner Uniform eingeschnürt. In den Salons anscheinend artig, im Felde anscheinend verwegen, setzte er überall seine Person ein. Das Kompliment stets fertig auf der Zunge, wie das Pistol in der Hand, trat er mit dem Einen wie dem Anderen oft ohne Rücksicht auf Rang und Alter den Personen entgegen.

„Dabei war er einfach in Manieren, kunstlos in der Rede, aber auch ohne Schwulst und freimüthig in kaum glaublichem Grade. Seine Schmeichler nannten ihn den Befreier Ungarns und legten ihm, wegen seines geschickten Zuges über die Karpathen, den Namen „Sarkarpatski“ bei (analog mit Sabaltanski, den Diebisch, wegen des Ueberschreitens des Balkan, bavontrug), der jedoch keine kaiserliche Weihe erhielt. Das Gelingen seines Zuges schrieb er bescheiden seinem Glücke zu, dieses Glück verdankte er aber seiner großen Thätigkeit. — Von den Ungarn sagte er, daß sie nicht blos von den Oesterreichern, sondern auch von den unter ihnen wohnenden Sachsen, Serben, Kroaten und Walachen tödlich gehaßt würden, wodurch sie euinirt worden seien. Die Letztgenannten besonders, eine Art Parias, sind die Armseligsten, und gerade sie haben den Oesterreichern während der Revolution den wesentlichsten Vorschub geleistet. Ohne Janko, das Oberhaupt dieser Walachen, die ihm zu Vorräthen für seine Armee verhalfen, wäre ihm Nichts gelungen. Unter aufgefangenen Korrespondenzen habe er einen Brief von Kossuth an Janko gefunden, in welchem Jener bekannte, daß die Ungarn es bedauerten, ihre walachischen Brüder nicht früher für sich gewonnen zu haben, und zugleich bat, daß sie doch jetzt der Versicherung Glauben schenken möchten, daß die Ungarn im Fall ihrer Obsiegens alles Unrecht gut machen wollten. Lüders hatte sich in einer Denkschrift über das Verdienst der Walachen ausgelassen und solche dem Kaiser von Rußland mit der Bitte übersandt, zu Gunsten dieser geringschätzig behandelten Nation aufzutreten. Der Kaiser hat aber geantwortet, daß er sich darein nicht mischen möge und die Denkschrift dem Wiener Hofe zugesandt habe.“

„General Dannenberg ist ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, seine Unterhaltung ist angenehm und im Umgange ist er überaus sanft. So zurückhaltend er auch in seinen Reden erscheint, schimmert doch aus ihnen Muth genug hervor, sich über philosophische wie religiöse Fragen freimuthig zu äußern. Es hieß damals, er habe sich die kaiserliche Ungnade zugezogen, aber weder im Gebahren, noch in Worten war eine Empfindlichkeit durchzufühlen. Höchstens wäre innere Unzufriedenheit und einer feinen Ironie und einer leicht verschlei-

Google

ten Traurigkeit zu folgern gewesen, welche sich an ihm zeigten und der Unterhaltung mit ihm einen eigenthümlichen Zauber verliehen."

Lassen wir nun noch aus den letzten Seiten des Aufsatzes von den Verwaltungs-Zuständen in der Türkei, kurz vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ein kläglichest Bild folgen.

„Der neue Civil-Gouverneur, Ismail-Pascha, traf endlich (Ende 1851) in der Herzegowina ein und trat sein Amt sofort an. Ismail war ein Türke aus der alten Schule, der nur für seine Börse sorgte; er hatte Konstantinopel mit 1½ Mill. Piaster (75,000 Thlr.) Schulden verlassen und mußte für deren Tilgung sorgen. Es hieß auch, daß ohne seine an Einfluß reichen Gläubiger er das Amt nicht erhalten haben würde, welches jene ihm blos verschafft hatten, damit er sie bezahlen könne. — Einen Monat später ward allen christlichen Bewohnern Bosniens der Befehl: ihre Waffen auszuliefern. Omer ließ den Betroffenen keine Zeit, über diese Gewaltmaßregel nachzudenken, vielmehr schickte er sofort überall hin, bis in die kleinsten Weiler, seine Offiziere mit kleinen Trupps Soldaten, um die vollständige Entwaffnung auszuführen. Die hierbei an den Tag gelegte Grausamkeit entsprach den Gräueln früherer Zeiten. Offiziere, wie Soldaten, verübten jeglichen Unfug. Bauern, wie Priester, wurden mißhandelt, Weiber und Kinder geschändet. — Die bittersten Klagen wurden vor Omer-Pascha gebracht, er wies sie hartherzig von sich. Die unglücklichen Christen verloren ihr letztes Restchen Muth, sie konnten nur noch im Stillen seufzen. Alles dies geschah unter dem Vorwande: der Propaganda Oesterreichs für den Panslavismus (!) schonungslos entgegentreten zu müssen. Die Türken, kurz vorher selbst erst von Omer blutig gemaßregelt, frohlockten zeit wieder. Mancher unter ihnen ergriff diese vortreffliche Gelegenheit, sich von einem lästigen Gläubiger zu befreien, indem er ihn als Waffen besitzend denunzirte, was seine Haftnahme zur Folge hatte. Wollte dieser Leben und Freiheit sichern, mußte er sich zu Geldopfern verstehen. Im Februar 1852 waren 18,000 Gewehre, 70 Wallbüchsen, 21,000 Paar Pistolen, Tausende von Schwertern und Dolchen in Serajewo schon eingebracht."

Der Menschenfreund darf hoffen, daß bei den bevorstehenden Friedens-Unterhandlungen Nichts verabsäumt werden wird, auch dafür Garantieen — aber solche, die diesen Namen ehrlich verdienen — zu erhalten, daß dergleichen Satrapenwirthschaft und fanatische Exzesse in einem Reiche nicht wieder vorkommen mögen, welches Sitz und Stimme im Kreise der civilisirten Staaten einnehmen will, und daß die so oft verheißene Gleichberechtigung der Glaubensparteien eine unverkümmerte Wahrheit werde.

Freilich hätte mancher Andere zuvor noch vor seiner eigenen Thür zu fegen, damit die Pforte nicht etwa auf die Kerker der Madiaid, der Vorschriftig oder auf einen sehr irdischen Engel in unserer Nähe naserümpfend hinweise.

Frankreich.

Ueber die an den Geschichtschreiber zu machenden Anforderungen.

(Schluß.)

„Es ist also eine gewisse Kunst nöthig, das geschichtliche Material auszulesen und zu ordnen, eine Kunst, zu welcher Erfahrung, Berechnung, Uebung gehört. Außerdem muß man zu schildern verstehen; man muß in einem Charakter den charakteristischen Zug, in einem Vorgange die Hauptsache zu erfassen im Stande sein. Man muß in der Schilderung die Farben mit Maß zu verwenden wissen; man muß endlich mit Würde und Anmuth zu schreiben verstehen.

„Alles dies zusammen macht die Kunst aus, die zu dem Verständniß noch hinzukommen muß. Die Kunst darf aber in der Geschichtschreibung nicht für sich etwas gelten wollen; die Wahrheit ist das, worauf es in ihr ankömmt. Man stelle sich einen einsichtsvollen, würdigen, von seinen Kindern geliebten und geachteten Vater vor, der diese, um sie zu belehren, um sich versammelt und zu ihnen spricht: „Ich will Euch erzählen, was mein Großvater, was mein Vater und was ich selbst gethan habe, um unsere Familie in die ehrenvolle Stellung zu bringen, die sie einnimmt. Ich will Euch ihre guten Handlungen, ihre Fehler, ihre Irrthümer, kurz, Alles vorführen, nur Euch zu belehren und Euch den rechten Weg des Glücks und der Ehre zu zeigen." Die versammelten Kinder hören dem Vater andächtig zu. Kann man annehmen, daß der Vater die Thatsachen wissentlich entstellen und ausschmücken und seinen Kindern, die ihm so theuer sind, eine falsche Ansicht von den Aufgaben, den Mühen, den Annehmlichkeiten des Lebens beibringen wird?

„Mit einem solchen, seine Kinder belehrenden Vater ist die Geschichte zu vergleichen. Sie muß also in jeder Beziehung wahr, schlicht und maßvoll sein. Welcher Geist aber wird ihr diese Eigenschaften am sichersten bewahren? Offenbar derjenige, der das rechte Verständniß der Dinge hat, der sie sieht, wie sie wirklich sind, und sie wiedergeben will, wie er sie gesehen hat.

„Die Geschichte hat nicht Phantasiebilder, sondern Portraits geben. Wer will leugnen, daß diese, wenn sie gut getroffen sind, d wenn sie so, wie sie in Wirklichkeit waren, dargestellt sind, ihren eig thümlichen Reiz haben? — Heinrich IV. mit seiner Geistesfrische, seinem ritterlichen, selbstbewußten Muthe, mit seiner Anmuth, sei Herzensgüte, seiner Schlauheit, seinen sinnlichen Neigungen; L wig XIII. mit seiner Schüchternheit und mit seinem Muth, mit sei Unterwerfung und seiner Empörung gegenüber dem mächtigen Mi ster, welchem er den Ruhm seiner Regierung verdankt; Ludwig X mit seiner Eitelkeit, seinem gesunden Menschenverstande, seiner Gri Ludwig XV. mit seinem Egoismus, der ihm den richtigen Blick nim ohne ihn ganz zu blenden; Richelieu mit seinem unbarmherzigen G nie; Mazarin mit seiner Langmuth und Geistestiefe; Condé mit sei von Intelligenz erlenchtetem Ungestüm; Turenne mit seiner die Kü heit hervorrufenden Klugheit; Villars mit seinem Talent, die Ge des Augenblicks zu benutzen; Friedrich der Große mit seinem anmuthe den Genie; Napoleon mit diesem Genie eines Titanen, der den H mel erstürmen will — haben diese Charaktere nicht alle ihre historis Schönheit, an welcher etwas ändern zu wollen ein Verbrechen wäre! Um sie darstellen zu können, muß man sie begriffen haben.

„Das tiefe Verständniß der Dinge ruft die Liebe zur Wahrh hervor, welche die Maler und die Bildhauer als die Liebe zur Na bezeichnen, und welche es uns unmöglich macht, Etwas anders zu w len und darzustellen, als es in Wirklichkeit ist. Wenn schon die Po wahr sein soll, so muß die Geschichte in noch höherem Maße we und nur wahr sein."

An den Styl des Geschichtschreibers macht Herr Thiers die f forderung, daß er einem guten Spiegel gleiche, dessen Güte darin steht, daß er selbst nicht zu bemerken ist, während er Alles so wie giebt, wie es in Wirklichkeit ist.

„Einfach, klar, bestimmt, leicht, erhaben, wo es sich um die gro Interessen der Menschheit handelt, muß der Styl sein; und ich überzeugt, daß die schönsten Verse nicht mehr Mühe kosten, als schlichter Satz, durch welchen man ein technisches Detail ausdrü will, ohne gewöhnlich oder anstößig zu werden." Daß ein gründli Verständniß allein den Geschichtschreiber in den Stand setze, ge r zu sein, wird von Herrn Thiers in folgender Weise erörtert.

„Wenn ich eine Art von Scham bei dem bloßen Gedanken, ungenaue Thatsache zu geben, empfinde, so empfinde ich sie nicht wen bei dem bloßen Gedanken, eine Ungerechtigkeit gegen die Menschen begehen. Wenn man selbst gerichtet worden ist, vielleicht von Ersten Besten, der weder die Persönlichkeiten, noch die Ereignisse, die Fragen kannte, über die er abzutheilen, so empfindet man es viel Scham als Abschen bei dem Gedanken, selbst ein solcher Ri zu werden. Wenn Menschen ihr Blut für ihr oft sehr undankba Vaterland vergossen, wenn Andere aus Liebe zu ihrem Vaterlande Leben in den Mühen und Aengsten der Politik hingebracht haben ihnen darum, weil der Ehrgeiz dabei eine ihrer Triebfedern gew mit einem Federzuge alles Verdienst absprechen, ohne Kenntniß Verhältnisse, ohne sich um die Wahrheit zu bekümmern, ist ein fr haftes Verfahren. Die Ungerechtigkeit tritt dem Menschen oft g während des Lebens zu nahe; die Schmeichler sind da, um den S leumdeten das Gegengewicht zu halten, wenn auch freilich für die len Herzen der Schmerz über die Verleumdung durch die Nächst der Schmeichelei nicht aufgewogen wird; nach dem Tode soll die rechtigkeit ihr Urtheil über den Menschen sprechen! Aber wer sich schmeicheln, in der Geschichte die Wage der Gerechtigkeit trüb kommen sicherer Hand zu halten? Ach, Niemand; denn es ist die Gottes in menschlicher Hand. Wie viele Probleme, wie viele Sch rigkeiten in diesen Problemen hat man zu lösen, um vollkommen recht sein zu können! Es hat ein Mann große Dinge ausgeführt, hat er Alles selbst gethan? Hat er nicht Mitarbeiter gehabt oder S gänger, welche ihm die Bahn gebrochen? — Es hat ein Anderer Unheil verursacht. Aber ist dieses Unheil ihm oder seiner Zeit an rechnen? Ist er nicht hingerissen worden von Leidenschaften, die eben sehr die seiner Zeitgenossen, als seine eigenen gewesen? — Und, wi er so unglücklich gewesen, Menschenblut zu vergießen, muß man a auf die Zeiten Rücksicht nehmen, in denen das Blut geflossen? — Sc nicht in unserem Jahrhundert, wo man den Werth des Menschenle kennt, ein Tropfen Blut in der Wage der Gerechtigkeit so viel wie ein Strom von Blut im dreizehnten Jahrhundert! — Ein Fehl von bewährtem Muth und von tiefer Einsicht hat sich einmal geirrt, s es ist in Folge dessen eine Armee zu Grunde gegangen. Ein sonst klüger Staatsmann ist einmal zerstreut oder schwach gewesen und sich stark täuschen lassen. Wie schwer ist es, in solchen Fällen gerec seinem Urtheil zu sein! — Die erste Bedingung dazu ist die, daß m alle Leidenschaft in seinem Innern unterdrücke. Um dies zu kön muß man sich gewöhnt haben, Alles vom Standpunkte der Gesch zu betrachten. Man vergegenwärtige sich das Drama des Mensch lebens; man betrachte es unaufhörlich; man gelange dahin, es zu

greifen; man lebe mit den Menschen der Vergangenheit und der Gegenwart; man gebe sich Rechenschaft von ihren Schwächen; man denke, um dieselben besser zu begreifen, an die eigenen, — so wird man durch die Erkenntniß der Menschen dahin gelangen, gerecht über sie zu urtheilen.

„Was mich betrifft, ich habe fünfundzwanzig Jahre im öffentlichen Leben und mehr als dreißig Jahre im Studium der Geschichte hingebracht. Nachdem ich die Geschichte der französischen Revolution geschrieben, habe ich versucht, die des Konsulats und des Kaiserreiches zu schreiben; ich bin im Begriff, die letzten Bände derselben dem Publikum zu übergeben. Ich bin überzeugt: den Sinn für die Gerechtigkeit und für die Wahrheit wird man in dieser Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches nicht vermissen. Ich habe sie 1840 begonnen, unter einem Könige, dem ich gedient und den ich geliebt habe, obwohl ich ihm in Bezug auf manche Punkte gegenübergestanden bin; ich habe sie unter der Herrschaft der Republik fortgesetzt, und ich beendige sie unter der durch den Neffen des großen Mannes, dessen Thaten ich dargestellt habe, wiederhergestellten Kaiserherrschaft. Ich hege die Hoffnung, daß Niemand in meinem Werke eine Spur dieser verschiedenen Zeiten bemerken wird, weder in Betreff des Inhalts meiner Urtheile, noch in Betreff der Ausdrucksweise. Ich hoffe, man wird meinem Werke nicht anmerken, daß ich eine Zeit lang im Besitze der Macht, dann verbannt und zuletzt zufrieden in meiner Zurückgezogenheit gewesen bin; ich hoffe, daß mein ruhiges, wohlwollendes, wissenschaftliches der Gerechtigkeit widersprechendes Urtheil den Lesern in allen meinen Berichten entgegentreten wird. Meine persönlichen Ansichten, die ich nirgends zurückgehalten habe, wird man im letzten Bande ebenso wiederfinden, wie sie im ersten Bande sich zu erkennen gegeben.

„Ich habe immer die wahre Größe geliebt, die auf dem Möglichen beruht, und die wahre Freiheit, die mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Gesellschaften verträglich ist. Diese Gesinnung werde ich sterbend noch haben, und ich habe sie nicht verleugnet, indem ich die Geschichte Napoleon's geschrieben; aber ich glaube nicht, daß diese Gesinnung die Richtigkeit der Urtheile, die ich über ihn gefällt, beeinträchtigt hat. Als ich seine Geschichte begann, hatte ich, wie jetzt, wo ich sie beendige, die Ansicht, daß der Mißbrauch der großartigen Eigenschaften, die er in seiner Person vereinigte, seinen Sturz herbeigeführt, und daß die jetzt Zügel entbrennde Gewalt seines Genies sein und unser Unglück gewesen. Vom Standpunkte der Politik und des Patriotismus verdient die Maßlosigkeit seines genialen Willens eine gerechte und strenge Beurtheilung. Ich habe mir angelegen sein lassen, ihn in allen Epochen seiner Laufbahn so darzustellen, wie er wirklich war.

„In Bezug auf die Freiheit, die dem Genie Napoleon's gelassen war, Alles zu wollen und Alles zu thun, habe ich meine Ueberzeugung, nicht seit 1855 oder seit 1852, sondern seit der Zeit, wo ich zu denken angefangen. Alles zu können, was man zu wollen fähig ist, ist, meiner Ueberzeugung nach, das größte Unglück. — Der Despotismus vermag Alles über die Menschen, da er den gesunden Sinn Napoleon's irrezuführen vermocht hat. Man wird mir sagen, daß diese Ueberzeugung ein Vorurtheil meines Lebens sei. Ich muß erwiedern, daß sie ein Vorurtheil meines ganzen Lebens ist. Eine andere Entschuldigung, als diese, verlange ich nicht in den Augen gewisser Geister. Ich kenne alle Gefahren der Freiheit und — was schlimmer ist, das Elend, welches sie mit sich bringt. Aber schlimmer noch ist die Gewalt, Alles zu thun, selbst wenn sie dem Besten, dem Weisesten der Menschen gelassen wird. Ein vieljähriges Nachdenken hat mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß, wenn bisweilen die Regierungen nöthig haben, angetrieben zu werden, sie gewöhnlicher nöthig haben, im Zaum gehalten zu werden; daß, wenn sie bisweilen zur Unthätigkeit geneigt sind, sie gewöhnlich geneigt sind, in Bezug auf Politik, Krieg, Verwendung der Staatsgelder zu viel zu thun, also ein wenig Gebundenheit ihnen nichts schaden kann. Man giebt dies zu; aber wer, fragt man, soll diese Macht, die Regierung im Zaum zu halten, in Händen haben? Ich antworte ohne Bedenken: Alle! Ich weiß wohl, daß ein Volk bisweilen auch irregehen kann; ich habe es erlebt; aber es geht seltener irre und nie so weit, wie ein einzelner Mensch."

Nord-Amerika.

Kraftstoffel in Amerika.

Daß die Stoff- und Kraft-Lehren der Herren Büchner, Vogt und Konsorten bei den deutschen Radikalen in Amerika großen Anklang finden würden, ließ sich leicht erwarten. Wer die Ordnung der Welt, der Gesellschaft, wie sie eben ist, gern aus den Angeln heben möchte, dem ist natürlich ein System willkommen, das die alten Ideen der Menschheit erschüttert und den Glauben an die moralische Verantwortlichkeit der Individuums, an die Abhängigkeit der Natur von einem allwaltenden Geiste, wankend macht. Herr Karl Heinzen hat seinen von Cincinnati nach New-York verlegten „Pionier" zum Organe dieser Richtung der Naturwissenschaft gemacht, und er selbst nennt sich den Hauptvertreter des Materialismus in Amerika. Wir halten dies für ein Glück, denn schon die bloße Erinnerung daran, daß Herr Heinzen immer nur unmögliche und verlorene Systeme in der Politik, wie in der Staats- und Gesellschafts-Oekonomie, zu vertreten und durchzuführen versucht hat, dürfte unsere Landsleute in Amerika zurückhalten, sich dem von ihm protegirten, naturwissenschaftlichen Materialismus in die Arme zu werfen.

Eine angeborene Rührigkeit ist dem Herrn Heinzen allerdings nicht abzusprechen; er ergreift sofort jede neue Idee, die ihm in seinen Kram zu passen scheint, und mit einer Energie, die einer besseren Sache werth wäre, weiß er diese Idee zu verarbeiten und in kleine gangbare Münze auszuprägen. Gleichwohl klagt er in einem der letzten Blätter seines „Pionier" wieder, daß er als „Partei" in Amerika allein stehe, allein, und zwar nicht blos unter den Amerikanern, sondern auch unter den deutschen Landsleuten seiner neuen Heimat. Statt aber dadurch zur Erkenntniß zu kommen, daß er doch nicht auf dem richtigen Wege sein möge, daß er eben nur Unmögliches und gegen die Natur der Dinge sowohl, als der Menschen und der Gesellschaft Verstoßendes, erstrebe, fährt er in Amerika fort, ebenso gegen die Republik und das Bürgerthum in den Vereinigten Staaten, wie gegen die Monarchie und das Beamtenthum in Europa; ebenso gegen die Yankees wie gegen die Deutschen; ebenso gegen die durch Geschichte, Fleiß und Sparsamkeit herbeigeführte Gliederung der Gesellschaft, wie gegen die natürliche Unterordnung des Weibes unter den Mann (die sich ja nicht blos bei den Menschen, sondern auch bei den Thieren und selbst bei den Pflanzen findet); ebenso gegen den Schutz der Ordnung durch obrigkeitliche Gewalt, wie gegen die Vertheidigung von Nationalität und Landes-Ehre durch die bewaffnete Macht; ebenso endlich gegen die Achtung der Tradition und Sitte, wie gegen die Ehrfurcht vor Gott, zu schreiben und zu deklamiren.

In seinem „Pionier" vom 23. Dezember 1855 finden sich Proben von allen diesen Ergüssen der Heinzenschen Polemik; es ist eine kuriose Lektüre, obwohl sie gewiß auf jeden Leser den Eindruck von Erzeugnissen eines mit ihren Ideen behafteten Menschen macht. Den Pionier-Newyork bildet ein „der Mensch" überschriebener Artikel nach dem deutschen Kraftstoffel Louis Büchner. Als Autoritäten werden darin Thomas Münzer, Ludwig Feuerbach und Max Stirner citirt, und als Haupt-Pointe dieses Artikels heben wir folgenden Satz heraus: „Unter allen Bildungen, welche die Wechselwirkung von Kraft und Stoff auf der Erde hervorgebracht, welche die Erde erzeugt hat, ist der Mensch das oberste, die vollkommenste. Darum hat er das Recht und die Macht, auf sich selbst stolz zu sein und über Alles zu herrschen, was er zu bezwingen im Stande ist. Er hat auch das Recht, sich heute wenigstens als den Mittelpunkt und Gipfel der ihn umgebenden Schöpfung anzuschauen und keine höhere Macht über sich anzuerkennen. Er ist das letzte und oberste Glied des irdischen Zeugungs-Aktes; keine anderen Mächte sind ihm bekannt, als die der Natur, welche er durch Erkenntniß zu beherrschen und zu zügeln vermag. In dieser Erkenntniß ist er Mensch und Gott zu gleicher Zeit; Mensch, insofern er, selbst ein Theil des Stoffs, von den Gesetzen abhängig ist, die dem Stoffe von Ewigkeit her inhärent sind — Gott, insofern er die Gesetze des Stoffes zu erkennen, zu durchschauen und zu seinen Zwecken zu verwenden vermag." — Der Verfasser hat augenscheinlich die Schwäche dieses Gedankens, den er dahin auffährt, daß der Mensch also nichts Höheres über sich anzuerkennen habe, überlesen. Der Mensch ist, nach ihm, Gott — insofern er die Gesetze des Stoffes zu erkennen, zu durchschauen u. s. w. vermag. Der Mensch aber vermag, wie selbst die Materialisten zugeben, die letzten Gesetze auch des Stoffes — seien sie nun auf Atomen, Molekulen, Monaden oder was sonst, begründet — keineswegs zu erkennen und zu durchschauen. Moleschott hofft, daß der Mensch auch dahin gelangen werde, aber bis dahin sollte er sich doch bescheiden und nicht von Heinzen das Gebot ertheilen lassen: „Du bist Gott und du sollst neben dir keine anderen Götter haben!"

Der zweite Artikel des Blattes ist gegen die deutsch-amerikanische Zeitschrift „Atlantis", herausgegeben von Effeten, gerichtet, und zwar zunächst wegen eines darin enthaltenen Artikels gegen den Materialismus, von einem Herrn Stallo in Cincinnati. Letzterer ist, nach den Auszügen, die der „Pionier" aus seinem Artikel liefert, ein philosophischer Pantheist, dessen Positionen wir keineswegs vertheidigen mögen. Aber wenn Herr Stallo behauptet, daß der Materialismus das Problem, wie und wodurch denn eigentlich das Gehirn denke, wie und wodurch das Selbstbewußtsein im Menschen entstehe, viel weniger und wodurch das Selbstbewußtsein im Menschen entstehe, viel weniger und wodurch das Selbstbewußtsein im Menschen entstehe, welche der Seele diese Kräfte zu lösen vermöge, als die Psychologie

glaube, als der Andere, welcher Körper und Seele als durch Gott vereinigt ansehe.

Sehr trivial beantwortet Heinzen jenen Einwurf seines Gegners indem er sagt: „Diese ungelöste Frage als Angriffsmittel zu benutzen, haben die Gegner des Materialismus nicht eher ein Recht, als bis sie ihrerseits bewiesen, daß ohne Gehirn ein Geist möglich sei, daß der Geist etwa in Federn und in Erden, in Wässern und Lüften stecke, daß er in Wasserstoff, Sauerstoff u. s. w. enthalten u. s. w.“ Allerdings kann nur die Geistlosigkeit selbst die Behauptung wagen, daß der gestirnte Himmel, daß die Natur nicht auch ohne durch die menschlichen Sinne betrachtet zu werden Geist offenbare. Hat doch Derjede diesen Geist, diese göttliche Vernunft, in allen Erscheinungen, in allen Bildungen der Natur wahrgenommen!

Unsere Leser werden wohl genug an den Proben haben, die wir ihnen von der Weisheit dieses Pioniers der Welt-Revolution mitgetheilt. Wir ersparen es uns daher, auf die anderen Artikel des Blattes näher einzugehen, z. B. auf „die Sphäre des Weibes“, worin der Verfasser unter Anderem behauptet, „es sei endlich Zeit, daß eine entsprechende Reziprozität eingeführt werde und das Weib beginne, die Sphäre des Mannes zu bestimmen“, oder auf „die polnischen Revolutionaire“, worin Herr Heinzen versichert, „daß in der radikalen, prinzipiellen Anschauung und Kritik, die vorzugsweise dem deutschen Geiste nachzurühmen ist, ein viel auflösenderes und darum der Welt nützlicheres Element stecke, als in der gesammten polnischen Emigration.“

Mannigfaltiges.

— Schiller's „Glocke“, nebst dem „Freude schöner Götterfunken“ und dem „Reiterlied“ in „Wallenstein“ leicht das populärste Gedicht des edlen Sängers, selbst bei unseren Nachbarvölkern popnlär geworden — denn es ist ja, wie kein anderes, eine Tonleiter allgemein menschlicher Empfindungen von der Geburts- bis zur Sterbestunde — darf sich rühmen, drei edle Künste zum Schwesterbund verknüpft zu haben, wenn es nicht richtiger heißen müßte: eine vierte, und welcher die Dichtung zunächst ihr Entstehen verdankt, die Kunst des Glockengusses, hat jene drei zu solchem Bund vereinigt. Zuerst die Poesie. Als ein lyrisches Epos, wie Wilhelm v. Humboldt die „Glocke“ bezeichnete, das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen darstellend, trat die Dichtung aus des Dichters schaffender Phantasie hervor. In der Zeit, wo wir jetzigen Fünfziger auf der Gelehrtenschulbank saßen, war es so gut als Observanz, das „Lied von der Glocke“ auswendig zu wissen, und nicht leicht fehlte es auf dem Einladungsprogramm eines Professors der Declamationskunst. Alsdann bemächtigte sich des herrlichen, so dankbaren Stoffs die Tonkunst, und wenn Andreas Romberg's Musik nicht vor aller Kunstrichter Ohren Gnade fand, wir Anderen hörten sie entzückt und mit zwiefacher Begeisterung für unseren Dichter. Aber auch die plastische Kunst ersah sich in der „Glocke“ einen schönen und ergiebigen Stoff für ihre Darstellungen, führte sie aus dem Reich der Töne in das der Farben, machte, was bisher nur Akroama, Ohrenschmaus, gewesen war, unter Bernhard Neher's belebendem Pinsel auch zur Augenweide. Im großherzoglichen Schloß zu Weimar indeß, wo der Meister bekanntlich das „Lied von der Glocke“ in vierzig, Gran in Grau gemalten Arabeskenstreifen, neben seinen größeren Darstellungen al fresco nach Schiller's Dramen, auf die Wand getragen hat, würden sich dieses Genusses verhältnißmäßig nur Wenige erfreuen. Da aber geschah es, als im vorigen Jahre in Leipzig zur Feier des funfzigsten Todestages des Dichters außergewöhnliche Anstalten getroffen wurden, daß der kunsterfahrene und kunsteifrige Rudolph Weigel, um auch seinen Antheil an dieser schönen Huldigungs- und Gedächtnißfeier zu nehmen, sich entschloß, die in seinen Besitz gelangten vierzig Federzeichnungen oder Entwürfe B. Neher's zu den Weimarer Illustrationen des „Glocke“ durch Holzschnitt zu einem deutschen Gemeingute zu machen, und die Verwirklichung dieses Plans zweien hierfür ganz vorzüglich befähigten Künstlern übertrug.*) Dies in Kürze die Entstehungsgeschichte eines Werks, welches, wie es dem deutschen Sänger, dessen unsterbliches Gedicht dadurch gleichsam personifizirt worden ist, Ehre bringen soll, so alle diejenigen, welche einem schlichten, aber edlen Kunstgeschmacke huldigen, höchlich befriedigen und erfreuen wird. E. K—r.

*) Schiller's Lied von der Glocke, in 40 Blättern bildlich dargestellt von Bernh. Neher. Nach den Entwürfen des Meisters zu den Wandgemälden im großherzoglichen Schlosse zu Weimar auf Holz gezeichnet von H. Leutemann und geschnitten von J. G. Flegel. Nebst (sechs geschriebenem, von dem Todestage Schiller's, dem 9. Mai datirtem) Vorwort vom Dichter Dr. K. Vogel. Leipzig, bei A. Weigel. Royal-Folio. Pr. 4 Thlr.

— Zur Literatur des Krimfeldzuges. Nach dem Vorgang William Russell's hat nun auch der Reporter des Morning Herald Herr R. A. Woods, seine für dieses Blatt gelieferten Kriegsberichte gesammelt und mit Hinzufügung einer kurzen Uebersicht der nach dem Abreise aus der Krim bis zur Erstürmung von Sebastopol vorgefallenen Ereignisse herausgegeben.*) Für deutsche Leser haben diese Aufzeichnungen noch mehr Interesse, als die des Herrn Russell, da letzterer schon zur Zeit in den deutschen Blättern ziemlich vollständig wurden gegeben wurden und daher mehr oder weniger bekannt sind, während die Londoner lithographirte Korrespondenz, welche unsere Presse für ausschließlich mit englischen Berichten versorgt, von den Mittheilungen des Morning Herald nur selten Notiz nahm. Sie bestätigen im Allgemeinen die Darstellungen Russell's über die Mißverwaltung des englischen Heeres, der ein so großer Theil desselben zum Opfer fiel und von der Beispiele angeführt werden, die selbst nach Allem, was man bisher davon gehört, fast unglaublich klingen. Einen besonderen Werth erhält die Schrift des Herrn Woods durch die von ihm veröffentlichten Auszüge des von den Majoren Butler und Nairne während der Belagerung von Silistria gehaltenen Tagebuchs, in welchem man authentische Details über die Ereignisse dieser denkwürdigen Kriegsepisode findet, die unter den Händen der Wiener Journalisten sich beinahe in eine Mythe verwandelt hat.

— Institut zur Förderung der israelitischen Literatur. Nach dem Beispiele der zahlreichen Publishing Societies und des in Stuttgart seit einer Reihe von Jahren bestehenden literarischen Vereins, hat sich kürzlich ein von Dr. Ludwig Philippson in Magdeburg, Dr. Adolph Jellinek in Leipzig und Dr. J. M. Jost in Frankfurt a. M. ins Leben gerufenes „Institut zur Förderung der israelitischen Literatur“ konstituirt, das für einen Jahresbeitrag von zwei Thalern seinen Theilnehmern eine Auswahl von Druckschriften wissenschaftlichen und populären Inhalts gewähren will. Der Gedanke in allen Theilen Deutschlands und auch im Auslande so vielen Anklang gefunden, daß die erste Jahresliste des Instituts wohl an 1600 Namen zählt. Mit Einschluß der nicht genannten Theilnehmer in Oesterreich soll sich die Zahl auf 2000 belaufen. Für das Jahr 1855—56 bereits sechs verschiedene Druckschriften versandt, worunter jedoch zwei kleine, wissenschaftliche Werke, beide von dem Rabbiner Dr. Abr. Geiger in Breslau.**) Die übrigen vier Schriften bestehen in Predigten und Reden, von Philippson und Willstätter, einer historisch-dramatischen Gedichte: „Titus, oder die Zerstörung Jerusalems“, von Julius Kossarski, und einem Novellenbuch „Saron“, von Phöbus und Ludwig Philippson. Es mag dem großen Publikum, das auf Discretion unterzeichnet hat, dieser Tribut ihr vom den neuen Institut übersandten Lektüre ganz bequem kommen sein. Uns sei jedoch die Bemerkung erlaubt, daß Novellen, Tragödien und Predigten von Zeitgenossen nicht in die Kategorie der Druckschriften gehören, die von Publishing Societies herausgegeben zu werden pflegen. Dergleichen Schriften werden besser dem Buchhandel überlassen, wo es ihnen auch, besonders wenn sie gut unterhaltend sind, an Absatz nicht fehlt. Dagegen bieten die von auf diesem Gebiete bereits rühmlichst bekannten Dr. A. Geiger, wohl in hebräischer Sprache, als in deutscher Ueberfassung, oder deutschem Kommentar, herausgegebenen, spanisch- und italiänischen Dichtungen und französischen Bibel-Exegesen manches Interessante dar, und beide Schriften dürften auch anderwärts den Instituts Käufer und Leser finden. Ebenso versprecht ein noch zurückbehaltener Theil der Jahresgabe für 1855—56: eine „Geschichte des Israeliten von der Zeit der Makkabäer bis zur Zerstörung des zweiten Tempels“, von Dr. H. Grätz, und eine „Geschichte des jüdischen Kalenders“, auch denjenigen eine Entschädigung, die eben nur ernstwissenschaftliche Werke von dem „Institut zur Förderung der israelitischen Literatur“ erwartet haben.

*) The Past Campaign; a Sketch of the War in the East, from the departure of Lord Raglan to the capture of Sebastopol. By R. A. Woods, late special correspondent of the Morning Herald at the seat of war. London, Longman, 1855.

**) Vorschandtaba. Die neufranzösische Gregten-Schule. Ein Beitrag zur Geschichte der Bibel-Exegese und der jüdischen Literatur.

Jüdische Dichtungen der spanischen und italiänischen Schule.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Postamt Brunnenstr., Weltermarkt Nr. 57), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 16. Berlin, Dienstag den 5. Februar 1856.

England.

Aus Macaulay's Geschichte Wilhelm's III.*)

I. Marlborough's jakobitische Verschwörung im Jahre 1691.

Marlborough hatte nie aufgehört, dem Hofe von St. Germain zu betheuern, daß das große Verbrechen, das er begangen, seiner Seele beständig gegenwärtig sei, und daß er nur lebe, um es zu bereuen und zu sühnen. Er hatte nicht nur sich, sondern auch die Prinzessin Anna bekehrt. Im Jahre 1688 hatten sie die Churchills mit leichter Mühe beredet, aus dem Palaste ihres Vaters zu fliehen. Mit ebenso geringer Mühe beredeten sie 1691 dieselbe, einen Brief abzufassen und zu unterzeichnen, in welchem sie ihre tiefe Bekümmerniß um sein Unglück und ihren ernstlichen Wunsch, für ihre Pflichtverletzung Buße zu thun, aussprach. Zugleich ließ Marlborough die Hoffnung blicken, durch die Zustimmung der Lords und Gemeinen und durch die Unterstützung des englischen Heeres, ohne Mithülfe eines einzigen fremden Soldaten oder Matrosen, die Wiederherstellung seines alten Herrn bewirken zu können. Wir haben keine vollständige Kenntniß von seinem Plane in allen Einzelzügen; der Umriß aber ist uns aus einem höchst interessanten Autograph Jakob's bekannt, wovon eine Abschrift in der Bodleyana, eine andere in dem Archiv des französischen auswärtigen Amtes liegt.

Die Eifersucht, womit die Engländer auf die Holländer sahen, regte sich um diese Zeit in ihrer ganzen Stärke. Eine herzliche Freundschaft bestand nie zwischen den beiden Nationen. Allerdings waren sie nahe verwandt. Sie sprachen zwei Mundarten einer weit verzweigten Sprache. Beide waren stolz auf ihre politische Freiheit. Beide hingen der Reformation an. Beide waren von demselben Feinde bedroht und konnten nur in ihrer Vereinigung Sicherheit finden. Und dennoch wallete keine gegenseitige Herzlichkeit. Sie würden wahrscheinlich einander mehr geliebt haben, wenn sie in gewissem Betracht einander weniger ähnlich gewesen wären. Beide waren große Handeltreibende, beide große seefahrende Völker. Auf jeglichem Meere, auf dem Baltischen wie auf dem Mittelländischen, in dem Golf von Mexiko wie in der Straße von Malakka — überall wehten ihre Flaggen neben einander. Auf allen Märkten suchten der Londoner und der Amsterdamer Kaufmann im Kauf und Verkauf einander den Rang abzulaufen. In Europa freilich blieb der Streit unblutig. Aber in den barbarischen Ländern, wo nicht das Gesetz, wo die Stärke gilt, da trafen die Nebenbuhler auf einander, brennend vor Gluth, brennend vor Haß, gerüstet zum Kampf, Einer dem Anderen feindlicher Absichten verdächtig, und Jeder entschlossen, dem Anderen keinen Vortheil einzuräumen. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß manche That der Gewalt und Grausamkeit verübt wurde. Was in jenen entlegenen Gegenden geschah, konnte nur selten in Europa genau bekannt werden. Ungenaue Berichte und nationale Befangenheit übertrieben und entstellten Alles. Hier glaubte das Volk, daß die Engländer stets tadellos seien, jeder Streit kam auf Rechnung des Holländers, seiner Habsucht und Unmenschlichkeit. Beklagenswerthe Ereignisse auf den Gewürz-Inseln wurden bei uns auf die Bühne gebracht. Die Engländer waren lauter Heilige und Helden; die Holländer lauter Teufel in Menschengestalt, Lügner, Räuber, Diebe, Mörder, Henker. Die in jenen Dramen angebeteten erbitterten Leidenschaften machten sich mehr als einmal auf dem Schlachtfelde Luft. Dreimal in einem Menschenalter kämpften die beiden Nationen mit gleichem Muth und wechselndem Glück um die Obmacht auf dem deutschen Meere. Jakob's Tyrannei, wie sie die Torys mit den Whigs, die Bischöflichen mit den Dissidenten versöhnte, versöhnte auch die Engländer mit den Holländern. Während unsere Vorfahren um Befreiung nach dem Haag anschauten, schien das Gewetzel auf Amboyna, sowie die tiefe Demüthigung bei Chatham, vergessen. Aber seit der Revolution lebte das alte Gefühl wieder auf. Obgleich England und Holland jetzt eng verbündet waren durch Vertrag, waren sie doch weit entfernt, verbündet zu sein durch Neigung. Einmal, gerade nach der Schlacht von Beachy Head,*) schienen unsere Landsleute gestimmt, gerecht zu sein; allein bald trat ein heftiger Gegenschlag ein. Torrington, der eine Kugel verdiente, wurde der Volksgünstling, und die Alliirten, die er schmachvoll in Stich gelassen, wurden bezichtigt, ihn ohne Grund zu verfolgen. Die Parteilichkeit des Königs für die Gepielen seiner Jugend war das Lieblingsthema der Aufrührsäer. Die gewinnreichsten Stellen seines Haushalts, sagten sie, sind von Holländern besetzt; das Haus der Lords ist mit Holländern überfüllt; die schönsten Kronlehne kommen an Holländer; das Heer wird von Holländern kommandirt. Daß es Lüger gewesen wäre, wenn Wilhelm die löbliche Eingenommenheit für sein Geburtsland minder auffallend kundgegeben, seine früheren Freunde etwas sparlicher bedacht hätte, ist vollkommen wahr. Allein es würde nicht leicht zu beweisen sein, daß er bei irgend einer wichtigen Gelegenheit während seiner ganzen Regierung die Interessen unserer Insel den Interessen der Vereinigten Provinzen geopfert hätte. Die Engländer waren jedoch in diesem Punkte für Anfälle von Eifersucht empfänglich, die sie völlig unfähig machten, auf die Stimme der Vernunft zu hören. Einer der heftigsten Anfälle derart überkam sie im Herbste des Jahres 1691. Die Antipathie gegen die Holländer war zu der Zeit heftig in allen Volksschichten, nirgends aber heftiger, als im Parlamente und im Heere.

Diese Antipathie beschloß Marlborough für seinen Zweck anzubeuten, wie er Jakob und dessen Anhängern versicherte. Die Stimmung der beiden Häuser war geeignet, sie durch geschickte Behandlung zu einer gemeinsamen Adreße zu vereinen, in welcher Ihren Majestäten vorgestellt würde, alle Fremden und ihren Dienst zu entlassen. Marlborough übernahm es, eine solche Adreße im Oberhause anzuregen, und es wäre nicht schwierig gewesen, ein Mitglied von Gewicht aufzufinden, den Entwurf auch im Unterhause einzubringen.

Ging nun die Adreße durch, was konnte Wilhelm thun? Sollte er nachgeben? Sollte er seine theuersten, seine ältesten, seine zuverlässigsten Freunde verabschieden? Ein so peinliches, so demüthigendes Zugeständniß stand von ihm kaum zu erwarten. Gab er nicht nach, dann war der Bruch zwischen ihm und dem Parlamente entschieden, und das Parlament hatte das Volk hinter sich. Selbst ein König, der durch das Erbrecht regierte, mochte vor einem Streit mit den Ständen des Reichs zurückschrecken; verhängnißvoll mußte nun dieser Streit einem Könige sein, dessen Recht nur auf dem beschlußfähiger Reichsstände ruhte. Die letzte Hoffnung Wilhelm's wäre die Armee gewesen. Diese übernahm Marlborough zu bearbeiten, und höchst wahrscheinlich wäre es ihm gelungen. Sein Muth, seine Talente, sein edles, gewinnendes Wesen, die glänzenden Erfolge, die ihn bei jeder Gelegenheit begleiteten, so oft er das Kommando führte, hatten ihn trotz seiner schmutzigen Laster zum Liebling seiner Waffenbrüder gemacht. Sie waren stolz auf ihren Landsmann, der es gezeigt, daß es ihm nur an Gelegenheit fehle, es mit dem ältesten Marschall von Frankreich aufzunehmen. Die Abneigung gegen die Holländer war bei dem englischen Heere wo möglich noch größer, als bei der englischen Nation im Allgemeinen. Wäre also Marlborough, nachdem er sich der Mitwirkung einiger angezeichneter Offiziere versichert hätte, in dem entscheidenden Moment vor jene Regimenter getreten, die er in Flandern und Irland zum Siege geführt, und hätte sie aufgerufen, sich um ihn zu schaaren, das Parlament zu schützen und die Fremden hinauszutreiben: so würden sie, es ist kaum zu bezweifeln, seinem Anrufe entsprochen haben, und es hätte in seiner Macht gestanden, das feierliche Versprechen, das er seinem alten Herrn gegeben, zu lösen.

Unter allen Plänen, die zur Wiederherstellung Jakob's oder seiner Abkömmlinge entworfen worden, versprach dieser Plan das Beste. Der Nationalstolz und der Haß gegen Willkürherrschaft, die bis jetzt Wilhelm zur Seite gestanden, würden sich gegen ihn gewandt haben. Die Hunderttausende, die ihr Leben eingesetzt hätten, um eine französische Armee zu verhindern, den Engländern eine Regierung aufzuzwingen,

*) The History of England from the Accession of James II. By Thomas Babington Macaulay (Band III. der Londoner, Band VI. der Leipziger Ausgabe).

*) Vorgebirge in Esser, wo die britisch-holländische Flotte unter Admiral Torrington am 1. Juli 1691 der französischen erlag; die Holländer hatten durch ihre todesmuthige Tapferkeit besonders viel gelitten.

Digitized by Google

würden keine Neigung verspürt haben, eine englische Armee zu verhindern, die Holländer aus dem Lande zu jagen. Selbst die Whigs, wenn sie nicht ihren alten Doktrinen entsagen wollten, konnten kaum einen Fürsten unterstützen, der sich hartnäckig weigerte, auf den allgemeinen, von dem Parlamente ausgedrückten Volkswunsch einzugehen. Der Plan war gut angelegt. Die Stimmenwerbung setzte sich in Thätigkeit. Manches Mitglied des Unterhauses, das durchaus keine weitere Absicht ahnte, sagte seine Stimme gegen die Fremden zu. Unermüdlich schürte Marlborough die Unzufriedenheit in der Armee. Sein Haus war beständig von Offizieren angefüllt, die einander durch Gespräche in Wuth gegen die Holländer redeten. Ehe aber noch die Vorbereitungen zum Abschluß kamen, stieg in den Gemüthern einiger Jakobiten ein neuer Verdacht auf. Daß der Urheber dieses führen und listigen Planes die gegenwärtige Regierung zu stürzen wünschte, daran konnte kaum ein Zweifel sein. Allein war es völlig gewiß, welche Regierung er einsetzen wollte? Wie, wenn er Wilhelm stürzte, ohne Jakob zu erheben? War es nicht möglich, daß ein so finger, hochstrebender und dabei so gewissenloser Mann auf einen doppelten Verrath sinne, einen Verrath, den die großen italiänischen Staatsmänner des funfzehnten Jahrhunderts für einen Meisterstreich der Staatskunst erklärten, um den ihn ein Borgia beneidet, den ein Machiavel in den Himmel erhoben hätte? Wie, wenn dieser vollendete Heuchler beide Könige betröge? Wie, wenn er, an der Spitze des Heeres, als Protektor des Parlaments, Anna zur Königin ausriefe? War es nicht möglich, daß die Nation, abgehetzt und ermüdet, sich gern diese Veränderung gefallen ließe? Jakob war unbeliebt, weil er Katholik war und unter dem Einfluß päpstlicher Priester stand. Wilhelm war unbeliebt, weil er ein Fremder war und fremden Günstlingen anhing. Anna war Protestantin und Engländerin. Unter ihrem Regimente war das Land nicht in Gefahr, hier von Jesuiten, dort von Holländern überfluthet zu werden. Daß Marlborough die stärksten Beweggründe hatte, sie auf den Thron zu bringen, fiel in die Augen. Am Hofe ihres Vaters konnte er hochstens ein reuiger Verbrecher sein, dessen Dienste durch eine Begnadigung theuer genug bezahlt sind. An ihrem Hofe — was konnte der Gemahl ihrer angeheirateten Feindin weniger sein, als was Pipin von Heristal und Karl Martel den Chilperichs und Childeberts gewesen sind? Er würde der oberste Leiter der Regierung im Kabinet wie im Felde sein. Die ganze Macht Englands, die Wagschale Europa's würde er in seiner Hand halten. Große Könige und Republiken würden, einander überbietend, um seine Gunst werben und ihre Schätze erschöpfen in der eitlen Hoffnung, seinen Goldwurf zu stillen. Es wurde daher zur Voraussetzung, daß, wenn er die englische Krone in die Hand bekame, er sie der Prinzessin Anna aufs Haupt setzen würde. Welcher Beweis vorlag, diese Voraussetzung zu bestätigen, ist nicht bekannt; gewiß aber ist, es muß Etwas vorgegangen sein, was die ergebensten Freunde der ausgewiesenen Familie überzeugte, er sinne einen zweiten Verrath, der den Streich, den er zu Salisbury ausgeführt, noch übertreffe. Sie fürchteten, daß, wenn es ihnen jetzt glückte, Wilhelm zu beseitigen, Jakob's Lage hoffnungsloser als jemals würde. Willkommen von der falschen Rolle ihres Mitverschworenen überzeugt, verweigerten sie nicht nur alle fernere Mitwirkung zur Ausführung des von ihm entworfenen Plans, sondern entdeckten an Portland den ganzen Anschlag.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die englischen Reisebeschreiber.*)

Wenn unsere Nachkommen einige Schwierigkeit finden, die Geschichte unseres neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben, so wird wenigstens nicht Mangel an Dokumenten schuld daran sein. Nie hat eine Zeit eine solche Masse guten und schlechten Materials aufgehäuft. Und nicht unser kleines Europa allein besitzt das Vorrecht oder so ausschließlichen Anspruch, den Stoff zu Kollektaneen zu liefern, sondern auch die unbekanntesten und entferntesten Länder der Erdkugel. Wir haben jetzt bestimmtere und genauere Nachrichten über die chinesische Insurrection, als unsere Väter deren vor zwei Jahrhunderten über die Revolutionen in Rußland hatten. Das Königreich Dahomey ist uns verhältnißmäßig erschlossener, als manches Land im Norden es sonst war; wir kennen jetzt alle Palast-Kabalen Kamehameha's IV., und es giebt kein Inselchen in Australien, das noch Geheimnisse für uns hätte. Dieses allseitige Auskundschaften und Durchstöbern (exploration) der Erdfläche ist sogar eines der unbestreitbar einzig guten Dinge, welche unser Jahrhundert zu Tage gefördert hat. Daß aber die heutige Welt in so heller Beleuchtung steht, verdanken wir einer einzigen Nation — der englischen. Die anderen Nationen haben im Verhältniß wenig zu Aufhellung des Dunklen und Geheimnißvollen im Leben der Völker beigetragen. Deutschland selbst, das gelehrte und methodische Deutschland fängt kaum erst an, diesen Weg der Forschung zu betreten, und zu bezweifeln ist, daß es darauf jemals, wie England, Glück machen wird. Wenn nun aber auch das Sichhingeben an die Wissenschaft, an sich gewiß etwas recht Großes und Edles, in dieser Gattung von Forschungen die nothwendigste Eigenschaft ist, kann es doch sogar geschehen, daß man der Wissenschaft bessere Dienste leistet, indem man sich gar nicht um sie kümmert. Sehr untergeordnete Triebfedern können zu diesem bewunderten Fall unendlich nützlicher werden, als wissenschaftliche Eifer oder Liebe zum menschlichen Fortschritt, z. B. der Wunsch, sein Glück zu machen, oder die Lust an Abenteuern, oder die an heftiger und gewaltsamen Anstrengungen, der Trieb, seine Neugier zu befriedigen, und selbst jenes bloße Gelüsten nach dem Neuen, welches sich der verterbten, aber noch immer erregbaren Einbildungskraft einer verwöhnten und abgespannten Zeitepoche bemächtigt. Um das Land, welches man besucht, recht ordentlich zu sehen, wenn dieses Land z. B. Indien oder der Nordwesten Amerika's ist, braucht man nicht gerade ausgebreitete historische Kenntnisse zu besitzen oder ein großer Orientalist zu sein; man kömmt oft viel besser zum Ziele, wenn man ein Fahrzeug zu befehligen hat, oder Geschick zur Thierjagme an einer Tigerjagd besitzt, oder dergestalt an Gefahren gewöhnt ist, daß man durch keinen plötzlichen Angriff von Wilden oder Raubthieren in Schrecken gesetzt wird.

Hierin aber liegt auch der Hauptgrund der Ueberlegenheit, welche die Engländer in Demjenigen, was sich mit dem Namen „Reise-Literatur" bezeichnen läßt, über die anderen Völker besitzen. Ihre zahllosen Reiseberichte sind weder in Hinsicht auf Kunst und Composition bemerkenswerth, noch sind es Zeugnisse von Gelehrsamkeit. Im Allgemeinen nichts Ungelehrteres, Unvollständigeres, Brustbildartigeres, als solche Berichte. Oft enthalten sie nur ein einziges Faktum, aber dieses Faktum steht in vollem Lichte da. Es tragen ferner diese Berichte nicht den Stempel großer Namen in der Wissenschaft; die, welche sie abfassen, sind Schiffscapitaine, Abenteurer, Lieutenants außer Dienst, Kaufleute, junge gelangweilte Lords. Aber wer, ein Gelehrter oder ein Abenteurer, erspäht mit größerer Scharfsichtigkeit die Geheimnisse einer barbarischen Hofstadt, eines wilden Volksstammes, oder dringt mehr und besser in die Poesie eines gefahrvollen Landes ein, wo der Betrachter, um seinen Zweck zu erreichen, der Gewandtheit eines Fechtmeisters oder vollendeten Jägers, der Reitvirtuosität eines Centaurer oder eines Gaucho benöthigt ist? Wer ist geschickter den Charakter eines Volkes, seine Unlugenden und moralische Stufe zu erforschen, ein Gelehrter oder ein Kaufmann? Hierzu kömmt, daß zuviel moralische Skrupel dem Beobachter sogar schaden können; es giebt nämlich Völker, die kennen zu lernen große Mühe kostet, wofern man nicht alle Begriffe von Anstand und Redlichkeit bei Seite setzt, welche das Reisegepäck eines civilisirten Menschen ausmachen. Dieses nun sind einige der Gründe, um derentwillen die Reise-Literatur in England mehr, als in jedem anderen Lande, gerathen ist und Glück gemacht hat. Die reisenden Engländer sind weniger Reisende, d. h. Gelehrte, als Dilettanten, oder Leute, welche ihr Geschick oder Gewerbe nöthigt, die Völker, mit denen sie zu schaffen oder zu handeln haben, genau kennen zu lernen.

Noch aus einem anderen Grunde ist der Engländer befähigter und berufener, als andere civilisirte Völker, der Menschheit bei dem Geschäft der Weltumschau als Geschäftsführer zu dienen. Der Engländer kann voll Vorurtheile, kann exklusiv, Egoist, zuweilen sein, sich fremde Elemente anzueignen; aber er hat etwas Großes vor dem Franzosen und Deutschen voraus: er wundert sich über Nichts. Wenn er zu der Antipoden reist, so verspricht er sich im voraus kein apartes Vergnügen, noch fürchtet er sich mehr als recht vor dem Verdruß, der etwa kommen kann. Wenn er sich weniger, als er voraussetzte, langweilt, desto besser; wenn er nicht findet, was er hoffte, desto schlimmer. Er weiß also weder von Selbstbethörung, noch Entzauberung. Er besucht Indien oder Australien, wie er ein Kirchspiel in Londons Umgegend besuchen, und benimmt sich in den fernsten Ländern, wie er sich daheim in seinen eigenen denehmen würde, d. h. er speist zur gewohnten Stunde, frühstückt und schläft zu den gewohnten Stunden. Wohin er immer kömmt, richtet er sich sogleich häuslich und wohnlich ein, machte er daselbst auch nur einen kurzen Halt. — Endlich, eine letzte Eigenschaft, er entbehrt völlig der Gabe der Assimilation, und verliert daher seine Individualität niemals. Der Franzose nimmt schnell die Sitten und Gebräuche der fremden Völker an, die ihm anfangs anstößig waren, macht sich anfangs über die Wilden lustig, um acht Tage nachher selbst ein Wilder zu werden; ein starker Beweis für seine natürliche Herzensgüte und zugleich eine starke Probe von Schwäche. In Folge dieser Eigenschaft oder dieses Fehlers, wie man es nun nennen will, ist er im Stande, mitten unter fremden Völkern zu leben, ihre Existenz

*) Auch dieses Exzerpt entlehnen wir, wie in jüngster Zeit so manches andere, dem geistvollen „Situationszeichner", wie wir ihn nennen möchten, Emile Menegant und seiner in der Revue des deux Mondes niedergelegten Betrachtung des Werks: „The Private Life of an Eastern King, by a member of the household of his late majesty Nussir-u-deen, King of Oude" (London, 1855), eines Buches übrigens, das im „Magazin" bereits seine Betrachtung gefunden hat.

zu theilen, ihre Sitten anzunehmen, ohne sich schließlich besser Rechenschaft geben zu können über das, was jene Menschen denn so eigenthümlich sind und wollen, als bevor er auf Besuch zu ihnen kam. Der Engländer dagegen entäußert sich nie seiner Individualität, was ihm trefflich zu Statten kömmt, um die Dinge im rechten Lichte zu sehen, denn die Außendinge liegen vor ihm, wie Objekte des Studiums oder bloßer Neugier. Kurz, die Beziehungen zwischen Objektiv und Subjektiv werden von dem Engländer besser und verständiger festgehalten, als von dem Franzosen, der sich zu leicht mit dem Objekt identisizirt, oder als von dem Deutschen, der seinem Ich zu gern Alles, was außer ihm ist, assimilirt.

Italien.

Das Rabbiner-Konvikt in Padua.

Es ist gewiß nicht uninteressant, zu vernehmen, daß es in der alten, italiänischen Universitätsstadt Padua seit längerer Zeit auch ein Institut zur wissenschaftlichen Ausbildung von Rabbinern giebt — ein Institut, das zwar nicht mit so reichen Lehrkräften und Mitteln ausgestattet ist, wie das seit kurzem ins Leben getretene „jüdisch-theologische Seminar" in Breslau,*) das jedoch als das erste seiner Art unter den europäischen Israeliten, einer kulturgeschichtlichen Erwähnung wohl werth ist. Es gehen und darüber, sowie über das Rabbinerthum in Italien überhaupt, einige Notizen in einer Inaugural-Rede des Herrn Professors Lelio della Torre zu, welche derselbe bei Wiedereröffnung der Vorlesungen des Instituts, am 17. November v. J., gehalten.**) Herr Lelio della Torre ist, ebenso wie der in der neueren hebräischen Literatur rühmlichst bekannte Rabbiner S. D. Luzzatto, bei dem Rabbiner-Konvikt in Padua als Professor angestellt. Wir entlehnen dem Vortrage Nachstehendes:

Nachdem der Redner bemerkt hatte, daß sich auch im Rabbinerthume, wie es sich historisch gestaltet, Mangel an Verständniß der Menschen und Zeiten, Mißbräuche und Uebergriffe, namentlich gegen die mit dem Judenthume durchaus nicht im Widerspruch stehende, freie, wissenschaftliche Forschung, kundgegeben, führt er fort: „Doch die überkrebene Meinung, die man andererseits, sei es aus wirklicher oder aus fingirter Unwissenheit, von der Autorität der Rabbiner hatte — und zwar von der ihnen nicht sowohl durch Menschen, als durch das göttliche Gesetz verliehenen Autorität — war nur ein Fallstrick, vor welchem sich die Rabbiner selbst in Acht zu nehmen hatten. Die neuen Generationen, die des Zügels müde, nach Neuerungen begierig und geneigt waren, jedes Hinderniß zu beseitigen, das sich dem vollen Genusse der Vergnügungen der Welt entgegenstellte, die aber gleichwohl noch nicht bis zu dem Entschlusse gelangt waren, offen jedes Joch abzuschütteln, thaten, als ob sie glaubten, daß die Rabbiner die Macht hätten, nach Lust und Belieben das religiöse Gesetz zu modifiziren und es den neuen Bedürfnissen anzupassen. Man verlangte demnach, daß sie gefällig und nachgiebig, oder doch wenigstens stillschweigend zusehend bei dem Werke des Umsturzes seien, das man vorhatte, und als die Rabbiner Widerstand leisteten, so nannte man dies Fanatismus, Unbeweglichkeit und Obskurantismus. In der That schlossen sich nun die durch solche unzeitige Anforderungen bestürzt gemachten Rabbiner um so enger an die bedrohten Institutionen; aus Eifer, diese zu vertheidigen, ließen sie sich oft in das andere Extrem hinein drängen; Rettung suchten sie an den äußersten Gränzen der Strenge, wodurch sie nicht sowohl ihre eigene Autorität, als die der Religion selbst, der Gefahr aussetzten, daß man sie mit Unrecht als Feindin des Lichtes, als Gegnerin der Wissenschaft bezeichnete, deren treue Gehülfin sie doch bis dahin gewesen war. Auf diese Weise begann der Verfall des Rabbinerthums, entstand der Konflikt zwischen den Parteigängern der Bewegung und den Koryphäen des Stabilismus. Täglich offenbarte sich dringender die Nothwendigkeit, die äußerlichen Formen des Kultus, die Schulen, die Synagogalreden zu verbessern, die Mißbräuche zu beseitigen und diejenigen Anordnungen zu treffen, die ebensowohl dem Dekorum, als dem religiösen Gefühle entsprechen. Es fehlte nicht an Leuten, die sich selbst zu den ausschweifendsten Reformen bereit erklärten. Aber die verständigen, wohldenkenden Männer wollten, daß alle neue Einrichtungen von den Rabbinern angehen und daß man damit anfange, das Rabbinerthum durch wissenschaftliche Erziehung der Rabbiner zu reßaurieren."

Der Redner berichtet nun, was von einzelnen Regierungen Europa's geschehen sei, um diesen heilsamen Gedanken zu unterstützen, der namentlich auch in Deutschland sowohl in Journalen als in Rabbiner-Versammlungen besprochen worden sei, was jedoch sehr lange hier zu keinem Resultate geführt habe.

„In Italien", sagt er, „machte sich das Bedürfniß, das Rabbinerthum zu reformiren und zu restauriren, weit weniger gefühlt, als in anderen Theilen Europa's, weil hier die Rabbiner stets aufgeklärter als anderswärts waren, obwohl sie sich aus übertriebenen und unbegründeten Besorgnissen der Wissenschaft und der Literatur ihres Landes nicht zuwenden konnten oder wollten. Gleichwohl zeigten sie sich nicht jedem Fortschritt abgeneigt, nicht mehr als nöthig an alten Gewohnheiten hängend. Ja, sie würden auch im Gottesdienste einzelne Verbesserungen schon früher eingeführt haben, wenn sie nicht im Volke mit allzu vielen Skrupeln und oppositionellen Bedenken zu kämpfen gehabt hätten. Während in Deutschland vor der Zeit, wo Moses Mendelssohn ein neues Leben in das Studium der Bibel brachte, Niemand diese in die Landessprache zu übersetzen verstand, ja, letztere selbst kaum näher kannte; während dort die talmudischen Diskussionen fast einzig und allein den Gegenstand des jüdischen Schul-Unterrichts bildeten, beschäftigten sich die Rabbiner Italiens's bereits, und zwar nicht ohne grammatikalische Kenntnisse, mit dem öffentlichen Unterrichte, welcher hauptsächlich in dem Studium der heiligen Schrift bestand. Während man in Deutschland, wo wir heutzutage unsere Glaubensgenossen in allen Zweigen der Kultur weit vorgeschritten sehen und wo sie die ausgezeichnetsten Schriftsteller in jedem Fache aufzuweisen haben, noch in einem barbarischen Dialekte predigte, der weder hebräisch noch deutsch war, predigten die italiänischen Rabbiner immer in der schönen Sprache ihres Landes, wenn sie auch noch weit davon entfernt waren, eine literarisch-klassische Bildung zu besitzen und ebenso ausgezeichnete, als begeisterte Redner zu sein. Lehren in Italien auch zu allen Zeiten treffliche Lehrer, so fehlte es und doch immer an guten Kanzelrednern. Die italiänischen Rabbiner, welche an dem Sphyderium von Paris Theil nahmen, zeigten sich den Ideen des Fortschrittes und des Bürgerthums überall geneigt und schlossen sich aufrichtig den Entscheidungen desselben an.

„Allein die neuen Bedürfnisse, Bestrebungen und Hoffnungen, die Bewegung der Geister, die namentlich in Deutschland eingetreten war, mußten auch in Italien die Verständigen zu der Erkenntniß der Nothwendigkeit bringen, auf neuen Grundlagen das Gebäude des Gemeindelebens zu errichten und namentlich als Stufe, die zu neuem geistigen und religiösen Leben führt, das Rabbinerthum in würdigster Weise zu restauriren. Sehr bald fing man denn auch an, in Italien zu begreifen, daß den Rabbinern keinerlei Zweig der Humanitäts-Wissenschaft fremd bleiben dürfe, daß ihr theologischer Unterricht, ihre Promotion, nicht mehr durch die Launen Einzelner, sondern durch bestimmte, wissenschaftliche Normen geleitet werden müsse, durch Einrichtungen, welche das Rabbinerthum zu der Höhe einer edeln und allgemein geachteten Institution erheben.

„Aber diese frommen Wünsche würden noch lange unerhört geblieben sein, wenn nicht die Stimme eines mächtigen Monarchen, wenigstens in einem Theile von Italien, die Erfüllung beschleunigt hätte. Es sind jetzt sieben Lustra verflossen, seitdem der Kaiser Franz I. beschritte, daß keinem Rabbiner fernerhin ein Lehrstuhl übertragen werde, der nicht gründliche Kenntnisse in den philosophischen und theologischen Wissenschaften besitze und nachweise. Dieses Wort, das die Geister ergriff, den Willen bestätigte, schuf das Lombardisch-Venezianische Rabbiner-Institut, das seit sechsundzwanzig Jahren eine Pflanzstätte von Rabbinern und Lehrern ist, von welchen bereits Viele in Italien und im Auslande thätige und verdienstvolle Pfleger unserer Glaubens sind.

„Und Deutschland, welches im vorigen Jahrhundert die Wiedergeburt der israelitischen Studien ins Leben rief, fühlte sich durch unseren Vorgang zur Nacheiferung aufgefordert. Ausgezeichnete Schriftsteller bemühten sich, zu beweisen, daß die Errichtung einer theologischen Fakultät ein nicht mehr hinauszuschiebendes, dringendes Bedürfniß sei. Ein unermüdlicher Vorkämpfer des Judenthums und der israelitischen Angelegenheiten versuchte es, durch wiederholte Anstrengungen das große Werk ins Leben zu rufen. Aber erst im vorigen Jahre ist durch die großmüthige Frömmigkeit eines Hingeschiedenen an den Ufern der Oder, in Breslau, der israelitischen Wissenschaft eine Stätte eröffnet worden, die von einem ausgezeichneten Manne geleitet wird.

„Und wenn zugleich an den Ufern der Mosel (in Metz) seit einigen Jahren eine Rabbiner-Schule blüht, so dürfen wir wohl anführen, daß hierzu der Impuls von Israeliten Italiens kam, welchen immer der Ruhm verbleiben wird, zuerst diesen ehrenvollen Weg betreten zu haben."

*) Dessen erster, von dem Direktor Dr. Frankel abgestatteter Jahresbericht (Breslau, 1856) kürzlich erschienen. Derselbe ist mit einem Beitrage zur hebräischen Literatur: „Ueber das Pheyhidische Gedicht", von Dr. J. Bernays, verbunden.

**) Il Rabbinato e i Rabbini. Orazione inaugurale, letta nell' aula dell' Instituto Convitto Rabbinico del Regno Lombardo-Veneto, il 17. Novembre 1855, per l'annuale apertura degli studj, dal Professore-Rabbino Lelio della Torre. Padova, 1856.

Mannigfaltiges.

— Materialismus und Aberglauben in der Schweiz. Ein schweizer Schriftsteller, Herr Wilh. Schulz-Bodmer in Zürich, erzählt in seinem zwar mit etwas zu viel Selbstgenügsamkeit und Wit-

Google

haſcherei geſchrieben, ſonſt aber recht belehrenden und manches Wahre enthaltenden Buche: „Der Froſchmäuſekrieg zwiſchen den Pedanten des Glaubens und Unglaubens“.*)

„In der Schweiz iſt neuerlichſt das Volk durch einen Exkapuziner, Ammann, der ſonſt wohl zu den Vorkämpfern der Aufklärung zählte, im Umgange mit Geſpenſtern (Klopfgeiſtern) unterwieſen worden. Seit dem Erſcheinen ſeiner Schrift: „Die Ewigkeit iſt kein Geheimniß mehr“ (Zweite Auflage: Zürich, 1855) mußten auch in der aufgeklärten Schweiz zahlreiche Geſpenſter erſcheinen, deren Erſcheinen**) man jedoch aus naturwiſſenſchaftlichen Gründen zu entſchuldigen ſuchte. Denn ſeitdem war viel von der Elektrizität die Rede, und der ſich alle gebildeten Knechte, Mägde und Näherinnen die Geiſter gerade ſo gut zu erklären wußten, wie ſich die materialiſtiſchen Naturforſcher den Geiſt aus den Ganglien-Zellen erklären oder aus dem die ruhenden Nerven umſtrömenden, elektriſchen Fluidum .... Noch zu jeder Zeit, wo man mit wiſſenſchaftlich klingenden Hypothеſen den auf wiſſenſchaftlicher Baſis ruhenden Volksglauben angriff, wo man den Geiſt in Materie oder in Erzeugniß der Materie umwandeln und umzudichten vermeinte, haben ſich nun ſo zahlreichere Maſſen dem tollſten Unglauben in die Arme geworfen, um ſo lange mit Geſpenſtern und Geiſtern auf Du und Du zu leben, bis die Gelehrten wieder populärer, bis ihre Hypothеſen wieder glaublicher geworden. Auf jede zur dogmatiſchen Verherrlichung des Materialismus veröffentlichte Schrift kommen jetzt wohl (in der Schweiz) hundert ultramontane oder pietiſtiſche Traktätchen, und auf jeden zum Unglauben Bekehrten werden ſich leicht hundert zum Aberglauben Bekehrte zählen laſſen.“***)

— Ali Paſcha von Janina. Zu den britiſchen Staatsmännern, die jetzt das otium cum dignitate genießen, gehört auch der einſt viel genannte und viel geſchmähte Lord Broughton, der in ſeiner Jugend als Mr. Hobhouſe ſeinen Freund Byron auf der Reiſe nach der Levante begleitete, welche dieſer in „Childe Harold's Pilgrimage“ beſungen hat und von welcher Hobhouſe eine Proſa-Beſchreibung drucken ließ. Das Intereſſe, das ſich gegenwärtig an die Angelegenheiten des Oriente knüpft, hat ihn bewogen, ſeine Muße mit der Veranſtaltung einer zweiten, vermehrten und verbeſſerten Ausgabe ſeines Buches anzufüllen,†) das in der That, trotzdem daß faſt ein halbes Jahrhundert ſeit ſeinem Erſcheinen verfloſſen, noch immer eine ebenſo unterhaltende, als belehrende Lektüre bildet. Bei der Stabilität, welche die Zuſtände des Orients bezeichnet, können ſeine Schilderungen vom Leben und Treiben im türkiſchen Reiche, beſonders in den abgelegeneren Paſchalikʼs, auch heute noch als muſtergültig betrachtet werden; doch wollen wir hoffen, daß Würdenträger, wie der alte Ali Paſcha von Janina, nicht mehr exiſtiren, welchem Hobhouſe perſönlich vorgeſtellt wurde und deſſen curriculum vitae ihm das Thema zu einer höchſt erbaulichen Epiſode liefert. „Nach dem Tode ſeines Vaters“, heißt es darin, „ſah ſich Ali ohne anderes Beſitzthum als ſein Haus in Tepelenï, und es wird nicht nur in Albanien erzählt, der Weſir ſoll ſich auch darauf etwas zu Gute thun, daß er ſeine Carrière mit ſechzig Paras und einer Flinte begonnen hat. Unſer Begleiter, Waſſily (auf den ich mich nicht berufen würde, wenn nicht Alles, was ich im Lande gehört habe, ſeine Ausſage beſtätigte), verſichert, daß Ali, damals Ali-Bey genannt, den er als Knabe oft in einer zerriſſenen Jacke in ſeines Vaters Hütte geſehen hat, zu jener Zeit des Nachts mit einer Rotte aus Tepelenï zu kommen und die Heerden der Dörfer zu ſtehlen pflegte, mit welchen er in Feindſchaft lebte. Allmählich bemächtigte er ſich jedoch erſt eines Dorfes, dann eines anderen, brachte etwas Geld zuſammen und vermehrte dadurch ſeine Macht, bis er ſich an der Spitze einer zahlreichen Schaar Albaneſer ſah, die vom Raube lebten; denn Ali war nichts weiter als ein großer Bandit oder einer jener unabhängigen Freibeuter, deren es in den weiten Räumen des türkiſchen Reichs ſo viele giebt. Indeſſen war dieſes Handwerk doch mit manchen Gefahren und Glückswechſeln verbunden, wie aus einigen Umſtänden hervorgeht, die mir gleichfalls von Waſſily mitgetheilt worden. Als ich ihm nämlich ſagte, daß der Weſir ihn gut zu kennen ſcheine, antwortete er: „Ja wohl muß mich kennen; ich bin ja mit den Männern unſeres Dorfes gegen einander ausgezogen und habe mit Kugeln in ſeine Fenſter hineingeſchoſſen, als er ſich nicht mit Tepelenï heranwagte.“ — Nun, und was that er den Männern Eures Dorfes? — „Gar nichts; er befreundete ſich mit unſerem vornehmſten Anführer, lud ihn nach Tepelenï ein und ließ ihn dort an einem Spieß, worauf wir uns unterwarfen.“ — Die Figur des alten Albaneſer-Häuptlings, der einmal den ganzen Hof ſeines Sohnes Muchtar („dark Muchtar, his son, to the Danube sped“) erſäufen ließ, weil die Reize der ſchönen Odaliſken den jungen Mann zu ſehr von kriegeriſchen Beſchäftigungen abzogen, ſcheint vielleicht Byron als Urbild ſeines Giaffir in der „Braut von Abydos“ vor; ſeine wilden Banden ſchilderte der Dichter höchſt graphiſch und lebendig in einem der lyriſchen Intermezzos des „Childe Harold“:

„We talk not of mercy, we talk not of fear;
„He neither must know who would serve the Vizier:
„Since the days of our prophet the Crescent ne'er naw
„A chief ever glorious like Ali Pashaw.“

— Die Tiger-Vertilgungs-Geſellſchaft. Wie die California Chronicle berichtet, iſt eine Geſellſchaft „entſchloſſener Flibuſtier“ im Begriff, ſich nach Singapore zu begeben, um gegen eine runde Summe die dortigen Behörden ihre Dienſte zur Ausrottung der zahlreichen Tiger anzubieten. Die hierzu nöthigen Waffen, als Büchſen, Revolvers vom größten Kaliber, Bowie-Meſſer, nebſt anderen Vorräthen (darunter auch eine Quantität Strychnin!) ſind bereits geſchafft worden, und die aus zwanzig Perſonen beſtehende Geſellſchaft wollte ſich mit dem nächſten Schiffe nach Hongkong einſchiffen, um dort aus ihren Beſtimmungsort zu erreichen. Zwei von den Theilnehmern an der Expedition ſind Engländer, die ſich mehrere Jahre in Indien aufgehalten, wo ſie Gelegenheit hatten, ſich in der Tigerjagd zu üben und nicht weniger als ſiebenundfünfzig dieſer liebenswürdigen Beſtien getödtet haben ſollen. Der berühmte „Striped Bob“, der eine Zierde der Wombwellſchen Menagerie in London bildet, wurde von ihnen an der Mündung des Ganges gefangen und von dem Agenten des Herrn Wombwell, der Indien bereiſte, um Prachtexemplare des Thierreichs für die Menagerie aufzutreiben, mit 890 Pfd. St. (6000 Thlr. preuß.) bezahlt. Drei andere ſind Franzoſen, Kameraden des mit dem Löwenjägers Gérard in Algerien, und die übrigen Amerikaner, die ſich in den Kämpfen gegen den Urus ſorox der Oregongebiete erprobt haben. Daß man ſolche Leute in Singapore wohl brauchen kann, geht aus folgender merkwürdigen Notiz der dort erſcheinenden Free Press hervor: „Raſche Entvölkerung von Singapore durch Tiger. Zwei durch Tiger verurſachte Todesfälle in jeder Woche ſind bei uns eben ſo ſtereotype Ereigniſſe, wie die Ankunft und Abfahrt der Peninſular- und Oriental-Compagnie-Dampfböte. Es iſt bekannt, daß während der letzten funfzehn bis zwanzig Jahre mehrere Tauſende (!) von Menſchen ihr Leben auf dieſe Weiſe verloren haben. Und doch hat die Regierung unſeres Weſſens zur Beſeitigung dieſer ſchanderhaften Zuſtandes keine weitere Maßregeln getroffen, als die, ſie Tigergruben in verſchiedenen Theilen der Inſel graben ließ (welche durchaus nichts helfen) und einen Preis von hundert Rupien auf jeden erlegten Tiger ausſetzte. Eine ſolche Belohnung reicht bei weitem nicht hin und müßte auf wenigſtens zweihundertfünfzig Rupien erhöht werden, um die gehoffte Wirkung zu erzielen.“ — Die San Francisco Tiger-Killing Company hat alſo ein ſchönes Feld für ihre Heldenthaten vor ſich, und wollen wir ihr im Intereſſe der armen Singaporaner den beſten Erfolg wünſchen.

— Das Patronat der Königin über Londoner Theater. Engliſche Blätter berichten: „Der Direktor des Drurylane-Theaters, Herr Smith, ein Sohn des berühmten Admirals Sydney Smith, hat ſich in pekuniäre Verlegenheiten verwickelt, die ihn zwingen, ſein Theater zu ſchließen, wenn nicht ſeine Gläubiger ſich dazu verſtehen, ihm Aufſchub zu gewähren. Herr Smith, der ſich ſchon ſeit mehreren Jahren in ſehr bedrängten Umſtänden befindet, hat ſich nun an die Königin gewandt, um ſie um ihr Patronat für ſein Theater zu bitten, das ſie ihm auch bereitwilligſt ertheilt hat. Dieſes Patronat hat bekanntlich ſtets die Folge, daß die Gläubiger ſich dazu verſtehen, ihre Forderungen zu ſtunden, und Herr Smith hofft daher, daß ihm dieſe Gunſtbezeugung ſeiner Majeſtät ſeine Angelegenheiten ordnen werde. Es iſt ganz natürlich in München (getauft bei Georg Kraus) zwei von einem Diſtriktsrath, Gut- und Gutsbeſitzer, Herrn Joſeph Friedrich, und von einem Magiſtratsrath und Eiſenhändler in München, Herrn Johann Schwenkart, herausgegebene Schriften erſchienen: „Mittheilungen ſeliger Geiſter im Jahre 1855, durch die Hand von Maria Rothhammer“, und: „Mittheilungen des heil. Erzengels Raphael im Jahre 1855, durch den Mund von Erescentia Wolf“. Beide Schriften ſcheinen ſich in Bayern großer Verbreitung zu erfreuen, und die Münchener „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ (von Görres und Phillipps) haben dieſelben als eine Kuriosität (Nr. X und W) gilt[illegible].

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856.

**) Der Styl des Herrn Verfaſſers, der in drei Zeilen dreimal das Wort „Erſcheinen“ gebraucht, erinnert noch etwas an eine ältere Bodmer-Breitzer'ſche ſchweizer Literatur. D. R.

***) In Bayern ſcheint jetzt die Literatur des Aberglaubens nicht minder zu grasſiren, als in der Schweiz. So fand ganz kürzlich in München (getauft bei Georg Kraus) zwei von einem Diſtriktsrath, Gut- und Gutsbeſitzer, Herrn Joſeph Friedrich, und von einem Magiſtratsrath und Eiſenhändler in München, Herrn Johann Schwenkart, herausgegebene Schriften erſchienen: „Mittheilungen ſeliger Geiſter im Jahre 1855, durch die Hand von Maria Rothhammer“, und: „Mittheilungen des heil. Erzengels Raphael im Jahre 1855, durch den Mund von Erescentia Wolf“. Beide Schriften ſcheinen ſich in Bayern großer Verbreitung zu erfreuen, und die Münchener „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ (von Görres und Phillipps) haben dieſelben als eine Kuriosität (Nr. X und W) gilt[illegible]. D. R.

†) Travels in Albania and other Provinces of Turkey in 1809 and 1810. By the Right Hon. Lord Broughton. London: Murray.

*) So viel uns bekannt, hatte ſich die italiäniſche Oper (Her Majesty's Theatre) und das St. James-Theater ebenfalls der königlichen Huld zu erfreuen, und zwar in noch direkterer Weiſe, als Princess' und Olympic, nämlich durch eine Subvention. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., werden das Blatt in Polnisch portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Mauerstraße Nr. 87), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 17. Berlin, Donnerstag den 7. Februar 1856.

Nord-Amerika.

Wissenschaft und Literatur in den Vereinigten Staaten.

Aus dem Briefe eines Amerikaners an den Redacteur des „Magazin".

..... Im Augenblick ist ein nordamerikanischer Oberst vom topographischen Ingenieurs-Corps in Berlin anwesend und sucht den besten Kupferstecher, der einen Theil der großen Karten von den dort aufgenommenen Küsten*) graviren soll. — Vor einigen Wochen war Dr. B. A. Gould, ein Mitglied jenes Corps, ebenfalls in Berlin, um für die Sternwarte in Albany, im Staate New-York, einen Meridiankreis zu bestellen, der Alles übertreffen soll, was irgend ein Observatorium in Europa derart besitzt; ferner ein Durchgangs-Instrument zum Gebrauch der Küstenvermessung. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist entschlossen, die amerikanischen Land- und Seekarten in unvergleichbarer Vollkommenheit herzustellen, und wenn es dabei auf Geld ankömmt, so wird der Erfolg den Anstrengungen, die jetzt im Werke sind, wohl entsprechen.

Wenige Europäer können sich eine Vorstellung machen von dem, was jetzt in den Vereinigten Staaten für die Wissenschaft gethan wird. Außer der Küstenvermessung hat die Regierung zu Cambridge, Massachusetts, ein Bureau errichtet, worin verschiedene Personen zu den für die Herausgabe eines amerikanischen Schifffahrts-Almanachs nothwendigen Berechnungen angestellt sind, und die neuen Zahlen des Werks für die Jahre 1856—57 sind so vollkommen, daß sie in der amerikanischen Handelswelt den Gebrauch des englischen Almanachs fast ganz verdrängt haben.

Außer den Sternwarten zu Cambridge und Washington hat Cincinnati in Ohio eine sehr schöne; die zu Ann-Arbor in Michigan und zu Albany werden in kurzem ihre Thätigkeit beginnen. Andere von geringerem Umfang in Verbindung mit Hochschulen, wie zu Williamstown in Massachusetts, zu New-Haven in Connecticut, zu Hudson in Ohio, sind bereits in Wirksamkeit.

Seit Nathaniel Bowditch, ein amerikanischer Seemann, La Place's „Mécanique céleste" mit gelehrten Anmerkungen und Zusätzen ins Englische übersetzt hatte, nahmen die Wissenschaften der Mathematik und Astronomie einen hohen Aufschwung in Amerika. Franklin's Entdeckungen in der Elektrizität führten zuletzt auf die Erfindung des elektrischen Telegraphen, und gegenwärtig werden mühlige Versuche und Beobachtungen in dem Studium des Erdmagnetismus und über die Verbindung zwischen Magnetismus, Elektrizität und Nordlicht angestellt.

Manche Staaten, wie Massachusetts, New-York, Pennsylvanien, Ohio, New-Hampshire u. a. haben Geologen angestellt, den Boden ihrer Gebiete ganz oder theilweise zu untersuchen, und obgleich in manchen Fällen jene Männer sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen erwiesen und die von den Staaten dazu ausgeworfenen Summen mit dem erreichten Zweck in keinem Verhältnisse standen, so ist doch eine große Fülle von Belehrung gesammelt und unter dem Volk verbreitet worden. In diesem Augenblick ist die Verehrung der Wissenschaft und die Freudigkeit, Geld zu wissenschaftlichen Zwecken zu opfern, in allen Klassen und Legislaturen der Staaten wach; Vereine von Pächtern, Handwerkern, von Menschen in der bescheidensten Lebensstellung zeichnen Tausende zu geologischen und anderen wissenschaftlichen Forschungen zur Veröffentlichung der Ergebnisse dieser Arbeiten in solchen Büchern, die Jedermann zugänglich sind. So sind die Berichte über die Geologie von Massachusetts und New-York und andere Werke von wissenschaftlichem Werthe über Botanik u. s. w. sehr ehrenvoll für diese Staaten und haben in dem Volke ein wunderbares Interesse für diese Wissenschaften angeregt.

Daher kömmt es, daß Bücher um geringe Preise in Amerika herausgegeben werden können, die in Europa zu kostspielig wären, um sie in allgemeinen Umlauf zu setzen. Das vortreffliche Werk von J. D. Whitney über „die Mineralquellen der Vereinigten Staaten verglichen mit denen anderer Länder" wird von Bergleuten, Handwerkern, Farmern und Schulknaben gekauft! Herr Whitney ist auch Verfasser eines sehr ausgezeichneten geologischen Berichts über die merkwürdigen Kupferminen an der Südküste des Superior-Sees.

Doch den schlagendsten Beweis von dem allgemeinen Interesse für Wissenschaft in den Vereinigten Staaten dürfte vielleicht folgender Umstand geben: Agassiz aus Neufchatel, jetzt Bürger und Professor zu Cambridge, kündigte vor einigen Monaten an, ein Werk über die Naturgeschichte der Vereinigten Staaten vorbereiten und durch den Druck veröffentlichen zu wollen; es sollte zehn Bände umfassen und jedes Jahr in den folgenden zehn Jahren Ein Band, um den Preis von zehn Dollars (funfzehn Thaler), ausgegeben werden. Da ihm aber die Geldmittel zu einem solchen Riesen-Unternehmen fehlen, so schickte er einen Prospekt in die Oeffentlichkeit und — in wenigen Wochen hatte das Volk: Kaufleute, Fabrikanten, Farmer, Universitäten, Schulen u. s. w., über Einhunderttausend Dollars gezeichnet und ihm zur Verfügung gestellt! Wahrscheinlich ist diese Summe jetzt bereits verdoppelt.

Die Buchhändler Little und Brown in Boston sind jetzt daran, die zwei größten wissenschaftlichen Werke in unserem Lande zu verlegen: 1) Agassiz' zehn Bände „Naturgeschichte Amerika's" (zehn Dollars der Band) und 2) Pierce's (Professor Benjamin Pierce ist ein Kollege von Agassiz) vier Bände über Mechanik (7½ Dollars der Band). In ersten Band handelt er von der analytischen Mechanik, nimmt in schöner Ordnung die allgemeinen mechanischen Probleme auf und fügt hin und wieder hübsche Sachen aus seinem Eigenen dazu. Dieser Band ist über die Hälfte fertig. Der zweite Band beschäftigt sich mit der Mechanik der Himmelskörper und untersucht gründlich das Ganze der Gravitation und die Gesetze des Sonnensystems. Der Gegenstand des dritten Bandes ist die analytische Morphologie; sie handelt von den Formen, inwiefern sie den Zwecken angemessen sind; untersucht den Bogen, die Maschinerie u. s. w.; ferner die Formen des thierischen und vegetabilischen Lebens. Das Thema des vierten Bandes ist ebenfalls Pierce's Eigenthum; es beschrieb die dynamische Physik. Er wird darin eine Uebersicht der ganzen Naturlehre von einem apriorischen Standpunkte geben, indem er die apriorischen Gründe nachweist, warum der Schöpfer die Schwere, die Elektrizität, den Magnetismus, die chemische Verbindung so gemacht hat, wie sie sind; ferner warum er solche Substanzen und Stoffe gemacht hat. So wird er zeigen, daß wir Kinder des unendlichen Vaters sind, indem er nachweist, daß unsere Gedanken den seinigen ähnlich sind. Er zeigt, daß, wenn die Gottheit einem Wesen, das von dieser Welt gar keine Kenntniß hätte, befehlen sollte, eine neue Welt zu schaffen, so würde es durch die Natur der Zahl, des Raumes und der Zeit genöthigt sein, eine der unsrigen gleiche Welt zu schaffen.

In keinem Gebiet der Literatur aber sind die Amerikaner so thätig, wie in demjenigen, das sich auf die Geschichte ihres eigenen Landes bezieht. In den meisten Staaten sind Vereine gegründet, die es sich zur ausdrücklichen Aufgabe machen, Alles zu sammeln und aufzubewahren, was künftig über die Entstehung und das Wachsthum der Staaten Licht verbreiten kann. Einige Legislaturen der Staaten haben Agenten nach Europa geschickt, um Urkunden aufzusuchen und Abschriften davon zu nehmen. Ihr „Magazin" hat bemerkt, daß auch Mr. Thayer von dem historischen Vereine zu New-York angegangen worden sei, aus Urkunden, Privatbriefen, Notizbüchern und anderen derartigen Schriften Alles zusammenzutragen, was dem Geschichtschreiber, der von den in dem Kriege der Vereinigten Staaten gegen England (1775—83) verwendeten deutschen Truppen zu sprechen Veranlassung hat, irgend Licht verschaffen könnte. Der große Anwachs der deutschen Bevölkerung in Amerika hat endlich den Wunsch angeregt, über die von den deutschen Kriegern geleisteten Dienste umfassendere Kunde zu besitzen, und gewiß ist es ein Ehrenpunkt für die Deutschen, nachzuweisen, daß der schlechte Erfolg der englischen Waffen keineswegs der Feigheit und dem Mangel an militairischem Talent von Seiten der deutschen Truppen zuzuschreiben sei.

*) Ueber diese Coast-Survey bringen wir nächstens einen Artikel. D. R.

Digitized by Google

Englische Schriftsteller waren sehr bereitwillig, der Welt die schlechteste Meinung von den deutschen Verbündeten beizubringen. Jetzt aber ist die Zahl der Abkömmlinge von jenen deutschen Offizieren und Soldaten in Amerika sehr groß, und sie wünschen die Mittel zu erlangen, historisch nachzuweisen, daß diese Offiziere und Soldaten an Bravour und Geschicklichkeit den Offizieren und Soldaten des englischen Heeres um Nichts nachstanden. Daher haben alle in Deutschland noch vorhandenen Schriften und Dokumente, die in den amerikanischen Feldzug einschlagen, einen historischen Werth nicht nur für die Amerikaner, sondern auch für jeden Deutschen, der es wünscht, daß jenen Offizieren und Soldaten mit der Geschichte die gebührende Ehre werde.

Um den Charakter des in Ihrem Blatte mit verdienter Auszeichnung genannten Redacteurs des Tribune, Herrn Horace Greeley*) ganz zu würdigen, müssen Sie wissen, daß es seines Lebens Aufgabe und Ziel ist, die Arbeit zu einer Würde zu erheben. Das ist das große Prinzip, das all seinen Handlungen, all seinen Schriften, all seinen politischen und sozialen Meinungen zum Grunde liegt. Ein Mensch ist nur ein Mensch; sein Genius ist von Natur edler, als der geringste Mensch; der edelste Mensch ist derjenige, der am meisten für seine Mitmenschen thut. Alles, was dahin zielt, die Fortschritte des Menschen auf dem Wege zur Vervollkommnung zu fördern, ist recht und gut, ginge dieser Weg auch über Trümmer. Der Mensch muß tugendhafter und edler, seine intellektuelle, sittliche und physische Lage verbessert werden. In diesen Lebenszweck geht Alles bei ihm auf. Greeley's Handlungen harmoniren mit seinen Schriften. — Als die großen Kupferminen am Superior-See entdeckt wurden, steuerte er eine bedeutende Summe zu den Vorarbeiten bei, welche die Reichhaltigkeit dieser Minen darthun sollten; sobald aber die Gruben zu Tage lagen und der Bau auf fester Grundlage seinen Fortgang hatte, wendete er seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge. Er verlor dabei eine große Summe, war aber zufrieden, daß er durch seine Mithülfe einen neuen Zweig der amerikanischen Industrie gefördert hatte.

Er gründete den Tribune ohne Kapital, und dessen Erfolg war lediglich durch seine Thätigkeit und seinen Genius bedingt. So lange der Erfolg zweifelhaft war, behielten er und sein Theilnehmer, Mr. Mac Elrath, das Blatt in eigenen Händen. Sobald es aber auf sicherer Grundlage stand und anfing, bedeutenden Gewinn abzuwerfen, redete Greeley seinem Compagnon zu, das Eigenthum in hundert Theile zu theilen, die dann seinen Druckern, Unter-Redacteuren und anderen bei der Herausgabe des Blattes beschäftigten Personen überlassen wurden, die so viel aufbringen konnten, um einen größeren oder kleineren Antheil zu kaufen. So ist selbst der Leiander, der die Dampfmaschine in der Buchdruckerei besorgt, Miteigenthümer des Tribune.

Im Jahre 1841 wollte der große amerikanische Staatsmann Clay den Präsidenten Harrison bewegen, Greeley zum General-Postmeister zu ernennen. Letzterer schlug die Stelle aus und will überhaupt kein Amt annehmen. Nur auf wenige Wochen trat er vor einigen Jahren in das Unterhaus des Kongresses.

In New-York bleiben die Leute auf der Straße stehen, wenn Mr. Greeley vorbeigeht. Fremde gehen gewöhnlich hinauf in das Zimmer der Expedition des Tribune, wo er studirt und schreibt, betrachten ihn eine Weile durch die offene Thür und gehen dann weiter.

England.

Aus Macaulay's Geschichte Wilhelm's III.

I. Marlborough's jakobitische Verschwörung im Jahre 1691.

(Schluß.)

Wilhelm scheint von dieser Mittheilung in einem bei ihm ungewöhnlichen Grade erschreckt und erbittert worden zu sein. Im Allgemeinen war er nachsichtig, ja, vorsätzlich blind gegen die Schlechtigkeit der englischen Staatsmänner in seinem Dienste. Er hatte Verdacht, ja, er wußte es, daß einige seiner Diener mit dem vertriebenen König in Briefwechsel stehen, und dennoch bestrafte er keinen, verabschiedete keinen, sah keinen auch nur scheel an. Er dachte gering, und hatte volles Recht dazu, von der ganzen Zucht der Staatsmänner, welche die Restauration ausgebrütet und der Revolution hinterlassen hatte. Er kannte sie zu gut, um die an ihnen vermißte Wahrhaftigkeit, Treue, Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit zu beklagen. Das Aeußerste, was er von ihnen erwartete, war, daß sie ihm so weit dienen würden, als es ohne ernstliche Gefährdung des eigenen Interesses geschehen könnte. Wenn er ersuhr, daß sie, während sie in seinem Rathe saßen, durch seine Freigebigkeit bereichert, sich in St. Germain wichtig machten, um für den Fall einer Gegenrevolution ihr Interesse zu wahren, so fühlte er eine zu tiefe Verachtung gegen diese niedrige Gesinnung, als daß er sie zur Strafe gezogen hätte. Allein das Verbrechen Marlborough's war ganz anderer Art. Seine Verrätherei war nicht die Mahregel des Feiglings, der sich für alle Fälle eine Hinterthür offen hält, sondern die That unerschrockenen Muthes, tiefer Politik und maßlosen Ehrgeizes. Wilhelm kannte keine Furcht, wenn es aber irgend ein Ding auf Erden gab, das er fürchtete, so war es Marlborough. Den Verbrecher noch Verdienst zu bestrafen, war allerdings unmöglich; denn diejenigen, die seine Pläne der Regierung hintertrabt hatten, würden sich nimmer dazu hergegeben haben, als Zeugen gegen ihn öffentlich aufzutreten. Aber ihm länger den Oberbefehl in dem Heere zu lassen, das er zu verführen geschäftig war, hieß Wahnsinn gewesen.

Spät am Abend des 9. Januars hatte die Königin eine peinliche Unredung mit der Prinzessin Anna. Früh nächsten Morgens ging Marlborough die Weisung zu, daß Ihre Majestäten nicht ferner seinen Dienst bedürfen, und daß er sich ja nicht vermesse, in der königlichen Gegenwart zu erscheinen. Er war mit Ehren und, was er noch mehr liebte, mit Reichthümern überhäuft worden. Alles ward ihm auf Einmal entrissen.

Die wahre Geschichte dieser Ereignisse war nur sehr Wenigen bekannt. Evelyn, dem im Allgemeinen treffliche Quellen zu Gebote standen, glaubte, die Beschicklichkeit und Erpreſſung, deren sich Marlborough notorisch schuldig gemacht, hätten den Zorn des Königspaares gegen ihn hervorgerufen. Die holländischen Gesandten konnten den Generalstaaten nur mittheilen, daß von den Feinden Marlborough's sehr verschiedene Auslegungen in Umlauf gesetzt worden. Einige sagen, er hätte sich ein wichtiges militairisches Geheimniß entschlüpfen lassen; Andere — er hätte unehrerbietig von Ihren Majestäten gesprochen; Andere — er hätte bei der Königin und der Prinzessin den Zwischenträger gemacht; Andere — er hätte Ränke in der Armee geschmiedet; Andere — er hätte mit der dänischen Regierung eine eigenmächtige Korrespondenz über die allgemeine Politik Europa's geführt; Andere endlich — er hätte mit den Agenten des Hofes zu St. Germain unterhandelt. Seine Freunde stellten alle diese Geschichten in Abrede und versicherten, sein einziges Verbrechen sei seine Abneigung gegen die Fremden, die über seine Landsleute die Herren spielten; er sei als Opfer den Machinationen Portland's gefallen, den er nicht leiden konnte, und den er, eben nicht sehr fein, einen hölzernen Kerl nannte. Der Schleier, der über Marlborough's Ungnade hing, ward, nach einem Verlauf von funfzig Jahren, durch die schamlose Lügenhaftigkeit seiner Witwe noch mehr verdichtet. Die gedrängte Erzählung Jakob's*) hat diesen Schleier gelüftet und klar gemacht, nicht nur warum Marlborough in Ungnade entlassen worden, sondern auch wie die verschiedenen Angaben über den Grund der Ungnade entstanden sind.

Dem Publikum war gab Wilhelm keinen Grund an für die Ausübung seines unbestrittenen Vorrechts; seine Diener zu entlassen; Anna aber wurde von der Wahrheit unterrichtet und ihr anheimgestellt, zu beurtheilen, ob ein Beamter, des schändlichen Verrathes schuldig, ein passender Mitbewohner des Palastes sei. Drei Wochen vergingen. Lady Marlborough behielt noch immer ihre Stelle und ihre Zimmer in Whitehall. Ihr Gemahl wohnte noch immer bei ihr; Königin und Königin gaben noch immer kein Zeichen des Mißvergnügens von sich. Die hochmüthige und rachsüchtige Gräfin, durch diese Geduld kühner gemacht, beschloß, dem Königspaar zu trotzen, und begleitete eines Abends ihre Gebieterin nach Kensington. Das war selbst für die sanfte Marie zu stark. Sie würde ihren Unwillen in Gegenwart der Gesellschaft, die sich um die Spieltische gesammelt hatte, angespro chen haben, wenn sie sich nicht erinnert hätte, daß ihre Schwester in Umständen sei, die dem Weibe ein Recht auf besondere Schonung geben. An diesem Abend wurde kein Wort gesagt; aber am folgenden Tage wurde der Prinzessin von Seiten der Königin ein Brief eingehändigt. Marie erklärte darin, daß ihr leid sei, einer Schwester, die sie liebe und der sie einen gewöhnlichen Verstoß gern nachsehen würde, wehe zu thun; allein der Gegenstand sei zu ernst. Lady Marlborough müsse entlassen werden. So lange sie in Whitehall wohne, würde ihr Gemahl bei ihr wohnen. Wäre es schicklich, daß ein Mann in seiner Lage den Palast seines gekränkten Herrn zu seiner Wohnung mache? Dennoch sei es von Seiner Majestät so fern, selbst gegen seine schlimmsten Beleidiger hart zu verfahren, daß auch das geduldet wurde

*) Die Worte Jakob's, geschrieben im November 1692, lauten in wörtlicher Uebersetzung aus dem französischen Originale also: „Meine Freunde hatten im vorigen Jahre die Absicht, mich durch das Parlament zurückzurufen. Die Art der Ausführung war verabredet, und Churchill (Marlborough) sollte die Vorlage ins Parlament bringen, alle Fremden (wobei auch Mylord mit dem Herz, wie er sich auszudrücken pflegte, zu verstehen sei) sollten des Landes verwiesen werden, und der Prinz von Oranien darauf eingegangen wäre, so hätten sie ihn in Händen gehabt. Wenn er seine Zustimmung versagt hätte, so würde sich das Parlament gegen ihn erklärt haben; und zu gleicher Zeit sollte Mylord Churchill sich mit der Armee für das Parlament erklären, und die Flotte sollte dasselbe thun; und man sollte mich zurückrufen. Man hatte bereits angefangen, in dieser Szene zu handeln, und hatte eine große Partei gewonnen, als einige treue, aber unkluge Unterthanen, die mir zu dienen meinten und sich eindrängten, daß das, was Mylord Churchill that, nicht für mich geschähe, sondern für die Prinzessin (Anna) von Dänemark, die Unterthanenheit hatten, das Ganze Benehmen zu entdecken, und so den Streich abwendeten."

*) Vgl. „Magazin" 1855, Nr. 153.

und noch länger geduldet worden wäre, hätte Anna nicht die Gräfin veranlaßt, dem König und der Königin in ihrem eigenen Zimmer zu trotzen. „Das war kindlos von einer Schwester", schrieb Marie, „es wäre von Unfreundlichkeit unartig gewesen, und ich brauche nicht zu sagen, daß ich einen höheren Anspruch habe." In ihrer Antwort suchte Anna nicht Marlborough zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, sie drückt nur ihre feste Ueberzeugung aus, daß seine Frau seine Schuld nicht theile, und bittet die Königin flehentlich, nicht auf einer Trennung zu bestehen, die ihr das Herz brechen würde. „Es giebt kein Weh", schrieb Anna, „daß ich nicht lieber dulden würde, als den Gedanken, mich von ihr zu trennen."

Die Prinzessin ließ ihren Oheim Rochester kommen und bat ihn, den Brief nach Kensington zu bringen und dort ihr Fürsprecher zu sein. Er lehnte den Auftrag ab, und obgleich er es versuchte, zwischen seinen Nichten die Eintracht wiederherzustellen, war er doch durchaus nicht gewillt, die Sache der Churchills zu führen. Er hatte schon längst die unbedingte Herrschaft, die der lasterhafte Pair über seine jüngere Nichte übte, mit äußerstem Unwillen angesehen. Anna's Brief wurde der Königin durch einen Diener zugestellt. Die einzige Antwort war eine Botschaft von Seiten des Lord Kämmerers Dorset, der den Befehl an Lady Marlborough überbrachte, den Palast zu verlassen. Mrs. Morley wollte sich von Mrs. Freeman nicht trennen. Was Mr. Morley betrifft, so war ihm jeder Ort recht, wo er bei Tische seine drei Gänge und seine drei Flaschen hatte. Die Prinzessin mit ihrer ganzen Familie verlegte ihren Sitz nach Sion-house, einer dem Herzog von Somerset gehörigen, an dem Themse-ufer belegenen Villa. In London bewohnte sie Berkley-House in Piccadilly, an dem Platz, den jetzt Devonshire-House einnimmt. Ihr Einkommen war ihr durch Parlamentsakte gesichert; allein keine Strafe, die in der Macht der Krone stand, ihr auszulegen, ward ihr gespart. Die Ehrenwache wurde ihr genommen. Die fremden Minister machten ihr nicht mehr die Aufwartung. Wenn sie nach Bath ging, schrieb der Staatssecretair an den Mayor dieser Stadt, sie nicht mit den bei königlichen Badegästen üblichen Feierlichkeiten zu empfangen. Wenn sie in der St. Jameskirche dem Gottesdienste beiwohnte, war dem Pfarrherrn verboten, ihr die üblichen Zeichen der Ehrerbietung zu beweisen, ihr von der Kanzel herab die Verbeugung zu machen und eine Abschrift seines Textes auf ihr Polster legen zu lassen. Selbst dem Glöckner von Piccadilly, behauptet ein vielleicht falscher Bericht, soll untersagt worden sein, ihr Lob in seinen Knittelversen unter den Fenstern von Berkley-House abzusingen.

Daß Anna im Unrecht war, ist ausgemacht; nicht so ausgemacht aber ist es, daß der König und die Königin im Rechte waren. Entweder mußten sie ihren Verdruß nicht merken lassen, oder die wahren Ursachen desselben offen erklären. Unglücklicherweise sah alle Welt die Strafe. Keiner aber wußte den Grund. Sie hätten bedenken müssen, daß, ohne die Ursache des Streits zu wissen, das Publikum sich stets auf die Seite des Schwächern stellt, und daß diese Neigung besonders stark ist, wenn die Schwester, ohne äußere Veranlassung, von der Schwester hart behandelt wird. Sie hätten ferner bedenken müssen, daß sie gerade den verwundbarsten Fleck in Marie's Charakter dem Angriff bloßstellten. Ein grausamed Verhängniß hatte sie von ihrem Vater in Feindseligkeit getrennt. Ihre Verleumder sprachen ihr alles kindliche Gefühl ab; und selbst ihre Lobredner, wenn sie auf den Punkt zu sprechen kamen, wie sie die Pflichten einer Tochter erfüllt habe, waren genöthigt, in einem herabgestimmten, entschuldigenden Ton zu sprechen. Es konnte daher nichts Unglücklicheres sie geben, als zum zweiten Male gegen die Bande der Verwandtschaft rücksichtslos zu erscheinen. Sie war nun in offenem Kriege gegen die zwei Personen, die ihr die nächsten im Blute waren. Manche, die dafür hielten, daß ihr Betragen gegen den Vater durch die Gefahr, die ihrem Vaterlande und ihrer Religion drohte, gerechtfertigt war, fanden keinen Vertheidigungsgrund für ihr Betragen gegen die Schwester. Während Marie, der bei diesem Anlaß eigentlich nur Mangel an Ueberlegung vorzuwerfen ist, von der Welt als eine Unkerdrückerin betrachtet wurde, prangte Anna, die so fraßbar war, wie sie es nur vermöge ihren beschränkten Gaben sein konnte, in dem Gewande einer milden, ergebenen Kreuzträgerin, das ihr die öffentliche Theilnahme gewann. In ihren Privatbriefen dagegen, die Morley's Namen in der Unterschrift führen, macht sie ihren Gefühlen mit der Wuth und in dem Styl eines Fischerweibes Luft, verspottet in roher Weise die ganze holländische Nation und nennt ihren Schwager bald eine Mißgeburt, bald ein Ungeheim, bald einen Caliban. Das Volk aber hörte und sah von ihr Nichts, was nicht das Gepräge des Anstands und der Demuth gezeigt hätte. Es scheint, daß bei der vertrauten Korrespondenz Ihrer Königlichen Hoheit die gallsüchtige, gemeine Gräfin den Ton anschlug, während der anmuthige, heitere und feine Carl das Benehmen vorzeichnete, das für die Augen des Publikums berechnet war. Eine kurze Zeit nur wurde die Königin allgemein getadelt. Allein der Zauber ihres ganzen Wesens war unwiderstehlich, und in wenigen Monaten gewann sie die verlorene Volksgunst wieder.

Mexiko.

Eine Ersteigung des Popocatepetl.*)

Einer der ersten Gegenstände des Interesses in Mexiko ist der Vulkan Popocatepetl. Von Puebla bis Atlixco geht eine Diligence, aber jenseits dieses Dorfes muß der Reisende den Weg zu Pferde machen. Atlixco verdient besondere Beachtung wegen seiner Lage in einem der fruchtbarsten Thäler und am Fuße eines kegelförmigen Berges. Dieser Berg ist, wie jeder bemerkenswerthe Punkt in Mexiko, die Scene romantischer Traditionen, die sich im Munde des Volkes erhalten haben. Unter vielen wähle ich eine aus, welche den Zustand der Gesellschaft zur Zeit der Vicekönige beleuchtet.

Wie die Sage also lautet, lebte einst ein alter Hidalgo, der eine Pflanzung in unmittelbarer Nähe der Stadt besaß. Er war reich und hatte nur zwei Töchter. Einer jener wandernden Mönche, von denen das Land wimmelt, versuchte eine Tochter des alten Mannes zu verführen, der ihn dafür mit einer so derben Tracht Schläge regalirte, wie man sie noch nie einem armen Frater im ganzen Vicekönigreich aufgezählt hatte und welche nur die gerechte Entrüstung eines beleidigten Vaters entschuldigen konnte. Hiermit aber war die Sache noch nicht zu Ende; für den alten Mann war es vielmehr, wie er selbst recht gut wußte, der Anfang einer sehr bedenklichen Geschichte. Er hatte seine Hand gegen ein geweihtes Haupt erhoben, er hatte sich an einem Mitgliede der mächtigsten Körperschaft im Lande vergriffen, und vor Allem war er reich genug, um die Habsucht der Inquisition zu reizen, welche stets mit eifersüchtigen Augen über die Orthodoxie derjenigen wachte, deren Güter durch Confiscation der Schatzkammer des heiligen Offiziums zufallen würden.

Schuldig oder nicht schuldig, der alte Mann mußte auf die Flucht bedacht sein, um der Verhaftung zu entgehen, und er ersann hierzu ein neues Mittel. Kaum war der Ankläger nach Mexiko abgereist, als sich das Gerücht verbreitete, der alte Mann sei plötzlich gestorben. Ein solches Ereigniß schien ganz natürlich, sobald man erfuhr, daß er sich an einem Priester vergangen habe. Da er jedoch noch nicht verurtheilt worden, so wagten die Nachbarn, seinem Leichenbegängniß beizuwohnen, und ein mit seinem Namen und Alter bezeichneter Sarg ward in geweihter Erde beigesetzt. Kaum waren die Begräbnißporteln entrichtet, als die Offizianten der Inquisition von seinem Vermögen Besitz nahmen. Die Töchter legten tiefe Trauer an und entzogen sich, bei ihren Verwandten Schutz suchend, den öffentlichen Blicken; denn sie hatten nicht nur den Verlust ihres Vaters und ihrer Güter zu beklagen, sondern wurden auch als von Gott Verstoßene gemieden, als die Kinder eines Mannes, der unter der Anklage des Sakrilegiums gestorben war. Was die Inquisition betraf, so lag ihren Beamten nicht viel daran, die mit dem Tode des Verbrechers verknüpften Umstände näher zu untersuchen, da das heilige Offizium seine Erbschaft angetreten und mithin alle Vortheile erlangt hatte, die aus seiner Verurtheilung entspringen konnten.

Nach einiger Zeit begann man von seltsamen Erscheinungen zu munkeln, die bei einer Höhle des Berges in der Gegend von Atlixco bemerkt wurden. Ab und zu ward ein Bauer, der sich auf dem Heimwege verspätet hatte, von einem dort umherwandelnden Gespenste erschreckt, und als einst der Mönch, der als Kläger gegen den Verstorbenen aufgetreten war, bei Nachtzeit etwas später als gewöhnlich von einem Trinkgelage zurückkehrte, begegnete ihm der unruhige Geist, prügelte ihn so kräftig durch, wie es nur wenige Lebende zu thun vermögen, und verschwand. Unterdessen war ein neuer Vicekönig, Revillagigedo, nach Mexiko gekommen, und der Ruf von seiner Humanität und Gerechtigkeitsliebe erreichte bald Atlixco. Kurz darauf erschien im vicekönigl ichen Palast zu Mexiko ein Greis, der in einer Privat-Audienz die Geschichte seiner Kränkungen und seines Unglücks erzählte und versicherte, daß, indem er die Hand gegen einen Priester des Herrn erhob, er nicht die Absicht hatte, die Religion zu beleidigen; daß ihn nur die Gefühle eines Vaters in einem unbewachten Augenblick überwältigt und ihn hingerissen hätten, sich an einem Missethäter zu rächen, der seine Tochter entehren wollte. Die Erzählung des Greises rührte den Vicekönig, der ein fühlendes Herz unter einem strengen Aeußern verbarg. Aber selbst für einen Vicekönig war es ein bedenkliches Unternehmen, eine reiche Beute den Klauen des heiligen Offiziums zu entreißen, ohne der Ketzerei oder des Mangels an Respekt gegen die Kirche verdächtig zu werden. Doch Revillagigedo

*) Wir entlehnen diese Schilderung dem vor kurzem erschienenen, sehr interessanten Werke des amerikanischen Reisenden Robert A. Wilson „Mexico and its Religion, with Incidents of Travel in that Country during parts of the years 1851—54" (London und New-York, 1856. Berlin, A. Asher & Comp.). Dasselbe ist auch in geschichtlicher Hinsicht beachtenswerth, da der Verfasser nach genauer Untersuchung der Lokalitäten zu dem Schlusse gelangt, daß das Bruchstück des Cortez und Bernal Diaz über den Glanz und die Größe der mexikanischen Städte und der Tempelgebäude übertrieben sei, daß aber Montezuma's Residenz und größere Ueberreste bewahren, und daß die Unterthanen Montezuma's in Wahrheit nicht viel weiter in der Civilisation vorgeschritten waren, als die nordamerikanischen Indianer. D. R.

Digitized by Google

war nie um Mittel verlegen, wo es darauf ankam, Gerechtigkeit zu üben oder den Unterdrückten Hülfe zu leisten. Fürs erste rieth er jedoch dem Greis, sich wieder in seinen Schlupfwinkel zurückzuziehen und seine Töchter nach Mexiko zu schicken, um die Klage gegen den Mönch vorzubringen.

Am bestimmten Tage saß der Biedkönig in vollem Staat, von dem Rathe der Inquisitoren umgeben, als die Töchter sich ihm in tiefer Trauer vorstellten und um Recht gegen den verworfenen Mönch baten. Mit einer kunstlosen Einfalt, welche Jeden überzeugen mußte, schilderten sie die Verfolgungen, die sie von ihm erduldet hatten. In Gegenwart des unbestechlichen Biedkönigs konnten die Inquisitoren Schauden halber nicht umhin, zu erklären, daß der Mönch, und nicht der Vater der Klägerinnen, den Tadel der Kirche verdient habe.

„Laßt uns also den Flecken tilgen, der am Rufe dieser Damen, als Töchter eines unter dem Banne der Kirche Gestorbenen, haftet, indem wir die Unschuld ihres Vaters aussprechen", sagte der Biedkönig. Dies wurde bewilligt, und man fertigte ein hierauf bezügliches Dokument aus, welches von den Inquisitoren beschleinigt und den Bittstellerinnen überreicht wurde. In diesem Augenblicke öffnete sich eine Thür, und ein grausköpfiger alter Mann erschien in der hohen Versammlung, dem die Töchter die Urkunde einhändigten. Als der Greis das Papier empfangen hatte, trat er vor, verbeugte sich demüthig und bekannte seinen Fehler. Es war eine bittere Pille für das heilige Offizium, sich so überlistet und zur Uebung eines Aktes der Gerechtigkeit gezwungen zu sehen, der ihm eine schöne Pfründung kostete. Von dieser Zeit an saßen die Inquisitoren nie wieder mit einem Biedkönig zu Gericht.

In Atlizco muß man, wie gesagt, zur Ersteigung des Berges sich mit Reitpferden versehen, da die fahrbare Straße an diesem Punkte aufhört. Den folgenden Bericht verdanke ich dem Maler Herrn Frank Kellott, da ich selbst nicht wagen durfte, eine Höhe zu besteigen, wo die Dünnheit der Atmosphäre und die Beschwerden des Weges Lungenblutungen hervorrufen.

„Die Gesellschaft bestand aus zwei benachbarten Gutsbesitzern, den Herren Corchado und Munez, drei Damen und mir selbst. Wir waren alle zu Pferde, und sechzehn Indianer waren früh Morgens zu Fuß vorangeschickt worden, mit den Gegenständen, die dazu erforderlich sind, die Reise sicher und angenehm zu machen. Heiteren Muthes ging es den Manlthierpfad hinauf, der zum Berg-Rancho Zacopoleo, einem der höchsten bewohnten Punkte der Erde, führt. Der aus vulkanischem Schlamm bestehende Boden erzeugt so üppiges Gras, daß man fast an der Gränze des Baumwuchses eine Meilerei (lecheria) angelegt hat, wo das Vieh des Nachts Obdach findet. Nachdem wir uns im Rancho erfrischt hatten, verfolgten wir den Pfad weiter, der uns durch eine verworrene Masse von Bäumen und Pflanzen und zwischen barrancos hindurchführte, deren Abhänge mit Fichten bedeckt waren. Das Holz wurde immer kleiner und verkrüppelter, je weiter wir vorschritten, bis die Fichten in der Höhe von 12,544 Fuß ganz verschwanden. Noch etwas weiter, und wir waren in einer Höhe von 12,692 Fuß an der Gränze aller Vegetation angelangt. Nachdem wir etwa eine Legoa über weichen Sand, mit scharfen Steinen vermischt, geritten, mußten zwölf unserer Indianer und unsere Pferde zurückbleiben. Von diesem Punkte aus setzten wir mit den noch übrigen Dienern den Weg zu Fuße fort.

Wir waren nur eine kurze Strecke weiter gegangen, als zwei von unseren schönen Reisegefährtinnen gleichfalls marode wurden, und wir schickten sie mit den Pferden und den erschöpften Dienern nach dem Rancho zurück, denn wir durften jetzt nicht zögern, wenn wir den Gipfel des Berges noch heute erreichen wollten. Die dritte Dame schritt muthig voran und hätte wahrscheinlich die Ehre genossen, die erste Frau zu sein, welche jemals den Popocatepetl erstiegen, wäre sie nicht unglücklicherweise zu wenig darauf bedacht gewesen, ihr Kostüm zweckmäßig einzurichten. Statt der Beinkleider oder Bloomers, hatte sie nur einen doppelten Unterrock angelegt, um sich gegen die Kälte zu schützen, und als sie noch 3000 Fuß über vulkanischen Sand und lose Steine geklettert war, mußte sie, von den Strapazen und dem Schmerz der durch häufiges Fallen verursachten Quetschungen überwunden, ermattet anhalten. Das Unternehmen war auch für uns Männer höchst beschwerlich, und für sie wäre es unklug gewesen, weiter zu gehen, da die Eiszapfen, welche wie spitzige Nägel aus den Felsklüften emporragen und zwischen welchen man sich vorsichtig durchwinden muß, ihr eben so große Hindernisse bereitet hätten, als der Sand und die Steine. Wir hatten daher keine Wahl, als ihr von ferneren Versuchen abzurathen und sie der Hülfe dreier anderer, marode gewordener Indianer anzuvertrauen, die sie den Berg hinabgeleiten sollten. Zum Unglück hatte einer dieser letzten Indianer alle unsere Chocolade bei sich, welches Getränk für eine Gesellschaft, die einen hohen Berg ersteigt, unentbehrlich ist. Ohne diesen Verlust zu ahnen, setzten wir unseren Weg fort, bis es zu spät war, ihm abzuhelfen. Der Basaltfelsen, den wir jetzt erreichten, war mit den oben erwähnten Eiszapfen bedeckt, und es war keine leichte Arbeit, die Füße zwischen sie zu bringen und sich mit den eisenbeschlagenen Stöcken festzuhalten, während der Schwindel, den das Hinabblicken auf die Welt, die wir unter uns gelassen, hervorrief, die Beschwerden unseres Marsches vermehrte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Graf Montalembert über England. Im Widerspruch mit so vielen Stimmen, die sich jetzt über den Verfall Englands und dessen angeblich nahe bevorstehende, politisch-soziale Katastrophe vernehmen lassen, hat der bekannte Graf v. Montalembert, der geistreiche Vertreter katholisch-royalistischer Ideen in Frankreich, so eben ein Buch „über die Zukunft Englands" herausgegeben, worin er zu beweisen sucht, daß in der Verfassung, und namentlich in der Aristokratie Großbritanniens, die sicherste Gewähr gegen alle neuen Revolutionen sich finde.*) Die französische Kritik wendet auf dieses Buch das Wort des Cid an: „A mi lo dicen, a ti dan las ojeadas" — England zwar erscheint, doch Frankreich ist gemeint. Das Lob der Verfassung und Aristokratie Englands ist ein verhüllter Angriff auf die gegenwärtigen Zustände in Frankreich, deren Unhaltbarkeit dadurch in das Licht treten soll. Allerdings ist es hauptsächlich die Demokratie, deren unheilvolle Einflüsse in Europa Herr v. Montalembert darzustellen sucht; aber wenn die Herrschaft des Volkes unter allen Umständen schädlich ist, so muß dies natürlich auch mit der auf dem Willen des Volkes beruhenden (par la volonté du peuple) der Fall sein. Mit der Demokratie sind, wie der Verfasser behauptet, Gewalt, Rohheit, Unsittlichkeit nothwendig verbunden, während die Aristokratie allein Freiheit und Rechtssicherheit gewährt. Daß Letzteres auch in England nicht immer der Fall war, könnte Herr v. Montalembert aus den gleichzeitig mit seinem Buche erschienenen Geschichts-Bänden Macaulay's ersehen. Dies ist jedoch noch lange nicht das Auffallendste, was der französische Verfasser angeschleinlich mit Absicht verschweigt. Wenn er die solide Basis der englischen Freiheit im Gegensatze zu der von jedem Windstoße erschütterten Grundlage der französischen betrachtete, so hat ihm unmöglich entgehen können, daß es wesentlich der Geist des Protestantismus, das Wesen des einerseits auf Selbstprüfung und andererseits auf gewissenhafter Festhaltung der gewonnenen Ueberzeugung beruhenden Glaubens war, was in England die Individuen selbstständiger, die Regierung, wie die Gemeinden und Corporationen, anhänglicher an überlieferten Recht, an beschworene Freiheit gemacht — doch das Alles ist dem Grafen v. Montalembert entgangen, der merkwürdigerweise zu glauben scheint, daß Jesuitismus und Gewissenszwang mit Freiheit und Selbstregierung Hand in Hand gehen können.

— Octave Feuillet. Von diesem anmuthigen Novellisten ist schon vor drittehalb Jahren und darüber in diesen Blättern (siehe Jahrgang 1850, Nr. 90) gesprochen worden. Wohl sein Allernenestes ist eine ungemein spannende Erzählung: „La petite Comtesse", auch unter dem allgemeineren Titel: „Etudes de la vie mondaine" eingeführt, die aller Freunden dieser Literaturgattung empfohlen sein mag. Nicht nur verleinigt sie in sich alle bisher an diesem Erzähler anerkannten Vorzüge, sondern gewinnt namentlich durch scharfe Charakterzeichnung, so insbesondere des sehr ehrenhaften Helden der Geschichte, verkümmert auch nicht den Genuß durch eingewebte Schilderung der Frivolitäten oder Blasirtheiten der vornehmen Welt (denn von Demi-Monde ist bei Octave Feuillet keine Rede). So hat also die Revue des deux Mondes, welche diese Novelle in ihrem ersten Jahrestheile gab, ihren Lesern damit ein recht artiges Neujahrsgeschenk gemacht.**) Sie hatte übrigens auch einen recht üblen Streich wieder gutzumachen, den sie ihnen, namentlich aber ihren neu eintretenden Interessenten vor Jahr und Tag gespielt hat, als sie im ersten Januarheft die Schlußhälfte einer höchst anziehenden Erzählung der Madame Charles Reybaud: „Mademoiselle de Malepeire", brachte, deren erste Hälfte in ihrem letzten Dezemberhefte von 1854 zu lesen stand. Begreiflicherweise aber sah in gewissen Fällen der sanfzehnte Dezember und erste Januar um ein großes Stück weiter aus einander, als der erste und sanfzehnte, sei es Dezember oder Januar oder jeder andere Monat. Zu den von jenem Streich Betroffenen gehörte auch Schreiber dieses. E. K—r.

*) De l'avenir politique de l'Angleterre. Par M. le comte de Montalembert, l'un des guarante de l'Académie Française.

**) Von weiblicher Feder erhalten wir soeben eine Notiz ganz entgegengesetzter Art über dieselbe Novelle, auf die wir daher noch zurückkommen werden. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Buchhändler Neumann, Mauerstraße, Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 18. Berlin, Sonnabend den 9. Februar 1856.

Nord-Amerika.

Der Nachdruck deutscher Klassiker in größerem Maßstabe und das Importiren deutscher Werke in Amerika.*)

Ich habe auf die Worte: „in größerem Maßstabe" ein besonderes Gewicht zu legen, da der geehrte Leser schon aus meinem ersten Artikel gesehen hat, daß Manches in dieser Beziehung in Amerika geschehen. Freilich hat das Wort Nachdruck keinen guten Klang. Allein wenn man ohne Weiteres das Anathema gegen diesen Zweig des buchhändlerischen Betriebes schlendern will, ohne Umstände und Verhältnisse gehörig zu berücksichtigen, so hieße das „das Kind mit dem Bade ausschütten". Eine ungesetzliche Handlung ist das Veranstalten amerikanischer Ausgaben deutscher Originalwerke nicht, ja, unter Umständen, wie sie hier obwalten, ist es vollkommen gerechtfertigt. Wenn man berücksichtigt, daß deutsche Bücher, die ohnehin schon theuer genug sind, in einer solchen bedeutenden Entfernung von dem Centralpunkte des deutschen Buchhandels, wenn nach den atlantischen Städten importirt, um circa dreißig Prozent und, wenn weiter nach dem Innern importirt, um fünfundvierzig bis fünfundvierzig Prozent ad valorem (ich verstehe hier darunter den faktinirten Buchhändler-Netto-Preis) vertheuert werden, so wird man gewiß gelinde über das Nachdrucken deutscher Bücher auf diesem Kontinente urtheilen. Leute in Deutschland, die über Hunderttausende zu gebieten haben, beschwerten sich häufig gegen mich über die hohen Preise deutscher Bücher; wie viel eher sollten es nicht Leute thun, die Jahre lang mit Sorgen für ihre materielle Existenz zu kämpfen haben! Kann man sich darüber wundern, daß eine Menge gebildeter Deutscher in diesem Lande die Erzeugnisse vaterländischer Schriftsteller in den billigen und elegant ausgestatteten englischen Uebersetzungen lesen?

Herr F. W. Thomas in Philadelphia erwirbt sich durch seine rastlose Thätigkeit den wärmsten Dank der Deutschen diesseits des Atlantischen Oceans. Nachdem er vorher eine deutsche Ausgabe von „Uncle Tom's Cabin" veranstaltet hatte, wegen der er mit Madame Harriet Beecher-Stowe, der Verfasserin dieses Werkes, deren Verleger ebenfalls eine deutsche Ausgabe dieses (mit Recht oder Unrecht) berühmten Tendenz-Romanes hatte erscheinen lassen, in Schwierigkeiten gerieth, fing er im Frühjahre 1853 an, Zschokke's Novellen und Dichtungen in fünfundvierzig Lieferungen à zehn Cents herauszugeben. Die fünfundvierzig Lieferungen zusammengebunden bilden drei stattliche Bände in Groß-Oktav. Diesen folgten Hauff's sämmtliche Werke in funfzehn Lieferungen à zehn Cents, dann Goethe's Werke, die gegenwärtig im Erscheinen begriffen sind und mit hundertundzwei Lieferungen (ebenfalls à zehn Cents) vollständig sein werden. Demnach kosten Goethe's Werke in der amerikanischen Ausgabe zehn Dollars zwanzig Cents, während die Original-Ausgabe in Lexikon-Oktav in zwei Bänden zwanzig Dollars, und die in dreißig Bänden, (gr. 8.; 1850—51) vierundzwanzig Dollars kostet. Als die Cottasche Buchhandlung eine Konkurrenz-Ausgabe in sechs Bänden à einen Dollar brachte, tändete Thomas an, daß er Schiller's und Lessing's sämmtliche Werke seinen Subskribenten auf Goethe als Prämie geben würde, so daß es der Cottaschen Buchhandlung bis jetzt noch nicht möglich gewesen ist, Thomas das Handwerk zu legen. Als Thomas im April d. J. anfing, Heine's „Reisebilder" zu verlegen, veranstaltete John Weik in Philadelphia gleichzeitig eine vollständige Ausgabe der Werke dieses Schriftstellers in sechsundzwanzig Lieferungen à fünfundzwanzig Cents. Die „Reisebilder" von Heine, die in Deutschland sieben Thaler kosten, kann man jetzt in Amerika zu einem Dollar kaufen. Die Weiksche Ausgabe von Heine's Werken hat manche Produktionen dieses Schriftstellers aufgenommen, die in Zeitungen und Wochenschriften zerstreut und früher noch nicht im Buchhandel zu haben waren. Eine nicht unbedeutende Anzahl Bestellungen auf die amerikanischen Ausgaben dieses beliebten Autors sind von England, Frankreich, Schweden und Italien eingelaufen, und es ist eine neue und außerordentliche Erscheinung, daß deutsche Literatur von Amerika aus ihren Weg nach jenen Ländern findet. Von Auerbach's „Dorfgeschichten", illustrirt, ist der erste Band fertig, und von Humboldt's „Kosmos", von welchem die drei ersten Bände in Deutschland acht Thaler sechzehn Neugroschen kosten, hier aber blos zwei Dollars zu stehen kommen werden, ist bereits die fünfte Lieferung erschienen.

Es ist gewiß der Verbreitung wissenschaftlicher Bildung im hohen Grade förderlich, wenn ein Werk, wie Humboldt's „Kosmos", von dem in der Original-Ausgabe schwerlich mehr als einige Hundert Exemplare auf diesem Kontinente verkauft worden sind, jetzt in mehreren Tausenden von Exemplaren hier verbreitet wird. Wie kläglich sah es hier früher mit dem Absatz von Goethe's Werken aus, die aber ebenfalls in neuerer Zeit ein großes Publikum gefunden haben.

In Bezug auf korrekten Druck und Eleganz der Ausstattung (Goethe's Werke muß ich hiervon ausnehmen) lassen diese Nachdrucke nichts zu wünschen übrig, ja, sie übertreffen in letzterer Beziehung häufig die Original-Ausgaben. Was überhaupt äußere Ausstattung betrifft, Schulbücher mit eingeschlossen, so stehen die meisten der in der Union gedruckten Bücher denen jenseits des Oceans erschienenen ebenbürtig zur Seite, und da sie meistens alle stereotypirt sind, so ist der Preis billiger, als in Deutschland. Während in Deutschland die meisten Bücher geheftet in den Handel kommen, werden sie hier fast alle — wenn vollständig — dauerhaft und elegant gebunden vom Verleger geliefert.*)

Ich glaube jetzt Alles von der deutschen Bücherpresse in Amerika berichtet zu haben, was von allgemeinem Interesse sein kann, und komme jetzt auf das Importiren deutscher Bücher nach den Vereinigten Staaten zu sprechen.

Man wird unter den oben angeführten, in Amerika gedruckten Büchern höhere wissenschaftliche Werke vermißt haben. Obgleich es in Amerika eine Menge Deutsche giebt, die auf deutschen Gymnasien und Universitäten gebildet worden sind, so würde doch die Herausgabe streng wissenschaftlicher, für Fachgelehrte bestimmte Werke, vom geschäftlichen Standpunkte aus, kein lohnendes Geschäft sein. Da aber der deutsch-amerikanische Buchhandel einen Rückhalt am deutsch-europäischen Buchhandel hat, und da er ohne diesen Rückhalt Stückwerk wäre, so erhalten die vielseitigsten literarischen Bedürfnisse ihre vollständige Zufriedenstellung.

In fast allen größeren Städten der Union befinden sich jetzt deutsche Buchhandlungen, die mehr oder weniger im Stande sind, allen Anforderungen zu entsprechen, die man in Deutschland an derartige Etablissements stellt. Namentlich gilt dies von New-York, Philadelphia, Cincinnati, Saint Louis, New-Orleans und Milwaukie, von den drei letztgenannten Städten jedoch in geringeren Grade als von den erstgenannten. Selbst an dem Ufer des Stillen Meeres in San Francisco und Sacramento City hat der deutsche Buchhandel seinen Sitz aufgeschlagen. Das Importiren deutscher Bücher nach diesem Lande ist noch ein neuer Geschäftszweig; zehn Jahre zurück gab es fast keine einzige Handlung, welche regelmäßige Sendungen von dem Centralpunkte des deutschen Buchhandels erhielt. Jetzt existiren in der Union wenigstens ein Dutzend Handlungen, die regelmäßig monatlich und selbst alle vierzehn Tage Sendungen mit den Post-Dampfschiffen erhalten, und man findet einige Wochen nach ihrem Erscheinen die bedeutendsten literarischen Neuigkeiten fast aller Wissenschaften zum Verkaufe bereit liegen. Das nicht Vorräthige wird auf Verlangen in möglichst kurzer Zeit besorgt. Buchhändlern, die diesen Aufsatz lesen, wird es bekannt sein, daß im Jahre 1846 von einem Berein deutscher Buchhändler der Beschluß gefaßt wurde, eine deutsche Central-Buchhandlung im größeren Maßstabe in New-York zu errichten. Herr

*) Zur Vervollständigung des Artikels: „Die deutsche Bücherpresse und der deutsche Buchhandel in den Vereinigten Staaten" in Nr. 9 u. 10 des „Magazin".

*) Obiger Aufsatz lag zum Absenden bereit, als mir die Nachricht von Philadelphia zuging, daß im Verlage von F. W. Thomas daselbst Spindler's ausgewählte Werke erscheinen würden. J. G.

Digitized by Google

Rudolph Garrigue, der jetzige Präsident der deutschen Gesellschaft in New-York, erhielt eine Mission nach den Vereinigten Staaten, um das Terrain zu durchforschen und die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Das Projekt kam indeß aus Mangel deutscher Einigkeit nicht zu Stande. Wenn die Deutschen vom nationalen Standpunkte aus Etwas angreifen wollen, machen sie es im Kleinen wie im Großen. Sollte der Dichter Recht gehabt haben, als er sang:

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
„Bildet, Ihr könnt es, desto freier zu Menschen Euch aus."

Die Anforderungen, denen ein Importeur deutscher Bücher, der sein Geschäft im größeren Maßstabe betreibt, zu entsprechen hat, sind im höchsten Grade mannigfaltig, und er muß mindestens dieselben buchhändlerischen Kenntnisse besitzen, wie sie bei dem Besitzer einer größeren Buchhandlung in Deutschland erforderlich sind. Bei der geringen Anzahl größerer deutscher Sortiments-Buchhandlungen in Amerika kann dies nicht anders sein. Kenntniß des modernen, wie antiquarischen Buchhandels, Kenntniß der Werke über die verschiedenartigsten Zweige menschlichen Wissens sind unumgänglich nöthig. Katholische, protestantische und mosaische Theologie, Medizin — Allopathie wie Homöopathie — Philologie und Philosophie, Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, Geologie, Pharmazie, Geographie, Geschichte, Archäologie, Literaturgeschichte, Pädagogik, Haus- und Landwirthschaft, Garten- und Weinbau, Architektur, Thierheilkunde, Handlungswissenschaft — alle diese Fächer sind vertreten, der technischen und schönwissenschaftlichen Werke, der Encyklopädieen, moderner und älterer deutscher Klassiker nicht zu gedenken. In der Regel findet man auch die lateinischen und griechischen Klassiker vorräthig, die jedoch in nur beschränktem Maße an Deutsche Absatz haben. Einige Wissenschaften sind auf dem Lager einer größeren deutsch-amerikanischen Sortiments-Buchhandlung so gut wie gar nicht vertreten, wie z. B. Kriegswissenschaft und Jurisprudenz. Der deutsche Jurist in Amerika muß die in englischer Sprache über Rechtswissenschaft geschriebenen Werke studiren; deutsche Werke über Rechtswissenschaft haben wohl ein wissenschaftliches Interesse, aber keinen praktischen Werth für ihn.

Der Absatz deutscher Bücher erstreckt sich aber nicht allein auf Deutsche, sondern auch auf Amerikaner. Obgleich die angelsächsischen Völker im Allgemeinen nicht das Talent haben, wie die slavischen, mit Leichtigkeit fremde Sprachen sich anzueignen, auch nicht die Biegsamkeit des Organs zur Aussprache fremder Wörter besitzen, wie dies in so hohem Grade bei den Russen der Fall ist, so findet man doch viele, die sich des Studiums der deutschen Sprache befleißigen und Werke in dieser Sprache lesen. Zum Sprechen bringen sie es freilich selten. Schreiber dieses hatte häufige Gelegenheit, mit wissenschaftlich gebildeten Anglo-Amerikanern in Berührung zu kommen, hat aber nicht mehr als drei gefunden, die im Stande waren, unsere Sprache mit Geläufigkeit grammatikalisch zu sprechen. Das Studium der deutschen Sprache hat bei den Amerikanern in neuerer Zeit auf erfreuliche Weise zugenommen, obgleich von den neueren Sprachen die französische, vielleicht auch die spanische, mehr getrieben wird, als die deutsche. Der deutsche Buchhandel in diesem Lande hat mindestens dieselbe Zukunft, als unter fremden europäischen Nationen, und ebenso, wie in Rußland, England, Frankreich, Schweden, Dänemark, Italien, Holland u. s. w. deutsche Buchhandlungen bestehen, wird auch in Amerika deutscher Buchhandel, sollte selbst das Deutschthum keine Zukunft haben, sich erhalten.

Obgleich, streng genommen, nicht in die Gränzen dieses Aufsatzes gehörend, erlaube ich mir doch noch hinzuzufügen, daß viele höhere Lehr-Anstalten in Amerika ihren Bedarf an deutschen Büchern nicht durch Buchhändler beziehen. Es geschieht dies aus dem Grunde, weil Bücher, die nicht für den Handel bestimmt sind, keine Zoll-Abgaben zu entrichten brauchen. Der Zoll beträgt zehn Prozent ad valorem, und dies ist denn doch immerhin bei einer größeren Quantität ein Ersparniß.

Was ich eben mitgetheilt, ist das Resultat mehrjähriger eigener Erfahrungen. Es ist mir nicht bekannt, daß in irgend einer europäischen oder amerikanischen Zeitung dieser Gegenstand einigermaßen erschöpfend und mit Sachkenntniß besprochen worden ist. Wenn man bedenkt, daß von einem Katalogisiren der in Amerika erscheinenden deutschen Bücher bis jetzt keine Rede gewesen ist, wenn man erwägt, daß im deutsch-amerikanischen Buchhandel, der doch am Ende hierzulande als ein exclusives Geschäft dasteht, wenig oder gar keine Organisation existirt, so wird man zugeben, daß nur praktische Erfahrung das gehörige Material an die Hand geben kann. Wer auf dem literarischen Gebiete jemals ein neues Feld betreten hat, der wird gewiß mit mir übereinstimmen, daß es nicht ohne Schwierigkeit ist, eine genaue und übersichtliche Darstellung eines Gegenstandes zu geben, ohne Vorarbeiten zu Hülfe nehmen zu können. Es ist zu bedauern, daß von Fachleuten hier in Amerika so wenig über spezielle Gegenstände für europäische Zeitungen geschrieben wird, und es ist daher kein Wunder, wenn sonst gute Schriftsteller, die Bücher über Amerika schreiben, ungenau und oberflächlich werden, sobald sie, die allgemeine Anschauung amerikanischer Verhältnisse verlassend, auf Details gehen.

J. Eggert.

Mexiko.

Eine Ersteigung des Popocatepetl.

(Schluß.)

Um unsere Aufmerksamkeit von den eigenen Mühseligkeiten abzulenken, erzählte uns Herr Corchado eine Geschichte von sechs Arbeiter, welche es versuchten, den Berg während der Nacht zu ersteigen. Jeder von ihnen trug einen Korb mit geschlachtetem Schaf auf dem Kopfe. Am Tage nach ihrem unvorsichtigen und frevelhaften Unternehmen fand man ihre erstarrten Körper in einer Lage auf die Ursache ihres Todes klar machte. Steif vor Kälte und durch die schwere Last am Gehen verhindert, waren sie in der Dunkelheit niedergetreten und auf das scharfe Eis gefallen. Dem Einen war der Kopf durchstochen, und auf den Leichen der Anderen zeigten sich verschiedene Wunden und Beulen. Die Geschichte dieser Unglücklichen war geeignet, uns sehr angenehme Betrachtungen einzuflößen, im Fall das Wetter sich ändern sollte, während wir noch auf dem Berge waren.

Den Basaltfelsen hinauf, der in einer Höhe von 16,805 Fuß emporragt, klommen wir mit großer Anstrengung bis zum Abend hinauf, wo wir an jenen ungeheuren, gähnenden Abgrund, den Krater, kamen. Die Mündung desselben hat etwa drei Miles im Umfang und ist sehr unregelmäßiger Form. Wir stiegen in sie hinein und gelangten bald zu dem Hause, wo wir unser Nachtquartier aufschlagen sollten. Dieses Haus ist eine Merkwürdigkeit in seiner Art, da es aus keinen anderen Häuser gebaut ist und gebaut werden konnte, wenn nicht die Verdünnung der Luft in dieser Höhe von 17,125 Fuß und die Unmöglichkeit, in einem geschlossenen Raume genug Sauerstoff zur Erhaltung eines Feuers zu finden, berücksichtigte. Es wurde ihm auch die Gestalt eines Miniatur-Bollwerks gegeben; das Haus ist von außen und von innen mit einer runden Mauer versehen, wovon die eine nach innen und die innere, die auf Säulen ruht, nach außen abfällt, bis sie sich beide begegnen. Im offenen Hofe, in der Mitte des Gebäudes, wird ein Feuer angezündet, und die Gesellschaft ruht unter den Bogen Platz, um sich zu wärmen. Während der Nacht aber, die wir dort verbrachten, schlug der widerspenstige Rauch die Richtung ein, wie die erhitzte Luft, und füllte das Gemach bis zum Ersticken, so daß, trotz der von Herrn Corchado für die Bequemlichkeit seiner Gäste getroffenen Anstalten, unsere Lage eine höchst unbehagliche nehme war. Der Abglanz der von dem Schnee zurückgeworfenen Sonnenstrahlen hatte unsere Augen, trotz der grünen Schleier, die wir trugen, mit einem Nebel bedeckt; wir empfanden in dieser schwindlichen Höhe eine Neigung zum Erbrechen, und obwohl mit allen möglichen eß- und trinkbaren Gegenständen versehen, begehrte unser keiner nur nach Chokolade, die wir nicht bekommen konnten. Mein Haupt und müden Gliedern legten wir uns in dem dicken Staube nieder und versuchten zu schlafen.

Der Morgen kam uns zu Hülfe und entfernte den Nebel, der sich über unsere Augen gebreitet hatte. Wir blickten hinauf zu dem Gipfel des Berges über uns und hinab in den furchtbaren Abgrund in den wir niedersteigen sollten. Wir konnten weder Kaffee noch Frühstück essen, und waren daher bald reisefertig. Einen Theil des Fußsteg verfolgend, erreichten wir einen Vorsprung, wo wir in einen Tragekorb setzten und mit einer Winde fünfhundert Fuß mehr bis zu einer Felsenwand niedergelassen wurden, längs der wir nach einer zweiten Winde und einem zweiten Korbe hin kletterten, eine noch gefährlichere Fahrt begannen, da wir frei in der Luft hingen, ohne uns an Etwas festhalten zu können, während wir in der Richtung eines jener gähnenden Schlünde hineinfuhren, die man die Löcher des Kraters nennt. Sie führen diesen Namen von der freien Luft, die sie ausströmen, und dem dumpfen Getöse, welches ihnen hervorschallt. Wir machten die Augen zu und klammerten uns fest an das Tau, als wir in der Luft um und um gewirbelt wurden, bis wir eine zweite Station, etwa fünfhundert Fuß niedriger, erreichten. Von diesem Punkte aus kletterten wir, so gut es anging, hinab und gelangten endlich zu dem Ort, wo die Arbeiter damit beschäftigt waren, die Kohlen auszugraben, aus denen der Schwefel gewonnen wird.

Wir nahmen keine Messungen innerhalb des Kraters vor, und Höhen und Entfernungen können daher nur annäherungsweise angegeben werden. Das Ganze war jedoch nach einem so großartigen Maßstabe angelegt, daß Pluto hier neue Donnerkeile schmieden und Milton's Satan sich in dem Schwefelpfuhl baden könnte. Alles ist felsfam und schauerlich-majestätisch. Wir krochen in mehrere der Löcher hinein, aber nichts war zu bemerken, als „sichtbare Finsterniß". Die Seiten und der Fußboden waren durch die geschmolzene Masse, die sich im Durchströmen abkühlt, spiegelglatt geworden, und ohne

Stricke, die uns um den Leib gebunden waren, hätten wir leicht strauchein und in einen bodenlosen Abgrund fallen können. Es schien uns beinahe, als ob wir in dem rauschenden Luftstrome die Klagen verlorener Seelen in dem ungeheuren Schwefelsee zu unseren Füßen vernähmen. Der Schall der hineingeworfenen Steine verlor sich in der Entfernung, wenn sie nicht auf einen hervorspringenden Felsen stießen und von einer Spitze zur anderen abprallten. Es war furchtbar, die tiefe Finsterniß zu betrachten, die sich um den Abgrund lagerte, der gleichsam den Eingang zu den infernalischen Regionen bildet. Welch entsetzliches Schauspiel mußte es aber gewähren, als jedes dieser „Luftlöcher" flüssiges Feuer und Schwefel in den Kessel hineinschleuderte, in welchem wir standen, und welch unermeßlichen Umfang muß das Schwefelmeer haben, das durch sein Austreten dergleichen Oeffnungen anfüllt!

Wenden wir uns von großen zu kleinen Dingen — zum Leben der Arbeiter, die in dem Vulkan arbeiten, essen und häufig auch schlafen. Einige graben Schwefel aus und laden ihn in Körbe, welche andere auf ihrem Kopfe die Wand des Kraters hinaustragen. Noch andere, die sich außer Gesicht weit oben auf dem Berge befinden, arbeiten an den Oefen, wenn das Wetter klar ist und keine Wolke sich vor die Sonne lagert, da man nur bei einem solchen Stande der Atmosphäre auf dem Gipfel des Berges arbeiten und Lasten nach der Hacienda tragen kann. Ist das Wetter schön, so sind die Operationen in vollem Gange, und es wird ein bedeutender Gewinn erzielt, indem man Schwefel zur Fabrication von Schwefelsäure liefert.

Wir sind noch einmal auf dem Gipfel des Berges, und da uns das Gesicht, welches wir beim Erklimmen desselben einbüßten, wiedergegeben ist, so nehmen wir die unter und liegende Welt in Augenschein. Gen Westen blickend, glüht Alles im Lichte der aufgehenden Sonne, außer wo der Berg seinen Riesenschatten selbst über das Thal von Tolarca hinunterwirft. Wie seltsam verkleinert zeigen sich und alle wohlbekannten Gegenstände! Die Reinheit der Atmosphäre hat die Wirkung, daß die entferntesten Punkte sich uns in großer Deutlichkeit vorstellen, aber nicht in ihrer natürlichen Größe, da der Gesichtswinkel unverändert bleibt. Die Dörfer des Tafellandes erscheinen als Pygmäendörfer, von Pygmäen bewohnt, von zwerghaftem Vieh umgeben und mit Däumlingssoldaten garnisonirt. Durch eine optische Täuschung sehen wir ein wahres Lilliput vor uns. Hätte der englische Satiriker die Höhe besteigen können, auf der wir standen, so würde er die Verwirklichung des Bildes erblickt haben, das seine Phantasie malte. Er hätte die Kriegsschaaren Lilliputs zum Trommelschlage in martialischer Ordnung einhermarschiren gesehen.

Ein ebenso merkwürdiges Schauspiel bietet sich dar, wenn man um den Berg herumgeht und von seiner steilsten Seite, wo es kein Tafelland giebt, in die Tierra caliente, das heiße Land, hinabsieht. Die Entfernung ist so groß, der Abhang so steil, daß ein des Kletterns nicht gewohnter Reisender von einem Gefühl des Schwindels befallen wird. Wenn man bis zu dem äußersten Gipfel des Berges, zweihundertundfunfzig Fuß über der Oeffnung des Kraters, steigt, hat man einen noch viel weiteren Gesichtskreis; aber es ist dies eine Höhe, auf der es Wenige gelüsten wird, lange zu verweilen, oder sie zum zweiten Male zu erklimmen."

In den Briefen des Cortez an den Kaiser lesen wir Folgendes: „Was den Schwefel betrifft, so habe ich Ew. Majestät schon von einem Berge in dieser Provinz berichtet, aus welchem Rauch hervorgeht; ein Spanier, der vermittelst eines ihm unter die Arme, um den Leib befestigten Taues siebzig bis achtzig Klafter weit hinabstieg, hat dort Schwefel gefunden, und aus dieser Quelle haben wir, obwohl nicht ohne Gefahr, uns mit einem hinlänglichen Vorrath versorgen können. Es ist zu hoffen, daß es nicht nöthig sein wird, abermals zu diesem Mittel Zuflucht zu nehmen." . . . „Obwohl die Indianer uns sagten, daß es gefährlich sei, diesen Berg zu ersteigen, und daß diejenigen, die es versuchten, ihren Tod fänden, bewog ich mehrere Spanier, das Unternehmen zu wagen, um den Gipfel des Berges zu untersuchen. Als sie hinaufgestiegen, kam so viel Rauch, von furchtbarem Getöse begleitet, daraus hervor, daß sie entweder außer Stande waren oder Furcht hatten, bis zum Krater zu steigen. In der Folge schickte ich Andere hinauf, welche zwei Versuche machten und endlich die Oeffnung des Berges erreichten, von der der Rauch hervordrickt; dieselbe ist etwa zwei Bogenschüsse breit und dreimeilen Stunden im Umfang, und man entdeckte dort etwas Schwefel, den der Rauch niedergeschlagen hatte." Bernal Diaz erzählt, daß der Krater völlig rund sei und ungefähr eine Meile im Durchmesser habe. Während eines ihrer Besuche hörten die Spanier einen fürchterlichen Knall, von Rauch gefolgt, der sie in aller Eil hinabzusteigen veranlaßte; ehe sie jedoch die Mitte des Berges erreicht hatten, fiel ein Steinregen um sie her, vor dem sie in großer Gefahr schwebten.

Um das Jahr 1850 hatte Corchado, ein thätiger und unternehmender Weißer, sich das Vertrauen der Indianer am Fuße des Berges erworben, die ihn einluden, sie auf einer ihrer Expeditionen nach dem Vulkan, die in der letzten Zeit ziemlich oft stattgefunden, zu begleiten. Es war dies ein Vorschlag, der seinem unternehmenden Charakter ganz zusagte, und am bestimmten Tage erschien er demnach bei dem Rendezvous, mit einem Tau, einem Stück Segeltuch und einer eisernen Stange versehen. So ausgerüstet, machte sich die Gesellschaft, und zwar eine zahlreiche, zur Ersteigung des Berges auf, aber Einer nach dem Anderen mußte zurückbleiben, bis nur Corchado und ein einziger Indianer an der Mündung des Kraters anlangte. Hier fiel Corchado, von Ermüdung und Blutverlust überwältigt, in Ohnmacht, und der Indianer, der keinen anderen Rath wußte, deckte ihn mit dem Segeltuch zu und eilte den Berg hinunter nach Hülfe. In kurzer Zeit kam der Ohnmächtige unter dem Segeltuch zu sich und schleppte sich auf seiner gefährlichen Lage in den Krater hinein, um nicht dronben vor Kälte umzukommen. Er stieg bis zu dem Felsenvorsprung hinab, und in den Abgrund niederblickend, fühlte er sich durch die Atmosphäre des Berges so erfrischt, daß er die Eisenstange, das Segeltuch und das Tau nach sich zog, entschlossen, die Nacht in der Tiefe des Kraters zuzubringen. Kaum hatte er die Stange und das Tau befestigt, als seine ihm zu Hülfe eilenden Gefährten anlangten und Alle an dem Tau nach einem Punkte hinabstiegen, wo sie die Nacht in Sicherheit verbrachten.

Auf der Rückkehr sammelte Corchado einige von den Schlacken und brachte sie nach Puebla, wo sich dieselben als in so hohem Grade schwefelhaltig erwiesen, daß sie die Anzeige der Entdeckung einer Schwefelgrube rechtfertigten. Es wurde in Puebla ein hinlängliches Kapital unterzeichnet, um einen einfachen Apparat anzuschaffen, mittelst dessen man die Grube mit ansehnlichem Gewinn ausbeutete. Wegen eines Prozesses, in den die Unternehmer verwickelt waren, hat man jedoch bisher (1852) keinen Versuch machen können, den Felsen zu durchbrechen oder einen etwaigen Augang durch eine Rohr oder Oeffnung zu erforschen. Der zu dem Krater führende Pfad wurde indeß in guten Stand gesetzt, und ein Besuch in den Schwefelgruben gilt nunmehr für ein völlig gefahrloses Unternehmen.

Australien.

Weihnachten in Australien.

Nach William Howitt.

Wer kann an ein Weihnachten im Juli glauben! Wenn die Sonne mit 20° im Schatten niederbrennt, wenn man noch einem Mund voll kühler Luft zu schnappen hat, wenn die Fliegen summen und die tropischen Früchte farbenreich und unbildsen — wer mag sich einreden lassen, irgendwo in der Welt sei es Weihnachtzeit! Wenn man in den leichtesten Beinkleidern umherläuft, sich mit dem Schleier am Hut vor den schwirrenden Dickaen zu retten sucht, die Frösche aus ihrem längst zu den Wolken emporgedampften Element sich zu Erblöcher flüchten sieht, wenn die Luft von den sengenden Strahlen zu beben scheint und die Sonne vom heißflammen Himmel auf die glührothe Welt herunterlacht — kann es, kann es da Christzeit sein!

Nein wahrlich, die des heimischen Knechts Ruprecht ist es nicht. Wie käme er hierher, der täppische Gesell mit der zwischen Blüthe der Gutmüthigkeit und des Nordwinds auf den pausbäckigen Wangen — der alte Pelzmütze mit den Flocken im Bart, der Ruthe und dem Apfelsack im Gürtel, dem Pudding- und Bratengefolge, dem traulichen Jubel und der erwärmenden Wohlthätigkeit! O, dieser australische Weihnachtsmann ist ja ein ganz anderer, leichtfüßiger, nanking-hosiger, strohhütiger Gesell. Noch ein ganz junger Kerl ist es, der Kirschen liebt, Limonade schlürft und was dergleichen unsubstantielle Lockereien mehr sind. Im besten Fall ein artiger, flotter, unzutrauenswerther Bursch, der sich noch sehr zu bewähren hat.

Hier vermißt der Engländer seine Stechpalme, und der Deutsche putzt sich mit Mühe eine Art Tannenbäumchen zusammen. Die Leben schließt man wohl, geht zur Kirche, zu Freunden (wellewerit, wenn man im Busch wohnt) ißt und trinkt — und denkt dennoch nur an die Entbehrungen, welche die ungewohnte Fremde selbst dem Herzen und seinen liebsten Erinnerungen auferlegt.

Aber eine neue Seite hat das hiesige Leben geschaffen, welche sich zu Festlichkeiten, wenn auch nur zu Lärmenden, verwenden läßt: das Goldgraben. Was in der Nähe der Gruben wohnt, zieht zu Weihnachten dorthin, sei es, sich in dem Wirrwarr zu beläuben, sei es, in der jubelnden Bewegung all der losgelassenen Burschen irgend eine Herzensfaite mittlingen zu lassen. Da ist öffentlichen Gelage im Grünen die ganze Nacht hindurch; da werden Tausende von Büchsen und Pistolen abgefeuert, da ist ein Singen, Jauchzen, ein von Bier, Rum, Wein, Brandy immer neu geborenes Getöse, eine brausende Glückseligkeit, wie wohl schwerlich anderswo in diesem civilisirten Jahrhundert. Dazu bellen die Hunde, schreien die Kinder, quälen die Fidela, stampfen die Tänzer, lärmt noch ein hübsches Gebalg dazu, so ist das Ideal eines „Digger" erfüllt. Wer am anderen Morgen heroisch genug ist, aufstehen zu können, setzt sich zum Plum-

Digitized by Google

pudding und geht Papageien schießen. Kirchen oder Gottesdienst giebt es da nicht. Wir wollen uns einige Familien genauer ansehen mit ihrer Sorge und Freude.

An einer Krümmung des Buckland-Flusses steht man unter den hügeligen Ausläufern der Schneeberge eine Anzahl roher Blockhütten zwischen den dunklen, scharf gezeichneten Umrissen des hiesigen Baumwuchses. Rings herum düsterer Wald. Aus einer Art Lichtung bricht zwischen steilen Ufern der schäumende Fluß, um weiter unten mit den Dämmen, Wasserrädern und Pumpwerken der Goldgräber — hier sind es eigentlich Goldschöpfer — einen nur zu oft glücklichen Kampf zu bestehen.

Drei zusammengehaute Hütten gehören den Gliedern einer starken, kräftigen Wäldler-Familie — Vater, Mutter, Tochter und vier Söhnen. Die Männer gehen heute in reinen Hemden und Hosen, Mutter und Tochter sind in all ihrem bunten Putze nun diverse Kessel und Töpfe beschäftigt, die vor den „Häusern“ in ansehnlicher Reihe brodeln.

Die Familie kann uns ein Bild tausender in den Gruben geben. Sie haben ein Stück des Flußbettes erworben, das in diesem Bezirk allein goldhaltig ist — ein prächtiges, fast mit Gold gepflastertes, aber mühselig durch Pumpen und Dämme seiner Wassermasse nach und nach zu entlerrendes Stück. Früh und spät sind die Männer an der Arbeit, fahren Erde herbei, stehen bis an den Hüften im Wasser, schöpfen, suchen und finden. Sie gedeihen vorzüglich. Frühstück, Mittag- und Abendbrod sind reichlich bestellt, die Brandyflasche wird nicht leer, und der nächstwohnende Krämer hat ihnen schon manche fürstliche Rechnung für die hier so übermäßig theuren Nahrungsmittel ausgeschrieben. Alte Nachbarn wissen, die Volltopfs — so heißen unsere Glücksjäger — machen und brauchen ein ganzes Vermögen.

Ihnen zunächst haust ein ehemaliger Offizier ausser Dienst, der fast sein ganzes Leben von einer Lieutenants-Pension gehungert hat. Er gilt mit seinen zwei Söhnen für sehr gentlemännisch und stolz. Die Jungen sind mit Mühe und Noth auf dem Kontinent erzogen, haben zuhause weder Geld, noch Verbindungen gehabt, und so ist man seit zwölf Monaten hier angelangt, hat sich gequält und geplackt und ist heute noch so arm wie eine Kirchenmaus. Ihr Flußantheil ist gut, aber ihre Kraft reichte nicht hin, ihn auszubeuten, und des Alten Stolz, Mißmuth und Eigensinn haben die von den Volltopfs des öfteren angebotene Hülfe abgelehnt. Wo soll das hin! Die Dämme sind ihnen so oft zerfallen, daß sie des Alten sinkenden Lebensmuth endlich mitgenommen haben. Er liegt in dem sonnendurchglühten Zelte fieberud daneben und zankt mit seinem Erstgeborenen, Leonhard, einem frischen, edlen Burschen von zweiundzwanzig Jahren. Das Pferd soll durchaus nicht verkauft werden, obwohl sein Werth ihnen die Hülfe schaffen könnte, an der Alles hängt. „Nein“, stöhnt der Capitain, „niemals. Sollen wir denn ganz an diesen verdammten Fleck festgenagelt sein und niemals wieder herauskommen! Der Gaul ist zu unsere einzige Hoffnung, zu Besserem hingelangen zu können.“ Die Söhne weinen, gehen schweigend hinaus und wissen nicht, was beginnen. Der kranke Vater und der heilige Weihnachtstag schreien beide von ihnen Brod, Bier, eine erfrischende Speise, irgend eine Labung zu begehren, und kaum der dürftigste Bissen ist im Hause. Da entschließt sich Leonhard zu einem kleinen und doch so großen Opfer. Er reitet zum Krämer, ihm seine Pfeife und lederne Tabackstasche, die einzigen Ueberbleibsel seiner guten Londoner Zeiten, zum Verkauf anzubieten; er will von dem letzten Andenken seiner Jugend und dem Trostе seiner Mühen scheiden. Wie oft, o, wie allzu oft hat er sich mit ihnen auf einen Baumstumpf in der Oede gesetzt und in ihrem Anschauen und Gebrauche ein Bischen von vergangenem Muthe wiedergefunden!

Als er zum Krämer kam, fand er großes Getümmel und darunter einen der jungen Volltopfs, der zu Weihnachten, zu einer Hochzeit und einem Kindtaufen — alles drei wurde heute in seiner lustigen Familie auf einmal gefeiert — einzukaufen da war. Leonhard mußte warten, bis jener abgefertigt, und stand ganz erstaunt über die Verschwendung. Der Krämer maß, goß und schrieb zuletzt auf ein Stückchen Dütenpapier eine Rechnung, die wir zur Erbauung unserer Leser nicht vorenthalten wollen:

6	Flaschen Portwein	30	Thlr. — Sgr.
6	„ Brandy	40	„ — „
12	„ Ale	21	„ — „
12	Pfund Zucker	4	„ — „
4	„ Butter	6	„ 20 „
10	„ Kartoffeln	3	„ 10 „
1	Dutzend Aepfel	4	„ — „

u. dgl. noch eine hübsche Anzahl weiterer Items. Dürfen wir uns nicht in Etwas beglückwünschen, von Australien und seinen Preisen nur bewundernd zu lesen und nicht auch selbst betroffen zu sein?

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Kanal zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere. Bei der internationalen Kommission, welche im vorigen Jahre in Paris ernannt wurde, um an Ort und Stelle die Vorarbeiten zur Herstellung eines Kanals zur Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Rothen Meere zu prüfen, befindet sich auch der französische Akademiker, Herr Barthélemy de St. Hilaire. Dieser hat im Journal des Débats eine Reihe von „Lettres sur l'Egypte“ veröffentlicht, wovon der letzte, aus Suez vom 27. Dezember datirte Brief in der genannten Zeitung vom 31. Januar d. J. abgedruckt ist. Dr. A. Petermann, der in dem neuesten Hefte seiner geographischen Mittheilungen einen mit einer Karte verbundenen, interessanten Artikel über diese Kanalisirung bringt, bezeichnet diese Frage als die wichtigste und folgenreichste, welche die geographische Wissenschaft in neuerer Zeit aufgeworfen. „Ein solcher Schiffs-Kanal“, sagt er, „würde, ganz allgemein gesprochen, die indische, chinesische, japanische Welt, Australien und Polynesien, Ost-Afrika u. s. w. mit ihren 600 Millionen Bewohnern — durchschnittlich um mindestens die Hälfte der Distanz näher zu Europa (und selbst zu New-York und New-Orleans) bringen, als der bisherige Hauptverbindungs-Weg um das Kap der guten Hoffnung.“ Die oben gedachten Vorarbeiten wurden von den beiden, in ägyptischen Diensten stehenden, französischen Ingenieurs, Linant-Bey und Mongel-Bey, unter der Direction des um die Aufnahme dieser Ideen sehr verdienten und bei dem jetzigen Vicekönige von Aegypten in hohem Ansehen stehenden Herrn Ferd. de Lesseps ausgeführt. Die Petermann'schen „Mittheilungen“ liefern eine Uebersicht der geographischen Resultate dieser Vermessungen, während die Briefe des Herrn Barthélemy de St. Hilaire ein anziehendes Bild der jetzigen Handels- und Verkehrs-Verhältnisse der ägyptischen Häfen des Mittelländischen und des Rothen Meeres gewähren — ein Bild, aus welchem sich eine wichtige Schlußfolgerung auf den Welthandel dieser Häfen und auf die Bedeutung Aegyptens ziehen läßt, wenn dasselbe der Durchgangspunkt alles direkten Verkehrs zwischen Europa, Ost-Asien und Australien sein wird. Gegenwärtig ist Suez, das der Verfasser der französischen Briefe als eine der besten Rheden der Welt darstellt, allerdings noch eine verhältnißmäßig kleine und mittelloſe Stadt; bald dürfte es jedoch ein Haupt-Anziehungspunkt englischer, französischer und hoffentlich auch deutscher Kapitalien und Speculationen werden. Schon jetzt ist der Verkehr zwischen den Häfen des Rothen Meeres und denen des Nils so bedeutend, daß im Jahre 1849 siebzigtausend Kameel-Ladungen von Suez nach Kahira gingen, im Jahre 1855 aber nicht weniger, als 120,000 Kameele zur Beförderung der Waaren von dem Seehafen nach der Nilstadt gebraucht wurden. Das Rothe Meer bietet allerdings manche nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeit für die Befahrung durch Segelschiffe dar, doch hofft man auch diese durch Winde und Strömungen herbeigeführten Hindernisse, die natürlich für Dampfschiffe nicht existiren, mit Hülfe der Kunst überwinden zu können. Die Petermann'sche Karte gewährt übrigens auch Anhaltpunkte zur Vergleichung der Eisenbahn zwischen Alexandrien und Suez (die von erstgenanntem Orte bis Kahira bereits vollendet ist) und dem Kanal von dem Golf von Pelusium (Tineh-Mündung) über den Jßthmus nach Suez. Das ganze Nil-Delta liegt zwischen den Mündungen des Kanals und der Eisenbahn, von denen Ersterer, der durch mehrere bedeutende Seen führen wird, um beinahe die Hälfte kürzer, als Letztere ist. — „Wie es scheint“, sagt Herr Dr. Petermann am Schlusse seiner Bemerkungen über die Canalisation, „ist Frankreich ganz besonders für dieses Projekt, England aber im Allgemeinen dagegen. In der Lesseps'schen Schrift wird gesagt, daß Frankreich die Anlage des Kanals hauptsächlich im Interesse Englands wünsche; England wisse dennoch, wie es scheinen möchte, den großen ihm gebotenen Vortheil zurück. . . Was England in dieser Beziehung fürchtet, und zwar mit einigem Grund, ist die Herstellung einer Militairstraße für die am Mittelländischen Meere wohnenden und thronenden Staaten nach Indien, dieser ersten Perle der Krone Englands. Was man auch immer dagegen sagen mag — die Geschichte der Dardanellen, des Sundes, ja, ganz kürzlich die Frage wegen des Waranger Fiord bilden ganz ähnliche Beispiele der Wichtigkeit gewisser Seewege und Küstenpunkte. Der Jßthmus von Suez war bisher ein wirklicher, für gewisse Operationen unpassirbarer Riegel Englands, zum Schutze seiner indischen Besitzungen, und wie die Insularität des Mutterlandes seine große Beste war, so ist auch eine gewisse Insularität seines indischen Reiches dessen natürliches Bollwerk.“

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wochentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedition Neumann, Mauerstraße Nr. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 19. Berlin, Dienstag den 12. Februar 1856.

Frankreich.

Frau von Maintenon, Fénelon und J. J. Rousseau über weibliche Erziehung.*)

Für Rousseau mußte das Thema „weibliche Erziehung" eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft haben. Er hatte von Jugend auf mit und unter Frauen gelebt, in der bewegtesten und merkwürdigsten Zeit seines Lebens mit den liebenswürdigsten der Pariser Sozietät verkehrt, gelebt und geschärft durch Neigung, Bedürfniß und Instinkt, wie sehr auch oft geblendet von Vorurtheil, Mißtrauen und übler Laune, hat niemals aufgehört, das eigenthümliche Wesen, das Gemüths- und Seelenleben der Frauen zu erforschen und enthusiastisch zu preisen; unter ihnen hatte er die Heldin, das Ideal für seine „Neue Heloise" gefunden, unter ihnen allein gefunden, was ihm die Männer meist versagten: Beachtung, Anerkennung, Werthschätzung, Duldung seiner Person und seiner Schwächen, Bestreidigung seiner Eitelkeit und ein dankbares Herz. So knüpften sich an ihr Geschlecht seine theuersten und süßesten Erinnerungen, ihr Wohl und Wehe wurde ihm zur Herzenssache. Er will dieses Geschlecht nun auch bilden und veredeln, auf die rechten Pfade der Natur zurückführen, gegen die Ansteckung der Weltverderbniß, die Einflüsse der verkehrten Erziehung seiner Zeit, die Eingebungen eigener Schwäche und Gebrechlichkeit sichern, d. h. es erziehen helfen, und unternimmt dies vermittelst der im fünften Buche seines „Emile" niedergelegten Ansichten und Vorschriften. Saint Marc Girardin hat bei Beleuchtung und Prüfung derselben sich die dankenswerthe Aufgabe gestellt, Rousseau's Maximen mit den Ansichten zweier Autoritäten des siebzehnten Jahrhunderts, der in der Ueberschrift genannten, in Parallele zu setzen. Zu vernehmen, was drei so gewichtige Pädagogen längst vergangener Zeit von dieser ebenso wichtigen als schwierigen Hälfte der Jugenderziehung hielten, mag noch in unseren Tagen von Interesse und Nutzen sein, da ja, trotz aller Töchterschulen, Fortbildungs-Anstalten, schweizerischen Pensionen, Gouvernanten und Bonnen, Fräulein-Stifte, klösterlichen Institute und Asyle, zu deren Gunsten sogar im protestantischen Deutschland sich mehr als Eine Stimme erhoben hat, dieses Kapitel bis zur Stunde keineswegs zu völliger Erledigung gekommen heißen kann.

Frau von Maintenon, um mit ihr zu beginnen, war unendlich besser, als ihr sonstiger Ruf, der sie als frostig, hart und theilnahmlos schildert. Sie besaß im Gegentheil ein warmes, für das Gute schlagendes Herz, einen sehr gesunden Verstand, der die Wärme ihres Eifers mäßigte, und ein gewisses Mißtrauen in sich selbst, wie sie es als Christin fühlen mußte. Kein besserer Beweis hierfür, als die Idee, welche sie bei Gründung der Erziehungs-Anstalt von Saint Cyr verfolgte und verwirklichte. Diese ihre Schöpfung, welche ihr Einfluß auf Ludwig XIV. ins Leben rief,**) war eine kühne, geistvolle, großartige Neuerung und zugleich eine aufschäbare Wohlthat. Nicht Nonnen, sondern Familienmütter und Frauen, bestimmt, in der Welt zu leben, sollten dort erzogen, durch besseren Unterricht gebildet und zu einem tugendhafteren Leben angehalten werden, als es die damalige Welt verlang. Die Ueberzeugung, wovon sie durchdrungen war, daß Reformen und Verbesserungen im Erziehungswerke durchaus nothwendig wären, beseelte ihren Eifer und ließ sie kein Hemmniß scheuen. Indeß war sie mit ihrer Stiftung nicht die einzige oder die erste Reformatorin ihrer Zeit. Schon fünf Jahre vor Gründung von St. Cyr (1681) zeigte Fénelon in seinem „Traité sur l'éducation des filles", wie wichtig es sei, Mädchen gut zu erziehen. „Sind es nicht", sagt er, „die Weiber, welche das Glück zu Grunde richten oder erhalten? die alle Details des Hauswesens ordnen, in deren Händen demnach so Vieles ruht, was das ganze Menschengeschlecht betrifft? Im Interesse der Familien also, aber nicht weniger des Staats, der ja ein Verein von Familien ist, müssen die Frauen weise erzogen werden. Aber genügt es wohl zu diesem Zweck, ein Mädchen ins Kloster zu schicken? Gute Klöster haben sicherlich mehr Werth, als schlechte Familien; aber die Erziehung unter den Augen einer guten Mutter ist ungleich mehr werth, wenn diese freie Hand hat und sich die Erziehung der Töchter angelegen sein läßt." — „Wenn", sagt derselbe Fénelon in seiner „Lettre à une dame de qualité", „ein Kloster voll Inbrunst und Strenge an seinen Regeln festhält, so wächst ein junges Mädchen darin in tiefer Unkenntniß der weltlichen Dinge auf. Ohne Zweifel eine glückliche Unwissenheit, wenn sie nur immer dauern könnte; aber wenn dieses Mädchen aus dem Kloster tritt und in einem gewissen Alter ins väterliche Haus zurückkehrt, an dessen Thür die Welt mit ihren Lockungen steht, dann ist Nichts mehr zu fürchten, als jenes plötzliche Erstaunen, jenes Erwachen der jugendlichen Einbildungskraft; es gleicht dann einer Person, die aus tiefer Finsternis plötzlich ins helle Licht des Tages geführt wird. Nichts aber ist blendender, als der schnelle Uebergang und der Glanz, an welchen man noch nie gewöhnt war. Viel besser, wenn ein junges Mädchen sich allmählich daran gewöhnt, an der Seite einer frommen und vorsichtigen Mutter, die ihm von der Welt nur dasjenige zeigt, was ihr angemessen dünkt, es auf deren Unvollkommenheiten gelegentlich aufmerksam macht, ihm durch ihr eigenes Beispiel zeigt, wie man sich ihr nur mit Mäßigung hingeben dürfe."

Die nämliche Ueberzeugung, daß es nöthig sei, die Mädchen für die Familie zu erziehen, hat, wie schon gesagt, bei Gründung von St. Cyr sowohl Frau von Maintenon als Ludwig XIV. geleitet, der überhaupt die Stiftung neuer Klöster nicht gestatten wollte. Demnach wurde sorgfältig Alles vermieden, was der neuen Anstalt das Ansehen und den Charakter eines Klosters geben konnte, z. B. also keine absoluten Gelübde, um Erzieherinnen und Zöglinge möglichst gleichzustellen. Der Pater Lachaise war derselben Meinung. „Junge Mädchen", sagt er, „werden besser erzogen von Personen, welche die Welt kennen. Zweck der Stiftung ist, dem Staate wohlerzogene Frauen zu geben; der guten Nonnen giebt es genug, aber nicht genug gute Familienmütter; die vervollkommnete Erziehung in St. Cyr wird manche schöne Tugenden hervorrufen, und diese, anstatt in Klostermauern eingeschlossen zu bleiben, werden dazu dienen, die Welt zu bessern und zu Gott zu führen." In der That war die Absicht der Stifterin, daß ihre Mädchen zum Dienste Gottes in den verschiedenen Ständen, in welche es ihm gefallen würde sie zu rufen, befähigt, nicht folglich zu Nonnen, sondern zu christlichen Hausmüttern herangebildet werden sollten. Welchen Widerwillen gegen klösterliche Bildung fast Alle hegten, die sich damals mit Erziehung beschäftigten, bezeugt endlich auch ein 1687 herausgekommenes und der Frau v. Maintenon gewidmetes Werk: „Instruction chrétienne pour l'éducation des jeunes filles". „Man muß", sagt der Verfasser, „die Mädchen nicht immer gebunden und gefangen halten, wie man in Italien und Spanien thut; dies hieße, sie als Sklavinnen behandeln und ihnen nur noch mehr Lust machen, die Welt zu kosten, wovon man sie so gewaltsam zurückhält. Mögen die Mütter sie die Welt sehen lassen, aber die christliche, gebildete Welt, damit sie sich jene Anmuth und Unbefangenheit, jenes gesittete und verständige Benehmen aneignen, welches diejenigen, die die Welt sehen, vor denen, welche sie nie gesehen haben, auszeichnet."

Obige Zeugnisse verschiedener Personen mögen zeigen, wie der neue Geist sich aussprach, der in die Erziehungsweise der damaligen Zeit eindrang. Fénelon, der Pater Lachaise, der anonyme Verfasser der „Instruction chrétienne", Frau von Maintenon, Ludwig XIV., die Kirche und der Hof dachten in diesem Punkte gleich: man muß die Mädchen unterrichten, sie für die Familie und die Welt erziehen,

*) Nach St. Marc Girardin in der Revue des deux Monden. Vgl. „Magazin" Nr. 70 vom vor. J.

**) Im Jahre 1686. Die Anstalt war für zweihundertfunfzig adelige Fräulein bestimmt, die daselbst unter Leitung von vierzig geistlichen Lehrerinnen bis zu ihrem zwanzigsten Jahre unentgeltlich erzogen und unterrichtet werden sollten und von ebenso viel Laienschwestern bedient wurden. Nach dem Tode des Königs wandte sich Frau v. Maintenon selbst dahin und wurde da auch begraben. Die Aufhebung erfolgte während der Revolutions-Regierung. Napoleon verwandelte die Anstalt dekanntlich in eine noch bestehende Militairschule. D. B.

worin sie leben sollen, sie aus der Unwissenheit, in der sie bisher gehalten wurden, sei es, daß sie eine Folge der Vernachlässigung oder eines Systemes ist, herausreißen, denn diese Unwissenheit ist unheilvoll. „Unterrichtete und ernst beschäftigte Personen", sagt Fénelon, „besitzen meist nur geringe Neugier und tragen kein Verlangen nach dem, was sie nicht wissen; im Gegentheil haben unthätige und schlecht unterrichtete Mädchen eine unstäte, immerdar herumschweifende Einbildungskraft."

Einer unwissenden Erziehung aber gleicht Zug für Zug eine eitle und frivole, und darum bringen beide gleiche Wirkungen hervor, eine wie die andere läßt der Phantasie den Zügel schießen. Es würde nur halb so schlimm sein, wenn die Unwissenheit immer nur Unwissende, die Frivolität nur Frivole machte; aber wer kann im Voraus wissen, welche verderbliche Richtung so leere, unbeschäftigte Köpfe nehmen! Eine schlechte oder falsch verstandene Lektüre reicht hin, um so ein leeres Gehirn zu verunschen. St. Marc Girardin erinnert sich bei dieser Gelegenheit an die berüchtigte Lafarge, die in ihren Selbstbekenntnissen von sich erzählt: „Ich schrieb und las mit glühendem Eifer, ich gewöhnte meinen Geist, die geringsten Umstände meines Lebens in ein poetisches Gewand zu kleiden, und hätete diese meine Illusionen mit unendlicher Sorgfalt vor jeder gemeinen oder trivialen Berührung. Ich bemühte mich, die Wirklichkeit auszuschmücken, um sie meiner Phantasie lieblich erscheinen zu lassen, und beging zu diesem Fehler noch den größeren, daß ich leichter, was über die Pflicht hinausging, als die Pflicht selbst erfüllte, in allen Stücken das Unmögliche dem Möglichen vorzog." — „Die Schreiberin dieser Zeilen", setzt ihr Gewährsmann hinzu, „machte sich augenscheinlich mit Absicht romanhaft und zur Schwärmerin, um weniger als Giftmischerin dazustehen. Sie erklärt aber damit nur, wie eine frivole Erziehung so leicht romanhafte Folgen hat, und daß ihre Geringschätzung der Wirklichkeit nur das bestätigt, was Fénelon von jenen Mädchen sagt, welche nicht zu den Details der Wirthschaft herabsteigen mögen, weil sie sich mit Hirngespinnsten ihrer müßigen Einbildungskraft vollgestopft haben.

Nicht aus dem Grunde verwerfen Fénelon und Frau von Maintenon für Mädchen die Klostererziehung, um ihnen eine gelehrte zu geben. Kein großer Geist des siebzehnten Jahrhunderts mochte die gelehrten Frauenzimmer. Molière bringt sie auf das Theater. Frau von Maintenon, gewarnt durch Erfahrung, tadelt in St. Cyr sehr ernst den Missbrauch, welcher mit dem Espirit getrieben wird. Fénelon fürchtet bei den Frauen die Schöngeisterei und vor Allem die Anwendung derselben in der Theologie. „Ich sehe lieber", schreibt er in der „Lettre à une dame de qualité", „daß Ihre Tochter bekannt gemacht wird mit den Rechnungen des Haushofmeisters als den Disputationen der Theologen über die Gnade. Alles ist verloren, wenn sie sich auf Schöngeisterei und gelehrten Kram verstürzt, an den Sorgen der Häuslichkeit dagegen keinen Geschmack findet."

Welche Erziehung wollte also das siebzehnte Jahrhundert den Frauen geben? Eine mit ihrer Lebensbestimmung übereinstimmende. Nun, welches ist diese Bestimmung? welches die Pflichten der Frau in der Familie? „Sie ist", sagt Fénelon, „bestimmt zur Erziehung ihrer Kinder, der Knaben bis zu einem gewissen Alter, der Mädchen, bis sie sich verheiraten oder ins Kloster gehen; zur Leitung der Dienerschaft, ihrer Sitten und Pflichten, zur Bestreitung der wirthschaftlichen Ausgaben, zur Auffindung von Mitteln und Wegen, daß hierin alles sparsam, jedoch ehrenhaft bestellt sei. Die Mehrzahl der Frauen vernachlässigt die Oekonomie, als wäre sie ein niedriges Amt, das nur Bauern, Pächtern, höchstens einem Haushofmeister oder irgend einer bezahlten Wirthschafterin zukomme. Besonders weichliche, in Ueberfluß und Müßiggang erzogene Frauen betrachten die kleinen Angelegenheiten des Hauswesens gleichgültig und verächtlich; das Landleben und das der Wilden gelten ihnen fast Eins. Wenn man zu ihnen vom Verkauf des Getraides oder von Kultur der Felder und dergleichen redet, glauben sie auf ein ihrer unwürdigerd Thema gebracht zu werden. Die Kirchenväter predigen, ebenfowohl als schon Xenophon, die Wissenschaft der Oekonomie. Sie wollen ebenso wenig die Frau eine Kloster schicken, sondern halten die Frauen im Kreise ihrer häuslichen Pflichten zurück und hüten sich wohl, sie der Welt preiszugeben. Klemens von Alexandrien in seinem „Pädagogus" gefällt sich, alle die Spötterein und Verwünschungen der griechischen Komödie gegen das weibliche Geschlecht zu wiederholen. „Diese Gattung Weiber", sagt er, „bekümmert sich wenig oder nicht um ihre Familie und Dienstboten, sie hat nur Augen für den Geldbeutel ihrer Männer, um ihrer tollen Verschwendungssucht zu fröhnen." — „Ich übrigens", fährt St. Marc Girardin fort, „kenne meine Zeit viel zu gut, um nicht zu wissen, daß sich mich mit allen bisherigen Verweisungen auf längst vergangene Zeiten an Bekehrte wende, welche die schlimmste Sorte von Sündern sind. Unsere Zeit befreiteit nicht die Vortrefflichkeit der alten Maximen, nur folgt sie ihnen nicht, und zwar einzig aus Schwäche und Sorglosigkeit. Es giebt immer noch gute Mütter und gute Hausfrauen, wer zweifelt daran! aber selbst diese erziehen ihre Töchter regelwidrig so, wie sie nicht sein sollen, wenn sie verheiratet sind und eigene Wirthschaft und Familie haben. Die jetzige weltliche Erziehung bereitet nicht besser auf den künftigen Beruf vor, als die ehemalige klösterliche. Glücklicherweise besitzen unsere Töchter viel natürlichen Verstand und Scharfblick und werden durch sie vor den Gefahren der Erziehung, die sie bekommen, verwahrt; ohne Beides würden sie glauben müssen, daß es nie etwas Anderes auf der Welt zu thun giebt, als schön und liebenswürdig zu sein, was allerdings der Zauber edler Frauen ist, aber nicht ihre Zeit ausfüllen soll."

(Schluß folgt.)

Australien.

Weihnachten in Australien.

(Schluß.)

Der junge Volktopf warf eine Zwanzig-Pfundnote mit drei Sovereigns auf den Labentisch, ließ sich für das herausbekommene „Kleingeld von vier Thalern" etwas Taback einwickeln und fuhr auf dem beladenen Karren davon. Es gab eine Zeit, wo Leonhard sich geschämt hätte, mit seinem eigenen kleinen Begehr heranzurücken, nachdem er solchen Einkäufen beigewohnt; aber das Leiden hatte ihn gedemüthigt, und so ließ er sich ein Viechen Butter, ein paar Kartoffeln, etwas Bier und ein Beefsteak für seinen Vater hergeben, legte einige Groschen auf den Tisch und nahm den Krämer, von innerlicher Scham erfüllt, zur Seite. Kaum hatte er Pfeife und Tasche vorgeholt, als der Mann Sie zurückstieß und ihn anpolterte: „Nein, Bursch, nicht so. Ich weiß, Ihr habt sie gern und will sie nicht." „Aber ich habe kein Geld", sagte Leonhard. „Gut", erwiderte der ranhe, aber großmüthige Mann, „Ihr bekommt schon nochmal was, oder wenn's nicht ist, schad's auch nichte." Und damit rannte er weg.

Leonhard eilte heim, und die Brüder begannen ihre Küche zu bestellen; nebenan brieten und schmorten die Volktopfs. Der Prediger war dagewesen, hatte getraut und getauft, und der Jubel war groß mit den Eheleuten, dem Kinde und seiner Mutter, die sich desselben schon seit zwei Monaten ungetauft erfreut hatte. Im Zelte aber war der alte Capitain reißbarer als je über den Jubel, ungehalten mit Allem, stöhnend über den Mangel an Labung und, als Leonhard ihm das einfache Mahl gebracht, erst recht seufzend über die gewachsene Schuldenlast. Die tröstenden Einreden seiner Kinder konnten seine Erbitterung nur steigern, und da vergaß sich der alte Mann so weit, daß er ihnen den Genuß des so mühsam verschafften Mahles verweigerte. Auf der Erde liegend, schloß er die Augen und brachte mit seinem verzweifelten Wunsche nach Tod und Ruhe die beiden rüstigen Burschs dahin, sich vor getränkter Liebe und trüben Aussichten fast daffelbe zu wünschen. Was sollte aus ihnen werden, wenn der Vater kränker ward, Kosten machte, nicht arbeiten konnte, sie am Arbeiten verhinderte und, wie voranzusehen war, im wachsenden Starrsinn Hülfsarbeiter erst recht zurückwies? Leonhard lief in den Forst und warf sich im tiefsten Jammer zur Erde. Gold und Glück so nahe vor sich, sah er dennoch nichts als Elend und das Ende seines Vaters unter den traurigsten aller Umstände.

Da hört er den Hufschlag eines Pferdes, es naht sich, er steht auf und erblickt — es war wie ein Engel geradewegs vom Himmel — den Apostel der Wildnis! So nannte man den ehrwürdigen Prediger Anton Pennicket.

Der Apostel der Wildnis, welch ein herrlicher Name! Und wer war er, dieser willkommene Bote des Heils? Der ehrwürdige Anton Pennicket hatte von früher Jugend die Sprachen der Wilden und Heiden gelernt, und während eines langen Aufenthalts in Indien die Eingeborenen manches volkreichen Dorfes vom Himalaya bis nach Malabar zu bekehren gesucht. Er hatte Frau und Kinder von Cholera und Fieber hinweggenommen gesehen und nach einem andern Kreise der Thätigkeit gesucht, wo er weniger an sein vergangenes Glück erinnert würde. Alles, was er liebte, war in der Ewigkeit, und er fühlte, Alles, was er zu thun habe, sei, ebendahin zu gehen und auf dem Wege so viele leidtragende Menschenseelen zu sammeln, als er vermochte. Er war ein trüberer und doch nicht minder hoffnungsvoller Mann geworden. Es war ein Heroismus und Erhabenes in seinem Leben und ein Klang in seiner Lehre, der Gottes Zeugnis in dem Busen derer, die ihn hörten, mitfühlend erklingen ließ.

Er war nach Australien gekommen und hatte sich wieder einmal an seinem rechten Platze gefunden. Ein angebauetes Land mit einer weit zerstreuten Bevölkerung, ohne Kirchen und Pastoren lag vor ihm. Weder war Geld vorhanden, Gotteshäuser zu bauen, noch eine gesammelte und angesessene Einwohnerschaft, sie zu besuchen; der Hirt schweifte im Busch, ohne Sonn- und Wochentage unterscheiden zu dürfen, und der Goldgräber zog suchend umher. Anton Pennicket, der das funfzigste Jahr erreicht hatte, war nun schon seit einigen Jahren in den australischen Wildnissen, als selbst-konstituirter Missionär, umherge-

wandert. Gerade das Leben, welches er fand, war sein eigentlichster Beruf; er brauchte dazu wenig, und das Wenige besaß er; Hülfe bedurfte er nicht, und er begehrte sie auch nicht. Auf seinem bescheidenen grauen Gaule tritt er in leichter, dem Klima angemessener Kleidung, die nöthigsten Dinge in der Sattelkasche verpackt, von Station zu Station und fand ein herzliches Willkommen, wo immer er erschien. Staatskirchenmann und Sektirer waren ihm gleich; seinem eigenen Glauben treu, rieth er Jedem, im seinigen zu verharren, und verband sie Alle durch gemeinsame christliche Liebe. Sein dunkles Haar war von der Zeit gesprenkelt, aber die Güte seines Wesens machte Jedermann wohlgemuth in seiner Nähe. Saß er an der Feuerstätte der Stationen, das breite Antlitz dem flackernden Heerde zugekehrt, so hätte man schwerlich den Biedgeprüften, Kummervollen, in ihm erkannt; er plauderte, war zuthunlich, voll von Anekdoten und oftmals heiter.

Keine Einsamkeit nahte ihm auf seinem Ritte durch den Busch. Wie der Dichter sagt, empfand er, daß Natur immer noch schwermüthig gewesen, horchte auf das wispernde Laubwerk der Bäume, auf den Schall des Wassers und freute sich der tausend Klänge belebter Wesen des Waldes. Entzückt von dem frohen Geschwirr der Cikaden, schaute er mit Vergnügen, wie das Iguana sich elastisch auf den Baum schwang, und athmete die Gerüche der farbenreichen Blumen, zwischen denen er, das Pferd am Zügel führend, auf stillem Pfade genießend einherschritt. Manchen Mal hatte er in seinem Teppich, fern jedem Menschen, am nächtlichen Feuer gelegen und sich so wohl und zuhause gefühlt, als in der reichsten Station. Manchen Mal war er mit dem Schafhirten hinter der Heerde gegangen und hatte mit dem einfältigen, selten durch menschlichen Verkehr beglückten Manne gesprochen, bis sich jener im Himmel geglaubt. Gab es je einen protestantischen Beichtvater, so war er es. Hätten wir die dunklen Geschichten jener überbürdeten Seelen gehört, zu deren Kranken- und Sterbelager am Fels und Strom, in Wiese und Busch Gott selbst ihn geleitet zu haben schien, so würden wir wissen, wie sosthar das Leben dieses guten Mannes im Angesichte des Höchsten gewesen.

Er war mit dem Danke seiner Mitmenschen belohnt und nun zu einem großen Namen geworden. Ueberall als ein Vater und Freund betrachtet, erwiesen ihm die Alten eine aufrichtige Ehrfurcht, und die Kinder jubelten ihm mit strahlenden Gesichtern entgegen. Man ging wohl an einem dicht gesammelten Haufen vorüber, fragte nach der Veranlassung und hörte einen bäuerischen Gräber erwidern: „O, da predigt Vater Pennicket, ein Prachtkerl das!“

Der gute Pfarrer war zur Doppelfeier der Volltopfs von einer nachbarlichen Station geholt worden, nachher zu einem kranken Weibe geritten und kehrte jetzt versprochenermaßen zum Hochzeitsmahle zurück. Wie er Leonhard auf dem gefallenen Baum sah und ihn gütig theilnehmend anredete, war der junge Mann ihm in Entzücken entgegengesprungen. War der Apostel der Wildniß doch des Vaters Freund und werthgeschätzter Rathgeber! War es doch gewiß, der Capitain würde sich nun zureden lassen, verständig nachgeben, aushalten, anordnen und Alles sich zum Guten wenden!

Und so geschah es. Der Capitain, von Vater Pennicket ermahnt, begann seine Bekehrung damit, das Vormittags schlecht gesundene Bier leidlich zu finden, trinken zu wollen, und es dann, o Wunder! doch nicht zu trinken, weil er sich entschloß, eine von den Volltopfs zu seiner Stärkung präsentirte Flasche Wein wirklich anzunehmen. Man verkaufte den Gaul, nahm die Hülfe und legte den Grund — 1000 Pfund Sterling — zu einem von den Brüdern jetzt glänzend betriebenen Auctionsgeschäft. Der Capitain ist in der Sonne des Glückes auch gesund geworden und setzt mit einem wieder angetroffenen Kameraden gemächlich die Streitigkeiten fort, welche er in der alten Welt mit ihm über den Vorzug Napoleon's oder Wellington's schon lange geführt hatte.

Rußland.

Ein russischer Volksdichter.

In dem anmuthigen, Poesie weckenden, mit allem Zauber melancholischer Reize geschmückten Zarizyn, wo der Unterzeichnete einstmals zwei genußvolle Sommer verlebte, machte er die Bekanntschaft eines jungen, höchst originellen und talentvollen Russen, des Sohnes eines Popen, der zu damaliger Zeit in Moskau studirte, seine Ferienzeit aber meist auf dem Lande, im älterlichen Hause zubrachte. Sein Name war Alinf Iwanowitsch Ul'janov. Er hatte, als ich ihn zum ersten Male sah, was im Juli des Jahres 1840 der Fall war, sein zwanzigstes Lebensjahr beendigt, war also noch sehr jugendlich, offenbarte sich aber nichtsdestoweniger schon damals als eine durchweg dichterische, sowohl mit einer reichen Phantasie, als mit dem Verwögen einer leichten und gefälligen Versification begabte Natur, in welcher letzteren Hinsicht ihm freilich die Anlage und der Bau der heimatlichen Sprache sehr zu Statten kamen. Wir verkehrten viel mit einander, und es entspann sich im Laufe der Zeit ein sehr herzliches Verhältniß zwischen uns, so daß es mir wehe that, als ich im Jahre 1841 ihm zum ersten Male für längere Zeit und im Jahre 1843 voraussichtlich für immer Lebewohl sagte. Auch habe ich, trotz aller Nachforschung, seitdem nie ein Wort von ihm vernommen. Er war 1843 noch in Moskau, aber Willens, nach dem Kaukasus zu gehen, um sich den Reihen derer anzuschließen, die wider Schamyl in den Kampf zogen, jenen Würgengel, der den Russen Tod und Vernichtung drängte, wie einst Achill den Trojanern. Es ist für mich die traurige Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß auch Alinf Iwanowitsch Ul'janov zu den Vielen gehören möge, die in jenem Kampfe ihre Anhänglichkeit für die Sache des Zaren mit dem Leben büßten, und sein früher Untergang wird für mich fast zur Gewißheit, da ich niemals seinen Namen im großen Buche der russischen Literatur mit Anerkennung nennen hörte, was sicher der Fall gewesen wäre, wenn Ul'janov länger am Leben geblieben wäre und Gelegenheit gehabt hätte, seine nicht unbedeutenden geistigen Anlagen zu kultiviren.

Es ist für mich noch dem bisher Gesagten eine theure und erquickende Genugthuung, in ein Heft von russischen Liedern, Romanzen und Balladen, Elegieen u. s. w. blicken zu können, welches ich den Stunden jenes wohlthuenden Umgangs mit meinem Freunde verdanke. Alinf Iwanowitsch selbst schrieb und verehrte es mir; es sind mehr als hundert kleine, größtentheils sehr gefällige Liederchen darin enthalten, in einem vielfach variirenden, meist recht melodiösen Versmaß, und von einem Inhalt, der manche dieser Gesänge berechtigen würde, Volkslieder zu heißen, wenn man nicht den Namen ihres Verfassers kennte.

Ich erlaube mir, meinen deutschen Landsleuten hier einige von mir in die heimische Sprache übertragene Erzeugnisse der Ul'janovschen Muse in schlichter und getreuer Wiedergabe vorzuführen, wobei ich auch das Versmaß, welches der Uebersetzung freilich oft Fesseln anzulegen drohte, bis auf die kleinste Eigenthümlichkeit beibehielt.

Und dem großen Schatze der mir überantworteten Lieder hebe ich zunächst die folgenden aus, die mir den Ton der Volkspoesie am meisten zu treffen scheinen. Sie lauten in der Version:

I.

Mädchen, Du mit braunen Augen,
Mädchen, Du mit schwarzem Haar,
Weß, Du brachtest mit Verderben,
Weh, Du brachtest mit Gefahr.

Nimmer kannt' ich Doppeltrechtschaft,
Eh' Dein Reiz mein Herz gewann:
Und nun bin ich ein Leidesjünger
Erst des Gutsherrn, Deiner dann.

II.

Mascha, o, vor allen Weibern
Lieb' ich, süße Seele, Dich!
Nicht weiß ich, ob Du die Schönste,
Aber Schön're nicht sah ich.

Zwar in Samt und Seide gehet
Die Zarizyn prachtäglich —
Und ein Faraban, ein schlichter,
Nur aus Linnen, schmücket Dich:

Du doch bist's, auf die ich schaue,
Ja, und wär' es Frevel nicht,
Sagt' ich: Du bist die Zarizyn,
Eine and're giebt es nicht!

Originell und ebenfalls dem Geiste der Volkspoesie verwandt ist das kleine nachfolgende Liedchen unter dem Titel: „Bunte Wünsche“. Es lautet:

Ach, wie wär'
Ich so gern Dein Vögelchen, Dein Singer!
Ach, wie wär'
Lieber ich ein Ring an Deinem Finger!

Sein möcht' ich
Nur der Saum an Deinem lieben Kleide!
Nein, ich wär'
Lieber noch Dein rothes Brustgeschmeide!

Nein, das Gras
Möcht' ich sein, auf dem Du, Liebe, stehest!
Nein, die Furth
Möcht' ich sein, durch die Du, Liebe, gehest!

Unter den Romanzen Alinf Iwanowitsch Ul'janov's trägt die nachfolgende den Stempel der Volksdichtung am erschlichsten. Es scheint indeß, als wenn der junge Dichter hier wirklich einen möglicherweise im Slavischen vorhandenen Grundtext zu Hülfe genommen habe. Denn die Idee, die der Dichtung zum Grunde liegt, finden wir auch bei verschiedenen anderen Völkern, z. B. bei den Italiänern, und in überraschendster Uebereinstimmung bei den Hellenen der Gegenwart, dichterisch ausgesprochen. Die nachfolgende Ul'janovsche Romanze er-

Digitized by Google

innert vollkommen an die in dem Werk: „Τραγούδια Ῥωμαϊκά. Neugriechische Volksgesänge. Original und Uebersetzung von Dr. J. M. Firmenich" (Berlin, 1840; Heymann), S. 85 u. fgg. mitgetheilte Dichtung:

„Σκοτάδι, δόξα τοῦ διαβόλου, σύννεφο τοῦ μαυρομμάτικου." —
„„Κλωνὸ σὲ' λοιπὸ; ποῦ πᾶς σὺ λέν; πάμε λόγο σ' ἀνηφόρι;"" —
„Steh' auf, o Du der Blonden Thür, der Schwarzgeaugten Thüre!" —
„„Wer bist Du, frisch! Wie nennt man Dich? Wie nennt man Deinen Namen!"" —

Gott nahm Dich jetzt an seiner Hand
Von hier ins beſſre Vaterland!
Ruh' ſanft und ſtill!
Und nahet einſt auch uns're Zeit,
Wir ſind bereit, wir ſind bereit,
Wie Gott es will!

Julius Altmann.

obgleich mir wahrscheinlich ist, daß Ul'janov gerade von dieser Dichtung, wenigstens im Original, keine Ahnung gehabt habe. Denn die Sprachkenntnisse desselben beschränkten sich auf das Russische und Französische, nebenher sprach er noch ein gebrochenes Deutsch. Hinsichts der klassischen Sprachen und ihrer nächsten Auslaufer aber war es bei ihm sehr schlecht bestellt.

Die in Rede stehende Romanze Ul'janov's lautet in der Verdeutschung:

„Heda! wer klopft so ungestüm
An meines Hauses Pforte?"
„„Dein Gatte, Mascha, ſ'e, mach' auf!""
„Halt! gieb Erkennungsworte!"

„„In Deinem Hofe ſteht ein Steauch,
Der Nüſſe viel mag tragen.""
„Ha, Schelm! fürwahr, das konnte Dir
Der Nachbarn Diner ſagen."

„„In Deiner Stube ſteht ein Bett
Von Ebenholz, dem braunen.""
„Ha, Schelm! die Amme mochte Dir
Wohl zu die Kunde rannen."

„„An Deinem Buſen iſt ein Mal,
Inmitten beider Brüſte!""
„O, auf die Thür! tritt ein, Iwan!
Sei der von mir Geküſte!"

Auch ein Trinklied findet ſich in der Sammlung; aber nicht der Wein wird beſungen, ſondern ein nationalereß Getränk, das Bier (ruſſ. брожка).

Wir geben zur Abwechſelung auch dieſes Lied in der Ueberſetzung:

Die Reichen ſagen,
Der weiße Wein mag uns behagen.
Ich lobe mir
Das dunkelſchwarze, ſchwarze Bier.

Vom Weine trunken,
Seh' ich die Großen hingeſunken.
Das Bier macht ſtark,
Giebt Lebenskraft und Lebensmark.

Die Reichen zanken,
Wenn ſie vom Herzenſaſte trinken.
Bin wohlgemuth,
Trink' ich das ſüße Gottesblut.

Wenn Gutsherr'n zechen,
Dann gilt's, der Rubel ſich entbrechen.
Ich, trink' ich Bier,
Geb' nur Kopfklein aus dafür.

Die Reichen ſagen,
Der weiße Wein mag uns behagen.
Ich lobe mir
Das dunkelſchwarze, ſchwarze Bier.

Schließlich theilen wir noch eine Elegie mit, welche die Aufſchrift: „Stilles Lied" trägt. Sie lautet:

Ging einſt dies müde Herz zur Ruh,
Dann leg't mich in den Sarges Truh
Und ieid nicht bang';
Was Ihr mir jemals hab getban,
Ich rechn' es Euch im Himmel an,
Habt Dank! habt Dank!

Und habt Ihr's böſe je gemeint,
Und hab' ich Thränen je geweint,
Sei's, wie es ſei!
Ich klage Euch der Schuld nicht an,
Es war ja Alles Erdenwahn,
Es iſt vorbei!

Auf, trocknet Eure Thränen ab,
Werft eine Handvoll Staub auf's Grab
Als letzte Huld
Und denkt: Du warſt und biſt nicht mehr,
Wann wir einſt ruh'n, wer weiß es, wer?
Geduld! Geduld!

Mannigfaltiges.

— Franzöſiſche Nahrungsmittel. Es iſt in dieſen Blättern bereits von dem Eifer die Rede geweſen, womit man jetzt in Frankreich danach trachtet, neue Erfindungen zur Vermehrung der Nahrungsmittel zu machen; Noth und Theurung ſind dort bekanntlich noch bedeutend geſteigert im Vergleich mit Deutſchland. Vor einiger Zeit erhoben die franzöſiſchen Zeitungen großes Freudengeſchrei über ein neues Verfahren, Fleiſch und ſaftige Früchte monatelang friſch zu erhalten. Man hoffte, die Büffelheerden Amerika's nach Frankreich ſchaffen zu können, und machte vorläufig großartige Fleiſchſendungen nach dieſem neuen Wunder-Rezept, welche die franzöſiſchen Truppen ernähren helfen ſollten. Ganze Kiſten wurden mit lackirtem Fleiſch angefüllt, d. h. mit einer aufgelöſeten Gelatine übergoſſen, die nach dem Erkalten eine zähe Kruſte bildete und eine totale Sicherung gegen den Zutritt der Luft herſtellen ſollte. Die Bereitung und Verpackung der Fleiſchſendung geſchah mit ungeheuren Koſten unter ſpezieller Aufſicht der Regierung. Aber, o Schrecken, Alles war vergebens geweſen; als man die Kiſten nach faſt vier Wochen öffnete, erhob ſich ſo höllicher Geruch von Fäulniß daraus, daß man ſich beeilen mußte, jede weitere Unterſuchung aufzugeben, und die ſchleunigſte Beiſeiteſchaffung der koſtbaren Fleiſchſendung verordnete. Die Revue des deux Mondes erzählt das tragikomiſche Ereigniß mit vieler Zurückhaltung und giebt zur Entſchädigung für den mißlungenen Verſuch eines Verfahrens, das ſie ſelbſt früher ſo ſehr angeprieſen hat, eine Menge neuer Rezepte zur Erhaltung von Fleiſch und Gemüſe, damit es zur Verſendung nach Frankreich ſich eigne. Viel Neues und Gutes findet ſich indeſſen nicht darunter. Die engliſche Art des Einſalzens, wo dem Salpeter und Salz etwas weißer Zucker zugeſetzt wird, iſt überall hinreichend bekannt. Außerdem wird das Verfahren der Neger gerühmt, die das Fleiſch in dünne Scheiben ſchneiden, mit Mehl beſtreuen, auf Fäden ziehen und in der Sonne trocknen laſſen. Wohlſchmeckend kann das unmöglich bleiben! Die ſogenannten komprimirten Gemüſe werden ebenfalls eifrig empfohlen; aber es wird ſehr naiv zugeſtanden, daß ſie viel Aehnlichkeit im Geruch und Geſchmack mit Heu hätten. Unſere deutſchen Hausfrauen werden dieſelbe Erfahrung gemacht haben und werden ſich lieber mit ihren wohlerprobten eingeſalzenen grünen Bohnen und Sauerkohl begnügen für die Alltagskoſt der böſen Wintermonate. Für die feinere Küche, welche Gemüſe in Blechbüchſen einkocht, hat die Revue des deux Mondes übrigens auch einen guten Rath; es iſt bekannt, daß die jungen grünen Erbſen oder Schoten (petits pois) am meiſten dem Gährungsprozeß ausgeſetzt ſind. Es ſoll ein treffliches Gegenmittel ſein, dem Waſſer, worin die Büchſen (au bain marie) kochen, eine Quantität Seeſalz zuzuſetzen und in der Büchſe eine ganz kleine Oeffnung zu laſſen, daß während des Kochens die Dämpfe entweichen können. Unmittelbar nach dem Kochen muß dieſe Oeffnung ſchnell zugelöthet werden. — D. —

— Katholiſche Literatur. In Frankreich entwickelt ſich ſeit einiger Zeit eine außerordentliche Thätigkeit auf religiöſem Gebiet; Theologen und Laien wetteifern in tiefgelehrten Arbeiten auf demſelben. Es wurden in dieſen Blättern bereits die philoſophiſchen Studien über das Chriſtenthum beſprochen, die ein Friedensrichter in Bordeaux geſchrieben und die das allgemeinſte Aufſehen erregten; auch in Deutſchland wird die zweite Auflage davon binnen kurzem erſcheinen. Ein anderes gelehrtes Werk: „Etudes sur les Pères de l'église", iſt von einem Profeſſor der Philoſophie, J. P. Charpentier in Paris, herausgegeben. Eine treffliche deutſche Bearbeitung deſſelben aus der Feder des Profeſſor Dr. Bittner in Breslau iſt vor kurzem bei Kupferberg in Mainz erſchienen. Der Ueberſetzer iſt als theologiſcher Schriftſteller bereits rühmlichſt bekannt; er hat durch erläuternde Noten, ſowie durch ſeine freie und geiſtreiche Bearbeitung, die Studien über die Kirchenväter weſentlich ergänzt und dem größeren Publikum zugänglich gemacht. Die ehrwürdigen Geſtalten der frommen Männer ſind mitten in der üppigen Kulturwelt von Rom und Griechenland ungemein anziehend gemalt. Die religiöſe Tendenz des Werks wird nirgends auf Koſten der hiſtoriſchen Genauigkeit begünſtigt, und man erkennt leicht, daß der Verfaſſer das heidniſche Alterthum ebenſo gut wie das chriſtliche ſtudirt und verſtanden hat. F. v. H.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 20. Berlin, Donnerstag den 14. Februar 1856.

Frankreich.

Ein deutsches Urtheil über die französischen Maler auf der Ausstellung.*)

Von den verschiedenen Zweigen des geistigen Treibens der Franzosen läßt sich in diesem Augenblick keiner so vollständig übersehen, als die bildende Kunst. Mit einigen wenigen Ausnahmen fanden sich alle interessanten Erscheinungen auf diesem Gebiete im Palais de l'exposition vereinigt. Diese Gelegenheit war leider nur eine vorübergehende, und zu irgend einer anderen Zeit wird es schwer, ja, faß unmöglich sein, die bildende Kunst, namentlich die Malerei, so vollständig zu übersehen. Indem ich mir diese Gelegenheit nach Gebühr zu Nutze mache, ist es natürlich nicht meine Absicht, über die Bilder aller Nationen oder gar über alle ihre Kunstwerke Bericht zu erstatten. Ich will nur einige Franzosen besprechen.

Es ist ein nothwendiges Uebel eines jeden Berichts, daß derselbe einer Eintheilung bedarf, wenn er nicht ganz verworren sein will. Für Bilder giebt es eine hergebrachte Eintheilung in Klassen (Portraits, Genrebilder u. s. w.) oder nach Schulen; beide scheinen mir für meinen Zweck unpassend — aus Gründen, die zu erörtern sehr lang und noch sehr viel langweiliger sein würde. Ich will eine neue Eintheilung versuchen: Nach den Klassen des Publikums, auf das die Wirkung der Kunstwerke berechnet ist. Außerdem werde ich mich einer anderen sehr natürlichen Eintheilung fügen und Malerei und Skulptur einzeln besprechen. Ich theile das Publikum in folgende Klassen, die ich sogleich charakterisiren werde: Großes europäisches Publikum; — Bourgeois; Ouvriers; Connaisseurs.

Was zuerst das große europäische Publikum betrifft, so verstehe ich darunter jene Klasse gebildeter Personen, die, abgesehen von ihrer Nationalität, an jeder geistigen Erscheinung am ihrer selbst willen Antheil nehmen, die voll Enthusiasmus für die Würde und Größe des Menschen, voll warmen Interesses für jedes erhabene Streben, für jede tiefe Empfindung, für jede lebendige Aeußerung des Seelenlebens, in ihrer Theilnahme an allem Großen und Schönen keine Völker und Landesgränzen kennen. Die Zahl dieser Personen, die in Deutschland so bedeutend ist, ist in Frankreich gering; der Kosmopolitismus existirt hier eigentlich faß nur in Einer Gestalt: in dem eigensinnigen Begehren, daß die ganze Welt die Civilisation de la grande nation als ihre Meisterin anerkenne. Auch fehlt den Franzosen faß durchgängig der Enthusiasmus für das Erhabene und der Glaube an die Würde des Menschen. Es mag hieran zum Theil die immer fortwährende Revolution schuld sein, welche in kurzer Zeit einen Nimbus nach dem anderen zerstört hat und die menschlichen Schwächen in ihrer Blöße darlegt vor den Augen des Volks. Die Zahl der Künstler, deren Werke auf jenes Publikum berechnet sind, ist daher sehr gering.

Eine bei weitem mächtigere Klasse ist die der Bourgeois. Diese Beherrscher des Mammon haben in ihren verschiedenen Stufen, vom épicier bis zum financier, einen durchgehenden, gleichen und überall wiederwärtigen Charakter. Das Gemeine in allen seinen Gestalten ist ihre Freude: Trivialität, Breite, falscher Pomp sind die Hauptzüge der Dinge, an denen sie Geschmack finden. Für diese allmächtigen Herrscher hat unsere geldbedürftige Zeit die höchsten Ahnungen des Menschen und seine höchsten Errungenschaften ins Gemeine übersetzt; sie haben ihre Musiker, ihre Geschichtschreiber, ihre Darsteller menschlicher Freuden und Leiden in Buch und Schauspiel, sie haben ihre Politiker und Redner — warum sollten ihnen die Künstler fehlen, ihnen, die faß alein im Stande sind, sie zu bezahlen! Sie fehlen ihnen in der That nicht; und soweit der Herrschersitz der Bourgeois reicht, d. h. vom einen Ende der Welt bis zum anderen, flüstern sie einander den Ruhm der Männer ihrer Wahl zu.

Das Verhältniß des Ouvriers zur Kunst ist dem des Athenischen Volks zu den großen Männern ähnlich, die unter ihm lebten. Sowie jenes Volk die eigentliche Basis alles Echten und Großen ist, das Athen und hinterlaßen, so die Ouvriers für die echt französische Kunst. Wer ch das Wort „Ouvriers" durch Arbeiter, Handwerker, mechanics oder sonst übersetzte, statt sich ein Bild von dem Pariser Ouvrier zu machen, der würde dies sonderbar finden. Die Pariser Ouvriers sind in der That eine privilegirte Klasse, die weder in der alten, noch in der neuen Geschichte ihresgleichen hat. Durch ihre Kunst, im Augenblick Barrikaden aufzuwerfen, sind sie eine bedeutende politische Macht, die von allen Herrschern gehätschelt wird. Man hat ihnen häufig genug zu versetzen gegeben, daß sie die naturgemäßen Herrscher des Landes sind, und Männer von Genie haben sich ihrem Dienst gewidmet. Selbst die Politiker, welche die Mienе annehmen, als wären sie Herren und Meißer der Ouvriers, unterlaßen nicht, ihnen allerlei Dienste zu erweisen, als da sind: Brod- und Fleischtaxen, Schauspiele, Illuminationen, panis et circenses. So haben es denn die Beherrscher Frankreichs für gut befunden, den Pariser Ouvriers Freischulen aller Art einzurichten: Zeichenschulen, Gewerkschulen u. s. w., in denen ihr Geschmack ganz regelmäßig herangebildet wird. Das Theater wird ganz von den Ouvriers beherrscht, d. h. vom Parterre. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Jules Janin, sagt irgendwo: „Est-ce qu'une actrice nima jamais autre chose que le parterre!" Er sagt dies, indem er einen Narren aus dem grand monde beschelt, der glaubt von einer Schauspielerin geliebt zu werden. Die Ouvriers sind es, die unter dem Namen „Parterre" den Geschmack der Welt beherrschen. Wer hat den reizenden Kopfschmuck erfunden, mit dem diese oder jene Fürstin in Brasilien, in Neapel, in Petersburg, im fernen Indien prangt? eine namenlose Pariser Ouvriere, der ihr bon ami ihn in traulicher Abendstunde mit einem Stück Kohle auf einem schmutzigen Stück Papier vorgezeichnet. Wer hat die Tapeten gemalt, deren Blumengewinde in ihrer überreichen und doch harmonischen Farbenpracht, in ihrem kühnen und doch reizenden Schwung an die Urwälder der Tropengegenden erinnern! Ein namenloser Ouvrier. Namenlose Ouvriers malen die Vasen von Sevres, die Teppiche von Aubußon, zeichnen die fleißigen Klöpplerinnen von Alençon und Valenciennes den mühsamen Weg vor, faßen die Edelsteine, die Jahrhunderte lang in den Kronschätzen aufbewahrt werden. So ist es denn in der That der Mühe werth, mit diesem mächtigsten Theile der französischen Bevölkerung in lebendigem Zusammenhang zu stehen. Der Künstler, der dies vermag, herrscht weiter und dauernder, als der, den alle Bourgeois abgöttisch verehren, oder selbst der, dem der edelste Theil des europäischen Publikums die Krone des Ruhms zuerkennt. Fragen wir uns, welches der gemeinsame Charakter des Geschmacks der Ouvriers sei, so finden wir ihn in dem Einen Worte, das sein höchstes Ideal ausdrückt: Was er verehrt, muß Cräne sein. Nur wer mit den Ouvriers verkehrt hat, kennt die volle Bedeutung dieses Wortes, das kaum wiederzugeben ist: Gewaltig, genial, urkräftig — alles dies sind ähnliche, aber andere Begriffe, Cräne ist irgend ein frappantes Menschenwerk, dessen Ausführung man hätte für unmöglich halten müssen. Louis Napoleon's Politik ist Cräne, „Notre-Dame" von Victor Hugo ist Cräne, Rubens', Rembrandt's, Ribera's, Salvator Rosa's Gemälde sind Cräne. Das Ehe, das Bedeutende sind keineswegs nothwendige Charakteristiken dieses eigenthümlichen Ideals, das sich durch das ganze Leben der Ouvriers erklärt. Sie sind gleichsam, wie eine flüssige Lava, die in einem siedenden Vulkane ruhelos auf und ab schäumt. An einen niederen Ausdruck des menschlichen Wesens gewöhnt, begreifen sie das Gewaltsame besser als das Gewaltige, den wilden Ausschrei besser als den würdigen Schmerz, tobendes Jauchzen besser als stille Freude. Aber innerhalb ihres Begriffskreises scheiden sie mit ungetrübtem Blick das Echte vom Werthlosen und das Wahre vom Falschen.

Die letzte Klasse, und gleichfalls eine überaus wichtige, bilden die Connaisseurs — eine Klasse, die nur in der französischen Gesellschaft und in den Gesellschaften zuhause ist, die deren Abbild sind. Um den Connaisseur zu charakterisiren, bedürfte es der Feder eines Balzac. Auch für ihn sind alle analogen Worte: Kunstverständiger, Kunstliebhaber, Kunstkenner u. s. w., vollkommen unpassende Uebersetzungen. Einen rechten Begriff von dieser eigenthümlichen Menschenklasse machen die sich wohl noch am besten, die Charles Nodier, dem

*) Noch während der Dauer der Ausstellung in Paris geschrieben.

Google

bekannten Akademiker, durch alle seine größeren und kleineren Schriften gefolgt sind. Das zugespitzte, das superfeine, das einer überdidelten Gesellschaft angehört, dieser krankhafte Geschmack, der das kleinste Häkchen schmerzlich fühlt, diese Vorliebe für das Eigenthümliche, für das Vollendete im Kleinen, man findet all das vereint bei dem Amateur auf den mannigfachen Gebieten, über die sich dies Amateurwesen erstreckt: In der Kochkunst, in zierlichen Theaterstücken, wie besonders Alfred de Musset deren anfertigt, in Buchbinder-Arbeiten — wie sie von Bauzonnet, Duru, Capet u. A. gefertigt werden. Vergangene Jahrhunderte werden — auf dem Gebiet der Bibliomanie von den Connaisseurs heraufgezogen. Hiervon geben besonders die Elzevierschen Druck Zeugniß, die nicht allein in unverschrten Exemplaren mit Gold aufgewogen, sondern mannigfach in der édition Elzévirienne nachgeahmt werden. Die Malerei ist eines der Gebiete, auf dem dieses Connaisseurwesen am mächtigsten herrscht; nicht ganz zum Schaden der Kunst: denn wenn dieser Geschmack auch etwas Krankhaftes und Weibisches hat, so widerstrebt ihm doch das Grobe und Gemeine sowohl in der Auffassung als in der Form, und wenn ihm die Tiefe abgeht, so sind doch die Reuferlichkeiten, auf die er steht, ein sehr wünschenswerther Schmuck, der neben dem anderen Guten und Schönen, das die französische Kunst bietet, derselben keineswegs übel ansteht.

(Schluß folgt.)

Frau von Maintenon, Fénelon und J. J. Rousseau über weibliche Erziehung.

(Schluß.)

Zurückzukommen zu Frau v. Maintenon, so wünscht sie, wie Fénelon, daß die Mädchen für ihren Beruf in der Welt erzogen werden. Sie ermahnt die Damen von St. Cyr, ihre Schülerinnen zu lehren, daß die wahre Frömmigkeit nur in Erfüllung ihrer Pflichten bestehe, und sie mit diesen Pflichten bekannt zu machen. Vorzüglich wünscht sie sie dahin möglichst zu der Ueberzeugung geführt, wie mühevoll und hart oft alle diese Pflichten der Frau, der Mutter und Hausfrau sind, damit keine Entmuthigung und Entmuthigung in der Zeit der Anfechtung erfolge. Oft bilden sich die Mädchen ein, im Mann einen eifrigen Diener und mit der Wirthschaft eine Gelegenheit zum Gefallen zu bekommen. So aber ist es nicht. Der Mann ist oft mürrisch und übel gelaunt, dann soll die Frau besänftigen und zerstreuen. Die Wirthschaft wird zuweilen zur Sorge und Last; da giebt es unaufhörlich zu beaufsichtigen, die Frau muß anordnen, antreiben, Verweise austheilen. Das Befehlen in der Welt ist nicht eben süß, so wenig bei Führung einer Wirthschaft als bei Regierung eines Staats; es gehört eine ungetheilte Aufmerksamkeit und unaufhörliche Thätigkeit dazu. Keine Weichlichkeit, keine Schlafsheit, keine Nachlässigkeit! Glaube doch ja Niemand, daß die Wirthschafts-Angelegenheiten durch sich allein gehen, und eine Haushaltung, wenn sie nur einmal eingerichtet ist, nicht nöthig hätte, alle acht Tage wieder aufgezogen zu werden, wie eine gute Wanduhr. Weil die Federn darin Menschen sind, so giebt es unablässig zu verbessern und in Ordnung zu bringen. Menschliche Maschinen dürfen nie sich selbst überlassen bleiben. Wollt Ihr also gut bedient sein, so wisset auch recht zu befehlen, greift selbst mit ein, so viel es der Herrin ziemt, d. h. indem Ihr anordnet und die Aufsicht führt. Zu solcher Thätigkeit ermuntert Frau v. Maintenon ihre Zöglinge ohne Unterlaß und spricht ihnen Muth dazu ein. Sie will keine trägen und verzärtelten Frauenzimmer — „was soll man mit dergleichen in einer Familie anfangen!“ Ebenso schilt sie die Schlaffheit und Feigherzigkeit. „Ich nenne so, mein Kind“, schreibt sie an eine Klosterlehrerin, „jene Bequemlichkeit, der zu Liebe man vermuthlich noch Maschinen erfinden wird, die Alles herzubringen, was man braucht, ohne daß man selbst den Arm danach ausstrecken muß; jenes Zagen vor jeder kleinen Unbequemlichkeit, als da sind: Wind, Kälte, Rauch, Staub, übler Geruch; dergleichen bringt manchmal Klagen und Zierrerei hervor, als wenn Alles verloren wäre; jene Gleichgültigkeit, ob das, was man gemacht, auch recht gemacht ist, jene Furcht, angeschmält zu werden, als einzige Triebfeder zum Handeln; jenes schlechte Zumachen von Fenstern und Thüren, um sich eine kleine Mühe zu ersparen; jenes Unvermögen, einen Auftrag exakt zu erfüllen, und Uebertragen besselben auf den Ersten Besten, den man findet, ohne sich denn weiter zu kümmern, ob er auch ausgeführt ist; jene Ungeduld, welche Nichts in Ruhe abwarten kann..... Ich war im besten Zuge, mein liebes Kind, aber ich habe meinen Brief nicht fortsetzen können. Gute Nacht denn!“

Es ist bemerkenswerth, wie sorgfältig ferner Frau v. Maintenon ihre Zöglinge vor dem Kleinlichen zu bewahren sucht, das man häufig in Klöstern findet. Sie will weder falsche Bescheidenheit, noch lächerliche Prüderie. Sie ist freisinnig und entschieden genug, um 1694 an Madame du Tourp, die Vorsteherin, zu schreiben: „Man sagt mir, daß eine der Kleinen Aergerniß daran genommen hat, ihren Vater am Sprachgitter von seinen Beinkleidern sprechen zu hören. Nun, das ist doch ein gebräuchliches Wort! Was ist denn so Besonderes daran! Als ich eine kleine Demoiselle fragte, wie viel es Sakramente gebe, stockte sie, als sie an die Ehestam, fing sie an zu lachen und sagte, daß man das in dem Kloster, aus dem sie käme, nicht mit anführe. Die ein Sakrament, vom Herrn gestiftet und seinen Aposteln eindringlich empfohlen, sollte unseren jungen Mädchen nicht genannt, nicht erklärt werden! Wenn sie in den Ehestand treten, werden sie wohl sehen, daß es nichts dabei zu lachen giebt. Man gewöhne sie doch lieber, recht ernsthaft, selbst traurig davon zu sprechen, denn ich glaube, daß selbst im besten Ehestande sehr trübe Erfahrungen gemacht werden.“ Was Frau von Maintenon den jungen Damen vorzugsweise gelehrt wünscht, würde man in jetziger Zeit den „Ernst des Lebens“ nennen, und sie thut recht daran. Ihr Lieblingsatz ist: „Man muß die Frauen fähig machen, alles Gute und Schlimme zu ertragen, was Gott über sie zu verhängen gefällt.“ Keine kleinlichen Andachtübungen, keine sterile Frömmigkeit! „Wenn eine verständige Frau die Vesper versäumt, weil sie ihren kranken Mann pflegen will, wird dies alle Welt billigen. Wenn sie den Grundsatz befolgt: Du sollst Vater und Mutter ehren, wären sie auch noch so schlecht, so wird sich ja doch Niemand darüber aufhalten. Wenn ein Mädchen meint, daß eine Frau besser thäte, anstatt die Morgenstunden in der Kirche zuzubringen ihre Kinder gut zu erziehen und ihr Gesinde zu unterweisen, so wird man diese Art Frömmigkeit gutheißen und sie darum lieben und ehren.“ Es ist also wohl, nach solchen Vorschriften praktischer Gottesverehrung, ein Vorurtheil, eine Ungerechtigkeit, wenn man Frau v. Maintenon Frömmelei zum Vorwurf macht.

Gute, erleuchtete Christinnen, dabei aber sorgliche Gattinnen, Mütter und Hausfrauen sollen ihre Zöglinge werden. Jedoch auch für die gute Gesellschaft gebildet werden, sich seinen Ton aneignen, sich anmuthig und ernsthaft unterhalten lernen, was den Reiz der Geselligkeit ausmacht, wie sich Frau von Maintenon selbst so meisterhaft darauf verstand. Sie wünschte daher sogar, daß ihr St. Cyr eine Art Pflanzschule für gute Gesellschaft werden möchte. In ihrer außerordentlichen Sorgfalt verlangt sie, daß die Mädchen zwar Geist besitzen, aber ihr Unterricht nicht künstlich, nicht gelehrt angelegt werden möge. Selbst auf Erhaltung einer schönen Taille und Aneignung guter Manieren nimmt sie Bedacht. Sie ärgert sich ganz roth, wenn sie bemerkt, daß ein junges Mädchen sich ungeschickt kleidet und ihre Taille dadurch verdorben wird. „Bedenket“, schreibt sie an Frau von Berval, „welch ein Unrecht Ihr an einem Mädchen begeht, wenn es durch Eure Schuld höckerig wird und einer Verborgung verlustig geht. Gebt Euren Mädchen kleine leckere, sondern derbe Kost, gewöhnt sie an jede Art von Kraftübung; sie sind arm und werden es vielleicht immer sein; er ziehet sie also für den Stand, wozu sie Gott bestimmt hat. Nächst ihrem Seelenheil verabsäumt nicht, ihre Gesundheit zu kräftigen und auf ihre Toilette und Haltung Acht zu geben.“ Diese Worte, welche Einem fast wie ein Scherz vorkommen, sind nur der lebendige, mütterliche Ausdruck des Sinnes für Anstand, der in der gebildeten Welt so unentbehrlich ist. Wenn aber die gute Gesellschaft die Gebrechlichen nicht gern hat, so noch weniger die Einfältigen, und die Mängel des Geistes geben ihr noch weit mehr Anstoß, als die körperlichen, an welche sie sich gewöhnen kann, während jene, als sie geradezu aufhebend, ihr unerträglich werden. Was also war zu thun, um den Fräulein von St. Cyr jene liebenswürdigen Eigenschaften zu geben, welche der guten Gesellschaft eigen sind? „Man muß“, sagt Frau v. Maintenon, „die Jugend heiter stimmen und Mannigfaltigkeit in ihren Unterricht bringen. Eine finstere und verdrießliche Erziehung hat keine Gewalt über die Seele, ein monotoner Unterricht keine Macht über den Geist. Die Leitung der Jugend bedarf Frohsinn und ein Etwas, das sie fesselt und hinreißt, damit sie sich heiter sühlt innerhalb der Schranken der Regel und nicht Gelüsten trägt, sich außer dem Bereich der Pflicht zu entschädigen. Es gehören zum Unterricht aber auch Abwechselung und Geistesgewandtheit, um der Verschiedenheit der Individualitäten und Anlagen Rechnung zu tragen, damit jeder Zögling im Unterricht des Lehrers finde, was seiner geistigen Eigenthümlichkeit entspricht, und seine seiner Anlagen unentwickelt bleibe.“

Wir finden in Rousseau's „Emile“ viele der Erziehungsgrundsätze Fénelon's und der Frau v. Maintenon wieder und sind drinahe versucht, an eine größere Uebereinstimmung zwischen ihnen zu glauben, als in der That stattfindet. Auch Rousseau will, daß Sophie mit allen Kleinigkeiten der Wirthschaft beschäftigt werde; sie weiß Bescheid in Küche und Speisekammer, sie kennt den Preis der Lebensmittel und die Beschaffenheit derselben, sie versteht sich recht gut auf Führung der Rechnungen und dient ihrer Mutter als Haushewalter. Diese leitet der Grundsatz, daß man nie dasjenige anbefehlen kann, was man nicht selbst zu machen weiß, und daß eine Tochter im Aeltern-hause die Pflichten der künftigen Familienmutter und des Hausfrau

lernen muß. Rousseau legt demnach nicht weniger Werth auf häusliche Beschäftigung, als Frau v. Maintenon. Weibliche Arbeiten verstand Sophie am besten, auch Nähen und Schneidern, am liebsten aber Klöppeln sie Spitzen, denn nichts gab ihr eine so gefällige Haltung, und bei keiner Arbeit hätte sie ihre Finger mit mehr Grazie und Leichtigkeit bewegen können. Also darum! Aber die Gründe, warum er diese Koketterie eher billigt, als tadelt, sind von denen der Frau v. Maintenon sehr verschieden, wenn diese den Mädchen Geschmack an der Arbeit einzuflößen empfiehlt. „Ihr könnt darauf rechnen", schreibt sie, „daß Ihr den jungen Mädchen einen wahren Schutz auf den Weg gebt, wenn Ihr ihnen Sinn für die Arbeit beizubringen wißt, denn ohne Rücksicht auf die ärmeren unter ihnen, die vielleicht dereinst in die Nothwendigkeit kommen, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, behaupte ich im Allgemeinen, daß unserm Geschlecht Nichts nothwendiger ist, als Liebe zur Arbeit. Sie dämpft die Leidenschaft, beschäftigt den Geist und läßt keine Muße, an etwas Schlechtes zu denken, vertreibt auch die Langeweile. Der Müßiggang dagegen führt zu allerlei Uebeln." — Hier ist die Arbeit aus ganz anderen Gründen als der „Attitude" wegen anempfohlen und gepriesen: um ihres hohen Werths an sich, ihrer Nothwendigkeit, ihrer schönen Wirkungen willen, sofern sie Ruhe, Frieden, Sittsamkeit in die Seele bringt. Rousseau aber meint es nirgends ernst und wahr mit der Arbeitsamkeit; er führt sie nur gelegentlich auf, damit seine Heldin zu anderen Tugenden auch diese besitze, es ihr im Kranz der Tugenden an keiner fehle. Nun, da die Arbeit jede Art von Vortheilen gewährt, mag es sein, daß sie auch Sache des Genusses wird und man sich zierlich halten lernt; aber wenn sie zum verwerflichenden Genusse dienen soll, so nimmt sie keine Kraft mehr in Anspruch, und die sogenannte Grazie dabei läuft auf Ziererei hinaus. — Ebenso, wie die Fräulein von St. Cyr, würde Frau v. Maintenon auch Sophie anschelten um ihrer übertriebenen Reinlichkeit willen, die beinahe zum Fehler an ihr wird, denn Sophie würde z. B. eher das ganze Mittagessen ins Feuer laufen lassen, als sich ihre Manschetten verderben. Aus ähnlichem Grunde hat sie sich auch nie mit Gartenarbeit abgeben mögen; sobald sie Dünger sah, glaubte sie ihn schon zu riechen. Rousseau tadelt sie wohl etwas deswegen, aber sein Tadel kömmt fast einem Lobe gleich: wenn Sophie zu zart ist für Küche und Garten, so macht es eben ihre Reinlichkeit. So etwas paßt in Romane, und Rousseau's Personen sind allesammt Romanhelden; aber in der Wirklichkeit muß die Grazie dienen, der Pflicht gepflegt werden.

Weiter will Rousseau so wenig, als Fénelon und die Maintenon, von einer abgeschlossenen und einseitigen Erziehung wissen, welche die Welt unbekannt läßt. Er will selbst, daß die Familienmutter sich nicht allzu sehr im Innern des Hauses abschließen, er verlangt, daß sie die Welt sehen oder vielmehr beurtheilen lernen soll. Beides ist nicht dasselbe. Wenn die Mutter in ihrem eigenen Interesse in die Gesellschaft geht, anstatt nur zur Begleitung ihrer Tochter, so geht für diese die Lehre verloren, welche sie aus dem Gesellschaftsleben heimbringen soll, es bleibt Nichts als der Genuß des Vergnügens unter den Augen der Mutter übrig. Wie sollte denn die Tochter die Welt nicht ebenso lieben? Anstatt zu prüfen, was die Vergnügungen werth sind, anstatt sie für das zu nehmen, was sie sind, glaubt das Mädchen, sie für den wahren Beruf der weiblichen Lebens halten zu dürfen. „Wenn ich wünsche", sagt Rousseau, „daß eine Mutter ihre Tochter in die Welt einführt, so setze ich voraus, daß sie ihr dieselbe zeigt als das, was sie ist. Mütter, geht Euren Töchtern einen sicheren Blick und adelt ihre Seelen, dann braucht Ihr ihnen Nichts zu verbergen, was ein sittsames Auge sehen kann. Bälle, Feste, Spiele, selbst Theater, Alles, was, schlecht gesehen, eine thörichte Jugend reizt und verlockt, kann reinen Blicken ohne Gefahr dargeboten werden; je deutlicher sie sehen, desto eher werden sie den Geschmack an rauschenden Freuden verlieren." — Rousseau's Vorgänger gehen nicht so weit, als er. Doch auch sie wollen, das Mädchen solle zum Leben in der Welt, nicht im Kloster erzogen werden; auch sie lassen natürlich Bekanntschaft mit den Freuden dieses Lebens zu, wäre es auch nur deshalb, um einem zu großen Staunen nach der Hochzeit vorzubeugen; auch sie theilen ferner die Ansicht, daß Verfagung von Bällen und Theater mehr oder weniger schreng sein müsse, je nach dem, was der gestattende oder genießende Theil daraus mache. Die Weltersahrung und Gesinnung der Mutter bedingen die Theilnahme an Ball und Theater, machen sie zu keinem unschuldigen oder gefährlichen Genuß. Selbst darin, daß Rousseau unter dem Ausdruck „Welt" Bälle, und Schauspiele versteht, wo wir Fénelon und Frau v. Maintenon das Familienleben, im Gegensatz des klösterlichen, bezeichnen, herrscht noch eine gewisse Aehnlichkeit der Maximen. Aber diese Aehnlichkeit ist nur äußerlich, und je mehr man die Lehren dieser Drei zergliedert, desto mehr sieht man die wesentliche Verschiedenheit in Prinzipien, Methode, Zweck und Stufengang durchschimmern. Wiefern?

Rousseau gilt als eine rohe und spröde Art Philosophen, und er spielt diese Rolle manchmal ohne Berechnung, manchmal aus Laune; dessenungeachtet zeigt er sich im fünften Buche des „Emile", wie überall, wo er von Erziehung handelt, wenn man hier und da einen Anflug von übler Laune wegrechnet, weit weniger streng, als Fénelon und Frau von Maintenon, aber zugleich viel tiefer stehend, als sie. „Das Weib", sagt er, „ist hauptsächlich dazu da, um dem Manne zu gefallen; wenn der Mann seinerseits dem Weibe gefallen soll, so ist dies weit weniger direkte Nothwendigkeit; sein Vorzug beruht in seiner Macht, er gefällt allein dadurch, weil er stark ist. Dieses ist, ich gebe es zu, nicht das Gesetz der Liebe, aber das der Natur, die älter ist als die Liebe." — Diese Behauptungen Rousseau's, erklärlich daraus, daß er den wahren Typus des Menschen im Naturzustande suchte, darin jedoch immer nur sein entartetes und unvollständiges Bild fand, weist St. Marc Girardin mit den Fragen zurück, ob denn nicht die Liebe in der Natur des Menschen liege, ob nicht Gott den Mann ebenso gut liebvoll, als stark, geschaffen, nicht angeordnet habe, daß er liebe und Liebe finde, wähle und gewählt werde. Wenn ferner Rousseau die weibliche Verschämtheit und den Zauber, welchen das Weib über den Mann ausübt, als Naturgaben oder Instinkte betrachtet und z. B. sagt, dem Manne habe Gott die Vernunft zur Zügelung seiner Leidenschaften, dem Weibe aber die Schamhaftigkeit gegeben, um seine Neigungen in Schranken zu halten, so bestreitet ihn auch hier sein Kritiker und widzigirt Beides der Seele als Eigenschaften. „Die Seele aber ist es", sagt er, „die das Weib dem Manne gleichstellt, obgleich einzunämen ist, daß das Mehr oder Minder Anerkennung der Frau im bürgerlichen Leben von dem Kulturgrade des Mannes abhängt. Bei den Wilden ist die Frau Sklavin; in den gemeinen Klassen wird sie gewißhandelt, in den gebildeten geehrt."

Weit glücklicher, als Rousseau, behaupten Fénelon und Frau von Maintenon die Ebenbürtigkeit des Weibes dem Manne gegenüber. Sie gehen von der moralischen Natur des Weibes aus, und auf diesem Standpunkt müssen sie es als dem Manne gleichgestellt anerkennen: denn das weibliche Geschlecht ist ebensowohl, als das männliche, erlöst durch Christi Blut und zum ewigen Leben bestimmt. Eine moralische Wahrheit ist die Gleichstellung der Frauen immer gewesen, im Christenthum aber wurde sie ein geheiligtes Gesetz. Die Frauen haben nicht weniger Märtyrer, als die Männer, und der Himmel hat nicht weniger weibliche, als männliche Heilige. Denn was hienieden die menschliche Gesellschaft, ist jenseits die Gemeinde der Glückseligen als vollkommenster Ausdruck derselben. Indem so Beide das Weib vom schön menschlichen und christlichen Gesichtspunkt aus betrachten und die Familienmutter in ihrer ganzen Würde darstellen, erheben sie sich weit über Rousseau, dessen materielle Ansicht von der weiblichen Natur in ihren Konsequenzen die leichtertige Gesinnung der Weltfrauen begünstigen muß. Denn er erblickt in der Gabe des Weibes, zu gefallen, nicht blos eine Naturgabe, sondern auch des Weibes wahre und einzige Bestimmung. Und doch stellt er daneben, recht sonderbar, Lehren wie folgender: „Die erste und wichtigste Eigenschaft einer Frau ist die Sanftmuth. Bestimmt, einem so mangel-, oft sogar lasterhaften Wesen zu gehorchen, als der Mann ist, soll sie bei Zeiten dulden, selbst Unrecht ohne Klage ertragen lernen. Bitterkeit und Hartnäckigkeit verwehren nur ihre Leiden, sowie die schlechte Behandlung ihres Mannes. Die Frauen fühlen, daß sie nicht mit solchen Waffen siegen sollen. Der Himmel machte sie nicht deshalb einnehmend und zungenfertig, um mürrisch, nicht schuf er sie schwach, um herrschsüchtig zu sein. Er gab ihnen nicht eine so sanfte Stimme, um harte Worte zu sagen, nicht so leicht bewegliche Gesichtszüge, um sie durch den Zorn zu entstellen." So Rousseau. Nichts zu Ungunsten solcher Lehren: sie sind vortrefflich, und selbst das christliche Gesetz giebt keine anderen, nur auf andere Weise.

Nein, aber die Gabe, zu gefallen, ist ein Mittel, welches Gott den Frauen zu Erfüllung ihrer Bestimmung verliehen hat, nicht ihre Bestimmung selbst. Die Bestimmung des Weibes ist nach der wahren Natur des Menschen und nach Gottes Gesetz: die Gehärtin des Mannes zu sein in guten wie bösen Tagen, ihm die Liebel des irdischen Daseins ertragen zu helfen, die Mutter ihrer und seiner Kinder zu sein. In diesem allein soll sie gefallen; diese Gabe ist eines der Vereinigungsmittel der beiden Geschlechter: Mittel, aber nicht Grund und Ursache, welche höher zu suchen sind. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei:" darum gab ihm Gott eine Gehärtin, und zwar eine, die ihm gefalle, weil Gott gern das Schöne zum Guten gesellt und die Anmuth neben die Tugend legt, wenn er etwas Großes und Dauerhaftes schaffen will.

Hören wir zum Schlusse noch die Rathschläge der Marquise de Lambert, die ihrer Tochter nicht sowohl christliche Weisheitslehren gab, als sie die Kunst, sich in der Welt zu benehmen, lehrte und in ihrem „Avis d'une mère à sa fille" sagte: „Man muß Talente oder Annehmlichkeiten nicht vernachlässigen, aber weit bemühter sein, sich ein gediegenes Verdienst zu erwerben, als sich mit leichtfertigen Dingen abzugeben. Nichts ist vergänglicher, als Schönheit, nichts ist trauriger als die Zukunft einer Frau, die nichts gewußt hat, als schön zu sein.

Google

Anmuth ohne reellen Werth (mérito) gefällt nicht lange, und dieser ohne Anmuth kann wohl sich Achtung erwerben, läßt aber das Herz kalt. Es ist also nöthig, daß die Frauen liebenswürdige Eigenschaften besitzen und ihre Tugenden mit Grazie zu schmücken wissen." So Frau von Lambert. — Wohl bedarf auch die Häuslichkeit einer gewissen Anmuth: sie ist eine recht nöthige Zugabe, selbst unter Personen, die sich lieben. Aber die Wirthschaft verlangt von der Frau auch Tugenden, sie ist nicht ein fletes Fest, sie gehört zum menschlichen Leben, folglich hat sie auch ihre Widerwärtigkeiten und Leiden. Wie wird eine Frau in traurigen Tagen ihren Gatten trösten können! durch ihre Talente oder ihre Tugenden, als da sind milde Theilnahme, heiteres Entbehren und Selbstverleugnen, Kenntniß der Wunden der Seele und ihrer Heilmittel? Talente passen nicht für alle Tage des Lebens, zumal für jede Seelenstimmung. Nicht immer verlangt der Mann, daß die Frau ihm gefallen soll; er verlangt oft, daß sie ihm eine Stütze sei und ihn beruhige. Solchen Beistand erwartet er von ihrem Gemüth und nicht von ihren Talenten. Kummer und Vergnügen, Trost und Freude, wie Manches hängt im menschlichen Leben mit dem innersten Leben zusammen! Das erste Lächeln eines Kindes, sein erstes Stammeln, seine ersten Schritte vor dem entzückten Auge der Mutter wiegen für einen Familienvater alle Musik und alle Bälle der Welt auf. Das Haus ist weder Salon, noch Serail, wofür es Rousseau zu halten scheint. Woher kömmt es, daß er plötzlich die Süßigkeit des häuslichen Lebens vergißt, er, der so schön den Reiz und die Würde desselben zu rühmen wußte? Woher kömmt hier anderd, als von dem Satze, den er an die Spitze seiner Lehren über weibliche Erziehung stellte, daß die Frau nur zum Gefallen gemacht sei? Wenn die Frau nur diese eitle Bestimmung hat, so sind Salon und Serail im Rechte gegen das Haus. Dann aber müßte Rousseau, indem er den Frauen empfiehlt, zu gefallen, ihnen auch empfehlen, nicht zu altern.

Italien.

Aonio Paleario.

Noch ist es kein Jahr, als von England her die Kunde kam, es sei dort, unter den gelehrten Schätzen des St. John's College zu Cambridge ein Jahrhunderte lang verschollenes, völlig verloren geglaubtes Buch in seiner Originalsprache, der italiänischen, wieder aufgefunden worden: ein Buch, das vor und um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in mehr als 40,000 Exemplaren aus den heimatlichen Pressen Italiens über die ganze Halbinsel verbreitet, ins Französische, Spanische, Englische, Deutsche, Kroatische übersetzt, aber bald auch von den Argusaugen des heiligen Offiziums erspäht, zum Auto-da-fé verurtheilt und mit einer an das Wunderbare grönzenden Vollständigkeit vernichtet worden war. Von diesem Buche stellte vor funfzehn Jahren Macaulay die Behauptung auf, es wieder aufzufinden, sei eben so unmöglich, als die verloren gegangenen Bücher und Dekaden des Livius. Ranke zweifelte ebenso an dieser Möglichkeit. Aber siehe! ein echtes Exemplar dieser zwar aus den Bibliotheken aller Kulturvölker, aber doch nicht aus dem Andenken der Menschen verschwundenen, hochmerkwürdigen Schrift ist dennoch wiedergefunden, dann ohne Verzug und diplomatisch genau in Begleitung einer englischen und französischen Uebersetzung in England wieder gedruckt, und ebenso schnell auch in Deutschland bekannt geworden, woselbst sie, italiänisches Original und deutsche Uebersetzung, ein, wie er sich auf dem Titel bezeichnet, „evangelischer Doctor der Theologie" zuerst im August des abgelaufenen Jahres und nach schnell vergriffener Auflage zum zweiten Male zu Anfang dieses Jahres herausgab.

Dieses überaus merkwürdigen Buches „von der Wohlthat Christi" (wie sein deutscher Titel lautet), dessen vollständigen italiänischen Titel man unten sehe,*) anonymer Verfasser war, wie jetzt außer Zweifel gesetzt, der tief und klassisch gebildete Aonio Paleario, Professor der alten Literatur an der Universität Siena, der aber auch tief eingedrungen in den Geist der heiligen Schrift, die damals wieder ein Gemeingut der Christenheit zu werden versprach, und, wie so viele seiner Landsleute und Zeitgenossen, gewonnen für die Grundsätze der Reformation und die augustinisch-lutherische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, für welches Bekenntniß er als ein siebzigjähriger Greis am 3. Juli 1570 den Märtyrertod erdulden mußte. Ueber Inhalt und Bedeutung dieser Schrift ist selbstverständlich hier nicht der Ort zu sprechen; zu näherer Bekanntschaft mit ihr einzuladen, genügen wohl die mitgetheilten Data und die Versicherung, daß sie mit ebenso viel Bibelfestigkeit und logischer Schärfe, als Wärme der Ueberzeugung abgefaßt ist. Es hat über dem Schicksal dieses vernichtet geglaubten und nach drei Jahrhundert wieder an das Licht gebrachten Buches recht sichtbarlich eine höhere Hand gewaltet, und da sich die Anerkenntniß dieses Waltens mit fast unwiderstehlicher Gewalt allen Christen ohne Unterschied der Konfession aufdrängt, darf man ja wohl die Hoffnung hegen, daß jenes denkwürdige Zeugniß von der Wohlthat Christi nicht nur von den Bekennern der protestantischen Kirche, sondern auch von einem großen Theile unserer katholischen Mitbürger als ein willkommener Fund betrachtet werden wird. E. K—r.

*) Trattato utilissimo del beneficio di Giesù Christo crocifisso verso i Christiani. Venetiis apud Bernardinum de Bindonis anno 1543. Deutsch: Leipzig bei Dörffling und Franke, neue Ausgabe. 1856.

Mannigfaltiges.

— Der Manuskripten-Fälscher Simonides. Bei dem allgemeinen Interesse, welches der vor einigen Tagen von Herrn Professor Lepsius in Berlin entdeckte Betrug erregt, den der in Leipzig sich aufhaltende Neugriechе Simonides ausgeübt, indem er dem Herrn Professor Dindorf in Leipzig und der Berliner Akademie ein aus einundsiebzig Pergamentblättern bestehendes griechisches Palimpsest, welches angeblich „drei Bücher des Uranios über die ägyptischen Könige" enthielt, für fünftausend Thaler zu verkaufen suchte, erlauben wir uns, an eine Warnung vor diesem Fälscher zu erinnern, die unser „Magazin" bereits vor Jahr und Tag gebracht. In Nr. 6 dieser Blätter vom 13. Januar 1855 befindet sich nämlich folgender Artikel:

„Neugriechische Industrie. Der rühmlichst bekannte Bibliograph, Herr Ludovic Lalanne, Herausgeber des Athénaeum Français, warnt in diesem Blatte vor einem in der Welt umherreisenden Griechen, der ein sehr geschicktes Palämograph sein soll und die Bibliothekenbesitzer, sowie die Liebhaber kostbarer alter Manuskripte in Europa und Amerika, sehr gern hinters Licht führen möchte. In Paris und in London hat dieser Grieche bereits, wie Herr Lalanne erzählt, allerlei höchst merkwürdige alte griechische Handschriften herumgeboten, über deren Auffindung er gar wunderbare Geschichten zu erzählen weiß. Unter Anderem besitzt er, ohne sich jedoch, wie er vorgiebt, davon trennen zu können, siebenunddierzig Lustspiele des Menander, sämmtliche Theaterstücke von Sophokles, die Lustspiele von Philemon, das Lexikon von Cyrillon und endlich gar den Katalog der Alexandrinischen Bibliothek in elf Bänden Folio. Das letztgedachte Manuskript will er in Griechenland zurückgelassen haben; die übrigen, die von merkwürdiger kalligraphischer Schönheit sind, führt er sämmtlich mit sich, doch zeigt er sie nur Kennern, die dergleichen Kostbarkeiten zu würdigen wissen. Einer der gelehrtesten französischen Hellenisten, welcher Gelegenheit gehabt, einige dieser Handschriften zu sehen, hat, nachdem er sie ein paar Augenblicke sorgfältig betrachtet hatte, ausgerufen: „„Diese Manuskripte haben ein Alter von mindestens dreiundeinhalb Jahr!""

— Bunsen über die neueren Griechen. Es verdient bemerkt zu werden, daß der gelehrte Verfasser des „Hippolytus" und der „Kirche der Zukunft" in seinem Werke: „Die Zeichen der Zeit",*) über das jetzt viel angefochtene Volk der modernen Griechen eine ähnliche gute Meinung ausspricht, wie der Verfasser des Artikels in Nr. 142—144 des „Magazin" v. 1855. Bunsen sagt: „Anderd (als unter den Russen, sowie unter den Griechen in der Türkei) gestalten sich die Dinge in dem zu gesetzlicher Freiheit sich emporringenden Griechenvolke, welches, trotz der tiefen Spuren langer Knechtschaft und vieler unglücklicher Umstände, doch eine unzerstörbare Lebenskraft zeigt. Die priesterliche, von Rußland angestachelte Partei der Orthodoxen sah ungern das Losreißen Griechenlands von dem Patriarchen Konstantinopels, der Spielpuppe zweier Despoten und dem Opfer eines Systems allgemeiner Bestechung und Käuflichkeit. Diese Partei erkannte, daß eine hierarchische Oberherrschung des hellenischen Geistes ohne russische Cäsaropapie in Griechenland nicht möglich sein würde. Sie versuchte daher, so viel an ihr lag, das von Westen kommende Licht und die aufblühende Freiheit des Geistes abzuwehren. Die bürgerliche Freiheit und der edle Volkssinn erhielten aber die Möglichkeit ruhiger wissenschaftlicher Bewegung und nationalfrommer Fortbildung. Daß Griechenland nicht einer materialistischen Philosophie verfallen ist, das zu beweisen, genügt (um das Neueste zu nennen) schon die edle und fromme Todtenrede Kokiad' in Athen zu Ehren seines großen Lehrers Schelling, welche mit soeben in die Hände kömmt; überhaupt aber spricht dafür der Zustand der griechischen Geistlichkeit und ihre Stellung zur Wissenschaft und zur Schule, wobei das Verhältniß zu dem frommen amerikanischen Missionar Hill und seiner edlen Gattin eine besondere Erwähnung verlangt."

*) Zweites Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Herausgeber, Neumannsstr. Nr. 11), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 21. Berlin, Sonnabend den 16. Februar 1856.

England.

Das Londoner Posthaus.

Das Postamt in St. Martin's-le-Grand ist unstreitig das erste in der Welt. Der General-Postmeister mit seinem Stab steht an der Spitze eines Beamtenheeres von 20,000 Personen. Ein Viertel der Postgeschäfte des Gesammtreiches werden hier abgemacht. Im Jahre 1854 betrug die Zahl der ankommenden und abgehenden Briefe über zweihundert Millionen.

Von außen bietet sich dem Beschauer nur ein schlichtes, von jonischen Säulen gestütztes, festes Steingebäude, 400 Fuß lang und 130 Fuß breit, mit einer geräumigen Vorhalle für das Publikum. Um so mehr überraschen uns die inneren Einrichtungen und die Maschinerie, durch welche dieses ungeheure Werk in Bewegung erhalten wird. Zu dem „Inland Office", wo die Briefe für das Inland expedirt werden, geht es um die Mitte des Tages verhältnißmäßig schläfrig zu, und die Briefe und Zeitungen kommen so langsam ein, daß nur wenige Schreiber und Sortirer auf dem Posten sind. Es werden 3035 Personen beim Briefdienst beschäftigt. Davon sind 498 bei den durch die Hauptstadt zerstreuten Filial-Postbureaus zur Eingegennahme der Briefe angestellt. Es giebt 1385 Briefträger, denen Zimmer im Posthause eingeräumt sind, um hier die Briefe zu sortiren. In dem Londoner Posthause sind 1152 Beamten, wovon 100 in einem abgesonderten Hause die Geldbriefe expediren. Es sind 253 in dem General-Postamte und 739 Schreiber, Abstempler, Sortirer und Untersortirer, welche die Einnahme und Ausgabe der Briefe, sowie die Versendung der Felleisen, besorgen. Bei den letzteren ist die Einrichtung getroffen, daß alle Briefe, in welcher Richtung sie auch gehen, London in derselben Stunde, um neun Uhr Morgens und neun Uhr Abends, verlassen. Männer zu Fuß, zu Roß, zu Wagen sind den ganzen Tag in Bewegung, um die Briefe aus den Unter-Anstalten und Empfangshäusern in dem „Zwölfmeilenkreise" zu sammeln. Um den Zeitungs-Expeditionen, wie dem Postamte, Zeit und Mühe zu sparen, kommen alle Morgen Briefkarren vor jenen an, um dort die bereit gehaltenen Blätter in Empfang zu nehmen und sie in das Centralamt abzuliefern. Das Sortiren und Verpacken der 150,000 Zeitungsexemplare, die täglich durch die Londoner Post befördert werden, ist keine kleine Arbeit, die ohne planmäßiges Verfahren in den zwei Stunden von sechs bis acht Abends, wo sortirt, gestempelt und verpackt wird, unmöglich zu bewältigen wäre.

Mit der herannahenden sechsten Stunde wächst die Menge, welche Briefe abzugeben hat. Immer dichter und dichter drängt sich das Gewühl; die Vorderen stürzen an den Briefkasten, schrendern mit kräftigem Wurfe ihre Briefe hinein und treten zurück, um Anderen Platz zu machen. Eine Viertelstunde vor sechs Uhr schwanken Lente, mit Beuteln beladen, herein, klopfen an einen Holzschieber; ein Fenster öffnet sich, die Beutel werden in Empfang genommen, geleert und wieder hinausgeworfen. Da stehen die Burschen, mit Zeitungen bepackt; hier ein Weib mit einem Brief zu einem Penny Porto; angeschlachte Handwerker mit kernigen Armen und ehrlichen Gesichtern bringen ihre meist frankirten Briefe, drücken sich durch den Haufen und werfen sie durch die Spalte am Fenster. Auch innerhalb ist der Schauplatz ein sehr bewegter, aber ohne Hast und Wirre. Zuerst kommen die Briefe einzeln, gleichsam tropfenweise, bald aber strömen sie, wie vom Sturm gepeitscht, in mächtigen Wogen herein. Immer näher rückt der Zeiger der entscheidenden Ziffer zu, und das Gedränge von außen und die Briefschauer von innen nehmen zu. Der Schreiber am offenen Fenster wird von Briefpacketen und Zeitungsbeuteln überschüttet, bis ein Mitschreiber ihm zu Hülfe kömmt und noch ein Fenster öffnet. Es fehlen nur noch drei Minuten zu sechs Uhr. Die Jungen gehen nicht mehr an die Kasten, um ihre Zeitungen hineinzuschieben, sie treten zurück und werfen sie zum offenen Fenster hinein. Immer dichter und dichter ist der Andrang — es fehlen noch anderthalb Minuten — Männer, Weiber, Knaben halten die Hände mit Brief und Penny hoch in die Luft und suchen einen Platz zu erspähen, wo ihnen Beides abgenommen werden kann. Ein Zuschauer würde glauben, diese Leute thun das Möglichste, sich einander jeden Antweg zu versperren. Nur noch dreißig Sekunden fehlen, und das Gewühl ist immer im Steigen. Ein Mann von gesetztem Aeußern steht nach der Uhr, bindet seine Briefe und Zeitungen mit einem Endchen Schnur bedächtig zusammen und wirft sie strackt dem Schreiber am Fenster zu. Mitten aus dem Getümmel läßt sich das schwache Gekreisch einer armen, halbverquetschten Alten vernehmen, die ihren Brief nicht anbringen kann; und nun holt der Hammer aus: Eins, zwei, drei — alle Schreiber an den Fenstern stehen gerüstet — vier, fünf, sechs. — Ein Ruck, und die Fenster schieben nieder. Hier und da verfängt sich ein Brief, eine Zeitung in den Falz — sie, wie ihre Genossen außerhalb, müssen zurückbleiben, weil sie zu spät kamen. Es ist indeß eine gute Einrichtung getroffen, daß auch die Verspäteten ihre Briefe noch anbringen können, sie haben aber für ihre Langsamkeit zu büßen. Ein Briefkasten mit der Ueberschrift: „Für verspätete Briefe" ist offen gelassen. Alle Briefe, die in diesen Kasten vor 6½ Uhr geworfen werden und mit Freimarken und noch einer Marke über den Portobetrag versehen sind, gehen mit dem nachgesendeten Felleisen ab. Dann sind andere Kasten für solche Briefe, die mit diesem Felleisen nicht abgehen.

Laßt uns nun durch die Hinterthür in das Innere gehen und sehen, was hier vorgeht. An einem hohen Pult, das den Schauplatz beherrscht, sitzt der die Ober-Aufsicht führende Postbeamte. Das Erdgeschoß des binnenländischen Departements wird von den Sortirern und Stemplern der Briefe eingenommen; ihre Zahl beträgt etwa fünfhundert. Längs der Vorhalle, worin sich das Publikum gedrängt und gestoßen hat, um seine Briefe anzubringen, ist das Postamt für das Londoner Weichbild, und um die Verbindung zwischen diesem Amte und dem Binnenland-Departement zu unterhalten, ist eine Art „Tunnel-Eisenbahn" angebracht, wo Körbe von Briefen und Zeitungen mit Dampf hin- und hergleiten. Durch dieselbe Maschine werden zugleich alle Zeitungen hinauf in das zweite Stockwerk des Binnenland-Departements gefördert, wo sie, abgesondert von den Briefen, sortirt und eingepackt werden. Auf demselben Wege, indem wir auf eine Art Zugbrett traten, gelangten wir im Nu in den Raum der Zeitungen. Unter den Händen der Sortirer nehmen die Hunderte von Zeitungshaufen reißend schnell ab.

Bei der raschen Handhabung brechen gar manche Packete auf, die Umschläge lösen sich ab, und viele Clerks sind damit beschäftigt, sie wieder zusammenzubinden. Dabei geht es oft nicht ohne komische Verwechselungen ab. Eine fromme, alte Dame in Cheltenham wartet sehnsüchtig auf das Erbauungsblatt, sie reißt den wohlbekannten Umschlag ab und — mit Entsetzen findet sie: „Bell's Leben in London" mit all den angekündigten Gefechten, von dem letzten Faustkampf Tom Spring's mit Ben Caunt, von den Vorfällen auf dem Rennplatz, wie oft „Lady Jane" von „Flying Childers" ausgeschoben wurde. Zudeß macht ein lustiger Bruder in Brighton sein Packet auf, und das erwartete „Bell's Leben" hat sich auf geheimnißvolle Weise in „die Zeitung für Kirche und Staat" verwandelt.

Steigen wir wieder auf demselben Wege hinab, und gehen wir in Gesellschaft der Briefe und Zeitungen mit Dampf durch das Londoner Postamt. Wenige Minuten nach sechs Uhr schieben Männer in rother Uniform kleine rothe Karren an die Hinterthür heran, und Tausende von Briefen und Zeitungen aus den verschiedenen Empfangshäusern werden hier ausgespieen. Jeder Brief macht mindestens zehn Gänge, und doch gehen die zweihundertfausend Briefe durch die verschiedenen Hände ohne Verwirrung, ohne Mißgriffe. Aus den Körben werden sie auf einem großen Tisch bis zu einer Schichte von mehreren Fuß dick aufgeschüttet. Funfzehn bis zwanzig Männer in Roth stehen herum und wenden die Briefe mit der Adresse nach oben — große und unfrankirte Briefe werden in einen besonderen Korb geworfen — und die so gewendeten Briefe werden in lange Rinnen gethan, aus denen sie von anderen Männern in die Stempelkammer geschafft werden. Zum Erstaunen ist die Schnelligkeit, womit diese Operation vollbracht wird; ein thätiger Stempler kann siebentausend bis acht-

Digitized by Google

tausend Briefe in Einer Stunde stempeln. Man bedient sich dazu eines hölzernen Stempels, weil er weniger die Hand ermüdet und besser die Tinte hält, als ein metallener. Nach je hundert Briefen, die er gestempelt, drückt er den Stempel auf ein Blatt Papier, das er vor sich liegen hat. Außer dem auf die Rückseite des Briefes gedrückten Datum haben sie noch ein besonderes Zeichen, das jeden Tag geändert und in ein Buch eingetragen wird. Dadurch wird der Fälschung des Postzeichens zu trügerischen Zeugnissen vorgebeugt, da kein Mensch, außer dem Postpersonale, genau das spezielle Zeichen, das an einem gegebenen Tage im Gebrauch war, wissen kann.

Nachdem sie gestempelt und gezählt sind, kommen die Briefe zu den Clerks, deren Geschäft es ist, zu untersuchen, ob sie mit der hinreichenden Zahl von „Königsköpfen" (Postmarken) versehen sind, um das volle Porto zu decken. Mit überraschender Schnelligkeit entdecken sie hier die geringste Contravention und bezeichnen sie zu der verdienten Strafe: dem Doppelten der nichtfrankirten Briefe. Die richtigbefundenen kommen auf die Tische, wo die sauberen, roth und weiß gezeichneten Königsköpfe durch schwarze, einander gitterartig durchkreuzende Striche mit Einem Schlage zerstört werden.

Demnächst kömmt das Sortiren an die Reihe. Die Briefe werden auf langen Tischen ausgelegt, die in verschiedenen Zimmern aufgestellt sind. Diese führen gewisse Ueberschriften, z. B. „Great Western", „Eastern Counties", „London and North-Western", „London and Brighton" u. s. w. Ein Zimmer ist überschrieben: Blind (blind); hier werden die blinden Briefe (Briefe mit undeutlicher Adresse) einem Schreiber („dem blinden Mann") überliefert, der die Aufgabe hat, den Sinn dieser Hieroglyphen, die einem Philadelphischen Advokaten oder einem Professor der Schwarzkunst etwas aufzurathen geben würden, herauszubringen, und in leserlichen Buchstaben über oder unter die Original-Aufschrift zu setzen. Nur der geübte Scharfblick eines blinden Mannes mag es enträthseln, daß unter „Stomfredevi" „Sir Humphrey Davy", unter dandy, Emboro, Dufferlin, die Städte Dundee, Edinburgh, Dunfermline gemeint seien. Und wer erkennt in: „jousmeet ne Weasal pin tin" ohne Weiteres die eigentliche Adresse: „John Smith, Newcastle-upon-Tyne"? Oder in „Lally Phorni Togow the Niggerauger Rough" „California to go the Nicaragua route!" — Jenseilen sieht man den blinden Mann, wie er einen Brief mit gespanntem Blick betrachtet, ein Lied in den Bart summend; plötzlich, wie inspirirt, ergreift er die Feder, und die Aufschrift steht deutlich da. Sind die Briefe an Geistliche auf ihren Pfarreien, oder an Doktoren auf ihren Landsitzen oder in ihren Stadtwohnungen adressirt, ohne Angabe einer Poststadt, so schlägt der blinde Mann in den Addreßkalendern der Geistlichen und Aerzte nach, und die richtige Lokalität ist bald ermittelt. Freilich riefet ein Brief mit der Aufschrift: „James Smith, London", zuweilen von dem unrechten Manne geöffnet und gelesen zu werden. So wohnte ein gewisser James Smith (Jakob Schmidt) in einem Hause in London, als ein anderer Jakob Schmidt sich in demselben Hause einmiethete. Die lächerlichsten Mißgriffe blieben nicht aus, indem Briefe und Rechnungen oft an den unrechten Jakob abgegeben wurden. Der spätere Miether machte seinem Namensvetter Vorstellungen: „Sie müssen weichen, und ich kann Ihnen die Nothwendigkeit aus einer geschichtlichen Präcedenz beweisen." „Mitnichten", entgegnete der Andere, „ich wohne länger hier, als Sie; Sie sind Jakob II. und müssen abdanken."

Von einer Reihe Untersortirer gehen die Briefe an eine andere; die größeren Abtheilungen der ersteren werden von diesen in kleinere Unterabtheilungen gruppirt, z. B. die Briefe für die Great-Western-Eisenbahn werden dem Sortirer übergeben, und er legt nun alle Briefe zusammen, die auf die Didcot- und Orford-Zweigbahn kommen; er scheidet die für Bath und Bristol von denen für Exeter, Plymouth, Cornwall — und so geht er endlich herab bis auf die einzelnen Städte. Außerdem haben sie noch die unfrankirten von den frankirten, die großen und amtlichen Schreiben von den Briefen gewöhnlichen Umfanges zu sondern, obgleich die nach derselben Stadt addressirten zusammen abgehen. Mit der herannahenden achten Stunde steigert sich die Thätigkeit, denn da müssen die „Vans" — eine Art großer Omnibus — nach den Eisenbahnstationen eilen. Die schließliche Operation besteht darin, die Briefe in Packten von angemessenem Umfang zusammenzubinden, ohne Laufzettel — die außer Brauch gekommen — und ohne Umschlag. Für die kleineren Postämter werden in London keine besonderen Briefpackete gemacht, sondern das wird dem entsprechenden Haupt-Postamt der Provinzial-Städte überlassen. Der Betrag der unfrankirten Briefe, dessen Einziehung dem Postmeister obliegt, wird auf einen Zettel verzeichnet; auf denselben werden auch die eingetragenen (recommandirten) Briefe, nebst dem einzuziehenden Porto, vermerkt. Die Briefpackete und Bündel werden in weiche, schmiegsame Beutel von Schafsleder gethan, und theils blos mit dem Amtssiegel der Post versiegelt, theils — wie die nach den Shetlands-Inseln bestimmten — verschlossen. Träger schaffen nunmehr sobald die Beutel nach den Vans. Mit dem letzten Glockenschlage der achten Stunde giebt der vorsitzende Beamte das Zeichen mit dem Hammer, und der letzte Beutel muß abgefertigt sein.

Das durchschnittliche Gewicht der mit der Abendpost versandten Gesammtlast beträgt beiläufig vierzehn Tons (à zweitausend Pfund) nach folgenden Verhältnissen:

Zeitungen	11 Tons	— Pfund	oder	79	Prozent	der	Gesammtlast
Briefe	1	7	„	10	„	„	„
Bücher	—	6	„	2	„	„	„
Packete	1	7	„	9	„	„	„

Es werden jährlich durch das Londoner Postamt 296,436 und durch die Postämter der Königreichs gerade das Doppelte, 592,872 Bücherpackete, versandt, mit einem Portobetrag von 81,870 Pfund Sterling. Die Zahl der von London im Jahre 1854 versichten Zeitungs-Nummern wird auf 53,000,000 und für das Gesammtreich auf das Doppelte geschätzt. Die Porto-Einnahme, ein Penny pro Nummer, berechnet man auf 2,208,334 Pfund Sterling. Was die Morgenpost befördert, verhält sich zu dem, was die Abendpost expedirt, wie 1 : 4, also etwa viertehalb Tons an Gewicht. Im Durchschnitt kommen täglich in London 267,521 Briefe an und gehen 283,225 ab.

Seit der Einführung des billigen Portos durch Rowland Hill kommen die kuriosesten Postsendungen vor. Ein Brief von Hull nach London enthielt einen gefohten Seekrebs; ein anderer von Norwich nach Cheltenham einen lebendigen schwarzen Vogel, der wirklich übernommen, gefüttert, gepflegt und an die Adresse abgeliefert wurde. Eine liebevolle Mutter schickte ihrem Sohne eine Flasche Erdbeeren, die sich auf der Fahrt natürlich in eine Sauce verwandelten und aus reiner Sympathie mit einem Theil seiner Spitzen — sie waren an die letzteren verdorben, verwiesene Königin addressirt — nähere Bekanntschaft machten. Eine schwarze Flasche, ohne Umschlag, mit einer bloßen Etikette an „Tim M. — ein Tröpfchen vom Krater" ging mit der Dubliner Post nach Bradford in Yorkshire. Nicht selten kommen Banknoten, die fünfzig Pfund Sterling Werth, ohne Convert, die Enden blos mit Oblaten zusammengeklebt, und mit einer Aufschrift versehen, mit der Post an. Hier noch ein autzügliches Verzeichniß seltsamer Postsünde; von Aberdeen nach Ayr: zwei Hasen und ein Haselhuhn; sechs Pack Hochzeitskuchen und ein Plumpudding; lebendige Igel in Blasen, freilich plagten diese, und die Blutsauger suchten in Ihrer Majestät Postwagen ein anderweites Unterkommen; eine lebendige Maus, ein Kortzieher, eine Düte mit Schuhzwecken, ein gerösteter Fasan an Mrs. — nach Brighton; ein Theil von einem Menschengliede zur Section (durch den Geruch entdeckt), Cigarren, Dophte, Knallpulver, eine geladene Pistole, ein Pudel, eine Matrosenjacke, eine Flasche mit Wohrtriechendem, ein Messer mit Scheide, ein Kinderanzug an Lady J. „und Liebe"; ein Krug Pickinge, ein Taschenbuch, porzellanenes Theezeug, eine Büchse voll Spinnen, ein junger lebendiger Alligator an Master J. H., als Beihülfe zu seinen naturgeschichtlichen Studien", und zahlreich ähnliche Dinge werden oft als Briefe verschickt, trotz der Vorschrift, daß Glaswaaren, schneidende Instrumente, Feuerfangendes, Flüssiges nur in verschlossenen Behältnissen angenommen werden sollen.

Zuweilen benutzen die Versender die Zeitungen, um „nur ein Wörtchen" einzuschmuggeln; wenn aber diese geheime Korrespondenz endeckt wird, so hat sie das doppelte Briefporto zu büßen, wie folgende Beispiele beweisen, die dem Journale des General-Postamts entnommen sind, wonach die Empfänger von mehr oder weniger schwer wiegenden Zeitungen, weil auf denselben einige Worte geschrieben waren, die beigesetzte Taxe als Briefporto bezahlen mußten:

„Mit meiner Liebe"	. . . . .	1 Sh.	4 P.
„Alles ist wohl"	. . . . .	1 „	— „
„Meine Theuerste"	. . . . .	— „	8 „
„Bitte, kommen Sie bald"	. . .	1 „	4 „
„Das Kleine ist wohl"	. . . . .	1 „	— „
„Schicken Sie Ihr Daguerreotyp"		1 „	4 „
„Ich verreise morgen"	. . . . .	1 „	4 „

Für zurückgewiesene, unfrankirte Briefe muß der Absender das doppelte Porto erlegen.

Frankreich.

Ein deutsches Urtheil über die französischen Maler auf der Ausstellung.

(Schluß.)

Um nun zu den Productionen selbst überzugehen, so thut es mir leid, an die Spitze der Meister, die mit dem europäischen geistigen Gesammtleben in innigem Zusammenhang stehen, nicht den uns allen so theuren P. Delaroche anführen zu können, der leider kein Bild in die Ausstellung gesandt hatte. Auch Ary Scheffer hatte dort weder seine „Mignon" noch seine „Francesca von Rimini". Glauben diese beiden Meister schon europäische Berühmtheit genug zu besitzen?

Digitized by Google

Obgleich von deutscher Abkunft, so doch mehr der französischen Richtung angehörig ist ein anderer Künstler, der jenen beiden zwar an Tiefe, im Ganzen aber an Talent kaum nachsteht: Heinrich Lehmann, aus Hamburg gebürtig, den die Franzosen zu ihren Koryphäen zählen, und der die Ehre genoß, alle seine Bilder in einem der Hauptsäle, Eug. Delacroix gegenüber, zu haben. Lehmann, obgleich kein schlechter Koloriſt, ſteht in dieſer Beziehung den großen Meiſtern auf dieſem Gebiete nach. Dagegen iſt er in der Tiefe und dem Ernſt ſeiner Auffaſſung einem Delacroix und Anderen ſehr überlegen. Vollendet ſind in dieſer Beziehung zwei Bilder aus dem Leben des Tobias; beſonders ſeine „Brautwerbung". Köpfe, Stellung, Körperbewegung, Koſtüm — Alles iſt zugleich auf gründlichſte durchdacht und in hohem Grade würdig. Es waren dieſe beiden Bilder ohne allen Zweifel die beſten Bibeldarſtellungen der franzöſiſchen Ausſtellung und ſie gehören auch wohl zu den beſten bibliſchen Bildern, die das Jahrhundert hervorgebracht hat. Auf vielen ſeiner Bilder findet ſich leider ein gewiſſes Suchen nach dem Sinnlichen, das freilich bei ihm noch eine gewiſſe Züchtigkeit behält. Wenn man mehrere ſeiner Bilder vergleicht, ſo ſieht man, daß die überaus ſinnlichen Stellungen und Bewegungen, die man z. B. in den bekannten „Oceaniden" bemerkt, auch ſonſt wiederkehren und daher wohl in einer Art Abſicht liegen, die der Künſtler ſich kaum ſelbſt eingeſteht. Auch ſind die weiblichen Köpfe und beſonders die weiblichen Körperformen ſelten edel; ſie erinnern gar zu ſehr an die Modelle, nach denen ſie gemalt ſind. Dieſe beiden Vorwürfe treffen das oben erwähnte Bild („Oceaniden"), das ſonſt überaus poetiſch aufgefaßt iſt, ſie treffen gleichfalls eine „Venus Anadyomene", eine ſehr reizende Gruppe, die aber keineswegs die edlen Formen oder die Züchtigkeit griechiſcher Darſtellungen der liebreizenden Göttin hat. In einem glänzenden Entwurf zu einem Plafond, eine Bachantenſcene vorſtellend, bemerken wir an der Bachantin dieſelben Fehler; hier ſind ſie am meiſten zu entſchuldigen. Die Gruppe iſt übrigens ſonſt edel gehalten, voll Schwung und Leben, und ſie zeichnet ſich außerdem als ein höchſt gelungener Verſuch aus, die Schwierigkeiten der Zeichnung und Auffaſſung zu überwinden, die jedes Deckengemälde bietet.

Ein anderer, ſehr franzöſiſcher Fehler Lehmann's beſteht in den theatermäßigen Stellungen, denen wir in ſeinen Bildern nicht ſelten begegnen. Sehr auffallend iſt in dieſer Hinſicht ſein „Hamlet". Statt des ſpöttiſchen Lächelns, der Alles beherrſchenden Ironie, die das rechte Weſen dieſer kühnen Schöpfung Shakeſpeare's ausmacht, ſehen wir einen lamentablen Zug um die herabgeſenkten Mundwinkel des bleichen Jünglings ſpielen. Die Stirn deſſelben iſt in zwei ſehr regelmäßige Falten gelegt; dieſe Stirn iſt zwar gewölbt, verräth aber keineswegs das Arbeiten eines regen Geiſtes, die Kleidung iſt arrangirt. Beſonders komiſch iſt das Hauptharz, das en désespoir friſirt iſt: vorn hoch aufſtehend, dann in regelmäßigen Strähnen hinüberfallend.

Obgleich auch ein wenig theatraliſch, iſt doch „Ophelia" ungleich beſſer. Ich zeigte dieſes Bild einer Franzöſin, welcher der Gegenſtand unbekannt war: „Qu'est-ce que cette femme ci?" fragte ſie — „on dirait, qu'elle est folle"; und dennoch iſt der Wahnſinn keineswegs in den verzerrten Zügen dargeſtellt, die er ſo leicht annimmt; er iſt leiſe angedeutet, und eine ferne Erinnerung der Wirklichkeit blickt aus den Augen des liebeskranken Mädchens. Ihre Bewegungen ſind zächtig und angemeſſen. Es iſt dieſes ohne Zweifel ein ſehr gutes Bild.

Mehr theatraliſch iſt mancher Zug in der „Anbetung der Könige", einem Bilde, das keine rechte Einheit hat, und deſſen verſchiedene Figuren der Künſtler, ohne es recht zu wollen, den verſchiedenen Kunſtſtudien verdankt, die er gemacht. Die einen erinnern an Overbeck und Steinle, andere an verſchiedene italiäniſche Künſtler. Es iſt übrigens auch dieſes Bild ernſt gedacht und gehört zu den beſſeren Werken. „Jeremias, ſeine Prophezeiungen diktirend" iſt ein gutes, ernſt und würdig gehaltenes Bild. Es erinnert nicht wenig an deutſche Behandlungen ähnlicher Gegenſtände, namentlich an Bendemann.*) Der Engel, der die Prophezeiungen dem Sohne zuflüſtert, iſt ein wenig theatraliſch gehalten, mit großen rollenden Augen und dergleichen. Sonſt iſt an dem Bilde kaum Etwas auszuſetzen. Es ſteht den beiden Tobiasbildern nur wenig nach. Einen ziemlich ſchlechten Geſchmack verräth ein anderes Bild Lehmann's, das wohl nur der franzöſiſchen, keineswegs der deutſchen Seite ſeiner doppelten Nationalität den Urſprung verdankt: „Le loi d'Aristote." Der Gegenſtand iſt aus einem Fabliau geſchöpft. Ariſtoteles veranlaßt ſeinen Schüler Alexander eine Jüdierin, die ihn in Wollluſt und Weichlichkeit eingewiegt hatte, zu verlaſſen. Die Jüdierin rächt ſich, indem ſie den Ariſtoteles ſelbſt mit ihren Künſten bezaubert, und ſie bringt es dahin, daß er ſich ihr als Reitpferd hergiebt. Alexander hat aus einem Verſteck dieſe Scene mitangeſehen und zeigt ſich plötzlich. Da richtet ſich Ariſtoteles beſchämt auf und belehrt ſeinen Schüler über die Gefahren der Sinnlichkeit.

*) Ein unterſcheidendes Merkmal Bendemann's ſcheint uns die edle Keuſchheit aller ſeiner Frauengeſtalten, die denen Heinrich Lehmann's ganz abgeht.

D. R.

Auf dem Bilde iſt Ariſtoteles knieend zu ſehen, die Jüdierin auf dem Rücken, in dem Augenblick, in dem er von Alexander geſehen wird. Es iſt an ſich keine geringe Aufgabe, Ariſtoteles und Alexander darzuſtellen — eine Aufgabe, der Lehmann kaum gewachſen iſt. Dieſe beiden rieſigen Geſtalten aber, deren mächtige Natur unſere Einbildungskraft noch mit all den Wundern umgiebt, die ſich im Laufe der Jahrhunderte an ihre Schöpfungen geknüpft haben, mit ſenem geſchmackloſen Märchen auszuſöhnen: dies dürfte wohl keinem Künſtler glücken. Zu dem Fehler, einen ſolchen Gegenſtand zu wählen, hat Lehmann noch den einer faſt obſcönen Darſtellung hinzugefügt.

Außer dieſen Bildern hatte der genannte Künſtler noch mehrere andere geſandt, die hier zu beſprechen zu weit führen würde, und ſind gute, doch nicht angezeichnete Portraits.

Betrachten wir alle Leiſtungen dieſes Künſtlers im Ueberblick, ſo finden wir eine ernſte tüchtige Natur, der es weder an Schwung, noch an ſeinen poetiſchen Zügen fehlt. Gründliches Nachdenken über Anlage und Gruppirung ſeiner Gemälde zeichnen ihn aus, ſeine Perſonen ſind manchmal bedeutend, oft würdig, faſt immer angemeſſen, hier und da aber verfallen ſie in zwei franzöſiſche Fehler: Obſcönität und theatraliſche Stellung. Sein ganzes Weſen, zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Natur mitten inne ſtehend iſt für beide Nationen gleich entſprechend und liebenswürdig.

Ein anderer Künſtler, der wenigſtens ſeinem Namen nach deutſch iſt: Müller de Paris, verdient in ebenſo hohem Grade als Lehmann unſere Aufmerkſamkeit. Obgleich nur durch zwei Bilder vertreten, iſt er wohl von allen Künſtlern, welche die Ausſtellung beſchickt haben, derjenige, der ſich des größten Erfolges erfreute. Von dieſen beiden Gemälden iſt: der Anfang der letzten Opfer der Schreckenszeit, das bedeutendere. Wenn man dieſes Bild mit anderen franzöſiſchen Gemälden — namentlich von Robert Fleury und Delacroix, vergleicht, ſo muß man die außerordentliche Mäßigung bewundern, mit der es aufgefaßt iſt. Mit der größten Sorgfalt hat der Künſtler jeden Gegenſtand vermieden, der das Auge beleidigen könnte: weibliche Blöße, verzerrte Züge, blutbeſchmierte Gewänder — alles höchſt wirkſame Effektmittel, welche die größten franzöſiſchen Künſtler nicht verſchmähen. Die Schrecken der letzten Stunde ſind mit tiefer Seelenkenntniß, vor Allem aber mit großer Würde dargeſtellt. Stoiziſmus, in jener Zeit durch die Ereigniſſe hervorgerufen, und ein vorherrſchender Zug ihrer Opfer, iſt auch im Müllerſchen Bilde ein Ausdruck der meiſten Geſtalten. Vorzüglich iſt das Konventsmitglied, das die Liſte verlieſt. Ohne Leidenſchaft, ſtarr und faſt gleichgültig, ebenſo entfernt von Mordluſt als von Mitleid. Ebenſo vorzüglich iſt ein junges Weib, das von dieſem Menſchen auf den Knieen Gnade erbittet. Den eigentlichen Mittelpunkt des Gemäldes bildet André Chénier, der liebenswürdige patriotiſche Dichter; der — man ſieht es — zwar voll Würde, aber ſehr ungern vom Leben ſcheidet. Dieſe Geſtalt läßt ſich durch Beſchreibung nicht wiedergeben; ſie macht aber einen unauslöſchlichen Eindruck. Ein außerordentliches Verdienſt dieſes überaus bedeutenden Gemäldes iſt der echt hiſtoriſche Sinn, mit dem es aufgefaßt iſt. Man kann es nicht genug bewundern, daß Müller nicht in die Vorurtheile verfallen iſt, mit denen die europäiſche Bourgeoiſie die Schreckenszeit betrachtet, wie eine große Mordſcene, die einige Unmenſchen zu ihrem Vergnügen angerichtet. Opfer und Opferprieſter ſind bei ihm, wie in der wahren Geſchichte, Spielwerke in der Hand eines mächtigen Geſchickes, das einige Jahre lang eine Zeit des Grauſens über Frankreich verhängt hat, um einem glücklicheren Jahrhundert Bahn zu brechen. Niemand wird aus dieſem Bilde einen Haß gegen die Herrſcher der Schreckenszeit ſchöpfen.

Lappland.

Zur Kenntniß der lappiſchen Sprache.

Die norwegiſche Bibelgeſellſchaft gab 1850 eine vollſtändige Ueberſetzung des neuen Teſtamentes in lappiſcher Sprache heraus, unter dem Titel: „Naerraaek ja baesstaaek Jesus Kristus oddha Testament" („Das Neue Teſtament unſeres Herrn und Erlöſers Jeſu Chriſti"). Dieſer folgte im Jahre 1854 eine Ueberſetzung der Pſalmen, betitelt: „Salmai girje", d. i. „Pſalmenbuch", mit dem Zuſatze „Samas jorggaluvvum Darro-bibbalsaerve gottachom mield", d. h. „in die Same-Sprache übertragen auf Befehl der Bibelgeſellſchaft von Darro".*) Beide Bücher ſind in Chriſtiania beſonders ſchön und ſauber gedruckt.

Das Idiom der wohnen ultima Thule Europens zerfällt in zwei Haupt-Dialekte, je nachdem es in der ſchwediſchen oder norwegiſchen Lappmark geſprochen wird; letzterer Dialekt liegt uns in den erwähnten Ueberſetzungen vor, die augenſcheinlich mit großer Sorgfalt und

*) Darro nennen die Lappen Schweden und Norwegen.

Digitized by Google

doch ohne ängstliche oder pedantische Wörtlichkeit ausgearbeitet sind. Wahrscheinlich ist der verdienstvolle Prediger Stokfleth, wo nicht alleiniger, so wenigstens vornehmster Verfasser derselben.

Die Jahrhunderte lang bestandene Meinung, als wären Lappen und Finnen zwei Völker von ganz verschiedener Abkunft, ist durch genauere Studium der Sprachen beider gründlich widerlegt worden. Mit vollem Recht erklärt man die Same-Sprache Lapplands für ein schwesterliches Idiom des Suomi in Finnland, mit welchem sie sogar gleichen Namen führt.*)

Bis auf die neueste Zeit hat man dem schlichten und dünn gesäten Same-Völkchen Alles, was den Namen Volkspoesie verdient, unbarmherzig abgesprochen. Auch dieses Vorurtheil ist jetzt widerlegt durch die theilweise Veröffentlichung eines kleinen National-Epos aus der schwedischen Lappmark: „Die Sonnensöhne", welches beweist, daß Sonnenblicke wahrer Poesie selbst in den höchsten und eisigsten Norden unserer alten Welt gedrungen sind.**)

Die Sprache der Samelassehen hat ein reich entwickeltes Lautsystem und ist ebenso kühn, als gewandt, in der Bildung mannigfacher abgeleiteter Verben. Im Fürwort und Verbum besitzt sie neben dem Plural einen Dual, welcher den Finnen fremd ist; die meisten sonstigen Eigenthümlichkeiten hat sie mit ihrer Schwester gemein, die übrigens im Ganzen weit vollkommener zu nennen. Wer Finnlands Sprache nicht studirt hat, dem ist die richtige Beurtheilung der lappischen unmöglich.

Es folgen hier als Probe ein paar Stellen aus der Version des Neuen Testaments, begleitet von unserer möglichst buchstäblichen Rückübersetzung.***)

Matthäus 7, 21 flgg.

I juokkasch, gutte munji zaelkka: haerratscham! haerratscham!
Nicht jeder, der mir sagt: Herr-mein! Herr-mein!
almevalddegodde sisa baesa; muttо, gutte barggamen lae attiHimmelreich hinein gelangt; sondern, wer arbeitend ist Baacham dato dakkat, gutte lae almin.
terd-mein Willen (zu) thun, welcher ist Himmel-in.
Aednagak munji dom beivve zälkkemen laek: herrat-
Viele mir jenes Tages sagend werden-sein: Herrschaemek! aepgo prophetastallam laek du nabunser! nicht-wir-etwa prophezeit haben-wir Deiner Namemad bokt? aepgo baergulaghaid agjam laek du Dein durch? nicht-wir-etwa Teufel vertrieben haben Deiner nahmad bokt? aepgo aednag famo daghoid mi dakName-Dein durch? nicht-wir-etwa viel gewaltige Werke wir gekam laek du nahmad bokt?
tham haben Deiner Name-Dein durch?
Ja de sin vuosstai mon duodhaschtet aigom: im
Und (Aber) dann ihnen entgegen ich bezeugen will: nichtgoasseegu din dovddam; vuolgget muo lut erit, di, gudhek ich jemals Euch gekannt; weichet meiner bri von, Ihr, welche vaerrevnodhai ala barggamen laeppet!
Uebelthaten auf arbeitend seid!
Juokkasch, damditi, gutte muo sanid gulla, ja dai mield
Jeder, deswegen, der meiner Worte hört, und ihrer gemäß bargga dakkat, su jiermaisch olmajen mon vaerdedam, gutte arbeitet (zu) thun, ihn (als) klugen Menschen ich schätze, der goadhes bavte ala rakadi. Ja rasschoarrve arrvegodhi, ja Haus-sein Felsen auf baute. Und Plagregen regnen-begann, und tschakek dulvvagotte, ja biegaz bieggagotte, ja dam Gewässer schwellen-begannen, und Winde wehen-begannen, und diesed goadhe alu botte, ja i dat gattschan, dastgo bavte ala vuodHaus auf fanden, und nicht es fiel, dieweil Felsen auf gebodhuvvum laei.
gründet war.

*) Same oder Same entspricht lautgesetzlich dem Suomi. Ebenso ist Sabmelatsch oder Samelatsch, wie der Lappe sich selbst nennt, eine bloße Verderbung von Suomalaisse, der Grundform des National-Namens der Finnen. Wie letzterer dazu gekommen sind, ihre Brüder im höchsten Norden Lapii oder Lappalaisset zu nennen, ist noch nicht mit vollkommener Sicherheit ermittelt.

**) Siehe A. Ermon's „Archiv für die wissenschaftliche Kunde Rußlands", Band XII, S. 54 flgg., Band XIII, S. 1 flgg.

***) Beim Abschreiben dieser kleinen Texte habe ich zugleich unterschieden, d. h. eine deutsche Orthographie des Lappischen angestrebt; ch ist ein gelispeltes d und gh ein spirirtes g. Doppelt geschriebene Konsonanten bin ter einfachen, z. B. ldd, rgg, hh, tv, rvv, halte man nicht für Schreibeoder Setzfehler: die Aussprache ist merklich schärfer, als wenn einfaches d, g, v, h hinter l oder r stände, zur uns aber schwierig. Die lappische Sprache hat übrigens einen weichen Charakter, den man ihr kaum zutrauen sollte, wenn man sie nicht gehört hat. Der Haupt-Accent jedes Wortes trifft immer die erste Silbe.

Ja juokkasch, gutte muo sanid gulla, ja dai mield i
Und jeder, der meiner Worte hört, und ihrer gemäß nicht barga dakkat, jallas olmajen vaerdeduvvu, gutte goadarbeitet (zu) thun, (als) thörichter Mensch wird-geschätzt, der Hausben saddo ala rakadi ... ja dat gatschai, ja gattschan stuores sein Sand auf baute ... und es fiel, und Fall groß laei.*)
war.

W. S.

Mannigfaltiges.

— Der Palimpsest des Simonides. In seinem Blatte vom 9. Februar d. J. stimmt der Herausgeber des Athenaeum Français, Herr Ludovic Lalanne, natürlich ein gewaltiges Triumphgeschrei darüber an, daß er bereits vor dreißig Monaten (Nr. 6 des „Magazin" von 1855) auf die Manuskripten-Fabrik des Griechen Simonides aufmerksam gemacht. Mit Recht wundert er sich, daß, trotz seines damals erlassenen „Avis aux Académiens", seine Warnung in Leipzig und Berlin unbeachtet geblieben sei. Die Herren Akademiker lesen, wie es scheint, keine Journale, weder französische, noch deutsche. Das könnte man ihnen allenfalls auch erlassen, wenn sie sich nur die Zeit nehmen wollten, kostbare Manuskripte, deren Ankauf sie höheren Orts vorgeschlagen, vorher zu lesen und zu studiren und nicht erst, wenn es beinahe zu spät und der lockere Vogel mit der Beute bald davon geflogen ist. Umgekehrt ist daher auch, wenn Herr Lalanne nach dem Leipziger „Börsenblatt" erzählt, daß Herr Professor Leyssing in der Uebereinstimmung der in dem angeblichen „Uranios" enthaltenen Data über die ägyptischen Königs-Dynastieen mit seinen eigenen Forschungen einen Beweis der Echtheit des Manuskriptes gefunden habe. Gerade der Mangel dieser Uebereinstimmung gewährte dem deutschen Gelehrten, als er erst an die Entzifferung des griechischen „Uranios" gegangen war, die Anhaltspunkte zur Entlarvung des Betrügers, der sich sehr geschickt hinter seinen gelehrten Leipziger Vermittler zu stellen gewußt hatte, von welchem die „Gränzboten" sagen, daß er nicht nur in der gelehrten Welt als Philolog und Herausgeber alter Autoren, sondern auch an der Börse Leipzigs als ein spekulativer Geschäftsmann bekannt sei.

— Philarète Chasles' Vorlesungen im *Collège de France*. In deutschen Blättern fand sich kürzlich die Notiz, Herr Philarète Chasles habe nach seiner Rückkehr von Berlin, wo man ihn so wohlwollend aufgenommen, in seinen Vorlesungen im Collége de France von Paris die heftigsten Ausfälle gegen Preußen und Berlin sich erlaubt, was allerdings, wenn es geschehen wäre, eines gebildeten, wissenschaftlichen Mannes unwürdig gewesen sein würde. Herr Professor Chasles ersucht uns jedoch, das, was in dieser Beziehung von ihm in deutschen Blättern berichtet worden, als eine Verleumdung zu erklären. Herr Chasles hat in seiner außerordentlich zahlreich besuchten ersten, diesjährigen Vorlesung im Collége de France zwar von Deutschland, Preußen und Berlin, aber hauptsächlich nur vom achtzehnten Jahrhundert, von der Zeit der Wiedergeburt der deutschen Literatur, gesprochen, wobei er Friedrich's des Großen, Gleim's, Ramler's ꝛc. gedachte. „Ich habe", schreibt er einem Freunde, „dabei nur Gelegenheit gehabt, von der moralischen Kraft der Deutschen, von ihrer philosophischen Strenge, von ihrer Achtung des Familienlebend, sowie von ihrem lebhaften Gefühl für das gemeinsame Vaterland, bei allem Partikularismus der einzelnen Stämme, zu sprechen, und wenn ich die Verse Gleim's und einige andere poetische Erzeugnisse des achtzehnten Jahrhunderts nicht gelobt, so habe ich mich wohl dadurch keines gröberen Vergehens schuldig gemacht, als etwa ein deutscher Professor, der, bei aller Anerkennung der Lebhaftigkeit des französischen Geistes, doch Dorat und den jüngeren Crébillon tadelt, und den Verfasser des „Faublas" nicht lobt." — Wir nehmen diese Erklärung des Herrn Chasles mit Vergnügen auf und geben ihm die Versicherung, daß diejenigen, die im Monat Dezember im Saale der Singakademie von Berlin seine taktvollen, diskreten Bemerkungen über seine literarischen Landsleute gehört, an die Möglichkeit gar nicht geglaubt haben, daß er im Monat Januar in Paris in taktloser, unwürdiger Weise über Preußen und Berlin gesprochen habe.

*) Einige Anmerkungen. Die Präpositionen des Lappischen folgen immer dem von ihnen (im Genitiv) regierten Worte nach, daher z. B. Felsen auf statt auf einen Felsen; Uebelthaten auf statt auf (an) Uebelthaten. — Den Besitz bezeichnet oft, außer dem Genitiv des Besitzers, noch ein Pronominal-Suffix am Gegenstand des Besitzes, z. B. deiner Name-dein, d. h. dein Name.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Egr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Italien portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Buchhändler Baumann, Niederwallstr. Nr. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 22. Berlin, Dienstag den 19. Februar 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Zweiter Monats-Bericht. 1856.

Ein Literatur-Brief ohne geschriebene und gedruckte Literatur. — Lebenselemente für Erkennung der Kultur- und Literatur-Bedingungen in England. — Das Mysteriöse und dessen weltthätige Einflüsse auf England. — Kulturgeschichtliche Aufsätze und Grundsätze. — Der Dampf, die Penny-Post und die Spiegelschreibe. — Wasserreinigung als Sonnenlicht und Heizmaterial, Gründung eines Deutschen in London. — Der Anglaskult englischer Institutionen und Praktiken und John Bull-Herkules' Bemühungen, ihn zu reinigen. — „Das Verbrechen der Zeit": Verpfuschung. Tägliche Mords- und Mordbrenner. — Lebensversicherungen als Bereicherungsmittel durch Mord. — Die Verpfuschungsmanie in England im Gegensatz zu früheren Verpfuschungs-Epochen. — Die abhanden gekommenen sittlichen Mächte Ehre und Ehrlichkeit, Milieu und Humanität. — Ein Nachbild von Dickens und unsere Nachbilder. — Ormuzd oder Ahriman?

London, Anfangs Februar.

Seit den letzten fünfundzwanzig Jahren ist fast jeden Monat ein Fest gefeiert worden zu Ehren eines Anfangs, einer Erfindung, einer Entdeckung und einer daraus sich entwickelnden Unternehmens. Dies gilt für alle civilisirten Völker, hauptsächlich aber für England, wo die meisten Kapitalien und Kapazitäten der Erde zusammenströmen. Die ungeheuren Kapitalien erklären sich allerdings in erster Instanz aus der insularen Lage Englands, die für den Welthandel wie geschaffen ist, und aus der entsprechenden englischen Politik; aber diese Erklärung reicht lange nicht mehr hin. Die Kapitalien sind auch deshalb hier, weil die meisten Kapazitäten hier zusammenströmen und zum Theil zusammengedrängt werden. Was man auch gegen England zusagt und geschrieben, es blieb immer, sogar während dieses emancipirenden Krieges bis jetzt, ein Asyl für alle extraordinären Individuen aller Völker, Auswurf und Auswahl. In ganz Europa ist keine günstige Stätte mehr für das Außerordentliche, das Selbstständige, Eigene, Geniale. Alles muß drüben, wenn nicht äußerlich vom Schneider, so doch innerlich, in Gesinnung, Arbeit, Production und Betragen eine vorgeschriebene Uniform tragen. Dies ist zwar ein gutes äußerliches Mittel gegen Kalabreser-Hüte und rothe Kokarden, gegen allerhand moralische, soziale und politische Exzesse, aber mit dem Unkraut wird auch der Weizen ausgerästet oder vielmehr am „Aufgehen" verhindert. Petsch kurirte etwa tausend Personen (wenn ich nicht irre), darunter eine Menge Mitglieder von Geheim- und anderen Rathsfamilien, von Aerzten aufgegebene Kranke, wenn nicht durch, so doch gleichzeitig mit Gebrauch von Apfelwein. Ich glaube nicht an die Apothekerkräfte des Apfelweins; aber den Leuten zu besehlen, daß sie von Rechtswegen krank bleiben müssen, statt sich selbst, aus ihrer eigenen retroaktiven Natur, wohlthätig angeregt durch etwas Glauben an Petsch's Apfelwein, wieder unter die Gesunden zu erheben — das begreift man hier nicht. Man begreift hier nicht, wie man einem Handwerker, Mechaniker, Gewerbtreibenden, einem armen oder lüderlichen Genie überhaupt verbieten kann, Etwas anzufangen, zu erfinden, zu arbeiten, wofür er keinen Lehrbrief, keine polizeiliche Konzession hat. Hätte dieser Grundsatz immer und überall gegolten, ginge Deutschland noch in Bärenhäuten umher, ungeklämmt und ungewaschen. Berlin wäre noch ein Fischerdorf und Potsdam Urwald. Deutschland hätte nie das Pulver, Loest nie die „höhere Lampenputze" erfunden. England und Amerika verdanken dem Umstande, daß sie gegen diesen Grundsatz eine Zufluchtstätte bilden, eine ungeheure Menge von Kapitalien und Kapazitäten, welche erstere in die lebendigste, produktivste Cirenlation bringen. Preußen wuchs zuerst nnd am mächtigsten in Bildung, Industrie u. s. w. aus den Ruinen des dreißigjährigen Krieges empor, weil der große Kurfürst etwa siebenhunderttausend gebildete Franzosen, vertrieben durch Aufhebung des Edikts von Nantes, in sein Land aufnahm, und erfreut sich noch heute, ganz speziell nachweisbar, der Segnungen dieses damals importirten Kultur-Elements. Um recht aus dem Steinsten Beispiele zu wählen, so kenne ich einen Schneider hier der von Deutschland hierher floh, weil er ein Paar vortreffliche Hosen gemacht hatte, womit er sich vor Exmission aus seiner Dachstube rettete. Die Hosen, seine Retter, der Stolz dessen, der sie trug, waren aber ein Verbrechen in dem Krähwinkel, wo das Genie seine Schwingen entfalten wollte. Er wurde als verbrecherischer Dame schneider angeklagt. Der schweren Strafe, die ihn erwartete, entzog er sich durch die Flucht. Er fährt jetzt in glänzender Equipage jeden Morgen von einem der vornehmsten Squared in London aus zu seinen reichen und aristokratischen Kunden, um ihnen Hosen anzumessen, die Niemand so machen kann, wie er, der weiland grimmig verfolgte, verbrecherische Damenschneider. Aehnlich ging es einem Uhrmacher, der einen Mechanismus erfunden hatte, welcher in allerhand Dampfmaschinen ungemein viel Kraftaufwand und Reibung, also Geld, spart. Der Mensch wurde sofort ein höchst gefährliches Subjekt in seinem speziellen Vaterlande. Wie leicht konnte er nun auch Höllenmaschinen erfinden! Außerdem glaubte sein spezieller Vaterland, in den Abgrund des Verderbens zu stürzen, wenn es diese zügellose Frechheit ungestraft hingehen ließe, daß ein Uhrmacher Dampfmaschinen verbesserr. Er wurde von Mitbürgern und Obrigkeit zum Lande hinausgemaßregelt, bis er seine Erfindung in England verkaufte, wo er jetzt ein reicher Mann ist und von wo seine Erfindung den Weg in deutsche Maschinen-Werkstätten zurückgefunden. Vielleicht könnte man diese Fälle zu hunderten hierher zusammen. Einhundert brächte ich wohl leicht aus meiner eigenen Sphäre hier zusammen. In der That ist von Deutschen, die ich hier kenne, immer wenigstens einer von zweien ein Erfinder, ein eigener Kauz, der seinen eigenen Weg gehen wollte und deshalb in Deutschland mehrere Male verfolgt, eingebracht, verboten und ausgewiesen ward. Sie kommen seit Jahren in Strömen hierher, verbunzern ein paarmal und finden dann zuletzt doch immer noch Kapitalisten, die ihre Erfindung ausführen und so viel Geld damit machen, daß selbst für die furchtbarste, fostspieligste aller politischen Mißverwaltungen noch Steuern genug übrig bleiben. Die Aristokratie hier, welche regiert und wirklich Aristokratie ist — man muß sie nur sehen, wie sie mit ganz anderen Gesichtern, als englischen, erhaben über das Treiben, Schreiben, Thun und Denken der Millionen Würmer unter sich durch die Straßen reitet und fährt — begreift dies sehr wohl und läßt sich durch die Gewerbe-, Handels-, Preß-, Glaubens-, Denk- und Gewissensfreiheit und alle ihre Zügellosigkeiten nicht im Geringsten stören und beunruhigen. In St. Martins-Hall war kurz vor Eröffnung des Parlaments eine von etwa 2500 Menschen gefüllte Versammlung Radikale, worin man beschloß, das Ministerium des Hochverraths und der Bestechung von außerhalb anzuklagen und den Lord Palmerston vorläufig in effigie öffentlich und feierlich aufhing. Niemand von den regierenden Klassen nahm Notiz davon, und so weiß noch jetzt kaum Jemand, daß überhaupt eine solche Versammlung in Martins-Hall stattfand. In Deutschland hätte man zehn Gefängnisse und hundert Ballen Papier damit gefüllt. Was gehen uns die Windungen der Würmer an? Laß sie machen, was sie wollen, sie machen doch Geld damit, Steuern. Machen sie sich doch auf diese Weise immer Luft nach unten, so daß diese Freiheit die wesentliche Bedingung unserer Privilegien ist. Ja, die englische Aristokratie ist wirklich Aristokratie: sie hält sich erhaben über die Menge und würde den aus ihrer Mitte verbannen, der niedrig genug dächte, Verfolgungen und Beschränkungen der Freiheiten vorzuschlagen, durch welche die Menge sich und sie stark erhält. (Beweise des Gegentheils gehen entweder nicht von der Aristokratie aus, oder sind nicht ernstlich gemeint, sondern blos „to oblige a friend on the Continent". Die Rothen Frankreichs wurden von Jersey, einer kleinen Zehe Englands, in das Herz London angewiesen.)

Wie uns gewöhnlichen Sterblichen die aristokratische Erhabenheit Englands auch sonst erscheinen mag, sie hat relativ wenigstens das Gute, daß sich in England Jeder ungenirt und ungehindert aufhalten, kommen und gehen, anfangen und aufgeben, erfinden und ausführen kann, was er will. Diese Freiheit hat England, wie man sagt, allerdings mit allem möglichen Auswurfe Europa's gesegnet; aber es sind auch — Damenschneider darunter, welche die besten Beinkleider in Europa machen können. Es sind auch Deutsche, Franzosen, Italiäner gekommen

Digitized by Google

und strömen noch fortwährend zu, welche etwas Gewerbefreiheit, etwas Menschlichkeit, etwas Ungeschorenheit brauchten, um sich zu entwickeln. Diese bauen und bilden und erfinden und entdecken und malen und konstruiren nun in England umher, daß sich dessen ungeheure Kapitalien in ewigem, prodnktivem Wechsel hin- und herjagen und ein Leben erzeugen kund erhalten, welches jetzt, nach einem zweijährigen Kriege der unheilvollsten Art, in London immer noch wohlfeiler ist, als mitten in der Neutralität. Wohlfeiler! Das ist allerdings kein aristokratischer Ausdruck, sondern ein recht düthenkrämerischer; aber er hat es in sich. Welch eine Masse von freudigen, kolossalen, freien Menschen, Pferde- und Dampfkräften, welche eine Legion großartiger neuer und neuester Erfindungen in unbeschränkter Ausführung und Konkurrenz gehören dazu, um das Leben von beinahe drei Millionen auf einen Punkt zusammengedrängter Menschen, auf dem nicht genug für die Londoner Katzen wächst, wohlfeiler zu machen, als anderswo einer tausendfach dünneren Bevölkerung, mitten zwischen gefegneten Fluren und Ueberfluß an Brod und Fleisch besorgenden polizeilicher Fürsorge! Ein Jahr neapolitanische Polizei in London, und es wäre vielleicht zur Hälfte thatsächlich verhungert oder ließe die Anderen verhungern, die es in Gefängnissen ernähren mußte. Jetzt verhungert von diesen drei Millionen selten Einer, der nicht zu viel getrunken hat.

Allerdings hant man hier den Kindern der Sünden der Väter und Ahnen auch furchtbare Schlösser und Riegel, wie überall in civilisirten Staaten, aber was baut man auch dagegen und daneben! Prinz Albert vermehrt seine schon zahlreiche Sammlung silber- und goldgetriebener „trowels" (Maurerkellen), womit er die Grundsteine zu Museen, natur- und technisch-wissenschaftlichen Instituten, Arbeiter-Universitäten u. s. w. befestigt, noch fortwährend. Neben Mordgeschichten und Bankerotten, Geburten, Heiraten und Todesfällen in „high life" ließt man fast alle Tage in den Zeitungen, daß etwas Nützliches, Bildendes, Schönes begann, gegründet ward, Fortschritte machte. Eisenbahn-, Dampfschiff-, Kanal-, Be- und Entwässerungs-, Bergwerks-, Beleuchtungs-Unternehmungen in allen Theilen der Welt von hier aus sind eine bekannte Alltagssache geworden. Die ungeschwächte Frische in Begründung von allerlei Bildungs-Instituten zuhause ist neueren Datums und die Saat einer neuen Welt, deren Keime und Sprossen zwar zum Theil fanl sind, aber auch anderwärts so viel gesunde Lebenskraft entwickeln, daß man der nächsten Zukunft überraschende Aerndten versprechen kann. Es giebt noch Manche, welche aus eigener Anschauung von der ersten Begründung und dem ersten Anfange der Erfindungen sprechen können, welche jetzt die ganze Welt beherrschen, Leute, die mit dem ersten Dampfschiffe fuhren, die den Minister das erste Stück Rasen zu einer Eisenbahn stechen sahen und hernach mit ihm Champagner tranken, welche zuerst über die eiserne Hängebrücke der Themse schritten, die erste Rede im neuen Parlamentsgebäude mit anhörten, dem ersten Schraubendampfschiff zujauchzten, die erste Säule zur Welt-Ausstellung, und die erste Säule zum jetzigen Krystall-Palaste auf dem Penge-Hügel aufstrigen sahen, Leute, die Actien in der ersten Kohlalt-Compagnie, in der ersten Gutta-Percha Compagnie hatten, zur ersten Penny-Zeitung Kapital hergaben und halbvorhungerten Deutschen Erfindungen abkauften, die nun unter englischem Namen in England Geld in Masse und in Deutschland, das den Erfinder fortjagte, Bewunderer und Nachahmer finden. Die erste Gaslampe, der erste blaue Policeman darunter, das erste reformirte Parlament, die erste regsitrirte Actien Compagnie, die erste Arbeiter-Lesehalle, das erste „wandernde" Museum, der erste Penny-Brief, die erste Penny-Zeitung, die erste Spiegelschreibe, der erste Ofen, das erste Fenster zum Oeffnen und Zumachen, statt zum Schieben — das sind lauter Marksteine einer neuen Geschichtsepoche, welche ruhig und kräftig fortarbeitet, während sich die alte Welt in Krieg und Diplomatie vollends zerarbeitet.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Zweckloſigkeit meteorologiſcher Obſervatorien.

(Aus einem Vortrage Biot's in der Pariſer Akademie, am 31. Dezember 1855.)

Die gegenwärtig in der Akademie über den Vorſchlag, an verſchiedenen Punkten Algeriens meteorologiſche Obſervatorien zu errichten, geſtoſſenen Verhandlungen ſcheinen mir für die Wiſſenſchaft und für die Akademie ſelbſt eine nicht geringe Wichtigkeit zu haben. Da ich bei vielen Gelegenheiten mich mit den Fragen, auf welche ſie ſich beziehen, theoretiſch und praktiſch zu beſchäftigen gehabt habe, halte ich es für meine Pflicht, an denſelben Theil zu nehmen. Ich werde mich dabei nicht in den engen Gränzen halten, welche die offizielle Anfrage, durch welche dieſe Verhandlungen veranlaßt worden ſind, denſelben ſetzen würde. Wenn die Regierung uns die Ehre erzeigt, uns in Bezug auf deabſichtigte Unternehmungen, die in das Gebiet unſerer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen gehören, um Rath zu fragen, ſo haben wir ihr nicht blos anzugeben, auf welchem Wege die Unternehmungen auszuführen ſind, ſondern wir müſſen ihr, wo es nöthig iſt, auch vorſtellig machen, daß die Erfolge den wiſſenſchaftlichen oder praktiſchen Nutzen nicht haben werden, welchen ſie ſich davon verſpricht. Ihr Intereſſe fordert dies von uns. Ein denkwürdiges Wort, welches unſere Literaturgeſchichte bewahrt, dient dieſem Verhältniß zur Rechtfertigung. Ludwig XIV. fragte Boileau einſt, wer der ausgezeichnetſte Schriftſteller ſeiner Zeit wäre? Boileau antwortete, ohne ſich zu beſinnen: „Sire, das iſt Moliere." — „Ei", ſagte der König, „das hätte ich nicht gedacht; aber Sie verſtehen ſich beſſer darauf, als ich." Die Akademie darf für ſich daſſelbe Recht oder, beſſer geſagt, dieſelbe Pflicht der Aufrichtigkeit in Anſpruch nehmen, und ich erfülle dieſe Pflicht, indem ich die wiſſenſchaftliche Frage, mit welcher der Miniſter ſich an uns wendet, in ihrem ganzen Umfange zu erörtern verſuche.

Die verſchiedenartige Maſſe von naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, welche man heutzutage die Meteorologie nennt, iſt noch nicht eine wirkliche Wiſſenſchaft. Um ſie dazu zu machen, wird man darin erſt die chemiſche und ſtatiſche Beſchaffenheit der Atmoſphäre, die Geſetze, nach denen der Druck, die Dichtigkeit, die Temperatur, die elaſtiſche Spannung derſelben in den verſchiedenen Höhen abnimmt, begreifen müſſen. Weiter würde man in den niederen, fortwährend in unregelmäßig ſich bewegenden und ſich verändernden Schichten, wenn nicht die unendlich verſchiedenen Urſachen, ſo doch wenigſtens die Natur der lokalen Vorgänge, die darin vorkommen, erkannt haben: die Bildung und die innerliche Beſchaffenheit der abgeſchloſſenen Dunſtgebilde, welche man Wolken nennt, die natürlichen Verhältniſſe, unter denen dieſe Dunſtmaſſen, welche mitunter, dem Geſetze der Schwere ſcheinbar entboben, ſich lange ſchwebend erhalten, ſich zu Regen, zu Schnee, zu Hagel verdichten. Ueber alle dieſe ganz gewöhnlichen Erſcheinungen befinden wir uns noch in einer faſt vollſtändigen Unwiſſenheit, und das Wenige, was wir darüber wiſſen, verdanken wir den Beobachtungen einzelner ſcharfſinniger Männer, welche ſich darauf gelegt, einzelne Erſcheinungen davon ganz ſpeziell zu erforſchen. So hat Welle, ein Arzt, uns eine bewundernswerthe Ausführung über den Thau und über die Wirkung der nächtlichen Ausſtrahlung gegeben. Humboldt und Bouſſingault, nachdem ſie die Berge der Andeskette erſtiegen, Gay-Luſſac, nachdem er ſeine berühmte Luftreiſe gemacht, haben und die einzigen Reſultate geliefert, auf Grund deren das wahre Geſetz der Lagerung der Schichten der Atmoſphäre bis zu den Höhen, die ſie erreicht haben, mathematiſch hat feſtgeſtellt werden können. Ueber die Meteore wiſſen wir noch gar Nichts. Wir wiſſen nicht, was eigentlich eine Wolke iſt, weder, in welchem Zuſtande die Waſſertheilchen, aus denen ſie beſteht, ſich befinden, noch, wie ſie ſich zuſammengehäuft in der Schwebe halten. Es iſt ſogar wahr, wenn man behauptet, daß die Inſtrumente, die zur Beobachtung der Hauptphänomene, z. B. des Druckes, der Temperatur, des hygrometriſchen Zuſtandes der Luft, angewendet werden, erſt in der jüngſten Zeit die nöthige Genauigkeit gewonnen haben, und noch jetzt hat die Beſtimmung der der Luft eigenen Temperatur nach den Anzeigen des Thermometers bei der Verſchiedenheit der lokalen Nebenumſtände, eine für die aſtronomiſche Beobachtung durchaus nothwendige Beſtimmung, ihre bedeutenden Schwierigkeiten. Die Akademie hat dieſe Schwierigkeiten zum Gegenſtande einer Preisaufgabe gemacht.

Man glaubt, viel mehr Reſultate in Betreff der allgemeinen Vertheilung der ſogenannten mittleren Temperaturen über die Erdoberfläche zu haben; ſie iſt in der That leichter zu erforſchen, als die Vertheilung derſelben in den höheren Schichten der Atmoſphäre. Dieſe Reſultate ſind meiſt beiläufig bei Gelegenheit anderer Forſchungen gewonnen worden, fürs Erſte von den Aſtronomen, auf ihren feſten Obſervatorien, wo die fortwährenden Beobachtungen des Barometers und des Thermometers zur Berechnung der Lichtbrechungen nöthig ſind, ferner von den wiſſenſchaftlichen Reiſenden, welche unerforſchte oder wenig erforſchte Gegenden beſucht haben, endlich von den Seefahrern aller Marinen, welche der Wiſſenſchaft ſehr große Dienſte leiſten könnten, wenn ſie ſich angelegen ſein ließen, ihre täglichen Beobachtungen in die Schiffsregiſter einzutragen, was ſie nicht immer thun. In dieſen Mitteln, welche alle aufgeklärte Regierungen ohne allen Koſtenaufwand dadurch, daß ſie dieſelben ihren Untergebenen nur anempfehlen, leicht vermehren und regeln können, werden bald als eine wichtige Hülfe die freien Vereine hinzukommen, welche unterrichtete Männer bilden werden, um ſpeziell über Gegenſtände der Meteorologie ſich ihre Erfahrungen mitzutheilen. Wenn dann Männer, die verſchiedenen theoretiſchen und praktiſchen Studien ergeben ſind, Phyſiker, Geologen, Botaniker, Förderer des Landbaues, verſammelt ſind, wird jeder von ihnen die meteorologiſchen Forſchungen natürlich in denjenigen Beziehungen ins Auge faſſen, welche dieſelben zu den Fortſchritten oder Bedürfniſſen der von ihm gepflegten Wiſſenſchaft haben können. Die Einen werden von den Anderen lernen, was man hat und was noch fehlt, was brauchbar oder unbrauchbar iſt. Eine ſolche Vereinigung verſchiedener Anſichten zu einem gemeinſamen Zweck wird ohne Zweifel das allgemeine Verlangen herbeiführen, die Beobachtungs-Inſtrumente ſo viel wie möglich vervollkommnet, die Erklärung ihrer

Anzeigen zuverlässiger, und endlich die großen auf die allgemeine Beschaffenheit der Atmosphäre sich beziehenden Fragen auf dem Wege der Experimente in Angriff genommen und gelöst zu sehen.

Man hat in neuester Zeit damit einen großen Fortschritt auf diesem Wege zu machen gemeint, daß man an vielen Orten sogenannte meteorologische Observatorien errichtet, wo man regelmäßig zu bestimmten Stunden, bei Tage und bei Nacht, die Anzeigen des Barometers, des Thermometers, des Hygrometers, indem diese Instrumente unter immer sich gleichbleibenden Umständen in Thätigkeit sind, annimmt und feststellt. Es ist diese Idee zuerst auf dem weiten Gebiete Rußlands im großartigsten Maßstabe ausgeführt worden. Es ist hier eine wahre Armee von Meteorographen geschaffen worden, die ihren General, ihre Offiziere, ihre Soldaten hat; die letzteren haben die Beobachtungstabellen, die man ihnen zuschickt, nur auszufüllen, ohne daß sie nöthig haben, von der Sache, um die es sich handelt, Etwas zu verstehen. Die ausgefüllten Tabellen werden dann zusammen abgedruckt und bilden ungeheure, mit Ziffern angefüllte Bände in Quart, deren Herausgabe ohne Zweifel sehr kostspielig ist. Aehnliche Einrichtungen sind in mehreren anderen Ländern Europa's, freilich in weniger großem Maßstabe, getroffen worden. Frankreich hat dieselben bis jetzt nicht bei sich eingeführt; es ist, wie deren Anhänger sich ausdrücken, von der Regierung noch nicht mit denselben beschenkt worden.

Der Versuch, welchen man in Rußland mit diesen meteorologischen Observatorien gemacht, läßt Nichts zu wünschen übrig. Der Direktor derselben ist ein ausgezeichneter Gelehrter; seine nächsten Gehülfen sind sehr intelligente Männer; sie haben die besten Methoden, die man bis jetzt kennt, bei den Beobachtungen in Anwendung gebracht. Die Freigebigkeit des Kaisers von Rußland hat Alles bewilligt, was den Erfolg dieser Einrichtungen sichern konnte. Dennoch hat man hier ebenso wenig, wie anderswo, einen wirklichen Gewinn von den Veröffentlichungen der Beobachtungen gehabt. Es haben dieselben zur Förderung der meteorologischen Wissenschaft in dem Sinne, wie ich sie oben bestimmt habe, Nichts beigetragen, und ich füge hinzu, daß diese meteorologischen Observatorien, nicht durch die Schuld der dabei thätigen Männer, sondern in Folge ihrer ganzen Einrichtung, weil ihnen ein spezieller Zweck fehlt, nichts Anderes zum Vorschein bringen können, als zusammenhanglose, nur äußerlich zusammengehäufte Massen von Thatsachen, die weder für die Theorie, noch für die Praxis einen Nutzen haben. Was zuerst die allgemeinen Gesetze betrifft, von denen die statische Beschaffenheit der Atmosphäre beherrscht wird, so kann man vernünftigerweise nicht erwarten, daß diese durch Beobachtungen werden gefunden werden, die man in der niedrigsten Luftschicht anstellt, in welcher alle möglichen Ursachen von Störungen ihren Sitz haben und an verschiedenen, oft wenig von einander entfernten Orten in demselben Augenblick plötzliche, äußerst verschiedene Wirkungen, hier einen Ortan und dort eine vollständige Windstille, hervorbringen. Giebt es etwas Unphilosophischeres, Etwas, was dem gesunden Menschenverstande und der Experimentalmethode mehr widerspricht, als dies: eine so schwierige Forschung da zu beginnen, wo Zufälligkeiten aller Art ihr am meisten hinderlich in den Weg treten! Kann man einen einzigen Zweig der Naturwissenschaft aufühven, der durch ein solches Verfahren gefördert sei! Kann man hoffen, daß man in diesem Chaos von Zufälligkeiten, die man aufzeichnet, irgend einen Zusammenhang, irgend ein charakteristisches Merkmal finden wird, welches die Gesetze andeutet! — Das heißt: eine sehr rage Hoffnung sehr theuer erkaufen; es heißt, um eine Aeußerung hier anzuwenden, welche Sydenham that, als die Aerzte durch die Beschreibung der Kranken hinter das Wesen der Krankheiten kommen wollten: die unterscheidenden Kennzeichen einer Pflanze in den Spuren der Raupenfüße finden, die man bei ihren antrifft. Aber nehmen wir an, daß man es nur auf die einfache Beschreibung der meteorologischen Phänomene, die in der niedrigsten Schicht der Atmosphäre vorkommen, abgesehen habe. Auch die werden Sie durch automatisch zu bestimmten Stunden gemachte barometrische, thermometrische und hygrometrische Beobachtungen nicht erlangen. Es wäre immer nöthig, daß ein umsichtsvoller Beobachter die Beobachtungsmomente, je nach der Beschaffenheit der zu beobachtenden Phänomene, schneller oder langsamer auf einander folgen ließe, so daß er z. B. zur Zeit der Nachtgleichen das Barometer häufiger, bei Orkanen von Minute zu Minute beobachtete. Die Lanuen der meteorologischen Phänomene lassen sich nicht durch Ordonnanzen beherrschen. Keines von den Gesetzen derselben ist durch Beobachtungen entdeckt worden, die im Voraus vorgeschrieben waren. Man kann diese Gesetze nur nach und nach durch Beobachtungen, die einspezielles Ziel haben, und die mit richtigem Takt angestellt werden, auffpüren.

Da man auf dem eingeschlagenen Wege nicht dazu gelangte, die allgemeinen Gesetze zu entdecken, so tröstete man sich mit der Hoffnung auf praktische Resultate. Wenn man, hieß es, Jahre lang an verschiedenen Orten Massen von regelmäßig zu allen Stunden des Tages und der Nacht gemachten Beobachtungen gesammelt haben wird, so wird man daraus die mittleren Temperaturen u. s. w. ableiten, und für die Geographie der Pflanzen, und insofern von ungeheurem Nutzen sein, als man dann für jede lokalität die zum Anbau in derselben sich eignenden Pflanzen wird angeben können. Alle diese Hoffnungen haben sich auch als Illusionen erwiesen, und ich füge hinzu, daß es so hat kommen müssen.

Mit alle dem, was Herr Regnault über die Unzweckmäßigkeit der gegenwärtigen meteorologischen Observatorien gesagt hat, bin ich vollkommen einverstanden; und wir können zu Gunsten unserer Ansicht dies sagen, daß wir zu derselben nicht gekommen, ohne uns lange mit dem Gegenstande beschäftigt zu haben, und daß wir von verschiedenen Standpunkten aus zu derselben gekommen sind. Wir müssen jedoch auch bemerklich machen, daß sie sich nur auf das bezieht, was ist, nicht auf das, was sein könnte. Wir behaupten, daß man die Sache schlecht angegriffen hat, und wir beweisen es durch Vernunftgründe und durch Thatsachen. Wir wollen aber nicht sagen, daß man nicht würde erüssiren können, wenn man die Sache besser angriffe. Dies geschieht aber nicht, indem man bei uns einführt, was anderswo sich als zwecklos erwiesen. Ich glaube einleuchtend gemacht zu haben, daß man, mit Nutzen für die Wissenschaft und für die praktischen Anwendungen derselben, gegenwärtig nicht im Stande ist, nach Vorschrift operirende meteorologische Observatorien dergestalt herzustellen, daß durch ihre Beobachtungen Fragen der Physik und der agrikolen Physiologie, welche so schwierig, so verwickelt sind, daß die scharfsinnigsten Beobachter bis jetzt erst einige besondere Punkte derselben mit Erfolg ins Auge fassen vermochten, sollten gelöst werden können.

Man hat Herrn Regnault und mich beschuldigt, daß wir den Fortschritten der meteorologischen Wissenschaft entgegenarbeiten, indem wir eine Ansicht aussprechen, welche der Einführung der anderswo schon eingeführten Observatorien in Algerien und in Frankreich nicht günstig ist. So machen es die Projektenmacher gewöhnlich, wenn man direkt oder indirekt ihre Projekte mißbilligt. Aber man muß hier einen Unterschied machen. Wenn ein Privatmann einen Gedanken hat, dessen Ausführung er für nützlich hält, und wenn er denselben mit eigenen Mitteln ausführt, ohne dazu den Beistand der Staatsbehörden zu beanspruchen, so hat man keinen Grund, ihm entgegenzutreten. Der Erfolg kann für die Wissenschaft nur nützlich sein; das Ausbleiben des Erfolges schadet nur dem Unternehmer. Aber wenn dieser die Regierung dazu bewegen will, sein Projekt in die Hand zu nehmen und auf Staatskosten auszuführen, so hat ein Jeder das Recht und die Pflicht, wenn die Gelegenheit sich ihm darbietet, seine Meinung, mag sie günstig oder ungünstig sein, auszusprechen. Man schadet der Wissenschaft nicht; man dient ihr, indem man die Regierung dahin zu bringen sucht, daß sie nicht die Entwicklung einer Pflanze fördert, von der man voraussieht, daß sie unfruchtbar sein muß, oder von der man glaubt, daß sie einen den Kosten, welche sie verursacht, entsprechenden Gewinn nicht bringen wird.*)

Nord-Amerika.

Die große Kautschuk-Fabrik in Newark.

Eine der großartigsten Anstalten zur Verarbeitung des Kautschuk, die jetzt in Amerika zu einem so bedeutenden Industriezweige herangewachsen ist, befindet sich in der Stadt Newark, im Staate Newyersey, wo sich eine Aktiengesellschaft unter dem Namen der „Newark Indin-Rubber Company" gebildet hat. Der New-Yorker Tribune enthält folgende Beschreibung des hier errichteten Etablissements.

„Vor einigen Tagen besuchten wir die Fabrik dieser Gesellschaf und wurden von dem Direktor durch alle Räume derselben geführt. Die Einrichtung der verschiedenen Abtheilungen hat so viel Mühe gekostet und ist so vollkommen, wie es sich nur durch die erprobteste Geschicklichkeit im Verein mit ansehnlichen Geldmitteln erreichen ließ. Alle Verbesserungen in den Mustern sowohl, als bei der Maschinerie sind angewendet worden, um die Fabrication der Gummi-Schuhe und anderer Artikel zu erleichtern und sie in möglichst großer Zahl zu produziren.

In dem unteren Arbeitssaal fanden wir den Werkmeister, der das rohe Material zerschnitt und fortirte. Dies geschah mittelst eines schweren Messers, das sich auf einem Zapfen (Scharnier) bewegt und dem Schneidemesser einer altmodischen Häckselmaschine gleicht. Die verschiedenen Qualitäten des Kautschuk werden in besonderen Haufen zusammengelegt, worauf man es in einen Wasser-Zober wirft, um es von Sand und anderem auf der Oberfläche befindlichen Unrath zu reinigen. Nachdem es in Packete abgewogen worden, beginnt eine Prozedur, die oft im Kleinen von Knaben und Mädchen vorgenommen wird, welche Gummi-Elasticum zu kauen pflegen; man kann es auch im großen Maßstabe nennen. Die Maschinerie, welche zu dieser Operation er-

*) Dem Gutachten Biot's ist so bestimmt entgegengetreten; er hat darauf angetragen, daß seine Erwiederung auf Biot's Erklärung gleichzeitig mit dieser in dem amtlichen Bericht über die Sitzung vom 31. Dezember der Oeffentlich-

forderlich, ist sehr einfach, aber überaus stark, und besteht aus zwei gußeisernen Cylindern oder Pressen, die neben einander befestigt sind und durch Dampf getrieben werden. Das rohe Gummi fließt durch die heiße Presse mit einem schreienden, unwilligen Ton, der von der Zähigkeit und Elastizität des Materials herrührt. Dieser Prozeß wird mehreremal wiederholt, bis die Hitze und der Druck ein durch Gewicht bestimmtes Quantum Gummi so glatt gemahlen und gepreßt hat, daß es eine flache Schichte bildet, die etwa wie eine Filzdecke aussieht. Aus den oben erwähnten Cylindern wird die Masse in andere übergeführt und diese Operation des Mahlens so oft wiederholt, bis das Gummi die erforderliche Weichheit, Dehnbarkeit und Feinheit erlangt hat. Alsdann wird es auf Tricot gepreßt — das als Futter zu den Schuhen dient und ebenfalls elastisch ist — und am große Rollen gespult, mit Ausnahme der dünnsten Platten, die so zart sind, daß sie mit der größten Sorgfalt gehandhabt werden müssen, weshalb man sie auf Rahmen ausbreitet. Große Quantitäten Musselin werden dazu verwendet, sie zwischen die Gummiplatten zu legen, um das Zusammenkleben derselben zu verhindern. Jedes Stück wird von der Zeit an, wo es aus den ersten Cylindern hervorgeht, bis es zum Zuschneiden fertig ist, von den anderen getrennt gehalten. Die Sohlen gehen ebenfalls in Platten, die mehrere Paar enthalten, durch die Presse, mittelst welcher Prozedur ihnen die rauhe Oberfläche verliehen, sowie der Stempel des Patents und der Compagnie aufgedrückt wird. Die für das leichte Schuhwerk bestimmten Platten sind sehr dünn, und es ist zu bewundern, wie eine so schöne, glatte Waare aus so wenig versprechendem Material hergestellt werden kann.

Die auf solche Art bereitete Platte erhält nun der Zuschneider, dessen Geschäft es ist, sie auszuschneiden und einzutheilen, und aus dessen Händen sie in die Schuh-Werkstätte übergeht, wo eine große Anzahl Mädchen Beschäftigung finden. Ihre Arbeit wird von den Werkmeistern mit dem Leisten zurechtgelegt, auf dem jedes Paar zu machen ist. Jeder Schuh muß natürlich auf dem Leisten bleiben, bis er gehörig paßt, befestigt, gefräsirt und vollkommen abgerapt ist. Beim Aufziehen des Kautschuk über den Leisten muß die größte Aufmerksamkeit darauf verwendet werden, daß es dicht anschließt, um auch das geringste Eindringen der Luft zu verhindern, indem letztere sich während des Trocknens ausdehnen und dadurch eine Blase auf dem Schuh hervorbringen würde. Die verschiedenen Theile des Schuhs werden mit einer Art Gummi an einander geleimt, wodurch sie so fest zusammenkleben, als ob Alles aus Einem Stück gearbeitet wäre.

Im Jahre 1844 wurden die ersten Gummi-Schuhe in Newark fabrizirt, und im Jahre 1846 begann die Gesellschaft ihre Operationen auf dem Grund und Boden, wo das Fabrikgebäude noch gegenwärtig steht. Es wurden damals zwischen 300 bis 400 Paar täglich verfertigt, eine Produktion, die für so bedeutend galt, daß man von vielen Seiten die Besorgniß äußerte, die Gesellschaft werde sich durch Ueberfluthung des Marktes zu Grunde richten. Heutzutage liefert sie jährlich 425,000 Paar, wozu 100,000 Yards Tricot und 120,000 bis 150,000 Pfund Kautschuk verwendet werden, und dennoch ist der Begehr so sehr im Steigen, daß man sich entschließen mußte, ein zweites Fabrikgebäude zu errichten, welches soeben beendigt wurde, und wird man nunmehr von 4000 bis 5000 Paar Schuhe täglich oder die doppelte Zahl der bis jetzt verfertigten herstellen können. Die Gesellschaft beschäftigt 200 die 230 Arbeiter und Arbeiterinnen, die den Betrag von 50,000 Dollars an jährlichem Lohn beziehen, und deren Zahl sich mit dem neuen Anbau auf 450 Personen vermehren dürfte. Eine geschickte Arbeiterin verfertigt 30 bis 40 Paar täglich, für welche sie stückweise bezahlt wird. Der jährliche Absatz dieses Etablissements hat bereits (Dezember 1855) die Summe von 400,000 Dollars erreicht und wird voraussichtlich kommendes Jahr diesen Belauf weit übersteigen. Schon jetzt gehört es zu den größten Fabrikanstalten Newarks; seine Actien stehen sehr hoch und kommen überhaupt nur selten auf den Markt.

Außer den Schuhen werden hauptsächlich noch Peitschen fabrizirt, wovon jetzt 50,000 bis 60,000 Dutzend verfertigt werden, und sind diese Kautschuk-Peitschen so dauerhaft und schön, wie sie nur ein Kutscher oder Fuhrmann sich wünschen kann. Die Fabrik macht sowohl durch den Umfang ihrer Operationen, als durch die Ordnung in der Einrichtung und die Schönheit ihrer Fabrikate den vortheilhaftesten Eindruck. Sie gereicht der Stadt Newark zur Ehre und zeigt den Unternehmungsgeist der Kapitalisten, die sie in so kurzer Zeit auf den jetzigen Standpunkt gebracht, im günstigsten Lichte."

Mannigfaltiges.

— Aus den Abendzirkeln des Königs Max von Bayern. Unter der Ueberschrift: „Ein Symposion im Münchener Königsschloß" bringt die „Allgemeine Zeitung" (Beilage zu Nr. 31) eine anziehende Beschreibung der auch in unserem „Magazin" bereits erwähnten Abendzirkel, in welchen König Max wissenschaftliche Männer und geschätzte Dichter, wie Liebig, Ringseis, Thiersch, Hermann, Carriere, Riehl, Geibel, Bodenstedt, Heyse, Pocci, Löher, Schack und viele Andere zu anregender, freier Unterhaltung über Kunst, Wissenschaft und Literatur um sich zu versammeln pflegt. Ein solcher Abendzirkel fand auch am 19. Januar statt, an welchem Tage Liebig im Hörsaale des chemischen Laboratoriums die Vorlesungen begonnen hatte, die er in diesem Winter vor einem sehr zahlreichen Publikum zum Besten der Schillerstiftung hielt. Es haben diese Vorlesungen die Ernährung und die Nahrungsmittel des Menschen zum Gegenstande, und der Vortragende leitete dieselben durch ein gehaltvolles Wort ein, mit welchem der Meister den Stab brach über die dilettantischen Anmaßungen des Materialismus, der es in seiner Stoffwechsel-Lehre gewagt hatte, an Liebig's Agrikultur-Chemie seine Theorieen anzuknüpfen. Wir lassen nun Nachstehendes wörtlich und dem oben erwähnten Berichte über das „Symposion im Münchener Königsschlosse" folgen:

„Es war an jenem Abend, an dem Liebig seine Philippika gegen die Materialisten geschleudert. Ein Gast nach dem anderen kam, noch voll von ihrem Eindruck, und alle stimmten darin überein, daß sie den sonst so ruhigen Mann noch nie mit solchem Feuer, noch selten mit solcher triumphirenden Sicherheit der Beweisführung, mit so überwältigender Schärfe des Urtheils sprechen gehört, als an diesem Abend. Erdarmungslos hatte er Schlag auf Schlag das trostlose Truggebilde niedergestürzt, doppelt berechtigt, weil es gerade auf seine eigenen falsch verstandenen oder absichtlich verdrehten Lehren gegründet worden war. Wir sprachen noch, da trat er selbst ein, und wahrlich, noch blitzte aus seinem Auge das Feuer seiner Seele, und hinter der edel gebauten Stirn schienen noch die Gedanken zu „protphoreseiren." Der König, dessen Charaktergrundzug strenge Sittlichkeit und Religiosität, dem es Gewissens- und Herzensangelegenheit ist, mit all seinem geistigen Einfluß gegen die verderbliche Richtung des Materialismus einzutreten, und der verhindert gewesen, der Vorlesung beizuwohnen, folgte gespannt der Wiederholung derselben in ihren Hauptzügen, welche er selbst durch das Gespräch veranlaßte, das er an diesem Abend auf die religiösen Verhältnisse der Gegenwart gebracht. Wiederholt bewies Liebig, wie jene Altergelehrten in gewandter Taschenspielerweise Wirkungen mit Ursachen verwechseln; er sprach das schöne stolze Wort, daß er, dem mehrfach fern stehe, was seit dreißig Jahren in seinem Fach geschehen, wohl berechtigt sei, über dieses heilige Treiben, das er von ganzer Seele verdamme, ein entgültiges Urtheil zu fällen. Er zeigte, wie schon die Analyse der Pflanze, dieses niedrigst stehenden Organismus, auf ein unfaßbares, weit über allen anorganischen Elementen stehendes Lebenselement stoße, wie vollends der Lebens- oder Nervengeist (jener seine paulinische Leib, 1. Korinth. 15, 40 und 44), oder, wie wir ihn nennen wollen, der Vermittler zwischen der Seele und dem thierischen Körper, ein den Naturwissenschaften völlig unnahbares Wesen sei, um wie viel mehr also die Seele, und endlich der Geist, dieser denkende, schaffende, Alles belebende göttliche Funke! Es hat der große Chemiker selbst den Boden gereinigt von den chemisch-physiologischen Schmarotzerpflanzen und Schlinggewächsen für den Bau der wahren Philosophie, der göttlichen Weisheit."

— Neue bibliographische Monatsschrift. Seit Anfang d. J. giebt die Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig eine neue bibliographische Monatsschrift*) heraus, die den Zweck verfolgt, „aus den neuen Erscheinungen der verschiedenen Literaturen alles Dasjenige aufzuzeichnen, was ein mehr als flüchtiges oder lokales Interesse hat, also namentlich alle wissenschaftlichen Werke und Dasjenige aus der Tagesliteratur, was um irgend eines Bezugs willen eine allgemeinere Theilnahme beanspruchen darf." Es werden hierbei, außer der deutschen, nicht nur die bekannteren Literaturen, als die englische, französische, italiänische, sondern auch solche berücksichtigt, welche dem internationalen literarischen Verkehre bisher ferner standen, wie z. B. die russische, finnische, ungarische, neugriechische, über deren Erscheinungen es allerdings dem wissenschaftlichen Publikum am meisten an Gelegenheit fehlt, sich regelmäßige Kunde zu verschaffen. Die Buchertitel sind nach den einzelnen Fächern in alphabetischer Ordnung ausgeführt; ausführliche Register am Ende des Jahrgangs werden die Benutzung für später erleichtern und dem Werke überhaupt einen bleibenderen Werth geben. Außerdem sollen noch von Zeit zu Zeit in besonderen Beilagen Zusammenstellungen älterer Literatur-Erscheinungen, die dem antiquarischen Buchhandel angehören, mitgetheilt werden.

*) Allgemeine Bibliographie. Monatliches Verzeichniß der wichtigeren neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur. Herausgegeben von F. A. Brockhaus in Leipzig.

redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedition Neumann, Markgrafenstr. Nr. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 23. Berlin, Donnerstag den 21. Februar 1856.

Rußland.

Sentenzen russischer Schriftsteller, betreffend das Weib und seine Stellung im Leben.

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich erinnern, daß auf dem belgischen Büchermarkt unlängst mehrere anthologisch-belletristische Werke erschienen, welche Sammlungen von Sentenzen enthielten, die sich sämmtlich auf eine Schilderung des weiblichen Charakters bezogen, wie sich eben dieser Charakter hinsichtlich der Stellung des Weibes im gesellschaftlichen Leben und in der Liebe offenbart. Derartige Werke sind besonders: „Les femmes d'esprit et l'esprit des femmes, par P. J. Stahl" (Bruxelles & Leipzig, Kiessling, Schnée & Co., 1855) und: „Le Bien (sowie: le Mal) qu'on a dit des femmes, par Emile Deschanel" (Bruxelles & Leipzig, 1855). Es sind dies bunte Zusammenstellungen von Aussprüchen mehr oder weniger geistreicher Autoren, wobei sich die Herausgeber der obgedachten Anthologieen vorzugsweise französische Autoren, zum Theil aber auch klassische deutsche Schriftsteller, zum Behuf ihrer Exzerpte ausgewählt haben. Ja, es werden in dem Sammelwerke: „Le Bien qu'on a dit des femmes" von Deschanel selbst die Aussprüche einiger griechischen und römischen Autoren citirt, z. B. von Aristoteles, Plutarch, Cicero. Dagegen ist die slavische Literatur völlig bei Seite liegen geblieben, sie, die ja auch den meisten Franzosen, wie manchen Deutschen, noch eine terra incognita ist. Der Unterzeichnete benutzt dieses Organ, um einige Sentenzen russischer Autoren beizubringen, die er hier aus einer bei weitem größeren und umfassenderen Spruchsammlung extrahirt hat, welche letztere von ihm angelegt ward, als er einst vor Jahren inmitten des slavischen Lebens sich bewegte und von sich sagen konnte, daß er dem warmen Herzen Rußlands nahe war. In der Familie des Kommandanten von Moskau, Generals von Staal, in der ich sechs Jahre weilte, wurden sehr viele russische Journale, Almanache und Zeitungen gehalten, wie denn die ganze russische Belletristik in der reichen Bibliothek des Generals vertreten war. Ich benutzte die schöne Gelegenheit, meine Kenntnisse im Russischen zu bereichern, eifrig, und im Kreml von Moskau war es, wo ich den größten Theil meiner zahlreichen, die russische Literatur betreffenden Sammlungen anlegte. Ich las stets mit dem Bleistift; wo mir ein Gedanke gefiel, extrahirte ich ihn, ganz abgesehen davon, ob ich schon einen in der russischen Literatur vollkommen Namen oder nur einen Tagesschriftsteller vor mir hatte. So werden denn viele der nachstehend verzeichneten Sentenzen jetzt schon vergessenen oder wenigstens hierorts völlig unbekannten Schriftstellern angehören. Ob etwas der Erinnerung Werthes in Ihren Aussprüchen lag, das möge das deutsche Publikum entscheiden, in dessen Interesse ich die nachstehende Sammlung in das heimische Idiom übertragen habe:

Alexej Nikitisch Timofejew. Wenn die Frauen anfangen, mit ihren Reizen zu kargen, dann kannst du darauf schwören, daß ihrer nicht gar viele mehr vorhanden sind.

Grigorij Lorionowitsch Dubrowin. Nie ist ein Mann — ob auch sein Genius den Flug zum Himmel nimmt — mit sich und seinen Schöpfungen zufrieden, aber das Weib ruft schon, wenn es nur einen Blick in den Spiegel warf, aus: Sehet, hier bin ich!

Auch die Weiseste unter den Frauen wird einen zermalmenden Haß gegen Den empfinden, der wohl ihre Weisheit gelobt, aber ihre Schönheit bezweifelt hat.

Für den Jüngling ist die Liebe eine seiner Freuden, für die Jungfrau ist sie ihrer Freuden Inbegriff.

Iwan Iwanowitsch Fedotow. Die Männer können in der Ehe wohl gleichgültig werden, die Weiber aber gelangen aus der Liebe zum Haß.

Wassilij Nikolajewitsch Dolgorukow. Schneide einem Weibe die Zunge aus, und sie wird mit den Ohren lernen, das süßeste deiner Geheimnisse der Welt zu verkünden.

Iwan Stepanowitsch Obnjnowskij. So lange das Weib schön ist, ist sie eine Gegnerin des Schleiers.

Von der Nachtheit eines sittsamen Weibes kann nie die Rede sein. Denn, wollteſt du auch mit frevelnder Hand der Jungfrau die letzte Hülle entreißen, du würdeſt nur ein Wesen erblicken, gehüllt in Schamhaftigkeit, Grazie und göttlichen Zorn.

Wenn neben Gott eine Göttin auf dem Throne des Weltalls säße, würde der Himmel nur von Männern bevölkert werden, welche die Schönheit der Göttin lobpriesen, als sie auf Erden wandelte.

Konstantin Fomitsch Bogdanowitsch. Die Männer schreiben über die Seele der Weiber, die Weiber lesen in der Seele der Männer.*)

Platon Nikolajewitsch Chanykow. Die Männer sehen die Gefahr in der Liebe und zittern, die Frauen zittern höchstens, wenn sie die Gefahr überwunden haben.

Schwer würde ein Mann daran gehen, seinem irdischen Besitz zu entsagen der Liebe wegen. Selbst den Himmel würde eine Frau zum Opfer bringen, wenn es gilt, mit dem Geliebten ihrer Seele vereint zu werden.

Gelehrt, aber schwerfällig schreiben die Männer, inkorrekt sind die Briefe der Weiber, aber ein Hauch des Paradieses überschwebt die Rosen ihrer Worte.

Der Mann tritt aus der Unvermähltheit in die Ehe wie aus dem Sommer in den Herbst, das Weib tritt hinein wie aus dem Winter in den Frühling.

Die Geschichte einer Frau hebt von dem Moment an, wo ihr Herz für die Freuden der Liebe empfänglich ward.

Ein Mann unter fremden Damen wird immer etwas Unbehelfenes im Umgange verrathen, ja, er wird sich oft zum Gegenstand des Mitleids machen, weil ihm der Takt der Sicherheit, den Frauen gegenüber, abgeht; das Weib würde die Seele der Gesellschaft sein, auch wenn sie inmitten eines ihr ganz unbekannten Kreises von Männern säße.

Die Frauen vergessen die Schmerzen, die ihnen die Geburt des ersten Kindes gekostet, leicht über dem nie zu verwischenden Gefühle der Seligkeit, welches sie empfanden, als sie zuerst den Liebling ihres Herzens auf den mütterlichen Armen wiegten.

Wenn das Weib sich der Tugend der Liebe anheimgiebt, dann gehen ihm alle Freuden des Lebens in dieser Tugend auf; wenn der Mann sich der Freude der Liebe überläßt, dann faßt er alle Tugenden in dieser Freude zusammen.

Amplij Semenowitsch Schipilow. Wenn der Mann zum Gefühle des Hasses kömmt, dann gleicht er einem Tyrannen, den doch noch zuweilen ein Schimmer der königlichen Würde umspielt; wenn der Seele des Weibes sich das Gefühl der Rache bemächtigt, dann sieht Du in ihr eine Dämonin, die in die ewige Nacht des Tartarus sich einhüllt.

Jakov Afanasjewitsch Dubenskij. Der Mann kann wohl ohne Freundin leben, das Weib nicht ohne Freund.

Willst Du von Deinem Glauben an die Gottheit eines Weibes geheilt werden: dann heirate es.

Auf die Weiber läßt sich mit gutem Fug das Sprüchwort anwenden: außen die Glorie, innen die Furie.

Michail Michajlowitsch Sherbin. Die Männer wollen wohl, daß die Frauen einem Garten gleichen, der schöne Früchte trägt, sie selbst aber wollen nicht für sie das Amt eines Gärtners und Pflegers auf sich nehmen.

Wenn der Mann liebt, so liebt er für die Zeit; wenn das Weib liebt, so liebt es für die Ewigkeit.

Ignatij Lichonowitsch Gagarin. Die Weiber sind ein Honig, der während der Brautzeit süß mundet, während der Ehe aber einen bitteren Beigeschmack hat.

Die meisten Weiber gleichen Feigen, die Früchte tragen, ohne zuvor Blüthen angesetzt zu haben.

Einen Trost hat das Schicksal den unverheirateten Weibern gegeben, den: daß die verheirateten Ferdlich sind.

*) Ist wahrscheinlich eine russische Reminiszenz aus J. J. Rousseau, welcher sagt: „Die Männer philosophiren besser über das menschliche Herz, als die Frauen, aber diese lesen besser darin." D. U.

Digitized by Google

Selten ist eine Frau ernstlich bestrebt, sich die Achtung ihres Mannes im wahren Sinne des Worts zu erringen und zu bewahren, ängstlich aber ist jede darauf bedacht, den Mann auf einer Schwäche zu belauern, die sie ihm gelegentlich vorhalten kann, entweder um ihn zu der Erkenntniß zu bringen, seine Fehler mögen die ihrigen auf, oder — um Privatzwecke, die auf längstgehegte Wünsche in Betreff der Toilette oder des Hauses abzielen, zu erreichen.

Das Verhältniß zwischen Mann und Weib ist ein ähnliches wie jenes zwischen Zar und Fürst. Mag der Zar noch so beliebt sein, stets werden die Bojaren bestrebt sein, von ihm ein Privilegium nach dem anderen entweder zu ertrotzen, oder zu erschmeicheln.

Was ist häufiger vorhanden in der Welt, als die Thränen der Weiber! ach, und welch eine theure Waare sind eben diese Thränen für die Taschen der Männer!

Dmitrij Sinowjewitsch Kemenowskij. Daß geistreiche Weiber oft sehr nüchterne Männer zu Gatten wählen, hat nichts Befremdliches, wenn man bedenkt, daß es geistreichen Weibern ein Leichtes ist, Liebe einzuflößen, daß es aber selbst geistreichen Frauen schwer, ja, unmöglich fällt, von dem Eindruck sich frei zu machen, der auf ihr eigenes Herz dadurch zurückgeübt wird, daß sie sich bewußt sind, auf ein anderes Herz Eindruck geübt zu haben.

* * *

Wir enden hiermit diese, wie wir hoffen, nicht uninteressante Lese, die dem Westen Europa's zeigen dürfte, daß auch unsere öslichen Nachbarn es verstanden, manchen tiefen Blick in die Seelenwelt des schönen Geschlechts zu thun. Julius Altmann.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Zweiter Monats-Bericht. 1856.

(Fortsetzung.)

Der Dampf als Triebkraft, die Penny-Post und die Spiegelscheibe sind bis jetzt die mächtigsten Reformatoren Englands gewesen. Nur wer früher acht Tage lang in Regen und Schnee auf der Landkutsche oben zubrachte, um für zehn Pfund Sterling dreihundert Meilen weit zu reisen, und jetzt dieselbe Reise für zehn Shilling an einem Tage hin- und hermacht, um sich dazwischen ein paar Stunden an der entgegengesetzten Gränze des Landes zu amüsiren, weiß, was der Dampf ist. Nur wer früher einen Shilling bezahlte, um entfernten Verwandten und Freunden etwas schriftlich zu geben, oder denselben Shilling bezahlte, ehe er die monatlich oder vierteljährlich ankommende, dicke Epistel eröffnen durfte, und jetzt alle Tage zehn- bis zwölfmal von dem scharfen Doppelschlage des Briefträgers erinnert wird, daß überall Leute wohnen, die sich für ihn interessiren und ihm jeden Tag frische Beweise ihrer Liebe, ihrer Gesundheit, ihrer pünktlichen Zahlungen (durch die in den Penny-Brief eingelegte Anweisung auf die nächste Money-order Office) geben, nur der kann annähernd richtig von der wohlthätigsten, freudigsten Umgestaltung und Erfrischung des Lebens durch die Penny-Post sprechen. Auch der, welcher im Lande der Intelligenz eine Zeitlang korrespondirt hat und dann hier. Wie es nur möglich war, diese unabsehbare Fluth von Vortheilen, die nach allen Seiten hin aus der Silbergroschen-Post unerschöpflich und steigend fließen, Deutschland vorzuenthalten, ist mir eines der größten Räthsel des neunzehnten Jahrhunderts. Die Penny-Post in Verbindung mit den Postgeld-Order-Bureaus ist die größte materielle, moralische und soziale Wohlthat, die einem gebildeten Volke von Staatswegen erwiesen werden kann, während er selbst nur Vortheile davon hat, die ihm auf keine andere Weise erreichbar sind. Diese beiden Institute sind Raum und Zeit vernichtend, der Trost für Frauen und Kinder, deren Männer hundert oder tausend Meilen weit entfernt ihr Brod verdienen, die sittliche Macht für den Irländer, der in England Arbeit macht, gegen Gin und Bier, welche ihn und seine Familie vor Armenhaus, Hunger und Gefängniß rettet, das Familien- und Freundschaftsband weit, weit Getrennter, die Götterschwingen des Merkur im kleinen Verkehre, welcher bekanntlich viel mehr Millionen umsetzt und fruchtbar cirkuliren läßt, als der große; die Assekuranz für die Steuern, welche der Staat in allen Winkeln seines Umfangs verlangt, so daß er bei der geringsten Einsicht in sein eigenes Interesse schon alles Mögliche thun müßte, das Eindringen der „Steuerkraft" in alle diese Winkel wenigstens nicht zu verhindern.

Und die Spiegelscheibe! Jeder kann sich aus eigner Anschauung in großen Städten eine Vorstellung von deren kulturhistorischer Bedeutung machen. Aber es gehört ein treues Bild der alten Fenster- und Schaufensterformen dazu, um diese neue „Institution" gehörig durch Vergleich zu würdigen, ein Auge für die Reformen, die sie unter Käufern und Verkäufern, in Waaren und Fabrikanten, in der Aesthetik der Putzsucht, in Kleidung und Hobiins der ganzen Sozialität angeregt hat und weiter anbildet. Neue Läden, neue Häuser, neue Städte in ihrer Schönheit und Pracht sind ganz wesentlich Frucht der Spiegelscheibe. Der künftige Geschichtschreiber mit Maxaulayschem Auge für die bisher oft übersehenen geschichtlichen Agenzien wird einst entdecken, wie gründlich und glänzend Gestalt und Ton unserer ganzen Generation durch Einführung der Spiegelscheibe umgestimmt und erleuchtet ward. Die so sehr vernachlässigten ästhetischen Bedingungen des Lebend in England sind erst durch Einbürgerung der Spiegelscheibe entdeckt worden und verwandeln seitdem zusehends tausendjährige Geschmacklosigkeiten in Schönheit. Die Spiegelscheibe als industrielle und bürgerliche „Institution" ist noch ganz neu und hat ihre Mission erst begonnen. Man muß noch zehn bis zwanzig Jahren deren Wirksamkeit untersuchen. Und doch sind wir schon durch Krystall-Paläste gewandert, die in unserer Jugend noch für die kühnste Conception in einem Feenmärchen gehalten worden wären. Es ist kaum zehn Jahre her, als die beiden größten Spiegelscheiben für den Herzog von Wellington von Petersburg ankamen und die Nachricht, daß eine zerbrochen sei, große National-Trauer erregte. Der gezahlte Preis war auch ein National-Opfer. Jetzt sieht man zehnmal größere, fleckenlose Spiegelscheiben als ganze Wände unterer Geschosse in Privathäusern, vor der kostbarsten Waaren-Poesie in Sopy glänzen, deren Eigenthümer vielleicht bloß Smith oder Jenkins heißen. Wir sind noch in prospäeutischen Stadium krystallinischer Aesthetik. Was wird erst daraus werden, wenn die vollendete Erfindung eines hiesigen Deutschen, das Wasser als Tages- und Sonnenlicht zu verbrennen und es zugleich zum Heizen ganzer Häuser für den zehnmal geringeren Preis der jetzigen Feuerungsmaterialien zu benutzen, das Vesta-Feuer und die häusliche Sonne jeder Familie geworden sein wird? Ich habe die Erfindung wiederholt gesehen und kenne die großartigen Vorbereitungen zu patentirter Ausführung derselben in allen Ländern (bis jetzt mit Ausnahme Deutschlands), behalte mir aber vor, später die nöthigen Mittheilungen zu machen, da der Erfinder mein Wort hat, nichts darüber zu veröffentlichen, bis die Patentirungen überall entnommen sind. Diese vielleicht großartigste aller naturwissenschaftlichen Erfindungen ist zugleich so einfach, daß ich kaum begreife, warum ich sie ohne alle Spezial-Kenntnisse nicht doch ebenso gut hätte machen können. Von anderen deutschen, von französischen, italiänischen Erfindungen im Werke und in Ausführung hier ließe sich noch Manches sagen; doch kömmt es hier blos auf die Sache im Allgemeinen an. Old England hält sich durch die Kapitalien und Kapazitäten, die vom Kontinente per hierher flohen, gedrängt wurden, oder der Sicherheit und des Erfolgs wegen freiwillig kamen und kommen, jung und frisch. Alle Zweige und Aeste fallen ab, aber kaum wegen Abgestorbenheit, sondern weil abgehauen, damit sie frischeren Platz machen. In dem alten, knorrigen, vielfach verwitterten Stamme treibt sich noch energischer Lebenssaft. Ueberall giebt es mehr Verlegenheit der Fülle als des Mangels. Deshalb sagte auch schon Burke, das Parlament war nie größer, als wenn es abschaffte. Dasselbe gilt fast in allen Lebenssphären. Man braucht nur eben wegzuräumen, Platz zu machen: das Neue, die frische Schöpfung findet sich sofort von selbst. Es ist purer Schabernack, wenn das Parlament Gesetze macht. Die Gesetze, welche England groß machten, kamen mit und Germanien herüber. Das Parlament macht größtentheils nur Gesetze, damit diese alte Kraft und Freiheit der Anglo-Sachsen, die es durch etwa vierzigtausend „Statuten" überwuchert hat, nicht wieder zum Vorschein komme und sich John Bull nicht wieder in seinem „Sachsenspiegel" besehen könne. Im Allgemeinen traut man ihm aber immer noch eine Broddignag-Stärke zu, der die zahllosen Bauwollen- und diplomatischen Fäden, welche die Parlaments-Liliputer als Fesseln um ihn herum gesponnen, zerreißen könne, wenn er einmal ordentlich wolle. Macaulay's Neu-Seeländer, der die Zeit sah, wenn man von einer Ruine der London-Brücke über Haufen von Schutt hinweg auf die Ruinen der Paulskirche blicken werde, wird wohl noch sehr lange warten müssen, und Lord John Russell, der 1832 die „Reform" mit Haut und Haar begrub, wird sich während dieser Session zum dritten Male durch ein Bischen Reformbill-Schwindel selbst Ligen fetzen müssen, vielleicht um zu sehen, daß zwar er wirklich endlich Lord Finality sei, aber nicht England mit seinem reformschwellenden Leben. Ja, wir glauben auch nach diesem Frieden, wenn er zu Stande gekommen sein sollte, an den Herkules-John Bull, erstens weil er einen Augiasstall auszumisten hat und zweitens weil er einen starken Zug der Kultur vom Auslande hinzurhalanken läßt. So fängt in England immer Etwas an, wird Etwas begründet, geschaffen, gesäet für die Zukunft, während draußen Krieg und Tausende von Menschen und Millionen von Geldstücken todtgeschlagen werden, weil immer etwas Altes zusammenfinkt, ausfährt und für importirte und einheimische Anfänge Platz macht. Platz machen, Schutt wegräumen, dieses Wesen aller englischen Reform, treibt immer sein Wesen und wartet gar nicht auf Russell's Rheumatismus ableitende Reform-Pillen. So wird man hier mit der Zeit reine Straßen und eine reine Themse bekommen trotz der Kloaken-

Kliken und der Kirchsprengel-Potentaten, welche den Schmutz liegen lassen, weil die Reinlichkeit ihre Taschen ausräumt, die sie erpreß aus ihrem Amte füllen wollen. So wird ein Gemeinderath nach dem anderen genöthigt werden, der Gemeinde Rechenschaft zu geben, die er jetzt den Examinatoren in Turtle-Suppen eingiebt. So werden auch die Eisenbahn-, Krystall-Palast- und andere Direktoren in den Fall kommen, das Interesse ihrer Institute und des Publikums nicht mehr ihren Taschen opfern zu können. Jetzt ist in diesen Sphären Alles hochrespektabler, echt englischer Augiosställ, worin das Vieh selbst keinen Raum mehr hat vor Unrath. Ob die Bestechung und das Einkaufen bei Wahlen unentdeckt liches, nationales, constitutionelles Lebensgesetz geworden, wie Palmerston und die Times und andere Leute eben behaupten, bezweifeln wir noch. Wenigstens ist das Gegentheil noch nicht probirt worden. Der Schacher mit weltlichen und geistlichen Stellen, wobei Geburt und Empfehlung als werthvolle Banknoten mit in die Rechnung gesetzt werden, hat durch Krieg und Krim so tiefe Stöße bekommen, daß man hofft, diese organisch-nationalen Institutionen würden sich nicht mehr halten können. Auch glaubt man annähernd an eine Zeit, wo an dem letzten „red tape" der letzte Routinier hängen wird. An Reinigung der alsseitig und durch und durch verfälschten und vergifteten Nahrungsmittel wird stark gearbeitet, und obgleich mehr privatim, als von Staats- und Polizeiwegen, und obgleich hier mit einem so tief eingewurzelten Glauben zu kämpfen ist, daß Shopkeepers und Fabrikanten zum Theil mehr für Verfälschungen ausgeben, als wenn sie ihre Artikel einfach mit mehr echtem Artikel vermehrten. Sie lassen es sich erpreß etwas kosten, nur um den Glauben an den Segen der Verfälschung zu befriedigen. Zwar ist diese Verfälschung des Silbers mit Gold, denn so kömmt es heraus, nicht Regel, sondern Ausnahme; aber es kömmt doch vor und zeigt, daß wirklich die ungeheure Menge deutscher Bäcker in London, deutsche Aerzte, Apotheker und Chemiker dazu gehören, um diese national-englische Verfälschungsreligion wirklich zu brechen. Meineide in Zollhaus-Angelegenheiten und freundschaftliche Schandthaten der heiligen Jurisprudenz zu Gunsten respektabler Verbrecher, wie z. B. der Herren Paul und Strahan (indessen schneidert jetzt der Eine, der Andere flechtet Stühle) und des sechzehn- oder zwanzigfachen Vergifters Palmer sind zwar auch naturwüchsige Institutionen geworden, indessen glaubt John Bull schon, auch diese Zierraten constitutioneller Freiheit ließen sich entbehren. Die Wölfe in Schafskleidern, die Heerden von „shams" und „quacks" werden jetzt nicht blos von einem Carlyle mehr verdonnert, sondern von großen Massen anständiger Leute, die Carlyle längst nicht mehr für wahnsinnig halten.

Erst wenn alle diese und andere nationale Institutionen und Fashions Englands ihr Ende, ihr Grab gefunden haben, fängt etwas Ordentliches an und läßt sich mit England etwas anfangen. Vorläufig muß man wohl noch lange zusehen, wie sie in Theilung der Arbeit theils die Augiasställe schützen, theils füllen, theils reinigen. Letzteres geschieht freilich oft mit nichts Besserem, als mit Londoner Themsewasser, dem gigantischsten aller Augiasställe. Und so kömmt man manchmal in Verlegenheit, ob man eine projektirte Reform loben oder sich für das bestehende Uebel schlagen soll. So ging es z. B. den Administrativ-Reformern, die es ehrlich meinten, mit zwei Administrativ-Reform-Associationen. Einige gingen unter diese Schwindler und Schwachköpfe, weil doch von Reform die Rede war, Andere blieben weg und zogen sich zurück (wie z. B. Charles Dickens), weil sie wirklich etwas Reform wünschen und nicht Einkauf von Banquiergünstlingen in das Parlament zur Unterstützung des bestehenden Civil- und Militair-Administrations-Blödsinns. Nach dem jetzt drohenden Antalcidischen Frieden für England wird es aber jedenfalls lebendiger, ernstlicher, leidenschaftlicher in dieser Sphäre. Man hat eine zu kostbare, zu deutlich decirende Schule durchgemacht und zu viel Blut, Geld, Ehre und Nationalität dafür bezahlt, als daß man nun nicht ernstlich arbeiten sollte, den Schaden zu besehen und zu ersehen. Das russische Sebastopol steht noch halb, manches englische ist aber total zur Ruine geworden. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Deutsche Presse in Amerika im Jahre 1855.*)

Die in den Vereinigten Staaten lebende Bevölkerung deutscher Geburt oder Abkunft wird, soweit dieselbe nicht in dem Anglo-Amerikanismus aufgegangen ist, auf vier bis fünf Millionen Seelen geschätzt. Obgleich auch diese einen Theil des amerikanischen Volkes ausmachen, mit dem sie durch politische Bande, durch geschäftlichen Verkehr und durch gemeinsame Arbeit an den ihm geworbenen kulturhistorischen Aufgaben verbunden sind, so sind diese vier bis fünf Millionen Deutsch-Amerikaner doch in vieler Beziehung mit den Anglo-Amerikanern keineswegs identisch, sondern haben in Sprache, Sitten und geistigem Leben ihre Sonder-Existenz, ihre besondere Thätigkeit, die sie nicht aufgeben können, ohne einen Theil ihres Ich und ihrer besten Kraft mit zu verlieren. Darin liegt die Berechtigung zur Bewahrung dieser Besonderheit, der übrigens durch die Eigenschaft der Deutsch-Amerikaner als Bürger der großen Union, als Theil eines Volkes, dessen große Mehrheit die englische Sprache spricht und eine andere Abstammung hat, gewisse Gränzen gesteckt sind. Eine andere Berechtigung zur Bewahrung dieser sozialen und selbst nationalen Sonderheiten liegt in ihrem inneren Werthe, und es wird dann meistens nur unsere Aufgabe sein, ihre Form den amerikanischen Verhältnissen so weit anzupassen, als zu ihrer Fortdauer und weiteren Entwickelung nöthig ist.

Hat in diesem Sinne ein deutsches Leben in Amerika seine Berechtigung, so ist es auch interessant zu beobachten, welche Basis es in Amerika gewonnen und welche Fortschritte es gemacht hat.

Das eben geschlossene Jahr 1855 bietet manchen Anhalt zu dieser Untersuchung, und wenn es auch, weil eine besondere Statistik deutschen Lebens über die Bevölkerungslisten hinaus nicht existirt, nicht möglich, die Resultate überall da in Ziffern ausdrücken, wo dies wünschenswerth wäre, so liegt uns doch so viel Material vor, daß ein prüfender Rückblick auf das deutsch-amerikanische Leben im letzten Jahre der Mühe werth ist.

Das deutsche Leben als solches äußert sich in Amerika vornehmlich in dreifacher Weise: In der deutschen Presse, in der Pflege der Musik, besonders durch Gesangvereine, und im Turnwesen.

Nur in diesen drei Richtungen ist eine Concentration der Deutschen erzielt und eine Bedeutung für das gesammte deutsche Leben in Amerika gewonnen worden, alle anderen Richtungen und Bestrebungen stehen entweder vereinzelt, oder blieben ohne nachhaltige Wirkung.

Wo nur eine Anzahl Deutscher sich angesiedelt hat und die Möglichkeit vorhanden ist, die Kosten für ein Blättchen zu bestreiten, da ist es auch bald da und bildet den Sprechsaal für die Unterhaltung und das Organ des geschäftlichen Verkehrs der deutsch redenden Bevölkerung und dient einem großen Theile derselben als politischer Rathgeber und Leitfaden durch das Labyrinth des amerikanischen Parteilebens. Und nicht blos dies, sondern auch die Konkurrenz bleibt nicht aus, sowohl die geschäftliche, wie die politische. Dies ist der Charakter der meisten deutschen Blätter Amerika's, und auch das Jahr 1855 hat eine Anzahl neuer zu den alten hinzugefügt, während nur wenige der alten Zeitungen eingingen.

Das letzte Jahr hat diesem Theile der Presse mehrere neue Blätter zugeführt, die theils das Bedürfniß nach einem Blatte hervorrief, welches sich speziell den Interessen der deutschen Bewohner eines Ortes und dessen Umgebung widmete, theils durch die Sonderung derselben in verschiedene Parteien entstanden.

Die Zahl dieser neuen Blätter des Jahres 1855 ist sehr bedeutend, und es konnte nicht fehlen, daß viele derselben, die ohne genügende Fonds der Herausgeber oder ohne die unerläßliche Unterstützung im Publikum waren, wieder eingingen. Auch von den älteren Blättern mußten im letzten Jahre mehrere der Konkurrenz neu entstandener Zeitungen weichen, die im Publikum mehr Anklang fanden, oder sie gingen zu Grunde, weil sie ihre bisherigen Leiter verloren. Diese Verminderung wird jedoch durch den Zuwachs, den die deutsche Presse der Vereinigten Staaten im letzten Jahre erhalten, reichlich aufgewogen, und dieselbe steht der Zahl der Blätter nach am Anfange des Jahres 1856 stärker da, als je. Die im Jahre 1855 innerhalb der Union neugegründeten deutschen Blätter sind folgende:

1. Anzeiger des Nordens, Rochester, New-York. (Dem.)
2. Burlington Freie Presse, Burlington, Iowa. (Rep.)
3. Der christliche Apologete. (Orthodox.)
4. Die Gegenwart, New-York, City. (Radikal.)
5. Hermann Volksblatt, Hermann, Missuri. (Dem.)
6. Hudson Zeitung, Hoboken, New-Jersey. † (Dem.)
7. Iowa Staats-Zeitung, Dubuque, Iowa. (Unabh.)
8. Jefferson Demokrat, Jefferson, Pennsylvanien. (Dem.)
9. Der Lindenmüller, New-York. † (Exkal.)
10. Der Lichtfreund, Buffalo, New-York. † (Anti-Kirchl.)
11. Das Michigan Journal, Detroit, Michigan. (Dem.)
12. Milwaukie Journal, Milwaukie, Wisconsin. (Republ.)
13. Minnesota Deutsche Zeitung, St. Paul, Minnesota. (Unabh. Dem.)
14. National-Demokrat, Chicago. (Dem.)
15. National-Zeitung, Philadelphia. (Dem.)
16. Die neue Zeit, New-York, City. (Unabhängig.)
17. Philadelphia Wochenblatt, Philadelphia. (Dem.)
18. Das Quincy Journal, Quincy, Illinois.
19. Racine Volksblatt, Racine, Wisconsin. (Dem.)
20. Richmond Anzeiger, Richmond, Virginien. (Dem.)
21. Schul- und Jugendzeitung, Indianapolis, Indiana. (Vorschlag.)

*) Nach der „Neuen Zeit" von New-York.

Digitized by Google

22. Syracuse Zeitung, Syracuse, New-York. † (Kommunistisch.)
23. Der Staaten Islander, Stapleton, New-York. † (Dem.)
24. St. Louiser Volksblatt, St. Louis, Missuri. (Hunker.)
25. San Francisco Journal (Steamer-Ausgabe), San Francisco, Kalifornien. (Unabh. Dem.)
26. Die Union, Galveston, Texas. (Dem.)
27. Unsere Flagge, Tessin, Ohio. (Dem.)
28. Vorwärts, Galena, Illinois. (Republ.)
29. Washington Wochenblatt, Washington. (Dem.)
30. Crawford County Demokrat, Bucyrus, Ohio. (Dem.)
31. Port Washington Zeitgenosse, P. Washington, Wisconsin. (Dem.)

Von diesen 31 Blättern sind nur fünf (die mit † bezeichneten) wieder eingegangen.

Von den älteren deutschen Zeitungen sind eingegangen:

1. Der Korsar, an dessen Stelle das Milwaukie Journal unter derselben Redaction trat.
2. Die Long Island Zeitung, Brooklyn, New-York.
3. Die St. Louis Chronik, St. Louis, Missuri.
4. Die Quincy Tribune, Quincy, Illinois.
5. Das Michigan Volksblatt (im Michigan Demokrat aufgegangen).
6. Der Volksfreund (im Wisconsiner Banner aufgegangen).
7. Die Volkstribune, Columbus, Ohio.
8. Die Galveston Zeitung, Galveston, Texas.

Nach Abzug dieser älteren Blätter und der wieder eingegangenen fünf neuen, bleibt immer noch ein Ueberschuß von achtzehn Blättern, um welche die deutsche Presse der Vereinigten Staaten im vorigen Jahre bereichert worden ist. Außerdem sind mehrere der älteren Blätter vergrößert oder doch ihr Lesestoff durch kleineren Druck vermehrt worden. In dieser Hinsicht ist also ein Fortschritt unverkennbar. Aber auch in Bezug auf die Mannigfaltigkeit der in der Presse behandelten Gegenstände ist im Ganzen eine Besserung eingetreten. Namentlich ist es das Feld der Natur, dem eine größere Berücksichtigung zu Theil geworden ist, und dem Schul- und Erziehungsfache wurde in der Schul- und Jugendzeitung durch Herrn Beyschlag das erste eigene Organ zugeführt.

Ebenso wenig läßt sich leugnen, daß in vielen älteren und neuen Blättern das Streben sichtbar geworden ist, eine gebildete Sprache und einen anständigen Ton vorwalten zu lassen, und somit ohne deshalb die populäre Darstellung aufzugeben, den Beweis zu liefern, daß auch der gebildetste Mensch in der deutschen Presse der Union geistige Nahrung und Unterhaltung finden könne. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir unter den größeren neuen Blättern, die dieses Streben an den Tag legten, außer dem „San Francisco Journal" (Herausgegeben von Kühl) auch die „Neue Zeit" mit namhaft machen. Auch der „National-Demokrat" in Chicago, die „Union in Texas", die „Minnesota Deutsche Zeitung" und einige andere Blätter offenbarten ein derartiges Bemühen.

Endlich ist zu erwähnen, daß mehrere der größeren deutschen Zeitungen (die New-Yorker Staats-Zeitung*) im Osten und der Anzeiger des Westens und die beiden Chicago Zeitungen) sich durch einen Anschluß an die anglo-amerikanische Presse in Bezug auf die telegraphischen Depeschen dem Publikum auch als Neuigkeitsblätter nützlicher wurden.

Diese Thatsachen sind immerhin ein erfreuliches Zeichen für ein regeres geistiges Leben im deutschen Publikum, wenn man auch nicht allein es danach bemessen kann. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß in der deutschen Presse auch noch im letzten Jahre sich ganz entgegengesetzte Eigenschaften nur zu bemerklich und die Gemeinheit sich darin breit machte. Vom Publikum hängt es großentheils mit ab, wann endlich derartige widrige Mißtöne gänzlich aus der Presse verbannt werden sollen.

Ihrer Tendenz nach, gehört die Mehrzahl der neugegründeten Blätter entweder ganz zur demokratischen Partei der Union, oder vertritt die Prinzipien dieser Partei, wenn auch mit Ausnahme ihrer gegenwärtigen Richtung in der Sklavereifrage. Es ist diese Erscheinung nicht ohne Bedeutung. Die Zahl der neuen Blätter der republikanischen Partei beschränkt sich auf drei oder vier, unter welchen das Milwaukie Journal dasjenige ist, welches am vollständigsten diese Partei zu vertreten trachtet. Dagegen haben sich mehrere ältere Blätter der deutschen Presse im letzten Jahre auf den Boden der republikanischen Partei gestellt und behandeln die Sklavereifrage namentlich im Sinne derselben.

*) Dieses Blatt hat sich in neuerer Zeit auch durch ein wissenschaftlich gehaltenes Feuilleton sehr gehoben. D. R.

Die deutsche Presse verlor im letzten Jahre mehrere ihrer Redacteure durch den Tod. Unter ihnen Herrn Friedrich Frainy, Redacteur des in Milwaukie herausgegebenen Volksfreundes, der am 5. März starb, und Gustav Rösler, das bekannte ehemalige Parlaments-Mitglied, kurz nachdem er die Redaction der „Quincy Tribune" und das Blatt selbst aufgegeben hatte.

Von den Veränderungen in den Redactionen sind wohl die folgenden die wesentlichsten:

Dr. Kellner, früher Redacteur der in New-York erschienenen „Reform", übernahm die Redaction des „Philadelphia Demokrat".

Dr. Hilgärtner trat von der Redaction der „Illinois Staats-Zeitung" zurück, und der bisherige Mitredacteur, Dr. Hörtle, trat an seine Stelle.

Herr Binder trat von der Redaction der „Deutschen Freien Blätter" in Albany zurück und ging als Mitredacteur der „Illinois Staats-Zeitung nach Chicago, während

Herr Otto, genannt Roentlow, die Redaction der „Freien Blätter" in Albany übernahm.

Herr Rosenthal legte die Redaction der „Freien Presse" in Philadelphia nieder und gründete das „Philadelphische Wochenblatt", wogegen

Herr Ludwig Wittig, vorher Mitredacteur des „Korsar", die „Freie Presse" übernahm.

Mannigfaltiges.

— Ludovic Lalanne, Prescott und Andersen. In seiner letzten Nummer vom Jahre 1855 brachte das *Athénæum Français* eine Kritik von Prescott's „Geschichte Philipp's II.", und unter der Rubrik: „Literarische Neuigkeiten aus Deutschland" die Anzeige einer neuen, in Leipzig erschienenen Ausgabe von Andersen's „Märchen". Von Prescott wird dort gesagt, daß er ein Schriftsteller sei, „der sich in England einen berühmten Namen gemacht", und daß er die reichen, öffentlichen und Privat-Bibliotheken „seines eigenen Vaterlandes (augenscheinlich Englands), Belgiens, der Niederlande, Frankreichs, Spaniens, Deutschlands und Italiens" benutzt habe. In Bezug auf Andersen's Märchen findet sich die Bemerkung, daß die Deutschen auf diese Art von Büchern einen ganz besonderen Werth zu legen schienen. Kein Wort dagegen ist gesagt, keine Andeutung gegeben, daß Prescott nicht ein Engländer, sondern ein Amerikaner, daß Andersen nicht ein Deutscher, sondern ein Däne sei, was doch für ein mit fremden Literaturen so wenig vertrautes Publikum, wie das französische, nichts weniger als überflüssig gewesen wäre. Haben vielleicht die betreffenden beiden Referenten die Nationalität ihrer Autoren nicht gekannt, so hätte doch der Redacteur das Fehlende ergänzen sollen, und einem Bibliographen, wie Herrn Ludovic Lalanne, der den Splitter im fremden Auge so leicht erkennt, hätte dieser Balken nicht entgehen dürfen.

— Professor Newślin. Die Kjewernaja Ptschela enthält einen Nekrolog des Professors und Dekans der juristischen Fakultät der Universität Petersburg, Konstantin Alexejewitsch Newślin, durch dessen Ableben die gelehrte Welt Rußlands einen herben Verlust erlitten hat. Newślin war der Sohn eines Popen im Gouvernement Wjatka, erhielt seine Erziehung auf der geistlichen Akademie in Moskau und zog durch seine Fähigkeiten die Aufmerksamkeit des bekannten Speranskji auf sich, der, selbst der Sohn eines Dorfpriesters, sich von dem Stande eines Seminarlehrers zum Grafen und Minister emporgeschwungen hatte. Auf seine Veranlassung wurde Newślin im Jahre 1829 nach Berlin geschickt, um sich hier unter den Einflüssen Savigny's zum Rechtsgelehrten auszubilden. Mit gediegenen Kenntnissen bereichert, kehrte der junge Mann in sein Vaterland zurück, wo er zuerst eine Professur an der Universität Kiew, dann in St. Petersburg erhielt und nicht nur durch Wort und Schrift thätig war, sondern auch, als Rechtskonsulent des Justizministeriums und Theilnehmer an den Arbeiten der Gesetzgebungs-Kommission, eine nicht unwichtige politische Stellung einnahm. Seine Hauptwerke sind: eine Encyclopädie der Rechtswissenschaft (2 Bde.; Kiew, 1840) und eine Geschichte der russischen Civilgesetze (3 Bde.; Petersburg, 1851), die für das Beste gelten, was die juristische Literatur Rußlands aufzuweisen hat. Eine Brustkrankheit, die er sich durch angestrengte Ausübung seiner vielfachen Berufspflichten zugezogen, nöthigte ihn im vorigen Sommer, eine Reise ins Ausland zu unternehmen, auf der ihn der Tod ereilte. Er starb am 18. Oktober zu Brixen in Tyrol, im neunundvierzigsten Jahre seines Alters.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brüd. Borntr., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expediteur Bammler, Markgrafenstr. Nr. 31), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 24. Berlin, Sonnabend den 23. Februar 1836.

Rußland.

Peter der Große in England.*)

Peter wartete mit Ungeduld auf die englischen Fahrzeuge, die ihm der König, nach dem Berichte Adam Weide's, zu schicken versprochen hatte, um ihn nach Britannien überzuführen. Gegen Ende Dezember fertigte Wilhelm III. zwei Jachten — seine eigene für den Zaren, die andere für dessen zahlreiches Gefolge — unter Convoi von zwei Linienschiffen und einem Hucker, nach Helvoetsluys ab; aber der Zar ließ die Gesandten in Amsterdam zurück und nahm nur die Hälfte seiner „Freiwilligen"**) mit, darunter Alexander Menschikow und Jakob Bruce.....

Am 7. Januar 1698 reiste Peter von Amsterdam ab. Die Fahrt ging auf dem Kanal von statten; nach Sonnenuntergang passirte man Leyden, langte am folgenden Tage in Briel an, machte den Weg über die Insel Voorne zu Fuße und erreichte gegen Abend Helvoetsluys, wo der Zar auf der ihm zur Verfügung gestellten königlichen Jacht übernachtete. Bei Tagesanbruch lichtete der englische Admiral die Anker. Das Wetter war stürmisch; man mußte unter halbem Segel fahren; allein der Wind war ein günstiger Nordnordost, und am 10ten früh zeigte sich die englische Festung Orford, die den Zaren mit Salutschüssen begrüßte. Eine Meile vor dem Eingang der Themse trennte man sich von dem Convoi, welches sich nach dem Hafen von Chatham wendete; die Jacht des Zaren hingegen, auf die sich auch der englische Admiral begab, setzte ihren Weg nach London fort, lief in der Dämmerung in die Themse ein, segelte die ganze Nacht durch und warf am Morgen beim Flecken St. Catherine's Anker. Hier lagen für Peter und seine Begleiter Anderfahrzeuge (barges) bereit, auf welchen er an dem Tower vorbei unter der Londoner Brücke durchfuhr und in York-Buildings ans Land stieg, wo man drei Privathäuser für ihn und sein Gefolge eingerichtet hatte.

Am selben Nachmittag erschien der königliche Kämmerer Barton, um dem russischen Monarchen zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, ihm für die durch seinen Besuch erwiesene Freundschaft zu danken, ihn der Bereitwilligkeit des Königs, seinem Gaste in jeder Weise zu dienen, zu versichern und anzufragen, wann er eine persönliche Zusammenkunft mit Seiner Zarischen Majestät haben könne? Peter dankte feinerseits für die freundliche Aufnahme, antwortete, daß es ihn freuen werde, Seine Britische Majestät zu jeder beliebigen Zeit zu begrüßen, und drückte zugleich den Wunsch aus, den Vice-Admiral Mitchell, der die holländische Sprache verstand, bei sich zu sehen. Mitchell erschien am folgenden Tage mit dem königlichen Befehl, dem russischen Monarchen während seines ganzen Aufenthalts in London zur Seite zu bleiben. Gleich nach ihm ließ sich der Marquis Carmarthen beim Zaren einführen und, von dem Gefühl tiefer Hochachtung angetrieben, um die Ehre bitten, ihm nützlich zu sein. Peter nahm seine Dienstanerbietungen gern an und gewann ihn wegen seines sozialen Charakters, seiner Kenntniß des Seewesens und seiner Bereitwilligkeit, zu allen Zeiten mit ihm auf der Themse spazieren zu fahren, besonders lieb.***)

Der König besuchte den Zaren drei Tage nach seiner Ankunft; zehn Tage später war der Zar beim Könige, mit dem er sich etwa zwei Stunden lang unterhielt und der ihn mit seiner Schwägerin, der Erbin des englischen Throns, Prinzessin Anna, welche Peter als „eine wahrhafte Tochter unserer Kirche" bezeichnet, sowie mit deren Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark, bekannt machte. Unterdessen nahm er die Merkwürdigkeiten Londons in Augenschein; war in der Royal Society, „wo er viele wunderbare Dinge sah", im königlichen Arsenal, im Tower, „wo man ehrliche Leute einsperrt", im Münzhof, im Observatorium, besuchte einmal das Theater, begab sich aber am öftersten dahin, wo er einen Schauspieler genießen konnte, das ihm über alle Theater in der Welt ging — nach dem königlichen Werft im Städtchen Deptford, am rechten Ufer der Themse, drei Werft von London, in der Nähe von Greenwich gelegen. Am Ende siedelte er ganz und gar nach diesem Orte über, indem er das Haus des Mr. Evelyn miethete, welches von hinten auf die Schiffswerfte hinausging, so daß der Zar von seiner Wohnung geradewegs an die Arbeit gehen konnte. Hier verbrachte er drittehalb Monat in Eindem der Schiffbaukunst nach allen Regeln der Wissenschaft, unter Anleitung kundiger Männer, von denen er das zu erfahren trachtete, was er vergeblich bei seinen holländischen Meistern zu lernen gesucht hatte — das geometrische Verhältniß der einzelnen Schiffstheile und der verschiedenen Klassen von Fahrzeugen.

In dieser Beschäftigung ließ er sich durch Nichts stören — selbst nicht durch die ominösen Gerüchte, die ihm aus Moskau zugingen. Er hatte sich kaum in Deptford niedergelassen und sich mit aller Kraft seines Geistes dem Zeichnen von Schiffsplänen und der Ausarbeitung mathematischer Berechnungen hingegeben, als Adam Silia, der russische geheime Agent am kaiserlichen Hofe, ihm berichtete, es sei in Wien ein polnischer Priester erschienen, der die Nachricht ausspreuge, daß in Moskau eine Revolte stattgefunden, die Zarewna Sophia den Thron bestiegen, ihr Günstling Wassilij Galizyn, aus dem Exil zurückgerufen, die Verwaltung des Reiches wieder angetreten und das ganze Volk der Zarewna den Eid der Treue geleistet habe; als Beweis lege der Pole gewisse Schreiben vor und habe sogar eine Audienz beim Kaiser verlangt, die ihm jedoch abgeschlagen wurde. Wie Silia meldete, unterhielt man sich in Wien von nichts Anderem, als von den Ereignissen in Moskau. Der Zar aber, der mit jeder Post beruhigende Nachrichten aus Moskau empfing, maß der Erzählung des Priesters keinen Glauben bei und dachte nicht daran, wegen eines leeren Gerüchts seine große Aufgabe unvollendet zu lassen.

Aus Deptford begab sich Peter oft nach Woolwich, berühmt durch seine Stückgießerei und das größte Arsenal in der Welt, um sich im Bombenwerfen zu versuchen und die Marine-Artillerie zu fördern. Nicht selten besuchte er auch den Münzhof im Tower, um den Prägungsprozeß zu beobachten, offenbar in der Absicht, die russischen Münzen, die an Mißgestalt ihres Gleichen in Europa nicht hatten, nach dem Muster der englischen, die sich schon damals durch Schönheit der Form auszeichneten, umzuprägen. Er war auch im Parlamente, in der Universität Orford, in einer Versammlung von Quäkern und hatte mehr als Eine Unterredung mit Bischöfen der anglikanischen Kirche, denen er jedoch durch die unerschütterliche Festigkeit mißfiel, mit der er an dem orthodoxen Glauben hing.

Die zum Geschenk für den Zaren bestimmte Jacht „Transport Royal" wurde ihm am 2. März im Namen des Königs von dem Vice-Admiral Mitchell übergeben. Er eilte sogleich, ihren Gang zu probiren, indem er am Bord derselben mit dem Marquis Carmarthen drei Stunden lang auf der Themse herumfuhr, und zeigte sich davon überaus befriedigt. „Der König von England hat mich mit einem sehr schönen Fahrzeuge beschenkt", schrieb er nach Moskau an den Bojaren Streschnew, dem er seine Absicht mittheilte, die Jacht im folgenden Sommer nach der Wolga und von dort nach dem Asowschen Meere zu schaffen.

Der König machte dem russischen Monarchen ein zweites, nicht minder angenehmes Geschenk, indem er ihm einen Scheinlamyf zur See in der Nähe der Insel Wight zum Besten gab. Am Abend des 22. März kam der Zar in Portsmouth an, übernachtete beim Gouverneur und besichtigte Tags darauf die im Hafen liegende Flotte, die aus

*) Aus dem zweiten Bande von Ustrialow's „Memopiя царствованія Петра Великаго" („Geschichte der Regierung Peter's des Großen"). — Bekanntlich hatte Peter sich inkognito nach der holländischen Ortschaft Saardam begeben, um in den dortigen Werften die Schiffbaukunst zu erlernen. Es geht jedoch aus seinen Aeußerungen hervor, daß er mit dem Unterricht der holländischen Schiffbaumeister nicht ganz zufrieden war, weshalb er gern die Einladung Wilhelm's III. zu einer Reise nach England benutzte, wo, wie man ihm gesagt hatte, der Schiffbau nach wissenschaftlichen Prinzipien und nicht, wie bei den Holländern, in blos mechanischer Weise nach gewissen traditionellen Regeln betrieben wurde. — Der Bericht über die Reisen Peter's ist von Ustrialow nach den eigenhändigen Schreiben und Tagebüchern des Zaren bearbeitet.

**) So hießen die jungen Leute, welche den Zaren auf seiner Bildungsreise durch Europa begleiteten.

***) Der Marquis von Carmarthen, der nachher von seinem Vater den Titel eines Herzogs von Leeds erbte, war Siemann von Profession und stand an der Spitze der englischen Admiralität. Unter dem Namen Lord Dundalaw hatte er in der Revolution von 1688 eine nicht unwichtige Rolle gespielt.

zwölf großen Kriegsschiffen bestand, worunter zwei, „Royal William“ und „Victory“, von 100 Kanonen. Als die Schaluppe des Zaren sich näherte, donnerten die Kanonen von allen Schiffen, und die Matrosen bewillkommneten den fürstlichen Seemann mit freudigen Hurrahs. Nachdem er die übrigen Fahrzeuge in Augenschein genommen, bestieg er das 80 Kanonen-Schiff „Homberg“, auf welchem der Vice-Admiral seine Flagge hatte; die Flotte ging unter Segel und umschiffte an demselben Tage die Insel Wight, mußte aber einer Windstille halber die Anker auswerfen. Der Zar besuchte die Capitaine der einzelnen Schiffe und vergnügte sich mit ihnen nach Herzenslust; besonders gefiel ihm einer derselben, der das Schmiedehandwerk verstand. Am folgenden Tage erhob sich ein günstiger Wind von Ostsüdosten, die Schiffe stellten sich in zwei Schlachtlinien auf und begannen zweimal den Kampf mit allen nautischen Evolutionen. Auf die Rhede zurückgekehrt, stieg der Zar bei Southampton ans Land und nahm von den englischen Seeleuten Abschied, die ihn mit lauten Cheers und Kanonenschüssen begleiteten. Auf dem Rückwege nach London machte er einen Abstecher nach Windsor, besah das prächtige, noch von Wilhelm dem Eroberer gegründete Schloß, mit der Kirche, in der die Ritter des Hosenband-Ordens installirt werden, und sand Alles „außerordentlich schön“. Dann besuchte er das vom Kardinal Wolsey erbaute und später von Cromwell bewohnte Schloß Hampton-Court, über welches er sich gleichfalls lobend aussprach. Aber er blieb nirgends lange, sondern eilte nach Deptford zurück; das Schiffswerft war für ihn anziehender, als alles Andere.

Nach einer achttägigen Abwesenheit traf der Zar am 27. März wieder in Deptford ein. Am selben Abend langte der Bojar Golowin dort an, den er aus Amsterdam berufen, um die Kontrakte mit den verschiedenen Personen, im Ganzen gegen sechzig Mann, abzuschließen, die er unter Mitwirkung Carmarthen's und mit Bewilligung des Königs für seinen Dienst gewonnen hatte. . . . . Zu gleicher Zeit trat der gelehrte Professor der Mathematik, der in der Universität Aberdeen gebildete Andreas Farquharson, mit zwei Gehülfen, Zöglingen des Christchurch-Hospital, in russischen Dienste, um einer in Moskau zu errichtenden Navigationsschule vorzustehen. Nur Leute, die das Bergwesen verstanden, konnte Peter nicht anwerben, obwohl ihm diese Angelegenheit während seiner ganzen Reise keine Ruhe ließ. Noth in Königsberg hatte er die freudige Kunde aus Moskau erhalten, daß man im Ural Eisenerz von magnetischer Eigenschaft entdeckt habe, „wie man es in der ganzen Welt nicht besser finden könne.“ „Dabei ist es so reich“, berichtete Vinius, „daß 100 Pfund Erz 30 bis 40 Pfund Gußeisen geben, und so weich, daß man Kanonen und Mörser daraus gießen kann. Dringe doch in die Gesandten, daß sie in Brandenburg, Sachsen oder in den Staaten des Kaisers einen kundigen Meister anstreiben, der auch Stahl zu machen versteht. Bitte, Herr, thu und diese Freundschaft, und ich werde es dir vergelten.“ In Brandenburg gab der Zar sich alle erdenkliche Mühe, aber ohne Erfolg. „Ich werde mich in Holland danach umsehen“, schrieb der Zar an Vinius, der ihn fast mit jeder Post an diese Sache erinnerte, und nach seiner Ankunft in Amsterdam bat er Witsen,*) ihm Leute anzuschaffen, welche Eisenhütten einzurichten verständen. Jener versprach es, beeilte sich aber nicht, sein Versprechen zu erfüllen. „Ich rede unaufhörlich mit ihm darüber“, schrieb Peter nach Moskau, „aber er schiebt es von Tage zu Tage auf und giebt mir nie eine bestimmte Antwort.“ In England waren dergleichen Leute zwar zu finden, aber sie forderten einen so hohen Sold, daß der Zar sich entschloß, sächsische Bergmänner in Dienst zu nehmen. „Es fehlt hier nicht daran“, ließ er am Vinius sagen, „aber sie sind zu theuer.“

Auch für seine künftige Flotte wurde in England nicht ein einziger Schiffscapitain in Dienst genommen, entweder weil die englischen See-Offiziere zu hohe Forderungen stellten, oder vielmehr weil der Zar, während er die Ueberlegenheit der Engländer in der Schiffbaukunst anerkannte, den Zöglingen De Ruyter's als praktische Seeleute den Vorzug gab. In Deptford bestätigte er daher den ihm von dem Bojaren Golowin überbrachten Kontrakt, durch welchen einer der besten holländischen Capitaine, Cornelis Cruys, für die russische Marine gewonnen wurde. Ein Norweger von Geburt, war Cruys in früher Jugend nach Holland gekommen, hatte sein ganzes Leben auf dem Meere zugebracht, mehr als einmal Ostindien besucht und bekleidete jetzt den wichtigen Posten eines Schiffs-Armaturs oder Equipagemeisters bei der Admiralität zu Amsterdam. In dieser Stadt hatte Peter seine Bekanntschaft gemacht, seine Fähigkeiten und Kenntnisse im nautischen Fache erprobt, und in der Hoffnung (worin er sich auch nicht täuschte), bei dem schwierigen und komplizirten Werk der Erschaffung einer Flotte einen zuverlässigen Gehülfen in ihm zu finden, willigte der Zar gern ein, ihn auf drei oder vier Jahre als Vice-Admiral mit einem Gehalte von 3600 Kronenthalern (5250 Thalern), nebst Tafelgeldern, einem dreiprozentigen Antheil an allen zu machenden Prisen, dem Versprechen, ihn nöthigenfalls aus der Gefangenschaft loszukaufen und ihn nach Ablauf der kontraktlich festgesetzten Zeit nach Holland zurückzuschicken, in seinen Dienst aufzunehmen.

(Schluß folgt.)

*) Bürgermeister von Amsterdam und Direktor der holländischen ostindischen Compagnie, bekannt durch seine Schrift: „Noord en Oost-Tartarye“.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Zweiter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Wenn wir bisher im Allgemeinen mit Hoffnung von England gesprochen haben, weil immerwährend so frisch und umfangreich so manches Gute und Reformative anfängt, so geschah dies immer in der Voraussetzung, daß die größten naturwüchsigen Verunstaltungen, welche fast alle englische Lebenssphären entwürdigen und gehässig machen, auch wirklich aufhören, daß die regenerirende Lebenskraft sich stärker erweise, als die Massen Gift und Gicht in dem Organismus. Jetzt erschrickt man fast vor allem Englischen, was uns entgegentritt, weil man es unwillkürlich für Gift hält. Die Illustrated Times, deren neueste Doppelnummer vor mir liegt, stellt in der Hauptnummer fast durchweg Beobachtungen „über das eigentliche Verbrechen unserer Zeit“, Vergiftung, an, und die große, schennthorstügelgroße Beilage, titulirt die „Rugeley Number“, ist von vorn bis zum letzten Buchstaben und mit dreißig Bildern nichts als „Palmer“ und Zubehör, seine Richter, seine Freunde, sein Hund, seine Hunde, seine ganze Figur, seine Handschrift und außerdem gedrängte Geschichte und Portraits früherer, berühmter Vergiftungen. Seit Wochen und Monaten treten fast alle Tage neue Mordthaten und Vergiftungen auf. Hier erschießt ein budeliger Mann den Vormund seines Geldes am hellen, lichten Tage mitten in der volkreichen Straße; dort tritt ein Mann seine hochschwangere Frau mit einem Schlage seiner Schuhhaken todt; anderswo wirft man eine von Mehreren mißhandelte Frau ohne Weiteres ins Wasser. Männer, die wegen Zerschlagung ihrer Frauen, Frauen, die wegen unheilbarer Trunksucht und Liederlichkeit in Gefängnissen sitzen, sind unzählig geworden und vermehren sich noch fortwährend. In den Jahren 1846—51, als die „Beerdigungs-Klubs“ besonders in Blüthe waren, trieben einige Frauenzimmer das Vergiftungs-Handwerk ganz gewerbsmäßig, um den Trauerunden die größtentheils hoch eingekanften Beerdigungs-Kosten aus dem Klub zu verschaffen. Junge Ehepaare vergifteten nicht selten (!) alle ihre Kinder der Reihe nach, nachdem sie in solche Klubs eingekauft waren. Die Regierung erschwerte seitdem den Verkauf von Giften, und die Beerdigungs-Klubs kamen in Mißkredit und Verfall. Seitdem traten an die Stelle derselben die Lebens-Versicherungen, womit England dichter umfponnen ist, als mit Eisenbahn-Directionen, welche auch beiläufig von zerquetschten und gerüderten Menschen leben.

Verbrechen haben ihre Moden, wie Halstücher und Damenhüte, sagt Macaulay; die neueste Mode in England ist Vergiftung Lebensversicherter oder vielmehr Einkauf von Frauen, Kindern, Dienstboten mit hohen Summen in Lebens-Versicherungen, um diese Versicherten zu vergiften und mit Trauerflor um den Hut trostlos das Geld einzuziehen. Der Wundarzt und Wettrennenheld Palmer in Rugeley ist als vollendetster Künstler dieser Sphäre, Held des Tages durch ganz England geworden. Und als er neulich nach London gebracht ward, um vor einem Bankerott-Gerichte zu zeugen, war das Gedränge und die Anfregung größer, als bei Ankunft des Kaisers Napoleon im vorigen April. Ich sah unwillkürlich nach den Fenstern oben, ob sie keine Fahnen herausgesteckt hätten und Vorbereitungen zu Illuminationen träfen. Verbrecher gab es immer unter Menschen; aber Vergiftungen statt des leidenschaftlichen Mordes mit Gewalt und Waffen, kamen nur immer unter zeiten, übervivilisirten, überbürdeten, zusammensinkenden Völkern in die Mode. Wir erinnern an das untergehende alte Rom, besonders an den Verfall der kleinen italiänischen Republiken und Tyranneien. Aber damals wurden doch größtentheils blos einzelne, wichtige Personen und Feinde vergiftet. Die große Menge fühlte sich sicher. Gift war ein Privilegium hoher Staats- und Diplomaten-Familien, für Novellisten und Poeten aller Art eine Hippokrene. In England ist das Gift in allen Lebensmitteln, in Familien, in der ganzen Breite des Lebens Geschäftssache, kaufmännische, arithmetische Speculation geworden, worin Frauen, Töchter, Geschwister, Kinder als die geeignetsten Objekte, den Lebensversicherungen Geld abzunehmen, in Betracht kommen. Keine Politik, keine Leidenschaft, keine Romantik mehr darin — Geschäft, Geldmachen. Die Borgias und sonstigen historischen Vergifter sind Tugend dagegen. Die nobelste Natur kann gerade wegen ihres Seelenadels und Haß gegen das Gemeine und Niederträchtige zu Verbrechen verleitet werden, wie z. B. neulich ein englischer Lakai seine kokette, Liebe verhöhnende Geliebte

erschoß und dafür rechtskräftig gehangen ward, obgleich die Presse ihn zu retten suchte. Aber der Vergifter aus Berechnung, blos um Geld zu machen, der geschäftsmäßige Verbrecher, der seine Opfer nicht einmal haßt, sondern vielleicht gerade eine gewisse Zärtlichkeit für sie fühlt, weil er weiß, daß sie ihm Geld bringen werden, der heiter und ruhig seinen Wein trinkt und respektabel unter Respektabeln spottlebt und zum Helden wird, nachdem er entdeckt ist, für den sich respektable Leute dann noch aufopfern, Briefe unterschlagen u. s. w, von dem der Richter noch heimlich Mitsprret und Geld für die Mühe der Untersuchung annimmt, für den man öffentlich vor Gericht und in der Presse Lanzen und, um ihn zu sehen, Rippen bricht, ein solcher Verbrecher charakterisirt auch schon allein mit dem Rahmen, in welchen ihn die „Gesellschaft" einfügt, diese ganze Gesellschaft als dadurch demoralisirt und sittlich versunkt. Wir brauchen auch deshalb gar nicht an die Popularität anderer Vergifter und die Liebesteufzer, welche das Schicksal Alice Grey unter Gentlemen erregte, zu erinnern. Dieses geschäftsmäßige Vergiften erscheint ohne Weiteres als populär, und man hat behauptet, daß Palmer, werde er auch zehnmal unter den grausamsten Umständen gehangen, diesem Geschäftszweige eine ungeheure Menge neuer Jünger und Praktiker verschaffen werde. Publizität, Popularität in Bild und Wort, in feinsten und höchsten Gesellschaften, wie sie Palmer genießt, stimulirt bei dieser sittlichen Fäulniß und absolut herrschenden Geldgier zu feinerer, wissenschaftlicherer Nachahmung. Als die Esser-Vergiftungen mit einigen chemischen Geheimnissen bekannt geworden waren, traten diese Geheimnisse in spateren Vergiftungen praktisch auf.

Vergiftung ist in grober und subtiler Form mehr oder weniger Geist alles geschäftlichen Lebens geworden. Die Kriegslieferanten und Militairbeamten fälschen Rechnungen und Artikel; jeder Kaschändler vergiftet seine Lebensmittel; man sieht in Jedem, der uns Etwas zum Verkaufe anbietet, in 99 Fällen unter 100 richtig, einen Verfälscher und Vergifter; Banken, Kirchen, Schulen, Wohlthätigkeits-Gesellschaften, Eisenbahn-Directionen, Lieferanten für Civil- und Militairbehörden, Geistliche, Todtengräber, Häuserbauer — Alles handelt mit Gift und Verfälschung. Das ist eine eigenthümliche Physiognomie jetziger Zustände. Sind sie so arg, weil sie ihr äußerstes Ziel erreicht haben und ein neuer, in vielen Anfängen angefaeter Geist rächend und reinigend hindurch brechen will? Ist der ergrimmte Heiland vor der Thür, um die Wechslertische umzustoßen und das ganze Gezücht mit geschwungener Geißel zum Tempel hinauszujagen? Oder tritt in ihnen nur der Beweis heraus, daß der ganze Gesellschafts-Körper durch und durch vergiftet ist und sich auflöst? Hoffen wir, das sei nicht der Fall; aber ich wage nicht, mich unbedingt für diese Hoffnung zu entscheiden. Was der englischen und auch amerikanischen anglo-sächsischen Gesellschaft ganz abhanden gekommen, was immer à la Falstaff definirt ward, das ist der Begriff von Ehre und Ehrlichkeit, so tief im germanischen Leben angebildet und eingewurzelt, daß der moderne Industrialismus nicht im Stande war, ihn zu entwurzeln oder kraftlos zu machen. Man erschrickt, wenn ein betrogener Ehemann, oft aus ganz respektablen Kreisen, vor Gericht hintritt, dem Verführer seiner Frau eine schwere Menge Geld gerichtlich abpreßt und sich dann mit derselben Frau gemeinschaftlich ins Fäuschen lacht, daß sie beide ein so hübsches Geschäft gemacht haben. Auch junge Damen, welche wegen gebrochenen Eheversprechens, das sie nicht selten in zärtlichen Stunden voreilig zu entlocken suchten, vor Gericht hintreten und den zur Besinnung Gekommenen zwingen lassen, die ihm freiwillig gegebene „Ehre" baar zu bezahlen, geben einen hübschen Kommentar zu dem jetzt unter dem Namen „Ehre" gangbaren Artikel. Wie oft wurden Ministern und Parlamentsmitgliedern Verbrechen öffentlich vorgeworfen, die schlimmer seien, als „Börsen stehlen!" Man lacht dazu und läßt die Herren unangetastet in ihren Ehren und Würden. In einem Staate, wo die Times mit ihrer lächelnden, prinzipien- und ehrlosen Bosheit Organ und Orakel aller höheren Klassen ist, mit ihrer Speichelleckerei vor allem Mächtigen, Klingenden, Steigenden, mit ihrer Falstaffs-Courage, die dem gefallenen Percy noch ein Bein abhaut, fehlt es nicht nur an der Ehre, sondern auch, nach dem berühmt gewordenen Ausspruche des Richters und Dichters Talfourd in der Minute seines Todes auf dem Richterstuhle, an „Milleid", an Humanität. Die Legionen zerlumpter Bettler singen und wuffizen und zittern blos unter den Armen mit Erfolg umher. In fashionabeln Straßen sieht man sie selten, weil dort keine Aerndte für sie wächst. Dickens hat neulich wieder einmal mit einer Nummer der Household-Words große „Sensation" erregt. Er giebt ein wundervoll klares und erschütterndes photographisches Nachtbild (wie sie auch artistisch in jedem Hefte seiner „kleinen Dorrit" vorkommen) einer der bekannten, allnächtlich vorkommenden Scenen vor einem Arbeithause. Er und Freund Albert Smith sahen, wie es jeden Abend und jede Nacht Tausende sehen, einen Haufen zerlumpter Weiber und Kinder, zusammengehudelt auf den gefrorenen Steinen, ausgeschlossen von dem Hause, das für Tausende von Pfunden erpreß zu dem Zwecke erhalten wird, damit obdachlose, verhungerade Individuen darin Schutz finden. Die Zeitungen haben wiederholt von den kannibalischen Geldmachern gesprochen, welche sich als Verwalter und Oekonomie-Inspektoren der Arbeitshäuser mästen und von ihren Sporteln Land- und Lusthäuser bauen, weil sie von den ihnen anvertrauten Geldern so viel als möglich sparen und dadurch so wenig als möglich Verhungerte zulassen und den Zugelassenen so wenig als möglich geben, die Untersuchungsbeamten aber durch Ueberschüsse ihrer Ersparnisse und pompöse Gabel-Frühstücke in die günstigste Stimmung zu versetzen wissen. Die gebildete Welt schien erstaunt und entrüstet über das von Dickens aufgemalte Bild einer alltäglichen, allnächtlichen, allbekannten Scene; sie bewunderte aber wohl mehr den wundervollen Genius des Malers, der so treu zu schildern weiß, daß Jeder das Bild wirklich gesehen zu haben glaubt. Sie sehen es, aber nicht mit den tief dringenden Augen des Herzens und humaner Empörung, womit Dickens sieht und Gesehenes schreibt. Das ist Alles, und dabei scheint es zu bleiben. Die Leute eilen tausendweise, steif in ihren Vatermördern, vorbei, und die stehen bleiben, starren mit anodruckloser Neugier darauf hin und gehen dann weiter, um eben so kalt und träge etwas Anderes anzugloßen. Neulich Nachts sah ich ein paar schwache Mädchen mit einer sehr starken, sehr betten und sehr gepuzten Dame kämpfen, um sie, die ihren Schwerpunkt wahrscheinlich in der Ginstasche gelassen hatte, nachhause zu führen. Es wollte ihnen nicht gelingen, da die Dame mit ihrem seidenen Kleide ihnen bald nach der einen, bald nach der anderen Seite aufs Steinpflaster rutschte. Jung und Alt, Rohe und Gebildete standen da herum und glotzten weder lächelnd, noch mitleidig auf den heroischen Kampf der schwachen Mädchen, ohne daß es Einem einfiel, den armen, in Scham und Entrüstung eingebeugten Führerinnen den geringsten Beistand zu bieten. Ich that es mit einem Flusche auf die ganze umstehende Masse, mit den schoungslosesten Vorwürfen. Die Gesichter der Geschlotenen veränderten sich nicht im Geringsten und verspotzten und mit derselben kalten Neugier. Es werden auf der Straße, auf den Nachtmärkten, Sonnabends, Frauen und Kinder zerschlagen, auch todtgeschlagen. Um den kleinsten Skandal stellen sich sofort unabsehbare Menschenmassen. Aber noch niemals habe ich gesehen, daß ein Mensch von Ehr- und Mitgefühl herausgesprungen wäre, um ein schwaches Weib vor Brutalität oder gar vor Ermordung zu retten. Diese Kälte und Kaltheit der Verwahrlosung in den unteren, der Vornehmheit in den oberen Klassen ist furchtbar und wirft entsetzlich auf den Menschen von Gefühl. Armuth und Unglück gelten mit gleicher Macht als Gründe und Motive des Abscheus. Wie sich die verzwickten, vergifteten, verfälschten Lebensverhältnisse Englands ohne Wärme, ohne Ehre, ohne Herz, ohne Mitleiden ekreiren, regenerieren sollen, ich weiß es nicht. Man pflegt in solchen Verlegenheiten wohl an Polizei und Staatsmänner zu erinnern, die müßten es machen; aber Polizei und Obrigkeit überhaupt ist immer nur Produkt und Resultat der Unterthanen. Palmerston und die Times und die sonstige Obrigkeit fälschen und höhnen nicht mehr, als was Zeit und Geschäft, Land und Leute verlangen oder wenigstens vertragen können. Dabei regt und bewegt es sich schon seit mehreren Jahrzehnten in zunehmender Fülle des Eifers aller besseren Naturen, um Erziehung und Bildung, Wohlstand und Wohlthat, Humanität und Geschmack zu wecken und zu pflegen, so daß man, sich an diese Erscheinungen haltend, zu den rosigsten Hoffnungen berechtigt zu sein glaubt. Wenn nur diese Tempel der Humanität und Bildung, die Prinz Albert und die hohen Lords so fleißig einweihen, nicht so oft wieder unter der Verwaltung nepotisch eingeschmuggelter Direktoren und Protektoren zu allerhand Schwindeleien dienen müßten! Wie Direktoren die herrlichste Schöpfung des Krystall-Palastes mit Gewalt zu ruiniren suchen, geschieht dies noch ungestrafter in weniger durchsichtigen Instituten. — Wir können unsererseits nichts thun, als abwarten, ob Tod oder Leben, Ormuzd oder Ahriman siegen werden. Die Krisis ist jetzt vielleicht entscheidend.

Nord-Amerika.

Republikanische Einfalt.

Unter den schon so zahlreichen und in neuester Zeit zur Legion anwachsenden Werken über Amerika verdient das vor kurzem unter dem Titel „Die Engländerin in Amerika"*) erschienene Buch Erwähnung, da es einem fast erschöpften Gegenstande einige neue Seiten abzugewinnen weiß. Die Verfasserin, die augenscheinlich den höheren Ständen angehört, hatte Gelegenheit, sich in den aristokratischen Kreisen umzusehen, die in dem transatlantischen Freistaat ebenso wenig fehlen, als in den Monarchieen der alten Welt, und was sie von dem Leben in denselben berichtet, ist geeignet, die Ideen von republikanischer Einfalt, die wir noch als dunkele Erinnerung an Sparta und Rom mit uns herumtragen, bedeutend zu modifiziren.

*) The Englishwoman in America. London: Murray.

Digitized by Google

„Nachdem ich", sagt sie, „eine kurze Beschreibung der Wohnungen vermögender Leute von gewöhnlichem Schlage gegeben habe, will ich einen Blick auf die der Steinreichen werfen, von denen es mehrere in der fünften Avenue und in einigen der Squares (in New-York) giebt, welche Alles übertreffen, was ich zuhause in königlichen und herzoglichen Palästen gesehen. Im Aeußern haben einige dieser Behausungen in der fünften Avenue mit Apsley-House und Stafford-House (den Hotels der Herzoge von Wellington und Sutherland in London) Aehnlichkeit, da sie aus massivem, braunem Stein erbaut sind. In einem in der —-Straße gelegenen Hause, welches vielleicht die größte Privatwohnung in der Stadt ist und den Ruf hat, die höchste Pracht mit dem feinsten Geschmack zu verbinden, traten wir in eine geräumige Marmorhalle ein, die zu einer runden, steinernen Treppe von außerordentlicher Breite führte, deren Geländer aus kunstreich in Bronze gearbeiteten Figuren bestand. Ueber dieser Treppe war ein hoher Dom, mit Freskogemälden von orientalischen Scenen geschmückt, und in den Wänden waren Nischen, von denen einige italiänische Bildhauer-Arbeiten, andere kleine Springbrunnen, die sich über künstliches Moos ergossen, enthielten. Wir kamen durch sechs oder acht prachtvolle Empfangzimmer, jedes in einem verschiedenen Styl — dem mittelalterlichen, dem Elisabethanischen, dem italiänischen, dem persischen, dem modern-englischen u. s. w. — eingerichtet. Man sah Fontänen von feenhafter Arbeit, Gemälde der alten Meister, Statuen aus Italien, Porzellan aus China und Sevres, Damast, Goldstoff und Edelsteine aus dem Orient, Gobelin-Tapeten, Tische von Malachit und Achat und Nippessachen von aller möglichen Art. Soweit ich bemerken konnte, hatte man sich in dem mittelalterlichen und Elisabethanischen Salon durchaus keiner Anachronismen in Bezug auf das Ameublement und die Ornamente schuldig gemacht. Das Licht wurde durch Fenster von reich gefärbtem Glase gemildert. Ich sah einen Tisch, dessen Werth sich auf etwa zweitausend Guineen (vierzehntausend Thaler preuß.) belaufen mochte. Es war eine schwarze Marmorplatte, mit einer eingelegten Blumengirlande von kostbaren Juwelen; die Blumen oder Früchte bestanden aus Türkisen, Karfunkeln, Rubinen, Topasen und Smaragden, die Blätter aus Malachit, Karneol oder Achat. Doch brachte gerade dieser überladene Reichthum keine sehr gefällige Wirkung hervor. Die Schlafgemächer waren mit kaum geringerer Pracht ausgestattet, als die Empfangzimmer: die Stühle aus Hirschgeweih, die Tische mit Achat eingelegt, die Gardinen von schwerem, goldgestickten Kaschemir. Zu den herrlichsten Kunstwerken gehörte eine Sammlung von Cameen, worunter sich einige von Cellini nach der Antike gearbeitete befanden, die in der That einen bezaubernden Anblick gewährten.

„Ein anderes Gebäude, welches N. P. Willis mit Recht als „einen Feenpalast des Geschmacks und der Kunst" bezeichnet, war zwar nicht völlig so geräumig, aber ebenso schön und mit einem großen Wintergarten versehen. Um diesen zu erreichen, mußten wir eine Reihe von wundervollen Zimmern durchschreiten, deren Wände mit Gemälden bedeckt waren, die einen Kunstfreund in Entzücken versetzt hätten, und erblickten dann einen Glaspalast mit hohem Dome, in dessen Mittelpunkt eine herrliche Fontäne sprudelte. Um das Marmorbassin wachsen Orangen, Palmen und Myrthen, nebst anderen tropischen Bäumen, die zum Theil eine ansehnliche Größe haben. Jeder Theil des Fußbodens, der nicht aus polirtem, weißem Marmor bestand, war mit kleinem, grünem Farnkraut gepolstert. Besonders schön nahmen sich die weißen, marmornen Statuen aus, die durch die Gebüsche von Orangebäumen und anderen Gewächsen durchschienen; in der That gewährte das Ganze ein feenhaftes Schauspiel. Von republikanischer Einfalt war in diesen Prachtschlössern nicht viel zu bemerken; sie enthielten Gemächer, welche die schönsten Säle von Windsor-Castle und Buckingham-Palace in den Schatten warfen. Es ist bei den Amerikanern nicht Gebrauch, ihren Kindern ein großes Vermögen zu hinterlassen; ihr Reichthum wird meistens dazu angewendet, sich in ihren glänzenden Behausungen mit allen Raffinements des Luxus zu umgeben, und die Kostbarkeiten, die mit einem solchen Aufwand von Geld und Mühe gesammelt worden, werden nach dem Tode ihrer jetzigen Besitzer aller Wahrscheinlichkeit nach öffentlich versteigert und zerstreut werden."

Einen Pendant zu dieser Skizze bildet eine Schilderung des großartigen Modegeschäfts in New-York, das in der That zu den Merkwürdigkeiten der neuen Welt gehört. Bei der verschwenderischen Freigebigkeit, mit der die Yankees und besonders die Yankeeninnen ihr Geld todtschlagen, muß der amerikanische Gerson noch bessere Geschäfte machen, als sein Berliner Kollege, und sein Etablissement ist daher auf einem noch viel glänzenderen Fuße eingerichtet.

„Einer der sehenswürdigsten Gegenstände", schreibt also unsere „Engländerin in Amerika", „mit welchen die Bewohner von New-York ihre englischen Gäste in Erstaunen setzen, ist Stewart's Manufakturwaaren-Lager in Broadway, ein ungeheures, viereckiges Gebäude von weißem Marmor, sechs Stock hoch, mit einer Front von dreihundert Fuß. Der jährliche Umsatz dieses Geschäfts beläuft sich auf eine Summe von mehr als 1,500,000 Pfund Sterling. Das Personal des Etablissements ist über vierhundert Köpfe stark, und es besitzt sogar ein eigenes Telegraphen-Bureau, welches in immerwährender Arbeit ist. Man sieht hier Spitzenkragen zu vierzig Guineen und Volang von Valenciennes-Kanten, eine halbe Yard breit, zu hundertundzwanzig Guineen das Stück. Die Damaste und Brokate zu Vorhängen und Stühlen werden zu fabelhaften Preisen verkauft — in der Regel zu wenigstens drei Pfund die Yard. Die Ihnenrisen werden für die Hotels angeschafft; ich sah Brokat mit Gold gestickt von einem halben Zoll Dicke, der zu neun Pfund Sterling die Yard für das St. Nicholas-Hotel bestellt war! Es giebt Strümpfe in allen Preisen von einem Penny bis eine Guinee das Paar und Fußteppiche von zwanzig Pence bis zweiundzwanzig Schilling die Yard. Außer den sechs Stockwerken über der Erde ist das Gebäude noch mit unterirdischen Räumen versehen, die unter ganz Broadway durchlaufen und von dem Gerassel seiner zehntausend Fuhrwerke wiederhallen."

Der Luxus, hat man oft gesagt, sei das Grab der Republiken, indem er die sittliche Grundlage erschüttere, auf der ihre Existenz beruht. Ist dies wirklich der Fall, so müßten die Vereinigten Staaten ihrem Untergange nahe sein.*)

Mannigfaltiges.

— **Bücher-Sammlung des deutschen San-Francisco-Vereins.** Erfreulich ist, zu hören, daß auch unter unseren deutschen Landsleuten in Kalifornien geistige Unterhaltung und Belehrung ein vorherrschendes Bedürfniß bleibt. So meldet das „San Francisco Steamer-Journal", der deutsche Verein in San Francisco habe eine Bibliothek gegründet, deren Bibliothekar, Herr Bock, kürzlich einen gedruckten Katalog herausgegeben. „Die Bibliothek", fährt das genannte Journal fort, „ist ein glänzendes Zeugniß des guten Gedeihens jenes Vereins, welcher neben geselliger Unterhaltung auch noch der Pflege geistiger Interessen gewidmet ist. Die Bücher-Sammlung, zu welcher vor anderthalb Jahren durch einige Geschenke von Mitgliedern der Grund gelegt wurde, ist bis jetzt auf 1175 Bände und 112 Musikstücke angewachsen. Im Monat Dezember v. J. wurden durch freiwillige Subscription 421 Bände Bücher angeschafft, und 42 Bände gingen von verschiedenen Mitgliedern ein. Die Sammlung der deutschen, englischen und französischen Bücher, sowie der Encyklopädien, besteht aus den besten wissenschaftlichen und belletristischen Werken, welche für das geistige Leben der Deutschen in San Francisco von entschiedenem Nutzen sind."

— **Kalifornische Mord-Statistik von 1855.** Im Ganzen wurden im abgelaufenen Jahre 538 Personen getödtet, darunter 133 Indianer, 32 Chinesen, 3 Neger, 84 Spanier :c. Davon wurden:

durch Lynchjustiz getödtet**)	47,
gesetzlich hingerichtet	9,
ermordet gefunden	46,
getödtet durch Beamte in Ausübung ihres Amtes	10,
getödtet an Spielhöllen	9,
Fremde durch Steuer-Einnehmer getödtet	6,
getödtet im Streit um Minen	12,
entschuldbare Tödtungen	17,
getödtet durch Indianer	32,
beraubt und ermordet	16.

Von diesen Fällen kamen vor: in Los Angeles 34, in Calaveras 32, in Mariposa 29, in El Dorado 26, Amador 21, Sickiyou 20, Tuolumne 19, Monterey 18, Sierra 17, San Francisco 15, Santa Clara 11, Humboldt 9, Yuba 8, in Alameda, Sacramento und Placer 7 in jedem County, in Santa Barbara, Stanislaus, Nevada, Colusa und Butte 5 in jedem County, in Solano, Trinity und San Joaquin 4 in jedem County, in Sutter und San Luis Obispo 3 in jedem County, in Contra Costa und Marin 2 in jedem County, und in San Diego, San Bernardino, Tulare und Sonora in jedem County 1 Person. Es ist dies eine Statistik, wie sie gewiß kein anderes Land der Welt aufzuweisen hat! (Cal. Chron.)

*) Allerdings, wenn man das Beispiel New-Yorks und anderer reichen Handelsstädte als maßgebend für die ganze Union betrachten wollte, was aber ein großer Irrthum wäre. D. R.

**) Unter diesen vom Pöbel abgeurteilten Personen sollen 19 des Mordes und 25 des Diebstahls schuldig gewesen sein.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei auf 21 Berlin bei der Post bestellt wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und bei Boedeker Neumann, Werderstraße, Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 25. Berlin, Dienstag den 26. Februar 1836.

Frankreich.

Die Blinden und ihre Unterrichtsweise.

I.

Die Revue contemporaine (T. XXII.) enthält unter obigem Titel eine sehr lesenswerthe Abhandlung aus der Feder von P. A. Dufau. Sie beginnt bei den ersten Spuren öffentlicher Theilnahme für diese Unglücklichen und bezeichnet als das älteste ihnen in Frankreich gewidmete Asyle das Hôpital des Quinze-Vingts in Paris, welches im dreizehnten Jahrhundert gegründet wurde.*) — Doch waren die Hospitaliten damals nicht so situirt, um der anderweiten öffentlichen Wohlthätigkeit entfagen zu können; das Betteln auf Straßen und Plätzen zu ihrer Leibes-Nothdurft verblieb vielmehr ihre Domäne, ihr alter befestigter Besitz noch lange Jahre hernach. Die Rohheit jener Zeit erheischte unter Anderem für alle bei feierlichen Gelegenheiten veranstalteten öffentlichen Lustbarkeiten auch das barbarische Schauspiel einiger mit Stöcken angereizteten Blinden, die in einem von Schranken umgebenen Platz auf ein Schwein Jagd machen mußten, welches demjenigen unter ihnen zufiel, dem es gelungen war, das Schwein zu erlegen. Natürlich theilten die Blinden gegenseitig mehr Schläge einander aus, als deren auf das Schwein fielen, worin eben die traurige Ergötzlichkeit der Zuschauer und jener guten alten Zeit bestand.

In dem Abschnitt I. seiner Abhandlung liefert der Verfasser eine Skizze der mit den Jahrhunderten sich immer mehr entwickelnden Theilnahme für diese um den edelsten der Sinne Verkümmerten und schließt mit einer rührenden Apotheose auf einen Mann, der zu den Füßen des wegen seiner Verdienste um die Taubstummen unvergeßlichen Abbé de l'Epée gesessen und von ihm gelernt hat. Dieser Mann, Valentin Hauy, ist in Deutschland weniger bekannt, als er es zu sein verdient. Unter den zahllosen Schwierigkeiten, die sich seinem edlen Streben, — wie jedem ähnlichen zu in der Regel auch — entgegenstellten, befand sich auch die beinahe komische, daß es ihm sehr sauer wurde, nur erst ein blindes Kind aufzutreiben, an welchem er seine wohl durchdachte Unterrichtstheorie in die Praxis hinüberleiten konnte. Die Geschichte bewahrt den Namen dieses Musterblinden. Es war ein Mädchen, Namens Lesueur, welches täglich an einer Kirchenthür bettelte, und welches er nur gegen Entgelt erlangen konnte.

Im Abschnitt II. beleuchtet der Verfasser die geistigen Fähigkeiten der Blinden, soweit solche sich vorzugsweise kundgeben, und geht in den folgenden Abschnitten auf die den bisher gesammelten Erfahrungen entsprechenden Unterrichtssysteme über. „Der Blindgeborene" — so beginnt jener Abschnitt — „und der in seinen ersten Jahren, das heißt, in den Jahren Blindgewordene, wo der Eindruck des Gesehenen nur eine sehr dunkle Erinnerung zurücklässt, welche auf die moralische und geistige Entwickelung ohne allen Einfluß bleibt, — diese Blinden sind es wohl werth, unsere Aufmerksamkeit in psychologischer wie in physiologischer Hinsicht im höchsten Grade auf sich zu ziehen. — Man wird gewiß bald erkennen, daß diese allein und hier beschäftigen können. Der andere Blinde, derjenige nämlich, welcher im Laufe seines späteren (reiferen) Lebens sein Gesicht verloren, im Besitze seiner Sehkraft, aber noch an dem allgemeinen Unterricht hat Theil nehmen können, gehört zu jenen Unglücklichen, für welche allein die Wohlthätigkeit, nicht aber die Wissenschaft Sorge zu tragen hat.

„Für uns handelt es sich hier nur um das Kind; — sehen wir daher, wie es um ein solches, in ewiger Verfinsterung herumschwebendes Kind stehen mag, dem ein Lehrer in ganz eigenthümlicher Weise das Licht seiner Seele anzünden soll. Es war wir vergönnt, diese unserer lebendigsten Theilnahme so sehr empfehlenswerthen Wesen zum Gegenstande von Beobachtungen zu machen, die von Gelehrtenkreisen, wie von Blinden selbst, günstig aufgenommen worden sind, welche Letztere doch wohl als kompetente Richter angesehen werden sollten.**)

„Was bei Blindgeborenen zuerst und am häufigsten auffällt, ist der Zustand der Gelassenheit und Unthätigkeit, welchem ein solches Kind durch seinen Mangel unterworfen ist und welchem Zustande im Allgemeinen die Kindheit widerstrebt. Denn für ein mit allen seinen Sinnen begabtes Kind erscheint eine stete Beweglichkeit als der gewohnheitsmäßige, natürliche Zustand; wogegen das blinde Kind — stets ein schmerzhaftes Anprallen an seine Umgebung befürchtend — sich nur langsamen und seltenen Bewegungen überlässt. Zur Ruhe neigt sich darum seine Vorliebe. In der ersten Zeit werden wir es nur auf seinem Platze hüpfen und seine Händchen in der Luft bewegen sehen, später wird nur ein sehr gemessener Schritt die Stelle seiner lebhaften Kraftübungen auffallen, in welchen unsere Jugend sich so behaglich fühlt. Ein blindes Kind erreicht vielleicht das mannbare Alter, ohne jemals gelaufen zu sein. Die Folgen einer so aufgedrungenen Unthätigkeit auf der Kinder geistige und leibliche Beschaffenheit sind, so zu sagen, herauszufühlen."

Auf diese beklagenswerthen Einwirkungen geht der Verfasser hierauf ausführlicher ein und entwickelt seine Ansichten, wie ihnen entgegenzutreten. Er hatte früher schon die Aufmerksamkeit der Lehrer der Blinden auf eine von ihm für Blinde besonders eingerichtete Gymnastik zu lenken sich bestrebt. Nach seinen Aeußerungen haben seine Rathschläge im Auslande (er bezeichnet nicht welches) mehr Anklang gefunden, als in den Kreisen seines Vaterlandes. Dringend ermahnt er deshalb, die von ihm vorgezeichnete Bahn einzuschlagen, um dadurch ein gedeihliches Wachsthum zu fördern.

„Wenn man", fährt hierauf der Verfasser weiter fort, „den Forschungen hinsichtlich des moralischen Standpunktes der Blindgeborenen sich überlässt, gelangt man bald zur Ueberzeugung, daß das Sehen derjenige Sinn ist, der unsere innersten Verhältnisse zu unseren Nebenmenschen, zu den Gegenständen, welche und umgeben, vermittelt, daß das Sehen in Wahrheit der Sinn des geselligen Lebens ist, wie Bichat in seinen „Untersuchungen über das Leben und den Tod" es nennt. — Fremd aber allen jenen lebhaften und verführerischen Eindrücken des Augenscheins, welche uns zu unseren Nebenmenschen hinziehen, fühlt sich der Blinde zu einer solchen Hinneigung natürlich weit weniger befähigt. So lange nun andere Eindrücke diejenigen nicht ersetzen, denen er nicht zugänglich ist und die ihm also abgehen, wird man ihn in der Gesellschaft nur vereinsamt finden, und auch dann, wenn eine Vermittelung angebahnt ist, wird immer noch sein vorwiegendes Naturell in einem „Sichselberleben" in ein gewohnheitsmäßiges Zurückziehen in sich selbst sich kundgeben, seine Gedanken und Gefühle uns gewissermaßen verschleiert, sein ganzes Seelenleben ein zu enträthselndes Mysterium bleiben."

Nach diesen Worten rückt der Verfasser mit einer geharnischten Widerlegung Diderot's vor, welcher in seinem Werke „Briefe über die Blinden, zu Nutz und Frommen derer, die sehen" („Lettres sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient") ein gar unbarmherziges Urtheil über den Charakter der Blinden im Allgemeinen ausgesprochen hat. Diderot verstand es nicht, sich des zerstörenden Miasmas der Zweifelsucht und der Verspottung des Erhabenen zu erwehren, welches damals Frankreichs Fürsten, Geister heimsuchte und, wie bekannt, von sehr traurigen Folgen war. Diderot selbst büßte übrigens die kecken Behauptungen in seinen Briefen durch einen unfreiwilligen Sommersitz in der Bastille.

In neuester Zeit ist es einem Blinden, Alexander Rodenbach, der noch eine Zeitlang Zögling Hauy's war, gelungen, sich eine Stellung zu erringen, die man wohl eine ausgezeichnete nennen kann. Er ist Mitglied des belgischen Parlaments und ein wackerer Fürsprecher seiner Unglücksgenossen. Jenen ehrenerwähnten Angriffen Diderot's trat er in einem Werke unter fast gleichem Titel muthig entgegen*) und erweist darin vorzugsweise der Blinden Hinneigung zu religiöser Demuth. Ueber diesen Punkt äußert sich Herr Dufau weiter:

„Jener falsche Schein religiöser Hingebung, womit unter uns heutzutage öffentlich Gewerbe getrieben wird, ist den Blinden völlig

*) Von Ludwig IX., welcher dreihundert Blinden darin Aufnahme gewähren wollte, wobei die mathematische Benennung 15 × 20 = 300. D. Ref.

**) Hierbei verweist der Verfasser auf sein größeres, von der Akademie gekröntes Werk: „Des aveugles".

*) Lettres sur les aveugles, faisant suite à celles de Diderot. Bruxelles, 1828.

fremd. Ihre Frömmigkeit schließt aber auch weder Aufschwung, noch Verzückung ein, ihre Haltung im Gotteshause ist nur ernst und gemessen. Wundere man sich daher nicht, wenn der Blinde an heiliger Stelle nicht von Gefühlen überströmend erscheint. Ihm ist es, allem Anscheine nach, weit leichter, als uns, seinen Gottesdienst innerlich zu begehen und sich den Gegenstand seiner Andetung zu idealisiren."

Ueber sonstige Gefühlsrichtungen bei den Blinden sagt unser Verfasser unter Anderem:

„Selten wird sich ihr Zorn zur Heftigkeit, ihr Gram bis zur Verzweiflung, ihre Liebe bis zur Schwärmerei verstiegen. Dieses letztere Gefühl finden wir bei ihnen meistens durch eine sanfte Stimme hervorgerufen. Sie ist es, die Erregungen in das Herz des Blinden leitet, von deren Macht es uns schwer wird uns einen richtigen Begriff zu verschaffen. Sollte man diese gleichwohl der Gewalt vergleichen wollen, die auf uns zuweilen ein anodruckvoller Blick, ein verführerisches Lächeln, eine vollständige Stellung ausüben können! — Es läßt sich hieraus mit Sicherheit folgern, daß im Zustande der Blindheit alle Sinne weniger unmittelbar wirken, weniger vollständig in Uebung treten, woraus dann weiter zu folgern wäre, daß das Individuum unter solchen Umständen leichter im Stande sei, die Aeußerungen seiner Sinne zu beherrschen.

„Man bemerkt bei den Blinden eine gedultige Zähigkeit, die häufig der Hebel ihrer Erfolge in verschiedenen Fächern ist, die aber auch zuweilen, in häuslichen Beziehungen zumal, in eine gewisse Härte, welche man nur mit Anstrengung erweicht, ausartet. Ihre Trockenheit in Formen und Sprache leitet sich davon her. Darum auch erstaunen die Blinden über die Wandelbarkeit der Gedanken und des Willens, sowie über die Launenhaftigkeit, die bei uns Uebrigen die Eindrücke, die aus dem Sehvermögen entspringen, hervorrufen. Käme bei den Blinden die Erziehung und sonstige Lebenserfahrung nicht zu Hülfe, dann müßten sie die ins späte Alter so gelassen und kalt, so hartnäckig und unbeugsam erscheinen, wie dies mit ihnen in ihrer Kindheit der Fall ist. — Derselben Quelle mag die Eigenliebe entspringen, welche, nach dem eigenen Eingeständnisse Blinder, eine der vorherrschendsten und abstoßendsten Eigenschaften ist, welche die Blindheit zur Schau trägt."

Der Verfasser leitet dann weiter diese beklagenswerthe Erscheinung auch aus dem Bewußtsein des Blinden her, daß er von den Sehenden als nicht ebenbürtig behandelt wird, zu welcher Voraussetzung er durch die ihm gewöhnlich so reichlich gespendeten, aber mit Widerwillen angehörten Aeußerungen des Bedauerns über sein Unglück verleitet wird.

„Nicht blos bei den Blinden allein, sondern auch bei uns Sehenden erzeugt die Eigenliebe eine leicht erregbare Empfindlichkeit. Nur daß sie bei den Blinden leichter vorübergeht und schneller wohlwollenden Gesinnungen Platz macht. In Abhängigkeit von ihren Umgebungen zeigen sie sich diesen gegenüber gleichwohl zuweilen als ernste Richter. Ueber Fehler, welche sie wahrnehmen und mit Scharfsinn ergründen, schlüpfen sie nicht so leicht hinweg, weil sie durch äußerliches Blendwerk nicht getäuscht werden können, Ihnen gegenüber ist es der Lüge und der Heuchelei nicht möglich, sich von einnehmenden Bewegungen, von gewinnendem Lächeln unterstützen zu lassen. Sie suchen die Wahrheit aus dem Tone der Stimme heraus, die zu ihnen spricht, und sind vor dem Trugspiel der Sprache ziemlich gedeckt."

Weiter schildert nun der Verfasser die sanften und ruhigen Manieren der Blinden, wie sie ihnen zugestandes Unrecht wohl im Gedächtniß bewahren, aber weder Haß, noch Rache nachtragen, so daß sie nach Verlauf von kurzer Zeit auch über Diejenigen mit Unparteilichkeit urtheilen, von denen sie Unbill erlitten. Von Natur zum Mißtrauen geneigt, werden sie in ihrem Umgange mit den Menschen doch stets von einem Gefühle der Rechtschaffenheit und Billigkeit geleitet, welches sie mit Widerwillen gegen alle Hinterlist erfüllt. Wer etwas bei einem Blinden ausrichten will, sei frei und offen, auch wenn an seinen gewandten und verfänglichen Worten, „an diesem moralischen feinen und scharfen Blick, den der Blinde auf Euch wirft", wie Rodenbach sich ausdrückt, zu erkennen sein sollte, daß seine Ansichten noch schwankend sind. Nur damit gelangt man zu seinem Vertrauen, zu seiner Achtung, zu seiner Zuneigung. — Jenen Zustand von Frieden und Ruhe hat die gütige Vorsehung dem Blinden als Schadloshaltung für die ihm auferlegte Entbehrung überwiesen. Er denkt keineswegs so häufig, wie man sich einbildet, an das Unglück, nicht sehen zu können, und hat man ihn zu einer nützlichen Arbeit befähigt, so genießt er reinere Freuden, als die Mehrzahl Jener, die um ihn sind und ihn bedauern. — Das bei Blinden Bemerkenswerthen giebt es noch Mehreres. Ihr Gedächtniß z. B. erlangt eine große Kraft. Ihr Verstand ist von außerordentlicher Schärfe und erlangt bei fortgesetzter Uebung einen überraschenden, kaum glaublichen Grad. Eine der wichtigsten diesfälligen Betrachtungen lassen wir hier mit den eigenen Worten des Verfassers folgen:

„Man wird bereitwillig einräumen, daß die Abstraction, dieses geistige Scheidungsverfahren der Körper von ihren empfindenden Eigenschaften, in der Regel Blinden leichter werden muß, als uns Anderen. Ihnen sind in der That alle Körper einfach nur greifbare Oberfläche, während für uns stets schon allein der Farben-Unterschied ein Betrachten mit geistigem Auge bedeutend erschwert. Es wird sich hieraus ferner leicht erklären lassen, wie man in der geistigen Kraft der Blinden so häufig Anlagen zum Analysiren findet. Wie denn wohl mag ein von Blindheit heimgesuchtes Wesen einen Gegenstand zu erkennen vermögen! Doch nur indem es mit Sorgfalt Theil für Theil prüft, mit anderen Worten, alle Bestandtheile, einen nach dem anderen, zählt, also zergliedert. Wie wir: einen Gegenstand mit einem Blick erfassen, und mit einem Wurf einen Gesammt-Eindruck davon verschaffen, — und uns damit wohl auch begnügen lassen — das vermag er nicht. Allerdings wird er den Gegenstand schwieriger kennen lernen, weit langsamer, aber um so genauer in den Einzelheiten. Unser Verfahren ist ein synthetisches, ein Beurtheilen des Gegenstandes aus seinem zusammengesetzten Zustande, während der Blinde in der Analyse, der Beurtheilung und den einzelnen Bestandtheilen, sich hervorthun wird. Diese Art, sich Wissen anzueignen, ist ihm sprzifisch. Sie bildet seinen Verstand aus, der zwar wenig glänzend, aber um so gesunder ist.

„Und hier offenbart sich klärlich jener unendliche Zwischenraum, jener unermeßliche Abgrund, der sich zwischen dem „geistigen Wesen" und seinem „geistigen Werkzeuge" befindet. Die Philosophie des Materialismus will Beides unter einander werfen. Welche vergebliche Anstrengung! Wenn Ihr behauptet, daß der Geist nichts weiter als umgewandelte Empfindung der Sinne sei, so sagt uns, wie mag es zugehen, daß unser Geist vollständig identisch ist mit jenem eines Wesens, dem ein Sinn gänzlich mangelt, der gerade unseren sinnlichen Empfindungen so überschwänglich und so häufige Nahrung zuführt? Dies kann, sollte ich glauben, gar nicht zu erklären sein. Durch welches Wunder denn sollten zwei so verschiedene Zustände so vollständig gleiche Erfolge liefern!

„Wie viel klarer wird uns aber Alles vom Standpunkte des Spiritualismus! Es bietet sich uns dann keinerlei Schwierigkeit. Denn es besteht ein von der Materie geschiedenes Agens, welches überall ein und dasselbe ist in seiner Thätigkeit und nur insofern in sich einen Unterschied darbietet, als es sich in den verschiedenen Objekten anders äußert.

„Als ein der Sehkraft ermangelndes Wesen erregt der Blindgeborene vornehmlich die Theilnahme der Welt. Man will wissen, welche Vorstellung er sich von dem Lichte, dieser Quelle unserer lebhaftesten Freuden, macht. Ich erwiderte hierauf, daß er sich in Wirklichkeit gar keine Vorstellung davon schafft. Es ist ihm ja auch in seiner ursprünglichen Natur sowohl, wie als Urquell des Phänomens des Sehens, vollkommen unbekannt. Hier steht er vor einer unübersteigbaren Schranke. Man glaube nur nicht jenen Salbaderen, welche die Zähigkeit, Farben zu unterscheiden, demjenigen beimessen, dessen Auge erloschen, dessen Augapfel gänzlich geschlossen ist. In Wahrheit kann es höchstens eine geistreiche Annäherung geben zwischen Wahrnehmungen, die ihm eigen sind, mit solchen, von denen er sprechen hört, wie etwa, daß das Roth ihm wie der Schall der Trompete und das Himmelblau wie der sanfte Ton der Flöte vorkomme. Aber solche Gleichstellungen bestätigen nur um so mehr, daß die wahre Vorstellung vom Lichtstrahl und die wunderbaren Erfolge der Strahlenbrechung, daß endlich der Begriff eines farbigen Weltalls ihm für immer entzogen sind."

Herr Dufau ergeht sich hierauf in weiteren, an das Vorgetragene geknüpften interessanten Hypothesen, von welchen wir nur die eine als besonders originell hervorheben, daß so eigentlich der Blinde, wenn er spricht, sich nur des Idioms bedient, welches wir Sehenden für uns, nicht für sie geschaffen, und daß eine von Individuen, die des Gesichts beraubt sind, erfundene Sprache der unsrigen gar wenig gleichen müßte. Er folgert hieraus die Seltenheit hervorragender Geister unter ihnen, wie ihre gänzliche Unfähigkeit, eine hohe Stufe in der Dichtkunst zu erringen. Er citirt indeß einen Blinden, Saunders, der schon im vorigen Jahrhundert es so weit gebracht hatte, auf der Universität zu Cambridge Vorträge über die Theorieen Newton's, sogar über Optik, halten zu können. Ein in derselben Zeit aber auftretender Dichter (Blacklock) schrieb ohne Leben und Wärme. Einer wie der Andere waren von der Wiege an blind.

Das Gehör, behauptet Herr Dufau, sei derjenige Sinn, der dem Blinden den anschaulichsten Ersatz seines Mangels gewähre. Er habe lange den allgemeinen Irrthum getheilt, der dem Tastgefühle so außerordentliche Wichtigkeit beimißt. Eine lange Reihe der aufmerksamsten Beobachtungen habe ihn belehrt, daß vielmehr das Gehör das werthvollste Mittel ist, den Blinden aus der Vereinsamung, in welche er von seinen Verhältnissen verwiesen ist, herauszureißen und ihn mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen. Von hohem Interesse sind die von ihm gemachten und in der Abhandlung beschriebenen Erfahrun-

gen, sowie die Fingerzeige, die er giebt, über die wahrhaft wunderbare Fakultät zu Schlüssen und Folgerungen, die der Blinde aus dem Gehör allein zu gewinnen weiß.

„Das Gehör", so schließt Herr Dufau diesen Abschnitt, „hat seine eigene Sprache. Ihr Umfang mag nicht ganz bestimmt sein, er entspricht gleichwohl allen Gefühlen unserer Seele. Diese Sprache ist die Musik.*) Alle Idiome dieser Sprache, ihre Quellen, ihre Geheimnisse stehen dem Blinden zu Gebote. Es ist bis zum heutigen Tage nur nicht genugsam anerkannt, welche gewaltigen, natürlichen Anlagen für die Musik der Blinde in sich hegt. Ich werde später mit Beispielen näher treten, und in dem Folgenden wollen wir sehen, wie mit seinem Unterricht verfahren wird."

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Peter der Große in England.

(Schluß.)

Als Schoutbynacht oder Contre-Admiral wurde Jan van Rezz mit einem monatlichen Gehalt von 120 Kronenthalern angestellt. Crys selbst miethete in Amsterdam drei Schiffscapitaine mit einem Gehalt von 60 Kronenthalern monatlich, 23 Commanderrs zu 40 Kronenthalern, 35 Lieutenants, 32 Steuermänner und Unterſteuermänner, 50 Wundärzte, 66 Bootsleute und Bootsmannsgehilfen, 15 Kunſtbäcker, 345 Matrosen und 4 Köche. Die Offiziere waren meiſt Holländer, die Bootsleute und Matrosen Schweden und Dänen; unter den Aerzten befanden ſich nicht wenige Franzosen. Außer diesen von Crys angeworbenen Leuten, gewannen die Gesandten während des Aufenthalts des Zaren in England mehr als hundert Griechen, Slaven, Italiäner und Polen für seinen Dienſt, die theils als Capitaine, theils als Steuermänner und Matrosen eintraten, indem man ſich beſonders bemühte, Seeleute aufzutreiben, die mit dem Schwarzen Meere bekannt waren.

Das bloße Handgeld für eine ſo große Anzahl Leute nahm ſchon bedeutende Summen in Anſpruch; hierzu kam noch der Einkauf von Schiffs- und Kriegsvorräthen, nebſt anderen unvorhergeſehenen Reiſekoſten, welche, trotz der ſtrengen Sparſamkeit des Zaren, die Geſandtſchaftskaſſe ſo erſchöpften, daß er bereits von Amſterdam aus dem Fürſten Proſorowsky Befehl geben mußte, ihm 82,000 Kronenthaler und 42,000 Dukaten über Archangel nach Holland zu ſchicken, während der Dumnoi Djak Winius, Chef des ſibiriſchen Kollegiums, angewieſen wurde, Zobelfelle zum Werth von 10,000 Rubel**) und 200 Stück des feinſten Damaſtes einzuſenden. Unterdeſſen ſann Peter in Deptford ein Mittel, der Geſandtſchaftskaſſe eine anſehnliche Summe baaren Geldes zuzuführen zu laſſen, indem er dem Marquis Carmarthen einen in Rußland neu entſtandenen, früher unbekannten Induſtriezweig, den Handel mit Tabak, in Pacht gab. . . . . Lord Carmarthen bot dem Zaren für das Tabackmonopol in ſeinen Staaten eine dreimal größere Summe, als die von dem bisherigen Pächter, dem Moskauer Kaufmann Orlenof, entrichtete, nämlich 20,000 Pfund Sterling oder 48,000 Rubel, die er im Voraus bezahlen wollte. Der Zar verlieh ihm dagegen das Recht, in Rußland jährlich 3000 Faß oder eine und eine halbe Million Pfund Tabak einzuführen und zu verkaufen, und gab zugleich ſein Wort, „allen ſeinen Unterthanen, weß Ranges ſie auch ſein mögen, zu erlauben, die Niktiana zu rauchen und zu gebrauchen, ohne Rückſicht auf die früher dagegen erlaſſenen Ukaſe und Verordnungen."

Als erſahrener Schiffszimmermann nach England gekommen, hatte Peter in drei Monaten angeſtrengten Fleißes das engliſche Syſtem des Schiffsbaues aus dem Grunde erlernt, die Verhältniſſe der Linienſchiffe und Fregatten ſtudirt, alle nöthigen Kenntniſſe über die Einrichtung von Werften erlangt, ſich über die Regeln des Marinedienſtes unterrichtet, ſich mit zuverläſſigen Gehilfen umgeben und konnte nun mit gegründeter Hoffnung auf Erfolg zur Errichtung einer regelmäßigen Kriegsflotte ſchreiten. Doch gelang es ihm weder in England, noch in Holland, ſich mit der Organiſation einer Galeerenflotte bekannt zu machen, wie ſie die ſüdlichen Nationen Europa's wegen ihrer häufigen Kriege mit den Türken beſaßen. Namentlich rühmte ſich Venedig damals ſeiner Galeeren, Galiaſſen und Galliones, und dort, an den Ufern des Adriatiſchen Meeres, gedachte der unermüdliche Arbeiter das begonnene Studium zu vollenden, um in vollem Sinne als Meiſter aller Fächer der Schiffbaukunſt nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren.

Der Zar verabſchiedete ſich am 18. April von den Königin mit dem Gefühl der lebhafteſten Erkenntlichkeit für die ihm bezeugte Freundſchaft und der tiefſten Achtung für die engliſche Nation. „Ich wäre ewig ein Stümper geblieben", pflegte er nachher oft zu ſagen, „wenn ich nicht bei den Engländern gelernt hätte." Gleichgültig gegen Wiſſenſchaft und Kunſt, kalt für alles Schöne und Erhabene, aber ein vollendeter Menſchenkenner, konnte Wilhelm III. nicht umhin, die beiſpielloſe Selbſtverleugnung des jungen ruſſiſchen Monarchen zu bewundern; er wünſchte ſich die Züge ſeines ungewöhnlichen Gaſtes gegenwärtig zu erhalten und bat um Erlaubniß, ſein Portrait malen zu laſſen. Der Zar willigte ein. Den Willen des Königs erfüllte der Hofmaler, der zu jener Zeit durch ſeine Bildniſſe in ganz Europa berühmte, noch jetzt von Kennern hochgeſchätzte Schüler Rembrandt's und Freund Pope's, Gottfried Kneller. Er gab das ſchöne, männliche Antlitz des fünfundzwanzigjährigen Peter ſo treu wieder, daß der bekannte Reiſende Le Bruyn, welcher drei Jahre ſpäter mit dem ruſſiſchen Monarchen in Moskau, im Hauſe des holländiſchen Reſidenten, ganz unerwartet zuſammentraf, ihn ſogleich durch ſeine Aehnlichkeit mit dem Portrait Kneller's erkannte. Wo ſich das Original befindet, können wir nicht angeben, aber ein nach demſelben von dem Gehilfen Kneller's, dem in ſeiner Art gleich kunſterfahrenen Meiſter John Smith gearbeiteter Kupferſtich iſt unter den Sammlungen der kaiſerlichen Akademie der Künſte (in St. Petersburg) zu finden.*)

Nachdem er vom Könige Abſchied genommen, zögerte Peter noch drei Tage mit ſeiner Abreiſe, indem er, wie es ſcheint, den Wunſch hegte, ſich näher mit dem Münzweſen bekannt zu machen; er verbrachte wenigſtens täglich mehrere Stunden im Tower, auf dem Münzhof. Endlich begab er ſich am 21. April an Bord der Jacht „Transport Royal", unter Kommando des Capitains William Ripley; ſeine Begleitung folgte mit der Bagage auf einer anderen Jacht. Danilowitſch (wie Menſchikow noch genannt wurde) ſchloß ſich ihnen erſt ſpäter an. Der Zar fuhr an Greenwich vorbei, ohne ſich aufzuhalten, aber Woolwich konnte er nicht unbeſucht laſſen, und erſt nachdem er ans Land geſtiegen und die dortigen Kanonen abgefeuert hatte, fuhr er weiter. Auch in dem auf ſeinem Wege liegenden Chatham mußte er verweilen, um noch einmal die engliſche Flotte zu betrachten, und begab ſich dahin mit dem Marquis Carmarthen in einer kleinen Jacht, indem er den „Transport Royal" an der Mündung des Medway, bei der Stadt Sheerneß, zurückließ. In Chatham verbrachte er einen ganzen Tag mit einer genauen Beſichtigung der Schiffe, von denen „Britain" 103 Kanonen, „Duke" und „Triumph" jedes 96 Kanonen hatte. Am Morgen des 23. April kehrte er auf ſein Transportſchiff zurück, und nach einem Abſchiedsſchuſſe mit den Engländern ging er unter Kanonendonner in See. Bei der Stadt Margate erwartete ihn ein Convoi von mehreren Kriegsſchiffen; der Zar langte in der Dämmerung bei ihnen an und warf Anker, um hier das Oſterfeſt zu feiern. Um zwei Uhr Nachmittags gingen ſämmtliche Fahrzeuge unter Segel, mußten aber wegen eines heftigen Sturmes bei konträrem Wind zurückkehren und die Nacht über eine Meile von Margate beim Städtchen Shoreham vor Anker liegen. Auch am folgenden Tage dauerte der Sturm fort, aber der Wind ſchlug um; der furchtloſe Zar lief früh Morgens von neuem in das ſtürmiſche Meer aus und erblickte vor Abend die holländiſche Küſte, aber noch weit von Helvoetſluys: er mußte die Nacht wieder vor Anker liegen und erreichte erſt den Tag darauf mit nicht geringer Mühe den Hafen. Von hier ſchiffte er mit ſeiner Jacht die Maas hinauf, ſetzte ſich in Dortrecht in eine Schuyt, fuhr, ohne ſich aufzuhalten, an Rotterdam und Delft vorbei, beſah in Leyden die berühmte Univerſität mit dem anatomiſchen Theater und landete am 28. April in Amſterdam.

Aſien.

Skythen und Aſſyrier im alten Babylonien.

Ueber die Skythen, als urſprüngliche Bewohner Babyloniens, hat Oberſt Rawlinſon in der am 1. Dezember 1855 ſtattgefundenen Sitzung der „Aſiatiſchen Geſellſchaft" in London eine wichtige ethnologiſche Mittheilung gemacht. Er habe ſchon oft, ſagt er, auf die Thatſache aufmerkſam gemacht, daß die urſprünglichen Bewohner Babyloniens, die in der Bibel mit dem Namen „Nimrod" in Verbindung gebracht werden, der ſkythiſchen und nicht der ſemitiſchen Völkerfamilie angehören. Er habe ſchon lange die Ueberzeugung gehabt, daß die ſemitiſchen Racen ſich im weſtlichen Aſien erſt in einer verhältnißmäßig ſpäten Zeit niedergelaſſen haben; jetzt aber könne er die Verſicherung geben, daß das ſkythiſche Element noch zur Zeit des Nebukadnezar in Babylonien vorherrſchend geweſen ſei. Alle chaldäiſchen Inſchriften, die älter ſind, als das im dreizehnten Jahrhundert vor Chriſtus gegründete aſſyriſche Reich, geben die Namen und die Titel der früheren

*) Referent, der auf ſeiner langen und mühevollen Wanderſchaft durchs Leben oft Labſal aus der Muſik ſchöpfte, bekennt hier, daß er ſchon von Kindesbeinen ſich mit dem Glauben trug: Muſik ſei die Sprache der Seelen, jenſeits unſeres Grabes alſo die lautredlichſte.

**) Der Rubel galt damals ſoll das Dreifache ſeines gegenwärtigen Werths.

*) Auf dem Kupferſtiche Smith's, von welchem eine Kopie im verkleinerten Maßſtabe dem Lithtalevriſchen Werke beigelegt werden ſoll, iſt Peter in einem runden, von Lorbeeren umflochtenen Rahmen abgebildet, mit der Unterſchrift: „Jussa Britannicae Majestatis Gotofridus Knoller eques ad vivum pinxit 1698. J. Smith fecit et excudit." Auf dem Piedeſtal: „Petrus Alexewitz Magnus Dominus Tzar et Magnus dux Moscoviae."

Könige in einer skythischen Sprache. Aber auch zur Zeit Nabopolassar's und Nebukadnezar's war dies die Nationalsprache der Babylonier. „Unter den letzten Königen Assyriens", sagt der Oberst Rawlinson, „im siebenten Jahrhundert vor Christo, scheint das Studium der skythisch-babylonischen Sprache in Ninive sehr geblüht zu haben; denn alle Thontafeln des britischen Museums, die aus den Ruinen von Kojundschik genommen sind, enthalten assyrisch-skythische Alphabete, Grammatiken und Vokabularien. Die babylonischen Skythen, deren ethnischer Name „Akkad" ist, können als die Erfinder der Keilschrift angesehen werden. Diese Schrift bestand anfangs in einer rohen Abbildung der Gegenstände; später, als die Bilder in Buchstaben übergegangen waren, gab man ihnen eine dem Namen des ursprünglich abgebildeten Gegenstandes entsprechende phonetische Bedeutung. Das so gebildete Alphabet muß in Babylonien länger als ein Jahrtausend in Gebrauch gewesen sein, bevor die Semiten versucht haben, es auf ihre Sprache anzuwenden. Die Assyrier scheinen alle alten skythischen Tondeutungen der aus den Ausdrücken der skythischen Sprache gewonnenen Buchstaben beibehalten und das Alphabet nicht in der Weise geändert zu haben, daß sie einem jeden Zeichen eine neue, dem synonymen semitischen Worte entsprechende Tondeutung beigelegt hätten. Alle die seltsamen Gruppen, die uns in den assyrischen Inschriften begegnen, müssen als alte skythische Formen angesehen und nach den semitischen Aequivalenten gelesen und ausgesprochen werden. Die „Akkadim" haben alle die alten Hauptstädte und Tempel Babyloniens gebaut, indem sie dieselben Götter angebetet und dieselben Oerter bewohnt, wie ihre semitischen Nachfolger; aber sie schrieben eine verschiedene mythologische und geographische Nomenklatur gehabt zu haben. Die geheimnißvollen Gruppen, welche, wie man seit langer Zeit weiß, die verschiedenen Städte Namens Babylon bezeichnen, sind die wahren alten skythischen Namen dieser Städte, andere sind die verschiedenen, ohne Unterschied zur Vergegenwärtigung eines babylonischen Gottes angewandten Zeichen. Nebo z. B. oder Merodach sind wahrscheinlich die wahren Namen oder die Zeichen für den Namen des Gottes in einem oder in mehreren der skythischen Dialekte. Die Juden müssen dieses doppelte Bolabnlarium gekannt haben, obwohl dies in der Bibel in keiner Stelle mit Bestimmtheit gesagt ist. Die Namen der Städte Nimrod's sind alle skythisch mit Ausnahme von „Babel". Schinar, ein Name, der in den semitischen Inschriften nicht vorkömmt, ist wahrscheinlich die skythische Bezeichnung von Babel, wie Schschach (Jerem. XXV, 26.) das „Ur" der Chaldäer ist. Babylonien führt in den ältesten assyrischen Inschriften den geographischen Namen „Akkad" von den skythischen Stämmen, die es bewohnten. Später, als die semitischen Stämme (besonders die Aramäer und die verschiedenen Stämme der Araber) an Macht gewonnen hatten, wurden die Länder Schumir und Akkad von dem eigentlich sogenannten Babylonien unterschieden. Ob die Chaldäer ein skythischer oder ein semitischer Stamm sind, kann man bis jetzt mit Bestimmtheit nicht sagen; es scheint, als seien sie zur skythischen Race gehörig."

Mannigfaltiges.

— Administrative Statistik Europa's, Amerika's und des deutschen Bundes. Herr Richard Boeckh, dem diese Blätter in den letzten Jahren einige interessante Arbeiten über die Statistik des Auslandes verdanken, hat in den beiden neuesten Heften der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" eine (uns auch in besonderem Abdruck zugegangene) sehr lehrreiche „Uebersicht der Veröffentlichungen aus der administrativen Statistik der verschiedenen Staaten" publizirt. Wir werden in dieser Uebersicht mit den verschiedenen Einrichtungen bekannt gemacht, welche die Staaten Deutschlands und des Auslandes zu administrativ-statistischen Zwecken getroffen, und erhalten damit zugleich einen Quellen-Anzeiger für die Kunde der administrativen Statistik. Wer sich mit Fragen dieser Art zu beschäftigen hat, mögen es nun Staatsmänner, Regierungsbeamte, Zeitungs-Redakteren oder andere Publizisten sein, wird dem Verfasser gewiß Dank dafür wissen, daß er ihm einen in solcher Vollständigkeit noch nirgends vorhandenen Leitfaden der bis auf die neueste Zeit reichenden administrativ-statistischen Literatur an die Hand gegeben. Herrn Boeckh standen zu diesem Behufe die reichen Sammlungen des königlichen statistischen Bureaus in Berlin zu Gebote, und es ist nur zu bedauern, daß seine jetzige anderweite Wirksamkeit ihn nicht mehr mit den stets von ihm mit Vorliebe betriebenen Studien der Verwaltungs-Statistik in ununterbrochener Verbindung hält. In seiner vorliegenden Schrift giebt uns der Verfasser in sechzehn Kapiteln Auskunft über die Statistik des deutschen Bundes im Allgemeinen, des deutschen Zollvereins, der Hansestädte und Mecklenburgs insbesondere, Oesterreichs, der Schweiz, der Niederlande, Belgiens, Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Großbritanniens der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Frankreichs, Italiens, Spaniens und des ehemals spanischen Amerika, Portugals und Brasiliens, Rußlands und Polens, Griechenlands und der türkischen Länder.

Wir lassen hier die historischen Notizen folgen, die der Verfasser über Versuche von Einrichtungen einer administrativen Statistik des deutschen Bundes giebt: es „Eine administrative Statistik des deutschen Bundes giebt es noch nicht; die Besorgung der zu Bundeszwecken erforderten Data war den einzelnen Staaten überlassen und beruhte nicht auf gleichmäßigen Anfnahmen. Im Januar 1847 wurde auf Reden's Betrieb der Verein für deutsche Statistik zu Berlin gegründet, die Zeitschrift dieses Vereins erschien in diesen und dem folgenden Jahre und brachte statistische Arbeiten über Denkschriften Bevölkerungsverhältnisse, Schulen, Aberdrei, Militair, Kredit-Institute, Versicherungswesen, Weinbau, Forsten und Handel; seit Reden's Abgang nach Frankfurt hatte der Verein nur noch unter dem Namen des Berliner Zweigvereins eine kurze Existenz. Im deutschen Parlamente brachte Hildebrand zuerst die Bearbeitung der deutschen Statistik in Anregung, Reden richtete ein statistisches Bureau beim volkswirthschaftlichen Ausschusse ein, als dessen Arbeiten mehrere Beilagen zu den Parlamentsverhandlungen, namentlich die vergleichende Zusammenstellung der Einfuhrzölle nach Oesterreich, dem Zollverein, dem Steuerverein und Schleswig-Holstein (mit Bemerkungen über Schifffahrt und Handel), die vergleichende Darstellung der Gewerbegesetzgebung der einzelnen Staaten und eine statistische Zusammenstellung des deutschen Postwesens erschienen sind. Die Reichsgewalt zog behufs Feststellung der Matrikularbeiträge von sämmtlichen Staaten Nachrichten über den Stand der Bevölkerung seit 1818 ein, auf Grund deren im Frühjahr 1849 die provisorische Bevölkerungsmatrikel angelegt wurde. Auf Antrag des Parlaments (zuerst von Schubert beantragt) unternahm es das Reichsministerium, eine allgemeine deutsche Volkszählung anzuführen; es kam jedoch diese ebenso wenig, wie die beabsichtigte Errichtung eines statistischen Reichsbureau's zu Stande (Hanssen's Gutachten über die Volkszählung ist in Rau's Archiv abgedruckt). Zum Zwecke derselben hatte das Reichsministerium (durch Anschreiben des Unterstaats-Secretairs Fallati) von den einzelnen Staaten Nachrichten über die bestehenden statistischen Einrichtungen und die Anfnahmen über Stand und Bewegung der Bevölkerung insbesondere eingezogen; keine Antwort hatte dasselbe von Bayern, den Hessen, Limburg, Schaumburg, Bernburg, Gotha, Altenburg und Rudolstadt, keine Auskunft von Oesterreich, Braunschweig, Weimar und Frankfurt erhalten. Außerdem hatte das Handelsministerium des Reiches durch Anfrage bei den einzelnen Staaten die statistischen Data über die deutsche Flußschifffahrt in den Jahren 1843 bis 1847 gesammelt. — Bei dem Verwaltungsrathe der deutschen Union wurde die gleichmäßige Erhebung statistischer Data in den verbundenen Staaten von preußischer Seite in Antrag gebracht; es hatte dies die Folge, daß namentlich in mehreren kleineren Staaten die Förderung der administrativen Statistik in Angriff genommen wurde. Auf die Herstellung einer deutschen Statistik wirkt jetzt in den ihr vorzugsweise übertragenen Gebieten die Privatthätigkeit hin, wobei besonders das Hübnersche Institut zu erwähnen ist, indem Hübner in seinem Jahrbuche Zusammenstellungen der deutschen Schifffahrt, Auswanderung, Banken, Sparkassen und des Versicherungswesens giebt. Die Statistik der deutschen Eisenbahnen wird alljährlich von dem Bureau des Vereins der Eisenbahn-Verwaltungen herausgegeben")."

— Deutsche Kolonie in Nord-Mexiko. Nordamerikanische Blätter berichten: „Die Vorbereitungen für die deutsche Kolonie in Nord-Mexiko werden eifrig betrieben. Die Herren Miotte und Frauenstein haben einen Vertrag mit General Vidauri, als Gouverneur des Staates Neu-Leon, abgeschlossen, der unter Anderm Folgendes enthält: §. 1. Die Regierung des Staates tritt für die Colonisation von Deutschen diejenigen neunundzwanzig, im Gerichtsbezirke der Stadt Lampazos gelegenen Quadrat-Leguas ab, welche demselben zur Begründung einer Civil-Kolonie vom Herrn Gregorio de Mier y Teran geschenkt wurden. — §. 2—5 handeln von der Vermessung und Anlegung einer Stadt. §. 6 lautet: Nachdem der Stadtbezirk in der angegebenen Weise bezeichnet worden, wird der bewässerbare Theil in achthundert gleiche Theile abgetheilt, wovon fünfhundert für die deutschen, zweihundertundfünfzig für die mexikanischen Ansiedler und funfzig zu öffentlichen Zwecken bestimmt sind. — Die folgenden Paragraphen enthalten Bestimmungen über die Anfnahme in die Kolonie. §. 18 bestimmt die Steuerfreiheit der Ansiedler und die Befreiung vom Militairdienste außer im Falle einer Invasion der Indianer."

*) Ueber die Ergebnisse der preußischen Eisenbahnen liefert das technische Bureau des I. Handels-Ministeriums statistische Berichte, welche monatlich und jährlich im „Preußischen Staats-Anzeiger" abgedruckt werden. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Rthl. 10 Sgr., halbjährlich 1 Rthl. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr. Wolle das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Buchbinder Naumann, Markgrafenstr. Nr. 34), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 26. Berlin, Donnerstag den 28. Februar **1836.**

England.

Aus Macaulay's „Geschichte von England".

II. Fuller's Komplott.*)

Ein sehr glücklicher Umstand für Marlborough war es, daß gerade um die Zeit, wo ganz London von seinem Sturze sprach und einen Grund für den Zorn des Königs gegen den bisherigen scheinbaren Günstling aufzufinden suchte, eine Anklage auf Hochverrath gegen einige hochgestellte Personen von William Fuller eingebracht, streng untersucht und als falsch und tückisch befunden wurde. Die Folge war, daß das Publikum, das selten scharf unterscheidet, in diesem Augenblick gegen das wirkliche Vorhandensein irgend einer jakobitischen Verschwörung etwas hartgläubig wurde.

Daß Fuller's Komplott minder berühmt ist, als das papistische, davon liegt die Schuld mehr an den Geschichtschreibern, als an Fuller, der Alles that, was nur ein Mensch thun kann, um sich einen hervorragenden Platz unter den Schelmen zu sichern. Jeder Geschichtkenner muß bemerkt haben, daß die Verderbnis ihre zeitweiligen Moden hat, die auf- und abkommen, wie die Moden in Kleidern und Hausgeräthschaften. Es ist die Frage, ob je in unserem Lande vor dem Jahre 1678 irgendwer eine unsinnbildlich, rein aus der Luft gegriffene Geschichte von einem hochverrätherischen Komplott erfunden und eidlich erhärtet hätte zu dem Zwecke, sich dadurch wichtig zu machen, daß er Menschen, die ihn nie beleidigt, ins Unglück bringt. Doch 1678 wurde dieses verabscheuungswürdige Verbrechen Mode und blieb es für die nächstfolgenden zwanzig Jahre. Prediger bezeichneten es als eine eigenthümliche Nationalsünde und prophezeiten ein schweres Gericht, daß die Nation dafür treffen würde. Gesetzgeber brachten neue Strafen von furchtbarer Strenge für diesen neuen Frevel in Vorschlag. Es wurde jedoch nicht nöthig befunden, zu diesen Strafen Zuflucht zu nehmen. Die Mode wechselte, und die letzten anderthalb Jahrhunderte haben kein einziges Beispiel von dieser eigenen Art Ruchlosigkeit aufzuweisen.

Die Erklärung ist einfach. Titus Oates war Gründer einer Schule. Sein Erfolg bewies, daß seine Fabel so unwahrscheinlich ist, um nicht von Allen geglaubt zu werden, deren Verstand durch Furcht und Haß gestört ist. Seine Verleumdungen waren ungeheuer, aber zeitgemäß: er sprach zu einem durch Leidenschaften leichtgläubig gemachten Volke; und so erhob er sich durch schamlose, blutige Lügen in einer Woche vom Bettelstabe und aus der Dunkelheit zu Wohlleben, Ruf und Macht. Früher, um die spärliche Einnahme einer elenden Landpfarre auszuflicken, stahl er einen Pfarrkindern die Ferkel und Hühner; jetzt bewohnte er einen Palast, umgeben von einem Schwarm Bewunderer; Vermögen und Leben der Howards und Herberts fanden zu seiner Verfügung. Im Nu tauchte eine ganze Schaar Nachahmer auf. Es war, wie es die Leute dünkte, mehr dabei zu verdienen und weniger zu riskiren, wenn sie für eine erdichtete Verschwörung Zeugniß ablegten, als wenn sie auf offener Straße Börsen raubten oder daheim Dukaten beschnitten. Bis zur Auflösung des papistischen Parlaments waren papistische Komplotte das Hauptgewerbe. Dann, sieben Jahre lang, waren whigistische Komplotte die einzigen, die bezahlt wurden. Nach der Revolution kamen jakobitische Komplotte in Schwung; allein das Publikum war vorsichtig geworden; und obgleich die neuen falschen Zeugnisse ihren Vorgängern an Schlauheit nichts nachgaben, so fanden sie doch weniger Aufmunterung. Der erste Stoß, den die Ränke dieser ehrlosen Rasse erlitten, verdient eine umständliche geschichtliche Darstellung.

Im Jahre 1688 und Anfangs 1690 hatte William Fuller der Regierung Dienste geleistet, wie sie auch die besten Regierungen zuweilen brauchen und zu denen sich nur die schlechtesten Menschen hergeben. Seine nützliche Treulosigkeit wurde von seinen Auftraggebern nach dem Werthe bezahlt: mit Gold und Verachtung. Ihre Freigebigkeit setzte ihn in den Stand, einige Monate wie ein großer Herr zu leben. Er nannte sich Oberst, kleidete seine Lohndiener in prächtige Livree, kaufte schöne Pferde, wohnte in Pall Mall und zeigte seine eiserne Stirn, überschattet mit einer Perrücke für fünfzig Guineen, in den Vorzimmern des königlichen Palastes und in seiner Theaterloge. Er gab sich das Ansehen eines königlichen Günstlings, und als könnte Wilhelm ohne ihn nicht leben, folgte er Seiner Majestät nach Irland und später zum Fürstenkongreß im Haag. Fuller rühmte sich nachmals, er wäre im Haag mit einem Gefolge wie ein Gesandter aufgetreten, er hätte zehn Guineen wöchentlich für eine Wohnung gegeben und daß das schlechteste Kleid, das er zu tragen sich herabgelassen, von Silberstoff gewesen wäre und vierzig Shilling die Elle gekostet hätte. Solche Verschwendung brachte ihn natürlich in Armuth. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimat suchte er Zuflucht vor den Gerichtsdienern in Are-Hard, einem Hofe, der im Whitehall-Bezirk liegt. Seine Finanzen waren zerrüttet; er schuldete große Summen; an die Regierung hatte er keinen Anspruch; seine vergangenen Dienste waren reichlich bezahlt, künftige nicht zu erwarten: wer auf der Zeugenbank für die Krone erschienen war, konnte nicht mehr als Spion bei den Jakobiten gebraucht werden; und bei allen Männern von Rechtschaffenheit und Ehre, zu welcher Partei sie auch gehören mochten, war er verabscheut und gemieden.

Gerade um diese Zeit, als er in der Seelenstimmung war, in welcher die Menschen für die schlimmsten Versuchungen offen sind, traf er mit dem schlimmsten Versucher zusammen, mit dem Teufel in Menschengestalt. Titus Oates hatte Freiheit, Begnadigung und ein Jahrgehalt erlangt, das ihn zu einem reicheren Manne machte, als neunzehn Zwanzigstel seiner Gewerbsgenossen, die er an Schändlichkeit überbot. Aber das stellte ihn nicht zufrieden. Er beklagte sich, daß er jetzt weniger als dreihundert Pfund jährlich habe. In den goldenen Tagen der Verschwörung hatte er dreimal so viel, wohnte prächtig in dem Palaste, speiste von Silber und ging in Sammet und Seide. Er schrie nach Erhöhung seines Soldes. Ja, er war unverschämt genug, sich um ein geistliches Amt zu bewerben, und es dünkte ihn hart, daß, während so viele Bischofsmützen ausgetheilt wurden, er kein Dekanat, keine Pfründe, nicht einmal eine Landpfarre erhalten konnte. Er versäumte keine Gelegenheit, seine Ansprüche geltend zu machen. Er drängte sich in die Amtsstuben, in die Vorhallen der Parlamentshäuser. Man konnte ihn täglich sehen und hören, wie er, so schnell ihn seine zwei ungleichen Beine nur tragen mochten, keuchend vor Hast, aufgeblasen vom Gefühl der eigenen Wichtigkeit, zwischen Charing-Croß und Westminster-Hall hin- und herrannte, Allen vorschwatzte, was er für die gute Sache gethan; auf die Staatsdiener und Geistlichen, die er in Verdacht hatte, daß sie ihm bei Hofe schlechte Dienste leisteten und ihm den Weg zu einem Bisthume versperrten, im Style der Flußbootkneche schimpfte. Als er fand, daß in der Staatskirche keine Hoffnung für ihn sei, wandte er sich zu den Baptisten. Anfangs nahmen sie ihn sehr kalt auf; als er aber das Wunderwerk der Gnade, die in ihm gewirkt hätte, so rührend schilderte; als er vor Jehovah und den heiligen Engeln gelobte, fürderhin ein brennendes und leuchtendes Licht zu sein: da fiel es den einfältigen und gutherzigen Leuten schwer, ihn für falsch zu halten. Er girrte, sagte er, wie eine Taube; er dachte eines Sonntags vor Gram zu sterben, als er von der Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen wurde. Endlich wurde er zur Kommunion zugelassen; doch kaum war er ein Jahr unter seinen neuen Freunden, als sie seinen wahren Charakter entdeckten und ihn feierlich als einen Heuchler anstießen. Nun wurde er ein Todfeind der Baptisten und verfolgte sie ebenso verrätherisch, lügenhaft, schamlos, mit derselben schwarzen Bosheit, der einige Jahre früher berühmtere Persönlichkeiten zum Opfer gefallen waren. Diejenigen, die noch vor kurzem von der Schilderung seiner gesegneten Wiedergeburt erbaut waren, standen verdüfft vor diesem Gebahren: er müsse Rache haben, schrie er; Rache sei Gottes süßester Biffen; die Elenden, die ihn exkommunizirt haben, müssen zu Grunde gerichtet und gezwungen werden, ihr Vaterland mit dem Rücken anzusehen und keinen Schilling in der Tasche zu behalten. Seine Anschläge vereitelte endlich ein gerechtes Dekret des Kanzleigerichts, das auf dem Charakter eines gewöhnlichen Menschen einen dunkeln Fleck zurückgelassen hätte; auf der schmach-

*) Bd. III der Londoner und Bd. VI der Tauchnitzschen Ausgabe.

Digitized by Google

vollen Grundfarbe eines Titus Oates blieb der Zusatz unbemerkt. Bei allen Veränderungen indeß blieb er von einem Häuflein hirnköpfiger und losmäuliger Wähler umgeben, die, von jedem achtbaren Whig verabscheut und zurückgewiesen, sich dennoch Whigs nannten und sich in ihrem Rechte gekränkt dünkten, daß sie für ihre Späße und ihre Angeberein nicht mit den besten Stellen der Krone belohnt wurden.

Im Jahre 1691 bezog Titus, um dem Heerd der politischen Ränke und Parteiungen näher zu sein, ein Haus im Whitehall-Bezirk, zu dem Fuller, der in der Nähe wohnte, Zutritt fand. Das böse Werk, das in ihm schon als Kind durch das Lesen der Memoiren von Dangerfield zu keimen begonnen hatte, kam jetzt durch den Verkehr mit Oates zur Reife. Der Doktor von Salamanca war als Zeuge nicht mehr gefährlich; aber theils ein wilder Groll gegen Alle, die er als seine Feinde ansah, theils eine bloße affenartige Rastlosigkeit und Neigung, Unheil anzurichten, reizten ihn, durch fremde Werkzeuge zu thun, was er persönlich nicht mehr thun konnte. In Fuller hatte er das verderbte Herz, die fertige Zunge und die schamlose Stirn, also die ersten Erforderniße eines falschen Anklägers gefunden. Eine Freundschaft, wenn dieses Wort hier am Platze ist, erwuchs zwischen dem Paar. Oates öffnete Fuller Haus und Börse. Der angebeiate Sünder gab dem Anfänger theils direkt, theils durch seine Helfershelfer zu verstehen, daß Nichts einen Menschen so wichtig mache, als die Entdeckung eines Komplotts und daß gerade jetzt die Zeit sei, wo ein junger Kerl, der Nichts scheut und Niemand fürchtet, Minder thun könne. Die Revolution — das war der stete Refrain Oates' und seiner Schmarotzer — hat nur wenig Gutes gebracht. Die wackeren Jungen Shaftesbury's wären nicht nach Verdienst belohnt worden. Selbst der Doktor — so weit ging die Undankbarkeit der Menschen — wäre bei dem neuen Hofe kalt behandelt worden. Torpfiffche Schafte säßen am Rathstisch und hätten Zutritt zum königlichen Kabinet. Es würde eine edle That sein, ihre Nacken auf den Block zu bringen. Nottingham's langes, feierliches Gesicht auf dem Tower-Hügel würde vor Allem der köstlichste Anblick sein. Denn der Haß, den dieser Bösewicht gegen Nottingham fühlte, war gränzenlos und galt weniger seiner politischen Gesinnung — an der ohne Zweifel gar Manches auszusetzen war — als seinem moralischen Charakter, an dem auch die genaueste Lakeiforschung keinen Makel auszufinden konnte. Oates, mit dem Ansehen, wozu Erfahrung und Erfolg den meisten Anspruch geben, hielt seinem Jünger Vorlesungen über die Kunst, falsch Zeugniß abzulegen. „Ihr müßt", sagte er und würzte das Gesagte mit manchem Schwur und Fluch, „und dem, was Ihr in St. Germain gesehen und gehört habt, mehr, viel mehr machen. Niemals hat es eine schönere Anlage für ein Komplott gegeben. Aber Ihr seid ein Gimpel, ein Hansnarr, ich könnte Euch prügeln; so hätte ich's nimmer gemacht. Ich pflegte zu Karl zu gehen und ihm die Wahrheit rund heraus zu sagen. Ich warf Laaderdale einen Schurken ins Gesicht. Ich machte König, Miaister, Lordst, Unterhaus vor mir zittern. Aber Ihr jungen Leute habt keinen Verstand." Fuller war höchlich erbaut von diesen Ermahnungen. Inzwischen wurde ihm von seinen Spießgesellen ein Wink gegeben, daß, wenn er das Geschäft, Leben abzuschwören, in die Hand nehmen wolle, er wohl daran thun würde, sich nicht zu oft in der Gesellschaft des Titus in den Kaffeehäusern sehen zu lassen. „Der Doktor", sagte einer von der Bande, „ist ein trefflicher Mann und hat seiner Zeit große Dinge gethan; indessen sind manche Leute gegen ihn eingenommen. Wenn Sie daher wirklich ein Komplott entdecken wollen, dann je weniger Sie mit ihm gesehen werden, desto besser." Fuller unterließ es also, Oates' Haus zu besuchen, erhielt aber im Geheimen des großen Meisters Anweisungen.

Fuller scheint indessen — diese Gerechtigkeit ist man ihm schuldig — den Entschluß, als Denunziant aufzutreten, erst dann gefaßt zu haben, als es mit dem Betteln und Schwindeln nicht mehr gehen wollte. Einige Zeit lebte er von Almosen der Königin. Dann setzte er, als vorgebliches Glied der edlen Familie Sydney, die Leute in Contribution. Er schmeichelte Tillotson einiges Geld ab und lohnte des guten Erzbischofs Milde damit, daß er sich für Seiner Gnaden Lieblingsneffen ausgab. Aber im Herbste 1691 waren alle Kniffe erschöpft. Fuller wurde endlich in King's Bench einquartiert, und nun dünkte es ihn an der Zeit, Anzeige zu machen, daß er eine Verschwörung entdeckt habe.

Er wandte sich zuerst an Tillotson und Portland; beide aber merkten bald, daß er lüge. Indeß wurde dem Könige berichtet, und dieser, wie es sich erwarten ließ, behandelte Angabe und Angeber mit kalter Berachtung. Es blieb nur noch der Versuch zu machen, ob im Parlamente ein Feuer unterzuzünden war.

Bald nach Eröffnung des Parlaments ließ Fuller dem Unterhause eine Petition überreichen, anzuhören, was er zu sagen habe, und versprach wundervolle Enthüllungen. Er wurde aus dem Gefängniß vor die Barre gebracht, und hier wiederholte er einen langen Roman. Kurz, sagte er, hätte sechs Kommissarien, Halifax an der Spitze, die höchste Gewalt übertragen. Mehr als fünfzig Lords und Ebelleute hätten eine Adresse an den französischen König unterzeichnet, worin sie ihn um kräftige Hülfe zur Wiederherstellung des Hauses Stuart anflehten. Fuller erklärte, er hätte die Adresse gesehen, und nannte einige Namen der Unterzeichneten. Einige Mitglieder machten harte Bemerkungen über die Unwahrscheinlichkeit der Mähr und über den Charakter des Zeugen. Er sei, sagten sie, einer der größten Schurken der Erde und erzähle Dinge, die kaum glaublich wären, wenn sie auch ein Engel vom Himmel erzählte. Fuller vermaß sich keck, Beweise zu bringen, die auch den Ungläubigsten zufrieden stellen sollten. Er behauptete, mit einigen Agenten Jakob's in Verbindung zu stehen; sie seien bereit, dem Vaterlande Genugthuung zu geben. Ihr Zeugniß würde entscheidend sein, da sie es mit Dokumenten belegen könnten, welche die Schuldigen überführen müßten. Sie hielten nur deshalb zurück, weil einige der Verräther in hohen Stellen und in der Nähe der königlichen Person wären und sie, die Agenten, fürchten müßten, sich die Feindschaft so mächtiger und verruchter Personen auf den Hals zu ziehen. Fuller schloß mit der Bitte um eine Geldsumme, die, wie er versicherte, auf gute Zinsen angelegt werden sollte. Wäre das Haus auf diese unverschämte Forderung eingegangen, wahrscheinlich hätte er damit seine Schulden bezahlt, seine Freiheit wiedergewonnen und sich aus dem Staube gemacht; allein das Haus beschand darauf, erst die Beweise zu sehen. Da fing er an, Ausflüchte zu suchen: die Herren wären auf dem Festlande und könnten ohne Päße nicht kommen. Es wurden ihm Päße übergeben: er fand sie nicht ausreichend. Das Haus der Gemeinen aber, seit entschlossen, hinter die Wahrheit zu kommen, überreichte dem Könige eine Adresse mit dem Gesuch, dem Fuller ein Geleitsbrief-Blankett in den umfassendsten Ausdrücken zu übersenden. Der Geleitsbrief wurde übersendet. Sechs Wochen vergingen, und von den Beweisen verlautete nichts. Die Freunde der Angeschuldigten stellten dem Hause nachdrücklich vor, daß es sich für die Sommerferien nicht vertagen dürfe, ohne zu einer Entscheidung in einer so schweren Anklage zu kommen. Fuller wurde vorgeladen. Er schäfte Krankheit vor und versicherte, nicht zum ersten Male, die Jakobiten hätten ihn vergiftet. Aber all seine Schliche scheiterten an der lobenswerthen Raschheit und Energie, womit das Haus handelte. Eine Kommission wurde an sein Bett beordert mit dem Auftrage, sich zu vergewissern, ob er wirklich Zeugen habe und wo diese Zeugen zuhause sind. Die zu dem Zwecke abgeordneten Mitglieder gingen nach der King's Bench, fanden ihn leidend, wahrscheinlich in Folge eines Brechmittels, das er verschluckt hatte, um sie zu täuschen. Auf ihre Fragen antwortete er, daß zwei von seinen Zeugen, Delaval und Hayes, in England wären und in dem Hause eines römisch-katholischen Apothekers in Holborn wohnten. Auf den Bericht der Kommission wurden sofort zwei Mitglieder der Gemeinen in das bezeichnete Haus abgeschickt. Das Haus und alle benachbarten Häuser wurden durchsucht; Delaval nad Hayes waren nicht zu finden, und keine Seele in der Nachbarschaft wollte etwas von diesen Männern gesehen oder gehört haben. An dem letzten Signngstage, gerade bevor der schwarze Stab an die Thür pochte, safte das Haus den einmüthigen Beschluß, daß William Fuller ein Betrüger und falscher Ankläger sei, daß er Regierung und Parlament beschimpft, ehrenhafte Männer verleumdet habe, daß eine Adresse vor den Thron zu bringen sei mit dem Gesuch, den Menschen für sein Bubenstück gerichtlich zu verfolgen. Er wurde demnach verhört, überführt und zu Geldbuße, Einsperrung und Pranger verurtheilt. Die Prangerstellung, für Einen, der noch nicht alles Schamgefühl verloren hat, schrecklicher, als der Tod, ertrug er mit jenem verhärteten Trotz, würdig seiner Lieblingsvorbilder, Dangerfield und Oates. Er hatte die Unverschämtheit, noch nach Jahren zu behaupten, er sei ein Opfer der Machinationen des verwiesenen Königs, der sechzigtausend Pfund Sterling darauf verwendet, ihn zu Grunde zu richten. Delaval und Hayes — so lautete die Mähr — wären von Jakob persönlich unterwiesen worden. Sie hätten, seinen Befehlen zufolge, Fuller beredet, sein Wort zu verpfänden, daß sie sich einstellen werden, hätten sich aber dann entfernt und ihn dem Zorn des Unterhauses bloßgestellt. Die Fabel fand die Anfnahme, die sie verdiente, und Fuller verfank in Dunkelheit, aus der er in langen Zwischenräumen zu seiner Schmach zwei- oder dreimal wieder auftauchte.

Frankreich.

Die Blinden und ihre Unterrichtsweise.

(Fortsetzung.)

II.

Reichen Trost in das oft bange Herz muß es uns gewähren, wenn wir sehen, mit welcher vorsorglichen Umsicht Gottes Vaterhand gerade diejenigen Geschöpfe leitet, welchen sein Rathschluß ein in unseren Angen so gebrechliches Dasein zutheilte; wenn wir wahrnehmen, wie Er Geister weckte, Menschen mit dem Gedanken beseligte, ihr ganzes Leben und Wirken Einem Ziele zu weihen: dem des tostlosen

Beispandet eben für solche mit Mängeln in die Welt tretende Wesen. Der Verfasser hat nicht mit Sicherheit ermitteln können, ob schon vor der Zeit des in unserem ersten Artikel erwähnten Hauy Versuche mit einem Alphabet für die Blinden angestellt worden sind. Jedenfalls war es dieser Menschenfreund, der ein tastbares Alphabet erfann, was bald zu einem Abdruck und weiter zu dem ersten Buche mit hervorragenden Buchstaben führte. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris ließ sich einen lobpreisenden Bericht hierüber am 18. Februar 1785 erstatten. Gleichwohl waren diese Anfänge, wie man sich denken kann, schwerfällig, und gewichtige Foliobände konnten nur Weniges von Elementar-Wissenschaften enthalten, ihrer Kostspieligkeit zu geschweigen. England und vorzüglich die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika suchten Verbesserungen anzubringen, was um so nützlicher ward, als damit größerer Wohlfeilheit eintrat, die meisten Blinden aber, mit denen man zu thun hat, nur arm sind.

Indeß herrschte in dem Guß der einzelnen Buchstaben lange keinerlei Uebereinstimmung. Die Gesellschaft der Künste in Edinburg schrieb deswegen 1832 eine Preisbewerbung aus. Von den eingelieferten sechs verschiedenen Vorschlägen brachte keiner eine gründliche Lösung der doppelten Aufgabe: den Buchstaben für den Finger leicht tastbar, dabei aber dennoch nicht unförmlich für das Auge des Sehenden einzurichten. Bei einem zweiten Ausschreiben gingen der Vorschläge funfzehn ein, darunter aber auch die wunderlichsten. Die gelehrte Gesellschaft entschied sich für ein von Fry in London vorgeschlagenes Alphabet, welches hierauf auch in Amerika Eingang fand. Nun wurde es schon möglich, den Blinden die ganze heilige Schrift im Drucke zugänglich zu machen. Herr Dufau schildert den Einfluß der Fortschritte in England und Amerika und gesteht zu, daß sie in Frankreich nur leidliche Nachahmung fanden. Er erzählt hierauf weiter:

„Seit langen Jahren trug sich ein den Wissenschaften wie der Menschenliebe sich eifrig hingebender Mann mit dem glücklichen Gedanken, anstatt der mehr oder minder zutreffenden Herstellung hervorragender Buchstabenzeichen ein anderes Zeichensystem zu ermitteln, welches tastbare Punkte in verschiedenartigster Zusammenstellung zur Grundlage erhielt. Dieser Mann, Charles Barbier, lebte geräuschlos und zurückgezogen und arbeitete in der Verborgenheit. Unablässig sann er der Vervollkommnung seines Systemes nach und schuf sich auch selbst die Werkzeuge dazu. Es ging ihm aber, wie in der Regel allen ersten Erfindern: er änderte seine Ideen häufig, und obschon die Form, bei welcher er zuletzt verweilte, zu drei Berichten an die Akademie der Wissenschaften, von so glänzenden Namen wie Cuvier, Lacépede und Ampère gezeichnet, Veranlassung gab, und so sinnreich sie sonst erschien, so stellte sich doch heraus, daß in ihr Nichts gegeben war, was den Blinden besonders annehmbar sein konnte und selbstverständlich war es gerade ihre, sich also äußernde Meinung, die maßgebend erscheinen mußte. Gleichwohl war der Grundgedanke ebenso richtig wie fruchtbar. Denn dem Finger des Blinden sich darbietende Punkte müssen unstreitig faßlicher für ihn sein, als die Umrisse von Buchstaben-Formen. Dies verkannte man in der Blinden-Anstalt zu Paris durchaus nicht. Ein junger und blinder Lehrer, der sich dort befand, Braille, dessen Geschicklichkeit in der Unterweisung seiner Schicksalsgenossen sich schon anderweit bewährt hatte, legte die erste Auffassung Barbier's weiterem Nachdenken unter und gelangte glücklich zum Ziele. Das System, welches er hiernach erfand, war einfach und praktisch. Dies verlieh ihm einen Vorzug vor anderen, anscheinend gelehrteren philosophischen Systemen. Seine Erfindung war die leichtfaßlichste."

Wie nun der Verfasser weiter erläutert, dient ein und dasselbe in seiner Einfachheit glänzende System zu gleicher Zeit für Sprach-, Ton- und Schriftzeichen. Freilich wird dadurch ein unmittelbarer Verkehr in diesen Beziehungen zwischen Blinden und jedwedem Sehenden eher erschwert als erleichtert; aber diese Unbequemlichkeit ist unerheblich, gegenüber den unermeßlichen Vortheilen, die dem Blinden aus seiner eigenthümlichen Schreibweise erfließen. Bevor seine Verhältnisse zu Anderen in Betracht zu ziehen sind, kommen jedenfalls die zu sich selbst zur Erwägung, und wenngleich der Blinde tastend die Zeichen nicht mit solcher Schnelligkeit in sich aufnehmen kann, wie der Sehende die Buchstaben durch einen Blick auf dieselben, so fördert doch das Tasten der Punkte die durch das Sehen nicht abgeleitete Auffassungskraft der Blinden in solchem Grade, daß nach der Versicherung eines Blindenlehrers zu Boston (XVI. Ber. [1843] der Perkinsschen Anstalt) seine Schüler im Laufe einer Woche die Zeichen (Buchstaben) lernten und am Ende dreier Wochen lesen konnten. Diese Erfahrung verspricht, daß es hinführo keinen Blinden mehr geben dürfte, der es nicht zum Lesen sollte bringen können, wenn nicht etwa die Natur ihm jeglicher geistigen Befähigung baar gelassen haben sollte.

Schwieriger und noch viel mehr vergeblichen Versuchen unterworfen blieb es, den Blinden das Schreiben zu lehren, selbst wenn man sich auf die Zeichen beschränkte, deren man sich so passend fürs Lesen bediente, wodurch allerdings nebenbei auch noch diese Schrift allen jenen unleserlich blieb, die sich auf dieselbe nicht verstanden. Diese Schwierigkeit überwand ein Zögling der Blinden-Anstalt, Foucault, jetzt Lehrer in der Quinze-Vingts. — Nach einander von der Aufmunterungs-Gesellschaft (Société d'encouragement) und den Jurys der Ausstellungen zu London und Paris ist er mit Preisen wegen des von ihm eingeschlagenen Weges ausgezeichnet worden. Seinem Systeme nach, ist es nicht mehr so eigentlich des Blinden Hand, welche schreibt, sie leitet nur einen schreibenden Apparat, der mit scheitelrecht gestellten zehn Tasten auf ebenso viele Stifte hinwirkt. Während die Finger der rechten Hand die Tasten des Apparates in Bewegung setzen, leitet die linke Hand denselben vermittelst eines Handgriffes, der zur wagerechten Bewegung des Apparates dient.

Wir können dem Verfasser in seiner Schilderung der Wirkung dieser geistreichen Erfindung nicht folgen und verleihen nur folgender Betrachtung daraus eine Stelle:

„Wozu, warf man uns ein, soll Blinden Geographie, Geschichte, Physik und Literatur gelehrt werden? Nicht blos gewöhnliche Weltlente, nein, Staatsdiener, deren Beruf es war, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, stellten uns dieselbe. — Man könnte allerdings verleitet werden, anzunehmen, daß, wer nicht sehen kann, sich um eine Menge von Begriffen gar nicht kümmert und die prunkvolle Entsaltung unserer Wissenschaftlichkeit mit dem gleichgültigsten „Geht mich nichts an" von sich stößt: wenn wir nicht ganz im Gegentheil auf das Unzweideutigste wahrnehmen könnten, wie wißbegierig der Blinde auf jede Mittheilung hinhorcht, welche man ihm über solche Gegenstände macht, die nach oberflächlicher Ansicht ihm selbst absolut für immer unnütz erscheinen sollten, — und mit welcher Befriedigung ihn die Belehrung darüber erfüllt. Hier auch stellt sich einmal wieder unlengbar heraus, wie tiefinnig der Durst nach Wissenschaft mit dem menschlichen Wesen verschungen ist. Daher konnte ein Blinder versichern, daß er ein Empfinden irdischen Glücks erst seit der Zeit kenne, daß er Etwas gelernt habe. Bei dem Blinden zuerst findet der Lehrsatz Anwendung „„Wissen ist Leben"". Durch den ihm gewidmeten Unterricht erst wird ein solches, vom Mißgeschick gebeugtes Geschöpf vollständig sich selbst wiedergegeben, in seine eigene Achtung eingesetzt und aus einem hülflosen und verachteten Wesen zu einem mit allen moralischen Kräften ausgerüsteten Menschen umgewandelt. Entwickelt nur seinen Geist, ihr besähigt damit seine Hände. Sein Wissen ist der Maßstab seines Werthes. Wer ihm die Leuchte menschlicher Erkenntniß entzieht, der stempelt ihn erst zum Unglücklichen.

„Diese Ansicht, und zwar im ausgedehntesten Sinne, hat auch in den Instituten Deutschlands, Englands und Nord-Amerika's mehr und mehr Platz gegriffen. In dem Studienplan der Blinden-Anstalt zu Philadelphia findet man, außer den Unterrichts-Gegenständen, die in dem Plane gewöhnlicher Erziehungs-Anstalten liegen, auch noch Natur- und Moral-Philosophie, Sternkunde, Algebra, Geometrie und Geologie. Diese Ausdehnung, auch wenn bei dem Unterrichte selbst nur die allgemeinen Begriffe gelehrt würden, könnte man anwasend, hochfahrend nennen. Es widerlegt sich dies einfach durch die Bemerkung, daß dies in einer Anstalt stattfindet, welche nur von der öffentlichen Wohlthätigkeit, nicht also aus Staatsseckel, erhalten wird, daß sie in einem Lande sich befindet, wo ein nächterner, berechnender Sinn der vorwaltende ist und dessen Bewohner bekanntlich nicht in dem Verdachte stehen, daß sie hohlen Glanz dem vorziehen sollten, was nützlich und lehrreich ist."

Der Verfasser schließt diesen Abschnitt mit einem pathetischen Hinweis auf einen Monarchen, den Beherrscher eines deutschen Landes, den er mit schwungreichen Worten als Beispiel aufstellt, bis zu welcher Höhe an Geistesstraft und hohen Fähigkeiten man es in der Blindheit bringen kann.

Dagegen eröffnet der Verfasser den vierten Abschnitt mit einem kleinen boshaften Ausfall auf einen früheren Minister Frankreichs und behandelt darin die großen Anlagen, die drei Blinden nicht blos für das Ueben der Musik, sondern vornehmlich für den Unterricht in dieser Kunst sich herausstellen. Die zur Zeit sehr berühmte Pianistin Wilhelmine Klauß hat einen Blinden zu ihrem Lehrer gehabt.

Wer heute", so schreibt der Verfasser weiter, „die vorzüglichsten Werkstätten der Kunst und des Fleißes in Paris besuchen will, tritt unzweifelhaft auch in ein Haus, auf dem Boulevard des Italiens, dicht neben dem Théâtre des Variétés. Er wird dasselbst von einem Manne mit wohllautender, fließender Sprache und von sehr anständigem, gefälligem Aeußern, mit grünen Gläsern vor den Augen, empfangen, der ihn mit Leichtigkeit und Gewandtheit in seiner Bewegung, in den mit Pianofortes aller Art gefüllten Sälen umherführt, dabei Eines nach dem Anderen vorweist und seine Erfindungen und Verbesserungen, für welche ihm Anerkennung und Auszeichnungen zu Theil geworden sind, erläutert, — daß, wenn jener es nicht schon vorher erfahren, er aus dem Vortrage und den Bewegungen dieses Mannes nicht wird schließen können, daß derselbe alle diese Sachen, die er entweder selbst gefertigt, oder nach seinen eigenen Vorschriften hat fertigen lassen, nie

mit Augen gesehen hat, ja, daß dieser Mann vor vierzig Jahren als armes blindes Kind aus der Provinz der Anstalt zugeschickt worden war."

In seinen weiteren Mittheilungen über den Musik-Unterricht erwähnt der Verfasser, daß Paganini, der eines Tages einem Konzerte der Blinden beigewohnt hatte, geäußert haben soll, daß, um einen richtigen Begriff von dem höchsten Grade der Präzision in musikalischen Aufführungen zu erlangen, man die Blinden hören müsse. Es erklärt sich dies aber aus ihren eigenthümlichen Zuständen. Sie haben keine Noten vor ihren Augen, denen sie maschinenmäßig folgen können. Ihre Gedanken können sich darum nicht zerstreuen, diese müssen vielmehr gespannt auf die Partitur gerichtet sein, die ihr Geist gänzlich in sich aufgenommen haben muß. Sie müssen mit ihrer ganzen Seele bei ihrer Aufgabe sein.

„Man könnte die Bemerkung aufwerfen", sagt der Verfasser, „daß es noch keiner der blinden Musiker zu einer so hohen Berühmtheit gebracht, wie solche andere Komponisten und Tonkünstler schon erlangt haben. Es rührt dies aber blos von dem Nachtheile her, in welchem der Blinde stets dem Sehenden gegenüber sich befindet, welcher Letztere, auch wenn er den Ersteren in Fähigkeiten nicht einmal erreicht, diesen dennoch allemal da, wo es Erfolgen nachzujagen gilt, überholen wird. Vor drei Jahren errang ein Zögling des Blinden-Instituts im kaiserlichen Konservatorium in der Klasse für das Waldhorn den ersten Preis. Für einen mit seinem Gesichte Begabten, wäre eine solche Auszeichnung die Staffel seines Glücks gewesen. Jenem armen Blinden verhalf sie nicht von der Stelle. Er konnte in seiner traurigen Einsamkeit den Sorgen für seine Zukunft auch weiter nachhangen. Und dabei waren sein Talent und der Reichthum seiner musikalischen Empfindungen so außerordentlich, daß er an einem einfachen, auf dem Horn hervorgebrachten Tone jeden Einzelnen seiner Mitschüler zu erkennen vermochte. Dem Emporklimmen aber im Ansehen und im Rufe in unserer Gesellschaft stellt die Blindheit eine für jetzt noch unübersteigbare Schranke."

(Schluß folgt.)

Rußland.

Lied des Schützen-Corps der kaiserlichen Familie von Rußland.

Das erst im jetzigen Kriege nach dem Muster der Jäger von Bircennes gebildete Schützen-Corps, dessen Gemeine ausschließlich aus Bauern der Kronbomänen bestehen, hat durch den ernsten Aufruf zum freiwilligen Eintritt eine große Bedeutung gewonnen. Alle höheren Offizierstellen in demselben sind von Mitgliedern der kaiserlichen Familie besetzt, während die wirklichen Offiziere nur als Vice-Obersten, Vice-Hauptleute u. s. w. agiren. Das Original des folgenden, dem „Russischen Invaliden" entnommenen und als offiziell zu betrachtenden Liedes wurde dem Kaiser zugesungen, als der Stab des Corps St. Petersburg verließ. Es ist in denselben reimlosen, rhythmisch gemessenen Versen geschrieben, welche der russischen Poesie so zusagend sind, und ist seitdem zur Ehrenhymne der kaiserlichen Schützen erklärt worden. Merkwürdig in ihm ist das Zurücktreten des religiösen Elements; Sonne, Sterne, Falken, lauter die Phantasie begeisternde Dinge, nehmen mehr ob.r weniger die Stelle der orthodoxen Agentien ein.

Стрѣлковая песня.

(Schützenlied.)

Ruhm am Himmel der Sonne, der höchsten!
Ruhm!
Ruhm auf Erden dem Zaren, dem hehen!
Ruhm!
Ruhm am Himmel den schreienden Sternen!
Ruhm!
Ruhm auf Erden den Schützen des Kaisres!
Ruhm!
Fest sei ihre Hand und ständig!
Ruhm!
Schärfer ihr Aug', als Auge des Falken!
Ruhm!
Führe sie Gott! für Mütterchen Rußland!
Ruhm!
Grimmen verderbringend gegen die Feinde!
Ruhm!
All unser Sinnen gelte der Heimat!
Ruhm!
Ander Leid werft in die blaurote Luft!
Ruhm!
Diesen Sang Dir, o heilige Rußland!
Ruhm!
Schütze Dich Gott, rechtgläubiges Land!
Ruhm!
Daß einer der Schützen steh' gegen drei!
Ruhm!
Daß Niemand so hell wie Zarenglanz sei!
Ruhm!
Daß Niemand so hoch wie Russenruhm sei!
Ruhm!
Daß Niemand so laut wie Russenpreis sei!
Ruhm!
Daß Niemand so voll wie Russensang sei!
Ruhm!
Daß Niemand so fühn wie Kaiserschütz sei!
Ruhm! (Slawa!)

Mannigfaltiges.

— **Die Türken und die Frauen.** Von der schonungsvollen, ja, zarten Rücksicht der Osmanli gegen das schwache Geschlecht führt die bekannte Fürstin von Belgiojoso zwei selbst erlebte Beispiele während ihres Aufenthalts in Konstantinopel an: „Die Regierung der hohen Pforte kam auf den Gedanken, die überlichen Frauenzimmer in ein geräumiges Gebäude zu schöpfen; hierher mochten nun die christlichen Liebhaber kommen und ihre Auswahl treffen, doch mit der Bedingung, daß derjenige, der eine Erwählte heimführt, zuvor eine kleine Summe erlege und sich überdies verpflichte, sie mindestens einige Monate bei sich zu behalten. Das Gesetz war gegeben, das Haus zur Unterbringung dieser Damen eingerichtet, und es handelte sich nur noch darum, sie einzuverfechen. Eines Tages ging ich nun durch eine Straße von Pera und blieb bei einem Haufen von etwa zwanzig Menschen stehen, der sich um einen Kawas (türk. Gendarmen) geschaart hatte. Er redete einer Negerin eifrig zu, sich in den Palast führen zu lassen, wo sie alle erdenklichen Annehmlichkeiten finden werde. „Schlagt mich lieber todt!" war die einzige Antwort des schluchzenden Weibes. Der Kawas erschöpfte sich wiederholentlich in den bilderreichsten, begeistertsten Schilderungen des guten Bettes, des guten Tisches, der schönen Kleider, der unaufhörlich brennenden Pfeife, des in Strömen fließenden Kaffees, kurz, aller der Genüsse, die dieses Gefängniß zu einem wahren Paradiese machen würden. Die Unterhandlung dauerte eine halbe Stunde, und als ich weiter ging, war noch nichts entschieden. Ich fragte den mich begleitenden Burschen, weshalb der Kawas so viel Umstände mache und die Negerin nicht mit Gewalt an den Ort ihrer Bestimmung abführe? „Ein Weib!" rief der Mensch, und in seinem Ton sprach sich das Aergerniß aus, das er an meiner Frage genommen. Es ging mir eine Ahnung auf, daß die Türken nicht ganz so roh wären, wie man sie in Europa verschreit."... „Eine aus Marseille gebürtige, an einen Türken verheirathete Frau hatte einen Prozeß. Ihr Gegenpart gründete seine Ansprüche und Hoffnungen auf ein Schriftstück, das er beim Richter niedergelegt hatte. Die Marseillerin, davon unterrichtet, begiebt sich zu dem Richter und bittet ihn, ihr Einsicht in die fragliche Urkunde zu gewähren. Nichts ist billiger. Der Richter holt das Dokument und schickt sich an, es der Dame vorzulesen; kaum aber hat er die Briefe auf der Nase, als die Dame einen Satz nimmt, ihm das Papier aus der Hand reißt, es in die Tasche steckt, eine Verbeugung macht und ruhig aus dem Zimmer durch die Vorhalle schreitet, wo an die sechzig Sklaven und Gerichtsdiener stehen. Sie fordert nun ihren Gegner auf, irgend eine zu seinem Gunsten lautende Urkunde beizubringen, und gewinnt den Prozeß. Als man mir diese Geschichte erzählte, bemerkte ich, der Richter müsse von der Marseillerin bestochen worden sein; denn es wäre ihm ja sonst Nichts leichter gewesen, als sie durch seine Leute anhalten und ihr die so frech entwendete Schrift wieder abnehmen zu lassen. — „Ein Weib!" lautete wieder die Antwort."

— **Chinesische Vegetarier.** Die „Vegetarians" in England die der Fleischkost den Krieg erklärt haben und nur von Gemüsen leben, sind durch Pater Brouillon, einen Jesuiten, der China als Missionär bereist, um ihre Originalität gebracht; denn er berichtet von einer chinesischen Sekte, den Graessern, die Fleisch, Fisch, Milch, Eier von ihrem Tisch gebannt haben und nur Pflanzenkost darauf dulden. Sie sind in Rotten getheilt, deren Leiter jedes Jahr zusammenkommen, um über Angelegenheiten der Gemeinde zu berathen. Mitglieder, die sich nicht tadellos aufführen, büßen durch die Bastonade, und zeigen sie nach einer dreimaligen Züchtigung keine Besserung, so werden sie aus der Gesellschaft gestoßen. Den aufzunehmenden Gliedern schärfen sie folgende drei Vorschriften ein: 1) ein aufrichtiges Herz zu haben, daraus jedes schlimme Verlangen, jeden strafbaren Wunsch zu bannen; 2) ihr Betragen nach der Vernunft und nach der Gerechtigkeit zu regeln; 3) gesetzt im Aeußern zu sein, ohne Grund sich auch nicht umzudrehen. — Die religiöse Bibliothek der Sekte besteht aus 5048 Bänden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. — Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Mittelstraße Nr. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 27. Berlin, Sonnabend den 1. März 1856.

Klein-Asien.

Die Belagerung von Kars.

Der englische Militair-Arzt Dr. Humphrey Sandwith, der an der Seite des Generals Williams der Vertheidigung von Kars beiwohnte und nach der Uebergabe der Festung von den Russen freien Abzug erhielt, ist bereits mit einer ausführlichen Darstellung dieser merkwürdigen Belagerung hervorgetreten.*) Das Buch besteht aus einer Einleitung, welche eine interessante und keineswegs für die Türkei schmeichelhafte Uebersicht der inneren Verwaltung des osmanischen Reichs und des Zustandes der Gesellschaft in den Paschaliks Trapezunt und Erzerum giebt, dem von dem Verfasser während seines Aufenthalts in Kars gehaltenen Tagebuch und einem kurzen Schlußkapitel, welches seine Rückreise über Batum nach Konstantinopel und England nebst einigen Bemerkungen über die Ereignisse des Feldzuges enthält. Dr. Sandwith hat mehrere Jahre in der Türkei verbracht, befand sich beim Ausbruche des Krieges im Lager Omer-Pascha's, ist mit der türkischen Sprache vertraut und daher eines richtigeren Urtheils über das Land und seine Bewohner fähig, als die meisten Europäer.

Als Oberst Williams im September 1854 als britischer Kommissär in Erzerum anlangte, bildete Dr. Sandwith mit dem Major Teesdale seinen ganzen militairischen Stab. Die Pflichten eines Kommissärs haben an sich keine große Bedeutung; es liegt ihm nur ob, an seine Regierung über die Vorfälle des Tages zu berichten und höchstens den Aufwärtern der befreundeten Armee, bei denen er beglaubigt ist, mit gutem Rathe beizustehen. Allein Williams war mit dem Charakter der türkischen Paschas bekannt; die schimpfliche Niederlage bei Kürük-dere hatte so eben die Unfähigkeit derselben in ihrer ganzen Blöße ans Licht gestellt; das Schicksal Klein-Asiens durfte nicht länger in ihren Händen gelassen werden, und er beschloß, sich selbst an die Spitze zu stellen, um dem in der anatolischen Armee eingerissenen Unwesen Einhalt zu thun. Er begab sich zuerst nach Kars, wo er den Major Teesdale zurückließ, und eilte dann wieder nach Erzerum, um die Ausbesserung der in Ruinen liegenden Festungswerke zu betreiben und an der Reorganisation des gänzlich zerrütteten und entmuthigten Heeres zu arbeiten. Im Januar 1855 setzte es die britische Regierung bei der Pforte durch, daß ihm der Rang eines Generallieutenants in den Armeen des Sultans verliehen wurde. „Es war viel", sagt der Verfasser, „ein höchst bedeutsames Ereigniß. Williams war der erste Offizier, der unter seinem angläubigen Namen in den Dienst des Padischah aufgenommen wurde. Bisher hatten die Türken den Gebrauch, allen in ihren Diensten befindlichen Ausländern Namen zu geben, ungefähr wie wir es mit den Negern in unseren westindischen Kolonieen machen. Wie letztere mit den Namen Cäsar, Castor, Pollux ꝛc. bezeichnet werden, heißen die in der Türkei angestellten Franken Weicheil-Bey, Rathgeber-Effendi u. s. w., wobei man sich für diese Nomenklatur gewöhnlich der persischen Sprache bedient. Ein menschenähnlicher Name wird ihnen nur dann gegeben, wenn sie sich zum Glauben des Islam bekennen, und ihren fränkischen Namen behalten sie niemals bei, so daß der Titel Williams-Pascha eine unerhörte Neuerung war."

Im Februar 1855 wurde Dr. Sandwith auf den Wunsch des Generals Williams zum Ober-Inspekteur der Hospitäler ernannt. Bald nachher schlossen sich ihnen der Oberst Lake und Captain Thompson an, welche nach Kars abgefertigt wurden, während man Teesdale nach Erzerum zurückrief, um die Befestigung dieser Stadt vollenden zu helfen. Den ganzen Winter hindurch hatte er mit seinem Dolmetscher, dem Armenier Zohrab, unermüdlich daran gearbeitet, die Lage der Truppen zu verbessern und ihren Geist zu heben; eine gleiche Thätigkeit hatte Williams mit seinem Secretair Churchill und dem Dr. Sandwith in Erzerum entwickelt. Am 7. Juni traf die ganze Gesellschaft wieder in Kars zusammen, wo man mit jedem Tage einem Angriff von Seiten der Russen entgegensah.

Es würde zu weit führen, an der Hand des Verfassers die einzelnen Phasen der Belagerung zu verfolgen; seine Erzählung bestätigt Alles, was man von dem Heldenmuth der Besatzung, der Sorglosigkeit der türkischen Regierung und der Corruption ihrer Beamten erfahren hat. Wir beschränken uns darauf, aus seinem Tagebuche zwei der interessantesten Episoden hervorzuheben: die Beschreibung des abgeschlagenen Sturmes vom 29. September und den Besuch im russischen Lager zum Abschluß der Capitulation.

„29. September. Heute Morgen um vier Uhr hörte eine der vorgeschobenen Schildwachen auf dem Fort Tahmasp ein verdächtiges Geräusch in der Entfernung, ungefähr wie das Rasseln von Karren und der gemessene Tritt der Infanterie. Das Gerücht lief von Mund zu Mund durch die ganze Linie, und der diensthuende Offizier rapportirte darüber an den General Kmety, dessen Zelt, wie das von Teesdale, sich im Centrum dieser Stellung befand. Letzterer machte eben die Runde durch einen anderen Theil des Lagers; Kmety aber begab sich augenblicklich nach dem Punkte, wo man zuerst den Schall vernommen hatte, und horchte aufmerksam, doch Alles war still, die Nacht mondlos und finster. Auf seine Erkundigung fand er, daß mehr als ein Soldat das Geräusch gehört habe, und sie stimmten Alle in ihrer Ansicht überein; die Truppen wurden daher gleich unter die Waffen gerufen und standen gedrängt lauschend und in das dunkele Thal hineinschauend, das sich vor ihnen ausdehnte. So standen sie eine Stunde oder länger, während man einige flinke Tirailleurs zum Rekognosziren vorschickte. Wir hatten schon keine Vorposten mehr; unsere Kavallerie war dem Hunger erlegen oder hatte sich in der Nacht vom Aten und der Festung durchgeschwaben. Nach einer Stunde läßt sich das Geräusch, das zuerst unsere Aufmerksamkeit erregte, von neuem hören; man kann sich nicht länger darüber täuschen. Kmety legt sich mit dem Ohr auf die Erde und erkennt das Rasseln von Artillerierädern, während der gemessene Tritt der Infanterie sich immer näher und näher das Thal heraufbewegt. Abermals ist Alles still; doch die Verdrossenheit des ermüdeten und verschlafenen Soldaten hat einer gespannten Wachsamkeit Platz gemacht; die Scharfschützen, ein auserlesenes Corps von tausend Zebecks, mit gezogenen Karabinern bewaffnet, untersuchen sorgfältig ihre Perkussionsschlösser, knöpfen ihre Patrontaschen los und besingen den Drücker ihres Gewehrs. Mit leiser Stimme wird den Artillerisken die Parole gegeben: „Pouvret" (Kartätschen) und jede Kanone mit dem tödtlichen Geschoß geladen. Die vorgeschobenen Tirailleurs schleichen in die Reihen hinein mit den ominösen Worten: „Chinoor gueldur!" (die Unglänbigen kommen). Unterdessen strengt jedes Auge sich an, durch die Finsternis zu schauen, und Boten fliegen mit der Kunde nach den anderen Theilen des Lagers. Ein scharfsichtiger Soldat deutet jetzt auf eine dunkle Masse im Thal, welche im Düstern kaum zu bemerken ist — sie bewegt sich — es ist eine Kolonne Infanterie! Eine Kanone wird in der Richtung nach ihr aufgefahren, die Lunte angelegt, und ein zischender Kartätschenhagel fliegt in die Masse hinein. Dem Donner des Geschützes folgt ein grausenhaftes Schmerzgeschrei aus verstümmelten menschlichen Körpern; Beides aber wird von einem lauten Hurrah übertönt, das sich von allen Seiten erhebt, und bald ist die ganze Linie der Brustwehr von vorn und von der Seite angegriffen. In diesem Augenblick sprengt ein Reiter in voller Carrière herbei und wirft sich in die am meisten exponirte Batterie; es ist Yawer-Bey — es ist Teesdale, der eben von seiner Runde zurückkehrt. Und jetzt beginnt der Kampf. Alle Ueberraschung ist zu Ende; die Russen rücken in dichten Kolonnen gegen die Brustwehr und die Redouten vor, während einige russische Batterieen, vortrefflich postirt auf einer und gegenüber liegenden Anhöhe, die Werke mit Kugeln, Bomben und Kartätschen überschütten. Festgeschlossen dringen die Kolonnen ein, während Kartätschen, Kanonen- und Musketenkugeln in sie hineingeschleudert werden. Noch immer stürzen sie vorwärts, die Offiziere in der Fronte, die mit wunderbarer Selbstaufopferung ganz allein in die Redouten hineinspringen, aber nur um, von Bajonetten durchbohrt, zu fallen. Aus einander gerissen und dezimirt, ziehen ihre Kolonnen sich zurück, um sich wieder zu formiren. Unterdessen wird eine wüthende Attake gegen die linke Flanke und den Rücken unserer Position ermacht: die Brustwehr wird ge-

*) A Narrative of the Siege of Kars. By Humphrey Sandwith, M. D. Chief of the Medical Staff. London. 1856.

nommen, eine Anzahl Zelte von den russischen Truppen okkupirt, und ihre Offiziere, denen es andekannt, daß die Redouten geschlossen sind, schmeichelu sich mit der Hoffnung, die Position erobert zu haben. Aber Kmety sammelt jetzt ein mächtiges Corps seiner besten Truppen. Teesdale richtet einige Geschütze gegen den bedrohten Punkt und arbeitet energisch darauf los. Kmety's Scharfschützen empfangen die theilweise siegreichen Russen mit einem ununterbrochenen und wohlgezielten Feuer, welches sie in Schach hält und ihre Reihen furchtbar lichtet. Inzwischen ist die Sonne aufgegangen und zeigt und jede Stellung des Feindes.

„Eine Schwefelwolke hängt über dem Schauplatz des wildesten Kampfes, während Reserven in großer Zahl die entfernten Anhöhen krönen. Frische Kolonnen des Feindes greifen zum zweiten und zum dritten Mal die vorderste Linie der Redouten und Batterieen an, von welchen sie das erstemal zurückgetrieben wurden; sie werden mit einem mörderischen, vernichtenden Feuer begrüßt, und so fast die Schlacht fort. Aber dies ist nicht der einzige Punkt, an welchem der Kampf stattfindet. Die Linie von Schanzen und Forts, welche die Anhöhen im Norden der Stadt schützt, wird zu gleicher Zeit mit Uebermacht angegriffen, und da sie nur von einem schwachen, hauptsächlich aus Laien bestehenden Detachement vertheidigt ist, so wird sie von den Russen erstiegen und besetzt, welche die Gewehre zusammenstellen und der kommenden Ereignisse harren, während die russischen Artilleristen die Gelegenheit wahrnehmen, um die Stadt zu beschießen, die jetzt von ihren Kanonen beherrscht wird. Unterdessen ist General Williams von dem Centrum des Lagers aus den Wechselfällen des Kampfes aufmerksam gefolgt; er entsendet einige Compagnieen Soldaten von der Tschien-tadia (einem vor unmittelbarem Angriff sicheren Fort), die sich mit einem zweiten, vom Obersten Lake abgefertigten Truppentheil vereinigen. Unter Anführung Kherim-Pascha's erscheinen Beide plötzlich in der Flanke eines starken russischen Corps, das im Rücken der Türken auf Tahmasp vordringt. Ein lautes Geheul des Triumphs und der Rache erschallt; Kherim-Pascha schwenkt den Säbel — seine Truppen geben Feuer; Kmety und seine Leute, die bisher überwältigt waren, antworten mit einem Hurrah; sie stürzen vorwärts mit dem Ruf: „Sungu, sungu!" (das Bajonett, das Bajonett!) — Teesdale schießt von neuem mit Kartätschen unter die wogenden Massen; die Russen wanken! Hussein-Pascha, ein kühner Tscherkesse, wirft sich mit dem Schwerte in der Hand auf den Feind; sie weichen, aber das Morden hört nicht auf, während die türkischen Kanonen diese Heersäulen von tapferen und todesmuthigen Männern niederschmettern.

„Es darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß diese ganze Zeit hindurch eine starke Abtheilung Kavallerie und Artillerie von der Ebene her Kanli-tadia bedrohte und ein lebhastes Feuer unterhielt, das man jedoch nicht erwiderte, da es offenbar ein Scheinangriff war. Capitain Thompson war auf dem Karabagh, am östlichsten Ende der Position, stationirt; glücklicherweise hatte er dort ein sehr schweres Geschütz; er ließ daher seine Leute die Gewehre zusammenstellen und mit einem starken Tau diese Kanone in eine Stellung hinaufschleppen, welche die englischen Tabias beherrschte. Gleich darauf sangte von dem General die Ordre an, der er bereits zuvorgekommen war, alle Truppen, die er entbehren könne, über die Schlucht und den Fluß zur Rettung jener Tabias abzufertigen. Im äußersten Osten der englischen Tabias hatte General Williams ein Regiment Araber unter Kadri-Bey vorrücken lassen, das in bemselben Augenblick die Russen von dieser Seite attakirte. Es sand sich der Feind zu gleicher Zeit auf beiden Flügeln angegriffen, in der Fronte von einem Corps Laien bedroht, welche die Felsen vor der Stadt erklommen hatten, und ernstlich belästigt durch Capitain Thompson's große Kanone, die, in Verbindung mit der Artillerie von Fort Lake und Arab-Tabia, ihn energisch bearbeitete. Er wurde bald aus dieser Stellung hinausgetrieben, grausam zermalmt von unserem schweren Geschütz. Die russische Kavallerie machte hier eine glänzende Charge, gerieth aber, wie die Engländer bei Banwockburn, unter die Wolfsgruben, in welche die Reiter kopfüber hineinstürzten. Unterdessen wüthete der Kampf fort an dem ursprünglichen Angriffspunkte, das rollende Musketenfeuer und die donneruden Salven der Kanonen hörten nicht einen Augenblick auf. Es gab einen Moment, aber nur einen, wo sich ein Schwanken bemerkbar machte, allein sobald man dieses gewahr wurde, schickte General Williams frische Verstärkungen herbei, welche die rückgängige Bewegung in ein Vorwärts verwandelten. Das laute Hurrah der russischen Kriegsscharen mischte sich mit dem Geheul der Türken, die wie Tiger fochten und zu wiederholten Malen mit dem Bajonett angriffen. Man sah weiß bekurbante Bürger, mit ihren krummen Säbeln bewaffnet, sich in das Gewühl stürzen; die wilden, athletischen Bergbewohner aus Lasistan schwangen ihre schweren Büchsen oder schleuderten Steine auf den vordringenden Feind, während Letzterer, stets gehorsam den Geboten einer strengen Disziplin, von neuem und immer von neuem gegen die mörderischen Batterieen anstürmte und von der Mündung der Kanonen weggeblasen wurde.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Blinden und ihre Unterrichtsweise.

(Schluß.)

In dem fünften Abschnitt wendet sich der Verfasser zu dem Unterrichte in Handarbeiten. Die Anlagen dazu, die sich in blinden Kindern entdecken lassen, sind erstaunenswerth, und man kennt die wunderbarsten Erfolge von solch angeborenen Trieben. Freilich fanden sich auch deren, denen man das Zusinnären ihrer Fußbekleidung nicht beizubringen vermochte. Es hat sich hierbei, wie in anderen Unterrichtszweigen, herausgestellt, daß der Blinde Nichts nur halb lernt. Er wird die Sache entweder vollständig, oder gar nicht begreifen. In Tyrol gab es oder giebt es vielleicht noch heute einen gewissen Kleinhans, der sein Gesicht zu vier Zahren verlor und im Grabstichel und Meißel es zu großer Geschicklichkeit gebracht hat. Gestattete man ihm das Besühlen von Gesichtszügen, so stellte er Büsten dar, die jene Züge wiedergaben. Es kömmt aber heutzutage weniger darauf an, die Blinden zu Kunstfertigkeiten hinzuleiten, die unser gerechtes, aber unfruchtbares Erstaunen auf sich ziehen, als vielmehr darauf, ihnen Arbeiten zuzuweisen, bei welchen ihnen die Konkurrenz der Maschinen nicht droht. Hier erzählt der Verfasser, welche Einrichtungen und mühsame Vorkehrungen er in dieser Beziehung getroffen, wie er seine Zöglinge in Werkstätten mancher Art untergebracht und sie bis zur Meisterschaft geführt habe.

Im sechsten Abschnitt wird eine Schilderung der Pariser Blinden-Anstalt, wie solche im Jahre 1840 nach neuer Organisation und Ueberweisung eines neuen stattlichen Gebäudes unter Leitung des Verfassers kam. Die Zahl der Pfleglinge beträgt gegenwärtig hundertundachtzig, worunter ein Drittel weiblichen Geschlechts. Eigenthümlich erscheint, daß es erfahrungsmäßig im Allgemeinen mehr männliche, als weibliche Blinde giebt, und daß in Frankreich es stets im Süden des Landes verhältnißmäßig mehr Blinde gab, als im Norden. Die Meisten der Pfleglinge werden auf Staatskosten erhalten, welcher 120 Freistellen mit 110,000 Franes (c. 30,000 Thaler) jährlich dotirt hat. Jedes Pensionat ist auf acht Zahre gewährt. Außerdem sind in der Anstalt von den Departements, sowie von der Privat-Wohlthätigkeit, dotirte Freistellen. Endlich ist es Vermögenden gestattet, ihre blinden Kinder daselbst in Pension zu geben. Die Zahl dieser Letzteren ist sehr klein, denn die Blindheit ist gar zu häufig blos die traurige Folge des elenden Zustandes und der trossen Unwissenheit, in welcher die arbeitende Klasse lebt. Es folgt hieraus auch, daß der Haupt-Unterricht sich auf Elementar-Kenntnisse beschränkt und dieser Kreis nur in Betreff einer kleinen Zahl von Zöglingen überschritten werden kann, deren Vermögenslage sie zu einer höheren Stellung in der menschlichen Gesellschaft beruft, oder deren Anlagen zu außerordentlichen Zähigkeiten besonders hervorragen. Der gesammte Elementar-Unterricht erfordert einen vierjährigen Kursus und begreift so ziemlich alle Materien in sich, die in gewöhnlichen Elementar-Schulen gelehrt werden. Neben diesem Unterricht läuft der Musik-Unterricht regelmäßig her; außerdem kommen die Kinder auch schon in Werkstätten, in welchen es aber vorläufig sich nur darum handelt, ihnen Fingergelenksamkeit einzuüben. Einzelne Unterrichtszweige sind Blinden anvertraut, die in der Anstalt selbst erzogen worden sind. Bevor er hierzu schreiten konnte, hatte der Verfasser viele Vorurtheile zu bekämpfen, und die vorgesetzte Behörde wurde nur allmählich und von den Thatsachen überzeugt, daß für den Blinden der Schicksalsgenosse der geeignetste Lehrer ist. Als ein Ober-Aufseher der Wohlthätigkeits-Anstalten vor kurzem eine kleine Privat-Anstalt für blinde Mädchen in Clermont-Ferrand inspizirte, welche von einer vormaligen Zöglingin der Pariser Anstalt geleitet wird, erzählte ihm die ihre Tochter unterstützende Mutter dieser blinden Dirigentin, daß, um den von ihr ebenfalls ertheilten Unterricht den Blinden faßlicher machen zu können, sie selbst ihre Augen schließen müsse, so sehr läge dies in dem Wesen des für Blinde faßlichsten Unterrichts. Mit beredten Worten schildert der Verfasser die Vortheile, die einer Blinden-Anstalt bei blinden Lehrern erwachsen müssen, wie die geregelte friedliche Lebensweise dieser Letzteren und ihre betriebsamen Studien von heilsamerem Einflusse auf ihre blinden Schüler sein müssen, als der von außen kommende, sehende Lehrer, der ganz verschiedene Lebens-Ansichten, am Ende gar Kneip-Gewohnheiten (les habitudes de l'estaminet), hereinträgt.

Der Verfasser geht aber weiter und will den blinden Lehrer nicht blos darauf beschränkt wissen, Blinden Unterricht zu ertheilen. Unter Anführung von Beispielen, welche er bis ins ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung herbeiholt, erweist er ihre Kapazität für das Lehrerfach in den gewöhnlichen Schulen, mindestens für die Elementar-, in einzelnen Fällen auch für höhere Wissenschaften. Zur Verfolgung dieses Zieles wurde in der Blinden-Anstalt zu Paris eine besondere Klasse errichtet, welche zur Kandidatur für das allgemeine Lehramt vorbereitet. Vor einigen Jahren meldeten sich aus dieser Klasse schon

ein paar Jünglinge zur Prüfung in der Sorbonne.*) Sie lösten alle Aufgaben auf das Befriedigendste und nahmen in der Liste der bestandenen Kandidaten die ersten Reihen ein. — Die Berechtigung, überall als Jugendlehrer zu fungiren, hatten sie ehrenvoll erlangt; ihre Fähigkeit war anerkannt worden; — dabei blieb es auch. Einem einzigen unter ihnen verschaffte ein hoher Gönner doch noch Gelegenheit, seine Lehr-Fähigkeit in einer der vorzüglichsten Erziehungs-Anstalten zu Paris an den Tag zu legen, in welcher ihm eine höhere Klasse anvertraut wurde. Ueber seine Leistungen berichtete eine Kommission von Schul-Vorstehern und Vorsteherinnen des Departements der Seine mit nachstehender Schlußfolgerung. „Der blinde, von der Behörde geprüfte und bestätigte Lehrer erscheint jedenfalls ebenso, wenn nicht noch besser, mit allen Unterrichtszweigen vertraut, als ein Sehender, die ihm zu Gebote stehenden Bücher und Methoden und sein sinnreiches Verfahren eignen ihn zum Unterricht-Ertheilen vorzüglich, und wenn er bei seinem körperlichen Gebrechen mit Rücksicht auf die Aufrechthaltung einer strengen Klassen-Disziplin sich im Mangel befände, so verschwindet dieser von selbst überall in Mädchen-Schulen, in welchen, vorschriftsmäßig, ein männlicher Lehrer stets nur in Gegenwart einer Unter-Lehrerin Unterricht ertheilen darf, oder auch in solchen Knabenschulen, wo mehrere Lehrer in einer Klasse zu gleicher Zeit fungiren.

Der Gesundheitszustand in der Pariser Anstalt seit ihrer Umgestaltung ist von großer Vortrefflichkeit; die Sterblichkeit außer allem Verhältniß gering. Mit zu Herzen gehenden Worten weist der Verfasser den Vorwurf von sich, als verwöhne er die meist aus armseligen Verhältnissen hervorgegangenen und zu denselben zurückkehrenden Zöglinge. Sein unablässiges Bestreben sei von Anfang an dahin gerichtet gewesen, den mit dem Elende stets verschwisterten Hang zum Müßiggang und zur Bettelei auszumerzen und vermöge einer besseren Behandlung selbsteigene Kraft und Arbeitslust in den Blinden zu wecken. Indem er die Pfleglinge zu Zöglingen mache, erhebe sich ihre Gesittung und ihr ganzes Gebaren, bis endlich der entschiedenste Widerwillen gegen alles bettelhafte und Faullenzer-Wesen bei ihnen Platz greife. Auch wenn Einige bei der Heimkehr unter das väterliche Dach die blasse Armuth, die ihre Wiege umstand, vorfänden, brächten sie in dem, was ihnen gesehrt worden, einen Schatz mit, den sie verwerthen und aus welchem sie Trost schöpfen könnten. Nun den statistischen Notizen, die der Verfasser nun folgen läßt, müssen wir wenigstens Folgendes anführen.

Der bedeutungsvolle Punkt der verwandtschaftlichen Beziehungen der Blinden, an welchen sich die Frage über die erbliche Uebertragung dieses Uebels knüpft, ist bisher nur unvollkommen ermittelt und hat zu keinen genügenden Aufschlüssen geführt. Von dem erst in jüngster Zeit sorgsam Aufgefeinen hier Einiges. Unter den jetzt in der Pariser Anstalt vorhandenen 171 Zöglingen sind ihrer 103, denen Nichts bekannt war, was die Blindheit bei ihnen als Familien-Uebel bezeichnen könnte. Von dem Reste waren ihrer 27, welche Verwandte besahen, die an den Organen der Sehkraft in irgend einer Weise Schaden trugen. Dreizehn waren mit Personen verwandt, die im Gehirne auf die eine oder die andere Weise litten. Elf hatten Vater oder Mutter an Lungenleiden verloren.

Im Jahre 1854 wurde eine sorgfältig redigirte Nachweisung derjenigen Zöglinge entworfen, die (mit Ausnahme der Verstorbenen und Ausgeschlossenen**), ihrer 85 an der Zahl, in den vorangegangenen fünf Jahren die Anstalt, gottesfürchtig unterrichtet und für irgend einen Nahrungszweig ausgebildet, verlassen hatten. Beinahe die Hälfte zog ihre Subsistenzmittel von der Musik.

Außer der Pariser Anstalt besitzt Frankreich eine besondere Blinden-Anstalt zu Nancy. In Lille, Soissons und Rhodez sind sie als besondere Abtheilung mit den Taubstummen in einer Anstalt vereinigt. Bei der allgemeinen Zählung des Jahres 1855, bei welcher zum ersten Male Blinde und Taubstumme besonders aufgenommen wurden, wurden 37,600 Blinde in Frankreich ermittelt, unter welchen 15—1800 Kinder zwischen sieben bis zwölf Jahren angunehmen sind, von welchen ungefähr 250 in den Anstalten untergebracht waren. Der Verfasser erwähnt hierauf der Blinden-Anstalten im Auslande. In Nord-Amerika gab es 1854 deren schon neun mit 600 Zöglingen. Auffallend genug verlegt er bei dieser Aufzählung Prag mit seiner Blinden-Anstalt nach Ungarn. Indeß weiß man schon, daß bei vielen Gelehrten Frankreichs die Geographie die partie honteuse ist.

Im letzten Abschnitt (dem siebenten) kömmt der Verfasser noch einmal auf den Widerstand zu sprechen, der im Allgemeinen, insbesondere aber in den unteren Ständen, die Zulassung von Blinden in Werkstätten findet. „Wie kann wohl", so urtheilt diese Klasse von Leuten, „ein Blinder Etwas schaffen können, wozu wir, wenn wir es fertigen, das Licht unserer Augen gar nicht entbehren können!" Der Verfasser wird hierdurch bestimmt, im Jahre 1841, von Credenbenken unterstützt, eine Schutz- und Hülfsgesellschaft für Blinde in Frankreich zu errichten. Dem jetzt so mächtig wirkenden Associationsgeiste entsprechend, wurden Blinde, die sich in der Lage befanden, der Unterstützung nicht zu bedürfen, berufen, sich diesem Unternehmen anzuschließen. Aber, obschon ein Mann wie Graf Portalis an die Spitze der Gesellschaft trat und trotz der Bemühungen einiger anderen Personen, hat dieses Unternehmen bis jetzt wenig Wichtiges geleistet. Sie unterhält eine Anstalt, in welcher etliche Zwanzig erwachsener Blinden gemeinschaftlich sich mit Stuhlflechten beschäftigen, einer kläglichen Handthierung, von welcher es augenfällig, daß sie nicht gereignet ist, dem Blinden seine Zukunft zu sichern. Anderdem hat diese Gesellschaft auch noch eine Schöpfung unterstützt, welche zu Gunsten junger blinder Mädchen ins Leben getreten ist. Es ist dies die von dem Erzbischof gestiftete Congregation blinder Schwestern von St. Paul in Baugerard. Unter religiöser Regel sind daselbst einige erwachsene weibliche Blinde vereinigt, die ihre Zeit zwischen Gebet und Arbeit theilen. Der Verfasser erkennt an, daß in dieser Beziehung im Auslande schon mehr geschehen, und er citirt unter Anderem Wien, woselbst unter dem Schutz eines kaiserlichen Prinzen eine Anstalt für sechzig erwachsene Blinde sich in blühendem Zustande befindet. Die hier zu weit gehende Fürsorge rügt indeß der Verfasser dreifach, weil sie die Thatenlust des Individuums erschlaffe. Daselbe verliere allen Sporn, für sich zu arbeiten, und damit das anschärfende Bewußtsein selbständigen Verdienstes. Ferner, lässig widerstrebe es den Eigenthümlichkeiten erwachsener Blinder, sich für alle Zeit in eine Klasse und deren nächste Umgebung gebannt zu wissen. Es finde sich bei ihnen eine auffallend vorherrschende Neigung zur Unstätigkeit, ja, was kaum glaublich, aber doch unleugbar feststehe, eine große Lust zum Reisen. Von ungemeinem Interesse sollen die Schilderungen solcher absonderlicher Reisender sein. Der selbst blinde Blindenlehrer Knie in Breslau hat ganz Deutschland durchreist und der Engländer Holman gar eine Reise um die Welt gemacht.

Im Gegensatze zu solchen Zufluchtsörtern hat man anderwärts freie Werkstätten für Blinde errichtet, in welchen dem Blinden der Werth seiner Arbeit täglich oder wöchentlich gewährt und ihm überlassen werde, seine Bedürfnisse selbst zu besorgen. Beiderlei Systeme sind gegenwärtig, unter Aufwendung bedeutender Summen, versuchsweise in Anwendung gebracht, um sich später für das Eine oder das Andere zu entscheiden. In New-York, wo man das Wiener System anwendet, ging man gar so weit, sechs Insassen die Verheirathung zu gestatten, um ihnen auch dieses häusliche Wohlbefinden angedeihen zu lassen. In Boston, bei der strengsten Anwendung des entgegengesetzten Systems, ist keinem Blinden gestattet, im Zufluchtsorte zu wohnen. Dieser ist lediglich die gemeinsame Werkstatt. Indem in derselben auch sehende Arbeiter zugelassen werden, wird hier äußerst zweckmäßig das schon anderweit zur Geltung gebrachte Prinzip der Theilung der Arbeit ausgeführt, indem der sehende Arbeiter dem Blinden denjenigen Theil der Arbeit überlässt, die diesem am leichtesten wird, und für sich die Arbeit behält, die jenem am schwersten wird. Der Lohn der blinden Arbeiter erreicht dadurch nahezu den der sehenden.

Endlich hat man in Glasgow ein aus beiden vorgedachten Systemen gemischtes in Anwendung gebracht, und durch Fürsorge und großmüthigen Aufwand eines dortigen Menschenfreundes hat das Asyl zu Glasgow einen hohen Grad von Gedeihen erreicht.

Erst in unserem Jahrhundert, so schließt der Verfasser, in welchem man sich überhaupt mehr als je vorher mit den Leidenden unter uns beschäftigt, ist die Hülfe für unsere blinden Nebenmenschen zur Wirklichkeit geworden. — Der Denkende unter uns wird dies seiner ernstesten Betrachtung, der Menschenfreund seiner lebhaftesten Theilnahme würdig finden.

Pariser Sitten.

Die moderne Schreibart der Franzosen ist mit wahrhaft überraschender Naturtreue dem wirklichen Leben und seiner Kudrackswesie nachgebildet. Wenn man die lebhaften Zwiegespräche in den Romanen der Feuilletons oder der Revuen liest, glaubt man sich mitten in einen Salon versetzt und fühlt sich versucht, an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Der Reiz des Styls, die Feinheit der Beobachtung, die Kenntniß sämmtlicher Schwächen der eitlen Welt fesseln den Leser unwiderstehlich, er merkt nicht gleich, daß der Autor mit diesem äußerlichen Schmuck die schwache Innerlichkeit seiner Erfindungen überkündt. Die neuesten Erzeugnisse der französischen Literatur im Novellenfach drehen sich in dem Kreise der Wiederholungen von Pariser Sittenverderbniß, wie sie in den Arbeiten des jüngeren Dumas zuerst so anziehend geschildert und so unbegrenzt gefeiert wurde. Sogar in Journalen von so strenger Haltung und ernsthafter Miene, wie die Revue des deux Mondes, findet die falsche Sentimentalität und die verwirrte Moral als ziemliche Novelle diesen Eingang. Wir wundern und wirklich, daß neben den feinen Kritiken über englische und deutsche Sittenromane ein so schmutziges Beispiel französischer Leichtfertigkeit ge-

*) Ursprünglich eine im dreizehnten Jahrhundert von dem Almosenier Sorbon gestiftete theologische Schule. Jetzt die allgemeine Prüfungs-Kommission für das Fach der Pädagogik. D. R.

**) Ueber die Motive, welche eine Ausschließung aus der Anstalt herbeiführen können, hat sich der Verfasser niranends geäußert. D. R.

Digitized by Google

baldet werden kann! Literarische Strafgerichte, wie die Revue des deux Mondes anzuwenden pflegt, müssen wenigstens durch große Strenge gegen sich selbst gerechtfertigt werden. Die hübsche kleine Sünde, der sich das Blatt schuldig gemacht hat, soll hier nur in aller Kürze auf das schwarze Brett der Oeffentlichkeit gebracht werden.

Es ist eine Novelle des kürzlich im „Magazin“ mit Anzeichnung genannten Octave Feuillet, eines Hauptmitarbeiters der Revue, der seine ihr seit Jahren geliefersten Arbeiten kürzlich, unter dem Titel: „Scènes et Proverbes“, gesammelt herausgegeben hat. Er ist ein Meister in der Detailmalerei und in dem Zartenton der Wirklichkeit. Auch seine neueste Novelle: „Die kleine Gräfin“, zeigt ihn als solchen; auf die natürlichste Art von der Welt führt er seinen Helden beim Leser ein und zieht beide in einen feinen Aristokratenkreis, der nun ein wenig zu glänzend geschildert ist. Ein solcher Reichthum und Gesellschaftstaumel wird schwerlich noch jetzt bei dem französischen Landadel zu finden sein, der ja selbst kaum noch existirt und gewiß nicht Lust hat, sein Eigenthum zu verprassen. Man erkennt leicht, daß Herr Octave Feuillet auch in dieser Aeußerlichkeit durch die Pariser Sitten inspirirt wurde und sie willkürlich auf das ländliche Leben einer entfernten Provinz übertrug. Einzelne Original-Zeichnungen sind ihm jedoch vollkommen gelungen und entschädigen für die Flüchtigkeit der übrigen Darstellungen. Das altadelige Ehepaar, die Besitzer des Schlosses, auf welchem die bunte Gesellschaft sich zusammenfindet, ist vortrefflich gezeichnet. Der Mann, ein Repräsentant der ritterlichen Traditionen des französischen Königthums, naiv in seinen politischen Ansichten, menschenfreundlich und jovial als Schloßherr. Seine Gattin ist das Ideal einer vornehmen alten Dame, ihre Herzensgüte übersteigt ihre Höflichkeit und Formenstrenge; sie wird auf eine harte Probe gestellt durch eine Schuldopfolene, die als Heldin der Novelle verwendet ist. Diese „kleine Gräfin“, eine junge Wittwe, die sich durch ihr unstätes, wetterwendisches Leben einen zweifelhaften Ruf erworben hat, wird von der ehrwürdigen Schloßdame verzogen und entschuldigt wie ein geliebtes Kind. Ein junger Künstler und Alterthumsforscher, der durch Zufall als Gast auf dem Schlosse weilt, zieht ohne sein Zuthun die Aufmerksamkeit, bald auch die Zuneigung der leidenschaftlichen jungen Frau auf sich. Es ist höchst ergötzlich geschildert, wie sein Sie es anlegt, den jungen Gelehrten in seinen Studien zu stören und ihn zu zwingen, sich mit ihr zu beschäftigen. Er merkt lange nichts und reizt dadurch, ohne es zu wollen, immer mehr ihre Eroberungslust; endlich wird er ärgerlich, er ist zu bescheiden, um sich für geliebt zu halten, er glaube sich nur gefoppt und wird dadurch zu dem Eitelkeitsholz aufgestachelt, sich durch eine erheuchelte Huldigung zu rächen. Wie gefährlich das Spielen mit dem Feuer ist, bewährt sich auch an ihm, er fühlt sich bald entbrannt, und die wirklich tief empfundene Leidenschaft der Gräfin lockt ihm bald entgegen. Er ermannt sich jedoch, weicht ihr aus, stellt ihr vor, daß ihre Liebe auf Selbstsäuschung beruhe, daß sie unmöglich neben dem unscheinbaren Gelehrten, dem armen Künstler glücklich sein, daß sie nie ihre glänzende, üppige Lebensweise vergessen könne u. s. w. Dann reißt er sich los, zieht sich voller Entsagungsstolz zurück und vermeidet eigensinnig ein Zusammentreffen mit der reizenden Frau, weil er seinen Entschluß nicht erschüttern lassen will. Sie glaubt sich aber von ihm verschmäht, weil er sie für leichtsinnig und ihren Ruf für verletzt hält; sie ist außer sich und macht verzweifelte Anstrengungen, ihn eines Besseren zu überzeugen, kann aber nicht zu einer wahrhaften Auseinandersetzung kommen. Ihre guten Vorsätze für ein stilles, treues Leben an seiner Seite bleiben ihm unbekannt, und seine glühende Liebe, der er nur aus übertriebener Bescheidenheit entfagen will, bleibt ihr verborgen. Bis soweit ist diese Herzensgeschichte ein fesselndes, fein männirtes, reizendes Wechselspiel naturwahrer Empfindungen und lebensvoller Züge. Ein Abschluß wäre durch ein verständliches Zusammengehen der Liebenden oder auch allenfalls durch eine verzweifelte Handlung der leidenschaftlichen Frau, die sie für immer trennen konnte, etwa eine rasche Vermählung mit einem Anderen aus dépit amoureux, leicht herbeizuführen gewesen. Aber welche ungeheuerliche Lösung giebt Herr Octave Feuillet — nur seine Gewohnheit an Pariser Sitten konnte ihn blind machen für das Empörende, Unnatürliche und Widerwärtige derselben! Der bescheidene Liebhaber hat nämlich in Folge seiner schmerzlichen Entsagung oft schlaflose Nächte; er steht auf und will seine Augen in der frischen Luft des offenen Fensters kühlen. Da sieht er aus einem Seitengebäude des Schlosses einen jungen Stutzer schleichen, den er in der sommerlichen Morgendämmerung erkennt als einen der vielen Schmetterlinge, welche die kleine Gräfin umschwärmen. Der furchtbarste Verdacht bemächtigt sich des jungen Mannes, denn diese pflegte in jenem abgelegenen Theile des Schlosses zu wohnen, wenn sie ausnahmsweise die Nacht dort zubrachte und nicht auf das nahe Gut ihrer Tante zurückkehrte. Er meint jedoch gehört zu haben, daß sie abreisen würde, und überredet sich selbst, daß sein Verdacht so unerhört wie ungegründet sei. Um sich zu beruhigen, macht er in der Morgenfrühe einen Spaziergang in den Park und begegnet dort im reizendsten Negligée der kleinen Gräfin. Sie sieht sehr verstört aus und antwortet auf seine entsetzte Frage, ob sie Nachts im Schlosse gewesen: „Ja — Sie hielten mich für schlecht, als ich es noch nicht war, jetzt bin ich es, ich wollte es werden, damit Sie Recht hätten. Sie sehen eine verlorene Frau vor sich.“ Mit wildem Gelächter eilte sie davon, nachdem sie den allerschrecklichsten Verdacht durch ihre Worte bestätigt hatte.

Der Leser erwartet nun wenigstens, daß eine so unweibliche, entartete Person nicht wieder vor seine Augen treten wird, und daß der junge Gelehrte, sich fremend von dieser Furie befreit zu sein, wieder seinen künstlerischen, friedlichen Forschungen sich widmet. Aber dem ist nicht so. Man muß auch noch den Verdruß haben, zu erfahren, daß dieser bisher als vernünftig und feinfühlend geschilderte junge Mann ganz und gar den Verstand verliert, er findet in der bodenlos unsittlichen Handlung nur einen Beweis der verzweifelten, übergroßen Liebe und will die femme perdue, weil sie es seinetwegen geworden ist, durchaus heiraten. Indessen wird sie krank und stirbt glücklicherweise; aber man muß es noch hinnehmen, daß sie wie eine Heilige betrauert wird, und daß eine sentimentale Todesehnsucht ihren Geliebten ersaßt. Er fordert den jungen Stutzer zum Duell und wird erschossen, er bittet, dasselbe Grab mit der femme perdue theilen zu dürfen. Ein Denkmal, wie für Abälard und Heloise, wird darüber errichtet, und die tugendhaften Schloßbewohner weihen es mit ihren Thränen. Nur die Verwandte der gefeierten Sünderin weigert sich, ihr Andenken zu ehren, und wird dafür als pharisäische Frömmlerin von Herrn Octave Feuillet proklamirt. Seit Molière's „Tartuffe“ lassen die Schriftsteller keine Gelegenheit unbenutzt, die falsche Frömmigkeit zu geißeln, aber sie schaden der echten oft dadurch mehr, als sie vielleicht glauben, indem sie so schnell bereit sind, Handlungen als Frömmelei anzulegen, die ebenso gut von echter Sittenstrenge und frommer Gesinnung eingegeben sein können. Wer nicht das sentimentale Mitleid für die Damen der Kamelien hegt, wird leicht für prüde und bigott gehalten von den Verehrern der Pariser Sitten. Das echte Mitleid würde aber nicht in einer Verherrlichung derselben bestehen, sondern in einer abschreckenden Schilderung, die für die unglücklichen Verirrten als eine kräftige Warnung dienen könnte. Wir wollen hoffen, daß der geistreiche Verfasser der „Scènes et Proverbes“, wenn er durchaus Pariser Sitten will, diesen Gesichtspunkt künftig ins Auge fassen wird.

F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Leopold von Ledebur. Unserem gelehrten Mitbürger wird endlich der Grad der öffentlichen Anerkennung zu Theil, den er schon seit langer Zeit verdient hätte, und wir beeilen uns, unser Scherflein dazu beizutragen, damit sein Name auch im Auslande, unserer Literarischen Domäne, ein bekannter Klang werde. Die Journale, und namentlich neuerdings die „Berliner Revue“, haben besonders die Verdienste des Freiherrn Ledebur um die Wappenkunde und die Familien-Archive hervorgehoben. Er hat allerdings hierin Bedeutendes geleistet und gewissermaßen eine neue Bahn gebrochen für das Studium dieses Faches. Aber als wissenschaftlicher Alterthumsforscher und als Kunsthistoriker steht er doch ganz besonders hoch; er gehört zu den vorzüglichsten Autoritäten der Gelehrtenwelt, und Berlin ist mit Recht stolz auf seinen Besitz. Der Staat hat ihm glücklicherweise einen Standpunkt angewiesen, auf dem er seine reichen Kenntnisse verwerthen kann; als Konservator und Direktor des Museums und der königlichen Kunstkammer hat er ein weites Arbeitsfeld vor sich. Es ist bewundernswerth, wie unermüdlich seine Thätigkeit ist; die großartigen Arbeiten, welche kürzlich im Druck von ihm erschienen sind, wären allein schon Fleißes genug, und er erfüllte dabei stets seine Berufspflichten aufs Strengste. Unzählige wissenschaftliche Abhandlungen und Vorlesungen geben noch außerdem Zeugniß von seiner geistigen Spannkraft und Ausdauer. Man kann den Freiherrn Ledebur als Ideal-Typus eines deutschen Gelehrten aufstellen, der an Tüchtigkeit und Bescheidenheit nicht leicht seinesgleichen findet. Ein interessanter Umstand dabei ist, daß er eigentlich Autodidakt ist und im Jahre 1828 noch ein ungeleyter junger Lieutenant war. Als solcher benutzte er seine Urlaubsreisen zu seinen Alterthumsforschungen und lernte wie ein Schüler Latein und Griechisch, um die Inschriften seiner Entdeckungen entziffern zu können. Er stammt aus einer altadeligen westfälischen Familie, deren Stammgut, Mühlenberg bei Paderborn, leider in fremde Hand übergegangen ist. Die Ledebure fügten sonst stets ihrem Namen „aus dem Hause Mühlenburg“ bei. In der preußischen Armee gab es mehrere bekannte Generale und demselben. Unser gelehrter Leopold von Ledebur war der Sohn eines Landrathe und wurde in Münster erzogen; wahrscheinlich hat diese Stadt mit ihrer eigenthümlich interessanten, altersgrauen Physiognomie zu seiner antiquarischen Richtung beigetragen.

F. v. H.

Herausgegeben und redigirt von O. Schwanz. Verlag von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei W. Pörsch.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und einzelne Nummern 25 Sgr., welche das Blatt im Inlande postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und beim Expedit. Neumann, Dorotheenstraße, Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 28. Berlin, Dienstag den 4. März 1856.

Nord-Amerika.

Die Küsten-Vermessung in den Vereinigten Staaten.*)

Die genaue Geo- und Hydrographie gehört der neueren, ja, der jüngsten Zeit: die fabelreichen Geschichten Herodot's werden nur von seiner grotesken Geographie überboten. Ptolemäus, Hanno und Strabo beweisen sattsam, daß eine wissenschaftliche Geographie den Griechen, Phöniziern und Römern unbekannt war. Das Wiederaufleben der Wissenschaften selbst ward nur durch geringe Fortschritte in der Kenntniß der Erde bezeichnet. Erst als den Fußstapfen eines Copernicus, Galilei, Columbus Verbesserungen in der Astronomie und Schifffahrt folgten: da erst kamen über den Erdkörper und über das gegenseitige Verhältniß seiner Theile klarere Vorstellungen in Umlauf. Die Schifffahrt, von Hoffnung auf Gewinn und von dem Ehrgeiz, neue Kolonieen zu entdecken und in Besitz zu nehmen, angestachelt, wagte sich furchtlos in unbekannte Gegenden. Insel auf Insel, Küste auf Küste wurde erforscht. Allmählich wurde die wilde Phantasie der früheren Kartenmacher gezähmt und der Uebereinstimmung mit dem Thatsächlichen näher gebracht. Homann, Tardieu, d'Anville und andere Gleichzeitige und Nachfolger wendeten Sorgfalt auf Stich und Gewandtheit ihrer See- und Landkarten. Die Ergebnisse der Forschungen, welche die ruhmgekrönten Tage Spaniens aufzeichnen, wurden in seinen Karten niedergelegt. Die romantische Schatzkammer, die Hallupt angelegt, nahm freilich noch so manche Sage der früheren Geographie in ihre reichen Fächer auf. Halb Wahrheit, halb Dichtung, hier eine irrige, dort eine wirkliche Entdeckung, lockt die seltsame Sprache den Leser „zum Ritt ins romantische Land" des fernen Indiens und auf die Küsten des damal noch halbsabelhaften Amerika. Die Küste des Stillen Oceans war in der That terra incognita. Auf manchen noch vorhandenen Karten ist Kalifornien eine Insel, im Norden von dem fretum Anioui begränzt; auf anderen wird es sogar mit Jesso oder Japan verwechselt. Auf einer Karte von Lenis de Henacpin erscheint Kalifornien als Halbinsel, von Jesso durch die Straße Anian, und Jesso wiederum von Asien und Japan durch die Bries-Straße getrennt.

Aus diesem Wirrwar hatten die mancherlei Vermessungen von Des Barres, de Brahm und anderen britischen Offizieren schon vor der nordamerikanischen Revolution die atlantische Küste herausgewickelt. Der von der britischen Regierung veröffentlichte „Atlantic Neptune" brachte Alles, was dazumal von der amerikanischen Küste bekannt war; im Ganzen aber waren die Küstenzeichnungen voll Irrthümer und für die Schifffahrt gefahrbringend, weil die Vermessungen, die ihnen zum Grunde lagen, roh, unzusammenhängend und flüchtig ausgeführt waren. Unsere Seefahrer genossen damals noch nicht den Beistand, den ihnen die bewundernswürdigen Karten der Herren Blunt, Vater und Sohn, zu New-York, später gewähren.

Inzwischen hatte Europa großartige Vermessungen unternommen, deren nächster Gegenstand die Zeichnung der Land- und Küstenkarten war; mittelbar ging daraus die Bestimmung der Erdgestalt hervor, ein Resultat, das so wesentlich auf Geographie und Astronomie einwirkte. In Frankreich wurden die Meridianbogen ausgemessen, um darauf das Dezimalsystem der Maße und Gewichte zu gründen. England hatte seinen prächtigen Vermessungskanon begonnen, und durch ganz Europa nahm die Geodäse bald eine wissenschaftliche und praktische Form an. Die britische Admiralität ließ nicht nur in den britischen Besitzungen, sondern in jedem ausländischen Reiche, das zu Handelsverkehr einlud, die Küsten und Häfen aufnehmen, eine Politik, die nicht wenig dazu beitrug, der englischen Marine das Uebergewicht zu sichern; ihr verdankt die Welt gegenwärtig mehr denn zweitausend Admiralitätskarten, die einen großen Theil der Hydrographie der Erde enthalten.

Von diesem Vorgang und von dem Bewußtsein, wie weit wir in diesem Punkte noch zurück sind, angeregt, entwarf der kürzlich verstorbene Professor Patterson in Philadelphia 1806 den Plan einer vollständigen Vermessung der Küsten in den Vereinigten Staaten. Dieser Plan, von dem Staatssecretair Gallatin begünstigt, ging 1807 als Gesetz durch, und die Vermessung ward beschlossen. Glückicherweise war dies derselbe Plan, den Herr F. R. Hassler der trigonometrischen Vermessung Berne in der Schweiz zum Grunde gelegt hatte und wobei er sein hohes Wissen, mit Erfahrung gepaart, erprobte. Bis 1811 geschah jedoch Nichts, denn erst in diesem Jahre wurde Hassler nach Europa geschickt, um sich mit den nöthigen, nach seinen Zeichnungen verfertigten Instrumenten zu versehen. Der Krieg mit England kam dazwischen, und bald nach der Wiederherstellung des Friedens wurde Hassler von seinem Posten entfernt, bevor er ihn noch angetreten hatte. Zugleich ging das Werk von dem Schatz-Departement zum Marine-Departement über. Es folgte eine Periode der Unthätigkeit, die erst 1827 durch den einsichtsvollen Marinesecretair Southard unterbrochen wurde. Er empfahl die Rückkehr zu der ursprünglichen Organisation, die 1832 unter der Oberaufsicht Hassler's ins Leben trat. Hassler war ein Mann von seltener Begabung, ausgezeichneter Astronom, Feldmesser, Mathematiker und Physiker; hatte aber einige Eigenheiten, die auf die Popularität des Werkes, dem er vorstand, eben keinen günstigen Einfluß übten. Man erzählt sich folgende ihn charakterisirende Anekdote: Er drang einst in den Schatzsecretair um Erhöhung seines Gehaltes. Dieser machte ihm bemerklich, daß Hassler fast einen ebenso hohen Sold, wie er selbst, der Secretair, beziehe. „Ganz recht", erwiderte Hassler, „aber Secretaire sind alle Tage zu haben, während es nur Einen Hassler giebt." Unfähig, den wahren Charakter und die Institutionen unseres Volkes zu begreifen, mußte er mit seinem schroffen Wesen und seiner barschen Sprache überall anstoßen. Indeß darf man nicht abhalten, seine Verdienste bei dem Werke, das er leitete, sowie bei den Untersuchungen über unsere Maße und Gewichte anzuerkennen. Seine Abhandlung über Instrumente und Methoden der Küstenvermessung ist von dem jüngst verstorbenen, tiefbetrauerten Bessel höchlich belobt worden, und hat er sich damit ein Hauptdenkmal gesetzt.

Im Jahre 1843 verordnete ein Gesetz die Bildung eines Bureaus zur Umgestaltung des Werkes, und dem Professor A. D. Bache wurde die durch den Tod Hassler's erledigte Stelle eines Ober-Aufsehers der Küstenaufnahme und der Maße und Gewichte anvertraut. Für seine Befähigung zu diesem Amte können wir kein besseres Zeugniß aufführen, als die Worte Humboldt's in einem Schreiben an den Professor Schumacher.

„Sie wissen besser, als ich, in welcher hohen Achtung die Direction des Werkes zur Aufnahme der Küsten, nicht nur bei uns, sondern auch bei allen hervorragenden Männern von Fach in Frankreich und England steht, die an dem Studium der Geographie und nautischen Astronomie Interesse nehmen. Mit dem gründlichsten astronomischen und mathematischen Wissen verbindet Herr Bache im höchsten Grade jenen regen Geist und jenen umfassenden Blick: Gaben, die ein Werk von praktischem Nutzen auch für die Wissenschaft der Physik unseres Erdkörpers so fruchtbar machen. In einer Gegend des Globus, wo die Richtung der Meerströmungen, die durch diese Strömungen, wie durch die Hebung des Bodens erzeugten Temperatur-Unterschiede, der Richtung der magnetischen Kurven dem Seefahrer so wichtige Erscheinungen darbieten: da konnte das Werk in keine bessere Hände, als in die des Herrn Bache gelegt werden. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat sich einen neuen Anspruch auf unseren Dank erworben, indem sie Das unter ihren edlen Schutz nahm, was die Aufmerksamkeit aller Hydrographen und Astronomen Europa's fesselt. Es würde mich freuen, wenn in einem Lande, das mich durch sein Wohlwollen so sehr ehrt, mein schwaches Zeugniß dazu beitrüge, das Interesse an den vortrefflichen Arbeiten des Herrn Bache zu beleben."

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach Putnam's Monthly.

Digitized by Google

Klein-Asien.

Die Belagerung von Kars.

(Schluß.)

„Im Laufe des Gefechts und bei jeder Bewegung, die der Feind unternahm, bewährte sich die Trefflichkeit der vom Obersten Lake angelegten Batterieen. Wohin sich die russischen Kolonnen auch wandten, überall fanden sie sich unter einem flankirenden Feuer der schweren Artillerie. Bemächtigten sie sich einmal einer Batterie, die schwächer war, als die anderen, so wurden sie von den Geschützen einer Redoute niedergeschmettert, die den schwächeren Punkt beherrschte. Jeder Angriff auf die Schlüssel unserer Position mußte aber hoffnungslos bleiben; der Oberst selbst leitete unter einem heftigen Feuer die Artillerie der zwei Hauptbatterieen, von seinem Dolmetscher, Herrn Zohrab, unterstützt, der sich als ein Mann von Herz erwies.

„Die Schlacht raste sieben und eine halbe Stunde hindurch, hauptsächlich bei Thamasp, um welche Position die ganze Zeit über mit Erbitterung gekämpft wurde, indem der Feind sie immer wieder angriff. Um Mittag sah man die russischen Kolonnen den Hügel hinabeilen, standhaft gedeckt von ihrer Kavallerie und Artillerie. Eine verworrene Masse Bürger folgte ihnen zu Pferde und zu Fuß mit der äußersten Verwegenheit, indem sie in die sich zurückziehenden Reihen hineinfeuerte. Aber wo war unsere Kavallerie? Wo waren die kühnen türkischen Reiter, welche einst Europa überschwemmten? Zweitausend von diesen Reitern hatten jetzt die ganze russische Armee vernichtet; so aber mußten wir in unseren Verschanzungen bleiben — wir hatten weder Kavallerie, noch reitende Artillerie, und mit bitterem Unmuth sahen wir den Feind sich allmählich wieder formiren und unbelästigt von dannen ziehen.

„Ich ritt bald nach der Schlacht um die Batterieen, und selten hat der älteste Soldat ein schrecklicheres Schauspiel erblickt. Haufen von Todten waren schon von plündernden Soldaten ihrer Kleider beraubt und lagen in den verschiedenartigsten Stellungen umher, während das kläglichste Geschrei der Verstümmelten sich von Zeit zu Zeit aus diesen entsetzlichen Menschenmassen erhob. Man sah die gräßlichsten Wunden — tiefe, breite Säbelhiebe, aus welchen das Leben in einer rothen Fluth dahinströmte, von Kugeln abgerissene Glieder und von Kartätschen zerschmetterte Leichen von Menschen und Pferden. Ich trieb unsere Leute an, die Verwundeten fortzutragen; aber das Werk ging nur langsam von statten, denn die Entfernung bis zur Stadt betrug gegen drei Miles, fast alle unsere Maulthiere und Pferde waren todt, und unser Ambulanzencorps konnte daher keine Dienste leisten. Da erschallte plötzlich Musik; es ist die Bande des Scharfschützen-Corps, die eine wilde Zobeida-Melodie spielt. In einem Augenblick springt ein Dutzend dieser Gebirgssöhne, die sich auf der Erde gelagert hatten, auf, geben sich die Hände und tanzen mitten unter den Todten, Sterbenden und Verwundeten."

Dies war der Ehrentag der tapferen Besatzung von Kars, ein Tag, an dem es auch, wie in den Kriegen der ersten Mostemin und der alten Kreuzfahrer, nicht ohne Wunder abging. „Einige fromme Muselmänner in Kars versichern, daß sie eine heilige Schaar von zehntausend Mann, alle in Grün, die Farbe des Propheten, gekleidet, zur Seite unserer Truppen kämpfen sahen. Diese himmlischen Krieger verschwanden, sobald die Russen sich zurückzogen." Eine noch merkwürdigere Thatsache, die durch das Zeugniß des Dr. Sandwith selbst bekräftigt wird, war das zeitweilige Verschwinden der Cholera. „Gestern und heute", schreibt er, „hat die Cholera aufgehört — ein seltenes Phänomen, wie ich vermuthe, durch die gespannte innere Anfregung hervorgebracht." Aber trotz aller Wunder blieb doch die Sachlage im Ganzen unverändert; die Russen setzten mit gewohnter Zähigkeit die Blokade fort; die Cholera stellte sich wieder ein, von der gräßlichsten Hungersnoth begleitet; weder Selim-Pascha, noch der große Serdar erschienen zur Rettung der ihrem Schicksal preisgegebenen Veste, und nachdem auch die letzten Vorräthe erschöpft waren, blieb dem General Williams nichts übrig, als die Waffen zu strecken.

„27. November. General Williams und sein ganzer Stab, mit zwei türkischen Offizieren, reiten in das russische Lager hinüber und speisen mit dem General Muravjew und seinem Stabe zu Mittag. Der letztgenannte General ist ein starker und etwas untersetzter Mann von etwa siebzig Jahren,*) aber selten habe ich Jemanden gefunden, der für sein Alter ein so kräftiges Aussehen hatte. Er hat eine entschieden russische Physiognomie und gehört einer sehr alten moskowitischen Familie an. Sein Stab behandelt ihn mit der größten Ehrerbietung, indem Keiner sich in seiner Gegenwart zu setzen wagt, ohne dazu aufgefordert zu werden. Er spricht mit fast gleicher Geläufigkeit Russisch, Französisch, Englisch, Deutsch und Türkisch; wahrscheinlich versteht er noch andere Sprachen. Ich überlasse es dem Leser, sich vorzustellen, wie wir uns an einer guten und selbst üppigen Mahlzeit delektirten. Man erlaubte uns, in dem russischen Lager umherzugehen und Alles in Augenschein zu nehmen. Die Leute waren in warmen, comfortablen Hütten untergebracht, die sich meist unter der Erde befanden und mit Kaminen versehen waren, um die Ventilation zu bewirken. Die Hütten der Offiziere hatten sämmtlich Glasfenster, und es ließ sich überhaupt nichts Bewundernswürdigeres denken, als die Ordnung, die Regelmäßigkeit und das Wohlsein dieses Lagers. Jeder Soldat hatte warme, zweckmäßige und gut erhaltene Kleider und hätte jeden Augenblick einer Parade in St. Petersburg beiwohnen können. Man bemerkte, daß die Russen eine viel schönere Stadt erbaut hatten, als Kars selbst, und es wurde vorgeschlagen, sie Jeni-Kars oder Neu-Kars zu nennen. Die Pferde der regulären Kavallerie standen alle in geräumigen Ställen, halb unter der Erde; nur die Kosakenpferde, die so haarig waren, wie neufundländische Hunde, blieben Tag und Nacht der unfreundlichen Witterung ausgesetzt. In der Nähe jedes Kavallerie-Lagers sah man ungeheure Heuschober. Doch machte sich ein großer Fehler bemerkbar: im Umkreise der Cantonnements war der Schmutz unbeschreiblich, und es war zu bewundern, daß ein so augenfälliger Uebelstand in einem sonst so wohl eingerichteten Lager geduldet wurde.

„Es mochten hier wenigstens dreißigtausend Mann versammelt sein. Während ich mit Erstaunen dieses militairische Schauspiel betrachtete, das in seiner Vollständigkeit meinen Augen fremd war, konnte ich nicht umhin, auszurufen (natürlich sotto voce): „Und ist dies die Armee, die wir von unseren Bollwerken zurückwarfen? Sind dies die Bataillone, die unsere abgerissene und verdunkerte Handvoll Leute sieben Stunden lang in Schach hielt und nach ihrem Lager zurücktrieb? Und jetzt ergeben wir uns den Besiegten — wir strecken die Waffen vor einem geschlagenen Feinde, angesponnen durch die ehrlose Betrügerei schurkischer Paschas und die schmähliche Apathie und unwürdigen Intriguen neu-byzantinischer Beamten. O tempora! O mores!"

„Die russischen Offiziere behandeln uns mit der zartesten Aufmerksamkeit und benehmen sich gegen die Kriegsgefangenen in wahrhaft heroischer Weise. Sie machen und der Reihe nach Komplimente über die Tapferkeit, die Ausdauer und die Menschlichkeit, die, wie sie so freundlich sind, zu sagen, unseren Theil des Kampfes charakterisirt hat, und wir bezeugen dagegen mit aller Aufrichtigkeit den unerschrockenen Muth, der sie unter dem Kreuzfeuer der Artillerie und tödtlichen Musketensalven zu unseren Batterieen forttrieb. Einer von ihnen erkennt Teesdale als denjenigen, der während des heißesten Kampfes über unsere Brustwehr sprang und einen verwundeten russischen Offizier vor den mordbrennenden Kosaken rettete. Diese kleine Episode war uns bisher unbekannt, und ich fürchte fast, durch die Erzählung derselben die Bescheidenheit dieses tapferen Offiziers zu verletzen."

Zur Vergleichung dürfte es nicht ohne Interesse sein, einen russischen Privatbericht über dasselbe Ereigniß — das Erscheinen des Generals Williams im russischen Lager und den Abschluß der Capitulation — zu lesen. Wir entlehnen ihn dem in Tiflis erscheinenden Journal Kawkas. Er ist aus dem Lager bei Tschawtikl-Tschai vom 15. (27.) November datirt:

„In den letzten Tagen sprach man im Lager mehr als je von einem bevorstehenden neuen Sturm auf die Befestigungen von Kars. Das Gerücht nannte sogar die Befehlshaber der Kolonnen und die Punkte, auf denen der Angriff stattfinden sollte. Aber am 12. November, um zwei Uhr Nachmittags, kam der Adjutant des Generals Williams, Capitain Teesdale, mit einem Schreiben an den Oberbefehlshaber ins Lager und gab der Unterhaltung eine neue Richtung. Der Inhalt des Briefes und die Mission, mit der Capitain Teesdale von seinem Chef betraut war, blieb für Alle ein Geheimniß. Allein man kannte in unserem Corps die Energie des Generals Williams; man wußte, daß dieser General die Seele der anatolischen Armee sei, und die Ankunft seines Adjutanten reichte daher in Verbindung mit den wiederholten Aussagen der Ueberläufer von dem unter der Garnison von Kars herrschenden Elende hin, um die bevorstehende Uebergabe der Stadt ahnen zu lassen. Alle erwarteten mit Ungeduld die Folgen dieses Besuchs. Am folgenden Mittag erschien der General Williams im Lager und wurde von dem Oberbefehlshaber empfangen. Er verweilte ziemlich lange bei Sr. Excellenz und ging dann in Begleitung des Dujour-Adjutanten durch das Lager. Die Neugierigen folgten von weitem allen Bewegungen des interessanten Gastes. General Williams ist ein Mann von gegen funfzig Jahren, von mittler Größe, mit einem offenen, Vertrauen erweckenden Gesicht. Er drückte laut seine Bewunderung des von unseren Truppen in der Schlacht vom 17. September bewiesenen Muthes und ihrer unermüdlichen Thätigkeit aus; staunte über die Schnelligkeit, mit der wir unser Lager in eine kleine Stadt verwandelt und und in wenigen Wochen warme und bequeme Kasernen erbaut hatten. Um zwei Uhr wurde General Williams mit seinem Gefolge zum Diner bei Sr. Excellenz eingeladen. Es war ein Feiertag; wir hatten herrliches Wetter, Musik und Gesang er-

*) Nach dem „Conversations-Lexikon" ist General Muravjew (Nikolai Nikolajewitsch) im Jahre 1793 geboren. D. R.

schalten durch das ganze Lager. Die Ursache der Ankunft des Generals Williams und die gepflogenen Unterhandlungen blieben einstweilen Geheimniß, aber Jeder errieth, daß der dreijährige Feldzug sich seiner Entwickelung nähere. Unsere Muthmaßungen wurden bald gerechtfertigt; nachdem uns General Williams verlassen, ward es im Lager bekannt, daß er gekommen war, um über die Capitulation von Kars zu unterhandeln. Die Lage der Garnison war in der That eine schreckliche. Schon seit lange hatte man an den unentbehrlichsten Bedürfnissen Mangel gelitten. Seit den ersten Tagen des Oktober hatte man aufgehört, den türkischen Soldaten Rindfleisch-Portionen zu verabreichen, und sie waren auf die halben Rationen Zwieback beschränkt, auf die man sie bereits im Juli zu setzen angefangen. Aufrechtgehalten von der Hoffnung auf Sukkurd, zuerst von Selim-Pascha aus Erzerum, dann von Omer-Pascha aus Mingrelien, ertrugen die Vertheidiger von Kars mit Standhaftigkeit ihre schwierige Lage. Allein der erwartete Sukkurs blieb aus. In den letzten Tagen des Oktober erfuhr man in Kars, daß die Vorhut Selim-Pascha's vor der Kavallerie des Generals Kasslov zurückgewichen sei. Die Hoffnung auf große Thaten von Seiten Omer-Pascha's wurden gleichfalls nicht erfüllt. Umsonst versammelten sich die Harrenden auf den Höhen von Karch, um zu sehen, ob man in unserem Lager nicht Anstalten zum Rückzug treffe. Unsere Truppen blieben ruhig in den von ihnen besetzten Stellungen, und die Türken bemerkten, daß die Zahl unserer Zelte sich mit jedem Tage verminderte, die der Kasernen aber sich vermehrte. Es entging ihnen ebenso wenig, daß große Zufuhren von Proviant und Fourage aus aus Akeraborpol und den benachbarten Sandschaks zugingen. Unterdessen erschöpften sich die spärlichen Hülfsmittel von Kars, und mit ihnen sank der Muth der von unaufhörlichen Anstrengungen ermüdeten Truppen. Nicht einmal durch den Schlaf konnten sich die unglücklichen Vertheidiger stärken, indem unsere Kosaken und Milizen jede Nacht die Besatzung allarmirten, mit Raketen und Granaten in das Lager hineinschossen und sie nöthigten, sich stets auf einen neuen Sturm gefaßt zu machen. Die Einwohner und die Soldaten begannen zu Hunderten vor Erschöpfung und Hunger umzukommen. Der Mangel an Vorräthen erreichte in den letzten Tagen einen solchen Grad, daß General Williams des Nachts seine eigenen Pferde schlachten mußte, um das Fleisch unter die Kranken zu vertheilen, weil das für sie zurückbehaltene Rindfleisch ebenfalls aufgegangen war. In einer so verzweifelten Lage konnten die Anführer der anatolischen Armee gewiß nicht daran denken, bei der Capitulation auf vortheilhafte Bedingungen zu bestehen. Der (russische) Oberbefehlshaber hatte diese noch vor der Ankunft des Generals Williams festgesetzt und die Obersten von Kauffmann und Fürst Dondukov-Korsakov mit den Unterhandlungen beauftragt. Es wurde beschlossen, daß die Festung mit allem Geschütz und dem in ihr befindlichen Kron-Eigenthum unseren Händen überliefert werden und die anatolische Armee mit ihrem Oberkommandanten und anderen Chefs sich als Kriegsgefangene ergeben solle. Aus Achtung aber für die Tapferkeit und die Geduld, welche die Türken bei der Vertheidigung von Karc bewiesen hatten, willigte der Oberbefehlshaber auf die Bitte des Generals Williams ein, die in der Stadt befindlichen Redifs und Milizen, die weiterhin aus bejahrten, ausgedienten Leuten bestanden, unbewaffnet und unter dem Versprechen, im Laufe des Krieges nicht gegen Rußland zu dienen, in ihre Heimat zu entlassen. Auch durften nach einer Verfügung Sr. Excellenz die kriegsgefangenen Generale, Stabs- und Ober-Offiziere ihre Degen behalten, als Zeichen der Achtung für die strenge Erfüllung ihrer Pflicht..... So erschien General Williams am 15ten in Begleitung seines Stabes, mit Hasso-Pascha, Achmet-Pascha und Kerim-Effendi zum zweiten Mal im russischen Lager und unterschrieb die Capitulation."

Holland.

Ein holländischer Neujahrswunsch.*)

Noch sind es nicht hundertundfunfzig Jahre her, daß Holländisch Bauerndeutsch genannt ward und bei den Gebildeten seiner eigenen Nation ungefähr ebenso viel Ansehen genoß, wie Russisch in St. Petersburg vor Kaiser Nikolaus. Ein Jargon von Holländisch, Friesisch, Plattdeutsch, Französisch und Englisch wurde Dondel als sogenannte niederländische Schriftsprache überliefert; aber als kernige, wetktlinge, zartsinnige, neckische Jungfrau ging die verwilderte Bauerdirne aus der erziehenden Hand seiner Muse hervor. Freilich, es scheint nicht, daß sie den deutschen Gemahl finden werde, um ihm mannigfach begabte, reich gebildete Kinder zu schenken. So müssen wir uns schon zufrieden geben, wenn sie die reine Jungfräulichkeit bewahrt, welche uns aus dem vorliegenden Büchlein herzerfreuend anspricht.

Kann man irgend ein europäisches Idiom vorzugsweise eine Volkssprache nennen, so ist es das holländische. Nirgends sind die Ausdrücke des gebildeten Lebens in so hohem Grade die des alltäglichen, nirgends sind jene so wenig erhaben und diese so wenig trivial. Was man holländisch sagen kann, ist in jedem Falle nächtern und in keinem ohne kernige Wahrheit und eine zart angeflogene, wie vor sich selbst beschämte, halb aufjuchende, halb zurückweichende Grundströmung des Gefühls. Alles ist gelassen, nichts ohne Energie; das Meiste wohlanständig, das Wenigste zierlich geschmückt. Wenn ein Deutscher kein guter Stylist sein kann, ohne tüchtig zu denken, und ein Engländer kein vollendeter Schreiber werden, ohne ein überaus bewanderter Leser vorher gewesen zu sein: so bedarf man zur ganzen Beherrschung der holländischen Sprache wenig mehr als eines redseligen Umgangs, da lernt man sie kennen. Immer im Hauskleide, ist sie nimmer im Negligée. Das moderne Deutsch gebraucht seinen Wörterschatz in einem beschränkten Maße, aber jedes Wort in ihm ist voll bildlicher Beziehung, voll tiefsinniger Vielbedeutigkeit, ein belebtes Wachs in der Hand des verständigen Bildners, eine gestaltlose Weichlichkeit auf der Zunge des träghirnigen Nachbeters. Englisch möchte man dem bunten, geschmackvoll komponirten Mosaik vergleichen. Das Muster dieser Sprach-Arabeske ist gar schön gewählt, aber jeder der Worksteine, die es zusammensetzen, ist nichts, als was er von außen zeigt. Hart, eckig, scharf bestimmt gegen seine Nachbarn. In mannigfaltigem Schnitt und Schliff, aber eben deshalb ohne die Fähigkeit, für den abgerissenen Platz eines Nebensteins einzutreten, oder, ähnliches Gefühl anschimmernd, anders als in der dunkelsten Tiefe hergleihender Rede mit ihm verwechselt zu werden. Holländisch ist einfältiger, als beide. Jugendlich, adelig und ungelehrt, spricht es wie mit den Lauten einer natürlichen Mitte — wie ein Land- oder Seemann, der Vieles erfunnen könnte, wenn er wollte, und das weiß, dem es aber im Freien wohliger dünkt, als in der Ueberlegung des Zimmers.

Sind das nicht philologische Betrachtungen, wo es von Literatur zu handeln gilt? Das Büchlein unserer Aufgabe zeigt die Verbindung beider in einem seltenen Maße. Weder ist sein Gegenstand ein großer, noch seine Ausführung eine ersiaunlich feine, und dennoch seine Wirkung eine gar gewaltige. Die schlichte und zarte Kraft, welche, frei von deutsch synonymischer Gedankenfülle und englisch mannigfaltiger Präzision, dem holländischen Worte innewohnt, hat hier einen Mann gefunden, dessen Sinn mit dem seiner Sprache so recht verwandt ist, daß man sagen könnte, nicht er spreche sie, sondern sie in ihm. So viel öfter seine Sprache, ihrer guten Natur nach, sich dem Holländer zur Beherrschung überläßt, als dem Deutschen oder Engländer die ihre sich ergiebt, so selten möchte man das doch in diesem vorzüglichen Grade erleben. Des Verfassers Werth wischt sich mit dem seiner Sprache zu einem unttheilbaren Ganzen. Offenbar ist es ihre beschränkt klare und darum charakteristisch geschlossene Eigenthümlichkeit, welche ihn zu einem der Wenigen gemacht hat, die Vieles denken, und doch nicht mehr, als was sie sagen können; die tief fühlen, und doch nicht allzu tief, als daß sie es aussprächen. Er erstrebt nichts, als was er erreicht; er will nichts, als was er kann. Sein Ideal hat blos den Umgang des Himmels, der ihm durch ein räumiges Studenfenster zufallen mag; aber es steht neben seinem Schreibtisch, und wenn er die Feder rührt, kann er es umarmen, und es entstehen die wohlgestalteten, vollgebildeten Kinder seiner Gedanken. Darin liegt die ganze Größe des Mannes und seines Buches.

Wir bedauern, daß die Belege hierzu in der That grammatikalisch und lexikalisch werden müßten, und gehen zum Inhalt selbst über. Voll kerniger Sinnigkeit, wie er ist, können seine eigenthümlichen Vorzüge im Hochdeutschen kaum zur Geltung gelangen. Läßt sich doch kein Trio für Horn, Schalmei und Contrabaß wirksam für das Piano übertragen!

Ein liebenswürdiger Mann mittlen Alters, mittler Bildung, mittlen Vermögens, mittler Schönheit — so ein ganz liebenswürdiger Mann, der Alles zur Genüge besitzt, um Einem wohlthuend zu gefallen, und Nichts so sehr, um Einen herauszufordern — ein wahrer Mustermann von einem Nebenmenschen stellt sich uns an seinem Kamin sitzend vor. Natürlich, wo kann er sitzen, als am traulichen Kamin! Es ist Neujahrsvorabend. Natürlich, was kann er schreiben, als einen Gratulationsbrief? Folgendermaßen erzählt er von sich selbst:

„„Hastig naht das Jahr seinem Ende. Der Erzchronicher Zeit mit Sense und Sandubr ist in zweiundfunfzig Schritten darüber hin gestoppt und hat es mitleidlos in den schwarzen Abgrund der Vergangenheit niedergemäht.““

„Dies war der erste Absatz meines Neujahrswunsches. Ich gestehe, als ich ihn ohne irgend welche Nachbefferung sänderlich niedergeschrieben hatte, las ich ihn mit einem gewissen wohlthuenden Gefühle noch einmal durch. So war ich denn sehr verwundert, als ich eine Stimme hörte, die ganz ruhig sagte: „Geschwätz und Unsinn!“

„Es war nicht die schrille, kreischende Stimme von meiner Frau Tante; sonst würde ich gewußt haben, worum mich zu halten. Es war eine volle, kräftige, männliche, eindrückliche Stimme. Ich wandte mich sogleich, um zu sehen, wem sie gehörte.

*) Een Nieuwjaarswensch aan zijne vrienden, van den an den Heer Smits. Geïllustreerd door den Heer J. C. Cohen Kate. Te Arnhem 1855.

Digitized by Google

„Die Lampe auf dem Schreibtisch warf nur ein schwaches Schimmerlicht durch das Gemach. In einiger Entfernung entdeckte ich auf einem Stuhle sitzend eine lange Gestalt, deren ernsthafte, doch nicht unfreundliche Züge ich in der Dunkelheit nur undeutlich erkennen konnte. Obwohl der Eindruck, welchen die Erscheinung auf mich machte, im Ganzen eben nicht ungünstig war, fühlte ich doch meine Eitelkeit als Schriftsteller durch die zuversichtliche Weise gekränkt, mit welcher sie meinen geliebten ersten Absatz verworfen hatte. Darum fragte ich nicht ohne eine gewisse Ironie:

„Der Herr ist vielleicht Rezensent von Beruf?"

„Wie ich Ihnen versichern kann", erwiederte der Fremdling, „bin ich nicht allein Rezensent, sondern sogar der billigste und unparteiischste von allen Rezensenten in der Welt."

„Der Tausend", rief ich, „an welchem Blatte sind Sie denn Mitarbeiter? Und darf ich Ihren Namen wissen?"

„Ich schreibe", entgegnete mein Gast, „in dem unvergänglichsten der Bücher, in dem Gedächtniß der Menschheit. Ich heiße einfältig — die Zeit."

In diesem Style geht es fort und führt den Leser auf dem getretenen Wege gewöhnlichen Anstrucks zu der anmuthigen Klause manch schätzbarer Wahrheit. Die Zeit giebt als Grund ihres Besuchs ein Verlangen an, die saischen Meinungen des Verfassers über ihren Beruf zu berichtigen. Der Schreiber des ersten gelieben Paragraphen ist jedoch nicht so leicht zu erschüttern. Er bringt drei, den Charakter der Zeit jeder Wende entkleidende Einwürfe vor; er heißt sie, unterstützt von der Autorität der öffentlichen Meinung, den Verwichter des Vergangenen, den Dieb der Gegenwart und den Betrüger um die Zukunft. Die Zeit, deren gelassene Argumentation den gebildeten Mann verräth, unternimmt sogleich die Zurückweisung des ersten Punktes der Anklage. Indem sich die Lampe durch einen unmerklichen Einfluß noch mehr verdunkelt, sieht der Ersähler das Buch der Vergangenheit vor sich, dessen Blätter nur durch die milden, von den Augen der Zeit ausgehenden Strahlen erleuchtet werden. Die Thränen kommen ihm in die Augen, wie er die geschwundenen Freuden seiner Jugend sich vorüberziehen läßt. Aber der Vorwurf ruht nicht. „Ihr", sagt er, sich zur Zeit wendend, „Ihr habt mir jene Zaubertage genommen, und was habt Ihr mir von den Dingen gegeben, die Ihr zum Ersatz versprochen! Bin ich reich, bin ich berühmt!" Lächelnd faßt die Zeit an ihres Widersachers Lampe und heißt ihn in ihrem gegenwärtigen Lichte das Buch der Vergangenheit noch einmal beschauen. Der Gegenwart Licht beleuchtet es nun, nicht mehr das der geschwundenen Zeit. O, was er da sieht! Was für ein häßliches Kind seine Aeltern an ihm gehabt haben müssen! Welch bittere Strafen er für unterschiedliche Bosheiten erhalten! Was für einen schrecklichen Hand der Schlächter gegenüber gehabt! Und der grausame Unterlehrer! Und die ersten Betrübnisse des tiefen Herzens, des Freundes Tod und der Liebsten Verrath! Er war einer Ohnmacht nahe, als die Zeit die Lampe der Gegenwart wieder verhüllte und, wie auf einen Zauberschlag, das Buch der Vergangenheit ihm aufs neue in den rosigen Tinten des Gedenkens entgegenschwamm.

Im ersten Punkt hatte die Zeit gesiegt, und auf ebenso liebenswürdige und verständige Weise gelingt es ihr für die restirenden zwei Drittel der Anklage. Sie gesteht, daß jede Freude der Gegenwart kurz scheint, ausgenommen die, Anderen welche bereitet zu haben; beständig zum Grabe leitend und deutend, beweist sie, niemals noch um die Zukunft betrogen zu haben. So klare, wie richtige und eindrückliche Gründe bezeichnen den Gang der Debatte, an deren Schlusse die Wahrheit wie von selbst steht.

Der Verfasser schließt mit den Worten: „Möge die Zeit, meine Freunde, sich fürderhin Euch Allen in der freundlichen Gestalt zeigen, in welcher sie mir erschienen ist. Möge sie Euch vergönnen, sie stets als den Verkünder und Tröster zu schauen, den Leidtilger und Ergründer der Vergangenheit — als den glückbringenden Freund der Gegenwart — als den untrüglichsten Wahrsager der herrlichsten Zukunft!"

„Kann ich Euch besseren Wunsch zum neuen Jahre bringen? Ich glaube nicht."

Eine behutsame Uebersetzung des kleinen, elegant gedruckten und geschmackvoll illustrirten Büchleins möchte auch auf deutschen Weihnachtstischen gern gesehen werden. Neben dem unnachahmlichen Styl hat es dazu genugsam werthvollen Inhalt von der edelsten Popularität.

Mannigfaltiges.

— Literarische Nekrologie. Frau von Chézy. Am 31. Januar d. J. ist in Genf eine deutsche Dichterin gestorben, die zu Anfang dieses Jahrhunderts einen nicht unbedeutenden Rang behauptete; ihre Novellen füllten alle damaligen Taschenbücher, und ihre Gedichte galten für echte Nachklänge altdeutscher Minnelieder. Helmine von Chézy, geborene von Klencke, die Enkelin der Naturdichterin Karschin, deren Talent sie geerbt, war eine ebenso originelle als liebenswürdige Persönlichkeit; ihre Lebensgeschichte würde ein interessanter Beitrag zur Literatur- und Sittengeschichte der Zeit sein. Es ist wahrscheinlich, daß sie Memoiren hinterlassen, die der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden sollten. Sehr lang an einen unmoralischen Mann verheiratet, ließ die Dichterin sich scheiden und nahm, da sie völlig mittellos war, eine Stelle als Gesellschafterin bei Frau von Genlis in Paris an. Dort wurde sie mit Friedrich von Schlegel bekannt, der ihre Verheiratung mit dem Professor der Sanskritsprachen, von Chézy, vermittelt haben soll. Diese Ehe wurde bald durch eine böse Schwiegermutter gestört. Um des Hausfriedens willen ließ Chézy seine junge Frau mit ihren beiden Söhnen nach ihrer deutschen Heimat zurückkehren. Sie begeisterte sich dort für die Freiheitskriege und leistete viel als Pflegerin der verwundeten Krieger, zog sich aber dabei mancherlei Verleumdungen zu, die sich jedoch als völlig grundlos erwiesen haben. Sie ging dann nach Dresden, wo sie mit den Dichtern: Graf Otto Löben, Ernst von der Malsburg, Kind, Hell und mit dem Komponisten Weber innig befreundet war. Ihre übergroße Gutmüthigkeit und Natürlichkeit wurde oft mißbraucht und verspottet; in Dresden und in Berlin, wo sie sich damals auch mehrfach aufhielt, erzählte man sich viele charakteristische Anekdoten von ihr, die aber alle übertrieben oder geradezu unwahr sind. In Berlin waren ihr alle geistreichen Zirkel geöffnet, Männer wie Chamisso, Varnhagen, Hensel standen mit ihr in Beziehung, und Heine verscherte oft, von ihr die geheimnißvolle Schönheit des lyrischen Wohllauts gelernt zu haben. In späteren Jahren erlebte sie die Satisfaction, daß ihr Gatte sie wieder zu sich rief, wodurch so manche nachtheilige Gerüchte entkräftet wurden; Chézy wurde jedoch bald darauf ein Opfer der Cholera, seine Witwe erhielt eine französische Pension, die aber durch die Februar-Revolution verloren ging. Blind und arm, ward ihr der Tod im dreiundsiebzigsten Jahre eine Erlösung. F. v. H.

— Lord Byron und seine Beurtheiler. Es wird neuerdings in einem süddeutschen Blatt,*) das eine gewisse Autorität in allen feinen Aussprüchen geltend macht, ein großes Gewicht auf die Schilderungen gelegt, welche Leigh Hunt von englischen Dichtern, namentlich von Lord Byron, entworfen hat. Das Werk führt den Titel: „Lord Byron and some of his Contemporaries, by Leigh Hunt", der Verfasser jenes Aufsatzes geht von der Voraussetzung aus, daß dasselbe in Deutschland völlig unbekannt geblieben sei, obwohl es bereits 1828 erschienen ist. Er verspricht, Auszüge daraus zu geben, die eine ganz neue Ansicht über Byron's Charakter und Wesen hervorbringen würden. Es ist hier nicht der Ort, diesen Punkt einer näheren Prüfung zu unterwerfen, wir wollen uns darauf beschränken, die Behauptung zu widerlegen, daß Leigh Hunt's Werk in Deutschland völlig unbekannt geblieben sei, indem wir auf eine Bearbeitung aufmerksam machen, die bereits im Jahre 1842 in dem zu Kassel (bei Hotop) erschienenen „Salon" (der unter Anderem auch viele Beiträge von Dingelstedt und Lorenz Diefenbach enthielt) unter der Chiffre F. v. H. veröffentlicht wurde. Dem Urtheil Leigh Hunt's überall beizustimmen, halten wir uns jedoch nicht verpflichtet, im Gegensatz zu dem Autor des „Morgenblattes" scheint und Leigh Hunt ein zu erbitterter, schwarzgalliger Beobachter der Schwächen des Dichters gewesen zu sein, am sür jede seiner Behauptungen Glauben beanspruchen zu können. Byron ist von vielen seiner Verehrer gewiß zu nachsichtig beurtheilt worden, sie vergaßen den schönen Ausspruch Young's:

„Der Genius kann nicht die Sünde adeln."

Sie wurden in ihrer blinden Bewunderung durch eine Art von Opposition gegen die philisterhaften Sittenrichter im eigenen Vaterlande des Dichters bestärkt; aber von anderer Seite sind gegen denselben auch wieder ebenso viel harte und ungerechte Urtheile geschleudert, daß dem Leser die Frage nahe treten muß: wo liegt die Wahrheit? Noch altem Sprüchwort liegt sie unzweifelhaft in der Mitte, auch in diesem Falle, denn Byron war sicherlich nicht so klein, wie seine Gegner ihn schildern, und nicht so groß, wie seine Verehrer behaupten. Das Urtheil Leigh Hunt's über ihn gewinnt übrigens dadurch noch einige Bedeutung mehr, als der Aufsatz im „Morgenblatt" hervorhebt, daß es mit den strengen Ansichten der orthodoxen antiliberalen Partei in England übereinstimmt, während Leigh Hunt selbst ein Gegner derselben, ein Freigeist und Atheist gewesen ist. F. v. H.

*) Morgenblatt vom 3. Februar 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche der Verleger im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 30, und beim Expedteur Neumann, Mauerstraße Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 29. Berlin, Donnerstag den 6. März 1856.

Dänemark.

Thorwaldsen.

Die Lebensgeschichte des Künstlers*) liegt jetzt fast vollendet vor uns; sie war bereits theilweise im Jahre 1852 bei Lorck erschienen, und es wird nach eine Nachlieferung versprochen, die seine letzten Lebensjahre umfaßt. Der Verfasser hatte bei Abfassung dieser Biographie unendliche Schwierigkeiten zu überwinden. Er fand keine andere Anleitung, als einen Wust nachgelassener Papiere, Briefe, Konzepte und Tagebücher, die er in einer alten Tonne mit allerlei verwittertem Hausrath im Keller der Wohnung von Thorwaldsen entdeckt hatte. Der Verfasser wollte eine innerliche Geschichte des Künstlers geben, eine äußerliche Aufzählung seiner Erlebnisse findet sich zudem schon im Conversations-Lexikon und anderen biographischen Nachrichten. Er konnte nur die alte, aber immer neue Geschichte vom Genius und seinem Ringen nach freier Entfaltung erzählen; der Kampf mit dem Leben und seiner Noth ist auch dem großen Thorwaldsen nicht erspart worden. Armuth und Entbehrung standen an seiner Wiege; der Vater war aber nicht nur arm, sondern auch schlecht; er liebte den Branntwein und that gar nichts für den Sohn. Die Mutter scheint von besserem Stoff gewesen zu sein; sie war die Tochter eines Predigers aus Jütland und hat wahrscheinlich den geistigen Einfluß auf Thorwaldsen ausgeübt, der fast allen Müttern großer Männer nachzuweisen ist. Der sinnige Dichter Andersen schildert in seinem „Bilderbuche ohne Bilder“ eine ergreifende Scene, wo Thorwaldsen als Kind, am Spinnrade der Mutter spielend, die ersten Regungen seines schöpferischen Talentes zeigt. Uebrigens hatte auch der Vater eine bemerkenswerthe Kunstfertigkeit in Schnitzarbeiten, worin ihm der Sohn sehr bald häufreich sein mußte. Er machte Spiegelrahmen und Möbelverzierungen. Seine Zeitgenossen erinnerten sich noch oft mit Rührung daran, daß sie den hochaufgeschossenen Jungen mit blondem, langem, ungekämmtem Haar gesehen hatten, wie er bestellte Arbeit in die Häuser der Käufer trug. Seine Handzeichnungen und Arbeiten in Thon erregten so viel Aufmerksamkeit, daß er unentgeltlich in die Akademie der bildenden Künste aufgenommen wurde und auch nach einiger Zeit eine Unterstützung von hundert Thalern von ihr erhielt, damit er nicht mehr nöthig hatte, für den Broderwerb durch untergeordnete Kunstfertigkeiten zu sorgen.

Auch erhielt er Beschäftigung in den königlichen Schlössern; seine Verhältnisse mußten jedoch noch sehr trübe gewesen sein, denn er sagte oft, daß er nicht begreife, wie ein erwachsener Mensch lachen könne in dem Elende des Lebens. Der Vorsteher der Akademie, Abildgaard, ward sein Freund und verschaffte ihm das akademische Reisestipendium auf drei Jahre. Seine Mutter war trostlos über die Trennung; sie bewahrte einige Goldstücke, die ihr der Sohn zur Unterstützung gegeben, wie ein heiliges Andenken an ihn auf, und seine Freunde erzählten, daß sie seine alten Kleidungsstücke mit Thränen und Küssen bedeckt habe. Der Schiffscapitain Fister, auf dessen Schiff Thorwaldsen die Reise nach Italien unternahm, schrieb über ihn im derben Seemannston: „Wie es ihm ergehen wird, mag der Himmel wissen! Er ist grundfaul und hat kein Wort von fremden Sprachen lernen wollen, so lange er an Bord ist. Er hat nur vierhundert Thaler jährlich und hält sich doch einen Hund. Er verschläft den ganzen Vormittag und sorgt für weiter nichts als für Gemächlichkeit und Leckereien. Uebrigens haben ihn alle lieb, weil er gutmüthig ist.“

Thorwaldsen wurde indessen in Rom sehr fleißig, er sendete viele Arbeiten nach Dänemark. Er wurde mit bedeutenden Männern bekannt, namentlich mit dem Archäologen Zoega, der ihn auch während eines anhaltenden Fiebers bei sich aufnahm und pflegte. Leider hatte dieser sonst so wohlthätige Verkehr sehr böse Folgen für Thorwaldsen. Er lernte im Hause Zoega's ein schwarzäugiges Kammermädchen kennen und trat in ein Verhältniß, welches ihn später für ein würdiges, häusliches Glück unfähig machte. Eine Tochter wurde ihm in dieser wilden Ehe geboren; er hat sie gut erziehen lassen und anständig verheiratet.

Thorwaldsen's Atelier wurde schon von hohen Reisenden besucht, und zahlreiche Bestellungen gingen ihm zu, aber immer noch war seine Einnahme gering und sein Ruhm, namentlich im eigenen Vaterlande, noch mehrfach bestritten. Die Werke, welche er nach Dänemark schickte, fanden keine Anerkennung und keine Käufer. Sein „Jason“ erweckte endlich die Theilnahme von ganz Europa, nachdem er die erste Ausführung desselben unbefriedigt und unmuthig zerschlagen hatte. An dem Erfolg dieser Schöpfung ist die Dichterin Friederike Brun, geb. Münter, welche damals in Rom weilte, wesentlich betheiligt. Sie schrieb eine Kunstkritik für das damals schon existirende Stuttgarter „Morgenblatt“ und nannte den „Jason“ Thorwaldsen's „die jüngstgeborene Antike“, den Künstler aber proklamirte sie als den echten Zögling des hellenischen Zeitalters. Thorwaldsen war ihr nicht sehr dankbar dafür, denn als sie ihn einst mit einem deutschen Fürsten in seinem Atelier besuchte und ausrief: „Ach, sehen Sie hier, das ist mein Sohn Jason“, sagte er höhnisch: „Nun, der hat Ihnen wenig Geburtsschmerzen verursacht.“

Gold und Ruhm wurden dem Künstler von da an in reicher Fülle zu Theil. Den Bestellungen auf seine Werke konnte er kaum mehr genügen. Der Biograph führt die namhaftesten sehr aufrührich an, indem er die Originalbriefe der Besteller abdruckt. Diejenigen der Herzogin von Leuchtenberg, geborenen Prinzessin von Bayern, verdienen einer Erwähnung in der That, weil diese edle Frau ihrer ehelichen Liebe und Treue für Eugen Beauharnais ein schönes Denkmal darin gesetzt hat. Sie sagt unter Anderem: „Mein Gemahl war aller Würden entkleidet, aber er behielt sein edles Herz, seinen fleckenlosen Ruf und ein reines Gewissen.“

Auch Lord Byron kam nach Rom, um sich von Thorwaldsen modelliren zu lassen; seine Büste wurde außerordentlich ähnlich gefunden, nur von ihm selbst nicht, er rief ärgerlich aus: „Nein, das gleicht mir gar nicht, ich sehe viel unglücklicher aus!“ Später, nach Byron's Tode, bildete sich in England ein Comité, ihm ein Monument zu errichten. Thorwaldsen übernahm bereitwillig den Auftrag und stellte den Dichter sitzend dar; er hält in der linken seinen „Childe Harold“ und in der Rechten einen Griffel. In seinen Füßen liegt ein Todtenkopf. Dieses seelenvoll ausgeführte Monument konnte in der Westminster-Abtei keinen Platz finden, weil die Geistlichkeit Protest einlegte. Es stand zehn Jahre in einem Zollhause in England und fand erst 1835 einen bescheidenen Platz in der Bibliothek des Trinity College in Cambridge.

Walter Scott kam ebenfalls in Thorwaldsen's Atelier, um den großen Künstler kennen zu lernen; er verstand nur Englisch, und dieser gerade davon keine Sylbe. Ein Augenzeuge schildert das Zusammentreffen der beiden großen Männer äußerst komisch. Sie küßten und streichelten sich, jeder stammelte einige unzusammenhängende Worte, wie happy, charmé u. s. w., und sahen sich lange gerührt an. Thorwaldsen modellirte Walter Scott's Büste, die sich jetzt im Museum zu Kopenhagen befindet.

Thorwaldsen's Atelier ward von allen Notabilitäten besucht, die damals nach Rom reisten und dem neuerwachten Interesse für die antike Kunst huldigten. Er trat namentlich mit Wilhelm von Humboldt und seiner geistvollen Gemahlin in nähere Beziehung. Von Letzterer bringt sein Biograph mehrere eigenhändige Briefe an den Künstler, unter anderem auch einen, wodurch sie seine Bekanntschaft mit dem jugendlichen Kunstjünger Rauch vermittelte.

Einen wehmüthigen Eindruck macht es jedoch, daß Thorwaldsen, trotz aller Protection der ausgezeichnetsten Zeitgenossen, trotz der Bestellungen aus England und Amerika, immer noch mit Geldmangel kämpfen mußte. Die Kosten, welche seine Arbeiten ihm verursachten durch die theuren Marmorblöcke aus Carrara, setzten ihn fortwährend in Verlegenheit, woran freilich auch wohl sein Mangel an sparsamer und richtiger Eintheilung der Geldmittel schuld gewesen sein mag. Sein

*) Thorwaldsen's Leben von Just Mathias Thiele. Deutsch unter Mitwirkung des Verfassers von Henrik Heims. Leipzig, Wiedemann, 1856.

Google

Verhältniß zu seiner ersten Geliebten diente auch nur dazu, um seine Handordnung zu verwirren; sie hatte sich immer wieder an ihn gedrängt, obwohl sie in der Zwischenzeit mit einem Herrn von Uhden verheiratet war. Thorwaldsen mußte sich schriftlich verpflichten, sie wieder aufzunehmen und zu versorgen, wenn ihr Ehemann sie verließ. Der Fall trat sehr bald ein, und der Künstler wurde von der leidenschaftlichen Frau in wahrhaft unwürdiger Weise tyrannisirt und ausgebeutet. Wie mag der Genius des Schaffens gelitten haben unter dem Drucke dieser häuslichen Ermiedrigung. Freilich hat sich unter eine ganz ähnliche auch der große Goethe beugen müssen! Thorwaldsen lernte später auch eine edle Neigung kennen; eine reiche und hochgebildete Schottin kam nach Rom und begeisterte sich für die Kunst und den Künstler mit einer so erhabenen Empfindung, wie Vittoria Colonna sie für Michel Angelo gehegt haben mag. Thorwaldsen ward völlig hingerissen, er entzog sich den eifersüchtigen Banden seiner Haustyrannin, reiste mit der schottischen Dame nach allen Kunststätten Italiens und verlobte sich endlich feierlich mit ihr. Sie soll nicht mehr jung und niemals schön gewesen sein, auch galt sie bei seinen Genossen für etwas steif und kalt. Nachdem sie durch die Verlobung Rechte auf ihn gewonnen hatte, scheint sie in mancher Hinsicht zu strenge Anforderungen an ihn gestellt zu haben. Er vermochte seine angebändigte Künstlernatur nicht genau nach den Vorschriften der englischen Konvenienz zu ziehen; es trat eine Verstimmung zwischen den Verlobten ein, und zum Ueberfluß wurde Thorwaldsen seiner Braut auch noch untreu. Eine sehr schöne, obwohl auch nicht mehr jugendliche, aber phantasiereiche, üppige Erscheinung setzte sein Herz in Flammen. Sein Benehmen gegen sie erregte allgemeines Aufsehen und Tadel. Seine Braut reiste nach Schottland und schrieb ihm sehr eindringliche, wiederholte Briefe über seine Untreue. Er wußte ihr Recht gebeu, seine Besinnung kehrte wieder, und die Folge war, daß sein langjähriger Plan, nach Dänemark zu reisen, endlich zur Ausführung kam. Obwohl diese Reise ihm eine Menge Ehrenbezeugungen und neue Anerkennung eintrug, so war sie doch von mancher Bitterkeit begleitet. Seine Aeltern waren gestorben, und alle seine Bemühungen, ihnen mit seinen Arbeiten wohlzuthun, waren vergeblich gewesen; die schönsten Marmorbüsten, im Zollhause zu Kopenhagen monatelang der feuchten Luft des nordischen Klimas ausgesetzt, waren durch Rostfleck verdorben und hatten kaum die Trauvporitzsen aufgebracht. Es machte ihn unbeschreiblich traurig, daß seine spaten Erfolge seinen armen Aeltern nicht zugutekommen konnten. Indessen erfreute es ihn doch, seinem Vaterlande von wesentlichem Nutzen zu sein. Durch ihn wurde Dänemark eine Heimat für die Kunst. Das Museum, welches seinen Namen führt, ist eine bleibende Stätte für dieselbe geworden; durch Testament hatte er alle seine Arbeiten und die reichen Sammlungen, welche er an sonstigen Kunstschätzen besaß, seiner Heimat geschenkt. Der arme Holzschnitzersohn hinterließ außerdem große Reichthümer, welche er den Kindern seiner natürlichen Tochter vermachte. Diese war in Dänemark an einen Obersten Paulsen verheiratet. Nachdem Thorwaldsen das erste Mal dort zum Besuch geweilt und unendliche Triumphe gefeiert hatte, ging er noch auf längere Zeit nach Rom zurück, reiste aber im Jahre 1838 zum zweiten Mal nach Kopenhagen und blieb dort mit wenigen Unterbrechungen bis zu seinem Lebensende, welches am 24. März 1844 während einer Theatervorstellung ganz plötzlich stattfand. Er war die zum letzten Tage seines Lebens ununterbrochen thätig gewesen. Sein „Guttenberg" in Mainz, „Schiller" in Stuttgart und „König Maximilian I." in München waren seine letzten größeren Arbeiten. F. v. H.

Nord-Amerika.

Die Küsten-Vermessung in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Das Erste und Wichtigste bei der Aufnahme der Küsten, um beswillen sie eigentlich unternommen worden und worauf alle Operationen abzielen, ist die Ausführung einer systematischen, zusammenhängenden genauen Sondirung und Bezeichnung des Meergrundes längs unserer ganzen Küste. Dieser Hauptpunkt besaßt unter sich alle hydrographischen Elemente einer vollkommenen Karte und all die mannigfaltigen Prozeduren und Mittel, durch welche die Karten selbst zu nautischem Gebrauch angefertigt und in Umlauf zu setzen sind. Der Plan geht auf nichts Geringeres aus, als genaue Karten zu erlangen und zu veröffentlichen, von der Küstenlinie mit all ihren Ein- und Ausbiegungen von Maine bis Texas, von San Diego bis Frazer's-Strom, ohne irgend ein Eiland, einen Fluß und Hafen, eine Bucht und Lagune anzulassen; längs und entsprechend dieser ganzen Küstenlinie häufige Sondirungen anzustellen in der Art, daß jedem sondirten Punkt seine wahre Lage, in Bezug auf die Küstenlinie, angewiesen werden kann; nebendei sind alle Sandbänke, Klippen, Löcher, Kanäle, Bodenwechsel, Charakter und Conturation zu vermerken; die örtlichen und allgemeinen Eigenthümlichkeiten der Ebbe und Fluth, wie der Strömungen, zu bestimmen; endlich Materialien zu sammeln für ein genau ausgeführtes Gemälde des Oceans und seines Grundes längs unserer Küste und ihrer Einzahnungen, so daß in diesem Gemälde kein Zug von Wichtigkeit für die Küsten- und Hafenschifffahrt fehle. Die Enthüllung der Mysterien der großen Tiefe ist so weit in die offene See hinein auszudehnen, als sie dem Seefahrer von praktischem Nutzen sein kann: etwa in einer Strecke von beiläufig dreißundert Meilen, über das ganze untersceische Plateau, zwischen Long Island und New-Jersey. Auch der große Golf-Strom ist in Bezug auf Bewegung, Temperatur, Configuration, Gränzen zu untersuchen. Jegliche Thatsache, die durch sorgfältige Erforschung des seichten, unsere Küste säumenden Seegürtels irgend gesammelt werden kann, ist gehörig zu verzeichnen und in der möglichst deutlichen kartographischen Sprache vor das Auge des Seemannes zu bringen. Das Ergebnis all dieser Arbeiten wird sein: zunächst eine Reihe Hafenkarten, in großem Maßstabe für die Hafenschifffahrt, mit Angabe der Häfen und Flußmündungen; dann eine zweite Reihe, in verjüngtem Maßstabe, welche die Sande, Buchten, Außenküsten für die Küstenschifffahrt umfaßt; endlich wird eine dritte Reihe in noch verkleinerterem Maße die General-Küstenkarten zum Gebrauch der allgemeinen Fahrt längs der Küste oder zum Anlanden bei derselben enthalten.

In seinem ganzen Umfange ist dieses Riesenwerk kaum zu verwirklichen. Frankreich, England, Preußen, Schweden, die ostindische Compagnie und andere Staaten haben systematische Aufnahmen ihrer Küsten unternommen, keine aber läßt sich an Ausdehnung mit der nordamerikanischen vergleichen. Die knotenvolle Ebesapeake-Strecke, die eingezahnte, inselumgürtete Küste von Maine, diesem gigantischen Venedig des Nordwestens, Puget's Sound bilden eine Küstenlinie von kaum vergleichbarer Länge. Kaum ist jemals eine mühsamere und schwierigere hydrographische Arbeit unternommen worden, als die an den Korallen und Riffen von Florida. Kurz, unsere Küstenaufnahme ist ein unermeßliches Werk, dessen Ausführung das Motto jenes Malers: „nulla dies sine linea" (kein Tag ohne Pinselstrich) in Anspruch nimmt. Inzwischen schreitet es Jahr für Jahr vor. Von Nantucket bis Albemarle-Sund ist es fast vollendet, und eine des Werkes würdige Beharrlichkeit wird vielleicht bald den Tag herbeiführen, an welchem von St. John bis zum Rio-Grande, von der San-Diego-Bai bis zum 54° 40' Schiffe, durch den Ariadne-Faden, eine ununterbrochene und zuverlässige Karte, geleitet, unsere gesammte Küste in Sicherheit werden befahren können. Das ist das große praktische Endziel der Küstenvermessung.

Der zweite Vorwurf der Küstenvermessung ist die typographische Darstellung der Eigenthümlichkeit des schmalen Küstengürtels, längs dessen sich die Interessen unseres Handels, wie unserer National-Vertheidigung zusammendrängen. Die Zeichnung der Küstenlinie selbst ist, streng genommen, eine topographische Operation. Von einer guten Karte verlangen wir die richtige Angabe der Hügel, Städte, Ströme, Felder, Moore, Straßen u. s. w., die an die Uferlinie gränzen, und die in der That die eigentliche Küste ausmachen. Der Seemann bedarf all dieser Hülfsmittel, um seiner Position längs dem Ufer gewiß zu sein, und auch die noch so roh entworfenen Karten machen doch wenigstens den Versuch, die Küsten-Objekte darzustellen, wie unwissenschaftlich und unrichtig auch ihre Topographie sein mag.

Diese Küstentopographie ist von ebenso unschätzbarem Werth für das Studium der mannigfaltigen Probleme der Vertheidigung, der Stromregulirung, der Verbesserung der Häfen und Leuchtthurme, kurz, für alles Nationale und Oertliche, das mit der Physiognomie des Bodens innerhalb des Meeresumes zusammenhängt. Es gereicht einem Orte stets zum Vortheil, sorgfältig aufgenommen zu sein, und die großen National-Interessen finden auf diesem schmalen Küstengürtel, sowohl am Meere, wie an den Seen, fast ihren ganzen Schauplatz wetteifernder Thätigkeit, und unsere Mitburger wissen den Werth der einzelnen topographischen Blätter, die das Vermessungs-Bureau veröffentlicht, wohl zu würdigen.

Bei dem geodätischen Theil der Küsten-Aufnahme ist hauptsächlich die Wissenschaft betheiligt. Die Aufgabe der Geodäsie ist, mit der äußersten Genauigkeit die allgemeine Gestalt und die Dimensionen der Erde zu entwickeln; die verschiedenen Oertlichkeiten auf ihrer Oberfläche durch die Koordinaten der Länge und Breite auf die festgesetzten Kreise zu beziehen und endlich die gegenseitigen Beziehungen dieser örtlichen Punkte zu bestimmen.

Die Astronomie nimmt ihren Ausgangspunkt von der Geodäsie, und alle himmlischen Abstände werden mit den Ausdrücken der irdischen bezeichnet, daher dieses eifrige Streben nach Genauigkeit in den Erdmessungen, die den Messungen der Himmelsräume zum Grunde liegen. Als Norwood durch Abscheidung einen Längengrad „bis auf einen Splitter von der Wahrheit entfernt" bestimmt zu haben glaubte: da wurde dieser Splitter in Newton's Auge zum Balken, der so lange an der Richtigkeit seiner Gravitationstheorie zweifeln machte. Diese

Splitter sind der Stoff, aus dem die Wissenschaft jetzt ihre großartigen Bauten aufführt. Unübersehbar ist die Schaar der astronomischen Entdeckungen, die auf der stets gesteigerten Genauigkeit geodätischer Arbeiten beruhen, und an diesen hat Amerika, hauptsächlich durch die Küsten-Aufnahme, seinen bedeutenden Antheil.

Alle Beobachtungen und Berechnungen, welche die höhere Geodäsie anspricht, spielen, zum Frommen der Wissenschaft, eine wesentliche Rolle bei der Erörterung der Längen und Breiten der Küstenvermessung, und diese sind eben Kern und Mark richtiger und genauer Karten. Bevor die 3840 Stationen auf den bereits herausgegebenen Listen der Küsten-Aufnahme schließlich zusammengestellt werden können, hat man die Abnormalitäten oder „die örtlichen Abirrungen", welche so seltsame und interessante Erderscheinungen darbieten, zu erörtern, zu analysiren und gehörig zu erklären. Kaiser Nikolaus ließ eine ungeheure Triangulation (trigonometrische Vermessung) zu geodätischen Zwecken vornehmen, und der berühmte Struve leitete dieses Riesenwerk, das sich jetzt seinem Schlusse naht. Unsere Küstenvermessung wird jenem Werke, sowie die Bogenmessung in Norwegen, in ihren geodätischen Erfolgen Nichts nachgeben. Von Frankreich bis herab zum Kaplande sind trigonometrische Vermessungen mit solcher Präzision ausgeführt worden, daß die werthvollen Ergebnisse für die Geodäsie nicht ausbleiben konnten. Wollen wir uns nicht von dem Lande der Hottentoten beschämen lassen, so dürfen wir nicht auf halbem Wege zu dem großen Ziel stehen bleiben.

Alle Bestimmungen und organischen Gesetze für dieses Werk gehen vom Kongreß aus, unter Mitwirkung der Exekutive, die Küstenvermessung selbst steht unter dem Schatz-Departement; der Schatzsecretair, der zugleich die amtliche Korrespondenz mit den anderen Departements und mit dem Kongreß vermittelt, hat zu seinem Wirkungskreis die Operations-Entwürfe, den Vermessungs-Beamten die einzelnen Arbeiten anzuweisen und Aehnliches. Es ist von großem Vortheil, daß drei wesentlich unterschiedene Beamte: Offiziere vom Landheer, Seeoffiziere und bürgerliche Assistenten von angemessener Berufstüchtigkeit unter einer neutralen Direction harmonisch zusammenwirken können; was kaum ausführbar wäre, wenn das Werk unter der Leitung des Kriegs- oder des Marine-Departements stände. Der Oberaufseher steht als unmittelbarer Leiter an der Spitze des Vermessungswerkes, das in zwei Hauptzweige sich theilt: in den Feldzweig und in den Bureauzweig; dort arbeiten Topographen und Hydrographen, hier Civil-Assistenten in den ihnen von ihm abgeschiedten Gebieten nach von ihm ausgegangenen allgemeinen Vorschriften und speziellen Instructionen; Alle wirken zusammen nach einem Hauptplan. Die Vorstände der einzelnen Gebiete machen die Auslagen, die, von dem Oberaufseher revidirt, von dem Rendanten der Vermessung ausgezahlt werden. . . .

Die Küsten des Atlantischen, des Stillen Oceans und des Golfs sind in eilf Sectionen getheilt. Die Secn und ihre Ufer werden unabhängig von der Küstenvermessung durch besondere Topographen aufgenommen. Die erste Arbeit nun ist die Rekognoszirung oder eine allgemeine Ueberschau der Section, von Punkt zu Punkt, um die Hauptzüge auszulassen und den entsprechenden Entwurf zur trigonometrischen Messung festzustellen; die Erfordernisse zu dieser Operation sind: ein gutes Auge, ein klares Urtheil und ein tüchtiger, gesunder Menschenverstand. Jede Section hat ihre Eigenheiten, denen sich die Triangulirung anpassen muß, und es bedarf eines glücklichen Blickes, die rechten Punkte zu wählen, um gut beschaffene und gut gelegene Dreiecke zu ziehen.

Nächstdem folgt eine Operation von größter Feinheit und Genauigkeit der Behandlung: die wirkliche Längenmessung der Grundlinie — alle anderen Distanzen werden durch Winkelmessungen und Berechnungen herausgebracht —, die gemeiniglich funf bis zehn Meilen lang, vollkommen gerade ist und beinahe in Einer Ebene liegt. Ein Basis-Apparat, vom Professor Bache erfunden, und bei welchem das Compensations-Prinzip wie bei dem Rostpendel in Anwendung kömmt, wird seit 1846 beim Vermessen gebraucht. Der Apparat besteht aus zwei, etwa zwanzig Ellen langen Röhren, die ein Barrengefüge zum Kompensiren einschließen; außerdem sind noch sechs Gestelle und allerlei Hülfsgeräthschaften dabei. Die beständige Länge des Barrengefüges wird vor und während der Messungen kritisch verglichen mit der Richtbarre, und jede Vorsicht wird getroffen, sich von der ganzen Länge der Grundlinie nach der angenommenen Einheit zu vergewissern. Die beiden Enden der Grundlinie werden durch feste Pfähle bezeichnet und bilden die ersten Standpunkte für die Triangulirung. Diese besteht in der fortrückenden Einnahme einer Reihe von Standpunkten zur Messung der Horizontalwinkel zwischen den von jeglichem Punkte aus sichtbaren Punkten. Von den Punkten der Grundlinie werden immer fernere und fernere Standpunkte, bis an die äußersten Gränzen der Section, allmählich beobachtet. Die erste Triangulirung wird über die ganze Section mit so wenig Punkten als möglich gemacht; die Schenkellinien wachsen bis zu einer Länge von neunzig Meilen. Es folgen dann eine zweite und eine dritte Triangulation mit stets verkürzteren Linien. Und so umfaßt eine Section mit ihrem Netzwerk von Winkeln der dreifachen trigonometrischen Aufnahme eine große Zahl Punkte, deren relative Lage und Distanzen genau bestimmt sind. Um diese Punkte auf die Erdoberfläche gehörig zu legen, ist es wesentlich, an gewissen Stationen für Länge, Breite und Azimuthalwinkel Beobachtungen anzustellen. Hier wird nun mit dem Teleskop, dem Durchgangs-Instrument, dem Theodolit, operirt. Und diese Beobachtungen geschehen mit solcher Präzision, daß sie die Abnormalitäten der Anziehungskraft auf den verschiedenen Punkten der Erdrinde auch da ins Licht setzen, wo keine Berge oder sonstige äußere Störungs-Ursachen vorhanden sind. So reicht die Geodäsie der Geologie die Hand und sondirt die Erdrinde in wahrhaft merkwürdiger Art.

Nachdem eine große Zahl von Punkten festgestellt ist, kömmt der Topograph mit seiner Plantafel und verzeichnet um diese Punkte herum auf ein Blatt die Lage der Häuser, Gehöge, Marken, Moore, Gehölze und Straßen, besonders aber, als das Wichtigste, die Küstenlinie. Auch auf die Anhöhen richtet er seine Aufmerksamkeit, indem er nicht blos deren Stelle, sondern auch ihre Konturen oder Kreisabschnitte, wie überhaupt jeden wichtigen Gegenstand, jede zufällige Boden-Abweichung genau vermerkt.

Hat der Topograph seinen Riß von der Küstenlinie für eine gegebene Lokalität vollendet, so übergiebt er das Blatt dem Hydrographen, der seine hydrographischen Bemerkungen, in Bezug auf diese Küstenlinie, die entworfene Triangulation und die Punkte der Plantafel, richtig und genau anbringt. In sein Gebiet fällt die sorgfältige Sondirung der Meeresküste, die Beobachtung der Ebbe und Fluth, der Strömungen; er hat das Charakteristische des Meergrundes zu vermerken und mit den angenommenen Zeichen so deutlich zu versehen, daß der Seemann sie leicht versteht und entsprechende Anwendung davon machen kann.

Damit sind nun die Operationen des Feldzweiges abgeschlossen. Die Ergebnisse derselben: eine Reihe astronomischer, trigonometrischer und hydrographischer Tabellen, eine Reihe topographischer, eine Reihe hydrographischer Blätter werden in dem Archiv niedergelegt, systematisch geordnet und in feuersesten Schränken, als Quellen für künftige Studien und Arbeiten, aufbewahrt. Die nächste Aufgabe des Bureauzweiges ist, jenen angesammelten Stoff zum Stich und Druck der Karten vorzubereiten. Wir übergehen die lange Reihe von Operationen, die hier in Thätigkeit gesetzt werden, bei denen die Chemie und die Mechanik ihre Zauberkünste spielen lassen, und sagen nur so viel, daß die Agenten des Vermessungs-Amtes in allen Hauptstädten im Stande sind, jeder Nachfrage zu genügen und den Seefahrern auf Liebhabern Karten von unvergleichlicher Genauigkeit und Zuverlässigkeit fast nur um den Kostenpreis des Papiers und Drucks zu überlassen.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Indischer Götzendienst.

Ueber eine ebenso abschreckende, als grausame Art der Selbstpeinigung unter den Anhängern des Khandoba-Glaubens berichtet der englische Missionar Mitchell in dem Oriental Christian Spectator. Es ist das sogenannte Hakenschwingen, dessen nähere Beschreibung auch unsere Leser interessiren dürfte. Wir lassen den Missionar selbst erzählen:

Ich hatte Dienstag Abend, als ich den Rückweg nach Puna über das Dorf Saswad nahm, Gelegenheit, bei diesem Dorfe Augenzeuge davon zu sein. Vor dem Tempel des Bhairava befand sich eine kreisförmige, steinerne Erhöhung, von etwa vier bis fünf Fuß Höhe, und in der Mitte derselben hatte man eine starke, dicke Stange befestigt, welche ungefähr zwanzig Fuß über dem Boden hervorragte. An der Spitze derselben war eine andere starke Stange in der Mitte befestigt worden, so daß sie eine vollständige Kreisbewegung machen konnte. Die beiden Enden waren von gleicher Länge und Gewicht. In einiger Entfernung hatte man eine Bühne errichtet, die ein starkes Musikcorps trug, welches mit den gewöhnlichen betäubenden Instrumenten reichlich versehen war.

Zur Zeit unserer Ankunft war eine Pause eingetreten; man sagte uns, daß etwa Dreißig an jenem Tage „den Haken genommen" hätten, und die Dienstthuenden waren augenscheinlich von den Anstrengungen ermüdet. Ringsumher standen viele Leute, welche offenbar erwarteten, daß die Ceremonien von neuem beginnen sollten, und so bot sich mir viel Gelegenheit zur Unterhaltung mit den Umstehenden dar. „Gedenken Sie, einmal den Haken zu nehmen?" fragte ich einen jungen Braminen. Der Bursche schien darüber erstaunt zu sein. „„Ich? was, ich?"" sagte er, „„bin ich nicht ein Brahmine?"" — „„Und von einem Braminen wäre es unrecht, den Haken zu nehmen?"" — „„So etwas wäre unerhört!"", entgegnete er. — „Aber es ist ganz in der Ordnung bei den Kunbis und dergleichen Kasten?" — „„D

gewiß; es gehört zu ihren Gebräuchen."" — Wie höchst konservativ ist doch der Hindu-Charakter! Die sehr bedenkliche Anwendung des Grundsatzes: „Alles Bestehende ist Recht" wird einen Eingeborenen kaum überraschen, und ebenso wenig der Gegensatz: „Das Nichtbestehende ist Unrecht."

Doch horch! ein unmusikalischer Tusch aus einiger Entfernung verräth die Annäherung Jemandes, welcher schwingen soll. Fünf bis sechs Musikanten kommen im Paradeschritt den Weg entlang, während die Musiker auf der Bühne in disharmonischen Tönen weiterein, und dicht dahinter tragen vier Personen eine Art Baldachin, unter welchem ein Weib einhergeht. Sie bewegen sich in gemäßigtem Schritte weiter, die Menge macht Platz, und sie nähern sich der Stange. Jetzt wurde das eine Ende der Stange erniedrigt, und wir hatten Muße, den Haken zu untersuchen; er ist von Eisen und auffallend klein, und der Theil, an welchem der Gländige aufgehängt werden soll, nämlich die Krümmung des Hakens, welche ich sehr breit zu finden erwartet hatte, ist nicht viel breiter als die Hälfte eines Fingers. Es wird Einem übel, wenn man darauf sieht. Ist es möglich, den menschlichen Körper daran aufzuhängen? Wird der Muskel nicht zerrissen und die Unglückliche zur Erde hinabgestürzt werden? Aber das Weib liegt jetzt mit dem Gesicht platt auf der Erde, und man kann nicht mit ihr sprechen, denn nur durch eine besondere Gunst darf man zugegen sein, und die elenden Tam-tams ertönen überdies die Stimme. Ein Mann kneift das Fleisch an ihrem Rücken dicht am Rückgrat, und zwar links davon, zusammen, und der plumpe Haken wird kaltblütig hindurchgetrieben. War das ein Schrei von dem armen Geschöpfe! Uns kam es so vor, obwohl er vor dem Lärm der Musik kaum hörbar war. Man hatte uns auch gesagt, daß das Blut nie flösse, und doch fließt es ohne allen Zweifel, wenn auch langsam. Jetzt hebt sich die Stange allmählich, ein Mann steigt in eine Art Korb am anderen Ende, um ein Gleichgewicht zu bilden, und die Bejammernswerthe befindet sich in die Höhe und schwebt in der Luft. Sie ist sehr blaß, und große Schweißtropfen, ob vor Schrecken oder Schmerz, bedecken deutlich ihr Gesicht. Halt! sie bewegt sich, die Leute ziehen die Seile, und die aufgehängte Frauengestalt wird langsam ringsherum geführt. Einmal herum — eine kurze Pause — und nun läßt man sie zu unserer unbeschreiblichen Freude wieder herunter. Entweder hatte sie das Gelübde getban, nur einmal ringsherum zu schwingen, oder, wie die Leute in unserer Nähe sagten, es geschah, weil sie zu aufgeregt war. Viele Frauen schwingen dreimal herum und noch öfter. Sie wird jetzt heruntergesenkt, liegt wieder platt auf der Erde, mit dem Gesicht den Boden berührend, und ein Mann zieht den Haken heraus, wirft eine Handvoll Gelbwurzmehl auf die Wunde und drückt es mit seinem Fuße auf und in die Oeffnung, indem er mit seiner Hacke so kaltblütig stößt und stampft, als ob das Weib ein Klumpen Thon wäre. Die Ceremonie ist nun vorbei. Ihre Freunde kommen herzu und helfen ihr in die Höhe. Sie ist blaß und zittert ganz augenscheinlich; sie beruhigen sie, und nach einer Pause bildet sich wieder die Prozession, der Baldachin wird aufgerichtet, die schandenhafte Musik fängt wieder an, und sie marschirt langsam im Triumphe davon. Wir versuchten mit ihrer Umgebung und mit ihr selbst zu sprechen; aber unsere Stimme wurde erstickt und unsere Einmischung etwas rauh zurückgewiesen. Ein anderes Weib kömmt nun herbei, doch wir hatten völlig zur Genüge von der Befestigung des Hakens gesehen, und wir zogen uns daher zurück. Sie wird in die Höhe gebracht und bewegt sich ringsherum, sie ist dem Anscheine nach ohne Furcht, und horch! Thang Bhala — die gewöhnliche Anrufung von Bhairoba — wird von ihr mit fester, furchtloser Stimme ausgesprochen. Worans sind des Weibes Nerven gemacht? Dreimal wird sie ringsherum geschwenkt, unter betäubender, schenßlicher Musik, und dann heruntergelassen. Aber ehe wir uns von unserem Erstaunen und Jammer über dieses Weib erholen können, kömmt den schlecht gepflasterten Weg ein Gadi, gezogen von zwei kräftigen Stieren, herabgedonnert und, o weh! von der Stange, welche aus der Mitte des Gadi hervorragt, hängt ein Mann herab. Können die Muskeln des Mannes die entsetzliche Spannung aushalten? Der Mensch ist kühn und herausfordernd — er bewegt seine Hände, im Aufmerksamkeit zu erregen — er hat nicht, wie jene Frau, ein Seil, um sich daran zu halten — der Haken, der Haken allein hält ihn, und wenn er nun beim Rasseln des unbehelfsamen Fahrwerks Stoß auf Stoß empfängt, so scheint es ein vollkommenes Wunder zu sein, daß der Unglückliche nicht auf den Boden gestürzt wird. Er ist, wie man uns erzählt, auf einer Entfernung von sechzig (englischen) Meilen hergekommen und ist den ganzen Weg so gereist! Der Gadi wurde dreimal um die Erhöhung vor dem Tempel getrieben — und dann war das Gelübde des Menschen erfüllt.

Gewiß gehört dieses Hakenschwingen zu den empörendsten Erscheinungen des Hindnismus. Es geschieht von kinderlosen Frauen, damit Khandoba ihre Ehen fruchtbar mache; doch noch häufiger wird ein Gelübde hierzu gethan, wenn ein Kind bedenklich erkrankt ist.

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Demetrius. Friedrich Bodenstedt, dessen „Mirza Schaffy" und kürzlich von der Deckerschen Verlagshandlung in einem neuen und in gewohnter Weise eleganten Gewande dargeboten werde, hat jetzt auch seinen ersten Versuch auf dramatischem Gebiete erscheinen lassen.*) Es ist allerdings ein Wagstück, den ersten Versuch gewissermaßen an den letzten des idealsten und liebenswürdigsten aller deutschen Dichter anzuknüpfen. Der Plan von Bodenstedt's „Demetrius" weicht jedoch sehr erheblich von dem des Schillerschen ab, und nicht eine Ergänzung der dem deutschen Volke werthen Bruchstücke seines Schiller, wie sie von Anderen bereits sehr angenügend geliefert worden, sondern ein vollständig neues Werk bringt uns Bodenstedt, obwohl er, was die Charakteristik der drei Hauptpersonen des Dramas: Dimitry's, Marina's und Marfa's, betrifft, augenscheinlich in die Fußstapfen seines großen Vorgängers getreten.**) Es ist hier nicht der Ort, in eine nähere Beurtheilung des neuen „Demetrius" einzugehen, der jedenfalls auch für die Bühne eine wirkungskreiche Arbeit zu sein scheint. Das Drama ist dem König Max von Bayern durch nachstehendes Sonett zugeeignet:

Empfange huldvoll diese kleine Gabe,
In Deinem Schutz begonnen und vollendet,
Als Opfer reinen Dankes Dir gesprendet,
Die ich einst Reiferes zu bieten habe.

Meist ehren Könige Dichter nur im Grabe —
Du hast Dich zu den Lebenden gewendet.
Dein Sorgen ist: daß Andrer Sorgen endet,
Dein Scepter wandelt der Kunst zum Zauberstabe.

Ein hehres Ziel hast Du uns auferstehn.
Dir bleiben Ruhm und Ehre — wenn wir siegen,
Ruhm auch und Ehre — wenn wir unterliegen.

Denn nimmer kann des Fürsten Ruhm vergehn,
Den dem man sagen muß nach Seinem Leben:
Er gab der Kunst mehr, als sie Ihm gegeben.

J. V.

— Philologischer Mißgriff. Wir hatten kürzlich (Nr. 25) Gelegenheit, der verdienstlichen Forschungen des Herrn Rawlinson auf dem assyrischen Sprachgebiet und derjenigen Combinationen zu gedenken, die ihn auf Ableitungen aus dem sththischen Idiom geführt haben. Eine dieser Konjekturen jedoch, die den Namen Schschach als den sththischen für Babel erklärt, müssen wir als fehlgegriffen bezeichnen. Die Kenner des Urtexts der Bibel wissen, daß Schschach nichts ist, als eine anagrammatische Chiffre, deren einfacher Schlüssel in der Substitution der ersten Hälfte der Buchstaben des Alphabets mit den homologen der letzten Hälfte nach umgekehrter Ordnung zu suchen ist, so daß Aleph, Beth, Gimel u.s.w. durch Thaw, Schin, Resch u.s.w. und schließlich die Buchstaben des mittelsten Paares, Kaf und Lamed, sich gegenseitig vertreten. Dieser vielleicht ältesten Chiffre bedient sich der Prophet Jeremias in der Bildung Schschach für Babel und Leb-Kamaj für Kasdim (Chaldäer), welche letztere Chiffre sinnreicherweise „das Herz meiner Feinde" bedeutet.

*) Demetrius. Historische Tragödie in fünf Aufzügen. Von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker, 1856.

**) Marina's Vater ist bei Bodenstedt richtig als der Wojewode Georg Mnischek bezeichnet, während er bei Schiller in Folge eines eigenthümlichen Druckfehlers seit einem halben Jahrhundert Meischek heißt. D. R.

Literarischer Anzeiger.

So eben erschien in unserem Verlage:

Stamma's hundert Endspiele.

Nach der zweiten verbesserten Ausgabe von 1745 bearbeitet von

L. Bledow und O. v. Oppen.

Mit einem Anhange

(enthaltend funfzig Endspiele von O. v. Oppen nebst deren Lösungen, sowie mehreren Aufsätzen aus verschiedenen Jahrgängen der Schachzeitung über Schachprobleme etc. etc.).

1856. gr. Schillerformat. 250 Seiten. Eleg. gebunden. Preis 25 Sgr.

Veit & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 8 Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 4 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei an die Berlin fast alle Post geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Buchhändler Kramer, Unterwasserstr. Nr. 8), ferner von allen Königl. Preuß. Postämtern angenommen.

№ 30. Berlin, Sonnabend den 8. März 1836.

Frankreich.

H. Heine's Tod.

In deutschen Blättern, namentlich in der „Kölnischen Zeitung", in einem Feuilleton-Artikel des Herrn Friedrich Szarvady in Paris, haben wir theils wehmüthige, theils sarkastische Bemerkungen gelesen über den Mangel an öffentlicher Theilnahme bei dem am 20. Februar stattgefundenen Begräbnisse des Dichters H. Heine. Herr Szarvady schreibt unter Anderem: „Die Deutschen in Paris haben bei Ludwig Börne's Begräbniß bewiesen, daß sie die Pflichten zu würdigen wissen, welche der Tod eines bedeutenden Landsmannes ihnen auferlegt. Damals vereinigten sich Franzosen und Deutsche, um dem Manne, der einen Lebenswandel führte, wie er seinem Wort und seiner Schrift entsprach, auch die letzte Huldigung darzubringen. Heute hielten sich die Franzosen ebenso fern, wie die Deutschen, und doch war Heinrich Heine in der letzten Zeit als Schriftsteller und Dichter in Frankreich viel bekannter, als Börne es jemals gewesen." Wir halten es für Pflicht, den Verstorbenen gegen diese, unmittelbar nachdem die letzte Schaufel Erde auf sein Grab geworfen war, niedergeschriebenen, ehrenrührigen Worte zu verwahren. Heine's „Lebenswandel" war zu seiner Zeit und am wenigsten gewiß in den sieben bösen Jahren seiner Krankheit ein unsittlicher, wenn auch sein Humor, sein kaustischer Witz ebenso wenig seine eigene Person und sein sittliches Bewußtsein zu schonen vermochte, als das Gemüth seiner Freunde und den guten Namen seiner Feinde. Nicht im Charakter des Menschen, sondern in dem eigenthümlichen Naturell des Dichters haben wir bei Heine, wie bei Voltaire, Rousseau und ähnlichen genialischen Naturen, die Erklärung für die grellen Kontraste zu suchen, die uns in ihren Aeußerungen und mitunter auch in ihren Handlungen begegnen, und wenn wir sie auch nicht als mustergültige Menschen betrachten können, so mögen wir sie doch darum nicht als unsittliche verdammen. Der Kobold, der uns zuweilen mitten aus dem Himmel des Heineschen Ideals herausreißt, um uns in den Schmutz der allergemeinsten Wirklichkeit zu ziehen, war eben ein Aggregat des Heineschen Genius, und wenn wir an der Wundergabe der Poesie uns erfreuten, welche ihm verliehen war, so müssen wir auch das Dämonische in ihm als eine leider zuweilen mit dem Genius verschwisterte Macht hinnehmen.

Wenn übrigens Heine's Leichen-Kondukt nicht zahlreich war, so lag dies eben auch nur an seinem, aus seiner eigenthümlichen Denkweise hervorgegangenen Willen. Er verschmähte nicht blos die ihm, wie er sich oft bitter beklagte, im Leben nicht gewordene Theilnahme als Almosen nach dem Tode, sondern er wollte auch nicht, wie Börne und andere Männer, die in Paris viel von sich reden gemacht, auf dem Kirchhofe des Pater Lachaise beerdigt sein. Schon vor länger als einem Jahre sagte Heine, der damals noch seine „Matratzengruft" in der rue d'Amsterdam bewohnte, dem Schreiber dieser Zeilen: „Ich habe nicht Lust, mich in einem der Todten-Paläste von Lachaise einmauern zu lassen; ich will zum nächsten Thore, vor die Barrière Montmartre, hinausgetragen sein, und darum eigentlich wohne ich schon so lange in dieser zum Sterben ganz gemachten rue d'Amsterdam." Seitdem war Heine mehr ins Freie hinaus, in die Avenue Matignon der „Elysäischen Felder" gezogen, wo es ihm vergönnt war, bei warmer Witterung sich auf einen Söller hinaustragen zu lassen, um frische Luft einzuathmen, und wo ihn einzelne, in Paris kurze Zeit verweilende deutsche Freunde, wie Adolph Stahr und dessen Gattin, Fanny Lewald, aufgesucht; aber auch diese können bezeugen, wie sehr er sich über den Mangel an Theilnahme beklagte, den die in Paris wohnenden Deutschen ihm bewiesen und den er eben dadurch vergalt, daß er sich auch nach seinem Tode jede Theilnahme von ihrer Seite verbat. Einzelne Pariser Deutsche, die etwa in den letzten Jahren eine Ausnahme gemacht, waren, wie er in seinem bitteren Unmuth behauptete, nur gekommen, um ihn zu bohrchen, zu verleumden oder auszubeuten. So hörte er nicht auf, sich über einen vor einigen Jahren dort und in anderen Hauptstädten in Gas spekulirenden Deutschen zu beklagen, der ihn um seinen Sparpfennig und seine Frau um einen Theil ihrer Wittwen-Erbschaft gebracht habe.

Von französischen Dichtern und Schriftstellern pflegten ihn Bérenger, St. René Taillandier, Theophile Gauthier und Alexandre Dumas zuweilen zu besuchen. Letzterer hat in seinem Monsquetaire dem Verstorbenen einen herzlichen Nachruf gewidmet. Ebenso haben fast alle Pariser Blätter seines Ablebens in mehr oder weniger ausführlichen Artikeln mit Theilnahme gedacht. Der Moniteur brachte einen von Gauthier geschriebenen Artikel, der mit den Worten beginnt: „Ein Stern erster Größe ist in der vorigen Woche am Himmel der Poesie erloschen, ohne daß die Welt viel darauf geachtet hätte. Die Welt hat so mehr zu thun, als auf glänzende Meteore zu achten! Heinrich Heine ist gestorben, oder vielmehr die eigenfinnige kleine Flamme, die diesen seit acht Jahren auf das Krankenbett hingestreckten, gelähmten Körper an seiner Auflösung hinderte, ist auf immer erloschen. Wohl war er schon bei lebendigem Leibe an seinen Sarg genagelt, aber wenn man an diesen das Ohr legte, so hörte man die Poesie unter dem Leichentuche ihre lebenvollen Melodieen anstimmen." Die Revue des deux Mondes, die in ihren früheren Jahrgängen zahlreiche Uebersetzungen Heinrichscher Poesieen gebracht und die nicht aufgehört hat, eine treue Bewunderin seiner Muse zu sein, sagt in ihrem neuesten Hefte (vom 1. März d. J.):

„Mitten in diesem, von politischen und Salon-Ereignissen, von geistigen und materiellen Interessen bewegten Leben ist uns ein Dichter, ein Mann von dem seltensten Talent, entrissen worden. Heinrich Heine, der Verfasser der „Reisebilder" und des „lyrischen Intermezzo", ist nicht mehr. Man kann wohl sagen, daß Heine blos aufgehört habe, zu sterben. Seit langer Zeit schien das physische Leben diesem gebrechlichen, von Leiden aller Art heimgesuchten Körper Valet gesagt zu haben; es war ihm nichts, als der Geist geblieben, aber ein geistiglicher, Funken sprühender, ebenso Schrecken erregender, als liebenswürdiger Geist. Seit Goethe's Tod besaß Deutschland keinen größeren Dichter als Heine, der alle Gaben des Genius in sich vereinigte, mit Ausnahme der Achtung, die wir den großen Dingen schuldig sind. Das Unglück Heine's war in der That, daß er sich ganz und gar dem Gotte des Spottes geweiht, daß er Alles ironisirte — bis auf den Schmerz, der ihn zermalmte, und gleichwohl hatte ihn der Tod bereits gepackt, dieses letzte, ernste Geheimniß, vor welchem alle Spöttereien aufhören und verschwinden."

Dem Unterzeichneten hatte Heine vor etwa sechzehn Monaten gesagt, daß er wohl nicht länger, als ein Jahr, noch leben werde. Er fühle, sagte er, daß es mit seiner letzten Kraft zu Ende gehe; darum habe er über die Zeit, die ihm noch übrig sei, verfügt. Er werde noch dies und jenes thun, und damit denke er bis zu seinem Tode, der wohl auch nicht früher eintreten würde, fertig zu sein. Der Arme hatte sich nur um wenige Monate verrechnet, die er noch länger lebte, als er erwartet hatte. Dasjenige, was er bis zu seinem Tode zu ordnen sich vornahm, betraf einestheils seinen literarischen Nachlaß und anderentheils die Zukunft seiner Frau, über die er, wie über seinen Vetter, den Banquier Karl Heine in Hamburg, mit der unverstellten, dankbaren Gesinnung gegen mich, seinen Jugendfreund, sich aussprach. Wie weit seine Sorge für seine Frau, die treue Pflegerin seines gebrochenen Lebens, ging, konnte ich daraus entnehmen, daß er es über sich gewonnen hatte, Einzelnes, was er früher geschrieben, zu vernichten, weil er, wenn es gedruckt würde, an Stellen verletzen könne, die er, wie er mir gestand, in jeder Beziehung zu schonen habe, um nicht möglicherweise seiner Frau zu schaden.

J. L.

Untersuchungen über die Gestalt und die Bewegungen der Erde. *)

Es vergeht kein Tag, an welchem nicht die eine oder die andere Gegend der Erdoberfläche eine von den Erschütterungen erfährt, welche durch die Gravitation der die Kruste der Erde bildenden Massen gegen ihren Mittelpunkt hervorgebracht werden. Diese kleinen Erschütterun-

*) Nachstehen von Babinet verfaßten Artikel der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

gen der Erdrinde sind ihrem Wesen nach nicht verschieden von der großen Katastrophe, welche vor, wer weiß, wie vielen Jahrtausenden die damaligen Kontinente herabdrückend, die gegenwärtigen Kontinente emporhebend, die heutigen Meeresbecken bildend, die Gebirge hier und da aufhäufend, den gegenwärtigen Zustand der Erdoberfläche hervorbrachte und in Folge der Veränderung des meteorologischen Zustandes auf der Erdkugel in Stelle der früheren organischen Reiche das gegenwärtige Pflanzen- und Thierreich und außerdem das Reich der mit Vernunft begabten Geschöpfe, der Menschen, hervorrief.

Bekannt ist, daß das Gestade der Ostsee allmählich sich noch immer emporhebt, und ich selbst habe es außer Zweifel gestellt, daß die französische Küste am Atlantischen Meere sich von Jahrhundert zu Jahrhundert nicht unbeträchtlich erhebt. Die Salzteiche des Uferlandes der alten Provinz Aunis (deren Hauptstadt Rochelle ist) verwandeln sich allmählich in sogenannte „wüste Sümpfe" (marais gâts), d. h. sie werden vom Meere verlassen, nicht weil dieses sich zurückzieht, sondern weil der Boden sich wirklich hebt. Die zur Zeit Richelieu's befestigte kleine Stadt Brouage ist um dieses Umstandes willen von ihren Bewohnern verlassen worden. Die Mauern der Stadt haben noch die Ringe, an welche die Schiffe Ludwig's XIII. mit Tauen angebunden wurden; heutzutage sind die Gräben nur noch für leichte Barken, und zwar nur zur Zeit der Flut, befahrbar. Die Passage von dem Kontinent nach der Insel Noirmoutiers, die gegenwärtig sogar für ein Pferd oder einen Esel ohne Schwierigkeiten ist, war zur Zeit Heinrich's IV. bisweilen sehr gefährlich.

Man kann aber nicht oft genug wiederholen, daß die großen Katastrophen, die universellen Umwandlungen auf der Erdkugel durch ungeheure Zeiträume von einander getrennt sind. Zur Bildung der Ablagerungen, welche die unserer Periode vorausgegangenen Perioden trennen, sind Millionen von Jahrhunderten erforderlich gewesen. Die die letzte Periode erst vor etwa sechstausend Jahren begonnen, kann das Menschengeschlecht noch lange andeforgt sein, trotz der kleinen Erhebungen und Senkungen, trotz der kleinen lokalen Veränderungen, welche Risse sind für die unermeßliche Natur, die aber Viel sind für den Menschen, der nur durch die Intelligenz groß ist.

Die Astronomen und die Naturforscher, welche mit Hülfe ihrer staunenswerth genauen Beobachtungsmittel die Welt des unendlich Kleinen wie die des unendlich Großen erobert haben, beklagen sich allgemein über die „Unthätigkeit der Erde". In England, in Frankreich, in Deutschland, in Italien zeigen die Ferngläser und die Nivellirungs-Instrumente einen Boden, der schwankend ist, wie das Verdeck eines Kriegsschiffes auf einem ruhigen Hafenwasser. Man weiß heutzutage, daß die Schwankungen des Polarsterns in seiner Entfernung vom Pol und der schwankenden Bewegung unserer Kontinente zu erklären sind. Und man meine nicht, daß diese äußerst geringen Ursachen von Irrthümern ohne Folgen für die Astronomen seien. Aristoteles soll sich in den Euripus gestürzt haben, weil er sich außer Stande sah, das Gesetz für die Ebben und Fluthen dieses Gewässers zu erforschen. Zwei Astronomen unseres Jahrhunderts sind buchstäblich ans Kummer darüber gestorben, daß sie mit ihren Beobachtungen nicht ins Reine kommen konnten. Wenn die Astronomen mittelst ihrer Ferngläser ein Schwanken der Erdoberfläche wahrnehmen, so kann man sicher sein, daß sie wirklich schwankt.

Weiß man auf den glühend flüssigen Kern der Erde hin, von dem wir nur durch die Dicke der Erdrinde geschieden sind, so wird Einem dagegen eingewendet, daß wir dann eine starke Wärme-Empfindung davon haben müßten. Auch gebildete Männer haben die Ansicht ausgesprochen, daß die Vegetation durch das unterirdische Feuer bewirkt werde. Es ist dies aber nicht der Fall; man hat ein auf einer bleibenden Schicht Eis liegendes Stück Erde mit Getraide besäet, und das Getraide ist auf demselben ebenso gut, wie auf dem gewöhnlichen Erdboden gewachsen. Im nördlichen Sibirien, wo der Erdboden nie bis in die Tiefe auftaut, beweist das schnelle Wachsthum der Pflanzen in der aufgethanen Erdschichte, die nie mehr als zwei Metres tief ist, zur Genüge, daß nicht die innere Erdwärme, sondern nur die Sonnenwärme die Vegetation hervorbringt. Die Wärme durchdringt schnell die dünnen Körper; aber wenn die Dicke beträchtlich wird, geht die Wärme selbst durch metallische Massen sehr langsam hindurch. Ich habe in den Kanonengießereien wahrgenommen, daß Kupferblöcke von einem halben Metre in allen drei Dimensionen ihre innere Gluthhitze mehrere Tage behielten, so daß selbst dann noch, als sie so weit erkaltet waren, daß man sie, ohne verletzt zu werden, berühren konnte, wenn man sie mit einem Stoff bedeckte, der die weitere Abkühlung der Oberfläche verhinderte, dieser Stoff noch in Brand gerieth. Ein anderes, interessantes Beispiel ist folgendes. Auf den Höhen des Aetna wandelnde Reisende waren von Durst gequält. Einer der Führer, zufällig einen mit Eisen beschlagenen Stock in den vulkanischen Erdboden hineinbohrend, bemerkt, daß die eiserne Spitze auf etwas Ungewohntes stößt; es war eine Schicht Schnee und Eis, welche von den glühenden vulkanischen Massen bedeckt, aber nicht vollends geschmolzen worden war. Man kann sich denken, daß die Reisenden den Fund benutzten, ihren brennenden Durst zu stillen. Ferner hat auf Grund der modernen Physik berechnet, daß die Erdrinde, angenommen, sie wäre für die Wärme so durchdringlich, wie die Metalle, durch die innere Gluth der Erde auf der Oberfläche eine nur um ein Tausendstel unseres Thermometerst erwärmt werden könnte, was für die meteorologischen Verhältnisse so viel wie Null ist.

Asche, Sand, Staubkohle, Dannen von Schwänen und Gänsen, verschiedene Pelzarten sind fast undurchdringlich für die Wärme. Die Sandformen, in denen man die Kanonenkugeln schmilzt und gießt, sind in geringer Entfernung von dem geschmolzenen Eisen kalt. Die armen Schornsteinfeger aus Savoyen und Auvergne ersetzen sich durch Säcke mit Ruß die seidenen, mit Eiderdaunen gefüllten Kissen.

Eine Dame, welche die hier angeführten Beobachtungen mit Interesse vernommen hatte, machte mir die Bemerkung: „Es freut mich, zu wissen, daß so wenig Wärme durch die Erdrinde geht, daß also die Erde um so mehr Zeit braucht, sich abzukühlen!" — Aber, erwiederte ich, auch dann, wenn die aus dem Innern der Erde kommende Wärme auf die Jahreszeiten und auf die Production der Natur keinen Einfluß üben kann! — „Ja, denn, wenn die Erde so viel Zeit braucht, sich abzukühlen, so wird der glühend flüssige und elastische Kern, der unsere Kontinente trägt, lange vorhalten und noch viele Millionen von Jahrhunderten im Stande sein, unsere gegenwärtigen Kontinente zu tragen. Dies beruhigt mich wegen der Zukunft." — Sehr gut gesprochen, Madame, sich werde Ihre Bemerkung dem Publikum mittheilen. — Gab es in der Periode, welche der unsrigen vorausgegangen, mehr oder weniger und dem Meere hervorragendes Land? — Ich glaube, annehmen zu können, daß die Erhöhungen des Bodens weniger bedeutend waren, als die Dicke der Kontinental-Schichten geringer war, und daß die ersten Senkungen der Erdoberfläche, also auch die Meeresbecken, weniger tief waren. Die moderne Wissenschaft geht der Lösung dieser Fragen entgegen, indem sie dazu nöthige Erfahrungen sammelt. Auf den neuen physikalisch-geographischen Karten hat man nicht blos die verschiedenen Menschen-Racen, sondern auch alle Gattungen und Arten von Thieren und von Pflanzen, sowohl von denen des Landes, als auch von denen des Meeres verzeichnet. Wenn wir dieselben Kenntnisse in Betreff der Bewohner der Erde in der Periode, die der unsrigen vorausgegangen, hätten, würden wir die Gränzen des trockenen Landes und der Meere in dieser Periode bestimmen können. Die Geologen beschäftigen sich gegenwärtig mit dieser Aufgabe, indem sie die geographische Vertheilung der fossilen Ueberreste des früheren Pflanzen- und Thierreichs ins Auge fassen.

Alexander v. Humboldt hat über eine Boden-Erhebung in Amerika, ähnlich der von Pozzene in Attika, genauere Untersuchungen angestellt. Im Jahre 1757 hatte sich in Mexiko eine Fläche von vier Quadratmeilen, wie eine anschwellende Blase, emporgehoben. Man erkennt an der Art der Schichtung noch heute die Gränzen, bis zu denen diese Boden-Erhebung sich erstreckt hat. An den Gränzen beträgt die Erhebung über das Niveau nur zwölf Metres, in der Mitte aber hundertundsechzig Metres. Zwei Monate lang waren dieser Boden-Erhebung Erdbeben vorangegangen; als die Boden-Erhebung zu Stande gekommen war, fanden keine Erdbeben mehr statt. Es hatten sich Tausende von kleinen Vulkanen, sechs bis zwölf Fuß hoch, gebildet. Die Eingeborenen gaben ihnen den Namen: Oefen (fornitos). Am Ende einer langen Erdspalte war ein wirklicher Vulkan, der Jorullo, gegen fünfhundert Metres hoch, entstanden, basaltische Laven ausspeiend. Im Jahre 1822 wurde durch das Erdbeben, welches in drei Minuten die Städte Valparaiso, Mendizilla, Quillota und Casablanca in Chile zerstörte, die ganze amerikanische Küste um einen bis zwei Metres emporgehoben. Die Küstenbänke, welche die Oberfläche des Meeres nicht ganz erreicht hatten, waren über dieselbe bedeutend erhoben worden.

Andere geologische Thatsachen sind so bekannt, daß wir sie nur anzudeuten brauchen, wie z. B. die Erscheinung der Insel bei Santorin im Jahre 1707 und die einige Monate dauernde Existenz der Insel Julia oder Graham im Jahre 1831. Es gehört hierher auch der sogenannte Serapistempel in der Bai von Baja, der in der Zeit zwischen dem dritten und sechzehnten Jahrhundert, man weiß nicht bestimmt, wann, sich mit dem Boden, der ihn trug, unter das Meer gesenkt hat, um später wieder mit seinen von Schnecken durchbohrten Säulen emporzutauchen. Gegenwärtig scheint der Boden sich von Jahr zu Jahr ein wenig zu senken. Eine weniger bekannte Thatsache ist die der massiven Pagoden von Meleen-Barom auf der Küste Dschindiens, welche sich mit dem Erdboden, der sie trug, fast gänzlich unter die Oberfläche des Meeres versenkt haben.

Die erste Konsequenz der angegebenen inneren Beschaffenheit der Erde ist ihre Gestalt, welche genau die eines sich um seine Axe drehenden flüssigen Körpers ist, auf dem Aequator angeschwollen und an den Polen abgeplattet. In den Unterredungen, deren Zweck es war, diese Gestalt der Erde zu konstatiren, ist Frankreich vorangegangen

Seit Ludwig's XIV. Zeit sind keine funfzig Jahre ohne eine solche Unternehmung innerhalb oder außerhalb Frankreichs vergangen. Durch die neueren Messungen sind diese kleine Abweichungen von der angegebenen Gestalt konstatirt. Ich habe vor vielen Jahren schon die Ansicht ausgesprochen, daß die Centralmasse der Erde sich ein wenig schneller um die Axe bewege, als die die Erdrinde bildenden Kontinente. Diese Ansicht ist in Uebereinstimmung mit der Vorstellung von den allmählich erfolgenden Senkungen der Erdrinde nach dem Mittelpunkte hin; die dem Mittelpunkt genäherten Massen müssen nun eine größere Rotationsgeschwindigkeit haben. Der diesen Hypothese entsprechenden Berechnung zufolge, muß die Erdkugel in der Gegend der mittleren Breiten mehr angeschwollen sein, als eine flüssige, in allen Theilen sich gleichmäßig um ihre Axe drehende Masse. Diese Annahme ist durch geodätische Messungen bestätigt worden. Während die Erde im Ganzen eine um ein Dreihundertstel abgeplattete Kugel ist, scheinen die Gegenden der mittleren Breiten, z. B. Europa, einer Kugel von einer fast doppelt so großen Abplattung anzugehören. Der in der Mitte zwischen Aequator und Pol liegende Parallelkreis hat einen größeren Umfang, als er bei einer um ein Dreihundertstel abgeplatteten sonst regelmäßigen Kugel haben sollte.

Wenn sich die Kontinente schneller, als der flüssige Kern, in östlicher Richtung um die Axe drehen, so ist die Erde eine große Elektrisirmaschine, welche ihre Strömungen von Osten nach Westen haben und folglich die Magnetnadel von Norden nach Süden richten wird, mit allen den Unregelmäßigkeiten, welche durch die ungleiche Dicke der Erdrinde, durch die Temperatur-Veränderungen, durch die lokal-Veränderungen der Lava und des glühend flüssigen Erdinnern hervorgebracht werden. Man muß ferner die Folgerung machen, daß die magnetischen Linien auf den sich schneller bewegenden Kontinenten etwas zurückbleiben werden. Dies ist wirklich der Fall. Im Jahre 1666 zeigte die Magnetnadel in Paris gerade nach Norden; später in London, noch später in Irland; der magnetische Meridian ist immer weiter nach Westen gerückt; heutzutage geht er durch die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. In vierzehn bis funfzehn Jahrhunderten machen die magnetischen Linien ihre Reise um die Erde. Es würden hiernach die Kontinente in vierzehn bis funfzehn Jahrhunderten eine Umdrehung mehr, als der flüssige Kern, um die Axe machen. — Ist dieses Resultat in Uebereinstimmung mit der Art, wie die Erde abgeplattet ist? Es wird dies zu berechnen sein.

Die Annahme, daß unsere Erdkugel in Folge der Reibung, welche zwischen den Kontinenten und dem glühend flüssigen Kern stattfindet, als eine große Elektrisirmaschine anzusehen sei, wird vielleicht auch zur Erklärung der sogenannten „Nord- und Südlichter" dienen. Was man von diesem Meteor bis jetzt weiß, ist dies, daß es seine Ursache in einer Elektrizitätsströmung hat und daß es während seiner ganzen Dauer auf die Magnetnadel einen auffallenden Einfluß ausübt.

Seit Laplace scheinen die Mathematiker, durch die Schwierigkeit der Unternehmung zurückgeschreckt, das Gebiet der auf die Gestalt der Erde, auf die Beständigkeit der Meere, auf die Rotationsbewegungen der Erde sich beziehenden Untersuchungen verlassen zu haben. Ein junger englischer Mathematiker, Herr Hennessy, scheint wir den richtigen Weg der französischen Schule wieder betreten und die Grundlagen für die Lösung vieler ebenso wichtiger wie neuer Probleme gegeben zu haben.

Die natürlichen Zeitperioden, wie der Mondmonat, das Sonnenjahr, sind alle nicht feststehend. Der Tag allein ist unveränderlich; er ist das genaue Zeitmaß. Das Jahr ist jetzt um einige Sekunden kürzer, als im Anfange unserer Zeitrechnung. Die Bewegung des Mondes ist sehr unregelmäßig. Man nimmt also den Tag als die Einheit des Zeitmaßes an. Aber kann man behaupten, daß die Rotation der Erde, welche diesen Zeitraum giebt, ganz und gar konstant ist? Man wird diese Frage bejahen, wenn man meint, daß die Massen, welche auf der Erdoberfläche sich nach dem Mittelpunkt hin senken, im Vergleich zu der ganzen Erdkugel so gut wie Null sind. Und wir wissen auch, daß die Dauer des Tages seit dem Beginne der Astronomie unveränderlich dieselbe geblieben ist.

Aber zur Zeit der großen Katastrophen, in der die ganzen Massen der Erdrinde sich gegen den Mittelpunkt der Erde gesenkt haben, hat die Rotation der Erdkugel dadurch merklich beschleunigt werden müssen. Der Umstand, daß die äußere Rinde ihre Bewegung auch fortsplannt in das Erdinnere, bringt auch allmählich eine Aenderung in der Gestalt und in der Umwälzungsgeschwindigkeit der Erdkugel hervor. Bewegen sich endlich auch noch die kontinentalen Massen geschwinder, als das Erdinnere, so müssen die sich ändernden Beziehungen beider auf einander auch ihre verschiedenen Wirkungen haben, je nachdem die Kontinente sich über diesen oder jenen Theil des Erdinnern bewegen, der zufällig wärmer oder elastischer, leichter oder schwerer ist, als ein anderer.

Jedermann weiß, daß die Erde sich um eine durch die beiden Punkte, die man Pole nennt (wie an der Erde, so an dem Himmel), gehende Axe bewegt, wie ein Globus, der auf zwei Unterstützungspunkten ruhend, herumbewegt wird. Aber dieses Feststehen der Pole ist in der Natur keineswegs eine Nothwendigkeit. Ein rotirender Körper, wie z. B. ein Kreisel, kann sehr wohl rotiren, indem er sich kreisförmig balanzirt, d. h. indem die Rotationsaxe selbst sich um eine feste Axe bewegt. Alles, was auf die Rotation eines Körpers irgendwie störend einwirkt, bringt ein solches Kreisen der Rotationsaxe hervor. Diese Wirkung muß auch die Erdkugel durch die letzte Katastrophe erlitten haben; denn man wird schwerlich annehmen wollen, daß die Bewegung der Massen der Erdrinde gegen das Erdinnere so regelmäßig gewesen sei, daß dadurch die Axen und die Pole der Erde nicht sollten berührt worden sein. Der Astronom Peters will gefunden haben, daß die Pole mit einem Halbmesser von acht Hundertstel einer Winkelsekunde kreisen und zu einer Umkreisung etwa zehn Monate oder dreihunderttausender Jahre brauchen. Auf der Erde gemessen, würde der Halbmesser des Kreises, den die Pole beschreiben, etwa fünf Mètres betragen, was allerdings im Verhältniß zu den Dimensionen der Erde fast Null ist.

Wir wollen in Bezug auf diese Rotationsbewegungen, mit denen Newton, d'Alembert, Laplace, Poisson sich viel beschäftigt haben, noch auf das von Léon Foucault auf der Weltausstellung ausgestellt gewesene Gyroskop hinweisen, das nicht weniger, als der die Rotationsbewegung der Erde veranschaulichende Apparat desselben Naturforschers, vor welchem die Königin von England mit dem Kaiser Napoleon länger als zwanzig Minuten verweilt hat, die Aufmerksamkeit dieser hohen Herrschaften auf sich gezogen hat. Dieses Gyroskop ist ein schwerer, sich drehender Ring; derselbe hat sich, in kreisförmige Bewegung gesetzt, fast wie mit Willen begabt gezeigt; er hat sich, wie die Magnetnadel, gerichtet; er hat den Launen der Hände, die ihn hielten und ihn regieren wollten, Widerstand geleistet; er ist kreisförmig um den Faden, an dem er hing, geflogen, als wenn die Schwere alle Herrschaft über ihn verloren hätte. „Unglaublich!" riefen in französischer und in englischer Sprache Alle, die es sahen. .

Im Hinblick auf die Ausstellung der gesammten Welt-Industrie habe ich wohl Grund, die Frage über die innere Beschaffenheit der Erde auch vom industriellen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Man wird hier fragen, welche Beziehung die innere Beschaffenheit der Erde zu irgend einer industriellen Unternehmung haben könne, und ob ich etwa das innere Feuer der Erde anbeuten wolle? Ich antworte ohne Bedenken: Ja, und ich erkläre, daß diese Unternehmung keine unüberwindliche Schwierigkeiten habt.

Was man alles mit der Wärme macht, weiß Jeder. Das Feuer von einer Quantität Kohle, die man für wenige Centimes hat, verrichtet die Tagesarbeit eines Menschen. Mit dem Feuer begegnet man den Uebelständen eines rauhen Klimas, macht man Nahrungsstoffe genießbar, befördert man das Wachsthum der Pflanzen, macht man Industriezweige da möglich, wo das Klima ihnen entgegensteht, setzt man die Körper zusammen und zersetzt sie. Prometheus gab dem Menschen, indem er ihm das Feuer gab, die Herrschaft über die Welt. Warum soll man das köstliche Element nicht aus dem Erdinnern heraufholen, wo es in solchem Ueberflusse vorhanden ist! Die Erde hat ihre Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen-, Salz- und Kohlen-Minen; aber sie ist selbst ganz und gar, so zu sagen, ein großes Wärme-Magazin.

Es handelt sich hier nicht darum, einen Schacht durch den Mittelpunkt der Erdkugel zu graben, wie Maupertuis vorgeschlagen haben soll, damit wir so zu unseren Antipoden kommen könnten. Es handelt sich nur darum, höchstens vier Kilometres tief in die Erde zu gehen. In einer Tiefe von drei Kilometres würde man schon die Temperatur des siedenden Wassers haben. Ein unterirdischer Raum in dieser Tiefe würde ein unerschöpfliches Wärme-Magazin sein. Auf diese Weise bringt die Natur heiße Quellen zu Stande; die heißen Quellen haben ihre Wärme von dem Erdinnern, und dem sie emporgedrückt werden. Die Amerikaner haben durch Dampfkraft ungeheure Tunnels in Sandsteingebirge zu Stande gebracht. Warum soll man senkrechte Tunnels nicht ebenso gut zu Stande bringen können, wie horizontale? Die Arbeiter und die Maschinen vor der Hitze in der Tiefe zu schützen, dies wird mittelst Zuführung kalter Luft sich wohl machen lassen. Es giebt in der Schweiz einen solchen in Felsen hineingearbeiteten Schacht, an dem Jahrhunderte lang gearbeitet worden ist. Die schon vorhandenen Tunnels der Eisenbahnen zusammengenommen sind viel mehr, als das Werk, welches wir hier in Vorschlag bringen. Die so zu Stande gebrachten künstlichen Wärmequellen würden für die Wissenschaft ebenso nützlich sein, wie für die Industrie.

Nord-Amerika.

Die Küsten-Vermessung in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Zum Schlusse seien aus der Fülle von Resultaten, welche die Küsten-Aufnahme schon geliefert hat, nur einige der wichtigsten erwähnt.

Digitized by Google

An der Spitze stehen die Entdeckungen und Schilderungen neuer Kanäle, Häfen, Klippen, Sandbänke und Anderes, was den Handel fördert oder vor Gefahr warnt. Die Entdeckung und Beschreibung der Stellwagen-Bank, der Davis-Bank und verschiedener Klippen, sowie die Sondirung des Broad-Sund-Kanals, sind dem Hafen von Boston zugute gekommen. Die Entdeckung von vierzehn Untiefen in den Nantucket-Shoals, worunter höchst gefährliche, ist von unermeßlichem Vortheil für unseren Küsten- und Liverpooler Handel. Folgen von unschätzbarem Werth hat die Entdeckung des Gedney-Kanals für New-York, und die der Kanäle Blake und Blunt für die Delaware-Bucht, zumal für die Winter-Schifffahrt. Chesapeake-Bai und die Virginia-Küste haben zu der Liste entdeckter Sandbänke eine reichliche Beisteuer geliefert; außerdem wurden dort manche nützliche Kanäle und Einfahrten entdeckt. Kap Hatteras hat mit dem neuen Kanal mitten durch seine Untiefen einen Theil seiner Schrecken verloren. Charleston hat in dem entdeckten Maffits-Kanal einen Schatz gewonnen. — Als Kalifornieng Gold unsere Fahrzeuge mitten in die Gefahren des goldenen Thores hereinzulocken begann, hatte die Westküste keine einzige Karte auch nur von erträglicher Genauigkeit. Dem Uebelstand ist nun durch die Rekognoszirungen M'Arthur's und Alden's und durch eine Reihe Hafenkarten bedeutend abgeholfen, und die Fahrt längs der ganzen Küste verhältnißmäßig geschieht.

Nicht zu übergehen ist eine Folge schöner Beobachtungen über den Golfstrom, über seine Temperatur, Tiefe, Schnelle, Begränzung und Configuration. Diese große Meerströmung, Gegenstand so vieler eitelen Theorieen, ist nie zuvor mit der Gründlichkeit studirt worden, die einer haltbaren Erklärung vorausgehen muß. Haltnyt zeigt, daß die spanischen Seefahrer einige Kenntniß von seinen Wirkungen hatten. Franklin war der Erste, der den Charakter dieses gewaltigen Stromes würdigte, und Oberst Jonathan Williams machte die ersten guten Beobachtungen. Dem Engländer Rennel, der von der britischen Marine und anderwoher einen reichen Schatz von Beobachtungen sammelte, verdanken wir die beste Analyse dieses Phänomens unter allen, die vor ihm bekannt geworden. Den drei Brüdern Bache indeß gehört die Entdeckung des kalten Walls, der heißen und kalten Ränder, des Gesetzes, wonach die Temperatur mit der Tiefe wechselt, daß die Configuration des Stromes von der Bodengestalt bedingt ist. Eine durchgreifende Analysis des Golfstromes ist im Gange und schreitet mit jedem Jahre vor, bis sie das Ziel der vollen Wahrheit erreichen mag.

Das Studium der Flüsse und Strömungen an unseren Küsten hat große Fortschritte gemacht. Die einfache Tagesfluth des Golfes und die großen täglichen Ungleichheiten an der Küste unseres Stillen Meeres sind fast durchgreifend analysirt und auf die Gesetze der allgemeinen Ebbtheorie zurückgeführt. Die Naturgeschichte ist durch das Studium der Infusorien, die man gelegentlich aus dem Meeresgrunde heraufgebracht, und der Korallenriffe von Florida, die Agassiz unter den Auspizien der Küstenvermessung untersucht hatte, ansehnlich bereichert worden. Die Methoden zur Bestimmung der Längen und Breiten haben große Verbesserungen erfahren; jene durch Einführung des Talcotschen Zenith-Teleskops, der in seinen Resultaten gegen Airy's Zenith-Sektor um Nichts zurücksteht; diese durch Anwendung der Telegraphie unter den Eingebungen des genialen Walker. Die telegraphische, bekannter unter dem Namen der „amerikanischen" Methode zur Bestimmung der Längen, macht allmählich die Reise durch Europa; freilich unter den Händen Airy's, Leverrier's, Quetelet's mehr rück- als vorschreitend.

Die bis jetzt veröffentlichte Liste der Oerter an der Küste, wo magnetische Beobachtungen angestellt worden, zählt hundertsechsunddreißig Stationen. Man hat die geodätischen Berechnungs-Methoden in ein System gebracht und verbessert. Die Camera lucida ist eingeführt und für Verjüngung des Kartenmaßstabes eingerichtet worden. Es liegen im Amtsarchiv 416 topographische und 373 hydrographische Original-Zeichnungen, 52 Original-Kartenplatten, 125 elektrotypische Kopien und einige Skizzenplatten. Eine Küstenlinie von mehr denn 15,902 Miles ist aufgenommen. Ueber 112,000 Karten sind gedruckt worden.

Der Jahresbericht weist überdieß zahlreiche schätzbare Untersuchungen von Seiten der Vermessungs-Kommission nach und giebt ihr das ehrenvolle Zeugniß, daß sie bei der Anlage von Leuchtthürmen, Feuerdecken, Wahrtonnen u. dgl. kräftige Dienste geleistet. Die Kunst des Elektrotypirens hat Herr Mathiot in dem Vermessungs-Amte zu einem hohen Grade der Vervollkommnung gefördert, und wahrscheinlich werden hier die besten elektrotypischen Platten in der Welt verfertigt.

Mannigfaltiges.

— Hat der Schauspieler William Shakespeare die Dramen verfaßt, die seinen Namen tragen? Mit Erörterung dieser Frage beschäftigt sich der erste Artikel des diesjährigen Januar-Hefts von Putnam's amerikanischer Monatschrift. Es wird in diesem Artikel aus äußeren, in der Zeit Shakespeare's liegenden, und aus inneren, in den Dramen selbst sich findenden Gründen nachzuweisen versucht, daß der Schauspieler des Globe-Theaters in London, der angeblichе, ehemalige Wildbieb und Pferdehalter an den Pforten desselben Theaters, in welchem nachmals die großen Dramen, die seinen Namen verewigten, zur Aufführung gekommen, unmöglich dieselben verfaßt haben könne. Der wahre Dichter dieser Meisterwerke, so behauptet unser übrigens mit begeisterter Verehrung über sie schreibender Amerikaner, habe sich zu „Mr. Shakespeare of the Globe" und den übrigen Schauspielern dieses Theaters ungefähr so, wie Hamlet zu den Schauspielern seines Stückes, verhalten. Der wahre Dichter habe, als Hamlet, dem „Mr. Shakespeare" ebenso gut und noch mehr, als dessen Kollegen, die Lehre ertheilt, Nichts in seinen Stücken zuzusetzen oder wegzulassen, nicht so zu brüllen und mit den Händen zu gestikuliren u. s. w., wie denn auch in der That die Zeitgenossen Shakespeare's, welche ihn, als den Dichter von allerhand Kleinigkeiten, einen „Johannes Factotum" genannt, zugleich von ihm, als Schauspieler, ausgesagt hätten, daß sein Spiel auf der Bühne ganz so mangelhaft und unkünstlerisch gewesen, wie es von Hamlet an seinen Schauspielern gerügt werde. Shakespeare's Stücke seien nur insoweit seine Werke gewesen, als er sie zum größten Theil auf die Bühne gebracht, in Scene gesetzt und auf derselben erhalten habe. Er sei der Besitzer der Manuskripte gewesen, deren eigentlicher Verfasser, ein Mann, der in anderen Sphären geglänzt, seinen Ruhm darin gesucht, den in damaliger Zeit noch zweideutig gewesenen Ruf eines Theaterdichters zu befestigen. Der anonyme Verfasser habe übrigens auch noch durch eine andere Theatergesellschaft einige seiner Stücke zuerst auf die Bühne bringen lassen, und mehrere derselben, die nach Shakespeare's Tode unter den Werken des Letzteren abgedruckt wurden, seien notorisch nicht von seiner, sondern von einer anderen Gesellschaft zuerst aufgeführt worden. Ja, einige der berühmtesten Werke des Shakespeareschen Dramen-Cyklus seien sogar schon vor der Zeit, wo der Schauspieler von Stratford sich durch die Leitung des Globe-Theaters einen Namen gemacht, dem Publikum bekannt gewesen. Weitläufig spricht sich der Amerikaner noch darüber aus, wie es ganz unmöglich erscheine, daß im sechzehnten Jahrhundert, wo die Wissenschaft der Geschichte, der Philosophie, des Rechts und der Natur noch im ausschließlichen Besitze einiger Wenigen gewesen, welche die Erben der Klostergelehrten, der Scholastiker des Mittelalters und der eben erst vollbrachten Renaissance des griechisch-römischen Alterthums waren, ein junger Mann, der notorisch weder eine akademische, noch überhaupt eine tiefere literarische Bildung genossen, die höchsten Meisterwerke, welche jemals der Genius der Poesie und der Philosophie für die Bühne geliefert, habe schaffen können. Wir folgen ihm natürlich nicht in diesen Lucubrationen, da es eben ein Widerspruch mit sich selbst ist, wenn der Kritiker dem Genius, als welchen er den Verfasser der Shakespeare-Dramen anerkennt, die Möglichkeit absprecht, sich vom gemeinen Schauspieler zu einer großartigen, philosophisch-poetischen Welt-, Geschichts- und Seelen-Betrachtung zu erheben. Der Amerikaner will in der Fortsetzung seiner Abhandlungen, deren erste wir im Vorstehenden umschrieben haben, auf den eigentlichen Verfasser der Shakespeare-Dramen, den er in den Umgebungen der Königin Elisabeth sucht und wobei er auf Sir Walter Raleigh — vielleicht auch auf Lord Bacon von Verulam — hindeutet, näher eingehen. Wir zweifeln, daß er etwas mehr, als bloße Hypothesen liefern werde, wollen jedoch, der Kuriosität wegen, darauf zurückkommen.

Literarischer Anzeiger.

So eben erschien in unserem Verlage:

Stamma's hundert Endspiele.

Nach der zweiten verbesserten Ausgabe von 1745 bearbeitet von

L. Bledow und O. v. Oppen.

Mit einem Anhange

(enthaltend fünfzig Endspiele von O. v. Oppen nebst deren Lösungen, sowie mehreren Aufsätzen aus verschiedenen Jahrgängen der Schachzeitung über Schachprobleme etc. etc.).

1856. gr. Schillerformat. 250 Seiten. Eleg. gebunden. Preis 25 Sgr.

Veit & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 87), ferner von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 31. Berlin, Dienstag den 11. März 1856.

Afrika.

Das Leben in der Sahara.*)

Mit welcher Gewalt fallen die senkrechten Sonnenstrahlen auf die goldenen Wogen dieses ungeheuren Oceans, dieser Sahara! Umsonst sucht das Auge einen dunklen Gegenstand, um darauf ausruhen: Lichtfluthen strömen von oben herab, Lichtfluthen steigen von unten hinauf; denn der Himmel glüht gleich dem Erz und die Erde gleicht geschmolzenem Eisen. Das ermüdete Auge kehrt in Verzweiflung von der unerträglichen Gluth zurück. Feierliche Stille waltet in den Höhen; in der Luft selbst, als wäre sie außer Athem, kein Hauch, keine Regung. Keine Wolke an der tiefblauen Wölbung, kein Hügel an dem fernen Horizont. Fern von der Welt, wo Menschen gesellig bei einander wohnen, irrt der arme Waller auf spurlosem Boden. Kein Leben, keine Abwechselung auf der öden, todten, schrankenlosen Fläche, die ihn umgiebt, so weit das Auge reichen mag. Wie glücklich dünkt ihn der kühne Seemann auf dem weiträumigen Meere! Die See lebt, arbeitet — „sie kann nicht ruhen" —; ihre Gewässer wimmeln von zahllosen Wesen, die mit einander spielen in den funkelnden Wogen; ihre Brust athmet auf in rastloser Thätigkeit, und die lustigen Wellen kussen die Seiten des segelnden Schiffes. Wie anders ist das furchtbare Schweigen in der unermeßlichen Wüste! Hier verharren die Formen in steter Erstarrung; in Monden wechselt weder Gestalt, noch Farbe; und nur den weitgespannten Horizont, die unbegränzte Aussicht, die einförmige Gleichförmigkeit — das allein haben Meer und Wüste gemeinsam.

Sobald der Wanderer den Fuß in den brennenden Sand der Wüste setzt, betritt er das Reich ewiger Stille und Einsamkeit. Die ungehegene Strecke vor ihm bleibt immer dieselbe; die wenigen Einzelheiten, die er sieht, sind dieselben morgen, wie heute.

Sein Auge begrüßt den einsamen Felsen als willkommene Abwechselung der nimmer endenden Fläche; aber er ist nackt, einförmig, ohne Leben. Hohe Sandbänke unterbrechen auf Augenblicke die schauerliche Eintönigkeit; in dem hellen, aber kalten Mondlicht schimmern sie ihm gleich schneebedeckten Hügeln; die Sonne mit ihren zitternden Strahlen verwandelt sie in lange, niedrige Wogen; aber sie steigen nicht, sie fallen nicht, wie des Oceans Wogen, wenn sein Busen sich hebt in heiterem Wechsel. Jetzt wird eine Quelle von dem lauten Jubelruf der Karawane begrüßt, allein ihr Wasser ist trübe, anwidernd; nicht Gestein, nicht Gehölz — Menschengebeine umsäumen ihr Bett. Schaudert der Pilger schon bei diesem Anblick, so fühlt er seine Verlassenheit, seine sündliche Gefahr desto tiefer, wenn die Kameele plötzlich ihre Köpfe hoch aufwerfen und mit ihrem ängstlichen Stöhnen und Zuckungen ihm verkünden, daß er eingeschlossen sei in „ein Thal voll dürren Gebeins". Da liegen sie zu Hunderten von den ehemals so heiteren und lärmenden Kindern des Ostens und von ihren treuen Thieren — zusammengeschrumpfte, ausgedörrte Gerippe, verlassen selbst von dem Wurm, zu dem Hiob sprach: „Du bist mir Mutter und Schwester." Hier liegt der riesenhafte Neger hingestreckt, wie er seinen letzten Athem aushauchte im Schatten der edlen Dromedars, das ihn durch so manche blutige Schlacht getragen und ihn auch dann nicht verlassen wollte, als das Leben langsam in träger Ebbe dahinrann. Da lehnt der Hadschi aus dem heiligen Mekka und hält in den ausgedörrten Armen noch immer den eingetrockneten Schlauch, der keinen Tropfen mehr zu bieten hatte. Den Wanderer schauert es vor Kälte in diesem Gluthofen, wenn er daran denkt, wie das Damoklesschwert über seinem Haupte schwebt, und er wendet sich zu Ihm, der verheißen hat: „Die Wüste wird jubeln und blühen wie die Rose." Selbst wenn er am fernen Gesichtskreis einen Brudermenschen auftauchen sieht, so getraut er sich nicht, diese Begegnung freudig zu begrüßen: denn die Wüste ist die Heimat der Kinder Ismael's, „dessen Hand gegen Jedermann ist." Daher der tiefe Sinn des gewöhnlichen Grußes: „Frieden sei mit Euch" und der rasche Gegengruß: „Frieden ist zwischen uns!" Wenige Worte werden ausgetauscht, eine sanfte Handschwingung mit orientalischer Anmuth, ein schweigendes Lächeln, und Alles ist vorüber. Der Pilger fühlt sich noch einsamer, als zuvor; er denkt wieder an den Seemann auf entlegenem Ocean, der von dem thätigen, ereignißreichen Leben auf den Wassern heimkehrt in den Hafen des Friedens; von dem einförmigen Element in das schöne, buntbewegte Land, von der Einsamkeit seines schwimmenden Hauses in das Gewühl volkreicher Städte. Der Pilger in der Wüste aber, fern von der Natur wie von den Menschen, schmachtet, leidet, wandert mühsam durch lebenbaare, freudlose Gegenden. Daher die schauerlichen Namen, die den wenigen markirten Punkten in der Sahara beigelegt werden. Die falschen, schwanken Bilder, bekannt unter dem Namen der Fata Morgana, heißen: „der Durst der Gazelle"; die langen, öden arabischen Wüste erschrinen dem Araber als „der Tod" (al-mût), und einer ihrer Furcht erweckenden Berge ist der „Hügel des Durstes".

Endlich, nach Tagen, die länger als Jahre dauern, nach Nächten, die in tantalischen Träumen von erquickendem Wasser und kühlendem Schatten zugebracht werden, um mit entsetzlichem Erwachen zu enden, — endlich erspäht das scharfe, wachsame Auge des Wüstensohnes in weitem Abstand die nebeligen Umrisse des blauen Atlas. Und schau! mitten in dem Sandmeere erhebt sich ein Eiland, so lieblich grün, so unaussprechlich frisch, daß das Vergangene erlischt in dem abgemalteten Gedächtniß, wie ein qualender Traum vor dem hellen Morgenlicht schwindet, und neue Hoffnung und neue Freude kehren in das erschöpfte Herz zurück. Große, prachtvolle Auen strecken ihre grünen Arme kühn mitten in den öden Schauplatz hinein; die grauen Olivenbäume verbinden harmonisch die Goldgluth der Wüste mit dem dunklen Grün des Feigenbaums, und die Fürsten im Reiche der Pflanzen, die leichten, luftigen Palmen, ragen anmuthsvoll über die Gebüsche und winken dem entzückten Pilger ihr Willkommen zu. Wie heimlich tönt das sanfte Blöken der Heerde, die unter dem breiten Schatten friedlich lagert, und wie seltsam und komisch krümmt sich der Kameelnacken hoch über Kaktus und Haidekraut, die hier in erstaunlicher Fülle wuchern.

Voll Frieden und Freude ruhen diese süßen Eilande in der weiten See der Wüste; gleich wesenlosen Träumen steigen sie aus dem unermeßlichen Raum; gleich Träumen, schwinden sie am Morgen und sind nicht mehr zu sehen.

Alles, außer jenen Oasen, ist Sahara-willa-mâ, das ist die große wasserlose Wüste, wie sie die Kinder Hagar's unter sich nennen; während der Beduine, wenn er seine Wunder- und Zauberwärchen erzählt, von ihr nur als vom „Ocean ohne Wasser" spricht. Fast alle Völker Afrika's und Afrika'd nennen sie, mehr als blos allegorisch, das Saubmeer und den treuen Freund und Diener, der sie sicher durch alle Gefahren desselben trägt, das Schiff der Wüste. Selbst auf unserem (dem amerikanischen) Festlande, wo wir zum Glück nur Pampas und mehr oder weniger fruchtbare Prairieen haben, sind alle Reisende überrascht von der Aehnlichkeit dieser grünen, blühenden Flächen mit der unermeßlichen Tiefe.

Streng genommen, gehören die Wüsten nur den Tropengegenden und ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Sie sind fast vollkommen eben und nur hier und da mit unmerklichen Aufschwellungen abwechselnd; die Oberfläche bietet nur Eine Substanz in verschiedenen Formen dar: nackte, eintönige Felsmassen, Kiesel in unermeßlicher Menge, oder leichten, lockeren Sand; das Ganze hin und wieder von einem Pfuhl salzigen Wassers unterbrochen; ein schüchterner Grashalm scheint nicht recht zu tranen und will sich nicht über den spärlichen Schatten eines Felsens hinauswagen; hier und da kriecht ein zwergichtes, verkrüppeltes Gebüsch, und dann und wann sieht, traumgleich, eine Gazelle über den Boden, oder wird ein armer Vogel von dem erbarmungslosen Sturm durch die Lüfte getrieben.

Wenige haben einen richtigen Maßstab, um die ungeheure Ausdehnung der afrikanischen Wüste danach zu messen. Sie erstreckt sich westlich nieder zu den grünen Fluthen des Atlantischen Meeres; sie weicht nicht den Riesenwogen, die der mächtige Ocean unablässig gegen das Festland rollt; weithinein in die hohe See zieht sich die Sahara unter den rastlosen Wellen hin, so daß die Wassertiefe auf Meilen nur sehr

*) Nach Putnam's Monthly.

gering ist und Schiffe dem ungastlichen Gestade nicht nahe kommen können. Furchtbare Sandbänke verrathen dem behutsamen Seefahrer die Nähe des geheimnißvollen afrikanischen Landes und ermahnen ihn, einen freundlichen Hafen zu suchen. Ostwärts breitet die schauerliche Wüste über den ganzen nördlichen Theil des Festlandes ihr weißes Leichentuch, das nur durch die ägyptische Pyramiden gelüftet und durch die Fluthen des Nils zerrissen wird. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Aus dem Tagebuche eines weiblichen Gastes unter den Mormonen.

Zweiter Artikel.*)

Great-Salt-Lake City, Februar 1853.

Eben hörte ich eine Geschichte über den wunderbaren Heiligen, Parley Pratt, die ihr irgendwo oder über irgendwen sonst erzählt, ich keinen Augenblick glauben würde. Hier aber, wo die gewöhnlichen Regeln der Religion und Sittlichkeit über den Haufen geworfen sind — wo die Schurkerei als Empfehlungsbrief, die Entehrung als Tugend gilt — hier ist Alles glaublich.

Parley Pratt, der vor etwa drittehalb Jahren wurde Parley zu einer Sendung nach Chile aufgeboten. Bei solcher Gelegenheit geben die Mormonen zwar vor, nach dem Vorbilde der Apostel, ohne Geld und Kreditbriefe fremde Länder zu durchwandern; das kann aber nur die Uneingeweihten blenden und dient ihnen zum Vorwande, die Bettelei nach einem großen Maßstabe zu treiben. Parley's Finanzen sanken gerade auf Null; er hatte schon so oft gebogt und das Zahlen vergessen, daß seine Kunst, Geld aus fremden Taschen durch Schmeicheleі zu locken, nicht mehr verfangen wollte, und so war er auf dem besten Wege, seine Mission in einer noch apostolischeren Weise anzutreten, als sich mit seiner Neigung verträgt.

Doch unser Parley ist ein Mann, der sich in Schwierigkeiten zu helfen weiß. Sein Harem war überfüllt, und da die Weiber eine Art Waare sind, die ihren Marktpreis hat, so fiel ihm ein, er könnte mit dem Indianerhäuptling Walker, der eben mit einer Bande Uten zu einer Unterredung mit den Behörden in der City anwesend war, ein gutes Geschäft machen. Er machte also dem Häuptling den Vorschlag, eine seiner weißen Squaws gegen zehn Pferde zu vertauschen (to swap), worauf der Wilde sofort einging.

Martha, eine gutmüthige englische Dirne, war zum Opfer dieses schmachvollen Handels ausersehen, und der herzlose Bube eröffnete ihr das mit der lächelnden Miene, womit er sie zum Besuch bei einem Nachbar eingeladen hätte. Das arme Ding fiand erstarrt. Sie hatte lange genug mit dem Thiermenschen gelebt, um zu wissen, daß er unter der freundlichen Außenseite ein Herz berge, das für fremde Gefühle, für fremdes Glück todt sei. Doch für ein solches Loos aufgespart zu sein — es war zu entsetzlich! Sie fiel ihm zu Füßen, flehte in ihrer Seelenangst um Erbarmen. Umsonst!

Wenige Tage jedoch, bis zur Verwirklichung des Tauschhandels, reichten hin, an dem unglücklichen Weibe das Zerstörungswerk von Jahren zu vollbringen; und als sie, mit erbleichten, eingesunkenen Wangen, mit thränengeschwollenen, gerötheten Augen dem Wilden vorgeführt wurde, drehte er sich verächtlich mit den Worten um: „Ich mich brauch ali weiß Squaw.“ Der Handel zerschlug sich, doch ward das Ganze so geheim betrieben, daß der Schuft, verlogen, wie er ist, Alles in Abrede stellte.

Da nun dieses Mittel, Geld zu schaffen, fehlschlug, war Parley wieder in Verlegenheit, aus der ihm jedoch eine Freundin, die eine Summe aus irgend einer Quelle erhalten hatte, half und mit dem Nöthigen versah, so daß er auf seinen Posten abgehen konnte. Indeß blieb seine Sendung erfolglos. Die Chilenen hatten für die Bedienste Joseph Smith's, wie für die Beredsamkeit des großen Parley, nur taube Ohren. Seine Mittel schmolzen zusammen, und auf der Rückreise fand er sich zu San Bernardino in einem Zustande völliger Entblößung. Während er hier wartete, kam ein Zug vom Salzsee herbei, und der verschmitzte Heuchler wußte dem Wagenführer die paar Hundert sauer erworbenen Dollard abzuschwatzen. Für das erschwindelte Geld kaufte er einige Mauthiere und kehrte zu seinem Harem heim, wo er die verstoßnische Martha wildig und bereit fand, einen Schleier über das Vergangene zu ziehen. Es ist unnöthig, zu bemerken, daß der geprellte Wagenführer vergeblich Schritte that, wieder zu seinem Gelde zu kommen.

Vor wenigen Tagen wurden wir von Mrs. Snow eingeladen, einen Abend bei Parley zu verleben, der ein Manuskript über Theologie, das er dem Drucke zu übergeben beabsichtigte, vorlesen wollte. Die Gelegenheit, in das Innere eines Mormonen-Harems einen Blick zu thun, war zu günstig, um sie zu versäumen. Wir wurden von ihm in einem großen Zimmer mit sichtlicher Freundlichkeit empfangen und den fünf Damen Parley nach einander vorgestellt. Die eine, der das Amt der Ceremonienmeisterin zufiel, nahm und die Shawls ab und lud uns zum Sitz in der Nähe des Feuers ein. Die übrigen saßen still wie die Mäuse, wenu die Katze auf die Jagd ausgeht, und strickten fleißig an den Strümpfen. Die Hausgebieterin war aus Boston, die Mann und Heimat um des Gewissens willeu in Stich gelassen hatte. Drei von dem Trieb schienen mir Engländerinnen zu sein, und die fünfte war eine hübsche amerikanische Dirne. Welch ein Schauspiel! Parley selbst saß in der Mitte des Zimmers vor einem Leuchter und unterhielt uns eine Weile von den Chilenen, von seinen Reiseerfällen, von den Eigenheiten der spanischen Sprache und dergleichen. Er gab und eine malerische Beschreibung eines Passes durch die Sierra Nevada. Er spricht mit großem Redestuß und ist sehr gewandt in der Unterhaltung. Er las dann aus seinem Manuskripte etwa eine halbe Stunde lang vor, lang genug, um mich dessen herzlich überdrüssig zu machen. Der Styl gleicht ziemlich seiner Unterhaltung; aber dem Inhalt fehlt alles Leben; er besteht lediglich aus gemißbrauchten Schriftstellen, die in hohler, seelenloser Weise auf mormonische Begriffe angewandt werden. Bestände das Menschengeschlecht aus Fleischmassen ohne Seelen, gleich den Thieren, die dahinsterben, dann langte das Mormonensystem ebenso gut, wie jedes andere, die Staaten zu regieren. Als die Gesellschaft sich erhob, um Abschied zu nehmen, trat ich inzwischen an die Wand, um mir einige grellfarbige Subeleien, die menschliche Wesen vorstellen sollten, zu besehen. Sofort trat Parley mit dem Lichte heran und machte den Cicerone, indem er die einzelnen Figuren als Familienbilder erklärte. In der Mitte dieser Sammlung prangte sein eigenes plumpes Konterfei, das auch ohne Brille nicht zu verkennen war. Wir mußten natürlich aus Höflichkeit das Interesse zeigen, das ein Farmer im Osten von seinen Gästen erwartet, wenn er ihnen seine Lieblingsheerde Shangahäo oder einen Wurf Ferkel vorführt. . . . .

Am 10ten. Unter dem Hausen, den hier der Wind aus allen Erd-Enden zusammengeweht hat, fesselten die dänischen Familien besonders unsere Aufmerksamkeit. Wer eine Menagerie besucht, verlangt natürlich, um sein Eintrittsgeld gut angelegt zu haben, das Thenerste und am weitesten Hergeholte zu sehen. Ich besuchte also gestern eine dänische Familie, und theils durch sie selbst, theils von Anderen erfuhr ich über sie genug, um mein tiefstes Mitgefühl für sie zu erwecken. Sie ist, wie die anderen, das Opfer einer langen Reihe von Verblendungen, wodurch die mormonischen Seelsinge die Leichtgläubigen in diese Höhle des Frevels locken. — Erastus Snow, dem Bruder des Richters Snow, gebührt der Ruhm, diese dänische Prise aufgebracht zu haben. Er gehört zu den Zwölf, seit in einer der geräumigsten Wohnungen, seine Grundstücke sind geschmackvoll eingerichtet, durch einige schattige Bäume ausgezeichnet, die in diesem baumlosen Thal eine besondere Augenweide sind. Er hat Eine Frau und noch vier Weiber, die er Frauen nennt, ist ein Prediger von der Gattung Boanerges', der, scheinbar in glühendem Eifer, durch Schwulst und Gebrüll sein Auditorium bearbeitet, kurz, ein kostbarer Gauner, wie nur Einer in der Bande. Letztlich kehrte er eben von einer ergiebigen Jagd durch Norwegen und Dänemark heim. Die erwähnte dänische Familie, von nicht gewöhnlicher Erziehung und Bildung, kehrte daheim in guten Umständen; allein wie so Manchen im Norden Europa's, hatte sie eine große Vorliebe für die Institutionen Amerika's, und, wie natürlich, wuchs die Unzufriedenheit mit der heimatlichen Umgebung, so daß sie leicht zur Auswanderung überredet wurde. Der schlaue Sendling verstand es, sich in das unbedingte Vertrauen des würdigen Dänen einzuschleichen. Er entwarf ihm ein glühendes Bild von dem Klima und der Fruchtbarkeit des Salzsee-Thales, von dem blühenden Zustande der Mormonen, von der Strenge und Reinheit ihrer Moral, von der Gelegenheit, durch Belehnung seines Eigenthums an die Kirche sein Glück zu gründen; aber kein Wort von der Polygamie. Monatelang lebte er in der Familie, genoß ihre großmüthige Gastlichkeit, trank ihren Wein, machte von den Pferden und der Börse des Hausherrn den freien Gebrauch, wie nur eine lange bestehende Freundschaft dazu berechtigt. Der einfache Nordländer war dem gewissenlosen, abgefeimten Yankee-Jünger Joseph Smith's nicht gewachsen. Er dachte, die neue Religion mag ebenso gut sein, wie jede andere der verschiedenen einander widerstreitenden Glaubensmeinungen, welche die Köpfe der Menschen verwirren, verkaufte seine Grundstücke, legte zehntausend Pfund Sterling in die Hände des Aeltesten Snow, um die Kirche damit zu belehnen, nahm seine Hausgeräthschaften zusammen, kehrte dem Geburtslande den Rücken und trat die Wanderung in die neue Welt an.

Auf dem Dampfer wurde die Familie mit den gemeinen Passagieren in das Zwischendeck gewiesen und unter dem bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen Gewühl und Gedränge hin- und hergestoßen. Der Däne suchte den Mormonen auf und redete ihn etwas ärgerlich an: „Sie werden doch nicht für das Geld, das ich Ihnen übergab,

*) Siehe Nr. 155 und 156 des „Magazin“ von 1855, wo zu berichtigen, daß die Reiserde keine Engländerin, sondern eine Bürgerin der Union ist.

für mich und die Meinigen Billets im Zwischendeck gelöst haben?“ — „Gewiß nicht; Sie sind blos für den Augenblick dort untergebracht, bis wir unter Segel gehen, was noch diesen Abend geschieht. Der Auswanderungsfond kann den übrigen Heiligen keinen besseren Platz gewähren, und sie würden murren, wenn wir irgend eine Ausnahme machten.“ — Der Grund hatte scheinbar Etwas für sich, und der Aermste setzte sich mit verstörtem Blick auf sein Gepäck, umgeben von Weib und Kindern, denen es, durch den Abschied von Heimat und Freunden trübe gestimmt, im Augenblick gleichgültig war, welchen Platz sie in dem Fahrzeug bekamen.

Nachdem das Schiff die hohe See gewann, ging er zum Kassirer und verlangte die Zahl der für ihn eingeräumten Zimmer zu wissen. Der wichtige Beamte überschlug die Liste und schüttelte den Kopf: „Sir, Ihr Name steht nicht hier.“ — „Er muß hier stehen.“ — „Nein, er steht nicht. Von wem haben Sie Ihr Billet gelöst?“ — „Ich gab dem Aeltesten Snow das Geld mit der Anweisung, uns dafür Staatszimmer zu verschaffen.“ — „Gut, ich kann Ihnen nur sagen, daß Sie im Zwischendeck sind, und daß der Aelteste das beste Staatszimmer im Schiffe für sich hat. Machen Sie gefälligst Platz für Andere!“

Er gab sich alle Mühe, den heiligen Aeltesten noch einmal zu sprechen, aber es hielt schwer, die Demarcationslinie, welche die Kajüte von dem Zwischendeck trennt, zu durchbrechen, und so konnte er seiner einige Tage nicht habhaft werden. Endlich gelang es ihm, und er wurde dahin beschieden, daß ein Mißverständniß obwalte, das bald ausgeglichen werden solle. Se wurde er von Tage zu Tage vertröstet und zuletzt auf das glorreiche Ziel in Aussicht hingewiesen, und wie nothwendig es sei, die kleinen Ungemächlichkeiten der Gegenwart geduldig zu tragen. Er mußte sich in das Unabänderliche fügen. Sie landeten in St. Louis; fremd, mit der Sprache unbekannt, ließen sie sich von hier aus mit dem Strome der Ausgewanderten nach dem Salz-See treiben. — Hier wurden sie in einer elenden Hütte einquartiert, die sie, wie man ihnen zuschrete, im nächsten Frühling gegen ein geräumigeres und bequemes Landhaus vertauschen sollten. Als ich sie gestern besuchte, sahen sie wie ein Bild des Kummers, ja, der Verzweiflung aus. Alle waren in derselben Stube zusammengedrängt, woran sie augenscheinlich nicht gewöhnt waren. Auf dem Tische standen noch die Ueberreste eines kärglichen Mahls; im Winkel lehnte eine prachtvolle Harfe gegen einen Mehlsack; gegenüber hing ein kostbares Gemälde. Sie haben schon einige unangenehme Entdeckungen gemacht: daß das Geld, das der Handsater Snow's Händen anvertraut, die erste Abschlagszahlung auf den Zehnten sei und der Kirche gehöre; daß, wenn er es verlange, ein Haus für ihn gebaut werden solle, er sei aber der Kirche dafür verschuldet; daß ihre Tochter, die sich dem mannbaren Alter nahe, die Aussicht habe, bald in den Harem des Aeltesten Snow aufgenommen zu werden. Mit Einem Worte, sie machten die Entdeckung, daß ihre Hand in des Löwen Rachen sei und einige Zeit darin bleiben werde.

Die Mutter zeigte auf ein schönes, liebliches, blondhaariges Mädchen von sechzehn Jahren und gab mir in gebrochenem Englisch zu verstehen, daß ihr Nachbar, ein großer, ungeschlachter Brite, ihr den Antrag gemacht, sein sechstes Weib zu werden, während die fünf früheren in seinem Hause nicht weit vom Betzungern sind. Das junge Wesen hat das Ansinnen mit Abscheu und Entsetzen zurückgewiesen; allein bald wird das zermalmende Gewicht der Verfolgung auf das arme Geschöpf niederfallen, und es ist alser Grund, zu fürchten, daß sie dem schmachvollen Loose nicht entgehen werde. .....

21. Februar. Gestern morgen wurden wir von Colborn zur Hochzeit seiner Tochter mit einem gewissen Pomeroy, der bereits mit einer Frau versehen ist, eingeladen. Wir gingen um zwei Uhr, auf welche die Einladung lautete, in der Erwartung, Zeugen der Feierlichkeit zu sein, fanden uns aber getäuscht: wir kamen zum Hochzeitschmaus; die Trauung war schon am Vormittag vollbracht worden. Die Phantasie kann schwerlich ein Bild entwerfen, das Verworfenheit, Narrheit und Jämmerlichkeit in solchem Grade darstellt.

Mit einiger Mühe fanden wir Colborn's Haus. Es liegt eine Meile südlich von Zernham's, und obgleich das Wetter schön war, so war doch der Boden weich und locker; die zahlreichen Rinnen waren übergelaufen und hatten an manchen Stellen die Straßen unter Wasser gesetzt. Wir wurden nach der Behausung der Neuvermählten gewiesen, wo die Gesellschaft, bevor es zum Festmahl ging, sich versammeln sollte. Hier fanden wir Brigham Young mit seinem ersten Weibe und etwa acht oder zehn andere Personen. Am auffallendsten erschien uns darunter die wirkliche Frau des Mannes, der sich eben eine zweite hatte anfiegeln lassen. Es ist schwer, Euch von der Aufregung dieser Kreuzträgerin eine Schilderung zu geben. Ihr Gesicht war kreideweiß, und in den pechschwarzen Augen brannte ein unheimliches Feuer. Sie spannte, wie der Jndianer am Pfahl, alle Kraft an, heiter zu erscheinen, um die Martern ihrer Lage auszuhalten. Das nervöse Zucken der Muskeln um ihren Mund verrieth die innere Seelenpein — ein qualvoller Anblick für mich. Das Gesicht, fürchte ich, wird mich in meinen Träumen heimsuchen. Die Sehnen ihres Leibes müssen bald reißen — je schneller, desto besser. Diese Hochzeitthore sind das Grabgelänte ihrer Hoffnungen. — Der Ehemann ist ein hohlköpfiger Bursche, eine Mischung aus Thier und einem kleinen Bruchstück von Menschen. Die rohen Ausdrücke der Lustigkeit mit dem armen, dämischen Ding, das ihm eben angesiegelt worden, hielt Brigham im Zaume, da er die profane Gegenwart des Heidenpaares scheuen mochte, das nur mit Mühe die Verachtung und den Spott unterdrücken konnte.

Wie soll ich Mrs. Young beschreiben? Sie war reich, wenn auch nicht nach der Mode und mit Geschmack, gekleidet und hüllte sich in eine kalte Zurückhaltung. Auf meine erbarmungslosen Kreuzfragen antwortete sie mit einem einsylbigen „Ja“, „Nein“, was freilich nur schwache Daten zur Beurtheilung eines Charakters lieferte; ich kann nur sagen, daß sie stark gebaut ist und für ihr Alter noch gut aussieht. Das Weib hat keine Bildung, aber ist nicht ohne Verstand und fühlt sich unter dem Gedanken bedrückt, daß wir dieses ganze Treiben verachten.

Colborn, ein Stück Hauswurst, sorgte dafür, daß es lustig hergehe; er hüpfte umher, wie ein überwachsener Orang-Utang, riß simsloe Witze, die zum Theil, wie ich sehen konnte, Brigham durchaus nicht gefielen. Er arbeitete sich ab, einen Tanz in Gang zu bringen; aber obgleich ein Geiger gegenwärtig war, so schienen doch alle Fersen an den Boden geleimt. „Aber das geht ja nimmermehr, eine Hochzeit ohne Tanz“, rief er, ließ auf die Geige losfägen und tanzte seinen Hopser ganz allein. Welch ein jämmerliches Schauspiel von Entwürdigung und Schmach! Hier der Hauptdetträger und Pascha von fünfzig Weibern und darüber — hier das arme Weib unter Seelenqualen, zu groß, um sie zu überdauern — hier ein Vater, der einen lustigen Hopser tanzt zu der Entehrung seines eigenen Kindes; und alles das in einer Stadt, die einen Theil unseres geliebten Freistaats bildet!

Das Mahl wurde im Hause des ergötzlichen Schwiegervaters eingenommen und war gut genug. Um solchem Volke keine Verbindlichkeit zu haben, zahlte ihm mein Mann, was er als anständige Vergütigung für die Bewirthung erachtete, was auch sehr gern angenommen wurde, und wir schieden mit der Befriedigung, einen Schritt weiter in die Mysterien des Mormonenthums gethan zu haben.

Kalifornien.

Völkergemisch in Kalifornien.

Dem in diesen Blättern bereits mehrfach mit Anerkennung gedachten „San Francisco Steamer-Journal“ entlehnen wir nachstehende charakteristische Bemerkungen über das europäisch-asiatisch-afrikanisch-amerikanische Völkergemisch in Kalifornien:

„Kalifornien ist der Sammelplatz aller nationalen Kuriositäten, die Fama hat alle angelockt, einen Späherblick in dieses moderne Eldorado zu werfen. Die civilisirten Völker der Erde haben ihre Repräsentanten mit ihrem Wissen und ihrem Streben hierher gesendet, der Glanz des Goldes war mächtig genug, dem Künstler und dem Gelehrten mit dem Landbauer und dem Arbeiter Eine Straße vorzuschreiben, auf der sie wandern sollen und der sie alle eifrig folgen, um das entfernte Ziel, den modernen Lebenslern, Gold, und dadurch Macht, zu erreichen. Europa sendete seine Vertreter, und das in tödtlicher Lethargie schlummernde Asien folgte. Der Kaufmann gab dem schüchternen Chinesen die Mittel, den Ocean zu überschiffen, und der Halbbarbar gräbt, vereint mit dem civilisirten Frack-Menschen Europa's, auf einer und derselben Scholle nach Gold. Welch ein interessantes Feld zu Spekulationen über Rogenkrummung bietet sich hier dem Physiologen, um welches Menschengeschlecht wird einst entstehen, wenn der weiße Kaukasier mit dem Jndianer, dieser mit dem Neger von Afrika und dessen Nachkommenschaft sich mit dem chinesischen Stamme gekreuzt hat, der, denn die Civilisation bringt vorwärts, dem nordischen Kamtschadalen oder den Eskimo ein neues, verbessertes Reis aufgeprropft! Welche Fähigkeiten werden dieser Race innewohnen, welche Neigungen werden bei ihr am stärksten hervortreten, und welche Laster werden sie der neuen Welt zur Schau tragen!

„Man klagt unser Land so häufig an, daß es dem wohlgezogenen Menschen so wenig biete, um seiner sozialen Seele Befriedigung zu schaffen. Die Tage, die nicht mit dem polizeilichen Arbeitsstempel gezeichnet, die dem Ruhen und der sittlich hergebrachten allgemeinen Seelen-Abwaschung bestimmt sind, werden als langweilig und tödtend verketzert.

„Welche Beleidigung für unser Kalifornien, welches Eingeständniß geistiger Armuth und welche Aussicht für die Zukunft! Im sechsten Jahre ihres Alters krankt unsere Bevölkerung schon an Blasirtheit und gähnt die grünen Wasser der herrlichen Bai an, über deren krönelnden Zinthen sich der blaue unbefleckte Himmel wölbt. Der große Osten sendete uns sein Wissen, aber mit ihm kam der schwammige

Auswuchs der Ueberreizung, der, für eine Zeitlang von der Nothwendigkeit der Arbeit gehetzt, jetzt zu zeigen beginnt, daß die kleinen Laster der Civilisation auch auf dieser Küste des Oceans zu gedeihen vermögen. Asien tauscht mit uns seine Schätze; chinesische Schnitzarbeiten, die als theure Seltenheiten die Zierde der Salons der Reichen in Europa, sind werthloses Spielzeug in den Händen unserer Kinder, und die nußbaumbolzfarbene Chitenerin wickelt sich in die kostbaren Shawls des himmlischen Reiches; mit ihren Erzeugnissen kamen die Chinesen und mit ihnen ihre Laster, ihre Unsitten, aber auch ihr Fleiß, ihre ameisenartige Industrie. Für Amerika's Republikaner jedoch blieb das Verständniß, sie zu benutzen und heranzubilden und sie als geeignete Werkzeuge in der großen Staatsmaschine zu gebrauchen, ungelöst, und die Kraftsumme, die sie repräsentirten, geht noch bis zu dieser Stunde verloren. Die rohe Ausbeutung durch hohe Steuern, für die man ihnen nicht einmal das Aequivalent des persönlichen Schutzes zu Theil werden läßt, stellt der amerikanischen Regierungsfunst ein entschiedenes Panperitäts-Zeugniß aus. Der gute Ruf des Amerikaners, daß er zu kolonisiren verstehe, dehnt sich demnach nur auf die invadirende Fähigkeit aus. Rohe Länderstrecken urbar zu machen, Bäume zu fällen, Kanäle, Städte anzulegen, wo er ganz seinen Ideen folgen kann, sind seine Lieblingsbeschäftigung. Zu der Arbeit der Hände ist er geeignet, aber sich der Fähigkeiten einer anderen Nation zu bemächtigen, sie unzbar zu machen, sie zu erziehen, ist nicht seine Sache. In seinem Lande, wo die spanische Sprache vorherrscht, ist es dem Amerikaner gelungen, die Nation zu sich emporzuziehen, kein indianischer Stamm ist bisher zu einer nennenswerthen Bildungsstufe hingeführt worden. Der Nord-Amerikaner kann Nationen verdrängen, aus dem gewonnenen Boden Nutzen ziehen, es fehlen ihm aber durchweg die Fähigkeiten, in das einer Nation eigenthümliche Gefühlsleben einzudringen, zu forschen und so sich in ihr heimisch zu machen, um diejenigen Mittel aufzufinden, die sie zu seiner Lebens-Anschauung anleiten müßten.

„Ebenso wenig ist es gelungen, den Chinesen in Kalifornien, in dem Lande, das der Arbeitskräfte so sehr bedarf, einen erträglichen Aufenthalt zu bereiten. Von Brutalitäten verfolgt, ohne Schutz, mit Steuern beladen, zieht sich die chinesische Bevölkerung nach der Heimat zurück oder schließt sich in sich selbst ab, und dem Staate geht der Gewinn, der in der Bevölkerung liegt, verloren. Die Nachlässigkeit, mit der die Bevölkerung behandelt wurde, vermochte erst dann zum Nachdenken zu bewegen, als der empfindliche Fleck des Amerikaners sich schmerzlich berührt fühlte. Die leeren County-Kassen, die bisher von den Chinesen gefüllt wurden und die, nun leer bleibend, keine Beute für das Plünderungs-System unserer Beamten mehr liefernten, wurden die Veranlassung, nachzudenken, die verkürzte Einnahme räth zu verständigen Maßregeln — aber es sind nur Finanz-Maßregeln, die auf dem engbegrenzten Boden ruhen; es ist Nichts darin von einem edlen Anflug von Gerechtigkeit oder Humanität, der Schritte diktirte, wie man sie von einer Verwaltung erwarten sollte, welche die Prinzipien eines Jefferson sich zur Grundlage gemacht haben will.

„Umgeben von den Segnungen der günstigsten Vegetation, überschüttet mit den Schätzen der Erde, bildet sich um uns her das überraschende Schauspiel eines Plagiates der östlichen Welt. Wir haben keine Eigenthümlichkeit, die uns national auszeichnet, wir sind der reproduzirte Osten im Westen — nur mit etwas mehr Gold in den Händen, welches wir „nicht" anwenden, um besser, gestleter und verständiger zu werden; trotzdem, daß wir die Lehre der Erfahrung vollständig besitzen, machen wir die Fehler, die wir kennen und deren Folgen wir schon empfunden, aufs neue. Der Goldsuch zieht sich mit uns, das Jagen, das Ringen nach dem Golde raubt uns hier das, dessen Mangel wir auf der anderen Seite so lebhaft fühlten — die Zeit, uns selbst zu leben — gewürdigt zu sein."

Mannigfaltiges.

— Zur magyarischen Philologie. Von der in diesen Blättern öfter besprochenen, schätzenswerthen Zeitschrift Magyar Nyelvészet sind uns das dritte und vierte Heft zugekommen. Wir begnügen uns mit Hinweisung auf deren Hauptinhalt. Herr Hunfalvy (der Herausgeber) liefert einen ersten Artikel über die Rechtschreibung des Magyarischen, worin er den sehr richtigen Grundsatz aufstellt, daß Rechtschreibung überhaupt nur Ergebniß der Sprachforschung, die letztere also ihre alleinige Grundlage sein könne. Etymologie, Accent und Euphonie walten vereint in der lebendigen Rede, wo sie noch selbstbewußter Träger des Sprachgesetzes; wo aber dieses Selbstbewußtsein zu dunkeln beginnt, da ist es Sache der Wissenschaft, jenen drei Elementen nachzuspüren und die lebendige Rede und mit ihr die Schreibweise zu berichtigen. — Herr Fabián handelt von den Kasus-Partikeln des Finnischen und ihrem Verhältniß zu denen der Muttersprache, dann von Eigenschafts- und Zahlwörtern in beiden. Angehängt ist eine Auswahl mit einander verwandter Adjektiven des Ungarischen und der Suomi-Sprache. — Herr Riedl theilt seine Untersuchungen über die Bildung des Pluralz mit, und zwar im Magyarischen, wie in den näher verwandten Idiomen. Daß die Kennzeichen der Mehrheit im altai-uralischen Geschlechte größtentheils auf einen Grundlaut zurückgehen, hat Schott bereits in seinem „Versuch über die tatarischen Sprachen" gezeigt, ohne jedoch über die Priorität eines dieser Kennzeichen entscheiden zu wollen. Herr Riedl möchte das -k der Ungarn und Lappen,*) welches er als Abkürzung von sok (viel) zu betrachten geneigt ist, an die Spitze der Uebrigen stellen. Wir geben dem Verfasser zu bedenken, ob jenes sok nicht weit später entstanden sein dürfte, als die fragliche Mehrheits-Partikel, denn es erscheint als bloße Variante (wie an Form, so an Bedeutung) einer sonst das ganze erwähnte Sprachgebiet durchdringenden Wurzel für hoch, groß, häufen, sammeln, in welcher der Begriff Vielheit (wenn auch deutsch sich anschließend) vergleichungsweise ein jungen Datum haben muß. Das (in gewissen Verbindungen nicht abzulengnende) plurasliche i der Finnen und Ungarn als Verwandten von is (auch, also Hinzufügung) zu betrachten, ist aus analogen Gründen kaum rathsam, und jedenfalls darf man (wie auch Herr Hunfalvy dem Verfasser zeigt) mi (wir), ti (ihr) nicht hierher ziehen. Einige Sprachen von altaischem Stamme gebrauchen i sogar mit Vorliebe in der Einheit: so heißt bi bei den Mandschus ich, aber be wir; si du, aber sue ihr. — Unter den Rezensionen befindet sich eine scharfe Würdigung der Steinthalschen Schrift: „Die Classification der Sprachen u. s. w.", von J. Télfy.

— Das große Binnenmeer von Inner-Afrika. Ueber dieses Binnenmeer, welches neuerdings so viel Aufmerksamkeit und Interesse erregt hat, bringt Heft I. von Petermann's „Geographischen Mittheilungen, 1856" nähere und positive Angaben in einem Aufsatz von dem Missionar J. Erhardt, nebst einer großen, kolorirten Karte, die den zwischen 1° nördl. Br. und 14° südl. Br., 21—40° östl. L. von Paris belegenen Theil von Ost- und Central-Afrika in einem Maßstabe von einem Zünfmillionstel darstellt und die geographischen Resultate der zwölfjährigen ostafrikanischen Mission unter Krapf, Rebmann und Erhardt nach den letzteren Original graphisch veranschaulicht. Diese Arbeiten sind von kritischen Bemerkungen von W. D. Cooley und von einem Kommentar von Dr. Petermann begleitet, welcher letztere unter sieben Punkten die Hauptmomente dieser Forschungen, die zu den interessantesten und wichtigsten gehören, welche in der neuesten Zeit über den afrikanischen Kontinent Licht verbreiten, näher spezifizirt. — Was zuerst die Lage und Ausdehnung dieses großen Sees von Uniamesi, — in seinem nördlichen Theile Ukerewe, in seinem südlichen Niandseha genannt —, betrifft, so glaubt Dr. Petermann, daß er sich von 4° südl. Br. und 27° östl. Länge von Paris (westlich von Burgensi) bis Mtschenga in 12° südl. Br. und 33½° östl. L. von Paris, erstreckt, mithin eine Längen-Ausdehnung von mindestens 11° des Aequators (165 deutsche Meilen = 660 nautischen Meilen) besitzt, was etwa gleichbedeutend ist mit der Strecke von Kurhaven nach den Farörern, von Kopenhagen nach St. Petersburg oder von Triest nach der südlichsten Spitze Griechenlands. Außer den auf den See bezüglichen Angaben und den Karawanen-Straßen, die an denselben führen, wird von J. Erhardt eine große Anzahl ethnographischer Details vorgeführt, die überhaupt zum ersten Male auf einer Karte angegeben sind, — über die Namen, Gränzen und Wohnsitze der verschiedenen Völker, welche die Länder Uniamesi, Waniassi, Ukambani und Ugallani, sowie auch Jlvigob, bewohnen, ein ziemlich ausgedehntes, bisher ganz unbekanntes Land. — Was die physikalische Configuration des in der Karte dargestellten Theiles von Inner-Afrika anbelangt, so schließt Dr. Petermann aus diesen Arbeiten der Missionare, daß dasselbe südlich von 5° südl. Br. aus einem verhältnißmäßig flachen Lande besteht, aus dem nur isolirte Gebirgsgruppen oder Bergspitzen hervorragen, daß aber nördlich von diesem Parallel ein mächtiges Bergland austritt, welches sich ununterbrochen etwa 5° oder 75 deutsche Meilen von Osten nach Westen hinzieht. Aus diesem bis über den Aequator reichenden Berglande erheben sich, wie es scheint, bis in die Region des ewigen Schnees einige bemerkenswerthe Berggipfel (worunter ein Schneeb.rg, ein Grab südlich vom Aequator, den Short im Jahre 1849 gesehen), deren Lage Dr. Petermann nach sorgfältigen Schätzungen angiebt.

*) Beiläufig bemerkt: die grönländischen Eskimos bilden ihren Dual in k, den Plural aber in t.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Mittelstraße Nr. 27), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 32. Berlin, Donnerstag den 13. März 1856.

England.

„Turf-Literatur" in London.

Außer der ungeheuren Masse offener englischer Literatur, mit deren jährlich verbrauchten Bogen man die ganze Erde ringsum in Papier einwickeln könnte, giebt es noch eine geheime, mit welcher die Verleger, Buchhändler und Autoren von Profession durchaus nichts zu thun haben, eine Winkel-Literatur, die in England lurking-literature, „lauernde" genannt wird. Wir denken dabei durchaus nicht an die ephemeren Flugschriften und Blätter, die offen unter gewissen Klassen und durch gemeinsame Interessen verbundenen Ständen cirkuliren, obgleich sie dem Publikum im Allgemeinen unbekannt oder wenigstens unverständlich bleiben. Auch schließen wir solche geheimnißvolle Publicationen aus, wie „Hue and Cry", das Organ der „Detectives" (Polizei) und daher von allen Vagabunden und unentdeckten Verbrechern mit schweren Lasten und feinster Eile gekauft und studirt. Ebenso wenig können die bestimmten Fach-Organe für einzelne Gewerbtreibende dahin gerechnet werden. Wie die Bierbrauer und „Publicans" sich den Morning Advertiser als ihr spezielles Organ hielten, haben sich andere „Tradesmen", ganz besondere Zeitschriften, geschaffen, die gar nicht in das übrige Publikum gerathen. So haben z. B. die Londoner Pfandleiher eine ganz stattliche, wöchentlich erscheinende Zeitschrift, die nichts enthält, als spezielle Thatsachen und Belenchtungen, welche nur das Interesse der Pfandleiher betreffen; Beschreibung gestohlener Sachen und der wahrscheinlichen Diebe u. s. w., so daß dieses Journal schon manches Gute gestiftet und oft bedeutende Werthe wieder in die Hände der Beraubten und Bestohlenen gebracht hat.

Aber das ist Alles keine versteckt lauernde, keine „lurking-literature" da alle diese Bogen, Flugblätter und Zeitschriften offen und für legale, praktische oder wenigstens erlaubte Zwecke erscheinen.

Unter der eigentlichen Winkel-Literatur, welche blos für bestimmte Augen gedruckt und blos in bestimmte Hände gespielt wird, nehmen die Prospekte und Ankündigungen unzähliger Schwindel-Compagnieen (bubble-Companies) eine sehr bedeutende und gefährliche Stellung ein. Ihre geheime Weisheit, in der Regel auf einzelne Bogen Super-Royal-Folio gedruckt, lauert ruhig in ihren Pulten, ihren Brusttaschen, aber wenn irgend eine Markt-Konjunktur, eine Herabsetzung des Haupt-Bank-Diskontos, eine epidemische Speculation gutes Wetter für sie verspricht, regnet es solche Literatur von allen Seiten auf Leute herab, die Geld und Vertrauen haben oder sich durch diese Masse prächtig gedruckter Weisheit bestechen lassen. Die Seifensblasen-Compagnieen fällen sich dann plötzlich mit dem flüssig gewordenen Gelde, platzen und verschwinden spurlos in Amerika, Australien oder auch ganz gemüthlich zuhause. Die geplatzten Blasen sind keine existirenden Körperschaften mehr und können daher auch von keinem Betrogenen „gefaßt", von keinem Gerichte verurtheilt werden, wenn auch die Herren zum Theil im Parlamente sitzen oder mit Parlamentsmitgliedertöchtern verheiratet sind. Das Parlament autorisirte vor einigen Jahren eine „Westminster-Verwaltungs-Kommission", welche die Aufgabe übernahm, einen besseren Weg vom Buckingham-Palast der Königin nach dem Parlaments-Gebäude zu schaffen, d. h. eigentlich blos eine Straße etwas zu erweitern. Zu einer solchen Kommission waren natürlich blos Herren von höchster Respektabilität und höchster Verbindung zulässig („highly-connected" ist ein Prädikat, das in England über alle Kardinaltugenden, sogar über die Tugend, reich zu sein, gesetzt wird). Die höchst respektable Kommission ließ auch viel drucken, wofür sie eine Million Pfund Sterling bereits eintrieb, außerdem auch noch unendliche Summen Papiergeld ausgab. Als Jeder nun seine Taschen voll hatte, löste sich die Kommission auf, indem sie zugleich Bankerott machte. Es entstand ein Prozeß, der bis jetzt eine halbe Million Pfund Sterling kosten soll, aber kein Mitglied der ehemaligen Kommission ist zu „fassen". Kein „Mitglied" existirt noch, da jedes einzelne Mitglied sich inzwischen wieder in eine höchst respektable, höchst verbundene Privatperson zu verwandeln verstand. Die Königin aber fuhr neulich zur Eröffnung des Parlaments durch diesen abscheuliche „Victoria-Straße" wie früher.

Die kaufmännischen und Börsen-Winkel-Literaten treten in gewissen günstigen Momenten in der Regel mit einem Eisenbahn-, Dampfschiffverbindungs-, Bergwerks-, sehr oft auch mit einem Wohlthätigkeits- oder gar Wissenschaftsprojekte auf. Ihre prächtigen Flugbogen erregen große Sensation, so daß die erscheinenden Actien heute gekauft und morgen verlangt werden, d. h. steigen. Der Dumme kauft sie, noch mehr aber der Pfiffige, der Eingeweihte, der berühmteste oder berüchtigste Stock-jobber, obgleich er sehr genau weiß, daß ein ganzer Wagen voll dieser Literatur nicht einmal den durchschnittlichen Makulaturwerth hat, da das Papier dazu zu hart ist. Aber er weiß auch, daß er die Papierchen morgen, oder übermorgen, oder noch später, wenn die Blase am größten aufgepustet ist und am sonnigsten glänzt, mit ganz hübscher Avance wiederverkaufen kann. Es ist leicht begreiflich, daß hauptsächlich diese pfiffigen, renommirten Autoritäten des Handels mit „Werth"-Papieren dem Makulatur jener Schwindelgesellschaften einen ephemeren, imaginären Werth geben, wodurch sie Gimpel für sich und jene Compagnieen zugleich ausplündern. Zieht man hernach das Facit aller der Hunderte, ja, Tausende von Compagnieen, die auf- und untergetaucht sind und täglich wieder unter anderen Firmen und mit anderen Lockungen auftreten, so besteht es allemal darin, daß so und so viel Hunderttausende von Pfunden aus den Taschen gedgierieger Dummköpfe in den Säckel gedgierieger Schwindler hinübergezaubert wurden. Beiläufig gesagt, gab es vor einigen Jahren sogar eine förmliche Steuer-Einnehmer-Schwindler-Compagnie in einem Theile Londons, welche ihre gedruckten Aufforderungen, die und die Steuer zu bezahlen, von Haus zu Haus schickten und mehrere Tausend Pfund Sterling eingenommen hatten, ehe sie entdeckt wurden, und sich mit dem Gelde Bahn nach dem „großen Freiheitsstalle" brachen, „bewohnt von Gleichheitsstegeln, wo sie ohne König kegeln, wo sie ohne Spudnapf spei'n", wie Heine Amerika besingt.

Hierher gehören auch die ewigen, massenhaften Metamorphosen der Wohlthätigkeits-Schwindel- und Bettel-Gesellschaften, gegen welche die Ovidischen Metamorphosen wahre Stümperein sind. Fräuleriche, fromme Herren, ganz schwarz gekleidet, nur mit schneeweißem Halstuche (weibliche Mitglieder in der Regel total schwarz) schreiten andächtig mit gesenktem Blick in stillen, vornehmen Stadtvierteln, wo die „zurückgezogenen Gentlemen" und Familien in „detached" und „semi-detached villas" hinter Ehrenmauern wohnen, von Haus zu Haus, mit sammetgebundenen Büchern und Mappen unter dem Arm, durch deren gedruckten Inhalt sie ihre feierlichen Ansprachen unterstützen. Sie sammeln für zukünftige Kirchen, Lumpenschulen, Heidenbekehrungen auf Borneo oder Thule, manchmal auch ganz speziell für einen Maurer oder sonst einen Bauarbeiter, der vom Gerüste gefallen und sich die Beine oder gar den Hals gebrochen und nun eine in Trauer und Herzeleid niedergebeugte Gattin, die bessere Tage gesehen und Mutter von fünf lieben kleinen Kindern, brodlos und trostlos hinterlassen hat. (Merkwürdig, daß jeder dieser imaginären Unglücklichen allemal fünf Kinder hinterläßt, nicht mehr und nicht weniger, wie ein Mann behauptet, der diese Art Gewerbtreibende seit vielen Jahren studirt hat und aus eigener Erfahrung kennt.) Ich könnte manche komische Spezialitäten dieser Sphäre anführen, beschränke mich aber auf Skizzirung der verschiedenen Arten meines Themas.

Dahin gehört auch Mr. Bawker, Herausgeber, Eigenthümer, Anzeigensammler und Gesammtperson aller Mitarbeiter eines Monats-Magazins, wie sie nun bereits unabsehbar in Namen und Zahl in London erscheinen. Er ist ein Mann von bedeutender „Substanz", wie man englisch sagt, d. h. von Geld und einer bedeutenden Balance bei seinem Banquier, einziger Bewohner eines schönen „Leasehold"-Hauses in einer respektablen Vorstadt und überhaupt gar nicht wiederzuerkennen. Sein erstes Auftreten in der Oeffentlichkeit war vor mehreren Jahren in dem Charakter einer „wandelnden Klappstuhl"*)

*) „Walking sandwich", wie man die auf den Straßen mit großen Anzeigebrettern hinten und vorn behangenen Leute nennt, welche in Zeitungen

im Dienste einer nun entschlafenen Zeitschrift, die unter dem Spitznamen „The Tomahawk" noch unter den Literaten bekannt ist. Der Herausgeber des „Tomahawk" warf sein Beil mit solchem Treffer, daß er wegen Pasquills verklagt und verurtheilt ward. Die Geldstrafe setzte den Herausgeber auf den Sand, in welchen sich auch seine Zeitschrift verlief. Mr. Bawker war nun brod-, aber nicht hilflos. Als wandernde Klappstuhle hatte er auch die Geheimnisse des Buchhandels begriffen, da er nicht selten in der Druckerei, sogar in der Redaction Beobachtungen gemacht. So beschloß er ohne Weiteres, selbst ein Magazin herauszugeben, da ihm die wesentlichen Bedingungen: Anzeigen, vollständig zugänglich erschienen. Wie er es ohne Geld anfing und durchsetzte, ist immer noch ein schwer zu enträthselndes Geheimniß. Aber es erschien mit großen Ankündigungen, mit hoher Protection und mit der Versicherung, daß es keinem seiner vielen Konkurrenten nachstehen werde. Wie verlautet er es? Denn der Absatz ist doch immer die Hauptsache. Mag sein, aber nicht bei Mr. Bawker. Auf dem Umschlag stand eine stereotypirte Versicherung, daß Bawker's „Magazin" jeden Monat von 120,000 Lesern genossen werde und es daher das beste Mittel für die kommerzielle Welt sei, ihre Schätze bekannt zu machen und Käufer zu gewinnen. In der Londoner kommerziellen Welt ist die „Anzeige" durchweg eine Alle sklavisch beherrschende Macht. Jeder giebt unter Entbehrungen über seine Kräfte für Anzeigen aus. Mancher etablirte Schwindler mit Pillen und dergleichen spendet siebzig- bis achtzigtausend Pfund Sterling — die eine halbe Million Thaler — jährlich blos für Anzeigen, welche denn auch in der That weiter nichts sind, als die überall in jedem Winkel täglich lauernden Fallen, worin die Gimpel — und deren Zahl ist fünfzehn bis sechzehn Millionen — gefangen werden. Die Pillen u. s. w. sind Ouittungen, welche für Einzahlung der in Anzeigen angelegter Gelder dem Publikum eingehändigt werden. Bawker hatte dies längst begriffen, ließ deshalb blos einige Hundert Exemplare seines „Magazin" drucken und deinahe ein Drittel davon voll von Anzeigen, die er mit dem Stereotypiriten, besonders verbreiteten Umfange einfing. Das Büchen Inhalt in der Mitte bestand aus Abdrücken aller Magazine und Stückchen, mit der Scheere aus amerikanischen Blättern ausgeschnitten, aus Lobpreisungen literarischer und industrieller Erscheinungen, von denen sich Bawker immer Proben senden ließ. Bawker's Redactions-Grundsatz war das Gegentheil vom Tomahawk, nämlich „Alles zu seifen und zu salben."

Bawker bekam das Redactionslokal fast jeden Monat frisch überfüllt mit neuen Parfümerieen, Seifen, Mitteln gegen Gicht und Rheumatismus, gegen Kahlköpfigkeit und den Zahn der Zeit im Allgemeinen, mit neuen Perücken (von ganz neuem Prinzip), Kinderkleidern, Hakelsachen, Damen-Literatur, Mustkalien u. s. w. Diese wurden, sobald sie mit einigen Phrasen gefeift und gesalbt waren, zu Geld gemacht, um damit für neue Zufuhr zu räumen.

So wurde Mr. Bawker ein Mann von „Substanz".*)

Ein Geschäft ähnlicher, etwas seiner ausschender Art ist die Wochenschrift: „The Aristocrat" mit der stereotypirten Anzeige in jeder Nummer, daß es das einzige Organ sei, welches in die Hände aller höchsten und hohen Adels- und Gentry-Familien des vereinigten Königreichs komme, da es deren spezielles Privilegium sei. Es gedeiht durch folgende Operationen und Gebräuche: Irgend eine verfaulte Institution, irgend eine Mißverwaltung fühlt sich bedroht, also auch der Secretair oder Gouverneur dieses Instituts. Von Furcht für sein Salaire gepfornt, schreibt er einen flammenden Artikel über die Rothwendigkeit und Wohlthätigkeit dieses Instituts oder dieser Mißverwaltung und schickt die Flamme an die Redaction mit einer Bestellung auf sechs- bis achthundert Exemplare gegen baar. Ein junger lordlicher Taugenichts bekömmt oder will eine Stelle. Wer lobt ihn? Wer beschreibt seine Verdienste? Er selbst im „Aristokraten" mit einer Bestellung auf so und so viel hundert Exemplare, die er unter seine Freunde und Gönner vertheilt. Das bringt Geld, noch mehr alle die kostbaren Werke für die Aristokratie, welche das Blatt lobt und deshalb in Proben haben muß. Dazu muß der Verleger es anzeigen lassen. Diese und der Verkauf des Rezensions-Exemplars addiren sich auch hübsch, denn die Menge muß es hier um so mehr bringen, als die Bücher mindestens eine Guinee, oft aber zwanzig Guineen kosten. Der literarische Inhalt in der Mitte wird mit der Scheere und von einem untergegangenen Literaten für dreißig Shilling wöchentlich besorgt. Der „Aristokrat" florirte auf diese Weise manches Jahr. Neuerdings scheint er verschwunden zu sein, wenigstens habe ich lange nichts mehr von ihm gehört und gesehen.

Jede Haupt- und Nebenstraße, jeder Winkel Londons ist mit einer oder mehreren offenen Buchhandlungen dekorirt: schmierigen, alten Büchern, mit groß geschriebenen Außentiteln und Preisen in Reihen und Gruppen à 6 Pence, 9 Pence, 1 Shilling u. s. w. Darunter findet man unzählige Titel, von denen die Literatur nie gehört, Bücher der seltensten, kostbarsten Art, wie Mancher schon kaufen gegangen hat, besonders über allerlei Krankheiten fremdartigen Klanges, womit der Arzt und Apotheker ihre Gewerbe respektvoll umhüllen. Diese Hunderte von Abhandlungen, oft in dicken Bänden, waren nie im Buchhandel. Sie hatten nie einen Verleger, sie waren nie neu zu haben und wanderten gleich von Anfang an in die Körbe der Antiquare, dem Wind und Wetter Londons erbarmungslos ausgesetzt. Die Londoner Aerzte des „high life" sind gewohnt und durch den Gebrauch gezwungen, mit Beginn ihrer Praxis ein medizinisches Buch zu schreiben und auf den Tisch ihrer Patienten zu legen. Von da wandern sie vielfach in die offenen „Bücher-Ställe" der Londoner Straßen-Antiquare. „Ein medizinisches Buch zu schreiben", sagte ich. Das heißt, es giebt eine ziemliche Menge Geschäftsleute, welche diese Bücher zu bestimmten, billigen Preisen auf Bestellung fabriziren. Der junge Arzt schickt ihnen einen Wagen voll Bücher mit der Bestellung, ein neues Buch von dreihundert Seiten daraus zu machen und die Arbeit binnen vierzehn Tagen abzuliefern. Der Arzt ist mit den dreihundert Seiten zufrieden, bezahlt und läßt drucken, ohne zu lesen. Deshalb wird die Arbeit auch nicht im Interesse der Bereicherung medizinischen Wissens absolvirt. Der Geschäftsmann, der dreihundert Seiten Bestellung über „Neuralgie" bekömmt, weiß er von dem Arzte, für welchen er die „Bieren" machte, empfohlen war, kriegt täglich vierzig Seiten fertig, denn in jedem der gesandten Bücher steht schon etwas über Neuralgie. So läßt er sich aus jedem dieser Bücher einen Satz oder eine Seite diktiren, und das Buch wird fertig, wie Semmel, um im prächtigsten Einbande auf den Tischen verschiedener Patienten zu glänzen und dann in den „Bücher-Ställen" als lockende Acquisition für sechs Pence oder einen Shilling unzählige an Neuralgie Leidende zu dummen Streichen zu verführen. Druck und Circulation dieser Schmier-Literatur ist eine der vielen, kostspieligen Thorheiten, für welche die englische Fashion allein verantwortlich ist.

Das merkwürdigste und mächtigste Spezimen dieser „Lurk-Literatur" ist das „schwarze Buch". Von je hundert Menschen hat es kaum Einer jemals gesehen und kann es nun keinen Preis zu sehen bekommen. Es ist das furchtbarste offene Geheimniß für Schwindler aller Art, die leibhaftige Inquisition der Gewerb- und Handeltreibenden, das Schrecken der City. Niemand weiß, wer dessen Autor, Verleger, Drucker oder Verbreiter ist. Man vermuthet es in den Händen aller ehrlichen, respektabeln Fabrikanten und Kaufleute, die es regelmäßig in monatlichen Lieferungen bekommen, ohne selbst zu wissen, wie. Wer es nicht haben soll, bekömmt es nicht für zehn-, für hundertfache Preise, während es die Besitzer wie ein Heiligthum unter Schloß und Riegel wahren. Jede Zeile darin ist Pasquill und genaue Wahrheit. Es ist, mit einem Worte, ein genanes, täglich gewissenhaft fortgesetztes Register jedes Bankerotts und der Geheimnisse desselben, eine Reihe von Steckbriefen hinter jedem Schwindler, jeder Privatperson, die jemals in Geld-Angelegenheiten unsolid handelte und wie sie unsolid handelte, ein Wohnungs-Anzeiger und Sünden-Register alles Humbugs und Schwindels mit den Geheimnissen derselben. Jeder Bankerott ist enthüllt, die Ursache desselben, der Betrag u. s. w. genau spezifizirt; jedes Geschäft, das sinkt und warum es sinkt, das wechselreitet und unsichere Grundlagen hat, ist enklavot und anatomisirt. Jede „Compagnie", jede Actiengesellschaft ist darin illustrirt mit dem Betrage ihres Kapitals, ihrer Direktoren, Agenten und Mitglieder. Das „schwarze Buch" bringt über alle Geschäfts-Affairen die geheimsten, genauesten Thatsachen, und welchen man dann die Schafe von den Böcken scheidet und danach handelt. So wird das „schwarze Buch" unzähligen Schwindlern und gewissenlosen Geschäftsleuten ein Buch der Verdammniß und des Todes, sobald sie mit den Abonnenten desselben in Berührung kommen.

Das Buch ersetzt die im Londoner Verkehre vollkommen abhanden gekommene Moral, Polizei und Justiz für die, welche es bekommen. Es ist ein Privilegium der Aristokratie des Geldes und Geschäfts, die, wie mit verschert wurde, jährlich eine Million Thaler zahlt, um es fortzuführen. Nur durch die genauste Prüfung kann Jemand unter die Abonnenten desselben gelangen, nur unter schrecklichen Eiden, daß er nie ein anderes Auge auf das Buch fallen lasse. Insofern sich die großen, respektablen Häuser dadurch vor den Legionen Betrüger und absichtlichen Bankerottirer retten, welche zwanzigtausend Pfund Schulden machen, einen Shilling für jedes Pfund bezahlen und, nun reich und weiß gewaschen, sofort einen neuen Schwindel beginnen, ist dieses Organ der Inquisition eine Wohlthat, aber leider nur für die Aristokratie der Handels und Verkehrs. Es schützt keinen redlichen Geschäftsmann außer diesem Kreise gegen die Legionen Haifische, Raubvögel und Füchse, welche alle Tage in der City schwärmen und die Börse füllen. Diese Aristokraten des „schwarzen Buches" gehen sogar so weit, daß sie die Existenz desselben leugnen, während sie durch Be-

*) Zwei neue deutsche Londoner Sonntags-Zeitungen gehören ebenfalls in diese Rubrik.

sich verkriechende Anzeigen durch diese öffentlichen, lebendigen, oft in ganzen Schaaren zu Tausend die Kundert umherziehenden ergänzen müssen. Man braucht diese „walking sandwiches" in der Regel zu allerhand „Puffs und Humbugs".

kanntmachung, daß es erisire und wirke, eine Menge Schwindler einschüchtern und zurückschrecken könnten. Die Betrügereien unter anderen Leuten, der moralische und materielle Verfall des Londoner und englischen Welthandels in Spiel und betrügerischer Speculation kümmert sie nicht. Das „schwarze Buch", eine charakteristische Frucht der freien Betrügerei und Gesetzlosigkeit in Handel und Wandel, soll blos ihren Vortheil bringen und das Ungeziefer des Handels auf die nicht unter ihren Orden aufgenommenen Leute zurückscheuchen. Daß diese Mitglieder des Ordens zum Theil selbst blos schwindeln, nur mit gehörigen Fonds und daher sicher, macht ihnen durchaus keine Gewissensbisse.

Afrika.

Das Leben in der Sahara.

(Fortsetzung.)

Vergeblich peitscht die Wüste, Jahr aus, Jahr ein, ihre kolossalen, dürren Wogen über Syhtax und Tempel; vergeblich treibt sie ihre sturmgepeitschten Wolken quer über das fruchtbare Thal: der große Nilgott, den die Aegypter anbeteten, vor dem der unwissende Fellah noch heute in blinder Verehrung das Knie beugt, tritt dahwischen mit seinem Machtruf: Bis hierher und nicht weiter!

Die Länge der Sahara beträgt demnach an die hundertundachtzig geographische Meilen; die Breite wechselt, namentlich gegen das Rothe Meer zu; der Flächen-Inhalt dürfte mehr als zwei Drittel von ganz Europa an Raum einnehmen.

In keinem Lande auf Erden sind Boden und Klima so ungünstig für die Vegetation, wie in der Sahara. Wo aber keine Pflanzen, da ist auch kein thierisches Leben, und daher die Stille, die über diesen trübseligen Regionen brütet. Diese Oede tritt uns aber nicht in allen Theilen der Wüste mit derselben Schauerlichkeit entgegen. Hin und wieder stößt man auf Plätze, wo aus dem steinigen, durchglühten Boden eine Distel, eine magere Thymianstaude, eine dornige Mimosa sprost — saftlose schwache Pflanzen, um welche sich Heuschrecken Tod bringenden Sandes sammeln, und dennoch ein willkommenes Futter für die erschöpften Lastthiere; aber ach, mit matter Biegung wenden sie oft den Kopf seitwärts, denn das freudig begrüßte Grün erweist sich als Senna oder Koloquinten, die selbst der anspruchlose, mäßige Gaumen verwirft. Ein breiter Streifen fruchtbaren Landes scheidet die Sahara in zwei ungleiche Theile. Hier ist der Boden ein urbarer Thon, in welchem, außer mannigfaltigen Hirse-Arten, auch Dattelpalmen gedeihen, die letztere bildet hier und da Haine und Wälder. In der Nähe von Fezzan sind einige Felsthügel zu sehen, die, niedrig und klein, mit den Höhen begünstigter Länder freilich keinen Vergleich aushalten; die aber von unschätzbarem Werth sind, da aus ihnen der größte Segen für Afrika: ein Reichthum an Bächen und klaren Quellen, entspringt. Hier sind große Weideplätze für Hornvieh und Schafe; hier die kostbaren Dattelpflanzungen, von denen die Existenz zahlreicher Stämme abhängt. Aber selbst im Herzen dieser glücklicheren Gegenden sieht der Reisende lange Strecken lockeren Sandes, der auch nicht der bescheidensten Pflanze Unterhalt gewährt, der unter dem Fußtritt des Kameels weicht, bis es einsinkt, um sich nimmer wieder zu erheben. Der Chad-See giebt sich auf eine Tagereise weit kund: Dustende Gräser zeigen sich zerstreut auf der durchbrannten Oberfläche; hinter den schützenden Felsen bergen sich Gebüsche oder Hammern sich in banger Furcht vor dem Glutsthrahl fest an einander; dann erheben sich edlere Bäume über den Horizont, und endlich, hart am See, bricht die volle, tropische Pflanzenmacht, wie vom Zauberstabe berührt, in glorisosem, prachtvollem Glanze hervor.

Dieser fruchtbare Strich ist die Scheide zwischen dem östlichen, sogenannten lybischen, und dem bei weitem größeren westlichen Theil der Wüste, dem Sahel. Jener ist der von der Natur in etwas bevorzugte; schauerlich, unfruchtbar, wie die Sahara überhaupt, ist sie doch windoftens ohne Sand. Der feste, harte, nackte Kalkstein behut sich zu unglaublichen Weiten; kein loses Steinchen, nicht eine Hand voll Staub unterbricht den monotonen Anblick. Diese Platte ist so vollkommen eben und glatt, daß auf Tausende von Meilen keine Anschwellung, keine Vertiefung zu sehen ist. In der Oberfläche, seit unzählbaren Jahrhunderten zu gedörrt und gehärtet, läßt der schwerste Druck keine Spur zurück. Wenige Reisende wagen sich quer durch diese fürchterliche Wüste; sie beschreiben sie als das Schrecklichste der Schrecken, Tag auf Tag bleibt, als den harten, leblosen Estrich unter den Füßen und die rothe Gluth in der zitternden Luft über dem Haupte zu sehen; sie sehnen sich nach dem Hauch einer Brise, ja, nach dem sanften Säuseln der Sandwüste. Selbst die schene Gazelle und den brüllenden Löwen sucht hier — nur der Dichters Phantasie. In Wirklichkeit weilen sie nur in dem kühlen Schatten der Bäume oder in dem Bereich sprudelnder Quellen. Selbst der hochschwebende Adler wagt es nicht, sich auf die schreckliche Ebene niederzulassen. Doch wenn sich eine winzige Ameise blicken läßt, wie sie behutsam von Spalte zu Spalte kriecht, oder, Wunders halber, eine Eidechse, die, wie die Araber sagen, von Sonnenstrahlen lebt, über den harten, glatten Felsspiegel geräuschlos hinschlüpft: dann hält die ganze Karawane still, und manches brünstige Maab-Allah! wird selbst von den Lippen des Zweiflers und Spötters gehört. Das Rührendste indeß ist, daß selbst der Beduine, bei seiner wilden Selbstsucht, dem Zauber, den das bloße Leben in der Wüste übt, nicht widerstehen kann. Hin und wieder, vielleicht in Jahren einmal, zirpt ein zartes Vögelein seinen munteren Gesang auf dem „Baum des Wassers" (Dattelpalme), der, einem zufällig verstreuten Samen entkeimt, mitten in der Verwüstung an dem Boden verkrüppelt hinkriecht und seine langen, federigen Blätter gegen den erbarmungslosen Himmel sehnsüchtig streckt. Und der Araber, dem Mitleid und Erbarmen fremd, mit einem Herzen, ebenso versteint, wie der Boden unter ihm, weicht dem kunstlosen Zauber und freuet, zum Dank für die herzerfreuenden Töne, dem einsamen Sänger eine Handvoll Körner hin.

In dieser schreckenvollen Gegend war es, wo einst ein Sohn des Nordens hülflos lag, mit verdorrter Zunge und, ach, mit sinkendem Herzen. Ringe um ihn der Tod — Tod in seiner unmachtigen Seele Fern, fern von seiner Heimat, war er auf dem Punkt, zu sterben; verzweifelnd, unbekannt, unbeklagt und, was ihm am tiefsten bekümmert, ohne Nutzen für sein Vaterland, für seine Wissenschaft, der er so lange gedient. Doch sieh, seine Augen leuchten, neues Leben mit unbekannter Kraft dringt von Glied zu Glied; erhebt langsam den schwachen Arm, heftet den umnebelten Blick auf ein winziges, unscheinbares Ding zu seinen Füßen. Es ist ein Moos, so klein, daß nur das Auge eines Sterbenden es hätte ersehen können; aber ein lebendiges, sprossendes, blühendes Moos in der schanerlichen Oede! So mächtig wirkte dieses bescheidene Zeichen des Lebens in der Mitte des Todes, daß Mungo Parl sich wieder erhob, und der Geist lebte wieder auf, der, neben Anderen, bald Königreich auf Königreich erschloß und der glänzend leuchten wird, bis das ganze geheimnißvolle Afrika mit den Gaben der Civilisation und den Segnungen des Christenthums beschenkt sein wird.

Weiter nach Westen wechselt die Scene: Die breiten, einförmigen Tafeln werden immer schmäler und schmäler, runde Steinhen sind über den Boden gestet, und, zum unaussprechlichen Trost des matten Wanderers, stößt er auf tiefe Klüfte, in deren hülendem Schatten wenig verkümmertes Gesträuch sein Haupt Angriff begrüßt. Aber mit Schauder und Schrecken blickt er auf das weiße Salz, das aus Klüften und Rißen hervorblüht und zuweilen, so weit das Auge trägt, den Grund mit einer dünnen, hellen Kruste durchsichtigen Eises bedeckt.

Hin und wieder bringen die Einschnitte tiefer, als die obere Kalksteinschicht, und tausend unsichtbare Quellen köstlichen Wassers, durch die poröse Erde sickernd, begrüßen das Licht des Tages in winzigen Quellen, die ihre unschätzbaren Gaben an Feld und Wiese vertheilen. So wurde vielleicht durch die Arbeit von Jahrhunderten ein Flechten Humus, mit dem unvermeidlichen Sand vermischt, allmählich erzeugt, in welchem Reis und Durrah eine spärliche Ernte gewähren; näher dem heimlichen Heerde spenden Datteln und Zwergpalmen einen reichlicheren Herbst. Aber noch höher steigt der Werth dieser Oasen, wenn sie Grasplätze für Schafe und Ziegen bieten und die Wüstenbewohner in den Stand setzen, Hühner zu ziehen. Dann heißen sie *Wadi* und dehnen sich oft zu beträchtlichem Umfang. Die in der Nähe des Nilthals nehmen Theil an den besruchtenden Regenzüssen Nubiens und Ober-Aegyptens, und die südlichsten werden oft von dem periodisch-tropischen Regen erfrischt. Mehr denn vierundvreißig solcher Wadi sind bekannt, obgleich nur siebenzehn so viel hervorbringen, wie zum Lebensunterhalt nöthig ist. Die Wissenschaft jedoch hat, sowohl im fernsten Westen nahe bei Algerien, wie im äußersten Osten gen Aegypten, das Ihrige gethan, die Schrecken der Wüste zu mildern. Artesische Brunnen wurden gegraben — in der lybischen Wüste allein fünf auf Befehl Mehemed Ali's — und Christen und Muhammedaner segnen mit gleicher Inbrunst die Macht, die mitten in der Steinwüste und Salzflur eine Fülle süßen Gewässers hervorgerufen hat.

Bei allen diesen Anhülfen würden jedoch die Oasen ebenso fern von einander liegen, als Eiland von Eiland; Aegypten bliebe von Abyssinien, Syrien von Persien, Arabien von aller Welt getrennt: hätte Gott den Bewohnern dieser verwünschten Länder nicht in dem Kameel einen Diener, Gefährten und Freund gegeben. Es allein bewahrt Afrika davor, eine lautlose, dem Menschen fremde Oede für immer zu bleiben. Seit der Patriarchenzeit hat es der Sahara, trotz ihrer Schrecken, Leben verliehen; ihm ist es zu verdanken, daß drei große Karawanenstraßen durch das geheimnißvolle Festland ziehen, auf welchen die kühnsten Wagnisse der Handelsleute vollbracht werden. Alle Gefahren indeß, denen sie sich aussetzen, und alle Leiden, die sie erdulden, entspringen aus Einer Quelle: dem Mangel an Wasser. Dieser der unberechenbare Vortheil des Kameels. Vielleicht hat kein Geschöpf auf Erden einen so unmittelbaren und eingreifenden Einfluß auf die Geschichte ganzer Stämme gehabt, wie das Kameel, ohne

welches die beiden, durch die Sahara getrennten Theile des großen Festlandes einander nimmer wären bekannt geworden. Sowie aber das flotge Schiff sicher über den Ocean steuert und Länder an Länder bindet, so führt das Kameel den Menschen sicher über das Sandmeer und bindet durch seinen treuen, unscheinbaren Dienst Völker an Völker.

Kein Thier in der Welt zeigt in einem so schlagenden Beispiel, wie wunderbar angemessen sein Bau der Natur des Landes ist, dem es dient. Die breiten Sohlen schützen den Fuß gegen Sand und Kies, und vor dem Versinken in den lockeren Boden. Mittelst seines langen, biegsamen Halses erfaßt es, ohne anzuhalten, die spärlichen, holzichten Gräser, die an dem Wegrande wachsen. Eine dürftige, unsichere Kost allerdings! Allein Zunge und Gaumen sind hart wie Horn, und die prickelnde Distel, das steife Gras und das saftlose Buschwerk geben dem Druck nach und das breite Gebiß zermalmt und zerarbeitet das elende Futter zu einer gesunden Nahrung. Der ungeheure Bauch, der, abschreckend häßlich, zwischen den steltenförmigen Beinen hängt, faßt reiche Vorräthe, und dessen schwammichtes Gewebe, das Wunder vorzeitiger Naturforscher, bewahrt große Quantitäten Wasser. Unsere Zeit glaubt freilich nicht länger, daß der seltsame Behälter den verschmachtenden Karawanen Wasser genug liefert — nicht ein einziger Fall ist glaubwürdig konstatirt worden — allein es selbst holt aus seiner reich gefüllten Vorrathskammer das schleimige, bittere Naß herauf, so oft es dessen bedarf, um das dürre Futter und den vertrockneten Gaumen anzufeuchten. Ohne dieses wunderbare Magazin könnte selbst das Kameel nicht in Wüsten und Steppen leben. Der unschöne, aller Symmetrie spottende Höcker hat seinen, früher unerahnten Nutzen. Er bewahrt einen reichen Vorrath von Fett und versorgt in Zeiten der Noth die Lungen mit dem erforderlichen Nahrungsstoff, so daß er bei langem Fasten zu einem bloßen Schatten zusammenschrumpft, während reichliches Futter ihn wieder in seiner früheren Größe herstellt. (Schluß folgt.)

Türkei.

Zur Kulturgeschichte der Türkei.

Einem uns gütigst mitgetheilten Schreiben aus Konstantinopel vom 24. Februar d. J. entlehnen wir nachstehende Notizen:

„Am Donnerstag den 21. Februar Abends lief das Gerücht durch die Stadt, daß ein Kind ein Kind aufgegriffen hätten, um es zu schlachten und sich seines Blutes bei dem (übrigens noch gar nicht nahe bevorstehenden) jüdischen Osterfeste zu bedienen — ein Gerücht, wie es in ähnlicher Weise vor einigen Jahren zu den furchtbaren Judenverfolgungen und Gräueln von Damaskus Anlaß gegeben. Bereits seit Mittag hatte sich die Menge in dem dem Zunar benachbarten Stadtviertel Dschubali zusammengerottet, und zwar besonders vor einem von Juden bewohnten Hause, wo das Verbrechen angeblich begangen sein sollte. In Dschubali wohnen nur etwa zwanzig oder dreißig Israeliten; aber an jenem Abend und am folgenden Morgen wurden alle Juden, die jene Gegend passirten, um sich nach Stambul oder Balat zu begeben, worunter namentlich viele jüdische Arbeiter und Lastträger, angehalten und mißhandelt.

„Am Freitag Morgens hatte sich nicht weit von der Brücke von Konstantinopel eine Menschenmasse, aus Griechen, Armeniern und Türken bestehend, versammelt, welche sämmtliche Juden, die ihnen in den Wurf kamen, auf das Aergste mißhandelten. Vor dem oben gedachten Hause war die Menge besonders groß. Alles schrie, schimpfte, fluchte. Einige hatten Pflastersteine aufgenommen und warfen sie von Zeit zu Zeit gegen das Haus. Etwa ein Dutzend orthodoxer Israeliten, die sich am Morgen dieses Tages in Dschubali eingefunden hatten, um ihren hartbedrängten Glaubensgenossen Hülfe zu leisten, versuchte es, die Menge von dem Hause zurückzuhalten, dessen Thüren zugleich von einigen türkischen Kawassen (Gendarmen), die Niemanden einließen, bewacht wurden. In dem Hause waren sechs Personen eingeschlossen, die seit dem gestrigen Mittag nichts genossen hatten, da ihnen jeder Zugang abgeschnitten war.

„Da an diesem Tage, einem Freitage, alle Bureaux der Pforte geschlossen waren, so sahen sich die aus der Hauptstadt herbeigeeilten, angesehenern Israeliten, namentlich der Gemeinde-Vorsteher, Herr de Castro, und der von dem bekannten französisch-orientalischen Unterrichts-Comité, an dessen Spitze Herr Albert Cohn in Paris steht, nach Konstantinopel gesandte Direktor der israelitischen Schulen in der Türkei, Herr Brunswit, veranlaßt, englischen und französischen Schutz anzurufen. Herr de Castro begab sich nach Pera zu Lord Stratford de Redcliffe, während Herr Brunswik an den französischen Botschafter sich wandte. Der englische Botschafter sandte einen Dragoman an den Kaimakam des Großvezirs, Mehmed Pascha, und an den Minister der Polizei, welcher Letztere sofort einen seiner Oberbeamten an Ort und Stelle zur Aufnahme des Thatbestandes und zur Anordnung des Nöthigen schickte. Inzwischen hatte der Kommandant des nächsten französischen Postens, Herr Latrobe, Mannschaften nach dem bedrängten Hause gesandt, denen es mit Hülfe der Kawasse gelang, die Menge in Zaum zu halten.

„Der türkische Polizeibeamte ordnete ein Verhör der Personen an, die zu diesem Tumult den ersten Anlaß gegeben, und daraus ergab sich Folgendes: Zwei türkische Frauen waren am Donnerstag um 11 Uhr Vormittags zu einer Jüdin gekommen, welche als Hebamme fungirt, um sie über eine Krankheit zu konsultiren, und während sie noch mit ihr sprachen, rief die Eine: „Wo ist denn mein Kind, das sich hier vor der Thür gelassen habe, um auf mich zu warten? Mein Kind ist nicht mehr da! Gewiß haben es die Juden fortgeschleppt, um es zu Ostern zu essen!“ Die beiden Frauen liefen aus dem Hause, schrieen durch die Straßen, riefen den Beistand der Polizei an und brachten das ganze Stadtviertel in Allarm. Der gedachte türkische Beamte ließ die Mutter des Kindes herbeiholen, und in Folge ihrer Aussage ordnete er an, daß die festgenommenen Juden in Freiheit gesetzt wurden und Alles aufgeboten werde, um das verlorne Kind herbeizuschaffen. In der That wurde es noch an demselben Nachmittag bei einer seiner Verwandten aufgefunden, wo es des besten Wohlbefindens sich erfreute. Der türkische Polizei-Minister und der Kaimakam des Großvezirs haben den Israeliten in Konstantinopel die Versicherung ertheilt, daß ihnen jede Genugthuung für die erlittene Unbill werden würde, und daß die schuldigen Tumultuanten nach dem Bestimmungen des Hattischerifs vom 6. November 1840 bestraft werden sollen.“

Mannigfaltiges.

— Biedermann's Frauenbrevier. Der Wissenskreis der Frauen bedarf der Erweiterung in einer Zeit, wie die unsrige, wo alle Wissenschaft populär wird; man fordert jetzt einen Grad der weiblichen Bildung, der vor zwanzig bis dreißig Jahren für eine „gelehrte Frau“ hingereicht haben würde. Unsere jungen Mädchen erhalten meiß alle eine gute Grundlage des Wissens in den vortrefflich organisirten höhern Töchterschulen der Neuzeit, aber sie sind theils noch zu jung, theils zerflattert ihr Geist in den Jahren der Tanzlust und der ersten Herzensträume, — wenn sie als Frauen oder ältliche Mädchen in die Gesellschaft der „ernsthaften Leute“ eintreten, wissen sie saß alle nichts mehr von ihren Schul-Aufgaben und bedürfen eines Wegweisers, um sich in den Anforderungen zurechtzufinden, welche heutzutage an weibliche Bildung gestellt werden. Es liegt uns ein Werk vor, welches ganz geeignet ist, einen solchen Wegweiser zu ersetzen: das Frauenbrevier von Karl Biedermann, in der thätigen, kunstliebenden Verlagshandlung von J. J. Weber in Leipzig erschienen. Es enthält eine vollständige Uebersicht aller Elemente der weiblichen Bildung; jede Dame kann die Vorlesungen Biedermann's als Probesteln oder Goldwage ihrer Kenntnisse benutzen. Herr Biedermann sagt in seiner Vorrede mit lobenswerther Bescheidenheit, daß er nur Fingerzeige und Anregungen zu geben trachte, oder er hat mehr als das gethan, er hat sich das unsichtbare Verdienst erworben, die Bildung als Krone der weiblichen Liebenswürdigkeit zu proklamiren, und damit hoffentlich für immerdar die gebildeten Frauen vor dem Nachtheil geschützt, mit den gelehrten Frauen verwechselt zu werden. F. v. H.

— Memoiren-Literatur. Bei O. Wigand in Leipzig erscheint eine Darstellung des amerikanischen Freiheitskrieges, aus hinterlassenen Papieren des Generals von Riedesel entnommen. Die Gemahlin desselben ist bereits vor mehr als funfzig Jahren mit einem Theil ihrer Memoiren in die Oeffentlichkeit getreten, die damals aber wenig beachtet wurden. Das bewegte Leben der deutschen Truppen in Amerika war in anschaulicher Weise in den Briefen der edlen und unerschrockenen Dame geschildert. Sie war ihrem Gatten mit mehreren kleinen Kindern nach Amerika gefolgt und brachte dort unter den Strapatzen des Krieges noch eine Tochter zur Welt, welche Amerika getauft wurde und sich später mit dem Grafen Bernstorff (Bruder von Goethe's Gräfin Gußchen) vermählte. Es wäre sehr zu wünschen, daß dem obigen Werke die Briefe der Frau von Riedesel beigefügt würden; bei dem Interesse, welches die Amerikaner jetzt für die aufkeimende Geschichte ihres Landes hegen, würden diese wahrheitgetreuen originellen Kleinbilder der damaligen Zustände gewiß vielen Anklang finden. F. v. H.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Rthr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Rthr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 51), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 33. Berlin, Sonnabend den 15. März 1856.

Polen.

Die polnische Literatur im Jahre 1855.*)

Das Jahr 1855 war in der That reich an Erzeugnissen des Geistes und des Talentes. Die wissenschaftlichen Arbeiten blieben gegen früher nicht zurück, und die schöne Literatur, ohnehin schon reich an bedeutenden Größen, sah ihren Kreis durch neue, frische Kräfte erweitert, die muthig und voll Vertrauen sich um ihr Panier schaarten, um sich ihrem Dienste zu widmen. Was auf dem Felde der Malerei erzielt wurde, erweckte Aufmerksamkeit und erregte mehr und mehr allgemeine Sympathieen, und auch in der Musik zeigte sich reges Leben, wenngleich sie vielfach auf der niederen Stufe des Tanzes stehen blieb.

Es gehört eine gewandtere Feder als die unsrige dazu, um einen, wenn auch nur allgemeinen Ueberblick über dasjenige zu geben, was im Laufe des verflossenen Jahres in der polnischen Literatur aus Licht getreten ist; der Leser möge deshalb entschuldigen, wenn wir ihm in nachfolgenden Zeilen nicht mehr als eine Skizze bieten, von deren Unvollkommenheiten Niemand mehr überzeugt ist, als wir selbst.

Die Bewegung in der Literatur, sowie die Aufmerksamkeit, welche dieser letzteren seitens des Publikums zu Theil wird, sind in fortwährendem Steigen begriffen und stehen im schönsten Verhältniß zu einander. Wo das geistige Element auf dem Leben des Volkes schöpft, wird dieses Volk auch nicht mit Gleichgültigkeit in den Spiegel schauen, aus welchem ihm in den mannigfachsten ästhetischen Formen seine eigene Individualität entgegentritt. Heute nimmt, wie es scheint, der gebildete und denkende Theil der polnischen Nation in seiner Gesammtheit Antheil an der in seiner Mitte sich kundgebenden geistigen Bewegung und folgt mit lebhaftem Interesse den Phasen ihrer Entwickelung. Es ist dies ein bedeutender Fortschritt in dem intellektuellen Leben der Gesellschaft, dessen Vorhandensein nicht mehr weggeleugnet werden kann und welcher mit in dem Umstande wurzelt, daß die neueren literarischen Erzeugnisse in der That in dem Volksleben Fuß gefaßt haben und ein allgemein gefühltes Bedürfniß befriedigen.

Ein für die Landesgeschichte höchst beachtenswerthes Unternehmen ist die von M. Wolf veranstaltete Herausgabe der bis jetzt noch nicht übersetzten lateinischen Chroniken; ferner der erste Band von Kasimir Jarochowski's „Podowsiljscher Mappe“ („Teka Podowskiego“); dann Orzechowski's „Fortsetzung der Acta Tomicians“ („de Policia“); Długosz's bisher noch unbekannte „Geschichte“, und Heidenstein's „Leben Zamojski's“; Szajnocha's „Historische Erzählungen von der Königin Hedwig und Jagiello“; die von dem Geistlichen Barącz auf Grundlage gerichtlicher Akten herausgegebenen und aus der Ossolinskischen Druckerei hervorgegangenen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Polens“; Stefan Pac's „Reise des Prinzen Władysław durch Oesterreich, Deutschland, Belgien, die Schweiz und Italien“, nach dem Manuskript veröffentlicht durch J. K. Piedański; J. N. Chądzyński's „Historisch-statistische Beschreibung der alten Städte Polens“ (in 3 Theilen); J. Mączyński's bei J. Czech in Krakau erschienenes „Ehemaliges und jetziges Krakau“, sowie das „Krakauer Album“; Rudawski's durch M. Wolf herausgegebene „Geschichte Polens vom Tode Władysław's IV. an bis zum Frieden von Oliva“, die Regierung Johann Kasimir's umfassend; des Geistlichen Ossiński „Leben der polnischen Bischöfe“, mit voranstehender Biographie des Autors und Bemerkungen über seine Arbeiten von H. Skimborowicz; K. W. Wójcicki's „Haus-Archiv“ („Archivum domowe“) zur Geschichte und Literatur; der vierte Theil der „Geschichte Polens“ von Smith; L. Witkowski's aus der Warschauer Bibliothek abgedruckter erster Band der historischen Skizze der Unirten, Sobieszczański's „Blick auf die Gestalt Warschau's in verschiedenen Epochen“; T. Kurhanowicz's „Abhandlung über die religiöse Poesie bei den slavischen Völkern“; D. Szulc's zuerst in der „Warschauer Zeitung“ veröffentlichte und dann bedeutend erweiterte „Lebensbeschreibung des Nikolaus Kopernikus“, eine Arbeit, die mit seltener Genauigkeit die wahre Abkunft des großen Astronomen feststellt; J. Bartoszewicz's, des unermüdlichen Forschers auf geschichtlichem Gebiete, „Beschreibung der römisch-katholischen Kirchen Warschau's“, sowie dessen in verschiedenen Zeitschriften zerstreute Abhandlungen, Kritiken u. s. w., die ebensowohl für seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit, wie auch für dessen Fähigkeiten und die Liebe sprechen, mit welcher er seinen Gegenstand behandelt.

Wir haben uns in Vorstehendem begnügt, die Titel mehrerer historischen Werke anzuführen, ohne uns über deren Werth weiter auszulassen. Es geschah dies weniger in der Absicht, Zeugniß von der Ausdehnung der allgemeinen Bestrebungen im Gebiete der Geschichte zu geben, als zu zeigen, in welchem Grade sich die geschichtliche Literatur in Polen entfaltet, und was hier in nächster Zukunft zu erwarten steht.

Die Rechtsgelehrsamkeit hat die Presse nicht gerade sehr beschäftigt, wir unterlassen es deshalb, Einzelnes besonders hervorzuheben. Irrig wäre es jedoch, hieraus zu schließen, daß es in diesem Zweige der Wissenschaft an tüchtigen Männern fehlt. Es giebt deren bei uns in hinlänglicher Anzahl, und um nur einen anzuführen, der auch über die Gränzen seines Landes hinaus bekannt und geschätzt ist, genügt es, W. A. Maciejowski zu nennen.

Die Naturwissenschaften haben außer Uebersetzungen gelehrter Werke, z. B. Cuvier's, gleichfalls nicht viel aufzuweisen.

Die Doktoren Mayer und Kryszka veröffentlichen ihre physiologischen Studien, und das medizinische Wochenblatt, sowie die ärztlichen Erinnerungsblätter brachten dasjenige, was in das Gebiet der Heilkunde einschlägt.

(Schluß folgt.)

*) Nach der Gazeta Warszawska.

England.

Schulen und Schüler in England.

Die statistischen Ergebnisse, welche der Educational Census of Great-Britain im Jahre 1851 geliefert hat, werden von der Edinburgh Review in lehrreicher Weise besprochen. Manches dürfte auch für uns Preußen, die wir unser Land so oft als das „Land der Schulen und der Kasernen“ bezeichnen hören, interessant sein.

Nach dem Bericht der letzten Untersuchung befanden sich in dem schulfähigen Alter (dritten bis funfzehnten Jahre) fünf Millionen Kinder, davon waren 2 Millionen mit Arbeiten in Fabriken ꝛc. beschäftigt, 2 Millionen besuchten die Schulen, und 2½ Millionen etwa trieben sich in den Straßen umher. Früher glaubte man ziemlich allgemein, namentlich die Lehrer waren human genug, es zu glauben, daß die Kinder der Armen, die nicht zur Schule kämen, arbeiten müßten, aber die obigen Zahlen lehren Anderes, nur ein Fünftel der Fehlenden wird durch Arbeit abgehalten. Was die Anderen, „die Kinder der Straßen“, unterdeß beginnen, ist zu bekannt genug.

Es waren aber:

	Tagesschulen			Sonntagsschulen.	Abendschulen für Erwachsene.
	im Ganzen	öffentliche	Privatschul.		
Schulen .	46,042 . .	15,518 . .	30,524 . .	23,514 . .	1,545
Schüler .	2,144,378 . .	1,422,982 . .	721,396 . .	2,407,642 . .	39,783

wobei noch zu bemerken ist, daß die Zahl der Schulen etwas zu niedrig angesetzt ist, insofern manchmal mehrere unter einer Verwaltung stehende als Eine gezählt worden sind. So müßte z. B. die Zahl der öffentlichen Schulen statt 15,518 eigentlich 22,150 heißen.

Die Fortschritte des Schulwesens ersieht man aus folgender Tabelle:

	Tagesschulen.		Sonntagsschulen.	
	Schulen.	Schüler.	Schulen.	Schüler.
1818 . .	19,230 . . .	674,883	5,463 . . .	477,225
1833 . .	38,971 . . .	1,276,947	16,828 . . .	1,548,890
1851 . .	46,042 . . .	2,144,378	23,514 . . .	2,407,642.

Digitized by Google

Wie die verschiedenen christlichen Gemeinschaften die Elementarschulen zuerst in Angriff genommen haben, so ist das Volksschulwesen in England auch jetzt noch fast ganz in ihrer Hand. Von den Kindern nun, welche durch freiwillige Beiträge der Konfessionen unterrichtet werden, kommen auf die anglikanische Kirche nicht weniger als 78 pCt., auf die Independenten 4 pCt., die Methodisten 3½ pCt., die Römisch-katholischen 3½ pCt., auf die konfessionslosen Schulen der British and Foreign Society 7pCt. Es scheint also, daß die Dissenters in Bezug auf die Erziehung ihrer Kinder übel daran sind; man sollte sagen, die anglikanische Kirche müsse die anderen Konfessionen absorbiren, aber es verhält sich ganz anders. Während vier Fünftel der Kinder die anglikanischen Schulen besuchten, wuchs die Zahl der Dissenters doch so, daß sie jetzt beinahe die Hälfte der Total-Bevölkerung beträgt. Zum Theil rührt dies von den Abendschulen und Sonntagsschulen her, in denen Veranstaltung sich die Dissenters besonders eifrig beweisen; die meisten Kinder besuchen die Tagesschulen der Staatskirche und die Abendschulen der Dissenters.

Auch daß die Privatschulen in England so zahlreich sind, giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Unter den Privatschulen sind nun 1) Höhere Schulen, gegen fünftausend, für alte Sprachen, höhere weibliche Ausbildung rc. 2) Mittelschulen, wo Handelswissenschaft, Mathematik, englische Grammatik, Geographie gelehrt wird, gegen siebentausend. 3) Niedere Schulen (Lesen und Schreiben) über vierzehntausend.

Am bedeutendsten ist die Einwirkung, welche von den Mittelschulen ausgeht, insofern der Kern der Handelswelt und der Industriellen, denen später auch eine wichtige politische Stellung zu Theil wird, diesen Schulen ihre Bildung verdankt. Wenn ein Geschäftsmann nur etwas wohlhabend geworden ist, hält er die öffentliche Schule für zu schlecht für seine Kinder, er weiß, daß sie auch von Straßenjungend besucht wird, und hält einen solchen Umgang für seine Kinder nicht zuträglich, dazu kömmt dann noch meist eine gewisse Eitelkeit, welche durch die von der Schule ausgehängten prächtigen Namen, wie z. B. durch den Namen „Handels-Akademie" genährt wird. Und doch sind die Lehrer an solchen Schulen meist schlechter gebildet, als die in den Elementarschulen. Dieser Umstand ist ein Unglück für die Mittelklassen, die, ohne es zu wissen, in Bezug auf Ausbildung den untersten nachstehen. Die kirchlichen Gemeinschaften erstreben ihre Wirksamkeit nur selten auf die Mittelschulen, schon aus Mangel an Mitteln. Es fehlt an Seminarien zur Ausbildung von Lehrern für Privatschulen dieser Art.

Nach einer ungefähren Berechnung waren von 100 Kindern:

	in der Schule	zuhause oder sonstwo	zur Arbeit verwendet
im 3. Jahre	17	83	—
im 5. „	50	50	—
im 7. „	64	35	1
im 9. „	62	35	6
im 11. „	49	31	20
im 13. „	28	24	48.

Man sieht, vom siebenten Jahre an nimmt der Schulbesuch ab. Die achtundzwanzig letzten Schüler gehören den wohlhabenderen Klassen an, welche mehr Zeit haben. Die Vereine für die Hebung des Volks-Unterrichts dachten durch die innere Verbesserung der Schulmethode zu bewirken, daß die Aeltern die Kinder den so vervollkommneten Schulen länger überließen; sie täuschten sich, die Aeltern nahmen ihre Kinder früher fort, weil sie die nöthige Bildung jetzt schon früher erlangt hätten. So schaffen die Schulen nur einen geringen Theil des Nutzens, den sie haben könnten. Die Kenntnisse der meisten Entlassenen sind dürftig; moralische Festigkeit kann sich in so kurzer Zeit auch nicht entwickeln. Daß man zwar Schulen einrichten und ausstatten, aber die Werthschätzung derselben in den Augen der Menge nicht ändern kann, das ist die hoffnungslose Seite der Sache.

Daß die Schulzeit nach den obigen Annahmen schon mit dem dritten Jahre anfängt, ist nur dem Gedankenlosen ein erfreuliches Zeichen. Es kömmt lediglich daher, daß die Mütter in England eine lohnende Arbeit finden, wenn ihnen Jemand nur die Sorge für ihre Kinder abnimmt und sie den Tag über verwahrt. In Preußen fängt die Schulzeit erst an (sechs bis sieben Jahr), wenn die Mehrzahl der englischen Kinder die Schule schon verlassen. Die englischen Schulen werden immer mehr zu Kleinkinder-Schulen; wenn man dort hineintritt, kann man sich bei den Gedanken nicht erwehren, daß eine Frau, eine Lehrerin, hier viel mehr am Orte sein müßte, als der Lehrer.

Man kann sich nicht wundern, wenn unter solchen Umständen tüchtige Männer einen Schulzwang nach preußischer Art herbeiwünschen. Ein neues Prinzip wäre das in England nicht mehr, denn das Parlament hat schon festgesetzt, daß die Tausende von Kindern, welche vom achten bis dreizehnten Jahre in Baumwollenspinnereien und Kattundruckereien arbeiten, die Hälfte der Schulzeit unterrichtet werden müssen. Man kann nur fragen: Warum beschränkt Ihr das Gesetz auf diese Fabrikzweige? warum dehnt Ihr es nicht auch aus auf die 24,000 Knaben (unter funfzehn Jahren), welche in Kohlengruben arbeiten, auf die 80,000, die im Ackerbau beschäftigt sind, und auf so viele andere, welche dasselbe Recht auf Schutz gegen die Gewinnsucht ihrer Herren haben? Welche indirekten Vortheile daraus in Bezug auf die vagabundirende Jugend erwachsen würden, kann man sich leicht selbst sagen.

Was die Angaben des Census über den Umfang der Bildung betrifft, die den Kindern in den Volksschulen zu Theil wird, so ist thnen nach der Meinung des englischen Berichterstatters um so weniger Glauben beizumessen, als sie von den Lehrern selbst herrühren. Die beste Beurtheilung der Volksbildung liegt in den Kenntnissen und Fertigkeiten, welche die schon Erwachsenen an den Tag legen. In dieser Beziehung steht es in England schlimm genug, doch finden sich einige Fortschritte zum Bessern. Die Zahl derer, die in das Heirathszeugniß statt ihres Namens Kreuze machten, betrug 1839 nicht weniger als 41,• pCt., 1840 gar 42 pCt., 1841 noch 40,• pCt., aber 1851 nur 38 pCt. Danach hätte sich die Volksbildung in zehn Jahren um 2 pCt. gebessert, und zwar tritt der Fortschritt in beiden Geschlechtern ziemlich gleichmäßig hervor. Den Ziffern 33,• und 30,• bei den Männern entsprechen bei den Frauen 49,• und 45,•. Nimmt man die unteren Klassen für sich, so muß man jene Durchschnittszahlen wesentlich überschreiten.

Eine andere Handhabe für das Urtheil über die Volksbildung bieten die statistischen Angaben über die Bildungszustände der Soldaten. In Preußen hatten nach den Zusammenstellungen von 1852 doch 75 pCt. eine umfassende Schulbildung, 20 pCt. eine mangelhafte, 4 pCt. keine. In Britten stellen sich die betreffenden Zahlen noch günstiger, nämlich auf 94, 5, 1. Dagegen konnten von englischen Soldaten: Essex (Schützen) 55 pCt. und Suffolk sogar 73 pCt. nicht einmal ihren Namen schreiben. Kombinirt man dies mit der vorigen Uebersicht, so ergiebt sich, daß mehr als die Hälfte der erwachsenen Bewohner in England und Wales ihren Namen nicht schreiben können.

Afrika.

Das Leben in der Sahara.

(Schluß.)

Ein Kind ist uns geboren! ruft der Araber freudig, wenn ein Junges seine schon zahlreiche Heerde vermehrt; und die Nachbarn drängen sich begierig um den neugeborenen Freund des Stammes. In Freud und Leid, zuhause und auf Reisen, ist das Kameel des Arabers bester Freund. Wenn er abweset ist, vermißt es die traurliche Gestalt und stöhnt und brummt, bis er heimkehrt. Wie schön glänzen diese weit geöffneten, hellen Augen — seine einzige Schönheit — auf den Herrn herab, wenn er in dem angenehmen Schatten des hoch tragenden Freundes in gemessenem Schritt nebenherschreitet und zu dem lauschenden Thiere von der Freude der Heimkehr und dem süßen Gruß der Kinder spricht, oder wenn er ihm die alten Gesänge seiner Väter vorsingt! Die langen Linien der Kameele, die oft noch Tausenden zählen, stehen auf ein leises Zeichen ihm Augenblick still; der gläubige Moslem breitet seinen Teppich aus, wäscht sich mit Sand, und, das Gesicht nach der heiligen Prophetenstadt gewendet, verrichtet er andächtig sein Gebet. Bei Sonnen-Untergang ertönt der Ruf: Kerri! Kerri! (Knieet! Knieet!) und die ermatteten Thiere knieen, um von ihren schweren Lasten befreit zu werden.

Seit den Tagen Moses war so das Kameel der eigentliche Kern des patriarchalisch nomadischen Lebens in der Wüste; ohne dasselbe wäre weder Handel, noch Verkehr, noch selbst das Leben beim Araber denkbar. Sobald das Pferd dessen Stelle einnimmt, wie in der Wüste Gobi, wo Kameel und Pferd in ursprünglicher Wildheit leben sollen, da werden die Weiden fruchtbarer, die Beschäftigungen mannigfaltiger, und alle Beziehungen verwickelter; jede Provinz erwächst zu einem Staate, jedes Feldlager zu einem Dorfe, und bald ist nur noch ein Schritt zum Lehnswesen und zum Despotismus. So innig ist das Band zwischen Klima und Boden, zwischen Menschen und Natur!

In der Wüste und fort an ihren Säumen hat der Mensch andere Wege des innern und äußeren Lebens, andere Freuden und andere Sorgen, als in begünstigteren Regionen. Ein schattiges Gehölz, eine grüne Wiese, ein lustiges Bächlein sind allerdings seltene Schauspiele; allein sie gewähren ihm gerade wegen ihrer Seltenheit ein Vergnügen, eine Lust, die der Bewohner glücklicherer Länder nicht kennt. Quellen, anderwo für Alle frei, wie die Luft, die wir athmen, sind für ihn der kostbarste Schatz, Gegenstand seiner glühendsten Wünsche und öfters — wie schon in den Tagen Abraham's — die Ursache zu Hader und blutigem Kampf. Stets wechselnd, wie der Sand der Wüste, ist sein Heimat und sein Leben; hier ist keine bleibende Stätte für lange Jahre; im Augenblick bricht er sein Zelt ab und morgen ist er auf und davon. Sein ganzes Leben ist voll Bewegung und

endlosen Wechsel und doch so traurig monoton. Wie der Seemann an sein Schiff, so ist er an das Thier gekettet, das ihn und all das Seine auf Erden über die weite Fläche trägt. Die Völker, die rund um die Wüste wohnen, sind meist Kaufleute oder Korsaren, wie die spekulativen Bewohner entlegener Küsten; denn die Wüste, wie der Ocean, ist die Freistatt des Handels und des Krieges.

Die Kinder der Sahara sind Araber und in Nichts verschieden von den Beduinen Aegyptens. Im Süden, gegen den Tschad-See, wohnen die Tibbuh, ein Stamm Eingeborener, die in einigen Zügen den Negern ähneln; ihre Farbe aber wechselt von dem tiefsten äthiopischen Schwarz bis zur Kupferröthe unserer Nordwestindianer. Dieselbe Mannigfaltigkeit zeigt sich in den Gesichtszügen von den aufgestülpten Nüstern des Negers bis zum schönen, fahnen Schnitt der semitischen Nase. Das Haar ist gelockt, aber nicht wollig; Mund und Lippen sind entschieden europäisch. Beide Geschlechter sind hoch und schlank gewachsen, und die Frauen besonders zeigen große Anmuth und Würde in ihren Bewegungen und erinnern an die klassischen Skulpturen des Alterthums. Ungleich den anderen Stämmen dieses Festlandes, die sich so gern mit kupfernen und eisernen Schmucksachen herauspupen, tragen diese Eingeborenen einen einzigen breiten Ring von Erz oder Silber hart über dem Knöchel, der die dunkelschimmernde Haut und die reizenden Umrisse wunderbar abhebt. Ihre Felder sind wahrscheinlich die ergiebigsten in der lybischen Wüste, so daß einige Stämme sogar Viehzucht treiben und sich eines verhältnißmäßigen Wohlhabens, ja, Ueberflusses erfreuen. Hält der Boden auch keinen Vergleich aus mit dem dürftigen in civilisirten Ländern, so sind die Bewohner doch reich an dem, was besser ist, als fruchtbarer Boden und tropisches Klima: sie verbinden einen durch zwiq brohende Entbehrung und Noth geschärften Witz mit unerschütterlicher Beharrlichkeit. So ist auch daher diese „armen Eingeborenen Afrika's" auf der Leiter der Nationen stehen: so erblicken wir in ihnen auch unerwartetlie einen Stamm, der die höchste Bildungsstufe, die im Herzen der Sahara möglich ist, erreicht hat. Wenige kleine Aecker, die sie mit schlechter Hirse bebauen; kärgliche Weiden mit kurzem, rauhem Grase für die Heerden verkrüppelten Wuchses; größere, mit Gesträuch und prickelnden Pflanzen bedeckte Strecke, die, wunderbar genug, dem mäßigsten aller Thiere Nahrung gewähren — das sind ihre einzigen Hülfsquellen. Die eine Hälfte des Jahres müssen sie von Hirse, Koloquinten u. dgl., die andere Hälfte von der Milch ihrer Kamele leben. Nur an wenigen Stellen ist es ihnen gelungen, etwas Baumwolle zu bauen; die meisten Kleidungsstoffe erhalten sie durch Tausch von den Karawanen, die alljährlich ihr Land durchziehen. Sie zahlen meist in Pferden und Mohrs (Schnellkameele). Diese werden aus den großen Heerden — sie zählen bei manchen Stämmen an die fünftausend — ausgesucht und sorgfältig gezüchtet, so daß die besten zwanzig Stunden ununterbrochen, ohne Rast und ohne Futterung, laufen und acht bis zehn Meilen in der Stunde zurücklegen. Wo aber der Boden so arm ist, daß er selbst Kameelen keine Nahrung bietet, werden Strauße und Gazellen gejagt; für die Haut, das Gewehr und Fleisch der letzteren, wie für die kostbaren Federn der ersteren — sie haben in ihrer Heimat selbst fabelhafte Preise — tauschen die Karawanen gern ihre Güter aus.

Während diesed glückliche und deschedene Völkchen aber die Segnungen höherer Kultur genießt, hat es auch deren beschwerliche Wirkungen zu dulden. Durch die eiserne Nothwendigkeit an die Scholle und den festen Heerd gebunden, voll Liebe zu den Künsten des Friedens, wird es eine leichte Beute ihrer nomadisirenden Nachbarn, der Araber und der Tuariks. Daran ist aber nicht der Mangel an physischem Muth oder an Kunst in Handhabung ihrer Waffen schuld — in beiden übertreffen sie die anderen Stämme — sie unterliegen aus seltsamer, unüberwindlicher Furcht vor dem Feuergewehr. Der große Reisende Dee erzählt, wie fünf oder sechs Tibbuh beisammen um einen Baum schleichen, gegen den die lange Büchse eines Arabers lehnt; sie flüstern leise, treten leicht auf, um ja durch kein Geräusch das gefürchtete Rohr zu stören.

Ihre Nachbarn, selbst unter den wilden Söhnen der Wüste wegen ihrer Tollkühnheit und Wildheit verrufen, bedrücken sie ohne Rast und ohne Erbarmen. Periodisch fallen sie in ihre Dörfer, erschlagen ihre Männer und schleppen ihre Söhne und Töchter in bittere Gefangenschaft. Kein Wunder denn, daß ihre Gesinnung vergiftet worden und daß sie als treu- und gewissenlos berüchtigt sind. Die meisten Nationen, im Uebergange von einem wilden zu einem civilisirten Leben begriffen, sind dergleichen Uebelständen ausgesetzt; befreit von den Lastern des früheren Zustandes, haben sie sich noch nicht die höheren Tugenden besserer Regen angeeignet. Die Sahara bietet aus einige schlagende und höchst belehrende Beispiele dieser Art.

Auch die Wüste hat ihre Eroberer und ihre verfallenden Nationen. Im Herzen der unfruchtbarsten Gegenden steht der Wanderer plötzlich auf die Künste der westlichen Königreiche; mit Staunen betrachtet er die künstlich geschnitzten Waffen und die feinen Schmucksachen in Gold und Silber; das Kameel, das ihn durch die Wüste trägt, ist mit reich gestickten Kissen bedeckt, und in dem elenden, dunklen Zelt seines gastlichen Wirthes ruhen seine matten Glieder auf prachtvollen Teppichen aus. Die Mohren des Sahel — sie selbst nennen sich Bedowi und Männer der Wüste — die westlich von der großen Karawanenstraße zwischen Fez und Marokko leben, sind geschickte Handwerker und hängen mit Vorliebe an dem Gewerbe und den Handgriffen ihrer Vorfahren. Sie sind nicht auf dem Boden eingeboren; zur Zeit der arabischen Invasion in Spanien folgten sie nicht ihren Brüdern in das kalte, nördliche Klima, sondern zogen es vor, die grüne Fahne des Propheten immer weiter nach Süden zu tragen. Hier rotteten sie die Eingeborenen aus und schweifen jetzt nomadisch über den schrankenlosen Raum. Im Norden sind sie so schön, wie die Araber des Ostens, während im Süden ihre Hautfarbe immer dunkler wird, bis zuletzt nur die edlen, fein geschnittenen Züge sie von den hohlschwarzen Stämmen unterscheiden.

Die kühnsten Söhne der Wüste sind die Tuariks, die den mittlen, ausgedehntesten Theil der Wüste bewohnen. Mit Stolz weisen sie auf die blendende Weiße ihrer Haut hin, die sich an allen der unbarmherzigen Sonne nicht ausgesetzten Körpertheilen in voller Schönheit zeigt; ferner auf die zahllosen Inschriften in ihrer neulich entdeckten Sprache, Thargia, welche die Felswände ihrer Berge bedecken, und auf manche edle Ruine aus Zeiten, die der Geschichte und Ueberlieferung unbekannt sind. Sie machen den vielleicht nicht unbegründeten Anspruch, von den Berbern, den uralten Söhnen Afrika's, abzustammen, und die stolze, majestätische Haltung, die unvergleichliche Kunst der Massenführung stempeln sie zu Herren über alle Stämme der Wüste. Keine Karawane, reich beladen mit den Früchten nördlicher Kultur und europäischer Kunst, zieht vorüber, ohne ihnen gern den verlangten bescheidenen Tribut zu zollen; oder die Handelsleute aus dem Sudan müssen von den kostbaren Schätzen, die sie an Elfenbein, Gold und Sklaven heimführen, einen großen Antheil abgeben. Auf ihren raschen Kameelen erzogen, oft sogar geboren, fliegen sie, den beschwingten Pfeile gleich, über die schrankenlose Fläche. Das zweifelnde Auge hat kaum einen kleinen schwarzen Punkt am fernen Horizont entdeckt, als schon die zarte, hagere Gestalt des Dromedars kenntlich ist; mit Riesenschritten naht es, gleich des Fischers Geist in „Tausendundeine Nacht", wächst es vor den staunenden Pilger, und noch hat er sich von seiner Ueberraschung nicht erholt, als der kühne Tuarik hart neben ihm hält. Selbst die Araber fürchten ihren ungestümen Angriff und ihren das Ziel nimmer verfehlenden Schuß. Der französische Reisende Caillé zog einst mit einer reich beladenen, wohl beschützten Karawane von sechshundert Kameelen. Sie war jedoch mit Zehrung knapp versehen und sechs Tagereisen von der nächsten Quelle entfernt. Da zeigen sich zwei Tuariks hochverwegnig auf Einem Dromedar; schweigend sitzen sie ab, und unmerkliche Zeichen werden zwischen ihnen und den Kaufleuten gewechselt. Aber im Augenblick liegen Teppiche ausgebreitet, die ausgesuchtesten Speisen, die feinsten Gewürze, das klarste und frischeste Wasser werden ihnen vorgesetzt, und Alles wetteifert, die furchtbaren Gäste zu bewirthen und zu ehren. In ihren dunklen Gewändern von Wolle oder Leder, die Körper und Kopf bedecken und nur Hände und Augen gegen Sonne und Sand unbeschützt lassen, erschienen sie dem verwunderten Zeugen dieses seltsamen Auftritts wie Dämonen, die, unter den Schreckrissen der Wüste geboren, bereit sind, in einem Wirbelwind zu verschwinden.

Neben diesen herrschenden Racen zählt die Sahara unter ihren Kindern auch Juden. Liebe zum Gewinn und der Reiz gewagter Unternehmungen führen sie in das Herz Afrika's. Auch hier sind sie die Vermittler zwischen Käufern und Verkäufern; verachtet, gemißhandelt, oft geplündert, häufen sie Schätze und sind stolz in dem Bewußtsein, daß in den schweigenden Sandwüsten Afrika's, wie auf den lärmenden Märkten Europa's, Reichthum Macht ist. Für den Reichthum trotzt der Jude den Gefahren des Champin, des Wüthertichs der Sahara, so genannt, weil er gemeiniglich fünfzig Tage, von April bis Juni, dauert; für Reichthum duldet er die entsetzlichen Leiden des Samum, der jedes lebende Wesen, das seinen Athemzug einathmet, erstickt und im Nu ganze Karawanen im Sande begräbt. Für Reichthum erträgt er die schrecklichste der Qualen, die zemald Leib und Seele eines Menschen martern können: den bittern Hohn, von dem „Wasser des Satans", wie die Araber die Rimmung (Kata morgnou) nennen, getäuscht zu werden. Er hat auf dem ziegelnderen Schsnch den letzten Wassertropfen ausgepreßt; seine Lippen sind verdorrt, seine Glieder erschlafft; zur Rechten liegen seine kostbaren Güter in ungewöhnlichem Wust; zur Linken reckt sich das grausige Aas seines Kameels. Plötzlich vernimmt er das sanfte Knistern des Sandes; sein Auge erspäht fernab den wälzenden Schritt eines Dromedars, und hoch auf dem seltsamen, gewichtigen Sattel lehnt die leichte Gestalt eines Tatars; an seiner Seite glitzern Säbel und Pistolen mit saft stechendem Glanze; die lange Pfeife raht anmuthig in seiner Hand, und die ganze Gestalt wiegt sich in zarten, anbeschreiblichen Wendungen hin und her unter den raschen, sühen Sprüngen des Kameels. Der Jude lebt wieder auf; Hülfe ist nahe,

Digitized by Google

denn ein Mensch, ein Bruder, kömmt. Ach, der Tatar sieht auf den ersten Blick das verachtete Geschlecht; zu dem der Leidende gehört; er schleudert ihm einen Fluch zu, und in wenigen Minuten hat ein Lufthauch seine Spuren im losen Sande verwischt. Der Jude sinkt in Verzweiflung zurück. Doch noch größere Qualen warten seiner, bevor ihm der Tod die ewige Erlösung bringt. Sein siebenerstäubetes Auge, das in dem fernen Abstand funkelt, lodert plötzlich in wildem Feuer; er spannt seine welken Glieder und stiert das Wunder an: der Gott Abraham's hat ihn nicht verlassen; er stellt Wasser; Wasser in Bächen, Brunnen und Teichen. Ja, da ist sie, die See selbst, der große Ocean, und seine Wogen steigen und fallen unter der spielenden Brise. Da sind auch Cilaube, wunderbar anzuschauen, wie die Berge, die er am Morgen weit von hier gesehen, und ihr Bild strahlt zurück von der spiegelglatten Fläche. Auch die Schiffe fehlen nicht; sie neigen sich unter der Wucht ihrer Segel, können sich aber nicht von der Stelle bewegen. Mit Mühe schleppt er sich über den brennenden Sand; Verzweiflung, Hoffnung, Furcht verleihen ihm neue Kraft. Nur noch hundert Schritt, und seine Lippen werden das köstliche Wasser berühren, und er wird das brennende Antlitz tauchen in die kühlende Flut! Er erhebt noch einmal das sinkende Auge, und, o Gott, Alles ist dahin! Wie durch einen Zauberschlag sind Bäche und Seen, und Meer und Schiffe verschwunden, und der glühende, entsetzliche Sand allein liegt vor ihm. Der Streich traf das Leben; er läßt das Haupt sinken, und auf seine Zunge fällt der schwarze Tropfen vom Schwerte des Todesengels. Zu Nacht wird er bei seinen Vätern sein.

Nord-Amerika.

Ein Amerikaner über das Familienleben in Berlin.

Es wird für manche unserer Leser nicht uninteressant sein, zu erfahren, was man in Amerika vom deutschen Familienleben denkt und wie namentlich ein Amerikaner das häusliche Leben einer in ihren Verhältnissen bescheidenen, aber gebildeten Berliner Familie beschreibt. Ein am Washington-College zu Richmond in Virginien angestellter Professor, Herr J. M. Fishborn, der sich im vorigen Spätherbst, klassischer Studien halber, in Berlin aufgehalten, giebt in einem in der „Daily Dispatch" von Richmond abgedruckten Schreiben vom 22. Oktober 1855 eine die amerikanische Anschauungsweise sehr charakterisirende Schilderung des geselligen Lebens in deutschen Familien, das sich allerdings von dem niemals rasenden und selten recht froh werdenden business-life des Amerikaners wesentlich unterscheidet. Wir geben folgende, nach der „Neuen Zeit" bearbeitete Auszüge:

„Ich könnte Ihnen alle Tage über die öffentlichen Einrichtungen und Merkwürdigkeiten dieser großen, in einer Ebene gelegenen Stadt erzählen, Sie werden aber vielleicht einen Blick in unser Privatleben vorziehen, weshalb ich Ihnen denn einige der eigenthümlichsten Seiten desselben skizziren will, und zwar so genau, als meine Geduld es zuläßt.

„Ich lebe bei einer Familie, bestehend aus Mutter, einem Sohne und einer Tochter. Der Sohn ist Professor in einem der sechs Gymnasien der Stadt, welche, beiläufig bemerkt, vorzüglicher sind, als irgend ein College unseres Vaterlandes, nach dem Umfange der Studien sowohl, als auch was die Durchbildung des Unterrichts betrifft. — Die Deutschen scheinen von Natur „Studirende" und nur durch die Nothwendigkeit auch Schüler zu sein!

„Ich bezahle 30 Thlr. pro Monat. Dies sind 22 Doll. 50 Cts., und ich erhalte dagegen Alles mit Ausnahme der Wäsche. Morgens ziehe ich die Glocke, und das Mädchen bringt mir in mein Zimmer: Kaffee, Butter, Semmel und eine homöopathische Ration Fleisch — ein Huhn-Fragment, seine dünnen Beinchen stehend aufwärts streckend, braunbt der wenigen Haut und des Fleisches, welches sie einst bedeckte, und eine Dosis gefüllter Wurst, ungefähr zwei Zoll lang. Dann der Einsamkeit und meinem Frühstück überlassen, verfüge ich über Beides nach meiner Gemächlichkeit. Jedes Glied der Familie frühstückt ungefähr um neun Uhr auf gleiche Weise. Ich sehe die Familie zum ersten Male während des Tages zum Mittagessen, und bei diesem nun würden Sie in Verlegenheit sein, sich zu arrangiren, daß Sie, genügend eingeschränkt, dennoch nicht allzu sehr die übrigen Mitspeisenden am Tische beengen. Dieser Theil des Hausgeräthes ist, bei drittehalb Fuß Breite und fünf Fuß Länge, ein durch Klappen vergrößerter Damen-Arbeitstisch. Man weist mir meinen Platz am „Fuße" desselben, den unserer würdigen Wirthin entgegengesetzten, an, jedoch überträgt mir besagte Position nicht das Amt des Vorschneidens, weil unser einziger Tisch unter der Ueberwachung der „Madame" steht.

„Ich habe zu erwähnen, daß außer mir noch zwei Jünglinge von achtzehn Jahren als Kostgänger in demselben Hause sind; sie besuchen ein hiesiges Gymnasium und sind amerikanische Studenten aus Syracuse (New-York). Nachdem wir nun, um zu unserer Mahlzeit zurückzukehren, eine ihnrreichende Menge Suppe zu uns genommen, welche, nebenbei bemerkt, unschuldig an jeglichem Gewürz ist, amüsiren wir unsere Kinnbacken mit den ewigen Schnitten Schwarzbrod, bis die große, weiße Schüssel mit Fleisch ankömmt. Niemals kann ich unterscheiden, was es ist; mit Ausnahme des Sonntags, an welchem uns gewöhnlich eine Gans, mit gebackenen Aepfeln gestopft, vorgesetzt wird. In Begleitung derselben erscheint stets eine sehr bescheidene Schüssel „ungezeichneter" Kartoffeln, zu zweien, wenn die Gans ausbleibt, haben wir zu unserem Fleischgerichte noch geschmorte Birnen in einer dritten schmalen, flachen Schüssel. Am ersten Tage ab ich sehr bescheiden von diesem ersten Gange; erwartend, wie es eben bei uns ist, unmittelbar darauf von etwas Anderem zu hören, aber leider war dies Alles; und so machte ich denn für lange Zeit die Bekanntschaft einer Kondirorei oder eines Restaurants.

Des Sonntags finden wir unser Mahl zum wenigsten durch eine Schüssel mit in Stücken geschnittenen „pound cake" (Sandtorte) bereichert, und diesen nun haben Sie mit einem Löffel auf Ihren Teller zu legen und mit diesem zu essen, eine kleine Fertigkeit, welche ich mir noch nicht vollständig zu erwerben vermochte. Ich meinestheils bin der Ansicht, daß, um trockenen Kuchen zu essen, amerikanische Finger besser sind, als deutsche Löffel. Nachdem wir diesen Speisen unseren Zoll entrichtet haben, gehen wir Herren für wenige Minuten in die anstoßende Bibliothek und schlendern müßig im Speisezimmer umher, welches gleichzeitig das Gesellschaftszimmer ist, wartend, bis derselbe Speisetisch an das Sopha gezogen und mit Kaffee für uns servirt worden. Kaffee und Cigarren schienen mir anfänglich fremdartig zusammen, obgleich sie getrennt beide gut sind, jetzt aber finde ich diese Vereinigung beider besser. Wir setzen und schwatzen ungefähr eine Stunde über Dieses und Jenes, und es bietet sich uns hier eine unserer besten Gelegenheiten, um Deutsch zu lernen.

„Wenn das Wetter schön ist, macht beinahe Jedermann des Nachmittags einen Spaziergang oder Ritt durch das Brandenburger Thor — auf welchem sich der berühmte Triumphwagen befindet — in den Thiergarten, um in den dortigen Kaffee- und Bierhäusern ein bis zwei Stunden zuzubringen. Die Winter sind hier so lang und kalt, daß man das hübsche Wetter so viel als möglich genießt.

„Lassen Sie uns nun um acht Uhr zum Thee gehen, versammelt um denselben kleinen Tisch, der an das Sopha gezogen ist. Wir haben Thee, kaltes Brod und Butter, gewöhnlich auch ein kleines Stück Käse. Ein Fläschchen von ansehnlicher Größe findet ebenfalls seinen Platz; es ist mit Rum gefüllt, um damit den Thee schmackhaft zu machen, der gemeiniglich etwas nöthig hat, um seinem Geschmacke einige Bestimmtheit zu verleihen.

„Das Mahl ist sehr langsam beendet worden; es ist aber auch die Zeit für die Unterhaltung, die sehr frei und ungezwungen dahinfließt. Man scheint Interesse an Jedermann zu nehmen, man spricht mit, und es ist mehr Herzlichkeit in der hiesigen Art des gesellschaftlichen Verkehrs, als in der Regel unter uns zu finden ist. Vom ersten Abende an, als ich an diesen kleinen Tisch kam, blieb ich stets zuhause, und wenn Freunde kommen, um uns den Abend zu widmen, ist es wirklich bezaubernd, zu sehen, wie diese natürliche Herzlichkeit gegen Alle herrscht."

Mannigfaltiges.

— Post-Dampfschiff-Verkehr zwischen Europa und Amerika im Jahre 1856. Aus den Zeitungen ersehen wir, daß vom 1. Mai d. J. an einundzwanzig große Post-Dampfer regelmäßige Fahrten zwischen Europa und dem amerikanischen Kontinent machen werden, wenn nicht durch unvorhergesehene Unglücksfälle einer oder der andere wegfällt oder die Fortsetzung des Krieges dessen Verwendung als Transportschiff nöthig macht. Davon sind sieben englische Dampfer, vier Kollindampfer, drei von der Bremer Linie (den „Ericsson", der künftig nach Bremen fahren wird, mit eingeschlossen) drei von der Havre-Linie („Arago" „Fulton" und „Union"), drei von Antwerpen und einer von Lissabon. Zwanzig derselben kommen von England oder berühren wenigstens einen englischen Hafen (Southampton), und nur der portugiesische Dampfer macht davon eine Ausnahme. Diese Post-Dampfschiffe durchkreuzen den Atlantischen Ocean in drei verschiedenen Routen und gehen theils nach Brasilien, theils nach Central-Amerika, theils nach den Vereinigten Staaten. Rio Janeiro ist der südlichste Punkt, den sie berühren, und Halifax der nördlichste. Ungefähr zwanzig andere Dampfschiffslinien vermitteln auf der amerikanischen Seite den Postverkehr mit den Zwischenstaaten vom Rio de la Plata bis St. Johns in New-Foundland auf der atlantischen Küste und von Valparaiso bis San Francisco auf der Seite des Stillen Meeres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 34. Berlin, Dienstag den 18. März 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Dritter Monats-Bericht. 1856.

Kritik der Freiheit auf Grund der Sklaverei-Vertheidigung von Miß Murray. — Die Freiheitsphrase und der natürliche, substantielle Inhalt des Lebens und der Geschichte im Widerspruch. — Freiheit eine Strafe. — Freiheit ein Schimpf bei den Negern, bei den Engländern und bei den Deutschen. — Die Humanität unter Sklaverei; die Rechte, welche dem Sklaven aus seiner Unfreiheit erwachsen. — Die Sklaverei-Vertheidigung. — Vertheidigung der Humanität gegen die Freiheit. — Kritik der Krim- und Kriegsweisheit. — Wanderungen auf Schlachtfeldern. — Auszug nach dem Kap der guten Hoffnung zu Elephanten-Jagd. — Mageerkeit des literarischen Marktes. — Penny-Zeitungen. — Neues Manchester-Partei-Organ mit einem deutschen Redacteur. — Plan zu einem deutschen Journale in London. — Deutsche Diskussionsgesellschaft nach Muster der englischen in der City.

London, Anfangs März.

Freiheit! Freiheit! Was ist Freiheit? Es gab eine Zeit, wo ich sehr genau und gelehrt darauf antworten konnte, nämlich als ich noch die betreffenden Hefte von der Universität im Kopfe hatte mit den Stellen, dick unterstrichen, welche sagten, was Freiheit sei: formale Freiheit, abstrakte Freiheit, positive Freiheit u. s. w. Es wurde dabei an Luther erinnert, der Freiheit und Nothwendigkeit für identisch hielt, so daß es am Ende nicht besser herauskam, als daß man Polizei und Kriminalgericht und Gefängniß und Hungerkur u. s. w. in seinem eigenen Kopfe und Herzen etablirten, in Function setzen und der Polizei und den Gerichten außer nas gegen seine eigenen, zu großen Freiheiten zuvorkommen und sich selbst der Nothwendigkeit binden und fügen müsse: Freiheit ist nur die Sklaverei seiner selbst! Freiheit und Sklaverei sind identisch! Das waren prächtige Definitionen für Aktuarien und Polizei-Supernumerarien, die Carriere machen wollten, aber der Welt im Allgemeinen, besonders der jungen, gefielen sie nicht. Sie verlangte Glaubens-, Gewissens-, Preß-, Wahl- und Rauchfreiheit und mit Marquis Posa'schem Pathos Gedankenfreiheit obendrein, als wenn die Könige und Fürsten außer nas gegen seine eigenen, zu großen Freiheiten zuvorkommen und sich selbst der Nothwendigkeit binden und fügen müsse: Freiheit ist nur die Sklaverei seiner selbst! Freiheit und Sklaverei sind identisch! Das waren prächtige Definitionen für Aktuarien und Polizei-Supernumerarien, die Carriere machen wollten, aber der Welt im Allgemeinen, besonders der jungen, gefielen sie nicht. Sie verlangte Glaubens-, Gewissens-, Preß-, Wahl- und Rauchfreiheit und mit Marquis Posa'schem Pathos Gedankenfreiheit obendrein, als wenn die Könige und Fürsten ausschließlich damit handelten, wie in manchen Staaten mit Tabak und Branntwein. Und als die Leute nicht genug kriegen konnten, stürmten sie nach Kartoffelkellern und Bäckerläden auch die vermeintlichen Freiheits-Magazine und nahmen sich heraus, was sie irgend tragen und schleppen konnten. Die Zeitungen, sogar die Bossischen Erben, brachten der nun Gemeingut gewordenen Freiheit „Extra-Blätter der Freude" und fuhren fort, sich zu freuen achtundvierzig Stunden bis achtundvierzig Tage lang. Von da an nahm es aber in verschiedenen Graden ein Ende mit Schrecken von Unterschieden. Die gemüthliche „romanische" und „germanische Freiheit" zerriß sich in unabsehbare Unterschiede und Gegensätze; Freiheit trat als constitutionelle, demokratische, republikanische und jede derselben wieder rechts, centrisch und links auf, außerdem als Forderung, daß die Schneidermamsells unterdrückt und die Geldgießer gezwungen werden müßten, den Klempnern alle Arbeit mit Weißblech zu überlassen und umgekehrt u. s. w. Von den Rehbergern bis zu Reichs- und Landesministern hinauf gab es zwanzig bis dreißig Lager der Freiheit, alle bewaffnet, alle jeder anderen Sorte von Freiheit Tod schwörend. Die Freiheiten zogen auch in buntester Mischung gegen einander zu Felde, bis sich endlich überall moralische und materielle Majoritäten gegen dieselben fanden und also die Freiheiten sich thatsächlich selbst todt schlugen; denn was man auch von List und Gewalt dabei faselt, die Majoritäten gegen die verschiedenen Freiheiten wurden doch aus den Völkern selbst genommen, welche diese Freiheiten wieder verloren. Der Haß gegen diese Freiheiten wurde überall so mächtig, daß er allein im Stande war, sich diese Majoritäten zu verschaffen und damit zu siegen. Dieser Haß that alles Mögliche, was in seinen Kräften stand, das ist richtig. Wenn sich aber die verschiedenen abgethanen Freiheiten damit trösten, daß sie jedenfalls gesiegt haben würden, wenn sie auch so arg hätten wirthschaften wollen, bleibt ihnen immer der Umstand entgegen, daß sie auch alles Mögliche thaten, was in ihren als schwächer erwiesen. Im Ganzen und Großen bleibt es daher richtig, daß der Haß gegen die Freiheit in ihren verschiedenen Gestalten gesiegt und sich so siegreich bewährt bis jetzt, daß selbst die vermeintlich für die Freiheit privilegirten England und Amerika im Grunde mit dem vermeintlichen Urquell aller Unfreiheit, mit Rußland, sympathisiren. Ja, es ist so weit gekommen, daß neulich der demokratische Morning Advertiser die Freiheit den Russen als Strafe diktirte. Man muß Rußland zur Handelsfreiheit zwingen und ihm die Eisenbahnen verbieten, wenn wir es gründlich ruiniren und unschädlich machen wollen — so verschrieb und verlangte Morning Advertiser. So weit geht sein demokratischer Haß, daß er Rußland der fürchterlichsten, ihm bekannten Strafe unterwerfen will: der Handelsfreiheit, Freiheit eine Strafe. Freiheit ist aber auch das empfindlichste Schimpfwort. Ich hatte die Freiheit in allen Instanzen kennen zu lernen geglaubt, bis zu der, welche den Verdacht, daß man in irgend einer entfernten freundschaftlichen Beziehung zu ihr stehen könnte, schon zum Verbrechen stempelte; aber die Freiheit als Schimpfwort, und zwar als eines, das noch über Dieb, Räuber und Mörder steht, diese Instanz war mir ganz neu. Sie erschien um so interessanter, als die zarte Dame, welche uns damit bekannt machte, dieser Auffassung ein heroisches Opfer brachte.

Es giebt Freiheitshelden, die für ihre Sache bluten, kämpfen und freiwillig darben, aber die Sklaverei-Heldin Miß Murray, die lieber ihre Stelle bei der Königin Victoria opferte, statt ihre Ueberzeugung von der Schönheit der Sklaverei aufzugeben, bildet ein ganz neues Terrain für Heroen- und Märtyrerthum. Sie hat eine glückliche Zeit gewählt. „Der Marquis starb Euch sehr gelegen"; trage die Freiheit noch Märtyrer- und Dornenkronen, müßte man schon des Prinzips wegen ohne Gnade und Barmherzigkeit über diese gefallene Hofdame herfallen, ohne ihr Verbrechen erst zu untersuchen; aber jetzt, wo man alle Sorten von Freiheit hinter sich hat und jede Klasse davon ihre Ketten, ihr Armsunder-Käppchen, ihre Sträflingsjacke, ihre Narrenkappe trägt, wo man in jeder guten Gesellschaft durch bloßes Aussprechen des Wortes den Verdacht erregt, daß man ein verkleideter Rebberger sei, jetzt läßt sich diese Rache an der englischen Onkel-Tomerei mit Ruhe und Unparteilichkeit ansehen. Und so habe ich das berühmt gewordene Buch von Miß Murray wirklich durchgelesen,*) und zwar mit einem Resultate, das wir verbieten würde, bei Steinigung oder Kreuzigung der Verfasserin mitzuwirken. Die erste Jugendliebe bleibt immer eine reine, warme Stelle im Herzen. Und so muß ich, trotz der schlechten Konjunkturen dafür, gestehen, daß ich für meine erste Jugendliebe, deren Gegenstand die Freiheit im Allgemeinen war, so viel Zärtlichkeit und Achtung behalten habe, ihr etwas freien Willen zu lassen und mit ihr nicht zu brechen, weil sie in Amerika Neger duldet, die böse werden, wenn man sie frei machen will, die einen Neger „frei" nennen, wenn sie ihn recht aus Herzensgrunde schimpfen wollen, ja, daß sie im weißen England noch viel schlimmere Zustände nicht blos duldet, sondern sogar zu begünstigen scheint, nämlich die Zustände der herrschenden, glücklichen, angeheiteten Gesellschaft, worin der Einzelne nur in dem Grade an Respektabilität, Macht, Einfluß und Himmelreich auf Erden zunimmt, als er Freiheit verdient, als er „bigsly-connected", „unexceptionably referenced", „patronised" ist. Die Schimpflichkeit der Freiheit, der Kainszeichen, welchen die Freiheit aufdrückt, ist durchaus keine blos schwarze Erscheinung, sie ist im weißen England viel allgemeiner, mächtiger und angebeteter. In Wort und Bild ist es tausendmal von englischen Blättern selbst nachgewiesen worden, daß der freie Engländer kein größeres Glück kennt, als vor irgend einem Lord oder Lordsverbundenen niederzufallen, um ihn anzubeten und, falls er eine Firma oder ein Ladenschild hat, dieses Glück mit großen, goldenen Buchstaben darauf malen zu lassen.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß in England das Geld so mächtig sei. Geld thut es freilich nicht. Es ist blos so

*) Letters from the United States &c. By the Hon. A. Murray.

Digitized by Google

mächtig als Mittel, sich die Macht zu verschaffen, die Macht der Fesseln, der Verbindungen, der Referenzen. Daß das Geld selbst diese Macht nicht ist, dafür leben Tausende als glückliche Beweise in den höheren Klassen ohne Geld. Die hohen Verbindungen machen Geld, aber sie ersetzen es auch. Ohne den geringsten Schaden für seine Macht kann Jemand allgemein als ein Mann, der kein Geld hat, bekannt sein, wenn nur die nöthigen Binden und Bandagen nicht locker werden. Aber der gebildetste, verdienstvollste, nützlichste, ehrenhafteste, reichste Mensch, der nicht gebunden ist und frei dasteht, ist überall ein Gegenstand des Mißtrauens, des Verdachtes und Bedauerns. „Er ist so schlimm, wie ein Freier", ist blos ein Schimpfwort unter den amerikanischen Negersklaven. „Er ist unabhängig", damit verdächtigt und brandmarkt man in England Jeden bis in die höchsten Kreise. Die drei oder vier „unabhängigen" Parlaments-Mitglieder gelten im besten Falle als Zielscheiben des Spaßes und Spottes. Auch einige unabhängige Zeitungen stehen schon deshalb in schlechtem Rufe, weil sie unabhängig sind. „Du willst reden, Kerl, Du hast ja nicht mal 'nen Herrn!" schimpft ein Neger den anderen. „Das will ein Parlaments-Mitglied, eine Zeitung, ein respektabler Engländer sein und hat nicht mal 'nen Meister." Ganz dieselbe Geschichte. Nur drüben schwarz, in England weiß. Die schwarze Philosophie der Ausgestoßenen und die weiße der Auserwählten stimmt darin zusammen, daß sie annimmt: Jeder Mensch ist zum Dienstmädchen geboren, dem nichts Schlimmeres passiren kann, als wenn es außer Dienst kömmt und in Schlafstelle gehen muß. Germanieus Gauen bieten mir in der Erinnerung auch Anknüpfungspunkte an diese Philosophie. Dort ist es allgemein bekannt, daß mehr oder weniger sich Jeder durch eine Uniform des Dienstes gehoben fühlt und eine Uniform des Dienstes der großen Menge ohne Dienst-Uniform Respekt einflößt. Am 20. März 1848 gingen ein paar sehr radikal freigesinnte Berliner mit Schleppsäbeln vor einem Tressen- und Borten-Laden vorbei. „Will mir doch gleich ein Port-d'Epée an meinen Säbel kaufen", sagte der Eine. Und das gefiel dem Anderen so, daß er sich auch gleich eine silberne Troddel kaufte. Äußerdem weiß Jeder, wie genial-erfinderisch die nicht uniformirten Bürger- und Künstlerwelten sich zeigten, Abzeichen für verschiedene Dienstgrade zu schaffen und auch die Gemeinen es sich etwas kosten ließen, um möglichst schnell und glänzend dem freien Vaterlande in Uniform etwas versetzen zu helfen. Das malerische Künstler-Corps stand einmal vor mir in Reih und Glied, und die mit goldenen und silbernen Streifchen ausgezeichneten Offiziere standen davor mit Büchern und verlasen und notirten, ganz als hätten sie es drei Jahre lang bei einem Potsdamer Feldwebel gelernt, und dann gingen sie vor der Front auf und ab, ganz offenbar mit dem Glauben, daß sie ebenso militairisch und offizierlich vor der Front auf- und abgehen könnten, wie die dazu besonders geborenen und erzogenen Garde-Offiziere. Berlin, das saß zur jeden Witz der Geschichte die Spitze liefert, fragte damals: „Bürgerwehrlein, siehste wie Du bist?" Viele verstanden damals den zischenden John noch nicht, der aus dem „bist" hervorschoß. Auch als der invalide Bürgerwehrmann auf dem Königsstädtischen Theater jedesmal unter unaufhörlichem Göttergelächter deklamirte:

„Des is nu wahr: wir hatten die Macht!
Aber 't machte sich, daß w'r wurden gemacht",

dachte man im Allgemeinen blos, es sei ein Witzwig. Die Sache dazu ist, daß die Freien die vermeintlich gestürzten Mächte der Unfreiheit nachäffen, daß ihnen Dienst und Abhängigkeit, Polizei und Kontrole aller möglichen Lebensverhältnisse als Bedürfniß in den Gliedern lag, daß sie sich abstrapaziren, nur um die Freiheit so bald als möglich wieder loswerden und den Gegensatz von Herrschenden und Gehorchenden so bald als möglich wiederherzustellen, so daß bei diesen Nachäffungen am Ende nichts Geschriebes und Barmherziges übrig blieb, als die Original-Institutionen selbst wieder in Ordnung zu bringen. So erscheint in dieser Verkünstlung des scheinbar Entlegensten, der Negersklaverei mit der Berliner Bürgerwehr, der Dienstmädchen in Schlafstelle mit herrenlosen, freien Engländern, eine Art Geheimniß der Geschichte, das sich durch den Erdball derselben hindurchzieht, wie der Madengang durch einen Apfel.

(Fortsetzung folgt.)

Polen.

Die polnische Literatur im Jahre 1855.

(Schluß.)

Die Literaturgeschichte fand in Lucian Siemieński's dreibändigem Werke einen schätzbaren Beitrag, ebenso in Lyszkowski's „Skizzen der Erzeugnisse der Literatur unserer Zeit und biographische Notizen über deren Autoren". Der Druck des neunten Bandes von M. Wiśniewski's „Literaturgeschichte", sowie auch derjenige der durch Zawadzki in Wilna angekündigten „Briefe aus Krakau" von J. Kremer, konnte vor dem Jahresschluß nicht vollendet werden, die Werke selbst aber gehören noch 1855 an.

Die den Ackerbau, Handel und die Industrie vertretenden Schriften nehmen eine anerkennenswerthe Stellung ein und wurden vielfach durch die Dampfschiffahrt-Gesellschaft angeregt, die einen so überaus wohlthätigen Einfluß auf Handel und Gewerbe ausübt, und deren Actien heute ebenso gesucht und gesucht sind, wie die Pfandbriefe. Die erwähnten Schriften belehren uns über die unter Vorsitz von A. Kurz entstandene Sedenbau-Gesellschaft, über die von der Regierung approbirte Tymieniecksche agronomische Schneidewaschine und manches Andere.

Wörterbücher sind eine noch immer sehr gesuchte Waare, denn wenn sich auch Viele mit deren Ausarbeitung beschäftigen, so zeigen sie doch immer noch nicht den nöthigen Grad von Vollkommenheit. Was Linde's in Lemberg neu erscheinendes großes Wörterbuch, von welchem der erste Band fertig ist, bieten wird, muß die Folge lehren; Liebtind's bei Lesmann in Warschau erschienenem deutsch-polnischen Lexikon, einer recht gewissenhaft durchgeführten Arbeit, dient zur besonderen Empfehlung, daß es sehr billig ist. Der starke Band kostet nur 75 Kopeken (24 Sgr.).

Gleichwie die Geschichte, ist auch die schöne Literatur, nämlich Poesie und Erzählung in reichster Entfaltung begriffen. Fragen wir, welcher Charakter sich in den Dichtungen unserer Zeit ausspricht, so ist die Antwort: Gefühl, schöne Form und Nationalität, Eigenschaften, welche von je her und bei allen Völkern den bedeutendsten poetischen Schöpfungen zu Grunde gelegen haben. Die polnischen Dichter sind demnach, wie man sieht, auf richtigem Wege, und was sie in letzter Zeit geschaffen haben, kann sich dreist an die Seite desjenigen stellen, was bei Völkern gelesiet worden ist, die wir in Bezug auf die Erzeugnisse der Phantasie als recht begabte bezeichnen müssen. Wenn die Dichtungen in einer oder der anderen Form noch nicht das Gepräge hoher Vollendung an sich tragen, so liegt dies in dem Umstande, daß im Allgemeinen der poetische Gedanke und eine blühende Sprachweise allein dastehe sind, worauf der Pole vorzugsweise Werth legt. Im Angenblick spielt die erzählende Dichtung bei ihm die Hauptrolle und hat sehr bedeutende Schöpfungen aufzuweisen. Wincenty Pol, Ludwik Kondratowicz (der Pseudonym Władysław Syrotomla) und die junge unter dem Namen Deotyma auftretende Improvisatorin, Fräulein Łuszczewska, stehen in Bezug auf Phantasie-Reichthum in erster Reihe; an sie schließen sich, als nicht minder begabt, den Gedanken in eine schöne Form zu kleiden, die Frauen Jlnicka und Prusjak, sowie auch Wacław Szymanowski, Adam Plug, Alex. Groza, Jos. Prusinowski, Ludw. Niemojewski und Apollon Korzeniowski. An Letzterem möchten wir besonders die Gedankentiefe und das Talent der Anschauung rühmen, wovon er in seinem Drama: „Die Komödie" (Komedya) so glänzende Proben abgelegt hat.

Pol und Kondratowicz sind als diejenigen zu nennen, welche das Feld der Dichtkunst am eifrigsten bebaut haben, und zugleich Gegenstand allgemeiner Sympathieen sind. Der Erstere hat durch die Erhabenheit im Gedanken und die Vollendung in der Form seiner Rhapsodie: „Mohort", die wirklich den Namen eines Meisterwerks verdient, Alles zur Bewunderung hingerissen und die Literatur außerdem noch mit einigen kleineren, aber ebenso gediegenen Arbeiten, als: „Zgoda Senatorska" (Des Senatoren Beistimmung), „Sejmik w Sądowéj Wiszni" (Der kleine Reichstag zu S. VB.) und „Czarna Krówka" (Die kleine schwarze Kuh), bereichert.

Ludwik Kondratowicz hat durch den lieblichen Ton, den er anzuschlagen weiß, und der bald das Gefühl ergreift, bald die Seele mit Sehnsucht erfüllt, sich bereits die Herzen der Leser erobert. Seine Schöpfungen tragen ebenso sehr den Stempel einfachen, wahrheitgetreuen Gefühls, wie sie den Meister in der ästhetischen Form des Verses und in der Handhabung einer an Harmonie, Kraft und Klarheit reichen Sprache bezeichnen. Im Laufe des Jahres beschenkte er die Literatur mit zwei größeren Arbeiten: „Sebastyan Klonowicz" und „Margier", beide in erzählender Form, dann mit „Kęs chleba" (Ein Bissen Brod), dem dramatischen Bildchen „Chatka w lesie" (Das Hüttchen im Walde), „Córa Piastów" (Die Tochter der Piasten), „Gawędy nowe" (Neue Plaudereien), in der dritten Serie, und einer Menge kleiner Gedichte, sowie vortrefflicher Uebersetzungen.

Deotyma, das Wunderfräulein, das man gern und nicht mit Unrecht „die polnische Corinna" nennt, hat imfaufe des Jahres wenig durch den Druck veröffentlicht. Ihr dramatisches Mysterium: „Tomira", trägt zwar die Jahreszahl 1855, gehört jedoch in das vorhergehende.

Von Frau Prusjak haben wir vier Bändchen poetischer Erzählungen, die früher schon einzeln erschienen und nun zu einem Ganzen vereinigt wurden. Sie enthalten „Elżbieta Drużbacka" (Elisabeth D.), sowie den auch von Kondratowicz besungenen „Sebastyan Klonowicz", Erzählungen, welche sich durch schöne und biegsame Sprache empfehlen. Was Frau Jlnicka bis jetzt geschaffen hat, ist in Zeitschriften zerstreut und noch nicht zusammelt worden.

Wacław Szymanowski brachte, außer den Charakter- und Sittengemälden: „Lichwiarze Warszawscy" (Die Warschauer Buchcrer) und „Literacy Warszawscy" (Die Warschauer Literaten), welche zuerst im Feuilleton des Dziennik (Tagblatt) erschienen und mit allgemeinem Interesse gelesen wurden, noch ein dramatisches Gemälde: „Kopernik", das von nicht gewöhnlichem poetischen Talente zeugt. Andere Arbeiten dieser Gattung, über welche sich die Tagespresse sehr anerkennend ausgesprochen hat, liegen noch ungebruckt, und muß deren Beurtheilung einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Gleiches muß in Betreff der zwei Bände Poesien von J. Prusinowski geschehen, die als nächstens erscheinend angekündigt sind. Was die öffentlichen Blätter von diesem Dichter enthalten haben, unter Anderem die im Dziennik aufgenommenen „Sukice obyczajowo-satyryczne", bekundet ein schönes Talent. Die dramatisch bearbeiteten: „Wianek grochowy" (Erbsenkranz) und „List żołozny (der eiserne Brief) lassen vermuthen, daß deren Verfasser, T. Malecki, sein Talent vorzugsweise der Bühne zuwenden werde.

Der „Skarbczyk poezyi" (Poetisches Schatzkästlein), ein Handbuch, das indessen Gedichte, die dem Publikum noch unbekannt sind, nicht aufnimmt, ist fortwährend eine sehr begehrte Erscheinung.

Marcin Wolski's Gedichte in zwei Bänden sind Erinnerungen an die Vergangenheit und als solche nicht ohne Reiz, doch sind es eben nur Verse, die außer dem Kennzeichen einer Epoche, die Alles, das Prosaischeste nicht ausgenommen, in rhythmische Formen bringen will, nicht viel bieten.

Die Erzählung, unter welcher Gestalt sie auch auftreten mag, ist dasjenige, wonach das Publikum gegenwärtig vorzugsweise gern greift. Sie unterhält, indem sie meist zugleich belehrt, und setzt als ein allgemein begehrter Artikel auch sehr zahlreiche Federn in Bewegung. Es beschäftigen sich mit derselben die Koryphäen der polnischen Belletristik: J. J. Kraszewski, J. Korzeniowski, H. Rzewuski, J. Chodźko und Zygmunt Kaczkowski, dann: Włodzimierz Wolski, Alex. Niewiarowski, Tadeusz Padalica, A. Nowosielski, Ad. Ping, Kazimierz Bujnicki, Wilczyński, Dr. Tripplin (Zögling der Königsberger Universität), Groza, Prusinowski, Ciecierkowski, Wieniarski, Fräulein Smigielska, Pauline Wilkońska, Gregorowicz, Kunicki u. A. Sie alle haben ihre Leser und Verehrer, nur mit dem Unterschiede, daß die fünf Ersten Autoren sind, welche das Land mit Stolz die Seinigen nennt, während die Uebrigen sich damit begnügen müssen, von irgend einer Coterie mehr oder weniger emporgehoben und gefeiert zu werden. Ueberall macht sich das lobenswerthe Streben geltend, auf die Verbesserung der heutigen, der Nachzüge sehr bedürftigen Sitten hinzuwirken und mit der Zeit fortzuschreiten. Die Form der Erzählung tritt als eine mit größter Sorgfalt gepflegte hervor, die Bilder und Charaktere sind mit Kraft und Treue gezeichnet, das Leben ist in seinem Innersten erfaßt und lebendig dargestellt, die Sprache endlich dem behandelten Gegenstande stets auf das Genaueste angepaßt. Eigenschaften dieser Art mußten die Erzählung auf die hohe Stufe erheben, auf der wir sie heute erblicken, und die sie mit Recht einnimmt. Unter so bewandten Umständen ist es erklärlich, daß die Kritik nur mit Vorsicht, ja, mit Schüchternheit daran geht, ein Wort der Zurechtweisung oder des Tadels über Werke fallen zu lassen, welche das Publikum von vorn herein in seinen ganz besonderen Schutz nimmt. Sie hätte wohl manchmal das Recht, dem Aufschneider und Renommisten die Wahrheit zu sagen, allein sein Buch wird gelesen, verschlungen, und so hält sie es für verlorene Mühe, den Prediger in der Wüste abzugeben.

Suchen wir nach dem, was während des Jahres 1855 im Fache der Erzählung ans Licht getreten ist, so finden wir es vornehmlich im Feuilleton der Tagespresse, deren Redactionen, von einer sehr richtigen Voraussetzung ausgehend, die besten literarischen Kräfte an sich gezogen haben.

J. J. Kraszewski, der Autor, dem unerkannt der Ruhm gebührt, der polnischen Erzählung denjenigen Aufschwung gegeben zu haben, den wir seit den letzten fünfundzwanzig Jahren an ihr wahrnehmen, veröffentlichte im Feuilleton der Gazeta Warszawska die vier Bände starke Erzählung „Dwa światy" (Zwei Welten), sowie auch die von ihm überarbeiteten „Pamiętniki Ochockiego" (D.'s Denkwürdigkeiten), und zahlreiche Korrespondenzen, Kritiken u. s. w., die wohl auch in kurzem in den Buchhandel kommen werden. Ferner erschienen von ihm im Verlage von Zawadzki in Wilna: „Chata za wsią" (Die Hütte hinter dem Dorfe) und die früher schon durch die Tagespresse bekannte Erzählung „Powieść bez tytułu" (Erzählung ohne Titel). — Wie verlautet, beabsichtigt der Verleger H. Natanson in Warschau eine Gesammt-Ausgabe aller Erzählungen Kraszewski's zu veranstalten, ein Unternehmen, das sicher vom günstigsten Erfolge begleitet sein wird, da viel Werke des genannten Autors, selbst die in zweiter Auflage erschienenen, total vergriffen sind, die Nachfrage nach ihnen jedoch fortwährend eine sehr lebhafte ist. Mit ebenso großem Interesse haben wir vernommen, daß die J. U. Kernsche Verlagshandlung in Breslau mit dem Plane umgeht, die Erzählungen unserer beliebtesten mit Kraszewski's „Ostap", der sich bereits unter der Presse befinden soll, den Anfang zu machen. Wir halten auch dieses Unternehmen für ein ebenso zeitgemäßes, wie lohnendes, und finden es ganz richtig berechnet, daß dasselbe mit einem der schönsten Werke eines Autors beginnt, der alle Eigenschaften besitzt, um bei dem deutschen Publikum Sympathieen zu erwecken.*)

Von J. Korzeniowski ist in Buchform erschienen, was wir bereits in dem Feuilleton unserer Zeitungen gelesen haben, nämlich: „Wdowiec" (Der Witwer) und die zweite und dritte Serie der Erzählungen („Powieści i opowiadania"). Das einzige Neue, was er im Laufe des Jahres, und zwar für das Feuilleton der Gazeta Warszawska geliefert hat, ist: „Spotcznie w Salcbrun" (Die Begegnung in Salzbrunn), ein Bildchen voller Wahrheit und Leben.

Zygmunt Kaczkowski beschenkte die Leswelt mit zwei Erzählungen: „Wouczyta" (Die Enkel; vier Bände im Verlag von Wolf in Petersburg) und „Bajronista" (Der Byronist), welche letztere bis heute noch die Spalten des Feuilletons der Gazeta Warszawska füllt.

Dr. Tripplin schrieb für das Feuilleton der „Gazeta codzienna" (Tägliche Zeitung) „Kobieta z głowę" (Eine Frau mit Kopf). Außerdem erschienen von ihm in Buchform: „Pamiętniki lekarza" (Denkwürdigkeiten eines Arztes) in sechs Bänden, „Lekarz w Szwajcaryi" (Der Arzt in der Schweiz) als Fortsetzung seines „Asmodeusz" und „Wycieczki po stokach Tatrow" (Ausflüge im Tatragebirge).

Gehen wir zu den Büchern verschiedenen, vorzüglich-nützlichen Inhalts über, so finden wir, außer denjenigen, welche, wie die Gebet- und Predigtenbücher, religiöse Gegenstände behandeln, manches sehr Werthvolle, z. B. eine Uebersetzung der interessanten, moralischen Erzählungen Julie Kavanagh's, von Ziemięcka, eine zweite von der „Reise um die Welt auf der Fregatte „Ermantia"" von Dr. Tripplin, „Krótki wykład geografii powszechnej" (Kurzgefaßte Lehre der allgemeinen Geographie) von Czarkowski, „Ekonomia domowa, cxyliprzepisy lyczące su gospodarstwa domowego" (Häusliche Oekonomie oder die häusliche Wirthschaft betreffende Vorschriften) von Bartmański, ein ebenso nützliches wie praktisch eingerichtetes Buch, „O chowie i ulepszeniu rass koni" (Ueber Zucht und Veredelung der Pferderacen) nach Eberhardt, „O bogactwach ubogiego i o ndziach bogaczu" (Ueber die Reichthümer der Armen und das Elend des Reichen) aus dem Französischen, „Dziewięćdziesiąt nej lepszych środków domowych lekarskich" (neunzig der besten medizinischen Hausmittel) nach Hufeland, „Nauka gospodarstwa wiejskiego" (Lehre der Landwirthschaft) nach Schiepf, „Zarząd gospodarstwa wiejskiego" (Einrichtung der Landwirthschaft) von Oczapowski, ein sehr zu empfehlendes Werk, sowie auch eine Menge recht hübsch ausgestatteter Kinder- und Jugendschriften, die im Allgemeinen den Anforderungen der Zeit entsprechen.

Als einen sehr beachtenswerthen Zuwachs zu unserer Uebersetzungs-Literatur betrachten wir Rogalski's „Weltgeschichte, von Cantu", sowie des Geistlichen Ajog „Allgemeine Geschichte der römischen Kirche" von Fran Belijewska, ferner Ohlenschläger's „Cbrreggio" und Goethe's „Künstlers Erdenwallen" von Budzyński, „Oedip" von Kaszewski, „Der Herr von zweihundert Jusein" von Fran Jinicka, und „Arago's populäre Astronomie" von A. Zagórski.

Von den in Warschau erschienenen Zeitschriften erwähnen wir vor Allem die Biblioteka Warszawska (Warschauer Bibliothek, jährlich zwölf Hefte in Groß-Oktav), die auf dem Wege, den sie sich vorgezeichnet hat, rüstig fortschreitet und unbestritten mit zu den bestredigirten Erscheinungen der periodischen Presse gehört, den Pamiętnik religijno-moralny (Religiös-moralische Denkschrift), Rocznik gospodarstwa krajowego (Jahrbuch der inländischen Wirthschaft), Pamiętnik towarzystwa lekarskiego (Denkschrift der medizinischen Gesellschaft), Tygodnik lekarski (Medizinische Wochenschrift), Pamiętnik sztuk pięknych (Denkschrift der schönen Künste), herausgegeben von B. Podczaszyński, Wzory sztuki średniowiecznej (Muster mittelalterlicher Kunst) in zweiter Ausgabe, welche die erste Serie wiederholt, Smętarz Powązkowski (Der Powonsker Kirchhof), ein in Heften erscheinendes Werk, das allgemeinen Beifall findet, Ksiego świata (Das Buch der Welt), mit sehr werthvollen Aufsätzen und geschmackvollen Illustrationen.

Die in Warschau erscheinenden Zeitungen sind: Gazeta Rządowa (Regierungs-Zeitung, polnisch und russisch), Gazeta policyjna (Polizei-Zeitung), Gazeta Warszawska (Warschauer Zeitung), Gazeta Codzienna (Tägliche Zeitung), Dziennik Warszawski (Warschauer Tagesblatt), der kleine Kurjer Warszawski (Warschauer Courier) und das Magazyn mód (Mode-Magazin).

Kalender erschienen bei Strąbski, Jaworski, Unger und Fajond.

Polen hat im Jahre 1855 den Tod bedeutender literarischer Talente zu beklagen. Es trauert um Ignaz Polowinski, den in Petersburg verstorbenen Metropoliten der römisch-katholischen Kirche in

*) In einer der folgenden Nummern beabsichtigen wir, Kraszewski's biographische Skizze" mitzutheilen, welche der oben erwähnten, von J. N. Frie

Digitized by Google

Rußland, um den alten Pastor Mrongovius in Danzig, um J. N. Kamieński in Lemberg, den Uebersetzer Schiller's, um den litthauischen Dichter Jul. Korsak in Nowogrodek, der die Uebersetzungen von Shakespeare's „Romeo und Julie" und Dante's „Göttlicher Komödie" als Andenken hinterläßt, um Andreas Moraczewski in Posen und um den Rechtsgelehrten Dr. Rzesiński und den talentvollen, stets mit spitzer Feder schreibenden Hilary Meciszewski in Krakau. Das Jahr sollte nicht enden, ohne uns noch unseren größten Dichter zu entreißen. Adam Mickiewicz, der Schöpfer des ewig schönen „Konrad Wallenrod", fiel im fernen Osten der Cholera zum Opfer und ruht jetzt neben seinem großen Landsmann Niemcewicz auf dem Kirchhofe Pere Lachaise in Paris.

Frankreich.

Victor Cousin's Frauenbilder.

Der geistreiche französische Philosoph hat sich bekanntlich schon seit längerer Zeit als Portraitmaler der Frauen des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigt und ist dabei wie Pygmalion von seinen eigenen Darstellungen hingerissen worden. Er beschließt jetzt den Cyklus seiner Frauenbilder mit der Platonischen Liebe Ludwig's XIII., der schönen und tugendhaften Hautefort, einer Persönlichkeit, die allerdings geeignet ist, Bewunderung und Interesse zu erregen. Victor Cousin schwärmt mit Recht für sie; er erzählt ihre Lebensgeschichte fast mit der Begeisterung eines Dichters und enthält sich der Weitläufigkeit eines Chronisten, die seine Schilderungen der Herzogin von Longueville, des großen Condé u. s. w. so langweilig machte.

Wir können hier keine Uebersetzung aus Cousin geben, aber um die Heldin seiner neuesten Abhandlung zu schildern, wollen wir die Memoiren der Motteville zu Hülfe nehmen, die uns gerade zur Hand sind. Es heißt darin in der neuen Ausgabe von Riaux (Paris, 1855) Seite 40: Mademoiselle de Hautefort brachte bei ihrem Erscheinen am Hofe Ludwig's XIII. die größte Sensation hervor, sie stach alle die Schönheiten aus, welche ich bisher genannt habe. Ihre Augen waren groß, blau und feurig, ihre Zähne weiß und ebenmäßig, ihre Haut so frisch und rosig, wie es einer Blondine zukömmt. Sie wurde von einer großen Anzahl von Verehrern geliebt, aber es war nicht leicht, ihre Ketten zu tragen, denn sie hatte wohl ein gutes, aber kein zärtliches Herz. Sie war nicht hart, aber streng, und besaß einige Neigung zum Spott, was sie zwar reizend, aber auch furchtbar in den Augen der eitlen männlichen Jugend erscheinen ließ. Der König empfand bei ihrem ersten Anblick eine lebhafte Zuneigung für sie; seine Mutter, Marie von Medicis, bemerkte mit Vergnügen den Funken, welcher in seiner kalten Seele aufglimmte, und beförderte, so viel es in ihrer Macht stand, diese Zuneigung. Es half jedoch der ehrgeizigen Frau nicht zu ihrem Zwecke; sie mußte doch dem Kardinal Richelieu weichen und in die Verbannung gehen, wo sie bekanntlich in Kummer und Elend starb. Ludwig XIII. stellte die schöne Hautefort als Hoffräulein bei seiner Gemahlin an, welche anfangs nicht sehr erfreut über die Nähe dieser Nebenbuhlerin war. Jedoch empfand sie keine Eifersucht, und die strenge Zurückhaltung, welche der König in allen seinen Neigungen bewies, gab ihr auch in der That wenig Veranlassung dazu. Sehr bald liebte die Königin ihr tugendhaftes Hoffräulein wärmer, als der König; sie wurde die innigste Freundin der Hautefort, welche mit ihrem edlen, reinen Sinn die trefflichen Eigenschaften ihrer Gebieterin richtig zu würdigen wußte. Ludwig XIII. empfand lebhaften Verdruß darüber, daß seine Gemahlin ihn bei seiner Geliebten verdrängte; er verbannte sie sogar vom Hofe, als er mehrfache Beweise ihrer Treue für die Königin entdeckt hatte. Er wendete seine Neigung aus dépit amoureux dem anderen Hoffräulein der Königin, der reizenden Louise von Lafayette, zu. Sie war nicht so schön, wie die Hautefort, aber ebenso tugendhaft, und die Liebe des Königs für sie blieb ebenfalls eine rein Platonische. Louise von Lafayette fühlte eine aufrichtige Freundschaft für ihn; sie unterstützte ihn mit Trost und Ermuthigung bei seinen Verstimmungen. Sie hörte seine Klagen über die Tyrannei des Kardinals geduldig an und verrieth nie durch ein leises Wort, was er ihr über diesen allmächtigen Beherrscher des Hofes gesagt hatte. Der Kardinal versuchte alle mögliche Kunstgriffe, Bestechungen und Einschüchterungen, um sie als Spionin gegen den König zu gebrauchen, sie blieb fest und vorsichtig. Aber einen Weg fand der kluge Kardinal dennoch, um ihre Seele zu erschüttern und sie wenigstens von dem Könige zu entfernen, da sie nicht seine Zwecke bei demselben verfolgen wollte; der Kardinal ließ durch den Beichtvater Louisen religiöse Skrupel über die Strafloslgkeit ihres Verhältnisses zum Könige einflößen. Das junge Mädchen wurde in ihrem Gewissen unruhig darüber und beschloß, in ein Kloster zu gehen. Als sie dem Könige diesen Entschluß mittheilte, weinte er den ganzen Tag, erklärte aber, daß seine weltliche Neigung sie nicht der göttlichen Liebe entziehen solle. Er legte ihr kein Hinderniß in den Weg; sie nahm Abschied von ihm im Angesicht des Hofes und in Gegenwart der Königin; die Bewunderung über ihre edle Fassung war allgemein. Der König besuchte sie noch längere Zeit im Kloster und war stets so aufgeregt, wenn er von den Unterhaltungen am Klostergitter zurückkehrte, daß der Kardinal ernstlich fürchtete, sie könnte noch immer zu viel Einfluß ausüben und namentlich ihm durch ihre freimüthigen Aeußerungen schaden. Es war daher sehr erwünscht, daß der König sich wieder der Hautefort zuwendete; der Lebenslauf dieser interessanten Frau schwankte ebenfalls oft zwischen dem Hof- und dem Klosterleben. Victor Cousin verfolgt jede einzelne Situation mit seinen feinen Pinselstrichen und zeichnet sie endlich als Gemahlin des Feldmarschalls Schomberg, als Schriftstellerin, Mitglied des Hotels Rambouillet und schließlich als fromme Wohlthäterin der Armen, die im Geruch der Heiligkeit stirbt.

Die Schlußworte Victor Cousin's deuten an, daß er sich am Ende seiner literarischen Laufbahn glaubt: er nimmt Abschied von den holden Frauenbildern, die in der letzten Zeit sein Studirzimmer mit so viel historisch-romantischen Erinnerungen erfüllten, und sagt, daß er sich der nöthigen Resignation befleißigen werde, um den Glanz der Erfolge zu verschmerzen, den seine Arbeiten nicht errungen hätten, weil er dem politischen Tagesgötzen nicht huldigen könne. Es muß allerdings eine bittere Empfindung für einen solchen Mann sein, in dem Treiben und Lärmen des kleinlichen Ehrgeizes und der gemeinsten Ichsucht vergessen und übersehen zu werden; indessen sollte es ein Trost für ihn sein, daß er rein davon geblieben ist. F. v. H.

Mannigfaltiges.

— M'Crie's „John Knox". Von den gesammelten Schriften des schottischen Kirchen-Historikers M'Crie wird jetzt unter den Auspizien seines Sohnes eine neue, vermehrte und annotirte Auflage veranstaltet, deren erster Band die Lebensbeschreibung des berühmten Reformators John Knox enthält — ein Werk, das schon längst einen Ehrenplatz in der biographischen Literatur Englands einnimmt.*) Selbst ein Geistlicher der schottischen Presbyterial-Kirche, war M'Crie von der wärmsten Sympathie für den Apostel derselben beseelt und daher kaum geneigt, seinen Gegnern und namentlich der unglücklichen Maria Stuart, vollständige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; aber wenn man auch den Ansichten des Verfassers nicht in allen Punkten beipflichtet, so wird doch Niemand das Talent und den Fleiß verkennen, mit dem er das widerstrebende Material bewältigt und eine der verworrensten Perioden seiner vaterländischen Geschichte in lichtvoller Uebersichtlichkeit dargestellt hat. Daß er übrigens, trotz aller Vorliebe für seinen Helden, nicht in den Fehler verfallen ist, die Wirksamkeit desselben zu überschätzen, beweist seine Parallele zwischen ihm und den deutschen und schweizerischen Reformatoren. „Knox", sagt er, „hatte in persönlicher Unerschrockenheit und populärer Beredtsamkeit eine auffallende Aehnlichkeit mit Luther. In seinen religiösen Gefühlen, in der Strenge seiner Sitten und in einer gewissen tiefsinnigen Melancholie, die seinen ganzen Charakter durchdrang, stand er Calvin näher. Mit Zwingli war er verwandt durch seine warme Anhänglichkeit an die Grundsätze der bürgerlichen Freiheit, wie dadurch, daß seine Bestrebungen für die Reformation der Kirche Hand in Hand gingen mit dem steten Bemühen, die politische Lage des Volkes zu verbessern. Nicht daß ich unseren Reformator auf gleiche Höhe mit jenem erhabenen Triumvirat stellen will. Der große deutsche Reformator ist von einem Glanze umgeben, der zum Theil aus dem inneren Heroismus seines Charakters hervorging, zum Theil der äußerliche Reflex der imposanten Stellung war, die sein langer und zweifelhafter Kampf mit dem römischen Hofe ihm in den Augen von ganz Europa verlieh, und der ihn weit über alle Anderen erhebt, welche dieselbe glorreiche Laufbahn betraten. Der Genfer Reformator übertraf Knox an umfassender theologischer Gelehrsamkeit und in der unvergleichlichen Solidität und Klarheit seines Urtheils. Der Kirchenverbesserer von Zürich stand ihm zwar in männlicher Beredtsamkeit und kühnem Muthe nach, war ihm aber in Selbstbeherrschung, in Klugheit und in jener Redekunst überlegen, die sich in das Herz stiehlt, überzeugt, ohne zu reizen, und herrscht, ohne den Ton der Autorität anzunehmen. Aber obgleich er nicht an diese ersten Drei hinaufreicht, kenne ich doch unter den eminenten Männern jener Zeit keinen Namen, der es so wohl verdient, in zweiter Linie neben den übrigen genannt zu werden, als der des Knox, gleichviel, ob wir die Talente betrachten, mit denen er begabt war, oder die wichtigen Dienste, die er geleistet hat."

*) The Works of Thomas M'Crie, D. D. A New Edition. Vol. I.: Life of John Knox. Edinburgh & London: W. Blackwood & Sons. 1855. Berlin, A. Asher & Comp.

Verantwortlich redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin franco Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedit. Neumann, Mauerstraße Nr. 87), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 35. Berlin, Donnerstag den 20. März 1836.

Rußland.

Die russische Literatur im Jahre 1835.

Das verflossene Jahr ist, trotz der Kriegsstürme, welche Rußland heimsuchten und es zwangen, seine Kräfte fast bis zur Erschöpfung anzuspannen, für die Literatur dieses Landes nicht ganz unfruchtbar gewesen. Ueberhaupt hat sich in derselben weder ein besonderer Aufschwung, noch ein Stillstand bemerkbar gemacht; sie ist so ziemlich in demselben Geleise geblieben, in welchem sie sich während des letzten Luftraums bewegt hat, und ihre Productivität unterscheidet sich von früheren Jahren nur durch die große Anzahl von kriegerischen und patriotischen Gelegenheitsschriften, zu denen die Tagesereignisse Veranlassung gaben und denen sich eine Fluth von Herzensergießungen in Prosa und Versen anschloß, welche der Tod des großen Zaren hervorrief.

In die Kategorie der Gelegenheitsschriften gehört auch eine Sammlung von Gedichten, die von Apollon Majkov unter dem Titel: „1854" veröffentlicht wurden. Unter den neueren russischen Dichtern nimmt Majkov eine der ersten Stellen ein; namentlich haben seine anthologischen Poesieen ihm bei seinen Landsleuten einen großen und nicht unverdienten Ruf erworben; indessen gehen die Kritiker zu, daß sein „1854" hinter den Kriegsgesängen Jakowlitsch's aus dem Jahre 1812 und Puschkin's aus dem Jahre 1831 zurückbleibt, und schreiben dies dem Mangel an poetischem Geiste zu, an welchem unser Zeitalter so entschieden laboriert. Ein Veteran der russischen Literatur, Nestor Kukolnik, der stark in Patriotismus macht und unter Anderem die Schlacht von Sinope durch ein Theaterstück verherrlichte, das seiner Zeit großes Aufsehen erregte, ist mit einem melodramatischen Gedicht „die Belagerung von Asow" (Азовское сидѣніе) hervorgetreten, das ebenfalls in Hinblick auf die Gegenwart geschrieben ist und die Vertheidigung von Asow im Jahre 1641 gegen die Türken zum Vorwurf hat. Wahrscheinlich sollte Asow als ein Pendant zu Sebastopol dienen, indem der Verfasser sich mit der Hoffnung schmeicheln mochte, daß die Belagerung der Heroinenschen Beste, wie die der Tanaisstadt, mit dem Abzug des Feindes enden würde. Als Kuriosum ist zu erwähnen, daß auch der ehemalige Ober-Befehlshaber in der Krim und jetzige Vice-König von Polen, Fürst Michael Gortschakov, unter den moskowitischen Tyrtäus figurirt; ein von ihm gedichtetes und von Herrn Alexei Lwov, dem Komponisten der sogenannten russischen Volkshymne, in Musik gesetztes Kriegslied soll sich im Heere wie im Publikum einer nicht geringen Popularität erfreuen.

Ein durch frühere Arbeiten vortheilhaft bekannter Dichter, Polonskij, hat im verflossenen Jahre einen neuen Band Poesieen herausgegeben, die von der Kritik recht günstig beurtheilt werden. Von Mei, dem Verfasser der Tragödie „Servilia", der seine Themata vorzugsweise der antiken Welt entnimmt, ist eine Reihe dramatischer Scenen aus dem Leben Nero's erschienen, die sich durch die glänzende Darstellung und die stylistische Meisterschaft empfehlen, welche diesem Dichter eigen sind. Von Ostrowskij und Potjechin wurden Lustspiele geliefert, welche, die von Gogol eingeschlagene Richtung verfolgend, die Gebrechen des russischen Sozialsystems mit überraschender Offenheit bloßlegen; von Markov ein Trauerspiel „Diokletian", das sich nicht so sehr durch poetischen Verdienst, als durch übermäßige Länge und den Umstand auszeichnet, daß nicht weniger als neunundsechzig Personen darin auftreten. In Tiflis erschien ein Almanach „Surna", welcher interessante Schilderungen aus dem Leben im Kaukasus enthält, in Kiev eine Sammlung kleinrussischer Volkslieder, die in Sprache und Charakter von den großrussischen stark abweichen und sich eher den polnischen nähern. Unter den Uebersetzungen nennen wir eine Version des Dante, von Dmitrij Min, im Versmaß des Originals und mit erklärenden Noten, deren Herausgabe vor mehreren Jahren begonnen wurde und welche jetzt vollendet ist; dann eine Bearbeitung von Humboldt's „Ansichten der Natur".

Zu den interessantesten Erscheinungen des verflossenen Jahres gehört der lange erwartete zweite Band von Gogol's „todten Seelen", oder vielmehr ein Bruchstück desselben, aus fünf Kapiteln bestehend, lasse gefunden hat. Es ist schwer, sich ein richtiges Urtheil über dieses Werk zu bilden, das im Vaterlande des Dichters mit so leidenschaftlicher Bewunderung aufgenommen wurde und eine eigene Schule ins Leben rief, die noch jetzt in der russischen Belletristik prädominirt. Auf den Ausländer macht es denselben abstoßenden Eindruck, den im vorigen Winter die Lektüre des Gogolschen „Revisor" auf das in den Räumen der Berliner Sing-Akademie versammelte Publikum hervorbrachte. Der talentvolle von den zahlreichen Nachahmern Gogol's ist Iwan Turgenjev, dessen „Memoiren eines Jägers" auch im deutschen Gewande erschienen sind, und welcher fortfährt, die russischen Journale mit novellistischen und dramatischen Skizzen zu versehen. Dankovskij schildert in seinem „Buckeligen" (Горбунъ) die Leiden und Freuden des russischen Bauernstandes, Druzinin in der „Legende aus Kiselowsk" das Treiben an einem kaukasischen Badeort, Theophil Tolstoi in den „drei Lebensaltern" die muskalischen Zustände Petersburgs. Ein bedeutendes Talent hat die russische Literatur in dem Grafen Leo Tolstoi gewonnen, der bisher unter der Chiffre L. N. T. schrieb und neuerdings mit anziehenden Darstellungen aus dem Krimfeldzuge aufgetreten ist, an welchem er persönlich theilgenommen. Auffallend ist es, daß, trotz der Erbitterung gegen das „perfide Albion", die sich seit Anfang des Krieges in Zeitungsartikeln, Spottgedichten und Karikaturen ausspricht, die volumindsen Hefte der russischen Monatschriften sich noch immer mit Uebersetzungen von englischen Romanen und Erzählungen füllen, während die französischen, bei aller Vorliebe für diese Nation, die man in gewissen Kreisen an den Tag legt, fast ganz vernachlässigt sind.

Für das historische Fach war das abgelaufene Jahr ein mehr als gewöhnlich ergiebiges. Von der „russischen Geschichte" des Professors Kolowjew in Moskau — umfreitig das bedeutendste Werk, das seit Karamsin über diesen Gegenstand erschienen — wurde der fünfte Band ausgegeben, von den „historischen Untersuchungen" des Professors Pogodin der sechste. Das hundertjährige Jubiläum der Universität Moskau, das am 24. Januar 1835 gefeiert wurde, gab zu einer Reihe von Werken Anlaß, unter Anderem zu einer Geschichte dieser Hochschule vom Professor Schewyrev, zu einer Sammlung der Biographieen sämmtlicher Professoren und Dozenten, die im Laufe des Säkulums an derselben thätig waren, einer Geschichte der slavisch-griechischen Akademie in Moskau, von Smirnow, einer Abhandlung über den Ursprung der slavischen Schriftzeichen, von Bobjanskij ꝛc. Ueber das alte russische Recht schrieben Fedor Ustrjalov, Iwan Engelmann, Dmitrij Meier und Gladkov. Der fleißige Linguist Hilferding veröffentlichte gründliche Studien über die baltischen Slaven, der General Beskornilowitsch über die Bewohner Weißrußlands, der Probst Kirkor über die Geschichte Lithauens. Von dem Fürsten Peter Dolgorukij erschien eine genealogische Geschichte des russischen Adels, von Alexander Lakier eine „russische Heraldik", von Iwan Liprandi Bemerkungen über den Feldzug von 1812, von dem General Ortenberg eine Geschichte des Feldzugs von 1813. Eine interessante Persönlichkeit lernen wir durch eine Biographie des verstorbenen Protohierei Golubinskij, Professors der Philosophie an der geistlichen Akademie in Moskau, kennen, der mehrere Jahre hindurch mit Schelling im Briefwechsel stand, mit dem er in dem Bestreben, die Philosophie mit der Religion zu versöhnen, zusammentraf. Das von Starzewskij redigirte „encyklopädische Lexikon" ist mit dem zwölften Bande vollendet und von der Seddelerschen „Militair-Encyklopädie" eine zweite Auflage veranstaltet worden. Die der klassischen Literatur gewidmeten „Propyläen" sind bis zum fünften Bande gediehen; außerdem erschienen mehrere philologische und archäologische Schriften, worun wir Blagowjeschtschenskij's Abhandlung „über die literarischen Parteien in Rom zur Zeit des Augustus" und Kaburov's Untersuchungen „über die alten Handelsstraßen der Griechen" namhaft machen.

In das Gebiet der Reiseliteratur gehören Gontscharov's „Russen in Japan" (Русскіе на Японіи), ein Bericht über den zweimaligen Besuch der Escadre des Admirals Putjatin im asiatischen Inselstaat, wovon der letzte durch das Scheitern der Fregatte „Diana" während des großen Erdbebens im Hafen von Simoda so unglücklich für die

Digitized by Google

durch seinen „Traum Oblomow's“ und andere Novellen als geistreicher Erzähler bekannt, und die Beschreibung seiner Reisefahrten gewährt eine höchst unterhaltende Lektüre. Wladimir Jakowlew's „Reisebriefe aus Benedig, Rom und Neapel“ fesseln durch pittoreske Darstellung und ein nicht gewöhnliches Beobachtungstalent. Auf religiös-asketischem Boden bewegen sich Andrei Muraview's „russische Thebaide“, Victor Kaminskji's „Erinnerungen eines Pilgers im gelobten Lande“ und des Mönchs Parsenji Wanderungen durch Rußland, die Moldau und die Türkei nach Jerusalem. Die Publicationen der Petersburger geographischen Gesellschaft fahren fort, die Ethnographie des russischen Reichs nach allen Richtungen auszubeuten und die Lücken auszufüllen, welche die Kenntniß dieses ungeheuren Länder-Komplexes noch immer darbietet und wohl noch lange darbieten wird. Von dem Buchhändler Pluchart in Petersburg wurde eine „Reisebibliothek“, von Swirbin eine „Eisenbahn-Bibliothek“ herausgegeben, von dem Professor Wernadskji in Moskau endlich eine russische Bearbeitung der Tagebuchförmlichen „Etudes sur les forces productives de la Russie“ mit Erläuterungen und Zusätzen begonnen.

In der Journalistik haben im Verlauf des Jahres nur wenige Veränderungen stattgefunden. Die Otétschestwennyja Sapiski zeichnen sich nach wie vor durch Gediegenheit und Mannigfaltigkeit des Inhalts aus, obgleich sie den Slawophilen, den sie vor 1848 einnahmen, wo Männer, wie Alexander Herzen, Fedor Dostojewskji, Bjelinskji und W. Majkow zu ihren thätigsten Mitarbeitern zählten, nicht wieder erreicht haben. Ihnen zunächst steht der Sowremennik, der die Arbeiten Turgenjew's, Panajew's, Druzinin's, Pisemskji's, des Grafen Tolstoi und anderer renommirten Schriftsteller aufnimmt, während die „Lesebibliothek“ ihre einstige Berühmtheit ganz eingebüßt hat und unter den Händen Starcewskji's immer mehr in Verfall geräth. Das einzige in Moskau erscheinende literarische Journal, der „Moskwitjanin“, erhält mit dem 1. Januar 1856 einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Russkji Wjestnik, dessen Redacteur, der Professor Kaltow, ein in Deutschland gebildeter Gelehrter, durch die seither von ihm veröffentlichten philosophischen und philologischen Schriften ein günstiges Vorurtheil für seine künftigen Leistungen erweckt. Ein zweites neues Journal, „die russische pittoreske Bibliothek“, wird von Xenophon Polewoi in Petersburg herausgegeben; dagegen ist die von dem Professor Ussow redigirte ökonomisch-technologische Zeitschrift Possrednik (der Vermittler) mit dem Schlusse des Jahres 1855 aus Mangel an Abonnenten eingegangen.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Dritter Monats-Bericht. 1856.

(Fortsetzung.)

Aber so viel scheint aus der Geschichte der Menschheit hervorzugehen, daß sie unter den Fahnen der „Freiheit“, als solcher, nie besonders aus Blutvergießen, Irrthum, Wahn, Fanatismus und Heuchelei herauskam. Erst, wenn man dem Protest von Begriff: Freiheit ganz bestimmte menschliche Interessen und Ideen unterlegte, ward zweilen etwas daraus. Ich glaube deshalb auch, daß man endlich für Beurtheilung und Behandlung menschlicher Verhältnisse und Beziehungen eine andere Terminologie ausfindig machen sollte, als Freiheit und Knechtschaft, und wie die Spielarten derselben sonst lauten. Freiheit ist eine Negation, das Nichtvorhandensein von Banden und Bandagen, von Grund und Boden, von Wegen und Stegen darauf, von Ausgangspunkten und Zielen, von Zug- und Triebkräften. Damit läßt sich nichts anfangen. Diese Negation hält kein Mensch lange aus, und nie und nirgends hat man daher Menschen und Völker während der fanatischer gesehen, als wenn es galt, diese Freiheit mit Gewalt zu etabliren und von der andern Seite wieder mit Gewalt, Mord und Todtschlag loszuwerden. Auf beiden Seiten waren die Helden Tyrannen. Theorem weiß nach, daß das Auge dazu geschaffen und eingerichtet sei, weißes Licht zu sehen. Wir aber alle wissen, daß wir gern dieser Einrichtung und Bestimmung des Auges trotzen und uns deshalb mit Farben umgeben. Wir haben dafür die Autorität der Sonne, welche nach Goethe nichts Weißes duldet und immer Alles mit Farben beleben will, obgleich sie selbst die ewige Schöpferin des weißen Lichtes ist. Sie hält von ihrem Rohprodukte selbst nichts und detaillirt es blos in verschiedenen Schattirungen, welche Farben sind. Es wäre mir deshalb beiläufig auch lieb, wenn Preußen die beiden Abstracte der Farbe, die auf nationalen Schilderhäusern und Schlagbäumen sich winden, in positive Farben verwandelte, wie es die Sonne mit ihrem Lichte, wie es die Geschichte mit ihrer Freiheit macht. Sie will die Freiheit als solche ebenso wenig, wie die Sonne ihr weißes Licht, sie will Licht und Schatten, Farbe, bestimmte Verwirklichungen auf dem abstrakten Schatten der Erde. Und wenn sich daher die Menschen erst daran gewöhnten, statt der Alles, daher Nichts sagenden Phrasen von Freiheit und Knechtschaft, bestimmte Brechungen und Farben derselben auf ihre Fahnen zu malen und in ihren Kopf und in ihren Mund zu nehmen, wäre gewiß schon viel gewonnen, namentlich jetzt, wo die Freiheit fast keinen anderen Werth mehr hat, als daß man die Polizei auf den Hals kriegt, wenn man sie nennt. Und wenn uns auch die Polizei ungeschoren ließe, tömmt unser nächster Nachbar und oft bester Freund und fragt tückisch und mit verhaltenem Grimm: Was für eine Freiheit meinst Du, und sofort ist die große französische Revolution wieder im Kleinen fertig, so daß man Gott dankt, wenn sich die Polizei einmischt und dem Streite ein Ende octroyirt. Man muß die Freiheitsphrase, bei der Jeder an Aufhängen oder Guillotinirung irgend einer Menschenklasse, wenn nicht der absoluten Majorität, denkt, sich ganz abgewöhnen und dafür Studium und Diskussion der Naturgesetze, der klimatischen, ökonomischen und sozialen Bedingungen, unter denen Menschen und Völker stehen und fallen, einzuführen suchen. Auf diesem Wege würden Politik, Geschichte u. s. w. vielleicht eine Wissenschaft und eine Wissenschaft des Lebens, der Glückseligkeit dieses Lebens, während sie jetzt als Lügen- und Phrasengewebe Köpfe und ganze Völker verwirren.

Bei den Negern ist Freiheit ein Schimpfwort, bei den Engländern eben auch und bei den Deutschen das Gebundensein durch Dienst und Uniform eine Ehre, auf die im Durchschnitt blos der tückisch ist, der nicht darin steckt. Wenn dem Neger gedroht wird, daß man ihm seine Freiheit geben werde, wirkt das gerade so auf ihn, wie auf den Mann in Dienst und Uniform, wenn ihm mit Entlassung oder, wie auf den Nicht-Uniformirten, wenn ihm mit Einstecken gedroht wird. Alle drei Fälle haben das mit einander gemein, daß Jedem mit einer Aufhebung der Bedingungen, unter denen er sich glücklich fühlt, unter denen er sein Interesse befriedigen zu können glaubt, gedroht wird. Dem Neger erscheint der negative Begriff der Freiheit in seiner ganzen Grausamkeit des Leeren und Gehaltlosen. Der Weiße verbindet allerdings nicht die ganze Grausamkeit des Begriffes damit, aber doch immer ein bestimmtes Defizit für sein Interesse, wenigstens das, die Freiheit auch der übrigen Menschen werde ihn beeinträchtigen, so daß sich seine freie Stimme fast immer zuerst dahin äußert, daß Dies und Das verboten werden müsse.

Ich habe nun räsonnirt genug und fürchte mich immer noch, daß anständige Leute auftreten, ja, zornroth aufspringen könnten und schreien: „Aber nun hört doch Alles auf, wenn die Sklaverei sogar mit philosophischem Anstrich vertheidigt werden soll! Freiheitsverräther!“ Das klingt furchtbar, aber was hilft das Alles, wenn man sogar die häßlichen Neger mehr liebt, als Phrasen! Wenn man die Glückseligkeit warmer, wirklicher Menschen höher stellt, als die „gesinnungstüchtige Konsequenz einer Prinzips!“

Hier einige Stellen aus Miß Murray's Buche: „Der Hotelbesitzer an den Schwefelquellen in Virginien hatte einen geschickten, aktiven, schwarzen Kellner, aber er war ein muthwilliger Junge. Nach einem Akte besonderer Mißführung rief der Herr seinen Sklaven zu sich. „Du bist ein unverbesserlicher Schurke, Horace, ich will nichts mehr mit Dir zu thun haben. Da, hier hast Du einige Dollars und Deinen Freibrief. Mach Dich fort nach Kentucky und laß Dich nie wieder sehen.“ — „„Kann wirklich nicht, Massa; will nicht gehen, Massa!““ — „Willst nicht? Aber Du mußt! Du hast Verstand genug, für Dich selbst zu sorgen.“ — „„Thu's nicht, Massa! Nämlich die Sache ist, kann mich durchaus nicht mit den freien Negern da vertragen.““ Und Horace blieb, obgleich er Prügel bekam. Aber es ist auch schwer, einen Neger fortzuwerben, der nicht gehen will. Das einzige Mittel ist: ihn verkaufen. Aber respektable Sklavenbesitzer lieben diese Art nicht, und so ist und bleibt es schwer, einen lästigen Sklaven loszuwerden. Oft werden die Herren Sklaven ihrer Sklaven. Ich wiederhole hier, was meine Freunde in England gewiß nicht so leicht glauben wollen, daß im Durchschnitt die südlichen Sklaven-Eigenthümer ihre peinlichen und oft provozirenden Pflichten gewissenhaft erfüllen, und ich mehr Gemächlichkeit, Heiterkeit und Zufriedenheit, mehr religiösen Sinn unter den Negern der südlichen Staaten gefunden habe, als unter den freien Klassen im Norden oder in England.“

„Während ich hier schreibe, tritt eine schwarze Frau herein. Sie kommen und gehen, just wie es ihnen einfällt, ohne zu klopfen, so daß man die Thür schließen muß, wenn man nicht inkommodirt werden will. Die Neger sind neugierig und kommen gern, um nach allerhand zu fragen und zu sehen, was man gerade vorhabe. So fragt Emilie, ob sie nicht das Bett machen dürfe, während ich schreibe. Da ich selbst zu etwas Unterhaltung aufgelegt bin, sage ich „Ja!“ Sie erzählt mir von der Glückseligkeit ihrer Schwargen, daß sie in Virginien aufgewachsen und hier; er nach Richmond gekommen sei, daß Herren und Herrinnen ihre Leute sehr gut behandelten, daß sie einen Mann und drei Kinder habe, alle noch sehr klein. Sie thut kleine Arbeiten nach Tische, daß aber ihre Leute selten nach Tische arbeiteten. Währenddessen knuspert und kaut sie fortwährend. Sie haben in der Regel ein bestimmtes Quantum von Arbeit fertig zu machen, was sehr schnell geht, wenn sie wollen. Daß die Schwarzen keinen Speck leiden können, sondern lieber Tages dreimal frisches Fleisch und was sie sonst gern haben. Sie

war im höchsten Grade erkannt, als ich ihr erzählte, daß die arbeitenden Klassen in England sehr oft überhaupt kein Fleisch kaufen könnten und nicht so viel Feuerung, als sie gegen die Kälte brauchten: „Gott sei uns gnädig, Miß'ad, das ginge hier durchaus nicht so. Haben doch viele von uns Farbigen beinahe ebenso viel Juwelenschmuck, als ihre „Miß'uffes“.“ Sie kriegen ihren eigenen Willen auf irgend eine Weise erträglich genug und bitten oft, verkauft zu werden, wenn sie nicht gut behandelt werden. Emilie dachte, in England hätten die Leute ganz vollkommen ihren eigenen Willen: Menge zu essen und zu trinken, Menge Putz, keine Arbeit. Hier verachten sie ihre freien Farbengenossen. Einer Sklavin ward ihre Freiheit in meiner Gegenwart angeboten. Sie nahm dies sehr krumm und sagte: „Missus, ich weiß, was die freien Neger sind, ich hoffe, daß ich nie frei sein werde, Missus!“ Ein Sklave, der sich mit einem Anderen zankte, schimpfte endlich seinen ganzen Vorrath durch und endete mit der Klimax alles Schimpfes: „Du sein 'n verdammter Nigger ohne Herrn!“ Die freien Neger sind durchweg liederlich, arm und elend. Daher diese Klimax. Der sprüchwörtliche Schimpf unter ihnen ist: „Du so schlecht sein, wie'n freier Nigger.““

Ich will keine Anzüge weiter geben. Sie laufen alle auf dieselbe Erfahrung, dieselbe Moral hinaus. Und so ist wirklich eine hochgebildete, ihre Christlichkeit nicht selten pointirende Dame aus den Kreisen, welche einst in sammetnen und seidenen und bejuwelierten Schaaren den amerikanischen Damen zu Füßen fielen, sie möchten um Gottes und um Jesu Christi Willen die Sklaverei abschaffen, als Vertheidigerin dieser Sklaverei, zum Trotz ihrer Stelle, zum Trotz gegen ihre Königin, zum Trotz gegen alle die hohen Sutherlands, erstanden! Sie berichtet Erfahrungen, Erlebnisse und findet das Schicksal der freien Arbeiter in England und Amerika dagegen entsetzlich, roh, erbarmungslos, verlassen, unmenschlich, unchristlich. Sie ist nicht Vertheidigerin der Sklaverei, sondern der Humanität, der familiären Gemüthlichkeit, des Erbarmens, des Humors, welche durch die Abhängigkeit der Sklaven befördern und sklavischen Familien von einander sich gebildet haben. Der Sklave hat Rechte, welche dem freien Arbeiter nie zugestanden werden, Rechte an die Menschlichkeit seiner Herren, die, weil sie nicht juristisch sind, und nur an das Herz, an die Ehre, an das Interesse der freien Herrschaften appelliren, von gebildeten Herrschaften, namentlich Frauen, um so ängstlicher und gewissenhafter zugestanden werden. Wenn der freie Arbeiter nicht mehr zu brauchen ist, wird er weggeworfen. Der Arbeitgeber fragt nicht danach, ob er direkt mit Frau und Kindern verhungert. Er ist frei und muß für sich selbst sorgen. Das ist das Unmenschliche, Tyrannische in der Freiheit. Was hilft sie ihm gegen Bäcker, Fleischer, Exekutor? Der Sklave wird krank. Der roheste Herr will ihn nicht gern verlieren. Er schickt zum Doktor, wie der Bauer zum Viehvarzt oder Kurschmied wegen einer kranken Kuh. Die Frau schickt ihm Suppe, die Tochter setzt sich an das Bett der kranken Sklavin, und ihr weiches, weißes Wort drängt die rührendsten Thränen auf die schwarzen Backen und pflanzt einen Baum der Liebe, der Dankbarkeit, der unverwüstlichsten Verehrung und Anhänglichkeit in den dunklen schwarzen Herzen. Was that dagegen die Freiheit zwischen Arbeitgebe und Arbeiter? Aber deshalb darf man doch die Freiheit nicht verdächtigen. Nein! nein! Das Prinzip muß gelten, die Freiheit muß in Ehren gehalten und so despotisch werden und bleiben, wie es, die unterstrichen, in meinen Studentenfesten steht. Sie ist und bleibt die Sonne des Lebens, aber das Leben besteht aus farbigen Verkörperungen des Lichts. Und diese schönen, warmen Farben in den Abhängigkeitsverhältnissen, den herzlichen, gemüthlichen, humanen Beziehungen zwischen Sklaven und ihren Herrschaften, wie sie Miß Murray sieht und schildert, machen alle Freiheitsprinzipien zu jämmerlichen Rossinanten und deren Prinzipienritter zu Don Quixotes. Was kann ich dafür!

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Longfellow's „Lied von Hiawatha“.*)

„The Song of Hiawatha“ ist das mit Recht gefeiertste Longfellow neueste Werk, das sich würdig seinen früheren Schöpfungen anreiht. — Hiawatha war der Manco Capac, der Kadmus, der Cekrops der nordamerikanischen Indianer. Er war bei den Stämmen unter verschiedenen Namen bekannt, Hiawatha aber war der beliebteste. Er unterwies seine Brüder in den Künsten des Friedens, allerdings nicht mit dem Erfolg, wie seine germanischen und griechischen Sendungsgenossen. In zweiundzwanzig Sagas oder Gesängen wird nun das Leben Hiawatha's auf Erden beschrieben, beginnend mit dem Zeitpunkte, wo Gitche Manito, der Meister des Lebens, sich niederlassend auf dem großen „Rothen Pfeifen-Steinbruch“, aufrecht stand, die Stämme der Menschen zusammenrief und den streitenden Nationen Frieden verkündete, ihnen das Kalumet reichte und einen Propheten verhieß:

„Will Euch senden einen Seher,
Einen Retter Eurer Stämme,
Der Euch lehrt und der Euch leitet,
Mit Euch strebt und mit Euch bulbet;
Hört Ihr seinen Wort und Rathe,
Bleibt Ihr Euch und werdet glücklich;
Achtet Ihr nicht seiner Warnung,
Weiht Ihr hin und müßt verderben!

Das Gedicht verläuft dann bis zu dem Tage, wo Hiawatha, nachdem er geboren und aufgezogen war, gefastet und gearbeitet, gefreiet und geheiratet, gefäet und geärndtet, gefeiert und gesungen hatte, den „schwarzgeliebten Häuptling, das bleiche Gesicht“, in seinen Wigwam aufnahm und ihn den Indianern vorstellte, die nachdenklich lauschten des Fremdlings neuer Botschaft

Von Maria, der hell'gen Jungfrau
Und dem Gottessohn, dem Heiland.

Die Diction in trochäischen reimlosen Versen harakterisirt den Dichter selbst am besten:

Die Ihr eines Volk's Legenden,
Eines Stamm's Balladen liebet,
Die, gleich Stimmen aus der Ferne,
Heimlich uns zu lauschen laben,
Die so einfach kindlich klingen,
Daß kein Ohr mag unterscheiden,
Ob gesungen sie, gesprochen, —
Lauschet diesen Märchen Indiens,
Diesem Lied von Hiawatha!

Aus der Reihe der wundervollen Gemälde heben wir ein einziges heraus, das Zeugniß ablegen mag von der Naturtreue der Schilderung, der Kraft der Gestalte, dem Treffenden des Ausdrucks, die diesem hochbegabten Sänger eine der ersten Stellen unter seinen Brüdern in Apollo anweist. Es ist die Legende, die den Bau eines Kanots von Hiawatha beschreibt.

„Gieb mir deine Rind', o Birke,
Deine gelbe Rinde, Birke!
Die du bei des Flusses Rauschen
Hoch und kastlich wächst im Thale!
Will ein leichtes Boot mir bauen,
Dan'n ein schnelles Boot zum Fahren,
Hin soll's gleiten auf dem Flusse,
Wie das gelbe Blatt im Herbste,
Wie die gelbe Wasserlilie!

„Wirf den Mantel ab, o Birke!
Wirf dein kaschen dein weißes Fell ab,
Denn der Sommer ist gekommen,
Warm am Himmel steht die Sonne,
Und du brauchst kein weißes Fell mehr!“
Kam rief also Hiawatha
In dem abgelegnen Walde,
Bei dem Rauschen Taquamena's,
Als die Vöglein lustig sangen,
In dem Mond der Blätter sangen,
Und die von dem Schlaf erwachte
Sonn' emporstieg und ihn lockte:
„Siehe mich, die große Sonne!“

Und der Baum mit allen Zweigen
Rauscht hinaus in Morgenlüfte,
Jüsternd mit gebeug'tem Seufzer:
„Nimm den Mantel, Hiawatha!“

Mit dem Messer ritzt den Baum er,
Unter seinen feinsten Zweigen,
Ueber seiner Wurzel schnitt er,
Bis der Saft daraus hervorquoll;
Und von oben dann nach unten
Spaltet er vom Stamm die Rinde,
Klaffte sie mit einem Holzkeil,
Schält sie unversehrt vom Stamme.

„Gieb mir deine Zweige, Ceder!
Deine biegsam starken Zweige,
Halthar meinen Kahn zu machen,
Daß er stärker sei und fester!“

Aus der Ceder höchstem Wipfel
Schall ein Klang, ein Schrei des Schreckens,
Drang ein widerstrebendes Murren;
Doch sie flüstert dann sich beugend:
„Nimm die Zweige, Hiawatha!“

Und er hieb der Ceder Zweige,
Flocht sie starks dann in einander,
Formte starks sie wie zwei Bogen,
Wie zwei aufgespannte Bogen.

*) Das Lied von Hiawatha, nach H. W. Longfellow, deutsch von Adolf Böttger. Leipzig, Brockhaus. [illegible]

Digitized by Google

„Gieb mir auch von deinen Wurzeln,
Lärchenbaum, die zähen Fasern,
Meinen Kahn zusamm'anbinden,
Dessen Enden so zu binden,
Daß das Wasser nimmer eindringt,
Daß der Fluß mich nimmer naß macht!"

Und an allen Fasern zitternd,
Schonert' in die Luft das Stämmchen
Und berührt ihn mit den Büschelu;
Dann mit tiefem Seufzen sprach es:
„Nimm sie all', o Hiawatha!"

Aus der Erde riß er eilig
Von dem Baum die zähen Fasern,
Schnürt' die Rinde dicht zusammen,
Band sie dicht zu einem Flechtwerk.

„Gieb mir deinen Balsam, Tanne,
Deinen Balsam und dein Harz mir,
Um die Fugen zu verkleben,
Daß das Wasser nimmer eindringt,
Daß der Fluß mich nimmer naß macht!"

Und die Tanne, hoch und düster,
Schluchzte, daß die Aeste knarrten,
Und im dunkeln Kleide rauschten,
Wie von Kieseln eine Küste;
Klagend sprach sie, weinend sprach sie:
„Nimm mein Harz, o Hiawatha!"

Und er nahm die Balsamthränen,
Nahm das Harz des Tannenbaumes,
Schmierte damit jede Fuge,
Machte wasserdicht die Ritzen.

„Gieb mir deine Stacheln, Igel!
Alle deine Stacheln, Igel!
Einen Halsschmuck will ich machen,
Einen Gürtel für mein Liebchen,
Und zwei Stern' als Schmuck des Busens."

Aus gehöhltem Baume blinkte
Mit verschlaf'nem Aug' der Igel,
Pfeilen gleich schoß er die Stacheln,
Sprechend mit verdroß'nem Murren
Durch die Wirrniß seines Schnauzbarts:
„Nimm die Stacheln, Hiawatha!"

Und er sammelte die Stacheln,
All' die kleinen, glanzgen Pfeile,
Färbte roth und blau und gelb sie,
Mit dem Saft von Kerr' und Wurzeln;
Flocht nun wirft sie in sein Haar ein,
Um den Leib legt er den Gürtel,
Um den Bug den glanzgen Halsschmuck,
Auf die Brust zwei helle Sterne.

So erbaute Hiawatha
Sich den Birkenkahn im Thale,
An dem Ufer, im Schooß des Waldes;
D'rin lag all das Waldesleben,
Seine Reize, seine Zauber,
All die Leichtigkeit der Birke,
All die Biegsamkeit der Ceder,
All des Lärchenbaumes Zähheit,
Und er gleitet auf dem Fluß hin
Wie ein gelbes Blatt im Herbste,
Wie die gelbe Wasserlilie.

Keine Ruder hatt' und brauchte
Hiawatha an dem Kahne,
Denn sein Wille war sein Ruder,
Sein Gedanke war sein Steuer;
Langsam, hurtig fuhr nach Wunsch er,
Lenkt' behaglich rechts und links hin.

Dann rief laut er seinen Kwasind,
Seinen Freund, den starken Kwasind,
Sprechend: „Hilf den Fluß mir säubern
Von Gehölz und fund'gen Bänken."

Flugs stürzt in den Fluß sich Kwasind,
Gleich als wär' er eine Otter,
Tauchi', als wär' er just ein Biber,
Stand bis an den Leib im Wasser,
In dem Fluß bis an die Achseln,
Zerrt an den gefall'nen Stämmen,
Mit der Hand schob er den Sand fort,
Mit den Füßen Schlamm und Wurzeln.

Und so fuhr denn Hiawatha
Niederwärts den Taquamena,
Fuhr durch Krümmung und durch Windung,
Fuhr durch seicht' und tiefe Stellen,
Kwasind doch schwamm durch die Tiefen,
Watete, wo es zu seicht ward.

Auf und nieder gingen Beide,
Zwischen durch des Flusses Inseln,
Reinigten sein Bett vom Hemmniß,
Schleppten aus der Bucht die Stämme
Bahnten eine sich're Durchfahrt,
Bahnten einen Weg dem Volke
Von den Quellen im Gebirge
Zu den Wassern von Taquamena,
Zu der Bucht von Taquamena.

Die Bearbeitung Adolph Böttger's ist, wie man aus dem Vorstehenden ersieht, zwanglos und gleichwohl das Original treu wiedergebend. Wir zweifeln nicht, daß der deutschlands-kundige amerikanische Dichter mit diesem deutschen Gewande seines „Hiawatha" sehr zufrieden sein werde.

Mannigfaltiges.

— Englische Militair-Biographieen.*) Ein Veteran der Wellingtonschen Armee hat vor kurzem eine Sammlung von Lebensbeschreibungen der hervorragendsten britischen Generale herausgegeben, die neben dem „eisernen Herzog" an jenem langjährigen, erbitterten Kampfe theilnahmen, welcher damit endete, die französischen Adler aus der Halbinsel zu verjagen und die Fahne Alt-Englands jenseits der Pyrenäen aufzupflanzen. In seiner Vorrede entschuldigt er sich gleichsam, ein solches Werk zu einer Zeit unternommen zu haben, wo man mit dem ehemaligen Todfeind in so herzlichem Einverständniß lebe: er hoffe und wünsche, daß die neugeborene Freundschaft von Dauer sein und die Interessen der Humanität und Civilisation kräftigst befördern möge; aber es sei bei alledem nicht nöthig, die Wahrheit zu verschweigen und die glorreiche Geschichte der Vergangenheit den augenblicklichen Fluctuationen der öffentlichen Meinung zum Opfer zu bringen. Die vierzehn Generale, deren Biographieen uns vorgeführt werden, waren fast ohne Ausnahme zur Zeit des Peninsular-Krieges Männer in der Blüthe des Lebens und bilden in dieser Beziehung einen starken Gegensatz zu den steinalten Aufwärtern der britischen Armee während des letzten Krimfeldzugs. Nur ein einziger, Sir Thomas Graham, der nachherige Lord Lynedoch, hatte im Jahre 1810, als er das Corps des Marschalls Victor bei Barossa zurückschlug, sein sechzigstes Jahr erreicht; ein zweiter, Picton, der bei Waterloo fiel, war ein hoher Funfziger; alle andern befanden sich erst in den Dreißiger und Vierziger Jahren. Der Glanz, der den Namen ihres siegreichen Ober-Feldherrn umgiebt, hat den seiner Waffengefährten zum Theil in den Hintergrund gedrängt; ohne solche Kollegen hätte er aber die Thaten nie vollbringen können, die ihn unsterblich gemacht haben, und die Erinnerung an den tapferen und hochherzigen Moore, der die Rettung des englischen Heeres bei Coruña mit dem Leben bezahlte, an den glänzenden Reiter-General Anglesea, an den kriegskundigen und bescheidenen Hill, an den heldenmüthigen Pakenham, der im siebenundzwei-ßigsten Jahre seines Alters beim verunglückten Sturm auf die amerikanischen Verschanzungen bei New-Orleans umkam, wird in den militairischen Annalen unseres Jahrhunderts nicht erlöschen.

An Heinrich Heine.

(Gedichtet zu Paris 1852.**)

Ich fand an Deinem Lager schmerzdurchdrungen,
Du, Sänger von der Sehnsucht tiefstem Weh,
Vom Fichtenbaum auf Nordlands kahler Höh';
Sein Echo ist in mancher Brust erklungen.

Wo sprießt die Palme, die Du hast besungen?
Sie spiegelt sich in dem Gedankensee;
Doch hat kein Glück, kein Zauberstab der Fee
Noch jemals sich zu ihr emporgerungen.

Sie wächst im Morgenland auf Golgatha
Und weckt im Herzen namenloses Sehnen,
Nicht Glück, nicht Liebe, wie die Menschen wähnen,
Bringt jenes heißersehnte Ziel uns nah'. —
In Dir beginnt ihr Sternenlicht zu strahlen,
Drum wirst Du selig werden, auch in Qualen.

Elise v. Hohenhausen, geb. v. Ochs.

*) Memoirs of British Generals distinguished during the Peninsular War. By John Wm. Cole. 2 Vols. London: Richard Bentley. 1856. Berlin, A. Asher & Comp.

**) In welchem Jahre Frau v. Hohenhausen den Dichter, der früher ein Freund ihres gastlichen Hauses in Berlin gewesen war, in Paris besucht hatte. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 69, und beim Spediteur Neumann, Mohrenstr. Nr. 61), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 22. März 1856.

Türkei.

Eine Ferienreise nach Konstantinopel und Klein-Asien.*)

„In den Zeiten, wo wir Kinder waren, lag Konstantinopel, die Wunderstadt, noch unerreichbar am Ende der Welt; nur wenigen Großen war es vergönnt, sie zu erreichen. Noch in unserer Studentenzeit gehörten Jahre und große Mittel dazu, um sich auf diese Reise vorzubereiten und sie glücklich zu vollbringen: die Donau war unfahrbar; die Seefahrt dauerte sechs Wochen und länger; bei der Rückkehr war eine Quarantaine von vierzig Tagen anzuhalten; Pest, Janitscharen, Christenhaß machten den Aufenthalt in Konstantinopel lebensgefährlich. Jetzt war die Reise zu einer Lustreise von wenigen Wochen geworden, die preußische aktenbestaubte Juristen zu ihrer Erholung mit den Ersparnissen ihres Gehaltes unternahmen." — Der Orient ist nun freilich, so auch dem Nichtgereisten, keine terra incognita mehr, und dennoch hat es einen immer neuen Reiz, von dem Wunderlande zu hören. Auch die Erzählung unseres reisenden Juristen, wenn sie auch nicht viel Neues bringt, enthält doch des Interessanten viel; besonders ist sein Urtheil über die Türkei sehr abweichend von dem, was wir kürzlich aus der Feder des Herrn Pouqueville mitgetheilt.

Der Verfasser, ein preußischer Jurist, ist bereit, auf die Aufforderung eines Freundes, die Ferienzeit zu einer gemeinschaftlichen Reise nach Italien zu benutzen. Beim Durchblättern des Berliner Coursbuches stößt er zufällig auf das Verzeichniß der Dampfschifffahrten des Triester Lloyd nach Griechenland und Konstantinopel. „Nach Konstantinopel! Dies war ein alter geheimer Wunsch meines Herzens. Wäre es nicht möglich, in sechs Wochen diese Länder zu sehen!" — Der Entschluß wird schnell gefaßt; der Freund, mit dem unser Reisender in Lundenburg zusammentrifft, bald dafür gewonnen — „Aber wir sind ja ohne alle Vorbereitung, ohne alle Vorstudien zu dieser Reise!" — „Nun, so reisen wir einmal ohne deutsche Gründlichkeit; die Eindrücke werden um so reiner und objektiver sein." Von Wien begeben sie sich nach Triest, wo sie das Dampfboot besteigen. Sie berühren Ancona, Molfetto, Brindisi, Corfu, „die Perle des ionischen Meeres", wird besucht. In Zante verlassen sie das Dampfboot und erwarten ein anderes, das direkt nach Konstantinopel geht, weil die im Piräeus unter den französischen Truppen ausgebrochene Cholera sie an dem beabsichtigten Besuche von Athen hindert. Drei angenehme Tage werden auf der von Touristen die jetzt unbewohnten Insel verlebt. Mit dem Dampfschiff „Lycäito" setzen sie ihre Reise fort. Im Angesicht Athens wirft das Schiff Anker. Kein Passagier wird ans Land gelassen. Die Berge Attika's, die Akropolis mit dem Parthenon zeigen sich in voller Klarheit, von der Sonne beleuchtet. Die kleine Insel Syra wird besucht; Smyrna nur vom Meere aus gesehen, da auch hier die Cholera den Besuch verbietet. Sie passiren die Dardanellen, das Marmormeer und landen in Konstantinopel. „Die Erhabenheit, den Reichthum, die Schönheit des Anblickes Konstantinopels zu fassen, sich zu eigen zu machen, ist nicht das Werk der ersten Stunde, selbst wenn sie mit Aufmerksamkeit und Ruhe dazu verwendet wird. Die Größe und Tiefe dieser Rundschau dringt nur nach und nach in die Seele. Wie ein reicher, tiefer Charakter nur durch langen Umgang gefaßt und verstanden werden kann, so verlangt dieser große Punkt der Welt wiederholte Rückkehr zu ihm, und erst nach Wochen und Monaten erschließt er seine Fülle und Eigenthümlichkeit. Das Bild, das die Seele so gewinnt, ist dann tief in ihr eingeprägt; es leuchtet, es flammt noch, wenn man längst nach dem Norden zurückgekehrt ist, und gleich dem Bilde eines geliebten Verstorbenen bricht es oft plötzlich in der Seele hervor, mitten in dem Dunkel der Nacht, in dem Geschwirr des Geschwätzes einer großen Gesellschaft, in der Einsamkeit eines Spaziergangs durch die flachen Felder der Heimat."

Unsere Reisenden haben die kurze Zeit ihres Aufenthalts wohl angewendet. Es war ihnen vergönnt, einem Gottesdienste in der Aja Sophia beizuwohnen. „Der Anblick des Riesenbaues im Ganzen bleibt das Erhabenste des Genusses; die weitere Betrachtung des Einzelnen, der Säulen, der Galerieen, der Nebendome ist interessant, aber bleibt Kuriositätenkrämerei jenem Anblick des ganzen Werkes gegenüber. Die Moschee verkörpert die Idee des Erhabenen, wie die breitschen Dome, aber nicht mit dem Zusatze des Geheimnißvollen, Ueberirdischen, das in dem düsteren Zwielicht jener gothischen, langen Schiffe mit Säulen enthalten ist, deren Kapitäler sich in endlosen Schwingen des Gewölbes verlaufen. Dieser Bau mit dem vollen Licht des Tages, das aus den zahlreichen Fenstern unter den Kuppeln eindringt, mit seiner einfachen Grundform des Kreisbogens, ist das Sinnbild des rein Erhabenen, ohne Beimischung einer anderen Empfindung. Dome wölben sich hier neben Domen, aber Alles bleibt klar; alle Verhältnisse sind trotz ihrer Größe verständlich. Man fühlt sich klein in diesem weiten Raume, aber nicht vernichtet. Der Kreisbogen giebt das Erhabene, aber nicht das Unendliche. All seine Größe, seine Höhe legt der Tempel erfaßbar mit einem Blick dar; indem er nichts verbirgt, ruft er kein Ahnen wach. Kein Allerheiligstes, keine düsteren Kreuzgänge, welche die Seele mit Schauer und Bangen füllen; nein, in diesem Tempel der Gottheit ist es nur das klare, heitere Wissen der Größe und Schönheit, was die Seele bewegt. Diesem Gefühle entspricht auch die völlige Schmucklosigkeit der Räume. Es giebt keine Bilder; es giebt keine Altäre; es giebt keine Bildsäulen, kein Schnitzwerk, keine Kreuze, keine Schätze. Die Wände sind einfach weiß gehalten, und an ihnen und den vier Hauptpfeilern sieht man nur hier und da blaue, windungsreiche Züge türkischer Schrift: Sprüche aus dem Koran. Von den Gewölben hängen einfache Glaslampen herab, welche durch dünne Drähte zu Kronleuchtern verbunden sind. Dem entsprechend bewegt sich der Gottesdienst. Er besteht hauptsächlich aus stillen Gebeten, die der Türke knieend verrichtet, mit dem Gesichte am Boden und nach Mekka gewendet. Mitunter werden von der Kanzel Sprüche aus dem Koran laut aufgerufen und von den Gläubigen nachgesprochen. Gebäude und Gottesdienst sind so das Symbol des unvermittelten Herantretens des Menschen zur Gottheit. Diese Unmittelbarkeit, diese Einfachheit ward von uns, in der christlichen Religion Aufgezogenen, lebhaft empfunden. Wie ganz anders in der christlichen Kirche! Welche Menge von Mittelspersonen, die da zwischen Gott und Menschen stehen! . . ."

Von der Aja Sophia wenden sie sich zur Achmed-Moschee. „Sie ist nicht völlig so groß, als die Aja Sophia, aber der Gedanke jener ist hier zierlicher und vollständiger ausgeführt. Es ist ein rein türkisches Werk, von Sultan Achmed um 1600 gebaut. Der Eindruck, den die freien, weiten Räume mit gleichsam in den Lüften schwebenden Gewölben hervorbringen, ist vortrefflich. Klarheit, Bestimmtheit, Heiterkeit herrscht in diesem großen, schmucklosen Tempel, und man fühlt, daß die christliche Verleugnung des Irdischen kein Dogma des Islam geworden ist."

Später waren sie auch so glücklich, die Moschee Suleiman's zu sehen. „Sie gilt für das schönste Gebäude Konstantinopels und ward von dem großen Sultan Suleiman in der höchsten Blüthe und Macht des türkischen Reiches um 1550 gebaut. Sie ist im Ganzen eine ziemlich genaue Nachahmung der Aja Sophia, aber symmetrischer gehalten, da sie innerhalb steht. Ihre Vorhalle wurde und keine Religion zu wechseln hatte. — In der Suleimannia befindet sich auf einer geräumigen oberen Galerie ein großer Haufen von Koffern und bunten Holzkisten aufgeschichtet. In diesen Koffern sind die Kostbarkeiten und das Gold der wohlhabenden Türken verschlossen, die diese Schätze hier gegen Feuer und Diebstahl sicherer verwahrt halten, als in ihren Wohnungen. Es fiel auf, daß diese Kisten so völlig frei, unverhüllt und durch einander standen auf einer Galerie, die, wie es schien, nicht einmal verschlossen war. Welcher Abstich gegen die Kirchendiebstähle und Einbrüche in den christlichen Kirchen!"

In den türkischen Kaffeehäusern fiel unseren Reisenden die Schweigsamkeit der Gäste besonders auf. „Wir gaben uns öfter Mühe, zu erforschen, ob nicht mindestens die Ereignisse des jetzigen Krieges von den Gästen besprochen würden; aber wir haben in den zwei Wochen

*) Nach Konstantinopel und Brussa. Ferienreise eines preußischen Juristen. Berlin 1855. F. Schneider u. Comp.

Digitized by Google

unseres Aufenthalts nichts dergleichen bemerkt. Wir fanden in der Bevölkerung eine Ruhe und Gelassenheit, als wenn der tiefste Friede herrschte. Es soll damit die Theilnahme, ein gewisser Patriotismus nicht abgeleugnet werden; Haß gegen die Russen, freundliche Gesinnung für Engländer und Franzosen ließen sich öfter erkennen; aber jene brennende Neugierde, mit der man in Europa nach Neuigkeiten schnappt, jene hastige Ungeduld, mit der man jeden Tag Schlachten und Erstürmungen verlangt, ist in der Türkei nicht vorhanden, trotzdem daß es sich diesmal um ihren eigenen Heerd handelt. Gelassen und vertrauensvoll wartet der Türke, bis der Zufall ihm Nachrichten zuführt. Er ist mit den großen Hauptzügen der Ereignisse zufrieden gestellt; nach dem Einzelnen, nach bestimmten Zahlen, nach den Plänen, wie man weiter vorgehen werde, verlangt ihn nicht. In antiker Weise nimmt er die Geschichte, nimmt er die Helden nur nach den entscheidenden Hauptzügen; diese großen Thaten füllen sein Herz aus; die Neugierde für das kleinliche Detail der Zwischenzeiten hat keinen Platz darin.“

Einen besonderen Eindruck machte auf unsere Reisenden der große türkische Kirchhof bei Skutari, auf der asiatischen Seite des Bosporus. „Ein weites, grünes Blachfeld ist mit Cypressen waldartig bewachsen. Zwischen den Bäumen stehen zahllos, regellos, dicht die Leichensteine, einer wie der andere aus weißgrünem Marmor, drei bis vier Fuß hoch, ein Fuß breit und zwei Zoll stark. Die Gräber haben keine sargartige Erhöhung der Erde, wie in Deutschland; der Boden ist flach, wie bei einem Felde, und die einzelnen Gräber sind nicht erkennbar. Die Hälfte der Leichensteine endigt oben in einem Turban; dies sind die Steine der Männer. Die meisten sind mit Inschriften bedeckt. Im Allgemeinen ist ein Leichenstein wie der andere; nur selten trifft man auf goldene Verzierungen, aber die Grundform bleibt auch da dieselbe. Ebenso wenig findet man eingehegte Gräber oder Grabgewölbe für einzelne Familien. In weiter demokratischer Gleichheit liegt Hoch und Niedrig, Reich und Arm unter der grauen Erde neben einander, und die Steine für Beide sind so gleich, wie die Asche unter ihnen, zu der sie geworden sind. — Man nennt die Türken Barbaren; aber hier bewunderte ich ihr tiefes Gefühl für Natur, ihren Instinkt, mit dem sie diese weite Stätte rein gehalten hatten von dem Mischmasch von Säulen, Kreuzen, Thränenkrügen, Gittern, Blumenbeeten, bunten Kieswegen und grellen Bänken europäischer Kirchhöfe.“

Ein eigenthümliches Schauspiel gewährte ihnen die Sonntags- oder vielmehr Freitagslust — die Türken feiern bekanntlich ihren Sonntag am Freitage — türkischer Frauen an den himmlischen Wassern, einem anmuthigen Thale auf der asiatischen Seite des Bosporus, durchströmt von einem Flusse, dessen Ufer dicht mit Weiden, Pappeln und Platanen bewachsen sind. „Es wird jeden Freitag von den Frauen und Kindern der Türken besucht. Ein großer Theil lagerte auf dem Grase; andere wandelten im Schatten der Platanen; andere fuhren im offenen Wagen langsam herum; andere tanften Maiskolben, Zuckerzeug, frisches Wasser; andere horchten auf die Erzählung eines Arabers und die begleitende Musik. Die buntesten Farben glänzten aus den Gruppen, und aus den weißen Schleiern schaute bald das braune Auge einer Türkin heraus, bald glänzte die schwarze Haut einer Sklavin hervor. Männer waren nirgends zu sehen; nur einzelne Verkäufer von Wasser, Zuckerwerk, Eis standen mit ihren Waaren unter den Frauen, und Eunuchen bewachten die Wagen. — Andere Zerstreuungen, als jene Sänger und Spieler, als Essen und Trinken, bemerkten wir nicht. Alles war auf den Boden gelagert, aber wandelte langsam hin; der blaue Himmel und die frische Luft schien ihnen zu genügen. Selbst die Familien blieben gesondert. Es herrschte dieselbe beschauliche Ruhe, wie in den Kaffeehäusern. Selbst die Kinder hielten sich ruhig bei der Mutter und den Sklavinnen. — Dieses ruhige, anspruchslose Genießen der Natur gefiel uns an ihnen. Es war da kein Neid, kein Aerger, daß die eine besser gekleidet wäre, als die andere; kein Spähen und Beobachten, was die Nachbarin thun, was sie sprechen, wen sie ansehen werde; kein Zieren, kein Affektiren. Alles war einfache, unmittelbare Natur; es war freilich keine Tugend, aber wozu auch immer und ewig diese innere Pein, welche die Versuchung mit Zittern neben sich fühlt?“

Von Konstantinopel aus machten unsere Reisenden einen Abstecher nach Brussa, von wo aus sie den Olymp bestiegen. „Das schlesische Riesengebirge ähnelt im Kleinen den Olymp. Sowie dort, zieht sich das Olymposgebirge in einem langen wagerechten Kamm fort, von dem die Seitenthäler abfallen und auf den die höchste Spitze, wie bei der Riesenkoppe, als kolossaler Hügel aufgesetzt ist. Andere niedere Gebirgskämme laufen wie dort parallel mit dem Hauptkamm und durchziehen den ganzen nördlichen Theil Kleinasiens.“ — Unsere Reisenden schätzen die Höhe des Olymps 11—12,000 Fuß. Nach einer kürzlich vorgenommenen trigonometrischen Messung soll sie jedoch 13,500 Fuß betragen.

In Brussa statten sie Abdel-Kader einen Besuch ab. Im Alterthume hatte Hannibal in Brussa bei dem Könige von Bithynien Zuflucht vor den Römern gefunden. Heute war Brussa wieder das Exil eines berühmten afrikanischen Feldherrn. Die Persönlichkeit Abdel-Kaders schildert der Verfasser also: „Er war von mittlerer Größe. Sein Körperbau, seine Glieder waren fein; aber seine Bewegungen hatten dieselbe anmuthige elastische Leichtigkeit, die wir an den echt arabischen Pferden bewundern. Er trug einen weiten, togaähnlichen, blauen Mantel von dünnem Wollenzeuge, darunter ein rothes Unterkleid und ein weißes Hemde. Ohne Schuhe oder Strümpfe waren die Füße bloß, nur der Oberkörper war, während er saß, von dem blauen, anmuthig sich faltenden und schmiegenden Mantel verhüllt. Auf dem Kopfe trug er einen weißen Turban mit blauer Binde. Sein Gesicht war Seele durch und durch. Ein schmales Oval, nur so viel Fleisch, um die Linien zu mildern, leuchtete aus ihm der kühne, kräftige Geist, der den Körper nicht abzehrt, aber schlank und fein erhält, als dieglamer, elastischer Diener seines Herrn. Ein feines Kinn, ein kleiner Mund, eine feine Nase, eine hohe freie Stirn, aber vor allen zwei dunkle große Augen, die Feuer, Sanftmuth und Klugheit vereinten. Ein schwarzer Bart, aber nicht zu dicht, hob die geistigen Theile des Gesichts.“ — Die Unterhaltung bewegte sich theils um persönliche Verhältnisse, theils um den gegenwärtigen Krieg. Auf das Kompliment: „Wir haben Sie bewundert, daß Sie so lange gegen die Franzosen gekämpft!“ erwiederte er: „Es war meine Pflicht, mein Vaterland zu vertheidigen; ich würde es noch länger gekonnt haben, wenn ich mehr Geld gehabt hätte.“ — Auf die Frage: für wen er in diesem Kriege Partei nehme, antwortete er: „Für den, auf dessen Seite das Recht ist!“

Nach Konstantinopel zurückgekehrt, benutzen sie den kurzen Aufenthalt noch zu einem Ausfluge nach Bujukdere, dem Schwarzen Meere und den Wasserleitungen von Bagdad, dann zu einem Besuche auf den Bazard und dem Sklavenmarkte. Die Rückfahrt treten sie auf demselben Dampfboote an, das auch den neu ernannten türkischen Gesandten für den Hof von Berlin, Kemal Efendi, an Bord hat, einen Mann, der in der Türkei für einen der gelehrtesten Männer gilt und dessen Bescheidenheit, Milde, Festigkeit und rege Empfänglichkeit die Reisenden selbst kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Auf der Rückreise berühren sie Smyrna, landen in Triest und begeben sich wieder über Wien in die Heimat.

Unser Tourist hat in einem eigenen Abschnitte seines Buches sich über den Charakter der Türken und ihre Zukunft ausgesprochen. Wir wollen auch daraus das Wesentlichste unseren Lesern mittheilen, weil wir sein Urtheil für ein um so kompetenteres halten, als er die Verhältnisse an Ort und Stelle kennen gelernt hat und weil die Fragen, die hier berührt werden, gerade im jetzigen Momente von der höchsten Wichtigkeit sind. Der Verfasser ist nichts weniger als ein blinder Verehrer unserer politischen und sozialen Zustände, so daß er in ihnen allein das Heil für ein Volk sehen sollte, das den Muth hat, sich zu regeneriren, und noch viel weniger gehört er unseren Frommen an, die in jedem Andersgläubenden den Ungläubigen sehen, der dem ewigen Verderben anheimgefallen ist.

„Die allgemeinste und vorherrschendste Wahrnehmung bei unserem Aufenthalte war, daß das türkische Volk voll Lebenskraft und gemessener Energie, nichts weniger als zu den absterbenden, altersschwachen Völkern gezählt werden darf... Wer einigermaßen mit Staatsgeschäften vertraut ist, wer die Schwierigkeiten einer neuen Organisation, selbst in Europa, nur ein wenig kennen gelernt hat, der muß, wenn er nach der Türkei kömmt, erstaunen über die ungeheuren Fortschritte, die das Land in den letzten dreißig Jahren gemacht hat. Ein Bau, der in den europäischen Staaten vierthalb hundert Jahre gebraucht hat, kann natürlich in der Türkei mit dreißig Jahren nicht vollendet sein; die Reformen müssen viel Uebereiltes, viel Gemachtes an sich tragen; sie können noch auf keiner Basis in dem Volke ruhen; sie können noch nicht in die entferntern Theile des Landes eingedrungen sein; aber dergleichen ist bei gewaltsamen Reformen von oben herab unvermeidlich. Es sind ähnliche Zustände, wie sie in Rußland unter Peter dem Großen vor anderthalb hundert Jahren begannen. Civilisirten Ländern gegenüber können solche zurückgebliebene Länder nicht den langsamen Weg der Selbstentwickelung gehen. Donnoch wird die Türkei in der Annäherung an europäische Kultur und Staatsformen Rußland noch in diesem Jahrhundert überholen.“

(Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Dritter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Ob die Verfasserin, Miß Murray, durch Brillen gesehen, ob man ihr Hokuspokus vorgemacht, ob man ihr Rührstücke aufgeführt, wie man der Kaiserin Katharina einmal wunderschöne Dörfer von Pappe auf der Krim hindante, kann ich nicht beurtheilen. Was sie schildert, klingt

wahr, warm, menschlich; was die Freiheit in ihrer jetzigen Praxis bietet, sieht wie Mord und Todtschlag, grob und subtil aus. Wer prinzipreitet, muß die Lanze gegen mich einlegen, denn es ist sein Geschäft. Wer aber das Leben und die Menschen nach dem Inhalte von Menschlichkeit Herz, Gemüth, Liebe und Glückseligkeit beurtheilt, muß sich der Freiheit, wie sie in Amerika und in Europa sich präsentirt, und ihrer Früchte schämen und wenigstens an das denken, was ich als den Schwerpunkt meines Raisonnements angesehen wissen möchte, nämlich daß man Völker und Menschen nicht nach dem Grade ihrer sogenannten Freiheit, sondern ihrer humanen, sittlichen und physischen Glückseligkeitsverhältnisse beurtheilen lernen sollte. Das Leben muß aus sich selbst, nicht mit Ellen und Mikrometerschrauben des Prinzips gemessen werden.

Und damit wäre die ewig schöne, göttliche Geliebte jedes anständigen Gymnasiasten und Fuchses abgefertigt? Geht und älteren Leuten mit den schauerlichen Erfahrungen und Täuschungen unsere Jugend, unsere Illusionen wieder, und ich wette darauf, daß wir wieder schwärmen, wie ehemals, und Miß Murray und alle Sklavenbesitzer an den Galgen wünschen und Einige von uns standhaft für die Freiheit sterben; aber mit diesen Jahren auf dem Rücken, mit diesen Erfahrungen im Herzen, mit Sebastopol und sechs Millionen Centnern Pulver und Bomben im Leibe, mit diesem Kriege der Civilisation und Freiheit gegen Barbarei und Knechtschaft und seiner Million Leichen vor uns oder dicht hinter uns und seinen drei ruinirten Nationen, mitten in diesem blutrieselnden Hamburg und Hohnsopolus, auf welchen die Freiheitsheiden des Prinzips spekulirten, wie der Chamisso'sche Zopfheld auf seine Drehungen, — ja, unter diesen Umständen gebe ich ohne Handel den ganzen Gottesacker der Freiheit für das kleinste Veilchen im armseligsten Winkel echter, wahrer, warmer Humanität.

Ich wollte damit auf einige Krim-Bücher kommen, die nun in ziemlicher Masse sich einstellen und viel Weisheit entfalten, wie man dies und das hätte erreichen oder vermeiden können und wie fast Alles, was geschah, im besten Falle auf Strohköpfigkeit, Eicht und Uneinigkeit beruhte, zuweilen auch auf absichtlicher Blindheit. Aber ich konnte keines dieser Bücher ordentlich durchlesen. Manchmal warf ich sie vier- bis fünfmal an die entgegengesetzte Wand und holte sie vier- bis fünfmal wieder, um weiter zu lesen, aber dann warf ich sie zuweilen so arg weg, daß ich bei Mudie, dem großen Leihbibliothekar, einen neuen Einband bezahlen mußte. Blos „Our Tent in the Crimea and Wanderings in Sebastopol" von zwei Brüdern, welche die letzte Periode der Belagerung aus eigener Anschauung in der Regel sehr graphisch schildern und sehr klar und verständig beurtheilen, habe ich wegen der malerischen, anschaulichen, herzerreißenden Schilderungen ganz durchgelesen. Das Gemälde des Tschernaja-Schlachtfeldes, wie es unmittelbar nach der Vertreibung der Russen durch die Franzosen und Sarden aussah, ist kurz, aber unvergeßlich furchtbar und detaillirt. Der Heroismus und Blödsinn des Sturms gegen den Redan tritt drastisch und plastisch heraus mit dem Nachweise, daß totale Unkenntniß den Sturm entworfen hatte und dirigirte. An einer anderen Stelle wird der Beweis geführt, daß nur ein Irrthum des russischen Generals Soimonov die englische Armee bei Inkerman vor gänzlicher Zerstörung rettete. Hier rettet ein Irrthum das Feindes die Armee, dort verwüsteten die Irrthümer der eigenen Führer die Armee tausendweise. Verwüstet, im beispiellosesten Grade, verwüstet wurde überall. Der Sebastopol-Krieg ist der grobartigste in Bezug auf Zerstörung und Leichen, der kleinlichste, verpfuschteste in Plan und Zweck, ein unverlogbarer, großer, tiefer Blutfleck in der Geschichte der Civilisation dieses Jahrhunderts.

Um mich wieder von Krim- und Kriegsliteratur zu erholen, machte ich einen Ausflug mit dem berühmten, jovialen Rimrod, Capitain Reid, nach dem Kap der guten Hoffnung und zu den „Boers" und den Elephanten und Rhinoceroffen der Transvaal-Republik, um die Klugheit und Tapferkeit der Ersteren im Kampfe mit Letzteren zu bewundern und sie besiegt würdig sterben zu sehen. Ich meine natürlich nur einen literarischen Ausflug, der aber mit der Federkraft dieses alten Jagd-Schriftstellers noch seine Vorzüge vor einem wirklichen haben mag. Capitain M. Reid ist in seinen „Busch-Jungen" („The Bush-Boys. By Capt. M. Reid". London, Boyne.) wohl noch malerischer, natur- und thierkundiger, als in seinen früheren Büchern. Das Leben des Busches, der Prairie und des Waldes mit seinen gigantischen Thieren und klaren Seen und großartigen Einsamkeits- und Kampfscenen unter dem gelben Himmel tritt überall bestimmt und klar hervor und gruppirt sich zu den anregendsten Landschafts- und großartigen Jagd-Genrebildern. Auch der Rahmen dazu, den die Menschen liefern, paßt sehr gut. Ein Herr von Bloom, reicher Farmer, verliert seine ganze Kerndte durch ein wildes Heer von Heuschrecken, wird dadurch total ruinirt, heimat- und besitzlos. So geht er mit seinen beiden Söhnen und einem Buschmann Swartboy in die Wälder und wird von Profession Elephantenjäger. Jeder hat wohl diesen und jenen Elephanten in der Menagerie gesehen und glaubt, diese merkwürdige Uebersiedelung vorsündfluthlicher Naturgebilde in die jetzige geologische Periode (als welcher er nur noch im Rhinoceros und Hippopotamus Kollegen hat) zu kennen. Aber man muß sie zuhause sehen, in ihrem Elemente, in entsprechender Umgebung und Gesellschaft, in ihrer Staatsverfassung, ihrer Strategie, ihren Kriegen gegen das Rhinoceros u. s. w., um sagen zu können, was ein Elephant ist. Und dafür giebt es wohl kaum ein besseres und interessanteres Studium, als das Buch unseres Jägersmannes. Ich wollte einige Auszüge geben, finde sie aber alle zu lang von einem selbständigen Anfange bis zu einem Abschlusse. Selbst die malerische Schilderung eines Kampfes zwischen Elephant und Rhinoceros wird nur rund und klar, wenn man die Scenerie und Thatsachen aus früheren Abenteuern noch in Erinnerung hat.

Im Allgemeinen und Uebrigen ist immer noch nichts Geschriebes vom literarischen Markte zu berichten. Nur in der Tages- und Penny-Presse werden immer wieder neue Versuche und Anstrengungen gemacht, nachdem so viele Penny-Spekulationen untergegangen und der noch bestehende Daily Telegraph als gekaufter, ungeschickter und unverschämter Renommist und Posaunenbläser seiner eigenen, Palmerston's und seiner Kollegen Verdienste lächerlich und sich lobedbar gemacht hat. Eine neue Penny-Spekulation, The London Morning News, kündigt sich als ein Blatt an, welches das Unerhörteste und Unmöglichste leisten und jeden Morgen früh um vier Uhr reisefertig nach allen Himmelsgegenden sein will. Eine zweite Spekulation der Art, noch nicht getauft, aber ein Kind der Manchester-Partei mit einem deutschen Redacteur für besonders begünstigte Original-Korrespondenzen vom Auslande, verspricht mehr, nicht nur weil hinreichend Geld gezeichnet ist, sondern die Manchester-Partei, abgesehen von der Beziehung, in der unsere Ueberzeugungen zu ihr stehen mögen, doch eine Partei ist mit bestimmten Grundsätzen und Doktrinen, mit bestimmten Kategorieen und Mitteln, Staaten, Völker, Geschichte, Wohl und Wehe des Lebens zu beurtheilen und zu messen. Eine solche bestimmte, feste, fabbare Partei mit einem besonderen, täglich sprechenden Organe wird für die ganze Publizistik und Literatur ein Gewinn sein, besonders aber für England, wo jetzt alle Parteisahren täglich zu einem niederträchtigen Gran durch einander gelogen werden. Die Manchester-Partei hat Materialien, Standpunkt, angebildete Auffassung aller öffentlichen Verhältnisse. Man wird sie bekämpfen können, oder sich ihr anschließen, ihre eigene Borniertheit und Herzlosigkeit, ja, ihre Ehrlosigkeit in arithmetischer und ökonomischer Relativ verabscheuen, oder sie zur Korrektur oder zum Untergange nöthigen helfen.

Auch von einem anständigen deutschen Journal in London ist seit längerer Zeit die Rede. Wenigstens gehen die drei großen deutschen Buchhändler hier, Nutt, Williams und Norgate und Trübner, mit einem Plane dazu um. Aber sie zögern. Die Auslagen erscheinen ihnen zu groß. Obgleich ihnen die Kisten und Kosten und Centnerlasten von deutschen Büchern, welche England braucht, über den Kopf wachsen und die Lehrlinge und Gehülfen nicht so schnell und massenhaft herbeigeschafft und geschult werden können, als die sich stets steigernde Nachfrage und Einfuhr deutscher Literatur erheischt, haben sie doch immer noch kein rechtes Vertrauen in den Erfolg eines deutschen Organs. Das erste ist vielleicht auch das schwerste. Zwei, drei und mehr deutsche Journale und Zeitungen in London gedeihen gewiß besser, als eins und das erste, welches die Aufgabe zu überwinden hat, das Bedürfniß der Deutschen und Engländer hier zur Gewohnheit zu machen.

Soll ich sie nun zu guter Letzt auch noch in unsere neue „deutsche Diskussions-Gesellschaft" einführen? Doch denke ich, wir warten damit noch, bis man mit guten Gewissen sagen kann: „Ich muß Dich nun vor allen Dingen in ordentliche Gesellschaft bringen." Thatsache ist, daß vorigen Sonnabend eine deutsche Diskussionsgesellschaft gegründet und statuirt ward. Den Vereinen und Gesellschaften Deutschlands in London ging es aber bisher nicht viel besser als den deutschen Zeitschriften hier. Ich liebe und ehre meine Herren Mitbrüder, sogar die Mitschwestern, aber blos einzeln, denn dann „sind sie leidlich, (sogar oft sehr) klug und vernünftig, aber in corpore, gleich wird Euch ein Dummkopf daraus." Vereinswesen ist so wenig die starke Seite des Deutschen, daß er im Gegentheil gern mit sich selbst in Zwiespalt lebt, blos um Etwas zu haben, auf das er räsonniren kann. Er beklamirt dann mit Faust: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" und doch weint er über die Uneinigkeit des lieben Mutterlandes, das viel mehr Seelen zählt als zwei. Man glaubt manchmal, hier sei die Bildung und Zerstörung von Vereinen Deutscher sehr schwer, weil sie von keinen Konstablern aus einander getrieben werden. Aber dieses bedauernswerthe Defizit wissen sie immer gleich mit großer Genialität aus ihrer eigenen Mitte zu ersetzen. Jeder hat mindestens einen kleinen Schutzmann in sich, manchmal auch einen ganz großen. Und vorigen Sonnabend schon pöhnte man sich gegenseitig an: Bin doch nengierig, wie lange die Geschichte dauern wird. Aber so viel sag' ich, wenn das und das passirt oder das und das nicht geschieht, mach' ich Skandal oder komme gar nicht wieder und spiele gar nicht mehr mit und bilde mit dem und dem einen Oppositions-Verein oder bleibe zuhause und spalte mich selbst.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Zur Sittengeschichte der Vereinigten Staaten.

Eine Negerjagd in Cincinnati.

Wir theilen, nach der in New-York erscheinenden „Neuen Zeit", folgenden Auszug aus dem Schreiben eines Deutschen in Cincinnati vom 6. Februar d. J. mit:

„Unsere Stadt ist seit etwa einer Woche in fortwährender Aufregung durch einen eigenthümlichen Sklaven-Flüchtlingsfall. Seitdem das Eis eine natürliche Verbindungs-Brücke mit dem kentuckyschen Ufer des Ohio zugegebracht, sanfen von dorther die Sklaven — zum Hohne der Lobredner des patriarchalischen Institutes — butzendweise in unseren Freistaat, um vermittelst der unterirdischen Eisenbahn nach Kanada befördert zu werden, und die Sklavenhalter in Covington und Newport schaffen ihr Eigenthum entweder nach dem Innern von Kentucky, oder lassen es nach dem Sklavenmarkte in Lexington transportiren, um es dort loszuschlagen zu lassen.

„In der Nacht vom letzten Sonntage entwich eine einem Herrn Th. Marshall in Covington gehörige, aus acht Personen: vier Kindern, deren Aeltern und Großältern — bestehende Sklavenfamilie hierher, wo sie sich zunächst bei einer Farbigen hierselbst verbarg. Da Marshall einen hohen Preis auf ihre Auslieferung setzte, so wittrete menschliche Spürhunde, unter denen sich zwei hiesige Polizeidiener auszeichneten, den Aufenthaltsort der freiheitliebenden Familie bald aus und drangen mit deren Eigenthümer in ihren Versteck. Als die Mutter der vier Kinder die Bluthunde herankommen und keinen Ausweg mehr sah, faßte sie, eine zweite Virginia, den heroischen Entschluß, ihre Kinder und sich dem Tode zu opfern, um sie nur nicht in die verhaßte Sklaverei fallen zu lassen. Unter dem verzweiflungsbegeisterten Ausrufe: „Ich weihe Euch der Freiheit", kam sie mit einem großen Schlachtmesser in der Hand an dieselben heran und fast im selben Augenblicke lag bereits das jüngste Kind entseelt zu ihren Füßen. Aber sie hatte keine Zeit mehr, ihren heroischen Entschluß vollends auszuführen; die Bluthunde hatten inzwischen die Hausthür gesprengt und bemächtigten sich der unglücklichen Mutter und des übrigen Theiles der Familie.

„Die Kunde von diesem Vorfall verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und rief die größte Aufregung hervor. Der Deputy-Marshal der Vereinigten Staaten, Bennet, und die übrigen Werkzeuge bei der Verhaftung der Sklaven wurden in gedruckten und an die Straßenecken geschlagenen Plakaten als „Bluthunde" der allgemeinen Verachtung preisgegeben, und um die Armen den Klauen der Vereinigten Staaten-Beamten zu entreißen, wurde ein Habeas-Corpus ausgefertigt, um sie wegen Mordes und Betheiligung an demselben sammt und sonders vor die Staats-Gerichtshöfe stellen zu lassen, und nach Beendigung der gegenwärtigen Untersuchung, ob dieselben wirklich als flüchtige Sklaven zu betrachten, wird man, falls diese Frage bejahend entschieden wird, den Vorsatz, sie vor einen Staats-Gerichtshof zu stellen, zur Ausführung bringen. Bis jetzt ist es übrigens noch zweifelhaft, ob sie als flüchtige Sklaven betrachtet werden können, da es sich nach dem bereits vorliegenden Zeugnisse schon zur Genüge herausgestellt hat, daß dieselben — die jüngsten Kinder ausgenommen — mehrmals mit Genehmigung ihres Herrn in Cincinnati gewesen waren, um Verwandte zu besuchen oder Geschäfte zu besorgen, und es im Staate Ohio stets ein feststehender Rechtsgrundsatz gewesen ist, daß Sklaven, die sich mit Einwilligung ihres Herrn auch nur einen Augenblick auf dem freien Boden des Staates befunden, von demselben Augenblicke an frei sind. Der Umstand, daß sie freiwillig wieder zu ihrem Herrn zurückgegangen sind, kann nicht gegen sie geltend gemacht werden, da sich kein Freier in Sklaverei begeben kann. Es müßte sonderbar zugehen, wenn Herr Marshall sein „Eigenthum" zurückerhielte, und das würde nicht ohne einen Aufstand von Seiten der jetzt schon sehr tumultuarischen Farbigen und der sehr zahlreichen Abolitionisten und Freesoilers ermöglicht werden. Der Mayor, ein Anti-Nebraska-Demokrat, hat sich bereits veranlaßt gesehen, die beiden Polizei-Beamten, welche, um den Preis zu verdienen, den Aufenthalt der Sklaven auswitterten und sich an deren Verhaftung betheiligten, wegen Uebertretung ihrer Amtsbefugnisse zu entlassen."

Mannigfaltiges.

— Lord Brougham's Beiträge zur *Edinburgh Review*. Im Jahre 1802 vereinigten sich drei obskure junge Leute, ein Theologe ohne Pfarramt, ein Jurist ohne Praxis und ein Redner ohne Tribüne, in der alten schottischen Hauptstadt zur Herausgabe einer Vierteljahrsschrift, welche bestimmt war, eine Revolution in der englischen Literatur hervorzurufen und den Namen ihrer Gründer unsterblich zu machen. Diese Zeitschrift war die Edinburgh Review, die im genannten Jahre zum ersten Male unter der Redaction Sydney Smith's und der Mitwirkung Francis Jeffrey's und Henry Brougham's erschien, welche, auch nachdem sie zu Ehren und Reichthümern gelangt waren, nicht aufhörten, thätigen Antheil an dem von ihnen geschaffenen Organ zu nehmen. Die Beiträge der beiden Ersten sind bereits vor Jahren in gesammelter Form erschienen, von denen des Dritten ist erst jetzt eine Ausgabe veranstaltet worden.*) Sie liefern einen merkwürdigen Beweis von der Vielseitigkeit des berühmten Verfassers, von der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und den verschiedenartigen Richtungen, in welchen sein Talent sich bewegt hat. Die Sammlung besteht aus etwa funfzig Abhandlungen, die unter folgende Rubriken klassifizirt sind: „Geschichte und historische Memoiren", „auswärtige Politik"; „constitutionelle Fragen"; „Staatswirthschaft und Finanzen"; „Kriminalrecht"; „Naturwissenschaft"; „literarische und historische Miscellen". Viele der in der Edinburgh Review enthaltenen Aufsätze Lord Brougham's, namentlich diejenigen, die von der Negersklaverei, dem Sklavenhandel, den mildthätigen Anstalten und der Erziehung handeln, sind in dieser Ausgabe übergangen worden, weil, wie der Verfasser in einer kurzen, aus Cannes in Frankreich datirten Vorrede sagt, „der größere Theil der dort erörterten Maßregeln schon längst von der Legislation angenommen ward, und obgleich die bei den auf die Erziehung bezüglichen Fragen noch nicht der Fall ist, werden sie doch stets im Parlament auf Grundlage der in der Review aufgestellten Prinzipien befürwortet." In seiner Vorrede erwähnt Lord Brougham noch mit großer Genugthuung, daß „seine Artikel über die griechischen und römischen Redner den kostbaren Beifall des ausgezeichnetsten Kritikers und Gelehrten unserer Zeit (the most eminent critic and scholar of our times), Monsieur Villemain, erhalten haben, der, die Arbeiten des Verfassers über diesen Gegenstand und namentlich die vorliegenden Versuche bemerkend, ihn als „certainement parmi les modernes le meilleur interprète de Demosthène" bezeichnet." Die Bemerkungen über die griechischen Redner erschienen ursprünglich in der Edinburgh Review für Oktober 1821 und sind im ersten Bande der gegenwärtigen Sammlung abgedruckt. Wenigstens vier oder fünf von den Aufsätzen, welche Lord Cockburn in seiner Biographie Jeffrey's dem Letzteren zuschreibt, erweisen sich jetzt als das Eigenthum Brougham's, unter anderen das Exposé der spanischen Angelegenheiten im Jahre 1808, das zur Zeit nicht geringen Aufsehen in den politischen Kreisen erregte und die Gründung der torystischen Quarterly Review veranlassen half. Uebrigens finden sich viele von den historischen und biographischen Artikeln ihrem wesentlichen Inhalte nach, obwohl in etwas veränderter Gestalt, in den früher von Brougham herausgegebenen „Lebensbeschreibungen der Staatsmänner und der Regierung Georg's III. und Georg's IV." wieder.

— Henry Wheaton. Von den „Elements of International Law" des verstorbenen Wheaton ist jüngst in Boston die sechste Auflage mit Hinzufügung ziemlich ausführlicher Nachrichten über die politische und publizistische Laufbahn des Verfassers erschienen.**) Herr Wheaton, der sich in seinem Vaterlande als Beisitzer des Marine Court in New-York und praktizirender Advokat am obersten Gerichtshof in Washington den Ruf eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten erworben hatte, bekleidete bekanntlich eine Reihe von Jahren hindurch den Posten eines Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin und wird vielleicht noch bei Manchem unserer Leser in gutem Andenken stehen. Nachdem er sich längere Zeit in Paris aufgehalten, wo er seine meisten Werke, unter anderen die „Geschichte der Normannen" und die Preisschrift „über die Fortschritte des Völkerrechts in Europa seit dem Westfälischen Frieden" veröffentlichte, kehrte er endlich, zum Professor des Staatsrechts an der Harvard-Universität berufen, nach Amerika zurück, starb aber noch vor Antritt seines Lehramts am 11. März 1848 zu Norburg in Massachusetts.

*) Contributions to the Edinburgh Review. By Henry, Lord Brougham. 3 vols. London & Glasgow, 1856.

**) Elements of International Law. By Henry Wheaton. Sixth edition, with the last corrections of the author, additional notes, and introductory remarks, containing a notice of Mr. Wheaton's diplomatic career, and of the antecedents of his life, by W. R. Lawrence. Boston, 1855.

Das mit dem 31 sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Zwischen portofrei und in Berlin in der Expedition geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 59, und beim Expediteur Neumann, Mohrenstraße, Nr. 51), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 37. Berlin, Dienstag den 25. März 1856.

Helgoland.

Aus dem neuesten Buche über Helgoland, von Friedr. Oetker.*)

Seit den Dreißiger Jahren, wo das Eiland Helgoland als Seebade-Ort mehr und mehr in Aufnahme gekommen, sind so viele Bücher und kleinere Schriften über dasselbe erschienen, daß man geneigt sein könnte, jedes neu erschreinende Buch über Helgoland von vorn herein für überflüssig zu halten. Herr Friedrich Oetker, der auf Helgoland Jahre lang gelebt und auf dem kleinen Eilande viel heimischer geworden, als Alle, die vor ihm über dasselbe geschrieben, hat für nöthig gehalten, die Zahl der Bücher über Helgoland noch durch ein neues, und zwar durch ein sehr umfangreiches Buch zu vermehren. Und obwohl wir uns nicht rühmen können, von den früher erschienenen Büchern über Helgoland viele gelesen zu haben, tragen wir doch kein Bedenken, diese Schilderungen und Erörterungen von Friedrich Oetker allen denen, welche ein Interesse für das merkwürdige Ländchen und Völkchen inmitten der Fluthen der Nordsee gewonnen haben oder gewinnen wollen, vorzugsweise zu empfehlen. Dafür, daß die bisher erschienenen Bücher über Helgoland die Unkunde und die verkehrten Ansichten über die Insel nicht vermindert, sondern noch vermehrt haben, bringt der Verfasser schon in der Vorrede sehr schlagende Belege bei. Die zum Theil sehr ausführlichen Erörterungen, welche das Buch in Bezug auf zweifelhafte und bestrittene Gegenstände enthält, wie auch manche Ausführungen und Auseinandersetzungen, die durch besondere Anlässe und durch das Bestreben, unrichtigen Angaben indirekt entgegenzutreten, veranlaßt sind, werden freilich für die meisten Leser des Buches wenig Anziehendes haben; denen aber, welche der bisherigen auf Helgoland sich beziehenden Literatur ihre Aufmerksamkeit geschenkt und ein Interesse an den gelehrten Forschungen und Streitigkeiten über diesen oder jenen Gegenstand aus der geschichtlichen Vergangenheit der Insel haben, werden diese durch Gründlichkeit und gelehrte Detailkenntniß sich auszeichnenden Erörterungen sehr willkommen sein; einem Buche, in welchem der Verfasser „Alles, was die Besucher und Freunde Helgolands" und — dürfen wir hinzusetzen — auch solche, welche die Insel zum Gegenstande ihrer wissenschaftlichen Forschungen machen, „vornehmlich zu interessiren vermag", zusammengefaßt hat, dürfen solche gründliche, ihren Gegenstand erschöpfend behandelnde Auseinandersetzungen nicht fehlen. Die in dem Buche gegebenen Schilderungen, die sich auf Alles beziehen, was Helgoland Merkwürdiges und Interessantes darbietet, werden nicht blos Besucher und Freunde Helgolande, sondern Alle, welche einen gesunden Sinn für gute Schilderungen von Gegenständen und Erscheinungen aus dem Natur- und Menschenleben haben, in hohem Maße interessiren und ansprechen.

Einige Mittheilungen aus dem ebenso lehrreichen wie angenehm unterhaltenden Buche werden den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein. Die Darstellungsweise und den Styl des Verfassers wird man überall gleich klar, gleich angemessen, gleich schön finden. Wie sehr der Verfasser es versteht, ganz gewöhnlichen Gegenständen durch eine geistreich humoristische Darstellung einen Reiz zu geben, möge eine Stelle zeigen, in welcher von der Seekrankheit die Rede ist.

„„Aber wird denn Jeder von dem Uebel befallen!" fragte der Sachse. — „„Niemand weiß, ob er verschont bleibt!"", erwiederte ich. „„Wer das eine Mal frei ausgeht, leidet das nächste Mal vielleicht desto mehr. Frauen und Schwächliche sind am meisten bedroht. Selbst der berühmte Admiral Nelson wurde seekrank. Hunde und Pferde leiden desto stärker, je gebildeter sie sind; ja, sogar der große Fisch, der den Propheten Jonas verschlungen hatte, scheint einen Anfall von Seekrankheit bekommen zu haben, als er den Bedroher Ninive's wieder ans Land speien mußte.""

„Auch Standes-Unterschiede und Würden", versicherte der Bärtige, „schützen nicht; vor dem Tode und vor der Seekrankheit sind wir alle gleich; sie ist ein wahrhaft demokratisches Ungeheuer." — „„Affreux!"" sagte eine hannöversche Excellenz. — „„Nur ganz auserwählte Wesen", tröstete ich, „und wahre Helden und Heldinnen bleiben davon verschont; wenigstens scheint sie in der Arche Noah nicht zum Ausbruch gekommen zu sein, da die Schrift davon keine Erwähnung thut. Auch Homer und das Nibelungenlied und die Apostelgeschichte melden von der Krankheit Nichts. Dagegen erwähnt sie Horaz. Byron läßt seinen „Don Juan" jämmerlich daran leiden, und Goethe war selbst krank, als er von Neapel nach Palermo fuhr. Byron empfiehlt Beefsteak, Goethe nahm Weißbrod und Rothwein; das trefflichste Mittel aber soll darin bestehen, daß man eine starke Lage Tischpapier, mit Rum getränkt, auf Magen und Unterleib legt." — „„Gott, wie komisch"", meinte der Komische. „Affreux!" rief die Excellenz."

Ueber den bekannten Brauch, demzufolge die Badegesellschaft sich in Reihe und Glied aufpflanzt, um die neuen Ankömmlinge zu empfangen und die seekranken Gesichter zu mustern, spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus:

„Denke Dir eine stürmische Ueberfahrt und dann die Empfindungen der unglücklichen Opfer, welche diese „Läster-Allee" durchwandern müssen! Eben den Klauen der fürchterlichsten Würgerei entronnen, noch erschöpft, bleifarbig, schwindelnd, verworren und wüst an Leib und Seele, tritt man, Ruhe suchend und Ruhe bedürftig, ans Land und kömmt da mitten unter die geputzten Fremden, die den Nachgeschmack eines trefflichen Mahles noch auf der Zunge haben, und hört, o Hohn der Hölle! die hüpfenden Töne von Polka und Galoppade. Muß man da nicht diese herzlose Sitte die in den untersten Schwefelpfuhl verwünschen! Kann man es begreifen, daß Leute von Lebensart sich so hinstellen! ja, daß zwei Drittel aus Frauen, aus den reizendsten, sanftesten, lieblichsten Gesichtern bestehen? — Allein, sonderbar! kamm sind zwei oder drei Tage ins Land gegangen, und man steht schon selbst in Reihe und Glied!"

Ueber die Geschichte des Seebades auf Helgoland erfahren wir dies: Dem Schiffbauer Jakob Andresen Siemons gebührt das Verdienst, zuerst seit 1823 die Errichtung einer Bade-Anstalt betrieben zu haben. Seine zähe Ausdauer überwand alle Bedenken und Schwierigkeiten. Eine Actiengesellschaft bildete sich, und mit Mühe brachte man bis 1826 etwa zwanzig, bis 1831 gegen funfzig Actien, jede zu hundert Mark Banco, unter. Im Jahre 1826 kamen vier Badekarren auf der Düne und zwei am Strande des Unterlandes in Thätigkeit. Im Sommer 1828 waren etwa zweihundert, im Jahre 1831 kamm so viele Badegäste da. Als aber von Hamburg aus eine regelmäßige Dampfschiff-Verbindung hergestellt und 1833 in der Person des jetzigen Bade-Arztes Dr. von Aschen ein junger, lebendig fördernder Mann herbeigezogen wurde, mehrte sich die Zahl der Besucher von Jahr zu Jahr und ist neuerdings bis zu dreitausend gestiegen. Die Helgoländer thaten dabei wenig genug; aber die Wunder der Natur und die unleugbaren Vorzüge der Insel vor den meisten anderen Bade-Orten, sowie die besondere Theilnahme, welche Künstler und Schriftsteller dem Eilande zuwandten, schlugen alle Schwierigkeiten nieder. Gegenwärtig mag es wenige Papiere geben, die so einträglich sind, als die Helgolander Bade-Actien. Im Jahre 1852 kamen hundertundzehn Prozent zur Vertheilung. Freilich treten aber auch bei der ganzen Verwaltung die Vertheilungsbeträge allzu sehr in den Vordergrund, und die sehr begründeten Klagen der Fremden bleiben ohne Abhülfe. Herr von Aschen hat nur Eine Stimme und bleibt mit seinen Verbesserungs-Vorschlägen oft genug in der Minderheit.

Der Vorzug, den der Helgolander Badeplatz auf der Düne vor anderen Seebädern hat, besteht darin, daß an verschiedenen Stellen, zu Westen und Osten der Düne, gebadet werden kann. Deshalb ist der Wellenschlag im Ganzen besser, als zu Norderneï, Wangeroge und an anderen Orten, wo der Platz derselbe bleibt, der Wind mag wehen, von wannen er will; denn das Bäumen und Ueberstürzen der Wellen hängt nicht sowohl von der Fluth als vielmehr von der Richtung und Stärke des Windes ab.

*) Helgoland. Schilderungen und Erörterungen von Friedrich Oetker. Mit einer Ansicht und zwei Karten. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1855.

Digitized by Google

Auf die Baderegeln kommend, bemerkt der Verfasser Folgendes: „Handelt es sich nicht blos um Stärkung und Erfrischung im Allgemeinen, sondern um Beseitigung eines besonderen Uebels, oder treten gar ungewöhnliche Zufälle ein, so ist die Befragung eines Arztes gewiß dringend zu empfehlen. Sonst freilich kann man sich an die üblichen Regeln halten; auch an folgende: Genieße den Reiz des Lebens und der Düne; genieße auch ein Weniges, ehe Du überfährst! — Wandele erst den Weg alles Fleisches! Helgoländer Schwarzbrod und Bufesches Wasser thun oft gute Dienste. — Sei langsam zum Zorn und langsam zum Badeplatze, aber rasch zum Untertauchen! — Laß Dich nicht zu sehr gelüsten! Habe ein Genügen am ersten Schock und an der ersten Glühhitze; denn sonst kömmt Heulen und Zähnklappen. — Laß nicht den Mantel in Stich, sondern nimm ihn mit auf die Düne; denn die Launen des Wetters und der Weiber sind unergründlich. — Leidet Dein Magen, so meide Hummer und Fische! — Im Uebrigen — sieh, wie die Anderen es treiben und — „Wüßt Du die Anderen verstehen, blick in Dein eigenes Herz!""

Ueber die Nachrichten, welche ältere Schriftsteller über Helgoland geben, spricht sich der Verfasser so aus:

„Die erste zweifellose Erwähnung Helgolands findet sich im „Leben des heiligen Willibrord" von Alcuin, welches gegen das neunte Jahrhundert geschrieben sein mag, da Alcuin 804 gestorben ist. Daran schließt sich eine Stelle im „Leben des heiligen Liudger" von Altfrid, der 849 starb; und daran die Schilderung Adam's von Bremen, der um 1072 schrieb. Dann folgen Jahrhunderte lang nur geringe Anbeutungen in einigen Urkunden, bis in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Beschreibung Heinrich Ranzau's genauere Auskunft giebt. Peter Sax, Benjamin Knoblech und Andere folgen nach."

Die genaue Beschreibung, welche der Verfasser von der Insel und dem sie umgebenden Meeresgrunde giebt (deren Verständniß durch die beigegebene Karte sehr leicht gemacht ist), endigt mit folgender Schlußbemerkung:

„Bringt man die äußersten Ausläufer aller Klippen und Knollen mit einander in Verbindung, so mag sich eine Länge von anderthalb Meilen und eine Breite von noch nicht halb so großer Ausdehnung ergeben. Hiernach ist zu bemessen, was von der alten Annahme, daß Helgoland in früherer Zeit eine Größe von vielen Geviertmeilen, mit Wäldern, Flüssen, Burgen u. s. w., ja, um das Jahr 1030 nach Christus neun Kirchspiele gehabt habe, zu halten ist. Die Ausdehnung der Insel ist innerhalb geschichtlicher Zeit nie so bedeutend gewesen. Auch steht ihre völlige Zerstörung nicht so nahe bevor, wie Viele glauben. Sie wird dem Wogen- und Wetterdrange leicht noch ein Jahrtausend widerstehen, wenn nicht ganz ungewöhnliche Natur-Ereignisse die Vernichtung beschleunigen. So sehr auch die weichen Stein- und Thonmassen dem Wellenschlage und der Zerbröckelung durch Wind und Wetter ausgesetzt sind, so bringen doch selbst mehrjährige Einwirkungen nur geringe Veränderungen hervor."

Interessant und lehrreich ist auch der Abschnitt über die „Berge", mit denen die Schriftsteller Helgoland versehen haben. Wir erfahren, daß diese sogenannten Berge, z. B. der Klageberg, nur zehn bis zwölf Fuß hohe Hügel sind. „Gleichwohl herrscht über die Berge Helgolands mehr Ungewißheit und Streit, als über die Gebirge Hindostans." Ueber den Bildberg, dem die Gelehrten um der Knochen willen, die darin gefunden worden sind, verschiedene großartige mythologische Bedeutungen angedichtet haben, giebt der Verfasser den folgenden ergötzlichen Aufschluß:

„In den ersten Jahren nach der englischen Besitznahme wurden viele Ziegen auf der Insel gehalten. Begreiflicherweise lebte also auch ein Ziegenbock hier, und zwar erreichte dieser Bock ein hohes gesegnetes Alter, während die Helgoländer ihre Schafsböcke, nach den Erlebnissen des ersten Lebensjahres abgemagert und durchfichtig wie eines „Trannes Schatten", zu schlachten pflegen, um des Durchwinterns überhoben zu sein. Besagter Ziegenbock nun war der Liebling der englischen Soldaten; er ward von ihnen Billy genannt, wie überhaupt in der Ausdrucksweise des gemeinen Lebens in England ein Ziegenbock Billy, d. h. William, und eine Ziege Nanny oder Anne heißt. Auch die Helgoländer sagten nach und nach Billy oder Bill. Bill hatte keinen besonderen Herrn; er war der Sohn des Regiments. — Endlich starb Bill. Die betrübten alten Krieger begruben ihn feierlich in jenem Hügel, der nun Bildberg heißt bis auf den heutigen Tag."

Aus den mitgetheilten Stellen des Alcuin über den heiligen Willibrord, der um 699 auf Helgoland gewesen ist, und des Altfrid, Bischofs zu Münster, der die um 785 erfolgte Bekehrung der Insulaner erzählt, erfahren wir, daß die Insel nach dem Gotte Fosite oder Fosete Fositesland hieß und bei den Heiden in so großer Verehrung stand, daß Niemand die weidenden Thiere u. s. w. zu berühren und aus der Quelle, welche dort hervorsprudelte, anders als stillschweigend zu schöpfen wagte. Grimm, erzählt uns der Verfasser, bringt den Fosite mit dem Forseti der Edda, dem weisesten Richter bei Göttern und Menschen, in Verbindung und nimmt an, die Insel habe seit der Einführung des Christenthums den Namen „Helegland (Heiligland), Helgoland" angenommen. Adam von Bremen, der auf Alcuin's Angaben Bezug nimmt, giebt sein Heiligland bestimmt für dieselbe Insel (Fositesland) und beschreibt es in einer Weise, daß unser heutiges Helgoland darin nicht zu verkennen ist. Statt des „Ortes, der bei den Heiden in Verehrung war", wie Alcuin sagt, hat er einen „Ort, allen Schiffern und vornehmlich den Seeräubern ehrwürdig", und knüpft daran die Herleitung des Namens.

In Bezug auf die merkwürdige Erscheinung von Quellen mit süßem Wasser auf einer so kleinen Insel ersahren wir dies:

Das Wasser, auch auf den Dünen, ist sehr wohlschmeckend. Es steigt und fällt, je nachdem das Meer flutet oder ebbet. Zur Erklärung dieser Erscheinung wird gewöhnlich eine Speisung aus der See und eine Filtrirung während des langsamen Durchsickerns angenommen; indeß ist diese Ansicht schwerlich haltbar. Vielmehr wird die andere Meinung die richtige sein, daß das Wasser von Regen und Dunstniederschlägen herrühre. Die Sandhügel sind nicht so trocken, wie sie zu sein scheinen. Die Feuchtigkeit nimmt in der Tiefe zu, bis nach dem Durchgraben mehrerer Sand- und Geröllesschichten kleine Wasser-Adern hervorbrechen, noch ehe der Felsengrund erreicht worden. Bei heftigen Nordweststürmen soll das Wasser im Brunnen (auf der Düne) zuweilen gegen zwei bis drei Fuß steigen; die Fluth erreicht dann eine Höhe von funfzehn bis zwanzig Fuß. — Auch auf dem Oberlande wird Quellwasser angetroffen; in einigen Häusern dringt es sogar in die sechsteten Keller. Auffallenderweise ist auch dieses Wasser etwas brackig, zumal bei anhaltender Dürre. Wie kömmt auf das hohe Oberland Salzwasser? Vermuthlich von den Salzbeilchen des Meerwassers, die vom Winde auf die Insel getragen werden. Oder sollte das Gestein des Oberlandes salzhaltig sein?

(Schluß folgt.)

Türkei.

Eine Ferienreise nach Konstantinopel und Klein-Asien.

(Schluß.)

„Um über die Fähigkeit der Türkei, als Staat zu neuer Kraft und Selbstbestimmung zu gelangen, urtheilen zu können, muß man auf das Volk selbst zurückgehen, auf seine physischen und geistigen Eigenschaften, auf die Gestaltung seines Lebens und seiner Thätigkeit in den ursprünglichsten Formen der Familie, des Erwerbes und der Religion. Die Türken gehören zu den schönsten Abkömmlingen der kaukasischen Race. Die Männer sind beinahe ohne Ausnahme hohe, kräftige, muskulöse Gestalten, vollkommen proportionirt, mit etwas breitem Oval und großem Kopf mit hoher Stirn, dem Zeichen eines großen Gehirns. Man bemerkt selten verkrüppelte oder schwächliche Männer; selbst nicht in der Hauptstadt. Ueber die Frauen ist schwer zu urtheilen. Da das Geschlecht der Männer bis jetzt physisch noch nicht herabgekommen ist, so beweist dies auch eine vortreffliche Körperconstitution der Frauen, die selbst ihrer erschlaffenden Lebensweise widersteht.

„In dem Charakter der Türken tritt dem Fremden sehr bald der Grundzug entgegen, der durch alle Beziehungen hindurchgeht; es ist der der maßhaltenden Kraft, einer Kraft, weniger leicht erregbar, als bei den europäischen Völkern; aber die, einmal erweckt, an Intensität und Dauer von keinem übertroffen wird. . . . Eine andere, überaus wohlthuende Eigenschaft des Türken ist seine Decenz. Die Rechtlichkeit des türkischen Kaufmanns ist selbst in Europa bekannt. Auch die Gastfreiheit gehört zu den guten Eigenschaften des Türken. Die Bewirthung ist einfach: Kaffee und eine Pfeife; aber bei der eigenen Genügsamkeit des Türken ist dies meist Alles, was er bieten kann. Damit hängt seine Dienstfertigkeit zusammen. Selbst der Arbeiter hat ein feines Gefühl hierin und eine Aufmerksamkeit, die überrascht . . . .

„In den Tugenden der Türken hat sich jetzt noch die Toleranz gesellt. Daß er die Störung seines Gottesdienstes in den Moscheen nicht jedem neugierigen Europäer gestattet, scheint sehr natürlich; das hat mit Toleranz Nichts zu schaffen; aber es giebt kein Land, wo Jeder in der Ausübung seiner Religion so frei ist, wie hier. In Pera, in der ganzen Türkei sind alle möglichen christlichen Konfessionen, alle Mönche und Nonnen Europa's zu finden. Die türkische Regierung läßt sie frei gewähren, und in Jerusalem sendet sie selbst Soldaten und Polizei in die christlichen Kirchen, damit die Griechen, Katholiken und Protestanten im Streite über das heilige Grab nicht handgemein werden und am Altare einander blutige Kämpfe liefern.

„Diese Toleranz bezieht sich nicht blos auf Religion, sondern auf die ganze Sitte und Gewohnheit, zu leben, wie es Jedem gefällt. Hiermit hängt die große Sicherheit zusammen, deren der Fremde in der Türkei genießt. Die Toleranz zeigt sich selbst gegen die Neger, die in großer Zahl als Handwerker, auch als niedere Beamte in der Türkei vorhanden und aus den freigelassenen Sklaven hervorgegangen sind.

„Diesen vielen und schönen Tugenden steht nun allerdings eine körperliche und geistige Indolenz gegenüber, die in mannigfachen Richtungen ihre nachtheiligen Wirkungen äußert. Zunächst zeigen sie sich in der Erwerbsthätigkeit. Der Ackerbau steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Dasselbe gilt von den Handwerken, und in der Schifffahrt, dem Handel und Geldwesen werden sie von den Griechen weit übertroffen. — Noch auffallender aber ist der Mangel an geistiger Ausbildung. Sie ist durch alle Klassen gering, und es fehlt auch an allen Hülfsmitteln zur Entwickelung. Ebenso fehlt aller Sinn für Kunst, für Musik, und also auch alle Einrichtungen zur Ausbildung des Kunstsinns. Diese Starrheit und Indolenz hält die Entwicklung des Volkes auf, und sie macht der Regierung die Reform in der Schnelligkeit, wie diese verlangt und wie sie dessen in ihrer Noth bedarf, unmöglich. Aber man würde dem türkischen Volke Unrecht thun, wollte man annehmen, daß dieser Fehler unverbesserlich sei, und daß deshalb die Nation keiner Entwickelung im europäischen Sinne fähig sei. Der Türke arbeitet, wenn es nöthig ist, mit einer Energie und Ausdauer, die von keiner Nation übertroffen wird. Der jetzige Krieg hat ein glänzendes Beispiel von ihrer Ausdauer und ihrem Muthe gegeben. Die große Sorgfalt für die Verbesserung des Unterrichts wird unzweifelhaft ihre Frucht tragen. Der Fortschritt hierin braucht allerdings Lebensalter; aber wenn einmal die geistige Kraft erst in den Kindern zur Thätigkeit erweckt sein wird, ist zu erwarten, daß sie dieses kräftige und tüchtige Volk dauernd erfüllen und zu allem Großen wieder fähig machen wird.

„Dieser reformatorischen Thätigkeit von oben kömmt ein anderes Moment von unten zu Hülfe, was in seinen Wirkungen noch weitgreifender ist und dessen spätere Resultate noch gar nicht ermessen werden können. Es ist die immer steigende Verbindung mit Europa, die Zunahme des Handels, der Verbindungsmittel, der Einwanderungen, die Einführung europäischer Fabriken und Maschinen. Auch hier ist die Türkei gegen Rußland im Vortheil. Während Rußland sich immer dichter absperrt, mehr aus Furcht vor den politischen Ideen des westlichen Europa, als vor dessen Waaren, öffnet die Türkei ihr Land jedem Europäer in der freiesten Weise, und der Einwanderer, der Gast findet eine Freiheit der Bewegung, der Aeußerung des Lebens in der Türkei, von der in Rußland nur das Gegentheil existirt, und das alle Einwanderung illusorisch macht.

„Einige Verhältnisse, die man gewöhnlich als Gründe gegen die Fähigkeit der Türkei zu einer gedeihlichen Entwicklung anführt, verdienen noch einer Erwägung. Was zunächst das Verhältniß der Frauen betrifft, so haben nicht blos die Türken, sondern alle barbarischen Völker die Frauen erniedrigt. Aber mit der steigenden Civilisation wendet sich auch die Lage der Frauen zum Bessern. Die Barbarei ist nur noch äußerlich. Das häusliche Leben der Frauen, ihr Verhältniß zu dem Manne ist weit besser, als man in Europa meint. Monogamie ist auch in der Türkei die Regel, und es scheint oft eine tiefe Liebe zwischen Frau, Mann und Kindern zu herrschen. Man wird sich bald entschließen, auch den Frauen eine bessere geistige Ausbildung zu geben, und sowie diese beginnt, ist auch der feste Grund zur Gleichberechtigung der Frauen gelegt.

„Die Sklaverei erscheint durchaus als kein Hemmniß in der Reform des Staates. Die Sklaven haben nur die Lage unserer Dienstboten, und der freie Schwarze wird von dem Türken als seinesgleichen betrachtet. Es fehlen deshalb die Schwierigkeiten, welche in Nord-Amerika diese Frage umgeben. Wenn man später den frischen Zuzug verbietet, wird sich im Laufe der Zeit von selbst die Sklaven-Bevölkerung in der Nation verlieren.

„Einer der gröbsten Irrthümer der öffentlichen Meinung in Europa ist es, wenn man in der muhammedanischen Religion ein Hinderniß für die Wiedergeburt der Türkei findet. Wer den Koran kennt und in der Türkei nur einigermaßen sich umgesehen hat, muß darüber lächeln. Der Koran erkennt nur einen Gott an, spricht mit glühender Begeisterung für die Auferstehung nach dem Tode, für die Unsterblichkeit, erkennt alle Propheten und heiligen Männer der Bibel an. Ganz besonders legt er Werth auf Moseö und Christus. Von Letzterem wird stets mit der höchsten Achtung gesprochen; nur nicht als Gott wird er anerkannt. Muhammed weiß jede Anmaßung, Wunder zu thun, von sich zurück, er wollte nur als Mensch gelten. Der Koran lehrt das Weltgericht. Die Sittenlehre des Koran ist voll der reinsten Grundsätze. Redlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Mildthätigkeit werden anempfohlen; ebenso die Lehre, seinen Feinden zu vergeben. Der Gottesdienst ist in edler Einfachheit angeordnet; er besteht einfach in Gebet und in Vorlesungen aus dem Koran. Wallfahrten nach Mekka sind nicht geboten, sondern nur empfohlen. . . . Wenn der Türke weniger zur Thätigkeit neigt, so ist dies eine Folge seines Charakters und seiner mangelnden Bildung, nicht seines Glaubens; er würde ebenso träge sein als Christ, wie denn die Christen des Orients dazu den Beleg geben. So bleibt von dem ganzen verrufenen Fatalismus Nichts, als die ruhige Ergebung in das Unvermeidliche und der Gleichmuth bei den kleinen Leiden des menschlichen Lebens, Beides Eigenschaften, die zu den schönsten Tugenden gehören.

„Die verschiedenen Nationalitäten in der Türkei sind allerdings eine Schwierigkeit mehr für die Regierung. Wie die Frage sich später lösen wird, ist noch nicht zu übersehen; aber für die Gegenwart hat sie noch nicht die Gefahr, wie vielleicht später. Die Türkei ist noch für eine lange Reihe von Jahren zu einer Staatsform mit absoluter Centralgewalt genöthigt. Die Reform des Staates kann nicht von der Masse des Volkes ausgehen; sie bedarf zu ihrer Beschleunigung einer kräftigen und erleuchteten absoluten Regierung, wie sie jetzt besteht. Die Gleichstellung der Nationalitäten hat für diese Periode nur privatrechtliche Bedeutung; für das Privatrecht ist diese Gleichberechtigung schon vorbereitet, und sie wird sich ohne Erschütterung des Staates weiter ausbilden lassen. Erst wenn die Reform bis zur Theilnahme des Volkes an der Regierung vorgeschritten sein wird, werden diese Nationalitäten Gefahren bieten; bis dahin ist aber noch eine lange Zeit; vielleicht mildert die inmittelst angefahrte privatrechtliche Gleichstellung den Haß und den Gegensatz der Nationalitäten und macht dann auch eine gemeinsame Ausübung politischer Rechte möglich.

„Eine wahre Gefahr droht dem türkischen Staate von der Eroberungslust seiner europäischen Nachbarn. Diese Gefahr ist groß, trifft aber nicht die innere Lebensfähigkeit der Türkei, sondern nur die Frage, ob sie gegen die äußere Gewalt übermüthiger Nachbarn in dieser Zeit ihrer Reform sich zu erhalten im Stande sein wird. Dieser Zeitraum der Reform ist lang zu rechnen; er wird mit diesem Jahrhundert nicht vollendet sein. Der Schutz, den jetzt die Türkei von Frankreich und England erhält, beruht auf politischen Constellationen, von denen man nicht wissen kann, ob sie so lange vorhalten werden. Die Gefahr ist also hier wahrhaft vorhanden, und es ist schwer, hierüber im Voraus zu entscheiden. Es sind aber in der Entwickelung Europa's wichtige Momente erkennbar, welche hoffen lassen, daß auch diese Gefahr an der Türkei vorübergehen wird. Die Gegenstände zwischen Rußland und dem übrigen Europa werden mit der steigenden Gewerbthätigkeit, dem sich andehnenden Handel und dem Fortschritt seiner Justimitionen immer größer werden. Die Uebermacht Rußlands wird von den anderen Staaten immer mehr als ihre größte Gefahr anerkannt werden, und es ist nicht zu erwarten, daß man je auf eine Verringung über Theilung der Türkei zwischen Rußland und den anderen großen Staaten Europa's eingehen wird.

„Ein noch weit größerer Schutz läßt sich von der steigenden Entwickelung und Verwirklichung der volksthümlichen Ideen in Europa erwarten. Diese Ideen kennen keine Eroberungspolitik; die Achtung der Nationen und Religionen in ihrer Selbstständigkeit ist eine ihrer Grundlehren. Diese Ideen, deren Entwickelung in Europa stetig fortschreitet, werden den festesten Schutz der Türkei gegen die Uebermacht ihrer Nachbarn bilden und ihr die Verfolgung ihrer innern Reform in voller Freiheit gestatten."

E. M.

Frankreich.

Charpentier's Studien über die Kirchenväter.

Die Studien, welche J. P. Charpentier in Paris veröffentlicht hat*) und die in deutscher Uebersetzung von Herrn Professor Dr. Bittner zu Breslau erschienen sind,**) erwecken schon von dem Gesichtspunkte aus unser Interresse, daß Charpentier Professor der Philosophie ist, während es sonst gewöhnlich nur Theologen sind, die sich mit jenen Studien beschäftigen. Wenn Herr Charpentier in seiner Vorrede den Wunsch ausspricht, daß seine Studien beitragen mögen, der „akademischen Jugend mit der Liebe zum klassischen Alterthum auch die Liebe zum christlichen Alterthum einzuflößen", so glauben wir, da wir Empfänglichkeit für das viele in den Studien enthaltene Gute bei der akademischen Jugend voraussetzen, daß der Wunsch in Erfüllung gehen werde, obgleich wir andererseits weit entfernt sind, den Nutzen, welchen die Beschäftigung mit dem vorliegenden Werke gewähren kann, zu hoch anzuschlagen. Jenem Gutes ist manches Nichtgute beigemischt, durch welches der heilsame Einfluß des Guten einigermaßen geschmälert wird.

Der Titel bezeichnet den Inhalt in einer nicht erschöpfenden Weise. In dem Werke stellen sich zwar vorzugsweise, doch nicht allein Studien über die Kirchenväter heraus. Man findet auch Studien über Tacitus, Seneka, Flavius Josephus, Plinius den Jüngeren, Fronto, Apulejus, Lucian, Celsus, Julian und andere Männer, die kein Geschichtskundiger zu den Kirchenvätern rechnen wird, indem sie sich als die Feinde der Kirchenväter darstellten. Zwar bemerkt Charpentier S. IV, V, er habe „den ganzen Kampf" (welchen nämlich

*) Im Französischen lautet der Titel: „Etudes sur les Peres de l'Eglise par J. P. Charpentier, inspecteur de l'Académie de la Seine, agregé de la faculté des lettres de Paris.

**) Mainz, 1855.

Digitized by Google

die Kirchenväter mit ihren zahlreichen und furchtbaren Feinden gehabt haben) „von neuem wieder anfleben lassen, um desto besser über den Sieg urtheilen zu können.“ Und wir haben gegen dieses „von neuem wieder anfleben lassen“ als solches Nichts einzuwenden. Hätte der Verfasser von dem ganzen Kampfe geschwiegen, so würde das Urtheil über den Sieg kein gerechtes sein. Allein wir können nicht umhin, es zu tadeln, daß der Titel auch nicht die leiseste Andeutung von dem an sich löblichen Verfahren Charpentier's macht.

Was die Benennung „Kirchenvater“ betrifft, so nimmt der Verfasser dieselbe nicht in dem strengen, d. h. engeren Sinne, der auf dem Gebiete der römisch-katholischen Kirche herrschend ist. Er versteht unter den Kirchenvätern die Apologeten, Doktoren und eigentlich sogenannten Väter, vgl. S. IV, wo sich noch die Stelle findet: „Anfangs bekämpft die Kirche den Paganismus und antwortet auf seine Angriffe: dies ist die Zeit der Apologeten; darauf lehrt und erklärt sie die Glaubenslehre: das ist die Zeit der Doktoren; endlich siegreich und befestigt, konstituirt sie auf bestimmte Art ihre Disziplin und Hierarchie: das ist das besondere Werk der Väter, der großen Genies der griechischen, wie der lateinischen Kirche.“ Wir zollen dem Verständnisse des Verfassers unseren Beifall. Das Wort: Vater schließt den Begriff des Erzeugers in sich, und gar manche Apologeten und Doktoren, welche in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche aufgetreten sind, stehen, was die Erzeugung christlichen Lebens und christlicher Zucht auf dem Gebiete der Kirche betrifft, hinter den „eigentlich sogenannten Vätern“ gerade nicht zurück. Dagegen können wir nicht damit einverstanden sein, daß der Verfasser in Ansehung dieser, d. h. der Väter, im strengen Sinne des Wortes S. V die (wie es scheint) fremde Behauptung sich aneignet: „Wie ein großer Fluß die rasche und kräftige Lebendigkeit, welche er auf den Bergen, wo er seinen Ursprung genommen, erhalten, auch in der Ebene behält, so erscheint die göttliche Kraft, die da vom Himmel gestiegen, in den Schriften der Kirchenväter ungeachtet der Einfachheit ihres Styles in ungeschwächter Kraft.“ Daß die göttliche Kraft, welche, wie der Kirche überhaupt, so den Vätern derselben zu Theil geworden, in ihren Schriften vielmehr als eine solche erscheint, die durch menschliches Einwirken geschwächt ist, ergiebt sich auf widerchristlichen Irrthümern, die sich zugleich mit der Falle christlicher Wahrheiten in jenen Schriften herausstellen. Jene Irrthümer tauchen selbst in den Schriften des Augustinus auf, von welchem S. 418 bemerkt wird, er sei „auch jetzt noch das lebendigste und reinste Licht“, eine Bemerkung, deren Maßlosigkeit dem Kenner des Augustinus ohne Weiteres einleuchtet.

Die Studien schließen zwei Abtheilungen in sich. Die erste (S. 1—226) hat die lateinischen, die zweite (S. 227—422) die griechischen Väter zu Beziehungspunkten dergestalt, daß dieses Wort in dem allgemeinen Sinne genommen wird. Die Sonderung der lateinischen von den griechischen ist statthaft. Denn wie die lateinische Kirche und die griechische nicht dieselbe Physiognomie haben,*) so haben auch die lateinischen und die griechischen Väter nicht dieselbe. Wenn Herr Professor Charpentier die Entwickelung des christlichen Geistes in den verschiedenen Vätern als eine verschiedenartige und neue setzt, so verfährt er ganz richtig, und wenn er den Plan hat, diese Entwickelung „aufzusuchen und aufzufinden“, so verdient der Verfasser unser Lob. Indeß müssen wir es tadeln, daß die lateinischen Väter in der ersten, die griechischen in der zweiten Abtheilung dargestellt werden; diese Darstellung steht damit im Widerspruch, daß, wie die griechische Kirche früher entstanden ist, als die lateinische, so griechische Väter eher aufgetreten sind, als lateinische. Es fragt sich, ob die Darstellungsweise nicht darauf erklärt werden könne, daß Herr Professor Charpentier „die Superiorität Roms“ festhält. Er behauptet S. 422, die Herrschaft sei Rom geblieben, nicht nur nach göttlichen unfehlbaren Verheißungen, sondern auch weil es die Weisheit, die Festigkeit, die Geduld und das Geheimniß der Zukunft besitze. Größeres, als den Glanz des Genies und der Blüthe der Beredtsamkeit, habe Rom, „die Einheit und Majestät jenes Glaubens und jener Hoffnung, welche nur ihm allein zu Theil geworden.“ Daß diese Behauptung volle Wahrheit sei, hat Herr Professor Charpentier nicht bewiesen. So lange er den Beweis nicht liefert, wird es erlaubt sein, ihre volle Wahrheit in einigen Zweifel zu ziehen.

Ueberhaupt könnten wir über die Richtigkeit vieler einzelner Bemerkungen des französischen Gelehrten mit demselben streiten. Zu denselben gehört z. B. die, daß Gregor von Nyssa „oft nicht selbständig genug sei, so daß er nur als Nachahmer“ des Gregor von Nazianz und des Basilius „erscheine“ (S. 361). Indeß enthalten wir uns, um Raum zu ersparen, dieses Streites, zumal das von uns bereits Gesagte anbrechen dürfte, das Werk im Allgemeinen zu kennzeichnen. Im Hinblick auf den beziehungsweisen wie geschichtlichen, so rhetorischen Werth desselben (vgl. S. VIII) statten wir dem Herrn Dr. Bittner dafür, daß er von dem Werke eine deutsche Uebersetzung geliefert hat, um so mehr unseren Dank ab, als dieselbe bei ihrer sprachlichen Glätte sich sehr leicht lesen läßt. Wir verargen es ihm nicht, wenn er sich als Uebersetzer eine gewisse Freiheit bewahrt. So sind laut S. X „einige von den Schlußkapiteln des Buches, welche nicht unmittelbar die Kirchenväter betreffen und nur den Ertrag des französischen Patrioten enthalten, zur Abrundung des Ganzen in der Uebersetzung weggelassen worden.“

Breslau. Wilh. Böhmer.

Mannigfaltiges.

— **Mozart's Sterbehaus.** Bei Gelegenheit der hundertjährigen Geburtstagsfeier W. A. Mozart's hat der Buch- und Kunsthändler Joseph Bermann in Wien ein Gedenkblatt herausgegeben, welches mit einem halben Bogen Text zwei ansprechende lithographische Bilder darbietet: „Mozart's Sterbehaus in Wien“, wie es bis vor wenigen Jahren in der Rauhensein-Gasse daselbst (Nr. 934) sich präsentirte, und „Mozart's Empfangzimmer“ in diesem Hause, dem zugleich ein Plan der ganzen Wohnung des unsterblichen Tonmeisters beigefügt ist. Bekanntlich hat man in Wien jede Spur von Mozart's Grab abhanden kommen lassen. Auch das Haus, das er in seinen letzten Lebenstagen bewohnte, hat vor einigen Jahren einem palastartigen, unter dem Namen „Mozarthof“ bekannten Gebäude weichen müssen, und dessen Fensternischen die Köpfe der berühmtesten, verstorbenen Tondichter herunterschauen.. Es ist ein gar knuffoules, fehenswerthes Gebäude; aber es würde viel anziehender noch sein, wenn es ganz dasselbe, schmucke und stattliche Wohnhaus wäre, in welchem Mozart seine letzten, seelenvollen Melodieen komponirte. Einem Manne, der den Mangel an Pietät, den die Wiener nicht blos gegen Mozart bekundet haben, sehr wohl empfand, Herrn Dr. Ludw. Aug. Frankl, haben wir es zu verdanken, daß uns noch eine Erinnerung daran geblieben: er ließ die Fronte des alten Hauses, bevor es niedergerissen wurde, nebst dem Plane von Mozart's Wohnung, von dem bekannten poetischen Zeichner J. P. Lyser aufnehmen, und nun können wir sie Alle vor Augen haben, die Stätte, worin der harmonienreichste Genius gewaltet. Wir schließen uns gern dem Wunsche des Herrn Dr. Frankl an, daß ein „Mozart-Verein“ (wie ein ähnlicher schon zu Ehren Joh. Seb. Bach's besteht) gegründet werden möge, der es sich zur Aufgabe mache, eine kritische Gesammt-Ausgabe der unversälschten Werke Mozart's zu veranstalten. Vieles existirt unter dem Namen Mozart's, was er gar nicht geschrieben; so soll es im Manuskript dreißig verschiedene Messen geben, die seinen Namen tragen, von denen aber mehr als die Hälfte den Stempel der Unechtheit an der Stirne trägt. Sieben dieser Messen sind im Druck erschienen, und darunter nicht weniger als drei apokryphe! Von den vier, von Mozart komponirten, im Druck erschienenen Messen sind zwei durch störende Instrumental-Zugaben entstellt, und ist eine (die Credo-Messe) an zwei Stellen völlig verstümmelt. Nicht minder sollen auch andere Werke Mozart's darthans nicht so gedruckt sein, wie er sie geschrieben. Der Wunsch des Herrn Frankl, daß eine kritische Gesammt-Ausgabe von Mozart's Werken veranstaltet werden möge, erscheint daher sehr gerechtfertigt.

— **Kneller's Portrait Peter's des Großen.** Nach einer Notiz im Journal des russischen Unterrichts-Ministeriums (Журналъ Мин. Народнаго Просвѣщенія) befindet sich das Original-Portrait Peter's des Großen, von Sir Gottfried Kneller, von welchem in dem neulich mitgetheilten Bruchstück aus Ustrialow's Biographie des Zaren die Rede war, noch jetzt im Palaste Hampton-Court bei London, der ehemaligen Residenz Wilhelm's III., wo es vor einigen Jahren von einem russischen Reisenden im „Audienzsaal der Königin“ (the Queen's audience chamber) gesehen wurde. Das in Oelfarben gemalte Portrait soll zu den gelungensten Arbeiten des berühmten Lübecker Künstlers gehören und ist trefflich erhalten.

*) Nur ist der Verfasser auf falscher Fährte begriffen, sofern er S. 422 äußert: „die griechische Kirche hat die Gabe des Wortes, die Weisheit aber gehört der lateinischen Kirche.“ Daß die griechische nicht blos die Gabe des Wortes, sondern auch Weisheit hat, beruhenden die auf den Boden der griechischen Kirche entstandenen Schriftwerke des nazianzenischen und des nyssenischen Gregor, des großen Basilius und des Johannes Chrysostomus. Daß anderntheils nicht blos die Weisheit, sondern auch die Gabe des Wortes der lateinischen Kirche eignet, erhellt aus Gestalt-Erzeugnissen ihrer beredtesten Vertreter, des Cyprianus, Ambrosius, Augustinus. An der falschen Aeußerung Charpentier's haftet lediglich etwas Wahres. Die griechische Kirche hat mehr Gabe des Wortes als Weisheit, die lateinische dagegen hat mehr Weisheit als Gabe des Wortes.
W. B.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Zum Abonnement à Bd. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Mittelstraße Nr. 21), ferner von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 38. Berlin, Donnerstag den 27. März 1856.

Grönland.

Die Sprache der Eskimos auf Grönland.

Das Sprachengebiet der sogenannten Eskimos, die man besser Karaliten nennen würde,*) reicht von Grönland und Labrador längs der Nordküsten Amerika's bis an die Aleutischen Inseln und dringt über die Behringsstraße eine Strecke weit ins nordöstlichste Asien vor. Mit unwesentlichen Unterschieden — so scheint es — redet dieses höchst merkwürdige Idiom der sanftmüthige, zwerghafte Auwohner der Bassins-Bai, wie der trutzige und nicht selten riesenhafte Tschuktsche an jenem schmalen Fahrwasser zwischen dem Alten und Neuen Kontinente.**)

Lehrbücher des Grönländischen hatte man schon im vorigen Jahrhundert; aber ein wahrhaft treues Bild dieser Sprache giebt uns erst die meisterhafte Grammatik Samuel Kleinschmidt's, Predigers zu Neu-Herrenhut,***) eines Mannes, welcher, obgleich seit früher Jugend unter den Karaliten lebend, die Fortschritte der Sprachwissenschaft in Europa nie unbeachtet gelassen. Möchte diesem Werke bald ein zweites von derselben kundigen und geschickten Hand nachfolgen — eine Anwahl Texte in Begleitung eines den heutigen Bedürfnissen entsprechenden Wörterverzeichnisses!

Was uns gleich beim ersten Blick auf die Eskimo-Sprache Staunen abnöthigt, ist die außerordentliche Länge sehr vieler Wörter. Bei näherer Bekanntschaft wird diese Erscheinung aus zwei Gründen klar: einestheils muß der Eskimo manchen für uns einfachen Begriff umständlich umschreiben; anderntheils löhnet er in vielen Fällen die verschiedenen Bestandtheile eines Satzes, selbst eines ziemlich langen, in ein kontinuirliches Ganzes zusammen, weil seinem Geiste eben nur ein modifizirtes Wort, sein gegliederter Satz, sich darbietet. Wären die Eskimos von diesem (die amerikanischen Sprachen überhaupt auszeichnenden) polysynthetischen Systeme abgelenkt worden, so würden sie ohne Zweifel ein der Sprache Finnlands (dem Suomi) in meister Hinsicht analoges Idiom geschaffen haben.

Nächst der eben erwähnten Eigenthümlichkeit überrascht in der grönländischen Grammatik Nichts in höherem Grade, als ihr überschwänglicher Reichthum an jenen förmörtlichen Anhängen zum Nennwort und Redewort (Verbum), die, mit einem grammatischen Kunstnamen, Suffixa heißen, und deren Geschäft Andeutung des Besitzes (am Nennworte) und des Thatziels (am Verbum) ist. Was die finnisch-türkischen Sprachen in ersterer, die semitischen (wie Arabisch und Hebräisch) in beider Hinsicht bieten, ist dagegen ein unscheinbares Minimum. Bei diesen Suffixen verweilen wir zunächst.

Einleitend muß gesagt werden, daß man für die Nennwörter, ob zwar nur in der Einheit, eine subjektive Form hat; wo das Merkmal dieser Form fehlt, ist ein Nomen objektiv zu nehmen. Jenes Merkmal kann aber ebensowohl einen Subjekts-Nominativ als einen Genitiv verkünden, wie seine Abwesenheit ein Thatziel oder einen Besitz. Das Subjekt in grönländischem Sinne (von Kleinschmidt Projekt genannt) hat demnach zweierlei Functionen, und gleichermaßen das Objekt, welches neben dieser Eigenschaft noch Regens im Genitiv-Verhältnisse sein kann und insofern oft als Nominativ zu fassen ist, wie das Projekt. Zu jedem dieser Verhältnisse sind aber Suffixe unentbehrlich. Die Nennwörter erhalten subjektive und objektive Anbildungen dieser Art, und zwar in beiden Klassen besondere für jede Person und für Einheit, Zweiheit und Mehrheit;*) anderdem sind die Suffixe der dritten Person (in Einheit und Mehrheit) andere, sofern ejus oder suus gemeint ist. Hiernach sollte es sechsundsechzig verschiedene Nominal-Suffixe geben; es giebt indessen nur einundvierzig, indem ein Theil derselben mehrmals unverändert wiederkehrt. Sie modifiziren sich wieder vor anderen Appositionen zum Nomen, welche allgemeine Ortsverhältnisse, und was daran sich knüpft, ausdrücken: die Beobindung mit letzteren erzeugt jedoch nur neunzehn neue Formen, welche mit obigen einundvierzig zusammen sechzig ausmachen. — Das Verbum hat in sechsen seiner Modi persönliche Endungen zur Bezeichnung seines Subjektes, zusammen einundfunfzig; in allen sieben Modi aber objektive Suffixe für die drei Personen aller drei Zahlen, überhaupt zweihundertundzwanzig! Nur einige von diesen haben mit gewissen Nominal-Suffixen ganz gleiche Form.

(Schluß folgt.)

*) Der Name Eskimo soll der Algonkin-Sprache in Kanada entlehnt sein. Die Urbewohner Grönlands nennen sich selbst Kurätdlit, in der Einheit Karáloq.

**) Eine reichhaltige Zusammenstellung von Wörtern aus vier Eskimo-Sprachen findet man im siebenten Bande des Erman'schen „Archiv für die wissensch. Kunde Rußlands" S. 488 ff. Ueber das Aleutische (die Unalaschka-Sprache), welches, gewissen Analogieen zum Trotz, nicht in dieses Gebiet gehört, siehe ebendas. im gleichen Bande, S. 133 ff.

***) Die kleine Kolonie dieses Namens liegt bei Godthaab (Gute Hoffnung), der ältesten dänischen Niederlassung an Grönlands Westküste. Kleinschmidt's Sprachlehre wurde dänischerseits an einen Bruder des Verfassers (damaligen Vorsteher der Berliner Herrenhuter-Gemeinde) gesandt: sie erschien 1851 bei G. Reimer in Drucke.

*) Ein Dual ist im Nomen und im Verbum, wird jedoch meist nur gebraucht, wenn etwas Besonnirtes oder Besagtes ausdrücklich als Zweiheit zu bezeichnen ist. Wo die Zweiheit sich von selbst versteht, wie z. B. bei doppelt vorhandenen Organen des Körpers, da gebraucht der Grönländer — im geraden Gegensatze zum Hebräer — fast durchgängig die Mehrheitsform. Die Dual-Suffixe sollen jetzt fast ganz unser Gebrauch sein.

**) Wir bemerken, daß dieser Aufsatz aus der Feder einer Dame ist. D. R.

Digitized by Google

Auch hörte ich von allen Russen, und deren waren unzählige, gerade während dieses letzten Winters am Genfer-See, daß sie in ihrem riesigen Vaterlande bei weitem weniger von der Kälte litten, als eben hier. Noch mehr: eine liebenswürdige, junge Liefländerin, den höheren Ständen angehörend, welche die Aerzte, des milderen Klimas wegen, während des Winters nach Nevey geschickt hatten, und die ganz in der Lage war, sich mit jedem Luxus und Comfort zu umgeben, holte sich gerade in dieser Zeit am Genfer-See eine Lungenkrankheit, der sie früher nicht unterworfen gewesen, ein leichtes Halsübel war der erste Grund ihrer Expatriation. Sie gehörte zu meinen liebsten Bekannten und näheren Umgang während jener Saison und ich erlebte den Schmerz, sie jetzt, im Herbste 1855, wo sie voll seliger Freude zu ihrlichen Kindern, nach einem Jahr der Trennung, in das nördliche Vaterland heimkehren wollte, von hier aus nach Italien zurückgeschickt zu sehen, um dort abermals eine zweifelhafte Heilung zu versuchen. Eine andere, noch jüngere Dame, ebenfalls aus einer nordischen Heimat, einen Brustübel wegen dorthin gesendet, wurde in Vevey kränker, als sie je gewesen, und suchte in schleuniger Flucht, mehr nach dem Süden zu die Rettung, die, wie ich höre, ihr jetzt im vollen Maße zu Theil geworden.

Was nun ist während des Winters das gefahrdrohende und in seinen Wirkungen noch nicht gehörig erkannte, an den Ufern dieses schönsten unter allen schweizer Seen herrschende Element? — Zuerst der Schnee und die Kälte, gegen welche noch keine angemessenen Schutzmittel allgemein in dortiger Gegend angetroffen werden. Ich mußte mir oft die Frage stellen: Sind denn Menschen und Pflanzen hier abgehärteter, als bei uns? Wenn ich jene, in ungeheizten, kalten Zimmern die Füße auf Chaufferetten (bei uns Kohlenkörbchen, wie sie die Obstverkäuferinnen auf dem Markte gebrauchen) stehend antraf und diese, sowie Rosen und Lauras tinus, buchstäblich mit Schnee bedeckt, dennoch blühen sah? — Dieser fällt mit Anfang November auf die Savoyer Alpen, welche die Nordseite des Leman eng begränzen, um während des ganzen Winters liegen zu bleiben, ja, im Herbste vorigen Jahres waren am jene Zeit sogar der Dent-du-Jaman und die weit niedrigeren Bergspitzen der südlichen schweizer Seite reichlich damit gekrönt. Jeder Windstoß von dorther brachte natürlich eisige Lüfte in das Thal herab. Allerdings zeigte auch während des vollen Winters das Thermometer am Tage nie mehr als neun, höchstens zehn Grad Kälte, aber sie fast fortdauernd dann herrschenden Bise — denn diese pflegt stets neun, fünf oder drei Tage anzuhalten — ist diese Temperatur für einen schwachen Körper bei weitem empfindlicher, als es bei uns ein noch tieferer Stand des Wärmemessers sein würde. Wie empfindlich diese Bise selbst für den daran Gewöhnten sein muß, beweist der Umstand, daß ein nicht kleiner Theil der Bewohner Genfs und Lausanne's diese Städte für den Winter verläßt, um in Montreux, wo allerdings die Berge etwas Schutz gewähren, die bösesten Monate, unter welche der März hauptsächlich gerechnet wird, zuzubringen.

„Aber der Winter dauert doch nicht so lange, wie bei uns!“ wird man vielleicht mit Recht mir einwerfen. Allerdings bringen März und April oft bereits sommerwarme Tage, die der Fremde mit Entzücken begrüßt, um am nächsten Morgen — — Schneeflocken an die vom Froste angehauchten Fenster klopfen zu sehen. Die Berge liegen zu nahe, und wenn auch, wie in Montreux zum Beispiel, in einer gegen alle Winde sehr gedeckten und von der Sonne stets getroffenen Bergspalte, einer sehr kleinen, milden Oase vergleichbar, ein Vorderthaum hier und da im Freien seine immergrünen Zweige in die blaue Luft ausbreitet, so ist dennoch der Wechsel von Wärme und Kälte ebenso plötzlich als durchaus unerwartet. Zweimal im vorigen Winter bedeckte tiefer Schnee wochenlang die reichste Fülle von Veilchen, Schneeglöckchen und Aurikeln, die hier, wie sonst nirgends, die südlichen Bergabhänge im April bereits mit dem wunderbarsten Farbenschmelz überziehen. Was ist der schönste, bunte Teppich, von Menschenhand gewirkt, gegen die Pracht und Mannigfaltigkeit, mit der das allmächtigen Schöpfers: „Werde!“ in wenigen Stunden die saftgrünen, fruchtbaren Alpenthäler beflet! Mit tausend Liebesaugen schauen sie uns an, diese Kinder einer Flora, die wir in solcher Ueppigkeit drei uns nie begrüßen konnten, und welcher Schmerz, sie dann so plötzlich unter weißer Decke auf unbestimmte Zeit wieder begraben zu sehen. Mir war, als müsse ich für ein Jahr abermals von diesen holden Frühlingsboten Abschied nehmen!

Ein zweites an den Ufern des Leman zu berücksichtigendes Element ist die aus dem See selbst herausströmende Luft, die eine die Nerven im höchsten Grade erregende ist, so daß allen, in jener Art leidenden Personen ein Aufenthalt in dieser Gegend höchst nachtheilig werden muß und eigentlich nicht gestattet werden sollte. Es würde mir leicht sein, mehr als Ein Beispiel anzuführen, wo, während meines Aufenthalts, nur durch schleuniges Verlassen dieser verführerischen Ufer Schutz gegen das Ueberhandnehmen unaushaltbarer, nervöser Zustände gesucht und gefunden wurde. Auch hörte ich Husten und Keuchhusten, denen zu entgehern Hunderte unserer norddeutschen Landsleute in jene Gegend für den Winter wandern, ebenso ausgebildet wie bei uns, und letzteren sogar bei sehr abgehärteten Kindern, der ganzen Winter überdauern, und das in Montreux Haus bei Haus.

Fast möchte ich der Vermuthung Raum geben, daß ein wesentlicher Wechsel der klimatischen Verhältnisse in jüngster Zeit stattgefunden haben müsse, und daß man nur noch per Tradition, einer Sage aus vergangenen Zeiten folgend, uns Nordländern einen heiteren, wärmeren Himmel dort verspricht. Die Berichte, welche mir von der Witterung am Genfer-See während der Monate Oktober und November vorigen Jahres, ja, sogar während des September von aller Seiten zugingen, lauteten so traurig und sind so voll von Schnee und Eis, wie wir sie hier um dieselbe Zeit nicht zu sehen bekamen.

Um nun von den Wohnungen, dem Schutz also gegen Kälte und Stürme, zu sprechen, so muß man bekennen, daß dieser beinahe Null ist und sich meist auf das beschränkt, was der Fremde selbst etwa zu seinem Comfort und als Erwärmungsmittel zu ersinnen weiß; auf Hülfe durch unbereichende Bedienung oder zweckmäßige Einrichtungen zu größerer Bequemlichkeit darf er durchaus nicht rechnen. Sicher, sein kleines Zimmer, mit Bett, Tisch und Stuhl versehen, draußen stets zu vermiethen, verhält sich der größere Theil der Waadtländer, den in Massen alljährlich zuströmenden, fremden Gästen gegenüber, eher abwehrend als zuvorkommend; es wurden mir Häuser, Pensionen bekannt, wo nur auf sehr gute Empfehlung und lange vorher eingezogene Erkundigungen Aufnahme gewährt, sogar äußere Erscheinung und Gesichtszüge einer Prüfung unterworfen wurden — eine in manchen Fällen gewiß lobenswerthe Vorsicht, wenn sie in anderen nicht ebenso beleidigend wäre. Höchstens nun für das Nothwendigste in diesen den Fremden überlassenen Räumen besorgt, ist dem Schweizer jeder Gedanke an ein „Mehr“, als nur eben das Unerläßlichste, vollkommen fremd; ja, er beschelt selbstgenügsam die ihm unnütz erscheinende Zuthat, durch welche wir Norddeutschen unsere Wohnungen zu Ruhe- und Hafenplätzen für jede Laune und jede Stimmung zu machen wissen. Darin mit dem Südländer übereinstimmend, der auch lieber im Freien, als unter Dach und Fach sich aufhalten mag, ist er ganz zufrieden, nur für die Nacht ein meist sehr beschränktes Asyl zu besitzen. Bei Tage ist auch ihm der Himmel, trübe oder heil, das liebste Zelt.

Eine eigenthümliche Erscheinung bei der fast krankhaften Anhänglichkeit der Schweizer an ihr schönes Vaterland, die wir zunächst bei den in großer Anzahl uns zuströmenden Bonnen als Heimweh wahrzunehmen Gelegenheit haben, ist auf der anderen Seite die ungluckliche Wanderlust der Bewohner dieser Gegenden, die sie rastlos antreibt, jenseits ihrer Berge und bebauten Ufer und uns in Deutschland ein Glück zu suchen, das sie kalt und gleichgültig läßt gegen das freilich mit mehr Mühe und Anstrengung im eigenen Lande zu erreichende Wohlbefinden. Diese Erscheinung erklärt aber auch, weshalb in diesen gesegneten Thälern ein so großer Mangel an guten dienstbaren Elementen sich fühlbar macht, und weshalb jede Haushrau dort, ebenso wie jeder Fremde, gezwungen wird, eine Menge kleiner häuslicher Beschäftigungen selbst und allein zu verrichten, an welche bei den meist wohlgeschulten und sorgsamen Dienstboten, die wir an allen Orten in unserer Heimat finden, Wenige von uns gewöhnt sein dürften. Mit seltenen Ausnahmen und nur in den zwei oder drei sehr theuren Hotels am Genfer-See, die nicht für Jeden offen und stets mit fremden Gästen überfüllt sind — so mächtig ist der Drang der Mode und des Vorurtheil, ein bedeutend milderes Klima für den Winter in jenen schönen Bergen anzutreffen — mit Ausnahme also dieser Hotels, wo man von guten fremden Kellnern bedient wird, findet man in den meisten, selbst in Privathäusern, nur ganz ungelenke Mägde, die fast jeden Monat wechseln und durch solchen öfteren Wechsel den Uncomfort des Fremden wesentlich erhöhen.

Rechnet man zu all dem oben Angeführten die Entbehrung jedes geistigen Genusses, der uns Deutschen im Vaterlande so bequem und täglich durch gute Musik und durch Ausübung aller Künste auf leichtem Wege geboten wird; der Schweizer ist eine durchaus unmusikalische Natur und die Wanderung fremder, ausgezeichneter Künstler durch die verschneiten Berge natürlich im Winter ganz gehemmt; faßt die Unmöglichkeit, die neuesten Erzeugnisse der Literatur leihweise — außer vielleicht in Genf deutsche und englische — neue Bücher überhaupt schwer, zu erlangen; das Vorurtheil und die immer mehr zunehmende Abneigung der höheren schweizer Gesellschaft gegen alle Fremde, unter welchen sie allerdings bei den ohne Maß und Ziel, sowie aus allen Schichten, hierher strömenden Gästen nicht immer die besten Erfahrungen gemacht haben, und man wird es begreiflich finden, daß bei den armen Leidenden, und ferner Heimat hierher Gesendeten ein Zustand der Trostlosigkeit, Hypochondrie und Mißstimmung eintreten muß, der ihrer Heilung, selbst bei einem günstigeren Klima, nicht förderlich sein kann. Sollte nicht bei reizbaren, nervenkranken Personen eine anspreehende, heitere Umgebung mit zu den Bedingungen einer beschleunigten Genesung gehören, während das Gegentheil eben-

sowohl entgegengesetzte Resultate hervorbringen muß! Wie wenig ist auf den glücklichen Zufall zu rechnen, der Fremde zu Fremde in passender Weise zusammenführt, während das freundlich geöffnete Haus nur einer einheimischen Familie eine bei weitem größere Summe von Behaglichkeit, der Engländer würde es bowe feeling nennen, gewähren kann.

Zum Beleg der beklagenswerthen Erfahrungen, die zu leicht ertheilte Gastfreundschaft in allen Ländern, aber namentlich in der Schweiz, hervorgerufen hat, sei es mir erlaubt, hier eine Begebenheit zu erzählen, deren Augenzeuge ich zum Theil geworden, und deren Ausgang im Sommer dieses Jahres in allen schweizer Blättern zu lesen war. In den ersten Häusern der waadtländer Aristokratie erschien im Januar v. J. ein junger, schöner, österreichischer Offizier, die Brust mit einem der geschätzten militairischen Orden geschmückt, der sich nur den Auserwählten in diesem ausgewählten Kreise als Baron v. Fichter, Neffe des Feldmarschalls Grafen Radetzky, vorstellen ließ. Sein Benehmen war darchaus das eines Kavaliers, sein Anzug tadellos; die hohe, schlanke Gestalt beugte sich nachlässig zu dem Ohre der begünstigten Dame, der er mit Geschmack und Anstand, in den Pausen der Polka, die er ganz vorzüglich tanzte, interessante Data aus dem ungarischen Feldzuge, in welchem er sich ausgezeichnet hatte, mitzutheilen wußte! Ein reiches, elegantes Damen-Armband, das er im Gelenk der linken Hand trug und sehr gern durch abschiliges Herausziehen des Rock-Aermels sichtbar machte, gab Raum zu allerhand Vermuthungen, die jedoch bald dahin eine Erklärung erhielten, daß der schöne Mann Bräutigam einer sehr reichen jungen Genferin sei und nur auf wenige Wochen in Vevey sich selbst und der Braut eine kurze Abwechselung im täglichen Zusammenleben bereiten wolle. Verschiedene junge Offiziere aller Länder erklärten einstimmig den feinen Mann für das Muster eines vollendeten Gentleman, und die Damen des Hotels, wo er wohnte, lauschten mit Vergnügen seinem Spiel auf dem Piano, in welcher Kunst er ebenfalls Meister schien. Kurz, Baron v. Fichter war der Löwe des Tages und alle Welt seines Lobes voll; wer hätte auch da mißtrauen wollen, wo ein sorgsamer und vorsichtiger Genfer Handelsherr das Glück seines ängstlich gehüteten Kindes sicher zu begründen glaubte!.. Und dennoch war der arme Vater ebenso wie die ganze Gesellschaft betrogen, und im Frühling desselben Jahres saß der schöne Mann in der sichersten Haft eines französischen Gefängnisses. Eine junge Französin aus Nancy hatte ihn entlarvt und außer mehreren anderen Schwindeleien ihn angeklagt, sie unter Vorspiegelung eines Eheversprechens um einen großen Theil ihres Hab' und Guts gebracht zu haben. Die Untersuchung wurde eingeleitet, aus welcher sich, nach Zeitungs-Berichten, sehr bald ergab, daß der saubere Herr weder ein Baron Fichtner, noch Neffe des Feldmarschalls Grafen Radetzky sei; das Letztere aus dem triftigsten aller Gründe, dem nämlich, daß der greise Held zwar der Lorbeern viele, aber gar keine Neffen zähle — eine Berichtigung, die allerdings weit eher zu uns nach Deutschland, als in die tief verschneiten Thäler Eingang finden konnte.

Doch zurück nun zu der Absicht dieser Zeilen, die hauptsächlich allen Nichtärzten — die Herren Aerzte werden aus geeigneteren Quellen wohl bessere Belehrung zu schöpfen wissen — recht dringend anempfehlen wollen, nicht ohne Weiteres einen nach wärmerer Sonne verlangenden Körper, das nach einem wolkenlosen Himmel sich sehnende Gemüth zu einem Winter-Aufenthalte am Genfer-See zu veranlassen. Wer aber dennoch eine Aufiedelung für jene Jahrszeit dort beschließt, der nehme gute Pelze mit und trenne sich nicht von seiner gewohnten eigenen Bedienung.

Ich aber spreche hier wiederholt die Ueberzeugung aus, daß Schutz vor der rauhen Jahreszeit, Ungemach und Stürmen, geistiges Leben, um über die innere Wärme die draußen herrschende Kälte zu vergessen und ihre Dauer abzukürzen, mehr bei uns im Norden, als dort, jenseits der Berge, zu finden sein dürften.

Des allgütigen Vaters belebende Sonne scheint ebenso viel und ebenso warm hier in der theuren Heimat, als dort im rebengekrönten Wandlande; auch bei uns gedeiht der Weinstock, und der davon gewonnene Wein kann sich kühn dem am Ufer des Lemon erzeugten an die Seite stellen. Wenn aber im Winter die Sonne gar nicht scheint und die Bise Tag für Tag die schaumbedeckten Wellen des Sees bis hinauf zu der am Ufer gelegenen Fahrstraße peitscht, so daß diese ergittert und der See ängstlich zu stöhnen beginnt; wenn fußhoher, lockerer Schnee wochenlang jeden Gang ins Freie hemmt, dann erscheint dem Auge des durch so manche Entbehrung ohnehin traurig gestimmten Fremdlings Alles trübe und leer in dem fernen, fremden Lande, und das Herz empfindet unaussprechliche Sehnsucht nach dem traulichen Zimmer daheim, angestrahlt vom milden Lichte der wohlbekannten Lampe, wo:

„In der Ede der wärmende Ofen steht!
Und still im Schranke bewahren
Bücher, angefüllet mit Weisheit,"

wo, nach leisem Klopfen an der Thür, sein „Herein!" ein freundliches Gesicht ihm entgegenbringt und der warme Druck der Hand besser, als jede Zunge, ihm sagt: „ein Freund ist da!"

Nachdem wir so die Schattenseiten eines Aufenthalts in der rauhen Jahreszeit an den Ufern des Genfer-Sees geschildert haben, sei es uns vergönnt, einen Blick zu werfen auf die nunmehrigen Schönheiten, die diese weltberühmte Gegend im Sommer, aber ganz besonders im Herbste dem entzückten Auge darbietet. Die Formation der Savoyer-Alpen ist eine so durchaus poetisch-märchenhafte, Nebel- und Feengestalten in ihren Umrissen verkörpernde, wie sie eben die Phantasie großer Dichter, eines Rousseau, Byron, Shelley und der Staël, entzünden und zu unsterblichen Dichtungen begeistern mußte. Daneben die ruhige Klarheit des romantischen Sees, bedeckt mit leichten Kähnen, deren lateinische Segel wie weiße Möven auf dem tiefblauen, oft auch hellgrün schimmernden Wasser hin- und herzufliegen scheinen. Das saftvolle Laub uralter Nußbäume auf dem savoyischen Ufer, während auf dem anderen, dem schweizer Ufer, die Weinrebe ihre zarten Ranken bis in die klaren Fluthen hineinschweben läßt, dies Alles vermählt und gleichsam verklärt durch die wunderbarsten Farbenspiele, die Berge, Himmel und See beim Untergange der Sonne in Glanz und Gold tauchen, mit einer Intensität der Töne, wie sie eben nur hier und nirgends sonst, in der Ahnung einer südlicheren Zone, die vom frischen Laub der nördlichen Breiten noch nicht Abschied genommen hat, zu finden sind — wer einmal diese Wunder alle geschaut und wem es vergönnt gewesen, Wonnestunden, wie ich sie im Herbste in jenen Gegenden bei Sonnenuntergang und beim silbernen Schein des Mondes erlebte, genabringen, der wird sie nie vergessen und bis in die spätesten Zeiten seines Lebens mit Freuden und Sehnsucht an jene zauberisch schönen Ufer zurückdenken.

Helgoland.

Aus dem neuesten Buche über Helgoland, von Friedr. Oetker.

(Schluß.)

Ueber den sittlichen Zustand der Helgoländer sagt der Verfasser Folgendes: „Nichts kann unrichtiger sein, als die Insulaner für ein einfaches Fischer- und Lotsenvölkchen voll Unbefangenheit und Anspruchslosigkeit zu halten. Dazu sind sie mit den Leidenschaften und dem Treiben der Welt viel zu sehr in Berührung gekommen. So klein das Eiland ist und so beschränkt und einförmig die meisten Verhältnisse sind, so giebt es doch Dinge, die an Lächerlichkeit und Verwerflichkeit den Thorheiten und Verderbnissen großer Städte wenig nachstehen. Besonders gilt dies von den oberen und unteren Schichten der Bevölkerung, denn solche giebt es auch hier. Da hat sich der Firnis und der Schmutz der fremden Welt am meisten angesetzt. — Es zeigt nicht an Diebstählen noch an Unsittlichkeiten. Doch unehelische Geburten selten sind, darf nicht allzu hoch angeschlagen werden. Es giebt Dinge im sittlichen Zustande einer Bevölkerung, die ärger sind, als solche Geburten. — Der alte Friesengeist zeigt sich in dem „Stolz" und in dem eifersüchtigen Gleichheits- und Unabhängigkeitssinn der Helgoländer. Die Helgoländer behandeln sich alle auf dem Fuße vollkommener Gleichheit; selbst das Rathmanns-Amt giebt nur Geschäfte, nicht Rang und Würde. Aber auch der alte Sondergeist und die Selbstsucht unter den Friesen hat sich auf Helgoland erhalten. — Ein recht fürnender und hassender Helgoländer kennt kein Ende. Er stirbt lieber ohne Hilfe, ohne Arzt und Prediger, als daß er sich an seinen Feind wendet. Soll er als Lootse helfen, da fordert er viel. So lange Jemand zahlen kann, ist von Mitleid und Theilnahme keine Rede; denn man will verdienen, wo man arbeitet oder sein Leben wagt. Für wirklich Nothleidende und Unglückliche haben die Meisten ein weiches Herz."

Von der gerühmten Nächstenheit der Helgoländer will der Verfasser Nichts wissen; er weist auf die große Anzahl von Wirthshäusern und Schenken und auf die große Anzahl der Besucher und der stillen Genießer hin und ist der Ansicht, daß in Bezug auf das Trinken die Helgoländer ihre Abkunft von den Germanen des Tacitus nicht verleugnen. Bemerkenswerth ist das Hakendrinken. „Unter Haken versteht man Kreidezeichen auf der schwarzen Tafel des Strandvoigts Rikelo Block, von denen jedes Einen Schilling bedeutet. Haken sind so gut, wie Rat, und unter Rat versteht man baar Geld. Haken werden bei der Vertheilung des Lootsengeldes angewiesen, um Haken wettet man, Haken läßt derjenige anschreiben, der ein Trinkgeld oder eine kleine Vergütung zu geben hat, Haken dienen als Scheidemünze, in Haken kann man Kapitalien anlegen, Haken erben vom Vater auf den Sohn, obwohl in der Regel die Alten erst reine Rechnung machen. Die Hakentafel des Herrn Block ist eine Helgolander Girobank, ein Ab- und Zuschreibebuch, ein laufendes Conto." Im früheren Jahrhunderten war das Hauptgetränk Hufumer Bier, jetzt haben Kornbranntwein und Rum das Uebergewicht. Das Bemühen, einen Mäßigkeits-Verein zu gründen, ist ohne Erfolg geblieben.

Digitized by Google

Die oft wiederholten Angaben, daß bis auf die neueste Zeit die Helgoländer im Kirchengebet Gott um Segnung des Strandens gebeten hätten, und daß mitten in der Predigt, wenn der Ausruf: „de Snyppen (die Schnepfen) fen kommen!“ ertönte, der Prediger sofort Amen! gesagt und Alles zur Kirche herausgestürzt wäre, weiß der Verfasser als unbegründete Fabeln zurück.

Und dem sehr interessanten Abschnitt: „Trachten, Sitten und Gebräuche“ heben wir Folgendes hervor:

„Den Hochzeiten geht der Freierstand voraus, der oft mehrere Jahre dauert. Sobald die jungen Leute, die sich heiraten wollen — und darüber verständigen sich die meisten sehr früh — die Zustimmung der Aeltern erlangt haben, leben sie in einer Art Vor-Ehe. Der Bräutigam ist von da an ein Freier, und das zugehörige Zeitwort „freien“ hat eine weiter gehende Bedeutung, als im Deutschen. Früher durfte der Bräutigam die Braut zwei- oder dreimal wöchentlich im Hause ihrer Aeltern besuchen, aber nicht mit ihr leure, d. h. mit ihr spazieren gehen. Neuerdings ist dies bedeutend erweitert worden. Der Brautstand geht in der Regel erst dann zu Ende, wenn die Braut bekennt, sie habe en nei Stoldock, d. h. eine neue Schürze vor. Dann wird mit der Aussteuer, die meistens nur in Bett und Bettstelle besteht, geeilt und zur Hochzeit geschritten, noch ehe die höchste Zeit herannaht. Die neue Schürze thut dabei dem Kranze keinen Eintrag. Inzwischen darf der Bräutigam, nach altem Brauch, nicht zur See. Es gehört zu den fast unerhörten Dingen, daß ein Helgoländer ein Mädchen unter den angedeuteten Umständen fitzen ließe; er würde sich damit im Auge der Insel ein arges Schandmal aufdrücken. Es finden und verständigen sich die jungen Leute ohne älterliche oder sonstige Werbung. Eine Scene, wie der bekannte Jordansche „Heiratsantrag auf Helgoland“, ist dem Inselleben fremd. — Den wesentlichsten Gegenstand der Vorkehrungen zur Hochzeit bildet das Brautbett. Es macht zugleich den eigentlichen Brautschatz aus und wird daher mit möglichster Pracht ausgestattet. „Brüsseler Spitzen“ an den Kissenbezügen zu haben, gilt für das Höchste und Schönste bei der Ausstattung. Auch auf die Zahl der Kissen, mitunter acht und mehr, wird Gewicht gelegt. Das „Aufmachen“, d. h. das Ueberziehen und Aufstellen des Betts in der künftigen Wohnung, geschieht unter zahlreichen Bräuchen und Erheiterungen. Die Sorge dafür liegt den nächsten Verwandten und Freundinnen ob. Beim Hintragen der Bettstücke darf sich keine umsehen oder anstrahen: es würde das schwere Unglück im Gefolge haben. Nach dem „Aufmachen“ bis zum förmlichen „Umwersen“ darf Nichts in Unordnung kommen: auch das wäre ein böses Zeichen. — Das „Aufmachen“ des Betts geschieht mehrere Tage vor der Trauung. Es breitt sich dann Alles, was seine Theilnahme am Glück des Brautpaares an den Tag legen will, das Bett in Augenschein zu nehmen und zu bewundern, wobei eine Verwandte die Besucher empfängt und sorgfältig darauf sieht, daß Jeder sich ein Weilchen setzt, damit dem Ehepaare die Ruhe nicht genommen werde. — Im Hochzeitshause, welches in der Regel die älterliche Wohnung des Bräutigams ist, steht ein junges Mädchen mit der Winkofftfal oder Weinkofschale und reicht den Getrauten und den Hochzeitsgästen, sobald sie das Haus betreten, einen Löffel warmen Weins. Erst hiernach darf die Braut in das Hochzeitsgemach gehen. Tags vor der Hochzeit hat die Braut die beiden Bisitters (Beisitzerinnen), welche verheiratete Frauen sind, die Karzungers (Kirchgänger) und die eigentlichen Hochzeitsgäste persönlich, letztere in Begleitung des Bräutigams, einzuladen. Nach der Trauung führt der junge Mann die Braut ins Hochzeitshaus, und die Väter und die Beisitzerinnen folgen nach; dann hat er alle eingeladenen Gäste persönlich abzuholen. Sind alle beisammen, dann beginnt Schmauserei und Kurzweil aller Art. Gegen das Ende des Hochzeitsmahls kömmt meistens Diejenige, welche die Küche besorgt hat, mit einem brennenden Stück Linnen, unter großem Wehklagen, daß sie ihr Hemd verbrannt habe, und giebt anheim, ihr eine kleine Beisteuer für ein neues zu geben. Das Geld wird in ein mit Salz gefülltes Gefäß gesteckt. — Nach dem Essen Spaziergang über die Insel und andere Vergnügungen, bis gegen Mitternacht die ganze Gesellschaft zum Tanzboden geht. Zuletzt wird das junge Paar nach seiner Wohnung begleitet; das Brautbett wird von der muthwilligen Jugend „umgeworfen“ und zum Ehebett zurechtgelegt, wobei aber keines der vielen Kissen unbenutzt bleiben darf, u. s. w.“

Die vielgerühmte Freiheit Helgolands ist den Aufschlüssen zufolge, welche der Verfasser darüber giebt, keineswegs der Art, daß wir Grund hätten, die Helgoländer darum zu beneiden. „Eines steht zweifellos fest“, sagt der Verfasser, „ein Gerichts-Anspruch und seine Verwaltungs-Anordnung kömmt auf der Insel zur Ausführung, die nicht von den Betheiligten gutwillig befolgt wird oder im Interesse der Nachbarn oder einiger Bessergesinnten eine Stütze findet. Von einer eigentlichen Zwangs-Vollstreckung kann gar keine Rede sein; es möchte denn ein verlassener armer Teufel, oder eine alte Witwe, oder Jungfrau sich einschüchtern lassen. In Rechtsstreitern ist meist Alles am Ende, wenn der Verklagte nicht erscheint. Das Gericht ist nicht viel mehr als eine Vergleichsbehörde. Geldstrafen werden nicht bezahlt, Pfändungen können nicht vollzogen werden, und würden sie vollzogen, so fänden sich weder Käufer, noch Frachtfahrer, um sie auswärts zu verführen; vorausgesetzt, daß der Verklagte seine Sache versteht. Gefängnißstrafen sind vollends unmöglich, schon um deswillen, weil kein haltbarer Gefängniß da ist. Mit körperlichen Züchtigungen wagt man sich selbst an den nichtswürdigsten Strafbrüchen nicht.“ Die Ohnmacht aller Behörden gegenüber dem individuellen Trotz ist in der Geschichte des Flüchtlings Harro Harring, der dem von den Rathleuten und dem Gouvernour ausgesprochenen Ausweisungs-Befehl monatelang Hohn und Widerstand entgegensetzte, auf das Ergötzlichste veranschaulicht. „Und merkwürdig! doch ist eigentlich Niemand mit dem gegenwärtigen Zustande zufrieden: der Gouvernour nicht, weil er nicht befehlen soll, wie er möchte; die Rath- und Quartiersleute nicht, weil sie keinen Gehorsam finden; die Landes-Aeltesten nicht, weil sie eine selbständige Stellung verlangen; die Prediger, die Etzgrizigen, die Einsichtsvollen, die ruhigen und betriebsamen Bürger, endlich die Fremden natürlich ebenso wenig.“ Als den hauptsächlichsten Grund des Uebels bezeichnet der Verfasser die „unle Stellung“ der Rathleute, welche, sechs an der Zahl, sich selbst ergänzen und auch die acht Quartiersleute und die acht Landesältesten wählen. Eine zweckmäßige Wahl der Landesvertretung und die Beschaffung eines Obergerichts sind das, was er den Helgoländern vor Allem wünscht.

In den Abschnitten „Verfassung und Obrigkeit“, „Rechte und Gerichtsverfahren“, „Heidenthum und Christenthum“, „Bootsewesen“, „Sprache der Helgoländer“, „Zugvögel“, finden wir die Gegenstände, die darin besprochen sind, mit erschöpfender Gründlichkeit und Vollständigkeit behandelt. Die letzten Abschnitte, besonders die Briefe enthalten schöne Naturschilderungen. Wir schließen unsere Mittheilungen mit dem Wunsche, daß unsere Leser durch dieselben sich veranlaßt fühlen mögen, das vortreffliche Buch selbst zu lesen.

Mannigfaltiges.

— Eine Erklärung der Witwe Heine's. Mit Bezug auf die in den Zeitungen enthaltene Nachricht, daß ein Bruder des verstorbenen Heine, Herr Gustav Heine in Wien, Redacteur des dortigen „Fremdenblatt“, eine Summe dazu bestimmt habe, dem Dichter ein Monument auf seinem Grabe, auf dem Kirchhofe von Montmartre, zu errichten, hat die Witwe Heine nachstehende Erklärung in das Journal le Siecle einrücken lassen:

„Paris, 2. März.

„Man theilt mir eine in Ihrem heutigen Blatte enthaltene Notiz über ein angebliches Monument mit, das Herr Gustav Heine (von Wien) die Absicht haben soll, zum Andenken des seligen Heinrich Heine, meines Ehegatten, zu errichten. Die deutschen Zeitungen, welche diese Nachricht zuerst gebracht, hätten dieselbe, wie mir scheint, mit etwas mehr Vorsicht aufnehmen sollen. Erlauben Sie mir, mein Herr, den gedachten Zeitungen, da sie es nicht zu wissen scheinen, bemerklich zu machen, daß ein Denkmal auf dem Grabe Heinrich Heine's nur mit meiner Erlaubniß errichtet werden kann. Und da ich über die dem Herrn Gustav Heine beigemessene Handlung nicht einmal befragt worden bin, so halte ich mich zu der Erklärung verpflichtet, daß das Publikum diese Handlung bis jetzt als ungeschehen (non avenu) betrachten möge.

Witwe H. Heine.“

Wir vermuthen, daß diese Erklärung der Madame Heine nicht aus der bloßen Empfindlichkeit, bei Verfügung über ein ihr zustehendes (Eigenthumsrecht*) nicht befragt worden zu sein, sondern auch wohl aus dem von dem Verfordenen mündlich und schriftlich ausgesprochenen Wunsche, ohne Prunk begraben sein zu wollen, hervorgegangen sei.

*) Heine hat sie testamentlich zu seiner Universal-Erbin, also auch zur Eigenthümerin der erkauften Grabstelle eingesetzt. D. R.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin bei der Post geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Buchbinder Naumann, Wilhelmsstr. Nr. 21), ferner von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 39. Berlin, Sonnabend den 29. März 1856.

Rußland.

Transkaukasien.

Der Freiherr v. Harthausen hat für gut befunden, die Erinnerungen an seine vor dreizehn Jahren ausgeführte Reise durch einen Theil Transkaukasiens nun auch in einer deutschen Ausgabe bekannt zu machen*), nachdem sie bereits in englischer Sprache veröffentlicht waren. Bei der großen Unkenntniß, die, nach den Aeußerungen einflußreicher Journale zu schließen, in England hinsichtlich jener Landschaften vorzuherrschen scheint, möchten wir die englische Ausgabe als eine verhältnißmäßig gute Speculation bezeichnen; unter den Blinden ist der Einäugige bekanntlich König. In Deutschland aber, wo die Arbeiten von Güldenstädt und Pallas, der wenigstens den Nordabhang des Gebirges sah, von Klaproth, Eichwald, Taitbout de Marigny, Dubois, Koch, Wagner und die zahlreichen in den vierzehn Bänden des Archivs für wissenschaftliche Kunde Rußlands zerstreuten Monographieen hinlänglich bekannt sind, — in Deutschland macht man an ein neues Werk über Kaukasien höhere Ansprüche, und es kann nur durch eine höchst mangelhafte Kenntniß der bereits vorhandenen Literatur entschuldigt werden, daß Herr v. Harthausen keinen Anstand genommen hat, seine überaus dürftige Arbeit dem deutschen gebildeten Leser vorzulegen. Eine Bereicherung der Geographie und Topographie sucht man in diesen beiden Bänden umsonst; den landschaftlichen Charakter hat Dubois in viel umfassenderer Weise und mit bewundernungswürdiger Anschaulichkeit gezeichnet; die offiziellen statistischen Angaben sind in Erman's „Archiv" und an anderen Orten vollständiger und kritischer mitgetheilt; für die Ethnographie konnte Herr v. Harthausen schon deshalb wenig bieten, weil er außer den Grusiern und Tataren, die ihm bei seinem Durchfluge begegneten, nur die Armenier und Osseten durch kurze Besuche kennen lernte. Auch scheinen alle diese Punkte dem edlen Freiherrn keine überwiegende Wichtigkeit zu besitzen; er bedauert lebhaft, daß Dubois eigentlich nur für naturwissenschaftliche Gegenstände Sinn gehabt, — wenn die ausgezeichnete Sorgfalt, die dieser hochbegabte Reisende den historischen, archäologischen und ethnographischen Merkwürdigkeiten widmet, dem deutschen Touristen wirklich entgangen ist, so kann ihm wohl nur ein sehr kleiner Theil des französischen Werkes bekannt geworden sein — er beklagt mit vornehmem Achselzucken, daß der berühmte Geolog sich so wenig mit dem Erzählen von Märchen und den Räubergeschichten des Kjörogli abgebe; diese scheinen Herrn v. Harthausen um so wichtiger, je weniger er den streng wissenschaftlichen Anforderungen Genüge zu leisten geneigt und befähigt ist; und er stellt sich demgemäß die Aufgabe, als eine wichtige Ergänzung der vorhandenen Literatur „Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die sozialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere" unter steter Bezugnahme auf den unter diesen Völkern vorhandenen Sagenschatz zu liefern.

Auch das ist ohne Frage ein des Dankes werthes Unternehmen! Bei der großen Mannigfaltigkeit der Volksstämme, die den kaukasischen Isthmus bewohnen, bei ihrer scharfen Sonderung durch Sprache und Sitten, muß sich von dem Standpunkte, den Herr v. Harthausen einnimmt, eine höchst merkwürdige Perspektive eröffnen; bei der Dürftigkeit der historischen Nachrichten über die Schicksale der Bergvölker in früheren Jahrhunderten bilden wirkliche Volkssagen, wo sie sich bei ihnen erhalten haben, ein Material von großem Werth; und in Anbetracht der Schwierigkeit, das dem Auge des Fremden meist sorgfältig entzogene Familienleben derselben aus eigener Anschauung kennen zu lernen, erregt es unsere freudige Erwartung, daß Herr v. Harthausen die Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse in dieser Beziehung zu ergänzen verspricht. Aber eine einzige Notiz ist hinreichend, auf den Werth der vorliegenden Arbeit ein klares Licht zu werfen. Herr v. Harthausen landete am 4. August in Redut-Kale, traf am 10ten in Tiflis ein, unternahm von hier einen sechstägigen Ausflug nach Kachetien, einen achttägigen nach Eriwan, einen dreitägigen nach Offethi und gelangte am 11. September auf seiner Rückkehr wieder in Redut-Kale an. Daß ein solches Durchfliegen eines so überaus merkwürdigen Landes innerhalb eines Zeitraums von fünf Wochen — namentlich wenn man, wie Herr v. Harthausen einräumt, keine Vorstudien zu der Reise gemacht hat — nicht befähigt, die zarten und verborgenen Beziehungen des orientalischen Familienlebens und die eigenthümliche Färbung der sozialen Verhältnisse kennen zu lernen, liegt auf der Hand; aber die Kühnheit des deutschen Touristen erhält erst durch die Thatsache ihr volles Licht, daß der Herr v. Harthausen, obgleich er ganz Rußland durchreist hat, doch nicht einmal der russischen Sprache mächtig ist, geschweige denn der grusischen oder armenischen, daß ihm also das wichtigste Mittel, innen tiefer in den Geist des Volkslebens einzudringen, völlig abging.

Daß er trotz alledem zwei Bände über Transkaukasien zu schreiben vermochte, verdient demnach mindestens als eine hervorragende Leistung der Büchermacherei einige Beachtung. Er verbaut die Möglichkeit dieser Leistung der Bekanntschaft eines deutschen Schusters in Tiflis, Peter Nen, der sich mehrere Jahre in Klein-Asien und Persien umhergetummelt hatte und jetzt den Freiherrn v. Harthausen auf seinen Ausflügen durch Märchen unterhielt oder, wie wir mehrmals erfahren, in Schlaf sprach. Oft schickte er den redseligen Schuster in ein Dorf mit dem ausdrücklichen Auftrage, ein Märchen zu erhaschen; und die Resultate dieser merkwürdigen Jagd theilt dann Herr v. Harthausen, soweit sie ihm im Gedächtniß blieben, vollständig mit und läßt uns oft im Zweifel, ob er den Leser zum Besten haben will oder ob ihm selbst durch seinen gesprächigen Reisegefährten ein neckischer Streich gespielt ist. Auch persischer und chinesischer Fabeln bemächtigt sich der Verfasser als einer guten zur Vergrößerung seines Buches gerigneten Beute; und diese Märchen und Legenden bilden in der That die einzige Würze des sonst sehr wässerigen Werkes. Indem Herr v. Harthausen Alles, was ihm Peter Nen erzählte, schlechtweg als echte Volkssage ausführlich mittheilt, beabsichtigt er die auffallende Analogie zwischen den Volkssagen anderer Völker, namentlich der Deutschen, und denen des kaukasischen Isthmus ins Licht zu stellen; er übersieht dabei vollständig, daß wir ebenso wenig, wie er selbst, die Modificationen veranschlagen können, welche die lebhafte Phantasie seines munteren Reisegefährten an den Sagen anzubringen sich erlaubt hat, daß gerade die deutsche Färbung durch den gemüthlichen Schwaben in sie hineingelegt sein kann, daß diese Märchen also, soweit sie nicht schon anderweitig aus orientalischen Quellen bekannt sind, keinen zuverlässigen, wissenschaftlichen Werth besitzen, für wissenschaftliche Folgerungen vielmehr völlig ungeeignet sind. (Die Sage „von der Fundgrube der Edelsteine", Bd. I., S. 323, ist z. B. sehr alt; Tabary erzählt sie in Bezug auf die Gegend um die Mauer des Jadschudsch und Madschudsch, und Marco Polo hörte sie in Hindostan.)

Von den kaukasischen Bergvölkern hat Harthausen nur die Ossen kennen gelernt; in einem kurzen Abriß ihrer Lebensweise giebt er das bereits Bekannte und verwollständigt das Wenige, was er gesehen hat, durch einen Anzug aus Dubois. Zur Verwunderung des Lesers vertieft er sich hier auch in Vermuthungen über die Abstammung der Ossen und neigt sich schließlich zu der Hypothese, daß sie eine gothische Kolonie sein dürften; von den Schwierigkeiten, die sich der Lösung dieses Problems auch nach den erfolgreichen linguistischen Untersuchungen Sjögren's und Rosen's noch immer entgegenstellen, hat er keine Ahnung; so lange es zweifelhaft ist, ob im Hochgebirge westlich von den Karatschai wirklich noch jetzt ein Stamm sitzt, der den Namen „Alanen" führt, sind die Akten noch nicht spruchreif; sollte diese Thatsache sich bewahrheiten, so würde eine Vergleichung dieser Alanen und der Ossen uns in den Stand setzen, über das „Alani sive Asai" des Plan de Carpin, das „Alains ou Acas" des Rubruquis eine praktische Kritik zu üben. Daß die Alanen dieser Reisenden zu ihrer Zeit wirklich am Paß von Dariel wohnten, erhellt aus ihren sonstigen Angaben, wie auch aus Benjamin von Tudela zur Genüge; aber daraus folgt die Identität der Alanen und Ossen noch nicht; es ist möglich, daß die Letzteren, die von den georgischen Chronisten schon vor den Zeiten der großen Völkerwanderung in ihren jetzigen Sitzen erwähnt werden, der

*) Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die sozialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere. Reise-Erinnerungen und gesammelte Notizen von August Freiherrn v. Harthausen. Leipzig, Brockhaus, 1856. Zwei Theile. 8.

Ersteren nur zeitweilig unterworfen waren und die Herrschaft später abschüttelten. Josaphat Barbaro scheint Alanen und Ossen zu trennen; und es ist wichtig, daß bei georgischen Schriftstellern dasselbe stattfindet. Bei Erzählung der Ereignisse des zwölften Jahrhunderts bemerkt Wachtang, der die Ossen natürlich sehr gut kennt, daß König Georg III. im Winter über die Berge Lich, und von Rhphhae und Djiles" (sic!) spricht, zweifelhaft ist, ob ihm diese geographischen Benennungen verständlich sind, bemerken wir beiläufig, daß die Berge Lich die Berge von Wachan sind, die Herr v. Harthausen auf der Reise von Kutais nach Surom überschreiten mußte, „Rhphhae" (halb französisch, halb deutsch geschrieben) ist dasselbe Land, welches wir und auch Herr v. Harthausen an anderen Orten Achsaisen nennen, und Dhikethi ist der grusische Name des Tscherkessenlandes. Mit dieser Angabe Wachtang's über das eigentliche Alanenland ist wohl vereinbar, was Wochusicht, den Herr v. Harthausen im ersten Bande regelmäßig Wakhoui, im zweiten Wakhahk nennt, über denselben Gegenstand meldet. Alan liegt ihm zufolge im Westen von Suanethi und wird durch den Kaukasus von Odschi getrennt. Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß Alanen und Ossen verschiedene Völker sind; aber ehe wir genauere Angaben über die Alanen der grusischen Schriftsteller haben, ist ein sicheres Urtheil unmöglich; inzwischen bleibt die Witterung den ethnographischen Konjekturen des Herrn v. Harthausen günstig, und wir wünschen den Erzgenossen seines durch Bestudien nicht befangenen Geistes ein fröhliches Gedeihen.

Ein absonderlicher Unglück hat Herrn v. Harthausen mit seiner Darstellung des leschischen Krieges betroffen. Nachdem er einen mitlebigen Seitenblick auf die Mangelhaftigkeit und Unrichtigkeit der bisher hierüber bekannt gewordenen Nachrichten geworfen hat, theilt er uns mit, daß er von einem Freunde, einem Deutschen, ein kleines Manuskript über die leschischen Kämpfe erhalten. Dieser Freund „hatte Gelegenheit, die Verhältnisse ganz in der Nähe beobachten zu können, und es scheinen ihm sogar aus dem Gebiete der östlichen Bergvölker selbst viele, besonders Personal-Notizen, zu Gebote gestanden zu haben, die er mit großer Unbefangenheit und ungetrübtem Blick benutzt und in seiner Darstellung mitgetheilt hat." Aber die „Unbefangenheit" liegt gänzlich auf Seiten des edlen Freiherrn. Das werthvolle Manuskript, mit dem er nach dreißehn Jahren vor die Oeffentlichkeit tritt, ist, wie eine Vergleichung ergiebt, die Ueberfetzung eines Theiles der Memoiren des bei dem Sturm auf Dargo gefallenen russischen Hauptmannes Prushanowski, von denen, wie uns Bodenstedt ausdrücklich mittheilt, zahlreiche Abschriften in Tiflis kursiren; daß Herr v. Harthausen nicht eine eigene Arbeit seines deutschen Freundes, sondern eine Uebersetzung aus dem Russischen vor sich hatte, hätte er schon aus der Schreibart einiger Eigennamen, z. B. Gamzad-Beg statt Hamsad-Beg, schließen können. Nun ist aber dasselbe Schriftstück bereits von Bodenstedt für seine schwungvolle Darstellung der leschischen Kämpfe benutzt worden; das Original wurde in der zu Tiflis erscheinenden Kawkas veröffentlicht, und eine deutsche Uebersetzung erschien bereits vor acht Jahren in Erman's „Archiv".

(Schluß folgt.)

Grönland.

Die Sprache der Eskimos auf Grönland.

(Schluß.)

Jetzt einige Beispiele ihres Gebrauchs: terianiaq (Fuchs) takuv-á (fah-ihn) heißt nicht der Fuchs fah ihn, sondern er sah den Fuchs. Warum? Weil dem Worte terianiaq das Merkmal des Subjektes fehlt: der Fuchs ist hier das logische und absolut stehende Objekt, und auf ihn bezieht sich das Suffix á (er-ihn) an dem Verbal-Thema takav (Wurzel tako). Um den Fuchs zum Subjekte zu machen, hängen wir ihm nur ein p an, welches hier das q am Schlusse verdrängt*) und dessen Stelle einnimmt; also terianip takuv-á! Das Suffix an der Verbalform bezieht sich jetzt auf ein im Sinne bleibendes Objekt (etwa den Jäger). Jenes subjektive p kann nun auch den Besitzer anzeigen, d. h. vor einem anderen Nomen (mit einem Suffixe) Zeichen des Genitivs werden. Beispiel sei: „der Schwanz des Wallfisches berührte das Vorderrheil des Bootes", welcher Satz nach grönländischer Wortfiellung (beiläufig bemerkt, vollkommen im Geiste der tatarischen Sprachen) so sich gestalten muß: Wallfisches Schwanz-sein Bootes Vorderrheil-sein berührte: arfera-p sarpi-ata umia-p auju-a agtorp-á. Das ata bei sarpi (für sarpeq) ist, weil der Schwanz, Thäter, subjektives, das a bei auja (für aujo) aber, weil das Vorderrheil des Bootes Thatziel, objektives Nominal-Suffix dritter Person in der Einheit.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen vorliegenden Idioms gehört auch das Zahlwort. Man zählt ursprünglich nur bis fünf, d. h. die eine Hand zu Ende; dann macht man es ebenso mit der anderen Hand. Von dieser wendet man sich zum einen und darauf zum anderen Fuße. Sind die vier Fünfer, d. h. alle Finger und Zehen, gezählt, so ist ein Mensch zu Ende. Wir fangen dann am zweiten Menschen an; ist auch der zu Ende, am dritten u. s. w. Es giebt daher sowohl einzelne Zahlwörter (von 1 bis 5, jedoch auch 10), als Theilwörter, welche anzeigen, an welchem Gliede, d. h. in welchem Fünfer, man zählt. Beispiele: atauseq Eins: arfineq-ataaseq (an der anderen Hand Eins) Sechs; mardluk Zwei (immer in Dualform): arqaneq-mardlak (am ersten Fuße Zwei) Zwölf; pingasut Drei (dieses wie die übrigen immer in Pluralform): arfersaneq-pingasut (am anderen Fuße Drei): Achtzehn. Für 6, 11 und 16 hat man auch die Mehrheitsformen der durch den Anhängestamm lik (was damit versehen ist, -iged) verlängerten Theilwörter: arfiniglik Anderhandige, d. h. die Einen an der anderen Hand (den 6ten) haben; arqaniglik Erstfüßige, d. i. die Einen am ersten Fuße (den 11ten) haben. Die fünfte Zehe des zweiten Fußes (arfersaneq-tatdlimat) giebt Zwanzig; doch sagt man dafür auch inûp nâvdlugo Mensch beendigend-ihn oder inû-p avat-ai nâvdlugit Menschen Außenglieder-seine beendigend-sie. Der 21e Mensch (21—40) heißt dann inû-p aipagus-á (des) Menschen Gefährte-sein; der 31e inû-p pingajugus-á (des) Menschen Dritter-sein, u. s. w. Wenn es aber 20 giebt, so werden die Theilwörter gewöhnlich im Lokativ den Zahlwörtern vorgesetzt, z. B. inû-p pingajugussâ-ne arqaneq-sisamaq Menschen Dritter-sein-an ersten Fuße Vier, d. h. 54.*) Die Zahl 59 kann so gegeben werden: am dritten Menschen vom zweiten Fuße Vier; jedoch auch so: Drei Menschen zu Ende, Eins nicht erreichend (d. h. minus Eins). Es läßt sich also die Neun hier, wie in vielen Sprachen, als Abzug von Zehn darstellen; ein anderer analoger Ausdruck dafür ist qulit ilu-at der Zehne Innere.**)

Für die Bedürfnisse des gemeinen Lebens reicht dieses Zählsystem vollkommen aus. Um größere Zahlen anzudrücken, fehlt es der Sprache zwar nicht ganz an Mitteln, z. B. inuit qulit tatdlimanik quleriartut nâvdlugit (Menschen Zehne fünfmal Zehnfältige zu Ende), d. i. (200 × 5) × 10, d. i. 10,000.***) Aber meist erfordert dies eine sehr lange und schwer faßliche Umschreibung; daher die Eingeborenen gewisse europäische Zahlwörter, als Hundert (untrite), Tausend (tûsine), selbst Million (milióne) zu Hülfe nehmen. Aber auch diese hat der Sprachgeist sich so angeeignet, daß sie immer nur als Theilwörter behandelt werden. Es muß demzufolge für 100 immer heißen: die Hundertigen (untritigdlit), für 1000 die Tausendigen (tûsinigdlit). Beispiel: mardlungnik untritilingmik tûsinigdlit inûv-dlo pingajugussaneo qulnik tûsinigdlit (zweimal hundertmal Tausendige, Menschen-auch Dritter-sein-an zehnmal Tausendige), d. i. 2 × 100 × 1000 + (40 + 10) × 1000, d. i. 250,000†)

Im Verbum kann man Währung, Vollendung, Bevorstehen durch Anhangstämme bezeichnen. Fehlt einem Verb von transitiver Bedeutung das Suffix, so ist es entweder in rückwirkendem oder leidendem Sinne zu nehmen. Doch hat man für das Leiden auch ein eigenes Mittelwort. Zwei andere Mittelwörter, ein registerndes (mit verbalen Suffixen, dafür als Modus zählend) und ein nominales, dienen häufig, um die Bisherzu bedecken, welche das fehlende relative Fürwort und die Abwesenheit gewisser Conjunctionen offen läßt, insonderheit wo ein Subjekt sammt seiner Handlung Thatziel eines anderen werden soll. — Als Nominal-Partizipien legitimiren sich auch die Eigenschaftswörter (wie dies in der japanischen Sprache der Fall), z. B. nuna pamertoq (Land trocken-seiendes) trockenes Land; ajarqat aqitsut (Steine

*) Wo ich q schreibe (gleichviel an welcher Stelle des Wortes) ist immer härtere k der Grönländer gemeint.

*) Die zwei ersten Menschen geben 40 und die beiden Hände des dritten 10, also 40 + 10 + 4.

**) In ganzen Sprachgeschlechtern werden die Zahlen 8 und 9 als Zwei und Eins von Zehn dargestellt. Siehe Scherr's Abhandlung: „Das Zahlwort in den Tschudischen Sprachen, desgleichen im Türkischen, Mongolischen und Tungusischen". Berlin, 1853.

***) Inuit ist Mehrzahl von inuk (Mensch) und qulit vom Stamme quleq. nik an tatdlimat (minus 1) ist Mehrheitsform des Modalis, der auch für — mal steht. quleriartut zehnfältige oder zehnmalige ist eine andere Multiplikativ-Bildung, ein an quleq Zehn (minus 1) geschmeidter Stamm riar (soviel mal thun) in der Mehrzahl des Nominal-Partizips quleriartoq. nâvdlugit ist Gerundium vom Stamme nâv beendigen, mit dem Suffixe dritter Person Pluralis: beendigend-sie.

†) Wegen nik siehe die vorige Anmerkung. inûv-dlo steht für inûp + 10, und ist Ordsetzlv von inuk (Mensch) mit einer unserem auch, noch dazu, entsprechenden Anhänge-Partikel.

weich-(seiende) weiche Steine. Die Steigerung bei Vergleichungen bezeichnet eine bloße Partikel für Ausgang von etwas (wie in den semitischen, tatarischen und mancher anderen Sprache), z. B. nano tugtu-mit angivoq der Bär ist vom Rennthier ab groß (größer als das Rennthier).

Wortbildung giebt es durch bloße Veränderung, auch Zugabe von Vokalen oder Konsonanten, z. B. kûk fließendes Wasser, aber qôq Harn; ûnuk Abend, ûnuaq Nacht; tussarpâ er hört ihn, tussivâ er versteht ihn. Oder Nennwörter gehen mittelst bloßer Hinzufügung eines Thema-Merkmals in Verba über, z. B. simik Stöpsel, simigpâ er stöpselt, stopft zu; nuliaq Ehefrau, nuliarpoq er weibet, heiratet.*) Ohne allen Vergleich häufiger bedient sich aber der Karaliet, wenn er wortbildend verfahren will, ganzer Stämme, die ebenso wenig als andere Bildungszusätze, für sich allein und selbständig, immer nur in Verbindung mit anderen Stämmen ihr Dasein kundgeben. Kleinschmidt nennt sie Anhangs-Stämme und führt einhundertundachtzig derselben auf! Sie bilden Nennwörter von Verben und umgekehrt, fügen aber auch Wörtern aus einem bestimmten Redesache Merkmale der verschiedensten Art hinzu, ohne sie darum in ein anderes Redefach zu versetzen. Meist vertreten sie Hülfsverba, Adjektiva und besonders Umstandswörter. Oft sind mehrere derselben gleichzeitige Begleiter eines und desselben Urstamms, dem sie wie angeschweißte und zugleich unter einander verkittete Schleppträger nachziehen — ein Verfahren, auf das wir oben schon hingewiesen und welches den Eskimo-Sprachen weit gelänget ist, als die Bildung von Sätzen. Durch die ganze Grammatik wallet übrigens ein Gesetz, nach welchem die Wurzel oder, wenn mehrere Wurzeln ein Ganzes werden, die Hauptwurzel (der Urstamm) den Vortritt haben muß. Auch hierin stimmen das Grönländische und seine Schwestern mit der tatarischen Sprachenklasse.

Hier einige Proben der so beliebten Wort-Konglomerate:

Aus ornigpâ er geht zu ihm kann z. B. werden: ornisangitdlunarpâ er soll durchaus nicht zu ihm gehen. Aus oqarpoq er sagt: oqardituarsimangeqaoq er sagt keineswegs was recht ist. Aus inerpâ er macht's fertig: inilertorniarpatdlisarkôrpâ vermuthlich wird er zu sehr sich bestreben, es geschwind fertig zu machen. Aus iluarpoq es ist gut: iluaraqagtusariortaiarpoq er ist beständig darauf aus gut zu machen. Aus qasuvoq er ist müde: qasudraarfigusariangitdlinaarnarpoq man hat durchaus keine geeignete Entmüdungs(Ausruhe)-Stelle gefunden.**)

Rechnen wir zu dieser polysynthetischen Tendenz der Sprache noch die häufige Kürzung, Verschiebung und sonstige Veränderung von Lauten in der Bezeichnung des Projektes (s. oben), der Zwischen- und Mehrheit, bei Anfügung der überaus zahlreichen Suffixe,***) endlich die den Verkittungs-Prozeß der Wortstämme begleitenden Lautwandlungen: so sehen wir uns gezwungen, die Eskimo-Sprache den allerschwierigsten unserer Erde beizuzählen, deren praktischer Gebrauch selbst einem ausgezeichneten Sprachsinne erst nach vieljährigem Aufenthalt unter den Eingeborenen möglich werden kann.

Zum Schlusse noch ein paar kleine Textstücke nebst unserer Zergliederung derselben:

Jesus Sirach 1, 16:

Nâlugpâ minarâlugo tâssa ilisimanormut autdlarsinitgissaq.
Herr fürchten-ihn, das ist Weisheit-in Anfangs-Mittel.†)

Daniel 3, 27:

Taqvrait angutit tauko: ingnerup kivdlingikai
(Sie) sahen-sie Männer diese: Feuer verletzt-nicht-habend-sie

timait sujuatdlo kiligtisimângitsut, qagdlerkörper-ihre, Kopfhaare-ihre auch versengt nicht-seiende, Mäntel-ihre sautaitdlo nvdlângorsimângitsut, ingnersungningitsut auch anderd gewordten-nicht-seiende, (nach) Feuer-riechend-nicht-
dlânit agdlât.*)
seiende sogar. W. Sch.

*) q wird vor p (hier Thema-Laut des Verbums) immer r, mit dem es verwandt ist, da e in dieser Sprache nur als geschwächter Guttural lautet.

**) Das erste dieser Beispiele zeigt uns außer dem verkürzten Urstamme die Affixe: sa (für sav) sollen, ngit (für ngit) nicht, and dlunar (für dlunaq) durchaus, dann Thema-Laut und Suffix. Im anderen bilden dinar gut, rsch, simar (simaq) der sein ist, nga nicht (für ngit), und qa als ein Teil mit dem Thema die Beigaben. Im dritten zerlege man so: ini (für inet), tertor geschwind, niar sich beeilen, patdlâr (für patdlâr) allzu, an (für nav) wird oder soll, und -rsôr vermuthlich. Im vierten: ilnar, dann na (für nar) bereiten, machen, -ggnar (aus -qnaq [etwas]) werden soll, sior vornauf aus sein, sich darum bemühen, ta (für tar) wiederholt, und inar nur, immer nur. Die letzten beiden vereinigt (tsinar) geben den Sinn immer wieder. Im letzten Beispiele haben wir ein Konglomerat aus agnut, ar (nicht wie), tauq (machen), â (für â), Ort, -gnar was gereignet ist, si (für sin) treffen, erlangen, ngit nicht, dlunar durchaus, und nar man. qanuêrnarsik für sich allein bedeutet wörtlich: Stelle die nicht mehr müde macht, also Stelle zum Ausruhen.

***) Von diesen sollen übrigens die Dual-Suffixe nur noch selten gebraucht werden.

†) Nâlugaq Herr (als Objektiv). minarâlugo Infinitiv mit einem das Objekt vertretenden Suffixe, vom Stamme minaq, weder minaer-â er fürchtet ihn). tassa (von tassa da) ist so viel als: das ist. Das nächste Wort ist Mehrheitsm.: ilisiman-eq das Weise-sein, mit der Apposition mut (zu, bodin), vor welcher q zu r wird. Das letzte Wort ist aus autdlarsi (für autdlar-neq) das Anfangen, und ut Mittel, in Verbindung mit -gnaq was werden soll. Das i zwischen beiden ist euphonischer Vokal. Also nicht Anfang schlechthin, sondern „was Mittel zum Anfangen werden soll."

*) Taqvr-nit der Stamm mit dem Thema und Verbal-Suffixe dritter Person der Mehrheit. angut-it die Männer. anuko Akkusativ der Mehrheit von tauko für tau (wie diese zu diesen, doj mit verschiedenem ta ist); Einheit tauna, persönlicher Deutewort. ingnerup Subjektiv von ingneq Feuer. kivdlingik-ai negatives Verbal-Partizip mit Suffixe (eoa), vom Stamme kivdlik verlieren, besten k vor dem Thema p zu g wird. tima-it Körper-ihre und timê (Mehrzahl timit, aber vor Suffixen n statt t) und den objektiven Kennzeichen-Suffixe it. nuja-it, ebenso, von nujaq Kopfhaar. dlo (für lo) auch. kiligti-sima-ngit-nut, Plural des Kennzeichen-Suffixes (sut, in der Einheit nsq, auch tsq) aus kilik verfangen, dem Transitiva bildenden Stamme ti, dem die Vollendung bezeichnenden Stamme sima (simar), und dem negativen ngit. Genau heißt es: nicht sich verfangen gelassen habende. qagdlerunat, Mantel, Ueberzug, vom Urstamme qak das Auswendige, ler mit ersatz von tar wie diese zu diesen, und ut Mittel. Sinn: Mittel um die Außenseite des Körpers zu verstehen, zu schützen! Das folgende Partizip ist aus avdla (Anderer) mit ngor (werden), simar (hat oder ist ge—), und der Negation; das letzte aus inger (ingneq) Feuer, nungni, nach etwas riechen oder schmecken, und wieder der Negation. dlâni (für lânit) und agdlât sind Synonyma, deren Bedeutung das sogar, welches sie ausdrücken, energischer macht.

**) Journal kept during the Russian War: from the Departure of the Army from England to the Fall of Sebastopol. By Mrs. H. Duberly. London: Longman & Co.

England.

Eine Dame vor Sebastopol.

Unter den englischen Damen, die, wie man sich aus den Zeitungsberichten erinnern wird, in nicht ganz unbedeutender Zahl an den Beschwerden und Fährlichkeiten des Krimfeldzuges theilnahmen, befand sich auch Mrs. Henry Duberly, eine kühne Amazone, weiche, von kriegerischem Feuer und Liebe zu Abenteuern angefeuert, ihrem Gatten, einem Offizier im achten Husarenregiment, nach dem Orient folgte und, den Verboten Lord Raglan's und Lord Lucan's zum Trotz, sich der Expedition nach Sebastopol anschloß, bis zu Ende der Belagerung ausharrte und nunmehr ihr während derselben gehaltenes Tagebuch veröffentlicht.**) Ueberall mischte diese unerschrockene Frau sich in das dichteste Schlachtgetümmel. Sie war bei der Erstürmung des Mamelon gegenwärtig und eilte schon am folgenden Tage wieder in die Trancheen, obgleich zu ihrem Bedauern das Feuer nachgelassen hatte und nicht viel mehr zu sehen war. „Aber wer", schreibt sie, „konnte von einem Platze wegbleiben, der so unendliches Interesse erregte? Ich in keinem Falle." Von ihrem Manne spricht Mrs. Duberly sehr wenig, desto mehr aber von ihrem Lieblingspferde Bob, mit dem sie einen thätigen Antheil an den von der britischen Armee veranstalteten Wettrennen nahm, die sie als höchst befriedigend schildert, während ihr die französischen etwas lächerlich vorkamen. „Das Steeplechase mit Hindernissen war kostbar; die Hürden waren nicht hoch genug um einen vernünftigen und flinken Pudel in Verlegenheit zu setzen, die Gräben hatten Nehmlichkeit mit den Furchen eines Selleriebeetes, und die Barrière war kaum zwei und einen halben Fuß hoch." Desto kunstgerechter und halsbrechender ging es bei den englischen Rennen zu, wo zwei Offiziere so schwer verletzt wurden, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelte, was allerdings dem Vergnügen des Tages einigermaßen Abbruch that.

Die Ereignisse des 8. September, den Fall des Malachow und den letzten verunglückten Angriff auf den Redan erzählt Mrs. Duberly folgendermaßen:

„Das Rollen des Musketenfeuers und der dumpfe Donner der Kanonen währten ohne Unterbrechung fort, und mit ängstlicher Erwartung richtete Alles die Blicke auf den Malachow und Redan. Noch und noch kamen verwundete Soldaten von den Trancheen herauf, aber ihre Aussagen widersprachen sich, und wir konnten ihnen keinen Glauben beimessen. „Ja wir im Redan, als ich verwundet wurde", sagte der Eine, „und unsere Leute sind noch darin." — „Wir sind dreimal auf dem Redan getrieben worden", sagte ein Anderer. Wir fanden also, daß wir uns auf nichts verlassen können, was wir hörten, und daß wir das Weitere mit Ruhe und Geduld abwarten mußten. Um halb sieben Uhr verließen wir unseren Stand, von Ermüdung überwältigt und mit traurigem Herzen. Seitdem, während der letzten halben Stunde, erfahren wir, daß Oberst Handcock todt ist und daß der arme Deane, noch ein Knabe, voll Hoffnung ins Leben tretend, als Leiche im Hospital seines Regiments liegt und eben eingesargt werden soll. Er stand auf der Brustwehr des Redan, seinen Degen schwenkend und den Leuten zurufend, ihm zu folgen, als eine Kugel ihn ins Auge traf und, sich aufwärts fortschiebend, durch das Gehirn hinausdrang. Obwohl zum ersten Mal im Feuer, hatte sein furchtloser Muth allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Das Feuern ist ebenso

Digitized by Google

anhaltend, als vorher, ebenso ununterbrochen und mörderisch. Wie man mir sagt, ist die Garde noch nicht auf dem Kampfplatz. Nur diejenigen, die an Ort und Stelle sind, in deren Ohren die Geschütze unaufhörlich donnern, können wissen, was es heißt, seine Freunde zieht in der Fülle der Jugend, der Gesundheit und der Kraft zu erblicken, und nach einer Stunde zu hören, daß sie nicht krank, nicht sterbend, sondern todt — ja, todt sind. Ach! das sind Dinge, die uns das Leben schwer machen.

„Oberst Norcott, von den Schützen, ist gefangen, aber, wie man sagt, nicht verwundet. Er war der Erste, der, mit dem Muth und der Sorglosigkeit, die ihm eigen ist, in den Redan hineinsprang; die beiden Soldaten, die unmittelbar auf ihn folgten, wurden augenblicklich erschossen, und ehe er Zeit hatte, sich nach Sukkurs umzusehen, war er gefangen. Hoffentlich wird man ihn bald auswechseln. Wer wird unterdessen", fügt Mrs. Duberly sehr charakteristisch hinzu, „für den hübschen, karakolirenden, kostanienfarbigen Pony sorgen, den er gestern Abend ritt, als er sein Bataillon nach den Laufgräben führte!"

„Mittwoch den 12ten. Seitdem ich das Vorhergehende geschrieben, bin ich drei- oder viermal nach der Fronte gewesen. Am Montag versuchten wir bis nach dem Redan und Malachow zu reiten, wurden aber von der Kavallerie angehalten, welche dieselbst der Einundzwanzig-Kanonen-Batterie postirt ist. Am Sonntag ritt Henry um elf Uhr Vormittags hin, und nachdem er sich nach den Freunden erkundigt, um derentwillen wir am meisten besorgt waren, besuchte er den Redan. Er schildert ihn mir als einen Haufen Ruinen, mit wundervoll gebauten Vertheidigungswerken und bombenfesten Nischen und Winkeln, in welchen die auf der Batterie stationirten russischen Offiziere lebten und wo man Gemälde, Bücher, Spielkarten und Tischservice von Glas und Porzellan fand."

Es dauerte indessen nicht lange, bis Mrs. Duberly sich Zugang zu der eroberten Stadt verschaffte. „So bin ich endlich in Sebastopol!" ruft sie aus. „Ich betrachte es nicht mehr durch ein Fernrohr, reite nicht mehr um seine Werke, sondern wandere in der That unter seinen Ruinen und durch seine Straßen. Wir hatten uns die Stadt als fast ganz unbeschädigt vorgestellt, so still und weiß und schön erschien sie in der Entfernung; allein die zerschossenen Mauern, die durchlöcherten Dächer, die grüne Kuppel der Kirche, in Stücke geborsten und zersplittert, zeigten die Sache in einem ganz anderen Licht. Breite Straßen führten an einem oder zwei schönen, vereinzelt stehenden steinernen Häusern vorüber; etwas weiter, in einem schönen, offenen Platz, sind die Kasernen, mit einer herrlichen, steinernen Façade von bedeutender Länge und großen Fenstern, aus deren unterster Reihe noch die Karronaden hervorblicken, ihre finsteren Mündungen gegen unsere Batterieen gerichtet. Während ich sie beschaute, stieß Henry einen plötzlichen Ruf aus, und zugleich schente mein Pony so heftig, daß ich beinahe aus dem Sattel geflogen wäre. An einem Vorsprung des Gebäudes liegen zwei todte Russen in einem der Verwesung sich nähernden Zustande, in einem Winkel aber sitzt ein Mann aufrecht, die Hände im Schooß und uns mit offenen Augen anstierend. Wir gehen auf ihn zu, in dem Glauben, daß er nur verwundet sei, so sehr gleicht er in Gesicht und Stellung einem Lebenden; aber nein, er ist schon seit mehreren Tagen todt."

Noch andere grauenhafte Scenen boten sich der Verfasserin auf ihrem Spaziergang durch Sebastopol dar; eine etwas erfreulichere Episode ist ihr Besuch bei dem tapferen General Bosquet, dem Helden des 8. September, in dessen Lob sich alle Stimmen vereinigen, die bisher über diesen Feldzug laut geworden sind. „Wir waren heute beim General Bosquet, der bei dem Angriff auf dem Malachow schwer verwundet wurde. Zu unserer Ueberraschung und Freude war er so weit Rekonvaleszent, daß er uns empfangen konnte. Man führte uns in sein Zimmer, d. h. eine der durch Verschläge gebildeten Abtheilungen einer großen, hölzernen Hütte, und wir fanden ihn in einem Lehnstuhl sitzend, indem es ihm erst seit zwei Tagen möglich gewesen, das Bett zu verlassen. Er war von dem Splitter einer dreizehnzölligen Bombe unter dem rechten Arm und in der rechten Seite getroffen worden; seine Muskeln und Sehnen waren vollständig zermalmt, und oberhalb des Eldogens ist sein Arm noch jetzt regungslos. Er zeigte uns den Bombensplitter, durch den er verwundet worden, und der nicht unter vier Pfund wiegen konnte. Es ist zum Erstaunen, daß er bei einer durch ein so furchtbares Kriegswerkzeug verursachten Wunde noch mit dem Leben davonkam. Er schien heiter genug und froh, ein wenig plaudern zu können; bemerkte, daß ihn die Aerzte von hier fortschicken wollten, um die Luft zu verändern, daß er aber seinen Posten nicht gern verlassen möchte, und stimmte, auf seinen verwundeten Arm hinweisend, mit mir in dem Citat überein: „On ne marche pas à la gloire par le bonheur." In seinem Zimmer befand sich ein in Sebastopol erbeutetes Fauteuil, welches er sehr passend mit den von den Zouaven seiner Division getragenen grünen Turbans hatte überziehen lassen."

Das Journal der Mrs. Duberly ist im Ganzen ein recht unterhaltendes Werk und bestätigt Alles, was aus anderen Quellen von den Leiden der englischen Armee in den ersten Stadien der Belagerung, der Hingebung der Soldaten und den unermeßlichen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, bekannt ist; zu einer eingehenden Kritik der Operationen war sie natürlich ebenso wenig befähigt, als berufen. Es wird überhaupt noch lange dauern, ehe sich das Dunkel aufhellt, das über den einzelnen Phasen derselben schwebt; ehe man namentlich erfährt, warum man nach dem fast über Verhoffen glücklichen Ausgang der Belagerung die Früchte des errungenen Erfolges so wenig zu benutzen verstand, warum man die Russen unverfolgt über den tiefen Golf sich zurückziehen ließ, den man leicht zu einer zweiten Beresina machen konnte, und ihnen durch wochenlange Unthätigkeit Zeit ließ, sich in ihren neuen Positionen zu befestigen und die Alliirten nach wie vor auf den kleinen Fleck Erde zu beschränken, den sie mit einem so unverhältnißmäßigen Aufwande von Kräften und Mitteln erobert hatten. Vielleicht wird die Geschichte einst von politischen Motiven zu berichten wissen, welche die strategischen Berechnungen durchkreuzten und den Feldherren geboten, dem Feinde eine goldene Brücke zu bauen, die zu dem von allen Theilen ersehnten Frieden führen sollte.

Mannigfaltiges.

— Thackeray's gesammelte Werke. Von den Erstlingsarbeiten Thackeray's, die bisher in Fraser's Magazine, Punch und anderen Journalen zerstreut waren und um so mehr Interesse erregen, da man in ihnen die Keime der Dichtungen findet, welche dem Verfasser eine europäische Berühmtheit erworben haben und für welche sie gleichsam als Vorstudien gelten können, ist jetzt eine gesammelte Ausgabe veranstaltet worden.*) Sie enthält, außer den „Snob Papers" und den „Yellow-Plush Memoirs", die das Publikum zuerst auf das eminente humoristische Talent aufmerksam machten, das sich damals noch in den Mantel der Anonymität hüllte, die „Novels by Eminent Hands", in welchen die Romane von Bulwer, Disraeli und James mit so muthwilligem Witze parodirt werden, die „Abenteuer des Major Gahagan", die „Ritzen und Reisen in London" ꝛc., endlich eine Reihe von Balladen, die von einer nicht zu verachtenden poetischen Begabung zeugen. Wir können die Sammlung allen Denjenigen empfehlen, die eine müßige Stunde durch geistreiche Unterhaltung auszufüllen wünschen und dabeen einen Blick in die Tiefen der englischen gesellschaftlichen Verhältnisse werfen wollen.

— Die elsaſſiſche Bibliothek von F. Buſch. In Straßburg kömmt nächstens (19. Mai u. ff.) eine der reichhaltigsten Bibliotheken zur Versteigerung, welche die deutschen und französischen Geister dieser Provinz zur Verfügung. Es ist dies die von dem verstorbenen Herrn F. Buſch, ehemaligem Maire-Adjoint (Beigeordneten des Bürgermeisters) von Straßburg, hinterlassene Büchersammlung, deren wissenschaftlich geordneter, interessanter Katalog von dem Buchhändler C. F. Schmidt in Straßburg (an welchen man sich nur portofrei zu wenden braucht, um die vollständigste Auskunft zu erhalten) ausgegeben wird. Der verstorbene Busch gehörte noch zu den alten Schlage tüchtiger Elsasser, welche die historischen Erinnerungen ihrer Provinz an das große, deutsche Reich, wie deren uneingeschränkte Theilnahme an den Errungenschaften des französischen Geistes, mit gleicher Liebe pflegen. Der uns vorliegende, 6854 Nummern starke Katalog giebt unter allen seinen Rubriken, namentlich unter denen der Theologie und Kirchengeschichte, der Philosophie, der klassischen Philologie, der Literatur- und der Weltgeschichte, Zeugniß von dieser Liebe zu Deutschland, wie zu Frankreich. Die Provinzialgeschichte des Elsaß, die Lokalgeschichte von Straßburg, besonders auch die Geschichte der Reformation in diesen Landestheilen finden sich unter den Nummern 3431 bis 3714 so vollständig, wie wohl nicht leicht in irgend einer anderen Büchersammlung. Deutsche Bibliotheken, die in der gedachten sehr interessanten Spezialität noch mangelhaft sind, sollten die gute Gelegenheit zu ihrer Vervollständigung nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Aber auch andere Spezialitäten, namentlich die Literatur über die Jesuiten, über die Regierungszeit Ludwig's XIV. u. A. sind in dieser Sammlung sehr reich bedacht.

*) Miscellanies, Prose and Verse. By W. M. Thackeray. London: Bradbury & Evans. Berlin, A. Asher & Comp.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 4 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt in Berlin und in ganz Preußen geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedituer Neumann, Markgrafenstr. Nr. 51), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 40. Berlin, Dienstag den 1. April 1856.

Ostindien.

Brahmn und Buddha
und das aus ihren Religionen abgeleitete Recht.*)

I. Brahmanismus.

Das schaffende, erhaltende und deseelende Prinzip des Brahmanismus ist der Pantheismus. Bei manchen Völkern des Alterthums, wie der Neuzeit, sehen wir den Pantheismus in der Kindheit der Vernunft oder in der Zeit der gesellschaftlichen Verkommenheit auftreten; hier aber ist er der allgemeine, unveränderliche Zustand; er durchdringt Alles und nimmt alle Formen an. Er ist die Seele der Literatur, die in dem „Bhagawad Gita", dieser metaphysisch-pantheistischen Episode, sowie in den „Püranas", der langen Reihe kosmogonischer, theogonischer und mystischer Dichtungen, weht. Er ist die Quelle der Philosophie, denn, abgesehen von dem „Nyâya", einer Abhandlung über Logik, und dem „Weiseshika", einem naturwissenschaftlichen Versuch, hat er alle die orthodoxen, wie die auf freie Speculation beruhenden Systeme angeschattet. Was aber noch überraschender ist, er liegt dem Volksglauben und wesentlich der Religion zum Grunde. Hier besonders muß man ihn fassen, um sich seinen Einfluß auf Moral, Gesetzgebung und Recht zu erklären.

Doch hat der Pantheismus nicht vom Anfang an und ohne Widerstand von der Religion Besitz genommen. Aus den „Vedas", den vier kanonischen Büchern des Brahmanismus, ersehen wir, daß es in der religiösen Entwicklung der indischen Völker drei scharf unterschiedene Epochen giebt. In den ältesten Partieen der „Vedas", in den Gebeten „Mantras" und „Samithas", namentlich in dem „Rig-Veda", oder den Hymnen, bemerkt man nur eine reine Naturmythologie, oder die Aufreihung der Elemente und Naturkräfte, in Menschenbildung dargestellt, in allegorischen Wesen, gleich den Göttern Griechenlands, personifizirt. Um Hülfe angerufen werden: Agni (ignis), der Gott des Feuers; Wâju, der Gott des Windes; Warûna, der Gott des Wassers; die Marûts, die Götter der Luft; Wischnu, als bloßer Gott der Sonne; die Âditjas, Söhne der Sonne und Erde; und der größte, mächtigste unter allen, Indra, der Gott des Himmels. Außerdem werden die Zeitabschnitte, die Weltgegenden, das Opfer selbst und der opfernde Priester, die Spenden, die Gebete, die Liturgieen für eben so viele Gottheiten, Dewas, angesehen, die man um rein materielle Lebensgüter angeht, um Gesundheit, Reichthum, Schönheit, Stärke, eine zahlreiche Nachkommenschaft, um Tausende schöner Pferde und schöner Kühe. In diesem umfassenden Götzendienst keimt und treibt bereits der Pantheismus.

Später in einem der letzten Stücke des „Rig-Veda" strebt schon der indische Geist, alle thätigen Kräfte, alle unvergänglichen Elemente auf die Einheit zurückzuführen. Wohl ruft er noch immer die mythologischen Gottheiten, die Gegenstände seiner ersten Verehrung, die ihm von seiner Jugend her theuren Phantasiebilder an; erkennt aber eben jene Eine höhere, unendliche Macht, von der sie Alles haben, was sie sind. Welcher Art ist aber diese Macht, in welchem Verhältniß steht sie zum Weltall? Darüber scheint der Veda zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen zu schwanken. Bald erklärt er sich für das Schöpfungsdogma, und hier ertönt sein Wort, wie das Echo der erhabensten Prophetenstimmen, wie z. B. in dem Hymnus an Pradjapati, wo Gott dargestellt wird als der Welt einziger Urheber, einziger Herr, einziger König, der Erde und Himmel erfüllt, der Leben und Kraft giebt, der über die Götter, wie über die Menschen herrscht, der den Himmel, die Erde, die unermeßliche Luft, die reifbedeckten Berge, den Ocean mit seinen Wellen eingerichtet hat; der das Licht durch die Räume leitet, das Firmament mit Glanz erfüllt; vor dem die Unsterblichkeit und der Tod nur Schatten sind. Bald dagegen, wie in den Hymnen an Purnscha und Paramatma, erkennt er als Gott nur die Substanz, den ungestalteten Keim, aus dem alle Wesen erblühen. Aus Purusha (dem unstofflichen Sein) kömmt alles Ausgedehnte, beseeltes und unbeseeltes. Paramatma, die höchste Seele, zeigt einen noch abstrakteren, unfaßbareren, von den Attributen einer schöpferischen Ursache entfernteren Charakter. Sie ist zumal die Quelle des Seins und Nichtseins; sie ging beiden voran, beide lagen in ihr vereint, während sie in sich vertieft ruhte, ähnlich „der in Finsterniß gehüllten Finsterniß".

An die Dichtung der „Vedas" reihen sich die „Brahmanas", prosaische Abhandlungen und traditionelle Erzählungen, welche die Vedische Theologie und Liturgie erläutern sollen und selbst wiederum durch die Upanischads erläutert werden. Hier sehen wir das indische Dogma, den eigentlichen Brahmanismus, in seiner Entstehung, Entwickelung und in seiner rechten Ausarbeitung. Hin und wieder zeigt sich ein schüchterner Rückschritt zu der Idee eines schaffenden Gottes; mit einer verzweifelnden Anstrengung und dem Widerspruche zum Trotz versuchen es die indischen Theologen, jene Idee neben dem pantheistischen Prinzip aufrecht zu erhalten, wie aus folgender Stelle zu ersehen: „In tiefe Nacht gesunken sind diejenigen, die nicht an die Einerleiheit der Wesen glauben; aber in eine noch tiefere diejenigen die nur an die Einerleiheit derselben glauben. Es giebt eine Belohnung für diejenigen, die an die Einerleiheit, aber auch eine für diejenigen, die an die Nicht-Einerleiheit glauben." Doch dergleichen Anstände sind selten, und der siegende Pantheismus, der die alte Mythologie in sich aufnimmt, sie zu seinen Gunsten auslegt, bleibt alleiniger Gebieter auf dem Boden brahmanischer Glaubenslehren.

Die aus diesem Dogma hervorgegangenen Folgen für das Recht finden sich unter der praktischen Form einer staatlichen, bürgerlichen und religiösen Gesetzgebung zusammengefaßt in einem weit jüngeren Werke, als die Vedas, in dem „Manava-Dharma-Sastra", oder in dem Gesetzbuche des Manu. Dann ist für die Völker an den Ufern des Indus und Ganges, was Moses und Noah zusammen für das jüdische Volk sind. Noch der allgemeinen Fluth, wovon sich auch in diesen Gegenden, wie allerwärts, die Sage erhalten hat, gründete er die erste Gesellschaft und gab ihr die ersten Gesetze. Die Indier lassen ihn, als den ersten der Maharschis (übermaterielle Wesen, die der Reihe nach für eine gewisse Periode die Welt hervorgebracht und beherrscht haben), in gerader Linie von Brahma abstammen. Wer auch der wirkliche Verfasser dieses Buches gewesen, sei es Einer, seien es Mehrere, sei der Name allegorisch oder geschichtlich — die Gesetze Manu's, die noch heute in dem größten Theil Hindostans gelten, zeigen uns die Organisation der brahmanischen Gesellschaft als auf die Theologie gestützt.

Um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß der Gesetzgeber sich den Vedas anschließt, schickt er das Vedische Dogma voraus, wie es in der oben erwähnten Hymne an Paramatma enthalten ist: Alle Existenzen sind auf einander folgende Entwickelungen oder Ausflüsse (Emanationen) des einigen, einzigen Wesens, das da ist und das den Namen Wesen verdient. Dieses Wesen ist nicht Brahma, der selbst nur eine Emanation, eine bestimmte Form ist, nämlich: das wirkende Prinzip des Alls. Es ist keiner der anderen Götter, deren Attribute nothwendig noch beschränkter sind; man nennt es die Seele der Wesen, die höchste Seele, die Allseele; es ist aber so wenig eine Seele, wie es ein Körper ist; ebenso wenig Geist wie Materie, ebenso wenig lebendkraft, Bewegung und Thätigkeit, wie es Trägheit, Schlaffheit und Unbeweglichkeit ist; es ist Alles und Nichts; es ist nichts Abgesondertes, Bestimmtes, Endliches; es ist Alles, denn Alles kömmt aus ihm und geht in es zurück; und diesen Wechsel von Ausdehnung und Konzentrirung, von Licht und Dunkel, von Thätigkeit und Ruhe — das nennen wir Schöpfung und Auflösung. „Nachdem Er, deß Macht unbegreiflich ist, mich und das Universum hervorgebracht hatte" — sagt Manu — „verschwand er von neuem, aufgenommen in die höchste Seele", indem er an die Stelle der Schöpfungszeit die Zeit der Auflösung setzte. Erwacht dieser Gott, so vollbringt das Universum seine Thaten; entschläft er, den Geist in tiefe Ruhe gesenkt, dann löst sich die Welt auf. So läßt das unwandelbare Wesen dieses Gesammt-

*) Wir theilen diese hauptsächlich die sittlichen Momente und das Rechtsbewußtsein im Auge habende Kritik des Brahmanismus und Buddhaismus nach einer Abhandlung des französischen Akademikers, Prof. Ad. Franck, mit, die in der Revue Contemporaine veröffentlicht wurde. D. R.

reich beweglicher und unbeweglicher Geschöpfe in ewigem Wechsel auferstehen und sterben.

Die erste Konsequenz dieses Dogma ist nun die Vernichtung der Freiheit, d. i. der menschlichen Persönlichkeit. Wie könnte der Mensch sich angehören, wie könnte er eine Person sein, wenn es nur Ein Wesen giebt, das, dem Gesetze einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit unterworfen, sich endlos in einem verhängnißvollen Kreise dreht? Ist aber auch die Person vernichtet, so bleiben doch ewig an dasselbe Werk gebundene Formen, unwandelbare Typen, in welchen das Individuum verschwindet, wie sie selbst verschwinden, sei es in einer allgemeineren Form, sei es in dem unendlichen Abgrund aller Existenz. Und hier gerade liegt der Ursprung der Kasten, die Grundverfassung des Brahmanismus. Denn die Bedingung für die Glieder einer auf dieser Grundlage organisirten Gesellschaft ist: Bleibe das, wozu die Geburt, d. h. der Zufall, die Nothwendigkeit, dich gemacht hat. Man wird geboren und stirbt als Priester, Krieger, Landbauer, Handwerker; man kennt keine anderen Gesetze, als diejenigen seines erblichen Standes; als Mensch hat man weder Rechte, noch Pflichten. Wie die indes; als Mensch hat man weder Rechte, noch Pflichten. Wie die individuelle Freiheit, so ist die Einheit des Menschengeschlechts vernichtet. Noch mehr: der Priester, Krieger, Landmann, Handwerker von heute ist seinem Kastengenossen von gestern, wie dem von morgen, ähnlich. An das fatalistische schließt sich die Unwandelbarkeit eng an. — Man hat sich darüber gewundert, daß sich in Indien keine Spur von Zeitrechnung findet. Das Gegentheil gerade mußte in Erstaunen setzen; denn die Unterscheidung der Zeiten ist ein wesentliches Element der Persönlichkeit. Hier giebt es nur kollektive Wesen, unabänderliche, also erbliche Verrichtungen.

Der Hauptzweck der Gesetze Manu's ist, diese hassenswürdige Lebensordnung in ihrer ganzen Schauerlichkeit zu heiligen und unverbrüchlich zu machen. „Um die Beschäftigungen des Brahmanen von denen der anderen Klassen zu unterscheiden, hat der weise Manu, der Abkömmling des durch sich selbst bestehenden Wesens, dieses Gesetzbuch verfaßt", erklärt der Autor oder Redacteur dieser Gesetze. Allein nicht blos ihre Beschäftigungen, sondern ihre natürlichen Anlagen unterscheiden die vier indischen Kasten; Gott selbst hat sie von Uranfang für ihren besonderen Beruf gebildet. Dieser Gedanke liegt auch der Allegorie zum Grunde, die sie aus den verschiedenen Körpertheilen Brahma's entstehen läßt: die erste Kaste kam aus dem Munde, dem Sinnbild des Wortes und Gedankens, dem heiligsten und reinsten der Organe; die zweite aus der Brust, dem Sitz des Herzens, das den Muth versinnbildlicht; die beiden letzten aus den Schenkeln und Füßen, den knechtischen Gliedern, die nur den Anordnungen des Gedankens und den Antrieben des Herzens zu folgen haben. So hat Manu die Abstufungen festgestellt: der Brahmane nimmt die höchste Sprosse ein; dann folgt der Kschatriya, weiter herab der Vaisya, dem Ackerbau und Handel überwiesen sind, und zuletzt der Ssudra, nur zum Dienst der anderen geboren. „Der Brahmane hat das Herrnrecht über die Gesammtschöpfung. — Die Menschen sind die ersten unter den verstandbegabten Wesen, die Brahmanen wieder sind die ersten unter den Menschen. — Alles, was die Welt in sich schließt, ist das Eigenthum des Brahmanen; durch seine Ersterbenheit und durch seine Abkunft hat er das Recht an Allem, was existirt. — Der Brahmane ist nur seine eigene Nahrung, kleidet sich in seine eigenen Gewänder, giebt nur von seiner Habe; was die anderen Menschen von den Gütern dieser Welt genießen, danken sie der Großmuth des Brahmanen. — Ein hundertjähriger Kschatriya hat einen zehnjährigen Brahmanen als seinen Vater anzusehen und zu verehren."

Die Schranke, welche die Kasten trennt, fällt selbst vor der Tempelpforte nicht. Sie erhebt sich in der religiösen wie in den bürgerlichen Lebensbeziehungen. Nur die drei ersten Kasten haben gemeinsame Riten, gemeinsame Opfer. Sie allein werden zu gewissen Weihen zugelassen, um sich von früheren Fehlern zu reinigen und den Ehrennamen Dwidjas (Wiedergeborene) zu erhalten. Der unglückliche Ssudra kann darauf keinen Anspruch machen. Es ist sogar dem Brahmanen verboten, von ihm Opfergaben anzunehmen. Geboren in der Sünde, muß er darin bleiben, wie er in der Sklaverei geboren ist und darin bleiben muß.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Transkaukasien.

(Schluß.)

Alle diese Darstellungen stimmen nicht blos hinsichtlich des sachlichen Inhalts, sondern auch in den eingeflochtenen Dialogen überein, und ein Unterschied besteht nur darin, daß der Artikel des „Archiv" mehr historisch gehalten und sachlich zusammengezogen, die Darstellung Bodenstedt's poetisch ausgeschmückt ist. Nach diesen Publicationen macht die geheimnißvolle Miene, mit welcher Herr v. Harthausen unsere Ideen über den Kampf im Daghestan berichtigen will, einen komischen Eindruck; — aber, was soll man dazu sagen, wenn man am Ende dieser Mittheilung in einer Note die Bemerkung findet: „Das Manuskript ist auch wohl, wie wir gehört haben, von Anderen benutzt worden"! Also trotzdem die unnütze Wiederholung mit der anspruchsvollen Introduction! Und Herr v. Harthausen hat wirklich nur gehört, daß seine Mittheilung nicht mehr neu ist? Er kennt ja Bodenstedt's Werk, citirt es, schließt sich von der Stelle, wo das berühmte Manuskript aufhört, der Darstellung Bodenstedt's an. . . . Was soll man dazu sagen?

Doch freilich! In einer Beziehung ist Herrn v. Harthausen's Bericht neu: in der Schreibart der Eigennamen, deren Verwegenheit selbst denjenigen, der mit der Geographie jener Landschaften vertraut ist, oft in nicht geringe Verlegenheit setzt. Der Bericht reiht sich in dieser Hinsicht sehr glücklich in den Kontext der übrigen Abschnitte ein, in denen ebenfalls reichlich drei Viertel der Namen falsch geschrieben sind, so daß Herrn v. Harthausen's Buch für den Unkundigen völlig unbrauchbar wird. Wir beschränken uns zum Belege auf ein paar Seiten, wobei wir von der regelmäßig wiederkehrenden Schreibart Kazi statt Kasi absehen. Wer vermuthet wohl Bd. II, S. 141 in den Worten Kojonai, Orezakaul die Namen Koranai und Unzukul? Statt Koissuba schreibt Herr v. Harthausen Koissulan, statt Pachu Bike: Baku Bog, statt Tschadra: Tschebra, statt Rungal: Rumgale, statt Tschunkeelen: Tschankeelant. Auf der nächsten Seite begegnet uns folgende Zeile: „Er eroberte Aylebi, Parent und Targy; er belagerte Burussin"; ahnen unsere Leser, daß hier Alluba, Paraul, Tarku und das bekannte Burnaja gemeint sind? Vier Zeilen weiter ist der Name Wuejapnaja's, eines der wichtigsten Forts an der letzgischen Linie, in Bulzopowia verstümmelt! In dieser Weise geht es durch das ganze Werk, insoweit Herr v. Harthausen nicht nach Druckfehlen arbeitet; denn das Verdienst wollen wir bereitwillig anerkennen, daß da, wo er Dubois oder Bodenstedt exzerpirt, auch die Schreibart der Eigennamen korrekter ist. Diejenigen, die mit der Geographie Transkaukasiens bekannt sind, werden da, wo der Verfasser seiner Route folgt und es nicht zweifelhaft ist, in welcher Gegend er sich befindet, auch unter den ärgsten Verstümmelungen den wahren Namen oft wiedererkennen können; wo er aber Peter Ren's Erzählungen wiedergiebt und wir nicht einmal eine ungefähre Vermuthung über den Schauplatz derselben haben, werden die darin vorkommenden Namen auch den hervorragendsten philologischen Scharfsinn zuweilen auf eine harte Probe stellen. Sollte nach einem Jahrhundert Jemand eine Geschichte der geographischen Entdeckungen im Kaukasus schreiben, so würde es für ihn eine schwere Aufgabe sein, Herrn v. Harthausen's Arbeit mit den sonstigen geographischen Kenntnissen unserer Zeit in Einklang zu bringen; für die Gegenwart können wir nur den Wunsch aussprechen, daß die evidente Nothwendigkeit, an den Eigennamen des vorliegenden Werkes die gewaltsamsten Korrekturen vorzunehmen, keinem unserer Philologen als Vorwand für eine ähnliche Behandlung anderer Texte dienen möge: Herrn v. Harthausen's Werk ist ein Unicum!

Glücklicher war unser Verfasser bei seinem Ausfluge nach Armenien. Er hatte in Tiflis einen gebildeten Armenier, Herrn Abowian, kennen gelernt, der in Deutschland studirt hatte, der deutschen Sprache mächtig und, wie Herrn v. Harthausen's Mittheilungen zeigen, vollkommen geeignet war, einen der Verhältnisse Unkundigen auf das Bedeutsame und Charakteristische aufmerksam zu machen. Diesem Umstande verdanken wir es, daß die Abschnitte über Armenien, soweit sie sachliche Angaben und nicht die Phantasieen des deutschen Reisenden enthalten, ungleich werthvoller sind, als die übrigen Theile der Arbeit. Von besonderem Interesse ist sein Bericht über das Familienleben der Armenier. Ihm zufolge besitzt der Familienverband unter diesem Volke eine besondere Stärke. So lange die Aeltern leben, bleibt die ganze Familie zusammen, wie stark sie sich auch vermehren mag; so kömmt es zuweilen vor, daß um ein greises Ehepaar die Familien der Söhne und Enkel mit ihren Urenkeln vereinigt bleiben. Was von dem Einzelnen in dieser Gemeinschaft erworben wird, wird für die Gemeinschaft erworben. Nach dem Tode der Aeltern tritt gewöhnlich der älteste Sohn an die Spitze des Haushalts; erst bei den Enkeln pflegen die Theilungen zu beginnen. In einer solchen Familie sehen sich die Glieder derselben Generation als Geschwister an und leben unter den Augen des Familienhauptes mit geschwisterlicher Liebe neben einander. Eben unter Verwandten sind die zum feinsten Grade der Blutsverwandtschaft verboten. Wie nun bei einem Zusammenleben so zahlreicher Familien-Mitglieder, unter Gemeinsamkeit des Vermögens und des Erwerbes, der häusliche Friede aufrecht erhalten werden könne, namentlich unter den jungen, aus fremden Familien angeheiratheten Weibern, ist eine wichtige Frage. Unter den Armeniern wird das schwierige Problem einfach durch die Stellung gelöst, welche die Sitte dem Weibe anweist. Die Mädchen bewegen sich dort vollkommen frei, gehen unverschleiert, haben Gelegenheit, die Männer kennen zu lernen und Ehebündnisse abzuschließen, die auf gegenseitiger Zuneigung beruhen. Aber vom Tage der Hochzeit ab

erscheint das Weib — so will es die Sitte — überall und selbst im Hause tiefverschleiert; sie vermeidet es, auf die Straße zu treten, sieht die Gegenwart fremder Männer und darf selbst in dem Hause weder mit dem Vater, noch mit dem Bruder ein Wort sprechen; auch mit den weiblichen Familien-Mitgliedern darf sie sich nur durch Pantomimen verständigen. Für diese Zeit ist sie lediglich auf ihren Mann gewiesen, und die große Abgeschlossenheit giebt dem ehelichen Zusammenleben eine um so größere Innigkeit. Nach der Geburt des ersten Kindes mildert sich die Strenge der Sitte: die junge Frau darf zuerst mit ihrer Schwiegermutter, dann auch mit ihrer eigenen Mutter sprechen; allmählich knüpft sie auch Beziehungen zu ihren Schwägerinnen an, spricht mit ihren Schwestern wieder, aber stets schüchtern und leise, daß es die Männer nicht hören. Erst nach sechs und mehr Jahren ist diese Schule der Erziehung durchgemacht, durch die natürlich dem weiblichen Geschlecht Schüchternheit, Bescheidenheit und Zurückhaltung tief eingeprägt werden. Vor fremden Männern erscheinen indessen auch ältere Frauen nicht unverschleiert, und es gilt auch nicht für schicklich, daß sie mit ihnen sprechen. Innerhalb der Familie genießen sie die höchste Achtung. In dieser Stellung des Weibes, wodurch sich die Armenier vor allen Orientalen auszeichnen, liegt nach Herrn v. Harthausen's Meinung der Beruf dieses Volkes zur höheren Menschenkultur; nur durch den Mahonendienst könne Asien civilisirt werden; die Armenier wären als ein christliches Volk und durch ihre eminenten geistigen Anlagen berufen, für die Civilisation des Orients das Verbindungsglied zwischen Europa und Asien zu bilden. Aber das Christenthum herrscht bei den Armeniern schon anderthalb Jahrtausende; mindestens eben so lange ist es her, daß sich das Weib bei ihnen einer würdigen Stellung erfreut; die hervorragenden geistigen Anlagen des Volkes, die von allen Seiten anerkannt werden, sind ihm wahrscheinlich von Anbeginn eigenthümlich gewesen; dennoch ist es den Armeniern, ungeachtet der natürlichen Festigkeit und der dominirenden Stellung ihres Heimatlandes, nie gelungen, auf die Verhältnisse der Nachbarstaaten in ausgedehnterem Maßstabe eine bleibende Einwirkung zu äußern. Politisch und — wie es scheint, trotz der glänzenden Geistesgaben auch literarisch unproduktiv, — ihre Literatur besitzt keine Originalität — haben sie, so lange die Geschichte spricht, im Allgemeinen stets eine passive Rolle gespielt und sich der Reihe nach unter das Joch aller der Staaten gebeugt, die jemals in Vorder-Asien zur Macht gelangt sind: diese Thatsache kann unmöglich zufällig sein, sie muß in dem Volkscharakter beruhen, der, wie wir meinen, nach wie vor dieselbe Wirkung äußern und alle Hoffnungen des Herrn v. Harthausen täuschen wird.

Als Anhang hat der Verfasser seinem Werke drei kürzere Aufsätze von Dr. Th. Pfund, den er als „einen seiner jüngeren gelehrten Freunde" bezeichnet, beigegeben, — Aufsätze, die man, nachdem man die unwissenschaftliche Manier des Herrn v. Harthausen sattsam durchgekostet hat, mit merklichem Behagen liest, da sie mit Kenntniß geschrieben sind und in wissenschaftlicher Weise mit Gründen auf ein bestimmtes, klar erkanntes Ziel hinarbeiten. Sie behandeln „die türkische Sage von Kjörogly", deren nationale Bedeutung Herr Dr. Pfund aufzudecken sucht, „die Mantik aus den Schulterknochen bei den kaukasischen Völkerstämmen", wo er die merkwürdige Notiz mittheilt, daß diese bei allen nord- und mittelasiatischen Völkern übliche Art des Wahrsagens nach Giraldus Cambrensis auch in Flandern gebräuchlich war, und „den Einfluß der kaukasischen Bergvölker auf die Türken." Dr. Pfund widerspricht der Annahme Klaproth's, daß türkische Stämme erst im sechsten Jahrhundert nach Christo nach Westasien und Europa gedrungen wären; wie wir glauben, insofern mit Recht, als eine solche Behauptung nicht in ihrer Allgemeinheit, sondern nur speziell durch den Nachweis, daß jedes der vorher hier auftretenden Völker nicht türkischer Abkunft war, begründet werden kann und eine solche Begründung wenigstens für das frühere Altertum bei der Dürftigkeit der Nachrichten unmöglich ist. Herr Dr. Pfund neigt sich der Ansicht zu, daß auch die Bewohner der südrussischen Steppen zur Griechenzeit, Skythen und Sarmaten, türkischen Stammes waren, und sucht durch die Berufung auf die Leichtigkeit, mit der die meisten Türkenstämme den Islam, die Chasaren (zum Theil wenigstens) das Judenthum annahmen, nachzuweisen, wie wenig diesem Volk ein konsequentes Festhalten an der nationalen Eigenthümlichkeit am Herzen liege. Für die Verwischung des nationalen Typus ist nun seiner Ansicht nach der Kaukasus von großer Bedeutung gewesen, insonderheit durch den hier üblichen Weiberraub und Mädchenhandel, in Folge dessen zu allen Zeiten das Blut der benachbarten Stämme vermischt wurde. Sinnreich bezieht er sich auf die von Herodot mitgetheilte Sage über den Ursprung der Sauromaten von Skythen und Amazonen; er erblickt in den Sauromaten ein Volk, welches ebenso, wie das Mischvolk der Kosaken an der Kubanlinie, durch Epigamie zwischen den Steppenbewohnern und den edlen Töchtern des Gebirgs entstanden ist, und hält auch Herodot's Versicherung, daß die Sprache der Sauromaten ein verdorbenes Skythisch war, für charakteristisch und dem Sachverhältniß entsprechend. Wenn Herodot's Angaben über die Sarmaten nur überhaupt der Art wären, und das Vertrauen einflößen, daß sie auf positiver Kenntniß beruhten! Aber eine unbefangene Lektüre, und namentlich eine Vergleichung der detaillirten und reichhaltigen Nachrichten über die Skythen mit den dürftigen, inhaltarmen Sätzen über die Sarmaten, führt, wie uns scheint, zu der Ueberzeugung, daß dem alten Historiker über dieses entfernteren Volk nur eine sehr unsichere, märchenhafte Kunde zugekommen ist. — Da Herr Dr. Pfund die „Transkaukasia" im Manuskript gelesen hat, hätte er sich um das deutsche Publikum leicht dadurch verdient machen können, daß er mit seiner Literaturkenntniß seinem älteren, ungelehrten Freunde, selbst wider dessen Willen, Etwas unter die Arme griff und ihn und der „Unbefangenheit" herausriß, mit welcher dieser sein Werk in der vorliegenden Gestalt der gebildeten Welt vorlegte.

Als zweiten Anhang finden wir unter der Ueberschrift „zur Jurisprudenz Transkaukasiens" Mittheilungen aus einer russischen Sammlung von Gesetzen und Rechtsgewohnheiten Georgiens; zunächst das Gesetzbuch Zar Wachtang's, das im Jahre 1723 publizirt wurde. Aber statt einer exakten Uebersetzung giebt Herr v. Harthausen, der doch sonst mit dem Raum nicht sparsam ist, hier nur Auszüge und benimmt uns dadurch von vorn herein die Lust zum Studium dieser Dokumente. Korrekte Auszüge aus einem Gesetzbuch anzufertigen, erfordert eine ganz besondere Verstandesschärfe und eine ungewöhnliche Präzision des Ausdrucks; wer Beides nicht besitzt, möge sich an eine solche Aufgabe nicht wagen.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß Herr v. Harthausen sich künftig durch etwas weniger Abneigung vor gelehrten Studien und durch etwas mehr Achtung vor dem Publikum mindestens wieder zu dem Niveau seiner früheren schriftstellerischen Leistungen erheben möge, die zwar nicht Außerordentliches darboten, aber doch immer manches Wissenswerthe enthielten und als eine nützliche Bereicherung der Literatur betrachtet werden konnten, und daß auswärtige Gelehrte die vorliegende Schrift durchaus nicht als einen Gradmesser für die Kenntnisse betrachten mögen, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland über die transkaukasischen Landschaften verbreitet waren.

Geographische Bilder aus Oesterreich.*)

Insofern die österreichischen Staaten ein Ganzes für sich bilden und, dem größten Theile ihrer Länder und Bewohner nach, nicht zu Deutschland gehören, haben wir uns zuweilen schon erlaubt, sie als „Ausland" in diese Blätter zu bringen. Den heutigen Anlaß liefert uns ein illustrirtes deutsches Buch, das wir mit Vergnügen unseren Lesern empfehlen. Es ist ein auf ziemlich viele Bände (zwölf bis funfzehn) berechnetes Unternehmen. Die vorliegenden zwei ersten Bändchen führen neben dem Haupt-Titel: „Das Vaterlandsbuch. Illustrirte Bilder aus der Heimat. In Schilderungen aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben. Herausgegeben unter Mitwirkung von Direktor Dr. C. Vogel in Leipzig, Schulrath Joseph Wenzig in Prag und Friedrich Körner, Oberlehrer in Halle", noch den besonderen Titel: „Geographische Bilder aus Oesterreich". Offenbar hat das ganze geschmackvoll illustrirte und dabei doch durch seinen Preis auch dem Volke zugängliche Unternehmen den patriotischen Zweck, in populärer Weise die Kenntniß über die Schönheiten und Vorzüge der Heimat in ganz Deutschland zu verbreiten und die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande anzuregen. Dabei läßt sich aber auch voraussetzen, daß die besonderen Schilderungen aus Oesterreich im übrigen Deutschland, wo der österreichische Staat, wo sein Volk und seine an Naturschönheiten reichen Länder ohne Vorurtheil betrachtet werden, denjenigen Anklang finden, den sie verdienen.

Die Vorrede spricht sich über das „Vaterlandsbuch" folgendermaßen aus: „Das große europäische Mittelreich, der Mittel- und Ausgangspunkt der Bildung und des weltgeschichtlichen Lebens in Europa,**) bildet in seiner Gesammtheit ein farbenreiches Gemälde, das sich nirgends in gleicher Mannigfaltigkeit wiederfindet. Es besitzt lange Alpenketten und weite Tiefebenen, gletscherbedeckte Berge und wasserreiche Marschen, glänzende Residenzen und schlichte Sennhütten, großartige wissenschaftliche Anstalten und nomadisirende Hirtenstämme, Eisenbahnnetze und pfadlose Gegenden, von Ueberfülle strotzende Weizenfelder und dürre Haiden, verwegene Gemsenjäger und abgehärtete Wallfischfänger. . . . .

„Wohlan! machen wir unser Volk vorzugsweise mit seiner Heimat bekannt, zeigen wir ihm deren Vorzüge und Reichthümer, damit

*) Leipzig, Otto Spamer, 1856.

**) Darunter haben die Verfasser natürlich nicht blos Oesterreich, sondern Deutschland und Gesammt-Oesterreich (mit der Lombardei) verstanden. D. R.

es dieselbe liebgewinne und sie nicht leichtsinnig verlasse. Machen wir es aber nicht nur mit seinem engeren Vaterlande, sondern auch mit dem Wohnplatze der verwandten deutschen oder mit ihm durch Geschichte und Vergangenheit vereinigten nichtdeutschen Stämme bekannt, damit es auch diese achten und ehren lerne und sich ihm das stolze Gefühl aufdringe, daß das große europäische Mittelreich mit seinen sechzig Millionen Einwohnern allerdings berufen und berechtigt sei, eine Achtung gebietende Stellung unter den weltgeschichtlichen Völkern einzunehmen u. s. w."

Der erste Band enthält Schilderungen aus Unter- und Ober-Oesterreich, Salzburg und Steiermark, der zweite aus Tyrol, Kärnthen, Krain, dem Küstenlande, Triest, der Lombardei und Venedig. Die Schilderungen, weit entfernt davon, in trockene Systematik oder ernste Gelehrsamkeit zu verfallen, sind in einem anregenden und lebhaften Style geschrieben, welcher hinlänglich Abwechselung bietet, um den Leser angenehm zu beschäftigen: Naturschilderungen, Beschreibungen von Städten und Industriestellen, geschichtliche Erzählungen, Scenen aus dem Volksleben folgen sich in bunter Aufwahl und sind von einer Menge sauber und künstlerisch ausgeführter Holzdrucke begleitet, welche dem Werke zur Zierde gereichen.

Wir werden uns freuen, Gelegenheit zu erhalten, auch über den glücklichen Fortgang dieses vaterländischen Unternehmens berichten zu können.

Mannigfaltiges.

— Menschen und Dinge in Rußland. Unter diesem Titel*) theilt ein anonymer Schriftsteller die Resultate „langer und ernster Studien" mit, zu denen ein vieljähriger Aufenthalt in Rußland ihm Gelegenheit gaben, die er mit Fleiß und Unbefangenheit benutzt zu haben scheint. „Unter dem russischen System", sagt er im Vorwort, „leidet Alles, das Volk, die Beamten und der Selbstherrscher am meisten, welcher täglich sehen muß, wie von seinen Dienern die Gesetze nur zum Schein gehalten werden und wie seine Macht-Vollkommenheit bei weitem nicht ausreicht, die Vollziehung seines Willens zu erzwingen. Gegen dieses System (das gewiß vom Kaiser Alexander II. geändert wird) sind die nachfolgenden Blätter gerichtet, nicht gegen die russische Nation." In der That läßt er den guten Eigenschaften des russischen Volkes, namentlich in seinen unteren Schichten, alle Gerechtigkeit widerfahren; er rühmt an dem russischen Bauer die natürliche Begabung, die fröhliche Lebenslust, die Gastfreiheit, den Wohlthätigkeitssinn, die merkwürdige Zuversicht zu sich selbst, die aus der freien Landgemeinde-Verfassung entspringt — einem praktischen Kommunismus, der sich mitten unter der Leibeigenschaft erhalten und dem russischen Landmanne eine Selbstständigkeit bewahrt hat, „um welche ihn die in völlige Abhängigkeit von der vollziehenden Gewalt gebrachte französische Gemeinde beneiden könnte." Mit grellen Zügen schildert der Verfasser hingegen die Corruption in der Beamtenwelt, die auf Regierungskommando entstandene schablonenartige Scheinkultur, welche die wahre, geistige Bildung eher hemmt, als befördert, und die unglückseligen Folgen des Besterbens, ganz Rußland in eine gewaltige Kriegsmaschine zu verwandeln, die das civilisirte Europa fortwährend bedroht und in Schrecken setzt. Deshalb sieht er auch in dem gegenwärtigen Kampfe eine für das Land und die Nation höchst wohlthätige Krisis, die sie von dem bisher betretenen Wege ablenken und eine Umkehr zum Besseren bewirken wird. „Es giebt", schreibt er, „in dem Reiche der Natur in vielen einzelnen Organismen gewisse Krankheitsformen, welche zur gesunden Entwickelung und völligen Reife derselben unumgänglich nothwendig erscheinen. Die Aerzte nennen solche Krankheitsformen Entwickelungs-Krankheiten. In der moralischen Ordnung der Dinge und im Völkerleben der Geschichte scheinen nun unter Umständen die Kriege die Stelle solcher Krankheiten zu vertreten. So hat die Theilnahme an dem weltbistorischen Kampfe, in welchem vor der Machtentfaltung des vereinigten Europa die neurussische Universalmonarchie zusammenstürzte, die Massen auf der Bahn der Civilisation einen mächtigen Schritt vorwärts getrieben. Eine Hauptursache dieser Erscheinung lag wohl darin, daß bedeutende Massen einer Nation, die von der Natur treffliche Anlagen erhalten hat, aber in ihrer Entwickelung Jahrhunderte lang stehen geblieben ist, mit den ihr in der Bildung so weit vorausgeeilten Kulturvölkern des Abendlandes in unmittelbare und lange dauernde Berührung kamen. Die Wirkung davon war ungeheuer. Ein neuer Hauch des Lebens schien fortan durch die ganze russische Nation zu gehen. Sie gebar ihre größten Dichter und Schriftsteller, nahm in allen Zweigen der materiellen Entwickelung einen neuen Aufschwung, und selbst der von dem Joch der Leibeigenschaft gebeugte, gemeine Russe durfte einen Augenblick auf baldige Erlösung hoffen. Da hörte das unglückliche Polen den gallischen Hahn, diesen Lügenpropheten von Hause aus, das Morgenroth der Völkerfreiheit verkünden, gerieth darüber in wahnsinniges Entzücken, vergaß seine Eide und verlangnete seinen legitimen König. Die Folgen davon waren auch für das liegende Rußland sehr beklagenswerth. Denn plötzlich wendete es nun unserer abendländischen Bildung den Rücken, entfaltete einen grandiosen Pas gegen die Fortschritte des Jahrhunderts und bewegte sich besonders seit dem Revolutionsjahre 1848 in Bahnen, welche es gänzlich wieder nach Asien hineinzuwerfen drohen, wo die Mechanisirung und Uniformirung des geistigen Menschenlebens stets ihre größten Triumphe feierten. Da tritt, wir meinen zum Glück für den dauernden Frieden der Welt und zum Heile für die russische Nation selbst, eine neue schwere Entwickelungs-Krankheit in der Form jenes Riesenkampfes ein, den Rußland selbst angefacht und mit den mächtigsten Völkern des Abendlandes zu bestehen hat. Welche anderen Folgen sich nun auch am Ende dieses Kampfes noch herausstellen werden, die Russen werden dadurch einsehen lernen, daß sie noch die größten Eroberungen bei sich selbst zu vollbringen haben, ehe sie hoffen dürfen, die geistige Berechtigung zu gewinnen, den übrigen blutes- und glaubensverwandten slavischen Stämmen als Hegemonen vorzugehen, oder gar in dem kultivirten Europa eine Alles beschallende, politische Präponderanz zu behaupten."

— Das Postwesen unserer Zeit. Wir machen mit Vergnügen darauf aufmerksam, daß die unter diesem Titel von dem k. sächsischen Ober-Postamts-Secretair Hüttner in Leipzig, in zwanglosen Heften herausgegebene Zeitschrift, welche Abhandlungen und Mittheilungen über alles Wissenswerthe in den Einrichtungen und Reformen des Postwesens und des Briefverkehrs aller Länder, sowie des Post-Zeitungsvertriebes, enthält, auch fernerhin fortgesetzt wird. Bis jetzt sind zwei Bände (Jahrgänge) oder acht Hefte erschienen, deren jedes (fünf Bogen in Oktav) zwölf Silbergroschen kostet.*) Nicht blos für Postbeamte, sondern auch für Kaufleute, Eisenbahn-Direktoren und Alle, die sich für die Erleichterung des Austausches von Gedanken, Nachrichten und Speculationen durch Zeitungen und Briefe interessiren, hat diese Zeitschrift, in welcher alle einschlägigen Verbesserungen und neuen Anordnungen registrirt werden, ein positives Interesse, das auch durch eine Lehrenlese aus älteren Werken über das Postwesen unterhalten wird.

Wir entnehmen dem neuesten Hefte folgende Notizen über die bei der Postverwaltung Ostindiens eingeführten Verbesserungen: „Im März 1850 kostete ein Brief von Calcutta nach Bombay oder Lahore acht Pence und jedes Uebergewicht den doppelten Betrag, einen Schilling vier Pence. Der so taxirte Brief verließ die Stadt der Paläste auf den Schultern eines Coolie, und Meile für Meile wurde die Post auf diese Art fortgeschafft. Reisende trafen eine braune, magere, ganz nackte Gestalt an, die sich mit der Schnelligkeit zwischen Laufen und Gehen fortbewegte und einen Sack auf der Schulter trug — das war die Post! Es war in Indien zum Sprüchwort geworden, daß, wenn ein Mann unter einem an der Seite des Weges stehenden Baume sitzend, eine Pfeife rauchend, gesehen wurde, man sicher sein konnte, den Träger einer „Expreßpost" zu sehen. Wie ist es aber jetzt! Die Wege sind in den letzteren Jahren verbessert worden, Postwagen vertreten jetzt die Stelle der menschlichen Beine, und ein Brief von Calcutta erreicht jetzt Lahore in sieben Tagen; dies ist der geringste Theil der Reformen, die Schnelligkeit muß durch Eisenbahnen kommen. Die wichtigste Thatsache ist aber: Briefe von einem Theile Indiens nach dem anderen werden zu der gleichmäßigen Taxe von drei Farthings befördert, was mit anderen Worten heißt: die Post-Anstalt ist dem Volke Indiens zugänglich geworden. Auch nach außen hat sich die Schnelligkeit bedeutend vermehrt. Noch vor dreißig Jahren setzten die Bewohner von Calcutta einen nomyastten Preis auf den Schiffs-Capitain, welcher zuerst Briefe von England in siebzig Tagen bringen würde. Vor zwölf Jahren erreichten Briefe aus Indien London in fünfundvierzig, jetzt zuweilen in fünfundzwanzig Tagen, und wenn die Eisenbahn von Suez nach Alexandrien vollendet sein wird, dürfte wahrscheinlich eine Reise von London nach Calcutta sich in zwanzig Tagen vollenden lassen."

*) Leipzig, Karl Geibel.

*) Menschen und Dinge in Rußland. Anschauungen und Studien. Gotha, Verlag von Hugo Scheube. 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 2 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Zeitungs-Comptoir und in Berlin vom Boten geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 39, und beim Expediteur Neumann, Mauerstraße, Nr. 87), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 41. Berlin, Donnerstag den 3. April 1856.

England.

Die Londoner Todtenstadt.

Wer jemals London gesehen, wird nicht weniger über die Menge der Kirchen, als der eine große Anzahl derselben umgebenden Begräbnißplätze erstaunt gewesen sein. Was die Frömmigkeit früherer Zeiten als einen besonders heiligen Boden betrachtete, in dem es sich wohliger der Auferstehung entgegenruhe, hat der konservative Sinn des Volkes, die mit der Größe der Stadt sich steigernde Unbequemlichkeit entfernterer Begräbnißplätze und theilweise der schmutzigste hierarchische Eigennutz hier zu einer Gesundheit und Gefühl gleich verletzenden Institution gemacht. Man denke, daß ein die zwei Millionen Menschen seit einem Jahrhundert hier unmittelbar neben einander wohnen und ihre Todten zwischen ihren Häusern begraben! Die Kirchen stehen meist in gleicher Front mit den anderen Gebäuden der Straße, und nur, wo jener Höfe oder Gärten sich befanden, haben sie ihre Todtenplätze. So kömmt es, daß eine ungeheure Anzahl Schlafzimmer nach diesen überfüllten Exzerzingnißstätten böser Gase hinausliegen und daß die von Kohlen- und Menschenqualm schon arg verunreinigte Luft noch jene Exhalationen aufzunehmen und bei dumpfer Regenzeit eine Weile festzuhalten hat. Details, mit denen sich der Schauergeschichten liebende Engländer trägt, wollen wir dem deutschen Leser gern vorenthalten — eben lassen wieder Privatpersonen dem Parlament Oeffälschchen überreichen, in denen sich eine aus wenig Unzen Kirchhofserde destillirte Flüssigkeit befindet. „Um Raum zu gewinnen", hat man die Mehrzahl der Gräberplätze nur für fünf Jahre verkauft, deshalb immer einer über den anderen eingescharrt, mehrere Leichensteine neben oder hinter einander gesetzt — kurz, unterschiedliche Dinge gethan, die mit der tiefschwarzen, mittelalterlich lange getragenen und auf verhältnißmäßig entfernte Verwandte ausgedehnten Kleidertrauer sich schwer vereinigen lassen. Die Kirchenklassen befanden sich bei dieser Raubentung ihrer Grundstücke natürlich wohl.

Rings um solche Begräbnißplätze pflegen die Leute zu wohnen, welche man peinlicherweise Undertakers, „Unternehmer", nennt, die Leichen-Ausstatter, Sarg- und Wagen-Besorger u. dergl. Ihre Läden mit schwarzen Federn und Todtenwappen (schiefgestellten gewöhnlichen Wappenzeichen) geziert, haben nicht selten Preisverzeichnisse im Schaufenster und gelten für besonders vortheilhaft situirt, wenn ihr Hinterhaus nach dem Kirchhofe selbst sieht, um daselbst noch ein hübsches schwarzes Schild mit weißen Buchstaben empfehlend anbringen zu können. In manchen Fällen, wo man sich sonst den trauernden Kirchhofsgängern nicht hätte bemerklich machen können, sind sogar Grüfte auf den nächstgelegenen Häusern gebaut worden, mit Sarg-Annoncen in riesigen Buchstaben versehen, mit Trauerfahnen geschmückt und mit allem Anderen ausstaffirt, was bekannt machen kann, wie billig das Sterben kömmt.

Traurende Kirchhofgänger! Welche süße Wehmuth beschleicht den Deutschen bei dem Wort! An dem einfamen, umbuschten Grabe eines Lieben zu weilen, und im Schmerze, dem die Zeit seinen Stachel genommen, längst vergangene Stunden sich vorüberziehen zu lassen! Den Hügel hoch und rasig zu halten, ihn mit Blumen zu schmücken und Kindern zur späteren Pflege noch zu übermachen! Der Londoner kennt das nicht. Im Wagengeraffel liegt die letzte Ruhestätte seiner Verwandten; kein Hügel sondert ihm das Grab von der angränzenden platten Erde, unter der ein anderer schläft; in keinem Kreuz, in keinem wechselnden Denkmal ist die Liebe der Nachgebliebenen sichtbar geworden. Alles flach, baumlos, offen dem Blicke der Straße. Reihen länglich viereckiger Leichensteine in kahler, unheimlicher Parade scheinen die Verstorbenen als Abstrakta zu behandeln, denen kein Blüthchen der lebendigen Natur mehr gebühre. Das tägliche Leben umrauscht die Londoner Todten und hat dennoch keine Verbindung mit ihnen, als den Glauben. Man geht aus auf den Kirchhof, wenn man durch ihn hindurch zur Kirche geht. Dann passiren da allerdings auch Bräute und Neugeborene.

Leigh Hunt, der anmuthigste Stylist unter den gegenwärtigen Engländern, erwähnt in einem eben erschienenen Buche*) diese Dinge mit der liebenswürdigsten Empfindsamkeit. Eine Blume auf einem Londoner Vorstadt-Kirchhof ist merkwürdig genug, um seiner Feder eine seitenlange Erwägung ihrer Angemessenheit zu entlocken. Hinundherfliegt die Harmlose im Spiele des Arguments, das zu folgendem Schlusse gelangt: „Man kann vielerlei über den Tod und sein Gefolge denken und so auch hierüber; aber im Allgemeinen spricht der Augenschein zu Gunsten der Blumen. Wer sie gesetzt hat, muß des Todten doch liebevoll gedacht haben. Seine angewendete Sorgfalt rührt unser Herz und lenkt es, mildernden Hauches, zur Vorempfindung der Zeit, wo wir nichts bedeuten werden, als was das Andenken der Treue uns zugesteht. Es ist das Vorrecht der Blumen, überall angemessen zu sein; wo sie erscheinen, da passen sie hin, da wecken sie den verborgensten Reiz des Ortes. Fast hätten wir gesagt, es sei unmöglich, sie zu entwürdigen." Doch Herr Hunt geht weiter, er verlangt die Blume nur als Abschlagszahlung für das „wahrhaft spirituelle Begräbniß der Zukunft", das der Urne.

Hat ein Deutscher erst das existirende, entgegengesetzte Extrem der überfüllten Kirchhöfe lange genug angesehen, so wundert er sich schließlich nicht mehr über die in ihren Straßenfronten gelegentlich aufgestellten Annoncentafeln. Ich erinnere mich, auf einem Kirchhof der New-Road, einer der Haupt-Verbindungsstraßen von zwei Stunden Länge, einen solchen Hinweis auf eine Sportasse via-à-vis gesehen zu haben. Trübselige Ironie, die an diesem Platze Spargedanken für diese Welt zu erwecken vermeint!**)

Die beginnende Unmöglichkeit eines Weitergebrauchs der Londoner Kirchhöfe hat wirksamer an eine Abhülfe zu denken genöthigt, als die dem Parlament lange schon vorgetragenen, garstigen Uebel des bisherigen Zustandes. Seit etwa zwei Jahren hat sich eine Actiengesellschaft gebildet, welche eine Quadratmeile auf vier Stunden Entfernung von der Stadt angekauft, zum Begräbnißplatz eingerichtet und die Leichen mit einer theilweise für diesen Zweck erst angelegten Eisenbahn dorthin fährt. Dies ist die Londoner Nekropolis, bei Woking in der Grafschaft Surrey. Die Särge werden in einem abgelegenen Gebäude des Südwestbahnhofes in Empfang genommen, von einem lautlos wirkenden Dampfstrahn in die Wartezimmer der verschiedenen Leichengefolge gehoben und zur Zeit der Abfahrt ebenso in einen ungeheuren Tender geschafft, welcher jeden in einer gesonderten Abtheilung aufnimmt und als Gesammtleichenwagen für etwa funfzig Personen dient. Die Todten fahren zusammen, aber die Gefolge der Lebendigen sitzen noch in Klassen abgetheilt. In einer halben Stunde ist man angelangt.

Die Nekropolis liegt in einer reizenden Gegend. Ringsum dehnt sich ein Amphitheater grünender Hügel, hier und da von lieblichen Hainen durchzogen und auf mehreren Punkten mit dem dichteren Schmuck des Waldes getrönt. So senkt es sich von allen Seiten in mannigfaltigen Schwingungen zu der welligen Haide-Ebene hinab, welche bisher unbedaut lag und nun die Hällen bergen soll, deren Früchte keiner Erde mehr bedürfen. Ein kleiner Theil des Areals ist seiner Bestimmung erst übergeben. Nachdem man den Boden durch Drainage seiner Feuchtigkeit entleert, hat man einige große Alleen immergrüner Bäume als eine Konzession an jene schöneren Sitten geppflanzt, welche zumal in Nordeuntschlands Friedhöfen geübt und dem Engländer von Manchen seiner Landsleute schon seit geraumer Zeit empfohlen werden. Auch zu Hügeln, die uns allerdings niedrig erscheinen würden, hat man die Gräber zu erhöhen begonnen. Vielleicht schreitet man auf dem betretenen Wege fort. Wenn man Busch und Blume hier zulässt und die freie Lieblichkeit der Natur eitst mit gezwungener Sorgfalt gepflegte Gräber umgiebt, so wird, im Anblick

*) The Old Court Suburb; or Memorials of Kensington, Regal, Critical, Anecdotical. 2 vols.

**) Ein Gegenstück dazu findet sich in Gower Street, einer nebien Straße ohne Läden, dem Idealzufluß zurückgezogener Krämer. Eine dortige Kapelle hat, wie die Firmen unter den Wegenfenstern besagen, die eine Seite ihrer Kellergelasse zu einer Weins, die andere zu einer Spielkartenfabrik vermiethet. Fürwahr, die Kirche ruht auf geschlagenem Boden!

Digitized by Google

von Wald und Berg, eingebegt in die vielen buchtigen Senkungen des Bodens, umweht von der Kühle der östlichen See und dem Balsam des westlichen Haidegrundes, ein Platz entstehen, wie er einem verlöschenden Todesglauben gebührt.

Bisher überstieg die Gräberzahl noch nicht zweihundert die Woche; Gewohnheit und Eigennutz klammern sich an die Stadtkirchhöfe fest. Die zunehmende Gesundheitspolizei des Parlaments und der billige Preis der Netropolis werden ihr jedoch bald größeren Einfluß auf das Wohlsein und die Gefälle der Menge verschaffen. Zu welchen Reizmitteln die Direktoren heute noch greifen müssen, möge die folgende Annonce lehren: „Viele Glieder der Aristokratie sind nun schon von uns begraben. Siebzehnhundert Begräbnisse seit der Eröffnung vor zehn Monaten. Wir fühlen, vollkommen erfolgreich gewesen zu sein u. s. w."

Ein Grab erster Klasse mit Transport des Sarges und Leichengottesdienst kostet sechzehn Thaler, eines zweiter Klasse sieben Thaler u. s. f.; leider sind noch nicht alle Klassen eines dauernden Besitzes der Gräber theilhaftig erklärt. Zu dem billigen Grabe kömmt, daß man in den Händen der bisher mit verhältnißmäßigem Anstand auftretenden Gesellschaft den spruchwörtlichen Prellereien zu entgehen scheint, zu welchen der professionelle Leichen-Ausstatter die ersten gramvollen Stunden der Hinterbliebenen auszubeuten pflegt. Man hat nur einen Brief mit tarifmäßiger Einlage zur Stadtpost zu geben, und man ist jeder weiteren Fürsorge überhoben — die Gesellschaft sendet ihre Leute und übernimmt Alles in der wohlthuendsten Weise. Das Auge des Kummers ist ja bei Jedermann so kritisch! Hoffen wir, daß diese Netropolis Englands die Empfindung Einzelner ebenso lebhaft machen werde für die anhaltende Pflege derjenigen, was der Todte noch besitzt, seines Ruheplatzes!

Ostindien.

Brahma und Buddha und das aus ihren Religionen abgeleitete Recht.

(Fortsetzung.)

Und doch giebt es noch unglückseligere, noch herabgewürdigtere Existenzen, als die Sudras: es sind dies die ungetauften, unreinen, aus einer Mischung der ersteren entstandenen Klassen, worunter die niedrigsten, die Tschandalas, die letzten der Sterblichen, sind. Und mit welcher Grausamkeit bestrafen die Brahmanen an diesen Unglücklichen das unverschuldete und eingebildete Verbrechen, durch ihre Geburt diese künstlich aufgerichtete Schranke durchbrochen zu haben! Sie müssen, fern von aller anderen menschlichen Gesellschaft, wie die wilden Thiere leben; dürfen nie einer Stadt oder einem Dorfe nahe kommen, keine anderen Kleider als von Verstorbenen tragen; außer Eseln und Hunden dürfen sie kein Eigenthum besitzen; Eisen ist ihr einziger Schmuck, das Laub der Bäume ihr einziges Obdach. Rastlos treten sie von Ort zu Ort, gewinnen ihr täglich Brod durch die schimpflichsten und traurigsten Verrichtungen als Henker und Todtengräber; und langt dieses Brod der Schmach nicht aus, dann wird ihnen ein Almosen auf schmutzigen Scherben gereicht. Sie müssen ein Merkmal der Schande an sich tragen, damit die Anderen vor ihrer befleckenden Berührung sich hüten. Der indische Gesetzgeber, um diese Behandlung zu rechtfertigen, behauptet, die geächteten Racen stehen ebenso tief in ihrer Gesinnung, als in ihrer bürgerlichen Stellung; und in welche Höhe man sie auch versetze, sie würden immer ihre Abkunft verrathen. Das ist vollkommen konsequent, und das Argument führen Alle im Munde, die Vorrechte auf der einen und Unfähigkeiten auf der anderen Seite behaupten. Die Ungerechtigkeit hat ihre Logik, wie die Gerechtigkeit, der Irrthum, wie die Wahrheit.

Sowie aus dem allgemeinen Prinzip der brahmanischen Theologie die Kastenverfassung, so folgt aus dieser die Stellung des Weibes und die Organisation der Familie. In der indischen Gesellschaft hat das Weib an sich keinen Werth. Die Gaben, womit es die Natur ausgestattet, finden keinen Spielraum. Es erklärt nicht die Vedas, es trägt keine Waffen, es baut nicht den Boden, zu den harten mechanischen Arbeiten hat es keine Kräfte; es ist nur ein passives Mittel zur Fortpflanzung der verschiedenen Klassen, und nur als solches wird es in die allgemeine Eintheilung aufgenommen. Mit welcher Verachtung spricht aber auch der indische Gesetzgeber von ihm! Den Frauen hat Manu zuertheilt: die Liebe zum Bett, zum Stuhl und zum Putz; ihnen angeboren sind: Fleischlust, Zornmüthigkeit, schlimme Neigungen, die Begier, Unheil zu stiften. Man läßt freilich Ausnahmen gelten, aber die allgemeine Regel ist so, und sie bleibt keineswegs todter Buchstabe, sie führt vielmehr ihre Anwendungen mit sich. Hier folgen davon einige: „Tag und Nacht müssen die Frauen von ihren Beschützern in Abhängigkeit erhalten werden." — „Eine Frau ist in der Kindheit unter der Obhut des Vaters, in der Jugend unter der Obhut des Mannes, im Alter unter der Obhut ihres Sohnes; sie darf nie nach ihrem Sinne handeln." — „Die Frauen, die nicht überwacht werden, sind ein Unglück beider Familien." — „Mögen die Männer, so schwach sie auch seien, erwägen, daß das höchste Gesetz für alle Klassen ist, über die Führung ihrer Frauen sorglich zu wachen." — „Ein Mädchen, eine junge Frau, eine Frau in vorgerücktem Alter, keine darf, selbst im eigenen Hause, das Geringste nach ihrem Willen thun."

Die einzigen Tugenden, welche die Frauen haben können, und die der brahmanische Codex, trotz dem Zwange, zu dem er sie verurtheilt, ihnen zuerkennt, kommen etwa nicht aus ihrer von Grund auf ohnmächtigen und verderbten Seele: sie finden sie vielmehr in der Ehe, als Wiederstrahl und Ausfluß der Tugenden ihrer Männer. „Die Ehe erhebt sie aus ihrer angeborenen Unfähigkeit zum Guten; sie geht in dem Mann, mit dem sie vereint ist, auf, wie der Fluß sich mit dem Ocean vermischt." Zu welchem übertriebenen Respekt, zu welcher sich verleugnenden Ergebung ist sie aber auch gegen die Männer gehalten! Er mag noch so strafbar gegen Andere, noch so untreu gegen sie sein, sie muß ihn stets wie einen Gott verehren. Nach seinem Tode darf sie nicht einmal den Namen eines anderen Mannes über ihre Lippen bringen; sie hüte sich, ihm zu mißfallen, als wenn er noch lebte; sie darf nur von Blumen, Wurzeln und Früchten leben, damit sie ihren Körper abmagere, und die zum Tode muß sie sich der Keuschheit, Frömmigkeit und Enthaltsamkeit weihen. Nur unter diesen Bedingungen kann sie wieder mit ihm im Himmel vereinigt werden. Die Gesetze Manu's erwähnen Nichts von dem Gebrauch, daß die Witwen sich mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen.

Man könnte einen Augenblick glauben, daß die Treue gegenseitig sei, und die Ehe, nach indischem Gesetze, für eine auf die Gleichberechtigung der Geschlechter gegründete moralische Institution halten. Wenigstens möchte man einigen edleren Vorschriften diesen Sinn unterlegen, ganz besonders der brahmanischen Maxime, die aussieht, als wäre sie aus der Genesis abgeschrieben: „Der Mann macht mit seiner Frau nur Eins aus." Wie bald aber schwindet diese Täuschung! Jene Maxime ist unvereinbar mit der Vielweiberei, die von den Gesetzen Manu's förmlich zugeheißen wird, nicht nur für die niederen Kasten, sondern auch für die Priesterschaft. Sie ist im Widerspruch mit dem Prinzip, die das Ansehen des Mannes auf das durch Schenkung erworbene Eigenthumsrecht gründet. Die Macht des Mannes über seine Frau beruht auf der Schenkung, die der Vater ihm mit seiner Tochter gemacht hat. Allerdings unterjagt die indische Gesetzgebung dem Vater, indem sie ihm das Recht, sein Kind wegzugeben, einräumt, sie zu verkaufen, und brandmarkt diese Handlung als eine ehrlose; was thut das aber! Geben ist ein Vorrecht dessen, der besitzt; im Geben liegt zumal der Genuß und die Uebertragung des Eigenthums. In Folge dieses Prinzips ist die Frau einem Felde gleichgestellt, der Mann ist der Eigenthümer dieses Feldes, und alle Kinder, die während der Ehe zur Welt kommen, wer auch ihr Vater sei, gelten für die Kinder des Mannes. Ein Seitensatz zu unserem berühmten juristischen Grundsatz: „Pater est, quem nuptiae demonstrant" (der ist Vater, den die Hochzeit als solchen ausweist). Endlich zeigen uns alle hierher bezüglichen Gesetze Manu's die Ehe nicht als den Verein zweier freien Wesen, auf Pflicht und gegenseitige Neigung gegründet, sondern als eine politische oder vielmehr theokratische Einrichtung, bestimmt, dem Kasten-Unterschied die Fortdauer zu sichern. „Aus dem Ehebruch entsteht die Vermischung der Klassen, aus dieser die Verletzung der Pflichten, und dann weiter der Ruin des Menschengeschlechts, der Untergang des Weltalls." Daher die äußerste Nachsicht für dieses Verbrechen, wenn sie die Strafbaren verhelfen, und die nachsichtslose Strenge, wenn sie verschiedenen Kasten angehören. Eine hochgestellte Frau, die sich unter ihrem Stande vergeht, wird, wenn sie der König nicht begnadigt, auf öffentlichem Markte von Hunden zerrissen; ein Sudra, der es wagt, sein unreines Blut mit dem edlen seiner Herren zu vermischen, wird auf einem glühend gemachten eisernen Bette lebendig verbrannt.

Der rein politische Gesichtspunkt, unter welchem das indische Gesetz die Ehe auffaßt, und der geringe Grad der Heiligkeit, den es ihr zuerkennt, zeigen sich in der „Sapinda", einer an den „Levirat" der Juden streifenden Institution, die aber moralisch tief unter demselben steht. Die Bibel, um die Existenz der Stämme unverletzt zu erhalten und um einer zu großen Ungleichheit des Besitzes vorzubeugen, schreibt bekanntlich vor, daß die Witwe eines kinderlos verstorbenen Mannes seinen Bruder heiraten soll. Manu's Gesetze gestatten die unfruchtbarer Ehe, damit die bethätigte Kaste nicht ausserbe oder abnehme, die Substitution durch den Bruder oder einen Verwandten des Mannes, noch bei dessen Leben, wenn er einwilligt. Es ist ein Mittel, sich Erben durch die Prokura zu verschaffen. Um aber den entsittlichenden Folgen dieses Gesetzes zu begegnen, schreibt Manu bei der Ausübung folgende seltsame Prozedur vor: „Mit aufgelöster Butter eingestrichen und in völliger Stille komme der beauftragte Ver-

wandte Nachts zu der Witwe oder zu der kinderlosen Ehefrau, um mit ihr ein einziges Kind, aber kein zweites, zu erzeugen." — Von da an haben sich die beiden Personen wie Schwiegervater und Schwiegertochter gegen einander zu verhalten. Allein diese Einschränkungen heben das Unmoralische des Prinzips und die Schmach der Familie nicht auf.

Und doch, selbst in diesem Kodex, der die Würde, die Freiheit, die Existenz der Familie und des Individuums der willkürlichen Organisation des Staates unbarmherzig opfert, machen sich wiederum Grundsätze geltend, deren sich die reinste Religion, die erleuchtetste Philosophie nicht zu schämen brauchten. Der indische Gesetzgeber schreint vergessen zu haben, daß er anderswo den „Genius der Zucht" als den Diener der Könige, als den Beschützer aller Wesen, als den eingeborenen Sohn Brahma's darstellt, von dessen Strenge selbst die Götter nicht frei sind, ohne den die Stärkeren die Schwächeren wie die Fische am Spieße braten würden; denn derselbe indische Gesetzgeber weist uns an eine andere Macht, die der menschlichen Natur bei weitem würdiger ist: an die Macht des Gewissens. „Die Seele ist ihr eigener Zeuge; die Seele ist ihr eigenes Asyl; verachtet nicht Eure Seele, diesen bewährtesten Zeugen der menschlichen Handlungen. — Dieser Gott, der in Deinem Herzen thront, ist ein strenger Richter, ein unbeugsamer Rächer, ein Gott." — Welche Huldigung zollen der Gerechtigkeit die schönen Worte: „Die Gerechtigkeit ist der einzige Freund, der die Menschen selbst im Tode nicht verläßt; denn Alles, was sonst die Seele bewegt, verwest mit dem Körper." — Es wird verboten, selbst gegen den bewaffneten Feind heimtückisch zu verfahren, ihn mit vergifteten Waffen anzugreifen, ihn im Schlafe zu erwürgen oder ihn niederzuhauen, wenn er sich ergiebt, wenn er um Gnade bittet oder verwundet außer Stande ist, uns zu schaden. Unseren Gesetzen weit voraus, untersagt Manu all eine Quelle des Zwistes und als unerlaubten Gewinn die Hazardspiele und die Wetten, besonders solche, die auf Hahnenkämpfe oder andere Thierkämpfe eingegangen werden. Liebevoll ist die Vorschrift, daß nach dem Tode des Vaters die Pflicht, für die Familie zu sorgen, auf den ältesten Sohn übergeht, daß die Brüder die Schwestern ansteuern müssen. Trotz der Zwänge, dem Manu das Weib unterwirft, kömmt er doch hier und da auf das Wahre und Gerechte zurück; z. B. wenn er an einer Stelle erklärt: „Nur die sind sicher, die sich selbst bewachen." — „Schlaget das Weib, selbst wenn es mit tausend Fehlern behaftet ist, auch nicht mit einer Blume." — Besonders aber ist hervorzuheben, daß unter die zehn Tugenden,*) die unter dem Namen der Pflicht zusammengefaßt sind, die gleichsam den brahmanischen Dekalog bilden, auch das Gebot, Beleidigungen zu verzeihen und Gutes für Böses zu vergelten, aufgenommen ist. Vor Allem hat der Brahmane das Beispiel dieser Tugend zu geben: „Er ereifere sich nicht gegen einen erzürnten Menschen. Beleidigt man ihn, so erwiedere er mit Gelassenheit; er ereifere sich gegen Niemand, um dieses schwachen, hinfälligen Körpers willen."

Täuschen wir uns aber nicht über die Quelle dieser Vorschriften, in denen sich die Demuth mit der Werkheilde paart. Ein Mensch, der sich bis zu diesem Grade der Selbstversenkung erhebt, kann aus einem von zwei ganz entgegengesetzten Motiven sich auf dieser Höhe erhalten: aus Liebe oder aus Gleichgültigkeit; aus Liebe, wenn er entschlossen ist, sich seinen Mitmenschen zu opfern oder dem Vorbilde der Güte und Vollkommenheit, dem göttlichen Vorbilde, das er in sich oder in ihnen wahrnimmt, möglichst nachzustreben; aus Gleichgültigkeit, wenn die Natur und die Menschen so wenig Werth in seinen Augen haben, wenn sie ihm so voll Eitelkeit und Elend erscheinen, daß er sich darein ergiebt, Alles kalt zu dulden oder Alles, was athmet, zu bemitleiden. Das erstere setzt Thätigkeit, Freiheit, menschliche und göttliche Persönlichkeit voraus; es ist das Prinzip der westlichen, der europäischen Werkheilde. Das zweite geht aus dem Gedanken hervor, daß außer dem Wesen, das diese Welt aus seiner eigenen Substanz erzeugt hat, und in das die Welt einst wieder zurücksinkt, Alles nichtig, eitel, Täuschung ist; es ist das Prinzip der östlichen Werkheilde, sowie sie uns in dem Brahmanismus und später im Buddhismus begegnet. Denn an wen sind die obenangeführten Worte gerichtet? An den Brahmanen, der nach der Glückseligkeit strebt, den selbst die Verrichtungen seiner Kaste noch zu weltlich, zu gemein dünken, der sich zu dem glorreichen Rang des Muni, des geheiligten Anachoreten, erheben möchte. Nun aber gehört der Muni, genau genommen, gar nicht mehr der menschlichen Natur, noch weniger der Gesellschaft an. In des Waldes Tiefe versteckt, ohne Feuer, ohne Wohnung, ohne allen Verkehr mit Menschen, verlebt er seine Tage in ununterbrochenem Schweigen. Die Haut der Gazelle oder die Rinde des Baumes ist seine Kleidung, Wurzeln, Blumen, wilde Körner, von selbst reif abgefallene Früchte seine einzige Nahrung. Mehr und mehr diese harten Kasteiungen steigernd und mit aller Anstrengung dahin trachtend, „seine sterbliche Substanz auszumergeln", erreicht er jenen Zustand der Ruhe, worin ihm das Leben und der Tod gleich gilt, worin er, ohne ihn herbeizuwünschen, den für ihn festgesetzten Moment erwartet, wie der Knecht seinen Lohn erwartet. „Stimmend mit Wonne über die höchste Seele, ohne Bedürfniß, ohne Wunsch, ohne andere Gesellschaft als seine Seele, so lebe er hienieden in der Erwartung der ewigen Glückseligkeit." — Will man aber wissen, weß Beschaffenheit diese Glückseligkeit ist, welche die Bücher des Sanskrit mit dem Namen Moksha bezeichnen? Es ist die Rückkehr der Seele in den Schooß des Unendlichen, ihr absolutes Aufgehen in das einzige, unbestimmte Sein, nicht Brahma, das thätige oder schaffende Prinzip, sondern Brahma, die unerklärbare Substanz, der unbegreifliche Ursprung des Nichtseins, wie des Seins.

Das ist das im Brahmanenthum angekündigte Paradies, das Ziel aller Opfer, die Belohnung aller Tugenden, die Krönung aller Vollkommenheit; mit dieser Verheißung schließt das Buch Manu's: „Der Mensch, der in seiner Seele die in allen Geschöpfen gegenwärtige Seele erkennt, zeigt sich als derselbe gegen Alle und gewinnt das glückwürdigste Loos, endlich in Brahme aufgenommen zu werden." Diese Aufnahme oder, um sie bei ihrem rechten Namen zu nennen, diese Vernichtung unseres Seins ist nicht blos der Himmel, nach welchem der Brahmane strebt und wohin er nach harten Prüfungen gelangt; sie ist vielmehr das Ziel, das alle Menschen verfolgen und nach einer bestimmten Zahl von Wanderungen zuletzt erreichen, da alle Welt diesem Loose unterworfen ist; der Schlaf muß dem Wachen, die Auflösung der Ersetzung folgen. Die Gesammtwelt ist überdies befeelt wie unser Leib; ihr Lebensprinzip ist dasselbe, das in uns athmet. Gemäß der Seelenwanderungs-Lehre kann unsere Seele nach und nach durch alle Reiche der Natur ihren Zug nehmen. Ist es nun zu verwundern, daß dieses Dogma Indien in Unbeweglichkeit und Erstarrung versenkt hat? Es selbst hat ja seinen Ursprung in einer blendenden und unbezähmbaren Natur, die den Willen und die Kraft des Menschen lähmt und ihm nichts übrig läßt, als eine leidende Resignation oder den gefährlichen Rausch einer unfruchtbaren Beschaulichkeit. Es übt seinen vergifteten Einfluß nicht nur auf die Gesetze und Institutionen, sondern auf das Rechtsgefühl und das sittliche Bewußtsein, das nur hin und wieder in dieser Finsterniß aufblitzt. Indeß steht das Brahmanenthum, wie es ist, höher, als die poetische Naturreligion der Vedas, und wird wiederum übertroffen von dem Buddhismus, seinem mächtigsten und unversöhnlichsten Feinde, der nichtdestoweniger aus seinem Schooße entsprungen, von seinem Leben und seinen Gedanken genährt und der Wächter seiner wesentlichsten Prinzipien ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es sind folgende: Ergebung, Gutes für Böses vergelten, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit, Sittenreinheit, Ueberwältigung der Sinnlichkeit, Kenntniß der Sästras (der heiligen Bücher), Kenntniß der höchsten Seele, Wahrhaftigkeit, Enthaltung vom Zorn.

Frankreich.

Michel Montaigne.

Aus einer der wichtigsten Epochen in dem Leben dieses großen Mannes, aus der Zeit, wo er Maire von Bordeaux war (1580), bringt das Athénaeum Français ein Dokument, das für die damalige Zeitgeschichte überhaupt, wie zur Charakteristirung dieses edlen Geistes, von höchstem Interesse erscheint. Diese „remontrance" (Vorstellung, Petition*) an Heinrich III. giebt einerseits Zeugniß von dem tiefen Elend des Volkes, dem Druck und der Habsucht des Adels, den Erpressungen des Gerichtsstandes, der Finanz-Verwaltung, ja, selbst jener Parlamente, die man gewohnt war als das lebendige Bild der Gerechtigkeit anzuführen; andererseits erregt es, bei solcher beklagenswerthen Lage der Zeit, Bewunderung, einer so festen Sprache, dem Ausdruck gesunder und volksfreundlicher Ideen zu begegnen, und die Freude, in dem tiefen Philosophen auch den tüchtigen Administrator zu bewundern. Wir geben auszüglich die bezeichnendsten Stellen aus der „remontrance":

. . . . . „Nach den früheren und späteren, mit der Vernunft übereinstimmenden Ordonnanzen Ew. Majestät sollen alle Auflagen gleichmäßig Alle so treffen, daß der Starke den Schwachen trägt, daß diejenigen, die größere Mittel besitzen, zu den Lasten stärker herangezogen werden, als diejenigen, die nur vom Zufall und von dem Schweiße ihres Angesichts leben. Und doch ist es schon seit Jahren und selbst in der Gegenwart dahin gekommen, daß von den Auflagen, die von Ew. Maj. Machtvollkommenheit ausgehen — abgesehen von der Nebensteuer, dem Grundzins, den Gehältern der Landrichter, den Ablösungen des Einfuhrzolls, der Hülfssteuer — die reichsten und wohlhabendsten Familien befreiter Stadt, vermöge eines angeblichen Privilegiums, frei sind. Anspruch auf dieses Privilegium machen: die

*) Sie trägt das Datum 31. August 1583 und ist von Montaigne als Maire und von den fünf Schoffen (jurats) unterschrieben.

Beamten der Rechtspflege und ihre Witwen, die Beamten der Finanz-Verwaltung, des Steuerwesens, der Landvogtreien, die Hausbienerschaft Ew. Majestät, des Königs und der Königin von Navarra, die Beamten der Kanzlei, der Münze, der Artillerie, die Kastellane und Lieferanten der Königlichen Schlösser; und zum Ueberfluß sind nach einem am 6. April laufenden Jahres feierlich ausgesprochenen Parlamentsbeschluß alle Kinder der Präsidenten und Räthe Ihres Hofes für adelig und auflagenfrei erklärt worden. So daß fürderhin, wenn eine Steuer oder Auflage vonnöthen sein sollte, sie nur von dem geringsten und ärmsten Theil der Städter wird getragen werden müssen; was rein unmöglich ist, wenn Ew. Majestät dem nicht angemessene Abhülfe gewährt, wie es besagte Maire und Schöffen allerunterthänigst erbitten. . . . .

. . . . „Da durch die Gerechtigkeit die Könige regieren und durch sie alle Staaten bestehen, so ist es erforderlich, daß sie unentgeltlich und unter möglichst geringer Beschwerde des Volkes verwaltet werde. Was auch Ew. Majestät wohl erkannt und, um dem Hauptübel an die Wurzel zu gehen, durch Ihr allerheiligstes Edikt alle Käuflichkeit der Richterstellen verboten haben. Nichtsdestoweniger ist zu unserem Mißgeschick die Menge der Beamten geblieben, wovon das arme Volk hart mitgenommen wird; ja, seit einem Jahre sind die Kanzlei-Schreiber besagter Stadt und der Landvogteien mit Gehalts-Erhöhung zu Beamten befördert worden. Von wie geringem Nachtheil auch dies anfangs für das Gemeinwohl erschien, so stellt es sich doch täglich mehr als eine der drückendsten Lasten und Beschwerden für das arme Volk heraus: denn was sonst einen Sou gekostet hat, kostet jetzt zwei, statt des Einen Greffier, den man sonst zu zahlen hatte, muß man jetzt Drei bezahlen: den Greffier, den Schreiber und den Schreiber des Schreibers. Und da die Armen unvermögend sind, so viele Kosten aufzutreiben, so sehen sie sich sehr oft genöthigt, den Verfolg ihres Rechtes fallen zu lassen; und das, was sie brauchen, den Unterhalt ihrer Familie zu bestreiten oder die Staats-Abgaben zu entrichten, das wird von der Habgier gewisser Leute zum Schaden des Landes verschlungen."

Niemals vielleicht war die höchste Macht tiefer gesunken, das Volk elender, die Verschwendung der öffentlichen Gelder zügelloser, als unter der Regierung Heinrich's III.; und das Vorstehende mag davon unter tausenden Beweisen einen geben. Aber auch in jener, wie zu allen Zeiten, bot der Geist der Freiheit dem Despotismus die Stirn: die Leiden und die Rechte des Volkes hatten ihre Anwehmer; die großen Prinzipien der Gleichheit der Staatslasten, die regelmäßige Umlage der Steuern, die Unentgeltlichkeit der Rechtspflege wurden als alte Freiheiten in Anspruch genommen oder als ferne Hoffnungen in Frankreich ersehnt. Der Staats-Umwälzung von 1789 war es vorbehalten, sie zu Wahrheiten zu machen.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Literatur im Auslande, von Herm. Marggraff. In den letzten Bogen des neuesten Bandes (XII) der bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Gegenwart" begegnet uns ein aus der Feder Herm. Marggraff's geflossener Artikel mit obiger Ueberschrift. Den Spuren der „deutschen Literatur im Auslande" zu folgen, haben auch wir uns in unserem Ausland's-Magazin seit Begründung desselben zur Aufgabe gemacht. In den ersten Jahrgängen unseres Blattes bildete dieser Titel sogar, wie „Frankreich", „England" ꝛc. eine stehende Ueberschrift, doch haben wir diese Rubrik seit längerer Zeit aufgegeben, weil es uns schien, daß ein so gefliessentliches Suchen nach dem Einflusse deutscher Literatur im Auslande entweder wie ein Zweifel an diesem Einflusse, oder wie eine Ruhmredigkeit aussehe, die der jetzt in der ganzen civilisirten Welt gekannten und geachteten deutschen Literatur nicht ganz würdig sei. Nichtsdestoweniger sprechen wir fort, schon um die gegenseitigen Wechselwirkungen der verschiedenen Literaturen aufzuzeigen, Akt zu nehmen von den mannigfaltigen Manifestationen deutschen Geistes außerhalb Deutschlands, und wenn eine Sammlung von Abhandlungen der verschiedensten Art über die Kulturbestrebungen und Erfolge der Zeit, wie die Brockhaus'sche „Gegenwart", eine Uebersicht des Terrains liefert, das die deutsche Literatur im Auslande gewonnen, so können wir das nur in der Ordnung finden. Auch ist Herr Hermann Marggraff, der Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung", der die Dinge nicht, wie so mancher andere Literarhistoriker unserer Zeit, nach seiner kritischen Schadlone, sondern nach ihrem objektiven Werthe beurtheilt, ganz der Mann dazu, eine solche Uebersicht zu liefern.

Die Abhandlung geht nach einer allgemeinen Einleitung, die nur etwas zu weit zurückgreift, indem sie mit den Einflüssen der alten Germanen auf Italer, Gallier und Briten beginnt, auf die einzelnen Länder, namentlich Frankreich, das sehr ausführlich behandelt ist,*) die pyrenäische Halbinsel, Italien, die slavischen Länder, Ungarn, Griechenland und den Orient, die skandinavische Halbinsel, Niederland und Belgien, England und die Vereinigten Staaten (letztere beide wieder sehr vollständig) über. Wir glauben kaum, daß der Verfasser irgend ein bedeutendes, zu der Aufgabe, die er sich gestellt, gehörendes Moment übergangen hat. Dagegen sind wir der Meinung, daß es, um die Wechselwirkungen deutscher und ausländischer Literaturen vollständig zu würdigen, einer Blicke auf die Einflüsse der letzteren, namentlich des französischen und des englischen Geistes auf den deutschen mindestens ebenso, wie der Nachweisungen deutscher Geistesthätigkeit in fremden Ländern, bedarf. Wir täuschen uns augenscheinlich, wenn wir das, was oft nur der Reflex von Licht und Wärme ist, die uns von außen zukommen, oder was der Strömung des Geistes in der Zeit und mithin allen an dieser Strömung theilnehmenden Nationen überhaupt angehört, als Etwas, das unser besonderes Eigenthum ist, vindiziren.

Es scheint und demnach vor Allem die Aufgabe derjenigen zu sein, welche — um uns einer jetzt sehr beliebten Ausdrucksweise zu bedienen — die Naturgeschichte der Literatur schreiben, den zusammenhängenden Organismus und das gemeinsame Geistesleben der Kulturvölker nachzuweisen. Der historische Zusammenhang dieses Lebens mit dem Kultur- und Geistesleben des Orients, Griechenlands und Roms ist eine ausgemachte Sache; höchstens streitet man sich noch darum, welches von den arischen Völkern der Lehrer der Aegypter und der Hellenen gewesen. Dagegen sind die Wege der Wiederbelebung, Ausbreitung und Verzweigung der neueren europäischen Literaturen keineswegs so als identisch und gemeinsam anerkannt, wie sie es in der That sind. Der erste, völker- und geisteskundige Wegweiser auf diesem Gebiete begegnet uns in einem ganz vor kurzem erschienenen Werke, in der „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts", von Hermann Hettner,**) einem Werke, auf welches wir ausführlicher zurückzukommen gedenken. Hier lassen wir, als unseren Gegenstand nahe berührend, nur die ersten Worte der Einleitung folgen: „Goethe vergleicht die Geschichte der Wissenschaft mit einer großen Zuge; die Stimmen der Völker kommen erst nach und nach zum Vorschein. Namentlich für die Literatur der letzten Jahrhunderte ist dieses Gleichniß äußerst bezeichnend. Die drei großen Kulturvölker, die Engländer, Franzosen und Deutschen, setzen der Reihe nach ihre Stimmen ein; das eine Volk führt das Thema fort, wo es das andere abbricht, und durch alle drei geht ein so durchaus in sich einiger, gemeinsamer Grundton, daß nirgends ein wahrhaft lebenskräftiger Gedanke auftaucht, der nicht sofort das allgemeine Eigenthum der gebildeten Welt wird."

— Neue Ansichten über die mexikanische Geschichte. Das von dem amerikanischen Reisenden R. A. Wilson unter dem Titel „Mexiko und seine Religion" herausgegebene Buch, aus welchem wir vor kurzem einige Anzüge brachten, scheint im Vaterlande des Verfassers durch die originellen Ansichten, die es über die Geschichte des Aztekenreiches enthält, nicht geringes Aufsehen erregt zu haben. „Wenn Herr Wilson Recht hat", sagt Putnam's Monthly, „und man muß gestehen, daß er keine Behauptungen aufstellt, die er nicht auf faktische Beweise stützt oder zu stützen sucht, so war Cortez ein unverbesserlicher Lügner, Bernal Diaz ein von den Mönchen erfundener Strohmann, das Aztekenreich ein Humbug und die Eroberung desselben ein Unternehmen, das an Kühnheit den Thaten der englischen Buccaniere längs der spanisch-amerikanischen Küste bei weitem nachstand. Herr Prescott wird von dem Verfasser keinesweges ignorirt; hat aber Letzterer Recht, so muß die Prescottsche Geschichte ihren Platz neben den Romanen vom Grand Cyrus einnehmen." Wir glauben allerdings, daß Herr Wilson in seinem Pyrrhonismus etwas zu weit geht und daß seine Behauptungen nicht in allen Punkten stichhaltig sind; indessen werden sie doch ohne Zweifel dahin führen, daß man die Berichte der Conquistadoren über die Unterjochung der Reiche Montezuma's und Atahualpa's einer etwas strengeren Kritik unterwirft, als man bisher an ihnen geübt hat, und die Wahrheit von den Uebertreibungen und handgreiflichen Erfindungen sondert, von denen sie strotzen.

*) Wir würden auch hier nicht so weit zurückgegangen sein, wie Herr Marggraff, und will dem Stabilschen Werke „De l'Allemagne" begonnen haben. D. R.

**) Erster Band. Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. 1660 — 1770. Braunschweig, Vieweg, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 42. Berlin, Sonnabend den 5. April 1856.

Nord-Amerika.

Zur Sklavenfrage.

Hören wir über diese Frage die Stimme eines Amerikaners in Putnam's Monthly, nachdem unser Londoner Korrespondent (Nr. 34) uns das merkwürdige Urtheil einer englischen Hofdame, Miß A. Murray, über die Negersklaverei mitgetheilt:

. . . . . „Der Neger ist mit schwarzer Haut, oft ohne einen bekannten Vater geboren — in den Staterein kömmt das nie vor. Er wird viermal des Tages gefüttert; denn die Mutter wird mit derselben Fürsorge zu ihm gelassen, als wenn er ein Kalb wäre. Zu gehöriger Zeit macht er seine Lehmkuchen, wie jeder weiße Knabe. Allmählich wird er alt genug, um einen Handbeil zu thun und einen Puff auszuhalten; im Ganzen aber hat er keine schlechte Zeit: denn sein Haar kräuselt sich ohne Hülfe der Brennzange, und er wird nicht mit einem sauberen Anzug gequält. Sobald er älter wird, übt man ihn sorgfältig.

„„Seinen Verstand, meinen Sie doch, Mr. Wollyst?““

„Gott segne Ihre Einfalt! Das würde die Union zu Trümmern schlagen. Er wird sorgfältig geübt, den Karst zu handhaben; wird fleißig bewacht von dem verständigen Aufseher, den man mit großen Kosten unterhält, um, frei von aller störenden Empfindsamkeit, mit Hülfe zeitig angewandter Peitschenhiebe die reifende Seele auf dem Pfade der Pflicht — ist zu sagen: in den Reihen der Baumwollenstauden und der Zuckerröhre — zu erhalten, so daß der „Bursche“ mit der Zeit entwickelt an Leib, Geist und Gemüth wird —

„„Was wird er, Mr. Wallys?““

„Natürlich ein fertiger Diener Jesu Christi, der gesagt hat, er sei gekommen, die Unterdrückten frei zu machen und die Bande der Gefesselten zu lösen! Er wird ein Mann, dessen glänzendes Rednertalent und milde Frömmigkeit der Trost und die Lust sind des großen Schaar der alten Weiber beiderlei Geschlechts, die da sagen: „Gott hat die Neger zu Sklaven und Schuppuzern der Weißen gemacht; denn sonst warum erheben sich die Neger nicht und schneiden den Weißen die Kehlen ab und sind frei?“

„„Warum sie sich nicht erheben? Ich sage: Wenn sehr schwere Berge von Unwissenheit, Entwürdigung und Verurtheil jahrhundertelang auf Einem liegen, und selbst wenn Einer ein Neger ist, dann muß er ziemlich platt gedrückt werden, und es sollte für ihn etwas schwer fallen, sich zu erheben.““

„Doch laßt uns sehen, was sich einstmals ereignete und was man damals dazu sagte.

„Einstmals auf einer Insel im Meere, wo gar viele zum Thier herabgebrachte Schwarze lebten, die, als Abkömmlinge Cham's, ein guter und gerechter Gott zu diesem patriarchalischen Stand verdammt hatte — auf dieser Insel also, wo vierhunderttausend dieser Geschöpfe bei beiläufig dreißigtausend liebenswürdige und feine Weiße lebten, brachen Störungen aus. Es mag gebildeten und gutgesinnten Leuten seltsam dünken, daß die christlichen Weißen unter sich hoberten, daß es zu Gewalt und Blutvergießen kam, und das Geschrei: „Freiheit! Freiheit! Zu den Waffen!“ erscholl so laut, daß es durch das dicke Trommelfell dieser entarteten Neger drang; und hervor aus ihren Schmutzwinkeln krochen sie und machten die Entdeckung, daß Freiheit nicht Sklaverei heiße. In ihrer Dummheit meinten sie, daß dies eine Entdeckung sei; denn unter ihnen gab es keinen hervorragenden Doktor der Gottesgelahrtheit, keinen studirten Rechtskundigen, keinen liberalen Handelsfürsten, der sie belehrt hätte, daß dem allerdings so sei, daß die beiden Ausdrücke völlig synonym seien, daß die Sklaverei der Eckstein der Freiheit sei und daß Jeder, der es gut mit sich meint, sich mit Leib und Seele der Sklaverei hingeben müßte. Sie, die einfältigen Neger, sagten daher: „Mächtige Massas, wir mögen keine Peitschenhiebe, keine Unwissenheit, keine Herabwürdigung; wir mögen nicht für Euch arbeiten, und so wollen wir Eure Waffen und unsere Freiheit nehmen, und hinfort mögt Ihr hoben sich“, und zwanzig Jahre lang rasten Grausamkeit und Rache gegen Grausamkeit und Rache, und diese Neger thaten es fast den Weißen gleich. Aber nun kömmt das Wunderlichste in der Geschichte: Nachdem sie dies gethan, und sich erhoben, und die Peitsche auf dem Rücken ihrer Herren spielen ließen, waren die Reverends Carefut's und Konsorten um kein Haar breit zufriedener mit den Söhnen Cham's.

„Wie ich sage: trugen die Neger ihr entwürdigendes Joch mit gebuldigem Nacken, so nannte man sie ewige (Hüffe, Esel); erhoben sie sich und schlachteten rechts und links, und putzten sich heraus mit Goldtressen und Schwalbenschwänzen, und gebahrten sich in allen Dingen wie die weißen Leute, so hießen sie „verdammte Neger“.

„„Kein Wunder, daß sie allen Muth verlieren.““

„Es wird angenommen, die Neger gehören zu einer minder begabten Rage, als die Weißen. Das mag in Bezug auf Intelligenz so sein. Nun der Schluß: da sie nicht Herren sein können, so müssen sie Sklaven sein. Mit anderen Worten: sie sind schwach, und es ist daher Sache des Starken, sie zu beherrschen. Und die Entscheidung, wer der Starke und wer der Schwache ist, fällt nicht schwer: die Farbe der Haut thut den Ausspruch.

„„Geben wir das einstweilen zu.““

„Ich gehe einen Schritt weiter — und Mr. Knox wird gegen meine Thesis nichts zu erinnern haben — daß ein blindes Temperament mit schwarzem Haar und kräftigem Verdauungs-Apparat stärker ist, als das blasshaarige, lymphatische Temperament; daher sind schwarzhaarige Leute von Gott bestimmt, die blasshaarigen zu beherrschen, denen natürlich ebenso von Gott beschieden ist, Sklaven zu werden. Um nun diese Logik gegen den gedachten Reverend in strengster Konsequenz anzuwenden, setzen wir, er sei stärker, als ein großer Theil seiner Gemeinde; sie müßten sich's dann ruhig gefallen lassen, ihm sein Zuckerrohr zu behacken. Aber — o unglückliches Wort! — Aber da giebt es Einen, der stärker ist, als Reverend Carefut, und Carefut ist nun verpflichtet, stracks und ruhig sein Joch anzunehmen und sein Zuckerrohr zu behacken und kein Wort weiter darüber zu verlieren. Und wenn das Rechtens ist, warum thut er's nicht? . . .

„Ueber diese Schwierigkeit helfen sich manche sanfte und kluge Leute durch die Thatsache weg, daß die Juden mit Moses' Zustimmung Sklaven kauften und hielten, und Christen, eifrig mit dem Baumwollenbau beschäftigt, machen den Schluß: wenn es damals recht war, Menschen zu stehlen und sie zur Knechtschaft anzuhalten, so mag es auch jetzt recht sein. Und so bringen sie mit erleichtertem Gewissen darauf, das Sklavengebiet zu vergrößern, um die Neger in Afrika, denen die Segnungen des Evangeliums noch verfagt sind, im Zwischendeck zusammengepackt herüberzuschaffen und sie selig zu machen. Quer das, in der That!

„Weise — sie sind freilich zu zählen — sagen dagegen, einen Menschen, zum eigenen Besten zuvörderst, in der Entwickelung und der Anwendung seiner Kräfte zu lähmen und zu diesem Behufe Gesetze und Bajonette zu schmieden, das sei höchlich unbillig und unpolitisch, und es sei der in großem Irrthum, welcher glaubt, Gott habe so Etwas jemals gutgeheißen. Lloyd Garrison und Harriet Stowe rannten gegen diese Windmühle, und Taylor Lewis ist Willens, eine Lanze einzulegen. Angriff und Abwehr sind abgenutzt, und ich, für meinen Theil, möchte es bei diesem Parteienstrauß mit jenem Manne halten, der, als er seine Frau mit einem Bär im Handgemenge sah, meinte: er hätte sich gar nicht darum gekümmert, wer von beiden meinte: er hätte sich gar nicht darum gekümmert, wer von beiden Streiche austheilt; wenn er aber zu wählen hätte, so würde es ihm ein Bischen lieber sein, wenn es der Bär gewesen wäre. . . .

„Schon die Art, wie einige christliche Männer und alle Trofbuben sich die Neger behandeln, würde für mich, der so unglücklich ist, es stets mit der minder begünstigten Minorität zu halten, auch ohne weitere Gründe, Anstrichen, ein Negrophile zu werden. Sie erlauben ihnen jede schmutzige Arbeit um einen wahren Spottlohn; aber die Schale jede schmutzige Arbeit um einen wahren Spottlohn; aber die Schale zu fahren, in einem Wagen oder Omnibus zu fahren, mit am Tische zu sitzen, mitzustimmen — das sei Anmaßung; und in den Kirchen unterfassen jwei Stühle, mit B.M. und B.W. bezeichnet, ihre Seelen, indeß

„Einige meiner schwarzen Freunde leben in Connecticut, und ich bedaure sie darum; denn sie gingen in dem Glauben hin, dort Schulen, erleuchtete Gemeinden, Sinn für Gerechtigkeit und Anstand zu finden, und fanden — daß von gewissen Eisenbahnen die Neger ausgeschlossen waren. Im verflossenen Jahre machten sie die Entdeckung, daß in diesem alten Staate nicht zwei Drittel der Legislatur gewillt sind, den wenigen eingewanderten Farbigen das Stimmrecht einzuräumen, obgleich manche gebildete und reiche Männer und fast alle gute Bürger sind. Meine Freunde entschlossen sich, auszuwandern, und thaten, wie mich dünkt, recht daran. Das Seltsamste ist, daß die heftigsten Opponenten gegen diesen einfachen Akt der Gerechtigkeit sogenannte Demokraten waren, die für „Bekenner der Menschenrechte", nicht für Bewerber um eine kleine Zollbeamtenstelle gelten wollten.

Manchmal kommen mir die Götter recht verschwenderisch vor; ich sehe Millionen Samenkörner ausgestreut, die nimmer keimen, keimende, die nimmer reifen — Millionen Kinder, die nur geboren werden, um bald zu sterben — Millionen Männer aufwachsen, um erschossen zu werden — Millionen Völker verschwinden, ehe sie noch die erste Stufe der Verstittlichung erreicht; und es erscheint mir möglich, daß auch die Schwarzen wie unsere Indianer sich spurlos verlieren. Ist das ein Naturgesetz, nun, so verliere ich kein Wort — laß sie gehen! Sehe ich aber auf Toussaint-Louverture, Pessalinck, Denmark, Vor Brown, Douglas, Wilson, Smith und auf meine alten Freunde Lucie, Candace, Dilly: so habe ich Hoffnung, daß irgendwo — vielleicht in dem üppigen Westindien, wo die Weißen eben nicht blühen; vielleicht auf den tropischen Höhen des Nil oder des Niger — sich eine reiche, sinnenkräftige Civilisation entwickeln wird, die neues Leben in die wasserblütige Verstandesbildung bringt und unsere edeltheirische Natur vor völliger Entmannung und Verächtlichkeit rettet.

„Ich muß hier an das reiche, vollmäulige Gelächter der Neger denken, wenn sie an einem milden Sommerabend an den Ufern des Lafourche bei dem geringsten Anlaß mit Leib und Seele hell auflachen.

„„Wie geht's Euch, Mister Jonsing!

„„Ha, ha, ha!

„„Wie geht's, Missis Jonsing!

„„Ha, ha, ha!

„„Von wo Sie kommt Wohin Sie will?"" und eine ganze Flut von Lustigkeit überschwemmt und befruchtet, wie der Nil, das ganze Land.

„Professor Sondso an der Universität Sondso wird sagen, das sei eine ganz unsinnige Heiterkeit und tief unter der höchsten Stufe eines geistig unterblichen Wesens. Kein Zweifel daran, und kein Zweifel, daß der Professor so sagen wird. Aber setzt einmal sein dünnes, vermagertes Grinsen an und fragt Euch, ob er nicht über seinen Differential-Rechnungen, über seinem Grübeln nach griechischen Wurzeln um einen Theil seiner Mannheit gekommen ist, woran der Neger vom Lafourche einen Ueberschuß hat! Ich glaube, der Neger verachtet den Professor ganz so herzlich, wie der Professor ihn. Das steht fest, der Konvent der Schwarzen zu Rochester im verflossenen Jahre war weit besser besetzt, als der wissenschaftliche Konvent zu Providence. Beweist das auch Nichts, so ist es doch ein Faktum.

„Ich meinestheils bin nicht so stolz auf meine Abstammung und Religion, wie Manche sind, wenn ich die Möglichkeiten beider erwäge und wenn ich sehe, daß sie beide, die eine in Franklin Pierce, an der Spitze weltlicher Macht, die andere in John Hughes, dem Haupte der Kirche, in jenem als die Blume des Patriotismus, in diesem als die Blume des Christenthums, gipfelu; wenn ich daran denke, möchte ich vor Entsetzen schaudern, wäre es nicht so gränzenlos lächerlich, und ich sehe umher und wundere mich, daß nicht jeder erwachsene Mensch sich darüber die Seiten hält. Wenn ich daran denke, wenn ich mich an die Zays und Jeffersons und Henrys und Shermans und an den demüthigen und doch göttlichen Jesus erinnere, der alles geistliche Regiment und priesterliche Maschinenwesen haßte: dann wünsche ich, ich wäre ein Neger mit seiner intensen Kraft, die Gegenwart zu genießen.

„Die Antwort eines Aegyptera an Newman, der ihm über die Mysterien und Dogmen der Oxforder Theologie eine stundenlange Predigt hielt, ist ausnehmend fein und wahr: „Gott", sagte er, „hat Euch Englischen mancherlei Offenbarungen ertheilt: er hat Euch gelehrt, Schiffe und Spiegel und Wörterbücher und Mäusefallen zu machen; die Kenntniß aber der wahren Religion, die scheint er Euch versagt und uns gegeben zu haben."

„Auch unser Volk ist begeistert für Nähmaschinen, Indigo-Raspeln, Daguerreotypen; hat aber wenig Sinn für Lucas 10, 27. Doch Geduld: Die Wahrheit macht ihren Weg, obgleich im Schneckenschritt.

„Wie die Welt eben ist, scheint es fast wünschenswerther, gottlos und schlau, als gut und dumm zu sein; und doch ist weder das Eine, noch das Andere an sich und an seinen Ergebnissen wünschenswerth. Wir müssen die Zeit abwarten, wo der Mensch Beides sein kann, schlau und gut; in solcher Zeit mag der „Löwe neben dem Lamme lagern"; da wird der Mensch sich durch ehrliche Arbeit, nicht durch erfindungsreichen Schwindel ernähren: dann werden auch bessere Zeiten für die Neger sein.

„Die Neger sind, in ihrer Weise, religiös; zeigen dabei aber einen verschmitzten, köstlichen Humor. Mein Großpapa Fowler ertappte einst seinen Neger Cuff vor einem garstigen, hölzernen Bilde, das er sich selbst geschnitzt hatte, liebengend und gröland, wie ein griechischer Pope.

„„Was soll das heißen, Cuff?"

„„Cuff schwieg eine Weile, dann blickte er auf und meinte: „I, Massa, paula Weißmann stehen stehen Nigger — Nigger nicht lieben Weißmann. Weißmanns Gott lassen ihn stehlen Nigger — Nigger nicht lieben Weißmanns Gott. Massa saule machen seinen Gott und ihn lieben; Cuff machen seinen Gott und nun wissen, was er sein, und ihn auch lieben. Ja, ja, Massa saula."

„Ein anderes Mal fragte mein Freund Vincent Anthony Nor einen stattlichen Lokomotivenführer auf dem Ohio, wie er frei geworden.

„„Ei, Massa Vincent, mit meiner Gesundheit stand es sehr schlecht, als ich in Kentucky war; ich konnte nichts nicht machen; ich war sehr schwach; 's war viel, daß ich mein eigenes Gärtchen behacken konnte; und die Missus, der ich angehörte, sah, daß ich ein elendlicher Nigger war, von der elendlichsten Art. So sagte ich zu ihr: Missus, ich bin ein elendlicher Nigger, und ich bin zu Nichts tauglich, und ich denke, Ihr thätet besser, mich zu verkaufen, ich bin ein so elendlicher Nigger. Schauen's, Massa Vincent, ich war ein so armer Nigger, daß Missus zufrieden war, mich für hundert Dollars zu verkaufen, und ich nahm mir vor, zu arbeiten, und Geld zu erwerben, um ihr zu bezahlen, und so that ich, und meine Gesundheit besserte sich seitdem, und ich schlug meine neunhundert Dollars aus diesem Nigger! Ja, ja, Massa Vincent!""

„Aber bei all dieser reizenden Lustigkeit, bei all diesem schönen Humor hat der Neger auch furchtbare Anlagen zu Rache und Haß (wie St. Domingo lehren mag), was den Zweifler übergangen müßte, daß er ein Mensch und kein Pavian sei. Und wenn jemals unsere südlichen Geschäften sich von uns scheiden und die Sorge für ihre Neger allein übernehmen, so werden sie erfahren, daß diese kein Scherz sind.

„Der Neger ist kein Scherz und kein Pavian; er ist ganz einfach ein schwarzer Mensch, und ich sage: Gewährt ihm ehrlich Spiel und lasset und dann zusehen, wozu er es bringt."

Ostindien.

Brahma und Buddha
und das aus ihren Religionen abgeleitete Recht.

(Fortsetzung.)

II. Der Buddhismus.

Ursprünglich eine Reform des Brahmanismus, ist er dessen erbittertster Gegner geworden. Denn nach dem Prinzip, auf das er sich beruft, das er ohne Einschränkung, ohne Gegengewicht gelten läßt, giebt es keinen erblichen Unterschied, kein starres Kastenwesen, keine für unrein gehaltenen Racen, keine Südras, keine Parias, kein Gründe mehr zur Unterdrückung und Erniedrigung des Nächsten. Alle stammen aus Einer Wurzel, Alle gehen zu demselben Ziel, Alle sind zu derselben Bestimmung berufen und Alle erreichen sie, wenn sie sich demselben Gesetze unterwerfen, und dieses Gesetz läßt sich in Einem Worte zusammenfassen: Selbstverleugnung. Man begreift den Einfluß einer solchen Reform nicht allein auf das Denken, sondern auch auf das Thun; nicht allein auf Moral und Recht, sondern auch auf Kultus, Gesetzgebung, auf die Gesammtgesellschaft. Sie trat, nach unwiderleglichen Zeugnissen, um das Ende des siebenten Jahrhunderts v. Chr. auf und breitete sich im Norden Indiens an den breiten Ufern des Ganges unter den Augen der buldsamen Brahmanen, die seit lange daran gewöhnt waren, in ihrer Mitte Häresien aller Art ins Leben treten und sterben zu sehen, ungestört aus. Mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen von den Königen, die er vom Priesterjoche befreite, wie von den Völkern, denen er das Ende ihrer Leiden und ihre höchste Erlösung verhieß, dehnte der Buddhismus seine Macht nach allen Richtungen aus und wurde ihr zuletzt ganz Indien unterworfen haben, hätte ihm nicht das Brahmanenthum, das seinen reißenden Fortschritten zwölf Jahrhunderte ruhig zugesehen, endlich den Todtstoß gegeben. Allein, aus seinem Geburtslande vertrieben, erobert er nach und nach alle benachbarten Länder: Ceylon, Nepál, Kaschemir, Thibet, die Mongolei, das Birmanenreich, Awa und Siam, Kochinchina, Japan, die Volksmassen China's, die nicht geneigt sind, sich von der Philosophie des Kon-fu-tse regieren zu lassen, und er übt jetzt seine fast ungetheilte Herrschaft über vielleicht ein Drittel der allgemeinen Bevölkerung des Erdenrundes.

Die wichtigsten Quellen der Buddha-Lehre, die gegenwärtig in die Hauptsprachen Europa's übersetzt, Allen zugänglich sind, enthalten die Sûtras oder die, nach dem allgemeinen Glauben, von dem Reformator selbst diktirten kanonischen Bücher, die aus dem Sanskrit und Pali, den anfangs einzigen, vom Buddhismus gesprochenen Sprachen, in die Idiome aller seiner Herrschaft unterworfenen Länder übergingen und überall Gegenstand tiefer Verehrung und die Grundlage der buddhistischen Orthodoxie geworden sind. . . . .

Buddha ist kein Eigenname, sondern ein Eigenschaftswort und bedeutet: der Weise. Der Weise ist aber bei den Buddhisten weit mehr als ein Philosoph, weit mehr als ein Prophet, weit mehr als alle Götter des brahmanischen Pantheons, ja, als Brahma selbst; es ist derjenige, der die Weisheit und das Wissen in höchster Vollkommenheit besitzt, mit der Macht, die aus diesen erhabenen Eigenschaften fließt, und mit der Heiligkeit, die davon unzertrennlich ist; mit Einem Worte, es ist die in einem Menschen sichtbare, Fleisch gewordene Weisheit. Ein solches Wesen ist nothwendig einzig, d. h. es kann nicht zwei auf Ein Mal geben; denn die absolute Vollkommenheit ist keiner Theilung fähig; wohl aber können mehrere nach einander existiren, oder, nach einer im Orient sehr alten und sehr verbreiteten Vorstellung, die göttliche Weisheit offenbart sich auf der Erde unter Menschengestalt, so oft die Menschen, in Unwissenheit und Sittenverderbniß versunken, eines außerordentlichen Beistandes bedürfen, um sich aus der Versunkenheit zu erheben. Wirklich glauben daher die Buddhisten, daß unsere Welt schon mehrere Buddhas gesehen habe, und allem Anschein nach werden auch noch und andere kommen; die Geschichte hat aber nur die Thaten und Lehren des letztgekommenen aufbewahrt. Da sein Leben nichts Anderes als seine in That dargestellte Lehre ist, so müssen wir schon dabei etwas verweilen.

Siddârtha (so hieß der künftige Reformator Indiens bei seiner Geburt) wurde gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts v. Chr. geboren. Sein Vater, Çuddhodana, Fürst des großen Reiches Kapila-Vastu, ebenso erlaucht durch seine Abkunft, wie durch seine Stellung, gehörte zu der alten Familie der Çakyas, die selbst ein Zweig des Sonnenstamms der Gôtamiden war. Daher erhielt er, nachdem er sich von der Gesellschaft zurückgezogen hatte, den Namen Çakya-Muni, d. h. Çakya der Einsiedler, mit dem er oft bezeichnet wird. Dewi, seine Mutter, ebenfalls von einer langen Reihe Könige abstammend, war von so außerordentlicher Schönheit, daß man sie Maya-Dewi (die Täuschung) benannte, weil ein so bezauberndes Wesen nicht der wirklichen Welt anzugehören schien; ihre Frömmigkeit, ihre Tugend, ihr Geist, ihre Talente übertrafen aber noch ihre körperlichen Reize und zogen ihr die allgemeine Bewunderung zu. Alle diese Vollkommenheiten gingen auf ihren Sohn über, der aber die herrliche Mutter sieben Tage nach seiner Geburt verlor. All diese Gunstgaben, die Natur und Glück in solcher Fülle ihm gespendet hatten, opferte er muthig seiner Sendung; all diese Bande, die ihn an die Welt, an das Leben, an die alte gesellschaftliche Ordnung fesselten, brach er, um seine Mitmenschen zu retten und umzuschaffen.

Wir gehen über die Wunder weg, womit seine Kindheit ausgeschmückt wird, und kommen zu dem Moment, wo der herrschende Gedanke seines Lebens, seiner Lehre zuerst ans Licht trat. Um den jungen Prinzen der beschaulichen Einsamkeit, der er sich ohne Rücksicht auf die Pflichten seines Ranges, ohne Neigung für die Uebungen und Vergnügungen seines Alters, hingab, zu entreißen, beschloß sein Vater, ihn an eine schöne indische Prinzessin zu verheiraten. Siddhârta unterwarf sich dem väterlichen Willen, doch unter der Bedingung, daß seine Gemahlin seiner würdig sei, indem sie mit Schönheit und körperlichem Reizen alle sittlichen Eigenschaften vereinigt; ein solches Mädchen wolle er zur Frau nehmen, von welchem Stande, von welcher Kaste und Familie sie auch sei, ja, gehöre sie auch der niedrigen Sudrakaste an. Daß war die erste Protestation gegen die brahmanische Verfassung, ein erster Anlauf, die Seele über äußere Unterscheidungen zu erheben. Das weibliche Wunder fand sich endlich in der Familie eines Handwerkers: es war die schöne Gôpa, und er heirathete sie. Er befreite sie von dem herabwürdigenden Zwang, dem Mann's Gesetze das Weib unterwerfen; sie durfte sich frei bewegen und mit unverhülltem Gesicht öffentlich erscheinen. „Die Frauen“, sagt er, „die ihre Leidenschaften meistern und ihre Sinne bändigen, sich ihren Gatten weihen und an keinen anderen Mann denken, können sich ohne Schleier zeigen, wie Sonne und Mond.“ — Aber weder die Tugenden noch die Reize seiner jungen Gemahlin, noch endlich die Liebe, die sie ihm bewies, können Siddhârta von den eifrigen Beschäftigungen seines Geistes abziehen. Unaufhörlich über die Leiden, die Noth, die Unwissenheit der Menschen nachdenkend, bindet ihm das Herz beim Anblick der Uebel: der Krankheit, des Alters, des Todes, kurz, all der Plagen, die von der menschlichen Natur unzertrennlich sind, und von denen sich Niemand frei machen kann. Dann sinnt er über die Seelenwanderung, die er auf immer seiner Lehre einverleibte; er folgert, daß alle Prüfungen beginnen und sich ohne Unterlaß fortsetzen. Da steigert sich sein Mitleiden bis zum Enthusiasmus, sein Beruf ist entschieden: in der Buße und in der Einsamkeit muß er die Mittel der Befreiung, den Weg des Heils suchen und finden. Umsonst weint und bittet der Vater, umsonst lockt der Thron, der seiner harrt, der Palast, in dem er geboren war und seine Jugend verlebte; umgerührt von der Liebe des Volkes, von den Thränen des Weibes, das ihn anbetet, verläßt er eines Tages alle diese Herrlichkeiten, Genüsse und zärtliche Neigungen und tritt seine Wanderung durch die Welt an, sie zu unterweisen und zu retten. Er entkleidet sich der Zeichen seines Ranges und seiner Kaste, die Locken seines schönen Haares fallen unter der Scheere, mit Lumpen bedeckt bettelt er sein Brod. So wandert er durch das Land Waisali, und schon zieht eine Schaar von Schülern hinter ihm her, unter anderen der König dieses Landes und sein Vetter Ananda, der später sein größter Apostel wurde. Noch scheint ihm aber sein Wissen nicht tief, noch sein Leben nicht streng und heilig genug für seine Sendung. Um die Lücken seines Wissens auszufüllen, oder doch den Umfang seiner Kenntnisse zu prüfen, suchte er die Schule zwei berühmter Brahmanen auf. Bald aber übersprang er sich, daß sie ihm Nichts zu lehren haben und daß der Brahmanismus ein Gewebe von Irrthümern und Täuschungen sei. Er ließ die Wissenschaft in Stich und wandte sich ganz den Werken, d. h. dem praktischen Mystizismus, zu. Er ergab sich dem düstersten Asketenleben, um seine Seele, von dem irdischen Trug abgelöst, desto geschickter zur Beschauung der ewigen Wahrheit zu machen. Sechs Jahre lang legte er sich strenge Kasteiungen auf, daß die Götter selbst, sagt die Legende, darüber erschraken. Am Ende, als ihm die Schwäche der menschlichen Natur, die Selbstqualen zu verlängern, versagte, verfiel er in eine Verzückung, die acht Tage dauerte, nach deren Verlauf seine Verwandlung vollendet und er zum Rang des Weisen, des Buddha, erhoben ward. Von diesem Moment an war der Buddhismus gegründet; der Stifter der neuen Religion, von einer geringen Zahl Jünger begleitet, zog überall hin, seine Lehre zu predigen und Allen zu verkünden, daß er gekommen sei, die Menschen zu retten, ihre Sünden auszulöschen und sie von der stets sich wiederholenden Prüfung der Seelenwanderung zu befreien. In Benares, dieser den Brahmanen wie den Buddhisten heiligen Stadt, läßt Çakya-Muni sich zuerst hören oder, in der Sprache seiner Anhänger zu sprechen, setzt er zuerst das Rad des Glaubens in Bewegung.

Bald drängten sich die Jünger um ihn, aus allen Kasten und Rangstufen eilten die Gläubigen herbei; man sieht unter ihnen Bettler und Könige, Brahmanen und Sûdras; selbst Frauen werden zugelassen, nicht nur zu den Lehrstreis, sondern zu den Klöstern, die sich wie durch Zauber vervielfältigen. Ganze Völkerschaften schwören zu dem neuen Glauben, wie sie nur den Buddha einmal gesehen und gehört haben. Auf seinem Zuge durch einen großen Theil Indiens kömmt Çakya-Muni auch in die Nähe seiner Vaterstadt Kapila-Vastu, die er vor zwölf Jahren als Flüchtling verlassen hatte. Sein Vater, der noch am Leben ist, schickt ihm acht Boten nach einander entgegen, ihn zu beschwören, daß er zurückkehre und sein königliches Erbe antrete; Alle bekehren sich zu dem neuen Glauben. Siddhodana benachtet seinen ersten Minister, dann die nächsten Verwandten, eine Muhme, die bei Çakya-Muni Mutterstelle vertreten hatte, die schöne Gôpa, die immer treue und immer zärtliche — Alle gehen über; ja, die Muhme, Mâha Pradjapati, ist die erste Frau, die Nonne wird; sie zählt unter den buddhistischen Heiligen. Endlich kömmt der König selbst, und auch er vermag nicht dem Zauber zu widerstehen: er, sein ganzes Haus, sein ganzes Volk nehmen das Gesetz Buddha's an.

Das Apostelamt Çakya-Muni's dauerte vierzig Jahre. Er starb im achtzigsten Jahre seines Alters und hinterließ eine Religion in voller Blüthe, deren Dogmen später etwa im zweiten Jahrhundert vor Christo) in einem General-Konzil festgestellt wurden. Wodurch nun haben diese Dogmen eine so anziehende Macht geübt? Welches sind ihre praktischen Ergebnisse? Welchen Einfluß hatten sie auf die Gesellschaft, auf die gegenseitigen Beziehungen der Menschen, namentlich auf den Rechtszustand?

Schon aus dem Leben und dem persönlichen Charakter des Reformators kann man den Schluß ziehen, daß sein Ziel ein praktisches, ja, soziales gewesen, denn seine Reform reißt die Kastenschranken nieder, ändert das Verhältniß der Frauen und stellt sie dem Manne völlig gleich. Allein, um eine solche Wirkung in den Geistern hervorzurufen, mußte die Reform auf ein Dogma oder, wenn man will, auf eine seit Jahrhunderten durch Ueberlieferung geheiligte und dem indischen Genius entsprechende Metaphysik fußen. In der That knüpft die buddhistische Metaphysik an den Brahmanismus an, dessen Prinzip sie durch mystischen Schwung und orientalische Gluth zu seinen äußersten Konsequenzen treibt. Diese Metaphysik bildet unter dem Namen Abhidarma eine der drei Sammlungen oder Körbe, die sämmtliche kanonische Bücher des Buddhismus umfassen. Besonders

Paramità (die transfordende Weisheit) in gedrängtester Abfassung achttausend Artikel begreift.

An der Spitze dieser Metaphysik steht das Dogma der Seelenwanderung. Dieses hat der Stifter des Buddhismus mit geschlossenen Augen als ein in sich begründetes Axiom aus den Händen des Brahmanismus empfangen. In diesem Dogma vereinigen sich alle philosophischen Schulen, die aus dem Buddhismus hervorgegangen sind. — In dem Königreich Nepál allein sind deren noch heute vier vorhanden. — Es ist der Glaube an ein unpersönliches Leben, das in allem Erschaffenen, in den Pflanzen, Thieren und Menschen, wirkt, das in jedem von und alle Stufen durchgeht, bald von der niedrigsten bis zur höchsten steigend, bald von der höchsten bis zur niedrigsten sinkend. „Die Welt", sagt Buddha, „ist ein steter Wechsel: der Tod folgt dem Leben, das Leben dem Tode. Der Mensch, wie Alles, was ihn umgiebt, ist dem ewigen Verhängniß der Wanderung unterworfen. Er geht durch alle Lebensformen, von der elementarischen bis zur vollkommensten." (Schluß folgt.)

China.

Chinesische Kartographie.

„Tschong-kue", d. h. „Reich der Mitte", ist bekanntlich der Name, welchen das chinesische Reich in der Landessprache führt. Ungewisser ist der Ursprung dieser Bezeichnung und hat daher zu mehrfachen Kontroversen Veranlassung gegeben. Der Abbé Hue, dessen Reisewerk über China wir Gelegenheit fanden in diesen Blättern 1855 Nr. 26 anzuführen, behauptet, es reiche diese Bezeichnung bis in das zweite Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung hinauf, in eine Zeit, wo China in eine Menge von Gebieten oder Provinzen getheilt war; von diesen Provinzen nun habe diejenige den Namen „Reich der Mitte" erhalten und geführt, welche im Mittelpunkte des gesammten Reiches gelegen und worin der Kaiser für gewöhnlich seinen Wohnsitz gehabt habe. So Hue mit Berufung auf das Zeugniß Klaproth's. Anders der Jesuit Alexandre de Rhodes, der dreißig Jahre lang, und zwar von 1619—1649, als Missionär in China war und wirkte. Dieser sagt in der Beschreibung seiner Reise:*) „China zerfällt in fünfzehn Provinzen, deren jede ein prächtig großes Königreich ausmachen würde. Die gewaltige Ausdehnung und der Ueberfluß ihrer Landes an allen möglichen Boden-Erzeugnissen und Lebens-Bedürfnissen hat die Chinesen so anmaßlich gemacht, daß sie sich einreden, von allem Schönen auf der Erde sei China das Schönste, und beim Anblick unserer Weltkarten, auf welchen ihr Land im Vergleich mit der übrigen Erdfläche so klein erscheint, ganz verwundert sind. Ganz anders halten sie es damit: denn auf ihren Karten zeichnen ihre Geographen die Erde in viereckiger Gestalt, setzen China in die Mitte und das Meer zu unterst, und auf letzterem bringen sie einige kleine Inseln an, wovon sie die eine Europa, die zweite Africa, die dritte Japan nennen. Da haben wir ihnen denn (fährt der gute Pater fort) bemerklich gemacht, daß sie doch viel weniger gelehrt sind, als wir."

Ein anderer Reisender, le Gentil, Verfasser eines „Voyage autour du monde", schrieb im Jahre 1716 in ähnlicher Weise: „Der Kaiser Kang-Hi besitzt den ganzen Stolz und Prunk asiatischer Fürsten. Seine Eitelkeit erträgt es nicht, daß man auf den Landkarten sein Reich nicht ins Centrum der Welt setzt, und ob ihn gleich seine öfteren Gespräche mit den gewandtesten unserer Missionäre haben überzeugen müssen, daß seine Staaten nicht nur nicht im Welt-Mittelpunkte liegen, wie alle seine Vorgänger bis dahin behauptet hatten, sondern auch einen sehr kleinen Theil der Welt ausmachen, so besteht er dennoch, halb aus Politik, halb aus Hochmuth, auf dem Verlangen, daß man auf den auf seinen Befehl gefertigten Karten China und seine Vasallenstaaten nach wie vor in den Mittelpunkt der Erde verlege. Es mußte sogar vor einiger Zeit der Pater Mathieu Ricci auf der Erdkarte, die er zu Peking entwarf, aus Gefälligkeit für den Kaiser, und um sich seinen Vorstellungen anzubequemen, die Ordnung umstoßen, also China da anbringen, wo Jener es für gut fand."

Aber selbst auf den neuesten ihrer Karten verräthet sich die geographische Unwissenheit der Chinesen, wie man z. B. aus Vergleichung der in Canton gebräuchlichen Weltkarte ersieht, und unter den Kuriositäten, welche europäische Touristen von einer Reise nach China heimbringen, dürfte traun auch so ein Phantasiestück von mappa mundi eine Stelle verdienen, dergleichen die Geographen des himmlischen Reiches produziren.

E. K—r.

*) Voyages et Missions du père Alex. de Rhodes en la Chine et autres Royaumes de l'Orient, zum ersten Mal 1653, in zweiter Ausgabe auf Veranstaltung der Gesellschaft Jesu 1854 gedruckt. S. Revue des deux Mondes vom 1. Februar.

Mannigfaltiges.

— Die Dioskuren. Herr Dr. Max Schasler, bisheriger Kunst-Referent an mehreren politischen Blättern der Hauptstadt und Secretair eines vor kurzem in Berlin gegründeten „Museums für Kunst und künstlerisches Interesse", giebt jetzt eine selbständige Zeitschrift für Kunst, unter dem Titel: „Dioskuren", heraus. Es liegt uns eine Probenummer vor, die zu den günstigsten Erwartungen berechtigt. Fehlt es auch in Deutschland der Kunst nicht an wohredigirten Organen, zu denen wir namentlich das von Dr. Eggers in Berlin herausgegebene Kunstblatt zählen dürfen, so mag doch ein neues Journal das zu dem Kastor der schönen Kunst auch noch den Pollux der Kunst-Industrie gesellt, immerhin seinen Platz würdig ausfüllen. Der Herausgeber hat sich, wie er in einem seiner zahlreichen Prode-Artikel sagt, die Aufgabe gestellt, eine Vermittelung zwischen dem Kunst-Wissen und dem Kunst-Schaffen einerseits, zwischen dem Priesterthum und dem Laienthum der Kunst andererseits anzubahnen. Eine große Aufgabe allerdings, besonders in Deutschland, wo Künstler und Handwerker viel entfernter von einander stehen, als der artista und der artisan in Frankreich, als der artist und der mechanic in England. Der verewigte Beuth, der Gründer des preußischen Gewerbs-Instituts, hat zur Verminderung dieser Kluft in Deutschland viel gethan, und den von ihm vor einem Menschenalter herausgegebenen „Vorbildern für Fabrikanten und Handwerker" haben wir es zu verdanken, daß wir in vielen Zweigen der Fabrication und des Handwerks die Franzosen und Engländer nicht mehr zu beneiden brauchen. Inzwischen sind uns, wie die Welt-Ausstellungen in London und Paris gezeigt haben, in Sachen des Luxus, des Geschmackes in Formen und Farben, die Franzosen und die Belgier, ja, zum Theil auch die Engländer, immer noch voran, und Männer, die in Beuth's Fußstapfen treten, können auch immer noch neuen Segen verbreiten. Eine solche Vorbild-Sammlung und Geschmacks-Bildnerin im Sinne Beuth's ist die unter den Auspizien des Herrn Ministers von der Heydt erscheinende, vom königlichen Baurath Erbkam herausgegebene „Zeitschrift für Bauwesen".*) Eine solche Schule ist ferner das photographische Prachtwerk, das kürzlich Herr Regierungsrath v. Minutoli in Liegnitz, unter dem Titel: „Vorbilder für Handwerker und Fabrikanten", herausgegeben,**) und als ein willkommenes Mittel zu gleichem Zweck begrüßen wir auch die „Dioskuren", die, wie dieser Name es andeutet, Kunst und Handwerk nicht als Stiefbrüder, von denen der Eine zum Adel und der Andere zur Canaille gehört, sondern als vollbürtige, auf gleiche Weise dem Wohle der Menschheit dienende Geschwister in ihre Musenhallen aufnehmen wollen.

— Ein königlicher Mäcen. König Max von Bayern, dem die Literatur und die Wissenschaft bereits so vielen Dank schulden, wird nicht müde in der Verfolgung der schönen Aufgabe, wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen durch seine freigebige Protection zu fördern. Wie die Zeitungen melden, hat der hochsinnige Monarch soeben die bedeutende Summe von 40,000 Fl. zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke angesetzt, und wir können hinzufügen, daß er bei Verwendung dieser Summe nicht blos die Gelehrten Bayerns, sondern die des ganzen deutschen Vaterlandes im Auge gehabt hat. Was unsere speziellen Landsleute betrifft, so hat er, dem Vernehmen nach, auch dem Dr. Neumann, Verfasser des in unserem Blatte mehr als einmal erwähnten Werkes „die Hellenen im Skythenlande", eine ansehnliche Unterstützung zufließen lassen, um denselben in den Stand zu setzen, den zweiten Theil seiner Schrift mit größerer Muße und in vollkommen sorgenfreier Lage zu vollenden. Wer die massenhafte Arbeit, die unter der anspruchenden Form dieses Werkes verborgen liegt, und den Umfang der dazu erforderlichen und oft schwer zugänglichen Hülfsmittel zu veranschlagen im Stande ist, wird den Akt königlicher Munificenz zu würdigen wissen, der dem jungen Gelehrten die Möglichkeit gewährt, den Anforderungen seiner wissenschaftlichen Studien ohne drengende Nebenrücksichten Genüge leisten zu können. Wir wünschen und hoffen, daß Herr Dr. Neumann nunmehr mit erhöhtem Muth und Eifer an die Fortsetzung seiner vortrefflichen Arbeit gehen werde, deren allseitiger Erfolg den Beweis liefert, daß auch in unseren Tagen ein ernstes, gewissenhaftes Streben nicht ohne Anerkennung bleibt.

*) Berlin, Ernst und Korn.

**) Bestehend aus 152 photographischen Tafeln, mit mehr als siebenhundert eigens zu dem Zwecke angefertigten und nach der Natur aufgenommenen Darstellungen dieser noch meist weiter Kunstkreise aus fast allen Zweigen der Industrie und für gewandzweig verschiedenartige Gewerbe bestimmt, mit 15 Bogen Text in Gr. Folio.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Brennan, Mauerstraße, Nr. 43), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 43. Berlin, Dienstag den 8. April 1856.

Frankreich.

Bank- und Kreditwesen in Frankreich.

Unter der Ueberschrift: „Institutions de Crédit en France" bringt Herr Eugène Forcade in der Revue des deux Mondes einen vortrefflich geschriebenen staatsökonomischen Artikel, der jedoch zu umfangreich für unsere Zwecke ist. Wir begnügen uns daher mit einer Bearbeitung derjenigen Abschnittes, welcher allgemeinere Gesichtspunkte darbietet und in die kommerziellen, wie industriellen Interessen des Tages tiefer eingreift:

„Am 29. März 1855 erreichten die metallischen Bestände der Pariser Bank und ihrer Filialen die Höhe von 451 Millionen, drei Monate später, am 11. Juli, waren sie auf 310 Millionen, am 9. September auf 288, am 11. Oktober auf 232 und endlich am 14. Februar des laufenden Jahres auf 214 Millionen gesunken.

Als die Bank diese entschiedene Richtung zum Auswandern ihrer Baarbestände wahrzunehmen begann, mußte sie natürlich darauf bedacht sein, den Folgen vorzubeugen. Sollte sie abwarten, bis dieses Ausreißen der klingenden Münze von selbst Halt machte? Wenn aber diese Ebbe, die in drei Monaten 141 Millionen hinwegführte mit derselben Gewalt fortdauerte, stand nicht eine völlige Erschöpfung des Baarvorraths zu befürchten? Die Bank-Direktoren hatten also die doppelte Pflicht: auf Mittel zu sinnen, wie sie sich Gold und Silber verschaffen, um die eingerissenen Lücken auszufüllen, und die Ursachen, die diese Ausfuhr des baaren Geldes zu einer fortdauernden machen könnten, die Lage des Handels und des Kredits scharf ins Auge zu fassen.

Die erste Ursache der Geld-Ausfuhr, wie diese sich besonders zwischen März und Juli fühlbar machte, war leicht herauszufinden: es war der Krieg, die Nothwendigkeit auswärtiger Einkäufe für die Armee und der Auszahlung des Soldes an die Truppen. Indessen, so lange diese Ursache allein waltete, heischte sie von der Bank noch keinerwegs Maßregeln, die auf die Bedingungen des Kredits zurückwirken mußten. Selbst während des Krieges würden die für den Unterhalt der Truppen im Orient verausgabten Summen auf den regelmäßigen Wegen des Handels zu uns zurückgekehrt sein; sie hätten gewissermaßen dazu gedient, den Markt zu befruchten und uns für unsere Vorschüsse schnell zu entschädigen. Das hat sich ja schon im vorletzten Jahre durch den Wachsthum unseres Verkehrs mit der Türkei gezeigt. Höchstens hätte die Klugheit der Bank gerathen, das Gold und das Silber von außen hereinzuziehen, um in ihrem Baarbestande das Mißverhältniß etwas auszugleichen; was sie auch seit dem Monat Juli wirklich that.

Eine Thatsache von noch geringerem und noch vorübergehenderem Einfluß war die Ausfuhr der in Barren eingeschmolzenen Fünffrankenstücke nach Indien und China. Der Krieg in China, der in diesem Lande den Verbrauch englischer Produkte vermindert hat, nöthigt die Engländer, einen beträchtlichen Theil ihrer dortigen Einkäufe in Metall zu bezahlen. Silber ist bei den Orientalen das bevorzugte Metall; und dies holten die Engländer aus Frankreich, weil hier noch das alte Werthverhältniß zwischen Gold und Silber beibehalten ist und man für ein gleiches Quantum Gold die vergleichsweise größte Summe Silber kaufen kann. Dieses allmählige Verschwinden des Silbers kann allerdings einen wirklichen Verlust für das Metallkapital hervorrufen; allein da das Gold die Stelle des ausgeführten Silbers ersetzt, so hat das auf den Werth der Geld-Circulation keinen merklichen Einfluß. Frankreich tauscht sein Silber gegen Gold unter etwas nachtheiligen Bedingungen; das ist Alles. Die Bank, die das gesetzliche Werth-Verhältniß zwischen Gold und Silber nicht macht, hat damit nichts zu thun.

Die kommerzielle Lage Frankreichs in der ersten Hälfte des Jahres 1855 zeigte keines der Zeichen von Ueberreizung, die den Krisen und Erschütterungen des Kredits vorausgehen. Industrie und Handel — davon zeugte die zunehmende Ziffer der Zoll-Einnahmen — entwickelten sich fortwährend, lebhaft, aber unter gesunden Verhältnissen, ohne dem Geist der Abenteuerlichkeit Spielraum zu gewähren, ohne sich von der zügellosen Speculation hinreißen zu lassen. Unglücklicherweise schlug in der zweiten Hälfte des Jahres die Aussicht um, nicht durch die Schuld des Handels, sondern durch eine Mißernte, einen der Naturzufälle, deren Einfluß Industrie und Handel sich nicht entziehen können, da sie in den Verkehr der Länder, wo sie eintreten, mit den anderen handeltreibenden Nationen einen plötzlichen und unausweichlichen Wechsel bringen. Es zeigte sich nach der Aernte, daß Frankreich sich im Auslande nach Cerealien in ungeheuren Quantitäten werde umsehen müssen; und da derartige außerordentliche Importe, wenn sie nach großem Maßstabe geschehen, nicht unmittelbar in Austausch-Artikeln gezahlt werden können, so ist der beträchtliche Export an edlen Metallen hinlänglich begründet, und der niedrige Baarbestand in der Bank erklärt.

Hätten aber diese Ursachen auf die Ausfuhr des baaren Geldes nur in Frankreich allein gewirkt, so würde ihr die Bank haben Stand halten können, ohne zu der den Handel bedrückenden Erhöhung des Diskonto Zuflucht zu nehmen. Ein durch die Unzulänglichkeit der Aernte begründeter Geld-Export hat in der Ziffer des Ausfalls, der eben zu decken ist, seine bestimmte Gränze. Man kann zum Voraus einen ungefähren Ueberschlag von der nöthigen Summe machen, den außerordentlichen Import an Cerealien zu berichtigen. Ferner weiß Jeder, daß der Baar-Export nur eine augenblickliche Ortsveränderung der edlen Metalle sei und daß diese in einer gegebenen Zeit unter der regelmäßigen Bewegung des Handels durch tausend Kanäle wieder an ihren Ausgangspunkt zurückströmen. Im Welthandel wiederholen sich die Erscheinungen des Binnenhandels. In Frankreich z. B. häufen sich an manchen Orten zu gewissen Zeiten im Jahre in Folge der Wollschur, der Seiden-Aernte beträchtliche Summen in klingender Münze. Diese Summen, von den Käufern der Produkte veräußert, kehren durch die Produzenten, die ihrerseits Käufer werden, in den verschiedenen Leitröhren der Circulation wieder dahin zurück, wo sie früher gewesen. Diese großen Geldtransporte gaben zu gewissen Jahreszeiten an gewissen Orten, vor Gründung der Banken auf manchen Handelsplätzen, Anlaß zu Abwechselungen von Ueberfällen und Mangel an Geld, von Steigen und Sinken des Zinsfußes, außer den Kosten und dem Risiko, die dem Handel daraus erwachsen. Jetzt hat die Bank den Dienst des Geldtransports übernommen, ohne daß es dem Publikum das Geringste kostet, ohne daß der Zinsfuß eine Veränderung erleidet.

Vor der Verschmelzung der alten selbstständigen Provinzial-Banken mit der Bank von Frankreich traten unter dem Einfluß von Zufällen des Außenhandels, wie sie in ähnlicher Weise nach einem größeren Maßstabe in Folge einer Mißernte sich ereignen, periodisch örtliche Geldklemmen ein. Von Lyon z. B. gehen jährlich im Mai und Juni Geldsendungen nach Italien, um rohe Seide einzukaufen. Nun kam um diese Jahreszeit sonst Folgendes vor. Die Lyoner Bank hielt unverrückt den Diskontosatz von drei Prozent fest; allein sie setzte, so zu sagen, das Diskontiren aus. Sie bestimmte nämlich ein tägliches Maximum der zu diskontirenden Summen und kam dahin, auf Präsentationen von vier bis fünf Millionen nur hunderttausend Franken zu acceptiren. Da nun die Acceptationen pro rata der präsentirten Summen stattfanden, so verschlangen einige große Bankhäuser allein, vermöge der überschwänglichen Ziffer ihrer Präsentationen, das ganze von der Bank festgesetzte Maximum. Dieses beschränkende Verfahren würde allsährlich in Lyon eine heftige Krisis hervorgerufen, würde die Lyoner Industrie außer Stand gesetzt haben, ihre Rohstoffe in Italien zu beschaffen, hätte sie nicht in der Bank von Frankreich, vertreten durch ihr Comtoir von Saint-Etienne, eine liberalere und umsichtigere Stütze gefunden. Diese Filiale nahm allerdings ein höheres Diskonto von vier Prozent; allein um diesen Preis realisirte sie alle ihr von der Lyoner Handelswelt präsentirten Wechsel und gewährte ihr in unbeschränktem Umfange die klingenden Mittel zu den Einkäufen der Rohseide in Italien.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Racen-Eintheilung und die Kultur des Menschengeschlechts.

Vor einigen Jahren bereits haben wir in diesen Blättern einen damals (1853) erschienenen Werkes des streng konservativen französischen Schriftstellers A. de Gobineau: „Essai sur l'inégalité des races humaines" (2 Vols.), gedacht. Die bekannte Wagner-Bogtsche Polemik, welche sich auch über die Frage der Einheit des Menschengeschlechts erstreckte, giebt Herrn Professor Fallmerayer Gelegenheit (in einem längeren Aufsatze der „Allgemeinen Zeitung"), aus dem vorgedachten Gobineau'schen Werke nachstehende, in ihrer Prägnanz und Klarheit einem Jeden einleuchtende dreisatze Thesen zusammenzustellen:

1) Es giebt ursprünglich nur drei Menschenracen; die schwarze, die gelbe und die weiße.

2) Ursitz der schwarzen Racen, der zahlreichsten von allen dreien, ist Afrika mit ganz Süd-Asien bis tief in die Schluchten des Himalaya hinein; Heimat und erster Tummelplatz der Gelben aber ist Amerika, von wo sie auf dem kürzesten Verbindungswege in das nordöstliche Asien herübergekommen und, in zwei Strömungen nach einander gehend, auf der einen Seite dem Laufe des heutigen Eismeeres folgend, westwärts nach Europa und auf der anderen Seite südwärts nach China vorgedrungen ist; die weiße Race endlich, der Zahl nach die schwächste, aber in geistigem Gehalt die edelste und allein menschliche, ist auf dem Hochlande Central-Asiens eingeboren und war gleich anfangs der feste Mittelpunkt und gleichsam der Wall, an dem sich die Wogen der gelben Race gebrochen und gabelförmig aus einander gezogen haben.

3) Diese Ur-Racen sind von Natur aus ungleich.

4) Ihr Typus ist in und durch sich selbst unzerstörbar, permanent und nur durch Kreuzung in ein Drittes zu zerbrechen, d. h. aus einem weißen Paar kann unmöglich ein reiner Neger, aus einem Negerpaar unmöglich ein vollkommen weißer Mensch, und aus dem Hymen zweier Urgelben weder das eine, noch das andere zu Stande kommen; die Mischung ungleicher Racen kann nur Mestizen geben.

5) Der erste Morgenstrahl der Weltgeschichte findet die drei Urtypen schon so vollständig ausgebildet und örtlich und figürlich genau so bestellt, wie sie heute sind; der Neger von Congo, von Dahome und auf Hayti ist nicht weniger vollendetes Konterfei der Schwarzen, die wir farbenfrisch und portraitgetreu an den ältesten, also wenigstens viertausend Jahre rückwärts gehenden Tempel- und Grabgemälden der Nilländer sehen, als die heutigen Bewohner von Iran und der Euphrat-Zone genau den weißen Menschen gleichen, welche uns die Siegers-Monumente der alten Pharaonen und die wiedererstandenen Paläste von Khorsabad zeigen.

6) In der Genesis ist nur von der weißen Race die Rede; die schwarze und die gelbe wird nicht genannt.

7) Da aber unter dem Gewicht der kirchlichen Autorität die Abstammung des ganzen auf der Erde lebenden Menschengeschlechts von Einem Paare angenommen wird, so muß die Ausscheidung in drei radikal verschiedene Racen durch einen Prozeß geschehen sein, den wir nicht mehr begreifen und in einer Zeit, deren Erinnerung auf immer verloren und die folglich blos Objekt des Glaubens, aber nicht mehr Gegenstand der Wissenschaft und der geschichtlichen Forschung ist.

8) Die Elemente der Civilisation, d. i. religiöse Ideen und historische Erinnerung, hat der Schöpfer nur der weißen Race verliehen; diese allein hat höhere Erkenntniße und Geschichte, die beiden anderen nur nach Maßgabe ihrer Fusion mit den weißen Menschen.

9) Allen, was der Civilisation widerstrebt oder dem Einfluß der Weißen sich entziehen will, ist dem Untergange verfallen.

10) Lebensprinzip und eingeborenes, unwiderstehliches Gesetz der weißen Race ist Bewegung, Ausbreitung und aggressives Vorwärtsdringen; ihr gehört von Rechtswegen der ganze Erdboden, und die Vollziehung dieses ewigen Beschlusses der Vorsehung heißt man Weltgeschichte.

11) Schon im Beginn der historischen Erkenntniß erscheint die weiße Race als eine in der Einheit doch deutlich geschiedene und selbst von den heiligen Urkunden anerkannte, ethnische Trinität, in welcher sich das arische Element als das überwiegende und am reichsten begabte zeigt.

12) Das historisch-dokumentirte Geschichtswissen geht bis in das fünfte Jahrtausend vor der christlichen Aera zurück und stellt die weißen Menschen nicht etwa als ungeübte und tastende Schüler auf die Bühne, sondern führt uns mitten in das große Weltdrama hinein, in welchem wir die handelnden Personen schon als vollkommen eingeschulte, staatlich und sozial streng gegliederte, mit Kunst und Luxus reich ausgeschmückte und leidenschaftlich ebenso bewegte Vollzieher ihrer Rollen sehen, wie sie es im vergrößerten Maßstabe heute sind.

13) Wie sich der Geschichtsvorhang zum ersten Mal hebt, steht das Spiel im engen Rahm der Nil- und Euphratländer, und erblickt man neben der konservativen und schweigsamen Ofenruhe der Memphiten auf der anderen Seite das arische Revolutions-Element in vollem Fluß. Eine im Kern wahre, aber mythisch ausgeweitete Natur-Katastrophe und eine Völkerwanderung, der Untergang einer ausgelebten und der Anfang einer neuen Civilisation sind historisch beglaubigt das erste Leiden und die erste That der weißen Menschenrace.

Ostindien.

Brahma und Buddha
und das aus ihren Religionen abgeleitete Recht.

(Schluß.)

Man begreift von vorn herein, daß hier nicht von der beschränkten Metempsychose des Pythagoras und Plato die Rede ist; hier lag die sittliche, obgleich mangelhafte Idee zu Grunde, daß die Seele zur Sühne in den Leib eines Thieres oder eines Menschen, der noch unglücklicher ist, so lange übergeht, bis sie entweder für die begangenen Sünden genug gethan, oder das Maß derselben voll gemacht, und dann entweder für den Aufenthalt der Seligen oder der Verworfenen reif geworden. Einen ganz anderen Charakter hat die brahmanische und buddhistische Seelenwanderung; ihr verfallen Alle: die Götter, der Buddhistathwa, der auf dem Punkte steht, Buddha zu werden, bis herab auf die träge Masse, kurz, alle Existenzgrade. Buddha, wie er seinen Schülern erzählt, hat diese unermeßliche Bahn durchlaufen. — Oft geht die Seele in eine Pflanze, eine Blume, eine Frucht, eine Säule, ja, in ein Hausgeräth, einen Mörser, Kessel, Besen u. A. über. Allerdings sucht man diesen Wandelungen eine moralische, genugthuende Bedeutung unterzulegen: so kömmt die Seele dessen in eine Blume, der diesem irdischen Schmutz zu sehr geliebt hat; wer die Maner eines Hauses bespuckt hat, worin die Weisen das Gesetz auslegen, dessen Seele wird in eine Mauer oder in eine Säule gesperrt. Aber alle diese Kindereien, die nur in den Legenden einen Platz finden, ändern nichts an dem metaphysischen Gehalt des Dogmas, geben dem Menschen seine mißkannte Würde, seine vernichtete Persönlichkeit nicht wieder.

Man kann sich denken, welche Verzweiflung die Seele vor der Erwartung eines solchen Schicksals ergreifen muß! Von einem solchen Gesichtspunkte muß die Existenz eine Last für die Gegenwart, ein Gegenstand des Entsetzens für die Zukunft sein. Die Menschen aus dieser Hölle zu erlösen, sie zu befreien von diesem Urübel, aus dem alle anderen entsprangen — das Geheimniß suchte Skakya-Muni in der Beschauung, in den Kasteiungen, und fand es endlich in der Verzückung. Allein die Menschen von der Wanderung befreien, heißt, sie von der Existenz selbst befreien, da Alles im Himmel und auf Erden jener Nothwendigkeit unterliegt. Die Menschen von der Existenz befreien, heißt aber nicht, sie lehren, daß sie sich den Tod geben; denn der Tod, weit entfernt, das Ende zu sein, ist ja oft erst der Anfang ihrer Leiden: es heißt vielmehr, sie lehren, daß sie sich alles das entleiden, was in ihnen Persönliches, Besonderes ist, was sie zu eigenthümlichen, distinkten Wesen macht; mit Einem Worte, es heißt, sie die unbedingte Verzichtung, die selbstgewählte Vernichtung lehren. Das ist das Heilmittel, das Buddha der Welt unter dem Namen Nirwâna gebracht hat. Diese in Verbindung mit der Seelenwanderung — denn man findet sie niemals getrennt, und sie bilden nun die zwei Hälften desselben Ganzen — ist das wesentliche Dogma des Buddhismus, in ihm ist die ganze buddhistische Metaphysik zusammengefaßt. Das Wort Nirwâna bedeutet Erlöschung und bezeichnet für den Menschen, der durch Frömmigkeit und Tugend dazu gelangt ist, den Zustand, der einem auf Mangel an Nahrung erlöschenden Feuer gleicht, das weder noch einmal angezündet, noch ausgelöscht werden kann. Ananda, sein Vetter und Schüler, sagt von Buddha selbst: „Mit unerschlafftem Geiste litt er den Todeskampf; wie eine Lampe erlöscht, so trat die Befreiung von seinem Selbstbewußtsein ein."

Wir kommen jetzt zu dem letzten Punkt der spekulativen Glaubenslehre, der sich unzertrennlich dem früheren anschließt. Der Nirwâna im obigen Sinne ist nämlich deswegen das Höchste, wonach der Mensch zu streben hat, weil in der Existenz überhaupt Nichts Wahres, Nichts Wirkliches, Nichts ist, was der absoluten Idee des Seins entspricht; in der Existenz ist nur Schein, Schatten, Täuschungen, die wie die Finsternis vor der Sonne verschwinden, sobald wir die Wahrheit geschaut, sobald wir zur Wissenschaft, d. h. zum Glauben, gelangt sind, sobald wir durch die Werke unser Herz von dem ganzen Trug abgelöst haben. Das ist der einzig zulässige Sinn der berühmten buddhistischen Theorie der Ursachen und Wirkungen, die in großer Verehrung bei allen Schulen steht. Es handelt sich hier darum, nachzuweisen, durch welche Stufenfolge alle besonderen Existenzen, alle Natur-Erscheinungen dahin gelangen, sich als Täuschungen zu bekunden, oder aber wie diese Täuschungen sich, um unserer Schwäche willen, in Realitäten umsetzen. Der erste Grund dazu ist die Unwissenheit, die Unkenntniß der Wahrheit, der wahren Natur der Dinge: sie ist die Ursache der falschen Vorstellungen, die in den Bereich der Einbildungskraft gehören. Aus diesen falschen Vorstellungen, welche

die Realität in den Schein setzen, erwächst das Selbstbewußtsein oder die Kraft, mich mir als ein distinktes Wesen vorzustellen und die anderen Wesen zu unterscheiden; aus dem Selbstbewußtsein entstehen die Wahrnehmung, die Sinnempfindung und die Sinne selbst, durch welche, wie wir glauben, unsere Seele mit den Außendingen in Beziehung steht. Die Sinnlichkeit erzeugt die Begier, die Leidenschaften aller Art. Die Begier erzeugt die Anhänglichkeit an den von uns selbst geschaffenen, eitlen Phantomen, die nur durch unsere Anhänglichkeit existiren. Ihre grundlose Existenz erscheint uns der Geburt und dem Tode unterworfen, sie enthält alle Uebel, die unsere Phantasie ängstigen und unsere Schwäche quälen. . . . .

Man hat aus diesem Dogma den Schluß ziehen wollen, daß der Buddhismus die Anbetung des Nichts und folglich der auf die Spitze getriebene Skeptizismus sei, der in Atheismus ausläuft. Er setze, behauptet man, das Nichts an die Stelle Gottes und der Welt, er strebe nach dem Nichts und stecke es allen Menschen als Ziel ihrer Bestrebungen unter dem Namen Nirwâna. Wie unphilosophisch und unhistorisch ist dieser Schluß! Man erinnere sich zuvörderst, daß hier von keinem philosophischen System, im Sinne irgend welcher Schule aufgestellt, die Rede ist, sondern von einer Religion, zu der sich gegenwärtig, nach beiläufig fünfundzwanzig Jahrhunderten seit ihrer Entstehung, dreihundert Millionen Seelen bekennen. Wie ist es nun denkbar, daß eine so verbreitete, so lebenskräftige Religion, die alle Tugenden predigt, die größte Sittenstrenge empfiehlt, allen Leidenschaften den Krieg erklärt, die Klöster nach Tausenden, Mönche nach Millionen zählt, deren Tempel nicht zu berechnen sind — daß diese Religion keinen anderen Gott als das Nichts, kein anderes Symbol als den Atheismus haben soll? Eine solche Thatsache würde allem gesunden Verstand, allen Gesetzen der Natur und der Vernunft Hohn sprechen. Es wäre ein Wunder, das alle Wunder, auf welche der dummste Aberglauben sich jemals berufen hat, weit hinter sich ließe, desonders wenn man erwägt, daß es für den Geist überhaupt, namentlich für den Geist der Menge, nichts Höheres, Absolutenderes, Unbegreiflicheres giebt, als die Vorstellung des absoluten Nichts. Allein dieser Widerspruch ist gar nicht da. Der Buddhismus hat einen Gott, und dieser Gott — es ist die ewige Vernunft, die höchste Weisheit, die alle Wechsel der Natur überdauert und sich den Menschen unter menschlicher Form offenbart. Und welchen Rang will man denn sonst dem Sakya-Muni nach seiner Verklärung im Besonderen, wie dem Buddha im Allgemeinen, anweisen? Sagen nicht die buddhistischen Schriften ausdrücklich, daß ihm die Allwissenheit, die Allmacht und die höchste Glückseligkeit eignen? Daß die Götter, die Menschen, die Dewas ihm unterthan sind? Allerdings wird er geboren, er stirbt, aber um einem Anderen seinen Platz zu überlassen, oder vielmehr, um selbst in einer anderen Incarnation zu erscheinen. Der Buddha, nur mit anderen Attributen, hat dieselbe Stelle, welche die Upanischads und die Gesetze Manu's dem Brahma anweisen. Wie dieser, ist auch jener der manifestirte, handelnde Gott, der dem Gedanken zugänglich ist, als Gegensatz zu dem unfaßbaren, unerklärlichen Prinzip des Seins und Nichtseins; jener wie dieser hat seine Abwechselungen von Ruhe und Bewegung, von Schlaf und Wachen, von Leben und Tod, weil das Universum, die Gesammtheit der Wesen demselben Gesetze unterliegt. Allein der Glaube der buddhistischen Nationen ist noch viel positiver: er räumt die Stelle Gottes ein, zollt alle göttlichen Ehren nicht dem Buddha in abstracto, sondern dem Buddha, der zuletzt auf die Erde gekommen und sie getröstet hat, dem Sakya-Muni selbst. Ihm bringen sie ihre Opfer, an ihn richten sie ihre Gebete, von ihm erwarten sie Segen in dieser und Heil in jener Welt. Sein Bild steht in dem Allerheiligsten, in religiöses Geheimniß gehüllt; seit undenklichen Zeiten wird ihm die Wunderthätigkeit beigelegt. — Man versuche es nun zu erklären, wie ein Wesen, das aus der Welt verschwunden, in das Nicht zurückgekehrt ist, Wunder wirken und wissen kann, was unter den Menschen vorgeht, vierzehn oder fünfzehn Jahrhunderte nach seiner Vernichtung!

Wie können uns übrigens auf das Zeugniß der rein buddhistisch-philosophischen Schulen in Nepal berufen. Keine bekennt sich zum Kultus des Nichts, keine stellt den Atheismus, im unbedingten Sinne des Wortes, als Lehrbegriff auf. Die erste dieser Schulen, die naturphilosophische (Swabhâwikas), huldigt dem Pantheismus und legt, wie die Stoa, der Natur Verstand und Thätigkeit bei. Allein die Natur, ewig in ihrer Wesenheit, offenbart sich, nach ihrer Meinung, unter zwei verschiedenen Weisen: unter der Weise der Existenz (Prawriti) und unter der des Feierns oder der Ruhe (Nirwriti). Ist das nun etwas Anderes, als der Wechsel von Schlaf und Wachen, den der Brahmanismus der höchsten Seele zuschreibt? Eine Rivalin dieser Schule ist die der Thristen (Aiswarikas), die unter dem Namen Adibuddha ein übermenschliches, alles immaterielles, verständig thätiges Prinzip annimmt. In diesе göttliche Wesenheit versenkt sich die Seele nach dem Tode; aber schon in diesem Leben findet sie in der Wissenschaft und in der Tugend das Mittel, an den göttlichen Attributen Theil zu nehmen und sich über das Menschliche zu erheben. Endlich schließen sich an die Theisten die beiden anderen an, die Schule der Thätigkeit (Karmikas) und die Schule des Strebens (Yâtnikas), beide viel jüngeren Datums, als die ersteren, und die im Namen des Gewissens und der Freiheit gegen die äußersten Konsequenzen des asiatischen Mystizismus protestiren.

Nachdem wir dem Buddhismus seinen religiösen Charakter gesichert, sind wir über den Nirwâna völlig im Klaren. Er ist nichts Anderes, als die Versenkung der Seele in Gott oder in das als Gott gedachte Universum, durch die Weisheit offenbart, die selbst in einem Menschen Fleisch geworden ist, und diese Versenkung ist wiederum nichts Anderes, als das, was die Mystiker aller Zeiten als höchstes Ziel verfolgten: die Muni (Anachoreten) Indiens, die Sufis der Perser, die Therapeuten Aegyptens, die Kabbalisten der Juden, die Essener Palästina's, die alexandrinischen Philosophen und im christlichen Europa die seligsamen Seelen, die sich von keinem Scheiterhaufen schrecken, von keinem Blitzstrahl des Vatikans einschüchtern ließen — Alle reden in denselben Ausdrücken von der Nichtigkeit der Welt, den Trübsalen des Lebens, den Täuschungen der Vernunft, den Trugbildern der Freiheit, von der Nothwendigkeit, das Licht und die Kraft in der Höhe zu suchen, von der Seligkeit, die das Gemüth in dem Gefühl unserer Nichtigkeit empfindet, von der Vollkommenheit, die wir erreichen, wenn wir nicht blos unseren elenden Kräften, sondern unserer Existenz selbst im Schooße des göttlichen Wesens entsagen.

Den sichersten Beweis indeß, daß der Buddhismus eine Religion und keine Anbetung des Nichts ist, haben wir in der Reinheit und Erhabenheit seiner Moral. Wir wollen uns auf folgende vier Tugenden, die sie lehrt, beschränken:

a) Die Demuth ist eine der wesentlichsten Tugenden des Buddhismus. Und es kann ja auch nicht anders sein, da das auf Aufgeben der Menschenseele in Gott als das Endziel der Vollkommenheit dargestellt, da unsere Existenz als Traum und Täuschung, voll von Leiden und Erniedrigungen angesehen wird. Die Demuth ist nicht nur die Grundregel des Mönchthums bei den Buddhisten, sondern hat auch die Beichte ins Leben gerufen, eine Institution, die für alle Gläubigen gilt und die bis Sakya-Muni hinaufreicht. Zweimal im Monat, am Neumond und Vollmond, muß jeder laut seine Sünden beichten. Selbst Könige sollen öffentlich ihre Verbrechen bekannt haben. Die Beichte ist die praktische Anwendung der Maxime Buddha's: „Verbergет Eure guten Werke und zeiget Eure Sünden."

b) Die Keuschheit wird auch unbedingtest den Mönchen vorgeschrieben und den Gläubigen aller Klassen als Pflicht eingeschärft. Buddha selbst übte sie unter den verlockendsten Umständen durch sein ganzes Leben. Die schöne, reizende Goba war ihm niemals mehr, als eine Schwester. Allein diese Tugend, trotzdem daß sie die Ehe herabsetzt, ja, in ihrem Prinzip angreift, hat doch der kindlichen Ehrfurcht und Liebe keinen Eintrag gethan. So suchte Buddha nach seiner Verherrlichung seine Mutter Maya-Dewi in ihrem Himmel auf, um sie zu dem neuen Glauben zu bekehren. Alle Gottheiten und alle Segnungen, sagt er, sind in den Familien, wo Vater und Mutter geehrt werden.

c) Die Werkliebe, sei es unter der Form des Almosens, sei es in einem allgemeineren und höheren Sinne, wird vom Buddhismus nachdrücklichst empfohlen. Im Namen dieser Liebe ging Sakya-Muni an das Werk der Rettung des Menschengeschlechts, stürzte er das Kastenwesen, erhob er das Weib, sammelte er Alle ohne Unterschied des Ranges, der Geburt, des Vermögens, des Geschlechts um sich, und als ihm die Brahmanen eines Tages das zum Vorwurf machten, antwortete er: „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für Alle."

d) Die Vergebung zugefügter Beleidigungen hängt mit der Liebe zusammen, die, nach Buddha's Lehre, von dem Muth, der Geduld, der Sanftmuth unzertrennlich ist. Und könnte man auch bezweifeln, ob diese überall so seltenen Tugenden von den zahlreichen Anhängern des Buddhismus wirklich ausgeübt werden, so ist doch so viel gewiß, daß sie in seinem Geiste liegen und ein Moment des Ideals sind, das er den Menschen aufgestellt hat, daß sie danach streben. Eine Legende mag den Beleg geben. Pûrna, ein reicher Rendebrhter, will die wahre Lehre zu den rohen Bewohnern eines halbwilden Landes bringen. Der Buddha, bevor er ihn zu der gefährlichen Sendung entläßt, will seinen Glauben und seinen Muth auf die Probe stellen und führt folgendes Gespräch mit ihm: „Sage mir, o Pûrna, wenn Dir die Männer von Sronaparanta garstige, rohe und beschimpfende Worte ins Gesicht sagen, wenn sie gegen Dich in Zorn gerathen, was wirst Du denken?" — „Ich werde denken, es sind gute, sanfte Leute, da sie mich weder schlagen, noch mit Steinen nach mir werfen." — „Aber wenn sie auch das thun, was wirst Du denken, o Pûrna?" — „Ich werde denken, es sind gute, sanfte Leute, da sie weder den Stock, noch das Schwert gegen mich gebrauchen." — „Aber wenn sie auch das thun, was wirst Du denken?" — „Ich werde sie noch immer für

Digitized by Google

gut und sanft halten, da sie mir doch nicht das Leben nehmen." — „Aber wenn sie Dich völlig tödten!" — „Ich werde denken, daß die Leute gut und sanft sind, da sie mich mit so geringem Schmerz von diesem Körper voll Unreinigkeiten befreien." — Nun entließ der Buddha den neuen Apostel mit den Abschiedsworten: „Tröste, tröste, o Pûrna; Du hast den vollkommenen Nirwâna erreicht, mache, daß auch Andere ihn erreichen!" — Noch ein Beispiel: Der junge Prinz Nanda, Sohn des Königs Apoka, wird durch die Ränke eines unsittigen Weibes, deren Zudringlichkeiten er mit Verachtung zurückgewiesen, verunehrt, Rang, Vermögen, beide Augen zu verlieren und aufs entsetzlichste verstümmelt zu werden. Und als er nach erwiesener Unschuld wieder in Gnaden aufgenommen wird, rettet er durch seine Fürsprache seine Henkerin von der verdienten Strafe.

Diese Tugenden sind nun von hohem Werthe, wenn man sie mit der brahmanischen Moral vergleicht; geht man aber auf ihr Prinzip zurück und verfolgt man sie in ihren Konsequenzen, so fallen sie gar sehr im Preise. Sie bergen alle in ihrem Schooße einen giftigen Keim, in allen gährt Verderbniß und Tod, und verdunkeln sofort den Glanz, der unsere Augen blendet. Dieser Keim ist die Vernichtung der menschlichen Persönlichkeit. Was für ein Verdienst, was für ein Nutzen ist es, demüthig zu sein, wenn man die Quelle nicht des Stolzes allein, sondern aller Würde, aller Kraft, alles persönlichen Werthes verstopft hat! Die wahre, strebenswürdige Demuth kömmt aus der Stärke, nicht aus der Muthlosigkeit und Schwäche; sie beschränkt und beseßt sich; sie beugt das Haupt vor einer höheren Macht, vor dem Prinzip aller Macht, Größe und Verdienstlichkeit, vor der höchsten Vollkommenheit, die uns mit dem Gefühl der Schwäche zugleich den Wunsch und den Muth einflößt, ihr nachzustreben.

Dasselbe gilt von der werkthätigen Liebe. Ohne Würde und Adel ist diese, für den Geber wie für den Empfänger, wenn sie aus Mitleiden ohne Unterschied allen Menschen ihre Gaben spendet, indem sie diese alle für gleichgeltend hält; Laster und Tugend sind ihr ebenso gleich, wie Rang und Vermögen. Was liegt daran, ob Du König oder Sklave, arm oder reich, Brahmane, Kschatrya oder Südra bist! Du bist ein Mensch, Du leidest, ich bedaure Dich, sagt der Buddhist. Schön! Aber muß er nicht auch sagen: Was thut's, ob Du gut oder böse bist? Ist nicht so oder so der Schmerz Dein Loos? Sind nicht Güte und Bosheit zwei verschiedene Arten des Schmerzes? Ja, noch weiter, in den Augen des Mitleids hört der Unterschied zwischen Mensch und Thier auf; denn wer sagt uns, daß das Thier weniger leide, als wir? Und in der That wird erzählt, Buddha sei eines Tages auf seinen Wanderungen einer Tigerin begegnet, die so ausgehungert war, daß sie ihre Jungen nicht mehr zu säugen vermochte, und er gab ihr einen Theil seines Leibes als Almosen preis. — Die höhere werkthätige Liebe, wie sie der Buddhismus nicht kannte und nicht kennen konnte, spart das Mitleiden für untergeordnete Wesen und wendet sich einzig und allein dem Menschen zu, weil er ein freies, denkendes, liebefähiges und liebewürdiges Wesen ist.

Von der buddhistischen Keuschheit läßt sich sagen: die Lauterkeit, die sie den Sinnen bewahrt, raubt sie der Phantasie, dem Geist und dem Herzen; sie ist die wahre sittliche Unreinheit; sie entwürdigt mich, die menschliche Natur, in meinen Augen; sie brandmarkt die Quelle der Familienliebe, indem sie lehrt, daß das Leben selbst ein Schandfleck sei. Den süßen Strahl des göttlichen Glanzes, die Schönheit, schildert sie als grausiges Gespenst. Es giebt eine andere Keuschheit, die unserer würdiger, den physischen und moralischen Bedingungen unserer Existenz entsprechender ist, die Keuschheit, die vor dem Hauche Achtung hat um des Bewohners, vor dem Leibe um der Seele willen, die der Schamhaftigkeit nur dann gestattet den Schleier zu lüften, wenn die Seele dabei nicht leidet und nichts bei dem Opfer verliert.

So kann, wie man sieht, das erhabene Prinzip der Selbstverleugnung, so können die edelsten und reinsten Tugenden unfruchtbar und eine Geißel für die Gesellschaft werden, wenn man die Grundwahrheit aus den Augen setzt, daß der Mensch ein denkendes, freies Wesen, d. h. eine Person; daß zwischen ihm und den Sachen eine unauslöschbare Kluft ist; oder wenn man nicht die Welt, aus dem religiösen Gesichtspunkt betrachtet, als das Werk des höheren Gedankens und der unendlichen Freiheit erkennt, die nicht nur von jenem unabhängig, sondern auch unterschieden sind. — Nichtsdestoweniger bleibt der Buddhismus, durch seine Dogmen und seine Moral, ein unbestrittener Fortschritt gegen den Brahmanismus. Er hat den Glauben, die Sitten, die Gesetze gemildert. Der Kastenstolz, die tyrannische Gewalt des Stärkeren über das schwächere Geschlecht ist dem Prinzip der Gleichheit gewichen. Gebet, Buße und einfache Blumenopfer vor dem Bilde Buddha's kamen an die Stelle des blutigen Kultus Djagannâtha's, der jedes Jahr Tausende von Menschenopfern unter seinem Wagen zermalmte. So ist die Begeisterung, die er den asiatischen Völkern einflößt, und die reißende Schnelligkeit seiner Eroberungen hinlänglich erklärt.

Mannigfaltiges.

— Das Pariser *Crédit mobilier*. Die neueste Lieferung (1. April) der Revue des deux Mondes spricht sich in der angehängten „Revue financière" sehr entschieden gegen Begünstigung der von allen Seiten, gleich Pilzen, emporschießenden, nach dem Muster des französischen Crédit mobilier eingerichteten, neuen Kredit-Institute aus. Da diesen Instituten eine wichtige Rolle in der Kulturgeschichte unserer Zeit zugedacht zu sein scheint, so ist es wohl von Interesse, zu hören, was ein Organ, wie die gedachte Revue, über den Prototypus aller Mobilkredit-Institute bringt. Die französische Zeitschrift sagt:

„Man darf sich wohl fragen, welches denn eigentlich die Verdienste sind, die sich das Crédit mobilier von Paris erworben? Haben die allgemeinen Interessen wirklich etwas durch Begründung dieser mächtigen Gesellschaft gewonnen? Welche Krise hat dieselbe abzuwenden gewußt? Wo und wann ist es ihr gelungen, einem Kreditmangel abzuhelfen? Wir wissen es nicht. Vielmehr scheint uns, daß sie durch ihre Rivalität mit den großen Bankhäusern eine gewisse Unruhe an die Börse gebracht. Man wird vielleicht sagen, daß unter dem Schutze des Crédit mobilier mehrere große industrielle Unternehmungen ins Leben getreten seien. Diese Thatsache ist nicht zu bestreiten, aber es ist nicht weniger unleugbar, daß diese Unternehmungen Mittel gefunden haben würden, sich auf ebenso soliden Grundlagen herzustellen, auch wenn es in Frankreich keine Gesellschaft für den Crédit mobilier gegeben hätte. Hatten etwa die Herren Pereire auf das Zustandekommen dieser Gesellschaft gewartet, um die Herstellung des französischen Eisenbahn-Netzes in die Hand zu nehmen? Oder hat nicht das Haus Rothschild auch vor der Gründung des Crédit mobilier Finanz-Operationen von der größten Wichtigkeit unternommen? Hatte es nicht seit Jahren die Macht, nicht allein die Anleihen Europa's, sondern auch den Bau der kostspieligsten Eisenbahnen zu unternehmen? Besaß dieses Haus nicht schon seit langer Zeit einen solchen Einfluß auf alle Handelsplätze, daß jedes große Kapital-Bedürfniß durch dasselbe gedeckt werden konnte? Und sehen wir nicht noch in diesem Augenblicke, in Frankreich und im Auslande, großartige Unternehmungen ohne alle Mitwirkung des Crédit mobilier zu Stande kommen? Sind nicht die Einflüsse, welche sich die Herren Prosi u. Comp. auf den spanischen Kredit erworben, mindestens denen der genannten Gesellschaft gleich? Bei Marseille baut Herr Mirès eine neue Stadt (Joliette), welche einer der wichtigsten Häfen von Frankreich zu werden verspricht. Eine französische Gesellschaft ist es, die — immer ohne Mitwirkung des Crédit mobilier — das Unternehmen der Londoner Omnibus mit dem der Pariser auf die einträglichste Weise verbindet. — Wozu also noch mehr dergleichen Alles verschlingen wollende Gesellschaften, wie diese Kredit-Institute, welchen ein Privilegium zu verleihen die Regierungen sehr unrecht thun würden!"

— Israelitisches Hospital in Jerusalem. Ueber die Wirksamkeit dieses seit dem vorigen Jahre bestehenden Instituts ist kürzlich der erste, an Herrn Albert Cohn, Präsidenten des israelitischen Wohlthätigkeits-Comité von Paris, abgestattete Jahresbericht (im Druck erschienen.*) Hiernach sind während des abgelaufenen Kalenderjahres in diesem Hospitale 542 Kranke behandelt worden, wovon 505 geheilt entlassen wurden, 19 verstorben sind und 18 sich noch in Behandlung befinden. Es gehörten diese Kranken fast allen Ländern an, in welchen jüdische Glaubensgenossen leben: namentlich waren aus Jerusalem gebürtig 95, aus Hebron 15, aus Tiberias, Safed und Jaffa 12, aus türkischen Provinzen 145, aus Oesterreich und Deutschland 37, aus Rußland 139, aus Polen 21, aus der Moldau und Wallachei 33, aus Frankreich und Algerien 24, aus Marokko 9, aus Persien 2, aus Abyssinien 2, aus Italien 5, aus England 1 und aus den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 2. Bemerkenswerth ist, daß sich unter den 293 männlichen Kranken nur drei Hausirer (marchands colporteurs) und dagegen 83 Literaten (hommes de lettres, wahrscheinlich: Talmud-Gelehrte) und 58 Handwerker aller Art befanden.

*) Compte moral et financier de l'Hôpital israélite de Jérusalem. Exercice du 1er Schebat 5615 au 29. Tebeth 5616. — Paris, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 2 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 15 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Wilh. Adolph, Jägerstr. Nr. 8, und beim Spediteur Brasack, Mittelstraße Nr. 11), ferner von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 44. Berlin, Donnerstag den 10. April 1856.

Polen.

J. J. Kraszewski,
der Wiedererwecker der polnischen Novelle.*)

Joseph Ignaz Kraszewski wurde am 26. Juli 1812 in Warschau geboren, wohin sich damals seine im Grodnoschen in Litthauen wohnenden, noch heute lebenden Aeltern, der Kriegsunruhen wegen, zurückgezogen hatten. Die Familie stammt ursprünglich aus dem Masovischen der Großvater jedoch lebte in der Ukraine. Kraszewski's Vater, Johann, war früher Beamter; seine Mutter, Sophie, ist eine geborene Malska.

Die ersten Jahre seiner Kindheit verbrachte Kraszewski in Romanov, einem Orte, der in einer am Bug sich hinziehenden Ebene des ehemaligen Podlachien liegt. In seinen „Lebens- und Reisebildern" (denen diese Skizze zum Theil entnommen ist) nennt er die Zeit, in welcher sich Großmutter und Urgroßmutter mit seiner Erziehung beschäftigen und seine ersten Lehrerinnen waren, eine sehr glückliche. In dem Kinde machte sich bereits der Drang zum Schaffen geltend, und er setzte, noch ehe er zu schreiben vermochte, mit Hülfe einzelner gedruckter Buchstaben Geschichten und Verse zusammen, die, mit Ausnahme der beiden würdigen Matronen, von seiner Umgebung belächelt wurden. Es scheint, als wenn der Knabe schon damals ein Vorgefühl seiner künftigen Bestimmung gehabt hätte.

Als Kraszewski das zum Schulbesuch nöthige Alter erreicht hatte, wurde er nach dem auf dem Wege zwischen Warschau und Litthauisch Brzesć liegenden podlachischen Städtchen Biała gebracht und dem in der sogenannten „Akademie" wohnenden Rektor Preiß anvertraut. Hier lernte er zeichnen, versuchte sich in chemischen Experimenten und vergnügte sich im Garten, beschäftigte sich aber auch noch außerdem mit dem Lesen von allerlei Büchern, welche sich die Schüler heimlicherweise zu verschaffen wußten. Die Liebhaberei an alten Büchern wurde bei ihm durch einen eigenthümlichen Zufall rege gemacht. Die Bibliothek zu Biała hatte nämlich eine bedeutende Anzahl derselben zum Geschenk erhalten, jedoch nur die neueren und schön eingebundenen aufgestellt, die älteren, unscheinbaren dagegen in einen Winkel auf dem Boden werfen lassen. Dort entdeckte der neugierige Schüler die mit einer dicken Staubschicht bedeckten Bände und ergötzte sich zuerst an deren Holzschnitten, war dann aber auch begierig, zu erforschen, was die in einer ihm noch unzugänglichen Sprache geschriebenen Werke enthielten.

In dem Grade, in welchem sich mit dem Lernen die geistigen Fähigkeiten des Knaben entfalteten, wuchs auch sein Drang, die Feder zur Hand zu nehmen, um selbst zu schaffen. Der Pfarrhof, den er täglich vom Schulfenster aus sah, war mit das Erste, was er, und zwar auf dem Umschlage seines Geographie-Heftes, beschrieb. Er diente ihm später als Vorbild zu dem in seinem „Pan Walery" (Herr Valerian) gezeichneten, sowie auch sein „Wielki świat małego miasteczka" (die große Welt eines kleinen Städtchens) sich auf Erinnerungen an Biała stützt.

Von Biała brachte die Großmutter ihren Joseph nach Lublin und übergab ihn einem Professor der Mathematik daselbst, der es sich eifrigst angelegen sein ließ, seinem Zögling die Tiefen einer strengen Wissenschaft zu erschließen, zu welcher dieser durchaus keinen Beruf in sich fühlte. Kraszewski hatte zwar ein sehr treues Gedächtniß für Namen, einzelne Daten und Fakta, doch Etwas wörtlich auswendig zu lernen, fiel ihm außerordentlich schwer. Auf Letzteres legte man aber gerade damals besonders großen Werth, und so wurde unser Autor, der hierin den Anforderungen nicht genügte, bei der Preisvertheilung übergangen. Diese Ungerechtigkeit empörte ihn dermaßen, daß er mitten in der Schulfeierlichkeit Bücher und Hefte zornig auf die Erde schleuderte und den Prüfungssaal, sowie auch bald darauf Lublin, wo er ein Jahr zugebracht hatte, verließ. Er kam nach dem in einer Ebene hinter dem berühmten Bialowieżer Walde gelegenen Städtchen Swisłocz, das eher ein Dorf genannt zu werden verdient, und das einförmige, durchaus keine Abwechselung bietende Leben, welches ihm hier entgegentrat, zwang den jungen Mann zur Thätigkeit. Um in eine höhere Klasse zu gelangen, übte sich Kraszewski im Russischen, übersetzte Karamsin's Reden vom Glück und studirte zugleich eifrig Lateinisch und Griechisch, sowie auch die Muttersprache, zu deren Geschichte er Materialien sammelte, Auszüge in chronologischer Reihenfolge machte und ein auf Linde basirtes Glossarium anlegte. Er las die Werke vieler polnischer Schriftsteller, schrieb eine Abhandlung über die Sprüchwörter, machte sich Auszüge aus den Werken der Autoren des sogenannten goldenen Zeitalters (sechzehntes Jahrhundert) und setzte dabei das Studium des Lateinischen und Russischen, sowie der slavonischen Sprache, fort.

Nach zweijährigem Aufenthalte in Swisłocz erlangte Kraszewski das Zeugniß der Reife und bezog damit im Jahre 1831 die Universität zu Wilna, um dort philosophischen Studien obzuliegen. Drei Jahre später konkurrirte er um die Professur der polnischen Sprache an der St. Wladimir-Universität zu Kiew, die ihm auch zuerkannt wurde, die er jedoch gewisser Umstände wegen nicht antrat.

Im Jahre 1838 vermählte sich Kraszewski mit Sophie Woronicz, der Urenkelin der letzten Primas des Königreichs Polen. Gegenwärtig wohnt er in Zitomir, einer Stadt im Gubernium Wolhynien, die er ab und zu verläßt, um einige Tage auf seinem Gute zuzubringen, und ist auch da seinen früheren Beschäftigungen treu geblieben. Mit vieler Liebe pflegt er zugleich slavische und polnische Alterthumskunde, und seine Sammlungen, die an Stichen und Skizzen allein über dreißigtausend Nummern zählen, beweisen, wie ernst er es mit dieser Wissenschaft meint.

Kraszewski ist unstreitig einer der fruchtbarsten Schriftsteller unserer Zeit. Ohne die sechzig Bände des zwölf Jahre hindurch unter seiner Redaction erschienenen „Athenäum" zu rechnen, beträgt die Zahl der bis jetzt von ihm herausgegebenen Werke, von welchen manche bereits die dritte Auflage erlebt haben und die vermuthlich binnen kurzem bei H. Natanson in Warschau in einer Gesammt-Ausgabe erscheinen, über hundert Bände. Sie enthalten, außer einer bedeutenden Anzahl Erzählungen, die Geschichte Litthauens (drei Bände) und Wilnas (vier Bände), Reise-Erinnerungen aus Wolhynien und Odessa,*) zwei Serien literarische Studien, zahlreiche kritische Arbeiten (unter anderen: „Kritik über Trentowski's Logik"), Denkmäler zur Landesgeschichte, sowie auch drei große Dichtungen, deren Stoff der litthauischen Geschichte entlehnt ist. Daneben hat Kraszewski in fast alle polnischen Zeitschriften Beiträge geliefert, ist seit 1838 ununterbrochen Mitarbeiter am Petersburger Wochenblatt (Tygodnik Petersburgski) und in neuerer Zeit vielfach für das Feuilleton der Warschauer Zeitung (Gazeta Warszawska) thätig.

Die polnische Literatur ist mit dem Jahre 1831 in ein neues Stadium getreten, und in diesem steht Kraszewski als Erzähler sowohl, wie auch als Dichter nicht selten ganz allein da. Ihm gebührt das große und unbestrittene Verdienst, durch seine Schöpfungen den französischen Roman aus den Salons und Boudoirs in Polen verdrängt zu haben; seine Erzählungen verschaffen sich an Orten Eingang und — was mehr sagen will — sie erhielten sich da, wo man es vor zehn Jahren als gegen den guten Ton verstoßend betrachtete, ein in der Landessprache geschriebenes Buch zur Hand zu nehmen. Will man ihn auch nicht als den Gründer der Erzählung gelten lassen und diese Ehre, wenngleich nicht ganz mit Recht, T. Bernatowicz und einigen Anderen zusprechen, so gebührt ihm doch unbedingt der Ruhm eines Wiedererweckers derselben, ein Ruhm, den er höchstens mit dem Litthauer Chodźko zu theilen haben könnte. Die Polen haben zwar jetzt für das Fach der Erzählung manche mit Recht sehr geschätzte Autoren, Kraszewski jedoch war ihnen, in der Zeit wenigstens, voran, mithin der Erste.

Es könnte Kraszewski der Vorwurf gemacht werden, er zersplittere seine Kräfte, indem er sein Talent nicht in einem Punkte vereinige,

*) Biographische Skizze, von J. N. Frig.

*) Aus Letzterem brachte das „Magazin" im vorigen Jahre Auszüge.

es nicht einem einzigen bestimmten Gegenstande oder Fache zuwende. Darauf antwortet er in den Akta Babińskie (Książka pierwsza, Wilno, 1843): „Fragt die Vögel, warum sie singen, die Blumen, weshalb sie blühen, die Erde, aus welchem Grunde sie sich in neues Grün kleidet, die Wolken, was sie bewegt, dahinzueilen; fragt Euch selbst, was Euch nöthigt, das zu thun, was Ihr thut, und Ihr werdet genau erfahren, warum ich dies und jenes schreibe."

Alles, was bis jetzt aus Kraszewski's Feder hervorgegangen ist, trägt den Stempel eines außergewöhnlichen Talents. Seine Erzählungen zeichnen sich vorzugsweise durch treffliche Skizirung des Gegenstandes, natürliche, effektvolle und lebendvolle Darstellung, sowie durch schöne, fließende und dabei kräftige Sprache aus. In seinen ebenso inhaltreichen wie gefühlwarmen Schöpfungen, in denen eine so schöne Uebereinstimmung zwischen dem Geist der Zeit und dem Bilde des menschlichen Lebens herrscht, und die, wie leicht heranzufühlen ist, weit weniger dem Kopfe, als dem Innersten der Herzens entspringen sind, erkennt man, vornehmlich in den jüngeren, das Streben, die Fragen unserer Zeit zu erfassen, um sie zu beleuchten und deren Lösung zu versuchen. Unerschöpflich in seinem Gedanken-Reichthum, greift Kraszewski in die sozialen Verhältnisse seines Vaterlandes und kleidet, was er über diese sagen will, den Umständen nach bald in ein poetisches, bald in ein geschichtliches oder erzählendes Gewand. Sein umfassendes Wissen, seine genaue Bekanntschaft mit dem Stoff, welchen er behandelt, sowie sein gewissenhaftes Eingehen in dessen geringste Einzelnheiten, endlich der aus diesem Allem hervorgehende weite Ueberblick über das Ganze weisen ihm einen ehrenvollen Platz nicht nur unter den Schriftstellern Polens, sondern auch unter denjenigen aller Nationen an. Dies scheint im Auslande bereits anerkannt worden zu sein, denn mehrere seiner Erzählungen sind nicht nur in andere slavische Sprachen (in das Russische und Böhmische) übersetzt worden, sondern haben auch im Westen Europa's, besonders in Frankreich, Dolmetscher gefunden.

Die J. Urban Kern'sche Verlagshandlung in Breslau hat es übernommen, Kraszewski's Schöpfungen auch der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen; sie bringt in ihrer „Polnischen Roman-Bibliothek" in „Ostap und Jarzyna" eine seiner anziehendsten und spannendsten Erzählungen.

Frankreich.

Bank- und Kreditwesen in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Einige Monate später versandte Lyon seine in Gewebe umgewandelten Seiden in die Fremde und gab dem Vaterlande das ihm auf Augenblicke entzogene Baarkapital mit Wucher zurück. Auch in Marseille führten die zu leistenden Zahlungen in Italien, Spanien, Algerien, der Levante alljährlich periodische Geld-Nachfragen herbei. Die Baarschaft der Marseiller Bank erschöpfte sich alsbann rasch. Diese aber, von einem verständigeren Geist beseelt, setzte die Diskontirung nicht aus. Einerseits steigerte sie das Diskonto allmählich auf fünfthalb bis fünf Prozent; andererseits legte sie sich Opfer auf, um das zum Export nöthige Geld zu beschaffen. Zu diesem Behufe versah sie sich mit Papieren auf Paris, diskontirte sie an der Pariser Bank oder an dem nächsten Comtoir zu Montpellier gegen Spezies, die sie nach Marseille befördern ließ. Einmal indeß ging ihr diese Hülfsquelle aus: sie hatte alles Papier, das ihr der lokale Handel bieten konnte, völlig erschöpft. Sie hatte nun die Wahl, entweder die Diskontirung jählings abzubrechen und den Platz einer furchtbaren Krisis preiszugeben, oder ungesäumt ein Mittel aufzufinden, das exportirte baare Geld zu ersetzen. Die Krisis wurde durch folgende Maßregeln beschworen: Da das nöthige Papier auf Paris fehlte, so schuf man welches; Marseiller Bankherren wurden, unter Bürgschaft der Bank, beträchtliche Kredite auf Pariser Häuser eröffnet; diese Banquiers emittirten dreimonatliche Tratten, welche die Lokalbank annahm und bei der Bank von Frankreich oder ihren Filialen verschiebte. Im Verlauf der drei Monate, bis zur Verfallzeit der angegebenen Valuten, kamen die Spezies wieder zum Vorschein, der Handel lieferte regelmäßige Valuten auf Paris im Ueberschusse, und die Marseiller Bank konnte ohne Mühe zur Verfallzeit ihren Verpflichtungen gerecht werden. Die gegenwärtige Organisation der französischen Bank macht die Beobachtung der Bewegungen des gepregten Geldes, welche diese örtlichen Krisen veranlaßt, zu ihrer Aufgabe; und obgleich jene Erscheinungen in Lyon und Marseille sich noch immer periodisch wiederholen, so ist doch der beengende Einfluß, den sie auf den Kredit und die Diskonto-Bedingungen geübt hatten, heutzutage vernichtet.

Zwischen den eben bezeichneten Thalsachen, die aus den Zufällen des Geldumlaufs im Binnenlande hervorgehen, und den ausnahmen Umständen, wie die Mißernten, die großen momentanen Verfeinerungen der edlen Metalle aus einem Lande nach dem anderen, nothwendig machen, ist der Unterschied nur ein quantitativer, wie zwischen dem Kleinen und Großen. Da in beiden Fällen die Natur der Dinge dieselbe ist, so sind auch die Mittel, dem Uebel zu begegnen, dieselben; und es ist einleuchtend, daß die Banken berufen sind, für den internationalen Umlauf der edlen Metalle im Großen zu thun, was sie gewöhnlich für den binnenländischen Umlauf des baaren Geldes im Kleinen thun. Sie muß stets im Stande sein, dem Handel das zum Export erforderliche Baare zu liefern, ohne den zu dessen Operationen nöthigen Kredit zu beschränken. Erfahrung und Theorie beweisen, daß die so gestellte Aufgabe nicht unlöslich sei.

In Folge großer, durch unzulängliche Aerndten veranlaßter Gold-Ausfuhren hat sich die englische Bank 1845 und die französische 1847 in einer der gegenwärtigen ähnlichen Lage befunden. Jene vermochte weder durch Erhöhung des Diskontos, noch durch Beschränkung des Diskontirens den Abfluß ihrer Goldbarren zu hemmen. Sie mußte nun suchen, ihn zu ersetzen. Sie wandte sich an die französische Bank, die nicht unter einem ähnlichen Drucke litt. Sie legte bei dieser vier Millionen Pfund Sterling in Consols nieder, als Bürgschaft für die Emission von hundert Millionen Franken Tratten, die das Haus Baring auf Paris zog, und diese von der Pariser Bank diskontirten Tratten wurden verflißert. Nach Ablauf von drei Monaten war die Hälfte dieser Darlehns zahlirt, die andere Hälfte unter derselben Form prolongirt, und drei Monate später konnte die englische Bank die Schuld völlig abtragen. So hatte ein Zeitraum von sechs Monaten hingereicht, das Gleichgewicht in dem Metall-Umlauf herzustellen, und eine von der Bank momentan eingegangene Schuld hatte dem englischen Handel eine verderbliche Kredit-Erschütterung erspart. — Im Jahre 1847 besand sich dagegen die französische Bank in derselben Verlegenheit. Trotz dem Ankauf von fünfundvierzig Millionen Gold in England, war ihr Baarbesand auf siebenundfunfzig Millionen herabgegangen. Die Londoner Bank, von ähnlichen Schwierigkeiten bedrängt, war außer Stande, ihr zu Hülfe zu kommen. Da war es der russische Kaiser, der sie aus der Verlegenheit zog. Er schlug ihr den Umsag von funfzig Millionen, die in Petersburg zu heben waren, gegen zwei Millionen französische Renten vor. Frankreich war um diese Zeit Schuldner Rußlands, und die Bank brauchte daher nicht einen einzigen Barren aus Petersburg anzuführen: sie nahm Tratten auf Marseille und Paris. Ohne auch nur eine Unze Gold oder Silber von der Stelle zu rücken, brachte diese Operation das gewünschte Resultat hervor; denn die Summe baaren Geldes von der Höhe derjenigen, die Rußland in die Bank zu liefern sich anheischig machte, blieb nun in ihren Kassen zurück.

Wäre jedes handeltreibende Volk durch so mächtige und solide Kredit-Anstalten, wie die französische und englische Bank, vertreten, so erschiene es, wie aus den angeführten Beispielen ersichtlich, nicht unmöglich, die großen Ortsversetzungen der edlen Metalle, veranlaßt durch einen vorübergehenden Zufall, wie eine Mißärndte, abzuwenden, ohne daß der Kredit den Gegenschlag verspürte. Der Export der edlen Metalle ist ein äußerstes Mittel, die internationalen Rechnungen gegenseitig auszugleichen; es wäre aber unnöthig, wenn die auswärtigen Einkäufe könnten in Wechseln gezahlt werden. Nur aus Mangel an diesen wird baar Geld versendet; dasselbe Land aber, das es empfängt, giebt es nach einiger Zeit wieder. Dieses unnütze und beschwerliche Hin- und Herschleppen der Geldmassen wäre zu vermeiden, wenn man nur Zeit gewänne. Ein Uebereinkommen zwischen den großen, die Handelsvölker vertretenden Kredit-Anstalten würde diese Zahlungsfristen erleichtern. Unter Mitwirkung der großen Bankiniser könnten diese Anstalten die Schöpfung umlaufender Werthspapiere begünstigen, zu deren Cekomptirung sich die Banken gegenseitig verpflichten, und die natürlich mit dem Augenblick von selbst erlöschen, wo das Land, das der Gläubiger war, seinerseits Schuldner wird. Die Banken ersparten sich dann die Sorgen, die ihnen die Erschöpfung ihrer Baarbestände verursacht, die Kosten und die Umstände, die ihnen das Beschaffen und der Transport des baaren Geldes machen, und der Handel wäre vor der Kreditbeschränkung geschützt, die solche Störungen nothwendig hervorrufen müßten. — Und es steht zu hoffen, daß die Fortschritte des Finanzwesens bei den Handelsvölkern einst dahin führen werden, durch eine ähnliche Combination, wie vorbemerkt, den aus Zufällen des internationalen Verkehrs entspringenden Geldkrisen ebenso leicht und ebenso unfehlig vorzubeugen, wie es den Banken schon gelungen ist, die örtlichen Geldkrisen, die sich bei dem Binnenhandel eingestellt, zu beschwören. Noch sind wir freilich nicht da, und in den gegenwärtigen Verhältnissen standen der französischen Bank keine solche Mittel zu Gebote.

In der That, seit der Zeit, wo die Bank von Frankreich darauf denken mußte, sich nach Gold und Silber im Auslande umzusehen, wirkten die Ursachen, die bei uns den Export der edlen Metalle bedingten, mit derselben Gewalt auf den englischen Markt. Die englische Bank hatte daher vollauf für sich zu thun. Der Krieg zuvörderst

und die schlechte Aernte in dem westlichen Europa hinterdrein setzten ihre metallischen Vorräthe ähnlichen Prüfungen aus. Sie faßte die nächsten Aussichten, die diese Ereignisse auf den Handel eröffneten, zuerst ins Auge und nahm in den Maßregeln, welche die Lage von den Kredit-Anstalten heischte, den Vorgang. Vom September ab erhöhte sie das Diskonto von vier auf fünfthalb Prozent. Mit Unrecht schrieb man den Eifer, womit sie den Zinsfuß zu steigern sich bestrebte, der Wirkung der Parlamentsakte von 1844 zu, die der Bank von England ihre gegenwärtige Verfassung gab. Sie hätte nicht anders gehandelt, wäre sie auch wie sonst ermächtigt gewesen, ihre Noten auszugeben, ohne der Beschränkung zu unterliegen, den Belauf derselben in Barren aufweisen zu müssen, wenn die Gränze desselben über vierzehn Millionen Pfund Sterling hinausgeht. Die Erhöhung des Diskontos kann durch zwei Ursachen bedingt werden: durch den Stand des gemünzten Geldes und durch den Stand des Kredits, wie er aus dem Verhältniß des Angebots und der Nachfrage der Kapitalien hervorgeht. Diese beiden Ursachen wirkten vereint auf den Entschluß der englischen Bank, das Diskonto zu erhöhen.

England ist der erste Goldmarkt in der Welt; dort ist das Gold gewöhnlich im Ueberfluß und um den niedrigsten Preis zu haben. Ueberdies gewährt England den Nationen, mit denen es in Handelsverbindungen steht, einen Kredit, dessen durchschnittliche Dauer auf anderthalb bis zwei Jahre geschätzt wird. So oft sich nun bei irgend einer mit England Handel treibenden Nation ein Goldbedürfniß verspüren läßt, kann sie zu jeder Zeit sich Wechsel auf dasselbe verschaffen und sie hier durch Diskontirung bei der Bank in Gold umsetzen. Gegen Ende des Jahres 1855 mußte die englische Bank voraussehen, daß die Goldnachfragen vom Auslande in Verbindung mit den Forderungen der heimischen Regierung und des englischen Handels sich ins Unendliche steigern werden, und diese Erwägung, abgesehen von den speziellen Beschränkungen des Peelschen Gesetzes, hätte hinreichend, die Bank von England zur Erhöhung des Diskontos zu bestimmen. Eine Diskonto-Bank kann von dem Geldgesichtspunkt als eine Anstalt betrachtet werden, daß sie Gold auf Kredit verkauft. Der Zinsfuß, der Preis des Kredits, übt daher seiner Natur nach Einfluß auf die Goldnachfrage in den Augenblicken, wo sie in großen Verhältnissen zu gewärtigen ist. Erhält man dann das Diskonto auf einem niedrigen Fuße, so ist klar, daß die Goldbedürftigen alle sich bietenden Kreditmittel anwenden würden, Wechsel an sich zu bringen, um sich wohlfeiler Gold zu verschaffen, das sie mit Vortheil exportiren könnten. Erhöht man dagegen den Zinsfuß, so wird die Goldnachfrage abgeschreckt, da sie sich strengeren Kreditbedingungen unterwerfen muß. Es war demnach lediglich eine Maßregel der Abwehr, welche die Bank zu rechter Zeit ergriff, um weiteren Verwickelungen vorzubeugen. Die im Preis gesteigenen Metalle locken zugleich die in den Privatkassen angehäuften trägen Geldwasser auf den Kreditmarkt und bringen sie in Umlauf. Sobald die Bank von England die Bahn der Diskonto-Erhöhung betrat — sie war von fünfthalb fünfeneinhalb im Oktober bis sieben Prozent hinaufgegangen — mußte ihr die französische Bank wohlgehorsam folgen. Hätte sie zwischen dem englischen Zinsfuß und dem ihrem den bedeutenden Abstand beibehalten, so wurden die ausländischen Banquiers ihren Vortheil dabei gefunden haben, Umlaufspapiere auf Frankreich zu schaffen, sie an der Bank zu diskontiren und so aus deren Fonds das Gold, das sie hier billiger haben konnten, in unbegränzten Massen zu pumpen. Die Bank von Frankreich erhöhte daher in den ersten Tagen des Oktober das Diskonto auf fünf und bald auf sechs Prozent. Hier nöthigte sie das Gesetz, still zu stehen, und sie mußte, um ihre Abwehr-Maßregel mit der englischen Bank parallel zu halten, zu einer Restriction des Kredits Zuflucht nehmen und das Maximum der Verfallzeit der zur Diskontirung acceptirten Effekten auf fünfundsechzig Tage reduziren.

Der Zinsfuß aber, der von den Geschäftsleuten ungehörig mit dem Goldpreis verwechselt wird, ist nur der Preis des Kredits, der Miethlohn, um welchen das Kapital seine Dienste anbietet. Die Spärlichkeit des baaren Geldes ist nicht das Kennzeichen für die Spärlichkeit der Kapitalien, obwohl sie allerdings die Circulation derselben hemmen kann; denn um zu zirkuliren müssen die Kapitalien bei jeder Wendung des Verkehrs die Form des baaren Geldes oder seines Substituts, des Bankbillets, annehmen. Es steht jedoch nicht in der Macht einer Bank, beliebig einen Zinsfuß festzuhalten, der nicht dem naturgemäßen Miethlohn der Kapitalien, wie ihn das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Kreditmarkt bestimmt, entsprechend ist. Bei den von den Banken Englands und Frankreichs im Herbste 1855 genommenen Maßregeln ist demnach nicht blos der Gesichtspunkt des Gold-Exports, sondern vorzugsweise der des Kreditzustandes ins Auge zu fassen, um danach jene Maßnahme zu beurtheilen.

(Schluß folgt.)

Tibet.

Etwas über den Lamaismus.

Daß die buddhistische Lehre in Tibet zu einer Hierarchie oder Theokratie sich gestaltet hat, in welcher mit dem Berufe zu höheren geistlichen Rangstufen zugleich Incarnation, auch wohl Emanation, stattfindet, ist im Allgemeinen eine ziemlich bekannte Sache. Doch sind die älteren Nachrichten hierüber mit Irrthümern vermengt gewesen, deren Berichtigung erst unserer neuesten Zeit aufbewahren war.

Die geistliche Macht der Päpste von Tibet — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — und ihrer hohen, mit Großlichkeiten einigermaßen vergleichbaren Kleidervertreter erstreckt sich zwar außer den Gränzen jenes gewaltigsten Hochlandes von Inner-Asien nur noch über die ganze Mongolei (in Ost und West); allein der Kaiser von China, zu dessen Schutzländern Tibet seit mehr als einem halben Jahrtausend gehört, hat dem Klerus dieses Landes immer viel Rücksicht und Ehrerbietung bewiesen; denn er sieht hierin mit Recht die sicherste Bürgschaft für die Treue seiner gränzhütenden Mongolen-Stämme. Auf China aber gestattet er der südasiatischen Priesterschaft keine Art von Einfluß; obschon die Buddha-Lehre (in einem gewissen Sinne) die Religion vieler Millionen Chinesen heißen kann, so ist doch auf chinesischem Boden über ihrer Basis keine Theokratie erbaut worden, und ebenso wenig hat sie der tibetanisch-mongolischen, die man auch den Lamaismus nennt, sich angeschlossen.*)

Den ersten Grund zur Hierarchie in Tibet soll vor wenigstens siebenhundert Jahren ein gewisser Kungung Dsjodsjah gelegt haben, der in dem reizenden Thale Sakja ein großes Cönobium erbaute. Er wurde das erbliche Oberhaupt einer buddhistischen Sekte, die bald sehr anwuchs und die man noch jetzt (nach dem Orte ihrer ersten Niederlassung) Sakja**) oder (nach der Farbe ihrer Barrets und Talares) Rothkappen nennt. Das Sektirerthum dieser Leute soll hauptsächlich darin bestehen, daß die künftigen geistlichen Oberhäupter, wenn sie noch Priester von niederem Range sind, sich verheirathen, aber, sobald der Nachfolger geboren ist, dem ehelichen Leben wieder entsagen und nun die höchste Weihe empfangen. Das berühmteste Oberhaupt der rothen Partei, welches den Sanskritnamen Mati-Dhwadsche (Panier der Weisheit) führte, wurde von dem ersten Mongolen-Kaiser China's, dem großen Chubilai, zum Regenten von ganz Tibet ernannt.

Die rothe Partei blühte lange unter dem Schutze der mongolischen Groß-Chane und des nach ihnen regierenden chinesischen Hauses Ming, als im fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung plötzlich eine gelbe Partei in Tibet erstand. Der Stifter derselben, Dsunkawa (1417—1478), hatte selbst in Chowaium zu Sakja seine Bildung erhalten; aber der damalige sittliche Verfall der Rothen brachte ihn auf den Gedanken einer neuen, der Heiligkeit wohlthätige Verjüngung verheißenden Hierarchie. Er berkündete seinen zwei vornehmsten Schülern (auf hohere Eingebung) ihren wunderbaren Beruf, als Oberhirten des Lamaismus immer wieder ins irdische Dasein zu kommen, und schuf also zwei gleichzeitige Päpste, welche beide auf Erden beständig sterblebt, wie die Körper wechseln. Der eine von ihnen wird Dschamtso-Lama, der andere Bantschen-Lama benannt.***) Beiden entzieht der Tod keinen Augenblick ihr Bewußtsein, und Jeder von ihnen weiß, welcher Körper der nächste Aufenthalt seiner Seele sein wird. In beiden wohnen aber auch den Andzelnen Emanationen zweier verklärten Intelligenzen (Bodhisatwas): die im Dschamtso ist gleichsam ein Strahl aus dem Wesen des ersten Beherrers von Tibet, die im Bantschen aber entsendet Einer, der vor unermeßlichen Zeiträumen des Beherrers Beherrer, d. i. sein geistlicher Lehrer, gewesen. Keiner von ihnen ist aber Emanation oder gar Verkörperung des Buddha Schakjamuni, der als vollendeter Buddha nie wieder sich einsleischen oder nur Etwas von seinem Wesen ausstrahlen kann.

Es beruhte auf einem Mißverständniß, wenn man diese beiden Päpste lange als Häupter zweier Sekten und folglich als Rivale betrachtete. Da Dsunkawa für seine Partei gelbes Barret und überhaupt gelbe Kleidung gewählt hatte, so sollte der Dschamtso die gelbe und der Bantschen die rothe Partei repräsentiren. Es ist aber der Eine ebenso echter Gelber, wie der Andere; nur hat der Bantschen vorzugsweise das Amt des geistlichen Berathers seines Kollegen, während der Dschamtso eigentlicher geistlicher Regierer ist,

*) Dieses System führt daher seinen Namen, weil jeder buddhistische Obergeistliche in Tibet Lama (superior) betitelt wird.

**) Man verwechsle diesen tibetischen Namen nicht mit dem ähnlich lautenden (indischen) Familiennamen des Buddha der laufenden Weltperiode.

***) In die Stelle von dscha-mtso (rgja-mtso), d. h. Meer, Ocean (denn der Betreffende ist ein Ocean religiöser Beredsamkeit), setzen die Mongolen das gleichbedeutende dalai (ihrer Sprache, also sagen sie (und nach ihnen auch die Europäer) Dalai-Lama. Bantschen heißt großer Lehrer. Man bezeichnet diesen Rang noch mit anderen Titeln, die wir hier übergehen.

Digitized by Google

daher auch allemal in den Vorgrund tritt. Ihr Verhältniß bleibt daher analog dem zwischen Tibets Bekehrer und seinem Lehrer. Dagegen besteht ein feindliches Verhältniß zwischen den Gelben und der immer noch ihr Dasein fristenden rothen Partei.

Beide Päpste schicken alljährlich Erzeugnisse Tibets an den kaiserlichen Hof; man kann diese Sendungen nicht eigentlich Tribut nennen, denn sie bekommen sehr werthvolle Gegengeschenke.

Die Entdeckung des Individuums, man kann sagen, des Körpers, in welchem ein Papst oder anderer geistlicher Oberhirt — denn auch was wir oben Erzbischöfe genannt, wechselt beständig die Behausung seiner Seelen — wieder geboren werden soll, blieb lange das Amt gewisser privilegirten Seher; da aber diese Herren öfter Griffe thaten, die der chinesischen Politik vor den Kopf stießen, so erlaubte sich endlich Kaiser Kian-lung eine Veränderung dieser Art Wahlgesetz. Er schickte im Jahre 1792 einen goldenen Lootstopf nach Tibet und verordnete, daß man die Wiedergeburten inskünftige nach dem Loose wählen solle. So oft seitdem eine der Wiedergeburt fähige Person gestorben ist, muß man in das jenen Lootstopf bewahrende Kloster die Namen aller Kinder männlichen Geschlechts einsenden, welche gleich nach dem Verscheiden des hohen Klerikers geboren sind. Alle Namen werden auf Papierstreifen geschrieben und in die Urne geworfen; dann liest man aus den heiligen Büchern, und endlich loost man. Das erste gezogene Loos entscheidet. Bei der Ceremonie muß immer einer der Päpste und müssen beide weltliche Regenten von Tibet zugegen sein. Dieses Verfahren suspendirte man jedoch bei der Wahl des siebenten Dschamsso (1808), welchen das Volk als echte Wiedergeburt erkannt hatte: Kaiser Kia-king, dem die weltlichen Regenten hierüber berichteten, gestattete, daß mit Jenem eine Ausnahme gemacht würde.

Wir erlauben uns zum Schlusse die Berichtigung eines Irrthums, der immer wieder aufgefrischt wird. So heißt es z. B. in einem bekannten Lehrbuche der Geographie: „Der Kaiser von China sei in seiner persönlichen Eigenschaft als Mandschu dem Buddhismus ergeben.“ Er ist dies aber gerade darum nicht, weil er Mandschu ist. Buddhisten (und zwar im Sinne der tibetanischen Hierarchie) sind die Mongolen; was die Mandschus betrifft, so haben diese den mit Beschwörungen verbundenen Geisterglauben ihrer Vorfahren (Schamanismus) unter sich bewahrt, und diesem hängt auch ihr Kaiser noch persönlich an, während er offiziell (als Kaiser) das Oberhaupt der alten chinesischen Reichsreligion ist, die ebenfalls mit dem Buddhismus nichts zu thun hat. Daß der Geisterglaube aus Tungusien, sofern er am Hofe zu Peking teilzeptanz wird, auch einige verklärte Intelligenzen des Buddhismus unter seine Geister (Dunggo) aufgenommen, ist als bloße Handlung der Politik zu betrachten: er ist damit der buddhistischen Lehre um kein Jota näher gekommen. S.

Mannigfaltiges.

— Auslands-Literatur im „Dresdener Album“. Das reichhaltige, literarische Erinnerungsbuch, welches Fräulein Elfriede von Mühlenfels unter dem Titel „Dresdener Album“ zur Unterstützung der durch die vorjährigen Ueberschwemmungen am Rhein und an der Weichsel verunglückten Familien, sowie zum Besten der Dresdener „Tiedge-Stiftung“, herausgegeben, ist bereits in weiten Kreisen bekannt. Es bringt einige bisher ungedruckte Reliquien der berühmtesten deutschen Dichter und Schriftsteller und zahlreiche neue Beiträge der geschätztesten, poetischen Zeitgenossen, unter welchen sich auch gekrönte Häupter, die Könige Ludwig und Max von Bayern, König Johann von Sachsen und dessen Schwester, Prinzessin Amalie, befinden. Aber auch das Ausland, und zwar auf den mannigfaltigsten Gebieten, ist darin vertreten. In ihrer poetischen Widmung des „Albums“ an Ihre Majestät die Königin von Preußen sagt die Herausgeberin:

„Auch von des Orients blühenden Gestaden
Sind hohe Weiheinstsprüche mir verehrt,
Und Indiens Dichter hab' ich eingeladen,
Und China selbst hat Blüthen mir beschert,
Auch Zaubermärchen habe ich gewonnen
Aus Dichterträumen, sinnreich ausgesponnen.“

Und nicht blos der Orient, nicht blos Indien und China, auch der Occident hat der sinnigen Herausgeberin manche wohlduftende Blüthen gesandt. Es finden sich hier aus dem europäischen Auslande: Dichtungen aus Portugal, Spanien, dem Baskenlande, der Bretagne, Italien, Flandern, Holland, Schottland, Dänemark, Schweden, Finnland, Livland, Rußland, Polen und der Walachei. Selbst das alte Griechenland und Rom, das Hebräische und das Sanskrit haben Beiträge geliefert, die das Album sämmtlich in den Originalsprachen und mit deutschen Uebersetzungen mittheilt. Das Chinesische (Original-Charaktere mit untergelegter Aussprache) hat Schott, das Sanskritamische Bopp, Griechisches Gottfr. Herrmann, Lateinisches Direktor Rank, Koptisches Brugsch, Arabisches Tholuck, Chaldäisches und Hebräisches Oberrabbiner Frankel übersetzt. Vom Etatsrath Rask in Kopenhagen werden zwei Strophen aus einem altnordischen Gedichte mitgetheilt, das der Isländer Thorhall Weidemann im Jahre 1007 an der Furdurstrand auf Kialarnes im Weinland (im jetzigen Massachusetts in den Vereinigten Staaten) gerichtet. Dieses Gedicht, die älteste poetische Apostrophe an die neue Welt, ist indessen nichts weniger als schmeichelhafte für Amerika. Die Leute zuhause, meint der alte Nordlandsbarner, hätten ihm gesagt, er werde in dem fernen Lande Wein die Hülle und Fülle finden, aber statt dessen müsse er von seinem eigenen Wasservorrath hergeben, und Wein sei nicht über seine Lippen gekommen. Darum wolle er lieber zurückkehren auf die breiten Wege der Heimat und die tapferen Nordländer auf dem ihnen so lieb gewordenen Furdurstrande allein ihre Wallfische sieden lassen. — Es ist, als ob man einen ausgewanderten Amerikamüden hörte, der sich zurück nach den Fleischtöpfen der deutschen Heimat sehnt.

— Der Eskimo als erotischer Poet. Die von der üppigen Natur umgebenen Bewohner Süd-Asiens kleiden ihre Liebes-Ergüsse nicht selten in Bilder, die für unseren Geschmack an das Schwülstige gränzen. Vor solchem Exzesse bewahrt den Bewohner der Eis-Region die vergleichungsweise bittere Armuth der ihn umgebenden Natur: diese liefert ihm wenige und einfache Bilder, von denen er sinnigen Gebrauch macht, und so bietet in seinen Schilderungen die Wahrheit und Klarheit öfter Ersatz für fehlende Ueberschwänglichkeit. Er singt z. B. „Du bist schön, o Geliebte, wie die Ebebe, wenn sie im Frühling junge Blätter treibt — Deine Haut schimmert wie der Schnee des Berges Najarsaat — Deine Finger sind weiß wie die Zähne der Hindin — Dein Lächeln ist lieblich wie das schmelzende Eis.“ — Daß die weißen Finger des Mädchens nicht mit ihren eigenen Zähnen verglichen und diese überhaupt umgangen werden, könnte etwas verdächtig sein; aber die letzte Vergleichung erinnert an das beseligende Erwachen der Natur, dessen Vorbote schmelzende Eismassen; wir empfangen hier nicht unmittelbar ein Bild, es schimmert nur freundlich aus dem Hintergrunde. Können die Cypressenleiber, die perzyerstrichenen Netze nachtschwarzen Haares, die Lobespsalle versendenden Gazellen-Augen u. s. w. der Schönen in morgenländischen Dichtern noch tiefere Wirkung haben?

— Die Einfuhr aus Deutschland in die Vereinigten Staaten im Finanz-Jahre 1854—55. Aus den Zollvereins-Staaten wurden in dieser Zeit für 12,885,530 Doll. (nahe an 20 Millionen Thlr.) Waaren eingeführt, von denen 7,024,562 Doll. auf Preußen kamen, 2,710,591 Doll. auf Sachsen (Königreich), 823,493 Doll. auf Bayern, 194,403 Doll. auf Württemberg, 278,092 Doll. auf Baden und 396,418 Doll. auf Hessen. Von dieser Waarenmasse gingen für 5,324,871 Doll. über Bremen, für 2,842,826 Doll. über England, für 2,637,747 Doll. über Frankreich, für 1,156,950 Doll. über Belgien, für 165,673 Doll. über Holland, für 704,159 Doll. über Hamburg ein. Diese Zahlen zeigen, daß die nichtdeutschen Häfen den größeren Theil des Exports deutscher Waaren nach den Vereinigten Staaten an sich gezogen haben, und daß die Ausfuhr derselben über England, trotz der auf diesen Wege unumgänglichen doppelten Verladung, nur um die Hälfte hinter dem Export Bremens nach den Vereinigten Staaten zurückbleibt.

Aus der Schweiz wurden in dem Finanzjahre 1854—55 in die Vereinigten Staaten für 7,778,132 Doll. Waaren eingeführt, von welchen für 3,791,004 Doll. über Frankreich, für 3,405,266 Doll. über England und für 569,168 Doll. über Bremen anlangten. Die Schweiz mit ihren 2,500,000 Einwohnern führte also nur um c. 40 Prozent weniger Waarenwerth nach den Vereinigten Staaten aus, als der gesammte Zollverein mit nahe an 30 Millionen Seelen. Die Ausfuhr-Produkte der Schweiz bestanden indessen fast ausschließlich aus Seiden-Waaren im Werth von 4,384,593 Doll. und aus Uhren, von denen für 2,573,476 Doll. in die Vereinigten Staaten eingeführt wurden. Beides sind Waaren, die mehr ins Geld fallen, als die aus den Zollvereins-Staaten exportirten, die größtentheils aus wollenen (fast für sechsthalb Millionen Doll.), leinenen Waaren (für mehr als zwei Millionen Doll.) und baumwollenen Waaren (für anderthalb Millionen Doll.) bestanden. (N.-Z. „Neue Zeit“.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 10, und beim Buchhändler Neumann, Niederwallstr. Nr. 11), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 45. Berlin, Sonnabend den 12. April 1856.

Türkei.

Die Christen im Orient.*)

Der bevorstehende Friede legt den großen Nationen Europa's die Pflicht auf, die bürgerliche Existenz der türkisch-christlichen Bevölkerung zu sichern und zu schützen. Wir haben die Fragen der sozialen Gerechtigkeit und der Humanität niemals für Gemeinplätze angesehen; und, Dank den kriegerischen Erfolgen des Westens und der Weisheit aller Höfe, sind gegenwärtig die Angelegenheiten der Christen durch scharf abgegrenzte Bestimmungen zu regeln und ihre Rechte durch erleuchtete Staaten auf die Länge hinaus zu verbürgen. Die den Rajas verheißenen Freiheiten sind für die Dauer des Friedens und für die fernere Ruhe des osmanischen Reiches nicht minder wichtig, als die freie Donauschifffahrt. Hier hat die Kraft der Civilisation die Probe zu bestehen, ob sie fähig sei, den Vorurtheilen der Nationalität und des Kultus die Wage zu halten und die Türkei dem europäischen Völkerrechte näher zu bringen. In dieser Beziehung fallen die christliche Philanthropie und die Politik zusammen.

Der Name Griechenland, der während der beiden konstitutionellen Monarchieen Frankreichs einen so populären Klang hatte, erschien in jüngster Zeit fast mißliebig und verdächtig. Diese sittliche und kriegerische Wiedergeburt eines Volkes, diese Lehre, die der Heldenmuth der Welt gab, der von 1821 bis 1830 so viele Herzen schlugen, so viele öffentliche Gaben, milde Werke, edle Opfer gebracht wurden, schien für immer in die Rumpelkammer des parlamentarischen Regimes geworfen. Wer denkt heute noch an Bozzaris, Kanaris, an die Matrosen von Hydra und die Freiwilligen von Morea? Vergessen sind sogar die schaudervollen Metzeleien und der Verkauf ganzer christlicher Bevölkerungen, die in Europa so viel Zorn und Mitleid erweckten. Was unsere Väter oder uns selbst so wahr und lebhaft bewegte, erscheint heutzutage den meisten Personen als leere Declamation und falsche Politik. Man ist von all dem zurückgekommen, und selbst neben dem großen Interesse, durch ein nachbrüchliches, vorbeugendes Einschreiten, dem Umsichgreifen des Nordens Halt zu gebieten, erklärte man noch ganz neulich die europäische Sympathie für die Griechen von Morea und den Inseln im Jahre 1825 für ein Vorurtheil, die Intervention zu ihren Gunsten für einen diplomatischen Fehler und ihre Emancipation für einen von Dichtern ausgeschmückten Irrthum.

In der That, der Meinungs-Umschwung war so seltsam an sich, wie besonders durch die Organe, die ihn verkündeten. Wenn ein Volk, wenn ein ganzes Geschlecht seine Grundsätze und seine Sprache wechselt in seinen eigenen Angelegenheiten und in dem, was ihm selbst angemessen erscheint, folgt daraus, daß die Wahrheit selbst in der Vergangenheit eine andere Gestalt annehmen muß, daß die Thatsachen sich daselbst nicht mehr das sind, was sie gewesen, daß es gezwungen sei, farbenhin zu tadeln, wo es nicht mehr fühlt?

Ein berühmter Schriftsteller, dessen Dichtungen unsterblich bleiben werden, äußert sich in diesem Betracht auf eine Weise, daß es, gerade im Namen der Bewunderung seines Talents, sehr recht erscheint, Einspruch zu erheben. „Es gab eine Zeit“, sagt Herr v. Lamartine — in der Vorrede zu seiner „Geschichte der Türkei“ — „wo zwei Dichter, Chateaubriand in Frankreich und Lord Byron in England, im Namen der fabelhaften Götter gegen die Osmanen einen jener Meinungs-Kreuzzüge predigten, wie man sie ehemals im Namen des evangelischen Gottes gepredigt hatte. Die Publizisten schaffen die Meinung; die Dichter die Begeisterung. Die poetische Begeisterung, den Staatsmännern zum Trotz, emanzipirte Griechenland.“ — „Europa beging damals den Fehler, Griechenland zu zerstückeln.“ — „Wir selbst“, sagt er an einer anderen Stelle, wo er das Knathern über die unpolitischen Täuschungen des Jahres 1825 ausspricht und sich in aller Demuth von dem gerügten Irrthum nicht ausnimmt, „wir selbst, damals jung und in den orientalischen Angelegenheiten unerfahren, weder mit den Gesetzen, noch mit den Menschen bekannt, waren, aus Bewunderung der muthigen Griechen, ungerecht gegen die Osmanen. Wir täuschten uns mit der Welt.“

Ist Herr v. Lamartine heute gewiß, daß er sich damals täuschte? Mußte ihm nicht, im Gegentheil, die frühere Einhelligkeit, an die er erinnert, die jetzige Abweichung einigermaßen verdächtigen? Die Meinung der Jugend ist nicht immer irrig, wie er zu glauben scheint; sie ist oft wahr und gerecht, gerade weil sie großherzig ist. Und dann waren es nicht blos, wie es jetzt heißt, die Jünglinge und zwei Dichter, die an der Sache der Griechen ernstliches Interesse nahmen; es war das constitutionelle, das liberale und aufgeklärte Frankreich; es waren hochgestellte Männer aller politischen Farben, einige sogar, die sich durch große Erfahrung in den orientalischen Angelegenheiten auszeichneten.

Traun, als General Sebastiani, ein so politischer Kopf und so gemäßigter Oppositionsmann, französischer Gesandter zu Konstantinopel 1807, im Jahre 1822 den Vorsitz eines philhellenischen Comités zu Paris annahm und den französischen und ausländischen Offizieren, die sich für den Dienst in Griechenland einzeichnen ließen, zuvorkommend seine Salons öffnete, da handelte es sich in seinen Augen um etwas Anderes, als um einen mythologischen Kreuzzug. Und das edelherzige Wort, das Herr Lainé — ein Name, der Herrn v. Lamartine so theuer ist — gegen die blutige Sklaverei und den ungestraften Handel mit christlich-griechischen Gefangenen von der Rednerbühne herab sprach, war wohl etwas Besseres, als poetische Phrasen; es war die Berufung auf das Völkerrecht und die Humanität aus einem redegewaltigen Munde. Und wenn in der Folge der großherzige Genfer Eynard, dann Casimir Perrier, Benjamin und Franz Delessert, Terrasur, wenn namhafte Banquiers, reiche Industrielle sich an die Spitze stellten, um Gaben und Vorschüsse für einen so gefahrvollen Krieg zu sammeln: so mußte dieser Krieg wohl als sehr nothwendig oder als sehr gerecht erscheinen.

Die beiden von Lamartine bezeichneten Dichter waren nur das Echo der öffentlichen Stimme: sie gaben ihr einen helleren Klang, sie schufen sie nicht. Chateaubriand, anfangs durch persönliche Rücksichten abgehalten, trat erst spät in diese Bewegung, die er gut hieß. Byron's Einfluß war damals allerdings sehr groß; er bezahlte edel mit seinem Beispiel: er schrieb nicht blos Aufrufe und Verse zu Gunsten Griechenlands, er warf sein Vermögen und sein Leben in diesen Krieg; die Belagerung Missolunghi's, wo der große englische Dichter ein so frühzeitiges Grab fand, die Schauer der Bewunderung, die Europa bei den Wechselfällen dieser Belagerung von einem Ende bis zum andern durchzitterten: sie leben noch in unserer Erinnerung.

Aber das Alles war schön, wurde lebhaft empfunden, weil es dem Ruf des öffentlichen Gewissens, weil es dem Mitgefühl, dieser natürlichen Pflicht des Menschen, entsprach. Alles das war schön, nicht weil es zwei Dichter sagten oder als Echo wiederholten, sondern weil die Türken von damals das Eroberungsrecht entsetzlich mißbrauchten. Vergißt Herr v. Lamartine die schaudervolle Schlächterei von Scio, den Verkauf von vierzigtausend christlichen Sklaven und die vorangegangene Ermürgung des Patriarchen und eines Theils des griechischen Klerus? Nie war ein Aufstand gerechter, als der in Morea. Nie haben Eroberer die Unterdrückung so grausam gehandhabt, wie die Türken. Europa durfte diesen Menschenopfern nicht länger mit kaltem Blute zusehen. Die Staatsmänner waren so geduldig und langsam, wie man es nur wünschen konnte. Im Grunde schlug sich die Politik erst dann ins Mittel, einen Theil Griechenlands zu erhalten, als es unmöglich war, es anders zu machen. Ein englischer Minister bezeichnete das Treffen von Navarin als einen verdrießlichen Zwischenfall. Das mag sein; allein trotz der Eifersucht, welche die steigende Thätigkeit des kleinen griechischen Handels einigen spießbürgerlichen Spekulanten des Innern griechischen Handels einigen spießbürgerlichen Spekulanten des kleinen griechischen Handels einigen spießbürgerlichen Spekulanten des Innern griechischen Handels einigen spießbürgerlichen Spekulanten des kleinen griechischen Handels einigen spießbürgerlichen Spekulanten des Innern griechischen Handels einigen spießbürgerlichen Spekulanten des kleinen griechischen Handels einigen spießbürgerlichen Spekulanten des Innern griechischen Handels einigen spießbürgerlichen Spekulanten des kleinen griechischen Handels einigen spießbürgerlichen Spekulanten der City von London einflößte, mußte Morea gegen einen neuen verwüstenden Barbaren-Einfall gedeckt werden, und daher erfolgte die Schlacht von Navarin.

Wenn nun Europa's Schutz eine oder zwei Millionen Griechen gerettet, wenn er die Türkei selbst gezwungen hat, die Barbarei ihrer Eroberungstraditionen in Etwas zu mildern, einige nützliche Reformen

*) Nach Billemain in der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

zu versuchen, die Metzeleien nicht mehr als herkömmliche Regiermittel zu verwenden — ist das ein so ärgerlicher Irrthum! Ist die Abtrennung Griechenlands, als ungerechter, verhängnißvoller Akt, ein Grund des Vorwurfs für Europa? Ihr mögt heute die Dinge ans welchem Gesichtspunkte auch betrachten, so werdet Ihr finden, daß das osmanische Reich damals nur verlor, was es nicht behalten konnte. Warum leistet Ihr ihm nicht öffentliche Abbitte für Algerien, das Glied, das Ihr seinem Leibe unter der weitem minder dringender Nothwendigkeit abgerissen habt? Denn hier galt es nicht, Christen, die sich von der abgenutzten Kette nicht mehr halten ließen, todt zu schlagen, um dem Lande, den Türken zum Frommen, Ruhe zu schaffen. Hier waren beide, Unterthanen und Gebieter, Muhammedaner. Und doch, als die Zeit des Bruches gekommen war und die Franzosen ihn kühn vollbrachten, da wußte das politische Europa es sich gefallen lassen, ohne noch die letzte Folge desselben gesehen zu haben.

Laßt uns denn, mitten in unseren sozialen Wechselfällen, nicht so schnell fertig sein, zu tadeln, ich will nicht sagen, die Weisheit unserer Väter, sondern die ersten und mitunter guten Regungen unserer Jugend, ja, sogar unseres reiferen Alters.

Im Grunde rührte die Emancipation Griechenlands sammt den hülfebringenden Unterzeichnungen und Flotten Frankreichs aus derselben Meinungsbewegung her, die für uns selbst repräsentative Verfassung, gerechte Gesetze verlangte und die durch ihre lautgewordene Stimme die Unabhängigkeit Belgiens und die constitutionelle Freiheit Piemonts vorbereitete. Nun verband sich noch in Griechenland damit der Aufschwung verzweifelnden Muthes von innen und ein nie dagewesener Enthusiasmus der Humanität von außen. Keine bloße Verbesserung des gesetzlichen Zustandes, keine politische Reform, sondern das Leben von Hunderttausenden menschlicher Wesen, die eine viehisch dumme Raserei blutgierig anfiel — das stand hier auf dem Spiele. Hier galt es, entweder den europäischen Griechenstamm der Vernichtung preisgeben, oder, wie geschehen ist, einschreiten. Darum war das Selbstopfer eines Byron und anderer muthigen Fremdlinge eine große, eine gute Handlung; General Fabvier, der Retter der Citadelle Athens, gab das bewundernswürdigste Beispiel und verdiente den Dank, den die griechische Nation seinem Gedächtnisse und seiner edlen Wittwe jetzt weiht; der Zug des Generals Maison zu Lande und der des Admirals Rigny zur See waren zwei Thaten, die Frankreich ewig ehren werden.

Ja, müßte auch in einer mehr oder weniger dunklen und fernen Zeit aus dem Gegenschlag jener Völker befreienden Thaten irgend welche Chance für einen dem Orient feindlichen und dem Westen mit Recht verdächtigen Ehrgeiz hervorgehen — selbst dann würden wir jene Thaten als gut und gerecht preisen, mit dem Vorbehalt, daß die Folgen derselben zu überwachen sind. Die Gerechtheit der beiden Racen war auf dem Punkte angelangt, daß die Pforte, bei der blutdürstigen Dummheit des türkischen Regiments im Jahre 1825, Attika und Morea nicht länger besitzen konnte; höchstens konnte sie daraus zwei Wüsten mehr in dem wirren, zerfetzten Reiche machen. Die Gebietsbeschränkung, die ihm auferlegt wurde, und der bald darauf erfolgte Verlust Algeriens wurden vielmehr eine nützliche Warnung für den Rest von Lebenskraft, der noch der türkischen Herrschaft geblieben war. Und in der That, diese in Europa eingebrungene Macht, die dessen Sitten sich nicht angeeignet, keinen einzigen Theil ihrer christlichen Unterthanen sich organisch einverleibt, durch keinen Zuwachs an Kraft und Größe gewonnen hatte, deren eigenes Blut gerade auf dem eroberten Boden verkümmert war — diese Macht hat seitdem wenigstens den Versuch angestellt, einige Reformen einzuführen, und hat zugleich ihre Grausamkeit gemildert und ihr Militairwesen befestigt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Bank- und Kreditwesen in Frankreich.

(Schluß.)

Trotz der gesunden und geregelten Thätigkeit des Handels und der Industrie in eigentlichem Sinne, war der Kreditzustand im Jahre 1855 unstreitig weniger befriedigend, als in den vorhergegangenen Jahren. Der gute Zustand des Kredits beruht auf der Reichlichkeit der Kapitalien, die sich der reproduzirenden Thätigkeit darbieten, um theils das flüssige Kapital der Industrie und des Handels, theils das feste Kapital, worauf sich die Macht der Produktionskräfte gründet, zu vermehren. Da die Industrie dahin strebt, den Bedürfnissen des Verbrauchs stets einen Schritt voraus zu sein, so muß sie, um zu gedeihen, ihre Mittel der Production und die Summe ihrer Produkte, ihr festes, wie ihr flüssiges Kapital, fortwährend zu vermehren suchen. Absolut bedingt wird die Entwickelung und das Gedeihen des Handels und der Industrie von der fortwährenden Bildung neuer Kapitalien und deren unmittelbaren Verwendung auf reproduzirendes Schaffen, von der richtigen und klugen Vertheilung unter die Anlagen auf kurze Frist, welche die Evolutionen der flüssigen Fonds unterstützen, und die festen Anlagen, welche die Macht der produzirenden Kräfte steigern. Die neuen Kapitalien bilden sich überdies nur durch Anhäufung der Ersparnisse, die der Gewinn abwirft. Betrachtet man nun die Wirksamkeit dieser verschiedenen staatswirthschaftlichen Gesetze im Laufe des letzten Jahres, so zeigt sie sich offenbar minder glücklich, als in ihr vorangegangenen Jahren. Der hohe Preis der Nahrungsmittel, wenn er den normalen um fünfzig bis sechzig Prozent übersteigt, ist als einer der schwersten Hindernisse für den Anwachs der Kapitalien anzusehen. Und unbezweifelt hat die Theurung der Lebensmittel seit zwei Jahren sehr nachtheilig auf den Gewinn der Industrie eingewirkt, so daß die Bildung eines neuen Kapitals nicht zu ihrem naturgemäßen Umfang gelangen konnte. Wir kommen nun zu der Verwendung dieses neuen Kapitals. Hier stoßen wir auf den Krieg, der in Frankreich wie in England durch Auflagen und Anleihen den größten Theil desselben verschlungen hat. Nun aber ist das vom Kriege verzehrte Kapital ein verlorenes; es hat nur einmal gedient und ist der Reproduction auf immer entzogen. Die Summe, auf welche Industrie und Handel zu rechnen hatten, um ihr festes und flüssiges Kapital zu vermehren, ohnehin durch die Verminderung des Gewinns und der Ersparnisse geschmälert, wurde noch ernstlicher durch die Kosten des Krieges angegriffen. Ist aber, was noch an verfügbarem Kapital zum Gebrauche übrig geblieben, unter die oben bemerkten zwei verschiedenen Anlegungsweisen vertheilt worden? Wir würden es nicht wagen, diese Frage, mindestens in Bezug auf Frankreich, zu bejahen. In den Epochen, wo das Kapital selten ist, besteht eine natürliche Konkurrenz zwischen den zwei Ordnungen der Anlegung, die sich die für beide unzulänglichen Kapitalien streitig machen. Die großen Unternehmungen, die in Frankreich seit drei Jahren durch den kommanditären Kredit ins Leben gerufen worden, hatten nicht geglaubt, Ereignissen, die jene Konkurrenz erwecken könnten, besonders einem Ereigniß, wie dem Kriege, Rechnung tragen zu müssen. Die Aussichten dieser Unternehmungen hatten die damals reichen Kapitalien des kommerziellen Kredits an sich gezogen; allein die Einziehung der Fonds, die zur Vollendung der Arbeiten dieser Unternehmungen nöthig waren, drückte schwer auf diese Klasse von Kapitalien und verminderte um so viel diejenigen, die dem kommerziellen Kredit als Umlaufsfonds zur Verfügung geblieben waren. Unterfacht man also die Lage des Kapitalsiemarktes im Jahre 1855, so wird man finden, daß der Antheil, der auf den kommerziellen Kredit hätte kommen sollen, stark reduzirt war. Die Gewalt der Dinge erzwang demnach die Steigerung des Miethlohns der Kapitalien, d. h. eine Erhöhung des Zinsfußes, wenn auch der übermäßige Geld-Export von den Banken wäre unberücksichtigt geblieben.

Ist die Erhöhung des Zinsfußes unter solchen Umständen dem Handel nachtheilig, wie es die Systemdenschen mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit behaupten? Gerade das Gegentheil! Sie ist in solcher Lage das einzige wirksame Mittel zur Hebung des kommerziellen Kredits. Es ist mit dem Kredit, wie mit Allem, was gekauft und verkauft wird: es hat seinen naturgemäßen Preis, und man thut dem Handel einen äußerst schlechten Dienst, wenn man die natürlichen Preise fälscht. Wenn die Banken ihren Einfluß gebrauchten, den Kredit tief unter seinem natürlichen Preise zu erhalten, so würden sie es zuvörderst nicht lange im Stande sein, und dann würden sie in die Geschäfte Keime der Unordnung werfen, die zuletzt nicht nur gegen sie selbst, sondern gegen den ganzen Handel, den sie über dessen wahre Hülfsquellen getäuscht hätten, zum Verderben ausschlagen müßten. Wenn die Kapitalien mehr verlangt, als angeboten werden, dann muß der Kredit im Preise steigen. Die Theurung des Kredits ist das rascheste und sicherste Mittel, die Verwendung desselben auf die nützlichsten Geschäfte zu konzentriren; sie verhindert die Verschleuderung der Kapitalien, die sie von Unternehmungen ablenkt, die auf Gefahr und Kosten der Gegenwart eine ferne und zweifelhafte Zukunft verfolgen; sie führt sie zu der gegenwärtigen, der Gesellschaft vortheilhaftesten Verwendung zurück, zu der Thätigkeit der Umlaufsfonds in Handel und Industrie; sie hilft mit neue Kapitalien bilden, die nur aus den angehäuften Ersparnissen von dem Gewinn solider Geschäfte hervorgehen können, und bereitet so die Rückkehr des Ueberflusses und der Wohlfeilheit vor. Wer, die Wirkungen mit den Ursachen verwechselnd, zur Zeit der Seltenheit der Kapitalien die Banken für die Erhöhung des Diskontos verantwortlich macht, gleicht dem unwissenden Hausen, der zur Zeit des Mangels sich gegen die Getraidehändler ereifert und sie, welche die allgemeine Verprovisionirung sichern, mit dem beschimpfendsten Beinamen der Kornwucherer verfolgt.

Der logische Schluß aus diesen Betrachtungen ist, daß, unter dem zweifachen Gesichtspunkte der Geld- und der Kreditlage, die von der französischen Bank im Monat Oktober entschiedene Erhöhung des Diskontos eine mehr präservative als restriktive Maßregel war. Das Wort Restriction ist unter diesen Umständen barbarus unpassend,

Digitized by Google

und um sich davon zu überzeugen, braucht man nur das Benehmen der Bank gegen den Handel seit jener Epoche zu beobachten. Indem sie durch die Steigerung des Zinsfußes ihre klingende Baarschaft gegen die gedenkziehenden Operationen des Wechselgeschäfts und den Handelskredit dadurch schützte, daß sie für ihn die Hauptbülfsquellen der verfügbaren Kapitalien zusammenhielt, verfolgte die Bank ein doppeltes Ziel. Einerseits ließ sie es sich eifrigst angelegen sein, ihre Baarschaft wieder in gehörigen Stand zu setzen, um die Valuten in edlen Metallen, zum etwaigen Bedarf für den Export, dem Handel zur Verfügung bereit zu halten. Zu diesem Behufe machte sie Ankäufe an geprägten Stücken, die sich am 31. Januar a. c. auf 298 Millionen beliefen und ihr für das Verwaltungsjahr 1855 3,920,000 Francs gekostet hatten. Dank diesen Ankäufen, war sie im Stande, der Regierung und dem Handel in zehn Monaten 534 Millionen an klingender Münze zu liefern, ohne ihren Reservefonds zu erschöpfen, der am 29. März 1855 die Höhe von 451 Millionen hielt und noch am 14. Februar c. 215 Millionen betrug. Andererseits entsprach sie allen Anforderungen des kommerziellen Kredits mit einer Liberalität, wovon die Ziffer ihrer Diskontirungen Zeugniß giebt. In dem einzigen Monat Dezember 1855 wiesen ihre Diskontirungen, die in demselben Monat des vorhergegangenen Jahres nur 343 Millionen betragen, 513 Millionen nach. Will man das Restriction des Kredits nennen? — Nur zwei Maßregeln der Bank könnten den Anschein der Restriction bieten: die Reduction der Vorschüsse auf deponirte Effekten und die Reduction der Verfallzeit auf ein Maximum von fünfundsiebzig Tagen. Was nun die erstere betrifft, so dürfte sich der kommerzielle Kredit am wenigsten darüber zu beklagen haben; denn gerade ihm einen beträchtlichen Theil der Bankhülfsquellen zuzuwenden, war dieser Maßregel Ziel und Wirkung. Die letztere, durch das Gesetz, das dem Zinsfuß nicht gestattet, sich in seiner natürlichen Elastizität auszudehnen, nothwendig geworden, konnte allerdings in gewissen Fällen, aber doch nur in schwachem Grade, unbequem sein; denn die Durchschnittsfrist der der Bank, namentlich ihren Filialen, zur Diskontirung präsentirten Effekten betrug im verflossenen Jahre höchstens zweiunddreißig Tage. Und so dürfte demnach diese Maßregel kein anderes Resultat gehabt haben, als dasjenige, das die Bank hauptsächlich im Auge hatte: das Umlaufspapier abzuhalten, das nur zu dem Zwecke geschaffen werden könnte, durch Wechsel-Operationen der Bank das Gold aus dem Kasten zu locken. Diesen Maßregeln gerade hat der kommerzielle Kredit also Dauer, Regelmäßigkeit und eine Ausdehnung zu verdanken, wie sie der Entwickelung der Handels-Operationen angemessen ist. Das sind die wesentlichen Thesen, die der Handel von den Banken verlangt und die er mit Recht zu fordern hat; neben diesen haben die Variationen des Zinsfußes nur ein untergeordnetes Gewicht. Die soliden Kaufleute und Industriellen wissen es übrigens so gut, wie die Staats-Oekonomen, daß diese Variationen aus dem allgemeinen Stand des Kredits hervorgehen, und daß die gemäß derselben festgesetzten Bedingungen ihrer Diskontirungen der thätigen Production die vorhandenen Hülfsquellen des Kredits sichern und sie selbst abholten, sich in unzeitige und gefährliche Spekulationen zu verlaufen. Sie wissen endlich, daß, wenn die zeitweilige Zinserhöhung allerdings ihren Gewinn herabdrückt, sie die Last mittragen, die eine schlechte Aerndte und die Folgen eines noch zu gerechten und ruhmvollen Krieges den Nationen überhaupt auflegen.

Unter den vielen Auskunftsmitteln, welche die Kritik der hier besprochenen Maßregeln der Bank vorgeschlagen, um aus diesem beengenden Zustande — der leider noch dauert und schwerlich, wie es sich Mancher einbildet, unmittelbar nach dem jetzigen Friedensschluß aufhören wird — herauszukommen, heben wir nur das Eine hervor, das an sich den Prinzipien und der Oekonomie des Kredits allerdings nicht zuwider ist, das aber keinesfalls als wirksames Präservativ gegen die Geld- und Handelskrisen sich erweisen dürfte; das Auskunftsmittel heißt: Vermehrung und beständige Verfügbarkeit des Bankkapitals. Wir begreifen, daß die Freibankler für die Bank-Anstalten beträchtliche Kapitalien in Anspruch nehmen; denn unter dem Regime der freien Konkurrenz ist die Größe des Baarbestandes eine der sichersten Bürgschaften, welche die Banken dem Vertrauen des Publikums bieten könnten. So ist es aber nicht, wie wir gesehen, in einem Lande, wo eine einzige und bevorrechtete Bank waltet; sie bedarf keines großen Kapitals, weder als Operationsmittel, noch als Bürgschaft, da sie mit keinem Konkurrenten um das öffentliche Vertrauen zu ringen hat. Um mit sich selbst übereinzustimmen, müßten diejenigen, die eine Kapital-Vermehrung der französischen Bank verlangen, folgerecht deren Privilegium bekämpfen und die Freiheit der Bank-Anstalten fordern. Angenommen indessen, das vermehrte Bankkapital erreichte die Höhe von dreihundert Millionen, so sehen wir nicht ein, wie das einer Geld- oder Handelskrisis begegnen könnte. Was soll man mit dem Kapital anfangen? Es unter der Form von geprägten Stücken aufverwahren — denn so lautete der Vorschlag — es wie einen Schatz vergraben, es der produktiven Verwendung der Industrie entziehen — das wäre ein wahrer Akt der Menschenscheu, der von den Fortschritten des Kredits, die ja eben die Bank-Institution hervorgerufen haben, verworfen wird. Ueberdies würde diese kostspielige Schatzkule keine einzige Gefahr beschwören. In Zeiten des Ueberflusses an Gold würde die Circulation ihre Ueberschüsse in die Kassen der Bank ausschütten, und diese hätte dann ebenso viel edles Metall in ihren Kellern wie Noten im Umlauf; einer der größten Vortheile der Banknote, die Oekonomie des Metallkapitals, wäre dann aufgegeben, ohne dafür in den Tagen des Mangels und der Krisis Ersatz zu bieten; denn alsdann müßte das Kapital, auch wenn es auf dreihundert Millionen gesteigert würde, dennoch angegriffen werden, da wir es ja erlebt haben, daß der Metall-Export in zehn Monaten 534 Millionen den Reserven entführt hat. In dem Augenblick aber, wo an das Kapital Hand gelegt würde, träte die Krisis ein, und die Bank müßte, um es zu decken und wieder in Stand zu setzen, genau dieselben Vorsichtsmittel anwenden, die jetzt angewendet werden.

Die Verwahrung des Baarkapitals würde demnach, selbst in den seltenen Kreditkrisen, nicht für den Verlust eines so beträchtlichen Kapitals entschädigen, das man in den glücklichen Jahren vergraben und zur Unfruchtbarkeit verdammt hätte. Angenommen, dieses Kapital, in Fluß gebracht, bliebe in Zeiten der Krisis ohnmächtig, so wäre diese Ohnmacht genau dieselbe, wie die des vorhandenen, in Renten angelegten Kapitals. Man kann nicht sagen, daß die Bank außer Stande sei, mit ihren gegenwärtigen Hülfsquellen den Bedürfnissen des kommerziellen Kredits zu entsprechen, da man ihr nicht vorwirft, dem Diskontirungsdienste weder die sechzig Millionen, die sie dem Staate auf lange Frist vorgestreckt, noch die hundert Millionen, die sie auf deponirte Renten und Eisenbahn-Actien leiht, zu entziehen. Wenn nun das Diskontogeschäft ihr Kapital nicht anspricht, so würde die Bank sich genöthigt sehen, es auf Renten und Actien anzuleihen. Nun aber hat, unter dem ökonomischen Gesichtspunkte, die Verwendung eines Kapitals, Effekten zu kaufen oder darauf zu leihen, genau dieselben Wirkungen und würde die Bank in eine ihrer gegenwärtigen gleiche Stellung bringen. Ob ihr Kapital in erkauften oder in unterpfändlich niedergelegten Effekten dargestellt ist, immer würde sie es nur dadurch verfügbar machen können, daß sie diese Effekten auf den Markt zurückbrächte, entweder durch Verkauf, oder durch Kündigung der darauf geliehenen Summen. Die Kapital-Vermehrung der Bank ist demnach gegen die Chancen der Geld- und Handelskrisen ein Auskunftsmittel ohne allen praktischen Werth.

Ein anderer und zwar guter Grund zur Vergrößerung des Kapitals entspringt der Bank aus der Pflicht, ihre Tochter-Anstalten an den wichtigsten Punkten Frankreichs zu vervielfältigen, ohne die Kosten dieser Kredit-Ausdehnung zu scheuen. Wenn das vorhandene Kapital zu den Vorschüssen für die erste Einrichtung der neu zu gründenden Zweig-Anstalten nicht ausreicht, dann müßten die Hülfsquellen scheuig angezehrt werden. . . . Es giebt Leute, die eine eigene Art haben, die Bank von Frankreich um ihre Vorsicht zu loben, und sie erinnern an die Athener, die es endlich müde wurden, den Aristides als den Gerechten preisen zu hören. Was uns betrifft, wir werden sie niemals in der strengen Beobachtung der Regeln, die sie beim Handelskredit sich aufgelegt hat, zu vorsichtig finden; dagegen kann sie, nach unserem Dafürhalten, nicht rasch genug sein, das herrliche Reich des Kredits, das ihr zugefallen, über die ganze Fläche Frankreichs durch Kolonieen zu bevölkern.

China.

Noch Etwas zur Kartographie der Chinesen.*)

Wenn die alten Chinesen sich eingebildet haben, ihr gesegnetes Land liege inmitten eines meermuffosenen Viereck oder Diskus, die übrigen Völker aber seien am Rande oder in den Ecken dieses Kontinentes, auch wohl auf Inseln außer demselben angesessen, so ging es ihnen ungefähr wie den Tibetanern und den ältesten Griechen: für jene war das tibetische Hochland, für diese das Heiligthum des Apollo zu Delphi der „Nabel“ unserer Erde. Wenn solcher Glaube unter den Massen fortlebt und durch obfiure, in der Provinz erscheinende Karten immer neue Nahrung erhält, so geht es den Chinesen eben nicht besser, als uns, bei denen ebenfalls manches Vorurtheil, allen Protestationen zum Trotze, nicht vom Flecke weichen will.

Die aufgeklärteren „Leute des Mittelreichs“ müssen schon seit ungefähr neunzehn Jahrhunderten zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß ihr Land in dem großen Länder-Komplex Asiens weder mehr, noch weniger, als den vierhundertsten Raum einnimmt; denn damals gelang es Mitte des von Pyrrhus Lucius Florus persönlich bis nach Baktrien und Kabulangten kaiserliche Botschafter

etwa einem halben Jahrtausend im Auftrage der damaligen mongolischen Beherrscher durch gelehrte Muhammedaner angefertigt, und seit dem Anfang unseres achtzehnten Jahrhunderts war das offizielle Kartenwesen bald in den Händen, bald wenigstens unter der Aufsicht europäischer Missionare; daher die meisten, im Laufe des achtzehnten und im gegenwärtigen Jahrhundert veröffentlichten Karten mehr oder minder den Einfluß europäischer Kenntniß und Erfahrung verkünden. Dieser macht sich unter Anderem sogar auf einem augenscheinlich dem Volke gewidmeten Monstre-Bogen geltend, welcher im Jahre 1722 gedruckt ist, und von dem ich ein Exemplar besitze. Hier erblicken wir unter vielen anderen Kuriositäten auch die fünf Weltheile (der fünfte heißt noch Magellanien) auf eine Scheibe zusammengedrängt, wobei China allerdings ungefähr in die Mitte kömmt und als der vornehmste Theil Asiens, aber doch, mit der Summe des übrigen Festlandes in Ost, West und Süd verglichen, nicht besonders groß erscheint.

In einem lehrreichen, im Jahre 1778 von einem höheren chinesischen Kriegsbeamten herausgegebenen Werke über die „westlichen Länder*“) beginnt die Vorrede mit folgenden Worten, die gewiß dem engherzigen Patriotismus schmerzlich vor den Kopf stoßen mußte, und an denen die Regierung sich gleichwohl nicht gestoßen zu haben scheint:

„Unsere Erde ist nur ein Kügelchen im Himmelsraume; das Reich der Mitte ist nur ein Winkel auf der Erde.“

Klingt Reich der Mitte in diesem Zusammenhange nicht wie Ironie? Ein noch demüthigenderes Geständniß wird Niemand verlangen.

Die ursprüngliche Ansicht von der Gestalt des Festlandes und von einer centralen Lage China's finden wir übrigens in keinem klassischen oder kanonischen Buche der Chinesen näher entwickelt oder gar als eine Art Glaubensartikel aufgestellt, und was die vor der Ankunft europäischer Glaubensboten abgefaßten, zum Theil sehr ausführlichen und in ihrer Art werthvollen erdbeschreibenden Werke betrifft, so abstrahiren die Verfasser derselben gänzlich von der Gestalt des Erdkörpers oder der Kontinental-Massen. Sie beschreiben zuerst China nach seinen Provinzen und wenden sich dann zu den Ausländern der verschiedenen Himmelsgegenden, ohne dabei mit Zahlen (wo die bekannte oder abgeschätzte Ausdehnung der Länder erwähnt wird) und mit Lob, ja, selbst Bewunderung (wo sie rühmlicher Eigenschaften gewisser Völker gedenken) jemals zu knausern.

Schließlich sei noch einmal in Erinnerung gebracht, daß der Name „Himmlisches Reich“ eine schlechte europäische Erfindung ist, indem die Chinesen niemals daran gedacht haben, sich selbst oder ihr Land als himmlisch zu qualifiziren. W. Sch.

Mannigfaltiges.

— Ferd. Dümmler's Verlag auf dem Gebiete der Sprachforschung. Der kürzlich ausgegebene Katalog dieses Verlages gehört recht eigentlich in unser „Magazin“, denn es ist ein gutes Stück Welt-Literatur darin vertreten. Da tritt uns zunächst unter dem Rubrum „Allgemeine Sprachwissenschaft“ Jacob Grimm mit seiner akademischen Abhandlung „über den Ursprung der Sprachen“ entgegen, der sich eine scharfsinnige Untersuchung derselben Frage von Dr. H. Steinthal anschließt, welcher Letztere in neuerer Zeit in demselben Verlage ein Aufmerksamkeit erregendes Werk über „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältniß zu einander“ herausgegeben. Aeltere sprachwissenschaftliche Arbeiten des verewigten Wilhelm v. Humboldt,**) die dieser Katalog aufführt, sind durch neuere, von J. C. F. Buschmann und H. Steinthal, erläutert und ergänzt. Theilweise erschienen diese Arbeiten in den Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften von Berlin, doch da auch Letztere von der Dümmler'schen Verlagshandlung bedürirt werden, so darf sich ihr Katalog ebenfalls mit diesen Abhandlungen schmücken, die zum Theil übrigens auch in besonderen Abdrücken erschienen sind. Den Werken über allgemeine Sprachwissenschaft schließt sich demnächst ein reiches Verzeichniß von Arbeiten berühmter oder doch wenigstens geschätzter Autoren über indo-germanische, ägyptische und semitische, finnisch-tatarische, malayisch-polynesische, chinesische und amerikanische Sprachen an. Wir nennen zunächst den Antagonisten und Mittelpunkt aller neueren, vergleichenden Sprachforschung: Franz Bopp's „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen“. Leider sind nur noch die vier letzten Abtheilungen dieses großen Werkes im Buchhandel zu haben, da die beiden ersten längst vergriffen sind und der Verfasser sich noch nicht entschlossen hat, eine neue Auflage dieser Abtheilungen, welche unter Anderem die Lautlehre des indo-europäischen Sprachstammes enthalten, zu veranstalten. Andere Werke Bopp's sowohl über das Sanskrit speziell, als zur Vergleichung einzelner Formen desselben mit verwandten Sprachen, sowie dessen Abhandlungen über die kaukasischen Sprachen, über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen mit den indisch-europäischen Sprachen, über die Sprache der alten Preußen ꝛc., sind ebenfalls in diesem Verlage erschienen, dem auch die reichhaltige „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen“, von Dr. Adalbert Kuhn, angehört. Wir nennen ferner die von Dr. Albrecht Weber herausgegebenen „Indischen Studien“, von welchen seit 1849 drei Bände mit dem mannigfaltigsten, hauptsächlich von dem gelehrten Herausgeber selbst bearbeiteten Material erschienen sind; Dr. W. Schott's finologische und finnisch-tatarische Forschungen; Dr. H. Brugsch's Aegyptiaca; Dr. A. F. Stenzler's Sanskrit-Editionen; die Darstellung der griechischen Wortbildung, von Dr. G. Curtius; das „etymologische Wörterbuch der griechischen Sprache“, von Dr. W. Pape; Dr. H. Weil's und Benfey's lateinische Accentuationslehre; Dr. Th. Aufrecht's und A. Kirchhoff's „Umbrische Sprachdenkmäler“ und Buschmann's azteckische und athapaskische Forschungen, um unsere Behauptung zu rechtfertigen, daß dieser Verlags-Katalog zu den reichhaltigsten gehöre, die auf sprachwissenschaftlichem Gebiete irgendwo von einer Buchhandlung ausgegeben sind.

— Der unterseeische Telegraph von Amerika nach Europa. Das Fehlschlagen der Legung der unterseeischen Telegraphenlinie im verflossenen Jahre hat die betreffende Gesellschaft nicht abgeschreckt, die Verfolgung ihres Unternehmens für den kommenden Sommer wieder anzunehmen. Man wird sich erinnern, daß das Verlorengehen des Leitseiles nur durch die Elemente verursacht wurde, indem die Schiffe, durch welche die Legung bewerkstelligt werden sollte, ungefähr vierzehn Meilen von St. Paul's Eiland durch einen Sturm überrascht wurden. Der Capitain der Barke „Serah“ sah sich genöthigt, als alleiniges Mittel, das Schiff zu retten, die Durchschneidung des Taues anzuordnen. In dem damals angewendeten Taue befanden sich drei Leidräthe von der Dicke einer Stricknadel; gegenwärtig beabsichtigt man aber, nur einen aus einigen zusammengedrehten dünnen Kupferdrähten bestehenden Konduktor anzuwenden und durch diese Vereinfachung das Gewicht des ganzen Seiles von fünf auf zwei Tonnen pro Meile zu vermindern. Abgesehen von der auf diese Weise erzielten besseren Construction des elektrischen Leiters, wird durch die geringere Schwere des Ganzen das Legen bedeutend erleichtert.

Auch das Tau, welches für die Strecke zwischen St. John's und dem nächsten Punkte an der Südküste von Irland (bei einer Strecke von 1647 Meilen) bestimmt, soll nach demselben Prinzip konstruirt werden, so daß es nur 314 Tonnen pro Meile wiegen wird und zwei Dampfer hinreichen werden, dasselbe zu legen. Das Tau wird, der Unebenheit des Meeresbodens halber, 2400 Meilen lang fabrizirt, und jeder Dampfer erhält die Hälfte desselben (1200 Meilen) als Ladung. Auf halbem Wege zwischen Europa und Amerika soll, nachdem die Enden der beiden Stücke an einander befestigt sind, mit der Legung begonnen werden und beide Dampfer dann in entgegengesetzten Richtungen ihren Bestimmungsorten zusteuern. In dieser Weise hofft man das ganze Werk in der Hälfte der Zeit zu vollenden, die erforderlich sein würde, wenn man mit der Legung nur von einem Endpunkte beginnen würde. (N.-Y. N. Z.)

*) E. Schott's „Entwurf einer Beschreibung der Chinesischen Literatur“, S. 85 (in den Abhandlungen der Akademie vom Jahre 1853 aber S. 377).

**) Auch sein großes Werk über die Kawisprache mit seiner geistreichen Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts, sowie Wilhelm von Humboldt's „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache“, sind Dümmler'sche Verlags-Artikel.

Literarischer Anzeiger.

In unserem Verlage sind soeben erschienen:

Briefe aus X.

über

den Schlüssel zum Weltall

oder: Ein allgemeines Gesetz für die sichtbare wie für die unsichtbare Welt. Ein Versuch bei'm Publikum.

Berlin. Veit & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 15 Sgr., welche bei allen Postämtern portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder beliebigen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 8.), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 46. Berlin, Dienstag den 15. April 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Vierter Monats-Bericht. 1856.

Suchen nach geistiger Speise, Aufsuchung eines Buches über die Speisung Londons. — Bastiat's „volkswirthschaftliche Harmonieen" in der „Fütterung Londons". — Räumliche und arithmetische Statistik der jährlich in London verzehrten Lebensmittel. — Production und Distribution der Milch. — Die Gänsemast-Wissenschaft, Fisch-, Frucht- und Gemüse-Markt von Covent-Garden. — Thee und andere Genussgetränke. — „Die große Welt Londons" von Mayhew. — Das „Ticket-of-leave-system" und dessen juristische und soziale Bewerthung. — Das Mayhew'sche Parlament. — „Erinnerungen an die Tischgesellschaft von Samuel Rogers". — „Das verwunschene Schiff". — Kunst und Kniffe in der deutschen Fremden-Legion. — Transitorische Zustände in der Roman-Literatur. — „Dorothy". — Unverschuldetheit der Verarmung Englands durch Deutsche in England und Deutsche in Deutschland. — Neue Auflage der „Men of the Time". — Natur-Aesthetik für das Haus.

London, Anfangs April.

Nach sorgfältigem Suchen und Wählen unter unabsehbaren, unzähligen Haufen von Zeitungen, Journalen, Wochen-, Monats- und Vierteljahr-Schriften, neuen Büchern und Broschüren fühlte ich mich geistig und körperlich so hungrig, daß ich beschloß, vor allen Dingen zu essen und dem Geiste hinterher etwas Apartes aus der Literatur auszusuchen. Ich suchte, aber mein armer Geist wurde dabei immer ärmer und hungriger. Ich las und las und las sorgfältig, um das kleinste Körnchen nahrhaften Stoffes nicht zu übersehen, las Seite auf Seite, Band auf Band — Nichts, kein Gedanke, keine Wendung, die nicht schon dagewesen, ausgelaugt und ihres Nahrungsstoffes beraubt worden wäre, Friede mit Rußland, Krieg mit Amerika, Napoleon IV., dessen Wiege, dessen Schlafzimmer, dessen Amme (mit Abbildung und Lebensbeschreibung), dessen Windeln und Wickelbänder, dessen — Stühlchen, die Kosten aller dieser Kostbarkeiten, Silberzeug der Königin von England, von acht erpreſſen Beamten verwaltet und bewacht, und doch in schmutzige Wäsche und prinzeßliche Unterröcke gewickelt von ganz fremden, gemeinen Lastträgern und dem Buckingham-Palaste nach dem Eisenbahnhofe transportirt und auf diesem Wege mitten in London, mitten im Tagesliche gestohlen, während die Transporteurs Bier tranken und die acht Silber-Beamten von der Auftrengung ausruhten, nichts gethan zu haben; einige neue Vergiftungen und Morde, einige neue Executionen am Galgen (die oft wegen Ueberhäufung von Geschäften des einzigen noch vorhandenen Henkers Calcraft aufgeschoben werden müssen); einige neue Romane mit etwas anderer Durcheinander-Würfelung von abgetretten Situationen und Phrasen, alle diese mechanisch durch einander gewobenen, täglich in neuen Combinationen und Verzerrungen gebrauchten, allen Phrasen der nicht mehr denkenden, nicht mehr produzirenden englischen Sprache und Literatur — alle diese Fülle von Oede gab mir keinen Tropfen Nahrung und Erquickung. Die schöne, große englische Literatur, ist sie wirklich todt! Wird durch dieses Papier, welches jährlich neu bedruckt wird, in welches man die ganze Erde einwickeln könnte, wie ein Butterbrod, nicht auch etwas wirklich Neues in Gedanken und Auffassung, in Erkenntniß wissenschaftlicher, politischer, sozialer Ereignisse und Zustände beilänfig mit zur Welt gebracht? Kann sein, aber man findet es nur nicht heraus. Es war zudem während der letzten Jahre immerwährend so viel Neues in Paris los, daß die blos an Frankreich geknüpften Engländer schlechterdings nicht daran denken konnten, auf eigene Gedanken zu kommen. Und nun jetzt gar die Konferenzen, und die Wiege, und die Windeln, und die Amme mit Portrait und Lebensbeschreibung, und dazu das Gerede in den Klubs, daß der ängstliche, gutmüthige, dünne Lord Clarendon und der wegen seiner Wellington-Nasenstange allein berühmte Lord Cowley zwischen Orloff und Brunnow einerseits und andererseits zwischen Napoleon gestellt und so von beiden Seiten überredet worden seien, zu Allem Ja zu sagen, und daß die Mächtigen des Unterhauses nun endlich auf einen neuen Gedanken und einen neuen Premier-Minister gekommen und fest entschlossen seien, einen ganz neuen Menschen an die Spitze des Staates zu stellen: den aus der Wiener Konferenz moralisch manifestodt zurückgekehrten Lord John Russell.

Das ist ein Bild der geistigen Produktivität in England überhaupt. Wenn nicht Palmerston, so doch Russell. Die alte Zeit bricht zusammen, Lord Roodle stürzt, und aus der Asche fleigt als Phönix hervor Lord Doodle. Wenn nicht genudelt wird, dudelt man. Das gilt auch in der Literatur.

Wo soll also geistige Nahrung herkommen! Die Materialisten sagen: aus der körperlichen, mit besonderer Consumtion von Phosphor bei der „Absonderung" oder „Ausscheidung" gedanklicher Exkremente. Wenn das wahr ist, so bilden doch die Engländer eine Ausnahme, wahrscheinlich weil sie selbst für den Zweck, diese neueste Natur-Philosophie zu verstehen, zu viel essen. Plenus venter non studet libenter, und die Engländer füllen das Faß ihres Bauches so voll und füllen immer wieder so viel nach, daß an das Studiren gar nicht zu denken ist. Dabei haben sie natürlich auch nicht die Entdeckung machen können, die bei den deutschen Privat-Dozenten der Chemie eine ausgemachte Sache ist, wie man Geist aus gastronomischen und gasischen Prozessen vermittelst des Gehirn-Filtrirbeutels abstrahirt. London existirt dieser neuen Naturphilosophie rein zum Skandale; es ißt und trinkt mehr, als verhältnißmäßig jede andere Stadt der Welt, und kömmt doch auf keinen neuen Gedanken, so daß es sich, wie seit undenklichen Zeiten, von Times und Konsorten blos immer entweder nudeln oder dudeln läßt, ohne nur an etwas Drittes zu denken.

Wegen dieser Ueberfülle von körperlicher Fütterung und des Mangels an Nahrungsstoffen in der täglich aufgewärmten, ausgekochten geistigen Kost, wollen wir uns auch zunächst mit der Fütterung Londons beschäftigen, welche ich als das interessanteste literarische Produkt der letzten Wochen herausfand.*) Sie ist zugleich trimmphirender Beleg und Beweis des großen Bastiat'schen Evangeliums von den „volkswirthschaftlichen Harmonieen".

Die Fütterung, die reichliche Fütterung von drittehalb Millionen guten Verdauungswerkzeugen, zusammengedrängt in eine einzige Stadt, wo nichts wächst, wer besorgt sie? Wo kömmt sie her? Durch welches Meisterstück großartigster offiziöser Maschinerie wird sie herbeigeschafft, abgewogen, regulirt, daß niemals zu wenig und auch niemals zu viel ankömmt? Wie heißt dieser Gott von Polizei-Präsidenten, der ordnend, schaffend, vertheilend mit gerechter Wage über diesem täglichen und nächtlichen Markte schwebt? Die Maschinerie, welche dies Alles besorgt, wird von keiner Regierungs- und Polizei-Vorsehung geleitet. Niemand leitet sie, Niemand hat sie gemacht, Niemand bekümmert sich um sie. Kein Gesetz, keine Polizei-Verordnung hindert und fördert sie. Es ist nichts als eine Combination von Naturgesetzen, die Verwirklichung der „volkswirthschaftlichen Harmonieen" Bastiat's, obwohl mit vielen Hindernissen und hineingeschraubten Disharmonieen kämpfend. Mr. Dodd lächelt blos über die Versuche von polizeilicher und zöllnerischer Förderung des Handels und Wandels. Der Grund, weshalb London weder an Mangel, noch an Ueberfülle leidet, liegt nach ihm wesentlich darin, daß die Regierung so gütig ist, sich nicht in den Handel und Wandel einzudrängen, sondern dies Alles den persönlichen Interessen von Verkäufern und Kunden überläßt, blos daß sie beiden ganz rücksichtslos viel Geld abnimmt, um damit ihre Privatgeschäfte, die selbst keine Spur von Geld einbringen, abzumachen. „Die volkswirthschaftlichen Harmonieen" der großen Welt London sind aber in der freien Bewegung ihrer eigen n Gesetze so energisch und produktiv, daß das Volk diese fortwährende Ausplünderung viel leichter ertragen kann, als ein polizeilich befürsorgtes und weniger bestenertes Volk.

Zunächst macht Mr. Dodd die Quantitäten der jährlich in London konsumirten Nahrungsmittel anschaulich, zuerst die Hauptsache, das Bier. Die jährlich ausgetrunkenen Biersäßer würden, auf ein-

*) The Food of London: a Sketch of the Chief Varieties, Sources of Supply, Probable Quantities, Modes of Arrival, Processes of Manufacture, Suspected Adulteration and Machinery of Distribution of the Food for a Community of Two Millions and a Half. By George Dodd, author of „British Manufactures" &c. London: Longmans, 1856.

ander gethürmt, Eintausend Pyramiden, jede eine englische Meile hoch, bilden, die jährlich verspeisten Ochsen in einer Prozession von je zehn neben einander eine zweiundsiebzig Meilen lange Armee, die Schafe eine von hundertelfundzwanzig Meilen Länge, die Kälber blos achtehalb Meilen, da man in England Kalbsbraten nicht liebt. Auch die „Borstenstriken", wie man im höheren Buddelmeier-Vertrinsch die Schweine nennt, würden als geranzende Armee von je zehn neben einander, blos neun Meilen Länge bedecken. Das verzehrte Geflügel, Flügel an Flügel, Schnabel an Schnabel, Schwanz an Schwanz in der Luft zusammengeklebt, gäbe einer Fläche von einundfunfzig Quadratmorgen dichten Schatten gegen die Sonne. Hasen und Kaninchen würden eine zehnfache Linie von zweihundert Meilen Länge formiren. Mit den jährlich verzehrten viereckigen Weizenbroden könnte man eine völlig solide Pyramide, zweihundert Geviert-Yards in der Basis und von der dreifachen Höhe der Paulskirche, dauen.

Es folgen Berechnungen des Verbrauchs von allerlei Cerealien, Schilderungen des alten und neuen Viehmarktes, der importirten und eingesalzenen Fleischsorten, Speck, Käse, Butter u. s. w. Die jährlich in England produzirte und konsumirte Milch ist auf elfhundertundfunfzig Millionen Quart berechnet worden. Eine englische Kuh liefert im Durchschnitt täglich sieben Quart Milch zu drei Pence das Quart, so daß die vierhundertfunfzigtausend Milchkühe jährlich vierzehn Millionen Pfund Sterling, also etwa fünfundneunzig Millionen Thaler produziren. Die Milchkühe für London liefern im Durchschnitt neun Quart täglich, die vierundzwanzigtausend, welche London allein versorgen, also achtzig Millionen Quart jährlich, wofür 1,600,000 Pfund Sterling bezahlt werden. Die Versorgung Londons mit Milch ist jetzt in einer Krisis. Unter den Tausenden, welche täglich mit ihren blanken Blechkannen durch die Straßen klappern und ihr traditionelles milk-cow(i) in der höchsten Fistel preisen, finden sich immer mehr baß- und tenorröhige, furchtbaren Skandal machende Burschen ein, die „railway-milk for your money, sweeter than honey" ausbrüllen, „Eisenbahnmilch", gegen deren Doppelsinn ich wohl nicht erst philologisch anzutreten brauche. Die wahre Eisenbahnmilch wird von den Direktoren und Spekulanten der Eisenbahn-Compagnieen selbst abgrathirt. Sie behandeln ihre Bahnen als meltende Kühe für ihre spezielle Rechnung, wie dies unter Direktoren und Associations-Chefs aller Art so Mode geworden ist. Aber die alten berühmten „dairies" oder Milchmeiereien in und um London stehen fest in ihrer alten traditionellen Solidität, hergebrachten Pünktlichkeit und Reinlichkeit. Früh um drei Uhr ruft eine Glocke die versammelte, mit Eimer und Bünchen bewaffnete Armee von Melkerinnen in den langen, reinen, luftigen Stall, wo sie binnen achtzig bis neunzig Minuten ihre vierhundert bis fünfhundert Kühe gemolken haben. Die Milch geht nun theils in die Läden der kleinen Milch- und Eierhändler in der Stadt umher, von diesen zu den Konsumenten, theils direkt in verstegelten und verschlossenen Kannen durch Händler auf den Straßen an die Privatleute, welche für die Garantie, daß sie echte Milch bekommen, gern mehr zahlen. Einige kleinere Milchproduzenten in der Stadt selbst treiben ihre Kühe durch die Straßen und melken der sorgfältigen Hausfrau die echte Waare vor den Augen in ihren Krug. Die schönen, reinen, klugen Kühe lernen bald ihre regelmäßigen Kunden kennen, so daß der Treiber vor deren Häusern nicht erst auszurufen braucht: „Stop, Molly!" oder wie sie sonst heißt, dann einen christlichen Namen hat jede auch in den größten Meiereien, auf den sie hört und mitten auf der Wiese sich melken läßt. Einige Milchhändler kontrahiren auch mit den Meiereibesitzern auf eine bestimmte Zahl Kühe, die sie dann selbst melken. Die ungeheure Menge guter Milch, welche diese Kühe liefern, bedarf natürlich eines entsprechenden Rohmaterials, aus welchem sie dieselbe destilliren. So verzehrt eine Londoner Milchkuh durchschnittlich jeden Tag einen Scheffel (bushel) Getraide, sechundfunfzig Pfund Rüben, Mangel-Wurzel u. dgl. und zwölf Pfund Heu. In einer Farm bei Peckham, das längst zu London gehört, liefert jede Kuh durchschnittlich funfzehn Quart täglich, und eine von den dreihundert wurde unlängst eine Notabilität dadurch, daß sie über sechs Wochen lang täglich achtundzwanzig Quart gab. Neue Kühe von außerhalb werden in großen Meiereien erst eine Zeitlang in besonderer Quarantaine gehalten, bis ihr Gesundheitszustand keinen Zweifel mehr übrig läßt. Die Ställe sind reinlicher und ohne Polizei sanitätspolizeilicher eingerichtet, als die Wohnungen von einer Million Londoner Menschen. Es wird kein Fleckchen an einer Kuh geduldet, kein Mist unter ihren Füßen, keine verbrauchte Luft in ihrer luftigen Halle. Die Wärter und Fütterer selbst müssen häufig ihre Kleider wechseln und sich alle Tage baden. Die Seihung, Verstegelung und Kontrolirung der Milch ist so genau, daß Konsumenten, welche sich die Mühe nehmen, ihre Bestellungen an der rechten Quelle zu machen, stets verbürgt reine, frische Milch erhalten. Diese Londoner Milch ist allein ein Triumph der Wahrheit von dem „volkswirthschaftlichen Harmonieen". Das Selbstinteresse von Produzenten und Konsumenten allein hat hier eine Reinheit und Echtheit, eine Wohlfeilheit und Sicherheit erzeugt und garantirt, wie sie die strengste Polizei vergebens anstreben wird. Das furchtbar grassirende Gift der Verfälschung in den meisten Consumions-Artikeln wird nachweislich von den Konsumenten selbst erzwungen. Viele wollen durchaus die Butter so wohlfeil, wie sie nicht geliefert werden kann. Sie bekommen deshalb die Angleichung in Wasser, Salz und sonstigen Zuthaten. Die beliebten „Pickles" müssen durch Kupfer-Vergiftung eine schöne grüne Farbe haben, außerdem so sauer sein, daß man Zeilen damit zusammenziehen kann, sonst kauft sie das Publikum nicht. Die Verfälschungen, Vergiftungen und Betrügereien im Handel und Wandel sind wesentlich Anomälien der Rohheit und Mißbildung unter Produzenten und Konsumenten, Mangel an volkswirthschaftlicher Naturwissenschaft, verlaufes und verspekulirtes Selbstinteresse, das bei der Unehrlichkeit und falschen Wohlfeilheit des Unechten nie so gut besteht, als bei der Ehrlichkeit. Die Disharmonieen im freien Verkehr herrschen blos deshalb noch so vor, weil sie das Volk für harmonisch hält oder im Falle einer dunklen Einsicht der Polizei zuschickt, daß sie ihre Stimmhämmer nehme und in den rechten Kammerton ziehe.

Unter Milch finden wir noch die interessanten Notizen, daß vierhundertundfunfzig Gallonen Milch vierhundertundvierdreißig Pfund Käse liefern, daß eine gute Kuh jährlich ihr eigenes Gewicht in Käse produziren müsse und im Jahre 1854 allein vierundvierzig Millionen Pfund Käse importirt worden seien. (Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Die Christen im Orient.

(Schluß.)

Wir kennen das Urtheil, das sachverständige Männer über das unverbesserliche Element fällen, das die Türkei an der Barbarenmasse besitzt, deren sie nicht entbehren kann, sowie über die Gefahr, es auszuscheiden, ohne es ersetzen zu können. Wir wollen indeß keine Hoffnung mit theoretischen Gründen betämpfen. Jedes civilisirende Streben, das die Türkei umgestaltet und ihr, innerhalb ihrer noch immer weiten Gränzen, die Fortdauer sichert, sei uns willkommen! Das war aber vor funfzehn Jahren nicht das Utopien des Herrn v. Lamartine, obgleich damals der Versuch schon begonnen hatte. Damals war er nicht in der Stimmung, diese in der Geschichte beispiellose und in ihrem Erfolge stets zweifelhafte soziale Bekehrung geduldig abzuwarten; er betrachtete vielmehr die türkische Race, die im funfzehnten Jahrhundert nach Europa gewonnen wurde, als eine solche, die sich überlebt hat, und schrieb vor, das Gebiet, das sie nicht mehr regieren könne, auf freundlichem Wege zu theilen. „Es giebt keine Türkei mehr", sagte er auf der Tribüne der Deputirtenkammer (1. Juli 1839), „das osmanische Reich ist eine reine diplomatische Fiction." Nachdem er uns dann über die Rußland unterzulegten Pläne oder vielmehr über den Erfolg dieser Pläne, die er als unwiderstehlich bereits verwirklicht sah, beruhigt hatte, sagte er voll Vertrauen hinzu: „Wenn Rußland mit Ihnen in Gemeinschaft seine Andreitung über Asien bewerkstelligt, so wäre es das größte Glück für die Menschheit und für Sie. Ist das osmanische Reich einmal aus den Fugen, dann würden die zahlreichen europäischen und asiatischen Nationalitäten, die es unter seiner trägen Last erdrückt, sofort Leben und Thätigkeit gewinnen. Vor dem Abfall von zwanzig Jahren würden Millionen Menschen mehr alle Gestade des Mittelmeeres bevölkern, das Mittelmeer wäre ein französischer See und die große Straße zweier Welten. Das hat die Vorsehung in Ihre Hände gelegt, wenn Sie sehen und begreifen wollen. Und könnten Sie alles das der unruhigen Eifersucht Englands opfern!" — Herr v. Lamartine, der damals diesen Einstanz des türkischen Staates als nahe bevorstehend freudig begrüßte, ohne sich über den Löwentheil des Zaren in Asien Sorge zu machen, zeigte den Westmächten die lockenden Erbschaften, die ihnen zufallen würden, und schlug ihnen im Grunde das vor, was Napoleon in Erfurt für sich und Alexander entworfen hatte.

Man weiß es, und es blieb 1812 der Pforte kein Geheimniß, daß 1808 die Theilung in zwei Hälften auf der Karte genau verzeichnet war. Der Plan Lamartine's war geographisch nicht minder bestimmt und scharf markirt. Allein auf der französischen Tribüne 1839 zur Sprache gebracht, zeigten sich große Schwierigkeiten von Seiten des Völkerrechts und in der Ausführung. In den Gegenreden führte man sogar das an, was er damals vergaß und jetzt so hoch aufschlägt: Das Bestreben der Türken, sich zu erholen, den begonnenen Erfolg ihrer Militair-Umbildung, ihren hartnäckigen Widerstand hinter den Wällen von Varna und Schumla: Posten, die sie besser vertheidigten, als voriges Jahr die Stadt Kars und den Schlüssel zu Klein-Asien.

Alles hat sich seitdem geändert, und Herr v. Lamartine betrachtet heute das Gebiet, das er 1839 so billigen Kaufs loschlagen wollte, zum Heil des civilisirten Europa als ein unverletzliches Vermächtniß in den Händen der Türken. Er nimmt ein Aergerniß an den Ver-

lusten, die dieses Gebiet seit dreißig Jahren erlitten, d. h. an dem, was Civilisation und Humanität zurückgenommen haben, und, rund herand, an den theilweisen Wiederherstattungen, welche die besiegte Barbarei im Mittelmeere und an dessen Gestaden dem christlichen Europa zugestanden hat, von Korfu und Zante bis auf Griechenland und Algerien.

In der That sind das lauter Provinzen, die von dem osmanischen Reiche abgezweigt worden. So mag denn die Hand, welche die Reste abgehauen, den Stamm erhalten! Die türkische Regierung in Europa, durch unseren Rath erleuchtet, von unseren Flotten und Heeren beschützt, sei eine Vormauer gegen eine andere ebenso despotische und bei weitem länderschätzigere Macht. Daß Ihr dieser nicht gestattet habt, Konstantinopel, die unvergleichliche Handels- und Kriegsstation, zu nehmen, da sie nur in Händen bleiben darf, die zu kraftlos sind, um Gebrauch davon zu machen — das ist begreiflich; London, Paris und, wenn Ihr wollt, der ganze Orient wissen es Euch Dank. Das Mittel ist gut und das Ziel rühmlich; aber Mittel und Ziel können in der Zukunft eine unüberwindliche Wirklichkeit nicht ändern. Die lebhafte Vertheidigung des osmanischen Reiches, seiner Küsten und Gränzen, der seinen Finanzen gewährte Beistand, das Zurückdrängen seines gefährlichsten Feindes — das Alles ist eine kräftige Maßregel gegen Rußland; aber es ist keine entschiedene Wiederherstellung des osmanischen Reiches, seine neue Bürgschaft seiner Dauer. Die Ursachen der Auflösungen, die in diesem Reiche arbeiten, werden immer mehr Boden gewinnen, sich immer mehr vermannigfaltigen. Geregelter und mäßiger an seinem Gipfel und in den obersten Reihen, ist es in den unteren Partieen nicht minder verworren und hinfällig.

Man folge nur den Erzählungen der Reisenden, den Denkschriften der Diplomaten oder dem, was von Thatsachen über die Türkei seit dreißig Jahren und bis zur gegenwärtigen Krisis bekannt ist: überall spürt man, überall zeigt sich die Zersetztheit des Reiches, die Erschöpfung der eroberuden Race und die Schwierigkeit, ein neues Leben anzufangen. Nicht die Barbarei allein, die Kraft hat ausgehört.

Die wilde Grausamkeit der muhammedanischen Milizen ist aus Briefen, Berichten und durch das gelegentliche Einschreiten der europäischen Konsuln weltbekannt. Das Loos der christlichen Bevölkerung in den Provinzen und in Klein-Asien ist so unerträglich wie jemals; die Gebieter sind noch verhaßter und noch schwächer, der Boden noch weniger angebaut, die Neckre noch verkümmerter.

Der äußere Schutz reicht also für die Türkei nicht aus; sie bedarf der Wiedergeburt von innen. Wenn irgend Etwas noch den wankenden Koloß stützen könnte, so ist es die christliche Race, die Urbewohnerin des Bodens, den sie bebaut, ohne ihn zu besitzen, auf dem sie unter Leiden sich vermehrt hat. Ueberwiegend an Zahl in der europäischen Türkei und in Klein-Asien ist sie heute für den Sultan, was am Ende des dritten Jahrhunderts in denselben Ländern die Christen für die Cäsaren in Rom, Nikomedien und bald darauf in Byzanz waren: ein unerläßliches Heilmittel oder ein tödliches Gift; mit dem Unterschiede jedoch, daß unter der römischen Herrschaft, die alle Völker vereinigte, zwischen den Cäsaren vor Konstantin und den Christen Griechenlands und Asiens nur eine Antipathie des Kultus bestand; zwischen den türkischen Eroberern einerseits und den albanesischen, armenischen und griechischen Christen andererseits dagegen waltet eine doppelte und um so schroffere Antipathie des Kultus und der Race, als diese tiefer niedergedrückt war. In der alten Welt füllte sich diese Kluft dadurch aus, daß die Cäsaren zu dem Glauben der Majorität ihrer Unterthanen übergingen. Wird sich nun in der gegenwärtigen Welt dieser Riß auf anderem Wege schließen lassen? auf dem bloßen Wege der fortschreitenden Civilisation, die den Islam mild und günstig gegen seine christlichen Unterthanen, das Christenthum tolerant und lenksam gegen seine muhammedanischen Oberherren stimmt? Ohne Zweifel eine höchst verwickelte Aufgabe, der aber fürderhin nicht auszuweichen ist. Wenn die Westmächte auf dem Bosporus intervenirten und Städte wie Küsten der Türkei unter ihre Obhut nehmen: so ist — welches auch der Bewegungsgrund dieses Protektorats sei — damit die Emancipation der Christen im osmanischen Reiche als nothwendig ausgesprochen.

Daher lag es auch in der Natur der Sache, daß man sich bei den vorgeschlagenen Friedensbedingungen, außer den Beschränkungen auf dem Meere, den Gebiets-Abtretungen und anderen gegen den Ehrgeiz Rußlands genommenen Maßregeln, damit beschäftigte, den Zustand der christlichen Völker im türkischen Reiche unter der Garantie der christlichen Mächte zu verbessern. Ueberall lesen wir als angenommenes Prinzip die diesen Völkern vorzubehaltenden Freiheiten und religiösen wie politischen Rechte. Es ist das ein Ehrenpunkt für den Westen; es ist das eine unauslöschliche Wirkung seiner Fahnen, die im Orient flattern, der verlängerten Standquartiere seiner Truppen in den muselmännischen Städten. Wird es dem Sultan möglich sein, unter all seinen Unterthanen und unter allen Formen, von den Anklagen die zur Wehrfähigkeit, die Gleichheit der Pflichten und Rechte herzustellen? Die Vorstellung will uns freilich nicht so recht zu Sinn, den Beherrscher von Stambul und der beiden Gestade des Bosporus vereint von einem größtentheils aus eingeborenen Christen bestehenden Heere umgeben zu sehen; und doch ist das das vorgesteckte Ziel, das unter dem hohen Schutz des westlichen Europa erreicht werden muß. Um Rußland die Millionen seiner geheimen Hülfstruppen, die man in den türkischen Provinzen voraussetzt, für immer zu entziehen, muß ihnen klar bewiesen werden, daß nicht die russische Orthodoxie, sondern das Christenthum im Allgemeinen ihr Freund und Hort ist; sie müssen einsehen lernen, daß die Befreiung ihres Bekenntnisses nicht aus einem Wechsel der Unterdrücker und aus einer neuen geschickteren Eroberung, als diejenige, die ihnen gegenüber sich abzuzeichnen anfängt, hervorgehen werde; sondern daß sie diese friedliche und vollständige Befreiung von der erhaltenden Thätigkeit eben derselben Mächte zu gewärtigen haben, welche die nominale Zordauer des türkischen Reiches vertreten.

Weit entfernt also, die in einem Theil des griechischen Volkes bereits verwirklichte Emancipation zu tadeln oder halb zu widerrufen, muß man ihr vielmehr eine größere Ausdehnung und Festigkeit geben. Ihr mögt wollen oder nicht: dem Christenthum wie den Künsten, dem Glauben wie der Wissenschaft der christlichen Gemeinden ist die Wiedergeburt des Orients vorbehalten. Rettet die kostbaren Keime, die sie vorbereiten; vereinigt damit den Einfluß Eurer Wohlthaten, Eures Beispiels; sehet nicht in den Christen Griechenlands und Asiens die Glaubensgenossen des Zaren, sondern Mitbrüder des civilisirten Europa, die Ihr zu Euch erheben könnt, wenn Ihr ihnen die Hand reicht. Die erste Bedingung dafür ist, daß Ihr ihnen da, wo sie schon einen schwachen, aber doch unabhängigen Staat bilden, Achtung und guten Willen zeigt. Frankreich kann endlich nicht vergessen, was es für Griechenland gethan hat. Eine vernünftige Politik fordert es auf, sein Werk zu befestigen und zu vollenden, indem es den Griechen dort Schutz und Begünstigung gewährt, wo sie Unterthanen einer fremden, so lange ihnen unverföhnlichen Macht bleiben, einer Macht, die jetzt nur durch das Bündniß mit civilisirten Völkern und unter dem Schatten des Kreuzes ihr Leben fristen kann.

Dieses System der Gerechtigkeit und des Wohlwollens, diese christliche Solidarität, vereint mit dem der türkischen Herrschaft politisch gewährten, bewaffneten Beistand und unterstützt von den beiden großen Hebeln der menschlichen Dinge: von der Zeit und dem Unvorhergesehenen — dieses System allein wird die schwierige Aufgabe lösen. Neue Quellen der Industrie und des Wohlstandes werden sich in den Ländern öffnen, die vor achtzehn Jahrhunderten in voller Blüthe standen und die den Nationen der Neuzeit zu nahe benachbart sind, um länger arm und unglücklich zu bleiben. Was Hellas für Jonien gethan, was Rom in den asiatisch-griechischen Kolonieen erhalten hat: die so besuchten Handelsporte, diese prachtvollen Städte, diese Fülle und Mannigfaltigkeit der Kultur, wovon ein Theil in den Westen überfloß, sollte das Alles, von der wiederkehrenden Sicherheit geschützt, von dem Genius der Künste angeweht, nicht zu neuem Leben erwachen!

Eine neue Welt liegt hart vor unserer Thür; sie ist nicht erst zu entdecken; sie ist nur durch inneren Frieden und durch Arbeit zu durchachten. Der Wille des Westens halte sein Versprechen, den christlichen Bevölkerungen Klein-Asiens Eigenthum und Leben zu sichern, und eine erste Umgestaltung wird eintreten. Vom Golf Klazomenä bis zu den alten Ruinen von Ephesus, von den frischen Trümmern Nysa's bis zu den olympgekrönten Ebenen von Brussa, wie viel einheimische Kolonieen könnten hier sich niederlassen, wie viel gesegnete Fluren könnten an der Hand Europa's neu erstehen! Was sich ausnahmsweise auf dem Gebiete von Aivali erhoben hatte und von dem Stofwind der Barbarei hinweggefegt wurde: diese Stadt von fünfundzwanzigtausend Seelen, diese industriöse, wissenschaftliche, europäische Cydonia, das vor dreißig Jahren in Trümmern sank — es könnte wieder erstehen und in mehr als einem griechischen oder armenischen Gau ungefährdet gedeihen. Der Westen hätte dann nicht blos einen politischen, ruhmvollen, aber blutigen Krieg, sondern in Wahrheit einen Krieg der Humanität geführt und eine Eroberung der Civilisation und des Reichthums zum Nutzen der Welt gemacht.

Assyrien.

Eine auf Phul gedeutete assyrische Inschrift.

Die Inschrift, welche im Februar 1855 von dem berühmten Geologen Loftus in Ninive aufgefunden worden ist, hat der Oberst Rawlinson auf den in der Bibel vorkommenden König Phul gedeutet. Dieser Deutung tritt Herr Dr. J. Oppert im Athenaeum Français entgegen. „Sir Henry Rawlinson“, sagt er, „schreint mir in Bezug auf dieses Gegenstand die Bahn der wahren Kritik verlassen und Behauptungen aufgestellt zu haben, welche schwer zu beweisen sein werden.“ Seine Kritik der Rawlinson'schen Deutung leitet Herr

Oppert mit der folgenden Bemerkung ein: „Es hat einmal einen König von Assyrien gegeben, dessen in drei Backsteaben gegebener Name sich ganz leicht Hou-likh-thous lesen läßt. Die Frau dieses Königs, Namens Sammouramit, identifizirt Rawlinson mit der berühmten Semiramis. Der Name des Königs, in dem ich den Belochus der Griechen wiederfinde, hat Rawlinson 1850 Hevert, 1852 Abramelech, später Phalukh, Phalukha gelesen; jetzt soll er sich für Pulukh entschieden haben." Die Gründe, welche Herr Oppert gegen die Deutung des Obersten Rawlinson, der diesen Pulukh mit dem Phul der Bibel identifizirt, anführt, sind folgende:

Der König Phul ist der Begründer einer neuen Dynastie gewesen. Berosus sagt dies ausdrücklich; er nennt ihn „Phul den Chaldäer". Vor zwei Jahrhunderten hat man diesen, wohl mit Recht, mit „Belesys dem Chaldäer" für identisch gehalten. Der Gemahl der Semiramis war kein Usurpator; seine Vorfahren regierten wenigstens seit zweihundert Jahren; und da wir auch wissen, wann Salmanassar, sein Großvater, der Feind des Königs Jehu von Israel, gelebt hat, so sind wir berechtigt, anzunehmen, daß zur Zeit Menahem's von Israel der Enkel gar zu alt gewesen sein müßte.

Der Belesys der Griechen hieß auf Babylonisch Balazou, was Sir H. Rawlinson selbst festgestellt hat. Monumente dieses Königs, der wahrscheinlich nicht in Ninive residirt hat, sind noch nicht aufgefunden worden. Man wird darum aber nicht annehmen dürfen, daß er nicht existirt habe.

Der Name Phul (Phoullos bei Josephus) ist in dem Porus des Ptolemäus (731 — 726) wiedergefunden und auch in dem Namen eines babylonischen Großen unter Sardanapal V. (660 — 647), dessen Bedeutung ist: „Sieh meinen Sohn!" (gleich dem hebräischen „Ruben") und der im Chaldäischen „Poulli" lautet.

Es ergiebt sich dies folgendermaßen: Assarhaddon, der König von Assyrien, von Babylonien, von Aegypten und von Meroe, hatte sich über seinen Satrapen von Babylonien Samas-bar-oukin (d. h. „die Sonne hat meinen Stamm aufgerichtet") zu beklagen gehabt; er setzte ihn ab und setzte Nabonasalim, einen Sohn des Balazou, auf den Thron „seiner Vorfahren". Aber als der Sohn Assarhaddon's, Tiglatpileser V., König wurde, machte sich Samas-bar-oukin unabhängig; im Verzeichniß des Ptolemäus heißt er Saosdouchin. Später begegnet uns als Theilnehmer an einem Kriege gegen Tioumman (Teutamus bei den Griechen), König von Elam, und gegen Sardanapal V. ein Poulli, Sohn des Nadonasalim, des Sohnes des Merodachbaladan, von dem erzählt wird, daß er gegen den Großvater des Königs von Ninive Krieg geführt habe. Wir sind überzeugt, daß der wirkliche Vater Nabonsalim's Merodachbaladan gewesen, während „Sohn Balazou's" nur soviel sagen will als „auf der Familie des Belesys", wie Jehu von Israel auch nur in diesem Sinn ein Sohn Omri's genannt ist. In der babylonischen Königsfamilie finden wir damals die beiden Namen Poulli und Balazou. Offenbar hat der Gründer der chaldäischen Dynastie bei der Thronbesteigung seinen Namen geändert, wie auch der Usurpator Belzalisssar den Namen Sargon (d. h. „König durch Besitznahme") angenommen hat.

Der Phul der Bibel, der Belesys der Griechen, gründete die Dynastie Nabonassar, und Babylon blieb unabhängig von Ninive bis 708. Tiglatpileser, welcher sich von der Herrschaft des Chaldäers frei machte, hat Babylon nie erobert.

Den Namen Houlikhthous bezieht Herr Oppert auf den Vater Sardanapal's IV. Daß Rawlinson auch gegen die Chronologie verstoße, indem er die fragliche Inschrift auf den Phul der Bibel beziehe, beweist Herr Oppert folgendermaßen:

Auf einer von Herrn Hincks aufgefundenen Tafel steht geschrieben, daß Tiglatpileser im zwanzigsten Jahre der Regierung seines Vorgängers, dessen Name nicht genannt ist, den Thron bestiegen habe; das Dokument führt uns bis in das 42ste Regierungsjahr Tiglatpileser's. Ein Monument dieses Königs berichtet, daß er gegen den König von Israel, Menahem (771 — 761), im 8ten Jahre seiner Regierung Krieg geführt habe. Nach der Bibel ist Menahem auch von Phul bekriegt worden. Die Expedition Phul's muß zu Anfang, die Tiglatpileser's zu Ende der Regierung Menahem's stattgefunden haben. Tiglatpileser hat also (1) gegen 769 den Thron bestiegen; er hat wenigstens bis 727 regiert. Phul oder Belesys, der Verbündete des Arbaces gegen Sardanapal, ist also gegen 788 (zwanzig Jahre vor Tiglatpileser) auf den chaldäischen Thron gekommen, d. i. im Jahre des Unterganges des großen assyrischen Reiches.

Aus dem Umstande, daß auch nach der Thronbesteigung des Tiglatpileser in Ninive Belesys und seine Nachkommen im Besitze Babylons blieben, folgt, daß die Aera des Nabonassar sich nicht an ein großes politisches Ereigniß knüpft. Sir H. Rawlinson hat seine vor einigen Jahren aufgestellte Behauptung, daß die Aera Nabonassar's nicht chaldäisch, sondern ägyptisch sei, vergessen, indem er jetzt den Nabonassar zwischen Phul und Tiglatpileser einschiebt. Er nimmt an, daß Nabonassar die Semiramis, die Witwe Phul's, geheirathet habe. Die Gründe zu dieser Annahme ist er schuldig geblieben.

Mannigfaltiges.

— Alt-englische Bibliothek. Nach dem Vorgange der Bibliothèque Elzévirienne hat John Russell Smith in London eine Sammlung älterer Produkte der englischen Literatur begonnen, welche bestimmt ist, dem Publikum solche Werke zugänglich zu machen, die in ihren bisherigen Ausgaben entweder längst vergriffen sind, oder nur noch als bibliographische Seltenheiten existiren, die aber durch ihren inneren Gehalt oder auch als Denkmäler ihrer Zeit ein allgemeines Interesse darbieten.*) Unter den bereits veröffentlichten Werken dieser Art erwähnen wir: „The Vision and Creed of Piers Ploughman", ein satirisches Gedicht aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, das, obwohl es von einem Priester, Namens Robert Longlande, herrühren soll, durch die Bitterkeit bemerkenswerth ist, mit welcher es die damals unter dem Klerus herrschende Sittenlosigkeit geißelt; die dramatischen und poetischen Werke John Marston's, eines Zeitgenossen von Shakespeare und Mitarbeiters von Ben Jonson; die „Poetical Works" des William Drummond von Hawthornden, des ersten Schotten, der in englischer Sprache dichtete; das Tagebuch eines gewissen Manningham aus den Jahren 1600, 1601 und 1602, mit Anekdoten über Shakespeare, Ben Jonson, Spenser, Raleigh und andere Berühmtheiten der Elisabethanischen Periode; König Jakob's I. berüchtigte Abhandlung über Dämonologie und ein ähnliches Werk des alten Puritaners Increase Mather in Boston (Neu-England); Selden's „Tischgespräche"; die „Anecdotes of Books and Men", bei Rev. Joseph Spence, eines Zeitgenossen von Pope und Swift ꝛc. Wie man sieht, ist bei der Auswahl die Mannigfaltigkeit nicht außer Augen gelassen worden, und da die Herausgabe der verschiedenen Werke von Männern wie Thomas Wright, Singer und Halliwell besorgt wird, so verleihen die von denselben hinzugefügten Anmerkungen ihnen auch einen literarhistorischen Werth. In dem Druck und der äußeren Ausstattung hat man sich möglichst genau an die editiones principes gehalten.

— Der Prophet Muhammed und seine Wunder. In der türkisch geschriebenen Religions- und Pflichtenlehre des Mehemed Ibn Pir Ali (gedruckt zu Konstantinopel im Jahre 1804) ist dieser hehren Person mit folgenden Worten gedacht, aus denen sich der Unglaube der in der neuzeit von und besprochenen „Ferienreise eines preußischen Juristen" dem Muhammedanismus vindizirten Abweseneheit des Wunderglaubens in schlagender Weise ergiebt: „Er ist der Letzte aller Propheten; zwischen ihm und Adam (dem ersten der Zeit nach) sind deren so Viele aufgetreten, daß nur Allah ihre Zahl kennt (ausgenschyn Allah bilir); aber Muhammed ist von allen der vorzüglichste und seine Religion von allen Religionen die beste. Er ist unser Prophet. Alle Propheten vor ihm wurden je zu einem besonderen Volke gesandt, der Eine mit einem Buche, der Andere ohne ein Buch; Muhammed allein ist zu allen Menschen und Genien gesandt worden, und seine Religion wird bestehen bis an den jüngsten Tag. Er hat viele Wunder gethan (mu'dschisäty tschokdur): aus seinem heiligen Finger ließ er einst (zur Rettung Verschmachtender) Wasser strömen; ein anderes Mal spaltete er mit bloßem Finger den Mond in zwei Hälften. Thiere, Bäume und selbst Steine begrüßten ihn mit den Worten: „Du bist Gottes Prophet!" In einer Nacht ward er von Mekka nach Jerusalem und von da nach dem Himmel entrückt; er sah (bei dieser Gelegenheit) das Paradies und die Hölle, unterhielt sich mit Allah selbst, und fuhr dann wieder hinab nach Mekka, ehe noch der Morgen angebrochen war.**) Außerdem giebt es viele andere Wunder von ihm (dschy mu'dschiseleri tschokdur): das größeste von allen aber ist der Koran; kein Mensch hat jemals Etwas vorbringen können, das auch nur dem kürzesten Kapitel dieses heiligen Buches vergleichbar wäre; denn der Koran ist Allah's eigenes Wort, und kein erschaffenes Wesen besitzt die Fähigkeit, Etwas zu leisten, das mit ihm eine Vergleichung ausheilte."

*) Library of Old Authors. Published by John Russell Smith. London, 1856. Berlin, A. Asher & Comp.

**) Das Fest dieser „Himmelfahrt" (arabisch mi'räbsch) wird alljährlich von den Muhammedanern begangen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Mauerstraße, W. 21), ferner von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 47. Berlin, Donnerstag den 17. April 1856.

Frankreich.

Mythologie und Religionsgeschichte.*)

Es giebt auf dem weiten Felde der Gelehrsamkeit nicht leicht ein anziehenderes Gebiet, als jene Anfänge der Geschichte, jene Dämmerzeiten des Menschengeschlechts, in denen die Wurzeln aller Erscheinungen liegen müssen, die wir später zu Tage treten sehen. Die Geschichte erzählt und erklärt; die altersgraue Sage, ehrwürdiger, als ihre jüngere Schwester, spricht Orakel und versammelt gern jene um sich, welche an das Göttliche glauben, welche es lieben, über die Ursprünge der Dinge nachzudenken. Dunkel, wie ihre Aussprüche sind, erfordern sie Deutung, für deren Richtigkeit sie selbst nicht einstehen kann, da sie selbst keine Mittel und keinen Maßstab giebt, um den Werth oder Unwerth derselben zu prüfen; und wenn es in der That Deutungen giebt, welche allerseits befriedigen und auf Wahrheit Anspruch machen können, so wird man finden, daß sie meiß auf dem langen, mühseligen Wege nach immer erneuter Widerlegung der unhaltbaren Aufstellungen gefunden und gleichsam herausdestillirt worden sind. Bis in die neueste Zeit ist das Feld der Mythologie, d. i. der Religions-Ueberlieferungen alter Völker, trotz einzelner Erscheinungen, in denen Bleibendes festgestellt wurde, der Tummelplatz der schrankenlosesten Willkür geblieben, und wir sind eigentlich erst an dem Punkte angelangt, zu begreifen, was auf der Menge trümmerhafter Ueberlieferungen gemacht werden sollte, wenn man im Stande wäre, eine Methode aufzustellen, nach welcher sie zusammengepaßt und wiederhergestellt werden könnten.

Das Studium der Mythologie, wenn dasselbe auf Feststellung besiimmter Ergebnisse, verlässbarer Thatsachen, auf Beiträge zur Geschichte der Menschheit abzweckt und nicht bloße Unterhaltung sein soll, erfordert eine solche Fülle theilweise entgegengesetzter Eigenschaften in demselben Kopfe, wie sie sich nur selten zusammenfinden: religiösen Sinn und tief religiöses Gemüth, um den mächtigen Strom des Göttlichen, der durch die Geschichte geht, unter allen sonderbaren Gestalten und Formen zu verfolgen, um in sie den aus ihnen geschwundenen Inhalt zu legen, wenn sie anderd wieder Leben und Verständniß erhalten sollen; dabei eine lebendige Phantasie, welche im Stande ist, die Lücken durch Entsprechendes zu ergänzen, ein geistiger Tastsinn und eine Divinationsgabe, die, so zu sagen, ex ungue leonem, aus der Klaue den Löwen erkennt, und der leicht eingedrückten Spur das Vorhandensein oft grobartiger, geschichtlicher Erscheinungen erräth, und im Gegensatz wieder einen geraden, bedenklichen, leicht zweifelnden Verstand, der jedes Bild der eigenen Phantasie wieder zerlegt und untersucht, ob ein wirklicher Inhalt bleibe, der das Wachen dem Träumen, die dürre Thatsache der schmeichelnden Selbsttäuschung vorzieht, der die Selbstverleugnung zur Fertigkeit gebracht hat; vor Allem aber eine Fülle von Gelehrsamkeit und eine ungewöhnliche Combinationsgabe, um Gleichartiges zu entdecken und scheinbar entlegenste Dinge sich gegenseitig kontroliren zu lassen.

Die mythischen Zeitalter sind eine Fata-Morgana; daß Thatsachen zu Grunde liegen, erkennen wir wohl, um einen Gedanken des großen Niebuhr hier anzuführen, aber das Gesetz der Brechung dieser Lichtstrahlen ist uns meiß unbekannt, weshalb wir nicht im Stande sind, aus dem scheinbaren Bilde die Wirklichkeit zu errathen. Jeder trägt deshalb seine eigenen Ansichten hinein und liest dann das Hineingetragene wieder heraus, dem Einen ist Alles Allegorie, dem Anderen verkappte Physik, dem Dritten verdorbene Geschichte, dem Vierten freie Poesie des dichtenden Volksgeistes, und im Grunde genommen hat Jeder ein Theilchen Recht.

Zu diesen Betrachtungen wurden wir durch ein Werk des Herrn F. v. Rougemont veranlaßt, dessen Titel wir oben näher angegeben. Der Verfasser, ein protestantischer Schweizer, von vorherrschend gläubiger Richtung, geht offenbar darauf aus, in ähnlicher Weise, wie wir es in Deutschland bereits gewohnt sind, aus den Mythen, Sagen und sonstigen Traditionen aller möglichen Völker, deren er habhaft werden konnte, durch Rückschlüsse und Vergleiche und Combinationen das Urvolk, seine Religion und Sitten gewissermaßen herauszudestilliren; denn in den vorhandenen beiden Bänden, die voll sind von Anzügen aus allen möglichen Mythographen, von Nachrichten über Glaube und Sitte zahlreicher heidnischer Völker und von Citaten neuerer Schriftsteller, ist wenig von dem Urvolke selbst die Rede. Natürlich geht Herr v. Rougemont von den Zeugnissen der heiligen Schrift aus, und sein Werk hat also mehr den Zweck, die Autorität der Offenbarung in der Bibel durch anderweitige Beispiele und Belege zu kräftigen und den Satz durchzuführen, daß alle heidnischen Religionen nichts als Entstellungen einer verloren gegangenen Uroffenbarung seien.

Der Glaube an eine Uroffenbarung steht und fällt, soweit man schließen kann, mit dem Offenbarungsglauben überhaupt, und Niemand, dem der letztere theuer ist, wird sich so leicht dazu verstehen, dieselbe ohne Weiteres in Abrede zu stellen und als abgethan bei Seite zu werfen. Selbst für denjenigen, der alle Religion blos objektiv als historische Thatsache und Erscheinung faßt, wird eine Hypothese, welche die Entstehung derselben zu erklären unternimmt, nicht ohne Beachtung bleiben dürfen. Je tiefer man ins Alterthum zurückgeht, desto mehr wird die Religion Ausgang und Endpunkt aller Bestrebungen des Menschen, so zwar, daß das Profane, das Staatlich-Bürgerliche gewissermaßen erst als ein später Niederschlag erscheint. Bei den ältesten Kulturvölkern wird Alles, was das Leben beherrscht: Verfassung des Staates, Gesetze, nützliche Erfindungen, Kunst und Wissenschaft, auf göttliche Offenbarung zurückgeführt, ein göttliches Wesen (Thot, Daunes u. s. w.) hat, auf Erden lebend, sie den rohen und barbarischen Menschen gelehrt. — Dies ist stehende Ueberlieferung, und das Alterthum ist weit davon entfernt, die Religion als Produkt einer allmählichen Entwicklung der edleren Anlagen des Menschen anzusehen, wie man heutzutage die Sache gewöhnlich betrachtet. Sollte es in seinem Instinkte, wenn wir ihm auch eine klare Erkenntniß absprechen wollen, so ganz fehlgegangen sein?

Außerdem ist in Anschlag zu bringen, daß die große Masse der Menschen nichts weniger als den Trieb der Selbstvervollkommnung hat; vielmehr sehen wir, daß sie von einer wis inertiae, einer Schwere befangen ist, die das in sie gelegte Edle und Bessere nach und nach zu Boden zieht. Die Geschichte weiß und nur zu häufig auf die traurige Erfahrung hin, daß großer Männer große Gedanken von der ihnen folgenden Mittelmäßigkeit entstellt und verderbt werden. Alle belannten Religionsstiftungen sind große, gewaltige Akte, Impulse, die, wenn auch frühere Zustände vielfach sie vorbereiten, als Phänomene auftreten, welche urplötzlich einen geistigen Höhepunkt gebieterisch aufstellen, an dem die gewöhnlich verwahrloste und verderbte Zeit pygmäenhaft hinaufschwindelt. Die jetzt häufig beliebte Lehre von der „allmählichen, stufenweisen Entwickelung" reicht nicht hin, sie zu erklären. In gleicher Weise kann aber auch dieser mächtige religiöse Drang der Urzeit, jener lebendige Glaube an die Gottheit, der das eigentliche Gestaltende bei den ältesten Völkern ist, keineswegs als allmähliches Ergebniß einer Entwickelung und Selbstbefreiung des Menschen gefaßt werden; sondern scheint ein anfänglich gegebenes, mächtiges Ferment, das in die Menschheit gelegt war, aber von dieser, wie die geschichtliche Erfahrung lehrt, verbraucht wurde. Insofern also kann eine Uroffenbarung, wenn wir überhaupt ein Verhältniß des Menschen zu Gott annehmen, gar nichts Befremdendes haben.

Anders verhält es sich jedoch, wenn wir die Art und Weise betrachten, wie viele in bestem Willen und bester Absicht diese Uroffenbarung zu erklären und nachzuweisen trachten. Hier muß freilich die besonnene und ruhige Forschung sehr bedenklich werden. Viele glauben, je erbaulicher die Erklärungen klingen, die sie der heiligen Schrift und den Mythen geben, desto wahrer und unantastbarer seien sie; indeß ist das nicht der Fall; Erbaulichkeit und objektive Wahrheit sind

*) Le peuple primitif, sa religion, son histoire et sa civilisation. Par F. de Rougemont. Genève et Paris, 1855. 2 vol.

zwei ganz verschiedene Dinge; und um die letztere zu finden, gehört etwas mehr dazu, als der gute Wille, die Religion um jeden Preis stützen zu wollen.

Auf die Art, wie diese Schule griechische und andere Mythen als Entstellung der Uroffenbarung faßt und dieselbe aus den wenigen Kapiteln der Genesis, die doch, wenn man nur irgend ein Auge für den Umfang der Sache hat, nur ein kleines und dazu gleichfalls schon sekundäres Bruchstück sein können, abzuleiten versucht, läßt sich alles Mögliche beweisen. Aus allgemeinen Aehnlichkeiten, welche gewöhnlich das geistige Band abgeben müssen, läßt sich höchstens schließen, daß die Grundrichtungen und Grundbedürfnisse des menschlichen Geistes dieselben sind und sich in ähnlichen Bildungen äußern. Man kann z. B. sehr wohl zugeben, daß die Geschichte des Sündenfalls, wie sie in der mosaischen Urkunde erzählt wird, und die griechische Sage von Prometheus, Epimetheus und Pandora etwas sehr Tiefes zum Grunde haben und doch die Deutungen sehr abgeschmackt finden, wonach die Geschichte von Adam und Eva so lange verdreht und entstellt worden sei, bis die griechische Sage daraus geworden, die eigentlich mit der ersten nur das gemein hat, daß einem Weibe nicht die erste Sünde, sondern der Ursprung der menschlichen Leiden beigemessen wird. Eva und Pandora! welche Verschiedenheit! Letztere ist, nach Hesiod, dem ältesten Berichterstatter, gar nicht einmal ein menschliches Wesen, sondern ein von Hephästos geschmiedeter Automat, ein Trugbild, mit dem der schlaue Epimetheus gefangen werden soll.

Sehr richtig sagt der geistreiche Kritiker P. Mérimée, welcher das Buch des Herrn v. Rougemont in der Revue Contemporaine bespricht: „Was liegt daran, daß die Kosmogonie der Tscheremissen oder etwa der Finnen einige Aehnlichkeit hat mit einem Kapitel der Genesis? Was kann die Genesis bei diesem Vergleiche gewinnen? Die Genesis hat die Tscheremissen nicht nöthig, um Autorität zu sein. Wenn man Zeugnisse für die Authentizität der heiligen Bücher sucht, so geschieht dies, weil man über ihr Entstehen im Ungewissen ist, und so würde denn die zu erörternde Frage etwa sein nach dem relativen Datum der verschiedenen Mythologieen, eine Frage, deren Lösung sich nur erwarten ließe, wenn man sie mit dem Lichte der historischen Kritik studirte. Ohne Zweifel ist das nicht die Absicht des Herrn v. Rougemont gewesen. Ich glaube, Alles in Allem genommen, daß er seinem Buche nicht den rechten Titel gegeben; denn er scheint sich darauf beschränkt zu haben, eine Parallele zwischen den Glaubensmeinungen aller Menschen aufzustellen und sie zu vergleichen, indem er ihre Meinungen über den Ursprung der Welt analysirt. Aber um eine solche Arbeit nach den Meistern der Wissenschaft zu unternehmen, genügt es nicht, viele Bücher gelesen und sie exzerpirt zu haben; es ist auch nöthig, die gefundenen Zeugnisse von sehr verschiedenem Werthe durch eine gesunde Kritik zu prüfen, die von Anderen gegebenen Texte zu berichtigen und sich überhaupt von vorgefaßten Systemsansichten möglichst frei zu machen. Wenn man Beweise in der Sprachvergleichung sucht, einer schlüpfrigen Quelle, so ist es gut, die Gelehrten um Rath zu fragen, die in diesem Fache Autorität sind, statt sich in maßlosen Etymologieen aus Sprachen zu ergehen, die man wenig oder gar nicht kennt."

In der That hat Herr v. Rougemont eine Menge Etymologieen oder, besser gesagt, Wortspielereien aufgestellt, wie wir sie in Deutschland genugsam kennen. Nomina sunt odiosa. Hier wieder läßt sich kein Wort verlieren; denn wo die Ueberzeugung fest geworden ist, daß sich auf den ähnlichen und neckenden Wortähnlichkeiten vermittelst der Auffindung eines verbindenden Sinnes ganz Gerathewohl, ohne alle Sichtung, ohne Eingehen ins Einzelne große Resultate entwickeln lassen, da fängt wohl die gelehrte Erbauung an, aber die Wissenschaft hört auf.

Daß wir dem Herrn v. Rougemont kein Unrecht anthun, wenn wir uns gegen eine Methode erklären, die so gut als keine ist, möge sein Kriterium, nach welchem er bei seiner Mythenforschung verfährt, vollends beweisen: „Unter mehreren Versionen eines Mythus", sagt er, „werden wir derjenigen den Vorzug geben, welche die allersonderbarste ist, nach der kritischen Regel (!!), welche vorschreibt, unter mehreren Lesarten die dunkelste zu wählen, als diejenige, welche mit der Zeit durch eine verständlichere ersetzt ward." — Es ist offenbar, daß sich der Verfasser in großer Unklarheit über den großen Unterschied von Textkritik und Mythenbildung befindet, wenn er im Stande ist, eine solche Regel als tiefe Kritik aufzustellen. Also der unsinnigste, sonderbarste Mythus ist das älteste, ist das erste Ergebniß des Falles der Menschheit; folglich ist die Verschlechterung und Entartung eine ursprüngliche, und bald nach ihr findet eine Verbesserung statt, da wenigstens der gesunde Menschenverstand alsbald thätig erscheint, einen Sinn hineinzulegen.

Wenn in der Gellert'schen Fabel durch die Frau Gevatterin ein neugeborenes Kind mit etwas größeren Ohren als gewöhnlich nach und nach zu einem Mißgeburt mit Hasenscharte und Hasenohren hinausgeklatscht wird, so ist letztere Version nach Herrn v. Rougemont die wahrscheinlichste, weil sie die sonderbarste ist, die später durch eine verständlichere ersetzt worden ist. Wir verkennen dabei keineswegs, daß der obigen Regel eine theilweise Wahrheit zu Grunde liege, insofern nämlich in der That eine Periode der Mythengeschichte das Bestreben zeigt, unverständlich gewordene Mythen deutlicher zu machen; indeß ist diese Periode begränzt und in Bezug auf das Ganze von untergeordnetem Werthe. Der Euhemerismus, d. h. der antike Voltairianismus, der dieses Bestreben zeigte, ist zu jung und zu sehr im Gegensatze gegen das, was auch im Alterthume Religion war, als daß er ein kritisches Prinzip gewähren konnte; auch ist die geschichtliche Mythendeutung in Deutschland längst über Euhemerus einig, und wo Autoren diesem Systeme folgen (z. B. Diodor), da verräth es sich von selbst, daß man die euhemeristische Fassung gleich von vorn herein zu beseitigen sucht.

Wir könnten noch durch anderweitige Beispiele darthun, wie unklar der Verfasser über Wesen, Begriff, Zweck und Vermögen der Kritik in diesem Fache ist, begnügen uns aber mit dem Gesagten, weil wir der Ueberzeugung sind, daß der wissenschaftliche Standpunkt des französischen Autors hinlänglich klar bezeichnet worden ist. Er reiht sich ohne Zweifel einer ehemals zahlreichen Schule in Deutschland an und darf als ein Ausläufer derselben betrachtet werden. Wir sind weit entfernt, das Gute und Wahre in den Anschauungen der Symboliker zu verkennen; tiefes Gefühl für die Gemüthsseite der Religion, die ohne Zweifel darin ihr Leben hat, Empfänglichkeit für einfache und großartige Gesichtspunkte, Verständniß für das Leben der Gottheit in der Geschichte sind Dinge, in denen die Symboliker ohne Zweifel ihr Recht behalten gegen Rationalisten, wie etwa Voß u. s. w.; dagegen läßt sich aber nicht leugnen, daß meist ihr guter Wille größer gewesen, als ihr Können, ihr Ahnen stärker als ihr Setzen, ihr Glauben umfangreicher als ihr Erkennen, mit einem Worte, daß sie ihre Behauptungen nicht logisch überzeugend haben durchführen können. Wo das aber nicht geschieht, ist von methodischer Wissenschaft nicht die Rede. Erbauungsbücher mögen es sein, und wir haben nichts dagegen; Lehrbücher sind es nicht; die Wissenschaft will greifbare Resultate.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Vierter Monats-Bericht. 1856.

(Fortsetzung.)

Die Mast- und Fleischproductions-Wissenschaft ergiebt sich, seitsam genug, aus einem sprzielen Faktum, nämlich dem besonderen Kunstgewerbe der Gänsemästung. Die Gänse werden von ihren Mastmeistern zunächst klassifizirt, je nach ihrer Constitution u. s. w., sorgfältig rein gehalten, täglich dreimal wissenschaftlich gefüttert, abwechselnd trocken und naß, mit filtrirtem Wasser getränkt und auf sonnigen Plätzen spazieren getrieben. Die jungen Gänse werden vom März an in die Mastschulen, die zuweilen 4—5000 Stück aufnehmen, gebracht und da entweder zu „grünen Gänsen" durch Hafer, Hafermehl, Erbsen, Buttermilch u. s. w. ausgebildet, um in London für die höchsten Preise verkauft zu werden, oder zu Michaels- und Weihnachtsgänsen, wozu die Stoppelfelder des Herbstes reichlich mit herhalten müssen. Einer dieser Mastmeister sandte zu Weihnachten 1854 nicht weniger als zweitausend Centner Gänse nach London. Auf den beiden Haupt-Geflügelmärkten von Leadenhall und Newgate werden jährlich gegen sechs Millionen geflügelte Thiere verkauft.

Billingsgate liefert den Londonern jährlich achtundneunzig Millionen Sol- und siebenundbreißig Millionen Schollfische, vierundzwanzig Millionen Makarelen und achtzehn Millionen Weißfische, fünfhundert Millionen Austern und unendlich viel mehr „Shrimps", die nöthigenfalls zu jedem Thee gegessen werden, wie Wasserkresse. Zu diesen etwa dreitausend Millionen Stück oder fünfhundertfausend Centnern Fischen, die mit zwei Millionen Pfund Sterling bezahlt werden, kommen aber jährlich noch mindestens ebenso viel von einer einzigen Sorte, den Sprotten, welche nie gezählt, sondern, wie Erbsen und Schoten, gewogen und den Leuten in die Körbe geschaufelt werden. In der Sprotten-Zeit leben viele Tausend Menschen als Verkäufer und über eine Million als Konsumenten fast blos von Sprotten, deren man für einen Penny eine vollständige Mahlzeit bekommen kann, die weiter keine Auslage erfordert. Man läßt sie auf einem Drathrost eine Minute Feuer sehen, wobei bald das Fett abtröpfelt, und verzehrt sie mit gebildeter Uebung und Geschicklichkeit immer mit beiden Händen, die Kopf und Schwanz zurückhalten, während der ganze silberglänzende Körper in der Mitte wie würzige Sahne leicht hinunterrutscht.

Und Covent-Garden, das Centrum aller Frucht- und Blumenmärkte! In der jungen Schotenzeit beschäftigt hier mancher eingeine Verkäufer sechzig bis hundert Weiber und Mädchen fast Tag und Nacht blos mit Ausbülsen junger Schoten, wofür manche hohe Dame,

deren Wagen vor dem Eingange hält, in der ersten Zeit zwei Guineen pro Quart bezahlt oder zehn Thaler für zwei (ein Pfund) Weintrauben oder einen Thaler für hundert frische Bohnen. Was diese Damen oder deren Köche übrig lassen, wird gierig von dreitausend Grün- und Fruchthändlern zum Wiederverkauf für ein Fünftel, ein Zehntel des Preises, den hohe Damen zahlten, erstanden. Wir wollen die Schilderung des Covent-Garden-Verkehrs nicht übersetzen, blos eine Stelle: „Es erregt Erstaunen, sich den täglichen Verkehr auf diesem Platze klar zu machen. So oft auch eine außergewöhnliche Fülle dieses oder jenes Artikels sich hier Nachts bis zum Morgen anhäuft, Nachmittags ist immer aufgeräumt; die Obsthändler kaufen immer Alles auf, was die Grünhändler auch übrig lassen. Nachmittags ist immer Alles wieder klar und rein, wie weggewaschen, war die Ueberfülle Morgens um vier Uhr auch noch so groß." Die Ueberfülle kömmt eben nur jedem Kinde im fernsten, ärmsten Stadtheile für seinen halben Penny oder Farthing zugute. Kein Atom von Polizei oder Regierung bekümmert sich darum. Welche Maschinerie von Kommissarien mit ein paar Direktoren, à sechstausend Pfund jeder, könnte zu Stande bringen, was hier alle Jahre dreihundertfünfundsechzigmal von selbst geschieht! Das Gewicht der in Covent-Garden verkauften Vegetabilien wurde im Jahre 1850 auf 3570 Tonnen, das der Früchte auf 45,030 Tonnen, deren Werth auf drei Millionen Pfund Sterling berechnet.

Ihre wurde 1852 zu fünfundfunfzig, 1853 zu neunundfunfzig und 1854 zu zweiundsechzig Millionen Pfund im ganzen Königreich verbraucht, etwa zwei Pfund auf jeden Kopf. Soutige gebrannte und gebrannte Getränke bilden, jährlich zusammengerechnet, einen so entsetzlich tiefen und weiten, erdumgürtenden Ocean, daß wir uns mit dem kleinen Nachen eines Briefes gar nicht auf diese Südsturz wagen. Nur eine Notiz: Ein Hopfenbauer in East-Farleigh, Kent, hat allein in Hopfenstangen siebzigtausend Pfund, also beinahe eine halbe Million Thaler angelegt. Ein Anderer beschäftigt in der Hopfenernte auf seinen fünfhundert blos Hopfen tragenden Morgen über viertausend Personen zum Pflücken. Zwei Brauereien in London verfahren täglich zusammen über hunderttausend Gallonen Bier. Außerdem sagt ein Sprüchwort: „Alles in London ist Gin (Schnaps)." Die Zahl der in Läden und etablirten Geschäften mit Speisen und Getränken Handelnden wurde schon vor zwei Jahren auf hunderttausend berechnet. Außerdem handeln eine halbe Million Mädchen und Jungen und Ticket-of-leave-men wandernd, karrend und fahrend jeden Tag von früh um sieben Uhr bis gegen Mitternacht fortwährend schreiend und brüllend in allen Theilen Londons mit Früchten, Speisen, Getränken, besonders mit Wasserkresse, Austern, Kaffee, Kalfuppe, größeren Kartoffeln, Schnecken (penniwinkles),*) Gingerbier, Schweins- und Schafsfüßen und den Früchten jeder Jahreszeit. Dieser Straßenhandel zieht sich auch für die Nachtwandlerinnen, Policemen, Obdachlosen aller Art mit Kaffee, dampfenden Kartoffeln und Würsten, lockender Kalfuppe und heißen Kastanien durch jede Nacht hindurch.

Für diese und andere Nachtleiden des Londoner Lebens giebt es eine großartigere, umfangreichere Autorität, Mayhew, der sein bändereiches Werk „London Labour and London Poor" aus jahrelangen, mühevollen, persönlichen Studien, Forschungen und Erfahrungen zusammentrug und die gute Gesellschaft mit Erzählung dessen, was täglich mitten in London vorging, in Erstaunen setzte, als berichtete er von den Antipoden. Mayhew hat jetzt eine Art von Totalbild aller dieser Forschungen, unter dem Titel: „Die große Welt Londons" („The Great World of London"), herausgegeben und mit authentischen, photographischen Portraits der Noth- und Unrechtleidenden oder Unrechtthuenden ausstatten lassen. Auch der Text ist durchweg mit eigenen Augen aufgenommenes Portrait, Porträtirung der wilden Stämme Londons, die gleichsam und auch wirklich unter der Erde, unter dem Fußboden, zwischen den Wurzeln der „Gesellschaft" leben und diese Wurzeln benagen. Wie Mayhew „Meetings" dieser verschiedenen Schichten unter dem Boden des Lebens zusammenrief, Meetings der „Nachtwandlerinnen", die dann bei gedämpftem Licht (das auf ihr Gesuch gedämpft werden mußte) ihre Beichtnisse ablegten, Meetings der „Ticket-of-leave-men" u. s. w., ist als äußerliche Thatsache wohl schon aus den Zeitungen bekannt, die solche Vorfälle wohl mit beiläufig notiren, ohne vor „hoher Politik" Zeit, Spalte und Geist zu haben, sie sich genauer anzusehen.

Es ist aber jedenfalls kulturgeschichtlich und für Beurtheilung der wirklichen Zustände Englands viel wichtiger, was so ein in Halbgnade frühzeitig entlassener Ticket-of-leave-man in seinem Parlamente geradezu herausfagt, als was etwa Palmerston vor dem hohen Unterhause für neue gymnastische und taschenspielerische Kunststücke von Ausweichungs-Redekunst versucht. Ein junger, talentvoller Redner, von neunzehn Jahren und neunundzwanzigmal im Gefängnisse gewesen, tritt auf in dem Mayhew'schen Parlamente und erzählt, wie es ihm gegangen. Drei Monate durchwandert er die Straßen Londons und sucht redlichen Brod-Erwerb; die tugendhafte Gesellschaft stößt ihn fortwährend zurück. Da begegnet er endlich, ausgehungert und abgetrebt, einer kleinen Association oder Compagnie von Forschern in den Taschen anderer Leute. Der talentvolle, junge Mann wird von der kleinen Compagnie gewonnen und engagirt. Die Compagnie macht ohne gewerblichen und persönlichen Schutz (im Gegentheil!) so gute Geschäfte, daß sie jedem Mitgliede im Durchschnitt wöchentlich sechs Pfund Sterling Dividende abwirft. Wer zahlte denn diese enorme Dividende? Die gute Gesellschaft als Strafe für ihre „Tugend", zur Ausgleichung der gewaltsam gestörten volkswirthschaftlichen Harmonieen. Die beinahe millionstimmige Diebharmonie der Londoner Gesellschaft und den Wildnissen und Höhlen der Gesellschaft hervor sucht sich dieselbe durch Diebstahl, Mord, Einbruch, Wohlthätigkeit, Armentare, Missionäre, Traktätlein, Lumpensuchen, Correction, frühzeitige, bedingte Begnadigung von Verbrechern u. s. w. Kein Versuch ist der richtige, weil die mißleitete, verkrüppelte Bewegung der sozialen Naturgesetze, wodurch Verbrechen u. s. w. entstehen, immer durch neue Mißleitung und Verkrüppelung gehoben werden soll. Offenbar ist die tugendverspottete gute Gesellschaft selbst schuld, daß der neunzehnjährige Verbrecher drei Monate lang vergebens nach einer richtigen Stellung im Leben suchte und das Geschäft der Diebs-Association trotz aller Hindernisse mehr Gewinn abwarf, als die glücklichste, produktive Thätigkeit. Es war das, im Ganzen und Großen genommen, dieselbe Gesellschaft, welche ihm sagte: Du sollst nicht wöchentlich ein Pfund auf eine redliche Weise verdienen, sondern die lieber sechs Pfund stehlen. „Der Verbrecher ist des Staates eigenes Verbrechen." Nie hat Bettina eine tiefere Wahrheit ausgesprochen. Ich fuhr in dem englischen „Ticket-of-leave-system" die erste offizielle Bestätigung dieser Wahrheit. „Es ehren sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort", besonders in diesem Lande.

(Schluß folgt.)

*) So werden diese schwarz-gehäuften Delikatessen ausgeschrieben, da die Leute faß nichts ohne „penny" ausschreien können. Geschrieben lauten sie „periwinkles".

Ungarn.

Neuestes Werk des Sprachforschers Hunfalvy.

Die neueste Arbeit des in unserem „Magazin" schon öfter ehrenvoll genannten ungarischen Sprachforschers Hunfalvy ist eine gegen Ende des Jahres 1854 gelesene und im vorigen Jahre gedruckte akademische Abhandlung von sehr umfassendem Inhalt, unter dem einfachen Titel: „Vergleichung der Türkischen, Magyarischen und Finnischen Wörter".*) Sie zerfällt in folgende Abschnitte: 1) praktische und philosophische Sprachkunde; 2) gegenseitige Beziehung magyarischer Sprachkunde und Ur-Geschichtskunde in der Vergangenheit; 3) Ausgangspunkt und Endziel beider Wissenschaften in der Gegenwart; 4) gegenseitiges Verhältniß der türkischen, magyarischen und finnischen Sprachen.

Die Vergleichung von Wörtern (nach welcher das Werk betitelt) und von grammatischen Formen ist erst Sache des letzten Abschnittes, der freilich größer ist, als die übrigen zusammengenommen, und in viele Unter-Abtheilungen zerfällt. Dieser hat natürlich die meiste Bedeutung für Sprachforscher, und bei solchen wird der Scharfsinn, der wissenschaftliche Ernst, die vollkommene Parteilosigkeit des Verfassers auch in Fällen, wo sie von seiner Ansicht abzuweichen gezwungen sind, ehrende Anerkennung finden. Ganz aus der Seele gesprochen ist uns aber Alles, was den Inhalt der einleitenden Abschnitte ausmacht. Hier nur einige Zeilen als Probe:

„In jeder Sprache" — sagt Herr Hunfalvy — „stößt der Forscher auf Fremdartiges, was er vor den Richterstuhl einer anderen stellen muß, weil es gegen die Entscheidungen seiner Muttersprache protestirt. Außerdem regt sich bei jedem Volke so lebendig das Interesse: zu ersahren, welchen Platz es in der Menschheit einnimmt, daß die Forschung unaufhaltsam über die engen Schranken der praktischen Sprachkunde hinaustrebt und nach allen Seiten sich ausbreitet. So werden die Schriftsteller theils von dem in jeder Sprache und begegnenden, fremdartigen Stoffe, theils von dem eben erwähnten Interesse zur Sprachvergleichung getrieben, welcher dann eine unzeitige Geschichtmacherei entwächst. Dies sehen wir bei jedem unserer Chronikenschreiber. Je weniger die Leute auf wahre Sprachvergleichung sich verstanden, desto kühner gingen sie an die Absassung einer Urgeschichte Diese Kühnheit dauerte noch fort, als die Wissenschaften schon bedeutend vorgeschritten waren". . . . . „Das Magyarenthum wirkt selbst auf gewöhnliche Menschen mit belebendem Zauber: es strahlt einen poetischen Glanz um sich her, welcher mächtig reizt und anzieht. Was Wunder also, daß man so eifrig bemüht gewesen ist, in die

*) A Török, Magyar és Finn nyelv egybehasonlitása. 144 Seiten. 8.

Vorzeit der Ungarn Blicke zu thun! Was Wunder then, wenn Einige, von jenem Nimbus geblendet, etwas Anderes sahen, als sie sollten! Historische und sprachliche Forschung waren nur Wegweiser und konnten nichts Anderes sein: wenn diese Beiden schlecht führten, wie kann derjenige, der ihnen folgt, in das Land der Verheißung gelangen!"

Der Verfasser giebt eine klare Uebersicht und gute Würdigung aller Verirrungen, zu denen falsche und vorurtheilvolle Sprachvergleichung (an der noch jetzt so Viele kränkeln) in Ungarn geführt hat. Dem ebenso besonnenen, als scharfsinnigen, aber lange unbeachtet gebliebenen Niklas Révai*) folgte ein Stephan Horvát, dessen Hirngespinnste (seit 1825) Alles überboten, was vergangene Jahrhunderte in dieser Art aufgebracht hatten. Er und der nicht viel weniger unsinnige Dankovszky trieben gerade damals ihr Wesen, als das wissenschaftliche Sprachstudium bei Deutschen und Franzosen bereits edle Früchte trug und noch ältere verhieß.

Nachdem Herr Hunfalvy der Verdienste gedacht, welche sich in neuester Zeit einige ausländische Gelehrte mehr oder minder unmittelbar um das Magyarische erworben, rubrizirt er die verschiedenen Versuche zu Klassifizirung der Sprachen überhaupt, wobei ihm dann die Gelegenheit sich bietet, seine Muttersprache und ihre Verwandte gegen Theorieen zu vertheidigen, deren Fundament anmaßende Unwissenheit ist.

Wir erwähnen noch schließlich, was der Verfasser (S. 135) über den Namen „Skythen" sagt. „Die Russen nennen einen finnischen Stamm Tschuden und bilden sich ein, dieser Name sei mit dem alten Namen Skythen identisch; allein was bedeutet das Wort Tschud (als Nationalname)? Ließe sich irgendwo seine Bedeutung finden, so könnte man damit weiter vorwärts: bis jetzt aber liebäugeln Tschud und Skythe vergebens mit einander. Sögren hat ermittelt, daß die Lappen ehemalige Feinde ihres Volkes Tschuden (Tjudeh) nannten, und dieses Wort erklärt Lindahl in seinem lappischen Wörterbuche durch Feind. Nach Beiden sagen aber die Lappen in diesem Sinne vassolaij (vassolatsch, vergleiche finnisch vastaa gegen, wider, magyarisch vissza). Der Ausdruck Tschud (tjud) bedeutet bei den Lappen um Enara dasselbe, was bei den Finnen sota und (setze ich hinzu) bei den Ungarn csata.**) Tschuden hieß demnach so viel wie Kriegsvolk . . . . . und diese Benennung paßt am besten zu jenen Völkern, welche von den russischen Chronisten also genannt werden: ebenmäßig stimmt sie mit dem griechischen Worte, dessen Schreibung Nichts besser darstellen kann, als das lappische tjud (tschud), und magyarisch csata oder csota (es ist tsch)". . . . . Die öfter angesprochene Vermuthung, wonach der Volksname Tschuden von einer gleichlautenden slavischen Wurzel für Fremdes, Wunderbares und Wunderliches stammen soll, ist vielleicht dahin zu berichtigen, daß jene Bedeutungen erst aus dem Namen entstanden sind, und nicht umgekehrt. Man denke z. B. an „polnisch", „böhmisch", „spanisch", „flämisch" für seltsam, wunderlich u. dgl. in deutschen Redensarten. Uebrigens ist die Wurzel in der Bedeutung Wunder auch bei den Magyaren eingebürgert, wo sie gewöhnlich csoda lautet und viele Ableitungen erzeugt hat, wie dies in den slavischen Sprachen der Fall.

Mannigfaltiges.

— Kiepert's Hand-Atlas. Die zweite Lieferung des trefflichen „Neuen Hand-Atlas über alle Theile der Erde" von Dr. Heinrich Kiepert***) brachte uns 1) Asien; 2) Klein-Asien und Syrien; 3) Vorder-Asien und 4) Afrika — also hauptsächlich diejenigen Gebiete, auf welchen, mit Einschluß von Hellas, der Herausgeber sich bereits durch seine früheren Arbeiten einen in der geographischen Welt geachteten Namen erworben hat. Viele encyklopädische Kartenwerke, wie z. B. Spruner's großer historischer Atlas, haben Kiepert auf diesen Gebieten benutzt und citiren ihn als Autorität. Hoffentlich hat man ihn, oder vielmehr seine Karten, auch bei den jüngsten Pariser Friedens-Konferenzen zu Rathe gezogen, nun nicht, wie bei den Wiener Präliminarien, zur Bestimmung der molde-walachisch-russischen Gränzen in Bessarabien Berge zu bezeichnen, die gar nicht existiren. Es gab eine Zeit, wo die Kartographen jedem Lauf eines größeren Stromes ein Accompagnement von Bergen geben zu müssen glaubten, und Herr Kiepert zeigte in einer der letzten Sitzungen der Berliner Geographischen Gesellschaft eine im Jahre 1816 von einem österreichischen Offizier herausgegebene Karte von Europa vor, auf welcher sogar in unserer Mark die Elbe und die Oder von stattlichen Bergreihen begleitet waren. Eine solche Karte von Bessarabien mag auch den Diplomaten vorgelegen haben, welche die Präliminarien in Wien unterzeichneten. — Von den vier Karten, welche die zweite Lieferung des „Hand-Atlas" umfaßt, bietet die von Afrika die meisten Veränderungen und neuen Data im Vergleiche zu älteren Arbeiten dar, obwohl die Forschungen und Entdeckungen unserer Landsleute Barth und Vogel erst theilweise benutzt und darauf verzeichnet werden konnten. Das Stromgebiet des Kowara und des Tschadda-Binue bis nach Bagbirmi und dem Tsadsee liegt uns hier zum ersten Male vollständig vor. Allerdings bleiben uns in der Mitte von Afrika immer noch unausgefüllte, weiße Flächen, die so groß wie halb Europa sind, doch arbeitet unsere durch Nichts sich zurückschrecken lassende Zeit mit aller Macht darauf hin, auch diese Flächen mehr und mehr zu verkleinern. Freilich haben die Kartographen zuweilen auch sich zu hüten, auf jeder terra incognita alle Entdeckungen, über welche berichtet wird, einzutragen. So hat der Franzose Donville nicht blos viele seiner Landsleute, sondern auch manche deutsche Kartenzeichner angeführt. Ebenso erweist es sich jetzt, nach Barth's Verschierung, daß die Beschreibung, die der Engländer Duncan im Jahre 1846 von der Guinea-Küste und Dahomé landeinwärts bis zu einer angeblichen, großen Stadt Abafudia geliefert, eine bloße Flunkerei war; gleichwohl ist unser Wissen von Afrika in einem Jahrzehnt mehr gewachsen, als die der übrigen Welttheile (mit Ausnahme Australiens) seit einem Jahrhundert.

— Die Residenz des Dadian in Sugdidi. In einer Korrespondenz der Daily News aus Redout-Kale, welche höchst interessante Aufschluß über den Feldzug Omer-Pascha's in Mingrelien und die Ursachen seines wenig erfreulichen Resultats enthält, wird unter Anderem gemeldet, daß Selender-Pascha auf seinem Rückzuge nach Anaklia das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüstet, und namentlich auch „das prachtvoll eingerichtete Schloß des Fürsten Dadian in Sugdidi", niedergebrannt habe. Ein solches Verfahren, welches der Berichterstatter durch „die Ausfälle von alkoholischer Lebhaftigkeit", an welchen der tapfere Renegat faß perpetuirlich leiden soll, entschuldigt oder motivirt, ist allerdings im Interesse der Menschlichkeit ebenso sehr zu verdammen, wie es vom Standpunkte der Politik aus tadelnswerth erschient; was indessen den Palast des Dadian betrifft, so würde, nach der Beschreibung des Freiherrn von Haxthausen zu schließen, die Zerstörung desselben gerade nicht für einen unersetzlichen oder auch nur für einen besonders fühlbaren Verlust gelten können. „Die Residenz des Fürsten von Mingrelien", erzählt der deutsche Reisende in seinem schon von uns besprochenen Werke über Transkaukasien, „liegt auf dem Plateau einer mäßigen Anhöhe, deren eine Seite bis in das kleine Thal hinab, wo wir herkamen, mit etwa zweihundert Häusern und kleinen Gehöften überdeckt ist, worin die Hofleute und Beamten des Fürsten leben; die andere Seite bildet eine offene Fläche, auf der schöne alte Bäume in einzelnen Gruppen stehen. In der Mitte dieses Platzes lag nun die Residenz des Fürsten. Man mache sich aber von diesem prunkenden Namen keine zu große Idee. Es ist ein ganz gewöhnliches Haus, wie man sie in Europa zu Tausenden auf dem Lande findet, ein viereckiger, regelmäßiger Kasten von vielleicht siebzig Fuß Länge und fünfundzwanzig Fuß Tiefe, zwei Etagen mit zehn Fenstern in der Fronte und fünf an den Seiten; es war mit Ziegeln gedeckt und mit Kalk angeworfen. Das einzige Eigenthümliche war, daß eine breite, hölzerne Galerie längs der ganzen Vorderseite der zweiten Etage herlief. Zu ihr führte von außen eine Treppe herauf, und von dieser Galerie führten mehrere Thüren in die Zimmer der zweiten Etage, die außerdem keine Verbindung mit der unteren Etage, seine von innen herabführende Treppe, hatte." Das untere Stockwerk diente zum Aufenthalt des Hofgesindes; im oberen befanden sich die Gemächer der fürstlichen Familie, deren Wände mit schlechten Moskauer Papiertapeten beklebt waren, während das Ameublement aus plump gearbeiteten Tischen, Stühlen, Sophas bestand, mit einer Spieluhr, wie man sie in allen russischen Wirthshäusern antrifft &c. In diesen Räumen schaltete und waltete zur Zeit des Herrn v. Haxthausen ein alter Franzose, der im Jahre 1812 in Rußland zurückgeblieben, mit einem russischen General nach Tiflis gekommen und schließlich in den Dienst des Dadian getreten war, bei dem er das Amt eines Haushofmeisters und Finanzministers bekleidete und wo er sich im Kostüm eines französischen Marquis vom ancien régime, gepudert und mit kleinem Zopf, in seidenen Strümpfen mit Schuhen und Schnallen, unter seiner pittoresken und halbwilden Umgebung sonderbar genug ausnehmen mochte.

*) Von der vortrefflichen ungarischen Grammatik dieses Mannes erschien der erste Band im Jahre 1806.

**) Beides hat den Sinn von Schlacht, Kampf; das Erstere heißt auch Krieg überhaupt.

***) Berlin, Dietrich Reimer, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 65, und beim Expediteur Neumann, Wintergarten-Str. Nr. 21), ferner von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 48. Berlin, Sonnabend den 19. April 1856.

Afrika.

Leben und Landschaften in den Negerstaaten.

Wer, was er in fernen Ländern und unter fernen Völkern selbst gesehen und erlebt hat, anschaulich und lebensvoll zu erzählen und zu schildern im Stande ist, darf immer noch sicher sein, daß ihm ein aufmerksames und dankbares großes Publikum nicht fehlen wird. Wir Deutsche bekennen es ganz offen, daß wir geneigt sind, vorzugsweise das der Beachtung werth zu halten, was „weit her" ist, und wir dürfen übergeugt sein, daß das, was wir mit diesem Ausdruck fassen, in gewisser Beziehung allgemein wahr ist. Wer aus Afrika, diesem noch immer der civilisirten Welt so wenig aufgeschlossenen Erdtheile, Neues bringt, darf mit Gewißheit darauf rechnen, daß er, wie in der alten Römerzeit, so auch heutzutage noch überall mit Interesse gehört oder gelesen werden wird.

Es liegt uns in deutscher Uebersetzung eine von dem nordamerikanischen Dichter und Touristen Bayard Taylor*) verfaßte Reisebeschreibung**) vor, welche, wenn sie auch nicht sehr Vieles darbietet, was ganz neu, was so neu ist, wie das, was Dr. Barth dem ein wahres wissenschaftliches Interesse für das innere Afrika hegenden Publikum zu bringen im Stande ist, doch für alle Leser des „Magazin" eine ebenso interessant unterhaltende als belehrende Lektüre sein wird. Der Verfasser macht nicht den Anspruch, zu dem allgemeinen Wissenschatz über Central-Afrika viel beizutragen; er will nur als neuer Zeuge dienen, um die Aussagen Anderer zu bestätigen oder zu erläutern. Auch hat er die Reise nicht zu dem Zwecke, die Wissenschaft zu bereichern, sondern nur in der Absicht unternommen, einen von schwerer, geistiger Arbeit erschöpften Körper wiederherzustellen. Den schon oft beschriebenen Alterthümern Aegyptens, Nubiens und Aethiopiens widmet auch der Verfasser ziemlich ausführliche Schilderungen; doch zeigt er sich mehr noch befriedigt, die gegenwärtige Wirklichkeit in Natur- und Menschenleben dieser Länder seinen Lesern vorzuführen. „Ich habe es für selbstverständlich gehalten", sagt er in der Vorrede, „daß sich der Leser mehr für einen lebenden Araber interessiren wird, als für einen todten Pharaonen." Dieser gesunden Ansicht des Verfassers haben wir es zu danken, daß seine Reisebeschreibung, einfach nur in ihrer natürlichen Zeitfolge alle die wechselvollen Erlebnisse und Eindrücke, die er selbst in dieser fremden Welt afrikanischen Natur- und Menschenlebens erfahren, frisch und lebendig wiedergeben, nirgends ermüdend wird. Wir können von dem Reichthum und von der Mannigfaltigkeit der Bilder, die uns der Verfasser von Kahira bis nach Kartum und dem Sudan in anschaulicher Lebendigkeit vorführt, unseren Lesern hier nur eine Andeutung geben:

Der fernste Punkt, bis zu dem unser Tourist vorgedrungen, ist die von Schilluk-Negern bewohnte Insel Alba im Weißen Nil gewesen. Die Abenteurer, die unser Tourist hier erlebt hat, werden für Jedermann von Interesse sein. Einiges aus der Erzählung derselben mag als Probe der Darstellungsweise des Verfassers hier eine Stelle finden.

Ich laudete mit Achmet,***) erzählt der Verfasser, und ging mit dem Raïs (dem Schiffsführer) an die Stelle, wo die Leute saßen. Der Scheich der Insel, ein großer schöner Mann, stand auf, um mich zu begrüßen, indem er mit der Fläche seiner rechten Hand meine Hand berührte und sie dann an seine Stirn legte. Ebenso begrüßten mich der Westr, wie er sich nannte, und die anderen Krieger. Die Unterhaltung wurde in dem arabischen Jargon von Sudan geführt. Unsere Verhandlungen wurden in echt diplomatischer Weise geführt. So oft Se. Majestät Etwas zu sagen hatten, theilte er es seinem Westr mit, der sich an Achmet, meinen Westr, wendete, welcher es wieder mir, dem Sultan,*) mittheilte. Die Zuschauer beobachteten das tiefste Stillschweigen. — Der Westr, durch Achmet mich anredend, sagte: „Sagt uns, was Ihr wollt; wenn Ihr kommt, um Euch mit uns zu schlagen, so stehen wir Euch zu Diensten." — Mit meiner Versicherung, daß ich als Freund käme, war er nicht zufrieden; er wiederholte drei oder vier Mal, indem er zwischen uns auf dem Boden ein Zeichen machte, die oben angeführte Aeußerung. „Warum habt Ihr keine Waffen?" fragte der Scheich weiter, „fürchtet Ihr Euch vor uns?" Ich sagte ihm, daß es darum sei, zu zeigen, daß ich keine feindlichen Absichten hätte; oder die Leute schienen es als ein Zeichen entweder des Verrathe oder der Furcht zu betrachten. Ich hatte etwas Taback mitgebracht, den ich dem Scheich gab; aber er nahm denselben kalt auf und sagte: „Wo ist das Kleid, das mir der Sultan mitgebracht hat?" — Ich ging an Bord und holte eines meiner Hemden, und ein seidenes Taschentuch, sowie zwei Perlenhalsbänder und Ohrringe für die Frauen der beiden Würdenträger. Achmet fügte ein Hemd und ein Paar türkische Pluderhosen hinzu und brachte eine neue Gabe Taback für die Krieger. Der Scheich nahm das Geschenk mit offenbarem Vergnügen an. — Er war in der größten Verlegenheit, wie er die Sachen anziehen sollte; Achmet und der Raïs lösten den baumwollenen Schurz von seinen Lenden, steckten seine Beine in die Pluderhosen, seine Arme in die Hemdärmel und banden ihm das Taschentuch um den Kopf. Sobald er erst angezogen war, achtete er nicht mehr auf die Kleidungsstücke. Der Westr, der Mißvergnügen zeigte, übergangen worden zu sein, wurde durch das Geschenk eines Hemdes zufriedengestellt. Er nannte mir als seinen Namen Adschek Sdou, „er gefällt seinem Herrn", ein höchst passender Name für einen Westr. Der Name des Scheich: Abd-en-nur, „Sklave des Lichts", war kaum so passend, denn er war merkwürdig schwarz. Mein Diener Ali war bereits so vertraut geworden, daß, als der Scheich nicht zu verstehen schien, zu welchem Zwecke die Perlenhalsbänder und die Ohrringe dienen sollten, er ihn sehr bedeutungsvoll in die Ohren kniff und am Halse nahm, um zu zeigen, wie sie getragen werden mußten. Inzwischen war Kaffee gekocht worden und wurde ihnen gebracht; sie waren aber an Unmenschlichkeit und Betrug von Seiten der Türken so gewöhnt, daß sie uns immer noch mißtrauten und keinen trinken wollten, aus Furcht, daß er Gift enthielte. Um sie zu beruhigen, trank ich zuerst eine Tasse, worauf sie denselben annahmen. Da zufällig eine Schafherde vorüberkam, befahl der Scheich, einen der Widder zu fangen und an Bord des Schiffs für die Tafel des Sultans zu bringen. Die Männer fingen bald an, Taback, Kleider und verschiedene andere Sachen zu verlangen, und wurden so zudringlich, daß Achmet unruhig wurde und selbst der Raïs etwas besorgt zu werden schien. Ich hielt es für zeitgemäß, auf ein anderes Kapitel zu kommen, und stand daher auf und sagte dem Scheich, ich sei bereit, sein Dorf zu besuchen. Ich forderte, um kein Mißtrauen zu erregen, Achmet und den Raïs auf, mich zu Fuß (statt auf dem Schiff) zu begleiten. Ueber funfzig Schilluks waren zusammengekommen. Alle waren bewaffnet, die meisten von ihnen mit Speeren mit eisernen Spitzen, einige mit Knüppeln und andere mit langen Stangen, die an der Spitze Knöpfe von hartem Holz hatten. Es waren lauter große stattliche Leute, nicht mehr als zwei oder drei unter sechs Fuß groß. Einige hatten ein Stück Baumwollenzeug um die Lenden gebunden oder über die Schulter geworfen; aber die meisten von ihnen waren ganz nackt. Es waren große und muskulöse, aber nicht gut gebaute Gestalten; auch hatten sie nicht die mindeste Anmuth in ihren Bewegungen. Ihre Gesichter sahen aus, wie eine Mischung der Guinea-Neger und der nordamerikanischen Indianer; denn sie hatten die hohen Backenknochen, die niedrige Stirn und den spitzen Kopf der Letzteren, nebst der platten Nase und den wulstigen Lippen der Ersteren. Ihre Zähne

*) Bayard Taylor, 1825 im Staate Pennsylvanien geboren, hat sich bereits durch zwei Gedichtsammlungen und durch die unter dem Titel „Views A-foot" herausgegebene Beschreibung einer Reise, die er „mit Wanderstab und Ranzen" durch Großbritannien, die Schweiz, Deutschland, Italien und Frankreich gemacht, auch durch sehr gelungene Uebersetzungen mehrerer Gedichte Freiligrath's einen bedeutenden Namen erworben.

**) Eine Reise nach Central-Afrika, oder Leben und Landschaften von Aegypten bis zu den Negerstaaten am Weißen Nil, von Bayard Taylor. Uebersetzt von Johannes Zastrow. Leipzig, Voigt und Günther. 1855.

***) Achmet ist ein Araber, den der Tourist als Reisebegleiter und Dolmetscher mitgenommen.

*) Achmet hatte den Touristen bei dem Scheich der Schilluks für den Sohn eines Sultans ausgegeben.

waren so lang, daß sie Hauern ähnlich sahen. Ihre Augen waren klein und sahen entzündet aus. Sie hatten keine Bärte, und ihr Haar war auf der Stirn und an den Schläfen geschoren oder ausgerupft, so daß nur auf dem Scheitel ein runder Kranz krauser Wolle übrig war. Einige hatten ihre Gesichter und Köpfe mit rother Asche eingerieben, die ihrer schwarzen Haut ein rothbraunes, schreckliches Aussehen gab. — Endlich erreichten wir das Dorf, welches etwa hundert Strohkeluls in runder Form mit kegelförmigen Dächern enthielt. Sie waren so gestellt, daß sie einen Raum in der Mitte einschlossen, der offenbar zur Schafhürde bestimmt war, da er noch weiter von einer Dornen-Einfassung geschützt wurde. Am Hauptein gange des Dorfs, dem gegenüber ich siebenundzwanzig Kanoes zählte, machten wir Halt, und der Scheich befahl, Sitze zu bringen. — Das Dorf war von seinen Bewohnern völlig verlassen, da Alle gekommen waren, den fremden Sultan zu sehen. Die Frauen waren nackt, mit Ausnahme des kleinen Stücks Schaffell um die Lenden, und in ihren Formen waren sie nicht sehr leicht von den Männern zu unterscheiden. Sie waren fünf Fuß acht Zoll die sechs Fuß groß. Der Raiz sagte mir, daß die Schillute häufig ihre Kinder und Frauen verkaufen und daß man einen Knaben oder ein Mädchen für etwa zwanzig Maß Durrah kaufen kann.

(Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Vierter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Staat und Gesellschaft erdten auch die Deportations-Gesetze, welche Tugend und Eigenthum vor Laster und Eigenthumsfeinden schützen sollten. Dadurch erwirbt sich jeder Dieb bald das Staatsrecht, deportirt zu werden. Aber dieser Export wurde bald einer ohne Profit und Nachtrage, im Gegentheil protestirten alle Kolonieen gegen Einfuhr dieser englischen Tugend-Abfälle. Nun denn, sagte endlich der Extrakt der guten Gesellschaft, im Juli 1854, im Parlamente, wollen wir diese Abfälle selbst behalten, aber lieber erziehen, statt-bestrafen, weil wir sie hätten schon vorher erziehen sollen. (Aber in einer so aufständigen Gesellschaft, wie das Parlament ist, wurde natürlich die Sache nicht so wahr und unanständig angedrückt, nur der Sinn kömmt so heraus.) Wir haben zwar das Gesetz, sie zu bestrafen, aber nicht das Recht, bedhalb wollen wir Geld nehmen und dabei warten, bis die unerzogenen Jungen und die verwahrlosten Mädchen Verbrechen begehen. Dann nehmen wir das Geld und geben ihnen Arbeit in ungeheuer prächtigen, kolossalen Mustergefängnissen und lehren sie ein Gewerbe und beschäftigen sie in den Regierungs-Docks von Woolwich und Portsmouth und schreiben ihnen von ihrem Verdienste jede Woche etwas gut, so daß sie mit fünf bis zwanzig Pfund Kapital und außerdem einem Kapital von gewerblicher und intellectueller Bildung lange vor Ablauf ihrer Deportationsstrafe (die gar nicht mehr angewandt wird) entlassen werden können. Wir haben ihnen nachträglich, statt der Strafe, Erziehung u. s. w. gegeben, die freilich viel mehr kostet und unsicherer ist, als eine Erziehung von der Unschuld und Kindheit an, welche die Aeltern gegeben haben würden.

Doch wir haben den Verbrechern nun nachträglich Erziehung, statt Strafe, gegeben. Man sieht doch nun den guten Willen und anstdämmernde Einsicht. Erziehung gegeben? Ja wohl; aber was für eine! Die gute Gesellschaft mag von ihrem eigenen Produkte nichts wissen, wie jener Branntweindrenner, der allemal zu einem Kollegen ging, wenn er einen „nehmen" wollte. Die gute Gesellschaft sagt: Wir haben Euch zwar nachträglich zu guten Arbeitern erzogen, aber wir sind zu tugendhaft, als daß wir Euch Stiefel zu wichsen geben könnten. Auch unsere Stiefel dürfen nur tugendhaft gewichst werden. Und der Staat selbst entwickelt in seiner Polizei den größten Eifer, vor diesen seinen verspäteten Erziehungsprodukten zu warnen. Sobald so ein Ticket-of-leave-man einen Arbeitgeber gefunden, stellt sich ein Policeman ein: „Nehmen Sie sich in Acht, Sir! Sie haben da einen vom Staate kostbar und streng erzogenen Kerl vor sich, er gehört also zu verdammt schlechter Waare." Der tugendpappelnde Arbeitgeber dankt Gott, daß er nicht ist, wie andere Leute, und wirft den Staatszögling zum Hause hinaus: „Stiehl weiter, mein Sohn!"

In jeder Konfusion ist Methode. Wer von einer halben oder mißverstandenen Wahrheit oder einer falschen Voraussetzung ausgeht, bleibt in der Konfusion, je logischer er hernach ist. Mayhew versucht als Individuum, die staatliche Halbgnade des Ticket-of-leave-system mit der halben Privatthugend zu versöhnen oder vielmehr dazwischen hindurchzukommen. Er hat einige vermünftige, einsichtige Herren vereinigt, welche den vom Staate gelänterten, begnadigten, aber gebrandmarkten „Vorläufig-Freigesprochenen" den Weg durch die tugendhaft verschlossene Gesellschaft bahnen wollen, ohne letztere direkt zu berühren.

Sie sollen, mit kleinen Kapitalien versehen, selbständige Geschäfte, Handel auf den Straßen u. s. w. versuchen. Solch eine Privat-Association kann etwas gegen die Halbheiten und Konfusionen des Staates nützen, aber nicht viel.

Aber wie sieht es denn nun mit der eigentlichen Literatur! Gar keine höhere, geistige Speise! O, die schwere Menge, aber nicht nahrhaft und viel Angelocktes, Aufgewärmtes. Zum Beispiel „Erinnerungen an die Tischgespräche des Samuel Rogers" („Recollections of the Table-Talk of S. R."), wovon politische und belletristische Zeitungen viel Wesens machten und große Spalten füllten, was enthalten sie? Außer allerdings ganz charakteristischen Anekdoten und Apophthegmen berühmter Männer, unendliche Massen zusammengestoppelten Gewäschses, sogar mit Geister- und Gespenstergeschichten ohne Auflösung. Ein solcher Geist wird sogar als Lord Howth's Ratte eingeführt und als Lord Howth's eigener Geist enthüllt, da der Lord wenigstens in demselben Augenblicke stirbt, in welchem die Ratte todtgeschlagen wird. Auch „Gerippe" in Kreuzgängen spielen noch Rollen, die sie kaum mit Fleisch und Bein durchzuführen im Stande wären. Kurz, man glaubte wiederholt, die Bekanntheit und Erfahrungen einer alten Köhlergroßmutter des vorigen Jahrhunderts vor sich zu haben. Die ungeheure Menge zusammengestoppelter, unbedeutender Züge und Aeußerungen von bedeutenden Notabilitäten haben allerdings für den höheren, eingeweihten Engländer, der alle Hauptsachen von Hauptpersonen schon kennt, einen ganz anderen Reiz als für den fremden Leser, der in den gegebenen Stoffen selbst etwas Interessantes und Inhaltvolles beansprucht.

Nach vielen getäuschten Hoffnungen, in belletristischen Neuigkeiten etwas Frisches und Eigenes zu finden, machte ich endlich in dem „Verwunschenen Schiff" W. Hurton's („The Doomed Ship; or the Wreck of the Arctic Regions. By W. Hurton") die rechte Entdeckung, aber nur, um mir nach der ersten Freude, einen zweiten Cooper und Marryat begrüßen zu können, sagen lassen zu müssen, daß ich nur die neue, wohlfeile Ausgabe des längst erschienenen Romans vor mir habe. Das Produkt, eine romanartig eingekleidete Erzählung von den Schicksalen der „Lady Emily", welche 1822 unter Capitain Parpent von Hull nach dem Norden segelte und in den arktischen Regionen verunglückte, steht gewiß in Behandlung von Charakteren und Schilderung von Ereignissen auf dem Meere, welche durch die eigenthümliche Technik der Schiffer- und Seemannssprache obnehin einen eigenthümlichen, frischen Reiz hat, den Marrpat'schen Romanen nicht nach, nur daß ein gewisser übergläubischer Ton, ein Fatalismus hindurchgeht, der zwar in dem Glauben der Matrosen begründet ist, aber dem Leser zu Lande ziemlich albern vorkömmt: alles Unglück kömmt nämlich daher, weil das Schiff an einem Freitage auslief. Daß die barbarische neunschwänzige Katze, welche nur dem freien „Jack" als eine alte, historische Gerechtigkeit und nationale Garantie maritimer Größe vorkömmt, der italiänische Junge aber so wenig vertragen konnte, daß er aus Rache für diese Schmach lieber sich und die ganze Mannschaft opferte, daß diese reelle Knute die eigentliche Ursache des Fluches war, scheint der Autor selbst nicht hervorreiten lassen zu wollen. Ueberhaupt ist diese national-englische Knute zu Wasser und zu Lande so speziell national, daß sich keine andere civilisirte Nation damit bestrenden kann. Die deutsche Fremden-Legion sollte neulich einmal mit dieser constitutionellen Katze der Gerechtigkeit Bekanntschaft machen; sie schrieen aber alle rebellisch: wir sind keine Engländer, sondern Deutsche, fort mit der Knute! Und die Knute verschwand denn auch wirklich, ohne Dienste geleistet zu haben. Zm Uebrigen fehlt es den Herren, die doch alle nicht durch zu große Freiheit verwöhnt sind, durchaus nicht an Knuten, die das Geschäft so mit sich bringt. Vor mir liegt der Brief eines Capitains, der seit einigen Monaten im Hospitale liegt, arbeitunfähig blos wegen einer Kontusion, nachher aber wegen langer Mißverwaltung. Es wurde vor zwei Monaten eine Krücke für ihn verordnet, er geht aber heute noch an einem umgekehrten Teppichbesen, da trotz sorgfältiger Forschungen nicht herauszukriegen ist, wer eigentlich offiziell die Krücke besorgen müsse. Auch bekommen sie als Löhnung blos ein Viertel, ein Achtel des ihnen zugeschierten Soldes, weil das Uebrige für Wäsche, Verwaltung u. s. w. verrechnet wird. Die Friedens-Kanonen, die mir eben in die Ohren donnern, erinnern mich an das Gerücht, daß man die Fremden-Legion zu Nachbarn der Kaffern und Buschmänner am Kap der guten Hoffnung machen wolle. Die Friedens-Kanonen erinnern mich auch an die englische Errungenschaft, womit neulich die Preße alles Ernstes renommirte, nämlich daß England und Frankreich dem neutralen Preußen gegenüber für so und so viel Millionen Thaler und so und so viel Tausend Menschen das Vorrecht errungen hätten, das Friedens-Protokoll einmal besonders zu unterschreiben und dann erst ein anderes in Gemeinschaft mit Preußen, welches nun gemüthlich beremen wird, daß es nicht für den Preis von einigen Tausend Menschen und einigen Dutzend Millionen Thalern sich wohlfeil genug das Recht erkauft hat, gleich das eine Protokoll mit zu unterschreiben, wodurch jedenfalls einige Bogen Papier und theure Abschreibegebühren erspart worden sein würden. Doch nun hilft es nicht: Preußen behält diese Bogen Papier und diese Abschreibegebühren stets als Last auf seinem Gewissen.

Nichts von Romanen! Diese Literatur befindet sich in einem transitorischen Zustande. Die wohlgen Dreibänder der Herren Coldarn und Bentley ziehen, gehen nicht einmal mehr. Mode, der große Leihbibliothekar, der von Macaulay und Dickens so und so viel Tausend Exemplare allein nimmt, will die Romane nicht mehr nehmen, man sagt, weil das Publikum sie nicht mehr lesen wolle. Der Glaube an schlechterdings Helden mit noblen Brauen, großen Backenbärten und langen Röcken, an Heldinnen mit Rabenlocken und sonstigen, schmelzenden, buttergen Engelsherzen ist „außer Datum", wie man hier sagt. Die moderne Heldin muß einfach, excentrisch, eher häßlich, als schön sein, und doch nicht mehr blaustrumpfig denken und dialogisiren. „Jane Eyre" hat es der alten Tugend und den Leuten angethan. Sie ward Meisterin einer neuen Schule. Miß Young, in Miß Bronte's Fußstapfen folgend, hernach auf eigene Manier traktarianisch (sichtverdunkelt) fahrend, wurde durch ihre beiden Romane: „The Heir of Redclyffe" und „Heart's ease" sehr populär. Jetzt kam ein neuer Roman dieser Schule, unter dem Titel: „Dorothy", und Tagelöchtl, ein wunderliches, seltsam einfaches, excentrisch trotziges Mädchen, verliebt in einen ebenso wunderlichen, excentrischen Jüngling, auf dessen Anfrage sie natürlich: Nein! sagt, so daß der geistlich Gesinnte erst verzweifeln und Soldat werden muß, ehe sie ja sagt und ihn zum hochkirchlichen Prediger und glücklich macht. Die Verfasserin (denn eine Dame ist es jedenfalls) ist noch sehr ungeschickt in Durchführung von Charakteren; aber für das Ausland hat der Roman einen besonderen Werth wegen merkwürdig genauen Verständnisses und richtiger Darstellung des Londoner Mittelklassen-Lebens, das man im Auslande oftmehr als gar nicht vorhanden betrachtet, wie man im Auslande ohnehin Vieles in England findet, wonach man hier vergebens sucht, und Vieles weglegnet, worüber man hier auf jeder Straße fällt, wenn man nicht geschickt ausweicht. Ueberhaupt scheint es in Deutschland ein Glaubensartikel geworden zu sein, daß die Leute, die England in England studiren, es nicht können, oder sich alle verschworen haben, es falsch darzustellen, und nur die, welche es nie gesehen oder blos einmal vier Tage bis vier Wochen lang, oder es alle Tage aus den Zeitungen sehen, die richtige Ansicht hätten. Dagegen läßt sich nichts machen, und so lasse ich ruhig meinerseits den Glauben anangetastet, daß wir nur hier alle zu falscher Darstellung verschworen haben und jeder mit seinem Blute dafür bürge, daß er nie verrathe, wie es hier eigentlich aussehe.

Knight Hunt's „Men of the Time", die verdienstvolle Sammlung von Biographieen aller möglichen modernen Notabilitäten, ist bedeutend erweitert und verziert in neuer Auflage erschienen.

Noch muß ich auf ein sehr verdienstvolles, praktisches Buch aufmerksam machen, das zwar im Spezialen wesentlich englische Haus-Aesthetik im Auge hat, aber doch Haus-Aesthetik, die überall anwendbar und verschönernd zu wirken vermag. Es führt den Titel „Rustic Adornments for Homes of Taste" („ländliche, natürliche Verzierungen für die geschmackvolle Heimat"): Säß- und Moorwasser-Aquarien (letztere sind besonders stark im Aufblühen hier), Rokories, Pflanzen und Blumen, die sich ganz besonders für geschmackvolle Verschönerung der Staatszimmer eignen, Garten-Aesthetik in Bäumen, Felsen, Ufern, Flüßchen, Garten-Anlagen u. s. w. In diesem Fache der Aesthetik ist der Engländer gerade am eigentlichsten zuhause, am natürlichsten in der Kunst, am liebenswürdigsten, Kenner und Enthusiast zugleich, wie er denn auch überhaupt durch seine Liebe für die Natur und sein Leben in und mit der Natur, als Gärtner, Jäger, Angler, Botaniker, Entomolog, Eier- und Knochylien-sammler, Züchter und Erzieher von nützlichen und schönen Thieren, Acclimatiser neuen Naturlebens erst wieder als Mensch aus dem Engländer herauskömmt. Wer den Engländer als Standesperson, als Haupt eines Hauses, einer Gesellschaft, als Beamten oder Geschäftstreibenden kennt, der kennt ihn nicht. Man muß erst mit ihm in sein bestimmtes Naturfach gehen und dafür Sympathie, noch besser, davon Kenntniß zeigen, um zu erfahren, wie munter und menschlich, wie liebenswürdig und erdelig er sein kann. Wer aber diesen Zusammenhang mit der Natur verloren hat und blos Engländer ist und bleibt, den könnte man (falls er nicht auf dem Kontinente gewesen oder sonst zu den Ausnahmen gehört, was ich selbst als Verschworener zugebe) als Verschärfung der pennsylvanischen Einsamkeitshaft verwenden. Die Einsamkeit allein ist eine Zeitlang erträglich, die Einsamkeit, verstärkt durch einen solchen Engländer, nicht.

Rußland.

A. E. Figurin
und dessen großes jakutisch-russisches Wörterbuch.*)

Nach Latkanov.

Die gelehrte Welt hat durch den vor kurzem erfolgten Tod des großen Reisenden und Orientalisten A. E. Figurin einen empfindlichen Verlust und eine, was die jakutische Sprachforschung betrifft, im Augenblick unersetzbare Einbuße erlitten. Die St. Petersburger Zeitung hat diesen Verlust bereits ausführlich besprochen und einen kurzen Abriß und den äußeren Lebensverhältnissen Figurin's hinzugefügt, von dem auch der XIII. Band des Erman'schen „Archiv für wissenschaftliche Kunde Rußlands" einiges Anzügliche mittheilt. Wir erlauben uns, hier noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, die geeignet sein dürften, das Bild dieses unermüdeten Forschers Vielen, in der Nähe wie in der Ferne, lieb und werth zu machen.

Figurin war der Sohn eines Geistlichen, durch dessen geschickte Unterweisung er eine große Vorliebe für geographische und naturwissenschaftliche Bestrebungen, sowie für das Studium fremder Sprachen, gewann. Schon frühzeitig fand er Gelegenheit, die Früchte seines Fleißes und seiner wissenschaftlichen Kenntnisse einzuärndten, indem er unmittelbar, nachdem er seinen Kursus auf der St. Petersburger medizinischen Akademie absolvirt, d. h. im Jahre 1815, eine sehr einflußreiche Stellung als Arzt beim Marine-Hospital in Swaaborg erhielt. Hier verwandte er alle Muße, die ihm während seines Berufes verblieb, auf die Ausdehnung seiner sprachlichen Kenntnisse und hatte es seinen nicht unbemerkt gebliebenen Leistungen auf diesem Gebiete zu verdanken, daß er fünf Jahre danach, nämlich im Jahre 1820, zum Arzt und Naturforscher bei der zur Erforschung des Eismeeres und der Küsten des nordöstlichen Sibiriens angeordneten Expedition unter dem Lieutenant Anjou erwählt ward, welche Expedition unseren Figurin vier Jahre hindurch in eine Sphäre versetzte, wo er seinen wissenschaftlichen Drange volle Genüge thun konnte. Denn während dem an dieser großartigen Expedition sich ebenfalls betheiligenden Flotten-Lieutenant, Baron Ferdinand v. Wrangel (dem jetzigen Direktor des russischen Marine-Ministeriums), der Auftrag ward, die Lage des Kapé Schelagin zu bestimmen, den Küstenstrich ostwärts von diesem Vorgebirge bis zur Behringsstraße, die Gruppe der Bären-Inseln, die Mündungen der Kolyma und die von dort nach Westen sich hinziehende Küste aufzunehmen und durch Fahrten auf dem Eise des Meeres die auf Traditionen der Ueberwohner der Jana, Indigirka und Kolyma beruhende Meinung von dem Vorhandensein eines großen Landes im Norden des Eismeeres zu untersuchen, erhielt der Führer der Expedition, welcher Figurin zunächst beigegeben war, die Ordre, von dem Flusse Jana aus alle jene Ländercomplexe einer genauen sprach- und naturwissenschaftlichen Analyse zu unterziehen.

Durch den vierjährigen Aufenthalt in der Polarzone und den beständigen Umgang mit den in jenen arktischen Landstrichen nomadisirenden Jakuten, diesen äußersten Abzweige des großen türkischen Sprachstammes, erwarb sich Figurin eine genaue Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Sprache dieses Volkes, so daß er bei seiner im Jahre 1824 erfolgten Rückkehr nach St. Petersburg eine reiche Sammlung von Materialien zu einem von ihm schon damals projektirten jakutischen Wörterbuch mitbrachte. Indessen hinderten ihn leider neue, übernommene Beschäftigungen und Pflichten daran, unmittelbar zur Bearbeitung der gesammelten Materialien zu schreiten. Unser Figurin erhielt zuerst eine Anstellung beim St. Petersburger Marine-Hospital, wurde bald darauf Oberarzt zu Kronstadt und kurze Zeit danach Medizinal-Inspektor des St. Petersburger Hafens, in welcher Eigenschaft er in Anerkennung seiner Verdienste zugleich zum Range eines Staatsrathes erhoben ward. Da alle jene Aemter eine ununterbrochene Sorgfalt und Thätigkeit erforderten, so konnte sich Figurin nur in Zwischenzeiten seinen lexikographischen Arbeiten widmen, Arbeiten, die dennoch allmählich einer Vollendung entgegenschritten und zu einem Umfange heranwuchsen, der Jedermanns Staunen und Bewunderung erregen muß. Denn das Manuskript des großen jakutisch-russischen Wörterbuches, welches Figurin, nach seinem im Oktober des Jahres 1851 erfolgten Tode, der Welt hinterließ, zählt nicht weniger als nahezu tausend vollgeschriebene Bogen, indem in demselben nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze Phrasen, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten eingetragen sind und bei jedem Hauptwort die Declination, bei jedem Zeitwort die Conjugation in möglichster Ausführlichkeit angegeben ist.

Figurin hatte dieses Werk bereits zu zwei Dritteln ins Reine geschrieben und stand soeben im Begriff, es zu veröffentlichen, als er vom unerbittlichen Tod überrascht ward, der den völligen Abschluß des Werkes durch Figurin's eigene Hand vereitelte, was um so mehr zu beklagen ist, da Figurin noch viele Anfammlungen zu einer grammatikalischen Nachwort benutzen wollte, die er aus den Arbeiten von Wissen, Strahlenberg, Sauer, Billings, Erman, Dawydow, Schott, Schrenk u. A. m. ausgehoben, zum Theil aber noch nicht verarbeitet hatte. So hatte Figurin sich bis zu seinem Tode in steten Zusammenhange mit allen Forschungen erhalten, die kundige Männer im westlichen Europa über diesen ihm theuren Sprachzweig zur Veröffentlichung brachten. Er war inzwischen Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und mehrerer gelehrten Gesell-

*) Der Unterzeichnete hat den nachstehenden Artikel, der ihm aus St. Petersburg in russischer Sprache zugesandt worden ist, einfach ins Deutsche übertragen und sich jeden Zusatzes zu demselben enthalten, was er um so eher durfte, als Latkanov ein anerkannt tüchtiger Sprachforscher und besonders Kenner des Jakutischen, dieses nördlichsten Ausläufers des türkischen Sprachstammes, ist.
J. Altmann.

Digitized by Google

schaften geworden, und dürfen wir uns daher wohl mit Recht der Hoffnung hingeben, daß das von Figurin mit großer Liebe und Gewissenhaftigkeit und dem Zeitaufwande eines ganzen Lebens geschriebene Werk durch einen dieser gelehrten Vereine zur Veröffentlichung gelangen wird.*)

Es dürfte nicht uninteressant sein, wenn wir inzwischen schon einige Parömieen aus dem Figurin'schen Manuskripte zur Mittheilung bringen, deren gefällige Ausdehnung wir dem Verfasser, da dieser noch am Leben war, zu danken haben:

Auch ein williger Wirth kann seinem Gaß die Stute nicht schlachten, die er selbst nicht besitzt.

Wirst Du Dein Herz in die Lena, so wundere Dich nicht, wenn es im Nordmeer herausgefischt wird.

Wenn die Biene ins Wasser geht, um die Ameise zu ertränken, werden zwei Thiere ihren Untergang finden.

Wer die Moosbeere im Sandfelde findet, wird auch die Sandbeere im Moosbruch antreffen.

Bäe, wenn Du den Pfeil schon verklagst, mit welchen Worten willst Du das Jagdwesse anschuldigen?

Der Fisch kann nicht über die Lippen des Athmenden, aber das Stutenfleisch wird dem Verwesenden zu Theil.**)

Stute, lache nicht, wenn der Hengst verscharrt wird, denn Du auch bist es, an welche die Reihe des Schlachtens kommt.

Ueber das Eis wird kein Brückensteg gelegt.

Mich wollte die steife Kuh nicht hergeben, da ward sie zum Reiten zugerichtet.

Es ist nicht Jeder, der langes Haar trägt, ein Jakute.

Wer des Bibergejagt erblickt, was gelten dem die Lachsnetze?

Mit einem Angelstock geht der Marr in den Wald, Marder zu fangen.

Der Liebende, der seine Braut durch den Sumpf trägt, fühlt die Last einer Birkenpalme.

Wenn der Freier vom Schlachten der Stuten hört, alsogleich meint er, es werde seine Verlobung besprochen.

Er hielt die Thür seiner Hütte verschlossen: was beklagt er sich darüber, daß seine Verwandtschaft sich?

Die Braut wird von ihrem Bräutigam sicher über den Strom getragen; das Weib, das auf dem Rücken des Mannes hängt, ist schon auf dem kleinen Bach in Gefahr zu ertrinken.

Wenn der Fang der Mäuse anfängt lohnend zu sein, findet sich die Katze im Dorfe ein.***)

Wenn der Lachs zu weite Reisen über die Tundren unternimmt, wird er nicht wieder zur Jana zurückgelangen.

Zweierlei bringt der Winter auf einmal: Weiße Tage und schwarze Nächte.

Wenn des Winters Dauer sich dehnen soll, pflegt der Herren Esse reichlich auszuflammen.

Schiebst Du Rindenteig in den Ofen, wirst Du kein Haferbrod herauslangen.

Der Liebende sieht die Tanne für Moos an, wenn er der Braut das Geleit giebt.†)

Ein Wolf sagt nicht vom andern: schrecklich ist der Ton Deiner Stimme.

Die Hähne weinen nicht, wenn der Geier flieht.

Die Bitte des Greises geht über das Gebet der Kleinen.

Die geschenkte Kuh hat wohl Zitzen, aber kein Euter.

Das Lamm, welches mit Honig gefüttert wird, verhungert.

Der Flachs, der nicht auf Spinnrad kam, kann nicht davon abgesponnen werden.

Der Busch antwortet nicht Hafer, wenn Du Gaul rufst.

Meth, verlange nicht, daß der Honig zu Die Butter sage.

Das Glückkind legte auf das Gichtzinnchen an und sah einen Bären vom Schuse fallen.

Diese Sprüchwörter verrathen, daß auch einige poetische Blitzfunken im Geiste des in schauerlichster Einöde wohnenden Jakuten-Volkes leben, und sie geben zugleich ein Zeugniß ab, wie daukenswerth die Arbeiten Figurin's sind.

Mannigfaltiges.

— Horace Vernet in St. Petersburg. Das Pariser Journal La Presse veröffentlicht eine Reihefolge interessanter Briefe, welche Horace Vernet im Jahre 1842—43 während seines Aufenthaltes in Rußland geschrieben. Der Künstler hatte bei dieser Gelegenheit auch die Ehre, mit Sr. Majestät dem Könige von Preußen in Peterhof zusammenzutreffen, als dieser Monarch damals einen Besuch bei seiner kaiserlichen Schwester abstattete. In einem Briefe vom 10. Juli schreibt Vernet unter Anderem: „Der Graf von Bonna, österreichischer Botschafter, hat mir eine längere Unterhaltung mitgetheilt, die der Kaiser mit dem Könige von Preußen in Bezug auf mich gehabt und in welcher er meinem Charakter und der Entschiedenheit meiner Ansichten großes Lob ertheilte. „„Wir sind nicht immer derselben Meinung"", sagte der Kaiser, „„doch gerade darum achte ich ihn; die freimüthigen Menschen sind selten.""" Diese Worte sind mir auch von anderen Personen bestätigt worden. . . Bei einem vom Kaiser den Offizieren gegebenen, sogenannten „militairischen Thee" bin ich ebenfalls gewesen. Ich war hier der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Der Kaiser, nachdem er mich lange bei der Hand gehalten und mir von den Vorzügen des heutigen Manövers erzählt hatte, wandte sich an die Offiziere mit den Worten: „„Meine Herren, Vernet gehört zu meinem Generalstabe, und ich gebe hierdurch die Ordre, daß es ihm freistehen soll, im Lager zu thun und zu lassen, was ihm beliebt.""""

— Barth, Squier und Bonpland. Die geographische Gesellschaft von Paris hat in ihrer am 5. April gehaltenen Jahres-Versammlung, in Folge eines von Herrn Jomard vorgetragenen Berichtes über den jährlich von der Gesellschaft ertheilten Preis für die wichtigste Entdeckung auf geographischem Gebiete, diesen Preis für das Jahr 1855 dem berühmten Afrika-Reisenden, Dr. Heinrich Barth, zuerkannt. Dem Amerikaner G. Squier ist für seine bekannten Forschungen zur Kunde der Völkerspuren und Bau-Ueberreste in Central-Amerika und Mexiko (Jukatan) der zweite Preis, die große goldene Medaille, zuerkannt worden. In derselben Sitzung der geographischen Gesellschaft ward wieder einmal ein Schreiben des an den Ufern des Laplata-Stromes lebenden alten Bonpland verlesen. Der berühmte Reisegefährte Alexander v. Humboldt's ist dort bekanntlich im Auftrage der Regierung von Montevideo mit botanischen Arbeiten und großartigen Anpflanzungen beschäftigt, nach deren Beendigung er, wie er seinem Freunde de Mesery schreibt, nach Paris zurückkehren will, wo er seine alte Wohnung in der Nähe des Mont Thabor wieder zu beziehen gedenkt, doch nur um (wie er früher auch schon an Humboldt geschrieben hatte) seine botanischen und mineralogischen Sammlungen und Handschriften dem naturhistorischen Museum zu übergeben und — wieder auf seine Plantage am Uruguay zurückzukehren. Der neue Epimenides fürchtet wahrscheinlich, bei seinem ersten Erwachen in Frankreich, wo ganze Menschengeschlechter seit seiner Abwesenheit ausgestorben sind, Alles so fremd und verändert zu finden, daß er es vorzieht, sein müdes Haupt in der ihm längst heimisch gewordenen, südamerikanischen Erde zur Ruhe zu legen.

— Bach's geognostische Karte. Die aus der Justus Perthes'schen geographischen Anstalt eben hervorgehende „Geognostische Uebersichtskarte von Deutschland, der Schweiz und den angränzenden Landestheilen", nach den bewährtesten monographischen Arbeiten zusammengestellt und herausgegeben von dem königlich württembergischen Ingenieur-Geographen Heinrich Bach, wird den jetzt immer mehr sich ausbreitenden und allmählich auch populär werdenden geognostischen Studien ein sehr willkommenes Hülfsmittel sein. Die aus vorliegende Section (Blatt V.) — das Ganze besteht aus neun Sectionen zu eilf Dezimalzoll Länge und acht derzgleichen Breite — gewährt ein im frischesten Kolorit und in den bestimmtesten Zügen ausgeführtes geognostisches Bild. Nicht weniger als zweiunddreißig verschiedene Farbenbezeichnungen, von welchen die dunkleren Töne den plutonischen Gebirgsbildungen und die helleren den neptunischen gewidmet sind, bieten sich dem Auge dar, doch weiß sich dieses mit Hülfe beigefügter Buchstaben und der am Rande befindlichen Farbentafel sehr leicht zurechtzufinden. Der Druck ist von C. Hellfarth in Gotha ausgeführt und läßt nichts zu wünschen übrig. Die Studien seiner Vorgänger hat der Herausgeber mit großem Fleiße und ebenso großer Sachkenntniß benutzt. Hinsichtlich der geognostisch sehr reichen und interessanten, preußischen Provinz Sachsen hätte Herr Bach vielleicht auch noch die eben in der Vollendung begriffenen Arbeiten des Berliner Akademikers Dr. Ewald, eines Schülers des verewigten L. v. Buch, abwarten sollen.

*) Wie wir hören, ist die auf dem Gebiete der Publizistik sehr thätige kaiserlich russische geographische Gesellschaft mit der Herausgabe der Figurin'schen Werkes beschäftigt.

**) Ein dem ähnliches Sprüchwort der Jakuten heißt: Als ich lebte, konnte ich mir kein Feuer anzünden, nun ich gestorben bin, gab man mir Stahl und Stein.

Der Gestorbene bekommt dies nämlich mit ins Grab.

Auch heißt es bei den Jakuten in demselben Sinne: dem Lebenden wird das eingeine Brett verlagt, dem Todten die ganze Kaften gegeben.

Man legt die Leichen in einen Kasten. Dann wird das Lieblingspferd des Verstorbenen geschlachtet und in einer eigenen Grube verscharrt; hiernach wird noch eine Stute zum Schmause geschlachtet.

Dies zur Erklärung des unmittelbar nachfolgenden Sprüchworts.

***) Die Jakuten rechnen die Mäuse zu den Leckerbissen.

†) Es ist Sitte, einen Gast bis zu einem Baume zu geleiten und dann erst, nachdem man einige Zweige davon gehauen, heimzukehren.

*) Wir werden aus dieser Korrespondenz einige weitere Auszüge mittheilen. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 49. Berlin, Dienstag den 22. April 1856.

Nord-Amerika.

Landreise eines Deutschen über den amerikanischen Kontinent.*)

(Von St. Louis nach Kalifornien.)

Heimweh und Fernlust in der alten und neuen Welt, konzentrirt durch die Goldgefilde. Veranlassung der Reise. Fahrt von New-Orleans nach St. Louis. Der anschihare Passagier und seine Wirthsamkeit. Auf dem Missuri nach Independence. Ein deutsche Kleinodt. Ueberall Deutsche auf der Erde. Wayne City. Independence. Aufbruch des „Wanderstaates" nach der Indianer-Niederlassung Kansas. Die Pottawattimi-Indianer. Ein Wüstenbild. Thierische Bereicherung der Wüste. Eine Prairie-Hundestadt. Durch das Gebiet der Pawnees. „Stampedes". Ein Prairie-Sturm. Fort Kearney und dessen Umgebung. Kriegszug gegen Pawnees mit einer politischen Moral. Eine nächtliche Erscheinung am Nebraska-Flusse. Das Werk eines halben Monats. Fort Laramie. Kreuzbaumelt der Skiour und Versammlungsort der Indianer. Die Mühsale bis zum Grünen Flusse. Schlangen-Indianer. Tempore und deren Jahrmarkt. Theurer Lehrgeld. Deutsche Anklänge an eine lange Reihe großer Steinpyramiden, mit der deutlichen Einmeisung an einen steckenden Hund. Erster Bote nahender Civilisation, ein Brannteweinzelt. Raschlichen und „Prospectors". Weaver Town, die Zeltenstadt. Sacramente. Letzter Zustand des Wanderstaates und Auflösung desselben. Benicia, San Francisco, Napa.

Wir können uns in unserer alten Welt, wo man fast überall ringsum Dörfer und Städte, Thürme, Wege, Felder, Meilenzeiger, Warnungstafeln, Frucht und Blüthe der Arbeit, der Polizei und Ordnung sieht und niemals „ins Freie" kömmt, schwerlich eine annähernde Vorstellung von der Wildniß Amerika's machen, von ihren gränzenlosen Einöden und Prairieen, ihren ungeheuren Bergen und Gebirgszügen, ihren weltmeerartigen Seen und der Grausamkeit der Natur, der Bestien und Menschen darin, wo sie einzeln lauernd und gierig die Einsamkeit und Oede unterbrechen. O, diese weg- und ziellosen Wüsten, harrend der Millionen, für die sie Reichthum und Lebensglück als Lohn der Dankbarkeit für die Kultur bereit haben! O, der unermeßlichen Wälder, wo die Fruchtbarkeit des Bodens sich selbst auffrißt, da seit Jahrtausenden Niemand kam, als die wilde Rothhaut und der grimmige Bussalo, den Ueberfluß in richtige Kanäle zu leiten! O, der majestätischen Seen und Ströme, gegen welche unsere Flüsse und Meere der alten Welt, um welche Völker seit Jahrtausenden kämpften, zu Dorfteichen und Mühlbächen zusammenschrumpfen!

Es ist kein Wunder, daß diese gränzenlose, romantische Wildheit, die der eingerungten Phantasie der alten Welt so unendlich freien Spielraum läßt, etwas Lockendes für die unzufriedenen und strebsamen, kräftigen Geister der alten und auch der neuen Welt ausüben mußte, zu, auch der neuen Welt mit ihren kalten und heißen austrocknenden Winden, welche über die entwaldeten Kulturstrecken aus rauhen, nordöstlichen, parallelen Gebirgsketten tödtlich hinsausen und die Lebensdauer in Amerika zu der kürzesten in der Welt und das Leben zu dem unruhigsten, anstrengendsten, unfreiwohnsten machen. Dazu wärmt kein Golfstrom die alte Seite der neuen Welt, so daß sie immer unruhiger und massenhafter nach dem wilden Westen hinüberdrängt, wo dem Fleiße der unendlichste Spielraum winkt. Neuerdings hat die dämonische Sucht, schnell reich zu werden, der Goldwurf der civilisirten Menschheit und die Goldquelle in Kalifornien, der ganzen alten Welt in der alten und neuen und selbst der äußersten an den gegenüberliegenden Küsten Asiens eine leidenschaftliche Richtung „dahin! dahin!" gegeben. Zwar wurde das Kalifornien-Fieber durch ein australeinfuhrtiges, gelbes Fieber gebrochen, aber ersteres behielt und behauptete immer den Vorzug unter bestimmten Klassen unruhiger, strebsamer Spekulanten, der Lente, welche Eifer, aber nicht Geduld und Anspruchslosigkeit genug besaßen, mit geringen Mitteln langsam durch Hacken und Graben verwärts zu kommen, zuhause erträglich Gestellter, welche sich nur durch das in romantischer Ferne centnerweise blinkende Gold zur Auswanderung treiben ließen, und solcher, die überhaupt ein neues Land unter ihren Füßen haben wollten und ihr Heimweh und ihre Fernlust um das neue Goldland konzentrirten. Manchem wurde dieses brennende Gold schon zu einem irgnis fatuus; aber das hielt die Anderen nicht ab, neue Jagden nach dem kostbaren, blinkenden Staub zu versuchen, obgleich auch die glücklichste Jagd selten mit Zufriedenheit, Wohlstand und Bildung endet. Nur der wohlerworbene, durch produktive Arbeit langsam und dauernd sich bildende Besitz bringt Segen und hält sich. Die beste, gebildetste, wohl- und anständigste Bevölkerung Kaliforniens besteht aus denen, die nie die Goldgefilde sahen, besonders aus Deutschen mit ihren Gesang- und Turnvereinen, ihren Zeitungen, Pressen, Schulen und — Kneipen.

Aber Gold war und blieb Jahre lang die allgemeine Losung, der Drang, die massenhafte Völkerwanderung über Berg und Thal, über Gebirge, Wüsten und Ströme, der grimmigsten Entfernung spottend, im Kampfe mit Hunger, wilden Thieren und Menschen, mit der Freunden Rath zuhause, mit den Thränen lieber Angehörigen, unterliegend und siegend, wie es sich eben machte.

Im Jahre 1849 lernte ich in New-Orleans einen jener beliebt erzogenen, jungen Amerikaner kennen, die von arisokratischrenden Aeltern und einem undeschrodlichen, vornehm flegelhaften Yankee-Tick verhältnißlich und verschroben, die gebildeten Zirkel Amerika's mit ihren langen Beinen und hohen Vatermördern, mit dem unendlich großen Hute auf dem kleinen Kopfe, mit ihrem in den feinsten Zimmern Alles beschmipfenden Taschenmesser, durch ihre Blasirtheit und Langweiligkeit noch langweiliger machen. Aber Tom Edwardson, so hieß er und heißt er noch, fühlte etwas Besseres in sich, als in New-Orleans als Kaufmann sich von Speculation und Fieberluft anfreiren zu lassen. Er hatte Geld genug; aber da gerade damals sich New-Orleans, als Hafenstadt für die Landreise nach Kalifornien, fast alle Tage mit neuen Völkerwanderungen fülle, und zwar mit vorsichtigen „go-ahead"-Yankees, fählernen, riesigen, Feuer und Flamme spuckenden Kentuckern, feinen Virginiern, barverstreckenden Hinterwäldlern, schnarrenden, lachenden Irländern, stolzen Schotten und langen, kalten Engländern, blauäugigen, flachshaarigen Deutschen, parlirenden, lebhaften Franzosen, braunen, schielenden Spaniern und Mexiko, fein geformten Kreolen u. s. w., so bekam seine Unzufriedenheit und Langeweile bald um so mehr die eine Richtung, als er vielfach mit solchen Völkerwanderungen in persönliche und geschäftliche Berührung kam. Als er nun gar unter den Wandrern drei Freunde traf, mit denen er in Süd-Karolina gepflelt hatte und in die Schule gegangen war, war sein Entschluß plötzlich gefaßt.

Haus- und Geldangelegenheiten waren bald in Ordnung gebracht, wobei er eines Tages beiläufig bemerkte, ich möge mitkommen, wenn ich mich dazu entschlösse, das Departement seiner kalinarischen Bedürfnisse auf der Reise mit zu übernehmen und auszerdem, wie bisher, sein Clerk, Haushelfer und Faktotum zu bleiben. Ich sagte beiläufig im Scherze: „O ja, ich denke auch in der edlen Kochkunst kein Stümper zu sein. Habe ich doch auf Schule und Universität alles Mögliche kochen, braten und essen lernen, da ich blos den halben Freitisch hatte." Aus dem Spaße wurde Ernst. Und so saßen wir eines Morgens auf dem Dampfschiffe „La Belle Creole", welches uns zunächst nach St. Louis bringen sollte. Es war zweihundertwierzig Fuß lang, aber dabei sehr enge für die Menge Kalifornienfüchtiger, unter denen kein zartes, weibliches Gesicht die rauchende, spuckende, fingende und tumultuarische Flegelhaftigkeit zusammengedrängter Junggesellen-Wirthschaften unterbrach. Einige wenige Weiber und Kinder waren weber schön, noch oft sichtbar.

Wir dampften auf dem weltmeergroßen „Vater der Gewässer" dahin, manchmal ohne in irgend einer Richtung nur im fernsten Ho-

*) Nachstehende Skizzen eines Deutschen von seiner Landreise von New-Orleans nach Kalifornien über eine unendliche Wildniß, nur hier und da mit menschlichen Erbeinen und Gräbern bezeichnet, sonst aber noch unzugänglich für die Civilisation und unerforscht von der Wissenschaft, werden unseren willkommen sein, als sie nicht nur die ersten authentischen Nachrichten über eine ganze Reihe der Art enthalten, sondern auch die Natur der Bodens, des Klimas u.s.w. über eine ungeheure Strecke schildern, über welche sich die nach den westlichen Gestaden Amerika's bestimmende Kultur hinwegschreiten muß. Es ist bekannt, daß dies zunächst durch die großartige Eisenbahn der Welt vorbereitet und begründet werden soll.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Wilh. u. Gumb., Jägerstr. Nr. 48, und bei Gustav Kramer, Markgrafenstr. Nr. 61), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

rizonte Land zu sehen(!). Wir schwammen auf dem Ur-Weltmeere, auf der wahrhaften „Sündflut“ umher. Für letztere fehlte fast gar nichts. Bäume, Häuser und Dörfer ragten in verschiedenen Höhen, oft kaum mit den Dächern und Kronen aus der grünzuloſen Waſſermaſſe umher, empor, zwiſchen denen ſich einzelne ohnmächtige Kähne abmühten. Der Strom hatte durch den geſchmolzenen Schnee auf den nordiſchen Gebirgen ſeine größte Ausdehnung erreicht und ſchien oft durch das Fernrohr völlig ufenlos zu ſein und alle Wohnungen der Menſchen bis in die größte Ferne unter ſeine Fluthen begraben zu wollen. In der That ſind aber die Menſchen hier ſchon daran gewöhnt und darauf vorbereitet, jedes Jahr eine Zeitlang mit Familie und Vieh mitten im Waſſer zu leben, wie wir einige Male deutlich ſahen. Ochſen und Kühe guckten aus Dachluken hervor, Andere neben den auf bedeckten Kähnen häuslich eingerichteten Familien. Und daß keine neue Sündflut gemeint war, darum ſpannte ſich mehrmals der „Bogen des Friedens“ in aller ſeiner farbigen Herrlichkeit über die unendliche Waſſermaſſe als Beweis und Ueberzeugung.

In den erſten Tagen ging Alles gut und heiter; aber ein unſichtbarer Paſſagier, der ſich mit eingedrängt, nachdem er Neu-Orleans wieder einmal verwüſtet hatte, die Cholera, verwandelte unſere dichtgedrängte Einwohnerſchaft bald zu Verzweiflung und Leichen. Jugendliche, hoffnungsklaſſiſche, geſundheitſtrahlende Geſtalten ſanken dahin, wanden ſich und ſtarben und wurden in das Waſſer geworfen, während das Schiff erbarmungsloſes Tag und Nacht immer geradeaus vorwärts dampfte und zu beiden Seiten Todte auswarf. Einer der feinſten und manierlichſten Negerknaben, der bei Tiſche und beim Thee aufwartete und die Freude Aller war, fehlte eines Morgens. Erwardben, deſſen Liebling er war, fragte nach „Jolly Jim“. „Jolly Jim“ iſt eben begraben worden, hieß es, und die ganze Geſellſchaft jammerte und wurde ſtill.

Einige junge hoffnungsvolle Paare erſchienen manchmal einzeln, manchmal gar nicht wieder. Hier wurde die junge Frau, dort der junge Mann, dort das ſäugende Kind über Bord geworfen, hier blieb ſie, dort er und manchmal ſogar blos der Säugling übrig. Eine engliſche Familie, ſtarker Mann, heitere Frau, rothhäckiger Sohn und blühende Tochter, ſchmolz an einem Tage bis auf die plötzlich verblühte Tochter zuſammen. Sie erregte das tiefſte, allgemeinſte Mitleiden, aber Nichts vermochte ihren ſtummen, ſtarren, thränenloſen, feſtgefrorenen Kummer aufzuthauen. Endlich als die entſtellten Reſte ihrer drei Beſchützer und Ihrerſelben dem Waſſer übergeben werden ſollten, ſchoß ihre verhaltene Verzweiflung in den durchdringendſten Schmerzens-Rufen hervor. Alle fühlten ſich erſchüttert, und der Capitain war ſofort bereit, auf ihre Bitte, die Reſte ihrer Lieben auf dem Lande begraben zu dürfen, zu landen und zu halten, bis die traurige Feierlichkeit vorüber ſei. Wir Alle hatten uns bedrängt um die Leichen unter einem gigantiſchen Baum, anweit eines hohen Miſſiſſippi-Ufervpfeyes, machten eine Kollekte für die arme Waiſe und übergaben ſie zuverläſſigen Perſonen, die ſie zu einem noch lebenden Bruder in Boſton zurückbefördern wollten.

Unter ſolchen Scenen gingen die letzten ſechs Tage unſerer Reiſe nach St. Louis in entſetzlicher Furcht, Trauer und Gebrücktheit hin, aber in St. Louis ſelbſt war Alles bald wieder vergeſſen. Hier, wo ſich die Ausdwanderungs-Stämme und kleinen Wanderſtaaten ſchließlich mit allen nöthigen Waffen gegen Entfernung und Wildniß verſehen, Kleidung, Lebens- und Transportmittel, Pulver und Blei, Schieß- und Hiebwaffen, Manitchieren und mit wandernden Häuſern, thaten auch wir daſſelbe und organiſirten aus vorſichtig gewählten neuen Mitgliedern einen förmlichen, kleinen Wanderſtaat. Erwardson ward Finanzminiſter und erſter Secretair, bei dem jedes Mitglied unſerer Expedition dreihundert Dollars deponiren mußte. Andere belamen andere Staatsämter, und ich avancirte vom Privat- zum Staatsſchn.

Unſer Staat überlud ſich mit Mehl-, Speck, Kaffee, Whisky, Wagen, Manieſein, Decken, Waſſerſtiefeln, Leibwäſche, Buffalo-Pelzen, Zelten, Stricken und Tauen, Waffen und Munition, da jedes Mitglied mehr oder weniger reich war und möglichſt bequem zu leben gedachte, eine Thorheit, wofür ſie alle gehörig büßen mußten, wie ich noch zu ſpezifizirten Gelegenheit finden werde.

Nach zehntägigen eifrigen Vorbereitungen gingen wir wieder zu Schiffe, um auf dem Waſſerwege des Miſſuri das gegen hundert deutſche Meilen entlegene Independence zu erreichen und die Landreiſe möglichſt abzukürzen, obgleich hier hundert Meilen gar nicht in Betracht kommen. Das Dampfſchiff machte die Reiſe auf dem majeſtätiſchen Strome in vier Tagen und hielt blos einmal vor einem häuſchen deutſchen Dorfe an, deſſen Namen ich vergeſſen habe, deſſen Wein und aber lange erquickend begleitete. Die deutſchen Bewohner des Dorfes waren Alle Weinbauern und erzählten uns, daß ihre Leſen mit jedem Jahre reicher und ſüßer würden.

Es iſt merkwürdig, „wie weit die deutſche Zunge reicht“; und das oft gehörte, ſchwarzrothgoldene Geſchrei im Mutterlande: „ſein Vaterland muß größer ſein“, obgleich verlacht und ſogar verfolgt, hat einen gewaltigen Sinn, von deſſen Umfang der alte Arndt und das alte Deutſchland nicht ein Hundertſtel Begriff hatten. Wo ich auch bis jetzt hingekommen bin — und ich bin rund um die Erde herumgelaufen und gefahren, in den fernſten, fremdeſten Städten, in den fürchterlichſten, entlegenſten Einöden und Wildniſſen, fand ich Deutſche und faſt immer ganz auf eigene Hand und aus eigenem Genie und Geſchick wohlauf, fröhlam, beſchieden und anduanerud. Ich wollte, ich hätte den Namen des erwähnten deutſchen Dorfes, das ſchon mitten in der urwäldlichen Natur blühte, behalten und aufgeſchrieben und alle anderen deutſchen Erfahrungen und Begegniſſe dazu. Im Einzelnen erſchienen ſie mir aber immer ſo unbedeutend unſeren großen Leiden und Abenteuern, Sorgen und Qualen gegenüber, daß ich weder Zeit noch Geiſt fand, davon Notiz zu nehmen. Es kam mir aber bald ſo in der Ordnung vor, überall Deutſche zu finden, daß ich mich ſelbſt nicht wunderte, als ich einmal, in einen Haufen wilder Indianer deutſch hineinrufend, eine deutſche Antwort erhielt. Der deutſche Bruder war auferdem Häuptling und Polizei-Präſident ſeines ihn neu angeſtammten Volkes.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Geſundheitskränzchen unter den Mormoninnen.

Aus dem Tagebuche einer Amerikanerin.*)

. . . . . Am 5. April beſuchte ich ein Meeting eigener Art. Die Mitglieder ſind größtentheils Frauen, die öfter zuſammenkommen, um ſich über ihre Körperleiden und die Heilmittel dafür zu beſprechen. Einige ſich ſo nennende Aerzte haben von Berufswegen das Vorrecht, an den Zuſammenkünften Theil zu nehmen. Es mochten vierzig bis funfzig Perſonen anweſend ſein. In den Phyſiognomieen ſprach ſich die kraſſeſte Unwiſſenheit aus, ohne für dieſen Mangel durch irgend einen Erſatz ſchadlos zu halten. Bei den bejahrten Frauen verwiſchte ſich den milden, geläuterten, beſänftigten Zug, der dem altergebleichten Antlitz einen eigenen Reiz verleiht. Die Exemplare, die ich vor mir hatte, gehörten zu der runzligen, verbiſſenen, herzenartigen Ordnung; die Zeit hatte offenbar ihre rauhe, harte Hand auf ſie gelegt. Der jüngere Theil war wo möglich noch widerwärtiger; in Anſehen und Benehmen keine Spur jugendlicher Friſche und Anmuth. Die Verdummung glotzte aus ihren Augen, und in roher Sinnlichkeit erſchien alles Gefühl der rein Weiblichen untergegangen.

Dr. Richards, ein granſöpfiger Sünder, eröffnete als Vorſitzender das Meeting. Sie wären — ſagte er — in der Mitte gefahrvoller Zeiten; feindſelige Geiſter brüteten Unheil gegen die Heiligen, und ſchlüge man ſie nicht bei Zeiten nieder, bevor ihre Pläne reiften, ſo würde der Teufel wieder Macht bekommen. Und bei dieſer mit voller Lungenkraft von ſich gegebenen Rede fuhr die Fauſt öfter mit einer Gewalt auf das Pult, als meinte er, einem jener böſen Geiſter ein Loch in den Kopf zu ſchlagen.

Nach ihm erhob ſich Dr. Sparzgum, von gemein-läderlichem Ausſehen, und machte einige abgedroſchene Bemerkungen über Geſundheit. Inzwiſchen fingen einige Frauen an, Zeichen von Ungeduld zu geben: arbeiteten mit den Händen und wackelten mit Kopf und Leib, als drängte es ſie, einen tüchtigen Trumpf auszuſpielen, und könnten ſie es nicht erwarten, an die Reihe zu kommen. Kaum alſo hatte ſich Dr. Sparzgum niedergeſetzt, als Schweſter Newman wie ein Pfropfen aus der Flaſche ausſprang und in grimmen, ſchrillen Tönen mehr kreiſchte, als ſprach, wie ein Mormonenweib gar keinem Schmerze unterliegen dürfte. Krankheit und Tod müßten aus ihrem Kreiſe verbannt und up den Heiden verwieſen werden: da ſeien ſie daheim, da gehörten ſie hin. Im Laufen würde Gott ſeinen Namen verherrlichen, indem er die verrotteten Nationen von der Erde gänzlich vertilgen werde. Dann werden die Frauen den Männern gehorchen, ſie lieben, ſie bedienen, und wenn ſie mehr Frauen verlangen, ihnen dazu verhelfen. — Nach ihr trat Suſanna Lippincot auf, eine von den Huris des Dr. Richards, ein artiges Exemplar aus der entwürdigten Klaſſe der geiſtlichen Frauen. „Sie iſt des Geiſtes voll“, flüſterte mir eine Schweſter, die neben mir ſaß, zu. Das ſand ich auch, nur ſchien mir der Geiſt aus der Flaſche geflogen zu ſein. Sie befürwortete als wirkſames Heilmittel die Lobelia syphilitica;**) die müſſe ſo lange in den Leib hinein, bis der Teufel heraus iſt. Sie führte einige boshafte Seitenhiebe auf die Heiden, indem ſie ihre rothen Stachelbeer-Augen auf mich heftete. Zuletzt ſtieß ſie Worte einer mir unverſtändlichen Sprache aus, die, ſo viel ich mich entſinne, etwa ſo lauteten: „Eli, ele, elo, ela — come, como, come — reli, relo, rela, relo — selo, selo, sele, selum.“ Dieſes Rothwälſch wurde zwei- oder dreimal wiederholt.

Schweſter Seſſions ſtand dann auf und überſetzte dieſen geheimnißvollen Blödſinn, der, nach ihrer Auslegung nur wiederholte, was

*) Vgl. Nr. 155—56 v. vor. Jahre und Nr. 31 v. d. Jahre des „Magazin“.

**) Eine Pflanze, die Erbrechen und Abführen drastisch bewirkt und in Amerika als Spezifikum gegen die Lustſeuche angewandt wird. D. R.

die begeisterte Susanna zuvor englisch geradebrecht hatte. Sie nahm wieder ihren Platz ein und Schwester Gibbs ergoß sich in einer Redeflut über das Thema, daß durch den Glauben und mit dem Handauflegen alle Schäden, sogar gebrochene Glieder, zu heilen sind. Durch einen bösen Fall hätte sich ihr der Arm arg verstaucht, durch jenes göttliche Rezept wäre er ihr aber augenblicklich wieder eingerenkt worden. Doch, ach — und hier brach sie in einen Thränenstrom aus — durch schwere Arbeit sei ihr der Arm zum zweiten Mal aus dem Gelenke gegangen — und groß sei ihr Jammer und Elend, wenn sich der Herr nicht erbarme und sie auch diesmal heile. — Mit unsäglichem Ekel erfüllte mich dieses leibhafte Bild des hirnverbrannten Fanatismus!

Ein Weib hatte eine Tochter mit, die arg an Strophein litt, und sprach den Wunsch aus, das ernährte Heilmittel bei ihr anzuwenden. Sofort schnarten sich die Schwestern um die Kranke, legten ihr im Verein mit zwei Brüdern die Hände auf und beteten über ihr in der Weise, wie die Katholiken ihre Ave und Paternoster an dem Rosenkranz abbeten. Dr. Spargum, vom Geiste getrieben, segnete die Leidende; indem er ungefähr folgende Töne hervorblökte: „Vavi, vava, varum — sere, sera, seri, serum." Dieselbe Schwester, die schon früher die Dolmetschrolle übernommen, gab auch jetzt den Sinn oder, besser, den Unsinn des dunklen Orakels wieder. Es sei, meinte sie, eine Anrufung um leiblichen und geistlichen Segen; eine Verheißung, daß ihr Same zahlreicher sein werde, denn der Same Abraham's, Isaak's und Jakob's. — Arme Kreatur! Nach ihrem Aussehen zu schließen, brauchte sie eine sicherere Bürgschaft für zeitliches Wohlergehen, als diese hohlen Schälle. Sie konnte kaum achtzehn Jahr alt sein und hatte schon einen großen Jungen auf dem Schooße und einen kleinen zuhause, war dürftig gekleidet, und ihre eingefallenen Wangen sagten, daß sie nur halb satt zu essen habe. — Mein Cicerone, Muhme Shearer, machte ebenfalls einige Bemerkungen, die, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, weit mehr sachgemäß waren. Schwester Seffions nahm noch einmal das Wort und erzählte einen Traum, den sie in vergangener Nacht gehabt: sie sah den Herrn mit dem bösen Feind im Handgemenge, und bei einem Haar wäre der Schwarze Sieger geblieben, unterlag aber zuletzt dennoch. Der Herr habe sie dann ermahnt, ja die Lobelia als Kur anzuwenden, die treibe den Teufel unfehlbar in die Flucht. — Und mit diesem das Ganze krönenden Schluß ging die Versammlung aus einander.

Damit schließt auch die Reisende ihr Tagebuch. Am 1. Mai verließ sie die Mormonen-Hauptstadt, froh, diese Höhle des Elends, des Wahns, der Entsittlichung und des Verbrechens mit dem Rücken zu sehen.

Afrika.

Leben und Landschaften in den Negerstaaten.

(Schluß.)

Während ich mit dem Wesir um seine Pfeife und seine Eisen-Armbänder handelte, sah der Scheikh meine Uhrkette und griff nach ihr. Ich nahm die Uhr heraus und hielt sie ihm an das Ohr. Er prallte erstaunt zurück und sagte den Leuten, was er gehört hatte, in einer höchst drolligen Art den Schlag der Uhr nachahmend. Sie drängten sich alle herbei, um zu horchen, und nach ihren Mienen und Zeichen schienen sie zu denken, daß das Gehäuse einen Vogel oder ein Insekt enthalte. Ich öffnete es und zeigte ihnen die Bewegung des Steigrades und des Zeigers. Ihr Erstaunen verwandelte sich jetzt in Furcht, und sie sahen die Uhr schweigend an, ohne es zu wagen, dieselbe zu berühren. Ich benutzte diesen Eindruck, um aufzubrechen, ehe ihre Gier nach Geschenken zu dem Entschluß gedieh, uns gewaltsam zu berauben.

Der Rais erzählte unserem Touristen, daß die Schilluks den Fluß hinab bis in das Land der Hassanieh's zu gehen pflegen, bei Tage ihre Boote versenken und sich in den Wäldern verstecken, und daß sie sich bei Nacht in die Dörfer schleichen und die Bewohner ihrer Habe berauben, die sie sehr gern essen. Sie selbst haben Nichts, und ihre einzige Beschäftigung besteht in der Jagd auf Elephanten, Nilpferde und andere wilde Thiere. Die ganze Gegend östlich vom Flusse wimmelt von Elephanten- und Giraffenheerden.

Aus den Tage- und Skizzenbüchern des Dr. Knoblecher, der auf dem Weißen Nil am weitesten vorgedrungen, nämlich bis zum 4° nördlicher Breite, giebt uns unser Tourist sehr interessante Mittheilungen. Unter dem zwölften Grade, dreißig Meilen südlich von der Insel Aba, sind beide Ufer des Flusses bebaut, und über zweihundert Meilen weit stehen die Dörfer so dicht an beiden Ufern, daß sie fast zwei fortlaufende Städte bilden. Dieser Theil des Weißen Nils ist die am dichtesten bevölkerte Gegend in Afrika und vielleicht, China allein angenommen, in der Welt. Die Zahl der Schilluks wird auf zwei bis drei Millionen geschätzt. Jenseits der Inseln der Schilluks breitet sich der Fluß so weit aus, daß die warschigen Ufer verschwinden. Der Lotus wächst auf den Untiefen in Menge. Die Wälder von Sentbäumen, welche die Inseln bedecken, machen den Dampfern und den angekrunen Tamarinden Platz, und jenseits des zehnten Grades im Lande der Dinkas steht man zuerst die schöne Dhelebpalme. In dieser Gegend fließt der Sobatfluß, der im Lande der Gallas, südlich vom Königreich Schoa, entspringen soll, sechshundertfunfzig Fuß breit, in den weißen Nil. Vom neunten bis zum sechsten Grade sind die Wälder verschwunden, die murschigen und ungesunden Ufer mit hohem Grase bedeckt. Unter 9° 16′ liegt der Bahr el Ghazal (Gazellensee), an dem die Ruehr-Neger, ein verthierter Stamm, wohnen. Unter dem achten Grade beginnt das Land der Kyks, eines Stammes, der große Heerden von Rindvieh und Schafen hat. Weiter südlich am Weißen Nil wohnen die Elliabs, die Jbirs und die Baris. Im Lande der zuletztgenannten liegt der Granitberg Nierkanyi unter 5°. Alles Land zwischen diesem Berge und dem Dschebel Desafangh im Lande der Dinkas unter 10° 35′ ist eine ungeheure Savanne mit Sümpfen. Ueber die Insel Lsanker hinaus (unter 4° 19′), bei welcher sich die ersten Wasserschnellen des Weißen Nil bemerken, und welche der fernste Punkt ist, den frühere Expeditionen erreicht haben, ist Dr. Knoblecher sechzehn Meilen weiter nach dem Bari-Dorf Tofiman und dann nach dem Dorfe Logwek gekommen. Ein bei diesem Dorfe liegender Granitberg (unter 4° 10′), der fernste Punkt, den Dr. Knoblecher erreicht hat, gewährt eine Aussicht über das ganze Bariland. Gegen Südwesten verliert sich der Fluß zwischen den Bergen Rego und Kibi, in deßen Nähe der Berg Kerny sich befindet, welcher reiche Eisenminen enthält, die von den Eingeborenen ausgebeutet werden. Gegen Süden erhebt sich am Horizont ein langer Gebirgszug. Jenseits des Logwaya-Gebirges, welches sich im Osten zeigt, wohnen die Berrissamme, deren Sprache von der der Baris verschieden ist und welche Nachbarn der Gallas sind, deren Herrschaft von Abyssinien bis Mozambique reicht. Von dem Lande nach Süden hin wußten die Bewohner von Logwek so gut wie gar nichts. Die Baris sind Baum-Anbeter, wie die Dinkas und Schilluks. Sie sind brav und furchtlos, heiter, gutmüthig und liebevoll gegen einander. Sie sind noch kolossaler, als die Schilluks; viele von ihnen sind sieben Fuß hoch.

Sehr merkwürdig und interessant sind die Mittheilungen, welche unser Tourist über die Hassanieh-Araber, dem letzten der dem Pascha von Sudan unterworfenen Stämme, macht. „Wenn ein Mädchen verheirathet wird, so bestimmt ihr Vater, daß ein Viertel ihres Lebens sofort ihrem eigenen Gebrauche vorbehalten wird, und der Gatte muß diesen Vorbehalt respektiren. Jeden vierten Tag ist sie von ihrem ehelichen Gelübde entbunden, und wenn sie irgend Jemanden mehr liebt, als ihren Mann, so kann er an diesem Tage in ihrem Zelte wohnen, und der Gatte muß sich entfernen. Ueberdies ist ihre Gastfreundschaft so groß, daß, wenn ein Fremder eine ihrer Niederlassungen besucht, sie ihm vier Tage ein Zelt und ein Weib geben."

Bei einem Diner im Hause des österreichischen Konsuls Dr. Reiz in Kartum hatte unser Tourist Gelegenheit, allerhöchste Herrschaften jener Gegend: Abu Sin, den großen Scheich der Schukorie; Melek Dyaab, den König von Dar el Mahaß, und Ali, den Scheich der Ababdehs, sehr genau kennen zu lernen.

Auch bei der berühmten Sultanin Sittet Nafra, der Tochter des letzten Königs von Sennaar, welche durch den Einfluß, den sie auf den gegenwärtigen Scheich von Sennaar, den Bruder ihres Vaters, ausübt, die Regierung in Sennaar führt, hat unser Tourist in Kartum, wo sie zum Besuch war, durch Dr. Reiz sich einführen lassen.

„Wir fanden Sittet Nafra", erzählt er, „auf einem Teppich in ihrem Audienzsaal sitzend. Ihr Gatte und Abd-el-Kader, der Scheich von Kartum, ihr Schwiegersohn, nahmen einen daneben liegenden Teppich ein. Sie gab dem Konsul ihre Hand, begrüßte mich als Fremden mit einer Neigung ihres Kopfes, und wir setzten uns auf den Fußboden ihr gegenüber. Sie war etwa fünfundvierzig Jahr alt, sah aber jünger aus und zeigte immer noch Spuren ihrer früheren Schönheit. Ihre Haut war von einer bleichen Bronzefarbe, ihre Augen groß und ausdrucksvoll. Sie trug ein einziges Gewand von sehr feinem weißen Musselin, das sie bisweilen so faltete, daß es fast ihre Gesichtszüge bedeckte, und dann wieder bis auf die Taille herabfallen ließ, so daß die etwas überreifen Reize ihres Busens zum Vorschein kamen. Ein schwerer Ring von Gold hing an ihrer Nase, und andere schmückten ihre Finger. — Ich nahm Veranlassung, ihr zu sagen, daß ich in meinem Heimatlande (in Nord-Amerika) häufig von ihr gehört, daß ihr Name in der ganzen Welt wohlbekannt sei, und daß der Hauptgrund meines Besuchs in Sudan die Hoffnung gewesen sei, sie zu sehen. Sie schien sich durch diese übertriebenen Komplimente nicht im Mindesten geschmeichelt zu fühlen, sondern nahm dieselben so ruhig hin, als wenn sie ein Recht darauf gehabt hätte. Ihre Sklavinnen hin, als wenn sie ein Recht darauf gehabt hätte. Ihre Sklavinnen waren lauter durch Schönheit sich auszeichnende Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren, nackt bis auf den Fransengürtel um die Lenden,

Digitized by Google

Sie brachten uns Pfeifen und Kaffee, und wenn sie nicht beschäftigt waren, standen sie im Hintergrunde des Zimmers, die Hände über die Brust gefaltet, in einer Reihe. Es war gerade Tischzeit, und wir wurden eingeladen, an dem Mahle Theil zu nehmen. Das Mahl, an dem die Sultanin nicht Theil nahm, da sie bereits in einsamer Hoheit gespeist hatte, bestand in einem mit Reis gefüllten Schaf, von dem mit den bloßen Fingern Stücke abgelöst wurden. Das einzige Beigericht waren Zwiebeln und Rettige. Vor Jedem stand eine Schüssel mit einem Handtuche und einem großen Glase Dm bilbil — —."

Ueber die Sudan-Länder erfahren wir im Wesentlichen Folgendes:

Bis in das südliche Nubien ist, mit Ausnahme der Oasen in der Libyschen Wüste, der Nil das einzige Förderungsmittel der Fruchtbarkeit. Vom neunzehnten Grad der Breite an tritt in den Wüsten-Landschaften in Folge des tropischen Sommerregens eine Veränderung ein. Je weiter nach Süden, desto reicher wird die Vegetation. Die weiten Ebenen, die sich von Kartum östlich nach dem Atbara, der dem Nil aus den abyssinischen Alpen zuströmt, und westlich über Kordofan hinaus erstrecken, sind Savannen mit starkem Grase. Die sie bewohnenden Araber sind Hirten und besitzen ungeheure Heerden von Kameelen und Schafen. Der Blaue Nil zwischen Kartum und Sennaar nimmt die großen Ströme Rahad und Dender auf; in den Weißen Nil strömen der Sobat und der Bahr el Ghazal. Zu den Jahren 1820 bis 1825 unterjochten Ibrahim Pascha, Ismail Pascha und Muhammed Bey Defterdar die bis dahin wenig bekannten Länder Berber, Schendy und Sennaar bis zu den Gebirgen Fazogl unter dem elften Grade, an der Südwestgränze von Abyssinien, die Bezirke der Schakorid, der Bifcharis, der Hallenyas und der Habendoas, die sich bis an das Rothe Meer erstrecken, und das Königreich Kordofan, welches an den mächtigen Negerstaat Darfur gränzt. Die Einwohner dieser Länder sind unendlich viel unwissender und entwürdigter, als die ägyptischen Fellahs; doch sie aber sehr bildungsfähig sind, zeigt der Erfolg, den die Bemühungen der katholischen Priester auf dem Felde der Kinder-Erziehung haben. — Das Gebiet gegen den Atbara hin und darüber hinaus ist noch größtentheils unerforscht. Das Land der Schukorie und der Hallenyas, das zu beiden Seiten des Atbara liegt, heißt Belad el Takka. Dr. Reig hat es im Sommer 1851 mit der militairischen Expedition unter Mussa Bey durchzogen; von Schendy östlich bis zum Atbara ziehen sich ununterbrochene Grasebenen hin; das Land jenseits des Atbara ist ein zerklüftetes Bergland. Die Gebirge, zwei- bis dreitausend Fuß hoch, haben Kämme von nackten Porphyrgestein. In den zwischen den Gebirgen liegenden Thälern ist das Thier- und Pflanzenreich viel reicher als am Nil; einige dieser Thäler sind bewohnt. Bei der Stadt Sofie, an dem Atbara, und an der abyssinischen Gränze machen die Grassavannen dichten tropischen Wäldern mit einem üppigen, oft undurchdringlichen Unterholze Platz. Außer Löwen und Leoparden hausen hier Elephanten und Rhinoceroße in großer Menge.

Das frühere Königreich Sennaar umfaßte das Land zwischen den beiden Nilen, mit Ausnahme des Gebiets der Schilluks, bis zum zwölften Breitengrade. Es ist östlich von Abyssinien und südlich von den Gebirgen der wilden Galla-Stämme begränzt. Die Stadt Sennaar ist gegenwärtig von geringer Bedeutung. Die ägyptische Herrschaft erstreckt sich noch zehn Tagereisen weiter bis Fazogl, wo das schöne Holz in den Gebirgen und der goldführende Sand von Kasan Veranlassung zur Errichtung eines Militairpostens gegeben haben. Sennaar wird, wie Kordofan, Berber und Dongola, von einem Bey regiert, der von dem Pascha von Sudan ernannt wird. Es ist von Sennaar nach Gondar, der Hauptstadt von Amhara, dem vornehmsten abyssinischen Königreiche, eine Reise von vierzehn Tagen. Kordofan liegt westlich vom Weißen Nil und besteht, mit Ausnahme des südlichen Theils, der von Einwanderern aus Dongola bewohnt ist, aus Gras- und Dornflächen. Es ist von Osten nach Westen zweihundert Meilen breit. Seine Hauptstadt Obeid liegt unter 13° 12′ nördlicher Breite und ist ein bloßer Haufe von Lehmhütten. Es ist von den Stämmen der Kababisch und Howowiss bewohnt, die den Arabern östlich vom Nil in ihrem Aeußern und in ihren Sitten weit nachstehen. Die Karawanen auf der Straße, welche zwanzig Tagereisen von Obeid nach Dongola durch eine wilde Gegend, die Bayuda genannt, fährt, sind den Angriffen der Neger von Darfur ausgesetzt. Das große Königreich Darfur, welches zukünftigen Forschern ein reiches Feld bieten wird, hat seit einem halben Jahrhundert keinem Fremden erlaubt, seine Gränzen zu überschreiten. Die freundschaftlichen Beziehungen, die in jüngster Zeit zwischen den ägyptischen Herrschern in Sudan und dem Sultan von Darfur stattgefunden haben, besonders die gute Aufnahme, welche die Sittet Sanakin, die Tante des gegenwärtigen Sultans von Darfur, auf ihrer Pilgerfahrt nach Mekka im August 1851 in Kartum gefunden, lassen erwarten, daß das Verbot aufgehoben werden wird. Westlich von Darfur bis Bornu liegt das große Königreich Waday, welches ebenfalls noch wenig von Europäern besucht worden ist. Südwestlich von Darfur, unter 6° nördlicher Breite, liegt ein kleines Land, Namens Fertit. Fast das ganze Land südlich vom zehnten Breitengrade, das sich zwischen dem Weißen Nil und dem Golf von Guinea findet, ist noch unbekannt und bietet künftigen Forschern ein reiches Feld.

Mannigfaltiges.

— H. Heine's Testament. Herr Gustav Heine, Herausgeber des Wiener „Fremdenblatt", veröffentlicht darin einen längeren Aufsatz über die letzten Augenblicke und das Testament seines Bruders Heinrich Heine. Wir entnehmen aus dem (wahrscheinlich in französischer Sprache abgefaßten) Testamente die nachstehenden, mit früher erwähnten, eigenthümlichen Auffassungen des Verstorbenen zusammenhängenden Bestimmungen: „Ich verbiete, nach meinem Tode meinen Körper einer Autopsie zu unterwerfen, und da meine Krankheit oft einem starrsinnigen Zustande ähnlich ist, so soll man mir vor der Beerdigung eine Ader öffnen. . . . Ich wünsche, daß mein Leichenzug so einfach, als möglich sei, und daß die Kosten meiner Beerdigung die eines einfachen Bürgers nicht übersteigen. Obwohl ich zur lutherischen Religion gehöre, wünsche ich nicht, daß ein Geistlicher dieser Kirche meiner Leiche folge; auch verzichte ich auf jede andere heilige Handlung zur Feier meines Leichenbegängnisses. Dieser Wunsch ist keineswegs aus dem schwachen Willen eines Freigeistes hervorgegangen; vielmehr habe ich seit vier Jahren allen philosophischen Stolz abgelegt und mich wieder religiösen Ideen zugewandt. Ich sterbe mit dem Glauben an Einen ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. Ich bedauere, in meinen Werken oft von heiligen Dingen respektlos gesprochen zu haben, aber ich wurde hierbei weit mehr von dem Zeitgeiste fortgerissen, als von dem eigenen Triebe. Wenn ich ohne mein Wissen die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche die wahre Kraft alles Glaubens sind, so bitte ich Dich, mein Gott, und die Menschen um Verzeihung! Ich verbiete, daß an meinem Grabe eine Rede, sei es deutsch oder französisch, gehalten werde. Gleichzeitig erkläre ich, es sei nicht mein Wunsch, daß meine irdischen Ueberreste nach Deutschland gebracht werden. Die große Aufgabe meines Lebens war das Bestreben, ein herzliches Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland herzustellen."

— Zu den Prozeß-Akten Ludwig's XVI. Bei Gelegenheit des dreißigjährigen Sterbetages Ludwig's XVI. (21. Januar) veröffentlichte das Athéneaum Français mehrere, den Prozeß des unglücklichen Fürsten betreffende Dokumente. Als vorzüglich wichtig und interessant werden mit Recht zwei Schriftstücke bezeichnet: 1) Eine Appellation an die Nation selbst, gegen das Urtheil ihrer Vertreter. Am 16. Januar (1793) nämlich übergab Ludwig seinen Vertheidigern (Tronchet, Malesherbes und Defoze) mit dem ausdrücklichen Auftrage, sie dem Konvent vorzulegen, eine von ihm unterzeichnete Schrift, worin er erklärt, er unterschreibe kein Protokoll, das ihn eines Verbrechens zeihe, welches er nicht begangen, und er lege zweitens gegen das Urtheil der Vertreter Berufung an die Nation selbst ein. Wohl zu unterscheiden davon ist ein anderes, ebenfalls eigenhändiges Aktenstück, das Ludwig dem Justizminister Garat, der als Vorsitzender des provisorischen Vollziehungsrathes gekommen war, ihm die vom Konvent gefaßten Beschlüsse zu eröffnen, am 20. Januar Nachmittags übergab. Die Schrift beginnt mit den Worten: „Ich verlange eine Frist von drei Tagen, damit ich mich vorbereiten kann, vor Gott zu erscheinen." In der Appellation heißt es mit eigenen Worten: „Durch Gegenwärtiges ertheile ich meinen Vertheidigern Spezial-Vollmacht und mache es ihrer Treue zur Pflicht, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel dem National-Konvent von dieser Appellation Kenntniß zu geben und zu verlangen, daß sie in das Protokoll der Konvents-Sitzungen aufgenommen werde." — 2) Das sogenannte Billet, eine Schrift, die jüngste vielleicht des unglücklichen Königs, worin er seinem schmerzlichen Bangen um das Loos seiner Familie und der Theilnahme für seine frühere Dienerschaft Ausdruck giebt. „Ich wünsche", sagt er darin, „daß der National-Konvent sich sofort mit dem Schicksal meiner Familie beschäftige." Und weiter unten: „Ich empfehle der Wohlthätigkeit der Nation alle Personen, die in meinem Dienste gestanden haben." — Beide Schriftstücke tragen zu sehr das Gepräge der Wahrheit, um nicht in das National-Archiv aufgenommen worden zu sein. Und in der That bekundet der Berichterstatter im Athéneaum Français, daß sie sich dort finden müssen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Erscheint wöchentlich 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 24 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Hermann, Markgrafenstr. Nr. 51), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 30. Berlin, Donnerstag den 24. April **1856.**

Die österreichischen Literaturen im Jahre 1854.*)

Es ist ungefähr ein Jahr her, daß wir in diesen Blättern (Nr. 64 vom Jahre 1855) den von Herrn Dr. Constant von Wurzbach in Wien angegangenen, ersten Versuch einer bibliographisch-kritischen Statistik der Literaturen des österreichischen Kaiserstaates anzeigten. Wir sprachen damals den Wunsch aus, daß dieser eigenthümliche, bisher noch in keinem anderen Lande gemachte Versuch einer Registrirung aller Erzeugnisse des Geistes nach Fächern und Sprachen, wie nach Nationalitäten und Provinzen, nicht ohne Fortsetzung und weiteren Ausbau bleiben möge. Dieser Wunsch ist vollständiger in Erfüllung gegangen, als wir zu hoffen gewagt, indem und jetzt über die literarische Production der deutschen, italiänischen, slavischen, magyarischen und rumänischen Völker Oesterreichs im Jahre 1854 ein Werk von 686 Seiten in Gros-Oktav, mit siebenundfunfzig Tabellen, vorliegt — ein Werk, das förmlich studirt sein will, um nach allen seinen Intentionen und Ausführungen begriffen und gewürdigt zu werden.

Ein statistisches Werk dieser Art, so Vielerlei und dabei so viel Unübereinstimmendes und Auseinandergehendes umfassend, ist allerdings nur in Oesterreich möglich. Rußland, das sprachlich noch mannigfaltiger als Letzteres ist, besitzt doch nur drei Nationalitäten, welche geistig produziren: die russische, die polnische und die deutsche, und man weiß, wie sehr dort bisher dafür gesorgt war, daß die Manie des Denkens und des Schreibens nicht auch noch andere Völkerschaften ergreife. Oesterreich, das unter Maria Theresia und Kaiser Franz diesen paradiesischen Zustand der Unschuld ebenfalls erstrebte, das aber selbst mit dem fernigen Schwerte der Jesuiten-Censur die verbotenen Früchte nicht ganz von sich abwehren konnte, hat unter Kaiser Franz Joseph bekanntlich der Wissenschaft und der Literatur einen neuen, weiten Spielraum eröffnet. Eine kaiserliche Akademie der Wissenschaften ist gegründet, welche nicht blos auf philologischem Gebiete altdeutsche, antik-klassische, romanische und orientalische Studien fördert, sondern auch auf philosophischem Gebiete mit Humanismus und Realismus, mit Aristoteles, Descartes und Leibniz, mit der Ethik Spinoza's und dem Rechtsbegriffe Hegel's, mit physiologischer Psychologie und sogar mit der Philosophie auf österreichischem Gymnasien sich beschäftigt.**) Von der großartigen, polyglotten, polytypen und artistischen Ausdehnung der kaiserlichen Hof- und Staats-Buchdruckerei, unter der Leitung Auer's, hat die gelehrte Welt auf den Ausstellungen in London und Paris mit Bewunderung Kenntniß genommen. Die kaiserliche Universität in Wien hat den europäischen Ruf, den ihre medizinische Fakultät schon seit längerer Zeit besaß, auch auf ihre anderen Fakultäten durch Berufung namhafter Männer der Wissenschaft auszudehnen gesucht. Solche und ähnliche Erscheinungen in der Hauptstadt (wozu namentlich auch die im vorigen Jahre stattgefundene Gründung einer „Geographischen Gesellschaft" gehört) lassen allerdings auf ein außerordentlich vermehrtes, innered Leben schließen, an dessen gesunder Grundlage hoffentlich selbst das in Folge des neuen Konkordates wieder gezückte feurige Schwert der geistlichen Censur sich abstumpfen wird.

Der vorjährige Bericht des Herrn v. Wurzbach umfaßte den sechzehnmonatlichen Zeitraum vom 1. September 1852 bis Ende Dezember 1853, in welcher Zeit 6207 Druckschriften (1942 Bände und 4265 Hefte) erschienen waren. Der vorliegende zweite Bericht umfaßt nur die zwölf Monate von 1854 und weist doch 826 Druckschriften (25 Bände und 801 Hefte) mehr auf, als jener sechzehnmonatliche Zeitraum. „Ist also", bemerkt der Verfasser, „in Betracht des um ein Drittel geringeren Zeitraums die Vermehrung um 826 Druckschriften als eine bedeutende Zunahme anzusehen, so muß auch in Betreff des Inhalts, der insbesondere bei den sogenannten Fakultäts-Wissenschaften als maßgebend erscheint, mit Genugthuung das rege Streben nach wissenschaftlicher Durchdringung des Stoffes und die wachsende Theilnahme für die Kenntnisse der Heimat nach verschiedenen Richtungen anerkannt werden, die es sich zur Aufgabe gestellt haben, die Quellen des Wissens, die auch auf heimischem Boden fließen können, nicht mehr auswärts zu suchen. Einzelne Gebiete der Literatur, wie z. B. die Jurisprudenz, die Geschichte, das Erziehungs- und Unterrichts-Wesen und die Kunst, haben einen überraschenden Aufschwung genommen; bei anderen wieder hat sich die Masse der Production verringert und der Geist derselben etwas gebessert, wie freilich nur faß unmerklich bei der schöngeistigen Literatur; und wieder bei anderen wurde auf eine edlere Außenseite, auf eine angenehmere Form entsprechende Rücksicht genommen."

Der Verfasser klassifizirt seinen diesjährigen Bericht abermals nach zwei Hauptordnungen: erstlich nach den Kronländern Oesterreichs, deren es einundzwanzig giebt, und zweitens nach Literatur-Fächern, deren er ebenfalls einundzwanzig aufzählt.*) Jedem dieser Fächer, von der Literatur-Wissenschaft und den Encyklopädieen bis zu den Kalendern und Gelegenheitsschriften, ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, der sich über alle Kronländer verbreitet und mit mehreren statistischen Tabellen ausgestattet ist, so daß wir zugleich mit Einem Blicke den Reichthum oder die Armuth an geistiger Production des betreffenden Landes, der betreffenden Sprache und des betreffenden Faches überschauen. Dem Ganzen ist ein alphabetisches Namen- und Sachregister angehängt, wodurch das Nachschlagen — besonders da am Rande jeder Seite sogar die Zeilen numerirt sind — sehr erleichtert wird, doch dürfte vielleicht Mancher wünschen, daß auch ein nach Materien und Sprachen geordnetes Inhalts-Verzeichniß mit den entsprechenden Seiten-Ueberschriften nicht gefehlt hätte.

Was die literarischen Zustände einzelner Kronländer anbelangt, so steht numerisch: 1) die Lombardei mit 1782 Druckschriften (433 Bänden und 1349 Heften) voran; ihr zunächst kömmt 2) Nieder-Oesterreich mit 1569 Druckschriften (537 Bänden und 1032 Heften). In beiden geben die Hauptstädte — Wien und Mailand — den Anschlag, indem sich dort Alles konzentrirt, was auf Wissenschaft, Kunst und Literatur sich bezieht. Demnächst reihen sich die Kronländer in folgender Weise an: 3) Venedig 1246 Druckschriften (172 Bände, 1074 Hefte); 4) Ungarn 823 Druckschriften (534 Bände, 469 Hefte); 5) Böhmen 562 Druckschriften (188 Bände, 374 Hefte); 6) Küstenland 221 Druckschriften (22 Bände, 199 Hefte); 7) Tirol 170 Druckschriften (39 Bände, 131 Hefte); 8) Galizien mit Krakau: 169 Druckschriften (61 Bände, 108 Hefte); 9) Mähren 138 Druckschriften (36 Bände, 102 Hefte); 10) Steiermark 75 Druckschriften (30 Bände, 45 Hefte); 11) Ober-Oesterreich 75 Druckschriften (19 Bände, 56 Hefte); 12) Siebenbürgen 43 Druckschriften (16 Bände, 27 Hefte); 13) Krain 40 Druckschriften (16 Bände, 24 Hefte); 14) Salzburg 37 Druckschriften (9 Bände, 28 Hefte); 15) Croatien 25 Druckschriften (9 Bände, 16 Hefte); 16) Kärnthen 18 Druckschriften (10 Bände, 8 Hefte); 17) Dalmatien 15 Druckschriften (4 Bände, 11 Hefte); 18) Schlesien 14 Druckschriften (8 Bände, 6 Hefte); 19) Temeser Banat und Wojewodschaft 5 Druckschriften (2 Bände, 3 Hefte); 20) Militairgränze 4 Druckschriften (1 Band, 3 Hefte); 21) Bukowina 2 Druckschriften (1 Band, 1 Heft).

Nach Sprachen vertheilt, ergeben sich, wenn man zu jenen Druckschriften auch noch die verschiedenen Zeitungen, Zeitschriften und Lokalblätter zählt, von welchen jede Nummer als eine Druckschrift figurirt, folgende Zahlen-Verhältnisse, wobei wir dankbar anzuerkennen

*) Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österreichischen Kaiserthumes, vom 1. Januar bis 31. Dezember 1854. Zweiter Jahresbericht. Von Dr. Constant Wurzbach von Tannenberg, Vorstand der administrativen Bibliothek des k. k. Ministeriums des Innern. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1856.

**) Man vergleiche die Sitzungs-Berichte der kaiserlichen Akademie, wie sie von Wurzbach S. 132 und S. 170 citirt werden. Bereits waren im Jahre 1854 vierzehn Bände „Denkschriften" der philosophisch-historischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse erschienen. D. R.

*) Einer dieser einundzwanzig Fächer, das der „Vermischungs-Literatur", möchte vielleicht deutschen Bibliographen als ein „Sani unter den Peobetn" erscheinen. In den österreichischen Staaten scheint jedoch die ursprünglich italiänische Sitte, zur Vermählungsfeier von Freunden ganze Werke in Poesie und Prose herausgeben, viel verbreitet zu sein. Im Jahre 1854 sind nicht weniger als dreiundachtzig solcher Druckschriften im Buchhandel erschienen. D. R.

Digitized by Google

haben, daß der Verfasser den von uns im vorigen Jahre ausgesprochenen Wunsch, die slavischen Sprachen zu spezialisiren, nicht blos nach den Hauptrichtungen dieses Idioms in Oesterreich, sondern auch nach den einzelnen Dialekten desselben, erfüllt hat:

Deutsch	24,039	Kroatisch-Illyrisch	363	Hebräisch	24
Italiänisch	12,983	Ruthenisch	244	Französisch	23
Ungarisch	1482	Lateinisch	244	Englisch	4
Polnisch	815	Serbisch-Illyrisch	214	Altslavisch	2
Czechisch	757	Rumänisch	171	Russisch	1
Slovenisch*)	453	Griechisch	32		

Dadurch, daß jedes einzelne Zeitungsblatt und jedes Theilheft eines Buches ebenso als eine Druckschrift mitzählt, wie ein Werk, gleich dem vorliegenden deß Herrn v. Wurzbach, haben die Zahlenwerthe allerdings eine große Ungleichheit und liefern sie nur einen sehr allgemeinen Anhalt zur Vergleichung und Beurtheilung der Thätigkeit in den verschiedenen Provinzen und Sprachen. Der Buchhandel in Italien kennt fast keine andere Art der Distribution seiner Verlags-Artikel, als die in einzelnen Heften. So besteht jetzt der Verlag des Buchhändlers Antonelli in Venedig aus fünfundzwanzig Werken, die bisher in nicht weniger als vierthalbtausend Heften erschienen sind. Von vielen Werken wird wöchentlich, von anderen am ersten und 15ten jedes Monats und von einigen nur allmonatlich oder vierteljährlich ein neues Heft ausgegeben. Unter Anderem sind von dem „Universo pittoresco" bisher neunhundertfünf Hefte (wahrscheinlich seit achtzehn Jahren), von den „Chiese d'Italia" hundertsechshundsechzig Hefte, von Zanotti's „Dizionario pittoresco" hundertneunundbreißig Hefte, von einer „Enciclopedia geografica" hundertfünf Hefte u. s. w. erschienen. Wollte man nun annehmen, daß die jährlich von Antonelli ausgegebenen vierhundert Hefte ebenso viele Druckschriften repräsentirten, so würde dieser venezianische Buchhändler der erste Verleger Europa's sein, und kein Didot, Longman oder Cotta würde es auch nur entfernt mit ihm aufnehmen können. Wir glauben demnach, daß Herr von Wurzbach bei der künftigen Fortsetzung seines sonst so trefflich gegliederten Werkes eine andere Einheit für sein Druckschriften-Maß wird annehmen müssen.

Den einundzwanzig Abschnitten über die einzelnen Literaturzweige hat der Verfasser eine Abhandlung über die periodische Presse im Allgemeinen und über die politischen Zeitungen des österreichischen Staates insbesondere vorangeschickt. Es sind zu diesem Behufe zwei General- und sechs Spezial-Tabellen zur statistischen Uebersicht nach Kronländern, Sprachen, Qualitätsclassen (politisch oder nichtpolitisch), Wissenschaften, Art des Erscheinens u. s. w. aufgestellt. Wir ersehen daraus, daß die 36,514,406 Einwohner Oesterreichs im Jahre 1854 dreiundsiebzig politische Blätter besaßen — deren Wirkungskreis sehr unbedeutend erscheint, wenn damit die Anzahl und insbesondere der Lesekreis der politischen Blätter Preußens und des übrigen Deutschlands verglichen wird — die jedoch im Vergleiche mit dem Jahre 1846, wo es nur einundvierzig politische Organe in ganz Oesterreich gab, eine Vermehrung um achtundsiebzig Prozent nachweisen. Von jenen dreiundsiebzig Blättern kommen 40 auf die deutsche und 18 auf die italiänische Sprache, so daß nur 15 Zeitungen für alle übrigen Sprachen Oesterreichs verbleiben. Die Magyaren besaßen 1854 nicht mehr, als 2 politische Zeitungen, während es deren 5 im Jahre 1846 gab. Die Slaven besitzen an solchen Blättern 3 czechische, 2 polnische, 2 kroatisch-illyrische, 1 serbisch-illyrisches und 1 ruthenisches, also zusammen 9. Bemerkenswerth ist übrigens, daß 1852 die Zahl der politischen Zeitungen Oesterreichs 93 betragen hatte, diese also in den zwei Jahren bis 1854 um 20 sich vermindert haben.

In größeren Verhältnissen noch, als die politische, hat sich die nichtpolitische, periodische Presse seit dem Jahre 1846 vermehrt. Während damals im Ganzen (mit Einschluß der bloßen Anzeigeblätter) nur 132 nichtpolitische Zeitschriften in Oesterreich erschienen, gab es deren 303 im Jahre 1854, und zwar 165 (mehr, als die Hälfte) deutsche, 74 (etwas weniger als ein Viertel) italiänische und 64 (etwas mehr, als ein Fünftel) in den übrigen Sprachen Oesterreichs. Von den Letzteren kommen 14 auf die magyarische, 13 auf die czechische, 13 auf die polnische, 6 auf die slovenische, 6 auf die kroatisch-illyrische, 4 auf die serbisch-illyrische, 5 auf die ruthenische, 2 auf die rumänische und 1 auf die armenische Sprache. Dieser Theil der Journalistik ist übrigens, besonders wenn die Leistungen anderer mitteleuropäischen Staaten damit verglichen werden, ebenfalls noch einer bedeutenden Ausdehnung fähig.

*) Wir bemerken, daß das Slovenische, das Kroatische und das Serbisch-Illyrische Dialekte derselben slavischen Sprachzweiges sind. Die Slovenen, mehr in Deutschland (Krain, Kärnthen, Steiermark) und unter Deutschen lebend, besitzen auch eine verhältnißmäßig größere Kultur, als ihre kroatischen und serbischen Stammverwandten. Das Ruthenische (Kleinrussische in Galizien) ist erst in neuerer Zeit zu der Ehre gelangt, eine besondere Literatur für sich zu bilden. D. R.

Wir lesen mit Vergnügen, was der Verfasser mit Bezug auf die italiänisch-österreichische Journalistik bemerkt. „Im Jahre 1854", sagt er, „hat sich in den italiänischen Journalen der Lombardei und Venedigs, besonders aber in der ersteren, eine wesentliche Veränderung bemerkbar gemacht. Die Journale sind dort nämlich besser, gediegener geworden, und es bestehen unter ihnen Blätter, welche sich den besten bekannten der Monarchie, selbst guten des Auslandes, an die Seite stellen dürfen. Die Theilnahmslosigkeit für alles öffentliche Leben, die Gleichgültigkeit für höhere, literarische und wissenschaftliche Interessen, die sich bis dahin in den italiänischen Journalen kundgegeben hatten, sind dem Interesse für wissenschaftliche und populäre Erörterung der Tagesfragen für Literatur und Kunst gewichen. Den Forderungen eines verbesserten Geschmackes entsprechend, beginnt in der italiänischen Journalistik das geistige Leben in so überraschender und anderenfalls so unbedenklicher Weise zu pulsiren, daß erst da sich die Segnungen des Friedens und einer geregelten Verwaltung recht fühlbar machen, und ohne Bedenken kann man den Ausspruch thun, daß eine Kategorie der Blätter, nämlich die „Unterhaltungsblätter", alle übrigen im Kaiserstaate, selbst die in der Residenz erscheinenden, an Gediegenheit des Inhalts und an Geschmack weit überragen."

Es wäre interessant, wenn der Verfasser, der bereits eine kurze Hinweisung auf die Journalistik des Auslandes, im Vergleiche mit der österreichischen, giebt, künftig noch einen Schritt weiter ginge und das Verhältniß — wenn auch nicht das geistige, doch das statistische — der deutschen, italiänischen und polnischen Literatur Oesterreichs zu den Literaturen des übrigen Deutschland, Italien und Polen nachwiese. Das umfangreiche Gebiet, von welchem Herr v. Wurzbach in seinem Werke handelt, zählt ein in zwei Provinzen scheiden. In einer dieser Provinzen sind die Literaturen Oesterreichs unabhängig vom Auslande und abgeschlossen für sich: so namentlich auf czechischem, slovenisch-illyrischem und magyarischem Gebiete. Die geistigen Bedürfnisse, die diese Sprachgebiete haben, werden nicht auch von anderen Ländern aus befriedigt, wie dies bei den deutschen, italiänischen und polnischen Angehörigen Oesterreichs der Fall ist. (Wir nennen hier absichtlich nicht auch die Rumänen und die Ruthenen, obwohl Erstere zu dem moldowalachischen und Letztere zu dem russischen Sprachgebiete gehören, da man in der That bisher kaum von geistigen Regungen und Bedürfnissen der Rumänen und Ruthenen Oesterreichs sprechen kann.) Wenn trotzdem die Produktivität des deutschen und des italiänischen National-Elements die bei weitem größere und vorherrschende ist, so können wir darauf allerdings auf die zurückgebliebene Bildung der übrigen Völker Oesterreichs einen Schluß ziehen; eine vollständige Würdigung der Leistungen deutscher, italiänischer und polnischer Kultur in diesem Kaiserstaate wird jedoch erst dann möglich sein, wenn auch in Anschlag gebracht wird, welche Zu- und Abfluße dort von und nach Deutschland, Italien und Polen stattfinden, was freilich nicht so leicht zu konstatiren und gewiß nicht so mathematisch nachzuweisen ist, wie Herr v. Wurzbach die Leistungen der österreichischen Presse durch seine vortrefflichen Zusammenstellungen der bei dem Ministerium des Innern in Wien eingehenden Pflicht-Exemplare aller im Kaiserstaat erscheinenden Druckschriften nachweist.

Etwas Anzuerkennendes hat übrigens der Verfasser auch bereits versucht, indem er in zwei Anhängen 1) die Uebersetzungs-Literatur im Kaiserstaate während des Jahres 1854 und 2) die im Auslande, vorzugsweise im übrigen Deutschland, in den Jahren 1853—54 erschienenen Werke österreichischer Schriftsteller (unter welchen wir jedoch die italiänischen Oesterreicher, die in Turin, Paris und London ihre Werke herausgeben, sowie die zahlreichen, in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten lebenden ungarischen Schriftsteller, vermissen) zusammenstellte, doch betrifft dies eben nur einen Theil der großen Wechselwirkungen der verschiedenen gleichzeitigen Literaturen. Aus der erstgedachten Abhandlung entnehmen wir, daß die deutsche Literatur des Kaiserstaates in den Fachwissenschaften, die allerdings in der Literatur des übrigen Deutschland einen festen, ausgebreiteten Anhaltspunkt besitzen, ziemlich unabhängig dasteht. Dies läßt sich jedoch nicht auch von den schöngeistigen Erzeugnissen sagen, die zum Theil immer noch etwas kunterbunt und geschmackverderbend aus dem Französischen, nach Sue, Dumas, George Sand, Paul de Kock, Gondrecourt, A. Richard u. A., übersetzt werden.

Viel bedeutender, als auf deutschem Gebiete, stellen sich die Zahlenverhältnisse in der Oesterreich erscheinenden, in das Italiänische übersetzten Werke. Italien, die Wiege der katholischen Kirche, holt sich einen großen Theil seiner katholisch-theologischen Literatur aus Frankreich, aus welchem Lande auch sehr viele rechts- und staatswissenschaftliche, historische, naturgeschichtliche und schöngeistige Schriften jenseits der Alpen eingebürgert werden. Aus Deutschland wird manche philosophische Idee eingeschmuggelt, doch geschieht dies weniger über die lombardisch-venezianische, als über die piemontesisch-schweizerische Gränze. Oesterreichische Juristen und Mediziner haben inzwischen die Ehre, manche ihrer Arbeiten ins Italiänische übersetzt zu sehen.

Und dem Englischen ist 1854 Einiges von Shakespeare, Byron, Shelley und sogar ein Fragment von Milton's „Verlorenem Paradies" in dieselbe Sprache übertragen worden. Im Vergleiche mit den starken Einfuhren aus Frankreich ist jedoch alles Andere, was in das Italiänische übersetzt wird, sehr unbedeutend.

Die Uebersetzungs-Literatur der slavischen Idiome des Kaiserstaates ist von sehr geringer Bedeutung. Geringfügige Resultate ergiebt auch eine Uebersicht der magyarischen Uebersetzungs-Literatur, doch steht sie höher, als die der slavischen Sprachen. Da in Oesterreich jeder gebildete Slave und Magyare das Deutsche, wenn auch nicht immer geläufig spricht, doch vollkommen versteht, so läßt sich hieraus vielleicht erklären, warum verhältnißmäßig so wenig aus dem Deutschen in diese Sprachen übertragen wird. Die Gebildeten lesen eben die Originale selbst.

Wenn aber Herr v. Wurzbach am Schlusse seines Berichtes sagt, es gehe aus jedem Abschnitte desselben hervor, daß die einzelnen Kronländer des österreichischen Staaten-Komplexes auch in literarischer Hinsicht Ein großes und mächtiges Kaiserthum darstellten; daß, trotz der polyglotten Verhältnisse der Monarchie, die verschiedenen Literaturen derselben doch nur Eine, und zwar spezifisch österreichische Literatur bildeten, die ihren Kondsteinpunkt in sich selbst trage, so müssen wir gestehen, daß die aus seinem reichhaltigen Werke geschöpften Belehrungen einen solchen Eindruck nicht auf uns gemacht haben. Wir sind weit entfernt, das große, einigende Band zu verkennen oder zu bezweifeln, welches das mächtige österreichische Herrscherhaus um die mannigfaltigen, seinem Zepter unterworfenen Nationen geschlungen; eine „National-Literatur Oesterreichs" findet sich jedoch nur in dem Buche des Herrn v. Wurzbach, das die sehr oft widerstrebenden, in den meisten Fällen gar keine Notiz von einander nehmenden Elemente der vier oder fünf Literaturen des Kaiserstaates auf sehr geschickte und anerkennenswerthe Weise mit einander zu verbinden und in ein System zu bringen gewußt hat.

Nord-Amerika.

Landreise eines Deutschen über den amerikanischen Kontinent.

(Fortsetzung.)

Wir landeten vor Wayne's City, einer wirren Sammlung von zusammengenagelten Brettern, Klötzen und Pfählen, aber doch einer City, einer Stadt, wie das in Amerika so Mode ist, da bisher fast überall, wo einmal Jemand eine Hütte zusammengeschlagen, sich Andere anbauen und bald eine Stadt mit funfzig bis hunderttausend Einwohnern bilden. Wir schliefen in dem einzigen „Hause", dessen Wayne sich rühmen konnte, mit einer wundervollen Decke, durch welche die Sterne freundlich herunter blinkten. Am folgenden Morgen brachen wir zu Fuße nach Independence auf, eine kleine deutsche Meile vom Missuri landeinwärts. Independence ist die alte Kolonie der Mormonen,*) die, von den Bürgern von Illinois aus Nauvoo vertrieben, sich hier niederließen, bis sie auch auf dieser „Unabhängigkeit" verjagt wurden.

In Independence war ein großes Gewimmel von Auswanderern, Handelsleuten aller Farben, Maulesels und merikanischen Mustangs, bei deren Schilderung ich mich nicht weiter aufhalten will.

Am 1. Mai setzte sich unser „Staat" definitiv für die große Landreise nach Kalifornien in Bewegung. Wir sahen ungemein malerisch aus, das muß ich gestehen. Fast Jeder von uns trug eine rothe Blouse nebst starkem, mit Bowie-Messer und Revolver gespicktem Ledergurt mit vollen Taschen an der Seite und blanker Büchse über der Schulter. Breitkrämpige, federgeschmückte Hüte und wasserdichte Kanonenstiefeln gaben oben und unten Beweis, daß wir entschlossen waren, der Civilisation mit ihren Glacee-Handschuhen und geschmacklosen Pariser Hüten und Pomaden ernstlich zu entsagen. Dazu die je mit sechs Maulesels bespannten schweren Wagen, von Reitern umgeben, denn fast Jeder hatte sich auch noch ein Pferd oder sonst etwas Reitbares gekauft, die freudigen, muthigen Hunde daneben, die Unendlichkeit der Erde vor uns, Unendlichkeiten von Furcht und Hoffnung — was bedurfte es mehr zu einem malerischen Wanderstaate!

Unsere ersten Abenteuer auf dem Wege durch ebene und schon etwas kultivirte Strecken, inklusive Cholera unseres Präsidenten, Masern unseres Arztes, Störrigkeit und Unbändigkeit unserer sechzigzweihundert Zugthiere u. s. w., übergehe ich, als verhältnißmäßig harmlos. Die zwölf Tage, welche wir brauchten, um die hunderteinundzwanzig englischen Meilen bis zum Kansas-Flusse und der Niederlassung halbcivilisirter Pottawattimi-Indianer zurückzulegen, vergingen überhaupt noch auf ziemlich angenehme Weise, da verschiedene Wanderungsgruppen sich gegenseitig freundlich begegneten und mit Rath und That unterstützten. Nur in Bezug auf unsere Staatsverfassung und dessen Präsidenten wurde etwas Unzufriedenheit bemerkbar, an deren Spitze unser Dr. Williams stand, der offen behauptete, er verstehe das Regieren besser. Dies kam so weit, daß ein Theil entschieden für ihn sich erklärte, während wir Anderen treu zu Edwardson hielten. Letzterer brachte eine freundliche Trennung zu Stande, so daß die Williamser mit ihrem Anhange den Weg auf eigene Rechnung fortsetzten.

Die Indianer-Niederlassung Kansas, die wir am zwölften Tage erreichten, ist ein merkwürdiges Mittelding zwischen Wildheit und Bildung. Die etwa fünfhundert Bewohner wurden von der amerikanischen Regierung in Illinois expropriirt und hierher versetzt, wofür sie noch jährlich „Pensionen" in Form kleiner Geschenke und gute Bezahlung für ihre Felle und Häute bekommen. Ein Theil dieser Pottawattimis kleidet sich in europäischer Manier, spricht englisch, wohnt unter Dach und Fach und bildet so die vermittelnde Gränze gegen die wilden Pawnee-Indianer für die Niederlassungen der Weißen am Missuri; ein anderer Theil lebt noch wild in den benachbarten Waldungen umher und kann sich nicht entschließen, in ordentlichen Hütten zu wohnen und sich vom Schneider (verläufig einem Deutschen) kleiden zu lassen. Zwischen den ziemlich regelmäßig gebauten Wigwams sieht es sehr malerisch aus. Hier schreitet ein dunkelbrauner Krieger in Hosen von englischem Tuch, darüber ein gestranzter Leder-Jagdhemde und Gurt, mit einem perlenglänzenden Racoon-Fell-Helme über den fliegenden Haaren. Dort stehlt sich schlau und leise in wilder, leichter Grazie eine kupferfarbige, schwarzäugige Schönheit herum, sich schen und neugierig bis über den Kopf in einen großen, hellfarbigen, bunten Shawl wickelnd und sich keck die weißen Fremden betrachtend, mit einem Blick, der sofort den Argwohn eines struppigen Burschen gegenüber erregt.

Als wir einen kleinen Anstlug über das Dorf hinaus machten, kamen uns plötzlich ein Paar wilde Gestalten, sattellos auf fliegenden Pferden daherjagend, entgegengesprengt. Ihre rothen Decken flogen wild um sie her und weiter hin und gleichsam drohender flatterten Bänder und Stricke. Was wollen sie? Was brüllen sie? „Whioky! Whioky!" brüllen sie. „Feuerwasser", Verderben und Tod der Civilisation, noch schnelleren Tod der Wilden wollen sie. Aber wir und sie wußten, daß die Civilisation hier noch nicht zu Ende war, sondern in Form eines polizeilichen Verbotes, Spirituosen in diesen Gegenden zu verkaufen, zum Schutze der Pottawattimis und zum Schutze des Regierungs-Monopols, bis hierher reichte. Hier nahmen wir denn aber auch von den letzten und am weitesten vorgedrungenen Spuren gesetzlicher und gebildeter Lebens-Verhältnisse Abschied. Als wir den Kansas-Fluß auf dem Floß eines alten, fährlernen, lustigen Indianers überschritten hatten, lag die große Wildniß vor uns, zunächst an den wundervollen Ufern des Kansas entlang durch eine offene, grünzenlose Savanne. Die erste Nacht in dieser Wildniß war unvergeßlich schön. In der Nähe des Flusses hatten sich mehrere Auswanderungs-Gruppen vereinigt und ihre Zelte aufgeschlagen, vor denen lustige Wachtfeuer in den tiefblauen Himmel mit seinen goldenen Sternen hinauf loderten und weithin in die dämmernde Savanne hineinleuchteten und den lachenden Strom mit Goldstreifen überzogen.

Am folgenden Morgen brachen wir zuerst auf und ließen die anderen Vereine hinter uns. Wir verfolgten die Spur der zwanzigtausend Vorgänger, die allein im Laufe des Jahres von St. Louis aufgebrochen waren. Doch entdeckten wir selten andere Beweise davon durch das endlose Prairie-Land hin, als Spuren von Nachtlagern, Gruben und von Rauboögeln abgenagte Gebeine. Menschlichen Wesen begegneten wir nie. Nur manchmal flog ein einsamer, scheuer Indianer an uns vorbei, kaum unseren Freundschaftsgruß (Bewegung der Hand, als wollte man die Friedenspfeife anbieten) erwiedernd.

Wir wählten unsere Nachtquartiere immer möglichst in der Nähe von Wald und Wasser, unser- und der Thiere wegen, welche der Civilisation von Hafer, Getraide und Heu auch gänzlich hatten entsagen müssen. So ging es wochenlang in höchster Einförmigkeit immer vorwärts, blos manchmal durch einen Triburtzfluß des Missuri und durch den Sonntag aufgehalten, den wir pünktlich und andächtiger, als je, durchzweg als Ruhe- und Rasttag benutzten. Der Anblick erschien uns heilig wegen seiner physischen Nothwendigkeit, nicht wegen Religion und Politzei.

Die große Prairie, die wir zurücklegen hatten, ist ungemein arm; oft hunderte von Meilen umher ganz entblößt von irgend einem animalischen Leben. Nur selten schwebte ein Adler über der Einöde, uns bewachend, bis ihm ein Thier zufiel. Eine kleine Heerde grazioser Antilopen, die zuweilen in der Ferne auftauchte, verschwand in fliegender Eil, nachdem sie uns ein Weilchen mit hoch geflossenen Köpfen angestiert hatte, so daß es uns selten gelang, eine zu schießen. Und dann heulten immer auch schon Wölfe heißhungrig und mit glühenden Augen heran, kleine, magere, schnelle Savannen-Wölfe. Unter solchen Umständen gab es viel Hunger, viel Durst, viel Strapatzen, viel Trostlosigkeit, bis wir eines Abends unverhofft die wundervolle Oase erreichten, durch welche die klarste, lustigste Quelle sprang und sich in

*) Dies ist nicht ganz richtig; Independence ist ein ehemaliges Fort, das an der Gränze des Missuri-Territoriums lange vor Errichtung der Mormonenkolonie gegründet wurde, die sich allerdings später auf kurze Zeit hier niederließ. D. R.

ununterbrochenem heiterſten Geplauder in ein natürliches Baſſin ſtürzte. Dazwiſchen lachten grüne, ſaftige Bäume und Geſträuche und duftenden Blumen. Wir Alle, Menſchen und Vieh, waren wie neu geboren, und Edwardſon's treuer, linger Hund ſprang bald in die Quelle, bald an uns empor, bald wälzte er ſich im duftigen, hohen Graſe. Auch brachten einige Schüſſe etwas Wildbraten herunter, die ich mit beſtem Humor und unter größtem Dienſteifer und Hunger briet.

Als wir nach dem erquickenden Feſtmahle die Gränzen unſeres Paradieſes anſuchten, machten wir zum erſten Male mit einer Hundeſtadt der Wilduiß Bekanntſchaft, wie ſie zu Hunderttauſenden mit unzegählten Millionen von Bewohnern noch ungemeſſene Strecken durchziehen. Zwar ſind es keine Städte und die Bewohner keine Hunde, aber ihr eigenthümliches, gellendes, bellendes Auftreſchen, wenn Gefahr droht, hat ihnen einmal den Namen „Prairie-Hunde" verſchafft. Sie ſind ein Mittelding zwiſchen Kaninchen und Eichhörnchen, doch mehr letzteren gleichend. Ihre Wohnungen haben etwas Dorfartiges, in den Boden hineingearbeitet. Wir konnten, hinter Buſchwerk verſteckt, ſie durch ein Perſpektiv in der Dämmerung ſehr gemächlich beobachten, wie ſie in ihren Straßen umherliefen, von unbewegſichen Schildwachen an beiden Endpunkten bewacht, die bei dem geringſten Geräuſch ein ſcharfes Gewinſel, wie das eines jungen Hundes, ausſtießen, welches die ganze Bevölkerung im Nu, aber einander purzelnd, in ihre Löcher ſtürzte. Sobald Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt und das Vaterland nicht mehr in Gefahr erſchien, kamen ſie nach und nach wieder heraus, verſammelten ſich in Gruppen, ſchienen eifrig zu diskutiren und zu parlamentiren und dann eiligſt nach verſchiedenen Richtungen davonzupacken, als wie in Geſchäften von äußerſter Wichtigkeit. Edwardſon ſchoß einige Exemplare, die ſich gebraten als ein ganz ſchmackhaftes Mahl erwieſen und demnach in ihren vielen Millionen vielleicht beſtimmt ſind, künftigen Pionieren der Civiliſation durch dieſe ungehenren Savannen und Prairieen als Hauptnahrung zu dienen und den Weg durch dieſe troſtloſe Unendlichkeit zu bahnen. (Fortſetzung folgt.)

Holland.

Religiöſe Bewegungen in Holland.

So nahe verwandt und auch die Holländer durch Abſtammung und Sprache ſind, ſo ſtehen ſie nun doch mit ihren ſozialen Gewohnheiten, wie mit ihren politiſchen Anſichten. Ein Holländer, wäre es nicht vielleicht ein Kaufmann, der mit Hamburg, Köln oder Danzig Geſchäfte macht, kümmert ſich um das, was in den deutſchen Staaten, oder auch in der deutſchen Preſſe, vorgeht, viel weniger, als etwa um den Kaiſer von Japan, deſſen zweite Reſidenz (Jeddo) kürzlich ein Erdbeben heimgeſucht, von welchem man den Nachſchlag auf allen holländiſchen Handelsplätzen empfunden. Wir Deutſche bleiben freilich den Holländern in dieſer Beziehung nichts ſchuldig; „eine Liebe iſt", wie das Sprüchwort ſagt, „der anderen werth"; wir ſind Kosmopoliten überall — nur nicht in Holland, deſſen Eiſenbahnen und Kanäle unaufgeſucht von uns bleiben, ſo viel wir auch über die deutſchen Gränzen hinaus zu wandern lieben, und deſſen politiſche Begebenheiten und Händel in unſeren mehr aus- als inländiſchen Zeitungen kaum erwähnt werden. Deshalb müſſen wir uns auch zuweilen von engliſchen oder franzöſiſchen Blättern erzählen laſſen, was eigentlich in Holland geſchieht. Nachſtehender Bericht über die dortigen, eigenthümlichen Vorgänge auf politiſch-religiöſem Gebiete ſind einer Darſtellung der Revue des deux Mondes entlehnt:

„Einer der charakteriſtiſchſten Züge des holländiſchen Volkes iſt, daß bei ihm der praktiſche Sinn und die Gewöhnung an poſitive Dinge doch keineswegs Neigungen anderer Art, die Beſchäftigung mit erhabenen, überſinnlichen Gegenſtänden, ausſchließt. Neben ganz materiellen Geſchäften, treibt der Holländer auch mit Vorliebe Sitten- und Moral-Studien. So iſt denn auch in den Niederlanden die religiöſe Anfregung, die dort bereits vor einigen Jahren begann, noch heute nicht verſchwunden; ſie iſt allerdings mit keiner ernſten Gefahr verbunden, aber von Zeit zu Zeit taucht ſie immer von neuem um ſo lebhafter auf, wenn durch irgend ein Ereigniß die verſchiedenen Anſichten und Tendenzen in Konflikt mit einander kommen.'

„Dieſmal hat ein den Generalſtaaten übergebener Geſetz-Entwurf über den Elementar-Unterricht den Anlaß dazu gegeben. Die Regierung hat dieſen Entwurf ganz im Geiſte des niederländiſchen Grundgeſetzes abgefaßt, wonach der Staat, der jedem Kultus, dem evangeliſchen, wie dem katholiſchen und ſtreletiſchen, die Ermächtigung verleiht, beſondere Konfeſſionsſchulen zu errichten, in den vom Staate ſelbſt unterhaltenen Schulen ſich darauf beſchränkt, ſeinem Unterricht einen allgemein religiöſen, d. h. einen von jedem beſtimmten Dogma unabhängigen Charakter zu geben. Auf dieſem Grundſatz iſt das den Generalſtaaten vorgelegte Syſtem baſirt, ein Syſtem, das weſentlich in der Errichtung von Simultanſchulen beſteht, wobei den verſchiedenen religiöſen Gemeinden eine allen gleich unverkümmerte Freiheit gelaſſen wird.

„Vor kurzem in ſehr dringender Weiſe über die wirkliche Tragweite ſeines Entwurfes interpellirt, hat das Miniſterium keinen Anſtand genommen, zu ſagen, daß es, ſeiner Anſicht nach, nicht richtig ſei, von einem „chriſtlichen Staate" zu ſprechen, was mit anderen Worten ſo viel beſage, als daß ſich der Staat zu einem beſtimmten Kultus, mit Ausſchließung jedes anderen, bekenne. Von einem ſtrenq conſtitutionellen Standpunkte erſcheint dieſe Anſicht allerdings vollkommen begründet; es iſt unzweifelhaft, daß ſie dem Geiſte des niederländiſchen Grundgeſetzes entſpricht. Auch wird das Miniſterium hierin von den Liberalen aller verſchiedenen Nüancen unterſtützt: ſowohl von den gemäßigten Liberalen, die bisher ſchon mit ihm Hand in Hand gegangen waren, als von den vorgerückteren Liberalen, an deren Spitze der bekannte ehemalige Miniſter, Profeſſor Thorbecke, ſteht. Gegen daſſelbe agitirt jedoch eine wohldisziplinirte, ethige Partei, die ſich bereit hat, dieſen Anlaß wahrzunehmen, um einen Vorwand zu religiöſer Anfregung zu finden. An der Spitze dieſer Partei, welche bald die ultraprotestantiſche, bald die antirevolutionaire, am meiſten aber die der Hiſtoriſch-Reformirten genannt wird, ſteht der ebenſo bekannte Gelehrte Groen van Prinſterer.

„Die Hiſtoriſch-Reformirten haben Alles gethan, um den Regierungs-Entwurf als verletzend für die religiöſe Geſinnung des Landes darzuſtellen und um einen Bittſchriften-Sturm hervorzurufen, der jetzt noch fortdauert. Sie hatten einen Augenblick gehofft, daß der König bei einer Reiſe, die er vor kurzem mit der königlichen Familie nach Amſterdam machte, ſich durch dieſen Sturm, deſſen Anzeichen ringe um ihn ſich zeigten, würde beeinfluſſen laſſen. Darin täuſchten ſie ſich jedoch; vielmehr hat der König ſogar kurz vor ſeiner Abreiſe vom Haag einem ſeiner Miniſter, Herrn van Hall, ein ganz beſonderes Zeugniß ſeiner Zufriedenheit ertheilt, indem er ihm einen Adelstitel verliehen.

„Gegenwärtig liegt der Regierungs-Entwurf einer Kommiſſion der beiden Kammern vor, die darüber einen umfangreichen Bericht ausgearbeitet hat. Die einander gegenüberſtehenden, verſchiedenen Syſteme laſſen ſich auf folgende drei reduziren: das eine, von der Regierung ausgehend, umfaßt die Errichtung von Simultanſchulen mit einem allgemein religiöſen Unterricht; das zweite beruht darauf, daß der Unterricht chriſtlich ſei, ohne das Dogma zu berühren; das dritte endlich, das der Hiſtoriſch-Reformirten, verlangt die Errichtung beſonderer Schulen für die Evangeliſchen, die Katholiken und die Iſraeliten. Im Grunde genommen, hat die von den Ultra-Protestanten hervorgerufene Anfregung weniger einen religiöſen, als einen politiſchen Zweck. Dieſe Partei hat blos die Gelegenheit ergriffen, auf die öffentliche Meinung einzuwirken, um dieſe bei den bald bevorſtehenden, neuen Wahlen auf ſich hinzulenken."

Mannigfaltiges.

— Goethe's „Fauſt" und die czechiſche Literatur. Die „Blätter für literariſche Unterhaltung" (Nr. 13) berichten über eine im Februar d. J. auf der czechiſchen Bühne in Prag ſtattgehabte Aufführung des „Fauſt" von Goethe. Die Ueberſetzung wird von den Czechen, die mit ihrer künſtlich, wie in einem Treibhauſe, erzogenen National-Literatur immer noch, wie vor dreißig Jahren, gewaltig kokettiren, ohne daß ſeitdem etwas eigenthümlich Schönes irgendwo zu Tage gefördert worden, außerordentlich gerühmt. Beſonders diejenigen Scenen des „Fauſt", in welchen das erotiſche Element vorherrſcht, ſollen mit Meiſterſchaft wiedergegeben ſein, wogegen das Philoſophiſche unter der Armuth der czechiſchen Sprache ſehr gelitten hat. Der Ueberſetzer ſelbſt gab den „Mephiſto" und deſſen Gattin das „Gretchen" nicht ohne künſtleriſchen Erfolg; die übrigen Darſteller ſollen jedoch auf einer ſehr niedrigen Bildungsſtufe ſtehen. Bemerkenswerth iſt, daß dieſelbe Truppe ſich an viele Stücke Shakeſpeare's, namentlich „König Lear", „Richard III.", den „Sommernachtstraum" ꝛc., gewagt hat. „Von einer Kritik in den czechiſchen Journalen", bemerken die „Blätter für literariſche Unterhaltung", „iſt faſt keine Rede, da ſich das Häuflein böhmiſchen Autoren wie vertragsmäßig gegenſeitig zum Himmel hebt und ſelbſt das Verſehlteſte keinen Tadel erfährt. Das Czechenthum beharrt einmal darauf, eine ausgedehnte Literatur zu haben, und zieht vor jedem Czechen, der nur die Feder einlaucht, den Hut ab. Wer nur irgendwie etwas ſchreibt, gleichviel ob gut oder ſchlecht, dem wird ein Platz in der National-Literatur eingeräumt, und jeder Landpfarrer, der nur irgend ein Gelegenheitsgedicht geſchrieben, hat ſein Blatt in der czechiſchen Literaturgeſchichte."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 1 Thlr. 11¼ Sgr., worauf das Blatt im Inlande postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Herausgeber, Krausenstr. Nr. 21), ferner von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 51. Berlin, Sonnabend den 26. April 1856.

Chinesisches Meer.

Ein Besuch auf den Liu-tschiu-Inseln.*)

1. Das letzte Asyl der Idylle.

Was sind denn eigentlich die Liu-tschiu-Inseln, die in den alten Geographieen Lieu-Kieu (Liu-Kiu) heißen, von den Engländern Loo-Choo, von den Einwohnern selbst aber Du-tschu genannt werden? Basil Hall hat sie beschrieben. Wir öffnen sein Buch, wir denken eine Reise-Beschreibung zu lesen, und wir lesen eine Idylle. Ja, es ist eine Idylle, mitten unter die schrankenlosen Gewässer des Stillen Meeres hingeworfen. Alles ist sauber, zierlich und nett, wie eine Decoration, oder wie die Gemälde Watteau's. Die Menschen, Pferde und Ochsen sind Zwerge, die Hühner Riesen, und durch die mächtigen Bäume murmeln silberne Bäche und rauschen theatralische Kaskaden. Das tugendhafte Volk nährt sich von Früchten und öffnet nur den Mund, um sich gegenseitige Höflichkeiten zu sagen; die Fremden empfängt es mit der liebenswürdigsten Gastfreiheit, nimmt sie bei der Hand, führt sie in seine Hütten und setzt ihnen mit tiefen Bücklingen die schönsten Erzeugnisse seiner Felder und Gärten vor. Sind dies nicht in der That die Sitten der alten Hirtenvölker oder des goldenen Zeitalters? Sollte Theokrit sie wirklich nach der Natur geschildert haben?

Von solchen Gedanken bewegt, wandelte ich unter dem Schatten der Akazien, Myrthen und Pisange einher, unter welchen hier und da auch Palmen hervorragten. Je weiter man ging, desto weniger traute man seinen Augen. An die Bäume schmiegten sich pittoreske Hütten, von einer Korallen-Mauer umgeben, die so fest gebaut war, daß sie einer Kanonenkugel widerstehen konnte, obwohl sie keinen anderen Zweck hatte, als eine kleine Hütte zu schützen. Ich blickte über die Mauer oder den Zaun: jedes winzige Häuschen war mit einem Kuchengarten und einem Aeckerchen versehen. Um das Dorf zog sich der Zaun in einer ununterbrochenen Linie; auf und hinter ihm wuchsen Gebüsche in dichter Masse, aus welchen Blumen hervorguckten. Noch weiter entfernt sah man die Einwohner an den Thüren, auf lange Bambusröhre gestützt; unter ihnen einige alte Männchen von ernster Haltung, mit nachdenkendem, gravitätischem Gesicht, langem, weißem Bart, nach oben gekämmten und am Wirbel in einem Büschel zusammengebundenen Haaren, in einfachen, weiten, aber reinlichen Schlafröcken mit breitem Gürtel. Als wir ihnen näher kamen, machten sie tiefe Reverenzen, indem sie den Kopf beugten und die Arme senkten. Hinter ihnen verbargen sich furchtsam die Kinder.

Während meine Kameraden vorwärts eilten, blieb ich öfter stehen, um mich an dem Schmucke der tropischen Wälder zu ergötzen — den Pisangs, deren festes, öliges und glänzendes Laub mit dichtem, undurchdringlichem Schatten den starken, grauen Stamm mit seinen zusammengeflochtenen Wurzeln bedeckt, und von deren Resten graue Ruthen oder Fäden sich bis zur Erde hinabziehen und neue Wurzel schlagen. Bisweilen erheiterte ich einen Zaun und schaute in die Höfe hinein.

„Wohin gehen wir!“ fragte plötzlich Einer von uns, als wir Alle stillhielten. „Wohin führt dieser Weg!“ fragte ich einen Eingeborenen englisch. Er zeigte auf sein Ohr, schüttelte den Kopf und machte ein verneinendes Zeichen. „Gehen wir nach der Hauptstadt“, sagte Z., „nach Tschue oder Tschudi (chinesisch Schou-li, d. i. Hauptort, von den Eingeborenen Schuli ausgesprochen); wir haben bis dahin nur eine Stunde auf einer herrlichen Straße und durch malerische Landschaften.“

Wir gingen weiter. Ich bewunderte nicht so sehr die tropische Vegetation, nicht die warme, wenngie, aromatische Luft — alles dieses hatte ich auch an anderen Orten gesehen und empfunden — es war die Symmetrie, die Zierlichkeit in den Straßen, den Pferden, den Gärten, den Häusern, die Einfachheit der Kleidung und das patriarchalische, ehrwürdige Aeußere der Greise, der ernste und tiefsinnige Ausdruck ihrer Physiognomie, die Zartheit und Schüchternheit in den Zügen der Jüngeren, was mein Erstaunen erregte. Nicht weniger Bewunderung flößten mir jene Erd- und Steinwerke ein, die so viele Arbeit gekostet haben mußten. Entweder war dies ein Ameisenhaufen, oder ein idyllisches Land, ein Bruchstück aus dem Leben Arkadiens. Es schien, als ob sich hier Nichts ändere, als wenn Alles sei, wie vor tausend Jahren. Was bei anderen Völkern eine dunkle Ueberlieferung, ist hier Wirklichkeit. Hier ist das goldene Zeitalter noch möglich. „Nicht nur an Theokrit lernt man glauben“, sagte ich zu mir selbst mit stets wachsendem Erstaunen, „sondern auch an Madame Deshoulières und Gessner mit ihren Mämalks, ihren Chloes und ihren Daphnissen; es fehlen nur die Lämmer mit seidenen Bändern. Aber damit die Idylle vollständig werde, hat man unsere Schafe von der Fregatte an das Land kommen lassen, um sich hier zu ergehen.“

Der Wald glich einem Garten oder einem königlichen Park. Ueberall war das wachsame Auge und die sorgsame Hand des Menschen sichtbar, der einen reichlichen Tribut von der Natur nimmt, ohne ihre Majestät zu verletzen oder zu entstellen. Auf diese Korallzäune blickend, möchte man glauben, daß sich hinter ihnen ebenso feste, steinerne Schlösser bergen, aber dort stehen nur bescheidene Häuschen mit Ziegeldächern, wie Kinderspielzeug, oder ärmliche Hütten, mit Reisstroh bedeckt und mit drei Wänden aus Bambusholz; eine vierte Mauer giebt es nicht: eine Seite des Hauses ist offen oder wird im Nothfall mit einem Rahmen umzogen, statt der Fenster mit Papier bekleidet, was indessen nur bei den reicheren Häusern geschieht. Wir näherten uns einer hübschen, aus einem Bogen bestehenden Brücke, die über den Bach führte; sie war gleichfalls aus Korallen, aber fest und massiv gebaut. Wer hat diese Naturkinder bauen gelehrt? fragt man sich unwillkürlich; erst vor einigen vierzig Jahren hat man von ihrer Existenz gehört und wurden sie zum ersten Mal von Leuten besucht, die solche Brücken zu bauen verstehen, und sie selbst reisen niemals in das Ausland. Sind auch sie schon von der Civilisation berührt worden? Gewiß. Die Amerikaner oder die „Menschen der Vereinigten Staaten“, wie die Japanesen sie nennen, waren zwei Tage vor unserer Ankunft von hier abgesegelt, einige kranke Matrosen und zwei Offiziere zurücklassend, mit einem Papier, in welchem sie die Fahrzeuge anderer Nationen benachrichtigten, daß sie diese Inseln von dem Joche der Japanesen befreit und unter ihren Schutz genommen haben, welchen sie zu respektiren bitten. Sie haben auch eine Niederlage für ihre Steinkohlen hier angelegt, worauf der „Mensch der Vereinigten Staaten“, Commodore Perry, nach Japan abreiste.

„Wohin führt diese Brücke!“ fragten wir den Capitain Z., der mit seinem Schiffe schon vor uns in Liu-tschiu angekommen war und sich bereits auf der Insel umgesehen hatte.

„Nach Napa oder Napa-kiang; dort liegt es!“ antwortete er, auf einen Haufen Ziegeldächer jenseits des Baches weisend, die sich an das Ufer schmiegten und fast im Laube verbargen.

Wir setzten unseren Weg nach der Hauptstadt fort, zwischen Bäumen, wie sie bei uns nur in den Treibhäusern wachsen. Das Dorf verlassend, traten wir in eine prächtige Allee ein, von dichtem Grün beschattet. Außer den Pisangs machen sich durch ihre Höhe und Schönheit die kräftigen Bäume bemerkbar, aus deren Fasern die Japanesen ihr Schreibpapier bereiten; ferner mehrere Spezies Myrthen; seltener ragt ein Kokusbaum mit seinen Nüssen und eine Fächerpalme aus dem Garten hervor. Ueberhaupt schienen mir die Palmen etwas unansehnlich im Vergleich mit denen auf Java und Singapor; offenbar ist es ihnen hier noch zu kühl, denn die Blätter sind klein und dünn. Wir kamen an einem von einer hohen, massiven Steinmauer umgebenen Gebäude vorbei, mit drei dicht verschlossenen Eingängen und chinesischen Inschriften über den Thoren; es war ein Buddhisten-Kloster. Aus den Ritzen und über der Mauer sahen einige Bonzen mit gescheuten Köpfen hervor. Die ganze Umgebung erinnerte mich an unsere alten europäischen Gärten. Von den Alleen führten mehrere Pfade und Kreuzwege nach rechts in den Wald und zu den in demselben befindlichen Hütten und Meiereien, nach links in üppige Felder. Die Straße zog sich in Schlangenwindungen über Berg und Thal. Aber welche herrliche Landschaft eröffnet sich plötzlich vor uns! Es ist als ob sich ein Vorhang erhebe und uns in der ferne Hügel, Thäle

*) Aus den Reise-Skizzen des russischen Offiziers Gontscharow, von der Fregatte „Pallas“, dem Flaggenschiff des Admirals Putiatin auf seiner Expedition nach Japan. Vergleiche den Artikel über russische Literatur in Nr. 35

Nähe terrassenförmig angelegte Reisfelder, Zuckerrohr-Plantagen und Küchengärten mit Bohnen, Erbsen, Taro, Yamé, dem Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen, und Tabak. Der ganze sich vor uns ausdehnende Raum mit seinen Wäldern und Bergen war von den feurigen Strahlen der Sonne übergoldet; in den Feldern sah man die Arbeiter Reis pflanzen oder Kartoffeln, Kohl und dergleichen sammeln. Und über Allem schwebte ein solcher Hauch des Friedens, der Stille, der heilsamen Arbeit und des Ueberflusses, daß mir nach einer langen, mühevollen und am Ende sogar gefährlichen Seefahrt dieser Ort als ein wahres Paradies erschien. Die kleinen, niedlichen Pferde scheuten, des Anblicks von Europäern nicht gewohnt, bei unserer Annäherung; sie wieherten und warfen sich auf die Seite. Ihre Führer bedeckten ihnen die Augen mit ihren Strohhüten und eilten an uns vorbeizukommen. Die Frauen, die uns begegneten, bedeckten sich gleichfalls das Gesicht, wenn es ihnen nicht vorher gelang, sich seitwärts in die Gebüsche zu schlagen. Nur ein Mädchen, von etwa dreizehn Jahren und über Erwarten hübsch, kam auf einem am Wege belegenen Garten und starrte uns kühn mit offenen Augen an, wie es dreiste Kinder zu thun pflegen. „Welch' ein großer Hahn!“ rief Einer von uns, auf einen Haushahn zeigend, „er ist wenigstens anderthalb mal so groß als die unsrigen.“ Der Hahn nahm Reißaus, sobald er uns ansichtig wurde. Wir gingen im Schatten der Tannen, Pisangs oder blasgrünen Bambus, die mit anderen herrlichen Bäumen abwechselten. „Was ist das? Gerste, wie es scheint!“, fragte ich. In der That war es unsere buschige Gerste. Von einer Terrasse zur anderen rieselten kleine Kanäle, welche die Reispflanzungen bewässerten. Unsere Blicke irrten umher, ohne zu wissen, an welchem Gegenstande sie haften sollten: an den Zugängern, die mit ihren Pferden und den Lasten, die sie ihnen aufgebürdet, aus der Hauptstadt und in dieselbe eilten, oder an dem fernen Gebirge, dessen von reichem Grün bedeckter und hell von der Sonne beleuchteter Abhang uns lockte, ihn zu ersteigen und unter den Cedern auszuruhen, oder an dem sich im kühlen Schatten dergenden Thal, mit seinen von einem hohen Zaun umgebenen Hütten, die aus dem dichten Laub hervorgrünmerten. Welche Kraft der Vegetation! Welche Mannigfaltigkeit des Bodens! Und überall Sauberkeit und Ordnung! Die Aussicht ist so schön, daß man am Ende fast müde wird, sie zu betrachten, und gleichgültig darein schaut: wohin man auch sieht, Alles ist reizend, zierlich, grün, neu und voll Interesse. Kann man es den „Menschen der Vereinigten Staaten“ verargen, daß sie ein solches Land unter ihren Schutz nehmen wollen? . . . .

Nord-Amerika.

Landreise eines Deutschen über den amerikanischen Kontinent.

(Fortsetzung.)

Als wir die herrliche Oase verließen, kamen wir aus dem Gebiete der Pottawattimis in das weite Land der wilden Pawnees, so daß besondere Vorsicht, Ge- und Entschlossenheit nöthig erschien. Wir hatten gar zu gräßliche Geschichten von ihrer Grausamkeit und Wildheit gehört, und daß sie weder durch Güte und Geschenke zu gewinnen, noch durch Verträge zu binden seien. Sie führen stets Krieg auf der einen Seite mit den Pottawattimis, auf der anderen mit den Sioux und mit Allem, was ihnen sonst in den Weg kömmt, also auch mit entdeckten Auswanderer-Zügen. In der Regel machen sie zwar nur „Stampedes“, d. h. Angriffe auf das Vieh, aber dieses gehört bei den Auswanderern und den Bewohnern zur ersten Lebensbedingung, so daß man sein Leben für dasselbe wagt. Ihre „Stampedes“ führen sie so aus: Sie reiten plötzlich mit dem gräßlichsten, schärfsten Geheul aus der Dunkelheit gegen die Thiere, die in der Nähe eines Lagers angebunden sind. Diese, aufs höchste erschreckt, springen auf, zerreißen ihre Fesseln und laufen in panischem Schrecken davon, immer verfolgt von dem gräßlichen Geheul der Wilden und dem dumpfen Donner der Pferdehufe, bis sie, ermüdet, in deren Bereich und in Sicherheit getrieben, als Beute von dem Häuptling vertheilt werden. Gegen solche Ueberraschungen richteten wir regelmäßige Wachen ein, wobei Daß, Edwardson's Hund, in Allem seinen natürlichen Scharfsinn und Genie entwickelte. Eines Nachts während der zweiten Woche ward es plötzlich unheimlich still, träge und schwül. Daß unterschnitte mit seiner Nase die Luft nach allen Richtungen und weckte dann durch Gebell und Zupfen an der Wache unsere ganze Mannschaft. Mit riethen richtig, was der Hund gewittert, einen Prairie-Sturm, rissen daher sofort unsere Zelte nieder und banden sie und die umgestürzten Wagen mit Stricken an eingerammte Pfähle. Kaum hatten wir uns unter die umgestürzten Wagen geflüchtet, als ein blendender Blitzschlag mit erderschütterndem Donner und strömenden Regen den rasendsten Sturm entfesselte und mit unserem schweren Wagen an den starken Tauen spielte, daß er sich wiegte über uns, und die Pfähle krachten und die Taue knirschten. Das Donnern und Sausen und Knattern des Regens war fürchterlich, zumal da eine neue Furcht hinzukam; die Pawnees schienen ihr gellendes Kreischen mit dem Sturme zu mischen, was uns nun so wahrscheinlicher vorkam, als wir gehört hatten, daß sie gern solche Stürme zur Ausführung ihrer Stampedes wählten. Aber nach einer Stunde verschwanden Sturm und Furcht, und die Sterne schienen wieder herab, gegen welche wir dankbar freudig aufathmeten. Aber viele Thiere waren mit fortgerissen worden, so daß wir sie am folgenden Tage mühsam wieder aufsuchen und herbeitreiben mußten. An letztere Mühseligkeit werde ich ewig denken. Die uns vorausgegangenen Züge hatten in der Regel alle Vegetation unter abgeweidet, so daß wir unser Vieh oft meilenweit zu einer kärglichen Weide wegtreiben und des Nachts noch außerdem bewachen mußten. Dabei wurden wir selbst nicht satt und die Thiere immer magerer und schwächer.

Im Uebrigen passirte uns bis zum Fort Kearney nichts absonderlich Merkwürdiges. Fort Kearney liegt nicht weit vom Nebraska-Flusse in einer ebenen, dünn, größtentheils mit Weiden bewachsenen Ebene, so daß man von oben und nach allen Seiten eine nur durch blaue Dämmerung der Ferne begränzte Fläche übersehen und der amerikanische Kommandant das Treiben der Wilden durch Fernröhre auf eine Weise überwachen kann, welche in Letzteren den Glauben an eine übernatürliche Hexerei der Weißen befestigt hat. Die Umgegend des Forts bot nach einer dreißigtägigen Plackerei durch Hunger und Oede den erquickendsten Anblick mit seinem flatternden Banner von „Sternen und Streifen“, mit einer malerischen Umgebung, die der Bewegung werth wäre. Ueber zweitausend Auswanderer hatten sich rings herum in Zelten plazirt mit weidenden Thieren, Rauchwolken, Feuern mit Bratengerüchen und sonstiger extemporirter Wildheit, Natürlichkeit und Civilisation. Der Oekonomie-Chef des Forts hatte für alle möglichen Erfrischungen und Luxusartikel gesorgt, die ihm enormen Gewinn, außerdem Popularität und uns allen für schweres Geld wieder leichten Muth und Heiterkeit verschafften. Um das Romantische unserer Situation noch zu erhöhen, führten die Pawnees einen ihrer Stampedes gegen ein Gränzjager aus, das den Bewohnern mehrere Ochsen, Pferde und Maulesel kostete und in der ganzen extemporirten Lagerstadt den Entschluß reifte, den Raub zu rächen.

Zehn Dragoner vom Fort und ein Trapper, der mit Sprache und Sitten der Pawnees bekannt war, wurden die Führer einer Schaar von Freiwilligen, die auszogen, am Transenden von grausamen Wilden ihre Beute abzunehmen und sie außerdem zu bestrafen. So groß ist der Respekt vor der weißen Regierung, daß Fort Kearney mit hundert Soldaten viele Tausende von Wilden in gränzenloser Wildniß zähmt und zügelt, so groß das Vertrauen, daß Niemand von uns an eine Niederlage dachte. Der „Trapper“ fand bald die Spuren der Diebe und Räuber und hielt sie fest wie ein Spürhund, so daß er uns nach einem dreistündigen Ritt vor ein dicht Weidengebüsch führte und sagte: „Da stecken sie!“ Er, ein herkünftiger Kentucker und Edwardson schritten entschlossen heran und machten das Zeichen des Friedens. Zwei entsetzlich anssehende Krieger traten hervor und erwiderten das Friedenszeichen. Der Trapper theilte ihnen mit, worüber die Weißen klagten, doch leugneten sie hartnäckig alle Theilnahme, ja, alles Wissen davon, auch als ihnen der Trapper bewiesen, daß die verfolgte Spur sie verrathe. Außerdem sagte er uns englisch, daß die Haltung der Uebrigen Widerstand verrathe. Sobald dies der bisher absichtlich verborgen gehaltene Offizier der Dragoner erfuhr, trat er plötzlich hervor und rief imponirend: „Der Pawnee weiß, daß er lügt! Wenn Ihr nicht gesteht, herausgebt und den Schaden ersetzt, wird Euer Großvater (der Präsident) die höchste Rache an Euch nehmen.“ Diese Worte und die plötzlich vor ihnen leuchtende Uniform thaten das Ihrige wundervoll. Nichts Besseres gegen wilde und civilisirte Wilde, als Uniform der Autorität. Da kein Blut beim Stampede vergossen worden war, erklärte sich der Offizier bereit, Amnestie gegen zu lassen, wenn die den Raub herausgäben, für geschlachtetes Vieh bezahlten und einstweilen drei Geiseln stellten. Dies gingen sie sofort ein. Wir zogen uns mit den Geiseln zurück, aßen und tranken, und erwarteten Execution der Friedensbedingungen, die denn auch kam: eine Heerde Vieh, getrieben von einer Zahl Pawnees unter Direction ihres Häuptlings. Es fehlten drei Ochsen, für welche der Offizier sofort sechzig Dollars verlangte. Sie hielten klüglich ihre leeren Hände empor. Dadurch nicht besänftigt, verlangte der Offizier den gleichen Werth in Fellen, Buffalo-Häuten, Mocassins u. s. w., welche noch einigen Stunden auch herbeigeschafft wurden. Hierauf hielt der Offizier den Pawnees eine Rede, ermahnte und warnte sie im Namen ihres „Großvaters“ und nahm väterlich von den thörichten Reue heuchelnden Häuptling Abschied.

In dieser einfachen Regierungshandlung liegt mehr Weisheit, als im Durchschnitt die civilisations- und intelligenzvollen Staaten besitzen, unter Anderem die, daß nicht Gewalt, sondern Güte, Nachsicht, Großmuth, Billigkeit der Gewalt die Menschen am besten regieren. Die Wilden haben Ehrfurcht vor ihrem „Großvater“, nicht Furcht (!), so daß hundert Leute ein halbes Dutzend Indianerstämme durch eine unendliche freie Wildniß hindurch im Zaume halten können. Blose Gewalt würde zehntausend Mann brauchen, aber nie erreichen, was diese hundert

Von Fort Kearney ging es zunächst mit frischen Kräften am Nebraska-Fluß hin, an manchmal Gräbern vorbei mit rohen Holzbrettmalen und Inschriften, daß hier Soundso liege, gestorben an Cholera, manchmal auch an aufgerissenen Gräbern, deren Gebeine von Wölfen abgenagt und zerstreut umherlagen. Aus deren nächtlichem Gehenl schrillte eines Abends ein so entsetzliches, unerhörtes, herzzerreissendes Gebrüll hervor, daß auch die Muthigsten blaß wurden. Es war kein Thiergeheul, kein Indianerschrei, es war etwas ganz besonders Entsetzliches, dessen Ursprung Niemand erriet, bis das brüllende Gespenst zwischen unsere Zelte stürzte mit flatternden Lumpen um sein schmutziges Fleisch, mit verdrehten, entsetzlichen Augen umherrollend und unzugänglich jedem Zuspruch. Es war, wie wir nachher erfuhren, ein sehr gebildeter Familienvater aus Schottland, der seine ganze Familie durch die Cholera verloren hatte und nun wahnsinnig in der Wildniß umherirrte, da er sich durch Nichts halten ließ. Er verschlang brüllend einige ihm vorgebotene Essen und verschwand dann wieder in die Nacht hinaus, verehrt und geschützt von den Pawnees, die im Wahnsinn das Erscheinen „des großen Vaters über den Sternen" anbeten. Wir hielten uns zweihundert Meilen lang am Nebraska, der noch weitere vierhundert Meilen östlich läuft und dann in den Missuri mündet.

Büffalo-Jagd, Antilopen-Schießen, Klapperschlangen todtschlagen, Hemdenwaschen — Jeder seine eigene Wäscherin — den Zugthieren, die immer schwieler werden, heraus- und fortbeissen, endlich über den eine Meile breiten, seichten, reißenden Nebraska setzen, einen Hügel hinauf verzweifeln und immer wieder anfangen und den Hügel hinab noch größere Strapatzen, Erstaunungen und Kunstgriffe durchmachen — das war das Werk eines halben Monats.

Das herrliche Thal von Lodern, mit einem über Felsen hüpfenden Flusse dazwischen, wo wir übernachteten, verkauschten wir nun mit einer sandigen, heißen, trockenen Wüste, die uns so total erschöpfte, daß wir endlich, schon das Fort Laramie vor uns, auf dem Sande übernachten mußten, um den folgenden Morgen den noch dazwischen befindlichen, reißenden Fluß unter den größten Mühseligen zu übersetzen und zu durchwaten.

Fort Laramie, ehemals Fort John im Besitz einer Amerikanischen Pelz-Compagnie, ist jetzt der Regierungs-Centralpunkt auf dem Territorium der Sioux, wo verschiedene Stämme sich jährlich einmal zu einem großen „Parlamente" versammeln, ihre „Pensionen" in Empfang nehmen und ihre Freundschaftsverträge erneuern. Die Sioux sind die schönsten Indianer, die ich je gesehen, groß, athletisch, fein geformt und viele ihrer „Squaws" lieblich und schön. Die Sioux halten stets die beste Freundschaft mit den Weißen, aber noch fester an ihrer Unabhängigkeit und Natürlichkeit. Sie leben weder spirituöse Getränke, noch an Cholera. Sie sind höflich, manierlich und wissen ihre Felle und Häute sehr merkantil gegen Pulver, Blei und ihre wenigen Civilisations-Bedürfnisse umzutauschen.

Nach dreitägiger Erholung und neuer Ausstattung verließen wir in der Mitte Juli Fort Laramie. Wir hatten fünfundvierzig Tage zugebracht, um die sechshundertundsechzig Meilen von Independence aus zurückzulegen. Jetzt stand uns die größte, heißeste Strecke noch bevor. Zehn Tage lang war die Reise monoton und mühselig genug; sie wurde aber oft fürchterlich, je näher wir den Rocky-Mountains kamen. Jetzt versanken wir in tiefen Sand, wobei ein Maulesel den Hals brach, jetzt hoben und polterten wir durch und über Felsengeklüft und hügeliges Steingeröll; dann mußten wir wieder einen steilen Hügel an Stricken hinabgleiten und die Wagen hinabwinden, nach Wasser graben, nach Holz suchen und tausenderlei Mühsale ertragen, bis wir endlich am Grünen Flusse wieder etwas Athem schöpften. Jenseits dieses wundervollen und reißenden Stromes kamen wir in das Gebiet der Schlangen-Indianer, die am Flusse in Dörfern von Pfählen und Zellen wohnen und, trotz großer Wildheit, Freundschaft mit den Weißen halten, da sie durch freundschaftlichen Austausch mehr gewinnen, als durch Raub und Schutzzölle an ihren Gränzen. Edwardson kaufte von einer alten Squaw, die mit ihrer Familie auf ihren Thieren unter Bäumen kanerte, für ein altes Hemd mehrere ganze, getrocknete Wildprettenen, mehrere ganze Mocassin-Häute und außerdem noch so viel getrocknetes Fleisch, als er tragen konnte. Ihre Bedingung war blos, daß ihm kein Anderer tragen helfe. In der Nähe eines dieser Dörfer besuchten wir den originellsten, wirklichen ursprünglichen „Jahrmarkt" der jährlichen Versammlung von „Trappers" und Händlern. Die Händler tauschen gegen Munition, Kleidung, Spirituosen u. s. w. das kostbare Rauchwerk ein, welches die einsamen Helden von „Trappers" während des Jahres fangen und sammeln. Indianer stellen sich auch mit ihren Antheilen ein, oft mit kaum ein paar Fellen, die sie für das kleinste Glas Schnaps hingeben, wenn sie nicht mehr „machen" können. Kein malerischerer Anblick, seine originellere Urmenschenklasse, als diese Trappers. Es sind civilisirte Menschen, die abschtlich und zum Theil aus Haß gegen die Civilisation in den Urstand zurückkehrten, das ganze Jahr selten oder nie einen Menschen sehen, in Hitze und Schnee unter ihren und des Himmels Decke schlafen und zu trotzen und lebendiges Rauchwerk einzufangen. Sie lieben diese wilde Freiheit so sehr, daß selten Einer in die Civilisation zurückkehrt, auch wenn er reich ist und es noch mehr werden könnte. Daß ich unter diesen Trappers zwei Deutsche fand, einen von deutschen Aeltern in St. Louis geborenen und einen eingewanderten, kam mir wie eine ganz natürliche Sache vor, da ich überzeugt bin, es sei Mission der Deutschen, überall in der Welt immer mehr und mehr „dabei zu sein". Einer meiner unterländischen Brüder hatte Hand und Hof, Weib und Kind bei sich, ein Zelt und Kochgeschirr, eine junge, hübsche Squaw mit zwei Kindern, die als deutsch-indianische Mischlinge ganz hübsch, und hübsch schmutzig aufsahen und zu den besten Hoffnungen berechtigten. Andere Trappers waren auch so versehen, da indianische Mädchen gar zu gern mit ihnen ziehen, die sie zuweilen mit ihren Kindern wieder zum Stamme zurückkehren, worauf sich der Trapper eine andere „Squaw" aufsucht. Doch sind sie in der Regel treu und gehen nicht eher, bis sie geschickt werden. Der Jahrmarkt sah sehr „ursprünglich" aus, nur daß ein Spielzelt mit spirituösen Getränken gar zu sehr an „höhere Jahrmarktsbildung" erinnerte. Einige Trappers taumelten daraus hervor, nachdem sie ihre ganze Jahres-Aernde vertrunken und verspielt hatten. Die Meisten hatten nur dunkele Vorstellungen von Seife und Rasirmesser, und an Mehreren wetteiferte ihr Fell mit dem, was sie trugen, so wild und dicht verwachsen waren sie in ihr eigenes Rauchwerk. So sehr mich diese Urzuständе interessirten, sehnte ich mich doch bald davon weg, so daß ich freudiger aufbrach, als ich gekommen war. Solche Urzuständе haben doch gar zu viel Rohes und Unbequemes, vor Allem nicht die Naivetät, die etwa die Phantasie mit „Natur" und „goldener Zeit und unbeschränkter Freiheit" verbinden mag.

Vom Grünen Flusse aus theilten sich mehrere Auswanderungsgruppen nach verschiedenen Richtungen ab, die jede ihre Richtung für die beste nach dem Goldlande hielt, Einige über Fort Hall durch das Mormonenland und die Salzwüste, Andere südlicher, Andere nördlicher. Wir wählten die weniger frequentirte, obwohl vordere Richtung der berühmten ersten Forschungsreisenden durch diese Regionen, Kit Carson's. Beim Uebersehen eines jener vielen Flüsse, welche diese Gegenden durchschlängeln mit Weiden und Baumwollen-Buschwerk und üppiger Vegetation umkränzt, den künftigen Silberbürdern von Städten und Dörfern, die hier zu Tausenden Platz finden, blühen und gedeihen werden, verloren wir einen Maulesel und dessen Eigenthümer, der sich an diesem Schweif hielt und ihn „für sein Leben" nicht allein in der Stromschnelle lassen wollte, so daß er sich mit ihm fortreißen und ertränken ließ. Auf dem Süd-Paß oben angelangt, fünf- bis sechstausend Fuß über dem Meeresspiegel, litten wir ebenso bitter von der Kälte, wie unten von Hitze, Durst und Entbehrungen aller Art, denen ein Thier nach dem andern erlag. Wir wateten und stolperten volle drei Wochen über diese kalten und sumpfigen, felsigen und öden Höhen, über die nur zuweilen ein Fluß hinsprang und wilde Enten und sonstige Wasservögel in unsere Schußbereite brachte. Endlich waren unsere Thiere so zusammengeschmolzen, daß wir erst einen und später andere Wagen mit vielen kostbaren Lasten aufgeben und zurücklassen mußten.

Jetzt sahen wir unsere Thorheit, Wagen beladen und mitgenommen zu haben, erst vollkommen ein; jetzt erst begannen die wirklichen Mühsale unserer Reise. Alle civilisirten Bedürfnisse mit Schmerzen wegwerfend und mit dem Nöthigsten bepackt (denn die Thiere, die wir noch hatten, konnten sich manchmal kaum selbst tragen), mit zerrissenen Wasserstiefeln, mit zerrissenen Fellen bekleidet, schlichen wir langsam und traurig durch das Gebiet der athletischen, riesigen Utah-Indianer, die mit höflicher Verachtung auf uns herabsahen, nur nicht auf unseren Kentucker, der noch auf den größten etwas herablicken konnte, an einem großen, warmen See hin, der sich von warmen Schwefel- und Salzquellen bildet (dog will ik die chemische Composition derselben nicht damit bezeichnet haben), bis wir das große Thal des Süßwasserflusses erreichten, dann wieder zwischen und über Felsen, Wüsten und Oasen, Wälder und Waldhügel, von denen ich nur noch eine träumerische, dunkele Erinnerung habe, so sehr waren wir mit unseren Mühseligkeiten und Mühseligkeiten beschäftigt. Auch einzelne Abenteuer und tragische Begegnisse mit anderen Auswanderungsgruppen mischen sich so in meiner damals abgekämpften Erinnerung, daß ich sie nicht aus einander wickeln kann. (Schluß folgt.)

Afrika.

Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt.*)

Ladislaus Magyar, der Ungar in Afrika.

Wie und von buchhändlerischer Seite verfahren wird, hat die obengenannte Monatsschrift in neuerer Zeit außerordentlich an Ver-

*) Herausgegeben von Dr. A. Petermann. 1856. 1. Gotha, Justus

Digitized by Google

breitung zugenommen, so daß sie jetzt als ein festbegründetes, einer sicheren Zukunft entgegengehendes Unternehmen angesehen werden kann. Es ist dies um so erfreulicher, als bisher weder in England, noch in Frankreich eine kartographische Zeitschrift ein größeres Publikum zu finden vermochte und das unsrige durch Anerkennung der sowohl von dem tüchtigen Herausgeber, als von dem ehrenwerthen Verleger aufgewandten Bemühungen jedenfalls den Beweis liefert, daß es die den Deutschen zu allen Zeiten eigenthümlich gewesene Vorliebe für Völker- und Länderkunde sich zu bewahren weiß. Nach dem Vorgange der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde" ist seit längerer Zeit in Frankfurt a. M. und seit kurzem auch in Wien eine geographische Gesellschaft zusammengetreten, welchen sehr bald auch in München ein ähnlicher Verein von Wissenschafts-Männern und geographischen Liebhabern folgen durfte. Das im März ausgegebene erste diesjährige Heft der „Mittheilungen"*) bringt zunächst eine ziemlich umfangreiche Kartenskizze eines Theiles von Ost- und Central-Afrika, mit Angabe der wahrscheinlichen Lage des Sees von Uniamesi, nach einer Denkschrift der Missionare Erhardt und Rebmann, und mit Bemerkungen von A. Desborough Cooley und A. Petermann über diese dankenswerthen Forschungen der Missionare; ferner einen Beitrag zur ostindischen Länder- und Völkerkunde, ebenfalls aus der Feder eines deutschen Geistlichen, des Dr. theol. K. Graul, der nächst seiner in Leipzig erschienenen „Reise in Ostindien" eine „Bibliotheca Tamulica" herausgegeben, welche drei Schriften zur Erläuterung des Vedanta-Systems und den tamulischen Text einer dieser Schriften nebst Erläuterungen und Glossarien in englischer Sprache enthält. Für die „Mittheilungen" hat er eine Notiz über die „Pulney-Berge" geliefert. Freiherr Dr. v. Reden, der bekannte Statistiker, spricht sich in diesem Hefte über die Bedeutung der Laplata-Staaten für den Handel Europa's und für die Colonisation durch Deutsche aus, welchem Aufsatze sich geographisch ein anderer über den Rio-Negro anschließt, der jene Staaten von dem unwirthbaren Patagonien scheidet.

Ueber den ungarischen Afrika-Reisenden Ladislaus Magyar (Magyar László) giebt sein Landsmann, der in unserem „Magazin" bereits oft genannte Sprachforscher Hunfalvy, in demselben Hefte einige interessante Notizen. Dieser unternehmende Mann ging im Jahre 1847 nach den portugiesischen Besitzungen West-Afrika's und von da in das Innere nach Bihe, wo er eine schwarze Prinzessin heirathete, die ihm als Mitgift eine große Anzahl von Sklaven, fünf Elephanten- und Tiger-Jäger, mitbrachte. Im Jahre 1850 unternahm er mit seiner schwarzen Gemahlin und einem Gefolge von nicht weniger als zweihundertfünfundachtzig dieser wilden Jäger eine Expedition nach Süd-Afrika. Nach Briefen Magyar's aus Central-Chila vom 25. Dezember 1853, war er damals von seiner Expedition zurückgekehrt und wollte er sich wieder nach Bihe, der Residenz seines schwarzen Schwiegervaters, dessen präsumtiver Nachfolger der Sohn des ungarischen Reisenden ist, begeben. Eine Augenkrankheit hielt ihn jedoch noch in Chila zurück. Auch war seine Gesundheit außerdem sehr zerrüttet; obwohl erst sechsundvierzig Jahr alt, schilderte er sich selbst wie einen sechzigjährigen Greis. In Begleitung seiner Elephanten-Jäger, hatte er das Innere Süd-Afrika's vom 4° bis 22° südl. Br. und vom 12° bis 34° östl. L. (von Ferro), folglich gerade diejenigen Länder durchzogen, die in Europa bisher noch fast gänzlich unbekannt sind. Er fand viele große, bevölkerte Landstriche, die er durchforschte und deren Ortschaften, Gebirge und Flüsse er mit astronomischer Genauigkeit bestimmte, so daß die Karte von Afrika mit Hülfe seiner Messungen (deren er einige an die Geographische Gesellschaft in London gesandt haben soll) sehr berichtigt und vervollständigt werden wird.

Dasjenige Bruchstück seines Reisejournals, welches nach Ungarn gelangte, behandelt seine Reise in das Land Kámba und Ulunyama. Kámba (16° bis 17° südl. Br., 18° bis 19° östl. L.) und Ulunyama (19° bis 23° südl. Br. und 21° bis 26° östl. L.), bisher gänzlich unbekannte Länder, werden mit allen ihren Grenzverhältnissen von Magyar festgestellt, der sein Reisewerk in ungarischer Sprache ausarbeiten und in Europa dem Druck übergeben wollte. Sein Vater schickte ihm auch Geld zur Heimreise, woran es ihm im Innern Afrika's fehlte, und man weiß aus Barth's Schilderungen, wie übel dort ein Reisender berathen ist — und wäre er selbst der Schwiegersohn eines schwarzen Potentaten — wenn er keine afrikanische Baluta mit sich führt. Doch seit etwa achtzehn Monaten fehlt es der Magyar, wie früher einmal über Barth, an allen Nachrichten, so daß sein Vater sich deshalb an die Regierung von Portugal gewandt, deren Beamten in Benguela mit Ladislaus Magyar in Korrespondenz gestanden, indem sie ihm den Antrag gemacht, seinen Reisebericht in portugiesischer Sprache auszuarbeiten. Es wird sich nun auch die ungarische Akademie in Pesth an die portugiesische Regierung wenden, um, wenn Magyar nicht mehr am Leben sein sollte, wenigstens seine Manuskripte zu erhalten. Es wäre natürlich sehr wichtig, das Reise-Journal und die Papiere desselben zu retten, damit dieselben nicht etwa bei den Negern oder bei den portugiesischen Beamten (denen das Magyarische gewiß ein ebenso unauflösliches Räthsel wie den Negern) vermodern.

*) Im April ist uns Heft II zugegangen, mit Auszügen von A. Petermann über die Bodenbeschaffenheit der Krim, über die Entdeckungen der Amerikaner im Polarmeere und über die sogenannte Wüste Atacama und die großen Plateaubildungen der Andes zwischen 19° und 27½° südl. Br., nebst den dazu gehörenden Karten. D. R.

— Eine literarische Zeitschrift auf den Sandwich-Inseln. Während das in San Francisco erscheinende literarische Journal, „The Pioneer", über welches wir unseren Lesern vor einiger Zeit Bericht erstatteten, nach kurzem Bestehen wieder eingegangen ist, hat man in Honolulu, der Hauptstadt der Sandwich-Inseln, mit dem Anfang dieses Jahres die Herausgabe eines ähnlichen Blattes begonnen, das mit einem viel versprechenden Programm auftritt. „Wir beabsichtigen", heißt es darin, „dieses Magazin ebenso unabhängig in seinem Ton zu machen, als es von allen äußeren Einflüssen frei sein wird, einen großen Theil seines Raumes den Gegenständen zu widmen, die sich unmittelbar auf die Entwickelung unserer Geschichte, unseres Handels, unseres Ackerbaus und unserer internationalen Verbindungen mit den befreundeten Staaten beziehen, und unsere Spalten den Beiträgen und Korrespondenzen Aller zu öffnen, die Interesse an unserer Wohlfahrt nehmen. Damit das Blatt hinlängliche Mannigfaltigkeit erhalte, um dem Geschmack der Leser aller Klassen zuzusagen, werden wir uns bemühen, seinen Inhalt durch Original-Abhandlungen über die großen Tagesfragen, sowohl auf wissenschaftlichem und auf literarischem, als auf theologischem Gebiet, zu bereichern und einen Theil des Lichtes, das wir so langsam aus den großen Brennpunkten der Civilisation erhalten, vielleicht mit vermehrtem Glanze (!) auf sie zurückstrahlen zu lassen; während unsere eigene Inselgruppe Stoffe von unvergleichlichem Interesse in der genauen Beschreibung ihrer Scenerie, lokalen Eigenthümlichkeiten, Geologie und Naturgeschichte liefern wird. Die Geschichte der fremden Missionen und die bisher von ihnen in Bezug auf den sozialen Zustand der eingeborenen Bevölkerung erreichten Resultate werden unser ernstes Nachdenken und unsere unparteiische Betrachtung in Anspruch nehmen, indem es unser aufrichtiger Wunsch ist, diesen höchst schwierigen Gegenstand ohne Bigotterie und ohne Zurückhaltung zu behandeln und ihn einer gerechten Würdigung, ungetrübt von Frömmelei oder seltiererischer Eifersucht, zu unterziehen." Als Herausgeber und Redakteur des neuen Journals nennt sich ein gewisser Abraham Fornander, bei dem dasselbe auch gedruckt ist. Das erste Heft enthält auf zweiundzwanzig Oktavseiten mehrere Artikel in Prosa und Versen und unter der Rubrik: „Monthly Chit-Chat" (Geplauder) Anekdoten, Bonmots und Berichte über die Tagesereignisse in Honolulu. Die Ausstattung ist, wenn man den Druckort berücksichtigt, ganz elegant zu nennen und macht dem Unternehmer alle Ehre.

— Deutscher Buchhandel in New-York. Die „Neue Zeit" vom 29. März d. J. sagt: „Der hiesige deutsche Buchhandel scheint mehr und mehr zu blühen. Jetzt erscheinen jeden Monat eine ziemliche Anzahl Bücher; die uns vorliegenden sind folgende:

4 Lieferungen von Spindler's Werken p. Monat,
1 Lieferung von Meyer's „Universum",
1—2 Lieferungen von Humboldt's „Kosmos",*)
2 Bändchen von Meyer's „Volksbibliothek",
1 Bändchen von Meyer's „Geschichtsbibliothek",
1—2 Lieferungen von Goethe's Werken,
1 Lieferung von Lessing's Werken,
1 Heft der „Deutschen Monatshefte",
1 Heft der „Atlantis",
1 Heft der neuen Original-Memoiren „Bela",
2 Lieferungen eines neuen Kochbuchs bei Loos in Philadelphia."**)

*) Der deutsche Nachdruck des „Kosmos" ist bereits in Tausenden von Exemplaren über Amerika verbreitet und von dort auf nach außereuropäischen Ländern Europa's gesandt.

**) Vgl. die Art. über deutschen Buchhandel und deutschen Nachdruck in Nr. 9, 10 und 18 des „Magazin" d. J. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis pränumerando 2 Thlr. 20 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr., und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Buchhändler Baumann, Behrenstraße Nr. 21), ferner von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 52. Berlin, Dienstag den 29. April 1856.

Frankreich.

Die Jahreszeiten auf der Erde und auf den anderen Planeten.

Es ist eine heutzutage allgemein verbreitete Ansicht, daß unser Jahrhundert nur dem Nützlichen huldigt, daß ausschließlich die materiellen Interessen der großen menschlichen Gesellschaft auf den beiden Küsten des Atlantischen Oceans den Menschengeist beschäftigen, daß das Verdienst einer jeden Entdeckung auf Francs, Dollars oder Pfunde Sterling zurückgeführt werden muß. Der Orient sogar scheint sich aus der Apathie, der er seit Jahrhunderten verfallen ist, aufzuraffen und scheint die Annahme widerlegen zu wollen, daß die Kultur immer gegen den Occident vorschreitet, ohne je zurückzukehren. Der Dampf, die Eisenbahnen, die Elektrizität, die Manufakturen dringen in Asien ein über seine nördlichen, westlichen und südlichen Gränzen und werden ohne Zweifel bald durch die Türkei und durch China den Weg dahin nehmen. Die Welt von 1956 wird mit der von 1856 ebenso wenig Aehnlichkeit haben, wie das heutige Europa mit dem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Indessen verfolgen aber auch die Denker, die Philosophen, die Theologen, die Metaphysiker ihre theoretischen Speculationen und finden immer noch nicht blos in der alten europäischen Welt, sondern auch in den neuen Staaten Amerika's ein williges und aufmerksames Gehör. Es ist also wohl gewiß, daß „der Mensch nicht vom Brod allein lebt." Verschiedene Ansichten in Bezug auf das zukünftige Wohnen des Menschen auf anderen Weltkörpern haben Anklang gefunden. Forschungen über die Jahreszeiten auf den verschiedenen Planeten, die den Menschen einst zu ihrem Aufenthalte dienen können, dürfen sicher sein, daß sie ein allgemeines Interesse finden werden. Die Schriften der Herren Whewell, David Brewster und Jean Reynaud haben in Bezug auf diesen Gegenstand der Astronomie die Leser wißbegierig gemacht.

Aber auch ohne Rücksicht auf dieses besondere Interesse hat es seinen großen Nutzen, einen Ueberblick über die Operationen der Natur zu gewinnen, sich über den engen Geschäftskreis derer, welche den Kirchthurm ihres Geburtsortes nie aus dem Auge verloren haben, zu erheben, um seine Blicke auf das Land und auf den Weltheil, den man bewohnt, zu richten. Europa, stolz auf seine Bevölkerung von 250 Millionen Menschen, mit ihrer Kriegs- und ihrer Geistesmacht, nimmt die gemäßigte Zone ein und erreicht mit seinen südlichsten Gebirgsausläufern in Spanien und in Griechenland noch nicht den 36° nördlicher Breite, so daß zwischen ihm und der heißen Zone noch das ganze nördliche Afrika und das ganze Aegypten liegt. Der natürlichen Neigung zufolge, die wir haben, dem, was uns umgiebt, eine ganz besondere Wichtigkeit beizulegen, kömmt es uns immer sonderbar vor, wenn wir von der unerträglichen Dezember- und Januar-Hitze sprechen hören, welche die Bewohner der südlichen Halbkugel am Kap der guten Hoffnung, in Australien oder in Chili auszustehen haben. Die Juli- und August-Kälte in diesen Gegenden erscheinen und nicht weniger seltsam. Wir werden aber zu erstaunen haben, wenn wir im Geiste von der glühend heißen Gegend, wo der Merkur in Sonnenstrahlen, die siebenmal so heiß sind, als die auf unserer Erde, bis zu den fernsten Gränzen des Sonnensystems wandert, wo z. B. auf dem Neptun die Sonnenstrahlen neunhundertmal weniger warm sind, als diejenigen, welche unserem Europa die vier Jahreszeiten bringen!

Die Planeten des Sonnensystems können in folgender Weise gruppirt werden. Die vier der Sonne am nächsten stehenden Planeten von mittler Größe: Merkur, Venus, Erde, Mars — bilden die erste Gruppe. Weiter von der Sonne entfernt, bilden die vier großen Planeten: Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, einen Raum einschließend, dessen fernste Gränze dreißigmal so weit von der Sonne entfernt ist, als die Erde, eine zweite Gruppe. Zwischen Mars und Jupiter liegt ein ungeheurer Raum, der nur von sehr kleinen Planeten eingenommen ist. Bis zum 1. Januar 1856 waren ihrer siebenunddreißig beobachtet. Kepler, vor zwei Jahrhunderten, hatte sich gewundert, daß es zwischen Mars und Jupiter „einen leeren Raum gäbe." Die neueren Astronomen haben seit dem 1. Januar 1801 die vielen kleinen planetarischen Körper entdeckt, welche zusammen, um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen, nicht einmal die Scheidemünze eines Planeten, wie Mars, ausmachen würden. Diese Gruppirung der Planeten in solche, die der Sonne näher liegen und eine mittele Größe haben, in solche, welche sich durch ihre Größe auszeichnen und die weiteste Entfernung von der Sonne haben, und in solche, welche, in der Mitte zwischen diesen beiden Gruppen liegend, sich durch ihre Kleinheit auszeichnen, hat ohne Zweifel eine physische Ursache. Lagrange hat es vermuthet und Le Verrier durch seine Forschungen bestätigt gefunden, daß in der Gegend, die von diesen kleinen planetarischen Körpern eingenommen wird, die Massen, die bestimmt sind, Planeten zu werden, eine unbeständige Bewegung haben, in Folge deren sie entweder in die Gegend, wo Jupiter vorherrscht, emporgehoben oder mit dem übrigen Weltstoff zur Sonne hin getrieben werden müssen. Le Verrier sagt sehr richtig, daß die kleinen Planeten nichts Bestrebendes haben, wohl aber die großen, welche, man weiß nicht wie, allen Stoff, der über und unter ihnen war, mit sich vereinigt haben.

Wie steht es nun die Jahreszeiten auf den einigen und vierzig Planeten, die wir kennen?

Die vier mittlen Planeten sind nicht alle gleich groß. Erde und Venus sind fast in Allem einander gleich, nur daß die Venus keinen Mond hat. Merkur und Mars sind bedeutend kleiner; Merkur hat nur den sechzehnten und Mars nur den siebenten Theil von dem Volumen der Erde. In der anderen Gruppe ist Jupiter vierzehnhundertmal, Saturn etwa achthundertmal, Uranus achtzigmal und Neptun hundertmal so groß, als die Erde. Bei so großer Verschiedenheit der Größe und der Entfernung von der Sonne muß man auf eine sehr große Verschiedenheit in Bezug auf die Jahreszeiten gefaßt sein, da ja bei derselben Sonne unser Europa seinen Winter und seinen Sommer hat, die wenig Aehnlichkeit mit einander haben. Wie ungeheuer wird die Verschiedenheit zwischen Neptun und Merkur sein, da dieser eine sechstausendmal wärmere Sonne hat, als jener!

Wir theilen für unsere Untersuchung die Planeten in drei Klassen: 1) diejenigen, welche, wie Saturn und Mars, Jahreszeiten haben, die denen der Erde ähnlich sind; 2) diejenigen, welche, wie Uranus, Merkur und Venus, ganz abweichende Jahreszeiten und Klimate haben; 3) Jupiter, der, mit seinem beständigen Frühling, eigentlich gar keine Jahreszeiten hat. Seine verschiedenen Klimate sind unveränderlich während seines ganzen Jahres, welches zwölfmal so lange dauert, als unser Erdenjahr.

Indem wir, um verständlicher zu werden, die Fragen, welche wir in Bezug auf die anderen Planeten der Astronomie stellen wollen, zuerst in Bezug auf die Erde beantworten wollen, haben wir uns die Erde in den verschiedenen Stadien ihres Jahreslaufes um die Sonne zu vergegenwärtigen. Fangen wir mit dem Frühling an, so haben wir zuerst in unserem gemäßigten Klima Tage und Nächte von zwölf Stunden; der Tag nimmt dann zu und die Nacht wird kürzer, bis die Tage, z. B. in Paris, sechzehn Stunden, die Nächte acht Stunden haben. In dieser Jahreszeit, welche der Frühling ist, verschwinden die Schneemassen, welche einen großen Theil der nördlichen Kontinente bedeckt haben, am einer lebhaften Vegetation Raum zu geben; die Bäume beleiden sich mit Laub, und die Pflanzen, welche im Winter zu Grunde gehen, verjüngen sich aus ihren Samenkörnern und bedecken, wie die den Winter überdauernden Gattungen, die Erde mit ihrem Grün; die Blüthen, die Samenkörner, die Schößlinge sichern die Wiedererzeugung der Gattungen. (Fortsetzung folgt.)

Chinesisches Meer.

Ein Besuch auf den Liu-tschiu-Inseln.

2. Die Kehrseite des Bildes.

Am folgenden Tage bereiteten wir uns eben vor, ans Land zu gehen, als der englische Missionar Bettelheim sich bei uns melden

ließ — ein hagerer Mann, mit einer jüdischen Physiognomie, einem weniger blassen, als farblosen Gesicht und Händen wie Vogelkrallen; dabei ein großer Schwätzer. Zu seinem Aeußern lag nichts Anziehendes, und auch seine Unterhaltung, der Ton seiner Reden hatte eine gewisse Trockenheit und Verstocktheit, die uns nicht zu seinen Gunsten stimmte. Er lebt schon acht Jahre in Lin-tschin und reist im Mai nach England, um dort die Bibel in sinitschinanischer und japanesischer Sprache drucken zu lassen. Frau und Kinder hat er bereits nach China vorausgeschickt und wird sich selbst mit Perry dahin begeben, der versprochen hat, ihn mitzunehmen, sobald er von einem anderen Missionar abgelöst wird. Sich acht Jahre diesem Beruf auf Lin-tschin zu widmen, ist in der That ein wahrhaft christliches Werk. Herr Bettelheim spricht englisch, deutsch, aber sehr schlecht französisch. Wir ließen uns in ein Gespräch über die Bevölkerung der Insel, ihre Sitten, ihre Industrie, aber Alles und Jedes ein.

„Was für ein Land! was für Menschen!“ riefen wir. „Man hat Basil Hall nicht glauben wollen, und es zeigt sich jetzt, daß er noch mäßig in seinen Beschreibungen war.“

„„Ja, die Gegend ist in der That schön““, sagte der Missionar. „„Sie müssen noch die Melville-Bai und einen Punkt auf der Nordküste besehen — das ist ein wahres Paradies.““

„Und die Einwohner! Welche Sittenreinfalt, welche Gastfreiheit! Es ist, als ob man mit Ulysses zu einem der gastfreien Hirtenkönige käme, welche den Reisenden entgegenkamen, sie bewirteten. . .“

„„Ist man Ihnen auch entgegengekommen, um Sie zu bewirthen?““ fragte der Geistliche.

„Entgegengekommen ist man uns allerdings wenig; man hat uns eher das Geleite gegeben.“

„„In der That haben die Personen, mit denen Sie zu thun hatten, eher das Amt, die Leute fortzuschicken, als sie zu empfangen; es waren nämlich Polizeidiener.““

„Polizeidiener! Giebt es hier solche Menschen!“

„„Natürlich! Man beobachtet, was Sie thun, wohin Sie gehen, wer zu Ihnen kömmt, was gesprochen wird, um sich danach zu richten.““

„Ist es möglich! Aber die Einwohner scheinen so sanft, so gutmüthig, so höflich; man sieht das aus ihrem Verbeugungen.“

„„Sie sind höflich, weil sie Furcht haben. Wenn die Japanesen auf einmal so höflich wurden, als Sie und die Amerikaner sich mit mächtigen Kriegsgeschwadern bei ihnen zeigten, wie sollten die Lin-tschinaner nicht höflich sein, deren es im Ganzen auf diesen Inseln kaum sechzig- bis achtzigtausend giebt!““

„Wir gefällt ihre Sittenreinfalt, ihre Arbeitsamkeit“, sagte ich. „Man scheint in diesem Winkel der Erde keiner fremden Hülfe, keiner Nachbarn zu bedürfen. Wenn man diesen Naturkindern eine Bitte anheimstellte, würden sie, wie Diogenes bat, ihm aus der Sonne zu gehen, wahrscheinlich nur verlangen, daß man sie ungestört lasse. Sie sind mäßig, enthaltsam. . .“

„„Sie sind allerdings ziemlich einfältig““, bemerkte der Missionar, „„aber was die Enthaltsamkeit betrifft, so ist darüber Manches zu sagen; sie trinken stark.““

„Sie trinken! O nicht doch!“ riefen wir mit Umwillen aus. Wir konnten unsere Träume von Arkadien und dem goldenen Zeitalter nicht so leicht preisgeben. „Sie haben ja keinen Wein: was sollen sie denn trinken?“

„„Ihren Saki““, versetzte Bettelheim. „„Er ist hier besser, als in Japan, und so stark wie Rum.““

„Sie trinken!“ wiederholte ich niedergeschlagen.

„„Und spielen““, setzte der Geistliche hinzu.

„Nein, das ist zu viel; sollte es möglich sein? Aber gewiß sind es unschuldige Spiele: sie ringen, halten Wettläufe, wie die Alten...“

„„Nein, nein!““ beharrte der Missionar; „„es sind Hazardspiele.““

„Aber ich bitte Sie! Diese Insulaner wären Spieler, Trunkenbolde! Wer hätte das denken können!“

„„Ja, sie haben eine Art von Karten. Selbst die Armen spielen mit kleinen Stückchen Holz oder Spänen und richten sich damit oft vollständig zu Grunde.““

Das war also die Idylle, das goldene Zeitalter, die Odyssee! „Aber von wem haben sie es gelernt?“ wollte ich fragen, erinnerte mich indeß, daß sie es ganz gut lernen konnten; ihre Kultur haben sie aus China entlehnt, und dort hatte ich auf dem Markte einen unduchdringlichen Knäuel von Leuten gesehen, die sich um einen anderen Menschenhaufen drängten, der auf der Erde saß und Würfel spielte; Jeder setzte Geld ein, welchen der glückliche Spieler zusammenscharrte. Dann begann das Spiel von neuem; die Theilnehmenden waren so in ihr Geschäft vertieft, daß sie die Zuschauer nicht bemerkten, welche ihrerseits von ihnen keine Notiz nahmen und nur für die Würfel Augen hatten. Ich erinnerte mich auch, daß nicht weit von Lin-tschin Ma-

„Es ist zu bewundern“, sagte ich, „daß diese dem Anschein nach so sanftmüthigen Menschen einer so gehässigen Leidenschaft fröhnen.“

„„Man kann gerade nicht behaupten, daß sie sich durch besondere Sanftmuth auszeichnen““, warf der Geistliche ein. „„Es lebten hier einst katholische Missionare; die Einwohner verfolgten sie, und noch vor kurzem haben sie einen Missionar, der nicht Katholik ist . . . . durchgeprügelt.““

„Wen haben sie so behandelt!“

„„Mich““, versetzte Bettelheim ruhig und bescheiden (aber unter dieser Bescheidenheit schien nicht eben Demuth zu liegen). Er fuhr dann fort: „„Jetzt beginnen schon Fahrzeuge der christlichen Nationen hier anzulegen, und namentlich hat die englische Regierung beschlossen, alljährlich ein Kriegsschiff von der chinesischen Station nach Lin-tschin zu schicken, um zu sehen, wie man mit uns umgeht; seitdem verbergen die Eingeborenen sich vor uns und bis zur Erde. Sie sind unwissend, schmutzig, grob. . .“

Dieses den armen Linsichinanern in Bausch und Bogen gesprochene Verdammungs-Urtheil fing an mir verdächtig zu scheinen. Es fiel mir ein, daß, als unsere Offiziere die Insulaner fragten, wo der Missionar wohne, diese in unzweideutiger Weise ihre Abneigung gegen ihn zu verstehen gaben und Einer von ihnen auf Englisch sagte: „Bad man, very bad man!“ — Ihren Haß mit gleicher Münze vergeltend, was vielleicht nicht ganz christlich war, übertrieb der Geistliche ein wenig die Miniaturlaster dieser Pygmäen. Gegen die Missionare haben sie sich in der That nicht sehr freundlich benommen. Vor einigen Jahren siedelten sich zwei katholische Mönche hier an. Die Eingeborenen, die ihren Beruf nicht kannten, behandelten sie anfangs aufs beste und versehen sie mit Allem, was sie brauchten; als sie aber erfuhren, wer sie seien, hörten sie auf, mit ihnen zu verkehren. Sie belebigten sie zwar nicht, sondern machten ihnen nach wie vor ihre gewöhnlichen Reverenzen; allein sobald Jene den Mund öffneten, um von Religion zu sprechen, verstopften die Linschinaner sich die Ohren und nahmen Reißaus. Da die Priester einsahen, daß sie sich umsonst bemühten, so benutzten sie endlich die Ankunft eines französischen Kriegsschiffs unter dem Befehl des Admirals Cecille, um nach China zurückzukehren.

Bettelheim sagte mir jedoch, daß er fortfahre, den Linschinanern in ihren Häusern zu predigen, und daß ihm diese Gehör schenken. Nach der Art zu schließen, wie man ihn hier behandelt, scheint mir dies zweifelhaft, obschon er versichert, daß es ihm gelungen ist, einige Proselyten zu machen.

„„Ich würde noch größeren Erfolg haben““, sagte er hinzu, „„wenn mir die Japanesen nicht hinderlich wären. Diese kommen alle Jahre mit etwa sechzig Böten hierher, um sich ihren Tribut zu holen und Waaren mitzunehmen, und die Linschinaner schicken etwa sechzehn Böte nach Japan. Die Japanesen halten sich lange hier auf und befestärken die Einwohner in ihrem System der Absonderung gegen Fremde und besonders in ihrem Haß gegen die Christen. Noch in diesem Augenblick befinden sich wohl sechzehnhundert Japanesen auf der Insel. Sie lassen ihre Haare wachsen, kleiden sich in die hiesige Tracht und verstecken sich, indem sie sowohl die Einwohner, als die Fremden beobachten. Wie Sie sehen, ist hier Alles japanesisch: die Religion, die Sitten, die Gebräuche, selbst die Schriftsprache, obwohl mit Chinesischem vermischt. Die Produkte, die Gewerbe sind dieselben; man verfertigt dieselben Zeuge, dieselben lackirten Sachen, nur roher und einfacher; man ißt dasselbe — kurz, das ganze japanesische Leben und Japan selbst findet sich hier im Kleinen wieder. Glauben Sie Basil Hall nicht““, schloß er, indem er das vor ihm liegende Hall'sche Werk von sich warf; „„in seinem Buch ist auch nicht ein einziges wahres Wort; es verhält sich Alles gerade umgekehrt.““

In der That kann ich Hall nicht unbedingt glauben, aber Bettelheim noch weniger; den Einen hat man gar zu freundlich empfangen, den Anderen durchgeprügelt: daher die verschiedenen Berichte.

Ich drückte die Befürchtung gegen ihn aus, daß er und seine Nachfolger durch übergroßen Eifer das von ihnen unternommene Missionswerk verderben würden. „Wenn Japan seine Häfen dem Handel aller Nationen öffnet“, bemerkte ich, „werden Sie vielleicht sogleich nach Ankunft der ersten Schiffe mit ihren Uebersetzungen des neuen Testaments nachkommen. Ich sage Ihnen voraus, daß Sie Japan wieder in sein Abschließungssystem zurückschrauben und den aufkeimenden Handel vernichten werden, ohne etwas für die Religion gethan zu haben. Bisher haben die Japanesen jedes Fahrzeug untersucht und genaue Listen von Allem, was am Bord war, angefertigt, nicht um der Einschwärzung von Waaren vorzubeugen, sondern zu verhüten, daß man ein christliches Buch, ein Kreuz, irgend Etwas, was auf die Religion Bezug hat, einschmuggele: man notirte sich die Zahl der Leute, die auf den Schiffen waren, damit sich nicht unter ihnen ein Geistlicher einschleiche, um den Glauben zu predigen, der ihnen

so verhaßt ist. Diese strengen Maßregeln werden sie nicht eher aufgeben, bis sie mit dem europäischen Leben vertraulter werden. Warten Sie daher lieber, bis sich europäische Faktoreien bilden, welche sich ohne Zweifel das Recht ausbedingen werden, ihren Gottesdienst bei sich abzuhalten; lassen Sie sich dann in diesen Faktoreien nieder und siedeln Sie erst später zu den Japanesen über, wenn Letztere den Verdacht, den sie gegen alle Europäer hegen, allmählich überwunden haben und auf die Lehren vorbereitet sind, die Sie ihnen predigen wollen."

Nord-Amerika.

Landreise eines Deutschen über den amerikanischen Kontinent.

(Schluß.)

Ich übergehe auch, wie wir den „Gräber-Indianern" (die von ausgegrabenen Wurzeln leben), die durch Feuer auf den Bergen sich gegenseitig zuzelegraphiren, daß „Blaßgesichter" daseien, durch geschickte Manöver entgingen. Auch wie wir über zehntausend Fuß hohe Felsen und durch zweihundert Fuß hohe Fichten mit eßbaren Früchten hinwiglamen, weiß ich kaum noch. Ich habe nur noch eine deutliche Erinnerung aus allem diesem Wirrwarr von unsäglichem Elend, von dem Tode unseres Hundes Dash. Längst hatte er sich die Pfoten durchgelaufen, und die geschickteste Verbände nutzten ihm nichts mehr. Ich sah sterbende Menschen an unserem Wege liegen, vereinsamte, aufgegebene Bettler aus anderen Zügen, die ebenfalls schon den Tod zur Schau trugen. Das waren fürchterliche Scenen, aber ich habe sie vergessen; nur unser armer Dash, wie er endlich liegen blieb und uns so herzzerreißend nachstarrte und so jämmerlich winmerte, liegt immer noch deutlich vor meinen Blicken, und Edwardson dazu, wie er rascher eilte und sich nicht umsah, und sich die Ohren zuhielt, um ihn nicht zu hören. Im Uebrigen war von Mitleiden und Menschlichkeit keine Rede mehr, und wer noch etwas davon spürte, härtete sich desto gewaltsamer ab, je fürchterlicher die Leiden der Anderen als Warnung, was auch uns und werden könnte, wenn wir nichts mehr hätten, sich geltend machten.

Nach vierzehntägigem Fasten und Stolpern über kalte Höhen, ohne zemals Fleisch gekostet zu haben, fanden wir, schon abwärts steigend, wieder Gras und Wasser und Spuren von Wild, womit wir uns wieder aus dem Gröbsten erhielten. Drei Tage darauf winkte uns aus der Ebene ein Zelt entgegen mit einem Schilde: „Whisky for sail!"*) Edwardson holte sein letztes Fünf-Dollarstück hervor. Wir tranken jeder einmal aus dem einzigen, vorhandenen Glase, und Edwardson bekam einen Dollar heraus. Aber etwas erfreicht und besonders durch die Verschenung des Schnapszeltwirths der Wildnis, daß wir nur noch vierzig Meilen von Sacramento entfernt wären, ließen wir uns durch diesen Preis nicht entmuthigen. Wir fanden auch bald Spuren heranwahrender Civilisation, besonders an civilisirte Indianer, die, siehlend, randend, mordend, weit und breit um die Grämniederlassungen herum lauern und lungern. Ich besonders machte im schönsten Herbstmondscheine, während meiner Nachtwache am silbernen Bach, an welchem die abgemagerten Reste unserer Thiere zwischen Müdigkeit und Fressen kämpften, eine überraschende Bekanntschaft. Plötzlich regte eine athletische, finstere Gestalt in die idyllische Mondscheinlandschaft hinein und trat auf mich zu. Ich spannte meine Büchse und hielt sie ihm vor. Mit dem größten ganz kroid setzte er seinen Weg zu mir fort, hielt mir ebenfalls einen Lauf entgegen und sagte ganz gemüthlich: „Darn it, old fellow! two can play at that game." Und dann stellte er sich mir als ein „Prospector" vor, der seine abgehungerten Menschen, sondern neue Goldquellen suche. Die „Prospectors", d. h. die Goldgräber, welche sich nach neuen, helleren Stellen umsehen, halten ihre Expeditionen gern tief geheim, damit sie, wenn sie etwas gefunden, möglichst lange ohne Konkurrenz arbeiten können. Mein „Prospector" erwies sich als ein ganz braver Kerl, der mir und den erwachten Anderen den besten Rath und den kürzesten Weg nach Weaver-Town umständlich explizirte und dann mit hartem Händedruck wieder im Mondschein verschwand. Der Wege und Spuren gab es aber so viele durch Dickichte und Hügel, daß wir viel unsicherer gingen, als in den reinen Wildnissen, wo der Kompaß unser einziger Führer gewesen war. So erreichten wir nur auf Umwegen, beinahe zu Tode gehetzt, die Weber-, d. h. die aus Geweben (Zelten) bestehende Stadt, in welcher einige Holzhütten die Palästze der Reichsten bilden. Aber sie war und die schönste Stadt, die wir je gesehen, in malerischer Unordnung, wie sie da gegen Abend vor uns aus dem waldigen Abhange einer Bergschlucht hervorschimmerte, beschattet von gigantischen Urwelts-Eichen und Fichten, durch welche die nackten Felsen hervorschienen. Am Ende der Schlucht wimmelte es von Goldgräbern, schmutzigen, bärtigen, wild und düster, oft blaß und mager blickenden Kerlen, welche die Seligkeit des Goldmachens, wie es damals die Welt in Erstaunen und Neid versetzte, gar übel verriethen.

Angehungert und ohne einen Pfennig Geld, wie wir waren, konnte uns die schmutzige Arbeit des Goldgrabens und Waschens nicht lange befriedigen. Man zeigte uns ein großes Holzhaus als erstes und einziges Hotel der Stadt. Wir schleppten uns und unsere beiden Maulesel hin und eröffneten unseren Zustand, daß wir kein Geld hätten. Der Wirth lehnte und den Rücken und sagte, dafür müßten wir zuerst sorgen. Edwardson bot ihm einen Wechsel auf San Francisco, aber damit wurde er bitter angelacht. Er bot einen Maulesel, den er für vierzig Dollars annahm. So aßen wir bald gutes Beefsteak, Weizen-Kuchen und tranken ausgezeichneten Kaffee dazu. Machte für uns vier Personen, die wir noch übrig waren, zwanzig Dollard. Von den zwanzig, die uns ausgezahlt wurden, gingen noch zwei für ein Mahl von schimmeligem Biskuit für unseren letzten Maulesel hin. Der Scheffel Mehl kostete freilich damals zweihundert Dollard, aber zweihundertfünfzig Thaler. Goldene Preise für den, der genug Mehl zu verkaufen hatte, aber für die Anderen mitten im Golde zum Sterben. Wir sollten jeder drei Dollars für Herberge auf Stroh unter Holzdach bezahlen, und schlugen deshalb unsere Schlafstelle im Mondschein auf und deckten uns mit Baumschatten und besternten Himmel. Das war das Ziel unserer viermonatlichen Qual und Mühsal! Aber wir hofften noch auf Sacramento, unser eigentliches Ziel, das wir am folgenden Tage, unter den erhabensten Eichen hin, vor stillen Felsen, knatternden Reitern und polternden Wagen vorbei, um Mitternacht erreichten, was uns insofern lieb war, als wir uns beinahe schon vor dem Mondschein schämten und nicht besser aussahen, wie etwa die größten Lumpe aus einem Felsstaff-Regimente. Nachdem wir wieder im Freien geschlafen, dachten wir an den überladenen Luxus unserer Ausstattung und sahen den ausgehungerten Esel an, unseren einzigen treu gebliebenen Reichthum. Wir beschlossen, auch ihn zu Geld zu machen, als wir auf den Straßen so manche Dinge, lebendige und todte, zu hohen Preisen verauctionirten sahen. Edwardson stellte seine Waare einem Auctionator vor, der auch gleich bereit war, sein Bestes zu thun. Das Gerippe von Esel ward dem versammelten Publikum feierlich vorgestellt und mit feuriger Zunge gepriesen. Einer unserer Vier bestieg das traurige Thier, bembelte, schnlpte, pulste, mit offenen Ellenbogen, um das Talent des Schattens von Maulesel zu entwickeln. Publikum lachte, und amüsirt, wie es war, erweckte es einen Kennerblick unter ihm, dem es für 120 Dollard, sage: einhundertundzwanzig Dollard, zugeschlagen ward. Der Schatz ward unter uns Vier, nach Abzug der zehn Prozent für den Auctionator, vertheilt, worauf wir beschlossen, Jeder auf seine Weise sein Heil zu versuchen. Doch bedurfte es nachher nur eines Wortes, um mich an Edwardson zu fesseln, dem ich stets mehr gewesen war, als Koch, und den ich vor allen Amerikanern, die ich je kennen lernte, allein mit Stolz meinen Freund nennen werde. Die Reise — eine solche Reise — hatte ihm Alles gründlich ausgetrieben, was ihm Aristokratisches und Verzärteltes der höheren amerikanischen Gesellschaft angekränkelt worden war, so daß nun sein braver, nobler Charakter in ganzer Schönheit zum Vorschein kam. Wir hielten uns in der regelmäßiger gebauten Holzstadt Sacramento nur so lange auf, bis wir Gelegenheit nach San Francisco für fünfundzwanzig Dollard à Person auf einem Segelschiffe ermittelt hatten. Wir langweilten uns fünf Tage auf dem dick umwaldeten Flusse Sacramento, um die zu dessen hundertundvierzig Meilen entfernter Mündung zu kommen. Wir sahen Benicia an dessen Mündung, neben welchem der San-Francisco-Fluß mit der berühmten Stadt in eine weit größere Bucht mündet. Die Bucht ist weit, dicht umwaldet mit buschigen Hügeln, mit einer engen Einfahrt zwischen steilen Klippen. In der Mitte des Hafens erhebt sich die felsige Ziegen-Insel, auf welcher nach Belieben wilde Ziegen gefangen und verspeist oder gezähmt werden. Ringe herum lagen über dreihundert Schiffe, mühsam durch „Leichter" ladend und löschend, da sie wegen Seichtigkeit nicht bis zum hölzernen Bollwerk heranfahren konnten. Jetzt wird sich das wohl zehnmal geändert haben. Abbrennen und schöner wieder Aufbauen ist dort Mode, schon der Holzspekulanten wegen, welche Jener anlegen lassen, wenn ihnen die Holzpreise nicht mehr gefallen. Ich erwähne noch, wie vor unseren Augen invalide Schiffe verauctionirt, möglichst weit aus Land geschleppt und in zwei Tagen oben zu Kaufmanns-Bureaux und unten zu Waarenlagern und Schlafstellen eingerichtet wurden.

Alle unsere Leiden hatten nun ein Ende. Ein Kreditbrief Edwardson's auf ein großes Kaufmannshaus verwandelte und bald in Gentlemen und civilisirte Menschen. Auch fingen wir bald ein Geschäft an; aber das Klima in San Francisco ist entschieden ungesund. Deshalb wohnt auch nicht so leicht Jemand dort. Jeder kömmt und geht blos, sobald er kann. San Francisco ist blos die Hauptstation der immerwährenden Ebbe und Fluth von Wanderern und Geschäftemachenden. Wir wurden unseres bequemen Lebens nie froh, und die

*) „For sale", zum Verkauf.

pompöfen Spiel- und Ballsäle mit mannshohen Spiegelgläsern ringsum ekelten uns an. Ueberall fühlte man sich schwer, schwülig und kalt zugleich. Edwardson's Zustand ward bald zum entschiedenen Fieber, dem er durch einen Ausflug zu einem Verwandten in Napa zu entgehen suchte. Ich mußte ihn natürlich als Freund, Koch, Krankenwärterin u. s. w. begleiten, da die grasiöse Hülfe weiblicher Hände nirgends zu erkaufen war. Ein amerikanisches Dampfschiff brachte uns zunächst nach Benicia, der Station der amerikanisch-kalifornischen Flotte und Marine-Depot. Die Flotte besteht aus einem Kriegsschiff, einer Fregatte und einigen Kriegsschaluppen. Mit dieser Flotte schützt Amerika den ganzen ausgedehnten Seehandel Kaliforniens, und zweihundert Soldaten in dem zwölf Meilen nach Innen gelegenen Sonomi reichen hin, alle Indianer der Nachbarschaft und sonstige innere und äußere Feinde in Ordnung und Respekt zu erhalten. Die schönste, reich umwaldete Bucht mit seichtem Wasser führte uns in einem Ruderboote nach Napa. Auf dem Wege sahen wir wohl Hunderttausende von wilden Kühen, Pferden, Mauleseln u. s. w. aus dem Busch und von den Hügeln an. Die ganze Umgegend von Benicia schwärmt von solchem wilden Vieh, das größtentheils einem spanischen Kreolen gehört, dem Millionär Don Nicolas. Außerdem hat jede Rancho (Meierei) ihre eigene wilde Heerde, und der man für den Gebrauch mit dem Lasso einfängt. Niemand in Kalifornien geht so leicht zu Fuß. Jeder fängt sich für Reisen ein wildes Pferd mit dem Lasso, wirft sich darauf, wirft ihm einen Zügel über, läßt es eine Weile bäumen und zappeln, und zwingt es dann zu rasender Hast in die bestimmte Richtung, bis es ermattet zusammensinkt, worauf sich der Reiter für denselben Zweck ein anderes Pferd erlasset.

Unser Weg von Benicia nach Napa war der schönste, den ich je zurückgelegt, und das will etwas sagen. Ueberall um uns die Fülle der üppigsten Natur aus Thälern und von Hügeln mit Pferden, Ochsen, Kühen, Gänsen, Enten und anderem Wassergeflügel in unabsehbaren Massen und üppiger Freiheit, hier weite, spiegelblanke Wasserflächen, jetzt sich verengend in einen duftigen, schattigen Bach, jetzt sich wieder in neuen Landschaftsreizen ausweitend u. s. w. bis in das schönste aller Naturscenen, das Napa-Thal, aus welchem die freundlichste Landstadt zwischen Blumen und unabsehbaren Küchengärten, der vegetabilischen Speisekammer von San Francisco und allen Städten bis Sacramento, sich lachend erhebt. Jetzt kämpft die Stadt freilich noch mit zwei grimmigen Feinden, den herrindrehenden Viehherden und Ueberschwemmungen im Herbst. Während der übrigen Jahreszeiten ist es gesund, trocken und üppig, frucht- und blüthenreich. Hier unter den zweihundert friedlichen, gebildeten Einwohnern, unter denen wir zum ersten Male wieder weibliche, gebildete Wesen in ensprechender Zahl fanden, athmeten wir wieder Leben, Bildung, Menschlichkeit. Edwardson bei seinen Verwandten mit zwei blühenden Töchtern, ich in einer deutschen Gärtnerfamilie, die so sehr zu den Honoratioren gehörte, daß wir zu einer Abendgesellschaft bei dem Alkalden oder Bürgermeister oder Gouverneur des Ortes eingeladen wurden. Natürlich fand sich auch Edwardson mit seinen beiden schönen Cousinen ein. Aber während der ganzen Zeit regnete es fürchterlich, so daß die Gesellschaft sich bald um einen hochlodernden Stoß Holzfeuer am Kamin sammelte und Whist spielte mit Einsätzen von Arbeit in den Binnengärten der verschiedenen Interessenten. Die niedrigste Münze war eine Stunde Arbeit, so daß sich diese Summen als Schuld und Gewinn gar bald häuften. Aber dabei hatte sich auch der Regen so gehäuft, daß er plötzlich in einer Flut zur Thür hereinquoll und den anstreichenden Damen in die Schuhe lief und rasch zunahm. Zweite Stockwerke gab es nicht. In der allgemeinen Bestürzung beheilt der Gouverneur seine Würde, meinte, daß einer oder mehrere Hügelböche ihre gesetzlichen Schranken übertreten haben müßten und man sich daher eiligst den Hügel hinauf retten müsse, bis die Ordnung wieder hergestellt sei. Sofort nahm jeder der Herren eine Dame auf seinen Arm und watete so belastet durch die ungeheure Wassermesse, die schon bis über die Knöchel reichte, einen Hügel hinauf. Oben jammerte eine schöne Alkaldentochter um ihre Kleinodien im Schreibpulte. Edwardson eilte zurück und verschwand bald bis zur Hälfte in Wasser, brachte nach zehn Minuten, bis an die Brust in Wasser, einige Papiere und ein Paar der niedlichsten Schlafschuhe, die er schwimmend aufgefischt, zurück und nahm gerührt die rührendste Dankbarkeit in Empfang, aber auch ein neues Fieber. Am folgenden Morgen war durch künstliche Gräben Alles wieder in Ordnung, nur Edwardson nicht. Er blieb krank, und dazu regnete der Himmel immer fort und die schönen Augen der Alkaldentochter dazu. Es blieb nichts übrig, als in San Francisco ärztliche Hülfe zu suchen. Uns so geschah es. Wir miethen uns auf die wohlfeilste Weise ein, d. h. für zweiundbreißig Thaler wöchentlich, und erhielten den Rath, daß Edwardson's Leben von einem schnellen Wechsel des Klimas abhänge.

Am 2. Februar bestiegen wir das Dampfschiff „Panama", welches und zunächst nach der dreitausendfünfhundert Meilen entfernten Stadt Panama brachte. Mit deren Eisenbahn, die aber nur erst halb fertig war, erreichten wir die andere Seite der Landenge, von wo uns ein Dampfschiff nach New-York führte und eine Eisenbahn in eine gesund gelegene Landstadt, dann New-York und die ganze Oststäte Amerika's ist wegen scharfer Trockenheit noch ungefunder, als die Seite San Francisco's. In der kleinen Landstadt schrieb Edwardson lächelnd und erröthend einen Brief an den Alkalden von Napa, auf dessen Beantwortung er sehr begierig war. Er wünschte darin die niedlichen Schlafschuhe, die er aufgefischt, und wo möglich deren Eigenthümerin als Zugabe, aber per Dampf, nicht auf dem Landwege.

Mannigfaltiges.

— Der rothe Phosphor und die Zündhölzchen. Der in letzter Zeit einige Male vorgekommene Fall der Vergiftung von Menschen durch Zündhölzchen hat bei französischen Chemikern den Gedanken erweckt, darauf anzutragen, daß die Fabrication von Zündhölzchen durch gewöhnlichen, gelben oder farblosen Phosphor gänzlich untersagt und daß, statt des letzteren, nur der sogenannte rothe, vor einigen Jahren von dem Wiener Chemiker Schrötter zuerst durch ein sehr einfaches Verfahren hergestellte, rothe Phosphor bei jener Fabrication angewandt werde. Letzterer ist, wie aus vielfachen, mit Thieren angestellten Versuchen der Herren Chevallier, Orfila jun. und Rigout konstatirt ist, durchaus unschädlich, während der Phosphor eines einzigen, auf gewöhnliche Weise hergestellten Päckchens Zündhölzer hinreichend sein soll, mehrere Menschen zu tödten. Es ist zu wünschen, daß der von Herrn Chevallier bei der französischen Akademie der Medizin bereits vor längerer Zeit über den Gegenstand eingereichte Bericht allgemein bekannt und daß überall die Anwendung des rothen Phosphors, statt des gewöhnlichen, bei der Fabrication der Zündhölzchen zur Pflicht gemacht werde.

— Eine neue Art, das Aluminium zu gewinnen. Es läßt sich denken, daß das von Herrn Ste. Claire Deville, nach Wöhler, entdeckte Aluminium, welches sich zu so vielerlei häuslichen und artistischen Geräthschaften verwenden läßt, in England, wo Erden, welche dieses Metall enthalten, in großer Menge vorhanden sind, die Chemiker und Physiker stark beschäftigt. Die Versuche, die man neuerdings damit gemacht, bestätigen es, daß das Aluminium selbst, wenn es in Schwefel-, Salpeter- und andere Säuren gelegt und stark erhitzt wird, nicht oxydirt; es läßt sich mittelst des Hammers in äußerst feine Blättchen verarbeiten, und seine Dehnbarkeit ist der Art, daß man es in einen ungemein feinen Faden verwandeln kann, ohne daß man es, wie dies beim Eisen und beim Kupfer geschehen muß, immer wieder heiß zu machen braucht. Anderdem läßt es sich leicht schweißen, drechseln und feilen; und auf ein unedles Metall legt es sich ebenso leicht und ebenso fest wie das Silber auf, wenn man das gewöhnliche elektro-galvanische Verfahren anwendet. Seine spezifische Schwere ist geringer, als die der und bis jetzt bekannten übrigen Metalle; es schwimmt auf der konzentrirten Salpetersäure. Daß es in höherem Maße als jedes andere Metall ein elektrischer Leiter ist, hat vor kurzem Herr Barker festgestellt. Versuche, welche darauf angehen, das Aluminium auf andere und wohlfeilere Art zu gewinnen, als es bis jetzt gewonnen worden, hat mit einer Intelligenz und mit einem Eifer, die sehr zu loben sind, der in dem metallurgischen Laboratorium der Bergwerksschule in London beschäftigte Herr Allan Dick angestellt. Die ersten Versuche, die er durch das Philosophical Magazine in die Oeffentlichkeit gebracht, wurden von ihm mit Kryolit und Sodium gemacht. Pulverisirtes Kryolit und zerstäcktes Sodium wurden schichtenweise und abwechselnd in ein gläsernes Gefäß geschüttet, bald so, daß das Kryolit, bald so, daß das Sodium die oberste Schicht bildete. Das Gefäß wurde, hermetisch verschlossen, einige Minuten lang einer starken Hitze ausgesetzt, bis die Stoffe sich zersetzten und zusammenschmolzen. Nach der Erkaltung wurde das Gefäß zerbrochen; es fanden sich dann in der Masse viele Kügelchen Aluminium. Um die beiden über einander geschichteten Substanzen einer größeren Hitze aussetzen zu können, nahm er, statt des gläsernen Gefäßes, einen Tiegel von Platina, der inwendig mit einer Lage von Magnesia bedeckt war. Nachdem er das Ganze eine halbe Stunde lang der Glühhitze ausgesetzt, ließ er es abkühlen. Der herausgenommene Inhalt wurde in einem Mörser zerstampft, und die metallischen Theile wurden dann mittelst mehrerer Waschungen von dem Uebrigen befreit. Bei diesem Verfahren erhält man außer kleinen Kügelchen von Aluminium auch Kugeln von bedeutenderer Größe. Wurden die Versuche in eisernen Gefäßen gemacht, so setzte sich das Aluminium innen an; die Gefäße fahren innen wie mit Zink überzogen aus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 30 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Buchhändler Kemmerer, Markgrafenstr. Nr. 81), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 53. Berlin, Donnerstag den 1. Mai 1856.

Frankreich.

Aus der Rede des Herzogs von Broglie, bei seiner Aufnahme in die Akademie.

Der Herzog Charles Victor von Broglie (geb. 1785, und ein Schwiegersohn der Frau von Staël) ward in den ersten Tagen des vorigen Monats, als neu ernannter Mitglied der französischen Akademie, in feierlicher Sitzung empfangen, in welcher er, als Nachfolger auf dem Fauteuil des Herrn von St. Aulaire, diesem in üblicher Weise die akademische Lobrede zu halten hatte. Der Herzog, der in der Pairs-Kammer unter Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp stets ein ausgezeichneter Redner gewesen und der im Jahre 1836 zuletzt die Würde eines Conseils-Präsidenten bekleidete, ist namentlich auch als treuer Anhänger der Juli-Dynastie bekannt, in deren Dienst der verstorbene St. Aulaire, der Verfasser der „Geschichte der Fronde", ebenfalls als Staatsmann und Diplomat sich ausgezeichnet hatte. Man durfte erwarten, daß seine Rede nicht ohne Hinweisungen auf die Zeit der Juli-Monarchie, die Epoche des siegreichen Parlamentarismus und der freiheitsfeindlichsten Regierung Frankreichs, sein würde. Diese Erwartung ward nicht getäuscht. Broglie's Rede ist als eine Apologie der Regierung des in Frankreich viel geschmähten Ludwig Philipp zu betrachten. Die verschiedenen großen Zeitungen von Paris, die jetzt ihrer Vorliebe für den Parlamentarismus einen Zügel anlegen müssen, haben diese Rede als einen willkommenen Text angesehen, ihre historischen Betrachtungen daran zu knüpfen. Wir beschränken uns darauf, aus diesem oratorischen Kunstwerke einige, den liebenswürdigen, doctrinairen Redner, wie den verstorbenen Akademiker und Staatsmann, um den es sich handelte, und die Zeit beider Männer gleich charakterisirende Stellen hier wiederzugeben:

„Meine Herren! Wer in diesem Kreise zum ersten Mal einen Sitz einnimmt und, durch Ihre Wahl geehrt, an Einem Tage die Früchte der Nachtwachen, der Arbeiten eines ganzen Lebens ärndtet, der weiß, wie vielen Dank er Ihnen schuldet; seine erste Sorge, sein nächstes, sein dringendstes Herzensbedürfniß ist, diesen Dank mehr Ihrer Nachsicht, als Ihrer Gerechtigkeit auszusprechen. Und wer er auch sei, er hat Recht. Wäre er der Erste seiner Zeit, müßte ihn die Nachwelt zu den Meistern in der Kunst des Schriftstellers zählen und seinen Namen neben denen ihrer großen Männer in den Marmor dieser Hallen eingraben — er hat doch Recht. Indem Sie ihn dem Ruhme jener Männer beigesellen, indem Sie ihn Theil nehmen lassen an dem Erbe, das sie Ihnen hinterließen, erheben Sie ihn, wer er auch sei, über ihn selbst; mit Ihrer Aufnahme übergeben Sie ihm das volle Bürgerrecht in der Literatur.

„Und was soll ich Ihnen sagen? Welcher Ausdruck würde das, was ich empfinde, genügend wiedergeben? Ich möchte lieber fragen: Wie komme ich hierher? Was habe ich gethan? Welches sind meine Ansprüche? Früh zur Thätigkeit des öffentlichen Lebens mit seinen Pflichten und Beschäftigungen ausschließlich berufen, habe ich Nichts geschrieben, was der Erinnerung werth wäre. Indem ich mich Ihnen vorstelle, habe ich nicht einmal das Recht, bescheiden zu sein. Warum haben Sie mich aufgenommen? Woher dieses Glück auf der Neige des Alters und in der Dunkelheit des Privatlebens!

„Auf diese Fragen habe ich nur Eine Antwort.

„Es hat eine Zeit gegeben, wo es Frankreich als ein Glück, ich sage wohl besser, als einen Ruhm pries, Institutionen ihrem eckunft zu haben, deren Seele und Leben gewissermaßen das Wort war. Es hat eine Zeit gegeben, wo das Land an den Arbeiten und an den Erörterungen derathender Versammlungen thätigen, lebhaften Antheil nahm; wo jedes andere Interesse vor diesem in den Schatten trat; wo das Publikum bei den öffentlichen Angelegenheiten gern — nur zu gern, sagte man uns — einschritt.

„In jener Zeit gingen Literatur und Politik, eng verbunden, Hand in Hand. Durch die öffentliche Meinung, durch die Wahl des Fürsten oder des Volkes berufen, wurden die Schriftsteller Staatsmänner, und ich beeile mich, hinzuzufügen, Staatsmänner, die des Namens würdig waren.

„Geschichtschreiber oder Philosophen, Sittenlehrer oder Publizisten, Kritiker ersten Ranges, brachten sie mit jener lebendigen, naturwüchsigen, aus dem Kampf, dem Zusammenstoß der Parteien, dem Spiel der Interessen und Leidenschaften hervorgegangenen Beredsamkeit zugleich die Kunst, ihre Ideen schön zu kleiden, sie zu schmücken, sie in lichtvoller Ordnung zu reihen, auf die Rednerbühne, sowie jene glückliche Wahl der Wendungen und Ausdrücke, die man nur in dem fleißigen Umgange großer Schriftsteller erwirbt. Den Staatsschriften, den amtlichen Urkunden, den öffentlichen Verhandlungen gaben sie das Gepräge von Ernst und Würde, von gesundem Verstand und strenger Einfachheit; aus allen sprach der belehrende, Achtung gebietende Ton der Geschichte.

„Ihr Beispiel trug seine Früchte.

„Die Rivalen, die ihnen in den dem Talent, dem Wissen, dem Patriotismus erschlossenen Schranken begegneten, verspürten bis zu einem gewissen Grade ihren Einfluß. Auf allen Bänken der Versammlungen, in den Reihen aller Farben bildeten sich um die Wette und gleichsam zusehende Redner, wahre Redner, kühne, sinnreiche Theoretiker, rasch in der Erwiederung, fruchtbar und geübt in der Polemik. Der Justizhof ersetzte bei ihnen die anhaltenden Studien. Die Begeisterung des Moments offenbarte ihnen die Geheimnisse der Kunst und der Sprache. Daher kam es, daß der schriftstellerische Ehrgeiz, wenn ich so sagen darf, durch die Rückwirkung des Erfolges erwachte; daß dieser oft berechtigte Ehrgeiz vor Ihren Augen Gnade fand; daß es der Akademie gefiel, unter diesen mit der öffentlichen Gunst geschmückten Namen zu wählen, die würdigsten zu belohnen und sie sich sogar hin und wieder, sei es aus Weisheit oder aus Nachsicht, nicht scheute, bescheidene Bestrebungen aufzumuntern.

„Meine Herren, ich bin das letzte Erzeugniß dieses freien Austauschens zwischen der Literatur und der Politik, des letzte der Zeit, wie dem Werthe nach; die letzte Spur von dem, was nicht mehr ist. Die Akademie, die Nichts vergißt, indem sie die winzigsten Trümmer der Vergangenheit sammelt, erhebt sich hoch über die Unbeständigkeit der Zeit und die Wandelbarkeit der Geister. Das ist mein Anspruch in den Augen der Akademie; er genüge mir und rechtfertige sie.

„Ich täusche mich jedoch, und es ist unrecht, daß ich mich täusche.

„Eine andere Rücksicht — und diese geht mir stracks ins Herz — wird mich ohne Zweifel bei Ihnen vertreten haben: Ich war vierzig Jahre der Freund des trefflichen Mannes, dessen Verlust ich vor Ihnen, mit Ihnen zu beklagen gekommen bin. Ich war sein politischer und, Gott sei Dank, noch bei weitem mehr, sein vertrauter, sein treuer Freund; wir sind zusammen durch die guten und bösen Tage des öffentlichen Lebens, durch die guten und bösen Tage des Privatlebens gegangen, ohne daß der leiseste Mißton unser gegenseitiges Vertrauen jemals gestört hätte.

. . . . . .

. . . . „Trotz dem Erfolge, dessen seine „Geschichte der Fronde" sich erfreute, war Herr von St. Aulaire zu bescheiden, um in seinem fünfzigsten Jahre Schriftsteller zu werden und sich ausschließlich geschichtlichen Arbeiten zu widmen; seine Zeit gehörte dem praktischen Leben, und die Ereignisse bereiteten ihm neue Pflichten.

„Im Juli 1830 war er fern von Frankreich. Er brauchte nicht mit sich zu Rathe zu gehen; er brauchte in dieser zähen und schrecklichen Krisis keinen Entschluß zu fassen. Alles war vor seiner Heimkehr entschieden.

„Ich sage das, um für die Wahrheit Zeugniß abzulegen. Was mich betrifft, will ich damit den Entschluß, den ich um jene Epoche gefaßt, weder beronen, noch widerrufen. Ich that, was mir gerecht und nothwendig schien. Habe ich mich getäuscht, so täusche ich mich noch, die inneren Kämpfe oder, die Seelenangst, die solche Fälle kosten, die kennt Gott allein; ihm danke ich dafür, daß er die zarteste Seele damit versehnt hatte.

Digitized by Google

„Der Fürst, der unter diesen furchtbaren Umständen auf den Thron berufen ward, hatte mehr als Eine Pflicht zu erfüllen, mehr als Eine Gefahr zu beschwören.

„Was das Werk des Konsulats in Bezug auf innere Politik Vortreffliches hatte, getreulich zu verfolgen — den Gesinnungen und den Rechten Frankreichs nach außen hin Achtung zu verschaffen, ohne den revolutionairen Geist irgendwo aufzureizen, ihm Vorschub zu thun — was das Werk der Restauration Vortreffliches hatte in Bezug auf Befestigung und Ausdehnung der öffentlichen Freiheiten, getreulich zu verfolgen — die Ordnung aufrecht zu erhalten ohne Bürgergießen, ohne Ausnahmegesetze und harte Maßregeln, ohne Staatsstreiche — den Boden mit nützlichen Arbeiten zu bedecken, ohne die Last der Auflagen und der Staatsschulden zu vergrößern: das war seine Aufgabe. Ich wüßte nicht, daß eine edlere und schwierigere jemals dem gekrönten Haupte eines großen Volkes zugefallen sei.

„Ich werde über diesen Fürsten schweigen. Es würde mir schlecht anstehen, seine Ehrenrettung zu unternehmen. Jahrelang im Genusse, ich unterstehe mir nicht, zu sagen, seiner Freundschaft, sondern seiner Güte, mehrere Mal in seinen Rath berufen, bewahre ich seinem Gedächtnisse eine Treue, die in meinem Alter ebenso unnütz wie verdienstlos ist, und warte vertrauensvoll das Urtheil ab, das die Geschichte über ihn fällen wird. Die Geschichte wird sagen, ob die achtzehn Friedensjahre, die er uns gegeben hat, auf Kosten der Ehre und der Interessen des Landes erkauft worden sind; ob seine Weisheit in der Saat, deren Früchte wir mit vollen Händen ärndten, nicht auch Einiges beigesteuert hat; ob die Armee, die er gebildet, sich Frankreichs, ob seine Söhne sich dieser Armee würdig bewiesen." . . . . .

In meisterhaften Umrissen zeichnet der Redner das öffentliche Wirken St. Aulaire's, besonders als Gesandter in Rom, Wien und London, und kömmt dann auf dessen Privatleben, nachdem St. Aulaire 1846 in seinem neunundsechzigsten Jahre aus dem Staatsdienste geschieden.

. . . . . „Er hoffte in der Nähe einer verehrten, fast hundertjährigen Mutter, die sich aber noch die volle jugendliche Herzensfrische bewahrt hatte, an der Seite einer geliebten Gattin, im Kreise einer zahlreichen, liebenswürdigen Nachkommenschaft, im Schatten einer glücklichen, freien und blühenden Regierung seine Tage zu beschließen. — Die Vorsehung hatte es anders gefügt.

„Was Cicero von Crassus, was Tacitus von Agricola gesagt hat, können wir nicht von ihm sagen. Es war ihm nicht gegönnt, zu rechter Zeit zu sterben. Das unheilschwangere Wetter, das über die Seinen und über sein Vaterland hereinbrechen sollte, ist ihm nicht erspart worden. Bevor er in dem, was er Theuerstes besaß, Schlag auf Schlag getroffen ward, sah er den Fall der Regierung, der er in seinem gereiften Alter Verehrung und Dienst geweiht hatte; er sah die edlen Institutionen, das Werk und den Stolz unserer schönen Jahre, zu Grunde gehen. Nicht so glücklich, wie jene berühmten Römer, sah er das Allerheiligste der Gesetze von Waffengewalt entweiht, sah er unsere Städte vom Bürgerkrieg verwüstet, sah er die Edelsten des Staats verfolgt, geächtet, landesflüchtig.

„Ich halte ein, meine Herren. Ich hätte weder das Recht, noch die Absicht, fortzufahren. Ich würde über die Schranken, die mir gesteckt sind, hinausgehen.

„Seitdem durch die Ereignisse von 1848 das letzte Band zwischen meinem Vorgänger und dem Staate zerrissen war, hatte er seine Einsamkeit nicht mehr verlassen. Von hier aus blieb er trauernder, aber unerschütterter Zuschauer der Verwüstung, welche die politischen Bewegungen in den Sitten und Gemüthern, in den Gesetzen und Ideen anrichteten; oder besser, er sah wieder, was er früher gesehen hatte, was unter solchen Umständen stets zu sehen ist: unbankbare Vergessen der Vergangenheit, Gleichgiltigkeit gegen die Prinzipien, die Haß, das zu verdrennen, was man gestern angebetet, Bekehrungseifer, neues Geinnen, Durst nach Gold, Luxus und Ruhe.

„Das sah er, und seine Seele blieb unerschüttert; er verlor nicht den Muth.

„Ist es wahr — und der heilige Augustin sagt es, und Bacon, Pascal und so viele Andere wiederholen es — daß das Menschengeschlecht aus einer Prüfung zu einer höheren aufsteigt, daß die gesammte Menschheit, sowie der einzelne Mensch, unter Gottes Hand aus der Kindheit in die Jugend, aus der Jugend in das reife Alter übergeht; ist es wahr — und einer der schönsten Genien des letzten Jahrhunderts sagt es nach ihnen — daß diese aufsteigende Bewegung der Menschheit, trotz ihres ununterbrochenen Fortrückens, doch zuweilen das Ansehen hat, als wenn sie zurückschritte; warum sollte der Rechtschaffene diese wechselnde Action und Reaction in den Geschicken der Völker nicht mit festem Auge betrachten!

„Herr von St. Aulaire hatte übrigens aus einer höheren Quelle, als aus Augustin, Bacon und Pascal gelernt; er hatte es aus dem Geiste Gottes gelernt, daß die Hoffnung eine göttliche Kraft sei, die dem Menschen eignet in allen Dingen, unter allen Umständen, während seiner Wanderung aus dieser Welt in die andere, und der Zeit in die Ewigkeit. Er hatte in dem Buche der Bücher gelesen, daß Gott den Ungläuben der Völker dadurch züchtigt, daß er in ihnen Revolutionen erweckt; und indem er in den Trübsalen, wovon er Zeuge war, eine gerechte Vergeltung und eine heilsame Warnung sah, wiederholte er gern die schönen Worte eines berühmten Geschichtschreibers, der sein Freund und der meine war:

„„Verzweifeln wir nie an den Prinzipien und Tugenden, die das edle Erbe der Menschengattung sind, und sähen wir sie auch in Vergessenheit gerathen, warten wir die langsame Arbeit der Zeit ab. Die ewigen Wahrheiten werden die Angriffe ihrer Feinde überleben, und sollte auch kein einziges Denkmal auf Erden bleiben, um ihr Dasein und die ihnen gewehte Anbetung in der Urzeit zu bezeugen: so werden sie aus dem Herzen des Menschen wiedergeboren werden.""

„Gestatten Sie mir aber, meine Herren, Ihnen zu sagen, daß er auf Sie gezählt hat, diesen ewigen Wahrheiten den Altar wieder aufzubauen; auf Sie hat er gezählt, den Glauben in den Herzen zu erwecken, die Sprache dieser Wahrheiten zu dem verdienden Geschlechte zu reden, zu dem Geschlechte, das berauscht ist von seinem Sturze, erstarrt ist im Zweifel, trunken ist von den Interessen des Tages und der Stunde.

„Es ist die Ehre der Literatur, die Erniedrigung der Geister nicht zu dulden, sie unablässig zurückzurufen in die heiteren Regionen, wo die hohen Gedanken, die edlen Wünsche, die uneigennützigen Gesinnungen keimen.

„Die Literatur, die dieses Namens würdig ist, die humane Literatur, humaniores literae, säugt die Jugend mit den edelsten Säften, erfreut das Alter durch die großen Beispiele und die schönen Erinnerungen, beruhigt die Seele in dem Treiben der Geschäfte, lächelt ihm in der ländlichen Einsamkeit, und gleich der Feuersäule Moses, zieht sie dem Menschen auf seiner irdischen Fahrt voran, ihn erwärmend durch ihre Flamme, ihm leuchtend mit ihren Strahlen. Sie heißt die menschliche vorzugsweise (humaniores), weil sie der Menschheit in ihren Kämpfen beisteht und sie neu belebt, wenn ihre Kräfte sinken.

„Die Menschheit ist ehrgeizig und schwach. Sie strebt nach Allem und wird Alles überdrüssig: das ist ihre Plage und ihre Größe. Es ist ihre Plage; denn ein Nichts schlägt sie nieder, daß sie das Spiel aufgiebt; es ist ihre Größe, denn die Muße ermattet sie mehr, als die Arbeit, und die leiseste Hoffnung spornt sie wieder zum Werke an. Ihre Natur, das Werk Gottes, ist besser, als ihre Lage in diesem Lande des Exils. Es ist das Siegel der Unsterblichkeit, das sie im Herzen und an der Stirn trägt.

„Der Kaiser Severus, ein afrikanischer Soldat, durch seinen Ruhm und durch das Glück auf den Thron der Cäsaren gehoben, zu Yort, wohin er von den äußersten Enden Asiens herbeigeeilt war, um die eindringenden Kaledonier zurückzutreiben, vom Tode überrascht, sagte zu einem Freunde, der sich über sein Lager gebeugt hatte, um ihm das sinkende Haupt zu stützen: „Omnia sui et nihil expedit" (Ich war Alles, und es führt zu Nichts). Jetzt trat der Centurio ein, der alle Morgen kam, die Parole einzuholen: da setzte er sich im Bett auf und sagte ihm mit fester Stimme: „Laboremus!" (Laßt uns arbeiten!)

„Das war sein letztes Losungswort.

„Es sei in diesem Moment das meinige; es sei das unsrige so lange, wie es Jedem von uns beschieden ist, zu leben und eine Stimme laut werden zu lassen, die von unserem Lande gehört wird."

Die Jahreszeiten auf der Erde und auf den anderen Planeten.

(Fortsetzung.)

Bemerkenswerth ist, daß die reichen Aerndten, welche in Europa den vierten Theil des Menschengeschlechts nähren, ebenso sehr dem Winter zu verdanken sind, wie dem Frühling, welcher das Getraide zum Wachsthum bringt, und dem Sommer, welcher es reift. Wenn das Getraide im Winter nicht umkäme, wenn es nicht eine Jahrespflanze wäre, würde es nicht in Aehren schießen und würde es nicht die Aerndten bringen, ohne welche die Bevölkerungen Europa's nicht existiren könnten. Da, wo es in Afrika, in Asien, in Amerika einen die Cerealien tödtenden Winter nicht giebt, werden dieselben das, was bei uns die Gräser sind; sie pflanzen sich durch Schößlinge fort, bleiben beständig grün und bringen weder Aehren noch Körner hervor; da sind es andere Vegetabilien, welche, wie Hirse, Mais, Durrah und verschiedene Wurzeln, den Bevölkerungen zur Nahrung dienen. Diese Wirkung ist besonders in die Augen fallend in den Aequatorialgegenden, wo man, wie z. B. in Peru, große Hochebenen antrifft, auf denen das Getraide Aehren ansetzt und Aerndten giebt, während dies in den niedrig gelegenen Ebenen nie geschieht. Der Organismus der Pflanze scheint eine Art Vorgefühl von der Nothwendigkeit zu haben, Samenkörner zur Reife bringen zu müssen, um während der rauhen Jahreszeit nicht gänzlich zu Grunde zu gehen. Aus einer ähnlichen Ursache

bringen die Cerealien in einer tropischen Gegend, auf Jamaika, Neuvalencien: es haben hier alle Strecken, welche eine trockene Jahreszeit haben, d. h. eine Jahreszeit, in welcher alle Pflanzen verdorren, Getraide. Die Pflanze beeilt sich, Körner anzusetzen und zur Reife zu bringen, wenn die Zeit naht, wo sie vertrocknen muß. Uebrigens kann Jeder, der einen Garten hat, diese Beobachtung machen: viele Küchengewächse verlieren, wenn man ausjätet, sie reichlich zu begießen, in einigen Tagen ihre nähreuden Eigenschaften, indem sie einen holzigen Stamm bekommen und schnell zur Reife des Samens gelangen.

Gegen Ende des Frühlings und zu Anfange des Sommers bewirkt die Sonne, die gegen Norden vorgerückt ist, daß auf unserer Halbkugel alle Thiergattungen sich neu erzeugen. Vierfüßler, Vögel, Fische, Amphibien, Insecten, Mollusken, mikroskopische Thiere sind in dieser Zeit überall in Menge vorhanden, sei es in Folge lokaler Erzeugung oder in Folge von Einwanderungen. Wenn man die Anzahl und die Größe der lebenden Wesen in Betracht zieht, kann man bezweifeln, daß der Aequator in Bezug auf Reichthum an Leben der Polarzone gleichkomme. Ohne den Bär, den Fuchs, den Hasen, das wilde Rind zu rechnen, was für Myriaden von See- und Wasservögeln! Welche ungeheure Menge von Häringen an den Küsten des nördlichen Europa! — Es ist bekannt, daß die Holländer dem Manne, der die Kunst erfunden, diese nützlichen Fische in Massen aufzubewahren, eine Statue errichtet haben. Die Römer hatten diese Fische nur zu einer Art Sauce, wie unsere Sardellensauce, zu verwenden gewußt. Fernes leben die zum 80° nördlicher Breite in großer Menge mächtige Amphibien; die Wallfische und andere Kolosse von Fischen sind vorzugsweise in den beiden Polarzonen heimisch. Lacepede sagt, daß man Wallfische von hundert Mètres Länge gesehen habe. Gewiß Thiere wachsen ihr ganzes Leben hindurch. Der Admiral Smyth bezweifelt, daß irgend ein im Wasser lebendes Thier natürlichen Todes stirbt. Die Fische scheinen dazu da zu sein, allen Klassen von Thieren, ihre eigene mit einbegriffen, zur Nahrung zu dienen. Wie in den alten Ritter-Romanen ein Riese uns als ein Wesen erscheint, „welches dazu da ist, von einem irrenden Ritter getödtet zu werden", so kann in der Natur ein Fisch als ein Thier gelten, „welches dazu bestimmt ist, von einem anderen Thiere verspeist zu werden." Die fieberhafte Aufregung der Seevögel beim Herannahen eines Sturmes geht aus der instinktiven Ahnung der reichen Beute an Fischen hervor, welche das stürmische Meer auf den Strand wirft.

In dem Maße, als die Sonne in ihrem Jahreslauf weiter gegen Süden vorrückt, nimmt die Wärme gleichzeitig mit ihrer Mittagshöhe ab; die Tage werden kürzer, bis sie gegen Ende des Herbstes nur acht Stunden lang sind; es beginnt der Winter, der, obwohl seine Tage an Zeitdauer denen des Herbstes gleich sind, kälter als der Herbst ist, weil er auf eine kältere Jahreszeit folgt, wie der Sommer, dessen Tage denen des Frühlings gleich sind, wärmer ist, als dieser, weil während seiner Dauer die Sonnenstrahlen auf eine schon erwärmte Erde fallen.

Der Wechsel der Jahreszeiten kömmt daher, daß bald die eine, bald die andere Halbkugel eines Planeten der Sonne mehr zugekehrt ist und mehr Tag als Nacht hat. Eine Kugel, die sich um eine Axe dreht, ist, wenn die Pole der Axe beide gleich weit von einer sie beleuchtenden Flamme entfernt sind oder wenn, was dasselbe ist, die Axe senkrecht auf der Ebene steht, in der die Kugel um die Flamme herumgeführt wird, so beleuchtet, daß jeder Punkt der sich drehenden Kugel, wo dieselbe auch in dem Kreise, in welchem sie um die Flamme herumfährt, stehen mag, einen halben Kreis im Lichte der Flamme und einen halben Kreis im Schatten beschreibt. Ein Planet, der sich so zur Sonne verhielte, würde Tag und Nacht immer gleich und darum keine Jahreszeiten haben. Man gebe der Axe der Kugel eine von der senkrechten auf der Umlaufsebene abweichende Richtung und führe sie nun um die Flamme herum, so wird in dem Maße, als der obere Pol der Flamme mehr zugekehrt und der untere mehr von derselben abgekehrt ist, jeder Punkt der oberen Halbkugel einen größeren Theil seines Kreislaufes im Lichte der Flamme, einen kleineren im Schatten beschreiben, d. h. er wird — als ein Planet gedacht — mehr Tag als Nacht haben, also auch mehr Licht und Wärme erhalten. Nur in zwei Punkten ihres Kreislaufes um die Flamme wird die Kugel so beleuchtet sein, daß für jeden Punkt der Kugel bei der Umdrehung derselben um die Axe der Weg im Lichte gleich dem im Schatten ist. Zwischen diesen beiden Punkten in der Mitte stehend, wird die Kugel so beleuchtet sein, daß die obere Halbkugel entweder das Maximum oder das Minimum ihrer Beleuchtung hat. Verhält sich ein Planet auf diese Weise zur Sonne, so hat er die vier Jahreszeiten, die mit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, dem längsten Tage, der Herbst-Tag- und Nachtgleiche und dem kürzesten Tage beginnen.

Auf den Planeten Jupiter findet nicht dieser, sondern der zuerst angenommene Fall seine Anwendung, weil die Umdrehungs-Axe dieses Planeten senkrecht auf seiner Bahnebene steht. Er hat eigentlich gar keine Jahreszeiten, wie die Erde sie hat. Da er aber in seinem Umlauf um die Sonne, zu dem er zwölf Erdenjahre braucht, nicht immer in derselben Entfernung von der Sonne bleibt, so giebt es allerdings auch auf ihm eine Verschiedenheit in der Stärke des Lichts und der Wärme, die er von der Sonne erhält. So ist auch die Erde im Dezember der Sonne näher, als im Juli; und die Strahlen der gleich hoch über dem Horizont stehenden Sonne sind im Winter ungefähr um ein Funfzehntel wärmer, als im Sommer. Jedoch erhält die Erde, im Ganzen genommen, im Winter nicht mehr Wärme, als im Sommer, weil der Winter kürzere Zeit dauert, als der Sommer. Dasselbe gilt vom Winter im Vergleich zum Frühling. Ueberhaupt kann man sagen: Der Vortheil, den eine Jahreszeit durch die stärkere Wärmekraft der näher stehenden Sonne vor einer anderen voraushat, geht sich dadurch wieder auf, daß sie genau in demselben Verhältnisse eine kürzere Dauer hat. Es ist dies ein unträgliches, mathematisches Gesetz. — Wenn wir, außer der geringen Verschiedenheit, die auf dem Jupiter in Bezug auf die Erwärmung durch die Sonne, noch den Umstand in Betracht ziehen, daß die Sonnenstrahlen auf ihm siebenundzwanzigmal weniger warm sind, als auf unserer Erde, so werden wir annehmen müssen, daß es auf der ungeheuren Oberfläche dieses Planeten fast gar keinen thermometrischen Wärmewechsel giebt, und daß, da Tag und Nacht zusammen auf ihm nur fünf unserer Stunden dauert, auch die nächtliche Abkühlung und die tägliche Erwärmung sehr unbedeutend auf ihm ist. Welch ein Unterschied in dieser Beziehung zwischen unserer Erde und dem Jupiter! — Voltaire hat sich darüber lustig gemacht, daß die Erde sich der Sonne „so schief und so linkisch" vorstellt. Hätte er in Bezug auf Jahreszeiten und Klimate den Jupiter betrachtet, so würde er wohl seine Zufriedenheit mit der Erde geäußert haben. Nur der schiefen Stellung auf ihrer Bahn um die Sonne verdankt die Erde das Leben, welches jährlich auf den beiden Halbkugeln sich neu erzeugt. Ohne sie würde unser Korn, welches in der zu seinem Reifwerden nöthigen Zeit eine Quantität von zweitausend Graden Wärme braucht, in Europa, bei der Temperatur, die wir zu Anfang des Frühlings haben, nicht zur Reife kommen können. Im Weinbau wäre nicht zu denken. Die Gerste, welche nur zwölfhundert Grad Wärme braucht, würde im hohen Norden Europa's nicht gedeihen, wie es jetzt während der kurzen Sommerzeit dieser Gegenden geschieht. Wie sehen auch hier: was da ist, hat einen guten Grund, da zu sein. Im Jahrhundert Voltaire's, wo die Millionäre es für ihre Pflicht hielten, sich auf Literatur zu verstehen, und wo sie die Staatsmänner und die Schriftsteller noch nicht, wie Heine treffend sagt, „familionnirement" behandelten, fragte ein General-Pächter Frérón in Betreff der Kunst, die schriftstellerischen Werke zu beurtheilen, um Rath. Der erfahrene Kritiker sagte ihm: „Sagen Sie von jedem Werk, daß es schlecht sei; Sie werden damit fast immer Recht haben." Den entgegengesetzten Rath kann man in Bezug auf die Werke und die Erscheinungen in der Natur geben. Annehmen, daß das, was da ist, gute Gründe hat, so ja sein, wie es ist, heißt: einer Wahrscheinlichkeit huldigen, welche der Gewißheit sehr nahe kömmt; nur kann das, was auf einem Planeten aus guten Gründen so ist, wie es ist, auf einem anderen Planeten und anderen nicht weniger guten Gründen ganz anders sein. Semper bene.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die russischen Niederlassungen am Amur.

Ueber die neuen russischen Erwerbungen am Amur, welche die Gränzen des Zarenreiches bis zum Japanesischen Meere hinausgerückt und es mit einem Territorium bereichert haben, dessen Flächenmaß dem von ganz Frankreich nicht viel nachstehen dürfte, ist bisher nur wenig Zuverlässiges bekannt worden. Die Russen selbst waren begreiflicherweise nicht geneigt, genaue Auskunft über den Stand ihrer vorigen Niederlassungen zu geben und es den Gegnern dadurch möglich zu machen, die Angriffe auf dieselben, die während der vorjährigen Campagne aus Mangel an lokalkenntniß geschrieben waren, unter besseren Auspizien zu wiederholen; die Allirten scheinen die Mündung des Amur verfehlt oder sich wenigstens zu entfernt von derselben gehalten zu haben, um sich über die von den Russen gegründeten Etablissements näher zu unterrichten, und die von den amerikanischen Kaufsahren gegebenen Nachrichten über ein am Amur erbautes zweites Sebastopol mit einer Garnison von zehntausend Mann u. s. w. waren so offenbar übertrieben, daß man dadurch in Versuchung geführt wurde, die ganze russische Kolonie am Amur in das Reich der Mythe zu verweisen. Indessen enthalten die Berichte der russischen Admirale Sawojka und Putjatin über die kriegerischen Operationen in dem Tatarischen Kanal und die Rückreise des Letzteren durch Sibirien nach Petersburg, die in dem Morskoi Sbornik (dem offiziellen Journale des russischen Marine-Ministeriums) mitgetheilt werden, einige Details,

Google

die als Anhaltspunkte dienen können, nach welchen sich die Fortschritte einigermaßen beurtheilen lassen, welche die Russen bis Ende v. J. in der Besitzergreifung des von dem Amur durchflossenen Theils des Mandschurenlandes und der Colonisation desselben gemacht haben.

Nicht weit von der Mündung des Amur, und zwar am rechten Ufer desselben, liegen die Posten oder Forts Mariinsk oder Kiſ und Nikolajewsk, wovon Letzteres das bedeutendste scheint, indem die aus der Fregatte „Aurora“, der Korvette „Olionzo“, den Transports „Dwina“, „Baikal“ und „Irtysch“ bestehende Escadre des Contre-Admirals Samojsa im Juni 1855 unter dem Schutz der dort errichteten Batterieen vor Anker ging. Die Anlegung dieser Batterieen möchte aus dem Jahre 1852 datiren, da von dreijährigen Beobachtungen gesprochen wird, die der Contre-Admiral Newelskoi über den Eisgang im Amur angestellt habe. Hiernach würde der Liman dieses Flusses erst zwischen dem 20. Mai und 1. Juni (a. S.) eisfrei, also ein bis zwei Monate später, als die Newa, obgleich die Mündung der Letzteren etwa acht Grad nördlicher liegt; eine Erscheinung, die sich durch die bekannten klimatischen Verhältnisse des nordöstlichen Asiens erklärt, die aber allerdings die Vortheile nicht wenig schmälern wird, welche die Russen sich von der freien Navigation des Amur versprechen. Es geht jedoch aus den Berichten hervor, daß sie die kurze Zeit, während der der Fluß schiffbar ist, sich möglichst zu Nutze machen und bereits eine nicht unbedeutende Anzahl Fahrzeuge auf demselben unterhalten, indem von der zweiten und dritten Abtheilung der Amur-Flotille die Rede ist, welche im Juni und Juli mit Ansiedlern angekommen waren, die zwischen Mariinsk und Nikolajewsk gelandet wurden und unter Bedeckung von zwei Compagnieen des vierzehnten sibirischen Linien-Bataillons zur Errichtung von Wohngebäuden schritten. Auch befand diese Flotille schon damals wenigstens einen Dampfer. Wir erfahren nämlich, daß der Vice-Admiral Putjatin sich am 29. Juni (11. Juli) auf dem zur Amur-Flotille gehörigen Dampfboot „Nadeshda“ einschiffte, daß, mit einer Barke im Schlepptau, den ersten, durch die starke Strömung sehr erschwerten Versuch machte, den Amur hinaufzufahren. Vierhundert Werst von dem Wachtposten (Karaul) Ust-Strelezi, am Zusammenfluß der Schilka und des Argun (der alten russisch-chinesischen Gränze), mußte die „Nadeshda“ wegen der zunehmenden Seichtheit des Wassers umkehren, und Putjatin setzte auf der von Pferden gezogenen Barke seine Reise nach jenem Posten fort, den er nach einer 31tägigen Fahrt (von Nikolajewsk ab) erreichte. An der Mündung selbst muß der Amur hingegen eine ansehnliche Tiefe haben, da der russische Admiral, nachdem er seinen ursprünglichen Plan, sich am Kap Lasarew zu verschanzen, wegen des Herannahens überlegener feindlicher Streitkräfte aufgegeben, das dort gelandete Material wieder auf seine Schiffe laden ließ und mit denselben, ohne zu löschen, nach den Inseln Chisimiph, in unmittelbarer Nähe des Forts Nikolajewsk, segelte.

Von dem Amur aus beginnen die russischen Etablissements sich bereits in südlicher Richtung längs der Oſtküste Mandschuriens auszudehnen. Als die Alliirten Ende Mai 1855 zum zweiten Mal nach der Castries-Bai kamen, wo der Admiral Sawojsa kurz vorher auf der Fahrt von Kamtschatka angelegt hatte und von einer Abtheilung der englischen Escadre blokirt worden war, fanden sie dieselbe vollständig verlassen und nur die Spuren des von den Russen bezogenen temporären Lagerplatzes. Der Zwischenraum, der hierauf bis zum Wiedererscheinen des Feindes verstrich, wurde von russischer Seite nicht unbenutzt gelassen; der General-Gouverneur von Ost-Sibirien, Murawjew, begab sich selbst an Ort und Stelle, und unter seiner persönlichen Leitung wurden die Arbeiten mit so vieler Energie betrieben, daß, als der Commodore Elliot mit der Fregatte „Sybille“ und den Corvetten „Encounter“ und „Hornet“ sich im Oktober von neuem in der Castries-Bai zeigte, er dort eine Niederlassung antraf, die an einem vortheilhaften Punkt angelegt, mit Kosaken, Matrosen und Artillerie besetzt und schon so weit befestigt war, daß sie einem von den Schiffen gegen sie gerichteten Bombardement mit Erfolg widerstehen konnte. Die neue Kolonie, die bereits einen lebhaften Handel mit den Amerikanern unterhält, die sie mit Vorräthen aller Art, und namentlich mit Kriegs-Munition, versorgen, führt den Namen Alexandrowsk; sie liegt an dem Flüßchen Nelly und besteht aus einer Anzahl Wohnungen und Magazine, einem Hospital und einer Kirche mit Friedhof. Ganz in der Nähe, an der Lachbucht, befindet sich ein Giljakendorf, dessen Bewohner mit den Russen in gutem Einvernehmen zu leben scheinen. Ohne Zweifel werden Letztere seitdem auch ein Fort an der gegenüberliegenden Küste von Sagalin errichtet haben, um so den Tatarischen Kanal zu beherrschen und den Eingang in den Amur von der Südseite zu sichern, event. zu versperren.

Mit dem Aufhören der Feindseligkeiten werden nunmehr wohl auch die Motive wegfallen, welche die Russen bisher zur Geheimhaltung ihrer Unternehmungen bewogen haben, und wir dürfen daher erwarten, den Schleier gelüftet zu sehen, den sie über ihre neuesten, für den Handel Sibiriens so überaus wichtigen Etablissements zu verbreiten bemüht gewesen sind. Eine von dem Admiral Putjatin und seinen Offizieren entworfene Karte des Amur wird, wie der Morskoi Sbornik meldet, schon mit nächstem in Petersburg erscheinen.

Mannigfaltiges.

— Eisenbahn zwischen Dover und Calais. Unter den Plänen, die zur Herstellung einer unterseeischen Eisenbahnverbindung zwischen Dover und Calais gemacht worden sind, wird der des Herrn Austin vorzugsweise gerühmt. Herr Austin schlägt vor, drei neben einander herlaufende, oval gewölbte Galerieen von asbestenem, festem, den Einwirkungen der Nässe nicht zugänglichen Materialien zu bauen. Da das Durchsickern des Wassers zu verhindern unmöglich ist, so sollen zur Aufnahme dieses durchsickernden Wassers und zur Fortschaffung desselben drei Aquäducte hergestellt werden. Der Tunnel soll von seiner Mitte aus nach beiden Seiten hin in sanfter Abdachung niedersteigen. In der Mitte würde das Gewölbe des Tunnels etwa sechzig Fuß unter dem Bett des Oceans, an den beiden äußersten Enden etwa hundertvierzig Fuß unter dem Niveau des Wassers liegen. Das an beiden Seiten sich ansammelnde Wasser soll durch mächtige Pumpen emporgehoben und ins Meer zurückgeschafft werden. In jedem der drei Gewölbe sollen zwei Schienengeleise neben einander herlaufen; das eine Gewölbe soll für die gewöhnlichen Personenzüge, das andere für die Güterzüge, das dritte für die Extrazüge bestimmt sein. Die Drähte des gegenwärtigen unterseeischen Telegraphen könnten in der Mitte des Tunnel entlang gelegt werden. Bei der Geräumigkeit, die der Tunnel haben würde, würde die Lüftung desselben von selbst erfolgen. Nöthigenfalls wären auf dem Gewölbe Luftbrunnen zu erbauen, welche, bedeutend über die Meeresfläche hervorragend, zugleich als Leuchtthürme und als Observatorien dienen könnten. Zur Ausführung dieses Planes wäre eine Summe von etwa hundertfünfzig Millionen Franes erforderlich, und in sieben Jahren könnte das Werk zu Stande gebracht werden. Herr Austin will alle diese Arbeiten in Gemeinschaft mit Herrn William Hutchison unternehmen, einem Industriellen, der sehr vertraut ist mit den Verfahrungsweisen, mit deren Hülfe man den zartesten Materialien eine beliebige Härte geben kann. Da nach den geologischen Untersuchungen des Terrains anzunehmen ist, daß man nur in der Kalkschicht vorzugehen haben würde, so schlägt Herr Austin vor, die drei Gewölbe des Tunnels mit Bruchsteinen — so groß wie vierzig bis funfzig Ziegelsteine — zu bauen. Diese Bruchsteine würden aus dem Erdreich selbst, in welchem der Bau fortzuführen wäre, zu entnehmen sein. An jedem Ende des Tunnels sollen Werfthäfen eingerichtet werden, auf welchen die aus der Tiefe hervorgeholten Baumaterialien den Operationen, durch welche ihnen die nöthige Härte gegeben wird, unterworfen werden sollen. Unter so günstigen Umständen würden diese Arbeiten mit einer bisher unerhörten Schnelligkeit betrieben werden können, und man begreift, wie Herr Austin in Aussicht stellen kann, daß das großartige Werk in dem verhältnißmäßig so kurzen Zeitraume von sieben Jahren vollendet sein könnte.

— Händel und Handel. Einen komischen Pinselstrich zu dem Bilde der irländischen Raserei sind der amerikanischen Speculationssucht liefert Kohl in der Beschreibung seiner „Reise in Canada“. Der bekannte Reisende befand sich auf einem Dampfschiffe zwischen einem Iren und einem Amerikaner. Als der Irländer hörte, Kohl sei ein Deutscher, erkundigte er sich eifrig: wer in Deutschland an Zahl stärker sei, die Katholiken oder die Protestanten? Kohl meinte, Beide möchten ziemlich gleich stark sein. „Wie viel auf jeder Seite?“ forschte der gründliche Irländer weiter. — „Ich denke, ungefähr sechzehn oder siebzehn Millionen.“ — „Siebzehn Millionen!“ rief der Irländer erglühend, „das ist viel! Ha, welche famose Schlägerei, wenn die Alle mit einander losgingen!“ — „Ja“, stimmte der Amerikaner bei, „und welch ein vortheilhaftes Geschäft für mich, wenn ich die Peitschen dazu zu liefern hätte!“ — So entkommte die Phantasie des Irländers sich gleich bei dem Gedanken an ein Handgemenge von vierundzwanzig Millionen Menschen, während der Yankee im Stillen schon den Profit austechnete, den ihm die Lieferung der zu dieser Schlägerei nöthigen Peitschenstiele einbringen könnte. — Die Anekdote, wenn sie nicht wahr, ist wenigstens eine treffende Erfindung und ganz im Charakter der Beiden, von denen der Eine überall Händel, der Andere überall einen Handel anzufangen sucht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Rthlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Rthlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt die Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Verleger Naumann, Mauerstraße Nr. 84), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 54. Berlin, Sonnabend den 3. Mai 1836.

Moldau und Walachei.

Die Eroberung und Colonisation Daciens durch die Römer.

Physiognomie, Sprache, Kleidung, Sitten und Gebräuche stellen es außer Zweifel, daß die Bewohner der Moldau, der Walachei und der anderen Gebiete, welche einst die römische Provinz Dacien gebildet, Nachkommen der alten Römer sind, und daß sie der Familie der romanischen Völker angehören. Sie selbst haben das Bewußtsein ihres Ursprungs von den alten Römern her und ihrer Verwandtschaft mit den Italiänern, Franzosen, Spaniern, Portugiesen zu keiner Zeit verloren; sie sind immer noch von dem Verlangen beseelt, mit den genannten Völkern, von denen ein unglückliches Verhängniß sie im Laufe der Jahrhunderte immer mehr losgerissen, wieder in Gemeinschaft zu treten. Der Occident aber, zu dem sie gehören, hat mehr und mehr die blutverwandten Völkerschaften, welche an der Nieder-Donau wohnen, aus den Augen verloren. Der gelehrte Geograph d'Anville erklärte noch geradezu, daß die gegenwärtige Sprache der wachischen Nation im Grunde ein Dialekt der lateinischen Sprache sei. In Gibbon's „Geschichte des Verfalls des römischen Reiches" findet man Nichts mehr von dem Verhältniß der Wlachen zu den alten Römern bemerkt; und doch hatte Gibbon es sich zur Aufgabe gemacht, alle Reste des Römervolks aufzuspüren. Er kömmt zu wiederholten Malen auf die Moldauer, auf die Wlachen zu sprechen; er citirt sogar alle byzantinische Geschichtschreiber, welche ihre römische Herkunft bezeugen; aber ohne diese Zeugnisse auch nur zu erwähnen, fährt er fort, die Moldo-Wlachen mit den Slaven, den Bulgaren, den Albanesen zusammenzustellen. Er trifft auf den Helden der moldo-wlachischen Nation: Stephan den Großen; er macht ihn zu einem Slaven. Alle die ruhmvollen Thaten dieser Nation werden ihren größten Feinden zugeschrieben. Nicht einmal ihr Name wird angegsprochen. So groß war die zur neusten Zeit die Verwirrung in Bezug auf diese Nation, eine Verwirrung, die zugleich Ungerechtigkeit ist. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts alle Welt im Jubilich auf die französische Revolution mit Hoffnungen erfüllt war, wandten sich auch die Rumänen (so nennen die Moldo-Wlachen sich selbst) zweimal an den Sieger von Lodi und Marengo. Er war mit ihnen blutverwandt; er war der Vertreter, vielleicht der neue Trajan des lateinischen Europa. Aber die Nachkommen der römischen Kolonisten Trajan's sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Napoleon hielt den Anspruch, den sie machten, in ihrer italiänischen Nationalität anerkannt zu werden, keiner Beachtung werth. Einige Jahre später, in den Verhandlungen zu Tilsit, machte er dem Zaren den Vorschlag, diese Bittsteller für immer in dem russischen Reiche zu begraben.

Während das westliche Europa sich mehr und mehr der Bevölkerung Rumaniens entfremdete, hörte diese nicht auf, die Ueberlieferung ihres Ursprungs, selbst in den finstersten Zeiten des Mittelalters, zu bewahren. Der Gothe Jornandes, im sechsten Jahrhundert, ist der erste Geschichtschreiber, der den Namen Rumanien in der Bedeutung nennt, in welcher die Bewohner ihr Land ţâra roumanesca (terra Romana) nennen. Im zwölften Jahrhundert machte die Geistlichkeit dieser Landstriche entschiedene Anstrengungen, eine Verbindung mit der lateinischen Kulturwelt wiederherzustellen. Der Erzbischof von Zagora schrieb an den Papst Innocenz III., daß die Wlachen die „Erben des Bluts der Römer" wären. Der Papst erkannte diese ihre Herkunft an; er versuchte die dissidentischen Wlachen dazu zu bewegen, sich der römisch-katholischen Kirche zu unterwerfen. Im byzantinischen Reich scheint die Kenntniß der Herkunft der Moldo-Wlachen nicht verloren gegangen zu sein. Im funfzehnten Jahrhundert führt ein byzantinischer Schriftsteller, Chalkondylas, als etwas allgemein Bekanntes an, daß die rumänische Sprache, obwohl sie von den Italiänern kaum verstanden werde, doch in Allem der römischen Sprache ähnlich sei. Lucius, in seiner Beschreibung Dalmatiens, dehnt diese Aehnlichkeit auf die Sitten, auf die Gewohnheiten aus.

Wie hat die italische Herkunft der Moldo-Wlachen im Occident so in Vergessenheit kommen können? — Ihre Isolirung von den übrigen romanischen Völkern erklärt sich daraus, daß sie mit der römisch-katholischen Kirche gebrochen haben. In einer Zeit, wo die Uebereinstimmung im Religiösen allein die von einander getrennten Menschen verband, war der Bruch in Bezug auf die Religion eine vollständige Trennung; es wurde dem Occident unmöglich, schismatische Völker als blutverwandte anzuerkennen. So lange das Papstthum eine Hoffnung hatte, die Lateiner der Donau-Provinzen bei sich zu halten, erkannte es die lateinische Herkunft derselben an; nachdem es aber (durch das Konzil von Florenz) diese Hoffnung verloren hatte, sah das Papstthum in ihnen nur Fremde oder Feinde. Alle Beziehung, aller Verkehr mit ihnen hörte auf.

Heutzutage weiß man allgemein, daß die moldo-wlachische Sprache eine neulateinische Sprache ist. Die Bedeutung dieser Thatsache ist aber bis jetzt noch wenig gewürdigt. Wie ist diese fast unglaubliche Erscheinung einer lateinischen Völkerschaft inmitten einer Welt fremder Völker zu erklären? Wie hat dieselbe unter allem Druck, den sie mitten in einer barbarischen Welt erfahren, ihre nationale Eigenthümlichkeit bewahren können? Wie ist die Thatsache zu begreifen, daß die Sprache dieser Karpathen-Bevölkerung der lateinischen Sprache so viel näher geblieben ist, als die übrigen romanischen Sprachen? Man hat gemeint, daß die Dacier, nach ihrer Unterwerfung durch die Römer, genöthigt gewesen seien, die Sprache der Sieger zu lernen, daß die dem römischen Reiche unterworfenen Provinzen ihre Sprachen allmählich verlernt, daß in den überwundenen Völkern die höheren Klassen, um die Obrigkeit zu verstehen, die lateinische Sprache sich angeeignet und allmählich in Stelle der alten Sprachen eingeführt haben.

Diese Ansicht ist in Bezug auf die moldo-wlachische Bevölkerung nicht richtig. Einige Jahre vor Christi Geburt ist Ovid in die Provinz an der Donau, welche heute Bessarabien heißt, verbannt worden. Er sucht hier vergeblich eine Spur der römischen Welt; kein Wort der lateinischen Sprache klingt in sein Ohr. Ein Jahrhundert später ist die Gegend von römischen Militairstraßen durchzogen, mit römischen Festungen und Städten bedeckt; die frühere dacische und getische Bevölkerung ist, was das männliche Geschlecht betrifft, fast gänzlich verschwunden, nur Weiber und Kinder der Barbaren dienen als Sklaven auf den Ländereien der römischen Ansiedler; hier und da finden sich wohl noch Ueberreste der früheren Bewohner, aber nirgends in größeren Massen beisammenwohnend. Das Land der Dacier und Geten ist ganz und gar römisch geworden.

Diese rasche Verwandlung würde sich als das Werk einer großartigen Colonisation verrathen, auch wenn die Geschichte eine solche nicht erwähnte. Wir wissen aber aus der Geschichte, daß Trajan eine solche Colonisation bewirkt hat. Die Kommentare, welche er über seine Eroberung Daciens geschrieben, waren im sechsten Jahrhundert noch vorhanden; sie sind verloren gegangen; aber die Trajanssäule, die noch steht, giebt uns genügende Aufschlüße über die Eroberung Daciens durch Trajan. Wir finden auf diesem Monumente nicht blos fünf ruhmvolle Feldzüge gegen Dacien, sondern auch die Verkürzung eines Volks in allen Einzelheiten dargestellt. Zu bedauern ist, daß dieses Monument, welches Trajan zum Schrecken aller rebellischen Nationen errichtet zu haben scheint, von der Geschichte der römischen Ansiedelungen in Dacien keine Kunde giebt. In seinen Kommentaren hat Trajan gewiß auch diese friedliche Seite seiner Expeditionen gegen Dacien geschildert; er wird seinen Ruhm, die römische Welt um eine große Provinz vergrößert zu haben, nicht verschwiegen haben. Eutropius und die anderen Schriftsteller, welche sein Colonisationswerk an den Ufern der Donau in großartigen Ausdrücken preisen, haben vielleicht nur Trajan's eigene offizielle Worte wiedergegeben. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn man sieht, wie die Nachkommen dieser Ansiedler, dem tiefsten Elende verfallen, nur durch einen Zufall der gänzlichen Vernichtung entgangen, heutzutage hoffnungsvoll ihre Blicke auf dieses Denkmal des Sieges und des Ruhmes richten. Sie erkennen in den unzähligen Einzelheiten der Trajanssäule nicht blos die vergangenen Ereignisse, sondern auch die gegenwärtigen Dinge wieder, die Kleidungen, die Wohnungen, das Handgeräth, die Werkzeuge, die Möbel, die Gebräuche, die

zu ihrem Nationalleben gehören. In den zweitausend Gestalten, welche die römischen Legionen darstellen, finden sie die Züge ihrer Feldherrn wieder. In der Tiefe ihres Elends fühlen sie sich getröstet und gehoben durch ein dunkles Gefühl des Stolzes. Sie sind vielleicht das einzige Volk der Gegenwart, welches durch ein ganz römisches Denkmal so ergriffen werden kann. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Jahreszeiten auf der Erde und auf den anderen Planeten.

(Schluß.)

Man bedauert wohl die von der Sonne weiter entfernten Planeten, weil ihnen jene so wenig Licht und Wärme giebt. Dem Jupiter giebt sie nur ein Siebenundzwanzigstel, dem Saturn nur ein Neunhundertstel, dem Uranus nur ein Vierhundertstel, dem Neptun nur ein Neunhundertstel von dem, was sie der Erde giebt. Wenn es lebende Wesen auf diesen Planeten giebt, wie sein müssen sie organisirt sein, damit die Sonnenstrahlen eine Wirkung auf sie ausüben können! Die Empfindung der Kälte und der Wärme ist ganz relativ. Im mittlern Europa, wo das Thermometer zwischen dem niedrigsten und dem höchsten Stande einen Spielraum von funfzig bis sechzig Graden hat, wird ein Temperaturwechsel von fünf bis sechs Graden nicht stark empfunden; aber in den tropischen Gegenden, in Brasilien, auf den Antillen, in Indien gewöhnen die Europäer sich so sehr an die hier herrschende Temperatur, daß der geringste Wechsel in derselben ihnen unerträglich wird und daß sie nicht genug Mäntel und Decken haben können, um sich dagegen zu schützen. Die Bewohner der heißen Zone scheinen mit ihren weiten Kleidern sich gegen jeden Wechsel der Temperatur verwahren zu wollen, gemäß dem spanischen Sprüchwort, daß, was gegen die Kälte schützt, ebenso sehr gegen die Hitze schützt. Die Empfindung beruht auf Vergleichung und auf Kontrast. Die Quelle, die uns im Sommer kalt vorkommt, kömmt uns im Winter warm vor. La Fontaine behauptete nach einer Unterhaltung über das Feuer der Hölle, daß die Verdammten sich auch dort akklimatisiren würden, so daß sie sich im höllischen Feuer am Ende wie der Fisch im Wasser fühlen müßten; und in den jüngst herausgegebenen astronomischen Werken Arago's findet man die Bemerkung, daß, wenn die Erde einmal durch einen Kometen in eine unermeßliche Entfernung fortgerissen werden sollte, das Leben auf derselben sich, trotz der großen Temperatur-Abnahme, würde erhalten können. Wie kann man aber glauben, daß unsere Organismen einen solchen Temperaturwechsel würden aushalten können? — Um auf den Gesichten am Paris die erstorbene Natur wieder lebendig zu machen, genügt eine Temperatur-Zunahme von zehn bis zwölf Graden des hundertheiligen Thermometers; dreißig bis vierzig Grade sind genug, im Süden Frankreichs Alles auszudorren; wie kann man also annehmen, daß die lebendige Natur unseres Planeten, ohne zu Grunde zu gehen, solche Extreme von Kälte oder Hitze aushalten könnte! Drin in ihrer größten Entfernung von der Sonne können die Kometen nur die Temperatur des Himmelsraumes haben, d. h. etwa achtzig bis hundert Grad Kälte, während in ihrer Sonnennähe manche Kometen, wie z. B. der von 1843, die Sonnenstrahlen fünf oder sechs Millionen mal wärmer empfangen, als unsere Erde.

Eine in astronomischen und geologischen Werken bis jetzt wenig besprochene Ursache der Erwärmung der Planeten ist die Atmosphäre der letzteren. Jupiter z. B. hat unzweifelhaft eine solche Atmosphäre. Die dunklen Streifen, welche wir auf seiner Scheibe sehen, und welche die Richtung unserer Passatwinde haben, sind offenbar wolkenähnliche Erscheinungen in seiner Atmosphäre, da sie bisweilen verschwinden und in ihnen vorübergehend sich Flecke zeigen, welche Stürme, denen unserer Erde ähnlich, andeuten. Eine merkwürdige Eigenschaft des Lichts erklärt den Einfluß, welchen eine Atmosphäre auf die Erwärmung eines Planeten durch die Sonnenstrahlen ausüben kann. Diese Eigenschaft besteht darin, daß die Sonnenstrahlen, nachdem sie durch eine Glasscheibe, oder einen anderen durchsichtigen Körper gegangen, die Fähigkeit verlieren, durch denselben Körper zurückzugehen und in die Himmelsräume zurückzukehren. Auf diesem bis jetzt noch nicht erklärten Gesetze beruht es, daß die unter einer Glasglocke der Frühjahrssonne ausgesetzten Pflanzen sich so rasch entwickeln. Wenn der Gärtner zwei oder drei Glasglocken über einander setzt, wird die Wärme in dem Raume, in welchem sich die Pflanze befindet, an sonnigen Märztagen um Mittag so stark, daß eine Glocke weggenommen werden muß. In einem inwendig geschwärzten und mit mehreren Glasscheiben bedeckten Gefäß hat Sauffure während seines Aufenthalts am Kap der guten Hoffnung in den glühend heißen Tagen des dortigen Wasser blos durch die Sonnenstrahlen zum Kochen gebracht; und Sir John Herschel hat mittelst zweier geschwärzter Gefäße, von denen er das eine in das andere gestellt und ein jedes mit nur einer Glasscheibe bedeckt hatte, ein „boeuf à la mode" von beträchtlicher Größe blos an der Sonnenwärme bereitet. Dasselbe Gesetz erklärt uns die Kälte, welche auf den hohen Gebirgen herrscht. Da die Luftschichten hier weniger dick und weniger dicht sind, so verhindern sie in geringerem Maße die Rückkehr der Wärme in den Himmelsraum. Daß die Sonne durch die Glasfenster hindurch unsere Zimmer heizt, beruht auf demselben Gesetz.

Die Wärme auf der Oberfläche eines Planeten wird also von der Dichtigkeit seiner Atmosphäre abhängen. So ist unsere Erde in den Perioden, welche der jetzigen vorausgegangen sind, wahrscheinlich viel wärmer gewesen, weil sie eine schwerere und dichtere, durch eine große Menge kohlensauren Gases geschwängerte Atmosphäre gehabt. An sehr tief gelegenen Orten, wie z. B. im Bassin des Todten Meeres, welches vierhundert Metres unter dem Niveau des Oceans liegt, hat man von den Sonnenstrahlen eine fürchterliche Hitze auszustehen. Aber trotz allen noch so dichten Atmosphären und trotz allen noch so guten Erfolgen, welche unsere Acclimatisations-Gesellschaften sowohl in Betreff der Fische als auch in Betreff der Hausthiere aufzuweisen haben, werden wir eine Acclimatisation der irdischen Organismen weder in dem Fall, den Arago setzt, noch auf dem Planeten Neptun, der neunhundertmal weniger Wärme von der Sonne hat, als die Erde, als möglich denken können.

Die Planeten Saturn und Mars neigen, wie die Erde, der Sonne bald den einen, bald den anderen Pol zu und haben demnach auch abwechselnd kalte und warme Jahreszeiten. Dieselben treten auf dem Saturn stärker hervor, als auf dem Mars, und auf diesem stärker, als auf der Erde, weil die Axe des Mars mehr, als die der Erde, und die des Saturn mehr, als die des Mars, zur Bahnebene geneigt ist. Das Sonnenlicht ist auf dem Saturn hundertmal so schwach, als auf der Erde; Tag und Nacht haben zusammen nur eine Dauer von elftehalb Stunden, folgen also sehr rasch auf einander; das Jahr ist dreißig unserer Jahre lang. Uranus hat ein Jahr, welches etwas über achtzig unserer Jahre dauert, und das Jahr des Neptun beträgt hundertundneun unserer Jahre.

Ueber die Jahreszeiten des Neptun können wir nichts sagen, da man wegen seiner zu großen Entfernung genügende Beobachtungen in dieser Beziehung nicht hat machen können. Seine Rotationszeit und seine Axenneigung sind noch nicht erforscht.

Mars und Venus, zwischen denen unsere Erde sich bewegt, interessiren uns am meisten. Die Jahreszeiten des Mars sind denen unserer Erde fast ganz gleich; seinen Jahresklauf um die Sonne vollbringt der Mars in etwa zwei Jahren; sein Tag beträgt vierundzwanzig Stunden siebenundreißig Minuten; Mars ist bedeutend kleiner, als die Erde, von welcher er in Bezug auf Masse und Volumen nur den siebenten Theil ausmacht. Im Winter kann man den Schnee am Nordpol des Mars wahrnehmen, und in der Zeit, wo die Sonne gegen seinen Nordpol vorrückt, sieht man die Stelle zwischen seinem permanenten Polar-Eise und zwischen dem Strich, bis zu dem der Schnee nicht vordringt, in grauer Farbe. Das Polar-Eis verbindert die genaue Messung seiner Dimensionen; der blendende Lichtreflex, der von demselben ausgeht, läßt den Planeten an dieser Stelle größer erscheinen, als er wirklich ist, fast ebenso wie die Sichel des Neumondes die dunkle Mondscheibe, die man im reflektirten Licht der Erde aschfarbig sieht, zu überragen scheint.

Es ist bekannt, daß die heiße Zone zwischen den Breitenkreisen liegt, unter denen man zur Zeit der Sonnenwenden die Sonne um Mittag gerade im Zenith hat. Auf unserer Erde nimmt diese heiße Zone nicht ganz die Hälfte der gesammten Erdoberfläche ein; sie müßte, wenn sie die volle Hälfte einnehmen sollte, über Syene hinaus bis nach Kabira oder bis zur großen Pyramide sich erstrecken. Die Aegypter haben dieses riesige Monument gerade unter dem Breitengrade aufgeführt, welcher die Oberfläche der nördlichen Halbkugel in zwei gleiche Theile theilt. Dieses Monument beweist, daß seit viertausend Jahren die Breiten auf der Erde nicht merklich gewechselt haben; unter dem 30° der Breite, unter welchem die Aegypter die Pyramide errichtet, steht sie auch heute noch, unsere nördliche Halbkugel in zwei gleiche Theile theilend.

Auf dem Mars nimmt die heiße Zone die volle Hälfte der ganzen Oberfläche des Planeten ein. Auf jeder Halbkugel nimmt die heiße Zone dreißig Breitengrade ein, die gemäßigte Zone auch dreißig Grad und die kalte Zone die übrigen dreißig Grad. Die röthliche Färbung des Mars hat man von der Farbe seines Bodens, der von Eisen-Oxyd röthlich gefärbt sein soll, hergeleitet. Andere haben daraus auf eine Vegetation von dieser Farbe schließen wollen. In diesem Falle müßte die Farbe des Mars mit seinen Jahreszeiten sich ändern, was man noch nicht bemerkt hat. In Bezug auf die Erwärmung durch die Sonne steht Mars der Erde am nächsten, noch näher, als Venus.

Uranus, Venus und Merkur bilden in Rücksicht auf die Jahreszeiten eine besondere Gruppe. Diese drei Planeten kehren ihre Pole der Sonne so stark zu, daß für eine gemäßigte Zone kein Raum auf

ihnen bleibt. Indem wir den Uranus, auf welchem die Sonnenstrahlen achtzigmal schwächer sind, als auf der Erde, und den Merkur, welcher bei einer Stärke des Sonnenlichtes, die siebenmal so groß ist, als die auf unserer Erde, seinen Lauf um die Sonne in achtundachtzig Tagen und seine Axendrehung in vierundzwanzig Stunden fünf Minuten vollendet, beiseite lassen, wollen wir nur noch mittheilen, was Theorie und Erfahrung in Betreff der Jahreszeiten der Venus uns gaben.

Die Messungen der Axenneigung der Venus haben bis jetzt kein sicheres Resultat gegeben; so viel aber steht fest, daß die Sonne von vier Monaten zu vier Monaten aus der Nähe des einen Pols in die Nähe des anderen Pols kömmt. In der „Astronomie" Arago's findet man die Angabe, daß die Sonne auf der Venus bis fünfzehn Grad von jedem Pol vorrückt, während die Beobachtungen des Pater Vico in Rom diese Entfernung auf wenigstens dreiundzwanzig bis fünfundzwanzig Grad angeben. Wenn man also die Venus mit unserer Erde vergleicht, so findet man, daß die Sonne auf ihr wenigstens bis zu dem Breitengrade vorrückt, der auf unserer Erde der Polarkreis ist. Hier angelangt, erleuchtet und erwärmt sie den Pol der Venus mit Strahlen, welche doppelt so stark sind, als die auf unsere Erde gelangenden, dem Pole so zugekehrt, wie uns in den längsten Sommertagen, und eine Zeitlang nicht mehr untergehend. Humboldt hat beobachtet, daß auf der Havanna zur Zeit der Sonnenwende die Sonne eine stärkere Hitze erzeugt, als unter dem Aequator. Auf dem Nordpol der Venus muß die Hitze, den angegebenen Umständen zufolge, viel stärker sein. Es ergiebt sich hieraus, wie sehr verschieden die Jahreszeiten und die Klimate der Venus von den unsrigen sein müssen. Eine gemäßigte Zone giebt es dort nicht. An den Polen tritt eine Regenzeit ein; einen Winter mit Schnee und Eis kann es auch an den Polen nicht geben, da die Sonne hier immer nur vier Monate fortbleibt. Die Stärke der Winde, der Regengüsse, der Gewitter muß jede Vorstellung, die wir und davon machen können, übertreffen. Durch eine solche Atmosphäre wird man natürlich nur selten die Kontinente und die Meere wahrnehmen können.

Ueber die Jahreszeiten der (jetzt vierzig) kleinen Planeten können wir nicht viel sagen. Es scheint, als werde man die Dauer ihres Tages erforschen können. Man hat nämlich an mehreren dieser kleinen Weltkörper einen veränderlichen Glanz bemerkt, der unzweifelhaft daher kömmt, daß sie uns verschiedene, ungleich leuchtende Flächen zukehren. Der Zeitraum, nach welchem derselbe Glanz oder dieselbe Dunkelheit wiederkehrt, wird die Zeit der Rotation oder der Tag des kleinen Planeten sein. Um sich dies verständlicher zu machen, stelle man sich vor, daß Jemand vom Jupiter oder vom Mars aus mehrere Tage hinter einander unsere Erde beobachtete. Er wird, wenn ihm die Halbkugel der Erde zugekehrt sein wird, auf welcher die Kontinentalmassen: Asien, Europa, Afrika, überwiegen, unseren Planeten viel mehr erleuchtet sehen, als wenn ihm der stille Ocean zugekehrt sein wird, der weniger Licht reflektirt, als das trockene Land. Es ist bekannt, daß man um die Zeit kurz nach dem Neumond, wo die Sichel des Mondes sehr schmal und spitzig ist, den unbeleuchteten Theil der Mondscheibe mit einem schwachen Schimmer beleuchtet sieht, der von dem Lichtreflex der Erde herrührt. Dieser Lichtreflex ist, wenn die Sichel vor Aufgang der Sonne im Osten erscheint, viel stärker, als wenn sie im Westen am Himmel zu sehen ist. Im ersten Falle hat die Mondscheibe den Lichtreflex von der östlichen Halbkugel, die wegen der überwiegenden Kontinental-Massen einen stärkeren Lichtreflex giebt.

Mehr, als das hier Mitgetheilte, weiß man bis jetzt nicht über die Jahreszeiten der Planeten des Sonnensystems. An Mannigfaltigkeit fehlt es darin nicht. Die, welche sich die Planeten von lebenden Wesen bewohnt denken, haben in dieser Menge von Weltkörpern, die in Bezug auf die Wärme, das Licht, die Dauer der Tage und der Jahre so verschieden sitmirt sind, ein weites Feld für ihre Einbildungskraft. Der Annahme, daß auf den von der Sonne weiter entfernten Planeten lebende Wesen wohnen, scheint der Umstand entgegenzustehen, daß die Sonnenwärme hier zu gering ist; indeß abgesehen davon, daß die Natur leicht besondere Organismen unter ungewöhnlichen lokalen Verhältnissen hervorbringen könnte, sehen wir nicht das Leben auf der Erde nahe bei den Polen, auf Spitzbergen z. B., wo man den Einfluß der Sonne, die im Sommer kaum etwas von den Eismassen schmilzt, fast gar nicht in Betracht ziehen kann? Hat man nicht in Aegypten in den unterirdischen Gewölben, die man durch artesische Brunnen des Tageslicht gebracht, Fische gesehen, denen die Sonne und ihre Strahlen gewiß tausendmal fremder waren, als den Bewohnern des Neptun? — Auch andere unterirdische Gewässer, besonders die bei Laibach, bieten uns Fische und sogar fischtreffende Vögel dar, die unter der Erde leben. Um der Kraft, welche lebendige Organismen hervorbringt, Schranken setzen zu können, muß man erst wissen, was das Leben ist; dies nun aber wissen wir noch ganz und gar nicht. Sind nicht zu Anfang unserer Jahrhunderts alle Gesetze, die Aristoteles für die animale Organisation aufgestellt, durch die seltsamen Bewohner der Erde und der Gewässer in Australien über den Haufen geworfen worden? Hat man hier nicht vierfüßige, mit Haaren bedeckte Thiere gefunden, die, anstatt der mit Zähnen bewaffneten Kinnladen, Schnäbel haben, und große Thiere, deren Junge weder aus Eiern, noch auf dem Wege der Zeugung lebensfähig zur Welt kommen? — Man denke ferner an die riesigen Organismen, welche von der Erde verschwunden sind, und an die Thiergattungen, welche der Mensch ausgerottet hat, wo er die Gegenden, in denen diese Gattungen heimisch gewesen, vollständig in Besitz genommen hat. Im Allgemeinen steht die Natur nur vor einer absoluten physischen Unmöglichkeit still; bis dahin realisirt sie Alles. Ist man erst einmal von der Wahrheit überzeugt, daß die Sonnenstrahlen nicht unumgänglich nothwendig für das Leben sind, so wird man die in gehöriger Tiefe in jedem Planeten vorhandene ursprüngliche Wärme als hinreichend betrachten, viele Pflanzen- und Thier-Organismen hervorzubringen.

Die astronomischen und physikalischen Studien, die diesem Verfaß über die Jahreszeiten der Planeten des Sonnensystems zu Grunde liegen, gehören zu denjenigen, die von den vorzugsweise mit den Gesetzen der Bewegung dieser Planeten beschäftigten Beobachtern fast ganz und gar vernachlässigt sind. Die physische Astronomie erfordert sehr mächtige Teleskopen, eine besondere Geschicklichkeit in der Behandlung derselben und eine beharrliche Ausdauer, welche, trotz der meteorologischen Launen der Atmosphäre und der oft störenden Gegenwart der Mondbeleuchtung, nicht müde wird, alle der Beobachtung der Phänomene günstigen Stunden abzupassen und zu benutzen. Unter denen, welche Riesenteleskope geschaffen und gebraucht haben, sind vor Allen William Herschel und Lord Rosse zu nennen, obwohl der Letztere für die Astronomie der Planeten noch nicht viel gethan hat. Ich erlaube mir, hier zu wiederholen, was schon Laplace gesagt, nämlich, daß Teleskope von mittler Größe, wie die des Sir John Herschel, auf den unter dem Aequator liegenden Gebirgen oder auch auf den Alpen und Pyrenäen, über die mit Dünsten erfüllte Atmosphäre der Ebenen hinaus, uns über die physische Beschaffenheit des Mondes und der Planeten eine Menge von Aufschlüssen geben würden, die wir, so lange wir innerhalb der tieferen Atmosphäre unsere Beobachtungen machen, nie erlangen werden. Alle auf die Tage und die Atmosphären der Planeten, auf den Zustand ihrer Oberflächen sich beziehenden Fragen und andere nicht weniger wichtige Fragen, wie z. B., ob es jenseits des Merkur näher der Sonne noch einen Planeten giebt, ob die Venus einen Mond hat, wie viele Monde sich um Saturn, um Uranus, um Neptun bewegen, würden ihre Lösung erfahren; auch über die Kometen, über die Nebelflecke in der Milchstraße, über das Zodiakallicht und über viele andere Gegenstände der Forschung würden sie uns bald genügendere Aufschlüsse geben.

Die Frage, ob die anderen Planeten auch bewohnt sind, wie die Erde, wird durch die beobachtende Wissenschaft wahrscheinlich nie beantwortet werden können. Es werden in Bezug auf diese Frage die Metaphysiker, die Theologen und die Philosophen ein offenes Gebiet für ihre Speculationen haben; gründliche, wissenschaftliche Forschungen werden sie dazu nicht nöthig haben; sie werden sich nur zu hüten haben, daß die Schöpfungen der Einbildungskraft keiner der durch die Beobachtung festgestellten Thatsachen widersprechen. So viel kann man schon als ausgemacht ansehen, daß, Mars vielleicht ausgenommen, auf keinem Planeten der menschliche Organismus würde bestehen können. Die Bewohner dieser Planeten, gleichviel ob mit Intelligenz begabt oder nicht, können also nicht Menschen sein. Auf die Frage, was für Wesen es sind oder sein können, haben wir auf dem Standpunkte der wahren positiven Wissenschaft nur die Eine Antwort: wir müssen gestehen, daß wir das nicht wissen.

(R. d. d. M.)

England.

Der Jahresbericht des British Museum.

Auf Anordnung des Parlaments ist der Jahresbericht des British Museum in diesen Tagen veröffentlicht worden. Das Budget desselben weist für den Zeitraum vom 1. April 1855 bis zum 31. März d. J. einen Aufwand von 62,004 Pfund Sterling nach, worauf ein Saldo von 15,176 Pfund Sterling zum Uebertrag auf die Rechnung des künftigen Jahres zurückbleibt. Für die Gehälter der Beamten und Dienerschaft wurden 26,058 Pfund Sterling ausgegeben, für Instandhaltung des Gebäudes 2480 Pfund Sterling, für Ankäufe 14,697 Pfund Sterling, für Einband von Büchern, Schränke rc. 12,025 Pfund Sterling, für den Druck der Kataloge 1780 Pfund Sterling, für Ausgrabungen in Assyrien und Trondpoert der Bildhauerwerke 882 Pfund Sterling und 3931 Pfund Sterling für die von der Anstalt erworbene Sammlung des verstorbenen Parlamentsmitgliedes Bernal. Die Voranschläge für das Jahr 1856—57 belaufen sich auf 60,000 Pfund Sterling.

Digitized by Google

Die Anzahl der Personen, die im Jahre 1853 die Sammlungen des Museum in Augenschein nahmen, betrug 334,089. Merkwürdigerweise scheint sich dieselbe, trotz der stetigen Bevölkerung Londons und der fortschreitenden Bildung, immer mehr zu vermindern: im Jahre 1854 zählte man 459,262 Besuchende, 1853: 661,113, 1852: 507,973, 1851 (dem Jahre der großen Ausstellung): 2,527,216 und 1850: 1,098,863. In allen anderen Fächern des Museum macht sich eine ähnliche Abnahme bemerkbar. In den Lesezimmern belief sich die Zahl der mit Lektüre Beschäftigten auf 53,567 gegen 56,132 im Jahre 1854, während die Skulpturengalerie von 3594 Künstlern und Studirenden gegen 3652 und die Kupferstichsammlung von 2868 gegen 3401 besucht wurde. Nur in dem Münzen- und Medaillen-Kabinet fand ein erhöhter Besuch statt, indem sich hier im verflossenen Jahre 1446 Personen gegen 1310 im Jahre 1854 einstellten. Diese wachsende Gleichgültigkeit von Seiten des Publikums hat vielleicht zum Theil in der mangelhaften Ventilation der zur Benutzung desselben bestimmten Räume ihren Grund, noch mehr aber wohl in dem Zeitverlust und in den Schwierigkeiten aller Art, mit welchen die Einsicht der in der Bibliothek des Museum befindlichen Werke verknüpft ist. Auch mag der Besuch des Krystall-Palastes in Sydenham viele Neugierige abziehen.

Wie erwähnt, betrug die Zahl der Lesenden im verflossenen Jahre 53,567 oder, da das Lesezimmer 290 Tage offen ist, im Durchschnitt 184 täglich, von welchen 347,683 Bücher, oder 1198 täglich, nachgeschlagen wurden, so daß auf jeden Leser sieben Bücher kamen. Die Zahl der von der Bibliothek erworbenen Bücher, Manuskripten, Karten und Journale belief sich, mit Einschluß von 160 nach den Bestimmungen der internationalen Verlagsrechts-Akte empfangenen Werken, auf 10,404. Von diesen wurden 3936 angekauft, 836 waren Geschenke und 5632 Pflicht-Exemplare. Das Fach der Manuskripte ward durch 523 Handschriften, 2460 Original-Urkunden und 8 Siegel bereichert. Unter diesen Erwerbungen befinden sich die diplomatischen Korrespondenzen und Papiere Sebastião José Carvalho e Mello's (des nachherigen Marquis von Pombal) aus den Jahren 1738 bis 1747, nebst 120 auf die Geschichte des portugiesischen Indien und Brasiliens und des Handels von Portugal, England, Frankreich und Spanien bezüglichen Konvoluten; ein schönes Exemplar des Schah-Dschehan-Nameh, die Geschichte eines Theils der Regierung des Mogulkaisers Schah-Dschehan, von Abd-al-Hamid Lahori, enthaltend; ein sehr altes Exemplar des Schah-Nameh von Firdusi; ein von dem verstorbenen Könige von Audh (dem Vater des neulich von den Engländern abgesetzten Monarchen) verfaßtes Gedicht in hindustanischer Sprache, unter dem Titel: „Eine Liebesgeschichte"; ein schönes Exemplar des Fuero von Alfond dem Weisen von Kastilien (1256—65); eine spanische Uebersetzung der Ethik des Aristoteles, von Don Carlos de Viana (aus dem Jahre 1457); die „Horae" der Jungfrau mit Miniaturbildern von Giulio Clovio; die Annalen Eginhard's, mit den Lebensbeschreibungen Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen; eine Reihe von Urkunden mit der Unterschrift Ludwig's XIV. und Ludwig's XV.; mehrere Autographen, darunter einige Gedichte von Burns und das Manuskript von Walter Scott's „Kenilworth", nebst zwei Briefen desselben Schriftstellers.

Die Antiken-Sammlung hat einen bedeutenden Zuwachs durch die neuen Ausgrabungen erhalten, die in Nimrud und Kuyundschik von den Herren Rassam, Loftus und Taylor unter Leitung Sir Henry Rawlinson's vorgenommen worden und zu deren Ergebnissen ein Obelisk, eine Statue, zierunddreißig Basreliefs und andere Gegenstände gehören. Die Collection britischer Alterthümer ist durch mehrere Aexte, Schwerter und Spangen vermehrt worden. Für das numismatische Kabinet wurden 2019 Münzen und Medaillen, wovon 233 von Gold, 814 von Silber und 972 von Kupfer, erworben; darunter eine sehr alte Didrachme von Korinth, eine Münze von Goryna in Arkadien (Unicum), eine Kupfermünze von Ninive, eine höchst seltene Münze von Termessus, mehrere schöne römische Medaillons, 535 italiänische Münzen von großem Werth und zwei Münzen von Offa, König von Mercien. Im Fache der Naturgeschichte endlich hat man der zoologischen Section 24,373 neue Gegenstände hinzugefügt, die Section der Mineralogie und Geologie durch die großartige paläontologische Sammlung der Marquise von Hastings vervollständigt und die botanische Section mit kostbaren Herbarien und zahlreichen Pflanzenarten aus Brasilien, Ceylon, Java, Nord-Amerika, Neu-Holland, Neu-Seeland und den Inseln des Stillen Meeres bereichert.

Der Bericht, von dem wir einen kurzen Auszug gegeben, ist von Herrn Antonio Panizzi unterzeichnet, der schon so lange als „Custos der gedruckten Bücher" am British Museum thätig war und der jetzt, an der Stelle des bisherigen Ober-Bibliothekars, Sir Henry Ellis, die oberste Leitung dieser Anstalt erhalten hat.

Mannigfaltiges.

— Ein deutscher Roman auf französischem Boden. Unter dem Titel „Von Turgot bis Babeuf" hat Herr George Heseliel kürzlich ein dreibändiges Werk erscheinen lassen. Er nennt es einen sozialen Roman; es sind aber nur sehr lose an einander gereihte Schilderungen aus der ersten französischen Revolution. Der Verfasser hat sich viel mit Uebersetzungen und Bearbeitungen französischer Original-Werke aus jener Zeit beschäftigt und ersichtlich dieselben sich zu Nutze gemacht; sein Buch macht durchaus den Eindruck einer geschickten Compilation. Für eine gewisse Klasse von Lesern hat er es anziehend zu machen gesucht durch eine etwas handgreifliche Schmeichelei ihrer Tendenzen. Er stellt den Minister Turgot, weil er durchgreifende Reformen in das französische Staatsleben brachte, so ziemlich als den Anstifter der ganzen Revolution dar; die Gährung ist aber in Frankreich und der Verrottung zuerst entstanden. Als Turgot Minister wurde, befand sich die Regierung bereits in größter Rathlosigkeit, und die Finanzen waren in äußerster Verwirrung. Es war natürlich und verzeihlich, daß Turgot, wie ein Arzt bei einem verzweifelten Krankheitsfall, neue Mittel anzuwenden suchte. Daß gerade dadurch eine Verschlimmerung entstanden sei, dürfte schwer zu beweisen sein; vielleicht eher dadurch, daß seine Mittel unrichtig oder nur halb angewendet wurden. Herr Heseliel hat bereits eine Fortsetzung seines sozialen Romans begonnen: „Von St. Cloud bis Lazienki", ein Titel, der über das erst genannte Werk das häufig vorkommende komische Mißverständniß bestärken wird, daß Turgot und Babeuf ebenfalls auf der Landkarte zu suchen seien. Wir haben mehr als einmal die Frage gehört: „Wo liegt denn Turgot?" In seinem neuesten Romane tritt Herr Heseliel etwas selbständiger auf, aber die Zusammenhangslosigkeit ist, so möglich, noch auffallender; auch finden wir es nicht schmeichelhaft für die Klasse von Lesern, für die er vorzugsweise zu schreiben beabsichtigt, daß er numerdings mit so großer Anstührlichkeit üppige Mahlzeiten und schamlose Verhältnisse (wie die der Courtisane Cephise) schildert. Das ist doch wahrlich keine passende Lektüre für die Frauen und Töchter des deutschen Adels! — v. —

— Der Materialismus lenkt ein. Daß der Materialismus, wie er seit Moleschott's und Karl Vogt's Proclamationen von vielen Seiten geperdigt worden, in sich zu gehen und sich seines innersten Widerspruches bewußt zu werden anfängt, dafür liegen uns Kennzeichen mancher Art vor — unter Anderem in Karl Heinzen's amerikanischem „Pionier", der, nachdem wir ihm vor einiger Zeit in diesen Blättern unsere Meinung über den Widerspruch seiner Behauptungen rund heraus gesagt, und in einer neuen Nummer (12, vom 23. März d. J.) aus New-York zugesandt wird, und zwar augenscheinlich als Beweis einer neu gewonnenen, besseren Einsicht. Die Nummer beginnt nämlich mit dem Abdrucke einer Abhandlung, welche Prof. C. G. Carus im Jahre 1849 zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Goethe's „über die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme für höhere geistige Entwickelung" veröffentlichte, von welcher Abhandlung Herr Heinzen sagt, daß er darin so viele interessante Data der Völker- und Menschenkunde zusammengedrängt gefunden, wie noch in keiner anderen Schrift von gleichem Umfange. Wir können dies als ein indirektes Bekenntniß des „Pionier" ansehen, daß er ersilich von der unwahren Theorie einer gleichen Befähigung und mithin einer gleichen politischen Berechtigung aller Völker und Menschen des Erdbodens zurückgekommen, und daß er zweitens eine geistige und nicht blos dynamische Entwickelung des Menschengeschlechts annimmt, also auch zugiebt, daß das Leben nicht lediglich materielle, sondern auch ideale Zwecke habe. Nichts Schlagenderes kann es wohl gegen die Theorieen des Kommunismus und des Materialismus geben, als etwa das von Heinzen adoptirte Axiom von Carus: „Nicht aus dem Sichgleichsein, sondern aus dem Ungleichsein geht das geheime Band hervor, welches die Menschen zum großen Ganzen verbindet, und nicht eine Ungerechtigkeit der Anordnung liegt in dieser Ungleichheit, sondern man möchte sagen, eine tiefe Liebe und höchste Gerechtigkeit, weil eben nur so die Vollendung des Allgemeinen erreicht werden konnte. Es versteht sich übrigens von selbst, daß eine solche Liebe sich offenbaren mußte in Allem, nicht allein in der äußeren Gestalt und dem inneren Bau des Menschen, sondern auch in dem inneren Sinn und in der mehreren oder minderen Befähigung der Einzelnen zu jeder höchsten geistigen Entwickelung." — Durch Verbreitung solcher und ähnlicher Wahrheiten kann sich Herr Heinzen allerdings ein großes Verdienst um seine Landsleute in Nord-Amerika erwerben. Ja, wenn der „Pionier" so fortfährt, dann erleben wir es noch, daß seine Leser nicht blos Idealisten, sondern auch Romantiker werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 55. Berlin, Dienstag den 6. Mai 1856.

Frankreich.

Die antwortenden Tische und die Klopfgeister.

I.

Nicht blos in unserem physischen Leben giebt es Perioden, wo ein räthselhaftes Miasma unversehens sich entwickelt und, da länger, dort kürzer, seinen zerstörenden Einfluß übt; — auch in unserem geistigen Leben tauchen mitunter zunächst unerklärbare Erscheinungen plötzlich auf, greifen fabelhafte Ansichten Platz, die unter der Hand entstanden und nur von ephemerer Dauer sind. — So strich miasmatisch die Hypothese vom Tischrücken, von Klopfgeistern, von inspirirten Hausgeräthen über die civilisirte Welt hinweg. Miasmatisches hatte auch das Fieber an sich, welches vor nun acht Jahren das politische Leben Europa's durchschüttelte. Diesem Fieber freilich gaben, beiläufig gesagt, ungefunde Stoffe eine längere Dauer. Der menschenmörderische Krieg der letzten beiden Jahre war obenso gut aus diesem heißgenossenthen fieberhaften Zustande hervorgegangen, wie an anderer Stelle der Galvanismus, der zur Wiederbelebung abgestorbener Einrichtungen operirt und herzerreissende Zuckungen vor aller Welt zur Schau legt.

Diese Betrachtungen drängten sich dem Schreiber dieser Zeilen auf, als er daran ging, für diese Blätter, nach Anleitung eines vortrefflichen Aufsatzes in der Revue des deux Mondes, einen Gegenstand nach einmal zu besprechen, der, oberflächlich beurtheilt, längst abgethan, beinahe verschollen zu sein scheint. Aber von Zeit zu Zeit einen Rückblick zu werfen auf überwundene Phasen unseres physischen, psychischen und politischen Lebens, übt einen unberechenbaren Nutzen aus. Schreiber dieses hat stets die Ansicht vertheidigt, daß wir zu wenig retrospektiv seien, daß, wenn wir dies mehr wären, wenn man sich häufiger an das erinnerte, was und wie es gewesen, wenn man sich die Erlebnisse vergangener Tage und Zeiten weniger dem Gedächtnisse entrücken ließe, die häufig so trübselige Gegenwart erträglicher sein und eine bessere Zukunft und vorbereitet finden würde. Nur zu oft scheitern edler Sinn und edles Wirken an dem Stumpfsinn ihrer unvorbereiteten Zeitgenossen, ihrer unempfänglichen nächsten Umgebung.

Der Verfasser des oben erwähnten Aufsatzes, Herr Littré, liefert einen lichtvollen Ueberblick auf alle jene Geisterrichtungen, die seit undenklichen Zeiten einen Verkehr mit übermenschlichen Wesen zum Gegenstand hatten, bis herab auf unsere Tage. Er beginnt mit den von Nero zur Zeit, als er den Gipfel menschlicher Gewalt erreicht hatte, mit Zauberern und Hexenkünstlern aller Art angestellten Versuchen, die Geister der Verstorbenen zu citiren, um von ihnen Auskunft über zukünftige Zustände zu erlangen. Der Grammatiker Apion, den Plinius in seiner Jugend gekannt hatte, ließ sich den Schatten Homer's heraufbeschwören, um diesen selbst — bei dem Mangel eines Einwohner-Melde-Amts, wie das musterhafte Berlinische — wegen seiner eigentlichen früheren irdischen Heimat zu inquiriren. Eine Maßregel, die, wie wir wissen, zu keinem Erfolge geführt hat, denn die Orts-Angehörigkeit Homer's laborirt noch heute an politischen Bedenken.

In jenen Zeiten blühte das Wesen der Zauberei und des Beschwörens. Ein emsiger Forscher hat in einem von ihm kürzlich zu Tage geförderten, alten, bisher unbekannten Werke auch das Tischrücken erwähnt gefunden. Es kann dies aber damals, bei dem allgemein verbreiteten Glauben an übernatürlichen Einfluß, den Eindruck nicht gemacht haben, den dieses vermeintliche Wunder in unserer Zeit übte; in jener alten Zeit war die öffentliche Meinung von dem Glauben an derlei Dingen durchtränkt. Was sollten rückende Tische auf diejenigen vermögen, welche die Todten aus ihrem Schlafe zu rütteln vermochten!

Mit dem Uebergange in das Mittelalter trat der Zauberei und dem Hexenwesen ein ungünstigeres Schicksal entgegen, welches gegen Ende dieser Epoche immer trauriger wurde. Bei den Alten erlitten Zauberer, als solche, keinerlei Verfolgung. Eine einzige Ausnahme mag auch vor Schluß der ersten Epoche mit den Druiden geschehen sein, welche Kaiser Tiberius bei den Galliern ausrotten ließ. Der römische Autor, der dies erzählt, bezeichnet die Druiden als einen Mischmasch von Zauberern und Quacksalbern, die man deshalb fortwies, weil sie die abscheulichsten Gebräuche hatten und wirkliche Kannibalen gewesen sein sollen. Indessen war man keineswegs mit Feuer und Schwert hinterher, wie im späteren Mittelalter bei der Ausrottung der Hexenbrut. Man bediente sich vielmehr damals, wie wir erfahren, eines modernen Mittels, der Ausweisung. Die Druiden nahmen ihre Zuflucht nach Britannien. Ein anderes Verfahren ließen auch die Begriffe gar nicht zu, welche man sich im Alterthum vom Weltall und dem daselbe beherrschenden Regiment bildete. — Wenn es bei den Alten unterirdische Götter gab, die das Tageslicht nicht kannten, die in ihren finsteren Reichen die Seelen der Abgeschiedenen bargen und zugleich über alle Dinge walteten, die in Tiefen und Abgründen verborgen sind, so war dies vernünftigerweise eine ganz legale Regierungs-Abtheilung der Verwaltung dieser Erde. Man bebte, wenn man sich der verweinlichten Gottheit nahe fühlte, oder wie furchtbar ihr Aufenthalt und ihr Amt erschien, so ging der Gedanke an Verbrechen-Verführung, Empörung gegen die ewige Ordnung darin keineswegs auf. Daher denn auch diejenigen, die mit diesen Gottheiten näheren Umgang versuchten oder vorschützten, in ihrem öffentlichen Ansehen keinen Makel trugen. Man wandte sich an diese unterirdischen Gottheiten ziemlich ebenso oft, wie an diejenigen, welche die Regierungs-Abtheilung der Verwaltung dieser Erde. Man bebte, wenn man sich der Dichtkunst verwalteten, was seine natürliche Erklärung darin findet, daß von je her im Menschen ein lebhaftes Verlangen vorwaltet, die Heimgegangenen wiederzusehen und sie wo möglich sprechen zu können.

Der Fortschritt unserer Erkenntnisse stellt sich hierbei recht schlagend heraus. Vormals waren es, wie wir sehen, die Tiefen der Erde, wohin die Gedanken der Menschen in ihrer heiligen Sehnsucht nach abgeschiedenen Theuren sich wandten. In den Tiefen der Erde befanden sich, nach ihrer Phantasie, die weitesten, von Gottheiten beherrschten und von Schatten bevölkerten Gefilde; ein bleicher Wiederschein dieser wirklichen Welt, welchen, wie Homer sagt, „der auch dem Tode kühn entgegentretende Krieger nicht wieder verlassen konnte, ohne Jugendkraft und Tapferkeit dort zurückgelassen zu haben.“ Heute ist es der weite Raum des unermeßlichen Weltalls, wohin die nach dem Umgang mit Geistern lüsterne Einbildungskraft sich verliert. Die nach den Alten so furchtbare Fahrt in die Tiefen unserer Erdkugel hat jetzt keinen Reiz mehr für Geisterseher, desto mehr aber für den Geologen, der, von Erfahrung zu Erfahrung vorwärtsschreitend, rastlos bemüht ist, die in den Abgründen und Tiefen der Erde verborgenen Dinge an das Licht zu schaffen.

Die der Zauberei von der herrschenden Macht erwiesene Duldung und der zwischen beiden so lange bestandene Frieden hörte mit dem Zeitpunkte auf, wo die Deutung des Wortes „Dämon“ eine andere wurde. Nach der heidnischen, vorchristlichen Religions-Anschauung waren die Dämonen Genien, Gottheiten, welche ihren Boden außerund oberhalb der menschlichen, irdischen Existenz fanden und, ihrem Wesen nach, nicht direkt benutzen waren, einen traurigen Einfluß auf den Menschen zu üben. Als aber aus den Dämonen aufsässige, gefallene Engel, Feinde Gottes, Schöpfer alles Bösen, Verführer der Menschen, Anstifter schwarzer Verbrechen, Zerstörer alles Guten wurden, da allerdings mußte man sich um jene kümmern, die dafür gehalten worden oder gar sich selbst dafür ausgaben, mit einer so Besorgniß erregenden, schlechten Gesellschaft Umgang pflegen zu können. Erwägt man dabei, daß man sich diese in den Behausungen äußenden Teufel in einer ebenso lächerlichen als abschreckenden, ihre und ihrer Anhänger moralische Verderbniß kennzeichnenden Gestalt dachte; erwägt man ferner, daß man ihnen eine allerdings nie recht deutlich gewordene und auch damals mit Begriffen von göttlicher und menschlicher Ordnung schwer zu vereinbarende Gewalt über die Elemente beimaß; erwägt man endlich, daß viele der sogenannten Zauberer und Hexenkünstler, gewöhnlich krankhafte und verblendete Personen, selbst sich bestimmen, dem Spuckgeist-Bath beizuwohnt, die schauderhaften Gräuel

mit begangen zu haben, so konnte es bei der Gerechtigkeitspflege der damaligen Zeit weder Rettung, noch Barmherzigkeit für die Zauberer geben. Mußte nicht solche verbrecherische Verbindung zwischen Erde und Hölle gebrochen und aus der menschlichen Gesellschaft diejenigen entfernt werden, welche keinen anderen Umgang als verderbte und unreine Geister hatten! Lagen nicht eigene Geständnisse dieser wahnsinnigen Leute vor über alle die unnennbaren Praktiken und barbarischen Prozeduren, denen sie sich beigesellt hatten! Man darf es sich nicht verhehlen, die irdische Gerechtigkeitspflege befand sich hier an einem jener Abhänge, welchen sie unwiderstehlich hinabrollen mußte, wenn sie sich blos auf dasjenige verließ, was ihr als wahr erschien und sie für gesichert ansah. Da mußten sich freilich von allen Seiten Scheiterhaufen entzünden, deren düsterer Schein bis an das Ende des Mittelalters sich hinzieht.

Darum aber, daß im Alterthume die herrschende Gewalt ruhig zusah, während sie im Mittelalter grausam wehrte, verdient jenes keineswegs einen Vorzug. Alles gegen einander reiflich abgewogen, bleibt das Mittelalter immer nur das Kind seiner Vorzeit; seine Erscheinungen sind das Resultat vorausgegangener Zeiten, wie denn auch das Mittelalter hinwiederum die Mutter der folgenden Zeit, also unserer Tage, geworden ist. Die Geschichte besteht aus einer langen, sich abrollenden Kette von in einander greifenden Veränderungen, die unzweifelhaft ein höheres Wesen überwacht, und vermittelst deren das menschliche Geschlecht, hier bewußt, dort unbewußt, seiner Veredelung entgegenschreitet. Und inmitten dieser naturgemäßen, aus so vielen unter einander verbundenen Ursachen sich herleitenden, großartigen Bewegung fehlt es auch nicht an immer wiederkehrenden Störungen, welche den Fortschritt aufhalten, durchkreuzen, auch zeitweilig ablenken. Erkennen wir dies, so bleiben wir vor dem Fatalismus auf der einen Seite und vor dem Optimismus auf der anderen bewahrt. Es beweist dies das Zauberwesen und seine Geschichte. Unter dem Heidenthume unangefochten, kann unter dem Christenthume auch grausame verfolgt, nach Maßgabe, wie die Gottheiten des ersteren sich zu Wesen umgestalten mußten, die dem Schmerze und der Verderbniß geweiht waren, hat die Zauber- und Hexenkunst seit dem Entstehen der menschlichen Gesellschaft ihre eigene Rolle in der Entwicklung derselben gespielt; dieser Rolle entsprechend ward sie beurtheilt.

Es ist überflüssig, auf die Mysterien einzugehen, in welche sich zu verhüllen es diesen Künsten anfangs gelang, auf die Gaukeleien, mit welchen sie sich verbanden, auf die Verbrechen, deren Deckmantel sie waren; — für den vorliegenden Zweck ist das hinreichend, zu wissen, daß sie einerseits ihre Basis in dem Glauben an eine die Natur beherrschende Gewalt, die durch übersinnliche Wesen oder durch Elementarkräfte ihre Verbindung unterhielt, hatte — andererseits in einer Zusammlung wahnwitziger Auffassungen und Geistesstörungen, die Zauberer und Bezauberten — besser gesagt, die Leidenden — in einen Zustand der Ueberspannung, hier also in Verbindung mit bösen Geistern, Teufeln ꝛc. versetzten. Gewissermaßen stellt sich hiernach auf der einen Seite die nach dem Urwesen aller Dinge grübelnde menschliche Vernunft dar, die von je her in vertrauter Berührung mit dem wahren Wissen stand — auf der anderen Seite dagegen ein medizinischer und moral-philosophischer Gegensatz, wenn man nämlich blos die geistigen Verirrungen des Individuums und die Störungen in seinem Verstande ins Auge faßt. (Fortsetzung folgt.)

Die französische Vieh-Verpachtungs-Gesellschaft.

Die in Frankreich seit undenklichen Zeiten gebräuchliche Viehpacht, Cheptel genannt,*) hat, seitdem in Paris eine Gesellschaft zu dem Zweck zusammengetreten ist, dieselbe über ganz Frankreich zu verbreiten, die Aufmerksamkeit der National-Oekonomen in hohem Maße in Anspruch genommen. Der Redacteur der Gazette de France hat diesem Gegenstande einen ausführlichen Artikel gewidmet und auf eine sehr überzeugende Weise die Vortheile dargelegt, welche der Cheptel, im Großen und allgemein eingeführt, der Landwirthschaft und überhaupt dem National-Reichthum zu bringen verspricht. Einige diesem Artikel entnommene Mittheilungen werden unseren Lesern nicht unwillkommen sein.

Der Cheptel ist ein Pacht-Kontrakt, durch welchen der eine der Kontrahenten dem anderen unter gewissen Bedingungen Vieh zur Hütung, zur Fütterung und zur Verpflegung übergiebt. Diese durch den Code civil geregelte Viehpacht ist eine Hülfe, die dem Landbau von dem Kapital gebracht wird. Die Wahrheit der sprüchwörtlich gewordenen Behauptung: „Ohne Vieh kein Dünger; ohne Dünger kein Getraide" ist nicht zu verkennen. Der Cheptel ist geeignet, einem Volke seine zwei Hauptnahrungsmittel: das Brod und das Fleisch, sicher zu stellen.

Der Verpächter nimmt für sich einen Theil des Mehrwerths, des Zuwachses und der Wolle in Anspruch, gewöhnlich die Hälfte, bisweilen auch nur den dritten Theil. Der Pächter hat für sich den Dünger, die Arbeit des Viehs und die Milch. Mit dem Dünger verdoppeln Feld und Garten ihren Ertrag; mit der Milch bewahrt sich die Familie des Pächters die zur Arbeit nöthige Gesundheit.

Der in Vieh gegebene Kredit hat aber auch einen moralischen und nationalen Nutzen, dessen Wichtigkeit die Klasse der Grundbesitzer früher sehr gut begriff: der Pachtvertrag mit halbem Antheil an der Production macht das Interesse des Verpächters und das des Pächters zu einem und demselben; der Gutsherr und der Bauer, oder (bei der Anwendung, die gegenwärtig von der Viehpacht gemacht wird) die Actiengesellschaft und die Ackerbauer, welche von derselben Vieh in Pacht haben, sind durch ein gemeinsames Interesse mit einander verbunden.

Es ist einleuchtend: der Cheptel entspricht nicht blos den Anforderungen der Ackerbau-Oekonomie, indem er das allgemeine Wohl fördert, sondern auch den Wünschen der christlichen Liebe, indem er unmittelbar den Wohlstand in das Haus des armen Landmanns bringt; er kömmt nicht blos dem Ackerbau zu Hülfe, sondern er fördert auch das Wohl des Ackerbauers.

Während die übrigen nationalökonomischen Einrichtungen das Privatwohl nur indirekt, durch die Förderung des allgemeinen Wohls, fördern, fördert der Cheptel zunächst das Privatwohl und dadurch dann auch das allgemeine Wohl.

Ein Gesetz in der Wissenschaft des Landbaues ist, daß der Viehstand in einem konstanten Verhältniß zu der Ausdehnung des Landguts gehalten werden muß. Wie ist dieses konstante Verhältniß zwischen dem Viehbestand und der Ausdehnung des Landguts sicher zu stellen? So lange, als durch die Gesetzgebung über die Erbfolge das große Grundeigenthum geschützt war, konnten die Grundbesitzer, da sie bedeutende Revenüen hatten, einen Theil dieser Revenüen kapitalisiren; sie waren nicht blos im Stande, den zum gehörigen Betriebe ihrer Wirthschaft nöthigen Viehstand anzuschaffen und zu unterhalten, sondern sie konnten auch noch den kleinen Landbesitzern Vieh in Pacht geben. Seitdem in Folge des Gesetzes über die Erbschaft der große Grundbesitz mehr und mehr getheilt worden ist, sind die meisten Gutsbesitzer kaum mehr im Stande, so viel Vieh anzuschaffen, wie nöthig ist zur gedeihlichen Bebauung ihres Landes; viel weniger können sie ihren Nachbarn Vieh in Pacht geben.

Die Privat-Verträge über Viehpacht sind also immer seltener geworden, obwohl das Bedürfniß danach immer mehr zugenommen hat. Man thut aber Unrecht, wenn man deshalb den großen Grundbesitz wieder gesetzlich sicher gestellt wissen will. Wenn es bewiesen wäre, daß das durch die Statistik seit mehreren Jahren konstatirte unzureichende Ergebniß der Aernten davon herkäme, daß die kleinen Grundbesitzer außer Stande sind, aus ihren Einnahmen Kapitalien zu ziehen, mit denen sie ihre Ländereien verbessern können, so müßte diesem Uebelstande durch Mittel, die der modernen Gesellschaft angemessen sind, abgeholfen werden.

Es war also sehr an der Zeit, daß man den Gedanken faßte, die Viehpacht wieder in Aufnahme zu bringen, daß eine industrielle Gesellschaft, in dem Hauptsitz der Wissenschaften und der Geschäfte, einen Aufruf an alle Inhaber müßiger Kapitalien erließ, denselben in der allgemeinen Verwirklichung der Idee des Cheptels eine Quelle des Gewinns für die Kapitalisten und des Heils für den Ackerbau zeigend.

Nicht blos insofern, als die Anschaffung des nöthigen Viehstandes dadurch unmöglich wird, schadet der Mangel an Kapitalien bei den Landbesitzern dem Ackerbau, sondern auch insofern, als die Landbesitzer außer Stande sind, die neu erfundenen Maschinen anzuschaffen und durch Ueberrieselungen und durch Drainagen das Land zu verbessern. Auch in dieser Beziehung heischt der Ackerbau Unterstützungen seitens der Spekulation und der Staatsmacht. Kredit-Institute zu Gunsten der Landbesitzer sind ein unabweisbares Bedürfniß. Die Schwierigkeiten aber, welche der Gründung solcher Institute entgegenstreten, sind nicht gering: so hohe Zinsen, wie die Industrie, kann der Ackerbau den Kapitalisten nicht geben, und welche Garantieen kann der Landmann dem Kapitalisten für die Zinsen und für die Rückzahlung des Kapitals bieten? — Um dieser Schwierigkeiten willen, lassen viele National-Oekonomen nur die Anleihen in natura zu. Aber wie soll die Erhaltung des gelichenen Materials sicher gestellt werden? — Man ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß der dem Landmanne zu gewährende Kredit weder in Drainage und Ueberrieselung, noch in landwirthschaftlichen Maschinen, sondern einzig und allein in Viehverpachtung bestehen kann.

Um den Gewinn, auf welchen eine Vieh-Verpachtungs-Gesellschaft rechnen kann, in seiner ganzen Größe ermessen zu können, muß man die ungeheure Summe, die in dem National-Haushalt von Frankreich für den Verkauf von Vieh gelöst wird, in Betracht ziehen.

*) Im Dictionnaire der französischen Akademie findet sich folgende Erklärung des alt-französischen Wortes „cheptel" (von cept): „Un bail de bestiaux à partage de produits entre le bailleur et le preneur."

Ein dem Corps législatif 1830 erstatteter Bericht über die aus dem Thierreich gezogenen Reichthümer Frankreichs enthält die folgenden Angaben:

Betrag für verkaufte Wolle jährlich	129	Millionen	Francs,
" " " Schöpse jährlich	50	"	"
" " " Ochsen und Kühe jährl. .	161	"	"
" " " Schweine jährlich	274	"	"
" " " Butter und Käse jährl. .	150	"	"

Es würde hiernach eine Summe von 764 Millionen sich auf die Besitzer und Züchter von Vieh vertheilen. Eine Vieh-Verpachtungs-Gesellschaft kann den Theil von dieser Summe, der auf sie fällt, mit jedem Jahre in dem Maße vermehren, als sie ihre Kapitalien und ihre Organisation erweitert. Es eröffnet sich hier eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern für die Actionaire und für die Pächter.

Die Centralisation der Vieh-Verpachtung bietet für das National-Wohl noch einen anderen Gewinn dar. Eine Gesellschaft, welche den Zweck hat, dem Ackerbau den nöthigen Viehstand zu sichern, und welche durch Agronomen von der höchsten wissenschaftlichen Bildung verwaltet wird, ist durch ihre Stellung im Centrum des Landes, durch ihre Beziehungen zum Auslande und durch die Macht ihrer Kapitalien dazu berufen, dem Lande Dienste zu leisten, welche vereinzelte Spekulanten, die das Geschäft der Vieh-Verpachtung ausbeuten wollten, nicht zu leisten vermöchten. Sie kann sich damit beschäftigen, die einheimischen Thiergattungen durch Kreuzungen zu veredeln. Frankreich wird durch sie der Fortschritte der agrikolen Zoologie theilhaftig werden.

Die Resultate, welche die in Paris unter dem Namen „Cheptel" zusammengetretene Gesellschaft bis jetzt erreicht hat, bestätigen, was wir im Allgemeinen über die Vieh-Verpachtung gesagt haben.

In dem Bericht, welcher der General-Versammlung der Actionaire von der Verwaltung erstattet worden ist, heißt es:

„Unsere fortdauernde Lebensfähigkeit hat viele Versuche hervorgerufen, die ebenso viele Beweise der Unterthänigkeit unserer Unternehmung sind. Algerien verlangt eine Kommandite unserer Gesellschaft. In Spanien, wo wir bedeutende Actionaire und lebhafte Sympathieen gefunden haben, sind uns günstige Anerbietungen, Viehsendungen im Betrage von einer Million Realen betreffend, gemacht worden. Italien hat angefangen, unserem Beispiele zu folgen. In Belgien hat sich auch schon eine Vieh-Verpachtungs-Gesellschaft gebildet. In Deutschland ist ein auf unsere Erfahrungen gegründeter Plan von angesehenen Finanzmännern dem Kaiser Franz Joseph vorgelegt worden.

„Die Actien erster, zweiter und dritter Emission, jedes Mal im Betrage von einer Million, sind untergebracht; die Nachfragen nach Vieh sind so zahlreich und übersteigen so sehr unsere Kapitalien, daß wir jetzt, wo nach der Organisation der dreißig Departemental-Directionen in jedem Departement für eine Million Vieh untergebracht werden kann, die folgenden Anträge haben machen müssen:

1) Das Gesellschafts-Kapital auf dreißig Millionen zu vermehren;
2) Die Dauer der Gesellschaft auf dreißig Jahre auszudehnen.

„Diesen Anträgen hat die Gesellschaft ihre Zustimmung ertheilt. Die Actionaire haben für das Jahr 1855 eine Dividende von sechstehalb Prozent, also, mit Einschluß der fünf Prozent Zinsen, einen Gewinn von eilftehalb Prozent."

Moldau und Walachei.

Die Eroberung und Colonisation Daciens durch die Römer.

(Schluß.)

Die Geschichte der Expeditionen und der Kolonieen Trajan's in Dacien kann auch heutzutage noch in ihren Grundzügen zusammengestellt werden, obwohl aus dem Alterthum nur vereinzelte Nachrichten über dieselbe bei einigen Schriftstellern sich vorfinden. Vergleicht man diese Nachrichten mit den Denkmünzen, diese mit den Basreliefs auf der Trajanssäule, und zieht man außerdem die Forschungen der Geographen zu Rathe, so ergiebt sich etwa Folgendes:

Die Dacier hatten mehrere Male die römischen Legionen unter Domitian besiegt; sie hatten dem römischen Reiche sogar einen Tribut auferlegt; derselbe bestand darin, daß ihnen eine gewisse Anzahl von Handwerkern und Künstlern, von denen sie die Künste des Friedens und des Krieges lernen wollten, geschickt werden sollte. Die alten Geschichtschreiber bemühen sich, die Schmach, welche für die Römer hierin lag, zu bemänteln; sie sagen, daß in diesen Kriegen der Imperator und nicht das Volk überwunden worden sei. Trajan nahm es auf sich, beide zu rächen. Er unternahm einen Feldzug gegen sie; derselbe dauerte drei Jahre. Zur Zeit seiner Rückkehr war Trajan, den vorhandenen Denkmünzen zufolge, vier Jahre Imperator, zum vierten Mal Konsul und zum fünften Mal Volkstribun. Man weiß, daß die erste, die fünfte, die dreiundzwölfte und die siebente Legion ins Feld geführt worden sind. Diese Legionen bildeten mit den zehn Prätorianer-Kohorten und den Hülfstruppen, die aus Batavern und Germanen bestanden, eine Armee von wenigstens sechzigtausend Mann.

Im Frühling des Jahres 101 ging Trajan mit dieser Armee auf zwei Schiffbrücken, die an zwei Stellen, wo das Bett des Flusses am schmalsten ist, bei Gradiska und bei Possiena (wo das Banat und Siebenbürgen an einander gränzen), gelegt waren, über die Donau. An beiden Ufern wurden die Brückenköpfe stark befestigt. Die Spuren dieser Befestigungswerke sind noch jetzt zu sehen. Eine durch Zufall auf uns gekommene Zeile aus seinen Kommentaren giebt die Richtung an, die er einschlug. „Wir marschirten", sagt er, „von Versobie nach Aizi." Er ging also in nördlicher Richtung auf den Temesfluß zu; der andere Theil seiner Armee ging die Cserna entlang, einen Nebenfluß der Donau. Die beiden Heeres-Abtheilungen vereinigten sich da, wo der Temes und die Bistra sich verbinden. Von hier rückte das Heer östlich gegen die Gebirgsmassen Siebenbürgens vor. Man mußte durch dichte, noch nie betretene Wälder, in denen man nur auf Auerochsen, Bären und wilde Schweine stieß, sich erst Wege schaffen. Auf Widerstand stieß man erst, als man die Gegend, wo der Spul, der Strey und die Bistra entspringen, erreicht hatte. Ueber die Bistra legte der römische Feldherr von einem Feldblock zum anderen eine Brücke (pons Augusti genannt). Er gewann an diesem Fluß und an dem Maros drei große Schlachten. Die Schlachtfelder sind drei Bewohnern noch jetzt bekannt (unter dem Namen prat Trajanoului). Nach Die Cassius war die Situation der von ihren Bagage-Wagen getrennten römischen Armee eine Weile so bedrängt, daß der Feldherr seine Kleider zerriß, um die Verwundeten damit zu verbinden. Man erreichte endlich die Hochebene der Karpathen. Die auf einem Feld des Vulkanberges (nahe bei dem Ursprung des Spul und dem Dorfe Barbeli) gelegene Festung der Dacier, Sarmizegethusa, in welche der König Decebalus sich geflüchtet hatte, wurde belagert. Keinen Ausweg mehr sehend, schickte der König Gesandte mit auf den Rücken gebundenen Händen und ließ um Frieden bitten. Der Friede wurde ihm unter folgenden Bedingungen bewilligt. Die Dacier sollten Waffen, Kriegsmaschinen und Ueberläufer ausliefern, ihre Befestigungswerke zerstören und alle von den Römern besetzten Orte verlassen und die Verbündeten der Römer sein. Trajan ließ in Sarmizegethusa eine Besatzung, nahm im Banat eine Position ein, sicherte sich den Zugang nach Siebenbürgen und kehrte dann nach Rom zurück. Es geschah dies gegen Ende des Jahres 103. Seine Soldaten hatten ihm den Beinamen des Dacischen gegeben und ihn zum vierten Mal als Imperator proklamirt. Er hielt in Rom einen Triumphzug und gab dem Volke großartige Feste.

Noch vor Ablauf eines Jahres rüsteten sich die Dacier zu einer allgemeinen Waffen-Erhebung. Trajan kam ihnen zuvor; er begann gegen Ende des Jahres 104 seinen zweiten Feldzug gegen sie; dieser dauerte zwei Jahre. Trajan hatte beschlossen, das rebellische Volk vom Erdboden zu vertilgen. Es wurde eine kolossale Steinbrücke über die Donau gebaut. Die zwanzig Pfeiler der Brücke sollen hundertfünfzig Fuß hoch, sechzig Fuß breit und hundertfünfzig Fuß von einander entfernt gewesen sein. Siebzehn Jahre später wurde diese Brücke von den Römern selbst wieder zerstört. Sie war nicht weit von Orsowa, zwischen den Dörfern Severin und Felistan, d. h. in der Ebene der Walachei, erbaut. Trajan wollte die Dacier von Osten her angreifen, während der andere Theil seiner Heeres den in den früheren Feldzügen eingeschlagenen Weg nehmen sollte. Nachdem Trajan die Nieder-Walachei durchzogen, dringt er durch das Thal der Aluta in die Karpathen und besetzt die Pässe des Lukan und des Turris-Rubra, welche zur Ebene führen. Ein unglücklicher Zufall scheint Alles vereiteln zu wollen: Longinus, ein Feldherr Trajan's, von Decebalus zu einer Unterredung eingeladen, geht in die Falle; er wird Gefangener. Die Dacier versprechen sich viel von diesem Fange. Longinus aber, um seinem Ober-Feldherrn keine Verlegenheit zu bereiten, vergiftet sich. Trajan rückt nun auf die Verschanzungen los, hinter welche die Dacier sich in ein Thal zurückgezogen hatten. Die Verschanzungen werden erstürmt. In ihrer letzten Zufluchtsstätte, zwischen Siebenbürgen und der Walachei, angegriffen, sind die Dacier verloren. Nur wenige entkommen über den Pruth. Die meisten stecken ihre Dörfer und Hütten selbst in Brand, um den Römern nicht in die Hände zu fallen. Die Anführer tödten sich durch Gift. Die Römer finden überall unter den Schutthaufen ihre Leichen. Decebalus erdolcht sich. Sein Haupt wurde nach Rom geschickt, um dem Volke ein Schauspiel zu geben. Es war das Haupt einer ganzen Nation, da seitdem der Name der Dacier aus der Geschichte verschwand.

Die Dacier waren vernichtet; sie mußten ersetzt und verbindert werden, wieder zu erstehen. Dies geschah durch lateinische Kolonieen. Es ist gewiß, daß vier solche Kolonieen durch Trajan, eine fünfte durch den Kaiser Severus gegründet worden sind.

Dacien erschien, nach Jornandes, den Barbaren von unzugänglichen Gebirgen „wie von einer Krone" umgeben. Diese Krone ist eine von der Donau halbkreisförmig bis zu den Quellen des Sereth

und des Pruth sich hinziehende Gebirgskette, deren Kämme sich von Norden nach Süden abdachen. Der Pion (Tschachléon), welcher die Moldau von Siebenbürgen trennt, ist siebentausend Fuß hoch über dem Niveau des schwarzen Meeres; der Balkan, auf der Gränze der Walachei, ist sechstausend Fuß hoch. Längs dieser sie gegen Osten schützenden Gebirgsmauer ließen sich die lateinischen Ansiedler nieder. Die erste dieser Kolonieen war Zerna, an dem Flusse, der heute noch Czerna heißt, auf der südlichen Gränze Siebenbürgens gegen die Walachei; diese Kolonie vermittelte den Verkehr der neuen römischen Provinz mit dem Mutterlande. Das Wort czerne, welches sich im Rumänischen und im Slavischen erhalten hat, bedeutet schwarz. Es ist vielleicht das einzige Wort, welches man mit Gewißheit von der Sprache der Dacier kennt. Weiter nördlich wurde Ulpia Trajana, die Hauptstadt der neuen Provinz, auf den Trümmern von Sarmizegethusa gegründet. Ueberreste von Mauern, vom Amphitheater, von Aquädukten, von Tempeln zeigen noch jetzt seine Lage in der Nähe des Dorfes Barbyly an. Jenseits des Marosflusses auf der entgegengesetzten Hochebene lag Apulum, dessen Spuren ein ungarischer Magnat im achten Jahrhundert unter einem dichten Walde auffand. Apulum lag in der Nähe des heutigen Karlsburg. Nordöstlich in der Nähe der heutigen Burg Radnot lag Patavissa, die durch Severus gegründete Kolonie. In Bezug auf Napoca herrscht einige Ungewißheit; d'Anville will es in dem Dorfe, welches heute Dapoca heißt, wiedergefunden haben, in der Nähe von Klausenburg. Manert setzt es etwas mehr östlich in die Gegend von Maros-Basarhely, wegen der drei römischen Straßen, die in diesem Orte zusammenlaufen. Die letzte dieser Kolonieen, Porolissum, beherrschte die Engpäße, die nach der Moldau führen, und die Thäler der Bistritza und des Sereth. Außerhalb des Gebirgsgürtels waren zur Sicherstellung des nördlichsten Theils der Provinz Citadellen gebaut: Ulpianum, Dorticava, Rhucconium.

Diese auf der westlichen Hochebene der Karpathen gelegenen Kolonieen standen in Verbindung mit den Ebenen der Moldau und der Walachei. Zwischen ihnen lagen noch Stationen, Burgen, selbst Munizipalstädte, wie Tibisca, deren Rechte nicht viel geringer waren, als die der Kolonieen. Man fand hier Salinen, Goldminen, Mineralwasser, z. B. in Mehadia, welcher Ort fast unter demselben Namen noch existirt. Eine große römische Straße, von Zerna die Porolissum, etwa zwanzig Meilen lang, von der hier und da noch Spuren vorhanden sind, verband alle diese Punkte. Durch die Ebenen der Moldau und der Walachei zog sich eine andere Straße, an der auch Dörfer und Städte lagen, z. B. Caracal, Romula, Acidava, Castra Trajana. Herren des Gebirges, waren die Römer auch Herren über die Ebenen. Sie hatten dadurch, daß sie sich vorzugsweise längs der Gebirgskette festgesetzt hatten, den früheren Besitzern des Landes ihren Zufluchtsort genommen und denselben den neuen Besitzern gegeben. Auf diese Weise hatten sie die Nation der Dacier zerstückelt und die übrig gebliebenen Stücke derselben in die Unmöglichkeit versetzt, sich wieder zu vereinigen. Sie konnten sich in den Ebenen, auf den Plateaus nicht sammeln, da dieselben Besatzung hatten; sie konnten durch die Gebirgspäße nicht zurückkehren, weil dieselben verschlossen gehalten wurden. Die unter einander verbundenen Kolonieen, einen Kreis bildend, machten nach allen Seiten hin den überwundenen Feinden Front. Die Dacier konnten nun weder durch Vertheidigung, noch durch Angriff Etwas gegen die Römer ausrichten. Sie mußten alle Hoffnung aufgeben; und wie alle Völker, die keine Hoffnung mehr haben, verschwanden sie aus der Geschichte.

Wir können es nun auch begreifen, warum diese mit so großer Klugheit errichtete Kette von lateinischen Kolonieen zu keiner Zeit vollständig zerrissen worden ist, warum auch jetzt noch ihre von einander gerissenen Glieder Anstrengungen machen, sich wieder zu vereinigen. Das von Trajan angewandte Kolonisirungssystem hatte alle Eventualitäten vorgesehen. War von den Barbaren Nichts zu fürchten, keine Invasion zu besorgen, breiteten die Kolonieen sich in den Ebenen immer weiter aus; im Bereich der großen Militairstraßen erstreckten sie sich gegen den Pruth hin bis zum Munizipium Jassy (wenn man einer von d'Anville erwähnten Inschrift trauen darf), bis Suczawa an den Quellen der Bistritza, bis Prätoria Augusta am Sereth, bis Galacz an der Donau, bis Retin Dava oder Sniatin an den Gränzen der Bukowina und Galiziens. Man spricht sogar von einer Straße, welche durch Bessarabien bis Bender geführt haben soll. Wurden die Barbaren gefährlich, brachen sie herein, so zog man sich auf das Karpathengebirt zurück. Als Aurelian (274) das linke Ufer der Donau verließ, weigerten sich die Aermsten, die Kräftigsten, die am meisten an dem Boden Hangenden, ihm zu folgen. Sie zogen sich auf das durch die Gebirgskette geschützte Gebiet zurück und ließen die Barbaren vorbeiziehen. Diese verstanden es nicht so, wie die Römer; sie ließen zu, daß Alles, was von der daco-römischen Bevölkerung noch übrig war, in dem Gebirge eine Zufluchtsstätte suchte und fand. Alle Barbaren, die nach einander diese Gegenden überzogen, haben es nicht verwocht, diesen aus dem Alterthum übrig gebliebenen Volksstamm zu vernichten; Gothen, Avaren, Gepiden, Hunnen, Bulgaren, Tataren, Magyaren, Albanesen, Türken, Russen, Oesterreicher haben in der Sprache und in der Physiognomie dieses Volksstammes das römische Gepräge nicht vernichten können. Die Wellen der Donau haben in siebzehnhundert Jahren die Pfeiler der Trajans-Brücke noch nicht wegspülen können; bei niedrigem Wasser steht man immer noch ungeheure Trümmer derselben zwischen Felistan und Severin.

Mannigfaltiges.

— Eine englische Stimme über Omer-Pascha. Zu den vielen ungelösten Fragen, die der nun beendete Krieg hinterlassen hat, gehört auch die über die Stelle, welche Omer-Pascha unter den Feldherren unserer Zeit einnimmt. Die maßlose Bewunderung, deren sich der Serdar bei der großen Masse des Publikums erfreute, wurde schon längst von nüchterneren Beobachtern keineswegs getheilt, und die letzten Phasen des Krieges haben dazu beigetragen, ihn auch bei seinen eifrigsten Verehrern des Nimbus zu entkleiden, mit welchem sie ihn umgeben hatten. Bereits in einer früheren Nummer unseres Blattes haben wir aus französischer Quelle ein Urtheil gebracht, das für den türkischen Generalissimus nicht sehr günstig lautet, und der sehr unterrichtete Korrespondent der Daily News, der sowohl den Feldzug an der Donau, als den in der Krim und am Rion im Lager Omer-Pascha's mitgemacht, giebt jetzt am Schlusse des mingrelischen Feldzugs ein Resumé seiner Thätigkeit, in welchem ihm ein noch entschiedeneres Tadelvotum ertheilt wird. „So hat", schreibt der englische Berichterstatter, nach einer höchst pikanten Schilderung des Rückzugs von Chopi nach Redut-Kale, „der asiatische Feldzug des großen Omer geendet, der für einen so wichtigen Zweck und unter so triumphirenden Posaunenstößen von Seiten seiner einheimischen und ausländischen Bewunderer unternommen wurde. Von Letzteren mögen diejenigen, die noch immer darauf bestehen, ihn als den Napoleon unserer Zeit zu preisen, das vollständige Scheitern dieser Unternehmung durch die vorgeblichen Zögerungen und Schwierigkeiten entschuldigen, die seine ersten Operationen erschwert haben sollen; aber zu Ehren der öffentlichen Meinung darf man hoffen, daß die Mehrzahl seine militairischen Fähigkeiten richtiger schätzen lernen und ihn, wie er es verdient, zu denjenigen zählen wird, die ihren Ruf eher dem Zufall und der Lobhudelei (puffery), als dem bewährten Verdienst zu verdanken haben. Zum Mindesten wird die Geschichte nur wenige von den früheren Erfolgen an der Donau auf seine persönliche Rechnung schreiben, und wenn wir diese in Abschlag bringen, ist das luftige Gebäude seines Ruhms auf einer zu unsicheren Grundlage errichtet, um nicht bald einstürzen zu müssen; denn die mit Hülfe einer großen, regelmäßigen Truppenmacht bewerkstelligte Unterwerfung einiger unruhigen Stämme in Bosnien und Kurdistan wird, selbst mit Hinzufügung des glücklichen Zurückschlagens einer russischen Kolonne von den Erdwerken von Eupatoria, den künftigen Generationen nicht als ein hinlängliches Beweis hohen militairischen Talents oder als ein Anrecht auf dauernden Ruhm gelten. Wie aber heute noch die Meinungen über die früheren Thaten dieses unendlich überschätzten Feldherrn abweichen mögen, es wird die Sophistik seiner glühendsten Verehrer auf die Probe stellen, ihn von dem Schatten zu reinigen, den der traurige Ausgang seines projektirten georgischen Feldzugs auf ihn geworfen hat, da der verrissamte und resultatlose Erfolg am Ingur nicht hinreicht, ein Unternehmen vor gänzlichem Mißkredit zu retten, dessen erster Gedanke verfehlt war, das ohne Energie ausgeführt wurde und das jetzt ruhmlos ohne ein einziges greifbares Ergebniß endet." — Indem wir dieses Urtheil des Daily-News-Korrespondenten wiedergeben, müssen wir jedoch zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß, obwohl für ein türkenfreundliches Blatt arbeitend, er selbst so wenig türkenfreundlich gesinnt ist, daß er vielmehr an den armen Osmanlis nicht ein gutes Haar läßt. Namentlich findet von den türkischen Befehlshabern kein einziger Gnade in seinen Augen; sie werden insgesammt als Räuber, Verräther, Ignoranten und Poltrons verschrieen, und er geht hierin so weit, daß er sogar den Serdar Omer nicht ganz unbedingt eines Mangels an persönlichem Muth anklagt. Er erkennt ihm überhaupt nur ein Verdienst zu: die Sorgfalt, die er auf die Verproviantirung und das persönliche Wohlbefinden seiner Truppen wendet, in welcher Beziehung er allerdings unter seinen Mit-Paschas als ein leuchtendes Beispiel dastehe.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin b. Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 52, und beim Spediteur Neumann, Wallnerstraße Nr. 27), ferner von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 56. Berlin, Donnerstag den 8. Mai 1856.

Frankreich.

Horace Vernet's Briefe aus Rußland.

Wir haben kürzlich (Nr. 48) der Briefe gedacht, welche Horace Vernet im Jahre 1842—43 aus Rußland (wahrscheinlich an seine Gattin, sowie gleichzeitig an verschiedene Freunde, da aber Einzelnes, z. B. über das Wiedersehen des Kaisers, wiederholt und immer in anderer Weise berichtet wird) geschrieben und die jetzt von dem Verfasser der „Histoire des artistes vivans", Herrn Theoph. Sylvestre, in der Pariser Presse veröffentlicht werden. Obwohl seit Abfassung dieser Briefe beinahe vierzehn Jahre verflossen, tragen sie doch noch das Gepräge der Aktualität, indem sie sowohl den geistreichen Künstler, von welchem sie geschrieben wurden, als das Land, aus dem sie datirt sind, und endlich den mächtigen Herrscher, der den Künstler seines Schutzes und seiner Freundschaft würdigte, ungemein charakterisiren. Augenscheinlich hatte die Reise Horace Vernet's nicht blos künstlerische, sondern auch politische Zwecke. Der berühmte Schlachtenmaler hatte es übernommen, ein freundschaftlicheres Verhältniß zwischen dem immer noch mit der Juli-Monarchie grollenden Kaiser Nikolaus und dem Könige Ludwig Philipp herbeizuführen. Frankreich hat seit dem Frieden von 1815 zu allen Zeiten das auch schon von Napoleon I. in Erfurt an den Tag gelegte Bestreben gehabt, der russischen Macht über Deutschland hinüber die Hand zu reichen, und der Krieg von 1854—56 dürfte sich sehr bald als eine bloße Ausnahms-Episode von der Regel erweisen. Für deutsche Leser werden diese Schilderungen dennoch auch ein mehr als blos vorübergehendes Interesse haben:

1.

St. Petersburg, 17. Juni 1842.

Ich komme von Peterhof, Alles geht mir nach Wunsch, mit Ausnahme meiner projektirten Tour nach dem Kaukasus, wo die Dinge, wie es scheint, nicht gehen werden sollen. Der Kaiser hat mich außerordentlich freundlich empfangen. Er hatte mich auffordern lassen, mich gestern an einer Ufer-Brücke einzufinden, wo er mit mir zusammentreffen würde, um eine Fahrt auf dem Meere zu machen, und mich darauf zum Schloß zurückzuführen, wo mein Zimmer in Bereitschaft gesetzt sei. Da kannst Dir denken, daß ich bei dem Rendezvous nicht gefehlt habe.

Der Kaiser stieg aus dem Wagen, kam mit offenen Armen auf mich zu, umarmte mich zweimal und sagte mir: „Mein lieber Vernet, gehören Sie jetzt mir an?" — „Ich bin frei, Sire", antwortete ich. — „In diesem Fall", nahm Se. Majestät das Wort, „behalte ich Sie lange bei mir; plaudern wollen wir später; für den Augenblick wollen wir nur der Festlichkeiten gedenken, die stattfinden sollen, und verlassen Sie mich so wenig als möglich."

So bin ich denn für einige Zeit hier gefesselt, aber ich habe auch meine freien Tage und hoffe, sie wohl zu benutzen.

Bei meiner Ankunft in Peterhof wurde ich vom Fürsten Wolkonski empfangen, der die Kassen-Verwaltung in Händen hat. Seine erste Frage nach den üblichen Höflichkeitsformeln war, ob ich für Se. Majestät Etwas mitgebracht hätte. Ich verneinte es und fügte hinzu, daß es nicht in meiner Gewohnheit läge, meine Waare herumzutragen; daß meine Reisen ein Bedürfniß der Ruhe und Erholung für mich seien, daß ich nur zu dem einzigen Zweck nach Rußland gekommen wäre, dem Kaiser meine Dankbarkeit für seine früher mir bewiesene Güte zu bezeigen, indem ich mich zu seiner Verfügung stelle, und daß ich ihn bäte, diese Versicherung meinerseits selbst Se. Majestät mitzutheilen u. s. w.

So bin ich doch im Stande, mich jeder Gleichstellung mit gewissen reisenden Künstlern zu entziehen, deren Auftreten hier unangenehme Erinnerungen hinterlassen hat. H. B.

2.

St. Petersburg, 26. Juni 1842.

Gestern habe ich Dir geschrieben, und wieder habe ich die Feder in der Hand. Es wird Dir zu Nachrichten von mir nicht fehlen; ein Brief wird Dir durch die Gesandtschaft zugehen, der andere durch das Schiff. Gestern war ich zu einem kleinen Familiensouper bei Ihrer Majestät der Kaiserin eingeladen; es waren nur noch einige Personen zugezogen. Trotz der Einfachheit der Anfnahme und der Gemüthlichkeit, die in der Unterhaltung herrschte, konnten die anwesenden Deutschen die Eisenspange nicht verdauen, die sie verschluckt haben. Ich muß gestehen, daß die Russen sich viel freier bewegen und viel geselliger sind, als alle diese tötes carrées.

Es hat mich sehr amüsirt, mit den jungen Prinzessinnen zu plaudern, welche ganz reizend sind; die Dritte ist sehr schön geworden, aber die Großfürstin Olga übt noch immer einen großen Einfluß auf mein Herz.

Der Kaiser ist so zutrauensvoll und zingebend, daß ich mich sehr wohl dabei befinde. Ich fühle in mir das Bedürfniß, zu malen. Fürst Woronzow wünscht von mir das Portrait seiner Frau zu Pferde wie das der Fürstin Wittgenstein.*) Ich habe Lust, es zu malen. Preis fünfundzwanzigtausend Francs, und überdies ist die Frau hübsch. Wir werden sehen!

Heute Nacht gehen wir zu dem großen Manöver ab, das drei Tage dauern soll. Es werden nur zwei Bivouaks sein, und das Zelt ist da. Charles Brigandet bleibt immer der beste der Diener. Ich habe noch einen zweiten genommen, der mir als Dolmetscher dient.

H. B.

3.

St. Petersburg, 29. Juni 1842.

Wir kommen vom Manöver; es ist prächtig gewesen; siebzigtausend Mann unter den Waffen und Kanonenschläge, als wenn sie vom Himmel regneten, und Wagen, als wenn der Himmel platzte. Nur die Russen sind im Stande, einen solchen Spaß zu vertragen. Die Armen! Ich bin nichtsdestoweniger bei ihrem traurigen Loose gut weggekommen; denn die kostbarsten Effekte von Rauch, Feuer und Wasser habe ich in meine Reisemappe gesteckt. Wie frieren wie alle Teufel. Mit Hülfe meiner guten Reise-Equipirung habe ich aber weniger gelitten, als irgend Jemand.

Mein Bedienter Charles Brigandet ist bewundernswürdig gewesen; ich fand ihn überall; Nichts hat mir gefehlt; Nichts ist mir verloren gegangen, und Alles ist so sauber, als wenn ich nicht aus dem Hause getreten wäre. Das macht aus diesem Burschen für einen Landstreicher, wie ich bin, eine wahre Perle.

Für diesen Jahr entfage ich meiner großen Tour; der Moment würde wenig günstig sein, besonders für den Kaukasus. Die Angelegenheiten scheinen dort der Art zu sein, daß man hier nicht verfessen darauf ist, sie bekannt werden zu lassen. Soeben ist die Nachricht von einer großen Schlacht eingegangen, man sagt nicht, auf welcher Seite der Sieg geblieben. Man giebt die Namen vieler gefallenen Offiziere an; also ist es nicht schwer, das Resultat voranszusagen.

Ich verzichte also auf meine Kaukasus-Reise, um zu bäffeln (pincher); ich fühle ein ordentliches Gelüsten danach; das wird ein Vergnügen sein. Verwörts mit der Arbeit! Ich bin dreiundfunfzig Jahr alt, fühle mich aber noch so jung, daß ich den Kaiser bitten möchte, mich in das Kadettencorps eintreten zu lassen. H. B.

4.

St. Petersburg, 1. Juli 1842.

Ich beschränke mich jetzt darauf, die Veränderungen zu beobachten, die seit meiner ersten Reise (1835) hier vorgegangen. Es sind einige merkliche darunter, unter anderen die, welche sich zu Gunsten des Königs Ludwig Philipp unter dem Adel herausgekehrt, wodurch sich die schlechte Stimmung des Kaisers Nikolaus erklären läßt. Es würde mich nicht wundern, wenn er irgend eine Extravagang losließe.

Das Land ist in zwei Hälften getheilt, und es giebt nichts in der Mitte Liegendes, was die Schläge des Hammers auf den Amboß

*) Im Originale steht „Vinkinchstein". Wer vermuthen, daß es die jetzt in Weimar lebende Dame sei, die dort als die Gemahlin des Kapellmeisters Franz; Liszt angesehen wird. D. R.

Digitized by Google

schwächen könnte. Bis jetzt ist der Hammer stark gewesen, aber allmählich nutzt sich der Griff ab. Die Leibeigenen werden zum Theil reiche Leute, der Adel zeigt sich übermüthig, und schon wagen mehrere dieser kleinen Herren nicht mehr, auf ihre Güter zu gehen. Im Grunde besteht kein großer Unterschied zwischen der Regierung in Rußland und der Mehemed Ali's. Man sieht hier, wie in Aegypten, auf einer Bombe, die jeden Augenblick platzen kann. Diese furchtbare Krise wird eines Tages andere Feinde zu bekämpfen verlangen, und je mehr Eroberungen sie machen wird, desto mehr wird sie ihren Landes Einrichtungen hassen.

Ich komme eben vom großen Manöver; man kann sich keine Vorstellung von den Leiden der armen Soldaten machen. Am zweiten Tage waren die Gehölze mit jenen Unglücklichen überfüllt, die in dem Schmutz dalagen, ohne ihre Glieder rühren zu können. Selbst die Offiziere, mehr oder weniger von der Ruhr befallen, boten das herzzerreißendste Bild passiven Gehorsams dar. Nicht ein Wort des Murrens, aber was konnte man nicht Alles auf ihren Gesichtern lesen! Es bedarf des Ruhmes, oder wenigstens vielen Geldes, um Menschen auch nur momentan zur Zufriedenheit mit einer solchen Existenz zu bewegen. Ist es möglich, zu glauben, daß sie lange dem Wunsche widerstehen werden, ihre Freiheit wieder zu gewinnen, wenn sie nicht irgend einen Ersatz für die Uebel in Aussicht haben, denen sie zu unterliegen in Gefahr sind?

Um mich für den Anblick von so viel Elend schadlos zu halten, wollte ich einige von den Etablissements besuchen, welche die Regierung für den Unterricht von Arbeitern, Waldbewohnern u. s. w. gegründet hat. Nichts ist schöner, als das Prinzip; aber hier, wie überall, glänzende Außenseite, Leere im Innern, Schwulst, enorme Gebäude, zahlreiche Verwaltung, Stock- und Eisendisziplin, Resultate, welche im ersten Augenblick erträglich scheinen, aber in Wahrheit keine für das Volk und überdies im Voraus von den Kronprivilegien abfordirt. Die Bedürfnisse des Staates sind der Art, daß von dem Tage ab, wo der kleinste Industriezweig ihm nichts mehr einbringen wird, sein Verfall unvermeidlich ist. Was die Kraft Frankreichs ausmacht, ist, daß es allen Fähigkeiten ein freies Feld eröffnet.

Ich hatte heute Morgen über diesen Gegenstand eine lange Unterhaltung mit F. . . . Wir sind nicht ganz derselben Ansicht. Aber da nicht alle Russen und alle Menschen sich gleichen, und da die Erde gemacht ist, um von den Einen gefegt zu werden, damit die Anderen noch Belieben darauf herumspazieren können, so wird ein Tag kommen, wo F. . . . entzückt werden wird.

Morgen kehre ich nach Peterhof zurück, um mich wieder in den Wirbel hineinzustürzen. Ich werde unzweifelhaft den König von Preußen dort finden.*)

Gieb mir nur Deine restante Nachricht, denn alle Deine Briefe gehen bei einem Maler Vernet ein, der sie mir zwar sogleich zuschickt, wodurch aber drei Tage verloren gehen, ehe ich sie erhalte. H. B.

5.

St. Petersburg, im Juli 1843.

Ich habe den Kaiser wiedergesehen, der mich mit derselben Herzlichkeit empfangen hat. Unsere Unterhaltung ist kurz gewesen. Er hat mich gefragt, in welchem Zustande ich die königliche Familie (Orleans) verlassen? Sein Interesse für sie ist nicht erkaltet, aber ich habe es nicht für passend gehalten, die große Auseinandersetzung sogleich zu beginnen, da der Fürst Wolkonski zugegen war; sie wird dieser Tage stattfinden; leider werde ich keine so schöne Gelegenheit wie die heutige mehr haben, Alles zu sagen. — Was läßt sich thun!

Ich werde mit dem Kaiser in den ersten Tagen des September eine Reise antreten, um in sieben Wochen eine Tour von fünfzehnhundert Meilen durch das Land zu machen. Unsere längsten Touren ohne Station werden achtundvierzig Stunden dauern, und zwölfmal werden wir Ausenthalt nehmen. Du siehst also, daß es keine große Anstrengung sein wird. Der Kaiser, die Generale Orlow, Adlerberg, Dhack (!) und ich bilden die Reise-Gesellschaft. Du siehst, die Gesellschaft ist eine sehr gewählte. Was wir sehen werden, sage ich Dir nicht, denn es ist noch Geheimniß; aber wenn man nach der Anzahl der Adjutanten schließen soll, die nach allen Richtungen ihn vorausgeschickt sind, werden sich viele Dinge ereignen. Es dürfte mir aber nicht vergönnt sein, Dir nach Verhältniß darüber zu berichten, denn . . . Es thut Nichts; Du wirst immer Nachrichten über mein Befinden erhalten. Schreibe nur ein einziges Mal nach Warschau, dann nach Petersburg wie gewöhnlich.

Ich habe die kaiserliche Familie im Ganzen leidend angetroffen. Meine so schnelle Rückkehr hat hier einiges Staunen erregt. Daß die Gesellschaft mir so viele Fragen stellt, ist ein Zeichen der Unruhe, die sie um die Zukunft des Landes hegt. Seit einiger Zeit werden schauderhafte Attentate in der Administration und in der Armee begangen. Vor einigen Tagen wurde der Unter-Staatssecretair im Finanz-Ministerium, ein Bruder des Fürsten Gagarin, von einem Beamten erschossen. Der Verbrecher wurde zu sechstausend Stockstreichen verurtheilt, starb aber nach zwölfhundert. Jetzt hat man ermittelt, daß der Unglückliche in Verzweiflung darüber, sich aus der Verwaltung verdrängt zu sehen, das Verbrechen begangen hat; er sollte Aufsaher über Diebstähle machen, die von hochgestellten Personen ausgeführt worden. Die Wahrheit ist nur zu spät ermittelt worden. Das Ereigniß hat eine große Gährung unter den Mittelklassen hervorgerufen.

Die Reise, die ich unternehmen werde, ist von großem Interesse. Während sechs Wochen werde ich den Kaiser nicht verlassen. Ich werde ihn zu jeder Minute sehen. Wir werden ohne Zweifel lange und zahlreiche Unterredungen haben, in denen ich die von uns Allen so gewünschte Annäherung anbahnen werde. Ich habe die besten Hoffnungen, die öffentliche Meinung ist ganz zu unseren Gunsten gestimmt; Jeder wünscht Frankreich mit Rußland verbunden zu sehen, blos der Kaiser ist zu überzeugen. Man muß ihm zu verstehen geben, daß ein längerer Widerstand seinerseits in den Augen der ganzen Welt für persönlichen Eigensinn gelten würde. Mit den Worten des Königs (Ludwig Philipp), die ich mich wohl hüten werde, alle auf einmal zu wiederholen, hoffe ich die Angelegenheit zu einem guten Ende zu führen.

Die kaiserliche Familie hat Peterhof verlassen, um sich nach Zarskoselo zu begeben. Ich habe diesen Umstand benutzt, um drei Tage in der Stadt zuzubringen, wo ich mir einige zur Reise nöthige Gegenstände besorgen werde: Ledertissen, Taschen zu meinen Skizzenbüchern u. s. w. Schon diesen Abend hat der Kaiser fragen lassen, ob ich krank wäre und ob ich morgen wiederkäme. Ich bin nicht böse über die Frage, die mir beweist, daß er meiner bedarf.

Im Augenblick, wo ich diesen Brief schließe, höre ich Kanonenschüsse zu Ehren der Geburt eines Großfürsten (!), ersten Sohnes des Großfürsten Thronfolger.*) H. B.

Die antworkenden Tische und die Klopfgeister.

(Fortsetzung.)

Werfen wir nun einen Blick auf einige der älteren Erscheinungen von Zauberei en und Teufelsbannungen. — Unter dem Pontifikate Julius' II. überwies die Inquisition Tausende von Menschen der Züchtigung, die nach ihrem eigenen Geständnisse den Tod einer Unzahl von Kindern sich vorzuwerfen hatten. Diese Leute wollten aus des Teufels eigener Hand, dem sie Leib und Seele verschrieben hatten, eine Prise Pulver erhalten haben, die sie ihr Lebelang an einem vorbergenen Theile ihres Kleides tragen. Ein Stäubchen dieses Pulvers reichte zum Verderben dessen hin, den es berührte. Die Hexen dieser Art wollen sich gewöhnlich in Katzen verwandelt haben, welche sich durch Dachlucken oder andere Oeffnungen in die Wohnungen einschlichen, die Kinder aufsuchten, ihnen das Blut aussogen und durch irgend einen Schlupfwinkel wieder entwichen. Im Laufe jedes Monats mußte eine jede zwei Opfer eingeliefert, d. h. zwei Kindlein getödtet haben. Spezielleres anzuführen, gestattet der Raum nicht; es kann hier nur noch die Thatsache hinzugefügt werden, daß lange Jahre hindurch die Scheiterhaufen loderten, in deren Flammen diese Unglücklichen unterginzen. Alle aber bekannten selbst, daß sie sich in Katzen verwandelt hätten; sie bekennen es Angesichts des Marterrades, der ihrer harrte; sie beschuldigen sich selbst des Mordes. Daneben stand das Zeugniß der Mütter, welche die Blutspuren ihrer Kinder gesehen, der Väter, welche ihre erfolglose Jagd auf die mörderischen Katzen schilderten. Bei diesen traurigen, von Geständnissen und Zeugnissen motivirten Urteils haben die ernsten Richter Alles erwogen. Nur Eines nicht; eine Kleinigkeit: Die Zahl der in diesem langen Zeitraume mit Tode abgezagenen Kinder war, trotz dieser angeblichen, so zahlreichen, an Kindern verübten geheimen Morde, gegen frühere Zeiten durchaus nicht gewachsen. Die Bevölkerung zeigte ebenso wenig eine Abnahme.

Die in der eben geschilderten Erscheinung, den Charakter des Massenwahnes an sich tragend, war unter vielem Anderen eine solche im sechzehnten Jahrhundert, wo sämmtliche Nonnen eines Klosters plötzlich dadurch erweckt wurden, daß sie aus der benachbarten Zelle die lauten Schmerzensrufe einer Leidenden zu hören vermeinten. Wie nun immer eine jede ihre Nachbarin für die Betroffene hielt, waren sie alle zu gleicher Zeit auf den Besuchen und über den allgemeinen Irrthum nicht wenig verblüfft. Der Spuk blieb hierbei nicht stehen. Die Urkunde, welcher hier nachgezählt wird, theilt weiter mit, wie

*) Man vgl. den Art. „Mannigfaltiges" in Nr. 48 d. B.

*) Weitere Mittheilungen aus diesem Briefwechsel werden wir folgen lassen. D. R.

seinen Nonnen hierauf nächstdienerweise noch mancherlei, theilweise komische Unbill angethan wurde, die an die Klopfgeister der Neuzeit erinnert, bawald jedoch damit endete, daß eine arme Frau der Zauberei angeklagt, dem weltlichen Gerichte überliefert, von diesem der Tortur unterworfen wurde und in Folge der Schmerzen ohne Geständniß dahinging.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1594) trat eine solche wahrhafte Erscheinung im Brandenburgischen auf. Es zeigten sich dort auf einmal über hundertfleckig Besessene, die ganz erstaunliche Reden hielten. Leute, die sie niemals gesehen hatten, wurden von ihnen gekannt und bei ihrem Namen angerufen, andererseits erkannte man unter ihnen lauter längst gestorbene Personen. Sie zogen in der Gegend umher, riefen zur Umkehr auf, predigten Buße und gaben zu erkennen, daß sie alles dies nicht auf eigenen Antrieb, sondern allein kraft geheimnißvoller Eingebung trieben.

In Lothringen gaben sich ähnliche Erscheinungen kund; in den Jahren 1680—95 sind dort über neunhundert Personen deshalb hingerichtet worden.

Sie behaupteten selbst ihre Besessenheit und ihren Verkehr mit dem Teufel, sogar während sie auf die Tortur gespannt waren. Aus einem anderen Landstrich wird erzählt, wie dort mit einem Male eine ganze Masse von Hexen auftauchten, die nicht nur selbst den Verkehr mit dem Teufel freudig bekannten, sondern auch noch, nachdem sie durch Urtel und Spruch verdammt worden waren, mit ihren Töchtern verkehrten und diesen den wonnevollen Zustand schilderten, in welchen sie der, wie wir dadurch erfahren, sehr rechtschaffene Teufel, wegen bewiesener Anhänglichkeit auf Erden, jenseits versetzen versetzt hatte. Mit einigem Erstaunen vermißt man die Auskunft, ob dieser Verkehr mit ihren Müttern den Töchtern so ohne alle Abndung vorübergegangen.

Wie bereitwillig der Teufel sich besonders in Klöstern einnistete, namentlich die Wünsche der Nonnen erriet und sie mit außerordentlichen Gaben ausrüstete, dafür wird besonders zweier Klöster Erwähnung gethan, übrigens stets mit demselben Symptome, daß nicht einzelne Nonnen, sondern die ganze Schwesterschaft der Besessenheit verfallen blieb. Ein Bischof, mit dem Austreiben des Teufels beauftragt, hatte nur eben in Gedanken sich eine der Nonnen hierzu ausersehen, als diese Nonne selbst, vermöge ihrer teuflischen Begabung, des Bischofs Gedanken erratben hatte und ihm in seiner sehr entfernt liegenden Wohnung aufzuwarten kam.

* * *

Bei allen diesen Ereignissen war es der Teufel, welcher die Hauptrolle als Vater alles Bösen, als Urbild der Häßlichkeit spielte. Wie ihm ausschließlichen Wohlgefallen an allen Abscheulichkeiten beigemessen wurde, so entsprach diesem Charakter auch jede Kundgebung seines Einflusses. Daher, wer sich unter diesem Einflusse befand, eben nur verderbte und widersinnige Richtungen verfolgen konnte. Daher der fürchterliche Mißstad, mit welchem die gelehrten Richter jene Erscheinungen zu so sehr traurigen stempelten.

Als aber diese lebhafte Einbildung von dem Einflusse und den Wirkungen des Teufels im Volke allmählich zu erkalten anfing, traten andere Erscheinungen an ihre Stelle, die man nur himmlischem Einflusse zuschreiben konnte. Dies war unter Anderem mit den unglücklichen Kamisarden der Fall. Zur unauslöschlichen Schmach Ludwig's XIV. traten unter seiner Regierung bekanntlich die blutigsten Verfolgungen gegen diese bis dahin friedlichen Bewohner der Cevennen ein. Von der zügellosen Söldnerschaar, die er dazu verwendete, erhielten die Gräuelthaten die Bezeichnung Dragonaden. Auch damals hatten nicht Einzelne, sondern die Massen himmlische Gesichte, Visionen. Nicht der Teufel aber und sein frabenhaftes Gefolge stürzten die Gepeinigten in ihre entsetzlichen Qualen, sondern das pure Gegentheil. Himmlische Erscheinungen, eine beispiellose Zuversicht auf eine plötzliche Hülfe aus den Wolken, in den Herzen der schwächlichsten Personen der kühnste Muth, die Gabe der Weissagung bei gänzlich ungebildeten Personen hervorriefen, Wiegenkinder, welche salbungsvolle Reden vernehmen lassen, — alles dies entstammte die armen Kamisarden und trieb sie den Geschossen ihrer — man könnte sagen: teuflischen — Bekehrer entgegen. Auch zu diesen Erscheinungen gesellte sich das bereits oben gedachte, innere Gesicht. Ereignisse wurden gesehen, gehört, beschrieben, die bei den betreffenden räumlichen und zeitlichen Verhältnissen einem natürlichen Auge nicht sichtbar sein konnten. Indeß muß auch hier gleich hervorgehoben werden, daß, wie auch alle diese Wunder massenhaft vor den Augen und Sinnen der so schwer Verfolgten sich zugetragen haben sollen, von der bei weitem größeren Schaar der Gegenpart nicht Einer das Geschehenkein auch nur des Geringsten von dem, was jene mit solcher Sicherheit behaupteten, einräumen konnte oder wollte.

Ganz ähnlich — auch hinsichtlich des Angezweifeltwerdens — stellt sich unserer Prüfung der Fall mit den über dem Grabe ihres Diakons in Verzückung gerathenden Jansenisten dar. Hier fehlten auch die wunderthätigen Wunder nicht. Auch hier hatten die von den Krämpfen Befallenen unpolitisch die Gabe prophetischer Beredtsamkeit. Die Kamisarden verkündeten den Untergang des Papsthums, die Jansenisten predigten in ihren Konvulsionen über die Verderbniß der Geistlichkeit und des Kapitels zu Rom. Als die gewöhnliche Wirkung dieser Krämpfe zeigte sich vermehrter Thatendrang und eine größere Klarheit im Ausdruck. Die beschiedensten und ungebildetsten Menschen entwickelten eine gewisse Erhabenheit der Ideen und einen Gedanken-Reichthum, welche alle Disputirenden zum Schweigen brachten. Worin aber alles frühere Wunderbare überboten wurde, war die eigenthümliche Unverletzlichkeit. Es soll weder Beil, noch Schwert die sich freiwillig darbietenden Opfer haben beschädigen können. Frauen von der zartesten Beschaffenheit entwickelten riesenhafte Muskelkraft, ertrugen die schmerzhaftesten Verwandungen.

Was nun voranstehend Alles erzählt worden, ist eine dürftige, ohne Wahl getroffene Lese aus viel größerer Zahl. Was damit erwiesen werden sollte, ist: daß seit undenklichen Zeiten sogenannte übernatürliche Erscheinungen vorgekommen sind, daß sie häufig den Charakter des Massenhaften an sich tragen, d. h. daß sie immer gleichzeitig eine große Masse von Personen betrafen und auf sie alle in Gefühlen und Handlungen ziemlich einerlei Wirkung übten; daß diese Ereignisse nach Maßgabe der herrschenden allgemeinen Sitten und Formen in dem Schooße der Völkerschaften, unter welchen sie sich zutrugen, auch verschiedenartige Beurtheilungen erlitten, indem sie hier als das Verabscheuungswürdigste betrachtet und danach behandelt, dort als ganz gleichgültig angesehen, allenfalls bestritten und widerlegt wurden; daß sie ferner auch nicht die leiseste Wirkung zu üben vermochten auf alle diejenigen, die mit mannhafter Entschiedenheit nicht daran glauben wollten, während sie im Gegentheil von kaum zu bescheidender Gewalt waren über alle solche, welche ihnen einmal Glauben schenkten; und daß endlich alle diese Erscheinungen erloschen, verstoben sind, ohne irgend eine andere Spur, als eben die Erinnerung an ihre Sonderbarkeit und an die Schwierigkeit ihrer theoretischen Behandlung, — und ohne auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Zeit — viel weniger der folgenden — einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt zu haben, was doch eigentlich bei der Natur der vermeintlich thätig gewesenen Macht und bei ihrer ebenso vermeintlichen, gewaltigen Wirkung vernünftigerweise erwartet werden mußte.

In neuerer Zeit hat es etwas lange gedauert, ehe ein größeres Phänomen solcher Art zum Vorschein kam. Einzelne, schnell vorübergezogene Fälle, die ohne allen Nachhall blieben, waren der Beachtung nicht werth. Die Erscheinungen der krachenden Hausgeräthe und drehenden Tische aber überfielen die Welt ganz unerwartet, doch waren sie, nur unter einer anderen Form, ältesten Erscheinungen dieser Art entsprechend. Wer kennt nicht die Geschichte der anfangs sich nur drehenden Tische, die hierauf sich auch auf ihren Füßen bäumten, dann aufpochten, wonächst endlich, wenn man sie anfprach und mittelst eines Alphabets befragte, man von ihnen erfuhr, daß sie eigentlich die Behausung der Seelen von Hingeschiedenen, von allerhand Geistern, oder gar des Teufels seien, durch welche Vermittelung man dann weiter Auskunft über Vergangenheit und Zukunft der Individuen der Gesellschaft, sogar über die Lebensweise der körperlosen Wesen selbst, mit denen man eben Verkehr unterhielt, erlangte!

In Hydesville, im Staate New-York, begann vor sieben Jahren der Spuk mit den krachenden Hausgeräthen in einem Hause, welches bald dem Volke schon im Geruche stand, daß es dort umgehe. Zwei junge Mädchen waren die Ersten, welche das Ereigniß wahrnahmen. Von hier aus verbreitete es sich in die Nachbarschaft und mit reißender Schnelligkeit über die Vereinigten Staaten. Die aufsichtbaren Wesen brachten es in ihrer Virtuosität bald sehr weit; sie gaben klopfend befahrene oder verneinende Zeichen, hierauf gaben sie Zahlen an, endlich schrieben sie Sätze und ganze Seiten. Sie schlugen den Takt des Liedes, das man ihnen vorsang, spielten aber dann gar selbst auf mancherlei Instrumenten, sie läuteten die Glocke und trugen ganze kriegerische Märsche vor. Ein anderes Mal setzten sich Möbel oder sonstige Gegenstände in Bewegung. Es trat auch der ganz entgegengesetzte Fall ein. Die Möbel nämlich nahmen eine solche riesenmäßige Anziehungskraft an den Boden an, auf welchem sie ruhten, daß es der Kraft mehrerer Männer nicht gelang, sie von der Stelle zu bewegen. Hände wurden sicht- und fühlbar, ohne daß man ein Wesen sah, dem sie angehörten; sie zeichneten Unterschriften Verstorbener hin. Menschliche Formen wurden sichtbar, aber zugleich so schattenhaft, daß man durch sie hindurchsehen, nichtsdestoweniger aber gleichzeitig sie sprechen hören konnte. Porzellanene Geräthe barsten plötzlich von selbst; Spiegel, mangenstark, rissen plötzlich in Stücke; Fenster wurden, wie von Steinwürfen, zerschmettert; Frauen flog gar plötzlich ihre ganze Coiffure vom Haupte. Alle diese Erscheinungen sind doch ans demselben Gebalte, wie jene, von welchen oben aus dem Mittelalter erzählt worden.

Digitized by Google

Für Alle erscheint eine Bedingung wesentlich: das Vorhandensein gewisser vermittelnder Persönlichkeiten, welche man diesmal sehr zweckentsprechend „das Medium" nannte. Es fanden sich Medien für klopfende, schreibende und sprechende Geister. Alles, was diese Medien an Wunderbarem hervorriefen, gleicht, wie ein Ei dem andern, dem aus früheren Zeiten bekannten Spuke aller Art in Klöstern, bei den Jansenisten, Camisarden u. s. w. Die Medien unserer Tage schreiben ganze Bände, aber man hat auch noch ganze Bände Predigten der einfachen Camisarden, deren mancher sieben an einem Tage improvisirt haben soll. Es fanden sich noch Sammlungen solcher Ansprachen, von mystischen Gleichnissen strotzend, von welchen immer eines ins andere sich verwirrte und aus welchen unmöglich auf Redner von solch bäuerlicher Einfalt geschlossen werden kann. Wenn heute in Amerika geisterhafte Musik ohne sichtbare Musikanten und ohne Instrumente zu vernehmen ist, so finden wir eine Präcedenz bei den Camisarden. Sie hörten am hellen Tage, in Gegenwart unzähliger Personen, auf freier, von Wohngebäuden entfernter Stätte, wo es weder Gebüsch, noch Hohlwege, noch Felsen gab, wohinein oder wohinter sich Jemand hätte verbergen können, — den Gesang von Psalmen, der auf der Luft kam. Die Stimmen hatten eine Lieblichkeit, wie sie den Bauern in den Cevennen nie vorgekommen war. In den Schriften, die uns hiervon erzählen, wird jedoch der Wahrheit insofern die Ehre gegeben, als angemerkt wird, daß kraft göttlicher Zügung Vielen, die von weither zugelaufen kamen, um den himmlischen Gesang zu vernehmen, die Gabe des Gehöre (für diesen Gesang) versagt blieb. Es ist dieselbe Art von Mystizismus, die sich heute in Amerika entwickelt hat, die wir zu den Zeiten der Camisarden, Jansenisten und früher kennen lernten. Allemal wurde behauptet, daß die Vorsehung sich hier kundgebe, und daß die folgenreichste Zukunft daraus hervorgehen müsse und würde. (Fortsetzung folgt.)

England.

Zur Statistik der Eisenbahnen in England.

In einem vor kurzem erschienenen offiziellen Berichte des Herrn Stephenson über den gegenwärtigen Zustand des Eisenbahnwesens in England treten uns folgende interessante, statistische Angaben entgegen:

Das vereinigte Königreich Großbritannien und Irland besitzt gegenwärtig 8054 Meilen (englische) Eisenbahn. Die fünf Hauptflüsse Europa's haben zusammen eine solche Länge nicht. Die zu den englischen Eisenbahnen verwendeten Schienen dürften eine dem Umfange der Erde gleichkommende Länge haben.

Der Bau der englischen Eisenbahnen hat 286,000,000 Pfund Sterling gekostet, d. i. eine Summe, die gleich ist dem dritten Theil der englischen Nationalschuld. Der Krieg in den letzten zwei Jahren hat mehr als den vierten Theil dieser Summe verschlungen. Die materiellen Vortheile dieses Krieges, wären sie auch noch so bedeutend, wie gering sind sie im Vergleich zu den materiellen Vortheilen, welche England von seinen Eisenbahnen hat!

Die Eisenbahnen haben in England merkwürdige Bauten nöthig gemacht. Blos in der Umgebung von London finden sich 11 Meilen Viadukt und 350 Millionen Kubik-Yards Erdschüttungen, welche zusammen einen Berg ausmachen, dem gegenüber die ungeheure Masse der St. Paulskirche verschwindet. Auf einer Grundlage von der Größe des St. James-Park würde die gesammte Masse der Erdschüttungen eine anderthalb Meilen hohe Pyramide bilden. Die Anzahl der Meilen, welche auf dem englischen Eisenbahnnetz von den Zügen jährlich gemacht werden, beträgt 80 Millionen. Das Betriebsmaterial umfaßt 5000 Lokomotiven und 150,000 Wagen aller Art. An einander gefügt, würden die Lokomotiven eine Reihe von London bis Chatam (etwa 175,000 Fuß), die Wagen eine Reihe von London bis Aberdeen (etwa 2,954,000 Fuß) bilden.

Das im Eisenbahndienst beschäftigte Personal beläuft sich auf 90,400 Personen.

Die Maschinen verbrauchen jährlich 2 Millionen Tonnen Kohlen, dies macht in jeder Minute 4 Tonnen. Die Wassermenge, welche dadurch in Dampf verwandelt wird, beträgt in jeder Minute 20 Tonnen, d. i. so viel, als für alle Bedürfnisse einer Stadt, wie Liverpool, ausreicht.

Im Jahre 1854 sind auf den englischen Eisenbahnen 111 Millionen Personen durchschnittlich 12 Meilen weit befördert worden. Hätte dies durch Diligencen geschehen sollen, so wären dazu 10,000 Diligencen und 120,000 Pferde nöthig gewesen.

Die Einnahmen der englischen Eisenbahnen haben sich im Jahre 1854 auf 20,215,000 Pfund Sterling belaufen; und hierbei ist zu bemerken, daß die Einnahmen aller Gesellschaften im Wachsen gewesen sind, trotz der stets zunehmenden Konkurrenz und der fortwährenden Eröffnung neuer Eisenbahnen.

Zur Unterhaltung des Betriebes sind jährlich 20,000 Tonnen Eisen und 26 Millionen Schwellen erforderlich. Die letzteren erfordern 300,000 Fuß Baumstämme.

Die elektrischen Telegraphen, diese nöthige Beigabe zu den Eisenbahnen, betrugen vor sieben Jahren nur den fünften Theil von dem, was sie heutzutage betragen. England besitzt gegenwärtig eine Telegraphenstrecke von 7200 Meilen. 36,000 Meilen telegraphischer Drähte. Die Telegraphie beschäftigt 3000 Menschen und befördert jährlich mehr als eine Million amtlicher Depeschen.

Was die Anzahl der in der ersten Hälfte des Jahres 1854 vorgekommenen Unglücksfälle betrifft, so ist diese so gering, daß im Durchschnitt nur ein Unglücksfall auf 7,195,343 Reisende kommt. Im gesammten Eisenbahnbetrieb sind direkt 90,000, und außerdem auf eine weniger unmittelbare Weise 40,000, also zusammen 130,000 Menschen beschäftigt. Rechnet man die Familien, so erhält man 500,000 Seelen, d. i. den fünfsigsten Theil der Bevölkerung Großbritanniens.

Die jährlichen Einnahmen übersteigen gegenwärtig 20 Millionen Pfund Sterling, eine Summe, die fast gleich ist der Hälfte der Staats-Einnahmen. Die Tranquerie, welche durch die Eisenbahnen bewirkt werden, würden aber, auf andere Weise bewirkt, wenigstens 60 Millionen Pfund Sterling kosten; man kann also die Ersparniß, die sie dem Lande jährlich bringen, auf 40 Millionen Pfund Sterling schätzen. Aber hierzu kömmt, was an Zeit erspart wird, die ja auch Geld werth ist. Von den 111 Millionen, die jährlich auf den englischen Eisenbahnen durchschnittlich 12 Meilen reisen, erspart Jeder eine Stunde; alle zusammen ersparen 38,000 Jahre des Lebens eines Menschen, der täglich acht Stunden arbeitet. Schätzt man den Werth jeder acht Stunden auf einen Thaler, so beträgt die Ersparniß, die wir hier erwägen, 14,280,000 Thaler.

Mannigfaltiges.

— Unkorrektheiten in Brachvogel's „Narziß". Es ist keine Frage, daß diese, die Zeit und den Hof Ludwig's XV. zum Gegenstand habende Tragödie, die seit kurzem mit nachhaltigem Erfolg auf der Berliner Hofbühne gegeben wird, dem Verfasser zur Ehre gereicht. Ist es auch mehr eine Studie nach französischer Auffassung der Geschichte, als nach der Geschichte Frankreichs selbst, wimmelt das Drama auch von romanhaften Erfindungen und von unwahren Charakter-Zeichnungen, so muß man ihm doch das Verdienst lassen, daß es von einem edlen Geiste durchhaucht sei, und daß es seine Effekte nicht auf Kosten des sittlichen Gefühles der Zuschauer erreicht. Das Stück ist nach der ersten und zweiten Vorstellung, auf den Rath von Freunden des Autors, etwas modifizirt worden. Vielleicht findet sich derselbe veranlaßt, auch einige kleine Unkorrektheiten zu beseitigen, die, wenn sie auch keine eigentlichen Sprachfehler sind, doch immerhin auf einer Hofbühne nicht vorkommen dürfen. So ist uns bei dem ersten Auftreten des „Narziß" Folgendes aufgefallen: Die berüchtigte Maitresse Ludwig's XV. wird im ersten Akte immer „Madame de Pompadour" genannt, ganz so, wie es die leichtfingerigen Uebersetzer der Romane von Alexandre Dumas thun. Das Prädikat „Madame" wird jedoch in unserer Sprache niemals einem adeligen Namen vorgesetzt. Unsere Urgroßältern und Großältern, die Zeitgenossen Ludwig's XV., kannten nur eine „Frau von Pompadour", und warum sollten wir, den neueren, fälschlichen Uebersetzern zu Liebe, von diesem Gebrauche abweichen! — In demselben ersten Akte sagt einmal die Marquise v. Epinay: „Es datirt sich von jener Zeit her ꝛc." Eine so gewandte Frau, die Freundin Grimm's, Diderot's und Holbach's, sollte doch wissen, daß Nichts „sich" datirt, sondern daß Alles ganz einfach datire. — Die Königin Maria Lesczynska nennt den Capitain ihrer Leibgarde, Chevalier von Saint-Lambert, im vertraulichen Gespräche stets „Mein lieber Lambert!" Das „Saint" vor einem französischen Namen ist jedoch ein unverständlicher Heiligthum. Wie würde es Herrn Brachvogel vorkommen, wenn man die bekannten französischen Schriftsteller Saint-Martin und Sainte-Beuve blos als die „Herren Martin und Beuve" bezeichnen wollte! — Endlich müssen wir es noch als eine Unkorrektheit, wo nicht als einen blunder, bezeichnen, wenn der bekannte frivole Ausspruch Ludwig's XV.: „Après nous le déluge" der Marquise von Pompadour als pathetisches Wort in den Mund gelegt wird, und zwar gleichsam als letztes Wort einer sterbenden Koketterie, die mit dem prophetischen Ausruf: „Noch wie die Sündflut!" ihren Geist aushaucht. Einem französischen Ohrwurm das ungefähr so klingen, wie wenn vor uns ein Tragödien-Heldsein Leben pathetisch mit den Worten endigte: „O, du lieber Augustin, Alles ist hin!"

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt von Jedermann portofrei aus der Expedition geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin in der Verl. d. Comm.-Artikels. Nr. 59, und beim Herausgeber Kommandantenstraße Nr. 32), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 57. Berlin, Sonnabend den 10. Mai 1856.

England.

Lebens-Weisheit in Sprüchen.

Von Martin F. Tupper.*)

Für ein Buch, das weder den Interessen und Leidenschaften des Tages huldigt, noch in die ihr Publikum nach Myriaden zählende, gewöhnliche Unterhaltungsliteratur einschlägt, noch zu den weit verbreiteten, in vielen Schulen eingeführten Lehrbüchern im strengsten Sinne gehört, dürfte wohl die einundzwanzigste Auflage Zeugniß seines innern Werthes ablegen und uns rechtfertigen, daß wir unsern Lesern die Bekanntschaft mit dieser Art Lesebrevier verschaffen.

Die Sprüche, eine Art Streckvers, ohne eigentliches Metrum und ohne Reim, und doch auf dem rhetorischen Tonfall sich oft zum poetischen Ausdruck erhebend, sind nach Materien unter angemessenen Ueberschriften geordnet. Wir geben einige Proben, und zwar, um wo möglich keinen Zug des eigenthümlichen Originals zu verwischen, in wortgetreuer Uebersetzung.

1. Beurtheilung des Charakters.

Rasch, doch nicht immer gerecht, fällst Du Dein Urtheil über den Bruder;
Denn Du siehst nicht des Herzens Quellen, bleß nicht die Gründe der Geistes.
Und die Welt ist nicht weiser als vordem, wo man Gerechtigkeit maß mit dem Schwerte,
Wo der Spaer die Kränkung rächte und das Loos das Recht entschied,
Wo man die Fußspuren der verstellten Unschuld aufgewühlt durch die glühende Pflugschar,
Und in stets verunbeilenden Wassergroben die Hexe an den Pfahl gelieget:
Denn, gleich dem Weisen von Salamis, warten wir ab, was das Ende bringt,
Bestimmen das Recht und das Unrecht nach dem Ausgang, ob verfehlt, ob gelungen.
Richte die Dinge nicht nach dem Erfolg, richte den Charakter nach dem Geschick;
Achte den Mann nicht für schlimmer, weil er unglücklicher ist,
Denn der Sonnenschein des Gedeihens trifft nicht immer die Besseren,
Leid und Züchtigung zeugen bisweilen von des weisen Allvaters Liebe.

. . . . . .

Es giebt Dinge, tiefer, als diese, sie liegen im Zwielicht der Wahrheit,
Doch Wenige können sie recht seh'n, vor des Irrthums Nebel rings umher;
Denn vielleicht, wenn Du das Ganze kenntest, und mit allumfassendem Geiste
Lesen konntest die Geschichte des Charakters, eines Lebens bunte Schilderung;
In der großen Rechnung, die des Sterblichen Schicksal summirt,
Möchtest künntest all' die äußern Mächte, die ihn der Wages ziehen, hierhin und dahin.
Und die heimlichen Kräfte von innen, gepfropft in die Seele von der Geburt,
Und die Gewalt des Beispiels Und'rer, unter die das Loos ihn geworfen,
Und den Einfluß von Armuth oder Reichthum, von Milde oder Strenge der Erziehung.
Von Unwissenheit, unverschuldet, von Kenntnissen, die Anderen nützen,
Von ersten Eindrücken, schwer zu verlöschen, von Anleitungen zum Guten und Bösen,
Von angeerbter Aehnlichkeit mit einem Vater, von angeborener menschlicher Schwachheit
Und vom Zustand der Gesinnheit oder Krankheit, von Verurtheilen, die seiner Seele eingetränkt werden,
Und von Myriaden kleiner Ursachen, die nur der Allwissende kennen mag,
Und von Zufällen, die die Gedanken dahin lenken, wo nur die Allgegenwart sie anspähen mag —
Wenn Du all' Das umfassen könntest, und die Folgen, die daraus fließen,
Und das Ziel, wohin sie führen, und den nothwendigen Zusammenhang aller Dinge:
Dann würdest Du seh'n, wie Er steht, der die Menschen alle gleich richtet,
Gleich in Betreff der Reinheit und Schuld, und verschieden allein darin,
Daß der Eine sein Uebel erkennt und aufsucht zu seinem Heil um Gnade,
Der And're sich brüstet ob seiner Tugend und von seinem Gott Gerechtigkeit fordert.
Und Er, der Keinen von sich weiset, spendet reichlich den Gebete;
Allein in das Herz des Hochmuths lauchet er das Schwert der Vergeltung.

2. Duldung.

Ein weiser Mann in vollgedrängter Straße macht sich Bahn in sanfter Weise,
Stößt nicht roh beiseite den Fremden, der ihm im Weg steht:
Er weiß, daß blinde Hast nur hindert, Hader gegen ihn aufreizt,
Doch hält er festen Schritt, das Antlitz dem Ziele zugewandt, das er verfolgt.
Gerade so in Zusammenstoß der Meinungen auf der lärmenden Straße des Gedankens,
Sollte Jeder, was er dem Nächsten zumuthet, ihm wiederum freundlich gewähren.
Mißtrauische Worte, unverstandene, fremde Formen und Bräuche
Haben manche eifrige Seele entflammt, zu fechten gegen eingebildete Riesen:
Doch Weisheit wird die Sache ansehen und oft mit durchdringendem Blick
Unter der seltsamen Schale den köstlichen Kern Wahrheit, die er sucht, entdecken.
So überläßt er dem Vornehmheit oder dem Geschmack den Kleiderschnitt und die Manieren,
Und ist froh, in der Nähe zu schauen die hehre Gestalt der Gelehrten.
Da ist kein Gebuldiges in der Natur, das nicht auch ein Verschiedenes sept.
Nicht zwei Bäumen sind gleich, obwohl Zwillinge an Einem Stamme.
Kein Tropfen im Meere, kein Kiesel am Gestade, kein Blatt im Walde hat sein Gegenstück,
Kein Gebäude in seiner heerlichen Wohnstatt, kein Geist in der nicht geschaffenen Welt:
Wenn nun Kraft und Wesen, gleich dem Zufall, in Verschiedenheiten auslaufen,
So mag nur der Frömmler Zwist auf das nämliche Einerlei hoffen.
Willst Du Frieden haben, nicht ringen mit den Wellen des Sturmmeers,
Willst zu den Weisen Du zählen und der Menschen Liebe gewinnen,
Laß den Irrthum unbeständigt, verschont vor dem Auge des Schärfers,
Halt' auch nicht stets Deinen Mitgeschöpfen der Wahrheit Spiegel vor.
Ich sage nicht, stell' das Rechte bloß, mechte nicht, daß Du mit dem Unrecht liebäugelst,
Sondern höre liebreichen Herzens der ehrlichen Meinung Gründe;
Denn auch Du hast gefrrt und weißt nicht, wann Du Recht hattest,
Und eh nicht die mosgende Weisheit Dich der heutigen Thorheit zeihet.
Vielleicht schiltst Du jetzt an Ander'n, was Du früher selber warst;
Vielleicht rägst Du scharf, was Du später selber sein wirst.
Ein Mensch, der einen Grund angeben kann, ist einer Antwort werth;
Doch wer nur streitet, um Recht zu behalten, verdient nicht der Wahrheit Huld.

3. Wahrheit im Irrthum.

Irrthum ist eine abgehärtete Pflanze, sie kommt in jedem Boden fort,
Im Herzen des Weisen und Guten, wie in dem des Gottlosen und Thoren.
Es ist kein Irrthum so gefrümmt, der nicht einige Linien der Wahrheit auch hätte,
Kein Gift ist so tödtlich, das nicht zu irgend heilsamem Brauch auch diente,
Und der Rechtschaffene, vom Recht in Lieb' entbrannt, wird gelinder von des Unrechts Schein,
Und der Kluge, von Vortheil gewahrend, ist zufrieden, den Schaden zu übersieh'n.
An aller Kreatur bleibt die halbverlöschte Signatur Gottes,
Ein Rest der Schönheit und Güte, obwohl befleckt vom Finger der Verderbniß;
Und wenn Irrthum hereinbricht gleich der Fluth, so führt er auch Strömne der Wahrheit mit;
Und der Widersacher hat das gern, denn so wird Mancher geföhrt.
Die Vorsehung ist dunkel in ihren Zulassungen; doch einst, wenn Alles kund wird,
Dann erkennt das Universum der Vernunft, wie gerecht und weise sie waren.
Denn der Weise verläßt sich auf seine Weisheit, der Gerechte vertraut auf seine Gerechtigkeit,
Und sie, die nach Unabhängigkeit dürsten, trinken den Kelch gezwungener Erwartung:
Weshalb? Um sie zu prüfen und zu demüthigen, und die Gegenwiener die Wahrheit zu lehren,
Daß sie nur der Leiter sich, die zu Ihm führt, anvertrauen dürfte.

4. Dichtung.

Die Dichtung giebt Unsterblichkeit sterbenden Thaten, die zu verschwinden bereit sind,
Sie bewahret wie in Bernstein auf die armen einfältigen Insekten;
Sie gießt auf Holz und Stein das sanfte Licht des sammtenden Mondes,
Und erleuchtet die dunklen Stellen der Erde mit dem Strahle klassischen Glanzes,
Und scheucht von Gedanken, Worten, Thaten den finstern Makel der Vergessenheit.

*) Proverbial Philosophy. By Martin F. Tupper. Twenty-first Edition.

Digitized by Google

Wo sind die Weisen und die Helden, die Riesen alter Zeiten?
Wo die mächtigen Könige, die herrscht haben vor Agamemnon?
Ach, sie liegen unbeweint, ungehört, verhüllt in Mitternacht!
Ach, denn sie starben, in keiner Schrift verzeichnet; ihr Andenken starb mit ihnen.

Wo sind die Edlen Ninivoh's und die Milza-geschmückten Herrscher von Babylon?
Wo sind die Herren von Chom und die königlichen Priester der Thebais?
Der goldschimmernde Saitap und der Tetrarch — der Hunne, und der Druide, und der Celte?
Der Handelsfürst Phöniziens und die Künstler, die Elephanta gebaltet?
Ach, der Dichter hat ihrer vergessen, und sieh, sie sind ausgestorben aus dem Gedächtniß!

Ach, daß sie hingewelkt gleich dem Laub, verdorrt und ausgefallen aus dem Säulenkranze des Ruhmes!

Sprich, Hetruria, wessen Gebeine sind das, die hier eingesargt liegen, fesselbar bebauet?

Sag' an, Herkulanum, die Namen, die hier in Deinen Palästen erscholen!
Lycischer Xanthus, Deine Citadellen sind sunnn, und die Ehre ihrer Baumeister ist dahin.

Copan und Palenque, trümmerische Ruinen des Westens, Euer Bildwerke hat der Wald verschlungen.

Sycalus, wie still ist Deine Vorzeit; Karthage, Du bist ausgelescht aus dem Gedächtniß.

Aegyptens wunderbare Gestade, Ihr seid begraben in den Sandhügeln der Vergessenheit.

Ach, denn in Eurer ruhmreichen Jugend war die Zeit selbst jung,
Und Keiner wagte zu ringen mit diesem Engel, dem essenschnigen Gefährten des Raumes;
Und so entlag er auf starkem Fittig und ließ keine lose Feder fallen,
Daß sie rein geeiser Schriftkundiger aufgenommen um Euer Ehre und Euren Ruhm damit verzeichnet hätte.

Jenseits des weiten Atlasser, in den Regionen der niedergehenden Sonne —
Frage die fredergebenen Inkad, die über das alte Peru herrschten,
Frage die großen Kasiken, die Priester der Pheumiden Mexiko's,
Frage die Tausende der körperbemalten Stämme, den Hochadel der Natur,
Die einst unbeschwerlich durften auf eigenen elysischen Fluren, frei, rhei und glücklich,
Die jetzt entwürdigt und verwiesen, ihr Vaterland um Nichts verlaust,
Dahinsinken und untergeh'n in den westlichen Seen, gleich der Sonne, die sie folgen —

Frage sie nach den Jahrbüchern ihrer Thalen, ihrer Tapferkeit, würdig eines Achilles,
Ihrer Weisheit eines Nestor, der Ritterlichkeit eines Manlius, der naturwüchsigen Wohlredenheit eines Cicero.
Der Gewandtheit eines Xenophon, des Geistes eines Aristidides, der Standhaftigkeit einer makkabäischen Mutter,
Der Bauerliebe, die Antigone neiden möchte, der Ehrliebe und Festigkeit eines Regulus?

Ach, ihr Ruhm und Preis sind geschwunden gleich einem Sommergewölk!
Ach, sie sind wirklich gestorben: sie sind nicht aufgeschrieben im Buche der Lebendigen!

Frankreich.

Die antwortenden Tische und die Klopfgeister.

II.

Die Annalen der Zauberei, des Besessenseins, der prophetischen Gesichte, der überspannten Verzückungen und der geisterhaften Krämpfe sind sehr weitschichtig, wenn auch derselben hier nur in gedrängtester Kürze Erwähnung geschehen. Auch hierdurch wird schon als erwiesen angenommen werden können, daß die Erscheinung unserer Tage nichts Neues geliefert habe, daß die Spuren dieser Phänomene sich in das graue Alterthum verlieren und daß schwerlich ein Jahrhundert ohne eine solche Erscheinung vorübergezogen ist.

Sie tauchten auf, um wieder zu verschwinden, und verschwanden, um später wieder aufzutauchen. Sie gleichen darum vollkommen jenen Krankheiten, welche das Menschengeschlecht niemals gänzlich verlassen, deren innerer Kern derselbe ist, wenn auch die Krankheits-Erscheinung zeitlich und nämlich und in Nebensächlichem, gleichsam in ihrer Schale, verschiedenartig auftritt. Einen gemeinschaftlichen Typus erkennen wir bei allen Erscheinungen, von welchen hier die Rede ist, wie sehr sie auch in sich nach Zeit und Raum einander nicht vollständig gleichen.

Alle Erscheinungen nun, immer einer übernatürlichen Gewalt zugeschrieben, begründeten ihre Wahrhaftigkeit auf sinnliche Wahrnehmungen und auf Zeugnisse, die man nicht zu bezweifeln wagte; dennoch brachen sie, Phantomen gleich, nach einiger Dauer in sich zusammen, ziemlich so, wie der nach der klaren Wahrnehmung unserer Sinne und nach erhwürdigen Ueberlieferungen so lange bestandene allgemeine Glaube an die Beweglichkeit der Sonne und an die Unbeweglichkeit unseres Planeten. Es ist wahrlich nicht anders mit aller Zauberei und mit dem Verkehr mit Geistern. Man fand nachgerade, daß bei allem diesem Wesen nicht nur keine übernatürliche Kraft im Spiele sein könne, sondern vielmehr, daß es sich als unverleugbar mit solcher Kraft darstelle. Die augenfälligen Lügen — deren sich bei allen zauberhaften Vorkommnissen eine große Zahl fast von selbst herausstellte — ganz beiseite gelassen, mußte mit der Zeit doch das Argument immer mehr Gewicht gewinnen, daß der Fürst der Finsternuß am Ende doch keinem der ihm Verpflichteten aus seiner Gefahr half, noch weniger aber diese sich selbst, trotzdem sie von Jenem mit so vielfachen wunderbaren Fähigkeiten, wie der Verwandlung ihrer Gestalt, Erregung von Stürmen ꝛc., ausgerüstet worden waren. Reichthum, Glanz oder sonstige irdische Größe, womit ihr Patron sie täglich hätte überschütten können und müssen, gehörten nicht zu den Ausstattungen der Zauberer, während sie gerade mit diesen Mitteln sich hier und da vor Schaffot und Scheiterhaufen hätten retten können.

So weit gediehen, waren es endlich die Aerzte und Naturforscher, die den herrschenden Irrthümern einen Damm setzten. Freilich gab es zu allen Zeiten Zweifler, die Zauberei, Besessensein leugneten; aber Leugner und Ausklärer sind nicht ein und dasselbe, es ersetzt auch der Eine den Anderen nicht. Die Verneinung ist nur etwas Subjektives; sie läßt dem gelegneten Faktum sein Anstößiges und Unerträgliches. Die Erklärung allein ist auf die Massen ausgereisend und unterzieht das Faktum der Zergliederung nach Anleitung des positiven Wissens.

Und mit Hinsicht auf diesen schwierigen und zarten Punkt soll in diesem Aufsatze der Versuch gemacht werden, den Zusammenhang, der geschichtlich zwischen allen citirten Phänomenen stattfindet, nachzuweisen, welcher Zusammenhang eben nach dem behandelten Systeme der stufenweisen Entwickelung mit des Fortschreitens des Menschengeschlechts für die Geschichte desselben seinen hohen Werth hat. Diese stufenweise Entwickelung ist die Grund-Ursache, aus welcher ein Ereigniß mit dem Folgenden, die Vergangenheit mit der Gegenwart sich verschlingt. Der Zusammenhang aber entsteht aus denjenigen Verhältnissen, welche gewisse Seiten der Civilisation zu einander ziehen und eine die andere herbeirufen, wie es deren andere giebt, die einander abstoßen, ja, förmlich ausschließen. — Daher, als im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts bedeutende Erwerbungen im Reicht der Wissenschaften gemacht worden waren, als Astronomie, Physik und weitgreifende Erkenntnisse in der Chemie eine gewaltige Umgestaltung in den Begriffen von der Ordnung und Leitung der Dinge hervorriefen, — da erst konnte die Heilkunde sich heranwagen und der Hypothese: daß jede Krankheit natürlichen Ursprungs sei, diejenige hinzufügen, daß alle sputhaften Erscheinungen nichts weiter seien, als Krankheiten. Jenes Zusammentreffen glücklicher Forschungen begünstigte die Dreistigkeit, mit welcher die Heilkunde einen so kühnen Schritt that. Freilich wurde es dann den Leuten nicht mehr schwer, die alte Lehre über den Haufen zu werfen, und so hörten die Scheiterhaufen auf, zu lodern. Es sollte der Heilkunde niemals vergessen werden, welchen edlen Dienst sie damals und seitdem fortwährend leistete. Einige flüchtige Züge mögen hier andeuten, worauf sie damals fußte. Es ward nämlich bei den betreffenden Thatsachen ermittelt, daß bei allen befallenen Personen, sie mögen eine thätige oder leidende Rolle gespielt haben, eine Unordnung ihres Nervensystems sich kundgab, dergestalt, daß, wenn man der Hypothese vom Verkehre mit Geistern oder Teufeln bis auf den Grund nachforschte, man immer feststellen konnte, daß die Nerven es seien, die, so zu sagen, den Mittelsmann spielten, und zwar auf einem Wege, auf welchem auch Krankheiten nus nahe treten. Wo je ein überirdisches Wesen, ein Geist oder Teufel, sich in einem menschlichen Körper fuhlbar machte, geschah es allemal in denselben Formen. Zittern, krampfhafte Zuckungen, Starrkrampf, von selbst eintretende Gemüthsbewegungen, Sinnesstörungen, Stillstand der Empfindlichkeit, Lähmungen — alle diese Zufälle gehören in den Bereich des Arztes. Sie haben für ihn durchaus nichte Uebernatürliches. Allerdinge, was das „Leben" an sich sei, ist ihm unklar; aber dieses Leben in seinen Aeußerungen und Kundgebungen, wie es vorhanden und in Thätigkeit ist, ist ihm bekannt. Er kennt die Wechselwirkungen der Eingeweide auf das Gehirn und umgekehrt, das Netz der Nerven und die Verbindung aus ihrem Mittelpunkte mit den äußeren Gliedern. Am Krankenbette lernt er jede Unordnung dieser Systeme kennen. Zeigt sich ihm eine gelähmte oder zusammengezogene Muskel, so wird er forschen, ob das Uebel im Nerv, im Rückenmark oder im Gehirn sitzt. Innig ist die Verbindung solcher Krankheits-Ursachen mit der äußeren Welt, in deren Mitte sich der Mensch bewegt. Eigenthümlich korrespondirt unser Nervensystem mit gewissen, von der Natur da und dort ausgestreuten Kräften. Ein tiefer Blick in die Geschichte unseres Lebens ward gethan, als uns klar wurde, welchen Einfluß auf den Zustand jedes lebenden Wesens die Verwendung oder Entziehung von Elementen, wie Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, ausüben. Vielen Substanzen wohnt die Fähigkeit bei, die Bewegung, die Empfindung, die Geistestraft zu stören. Will man z. B. eine unbestimmte Reihefolge unsere Sinne einstammender Visionen hervorrufen, die der Zeit Reiz gewähren und Langeweile, Ermüdung oder Mahnung an seine Pflichten abwenden, so braucht man zu nur Opium

Digitized by Google

zu rauchen oder Haschisch zu schlürfen, alsdann verbindet sich der Mittelpunkt unserer Gefühle, und die Wirklichkeit verwandelt sich in die wechselvollsten Täuschungen. Tausende und Millionen greifen noch immer zu diesen Mitteln, um sich in süße Träumereien zu versenken. Andere Substanzen erwecken Zuckungen, die man im Augenblick nicht bewältigen kann. Strychnin, auf Muskeln des menschlichen Körpers appliziert, wird diese aufgestachelt erscheinen lassen, gleich schen gewordenen zügellosen Pferden. Eine gewisse Dosis schwefelsauren Chinins eingenommen, und es wird Einem sein, als hörte man das Sausen eines mächtigen Wasserfalls. Will man das Auge trüben, die Sehkraft vorübergehend stören: die Belladonna bietet das Mittel hierzu.

Wir wollen nicht weiter eindringen. Der genannten Substanzen Vertheilung, Eigenthümlichkeit und die ihnen zugewiesene Stellung (Localisation) dürften genügen. Man erkennt die Organisation und die Jedem bemessene Leistung. Nach Maßgabe, wie die verschiedenen Kräfte der Natur auf die zu verschiedenen Thätigkeiten berufenen verschiedenen Organe zufällig und schädlich einwirken, stellt sich die Krankheit dar (Pathologie); nach Maßgabe, wie sie zur Abhülfe gewählt und herbeigeholt werden, die Heilkunde. Aber Sinne, Bewegkraft, Sittlichkeitsgefühl und Geistesstreit können nicht blos durch Eindrücke, die von außen zugeführt werden, in Unordnung gebracht, gestört werden: die Organe dieser menschlichen Fähigkeiten können zur Produzirung ihrer beziehungsweisen Thätigkeit ebensowohl durch innere Faktoren verleitet werden. — Das Auge sieht ein Licht, das in der Wirklichkeit nicht vorhanden, das Ohr vernimmt einen Schall, ohne daß ein solcher eben die Luft durchschwirrt hätte. Jüngst behauptete Jemand, der in der Finsterniß einen Schlag an seinen Kopf erhalten hatte, vor Gericht, daß er den leugnenden Angeschuldigten vermöge der Lichtstrahlen erkannt habe, die sich in unmittelbarer Folge jenes Schlages seinem Auge plötzlich gezeigt hatten. Den Verhandlungen ward ein Arzt zugezogen. Dieser nun konnte versichern, daß das auf den Sehnerv des Anklägers beschränkte, angeblich Leuchten nichts Reelles sei, also keinenwegs habe dienen können, die Finsterniß zu durchdringen, noch weniger aber gar die Person des Angeklagten zu beleuchten.

Ueber den Einfluß pathologischer Zustände kann demnach auch die Geisteskraft sonst fremdartige Gedanken unter einander in Verbindung setzen, der Leidende der sichtbaren, wirklichen Welt entfremdet werden, in seinen Gedanken einer erdichteten, unsichtbaren Welt, welcher Glauben zu schenken er sich nicht erwehren kann, verfallen. Diese Unordnung giebt sich in allen Graden und bei jeglichem Zusammenhange kund. Der beobachtende Arzt wird aber das anscheinend übernatürliche Verhältniß, welches ihm weder sonderbar, noch unerwirrbar erscheint, sogleich klar übersehanen.

Es waltet nämlich bei allen diesen Vorkommnissen Gaukelei der Sinne vor, wobei die wahrhafte Gestalt der Dinge dadurch verwandelt wird, daß in dem Bewußtsein des Umnebelten eine ganze Reihe von Trugbildern entsteht. Allerdings hat dieser Zustand eine sehr wunderbare Fakultät: er verleiht Gestalt, Licht, Ton, Geschmack und Geruch dem, was allein dieses nicht besitzt.

Ein deutscher Gelehrter des vorigen Jahrhunderts*) sah eines Nachmittags in einem Winkel des Saales der Akademie der Wissenschaften zu Berlin den kurz vorher in Basel verstorbenen Mauvertuis vor sich. Er schrieb das Trugbild alsbald einer augenblicklichen Störung seiner Organe zu, obschon er versicherte, daß die Erscheinung den Verstorbenen leibhaftig darstellte.

Solcherlei Beobachtungen liefern die bezüglichen medizinischen Schriften eine ungeheure Zahl. Eine der merkwürdigsten ist die eines Arztes, der das vollständigste Bewußtsein seiner selbst besaß und sich selbst mit aller Aufmerksamkeit beobachtete und der sich solcher Täuschungen, namentlich des Gehörs, zu erwehren nicht vermochte. Er bekennt, daß häufig, trotz alles Vorbedachtes, er irgend ein Vorhaben unterbrach, weil er eine ihm anrufende Stimme plötzlich zu vernehmen vermeinte, die aber eben nur in seinem Gehörnerv, sonst nirgends ihren Sitz hatte. Selten aber bleibt die Geisteskraft mächtig genug, um eine aufmerksame Beobachtung für solche plötzliche und tiefe Eindrücke abgeben zu können. Viel häufiger wirken solche Eindrücke in verführerischer Weise, allerdings bei dem Einen so, daß seine übrigen gesunden Sinne intakt bleiben, während sie bei dem Anderen, sie alle affizirend, die Geisteskraft überhaupt bewältigen.

Was nun an diesen Täuschungen von besonderer Wichtigkeit ist und ausdrücklich hervorgehoben werden muß, ist die zu Zeiten über Massen sich verbreitende Verblendung, d. h. daß sie zu gleicher Zeit eine große Zahl von Individuen befällt und diese ganz gleichen Eindrücken unterwirft. Am längsten dauerte offenbar der Wahn des Beherend und was sonst von Erscheinungen damit zusammenhängt. Er erstreckte sich über weite Ländergebiete. Ueberall sind seine Typen dieselben. Zauberer und Hexen feiern alle denselben Hexensabbath. Jeder oder jede einzelne weiß vom Teufel, den sie dort gesehen, gesprochen, berührt haben, und war sich dessen bewußt. Wie nun jede Krankheit, wie sehr sie eine Störung des natürlichen und gewöhnlichen Zustandes ist, demoegen dennoch nicht einen rein willkürlichen Verlauf nimmt, vielmehr in ein gewisses Geleise gewiesen ist und, man könnte sagen, ihre Ordnung hat, die für den Aufnahmspunkt des Heilverfahrens entscheidet, sowie ferner jede Krankheit von den Ursachen abhängig ist, die sie hervorgerufen haben, — so verhält es sich auch mit jenen Zuständen der Verblendung. Auch sie bewegen sich in gewissermaßen vorgezeichneten Richtungen, deren Gepräge sie annehmen und innerhalb welcher die Verirrungen oscillieren. Deswegen erscheinen sie keineswegs unbeschränkt, vielmehr abhängig, einerseits von dem Sinne, den sie beherrschen, andererseits von der Umgebung wo sie zum Ausbruch kommen. Entstehung, Wachsthum und Erlöschen solcher Verblendungen sind ein geschichtlicher Moment, das in den Annalen des menschlichen Geschlechtes seinen Platz verdient.

(Schluß folgt.)

Horace Vernet's Briefe aus Rußland.

6.

Moskau, 15. Sept. 1842.

Ich fuhr sechs Stunden früher als der Kaiser fort, um in Nowgorod eine malerische Kirche besichtigen zu können, die aus dem Jahre 900 (!) stammt. Die Thüren sind von gehämmerter Bronze aus Konstantinopel. Diese Antiquität ist wegen der Vermischung des Heiligen mit dem Profanen merkwürdig. Außerdem besitzt sie nichts Außerordentliches. Die griechischen Malereien, die das Innere der Kirche zieren, sind wohlerhalten; aber der seltsame Anblick, den das Gebäude gewährt, ist wohl seine Hauptmerkwürdigkeit. Es scheint ganz aus Röhren zusammengesetzt zu sein, von denen die Hälfte hohl, die Hälfte voll ist, und die so auf einander gefügt sind, daß die hohlen auf den massiven ruhen. — Hier holte der Kaiser mich ein.

Wir hielten jenseits Tula's an, am vier Kavallerie-Regimenter manövriren zu sehen, und erreichten denselben Abend Moskau wieder, nachdem wir eine interessante Episode erlebt hatten; nämlich ein Wirthshaus-Diner:

Wir fuhren mit Windeseschnelle; plötzlich macht der Kaiser Halt, tritt in ein Wirthshaus und läßt uns nach Verlauf von fünf Minuten zum Essen auffordern. Stelle Dir eine kleine, von Holz getäfelte Stube vor, einen Tisch, vier Stühle, zwei Lichter — einen Autokraten, zwei Generale und einen Maler, die Kohlsuppe essen und vertraulich plaudern. Man sprach über Konstantinopel, über Syrien und den Einzug der Franzosen in Moskau, dessen dreißigstem Jahrestage wir uns nähern. Ich versichere Dir, daß die Unterhaltung anziehend war. Wenn ich nicht selbst Theil daran genommen hätte, würde ich zu träumen geglaubt haben.

Heute, nach Anbetung der Heiligen-Bilder, besuchte der Kaiser einen Palast, welchen er mitten im Kreml errichten läßt. Es ist ein riesenhaftes Monument, in vollkommen treu aufgefaßtem byzantinischen Styl und in Uebereinstimmung mit den übrigen Bauwerken, die es umgeben. So giebt es denn hier wenigstens eine nationale Baukunst; in den Details blickt überall das Tatarische ein wenig durch. Darum ist es noch nicht besser geworden, daß die barbarische Ausführungsweise hier und da verschwunden und von den durch die Fortschritte der Civilisation bewirkten Veränderungen in den Hintergrund gedrängt worden ist.

H. V.

7.

Kursk, im Sept. 1842.

Seit Moskau wächst meine Bewunderung unaufhörlich. Hier beginnt sie sich nicht auf das Malerische; denn das Land erhebt sich nur wellenförmig und ist der Bäume beraubt; aber der Boden ist so fruchtbar und die Aernte von fabelhaftem Reichthum. Hier ist es wie in den schönsten Provinzen Frankreichs. Wenn die russische Bevölkerung zahlreich genug sein wird, das Land sorgfältiger zu bebauen, so weiß ich nicht, ob noch eine solche Gegend in der Welt zu finden sein wird. Der Anblick dieses Ackerbaues muß mich wirklich sehr frappirt haben, da ich so davon spreche, denn im Allgemeinen bin ich für diese Art von Schönheit des Bodens nicht sehr empfänglich. Andere Scenen interessiren mich in viel höherem Maße. Ich kann hier meinen Geschmack an den Soldaten auf das schönste befriedigen, denn ich befinde mich mitten in einer militairischen Kolonie. Zweiundachtzig Eskadronen Dragoner sind diesen Morgen an uns vorbeigegangen, und trotz meiner geringen Neigung für dieses spezielle Corps, war ich doch genöthigt, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich muß auch ge-

*) Gleditsch, Mitglied der Akademie und Director des botanischen Gartens

wachen. Ich habe mehr als zehntausend Pferde diesen Morgen gesehen, und es war nicht eines dabei, das bei uns nicht für ein sehr schönes Offizier-Pferd gelten würde. Es ist dies eine neue Einrichtung, die dem Genie des Kaisers zu danken ist.

Ich halte mit Lobeserhebungen inne; denn wollte ich Alles sagen, so könnte ich nicht aufhören. Du siehst es vor, von mir selbst etwas zu hören. Nun denn! Ich befinde mich zum Entzücken wohl; wir haben Augustwetter. Wenn wir nicht mit Windesschnelle fahren, so halten wir uns in hübschen, fast neu gebauten Städten auf; denn die Feuersbrünste lassen ihnen nicht Zeit, alt zu werden.

Diese Feuersbrünste sind ein Elend, aber da Alles von Holz gebaut wird, so sind sie fast unvermeidlich. In Tula hat der Kaiser jedoch mit mir bewundernswürdige Gebäude von Ziegeln und Eisen besucht, die für die vor einigen Jahren zerstörte, berühmte Waffen-Fabrik bestimmt sind. Ich kenne selbst in England keine so großartige, besonders aber so schöne Anstalt. Die Baumeister sind gewiß verdienstvolle Männer; aber was für Hülfsquellen stellt ihnen der Kaiser auch zu Gebote!

Gegen mich ist der Kaiser, wie er es immer war, von außerordentlicher Güte. Was habe ich denn für ihn gethan! Noch nichts, und doch behandelt er mich, als wenn er mir Dankbarkeit schuldete, ebenso wie die übrigen Personen, die ihn umgeben. Ich lasse mich indessen nicht blenden. Du kennst mich genugsam, um zu wissen, daß ich richtig sehe. Ich wiederhole Dir aber, was ich schon lange behauptete, nämlich, daß Europa den falschesten Begriff vom Charakter St. Majestät hat. H. B.

Mannigfaltiges.

— Peel's und Wellington's Memoiren. Bekanntlich hinterließ der verstorbene Sir Robert Peel sehr voluminöse Denkwürdigkeiten, deren Herausgabe durch testamentarische Verfügung seinen politischen Freunden, dem Historiker Lord Mahon (gegenwärtigem Grafen Stanhope) und dem ehemaligen Präsidenten des Handels-Amts, Cardwell, übertragen wurde. Der erste Band derselben ist nun in diesen Tagen erschienen. Er enthält Mittheilungen über die Emancipation der Katholiken in den Jahren 1828—29 und über die Ursachen, welche Peel bewogen, diese Maßregel, im Widerspruch mit seinen früheren Erklärungen und zum großen Aergerniß seiner Partei, zu befürworten. Wie man glaubt, werden die Aufklärungen, welche hier gegeben werden, geeignet sein, manche Urtheile zu berichtigen, die zur Zeit über das Benehmen Peel's gefällt wurden. Von noch größerem Interesse, namentlich für das Ausland, dürften die hinterlassenen Papiere Wellington's sein, die gleichfalls der Obhut Lord Mahon's übertragen wurden und mit deren Ordnung sich jetzt Herr Montgomery-Martin, Verfasser eines verdienstvollen Werkes über die britischen Kolonieen, behufs einer von ihm projektirten, umfangreichen Lebensbeschreibung des „eisernen Herzogs" beschäftigt.

— Ein englischer Schriftsteller und eine deutsche Novellistin. Charles Dickens wird sich unzweifelhaft sehr geschmeichelt fühlen, daß eine deutsche Dame, Sophie Verena*) ist ihr Pseudonym, ihm ihre Erstlingsarbeit zueignet, aber er wird sich doch noch mehr wundern, daß in Deutschland eine weibliche Feder so ungemein über gewisse Verhältnisse sich aussprich, wie es in der Novelle von Sophie Verena geschieht. Sie schildert eine unerlaubte Verbindung zwischen einem Prinzen und der Tochter einer Schauspielerin, ohne auch nur anzudeuten, daß die Betheiligten ein Schuldgefühl für diese Verletzung des Sittengesetzes haben. Die deutsche Novellistin verleiht ihnen noch obendrein den strahlendsten Nimbus, als wären sie Märtyrer einer unglücklichen Liebe. Diese falsche Sentimentalität, diese altmodigen Humanitätsphrasen, wie lächerlich werden sie dem scharfsinnigen und feinfühlenden Schriftsteller erscheinen, der sich nie die kleinste Sünde gegen die Moral erlaubt hat, und wie wird die deutsche Novellistin von dem strengen englischen Publikum beurtheilt werden, das jeden Schriftsteller in die Acht erklärt, wenn er es nur wagt, einen sittlichen Fehltritt zu beschönigen! Man wird sich vielleicht noch erinnern, wie viel Bulwer zu leiden hatte, blos weil er Alice und Ernest Maltravers zu vertheidigen suchte. Nebenbei hat die deutsche Novellistin auch bewiesen, daß es ihr an aller Erfindungsgabe fehlt; denn ein Verhältniß, wie sie es zum Knotenpunkt ihrer Dichtung macht, gehört zu den abgebrauchtesten Gegenständen der Roman-Literatur. Daß wir nicht zu streng gegen Sophie Verena sind, können wir übrigens aus einer Rezension beweisen, die sie mit Lob überschüttet („Berliner Revue", 5. Band, S. 88), die zwar nicht unsere moralischen Bedenklichkeiten theilt, aber doch nicht umhin kann, einzuräumen, daß „zu starke Sentimentalität und gelegentliche Trivialitäten" in dem Büchlein herrschen, das mit so großer Ostentation in die literarische Welt getreten ist. — b. —

— Dürr's *American Authors.**) Wir haben in diesen Blättern noch keine Gelegenheit gehabt, dieser deutschen Ausgabe amerikanischer Schriftsteller zu erwähnen, obwohl bereits eine ganze Reihe von Bänden dieser zuerst im Verlage von Gebrüder Kay in Dessau herausgekommenen, jetzt aber bei Alphons Dürr in Leipzig erscheinenden Bibliothek in den Händen des Publikums ist. Es bildet diese Ausgabe amerikanischer Schriftsteller ein durch vortreffliche Ausstattung und fehlerfreien Druck sich auszeichnendes Seitenstück zu der Tauchnitz-Edition englischer Autoren. Beide Verleger, die Herren Tauchnitz und Dürr, machen sich durch diese mit Bewilligung der betreffenden Verfasser geschehenden Publicationen ihrer Werke sehr verdient um die Verbreitung und Kenntniß englischer und amerikanischer Literatur in Deutschland. Zu beklagen ist dabei nur, daß nicht auch gute einheimische Autoren des Vortheils theilhaftig werden können, in so handlichen Ausgaben und zu so billigen Preisen (¼ Thlr. der Band) unter die Menge zu kommen. Gewiß würden nicht so viel fremdländische und dafür desto mehr deutsche Bücher bei uns zu Lande verkauft werden, wenn man letztere ebenso billig haben könnte, wie die ersteren. Die neueste, und vorliegende Band der Dürr'schen Sammlung enthält Longfellow's „Song of Hiawatha", dessen deutsche Uebersetzung durch Adolph Böttcher wir kürzlich angezeigt haben. Von Longfellow waren früher bereits in derselben Ausgabe vier Bände, und zwar 1) „Poems"; 2) „The Spanish Student", „Evangeline", „The Golden Legend"; 3) „Hyperion", und 4) „Kavanagh", „Outre-Mer" erschienen. Der in Deutschland noch wenig bekannte, aber in seinem Vaterlande viel gelesene, junge amerikanische Schriftsteller Donald G. Mitchell (pseudonym: Ik Marvel) wird durch die Dürr'sche Sammlung ebenfalls bei uns eingeführt: wir erhalten hier seine „Reveries of a Bachelor" und sein „Dream Life, a Fable of the Seasons" — Bücher, die ein Deutscher geschrieben haben könnte, so ideastisch ist des Dichters Standpunkt und so phantastisch sind seine Anregungen in guter Prosa abgefaßten Darstellungen. Emerson's „Representative Men" sind ein Buch, das in jedes Literatur freundes Besitz zu sein verdient. Hawthorne, Bryant, Poe, Jared Sparks und Prescott sind die übrigen Namen, welche die Dürr'sche Bibliothek bisher gebracht hat, die wir unseren Lesern bestens empfehlen können.

— Jüdische Literatur des Mittelalters. Dr. M. Wiener, Oberlehrer in Hannover, hat eine neue Ausgabe des „Schebet-Jehuda" in zwei Bändchen, Text und deutsche Uebersetzung, besorgt.**) Es ist das eine Chronik der Verfolgungen und Leiden der Juden — worauf der Name Schebet, Ruthe, Zuchtruthe, anspielt, obgleich auch der Familienname des Verfassers, Berga, hineinschillert — in den christlichen und moslemischen Staaten, hauptsächlich im Verlauf des Mittelalters. Der Verfasser, Salomo ben Berga, ein gelehrter Arzt — vermuthlich in Sevilla geboren und am Ende des funfzehnten Jahrhunderts blühend — sammelte früher Aufgezeichnetes, namentlich aus einer Schrift seines Vorfahren Jehuda ben Berga, mündlich Ueberliefertes und Selbsterlebtes, das er in der naiv-chronikartigen Weise bunt an einander reiht, wobei er häufig die von den Gewalthabern und den spanischen Priestern veranstalteten Glaubens-Disputationen einflicht, die allerdings, in jenen Zeiten des Wahns und der Gewalt, wo solche theologische Klopffechtereien sofort zu blutigen Thaten übergingen, tief in die Leidensgeschichte der Verfolgten eingreifen. Und wie es in der Chroniken-Art liegt, de omnibus et quibusdam aliis sich auszulassen, sind hin und wieder scholastische Metaphysik, phantastische Natur- und Erdkunde, Erziehungsregeln (S. 122), eine Beschreibung des Jerusalemischen Tempels und des Opferdienstes, eine Art Wahl-Capitulation und Huldigung des babylonischen Exilsfürsten u. dgl. wunderlich eingestreut. Das Verdienst des Herausgebers besteht in dem nach früheren Editionen und mit Vergleichung einer einzigen Handschrift sorgfältig abgedruckten Text mit Varianten, in gelehrten, literar-historischen Notizen und in der wortgetreuen deutschen Uebertragung. Vermehrt hat er auch das Buch durch einige verwandte Zugaben, z. B. das Sendschreiben des Don Chasdai Karaskas an die Gemeinden in Avignon, worin die blutige Verfolgung der Juden in Spanien (1391) geschildert wird, u. a. m. Die Ausstattung des Werkes macht der Verlagshandlung alle Ehre.

---

*) Eliz. Novelle von Sophie Verena, mit einer Dedication an Ch. Dickens. Berlin, 1856. Alex. Duncker.

*) Dürr's Collection of Standard American Authors. Authorized Edition.

**) Hannover, Karl Rümpler, 1855—56.

Herausgegeben und redigirt von Dr. Eisenmann. Im Verlage von Rudolf Weigel. Druck von Gebrüder Reichardt in Leipzig.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 2 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler u. Comp., Jägerstr. Nr. 61, und beim Spediteur Grambow, Markgrafenstr. Nr. 21), ferner von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 58. Berlin, Dienstag den 13. Mai 1836.

Nord-Amerika.

Pflanzen-Mumien.*)

„Du machtest ihn zum Herrn über die Werke deiner Hand; Alles legtest du unter seine Füße", singt der Psalmist. Und fürwahr, der Mensch ist der Herr der Schöpfung.

Da kömmt eine heitere Brise frei durch die Luft, singt ihre munteren Lieder in Binse und Busch, oder spielt lustig mit Ast und Strauch. Aber siehe, droben auf dem Hügel steht der Mensch und fängt den leichtbeflügten Wanderer ein, und die nutzlose Pilgerfahrt hat ein Ende; er wird des Menschen Sklave. Nicht ferner darf der Wind nach Belieben über Höhe und Thal schweifen; er muß in rastloser Hast die gewaltigen Schwingen einer Mühle drehen, die hochflatternden Segel schwellen, mächtige Schiffe durch die widerstrebenden Wogen treiben.

Dort rauscht funkelnd, fröhlich ein Quell aus seiner kühlen Bergheimat nieder in die Ebene, und wie er über Stock und Stein hüpft, sprigt er seine schneeweißen Schaumklöckchen in die blendende Sonne, und bei jeglichem Abschied und bei jeglicher Tiefe erhebt er bald in lauten, bald in flüsternden Tönen seinen Dank-Hymnus nach oben. Doch auch ihm tritt der Gebieter in den Weg und zwingt ihn, der noch ein Kind ist, das Mühlrad zu drehen oder, wenn er, größer geworden, zum Strome anwächst, schwer beladene Schiffe von Land zu Land bis in den allgewaltigen Ocean zu tragen.

Der Fisch im Meere, der Vogel in der Luft, alles Lebende, das auf Erden webt, Baum und Gras, Stein und Metall — Alles ist dem Menschen unterthan und leibeigen. Das Ebenbild Gottes, auch auf der niedrigsten Stufe, ist immer Meister der Mächte der Natur. Der Eilander der Südsee zwingt die Pflanzen, ihn zu nähren, die Thiere, ihm zu dienen; sie bauen seine Hütte auf dem Lande und tragen ihn in Nachen über die See. Die rauhe, ungastliche Winter gestaltet das Wasser zu Eiskrystallen, um dem Eskimo sein Haus aufzurichten; die Robbe versieht seine Lampe mit Oel, der Wallfisch liefert ihm die Rippen zu seinem Boot und die Spitzen zu seinen Pfeilen.

Nicht aber der starke Arm und die kunstreiche Hand des Menschen machen ihn zum Meister der Schöpfung; sein Geist ist der Herrscher der Welt und der wahre Gebieter der Natur. Er ist es, der Meere und Berge zu seinen Sklaven macht, daß der Pole Eis und der Tropen Gluth ihm zu Willen sein müssen. Und wenn er Alles bewältigt hat, was das Auge schaut und die Hand erfaßt; wenn die Gegenwart ihm nichts zu geben hat und die Zukunft sich seinem Griff entzieht: so steigt er in die Vergangenheit hinab und erweckt die abgeschiedenen Geister, daß sie ihm dienen.

Die Mittel, welche die Pflanzenwelt der Gegenwart ihm bietet, hat der Mensch erschöpft; „jegliches Kraut, das Samen trägt, und jeglicher Baum, der Frucht bringt, ist ihm zum Essen gegeben worden." Aber er will mehr; sein rastloser, unersättlicher Sinn verlangt nach neuen Reichen und neuen Kräften. Er ging daher zurück in ferne Zeiten und öffnete die Gräber uralter Generationen. Denn Thiere und Pflanzen sind so beschaffen, daß sie der gemeinsamen Mutter getreulich wiedererstatten, was sie von ihr entlehnt haben. Das Thier des Feldes stirbt, wie der hochstrebende Mensch, und Staub kehrt zum Staube heim. Auch die Pflanzen, die ersten Kinder der Erde, sterben und kehren in den Schooß der Mutter zurück. Sie sinken aber nur, um sich wieder zu erheben; und liegen sie auch unter den Trümmern der Urzeiten begraben, so bewahren sie, selbst in dieser ewigen Nacht, einen Athem ihrer früheren Lebenskraft, daß Jahrhunderte später ihre todten Leiber in der Hand des Menschen zu neuer Quelle werden von Licht und Leben.

Von der Westküste Frankreichs durch Belgien, Holland und die Allumionländer bis Rußland erstrecken sich ungeheure Haiden und Steppen, die sich endlich in das ferne, unbekannte Sibirien verlieren. Der Reisende schaudert beim ersten Anblick dieser schrankenlosen Ausdehnung. Kein frisch wehender Baum lispelt ihm ein freundliches Willkommen zu; kein Hügel unterbricht die tödtliche Einförmigkeit. Alles flach, bedeckt mit braunrothem Haidekraut, mit den gelben Blüthen des Ginsters und des stechenden Wachholders. Nur hin und wieder geben dem Schauplatz die grünen Marsche einige Abwechselung; die grasenden Heerden einiges Leben; bald aber dehnt sich der öde Morast, so weit das Auge reicht, und legt sich düster, dieselbst auf die Seele. Die Luft hängt schwül über dem leblosen Sumpf; selbst der Moorvogel schreit wie in Todesängsten, und die rasche Schwalbe, welche die leichtbeflügte Wasserjungfer über die Binsen verfolgt, zwitschert ihre Klagen in traurig dumpfen Tönen. Nur die Armuth wohnt an den Säumen dieser öden Ebenen; niedrige Hütten erheben ihre Rasendächer kaum wenige Fuß über den Boden, und die Bewohner zeigen in ihren bleichen, trüben Zügen, daß die klare Luft des Himmels sie selten begrüßt, daß das reine Wasser der Bergquellen für sie ein unbekannter Hochgenuß ist.

Und doch sind diese Moore eine Welt für sich, bevölkert von Wesengeschlechtern, die sonst nirgends zu finden, Pflanzen dagegen, die sonst nirgends bekannt sind. Sie haben so gut ihre Geschichte, wie die erhabenen Berge und die reichen Thäler; sie entstehen, wachsen und gedeihen — sie verfallen, sterben und verschwinden.

Auf mancher Hochebene sammelt hier und da sich das Wasser aus tausend unsichtbaren Quellen in zufälligen Vertiefungen, deren thoniger oder felsiger Grund es abhält, durchzusinkern und seine große Heimat, das Meer, aufzusuchen. Es bilden sich Pfuhle und Teiche. Auf der Fläche derselben erscheinen zarte Pflänzchen, kaum sichtbare Konferven; sie kommen, Keiner weiß, woher, vermehren sich aber so erstaunlich rasch, daß der stehende Pfuhl bald mit lebendigem Grün bedeckt ist. Plötzlich aber sind sie fort: sie sind auf den Grund gesunken. Hier bilden sie Lage auf Lage; langsam allerdings: denn das bloße Auge kann sie nur nach Hunderten von Geschlechtern messen; da aber Sand und Steinchrilchen sich in ihren verborgenen Falten sammeln, da zahllose Schaltthierchen darin Heimat und Grab finden: so wachsen jene Lagen von Jahr zu Jahr. Allgemach gewähren sie Hast und Nahrung zahlreichen Wasserwurzeln, in deren verwesten Ueberresten Moose und Binsen sich einzunisten beginnen; diese winden sich in einander, verschlingen sich zu einem versitzten Gefleckt, das sich als glatte, grüne Decke nahe und fern über das dunkle, geheimnißvolle Gewässer legt.

Je älter der Moor, desto fester ist diese Rasendecke über dem bräunlichen Pfuhl, der einen durchdringenden Geruch von sich giebt. Nahe der Seeküste und in regnigen Gegenden verhält sich häufig eine größere Wassermasse zwischen dem festen Grund und dem filzartigen Teppich, so daß die Fläche, gleich den Meereswellen, webt und wogt. In trockenen Regionen wachsen Haidekraut, Haargras, selbst Waldbeeren auf dem verrätherischen Boden. Doch darunter nagt die Nässe unablässig an den Wurzeln, daß sie hinsterben, während das Grün darüber sich zähe an das Leben klammert und seine stets neuen Schößlinge aussendet: ein schwaches, falsches Schattenbild des Lebens!

Diese Rasendecke, die aus zahllosen, zum Theil verwesten Pflanzen und ihren dicht verwobenen Wurzeln besteht, ist unser Torf — die vegetabilischen Substanzen, die sich auf dem Moorboden angehäuft, ist die Moorerde — unter dieser liegt als die älteste Schicht oft die sogenannte Schwarz- oder Steinkohle. — Schon das dreizehnte Jahrhundert gebrauchte diese Stoffe zur Feuerung; allein erst im sechzehnten Jahrhundert begannen die Holländer, die keinen anderen Brennstoff hatten, jene Schätze systematisch auszubeuten. Während der trockenen Jahreszeit wird der obere Rasen in große Quaderstücke geschnitten und dient zur Beobachtung der ärmlichen, licht- und freudlosen Hütten, die halb unter der Erde vergraben liegen, in welchen die Bewohner das elendeste Leben auf Erden führen. — Ist der Moor tief, so werden Schachte gegraben, aus dem trübe Wasser abzuleiten, und dann wird der Torf in großen Stücken zu Tage gefördert. Ist die Masse zu feucht, dann wird sie geknetet, in Formen

*) Nach Putnam's Monthly.

Digitized by Google

gepreßt und in räumigen, wohlgelüfteten Schuppen sorgfältig zum Trocknen aufgestellt. Hat das Wasser zu dem durchhöhlten Moor freien Zugang, so erneuert sich der Torf in wenigen Jahren und kann wieder gestochen werden; indeß wechselt diese Erneuerungsperiode in den verschiedenen Gegenden Europa's von zwanzig bis zu zweihundert Jahren.

Ungeheure Strecken unseres Erdballs sind mit diesen Begräbnißstätten der Pflanzenleichen bedeckt. Die Hochlande der Cordilleren, die gränzenlosen Ebenen Sibiriens, ein Zehntel Irlands, ein großer Theil Deutschlands, Theile Schottlands, Jütlands und Norwegens, selbst die Halden und Thäler der Alpen sind reich an solchen Mooren. Auch der Polar-Region fehlen sie nicht; auch hier wachsen Moose und Algen, und so üppig und dicht, daß sie einen einzigen großen Filz von Holzfibern bilden. Eigen ist das Wachsthum dieser Pflanzen: alljährlich setzen an den oberen Enden neue Schößlinge an, während die unteren Enden regelmäßig absterben und, trocken, in fruchtbare Dammerde, feucht, in Torf sich verwandeln. Die Tundra, der berühmte Riesenmoor Sibiriens, ist ein fast unerschöpfliches Vorrathshaus dieses höchst schätzbaren Stoffes. Im Süden der Vereinigten Staaten giebt es bekanntlich solche meist mit Cypressen bewachsene, aber nur mit Lebensgefahr betretbare Sümpfe, die unerschöpfliche Vorstlager enthalten.

Fast unzugänglich in alten Zeiten, nur von grausigen Geisterstern besucht und von verrätherischen Irrlichtern erleuchtet, sind die so gefürchteten Gegenden jetzt von Eisenbahnen und Kanälen durchschnitten. Meilen und meilenweit wandert der Reisende in Europa mitten durch zahllose Riesenhaufen von Torf. Hin und wieder liegen die zerfallenen Hütten halb verdeckt, um welche verkümmerte, schmutzige Kinder in märrischem Schweigen spielen; in einiger Ferne ragt ein aus Birken roh gezimmertes, weißes Kreuz, vor welchem die Mutter in tiefer Andacht kniet; weiterhin sehet Ihr lange Reihen kräftiger, geschwärzter Männer, die an die Drusf im Sumpf, mit eifriger Hast graben, während andere große Lasten, geschickt auf den Köpfen wiegend, nach dem Trockenhause tragen.

Hier haben wir wieder das schlagende Beispiel von der Macht des Kleinen in dem großen Haushalt der Natur. Zarte Konferven und kaum sichtbare Sumpfmoose bilden weitgestreckte Moore, Landschaften voll wunderbarer, geheimnißreicher Reize, die Völkern Feuerungsmittel, Tausenden Brod geben. Eine winzige Wasserlinse (Lenna trisculu) ist der Haupt-Werkmeister in diesem undekannten, angefangenen Prozeß. Mit ihren kleinen, dunkelgrünen Blättchen lebt sie ganz unter dem Wasser, und nur zur Blüthezeit erhebt sie sich eine Weile an die Luft und sinkt dann für immer zum Grunde, um sich hier in Torf zu verwandeln. Dieser bildet festverfilzte, dicke Lagen, mit zwischeneingeschlossenem Sand, Schnecken, ja, Bäumen. Sind Konferven allein dabei im Werke, so liegt der Torf in Gestalt von dünnen, papierähnlichen Blättern, als wenn jahraus, jahrein je ein neues Geschlecht die Leichen des vorgängigen zu Ruhe gelegt hätte. Kleine Wasserströmungen unter dem Boden vollenden den Verwesungsprozeß der Pflanzenstoffe und geben dem Ganzen Festigkeit, bis es zu einer einzigen unentwirrbaren Masse vermischt wird.

Fernhin, so weit das Auge reicht, dehnt sich der grüne Rasen, der weder Frühling noch Sommer kennt. Unter ihm der finstere, unausmeßbare Abgrund. Hin und wieder haben furchtbare Windstöße oder unbesannte Gewalten auf der Tiefe das schauerliche Leichentuch zerrissen, und das düstere, schwarze Wasser stiert Euch an, gleich dem Auge des Sterbenden, verzweifelnden Sünders. Von diesem gespenstischen Spiegel strahlt selbst das leuchtende Antlitz der Sonne bleich und bleisarben zurück. Kein Fisch schwimmt in dem ungastlichen Wasser; kein Boot gleitet flink über seine Fläche. Was Leben hat und den Tod fürchtet, flieht den verrätherischen Boden. Wehe dem Unglücklichen, der es auf dem engen Fußsteig versteht! Ein einziger Fehltritt, und er sinkt in den Schlund; der grüne Rasen schließt sich über ihm und erstickt das Gurren des Wasserwirbels, wie das Angstgeschrei des Opfers.

Fern unten in den Tiefen des Moores liegt manches Geheimniß aus uralten Zeiten. Unter der schauerlich-grausigen Oberfläche, unter dem Wasser, unter den schwarzen Ueberresten zahlloser Pflanzen liegen die traurigen Denkmäler der Zeiten, die der Geschichte unbekannt sind. Hohe Bäume stehen aufgerichtet, und ihre riesigen Wurzeln ruhen auf den Kronen noch weit älterer Waldriesen! In den hingestreckten Eichen des Moores von Marten in der Schweiz wollen Manche die berühmten Eichenwälder sehen, die Karl der Große vor mehr denn tausend Jahren niederhauen ließ. Jahrhundertelang verbargen die Moore in ihrem stillen Schooß die Riesenwerke der alten Römer, und die Nachwelt blickt mit scheuem Staunen auf ihre kunstvollen Straßen und massiven Brücken. In der Tiefe begraben liegen die friesischen und cheruskischen Beile von Stein und Pfeilspitzen von Kiesel neben den kupfernen Kesseln und ehernen Helmen der römischen Söldner. Ein phönizisches Schiff wurde neulich gefunden und daneben ein mit Backsteinen beladenes Boot. Gerippe vorsündlicher Thiere ruhen hier friedlich neben den Leichen urzeitiger Menschenracen, mit Sandalen an den Füßen und Thierhäuten um die nackten Leiber geschlagen. Hunderte wackerer Engländer, die in der Schlacht von Solway einen ehrenvollen Tod suchten, wurden, Mann und Roß, von dem unersättlichen Moor verschlungen. Und in alten Zeiten sah einstmals ein Dänenkönig, Harald, zugenannt Blanzahn, mit verrätherischer Tücke die schöne Prinzessin von Norwegen, Gunhilde, nach Jütland. Sie kam und verschwand. Die Geschichte vergaß ihrer, die Sage selbst erlosch allmählich; siehe, da that eine Steinkohlengrube ihre langverschlossenen Lippen auf und sieh spät, aber laut, den blutigen König der Schandthat. Man fand die Fürstin tief in dem Kohlenlager erdrosselt und an einen Pfahl gebunden, wo sie der erbarmungslose Feind, wie er wähnte, auf immer, in den Abgrund versenkt hatte.

Es ist ein eigener und höchst wehmüthiger Reiz, den die Betrachtung dieser tiefen „Kammern des Todes“ in unserer Seele erweckt. Wo einst Riesengeschöpfe hausten und Tropenpflanzen blühten — wo breite Straßen durch das Land zogen oder Wälder in ungebrochem Stolze ragten — wo Gewerbe und Handel gedieh und reichbeladene Fahrzeuge von Port zu Port segelten: da bedeckt jetzt der todte Moor alles Leben und breitet sein Leichentuch über die tiefste See wie über das üppigste Thal.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Horace Vernet's Briefe aus Rußland.

8.

Zellsamergrad, 20. Sept. 1842.

Eine Ueberraschung verdrängt die andere! Man hat wirklich in Frankreich keine Idee von dem inneren Rußland, das ich jetzt durchstreife. Ich verkenne nicht, daß Vieles Fremd ist, der das Elend dem Kaiser verbirgt, aber ich gewinne nichtsdestoweniger die Ueberzeugung, daß alle durch die Regierung getroffenen Anordnungen den Fortschritt erzielen. Durch die Armee ist der Freiheit hier Zugang verschafft. Jeder Soldat ist frei, und seine Kinder erhalten eine Erziehung, die sie zum Unteroffizier-Rang berechtigt. Mehr als sechstausend verlassen jährlich die Militair-Kolonieen, ohne derselben Anzahl Offiziere zu gebenken, die aus den Kadettenschulen hervorgehen.

Diese letzteren Anstalten sind bewundernswürdig, nicht blos wegen der ernsten Studien, sondern noch mehr wegen der Bequemlichkeit und Sorgfalt ihrer Einrichtungen. Ich würde keinen Augenblick Bedenken tragen, die Erziehung unserer theuren Enkel dem hier eingeführten System anzuvertrauen, wenn nicht vor allen Dingen die persönliche Freiheit zum Opfer gebracht werden müßte. Bei uns Franzosen entscheidet der Wille der Gesammtheit die Ereignisse;*) hierzulande tragen Alle zur Vollführung des Willens eines Einzigen bei.**) Es kann aber auch unmöglich anders sein. Rußland ist, so zu sagen, noch ein Chaos, das sich entwirrt. Jeder der Elemente hat seine Stelle, aber das große Gesetz, das ihre Beziehungen ordnen sollte, existirt noch nicht. Ein überlegener Wille kann dieses große Werk vollenden, und ich bin sicher, daß auch der Kaiser diese Meinung gefaßt hat; Alles, was ich sehe, bestätigt mich in meiner Ueberzeugung.

Trotz meines Rufes, Alles leicht zu nehmen, habe ich doch schon so viele Dinge gesehen, daß mich mein Blick selten täuscht. Du wirst sagen: Das ist Hochmuth! Das thut nichts; es ist die Meinung eines Malers, der, wie Zénelon und Bossuet, nicht mit dem großen Haufen sieht. Wenn ich mich irre, so werden wir später, wenn wir anfangen, alt zu werden, darüber lachen können.

Doch laß mich Dir von dem Lande erzählen, durch welches ich reiste! Von Moskau ab bis hierher habe ich nur große, flache Ebenen gesehen, die hier und da von Schluchten, Flüssen und Strömen, der Wolga, dem Dnieper ꝛc., durchschnitten werden.

Eine Menge Todtenhügel ruhen dem Vorübergehenden zu: Hier wurde gekämpft. Sieger und Besiegte ruhen zusammen. Das Gras wächst zu gleicher Zeit über der Leiche des Tataren, des Polen, des Schweden und des Kosaken.

Einer dieser Leichenhügel machte mein Herz lauter schlagen. Ein großes Kreuz überragt ihn mit der Inschrift: „Was Peter betrifft, so wisset, daß ihm nichts am Leben liegt, wenn nur Rußland lebt, sowie die Reinheit Eures Glaubens, Euer Ruhm und Eure Glückseligkeit.“

Als ich diese Worte las, erschienen mir zwei große Schattenbilder; Karl XII. von Schweden und Napoleon: Pultawa und Waterloo!

Theure Freundin, mein armes Herz zog sich zusammen, als ich an diese beiden Schlachtfelder dachte, wo der Ruhm zweier großer Heere

*) Fuimus Troes.

**) C'est tout comme chez nous en France.

D. R.

D. R.

vernichtet wurde. Hier wenigstens schlafen die Feinde unter demselben Leichenhügel, von dem eine Stimme zu rufen scheint: „Nach mud der Friede!“ Aber der Boden von Waterloo ist mit Denkmälern bedeckt, die nur die Niederlagen der Franzosen und den Triumph der Feinde bezeugen. Nichts bezeichnet den Platz, wo die Gebeine unserer Bataillone ruhen; freilich weiß die Welt, daß sie mit gleicher Tapferkeit an einem wie am anderen Ende dieses düsteren Schlachtfeldes gefallen sind, und daß sie sich selbst mit einem heldenmüthigen Schwung in der unsterblichen Bewunderung der Völker begraben haben.

Wir sind nun schon in einem Lande, das einen neuen Charakter trägt; die Juden fangen an, sich in großer Anzahl zu zeigen. Mit meiner Bibel in der Hand, finde ich sie überall heraus, aber sie sind hier schmutzig und kriechend. Das türkische Kostüm erscheint wieder unter den Frauen, doch sobald wir über die Gränze der Moldau gelangt sind, werde ich alle Gewohnheiten meiner theuren Orientalen wiederfinden, die ich jeden Tag mehr liebe. Je mehr ich beobachte, desto mehr Reiz hat die Vergangenheit für mich und desto kürzer erscheint mir die Zukunft. Bereiten wir sie jedoch so gut wie möglich vor. Ich bin wie von einem Zauber befangen. Ich treibe mein Schwalben-Handwerk wie ein Zwanzigjähriger, und seit meiner Abreise von Petersburg habe ich zweihundertvierundachtzig Kolodronen gesehen. H. B.

9.

Warschau, 11. Oct. 1842.

Der Empfang, der mir hier von aller Welt zu Theil wird, müßte mir sehr schmeichelhaft sein, wenn ich nicht überall einen solchen zu finden gewohnt wäre. — O, welch ein Hochmuth! Nein, nein, nicht meinem Verdienst schreibe ich so viele Ehrenbezeugungen zu, sondern meinem guten Glück, dem ich die schöne Stellung verdanke, die ich einnehme. Ich habe keinen anderen Vorzug, als den, meinem Glücke gefolgt zu sein, anstatt mich durch künstliche Mittel zu behaupten. Das Fiasko, das Ingres hier gemacht hat, ist ein Beweis dafür. Die Gesellschaft, die früher oder später Theil hat am Verdienste eines Jeden, ließ, da sie durch keine Claque angeregt wurde, das Treibhausgewächs umkommen. Die freie Luft hat es getödtet.*) H. B.

Die antwortenden Tische und die Klopfgeister.

(Schluß.)

Vereinzelte Krankheiten stellen sich zu jeder Zeit und in mannigfaltigen Formen dar; die Aerzte haben, was sie darüber wissen, sorgfältig zusammengetragen und verschreiben ihre mitunter wirksamen, mitunter wirkungslosen Heilmittel. Es giebt aber Krankheitsfälle, die über das Individuum hinwegreichen, die epidemischen, die gleichsam mit einem Schlage Massen hinraffen und auf einmal über weite Strecken sich hinziehen. So beispielsweise die Kröpfe im Mittelalter, die Pest des vierzehnten Jahrhunderts, der englische Schweiß im funfzehnten, die Cholera in unseren Tagen. Was man von ihnen weiß, ist nicht viel mehr, als daß sie im Blut, in den Säften, in der Haut, in den Organen ihren Sitz haben. Diese Erscheinungen im Pflanzenleben des Menschen kommen zuweilen auch in seinem geistigen Leben, im Bereiche seiner Nerventhätigkeit, vor. Hier kommen ebenfalls Störungen zum Vorschein, die nicht blos den Einzelnen berühren, sondern ebenfalls epidemisch sind. Dort sind es Nahrungsstoffe, ungesunde Luft, übermäßige Hitze oder Kälte, Miasmen bekannter und unbekannter Art, welche den lebenden Wesen feindlich sind, hier sind es moralische Einflüsse, aus allgemeiner Noth oder sonst woher sich verbreitenden allgemeinen Meinungen, dumpfe, fanatische Gläubigkeit, überschwängliche Furcht, welche solche Geistes-(Gemüths-)Krankheiten zu Wege bringen. — Die Hinneigung, Buße zu thun, hatte sich plötzlich und epidemisch über eine große Masse verbreitet, die aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert unter der Bezeichnung der Flagellanten der Geschichte bekannt ist. Aehnlich waren die oben schon erwähnten Kamisarden, Jansenisten. Wie nun bei Individuen Neigungen und Leidenschaften in naher Berührung mit den Verirrungen ihres Verstandes stehen, so daß es schwierig ist, die Gränze zu finden, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt, so ist auch bei den geistigen und moralischen Störungen, die unter Massen um sich greifen, die innige Verbindung mit dem vorwaltenden Meinungen unverkennbar. — In den Wissenschaften, vorzüglich in der Geschichte, bewirkt die meiste Aufklärung das Gegeneinanderhalten der Thatsachen. Indem man sie gruppirt, dringt man Klarheit hinein, beseitigt, was darin Zufälliges, erweist der Erscheinungen Kern und stellt sie von allen Seiten dar. Wenn also hentzutage Viele zu ihrem Erstaunen von Klopfgeistern, von besessenen Tischen, von Lichtern und Thüren, die sich wunderbar erzeugen, sprechen hören: mögen sie nur zurückblicken in die Vergangenheit, deren Geschichte ihnen Analoges oder dasselbe erzählt. Hatte sich bei uns ein Mißtrauen gegen jene Mittheilungen eingeschlichen, so verleiht ihnen das, was vor unseren Augen passirt, Glaubwürdigkeit, wie hinwiederum dieses seine Bestätigung in jenen Mittheilungen findet. Das Ganze jener nunmehr als krankhaft erkannten Erscheinungen umschließt keinen sonderlich weiten Kreis. Ueberall handelt es sich um Störungen der Sinne, des Sehens, Hörens und Fühlens, um Ueberspannung des Nervensystems, um Veränderung in der Empfindlichkeit, um Zuckungen, bei welchen gewisse Muskeln eine ganz enorme Kraft äußerten.

Mit diesen Zuständen vermischt sich sodann, was eben an allgemein geltender Meinung im Volke vorherrscht. In dem einen Jahrhunderte bläst Apollo den Wahrsagerinnen ihre Worte ein. Jetzt wird durch Zauberformeln beschworen. In anderen Zeiten ist es der widerwärtige und abgeschmackte Teufel, der Glauben findet. Wieder unter anderen Einflüssen sind es Engel des Herrn. Endlich unter abermals veränderten Ansichten ist die Geisterseherei von mystischen Ideen über ein zweifelhaftes Fluidum genährt. Was nun in den jüngsten Tagen in dieser Weise sich kundgab, bedurfte solcher Zeiten und Zustände, wie wir sie erlebt haben. Diese letzteren haben Analoges mit früheren Zeiten, wo ähnliche Erscheinungen zu Tage kamen. — Die letzten Jahre hindurch bewegten wir uns in aufgeregten Zuständen. Die menschliche Gesellschaft ward von gewaltsamen Erschütterungen aufgerüttelt. Der Eine trug sich mit den niederdrückendsten Besorgnissen, während gerade der Andere die rosigste Hoffnung nährte. Bei solchen Zuständen ist das Nervensystem sehr erregbar. Wann immer der Boden der gesellschaftlichen Verhältnisse wankte, neigten sich von je her viele Seelen einer frommen Richtung zu, denn die Religion ist die ewige Zufluchtsstätte der Bedrängten. Eine solche Einkehr war nur leider selten ohne unreine Beimischung. Daher konnte die beregte Erscheinung unserer Tage sogar Angesichts der widersprechenden Meinungen und der positiven Wissensfrage sich geltend machen, welche letztere übrigens jetzt auch von denen respektirt wird, die ihren Einfluß beklagen und fürchten. Man sieht deutlich das die jüngste Explosion begünstigende Zusammentreffen der Umstände. Aber, wohlverstanden, nur begünstigend, nicht auch erzeugend, denn mit solchen allgemeinen geistigen Aufregungen geht es gewiß so, wie mit allgemeinen körperlichen Krankheitszufällen. Man erkennt oft sehr wohl, was die Entwickelung der Krankheit fördert, aber nur selten kömmt man dahinter, was sie ursprünglich hervorgerufen. Es ist übrigens das große Kapital in der Weltgeschichte von den teuflischen Ansechtungen und den Vor- und Nachgängen bis jetzt noch kaum aus dem Groben gearbeitet.

Auf sumpfigem Boden, auf welchem man kaum mit Festigkeit auftreten kann, bemerkt man nächtlicherweile ein Leuchten, im gemeinen Leben Irrwisch genannt; so findet man auf dem Felde der Geschichte, Irrlichtern gleich, jene Kundgebungen von Teufeln, Besprnstern, übernatürlichen Mächten. Gleich den Irrwischen, erschienen sie so oft dem einsamen Forscher auf wissenschaftlichem Gebiete, nun wieder zu verschwinden; sowie ihr Aufkanchen kein Licht verbreiten konnte, so rief ihr Verschwinden keine Dunkelheit hervor. Die Helle, die zu gewahren war, war etwas Ungefundes; wer sich ihrem Zuge anvertraute, machte keinen Fortschritt, bewegte sich höchstens in der Runde. Dann bei allen merkwürdigen, wunderbaren Verheißungen, mit welchen die Kundgebungen der Geisterwelt sich einführten, bei allem Unermeßlichen, das dem menschlichen Geiste zu erschließen sie sich erboten, trat ihre Ohnmacht immer zu Tage. Es ging und geht in der Welt eben immer noch so, als wären sie nie dagewesen. Die Geschichte weiß uns deutlich hin auf die sich von selbst gestaltende Theorie des inneren Zusammenhangs aller der in Rede stehenden Erscheinungen. Allen lag eine und dieselbe Grund-Anschauung: die Einwirkung einer übernatürlichen Macht, als Basis unter. Im Ausange lag in dieser Anschauung nichts, was den Thatsachen oder der Vernunft zuwider war. Den Thatsachen nicht: denn die Ereignisse lagen vor Augen; der Vernunft nicht: weil sie auf diese Weise erklärlicher schienen, als wenn man sie als Wirkung von Naturkräften angegeben hätte, von welchen letzteren sie, je weiter wir zurückgehen, desto geringere Erfahrungen bestanden. Ehe wir zu der reichen Sammlung von Erfahrungen kamen, die wir heute besitzen, galt natürlich in Bezug auf jene so auffallenden Erscheinungen dasselbe, was, wie oben schon erwähnt, dem Auge die tägliche Erscheinung der Himmelskörper war, die es als sich um die Erde drehend erkannte, bis die Zeit vollendet war, wo die unzähligen, unwillkurlich sich an einander reihenden, von unseren Altvordern überkommenen, einander zum Theil bestätigenden, zum Theil aufstehenden Wahrnehmungen zur Aufklärung, zur abstrakten Wissenschaft führen mußten. Auch das ist nur natürlich, daß anfangs jede Forschung ehrlich sich abmühte, die Wahrheit der traditionell überkommenen Ansichten festzustellen, anstatt sich an neue, damals nur verdächtige Op-

*) Fernere Mittheilungen aus dieser Korrespondenz werden gelegentlich folgen.

potheſen zu machen. Aber es half ihnen Nichts. Man mußte nach und nach fallen laſſen, was auch irgend an Traditionen über Zauberei, Beſeſſenſein, Geiſter-Einfluß und Verzückung beſtand. Durch die Lehre von Geiſtern waren nunmehr die Thatſachen nicht mehr zu erklären, wohl aber in anderer Weiſe. — Es iſt wahr, man kann einwerfen, daß, den neuen Ueberzeugungen zum Trotz, die Erſcheinungen ja doch heutigen Tages wiederkehren; aber ſie lehren ja eben nur wieder, weil auch eine Zerrüttung des Nervenſyſtems immer wieder möglich werden wird.

Es giebt ſchließlich auch ſolche, welche bei den Zauberwandern zwar davon abſtehen wollen, ſich mit körperloſen Weſen in Verbindung zu wiſſen, wohl aber mit Elementarkräften der Natur. Kann der Menſch vermittelſt gewiſſer Prozeduren die ſonderbarſten Erſcheinungen in dem Nervenſyſtem des Anderen hervorrufen, warum ſollte er nicht durch analoges, auf ſeinem einfachen Willen beruhendes Verfahren auf Thiere einwirken können, die ja auch ein Nervenſyſtem haben? Warum alsdann nicht auch auf Pflanzen, die, wenn auch ohne Empfindung, doch Leben haben? Warum nicht auch auf lebloſe Subſtanzen, die aber doch Theile enthalten, die das menſchliche Daſein bedingt, wie Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Kohlenſtoff und Stickſtoff, alſo von dieſer Seite her eine Beziehung zum Menſchen haben? Warum endlich — damit nur gleich mit einem Satze die äußerſte Gränze erreicht werde — ſollte ſich dieſe Gewalt nicht auf jeden rohen Körper, welcher es ſei, vermöge der gegenſeitigen Beziehungen einer gewiſſen, allen Dingen innewohnenden Lebenskraft, ausüben laſſen? Mit anderen Worten: Warum ſollte der Wille, der im menſchlichen Körper augenblicklich bis zu den Fingerſpitzen dringt, ſich nicht auch weiter auf äußere Gegenſtände übertragen und ihnen Eindruck und Bewegung aufdrängen können? Dieſe Warum könnten, wie man ſieht, ſehr vervielfältigt werden. Die Erfahrung beſcheidet ſie Alle einfach in folgender Weiſe: Wenn der Wille und durch ihn ein Zauberwort Macht hätten, ſo hätten ſie es zu erweiſen, den Dampf, die Elektrizität und alle jene Kräfte zu erſetzen, welche die abſtrakte Wiſſenſchaft der Arbeit, dem Gewerbfleiße vor aller Welt zur Verfügung geſtellt hat. Noch bedarf das Schiff des Windes, welcher ſeine Segel bläht, oder der Kohle, die ſeine Räder dreht. Wiſſen und Fähigkeit ſind die beiden großen Zielpunkte der allgemeinen menſchlichen Bemunft, deren fortſchreitende Entwickelung das Gewebe der Geſchichte bildet. Zu Anfang unſerer Geſchichtsforſchung finden wir die Zauberei mit den anſteimenden Wiſſenſchaften eng verſchlungen, zu einem Theil derſelben bildend, anderentheils aber eine Krankheit darſtellend, ohne daß man damals im Stande geweſen wäre, eine Scheidung zu bewerkſtelligen. Die Zauberkunſt ſuchte allen Dingen auf die Spur zu kommen und für ſich auszubeuten und iſt, wie ſpäter die Alchimie, bei ihren ſtillen Forſchungen gewiß auf manches intereſſante und wichtige Phänomen geſtoßen. Die Wiſſenſchaft, in ihren Lehrſätzen noch unſicher, in ihren Hervorbringungen noch armſelig, lehnte ihrerſeits ein Bundniß nicht geradezu ab, welches nur wenige Denker Griechenlands verſchmähten. Die Krankheit ſelbſt aber lieferte bei den Träumereien des herrſchenden Glaubens der geheimnißvollen Kunſt nur Nahrung. Dauf der aufklärenden und belehrenden Zeit, hat ſich endlich Alles von einander geſondert und ſeine Schei-dung gefunden. Die Wiſſenſchaft, in ihren Productionen reich geworden und ſicher in ihren Lehrſätzen, weiß, daß ſie nur vermittelſt der Eigenſchaft der Dinge etwas hervorbringen kann. Dieſe Eigenſchaften gründet ſie an der Hand der vorangegangenen Generationen, und in ſolcher Weiſe bildet ſie ihre abſtrakten, erwieſenen Lehren. Die Zauberei, von der Wiſſenſchaft verlaſſen, von der Krankheit bei Seite gelegt, wendet ſich vergeblich an körperloſe Weſen im Weltraume und an Elementarkräfte; ihr ſteht ein gewiſſer Reiz und allerhand Formeln zu Gebote, ſonſt Nichts, was ihr gehorcht. Die Krankheit, die ihr lange ein Zeugniß der Exiſtenz verlieh, wurde endlich unter der Hülle, die ſie ſo lange verbarg, erkannt, ſie hat die Heilkunde mit neuen Seiten bereichert, und dieſe genau zu beachten, bleibt die Aufgabe der Geſchichte.

Mannigfaltiges.

— Calderon und Heine. Unter dieſer etwas baroden Ueberſchrift ſteht in Nr. 8 der literariſchen Beilage des „Deutſchen Kunſtblattes", von Dr. Eggert, eine Abhandlung, die es als ihren Hauptzweck angiebt, den Manen Heine's ein dankbares und liebevolles Gedenkwort zu widmen. Es iſt gewiß die ſchönſte Aufgabe der echten Kritik, frei von aller Partei-Leidenſchaft den Werth einer Kunſtſchöpfung zu beſtimmen. Die Objektivität des Standpunktes zu gewinnen, iſt gewiß gerade bei Heine's Gedichten jedem Kritiker ſchwer gefallen; ſo viel kunſtleriſche Ruhe und Klarheit des Urtheils, wie ſich in der erwähnten Abhandlung findet, hat ſich wohl noch Keiner erworben. Es iſt eine wohlthuende Empfindung, den Dichter in die Walhalla der Kunſt gerettet zu ſehen, der im Leben ſo viel Marter und im Tode noch ſo viel Schmähung erfahren. Die Parallele mit Calderon, ſo wohlgemeint und geiſtreich durchgeführt ſie auch iſt, erinnert jedoch ein wenig an jenes Spiel, wo zwei Aehnlichkeit zweier Gegenſtände durch eine Verſchiedenheit paralyſirt wird. Als Gegenſätze führt der Kritiker ſelbſt ungefähr folgende an: „Der Unterſchied der ſpaniſchen und der deutſchen Nationalität, des Katholizismus und des Proteſtantismus, des Mittelalters (dem Calderon gehört ganz in daſſelbe hinein) und der modernen Zeit; ſtreng kirchliches und frei weltliches Leben, Orthodoxie und Libertinismus. . . . Dennoch haben Calderon und Heine tiefe Züge der Gleichheit an Gaben und Leiſtungen; Beide ſind wahre Dichter in dem prägnanten Sinn der Erhebung über die Proſa des Lebens, Beide ſind Romantiker, Beide werden ſtets auch von den entgegengeſetzteſten Parteien bewundert werden, wegen der Pracht und Melodie, mit einem Wort, wegen des Zaubers — ihrer Form. . . . Beide Dichter ſind melodiſch; aber Heine's Lieder ſind noch mehr als das, ſie ſind Vokal-Muſik . . . . wie lebendige, im Fluge ſingende Vögel, jubelnde Lerchen oder klagende Nachtigallen ſtehen ſeine Verſe an unſerem Ohr vorüber." — Auf dem Grabe des Dichters ſoll kein Denkmal ſtehen, aber im Haine der deutſchen Poeſie muß ſein Standbild errichtet werden; möchte es von der Künſtlerhand geſchehen, die obige Worte niederſchrieb. F. v. H.

— Zur Roſen-Kultur. Den bekannten engliſchen Horticulturiſten William Paul Handbuch zur Kultur der Roſen („The Rose-Garden") iſt kürzlich in einer durch eigene, reiche Beobachtungen vermehrten deutſchen Ueberſetzung von Wilhelm Döll (herzogl. ſachſen-altenburgiſchem Hofgärtner) bei J. J. Weber in Leipzig erſchienen.*) Bei dem Herannahen der ſchönen Roſenzeit iſt es vielleicht manchem unſerer Leſer angenehm, von der deutſchen Akklimatiſirung eines Werkes, das in England bei allen Gartenfreunden einen wohlverdienten Ruf beſitzt, Kenntniß zu erhalten. Die Kultur der Roſe hat in England in neuerer Zeit ſo große Fortſchritte gemacht, daß jetzt nicht mehr, wie früher, die ſpaniſchen, ſondern allein die engliſche Roſenzucht als maß- und muſtergebend für die europäiſche Hortikultur angeſehen wird. Die engliſchen Kulturmethoden ſind aber in dem Paul'ſchen Werke ſo praktiſch und mit ſo großer Sachkenntniß dargelegt, daß kein Freund dieſes lieblichen Zweiges der Gartenbaukunſt ohne Nutzen es leſen wird. Deutſchlands Klima iſt allerdings von dem Englands weſentlich verſchieden; wir haben mehr Schwierigkeiten, namentlich bei der Ueberwinterung unſeres Blumenkors, zu beſiegen; denn was dort gar keinen oder doch nur mäßigen Schutz für den Winter erheiſcht, bedarf in Deutſchland ſehr oft einer ſorgfältigen Bedeckung oder der Ueberwinterung in Gewächshäuſern und Käſten. Der Ueberſetzer und Bearbeiter hat ſobald auf dieſe Verſchiedenheiten weſentliche Rückſicht genommen und deshalb, ſtatt einiger im Original empfohlenen Kulturmethoden, andere, die den klimatiſchen Verhältniſſen in Deutſchland mehr entſprechen und deren Wirkſamkeit er ſelbſt erprobt hat, angegeben. Beſondere Beachtung verdienen die Abſchnitte über Anlage des Roſariums, die durch mehrfache Zeichnungen anſchaulich gemacht iſt, über das Schneiden der Roſen, die Kultur der Topfroſen, das Treiben der Roſen u. ſ. w. Die Eintheilung der Roſen in botaniſche Gruppen iſt, wie Herr Döll in ſeiner Vorrede bemerkt, zwar nicht ohne Mängel, doch gewiß die beſte der bis jetzt gekannten Eintheilungen. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſie auch in unſere deutſchen Gärten Eingang fände, wo leider in dieſer Hinſicht noch ein großer Wirrwarr herrſcht. Anerkennenswerth iſt auch die vom Bearbeiter hinzugefügte populäre Beſchreibung der hauptſächlichſten Inſekten und Pflanzen (Pilze und Flechten), die als Feinde der Roſen zu betrachten ſind, die aber der engliſche Verfaſſer nicht befriedigend genug erwähnt hatte. — Eine merkwürdige Thatſache, die wir dem Kapitel „zur Geſchichte der Roſe" entnehmen, iſt, daß Auſtralien keine Roſe im natürlichen Zuſtande hat, und daß die jetzt auch keine Roſe ſehr nahe dem Aequator oder ſüdlich von demſelben wild gefunden worden. Dieſe gemäßigten Regionen Aſiens und alle Landſtriche Europa's ſind es, wo jene Spezies im Ueberfluſſe vorkommen, von welchen beinahe alle jetzt vorhandenen Garten-Varietäten abſtammen.

*) Der Roſen-Garten. Anlage und Unterhaltung des Roſariums, Anpflanzung, Hybridiſirung und Vermehrung der Roſen, deren Kultur im freien Lande und in Töpfen. Nach William Paul. Mit einer Beſchreibung der neueren und neueſten Roſenvarietäten, von Wilhelm Döll. Mit 50 in den Text gedruckten Abbildungen. — Leipzig, J. J. Weber, 1855.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche bei Buch in Potsdam pränumerirt und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler u. Comp., Jägerstr. No. 61, und beim Expedteur Hermann, Unterwasserstr. No. 21), ferner von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 59. Berlin, Donnerstag den 15. Mai 1856.

England.

Doubleday's Leben Sir Robert Peel's.

Den in den englischen Blättern angekündigten Memoiren Peel's ist der als Verfasser einer „finanziellen Geschichte Großbritanniens" und anderer Werke bekannte Publicist Doubleday durch eine sehr ausführliche Arbeit über das politische Leben jenes Staatsmannes zuvorgekommen.*) Es wäre vielleicht rathsamer gewesen, die Veröffentlichungen abzuwarten, die manche Mißverständnisse aufklären und manche Handlungen des Verstorbenen in ein neues Licht stellen können, ehe man es unternahm, ein endgültiges Urtheil über dieselben zu fällen. Herr Doubleday ist nämlich von der Parteilichkeit ganz frei, deren man die Biographen oft für die Helden ihrer Darstellungen bezichtigt; er verfällt vielmehr in das entgegengesetzte Extrem, und über der scharfen Kritik, mit der er die politische Laufbahn Peel's zergliedert und die Schwankungen und Widersprüche, deren er sich schuldig machte, hervorhebt, vergißt er die unleugbaren Wohlthaten, die England seiner staatsmännischen Umsicht und seinem aufopfernden Patriotismus verdankt. Ueberhaupt huldigt Herr Doubleday ziemlich peſſimiſtiſchen Anschauungen; vor seinen Augen finden selbst die glänzendsten Namen der neueren englischen Geschichte keine Gnade; Canning ist ihm ein selbstsüchtiger Intrigant, „dessen Popularität weder auf die Berechnungen einer ehrlichen Politik, noch auf die Eingebungen der gesunden Vernunft gegründet war", Lord Palmerston ein Mengler, der sich unberufen in fremde Händel einmischt und die Zurechtweisungen verdient, die er sich dadurch im In- und Auslande zuzieht, und sogar der „eiserne Herzog" nichts weiter als ein politischer Strohmann, „der dem Führer des Unterhauses (Peel) ebenso blindlings folgte, wie der Haudwurst einer Kunstreiter-Gesellschaft die Stellungen annimmt, die ihm der Direktor dieses unterhaltenden Instituts vorschreibt." Was den persönlichen Standpunkt des Verfassers anlangt, so scheint er sich zu den alten Tories hinzuneigen; wenigstens geht er, ohne ihre Mißgriffe zu verschleiern, mit ihnen viel glimpflicher um, als mit den Whigs, den Radikalen und den Manchester-Männern. Seine auswärtige Politik ist nicht recht verständlich: ein geschworener Feind der Russen, verdammt er gleichwohl den Krieg gegen Rußland als „unbesonnen", und während er die Intervention der Bourbonen in Spanien und die Restaurations-Politik überhaupt brandmarkt, nimmt er zugleich Dom Miguel als den Erwählten der portugiesischen Nation in Schutz. Die Gabe, „den verborgenen Ursachen der Ereignisse nachzuspüren", die er für sich in Anspruch nimmt, bewährt er in ekklatanter Weise durch die Entdeckung, daß alle Unglücksfälle, welche sein Vaterland in der letzten Zeit betroffen haben und welche es, nach seiner Meinung, noch ferner zu erdulden haben wird, von der im Jahre 1819 auf Anregung Peel's und Ricardo's beschlossenen Wiederaufnahme der Baarzahlungen durch die Bank von England herrühren, in letzter Instanz aber sich auf die Einziehung der Klöster unter Heinrich VIII. und den angeblich dadurch hervorgebrachten Pauperismus zurückführen lassen.

Ueber den Ursprung der Familie Peel und die Anfänge des kolossalen Reichthums, den sie in verhältnißmäßig kurzer Frist durch glückliche industrielle Unternehmungen erworben, theilt Herr Doubleday einige interessante Data mit. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß schon im Jahre 1738 den Herren Wyatt und Paul ein Patent zum Baumwollspinnen auf Walzen bewilligt wurde; aber mochte es an den Zeitumständen oder an der Unvollkommenheit des Planes liegen, genug, dieses Patent hatte keine bemerkenswerthen Folgen, und erst im Jahre 1767 gab die Erfindung der Spinnmaschinen (Jenny) durch James Hargreaves, einen Zimmermeister zu Blackburn in Lancashire, den Anstoß zu einer Reihe von Entdeckungen in der Kunst, das Maschinenwesen auf die Spinnerei und Weberei anzuwenden, deren Wirkungen zum Guten wie zum Bösen sich unmöglich berechnen lassen. Auf die Spinnmaschine von Hargreaves folgte 1769 die von Sir Richard Arkwright gemachte Erfindung einer verbesserten Methode des Spinnens auf Walzen. Zu diesem Meisterwerke des Mechanismus kam im Jahre 1774 der von Dampf getriebene Webestuhl des Dr. Cartwright, und im Jahre 1775 wurde die Musemaschine von Crompton erfonnen, der so die Hargreaves'sche Jenny mit den Arkwright'schen Walzen verband. Einen neuen Impuls erhielten diese Entdeckungen im Jahre 1783 durch die verbesserte Dampfmaschine Watt's, und seit jener Epoche ist vielleicht kein Zahr verflossen, welches nicht die Anwendung der Maschinerie auf die Herstellung von baumwollenen, leinenen, wollenen und seidenen Fabrikaten durch irgend eine Verbesserung erweitert hätte. Unter diesen Offenbarungen der Kraft des Mechanismus in geschickten und energischen Händen erhob sich die Familie Peel, die den größten Theil ihres Wohlstandes, wenn nicht ihrer Ehren, dem Unternehmungsgeist ihrer Gründer verdankte.

„Die Erfindung des Mr. Hargreaves und die Vervollkommnung der Spinnmaschine erregten unter anderen auch die Aufmerksamkeit des Mr. Peel, eines Kattundruckers in Blackburn. Im Besitz einiger Geldmittel, ging er angenblicklich daran, die Vortheile zu benutzen, die eine solche Entdeckung verhieß, und in diesem Bestreben unterstützte ihn nach Kräften sein Sohn Robert, welcher später der erste Baronet dieses Namens wurde. Das Parlament, das bis zum Jahre 1774 auf Andringen der an der Fabrication von wollenen, leinenen und seidenen Stoffen betheiligten Personen sich hartnäckig allen Versuchen, die wohlfeilere und leichter zu bearbeitende Baumwolle als Kleidungsmaterial einzuführen, widersetzt hatte, sah sich endlich zum Nachgeben gezwungen, so daß, als die Hargreaves'sche Erfindung vollendet war, ihre sofortige Anwendung auf die Baumwollspinnerei keinem weiteren Hinderniß unterlag. Mr. Peel errichtete daher mit Hülfe seiner Söhne die erste Spinnanstalt zu Brookfide, einem kleinen Dorfe unweit Blackburn in Lancashire, wo er schon vorher sein Geschäft als Kattundrucker betrieben hatte. Sein dritter Sohn Robert wurde um diese Zeit der Associé eines Mr. Yates in Bury, dessen Tochter er später heiratete. Wie sein Vater, sah er den enormen Gewinn ein, den die Benutzung der neu erfundenen Spinnmaschine in Aussicht stellte, und wie jener, säumte er nicht, sie in Anwendung zu bringen. Es zeigte sich bald, daß diese Erfindung eine noch größere Wohlfeilheit des Fabrikats ermöglichen werde, als der Entdecker selbst ahnen mochte. Peel und Yates überzeugten sich, daß die Maschinerie zum großen Theil unter der Leitung von Kindern beiderlei Geschlechts arbeiten könne, deren Anstellung ihnen eine neue Quelle des Gewinns eröffnete. Wenn die Aeltern in der Gegend von Bury Anstand nahmen, ihre Kinder der strengen Disciplin einer Baumwollspinnerei anzuvertrauen, so empfanden die Armen-Inspektoren und die Verwalter der Arbeitshäuser keine solchen Scrupel. Schaaren von Kindern wurden von den Gemeindebehörden nach Lancashire geschickt, um bei der neuen Fabrications-Methode Hand anzulegen, und in dieser Weise begann das System, die Arbeit in den industriellen Instituten durch Kinder verrichten zu lassen — ein System, das, was auch die National-Oekonomen mit Recht von seinen handelspolitischen Vortheilen sagen mögen, einen nicht geringen Theil der Schuld an den sozialen und moralischen Uebeln trägt, unter welchen England im gegenwärtigen Augenblicke seufzt.

„Die glückliche Laufbahn der unternehmenden Familie Peel sollte jedoch nicht ganz von Unfällen verschont bleiben. Die Hargreaves'sche Erfindung war zwar von Allen mit Freuden begrüßt worden, die Kapital und regen Handelsgeist besaßen, aber von der arbeitenden Bevölkerung Lancashire's wurde sie keineswegs mit so günstigen Augen betrachtet. Diese Leute hatten schon den Druck der Besteuerung empfunden, der eben die Erfindung zur Herstellung eines billigeren Bekleidungsmaterials hervorief, welche sie jetzt in Erfaunen und Unruhe versetzte. Nach ihrem einfachen Raisonnement war der Mechanismus ihres Nachbars Hargreaves nur ein niederträchtiges Mittel, ihre Arbeit überflüssig zu machen und sie durch Weiber und Kinder zu ersetzen. Es half nichts, ihnen bemerklich zu machen, daß theils in

*) The Political Life of the Rt. Hon. Sir Robert Peel. An analytical biography by Thomas Doubleday. 2 vols. London: Smith, Elder & Co. Berlin, A. Asher & Comp.

Folge der geringeren Güte der durch Maschinen erzeugten Waare im Vergleich mit den unter unmittelbarer Einwirkung der menschlichen Hand gesponnenen und gewebten Stoffen, theils in Folge der erhöhten Consumtion, welche die scheinbar größere Billigkeit veranlassen müsse, man in nicht ferner Zeit mehr Arbeiter bedürfen würde, als vor der Hargreave'schen Erfindung. Dergleichen Betrachtungen hatten für sie kein Gewicht; sie konnten nicht über die Gegenwart hinausblicken. Nur die ersten, temporären Wirkungen der Einführung der Spinnmaschine wurden von dem erwachsenen Arbeiterstande empfunden und erregten in ihm tiefen Groll. Auch beschränkte sich dieses Gefühl keineswegs auf die arbeitende Klasse; Handwerker, Pächter, selbst Magistratspersonen wurden durch ähnliche Gedanken beunruhigt. Man sah im Geiste Horden von unbeschäftigten Werkleuten und eine erhöhte Armensteuer; die Gutsbesitzer prophezeiten die Ueberhandnahme der Wilddiebe und die gänzliche Ausrottung ihres Wildes. Der allgemeinen Aufregung folgten endlich Emeuten und offene Ruhestörungen. Das Land wurde von Arbeiterhaufen durchzogen, welche nicht nur die unter dem Einfluß der Hargreave'schen Erfindung entstandenen Werke, sondern auch die Krempelmaschinen und alle Vorrichtungen zur Ersetzung der menschlichen Hand zerstörten, die ihnen in den Weg kamen. Ihre Erbitterung richtete sich besonders gegen den Urheber dieser Neuerungen und seine Helfershelfer, die Kattunfabrikanten, und das Resultat davon war, daß der Erfinder jenes wundervollen Mechanismus sein Heil in der Flucht suchen mußte, während das Etablissement des älteren Peel in Blackburn niedergebrannt wurde.

„Bald verzog sich indeß die Wolke, die das Glück der Familie Peel auf einen Augenblick getrübt hatte. Aus der Umgegend von Blackburn vertrieben, verpflanzte der ältere Peel seinen Unternehmungsgeist und seinen Reichthum nach Burton an dem Trent. Auf Bury, den Sitz des glänzenden Geschäfts seines dritten Sohns, hatte sich der Ausbruch der Volkswuth nicht erstreckt, und die begangenen Gewaltthätigkeiten führten am Ende nur dahin, daß viele von den bedrohten Fabriken nach Manchester übersiedelten und so den Kern jenes industriellen Emporiums bildeten, dessen Erzeugnisse seitdem die Welt überschwemmt haben. Die Kräfte des von Watt verbesserten Dampfmaschine kamen Herrn Peel, wie den anderen Fabrikanten, vortrefflich zu statten. Diese enorme und leicht zu handhabende Kraft gab der Baumwoll-Fabrication einen Impuls, den nichts aufhalten konnte, und Herr Peel in Bury, wie sein Associé Yates, gelangte rasch, gleich manchen seiner Konkurrenten, zu einem bedeutenden Vermögen und zu der Stellung, die der Reichthum in einem handeltreibenden Lande seinen Besitzern stets gewährt. Natürlich säumten die Geschäftsfreunde nicht, ihre so lukrativen Unternehmungen noch mehr auszudehnen, und unter Anderem erreichten sie eine Kommandite in dem hübschen Landstädtchen Tamworth. Als alter Burgflecken verschaffte diese Stadt dem Herrn Peel im Laufe der Zeit einen leichten und bequemen Zutritt zum Parlament, und es war dieser Umstand, der die vom Glück begünstigte Familie am Ende veranlaßte, eine Gelegenheit zur Erwerbung des in der Nähe des Burgsteckens gelegenen Rittergutes Drayton-Manor zu ergreifen, wodurch Tamworth eine Art Domäne der Familie Peel wurde und bis heute geblieben ist, indem es die drei auf einander folgenden Besitzer des Gutes in das Unterhaus gewählt hat."

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Pflanzen-Mumien.

(Schluß.)

Selbst in unseren Tagen noch greift die Todtenhand der Moore nach dem Leben umher. Hier und da erhebt sich ein stattlicher Baum aus der trüben Tiefe; in den Bergschluchten unterbrechen sogar ganze Haine und Gebüsche die traurige Einförmigkeit. Allein in dem ungleichen Kampf ist der Moor des Sieges gewiß. Das Moorwasser nagt wie eine unheilbare Krankheit an den Wurzeln der edlen Waldsöhne. Es glättet den Boden, verwandelt ihn in einen Morast, und die stolzen Riesen fallen Mann für Mann vor dem finsteren, unsichtbaren Feind darunter. Sie widerstehen lange und wacker; allein ihre Wurzelfäßlein wird von dem sauligen Wasser aufgeweicht, ihr Haft lockert sich, ihr Laub vergilbt und trauert — der Winterstorm braust wüthend herein, und die edlen Bäume sinken machtlos in das Grab zu ihren Füßen. In dem Schwarzwalde erheben sich auf manchem Hügel gloriose alte Fichten und schlanke, silberschimmernde Birken — doch einige Schritte hin, und das Auge trifft auf verkrüppelte, vor der Zeit gealterte Zwerge. Immer spärsamer und kleiner werden die Bäume, niedrige, ungestalte Sträuche mit verkrümmten Aesten sind allein noch am Leben, aber auch sie verschwinden endlich, und die Grabesstille herrscht unumschränkt auf dem Moor mit seinem niedrigen Haidekraut, hin und wieder von einem sterbenden Busch oder einem flachen Hügel unterbrochen.

Auch die See hat ihre Moore. Wenn an den Küsten Englands und Frankreichs die Fluth zurücktritt, werden Moräste sichtbar. Meilenweit in die See hinein dehnen sich diese Matten. Wo vor Jahrtausenden eine fröhliche Welt lebte und liebte, ist jetzt die Heimat der Fische und Muscheln. Oft bringt ein Sturm ganze Massen dieser Meersteinkohlen ans Land, oder die Fischer ziehen große Stücke aus der Tiefe.

Noch wunderbarer ist es, wenn die zwischen dem feinen, festen Gewebe der Wurzeln und Fibern eingeschlossene Luft eine unterseeische Matte lichtet und sie hoch an die Oberfläche hebt. Diese führt dann, den Winden preisgegeben, gleich einer schwimmenden Insel umher, bis die Wellen sie in Stücke reißen oder sie, von dem eingelogenen Wasser beschwert, von neuem in die ursprüngliche Heimat hinabsinkt. Solche Moor-Eilande kamen schon in solcher Größe vor, daß sie in Weiden für hundert Stück Vieh hienten und doch nach wenigen Jahren sporlos verschwanden. Nahe bei St. Omer läßt man sie den Sommer hindurch frei umherschwimmen, im Winter aber werden sie an die Küste befestigt. Es giebt deren, die mit Bäumen besetzt sind. In Rußland und Chili erscheinen selbst im klaren, durchsichtigen Wasser diese seltsamen, aus Seegras gestalteten Heranwieler.

Hin und wieder begnügt sich der Moor nicht damit, langsam fortzuschreiten, das Leben zu untergraben und still zu verschlingen — er bricht vielmehr nach langer Ruhe in wilder Wuth hervor. Aus dem faulenden Wasser und der gährenden Masse der abgestorbenen Pflanzen unterhalb des dichtverwobenen Rasens entwickeln sich Gase, welche die Fläche zu Hügeln auftreiben und das ganze Ungefüge der Landschaft verwandeln. Ist seine Stärke sehr groß, oder hemmen Felsen und Erdmassen die krampfhafte Bewegung, so öffnet sich der geschwollene Sumpf mit dumpfem Krachen, und hervor bricht ein schwarzer Strom faulen, ekles Schlammes mit überwältigendem Ungestüm. Das geschah 1821 zu Tullamore in Irland: ein mehrere Acker großer Sumpf brach auf, zog zwei Meilen weit über das Land und verwüstete Alles, was er auf seinem Laufe traf. Häuser wurden dem Boden gleich gemacht, Bäume mit den Wurzeln ausgerissen, und der Schlamm bedeckte die Felder, füllte die Thäler. Tausende von Menschen wurden aufgeboten, ihn in seinem zerstörenden Gang aufzuhalten: Dämme wurden gebaut, Wälle aufgerichtet — Alles umsonst. Der Strom raste nicht, eher in seinem verhängnißvollen Lauf, bis seine Wuth erschöpft war; dann erst brütete wieder die Todesstille über dem schwarzen Moor.

In dem tiefsten Schooße unserer Mutter Erde liegen noch ältere Pflanzen-Mumien, die geblüht hatten und verwelkt waren, lange bevor „die Thore des Himmels sich aufthaten und Gott seinen Bogen an die Wolke setzte." Sie datiren in die geheimnißvollen Tage zurück, wo die kaum gestaltete Kugel, noch innerlich glühend, von der dünnen Kruste des Urgesteins nur lose zusammenhielt. Unter ihnen, in dem ungeheuren Abgrunde, loderte und tobte das eingeschlossene Feuer mit unzähmbarer Wuth; über ihnen hing erstickend heiße Luft und wassersschwangeres Gewölk. Da stürzte gewaltiger, unablässiger Regen nieder auf die chaotische Bühne; hin und wieder barst die leichte Decke, Vulkane stiegen auf, Festland begrüßte zuerst das Licht des Himmels, und Eilande sanken unter, um nimmer wieder gesehen zu werden. Alle Mächte der Natur waren losgelassen; die Erde war ein einziges Schlachtfeld, auf welchem die Elemente um die Weltherrschaft mit einander fochten. Zu dieser Zeit des Riesenkampfes, mitten unter tausendschalligem Donner der erzitternden Erde und des dräuenden Himmels, sanken ungeheure Wälder in das Grab, um geduldig des Tages ihrer Auferstehung zu harren.

Auf den ersten Eilanden, die sich aus dem wirbelnden, arbeitenden Gewässer erhoben, als der höchste Land und Wasser schied, wuchsen Wälder von kolossalem Kannenkraut und Keulenschwamm, voll Schönheit und üppiger Frische, aber ohne Knospen und Blüthen. Die Sigillarien wiegten sanft ihre luftigen Kronen auf den schlanken, artig gezeichneten Stämmen. Parasitische Farnkräuter flatterten in den rasilosen Winden, gleich grünen Wimpeln, an den säulengestalteten, riesigen Stöcken; sanfte Brisen säuselten liebliche Geheimnisse dem Schilfe zu längs der Ränder unendlicher Moräste, und Stigmarien spiegelten das Bild ihrer zarten Laubwerks in der friedlichen Bucht. Algen und Moose schmückten Fels und Gestein und schlangen ihre Wurzeln tief in die Spalten und Risse.

Wo jetzt Spitzbergen, Grönland und die Melville-Inseln in ewigem Schnee und Eis glänzen, schwankten damals hohe Gräser und träumten von der wundervollen Zeit, die da kommen und den Menschen bringen sollte, geschaffen nach dem Bilde Gottes. Hochstämmige Bäume, phantastisch gestaltete Büsche, unaussehbare Wälder von kolossalem Schilf und Schweifel überschatteten die Gestade des dunklen Oceans, umringten mit dichter Macht die weiten, stummen Moore, und verkränzten in anmuthigen Gruppen die Hohlande jener Inseln. Doch dieses Schweigen brütete über dem Ganzen: kein Vogel sang in den Zweigen, kein Wild ruhte in ihrem Schatten. In dem großen Ocean allein wohnte das Leben. Hier hob die monströse

Eidechse den ungeheuren Plattfuß träge unter den Wurzeln des mächtigen Farnstamms hervor; hier schoß der Riesenhai blitzschnell durch die tolende Flut; Polypen, seltsam gewundene Schnecken, glänzendfarbige Muscheln wimmelten in den seichten Buchten. Tausende von wundersamen Formen, die sich nicht mehr auf der Erde finden, bevölkerten damals die stillen Gewässer, Geschlecht auf Geschlecht ging dahin, vom Menschen nicht gesehen und von Jahrhunderten ohne Zahl nicht gekannt. — Es giebt Stellen auf der Erde, wo hundertfünfzig auf einander folgende Generationen in den aufgeschichteten Mooren deutlich zu unterscheiden sind.

Doch hat auch die Natur die Pflanzenleichen mit zarter Sorge zugedeckt, so war ihre Laufbahn doch noch nicht beendigt, ihre Sonderung nur halb vollbracht. Baum auf Baum, Gras auf Gras lagen ruhig in ihrem Grabe. Der Sturm sensate nicht länger in ihren Gränzen, die aufsteigende Erde schüttelte nicht mehr ihre Stämme. Warm gebettet schliefen sie in ihren Kammern; Jahrtausende wandelten dahin, und ihr Schlaf ward nicht unterbrochen, ja, ihr Dasein selbst blieb menschlichen Augen verborgen. Nun aber, nach einer Reihe von Jahrhunderten, kam der Mensch, brach sich einen Weg durch Lehmschichten und Felsenlagen, stieg hinab in der Erde Tiefen, förderte die Leichname längst vergessener Pflanzen ans Licht der Sonne, die sie früher nie geschaut hatten, und machte sie zu seinen geschäftigsten Dienern, zu seinen fleißigsten Leibeigenen. Die Trümmer der Vorzeit wurden die Baumeister der Gegenwart; auf den Befehl der Kinder unserer Tage beherrschen und lenken die blüthenlosen Erstlinge der Schöpfung Wind und Wasser, Raum und Zeit. Das Licht der Urtage, sicher verwahrt im Busen der Mutter Erde, wurde ins Leben gerufen und leuchtet nun hell und glänzend über Land und See.

In den Hochgebirgen Peru's fand der Mensch die schwanzlosen, geheimnißvollen Pflanzen, dieselben gigantischen Farrnbäume empor ans Licht. Ein neues Buch wurde vor ihm aufgeschlagen: die Kohlengefilde der Erde wurden zu Jahrbüchern der Zeiten, von denen keine Geschichte, keine Sage erzählte. Was Leben hatte auf dem Lande, in dem Wasser, war hier sorgsam aufbewahrt in der lange verborgenen Schatzkammer. Da fehlte keine Pflanze, kein Blatt zum Wiederaufbau einer wunderreichen, untergegangenen Welt. Die dunkle Nacht der tiefen Schachte enthielte einen unglaublichen Reichthum und Glanz der Pflanzenformen; ihre Wände waren wie mit prachtvollen Teppichen, mit reizenden Gewinden von unbekannten Schlingpflanzen bedeckt. Die reiche Zeichnung zarter Blätter und Ranken ist tiefschwarz eingedrückt in die dünne Oberfläche der umgebenden Felsen. Hochragende Bäume stehen in der ganzen Fülle ihrer festen Stämme mit weitverbreiteten Aesten und üppigem Laub noch so, wie sie vor unberechenbaren Zeiten gestanden haben. Fossile Stämme wurden gefunden, deren Jahrringe ein Alter von mehr denn achthundert Jahren angeben. Palmen und Tropengewächse wechseln mit Fichten und Pappeln, den Rindern des Nordens. Hier auch schläft die Thierwelt jener Tage: hier ist die dicke Eidechse, und nicht eine zarte Schuppe wird an ihr verwischt; dort der kolossale Hai in all seinen ungeheuren Dimensionen. Alle sind sie da, jegliche Pflanze und jegliches Thier, unbeschädigt von dem nicht schonenden Zahn der Zeit. Nicht eine Zeile ist verlöscht, nicht ein Buchstabe unleserlich in diesem großen Buche der Natur.

Marco Polo erzählt uns zwar, daß die Chinesen schon 1270 die Steinkohlen benutzten; in Europa jedoch kennt man ihren allgemeinen Gebrauch erst seit etwa hundert Jahren. Da aber begann diese neue Macht in den Händen des Menschen zu wirken. Da bot sich dem Betrachter das seltsame Schauspiel, daß die Mumien längstvergessener Bäume, aufgegraben in einst tropischen, jetzt eiserstarrten Regionen, die Wohnungen der Menschen heizen und dem nordischen Klima tropische Früchte abgewinnen. Die Steinkohle treibt den Eisenbahnzug und den Dampfer; sie arbeitet in jeder Manufaktur und brennt auf jedem Herde; für England ist sie sogdbarer, als Gold und Edelstein.

Das Gut, das sie ausströmt, der Schrecken des armen Bergmanns, der nur zu oft den entsetzlichen Schwaden zum Opfer fällt, ist aus einem Tod bringenden Feind in einen nützlichen Diener umgewandelt worden. Man leitete es nämlich anfangs mittelst Röhren aus den Gruben in die freie Luft hinaus. Zufällig entdeckte man, daß es leuchte. Und nun schöpft der Mensch aus der dunklen Kohle ein Licht, das mit der Mittagssonne wetteifert und den übervölkerten Städten in der Nacht Ruhe und Sicherheit giebt.

All das und weit mehr verdanken wir den längstbegrabenen Mumien der Pflanzen, die, wir wissen nicht, vor wie vielen Jahrhunderten gelebt haben. Traun, wir sehen noch immer „dunkel, wie in einem Spiegel", und Seine Wunderwerke sind unseren verschleierten Augen noch immer verborgen.

Frankreich.

Friedrich Chopin.*)

Friedrich Chopin ist 1810 in Zelazowa-Wola bei Warschau geboren. Er war kein Wunderkind; er war nur ein liebenswürdiges Kind; in seinen ersten Lebensjahren verrieth Nichts die ausgezeichneten Eigenschaften, mit denen er von der Natur begabt war. Er wuchs inmitten einer frommen und etwas strengen Familie unter bescheidenen lebensverhältnissen auf. Im neunten Lebensjahre begann er seine ersten musikalischen Studien und kam bald in die Schule eines für Sebastian Bach begeisterten Musikers, Namens Zwyny, der ihn in die streng klassische Musik einweihte. Der Fürst Anton Radzwill vermittelte ihm den Eintritt in einer der besten Kollegien Warschau's. Ein unbekannter Freund giebt die folgende Schilderung von ihm:

„Sanft, gefühlvoll, edel in allen Dingen, vereinigte er im funfzehnten Lebensjahre mit aller Anmuth der Jugend den Ernst des reifen Alters. Er blieb zart an Körper wie an Geist. In Folge der zurückgebliebenen Muskel-Entwickelung behielt er eine seltene Schönheit, eine Physiognomie, in der sich, so zu sagen, weder sein Alter, noch sein Geschlecht kundgab. Er hatte nicht das männliche und kühne Aussehen eines Abkömmlings von jenen Magnaten, welche nur trinken, jagen und Krieg führen konnten, aber auch nicht die weibliche Zartheit eines rosenfarbenen Engels. Er sah aus wie eines der idealen Wesen, mit welcher die Poesie des Mittelalters die christlichen Tempel schmückte, von Gesicht schön wie ein ernstes, ernstes Weib, von Gestalt edel und schlank wie ein junger Gott des Olymps; sein Gesichtsausdruck war zugleich zart und streng, unschuldvoll und leidenschaftlich."

Früh schon zeigte er eine krankhafte Neigung zu jenem schweigsamen Insichgekehrtsein, welches der Hauptzug seines Charakters ist. „Er hat nie", sagt der Freund, „eine Stunde des Sichhingebens gehabt, auf welche nicht viele Stunden um so größerer Zurückhaltung gefolgt sind. Die moralischen Ursachen waren in diesem Wechsel seiner Stimmungen zu zart, als daß sie von einem gewöhnlichen Auge hätten wahrgenommen werden können. Man hätte ein Mikroskop nöthig gehabt, um in seiner Seele, in welche von dem Licht der Lebenden so wenig hineindrang, lesen zu können."

Er hatte seine ersten Studien kaum vollendet, als er ein Mädchen kennen lernte, welches er liebte und von dem er geliebt wurde. Sie war schön und zart, sagt uns Ellis, welcher Chopin am besten gekannt und verstanden hat, wie eine jener Madonnen von Luini, mit dem länglichen und fast zu feinen Oval des Gesichts und mit dem Blick voll tiefer und ernster Zärtlichkeit. Sie hatten ihre Seelen ausgetauscht und waren im Begriff, ihre Ringe auszutauschen, als die Revolution für Chopin die Zeit des Exils mit sich brachte, die nicht mehr enden sollte.

Der Ruhm gab ihm keinen Trost, und in den anderen Herzen, die sich ihm darboten, fand er die erste Liebe nicht wieder, die mehr Zärtlichkeit und Hingebung als Leidenschaft ist, vielleicht das Einzige, was die Dichter für ihre tiefen Leiden entschädigt. Die Trennung verwandelte dieses Gefühl in Beiden: bei ihm in bittere Erinnerung, bei ihr in fromme Verehrung. Er hatte seine musikalischen Studien unter der Leitung des Professors Joseph Elsner beendigt und bereitete eben die verschiedenen großen Städte Deutschlands, um hier und da eine Perle aus ihrem melodischen Stadtkästlein einzusammeln. Da wurde er durch die Ereignisse des Jahres 1830 überrascht, die ihm die Rückkehr in sein Vaterland verschlossen.

Er verlebte den Winter in Wien; er wurde hier wenig verstanden; er nahm einen Paß nach London, mit der Bemerkung: „über Paris". Seine ersten Konzerte in Paris verursachten eine solche Sensation, daß die Elite der vornehmen Welt und der Künstler sich sogleich um ihn schaarte. Man war bemüht, ihm eine zweite Heimat zu schaffen. Er aber wurde durch den Glanz seines jungen Ruhms nicht im Mindesten geblendet; er lieb den süßen Lauten der Gunst nur ein oberflächliches Gehör, und bald gab er sich wieder ganz dem Andenken derjenigen hin, die in der Ferne jenseits der Flüsse weilte. Aber — ach, die Zärtlichkeit sollte vor der Leidenschaft erbleichen, und es verschlechterte sich, wenigstens für einen Augenblick, das süße Bild der Fernen vor seinen Augen. Lange hielt Chopin sich fern von allen den hervorragenden Persönlichkeiten, die ihm huldigten. Doch unter den Frauen war eine — die ausgezeichnetste, die ihn anzog und fesselte. Der Ruhm und der Geist dieser Frau wirkten auf ihn mit magnetischer Anziehungskraft, wie jene Augen, welche entzücken und erschrecken: George Sand befand sich damals auf der höchsten Entwickelungsstufe ihres Talents und im vollen Glanze ihrer Schönheit; sie hatte schon „Indiana", „Valentine", „Jacques" und „Lelia" veröffentlicht. Aber als wenn Chopin die Ahnung der Rauhe und der

*) Nach einem von Louis Enault verfaßten Artikel des Athénaeum Français.

Digitized by Google

Qualen gehabt, welche die geniale Liebe mit sich bringt, er floh oder suchte das Zusammentreffen mit ihr zu vermeiden.

Madame Sand aber, eine mehr willenskräftige und mehr wegende Natur, fürchtete weder die Gelegenheit, noch die Gefahr; die Musik instinktmäßig verstehend, hatte sie gleich bei den ersten Productionen Chopin's, die sie hörte, hinter der verliebten Süßigkeit derselben sein ganzes poetisches Genie erkannt; sie war ergriffen von dem Geistesreichthum seiner Tonschöpfungen und erkannte sogleich in ihm eine der ihrigen verschwisterte Seele, die, wie die ihrige, von dem Unendlichen träumte und, wie die ihrige, von der Sehnsucht nach dem ewigen Ideal erfüllt war.

Sie sahen sich zum ersten Male bei dem Marquis v. C... in einer jener Gesellschaften, welche die Pariser Gastfreundschaft allen Aristokratieen Europa's, denen des Geistes, der Geburt, des Ruhmes und der Schönheit, in jedem Winter giebt. Die Chaine anglaise war schon zu Ende, der Ballsaal hatte sich geleert, die trauten Plauderein in den Boudoirs waren im besten Gange. Chopin setzte sich ans Forte-piano. Er spielte eine seiner Balladen, deren Worte kein Dichter schreibt, deren Gegenstand, in der träumerischen Seele der Völker schwimmend, dem Künstler gehört, der sie fassen will. Es war, glaube ich, der „Abschied des Reitersmannes". In finsterer Nacht verläßt ein Ulan, um in den Krieg zu ziehen, sein Dorf und sein Vaterland. Man vernimmt die Hufstriche des davon eilenden Pferdes; schon trabt es in der wüsten Steppe; da fällt ihm ein, daß er vergessen hat, von seinem alten Vater Abschied zu nehmen; er kehrt um, schließt seinen Vater in seine Arme und sprengt davon. Aber dann fällt ihm wieder ein, daß er von seiner Schwester noch nicht Abschied genommen; er kehrt zurück, um es zu thun. Zuletzt fällt ihm ein, daß er von seiner Geliebten Abschied zu nehmen vergessen. Er kehrt zurück, schließt die Geliebte in seine Arme und eilt fort. Dieses naive und schlichte Thema führte der Künstler auf dem Piano mit aller Wärme seines Gefühls und aller Kraft seiner Phantasie aus. Plötzlich bemerkt er nahe der Thür unbeweglich und bleich das schöne Gesicht Lelia's. Sie besteht ihr dunkles, seuriges Auge auf ihn; der zart fühlende Künstler empfand zugleich Pein und Vergnügen; sein Blick ruhte auf den edlen Zügen des klassisch schönen Profils; er glaubte zu bemerken, daß ein edles Lächeln auf den feinen Lippen spielte, und daß der Glanz des Auges sich hinter eine Thräne barg. Er unterbrach sich in der Ballade, die er spielte, nicht. Nie hatte Chopin so ergreifende Töne hervorgebracht. Die Leidenschaft, die er gewöhnlich in sich zurückhielt, ergoß sich ungehemmt; das Piano zitterte und bebte; den Seufzern einer unaussprechlichen Melancholie folgten die Verzückungen einer gränzenlosen Zärtlichkeit und Leidenschaft. Er spielte nur für sie. Sie sahen sich seidem öfter. Aber ihr Glück hatte eine kurze Dauer. Die beiden Herzen waren nicht von gleicher Art. Das männliche Herz schlug hinter der zarten Brust. Der Mann war zarter in seiner krankhaften Anmuth, die Frau mächtiger in ihrem Genie. Madame Sand besaß in einem höheren Grade, als Chopin, die schöpferische Kraft; sie hatte mehr intellektuelle Genußfähigkeit; sie suchte immer und fand oft neue Ausdrucksformen für die Gefühle, von denen ihre Seele bewegt war; sie fand Trost in den immer neuen Freuden einer fortwährenden schöpferischen Thätigkeit und vergaß, daß eine Andere gesagt: „Der Mann ist für die Frau das Grab des Glücks!" — Anders war es mit Chopin; ihm wurde es nicht so leicht, seine Gedanken in musikalischen Werken zu objektiviren; oft, wenn er einem Gedanken eine erste Gestalt gegeben, die ihm unvollkommen schien, arbeitete und mühte er sich vergeblich ab, dem schon ausgedrückten Gedanken eine neue, bessere Gestalt zu geben. Während Madame Sand, fähig, über ihre individuellen Erlebnisse sich zu erheben, Werke von ganz objektiver Haltung schuf, ließ Chopin, der leichter ergriffen wurde, sich immer nur von seinem Gefühl beherrschen; in seinen Compositionen drückte er immer nur sein Herz aus. Es kann also nicht befremden, daß ihr intimes Verhältniß ihnen beiden tiefe Leiden brachte und sich zuletzt völlig löste. In den „Briefen eines Reisenden" hat Madame Sand die erhabenen Leiden einer edlen und zarten Seele treffend geschildert.

Gegen Ende des Jahres 1837 zeigten sich bei Chopin die ersten Symptome der langsamen, aber unheilbaren Krankheit, der er erliegen sollte. Er verließ Paris, um dem Winter zu entgehen. Madame Sand begleitete ihn. Sie wählten Majorka zu ihrem Aufenthaltsort. Die laue, reine Luft des Südens gab seiner Lunge neue Lebenskraft. Das Glück, dessen er hier genoß, war der beste Arzt für ihn. Die Schwermuth wich von ihm, und er fühlte sich von neuer, froher Hoffnung beseelt. Madame Sand hat von diesem Aufenthalte auf Majorka herrliche Schilderungen gegeben. Den glücklichen Einfluß, den das Leben auf dieser Oase des Mittelländischen Meeres auf Chopin ausübte, schildernd, sagt sie unter Anderem Folgendes: „Er war nicht mehr auf der Erde; er befand sich in einem Himmel von goldigen Wolken und Düften; seinen herrlichen Geist schien er in die Unterhaltung mit Gott ganz versenkt zu haben; und wenn mitunter die kleine Laterna magica der wirklichen Welt sich in dem strahlenden Lichtprisma abschattete, in das er sich ergoß, so wurde er davon so unangenehm berührt, als wenn inmitten einer erhabenen Musik eine kreischende Stimme sich hätte vernehmen lassen."

Die Geschichte des Bruchs zwischen Chopin und Madame Sand ist in ihren Einzelheiten bis jetzt für die Welt ein Geheimniß geblieben. Madame Sand hat in ihren „Memoiren" darüber nur flüchtige und kurze Andeutungen geben wollen, und Chopin, obwohl mit religiöser Dankbarkeit das Andenken an die für immer entflohenen schönen Tage bewahrend, litt schwer, wenn ein Anderer sie ihm ins Gedächtniß rufen wollte.

Der Tod Chopin's war ergreifend, wie es der frühzeitige Tod immer ist, der die Besten und die Schönsten in ihrer Jugend dahinrafft. Er fürchtete ihn nicht; er erwartete ihn mit einer Art bitteren Wonnegefühls; er war auf ihn vorbereitet. Er war schweigsamer als je geworden; seine Gleichgültigkeit gegen Alles um ihn her hatte den höchsten Grad erreicht. Die Kunst allein behauptete ihre Herrschaft über ihn; sie stirbt in denen, welche sie geliebt haben, gewiß zuletzt. Seine Schwester, die ihm, trotz der dauernden Trennung, die zärtlichste Anhänglichkeit bewahrt hatte, eilte aus Polen zu ihm. Auch die Gräfin Delphine Potocka, eine der edelsten Frauen ihres Landes, kam, um ihm in der Sterbestunde beizustehen.

Nur wenige Stunden vor seinem Tode bemerkte er die große, schlanke, weißgekleidete Gestalt der Gräfin am Fußende seines Bettes. Er bat sie, zu singen. Die Gräfin sang unter Seufzern und Thränen. Nie war ihre Stimme so ausdrucksvoll gewesen. Sie sang einen Lobgesang auf die heilige Jungfrau. „Wie schön! o mein Gott, wie schön!" sagte er. „Noch mehr, noch mehr!" Sie setzte sich, auf das tiefste ergriffen, wieder an das Piano und sang einen Psalm von Marcello. Chopin wurde schwächer; die Anwesenden waren in Angst. Unwillkürlich knieten sie Alle nieder; Niemand wagte es, zu sprechen. Die Stimme der Gräfin übertönte wie eine himmlische Melodie die Seufzer und das Schluchzen. Das Leben Chopin's ging mit der heiligen Hymne zu Ende.

Er ruht jetzt inmitten der berühmten Todten auf den Höhen des Père-Lachaise. Der schöne, aus den Händen Clesinger's hervorgegangene Genius auf seinem Grabe, der melancholische Genius der Völker des Nordens, der seine Lyra zerbricht und seine marmornen Thränen auf das Grab weint, dieser schöne Genius schweigsamen Schmerzes wird für alle Zukunft das treuste Abbild Friedrich Chopin's sein.

Mannigfaltiges.

— Lamartine's *„Cours familier de littérature"*. Unter diesem Titel hat der berühmte Dichter eine Reihefolge von zwölf „literarischen Unterhaltungen" angekündigt, die allmonatlich versandt werden und zusammen 20 Fr. (5½ Thlr.) kosten. Es muß dem Herrn v. Lamartine, trotz der großen Honorare, die er noch in den letzten Jahren von seinen Verlegern bezogen, doch sehr schlecht gehen, denn es hat sich in Paris ein Verein von Journal-Redakteren und anderen bekannten Schriftstellern gebildet, der das Publikum dringend auffordert, auf den neuen „Familien-Kursus der Literatur" doch ja recht zahlreich zu abonniren, und der zu diesem Behufe ein Subscriptions-Blatt in vielen Tausenden von Exemplaren versandt hat. Lamartine soll einer berühmten Dame, die ihm kürzlich Vorstellungen wegen seiner übertriebenen, den Körper aufreibenden Geistesarbeiten gemacht, erwidert haben: „Besser, ich komme vor Arbeit um, als vor Kummer und Schmerz!"

— Verschönerungen von Paris. Das bekannte Bois du Boulogne wird jetzt nach einem großartigen Plan erweitert und verschönert. Man hat die Wiese, bekannt unter dem Namen „Pré Catelan" durch kunstreiche Anlagen in einen Garten verwandelt; Kaffeehäuser, chinesische Tempelchen, Konzert-Salons, Milchwirthschaften und Bierbrauereien sind erbaut. Dazwischen erheben sich Gebüsche, Baumgruppen und Blumen-Anlagen, als wären sie durch den Zauberstab des Fürsten Pückler selbst hervorgerufen. Vor kurzem war der Boden dort ganz unkultivirt und nur bekannt durch das alterthümliche, ruinenhafte Monument, welches im fünfzehnten Jahrhundert dort einem provençalischen Dichter, Namens Catelan, errichtet wurde, von dem der Platz seine Benennung erhalten hat. F. v. H.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 9 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 22½ Sgr. und vierteljährlich 2 Thlr. 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 81), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 60. Berlin, Sonnabend den 17. Mai **1856.**

Frankreich.

Joseph Justus Scaliger, der Hugenott und Philolog.
(1540—1609.)

Nach Jacob Bernays.*)

Der große deutsche Meister der Geschichtschreibung, Ranke, hat in dem ersten Bande seiner „Päpste" ein unvergängliches Bild jener geistigen Vorgänge gezeichnet, welche den Haupt-Inhalt des sechzehnten Jahrhunderts ausmachen; er hat den tief eingreifenden Umschwung der Dinge geschildert, welcher zwischen dem Anfange und dem Ausgange dieses merkwürdigen Zeitraums liegt. Der Katholicismus ging aus den Stürmen des Reformations-Zeitalters nicht gebeugt oder gebrochen, sondern gekräftigt und verjüngt hervor. „In seinem Innern erschüttert, im tiefsten Grunde seines Daseins gefährdet, hat sich das Papstthum zu behaupten und wieder zu erneuern, sich noch einmal zum Mittelpunkte des Glaubens und Denkens der romanischen Nationen zu erheben gewußt. — Es war Alles von der Kirche abgefallen und Richtungen hingegeben, die an das Heidnische streiften. Durch jene welthistorische Entwickelung ist das Prinzip der Kirche wieder erwacht; wie mit neuem Anhauch hat es die Kräfte des Lebens berührt und dem gesammten Dasein eine andere Farbe verliehen. — In jedem Zweige thut sich am Ende des Jahrhunderts eine Richtung hervor, derjenigen entgegengesetzt, welche den Anfang bezeichnete. — Wie so ganz hatte sich das Verhältniß geändert, in welchem man zu dem Alterthum stand. Man folgte einer Idee, die man allein gelten ließ, neben der man keine andere anerkannte. Es ist die nämliche, die sich in der Kirche die Herrschaft erworben, die den Staat zu einem Organ der Kirche gemacht hat. — Die Kirche zeichnete eine Linie vor, die nicht mehr überschritten werden durfte. Wehe dem, der sich über dieselbe hinauswagte! So wirkte die Restauration des Katholicismus auf die Wissenschaft verjüngend."

Jede Monographie, ihr Stoff gehöre der politischen oder der Literaturgeschichte jener Zeit an, wird mehr oder weniger dazu beitragen müssen, dieses weltumfassende Gemälde zu vervollständigen, dessen Rahmen und Hintergrund Ranke vor uns ausgespannt hat. Auch die klassische Philologie reizte die Eroberungslust des modernen Katholicismus. Die Jesuiten, seine Apostel, suchten auch dieses Gebiet sich unterwürfig zu machen. Während Nonio Palearo, ein siebenundsiebzigjähriger Greis, Giordano Bruno gleich, den Flammentod der Ketzer sterben mußte, begaben sich Lipsius und Muret reumüthig in den Schooß der heiligen römischen Kirche. Aber „einer der Letzten aus dem Geschlecht, das im sechzehnten Jahrhundert die Fahne der Freiheit und der Bildung erhoben hatte", ein Mann, der, „stets sich selbst treu, in stolzer Geschlossenheit seiner Verlockung unterlag, dessen Lebensabend kein Abfall von sich selbst, kein von außen her überwältigendes Mißgeschick trübte", — als ein solcher tritt uns der Held der vorliegenden Biographie, Joseph Justus Scaliger, entgegen, ein Süd-Franzose von Geburt, der in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, 1562, zur Lehre der Reformirten übergetreten war, nachher selbst an den Kriegen der Hugenotten thätigen Antheil genommen, seit 1593 aber in der Universitätsstadt Leyden eine sichere Zufluchtstätte gefunden hatte.

Hier war er gegen alle Bekehrungs- und Inquisitionsgelüste der Loyoliten geschützt. Er wußte dies zu würdigen und widerstand muthvoll allen Versuchen, ihn von Holland hinwegzuziehen. Noch im Jahre 1608 bemühte sich der französische Gesandte, ihn nach Paris zu locken. Mit gleicher Standhaftigkeit hatte er schon 1592, kurz vor seiner Uebersiedelung nach Leyden, die Bitten der Prinzessin von Condé, welche ihm die Erziehung ihres Sohnes antrug, abgelehnt. „Je ne veux point estre courtisan", äußerte er später einmal, als er davon sprach. Sehr merkwürdig ist auch ein Berednngsversuch des berühmten Kirchenhistorikers und Kardinals Baronius. Er läßt Scaliger 1596 durch einen Freund, dessen Brief uns Herr Bernays mittheilt, liebevoll bitten, Katholik zu werden und nach Rom zu kommen. „Ich war dieser Tage mit dem Herrn Kardinal Baronius zusammen, und da er mit mir, wie er oftmals thut, von Ihnen sprach und sich nach Ihrem Thun und Lassen erkundigte, befahl er mir, Ihnen zu schreiben, wie er Ihre Eigenschaften so hoch schätze, daß, falls Sie Katholik würden und an diesen Hof kommen wollten, er Ihnen daselbst seine Freundschaft anbiete und Theilnahme an Allem, was er auf der Welt besitze. Und er hat mir insbesondere gesagt, daß, wenn er auch nur Ein Brod hätte, die Hälfte Ihnen gehören sollte (quand il n'aurait qu'un pain seulement, la moitié en serait vostre)." Scaliger aber blieb in nichtkatholischem Lande, „ohne saßbaren Ehrgeiz, in geschcrter Stellung, außer französischer Schußweite." Um so begieriger fragen wir nach seinen Beziehungen zur katholischen Restauration, deren Freundschaft ihn nicht gewinnen, deren Feindschaft ihn nicht erreichen konnte.

Scaliger's philologische Macht war zu groß, als daß er den Anfechtungen der Jesuiten hätte entgehen sollen. Schon seine Leistungen auf dem Felde der niederen Textestritik waren bahnbrechende Muster; sie entrissen der schwächlichen Tändelei der Italiäner, ihrer kritikfosen imitatio veterum, die Herrschaft im philologischen Reiche. Aber er näherte sich auch mehr als ein Anderer vor oder nach ihm dem höchsten Ziele der Philologie, dem „Ideale einer universalen Umfassung des alterthümlichen Lebens." In seinen beiden Werken: „De emendatione temporum" und dem „Thesaurus Temporum", dem Schatzhause der Zeiten, stellte er, nach seinen eigenen Worten, den Leser auf eine Warte, von der aus er nach Osten und Westen das Alterthum überschauen konnte. Auf diesen Feldern universaler Geschichte und Chronologie hat er „wie ein König und Fürst gebaut, im großen Styl und für späte Geschlechter; seine Zeitgenossen staunten ihn als einen Höheren an, den sie mit ihrem Maßstabe nicht messen dürften."

Dieser Riese im feindlichen Lager war den Jesuiten begreiflicherweise ein Dorn im Auge. Bentley sagt, an einer bei Bernays citirten Stelle, von Scaliger und Salmasius: „Jene Männer, die Zierde der Reformation, wurden von eben denselben Leuten herabgesetzt und durchgezogen, welche sie, wären sie Mitglieder ihrer Glaubensgenossenschaft gewesen, beinahe angebetet hätten." Die religiösen Gegensätze figurirten damals in erster Reihe; es bestand eine Alles umfassende Solidarität der katholischen sowohl, als der protestantischen Interessen. Als Scaliger einst die Schrift eines Gerstlichen seiner eigenen Konfession, David Pareus, mit rücksichtsloser Schärfe tadelte, beklagte dies Casaubonus, weil dadurch den „Feinden der Wahrheit Gelegenheit gegeben werde, über die gute Sache zu triumphiren. Ich gebe zu, daß er für seine Thorheiten noch härtere Strafe verdient hätte; das Eine nur, wie gesagt, schmerzt mich, daß ein großer Theil seiner Schande auf unsere Kirche zurückfallen wird." Im Gegensatz hierzu steht, was der Rostocker Professor Hanniel erzählt. „Bei einem Gastmahl zu Ingolstadt nämlich entstand ein Streit über die Koryphäen der reformirten Religion. Der damalige Rektor der Universität, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, nahm allen Ruhm gebiegener Gelehrsamkeit für Männer der päpstlichen Kirche in Anspruch. Da rief ihm Gifanius (ein Freund Scaliger's) erzürnt zu: Die Kirche! Die Kirche! Du redest stets von der Kirche. Europa hat heute keinen größeren Gelehrten als Scaliger. . . . Da alle Anwesenden schwiegen und damit dem Gifanius ihren Beifall zu erkennen gaben, so wagte jener Jesuit nicht weiter zu widersprechen."

Bei solchem Charakter der Zeiten und der Persönlichkeiten ließ sich nicht erwarten, daß Scaliger von Angriffen verschont bleiben würde. Die Jesuiten mußten versuchen, und sie versuchten es wirklich, den „Goliath, der es gewagt, gegen das Heer des lebendigen Gottes zu stehen",*) durch eine literarische Fehde zu überwinden oder doch zu verkleinern. Unsere Leser werden es uns daher gewiß Dank wissen,

*) Joseph Justus Scaliger, von Jacob Bernays. Mit einem Portrait Scaliger's, ausgewählten Stücken aus seinen seltneren Schriften und einigen bisher nicht gedruckten Briefen. Berlin, 1855. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

*) Eine ihrer polemischen Schriften trug diesen Bibelvers (Sam. I. 17, 26) als Motto.

Digitized by Google

wenn wir aus der gediegenen Schrift des Herrn Bernaysé diesen Kampf Scaliger's gegen die Societas im Auszuge wiedergeben.

„Um die Zeit, da Scaliger aus Frankreich schied, hatte der durch Ignatius von Loyola gestiftete Orden sein erstes halbes Säkulum und damit den Abschnitt seines intensiv kräftigsten Daseins zurückgelegt. Bis dahin hatte er, um sich anzuheben, weder sühlbare politische Macht, noch Reichthümer nöthig gehabt. Genug Novizen strömten ihm auch ohnedies von allen Seiten zu: die schwachen Geister und die reumüthigen Sünder so gut, wie die ehrgeizigen Köpfe und die frommen Seelen, sie alle fanden im Orden, was ihnen gemäß war. Während dieser ersten Epoche nun, da er zuvörderst die Zahl seiner Mitglieder vermehren mußte, ging der Orden weder auf den Besitz, noch auf den Ruf der Gelehrsamkeit aus. Den Gemüthern nachstellend, brauchte er die Geister nicht zu binden, auf keinen Fall mittelst historisch-philologischer Erudition. Aber die klassische und orientalische Philologie war der Stolz der Neuzeit, welche doch bekämpft werden sollte; an dieser Prometheus-Flamme hatte sich der Trotz gegen die Donnerkeile des Vatikans entzündet. Zunächst konnte der Orden sich in keiner anderen Weise mit Philologie schmücken wollen, als indem er namhafte Philologen zu sich herüberzog und so über die Wissenschaft in ihren Vertretern triumphirte. Daß Maret bei Pater Beneius zur Beichte ging und diesen seinen früheren Schüler öffentlich als seinen Seelenretter pries, daß Justus Lipsius sich seine Schriften von demselben Pater Beneius wie ein Schulknabe das Exercitium korrigiren ließ — dergleichen demüthige Huldigungen von philologischen Celebritäten zu empfangen, war für die damaligen Zwecke des Ordens viel förderlicher, als wenn seine angeflammten Mitglieder durch mühevolleres Arbeiten um die Palme der Philologie gerungen hätten. Als jedoch der Orden nach innen ausgewachsen war und an die Durchführung seines Weltherrschungsplanes Hand legen wollte, da konnte er nicht mehr so gleichgültig auf philologischen Ruhm und philologische Thätigkeit herabsehen. Um seine Universal-Herrschaft auf der festesten Grundlage zu errichten, mußte er überall die Schulen in seine Gewalt zu bringen suchen, zumal in den vom neuen Geist durchdrungenen Ländern, England, Frankreich und Deutschland. Jugend-Unterricht ohne klassische Studien war aber damals undenkbar, und die bisherige Thatenlosigkeit des Ordens auf diesem Gebiete gab seinen Gegnern volle Berechtigung zu der Frage: mit welchem Zug doch jene Väter sich zu Lehrern der Humaniora anzuwerfen wagten, in denen sie selbst so schülerhaft bestanden hatten!

(Schluß folgt.)

England.

Doubleday's Leben Sir Robert Peel's.

(Schluß.)

Es würde zu weit führen, dem Verfasser in seiner Analyse der politischen Thätigkeit Sir Robert Peel's zu folgen; die Einzelheiten derselben sind dem deutschen Publikum aus dem fleißigen, auch in unserem „Magazin" besprochenen Werke Heinrich Künzel's bekannt, und die Reflexionen, die Herr Doubleday über sie anstellt, sind oft ebenso paradox als scharfsinnig. Wir begnügen uns damit, einige Stellen aus der Charakteristik Peel's hervorzuheben. „Wie bei allen Männern, die mit Macht bekleidet waren und deren Handlungen auf Triebfedern beruhten, welche tiefer und zum Theil ihnen selbst verborgen lagen, ist es das Loos Sir Robert Peel's gewesen, von verschiedenen Parteien zum Gegenstande unbegränzten Lobes und unbegränzten Tadels erwählt zu werden. Diese Erscheinung rührt daher, weil solche Männer nie ihre wahren Beweggründe entpüllen, welche demzufolge von den Umstehenden mißverstanden werden und eine gute oder böse Deutung erhalten. Gewöhnlich haben beide Extreme Unrecht: Sir Robert Peel war viel weniger freisinnderisch gesinnt, als Cobden glauben mochte, und ein viel besserer Konservativer, als der Herzog von Richmond und Lord Stanhope sich einbildeten. Daher muß auch sein Benehmen den gewöhnlichen Beobachtern stets räthselhaft erscheinen, und von Historikern, welche die Begebenheiten erzählen, ohne ihre Ursachen zu ergründen, wird seine Verwaltung stets als ein Gewebe von Inkonsequenzen dargestellt werden. Da sie jedoch im besten Falle nur ein einzelnes Fragment einer ganzen Reihe von Veränderungen bildet, die ihre Wurzel in Einem großen, aber noch nicht vollendeten legislativen Mißgriff (der oben erwähnten Bankakte) haben, so wird immer ein Geheimniß über den wahren Charakter Sir Robert's verbreitet sein, dessen Lösung der Nachwelt schwer gelingen wird. Ganz sicher scheint es, daß er niemals den Ruhm eines großen Ministers haben kann, obschon er bei seinen Lebzeiten von denjenigen „groß" genannt wurde, die ihn mit seinen kleineren Gegnern verglichen. Den Führern der Whigpartei zur Seite ist seine Ueberlegenheit unbestreitbar, aber bei ruhigem Nachdenken wird man bemerken, daß diese Ueberlegenheit auf zwei oder drei Schätzbaren, aber nicht wahrhaft großen Eigenschaften beruhte, die seinen Nebenbuhlern ganz oder zum Theil abgingen. In Menschenkenntniß, in der Gabe, die unmittelbaren Folgen der Ereignisse zu beurtheilen und die Schwankungen der öffentlichen Meinung zu berechnen, übertraf er alle Staatsmänner seiner Zeit, und dies, in Verbindung mit großen Verwaltungs-Talenten, war die Quelle seines wunderbaren Einflusses auf das Unterhaus und auf die politischen Parteien, denen er sich anschloß. Man hat viel von der „Fascination" erzählt, als von einer Kraft, welche Menschen und einige Thiere besitzen sollen und wodurch sie Andere zwingen, ihren natürlichen Neigungen und Instinkten schnurstracks entgegenzuhandeln. Niemand besaß je diese Eigenschaft in einem höheren Grade, als Sir Robert Peel, der in mehr als einem Fall seine Parteigenossen großentheils dahin brachte, in direktem Widerspruch mit ihren früheren, laut ausgesprochenen Meinungen und Vorurtheilen zu handeln, und die Macht Peel's über seine Mitmenschen wird in dieser Beziehung von der Nachwelt anerkannt und gewürdigt werden. Aber für die große Mehrheit muß sein Charakter stets ein Räthsel bleiben. Er konnte nie die wahren Motive seines Verfahrens offenbaren, und ebenso wenig enthüllte er die Endresultate seiner Politik, wenn er sie überhaupt gekannt hat. Jene Politik hatte daher, dem Anschein nach, weder einen Anfang, noch ein Ende; auch besitzt sie keine Züge, die sie allgemein verständlich machen könnten. Den künftigen Geschichtsforschern muß also der Charakter Peel's nothwendig als ein solcher erscheinen, der zwar ein hohes Interesse darbietet, aber von geheimnißvollen Wolken umschlossen ist, die seine Entzifferung verbieten. Wie St. Thomas à Becket, Cromwell, Machiavelli, Kaiser Julianus, Ignaz Loyola und Andere, wird er in verschiedener Weise beurtheilt werden, je nachdem man seinen Charakter von verschiedenen Standpunkten aus betrachtet, während der wahre Schlüssel zu seinem Charakter und seiner Laufbahn den meisten derjenigen verborgen bleibt, die in künftiger Zeit über ihn denken, sprechen oder schreiben werden" — d. h. wenn sie nicht das Werk des Herrn Doubleday gelesen haben, wo sich besagter Schlüssel in der Ueberzeugung findet, von der Peel allmählich durchdrungen worden sei, daß in Folge seiner unglücklichen Bank-Akte die finanziellen Zustände Englands eine so morsche Grundlage erhalten hätten, daß jede Erschütterung einen vollständigen Zusammensturz des ganzen Gebäudes nach sich ziehen werde, welche Ueberzeugung ihn gezwungen habe, jeder politischen oder staatsökonomischen Agitation nachzugehen, sobald sie ihm einigermaßen über den Kopf wuchs und eine drohende Gestalt annahm. Da nun Individuen von nur durchschnittlichem Scharfsinn unmöglich auf eine solche Erklärung verfallen konnten, so mußte das Benehmen Peel's ihnen nothwendigerweise räthselhaft vorkommen und er auf diese Art in die mysteriöse und sehr gemischte Gesellschaft gerathen, mit der ihn sein Biograph in Verbindung bringt.

Ueber den berühmtesten Gegner Peel's, der durch eine seltsame Verkettung der Umstände das Haupt der von ihm im Stich gelassenen Protectionisten-Partei wurde, äußert sich der Verfasser folgendermaßen: „In den furchtbarsten unter den Opponenten Peel's gehörte jetzt Herr Benjamin Disraeli, der, obwohl er bei seinem ersten Erscheinen im Unterhause keinen bedeutenden Eindruck hervorzubringen vermochte, in der Folge ein nicht geringes Maß jener Gabe an den Tag legte, die den ministeriellen Führer auszeichnete — der Gabe, die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen seiner Kollegen im Parlament zu gewinnen. Herr Disraeli, der Sohn eines Mannes von einigem Namen in der literarischen Welt, hatte seine Laufbahn als Schriftsteller im Fache der Roman-Literatur begonnen. Er machte sich zuerst durch einige Erzählungen bekannt, die hauptsächlich auf einem Konglomerat von metaphysischen und politischen Elementen einer etwas überspannten Richtung bestehen, in welchem die Wahrheit und die Natürlichkeit der Sucht nach neuen und unerwarteten Effekten aufgeopfert sind. Als politischer Abenteurer war der von ihm eingeschlagene Weg vegellos, krumm und wetterwendisch. Im Anfange bemühte er sich als whigpolitisch-radikaler Aspirant das strenge Lächeln und die spärliche Gunst des Herrn Hume und der für Oekonomie und Finanzreform schwärmenden Partei zu erwerben. Da er jedoch fand, daß die radikalen Doktrinen einem Manne, dem es wenigstens ebenso sehr nach Macht, als nach Ruhm gelüstete, keine genügende Stellung versprachen, machte er allmählich Kehrt und schloß sich, nach einigem Kokettiren mit der peelitischen Fraction, den Reihen der Ultra-Konservativen in der Opposition gegen die Politik Sir Robert Peel's an. Man hat behauptet, daß die persönliche Abneigung gegen Sir Robert, welche Disraeli nicht zu verheimlichen suchte, von getäuschten Erwartungen herrührte und sich erst dann zeigte, als der Minister, entweder sein Talent oder seine Zuverlässigkeit — oder vielleicht Beides — bezweifelnd, sein sichtbares Entgegenkommen mit ebenso sichtbarer Kälte erwiederte. Wie dem auch sein möge, der Haß Disraeli's gegen Peel schien mit seiner Gewandtheit und seinem Einfluß als Parlamentsredner zu steigen, und in den letzten Lebenstagen Sir Robert's ließ Disraeli keine Gelegenheit vorübergehen, ihn mit rhetorischen Angriffen zu belästigen, in welchen scharfe, schneidende und witzige Invektiven die Hauptrolle spielten.

Google

„Von soliden, gründlichen politischen Kenntnissen möchte Herr Disraeli keinen großen Vorrath besitzen. In seinen Reden vertreten Persönlichkeiten die Stelle politischer Argumente, aber sie sind oft gewandt, glänzend und schneidend sarkastisch und können als ein kunstvoll gearbeitetes Gewebe von Witz und Satire charakterisirt werden, das eine Unterlage von politischen Gemeinplätzen verdeckt. Sie haben in der That viele Aehnlichkeit mit seinen Werken, in denen Wahrscheinlichkeit und gesunde Vernunft unter einer Wucht von Paradoxen, Mystizismus und krampfhaftem Streben nach Effekt erstickt oder der Partei politik geopfert werden. Für Sir Robert Peel indeß waren die leichten, aber vergifteten Pfeile Disraeli's furchtbarer, als es ein schweres Geschoß gewesen wäre. Obgleich in allen anderen Beziehungen ein vollendeter Debatter, hatte er kein Talent für extemporirte Replik. Seine Beamten — und er mochte dergleichen oft — waren gesucht und für die Gelegenheit berechnet. Die scharfen Stiche Disraeli's waren daher für ihn, was die vergifteten Nadeln der Borgia ihren Opfern waren: kaum bemerkbare, aber tödtliche Verletzungen, die er weder abzuwehren, noch zu erwidern vermochte. Aus diesem Grunde scheute Sie Robert Peel ein Wortgefecht mit Disraeli mehr, als ein Zusammentreffen mit einem schwerer bewaffneten Gegner. Er fühlte, daß der Kampf ein ungleicher sei, und als ein schallendes Gelächter und spöttische Bravos einem schadenfrohen Streiche seines unerbittlichen Widersachers folgten, fühlte er, daß auch Andere diese Ueberzeugung theilten."

Am Schlusse seiner Arbeit giebt der Verfasser kurze biographische Skizzen von Lord Aberdeen, Sie James Graham, Sidney Herbert und Cardwell, als den vier Staatsmännern, welche Sie R. Peel in seinen handelsreformatorischen Maßregeln zur Seite standen und welchen nach seinem Tode die Leitung der politischen Fraction zufiel, die von ihm ihren Namen erhielt und auf einen Augenblick an das Staatsruder gelangte. Wie herr Doubleday mit Recht bemerkt, haben die Ereignisse dargethan, daß die Nachfolger Peel's ihre politische Stellung nur durch eine Coalition mit einer anderen, stärkeren Partei behaupten können. „Ohne", sagt er, „das immense praktische Talent und den fast grenzenlosen Einfluß ihres ehemaligen Führers zu erben, haben sie alle die Schwierigkeiten überkommen, die mit Unbestimmtheit des Prinzips und einem politischen Glaubensbekenntniß verbunden sind, das in einem oder dem anderen Punkt allen größeren Parteien im Staate mißfällt. Gleich allen Combinationen, die mehr auf taktischer Leitung als auf originellen Ansichten oder festen Grundsätzen beruhen, scheint die peelitische Fraction bestimmt, nach kurzem Dasein zu verschwinden oder in eine kläglichere Partei aufzugehen. Als Bestandtheil eines liberal-konservativen oder gemäßigten Whig-Ministeriums wird sie vielleicht eine Zeitlang existiren können, aber allein stehend als politische Macht wird sie nur zu bald ihrer eigenen Schwäche erliegen müssen."

China.

Das älteste Staatshandbuch der Chinesen.

Nach G. und J. B. Biot.

Bis ins zweiundzwanzigste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung war China — damals noch von sehr geringer Ausdehnung — ein Wahlreich. Um jene Epoche kam die Oberherrlichkeit zuerst an eine Familie oder Dynastie, die Hia (and Sia gesprochen), deren Haupt in geschickter Leitung der Entwässerungs-Arbeiten sich hervorgethan hatte. Jetzt begann der erste vogelwüchsige Landbau. Nach und nach wuchsen die Familien heran, jede breitete sich auf ihrem eigenen Gebiete aus, und so gab es bald große Stämme, einigermaßen vergleichbar mit den Stämmen Israels oder den Clanen der schottischen Hochlande. Das Haus Hia endete mit einem beinahe fabelhaften Wütherich, in dessen Person es durch die Familie Schang (später Jen) gestürzt wurde. Unter dieser zweiten Dynastie bildete der Stamm Tschen*) einen neuen Mittelpunkt der Gesittung, und zwar weit westlich im Thale des ansehnlichen Flusses Wei (auch Ni), der nach langem, ostwärts gerichtetem Laufe in den Riesenstrom Hoang-ho mündet. Hier erwuchs ein neues Reich, das manchen Barbaren-Stamm unterwarf und durch Bündnisse mit anderen Barbaren sich stärkte. Im dreizehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung begannen Zerwürfnisse zwischen diesen Tschen und den regierenden Schang, die bis in die Mitte des zwölften fortdauerten. Damals besiegte Fürst Wuwang vom erstgenannten Hause den letzten Tyrannen der Schang und brachte seine eigene Familie auf den Thron von ganz China. Jetzt erhielt die politische Vereinigung der Stämme neue Grundlagen, und eben diese Grundlagen, diese neuen politischen Satzungen, finden wir in dem uralten Buche Tschen-li, dessen Titel Ritual (im weitesten Sinne) oder Staats-Einrichtungen der Tschen bedeutet.

*) Lies Tschen. Doch hört man auch Tschau.

Als Zusammenfasser dieser Satzungen nennt eine unwiderrufene und nie bestrittene Ueberlieferung den vorerwähnten Wu-wang Bruder und Minister Tschen-tung. Das Andenken Beider, wie auch ihres Vaters und Lehrers, des weisen Fürsten Wen-wang, hat sich, begleitet von unbegränzter Verehrung, unter den Chinesen fortgepflanzt. Als das durch sie ins Dasein gerufene Lehnssystem schon lange höchst verderblich wirkte, wurden sie noch von Confucius, Mang-tsy und anderen hervorragenden Männern als Musterfürsten gepriesen; ja, in jedem Zeitalter war man der Ueberzeugung, daß die Tschen den ihnen untergebenen Völkern Ordnung, Frieden und Wohlstand in möglichst reichem Maße zugetheilt hätten. Die weisen im Buche Tschen-li verzeichneten (also unter den Tschen ins Leben gerufenen) Verwaltungs-Aemter bestehen noch heutzutage, nur mit denjenigen Veränderungen, die nothwendig geworden sind, um sie einem an Umfang sehr gewachsenen Staate und einer Gesellschaft anzupassen, in welcher die Bedingungen des Eigenthums und die Stellung der Personen mit der Zeit einigermaßen sich verändert haben.

Die heute über China regierende, bekanntlich ausländische Dynastie hat nach dem Beispiel der ersten mongolischen Eroberer den alten Mechanismus der Verwaltung, wie das System des Stillstands auch innen, der Abscheidung nach außen, nur in sehr geringem Grade verändert. Als vor anderthalb Jahrhunderten europäische Oberhäupter die ersten Gesandten an den chinesischen Hof schickten, staunten diese über die seltsame Aufnahme, die ihnen wurde. Einige höhere Beamten empfangen sie gleich beim Eintritt ins Reich; sie geleiten die fremden Gäste mit großer Höflichkeit, dabei aber in beständiger Ueberwachung, nach der Residenz, ohne sie nur irgend mit dem Volke verkehren oder von der vorgeschriebenen Route abweichen zu lassen. In Peking angelangt, hält man die Gesandtschaft während der wenigen Wochen, die sie dort verweilen darf, in ehrenvollem Gewahrsam. Nach schwierigen Unterhandlungen, um die Bedingungen des Ceremoniells zu regeln, das sie beobachten sollen, gestattet man ihnen eine Empfangs-Audienz und wenige Tage darauf eine Abschieds-Audienz; dann verkündet man ihnen höflichst den Befehl zur sofortigen Abreise, die wieder unter denselben ehrenvollen Bedingungen der Colortirung und strengen Ueberwachung vor sich geht. Dies Alles ist alte Satzung und schon seit dreitausend Jahren ins Buch Tschen-li eingetragen, denn man findet hier bereits die Anstellung eigener Beamten, welche Empfangs-Agenten heißen, weil sie den fremden Besuchern entgegenkommen; Andere heißen Umgebende oder Escortirende, weil sie beständig um die Gäste sein und sie überwachen müssen. Lesen wir den Bericht von den beiden Audienzen, die Kaiser Jung-tsching im Jahre 1727 dem portugiesischen Gesandten, Dom Metello de Souza, bewilligte, so finden wir darin das im Tschen-li vorgeschriebene Ritual buchstäblich wieder. Bei der Empfangs-Audienz läßt der Kaiser dem Gesandten anfänglich durch seine Dolmetscher sagen: „Ihr habt auf einer so großen Reise viel zu leiden gehabt. Wie befindet Ihr Euch?" Dies ist der Ritus der Tröstung oder huldvoll-tröstlichen Theilnahme. Bei der Abschieds-Audienz überreicht der Kaiser seinem Gaste den Ceremonien-Wein, in goldener Schale, mit diesen Worten: „Trinket Alles, wenn Ihr könnt; wo nicht, so bedient Euch des Getränks nach Gefallen." Dies ist wieder ein Ritus des Tschen-li, die alte Einladungs-Phrase des Kaisers an seine Lehnsträger, wenn er ihnen eine Hof-Mahlzeit anbietet. Die pünktlich genaue Bewahrung von Satzungen und Ritualien aus einem so hohen Alterthum ist ein sehr merkwürdiges Phänomen und würde an sich hinreichend sein, um der Uebersetzung des Buches, das selbige enthält, ein hohes historisches Interesse zu geben: aber das Interesse wird noch ansehnlich erhöht, wenn man jene alten Einrichtungen in ihrer unmittelbaren Anwendung auf die ursprüngliche politische Gesellschaft studirt, an deren Organisirung und Regelung sie auf Jahrtausende so großen Antheil gehabt.*)

Keine Nation des Abendlandes hat eine solche Urkunde hinterlassen. Das Alte Testament allein nähert sich ihr hinsichtlich der zahlreichen Thatsachen, Gesetze und Gebräuche, die es aufbewahrt; in seiner religiösen Erhabenheit bietet es uns aber ein umfassenderes und in Einzelheiten minder ausführliches historisches Gemälde. Des Cobinus Schrift über die Hofwürden im oströmischen Reiche, die Sammlung unter dem Titel „Notitia dignitatum utriusque imperii Orientis et Occidentis", das Buch des Konstantin Porphyrogenet über die Ceremonien am byzantinischen Hofe, bieten für eine ohne allen Vergleich neuere Epoche gewisse analoge Züge; aber in den beiden letzteren sind die Aemter mehr aufgezählt als beschrieben, und sieht man da auf keine Weise ihre Beziehungen zur allgemeinen Stellung des Volkes. Das Werk des Constantinus zeigt und die Reichswürden, wie sie gewisse Stellen, gewisse Rangstufen einnehmen, oder bei mehreren großen Feierlichkeiten gewisse Aemter verwalten; allein der gekrönte Schriftsteller will uns mehr zeigen, in welcher Ordnung sie seine

*) Le Tcheou-li ou Rites des Tcheou, traduit pour la premiere fois du Chinois par feu Edouard Biot (herausgegeben von seinem Vater dem Physiker J. B. Biot).

Digitized by Google

Person begleiten, als er an Spezifizirung ihrer Amtspflichten oder an die Rolle denkt, die ihnen im ganzen Mechanismus der Verwaltung zukommt.

Im Tschen-li dagegen sind uns alle Triebwerke der Politik und Verwaltung bis in anscheinend geringfügige Einzelheiten offen gelegt. Alle Aemter, die zum allgemeinen Mechanismus der Regierung gehören, vom Kaiser bis zur niedrigsten obrigkeitlichen Person, werden hier individuell beschrieben, geregelt, bestimmt, und zwar bis in die geringsten Besonderheiten ihrer Attribute und Pflichten. Das Reich der Schrift ist in Königreiche eingetheilt, die von Feudal-Fürsten regiert werden. Der Kaiser allein bestimmt ihre Gränzen und die Oertlichkeit, wo die Hauptstadt liegen soll. Er ernennt und installirt die Könige, verpflichtet sie zu denselben Regierungs-Formen, die er in seinem vorbehaltenen Gebiete (Erbland, Domäne) eingeführt, und wacht mittelst speziellen Agenten über die beständige Aufrechthaltung derselben. Jeder Vasall muß in gewissen Perioden persönlich am kaiserlichen Hofe erscheinen; er wird vermahnt, wenn er gegen die Satzungen des Reiches sich vergangen hat, und nach Umständen abgesetzt. Ein abgesetzter Lehnsfürst ist moralisch todt; man errichtet ihm einen Leaner-Altar, als hätte er aufgehört zu leben. Alle Verhältnisse der Vasallen zu einander und zum Lehnsherrn sind durch ein religiöses Ritual geregelt, von welchem der Kaiser selbst nicht abweichen darf. Dieses Ritual bestimmt in so genauer Weise die Handlungen des öffentlichen und Privatlebens, selbst die Kleidertracht, die Stellungen und die Redensarten aller Stände, daß es den Anschein hat, als sollte die Stetigkeit der Regierung auf physische und moralische Stetigkeit der Einzelwesen gegründet und letzteren alles freie Handeln unmöglich gemacht werden. Unter dem Kaiser und seinen Vasallen steht in großem Abstande die Masse des arbeitenden Volkes: sie begreift den männlichen Theil der das Land bauenden Bevölkerung. Auf diese folgen der Ordnung nach: Gartenbauer, Holzfäller (Ausroder), Hirten, ansässige Kaufleute, wandernde Kaufleute; dann die rechtmäßigen Ehefrauen, welche Seide und Hanf kultiviren; ferner die Weiber vom zweiten Range oder Dienerinnen, und die (zuweilen auf öffentlichen Markte gekauften) Diener, welche die Nahrungsmittel zubereiten; endlich Lohn-Arbeiter ohne bestimmtes Gewerbe. Die Verwaltung, unter welche man diese Bevölkerung stellt, die praktischen Belehrungen, die man ihr giebt, die Sorgfalt, womit man ihre Thätigkeit regelt, um ihren Unterhalt zu sichern, beweisen augenscheinlich, daß man sie zu einem fertigen Zustande bürgerlicher Gesellschaft anhalten will, dessen Gewohnheiten ihr noch neu sind. Man klassifizirt sie in Gruppen, denen man verschiedene Grade der Beziehungen und der Pflichten vorschreibt. Die kleinste Gruppe begreift fünf Familien. Die überwiegende Mehrheit des Volkes ist auf den Landbau angewiesen; aber die Bauern sind nur Grundholde, nicht Eigenthümer, und müssen einen Zins in Naturalien entrichten, welcher der Fruchtbarkeit des Bodens angemessen ist, jedoch immer nur ein kleines Bruchtheil des Robertrags ausmacht. Offizielle Agenten prüfen und bestimmen die Eigenschaften jeder Art von Erdreich; sie belehren den Bauer über die Natur der Erzeugnisse, die demselben eignen, über die Zeiten des Umgrabens, Säens, Wässerns, Einärndtens. Sie führen ein allgemeines System der Bewässerung da ein, wo es angemessen, und regeln dessen Anwendung; sie bezeichnen die Epochen, in denen man für das Anstrichen der Seidenraupen sorgen und die jährlichen Phasen dieses Gewerbszweiges überwachen soll — mit einem Worte, das ganze Volk wird als eine große Familie behandelt. Man sieht, daß ein solches System sehr viele Räderwerke nöthig macht; und nur wenn man ihren sozialen Zweck erkannt hat, kann man die Menge und die Mannigfaltigkeit der Attribute aller verschiedenen Aemter begreifen, die im Buche Tschen-li aufgeführt sind.

Wohl nirgendwo anders ist ein Netz bürgerlicher Einrichtungen, dessen Maschen so eng und so starr, über einen Theil der Menschheit ausgeworfen worden und höchstes Muster einer vollkommenen Organisation geblieben. Gewiß aber hat Niemand ein solches System in seiner Ganzheit abstrakt entworfen und ohne vorausgegangene Thatsachen, die es empfehlenswerth machen mußten, angewendet. Und wirklich zeigt uns das Schu-king schon in viel älterer Zeit unter den chinesischen Stämmen die meisten Herkommen, Gebräuche, Normen und Grundsätze, welche das Tschen-li zusammenfaßt: die den Regeln der Moral unterworfene Autorität eines Selbstherrschers; die Empfehlung des Landbaus; die kindliche Ehrfurcht; die Verehrung der Vorältern; den Kultus des Himmels und der unsichtbaren Geister, mittelst besonderer Ceremonien; die Beobachtung der Gestirne; die Wahrsagung; die Begründung der verwalteten Macht und der Kriegsmacht, der Abgaben vom Ertrage des Bodens u. s. w. Aber eine systematische Zusammenstellung und Ausarbeitung von Allem schreibt sich erst aus dem Zeitalter jener Dynastie, deren Kaiser übrigens, Dank der steigenden Macht ihrer hohen Vasallen, gar bald zu Schatten-Potentaten herabsanken. Für den Ehrgeiz dieser „kleinen Herren" war das „starre Netz" also immer noch elastisch genug.

Mannigfaltiges.

— Ritterliche Weiber in Europa und Asien. Wie das geistvolle Weib einen wo möglich noch geistvolleren Mann, so will das starke und kühne Weib einen noch stärkeren und kühneren; denn ihr größter Triumph ist es eben, wenn sie ein ihr geistig, oder physisch, oder auch in beider Hinsicht überlegenes Wesen leiten und gewissermaßen beherrschen kann. Führt und haben die Wolfslage ein Weib vor, das in Eigenschaften, die für Privilegien des männlichen Geschlechts gelten, den großen Haufen der Männer selbst überragt, so wird ihr allemal die eben erwähnte „Prätension" beigelegt: hierin begegnen sich Völker der verschiedensten Abstammung.

Jeder kennt Brunhild von Island, diese im „Nibelungenliede" und anderwärts verherrlichte hochmoröse Kämpferin. So wissen magyarische Ueberlieferungen von einer Fer Ilona, die ein ungarischer Königssohn heiraten wollte, zum großen Verdrusse seines Vaters, „weil nur derjenige sie zur Frau haben konnte, dem es gelang, sie im Kampfe zu besiegen; dies war aber bis dahin Keinem gelungen, obwohl Unzählige den Versuch gemacht hatten.*")

Die in den Hochlanden Inner-Asiens spielende Gesser-Sage läßt mehrere Heldinnen auftreten. Eine von ihnen ist die mongolische Fürstentochter Rogmo-Goa, die zwar nicht persönlich kämpft, aber nur demjenigen ihre Hand reichen will, der drei Bogenschützen und drei Ringkämpfer von ihrem Gefolge besiegen kann. Eine Andere, Adschu Mergen, überwindet den Helden Gesser selbst im ersten Gange eines Ringkampfes, muß aber im zweiten Gange unterliegen, worauf er sie zum Weibe begehrt und ihr Gebieter wird.

Der venezianische Reisende Marco Polo erzählt in seinem berühmten Werke**) von einer Tochter des mongolischen Chanes Kaidu, Großneffen des Tschagatai, die in mehreren Schlachten durch Heldenmuth und Waffengluck hohen Ruhm erwarb. „Dieses Mädchen" — so sagt er — „besaß eine solche Körperkraft, daß kein Mann im ganzen Reiche sie hätte bezwingen können. Ihr Vater wollte sie verheiraten; allein sie erklärte, keinen Mann nehmen zu wollen, es sei denn, daß sich Einer fände, der ihr an Stärke überlegen wäre.!***) Der Chan Kaidu, ein ränkevoller und länderschtiger Fürst, spielte seine Rolle in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, also gleichzeitig mit Marco Polo's Anwesenheit am Hofe des Groß-Chans Chublai, welcher dem ehrlichen Venezianer bekanntlich seltenes Vertrauen schenkte. Wie viel Antheil der vergrößernde Ruf an seinem Bericht hat — Marco selbst lebte in großer Entfernung von jener Fürstentochter — müssen wir unentschieden lassen.

Zu Gotha befindet sich handschriftlich ein Ritter- und Räuber-Roman in arabischer Sprache, dessen Zeitalter und Verfasser unbekannt sind. Zu einem Kapitel dieses Romans wendet man mit einem Heldenmädchen, der Tochter eines Stammesfürsten, Bekanntschaft, der ihre Großthaten den ehrenden Beinamen Kattalat ul Schdsch'ân, d. i. Erlegerin oder Todtschlägerin der Tapferen, erwarben. Als sie endlich in der Person des Helden Dschundaba ihren Besieger oder in zwiefachem Sinne ihren Mann gefunden, entdeckt sie ihm ihr Geschlecht und sagt unter Anderem: „Ich hatte mir selbst zugeschworen, daß ich Keinen heiraten wolle, dem es nicht gelänge, mich im Kampfe zu überwinden.†) Eine Menge Bewerber waren ihr unterlegen; sie aber, befürchtend, ihr Vater möchte endlich ihrem Willen Gewalt anthun, war auf die Länge mit zahlreicher Begleitung entflohen und führte seitdem das Leben eines weiblichen Abellino oder Rinaldini, ein Schrecken aller Wanderer, an deren Wege sie lagerte.

Wem es nun schwer wird, zu glauben, daß man unter jedem Himmelsstrich auf gleiche Gedanken kommen und ähnliche oder gleiche Vorsätze fassen kann: der erkläre die Sage für eine wandernde. Alsdann wäre zuerst den Arabern, am bequemsten den in Spanien angesiedelten und herrschenden, etwa durch die West-Gothen, ein Stück von der Brunhild-Sage überliefert worden, und die Araber hätten es in der Folgezeit durch Vermittelung türkischer Stämme immer weiter östlich fortirt, bis es endlich in der Mongolei anlangte. W. Sch.

*) Ipolyi's Magyar Mythologia, S. 78.

**) S. 199—200 der italiänischen Ausgabe, die 1847 in Venedig erschien.

***) Ella diceva che non prenderebbe marito, se prima non trovasse chi in forza la vincesse.

†) Ânâita 'ala nafsi an lâ atazâwadacha illâ man jaqhâruni fî hâarbi. Siehe Koregarten's arabische Chrestomathie, S. 68 ff.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 61. Berlin, Dienstag den 20. Mai 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Fünfter Monats-Bericht. 1856.

Oeffentliche Fragen in sonderbarer Form. — Ihre Beziehung zu Literatur und Literaten. — Neueste Ergebnisse in physikalischen Wissenschaften, in der klassischen Gesellschaft, der adronomischen, der Gesellschaft der Künste. — Die Bedeutung des Glycerines, einer Entdeckung von Franz Pulz. Dessen Wasserstoffgasslicht. — Kunst-Ausstellungen, Ausstellung der Society of Arts. Die photographische Gesellschaft und deren Riesen-Apparat. Photographische Lithographie von dem Wiener Heren Gressch. — Statistik der Brief- und Bücher-Circulation durch die Post 1855. — Markham's Werk über Cuzco, die alte Inka-Hauptstadt, und die neue Republik Peru. — Studium von Bücherlisten. — Der goldhaltige Titel. — Der gastronomische Titel. — Der novellistische Titel. — Der alliterirende und der antithetische Titel. — Der dreeke Titel. — Der gramliche Titel. — Inhalt für den Titel. — Literatur des Titels wegen.

London, Anfangs Mai.

„Wie vertreibt man den Kiengerach aus neuen Kleiderschränken?" „Ist die Drieberg'sche Negation des Lustdrucks mit einer öffentlich ausgeschriebenen Belohnung für den Beweis des Gegentheils widerlegt und der Preis gewonnen?" „Wie steht die große Frage zwischen Gans und Savigny, was Eigenthum und was blos Besitz sei?" Es war eine schöne, idyllische, idealistische, belletristische Zeit, als uns solche Fragen bei Stahely und in Berlin überhaupt so sehr beschäftigten, daß man gar nicht Zeit hatte, an Politik zu denken, als diese Fragen und Louis Drucker's freundschaftliche Grüße und die Meinungen der „Abend-Zeitung" über Novellen in „Komet", „Rosen", „Gesellschafter" u. s. w. unsere Oeffentlichkeit in der Metropolis der Intelligenz ausmachten. Des Lebens Mai bläht einmal und nicht wieder. Aber Ihr Literatur-Briefschreiber in London gehört zu den ausserordentlich Glücklichen, die diese antediluvianische Periode der Berliner Oeffentlichkeit zum zweiten Male in reicherer, veränderter Gestalt wieder persönlich erleben. Die Oeffentlichkeit in der Welt-Hauptstadt London sieht jetzt im Wesentlichen ebenso aus, wie damals in Berlin. Das klingt dem Uneingeweihten vielleicht paradox; aber wer nur so gütig ist, sich von mir einweihen zu lassen, wird sich selbst von der Aehnlichkeit der öffentlichen Fragen im damaligen Berlin und im jetzigen London überzeugen. Man hat einen Krieg gegen — Niemand weiß, wen — geführt, gegen Mißverwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten und Kassen, gegen Verfälschung aller Lebensmittel, aller Waaren und Wohlthaten, gegen Corruption im Unter- und Oberhause, gegen die Oeffentlichkeit des Hängens in einer der belebtesten Straßen Londons, man hat es mit Reform-Associationen, Reform-Bills, Erziehungs-Reformen versucht, man hat tausendfach bewiesen, daß man neue Männer und Ideen brauche — aber Alles scheint spurlos aus der öffentlichen Meinung verschwunden zu sein.

In allen politischen Angelegenheiten herrscht die größte, dickfelligste Apathie und Blasirtheit, und anständige Leute beschäftigen sich blos mit Fragen, welche genau an die Berliner Kiengerach-Verbrennungsmittel-Periode erinnern, und als wäre Politik gefährlich, wie in Neapel.

Die älteste und hartnäckigste öffentliche Frage in der Londoner Publizistik, noch täglich wiederkehrend, lautet: „Do you want luxurint hair and whiskers?" (Wünschen Sie üppigen Haar- und Backenbartwuchs!) Es ist die Frage der Pomaden-Industrie, unter welcher sich die Konservativen zusammenscharen, die Tories (deren Haupt, Disraeli, freilich nur luxuriöses Haar, aber ohne Backenbart, aufweisen kann), welche in dem weit nach beiden Seiten hinausstarrenden Backenbarte Gesinnungstüchtigkeit gegen den revolutionair um sich greifenden Schnurr- und Knebelbart zur Schau tragen.

Die spitzigste und populärste Frage, welche beide Geschlechter trifft und alle Klassen bewegt, berührt unter der Form: „Who's your hatter?" (Wer ist Ihr Hutmacher?) die wichtigsten und empfindlichsten Interessen des weiblichen und männlichen Hauptschmuckes. Die „Angströhre" auf dem Backenbarte des letzteren erfreute sich in Form und Stabilität, unübertrefflicher Häßlichkeit in England viele Jahre der absolutesten, unbestrittensten Herrschaft; aber seit der großen Ausstellung sanken sich allmählich immer kühner und verwegener neue Formen von „Röhren" und Krämpen ein. Manche haben bis zum Kalabreser nur noch einen Schritt. Bedeutsamer waren die Revolutionen in dem phantasievollen Bereiche des Damenhutes, der in England ausschließlich bonnet hieß, während die männliche Angströhre sich scharf als „hat" abschied. Um auf einmal das Verwegenste zu sagen, fragt man auch Damen: „Who's your hatter?" Neben den hinten auf dem Wirbel zu der frechsten Ironie zusammengeschrumpften „bonnets" hat sich nämlich der männliche „hat" in der luxuriösesten Formenfreiheit auf Damenköpfen eine neue Wirksamkeit und schöne, große Zukunft erstritten. Das im Prinzip herrliche, malerische und praktische Bloomer-Kostüm wurde noch von der spitzesten und fanatischsten Stabilität aller Massen und Klassen zu Tode gehetzt und wahrhaft brutal gemißhandelt. Aber der Bloomerhut kehrte zurück und rächt nun das zu ihm gehörige, zu Tode gehetzte Kostüm. Er stützt sich auf die üblichen, schleppigen Damentrachten und beleuchtet durch seine einfache Grazie die Häßlichkeit unter ihm nur um so auffallender und abschreckender, so daß er am Ende das zu ihm gehörige Kostüm doch wieder zurückerufen wird. Der eigenthümlich niedergewölbte Damen„hat" wirft freilich einen so magischen Reiz von Clair-obscur auf frisches, lockige Gesichter, daß es scheint, als bedürfe er gar keiner Reform im unteren Kostüm, obgleich dies in plumpen Mänteln und Umschlagetüchern, in zusammengeknäuelten und aufgefalteten Kleiderwülsten, die von den englischen Damen noch dazu denn Gehen auf beiden Seiten mit beiden Händen aufgehoben und ausgefreyrt werden, kaum häßlicher, beschwerlicher, unbeholfener und unanständiger sein kann. In dieser Beziehung sind die Damen alle Slavinnen, Slavinnen der Mode und ihrer selbst, gerade wie die Herren — der Schöpfung. In England noch mehr, als in anderen Ländern, trotz der constitutionellen Freiheit. Ganz melancholisch und tragisch klingt daher eine andere, täglich wiederkehrende, öffentliche, soziale Frage: „Why wear a coat that does not fit?" (Warum einen Rock tragen, der nicht sitzt) Ja, warum das auch noch bei so vielen Uebeln des Lebens! Es giebt wissenschaftliche Schneider, die Prinzipien haben, die Physiologie und vergleichende Anatomie verstehen und auf Grund anatomischer Wissenschaft Beinkleider machen, die ohne Träger sitzen und nicht herunterfallen, und warum nun einen Rock tragen, der nicht paßt! Es ist so Mode, er darf, soll und muß nicht passen, er muß schlottern und selbst dem Dicksten zu weit sein. Die neuen, prinzipiellen Fortschritts-Schneider fragen daher seit Monaten alle Tage: Warum immer noch Röcke tragen, die nicht passen? Die große Masse der Gutsinnen weiß diese geheimnißvolle Frage noch immer nicht zu beantworten, und nur wenige kühne Geister, die dem Zeitgeiste solarisch voranleuchten, wagen es, zu Schneidern zu gehen, welche nicht einfachen können, warum die Kunden nicht passende Röcke tragen sollen, und daher Kunstwerke komponiren, die wie angegossen sitzen. — Aber die öffentlichen Fragen gehen den Leuten nicht blos auf den Leib, sondern auch die in Herzen und Nieren. Fragen, wie: „Where do you purchase fish?" oder „Have you tasted our thirty-shilling sherry?" oder „Do you bruise your oats yet?" lassen sich noch mit Gleichmuth ertragen, aber wenn über großen, blendend erleuchteten Porzellan-Läden ledigen Personen plötzlich die Frage ins Auge blitzt: „Do you think of getting married?" so ist das die impertinenteste Herzensfrage, öffentliche Inquisition.

Ich will die unerschöpfliche Masse dieser täglich wiederkehrenden und sich vermehrenden öffentlichen Fragen nicht weiter verfolgen. Fürchte ich doch jetzt schon, vom gelehrten, gründlichen Deutschland nichtssagender Spaßmacherei bezüchtigt zu werden. Doch nicht zu voreilig! Ein tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel. Suchen wir diesen tiefen Sinn wenigstens anzudeuten. Der Gründlichkeit wegen bemerke ich, daß es unter dem industriellen, anzeigenden Publikum immer mehr Mode wird, seine Bekanntmachung und Anpreisung mit einer solchen Frage, wie wir beispielsweise die gangbarsten an-

Digitized by Google

geführt haben, einzuführen. Darin liegt allerdings ein sehr nahe liegender, nicht tiefer Sinn. Daß sie aber wirklich als öffentliche Fragen in der Gesellschaft Gevatter stehen und die besten Pointen der Conversation anmachen, daß man sich öffentlich und privatim damit beschäftigt und Abhandlungen darüber schreibt und liest, das hat einen Sinn, ich glaube sogar, einen tiefen. Die wirklichen politischen und sozialen Fragen sind vor der allgemeinen Apathie und Blasirtheit, dem Modetone frivoler Witzelei über alle nationalen und europäischen Angelegenheiten vollständig gefloben. Man hat sich unwillkürlich verschworen, den Ernst der Zeit abzuweisen und das Ernste, welches sich nicht abweisen lassen will, mit schnöder Pikanterie in die Flucht zu treiben. Palmerston, der Meister in dieser Kunst, ist deshalb wirklich „der vollkommenste Gentleman der drei Königreiche". Diese gewaltsame, unnatürliche, erzwungene Inhaltslosigkeit in allen öffentlichen Angelegenheiten und Privat-Conversationen hat einen Inhalt, einen tiefen. Ein Volk, das einen so gewaltigen Inhalt in seiner Geschichte, eine so große, reiche Literatur, so viel Geld, so viel Länder, so viel Production und Handel hat, kann nur unter ganz abnormlichen, unnatürlichen, auf der Axe der Krisis befindlichen Verhältnissen so inhaltlos, so frivol, so schnöde sein. Politiker hier beweisen, daß es mit Palmerston zu Ende gehe, daß er das Parlament auflösen und ans Land appelliren werde. Die neuen Wahlen, sagen sie, müssen neue Männer ins Haus bringen, die neuen Männer müssen durch neue Ideen siegen. Mit welchen neuen Ideen sollen aber neue Männer die Wähler gewinnen? Man weiß es nicht, man weiß nichts von neuen Männern, nichts von neuen Ideen. Aber, sagen sie, Männer und Ideen müssen geschafft werden, sonst bleibt es beim Alten und beim Palmerston, der auch zuweilen Russell heißen oder sich sonst einen bekannten Namen aus den bekannten, in der Regierung abwechselnden Familien borgen kann. Was bleibt da übrig, als das Schicksal zu fragen: „Do you want luxuriant whiskers?" oder „Who's your hatter?" oder „Do you think of getting married?"

Und wo sollen unter diesen Zuständen literarische Productionen herkommen, würdig der großen Männer, welche einst und verschiedene Male der Kultur Europa's voranleuchteten? Die Literaten und Dichter der Zeit von Bedeutung selbst leiden unter dieser unnatürlichen, erzwungenen Apathie und Inhaltslosigkeit aller öffentlichen Zustände. Tennyson's letztes Gedicht war ein Flickwerk, Thackeray flüchtete sich mit seinen Heften über Englands gestorbene Dichtergrößen nach Amerika, Dickens nach Frankreich, nicht weil er Frankreich für eine höhere Stufe der Gesittigkeit hält, sondern weil er früher schon in Italien und Amerika gewesen war und er es einfach nicht mehr am Tavistock-Place im „Russell-House" zu London aushalten konnte. Vor dem jetzigen Deutschland hat er große Furcht, wenigstens vor der deutschen Sprache, noch mehr vor der deutschen Polizei, die hier von Allen, welche zurückkommen und in der Presse Zugang finden, auf eine Weise geschildert wird, daß man kaum begreifen würde, wo in Deutschland noch die englischen „Mylords" herkämen, wenn die Mylords Alles lasen. Aber gerade, wie man den Wald vor Bäumen nicht sieht, lesen Viele auch sehr wenig, gerade wegen unerschöpflicher Lektüre.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Joseph Justus Scaliger, der Hugenott und Philolog.

(Schluß.)

Man erkannte, daß es nutzlog gewesen, die Gegner in unbestrittenem Alleinbesitz des philologischen Ruhmes zu lassen; hoffnungsvollen, jüngeren Ordensgliedern wurde demnach aufgegeben, sich der bisher vernachlässigten Fächer zu bemächtigen, und in diese Zeit fällt die Ausbildung des Jacobus Sirmondus und Dionysius Petavius, welche später den Ruf jesuitischer Gelehrsamkeit in Frankreich befestigt haben. Für den Augenblick jedoch konnten jene beiden Triarier noch nicht ins Feld geführt werden: immer noch fesselte das innig verbundene hugenottische Philologen-Paar, Scaliger und Casaubonus, die ungetheilte Aufmerksamkeit von Jung und Alt. Casaubonus war nun freilich von zu ängstlicher Natur und durch seine Lebensstellung zu sehr auf rücksichtsvolle Vorsicht angewiesen, als daß er für gefährlich und für einen würdigen Gegenstand ernster Anfeindung hätte gelten können. Ganz anders war es mit Scaliger beschaffen. Dieser hatte aus seinem Hasse gegen die Jesuiten nie ein Hehl gemacht; so lange er in Frankreich war, hatte er immer noch ein gewisses Maß einhalten müssen; unter holländischer Schreibefreiheit fiel jedoch jede Rücksicht fort, und die Richtung, welche er gegen den Schluß des Jahrhunderts seiner schriftstellerischen Thätigkeit gab, wußte die Jesuiten vollends in Harnisch bringen; gar zu gebieterisch wußte ihnen die Nothwendigkeit entgegenzutreten, daß sie einen Mann von solcher Macht und solchen Tendenzen nicht länger dürften in Frieden lassen.

„Die zweite Bearbeitung nämlich, in welcher Scaliger im Jahre 1598 das Werk „de emendatione temporum" erscheinen ließ, erhielt einen sehr veränderten Ton durch eingeflochtene Untersuchungen und Behauptungen kritischer Art, welche sich auf die biblischen, patristischen und überhaupt kirchlichen Urkunden beziehen. Alles rein Dogmatische bleibt aus dem Spiele; aber das Historische wird gepruft, gebilligt oder verworfen nach den Gesetzen philologischer Methode, den Zeugnissen bewährter Geschichtschreiber und dem Ausweis chronologischer Rechnungen. Mehr noch als die einzelnen Entscheidungen, zu welchen Scaliger auf diesem Wege gelangte, mußte die ganze Weise seines Verfahrens in ecclesiastischen Kreisen Anstoß erregen. Die Jesuiten begannen nun ihre langverhaltenen Feindseligkeiten ohne Scheu mit einem Angriff gerade auf diejenige seiner kritischen Behauptungen, welche am wenigsten irgend einem vernünftigen Einwande offen stand und über die auch heutzutage von keiner Seite her noch ein Zweifel sich hervorwagt.

„Es handelte sich um die Schriftensammlung, deren griechisches Original, unter dem Namen des Dionysius Areopagita, seit dem sechsten Jahrhundert im Orient sich verbreitete und deren jämmerliche lateinische Uebersetzung — eine Arbeit des Scotus Erigena — während des Mittelalters im Occident dazu gebraucht wurde, um den ausgebildetsten Ceremonial-Kult und die abgestufteste hierarchische Verfassung mit der Autorität apostolischen Alterthums zu bekleiden. Scaliger schien es nicht überflüssig, durch einen speziellen Beweis die Unechtheit dieser Schriften zu erhärten; er hebt den Gebrauch hervor, welchen dieselben von dem Wort „Therapeuten" in der Bedeutung „christliche Mönche" machen, weist auf die Unmöglichkeit hin, daß dies im apostolischen Zeitalter habe geschehen können, wo es noch keine christlichen Mönche gegeben, und will hiernach dem Fälscher, welcher er in seiner lebhaften Weise einen „Affen" nennt, kein höheres Alter zugestehen, als das fünfte Jahrhundert.

„Sehr bald, nachdem diese und die anderen kritischen Kühnheiten in das Publikum gedrungen waren, muß in den leitenden jesuitischen Kreisen das Signal zur Bekriegung Scaliger's gegeben worden sein. Den Feldzug eröffnete im ersten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts Martinus Delrio; am Schlusse eines wüsten Folianten „magischer Untersuchungen" verordnet er gegen Scaliger als einen lästerlichen Verhöhner kirchlicher Autorität, weil er die Schriften des „würdigen Paulusschülers", Dionysius, für unecht erklärte und der Institution des Mönchthums die Apostolizität absprache. Offenbar hatte man dem Delrio das Geschäft eines Plänklers zugewiesen; er sollte Scaliger nur erst ins Gefecht ziehen. Dazu war aber Delrio allein nicht Mann genug; es vergingen mehrere Jahre, und Scaliger hatte noch mit keiner Spitze auf diese erste jesuitische Streitfrei erwidert. Um ihn aufzustacheln, ward die Polemik auf das günstigere Terrain der hebräischen Studien hinübergespielt; daß er hier der Verlodung, zu antworten, unterliegen werde, konnten die Ordensväter in ihrer psychologischen Gewissenheit voraussehen. Jede Versuchung, seine Ueberlegenheit im Hebräischen zu zeigen, war für ihn unwiderstehlich. Mit einem solchen hebräischen Köder nun fing ihn der Mainzer Jesuit Nikolaus Serarius in seinem 1604 erschienenen Buche „von den drei jüdischen Sekten". Scaliger ließ sich zu einer Replik hinreißen, in welcher er dem ganzen Orden den Fehdehandschuh hinwarf. Bisher — heißt es dort — habe er zu den Neckereien und Beleidigungen geschwiegen; in Zukunft werde er sich nichts mehr gefallen lassen. Auf Freund und Feind möchte diese Replik den Eindruck einer unwidersinnlichen Kriegserklärung; zu Heidelberg frente man sich, daß Scaliger eine so entschiedene, keinen Rücktritt mehr gestattende Stellung gegen die gemeinschaftlichen Gegner eingenommen habe, und die Jesuiten ließen unverzüglich das bisher maskirte grobe Geschütz ihrer Polemik spielen. Noch während des sich hinzögernden Druckes der Schrift gegen Serarius, von welcher sie Witterung erhalten hatten, erschien 1605 zu Antwerpen aus der Feder des Rektors an dem dortigen Jesuitenkolleg, Corolus Scribanius, ein Buch unter dem Titel: „Rundschauplatz der Ehre (Amphitheatrum Honoris), in welchem den Anschuldigungen der Calvinisten gegen die Gesellschaft Jesu der Hals abgeschnitten wird". Zum Entsetzen aller Besseren ward hier zuerst der Ton gemeinen Schimpfens und bewußter Lüge angeschlagen, welcher seitdem sich hinzieht durch die ganze polemische Literatur bei den verschiedenen Parteien während der Vorperiode des dreißigjährigen Krieges; fast allen hochbetrauten Männern unter den Reformirten werden aus heiler Haut und ohne den Aufwand auch nur eines Scheinbeweises die schmutzigsten Laster aufgebürdet; gegen Scaliger aber, dessen allbekannte Sittenreinheit solcherweise anzutasten fürs erste noch nicht gerathen schien, ward ein vor vielen Jahren in Italien umlaufendes und längst verschollenes Gerede, welches seine Abstammung von dem veronesischen Fürstenhause in Zweifel zog, von neuem auf die Bahn gebracht: vorläufig nur, um zu versuchen, ob auf dieser genealogischen Fährte das stolze Ebelwild mit Erfolg gehetzt werden könnte. Man behandelte ihn als einen Eindringling in das Geschlecht der della Scala; der wahre Name seines ignoblen

Ahnherrn sei Barbo (Manlesel). Im Jahre 1606, als eben die zweite Ausgabe des „Amphitheaters" erschienen war, wurde eine noch viel unbarmherzigere Ahnenprobe angebracht, ein eigens hiermit sich beschäftigendes, enthüllungsreicher, dickes Buch werde ans Licht kommen, um alle bisherigen Andeutungen zu belegen und durch neue Mittheilungen noch zu überbieten. Schon im folgenden Jahre, 1607, erfüllte sich die Drohung, und zu Tage trat ein neunhundertsiebenzig Quartant, unter dem Titel „der untergeschobene Scaliger" (Scaliger hypobolimaeus), verfaßt von dem Deutschen Kaspar Schoppe (Scioppius), der damals am römischen Hofe lebte. Scioppius verhehlt seine Verbindung mit den Jesuiten nicht im Mindesten; er sagt es vielmehr offen heraus, daß Scaliger's jesuitenfeindliche Widerlegung des Serarius das Unwetter endlich zum Ausbruch gebracht habe, welches so lange über seinem Haupte verhalt worden, weil seine, bei Calvinisten, „ungeheure wissenschaftliche Autorität" immer kirchengeschirmend erschienen sei. Dem lodenbösen Schimpfen wird nun freier Lauf gelassen, Gifte jeder Art von Verunglimpfung und Verdächtigung werden zusammengebraut. Freilich, was zur Besudelung seines sittlichen Charakters vorgebracht wird, konnte er einer ernsten Widerlegung nie würdigen wollen; aber die Lengnung seiner Standeseigenschaften als Edelmann und Fürstensohn war er nicht gesonnen, ruhig über sich ergehen zu lassen. Für unseren Zweck bedarf es nicht der Untersuchung, ob Scaliger etwa vor einem heraldisch-genealogischen Gerichtshofe in strenger Ahnenprobe seine Verwandtschaft mit den della Scala, den fürstlichen Herren von Verona, gegen jede Anfechtung hätte erhärten können; uns genügt hier, hervorzuheben, in welcher Weise seine wie immer begründete Ueberzeugung, sogbegorenes Mitglied eines solchen Geschlechts zu sein, ethisch auf ihn gewirkt hat. Bei Scaliger war, wie bei Wenigen, das Bewußtsein festgewurzelt, daß der Vorzug adeliger Geburt ihm die Verpflichtung auferlege, sittlich edel zu sein. Freund und Feind stimmten darin überein, daß die vornehme Haltung ihm zur anderen Natur geworden und sein Benehmen jederzeit und jedem Range gegenüber bestimmte; seine Anmaßung war wenigstens nicht von jener so häufigen und so wohlfeilen Art, die sich nur nach unten hin geltend zu machen wagt; ihm konnte Niemand vorwerfen, daß er sich vor Kleinen gedrückt und vor Großen zu Boden gebückt habe. Hierzu kam, daß die Anklage des Einschleichens in ein fremdes Geschlecht ihn selbst nur mittelbar traf, er war ja, wie männiglich bekannt, von seinem Vater in dem guten Glauben an die Verwandtschaft mit den della Scala aufgezogen worden; wenn also hier eine windige Aufschneiderei vorlag, so war Joseph Scaliger nur das Opfer derselben, ihre volle Schuld fiel auf den Vater zurück. Bei dieser Lage der Sache mußten die Ermahnungen von Freunden, welche noch immer zum Schweigen riethen, fruchtlos bleiben; je widerwärtigere Gestalt die Diskussion über seinen Großvater und Urgroßvater angenommen hatte, um so lauter schien Scaliger die Sohnespflicht zu gebieten, daß er den Ruf seines Vaters vertheidige. Er that dies möglichst kurz und ruhig in der „Widerlegung des burdonischen Märchens" (1608). Dennoch machte die Schrift nur einen sehr kühlen Eindruck auch auf die näheren Freunde Scaliger's. Die Zwischen aber hatten ihren Zweck erreicht. Abermals hatte sich die so oft erprobte Taktik bewährt; und es war dahin gekommen, daß ein wissenschaftlicher Mann, dem man auch blos wegen seiner wissenschaftlichen Bedeutung zu Leibe ging, sich als ein auf persönliche Ehre und Schande Angeklagter verantworten mußte, aller wissenschaftlichen Schutzmittel beraubt und verlassen von der öffentlichen Gunst, welche einem in Sachen gewissenschlicher Geistesfreiheit Verfolgten sonst beispielhen pflegt. Scaliger gegenüber hatten die Jesuiten auch noch den großen Vortheil gehabt, daß sie nicht das Wesen, sondern nur äußere Zufälligkeiten seiner Person angegreifen brauchten, um ihm gereizte Selbstvertheidigungen zu entlocken, welche nun begreiflicherweise bei dem französischen Publikum — und auf dieses war zunächst das Absehen der Jesuiten gestellt — einer vernichtenden Lächerlichkeit anheimfielen. Die komische Maske des adelsüchtigen Spießbürgers verbarg von jetzt an, wenigstens vor französischen Blicken, das ehrfurchtgebietende Antlitz des wissenschaftlichen Forschers und Entdeckers.

„Scaliger selbst konnte diese Polemik, wie viele gute Stunden sie auch verbarb, keineswegs banernd in der Ausführung seiner Hauptwerke, des „Thesaurus Temporum", beirren; ja, die Heiterkeit und den Muth, mit dem er allem andringenden Ungemach die Spitze bot, hat er vorzüglich aus diesem wissenschaftlichen Unternehmen geschöpft. In der That kamen dabei seine vielartigen Kräfte in ein so ebenmäßiges, zusammenwirkendes Spiel, daß die Luft vollsten geistigen Daseins ihn durchdringen mußte; und er konnte sich endlich sagen, daß er durch diese Leistung den edelsten und entscheidendsten Sieg, nicht über die persönliche Bosheit, aber wohl über das allerdings besiegenswerthe, böse Prinzip seiner Gegner erfechten müsse, indem er der Menschheit die Straße ebene zur Weltgeschichte hin, welche den Lebendigen ein Hauch des Lebens ist zum Leben, den Todten aber ein Hauch des Todes zum Tode."

Dieser kleine Abschnitt aus dem Werke des Herrn Bernays genügt zugleich als Probe von der Vortrefflichkeit desselben. Der Verfasser hat mit künstlerischer Oekonomie die eigentliche Geschichts-Erzählung auf den ersten hundertvier Seiten zusammengefaßt, deren Lektüre jedem Denkenden ein wahrer Genuß sein wird. Die anderen zwei Drittel des Buches, dem außerdem noch ein Portrait Scaliger's mit einem Faksimile seiner Unterschrift beigegeben ist, enthalten die Belegstellen zum Texte, mit denen Herr Bernays so verfuhr, „daß sie als eine kleine Anthologie aus Scaliger's Briefen und den nicht streng gelehrten Partieen seiner Schriften dienen können". Beide Theile des Werkes, die Beilagen und der Text, legen von der hohen, vielseitigen Erudition und dem Geistes-Reichthum des Verfassers ein glänzendes Zeugniß ab, und einzelne literar-historische Exkurse, namentlich auf dem Gebiete der Philologie, erregen mit Recht den Wunsch, aus der Feder des Herrn Bernays eine allgemeine Geschichte der Philologie zu besitzen.

So aus der Fülle des Wissens und des Denkens schöpfend, bringt der Verfasser den Stoff, nach dem Muster seines Helden selbst, mit überschauendem Blick und sicherer Hand und in einem Style voll Würde und Kraft, zur schönen, einheitlichen Gestaltung. Ohne die absolute Objektivität, der es hauptsächlich um die einfache Anschauung der Dinge zu thun ist, entbehrt doch das reflektirte Bild, das Herr Bernays giebt, in seinem Punkte der Klarheit und der Vollendung. Bei der innerlennbaren geistigen Verwandtschaft des Verfassers mit dem Helden seiner Darstellung mußte die Gestalt Scaliger's sich um so deutlicher in seiner Seele wiederspiegeln, und man sieht es jedem Zuge, jedem Pinselstriche an, daß er auf lebendiger Anschauung beruht.

Dr. L. O.

Nordost-Afrika.

Ein Gesandter des „Großen Büffel" von Dar-Fur bei dem Gouverneur von Sudan.

Wir entlehnen den Reiseskizzen eines Deutschen in Nordost-Afrika, des Dr. Brehm,*) der in den Jahren 1847 bis 1852 eine große Reise durch die unter ägyptischer Herrschaft stehenden Länder Nubien, Sennaar, Sudan und Kordofan unternommen, die nachstehende, interessante Schilderung der in Anwesenheit des Reisenden stattgehabten Audienz eines Gesandten des Königs von Dar-Fur, der den Titel „der Große Büffel" führt, bei dem General-Gouverneur des Sudan, Latif-Pascha.

„Seine Excellenz, der schwarze Minister, war in ein langes, schreiend rotb und gelb gestreiftes Kattunhemd gehüllt, trat bis in die Mitte des Divans mit edlem „Fur-Anstand" vor, schaute entsetzlich dumm in die Runde, wandte sich dann dem Pascha zu und legte grüßend dreimal die Hand auf Mund und Stirn, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Eine Handbewegung des Paschas lud den Minister und seinen arabischen Begleiter zum Sitzen ein; Beide erhielten Kaffee, aber keine Pfeifen. Der Araber begann nun das Gesuch Sr. Excellenz vorzutragen. Zuerst erkundete sich dieser, dem Pascha die allerungewöhnlichst freundlichen Gesinnungen Sr. Majestät, des Großen Büffels, zu versichern, bat dann um freies Geleit für die Tante Sr. Majestät, die allergnädigste Prinzessin Sookim, welche im Begriff stehe, dem Gesandten ihres Glaubens, dem von Gott gepriesenen und begnadigten Propheten Muhammed, den heiligsten Tribut zu zollen, die Wallfahrt nach der Kaaba anzutreten und zu ihrem zeitlichen und ewigen Heile die mühsame, beschwerliche und gefahrvolle Pilgerreise glücklich zu beenden. Se. Majestät sei vollkommen überzeugt, daß Ihre Nachbarn, die Türken, einem so gottesligen Werke gewiß nichts in den Weg stellen, sondern es eher auf alle Art und Weise fördern würden. Die Regierung werde daher unbezweifelt auch die Verpflegungs- und Reisekosten für die Prinzessin und ihr Gefolge während der Dauer der ganzen Reise durch türkisches Gebiet übernehmen; denn obgleich die Schatzkammer Sr. Majestät unerschöpfbar an — Elfenbein sei, wäre es doch erwünscht u. s. w.

Mehrere Male sah mich der Pascha während des Vortrages lächelnd an; er wurde durch den Pomp der Sprechweise des Fur-Ministers sehr heiter gestimmt und machte mich in italiänischer Sprache ernsthaft gemeinte Bemerkungen, welche ich jedesmal ein trüber schmeichelhaften Titel „großer Ochse", wobei jedesmal ein trüber Schatten über das dunkle Gesicht des Ministers flog.

Ein Beamter des Divans erhielt dann Befehl, die ganze Pilgerkarawane, die auf achtundsechzig Personen bestand, Dienern und Sklavinnen, die auf achtundsechzig Personen bestand, Dienern und Sklavinnen,

*) Drei Bände. Jena, 1855.

Digitized by Google

binnen Ihrer Hoheit, Kaufleuten und frommen Gläubigen, die sich dem Zuge angeschlossen hatten, mit Obdach und Nahrung auf Kosten der Regierung zu versorgen."

Bald darauf statteten die Europäer, den Konsul an der Spitze, der Prinzessin einen feierlichen Besuch ab. „Sie saß inmitten des gesammten Hofes mit gekreuzten Beinen auf einem langen und schmalen Teppich und erhob sich bei unserem Eintritte. Der Minister nöthigte uns zum Sitzen, was auch die bunte Gesellschaft in den mannigfaltigsten Stellungen und mit grimmigem Mienenspiel endlich zu Stande brachte. Der Platz zum Sitzen war nämlich gar zu türkisch bereitet worden; es war ein dünner Teppich, den man platt auf die Erde gelegt hatte. Für mich und die übrigen türkisch gekleideten und mit türkisch-arabischen Sitten wohlbekannten Europäer war der Teppich ganz bequem, nicht so aber für den in enger europäischer Uniform steckenden Konsul. Nachdem wir uns mehr gelagert hatten, ließ sich auch Ihre Hoheit wieder nieder und erhielt sogleich Gesellschaft in der Person Seiner Excellenz des Stallmeisters, der unverschämt genug war, sich dicht hinter sie auf die Fersen zu hocken und ihr dann und wann gar vertrauliche Worte ins Ohr zu flüstern. Der Minister setzte sich in respektabler Entfernung vor sie hin und nahm Theil an der nun beginnenden Unterhaltung. Diese eröffnete der Konsul damit, daß er der Prinzessin durch seinen Bedienten Geschenke anbieten ließ, welche in wohlriechenden Seifen, Bonbons, königlichem Wasser u. s. w. bestanden. Sie nahm dieselben, wie es schien, mit großem Vergnügen an und erwiderte sie mit Danksagungen in arabischer Sprache. Ihre wohlgewählten Ausdrücke zeugten von einer großen Geläufigkeit der Sprache, während der Konsul sich vergeblich bemühte, ihr in gewählten Ausdrücken den hohen Zweck seines Erscheinens und die Wichtigkeit eines direkten Verkehrs der Europäer mit den Unterthanen Sr. Majestät des großen Büffels begreiflich zu machen.

Die Dame war in ein großes, halbseidenes Umschlagetuch eingehüllt und hatte sich mit diesem auch den Kopf und das Gesicht verschleiert. Doch gelang es mir einmal, einen Augenblick das letztere zu sehen; es zeigte allzu deutlich die Spuren von dreißig unter der Sonne Central-Afrika's verlebten Jahren und war sehr häßlich. Um die Handgelenke trug sie Bernsteinketten als Armbänder; die einzelnen Stücke waren von beträchtlicher Größe. Sie hatte sich mit dem Gesicht von uns abgewendet, zeigte uns nur ihre linke Seite und schien sehr sorgsam die türkische Frauensitte zu beobachten. Dabei war sie sehr aufmerksam auf das um sie her Vorgehende, antwortete rasch und befriedigend auf mehrere Fragen, welche wir ihr vorlegten, und sand dabei noch immer Zeit, in der, wie alle äthiopischen und Negerfrauen, wohlklingenden Fur-Sprache Befehle an ihre Dienerschaft zu richten.

Diese bestand zunächst in einer jungen und gar nicht häßlichen Sklavin, vielleicht der Kammerzofe oder Gesellschaftsdame, welche in einiger Entfernung vor ihr auf der Erde kniete und ihre Gebieterin fortwährend beobachtete. Auch sie war reichlich mit Bernsteinschnüren geputzt. Wenige Worte der Prinzessin, wahrscheinlich einen Befehl ausdrückend, veranlaßten sie, sich in das Innere des Hauses zu begeben, von woher sie später nicht wieder zurückkehrte. Die strenge Etikette Furs erlaubte ihr nicht, zu gehen; sie kroch wie ein Hund, auf Händen und Füßen, davon.

Im Hintergrunde des Hofes war eine andere Sklavin beschäftigt, saftiges Rindfleisch in dünne Streifen zu schneiden und diese in der Sonne zu trocknen, um sie für Wüstenreisen transportabel zu machen. Eine dritte hing ein Paar Unterbeinkleider der Prinzessin zum Trocknen auf; zwei noch nicht erwachsene Mädchen saßen in einem Winkel und wuschen andere Kleider aus; ihre ganze Kleidung bestand nur aus zwei ungefähr drittelhalb Zoll breiten Bändern aus grobem Baumwollenstoff um die Hüften.

Das war Alles, was wir vom Haushalte Ihrer Hoheit zu sehen bekamen. Nach ungefähr einer Viertelstunde erhob sich die Dame, und Se. Excellenz der Minister ließen sich herab, uns bis vor das Hofthor zu begleiten, und waren so gütig, die Versicherung auszudrücken, daß unser Besuch Ihrer Hoheit gewiß gefallen haben werde. Der Konsul setzte sogleich mit ihm seine diplomatischen Unterhandlungen fort und war wirklich so glücklich, zuletzt von Sr. Excellenz die Möglichkeit in Aussicht gestellt zu sehen, daß Se. Majestät der König von Fur nichts dagegen haben würde, wenn einer der Subiten des Konsuls sein Land besuchen wolle. Trotzdem würde ich, selbst wenn mir Mittel und Zeit zu Gebote gestanden hätten, es dennoch nicht gewagt haben, auf die Worte des Ministers hin Dar-Fur zu betreten, weil ich alle Ursache habe, zu glauben, daß mir dann das unvermeidliche Schicksal aller Europäer, welche dorthin kommen, bevorstünde."

Dar-Fur ist ein noch unabhängiger Staat, und obgleich den Europäern unzugänglich, hat er durch den mit Aegypten, Nubien, Kordofan und Marokko betriebenen schwunghaften Handel viel von der Bildung, den Sitten und Gebräuchen dieser mehr civilisirten Staaten angenommen. Der Sultan besitzt Feuerwaffen und weiß sie zu gebrauchen; das Volk ist größtentheils bekleidet und übertrifft in jeder Hinsicht mehr den Sudanesen, als den Negern. Weite wasserlose Steppen, die große Zahl und die Tapferkeit seiner Bewohner schützen es vor kriegerischen Einfällen der eroberungslustigen Türkei.

Mannigfaltiges.

— Urtheile über H. Heine's Persönlichkeit. Die deutschen Blätter Nord-Amerika's haben jeden seinen Nekrolog Heine's gebracht. Auch das „Londoner Deutsche Journal" ist nicht darin zurückgeblieben. Der in seinem Blatte vom 26. April enthaltene, von Dr. H. Baar in Brighton unterzeichnete Artikel gehört sogar zu den besten „Kanaye", die der Tod des Dichters veranlaßt hat. Es wird darin — so viel uns bekannt, zum ersten Male — als die Gelichte, an welche die schönsten Blüthen der Heine'schen Poesie gerichtet waren, als das „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", die Cousine des Dichters in Düsseldorf, Eveline von Geldern, bezeichnet, die sich jedoch früh an einen Anderen verheiratete. In dem Artikel heißt es ferner: „Fast alle Literaturgesichten und Journale — die englischen nicht ausgenommen — verbreiteten sich in Klagen, daß es Heine an der wahrhaften Tiefe des Gemüths und an festen, sittlich-männlichen Anschauungen gefehlt habe. Allein der Grundtypus seines Gemüthes war edel und rein. Wie schön spricht sich nicht die Gesinnung aus, die er gegen die Mutter hegt, wenn er sagt:

„„Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
In Deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthsvolles Zagen.""

Welch ein trefflicher Sohn, Bruder und Freund der Hingeschiedene war, das bezeugen Alle, die ihm irgendwie nahe gestanden. Sein jüngerer Bruder, Dr. Maximilian Heine in St. Petersburg, schrieb nach dem Tode des Dichters einem gemeinschaftlichen Freunde über ihn: „Ja, ich kann es vor Gott beschwören, es gab selten einen Mann, der ein besserer, gehorsamerer Sohn gegen seine Aeltern, ein liebevollerer Gatte, ein herzlicherer Bruder, ein theilnehmenderer Freund als Heinrich gewesen; selten gab es einen Mann, wie ihn, der so mit Rath und That denjenigen beistand, die sich vertrauensvoll an ihn wandten, der, freigebig über seine Kräfte, so aufrichtig und harmlos wie ein Kind sein konnte. Um so nachsichtsloser war er freilich gegen das schlechte Subjekt, das ihn getäuscht oder beleidigt hatte." Er konnte selbst gegen Geschwister und Freunde ironisch, bitter, ja, verletzend sein, aber niemals vergaß er ein ihm erwiesenes, persönliches Wohlwollen, und darin lag die Gewähr, daß man seines Herzens allezeit versichert sein konnte.

— Materielle Fortschritte Griechenlands. Das Journal des Débats enthält einige Angaben über die gegenwärtigen materiellen Zustände Griechenlands, welche den Beweis liefern, daß, wie man auch über die Regierung dieses Königreichs und den Charakter seiner Bewohner urtheilen mag, es seit der Befreiung vom türkischen Joch nicht unwesentliche Fortschritte in der physischen Kultur erzielt hat. Beim Ausbruch des Unabhängigkeits-Krieges im Jahre 1821 zählte der Peloponnes mit den Inseln und dem Theil des Festlandes, die jetzt das Königreich Griechenland bilden, 74,420 Ackerbauer; im Jahre 1854 war diese Zahl auf 109,320 gestiegen, während der Flächenraum des unter Anbau befindlichen Landes sich von 2,338,000 bis 3,650,860 Stremmen vermehrt hatte. So konnte sich auch die Getreide-Produktion von 5,100,000 auf 9,150,000 Kilo heben. Der Viehstand war in derselben Periode von 21,700 auf 38,700 Joch gestiegen, obgleich er während des Krieges fast ausgerottet worden, und wenn man bedenkt, daß während dieser Kämpfe auch die Aecker und Felder aufs barbarischste verwüstet wurden, so muß man gewiß die Schnelligkeit bewundern, mit der sich das Land erholt und zu verhältnißmäßiger Blüthe entwickelt hat.

— Regularisirter Enthusiasmus. Im zweiten Arrondissement der Stadt Paris ist neulich eine öffentliche Bekanntmachung angeschlagen worden, die einen pikanten Zug zur Charakteristik des heutigen Frankreich liefert. Es wird darin angezeigt, daß, um den Enthusiasmus der Bevölkerung zu „regularisiren", besondere Kommissare von Haus zu Haus gehen würden, mit dem Auftrag, die Subscription von 25 Centimes entgegenzunehmen, die von jedem Einwohner zur Bestreitung der Kosten eines Ehrengeschenks für Ihre Majestät die Kaiserin und Se. Hoheit den kaiserlichen Prinzen beigesteuert werde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 62. Berlin, Donnerstag den 22. Mai 1836.

Nord-Amerika.

Die elektrische Telegraphie in den Vereinigten Staaten.

Die „Annales télégraphiques" bringen interessante Berichte über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand des Telegraphenwesens in den verschiedenen Erdtheilen und Ländern. Amerika ist die Wiege der elektrischen Telegraphie; der gegenwärtige Zustand derselben in diesem Erdtheile muß uns also vorzugsweise interessiren. Herr Jules Coutin, gegenwärtig General-Inspecteur der Ost-Eisenbahn in Frankreich, wurde 1852 vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten beauftragt, nach Amerika zu gehen, um das dortige Eisenbahn- und Telegraphenwesen gründlich kennen zu lernen. Dem Berichte des Herrn Coutin, den die „Annales télégraphiques" in ihrer Februar-Lieferung veröffentlicht haben, entnehmen wir die folgenden Mittheilungen.

In den Vereinigten Staaten ist der elektrische Telegraph weder Staatseigenthum, wie in Frankreich und in den deutschen Staaten, noch Monopol einer einzigen Gesellschaft, wie in England. Beförderung von Depeschen mittelst des elektrischen Stromes ist hier ein Zweig der Privat-Industrie; die vielen Gesellschaften, welche denselben ausbeuten, hängen, in Betreff ihrer Verwaltung, von der Central-Regierung oder von den Regierungen der Einzelstaaten nicht im Mindesten ab und können sich in vielen der nordamerikanischen Staaten bilden, ohne eine höhere Genehmigung dazu nöthig zu haben. Wer einen elektrischen Telegraphen herstellt, hat sich nur den Gesetzen und Vorschriften zu unterwerfen, welche für die in den Städten, auf den Straßen, an den Eisenbahnen, über die öffentlichen Monumente und auf Privat-Eigenthum zu ziehenden Drähte bestehen.

Nirgends, wenn man die Schweiz ausnimmt, ist der Gebrauch des elektrischen Telegraphen in dem Maße schon eine Volksgewohnheit geworden, wie in den Vereinigten Staaten. Der starke Handelsverkehr, die ungeheure Ausdehnung des Landes, die großen Entfernungen zwischen den Hauptstädten und das Bedürfniß, Alles schnell zu Stande zu bringen, welches ein Hauptzug im Charakter des Nord-Amerikaners ist, haben zur Entwickelung des Telegraphenwesens viel beigetragen. Alle wichtigeren Städte sind bereits durch telegraphische Drähte verbunden; ja, man findet schon häufig zwischen zwei Städten mehrere Telegraphen, die in Bezug auf schnelle und pünktliche Expedirung der Depeschen mit einander konkurriren. Im Jahre 1852, als Herr Jules Coutin die Vereinigten Staaten durchreiste, betrug die gesammte Länge der telegraphischen Drähte in den Vereinigten Staaten und in Kanada etwa 19,000 Kilomètres. Es waren durch das Telegraphennetz 550 größere oder kleinere Ortschaften mit einander verbunden. Die elektrischen Telegraphen sind aber in Amerika nicht mit der Sorgfalt angelegt, die man in Frankreich und in Deutschland darauf verwendet. Die Pfosten, über welche die Drähte gelegt sind, sind nicht, wie bei den europäischen Telegraphen, gesunde, gut getrocknete und mit Salzen, welche die Erhaltung derselben befördern, durchzogene Fichtenstämme; es sind vielmehr nur junge Bäume, die wenig oder gar nicht bearbeitet sind. In den Städten sind diese Pfosten sehr hoch und sehr fest, an den Seilen der Trottoirs stehend; sie tragen oft zwölf bis funfzehn Drähte. Außerhalb der Städte sind die Drähte längs den Eisenbahnen, den Straßen, den Kanälen oder den Flüssen gezogen. Man hat aber keinen Anstand genommen, sie auch durch ungeheure Wälder, die bisher noch kein menschlicher Fuß betreten hatte, zu führen. Man schlägt in die Baumstämme lange Nägel, befestigt an denselben Stücke von Glasröhren und zieht durch diese den Draht. Der Sturz versaulter Bäume, Gewitter, Stürme und andere Umstände verursachen natürlich häufige Störungen der telegraphischen Verbindungen.

Da verschiedene Systeme der elektrischen Telegraphie dort in Anwendung gekommen sind, so lassen sich die durchschnittlichen Kosten für ein Kilomètre telegraphischer Verbindung nicht genau angeben. Man schätzt sie auf 200 Dollars für die Meile, d. i. auf 621 Francs für große Mengen von Menschen angestellt; dieselben belaufen, mit den zu den Reparaturen nöthigen Geräthschaften versehen, fortwährend die ihnen angewiesenen Strecken. In den ziemlich stark bevölkerten Gegenden sind diese Wächter in recht großen Entfernungen, bis zu 150 Kilomètres, von einander postirt. Auf den Linien aber, welche die dichten Waldungen des Südens durchziehen, hat man es für nöthig gehalten, sie in Abständen von höchstens 30 bis 40 Kilomètres aufzustellen. Die drei patentirten Systeme elektrischer Telegraphie in Nord-Amerika sind: das Morse'sche, das Bain'sche und das House'sche.

Das Morse'sche System ist zuerst im Jahre 1844 zwischen Washington und Baltimore, auf einer Strecke von 48 Kilomètres, ausgeführt worden; der Kongreß hatte dazu eine Unterstützung von 30,000 Dollars bewilligt. Dies ist der einzige Fall, in dem die Regierung der Union der Telegraphen-Industrie zu Hülfe gekommen ist. Der Professor Morse zieht aus seinem Patent einen sehr großen Gewinn; die Hälfte der Dividenden, welche das ungeheure in Telegraphen-Einrichtungen nach seinem System angelegte Kapital bringt, ist ihm zuerkannt. Drei Viertel seines Rechts hat er an andere Personen veräußert, so daß er jetzt persönlich ein Achtel der gesammten Dividenden bezieht.

Das System des Herrn Bain, in welchem der Telegraph die Depeschen in farbigen Zeichen auf chemisch zubereitetes Papier schreibt, ist in den Vereinigten Staaten auch auf vielen Strecken in Anwendung gekommen; das nach diesem System gelegte Telegraphennetz beträgt etwa 2500 Kilomètres. Der Gewinn, den Herr Bain von seiner Erfindung hat, ist auch sehr bedeutend.

Der Telegraph nach dem House'schen System schreibt die Depeschen in den gewöhnlichen Druckschrift-Buchstaben; die durch den Apparat hervorgebrachten Depeschen werden nicht ausgeschrieben, sondern im Original den Adressaten zugeschickt. Der Erfinder hat das ihm 1846 ertheilte Patent an eine Gesellschaft verkauft. Diese hat das House'sche System auf der Linie von New-York nach Philadelphia, auf der Linie von Boston und auf der von Buffalo in Ausführung gebracht.

Auf der Strecke von New-York nach Buffalo konkurriren die drei Systeme mit einander.

Trotz der sehr bedeutenden Summen, welche die Unterhaltung der Telegraphen kostet, befinden sich die Telegraphen-Gesellschaften im Allgemeinen in ziemlich gutem finanziellen Zustande. Die besten Linien, wie die von New-York nach Buffalo (Morse'sches System) und die von Philadelphia nach Petersburg und Cincinnati, haben den Actionairen schon sechzehn bis fünfundzwanzig Prozent gebracht. Der durchschnittliche Gewinn, den die Telegraphen-Actien bringen, mag etwa acht Prozent sein. Die Verwaltungskosten sind so viel wie möglich beschränkt. Auf den Linien von sehr großer Ausdehnung besolgt die Verwaltung eine schlecht verstandene Sparsamkeit, durch welche die Pünktlichkeit und die Regelmäßigkeit des Dienstes sehr beeinträchtigt werden. Da eine Linie von sehr großer Ausdehnung fast immer aus Strecken, die verschiedenen Gesellschaften gehören, besteht, so erfährt der Lauf der Depeschen dadurch, daß sie auf mehreren Stationen umgeschrieben werden, eine sie weiter expedirt werden, natürlich bedeutende Verzögerungen. Von New-York nach New-Orleans hin und zurück braucht eine Depesche zwei Tage; der Weg, den sie macht, beträgt, hin und zurück, 6300 Kilomètres oder 1575 Meilen. Die Linien sind hier selten alle in gutem Zustande, da sie zum Theil sich durch ungeheure Waldungen hinziehen, und die Depeschen müssen viele Male umgeschrieben werden. Auf den Strecken, die in den Händen Einer Verwaltung sich befinden, werden die Depeschen in der Regel sehr pünktlich und regelmäßig expedirt. Eine andere Ursache der in Nord-Amerika sehr häufig vorkommenden Unterbrechungen des Telegraphendienstes sind die häufigen Gewitter. Mehrere Gesellschaften haben, um diesem Uebelstande zu begegnen, an der Spitze jeder Pfostens eine funfzehn bis zwanzig Centimètres hohe, mit dem Erdboden in Verbindung gesetzte eiserne Stange angebracht — eine Vorrichtung,

Google

Das mit der Expedition der Depeschen beauftragte Personal ist in Amerika überall sehr wenig zahlreich. Auf den bedeutenderen Stationen sind in der Regel vier Personen für den Telegraphendienst angestellt, in den kleinen Städten nur zwei oder auch nur eine. Der erste Beamte eines Telegraphen-Bureaus in New-York erhält tausend bis zwölfhundert Dollard jährlich. Einige Gesellschaften haben einen Direktor, dem die Kontrole der gesammten Verwaltung übertragen ist. Die Bureaus sind an den Wochentagen von sieben Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends geöffnet, am Sonntage von neun bis zehn Uhr Vormittags, von zwei bis drei und von sieben bis neun Uhr Abends. An den Wochentagen werden aber auch in den außeramtlichen Stunden gegen besondere Vergütigung Depeschen befördert. Die Redacteure der Zeitungen machen von dieser Erlaubniß häufig Gebrauch.

Die Depeschen werden in der Regel in der Reihefolge, in der sie aufgegeben worden sind, befördert. Depeschen der Regierung und der Justiz, Todesnachrichten, Meldungen von Krankheitsfällen, Mittheilungen, welche für die Tagespresse sehr wichtig sind, u. dgl. sind von der Regel ausgenommen und werden bevorzugt. Die Expedition der Depeschen am Bestimmungsort ist gewöhnlich schnell, billig und zuverläßig. In New-York sind einem jeden der zwölf telegraphischen Bureaus fünf junge Leute zum Austragen der angekommenen Depeschen zugewiesen. Die Stadt ist in zwei Abtheilungen getheilt: in das handeltreibende und industrielle Gebiet und in das nicht handeltreibende; für jenes ist der Preis fünfundsiezig Centimes, für dieses ein Franc fünfundzwanzig Centimes. Jeder der Depeschenträger ist mit einer Liste versehen, in welche der Empfänger der Depesche seinen Namen, seine Wohnung und die Stunde des Empfangs einträgt. Auf dem Couvert der Depesche steht der Name und der Wohnort des Adressaten; vor der Depesche ist die Zeit des Abgangs und die Zeit der Ankunft im Bureau des Bestimmungsortes angegeben. Für die Journale ist der Preis ermäßigt. In den ersten Jahren des Bestehens der elektrischen Telegraphie waren die Mittheilungen für die Zeitungen selten; die Depeschen waren noch zu kostspielig, und darum wurden sie so kurz wie möglich, oft auf Kosten der Deutlichkeit, abgefaßt. Erst 1847, während des Krieges mit Mexiko, fingen die Zeitungen an, sich durch ihre Korrespondenten häufigere und längere Depeschen auf telegraphischem Wege schicken zu lassen. Gegenwärtig sind in fast allen großen Städten Nord-Amerika's die Journale zu einer Association zusammengetreten, um die telegraphische Korrespondenz in größerem Umfange und doch mit geringeren Kosten benutzen zu können. Alle Journale empfangen dieselben Depeschen und tragen gemeinschaftlich die Kosten derselben. Sie haben für die telegraphische Korrespondenz einen Direktor, der die neuesten Nachrichten aus allen Gegenden der Erde auf dem schnellsten Wege zu besorgen hat. Die angekommenen Depeschen hat er sofort gleichzeitig an alle Zeitungs-Redactionen zu expediren. Die sechs größten Zeitungen New-Yorks, die zuerst zu einer solchen Association zusammengetreten sind, haben im Jahre 1851 zusammen 150,000 Franc, jede also 25,000 Franc, für ihre telegraphischen Depeschen zu bezahlen gehabt.

Da die Eisenbahnen fast alle noch eingeleisig sind, scheinen die elektrischen Telegraphen für sie unentbehrlich zu sein. Es ist in der Regel auch mit jeder Eisenbahn ein Telegraph verbunden; aber da die Eisenbahn-Gesellschaften aus Oekonomie keinen Draht, keinen Pfosten, kein Personal des Telegraphen für sich haben, so haben sie von dem Telegraphen nur wenig Nutzen.

Man sieht: es bleibt den Vereinigten Staaten in Bezug auf die Regelmäßigkeit und auf den aus dem Betriebe der Telegraphie zu ziehenden Nutzen noch viel zu thun übrig; aber es ist auch anzuerkennen, daß die amerikanische Telegraphie sich den Fortschritt sehr angelegen sein läßt. Die Verwaltungen machen fortwährend Versuche mit neu erfundenen Instrumenten und Apparaten. Die Konkurrenz der verschiedenen Gesellschaften, das Bedürfniß der Sparsamkeit und das wenig löbliche Bestreben, theuer gekaufte Patente fruchtlos zu machen, unterhalten den Neuerungsgeist, der nicht verstehen wird, zur Vervollkommnung der Telegraphie viel beizutragen.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Fünfter Monats-Bericht. 1856.

(Fortsetzung.)

In der eigentlichen Literatur wird, ungeachtet aller Massen-Production, wenig geschaffen. Nur praktische Wissenschaften und Künste werden von bestimmten Fachmännern — Jeder in einer ganz abgeschlossenen, engen Sphäre mit einem unablässig verfolgten Einzelziele — ziemlich thätig kultivirt. Es kommen bei solcher Thätigkeit [illegible] immer kleine Ergebnisse heraus, die hernach doch etwas Großes anschen und hervorrufen. Beispielsweise führe ich einige solche Spezial-Forschungen neuesten Datums an. In der Linnéischen Gesellschaft wurden Exemplare einer westindischen Pflanze, die sie towel-gourd (wörtlich: „Handtuch-Kürbis") nannten, vorgezeigt, deren Fibern schon von Natur ein wunderschönes Netzwerk bilden und künstlich zu allerhand Flechtwerk und in soliden Massen zu Rahmen und allerhand Ornamenten verarbeitet werden, Beeren von Natal (Atumber), deren Schalen die mächtigste Gerbersohe und deren Kerne ein gutes Oel geben, eine Pflanze gegen Zahnschmerzen (Tämbesi), deren Wurzel am Kap der guten Hoffnung wirklich als Zahnarzt gebraucht wird. Jeder Zahn, damit gerieben, soll sich schmerzlos mit dem Finger herausheben lassen. Insektenwachs, womit die Kaffern ihr Haar zu Kronen anwickeln, ohne daß es von der Sonnenhitze zum Nachgeben gezwungen werden kann. Alle diese botanischen Merkwürdigkeiten werden mit dem Zwecke aufgesucht und untersucht, um zu sehen, ob man nicht neue, werthvolle Import-Artikel für Industrie und Speculation gewinnen könne. Kann dieß sich eine Aussicht zu industriellen Verwerthung solcher Artikel, so ist auch gleich die betreffende „Compagnie" da.

Mr. Darwin berichtete über seine fortgesetzten Experimente in Bezug auf die Dauer der Lebens- und Keimkraft der Pflanzensamen, und zwar um zu bestimmteren Ergebnissen in der Pflanzengeographie zu kommen. Er hatte untersucht, wie lange ein Samenkorn in dem Thiermagen keimfähig bleibe, wie lange im Meere und dessen Samenvertheilenden Strömungen. Dr. Davy macht ähnliche Studien über die Vertheilung der Fische, besonders über den Einfluß von Temperatur, Klima und Transport auf Lachs-Eier, nicht der abstrakten Wissenschaft selbst wegen, sondern um die industrielle Verbreitung künstlicher Lachszucht zu fördern und so die Reize des Gaumens.

Die Thatsache magnetischer Stürme ist vom Obersten Sabine wissenschaftlich angedeutet worden. Die plötzlichen Benunruhigungen magnetischer Nadeln durch solche Stürme lehren in bestimmten Perioden wieder, unter Anderem auch je nach zehn solarischen Jahren in Verbindung mit Sonnenflecken, die ebenfalls sowohl auf die Inclination, als die Declination der Magnetnadel wirken.

Differenzen in Bezug auf die Dichtigkeit der Erde, von Professor Airey vermittelst der großartigsten Pendel-Experimente, von denen wir früher eine Schilderung gaben, auf 6.566 berechnet, vom Obersten James, Direktor der großartigen Vermessungen in Schottland, aber auf 5.14, werden zu neuen Untersuchungen dieser astronomisch wichtigen Frage führen.

In der „Gesellschaft der Künste" machte Mr. Wilson auf den großen technischen und medizinischen Werth einer bisher weggeworfenen chemischen Substanz aufmerksam, die bei der Fabrication von Seife, Lichtern und stearinischer Säure in großer Menge entsteht, des Glycerines. Uebrigens ist man hier gegen Paris in Bezug auf Herstellung reinen Glycerines noch weit zurück. In Paris fabrizirt man es bereits in jeder beliebigen Quantität für ein Drittel des Londoner Herstellungspreises. Es verschönert die Haut, heilt Wunden, übertrifft jede andere Art von Schlichte in jeder Weberei, ist die beste Auflösungs- und Mischungsmasse für Medikamente und selbst innerlich eine Medizin. Das unverderbliche frische Fleisch, die unverderblichen frischen Gemüse in der Pariser Ausstellung waren mit Glycerine überzogen. Man sieht, welcher Beitrag zur Unterhlichkeit mit Haut und Haar in dieser fard- und geruchlosen öligen Flüssigkeit steckt, die man bisher unter dem Spülicht mit ablaufen ließ. Ueberhaupt ist das noch eine ganz neue Seite praktischer Chemie, bei Herstellung eines Produkts die verbrauchten Produkte selbst wieder zu werthvollen Produkten zu machen.

Eine der wichtigsten Entdeckungen hat der Mechaniker und Chemiker Herr Franz Pulz aus Schlesien hier bei Experimenten mit seinem elektrischen, karbonisirten Wasserstoffgaslichte gemacht. Er verbraucht dabei ein metallisches Erz, das sehr schwer chemisch rein zu gewinnen, und dessen Reinheit ebenso theuer, als vielfach unentbehrlich ist. Indem er nun das Erz zur Zersetzung des Wassers braucht, scheidet sich aus dem Erze das Metall ganz chemisch rein ab, so daß das Licht nicht nur nichts kosten, sondern beim Verbrauch selbst durch den bloßen Verbrauch einen dauern Gewinn abwerfen würde. Das klingt freilich fabelhaft, wie dieses ganze Licht fabelhaft leuchtet, so daß man, wie es hier stets vielen Engländern geht, nicht daran glaubt, obgleich man es sonnig und ruhig leuchten sieht. Der Erfinder wird daher von Kapitalisten und Fach-Chemikern zu immer neuen Experimenten und Beweisen gegen Einwürfe getrieben, und der berühmte Faraday bleibt hartnäckig dabei, daß dieses Licht nicht das Licht sei, wofür es der Erfinder chemisch ausgebe. Solche Autoritäten machen die Kapitalisten flutig, obgleich sie es wieder ganz gleichgültig finden, ob Faraday den chemischen Namen zugebe oder nicht. Es leuchtet doch, wie kein Licht, und kostet nicht nur nichts, sondern ist ohne Weiteres zugleich Produzent eines werthvollen Artikels. Der Erfinder hatte neulich die großartigsten Vorbereitungen zu einem Experimente im Großen, zur Beleuchtung und einem Gasometer durch lange Röhren (in welchen, wie man fürchtete, es seine Leuchtkraft ver-

lieren würde) vollendet, als der Eigenthümer seines Hauses angstvoll herbeikam und sagte, in seinem (des Grundeigenthümers) Hause dürften nicht solche gefährliche Experimente vorgenommen werden. So muß er jetzt erst eine neue Stätte für diese Experimente suchen. Die Kapitalisten, welche um die Erfindung herumlungern, sind überhaupt keine Chemiker und glauben thatsächlich an eine Art Hexerei und Betrügerei, so daß sie meinen, der Erfinder lasse das Licht blos mit Hülfe eines Gottfeideine leuchten, um ihnen das Geld abzunehmen und es hernach wieder anzulöschen. Er hätte die Erfindung wahrscheinlich schon an die französische Regierung verkauft, die ihm Anträge machen ließ, wenn er einen — Paß hätte kriegen können. Der Konsul, an welchen er sich zunächst wandte, prophezeite ihm ganz bestimmt, daß er keinen Paß vom Gesandten bekommen würde, wenn er sich seinen anderen Hut anschaffe. Aber sein Hut ohne „Angströhre" oben und mit breiter Krämpe ist ebenso hartnäckig, wie der Kopf, der darunter steckt. Er ging mit dem Hute zum Gesandten, und dieser verweigerte mit furchtbaren Blicken auf die gefährliche Filzform jede Mitwirkung an Herbeischaffung eines Passes. Da nun aber der Erfinder nicht ohne Paß den Kontinent betreten kann, ohne alle Vaterländer des Kontinents in Gefahr zu bringen (zumal da er entschlossen ist, sich keinen anderen Hut anzuschaffen), wird man ihm ein solches Sicherheitsventil von Paris aus hierherschicken, so daß er aus sein Hut ohne Gefahr für den Frieden von Europa nach Paris reisen können.

Noch ließe sich Manches über die verschiedenen Kunst-Ausstellungen der verschiedenen Oel- und Wasserfarben-Malergesellschaften sagen, wenn ich ihnen mehr als flüchtige Besuche gewidmet hätte. Nur so viel, daß mir, der ich zehn Jahre lang die Kunst-Ausstellungen in Berlin als Referent besuchte, nichts besonders Kunsthohes auffiel, obgleich die Engländer aus einigen Bildern anerkannter Größen wahre Abgötter machen. In der Ausstellung der „Society of Arts" dagegen fand ich viel praktisch Interessantes, z. B. einen „potentirten Mäßigkeits-Ofen", der seinen eigenen Rauch bis auf das letzte Atom mit verzehren und als Flamme nützlich verwenden soll, ungemein viel Variationen von Sicherheitsventilen, verbesserte Lokomotiven, Pumpen, Schlösser, Schiffskompasse, Böte, Zelte, Glasziegel, Glas-Schiebedächen, Omnibus mit neuen „Prinzipien" (jeder neu angebrachte Nagel, jede, auch die geringste Veränderung in industrieller Production ist „an entirely new principle"), der Globetyp-Telegraph, der durch kolorirte Bälle, die von der Elektrizität zusammenbunchstabirt werden, seine Nachrichten mittheilt, und mehrere andere Novitäten, Raritäten und Kuriositäten.

Die Photographische Gesellschaft bewunderte einen Apparat, durch welchen man sechsunddreißigtöllige Bilder aufnehmen kann, und wundert sich noch mehr über Herrn Oreschs aus Wien, welcher die Photographieen hier ohne Weiteres auf Steine aufnimmt und diese dann lithographisch beliebig vervielfältigt, auch über den Leiter des photographischen Departements im Panoptikon, Herrn Fink aus Frankfurt, den die Direction expreß in Folge eingesandter Proben zum Aerger aller englischen Photographen wählte und sich verschrieb, überhaupt über unzählige Deutsche hier, die Alles besser verstehen und machen und sogar in der Times das beste Englisch schreiben.

Was die Brief-Literatur betrifft, erzählt und der General-Postmeister, daß seine Anstalt im vorigen Jahre 456 Millionen Briefe befördert habe, so daß auf jeden Unterthan, alle die Tausende, welche weder lesen, noch schreiben können, mit gerechnet, über zwanzig Briefe kommen. Außerdem wurden — in Folge des wohlfeilen Postsatzes — 1,400,000 Bücher-Packete befördert, vergessener Millionen von Zeitungen, deren Zahl sich aber in Folge der Aufhebung des Stempelzwanges um ein Viertel vermindert, gar nicht zu gedenken.

Von neuen Büchern habe ich wenige gelesen, durch blos einen, dieses aber mit dem größten Interesse. Es führt uns unter die cyklopischen Monumente der alten Inka-Hauptstadt Cuzco,*) von wo meines Wissens noch Niemand aus persönlichem, eigentlichem Studium Kunde gegeben. Mr. Markham aber, Mitglied der Geographischen Gesellschaft, machte die beschwerliche Reise und die schwierigen Studien in einer ziemlich dunklen, spärlich bearbeiteten Sphäre rein aus Trieb und Drang, diese alte Ruine und diese Spuren einer alten Kulturreiche genau kennen zu lernen. Zunächst ist die karnivöse, üppige, vegetabilische und animalische Natur, durch welche er zu Lande sich nach der hinter den Andes doch verborgenen alten Inka-Hauptstadt hindurch- und emporarbeitete, anschaulich und lebhaft geschildert, die Fälle und der bunte Reichthum von Menschenracen und ihren Kreuzungen, die Gold-, Silber-, Kohlen- und andere Minen, welche andererseits dahinter verbergen. Die Uebersteigung der Andes zwischen Felsenrachen und donnernden Sturzbächen hindurch, über endlose Pampas, unter Kondoren und Adlern hin, durch Heerden von Kühen, Llamas, Vicuñas, Alpakas u. s. w. bildet einen der romanhaftesten und anfregendsten Theile des Buches. Um ihn gleich mitten in der Sache, in Cuzco, zweitausend Fuß höher, als der St. Bernhard reicht, aufzufinden, finden wir ihn in den rechtwinkelig gebauten Steinstraßen der alten Metropolis Manco Capac's und seines glänzenden Herrschergeschlechts, zwischen tiefen Abgründen, kolossalen Natur- und Kunstterrassen, ungeheure Steinmauern und riesige Quadern messend, die einst hier herausgeschafft wurden, um die kolossalsten Paläste und die meisterhaftesten Festungswerke aufzuthürmen. Die ungeheuren Bauseine sind zu den genauesten Parallelogrammen zurechtgeschnitten und zum Theil noch so glatt, als wären sie erst neulich polirt worden. Die Festungswerke, bestehend aus drei Reihen kolossaler Mauern in den feinsten, genau berechneten fortifikatorischen Winkeln, setzen ihn in wahrhaftes Erstaunen. Die Mauern bestehen aus Felsstücken, sechzehn Fuß hoch und zehn die zwölf Fuß dick. Diese sind so gebauen und polirt, daß sie durch blose Ineinanderlegung ohne irgend einen Mörtel durch bloßen Druck und Kohäsion unzertrennlich wurden. Die Ruinen verschiedener Inka-Paläste geben noch mehr und erstaunlichere Beispiele von architektonischer Großartigkeit und Schönheit. Das Höchste ist erreicht in der Festung Ollantiy, auf steilen Felsenzinken, die schroff aus einem Thale hervorstehen. Auf den Spitzen derselben liegen meisterhaft behauene Granitblöcke als Baumaterialien, andere sind schon zusammengefügt mit Kanten, wie sie der Fabbinder in seinen Dunden nicht exakter machen kann. Die aufsteigenden, schroffen Wände der Felsen sind mit Resten von Privathäusern bedeckt, welche alle verrathen, daß sie mit dem Zwecke der Festung genau in Verbindung standen. Ueberall Bilder und Beispiele großartigster, erhabenster Ideen und Pläne, die den Leser gewaltsam fesseln und hinreißen. Auch das moderne, republikanische Lima tritt uns als ein Bild der buntesten, regsamsten Lebensfülle entgegen. Das Leben und Treiben der wilden und kultivirten Racen steht abenteuerlicher aus, als in irgend einer Stadt der Erde. (Schluß folgt.)

*) Cuzco: a Journey to the Ancient Capital of Peru and Lima, a Visit to the Capital and Provinces of Modern Peru. By Clement Markham, F. R. G. S. — London, Chapman & Hall. 1856.

Frankreich.

Horace Vernet's Briefe aus Rußland.*)

10.

St. Petersburg, 22. Nov. 1842.

Ich bin jetzt bei dem Stadt-Oberhaupt einquartirt und habe eine häßliche, wahrhaft haldebrechende Treppe. Das Uebrige ist nicht übel, und ich bin auch mit Allem zufrieden, außer mit den Postverzögerungen, da ich, trotz aller Mühe, Deinen mit der russischen Gesandtschaft abgegangenen Brief noch nicht in Händen habe. Sie brauchen doch wirklich nicht so viel Zeit zum Lesen unserer Korrespondenz; denn was könnten sie durch dieselbe erfahren! Ich empfehle Dir, zu diesem Zwecke recht deutlich und leserlich zu schreiben. Ich gelange, trotz aller Anstrengungen, nicht dahin, obgleich Du hoffentlich bemerkt haben wirst, daß ich mir viel Mühe gebe und vielleicht Fortschritte gemacht habe.

Das Bild von Ingres spielt hier eine Rolle, mit der er nicht zufrieden sein würde, wenn er wüßte, wie übel man es zurichtet. Obgleich ich nie den Enthusiasmus getheilt habe, den dieses Bild in Paris hervorgerufen, so habe ich doch immer das Talent des Mannes gelten lassen. Seine Schule kann eine schlechte sein, aber er ist doch originell, trotz der Inspirationen, die er den Alten entlehnt.

Zum ersten Mal in meinem Leben, im 53sten Jahre, auf mich selbst beschränkt, sehe ich mich genöthigt, mich mit Allem zu beschäftigen. Dies ist eine neue Erziehung für mich, die zwar vor sich gehen muß, aber doch, wie ich fürchte, meinem Charakter einige Modificationen geben wird; wenn das nur noch von Nutzen sein möchte! Während der fünf Monate, in denen ich 3400 Meilen zurückgelegt, ohne eigentlich je ein Wort mit einem Freunde wechseln zu können, habe ich genug Zeit gehabt, gründlich über die Zukunft zu denken. Ich will mich eines neuen Daseins befleißigen, dessen Ernst mich nicht sehr zurückschreckt, da ich mich durch die Einsamkeit während meiner letzten Reise darauf vorbereitet habe. Ganz allein in meinem Wagen oder in meinem Zimmer, wenn wir uns irgenwo aufhielten, konnte ich höchstens beim Diner ein Wort anbringen; die übrige Zeit brachte ich damit zu, das Militair-Manöver mitten im Geräusch, im Staub und Kanonendampf zu durchkreuzen, den Schul- und Hospital-Inspectionen zu folgen rc. Dies bot Alles Stoff zu Beobachtungen, aber ohne jeglichen Ideen-Austausch. Erwarten wir das Resultat meiner Reflexionen. Ich zweifle nicht daran, daß es in gewisser Hinsicht ein gutes sein wird, — und das Malen habe ich noch nicht verlernt.

Wie ich Dir schon sagte, habe ich bewundernswürdige Dinge gesehen, von denen man in Frankreich keine Idee hat. Alles, was hier ohne Zustimmung der Landesmeinung, durch den Willen eines einzigen Mannes geschehen kann, ist wohl organisirt. So besteht in der Armee, in den Schulen und Hospitälern eine außerordentliche, ja, übertriebene

*) Vgl. Nr. 56 u. 58 des „Magazin".

Regelmäßigkeit. Doch nicht mit Allem ist es so; die Justiz besonders scheint mir von allen Institutionen die ungerechteste. Von den tausend Bittschriften und Beschwerden, die an den Kaiser auf seiner Reise gerichtet wurden, waren drei Viertel wegen Gerechtigkeits-Verweigerungen eingereicht. Verlorene Mühe! Der Kaiser kann nicht Alles lesen. Man übergab ihm wohl jeden Abend einen General-Bericht, aber der Wille des Berichterstatters entschied das Geschick des Bittstellers. Am häufigsten nimmt sich der Erstere, von Mühigkeit überwältigt, nicht einmal die Mühe, die Bittschrift bis zu Ende zu lesen, und doch wird die Sache in letzter Instanz von ihm entschieden!

So geht es dem Kaiser, der durchaus unumschränkter Herr aller, selbst der kleinsten Ereignisse in seinem Reiche sein will. Je mehr das Land sich zu civilisiren strebt, desto mehr vervielfältigen sich die schwierigen Fragen, desto mehr entwickelt sich die Angst der Bevölkerung, die das Gesetz zu umgehen sucht. Ich gebe Dir das Verzeichniß der Gouvernements, durch die wir gereist sind: Tula, Orel, Kursk, Ukraine, Jekaterinoslav, Tawrien, Cherson, einen Winkel Bessarabiens, am Bender zu sehen, und die Moldau; dann gelangten wir wieder nach Podolien und dem Großherzogthum Warschau (!). Du kannst auf der Karte sehen, daß es eine ziemlich lange Reise ist. Ich habe nicht danach verlangt, Odessa zu sehen, da es einem Maler nichts Interessantes bietet. Wie ich Dir gesagt zu haben glaube, hatte ich einen sehr guten Wagen, sechs Pferde, Karl mit zur Seite und einen russisch sprechenden Diener auf dem Bock; mein Gepäck war in verschlossenen Necessairen. Ein solches Speise-Necessaire flattete man jeden Tag neu aus, wenn wir zum Essen Halt machten, um bis zum folgenden Tag knabbern zu können, da wir nur Eine Mahlzeit täglich hielten. Der Kaiser ist sehr mäßig, er ißt nur Kohlsuppe mit etwas Speck, Fleisch, Wildpret oder Fisch und kleinen, gesalzenen Gurken und trinkt nur Wasser. Ich trank zwar Wein, sagte mich aber im Uebrigen sehr gut. Wenn wir uns irgendwo aufhielten, war die Küche gewöhlter, dann wurden uns Donaustöre, Trappen und Braten vorgesetzt. Machten wir an einem Orte Station, wo mehrere Häuser beisammen waren, so wurden wir bei den Einwohnern militairisch einquartirt, und wenn es da nicht vorzüglich war, so genügte es, vom kaiserlichen Gefolge zu sein, um mit Allem versorgt zu werden. Ich besonders wurde immer mit dem Besten versehen, denn mein Name war überall bekannt, und der berühmte H. Bernet war Gegenstand und Zielscheibe der Neugier aller noch hier weilenden, allen, französischen Gefangenen. Die meisten sind Lehrer, oder sind es gewesen; und so kam es, daß mit Alle eine Menge junger Leute zuführten. Einige sagten: „Mein Herr, ich hatte Sie mir groß vorgestellt"; Andere: „Ich glaubte, Sie wären stark"; kurz, ich bin die Revue von Groß- und Klein-Rußland passirt.

Ich schreibe ganz unzusammenhängend. Das kömmt daher, wenn mehrere Ideen im Hirn eines Malers freiren. Jede will zuerst hinaus, die Menge drängt sich zur Thür, um wie aus einem Schauspielhause zu entreilen, wo: Feuer! gerufen wird. Doch das thut nichts, stelle Sie Dir zusammen, wie Du willst. Denke Dir, daß Du mein Atelier in Ordnung bringst, dann wird Dir wahrscheinlich das, was ich Dir schreibe, verständlich werden.

Sage Louisen, daß ich ihr für die Ausführlichkeit danke, mit der sie von unseren lieben Enkeln schreibt; sie läßt mich mit ihnen leben, ich sehe sie, im Russischen Kutscher Kasten, Arm in Arm gehen und sich brüderlich umarmen. Ihre Unterhaltung stelle ich mir nicht vor, da Einer dabei ist, der nicht spricht. H. V.

11.

Ct. Petersburg, 26. Dec. 1842.

Vierundzwanzig Stunden krank! Dahin gelangt man hier, theure Freundin. Wie soll ich malen, wie leben, wie nicht vor Langeweile sterben? Dazu kommen noch neunzehn Grad Kälte und die Hoffnung, die Dosis bald verdoppelt zu sehen. Und doch, die Wahrheit zu gestehen, ist die Kälte noch die geringste Unannehmlichkeit des Landes. Nur die Nase wird von ihr angegriffen, sonst fühlt man sich überall warm; weil man so sehr gewöhnt ist, sich gegen die Winterkälte zu verwahren. Ich habe keinen anderen Genuß, als das Schlittenfahren, aber da ich nur des Abends das Haus verlasse, so dauert mein Glück nur so lange Zeit, als man braucht, um von einer Straße nach der anderen zu gelangen. Ich dinire fast täglich in der Stadt, Abends gehe ich in Gesellschaft, und das wiederholt sich jeden Tag. Das ist buchstäblich wahr; denn nicht die geringste Abwechselung bietet sich! Wer Einen Salon gesehen hat, kennt alle, wer Ein Diner eingenommen, kennt alle Küchen, wer Eine Unterhaltung gehört hat, kann den folgenden Tag nichts Neues weiter hören. Die Leidenschaft für Fanteuils wird in allen Häusern bis zum Aeußersten getrieben. Wenn man in einen Salon tritt, muß man sich drehen und wenden, um zu den Wirthen zu gelangen, nachdem man über alle sich in jeder möglichen Weise kreuzenden Beine hinweggestiegen ist. Ist man aber erst einmal in einen Winkel gesperrt, so mag der Teufel sehen, wie er wieder herauskömmt. Die Wenigsten stehen; es giebt nicht einmal, wie bei uns, einen Kamin, um ihn zur Nichtschnur zu benutzen. Ein méli-mélo von Rücken und Gesichtern macht es unmöglich, mit einer anderen, als gerade der Person zu sprechen, die Einen anstrebt.

Wenn man einer hübschen Frau gefallen will, so muß man ihr Böses von Anderen erzählen oder sagen Dinge; spricht man mit einer häßlichen, so taugt die ganze Welt nichts. Die der kaiserlichen Familie fortwährend dargebrachten Huldigungen angenommen, ist die Unterhaltung nichts weiter, als ein beständiger Lärm, ohne Färbung, ohne die geringste Anregung, da alle Russen dieselbe Erziehung erhalten, denselben Bildungsgrad haben und ihre angeborene Trägheit nie über die unumgänglich nöthige Dosis hinausgeht. Du kannst Dir denken, wie bald man von solcher Nahrung gesättigt wird. Die sogenannten Weltmenschen bewegen sich in einer so trostlosen Einförmigkeit, daß sie nicht einmal Stoff zu Beobachtungen bieten. Die erste, die ich mache, ist ganz so wie die letzte, ohne daß ich eine neue Schattirung hinzufügen kann. Manchmal sage ich mir: Es liegt daran, daß du zu alt bist und nicht mehr dasselbe Interesse an der Außenwelt nimmst, wie damals, wo du selbst eine thätige Rolle in den kleinen, geselligen Intriguen spieltest; — oder nein, ich sehe viele junge Offiziere, Männer jeden Alters, Diplomaten aller Nationen, von denen kein Einziger Leben hat, die alle wie die zum Kinn eingefroren aussehen und die ein besonderes Air zu haben glauben, weil sie für Nichts Sinn haben. Ja, wenn das wenigstens der Tugend etwas einbrächte! . . . .*) H. V.

Mannigfaltiges.

— Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich. Seit dem Anfange dieses Jahres erscheint unter dem vorgenannten Titel in der Schweiz eine deutsche Revue,**) die es, nach den uns vorliegenden drei ersten Heften zu urtheilen, an Gediegenheit und Mannigfaltigkeit mit allen ihren Schwestern in Deutschland aufnehmen kann. Haupt-Redacteur ist Professor Dr. W. Adolf Schmidt, früher Herausgeber der von 1844 bis 1849 in Berlin erschienenen „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" und seit sechs Jahren an der Universität Zürich als ord. Professor der Geschichte angestellt. Neben demselben bilden die Professoren Hitzig, Osenbrüggen, Frey und Bobrik den Redactions-Ausschuß, so daß in demselben alle Fakultäten und die verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen vertreten sind. Die Universität Zürich hat in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht, ihre Lehrstühle würdig zu besetzen, um mit den deutschen Schwestern um die Palme der Wissenschaft ringen zu können. Es ist erfreulich, fast aus jedem einzelnen Artikel der vorliegenden Zeitschrift zu ersehen, wie sehr sich die schweizerische Hochschule ihres Zusammenhanges mit Deutschland, wo sie den gemeinsamen Springquell ihres Kultur- und wissenschaftlichen Lebens zu suchen hat, bewußt ist. Es ist den Herausgebern der vorliegenden Zeitschrift nicht um ein sogenanntes gelehrtes Publikum, das auch schwerlich in der Schweiz zu finden sein möchte, sondern um einen gemischten, wissenschaftlichen, d. h. gebildeten Lesekreis zu thun, und um diesen zu fesseln, werden sie nicht blos dem Inhalte, sondern auch der Form ihrer Mittheilungen große Sorgfalt widmen müssen — ein Bestreben, das bereits bei einem Theile der uns vorliegenden Artikel sehr wohl wahrzunehmen ist. Wir nennen darunter vorzugsweise Ad. Schmidt's „Diagnose des gegenwärtigen Zeitalters" — ein Beitrag zu einer (wie es der Verfasser bezeichnet) „Physiologie der Geschichte oder der Menschheit"; ferner: einen Vortrag von G. Semper: „Ueber die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmuckes und dessen Bedeutung als Kunstsymbol"; J. J. Hottinger, über „Ausbildung der konfessionellen Verhältnisse in Zürich nach Zwingli's Tode und Einfluß derselben auf das Staatsleben"; „die Aufgabe der Zoologie" von H. Frey, und einige rechtswissenschaftliche Abhandlungen von Osenbrüggen. Andere Aufsätze in den drei ersten Monatsheften sind aus der Feder von Fritsche, Hitzig (der unter Anderem eine neue Ableitung des Wortes „Germanen", und zwar mit Hülfe der Mischna und des Sanskrit, versucht), Meyer-Ahrens, Raabe, Lebert und G. Volkmar. — Die Ausstattung der „Monatsschrift", deren Preis für den Jahrgang (von etwa vierzig Bogen in 8.) auf vier Thaler festgesetzt ist, gereicht der Verlagshandlung zur Ehre.

*) Weitere Auszüge folgen nächstens.

**) Zürich, bei Meyer und Zeller.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Reit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Post-Aemter werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Herrn v. Gerlach, Jägerstr. Nr. 57, und allen Spediteuren der ausländischen Postämter (Nr. 84), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 63. Berlin, Sonnabend den 24. Mai 1856.

Asien.

Zur Urgeschichte Asiens und Aegyptens.

Ein Vortrag, den Rawlinson am 1. Dezember des vorigen Jahres vor der Londoner Asiatischen Gesellschaft gehalten und welchen auch das „Magazin" erwähnt hat, enthält Thatsachen von solcher Wichtigkeit für die Urgeschichte, daß wir uns nicht enthalten können, dieselben einer Besprechung zu unterziehen, besonders da uns ein sonst unbekanntes Material zu Gebote steht, durch welches jene Thatsachen ihre vollkommene Erklärung finden.

Rawlinson hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß im alten Assyrien, mehr noch aber in Babylonien, zwei Völkerracen nach einander geherrscht haben, die semitische und eine von dieser durchaus verschiedene, welche er die „thythische" nennt. Diese letztere erscheint insbesondere ausschließlich vor der Gründung des assyrischen Reiches im dreizehnten Jahrhundert v. Chr. und bewohnte Babylon die in die Zeiten Nebukadnezar's herab. Dieselbe hatte ihre eigene Schrift, welche theils Buchstaben- theils Zeichenschrift war und nach Rawlinson's Vermuthung der assyrisch-babylonischen ihr Dasein gab. In Kujundschik fand man eine Menge von Täfelchen, welche beim Abdruck ganze Bände füllen würden und zwischen den Zeilen eine Uebersetzung in semitischer Sprache und Schrift enthalten. Die Semiten, welche jenen Skythen, wie erwähnt, erst zur Zeit Nebukadnezar's im Besitz von Babylon folgten, dienten den nämlichen Göttern, wie diese, hatten aber für dieselben eigene Namen.

Rawlinson identifizirt die Skythen mit dem Nimrod der Bibel, auf den allerdings gewichtigen Grund sich fußend, daß ein Hauptstamm von ihnen den Namen Nimri führt.

Die merkwürdige Thatsache der plötzlichen Aufeinanderfolge zweier so verschiedener Racen in der frühesten Zeit Babylons veranlaßt Rawlinson zu dem gewagten Schluß, daß die Niederlassung semitischer Völker in West-Asien erst sehr spät falle, daß namentlich in Babylon kurz vor Nebukadnezar durch Niederlassung aramäischer und arabischer Stämme die Bevölkerung ihre Nationalität vertauscht habe. Diese Annahme ist durchaus unwahrscheinlich, da ein solcher Nationalitäts-Wechsel wohl durch feindliche Unterjochung, niemals aber durch friedliche Einwanderung Fremder möglich ist. Die Wahrheit dürfte vielmehr sein, daß ein fremdes Volk bis in jene späten Zeiten hinein über die Semiten West-Asiens als Krieger-Adel geherrscht habe, gleich den Deutschen nach der Völkerwanderung in Frankreich, oder gleich den Türken im östlichen Europa. In der von Rawlinson angegebenen Zeit wurde seine Macht durch Empörung der semitischen Unterthanen gebrochen und verschwand daher als eigene Nationalität. Zu ihrem Untergang mochten wohl auch die assyrischen Könige der spätesten Zeit beigetragen haben, welche wohl auch hier ihr Verpflanzungs- und Vermischungssystem in Anwendung brachten.

Diese als Hypothese aufgestellte Ansicht erhält eine thatsächliche Stütze in historischen Quellen, welche leither gänzlich mißverstanden worden, die der Verfasser dieser Abhandlung aber in ihrer Bedeutung für die Urgeschichte in seinem kürzlich erschienenen Werke*) nachgewiesen zu haben glaubt und demgemäß zuerst in umfassendere Anwendung gebracht hat. Es sind dies die neupersischen Werke über die Urgeschichte von Iran und West-Asien überhaupt, theils in Epen, theils in Prosachroniken beschrieben, welche letztere sogar noch eine theilweise ziemlich detaillirte und durch die Vergleichung mit allen bekannten Zeitrechnungen als durchaus historisch sich bewährende Zeitrechnung enthalten.

Aus diesen Quellen geht hervor, daß im vierzehnten Jahrhundert v. Chr., nach dem Sturz des schlangenköpfigen Weltherrschers Zohak, welcher, wie wir nachgewiesen, die Herrschaft Aegyptens über West-Asien unter der achtzehnten und neunzehnten Dynastie hieroglyphisch bezeichnet, angeblich aus Iran ein Weltreich hervorgegangen war, welches ganz West-Asien nebst den zunächst angränzenden Ländern umfaßte und von einer Dynastie beherrscht wurde, welche die Perser unter dem gemeinsamen Namen Feridun zusammenfaßten. Die Gründer dieses Weltreichs nun sind das Volk, welches Rawlinson Skythen nennt.

Wenn man von Skythen spricht, denkt man stets zuerst an das Volk im jetzigen Süd-Rußland, welchem die Griechen diesen Namen beilegten (Herod. IV. 6) und das sich selbst Skoloter nannte. Man wird uns ohne Zweifel die in der neuesten Zeit von Neumann wieder vertretene Ansicht entgegenhalten, welche diesen Skythen einen mongolischen Ursprung vindizirt. Die Gründe dafür scheinen und jedoch nicht stichhaltig. Wenn man auf die Beschreibung hinweist, welche manche Alte von den Skythen geben, so vergißt man, daß jene, mit einziger Ausnahme Herodot's, alle die verschiedenen Völkerstämme in Rußland und selbst Turan unter diesem Namen begreifen,**) und also auch die Völker der gelben Race, welche daselbst wohnten. So benennt uns Herodot ein Volk der Kahlköpfe (IV. 23), von welchen er ausdrücklich sagt, daß sie von den Skythen ein ganz verschiedenes Volk seien, ohne Zweifel ein mongolisches, da er ihnen außer ihrem spärlichen Haarwuchs Stumpfnasen zuschreibt. Spärlicher Haarwuchs aber gerade ist es, welcher den Hippokrates „Skythen" ausreichnet, die also mit den eigentlichen Skythen nichts zu thun haben. Die Hinweisung auf die Sitten der Skythen, in welchen man Indogermanisches nicht finden will, ist aber ganz und gar verfehlt, da sie die Menschenopfer, das Trinken aus den Hirnschädeln erschlagener Feinde***) ꝛc. ebenso gut bei den alten Germanen vorkommen, die folglich gleichfalls Mongolen sein müßten.†) Im Uebrigen haben wir in den Skythen Nomaden, und dieser ihr Kulturzustand, wie die gewiß nicht einflußlose Nachbarschaft gelber Völker, die den Skythen theilweise unterthänig waren, sind hinreichend genug, um vollständig sonstige Aehnlichkeiten zu erklären. Die Hauptsache aber, die Sprache der Skythen ist, wie Schaffarik dies nachgewiesen hat,††) durchaus arisch. Namen, wie Ariapithes, Ariansad, die den akatischen Ario-varia, Ariobarzanes, dem deutschen Arioviſtus ꝛc. entsprechen, Wörter, wie oloq (d. h. vior), das nach Herodot im Skythischen „Mann" bedeutet und gothisch vair, lateinisch vir ꝛc. lautet, der Sonnengott Ortosyros, in welchem das Sanskrit Surya = Sonne unverkennbar ist, würden an und für sich schon Beweiskraft genug haben, wenn sich dies auch nicht an drei Bereichen aller Sprachreste gleichfalls nachweisen ließe, wie man bei Schaffarik nachlesen kann. Hier reicht die sich auf Nichts stützende, so, dem Zeugniß Herodot's direkt widersprechende Sarmatisirung der Skythen††) nicht aus; denn in diesem Fall könnten ihre Stammwörter doch unmöglich arische Namen haben, wie dies Schaffarik selbst nachgewiesen hat (S. 283; ſ. Herodot IV. 5). Das Wort Skythe kommt von einer Wurzel, welche sich in den meisten indogermanischen Sprachen wiederfindet, litthanisch skita, altnordisch skiot, Sanskrit kschat (der Schütze). lateinisch sagitta, schottisch scoit, acuit, heißlandisch schigt (der Pfeil). Dieses „Schütze" bedeutet allgemein „Krieger" und bezeichnet die Kriegerkaste, wie Kschatriya vom Sanskrit kschut, da der Bogen, nach dem übereinstimmenden Zeugniß der indischen und griechischen Epopöen, wie der assyrischen und ägyptischen Monumente, in der Urzeit die hauptsächlichste und ruhmwürdigste Waffe war, mit welcher selbst die Weltstürmer der Assyrier und Aegypter auf ihren Denkmälern sich abbilden ließen. Für diese Deutung des Skythennamens spricht auch die Sage, welche Herodot (IV. 9, 10) von der

*) Geschichte der Assyrier und Iranier vom dreizehnten bis zum fünften Jahrhundert v. Chr., von A. Kruger, Frankfurt a. M. 1856, Brönner.

**) Eben deshalb beruft sich Dr. Neumann da, wo es sich um die Nationalität der Skythen handelt, nicht auf das Zeugniß „mancher Alten", sondern auf das Herodot's, der den Namen nicht als Kollektiv-Namen braucht, und auf das seines Zeitgenossen Hippokrates, der ebenfalls die westlich vom Don wohnenden Skythen als einen in physischer Beziehung ganz eigenthümlichen Stamm beschreibt. D. R.

***) Neumann bemerkt aber wiederholt, daß er nicht im Entferntesten gesonnen ist, aus den Sitten allein einen Schluß auf die Nationalität zu ziehen. In Bezug auf den eben angeführten Fall macht er sogar ausdrücklich auf die Anwendung der Sitte, aus Feindesschädeln zu trinken, von den Hunnen bis in den Longobarden, aufmerksam. Vgl. „Die Hellenen im Skythenlande", S. 304. D. R.

†) Bd. I. S. 282 ff.

††) Schaffarik S. 285.

Digitized by Google

Entstehung des Volks giebt. Herkules zeugte mit der Echidna drei Söhne, Agathyrsos, Gelonos und Skythos. Demjenigen bestimmte er den Besitz des Skythenlandes, welcher zuerst seinen Bogen spannen würde, den er zurückließ. Von den drei Brüdern brachte dies gerade der jüngste, Skythos, zu Stande, und die beiden ältern mußten in Folge davon auf Befehl ihrer Mutter das Land verlassen.

Diese Skythen bildeten in der That in der Zeit Herodot's in Süd-Rußland noch den Adel, welchem, nach Schaffarik's Nachweis, die Slawen als leibeigene Bauern unterthänig waren. Sie spielten aber in der ältesten Zeit auch in Asien dieselbe Rolle, wie aus etlichen äußerst wichtigen Nachrichten hervorgeht, von welchen man in der That nicht begreifen kann, wie sie den Aegyptologen seither unbekannt geblieben sind, da sie doch zu den Nachrichten der ägyptischen Denkmäler über die Kriege Rhamses' des Großen mit dem asiatischen Volke der Schetа, d. i. unsern Skythen, die willkommenste Erläuterung geben. Diese Nachrichten finden sich, beide Male aus der untergegangenen Universal-Geschichte des Trogus Pompejus entlehnt, bei Justin und Jornandes. Der Erstere erzählt (II. c. 3), die Skythen hätten dreimal über Asien geherrscht, während sie selbst von fremder Herrschaft stets frei geblieben seien. Die erste Unterjochung Asiens wurde dadurch verursacht, daß Veroris, König der Aegypter, die Skythen zur Unterwerfung aufforderten, wurden von denselben mit Hohn abgewiesen, und statt die Aegypter in ihrem eigenen Land zu erwarten, brachen die Skythen aus demselben hervor, schlugen den von ihrer Schnelligkeit überraschten Pharao und nöthigten ihn, sich in schleuniger Flucht „omni apparatu belli relicto" in sein Land zurückzuziehen. Von Aegypten selbst wurden die Skythen durch die Sümpfe zurückgehalten. Dann aber lehrten sie um und machten Asien tributpflichtig „modico tributo, magis in titulum imperii, quam in victoriae praemium." Nach funfzehnjähriger Abwesenheit lehrten sie auf Verlangen ihrer Weiber zurück, welche nicht wollten, daß das Geschlecht der Skythen untergehen solle. So war ihnen Asien funfzehnhundert Jahre zinsbar, bis Ninos dem Tribut ein Ende machte.

Diese an sich schon höchst interessante Nachricht wird ergänzt durch den vollständigeren Auszug des Jornandes („de rebus Gethicis"), welcher uns über den historischen Gehalt aller Zweifel enthebt. Nach Besiegung des Vesosis, erzählt derselbe, unterjochte Tanausis, der Skythenkönig, „pene omnem Asiam." Als aus dem Heere nun Etliche die unterjochten Provinzen in ihrer ganzen Ueppigkeit („in omni feliitate polientes") sahen, verliefen sie das Heer und ließen sich in Asien nieder. „Ex quorum nomine, vel genere Trogus Pompejus *Parthorum* dicit exstitisse prosapiam. Unde etiam hodieque lingua Scythica fugaces, i. e. Parthi dicuntur, unoque generi respondentes inter omnes pene Asine nationes soli *sagittarii* sunt." Die letzteren unstreitig von Jornandes herrührenden Worte beweisen, daß dieser schon die wahre und einfache Bedeutung des Namens der Skythen wohl verstanden hat.

Fragen wir nun, welcher ägyptische Pharao unter jenem Veroris oder, richtiger, Vesosis verstanden sei, so ergiebt sich uns einfach der Sesosis des Diodor, welcher eine ist mit Rhamses dem Großen, von welchem die Denkmäler reden. Jornandes sagt nämlich, Tanausis wäre in Aegypten eingedrungen, „nisi amnis intransmeabilis obstitissent fluenta, vel munitiones, quas dudum sibi ob incursiones Aethiopum Vesosis fieri praecepisset", während Diodor, fast wörtlich mit der obigen Stelle übereinstimmend (I. 57), sagt, Sesosis habe die Ostseite von Aegypten gegen Einfälle von Syrien und Arabien her durch eine Mauer geschützt, die er funfzehnhundert Stadien weit von Pelusium bis Heliopolis durch die Wüste führte.

Dieser Sesosis des Diodor heißt bekanntlich bei Herodot Sesostris. Auch er erzählt die Heereszüge des großen Pharao, erwähnt der Skythenkriege aber nur sehr beiläufig, indem er dabei den Aegyptern den Sieg zuschreibt. Merkwürdig ist aber, daß Herodot den Feldzügen des Sesostris die Niederlassung von Aegyptern in Kolchis zuschreibt, welche noch zur Zeit Herodot's durch Sitte und Typus ihren Ursprung bekundeten (Herod. II. 104). Denn dem Jornandes zufolge fand die Hauptschlacht zwischen den Skythen und Aegyptern an dem kolchischen Fluß Phasis statt, und der Zweifel Herodot's, ob Sesostris freiwillig einen Theil seines Heeres dort zurückgelassen, oder ob ein solcher, der Kreuz- und Querfahrten müde, sich abgesondert und angesiedelt habe, erklärt sich sonach einfach dahin, daß die Skythen den ägyptischen Gefangenen an jener Schlacht daselbst Wohnsitze gewährten.

Dieser Sesostris oder Sesosis, d. i. Sohn des Sethos, ist bekanntlich identisch mit Rhamses dem Großen, dem Pharao, unter welchem Moses nach Ermordung des Aegypters in die Wüste floh und der von circa 1400—1330 vor Chr. regierte. Auf den Denkmälern dieses großen Königs spielen die Kriege mit den Schetа eine Hauptrolle und sind namentlich auch zwei Pylonen des Rameſſeums in Theben mit Schrift und Bild dargestellt. Eine Uebersetzung im Auszuge giebt Brugsch in seinen Reiseberichten aus Aegypten, eine vollständigere Rosellini („Monumenti storici", tom. III. parte II. p. 229 u. 292). Schon Sethos Mephtah, sein Vater, hatte die Skythen unterworfen, worauf sich die Nachrichten Herodot's und Diodor's erklären. Nach seinem Tode aber empörten sie sich an der Spitze vieler asiatischen Völker, und es entstand nun im fünften Jahre Rhamses' des Großen ein heftiger Krieg, welcher mit der Wiederunterwerfung der „Scetо" nach Eroberung ihrer Hauptstadt Dise endete. Aber funfzehn Jahre später, im einundzwanzigsten der Herrschaft Rhamsеs' d. Gr., empörten sie sich von neuem und zwangen den Pharao, ein Heer gegen sie zu führen. Da in diesem Kriege die Skythen einen verzweiflungsvollen Widerstand („una più gagliarda resistenza") entwickelten, sagt Rosellini weiter, hielt der König von Aegypten es für klug, Scetosiro, dem Oberhaupt des Volkes, Zugeständnisse zu machen; „e su quindi stipulata solennemente alleanza tra Ramses et Scetosiro, capo principale del popolo di Scetо."

Die Besiegung der Aegypter blickt aus dieser diplomatischen Hülle gewiß deutlich genug hervor! Der Friedensvertrag ist uns in einer Inschrift bis auf den heutigen Tag erhalten und enthält eine gegenseitige Sicherung und Garantie gegen äußere Feinde. Nicht das Geringste spricht gegen die Nachricht des Trogus Pompejus, daß die Skythen die Aegypter aus ganz West-Asien hinausgeworfen hatten, im Gegentheil verstummen mitten in der Regierung des großen Rhamses auf einmal die Monumente und wissen von weiteren Thaten nichts mehr zu erzählen.

Aus den Monumenten läßt sich ein bedeutender Irrthum der zuerst citirten Zeugnisse verbessern, welcher daraus entstand, daß Trogus Pompejus und seine Excerptoren sich diese Skythen als barbarus identisch mit den späteren in Süd-Rußland und daselbst wohnend dachten. Der Schauplatz jener Kriege kann aber unmöglich so weit entlegen gewesen sein; Brugsch identifizirt die Schetа sogar geradezu mit den Chaldäern. Dabei kömmt uns denn nun eine Stelle bei Diodor sehr zu Statten, welcher sagt, die Skythen hätten ursprünglich am Araxes gewohnt (II. 43), und auch nach Herodot waren sie zuerst in Asien heimisch und wurden erst durch die Massageten über den Araxes hin verdrängt (Herod. IV. 11). Der hieroglyphische Name Scetosiro ist offenbar ein Ehrentitel im altorientalischen Styl, der Sonne der Skythen bedeutet, vom Sanskrit Surya. Ein Beweis dafür mag sein, daß auch Herodot noch bei den späteren Skythen in Süd-Rußland der Sonnengott Oito-siros hieß (Herod. IV. 59).

In den oben von uns erwähnten Quellen wird der Sturz der ägyptischen Herrschaft folgendermaßen erzählt: Zohak (Evak), König der Taſi und der schwarzen Div (Kraber und Aegypter), unterjochte ganz Iran und wüthete gegen das Land mit furchtbarer Grausamkeit. Da erhob sich zuerst in Isphahan (Aspadana in Medien) ein Rustand. Caweh, ein Schmied, trug den Empörern sein Schurzfell als Fahne vor und erhob Feridun, einen Sprößling der ältesten Königsfamilie, zum Haupt von Iran. Dieser rückte mit einem gewaltigen Heere über den Tigris und marschirte gegen Gangi-Dischdscht oder Jerusalem, die angebliche Hauptstadt des Zohak. Feridun stürzte den Tyrannen und eroberte darauf die ganze Welt, darunter namentlich auch Aegypten.

(Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Fünfter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Ich habe mich außerdem durch mehrere Titel verführen lassen, in Bücher hineinzulesen, aber immer früher oder später aufgehört, zu verfolgen, was hinter diesen Titeln noch Alles stecken mag. Diese vielen Täuschungen durch Titel und hinter Titeln führten mich zu einem eigenthümlichen literarischen Studium, dem Studium der Titel. In den Titeln steckt sehr oft die größte Weisheit der Bücher. Sie sind der eigentliche Inhalt selbst, denn dahinter steckt oft weiter nichts, als die Erkenntniß, daß man sich eben blos durch den Titel verführen ließ, ein Buch zu lesen, wenigstens damit anzufangen oder es gar zu kaufen. Ich habe bereits angefangen, die Titel-Literatur zu klassifiziren. Als erste Klasse stellen mir die Gold führenden Titel auf, die den Engländer bei seiner schwächsten Seite fassen, der Schwäche, Geld zu machen. So finde ich eine Menge Büchertitel in Anzeigen und auf Büchertischen obenan schwimmen, die alle an den Goldwurf, an den beliebten Klang des Goldes erinnern: „The Golden Legend", „The Ladder of Gold", „The Curse of Gold", „The Gold-headed Cane", „The Golden Epistles of Guevara", „Gold and the Gospel", „The Golden Apples", „The Pleasant Art of Moneymaking", „The Golden Ass well managed", „A Brief of the Golden Calf" u. s. w. — lauter Titel gangbarer Bücher.

Eine andere schwache Seite der menschlichen, besonders englischen Natur ist die gastronomische. Wir finden deshalb, besonders üppig in

der neuesten Zeit, unendlich viel literarische Erscheinungen, welche den Gaumen kitzeln und als Titel die verführerischsten Speisezettel ankündigen. Welcher Junge könnte dem Titel widerstehen „Pippins and Pies?" Welcher Klub-Stammgast wird die anderthalb Schilling scheuen, um die „Art of Dining" näher kennen zu lernen? Auch Titel, wie „Cakes and Ale", „Wine and Walnuts", „Claret and Olives from the Rhone and Garonne", „A Jar of Honey from Mount Hybla", „Three Courses and a Dessert", „The Last Fruit of an Old Tree", „Salad for the Solitary", „Fruits of the Valley", „Bells and Pomegranates" und Dr. Doran's berühmte „Table Tracts and Something on Them". Früher gab es auch gastronomische Titel, aber nur symbolische, für Seelenspeise, besonders in der eigentlichen puritanischen Zeit, aus welcher mir ein Buch zu Gesicht kam, das wörtlich den Titel führt: „Some Biscuits Baked in the Oven of Charity, carefully Conserved for the Chickens of the Church, the Sparrows of the Spirit and the Sweet Swallows of Salvation".*) Hierher gehören auch die neuen, nicht symbolischen Bücher: „Dictionary of Dates", von Haydn, Howitt's „British Preserves" und „The Ports of England". „Lotus-eating", von Curtis, „Memoirs of an Opium-eater", „A Paper of Tobacco" werden sich an die Liebhaber der Narkotika und „solcher Stoffe, aus denen Phantasieen und Träume gemacht werden."

Viel bezaubernde Poesie liegt besonders in den Titeln belletristischer Literatur: „Winged Thoughts", „The Poets of the Woods" (hübsche Titel für die betreffenden Abhandlungen über Vögel in Feld und Wald) „Lilies-leaf", „March Winds and April Showers", „Clouds and Sunbeams", „Fern Leaves", „Mayflowers", „Purple Tints of Paris", „Hearts in Mortmain", „The Rose and the Ring", „The Pathway of the Fawn", „A Kiss for a Blow", „Faces in the Fire", „Stories from a Screen", „A Trap to catch a Sunbeam". Andere haben etwas Hagest und deshalb anziehend Mystisches, wie „After Dark", „Now and Then", „There and Back again", „Within and Without", Cobden's „What Next? And Next?"

In anderen Titeln ist der Reiz der Antithese angebracht, der immer mehr an die Stelle des alliterirenden Titels zu treten scheint. Beispiele: „North and South", „Night and Morning", „May and December", „High and Low", „Trial and Triumph" (Alliteration und Antithese); der alliterirende Titel kam besonders durch Thackeray's „Cornhill to Cairo" in Schwung. Er ist jetzt durch alle Buchstaben jahrmal hindurchgehetzt worden und gränzt bereits oft an Blödsinn. „Mayfair to Marathon" und „Piccadilly to Peru" ließen sich noch halten, aber „Athens and Attica", „Dates and Distances", „The City of the Crescent", „Rocks and Rivers", „A Trip to the Trenches", „Travels in Turkey", „A Visit to Victoria", „The Tagus and the Tiber", „Love versus Law", „The Wide, Wide World", „Sidonia the Sorceress" u. s. w. klingen zu gemacht.

Die Zahl darocker Büchertitel ist unerschöpflich. Was sagt man zu: „Sixpennyworth of Divine Spirit", „Matches Lighted at the Divine Fire", „Nimshi, the Adventures of a Man to Obtain a Solution of Scriptural Geology", „Celestial Telegraph, or Secrets of the Life to Come", „A Shillingworth of Nonsense"!

Auch die Graues machende Literatur, die „Nachtseiten" des Lebens und Herzens ziehen noch als Titel: „Fiends, Ghosts and Sprites", „Demonology and Witchcraft", „Tales of the Dead", Church-yard Gleanings", „The Funeral Handkerchief", „News from the Invisible World" und gar „The History of the Devil", „The Praise of Hell", „A sure Guide to Hell by Beelzebub".

Das sind einige zufällig zusammengeraffte Titel-Blätter von dem großen Literatur-Baume, der, gleich dem skandinavischen Yggdrasil, die Erde auf seinen Zweigen trägt und in der Ewigkeit wurzelt, dessen Blätter alle auf beiden Seiten dicht beschrieben sind mit den Weis- und Thorheiten der Literaten und Titelmacher, wozu dann beiläufig auch ein Buch gemacht werden muß, um den Titel zu verwerthen. Was sollen die unzähligen Literaten und Buchhändler bei diesem Mangel an Inhalt und Productionskraft auch sonst machen? Titel! Titel! Die Welt will doch wenigstens Titel. Sie ist immer noch so, wie vor hundert Jahren, wo sie einen titellosen Rattenfänger bald verhungern ließ, bis dieser dadurch eine Notabilität und ein Krösus ward, daß er den Titel: „Wirklicher Rattenfänger Sr. Majestät des Königs" angenommen.

Shakespeare's „Wintermärchen" im Princess' Theatre in London.

In der klassischen Zeit des neueren Dramas wurde bekanntlich das Theaterkostüm mit großer Nonchalance behandelt. Die Meisterwerke Shakespeare's wurden in hölzernen Baracken aufgeführt, gegen die unsere heutigen Kunsttreibhäuser wahre Prachtgebäude sind; von Decorationen und Maschinerieen hatte man keine Ahnung; die Stelle der Coulissen vertraten aufgehangene Teppiche und Tapeten, und die Schauspieler hatten das verehrte Publikum ganz einfach, sich den Ort der Handlung zu „denken". Die antiken Helden und Heldinnen Racine's stolzirten in mächtigen Allongeperrücken und Reifröcken, und noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts spielte Garrick den „Macbeth" in der Uniform des englischen Leibgarde-Regiments. Erst allmählich begann man, sich einer größeren historischen Treue zu befleißigen, die namentlich in Berlin unter der Verwaltung des verstorbenen Grafen Brühl eine hohe Vollendung erreichte, bis man endlich in das entgegengesetzte Extrem verfiel und über der peinlichen Genauigkeit, mit der man sich an das Aeußerliche hielt, den inneren Gehalt, den poetischen Zweck des Dramas außer Augen verlor. Schon Tieck erhob sich mit Energie gegen diese Verirrung, die jedoch bei uns nie so weit gediehen ist, wie in Frankreich und besonders in England, wo man die überhandnehmende Gleichgültigkeit gegen das recitirende Schauspiel durch blendendes Schaugepränge und glänzende Inscenesetzung zu überwinden sucht. Unglaubliches leistet in dieser Beziehung Herr Charles Kean, der gegenwärtige Direktor des Princess' Theatre, indem er z. B. in Byron's „Sardanapal" ein Faksimile des alten Ninive nach den von Layard zu Tage geförderten Skulpturen gegeben und in „Ricarrie" den Hof der Pharaonen bis in die kleinsten Details zu reproduziren unternommen hat. Sein neuester Versuch in diesem Genre ist Shakespeare's „Wintermärchen", welches er vor wenigen Wochen mit großer Pracht in Scene setzte, und worüber ein englisches Blatt Betrachtungen anstellt, die als interessanter Beitrag zur Charakteristrung der heutigen Bühne dienen können.

„Von den Tagen Ben Jonson's herab bis zu denen Charles Kean's hat Shakespeare schwer für die Sünden seines „Wintermärchens" büßen müssen. „„Shakespeare"", sagt der mürrische alte Ben, der sich übrigens etwas besser auf die dramatische Schriftstellerei verstand, als die meisten seiner Kritiker, „„Shakespeare verrieth oft einen Mangel an Kunst, bisweilen selbst an gesunder Vernunft; denn in einem seiner Stücke läßt er Leute in Böhmen Schiffbruch leiden, obgleich es wohl hundert Meilen von dem Meere entfernt ist."" Dryden, der von Schauspielen nicht viel mehr verstand, als die Kunst, sehr schlechte zu schreiben, rechnet das unglückliche „Wintermärchen" zu den Stücken, „„die entweder auf Unwahrscheinlichkeiten beruhen, oder in einem niedrigen Styl verfaßt sind."" Pope, der kein einziges Theaterstück geschrieben hat und der den Zeus die Sprache Ludwig's XIV. reden und Achilles sich wie einen Dragoner-Rittmeister geberden läßt, war der Meinung, „„daß nur einige Charaktere, einzelne Scenen oder vielleicht nur ein paar eigenthümliche Stellen von der Hand Shakespeare's wären"", indem er so die Ehre des Dichters auf Kosten seines Werkes rettet. Warburton, der ihm gleichfalls nur geringes Lob ertheilt, spricht von „„der Gemeinheit der Fabel und der Extravaganz ihrer Durchführung."" Nach dem feierlichen Kopfschütteln so ehrwürdiger Personen beginnen wir fast selbst, und des „Wintermärchens" zu schämen. Wir sind bald geneigt, es dem Verfasser übel zu nehmen, daß er Christliches und Heidnisches auf eine so dreiste Art zusammengeworfen hat. Es war zu arg von Shakespeare, eine Heldin zu wählen, die den Kaiser von Rußland zum Vater hat und deren Schicksal von der Priesterin des „göttlichen Apollo" in Delphos abhängt, welches Delphos eine unmögliche Insel in der Mitte eines unendlichen Oceans ist; deren Bildniß von Giulio Romano gemalt oder gemeißelt wird, und deren Tochter, entschlossen, der Mutter in nichts nachzustehen, am Gestade eines küstenlosen Landes Schiffbruch leidet. Die ganze Sache ist höchst unpassig, und sie wird nicht viel besser, wenn man zu den Details herabsteigt. Es muß das antiquarische Gefühl des letzten Quintaners kränken, in einem Drama, das in den klassischen Zeiten spielt, von dreißdrigem Sammet, von Pfunden und Schillingen, von Zucker, Bändern, Batist, Handschuhen, Brustlätzen, gedruckten Balladen, Nobain Ale und aquavitae zu lesen.

„Beim Anblick dieser traurigen Flecken im Werke unseres Dichters würden Manche an der Möglichkeit verzweifeln, es in den nüchternen Rahmen der historischen Thatsache einzurahmen. Sie würden geneigt sein, den Schauplatz des Stückes in jenes zweifelhafte Gebiet zu verlegen, dessen Geographie nur den kühnen Abenteurern des alten Dramas bekannt war, und sich bei der Voraussetzung zu beruhigen, daß Shakespeare, gewohnt, in geheimnißvollen, verborgenen Regionen umherzuirren, die Lage, die Sitten und Gebräuche seines originellen Sicilien und seines apokryphen Böhmen aus dem Grunde studirt habe. In dieser Ueberzeugung würden sie „mit den Gütern, die ihnen die Götter verliehen", mit der Schönheit der Situationen und der Charakterzeichnung des Dramas sich begnügen und das Kostüm seinem Schicksal überlassen. Sie würden mit einem der neuesten Herausgeber Shakespeare's sagen: „„Sobald der Theater-Direktor im Stande ist, die chronologischen und geographischen Widersprüche, von denen dieses Schauspiel wimmelt, zu versöhnen, mag er entscheiden, ob die Personen sich in die Tracht der antiken oder der modernen Welt kleiden und die Decorationen den architektonischen Styl der Griechen zur Zeit des

*) Wegen dieser beliebten Alliterationen in Büchertiteln lassen sich dieselben nicht leicht entsprechend übersetzen, so daß wir sie in ihrer Originalität lassen.

delphischen Orakels oder der Italiäner in den bekannteren Tagen Giulio Romano's darstellen sollen. Wir können ihm aus diesem Dilemma nicht heraushelfen.“'

„Herr Kean ist aber eine solche Aengstlichkeit erhaben. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, Shakespeare mit der Chronologie, der Geschichte und der Archäologie in Einklang zu bringen. Er ruft einen Schwarm von alterthümlichen Restauratoren und Decoratoren zur Hülfe, welche die verschiedenen Theile des Stücks verändern, zusammenstreichen und transponiren, bis die ursprüngliche Gestalt desselben kaum noch zu erkennen ist. Er beginnt damit, die schwachköpfige Hypothese jenes selbst unter den Kommentatoren unerreicht dastehenden Schwachkopfes, Sir Thomas Hanmer, daß man statt Böhmen „Bithynien“ lesen müsse, zu acceptiren. Der arme Sir Thomas beabsichtigte jedoch nichts weiter, als Shakespeare vor einem geographischen Schnitzer zu retten; Herr Kean hat Größeres im Sinne. „Bithynien“, behauptet er uns freundlichst, „war eine Gegend in Klein-Asien, welche enge Verbindungen mit Griechenland unterhielt und durch die Nachbarschaft mit dem Homerischen Königreiche Troja erhöhtes Interesse erregt.“ Nach dieser Einleitung besteigt Herr Kean sein archäologisches Steckenpferd, das er mit einer Tollkühnheit reitet, von der man sich nur durch die Lektüre seiner neuen Version des „Wintermärchens“ einen Begriff machen kann. Er bahnt sich förmlich in antiquarischem Schlamm und erdrückt uns unter der Wucht seiner Autoritäten. Er citirt Becker, Potter, Smith, Haydn, Ruttall, Hare, Xenophon, Eusebius, Homer, George Scharf, Anthon, Plutarch, Donaldson, Hope, Strabo, den Scholiasten des Theokrit, den Lexicographen der alten Musik James A. Davies und die Bibel. Unter dem Schutze solcher Protektoren beginnt Herr Kean sein Werk des Umsturzes und der Wiederherstellung. Seine erste Operation besteht darin, die Nomenclatur der Scenen über den Haufen zu werfen und so die Handlung von Regionen, die nur der unerlesensten Phantasie Shakespeare's gegenwärtig waren, nach Lokalitäten zu versetzen, die den strengsten Anforderungen der Philologie entsprechen. Es hielt etwas schwer, die gleichzeitige Existenz des „göttlichen Apoll“ und des „Kaisers von Rußland“ zusammenzureimen, und obwohl wenig fehlte, daß Giulio Romano mit der Priesterin von Delphi persönlich bekannt war. Um das Stück schlagrecht zu machen, müßte man eine oder die andere Periode aus Hunderten erwählen, und Herr Kean hat sich für eine klassische Periode entschieden. Die mittelalterlichen Elemente werden demnach vollständig eliminirt. Die Scenen im ersten Akt, die nach dem Original: „Sicilien, ein Vorzimmer im Palast des Leontes“, und „ein Staatsgemach im Palast“ darstellt, werden respektiv in eine „Ansicht des Minerva-Tempels in Syrakus“ und in einen „Festsaal im Palast“ verwandelt. Im zweiten Aufzug ist die einfache Vorschrift: „Dasselbe“ durch einen „Hof der Gynäkonitis oder der Frauengemächer“ und das „Außenzimmer eines Gefängnisses“ durch „eine der Latomiae, ein aus dem Felsen gehauenes Gefängniß, bekannt unter dem Namen: Ohr des Dionysius“, ersetzt. „Ein Gerichtshof“ figurirt als „das Theater in Syrakus, für die gerichtliche Verhandlung eingerichtet“, und so weiter. Um das klassische Kolorit zu verstärken, haben wir Gäste, die, das Haupt mit Kränzen geschmückt, auf Ruhepolstern liegen, einen pyrrhischen und einen bacchantischen Tanz, eine klassische Allegorie mit Luna, Phöbus und Chronos u. dgl. m.

„Nun kann man Herrn Kean ebenso wenig verhindern, ein Shakespeare'sches Drama zu einem Spektakelstück zuzustutzen, als man es Dryden wehren konnte, das „verlorene Paradies“ in Reime zu bringen. Jede von diesen Operationen hat sogar einen möglichen Augenblick gerechtfertigt. Seine Dryden's mochten ganz hübsch klingen, und das klassische Schauspiel des Herrn Kean ist ein ungemein prachtvolles und ganz instruktives Werk. Allein von Shakespeare und von Milton ist weder in dem einen, noch in dem anderen eine Spur mehr vorhanden; wenigstens dürfte Niemand, der das „Wintermärchen“ im Original studirt hat, den Gegenstand seiner Studien in dem Libretto des Herrn Kean wiederzerkennen. Im Princess' Theatre ist das Stück zu einem „großen, melodramatischen Schauspiel“ geworden — einem feuer Vehikel zur Andringung von Kostümen, Decorationen und Bühnen-Effekten, durch welche sich dieses Theater unter der Leitung des Herrn Kean so unsterblichen Ruhm erworben hat. Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, verdient es alles Lob, das sich nur der Pracht, dem Glanze und den Reichthum einer theatralischen Vorstellung ertheilen läßt. Aber zum Unglück ist es gerade die Pracht und die Schönheit des Schauspiels, durch welche der Decorationsmaler, der Zimmermeister und der Theaterschneider den Vorrang erhalten und Shakespeare, seine Gedanken und seine Charaktere in den Hintergrund gedrängt werden. Von den Scenen lassen sich einige mit dem Schönsten vergleichen, was die große Oper in Paris oder die Royal Italian Opera aufzuweisen hat, wo das Stück in seiner gegenwärtigen Gestalt auch eigentlich hingehört. Alle Elemente des Melodramas finden sich hier vereinigt, und die Hülfte der Vorstellung wird von Prozessionen und Divertissements mit Musik und Tanz in Anspruch genommen. Dies ist aber gewiß nicht die Art, eine Shakespeare'sche Dichtung auf die Bühne zu bringen. Die schönste Scene von allen ist die, welche das Theater in Syrakus während des Prozesses der Königin im dritten Akt vorstellt. Der Prozeß selbst findet nicht innerhalb des Gebäudes, sondern in der freien Luft statt, in Gegenwart von zahllosen Zuschauern, indem die gemalten Gruppen in der Entfernung sich den lebenden Figuren im Vordergrunde in einer Weise anschließen, welche die Täuschung vollkommen macht. Auch die ländlichen Festlichkeiten in „Bithynien“ bilden ein reizendes Tableau, und die Erscheinung der Statue in der letzten Scene ist mit unerkennenswerther Geschicklichkeit arrangirt. Wenn das Stück in seiner gegenwärtigen Form Glück macht, so wird es diesen Erfolg hauptsächlich den Theater-Effekten zu verdanken haben, welche den großen Haufen anziehen.

„Allein der mühsame Versuch, einen klassischen Duft um das Ganze zu verbreiten, giebt der Vorstellung nicht nur einen steifen und geraden Anstrich, sondern bringt sie auch oft mit den Intentionen Shakespeare's in Widerspruch. Das Verhör der Königin, jene so pathetische Scene, erstickt dermaßen unter dem Gewicht des nach alten Autoritäten angeordneten Ceremoniells, daß alles Interesse verloren geht. In derselben Weise wird der liebliche Theil der Stücks — die ländliche Schäferhut mit ihren naiven Zwischenfällen — um seinen ganzen Reiz gebracht. Jeder, der das „Wintermärchen“ lieb, wird einsehen, daß Shakespeare sich in diesen Scenen nicht im Mindesten um den Klassizismus bekümmerte. Der alte Hirt und dessen Sohn, Mopsa, Dorcas und die Uebrigen sind Landstreife und Zeitgenossen des Dichters. Er hat das Bild eines altenglischen Dorffestes gegeben: die Bauern, die sich um den Schelm Autolykus drängen (der, trotz seines Namens, ein englischer Spitzbube ist), um ihm seine Balladen abzukaufen; sind echt englische Figuren; und was kann englischer sein, als das derbstimmige Lied der Catch, welches drei von jenen Bauern singen? Der Versuch, sie in Griechen umzuwandeln, ihnen eine griechische Umgebung und griechische Sitten zu octroyiren, hat keinen anderen Erfolg, als diese von Shakespeare mit einigen charakteristischen Pinselstrichen gezeichneten Personen zu monströsen Zwittermenschen zu verzerren, die Harmonie der Scenen, in denen sie auftreten, zu zerstören und die einfache Herzlichkeit derselben zu verwischen.“

Der Kritiker schließt mit einigen Bemerkungen über die Aufführung des Stücks, in welchem Charles Kean und seine Gattin die Hauptrollen — Leontes und Hermione — spielen. In Folge der vielfachen Accessorien dauert die Vorstellung bis nach Mitternacht, und ist es daher kaum zu verwundern, daß die Zuschauer gegen Ende derselben einige Ermüdung verriethen. Trotz der sprichwörtlichen Geduld der Deutschen, glauben wir nicht, daß ein deutsches Publikum bis zu einer solchen Stunde ausgeharrt hätte; die Reize der Aesthetik und Klassicität würden den Innereien Magen nicht zu beschwichtigen vermögen, und lange vor Eintritt der Mitternachtsstunde würde ein allgemeines mouvement qui peut die gefüllten Räume des Musentempels in eine schwerlige Einöde verwandeln.

Mannigfaltiges.

— Wohlfeile deutsche Bücher. Wir haben neulich bei Gelegenheit von Dürr's Collection of American Authors den Wunsch ausgesprochen, daß auch von deutschen Büchern ähnliche, wohlfeile Volksausgaben veranstaltet werden möchten. Wir freuen uns, zu hören, daß diesem Wunsche hier und da bereits entsprochen ist. So hat die Dümmler'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin eine Volks-Ausgabe von E. T. A. Hoffmann's „Lebensansichten des Kater Murr“, sowie von Fouqué's „Undine“ (nicht zu verwechseln mit der kürzlich erschienenen Prachtausgabe mit wahrhaft künstlerischen Holschnitten) veranstaltet, die an Wohlfeilheit und äußerem Ansehen den amerikanischen und englischen Büchern von Dürr und Tauchnitz nichts nachgeben. — Bei dieser Gelegenheit machen wir auf eine in demselben Verlage erschienene, zum Gebrauche für französische Leser von dem auch als Dichter rühmlichst bekannten Herrn Charles Fournel mit erklärenden Anmerkungen versehene Ausgabe (nicht Uebersetzung) der „Undine“ aufmerksam.*) Der Herausgeber beweist durch seine Noten, daß er das Lob, welches ihm bereits der verewigte Fouqué wegen seines Verständnisses deutscher Dichtungen gespendet, vollkommen verdiene. Gewiß werden seine Anmerkungen nicht wenig dazu beitragen, die Fouqué'sche Undine in Frankreich noch bekannter und populärer zu machen, als sie bereits ist.

*) Ondine. Nouvelle par le Baron Frédéric de la Motte Fouqué. Edition spéciale pour la France. Avec des notes explicatives par Charles Fournel. Berlin, Dümmler, 1853.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 64. Berlin, Dienstag den 27. Mai 1856.

Frankreich.

Nichtpolitische Pariser Briefe.

Von Dr. F. S. Bamberg.

Rückblick auf die Pariser Feste. — Luxus und Nationalreichthum Frankreichs. — Der Hof und die Municipalität von Paris. — Die preußische Gesandtschaft; der Frieden und der historische Zufall. — Die Vorbereitungen zur Taufe des kaiserlichen Prinzen und die Sympathieen der Pariser Damenwelt. — Literarische Erscheinungen: Victor Hugo und Lamartine; das Werk über die algerischen Inschriften; Duseux's Atlas; Georg Kastner's Werk über die Accle-Harfe. — Die musikalische Saison: allgemeine Zustände; Mendelssohn's Kammermusik in Paris; die historischen Konzerte; Del Sarte; die Familie Beausset; Bottesini; Ted Adolph Ramm's.

Es ist nun gerade ein Jahr her, daß sich für Paris mit der Eröffnung der Industrie-Ausstellung ein neuer, glänzender Zeitabschnitt erschloß. Auf Kraftanstrengungen der Art folgt in der Regel eine Art von Erschlaffung; man hatte sich daher nicht zu wundern brauchen, wenn Paris nach dem Schlusse der Ausstellung etwas mehr in den Hintergrund getreten wäre, als dies gewöhnlich der Fall ist. Durch eine seltene Vereinigung von Umständen, und man muß gestehen, durch die Geschicklichkeit und das Glück der französischen Regierung, hat sich nun aber im Gegentheil das Interesse für Paris seit einem Jahre fortwährend gesteigert. Wo ist aber auch die Stadt, die in einem so kurzen Zeitraume so viel für Auge und Geist dargeboten hätte, wie Paris? Die Wunder der Industrie-Ausstellung, der Besuch der Königin Victoria und anderer gekrönter Häupter, der Wiederbruch der Eroberung von Sebastopol, der Friedens-Kongreß, die Geburt eines kaiserlichen Prinzen, ein Freudenrausch, ein Festgefolge ohne gleichen, giebt das nicht eine Chronik, wie sie aus derselben Zeit schwerlich ein anderes Land wird aufzuweisen haben! Ich erinnere mich nicht mehr, wie oft Paris in den letzten Monden illuminirt war; so viel kann ich aber als unparteiischer Augenzeuge berichten, daß die Straßen-Beleuchtung bei Gelegenheit des Friedens-Abschlusses die allgemeinste und glänzendste gewesen ist. Der Krieg war weit von den französischen Gränzen geführt worden, in Paris selbst hatte man ihn kaum gespürt, und da die Franzosen ihre Waffen glücklicher geführt haben, als die Engländer, so war von der Landtrauer, der man jenseits des Kanals begegnete, wo die reichen Familien den Verlust ihrer Söhne bewinken, hier keine Spur. Aber als die von der Krim zurückkehrenden Regimenter in Paris ihren Einzug hielten, bekamen auch die Franzosen von dem Kriege, den sie führten, zum ersten Male ein furchtbar erhabenes Bild. Diese Hunderte von Verwundeten und Verstümmelten, die waffenlos, aber mit Kränzen beladen vor den Regimentern marschirten, diese dunkel gekleideten, martialisch einherschreitenden Jäger, diese wilden, scheckig uniformirten Zuaven, wie mächtig bewegten sie jedem Franzosen die Brust, wie leiteten sie jene müßigen- und Dandy-Welt auf einmal von ihrem Alltagstreiben ab, um ihnen einen Traum von Ruhmes-Abenteuern, Thaten und Eroberungen vorzuführen! Solche Auftritte haben immer ihre großen Wirkungen, und dieser Krieg hat nicht allein der französischen Armee ein neues, eisenhaltigeres Blut eingetrichtert, sondern er hat auch das Selbstbewußtsein der ganzen Nation gehoben.

Ich erwähne dieser Thatsache hier nicht in politischer, sondern in sozialer Beziehung, und werde in meinen Briefen wohl Gelegenheit haben, auf die Nachwirkungen, die der Krieg auf die französische Gesellschaft gehabt hat, zurückzukommen. Theurung in Kriegszeiten ist eine gewöhnliche Erscheinung; ungewöhnlich ist aber die Zunahme des Luxus während des Krieges, und dieses letztere Phänomen, welches in Frankreich wahrgenommen wurde, verdient denn auch, näher besprochen zu werden. Die Zunahme des Luxus beruht zunächst auf einer allgemeinen Steigerung des Wohlstandes in Frankreich und im Besonderen in Paris. Frankreich ist nach sichreren, statistischen Angaben dasjenige Land, in welchem das meiste geprägte Geld existirt, und die beiden letzten Kriegs-Anleihen haben bewiesen, daß Patriotismus und Durst nach Gewinn selbst den früher so fest zugeknöpften Geldbeutel des französischen Bauern und Kleinkrämers zu öffnen vermögen. Von der Februar-Revolution befand sich die Staatsrente nur in verhältnißmäßig wenigen Händen; seitdem man aber, in Folge des halben Bankerotts, den die Ungeschicklichkeit der republikanischen Finanzmänner mit der Pariser Sparkasse gemacht hatte, den Gläubigern der letzteren Rente an Zahlungsstatt gab, hat die Rente angefangen, sich zu demokratisiren, und der Staat hat somit den Kreis seiner Gläubiger nach und nach erweitert. Die Vergrößerung der Hülfsquellen des Staates hat es letzterem möglich gemacht, seine Beamten besser zu bezahlen, und indem diese Maßregel namentlich für den höheren Beamtenkreis ausgeführt wurde, war die stillschweigende Bedingung des Kaisers die, daß von dem Staate erhaltene Geld durch gesteigerten Luxus der Gesellschaft wiederzugeben. Der glänzende Hof Napoleon's III., die Gehalterhöhung der Minister, Senatoren und Staatsräthe, die Vergrößerung der Anzahl reicher Fremden, die sich seit der Thronbesteigung hier aufhalten, haben viel zu der Steigerung des Aufwandes beigetragen.

Nächst dem Hofe ist es die Municipalität von Paris, welche bei besonderen Gelegenheiten die glänzendsten Feste giebt. Bei dem Vergrößerungsbau des Rathhauses, der schon unter Ludwig Philipp begonnen hat, ist das Festlokal von vorn herein sehr stark berücksichtigt worden, und zwar so, daß die für die Verwaltung bestimmten Räume darunter gelitten haben. Da die Feste des Rath- oder, wie man hier sagt, des Stadthauses nun aber zunächst einen bürgerlichen Charakter haben sollen und deshalb ein großer Theil des Mittelstandes zu ihnen eingeladen wird, so werden für die sechstausend Gäste ist auch diese ungeheuren Räume zu eng, und man verwandelt den großen inneren Hof des Hauses zu einem Saal, den Kastaden, Blumen, vergoldete Spaliere und Lampen zu einer wahren Feengrotte umgestalten.

Der Kaiser hat den Mitgliedern des Kongresses sein Friedens-Bankett in dem großen Marschallssaale der Tuilerien gegeben. Die Pracht, die bei diesem Feste entwickelt worden ist, soll außerordentlich gewesen sein: das große silberne Tischgeräth von Christophle, das auf der Ausstellung in der Rotunde der Kron-Diamanten so großes Aufsehen gemacht hat, wurde dabei benutzt. Nun haben mir aber Augenzeugen erzählt, daß das Friedens-Diner im Stadthause noch großartiger und prachtvoller gewesen sei. Der Kaiser hatte die herrlichsten Sevres-Vasen zur Verschönerung der Tafel gesendet, und der jetzige Seine-Präfekt, Herr Haußmann, soll ein Wirth sein, wie es deren wenige in Paris giebt.

Zu den schönsten Friedens-Festen waren unstreitig die der preußischen Gesandtschaft zu zählen. Preußen gehört zu den wenigen Staaten, die in Paris ein eigenes Gesandtschaftshotel haben: die meisten Gesandten, selbst die von Großmächten, wohnen hier nur zur Miethe. Die wahrhaft fürstliche Einrichtung des von dem Grafen von Hatzfeldt bewohnten Palais eignet sich vortrefflich zu größeren Festlichkeiten, und man braucht hier nicht, wie in den meisten anderen Hotels, häßliche Galerieen anzubauen, um Raum genug für die Menge der Eingeladenen zu haben. Was aber diesen Bällen einen eigenthümlichen und höheren Reiz giebt, ist die Zusammensetzung der Gesellschaft, die hier nicht, wie dies bei den meisten sogenannten offiziellen Bällen der Fall ist, nur aus den jetzigen höheren Beamtenkreisen gemacht ist, sondern aus den Koryphäen der gesammten Pariser Gesellschaft. So sah man denn auch auf dem Balle des Grafen von Hatzfeldt neben allen Mitgliedern des Kongresses, neben den französischen Ministern, Senatoren und Staatsräthen die vornehmsten Familien des Faubourg Saint-Germain, die Minister Ludwig Philipp's und auf der Zeit der Präsidentschaft. Herr v. Manteuffel, der das untere Stockwerk des Gesandtschaftshotels bewohnte, trug auf dem Balle zum ersten Male die Zuösinien des schwarzen Adler-Ordens. Bemerkenswerth ist es, daß dieses Fest das erste nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages war, und daß dieser Umstand dem Balle des Grafen von Hatzfeldt noch einen ganz besonderen Reiz gab. Dem Balle folgten noch drei große Diners, von denen das erste den Mitgliedern des Kongresses zu Ehren gegeben wurde. Bei dem zweiten erschien die Prinzessin Mathilde mit ihrem Hofstaate und bei dem dritten die Gräfin Montijo, die Mutter der Kaiserin.

Daß der Frieden am Jahrestage der Einnahme von Paris abge-

als ein von hoher Hand geleitetes Zusammentreffen anlegen wollen. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich über die Arbeiten des Kongresses näher zu erkundigen, und es ist mir versichert worden, daß der Kongreß gewissenhafterweise diesen Tag als den, an welchem seine Arbeiten wirklich abgeschlossen waren, betrachten mußte. Ebenso merkwürdig ist es, daß an jenem Sonntage in den katholischen Kirchen das Evangelium verlesen wird, nach welchem der Heiland seinen Jüngern mit den Worten: „Friede sei mit Euch!“ erschienen ist. Um dieses Spiel des günstigen Zufalls vollständiger zu machen, wurde an demselben Sonntage dem Grafen Walewski auch ein Töchterchen geboren, dem er einen Namen zu geben wünschte, der an den Friedens-Abschluß erinnern könnte. Einer unserer hervorragendsten Landsleute schlug den Namen Irene vor, der auch angenommen worden ist.

Die Reihe der Festlichkeiten dieses Jahres ist noch keineswegs abgeschlossen. Die Taufe des kaiserlichen Prinzen wird wahrscheinlich einen neuen Kreis von Festen eröffnen, und sie werden um so glänzender ausfallen, wenn, wie es immer noch heißt, der Papst selbst nach Paris kommen sollte.

In der Notre-Dame-Kirche werden bereits Vorbereitungen getroffen, und die für die Ausgaben veranschlagte Summe soll sehr bedeutend sein. Die Geburt des Prinzen hat für die französische Kaiser-Dynastie unter anderen den Vortheil gehabt, das weibliche Geschlecht, das im Allgemeinen an politischen Angelegenheiten nur sehr geringen Antheil nimmt, direkter für das kaiserliche Haus zu interessiren. Es sind auf diese Weise mit einem Male Sympathieen rege geworden, die durch kein anderes Ereignis hätten geweckt werden können. Schon als das Kindezeug des Prinzen hier in einem Kaufladen ausgestellt war, zeigte sich ein Andrang von Damen, der überraschend war; derselbe Andrang wiederholte sich bei der Ausstellung der dem Kinde von der Stadt Paris geschenkten Wiege, und wenn der Prinz jetzt auf der am Seine-Ufer hinlaufenden Terrasse des Tuilerien-Gartens spazieren getragen wird, sammelt sich die elegante Damen-Welt haufenweise am Fuße der Terrasse an, um, wenn auch nicht das verschleierte Gesicht des Kindes, so doch die stolz einherschreitende Gouvernante mit den ihr folgenden Livree-Bedienten zu sehen. — Ganz Paris unterzeichnet jetzt Beiträge zu einem Geschenke für die Kaiserin und ihren Sohn, und um dieses Geschenk recht populär zu machen, werden nur Beiträge von einem bis zu fünf Sous angenommen. Da die Subscription aber durch ganz Frankreich geht, so wird die Summe, trotz dieses Maximums, doch eine bedeutende werden. Man sagt, daß die Kaiserin letztere einem wohlthätigen Zwecke zuwenden wird. Das Geschenk der Stadt Paris bei Gelegenheit ihrer Vermählung hat wenigstens eine solche Bestimmung erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Asien.

Zur Urgeschichte Asiens und Aegyptens.

(Schluß.)

Dieses Letztere wird bestätigt durch eine Nachricht des Flavius Josephus, wonach Aegypten später unter Menephta, dem Sohn Ramses' d. Gr., in der That dreizehn Jahre lang (1327—1314 v. Chr.) von einem asiatischen Hirtenvolk beherrscht wurde, das er, weil es gleichfalls von Jerusalem her einbrach, mit den alten Hyksos identifizirt. Den Ausgang des Weltreiches Feridun's meldete der berühmte fürstliche Geograph und Geschichtschreiber Abulfeda kurz mit folgenden Worten:*)

„Drei Söhne hatte er, unter welche er den Erdkreis vertheilte, so daß ein Jeder den dritten Theil empfing. Dem Iredsch, dem ersten, gab er Babylonien, Indien und Hedschas (Arabien), außerdem das Diadem und den Königsthron mit der Herrschaft über seine Brüder, dem zweiten, Schurem (Selm), West-Asien, Aegypten und Nord-Afrika; dem dritten, Tudsch (Tur), die Länder der Seren, Türken und ganz Ost-Asien. Aber nach Feridun's Tode brachen Tudsch und Schurem auf Iredsch ein, mordeten ihn, theilten seine Länder unter sich und bemächtigten sich der Herrschaft über den ganzen Erdkreis. Als aber hernach einer von den Söhnen des Iredsch, dessen Name Menudschihr war, heranwuchs, sammelte er, von Haß gegen seine Oheime geschreckt, Truppen, eroberte das väterliche Reich wieder, unternahm einen Heereszug gegen die Länder der Türken und versöhnte die Manen seines Vaters, indem er erst den Tudsch, dann den Schurem tödtete.“

Dieser Menu-dschihr oder, wie er im Bundehsch heißt, Minos-scher, regierte, der persischen Chronologie zufolge, von 1244—1124 v. Chr. und bezeichnet die erste Dynastie des zweiten assyrischen Weltreichs, welchem Herodot die Dauer von fünfhundertzwanzig, die Perser eine solche von fünfhundertneunzehn Jahren (1244—725 v. Chr.) zuschreiben,**) und welches mit Tiglath-Pileser zu Ende ging. Den ersten König jener Dynastie nennt Herodot, in Verwechselung mit einem uralten assyrischen König, Ninos, und da dieser Ninos-Mino-tschehr die Herrschaft der Turanier über West-Asien vernichtete, so erklärt sich mit einem Male die Nachricht des Justin, die Skythen hätten fünfzehnhundert (irrthümlich statt hundertfunfzig) Jahre über Asien geherrscht, bis Ninos ihrem Tribut ein Ende gemacht. Ebenso erklärt sich mit einem Male die Wahrnehmung Rawlinson's, daß „alle älteren Backstein-Inschriften, die vor die Begründung assyrischer Herrschaft im dreizehnten Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen und wovon das Britische Museum etliche dreißig Muster besitzt, alle in einer skythischen Mundart abgefaßt“ sind. Es ist dies zugleich eine eklatante Bestätigung meiner in dem mehr citirten Werk entwickelten Ansicht, der zufolge von 1580 v. Chr., in welchem Jahre Arpag, der Arbaked der Griechen, das altassyrische Reich vernichtete, bis herab auf die Begründung des neuassyrischen, im Jahre 1244 v. Chr., durch Chala-Minotscher nur arische oder überhaupt nichtsemitische Völker Träger der westasiatischen Geschichte gewesen sind (a. a. O. S. 409 ff.). Rawlinson glaubt in seinen skythischen Inschriften Aehnlichkeiten mit dem Mongolischen und Mandschu im Pronominal-System, wenn auch nicht in den Wurzeln, entdeckt zu haben. Wenn dies nicht eine jener Hypothesen ist, deren der rastlos arbeitende Geist des großen Gelehrten so viele erzeugt, ohne sie halten zu können, dann dürften sie am ersten auf jenen großen Turanier-Einbruch um 1300 v. Chr. zurückzuführen sein. Die Turanier, die Vorfahren der heutigen indogermanischen Tadschiks, östlich und westlich vom Belurgebirge, waren zwar ohne Zweifel selbst Indogermanen, sie herrschten aber ebenso gewiß über eine Menge von Völkern der gelben Race, insbesondere die Uiguren im Tarimgebiet, deren Sprache allem Anschein nach unter allen türkischen die ursprünglichste ist. Außerdem dürfte eine Vergleichung mit den Sprachresten der italischen Turker oder Tyrrhener von Interesse sein, da diese Tyrrhener historisch sich als Abkömmlinge jener Turanier bekunden (Kruger a. a. O. S. 198 ff.). Aus den Heeren derselben mögen nun allerdings Völkerschaften gelber Race sich in West-Asien niedergelassen und bis in späte Zeiten erhalten haben; die Hauptmasse der Skythen Rawlinson's bestand aber jedenfalls aus Indogermanen, und zwar Iraniern. Er fand nämlich eine Völkerschaft unter dem Namen der Rimri vor, welche er ausdrücklich für „echte Skythen“ erklärt. Dr. Hincks und Rawlinson führten dieselbe schon früher an, indem sie Erstterer Rumi, Letzterer damals Namri las. Dieser Name ist identisch mit dem des Volkes der Nimrun oder Seefischfanger, von Nimrus am Zareh- oder Aria-See in Drangiana, im Herzen von Iran. Dieses Nimrus spielt in den persischen Quellen über altasiatische Geschichte die Hauptrolle nach der „Stadt des Weltgebieters“ (Chalah-Ninive), und in meinem betreffenden Werk sagte ich darüber (S. 240 ff.): „Der Name Nimrus hat sich mit leichter, vielleicht auf irriger Lesart beruhender Veränderung in „Namri“ auf den assyrischen Monumenten wiedergefunden.“ Dieses „vielleicht“ kann also jetzt wegfallen, da die neueste Lesart Rawlinson's „Nimri“ die Identität vollständig macht. Die Identifizirung dieses Nimrus mit dem Volke Nimrod in der Bibel, dem Sohne des Kusch, hat deswegen keine Schwierigkeit, weil der Name Kuschiten, gleich den Aethiopen der Griechen, nicht blos afrikanische, sondern auch fernöstliche, asiatische Völker bezeichnet haben muß. Dazu kommt noch, daß in ihren Schriften die Juder selbst, nach Maurice's freilich zweifelhafter Autorität, ihr Land bisweilen Kusha-bwipa nennen, und daß in ihren Namenlisten ein Kuça sich findet.

Ueber Nimrus herrschte seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts vor Chr. jenes berühmte Geschlecht, das der Schachnameh Firdusi's unter dem einzigen Namen Rustym zusammenfaßt. Um das Jahr 1055 vor Chr. griff es zuerst thätig in die Geschicke des assyrischen Reiches ein, indem es in Gemeinschaft mit seinem Stammhaus Sabul (Arachosia) dem Reiche in Kabul l. einen Herrscher gab und die siegreich eingedrungenen Turanier in ihr Land zurückjagte. Von da an waren die Häuser Sabul und Nimrus die um die Mitte des zehnten Jahrhunderts noch vorwaltend im Reiche. Um 944 vor Chr. besieg eher ein neuer, trätziger Zweig des Kaiserstammes den assyrischen Thron, von den Persern Kawus genannt. Unter den Thaten des zweiten und dritten Herrschers dieser Kaiserreiche ragen vor allen ihre Heerzüge gegen Syrien, besonders gegen Hamaveran oder Damath am Orontes hervor, welche sowohl in den persischen Quellen, als in den assyrischen Inschriften ausführlich und in übereinstimmender Weise erzählt werden.*) Nun führen die persischen Quellen in Uebereinstimmung mit den Monumenten Aegyptens unter den Staaten auf, welche damals unterworfen und tributpflichtig waren.**) Da die Bibel zu dieser Zeit die Assyrier auch nicht ein einziges Mal erwähnt, ist dies auffallend genug. Zur Bestätigung kommt aber ein Umstand, der an sich von Gewicht ist und zum wenigsten einen sehr bedeutenden Einfluß der assyrischen Großmacht, welche damals noch die Hoch-

*) S. Abulfedae historia anteislamica, arab. ed. cum vers. *Meischer*. Lipsiae, 1831. pag. 71.

**) S. Kruger a. a. O. S. 197 ff.

*) S. Kruger a. a. O. S. 266 u. S. 275 ff.

**) S. a. a. O. S. 275 ff.

Assen und Juden hin herrschte, verrät. Die Namen der ihr gleichzeitigen ägyptischen (zweiundzwanzigsten) Dynastie sind nämlich fast alle assyrischen Ursprungs.*) Der Nachfolger des ersten Königs Scheschonk hieß Osorkon, dieser entspricht dem assyrischen Sargon; ein Sohn Osorkon's II. heißt Mirwot; ein späterer König Takelothis (hieroglyphisch: Takalaata) ist offenbar der assyrische Name Tiglath, der in armenischen Quellen unter der Form Taglath vorkommt. Die Gattin jenes Pharao, Kero-mama mit Namen, erinnert an Semiramis oder Seri-ma-mis, wie Bochart diesen Namen herstellt. Nun haben wir an dem Jahre 954 v. Chr., in welchem Scheschonk, der erste König jener zweiundzwanzigsten Dynastie, den Tempel in Jerusalem plünderte, einen chronologischen Anhalt. Denn da er wenigstens einundzwanzig Jahre lang, den Quellen zufolge, regierte, so fällt der Anfang der Regierung seines Nachfolgers Osorkon gewiß schon in die Regierung des ersten Kawus, von Rawlinson Tiglath Pileser genannt, der 944 vor Chr. den assyrischen Thron bestieg. Diesen König schildern die Monumente schon als einen sehr kriegerischen Fürsten. Unter seinen beiden Nachfolgern aber erreichte, wie erwähnt, die assyrische Macht wiederum den Gipfel der Blüthe, und namentlich Kawus III. (Dwanubara) führte im Süden ruhmreiche Kriege, und gerade diesem war jener oben erwähnte ägyptische Tiglath gleichzeitig. Jene Nachrichten der Perser erhalten also hierdurch eine eklatante Bestätigung, und die Quellen, welche man selber so ganz unbeachtet liegen ließ, bewähren ihre historische Unterlage also auch hierdurch auf glänzende Weise. Möchten die orientalischen Sprachforscher doch dies beachten und durch Ausgaben und Uebersetzungen bald auch die Schätze neuperserischer und arabischer Geschichtschreibung zugänglich machen, welche jetzt noch im Stand der Bibliotheken begraben liegen und gegen welche sicherlich das gegenwärtig Zugängliche an Bedeutung weit zurücktritt. Wie wir dies seines Orts bereits gezeigt zu haben glauben, sind sie, wenn auch nicht fast in Einzelheiten der Thatsachen und Persönlichkeiten eingehend, dennoch unschätzbar für den Geist altorientalischer Geschichte. Die Herstellung des Details hat man vorzüglich von den Keilschriften zu hoffen, deren bis jetzt schon so viele entdeckt sind, daß man nach Rawlinson Umfange von Bänden damit füllen könnte. Sie verbreiten sich über alle Zweige des Wissens, und es ist also zu hoffen, daß man auch Geschichtswerke wiederentdecken werde. Das Interesse wird für uns um so größer sein, wenn sich unsere obige Annahme bestätigte, daß ein Hauptheil jener Keilschriftwerke indogermanischen Ursprungs ist, und wir also in den Wörterbüchern und Grammatiken, welche Rawlinson in Kujundschik entdeckt hat, die ältesten Denkmäler des indogermanischen Sprachstammes besäßen. Aus alledem geht hervor, welche Schätze für die Wissenschaft im Orient noch zu suchen sind.

* * *

Seit dem Erscheinen meines Werkes sind mir etliche orientalische Geschichtwerke in Uebersetzungen zugänglich geworden, die meine Ansichten, auf welche jenes sich stützt, vollkommen bestätigen. Das wichtigste davon ist von mir (S. 42), wiewohl nach Malcolm's verunpirter englischer Schreibart und mit dessen Zeitangaben, bereits angeführt worden. Ein Theil davon ist übersetzt unter dem Titel: „Chronique d'Abou-Djaar Mohammed Tabari, traduite sur la version persane d'Abou-Ali Mohammed Belomi, par Louis Dubeux" (1. livr. Paris, 1836). Nach Dubeux lebte Abu-Dschafar aus Taberistan von 838—923 größtentheils in Bagdad, wo er als der ausgezeichnetste Gelehrte galt. Seine Weltgeschichte schrieb er in arabischer Sprache. Belami lieferte seine persische Uebersetzung derselben in den Jahren 961—976 v. Chr., also fast bevor Firdusi seine beinahe vierzigjährige Arbeit begann. Das wichtigste Resultat im Allgemeinen, welches jene Chronik darbietet, ist die vollkommenste Bestätigung der durch Mohl und v. Schack mit gewichtvollen Gründen verfochtenen Thatsache, daß Firdusi lediglich die alten Ueberlieferungen gesammelt, für seine poetischen Zwecke geschtet und dann in Verse gebracht, dabei sich aber im Allgemeinen treu an die Ueberlieferung gehalten habe. Denn was Abu-Dschafar, der siebzehn Jahre vor Firdusi's Geburt starb, mittheilt, stimmt mit den Erzählungen des Letzteren fast durchgängig im Inhalte, ja, manchmal sogar im formellen Ideengang überein. Die wenigen thatsächlichen Abweichungen sind von mehr historischem Charakter, als die Darstellung Firdusi's. So läßt z. B. der Letztere den Feridun leben bis zur Blutrache Minoschehr's an Tur und Selm, während Abu-Dschafar zufolge die Ermordung Iredsch's nach Feridun's Tode stattfand. Ich bitte, damit meine betreffende Konzeptur (S. 181) zu vergleichen. Interessant ist, daß selbst der Titel des Schachnameh schon vor Firdusi in den persischen Uebersetzers Vorrede erscheint: „Le fils de Mokaffa rapporte dans le grand Shah-Nameh &c." Eine weitere direkte Bestätigung meines Fundamentalsatzes, daß der Tyrann Zohak der Perser Aegypten, und zwar besonders die (äthiopische) achtzehnte Dynastie, bedeute, giebt Abu-Dschafar, indem er (c. 41) den Zohak einen Sohn des Kusch, d. h. einen Aethiopen, nennt. Leider geht die erste Lieferung nur bis zum zweiten assyrischen Weltreich; möchte doch die unterbrochene Uebersetzung im Interesse der Wissenschaft bald fortgeführt werden. Abulfeda's Werk, von dem ich oben schon die sehr dankenswerthe lateinische Uebersetzung von Professor Fleischer citirte, und das in Bezug auf Feridun mit Abu-Dschafar vollkommen übereinstimmt, stützt sich vorzüglich auf das Werk des Abu-Ali Ahmed Ibn Mesceweihi. Ich vermuthe, daß dies der Achmed Esendi ist, den Mirkhond als seinen hauptsächlichsten Gewährsmann neben Firdusi und Mirkhond (!) nennt und welchem er auch seine Chronologie verdanken muß. Abulfeda giebt gar keine Zahlen. Mirkhond folgt der heiligen Chronologie mit einigen Abweichungen auf die Seite der historischen. Von seiner Urgeschichte giebt es eine Uebersetzung unter dem Titel: „History of the Early Kings of Persia, from Kajomars to the Conquest of Iran by Alexander the Great, translated by D. Shea" (London, 1832). Mirkhond selbst ist ein später Schriftsteller aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Sein Werk ist eine Compilation aus einer Masse von älteren persischen Chroniken, welchen offenbar andere Quellen zu Grunde lagen, als der Schachnameh. Mirkhond bringt nämlich eine Menge von Thatsachen bei, welche bei Firdusi fehlen oder anders dargestellt sind. Es ist kein Zweifel, daß der größte Theil jener Werke noch vorhanden ist. Einem derselben, dem „Modjmel-al-Tewarikh" (c.1100), stellt Herr Mohl ein sehr günstiges Zeugniß aus und verspricht uns, fürzer nähere Einsicht in dasselbe zu verschaffen, wofür die Wissenschaft ihm dankbar sein wird.

Von den „Männern von Fach", welche sich ein Geschäft daraus machen, meine wissenschaftlichen Bestrebungen vor dem Publikum anzuschwärzen, wäre es gewiß viel wissenschaftlicher und ehrenwerther gehandelt, wenn sie die orientalischen Sprachkenntnisse, auf welche sie sich so sehr viel zu Gute thun, in Nachahmung des rühmlichen Beispiels von Mohl und Fleischer, zur Nachprüfung jener muhammedanischen Quellen anwendeten. Was ich in meinem Werk gegeben habe, das sind blos die Rudimente einer Arbeit, welche die Kräfte einer ganzen Generation in Anspruch zu nehmen würdig ist. Ich machte durchaus keinen Anspruch darauf, etwas ein für allemal Abgeschlossenes zu liefern. Wer sich über meine Absichten in Bezug hierauf belehren will, möge es S. 42, 43 und überhaupt in meiner ganzen Schrift nachlesen. Merkwürdig, daß Männer, wie Wolfgang Menzel und Hammer (Wiener „Donau" Nr. 85—88), mich in dieser Beziehung nicht mißverstanden haben, während eine andere Art von „Kritikern" mir beständig Absichten in die Schuhe schiebt, gegen welche mein Buch selbst das lebendigste Zeugniß ist. Was ist das für eine Kritik, den eigentlichen Kern, die Grund-Ideen einer Schrift außer Acht zu lassen oder als Nebensache zu behandeln und dafür, ohne im Grunde seiner Seele sich zu schämen, an bloße Bagatellen sich anzuheften! Was ist das für ein Kritiker, der den Gegenstand, über welchen er zu urtheilen sich anmaßt, so wenig kennt, daß er mir Vorarbeiten als noßwendig bezeichnet, welche von Görres, v. Schack und Mohl schon längst gethan sind! Das sind diejenigen Leute, welche über ein energisches, gewiß nicht zur unrechten Zeit angesprochenes Wort eine höchliche Entrüstung kundgeben, während sie selbst in ihren Rezensionen von Inschrift-Entzifferungen mit ehrenräuberischer Kaltmuthe das Publikum vor den „Täuschungen" solcher Ehrenmänner, wie Professor Röth, warnen (S. „Göttinger gel. Anzeigen" Nr. 77). Unsere Sache ist die des lebendigen Geistes gegen die verknöcherte Schulpedanterie, die Sache der universellen Bildung und Erkenntniß gegen das geisthassende gelehrte Handwerk. Unser Kampf ist schon öfter gekämpft worden, und man weiß den Ausgang in solchen Fällen; wir wollen sehen, wer auch diesmal Recht behält.

Wien. J. Kruger.

*) S. besonders „Ausland" Nr. 52 von 1855, S. 1246.

China.

Ein aus dem Chinesischen übersetztes Werk über die Porzellan-Industrie in China.*)

Herr Stanislas Julien, der größte unter den in Frankreich lebenden Sinologen, hat seine Kenntniß des Chinesischen dazu verwendet, der europäischen Welt ein chinesisches Werk zugänglich zu machen, worin die Geschichte und die Geheimnisse eines Industriezweiges enthalt werden, in welchem die Chinesen noch immer den europäischen Völkern überlegen sind. Das chinesische Werk, von dem Herr Julien eine Uebersetzung geliefert, hat „die Geschichte und die Fabrication der chinesischen Porzellane" zum Gegenstande. Das Porzellan, welches in Europa erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eingeführt wurde, ist, einer durch die amtlichen Annalen fortgepflanzten Ueber-

*) Histoire et fabrication de la porcelaine chinoise, ouvrage traduit du chinois par M. Stanislas Julien, membre de l'Institut, accompagné de notes et d'additions par M. Alphonse Salvétat, et augmenté d'un Memoire sur la porcelaine du Japon, traduit du japonais, par M. le Docteur J. Hoffmann. Paris, Mallet-Bachelier, 1856, 8.

Digitized by Google

lieferung zufolge, in der Zeit zwischen 185 und 89 vor unserer Zeitrechnung im Lande Sin-p'ing erfunden worden. Die Porzellan-Fabrication ist ohne Zweifel einer der wichtigsten und verbreitetsten Industriezweige des chinesischen Reiches. Herr Julien hat uns in seiner Einleitung eine Uebersicht und die Statistik der Porzellan-Manufakturen China's gegeben. Von den achtzehn Provinzen, aus denen das Reich besteht, haben dreizehn Provinzen Porzellan-Manufakturen. Sehr zahlreich sind dieselben in den Provinzen Schen-si, Tche-kiang und Kiang-si. Es hängt diese geographische Vertheilung der Porzellan-Industrie natürlich davon ab, daß in dieser oder jener Provinz mehr oder weniger der weiße und sehr feine Thon sich vorfindet, der zur Bereitung des Porzellans verwendet wird und den wir nach den Chinesen „Kaolin" nennen. Eine große Stadt in Kiang-si, welche King-te-tschin heißt, ist seit achthundertfunfzig Jahren der Ort der kaiserlichen Manufakturen. Herr Julien hat über diese Industriestadt interessante Notizen beigebracht, die auch für die Geographie wichtig sind. In King-te-tschin ist die gesammte Bevölkerung mit der Porzellan-Industrie beschäftigt; sogar die Blinden und die Krüppel erwerben mit dem Reiben der Farben sich ihren Lebensunterhalt. Zur Zeit des Pater d'Entrecolles zählte man an dem Orte dreitausend Oefen. Die Bewohner waren wahre Cyklopen und brachten auch, wie diese mythologischen Feuer-Arbeiter, dem Gott oder dem Geist des Feuers, dessen Einfluß sie sehr fürchteten, demüthige Huldigungen dar; sie schrieben diesem Einfluß die Brände zu, die in King-te-tschin häufig vorkommen. Dieser Feuergeist hatte hier mehrere Tempel; sein Kultus erinnert natürlich an den Kultus, welchen die Töpfer von Samos dem Feuergott weihten, und für welchen, der Nachricht Herodot's zufolge, Homer Verse dichtete.

In einem Lande, in welchem die Porzellan-Industrie eine so große Rolle spielt, giebt es über dieselbe natürlich viele schriftstellerische Werke, und Herr Julien hat unter mehreren, über die er uns Auskunft giebt, die Wahl gehabt. Er hat den Vorzug demjenigen gegeben, welches den Titel hat: „Geschichte der Porzellan-Industrie von King-te-tschin." Dieses Werk hat die meisten anderen dem wesentlichen Inhalt nach in sich aufgenommen und umfaßt in seinen sieben Büchern Alles, was geeignet ist, uns über die Geschichte und die Fabrication des Porzellans in China ins Klare zu bringen. Das erste Buch beschäftigt sich mit dem alten Porzellan; das zweite hat den Ursprung der Porzellan-Manufaktur von King-te-tschin zum Gegenstande; das dritte handelt von dem an diesem Orte nachgemachten alten Porzellan; das vierte bezieht sich auf das dieser Stadt eigene Porzellan; das fünfte setzt die bei der Fabrication des Porzellans üblichen Verfahrungsarten aus einander; das sechste enthält ein Verzeichniß von Allem, was eine Beziehung auf die Porzellan-Manufaktur hat. Diesen sechs Büchern hat Herr Julien eine den Annalen Zen-Liang's entnommene Abhandlung über die Zusammensetzungen der verschiedenen Email-Arten folgen lassen.

Das Verzeichniß der mit großer Genauigkeit übersetzten technischen Ausdrücke wird ein interessanter Anhang zu den chinesischen Wörterbüchern sein.

Herr Julien mußte, bevor er seine Uebersetzung unternahm, sich mit einem in der Praxis der Porzellan-Industrie bewanderten Chemiker in Verbindung setzen; einen tüchtigeren konnte er nicht wählen, als den bei der kaiserlichen Porzellan-Manufaktur in Sevres angestellten Herrn Salvetat. Dieser hat unseren Sinologen nicht blos in die technische Sprache eingeweiht, sondern die Uebersetzung auch durch Anmerkungen bereichert, in welchen die chinesischen Verfahrungs-Arten mit den europäischen in Beziehung gesetzt werden. Er hat der Vorrede des Herrn Julien eine eigene Vorrede hinzugefügt, welche, interessante historische Bemerkungen und das Wesentliche über die Kunst der Porzellan-Bereitung gebend, den Leser in den Stand setzt, den Werth der chinesischen Methoden zu beurtheilen. Das Werk des Herrn Julien ist nicht blos für die Chemiker und die Industriellen bestimmt; es wird auch den vielen Liebhabern chinesischer Porzellansachen als Handbuch dienen und diese in den Stand setzen, dieselben zu ordnen, die Zeiten und die Fabrik-Oerter, aus denen sie herrühren, zu bestimmen. Herr Julien erklärt und die verschiedenen Fabrikzeichen, giebt interessante Notizen über die berühmtesten Fabrikanten und fügt ein Verzeichniß mehrerer aus China stammender Farbensammlungen und vier vom Pater d'Entrecolles verfaßte Abhandlungen über die Farben hinzu. Die Alterthumsforscher werden jetzt den alten Denkmälern der chinesischen Töpferkunst in unseren Museen ihre Plätze neben den griechischen und etruskischen Vasen anweisen können. Weil man bis jetzt die alten Erzeugnisse der chinesischen Töpferkunst von den neuen nicht unterscheiden konnte, war man sehr der Gefahr ausgesetzt, betrogen zu werden. Herr Julien beweist uns in Bezug auf chinesische Porzellangefäße, die in alten ägyptischen Gräbern gefunden sein sollen und die man in die Zeit der Pharaonen zu setzen geneigt ist, daß dieselben ganz neuen Ursprungs sind.

Von China nach Japan verpflanzt, hat die Porzellan-Industrie hier einen eigenthümlichen nationalen Charakter angenommen; das japanesische Porzellan ist nicht schwer von dem chinesischen zu unterscheiden. Herr Julien hat dafür gesorgt, daß seinem Werke eine Abhandlung über das japanesische Porzellan nicht fehle. Der gründlichste Kenner des Japanesischen in Europa, Herr Dr. Hoffmann, hat in Bezug auf die japanesische Porzellan-Industrie gethan, was Herr Julien in Bezug auf die chinesische Porzellan-Industrie gethan hat. Das Werk, welches er aus dem Japanesischen übersetzt hat, ist nicht weniger interessant, als die Geschichte der Porzellan-Industrie von King-te-tschin. Wir erfahren, daß die Porzellan-Industrie von China nach Korea und dann erst — siebenundzwanzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung — nach Japan verpflanzt worden ist. Es werden uns die achtzehn berühmtesten Porzellan-Manufakturen Japans genannt und die Methoden der Fabrication in allen Phasen dargelegt.

Herr Julien hat mit diesem Uebersetzungswerke der europäischen Industrie einen großen Dienst geleistet; er hat sie in den Stand gesetzt, alle die Porzellan-Gefäße, die man bis jetzt mit großen Kosten aus China hat kommen lassen, in Europa anzufertigen.

Mannigfaltiges.

— Englische Theorieen des Weltsystems. Zu den stehenden Artikeln der englischen Zeitungen gehören die Lucubrationen über das Weltsystem, denen die Engländer mit Vorliebe sich hingeben. In der Morning Chronicle vom 1. Mai d. J. bekämpft Herr W. Adolph zwei Artikel der Times und des Athenaeum, worin die Achsendrehung des Mondes behauptet worden war. Wenn man sich um die Achse eines fremden Körpers dreht, so dreht man sich darum doch nicht auch nothwendig um die eigene — ist das sehr einfache Axiom, das Herr Adolph seinen beiden Widersachern entgegenhält. Derselbe Herr Adolph hat in einem „The Simplicity of the Creation" betitelten Blatte die Theorie aufgestellt, daß der ganze Weltenraum in seiner unermeßlichen Ausdehnung mit positiver Elektrizität angefüllt sei, während die darin sich bewegenden Weltkörper von negativer Elektrizität voll seien. Am meisten sollen die Sonnen von positiver Elektrizität eingehüllt sein, und die von ihnen ausströmende negative Elektrizität errege das Licht und die Wärme, während die von den Planeten ausströmende nur Blitze, Nordlichter ꝛc. errege. Die Theorie, wonach sich die Erde in einem „leeren Raume" bewegen soll, erscheint Herrn Adolph als des Schöpfers unwürdig, indem dieselbe eine Schöpfung voraussetze, welche zum größten Theil gar keine Schöpfung sei. Gott hat demnach den leeren Raum mit Elektrizität ausgefüllt, und diese wiederum soll es wesentlich sein, welche die Bewegung der Weltkörper um ihre Achse, sowie um ein großes Centrum, veranlasse. Der Mond ist, nach Herrn Adolph, ein invalider Planet, der, wie seine sichtbare Oberfläche andeute, die negative Elektrizität nicht mehr gebunden enthalte und der sich daher auch nicht um seine Achse bewege. Diese Ansicht des Herrn Adolph scheint in England zu vielen Erörterungen zustimmender und widersprechender Art Anlaß gegeben zu haben. Die Times und Morning Chronicle geben zu solchen Theorieen über das Weltall immer bereitwillig ihre Spalten her. Herr Adolph will die Details seiner neuen Theorie in einer besonderen Schrift entwickeln. „The details of the new theory are in progress of arrangement for publication."

— Venezianische Gesandten-Berichte. Die Berichte venezianischer Gesandten an den Senat der Republik haben zuerst durch Ranke und dann durch andere Geschichtschreiber, die seinem Beispiele folgten, eine große Bedeutung für die politische Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erhalten. Von diesem Geschichtspunkte ausgehend, haben zwei italiänische Gelehrte, die Herren Nicolo Barozzi und G. Berchet, es unternommen, die diplomatischen und kulturgeschichtlichen Berichte der venezianischen Gesandten in Spanien, Frankreich, Deutschland und England, bei den Höfen Italiens und in der Türkei, sowie in anderen Staaten, zu sammeln und mit Anmerkungen herauszugeben.*) Zunächst erscheinen die beiden Serien spanischer und französischer Berichte, welche vier Bände umfassen werden, die zu dem Preise von zwölf Lire (2⅔ Thaler) der Band von vierzig Bogen angekündigt sind. Wie alle größeren Werke Italiens, so erscheint auch dieses in einzelnen Lieferungen. Jede Lieferung von fünf Bogen kostet 1½ Lire (10 Silbergroschen). Die Fransche Buchhandlung in München wird deutschen Gelehrten und Bibliotheken gewiß gern behülflich sein, auf diese interessante Sammlung zu subscribiren.

*) Relazioni degli Stati Europei, lette al Senato dagli ambasciatori veneziani nel secolo decimosettimo. Raccolte ed annotate da N. Barozzi e G. Berchet. Venezia, P. Naratovich, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 65. Berlin, Donnerstag den 29. Mai 1856.

Frankreich.

Zwei Dokumente der legitimistischen Partei in Frankreich.

In nicht zu verkennendem Gegensatze zu der Apologie, welche der Herzog von Broglie in der (unseren Lesern in Nr. 53 mitgetheilten) bei seiner Aufnahme in die Akademie gehaltenen Rede der Juli-Monarchie gewidmet, hat der bekannte Legitimist Herr von Larochefoucault, Herzog von Doudeauville, in dem Journal: La Patrie, unter dem Titel: „Eine Seite aus meinen Memoiren", ein Bekenntniß abgelegt, aus dem zu entnehmen ist, daß der legitimistischen Partei unter dem Gewicht der Thatsachen, durch welche die gegenwärtige Kaiser-Herrschaft mehr und mehr befestigt und sichergestellt zu werden scheint, wenn auch nicht alle Hoffnung, so doch aller Muth, für die Erfüllung ihrer Hoffnung Etwas zu thun, zu schwinden anfängt. Ein anderer Anhänger der Legitimität, Graf Leo de Laborde, hat sich veranlaßt gefühlt, in einer durch das Siecle veröffentlichten Erklärung dem Bekenntnisse des Herrn von Rochefoucault im Namen der Partei entgegenzutreten. Er giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß Herr von Rochefoucault mit seinen so offen ausgesprochenen Sympathieen für die Napoleon'sche Kaiser-Herrschaft aufgehört habe, ein wirklicher Anhänger der legitimistischen Partei zu sein. Wir theilen im Folgenden unseren Lesern die beiden interessanten Dokumente, das erste fast vollständig, mit.

Herr von Rochefoucault beginnt seinen, unter dem Datum: „Paris, den 6. April 1856", an den Redacteur der Patrie gerichteten Brief mit der folgenden Versicherung:

„Nie wird Etwas im Stande sein, mich auch nur im Mindesten von den Prinzipien, welche, die Seele meines Lebens, alle meine Handlungen bestimmt haben, abzubringen; aber ich bewahre mir auch in Allem und Allen gegenüber die meinem Charakter eigene Unabhängigkeit, und ohne mich damit aufzuhalten, die Einen oder die Anderen um Rath zu fragen, spreche ich offen und unumwunden aus, was mir die Wahrheit zu sein scheint." Und weiter heißt es dann:

„Habe ich jemals den einzigen Eid, den ich geleistet, verletzt! Diejenigen, die oft so laut sprechen, können sie Thaten aufführen, um ihre Ergebenheit zu beweisen? Sie sprechen; Andere haben gehandelt.

„Die Legitimität oder die gegenwärtige Regierung! Ich spreche es laut und ohne Furcht aus, irgend Jemanden zu mißfallen.

„Aber wehe einem Jeden, der so unsinnig und so unpatriotisch wäre, gegen eine Regierung konspiriren zu wollen, die durch ihre Geschicklichkeit, ihre Festigkeit, ihre Weisheit und ihre Beharrlichkeit Frankreich an die Spitze der Mächte Europa's gebracht hat. Ehre Dem, der am Tage seines Sieges sich zu mäßigen gewußt hat!

„Eine Krone lag an der Erde; Louis Napoleon hat sie aufgehoben; nur die Anarchie hat er vom Throne gestoßen. Er hat nicht, wie Jener im Jahre 1830, die heiligsten Eide verletzt; er hat nicht die Krone dem legitimen Träger vom Haupte gerissen, um sie auf sein Haupt zu setzen.

„Vielleicht hat er Diejenigen, welche seine wahren Feinde sind, wie auch Diejenigen, welche nie verzeihen, sogar zu sehr geschont. Fern davon, sich zu rächen, immer gütig, hat er an eine Reue glauben wollen, die nicht da ist.

„Was war seit 1830 aus Frankreich geworden, und was ist es heute! Man frage die hohen Gäste, die soeben der Welt den Frieden wiedergegeben haben, und die Schaaren von Fremden, welche in der Hauptstadt über die Wunder staunen, denen sie bei jedem Schritt begegnen.

„Der Mann, welcher uns regiert, hatte gewiß nicht die Sympathieen der fremden Souveraine; aber diese müssen jetzt anerkennen, daß die feierlich ausgesprochenen Worte: „das Kaiserreich ist der Friede"

„Diejenigen, welche nur auf die allgemeine Unordnung spekuliren, können über die Wiederherstellung des Friedens in Europa wüthend sein; alle Freunde der Ordnung freuen sich von ganzem Herzen.

„Ein Mann der Vorsehung, hat der Kaiser, nach der Ansicht aller vernünftigen Menschen, vom Himmel eine hohe und große Mission empfangen. Lassen wir ihn dieselbe ruhig erfüllen, und wenn wir wahre Franzosen sind, wünschen wir aufrichtig, daß sein unglückliches Ereigniß den Mann, welchem Frankreich und Europa so viel verdanken, vor der Zeit vom Schauplatz seiner Wirksamkeit abrufe.

„Undankbare, die ihr mit Recht die Revolutionen fürchtet, könnt ihr leugnen, daß ohne den festen und unerschütterlichen Willen des Kaisers die verheerende Revolution schon in mehr als Einem Lande ihre Brandfackel geschwungen hätte?

„Was ich hier ausspreche, das hat Europa eingesehen; und es beweist auch seine gerechte Anerkennung.

„Du bist also ein Bonapartist geworden!" wird man mir vielleicht sagen.

„Ich lächle über solche Annahmen. Ich bin von der mir durch mein Gewissen und mein Herz vorgezeichneten Bahn nie abgewichen; aber ich sage es mit der tiefsten Ueberzeugung noch einmal: „Die Legitimität oder die gegenwärtige Regierung!"

„Eine Thatsache kann man nicht leugnen; aber eine Thatsache als ein Prinzip gestend machen wollen, das heißt: wollen, daß ein Stock nicht zwei Enden habe; und — wenn es unglückliche Thatsachen giebt, welche die traurigsten Folgen haben, so giebt es auch Thatsachen, welche die Geschichte als eine Aera des Ruhms und der Größe für Frankreich verzeichnen wird.

„Unser Land will regiert sein. Das ist wieder einmal bewiesen.

„Allem jede ich ohne Bedenken die Legitimität vor, welche durch die Jahrhunderte geheiligt ist; aber ich ziehe auch hundertmal die Gegenwart der Zeit von 1830 vor.

„Und doch kommen noch Männer von Talent und von Geist und versuchen, die Regierung von 1830 zu verherrlichen und legitim zu machen! Es ist kaum zu glauben; Herkules selbst wäre einem solchen Unternehmen nicht gewachsen.

„Warum versuchen es diese Männer nicht lieber, sich selbst in den Augen der Nachwelt groß zu machen durch das noble „mea culpa" des Herrn Lafitte?

„Die Regierung von 1830 engte Paris und, man könnte sagen: Frankreich mit Bastionen ein. Die auswärtigen Mächte unterdrückten uns, demüthigten und und fürchteten mehr noch unsere Schwäche, als unsere Stärke.

„O, ihr allzu leichtgläubigen Geister, die ihr an jene Fusion geglaubt habt, die nur eine Berechnung war, was wollt ihr jetzt von der Legitimität von 1830 sagen? Wenn ihr auf diesem schwankenden Boden etwas Festes gründen zu können meint, fürchtet die Wellen des Meeres, die bald kommen werden, das ganze Gebäude zu zertrümmern.

„Lassen wir der Vorsehung die Sorge für unsere Geschicke; vertrauen wir ihr unsere Zukunft an! Aber wiederholen wir es zum Schlusse: „Wehe und Schmach Demjenigen, der in irgend einem Interesse das Vaterland in Anarchie zu stürzen versuchen wollte!"

„Halten wir nicht den Lauf der Dinge auf, und stellen wir uns nicht mit vergeblichen Versuchen dem Fortschritt entgegen; der sich überall zeigt; Industrie, Handel, Ackerbau, alle Interessen fordern die Ruhe und die Stabilität.

„Lassen wir die Zeit walten; sie ist eine große Herrscherin; und, die Augen gen Himmel gerichtet, lasset uns unaufhörlich für das Vaterland beten."

In der Erklärung des Grafen Leo de Laborde finden wir fol-

Digitized by Google

„Ich will darthun, daß die Ansichten des Herrn von Doudeauville ihm nur persönlich eigene sind, und daß es ungerecht sein würde, mit der Verantwortlichkeit für dieselben seine früheren politischen Freunde zu belasten.

„Der Herr Herzog von Doudeauville läßt es sich sehr angelegen sein, auf Kosten der Legitimität seine Sympathieen für das Kaiserreich auszudrücken; der es dürfte ihm schwer werden, darzuthun, wie diese seine Neigung für das, was gegenwärtig da ist, sich mit der Bevorzugung verträgt, welche er für das legitime Königthum zu bewahren vorgiebt.

„Ich würde es überflüssig und kindisch gefunden haben, gegen sein Bekenntniß zu protestiren, wenn er sich darauf beschränkt hätte, den Legitimisten seine neuen Sympathieen zuzuneigen; aber das Vaterland könnte, wenn wir zu den sonderbaren Doktrinen des Herrn Herzogs schweigen, unser Schweigen so deuten, als wenn wir die Sache der öffentlichen Freiheiten im Stiche ließen.

„Er sagt, daß er gehandelt habe, während Andere nur sprechen. Will er als Zeugniß seiner Ergebenheit für die Napoleon'sche Dynastie die aktive Rolle in Erinnerung bringen, die er im Jahre 1814 gespielt, indem er die Statue des ersten Kaisers von der Säule auf dem Vendôme-Platze herabgestürzt?

„Als er unter dem Königthum von 1830 wegen einer der damaligen Macht feindlichen Broschüre vor die Assisen gebracht und verurtheilt wurde, warum rief er damals zu seiner Vertheidigung so laut die Freiheit an, die er heute verschmäht?

„Diejenigen, welche an die Fusion glauben und sie wünschen, sind, seiner Meinung nach, leichtgläubige Thoren, weil ein vormaliger Minister Ludwig Philipp's, nachdem er an dieser Fusion gearbeitet, in voller Akademie die Revolution von 1830 verherrlicht hat.

„Ich denke, daß die Fusionisten ebenso wenig für die Rede des Akademikers, wie für das in der Patrie eben veröffentlichte Faktum verantwortlich sind."

Nichtpolitische Pariser Briefe.

(Fortsetzung.)

Von literarischen Erscheinungen der jüngsten Zeit erwähne ich zunächst der „Contemplationen" von Victor Hugo, von denen die erste Auflage bereits vergriffen ist, und Lamartine's „Familien-Unterhaltungen". Lamartine's Schicksal verdient große Sympathie, aber je größer sie ist, desto mehr wird man von dem Eifer seiner Freunde unangenehm berührt, ihm gleichsam durch eine populäre Sammlung von Unterschriften auf seine „Familien-Unterhaltungen" seine materielle Existenz zu sichern. Lamartine hat bereits zweimal ein sehr bedeutendes Vermögen besessen, seine Werke haben ihm einen Gewinn gebracht, von welchem mindestens zehn deutsche Schriftsteller anständig leben könnten, aber dieser große Dichter und unbescholtene Charakter ist dergestalt zu Luxus gewöhnt, daß er mit etwa vierzig- bis fünfzigtausend Franken Rente nicht auskommen kann. Die Sympathieen für Lamartine sind außerordentlich groß. Er empfängt jeden Abend zwischen acht und zehn Uhr, und sein Salon ist nie besuchter gewesen, als jetzt. Ein Privatmann, der vor kurzem eine nicht unbedeutende Summe an der Börse gewonnen hatte, bot ihm dieselbe an. Lamartine schlug diesen Börse gewonnen hatte, bot ihm dieselbe an. Lamartine schlug diesen Freundschafts-Dienst aus. Ein Dorfpfarrer, der außer seinem geringen Einkommen ein kleines Vermögen besitzt, stellte letzteres dem Dichter ebenfalls zur Verfügung, konnte die Annahme seines Anerbietens aber auch nicht erwirken. Zage der Art sind ehrenvoll für beide Parteien, aber was Lamartine betrifft, so begreift man nicht, warum er nicht eine vollständige Zurückgezogenheit einem glänzenden Elende vorzieht. Der Sultan hat ihm bekanntlich sehr bedeutende Ländereien geschenkt, auf die er, da er sie nicht verwerthen konnte, wie er gewollt hätte, verzichtet hat. Seitdem soll er von dem Sultan eine jährliche Pension von zwanzigtausend Franken bezieben. In dem ersten Kriegs-Jahre schickte er, ohne die zwanzigtausend Franken empfangen zu haben, die Quittung nach Konstantinopel; jetzt, nach der Herstellung des Friedens, läßt sich annehmen, daß er die Pension regelmäßig empfangen wird.

Ein höchst interessantes wissenschaftliches Werk, das hier bei Gide und Baudry erschienen ist, sind die „Inscriptions romaines de l'Algérie". Herausgeber dieses Werkes, das unter den Auspizien des Unterrichts-Ministers erscheint, ist Herr Léon Renier, Bibliothekar an der Sorbonne. Er ist im Jahre 1850 von Herrn Fortoul beauftragt worden, gemeinsam mit dem Kommandanten de la Mare, Mitglied der wissenschaftlichen Kommission für Algerien, den Süden der Provinz Constantine zu besuchen, wo großartige Ausgrabungen stattgefunden haben. Nicht weniger, als sechszehnhundert Inschriften bildeten das Ergebniß dieser Mission. In den beiden darauf folgenden Jahren [illegible] sich durch den Verfasser von den Monumenten selbst abkopirt worden sind. De la Mare gab zu dieser Sammlung seinerseits etwa zwölfhundert Inscriptionen, Offiziere und mehrere Privat-Personen sendeten dreihundertfunfzig andere ein, so daß das gesammte Werk nicht weniger als viertausend römische Inschriften enthalten wird. Den Druck hat die kaiserliche Staats-Druckerei selbst übernommen, und zwar mit eigens zu diesem Zwecke angefertigten Typen.

Die Verleger der „Illustration", Paulin und Le Chevalier, geben soeben einen „Atlas universel, physique, historique et politique de Géographie ancienne et moderne" heraus, welcher der Beachtung der Gelehrten werth ist. Der Verfasser ist Herr A. H. Dufour, derselbe, dem wir den Atlas zu der „Geschichte des Konsulats und Kaiserreiches", von Thiers, verdanken. Das Werk besteht aus vierzig Karten, von denen mehrere bereits erschienen sind. Die physikalische und hydrographische Weltkarte ist eine streng wissenschaftliche und höchst interessante Arbeit. Der Aequator, die Pole, der magnetische Meridian, die Gränzen des Eises und schwimmenden Eises in den verschiedenen Jahreszeiten, die Winde, die Passatwinde, die Strömungen und Gegen-Strömungen, die Hauptriffe im Meere, die Regionen, wo die Orkane wehen, die besuchtesten Seewege mit ihren hydrometrischen Längen sind auf dieser Karte angegeben. Ebenso interessant ist die Karte des französischen Kaiserreiches von 1812.

Von Dr. Georg Kastner ist soeben wieder ein großes Werk erschienen, dessen Originalität und wissenschaftliche Bedeutung hier großes Aufsehen erregt. Das Werk ist betitelt: „La Harpe d'Eole et la musique cosmique", Studien über die Verhältnisse der sonoren Phänomene der Natur zur Wissenschaft und Kunst.*) Das Werk zerfällt in drei große Abtheilungen, von denen die erste die sonoren Phänomene überhaupt, die zweite aber die Aeols-Harfe und ihre verschiedenen Anwendungen und die dritte die akustischen Fragen, welche damit zusammenhängen, behandelt. Dr. Kastner hatte in Versailles ein prächtiges Landgut, in dessen Park sich ein kleiner Kiosk mit einer Aeols-Harfe befand. Er beobachtete dort jahrelang die wunderbaren Klänge dieses Instrumentes, und es ist ihm durch seltene Ausdauer und wissenschaftliche Bildung gelungen, eine Arbeit der eigenthümlichsten Art, voll neuer Ideen und Aufschlüsse, zu Stande zu bringen. Unter kosmischer Musik versteht Kastner nämlich nicht etwa das, was wir nach Pythagoras Sphären-Musik nennen, sondern das musikalische Element der Natur überhaupt, das Sausen des Windes, den Gesang der Vögel, jene hundertfachen Töne und Modulationen, die wir in der freien Natur wahrnehmen. Er bespricht das Problem von Pythagoras, sowie die Gegen-Ansichten, die Aristoteles und Kepler darüber gehabt haben, und nachdem er in einer streng wissenschaftlichen Untersuchung die Pythagoräische Lehre von der Sphären-Harmonie in das Bereich der Hypothesen verwiesen, geht er zu jenen Phänomenen über, die wir Naturlaute oder Naturstimmen nennen und denen unter anderen Dr. von Autenrieth besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Kastner verfolgt die Erscheinung dieser Naturstimmen durch die ältere und durch die mittlere Geschichte und geht dann auf die Volkssagen über, die nächtliche Jagden und Aehnliches zu ihrem Inhalte haben. Es versteht sich von selbst, daß die Teufels-Musik auf Ceylon nicht vergessen ist, und Kastner hat sehr sorgfältig die Beschreibung von Reisenden und anderen Gelehrten, welche dieses Phänomen beschrieben haben, gesammelt. Auch in Europa fehlt es nicht an Manifestationen von Naturstimmen. Die slavischen Völker an den Ufern des Adriatischen Meeres und die Skandinavier beobachten dergleichen. Unter den zum Theil gefrorenen Seen Schwedens hört man oft freudartige Töne, die sich in allerlei klagenden und brummenden Modulationen fortspinnen. Der Fata-Morgana geht in der Regel ein schauerlicher Ton voraus. In Schottland nähern sich diese Naturlaute mehr der menschlichen Stimme. Bei Ragusa haben sie im Gegentheil den Charakter von dem Tönen schweren Geschützes.

Nach einer sorgfältigen Zusammenstellung der Angaben der heiligen Schrift, der berühmtesten Reisenden und interessantesten Volkssagen, geht der Verfasser zu denjenigen sonoren Phänomenen über, die unserer Wahrnehmung näher liegen, zu dem Echo, der Harmonie der Grotten, Felsen und Wasserfälle, endlich zu dem, was er die organale Harmonie nennt. Diese Phänomene werden nicht allein nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen erklärt, sondern der Verfasser nimmt fortwährend Rücksicht auf psychologische Wirkungen, sowie auf die Rolle, die sie im Leben der verschiedenen Völker gespielt haben. In einem folgenden Kapitel stellt er die Sagen und Legenden zusammen, die einen komisch-musikalischen Charakter haben. In Frankreich beruhen diese Sagen auf drei verschiedenen Erscheinungen: sie handeln entweder von Weinenden, von Schreienden, oder von Jägern. In Deutschland kommen noch Nacht-Raben, fliegende Glocken, fliegende Blätter u. s. w. hinzu.

*) Paris, bei Brandus Dufour & Comp. und bei Julius Baudry, Lede-

Digitized by Google

Der zweite Theil enthält die Geschichte der Aeols-Harfe selbst und kann als das Vollständigste angesehen werden, was bisher über dieses Instrument geschrieben worden ist. Man erstaunt über den außerordentlichen Fleiß und den Sammelmuth des Verfassers, dem selbst alte und unbedeutende, längst vergessene Lokal-Schriften interessantes Material für seine Geschichte hergeben mußten. Die Engländer schreiben sich die Erfindung der Aeols-Harfe zu; es ist jedoch erwiesen, daß sie viel älter ist, als die englische Benennung dieses Instrumentes, der man allerdings den Vorzug vor allen anderen gegeben hat. Der englische Physiker W. Jones ist es, der die Ehre der Erfindung für sein Vaterland in Anspruch nimmt. Pope soll nämlich, während er den Homer übersetzte, in einem alten Kommentar eine Stelle gefunden haben, in welcher es heißt, daß der Wind, wenn er aufgespannte Saiten durchweht, harmonische Töne hervorbringe. Er theilte diese Stelle einem Musiker, Namens Oswald, mit, der eine alte Laute, mit Saiten bespannt, allen Richtungen des Windes aussetzte. Dieses Experiment hatte nicht den mindesten Erfolg, aber durch einen besonderen Zufall erneuerte Oswald später seine Versuche, die denn auch gelangen, nachdem er die Entdeckung gemacht hatte, daß der Windzug eingeschränkt werden mußte. Er theilte darauf das Resultat dem Physiker Jones mit, der in seinem im Jahre 1781 herausgegebenen Werke: „Disquisitions, or Discourses on the Natural Philosophy of the Elements", davon sprach. Kastner weiß nun aber noch, daß der berühmte Jesuit Kircher viel früher schon von diesem Instrumente abhandelte, und daß hundert Jahre vor ihm ein neapolitanischer Edelmann, Porta, in seiner „Magia naturalis" von einem durch den Wind bewegten Instrumente sprach.

Ein merkwürdiges Beispiel von einer natürlichen Aeols-Harfe giebt uns Kastner aus seiner eigenen Erfahrung. Als er in Versailles wohnte, hörte er den an der Eisenbahn angespannten elektrischen Telegraphen, der damals sechs Drähte hatte, vollständig die Wirkung einer Aeols-Harfe hervorbringen. Es war, als ob zwanzig bis dreißig verschieden gestimmte Glocken Töne von sich gäben.

Der dritte, rein akustische Theil, der für den speziellen Gelehrten vielleicht das meiste Interesse hat, eignet sich natürlich weniger zu einer ausführlicheren Besprechung in diesen Blättern. Kastner hat diesem Werke eine rein musikalische Beilage hinzugefügt, nämlich die Composition eines lyrischen Monologs mit Chören, in welcher er die Wirkungen der Aeols-Harfe durch das Orchester selbst wiedergegeben hat. Es ist dies der erste Versuch im Großen, der in dieser Art gemacht wird, und schon darum muß nicht allein die wissenschaftliche, sondern auch die Künstlerwelt dem Autor für diese Arbeit Dank wissen. Da Dr. Kastner korrespondirendes Mitglied der Berliner Akademie ist, so wäre es wünschenswerth, wenn letztere bisher neuen Arbeit ihres Korrespondenten eine nähere Berücksichtigung zuwendete. Einer unserer französischen Kritiker sagt über dasselbe; dieses wissenschaftliche Werk wäre so reich, daß ein Benediktiner-Mönch stolz darauf sein könnte, das verschiedene Material zu demselben gesammelt zu haben.

Da ich nun einmal auf dem musikalischen Gebiete bin, so möchte ich die Gelegenheit nicht vorbeilassen, auch über unsere verflossene Saison etwas zu sagen. Es hat nie eine Zeit gegeben, in welcher mit so ungeheuren musikalischen Mitteln so wenig neue gute Musik erzeugt worden ist, als in der jetzigen. Von den Pariser musikalischen Zuständen läßt sich dies noch viel mehr als von allen anderen behaupten, denn nirgends findet man eine solche Menge von Virtuosen und Musik-Liebhabern, nirgends ist der musikalische Unterricht allgemeiner, als jetzt in Paris. Und doch hört man nirgends so viel schlechte Musik, wie hier.

(Schluß folgt.)

England.

Von der Insel Guernsey.

Am Meeresufer der Bretagne, auf einer der Stadt St. Malo gegenüber liegenden kleinen Felsen-Insel, ruht Chateaubriand im Grabe. Hier hat der melancholische Dichter einer Welt, deren Herrlichkeit für immer dahin ist, die Ruhe gefunden, welche die Welt, in der er leben mußte, ihm nicht geben konnte. Diese Ruhestätte hat er selbst sich gewählt, um der Insel Jersey noch im Tode nahe zu sein. Er hat nämlich für diese Insel sein ganzes Leben hindurch eine dankbare Erinnerung im Herzen getragen; dieselbe hatte ihm in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre, als er, auf einer Seefahrt von Ostende nach Frankreich zum Tode erkrankt, vom Schiffs-Capitain an Land gesetzt war, damit er anderswo, als am Bord des Schiffes, stürbe, das Leben wiedergegeben; der liebevollen Pflege, welche die Frau eines englischen Seemanns ihm widmete, dankte er seine Rettung. Eine neue Berühmtheit hat die Insel Jersey dadurch erlangt, daß auf ihr Victor Hugo und Andere, welche, weil sie das Kaiserthum Napoleon's III. nicht anerkennen können, in der Verbannung leben lungen, welche in Betreff dieser auf Jersey lebenden Flüchtlinge im vorigen Jahre stattgefunden, werden unseren Lesern noch im Gedächtniß sein. Vielleicht in Folge dieser Verhandlungen haben Victor Hugo und seine ihm nahestehenden Schicksalsgenossen die Insel Jersey mit einer anderen der normannischen Inseln, mit Guernsey, vertauscht. Herr Auguste Vacquerie, ein Freund der Familie Victor Hugo's, der das Leben im Exil mit ihr theilt und in den vertrautesten Beziehungen zu allen Mitgliedern der Familie steht, hat soeben unter dem Titel: „Profils et Grimaces" ein Buch der Oeffentlichkeit übergeben, welches viel Interessantes aus dem Kreise der um Victor Hugo geschaarten Flüchtlinge darbietet.

Ueber das historische und geographische Verhältniß der normannischen Inseln zu Frankreich und zu England sagt Herr Vacquerie in einem von „Guernsey, Hauteville-House" datirten Briefe Folgendes:

„Frankreich verläßt uns nicht; es ist da, vor unseren Augen; und es ist auch hier; Alles spricht hier Französisch. Man kann meinen, in Frankreich zu sein, ausgenommen am Sonntage. Wenn Jemand diese Inseln des Kanals nur nach der Karte von Europa kennen sollte, würde er sie nicht für englische Inseln halten wollen. Guernsey ist nur drei Stunden von Cherbourg, aber acht Stunden von Southampton entfernt. Jersey ist von Southampton vierzig Meilen (englische), von Port-Bail nur fünf Meilen entfernt. Es ist ein Widerspruch zwischen der Geographie und der Geschichte, daß diese kleinen Inseln, die so weit von England entfernt und so nahe bei Frankreich liegen englisch sind.

„Sie sind französisch gewesen. Jersey hat sogar einmal zum Kontinente Frankreichs gehört. Zur Zeit Cäsar's noch hing Jersey bei der Ebbe mit dem Kontinente zusammen; nur die Fluth machte es zur Insel. Noch sieben Jahrhunderte nach Cäsar konnte man zu Fuß von Jersey nach Contances gehen; der Weg ging von Cäsar's Burg, hentzutage Gorey, zum Ochsenfelsen, der bei niedrigem Meere noch sichtbar ist, und von da über den Bach von Coutances, einen schmalen Wasserstreifen, den man auf einem Brett überschritt. Der Weg führte durch einen großen Wald, der sich von Quessant bis zum Kap la-Hogue erstreckte; der Wald war mit Burgen und Klöstern besetzt. Im Jahre 709 wurde es anders. Man hatte eben das Kloster auf dem St. Michels-Berge erbaut. Von den zwölf Mönchen, welche Aubert, der Bischof von Avranches, in dem Kloster untergebracht hatte, waren zwei nach Italien gegangen, um Almosen und Vergünstigungen für das Kloster zu erlangen. Das Kloster lag mitten im Walde, zehn Meilen vom Meere, als sie fortgingen. Als sie zurückkehrten, war der Wald verschwunden, und der St. Michels-Berg war eine Insel geworden. In zwei Monaten hatte der Ocean das Werk vollendet, an dem er so viele Jahre fast unmerklich gearbeitet hatte. Der Nordwind hatte sich mit ihm verbunden; mit vereinten Kräften hatten sie Alles umgewälzt und verschlungen, Renntiren zerrissen, die Bretagne zerstückelt, stellenweise bis zehn Meilen Wald niedergeworfen, an sechs Stellen die Felsenkette, die sich von Cesambre bis Mingar-en-Saint-Coulomb hinzog, durchbrochen und zwischen St. Malo und St. Servan den Schlund gebildet, in welchem das Fluthwasser fünfundvierzig Fuß hoch steigt. An fünf der sechs Stellen ragten die Reste des Kontinents als Inseln über dem Meeresspiegel hervor. Die größte dieser neuen Inseln war Jersey. Der Weg von der Burg Cäsar's nach Contances, der Bach mit der Bretterbrücke, war verschwunden.

„Das Verschwinden des Baches gab später zu einem merkwürdigen Fischerei-Prozeß Veranlassung. Im Jahre 1789 — zwei Monate vor einer großen Fluth anderer Art — betrieben die Besitzer von Mont-Chaton an der Küste bis zwei Meilen in See die Fischerei; die Regierung schritt dagegen ein. Die Fischer bewiesen, daß seit undenklicher Zeit die Fischerei in dem Bache von Contances die zum Ochsenfelsen von ihnen betrieben worden sei. Die Regierung erklärte, daß ihre Ansprüche, die vor der Ueberschwemmung im Jahre 709 begründet gewesen wären, zugleich mit dem Bach aufgehört hätten. Die Besitzer von Mont-Chaton erwiederten, daß der Bach nicht verschwunden wäre, daß er immer noch unter dem Meere da wäre, daß seine Ufer noch bezeichnet wären durch alte unter dem Wasser bemerkbare Weidenstämme, daß sie nur in dem Bette des Baches fischten und nicht schuld daran wären, daß das Meer sich zwischen sie und ihr Eigenthum gedrängt hätte, und daß die Regierung, wenn sie Etwas dagegen hätte, daß man mit ihrem Ocean in Berührung käme, ihren Ocean nur daran zu verhindern hätte, sich in die Bäche, die Anderen gehörten, zu werfen. Die Sache wurde dem Parlament von Rouen übergeben, und dieses gab der Regierung Unrecht.

„Also erst seit 1147 Jahren ist Jersey eine Insel, und noch jetzt ist der Meeresgrund zwischen Jersey und Frankreich von sehr geringer Tiefe. Während zwischen den Inseln von Quessant und den Scilly-Inseln die Tiefe des Meeres siebzig Klafter, zwischen Calais und Dover dreißig Klafter beträgt, beträgt sie zwischen Jersey und der Küste im Durchschnitt nur drei bis vier, höchstens sieben, an

„Wie dem aber auch sei, die Trennung war erfolgt; der Ocean hatte Jersey dem Kontinent genommen; er hatte es mit seinem riesigen Arm umfaßt und er brachte es zu England. Die Trennung war fürd erste nur eine äußerliche und brachte in der politischen Stellung der Bewohner keine Aenderung hervor. Die Inseln Jersey und Guernsey blieben mit der Bretagne und mit Neustrien fränkisch, bis sie normännisch wurden, als die Normannen die Bretagne und Neustrien einnahmen. Die Eroberung Englands durch die Normannen änderte Nichts in der Regierung der Inseln. Ihr Herzog, der in London König wurde, blieb auf Jersey und Guernsey, wie in Rouen, Herzog. Fünf Jahrhunderte später sollte Arthur von Bretagne der Erbe von Richard Löwenherz werden. Sein Onkel, Johann Graf von Mortain, fand die Last, das vereinigte Königreich-Herzogthum zu regieren, zu schwer für ein Kind; er nahm die Last lieber auf seine Schultern. Später, fürchtend, daß sein Neffe Langeweile empfinden könnte, da er Nichts zu regieren hatte, befreite er ihn auch noch von der Last des Lebens. Philipp August, der König von Frankreich, sah in diesem Morde eine erwünschte Gelegenheit, sich die Normandie anzueignen. Als Lehnherr Johann's lud er denselben vor den Hof der Pairs; Johann stellte sich nicht. Philipp August lud ihn zum zweiten und zum dritten Male vor, aber Johann erschien immer nicht. Der Pairshof sprach nun per contumaciam das Todesurtheil über den Verwandtenmörder aus und die Confiscation aller seiner Besitzungen in Frankreich zu Gunsten seines Lehnsherrn. Philipp August übernahm es, den Urtelsspruch zu vollstrecken. Die normannischen Städte nahmen ihn mit Jubel auf, nur Rouen leistete Widerstand. Man schickte nach England, um Johann zu benachrichtigen, daß die Stadt belagert werde und eilige Hülfe nöthig habe. Johann spielte gerade eine Partie Schach, als er die Nachricht erhielt. „Bah!", sagte er, „wenn sie sich ergiebt, werde ich sie wiedernehmen", und spielte seine Partie weiter. Die Stadt, empört über diese Gleichgültigkeit, ergab sich, und Johann nahm sie nicht wieder.

„Es blieb für Philipp August nur noch übrig, die Inseln des Kanals in Besitz zu nehmen. Die französischen Truppen landeten auf Jersey und Guernsey. Johann, der in lethargischer Stumpfheit der Eroberung der Normandie, Rouens und Caens müßig zugesehen hatte, raffte sich nun auf, die beiden kleinen Inseln zu vertheidigen. Er ging selbst hin, ließ die Schlösser und die Buchten befestigen und ertheilte den Bewohnern der Inseln, weil er fürchtete, sie würden nicht Lust haben, für einen Herzog, der Mörder war, sich todtschlagen zu lassen, durch eine besondere Charte Freiheiten und Privilegien. Für diese Charte kämpften sie. Die Franzosen landeten zweimal und wurden beide Male zurückgeschlagen.

„Die Franzosen verloren aber den Muth nicht. Sie machten immer wieder Versuche, die gefährlichen Nachbarn unterwerfen. Sie haben in der Zeit von Philipp August bis zu Ludwig XVI. die Inseln zu wiederholten Malen nehmen, aber niemals lange behaupten können. Guernsey haben sie einmal drei Jahre lang gehabt, mußten es dann aber preisgeben; die Hälfte von Jersey ist zwölf Jahre in ihrem Besitz gewesen; zuletzt mußten sie es doch verlassen. Duguesclin, der noch als Leichnam Schlösser einnahm, konnte das Schloß Mont-Orgueil nicht einnehmen.

„England hat die Inseln nicht geschützt. Die auf Johann ohne Land folgenden Könige von England haben sich alle den Besitz dieser Inseln wenig angelegen sein lassen. Karl II. hat Jersey an Frankreich verkaufen wollen, und Heinrich VI. hat es wirklich an Frankreich verkauft; aber Jersey hat den Kaufkontrakt zerrissen.

Woher kömmt dem kleinen Inselvolk die Macht, daß es sich der großen Nation gegenüber hat behaupten können? Es ist immer in der Lage gewesen, in der man gern kämpft; es hat für seine Interessen gekämpft. Frankreich würde die Inseln französisch gemacht haben: England hat sie normännisch bleiben lassen. Noch heutzutage ist die Königin von England über die Inseln des Kanals nur Herzogin.

In späteren Zeiten trat auch die Herrschaft der anglikanischen Kirche der Besitznahme durch die Franzosen entgegen. Die Inseln sagten sich, wie England, vom römischen Papste los. Seitdem kämpften sie nicht blos für ihre Verfassung, sondern auch für ihre Bibel. Sie hatten die beiden Mächte, denen gegenüber alle Gewalt schwach ist, auf ihrer Seite: die Freiheit und das Gewissen."

Mannigfaltiges.

— **Guizot's Richard Cromwell.** Das neueste Werk Guizot's, seine „Histoire du protectorat sous Richard Cromwell et de la restauration des Stuarts", ist als eine Fortsetzung seiner Geschichte der englischen Revolution unter Karl I. und Oliver Cromwell zu betrachten. Obwohl nur zwei Jahre (1658—60) umfassend, sind die beiden neuen Bände doch außerordentlich reich an Ereignissen und liefern einen ergiebigen Stoff dem Geschichtschreiber, der darin zeigt, wie ein mit seiner Landesgeschichte organisch verknüpftes und daran hängendes Volk, der Revolutionen und des Militair-Despotismus müde, seine Geschicke wieder der Leitung der alten Dynastie seiner Könige anvertraut. Die Geschichte der französischen Revolution und Restauration hat achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ist schon oft mit der englischen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts verglichen worden. Bis auf Ludwig Philipp herab, den man mit Wilhelm III. zusammenstellte, schien auch der Parallelismus der großen politischen Tragödien in Frankreich und in England ziemlich konstant. Man liebte es zur Zeit der Juli-Dynastie, diesen Parallelismus sowohl auf Lehrstühlen, als in Geschichtsbüchern zu konstatiren. Aber seitdem ist Napoleon III. gekommen — eine Rolle, für die sich kein Pendant in der Geschichte Englands finden läßt. Man hatte es schon im Jahre 1849 versucht, ihn auf das Beispiel Monk's hinzuweisen, doch Ludwig Napoleon wollte weder ein Monk, noch ein Richard Cromwell sein. Auf seinen Stern vertrauend, glaubt er auch an die Zukunft seiner Dynastie, unbekümmert um das, was in anderen Ländern durch die Ausseinanderfolge ähnlicher Ereignisse, ähnlicher Thorheiten und Leidenschaften der Menschen, so, ähnlichen Glücks- und Meinungswechsels, ins Leben gerufen wurde. Inzwischen fährt der greise Guizot fort, die englische Geschichte zu studiren, mit der er bereits in Genf, in den Tagen des ersten Napoleon, sich beschäftigt hatte. Nicht etwa politische Anspielungen, bittere Worte für die Gegenwart, bringt sein neues Werk, wohl aber ernste Mahnungen zum Nutzen und Frommen aller Parteien. „Discite justitiam moniti", ist sein Wahlspruch, dessen Wahrheit zu erproben, er vielleicht mehr, als irgend ein anderer zeitgenössischer Schriftsteller und Staatsmann, Gelegenheit gehabt hat.

—**Reumont's „Jugend Caterina's de' Medici".***) „Eine Florentinerin aus dem sechzehnten Jahrhundert, nach Frankreich zur Zeit der Reformation verschlagen — das ist Katharina von Medicis; um sie im Louvre vollständig zu begreifen, muß man sie im Palast Riccardi gesehen haben." So urtheilt J. J. Ampère von diesem Buche Reumont's, das uns vor etwa zwei Jahren in seiner ersten Ausgabe vorlag und jetzt bereits in einer zweiten Auflage, in abgerundeterer, vollendeterer Form, vorliegt. Katharina von Medicis ist, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, eine zu bedeutende Erscheinung, als daß es sich nicht verlohnte, ihren Anfängen nachzuspüren, die Verhältnisse kennen zu lernen, in welchen sie heranwuchs, die Persönlichkeiten vorzuführen, die auf ihre Bildung Einfluß hatten. Sie war sehr jung, als sie Italien verließ; aber das Familien-Unglück, das ihre Wiege umstorte, die Stürme, welche die sie schützenden Klostermauern umtobten, die Charaktere der Menschen, denen ihre Erziehung und Leitung durch Verwandtschaft oder Umstände anheimfiel, haben gewiß mehr, als man vermuthen dürfte, auf ihre geistigen und moralischen Eigenschaften gewirkt. Es hat der nachmaligen Königin Katharina an historischen Beurtheilern, verdammenden wie vertheidigenden, nicht gefehlt. Auch jetzt noch würde es schwer sein, ein ganz unverfälschtes Bild von ihr hinzustellen. Zu viele religiöse, politische und nationale Widersprüche kommen ins Spiel. In dem vorliegenden Buche ist nur die Jugendgeschichte geschildert, und zwar nach großentheils bisher unbekannten oder unbenutzten Urkunden, nach den Angaben der Zeitgenossen Katharina's. Das Hochzeitsfest in Marseille mit dem zweiten Sohne Königs Franz I., dem nachmaligen König Heinrich II., ist die letzte Scene dieses Vorspiels zu einem welthistorischen Drama. — Das Buch hat sich, ungeachtet seiner gelehrten Anhänge und Urkunden, auch unter Frauen ein wohlgeneigtes Publikum erworben. Man weiß, daß Herr von Reumont, als guter Katholik, nicht immer, wie protestantische Geschichtschreiber, die Schärfe des strafenden Wortes gegen diejenigen anwendet, von denen Glaubenszwang und Gewissenszwang ausgingen, aber er weiß sich auch sehr wohl davor zu hüten, daß er als Beschönniger des Fanatismus und der Ungerechtigkeit erscheine. Seine Bücher werden daher immer ebenso in Italien die Censur passiren können, als in Deutschland vor dem Richterstuhle einer billigen Kritik bestehen.

*) Die Jugend Caterina's de' Medici. Von Alfred von Reumont. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Decker, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 66. Berlin, Sonnabend den 31. Mai 1836.

Frankreich.

Ueber Beleuchtung und Leuchtthürme.*)

Alles beweist, daß der gegenwärtige Zustand der Erde verhältnißmäßig noch sehr jung ist. Die Menge von Stoffen, welche die Flüsse bis jetzt dem Meere zugeführt haben, ist, gemessen mit der Menge, welche sie jährlich demselben zuführen, so gering, daß man ihrem Laufe nur ein Alter von einigen Jahrhunderten zuschreiben kann. Die Pflanzen und die Insekten haben noch nicht die Zeit gehabt, sich über alle die Gegenden zu verbreiten, in denen sie später heimisch sein werden. Auch die geringen Fortschritte, welche bis auf das gegenwärtige Jahrhundert an den Küsten, unter anderen auch in der Beleuchtungskunst, gemacht waren, deuten darauf hin, daß dem Menschengeschlecht nur die Zeit gefehlt hat, weiter zu kommen.

Die Ceres in der Mythologie sucht ihre Tochter Proserpina bei dem Schein zweier brennender Kienfackeln. Wo und wann zuerst zum Zweck der Beleuchtung fette Stoffe und Oel in Stelle der harzigen Hölzer angewandt worden sind, wissen wir nicht. Ein großer Fortschritt in der Beleuchtungskunst war die Erfindung des Dochtes, der, ohne selbst zu verbrennen, aus dem Beleuchtungsstoff, in welchem er sich befindet, die Nahrung für die leuchtende Flamme zieht. Wer der Erfinder dieser ebenso nützlichen, wie einfachen Vorrichtung ist, wissen wir auch nicht; wir müssen anerkennen, was einer der Präsidenten der Pariser Welt-Ausstellung gesagt, daß der Erfinder des Dochtes den Dank aller „erleuchteten" Menschen verdient.

Die aus Harz gemachten Kerzen reichen in ein hohes Alterthum hinauf; Virgil führt uns einen Landmann vor, der sich aus der Stadt, offenbar zum Zweck der Beleuchtung, einen großen Harzklumpen mitnimmt. Und in vielen Hütten, besonders in den Spinnstuben Frankreichs, begnügt man sich noch jetzt mit diesem Beleuchtungs-Material, welches viel weniger kostet, als Wachs und Talg, aber auch nur ein mattes und noch dazu fortwährend flackerndes und mit einem unangenehmen und ungesunden Geruch verbundenes Licht giebt.

Welch ein Abstand von diesen Anfängen in der Beleuchtungskunst bis zu dem Leuchtthurm, welchen die französische Regierung, unter der Leitung des Herrn Reynaud, inmitten der Wunder der Welt-Ausstellung hatte errichten lassen!

Es ist eine durch die Männer der Wissenschaft festgestellte Thatsache, daß, wenn man von einem Brennstoffe viel Licht haben will, derselbe lebhaft brennen muß. In Betreff der Wärme bleibt es sich gleich, ob der Brennstoff langsam oder schnell verbrennt; es giebt immer dieselbe Quantität Wärme. Eine Wachskerze, die einen zu dünnen Docht hat, hält freilich länger vor; aber ihr Licht ist so schwach, daß man dabei Verlust hat. Eine Wachskerze, welche nur halb so lange vorhält, als eine andere von demselben Gewicht, giebt mehr als die doppelte Beleuchtung. Man kann die Thatsache auch so ausdrücken: Hat man zwei Sorten von Wachskerzen, die von gleichem Gewicht sind, von denen aber die eine acht Stunden, die andere nur vier Stunden brennt, so hat man von zwei Kerzen, derjenigen Sorte, die vier Stunden lang brennt, wenn erst eine und dann die andere brennt, acht Stunden lang eine hellere Beleuchtung, als von zwei Kerzen, die acht Stunden lang beide zugleich brennen. Man wird begreiflich finden, wie beim Kauf des Beleuchtungsmaterials das Publikum leichter übervortheilt werden kann, als beim Kauf des Brodes. Bei der angegebenen Menge von Beleuchtungsmaterial, die verbraucht wird, wäre es daher ganz in der Ordnung, daß die Behörden, die im Interesse des Publikums den Verkauf des Brodes überwachen, dies auch in Bezug auf den Verkauf des Beleuchtungsmaterials thäten. Wenn zwei Kilogrammes Wachslichte aus der einen Fabrik nur halb so viel Beleuchtung geben, als zwei Kilogrammes Wachslichte aus einer anderen Fabrik, so wird der Konsument um die Hälfte übervortheilt. Daß der Verkauf des Beleuchtungsmaterials bis jetzt noch nicht einer öffentlichen Kontrole unterworfen ist, hat seinen Grund offenbar nur in der Schwierigkeit, die Helligkeit einer Beleuchtung genau zu messen. Man hat es in der Weise versucht, daß man gesehen, in welcher Entfernung die zu prüfende Flamme weißes Papier ebenso beleuchtet, wie der Vollmond. Indem man annahm, daß das Licht des Vollmondes sich immer gleich sei, hoffte man die mit dem Licht des Vollmondes vergliechene Kerzenflamme als Maßstab für die Helligkeit jeder anderen Beleuchtung gebrauchen zu können. Aber das Mondlicht ist nicht immer gleich, und dann ist es auch weiß, während das Licht der Kerzen und des Gases röthlich und das der elektrischen Flamme grünlich ist, und das Auge ist nicht im Stande, zwei Lichter von verschiedenen Farben in Bezug auf die Helligkeit zu vergleichen.

Es ist, wie wir schon bemerkt haben, sehr schwer, eine vollkommen unveränderliche Lichtquelle zu finden. Sir John Herschel hat es sogar entschieden ausgesprochen, daß es kein Normalmaß für die Intensität des Lichts gebe. Ich bin aber bei meinen vieljährigen optischen Studien immer wieder auf das Problem, ein unveränderliches Licht zu finden, zurückgekommen. Und ich glaube, daß das Problem in folgender Weise zu lösen wäre: Man schmelze in einem gewöhnlichen Schmelztiegel ½ oder ¾ Kilogramme feines Silber und sorge dafür, daß etwas von dem Silber noch ungeschmolzen bleibe, so daß die Temperatur nicht über die des schmelzenden Silbers steige. Die Oberfläche des schmelzenden Silbers wird in einem glänzenden Weiß strahlen; bedeckt man nun den Tiegel mit einem Platinablech, welches ein rundes Loch von zehn Millimètres Durchmesser hat, so wird man eine Scheibe haben, welche, da die physischen Bedingungen immer dieselben sind, immer gleich stark leuchten wird.

Ich muß bekennen, daß Einer, der Licht zu kaufen hat, sich gegenwärtig noch in einer sehr üblen Lage befindet. Man wird mir sagen, daß der Handel frei sein müsse, und daß die Käufer natürlich da nicht lange kaufen werden, wo sie übervortheilt werden. Aber Frankreich hat auf diese Weise mehrere Zweige seines Ausfuhrhandels verloren. Die schlechte Beschaffenheit der von Franzosen zu Markte gebrachten Waaren hat die Folge gehabt, daß die Franzosen in Bezug auf die medizinischen Präparate auf den Märkten Rußlands, Indiens und Mittel-Asiens den Deutschen und den Engländern das Feld haben räumen müssen. Der Verkaufspreis sei frei; aber die Qualität und Quantität müssen gelisert werden, wie sie angegeben sind.

Wir kehren zu unserem Gegenstande: der Geschichte der Beleuchtungskunst, zurück. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man zu einer glänzenden Beleuchtung nur die mit einer großen Anzahl von Wachskerzen besteckten Kronleuchter. In den Zimmern von Versailles kostete diese Beleuchtung ungeheure Summen. Die Leuchter zu zwei und zu fünf Lichtern waren in allgemeinem Gebrauch. Die Beleuchtung durch die Oellampe fand in den mittleren und höheren Ständen erst seit 1800 allgemeinen Beifall, als die Lampe mit rundem, hohlem Docht, mit Cylinder und mit beständigem Luftzug erfunden war. Der Erfinder dieser Lampe war Argand. Etwas später nahm ein gewisser Herr Quinquet die Ehre, der Erfinder dieser Lampe zu sein, für sich in Anspruch und nannte sie nach seinem Namen. Der üble Umstand, daß auf die Reinigung dieser Lampen viel Sorgfalt verwendet werden muß, konnte nicht verhindern, daß sie in allgemeinen Gebrauch kamen; die helle Flamme, mit der sie brannten, empfahl sie zu sehr; und als Carcel noch ein Uhrwerk hinzugefügt hatte, durch welches die Tränkung des Dochtes regulirt wurde, war nichts mehr zu wünschen übrig. In der von Franchot erfundenen „Moderateur-Lampe" wird derselbe Zweck auf noch einfachere Weise erreicht.

In neuerer Zeit hat die Flamme des kohlenstoffhaltigen Wasserstoffgases angefangen, der Argand'schen Flamme den Rang streitig zu machen. Den Physikern war längst die sogenannte „philosophische Lampe" bekannt, die darin besteht, daß ein kleiner, aus einem Flacon, in welchem man Wasser goß, herauskommender Strom von Wasserstoffgas brannte. Der Lichtschimmer war hier so schwach, daß er in einem von trübem Tageslicht erleuchteten Zimmer kaum zu bemerken

*) Nach einem von Babinet verfaßten Artikel der Revue des deux Mondes.

war. Man bemerkte, daß ein kohlenstoffhaltiges Gas eine viel lebhaftere Flamme gab, als das reine Wasserstoffgas. Man erkannte, daß die Steinkohle, in verschlossenen Gefäßen geglüht, eine ungeheure Menge kohlenstoffhaltigen Wasserstoffgases entwickelte, welches mit einer sehr hellen Flamme brannte. Nach und nach kam man dahin, schwimmende Gasbehälter zu bauen, groß genug, ungeheure Quantitäten Gas zu fassen, und beweglich genug, das Gas auf geregelte Weise in unterirdische Röhren zu drücken. Man fand die zweckmäßigste Form für das Ende der Röhre, an dem das herausströmende Gas brennen sollte, und man erfand Vorrichtungen, die Quantität des Gases, die aus dem Reservoir ausströmt, und die, welche von jeder Gasflamme verzehrt wird, zu messen. Das Ergebniß aller dieser auf einander folgenden Vervollkommnungen war eine unermeßliche Industrie, welche die Arbeiter zu Hunderten und die Kapitalien zu Millionen in Thätigkeit setzte. Die Physik, die Chemie und die Mechanik fanden hier Gelegenheit, ihre Theorieen nützlich anzuwenden, und erlangten diejenige Vervollkommnung, welche die Beobachtung der Thatsachen immer mit sich bringt. Aber der thätige Geist der modernen Wissenschaft hat bei der Beleuchtung durch Gas nicht stehen bleiben können; er ruft dem denkenden Menschen unaufhörlich sein „Vorwärts!“ zu. Nach dem Gase, welches mehr leistet, als die Oellampe, hat man die elektrische Flamme entdeckt, welche die jungen und tüchtigen Physiker Foucault und Fizeau mit der Sonne zu vergleichen gewagt haben. In Paris werden die Arbeitsplätze unter freiem Himmel, wenn dringende Arbeiten zu vollenden sind, durch elektrische Lampen fast so hell wie durch das Tageslicht beleuchtet. Welch ein unermeßlicher Gewinn für die theoretischen Forschungen der Optik ist dieses Licht, welches in Lokalen, die den Strahlen der Sonne unzugänglich sind, das Sonnenlicht ersetzen kann, und welch ein Gewinn auch für die Telegraphie ist dieses Licht, welches in seiner Stärke einen Nebel durchdringt, der für jede andere Art von Strahlen undurchdringlich ist!

Noch ein Wort über eine Beleuchtungsart, welche durch die elektrische in den Hintergrund gedrängt worden ist, die aber in manchen Fällen mit Vortheil statt dieser angewandt werden kann. Wir meinen das Licht, welches entsteht, wenn man in Gas, welches ein Gemisch von Wasserstoff- und Sauerstoffgas ist, und welches, aus dem Reservoir, in dem es sich befindet, strömend, brennt, ein Stück Kreide oder Kalk bringt. Da dieses gemischte Gas leicht explodirt, hat man zu verhindern, daß die Flamme, die an der Mündung der aus dem Reservoir hervortretenden Röhre brennt, sich nicht rückwärts in das Innere des Reservoirs fortpflanzt. Man bringt zu diesem Zweck in der Leitungsröhre, zwischen dem Innern des Reservoirs und der Mündung, mehrere aus Metalldraht geflochtene Scheidewände an. Der Entdecker dieses Lichts, welches dem elektrischen beinahe gleichkommt, ist der englische Lieutenant Drummond. Einige Bemerkungen über diese merkwürdige Licht-Erzeugung werden hier nicht am unrechten Orte sein. Die Körper werden nicht alle bei derselben Temperatur leuchtend. Es scheint, als wenn die Körper um so eher leuchtend werden, je härter sie sind. So wird z. B., wenn man eine eiserne und eine kupferne Stange, beide von gleicher Stärke, zugleich in eine genügende Wärmequelle bringt, die eiserne früher glühend, als die kupferne. Ein flüssiger Körper wird demgemäß, um leuchtend zu werden, mehr Wärme brauchen, als ein fester. Daß dem wirklich so ist, beweist das Glas, welches rothglühend wird, ehe es schmilzt, beim Schmelzen aufhört zu glühen, und dann erst wieder glühend wird, wenn die Hitze noch stärker geworden ist. Blei und Stahl in flüssigem Zustande sind schwer zum Glühen zu bringen. Welch ein hoher Grad von Hitze wird nun erst nöthig sein, wenn ein Gas leuchtend werden soll! Man aber erzeugt die Verbrennung eine Hitze, welche stark genug ist, ein Gas leuchtend zu machen. Wenn man also in eine Gasflamme ein Stück Kreide bringt, wird dieser feste Körper, die ungeheure Hitze des brennenden Gases annehmend, so stark leuchtend werden. Natürlich eignen sich zu diesem Experimente diejenigen Körper nicht, welche eine so starke Hitze nicht aushalten, ohne sich zu zersetzen oder zu schmelzen.

(Schluß folgt.)

Nichtpolitische Pariser Briefe.

(Schluß.)

Die Hauptschuld trägt das Konservatorium selbst, in welchem es von vorn herein an jeder bestimmten Methode fehlt. Außer ist weniger der Direktor als der Protektor dieser mit den größten Mitteln ausgestatteten Anstalt. Seine eigene Geschmacks-Richtung ist eine viel zu frivole, als daß er den Sinn für das Studium klassischer Musik aufrecht erhalten sollte, und anstatt den Professoren ein bestimmtes Programm zu geben, nach welchem die Bildung des Schülers unternommen werden müßte, läßt er jeden Professor seine besondere Methode und Geschmacks-Richtung anwenden. Da die meisten Professoren Komponisten sind, so suchen sie ihren Schülern die eigenen Compositionen als Ideale hinzustellen, und so kömmt es denn, daß das Konservatorium seit Jahrzehnten noch keinen bedeutenden Komponisten herangebildet hat. Dieselben Uebelstände lassen sich bei dem Gesangswesen bemerken. Die jungen Herren verderben sich ihre Stimmen durch frühzeitige Anschweifungen, die jungen Damen finden beim Lernen zu viel Galanterie, als daß sie anständige Sitten machen sollten. Vorzüglich ist das Konservatorium jedoch für Instrumental-Cöurse und für die Declamation, aber was nützt jene jährlich anwachsende Phalanx von Virtuosen, wenn sie von ihrem Talente einen schlechten Gebrauch und die frivole Musik nur noch populärer macht! In den vier Opernhäusern, die Paris besitzt, haben wir während des letzten Winters auch nicht ein nur der Erwähnung werthes Stück gehört. Die große Oper erhält sich durch Meyerbeer's und Halevy's Hunderte von Malen bereits aufgeführte Stücke und durch ein paar triviale Ballets. Die italiänische Oper giebt Donizetti und Verdi, und das sonst interessantere komische Opernhaus hat sein altes Repertorium in jüngster Zeit etwas vernachlässigt, ohne durch neuere Stücke Entschädigung zu bieten. Noch vor wenigen Jahren hat sich die musikalische Jugend Frankreichs sehr darüber beschwert, daß ihrer Thätigkeit die nöthige Aufmunterung fehle, und daß bei drei bestehenden Opernhäuser nur Werke von bekannten Komponisten aufführen. Das neue, sogenannte lyrische Opernhaus ist daher vorzugsweise für die französische Jugend gestiftet worden; aber ich habe aus ihren Hallen bisher noch kein einziges, wahrhaft bemerkenswerthes Talent hervorgehen sehen.

Die sogenannten Konservatoriums-Konzerte oder, richtiger, die Konzerte der großen Konzert-Gesellschaft sind auch dieses Jahr wieder mit ungeheurem Erfolge vorübergegangen. Was wäre aber auch die Pariser Saison ohne sie! Was die Kunst Großes und Erhabenes geschaffen hat, wird hier aufgeführt: Beethoven, Haydn, Mozart, Gluck, Händel, Cherubini, die alten Franzosen und Italiäner gehen in den zehn Konzerten wie Riesen an uns vorüber, und man hat Mühe, zu begreifen, wie eine Nation, die solche Meister versteht und verehrt, auch an den Compositionen eines Verdi oder noch saderer Klavier- und Romanzen-Komponisten Geschmack finden kann. In den Konservatoriums-Konzerten ist sowohl das Orchester, wie das Publikum außerordentlich streng; selbst ältere, unbekannte Werke brechen sich schwer Bahn, und von neueren Komponisten ist Felix Mendelssohn der einzige, der hier Anerkennung gefunden hat. Diese Anerkennung ist ein neuer Triumph unseres musikalischen Genies; denn ich habe in den zwölf Jahren, während deren ich regelmäßig die Konservatoriums-Konzerte besuche, nicht einen modernen französischen Komponisten günstig in diesen Räumen aufnehmen sehen. Die herrliche A-moll-Symphonie, die Musik zum „Sommernachtstraum“, die „Walpurgis-Nacht“ und andere kleinere Stücke sind hier mit Enthusiasmus aufgenommen worden.

Vor einigen Jahren gab es in Paris noch mehrere große Konzert-Gesellschaften, von denen aber die letzte, die „Société Sainte Cécile“, im vorigen Jahre ebenfalls eingegangen ist. Eine eigentliche Konkurrenz mit der großen Konzert-Gesellschaft ist allerdings gar nicht denkbar; aber sie ist auch durchaus nicht nothwendig. Während man in dem Saale des Konservatoriums faßt nur anerkannte Stücke zur Aufführung bringt, sollten die anderen Gesellschaften eben zum Zwecke haben, auch dem Besseren von den neueren Compositionen Geltung zu verschaffen. Dennoch hat sich bisher keine Gesellschaft neben der großen halten können. Das Aufhören des Cäcilien-Vereins ist ein wahrer Verlust, denn seine Konzerte waren nach denen des Konservatoriums unbedingt die besten. Sein Gründer, der anzgezeichnete Kenner und Kapellmeister Seghers, hatte sich übrigens vor zwei Jahren schon zurückgezogen.

Ich habe soeben der Verehrung erwähnt, welche die Franzosen für Mendelssohn haben. Diese beschränkt sich nicht auf die größeren Instrumental-Werke des Meisters, sondern sie umfaßt seit einiger Zeit auch seine Kammer-Musik. Während des letzten Winters hat sich hier sogar eine besondere Quartett-Gesellschaft gebildet, die ausschließlich den Vortrag Mendelssohn'scher Quartette zum Zwecke hat. Die vier Künstler, welche diese Gesellschaft stifteten, sind: Armingaud, Léon Jacquard, Eduard Lalo und E. Lapert, in Paris sämmtlich als Virtuosen bekannt. Das Haus Erard hatte sein elegantes Konzert-Lokal für diese Soireen hergegeben, und der Erfolg, den sie hatten, war vollkommen dem gleich, dessen Mendelssohn's Werke sich im Konservatorium erfreuen. Das zweite Trio und das D-dur-Quartett, die gleich in der ersten Sitzung aufgeführt wurden, erregten bei dem meisterhaften Spiele der vier genannten Künstler wahrhaften Enthusiasmus und ebenso das Duo zwischen Klavier und Violoncell (Op. 58) und das vierte Quartett. Nach diesem Erfolge ist nicht daran zu zweifeln, daß die Gesellschaft auch im nächsten Jahre fortbestehen wird.

Der vortreffliche Violoncellist Lebouc und der Sänger Poulin haben eine Reihe klassischer und lyrischer Konzerte gegeben, die sich großer Gunst erfreuten. Lebouc wirkte in dem instrumentalen Theile

dieser Konzerte selbst mit und bewährte sich aufs neue als ausgezeichneter Virtuos. Auch er konnte der Versuchung nicht widerstehen, Bruchstücke aus Mendelssohn'scher Kammer-Musik anzuführen. Madame Viardot war für die Gesangs-Partieen dieser Konzerte gewonnen worden und entwickelte den ganzen Schatz ihres tiefen Verständnisses der alten klassischen Musik. Sie war bewundernswerth, sowohl bei dem Vortrage pathetischer Stücke, der „Lucifer-Arie" von Händel und des „Erasmus" der Iphigenia von Gluck, als auch bei dem der reizenden altfranzösischen Tanzlieder. Frankreich hat einen wahren Schatz von älteren, in Deutschland meist unbekannten kleineren Compositionen, Gesänge, die an Gemüthlichkeit und Frische unseren alten deutschen Liedern nicht nachstehen.

Man sieht, daß in dem musikalischen Babel von Paris, von welchem ich oben sprach, sich eine Gesellschaft von Kennern und Liebhabern absondert, die, wenn sie die musikalischen Institutionen Frankreichs in die Gewalt bekäme, dem Geschmacke gar bald eine andere, bessere Richtung geben würde. Die Haupt-Figur aus diesem Puritaner-Bataillone verdient dem deutschen Publikum etwas näher beschrieben zu werden. Franz del Sarte oder, wie sein Name gewöhnlich geschrieben wird, Delsarte ist eine durch und durch originelle, wahrhaft poetische Erscheinung. Der Mann ist Gesang- und Declamations-Lehrer und unterrichtet in beiden Zweigen nach einer selbstgeschaffenen, eigenthümlichen und in mancher Beziehung sehr praktischen Methode. Seine Stimme ist unbedeutend, aber man hört ihn deshalb doch lieber singen, als eine Sängerin mit dem prachtvollsten Sopran. Ich habe noch nie bei einem Künstler ein so tiefes Verständniß klassischer Musik, mit einer so wahrhaft sympathetischen Empfänglichkeit verbunden, gefunden. Er tömmt mir vor, wie ein Saiten-Instrument, das durch die bloße Berührung mit der Musik, die es ausführen soll, gestimmt wird. Del Sarte ist von großer, kräftiger Gestalt. Er zieht, wenn er vor dem Publikum singt, weder Glanz-Stiefel, noch weiße Handschuhe an. Sein bloßes Erscheinen fesselt den Hörer. Was er nun aber auch singen mag, er ist immer die Person, die der Künstler darstellen wollte. Wenn er Gluck, seinen Liebling, vorträgt, so giebt er uns halb Gesang, halb Declamation; aber Mienenspiel, Gesten und Vortrag sind ein so natürliches, harmonisches Ganzes, daß sie zur Begeisterung hinreißen. Del Sarte ist dabei ein unermüdlicher Forscher. Er hat namentlich von alter französischer Musik halb Vergessenes oder ganz Unbekanntes wieder ans Tageslicht gezogen, und in seinen „Archives du Chant" giebt er eine fortlaufende Reihe solcher Alterthümer heraus. In einem seiner letzten historischen Konzerte hörte man unter anderen die Hymne des heiligen Ambrosius („Creator alme") und dem vierten Jahrhundert und eine andere aus dem sechsten Jahrhundert von Gregor dem Großen. Seit einigen Jahren hat er sich fast in Lulli vertieft, den er jetzt so hoch stellt wie Gluck. Die Stücke, die er von diesem Altmeister der französischen Oper vortrug, waren wirklich überraschend schön, ebenso die Reihe altfranzösischer Lieder, bei deren Ausführung Madame Viardot wieder mitwirkte.

Von den englischen Virtuosen, den Gebrüdern Binsield, ist bereits vor mehreren Jahren in deutschen Zeitungen die Rede gewesen. Damals gehörte auch Miß Binsield mit zu dieser höchst interessanten Konzert-Gesellschaft, die das französische Publikum durch die hier wenig oder gar nicht in England in Anwendung gebrachten Instrumente, Harfe und Concertina, entzückte. Miß Binsield ist jetzt wieder in England, aber die zurückgebliebenen drei Brüder bilden noch ein reizendes Ensemble und haben diesen Winter hier einen neuen, außerordentlichen Erfolg gehabt. Der älteste Bruder, William, ein tüchtiger Klavierspieler und talentvoller Komponist, ist gleichsam der Kapellmeister der Familie, wenigstens auf dem Kontinente, während, wie ich höre, in England der musikalisch tief gebildete Vater diese Rolle übernommen hat. Der zweite Bruder, Henry, ist anstreitig einer der besten jetzt lebenden Harfenspieler, und der funfzehnjährige Angust spielt Orgel und Concertina wie ein kleiner Meister. Eine Harfen-Etude von Leon Gatayes, die als Spezial-Composition eine kleine Perle ist, erregte hier besonderes Aufsehen und ebenso das Ensemble-Stück nach französischen und englischen National-Melodieen, das von dem älteren Binsield für Harfe, Concertina, Klavier und Orgel komponirt wurde.

Der Kapellmeister der italiänischen Oper, Bottesini, ist dieses Jahr als Contre-Baßist aufgetreten und hat hier ein Aufsehen erregt, wie vor ihm noch kein Virtuose auf diesem für Soli so selten verwendeten Instrumente. Dieser Künstler tritt vollständig aus der Reihe der gewöhnlichen Virtuosen und kann nur mit Paganini und Servais verglichen werden.

Ich glaube hiermit den geehrten Lesern des „Magazin" das Bemerkenswertheste aus unserer musikalischen Saison angeführt zu haben. Sie schloß leider mit einem herben Verluste für die moderne Musik, mit dem Tode von Adolph Adam, der in der vergangenen Woche vom Schlage gerührt wurde. Er hatte den Abend noch mit Freunden zugebracht, sich in der Nacht mit laufenden Arbeiten beschäftigt, und Niemand hatte auch nur eine Ahnung von seinem bevorstehenden Ende. Man fand ihn des Morgens todt in seinem Bett, und die Aerzte erklärten, daß der Schlag ein so plötzlicher gewesen sei, daß er ihn verhindert habe, auch nur einen Schrei auszustoßen.

Adolph Adam war im Jahre 1803 in Paris geboren, wo sein Vater, Louis, als Professor der Musik lebte. Nachdem er die Anfangsgründe der Kunst im älterlichen Hause gelernt, trat er frühzeitig in das Konservatorium und wurde dort Boieldieu's Schüler. Zu einundzwanzig Jahren erhielt er den zweiten akademischen Preis, und von diesem Augenblicke an arbeitete er für Konzerte und Theater. Im Jahre 1844 wurde er an Berton's Stelle Mitglied der Akademie der Künste und 1849 Professor der Composition am Konservatorium. Adam war jedenfalls einer der talentvollsten und fruchtbarsten Komponisten der neuesten Zeit. Es fehlt seinen Werken klassische Strenge und oft auch Geschmack, aber seine Compositionen sind oft geistreich, seine Melodieen, wenn auch nicht immer frei von Trivialität, haben ein gewisses populäres Element, und die außerordentliche Bühnen-Gewandtheit, die er sich angeeignet hatte, verschaffte ihm bis an sein Lebensende theatralische Erfolge. Er hat im Ganzen nicht weniger als funfzig Opern und Ballette komponirt, außerdem noch neue (geschmacklose) Instrumentationen zu allen Opern von Gretry, Monsigny u. s. w. geliefert und ferner eine große Menge von Klavier- und Gesangsstücken aller Art zu Tage gefördert. Man hat von ihm unter anderen auch eine der heiligen Cäcilie gewidmete Messe. Adam's Leichengängnß zeugte von seiner außerordentlichen Popularität. Mehr als die Hälfte der Auwesenden mußte außerhalb der Kirche Notre Dame de Lorette bleiben, in welcher das Seelen-Amt abgehalten wurde. Carafa, Ambroise Thomas, Saint George und Baron Taylor hielten die Zipfel des Leichentuches. An seinem Grabe wurden von Halevy, August Maquet, Saint George, Taylor, Battaille, Sauvage und Desaporte Reden gehalten. Halevy hob unter Anderem hervor, daß Adam sein Vermögen für ein artistisches Unternehmen (das Théâtre lyrique) geopfert habe, und daß dieser Umstand vielleicht schuld an der fieberhaften Thätigkeit gewesen sei, die man in letzter Zeit an ihm bemerkt und die sein Lebensende beschleunigt hat. Er war bekanntlich auch Schriftsteller und schrieb seit Jahren das musikalische Feuilleton des Journals Assemblée nationale. In einem seiner letzten Feuilletons sagte er unter Anderem naiverweise Folgendes: „Denjenigen, welche die Partituren von: „Wenn ich König wäre" und dem „Taubenschuß" unter meine guten Arbeiten rechnen, muß ich antworten, daß sie übel berathen sind, denn diese beiden Werke sind zu einer Zeit geschrieben worden, wo der Autor einen Anfall von Fruchtbarkeit hatte, der ihm so leicht nicht wieder kommen wird. „Wenn ich König wäre" ist im Monat September, „Orsa" im Januar, „der Taube" im Februar und „Der König der Hallen" im April gegeben worden." In einem Briefe an den „Figaro" sagte er, er sei von einer musikalischen Hysterie befallen, die ihn zwänge, fortwährend zu komponiren.

Von der neuesten dramatischen Literatur Frankreichs hoffe ich, Ihnen in meinem nächsten Berichte einen Abriß geben zu können.

England.

Zur Kriegs-Literatur.

1. Oliphant's „Feldzug in Transkaukasien".

Der unermüdliche Reisende Lawrence Oliphant, der als Berichterstatter der Times den letzten asiatischen Feldzug im Lager Omer-Pascha's mitgemacht, ist bereits mit einem ausführlichen Werk über denselben hervorgetreten.*) Wie die früheren Arbeiten des Verfassers über Rußland, Amerika, Ostindien, ist auch sein neuestes Buch nur leichte Waare, dabei aber in einem recht lesbaren, lebhaften Styl geschrieben, und wenn man über die bereisten Gegenden auch nicht viel Genaues und Zuverlässiges erfährt, so folgt man doch dem munteren und redseligen Touristen recht gern auf seinen Kreuz- und Querzügen, die durch ihre Verbindung mit den kriegerischen Ereignissen des Tages ein besonderes Interesse erhalten. So giebt er und einige anziehende Details über das erfolgreiche Treffen am Ingur zum Besten, dessen Hauptverdienst er dem englischen Obersten Ballard zuschreibt, der ein türkisches Schützen-Corps kommandirte, welches er trefflich zu behandeln verstand. Wann seine Leute nicht vorgehen wollten, so trieb er sie, nicht mit dem Degen, sondern mit ironischen Anreden vorwärts, die eine viel stärkere Wirkung hervorbrachten. „Ich will Dir als Schanzkorb dienen", rief er Einem zu; „stelle Dich hinter mich, lege Deine Flinte auf meine Schulter, und dann wirst Du sicherlich nicht zu Schaden kommen." So angestachelt, stürmten die Schützen energisch auf den Feind los und erzwangen glücklich den Uebergang. Desto schlechter benahmen sich die abhasischen Hülfstruppen, die nichts An-

*) The Transcaucasian Campaign of the Turkish Army under Omar Pasha; a Personal Narrative, by Lawrence Oliphant. Edinburgh: Blackwood.

deres thaten, als Knaben und Mädchen stehlen, und denen Omer-Pascha daher die Bastonade geben und sie nach ihrem eigenen Lande zurückschicken ließ.

Eine andere merkwürdige Episode aus demselben Gefecht wird von Herrn Oliphant folgendermaßen erzählt: „Omer-Pascha hatte von einer Hütte im Walde Besitz genommen und war damit beschäftigt, seine Depeschen zu schreiben. Um vier Uhr Nachmittags machte Oberst Simmons den Vorschlag, den Fluß höher hinauf zu durchwaten und so die russische Batterie im Rücken zu fassen. Omer-Pascha billigte diesen Plan, und von Capitain Dymock und seinem Dolmetscher Hydaiot (!) begleitet, gelangte Simmons mit zwei Bataillonen Infanterie und drei Schützen-Compagnieen glücklich auf das entgegengesetzte Ufer; doch war der Strom so stark, daß während dieser Operation ein halbes Dutzend Leute von den Wellen fortgerissen wurden und ertranken. In den Wald tretend, fand das kleine Detachement eine Wagenspur, die zu einem Graben führte, jenseits dessen man einen Verhau von Strauchwerk errichtet hatte, der jedoch nicht besetzt war, da kein Angriff von dieser Seite erwartet wurde. Eine Reserve darin zurücklassend, eilte Simmons daher weiter, ohne daß der Feind seine Annäherung ahnte. Als er jedoch bis etwa sechshundert Schritt von der Batterie gekommen war, wurde er von einer russischen Kolonne bemerkt, die sich ihm entgegenwarf, aber von einem heftigen Feuer empfangen wurde. In demselben Augenblick griff ihn eine zweite Kolonne in der Flanke an. Der Oberst sammelte einige Leute, um sie zurückzudrängen, während Dymock und Hydaiot über die erste Kolonne hinweg in die Batterie dringen sollten. In den kurzen, aber heißen Kampfe, der sich jetzt entspann und in dem die Türken über funfzig Mann an Todten und Blessirten verloren, wurde das Pferd des tapferen Capitains Dymock unter ihm erschossen, und sast im nämlichen Moment traf ihn eine Kugel in die Brust und verwundete ihn tödtlich. Hydaiot nahm rasch seine Stelle ein; in seiner rothen, mit Pelz verbrämten Mütze und seinem polnischen Militairmantel konnte er kaum von einem russischen Offizier unterschieden werden. Ein geborener Pole, hatte er viele Jahre in der Armee des Zaren gedient, und seine Kenntniß der russischen Sprache kam ihm hier trefflich zu statten. „Meine Kinder!" rief er, seine Stimme aber das Getümmel der Schlacht erhebend, den russischen Soldaten zu, welche von allen Seiten auf die kleine Schaar eindrangen, „fliehet, meine Kinder! Ihr seid umringt; ganze Regimenter dieser Unglaubigen kommen durch den Wald." Im nächsten Augenblick war die Batterie verlassen, und die Kanonen mit seinem Degen berührend, zum Zeichen, daß er sie genommen habe, kehrte der brave Kerl zum armen Dymock zurück, der den letzten Seufzer in seinen Armen anshauchte. Für sein tapferes Benehmen bei dieser Gelegenheit wurde Hydaiot zum Major in der Armee befördert und erhielt den Medschidie-Orden."

Auf dem Rückzuge von Kutais schloß sich Oliphant der türkischen Arrière-Garde an und war bei den meisten der Scharmützel gegenwärtig, die zwischen diesem Truppentheil und den russischen Milizen vorfielen. Das schlechte Wetter, die Strapazen und Entbehrungen aller Art, die Zeitvelligkeit der Einwohner und der Verdruß über das Mißlingen des Feldzuges scheinen endlich den leichten Muth unseres Verfassers einigermaßen gebrochen zu haben, und als er sich in Redoutkalé einschifft, ist er offenbar, trotz seiner Lust an Abenteuern, herzlich froh, aus diesen unwirthbaren Regionen zu entkommen und noch civilisirteren Gegenden zurückzukehren.

Mannigfaltiges.

— Die *Rivista Veneta* und Shakespeare's „Othello". Seit dem 20. April d. J. erscheint in Venedig, unter dem Titel Rivista Veneta, eine Zeitschrift in Wochenlieferungen, die eine ernste Unterhaltung mit leichter Belehrung verbinden will. Die uns vorliegenden drei ersten Nummern enthalten mancherlei Gutes, doch läßt sich danach ein Urtheil über den Charakter der Zeitschrift noch nicht abgeben. Im Ganzen sind die literar-historischen Artikel, die Bücher-Anzeigen, sowie Abhandlungen über das Theater, vorherrschend, doch findet sich (Nr. 2) auch eine Abhandlung über die Kunst der Glasfabrication im Mittelalter — eine Kunst, die bekanntlich in Venedig, wo man sie zum Theil als ein Geheimniß betrieb, ihren Hauptsitz hatte. Auch Korrespondenzen, namentlich aus Turin und aus Paris, sind aufgenommen. Die Pariser Korrespondenz beklagt sich über die Mißachtung, mit welcher jetzt italiänische Kunst und Literatur von den Franzosen behandelt werden, während der Turiner Brief weniger mit Anerkennung, als mit Ironie von dem constitutionellen Leben des Königreichs Sardinien spricht. Aus diesem Briefe ersehen wir unter Anderem, daß auf einem Turiner Theater ein Lustspiel unter dem Titel „La Ristori da Parigi a Berlino" (Die Ristori von Paris nach Berlin) gegeben wird. Ein Artikel über Shakespeare's „Othello", der vor einigen Wochen zum ersten Male in Venedig, in einer neuen italiänischen Uebersetzung, aufgeführt wurde, giebt eben seinen sonderlichen Begriff von der weltliterarischen Bildung des Rezensenten, der Shakespeare's Drama unter Anderem als ein Produkt der romantischen Schule bezeichnet, welchem er Voltaire's „Jaire" bei weitem vorzieht, wie des Publikums, vor dem hier der echte „Othello" zum ersten Male aufgeführt wurde. Die Kritik beginnt mit folgenden Worten: „Wer ist Othello? Nach der Novelle von Giraldi könnte man das ignoriren. Ebenso brauchte man das nicht zu wissen nach der Tragödie von Shakespeare, wenn diese überhaupt jemals in Italien gegeben wurde. Aber nach der Oper Rossini's, nach dem Furore der Malibran darf man nicht mehr so fragen, und würde es auch sehr überflüssig sein, wenn wir hier erzählen wollten, was in dem Stücke eigentlich vorkömmt." — Ein ähnliches Armuthszeugniß, wie mit diesen Worten sich selbst, stellt der Rezensent auch dem venezianischen Publikum aus, indem er von ihm berichtet: „Nachdem man an den Ecken mit riesengrossen Buchstaben die Ankündigung einer „nuovissima tragedia intitolata Otello" gelesen, waren alle Plätze des Hauses, die zur vierten Galerie hinauf, besetzt, ... aber die nuovissima tragedia fand weit mehr Gegner, als Bewunderer. Mannigfaltig waren im Publikum die Urtheile über das neue Stück: Ein „Pharisäer" erklärte darin viele skandalöse Dinge; ein „Judas" schwor, die Menschheit werde darin verleumdet, indem ein solcher Zage etwas Unmögliches sei; ein „Ceribo" behauptete, das Ganze sei ein Plagiat nach dem Texte der Rossini'schen Oper; ein „Pubblicano" hielt das Stück für viel zu lang; ein „Adultero" fand, daß Othello ein wildes Thier sei, und endlich ein „Doktor", ein sanftmüthiger Mann, meinte, man müsse die Schauspieler und den Dichter anfmuntern, um so mehr, als der Letztere ein sehr fruchtbarer Autor sein solle und man nächstens abermals ein neues Stück von ihm zu erwarten habe, welches den Titel „Macbeth" führe."

— Zur magyarischen Philologie. Von der Zeitschrift Magyar Nyelvészet sind und heft 5—6 zugekommen. Sie beginnen mit einem zweiten Artikel Herrn Hunfalvy's über die Rechtschreibung, in welchem die Betonung der Wörter und ihr Verhältniß zur Quantität wichtige und sehr belehrende Erörterungen veranlassen. Der Verfasser beweist, daß seine Mutterſprache, obgleich in eminentem Grade quantitirend, doch keineswegs, wie etwa ein Glockengeläute, ohne organische Unterordnung ist, daß eben der Wortton diese organische Unterordnung bedingt. Das Gesammt-Ergebniß seiner Untersuchung lautet dahin: „Wo es geschehen kann, da stärkt der magyarische Wortton den Stamm des Wortes und schwächt die Anbildungen: die Stärkung macht die Vokale schwerer oder dehnt sie und verdoppelt die Konsonanten; durch die Schwächung werden Vokale leichter (u und o, ü und ö, i und é) und verkürzen sich, wenn sie lang waren." Eine Zugabe handelt vom Wohllaut, für welchen das Volk, in Ungarn wie anderwärts, oft lebendigeren Sinn bekundet, als der strenge Grammatiker. Wie aber der Ton nicht überall zu leisten im Stande ist, was er leisten sollte, da die Quantität mitunter erfolgreich widerstrebt, so vermag auch der Wohllaut nicht jede Unebenheit abzuschleifen, da er oft mit der Abstammung des Wortes rinsgen muß. — Ein Aufsatz des Herrn Alexander Torkos bespricht die Eigenthümlichkeiten eines Dialektes, der hauptsächlich im Bezirke Göcsej (Gespannschaft Zala) gesprochen wird. Dieser Dialekt zeichnet sich aus durch seinen Reichthum an Doppellauten (Diphthongen), seine häufigen Verstöße gegen den Einklang der Vokale, durch Halt-losigkeit gewisser Konsonanten u.s.w. Eine erste Zugabe (vom Herausgeber) widerlegt gewisse Folgerungen des Verfassers, und eine zweite (von demselben) macht auf die Nothwendigkeit gründlicher Erforschung magyarischer Dialekte und Provinzialismen aufmerksam. „Wie der Biograph nicht fähig ist, den Charakter eines Menschen zu erfassen und ihn naturgetreu zu schildern, wenn er die Verhältnisse seiner Kindheit und Jugend nicht kennt: so muß auch der Sprachforscher um möglichste Kenntniß der Dialekte sich bemühen, wenn er nicht aus dem heutigen Zustand einer Sprache falsche Folgerungen ziehen will." — Der letzte selbständige Artikel (von Florian Mátyás) ist einer Vergleichung arischer (indogermanischer) und magyarischer Wörter gewidmet. Da der Verfasser einestheils nicht immer unterscheidet, ob irgend ein im Magyarischen anwesendes Wort dieser Sprache ursprünglich angehört oder erst von außen hineingekommen ist, da er öfter die nothwendige Begränzung der Wurzel unbeachtet läßt und von dem altaiischen Sprachgebiete offenbar wenig Kenntniß besitzt: so hat dieser Versuch nur unvollkommen ausfallen können. Der Herausgeber begleitet die Vergleichungen mit manchen berichtigenden Anmerkung; besonders trefflich ist, was er dem Verfasser hinsichtlich der Zahlwörter entgegenhält.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern, Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedition Hermann, Niederwallstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 67. Berlin, Dienstag den 3. Juni 1856.

Spanien.

Ein neuer spanischer Romancero.*)

Terr' im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland!

Das „schöne Spanien" ist uns in den letzten Jahrzehnten wieder näher gerückt, als vielleicht seit so vielen Jahrhunderten. Eine Reihe trefflicher, nach verschiedener Richtung interessanter Reisebeschreibungen hat uns mit dem alten Lande der Ritterlichkeit und Poesie vertrauter gemacht, Touristen haben durch Briefe und mündliche Ueberlieferungen, Künstler durch Bauwerke, durch Bilder und Photographieen die Sehnsucht nach jenen Gegenden wach gerufen, welche neben hohen Genüssen der Natur und Kunst uns auch noch ursprüngliche Trachten, Sitten und Charaktere vorführen.

Eine wesentliche Seite dieses ursprünglichen Treibens ist die Lust und Liebe an Gesang und Tanzmusik. Zwar täuscht man sich etwas, wenn man sich jeden Spanier mit der Guitarre im Arm denkt, wie er auf den Bähnen, in Novellen und auf Albumbildern figurirt; in einem großen Theile Spaniens, vor Allem im civilisirten Madrid, beschäftigt sich das eigentliche Volk wenig mit Musik, aber im Süden, auf dem Schauplatze der romantischen Thaten und Sagen, haben auch Gesang und Saitenspiel ihr ganzes Recht behauptet.

Dort singt der Maultiertreiber seine Liebes- und Schelmenlieder noch mit dem gleichen Accente wie vor Jahrhunderten, in jener schleppenden, einförmigen, maurischen Singweise, wie noch heute der Beduine auf den Bergen des Atlas; der Barbier, der nach Kunden schaut, der Krämer hinter seinem Ladentisch, legt noch immer den Arm zärtlich um seine Mandoline; der Tourist stößt bald auf Gruppen singender, spielender, tanzender Mädchen und Burschen, draußen unter dem Schatten einer Ulme, am Ufer eines Baches, oder er wird auf Märkten von den Reihen von Romanzen frappirt, die in irgend einem Winkel, an Schnüren aufgezogen, die Mauern schmücken, oder auch er entdeckt in den Spelunken, sogenannten Buchläden, eines jener schmalen, vergilbten Liederbüchlein mit abscheulichen Holzschnitten, welche das Entzücken der Antiquare bilden.

Aber auch heute noch sammelt sich manch sinniges Jungferchen aus dem Volke hübsche alte und neue Lieder, Romanzen und Seguidillen, und vergnügt sich Abends mit den Freundinnen vor dem Hause in eifriger Lektüre. Ein solches liederfreundliches Mädchen fanden wir in der Nähe des Pförtners oben auf der Alhambra; sie hatte einen ganzen Schatz von Romanzen und Lektüren gesammelt, die sich meist auf die schöne, alte Maurenzeit bezogen, und den sie uns in goldenen Abendstunden draußen auf den Bänken vor der Alhambra-Kirche und im Angesichte des alten Maurenschlosses preisgab. Ein paar davon hatten wir abgeschrieben, wohl verwahrt und — wieder vergessen!

Diese und so manche andere süße Erinnerung aus dem schönen Lande ward wieder wach, als uns neulich der holde Lieder-Frühling in die Hände fiel, den zwei als tüchtige Spanier wohl bekannte deutsche Philologen herausgegeben haben; und obwohl wir nur Dilettanten in hispanicis sind, drängt es uns doch, ein paar Worte über dieses erfreuliche Unternehmen zu sagen, das ja nicht nur den Gelehrten, sondern Allen geweiht ist, welche sich gern an den stolzen Klängen der Sprache Calderon's ergötzen. Je mehr Beziehungen zwischen den beiden stammverwandten Völkern sich zu im raschen Lauf der Alles verbindenden Neuzeit ergeben, für desto größere Kreise muß es auch süße Angewendete werden, die romantischen Blätter aus Spaniens Vergangenheit in den Urformen wieder aufsuchen zu sehen.

Der fragliche Romanzen-Cyklus ist von Herrn J. Grimm, als dem ersten Deutschen, der uns — in seiner „Silva de romances viejos" — die alten Romanzen der Spanier in einer schönen Auswahl wiedergegeben hat, und Herrn E. Geibel, welcher eine große Anzahl derselben in würdiger Umbildung weiteren Kreisen zugänglich macht, gewidmet.

In der Vorrede wird die Rechtfertigung des Daseins dieses neuen Romancero darin gegeben, daß derselbe zum Unterschiede von den vielen anderen nur die ältesten, einfachsten Blüthen dieser Poesie-Gattung, und zwar zum ersten Mal in den authentischen Texten nebst allen bedeutenderen Varianten, enthält, was den Herausgeben dadurch möglich geworden, daß sie zuerst die reinsten Quellen: die zwei ältesten, in den Bibliotheken von München und Wolfenbüttel vorhandenen Original-Exemplare von spanischen Romanzen-Sammlungen, nebst dem reichen Schatze der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, benutzen konnten.

Die Romanzen selbst wurden getreu wiedergedruckt, ohne hinkende Verse zu berichtigen, Lücken zu füllen oder Reimfehler zu verbessern, um so die ganze Charakterlosigkeit des alten Verses zu belassen. Sie wurden nicht in chronologischer Folge an einander gereiht, schon deshalb, weil diese nicht genau zu bestimmen war und sämmtliche Romanzen ja aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert stammen, sondern nach ihren Stoffen geordnet, so zwar, daß in dem ersten Theile mit den historischen begonnen wurde. Diese theilen sich wieder in die Romanzen, welche sich auf die Geschichte und die Traditionen der Spanier überhaupt beziehen, in die, welche die Maurenkämpfe behandeln, sowie in die der einzelnen Reiche Navarra, Aragon und Neapel, denen noch einige aus der portugiesischen Geschichte angefügt sind. Der zweite Theil enthält die eigentlich lyrischen, novellistischen und ritterlichen Stoffe und schließt mit den hispanisirten Romanzen aus der Zeit Karl's des Großen — eine Art der Eintheilung, die in der Einleitung näher begründet wird.

Den Romanzen geht nämlich eine solche von ziemlich bedeutendem Umfange und noch bedeutenderem Inhalte voran, welche sich über den Ursprung, die Form und den allgemeinen wie speziellen Charakter der Romanzen und deren Eintheilung verbreitet, dann die verschiedenen Gattungen, je nach dem Stoffe, den sie behandeln, bespricht und endlich eine Uebersicht über die verschiedenen, vorhandenen, alten Romanzen-Sammlungen, insbesondere über diejenigen giebt, denen die Romanzen des vorliegenden Cyklus entnommen sind.

Was den Ursprung betrifft, so hören wir, daß die Romanzen ohne Zweifel als die Erstlings-Versuche der spanischen Volkspoesie anzusehen sind, wie wir in der Poesie überhaupt und der lyrisch-epischen insbesondere die Grundzüge jeder National-Literatur zu suchen haben.

Diese Versuche der Darstellung gewaltigen National-Gefühls im Liede fanden zu einer Zeit statt, da dieses Gefühl den Höhepunkt seiner Energie erreicht hatte und zugleich die Ausbildung der Sprache und der Sitten zu einer derartigen Aeußerung drängte, also zwischen dem zehnten und zwölften Jahrhundert. Proben aus jener Zeit sind freilich nicht mehr vorhanden, denn die damals gedichteten Romanzen sind durch den späteren Geschmack nach und nach gänzlich umgewandelt worden. Die frühesten Romanze, welche man kennt und die gleichwohl dieses Schicksal theilte, trägt die Jahreszahl 1448. Erst die Entdeckung der Neuen Welt und der mächtige Schwung, den dieses Ereigniß dem Geiste des ganzen spanischen Volkes mittheilte, erweckte auch die Erinnerung an die ruhmvollen Tage der Vergangenheit aufs neue, und so wurden die alten Romanzen von den Kunstpoeten des funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts wieder hervorgesucht und nach den neuen Anschauungen umgewandelt.

Der Mangel an Originalien aus der ersten Zeit der Romanze hat mancherlei gelehrte Vermuthungen über ihre ursprüngliche Form hervorgerufen. Einige Kritiker waren der Ansicht, daß der Vers der ersten Romanzen sechzehn Sylben gehabt habe, was Andere für ein arabisches Erbtheil ansehen, während wieder Andere die achtsilbige Romanze als die ursprüngliche, weil einfachste und natürlichste, betrachteten, eine Ansicht, die allerdings durch das Beispiel in anderen Volkspoesieen, den Geist der spanischen Sprache überhaupt und das lyrische Element in der Romanze verstärkt wird. — Die Anomalie der wechselnden Assonanz und der nicht assonirenden Zwischenverse (blancos) wird aus dem in jener späteren Zeit bedeutenden Einflusse

*) Primavera y Flor de Romances, ó Coleccion de los mas viejos y mas populares Romances Castellanos, publicada con una introduccion y notas por D. Fernando José Wolf y D. Conrado Hofman. 2 Tom. Berlin, en casa de A. Asher y Comp. 1856.

Digitized by Google

französischer Kunstdichter erklärt, welche die Romanze dadurch mit dem Alexandriner in Einklang brachten, während die ältesten bekannten Romanzen diese Anomalie nicht zeigen, sondern in Cuartetos oder gekuppelte vierfüßige Verse mit je einem Reime abgetheilt sind.

Auf diese und andere Eigenthümlichkeiten der Form, sowie auf den Geist des Inhalts, wurde nun die formelle Eintheilung der Romanzen von Huber in drei und von Duran in acht Klassen gegründet, welche letztere einer ausführlichen Auseinandersetzung gewürdigt, aber auch mit Recht als eine zu künstliche und manchmal ungenaue bezeichnet wird, während die erstere, welche alle Volks-Romanzen, Romanzen der Chronikenschreiber oder Gelehrten und solche der Hofpoeten unterscheidet, einfacher und naturgemäßer erscheint.

Da die Herausgeber noch die von Possenspielern (juglares) gedichteten und die sogenannten vulgären Romanzen nicht übergehen zu dürfen glaubten, so gaben sie dieser Eintheilung die Modification, daß sie unter die Romanzen erster Klasse die ursprünglichen und traditionellen, unter die der zweiten die von Gelehrten oder Kunstposten umgebildeten und unter die der dritten die der Possenspieler ꝛc. reihten. Eine Uebersicht giebt die jeder einzelnen Klasse angehörigen nach ihren Nummern, und zwar finden wir hundertdreißig der ersten, sechsundsechzig der zweiten und dreißig Romanzen der dritten Klasse in der fraglichen Sammlung.

Neben dieser formellen steht die materielle Eintheilung der Romanze. Obwohl aber zwischen der Form und dem Stoffe, den jene behandeln, eine innige Verbindung besteht, so ist die stoffliche Eintheilung wegen der großen Mannigfaltigkeit der Stoffe doch sehr schwierig, und man hat sich stets genöthigt gesehen, eine Rubrik Varios anzuwenden, unter welche alle diejenigen gebracht wurden, die man bei den anderen Kategorieen nicht unterzubringen wußte. Duran hat in dieser Beziehung eine Eintheilung in drei Gattungen beliebt, in fabelhafte oder novellistische, in historische und in solche verschiedenen Inhalts. Diese Eintheilung ist als zu allgemein in vorliegender Sammlung verlassen und dafür eine andere gewählt worden, welche die Varios auf den möglichst kleinen Raum zurückführt und die zugleich logisch begründeter erscheint, nämlich eine Eintheilung in objektive und in subjektive oder lyrische Romanzen. Unter die ersteren wurden die historischen und überlieferten, die novellistischen und fabelhaften, die Ritter-Romanzen, die heroischen, die maurischen, die Hirten-, Fischer-, Dorf-Romanzen, die aus Deutschland herübergekommenen und die Schelmen-Romanzen gerechnet, während die zweite eigentlich so viele Schattirungen haben müßte, als das menschliche Herz Empfindungen kennt, sich jedoch wieder in die zwei Haupt-Abtheilungen der ernsten und der heiteren trennen läßt.

Was die Charakterisirung der einzelnen Romanzen-Gattungen betrifft, so müssen wir auf die Einleitung selbst verweisen und heben nur noch hervor, daß im Gegensatz zu manchen früheren Eintheilungen die historisch-maurischen (fronterizos) von den lyrisch-maurischen (moriscos) streng geschieden wurden, da der Ursprung derselben eine Differenz von fast einem Jahrhundert zeigt, und sie deshalb in Geist, Sprache und Form gänzlich von einander abweichen, indem die Romances moriscos lediglich Produkte der damaligen Mode ohne alles traditionelle Fundament sind.

Der ritterliche Geist, der alle Schichten des spanischen Volkes durchweht, wird bei dieser Gelegenheit in ausführlicher Weise gewürdigt. Er ist auch in denjenigen Romanzen nicht zu verkennen, die nicht gerade Romances caballerescos sind; selbst die hier aufgenommenen, welche die Zeit Karl's des Großen umfassen, tragen unverkennbar das Gepräge spanischen Rittergeistes, indem sie, wenn auch ursprünglich nicht spanisch, seit undenklichen Zeiten im spanischen Volke leben und in seinem Munde nach seinen eigenen Anschauungen umgebildet worden.

In den ältesten Zeiten wurden die Romanzen, wie zahlreiche Muster beweisen, in fliegenden Blättern publizirt, wohl in ähnlicher Weise, wie man sie noch heutigen Tages in den Winkeln der Märkte angestellt findet. Eigentliche Romanzen-Sammlungen erschienen erst gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo die wiedererwachte Liebe zu den alten Liedern die Buchhändler zu solchen Unternehmungen veranlaßte, welche sie, an die Hofpoesie anlehnend, anfangs Cancionero und erst eine gute Zeit später Romancero nannten.

Die älteste bekannte Sammlung ist die unter dem Titel „*Cancionero de Romances*" in Antwerpen von Martin Nucio ohne Datum herausgegebene, welche bisher als ein theilweiser Wieder-Abdruck der „Silva" von 1550 galt, was die Herausgeber jedoch durch einen genauen Vergleich dieser mit der ersteren, in der Bibliothek von Wolfenbüttel enthaltenen, als gänzlich unbegründet nachgewiesen haben. Auch die zweite Ausgabe dieses „Cancionero" von 1550, sowie alle folgenden, stellten sich in Folge dieser Vergleichung keineswegs als Abdrücke der „Silva" (Zaragoza, Esteban G. de Nájera. 2 Vol. 1550), sondern als selbständige Sammlungen heraus.

Jene älteste Sammlung *bildet nun die Grundlage unseres* Romancero, während die Verbesserungen der einzelnen Romanzen in den späteren Ausgaben des „Cancionero" und die „Silva" nach Bedarf beigezogen wurden. Außer diesen wurden noch neuna andere Romanzen-Sammlungen aus den Jahren 1566—1608 sorgfältig benutzt, und die interessantesten Differenzen bei jeder Romanze unten beigesetzt. Ohne uns nun in eine detaillirte Würdigung der einzelnen Nummern einzulassen, wollen wir nur einiges Wenige hervorheben, was uns bei einem flüchtigen Durchblättern der interessanten zwei Bände aufgefallen ist und dem Leser ungefähr ein Bild des Inhalts zu geben vermöchte.

Unter den historischen des ersten Theils, in welchen sich spanische Geschichte und spanischer Volks-Charakter treulich wiederspiegeln, zogen uns besonders diejenigen an, welche sich auf die Maurenkämpfe, diese spanischen Kreuzzüge, beziehen. Sie beginnen mit der Urgeschichte der Cava (Nr. 3), deren Verführung durch den König Don Rodrigo die erste Veranlassung zu dem Einfalle der Araber in Spanien gab, und gehen von da auf den Verrath des Grafen Julian (Cava's Vater), eine Folge jener königlichen Gewaltthat, über (Nr. 4):

Aus 4.

¡O dolor sobre manera!	O Schmerz über alle Maßen,*)
oh cosa nunca cuidada!	o niemals erdachte Sache,
que por sola una doncella,	daß nur wegen eines Weibes,
la cual Cava se llamaba,	die den Namen Cava führte,
causen estos dos traidores	zwei Verräther schuld sind
que España sea domeñada,	an Spaniens Unterjochung
y perdido el rey señor,	und dem Untergang seines Herrn,
sin nunca dél saber nada.	von dem man nie mehr was hört.

Hieran schließt sich die Buße des schuldigen Königs und seine harten Entbehrungen (Nr. 7):

El pan era muy moreno,	Das Brod war sehr schwarz gebacken,
al rey muy mal le sabia;	dem Könige schmeckte es schlecht;
las lágrimas se le salen,	die Thränen stürzen ihm hervor,
detener no las podia	er konnte sie nicht verhalten,
acordándose en su tiempo	als er der Gastmähler dachte,
los manjares que comia.	die er zu seinen Zeiten hielt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber Beleuchtung und Leuchtthürme.

(Schluß.)

Es ist bekannt, daß die Natur außer den gewöhnlichen Oelen, welche sich in den Pflanzen erzeugen, auch mineralische Oele hervorbringt, wie z. B. Naphtha und Steinöl. Was ölige und brennbare Substanzen, mit denen wir es hier vorzugsweise zu thun haben, eigentlich sind und wie sie sich von den sonst noch in der Natur vorkommenden Substanzen, den sauren, den zuckerhaltigen, den geschmacklosen, unterscheiden, hier in Kürze angegeben, wird nicht überflüssig sein. Aus nur drei Elementen: Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, erzeugt die Natur alle dem Pflanzenreich angehörigen Stoffe und alle diejenigen Stoffe des Thierreichs, die den vegetabilischen ähnlich sind. Sauer, wie der Weinessig, der Citronensaft, der Sauerampfer, das Obst, ist ein Stoff, wenn in ihm der Sauerstoff vorherrscht; ölig, wenn er vorzugsweise aus Wasserstoff besteht. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß das thierische Fett fast gar keinen Stickstoff enthält, sondern eine den vegetabilischen Erzeugnissen ganz verwandte Substanz ist. In den Körpern, in denen der Kohlenstoff vorherrscht, gehört die Holzfaser und ein großer Theil der vegetabilischen Erzeugnisse. Wenn Sauerstoff und Wasserstoff sich das Gleichgewicht halten, bilden sie das Wasser, und mit verschiedenen Dosen von Wasser und Kohle die geschmacklosen, Stärkemehl enthaltenden Stoffe, welche, mit weiteren Dosen von Kohle verbunden, sich in Zucker verwandeln. Einen nur aus Kohlenstoff bestehenden Körper liefert uns die Natur in dem Anthracit, der fast unverbrennbar ist. Ein geringer Zusatz von den Stoffen, welche das Oel bilden, verwandelt die trockene Kohle in die Steinkohle, welche ein vortreffliches Brennmaterial ist und auch das Gas liefert, welches zur Beleuchtung dient. Das reine oder kohlenstoffhaltige Wasserstoffgas strömt an manchen Stellen aus der Erde, wie z. B. bei Curzhaven, wo die Gasquelle als Beleuchtungsmittel für einen Leuchtthurm benutzt wird. Wenn man den Boden eines Sumpfes mit einem Stock aufrührt, steigt in großen Blasen Wasserstoffgas auf, welches mittelst eines Trichters in einer darüber gehaltenen, vorher mit Wasser gefüllten Flasche leicht aufgefangen werden kann. Mittelst eines Wasserstrahls, den man kontinuirlich in die Flasche laufen läßt, treibt man das Wasserstoffgas heraus und hat so, wenn man es

*) Die Uebersetzung ist, da es sich nur um das Verständniß handelt, wörtlich, und sind nur die acht Silben beibehalten; übrigens sind die spanischen Romanzen bekanntlich nicht in Trochäen geschrieben, wie man sie gewöhnlich übersetzt.

einmal angezündet hat, eine dauernde Flamme. Es haben fast alle Flammen ihren Grund in dem Wasserstoffgas, welches mehr oder weniger Kohlenstoff enthält; die Hitze entwickelt aus den Brennstoffen dieses Gas und zündet dasselbe an. Jede Wachskerze ist eine kleine Gasbereitungs-Anstalt, das Gas entwickelt sich zuerst an dem unteren Theile des Dochtes, wo die Flamme mit dem geschmolzenen Wachs in Berührung kömmt. Das sich entwickelnde Gas steigt auf, zündet sich an und unterhält die heiße und leuchtende Flamme. Der Prozeß setzt sich fort, bis der letzte Stoff ganz verzehrt ist. Auch die Holzscheite gerathen erst in Brand, nachdem Gas sich aus dem Holz entwickelt hat. Wenn das Gas auf dem Wege der Destillation vorher bereitet ist, brennt es lebhafter, als wenn die Verbrennung selbst es erst erzeugen muß, bevor es sich entzündet. Im zweiten Falle geht der Theil der Wärme, welcher zur Entwicklung des Gases verbraucht wird, für die Verbrennung verloren.

Von großer Wichtigkeit ist für die Beleuchtung die Anwendung eines Reflektors, mittelst dessen der Theil der Lichtstrahlen, der sonst für die Beleuchtung verloren gehen würde, benutzt wird. Man bringt gewöhnlich hinter den Wandlampen eine blanke, das Licht zurückwerfende Blechplatte an. Eine vor einem Spiegel stehende Lampe beleuchtet ein Zimmer fast noch einmal so hell, als eine Lampe, die hinter sich eine schwarze Tuchwand hat. Besonders bei den Leuchtthürmen und bei den Signalen auf den Eisenbahnen und auf der Marine werden durch zweckmäßige Reflektoren bedeutende Wirkungen hervorgebracht. Zu Reflektoren eignet sich besonders der parabolische Hohlspiegel, der alle Strahlen nach Einer Richtung bricht. Um farbige Feuer zu erhalten, setzt man vor das Licht farbige Gläser.

Der Gebrauch, Feuer anzuzünden, um den Schiffern die Landungsplätze anzuzeigen, tritt uns schon im frühesten Alterthum entgegen. Als die Griechen von der Belagerung Troja's heimkehrten, zündete Nauplius, um sich an den Führern zu rächen, welche seinen Sohn zum Tode verurtheilt hatten, Feuer an einer Stelle der Küste an, wo die Schiffe, die sich dem Lande näherten, scheitern mußten. Die niedrige Küste Aegyptens in der Nähe von Alexandria wurde durch ein Feuer angezeigt, welches auf einem hohen, auf der Insel Pharos errichteten Thurme angezündet wurde. Von diesem Thurme von Pharos haben die Leuchtthürme im Französischen ihren Namen (phares). Bis auf Fresnel hatten die Leuchtthürme kein anderes Feuer gehabt, als Massen von Kohlen, die, in Gittern von Eisen zusammengehalten, angezündet wurden. Diese Feuer, die dem Sturm und Regen trotzbieten, gewähren einen herrlichen Anblick; aber ihr Licht reicht nicht sehr weit. Mit Reflektoren versehene Lampen wurden bisweilen in Stelle dieser Kohlenfeuer gesetzt. Endlich suchte die französische Verwaltung Hülfe bei der Wissenschaft; Arago und Fresnel erhielten den Auftrag, einen Plan zu entwerfen zu Leuchtthürmen, die der Würde der Wissenschaft und den Bedürfnissen der Schifffahrt entsprächen. Fresnel verließ die Speculationen, die ihn unsterblich gemacht, und wandte sich dieser weniger großartigen Aufgabe zu. Die Leuchtthürme, welche heutzutage seinen Namen führen, sind das Ergebniß einer beharrlichen, durch eine gründliche Kenntniß der Eigenschaften des Lichts geleiteten Arbeit. Die Flamme wirkt hier von vier runden, konzentrischen Dochten gebildet, die mittelst eines sinnreichen Mechanismus regelmäßig mit Oel getränkt werden. Die Lichtstrahlen, die, in der Richtung nach oben gehend, verloren gegangen wären, werden durch Glasspiegel so gebrochen, daß sie ebenfalls die horizontale Richtung erhalten. Dasselbe geschieht in Bezug auf die nach unten gerichteten Strahlen. Der horizontale, ungeheure Lichtstrom wird dann weiter in acht nach verschiedenen Punkten des Horizonts gerichtete Ströme zertheilt. Diese Lichtströme reichen bis zu dem äußersten Horizont, wenn nicht die Luft, von Dünsten und Nebeln erfüllt, undurchdringlich für das Licht ist. Die beiden Ufer des Kanals werden gegenwärtig durch solche Fresnel'sche Leuchtthürme erleuchtet, wie eine Parier Straße durch seine Gasflammen. Die Stellen, welche wegen der sehr geringen Tiefe des Meeres am meisten gefährlich sind, werden durch schwimmende Feuer signalisirt. Es ist dieses Werk ein herrlicher Triumph der Wissenschaft und der Industrie. Es sind die Gefahren, denen die auf dem Kanal fahrenden Schiffe bisher ausgesetzt gewesen, durch diese Leuchtthürme fast gänzlich beseitigt.

In Bezug darauf, daß der Lichtstrom nach acht Punkten des Horizonts gerichtet ist, wird man fragen, ob denn ein außerhalb dieser acht Linien fahrenden Schiffen die Leuchtthürme nicht zu Gute kommen? Ein sehr einfacher Mechanismus löst die Schwierigkeit, d. h. er bewirkt durch eine Drehung der Maschine, daß der Reihe nach alle Punkte des Horizonts von den sich bewegenden Lichtströmen getroffen werden. Der Beobachter gewahrt von dem Leuchtthurm zuerst einen matten Schimmer, der allmählich heller wird, einige Augenblicke in seinem stärksten Glanze erscheint und ebenso allmählich abnimmt, wie er zugenommen. Die Aufeinanderfolge der Licht-Erscheinungen ist nicht bei allen Leuchtthürmen dieselbe; an dieser Verschiedenheit sind die einzelnen Leuchtthürme zu unterscheiden.

Der erste große Leuchtthurm, welchen Fresnel errichtete, war der an der Mündung der Gironde. Die Insel, auf welcher der Leuchtthurm steht, ist oft mehrere Wochen lang unzugänglich; so sehr wüthet das Meer in ihrer Umgebung.

Ein solcher Leuchtthurm ist für ein gestrandetes Schiff, was die zur Rettung dargebotene Hand für einen Menschen, der in Gefahr ist, zu ertrinken. „Da ist das Feuer, das Feuer!“ ruft man jubelnd auf dem Schiffe, wenn man einen Leuchtthurm gewahr wird. Für einen Seefahrer giebt es, wenn er den Leuchtthurm und den Kompaß hat, keine andere Gefahr, als die, welche die Unwissenheit ihm bringen kann.

Central-Amerika.

Das sogenannte Britisch-Honduras.

Das Journal of the Society of Arts enthält bisweilen Korrespondenzen aus dem britischen Theile von Central-Amerika. Diese haben vornehmlich den Zweck, den Reichthum dieses tropischen Landes an Naturprodukten den Landsleuten in der Heimat in Erinnerung zu bringen. Zugleich will man, wie es scheint, in dem gegenwärtigen Streit mit den Vereinigten Staaten, dem Urtheil einflußreicher Journale, z. B. der Times, nach dem diese Besitzungen für England werthlos sein sollen, entgegenwirken. Wir theilen eine solche aus „Belize British-Honduras“, 17. September 1855, datirte Korrespondenz mit, in der sich interessante Notizen über diesen noch so wenig bekannten Erdstrich finden.

„In Betreff der Frage, ob Kautschuk in Jamaika oder in Ostindien angebaut werden könnte, bemerke ich, daß der Federbarz-Baum hierzulande sehr häufig vorkömmt. Ich habe mir eine Kautschuk-Probe verschafft und stelle sie Ihnen mit Vergnügen zu. Ich weiß nicht, ob man die Qualität loben wird oder nicht, mir aber scheint das Gewebe nicht so dicht, als es mir sonst vorgekommen ist. Dies dürfte indeß weniger von der Beschaffenheit des Materials selbst herrühren, als von der Art, wie der Saft ausgezogen und bereitet worden ist. Doch es ist jedenfalls echter Kautschuk und läßt sich, wenn nicht für alle, doch für einige Zwecke brauchen. Man erzählte mir, daß ein guter Baum drei bis vier Gallonen auf einmal liefere. Ich habe einen Kaufmann in Belize, der bei einem Mahagony-Geschäft betheiligt ist, gerathen, er möchte, um sich für seine Verluste zu entschädigen, all den Kautschuk von den zahlreichen Federbarz-Bäumen, mit denen seine Mahagony-Werke umgeben sind, einsammeln. Der Werth dieser Vorschläges scheint ihm durchaus einzuleuchten, und da er ein Amerikaner ist, so hat er, wie es in der Seemanns-Sprache heißt, „sein Weiter-Auge jederzeit offen“. Er gehört in der That zu jenen echten Söhnen Merkur's, welche mit bedeutender Gewißheit berechnen, wo sich ein Penny herausschlagen läßt.

„Die Mahagony-Arbeiter beginnen ihr Geschäft um sechs Uhr Morgens. Sie haben eine bestimmte Aufgabe, welche sie gewöhnlich am Vormittag zu Stande bringen; der Rest des Tages gehört ihnen und wird ihrem Geschmacke gemäß verbracht.

„Ich sende Ihnen eine kleine Quantität von der Cinchona-Rinde. Sie wurde mir von der Stadt Omoa, im Staate Honduras, in deren Nähe sie wächst, gebracht. Man stellt sie der peruanischen gleich. Zwar kann ich über diesen Punkt kein Urtheil abgeben, aber ich habe gehört, daß ein Aufguß davon bei intermittirenden Fiebern dieselben Wirkungen wie Chinin hervorbringt. Ich weiß nicht, ob sie in der britischen Ansiedelung vorkömmt, doch sollte man es in der That meinen, da sie in einem benachbarten Staat in solcher Fülle wächst.

„Der Theil von Britisch-Honduras, welcher zwischen den Flüssen Belize und Hondo liegt, gehört zur Provinz Yukatan. Früher wurde zwischen Havanna und Yukatan ein sehr ausgedehnter Handel getrieben, indem letzteres jene Stadt mit Blauholz, Salz, Rehhäuten, einem Baß, aus welchem Taue und Hängematten verfertigt wurden und noch werden, sowie auch mit Tabak versah. Als die Pflanzer in Cuba, durch vorzüglichen und geschickten Anbau, im Stande waren, einen besseren Tabak, als den von Yukatan, zu erzeugen, so hörte dieser Artikel natürlich auf, ein Handelszweig zu sein. Die Yukataner fuhren indeß fort, Tabak zu bauen, und zwar zu ihrem eigenen Gebrauch sowohl, als zur Ausfuhr. Die Cigarren, welche von Merida, der Hauptstadt Yukatans, kommen, sind ganz vorzüglich und stehen den von Havanna ausgeführten kaum nach. Zu ganz Yukatan, nördlich vom Hondo, fehlt es an Wasser, wodurch der Anbau ungemein preßr wird, allein in dem Theile von Honduras, welcher jetzt Britisch-Honduras heißt, befinden sich prächtige Ströme, kleinere Flüsse und Seen im Ueberfluß. Die Indianer von Yukatan nennt man Mayon-Indianer und ihre Sprache die Mayon-Sprache. Wo sich einer von diesem Volke auch niederlassen mag, so ist das Erste, was er thut, Tabak zu bauen, dessen „narkotischer Geruch“, wie man sagt, „den unwissenden Wilden ebenso gut, als den intelligenten Philosophen bethört.“ Er wird hierzu durch zwei Empfindungen bewegt — ein religiöses

Gefühl und den beſänftigenden Einfluß, den das Rauchen der brennenden Blätter hervorbringt. Was auch das Chriſtenthum gethan haben mag, um das Menſchengeſchlecht durch ſeine göttlichen Lehren zu erleuchten, es iſt ihm noch nicht gelungen, den wilden Bewohnern dieſes Welttheils ihren ererbten Aberglauben und eine innige Anhänglichkeit an die falſchen Götter ihrer Väter aus den Herzen zu reißen. Er glaubt ſeinem Gotte zu opfern, wenn er das getrocknete, kraufe Blatt anzündet; er hält jeden Paff aus ſeinem Munde für einen Weihrauch, den die Anbetung darbringt, und die Erſparung, die ſeine Sinne überkömmt, erſcheint ihm als jene himmliſche Ruhe ſeliger Geiſter, die ihm aus den Pforten des Paradieſes gleich Himmelsläften zugeweht wird. Noch vor ſehr kurzer Zeit verſuchte Niemand in Honduras, Taback zu bauen, weder zur Ausfuhr, noch zu eigenem Gebrauch. Im Jahre 1848 brach der Krieg zwiſchen den eingeborenen Indianern und den ſpaniſchen Bewohnern aus, welche in der That eine Miſchung aus den alten Spaniern und den Indianern ſind. Dieſes Miſchvolk hat die Laſter von beiden Racen, aber nicht deren Tugenden. Sie ſind grauſam, rachſüchtig und jedem rohen, ſinnlichen Hange unterthan. Der äußeren Geſtalt nach ſind ſie nicht minder als in ihren geiſtigen Anlagen entartet, denn nur wenige ſind fünf Fuß hoch. Sie haben ein ovales Geſicht, blutdürſtige Lippen, ein rundes, fleiſchiges, ſinnliches Kinn, eine niedrige, ſchmale Stirn und große, dunkle, ausdrucksloſe Augen, welche nur im Zorn mit dämoniſchem Glanze leuchten und rollen. Ihre Leiber ſind gedrungen, plump und neigen zu großer Beleibtheit. Ihre Hände und Füße ſind merkwürdig klein, und ihr Gliederbau iſt zart. So iſt das Aeußere des ſpaniſchen Yukatanera beſchaffen. Dieſe Menſchen haben zahlreiche die Indianer ſehr grauſam behandelt, ſie als Sklaven arbeiten laſſen und bei der geringſten Veranlaſſung getödtet. Eine Art, dieſe armen Geſchöpfe zu quälen, zu welcher ſie oftmals ſchritten, hieß „Flintenlauf“. Der Indianer wurde auf den Rücken geworfen, ſeine Handgelenke unter ſeinen Knieen zuſammengebunden und ein Flintenlauf zwiſchen ſeine Arme und Schenkel gebracht. Im Jahre 1850 war es meine Pflicht, einen Mann, Namens Florencio Vega, zu verhören, weil er dieſe ſchauderhafte Tortur an einem armen indianiſchen Tagelöhner, welcher Juan Nepomuceno Torres hieß, in der britiſchen Anſiedelung vollzogen hatte. Acht Stunden lang hatte er ihn in der beſagten Weiſe gequält.

„Endlich war die Gebuld dieſes höchſt geduldigen Menſchenſchlages erſchöpft, und ſie erhoben ſich in Maſſe gegen die Tyrannei ihrer Unterdrücker. Der Indianer hat ein weit ſchöneres Aeußere, als der ſpaniſche Yukataner. Er iſt gleichfalls von kleiner Statur, hat kleine Füße und Hände und zarte Glieder; aber die Form ſeines Geſichts iſt ſehr eigenthümlich. Sein Portrait kann jeden Tag in der ägyptiſchen Abtheilung des Britiſchen Muſeums geſchaut werden. Sein Haar iſt lang, ſtraff und von rabenſchwarzer Farbe. Seine Lippen ſind dick und aufgeworfen, ſein rundliches Kinn ſteht zurück, die Naſe iſt ein wenig adlerförmig und an den Nüſtern breit, und ſeine ſchwarzen, großen, ſtieren, mandelförmigen Augen ſind in den Falten eines dicken, ſchweren Augenlides verborgen. Er geht immer mit ſeinen Zehen einwärts, und ſeine Füße ſind mit Sandalen bekleidet, deren Alter unbeſtritten iſt. Gewöhnlich iſt die Sohle dieſer Sandale von Holz, manchmal iſt ſie aber aus dicker Ochſenhaut gemacht. Sie wird ebenſo wie Schlittſchuhe an Füße befeſtigt, aber der Fuß iſt nackt, und ein Strick, welcher durch ein Loch am Ende der Sohle geht, zieht ſich zwiſchen der großen Zehe und der ihr nächſtgelegenen hindurch. Höchſt wahrſcheinlich unterſcheiden ſie ſich ſehr wenig von denjenigen, welche von den Phöniziern und den alten Aegyptern getragen wurden.

„Die Indianer ſind gelehrig und nicht ohne Muth. Ihre ſpaniſchen Unterdrücker dagegen ſind, wie alle grauſamen, anmaßenden Naturen, die ärgſten Feiglinge. Als die Indianer ſich empörten, war die Stadt Bacalar der erſte Platz, welchen ſie angriffen. Bacalar iſt eine mäßig große, hübſch ausſehende Stadt, etwa dreißig (engliſche) Meilen von der Mündung des Hondo entfernt, und liegt am Rande eines ſchönen Sees. Indem ſie dieſen See und das umgebende Land beherrſcht, gleicht ſie einer jener finſteren, ſtarken Feſtungen, welche die alten Spanier, zu Ferdinand's und Iſabella's Zeiten, zur Sicherſtellung ihrer Eroberungen zu bauen pflegten. Dieſes Kaſtell iſt auf einem hohen Wall erbaut, welcher theils natürlich, theils künſtlich iſt, und wird von einem tiefen Graben umgeben, über welchen eine Zugbrücke führt. Im Jahre 1847 befanden ſich auf dieſer Veſte mehrere Kanonen, eine beträchtliche Menge Kugeln und ein guter Vorrath an Pulver. Auch waren wenigſtens tauſend Musketen, darunter zweihundert mit Perkuſſionsſchlöſſern in vortrefflicher Ordnung, in der Reſtkammer vorgräthigt aufgeſtellt. Trotz alledem erſtürmten die Indianer mit nichts als roſtigen, alten Schwertern, mit Bogen und Pfeilen die Burg und erbrofſelten jeden Spanier, deſſen ſie habhaft werden konnten. Der größte Theil der Bewohner floh in Eil mit einigen zuſammengerafften Koſtbarkeiten nach Honduras. Yukatan hatte zuvor ſeine Unabhängigkeit erklärt, aber jetzt, in der Stunde der Gefahr, erklärten ſich die Yukataner für Unterthanen der Mexikaner und baten ſie um Hülfe. Dieſe wurde ihnen denn auch gewährt, und die Indianer wurden ebenſo ſchnell aus Bacalar vertrieben, als ſie vorher ihre Feinde zerſtreut hatten. Auch ſie wählten jetzt Honduras zu ihrem Zufluchtsort.“

Mannigfaltiges.

— Auguſtin Thierry. Der Verfaſſer der „Geſchichte der Eroberung Englands durch die Normannen“ und der „Briefe über die Geſchichte Frankreichs“, Auguſtin Thierry, iſt am 22. Mai, nach vollendetem einundſechzigſten Lebensjahre, mit Tode abgegangen. Seit einer Reihe von Jahren war er erblindet, und zwar hatte er ſein Augenlicht in Folge des angeſtrengten Studiums alter, vergilbter Handſchriften verloren. Theuer genug hatte er demnach die Ehre bezahlen müſſen, einer der Erſten geweſen zu ſein, der die franzöſiſche Geſchichtsforſchreibung auf ihre echten, nationalen Quellen zurückführte. Aber er ertrug dieſen Verluſt mit einer wahrhaft großartigen Reſignation. Es geht dies unter Anderem aus nachſtehenden, ſchönen Zeilen hervor, die er vor einigen Jahren geſchrieben:

„Wenn ich meinen Lebensweg noch einmal zu beginnen hätte, ſo würde ich denjenigen einſchlagen, der mich dahin geführt hat, wo ich bin. Blind und leidend, ohne Hoffnung und faſt ohne irgend eine Erholung, kann ich doch folgendes Zeugniß ablegen, das in meinem Munde wohl nicht verdächtig ſein wird: Es giebt in der Welt Etwas, das mehr werth iſt, als Vermögen, mehr ſelbſt, als die Geſundheit, und dies iſt die Hingebung an die Wiſſenſchaft.“

In nachſtehenden Worten hat Auguſtin Thierry ſein Verhältniß zur Zeitgeſchichte und zur franzöſiſchen Tagespolitik dargeſtellt:

„Mit dem Haſſe gegen die Militair-Despotie, der eine Frucht der Reaction der Geiſter gegen das Kaiſer-Regiment war, verband ſich bei mir eine tiefe Abneigung vor allen revolutionairen Tyranneien. Ohne für irgend eine beſtimmte Regierungsform Partei genommen zu haben, hatte ich eine gewiſſe Abneigung gegen die engliſchen Inſtitutionen, von welchen wir damals blos eine widerwärtige und lächerliche Nachäfferei beſaßen. Mit Enthuſiasmus hing ich an einer Zukunft, die mir nicht allzu genau vorſchwebte, ſchwärmte ich für eine Freiheit, deren Formel, wenn ich ihr einen Anobruck gab, etwa folgende war: „„Irgend welche Regierung mit der größtmöglichen Summe individueller Bürgſchaften und der wenigſtmöglichen adminiſtrativen Maßregelung““

— Literariſche Preisbewerbungen. In der Beilage des Berliner „Kunſtblatt“ (Nr. 18) iſt eine anſführliche Ankündigung der neuen Einrichtung enthalten, welche der königliche Mäcen in Bayern zum Schutz und zur Belebung von Kunſt und Wiſſenſchaft kürzlich ins Leben gerufen. Die Verleihung des Maximilian-Ordens ſcheint danach nur auf ſtreng wiſſenſchaftliche Verdienſte beſchränkt werden zu ſollen; ſie iſt daraus nicht minder dankenswerth, denn unſere Gelehrten bedürfen in ihren ſtaubigen Studirzimmern wohl noch mehr der Aufmunterung und Anerkennung, als unſere Künſtler und Dichter, wenn dieſe auch in Dachſtuben wohnen ſollten, — in ſolchen luftigen Raum hat die Poeſie Zutritt als Tröſterin. Die Verleihung des Maximilian-Ordens geſchieht ſelbſtverſtändlich ohne Bewerbung. Dagegen kann eine ſolche ſtattfinden, um die Maximilian-Medaille und um zwei Preiſe reſp. von zweihundert und hundert Dukaten, welche dem beſten Trauerſpiele und dem gelungenſten Luſtſpiele verheißen werden. Die Formalitäten ſollen die gewöhnlichen ſein, nämlich ein verſiegelter Zettel mit einem Motto, der den Namen des Dichters enthält. Sonderbarerweiſe befindet ſich aber unter den aufgeſtellten Bedingungen ein unlösbarer Widerſpruch; es wird einerſeits verlangt, daß die eingereichten Tragödien ihren Werth und die Macht ihrer Wirkung auf bedeutenden Bühnen bewieſen haben, alſo bereits aufgeführt worden ſein müſſen, andererſeits wird verlangt, daß die Stücke in keiner Art vorher veröffentlicht ſein dürfen.*) — Literariſche Preisbewerbungen haben allerdings die Wirkung, als Sporn zu dienen und junge Talente zu belohnen, aber ſie öffnen auch dem Strom der Mittelmäßigkeit alle Schleuſen. Der wohlgemeinte Aufruf wird vorausſichtlich eine Ueberſchwemmung herbeiführen, die an die Waſſernoth des Goetheſchen Zauber-Lehrlings erinnern könnte. Wie heißt das magiſche Wort, das der Mittelmäßigkeit Einhalt gebieten kann? Es iſt ein Glück, daß mit dem 1. Auguſt d. J. die Schleuſen, d. h. der Termin der Einſendungen, geſchloſſen werden, indeſſen bereiden wir die Preisrichter nicht um ihr Amt, dieſes literariſche Faß der Danaiden auszuſchöpfen.

F. v. H.

*) Wahrſcheinlich iſt die Intention, den zuerkannten Preis erſt dann anzuzeigen, wenn auch die Bühne das Urtheil der ſachverſtändigen Leſer des Manuſcriptes beſtätigt hat. D. R.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr., und vierteljährlich 1 Thlr. 5 Sgr., welche bei allen Postämtern pränumerirt und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Postanstalt, (in Berlin bei Gebr. v. Bamb., Jägerstr. Nr. 35, und beim Spediteur Bremann, Universitäts-Str. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 68. Berlin, Donnerstag den 5. Juni 1856.

Japan.

Ein englischer amtlicher Besuch in Hakodadi.

Während Europa im blutigsten Streite um längst vertrags- und gesetzmäßig abgemachte Dinge, also, wie auch die Friedensbedingungen zeigen, um Nichts*) über hunderttausend Menschen und über hundert Millionen Thaler todtschlug, vereinigten sich die entlegensten und einander feindseligsten Völker zur Bildung eines modernen Tugend-, d. h. Handelsbundes. Die Amerikaner und Engländer öffneten sich das seit zwei Jahrhunderten hermetisch verschlossene Japan, wenigstens eine Thür dazu. Es ist nicht viel vorläufig, sagen die Engländer, aber doch eine Spalte, in welche man den Keil hineintreiben kann. Dieses Bild erinnert an Indien, das man auch durch diese praktische Anwendung der „schiefen Ebene" auftrieb und öffnete. Die beiden schiefen Ebenen des Keils bewegten sich hernach um ihre Spitze Kante, die dadurch zum Mittelpunkte eines europagroßen, eroberten Kreises ward. Hoffentlich haben jetzt weder Engländer, noch Amerikaner Eroberungsgelüste auf Japan, da man, durch theure Erfahrung endlich klug werdend, einsieht, daß eine Eroberung mit Waffen nie die Vortheile bringt, welche eine Eroberung mit Kulturwaffen, d. h. freien Häfen, Waarenballen und Tausch-Artikeln, sichert.

Wir wissen bereits, daß Amerika und England gerade während der Kriegsjahre glückliche Versuche gemacht haben, sich Japan freundschaftlich und für vernünftige Zwecke, nicht zum Einstecken und Todtschießen und zu brutaler Steuer-Eintreibung Besiegter (denn diese Art des Krieges ist nur das mittelalterliche Ritter- und Räuberhandwerk ohne die Romantik des Mittelalters) zu eröffnen. Die Monopolsucht aber der japanesischen Herrscher, wohl auch die Erinnerung an die schenßliche Wirthschaft der Jesuiten, Holländer u. s. w. im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, vereitelte lange alle derartigen Bemühungen. Neuerdings jedoch beschloß die Regierung der amerikanischen Freistaaten, sich Schutz und Sicherheit für ihre Schiffe und Schiffer zu verschaffen, nachdem einige schiffbrüchige Matrosen in Japan mit der größten Grausamkeit behandelt worden waren. Sie beschloß, einen Vertrag zu Stande zu bringen und nöthigenfalls zu erzwingen. Der Vertrag kam Angesichts amerikanischer Kriegsschiffe mit vielen runden Kanonen-Augen zu Stande. Die Bedingungen desselben sehen zwar noch ziemlich demüthigend für die vereinigten Republiken Amerika's aus, aber sie erfüllen doch den nächsten Zweck: Erlaubniß für Schiffe, in den Hafen Hakodadi einzulaufen und zu kaufen, was sie wollen und brauchen. Seit der Zeit, d. h. im Verlaufe des vorigen Jahres, machten nicht weniger als zweiundsiebzig britische und amerikanische Schiffe von diesem Vertrage Gebrauch, auch eigentlich schon Mißbrauch, da sie, Dank sei es ihrer muthigen Freimüthigkeit und Neugier, bereits über die Bedingungen hinaus, d. h. ins Land hineingingen und uns endlich einmal wieder mit autopsischen Ansichten dieses fremden, fernen Landes und Volkes versehen.

Zunächst kennen wir wenigstens Hakodadi und die Umgegend ziemlich genau. Die Stadt mit dem schönsten Naturhafen liegt auf der südöstlichen Küste der Insel Jesso in der Provinz Matmai. Eine halbkreisförmige Bucht, gegen das Meer am Eingange durch lange, dicht zusammen laufende Felsenreihen geschützt, läuft etwa eine deutsche Meile weit ins Land hinein und bildet so einen ebenso geräumigen, wie sicheren Hafen. Hier finden stets unzählige Fahrzeuge aller Größen und Gestalten sicheren Schutz gegen die oft gar launen und hohen Wogen des Stillen Oceans, die hier nach einer wüthenden Reise von oft Hunderten von Meilen anprallen und sich zertrümmern. Im Süden dieser Bucht liegt die Stadt, dicht am Wasser, an welchem eine lange Reihe von Quais hinläuft, oft dicht beperlt mit unabsehbaren Fischerbooten und Dschonken. Hinter der Stadt steigt ein prächtiges Amphitheater von dicht bewaldeten Bergen und Felsen empor bis über die Wolken und zum Theil über die Schneelinie hinaus. Aus den Buchen und Fichten der niederen Bergregionen leuchten Villen und Gärten und Tempel-Pavillons hervor. Unmittelbar am Wasser ist das Land niedrig, angeschwemmt, fruchtbar, sehr kultivirt und reich besternt mit Garten- und Ackerwirthschaften und Dörfern, die gar anmuthig zwischen den Bäumen nisten. Hinter diesen Dörfern erhebt es sich mannigfaltig in malerischen Gebirgsbildungen bis zu dem Kegel eines ausgebrochenen Vulkans. Wie furchtbar aber der Vulkanismus noch auftreten kann, davon haben wir ein schreckliches Zeugniß an der Hauptstadt Yedbo, die im vorigen Herbste Tausende von Menschen und Häusern durch ein Erdbeben verlor. Noch sind uns keine genauen Berichte zu Gesicht gekommen, so daß wir hoffen, die ersten Nachrichten mögen sich als übertrieben herausstellen.

Im Frühling 1855 lag die für Kronjung auf dem Stillen Oceane und Schachbietung russischer Schiffsfahrt bestimmte englische Flotte im Hafen von Hongkong. Commodore Elliot machte sich auf, russische Schiffe zu suchen, und Capitain Bernard Whittingham ward eingeladen, ihn zu begleiten. Er begleitete das Geschwader, wofür wir ihm alle dankbar sein müssen, denn, ob er gleich keine russischen Schiffe in den Grund bohrte, bohrte er sich doch in den Grund und Boden Japans hinein und schrieb darüber ein interessantes Buch,*) dem wir folgende Skizzen des japanesischen Lebens anzugsweise entlehnen.

Als das Geschwader vor Hakodadi erschien, mußten erst eine Menge Ceremonien durchgemacht werden, ehe Jemand ans Land steigen durfte. Der Hafenmeister mußte erst dem englischen Commodore vorgestellt werden, der Commodore dem Gouverneur oder vielmehr dem Gouverneur-Lieutenant, da der Gouverneur selbst eine zu hohe Person war, seine Aufwartung blos einem Commodore zu machen. Der Gouverneur-Lieutenant machte aber keine Schwierigkeiten und stattete seinen Besuch dem Flaggenschiffe ab. Er kam in einer von zwanzig Rudern getriebenen Gondel, begleitet von einer Menge anderer Gondeln, die alle mit schwarzweißen Flaggen (der japanesischen, wie der preußischen National-Farbe) geschmückt waren.

Während des Rudems sangen die Leute einen rohen, einfachen Gesang und hielten in der Hauptgondel einen langen, aber mit Leder überzogenen Speer empor, ein Rangzeichen. Als sich der Gouverneur-Lieutenant erhob, um an der englischen Flaggen-Fregatte hinaufzuklettern, warfen sich die Ruderer im echten persisch-despotischen Style mit den Gesichtern auf den Boden, so daß sie in tiefster Ehrfurcht ihm nichts zeigten als Rücken und sogar die Theile, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert. Commodore und Gouverneur-Lieutenant wechselten durch Dolmetscher einige Höflichkeiten, worauf sich Letzterer wieder entfernte, am zwei Tage darauf die englische Gegenvisite auf japanesischem Boden zu empfangen.

Der Commodore und seine Begleiter landeten auf einem Hafendamme von behauenem Steinen, die ohne allen Mörtel fest zusammengefügt waren, und wurden in ein benachbartes Haus geführt. Ungefähr ein halbes Dutzend Stufen führten in ein Zimmer voller unterer Beamten, die ihre Gäste sehr freundlich mit ausgezeichneten Thee bewirtheten, während sie auf den Gouverneur selbst warteten, eine ganz erhabene Persönlichkeit, an der die Leute die Abkömmung von der Familie Siagun bewundern. Die Fenster des Zimmers hatten keine Glas-, sondern braune und weißliche Papierschreiben mit gegitterten Läden außen, um Wind und Regen abzuhalten. Der Fußboden war überall mit dicken Matten gefüttert, auf welche Niemand mit seinen Schuhen tritt, die deshalb allemal beim Eintreten ausgezogen werden. Der Japanese liebt Stille und Ruhe, so daß die Leute alle schweigend und geistesfaul auf dem weich gefütterten Boden umherschritten.

Noch der höflichen, aber steifen Audienz führten mehrere der englischen Gäste unwiderstehliche Neugier, sich ein Bischen Hakodadisches Leben anzusehen. Sie verschafften sich deshalb Erlaubniß, in die Stadt hinein spazieren zu gehen. Unter ihnen war unsere Autorität, Whittingham. Aber sobald sie aus der hölzernen Umhegung des Zollhauses heraustraten, nahm sie Polizei in die Mitte, welche, voran-

*) So arg ist es doch nicht. Die Donau-Mündung im Besitz einer neutralen Macht (der Moldau-Walachei) ist immerhin Etwas. D. R.

*) Notes of the Late Expedition against the Russian Settlements in Eastern Siberia, and of a Visit to Japan &c. London, Longman, 1856.

eilend, den Einwohnern gebieterisch Zeichen gab, ihre Fenster und Thüren zu schließen. Doch trieben man die Natur auch mit der Ofengabel, selbst mit Polizei aus, sie kehrt immer wieder zurück. Die Japanesen, die auch von Natur, sogar sehr neugierige Natur sind, folgten daher allerdings vorn der Polizei, hinten aber der Natur. Sowie sie, nämlich die Polizei, weiter ging, rissen die Japanesen, besonders die Japanesinnen, in größter Hast Thüren und Fenster wieder auf, schossen mit den Köpfen oder mit ganzer Person hindurch und guckten die Fremden mit einer Macht an, wie sie nur eine zwei Jahrhunderte lang unterdrückte Natur zu erzeugen vermag. Die Straßen, durch welche die Engländer gingen, waren weit, rein und gerade. Die Häuser bestehen aus einem Rahmenwerk von Holz, beschlagen mit Brettern und überzogen mit Streifen von Birkenrinde. Jedes Haus hatte in ganzer Länge eine Galerie oder Veranda vor sich, so daß solche bedeckte Gänge die ganze Straße entlang laufen. Die Dächer bestehen aus Ziegelballen, gedeckt mit Bauwrinde und diese festgehalten durch große Steine, wie in der Schweiz. Viele Tempel mit Gärten umgeben, die im holländischen Style aufgeputzt waren (oder vielmehr die holländischen im japanesischen Style, da die Holländer ihren Gartenstyl vor Jahrhunderten von Japan importirten und adoptirten). In einem solchen Tempelgarten von ungefähr sechzig Fuß Länge und vierzig Fuß Breite waren Zwergbäume aller Art, künstliche Felsen, Flüsse, Brücken, Wege und Stege und Blumenbeete zusammengedrängt.

Die Japanesen sind kurz und untersetzt, von dunkler Hautfarbe und kleinen, schwarzen, a la Chinoise schief geschlitzten Augen. Ihre Backenknochen sind hoch, die Nasen gedrückt und ihre Lippen hervorstehend. Sie tragen also entschieden das Gepräge der mongolischen Race. Die Mädchen sind im Allgemeinen hübsch, vollformig, mit schöner, feiner Haut, rosigen Wangen, gesundheitstrahligen Augen und frischen, vollen Lippen. Dazu kommt üppiges Haar und ein kleiner, durch keinen Schuh und keinen Strumpf verdeckter Fuß. Auch die schönen weißen Zähne sind nicht zu vergessen, doch verschwindet mit der Heirat, die oft schon sehr früh, im zwölften, dreizehnten Jahre, stattfindet, diese Schönheit unter häßlicher, schwarzer Beize. Die Japanesen sind ein heiteres, zufriedenes Volk und nehmen das Leben ziemlich leicht und flott. Bei Festlichkeiten sind sie ungemein lustig, beide Geschlechter, und tanzen und trinken bis zum Verluste alles europäischen Gleichgewichts. Man sah nur wenige Bettler und Krüppel auf den Straßen, was den Engländern, deren Straßen in der Hauptstadt stets mit den furchtbarsten Variationen menschlicher Verkrüppelung und Verwahrlosung gefüllt sind, besonders angenehm auffiel. Blos viele Augenkranke wurden bemerkt, Manche, die das eine oder andere Auge ganz verloren hatten. (Schluß folgt.)

Spanien.

Ein neuer spanischer Romancero.

(Schluß.)

Die zahlreichen Cid-Romanzen haben wir als allgemein bekannt überschlagen. Um so mehr Vergnügen machte uns die Romanze von den fünf Moravedi (Nr. 61), der ersten Steuer, welche D. Alonso seinen Edelleuten auferlegen wollte, die aber von diesen energisch zurückgewiesen wurde, wie die Worte des Grafen von Lara zeigen:

Aus 61.

Aquellos donde venimos	Die, von denen wir abstammen,
nunca tal pecho han pagado,	zahlten nie solchen Lebenszins,
non ménos lo pagarémos,	wir werden's auch nicht bezahlen,
ni sé rey ni sera dado:	noch soll's der König erlangen:
el que quisiere pagarlo	Wer ihn etwa bezahlen will, —
quede aquí como villano,	der bleibe hier als ein Bauer. —
váya se lungo tras mí	Eilig aber folge mir nach,
el que fuere hijodalgo. —	wer ein rechter Edelmann ist. —
Todos se salon tras él,	Alle folgen eilends ihm nach,
de trés mil, trés han quedado.	von dreitausend bleiben nur drei.
En el campo de la Glera	Auf dem Felde von la Glera
todos allí se han juntado;	haben sich alle versammelt:
el pecho que el rey demanda	den Zins, welchen der König heischt,
en las lanzas lo han puesto,	tragen sie hoch an den Lanzen
y envíanlo á decir	und lassen dem König sagen,
que el tributo esta llegado,	der Tribut sei angekommen,
que nuvie son cogedores	er finde seine Einnehmer,
que lungo sera pagado;	sie werde er rasch bezahlt sein;
mas que si él va en persona	kömme er aber in Person,
no sera dél aratado,	werde man seiner nicht achten,
pero que enviase aquellos	er selbe aber die schicken,
de quien fué reconejado. —	die sein diesen Mark gezehen.

Nicht minder anziehend ist die Romanze von der falschen Anklage und dem Justizmord des Königs D. Fernando IV. (Nr. 64). Die Romanzen von D. Pedro dem Grausamen erinnerten uns an des modernen Dichters Zorrilla Drama: „König und Schuster", welches die gleichen Persönlichkeiten (Pedro, Perez, Padilla, Henrique) aufführt. Von ihnen ist besonders die, welche den Tod der Donna Blanca behandelt, hervorzuheben (Nr. 65):

¡Oh Castilla! ¡que te hice!	O Kastilien, was that ich Dir?
no, por cierto, traicion.	Sicherlich verrieth ich Dich nicht.
¡Oh Francia, mi dulce tierra!	O Frankreich, mein Heimatland,
¡oh mi casa de Borbon!	o mein geliebtes Haus Bourbon!
hoy cumplo decisseis años	heute bin ich sechzehn Jahre,
á los decisiete mueroo yo!	im siebzehnten sterbe ich.

Am meisten aber interessirten uns persönlich die Nummern 78 und 78a., da wir aus dem Liederbuche der genannten Pfarrerstochter auf Alhambra eine freilich weit neuere, aber die gegenwärtig populärste Romanze in Granada, die jedes Kind kennt und die ganz denselben Stoff behandelt, vor ein paar Jahren abgeschrieben hatten. Da es vielleicht einem oder dem anderen Leser nicht unangenehm sein möchte, einen Vergleich zwischen der ursprünglichen und der modernisirten Romanze anzustellen, so lassen wir die letztere hier mit einer ziemlich getreuen Uebersetzung folgen.

Don Juan, cey de España,	Ein schwang sich in die Bügel
cabalgado un dia	Hispaniens Herr, Don Juan,
desde una montaña	ritt hin nach einem Hügel,
á Granada via.	sah sich Granada an.
Dijole preadado:	Da sprach er tief gerührt:
Hermosa ciudad,	Du wunderschöne Stadt,
miramme afanado	wie mich Dein Bild verführt,
hay de tu beltad.	Wie's mich hezaubert hat,
Alhambra querida,	Alhambra, Du mein Streben,
mencion del placer,	Du wonnevolle Bau,
para que es la vida	wozu gilt mir dieses Leben,
si no te he de ver.	wenn ich mich Dich erschau'.
De mi amor en muestra,	Auf Mitterwert, zum Zeichen
lé de caballero,	der treuen Liebe mein
te ofrezco mi diestra	will ich die Hand Dir reichen,
y la tuya espero.	ich hoffe, Du Schlagst ein.
Juata tus blasones	Mit Deinem Schild vereine
á los de Castilla	Kastiliens Warpen Du,
y traeue en dones	dann sei Sevilla Deine
Cordoba y Sevilla;	und Cordova dazu;
muchas ofrendas de oro,	und viele gelbe Waaren
jollas muy preciadas,	und werthe Edelstein,
si dejua él moro	sie sollen, läßt Du haben
te tengo guardadas. —	den Mohren, werden Dein. —
Responde Granada:	Granada sprach: O drehe
Vuelvete á Toledo,	nur nach Toledo um,
que yo estoy casada	ich leb' in guter Ehe,
y amarte no puedo;	kann Dich nicht lieben d'rum.
tu ambicion modera,	Zähm' Deine Gier und warte
vén mas despacio,	und sei nicht zu geschwind,
mira esa bandera	betrachte die Standarte,
que ondea en palacio;	mit der dort spielt der Wind;
guarda tu presente	behalte, was Du schenkst,
y en vez de dinero,	und statt mit Geld zumal,
si te creen valiente	wenn Du Dich tapfer denkst,
prueba con acero.	beweis' es mit dem Stahl.
Mil torres te aguardan,	Wohl tausend Thürme passen
cien mil campeones,	und hunderttausend Mann,
dispuestos á guardar	Dich schadlos zu ergassen
á tus infançones. —	sammt Deinem Herrenbann. —
Asi tu decias,	So sprachst Du voll Snabo
asi tu mentias,	und log mit frechem Blick,
Granada es perjura,	meinethalb ist Granada,
¡fiera desventura!	o grauses Mißgeschick!
Un infiel maldito	Ja, der Abtrünnertagen
del Abencerrage	Pakt mit dem Stadt, o Fluch!
tienen el berechaje,	fiel in der Goten Rachen,
así estaba escrito.	so stand's in Allah's Buch.
¡Raça de valientes	O schöne Heldenrace,
quien te exterminio,	wer hat Dich hingemäht,
ciudad de las fuentes	o Quellenstadt, Du blasse,
quien te cautivo!	wer fesselt Die gebracht?

Die maurischen Romanzen bewahren überhaupt noch immer eine hohe Geltung in Andalusien, wie es denn auch gar nicht anders sein kann, da die herrlichen Baudenkmäler aus jener Zeit bei jedem Schritt die ganze Romantik des Maurenthums wieder heraufbeschwören. Zu dieser Romanzenreihe gehören namentlich Nr. 76, „die Gefangennehmung der Narcisa"; Nr. 84a, „die Einnahme von Alhama"; Nr. 93, „der Ursprung des Namens de la Vega".

Gewundert hat es uns, so wenige Romanzen über die letzten Zeiten Boabdil's, über Zamet und den Kampf der Zegrís und Abencerragen zu finden, da es hierüber sehr viele und wohl nicht lauter moderne giebt. Wenigstens schreibt uns die Romanze über die verhängnißvolle Geschwätzigkeit des Liebhabers der Zaimé, welche der Grund zu der genannten Fehde und somit zum Falle von Granada wurde und die wir gleichfalls in dem Buche der Señorita fanden, schon der reim-

und assonanzlosen Verse wegen ziemlich alt. Sie beginnt mit den Strophen:

Mira, Zaide, que te abrió:	Höre, Freund, was ich Dir sage:
que no pases por mi calle,	Geh' nicht mehr durch meine Gasse,
no bables con mis mugeres,	sprich nicht mehr mit meinen Frauen
ni con mis cautivos traten,	und in Ruh' die Sklaven lasse,
ni preguntes en que entiendo,	frag' auch nicht nach meinem Treiben,
ni quien viene á visitarme,	noch wer kommt in meine Hallen,
qi que fiestas me dan guato,	welche Feste mich ergötzen,
ni que colores me placen &c.	welche Farben mir gefallen ꝛc.

Ueberhaupt schien uns, als ob in Granada die Romanzen, welche die Partei der Mauren ergreifen, weit populärer seien, als die christlich-ritterlichen — mochte es nun Sache des Bluts oder der Mode sein.

Der zweite Theil, welcher die lyrisch-novellistischen Romanzen enthält, ist zwar ebenso spezifisch spanisch, hat aber jedoch nicht so lebhaft in Anspruch genommen, wie der erste, obwohl er viele reizende Dinge enthält. Die Geschichte ist hier nicht die Hauptsache, sondern nur Hintergrund. Der lyrische Vordergrund aber findet seine Analogie in jeder Lyrik. Unter die anfprechendsten zählen wir den „Gefangenen" (Nr. 114), die „Rose" (Nr. 115), die „Liebe des Mauren" (Nr. 123), den „spaßhaften Befehl des Königs Bacar" (Nr. 127), das „Wiedersehen der zwei Schwestern" (Nr. 130), den „wiedergefundenen Gemahl", einen Gegenstand, der auch in deutschen Balladen behandelt ist (Nr. 135), „den Schwäger und die linge Galiarda" (Nr. 139), „die listerne Dame und den flandhaften Hirten" (Nr. 145), „den Grafen Alarcos" (Nr. 163) und die große Novelle vom Marques von Mantua, „Baldovinos (Baldwin) und Carlote" (Nr. 165), aus dem Romanzen-Cyclus von der Tafelrunde.

Aus 163.

No me posa de mi muerte,	Mein Sterben macht mir nicht Kummer,
porque yo morir tenia,	denn sterben mußte ich ja doch,
mas pésame de mis hijos,	aber wehe thun mir meine Söhne,
que pierden mi compañia:	die meinen Umgang verlieren:
hacé melos venir, conde,	laßt mir sie noch einmal kommen,
y verán mi despedido.	daß sie meinen Abschied sehen.
— No los verás mas, condesa,	— Ihr werdet sie nicht mehr sehen
en dias de vuestra vida:	Eurer Lebetage, Gräfin,
abrazad este chiquito,	umarmet dieses kleine Kind,
que aqueste es él que os perdia.	denn dies ist's, was Euch verderbte.
Pésame de vos condesa,	Es thut mir leid um Euch, Gräfin,
cuanto pesar me podia.	so leid, als es Einem thun kann.
No vos puedo valer, señora,	Ich kann Euch nicht helfen, Herrin,
que mas me va que la vida;	denn es gilt mehr als mein Leben;
encomendéos á Dios	empfehlet Euch Eurem Gotte,
que esto hacerse tenia	denn die Sache muß so geschehen ....
.... Dódes me acá ese hijo,	.... Gebet mir dies Kind noch einmal,
mamará por despedida.	es soll zum letzten Mal trinken.
— No lo desperteis, condesa,	— Wecket es nicht mehr auf, Gräfin,
dejaldo estar, que dormia,	laßet es liegen, wo es schläft,
sino que os demando perdon	ich bitt' Euch um Verzeihung,
porque ya viene el dia.	aber schon bricht der Morgen an.

Wie viele solcher hübschen Romanzen mögen noch in der Tradition fortleben, denn gewiß ist in Auffindung derselben im Munde des Volkes noch verhältnißmäßig wenig geschehen! Hat man dies ja selbst in Deutschland erst in den letzten Jahren und erst bei einzelnen Stämmen gewissenhaft unternommen. Aus Asturien, Leon, Galicien, die gewiß nicht weniger liederreich sind, als der Süden, findet sich fast Nichts in vorliegender Sammlung. Wie Vieles mag noch in den Bibliotheken der Klöster, in denen des spanischen Amerika versteckt liegen!

Noch heischt es unsere Pflicht, der in Papier und Druck gleich ausgezeichneten Ausstattung zu gedenken, um so mehr, als man hier in Deutschland eben nicht verwöhnt ist. Nur eine etwas geringere Anzahl Druckfehler wäre zu wünschen gewesen, obwohl wir die Mühseligkeiten nicht verkennen, welche Korrekturen in fremden Sprachen immer im Gefolge haben.

Bei dieser Gelegenheit können wir schließlich nicht unerwähnt lassen, daß der durch seine Neu-Herausgabe des portugiesischen „Cancioneiro geral", von Garcia de Resende, rühmlichst bekannte Archivrath v. Kunstler zu Stuttgart demnächst eine Sammlung alter spanischer Romanzen und Letrillen (vierundvierzig Romances, neunundzwanzig Letrillas, vier Lirus) in der Bibliothek des literarischen Vereins zu veröffentlichen gedenkt, welche ein bedeutendes Kapitel im Gebiete spanischer Romanzen-Poesie: — das der Liebe — umfaßt und den Titel führt: „Laberinto amoroso de los amjores y mas nuevos romances que hasta agora han salido a luz, con las mas curiosas letrillas de quantas se han cantado, sacados de los proprios originales por el Licenciado Juan de Chen. Con licencia, en Çaragoça por Juan de Larumbe. 1638".

A. S.

England.

Zur Kriegs-Literatur.

2. Ein Ausflug nach Simpheropol.*)

Ich kehre sorben von einem höchst interessanten Ausflug nach Baktschiserai und Simpheropol zurück, wohin den alliirten Offizieren jetzt, nach abgeschlossenem Waffenstillstand, Reisepäße gegeben werden. Auf dem Wege nach Baktschiserai ritten wir an dem Chuter Mackenzie vorbei und nahmen diese Position, die russischen Vertheidigungswerke und Lager in Augenschein. Der Punkt ist von Natur ungemein fest, aber die Kunst hat nicht viel zu seiner Verstärkung beigetragen. Die Russen haben wenig mehr gethan, als Warten auf den Anbohen zu errichten und einige schwere Festschütze in der Richtung anzupflanzen, von woher sich der Paß am leichtesten erfteigen läßt. Ihre Truppen sind in Erdhütten, nach demselben Muster, wie die der Sardinier, untergebracht. Ich ging in einige derselben hinein und fand sie reinlich und bequem. Vor der Thür jeder Hütte ist eine Entree, in der die Bewohner ihre Waffen halten und von der einige Stufen nach dem zwei bis drei Fuß tiefer liegenden Estrich der Hütte führen. Hier betritt man einen Gang, der sich bis zum Ofen erstreckt und an jeder Seite von einer Reihe geflochtener Feldbetten begränzt ist, die sich allmählich bis zu den Wänden der Hütte hinaufziehen. Eine solche Hütte wird von zehn bis zwölf Soldaten bewohnt. Die Russen haben in Mackenzie ein Corps von zehntausend Mann, meistens große, starke Leute. Von dem Mackenzie-Plateau steigen wir in das Thal des Belbek hinab und fanden aus mitten in einer sehr eigenthümlichen Landschaft, die mit Nichts Aehnlichkeit hatte, was ich gesehen zu haben mich erinnere. Es war ein seltsames Chaos von Meeresklippen, Abhängen, engen Schluchten und ungeheuren, isolirten, felsähnlichen Felsenmassen, die aus der Ebene hervorragten, während der Horizont von Plateaus eingeschlossen war, die sich eins über das andere in regelmäßigen Stufen erhoben. Am Belbek fanden wir ein zweites Lager, hauptsächlich aus Landwehr bestehend — ein recht schäbiges Gesindel; und jenseits der Kutsche kamen wir zu einem dritten, in welchem sich, wie in den beiden ersten, etwa zehntausend Mann befinden mochten. Kennen von diesen Lagern war befestigt. Um halb fünf Uhr Nachmittags gelangten wir nach Baktschiserai, wo jedoch alle Wirthshäuser und Quartiere voll waren und es uns erst nach einiger Mühe und vielen Gesticulationen glückte, ein einziges Zimmer für unsere aus vier Personen bestehende Gesellschaft zu erhalten. Wir luden unser Gepäck ab, ließen unsere Pferde füttern und brachen dann zu Fuße auf, um die Ruinen von Dschufut-Kale, das Thal von Jehoschaphat und ein nahe liegendes Kloster zu besuchen.

Dschufut-Kale, das jetzt fast in Trümmern liegt, ist eine hocht merkwürdige alte Stadt, auf einer jener isolirten, schachtuppigen Felsenmassen erbaut, die ich oben erwähnt habe. Es wird von einer jüdischen Sekte bewohnt, die sich Karaiten nennt, und deren Vorväter, wie sie versichern, Jerusalem vor der Geburt Christi verließen und nach dieser Gegend auswanderten. Wir machten dem hiesigen jüdischen Rabbi unsere Aufwartung; er sprach deutsch, und ich hatte mit ihm eine lange Unterredung. Er zeigte mir eine Abschrift der Bibel auf Pergament, die ein Alter von entweder sechshundert oder sechzehnhundert (!) Jahren haben sollte; da ich jedoch kein Hebräisch verstehe, so war ich nicht im Stande, sie zu lesen, und kann daher über ihren Werth kein Urtheil fällen. Das „Thal des Jehoschaphat" ist der jüdische Begräbnißplatz, aus demselben hinausstreckt sieht man ein in den Felsen gehauenes, griechisches Kloster, das, sich an die senkrechte Bergwand klammernd, einen seltsamen Eindruck macht. Wir übernachteten in Baktschiserai, nachdem wir noch den alten Palast der Chane besichtigt hatten, der jetzt in ein Militairhospital verwandelt ist.

An der Mittagstafel hatte ich die Bekanntschaft eines Deutschen aus Odessa gemacht, der Russisch sprach und uns als Dolmetscher sehr nützlich wurde, indem die Kaufleute und Gastwirthe in der Krim, mit Ausnahme der Juden, nur Russisch und Tatarisch verstehen. Durch seine Vermittelung wurde es uns möglich, mit einem tatarischen Kutscher eine Uebereinkunft zu treffen, daß er unsere Gesellschaft in seinem vierspännigen Wagen für die Summe von fünf Pfund-Sterling nach Simpheropol und zurück fahren solle. Es war dies etwa zweimal so viel, als ihm von Rechtswegen zukam; aber man nicht dre

hatte keine Thüren, aber ein Fenster an jeder Seite, durch welches die Passagiere ein- und ausstiegen. Zwei Bündel Heu wurden hineingelegt, über welche wir unsere Mäntel ausbreiteten und uns dann, Rücken gegen Rücken gelehnt, niedersetzten. Die Pferde waren alle vier neben einander gespannt. In dieser Maschine trabten wir den Weg nach Simpheropol entlang, indem unser Wagenlenker die ganze Zeit hindurch gestikulirte, schrie und allen Reisenden, denen wir begegneten, zurief, und Platz zu machen; nur wenn sich etwas näherte, das mit einem kleinen Glöckchen versehen war, ging sein trotziges Wesen in Bescheidenheit über, da der Ton einer solchen Glocke einen Kronbeamten ankündigt, dem andere Leute auf dem Wege gehen müssen. Von Mackenzie bis Simpheropol geht eine vortreffliche Poststraße, die sich bis nach Perekop und selbst bis nach Odessa erstrecken soll, aber sich in einem ziemlich schlechten Zustande befindet und nur theilweise chaussirt ist. Simpheropol steht vermittelst des elektrischen Telegraphen mit Sebastopol und Moskau in Verbindung. Alle diese Verbesserungen verdanken dem Kriege ihr Dasein. Unser Odessaer Freund erzählte, daß vor einigen Wochen alle Telegraphenstangen auf einer Strecke von anderthalb Meilen während der Nacht fortgetragen und die Drähte in kleine Stückchen geschnitten worden seien. Auf die Entdeckung der Thäter wurden Belohnungen ausgesetzt und Alles versucht, sie ausfindig zu machen, aber bisher ohne Erfolg. Die Russen vermuthen, daß dieser Streich von Emissären im Solde der Verbündeten herrühre, aber welchen Zweck wir damit erreichen konnten, ist nicht recht ersichtlich, da die Friedens-Unterhandlungen zur Zeit schon begonnen hatten. Das Wunderbarste an der Geschichte ist, daß die Telegraphenstangen so ganz und gar verschwunden sind, indem sie einige zwanzig Fuß lang und verhältnißmäßig schwer waren und die weite, kahle Ebene sich in bedeutender Entfernung von dem Meere befindet.

Wir setzten über die Alma in der Nähe von Almatschik, wo wir abermals ein großes Lager von etwa funfzehntausend Mann antrafen. Auch hier waren keine Verschanzungen aufgeworfen. Auf diesem ganzen Wege kamen wir an langen Zügen von Wagen, mit Proviant und Fourage beladen, vorbei, die einen Begriff von den ungeheuren Vorräthen geben, deren eine große Armee bedarf. Das Gewühl und die emsige Thätigkeit, die längs der ganzen Straße herrschte, machte unsere Reise sehr interessant. Auch eine große Anzahl Kranker wurde in Karren nach Simpheropol geschafft. Auf halbem Wege nach Simpheropol hielt unser Automedon vor einem ländlichen Wirthshause still. Eine sehr niedliche Wirthin erschien an der Thür und lud uns ein, abzusteigen. Sie war in die Nationaltracht gekleidet, und in ihrem hellblauen, seidenen Mieder mit Aufschlägen glich sie fast einem Schweizermädchen. Für drei Biergläser voll Thee, die sie uns einschenkte, forderte sie den sehr civilen Preis von drei Francs; aber sie war so reizend, daß es unmöglich war, ihr etwas abzuschlagen, und außerdem gab uns dieses kleine Abenteuer Veranlassung, den Rest des Weges mit Lösung des Problems zu verbringen, was nach diesem Verhältniß ein ganzes Pfund Thee kosten würde!

Um halb zwei Uhr kamen wir in Simpheropol an. Die Stadt hat ein vollkommen europäisches Ansehen, aber die Häuser werden jetzt fast alle als Hospitäler benutzt oder sind mit Truppen angefüllt. Die Garnison besteht aus den kaiserlichen Grenadieren. Es sind ungemein schöne Leute, die sich uns aber nicht unter den günstigsten Umständen präsentiren, indem sie alle den langen, grauen Rock von grobem Kommißtuch tragen, der sie keineswegs verschönert. Wir besuchten die Hospitäler, die uns von den barmherzigen Schwestern gezeigt wurden, wovon viele mit der Sebastopol-Medaille geschmückt sind. Gegen die Patienten scheinen sie sich mit großer Aufmerksamkeit und Güte zu benehmen, und die Hospitäler sind in vortrefflicher Ordnung.*) Die Anzahl der Kranken konnte ich nicht erfahren, aber sie muß sich auf mehrere Tausende belaufen. Nachmittags begaben wir uns nach der öffentlichen Promenade, wo ein Musikcorps spielte und die schöne Welt von Simpheropol sich in der Sonne erging. Einige russische Offiziere hatten bereits mit uns fraternisirt; sie stellten uns auf der Promenade den ihnen bekannten Damen vor, und diese luden uns zum Thee ein. Die Damen sprechen französisch und deutsch, und für uns, die wir seit zwei Jahren keine gebildeten Frauenzimmer gesehen hatten, war ihre Gesellschaft wahrhaft entzückend. Nach dem Thee führte man uns zu einem Konzert, und nach dem Konzert nöthigten uns dieselben russischen Offiziere, die an der Alma, bei Balaklawa und während der Belagerung gegen uns gefochten hatten, zu einem Champagnersouper, bei welchem wir unsere Schlachten noch einmal durchkämpften und in der herzlichsten Weise fraternisirten.

*) Nach dem neulichen Tagesbefehl des Kaisers von Rußland wäre dies doch nicht so ganz der Fall. D. R.

Das Collationiren unserer Ansichten über die verschiedenen Phasen des Feldzugs gab zu höchst anziehenden Erörterungen Anlaß, deren Mittheilung aber zu weit führen würde.

Wir schliefen in Simpheropol und kehrten am folgenden Morgen in unserer vierspännigen Karosse nach Baktschiserai zurück. Hier bestiegen wir unsere Pferde wieder und erreichten Komara gerade noch zur rechten Zeit, um der großen Revüe des französischen und britischen Heeres durch den russischen Oberbefehlshaber, General Lüders, beizuwohnen zu können.

Mannigfaltiges.

— Die vorjährigen Eruptionen des Vesuvs. Im neuesten Hefte (IV.) der Petermann'schen „Geographischen Mittheilungen" befindet sich von J. F. J. Schmidt, Astronomen der Sternwarte zu Olmütz, ein sehr interessanter Aufsatz über die Eruptionen des Vesuvs im Mai 1855, die derselbe in großer Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. In dieser Arbeit werden die merkwürdigen Phänomene der gewaltigsten und großartigsten aller Natur-Erscheinungen in einer anziehenden und schreiben Weise geschildert und besonders die Eigenschaften der Lava-Massen speziell beschrieben. Vergleicht man die Angaben über das Volumen früherer Lava-Ströme, so werden sie alle von dem vorjährigen ansehnlich übertroffen. Der eine Strom war etwa 1½ deutsche Meilen lang, bis zu achtzehnhundert Faß breit und stellenweise dreihundert bis vierhundert Faß dick, und nach einer auf genügenden Daten beruhenden Rechnung beträgt das Volumen der in dieser Eruption zu Tage geförderten Lava etwas unter tausend Millionen Kubikfuß. In raschen Pulsationen quoll das flüssige Feuer in jeder Sekunde tonnenweise aus den Spalten des Kraters hervor, hellroth strahlend selbst im Sonnenscheine. Einmal (in der Nacht des 2. Mai) stürzte die Lava über einen hohen Abhang und bildete einen mehr als dreihundertbreitigen Fuß hohen Katarakt, den der Verfasser stundenlang mit dem Fernrohr beobachtete. Von seinem zwei Meilen entfernten Standpunkte gewährte die vom vollen Monde beleuchtete Scene einen höchst imposanten Anblick, der noch durch den vollkommenen Reflex im Golfe von Neapel sehr erhöht wurde, während die Ausdehnung des feuerrothen Gewölkes am östlichen Himmel einem Raum von sechzig Grad Höhe und funfzig Grad in der Breite umfaßte.

— Ein polnischer Roman. Unter dem etwas seltsamen Titel „Der Fürst „Mein Liebchen"" ist die Bearbeitung eines historischen Romans aus der Decker'schen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei hervorgegangen.*) Der Verfasser ist ein polnischer Graf, der bisher nur anonym geschrieben hat und der, nach einer Mittheilung des polnischen Journals Czas, Heinrich Rzewuski heißen soll. Als Sittengeschichte hat das Buch unleugbare Verdienste, als Roman ist es etwas trocken und sehr weitschweifig. Man bedauert während des Lesens fortwährend, daß der Verfasser nicht lieber in der Form von Denkwürdigkeiten geschrieben, statt sich und uns in den Rahmen eines langen Romans zu zwängen. Der Uebersetzer, W. Bachmann, gesteht in der Vorrede, daß er mehr den Inhalt als die Form treu wiedergegeben; es ist demnach wahrscheinlich, daß die Steifheit derselben nicht dem Verfasser zur Last fällt. F. v. H.

*) Der Fürst „Mein Liebchen" und seine Parteigänger. Historischer Roman aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von W. Bachmann. 2 Bde. Berlin, Decker, 1856.

— Heilung von Knochenbrüchen durch phosphorsauren Kalk. Herr Alph. Milne-Edwards, Sohn des berühmten französischen Naturforschers, hat der Pariser Akademie eine merkwürdige Beobachtung über den Einfluß mitgetheilt, welchen der innere Gebrauch des phosphorsauren Kalks auf die Heilung von Knochenbrüchen ausübt. Der mineralische Theil der Knochen besteht chemisch aus einer Mischung von Unterphosphorsäure und kohlensaurem Kalk. Wenn demnach phosphorsaurer Kalk den Nahrungsmitteln eines Patienten beigefügt wird, der an einem Knochenbruche leidet, so kömmt man dadurch der heilenden Natur zu Hülfe. Letztere bedarf des phosphorsauren Kalks, um die beiden getrennten Enden eines gebrochenen Knochens wieder fest zu verbinden; wird ihr nun dieses Element künstlich zugeführt, so erfüllt die Hoilkunde die ihr gestellte Aufgabe, durch Unterstützung der Natur die Herstellung herbeizuführen. Der Wundarzt Goffelin hat besonders bei Armbrüchen den inneren Gebrauch des phosphorsauren Kalks mit sichtbarem Erfolg angewandt. Herr A. Milne-Edwards aber hat durch Experimente an Thieren die Ossification des aus kalzinirten Knochen gewonnenen phosphorsauren Kalks mehrfach beobachtet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 69. Berlin, Sonnabend den 7. Juni 1856.

Central-Amerika.

Mittelamerikanische Ruinen und Sprachreste.

Entdeckungsreise des Abbé de Bourbourg in Guatemala.*)

Ein Korrespondent des New-Yorker Tribune veröffentlicht einige interessante Briefe des Abbé de Bourbourg, eines katholischen Priesters aus Frankreich, der sich gegenwärtig auf einer Entdeckungsreise in Central-Amerika befindet und manche interessante Entdeckungen bezüglich der früheren Geschichte dieses Landes gemacht haben will.**) Er untersucht jene unbekannten Gegenden nördlich von Guatemala und den südlichen Theil von Yucatan, worüber schon Stevens geschrieben hat. Der Abbé soll, nach Angabe des Korrespondenten der Tribune, alle Indianer-Dialekte jener Gegend sprechen. Wir entnehmen den Briefen folgende Auszüge:

I.

„Am 18. Mai 1855 kam ich zu Rabinal an, welches zweiundzwanzig Meilen in fast gerader Richtung nach Norden von Guatemala liegt. Ich ging über den Montagne-Fluß, der hier Rio-Grande genannt wird und etwa zwölf Meilen von der Hauptstadt entfernt ist. Er fließt schnell, ist von geringer Tiefe, und an seinen Ufern erheben sich zwei Felsenreihen. Zur Regenzeit ist der Uebergang gefährlich. Von den Ufern des Flusses muß sich der Reisende durch Felsen und Tannenwäldchen den Weg bahnen, bis er das Städtchen Chol erreicht, welches in einem pittoresken Thale, sechs Meilen nördlich vom Montagne-Flusse, liegt. Vom Felsen aus genießt der Reisende einen großartigen Anblick. Ein Gesammtbild der Regionen, welche sich bis zum Stillen Ocean erstrecken, entfaltete sich meinem Auge, und das verschiedenartige Farbenspiel erhöhte die Majestät der Landschaft. Wie der Adler aus den Lüften die Gegend überblickt, so hatte ich von hier aus eine Uebersicht über die Vulkane von Guatemala; und als die weißen Wolken, welche in dieser Jahreszeit oft über den großen Ebenen lagern, sich von mir weiter entfernten, sah ich die Hauptstadt von Guatemala auf der fernen Ebene liegen mit ihren weißen Gebäuden und hohen Domen, gleich einer Königin in ihrem reich verzierten Schmucke. Der Anblick der Stadt war wirklich erhaben, die in der Umgebung vom Vulkane aus der Ferne sich ausnimmt, als ob sie in der Luft schwebe. Ich sagte der Hauptstadt Lebewohl und ging weiter, hatte aber kaum funfzig Schritte zurückgelegt, als sich ein anderer Anblick mir darbot. Zu meinen Füßen sah ich ein großes Thal von beträchtlicher Tiefe, umgeben von hohen Gebirgen, auf denen Epheu und Tannen grünten. Im Mittelpunkte lag ein kleines Dörfchen mit einer Kirche und einem maurischen Dome. Es ist Rabinal, der Ort, wohin ich durch die Güte des Bischofs geschickt wurde, um meine Studien in den alten amerikanischen Sprachen und der amerikanischen Ethnographie fortzusetzen. Dieser Ort hat Etwas an sich, was den Reisenden zum Nachdenken zwingt über die vergangene Größe und den eitlen Ruhm der Erde. Viele Civilisationen sind hier vorübergegangen, die letzte war die spanische Civilisation. Von der Höhe, auf welcher ich auf Rabinal herabsah, bemerkte ich, anscheinend in der Nähe, die Ruinen zweier alter Städte, welche, wie Ablernester auf den Gipfeln der Gebirge gelegen, die ganze Umgegend beherrschten.

Die nächste von diesen alten Städten liegt eine Meile von Rabinal, und die Kreolen nennen sie Kakyu, die entferntere liegt zwei Meilen in nordwestlicher Richtung von der Kirche und wird Tzak-Pokoma, Stadt der Pokomames, genannt. Ihre Lage ist ähnlich der der alten kastilianischen Städte Europa's im Mittelalter, auf den Höhen der Gebirge. Die Höhe, auf der die alte Stadt der Pokomames liegt, ist etwa tausend Fuß über der Ebene. Am 21. Mai begab ich mich in Begleitung einer Anzahl Leute aus dem Orte dahin auf den Weg. Der Boden ist nicht fruchtbar und die Vegetation daher spärlich. Als wir uns den Ruinen näherten, sah ich nichts weiter mehr, als die Reste der Mauerarbeiten, die sich kaum über die Oberfläche der Erde erheben; als ich aber weiter ging, wurden sie bemerkbarer. Wir kamen endlich an einem Ort an, wo Alles besser erhalten war. Dort ist ein Palast von hundertneunzig Fuß Länge, dessen Mauern sich etwa vier Fuß über eine Menge von Stufen erheben, die eine Terrasse bilden. Wie ich weiter ging, fand ich immer mehr Ruinen von Tempeln zur Rechten und zur Linken. Ich bemerkte unter Anderem, daß jeder Tempel auf einer Plaza und inmitten einer sehr großen Hausee gestanden, das sich auf einer Terrasse erhoben zu haben und die Wohnung der alten Mönche gewesen zu sein scheint. Zu dem Raume zwischen dem Tempel und dem Palaste fand ich ein viereckiges Piedestal erhalten, welches vermuthlich in früheren Zeiten die Statue irgend eines Helden oder Götzen gewesen ist. Die Lage so vieler Gebäude auf diesen isolirten Gebirge ruft die Lage der alten Stadt der Propheten — der heiligen Stadt Jerusalem, in mein Gedächtniß zurück. Von dem höchsten Gipfel, welcher gleichzeitig als Festung für den Beherrscher dieser großen Stadt gedient haben muß, erstreckt sich eine Reihe von Wohnungen, von denen die meisten eine Fronte von zweihundertvierzig Fuß und einen Hof von vierhundert Fuß Quadrat haben. Mitten in diesem Hofe steht eine Pyramide, deren Basis sechzig Fuß breit und welche etwa vierzig Fuß hoch ist. Die Bevölkerung dieser Stadt muß wenigstens dreimal so groß gewesen sein, wie die der Stadt Guatemala. Den Traditionen zufolge, welche bis auf den heutigen Tag von den Indianern von Rabinal bewahrt werden, wäre Tzak-Pokoma die Hauptstadt der Pokomames gewesen, bis zur Epoche, wo die Stämme, welche den Quiche-Dialekt sprechen, hier ankamen, was im eilften Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Fall sein mochte. Diese eroberten das untere Vera-Paz und stürzten die Herrschaft der Pokomames, welche nach Copan entflohen, wo noch heutiges Tages die Trümmer eines Städtchens zu sehen sind. Nachdem die Namen in den Gegenden von Guatemala besiegt worden, setzten die Quichee, Kakchiquee und die Tutujsiee sich dort fest, gründeten die verschiedenen Königreiche Guatemala's und wurden ihrerseits später wieder von Alvarado besiegt. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob diese Stadt noch nach dem Siege der Rabinaleros bewohnt gewesen ist, aber es liegt nichtsdestoweniger auf der Hand, daß ihre Ruinen sehr alt sind.

Man findet dort kaum mehr ein Stück von einer Statue, wie in den Ruinen von Palenque und Yucatan. Eine tiefe Schlucht, über welche hohe Tannen ragen, ist das Einzige, was nördlich von der Sierra de Tiktam die großen Gebäude der Citadelle, von der ich gesprochen, scheidet. Auf diesen Höhen findet man Gebirgsströme, welche nie austrocknen. Ich ging von der Nordseite aus der Stadt, folgte einem von der Natur gezeichneten Fußpfade und fand, nachdem ich etwa hundert Schritt weit gegangen war, eine andere Esplanade, wo ich noch viel mehr Paläste und einen Tempel sah, dessen Grundlage nicht besser hätte erhalten werden können. Ich kann meine Verwunderung nicht übertreiben über diese vielen Ruinen, Paläste und Tempel, die zum Theil noch stehen, und wovon noch kein Reisender was erzählt hat. Ich war um so mehr darüber erstaunt, als man mir versichert hatte, daß in der Nachbarschaft von Rabinal keine indianischen Ruinen zu finden seien.

Die zweite alte Stadt kann ich von dem Hofe des Hauses, in dem ich mich aufhalte, bemerken. Am 28 Mai besuchte ich die Höhen von Kakyu, begleitet von einem indianischen Diener, der mit all den benachbarten Plätzen sehr bekannt ist. Ich fand es schwieriger, diesen Gipfel zu erreichen, als ich es bei dem Besuche der ersteren Stadt gefunden hatte, wegen des vielen Laubwerkes, welches den Pfad bedeckte. Ich war genöthigt, mein Maulthier zurückzulassen. Die Stadt scheint viel Aehnlichkeit mit der ersteren gehabt zu haben. Etwa eine halbe Meile von Kakyu erheben sich die Hügel terrassenförmig, der eine über den anderen, und bilden gleichsam ein Amphitheater, bis sie den Gipfel eines pyramidenartigen Hügels erreichen, der die übrigen

*) Nach der New-Yorker Staatszeitung.

**) Wir machen bemerklich, daß die von dem Abbé de Bourbourg angeführten Manuskripte, auf welche er seine ältere Geschichte der Indianer stützt, auch von unserem Landsmanne, Herrn Dr. Karl Scherzer, der darüber in der Wiener Akademie, sowie im „Ausland“, Mittheilungen gemacht, in Guatemala gesehen und benutzt wurden. D. R.

überragt; er iſt eine Meile von der Citadelle entfernt und wird Mamuz genannt, was, auf dem Quiche-Dialekt überſetzt, ſo viel heißt, wie Altar. Hier wurden ohne Zweifel früher den Barbaren-Göhen des Landes Opfer gebracht. Ich fand auf dem Gipfel in der That einen aus Stein gehauenen Altar, der vier Fuß hoch und worin in der Mitte eine Oeffnung ſich befand. Die Indianer ſagen, daß hier eine Wendel-Treppe ſei, welche in einen dichten Wald führt. Dies mag wahr ſein, aber ich habe mich nicht davon überzeugen können. Sie ſagen ferner, daß hier eine unterirdiſche Stadt ſei, die große Reichthümer beſitze. Wenn dies wahr iſt, was ich bezweifle, ſo wäre das Innere des Mamuz einfach eine Nekropolis — ein altes Grabmal für die Fürſten der Pokomames, welche nach dem Gebrauche jenes Volksſtammes mit ihren Sklaven und Reichthümern begraben wurden."

II.

„Mera-Paz, 7. Aug. 1855.

„Nicaragua und San Salvador boten meiner Neugierde in Bezug auf Alterthümer wenig Nahrung. Ich hoffte, daß Guatemala meine Neugierde befriedigen werde, und dies iſt auch geſchehen. Die Archive des Cabildo enthalten ſehr werthvolle Materialien für die Geſchichte dieſes Landes ſeit deſſen Eroberung. Das Erſte, was in meine Hände fiel, war eine Kakchiquel-Grammatik von Pater Flores, gedruckt in Antigua (Guatemala, 1753). Sie wurde mir vom Dekan der Kathedrale überreicht. Ich bekam ſpäter noch einige und beſitze jetzt vier Exemplare. Sie enthält Vergleiche zwiſchen der Quiche- und Zutohil-Sprache. Dieſe Hauptſprachen, wie ſie hier genannt werden, ſind nur Dialekte des Kakchiquel; das Quiche weicht etwas mehr ab, als das Zutohiliſche, aber ſie können Schweſterſprachen genannt werden, wie die Dialekte Griechenlands.

Der zweite Theil dieſer Grammatik enthält eine Geſchichte von dem Urſprung der Indianer des Vice-Königreichs Guatemala, überſetzt aus der Quiche-Sprache in das Spaniſche. Die Geſchichte beginnt mit der Erſchaffung der Welt. Auf den fabelhaften Theil des Buches folgt die Geſchichte von der Einwanderung der Indianer in dieſen Theil von Amerika. Sie kamen aus dem Oſten, nicht aus dem Süd-Oſten, ſondern aus dem Nord-Oſten. Ich ſpreche blos von den Quiche-Kakchiquels und Zutohils ꝛc., denn lange vor ihnen waren dieſe Länder bevölkert und civiliſirt. Sie kamen aus dem Nord-Oſten, alſo durch die Vereinigten Staaten, und wie ſie ſelbſt ſagen, kamen ſie übers Meer, in Dunkelheit, Nebel, Kälte und Schnee. Ich vermuthe, daß ſie von Dänemark und Norwegen gekommen ſind (!). Sie kamen in kleiner Anzahl und verloren ihr weißes Blut durch Vermiſchung mit den Indianern, die ſie vorfanden, ob in den Vereinigten Staaten oder in dieſen Gegenden, wird nicht angegeben.

Was mich indeß von dieſer Einwanderung noch mehr überzeugt, iſt, daß ich durch eine Vergleichung der Sprachen zu demſelben Reſultate kam. Ich kann nicht von der Bildung derſelben ſprechen, aber ich habe bemerkt, daß die Hauptformen und Wörter der Sprachen (die mexikaniſche ausgenommen) im engen Zuſammenhange mit der mayaliſchen oder trendaliſchen ſtehen, und daß alle die Wörter, welche weder mexikaniſchen noch mayaliſchen Urſprungs ſind, unſeren Sprachen des nördlichen Europa, nämlich der engliſchen, ſächſiſchen, däniſchen, norwegiſchen, ſchwediſchen, flämiſchen und deutſchen, angehören (!); einige Wörter ſcheinen ſogar der franzöſiſchen und perſiſchen Sprache anzugehören (!). Es iſt klar, daß die Eingewanderten die Sprache der Beſiegten annahmen, weil dieſe viel zahlreicher waren, als die erſteren, und daß nur einige Wörter ihrer eigenen Sprache zurückblieben. Daher die verſchiedenen Dialekte oder Sprachen, denen wir hier auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume begegnen. Ihre Landsleute mögen nun aus dieſen eigenthümlichen Erſcheinungen ihre eigenen Schlüſſe ziehen. Nehmen wir nicht an, daß die Fortifications und Grabhügel, welche wir im weſtlichen New-Port, Ohio, Tenneſſee, Arkanſas ꝛc. finden, von der Kolonie der Normannen herrühren, von denen wir wiſſen, daß ſie in Maſſachuſetts exiſtirten und nach dem zehnten Jahrhundert verſchwanden?

Außer dieſer Grammatik hat man mir mehrere Manuſkripte geſchenkt, die über Guatemala und Vera-Paz handeln, nebſt fünf Dictionairen dieſer Sprache. Der Erbiſchof von Guatemala hat mir ein prächtiges Exemplar des Kalenders der Quiche-Indianer geſchenkt, wie er noch jetzt heimlich bei den Indianern von Santa-Catalina gebraucht wird. Aber das Koſtbarſte in meiner ganzen Sammlung iſt ein Manuſkript in der Kakchiquel-Sprache, welches vor ungefähr dreihundert Jahren von einem der Fürſten von Solola geſchrieben worden iſt. Die Ueberlieferung dieſer Stadt findet man in der Nähe des Atitlan-Sees. Das Werk iſt nie überſetzt worden, aber ich überſetze es jetzt ins Franzöſiſche und Spaniſche. Es iſt voll Einzelheiten über die erſte Einwanderung der Indianer in dieſes Land, über deren Leiden zu See und Land, über die Heldenthaten, die ihre Häuptlinge verübt haben ſollen. Dann finde ich weiter darin eine Geſchichte dieſes Landes. Der Verfaſſer deſſelben ſagt, er habe Alvarado in die Hauptſtadt Limeche, das jetzige Guatemala, einziehen ſehen. Er ſei damals nur ein Knabe geweſen, aber er erinnere ſich noch lebhaft, wie fürchterlich die Spanier geweſen — wie ſehr all die Indianer-Fürſten über den Rubikel dieſer Fremden erſtaunt geweſen. Er erzählt von den Grauſamkeiten Alvarado's, von all den Fürſten und Königen, die auf ſeinen Befehl gehängt oder verbrannt wurden. Derjenige Theil des Manuſcripts, welcher die Einzelheiten über die alten Königreiche von Guatemala enthält, iſt ſehr intereſſant. Der Verfaſſer ſagt am Schluſſe, da er die Zerſtörung der Bücher und Annalen geſehen, habe er in ſeinen alten Tagen die wenigen Fürſten, welche von ſeiner Familie und den Nachbarländern noch übrig geblieben, um ſich geſammelt und nach ihren Büchern und ihrem Gedächtniß aufgeſchrieben, damit ſeine Söhne mit den Schickſalen ihres Vaterlandes ſich bekannt machen könnten.

Es iſt ſein Arzt hier, und vor ſechs Wochen gab ich einem Manne ein Mittel, welches ihn von einer ziemlich ſchweren Krankheit rettete. Aus Dankbarkeit erzählte er mir ſpäter, daß er in direkter Linie von den Königen von Tzal-Pokoma abſtamme, daß er auf Befehl ſeines Vaters einen ihrer Bayles oder dramatiſchen Tänze auswendig gelernt habe. Da er wußte, daß ich mich bei anderen Indianern nach dieſen Bayles vergeblich erkundigt hatte, erbat er ſich, mir das von ihm auswendig Gelernte zu diktiren, wenn ich es aufſchreiben wollte. Nach zwölf Tagen mühevoller Arbeit gelang es mir, es niederzuſchreiben; mit Hülfe meiner Grammatik und meines Dictionairs korrigirte ich die Orthographie, und ich kann mich jetzt rühmen, das einzige originale amerikaniſche Drama in der Welt zu beſitzen. Es iſt ein hiſtoriſches Drama, in dem ihre Helden und Fürſten handelnd auftreten, und iſt voll geſchichtlicher Reminiscenzen. Die Scene ſpielt in der Stadt Tzal-Pokoma. Die großen Ruinen dieſer Stadt liegen nur eine Meile von hier. Was dramatiſchen Effekt betrifft, ſo würde das Stück einen günſtigen Vergleich anhalten mit den deutſchen Dramen des Mittelalters."

Japan.

Ein engliſcher amtlicher Beſuch in Hakodadi.

(Schluß.)

Die Bekleidungsweiſe iſt nach Jahreszeit und Stand ſehr verſchieden. Der Sommer iſt ſehr heiß, der Winter ungemein kalt. Die Kleidung der unteren Klaſſen iſt nach Stand und Jahreszeit ſehr naturgemäß, im Sommer wenig bis gar nichts (die Kinder laufen ganz nackt umher), im Winter mit Allem, was oben gegen die Kälte zu bekommen iſt. Die höheren Klaſſen dagegen ſind ſehr putzſüchtig und pedantiſch und ſtaffiren ſich ſtets nach der neueſten Mode von Yeddo aus, am liebſten mit dunkelfarbigem, halb durchſichtigem Flor. Im Winter kommen Kleider von Kattun und dicke Roſen darunter dazu. Beamte tragen dafür Seide und wollene Socken mit einem beſonderen Abſchnitt für die große Zehe (nach Art unſerer „Fauſthandſchuhe"), Schuhe von geflochtenem Stroh, welche mit weißen Bändern feſtgebunden werden. Sehr geſchmacklos und häßlich iſt die Art, wie ſie ſich ſetzen. Sie kauern ſich, daß die Kniee in höchſter Spannung ziemlich vor die Naſen kommen. Sie ruhen auf dieſe Weiſe ganz auf den Fußſohlen, aber mit beſonderer Bebürdung der Kniegelenke, die deshalb auch durchweg ungewöhnlich ſtark ſind und die Leute entſtellen und ihren Gang ſchwerfällig machen. Die politiſchen und ſozialen Zuſtände ſind ſtark feudaliſtiſch und geſtoſet. Es ſcheint mehr ein bureaukratiſcher Feudalismus zu ſein. Ariſtokratie und Beamte ſehen mit der größten Verachtung auf die reichen Kauf- und Handelsleute herab und vermeiden jede nichtamtliche Berührung mit Klaſſen, die unter ihnen rangirt ſind. Kein Kaufmann kann es bis zu der Ehre bringen, zwei Schwerter und ſeidene Hoſen zu tragen. Mit vielem Gelde und Glück kann er es nicht weiter bringen, als bis zu der Konzeſſion, ein Schwert zu tragen. Die je zwei Waffen an einer Perſon ſind Monopole der Privilegirten.

Die Japaneſen ſind nach der Verſicherung unſeres Gewährsmannes ſtrenge Vegetarianer: ſie eſſen kein Fleiſch. Sie haben keinen Viehmarkt, keine Fleiſcherläden. Gemüſe und, ſtatt des Fleiſches, Fiſche bilden ihre Nahrung. Man findet daher unendliche Maſſen von Fiſchern auf dem Waſſer und von Fiſchen auf dem Lande. Bohnen, Erbſen, Schoten, ſüße Kartoffeln, gigantiſche Radieschen, Mohrrüben u. ſ. w. gehören zu den kultivirteſten Vegetabilien und Gerichten. Birnen werden zum Theil ſehr groß, wie Kohlradieſchen, ſind aber wäſſerig und geſchmacklos. In einem Tempel unweit des Zollhauſes hatte man expreß für die fremden Gäſte einen Bazar errichtet und mit den augenfälligſten Induſtrie- und Handels-Artikeln ausgeſtattet, um deren Börſen in Verſuchung zu führen. Beweiſet genug, daß das bisherige Ideal der Schutzzöllner, in Japan durchgeführt, nicht in der Natur des Volkes liegt, ſondern ſie ebenſo viel Luſt und Liebe zum Handeln haben und durch Tauſchen und Auswechſeln von Beharf und Ueberfluß ſich das Leben verſchönern, gemüthreicher und angenehmer

machen wollen, wie jeder andere Mensch. „Jack“ ließ sich auch nicht lange bitten, sondern laufte nach Kräften und schlug in England zum Theil tausend Prozent auf seinen verkauften Einkäufen. Lackirte Waaren standen natürlich obenan. Das Lackiren ist eine ursprünglich japanesische Erfindung und Industrie und wurde vor vielen Jahrhunderten von da bei uns eingeführt. Die Engländer bezeichnen auch noch heute den Akt des Lackirens mit „japan“ und nennen sogar euphemistisch den Stiefelwichser „Japanner“. Man fand den größten Reichthum lackirter Waaren in den reinsten und seltensten Farben, dünnes, durchsichtiges Porzellan, seltsame, hübsche Töpfe, Kannen und Vasen, kleine Kommoden, Fächer, Seidenwaaren, Gaze u. s. w., alle in der vorführerischsten Weise arrangirt und als Köder zum Einkaufen der Münzen Englands ausgehangen. Die englischen Pence, allerdings wohl das plumpste Geldstück auf dem ganzen Erdrund, von denen ein paar Dutzend schon Taschen zerreißen und schwache Menschen schief ziehen, wenn sie nicht so vorsichtig sind, auf jeder Seite gleich viel einzustecken, verwiegerte man aber im japanesischen Bazar-Tempel anzunehmen. Unter einigen Bemerkungen über Literatur und Wissenschaft, die begreiflicherweise sehr mager ausfielen, finden wir, daß man in Religion und Medizin sehr zurück sei. Erstere besteht aus einem japanisirten Buddhismus (wie wir aber von anderen Autoritäten wissen, mit Religions-, wenigstens Sektenfreiheit) und die Heilkunst in — Trommeln. Wie man auf abendländischen Gymnasien und Universitäten böse Lehrer austrommelt, verschweigt man in Japan alle bösen Krankheitsdämone (denn jede Krankheit gilt als solcher) durch faktisches, instrumentales Schlagen auf Trommeln — Letzteres ganz im Gegensatze zur Abendweit, wo durch das kriegerische Trommeln fast nur böse Geister citirt, geweckt, gefüttert und gepflegt werden. Sobald in Japan sich Jemand von einer Krankheit kuriren lassen will, schickt er zum Tambour der Medizin, die ganz in den Händen von weiblichen Individuen ist. Die „Tochter des Regiments“ kömmt mit ihrer Trommel, hält sie dem Patienten dicht ans Ohr und fängt an zu „selbraffeln“ und zuweilen summend dazu zu singen. Das Trommeln soll den bösen Geist der Krankheit austreiben und den entschlafenen guten Geist der kreativen Natur aufwecken, respektive besänftigen und zum Austreiben des Bösen ermuntern. Die Jugend hält bei guter Constitution und hartem Trommelfelle im Ohre diese Aesklapische Praxis so lange aus, bis sie wieder gesund ist. Es hat also gepfolfen, heißt es, gerade wie bei uns manchen eine halbe Apotheke austrinkt und am Ende doch wieder gesund wird. Alle Leute von schwachen Nerven sind freilich schlimm daran: sie müssen sich entweder todt trommeln lassen oder ohne Trommel wieder gesund werden.

Die Gäste waren auch in mehreren Tempeln, deren Balken und Säulen kunterbunt mit Bildern von Göhen und Vögeln in Lebensgröße niedlich reliefartig behauen sind. Davzwischen stehen massive Götzenbilder. Die Laien bringen ihnen täglich Fische und Reis als Opfer, welche, da die Götter selbst ohne diese irdische Speise bestehen, von den Priestern verzehrt oder verkauft werden. Die Tempel sind fenster- und lichtlos, so daß nur der schwache Schein, der blos aus den Veranden eindringt, die dunklen Säulen, Schnitzwerke und Götzen gar schauerlich feierlich beleuchtet. In dieser Dämmerung schweben Priester und Laien lautlos auf dicken, dreifachen Strohmatten, so daß es ein grauenvoller Andacht nicht fehlen kann.

Die Engländer beschränkten sich nicht auf die Stadt, sondern einige kühne Jack-tars ruderten auch auf einem Flusse bei Yokodasi weit ins Land hinein und landeten an einer Stelle, deren Scenerie sehr stark an englische Landschaft erinnerte. (Japan ist auch bestimmt, das England auf der anderen Seite des Globus zu werden.) Ebene und gerade Straßen mit lebendigen Zäunen auf beiden Seiten und üppigen, duftigen Blumen führten in verschiedenen Richtungen umher, vor strohgedeckten Hütten und Häusern, Bauernhöfen und Meiereien vorbei, die mit neugierigen Leuten und lachenden Mädchengesichtern aus Bäumen, Blumen und Hecken hervorguckten. Darunter manches elegantere Haus mit sorgfältig gezogenen Zwergbäumen und papiergeschreibten Fenstern. Kleine, runde, zottige Ponies trieben sich wild umher auf offenen Brachfeldern. Die Leute trugen lange, graue Roben und Strohsandalen mit Holzsohlen. Pflüge waren noch sehr altteflamentlich, besiehend aus einer zweizinkigen Gabel, die mit der Hand gezogen und gestoßen wird. Das Volk sah überall gutartig und gesund aus. Die rosenwangigen Mädchen schienen große Lust zu haben, sich freundlich und gastfreundlich zu zeigen, aber die Polizei, die überall die Würde der Länder auf sonderbare Weise aufrecht zu halten weiß, ließ keine nähere Berührung zu. Doch so weit brachte es die Polizei nicht, daß die Mädchen ihre Geschäfter aus den Fenstern holen. Es war zu viel zu sehen. Im Uebrigen wird die Lage des weiblichen Geschlechts als ziemlich trostlos geschildert. Sie müssen alle Feld- und Hausarbeit zugleich machen und außerdem, wie die Masse nackter Kinder an fast allen Thüren bewies, sehr viel Kinder gebären.

Dies sind einige Skizzen des japanesischen Lebens aus dem Buche Whittingham's. Sie enthalten Gesehenes, Erlebtes, und das ist ihr Werth, einem bisher noch so verschlossenen Terrain gegenüber. In zehn Jahren werden die Europäer vielleicht ungehinderter in den herrlichen, großen Gärten, Parken und Paradiesen, die als Japan auf dem Stillen Ocean schwimmen, umherschlendern, als in dem paßgeregelten und polizeigeheiteten Rußland, und die dahin auch bessere und gründlichere Bücher darüber geschrieben haben. Es sind noch viele materielle, Literatur- und Kunstschätze in diesem England Asiens verborgen.

Frankreich.

Die landwirthschaftliche Ausstellung in Paris.

Am 1. Juni ist dieses großartigste aller bisher irgendwo veranstalteten Thierschau- und Agrikultur-Feste, das jedoch nur von kurzer Dauer sein wird (am 10. Juni werden bereits die ausgesetzten Preise vertheilt), in dem Ausstellungs-Palast in den Champs Elysées eröffnet worden. Wir geben folgende Beschreibung nach französischen Quellen:

„Die Gartenbau-Ausstellung nimmt das Schiff des Palastes ein. Dieser umfassende Raum ist in einen englischen Garten verwandelt worden. Mitten in unregelmäßigen, von großen, sandbestreuten Alleen durchschnittenen Rasenflächen stehen stattliche, frische Bäume, die ihre Wipfel bis zu den oberen Galerieen erheben. Zahlreiche Rabatten, mit Pelargonien, Rhododendern, Azaleen, Kamelien, Cinerarien u. a. geschmückt, sind in den Rasenflächen angebracht. Die Garten-Erzeugnisse sind in den oberen Galerieen geordnet.

Eine Marmor-Statue der Kaiserin Josephine, unter deren Schutz der französische Gartenbau große Fortschritte gemacht, beherrscht diese ganze Ausstellung. Figuren in Bronze, Zink, gebrannter Erde sind hin und wieder mit großem Geschmack angebracht. Im Mittelpunkte des Schiffes spielen drei Springbrunnen, und die Bassins zweier von diesen Springbrunnen dienen zur Ausstellung der Fischzucht. Das eine Bassin hat die Zöglinge aus den Staatsschulen zu Hüningen, die in der Anstalt des Collége de France gelaichten Salme und Forellen, und Fische aus dem Bache des Bois de Boulogne aufgenommen. Diese Ausstellung wird von Herrn Coste, Mitgliede des Instituts, geleitet. Das andere Bassin ist für die von Herrn Millet gewonnenen Erzeugnisse bestimmt.

Die Thiere des Rindergeschlechts sind in den kreisförmigen Galerieen des Erdgeschosses aufgestellt. Beim Eintritt in das Hauptthor des Palastes erblickt man links und rechts die französischen Racen, die einen beträchtlichen Raum einnehmen. Wendet man sich rechts, so trifft man zuerst die englischen und schottischen Racen; die von Durham, — sehr zahlreich vertreten — Hereford, Aldernay, Ayr; das Letztere zählt die meisten Exemplare. — Dann kommen die holländischen Racen, die fast die ganze Galerie des Hintergrundes füllen. Sehr schön ist die folgende Ausstellung der schweizer Racen, worunter die bernische, — bemerklich durch den hohen Wuchs und durch den sehr häufig mit knausem Haar versehenen Kopf — der schwyzer, die den größten Theil der Schweizer-Ausstellung ausmacht, den Vorrang einnimmt. Die schwyzer Race gehört zu den Gebirgs-Racen; kennlich an der grauen Farbe und den breiten, weißen Streifen über den Rücken. Die schwyzer Kühe haben den verdienten Ruf vortrefflicher Milchkühe. Ueber jedem Verschlag hängt das herkömmliche Geläute der schweizer Kühe. Es ist oft von ungewöhnlichem Umfang und von eigenthümlicher Gestalt. Mit dem Halsband, woran das Geläute hängt, treiben die Landleute Wilhelm Tell's großen Luxus; es ist gemeiniglich mit vergoldeten Nägeln beschlagen und mit Troddeln von aufgezupfter Wolle verziert.

Die deutschen Racen alle vereinigen in sich den Charakter der ungarischen und schwyzer oder berner Race. Die ausgestellten Exemplare dieser Race sind bemerkenswerth.

Besonders interessant ist in dieser Abtheilung des Palastes der Anblick der schweizer, tyroler, siebenbürger, galizischen und ungarischen Bauern, die den Ausbund ihrer Heerden nach Paris begleitet haben. Alle haben die malerische Tracht ihres Landes beibehalten, was der Ausstellung eine höchst eigenthümliche Physiognomie giebt. Die Ungarn tragen ungeheure lange und weite weiße Hosen, die den Beiden-Unterröcken gleichen, und ihre langen Schnurrbärte geben den ungeheuren Hörnern ihrer Ochsen und Schafböcke nichts nach.

Die Zahl des Rindviehs ist so groß, daß man sich genöthigt sah, außerhalb des Palastes Verschläge zur Aushülfe anzubringen. Hier befindet sich die reine ungarische Race und der ungarische Büffel. Diese fast wilden Thiere bieten uns ein ganz neues Schauspiel, das wahrscheinlich kein geringes Publikum herbeiziehen wird.

Weiterhin sind die Schuppen für Schweine und Schafe, die sehr zahlreich und mannigfaltig vertreten sind.

In der Schuppenreihe, die den Schäfereien parallel laufen und den Cours-la-Reine schneiden, sind die Instrumente und Maschinen ausgestellt, die Frankreich und der größte Theil des Auslandes geliefert haben. Anfangs fühlt sich der Besucher verwirrt von der Unähnlichkeit

und Mannigfaltigkeit der Instrumente aller Art und der Maschinen aller Größen, die diesen Raum einnehmen, und er gewinnt den schönen Anblick erst, wenn er sich gesammelt und orientirt hat.

Von hier gelangt man zu dem Schuppen, welcher der Ausstellung Englands eigens eingeräumt ist. Unsere Nachbarn haben ihre Instrumente und Maschinen mit einer gewissen, sehr verständigen Koketterie herausgeputzt. Die Beschläge sind sorgfältig theils angestrichen, theils polirt; die Holzfassungen sind gehobt; Alles ist kunstvoll gruppirt und auf das günstigste gestellt; Alles stoßt von Firnißglanz; das Kupfer und der Stahl funkeln; in der That ein gefälliger Anblick!

Im Hintergrunde endlich, in der Abtheilung, die längs des Courslu-Reine hinläuft, hat man einen kleinen, mit Gitterwerk versehenen und geschmackvoll verzierten zweistöckigen Palast errichtet: es ist der Federviehstall, dessen Erbgeschoß die Kaninchen, worunter Exemplare von ungewöhnlicher Größe, aufgenommen hat. Im ersten Stockwerke sind Hühner aller Arten und aller Länder, dann Puter, Enten, Gänse, Fasanen, Perlhühner, Tauben u. a.

Die oberen Galerieen des Palastes scheiden sich in drei Abtheilungen. Die zwei großen, mit dem Eingang in die Champs Elysées parallel laufenden Galerieen, sind den kleinen Ackerbau-Instrumenten eingeräumt; hier sieht man Maschinen-Modelle, Haut-Reliefs von Pachthöfen oder anderen landwirthschaftlichen Anstalten, Handwerkzeug, Bienenstöcke, Drainirröhren, sowie alle Feld- und Garten-Erzeugnisse. — Die französischen Kolonieen, Algerien und das Ausland haben ihre Produkte in der den Champs Elysées gegenüberliegenden Galerie ausgestellt. Die französischen Produkte sind in der parallelen Galerie untergebracht. In der Ouer-Galerie, die der Place de la Concorde gegenüber ist, sind die Sachen ausgestellt, die zum Besten der orientalischen Armee in einer Lotterie ausgespielt werden sollen. Ueber den Verschlägen bemerkt man Teppiche und Fahnen in orientalischen Stoffen von großer Schönheit. Die entgegengesetzte Galerie ist in einen prachtvollen, mit karmoisinrothem Sammet und Goldborten ausgeschlagenen Saal zur Austheilung der Preise umgestaltet worden. Er faßt über zweitausend Personen.

Der Gesammt-Eindruck entspricht den Erwartungen, die man auf diese unermeßliche Ausstellung alles dessen, was der Ackerbau an Hausthieren, Maschinen und Erzeugnissen Merkwürdigstes und Vollkommenstes darbietet, gegründet hat. Eine verständige und thätige Verwaltung hat die Aufnahme und Unterbringung dieser unzähligen Gegenstände geleitet. In wenigen Tagen war Alles, wie von einem Zauberstabe berührt, an rechten Platze. Sonnabend waren die Arbeiten der Jury geschlossen, und Sonntag drängte sich ganz Paris an die Pforten des Palastes.

Mannigfaltiges.

— Das Fürstenthum Moldau. Ursprünglich war dieses im Jahre 1354 gegründete Fürstenthum ungefähr 1800 Quadratmeilen groß. Im Jahre 1529 ward es von den Türken erobert, und von dieser Zeit ab verlor es seine Unabhängigkeit, indem seine Fürsten (Hospodare) vom Sultan ernannt wurden, der sich von denselben einen sehr bedeutenden jährlichen Tribut zahlen ließ. Im Jahre 1777 ging ein Theil des Landes, die Bukowina (190 Quadratmeilen), an Oesterreich verloren, und im Jahre 1812 ein anderer Theil, das jenseits des Pruth gelegene Bessarabien (820 Quadratmeilen), an Rußland, so daß die Moldau auf etwa 735 Quadratmeilen beschränkt wurde. Durch den neuesten Pariser Frieden hat das letztgedachte Fürstenthum jedoch wieder eine Gebiets-Erweiterung von 205 Quadratmeilen erhalten, um welche Bessarabien verkleinert wird. Dieses bisher russische und fortan (unter türkischer Oberhoheit) moldauische Gebiet wird westlich durch den Pruth, südlich durch die Donau, sowie bis zum Meerte durch deren St. George-Arm, östlich durch das Schwarze Meer und gegen das Innere Bessarabiens durch eine Linie begränzt, die an dem See Barnas-Sola, sowie an der Straße von Al-Kerman (welches letztere, am Liman des Dnester gelegen, russisch bleibt) entlang, zum Trajans-Walle, diesen verfolgend zum Jalpuch bei Bolgrad, aufwärts am Jalpuch bis zur Höhe von Saratska und hinüber zum Pruth bei Ketamori führt. Eine dem neuesten Hefte (IV.) der Petermann'schen „Mittheilungen" beigelegte, von F. v. Stalpnagel gezeichnete Karte der neuen russisch-moldauischen Gränzlinie giebt von dieser für das Fürstenthum Moldau überaus wichtigen, gleichzeitig aber jeden Anwohner der Donau bis zu ihrer deutschen Quelle im höchsten Grade interessirenden Gebiets-Veränderung einen anschaulichen Ueberblick. Das von Rußland abgetretene Gebiet ist (wie Herr E. v. Sydow in seinen Erläuterungen zu jener Karte bemerkt) ungefähr so groß, wie der preußische Regierungsbezirk Magdeburg (210 Quadratmeilen) oder wie die Summe der vier sächsisch-ernestinischen und zwei schwarzburgischen Lande in Thüringen (206 Quadratmeilen). Das Fürstenthum Moldau wird durch den neuen Zuwachs ungefähr so groß, wie das Königreich Böhmen (940 Quadratmeilen), oder wie die Summe des Königreichs Sachsen, der preußischen Provinz Sachsen und der sächsisch- und schwarzburgisch-thüringischen Lande (938 Quadratmeilen). Sämmtliche Arme und Mündungen der Donau gehören nun zum Moldau-Fürstenthume, doch ist ein großer Theil des Deltas, das durch eine umfichtige Verwaltung sehr leicht in ein zweites Holland, in eine lombardische Ebene, verwandelt werden könnte, jetzt ebenso menschenöde, als unfruchtbar. Herr v. Sydow schätzt die Gesammtbevölkerung des von Rußland abgetretenen Gebietes auf 180,000 Seelen, von welchen etwa 24 Prozent auf die darin gelegenen fünf Städte Kilia (6412 Einwohner), Ismail mit Tutschkow (26,243), Reni (7314), Kagul (2741) und Leowo (1023) kommen. Ismail und Reni sind ziemlich bedeutende Handelsstädte. Ersteres hat im Jahre 1850 an Getraide, Mais, Talg, Butter und Käse den Werth von 1,256,123 Rubel und Letzteres den Werth von 248,416 Rubel ausgeführt. Die Stadt Odessa liegt jetzt nur noch etwa zwölf geographische Meilen von der moldauischen Gränze entfernt, während diese Entfernung bisher über dreißig Meilen betragen hat.

— Ein neues Lied von Béranger. Die Times und nach ihr amerikanische Blätter bringen ein neues Lied Bérenger's, das zwar in Frankreich viel verbreitet und gelesen sein soll, aber aus leicht erklärlichen Gründen dort nicht gedruckt worden ist. Die Times, welche das Lied enthielt, ist sogar in Frankreich konfiszirt worden. Das Gedicht ist „an die Studenten" gerichtet, die dem greisen Chansonnier bei dem Leichenbegängnisse des Bildhauers David von Angers ein Vivat gebracht und daneben die Freiheit hatten hoch leben lassen, wofür sie von der kaiserlichen Polizei gefaßt und bestraft worden waren. Das Lied, nach der Weise von „Bertrand's Abschied" zu singen, besteht aus fünf achtzeiligen Strophen mit dem Refrain à la Béranger: „Ah! pardonnez au pauvre chansonnier!" In der ersten Strophe nimmt der Dichter alle die alten Lieder zurück, in welchen er die Trikolore der Freiheit gefeiert, die jetzt ein leerer Schall, ein „getrümmtes Glück" sei. Der Sänger, sagt die zweite Strophe, habe einst gemeint, St. Helena sei die Sühne des achtzehnten Brumaire gewesen; er habe deshalb den Krieger bedauert, den Kaiser, der die Freiheit durch den Ruhm zu ersetzen meinte, doch auch das war ein „getrümmtes Glück". Nisard sei ein schlechter Ersatz für die Preß-Freiheit, Leverrier sei leider kein Arago und Belmontet noch viel weniger ein Victor Hugo; der Gott, der jetzt in Frankreich und in Rom gelehrt werde, sei nicht der Gott, den der Dichters lieb gefeiert, das von einem schöneren „Glück getrümmt" hätte. Wohl habe der Sänger einst die Siege von Frankreichs Heeren gesungen, doch sein Lied habe nicht den Helden der Kamaschen und der Paraden, nicht den Feinden, sondern den Freunden und Vertheidigern des Volkes, diesem von ihm „getrümmten Glück", gegolten. Nicht dem harrenden Polen, nicht Italien eile der Franzmann jetzt zu Hülfe, dazu sei der Boden zu schlüpfrig; wohl aber dringe man den Türken seine Freundschaft auf; doch trotz aller neuen Allianzen und diplomatischen Noten „träumt für Frankreich der Sänger noch ein and'res Glück."

— Internationales Bücher-Bulletin. Der Buchhändler Robert Lippert in Paris (früher als deutscher Schriftsteller in St. Petersburg lebend) hat seinem im vorigen Jahre von ihm gegründeten und bisher von ihm allein verfaßten bibliographischen Anzeiger in ein „Bulletin international du libraire et de l'amateur des livres" verwandelt, von welchem am 15. April die erste Nummer ausgegeben wurde. Dasselbe soll Folgendes bringen: 1) eine kritische Musterung neuer Bücher; 2) Nachweisung der Rezensionen in anderen Journalen; 3) bibliographischen Verzeichniß aller neuen Bücher; 4) Uebersicht der französischen, nichtpolitischen Blätter; 5) Anzeige von Bücher-Auctionen, sowie von sonstigen Verkäufen alter und seltener Werke in Frankreich und im Auslande. Das „Bulletin" erscheint zweimal monatlich und kostet jährlich sieben Francs. Die Herren A. Asher u. Comp. und W. Bese's Buchhandlung in Berlin nehmen Bestellungen auf dieses Journal an.

— Phosphorsaurer Kalk. Mit Bezug auf die in der vorigen Nummer enthaltene Beobachtung des Dr. Alph. Milne-Edwards in Paris wird uns mitgetheilt, daß in Deutschland die innere Anwendung des phosphorsauren Kalks bei Knochenbrüchen durchaus nichts Neues sei und hier bereits seit mehreren Jahren mit Erfolg geschehe. Es ist schon öfter vorgekommen, daß in der Akademie der Wissenschaften von Paris angeblich neue Beobachtungen zur Verhandlung kommen, die in anderen Ländern längst bekannt sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 70. Berlin, Dienstag den 10. Juni 1856.

Nord-Amerika.

Unbekannte Sprachen.*)

„Die jungen Löwen brüllen nach Raub und verlangen von Gott ihre Speise — und Er hört ihre Stimme und erfüllt ihr Begehren", sagt die heilige Schrift. Indeß läßt sich doch nur von wenigen Säugethieren behaupten, daß sie artikulirte Töne hervorbringen und eine wirkliche Sprache haben. Wohl stehen sie darin höher, als die Insekten und Reptilien, reichen aber doch nicht an die flüchtigeren Vögel des Himmels. Die meisten Vierfüßer äußern Töne des Schmerzes: das scheue Kaninchen quikt, wenn es ergriffen wird, und selbst der Maulwurf hat eine Stimme in der Gefahr. Der brasilianische Maulwurf stößt ein kurzes, näselndes Grunzen unter dem Boden aus und wiederholt es viermal in raschem Tempo, und der überraschte Fremde, der nicht weiß, woher die Töne kommen, muß sich von dem Indianer belehren lassen, daß sie dem kleinen „Tukutuko" gehören. — Aber welch eine Stufenleiter von dem Grunzen des Ferkels bis zum lustigen Bellen des Hundes und dem Klageton des Kameels! Die Sprache des Ferkels hat keine Konsonanten, daher kann sie auch weder in Worten, noch in Noten dargestellt werden. Der hörbare Ausdruck der Elemente besteht in bloßen Vokalen, ebenso des Kindes erster Schrei; denn in der Natur wie im Menschen setzt die Fähigkeit der Konsonanten-Bildung schon eine höhere Entwickelung voraus, und Vokale sind die Zeichen unbewußter Thätigkeit. Seltsam, daß Ferkel dazu abgerichtet werden können, nach der Musik Takt zu halten, und doch haben wir ein Beispiel dafür: Cosmus v. Medicis litt an Trübsinn; da überraschte ihn eines Tages ein Höfling mit sechs gut abgerichteten Ferkeln, die einen Tanz aufführten und sich so richtig, dabei so grotesk nach der Musik bewegten, daß selbst Cosmo in ein herzliches Gelächter ausbrach.

Das Lamm findet an der blökenden Stimme seine Mutter unter Tausenden heraus. Welch einen üppigen Reichthum spendet die Natur selbst in den Stimmen! Welch eine unberechenbare Mannigfaltigkeit von Modulationen hat sie in die einzige Note der Schafsmutter gelegt, um solche Wirkung hervorzubringen!

Das Pferd hat nur für die Leidenschaft und den Schmerz Töne, und höchst interessant ist es, zu bemerken, daß in dem Verhältniß seiner Beredsamkeit auch die Töne sich mehr entwickeln und verfeinern. Schrill und heftig ist das Wiehern des wilden Steppenrosses; aber wie tief und mild ist die liebevolle Stimme des Vollblutes, wenn es die Liebkosungen seines Herrn erwidert! „Wenn die volle Trompete erschallt, schnaubt es Hui! Sein helles Schnauben ist schreckhaft." Durchdringend klingt seine Stimme, wenn es mit sträubender Mähne und wuthentbrannten Augen dahinbraust zum Angriff eines Gegners auf der weiten Flur; und die verhauchende Stimme des sterbenden Rosses bleibt denen unvergeßlich, die sie einmal in den Fluthen eines Stromes oder in den letzten Zügen auf einem verlassenen Schlachtfelde gehört haben.

Auch die Katzen geben ihre unterhaltenden, obwohl nichts weniger als melodischen Konzerte. Ernst und majestätisch sitzt der tapfere Galan mitten unter den bewunderten Schönen. Er stimmt in tiefem, feierlichem Ton an; sie antworten in allen, aber gerade nicht in reinen und klaren Tonarten. Lauter und wilder erhebt sich der Chor, heftiger entbrennen die Leidenschaften, Streiche werden mit wenig Schonung ausgetheilt, und ein Getümmel folgt, komisch für das Auge, aber eine Qual für das Ohr. Seltsamer noch und bis jetzt unerklärt ist ihr Treiben, wenn sie sich, wie echte Zechbrüder, erst durch den Genuß der Baldrianwurzel berauschen. In mondhellen Nächten der ersten Frühlingstage werden sie oft unter dem trunken machenden Einfluß dieses wohlbekannten Giftes bemerkt. Das ist ein wahrhaft wahnsinniges Kapriolen und Miauen, ein Rennen und Schrillen, ein Springen, Stoßen und Balgen. Daher die ausdrucksvolle, obgleich gemeine Bezeichnung: Katzenjammer für das grausige Gefühl, das einer durchschwelgten Nacht folgt. Mißtönig, wie diese Stimmen sind, unterscheiden sie sich nicht nur nach Alter und Geschlecht, sondern auch nach der Individualität jeder Katze. Das brachte einen lustigen Scherz auf den Gedanken, eine Katzenorgel zu konstruiren. Er sperrte eine große Zahl Katzen mit verschiedenen Stimmen in einen langen Kasten mit Fächern und reihte sie sorgfältig nach der Notenordnung. Vorn war ein Griffbrett angebracht, und sowie man eine Taste anschlug, setzte sie eine damit verbundene Nadel in Bewegung, die dem entsprechenden Schlachtopfer in den Schwanz stach, und das arme Thier miaute seinen Ton.

Einfacher in der Form, aber von ausgeprägterem Charakter ist die Sprache der geselligen lebenden Thiere. Affen und Elephanten stellen Wachen auf Anhöhen aus, um sich, während sie weiden oder rauben, vor Ueberfällen zu schützen. Diese Vorposten geben einen schrillen Warnungsruf von sich, nicht als Ausdruck des eigenen Gefühls von Schmerz oder Angst, sondern in der augenfälligen Absicht, ihren Mitgeschöpfen einen Dienst zu leisten. Diese Art der Mittheilung durch Töne unterscheidet sich völlig von der bloßen, unwillkürlichen Aeußerung der Stimme und gehört schon zu der Kategorie, die ihren Gipfelpunkt in der Menschensprache hat. Die Affen besonders gebrauchen der Stimme ihres Führers mit militairischer Pünktlichkeit; er ruft, und sie springen auf die Bäume; er ruft wieder, und sie bewaffnen sich mit Keulen und Knütteln, rücken vor- oder rückwärts, fliehen oder greifen an auf das Kommandowzeichen. Gesangene schreien erbärmlich, und die anderen eilen ihnen mitleidig zu Hülfe.

Die Gemsen, wenn sie auf den Bergen grasen, stellen eine scharf ausblickende Schildwache auf einen Felsen oder auf den Ueberhang eines Vorberges. Während die anderen weiden, spielen oder lustig umherspringen, steht sie auf der ragenden Höhe, späht wachsam umher und wittert die Luft. Bei dem geringsten Zeichen einer nahenden Gefahr stößt sie durch die Vorderzähne einen schrillen, hellen Pfiff, und im Nu ist sie sammt den Gefährten wie durch Zauber verschwunden.

So gedankenvoll diese Töne aber auch sind, so halten sie doch keinen Vergleich mit der Beredtheit des Hundes aus. Seine Empfindungsfähigkeit ist höchlich entwickelt: er kann Thränen vergießen und ist wahrscheinlich das einzige lachende Thier. Sein Gehör ist scharf und sehr wählerisch. Einige können gar keine Musik vertragen, andere haben nur vor Blase-Instrumenten einen Abscheu; können sie der Marter ihrer Nerven nicht entfliehen, so stellen sie sich mit gekrümmtem Rücken auf die Hinterbeine, ziehen den Schwanz ein und heulen zum Erbarmen.

Die Geige soll besonders eine Tortur für sie sein, und diese Idiosynkrasie dürfte ihre Verwandtschaft mit dem Wolf bekräftigen. Kein Thier indeß versteht den Menschen so rasch und so vollkommen; er nimmt gewissermaßen des Menschen Gedanken in seine Seele auf; er gehorcht dessen Befehlen, er erinnert sich, denkt über seine Pflichten nach. Einen Beleg dafür giebt die bekannte Geschichte des Hundes, der einem Raben über eine Wiese nachsetzte. Schon ist er nahe daran, diesen beim Flügel zu packen, da macht der Vogel plötzlich Kehrt, und mit der Unverschämtheit, die seiner Race eigen, kreischt er dem Hunde ein wüthendes: Dieb! Dieb! ins Gesicht. Der Hund steht erst entsetzt und rennt dann feig von dannen. Er hat einen Vogel verfolgt und ist auf eine Menschenstimme gestoßen; dahinter muß nach seinem Dafürhalten ein Zauber stecken: nur der konnte ihn so erschrecken. So scharf und ausgebildet sein Gehör, so reich in Ton und Modulirung ist seine Sprache, ein Ergebniß seines vertrauten Umgangs mit dem Menschen. Der wilde Hund bellt nicht, und der zahme, wenn er verwildert, verliert diese Gabe in der zweiten oder dritten Zeugung. Der mexikanische Hund, den die Urbewohner, wie die Chinesen, aßen und den auch die Spanier, bevor sie Rindvieh aus Europa erhalten konnten, nicht verschmähten, ist völlig ohne Stimme. Die Hunde der Eskimos dagegen geben förmliche Konzerte. Sie verlassen zeitweilen das warme Nest, das sie sich in den Schnee gegraben; der eine setzt sich gravitätisch hin, die anderen kauern in einem Kreise um

*) Von dem geistvollen Schele de Vere, Professor an der Universität von Virginia, den unsere Leser schon aus den Aufsätzen „Natur in Bewegung" und „der Ocean und sein Leben" Nr. 61—63, 133—135 von 1855 kennen.

ihn herum; er stimmt an, und sie fallen mit Wolfsgeheul ein. — Fast allen Krankheiten des Menschen, selbst der Tollheit, ausgesetzt, hat er, wie dieser, seine Launen und Eigenheiten. Manche sind aus übergroßer Zuneigung Sklaven ihrer Herren; manche wieder sind unbeständig und treulos. Warum sie den Mond anbellen, bleibt ein Räthsel. Aus eigener Erfahrung behauptet Hr. Galt, daß sie nicht blos Eine Sprache, sondern verschiedene Dialekte haben. Was aber dem Wunderbaren in diesem Betracht die Krone aufsetzt, ist die wirkliche Fähigkeit zu einer artikulirten Sprache. Leibniz überreichte der Pariser Akademie einen wohlbeglaubigten Bericht über diesen Punkt. Ein Bauernknabe in Sachsen glaubte in dem Gebell eines Schäferhundes Aehnlichkeit mit menschlichen Sprachlauten zu bemerken. Obgleich das Thier schon drei Jahr alt war, unternahm es der Knabe, es sprechen zu lehren, und sparte weder Zeit, noch Mühe. Nach wenigen Monaten konnte der Lehrling schon dreißig Wörter auf das deutlichste und der Menschensprache so täuschend ähnlich aussprechen, daß Leute im angränzenden Zimmer einen Menschen reden zu hören glaubten. Er konnte aber nur die eingelernten Wörter wiederholen; andere in einer anderen Sprache aus freien Stücken nachzusprechen, dahin konnte ihn Leibniz nicht bringen(i). (Fortsetzung folgt.)

England.

Verborgene Schätze im Britischen Museum.*)

Als Besucher der prächtigen Säle des Britischen Museums stand ich oft vor den kolossalen Statuen und Reliefs jener mir aus der frühsten Jugend durch die Geschichte Joseph's und Moses', sowie Hesekiel's und Jesaias', bekannten ägyptischen Pharaonen und assyrischen Könige. Oft habe ich die Brustbilde von Persepolis, die Reliefs von Lycia und die Friese des Parthenon bewundert, welche mich nicht nur an das Jahrhundert des Darius, Harpagus und Perikles erinnerten, sondern auch an die glückliche Zeit, als ich zuerst mit jenen erhabenen Männern bekannt gemacht wurde. In solchen Augenblicken konnte ich die kühnen, glücklichen Entdecker Belzoni, Sir Charles Fellows, Botta und Layard nur beneiden. Ich dachte mir die Aufregung, welche sie dabei empfunden haben mußten, wenn sie die Monumente ehemaliger Größe ausgruben. Doch giebt es nur Wenige, denen ein so großes Vergnügen gewährt wird, und ich gehöre auch leider nicht zu ihnen. Aber wenn ich auch einsehe, daß ein Besuch in der etruskischen Nekropolis oder ein Durchwandern der Straßen von Pompeji für mich nicht möglich ist, so tröstet mich doch das Bewußtsein, daß ich, weder in Italien, noch in Aegypten oder Assyrien eine Entdeckung zu machen kaum noch im Stande wäre, da überall, wohin ich auch gehen wollte, mir andere Leute zuvorgekommen sind; Gelehrte haben alles Wissenswerthe bereits veröffentlicht und reiche Müßiggänger das Vergnügen gehabt, die berühmten Namen Smith, Taylor und Evans in Verbindung mit denen des Königs Cheops, Perikles und Phidias in den Granit der Pyramiden und den Marmor des Parthenon zu kratzen. Da ich gewohnt war, das Britische Museum zu besuchen, so wurde ich oft durch einige neue Ergänzungen der in den oberen Sälen ausgestellten Schätze, die meines Wissens erst durch die Kuratoren herbeigeschafft wurden, angenehm überrascht. Eines Morgens fand ich dort das berühmte Eisenbein-Tablette des Grafen Taverna, welches den Leib Christi darstellt und von dem Grafen Cicognara in seiner „Storia della Scultura" die schönste Elfenbein-Skulptur des sechzehnten Jahrhunderts genannt wird. Auch einige sehr interessante byzantinische und mittelalterliche Emaillen waren da; gleich darauf eine brillante Sammlung antiker Glaskameen, welche ich sogleich als diejenige des verstorbenen Mr. Towsley erkannte. Der berühmte Hoftöpfer Josiah Wedgwood erwähnt sie in seiner Beschreibung der Portland-Vase, und ich fühle die Wahrheit der Bemerkung dieses gelehrten Töpfers, daß „solche Gläser dem intelligenten Künstler zeigen werden, welche Vollendung diese gefällige und werthvolle Kunst (die Ceramik) bei den Alten erreicht habe und zu welcher erstaunlichen Ausdehnung sie in diesem Zeitalter der Erfindungen, des Genies und des Geschmacks gefördert sein könnte, wenn sie von dem ihr durch eine irrige Staatsklugheit auferlegten Zwang befreit wäre."(!) Im Genusse dieser glänzenden Antiken, vornehmlich der Ausstellung des „Bacchus" und der „Ariadne", einer der reizendsten Compositionen des Alterthums, wünschte ich nur immer, daß, da jetzt die Steuern auf Glas aufgehoben sind, Mr. Apsley Pellat dabei gesunden hätte, um sich von den Towsley-Pasten sagen zu lassen, wie viel daran noch auszuführen ist, bis unsere Gläser und Karaffen Kunstwerke, statt Produkte einer beschränkten Industrie, sein werden.

Das plötzliche Erscheinen dieser werthvollen Glas-Antiken war für mich von noch höherer Wichtigkeit, denn es befestigte in mir die Muthmaßung, daß verborgene, vielleicht den Kuratoren selbst unbekannte Schätze sich im Museum befänden. Ich konnte nicht vergessen, daß die Towsley-Pasten durch eine Parlamentsakte von 1814 gekauft worden und in den Augen der Autoritäten des Museums erst reif für die Ausstellung wurden, nachdem sie in irgend einem Winkel vierzig Jahre lang, bewacht von einem antediluvianischen Drachen, begraben gelegen, damit ihre Schönheit ja nicht den Geschmack der Menge verfeinern oder irgend einen armen Künstler mit der Ehrsucht begeistern möchte, um die Wunder des republikanischen Griechenland und kaiserlichen Rom zu wetteifern. Alle meine Bestrebungen waren hinfort auf die Entdeckung derjenigen Orter gerichtet, wo die Schätze des Museums verborgen sein möchten. Eines Tages suchte ich in die unterirdischen Gewölbe zu gelangen, wo ich zu meinem größten Erstaunen die Werkstatt des Restaurators der assyrischen Reliefs entdeckte. Er sügte einige Fragmente aus Ninivch langsam eines an das andere, bis sie die Gestalt einer Kampfesrne annahmen. Ich überzeugte mich selbst, daß das Werk in dem Maße fortschreite, daß diese interessanten Reliefs um die Zeit ausgestellt werden könnten, wo Signor Pauizzi es mit seinem Katalogo zu Ende gebracht haben würde. Im nächsten Gewölbe fand ich eine Anzahl etruskischer Steinsärge, geschmückt mit rohen, aber interessanten Reliefs, und wurde belehrt, daß der Keller dazu bestimmt wäre, in ein elegantes etruskisches Museum umgewandelt zu werden. Fortschreitend in meinen unterirdischen Forschungen, stolperte ich über eine Menge Gypsabgüsse, welche wahrscheinlich hier nie aufgestellt werden, da die Sammlung des Krystall-Palastes in Arrangement und Vollständigkeit weit höher steht; doch konnte ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß sie, wenn sie unter die Kunstschulen Englands vertheilt würden, von weit größerem Nutzen sein möchten, als hier zusammengepackt in den Kellern zu liegen.

Getäuscht bei meinen unterirdischen Streifzügen und überzeugt, daß keine Entdeckungen von Bedeutung unter der Erde gemacht werden könnten, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf das obere Geschoß. Eine mysteriöse Thür am Ende der großen Halle, welche halb mit britischen, nordischen und mittelalterlichen Monumenten angefüllt ist, zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Von Zeit zu Zeit sah ich Gesellschaften von Herren und Damen die Glocke läuten, eintreten und eine beträchtliche Zeit im Innern verweilen: Ich schlug hierauf, daß dort viel zu sehen sein müsse. Entschlossen, dieses Geheimniß zu ergründen, schellte ich auch. Ein Thürsteher öffnete und verlangte zu wissen, was ich wünsche? In der Zerstreuung nannte ich den Namen eines der Beamten des Museums und wurde sogleich zu ihm geführt. Er empfing mich mit der größten Höflichkeit und wies mich unverzüglich ins Allerheiligste. In der Mitte eines viereckigen Zimmers, von mittelmäßiger Größe und von oben durch Schrägfenster erhellt, sah ich die berühmte Portland-Vase, dieses Meisterstück von antiker Ceramik. Die Trümmer sind aufgesammelt worden, nachdem es, durch einen fanatischen, englischen Bilderstürmer in Stücke zertrümmert, durch die bewundernswürdige Geschicklichkeit des Mr. Doubleday wiederhergestellt wurde. Jetzt ist sie dem öffentlichen Anblick entzogen und wird nur von solchen bewundert, deren soziale oder wissenschaftliche Stellung ihnen das Privilegium giebt, zum „Gold-Room", so genannt, weil die Glaskästen an den Wänden antike Goldverzierungen enthalten, zugelassen zu werden. Ich bewunderte die leichten, eleganten etruskischen Armbänder und Kränze, welche in der Nekropolis von Tostana gefunden wurden, und die Verzierungen aus Magna Graecia, von edlerer Form, aber geringerer Kunst. Dazwischen bemerkte ich die archaistische Goldschale von Agrigent, geziert mit Opfer-Thieren, und den silbernen Spiegelkasten von Tarentum mit der anmuthigen Darstellung der Braut an ihrer Toilette. Die schweren, mehr an Goldgewicht als an artistischem Interesse werthvollen, römischen Ringe und Schmucksachen entsprechen vollkommen der Meinung, daß die Herren der alten Welt in großem Wohlstand lebten; denn Petronius sagt: „ein Klumpen Gold ist schöner, als Produkte des Phidias und Apelles — armer, wahnsinniger Griechen." Die Herren Brown, Jones und Robinson sind vollkommen derselben Meinung, obgleich sie gar nicht mit Petronius und seinem Satyrikon bekannt sind. Die hier in zwei Glaskästen ausgestellten celtischen Ringe, Halsschnüre und Rüstungen, alle von massivem Gold, sind nicht weniger interessant, da sie bis zu einer Zeit reichen, wo Irland die reichste und kultivirtste der drei Schwester-Inseln war.

An der östlichen Wand entlang schienen die Kästen in ziemlicher Unordnung zu hängen. Griechische und römische Terra-cotta-Fragmente, kaum würdig, neben einigen Ninivch-Elfenbeinschnitzwerken von größtem Interesse zu hängen, welche Mr. Loftus aus Assyrien gesandt hat, waren hier ausgestellt. Die Hunde von Sanherib, von seinem Palast zu Ninivch, obgleich nur von getrocknetem Thon, fesselten besonders meine Aufmerksamkeit; das Terra-cotta-Tablet, geschenkt durch Prinz Albert, welches einen Waidmann und seine Hunde darstellt, ist eine seltene Probe Babylonischer Kunst, wie sie am Hofe König Nebukadnezar's begünstigt wurde.

*) In deutscher Sprache von einem Engländer aus London eingesandt, dem man kleine Unbehülflichkeiten des Ausdrucks verzeihen wird. D. R.

Höchst befriedigt durch die Anschauung dieser werthvollen Alterthümer, wollte ich meine Schritte schon der Thür zulenken, als ich in einem dunklen Winkel des Glaskastens noch mehrere kleinere, mit geschnittenen Gemmen angefüllte Kästchen bemerkte. Indem ich sie näher betrachtete, fand ich die Kasten ganz mit Stand bedeckt, ein sicheres Zeichen, daß sie seit vielen Jahren unberührt gestanden, es war daher auch ganz unmöglich, die Darstellungen auf den Gemmen durch das doppelte Glas, hinter welchem sie placirt waren, zu unterscheiden. Ohne Zögern bat ich den jungen Mann, welcher mich in den Gold-Room gewiesen hatte, um Erlaubniß, die betreffenden Ringe näher untersuchen zu dürfen. Dies war offenbar ein ungewöhnliches, zudringliches Verlangen, doch schickte sich der Herr, obgleich ihn dies etwas überraschte, an, den Kasten zu öffnen, brachte die Gemmen in den Medal-Room und zeigte mir die Ringe, einen nach dem anderen. Er schien über ihre Schönheit sehr erstaunt, da er ebenso wenig mit ihnen bekannt war, als ich selbst.

Diese Gemmen sind einige Denkmäler des verbreiteten Geschmacks und der hohen Vollendung der Kunst unter den Alten. Da sie ziemlich unerforscher sind, so ist ihre Zahl erstaunlich hoch. Graf Clarac, dieser vollendete, französische Alterthumsforscher, zählt nicht mehr als einen breitausend antike Statuen in Europa — ungerechnet die Statuetten unter zwei Fuß Höhe — dagegen giebt es gegen fünftausend antik geschnittene Gemmen in den verschiedenen öffentlichen Museen und Sammlungen von Privat-Liebhabern. Wahrhaftig, es giebt kaum etwas Schöneres, als eine Sammlung glänzender, durch einen genialen Ausdruck verbedelter Gemmen. Schon in der frühesten Zeit des Alterthums wurden Gemmen-Sammlungen sehr hoch bezahlt. Julius Cäsar war ein Kenner und Sammler von Gemmen. Er widmete seine Sammlung dem Tempel seiner Familiengottheit, der Siegesvenus, dann zu dieser Zeit waren die Tempel eine Art Museen, und der alten Gewohnheit der Römer und Griechen zufolge wurde jedes geniale Werk, jede wichtige Statue, jedes schöne Gemälde als Gemeingut der Bürger, als Gemeinstolz des Landes betrachtet, und diese Gegenstände wurden nicht in Privat-Palästen verborgen gehalten, sondern mußten dem ganzen Volke zur Schau gestellt werden. Wenn daher die großen Kunstdenkmäler, Werke des Phidias, Praxiteles, Lysippus oder Apelles und Polygnotus, in den Tempeln oder unter den Säulengängen der Marktplätze ausgestellt wurden, so war das einzige Anrecht derjenigen, welche sie dem Publikum verehrten, die Ausschrift ihres Namens.

Zur Zeit des Einfalls der Barbaren wurden die Statuen von Gold, Silber und anderen Metallen eingeschmolzen; nach der Zeit Christi wurden die Marmorstatuen oft in die Kalköfen geworfen und in Cement verwandelt, aber die geschnittenen Gemmen konnten niemals geschmolzen oder zu irgend einem anderen nützlichen Zweck verwendet werden. Einige von den größeren Steinen wurden durch Fanatismus zerstört, aber die große Menge der kleineren entging der Zerstörung. Sie verschwanden niemals ganz, und so wurden zur Zeit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften hervorragende Männer bald durch ihre Schönheit angezogen. Petrarka sammelte sie, und Lorenzo de' Medici, welchem es gelang, eine Acquisition von ungefähr dreißig Meisterwerken der Steinschneidekunst zu machen, hat diese mit seinen Anfangsbuchstaben bezeichnet. Nach seinem Tode wurden seine Schätze während der Pazzi-Aufstände zu Florenz zerstreut; die meisten seiner Gemmen kamen in den Besitz der Familie Farnese und sind jetzt im Schlosse des Studj zu Neapel ausgestellt. Es freute mich, den Namen des großen mittelalterlichen Beschützers der Künste und Wissenschaften auf einer der Kameen des britischen Museums anzutreffen, welche einen schreitenden Löwen, im Blasrolh eines Karneolsteins ausgeschnitten, darstellt.

Das Interesse für Gemmen, welches in alten Zeiten zu Kopieen der berühmtesten Meisterwerke der Kunst und zur Vervielfältigung derselben durch Abdruck führte, war so allgemein in den letzten drei Jahrhunderten, daß sich zahlreiche Sammlungen bildeten. Zuerst in Italien, später in allen Gegenden diesseits der Alpen. Der Philologe Peyresc, der Apotheker Lunthier, Rascas de Bagarris, König Heinrich IV. von Frankreich, Ludwig XIV., Philipp, Herzog von Orleans (der Regent), Mr. Crozat, der Handelsherr, Kaiserin Josephine, Frau v. Stahl und der Herzog von Blacas, Minister Karl's X., waren in Frankreich die berühmtesten Sammler von Gemmen. Unter den Engländern wird der Graf von Arundel als der erste, welcher eine bedeutende Sammlung dieser Miniatur-Antiken besaß, erwähnt. Goethe sagt von ihnen, daß sie in dem kleinsten Raum die größte Bedeutung einschließen. Heinrich, Prinz von Wales, kaufte Gemmen, welche Abraham Gorläus, einem holländischen Kenner, gehörten; König Georg III. erwarb die Dactyliotheca Smithiana, d. h. hundert Gemmen, welche Mr. John Smith, englischem Konsul zu Venedig, gehörten, sämmtlich ausgefaßtet mit typographischer Pracht, aber unglücklicherweise faßt lauter moderne Kopieen. Der Herzog von Devonshire zahlte bedeutende Summen für Meisterwerke der Steinschneidekunst: die Fragmente einer Kuh aus Amethyst von dem griechischen Künstler Apollonides kosten ihm tausend Guineen; die berühmte Figur des Diomedes, von Dioskorides, in einen Ring gefaßt, noch mehr. Die Sammlung des Herzogs von Marlborough wird nicht allein wegen ihres eigenen Werthes, sondern auch wegen der Geschicklichkeit Cipriani's und Bartolozzi's, welche sie entwarfen und schnitten, berühmt: eine vollendete Kopie des Werkes kömmt selbst jetzt auf zweihundert Pfund Sterling in der Auction. Nicht weniger schön waren die Sammlungen der Grafen Carlisle und Beverley, von welchen einige Abgüsse im Britischen Museum aufbewahrt werden; gegen das Ende vorigen Jahrhunderts war eine Gemmensammlung der unentbehrliche Schmuck eines jeden großen Hauses, was die Ehre der begünstigten Kunst erhellte. Als Mr. Thomas Jenkins, zu jener Zeit berühmter englischer Banquier und Antiquitätenhändler zu Rom, im Jahre 1790 von den Franzosen und seinem Hause gejagt wurde, schätzte er seine Sammlung von Kameen und Steinen so hoch, daß er sie an seinem Körper verbarg. Er starb zu Jarmouth beim Landen während eines Seesturmes an den durch die auf dem bloßen Leibe verborgenen Steine empfangenen Verletzungen. Die Gemmen des Britischen Museums gehören theilweise zur Townley-Sammlung, einige ausserdem wurden durch Mr. Crocherode geschenkt; die schönsten jedoch sind aus dem Nachlaß Mr. Payne Knight's. Obgleich ihre Anzahl nur eine kleine ist, so ist sie doch jeder Sammlung in Europa an Wichtigkeit gleich. Es befindet sich z. B. darunter das Bild Julius Cäsar's, auf ganz durchsichtigem Karneol geschnitten, eine Arbeit von Dioskorides, dem Künstler, welcher das Bild des Augustus zum kaiserlichen Siegel schnitt. Der Stein gehörte mehrere Jahrhunderte der Kathedrale zu Tigeaux in Frankreich und wurde dem Minister Colbert vom Kirchenkapitel geschenkt. Er ist ein Meisterstück von Kunst und jedenfalls das schönste aller Portraits des Diktators. Darunter ist auch eine sehr liebliche Gruppe — Psyche in einer unter Blumen befindlichen Falle gefangen, ihre Unvorsichtigkeit bereuend, während Cupido mitleidig zu ihrer Rettung herbeieilt.

Die Ausführung dieser Gruppe ist ebenso schön, als der Gedanke einnehmend. Es ist das Werk des griechischen Künstlers Pamphilus. Auf einer anderen Gemme sieht man Cupido ein Krokodil vermittelst einer eigenthümlichen Art Angel und dem Wasser ziehen, was der Prophet Hesekiel Kap. 29 erklärt — wo er Pharao das große Krokodil nennt, welches in der Mitte des Flusses liegt, aber Gott wird ihm Angeln in seinen Schlund werfen und ihn herausbringen u. s. w.

Wenn es der Raum gestattete, so könnte ich viel mehr dieser schönen Gemmen beschreiben, doch ist da noch ein Fragment, welches ich nicht unerwähnt lassen kann, denn es war hauptsächlich Ursache, weshalb die Liebhaberei für Gemmen in England ganz erloschen ist. Es ist ein Werk Pistrucci's, des italiänischen Künstlers, welcher dadurch bekannt wurde, daß er eine geschmackvolle Art Münzen in England einführte, indem er sie mit dem Portrait Georg's IV. stempelte und die Rückseite mit St. Georg und dem Drachen, nämlich für Goldmünzen. Der Kopf der Flora, von Pistrucci geschnitten, ist seines Ruhmes würdig; er ist außerordentlich hübsch, und obgleich der Gedanke ganz modern ist, so steht er doch hoch über den Werken des größten Theils der modernen Künstler. Payne Knight hielt ihn sogar für antik. Als es bekannt wurde, daß selbst ein Kenner von Payne Knight's Ruf betrogen werden konnte, ergriff ein panischer Schrecken die Sammler, und es traute Niemand mehr seinem eigenen Urtheil — um so weniger als die neueren Steinschneider sich rühmten, sie hätten die Vollendung der antiken Kunst erreicht. Fürst Poniatowski zu Florenz, welcher zur selbigen Zeit Scenen von Virgil und Homer, in Gemmen geschnitten, besaß, belustigte sich damit, sie für antik ausgeben, und schreckte die Liebhaber dadurch noch mehr vom Sammeln ab, indem er sie ermuthigte, Gemmen zu kaufen, denen er Namen antiker Künstler unterschob. Die geschnittenen Steine und Kameen kamen nun aus der Mode, selbst die prächtige Sammlung im Britischen Museum hat man fast vergessen; man sollte doch wenigstens die Ringe wieder ans Tageslicht bringen, um ihre Schönheit zu zeigen. Wenn daher nicht ein Weg gefunden werden kann, ähnlich der Art, in welcher die Gemmen zu Neapel an den Fenstern placirt werden, um ihren durchsichtigen Glanz und die feine Arbeit zu zeigen, so bleibt die Betrachtung nur wenigen Entdeckern überlassen, welche, wie ich, den Schlüssel zu den verborgenen Schätzen finden.

Frankreich.

Victor Hugo auf der Insel Guernsey.

Das rege geistige Leben Victor Hugo's schildert Herr Vacquerie in seinem kürzlich erwähnten Buche „Profils et Grimaces" in folgender Weise:

„Das ist die Heimat, welche das Schicksal uns bereitet. Wir leben hier — glücklich nicht, aber auch nicht unglücklich; eine Trauer,

die man will, ist immer noch Fremde; also glücklich und unglücklich, besiegt und stolz, zufrieden damit, daß wir leiden!

„Wir arbeiten. Was er thut, das weiß die Welt. Aber alle Anderen im Haule arbeiten auch. Es ist unglaublich, wie viel Kunst dieses Hugo'sche Haus produzirt, das durch die Politik hierher verschlagen wurde.

„Charles Hugo hat die Gabe, Alles zu machen, was ihm in den Sinn kömmt. Die Photographie läßt dem Künstler nicht viel zu thun übrig. Die Sonne macht das Portrait, aber Charles macht die Einfassungen; er malt um unsere Portraits zierliche Arabesken, Zweige, Blumen, Vögel, Mosaiken, Elfenbeinschnitzwerk, Edelsteinschmuck — und das Alles mit einer so seltenen Erfindungsgabe, einer so unglaublichen Feinheit und Genauigkeit in den kleinsten Details, in so herrlichen Farben, daß er den Ruf der alten Meßbücher in Gefahr bringt. Aber die Malerei dient ihm nur zur Erholung. Wenn er sich bei der Malerei erholt hat, setzt er sich wieder an den Arbeitstisch, um Romane und Erzählungen theils in Prosa, theils in Versen zu schreiben. Für ihn ist das nur eine leichte Arbeit. Er ist im Hause der Schriftstellerei geboren; als Kind schon hat er mit Reimen gespielt; der schöne Styl ist ihm mit der Erziehung zugefallen.

„Victor übersetzt Shakespeare. Seine Uebersetzung wird wirklich eine Uebersetzung Shakespeare's sein; er übersetzt nicht, wie es die Anderen gethan, die Uebersetzung Letourneur's. Er erkennt nur die Original-Ausgabe Shakespeare's an; er beseitigt, was in den neuen Ausgaben hinzugefügt ist, und setzt wieder hinzu, was sie weggelassen haben; er stellt den Geist und den Buchstaben wieder her; er wirft die dumme Eintheilung in fünf Akte, an welche Shakespeare nie gedacht hat, bei Seite und schwächt die riesige Kraft der Sprache in den Shakespeare'schen Tragödien nicht ab.

„Madame Victor Hugo arbeitet an einer Biographie ihres Gemahls. Niemand könnte diese Biographie so gut schreiben, wie sie. Sie kann sagen, daß sie ihren Mann nie verlassen hat. Sie hat Alles, was er gethan, Alles, was er gesagt, Alles, was er gedacht hat, mit erlebt. Sie bringt ein Buch zu Stande, das in Inhalt und in Form gleich wahr und die natürliche Ergänzung zu Victor Hugo's Werken sein wird. Denn die beste Erklärung zu den Werken eines Schriftstellers ist in dem Leben desselben gegeben.

„Wir verleben schöne Abende. Wenn wir den Tag über tüchtig gearbeitet haben, belohnt uns am Abende Fräulein Victor Hugo, indem sie uns auf dem Piano irgend eine Melodie spielt, die sie eben gefunden. Eine bezaubernde Musik, einzig in ihrer Art, weder der Oper, noch dem Konservatorium angehörend, eine Sprache der Natur und des Herzens, eine Blüthe des Felsens, ein Abglanz der Sterne. Mozart und Beethoven kommen nicht hierher; man kennt auf Guernsey nur die Symphonieen des Himmels und der Erde. Der große Konzertmeister, den kein Auge je gesehen, vertheilt die Partieen an die Sterne, an die Winde, an die Wogen, an die Eichen; es ist ein entzückendes Konzert, wenn in den Juni-Nächten, wo der Sturm sich beruhigt hat, das Geplätscher des Meeres an den Schaluppen und das Gesäusel der Lüfte sich vernehmen läßt — und ein entsetzliches Gebrüll, wenn das Crescendo des Aequinoktialsturms in den Hohlwegen heult, mit den Segelstangen an dem Tauwerk der Schiffe arbeitet und die Fluthen an die Felsen-Ufer schleudert. Alle diese Naturtöne versetzt das Dichterkind auf ihr Innerstes, auf ihr Alter, auf ihr Schicksal, auf ihre ruhmvollen Leiden, auf das Vaterland, auf die erfüllte Pflicht zu beziehen; und aus dieser Natur und aus diesem Leben schafft sie eine freie, tiefe, wahre, wehmüthige und freudige Musik, in welcher die Quellen mit den Erinnerungen weinen, die Phantasiegebilde mit den Lerchen plaudern und alle Vögel, die Nachtigall, die Jugend, die Schönheit singen!

„Ich habe eine Biblothek, wie kein Anderer! Willst Du wissen, was ich in diesem Jahre gelesen? Von Romanen: „Les Misérables"; von Eyen: „Dieu", „La Fin de Satan", „Les Petites Epopées"; von Dramen: „Home", „Le Théâtre en liberté", „Les Drames de l'Invisible"; von lyrischen Dichtungen: die „Contemplations" und die „Chansons des rues et des bois"; von philosophischen Werken: ein Buch, welches ein fünfundzwanzigjähriges Nachdenken noch nicht vollendet hat und welches „Essai d'explication" heißen wird; — meine Bibliothek sind die Manuskripte Victor Hugo's! Ich darf in diesen Meisterwerken, in die noch Keiner eingedrungen, mich ergehen. Welch ein Genuß, in diesen Welten, die noch Niemand kennt, sich heimisch machen zu dürfen!

„Du sollst die „Contemplations" in nächster Woche haben; es werden bereits die letzten Seiten des zweiten Bandes gedruckt. Es ist das größte lyrische Werk dieses großen lyrischen Dichters. Aeußerlich betrachtet, zehntausend Verse; seinem Inhalte nach — das ganze Problem des Erdenlebens.

„Zu seinen früheren Dichtungen hat Victor Hugo immer nur ein Stück seines Lebens, ein Moment des Naturlebens zum Ausdruck gebracht; in den „Odes" — die Liebe, in den „Orientales" — die Kunst, in den „Feuilles d'Automne" — das Glück des häuslichen Lebens, in den „Chants du Crépuscule", in den „Voix intérieures" und in den „Rayons et Ombres" — das soziale Leben; überall die Wirklichkeit, die Natur, aber die Natur nur, insofern sie betrachtet, nicht befragt wird. In den „Contemplations" genügt es dem Dichter nicht, daß die Sonne schön sei; er fragt sie, wer ihr das Licht giebt, und sagt zu den Strahlen: „Ihr seid dunkel!" Die Natur wird befragt und antwortet. Der Wind ist nicht mehr blos ein Geräusch; er ist eine Stimme. Der Wassertropfen ist nicht mehr eine Perle; er ist eine Thräne. Hier giebt er den ganzen Menschen und in Allem den Menschen!"

Mannigfaltiges.

— *Briefe aus L.**) Als einen „*Versuch beim Publikum*" führt der ungenannte Verfasser diese kleine Schrift ein, von der er ganz richtig vorhergesehen, daß, damit den Männern vom Fach einen „Schlüssel zum Verstand" liefern zu wollen, ein sehr vergeblicher Versuch sein würde, während im Publikum allerdings Manche sich finden möchten, die, von seiner leicht faßlichen und sinnreichen Darstellung angezogen, ihm in das Reich des Unendlichen folgen werden, um sich von seiner jedenfalls wohlmeinenden Hand darin umherführen zu lassen. Der Verfasser hat sich die Widersprüche zu lösen versucht, die in unserer Zeit scheinbar zwischen der Naturwissenschaft und der Gotteserkenntniß entstanden sind. Er hat in der Natur, auf einem, wie er glaubt, neuen Wege, den Beweis von dem Dasein Gottes und von der Identität des Geheimnisses der Schöpfung mit dem der christlichen Offenbarungslehre gefunden. Es ist jedenfalls interessant, ihm auf diesem Wege zu folgen. Man wird, wenn auch nicht immer, seine Schlußfolgerungen theilen, doch Achtung vor seinem Streben bekommen und seinen „Versuch" keinesfalls zu den vielen bereits vorhandenen Versuchen zur Auffindung der Quadratur des Zirkels oder des Perpetuum mobile werfen. Man merkt es übrigens der kleinen Schrift an, daß der Verfasser kein Gelehrter von Profession sei; denn ein solcher würde die vielen fruchtbaren Ideen, die darin zerstreut sind, zu einem vollständigen Systeme ausgearbeitet haben, und aus dem Büchlein wäre dann sicher ein dickes Buch geworden.

— *Hackländer in der Literary Gazette.* Bei Gelegenheit einer Anzeige von Hackländer's „Winter in Spanien" (Stuttgart, A. Krabbe) äußert sich die Literary Gazette folgendermaßen über den genannten deutschen Novellisten: „Der Verfasser, dessen „Sklavenleben in Europa" die Ehre gehabt hat, von Sir Archibald Alison dem bekannten Geschichtschreiber ins Englische übersetzt zu werden, ist uns bereits seit längerer Zeit als einer der am meisten versprochenen unter den modernen deutschen Schriftstellern bekannt, der von einigen seiner eifrigen, aber unbesonnenen Bewunderer der „deutsche Dickens" genannt wird. Vergleiche dieser Art können beinahe immer als widerwärtig bezeichnet werden und sind ganz geeignet, weit mehr auf die Zeßter, als auf die Vorzüge der Person aufmerksam zu machen, der man damit ein Kompliment zu machen denkt. Wenn in dem gegenwärtigen Falle Etwas zu Gunsten des Vergleiches zwischen Dickens und Hackländer spricht, so ist es, daß auch Letzterer ein großes Talent lebendiger und lebenstreuer Darstellung besitzt und sich nicht scheut, die nackte Wirklichkeit zu schildern, im Gegensatze zu den phantastischen Gestalten, die in allen deutschen Novellen umherspuken und die man fur idealisch hält, blos weil sie nichts mit dem gemein haben, was wir am Himmel und auf Erden zu erblicken gewohnt sind. Diese Art von Vorzug ist auch Hackländer's früheren Arbeiten, namentlich seinem „Handel und Wandel", zuzuerkennen. Möglicherweise läßt sich ein solches Talent gerade bei der Schilderung eines so pittoresken und eigenthümlich gearteten Landes, wie Spanien, zur Geltung bringen. Aber wir glauben, daß auch Engländer, die mit der deutschen Sprache vertraut genug sind und die sich vor einem engen Druck in etwas ausgedehnten Dimensionen nicht scheuen, den vorliegenden „Winter in Spanien" gern lesen werden."

*) Briefe aus L. über den Schlüssel zum Verstand, oder: Ein allgemeines Gesetz für die sichtbare, wie für die unsichtbare Welt. Ein Versuch beim Publikum. Berlin, Veit & Comp., 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Literatur des Auslandes.

Bestellungen werden bei jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Brunner, Niederwallstr. Nr. 17), ferner von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 71. Berlin, Donnerstag den 12. Juni **1834.**

Frankreich.

Guizot über Sir Robert Peel.

Männer, die einst das Schicksal ganzer Reiche in Händen hatten, über ihren gegenseitigen Beruf urtheilen zu hören, hat allezeit viel Interessantes, besonders dann, wenn wir bei aufmerksamer Prüfung aus solchen Beurtheilungen herauslesen können, daß da und dort der Maler ganz unwillkürlich zugleich sich selbst in dem Bilde abspiegelt, das er von dem Anderen entwirft. Sir Robert Peel war unstreitig ein Staatsmann von so außerordentlicher Bedeutung, und zwar nicht blos für England allein, daß eine getreue Schilderung seiner Wirksamkeit und der ihn leitenden Prinzipien, wie sie in einem längeren Artikel der Revue des deux Mondes von Guizot geliefert wird, an und für sich schon unsere Aufmerksamkeit verdient: doppelt aber um des Verfassers willen. Wir haben vorläufig nur den ersten Theil der Arbeit dieses weisen, nur zum Glücke jetzt ganz verlassenen Staatsmannes vor uns, der in seiner Zurückgezogenheit, welche ihm die Verhältnisse schwerlich zu einer anderen als traurigen gestalten können, — in ungeschminkter Rede, jedoch mit rührender Anerkennung, das Glück, die Gewandtheit, die Redlichkeit und den klaren Verstand eines anderen Staatsmannes beschreibt, den er überlebt und mit dem er während der gleichzeitigen politischen Wirksamkeit oft Hand in Hand gegangen, oft in Zwiespalt gewesen ist.

Wir würden unseren Lesern einen größeren Auszug aus der ebenso belehrenden wie unterhaltenden Schrift vorlegen haben, wenn nicht eben bereits eine vollständige Uebertragung derselben ins Deutsche in einer Berliner Buchhandlung erschienen wäre.*) Aus diesem Grunde allein beschränken wir uns auf einige wenige der in dem Werkchen vielfach enthaltenen Betrachtungen, in welchen der viel erfahrene Verfasser gewissermaßen sein Herz ausschüttet.

„Wie groß war nicht der Zeitpunkt", sagt Guizot in den einleitenden Worten, „in welchem Robert Peel sein politisches Leben begann, wie höchst bewegt! Der Anbruch, der zu den Zeiten unserer Väter begann, erfüllte diese schon mit Erstaunen über seine Größe, auf welche sie stolz waren; mit frendigem Zujauchzen hießen sie ihn willkommen. Was hinterher geschah, war aber unendlich verschieden von dem, was sie erwarteten. — Die im Jahre 1789 ausgebrochene Erschütterung in den sozialen Verhältnissen, wie hat sie sich gewaltig ausgedehnt, welch eine drückende Schwere hat sie gewonnen, wie hat sie sich dann verwandelt, endlich wieder vorjüngt! Alles weit hinaus über vernünftiges Berechnen, ja, fast über alle menschliche Einbildungskraft. Dabei glaubte eine jede der inzwischen einander gefolgten Generationen, sie eben befände sich am Schlusse der erschütternden Entwickelung, mußte aber immer wieder erkennen, daß sie sich über die Gewalt der Ereignisse ungehener verrechnet habe, und daß sie sich von einer Strömung fortgerissen fände, deren Ablauf räthselhaft blieb. — Und wir selbst, — nach sechzig langen Jahren voll von Verwandlungen und Versuchen, abermals auf jenem Ocean treibend, der kein festes Land sichtbar werden läßt, — können wir wohl heutzutage nur eben in einer Pause zwischen Stürmen sicher erkennen, wohin jenes fürchterliche, so oft gedämpfte, aber durchaus nicht erschöpfte Sturmwetter vom Jahre 1789 uns treibt, ob einem bergenden Hafen oder grausigen Abgründen zu!"

Peel's Vater, erzählt dann Guizot, aus einer früher Ackerbau, dann Fabrication treibenden Familie stammend, gehörte zu den leidenschaftlichsten Anhängern Pitt's, somit auch zu den heftigsten Widersachern der französischen Revolution. Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, kostete es ihm keine Ueberwindung, einen Beitrag von zehntausend Pfund Sterling zu zeichnen, als man eines Tages Mittel brauchte, jenem Staatsmanne in seiner Politik kräftig unter die Arme zu greifen. Der Sohn wurde in der Zuversicht erzogen, ihn einst auf der erhabenen Stellung Pitt's zu sehen; die seltenen Gaben des jungen Peel entsprachen solcher kühnen Erwartung. Derselbe zählte noch nicht einundzwanzig Jahr, als er nach sodann glänzend absolvirter Studienzeit schon einen Sitz im Unterhause einnahm (1809), daselbst unter den Tories neben seinem Vater, — Parlamentsmitglied seit 1790, — saß und mit ihnen stimmte. Bald berufen, ein höheres Staatsamt in Irland — dieser wunden Stelle Großbritanniens — einzunehmen, ging er von da ab seinen eigenen, von Nachdenken und strenger Rechtlichkeit vorgezeichneten Weg. Er verleugnet, wo es Noth thut, die den gewaltsamsten Druck athmenden Prinzipien seiner Partei und übt statt dessen die strengste Unparteilichkeit. Nachdem aber die strenggläubige Universität Oxford ihm die hohe Ehre erwies, ihr Mandat für das Unterhaus ihm zu übertragen, legte er jenes Staatsamt nieder, in welchem seine milde Praxis sich mit diesem Mandate nicht vertragen hätte.

„Die öffentlichen Verhandlungen über Regierungs-Geschäfte vor Volksvertretungen", so äußert sich bei dieser Gelegenheit unser Verfasser, „erzeugen, bei der täglich sich neu ansachenden Lebhaftigkeit, mit der hin und her gestritten wird, die Erscheinung, daß jeder Redner — der sowohl, welcher es mit der Regierung hält, wie der, welcher ihr entgegentritt — sich fortreißen läßt, das sich selbst gesteckte Ziel überholt, dasjenige, was er im Innersten fühlt und wünscht, übertreibt, demnach mit seinen Worten die wahre Gesinnung wie Thatsächlichkeit überstiegelt und entstellt. Wer blos zuhört, wird vom Schein getäuscht; den Unterschied zwischen einzelnen Persönlichkeiten kann er nun gar nicht herausfühlen, er glaubt vielmehr, daß Alle, die nun ein Panier geschaart sind, von einerlei Grundsätzen durchdrungen, von einerlei Gefühlen beseelt seien." Nach Jahren kömmt aber doch und gar zwischen Peel Vater und Sohn der Zwiespalt zu Tage. Interessant sind die kurzen Angaben, die der Verfasser aus Beider Reden darüber liefert. — Im Jahre 1821 übernimmt der jüngere Peel unter Lord Liverpool das Ministerium des Innern. Geschickt schneidet er alsbald der Opposition das ungestüme Drängen nach Reformen durch mehrere von ihm selbst vorgeschlagene Verbesserungen ab. — Der Verfasser schildert die damaligen Verhältnisse im Kabinet, insbesondere die Peel's zu seinem berühmten Kollegen Canning, bis er zu der nach so langen Wehen geborenen Emancipation der Katholiken kömmt, jener von Peel mit so außerordentlicher Klugheit unternommenen Wendung in der Politik. Die Schilderung, die Guizot hierbei von Georg IV. entwirft, ist von einer Ungezwungenheit und Derbheit, die bei dem Verfasser, dem man neben seiner Gelehrsamkeit auch hofmännische Tournure nachrühmt, wenigstens auffallend erscheint. Er erzählt unter Anderem bei Gelegenheit der Emancipations-Bill:

„Nur mit großer Anstrengung erlangten sie (Wellington und Peel) die königliche Einwilligung. Georg IV. war nicht etwa, wie sein Vater, Georg III., ein Fürst voll Ernst und Gewissenhaftigkeit; auch war es nicht Ueberzeugung oder Pflichtgefühl, die ihn zum Widerstande anspornten — eine Ueberlieferung war es, die, bei Hofe wie im Volke, umging, daß nämlich der Bestand seines Hauses von der Herrschaft des Protestantismus abhinge. Er war übrigens ein großer Schauspieler, der sich in anderuchsvollen Geberden gefiel, hinter welchen er aber nur seine Sorglosigkeit wie seine Schwäche verbarg. — Er nahm den Schein an, als wolle er ein anderes Kabinet bilden, und hatte Lord Eldon zu sich rufen lassen, dem er sagte: „„Was thue ich wohl? Wohin nehme ich wohl meine Zuflucht? Welche klägliche Lage! Wenn ich meine Einwilligung ertheilen muß, dann reise ich in ein Bad, gehe von da nach Hannover und kehre gar nicht mehr nach England zurück. Das Volk wird dann erkennen, daß ich von dieser Bill Nichts wissen will.""" Dieses Letztere blieb sein einziger Trost, und um darzuthun, daß ihm Zwang geschehe, brach er jedesmal in Zorn oder in Thränen aus, so oft die Minister auf ihren Willen bestanden. Weder von der einen, noch der anderen dieser Gemüthsbewegungen aber ließen zuletzt die Minister sich bestimmen, und weil sie auf sein Wort sich nicht verließen, mußte er seine Zustimmung schriftlich von sich geben."

Von den vielfachen Citaten aus Peel's Reden, welche Guizot anführt, können wir uns nicht versagen, eines hier wiederzugeben, weil der darin ausgesprochene Gedanke allgemeine Beherzigung ver-

*) Berlin, Springer.

dient und erst jüngsthin keine Würdigung fand. Auf den Vorwurf nämlich, den man Peel machte, daß er nur deswegen seine früheren Ansichten in Stich ließe und nachgiebig gegen die Ansprüche der Katholiken geworden wäre, weil er von Furcht befallen sei, erwiderte er:

„Ich hatte Furcht für den schmählichsten Grund, um Jemandes Betragen zu bestimmen, indeß giebt es einen viel gefährlicheren, nur nicht so anwürdigen Beweggrund unseres Benehmens: dies ist die Furcht, für furchtsam gehalten zu werden.

„Wie verächtlich auch in unseren Augen Feigheit erscheinen mag, derjenige zeigt nicht mehr Muth, welcher nur darum eintritt, weil er sich der Furcht hingiebt, sonst für feig gehalten zu werden.

„Und es giebt Besorgnisse, die den Charakter auch des tapfersten Mannes — constantis viri — beschleichen, ja, es giebt Dinge, die ein solcher nicht gewahren kann, ohne sie auch zu fürchten."

Die Juli-Revolution war nicht ohne Rückwirkung auf England geblieben. Wellington-Peel räumten das Kabinet, um es den Whigs abzutreten. Die Parlaments-Reform ward nach langen Kämpfen eingeführt. Guizot beschreibt die loyale Opposition Peel's und sagt über die peinliche Lage der nunmehr die Regierung führenden Whigs Folgendes:

„In den langen Jahren, die sie in der Opposition zugebracht hatten, waren von den Ministern mancherlei Versprechen geleistet, manche Hoffnung erregt worden. Kaum saßen sie am Ruder, als an sie Verlangen nach Reformen oder sogenannten Fortschritten gestellt wurden, die über ihre Verheißungen und über die Möglichkeit der Gewährung überhaupt weit hinaus gingen. — Wahrlich, es giebt für eine Regierung keine kläglichere Lage, als gegen Hoffnungen anzukämpfen, die leidenschaftlich gehegt werden, innerlich aber hohl sind; daher denn auch kein Volk, keine Partei so schwer zu regieren ist, als Jene, welche Ungemessenes verlangen, aber, genau betrachtet, nicht wissen, was sie wollen."

Guizot bricht diesen ersten Abschnitt mit dem Bericht über den Wieder-Eintritt Peel's ins Kabinet, und zwar als dessen Chef, im August 1841 ab. Er schildert zuvor noch den Eindruck, den das persönliche Zusammentreffen mit Sir Robert auf ihn machte, als er 1840 als Gesandter Ludwig Philipp's nach London kam; diesem Passus entnehmen wir schließlich Folgendes:

„Mehr als einmal konnte ich wahrnehmen, welche Herrschaft noch jetzt unsere große Revolution von 1789 mit allen von ihr in Fluß gebrachten Gedanken und sozialen Kräften auf ihn übte. Es gab sich in ihm eine Mischung von Thränenlust und Furcht kund. Er theilte in dieser Beziehung keineswegs die Grundsätze, oder die Leidenschaftlichkeit der alten Tories. Ja, dieser mächtige konservative Mann selbst war im Innersten seines Herzens, bei aller seiner moralischen, politischen und nationalen Vorsicht, viel eher ein Zögling als ein Widersacher jener neuen Ordnung der sozialen Verhältnisse, welche auch weiter wachtvoll und fortzeugend bleiben wird; ihre Fehler, Unfälle, Verstöße und Verdunkelungen seien, welche sie wollen."

Nord-Amerika.

Unbekannte Sprachen.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu der Sprache der Vögel. Aus der reichen Literatur über diesen Gegenstand, im Alterthum und in der Neuzeit, müssen wir uns nur auf wenige Proben beschränken. Pallas Athene selbst, um den Tireſias über den Verlust seiner Augen zu trösten, lehrte ihn die Kenntniß der Vögelsprache. Helenus von Troja, Thales und Melampus wollten dieselbe Kunst besessen haben. Salomon, „der Viele an Weisheit übertraf und der da sprach über die Thiere und Vögel und Gewürm und Fische", hat, wie die Sage berichtet, den Gesang der Vögel verstanden. Plinius in seiner Naturgeschichte giebt ein unfehlbares Rezept, wie dieses wunderbare Verständniß zu erlangen ist. König Dag, ein Meister der Wissenschaft, hielt Sperlinge, die ihm aus allen Winkeln der Erde Nachrichten brachten. Gerbert von Sevilla, der große Meister der schwarzen Kunst, erklärte den Zing und Sang der Vögel; Benedikt IX., der schon in seinem zwölften Jahre auf den heiligen Stuhl gelangte, verstand ihre Stimme und erfuhr daraus, was in dem weiten Bereiche der Christenheit sich heute und gestern ereignet hat und morgen ereignen wird. Vor nicht lange studirte ein deutscher Gelehrter die Sprache der Gänse und wollte ein Wörterbuch darüber herausgeben. Zwei unternehmende Franzosen, Dupont de Nemours und Pierquin de Gembloux, führten den Entwurf aus und veröffentlichten wirklich eine Schrift über die Sprache der Vögel und anderer Thiere. Das Lieblingsthema manches Schriftstellers, den Gesang der Vögel in Noten zu setzen und den Sinn desselben zu erklären, hat Thomas Gardiner in seiner „Musik der Natur" weitläufig behandelt.

Gewiß haben die Vögel unter allen bekannten Thieren die vollkommensten Sprach-Organe und die größte Mannigfaltigkeit von Tönen und Noten. Sie sind mit einem zweiten Kehlkopfe versehen, der gleichsam ein Zusatz-Organ bildet. Schneidet man einer Ente oder Gans den Kopf ab, so kann man mit dem unteren Theil der Kehle, wie unsere Knaben das aus Versuchen wissen, die diesen Vögeln eigenen rauhen Töne hervorbringen. Die Nachtigall hat unter allen Vögeln den breitesten Kehlkopf. Nur die Vögel haben die Macht, die Luftröhre zu verlängern und zu verkürzen und so die ausgestoßenen Töne zu moduliren. Zudem haben sie einen angeborenen Sinn für Musik, und ihr Gesang ist weder ein blos mechanischer, noch rein instinktiver. Im Gegentheil verbinden sie mit jeder Note ein besonderes, bestimmtes Gefühl und achten genau auf die Verkettung der Töne, um einen musikalischen Gedanken darzustellen. Daher die fast unendliche Mannigfaltigkeit und doch so scharf ausgeprägte Individualität in dem Tönenkomplex. Die Meise und der Zaunkönig haben jedes seinen eigenen Gesang; und doch, sowie Eines das Zirpen der Furcht oder des Schreckens hören läßt, dann verstehen alle Vögel das Zeichen und verstecken sich ängstlich unter Busch und Gras. Im Momente ist Ruhe und Schweigen über den Wald ausgebreitet; umsonst segelt der Geier hoch in den Lüften und späht in Gehölz und Dickicht: sie wurden gewarnt und sind nun geborgen. Ebenso ist es mit den Tönen der Freude und des Glücks. Nicht Eines singt wie das Andere, doch der erste Ton der überströmenden Fröhlichkeit erweckt sie Alle, und die ganze Schaar beginnt zu zirpen und zu schlagen; so lange wie der Athem aushält, dauert das Jubellied. Und meist sind es Lieder der Freude und des Dankes, die sie anstimmen. Ihr Tisch ist immer gedeckt, ein Zweig zum behaglichen Sitz immer bereit, die Nachbarn sind allezeit zu Scherz, Spiel und Gesang aufgelegt. Ihr ist das weite Reich der Luft, das sie sonder Harm und Störung bewohnen. Hier ist Raum genug, sie sind auf keinen Pfad, auf keine Straße beschränkt; frei schweben sie in dem großen Hause des Himmels. Früh, vor Tagesanbruch — sagt der liebenswürdige Tschudi — wenn die Sterne noch in der dunklen Bläue des nächtlichen Himmels klar und hell funkeln, hört Ihr in den hochstämmigen Fichten ein seltsames, dumpfes, rumorendes Geräusch. Noch eine Weile, und es folgen wenige scharfe, klappende, klatschende Töne, die immer rascher und rascher kommen, bis die Stimme sich zu voller Stärke gesammelt hat, dann läßt sich eine Reihe wundersich sprudelnder Töne hören. Es ist der närrische Truthahn, der mit geschlossenen Augen kollert und mit seinen Füßen die lächerlichsten Kapriolen schneidet. So trippelt und tanzt er oben auf dem kräftigen Ast; unten im Gebüsch schlafen seine Hennen ruhig oder blicken scheu hinauf und betrachten mit Ehrfurcht die komischen Gesten ihres hohen und mächtigen Gebieters. Nicht lange bleibt er allein. Die kleinen Sänger in Binse und Ried haben bereits, lange vor Mitternacht, ihre gedämpften, fröhlichen Weisen begonnen. Wenn die rosigen Morgenwolken den aufgebenden Sonnenball verkünden und lichte, zauberische Dunstgewebe in Osten die Brautkammer verschleiern, „aus der er hervorgeht wie ein Bräutigam": dann halten sich all diese befiederten kleinen Sänger bereit, ihn zu begrüßen und im Chor ihr Morgenlied anzustimmen. Jetzt erwacht die Wasser-Amsel, schüttelt den Thau von den dunklen Fittigen, weht den Schnabel und hüpft von Ast zu Ast auf dem stämmigen Ahorn. Zwei- oder dreimal ruft sie hinan die Bergeshalde, hinab in das stille, dampfende Thal, daß der Tag gekommen ist, und dann strömt sie ihren gloriosen, melodischen Sang aus; bald jauchzt die Stimme auf in jubelnder Lust, bald sinkt sie nieder zu süßer, klagender Melancholie. Ihr Lied ist das Signal, daß alles Leben um sie erwacht. Das Rothkehlchen, wohl versteckt im dichtesten Gebüsch, antwortet aus der Ferne. Und lange vor die lichten, blauen Rauchsäulen aus dem tiefen Thale aufsteigen, lange bevor das harmonische Geläut der weidenden Herde erklingt, haben die Vögel alle ihre wohlverwahrten Nester verlassen, den Tag zu bewillkommnen und der Mutter Natur Dankbieder zu singen, daß sie ihnen wiederum das süße Licht des Himmels gesendet. Aus der Fülle ihrer Herzen, mit überströmendem Freudengefühl vereinigen sie ihre tausend Stimmen zum großen Konzert in des Waldes grünen Hallen. Da, plötzlich, wie von einer Zauberruthe berührt, schweigt Alles. Aber hoch in der Luft hört Ihr das heisere Krächzen des Habichts, und im Nu ist die fröhliche Musikanten-Schaar im dichten Laub dicht gedrungen. Um Mittag ist Alles still; die heiteren Weisen sind verstummt. Gegen Abend erst stimmt der muntere Chor wieder seine Gesänge an, doch nicht mit der Frische und Fülle, wie am Morgen; eine sanfte Wehmuth durchweht sie, daß sie von der sinkenden Sonne, von dem glutgetauchten Berge, dem duftig warmen Thale scheiden sollen. Einer nach dem anderen verbirgt den Kopf unter seine Schwingen; und doch sind sie, die am frühsten auf waren, am spätesten noch wach. Wenn die Sonne längst in den goldenen Lichtfluthen untergegangen ist und die Schatten der Nacht die Erde verhüllen, hört Ihr noch leise, schwermüthige Töne aus den dunklen Föhren, oder einen Ausgißschrei,

einen träumerischen Laut, der durch die nebelige Luft zittert. Zuletzt erschreckt das Hu! der Eulen die Wälder, und die ganze Rotte der Käuze und Nachtvögel beginnt zu lachen, zu schreien, zu heulen, zu schnurren in grausigem, dämonischem Chor.

Die wunderbar ist aber die Mannigfaltigkeit dieser Gabe, ebenso wunderbar, wie die Gabe selbst! Welch ein Unterschied zwischen dem trübseligen, jammervollen Gekrächze des Raben und den schmelzenden Tönen der Nachtigall! Zwischen der schrillen Trompetenstimme des Meeradlers, wenn er durch die schäumenden Wogen schießt, und dem zärtlichen Girren der Taube! Die reiche Weise der Grasmücke ist die süßeste Musik für unser Ohr; das höhnende Lachen der Möwe und das fürchterliche Gekreisch der Eule erfüllen uns mit Ekel und Grauen.

Der sprachärmste, wie z. B. der Brachvogel, läßt nur eine einzige, einförmige Note hören; der schrille Lockungspfiff kehrt immer wieder. — Die Kraniche klappern ohne Aufhören, im Neste wie auf dem Zuge; die Mutter giebt den Jungen weisen Rath, und diese babbeln und lallen, wie die Kinder. Was sagen sie einander? — Oft sieht man sie in der Morgendämmerung sich in unzählbarer Menge versammeln und mit mißtönendem Chor aufbrechen, als wollen sie die aufgehende Sonne begrüßen. Hat vielleicht das Schriftwort sie im Sinne: „Fluche nicht dem Könige, auch nicht in deinen Gedanken, denn der Vogel in der Luft wird die Stimme davontragen, und der Beschwinge wird das Wort verrathen!“? Auch im alten Hellas sah man sie für arge Anträger an, und als Jphikus auf seinem Zuge zu den olympischen Spielen in der Nähe von Korinth erschlagen wurde, verriethen die Kraniche, die allein Zeugen des Frevels waren, die Mörder mitten unter dem versammelten Volke. — Seroßgut geben meist klagende Töne von sich — denn „auf dem Meere wohnt der Kummer“ — oder scharfes, schrilles Geschrei, das man aus dem brüllenden Sturm und den rasenden Wogen heraushört.

Der Truthahn ist der Handwurst unter der befiederten Truppe. Auge und Ohr gegen die Außenwelt geschlossen, auf die possierlichste Weise tanzend und trippelnd, giebt er sein seltsames, unverständliches Kauderwelsch von sich und kollert so laut, daß die Wälder davon erschallen und das ferne Echo spottend antwortet. Franklin hatte anfangs den Truthahn zum Symbol der Vereinigten Staaten gewählt; zum Glück machten ihn noch beizeiten Jäger mit dem Vogels tollem Treiben und närrischem Wesen bekannt, wie er grillenhaft und verdrießlich sich aufbläht und kreischt und gurgelt und kollert in unerhörter und unmanierlichster Art. Selbst in ruhigeren Momenten ist seine Stimme naseweis und unverschämt, wie er selbst. Die Eulen entgehen demselben Vorwurf nur durch ihren unerschütterlichen Ernst; ihr grausiges Geschrei auf dem Fluge gab dem bekannten Aberglauben Entstehung, daß sie sich gern auf die Fenster der Personen setzen, die im Sterben liegen. Alle lassen ihr Huhu in derselben, nur ihnen eigenthümlichen Weise, die weißen Eulen, wie uns White versichert, immer aus B-moll hören. Aber die Mannigfaltigkeit ihrer Töne ist unbeschreibar; ein Naturforscher nennt sie Ungeheuer, aus Katze, Mann und Affe zusammengesetzt; denn sie haben jedem dieser Thiere die Stimme entlehnt. Nachts ziehen und schwanken sie aufs entsetzlichste, um ihren kleinen Opfern Angst einzujagen, so daß sich in manchem englischen Dorfe die Meinung festgesetzt hat, daß der Kirchhof voll Gespenster und Kobolde sei.

Arme Gänse! Nimmer ist ein Wort zum Preise eurer Stimme gesagt worden, und doch hat sie das Kapitol gerettet, und doch ist sie voll Kraft und Nachdruck, Trompeten gleich und weit schallend. Und das Zischen des kühnen Gänserichs, wenn er seine Brut vertheidigt, ist drohend, erschreckend genug. Die Enten, fürchte ich, sind wegen ihres rauhen, gemeinen Quaaks in Mißachtung verfallen, besonders seit Pythagoras sie für störende Nachbarn eines Denkers erklärt hat. Buffon indeß erhebt ihnen in dem großen Natur-Orchester die Klarinett-Partie, und die schallende Stimme des wilden Enterichs ist durchaus nicht unangenehm fürs Ohr.

Der Ehrenretter der Schwimmfüßer ist der edelste unter ihnen: der Schwan, den das Alterthum in Verbindung bringt mit Allem, was süß und wohltönend ist in der himmlischen Musik. Phaeton, in einen Schwan verwandelt, schimmert jetzt unter den Gestirnen der Beste. Der große Apollo erscheint selten ohne einen Schwan zur Seite; Kristoteles und Horaz sind der Meinung, daß die Seelen der Dichter nach dem Tode in Schwäne übergehen und so die edlen Gaben der Harmonie behalten, die sie unter den Sterblichen besessen haben. Homer vergleicht die Griechen, wenn sie von ihren Schiffen in die Schlacht stürmen, mit einem Trupp langgehalster Schwäne, die hierhin und dorthin flattern mit freudigem Flügelschlage und dann, ihren Flug zur Erde senkend, den hellen Gesang anstimmen, bis die Gefilde wiederhallen. Auch der eisige Norden liebt Apollo's melodiereichen Vogel. Hoch über den Häuptern der gewaltigen Krieger ertönt sein Lied, das sie zum unsterblichen Leben in Walhalla ruft. Der höchste Zauber aber liegt in der schönen, alten Sage, wonach der sterbende Schwan seinen letzten Athem in erhabenen Weisen von wunderbarer Kraft und Kunst aushaucht: ein Bild sesten Glaubens an ein künftiges Leben.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Zur Kriegs-Literatur.

3. Das Bombardement des Klosters Solowezk.

Die Feldzüge der Alliirten im Weißen Meere sind angesichts der wichtigeren Ereignisse, die sich an den Gestaden des Pontus, in der Ostsee und selbst in den entlegenen Regionen des Stillen Meeres zutragen, ziemlich unbeachtet vorübergegangen. Sie boten in der That nur wenig Interessantes dar. Das anglo-französische Geschwader war hauptsächlich dazu bestimmt, die russischen Häfen zu blokiren, und besaß nicht die Mittel, einen ernsten Angriff auf dieselben zu unternehmen, wenn die Barre, die den Eingang in die Dwina verperrt, es ihm ohnehin nicht unmöglich gemacht hätte, nach Archangel, dem einzigen bedeutenden Emporium dieses hyperboräischen Landstrichs, vorzudringen. So beschränkten sich seine Operationen auf die Wegnahme russischer Küstenfahrer und auf die Beschießung einiger Dörfer am lappländischen Ufer, was von beiden Seiten mit so geringem Verlust an Menschenleben verknüpft war, daß diese Campagnen wohl zu den unblutigsten gehören, von denen die Kriegsgeschichte seit der von Washington Irving verewigten Belagerung von Fort-Christina zu erzählen weiß. Trotzdem erregten die Engländer durch ein Attentat auf das von den Russen heilig gehaltene Kloster Solowezk im ganzen Zarenreich eine so ungeheure Entrüstung, daß die Gemüther der frommen Moskowiter sich selbst nach geschlossenem Frieden nicht ganz davon erholt zu haben scheinen.

Wir finden diese Entrüstung in einer kleinen Schrift abgespiegelt, die als Beitrag zur Geschichte jenes seltsamen Kampfes, in welchem der Fanatismus des Mittelalters phantomartig in die Civilisation der Neuzeit hineinragte, Erwähnung verdient.*)

Das Kloster Solowezk wurde im funfzehnten Jahrhundert von dem heiligen Zosimad auf einer Jnsel des Weißen Meeres gegründet und zählte in der Folge unter seine Bewohner mehr als einen moskowitischen Bojaren, der sich freiwillig oder gezwungen vor der Ungnade des schrecklichen Zwan oder des argwöhnischen Godunow in diese von den Wellen des Arktischen Oceans bespülte Klause zurückzog. Von einer starken Mauer umgeben, um es vor einem Ueberfall der Seeräuber und der noch ungezähmten Aborigenen zu schützen, hatte das Kloster zugleich den Charakter einer kleinen Festung und mußte schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine Belagerung von Seiten einer Polenschaar aushalten, die während der traurigen Epoche der falschen Demetrier, als die wilden Rotten Lissowski's und Sapieha's das „heilige Rußland“ sengend und brennend durchstreiften, auch bis in diese vereinsamten Gegenden vordrangen war. Eine ununterbrochene, zweihundertjährige Ruhe folgte dieser schweren Zeit; die Festungswerke verfielen, und beim Ausbruche des letzten Krieges befand die Besatzung, außer den Klosterbrüdern und den frommen Wallfahrern, die von allen Theilen des Reiches nach Solowezk pilgern, nur aus funfzig Jnvaliden und fünf Mann Artilleristen. Kanonen besaß man gar nicht, und erst auf die Bitte des Archimandriten schenkte der Gouverneur von Archangel dem Kloster einige kleine Sechs- und Dreipfünder.

Der damalige Vorsteher des Klosters war der Archimandrit Alexander, der früher als Weltgeistlicher an der Kathedrale von Archangel fungirt und nach dem Verlust seiner Frau und zahlreicher Kinder der Welt entsagt und sich dem beschaulichen Leben gewidmet hatte. Jn diesem entscheidenden Moment entfaltete er eine anerkennenswerthe Energie und Entschlossenheit. Auf seinen Befehl wurden fünfhundert Kanonenkugeln und zwanzig Pud Schießpulver zusammengebracht, die sich in den Klostergewölben vorfanden. Das Arsenal enthielt noch eine Sammlung altertümlicher Waffen aus der vorpetrinischen Zeit: Schwerter, Lanzen, Hellebarden, Streitäxte, welche der kriegerische Mönch Jedem in die Hand gab, der Kraft genug hatte, sie zu tragen. „Nicht nur Erwachsene griffen zu den Waffen, sondern auch Kinder, die ihre Aeltern in Folge eines Gelübdes zur Wallfahrt in das Kloster geschickt hatten, warfen sich auf die alten Klingen und Piken und begannen ihre militairischen Uebungen im Klosterhof, um sich zum Empfang des Feindes zu bereiten.“

Es war um diese Zeit schon bekannt, daß die verbündete Escadre im Weißen Meer erschienen sei. Am Morgen des 18. Juli 1854 bemerkte man vom Wachtthurm aus zwei feindliche Kriegsschiffe, die zehn Werst von dem Kloster vor Anker gingen. Wie es sich später

*) Подвиги Соловецкой Обители. (Von A. N. Mutawiew, einem Bruder des Eroberers von Kars). St. Petersburg, Lexikator.

Digitized by Google

herausstellte, waren es die englischen Schrauben-Dampffregatten „Brisk“ und „Miranda“, jede mit sechzig (?) Kanonen vom größten Kaliber armirt. Die feindlichen Schiffe lagen etwa fünf Stunden vor Anker und entfernten sich dann, indem sie mit frischem, günstigem Wind nach Süden, in der Richtung von Kemi, steuerten. Man sing bereits an, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß die Gefahr vorüber sei, aber der erfahrene Archimandrit war anderer Meinung; er kannte die Engländer von Archangel her und glaubte nicht, daß sein Kloster so leichten Kaufs davonkommen werde. Er stieg in Begleitung des Fähnrichs Nikonowitsch, der das kleine Invaliden-Kommando befehligte, zu Pferde, besichtigte die zur Vertheidigung geeigneten Punkte des Ufers, stellte hier zwei dreipfündige Kanonen auf und ließ die bewaffneten Pilger und Klosterdiener sich über die Insel zerstreuen und von dem Walde aus die Bewegungen des Feindes verfolgen. Zwei Tage vorher hatte man eine Batterie von zwei Geschützen am Ufer erbaut und die übrigen sechs Kanonen auf den Mauern und Thürmen des Klosters postirt. Man war noch mit den Vertheidigungs-Anstalten beschäftigt, als sich plötzlich die beiden englischen Dampfer wieder im Süden zeigten, geradewegs auf das Kloster zusteuernd. Der Archimandrit und der Invaliden-Fähnrich kehrten in das Kloster zurück, und ein Feuerwerker von der Artillerie blieb mit zwei Unter-Offizieren, zehn Mann Gemeinen und den mit Büchsen aus dem alten Arsenal bewaffneten Freiwilligen auf der Batterie zurück, die von den Schiffen aus nicht bemerkt werden konnte.

Endlich begann die Kanonade von den feindlichen Dampf-Fregatten. Nach dem dritten Schuß wurde sie von der russischen Batterie beantwortet, und mit solchem Erfolg, daß nach einigen Salven das ihr zunächst befindliche Schiff eine Kugel in den Rumpf erhielt und ein englischer Matrose verwundet wurde. Nachdem der Engländer noch einige dreißig Schüsse gethan, die aber keinen Schaden anrichteten, kehrte er zu seinem Gefährten zurück, und beide legten sich bei einem in der Nähe befindlichen Vorgebirge vor Anker, um dort zu übernachten. Von der Tapferkeit seiner Untergebenen entzückt, umarmte der Archimandrit den Feuerwerker Drushlowskij und versprach ihm den himmlischen Segen und die kaiserliche Gnade. Der Abend verfloß ruhig, und die Bewohner des Klosters verbrachten die Nacht im Gebet vor dem Heiligenbilde der Mutter Gottes zu Kasan.

Am folgenden Morgen, als eben zur Frühmette geläutet wurde, lief von dem Capitain der englischen Fregatte „Brisk“, Erasmus Dumnaney, ein „frecher“ Schreiben in englischer Sprache, mit einer schlechten russischen Uebersetzung, ein. Es wurde darin erklärt, daß das Kloster den Charakter einer Kriegsfestung angenommen habe, indem es am vorhergehenden Tage auf die englische Flagge feuerte, und als Satisfaction für diese Beleidigung wurden vier Bedingungen vorgeschrieben, die unverzüglich erfüllt werden müßten. Der Kommandant der Besatzung sollte dem Capitain Dumnaney persönlich seinen Degen überreichen und die ganze Garnison, mit Kanonen, Waffen und sämmtlichem Material sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Zur Annahme dieser Bedingungen wurde den Russen sechs Stunden Frist bewilligt und im Fall einer abschlägigen Antwort mit einem Bombardement des Klosters gedroht. Der Archimandrit erwiderte, daß er sich vertheidigen werde, so lange er noch einen Mann unter Waffen habe, und erhielt den Bescheid, daß der englische Capitain sich also genöthigt sehe, das Kloster dem Erdboden gleich zu machen.

Um drei Viertel auf acht Uhr nahm demzufolge das Bombardement seinen Anfang und wurde neun Stunden lang fortgesetzt. Die Engländer schossen mit Bomben, Granaten, Brandkugeln, Kartätschen und dreipfündigen Kanonenkugeln. Die Mauern und das Dach der Klostergebäude wurden an mehreren Stellen durchlöchert, die Fenster zertrümmert, das Pflaster und die Gewölbe beschädigt. Eine Bombe fiel in der mit Betenden angefüllten Kirche nieder, setzte den Ikonostas*) in Brand, verbreitete einen erstickenden Rauch durch das ganze Gotteshaus und brachte eine so starke Erschütterung hervor, daß alle Fenster klirrten, alle Thüren donnernd zusammenschlugen und viele Personen halb ohnmächtig umsanken. Durch den Zusall des Archimandriten ermuthigt, warfen sich jedoch die Anwesenden auf den brennenden Ikonostas, löschten das Feuer, und der Gottesdienst begann von neuem. Mitten im heftigsten Bombardement hielt der unerschrockene Mönch eine Prozession rings um die Klostermauern, während der die Kugeln und Granaten „wie feuriger Hagel“ niederfielen, ohne daß Jemand verletzt wurde. „Zur selben Zeit schaute das Volk in den Klosterhof hinein, wo eine große Anzahl Möwen auf ihren Nestern saß, und bemerkte mit Erstaunen, daß nicht eine einzige von ihnen zu Schaden gekommen war. Diese wilden Vögel haben sich des Klosterhofes seit undenklichen Zeiten bemächtigt und ihn als ihr unveräußerliches Eigenthum betrachtet. Sie treffen im Frühjahre zum Fest des heil. Josimas im Kloster ein, brüten hier im Laufe des Sommers ruhig ihre Jungen aus und fliegen im Herbste davon nach einer wärmeren Himmelsgegend.“ Auch von den Bertheidigern des Klosters wurden zwar einige blessirt, aber nicht ein einziger getödtet, was der russische Verfasser der unmittelbaren Intervention der heiligen Jungfrau zuschreibt, deren in der Klosterkirche befindliches Bild von einem feperischen Sechsundneunzig-Pfünder durchlöchert wurde und die sich hiermit selbst als Opfer zur Rettung der Gläubigen dargebracht habe!

Während der Abendmesse, zu der sich, wie gewöhnlich, alle Klosterbrüder und Pilger versammelt hatten, erfolgte der letzte Schuß von Seiten der englischen Fregatten; sie kehrten nach ihrem früheren Ankerplatz zurück und verschwanden bald darauf aus dem Gesicht der erfreuten Bewohner von Kolowsk. Sie mögen wohl die Garnison der Insel-Veste für stärker gehalten haben, als sie wirklich war, und da es ihnen an Landungstruppen fehlte, so fanden sie es wahrscheinlich zwecklos, eine Beschießung fortzusetzen, die zu keinem praktischen Ergebnis führen konnte. Daß die Russen in ihrer Entfernung eine schmähliche Flucht sahen und die Heiligthumsschänder von dem göttlichen Zorn verfolgt glaubten, ist ihnen unter bewandten Umständen vielleicht nicht zu verdenken.

*) Die mit Heiligenbildern verzierte Scheidewand zwischen dem Allerheiligsten und dem übrigen Theil der Kirche.

Mannigfaltiges.

— J. Rank's „Schiller-Häuser“. Eines der anziehendsten und gewiß auch der am meisten gelesenen Bücher der Brockhaus'schen Eisenbahn- und Reise-Bibliothek sind die kürzlich erschienenen „Schiller-Häuser“ von Josef Rank.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Sie ist geweiht für alle Zeiten.“ . . .

Wer hat die Wahrheit dieser in Weimar geschriebenen Worte nicht auch schon bei einem Besuche der freundlichen Ilm-Stadt, bei der Lesung des Salve! und Vale! in dem Hause Goethe's, bei der mitleidigen Betrachtung des Schusterhäuschens, in welchem Schiller gelebt und gestorben, und in der bescheidenen Prediger-Wohnung des ehrwürdigen Herder empfunden! Herr Josef Rank führt uns in seinem neuen Buche die Familien-, die Freuden- und die Leidensstätten Schiller's: sein Geburtshaus in Marbach, seine Asyle in Oggersheim und Bauerbach, seine sächsischen Landwohnungen in Gohlis und Loschwitz, seine thüringischen poets-corners in Rudolstadt und Wolfstädt, sein Gartenhaus in Jena und sein Schusterhäuschen in Weimar, in anziehenden, lebensvollen Schilderungen vor, zum Theil sogar mit Notizen aus dem Leben Schiller's ausgestattet, die dem größeren Publikum noch unbekannt sind. Aus dem Album in dem Schiller-Hause zu Weimar werden viele charakteristische Aeußerungen bedeutender Zeitgenossen über Schiller mitgetheilt; ebenso von anderen Schiller-Stätten Dicta und Analekta, die an sich schon das Büchlein zu einer werthvollen Lektüre machen. Wir freuen uns, zu hören, daß diesen „Schiller-Häusern“ nächstens auch ein ähnliches Werkchen Rank's über die Wohnstätten Goethe's folgen soll, der jene oben citirten Worte in seinem „Tasso“ der Leonore von Sanvitale in den Mund gelegt.

— Ein Alphabet für alle Sprachen. In seiner „Grammatik des indisch-europäischen Sprachstammes“ (Cotta'e Verlag, 1852—55) bedient sich Professor Rapp in Tübingen des lateinischen Alphabets für alle Sprachen, indem er dasselbe aus den übrigen europäischen Alphabeten ergänzt und selbst die französischen und englischen Wörter phonetisch schreibt. In der Vorrede zum ersten Band sinden sich in Bezug auf dieses System die sehr beachtenswerthen Worte: „Hätten wir die persischen Dichter nach einem einfachen, z. B. dem lateinischen Alphabet, gedruckt und ein Wörterbuch in derselben Folge, so würde jeder Deutsche mit so geringer Mühe persisch lesen lernen, als er jetzt das Lateinische liest. Soll er aber vorher die intrikate arabische Schreibart und die Lautfolge fürs Lexikon im Kopf behalten, so macht ihm dieser Apparat fast so viele Mühe, als die persische Sprache selbst, und diese ganze Mühe ist überflüssige und wrckliche Zeitverschwendung.“ Es ist hier beizufügen, daß das arabische Alphabet ja selbst ursprünglich einer Sprache angehört, welche von der persischen weit verschiedener ist, als die lateinische oder deutsche Sprache. Freilich ist die persische Aussprache bei uns noch sehr streitig; da die Sprache aber in etlichen Dialekten noch jetzt florirt, so dürfte es nicht schwer sein, aus den letzteren den ursprünglichen Lautwerth durch Studien an Ort und Stelle wiederherzustellen. J. K.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 72. Berlin, Sonnabend den 14. Juni 1836.

Frankreich.

Horace Vernet's Briefe aus Rußland.*)

12.

St. Petersburg, 13. Dec. 1842.

Was Du auch dazu sagen magst, meine Verehrung für den Kaiser ist nicht von der Art, wie Du wähnst. Ich lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren, er ist kein gewöhnlicher Mensch; aber, meine Theure, er ist weit entfernt davon, ein vollkommener zu sein. Er besitzt Alles, um in den Augen derer liebenswürdig zu erscheinen, die seiner nicht bedürfen; doch gelangt er dahin, auch nur die geringste Macht auf Dich anüben zu können, so ist er der härteste Mann, den ich jemals kennen gelernt habe. Wahr ist es, daß, was die Disziplin betrifft, er unmöglich anders sein kann. Die Russen aus allen Ständen sind in solcher Weise zur Trägheit geneigt, daß man sie nur durch Furcht beherrschen kann. Wenn ein Russe nicht mehr zittert, so ist er der feigste aller Menschen.

Alles ist hier unter militairische Zucht gestellt, der Koch wie der höchste Richter; so daß die Gewohnheit, unablässig Urtheile zu fällen, ohne daß es dem Verurtheilten erlaubt ist, seine unterthänige Stellung zu verlassen, dem Kaiser eine Strenge verliehen hat, von der er selbst nichts ahnt, und welche in gleichem Maße zunimmt, als seine Untergebenen sich daran gewöhnen. Diese Strenge dürfte ihm einst zum Verderben gereichen, wenn Ermüdung und geistige Schlaffheit an die Stelle des Schreckens, den er einflößt, getreten sind. — Alle diese bewundernswerthen Einrichtungen, von denen ich Dir in meinen Briefen erzählt habe, bestehen keineswegs auf einem so glänzenden Fuße. Man könnte glauben, daß sie für die Wohlfahrt Aller gegründet sind. Doch dem ist nicht so! Die Erziehung, welche den Geist dieser Masse von jungen Leuten entwickelt, bringt sie darum doch nicht weiter; sie sind Alle auf der Welt, um in ihrem Stande zu verbleiben; sie können weder sich erheben, noch sich erniedrigen; wenn sie die Söhne gemeiner Soldaten sind, werden sie niemals etwas Anderes als Unteroffiziere, und wozu nützte es alsdann, sie zu unterrichten, ihnen Neigungen einzuflößen, die sie niemals befriedigen, sie mit Kenntnissen auszustatten, die sie niemals verwerthen können. Die traurigen Wirkungen einer solchen Einrichtung haben sich schon fühlbar gemacht. Eine ganze Kolonie Infanterie ist von einem Aufruhr ergriffen worden; auch nicht ein einziger Offizier blieb am Leben, alle wurden kaltblütig erwürgt. Die Soldaten, von den Unteroffizieren zu ihren Vorgesetzten geführt, sprachen zu ihnen: Wir haben nichts gegen Euch, aber Ihr seid unsere Offiziere, wir müssen Euch tödten; rauchet Eure Pfeifen aus, wir werden später wiederkommen, und in der That sie kamen wieder. — Die Strafe war ohne Zweifel eine furchtbare, denn man kennt sie nicht näher. Die Regimenter wurden sämmtlich aufgelöst.

So, meine Theure, geht es in Rußland zu; man säet, ohne zu wissen, was man ärndten wird; man hängt Orangen an eine Tanne und bildet sich ein, daß sie Früchte trägt; der Adel giebt natürlich lieber seinen ganzen Besitz her, als daß er nach Sibirien wandert. Die Nation ist, wie ich schon oft erwähnt, voll Dünkels, der immer mehr überhandnimmt, und Jeder, der keinen Bart trägt, wird schließlich ausgewiesen werden.

Ich vermag Dir nicht zu verheimlichen, daß die Langeweile sich meiner zu bemächtigen beginnt. Die Tageszeit ist hier so kurz, daß man jede Mußestunde benutzen muß, um Besuche zu machen. Doch das ist eben nicht mein Vergnügen, hier wird weder das Herz, noch der Geist befriedigt.

Lebe wohl, meine Theure; ich küsse Dich von ganzer Seele; ich kann Dir nur wiederholen, wie sehr ich Dich liebe, meine gute Alte; Dein Alter hat, trotz seines jugendlichen Aeußern, doch den Geist seines Alters. Illusionen haben keine Gewalt mehr über ihn, und ehe die physischen Kräfte ihm abgehen, muß er noch für seine Zukunft thätig sein.

H. V.

*) Vgl. Nr. 56, 58 und 62 des „Magazin".

13.

St. Petersburg, 13. Dec. 1842.

Du hast ohne Zweifel einen Brief von mir erhalten, in welchem ich Dir als ein entmuthigter Mann erschien. Ich kann es nicht leugnen, daß in jenem Augenblicke der Umsturz aller meiner Gewohnheiten auf mich einwirkte. Mein bewegtes Leben gestattete mir nicht, auf das zu hören, was mein Herz mir von dem Glücke des Familienlebens sagte. Sobald ich jedoch in ein Zimmer trete, das ich das meinige nenne, wie tief läßt mich das Lied „où peut-on être mieux" dann empfinden, daß alle Zweige meinem alten Stamme fehlen. Die Macht eines fatalen Einflusses bewältigte mich für einige Augenblicke. Ich fühlte mich zu nichts mehr tauglich. Die steinerne Sonne und der graue Himmel Rußlands waren nicht die geringsten Gegenstände meiner Traurigkeit. Doch im Hintergrunde aller meiner schweren und trüben Gedanken erblickte ich die Nr. 56 der Straße St. Lazare. Ich gestehe, daß der Gedanke, dorthin zu eilen, um mich zu erheitern, mich unablässig quälte, jedoch ein glücklicher Umstand hob meinen Muth wieder. Der Graf Wielhorski entführte mich meiner traurigen Wohnung und quartierte mich bei sich ein. Seine Familie ist wie die unsrige, Vater, Mutter, Kinder, Schwiegersohn und Enkel, alle in derselben Behausung.

Der Adlick so vieler glücklichen Menschen hat mir all mein vergangenes Glück zurückgerufen und mir die Hoffnung wiedergegeben, es von neuem zu genießen, wenn ich das mir gesteckte Ziel erreicht habe. Ich bin wie ein Kind im Hause, Alles singt, tanzt, läßt sich, und nur zu diesem letzten Vergnügen werde ich nicht eingeladen. Indessen wird mir das Bild dieses glücklichen Zusammenlebens die Kraft geben, den Augenblick zu erwarten, wo auch wir uns Alle wieder umarmen werden, — und ich fasse daher Muth. — Seit einigen Tagen folgen den langweiligen Zirkeln, über die ich Dir schon berichtete, sehr schöne Bälle. Die Russen haben mehr Geist in den Beinen als im Kopfe, und wenigstens ist Bewegung in den Salons; das Eis ist gebrochen!

. . . . . Bis jetzt giebt es nur lebhafte Gesellschaft bei Herrn M . . . , wo ich schon dreimal war. Sein Haus ist das sonderbarste, das man in der ganzen Welt finden kann. Die Herrin, frühere Tänzerin bei Franconi, ist die erste unter ihren zahlreichen Freundinnen, welche zusammengesetzt sind aus Schauspielerinnen, aufgegputzten Nähmamsells und alten Koketten, Bildern aus dem siebzehnten Jahrhundert, bereichert durch Bojaren, welche sich ruinirten, weil sie kleine Richeliens spielten: Alles dies ist stark durchduftet von Moschus und Juchten.

Anders ist es bei dem Herrn; da ist die Gesellschaft gemischt. Gesandte, Fürsten, Tanz- und Fechtmeister, Lehrer der englischen, französischen und arabischen Sprache, Geschichts- und Decorationsmaler u. s. w. sind hier zusammengewürfelt mit Schauspielern, Advokaten und Negotianten; alle sind gute Freunde und Kameraden, thun aber so ernsthaft, als wären sie bei Herrn Guizot. Wenn man mit der cannille verkehrt, sollte wenigstens Amusement dabei sein. Man sagt indessen, daß gewisse Maskenbälle sehr munter sind; nun wir werden sehen. . . . . .

Ich halte vergessen, Dir zu sagen, daß die Gräfin Sollohub, Tochter des Grafen Veil (!), ein Töchterchen von einem Jahre besitzt, und daß dieses Kind mich zärtlich liebt. Ich nehme es nie auf den Arm, ohne daß meine theuren Kleinen mir ins Gedächtniß kommen; ich bilde mir dann ein, diese zu küssen, und wenn ich fühle, daß die kleinen Hände meinen Schnurrbart fassen, so kommen mir Thränen in die Augen, nicht aus Schmerzgefühl, sondern durch die Erinnerung an meine Enkel.

Du machst mir Kummer, wenn Du bemerkst, daß der kleine Horace seine Feder schlecht hält. Indessen, wenn die Haarstriche besser sind, als die Grundstriche, so sehe ich nichts Uebles darin. Ich erwarte einen Brief von ihm, als Antwort auf den, welchen ich die Ehre hatte, an ihn zu richten. Sage seiner Mutter, welche über die Pflichten ihrer Kinder und die Ehrfurcht, die sie ihren Großältern

schuldig sind, so aufmerksam wacht, daß sie ihn erinnere, die Artigkeit gegen mich nicht aus den Augen zu lassen. Philipp soll nur darauf bedacht sein, einen gesunden Körper zu haben. Für jetzt verlange ich nichts mehr, denn der arme Kleine kennt mich noch nicht, er weiß nicht, daß weit entfernt von ihm Jemand weilt, der ihn so zärtlich liebt. Wann werde ich ihm das sagen können? Doch sprechen wir von etwas Anderem!

Es ist zehn Uhr, es beginnt hell zu werden; ich nehme meine Palette und werde mit meinen Pinseln Blindekuh spielen. H. B.

Die Kleinkinderbewahr-Anstalten in Frankreich.*)

Die Kleinkinderbewahr-Anstalten haben bekanntlich den Zweck, kleinen Kindern beiderlei Geschlechts, welche in den Arbeitsstunden ihrer Aeltern keinerlei Aufsicht und Pflege haben, die erste sogenannte mütterliche Erziehung zu geben. Diese in Frankreich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgekommene Einrichtung hat durch das Dekret vom 16. Mai 1854 eine Stelle unter den großen öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten erhalten. Friedrich Oberlin gründete im Jahre 1769 für die Gemeinden im Steinthal (Ban de la Roche), deren Pfarrer er war, die erste derartige Zufluchtsstätte für kleine Kinder. Im Jahre 1801 gründete Madame de Pastoret das Asile-crèche in der Straße Miromenil zu Paris. In England erhielt dann diese Einrichtung durch tüchtige National-Oekonomen ihre endgültige Gestaltung. Robert Owen machte seit 1810 mehrfache Versuche in dieser sozial-reformatorischen Tendenz und verwendete sein ganzes Vermögen darauf. Er hatte in New-Lanark, im nördlichen Schottland, ein großartiges industrielles Etablissement. Oberlin's Idee paßte zu seinen sozialistischen Theorieen: Die Kleinkinderbewahr-Anstalten wurden in New-Lanark eingeführt, natürlich mit den dem sozialistischen Reformator nöthig scheinenden Verbesserungen und strengeren Organisationen. Er wurde in diesem Werke sehr unterstützt durch einen jungen Handwerker, den Weber James Buchanan, welchem seine einsichtsvolle Liebe zu den Kindern bald die zweckmäßigen Einrichtungen eingab, die noch jetzt die „Methode" in den Kleinkinderbewahr-Anstalten ausmachen. Lord Brougham, Macaulay und mehrere andere ausgezeichnete National-Oekonomen Englands riefen Buchanan nach London, damit er hier unter ihren Augen solche Anstalten einrichtete, die in Schottland so erfreuliche Resultate zeigten. Die „Brewers' School" wurde in Westminster gegründet, und bald war die Kleinkinderbewahr-Anstalt, die auch hier vom besten Erfolge gekrönt war, in allen großen Städten Englands eingeführt.

Im Jahre 1836 hatten einige französische Damen, auf einer Reise nach London, Gelegenheit, die Methode und den erfreulichen Zustand der „Kleinkinderschulen" zu bewundern. Nach Paris zurückgekehrt, gründeten sie einen Verein zur Förderung der Kleinkinderbewahr-Anstalten, unter der Leitung des Abbé des Genettes und unter dem Vorsitze der Madame de Pastoret.

Die erste von diesem Verein gegründete Anstalt (für 24 kleine Kinder) hatte keinen günstigen Erfolg, weil man mit der rechten Methode noch nicht bekannt genug war. Unter dem Beistande des Herrn Cochin, des Maire des zwölften Arrondissements, gründete man die Muster-Anstalt in der Straße Saint-Hippolyte und dann noch drei andere Anstalten. Drei Jahr lang reichten die milden Gaben zur Unterhaltung dieser Anstalten aus; dann kamen die Anstalten in Gefahr, aus Mangel an Fonds zu Grunde zu gehen. Herr Cochin war aber so glücklich, den Vorstand der Hospitäler dahin zu bewegen, daß derselbe der philanthropischen Unternehmung zu Hülfe kam. Nun war das Gedeihen derselben gesichert; es wurden Kleinkinderbewahr-Anstalten in den meisten Stadtvierteln von Paris gegründet, allmählich dann auch in den anderen großen Städten Frankreichs, in den kleinen Städten, auf dem Lande; und das Interesse an dieser Einrichtung ist noch immer in fortwährendem Steigen begriffen und rast noch immer neue derartige Anstalten ins Leben.

Die Anstalt in der Straße Saint-Hippolyte von Paris oder das „Haus Cochin" ist in Frankreich die erste nach dem Muster der englischen „Kinderschulen" eingerichtete Kleinkinderbewahr-Anstalt. Sie ist das Vorbild, nach welchem alle späteren eingerichtet worden sind. Im Jahre 1830 hatte das Seine-Departement vor 6, 1846 schon 27, jetzt bereits 104. Die Anzahl der in diesen 104 Anstalten sich befindenden Kinder beträgt 12,691; von diesen sind 11,127 unentgeltlich aufgenommen. Die Fortschritte, welche die Einrichtung in ganz Frankreich gemacht, sind nicht weniger befriedigend. Im Jahre 1837 hatte Frankreich in 172 Gemeinden nur 261 Kleinkinderbewahr-Anstalten mit 29,214 Kindern; im Jahre 1840 in 352 Gemeinden 555 mit 50,986 Kindern. Die statistischen Tabellen von 1843 ergeben in 750 Gemeinden 1489 Anstalten mit 96,192 Kindern. Im Jahre 1846 betrug die Anzahl der Anstalten 2000. Seit dieser Zeit ist die Zahl auch noch fortwährend im Wachsen geblieben, und man kann annehmen, daß gegenwärtig in Frankreich 3000 Anstalten mit 200,000 Kindern bestehen. Vollständig jedoch wird dem Bedürfnisse der Bevölkerung erst mit einer sechsmal so großen Anzahl von Kleinkinderbewahr-Anstalten genügt sein.

Die für die Kleinkinderbewahr-Anstalten geltenden gesetzlichen Bestimmungen sind in der Ordonnanz vom 22. Dezember 1837 und in den Beschlüssen des königlichen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts vom 4. April und 6. Februar 1838 enthalten. Die Ordonnanz ist auf der Grundlage des den Primär-Unterricht betreffenden Gesetzes vom 28. Juni 1833 gegeben worden. Natürlich ist sie modifizirt worden durch das Gesetz vom 15. März 1850, welches die Freiheit des Unterrichts gründet und regelt, durch das Dekret vom 9. März 1852, welches die Bedingungen für die Rektoren aufstellt, durch das Gesetz vom 14. Juni, welches den Primär-Unterricht unter die Aufsicht der Präfekten stellt, und endlich durch das auf Grund des Gesetzes vom 15. März 1850 erlassene Dekret vom 27. März 1855.

Die wahre Methode für die in Rede stehenden Anstalten, die von Buchanan gefunden und allgemein angenommen ist, will einerseits verhindern, daß dieselben bloße Hütungs-Anstalten werden, andererseits aber auch, daß sie sich in Schulen verwandeln, welche für die ganz kleinen Kinder zu streng sind. Sie umfaßt die drei Zweige der mütterlichen Erziehung: sie läßt dem Kinde die zur Erhaltung der Gesundheit und zur Entwickelung der Kräfte nöthige leibliche Pflege angedeihen; sie sorgt durch eine thätige Ueberwachung dafür, daß es nicht zu Schaden kömmt; sie entwickelt durch einen angenehm unterhaltenden, abwechselnden, leichten Unterricht das Geistesleben des Kindes. Die Arbeit und die Sorge für die Kinder ist in dieser Methode in der Art vereinfacht und geregelt, daß eine Frau die Stelle von zwanzig Müttern ersetzt.

Außer der ersten Erziehung der Kinder, welche der nächste Zweck der Kleinkinderbewahr-Anstalten ist, bezwecken sie auch noch einen heilsamen Einfluß auf die arbeitenden Klassen. Im Steinthal, in der Fabrikstadt New-Lanark, inmitten der bunt durch einander gewürfelten Bevölkerung von Paris zeigt die Kleinkinderbewahr-Anstalt ihren dreifachen heilsamen Einfluß: leibliche Entwickelung, moralische Hebung und intellektuelle Förderung des Arbeiters in seiner frühesten Kindheit. Ueberall greift sie mit Erfolg in den Wurzeln die Krankheit, das Laster, die Unfähigkeit an; kurz, sie wirkt überall dem Elend und seinen Folgen entgegen und befördert den Wohlstand und seine heilsamen Folgen.

*) Histoire des Institutions publiques établies en France pour l'amélioration du sort des classes laborieuses; par M. A. de Malarce, chef du cabinet du préfet de Loir-et-Cher, etc. — I. Histoire des salles d'asile et des asiles-ouvroirs. 1 vol. in-8. Paris, Hachette, 1855.

Nord-Amerika.

Unbekannte Sprachen.

(Schluß.)

Unter den Vögeln, die weder singen, noch sprechen, nimmt der Hahn den ersten Rang ein. Herodes Agrippa hat das gewußt, als er dem Hahn, der ihn auf einer nächtlichen Reise begrüßt und erheitert hat, wie keine andere Stimme, reiche Geschenke sandte. Lange bevor der Schleier der Nacht gelüftet wird, verkündet der wachsame Hüter den ankommenden Tag. Die schwarzen Geister der Finsternis fliehen bei dem kraftvollen Schall: ihre Zeit ist abgelaufen, und das helle Licht des Himmels verbannt ihre Gegenwart. Der Wanderer auf einsamem Pfade und der ermüdete Seemann fernaus auf dem Meere hören die tronische Stimme, und Freude kehrt ein in ihr Herz, von süßer Hoffnung geschwellt. Auf dem heimischen Lager unterbricht sie die eilen Traumgebilde, erweckt den Trägen zu seinem Tagewerk, erquickt den Kranken, erheitert den Gesunden und Starken. Es ist, sagt der Koran, die erste Stimme, die im Himmel gehört wird; ein edler, weißer Hahn, ruft hier Morgen für Morgen die himmlischen Schaaren zum Gebet; seine helle, klangreiche Stimme schallt fernhin durch das Weltall. Nur der Mensch, von Sünde und Irrthum betäubt, hört sie, die wunderbare, nicht; aber alle Höhne auf Erden hören sie und fallen rasch in den Chor ein, preisend Gott, den Allmächtigen. In ähnlicher Weise segen die Christen einen Hahn auf die Thurmspitze der Kirchen, als Warnungszeichen, daß wir wachen und beten, auf daß wir nicht in Versuchung kommen.

Nach dem ersten Hahnenschrei folgt eine Pause und tiefe Stille; etwa eine halbe Stunde später ein zweiter und in gewissen Jahreszeiten ein dritter. Alle Nachbarn rund umher, auch die fernsten, antworten. Man unterscheidet aber recht deutlich in diesem Konzert die alten von den jungen; jene krähen mit tiefer und doch vollkommen klarer Stimme; bei diesen, den noch ungeübten, ist sie etwas schwankend und zitternd.

Digitized by Google

Nicht minder berühmt ist das triumphirende Krähen des Hahnes, wenn er mit einem Nebenbuhler kämpft. Aus tiefen, oft tödtlichen Wunden blutend, zitternd vor gänzlicher Erschöpfung, fühlend, daß sein Herzblut dahinrinnt, nimmt er noch seine letzte Kraft zusammen, verkündet, aufgerichtet, seinen Sieg mit hellem Trompetenstoß und legt sich dann nieder, um in dem Glanz seines Ruhmes zu sterben. Ist er unverletzt geblieben, so flattert er mit mächtigem Schwunge auf einen Zaun oder ein Dach und kräht hier laut seinen Sieg aus. Kein Zweifel, daß die Vögel in der Runde die Nachricht hören und begreifen und nachmals für immer den siegreichen Helden fürchten und achten. Themistokles zeigte einst seinem Heere zwei mit einander kämpfende und um die Wette krähende Hähne: „Seht!“, rief er, „das sind nur Thiere und fechten blos um den Sieg; doch lassen sie nicht ab, ermüden nicht. Ihr, Männer von Athen, fechtet für Euren Heerd, für Eure Götter, für die Wiege Eurer Kinder, für das Grab Eurer Väter, und Ihr wollt den Muth sinken lassen!“ Da kam neue Stärke in ihr Herz, und die Barbaren wurden in die Flucht geschlagen. In einem Seegefecht 1793 schien der „Marlborough“ verloren: die Mosten lagen danieder, das Tafelwerk war zerstört, der Rumpf von Kugeln durchbohrt, Verzweiflung in allen Herzen: da flog der Hahn des Admirals Berkeley auf den Stumpf des Mittelmastes, schlug seine Flügel und krähte so kräftig und hell, daß Alle von neuem Muth faßten; die Schlacht wurde wieder aufgenommen und der Sieg erfochten.

Die Henne giebt ihm übrigens an Prahlsucht nichts nach. Wie laut schreit sie es aller Welt in die Ohren, daß eine große That gethan, daß das Ei gelegt ist! Rührend aber ist der Ausdruck der Mutterliebe, wie sie mit gedämpfter, angstvoller Stimme die Küchlein lockt, wenn der Habicht, hoch in der Luft schwebend, Gefahr droht. Und nur ihre eigenen Jungen folgen dem Ruf, den sie aus einem noch so zahlreichen Haufen heraus erkennen. Wie eilen sie herbei, unter den Flügeln, welche die Mutter über sie, gleich einem Schilde, ausbreitet, Schutz zu suchen! Der gewaltige Räuber berührt den Boden nicht; in mächtigem Stoß sucht er die unfrüge Brut zu packen; aber umsonst hackt er mit dem starken Schnabel gegen das elastische Gefieder. Und wenn er in bitterer Wuth abgezelt, wie gackert und kräht die glückliche Mutter so freienfroh, daß kein Herz dabei ungerührt bleiben kann. Die Alten schon hatten ihre Alcyone unter den Sternen; sie war die Henne, welche die Küchlein, eine Gruppe kleiner Sterne, um sich hatte. Auch die Araber haben die Henne in den Himmel versetzt; die Plejaden heißen bei ihnen: die Gesellschaft um den Küchlein.

Die Raben und die ganze trübe Sippschaft in Grau und Schwarz sind die Sprecher in der lustigen Versammlung. Ihre eigenthümlich gebildete Zunge befähigt sie, die menschliche Rede treffend nachzuahmen. Das Lösen des sogenannten Zungenbandes, das Manche zu dem Zwecke anwenden, ist von keinem sicheren Erfolg. Als die Wahrsagung ein Studium und ein geheiligter Beruf war, wurde jede Modulation ihrer Stimme sorgfältig verzeichnet; und die Alten kannten mindestens vierundsechzig verschiedene Töne, ungerechnet die geringeren und minder bedeutenden Schattirungen. Welch eine Gehörschärfe und welche Macht des Abergläubens! Jeder Ton hatte seine Bedeutung, und Manche aßen von diesen Vögeln Herz und Gedärm, um dadurch dieselbe Gabe der Wahrsagung zu erlangen.

Der ausgezeichnetste unter diesen ist der Rabe, der gefiederte Wahrsager Griechenlands und Roms, das Orakel der alten Deutschen, der Vorbote des Unglücks und Todes, der Vogel der Nacht und des Hexenspukes, der graufe Wächter am Galgen, woran der Mörder in Ketten schwebt und wo er, wie Malone sagt, „die Pest von seinen schwarzen Fittigen schüttelt.“ — Der Rabe eines Barbiers in Rom ahmte, wie Plutarch erzählt, aus freien Stücken die Menschenstimme und jedes Geschrei in der Nachbarschaft nach. Und mancher gepfagte Schulmeister mag mit ebenso viel Grund das berühmt gewordene „Oleum et operam perdidi“ (Oel und Mühe verloren) anerufen, wie jener arme Mann, der seinem Raben die Worte an Anzufino beigebracht hatte: „Ave, Caesar, Victor, Imperator!“ (Sei gegrüßt, Cäsar, Sieger, Herrscher!) ohne das gehoffte Gnadengeschenk zu erlangen. — Auch jetzt werden sie häufig gezähmt und zum Sprechen abgerichtet, ihr Lieblingswort scheint aber zu sein: „Dieb! Schelm! Mörder!“

Die schmutzige, diebische und gesträfige Krähe lernt ebenfalls Wörter und ganze Redensarten nachsprechen:

Die Saukrähen,

„die schwarzen Pachter auf fünfhundert Jahr,
„die auf hohem Wipfel wallter Limen
„barsche Töne in das einsame Ohr schreien“,

haben minder gelenke Zungen und können nur plappern, nicht sprechen. Es ist gesährlich, sie gezähmt im Hause zu halten, wegen ihrer seltsamen Lust an Feuer und Rauch. Sie raffen glühende Kohlen vom Heerd oder brennende Dochte aus der Lampe und verschlucken sie als Leckerbissen. Ihr größtes Vergnügen aber ist, den Rauch aus der Flamme aufsteigen zu sehen; und auf dem Lande, wo die Kohlenpfannen in Gebrauch sind, picken sie Papierschnitzel und Holzspäne auf und werfen sie in die Glut; dann stehen sie dabei und schauen mit großer Lust zu, wie der Rauch aufsteigt. Begabter und beredter sind die rastlosen Elstern, die hell anschauen und sehr deutlich Worte aussprechen; ferner die Staare, die in Island, wie auf dem Himalaya, unter den langköpfigen Chinesen, wie unter den rothbemalten Indianern, zuhause sind. Sie scheinen nach einem Naturtrieb alle Töne, die sie hören, nachzuahmen; auch ungezähmt und unabgerichtet miauen sie, wie die Katzen, gackern, wie die Hennen, und pfiffuliren, wie unsere besten Sänger. Drusus nahm Britannicus halten Staare, die griechische Sprüchwörter wiederholten, und in England hört man von manchem Staar das gut royalistische: „God save the Queen“ (Gott erhalte die Königin).*) Ein deutscher Staar, der Liebling eines Krämers, pflegte manchen verschämte Mägdlein durch den Zuruf aus einem anstoßenden Zimmer zu erschrecken: „Komm her und küsse mich!“ Dann davonhüpfend, sagte er, um gleichsam Buße zu thun, das Vaterunser auf. In Java schreien sie jeden Europäer an: „Christ! Hund! Schweinefleischfresser!“

Eine heiterer gefärbte Varietät dieser leidtragenden Race ist die Dohle, die:

„stolz auf die blänlichen Züge,
„des Himmels sternlosen Bogen entwendet,
„heiser kreischt“;

der Kontrast zwischen ihrem sanften Liebeslied und den abgebrochenen, harschen Tönen des Verdrusses zeugen von der Beweglichkeit ihrer Zunge. Sie lernt leicht Worte und ganze Arien, hält aber, außer an Schönheit des Gefieders, keinen Vergleich mit der Elster und dem Staar aus.

Daß der glänzende Papagei und der prächtige Aras mit dem Raben im Nachsprechen von Worten wetteifern, ist um so auffallender, als die ihnen angeborenen Laute überaus harsch sind; sie verschmähen die Vokale und haben ihre Lust daran, Konsonanten zu zerbeißen und zu zerknacken. Und doch, mit einem ausgezeichnet scharfen Gehör und mit einer von allen Vögeln so eigenthümlich gebauten Zunge, ahmen sie die menschliche Stimme wunderbar nach. Der eitle Kakadu wiederholt allerdings blos seinen Namen, allein der echte Papagei ist wegen der Gelenkigkeit seiner Zunge und seiner Gelehrigkeit im Sprechen seit Jahrtausenden berühmt. Sie sind überall heimisch, in England mit ihrem „poor Robinson!“ (armer Robinson), in Deutschland mit ihrem „Spitzbub!“ in der Türkei mit ihrem „Giaur!“ Die populären Naturgeschichten wimmeln von Anekdoten über Papageien, die mit überwiegenden Talenten begabt sind.

Die künstliche Ausbildung dieser Art Vögel unterhält uns, setzt uns in Erstaunen; allein Alles in Allem genommen, ist sie doch nur rein mechanisch und erschlesst uns nicht das innere Leben des Geschöpfes. Ein Anderes ist es mit den Vögeln, die singen, mit den Kindern des Frühlings, den Propheten des Sommers. Sie geben dem schönen Antlitz der Natur die süße Stimme, und die Stille, die ihrem Abzuge in wärmere Länder folgt, vermehrt noch den Schauder, der uns beim Herannahen des Winters überfällt. Sie singen aus überfließenden Herzen, und wir ärudten die süße Frucht; sie arbeiten, und wir genießen den Segen. Ihr glänzend lebhaftes Auge, ihre zarte Gestalt, ja, ihre nervöse Empfindlichkeit weisen sie auf eine höhere und bessere Wesensstufe. Für jede Regung und Leidenschaft haben sie den entsprechenden Ton; sie antworten, wenn wir sie anreden, sie strengen sich an, sich auszusprechen — da ist mehr, als bloßer thierischer Instinkt. Kein anderes Thier hat ein solches Nachahmungstalent, wie die Vögel; keines sonst hält Rath und Rücksprache, wie sie. Auch ist ihnen die Gabe des Gesanges nicht mit der Geburt verliehen, wie die Kenntniß ihrer Nahrung und die Kunst des Nestebauens. Sie müssen es langsam und oft mühsam lernen. Manche haben anfangs weder Gehör, noch Geschick; sie singen falsch, vergessen ihre Lectionen. Andere lernen nur aus Wort oder aus Schnippen mit dem Finger singen; der Weidenzeisig giebt nicht eher einen Laut von sich, bis ein Stein in den Busch, worin er versteckt ist, geworfen wird. Haben sie das Erlernte vergessen haben, weil sie lange nicht geübt oder gemausert haben, probiren sie, probiren wieder, beginnen von neuem, bis die kleinen Kehlen wieder klar sind, bis endlich die entfallene Melodie korrekt und vollständig herausstömmt. Dann erfüllen sie die Luft mit reicher Musik, und ein ganzer Chor befiederter Minnesänger stremt Wohllaute umher, die in das Ohr fallen, wie ein sanfter Sommerregen auf die Erde, und es mehr als ein irdisches Ding erfreuen und erfrischen. Kein Geschöpf, kein anderer Vogel sogar, stirbt so sanft und süß, wie ein Singvogel. Kurz vor dem Tode stimmt er eine gedämpfte, wohllautende Weise an, verbirgt das zarte Köpfchen unter den Flügel, wie ein Mensch, der sich zum Schlafe zurecht legt, und — das kleine Leben ist geendet.

*) Wer erinnert sich nicht ans Yorick's „empfindsamer Reise“ an den freiheitliebenden Staar: I can't get out (ich kann nicht raus)?

D. R.

Digitized by Google

Die reichsten an Gefieder sind oft die ärmsten an Gesang, und die schönsten Stimmen bergen sich in dem schlichtesten Gewande. Die Stimme des prunkenden Pfaue, des prachtvollen, feenhaften Paradiesvogels sind unserem Ohr unerträglich, während die Nachtigall, die Königin der Sänger, ein schlichtes, dunkelfarbiges Kleid trägt. Ebenso ist es mit der schönen Taube, dem Liebling des Orients, dem Sinnbild alles dessen, was sanft und süß ist. Sie ist lauter Gefühl, aber ohne Intelligenz, und hat daher weder Sprache, noch Wohllaut; denn die Aeußerungen der Lachtaube haben keinen Sinn, und die dumpfen, sanften Töne der anderen Arten sind nur der Ausdruck schwanken Verlangens und Sehnens, aber unbestimmten Kummers. „Wir klagen gleich den Tauben“, sagt der Prophet; allein er spricht von Tauben, die ängstlich vor den Geiern nach den hohen Bergen fliehen.

Süßer, obgleich ebenso einfach, ist das beschiedene Zwitschern der Schwalbe. Unsere Zuneigung fesselt sie indeß vorzüglich, als die stets willkommene Vorbotin des Frühlings. Thracische Knaben begrüßten sie in heiteren Liedern als den Herold des wiederkehrenden Sommers, und noch jetzt empfängt sie der schwedische Bauer mit freudigem Jubel. Auch in ihrem schlichten Gesange ist Wohllaut und Sinn; ihre schwach tönende Klage ist rührender und ergreifender, als lauter Jammer, und ihre voll jubelnde Stimme klingt durch die Wolken und findet ein Echo in jeglichem Herzen. Bald vereint sie sich mit ihren Schwestern zu gemeinsamem Gesang, bald schießt sie hin und her durch die Luft, und wenn das Männchen sich dem Neste nähert, stimmt es einen tief zärtlichen Ton an, den das Weibchen ebenso liebevoll beantwortet.

Einige Vögel singen sogar mitten im strengsten Winter. Hoch auf den Bergen, wenn die Bäche unter schweren Eismassen ruhen und von jeglicher Wurzel und jeglichem Felsen phantastische Krystallgewinde hängen, sitzt die Wasseramsel auf dem schneebedeckten Gestade und singt mit freudig heller Stimme, bevor sie in das eiskalte Bad taucht. Und wenn ihr Lebenslende naht, dann singt sie am Abend ihr Abschiedslied, und die Wogen nehmen sie freundlich in ihre Arme auf, um sie in das ferne, unbekannte Grab zu führen.

Aber horch, hoch in den Lüften schwebend, „singt unsichtbar die liebentflammte Waldlerche.“ Morgen für Morgen erhebt sie sich, ihre Frühhymne anstimmend, in den blauen Aether, als forderte sie uns auf, daßelbe zu thun und unserem Vater im Himmel zu danken. Die Ringlerche hat ein ungemeines Talent im Nachahmen. Sie lernt die Lieder aller Vögel, die mit ihr im Winter zusammenleben, und holt sie aus dem reichen Schatz ihres Gedächtnisses im Sommer hervor.

Die Kanarienvögel scheinen nur für Musik zu leben. Sie lernen im wilden Zustande von ihren Aeltern oder, gezähmt und gezähmt, vom Menschen. Ihre rührendste Eigenheit ist, daß sie im Traume singen in so leisen, sanften Tönen, daß sie wie Himmelsmusik klingen. Aus ihrer Urheimat, den Kanarischen Inseln, verwiesen — denn dort haben sie sich völlig verloren — sind sie weit und breit über das Erdenrund zerstreut. Die Tyroler, die sie zu vielen Tausenden aufziehen, sieht man mit den künstlich geschicktesten Lodungen niedlicher Käfige auf dem Rücken in den stillen Straßen Petersburgs, wie in dem lärmenden Gedränge unserer großen Hafenplätze. Die kleinen Zöglinge lernen faß Alles, was der Mensch sie lehrt: sie können eine Polka tanzen, ein Kanönchen abbrennen, endlose Worte, wie Konstantinopel, Papapipapo, nachsprechen.

An der Spitze der Vögel aber stehen die europäische Nachtigall und der amerikanische Spottvogel. Jene läßt in ihrem Schlag alle Vokale deutlich hören, daher wahrscheinlich der staunenswerthe Reichthum ihres Ausdrucks. Kein Gefühl, das wir nicht aus ihrem Gesang herausgehören, keine Leidenschaft, die sie nicht klar darstellt. Sie hat Töne für die Liebe, wie für den Zorn, für die jauchzende Freude, wie für die tiefste Trauer; diese scheint ihre Lieblingsempfindung zu sein, die um so merklicher hervortritt, als sie nur in der Nacht singt. Ihre Bewunderer sagen, sie halte es, in dem Bewußtsein königlichen Uebergewichts, unter ihrer Würde, mit anderen in die Schranken zu treten oder sich in dem wechselnden Geräusch des Tages hören zu lassen. So spart sie ihren Vortrag für die stille Nacht, wenn Mensch und Natur ihren Gesang von allübertreffender Schönheit besser zu würdigen verstehen. Er wurde in Noten gesetzt und diesen ein Text untergelegt. Kenner unterscheiden sünfundzwanzig Paffagen, die sich in drei deutlich unterschiedene Empfindungs-Ausdrücke gruppiren. Der Gesang beginnt mit Tönen, die um Rücktehr ihres Geliebten flehen; sie gehen dann in ungebuldiges, banges Sehnen über, um endlich in die sanfte Weise herzergreifender Rührung hinzusterben. Wie alle Künstler, ist die Nachtigall empfindsam, nervös, eifersüchtig. Sie wetteifert mit einer Rivalin bis zum letzten Hauch, und schon mancher dieser edlen Sänger ist als Opfer des Wetteifers gefallen.

In dem Spottvogel sehen wir den kunstvollsten und vollendetsten Sänger. Ist sein eigener Gesang schon entzückend, so vermehrt er ihn noch durch Alles, was er melodischer hört. Je musikfreicher das Muster, desto lieber ahmt er es nach; es ist ihm aber auch nichts zu gering. Er miaut mit den Katzen, bellt mit den Hunden, schreit mit den Verkäufern auf Straßen und läßt sich sogar nicht abschrecken, das Rumpeln schwerer Wagen über das Steinpflaster wiederzugeben. So glücklich ihre Töne, so drollig sind zugleich die Sprüche, womit sie jene begleiten; augenscheinlich wissen sie, daß sie nachahmen und das Fremde verspotten.

Das sind einige der wundervollen unbekannten Zungen der beseelten Natur um uns. Mit Recht warnt uns ein Alter: „Achte nicht auf das Geschrei der Vögel! Es sür symbolisch halten, ist einer Aberglaube; ihnen die Kraft, zu prophezeien, zuschreiben, ist sündlich.“ Und doch gilt des Psalmisten Wort: „Preiset den Herrn der Erde, Thier und Vieh, Gewürm und Gefiederte! Alles, was Odem hat, preise den Herrn!“

Mannigfaltiges.

— Die assyrischen Inschriften, von Brandis. Einen tüchtigen Konkurrenten scheinen die jetzigen Koryphäen der Assyriologie an dem Bonner Privatdozenten Brandis zu bekommen. Seine neueste Schrift „Ueber den historischen Gewinn und der Entzifferung der assyrischen Inschriften“ (Berlin, 1856, Herz) ist beachtenswerth auch für Leute, welche nicht gerade zu den Fachmännern gehören. Brandis glaubt, daß die semitischen Buchstaben-Alphabete aus der Keilschrift entstanden seien, welche letztere ursprünglich eine Bilderschrift gewesen sei, und belegt diese Sätze mit überraschenden Beispielen. Die Keilformen selbst theilt er in drei Arten ein: 1) die Zeichen, welche den Eigennamen zur Kenntlichmachung derselben vorgesetzt werden, 2) die Keilformen, „welche ein ganzes Wort, und zwar ursprünglich nur dieses, ausdrückten“, und 3) die eigentlichen Buchstaben, von welchen jedoch die meisten den Laut ganzer Sylben wiedergeben. Unter den seither gelesenen Königsnamen weist er als sicher den des Sargana und des Asarhaddon (Assar-don-assar) nach und sagt ihnen den des zweiten Königs der Dynastie Cawns (c. 900 v. Chr.) bei, welchen er Assar-don-pal liest. Derselbe bewährt sich demnach als identisch mit dem großen „Sardanapal“ der Griechen, was Rawlinson schon vermuthet hatte. Es ist dies derselbe große Kaiser, von dessen syrischen Feldzügen die Perser, besonders Firdusi, so Großes berichten und der in den Listen der Byzantiner Ophratanes heißt. Ueber die Feldzüge seines großen Nachfolgers, unter welchen besonders die gegen Hamath am Orontes, das Hamaveran der Perser, hervorstechen, theilt Brandis nach Rawlinson einen interessanten, aber großentheils noch unsicheren monumentalen Bericht mit. Ein besonderes Verdienst des Verfassers ist, daß er die Vielbenutzteit der Zeichen, mit welcher die englischen Entzifferer es sich seither so bequem gemacht haben, ein für allemal beseitigt hat. J. K.

— Berichtigung. In meinem Aufsatz „Zur Urgeschichte Asiens und Aegyptens“ (in Nr. 63 und 64) befindet sich außer einigen Druckfehlern (Sorya statt surya, Abu-Dschafar statt Abu-Dschafar) auch ein Schreib-Irrthum von meiner Seite. Es soll dort heißen: „Ich vermuthe, daß dieser (Abu-Ali Ahmed Ibn Mesceoweih) der Achmed Effendi ist, den d'Ohsson (nicht Mirkhond) als seinen hauptsächlichsten Gewährsmann neben Firdusi und Mirkhond nennt.“ (S. 255, Sp. 2). Jenem Abu-Ali Ahmed stellt Baron Hammer-Purgstall irgendwo ein sehr günstiges Zeugniß aus, und es wäre also eine baldige Herausgabe und Uebersetzung seiner Weltgeschichte sehr zu wünschen. J. Kruger.

— Französische Bibliographie des neunzehnten Jahrhunderts. In Paris erscheint jetzt eine von den Herren Paul Cheron, Jannet und Guiffrey herausgegebene französische Bibliographie des neunzehnten Jahrhunderts,*) die jedem Literaturfreunde willkommen sein wird. Dieses umfangreiche Werk, das bis jetzt bis zum eilften Bogen gediehen ist, soll die Titel aller in Frankreich seit dem 1. Januar 1800 bis zum 31. Dezember 1855 erschienenen Werke nach alphabetischer Reihefolge der Autoren umfassen.

*) Leider trifft es sich häufig, daß gerade Eigennamen, die weder der Setzer, noch der Korrektor zu kennen braucht, in den Handschriften am undeutlichsten geschrieben sind. D. R.

**) Catalogue général de la librairie française au XIX^e siècle. Paris, Jannet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 73. Berlin, Dienstag den 17. Juni 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Sechster Monats-Bericht. 1856.

Witterung in der Natur und Literatur. — Die Feuerwerke und ihre weltgeschichtliche Bedeutung. — Das Meteor des großen Kometen und des kriminalistischen Schwanzkerne Palmer und Konsorten. — Die soziale Bedeutung des Palmer-Prozesses. — Die verboten eingeführte, eingeschmuggelte verbotene und dennoch verbotene wieder eingeführte Sonntagsmusik. — Deren Bedeutung für England in Verbindung mit Steuer-Freiheit französischer Weine und der deutschen Tonkunst. — Memoiren-Literatur: Des Herzogs von Buckingham „Ueber den Hof der Regentschaft". — Lord John Russell's „Thomas Moore". — John Ritto's, des tauben Schneerstauschens und theologischen Schriftstellers, Bellestristik. — Tennyson. — Populäre Naturwissenschaft. — „Little Dorrit". — Mayhew's „Great World of London". — Stoiker-Freuden. —

Deutsche Musik und deren Mission in England.

London, Anfangs Juni.

„Des Lebens Mai blüht Einmal und nicht wieder". Das ist ein Trost, der jetzt sehr mitzunehmen ist, nachdem wir hier einen Wonne-Monat überstanden haben, den der November beim Gewerbegerichte wegen unerlaubten Pfuschens in sein Handwerk verklagen sollte. Gelehrte sagen, der Schweif des großen Kometen, der schon vor drei Jahrhunderten den mächtigen Kaiser Carolus ins Kloster trieb, sei schuld, daß alle diesjährigen Lebenserfreuden des Mai eingeklostert bleiben. Er sei [illegible] dieses, daß bewaffnete Sternzucker etwas von [illegible] könnten, wenn die große Zuchtrute des Firmamentes [illegible] ist ganz nicht über der Erde zum Himmelsfenster, Jedem sichtbar, herumhängt! Was [illegible] dann aus [illegible] werden! Und welcher große Carolus wird dann abdanken! Leider giebt es keine Größen mehr, welche etwa glauben könnten, der Himmel verderbe ihretwegen das Wetter und stecke einen Kometenschweif zwischen Sonne und Erde. Die Engländer wissen obnehin wenig von der Sonne und halten sie auch für eine ziemlich entbehrliche Beleuchtungs-Anstalt. Gas und das ewige Vesta-Kohlenfeuer thun ihnen bessere Dienste, als die Sonne, wenigstens die diesjährige Maisonne. Ja, wo ist nun vollends die Glorie der Sonne nach dem großen Feuerwerke vom 29. Mai hingekommen! Wie eine stets verlöschte wollende, seit Jahren angespritzte Stallaterne ging sie am 30sten über den Himmel weg, Blumen und Bäume so kalt und trübe ansehend, daß sie jeden Augenblick erfrieren zu wollen schienen. Nach einem solchen Quadrupel-Allianz-Feuerwerke sollte eigentlich auch „Alles aufhören", wie z. B. der Friede, zu dessen Ehren es abgebrannt wurde, und der deshalb lieber gleich gar nicht einmal anfing. Friede ist nicht und wird nicht, aber ebenso wenig wieder Krieg, wozu bekanntlich viel Pulver gehört. Pulver kann aber in England schwerlich mehr vorhanden sein, seitdem unter der Direction des berühmten Boxers am 29. Mai von halb zehn bis eilf Uhr hier ganze große Völkerschlachten in die Luft gesprengt wurden. Nicht eine Schlacht, ein Schlachten von Raketen, Strontian und dem zum „Gedanken" unentbehrlichen Phosphor war es zu nennen. Nicht weniger, als vierzigtausend Raketen vom schwersten Kaliber, und jede mit einer ganzen Schöpfung von Sonnen und Sternen (alle blau und orange gefärbt), fanden während dieser denkwürdigen drei halben Stunden ihre Gruft in der Luft, ohne was auf der Erde an bengalischem Feuer und dergleichen verzehrt ward. Von letzterem allein könnte man auf allen Theatern der Erde auf ein Jahrhundert Schlußfenen machen und den Don Juan noch hundertmal so lange befeuerregnen, als es schon geschehen. Dieses unser neunzehntes Jahrhundert kann sich bereits mancher Merkwürdigkeiten rühmen, aber wenn alle vergessen sind und es selbst längst begraben liegt, wird es noch stolz sein auf dieses Feuerwerk, das vielleicht allem Pulver zum Todtschießen eine neue, friedliche Richtung gab. Insofern damit wirklich diese Richtung gebahnt sein sollte, wird es gewiß das größte Ereigniß dieses Jahrhunderts sein. So transscendent das klingt, kann man doch auf Grund des letzten Krieges annehmen, daß er der letzte gewesen sein mag. Alle die großen, jedem betheiligten Staate „zur größten Genugthuung gereichenden Resultate des Krieges" waren vorher viel besser da, ohne die Verwirrungen, Drohungen, Blamagen, Verluste und Verlegenheiten in allen Richtungen der Windrose, welche sich als die wahrhaften Resultate des Krieges herausstellen. England, das mehr als jemals in diesem Kriege den Beweis führte, daß es das Pulver nicht erfunden habe, kann und wird nun sagen: Ich habe alle mein Pulver zum Feuerwerk verschossen und will nun keinen Krieg mehr. „Peace and Good Will to all Nations!" brannte in großen Flammenzügen an der Front seines Haupt-Staatsverwaltungsgebäudes, des Somerset-Hauses, und in Oxford-Street hatte ein Sarg-Fabrikant über dem illuminirten, platten, englischen Sargdeckel den Wunsch flammen: „Now may Europe rest in peace!" „Nun möge Europa in Frieden schlafen!" und bei wir alle Särge kaufen, die ich bei dieser feuerlichen Gelegenheit dem geehrten gestorbenen Publikum als very nice und comfortable empfehle.

Sie sehen, ich mühe mich ab, dem Feuerwerke eine große kulturhistorische Bedeutung zu geben. Ohne diese gehört es allerdings nicht in einen Literatur-Brief. Und ohne diese Kunst munteren Aus- oder Unterlegens hatte es überhaupt keinen Sinn, nicht einmal einen pyrotechnischen. Was würden Dobermont (oder wie der berühmte Strafan-Treptower hieß) und der noch berühmtere ehemalige Stuber in Wien bei günstiger Witterung mit solchen Mitteln gemacht haben! Die englischen Herren Pyrotechniker von Gebrüt wiederholten in vierundzwanzig Abtheilungen, welche nicht durch die geringste Pause, zum Athemholen für die Lungen, von einander getrennt waren, eine und dieselbe oerische Kanonade vierundzwanzigmal. Sie fingen gleich mit dem vollen Getratter und Gekrache und einer Himmelsbalkugel-Illumination an, daß es in ganz London heller war, als beim üblichen Sonnenschein. Was konnte nun noch folgen! Höchstens daßselbe mit noch mehr Raketen. Und so kam es auch. Eine Verschwendung und Verwüstung der großartigsten Effekte ohne Sinn, Plan, Gliederung, Steigerung in rasender Hast der Mißverwaltung und Anarchie durch einander. Das Publikum lehrte denn auch, dreimalzwanzigmal vom ersten Effekte abgekühlt, ruhiger und nüchterner zurück, als irgend Jemand erwarten konnte, und die absolute Gewißheit, daß der Handelsstern die Fenster unter allen Bedingungen eingeschlagen werden würden, die Erkenchteten von der Kriegspartei und den radikalen Raffophagen, die dunklen von den Gasfittern und Glasern, erwies sich in beiden Richtungen als Mißcalculation. Ein Shopkeeper mir gegenüber stand vom Dunkelwerden an mit knangebrannten Lichtern auf der Lauer, um beim ersten Geklirr der Glaser und Patrioten zu illuminiren und vor den Raffophagen mit seiner Dunkelheit zu leuchten. So viel ich weiß, blieben alle Fenster ganz, die illuminirten (privatim etwa ein halbes Dutzend unter einer halben Million in meinem Stadtheile), wie die dunklen. Es kam keine Partei zur Entwickelung, selbst nicht die der Glaser. Man hatte gerade in der Feuerwerkswoche ohnehin den Kopf zu voll mit anderen Dingen. Palmer's Portrait und Prozeß wurden überall für einen Penny auf der Straße ausgeschrieen. Außerdem war die große soziale Frage der von der Regierung verboten eingeführten und eingeführt verbotenen Sonntagsmusik noch nicht gelöst, obwohl die Londoner Musik-Bettelzigeuner aus Fulda den Sonntag vorher auf Primrose-Hill die Hauptschlacht schon geschlagen und gewonnen hatten.

Das kriminalistische Meteor Palmer und Konsorten mögen vielleicht insofern mit dem großen Kometen, der das Wetter verdirbt, vergleichbar sein, als solche Erscheinungen selten vorkommen. Ein Palmer ist noch gar nicht dagewesen, so viel merkwürdige Helden und Heldinnen der Kunst des Vergiftens die Geschichte, besonders aus den mittelalterlichen Welt- und Kirchenstaaten Italiens, auch aufzuweisen vermag. Sie hatten alle mehr oder weniger „noble Passionen" als Motive für ihre Kunst: Liebe, Rache, Eifersucht, höhere Politik; Palmer trieb die Kunst ganz kaltblütig als Geschäft, als Erwerbsweig, als eine Branche des allmächtigen „Geldmachens", ganz als Gentleman, für welchen Unschuld sich sein Vertheidiger, der ehrwürdige, alte, wellingtonnasige Serjeant Shee, acht Tage und Nächte lang vorbereitend aufopferte, für dessen Unschuld er sich „persönlich mit seiner Ehre" verbürgte, einem Publikum, einem Gerichtshofe, einer Be-

Digitized by Google

völkerung, einer Menschheit gegenüber, unter denen, wie ich mich persönlich dafür verbürgen möchte, gewiß nicht ein einziges Individuum die ehrenplattirte Ueberzeugung dieses Ehrenmannes theilt. Zwar hatten die ausgesuchtesten Berühmtheiten der Chemie in England, trotz einer hundertfachen Reihe der größten Anstrengungen von Weisheit und Wissenschaft, das zu einem direkten, formalen, juristischen Beweise nothwendige Körnchen Strychnin nicht gefunden, was jedem beliebigen Schüler Liebig's oder eines anderen deutschen Chemikers gewiß ein Leichtes gewesen wäre (doch will ich das nur als Laie bemerkt haben); aber wenn je eine „circumstantial evidence" klar und überwältigend war, war es diese, obgleich nach gesetzlicher Vorschrift nur die einzige, verhältnißmäßig untergeordnete Heldenthat Palmer's gegen seinen Geschäfts- und Wettrennfreund Cook wirklich untersucht und verfolgt ward. Welch ein soziales Schaudergemälde stellt aber schon diese einzige Enthüllung dar! Noch nie fand vor einem Gerichtshofe ein ekelhafterer Feigling, als Palmer's Freund, Jeremiah Smith, der Jahre lang in der Regel wöchentlich mehrmals bei der Mutter Palmer's mit ihm und dessen Brüdern Branntwein und Wasser, Champagner u. s. w. trank und dazu rauchte, dann im Hause schlief und dies auch, wenn vorher kein männliches Wesen zugegen gewesen war, der auf die Beschuldigung eines Jahre lang fortgesetzten unsittlichen Umgangs mit der sechzigjährigen Mutter Palmer's nur seine gewöhnlichen, feigen, ausweichenden Antworten stottern kann. Im Hintergrunde die geliebte, lebensversicherte, bedächtig langsam vergiftete Frau, der im Trunk und Dämmerlichteit verkommene, doch lebensversicherte Bruder, geschäftsmäßiges Bearbeiten dienstbarer Geister, daß sie ihr Leben hoch versichern und sich vergiften lassen, erkaufte, betrügerische Atteste, falsche Wechsel, ein Freund, der Wechsel für sechzig Prozent Gewinn diskontirt, eine ganz im Dunkeln gelassene Praxis von Vergiftung der Wettrennpferde von Seiten Palmer's und seiner Geschäftsfreunde u. s. w. Um diese Praxis, welche darin bestand, daß Jockeys anderer Renner bestochen und gewonnen wurden, den mit Palmer's Pferden konkurrirenden Rennern kurz vor dem Laufe kleine Onontitäten Strychnin einzugeben, wodurch sie steif und engbrüstig wurden, geheim zu halten, wurde der Entlastungszeuge Saunders, nach welchem während der Verhandlung ein halb Schock telegraphische Depeschen, zuletzt mit vierzig Pfund Strafe im Falle des Nichterscheinens, vergebens geschickt worden, durch mächtigere Elemente, als die Macht und die Strafe des Richters, zurückgehalten. Man wollte die Dienste des Strychnins wenigstens für die Wettrennen-Pferde und den dabei üblichen fabelhaften Betrug und Schwindel retten. Die Welt würde sich überhaupt bedeutend wundern, wenn sie die innersten Geheimnisse von „Tattersalls", dem Londoner Central-Wettrennen- und Wetter-Bureau, erführe. Der Palmer-Prozeß war für alle Klassen der Bevölkerung das aufregendste Ereigniß, dessen furchtbare Bedeutung allgemein gefühlt und von Vielen deutlich erkannt ward. Es galt nicht sowohl die Frage an sich: Wird der Gentleman-Verbrecher verurtheilt werden oder nicht? als vielmehr die im Lande der Gentlemen und des grassirenden Erbschaftsschwindels Millionen unmittelbar berührende Entscheidung, ob es ein lachende Erben machendes, unentdeckbares Gift gäbe oder nicht? In England, wo unter je Hundert sechzig Personen etwas zu erben gedenken oder wenigstens von der entdeckbaren Möglichkeit nie verjährender Erbschafts-Ansprüche träumen (Träume, welche von Erbschafts-Entdeckungsschwindel-Bureaus bedeutend genährt und unterhalten werden), hatte der Palmer-Prozeß auf diese Weise für die Meisten ein Leben und Tod und lachende Zukunft treffendes Interesse. Die Geschworenen haben den Mann, um den sich Millionen drängten und in Zeitungen rissen, verurtheilt, und der oberste Richter rühmte das Auge der Gerechtigkeit, daß es auch die geheimsten Schleichwege des Verbrechens von den Richterstuhl ziehen könne. Die Abschreckungstheorie feierte nach ihm einen Triumph, aber die jetzt ist die große Lebens- und Todesfrage leider noch nicht entschieden. Palmer wurde durch circumstantial evidence dem Strange, mit welchem Calcraft während der Verhandlungen schon persönlich lauerte, überwiesen. Die vereinigten Anstrengungen der höchsten Wissenschaft haben das corpus delicti nicht gefunden. Und so können sich die Engländer und Engländerinnen, die weder lauernde Erben haben, noch selbst durch Erbschaft höher in der „respektablen Gesellschaft" steigen wollen, immer noch gratuliren; die anderen aber noch nicht, da sich bewiesende Nebenumstände vermeiden lassen und auch das bestrafte Verbrechen ganz gegen die Abschreckungstheorie auf prädisponirte Personen ansteckend zu wirken vermag. (Fortsetzung folgt.)

Das Friedensfest in London im Jahre 1814.

Die nachstehende Schilderung der Freudenbezeugungen, die in der britischen Hauptstadt zur Feier des Pariser Friedens von 1814 stattfanden, wird als Seitenstück zu den von allen Zeitungen gebrachten Mittheilungen über die neulichen Festlichkeiten nicht ohne Interesse sein. Sie ist in jenem reichhaltigen historischen Repositorium, den Annual Register (Jahrgang 1814), enthalten.

„Obwohl die Hauptstadt sich während der letzten beiden Monate an einer fast ununterbrochenen Reihe von großartigen und festlichen Schaustellen ergötzt hatte, welche sich alle auf die großen und glücklichen Begebenheiten der ersten Monate dieses Jahres bezogen, ward es doch im Rathe des Prinz-Regenten beschlossen, die Wiederherstellung des Friedens durch noch glänzendere und augemeinere Freudenbezeugungen zu feiern, an welchen das ganze Publikum theilnehmen könnte. Ueber den eigentlichen Charakter dieses Festes und die Zeit, in der es vor sich gehen sollte, herrschte anfangs, wie es scheint, einiger Zweifel. Man gedachte es zuerst mit einem Divertissement von noch nie gesehener Pracht zu verbinden, das man zu Ehren der kaiserlichen und königlichen Gäste (des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen) veranstalten wollte; aber die Kürze ihres Aufenthalts machte es unmöglich, die Vorbereitungen rechtzeitig zu beenden. Der Hauptgegenstand des Festes war natürlich die Wiederherstellung des Friedens, aber die Sache hatte sich so verzögert, daß der Gedanke an den Frieden schon fast veraltet war, und es wurde endlich beschlossen, die Feier desselben an die der Thronbesteigung des Hauses Braunschweig zu knüpfen, indem man dazu den Tag auserfah, an welchem dieses glückliche Ereigniß vor gerade hundert Jahren stattgefunden. Der königliche Pavillon wurde mit einer hierauf bezüglichen Inschrift versehen und außerdem mit den Namen „Nelson" und „Wellington" in großen Buchstaben geschmückt, um an den nautischen und militairischen Ruhm zu erinnern, den man zugleich zu verherrlichen gedachte.

Als passender Schauplatz für dieses Bürgerfest wurden die drei Parks ausersehen, die allein hinlänglichen Raum für die zahllose Menschenmasse darboten, mit der die britische Hauptstadt bevölkert ist.*) In dem von St. James wurden die Neugierigen vornehmlich durch eine über den Kanal gewerfene chinesische Brücke angezogen, in deren Mitte eine hohe Pagode errichtet war, während die anderen Theile mit Pfeilern und Bogen zur Abbrennung des Feuerwerks versehen waren. Der „Vogelbauergang" und ein Theil der Mallle waren mit chinesischen Laternen behangen. Im grünen Park, am Rande der Mallle, stand der königliche Pavillon, von runder Form, mit einer für die Staatsminister, die fremden Gesandten und andere ausgezeichnete Personen bestimmten Tribüne. Nicht weit davon, in demselben Park, befand sich ein großartiger Bau, der den Namen des „Eintrachts-Tempels" führte und zu dem Sir W. Congreve den Plan angegeben hatte. Von dem Palaste der Königin war eine Communications-Brücke über die Straße vom Constitutions-Hügel nach dem grünen Park geworfen. Im Hyde-Park war der Serpentin-Fluß zum Schauplatz einer Naumachia bestimmt, wo eine britische und eine französische Flotte, dargestellt durch Barken aus Woolwich, die man in Minia-tur-Linienschiffe und Fregatten umgeschaffen hatte, die Manöver und Wechselfälle einer Seeschlacht versinnlichen sollten. Der Park selbst war mit einer Menge Buden bedeckt, die mit Erlaubniß der Behörden errichtet worden, und in denen alle lustigen Spiele eines ländlichen Jahrmarkts zu sehen waren.

Während man an der Einrichtung des Ganzen arbeitete und namentlich als die Vorbereitungen sich ihrem Schlusse näherten, waren die Parks der Gegenstand einer allgemeinen Neugier und füllten sich mit Spaziergängern aus der ganzen Hauptstadt. Auch die Tagesblätter waren mit Beschreibungen und Betrachtungen über das erwartete Fest bei der Hand, welches sogar Veranlassung zu parlamentarischen Diskussionen gab, und nicht wenige Sarkasmen wurden sowohl innerhalb als außerhalb des Parlamente gegen die Schwankungen in Betreff des Programme und namentlich gegen das Scheingefecht losgelassen, welches nach dem neulich in Portsmouth erblickten Schauspiel wirklicher Macht und Größe als eine Art von Parodie erschien, die nur zur Belustigung von Feiertags-Gaffern dienen konnte.

Endlich, am 31. Juli, erließ die Regierung folgende Bekanntmachung: „Der 1. August ist der für das große Nationalfest bestimmte Tag, als das hundertjährige Jubiläum der Erhebung des erlauchten Hauses Braunschweig auf den Thron dieses Reiches und das Jahresfest der Schlacht vom Nil. Hyde-Park, in welchem ein Jahrmarkt gehalten wird, ist dem Volke geöffnet. Auch der grüne Park wird dem Volke vollständig geöffnet sein. Die Mallle von St. James-Park und der Constitutions-Hügel werden gleichfalls dem Volke offen stehen, welches durch Spring-gardens und New-street eintreten wird. Der Rasenplatz im St. James-Park und der Vogelbauer-Gang sind denjenigen vorbehalten, welche Einlaßbillets gelangt haben." Hierauf folgt eine Beschreibung der zur Bequemlichkeit des Publikums getroffenen Anstalten. Der Schluß lautet: „Möge daher das Volk nicht auf

*) Seit 1814 hat sich diese „zahllose Menschenmasse" mehr als verdoppelt. D. R.

diejenigen hören, die sein Gemüth zu vergiften suchen und die beständige Feinde aller öffentlichen Vergnügungen sind. Möge es sich versichert halten, daß dieses Friedensfest nur den Zweck hat, allen Klassen und Ständen eine freundige Veranlassung zu geben, in vollem Maße an dem Glücke theilzunehmen, auf welches ihre Anstrengungen in einem höchst blutigen und anstrengenden, mit beispiellosem Erfolg gekrönten Kampfe ihnen ein so unbestreitbares Recht verliehen hat."

Der festgesetzte Tag ward von einem unwolkigen Himmel eingeleitet, der sich aber nachher vollständig aufheiterte, und das Publikum sah sich durch Mißtrit in dem Genuß der ihm dargebotenen mannigfachen Unterhaltung behindert. Nachdem die Volksgruppen, welche die Parks durchwogten, den ganzen Vor- und Nachmittag damit zugebracht hatten, von Ort zu Ort zu wandern, begann das Schauspiel mit einer Luftfahrt des Herrn Sadler, die um sechs Uhr Abends von dem grünen Park aus stattfand. Er stieg in fast perpendikulärer Richtung auf, bis man ihn aus dem Gesichte verlor, als der Ballon sich langsam nach der Gegend von Kent bewegte. Um acht Uhr nahm die Seeschlacht auf dem Serpentin-Fluß ihren Anfang, und durch eine wohl angebrachte Mannigfaltigkeit der Handlung und den ergreifenden Anblick eines brennenden Schiffes gewährte diese Unterhaltung den Zuschauern größeres Vergnügen, als man nach den Spötterein erwartet hätte, deren Gegenstand sie gewesen. Die gespannteste Aufmerksamkeit richtete sich jedoch auf das Feuerwerk, dem das prächtige Gebäude im grünen Park als Mittelpunkt diente. Zuerst bot es den Anschein eines befestigten Schlosses dar, von dessen Zinnen ein Raketenhagel niederfiel, während die Mauern alle seltenen und komplizirten Erfindungen der pyrotechnischen Kunst zeigten. Nachdem sich Aller Augen zwei Stunden hindurch an diesem Schauspiel ergötzt hatten, verwandelte sich das Schloß plötzlich in einen Tempel der Eintracht, hell beleuchtet von zahllosen, verschiedenfarbigen Lampen und mit passenden Emblemen und Sinnsprüchen geschmückt. Die mechanische Geschicklichkeit, die sich in der Hervorbringung dieser Metamorphose bewährte, die Großartigkeit des Effekts, kurz, dieser ganze Theil des Festes schien allgemeine Bewunderung erregt zu haben. Die Illumination der chinesischen Brücke im St. James-Park, mit ihrer Pagode und anderem Zubehör, war äußerst prachtvoll, aber sie erhielt einen etwas tragischen Schluß durch den Brand der Pagode selbst, bei welchem mehrere der bei dem Feuerwerk thätigen Personen zu Schaden kamen und eine oder zwei ihr Leben einbüßten. Dies war der einzige Unfall, der die Lustbarkeiten des Tages trübte, obwohl es nicht an den düstersten Weissagungen über die Folgen des Zudrangs und der zügellosen Wildheit des Pöbels gefehlt hatte. Im Gegentheil lief Alles in schönster Ruhe und Harmonie ab, und die Unannehmlichkeiten, die mit dem Gedränge großer Massen verknüpft sind, machten sich weniger fühlbar, als in dem täglichen Gewühl der Straßen von London. Obschon daher die Unterhaltung sich zu sehr in die Länge zog und der Mangel an einem bestimmten Zweck bei dieser Festlichkeit alle anderen Gefühle als das der Neugier ertödtete, wird doch der Tag im Gedächtnisse derer fortleben, welche Augenzeugen seiner Feier waren, und er wird von dem künftigen Geschichtschreiber der Hauptstadt nicht mit Stillschweigen übergangen werden."

Wie man sieht, glich die Friedensfeier von 1814 fast in jeder Beziehung der von 1856: dieselben finsteren Prophezeiungen, dieselben Spöttereien und Parlamentsdebatten und dieselbe harmlose Freude der viel geschmähten „Demokratie". Es geht auch aus Obigem der Umgrund der neuerdings von einigen deutschen Blättern erzählten Geschichten über die im Jahre 1814 vorgefallenen tumultuarischen Scenen hervor; weit entfernt, daß „Hunderte von Menschen" von dem brutalen Volke niedergeworfen und zu Tode getreten wären, ist die Ordnung damals, wo möglich, noch weniger gestört worden und die Zahl der Unfälle, durch welche die allgemeine Freude getrübt wurde, sogar noch geringer gewesen, als in unseren Tagen.

Frankreich.

Horace Vernet's Briefe aus Rußland.*)

14.

St. Petersburg, 18. Dez. 1842.

Eben erhalte ich einen lieben, langen Brief von Louise. Meine Theure, täglich begläckt es mich mehr, Nachrichten von Euch zu erhalten, denn täglich fühle ich lebhafter, wie schwer es ist, von seinen Lieben getrennt zu sein. Seit zwei Monaten werden meine Erwartungen in Allem, selbst in der Malerei, getäuscht. Wir tappen hier im Finstern; die Sonne glänzt wie ein Packet Talglichte, von grauem Papier umgeben, doch verbreitet dieses erbärmliche Licht noch Wärme genug, um jeden Morgen zwei Fuß Schnee zu schmelzen. — Die köstliche Schlittenbahn ist verschwunden, man kann jetzt nur in einer Art von neapolitanischem grauen umherschiffen, der es uns unmöglich macht, die Höhen und Tiefen eines schrecklichen, zum Theil zerwühlten Steinpflasters zu umgehen. Meine Rippen sind beinahe gebrochen von all den gefahrvollen Sprüngen, die ich jedesmal zu machen habe, wenn ich einen Fuß auf die Straße setze. Man sagt, daß großer Frost in Aussicht steht, und daß der Himmel sich alsdann erheitern werde. O, wäre dieser Augenblick schon da!

Mittlerweile haben wir das St. Nikolausfest gefeiert. Der Luxus und die Pracht dabei sind fabelhaft. Die Messe und der Handlauf sind mit einem Aufwand verbunden, der unübertroffen bleibt. Alles ist von Silber oder Diamanten, und der neue Winterpalast steht in keiner Weise dem nach, was ich je in dieser Art gesehen habe. Ich kenne alle Höfe Europa's; an Pracht trägt dieser unzweifelhaft den Sieg über alle davon.

Zum Namenstage des Kaisers habe ich einen kleinen „Napoleon zu Pferde" gemalt, welchem Beifall, wie immer, gezollt wurde. Ich bin von Seiten Sr. Majestät der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit; mein Platz wird mir immer in seinem Generalstabe angewiesen. Die kaiserliche Familie überhäuft mich mit huldvollen Auszeichnungen. Erst heute Morgen erhielt ich einen prächtigen Renner, gespannt an einen bequemen, mit Bärenfellen belleideten Schlitten, als Erinnerung an den St. Nikolaustag. Ich habe hundert Rubel Trinkgeld dafür geben müssen! Doch das ist nichts, — die Hauptsache ist, zu wissen, was wir mit dieser Equipage beginnen werden. Indessen, es giebt schwierigere Dinge in der Welt zu ordnen, freuen wir uns vorläufig darüber!

Eine sehr interessante Geschichte hat sich hier zugetragen, sie ist einfach und dramatisch:

Ein junger Mann aus der Umgegend Moskau's, mit Namen M . . ., hatte sich ferblich in eine junge Zigeunerin verliebt. Er wollte sie heiraten, trotz der Gegenvorstellungen seines Vaters, der indeß Mittel fand, seinen Sohn für einige Tage zu entfernen, während dieser Abwesenheit das junge Mädchen entführen ließ und sie an seinen Kutscher verheiratete, dem er Geld und die Freiheit schenkte. Nach der Hochzeitsnacht entfloh sie, erreichte das freie Feld und verschwand für Alle, ausgenommen für ihren Liebhaber, welcher sich stellte, als hätte er sie vergessen, und Dienste in der Garde nahm. Fünf Jahr lang blieb sie in einer Hütte verborgen, ohne daß man wußte, daß der junge Mann sie allnächtlich besuchte; er verheiratete sich sogar, um seine gänzliche Umwandelung zu zeigen, doch seine legitime Frau, beunruhigt über das geheimnißvolle Leben ihres Ehemannes, entdeckte endlich die Intrigue und warf sich zu den Füßen des Kaisers, um die Bestrafung des Treulosen zu erlangen. Man entführte die arme Flüchtige von neuem, um sie in Gewahrsam zu bringen, und trennte sie von ihren drei Kindern, welche sie niemals wiedersah. Vier Jahr lang ertrug sie alle Schmerzen und Demüthigungen, ohne sich zu beklagen, und lieferte dem Hause, das sie gefangen hielt, ein Beispiel der demüthigsten Ergebung. Den Liebhaber schickte man scheinbar nach dem Kaukasus, wo er sich noch befindet. Während der ganzen Trennungszeit konnte kein Briefwechsel zwischen den Liebenden stattfinden. — Doch ein eben von der Armee zurückgekehrter Offizier fand vor wenigen Tagen Gelegenheit, die junge Gefangene zu sprechen, und während der Unterhaltung machte er ihr begreiflich, daß sie das einzige Hinderniß der Rückkehr des Verbannten sei. Von diesem Augenblicke an war ihr Entschluß gefaßt. Sie fand Mittel zur Flucht, begab sich zur rechtmäßigen Frau des Verbannten und bat diese um Verzeihung, daß sie ihr einen Mann geraubt, welchen sie lieben müßte, da ja auch sie, die Unglückliche, ihn nicht vergessen könnte. Gleich darauf stürzte sie sich in einen der Kanäle. Nach dem, was sie zu der Frau ihres Geliebten gesagt haben soll, scheint sie ein Wesen von bewundernswürdiger Einfachheit und Erhabenheit gewesen zu sein. Sie war so schön, daß man sie den Besuchern des Hauses, in welchem sie eingeschlossen war, verbarg. Es sind noch eine Menge Einzelheiten damit verbunden, die ich Dir hier nicht mittheilen kann und welche die Geschichte sehr rührend machen.

Du wirst diesen Brief in den ersten Tagen des Januar erhalten, er soll Dir alle meine Wünsche zum neuen Jahre bringen. Ihr werdet an mich gedacht haben; ich zweifle nicht daran. Vor drei Jahren war ich zur selben Zeit entfernt von Euch; damals, im Innern Syriens, hatte ich jedoch Jemanden, mit dem ich in einsamer Stunde mich trösten konnte. Mit unserem theuren Charles*) vermochte ich die Namen aller derjenigen auszusprechen, bei denen unsere Gedanken weilten, aber hier — nichts. . . .

Niemand kann meinen Schmerz darüber begreifen, daß ich nicht im Familienkreise an dem Austausche gegenseitiger Gefühle theilnehmen kann, die das Glück der Gegenwart und die Ruhe der Zukunft ausmachen. Sage ihnen Allen, meine Theure, großen und kleinen Kindern, daß

*) Schluß.

*) Charles Burton, Neffe des berühmten Künstlers.

Digitized by Google

ich sie mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe; küsse sie, so lange es Deine Lippen vermögen, und empfange für mich diese Liebkosungen.

H. B.

15.

St. Petersburg, 14. Jan. 1842.

Der Schnee ist weg, die Straßen sind durch einen feinen, unaufhörlichen Regen gleichsam gewaschen. Petersburg verproviantirt sich im Winter nur durch die Schlittenbahn, und am Weihnachtstage sind alle Märkte überfüllt mit Fleisch, Fischen und gefrorenem Geflügel. Zum Unglück kömmt unvorhergesehen ein Thauwetter über unsere Häupter, und alle diese Lebensmittel sind plötzlich verdorben. Das ist wahrhaft trostlos. Nichts ist sonderbarer, als der erste Tag dieses Marktes; ich bin einen ganzen Morgen dort geblieben. Stelle Dir ganze Straßen vor, gebildet von auf einander gehäuften Ochsen, Schafen und Schweinen, die alle, steif gefroren, mit starken Axtschlägen zertheilt werden. Es ist eines der seltsamsten Schauspiele, besonders zur Nachtzeit, die Händler sitzen dann im Bauche eines Ochsen oder auf dem Rücken eines Schweines. Jeder von ihnen sagt Dich beim Kleide, um Dir seine Waare zu verkaufen. In diesem Tumult wurde ich festgehalten, als ich voll Interesse eine außerordentlich große Sau betrachtete, umgeben von allen ihren Jungen, die, wie sie, todt auf dem Pflaster lagen. Man setzte ohne Zweifel voraus, daß ich diese Mode kaufen wolle, denn augenblicklich war ich von zahlreichen Gefährten des heiligen Antonius umringt, welche man mir verhandeln wollte und deren Schönheit man rühmte, als wären es kleine Cupido's.

Da ich mich nicht verständlich machen konnte, zog ich mich in guter Haltung bis zu meinem Schlitten zurück, — aber dort sollte ich unterliegen. Ich saß nicht allein im Schlitten, das unglückliche Schwein war mir gefolgt, man hatte es an meine Seite gesetzt, ohne irgend eine Bezahlung von mir zu verlangen. Es war unmöglich, mich durch einen Gendarmen, welcher dabei war, zu verständigen. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als in Gesellschaft des Schweines davonzufahren. Zuhause angelangt, erwartete mich die ganze Gesellschaft in der Vorhalle.

Es war der junge Wielhorski gewesen, der mich bemerkt hatte, als ich auf dem Markte umherschlenderte, und der einen seiner Bauern beauftragte, mir ein Geschenk mit diesem interessanten Thiere zu machen. Der Scherz war nicht übel, mich mit einem so großen Dieb an meiner Seite fahren zu lassen, welches mich um mehr als einen Fuß überragte. Bis auf einen Fleck in meinen Pantalons hatte ich die Sache glücklich überstanden. Auch das Bärenfell meines Schlittens roch noch Schweinebraten.

Die Familie, in der ich eine so gute Aufnahme gefunden, ist erfreut über eine Heirat, welche eine der Töchter schließen wird. Braut und Bräutigam lieben sich wie Turteltauben. Es ist ein wahres Vergnügen, Menschen zu sehen, die so glücklich Einer durch den Anderen sind, besonders für mich, der so einsam ist. Du hast keinen Begriff von der Eintracht, die unter ihnen herrscht. Sie leben, wie wir, alle zusammen. Der Vater, sehr unterrichtet, ist ein vornehmer Herr und Lebemann. Die Mutter, welche bezaubernd war, tieft die Zurückgezogenheit, seitdem sie sich der Erziehung ihrer Töchter widmet. Sie ist streng und fromm geworden, doch hat sie dessenungeachtet so viel Seelenwärme bewahrt, um die Ihrigen zu lieben und von ihnen wieder geliebt zu werden. Die jüngste Tochter ist seit zwei Jahren verheiratet, sie ist blond, ziemlich hübsch, nährt ihr Kind, treibt Musik und Malerei, geht aus Grundsatz nicht ins Schauspiel und liest von neuerer Literatur nur die von ihrem Gatten geschriebenen Sachen. Dieser ist ein großer, junger Mann, mit dickem Kopf und eingedrückter Stirn; er spielt hoch, ist ein guter Edelmann und lacht nur über seine eigenen Witze. Die anderen Schwestern sind brünett, feuriger und versprechen einst Tages der Gesellschaft ihren Tribut zu zahlen; aber jetzt sind sie fest im Glauben des Herrn und denken, daß eine ehrbare Frau nichts Anderes lesen dürfe, als das Buch „Von der Nachfolge“. Der Jüngste der Gesellschaft ist ein Bruder, ein großer und hübscher Knabe, mit frischem Gesicht und sehr gebildetem Verstand, von himmlischer Güte und Sanftmuth, leider strophulös und demzufolge lahm. Er ist der Erbe der Familie, da der älteste Sohn gestorben ist. — Der übrige Theil der Hausbewohner, die der Mittagstisch alle vereint, besteht aus Erziehern und Erzieherinnen. Die Ersteren, glücklich, wenn sie ihre Bücher verlassen können, spielen Flöte und Klarinette. Von den Erzieherinnen ist die Eine eine Engländerin; sie scheint aus den Zeiten der Clarisse zu stammen, sie trägt eine grüne Brille und einen grauen Hut; die Andere, eine Polin, ist (wie der selige Graf Fordin sagte) eine weichmüthige Schäferin; sie stößt Seufzer aus, die sämmtliche Möbel umwerfen können. Die Dritte ist eine Deutsche, welche ißt, aber so ißt, daß man zittert. Wenn ich der kleine Tom Pouce wäre, würde *ich* das Haus verlassen. O, diese Gierige! Das ist ein Kinnbacken, der sprachwörtlich werden könnte; aber auch am anderen Morgen . . . . . .

Mein Papier ist zu Ende, ich schließe daher schnell diesen Brief, aus Furcht, die Deutsche könnte sich seiner bemächtigen. H. B.

16.

St. Petersburg, 24. Jan. 1842.

Die Tage werden länger, und ich kann schon sechs Stunden arbeiten; so wird denn die Leinwand gedeckt, und ich fange wieder an, aufzuleben. Meine Glieder werden geschmeidig, meine Gedanken nehmen wieder ihren Flug gen Himmel, und meine Augen bleiben nicht mehr traurig an der Erde haften, welche die Sonne verlassen zu haben schien. Welcher Winter! Einen ähnlichen in ihrem schönen Vaterlande erlebt zu haben, können sich selbst Bären nicht erinnern. Die Wege sind grundlos; man kann nicht angehen, ohne Gefahr zu laufen, zu ertrinken oder die Glieder zu brechen. Verwünschung über Verwünschung! Warum bin ich in dieses Land gerathen, gerade zu einer Zeit, wo Husten, Grippe und verdorbener Magen darin herrschen!

H. B.

Mannigfaltiges.

— Lorck's Conversations- und Reise-Bibliothek. Neuere Lieferungen dieser Dritteltha'er-Bibliothek sind:

1) Eine Novelle aus Lappland, von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von Henrik Helmé.
2) Ein Indischer Königshof. Von einem Mitgliede des Hofstaates zu Ava. Nach dem Englischen von Ludwig Thiele.
3) Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart, von August Diezmann.

Nr. 1 ist eine graphische Schilderung des Wilden-Lebens unter den Lappen, die, obwohl an Leiden und an Geschichten, an Lastern, wie an Tapferkeit, Manches mit den Rothhäuten Nord-Amerika's gemein habend, doch sich von diesen durch einzelne Lichtblicke der Kulturfähigkeit vortheilhaft unterscheiden. Die Schicksale eines norwegischen Kaufmanns Hansen, der sich mit seinem Weibe in den Lappmarken niederlassen hatte, bilden den rothen Faden, der durch diese romantischen Naturschilderungen sich zieht.

Nr. 2, die Darstellung des „Court of an Eastern King“, kennen unsere Leser bereits durch die Auszüge, die wir ihnen im vorigen Jahre aus dieser unterhaltenden, ebenso märchenhaft klingenden, als naturwahren Erzählung geliefert.

Nr. 3, Leipzig . . . „ja, mein Leipzig leb' ich mir,
„Als ist ein klein Paris und bildet seine Leute“

und auch seine Feuilletonisten, die aus dem kleinen Paris ganz geschickt ein großes zu machen wissen, wie aus dem vorliegenden Büchlein zu ersehen, worin uns über die Leipziger sonst und jetzt, über die Stadt und ihre Geschichte, über die Universität und den Handel, über Theater und Musik in der jetzt immer großartiger sich entfaltenden Meß- und Musenstadt wirklich viel Interessantes mitgetheilt wird. Das Büchlein „Leipzig“ ist Jedem zu empfehlen, der sich in der Geschichte, sowie in dem Leben und Treiben der ihm auch sonst wohl bekannten Stadt, etwas orientiren will.

— Theater in New-York. „Haben wir in New-York wohl ein Theater?“ So fragt die diesjährige Mai-Nummer von Putnam's Monthly. „Die Beantwortung dieser Frage“, fährt das amerikanische Journal fort, „scheint uns unter den jetzigen Umständen viel interessanter, als die Lösung des großen Räthsels über das Schicksal Ludwig's XVII., das immer noch hierzulande viele Leute beschäftigt. Wenn jene Frage aber verneint werden muß, wenn wir zugeben müssen, daß wir in der That keine Bühne, die so zu heißen verdient, besitzen — wer ist eigentlich schuld? Wir haben allerdings den Willen, ja, den eifrigen Wunsch, ein Theater zu haben. Eines der Requisiten eines Theater-Publikums besitzen wir freilich, aber auch nur das eine: Wir speisen nämlich zwischen 5 und 6 Uhr zu Mittag und erdigen damit unseren Geschäftstag, so daß wir vollkommen aufgelegt sind, Abends ein gutes Theater zu besuchen, wo die Verdauung durch den angenehmen Stimulus geistiger Erregung auf das zweckmäßigste gefördert werden kann. Wer schafft uns jedoch ein gutes Theater in New-York? Amerika hat einzelne gute Schauspieler, aber nicht einen einzigen Künstler aufzuweisen.“

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 49, und bei Duncker Humblot, Markgrafenstr. No. 51), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 74. Berlin, Donnerstag den 19. Juni 1856.

Belgien.

Philanthropie en gros.

Der bevorstehende Wohlthätigkeits-Kongreß in Brüssel.

Die Sorge für „das Wohl der arbeitenden Klassen" ist ein seit Jahren zunehmendes Pathos der faulen geworden. Es sieht ganz nobel, ganz human aus, wie die Reichen und Gebildeten sich bemühen, den Armen und Verwahrlosten ihrer „Mitbrüder" guten Rath und ihren Segen, ihre moralische und materielle Unterstützung zu geben, um sie zu „heben". Welche edle Gefühle und himmlische Einfälle entzückten einst den Berliner „Verein zur Hebung der unteren Klassen!" In England, welche Masse von Freischulen, freien Bibliotheken und Modell-Armenhäusern: überall freie Bibeln, freie Traktätlein, freie Medizin, freie Behandlung und Beerdigung der Armen, Arbeiter-Universitäten, wandernde Museen zur Bildung des „Geschmacks" und tausenderlei andere Formen und Phasen des Wohlwollens und der Wohlthätigkeit. Dies ist ein neues Phänomen in der englischen, in der modernen Gesellschaft überhaupt. Vor dreißig Jahren wußte man „von dieser Passion zum Wohle der „arbeitenden Klassen" noch nichts.

Wir sind weit entfernt, das Gute, Gesunde, Nothwendige in dieser Erscheinung zu verkennen. Die krankhafte Vertheilung und Circulation oder Verstopfung der materiellen und geistigen Productionen in der modernen Gesellschaft, die durch Unverstand, Gewalt und herrschende Sonder-Interessen gestörten „volkswirthschaftlichen Harmonien" suchen sich auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege etwas auszugleichen. Wir haben neuerdings die Sache ganz im Großen und Gewaltsamen praktizirer sehen. Es wurden einer Nation ze hundert Millionen Francs abgenommen; für die Hälfte dieser je hundert Millionen ward gebaut und gebildet zum Wohle der arbeitenden Klassen, als wenn es Aladdin's Palästen gälte; die je andere Hälfte ging als Tugendlohn für die Wohlthäter darauf. Im Allgemeinen, nicht speziell in Bezug auf einzelne, redliche Privat-Wohlthäter, gesprochen, gilt dies auch von den Privat-Wohlthätigkeits-Kapitalien. An verschiedenen Stellen sind durch herrschende, privilegirte, beschützte Sonder-Interessen unnatürlich und gewaltsam Geldhaufen entstanden. Die Herren, welche auf diesen Haufen sitzen, nehmen Kleinigkeiten davon weg, lassen den Betrag derselben in die Zeitungen setzen und glänzen nun im Lichte großer Wohlthäter der Menschheit. Das Geschäft ist sehr gut. Mit je fünf wohlthätigen Silbergroschen von hundert gewaltsam zugeführten Thalern sich solche Glorie zu erkaufen, ist ganz verlockend. Die Wohlthätigkeiterei dieser Tage ist im Allgemeinen und Großen gewiß damit erklärlich. Der einzelne Wohlthäter merkt dies freilich nicht, und er würde die Wahrheit davon um so grimmiger bestreiten, je spezieller er sich davon getroffen fühlte.

Die noble soziale Krankheit, der für „Erlösung" und „Hebung" der Mühseligen und Beladenen schwärmende Sozialismus, ist erst eine Folge jener unnatürlichen Anlagen und Verwirrungen der Kanäle, durch welche sich die Früchte und Güter der Arbeit, des Gewerbes und Handels vertheilen und, oft an den sanftesten Punkten anhäufend, stauen und stopfen. An den noblen Intensionen und humanen, großherzigen Bestrebungen der älteren und neuen Sozialisten wird Niemand zweifeln, der ihre Bücher voller Poesie und Millionen umschlingender Menschenliebe durchgelesen. Aber ohne Phrase wollen sie doch nur den Teufel mit Beelzebub austreiben und die Unnatur sozialer Verhältnisse durch noch größere Gewalt kuriren. Der Sozialismus, in Frankreich am leidenschaftlichsten betrieben und bereits strahlend majestätisch durchgeführt, ist jetzt eben im Begriff, in kosmopolitischer Entfaltung alle Völker zu einigen und aus allen Armen und Arbeitern Europa's den Teufel mit Beelzebub zu vertreiben. Der große soziale Kongreß vom September 1847 in Brüssel setzt jetzt eben an, seine Schwingen segnend über ganz Europa auszubreiten und alle Armen und Elenden unter seine Flügel zu versammeln, wie die Glucke ihre Küchlein. Auf dem erwähnten Kongreß ward der Beschluß gefaßt, eine kosmopolitische Association aller Wohlthätigkeits-Vereine und Institute zu gründen, damit sich die einzelnen durch gegenseitige Mittheilung von Erfahrungen, Dokumenten, Plänen und Vorschlägen fördern möchten, außerdem zur Propagation sozialer Ideen und Abhandlungen, Broschüren und Zeitungen; zur Erwärmung der bestehenden Klassen für das Heil der Armen u. s. w. Die Ausführung dieses Beschlusses ward einem Central-Comité, mit seinem Sitze in Paris, übertragen. Dieses veröffentlichte noch in demselben Jahre die Statuten und Reglements des Vereines.

Die politischen Stürme von 1848 störten die Wirksamkeit der Association. Nach Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung versammelten sich die Philanthropisten mit erneuerter Kraft in Brüssel, und jetzt, zwei Jahr bis 1853 inklusive. Zwar heißt man bis dahin nicht viel Großes von Resultaten dieser Versammlungen, aber das Große soll erst kommen. Das Comité in Paris beschloß voriges Jahr einen großen kosmopolitischen Kongreß der Wohlthätigkeit, der sich am 15. September dieses Jahres in Brüssel versammeln soll, um alle bisherigen Einzelarbeiten zu revidiren und den Wohlthätigkeits-Kosmopolitismus organisch an Sectionen und Unter-Abtheilungen (nach dem Plane der britischen Association) zu vergeben. Von da an sollen die Pläne und Beschlüsse der großen Association oder vielmehr des Pariser Comité praktisch ausgeführt werden. Sie fangen mit der Wiege oder vielmehr öffentlichen Krippen (crèches) an, in welchen der Säugling der armen Arbeiterin von mütterlichen Beamten in Schlaf gesungen, „abgehalten" und respektive abgewischt werden soll. Hier sieht man gleich vom Standpunkte der Menschenliebe nicht ein, warum der Säuglings-Krippen-Beamte nicht lieber die Arbeit der Mutter verrichte, damit diese ihre mütterlichen Pflichten zuhause erfüllen könne, wie es doch im Allgemeinen keine beamtete Vice-Mutter so gut kann. Freilich sollen die Säuglinge jedenfalls en gros abgehalten, gewiegt und gesäugt werden. Aus den crèches avanciren die armen Säuglinge in „salles d'asyles", öffentliche Erziehungs-Anstalten für je hundertfünfzig der Windel entwachsene Armen- und Arbeiter-Kinder. Aus diesen salles d'asyles geht es in Primär-Schulen, von da in die Fabrik oder sonst ins praktische Leben, in welchem aber die assoziirte Wohlthätigkeit ihren Schützling nie aus den Augen läßt, so daß er stets unter polizeilicher Aufsicht der Menschenliebe bleibt und nicht einmal ohne dieselbe sterben und sich begraben lassen kann. Die Association thut Nachtarbeit in den Bann, sie beschränkt die Stunden der Arbeit am Tage, gebietet Ruhe am Sonntag und verlangt Polizei und Regierung zur Beschränkung derer, welche gegen diese Menschenliebe handeln. Gegenseitige Unterstützungen durch gemeinschaftliche Kassen verschiedener Arbeiter-Vereine sollen unterstützt und regulirt werden. Besondere Associationen sollen moralische und materielle Bedingungen der Wohlfahrt lehren und aufführen: in Religion, Häuslichkeit, Wirthschaft und Gesundheitskunst Unterricht geben. „Besondere" Altmentar-Gesellschaften sollen unentgeltlich Lebensmittel an die Aermsten vertheilen, „besondere" andere Gesellschaften im Sommer wohlfeil en gros einkaufen und im Winter en détail ohne Profit verkaufen. Etablissements, „vom Staate garantirt", sollen den Alten Asyle eröffnen und die Lebensversicherungen u. s. w. ersetzen.

Arbeiter wandern jetzt viel, nicht mehr Handwerksburschen, müßig von Dorf zu Dorf, sondern von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil. Aber die Pariser Association läßt sie auch in der Fremde nicht aus den Augen. Sie will alle Regierungen anfragen, daß sie Gesetze aufheben, welche das Fortkommen des Arbeiters in fremden Ländern stören. Vor Allem sollen die Regierungen das Heiraten der Einwanderer erleichtern und Trauungen ohne Honorar befehlen.

Mit dem Kongreß in Brüssel wird eine Ausstellung für häusliche Oekonomie der arbeitenden Klassen verbunden werden. Die erste Abtheilung dieser öffentlichen Ausstellung soll Pläne und Modelle zu Häusern und Zimmern, Bädern, wohlfeilen Speisehäusern für die arbeitenden Klassen enthalten, die zweite zu Details alles Baues, Grundlegungen für Häuser, Mittel, Feuchtigkeit zu verhüten, Maurer-Arbeit, Tischlerei, Pflasterung, Thüren, Fenster, Wasser, Feuer, Oefen, Dächer, Treppen, Speisekammern u. s. w. Ferner neue, wohlfeilere, praktischere

Google

Baumaterialien; Eisen, statt Holz, Metalle, Glas, ökonomische Verzierungen, Materialien für Anstreicher und Maler, hohle Bausteine, Surrogate für Steine, unverderbliches Holz u. s. w. Dann Modelle für Möbel, Reinlichkeitsmittel, Anleitungen und Werkzeuge zum Repariren und Konserviren, Muster für Kleidung und Putz, Muster von Lebensmitteln und Mittel, sie gegen zu geschwindes Verderben zu schützen, eingemachtes Fleisch, eingemachte Früchte, Prozesse, verdorbene Artikel wieder zu restauriren, Verfälschungen zu entdecken, Wasser zu reinigen, Verwollkommnung und Verwohlfeilerung des Brodbackens, endlich (im sechsten und letzten Departement) Muster und Mittel für moralische und intellektuelle Vervollkommnung der arbeitenden Klassen, Andachts- und Unterrichtsbücher, Musikalien, Blumenkultur, Gymnastik für diese Geschlechter, Spiele und Spielzeug für Kinder.

Alle diese Pläne und Intensionen sehen — einzeln und für sich genommen — ganz vortrefflich, praktisch und nobel aus (nur vielleicht mit Ausnahme der Anti-Malthus-Absicht, den arbeitenden Klassen das Heiraten ganz umsonst zu besorgen); aber als ein Ganzes — erregen sie nicht unwillkürlich ein stilles oder lautes Lächeln? Wie geht das zu! Wir sehen ein großes Parlament ausgewählter, wohlwollender, gütiger und edler Männer vor uns mit den besten Absichten zur Befreiung der arbeitenden Klassen, Absichten, die aber alle auf eine neue Versklavung, auf Unterwerfung von Seele und Leib der jetzt unterworfenen Klassen hinauslaufen, auf Verhinderung der Mittel, welche die Abhängigen zur Selbständigkeit zu führen im Stande wären. Man denke sich alle die angedeuteten Pläne ausgeführt und die Folgen davon. Der als „Arbeiter" klassifizirte und signalisirte Mensch fühlt sich von der Wiege bis zur Bahre von einer unbegreiflichen Macht umgeben, die er als eine Association, einen Staat im Staate neben seinem allgemeinen Patriotismus noch besonders ehren soll. Dieser Staat im Staate wiegt ihn, oder besorgt ihm die Krippe, lehrt ihn laufen, lesen, schreiben, arbeiten, bestimmt die Dauer der Arbeit, die ihm Faulheit ebenso wenig gestattet, wie besondere Anstrengungen zur Erreichung höherer Löhne und Ziele, heilt ihn in Krankheiten, besorgt ihm Erfrischungen, Lektüre zur Andacht und Instruction, hält ihm Vorlesungen über jedes Stück in der Wirthschaft, schreibt ihm Essen und Trinken vor, baut ihm das Haus, steckt ihn ins Wasser zum Baden, besorgt ihm Kleider und ganz umsonst eine Frau! Unbank ist der Welt Lohn. Warum? Weil die meisten Wohlthäter, welche Wohlthaten säen, um Dank zu ärndten, die Bewohlthateten demüthigen, beleidigen und als Schuldner in ihr Herz eintragen, von denen sie das Kapital mit Wucherzinsen unbarmherzig zurückverlangen. Die Pläne der Pariser Wohlthätigkeit, angefährt, würden die Arbeiter so undankbar, hülflos, anspruchsvoll und bitter machen, daß der Staat Polizei und Soldaten verdoppeln müßte, um seine gegebenen „Garantieen" zu halten. Was sollte aus dem „Arbeiter" werden, wenn er so von der Wiege bis zur Bahre in Vormundschaft, Aufsicht, Lehrjungenzeit und fern von aller Gelegenheit für selbständige, selbst erhebende Arbeit gehalten würde!

Was die Armen (wie wir, statt der „arbeitenden Klassen", sagen müssen) auch an Wohlwollen, Wohlthätigkeit und Milde in einzelnen Fällen momentaner wirklicher Noth bedürfen — in welchen kein gesunder, gebildeter Mensch seine Tasche und sein Herz verschlossen halten wird — ihnen die Philanthropie in solcher Form als Institution zu bieten und zu geben, würde nur die Folge haben, ihre Intelligenz zu verzwergen und den Muth und die Moral der Selbständigkeit zu verkrüppeln. Männer würden zu Weibern, Weiber zu Hyänen, Kinder zu Krippen-Produkten. Wir wünschen und verlangen die vermeintlichen Resultate der Philanthropen ebensalle, aber die rechten Mittel dazu. Zu den ersten dieser rechten Mittel gehören Selbstachtung und Bildung der Armen und Arbeitenden, Muth und Ermuthigung zum Mannesthume und zur Selbständigkeit der Abhängigen. Keine Sorge zum Wohle derer, die übel daran sind, ist gesund und richtig, wenn sie nicht darauf ausgeht, jeden Hülflosen und Niedergefallen zum Agenten seiner eigenen Erhebung zu machen. Arme und Arbeiter haben sich bereits vielfach zu gegenseitiger Selbständigkeit vereinigt. Schaffe man die Hindernisse dieses freien Associationsgeistes ab, so hat man mehr gethan, als durch Erbauung von tausend Krippen und Asyl-Sälen.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Sechster Monats-Bericht. 1856.

(Fortsetzung.)

Das wichtigste Ereigniß während des Mai und vielleicht das kulturlich-sozial bedeutungsvollste eines langen Zeit-Abschnitts war das Verbot der von Sir Benjamin Hall, dem neuen Gesundheits-Minister Londons, im vorigen Sommer „ungesetzlich" eingeführten, dieses Frühjahr auf drei Parks ausgedehnten Sonntagsmusik und die Aufhebung dieses Verbotes durch das „souveraine Volk". Sonntagsmusik! Auf dem Kontinente klingt das wie gar nichts, wie eine Sache, die sich unter der strengsten Polizei, selbst während eines Belagerungszustandes, immer noch von selbst versteht. Aber Sonntagsmusik in England! Der stille, öde, trübe, verschlossene, laße Sonntag mit langen, feierlichen Gesichtern und Gesangbuchsgoldglanze und goldgedrucktem Gesangbuche-Sammetdeckel und dem stillen, trostlosen, thierischen Trunke in dunklen Straßen und stinkenden Public-Häusern und dem glatt- und glotzäugigen Schwanken und Taumeln an den Wänden hin durch feierliche Gruppen von Kirchgängern hindurch, dem stillen Trunke und der feierlichen Mästung von frisch gebratener Kenle im stillen Familienkreise und dem festen Schlafen und Rükeln bis zum Montag Morgen, die das warme Rasirwasser kömmt und frische Vaterwörder zum sechstägigen, absoluten Geldmachen fallenlos um den Hals gemanert werden — dieser englische Sonntag war Jahrhunderte lang die heiligste, unantastbarste Haupt-Institution alles weltlichen und geistigen Lebens, die Grundbedingung, von welcher das irdische Heil und die Zukunft von ganz England abhängig gemacht ward. Alte, barbarische Völker opferten zuweilen sogar ihre Kinder dem zürnenden Moloch, aber in England mußte seit Jahrhunderten Jeder den siebenten Theil seines Lebens der Kirche opfern. Der geringste Abzug von dieser Lebens-Abgabe war noch 1846, nach einem wieder aufgefrischten Leitartikel der Times, gleich zeitlichem und ewigem Untergange Großbritannieens, gleich Sodom und Gomorrha, auf welches es sogleich Pech und Schwefel regnen müßte. Und wirklich zischenden, giftigen Hohn spritzte dieselbe Times nun zehn Jahr später auf die „gellende, bellende, schimpfende, donnnrirende, stigmatisirende, anathematisirende, Höllen heizende, gottund geistlose Kirche" und ihre Frommen, als sie Lord Palmerston und Sir Benjamin Hall, die gemeinschaftlich die Uebertretung des Sonntagsgesetzes eingeführt und die Soldaten der Königin gezwungen hatten, mit Verlust ihres Seelenheils in den Parks aufzuspielen, zwangen, dem Gesetze wieder zu gehorchen und ihre „Reform" wieder zu verbieten! London sah in der Woche nach diesem Verbote wie Berlin in den letzten Märztagen von 1848 aus, so plakatenreich. Die Frommen erinnerten besonders an das flehen gebende Seelenheil der musizirenden Soldaten und forderten die ganze Nation auf, deren Seelen, die nicht musten dürften, zu retten. Die Weltlichen — sich laß an einem einzigen Tage vierzig verschiedene, zum Theil schreiendfarbigste Plakate derselben — beriefen sich auf die Nothwendigkeit und Unerläßlichkeit erheiternder, herzerleichternder Erholung nach je sechstägiger Plackerei in rauchigen, staubigen, fenchten, dunklen Arbeitslokalen, auf den Wiener Wurstel-Prater, auf das Unschuldige der Musik, und was dergleichen mehr sich einfand. Sie forderten das Volk auf, fest und einig zu stehen für die Errungung eines neuentdeckten geworbenen Rechts, das selbst in despotischen Staaten den glücklichen Unterthanen nicht vorenthalten würde. Dazu kamen stürmische Meetings und am 24. Mai die erste große Demonstration auf Primrose-Hill. Diese bestand hauptsächlich in dem ewig donnwürdigen Ereigniß, daß ein paar Dutzend Musik-Betheiligen aus Zuda in der Mitte des souveranen Volks neben Polizemen und Soldaten unangetastet dreisach verbotene Töne aus ihren rostigen Blechröhren auf London hernntergeschmeitert, verboten nach dem alten Sonntagsgesetze, verboten durch neue Verschärfung desselben, der sich Palmerston und Sir Benjamin Hall fügen mußten, verboten in jeder Musikschule, in jedem Tongesetze, da die verwahrlosten Jungen auch nicht einen einzigen Ton richtig blasen können. Was gab diesen dreisach staats-, kirchen- und polizeiwidrigen Blasebengeln die Macht über Palmerston und Parlament? Das souveraine Volk! Schwerlich, denn dasselbe souveraine Volk ließ sich vorigen Sommer in Sonntags-Demonstrations-Angelegenheiten hunderttausendweise von einigen Dutzend Policemen nach allen vier Winden jagen oder gedultig zusammendreschen. Warum nahmen die bewaffneten Diener des Gesetzes nicht das vor Alter graue und darum heilige, verschärft aufgepupte Sonntagsgesetz in Schutz? Fanden sie so großes Wohlgefallen an diesen kurhessischen Orpheus-Tönen? Wo war der Arm der Gerechtigkeit! Das Gesetz wollte und sollte keine Arme haben. War doch Palmerston selbst wahrhaft auf Seiten der musikalischen Kurhessen. — Wir blicken hier dem eigenthümlichsten, innersten Geheimnisse der englischen „Freiheit" in das Herz. Was wir an England „Freies" bewundern, ist ja Alles ungesetzlich, wie die Sonntagsmusik, die Preßfreiheit, die Versammlungsfreiheit, die Veröffentlichung der Parlaments-Verhandlungen und sonstige „constitutionelle" Mißbräuche. Die verletzenden Gesetze wurden nach und nach unanständig, lächerlich, schlotterig, unhaltbar, so daß bald kein „Gentleman" mehr daran dachte, sie zu halten oder deren Uebertretung zu strafen. So wurde England frei, durchaus aber nicht auf gesetzlichem Wege. Das Eigenthümliche, Schöne, Anständige und wahrhaft Aristokratische der englischen Machthaber bestand und besteht wesentlich darin, daß sie sich für zu anstän-

dig hielten und zu klug waren, die Aufrechterhaltung verjährter, verlebter, unsinnig gewordener Gesetze gewaltsam zu ertropen. Das Leben ist der Güter höchstes, und dieses giebt sich deshalb naturgeschichtlich selbst sein Recht. Das Gesunde und Große in England besteht in dieser Macht des Naturwüchsigen gegen das Gesetz und so und so viel hundertstansend Parlaments-Akte, welche blos für die alten, ränkevollen Verrücken der Juristenkaste gemacht sind, um damit stets Kläger und Verklagten, Gewinnenden und Verlierenden, bis auf den letzten Blutstropfen auszusaugen.

Wenn einst die neueste Wissenschaft — von Riehl's „Naturgeschichte des Volks" angebahnt — durchgearbeitet und verdaut sein wird, hat man einen richtigen Schlüssel für die wirklichen gesetzgebenden Kammern England's. Die parlamentarischen thun ihnen in jeder Sitzung viel Schabernack, aber sie sind noch da und geben noch ihre gültigen Gesetze; sie werden jetzt, wie ich hoffe, den Engländern einen Sonntag geben. Und das ist eine kulturgeschichtliche Heldenthat und Segensthat, von der man sich blos einen richtigen Begriff machen kann, wenn man sieht, was es heißt, eine der wesentlichsten, ältesten und feierlichsten Institutionen mit Stumpf und Stiel ausrotten. Die Emancipation des Sonntags in England ist direkt Lebensverlängerung um ein Siebentel, Lebensverjüngung der übrigen sechs Theile, ein neues England, besonders wenn die Aufhebung der Weinsteuer dazu kömmt. Denn bei diesem schmutzigen Spülicht von Lakritzen, Salz, Hopfen, Malz, Wasser, Spiritus, Strychnin, Kokelskörnern, Ochsengalle, was der Engländer alle Tage als „Porter" hinter seinem Stück Fleisch oder Käse stumpf durch die Kehle jagt, bei dieser Herrschaft des stinkenden Gin, dem alle Klassen und Geschlechter sklavisch huldigen, bei diesen schweren, starken, vergifteten Weinen der höheren Klassen kann England auch mit einem Sonntage sich dem Weltgerichte nicht entziehen. Ohne die leichten, französischen Weine ist an ihm doch Hopfen und Malz verloren, denn durch diese Flüssigkeiten geht ein unverantwortlicher Palmer-Geist, der ohne Handelsfreiheit überhaupt, im Besonderen mit Wein, nicht gehangen werden kann.

Friedens-Feuerwerke, Palmer, Sonntagsmuff! Merkwürdige Gleichzeitigkeit der verschiedensten Ereignisse. Und doch haben sie Etwas gemein. Erstere waren ein direkter großartiger Versuch, die öffentliche Meinung mit Phosphor und dergleichen zu vergiften, Palmer und die Seinen wirklich Vergifter von Profession und die Sonntagsmuff-Demonstrationen eine kräftige Reaction des Volks-Organismus gegen ein altes, langsam eingeflößtes Gift mit stets neuen Dosen in dem bisherigen Volks-Sonntagsvergnügen, Porter und Gin. Die neue Epoche Englands begann mit deutschen Missionen und Kurbessen. Disharmonien sind ein guter Anfang, da sie mit Gewalt zur Auflösung in Harmonieen drängen. So wird Deutschland die Muse und Frankreich den Wein liefern. Nach dem Luther'schen Sprache gehören auch Weiber zur Einwanrung der Ernte. Diese Lieferung kann England vielleicht selbst übernehmen, denn größerer Schönheit ist kaum ein Weib fähig, als eine gute Engländerin, so lange sie dem stillen Kultus des Gin nicht huldigt.

So viel von der noch nicht literarisch formirten Literatur des Maimonats, des Lebens. Wenn sie einst alt sein wird, mag sie noch ganz anderen, interessanteren Stoff für Memoiren- und Romanschreiber liefern, als diese bisher bis in alle Winkel ausdenten. Die seither wohigen Memoirenschreiber klammern sich immer an die höchsten Personen auf dem Throne, im Parlamente, in der Literatur, sogar an sehr unbedeutende Personen dieser Sphären, da die Größen erster und zweiter Klasse bereits alle zwei-, drei-, vierbändig memoirirt wurden. Erst neuerdings haben Männer, wie Dickens, Mayhew, und deren untergeordnete Strebensgenossen angefangen, das Volk als kunst- und naturwissenschaftliches Objekt zu behandeln und so einer neuen Literatur, einer neuen, substantielleren Auffassung des Lebens, der Politik und aller öffentlichen Interessen Bahn zu brechen. In der Memoiren-Literatur bisheriges Modestyls macht sich besonders eine Compilation des Herzogs von Buckingham über den Hof der Regentschaft, des Prinz-Regenten, hernach Georg's IV.,*) bemerkbar, nicht etwa, als ob sie historischen Werth hätte, sondern, im Gegentheil, wegen des skandalösen Klatsches und der vielen pikanten Anekdoten aus dem persönlichen und Hofleben des wegen Völlerei und gröbster Unsittlichkeiten verrufenen Helden. Nur die öfter mit in Rede kommenden Parlaments-Verhandlungen über die wieder zu bezahlenden Schulden des Prinz-Regenten, über die besondere Unterstützung seiner Frau, die nicht mit ihm leben wollte, dann über die Schwindeleien des Herzogs von York und seinen Wucher mit Offizierstellen-Verkauf zu Gunsten seiner Konkubine, der Frau Clarke, über Bischer und Walter Scott's Beurtheilung desselben in Paris, das Attentat auf Lord Palmerston (1818) und die „Massacres bei Peterloo" gegen die „Reformer" von Manchester werfen auch historisches Licht auf jene Zeit und mittelbar auf die Gegenwart, die doch, trotz alles Humbugs und aller Hypokrisieen, nicht nur äußerlich anständiger, sondern innerlich auch besser geworden.

Gestern sah ich wieder ein Stück gedruckte Muße des edlen Lord John Russell, und zwar den siebenten Band seiner Memoiren über seinen Freund Thomas Moore.*) Der witzige Sidney Smith, dessen gesammelte Anekdoten in London und England monatelang wie das Kapfergeld cirkulirten, bemerkte einmal, daß Freund John zu Allem fähig sei und er auf Verlangen augenblicklich in Holz schnurren, auf Stein zeichnen oder das Ober-Kommando über die englische Flotte übernehmen werde. Diese Allfähigkeit ist und zeigte sich in der That stets als dilettantische Unfähigkeit, aber nirgends mehr, als in seiner bändereichen literarischen Wirksamkeit. Ein solches lüderliches, formloses, kindisches Zusammenhäufen aller möglichen Anekdoten und Alltäglichkeiten, wie sie Lord John hier prästirt, hat in keiner Literatur und keiner Zeit ihresgleichen. Das interessante Leben und Dichten des Helden und die charakteristischen Anekdoten von ihm und über ihn und über seine Zeit verschwimmen und verschwinden in diesen sieben Bänden, wie die Augen auf einer Hospital-Bettelsuppe. Der siebente Band umfaßt erst die Jahre von 1833 bis 1844, so daß Lord John wahrscheinlich noch zwei Attentate auf die bereits siebenfach zerfetzte Person seines Freundes begehen wird. (Schluß folgt.)

*) Memoirs of the Court of the Regency. Hurst and Blackett: London.

*) Memoirs, Journal and Correspondence of Thomas Moore. Edited by Lord J. Russell. Longman.

Eine berühmte Jugendschriftstellerin.

Die englische Erziehungsweise kann in vieler Hinsicht als Muster dienen, und die englischen Jugendschriften sollten mehr bei uns eingeführt werden, als die englischen Romane, an denen unsere deutsche Jugend meistens die Sprache erlernen muß. Es liegt uns ein Werk in sechster Auflage vor, welches bei weitem geeigneter dazu wäre. Wie meinen „Home Influence, a Tale for Mothers and Daughters by Grace Aguilar" (London, 1855). Es giebt ein ebenso anziehendes als deutliches Bild der englischen Erziehungsweise; die Mädchen besonders sind von der Kinderstube an bis zum Ballsaal und zum eigenen Hausstand dargestellt, und zwar so, wie sie sein sollen. Freilich fehlt es auch nicht an abschreckenden Beispielen, die nothwendig sind, um die guten deutlicher hervortreten zu lassen. In ähnlicher Weise hat vor mehr als dreißig Jahren unsere gute Karoline Rudolphi die weibliche Jugend durch eine unterhaltende Lektüre zu erziehen versucht. Es wäre ganz zeitgemäß, wenn ähnliche Versuche von geeigneter Hand für unsere jetzigen jungen Mädchen angestellt würden, denen die etwas altbackene Lektüre der Rudolphi nicht mehr munden und darum auch nicht auf sie wirken kann. Eine geschickte Bearbeitung von „Home Influence" wäre dazu gewiß empfehlenswerth. Auch Gupkow, der noch kürzlich ein so geistreiches, scharfsinniges Urtheil über den Grundton aller weiblichen Bildung abgegeben hat, wünscht eine neue Karoline Rudolphi herbei, um die Gemüthsentwickelung unserer jungen Damen pflegen zu helfen.

Die Verfasserin von „Home Influence" gehört in England zu den berühmtesten Jugendschriftstellerinnen; ihre Werke haben alle mehrere Auflagen erlebt und zeugen von einem ungewöhnlich frischen, lebhaften Geist, namentlich „Woman's Friendship", „The Mother's Recompense" u. s. w.

In der sechsten Auflage von „Home Influence" finden wir eine biographische Notiz über die Verfasserin, aus welcher ein neues, interessantes Licht über die näheren Lebensverhältnisse derselben geworfen wird. Ihre eigene Erziehung war schon geeignet, ihr als Musterbild vorzuschweben bei ihren Bemühungen, der Jugend durch ihre Schriften nützlich zu werden, und wir Deutschen fühlen uns zur Bewunderung gedrungen für die einfache, praktische Art der englischen Mädchen-Erziehung, die nicht halb so viel Kraftaufwand, Zeit und Geld kostet, als die unsrige, und doch so viel glänzendere Resultate liefert. Bis zum funfzehnten Jahre war die Verfasserin von „Home Influence" sehr kränklich und mußte hauptsächlich ihrer Gesundheit leben; der Unterricht wurde deshalb nur spielend betrieben (unsere armen kleinen Mädchen sitzen ohne Rücksicht auf ihre körperliche Beschaffenheit in der Schulstube bis zum funfzehnten Jahre!). Dann begann das junge Mädchen zu zeichnen und zu malen; ihr Vater setzte sich an ihren Arbeitstisch und hielt ihr gleichzeitig Vorlesungen über Religion, Geschichte und Literatur. Eine deutsche Gesellschafterin ward auf ein Jahr ins Haus genommen, um den Unterricht in ihrer Muttersprache und Handarbeiten zu besorgen. Französisch war schon früher spielend durch eine Bonne erlernt worden, was gewiß auch praktischer ist, als die jahrelange und doch ungenügende Quälerei unserer Mädchenschulen in diesem Fach. Das schriftstellerische Talent zeigte sich schon sehr

früh; Gedichte und sogar ein Drama wurden schon im sechzehnten Jahre dem väterlichen Lehrer vorgelesen, ohne jedoch besonders gelobt oder beachtet zu werden. Denn da die körperliche Reizbarkeit der Tochter den Aeltern noch immer Besorgnisse einflößte, wünschten sie nicht, dieselbe zu dem anstrengenden Beruf einer Schriftstellerin zu ermuthigen. Aber das junge Mädchen konnte dem inneren Drange nicht widerstehen; es entstanden stets neue Versuche, die endlich die Aufmerksamkeit einiger Freunde der Familie erregten und dem Druck übergeben wurden. Das erste Werk war in Versen, „The Magic Wreath". Die geistreiche Gräfin Münster hatte mit Freuden die Widmung desselben angenommen und wurde eine ermuthigende Beschützerin für die junge Dichterin. Diese wendete sich mit besonderer Vorliebe ernsten, moralischen Studien zu, und ihre Schriften fanden in kurzer Zeit den Weg in alle Erziehungs-Anstalten und besonders auch in die vornehmsten Familienzimmer Englands.

Unter dem Schutze der Anonymität war bereits ein glänzender literarischer Ruf gesichert, als Namen und Stand der jungen Schriftstellerin bekannt wurden. Sie hieß Grace Aguilar und war die Tochter von Emanuel Aguilar, einem spanischen Juden, dessen Vorfahren wegen Religionsverfolgungen einst aus Spanien nach England geflohen waren. In ihrer Vorrede zu „Home Influence" sucht die Verfasserin die christlichen Mütter zu beruhigen über die Zweifel, welche wahrscheinlich nach dem Bekanntwerden ihres Glaubensbekenntnisses sich gegen sie erheben hatten, und wir können ihre Verscherung bestätigen, daß sie die Lehren der christlichen Sittenlehre überall mit Wärme gepredigt hat. Es erschienen übrigens auch Werke von ihr, welche speziell für ihre eigenen Glaubensgenossen bestimmt waren, z. B. „The Spirit of Judaism", „Women of Israel" u. s. w., die aber von allen Konfessionen gelesen zu werden verdienten.

Mancherlei Kümmernisse in der Familie, namentlich der Tod ihres geliebten, trefflichen Vaters, erschütterten von neuem die Gesundheit der Dichterin; sie litt an unheilbarer Nervenschwäche und Anlage zur Halsschwindsucht. Die englischen Aerzte verordneten ihr den Besuch des Kontinents und ein deutsches Bad; sie reiste nach Frankfurt a. M., wo ihr ältester Bruder sich niedergelassen hatte, und lebte noch einmal geistig wieder auf durch die erfrischenden Reise-Eindrücke. In Schwalbach weilte sie einige Wochen ohne Erfolg und kehrte todtkrank nach Frankfurt zurück, wo sie am 16. September 1847 im einundzwanzigsten Lebensjahre verschied und auf dem schönen Todtenhof, den ihre Glaubensgenossen daselbst eingerichtet haben, begraben wurde. Eine Marmortafel trägt ihren Namen nebst einem frommen Spruch aus den Psalmen, den sie selbst gewählt hatte. F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Wilhelm Osterwald's „König Aelfred". Die epische Dichtung „König Aelfred", von Wilhelm Osterwald,*) verdient nicht blos wegen ihres großen geschichtlichen Stoffes, sondern auch wegen der eigenthümlichen, poetischen Form der Erzählung, in diesen Blättern erwähnt zu werden. Das Leben Alfred's des Großen ist seit Albrecht von Haller's historischem Lehrgedichte „Alfred" (1773) wiederholt und mit Liebe von deutschen Schriftstellern beschrieben worden: zuletzt anschaulich und gründlich in zwei Monographieen von Dr. Reinhold Pauli („König Aelfred und seine Stelle in der Geschichte Englands"; Berlin, 1851 — ein Buch, das selbst in England als eine werthvolle Forschung begrüßt wurde —) und von Dr. J. B. Weiß („Geschichte Alfred's des Großen"; Schaffhausen, 1852). Herr Osterwald selbst hat im vorigen Jahre (als dritten Bändchen des „Weltspiegels" von Fr. Körner) eine die Resultate der neueren Forschungen zusammenfassende Biographie, unter dem Titel: „Aelfred der Große, oder England unter den Angelsachsen", erscheinen lassen.

„Ich fürchte nicht", sagt der Verfasser der vorliegenden, epischen Dichtung, „daß man meinen Helden und seine Zeit der unsrigen zu fremd und entlegen finden werde; die Güter des Lebens, für die er kämpft: des Vaterlandes Freiheit, Glaube, Recht und Sitte der Heimat, sowie Bildung des Volkes in Haus, Gemeinde und Staat, gelten auch heute noch für den höchsten Preis des Heldenkampfes, und wenn auch heute die Anschauungen schwächer, die Empfindungen kühler, die Begriffe zugespitzter geworden, als in jener Zeit der ungeschwächten Volkskraft des Lebens, so spricht uns doch fast auf jeder Seite der angelsächsischen Geschichte verwandtes Leben warm und verständlich an."

Was die metrische Form der Dichtung betrifft, so hat der Dichter dazu die Titurel-Strophe Wolfram's von Eschenbach gewählt, „weil sie die richtige Mitte zu halten scheint zwischen der gedrungenen und streng geschlossenen, ja, starren Kraft der objektiven Nibelungen-Strophe, aus der sie durch das Zwischenglied der Gudrun-Strophe erwachsen ist, und der subjektiven Weichheit der neueren (namentlich nach italiänischen Mustern gebildeten) lyrischen Strophen." In der That hat die metrische Form von „König Aelfred" etwas Heimisches für's deutsche Ohr, wenn es sich erst daran gewöhnt hat, während andere Formen, obwohl viel weicher und anschmiegender, immerhin für unser Ohr etwas Fremdartiges behalten. Wir theilen zur Probe hier einige Strophen mit:

Aus dem ersten Buche: Oxburg, „Aelfred's Taufe".

Zu Wantaing, im Königshause, hut in Winters Tagen,
Als ob es Frühling wäre, ihr lustig Zelt die Fremde aufgeschlagen:
Ein Knäblein hat die Königin geboren,
So zart und schön, daß, wer es schaut, glaubt alle bange Winternacht verloren.

Und bange Noth und Sorge war genug im Lande,
Bei Angeln und Sachsen, seitdem auf Schaden oder Schande
Schon manches Jahr mit scharfen Schwertern sannen
Die kühnen Seefahrden von Dänenland, die grimmen Nordmannen.

Aus dem vierten Buche: Aelfred, „Mitsommernacht".

„Herr Gott auf Himmelsthrone, Du hast in meinem Leben
Den bittren Kelch der Leiden so viel und oft zu kosten mir gegeben,
O, wolle nun auch anders mein gedenken
Und einen Trunk der Freuden mir aus der Fülle Deiner Gnaden schenken."

So sprach der junge Aelfred, in frommer Jünglingsweise
Im grünen Walde betend, durch den er still nach Werrien auf der Reise.
Er hatte Grund wohl, so den Herrn zu bitten
Nach all den bittern Leiden, die er seit früher Kindheit schon gelitten.

Aus dem achten Buche: Der letzte Kampf, „Aelfred's Tod".

„So weit die Meerewellen das Erdenrund umwogen,
So weit sich ob den Landen wölbt in der Welt der Himmelsbogen,
Dem kalten Nord bis zu des Südens Blühen,
Vom Aufgang bis zum Niedergang seh' ich den Ruhm des Sachsenvolkes blühen.

„Schon seh' ich neue Meere um neue Welten fließen
Und dort auch grüne Sprossen vom edlen Stamm des Sachsenvolkes sprießen,
Und dort auch bei den Kühnen, Stolzen, Freien
Seh' ich so reinen Glauben, wie deutsche Sitt' und deutsches Recht, gedeihen.

„Wohin auch zukunftstrunken die Augen mir geratben,
Ich seh' der Sachsen Ehre, und überall ist Frucht von meinen Saaten, —
O Herr, ich sehe Segen ohne Ende,
Und voller Freude strömt beseht' ich meinen Geist in Deine Hände."

Das Leben Alfred's des Großen in diesem poetischen Rahmen ist ein Bild von wahrhaft künstlerischem Interesse und dürfte mit der Zeit dem bisher wenig gekannten Namen des Dichters einen wohlverdienten Platz in den Hallen der deutschen Literatur sichern.

*) Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1855.

— Die Gefahren der Kritik. Man kennt die Geschichte von dem Berliner Kunstrichter, der seinem Blatte ein sehr ausführliches Referat über ein Konzert einsandte, das, wegen Heiserkeit der Sängerinnen oder aus irgend einer andere Fatalität, wie sie namentlich den Konzerten so oft zuzustoßen pflegen, gar nicht stattgefunden hatte. Der unvorsichtige oder mit einer zu lebhaften Phantasie begabte Kritiker wurde natürlich tüchtig ausgelacht, und seine Kollegen haben noch immer nicht aufgehört, ihm seinen kleinen Lapsus vorzurücken; wäre ihm jedoch ein ähnliches Unglück in Frankreich begegnet, so würde er nach den jetzigen französischen Preßgesetzen nicht so leichten Kaufs davongekommen sein. Der neu-napoleonische Kodex versteht in diesem Punkte keinen Spaß, und ganz neulich erst wurde der bekannte Gustave Planche wegen einer in der Revue des deux Mondes enthaltenen Kunstkritik von dem Polizeigericht zu einer Geldbuße von fünfhundert Francs verurtheilt. In einem Artikel über die Kunst-Ausstellung hatte Herr Planche nämlich von zwei Portraits, den König und die Königin von Spanien darstellend, von einem spanischen Künstler, Namens Madrazo, gesprochen, und zwar mit ziemlich scharfem Tadel. Nun traf es sich aber, daß nur eines von diesen Gemälden, das Bildniß des Königs, sich wirklich auf der Ausstellung befand, indem das andere nicht fertig geworden und deßhalb in Madrid zurückgeblieben war. Herr Madrazo wurde gegen seinen Kritiker klagbar, und das Tribunal, „in Erwägung, daß ein Bericht über ein nicht auf der Ausstellung befindliches Werk geeignet sei, das Publikum irre zu führen und dem Ruf des Künstlers zu schaden", verurtheilte Herrn Planche zu der oben erwähnten Geldbuße, sowie den verantwortlichen Redacteur der Revue, Herrn de Mars, wegen Veröffentlichung des Artikels, zu einer Strafe von zweihundert Francs. Herr Planche soll erklärt haben, daß er, aus Pietät gegen Murillo und Velasquez, gern das Doppelte zahlen wolle, wenn man ihm beweisen könne, daß die fraglichen Bilder alle beide nicht existiren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Rthlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Rthlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche man durch alle Postämter pränumerirt und in Berlin für das Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Buchhalter Naumann, Mauerstraße Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 75. Berlin, Sonnabend den 21. Juni 1836.

Frankreich.

Jules Simon's „Natürliche Religion".*)

Daß Jules Simon, der Verfasser des in der gebildeten Welt Frankreichs mit großem Beifall aufgenommenen Buches über „die Pflicht", einen die Philosophie und die Religion vermittelnden Standpunkt einnimmt, ist unseren Lesern bekannt. In Nr. 59 des Jahrgangs 1854 haben wir die praktisch-religiöse Bedeutung, die dem Erscheinen einer solchen gründlichen und glänzenden Darstellung der Moral in unserer Welt und besonders in Frankreich beizulegen ist, gebührend gewürdigt. Und in Nr. 121 des Jahrgangs 1855 haben wir aus dem gediegenen Werke mehrere Abschnitte, die vorzugsweise geeignet sind, den philosophisch-ethischen Standpunkt des Verfassers und die Stellung, welche er zur Religion hat, erkennen zu lassen, vollständig mitgetheilt. Wir bringen in Erinnerung, daß er in dem Abschnitt, in welchem er die Nothwendigkeit der Philosophie darlegt, ebenso sehr den Skepticism, welche die Philosophie aus dem Grunde aufgeben, weil auch diese ja doch nicht im Stande sei, die Räthsel der Welt zu lösen, wie den Anhängern und Vertretern einer die Philosophie als gefährlich und verderblich bekämpfenden Rechtgläubigkeit entgegentritt. Dem Skepticismus gegenüber fragt er: „Wiet weiß das göttliche Wesen uns unbegreiflich ist, — Sollen wir den Beweise für das Dasein Gottes verwerfen? — Sollen wir den Glauben an die Vorsehung aufgeben, weil die Wege der Vorsehung uns zum Theil verborgen sind? — Erkennen wir die Schranken der menschlichen Erkenntniß an, nicht um uns über Gott zu beklagen in Bezug auf das, was er uns vorenthält, sondern um ihm zu danken für das, was er uns giebt!" In Beziehung auf den Haß, den die Anhänger einer vermeintlich übermenschlichen göttlichen Offenbarung gegen alle Philosophie an den Tag legen, bemerkt er: „Es hat für diese Finsterlinge nichts zu bedeuten, daß die Philosophie die Freiheit des Menschen außer Zweifel setzt, daß sie die Gesetze der ewigen Moral bewahrt, daß sie die Existenz eines Gottes, der Schöpfer und Belohner ist, unwiderleglich beweist, daß sie die Geister mit der Hoffnung, ja, mit der Gewißheit der Unsterblichkeit erfüllt." Nehmen wir zu diesen Aeußerungen noch den Satz hinzu: „Man kann an die Pflicht nicht glauben, ohne an Gott, an die Freiheit, an die Unsterblichkeit zu glauben" — so sind wir über das Ergebniß, zu dem Jules Simon mit seiner Philosophie gekommen ist, vollständig im Klaren.

Die Ideen: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, welche Kant, der Anfänger unserer modernen deutschen Philosophie, trotzdem, daß er sie als für die theoretische Vernunft unerweisbare erkennt, als Postulate der praktischen Vernunft nicht blos gelten läßt, sondern auch für unentbehrlich erklärt, machen den Inhalt der religiösen Ueberzeugung aus, welche Jules Simon, wie es scheint, unabhängig von unserem deutschen Verfänder der „Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft", gewonnen hat. Daß ein Jeder, der diese Ideen, die ja auch den wesentlichen Inhalt der höchsten positiven Religionen ausmachen, in derselben sinnlich-realistischen Form, in welcher der Glaube der positiven Religionen sie hat, beibehalten, und zwar aus Gründen der Vernunft und als die letzten Ergebnisse der philosophirenden Vernunft beibehalten hat, ein Recht habe, trotz seiner entschiedenen Opposition gegen alle und jede positive Religion, im Namen der Religion aufzutreten, werden wir nicht in Abrede stellen können. Und daß ein Mann von so hervorragendem schriftstellerischen Talent, wie Jules Simon, nachdem er seiner tief in Materialismus versunkenen Mitwelt die Moral, die Pflicht, die Nothwendigkeit, in allem Wollen, Streben und Handeln die Idee der Gerechtigkeit zur Richtschnur zu machen, in so überzeugender Weise darzulegen vermocht, sich berufen fühlt, seine erhabene Moral auch als Religion, als die der Vernunft entsprechende, als die „natürliche Religion" im Gegensatz zu den sich auf vermeintlich übernatürliche, göttliche Offenbarungen zurückführenden Religionen darzulegen, d. h. die religiösen Ideen, die seiner Moral zu Grunde liegen, als in der Vernunft des Menschen begründete aufzuweisen und zu entwickeln, müssen wir ganz in der Ordnung finden.

Wer die über Kant hinausgehende, weitere Entwickelung der deutschen Philosophie, insbesondere so weit dieselbe die Religion zum Gegenstande und zum Inhalte hat, als eine durch die in der Kant'schen Philosophie noch ungelöst gebliebenen Widersprüche bedingte, folgerichtige und nothwendige Fortentwickelung erkennt und anerkennt, wird im Voraus überzeugt sein, daß die „natürliche Religion", welche der so unverkennbar auf dem Standpunkte der Kant'schen Philosophie stehende Verfasser des mit Recht gepriesenen Buches über „die Pflicht" zu bieten hat, im Wesentlichen nichts Neues enthalten, sondern nur eine neue Darstellung der bekannten Kant'schen Postulate der praktischen Vernunft sein wird. Ja, wir müssen behaupten, daß Jules Simon in dieser seiner „natürlichen Religion" der philosophischen Skepsis viel weniger, als Kant, ihr Recht hat angedeihen lassen. Statt, wie Kant, einzugestehen, daß die den Glaubensinhalt der Vernunft-Religion ausmachenden Ideen nur Postulate sind, welche, trotz dem Widerspruch, den die theoretische Vernunft dagegen mit Recht erhebe, von der praktischen Vernunft festgehalten werden müssen, weil das Prinzip der Moral, der kategorische Imperativ: „Du sollst", dies gebiete, glaubt Jules Simon diese Ideen als philosophisch bewiesene, als solche geben zu können, denen gegenüber alle Skepsis verstummen müsse. Die Gründe aber, mit denen er die absolute Wahrheit und die objektive Realität dieser Ideen bewiesen zu haben glaubt, erweisen sich vor einer streng philosophischen Kritik als subjektive, als solche, die nur für denjenigen Beweiskraft haben, der das zu Beweisende im Grunde schon glaubt. Und es scheint dem Verfasser selbst das Bewußtsein darüber, daß er in Betreff dieser Ideen mehr religiös-gläubend, als philosophisch-erkennend ist, nicht ganz zu fehlen. Die Gründe, mit denen er die objektive Wahrheit seiner religiösen Ideen zu beweisen glaubt, gelten ihm Alles; die Gegengründe des konsequenten, philosophischen Skeptikers gelten ihm Nichts; widerlegen kann er dieselben nicht; statt den Skepticismus zu widerlegen, beklagt er ihn nur — als den Tod alles religiösen Lebens. In dieser Beziehung steht Jules Simon, der als Moralphilosoph ein so offenbarer Kantianer ist, mehr auf dem Standpunkte unseres deutschen Glaubensphilosophen Jakobi, als auf dem Standpunkte des Kant'schen Kritizismus.

Wir können also der „natürlichen Religion" Jules Simon's eine solche Anerkennung nicht zollen, wie seinem Buche über „die Pflicht". In der Moral, welche für den praktischen Geist, der nie aufhören kann, ein zu erstrebendes Ziel, ein Sollen, zu haben, das wahre Prinzip, die richtigen Grundsätze und Regeln zu entwickeln hat, ist und bleibt der Kant'sche subjektive Idealismus mit seinen Idealen, die, im Unterschiede von den echt-philosophischen Ideen, welche die Wirklichkeit selbst in ihrer erkannten ewigen Wahrheit sind, immer nur wirkliche werden sollen, ohne je in der Zeit als vollkommen verwirklicht aufgewiesen werden zu können, in seinem vollen Rechte; in der Religion aber, wie auch in der Kunst und in der Philosophie, ist der höhere Standpunkt der Einheit des Idealen und des Realen, des Ewigen und des Zeitlichen, des Göttlichen und des Menschlichen maßgebend. Hier realisirt, offenbart, genießt und feiert der Menschengeist seine Verföhnung, seine Einheit mit dem ewigen Geist, sein Leben in Gott.

Die subjektiv-idealistische dualistische Welt-Anschauung, welche in der wirklich-daseienden Welt, besonders in der Welt des Menschenlebens, das Göttliche nicht realisirt findet oder wenigstens doch nur so unvollkommen realisirt findet, daß sie die wahre Wirklichkeit der ewigen Gottes-Idee erst in ein absolutes Jenseits der daseienden Zeit- und Raum-Welt zu setzen sich genöthigt sieht, hat in den genannten drei Gebieten des Geisteslebens ihre unbedingte Geltung verloren. In Betreff der Kunst hat schon Kant selbst dies erkannt (in der Kritik der Urtheilskraft). Alle auf der Höhe der Zeit stehenden Aesthetiker seit Kant verlangen vom Künstler und Dichter, daß er im Schönen die Einheit des Wesens und der Erscheinung, des

*) Paris, 1836. Es ist dieses neue Werk des philosophischen Verfassers des Buches über „die Pflicht" zugleich als eine Fortsetzung des letzteren zu betrachten. D. R.

Geistigen und des Sinnlichen, des Ewigen und des Zeitlichen, des Idealen und des Realen anzuschauen und zu fühlen gebe. Ein Drama oder ein Roman, in welchem der Dichter die Ihre der in der sittlichen Welt waltenden, göttlichen Gerechtigkeit nicht schauen, fühlen oder ahnen läßt, oder gar das Böse triumphiren, das Gute unterliegen läßt, wird von einem Jeden, der ein gesundes ästhetisches Gefühl hat, als ein verfehltes Kunstwerk verworfen werden.

(Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Sechster Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Nach solchen Buckingham-, Russell-, und „High-Life"-Memoiren ist es ordentlich ein Genuß, einmal dem Lebenslauf und der größten Niedrigkeit in das höchste Verdienst hinauf zu begegnen. Diese Lebenslänse in aufsteigender Linie kommen in England selten vor, im Staatsleben fast gar nicht mehr, nur zuweilen in der Literatur oder durch Erfindung. Vor mir liegen die „Memoiren John Kitto's[*]," des lahmen und tauben Sohnes eines rohen, betrunkenen Maurergesellen und einer tugendhaften Schneiderfrau und des besten Bibel-Auslegers aller Zeiten. Ein merkwürdiges, fabelhaftes Leben, eines der interessantesten Beispiele von der Macht und der Höheweise des bloßen ausdauernden Strebens und Arbeitens nach einem bestimmten Ziele, trotz aller inneren und äußerlichen Hindernisse. Ich kann nicht umhin, eine kleine Skizze dieses Lebens zu geben. John Kitto, 1804 in Plymouth geboren, siechte durch eine die, schmutzige Kindheit hindurch, stets von Kopfschmerzen geplagt, mit seiner Großmutter nähend und flickend, während andere Kinder lustig spielten. Im zwölften Jahre machte ihn ein Schuhflickerjunge zuerst zum Schriftsteller. Der Junge hatte einige schmierige Sagen- und Märchenbücher und wußte viel von dem Penny-Märchen „König Pipin". John entbrannte für das Buch, aber woher einen Penny dazu nehmen! Es verbreitete sich das Gerücht, daß ein anderer Junge wirklich in dem Besitze dieser Summe und diese bereits ebenfalls zum Ankauf des „König Pipin" bestimmt sei. So machte John dem Besitzer des Pennys kühn das Anerbieten, er wolle ihm für den Penny ein viel besseres Zaubermärchen schreiben und außerdem den Titel farbig illustriren, während die gedruckten Penny-Bücher blos Holzschnitte ohne Farbe hätten. Das Anerbieten ward angenommen, John schrieb und illustrirte sein Märchen, gewann so den Penny und war so im Stande, seinerseits wieder den Autor und Verleger des „König Pipin" in Nahrung zu setzen. Nun war aber das erste Schriftsteller-Honorar dahin. Woher Geld nehmen! Der künftige Doktor der Theologie ward Theater-Diktor und Theater-Direktor. Sein Stück, in welchem Alle bis auf Einen umgebracht wurden, machte glänzende Kasse; denn das Entree war hoch: Damen zehn, Herren zwölf Stecknadeln, und alle Plätze besetzt. Aber die in Geld umgesetzte, pikante Theaterkasse erwies sich auch nicht als unerschöpflich. Und so mußte er schon im dreizehnten Jahre seinem Vater Sand und Steine zutragen, wobei er auch wenig ärndtete, da der Vater seinen Lohn größtentheils mit vertrank. Bei dieser Gelegenheit fiel er eines Tages von einem Dache fünfundzwanzig Fuß tief, nicht todt, aber vierzehn Tage ganz besinnungslos und dann nur mit vier Sinnen wieder erwachend. Er war erstaunt über die lautlose Welt um sich, über die geräuschlos um ihn her gestikulirenden, gespensterhaften Menschen, die lautlos auf dem Steinpflaster hinfahrenden Wagen. Er war und blieb stocktaub. — Was nun anfangen, um Bücher zu kaufen? Er watete und fischte in dem Schmutze des Hafens zur Ebbezeit nach Stückchen von Tauen, Stricken, Eisen und sonstigen Abfällen aus Schiffen. Das Pfund der ersteren Artikel ward mit einem halben Penny bezahlt, drei Pfund alles Eisen mit einem Penny. John brachte es bei aller Anstrengung nie höher, als bis zu vier Pence wöchentlich, während stärkere und geschicktere Kollegen oft drei Pence täglich „machten". Aber vier Pence wöchentlich waren Schätze für ihn, nur daß diese Schatzsicherei auch nicht lange dauerte. Eines Tages trat der junge Fischer darauf auf eine zerbrochene Flasche, und zwar so, daß er zeitlebens lahm blieb. Wie nun Geld zu Büchern erwerben! Noth ist die fruchtbarste Mutter genialer Erfindungen und Einfälle. Er hatte noch einige Stückchen Farbe von einem Penny-Taschkasten. Damit wurde er Wasserfarbenmaler und Verkäufer seiner Pinsel-Fabrikate à ½ Penny. Um Käufer anzulocken, hing er seine Kunstwerke ans Fenster in einem „Court", einem Hofe ohne Durchgang. Die Kinder dieser Hinterhäuser lugten und langten eifrig nach diesen Kunstwerken und steigerten bis Einnahme des Künstlers bald zu dritthalb Pence wöchentlich. Einmal kam auch eine goldene Woche mit acht Pence Brutto-Einnahme. Lassen wir diesen merkwürdigen Umstand von ihm selbst erzählen: „Während des Marktes in Plymouth verschaffen sich kleißige Mädchen gern einen „Stand" auf der Straße, einen kleinen Tisch, mit etwas weißem Baumwollenzeuge benagelt, auf welchem sie ihre Artikel, größtentheils zu Puppen-Garderoben gehörig, verführerisch ausbreiten, festgestickt mit Stecknadeln. Hinter diesen Tischen sitzen die Mädchen auf einer Fußbank, wie Göttinnen der Gebald auf Piedestalen, und warten auf Käufer. Mir fuhr die große Idee in den Kopf, so einen Stand auf dem Markte zu haben. Die Zeit war kurz, und ich arbeitete tüchtig, einen entsprechenden Vorrath zu schaffen. Ich führte meinen Plan aus. Die Neuerung, die in einem solchen Gemälde-„Stande" lag, war auffallend und zog allgemeine Aufmerksamkeit auf den Meister derselben. Aber ich hielt sie aus und ward reichlich dafür belohnt, nämlich mit einer Einnahme von acht Pence." — Nächstdem erfand er ein höheres, schon literarisches Gewerbe für sich, er schrieb und mahlte orthographisch richtige Miethzettel u. dgl. statt der üblichen „Logins for Singel Men" u. s. w. und trug sie später selbst hausiren. Dies führte ihn auch aus der Penny-Literatur zu der höheren Sphäre der Dreipence-Bücher und zu Versuchen, sich theurere Werke in Terminal-Zahlungen zu verschaffen. Aber nach dem Tode der Großmutter und bei steigender Liederlichkeit und Verarmung des Vaters blieb doch nichts Anderes übrig, als ihn im funfzehnten Jahre in einem Arbeitshause gegen Hunger und Lumpen zu schützen. Hier lernte er Schuhmacherei und Prügel eines brutalen Meisters kennen, auch gütige Menschen, die, auf seine höheren Bestrebungen aufmerksam gemacht, sich seiner annahmen. Einige Patrone zogen mehrere herbei. So kam er zu Büchern und Fremden, die ihn endlich zum Mitgliede einer Missions-Expedition über Rußland nach Bagdad, Konstantinopel u. s. w. machten. Nach seiner Rückkehr schrieb er für Journale und Zeitungen. Später wurden seine theologisch berühmten Werke, „Pictorial Bible", „Cyclopaedia of Biblical Literature" u. s. w., angefangen und vollendet. Die Cyklopädie brachte ihm den Doktor-Titel von Gießen, aber nicht Mittel genug, um sich und seine Familie gegen Mangel zu schützen. Eine Subscription, mit Prinz Albert an der Spitze, linderte 1845 seine Noth. Im Jahre 1849 kam das einträglichere literarische Unternehmen: „Daily Bible Illustrations" und 1850 eine jährliche Pension von hundert Pfund Sterling, die er aber blos vier Jahre genoß. Im Jahre 1854 starb er nach einem Leben, das, abgesehen von seinen hochgestellten theologisch-literarischen Verbindungen, als Muster des naivsten und volksthümlichsten Heroismus und der größten Spontaneität von Streben, Ausdauer und Erfolg gelten kann.

Diesmal muß ich auch der Belletristik gedenken. „Diamonds and Dust" (etwa mit „Smaragden und Schmutz" zu übersetzen, um die Titel-Alliterations-Manie wiederzugeben), ein dreibändiger Roman, erschien unter sehr interessanten Umständen als eine Art „Fechter von Ravenna", von einem berühmten Autor, der diesmal nicht genannt sein wollte und der vom Verleger und Anderen als Bulwer-Lytton ausgesprengt ward. Niemand aber, der einige Kenntnisse von Bulwer und dem Buche hat, glaubt daran. Es ist ein stümperhafter Roman mit allen möglichen prächtigen Anlagen und Pegasusritt-Versuchen, die aber selten zum Zuge und dann nur zu einem Flattern in zielslose Leere werden. Die Scenerie beginnt Mai-Abends bei Templebar mit einem Strome kahler, nüchterner Menschen und der City hervor, von denen keiner einen Blick auf die untergehende Sonne wirft, „because it would not pay." Das ist sehr treffend. Auch die beiden intelligenteren Gestalten, die sich gegen den Strom in die City drängen, um ihre Arbeit zeitig anzufangen, während alle Anderen aufhören, Zeitungsreklactaeus, die der Menschheit immer einen Tag voranseben, sind hübsch gezeichnet. Aber die Diamanten, welche nun kommen, höhere Wesen von Geburt und Gesellschaft mit enthusiastischen Ideen von Reform und Originalität, von Urtheilen über Tennyson, Alexander Smith u. s. w., mit neuen Principien für das „Volk", ohne eine Spur von Kenntniß und Liebe, diese Diamanten sind faum Glasperlen, und denen sich auf den letzten Seiten des dritten Bandes nicht weniger als sechs Paare bilden, die alle glücklich verheiratet werden, ohne daß wir den geringsten Antheil an diesem glücklichen Heirats-Heroismus nehmen können. Im Ganzen und Großen hat der Roman insofern eine Bedeutung, als die Nothwendigkeit neuer Ideen, besserer Gedanken, menschlicherer Beziehungen, anständigerer sozialer Verhältnisse in England überall gefordert und angestrebt wird, nur daß die neuen Ideen und besseren Gedanken selbst vorrathalten bleiben. Vielleicht kömmt es nun bald, nachdem die Nothwendigkeit erkannt und gleichsam eröffnet ward. Zeit wird es auch in der Belletristik, da noch Erzählungen, wie „Glenmorven", von H. T. Malisty, erschienen können, eine der allerunsten unter den hypokritischen, pulverisirenden Giftmischereien.

Tennyson's „Maud", von der Presse und dem Publikum nur sehr bedingt anerkannt und vielfach mitgenommen, ist von R. J. Mann in

[*]) Memoirs of John Kitto, D. D., F. S. A., Editor of the „Pictorial Bible" and the „Cyclopaedia of Biblical Literature", author of „Daily Bible Illustrations" &c. Compiled chiefly from his Letters and Journals. By J. E. Ryland, M. A. With a Critical Estimate of Dr. Kitto's Life and Writings by Professor Eadie, D. D., LL. D. Edinburgh: William Oliphant and Sons, 1856.

einer besonderen Abhandlung mit mehr Liebe als Schärfsinn „durchgezirkelt" worden.*) Wer sich für die letzte Production des poeta laureatus näher interessirt, wird diese Apologie und Apotheose gern lesen.

Unter den erfreulich Mode werdenden Popularisirungen der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaften, angeregt durch Johnston's „Chemie des gemeinen Lebens", macht hauptsächlich eine Einführung in die Insektenwelt, die „Entomologie" von Kirby und Spence,**) Aufsehen und Glück. Das Buch ist auch buchhändlerisch merkwürdig. Es erlebte kurz nach einander sieben Auflagen, wurde dabei immer inhaltvoller und bis zu einem Sechstel des ersten Preises wohlfeiler, also mit Berechnung der Betreicherungen des Inhalts mindestens um neun Zehntel billiger. Das ist der Weg, populäre Wissenschaft wirklich dem Volke zugänglich zu machen.

„Magazine" und sonstige literarische Objekte, die mir noch als Notizen entgegenwimmeln, will ich kurz abfertigen. Literarisches Magazin bedeutet im Englischen jetzt, allgemein gesprochen, Etwas, wo Nichts darin ist. Die gespreizten Abhandlungen vornehmer, dilettantischer, belletristischer, alter Gentlemen-Gelehrten und „berühmter Federn", welche in den „Magazinen" grassiren, machen gewöhnlich viel Worte, um möglichst deutlich zu machen, daß sie auch wirklich nichts zu sagen wissen. Nur manchmal, aber selten, findet man etwas wirklich Durchdachtes, Erlebtes, Begriffenes, z. B. „College Life in Glasgow" in der Mai-Nummer des Fraser. Blackwood, Tait, Dublin University, The Train, The Idler u. s. w. sind alle recht gefällig nichtssagend und daher recht hübsch für halb schlafende Gentlemen in den Klubs. Der Mai begrüßte ein neues „Magazin": The London University, mit einer gründlichen Kritik Tennyson's und ziemlich geschickten Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte. Wir wollen sehen, ob etwas daraus wird.

Die sechste Nummer von „Little Dorrit" ist sehr schwach, da sie zu stark nach Effekten hascht und die Absicht merken läßt, und verstimmt; dagegen die dritte Lieferung von Mayhew's „Great World of London" sehr effektvoll, substantiell und realistisch, besonders in der konzisen Schilderung des berühmten Pentonville-Gefängnisses und der Straf-Anstalt für weibliche Sträflinge in Brixton.

Noch viel Erlebtes, Gelesenes und Berichtetes über die Season-Freuden: Theater, Konzerte u. s. w.; aber ich beschränke mich auf Notirung einiger Memorabilien erster Klasse. Dahin gehört das theatralische Ereigniß der „Winter's Tale", von Kean, im Princess' Theatre, die glänzendste, pompöseste Desecration Shakespeare's und das Wunder aller Wunder von Maschinerie und Kostüm. Die antike Welt mit ihren Göttern und Göttinnen, Phöbuswagen, Luna-Reisen u. s. w. persönlich, leibhaftig in der wundervollsten Vollendung und Pracht, das Scenen- und Kostüm-Prachtstück aller Zeiten und Völker, wovon selbst die Kritik und der gründlichste Shakespeare-Enthusiasmus hingerissen, niedergeschmettert wird. Opern- und Theater-Unternehmungen und Kabalen in unentwirrbarer Intrigue und Massenhaftigkeit, Konzerte nicht zu zählen und faß durchweg mit überwiegenden deutschen Compositionen und Künstlern. Ich denke dabei an eine englische Klavier-Virtuosin, deren Namen ich vergessen. Sie machte in der Times die Resultate einer Kunstreise auf dem Kontinents bekannt und versicherte, daß sie sich in Deutschland nicht habe von ihren nationalen Meistern abbringen lassen, den ihren nationalen Meistern Beethoven, Mozart, Haydn, Händel und mehreren Komponisten, die wir in Deutschland als irrthümlicherweise für Deutsche halten. John Bull schwört auf seine Times, und da hat er gelesen, daß Mozart, Beethoven, Spohr u. s. w. alle „True Englishmen" seien. — Unter den deutschen Virtuosen hier macht besonders Herr Moriz Rabich von der Weimarischen Kapelle mit seiner Tenor-Posaune viel Glück. Er 'spielt „Weltgericht", singt aber auch die süßesten Lieder der Waldvöglein und den Herzens schwellend und verschwindend in Tönen, in Tönen, wie sie noch nie aus Blech-Instrumenten gedrungen sein sollen. Er singt mit seinem Instrumente in höheren Kreisen unher, wiederholt bei der Königin und am 7. Juni zum ersten Male mit lauter deutscher Unterstützung in einem eigenen Konzerte. England wird einen Sonntag bekommen und jedenfalls wesentlich durch deutsche Musik, neben welcher Sir Benjamin Hall auch volksthümliche Warstbuden aufbauen lassen wird.

*) Tennyson's „Maud" Vindicated. By R. J. Mann. London: Jarrold.

**) An Introduction to Entomology. By Kirby and Spence. Longman.

Nord-Amerika.

Deutsch-Amerikanische Antipathieen.

Die Turner und der Mob von Covington.

Wir entlehnen einer Korrespondenz der „Neuen Zeit" aus Cincinnati vom 17. Mai d. J. nachstehende, charakteristische Darstellung eines Zusammenstoßes der deutschen Turner von Cincinnati und des „mob" (Pöbels) von Covington. Wir können aus solchen kleinen Zügen nicht minder, wie aus dem vorzüglichen riot von Louisville, entnehmen, wie tief eingewurzelt die Abneigung und der Haß zwischen den Söhnen der eingewanderten Deutschen und den auf ihre Vorrechte eifersüchtigen „nativen" sind. Was wollen im Vergleiche mit solchen gemeinen Rivalitäten und Raufereien die gegenseitigen Anfeindungen und historischen Dissonanzen der Deutschen in der Heimat sagen! Wer wirklich die Freiheit und seine persönliche Ehre liebt, der sollte doch am wenigsten nach einer neuen Heimat jenseits des Atlantischen Meeres streben. Lesen wir hier den deutschen Bericht, der freilich an sich auch eben kein Beweis von weltmännischer Bildung der Deutschen in Amerika ist:

„Ein großes Excitement erregte unser deutsches Publikum. Am Sonntag vor vierzehn Tagen wurde ein Mitglied des Turnvereins, Friedrich Becker aus Heilbronn, begraben, ein seiner Gemüthlichkeit und heiteren Lebensanschauung wegen allgemein beliebter junger Mann. Er litt seit mehreren Jahren an der Lungenschwindsucht. Kurz vor seinem Tode lud er mehrere Freunde zu einem Glase Wein ein. Der Abend ward in der heitersten Weise verbracht. Als die Gesellschaft aufbrechen wollte, erhob sich Becker, erklärte, der zunehmende Schmerz in seiner Brust mahne ihn daran, daß er nicht lange mehr in dieser Welt zubringen und wohl keine Gelegenheit mehr haben werde, seine Freunde noch einmal so fröhlich um sich zu versammeln, und sang, das Glas in der Hand, ein rührendes Abschiedslied, begab sich nachhause, ließ sich in einen Lehnstuhl nieder und — war todt. Diesen wackeren jungen Mann begrub die Turngemeinde an jenem Sonntage mit Sang und Klang.

Am anderen Tage erschien in der „Gazette" eine Einsendung, unterzeichnet von einem Theodor Baun, der „früher Mitglied des Stuttgarter Turnvereins war, aber jetzt, und zwar seit sieben Jahren, Mitglied der methodistischen Episkopalkirche." Dieser Baun benutzte in der Einsendung gegen die gottlosen Deutschen im Allgemeinen und die sabbathschänderischen Turner insbesondere und forderte die Amerikaner auf, eine solche freche Entweihung des Sonntags nicht ferner zu dulden. Sie können sich leicht vorstellen, welche Entrüstung diese Einsendung unter den Deutschen hervorrief, namentlich als einige fromme Stadträther darauf Veranlassung nahmen, auf schärfere Durchführung der Sonntagsgesetze zu dringen. Man erkundigte sich, wer denn dieser Baun eigentlich sei, und erfuhr, daß er Notar und zugleich Theilhaber an dem Wechselgeschäft des mit nicht weniger als zehn deutschen Konsulaten betrauten Herrn Adam ist. Baun fand zwar dem allgemeinen Unwillen gegenüber für gut, zu erklären, daß er nur eine untergeordnete Clerkstelle im Adam'schen Geschäfte einnehme und sein Prinzipal weder seine religiösen, noch seine politischen Ansichten theile. Diese Erklärung, der man das Abgezwungene ansah, fand jedoch nirgends Glauben und stellte sich auch als unwahr heraus. Sie verfehlte auch gänzlich ihren Zweck. Ein Gesetz des Staates Ohio besagt nämlich ausdrücklich, daß kein Theilhaber, Agent oder Clerk, in einer Bank oder einem Wechselgeschäft als öffentlicher Notar angestellt werden und das Amt eines solchen bekleiden könne. Die Gegner des Herrn Adam, namentlich die, welche sich um das vor kurzem ihm zugefallene, einträgliche preußische Konsulat bewerben hatten, benutzten diesen Umstand gehörig aus und wiesen in den deutschen Blättern noch, daß sowohl Baun (durch Ausstellung rechtsungültiger Dokumente), wie Herr Adam (durch Legalisirung derselben) sich gegen das Gesetz vergangen hätten. Seiten hat eine Angelegenheit die Deutschen so in Spannung gehalten, wie diese, und auf Dienstag Abend war eine Massenversammlung in der Turnhalle berufen, um die gegen Baun und Adam zu ergreifenden Schritte zu berathen. Aber ein neues Excitement, durch einen Mob gegen die Turner veranlaßt, nöthigte zu einer Aufschiebung dieser Versammlung.

Ein Theil der hiesigen Turngemeinde war am letzten Montag nach Covington, in Kentucky, hinübergegangen, um an dem Feste der Fahnenweihe der jungen Turngemeinde zu Covington theilzunehmen. Während sie sich in der Nähe der Stadt vergnügten, wurden sie häufig von jungen amerikanischen Bengeln belästigt, und zuletzt hatte einer derselben die Frechheit, einem Turner ein Glas Bier auf der Hand zu reißen. Als er deshalb eine Backfeige erhielt, zog der patzige Rowdy-Aspirant ein Messer, wofür ihm eine verdiente Züchtigung zu Theil wurde. Der Bengel eilte nun spornstreichs nach Covington und verbreitete dort die Mähr, die Turner hätten acht bis zehn amerikanische „Boys" todtgeschlagen. Diese Mähr ward von den vom Geist des Knownothingismus Besessten begierig als eine höchst willkommene Gelegenheit ergriffen, ihren Grimm gegen die Deutschen, und namentlich gegen die Turner, die bei dem April-Riot im vorigen Jahre einen lemuelschen (Newyorker) Rowdy erschossen hatten, auszulassen. Es wurden sofort die Feuerglocken gezogen, um die Turner bei ihrer Rückkehr in Empfang zu nehmen. Die Polizei lieh bereitwillig ihren Arm dazu her. Als die Turner, von den Vorgängen in Covington nichts ahnend, ihren Rückmarsch durch die Stadt antraten, um von dort aus mit dem Fährboot nach Cincinnati zurückzukehren,

fanden sie eine ungeheure Menschenmasse vor sich, die sie sogleich mit Steinwürfen zu begrüßen begann. Hier blieb natürlich nichts Anderes übrig, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Schützenabtheilung der Turner, von der dreißig bis vierzig Mann im Zuge zugegen sein mochten, pflanzten die Bajonnette auf ihre Büchsen, um gegen den Haufen vorzurücken. Als dieser aber sah, daß die Turner keinen Spaß verstanden, wich er schon zurück. Plötzlich erschienen zwei Männer, von denen der eine ohne Weiteres einen Turner packte, um ihn aus dem Zuge zu zerren. Es waren der Marschall Butts und der Deputy-Marschall Harvey von Covington. Der Turner, der diese Beamten nicht kannte und deshalb für Mobisten hielt, was sie im Grunde auch waren, wehrte sich natürlich. Butts zog ein Pistol, aber fast im selben Augenblick erhielt er einen Schuß in den Arm und Harvey mit einem spitzigen Instrumente einen Schlag auf den Kopf, daß ein Stück vom Hirnkasten zerschmettert ward; zwei Tage lang befand er sich in einer kritischen Situation, ist aber jetzt so weit in der Besserung, daß, wie seine liebenswürdige Gemahlin heute erklärte, er Kraft genug besitzt, um „jeden der Turner der Reihe nach todtzuschießen." Die Covingtoner geriethen über diesen Auftritt außer sich vor Wuth, fürchteten sich aber dennoch, die Turner offen anzugreifen. Diese erzwangen sich einen Durchweg zum Flusse, um aufs Fährboot zu steigen, aber der Mayor hatte Befehl gegeben, kein Fährboot mehr abgehen zu lassen. Nun zogen sie nach dem gegenüberliegenden Newport, um von dort aus ein Fährboot zu besteigen, aber auch der Mayor von Newport gestattete nicht mehr die Anlegung oder Abfahrt einer Fähre. Die Newporter schlossen sich bald den Covingtonern, welche den Turnern nachgefolgt waren, an; aber trotz seiner großen Uebermacht wagte der Mob auch jetzt keinen offenen Angriff, schickte vielmehr nach der in Newport liegenden Garnison Vereinigte-Staaten-Truppen und verlangte, daß dieselben zum Anstoßen gegen die Turner beordert würden; und als der Befehlshaber der Truppen sich weigerte, beschränkte der Haufe sich darauf, aus respektvoller Ferne ein Bombardement mit Steinen zu eröffnen. Eine Salve aus den Büchsen, welche übrigens über die Köpfe des Haufens hinweg ging, brachte dieses Bombardement bald zum Schweigen. Jetzt erschienen die Mayors von Newport und Covington auf dem Kampfplatze und verlangten von den Turnern die Ablieferung ihrer Waffen. Der Pöbel unterstützte brüllend diese Forderung. Die Turner waren natürlich nicht so dumm, sich dem Mob auf Gnade oder Ungnade zu überantworten, und marschirten, als sie die Unmöglichkeit sahen, über den Fluß zu gelangen, geradenwegs zur Newporter Turnhalle, in welche sie auch, trotz der Wuth des blindwüthigen Haufens, sammt und sonders ohne Fährde gelangten. Nun schwoll dem Janhagel wieder der Kamm, einige aus dem Haufen riefen, man solle die Halle stürmen und die wer— Dutchmen todtschlagen, andere riethen, die Halle in Brand zu stecken. Aber die Ueberzeugung, daß die Turner ihr Leben theuer verkaufen würden, hielt die „chivalrous sons of Old Kentuck" von der Ausführung ihres Vorhabens ab; am Willen fehlte es nicht. Der Mayor von Covington verlangte auch jetzt wieder die Abgabe der Waffen, aber die Turner erklärten, eher sterben, als sich schuldlos der Wuth des amerikanischen Pöbels aussetzen zu wollen. Nach langem Debattiren mußte der Mayor sich mit der Erklärung der Turner zufrieden geben, daß sie sich am anderen Morgen stellen und auch keinen Widerstand leisten würden, wenn die Polizei Verhaftungen solcher, welche dieselbe für gravirte halte, vornehmen wollte. Der Mob, welchem der Mayor dieses „Kompromiß" pflichtschuldigst mittheilen mußte, war damit gar nicht zufrieden, mußte aber doch zuletzt (gegen ein Uhr Nachts) unverrichteter Sache abziehen, nachdem er zahlreiche Wachen an der Halle aufgestellt hatte.

Am Dienstag Morgen wurde ein vorläufiges Verhör vor dem Mayor von Newport angestellt, dann aber, nachdem der Mayor von Covington, der sich die Turner nicht entgehen lassen wollte, deren Ueberweisung nach Covington als forum delicti verlangte, dorthin überwiesen. Die dort gepflogene Voruntersuchung wird mit nativistischer Knotengehässigkeit und mit beispiellos frecher Perfidie betrieben. Am Schluß der Untersuchung des ersten Tages (Dienstag) wurden sofort mehrere Turner in Haft gesandt, weil man sie in der Nähe des Angriffs auf die beiden Beamten gesehen haben wollte, und die übrigen, hundertsechs an der Zahl, unter je tausend Dollard Bürgschaft für ihr fernered Erscheinen, vor Gericht gestellt.

Nachschrift vom 18. Mai 1856.

Die Aussichten für die angeklagten Turner haben sich bedeutend gebessert. Nicht nur ist durch vollgültiges Zeugniß erwiesen worden, daß ein Cincinnatier, Nathaniel Pratt, der als Zeuge gegen die Turner aufgetreten war, nach seinen Erklärungen gegen Covingtoner Bürger ausdrücklich in der Absicht nach Covington herübergekommen war, um einen Mob gegen die Turner zu veranstalten; daß ferner den ganzen Tag über von Buben und Männern Alles aufgeboten worden war, um die Turner zu ärgern und zu reizen; sondern es ist auch nachgewiesen worden, daß Marschall Butts in brutaler Weise auf die Turner losstürzte und einen derselben von hintenher, ohne sich als Marschall zu erkennen zu geben, mit den Worten anfuhr: „Verdammter Turnerjohn einer . . .!" Was aber am wichtigsten, es ist durch mehr als zehn Zeugen bereits dargethan worden, daß gerade diejenigen, welche von Butts und Harvey als solche, welche sie angegriffen, rekognoszirt worden, zur Zeit des Angriffs auf diese beiden Beamten sich ruhig an einer ganz anderen Stelle befanden, während kein im Zuge befindlicher Turner einen Stock bei sich führte. Das Zeugniß für sämmtliche Angeklagte war derartig entlastend, daß, besäßen die Covingtoner Untersuchungsrichter nur einen Funken von Rechtsgefühl, sie dieselben ohne Weiteres freilassen müßten. Aber Alles, was zu erlangen, war, daß sie die bisher in Haft gehaltenen Angeklagten gleich den übrigen zu einer Bürgschaft (à zweitausend Dollars) zuließen. Die Turner können von Glück sagen, daß Covington so nahe bei Cincinnati liegt, daß die Covingtoner nicht umhin können, das Urtheil der Cincinnatier Presse einigermaßen zu respektiren: sah sich doch der eine Untersuchungsrichter bereits veranlaßt, das in Cincinnati umgehende Gerücht, daß er sich geweigert, mehrere Vertheidigungszeugen vorzuladen, zu widerlegen."

Mannigfaltiges.

— **Die Entsittlichung in Kalifornien.** In den Vereinigten Staaten wird überall über die allgemeine Entsittlichung geklagt, die hauptsächlich eine Folge der Stellenjägerei ist und der Nothwendigkeit der Beamten, sich mit der tonangebenden Minorität zu verhalten, welche allein um die Politik sich kümmert, während die Majorität ihren Geschäften und dem Gelderwerb nachgeht, ohne sich viel Sorge zu machen um die Moral derjenigen, von welchen sie und das „Ballot" regiert werden. In keinem anderen Staate scheint jedoch diese Entsittlichung so groß zu sein, wie in Kalifornien. Vor wenigen Jahren erst zu einem Staate gegründet, hat die Wirthschaft der Goldsucher und anderer Abenteurer, welche dort das Regiment führten, in dieser kurzen Zeit dahin geführt, daß jetzt schon kein Mensch von Ehre mehr sich dort niederlassen will, daß die Wenigen, die es zu Etwas gebracht und die noch einen Funken von Menschenwürde in sich verspüren, nach und nach das Land verlassen und San Francisco jetzt sogar von den Yankees nicht mehr als ein Eldorado, sondern als ein Sodom und Gomorrha angesehen wird. Die deutschen Organe Kaliforniens haben längst schon über diese wachsende Entsittlichung geklagt; jetzt stimmen aber auch die englisch geschriebenen Blätter mehr und mehr in diesen Ton ein. Uns liegt das „Steamer-Bulletin" aus San Francisco vom 21. April vor, worin unter Anderem die Thatsache dennuzirt wird, daß kürzlich ein Spieler von Profession, ein gewisser Macdufsie, der in Marysville ein öffentliches Haus gehalten, zum ersten Magistratsbeamten von San Francisco, zum United-States-Marshal, gewählt und vom Präsidenten Pierce als solcher bestätigt worden sei. Als eine albekannte Thatsache wird dabei vorausgeschickt, daß sämmtliche Richter des Staates Kalifornien unsanbere, bescholtene Gesellen sind, daß die Staats-Revisoren die öffentlichen Einnahmen in ihrem Interesse vergeuden, und daß es keinen einzigen ehrlichen Mann in irgend einem Staatsamt gebe.

— **Das Tagebuch einer Dame unter den Mormonen,** von welchem unser „Magazin" im Laufe dieses und des vorigen Jahres Auszüge geliefert, ist jetzt in New-York vollständig im Druck erschienen.*) Wir ersahren nun auch den Namen der Dame: Mrs. B. G. Ferris, welche die Dinge ebenso pikant zu beschreiben, als richtig aufzufassen versteht, hat mit ihrem Gatten die Reise vom Staate Missouri aus durch Kansas, das Wakarusa-Thal ꝛc. nach Utah gemacht, und auch die Reise ist ebenso anziehend geschildert, als der Aufenthalt unter den Mormonen, mit deren Frauen die Reisende vielfach in Freundschaft geliebt, so daß sie das Elend und die Schmach dieser Unglücklichen, wie die Verworfenheit der „Jüngsten Tages-Heiligen", ganz in der Nähe kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat.

*) Mormons at Home. Account of a Tour through Kansas and Utah, and of a Residence at the Salt Lake City, by a Lady. New-York, 1856.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis 1½ Thlr. od. 2 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., worüber das Blatt in Preußen portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Romanus, Markgrafenstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 76. Berlin, Dienstag den 24. Juni 1856.

Palästina.

Ein Ausflug nach dem Todten Meere, dem Jordan und Jericho.

Schreiben eines englischen Touristen.*)

Nachdem ich der griechischen Ceremonie des Fußwaschens im Außenhofe des heiligen Grabes beigewohnt, brach ich am 24. April Morgens in Gesellschaft zweier militairischer Freunde nach dem Todten Meere und dem Jordan auf. Die meisten Reisenden, welche diese Expedition unternehmen, reiten am ersten Tage bis Jericho, wo sie ihr Nachtlager aufschlagen, setzen am folgenden Morgen ihren Weg nach dem Fluß und dem Meere fort, verbringen die zweite Nacht im griechischen Kloster von St. Sabbas und kehren Tags darauf über Bethlehem nach Jerusalem zurück. Da wir jedoch ohne die Zelte und anderen Luxus-Artikel reisten, mit welchen europäische und namentlich englische Touristen sich gewöhnlich belasten, so war es uns möglich, den ganzen Ausflug in zwei Tagen abzumachen, indem wir nur einmal Nachtruhe im genannten Kloster hielten. Sobald wir daher einen arabischen Dragoman in Dienst genommen und unseren Tribut von hundert Piastern die Person an den Beduinen-Scheich entrichtet hatten, der dagegen die Reisenden mit einem Führer und sicherem Geleit nach dem heiligen Strom versieht, — deren Werth die Folge zeigen wird — ritten wir durch das Jaffa-Thor aus Jerusalem, das Thal von Gihon hinab und, an dem eingebegten Fleck Feinigen Landes vorbei, auf welchem Sir Moses Montefiore ein Hospital und Schulen für seine Glaubensgenossen errichten will, in scharfem Trab nach Bethlehem zu. Dieses Dorf liegt etwa sechs (engl.) Meilen in fast gerader südlicher Richtung von Jerusalem, und das breite, wellenförmige Plateau, durch welches die erste Hälfte des Weges führt, ist weniger felsig und besser kultivirt, als irgend ein anderes Grundstück in der ganzen Umgegend. Es ist fast ausschließlich von Griechen bewahrt, in deren Händen das, was nach vor wenigen Jahren eine steinige, dürre Wüste war, von Feldbläuen gereinigt, nivellirt und so trefflich bebaut worden ist, daß es jetzt Aerndten hervorbringt, deren sich der beste englische Farmer nicht schämen würde. Die Theile, die nicht mit Weizenfeldern bedeckt sind, haben üppige Pflanzungen von Wein und Oliven, von Feigen- und Maulbeerbäumen, welche letztere einen verhältnißmäßig neuen Gegenstand der Kultur bilden und der Seiden-Fabrication einen bedeutenden Aufschwung geben können, wenn die Wiederherstellung des Friedens den erwarteten glücklichen Einfluß auf den levantinischen Handel ausübt. Die Griechen scheinen hier überhaupt die besten Oekonomen zu sein, denn wo nur das Auge in der Nachbarschaft Jerusalems auf ein sorglam bebautes Stück Land fällt, hört man auf die Frage nach dem Eigenthümer stets, daß es einem Mitgliede dieses Volkes gehört, und unter solchen Umständen kann man ihr konsequentes Streben, allmählich allen um die Stadt befindlichen Grund und Boden an sich zu bringen, um so weniger tadeln.

Bald nachdem man diese wohl kultivirte und fruchtbare Strecke hinter sich gelassen, nähert sich die Straße dem kleinen, kuppelförmigen Mausoleum, welches das Grab der Rahel in sich schließen soll — noch den biblischen Archäologen die am sichersten beglaubigte der heiligen Stätten Palästina's und hoch verehrt sowohl von Christen, als von Türken. Eine Viertelmeile hiervon gelangt man zu dem höchsten Punkte der Hochebene, von wo aus sich ein Panorama eröffnet, das auch ohne die damit verknüpften Erinnerungen die lebhafteste Bewunderung des Reisenden erregen würde: mehr denn zwei Drittel des weiten Amphitheaters von felsigen, aber theilweise bebauten und olivenbedeckten Hügeln, welche Jerusalem umgeben; die heilige Stadt selbst, großartig und pittoresk auch in ihrer halben Verödung; die entfernte Ebene des Jordan, von der langen, dunkelblauen Kette der Moab-Gebirge begränzt, und nahebei, sich länge der uns gegenüber liegenden Felsenwand hinziehend, das cittadellenartige Kloster und die flachen Hausdächer Bethlehems. Wäre auch nicht jeder Berg und jedes Thal in diesem weiten Raum auf ewig durch ein besonderes oder allgemeines Andenken an die biblischen Zeiten geheiligt, so würde ihre eigene wilde Schönheit und Großartigkeit hinreichen, um, selbst ohne Hülfe der Tradition, das Auge des Reisenden zu fesseln und seinen Geschmack zu befriedigen. Von diesem Punkte ab steigt der Weg in ein Felsenthal hinunter, durch welches er in die außen liegenden Oliven- und Weingärten Bethlehems eintritt, und in noch zwei oder drei Minuten traben wir durch die engen, schmutzigen Straßen des Dorfes, von einem Trupp sehr zerlumpter und noch ungleich schmutzigerer Kinder gefolgt, welche „Bakschisch, Baduschi! Bakschisch!" schreien. Ein mitten unter sie geworfenes Zwanzig-Parastück (kaum ein Silbergroschen) improvisirt eine Scene von Contrapetal-Sprüngen und lärmenden Balgereien, welche so lange dauert, bis wir die Mauern des Klosters erreicht haben, wo der Kampf um einen zweiten halben Piaster die jugendliche Meute von neuem zum Stillstand bringt, während wir absteigen und durch den niedrigen kleinen Thorweg in die Kirche hineinkriechen.

Das Kloster der Nativität, wie der ganze umgebene, aus einer Kirche, einem lateinischen, einem griechischen und einem armenischen Kloster bestehende Bau genannt wird, verdankt, wie die Kirche zum heiligen Grabe, seine Entstehung der Frömmigkeit der Kaiserin Helena, und sowahl in seinem Umfange, als in der massiven Festigkeit seiner Struktur erscheint es der kaiserlichen Gründerin würdig.*) In der Kirche selbst erregt das Schiff, welches den drei Sekten gemeinschaftlich ist, das meiste Interesse durch seine Doppelreihe korinthischer Säulen, seine reiche, aber jetzt verschossene Mosaik und das Dach von libanonischem Cedernholz, unter welchem der siegreiche Baldwin gekrönt wurde und dessen letzte Reparaturen von Eduard IV. von England herrühren. Verkäufer von selbst angefertigten Rosenkränzen und Kruzifixen bieten ihre Waaren in diesen pittarischen Räumen feil und fordern den Pilgern zehn Piaster für Sachen ab, die sie ihnen nachher für vier überlassen. Durch eine Thür im südöstlichen Winkel des Gebäudes steigt man in ein unterirdisches Gewölbe hinab, über welchem die ganze ursprüngliche Kirche errichtet war — es ist die Grotte der Nativität. In dieser kleinen, unregelmäßigen Kapelle, über welche Reihen von kleinen, hängenden, silbernen Lampen ein trübes, geheimnißvolles Licht verbreiten, das mit der traditionellen Heiligkeit des Orts in Einklang steht, befinden sich zwei niedrige, an entgegengesetzten Enden des Gemachs eingehöhlte Nischen, und in einer von ihnen eine Marmorplatte, welche die vorgebliche Geburtsstätte des Heilands bedeckt, deren Lage gläubigen Augen noch bestimmter durch einen silbernen Stern angedeutet wird, der mit einer darauf bezüglichen lateinischen Inschrift versehen ist. Dieser Stern ist ein Geschenk des Kaisers von Oesterreich, der ihn dem Kloster im Jahre 1852 verehrte, nachdem der frühere, wie die Armenier behaupten, von den Griechen gestohlen worden. In der anderen Vertiefung, zu der man noch drei Stufen hinunterſteigt, wird der Stall gezeigt, in dem die Krippe gefunden wurde, die dem göttlichen Kinde als Wiege diente — eine Reliquie, die der Papst jetzt als Weihnachten den Blicken der Andächtigen in der Basilika von Sta. Maria Maggiore zu Rom enthüllt. Ich muß hinzufügen, daß diese beiden kleinen Alkoven glänzend erleuchtet sind, mit vergoldeten silbernen Lampen und Wachskerzen, die Tag und Nacht von einem Priester bewacht werden, der uns mit geweihtem Rosenwasser besprengte, als wir die Kirche verließen.

Außer dem Kloster der Nativität giebt es nichts Anziehendes in Bethlehem, es müßten denn die hübschen Gestalten der jungen Burschen und Mädchen sein, in deren Adern das Blut der Kreuzfahrer fließen soll. Die Straße nach dem Kloster St. Sabbas verfolgend, reiten wir die obere Abdachung des Thales entlang, das in den priesterlichen Legenden als der Punkt bezeichnet wird, wo die drei Weisen des Ostens den Stern erblickten, der ihnen nach dem Geburtsorte des Erlösers voranleuchtete. Es ist eine breite, gekrümmte Schlucht, dicht bepflanzt mit Oelbäumen, zwischen welchen moderne Hirten we-

*) Nach einer anderen, wahrscheinlicheren Annahme ist es von Justinian [illegible]. D. R.

Digitized by Google

nigstens nur mageres Futter für ihre Ziegen oder Schafe finden würden. Daß diese spärliche Vegetation indessen nicht von der Unfruchtbarkeit des Bodens herrührt, geht aus dem üppigen Wachsthum der Gersten- und anderen Getraidefelder hervor, wo man nur eine Ruthe Landes für den Anbau benutzt hat. In der That, wenn man bedenkt, daß der Grund und Boden in diesen Gegenden von der türkischen Regierung fast umsonst zu haben ist, so glaube ich kaum, daß ein europäischer Landmann ein mäßiges Kapital vortheilhafter anlegen könnte, als in der Erwerbung von Ländereien in den für den Oel- und Weinbau geschaffenen Distrikten Palästina's. Seit meinem Ausfluge nach dem Todten Meere habe ich die Meierei eines getauften Juden aus Whitechapel, an einem Orte Namens Urtasch, etwa eine Stunde von Bethlehem, besucht, und selten oder nie habe ich eine schönere Vegetation gesehen, als in diesem engen Thale, welches der fleißige Israelit aus einer steinigen und scheinbar öden Wüstenei in ein Grundstück verwandelt hatte, das in aller Ueppigkeit eines englischen Gartens prangte. So groß ist die Fruchtbarkeit des Bodens, daß er, von einem herrlichen Klima begünstigt, ohne Dünger nicht weniger als fünf Aerndten jährlich hervorbringt, und zwar mit geringerer Mühe, als das beste Land in Verwichsihre zur Erzeugung einer einzigen erfordert. Von Pfirsichen, Aprikosen, Nektarinen und ähnlichem Obst hat mein Landsmann Freund mehr, als er verkaufen oder verzehren kann, während Gemüse jeglicher Art in gleichem Ueberfluß und Oliven und Trauben wo möglich in noch größerer Menge vorhanden sind. Nach dem hier gebräuchlichen, einfachen Prozeß bereitet, übertrifft sein Wein schon drei Viertel von dem Marsala, den man in England mit achtundzwanzig bis dreißig Schillings das Dutzend bezahlt, und sein Olivenöl braucht nur raffinirt zu werden, um dem besten Produkt von Marseille gleichzustehen. Ein schöner Bach fließt allerdings auch den „Teichen des Salomo", eine Meile höher die Schlucht hinauf, hervor, der ihm hinreichende Mittel zur Bewässerung seiner Gemüse- und Getraidefelder gewährt, aber für die Oelbäume und Weinstöcke ist dies nicht einmal nöthig, da ihre spontanen Früchte auf der schrofftten und ungastlichsten Bergwand, fast ohne Zuthun von Seiten des Ackerbauers, wachsen. Die felsigen Abhänge der Schlucht, die jetzt mit wallendem Getraide bedeckt sind, wurden erst durch Sprengen oder durch Menschenhände von ihren ungeheuren Steinblöcken gereinigt, und aus der hiernach zu Tage geförderten, unteren Erdschicht bildete man eine Reihe von flachen, aufsteigenden Terrassen, auf welchen Gerste und Weizen erzeugt wird, die in Fülle und Güte es mit den Produkten des felsenfreien Thales aufnehmen. Natürlich war diese erste Urbarmachung eine schwere Arbeit, aber nachdem sie einmal vor sich gegangen, ist, wie schon bemerkt, nur noch geringe Mühe und nicht ein einziges Pfund Dünger erforderlich, um das für die Kultur eroberte Land zu einer beispiellosen Fruchtbarkeit zu entwickeln.

Von Bethlehem nach St. Sabbas beträgt die Entfernung gegen vier englische Meilen, wovon die letzte Hälfte ganz unbebaut ist und aus einer Kette von öden, traurigen Kalkhügeln besteht, von denen selbst in dieser Frühjahrszeit eine trockene Hitze wehte, fast so erstickend und blendend, wie der feurige Hauch eines Sommer-Sirocco's. Von dem Gipfel einer dieser kahlen Höhen aus warfen wir den ersten Blick auf das Todte Meer. Ob es durch den sanften, dunkelblauen Nebel gefärbt war, den diese wunderbare Atmosphäre über alle entfernten Gegenstände verbreitet, oder von einem ihm eigenthümlichen Kolorit beschattet wurde, aber es verwirklichte, zwischen zwei Hügeln gesehen, in seiner Erscheinung alle vorgefaßten Ideen aber seinen äußeren und melancholischen Charakter. Auf dem Ritt nach dem Kloster eröffnete sich uns an verschiedenen Stellen die Aussicht seiner Gewässer, und wir bemerkten oder glaubten zu bemerken, daß sie überall dasselbe Gepräge schwerer Einsamkeit trugen, welches uns zuerst an ihnen aufgefallen war — einer abernissen Ruhe, die den Namen des Todtensees rechtfertigt. Endlich brachte eine Windung in dem bergabwärts führenden Reitpfade uns ein paar kleine, viereckige Thürme zu Gesicht, die etwa fünfzig Ruthen von einander standen, und zehn Minuten später hatten wir das Klosterthor erreicht, als eben der letzte goldene Sonnenstrahl jenseits der westlichen Berge verschwand. Ich muß hier erwähnen, daß man in diesen Kloster nur dann aufgenommen wird, wenn man mit einem Empfehlungsschreiben von dem griechischen Patriarchen in Jerusalem versehen ist. Herr Finn, unser Konsul, war so freundlich gewesen, uns ein solches zu verschaffen, und sobald wir vom Pferde stiegen, wurde ein Korb von dem kleinen, vergitterten Balkon des einen Thurms heruntergelassen, um das kostbare Dokument zu empfangen. Nach einem Aufenthalt von wenigen Minuten öffnete sich das massive eiserne Thor, und wir ritten in den Klosterhof ein. Außer den beiden Thürmen und der hohen Verbindungsmauer zwischen ihnen ist Nichts von diesen weitläufigen Baulichkeiten dem von Bethlehem herannahenden Reisenden sichtbar; aber sobald man sich innerhalb der Mauern befindet, schweift das Auge über massiv gebaute Kavellen, Refektorien, Gastzimmer und getrennte Wohnungen für die Mönche, alle, wie es scheint, von so starker und fester Struktur, als die eisenhaltigen Felsen, auf und über welche sie gegründet sind. Das Ganze steht in dem Winkel einer tiefen, wilden Schlucht, deren zahlreiche natürliche Höhlen die fromme Brüderschaft in bequeme Zellen umgeschaffen hat, während einige ebene Stellen weiter unten mit Erde bedeckt und in kleine Gärtchen verwandelt worden sind, die, außer verschiedenen Blumen-Arten, so viel treffliches Gemüse liefern, als die vierzig Bewohner der Anstalt nur konsumiren können. Nachdem wir einen vorzüglichen café noir genossen, nahmen wir die Kapelle und die anderen den Profanen geöffneten Theile des Klosters in Augenschein, unter Leitung eines Klosterbruders, der uns unter Anderem in eine unterirdische Grotte führte, wo in einer vergitterten Bende die grünenden Schädel von mehreren hundert Mönchen — vierzehntausend, sagte unser mehr gewissenhafter als wahrheitsliebender Cicerone — aufgethürmt sind, die in den verschiedenen Klöstern Palästina's von den fegreichen Moslems des achten Jahrhunderts abgeschlachtet wurden. Ein paar große Gemälde, welche diese Massacres darstellen, sind an den Wänden der Hauptkapelle angebracht und könnten, nach dem gänzlichen Mangel an Perspektive und der Rohheit der Zeichnung zu schließen, für Denkmäler derselben Zeit gehalten werden, die sie zu schildern bestimmt sind, wenn die schreienden Farben nicht einen modernen Ursprung verriethen. Von größerem künstlerischen Werth sind die zahlreichen massiven silbernen Lampen und Altar-Ornamente, die der Brüderschaft von dem verstorbenen Kaiser von Rußland verehrt wurden, über den unser Führer sich mit den dankbarsten Lobeserhebungen äußerte, nicht ohne Beimischung eines Gefühls von sichtbarer Bitterkeit gegen uns selbst, als Nationalfeinde des großen Zaren und seines heiligen russischen Glaubens. Nach dem Gastzimmer zurückgekehrt, fanden wir den Tisch gedeckt und mit einem vortrefflichen Eierkuchen, einem schmackhaften Salat und ein paar Flaschen versehen, wovon die eine Kaki und die andere den besten Wein enthielt, den ich im Orient je gekostet habe. Die Mönche dieses Klosters sind strenge Vegetarier, und Fleisch war also nicht vorhanden; aber die Selbstverleugnung, die sie in dieser Beziehung üben, scheint reichlich ersetzt durch den Eifer, mit dem sie den letztgenannten Getränken zusprechen, indem mehr als einer von denen, die wir hier kennen lernten, sich offenbar in einem Zustande von „geistiger" Erregtheit befand. Man wird jedoch die armen Leute wegen dieses Hanges nicht gar zu streng tadeln können, wenn man das trübselige Leben betrachtet, welches sie führen müssen, ausgeschlossen von allem Verkehr mit der Welt, auf einem ausgebrannten Krater, nur selten besucht von Anderen, als von wanderndem Beduinen, und zu Enthehrungen verurtheilt, die ihnen wenige physische Genüsse übrig lassen. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß Frauen von jeder Rage und von jedem Stande diesen heiligen Mauern fern bleiben müssen, indem die Herzogin von Brabant während des neulichen Besuchs, den sie in Begleitung ihres Gemahls in Palästina machte, die einzige ihres gefährlichen Geschlechts gewesen ist, die seit undenklicher Zeit in diese makellosen Hallen Eingang fand.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Jules Simon's „Natürliche Religion".

(Schluß.)

Die Philosophie hat nicht verstehen können, die der Kauf schon eigene realistisch-idealistische Welt-Anschauung auch in ihrem Reiche, wo es gilt, die ewige Wahrheit in der ihr entsprechenden Form des reinen und freien Denkens zu erkennen, zur Geltung zu bringen. Der auf der Höhe der Zeit stehende Philosoph findet in blosen Idealen, denen in der wirklichen Welt Nichts entspricht, nicht mehr die Wahrheit; er erkennt und giebt die Wahrheit in Begriffen, die der Erfahrung entsprechen, in Ideen, die sich in der wirklichen Welt des Natur- und Geisteslebens als wahr bewähren; die Wahrheit ist ihm die Wirklichkeit selbst, insofern diese in die Form des von der Sinnlichkeit des Verstellens freien Denkens und Erkennens aufgenommen ist. Um anerkennen zu können, daß auch in der Religion, in gewissem Maße in jeder wirklichen Religion, der Menschengeist auf dem Standpunkt der Einheit des Idealen mit dem Realen, des Ewigen mit dem Zeitlichen, des Göttlichen mit dem Menschlichen steht, muß man die Einsicht gewonnen haben, daß das Wesen der Religion nicht in der Form zu finden sei, in welcher das Göttliche sinnlich vorgestellt ist, sondern in dem göttlichen Lebensinhalt, mit welchem der Wille, die Gesinnung des Menschen, erfüllt ist. Innerhalb einer jeden besonderen Religionsgemeinschaft ist der Mensch immer nur in dem Maße wahrhaft religiös, als sein Wille wirklich ein Organ des Willens ist, der als der göttliche Wille gilt, d. h. in dem Maße, als er in Beziehung auf sein praktisch-geistiges Leben mit dem Göttlichen, welches er als die Wahrheit seines Lebens anerkannt

wirklich Eins ist und (in dem guten Gewissen) sich in Einheit mit demselben fühlt. Wer in Betreff des Wesens der Religion diese Erkenntniß gewonnen, wird es nicht mehr befremdend finden, daß in unserer Zeit die Philosophie, trotzdem, daß sie nicht aufhört, alle auf eine übermenschliche Offenbarung sich berufende Theologie zu bekämpfen, dennoch das Verdienst für sich in Anspruch nimmt, die Religion, die wahre Religion, in der Vernunft-Religion zu fördern. Er wird die Versuche der Philosophen, die Vernunft-Religion, die darum nicht aufhört, Religion zu sein, weil sie sich selbst aus der Vernunft der Gegenwart, wie alle früheren Religionen aus früheren Entwickelungsstufen der Vernunft, herzuleiten und zu entwickeln im Stande ist, zur Anerkennung und zum Heile der Menschheit zur Herrschaft zu bringen, freudig willkommen heißen, auch wenn sie, wie der von Jules Simon gemachte Versuch, einem philosophischen Standpunkte angehören, der als der höchste in der geschichtlichen Entwickelung der Philosophie nicht anerkannt werden kann.

Die „natürliche Religion", welche hier im Namen der Philosophie verkündet wird, bietet, wie anerkennenswerth auch die sittlich-religiöse Begeisterung ist, die sich hier ausspricht, gar Vieles, was in Bezug auf Form und Methode den Anforderungen, welche wir im Namen der über den Kant'schen Standpunkt hinausgegangenen Philosophie machen müssen, wenig entspricht. Der Verfasser legt seine religiösen Ueberzeugungen in Bezug auf die folgenden vier Gegenstände dar: 1) die Natur Gottes; 2) die Vorsehung; 3) die Unsterblichkeit; 4) der Kultus. Alle in die Moral einschlagenden Partieen des Buches sind im höchsten Maße befriedigend. Die dogmatischen Deductionen aber lassen viel zu wünschen übrig; sie sind meist sehr unphilosophisch; daß die Philosophie, um überzeugend zu sein, alle Begriffe scharf bestimmen, ihren Inhalt klar darlegen und methodisch verfahren müsse, scheint der Verfasser kaum zu wissen.

Die religiöse Ueberzeugung, welche er mit seiner Philosophie vereinbar findet, ist im Wesentlichen diese: Es giebt einen Gott; das Universum beweist ihn: denn das Universum hat sich nicht selbst gemacht. Wenn es einen Gott giebt, muß es auch eine Religion geben. Gott hat dem Menschen eine freie, vernünftige und unsterbliche Seele gegeben. Die menschliche Seele ist frei, damit die Handlungen des Menschen verdienstlich sein können; vernünftig, damit seine Gottesverehrung eine aufgeklärte sei; unsterblich, damit er in einem anderen Leben für seine gute Führung in diesem Leben belohnt werden könne.

Auf die Frage: was Gott sei? erhalten wir keine Antwort, da die Behauptung, daß das Wesen Gottes unbegreiflich sei, als eine Antwort auf jene Frage nicht wird gelten können. In Bezug auf die Beweise, die man für das Dasein Gottes gegeben, fragt er, ob sie einen Nutzen haben, und antwortet: „Man kann dies bezweifeln"; „es genügt, die Augen zu öffnen; die Welt verkündet ihn." An einer anderen Stelle heißt es: „Wollet ihr wissen, ob ein Gott existirt, so erforschet die Welt!" Man wird zugeben, daß, einer solchen Deduction gegenüber, der Skeptiker im Recht bleibt, wenn er behauptet, daß der in der Welt gefundene Gott eben nur ein in der Welt existirender Gott, aber nicht der als ein im Jenseits der Raum- und Zeit-Welt existirendes Wesen vorgestellte Gott ist. Es kömmt Alles auf den Begriff Gottes an. Wer in Stelle der sinnlichen Vorstellung von Gott durch philosophisches Denken den wahren, geistigen Begriff von Gott gewonnen, wer das göttliche Wesen als den der Welt ebenso immanenten, wie transscendenten ewigen Geist begriffen hat, wird ein Recht haben, die Beweise für das Dasein Gottes als unnütz anzusehen (was der Verfasser übrigens nur in dem vorliegenden Buche thut, während er, wie wir gesehen, in seinem Buche über „die Pflicht" die Beweise für das Dasein Gottes als Etwas bezeichnet, was man nicht verwerfen dürfe, weil das Wesen Gottes unbegreiflich sei). „Die Welt verkündet Gott"; das ist wohl wahr; aber nur, wer die Welt richtig versteht, d. h. denkend erkennt, gewinnt die wahre Erkenntniß von Gott; das es aber nicht so leicht ist, die Welt und Alles und Jedes in der Welt richtig zu verstehen, wird der Verfasser nicht in Abrede stellen wollen, da er von sich selbst nicht glauben wird, die ganze Welt vollkommen richtig verstanden und begriffen zu haben.

„Hier unten die Pflicht", sagt der Verfasser, „der Himmel nach diesem Leben." Daß er mit dem Worte „Himmel" einen philosophischen Begriff verbinde, müssen wir bezweifeln, da er in diesem Falle den Begriff wohl entwickelt hätte. Wenn ihm aber bei dem Worte nur ein Phantasiegebilde vorgeschwebt, so wird er die Frage des Skeptikers nicht ungerechtfertigt finden können, wie Herr Jules Simon, der ja eine übermenschliche Offenbarung nicht zulässt, dazu komme, seinem Phantasiegebilde objektive Realität beizulegen, während er andere sinnliche Vorstellungen vom Himmel, z. B. die der Mahammedaner, gewiß für bloße Phantasiebilder ansieht.

Wenn ferner Herr Simon in vollem Ernst versichert: „Gott kennt einen Jeden von uns bei seinem Namen" und „Wer wird im Himmel nicht sprechen" — so kann er es Niemanden übelnehmen, der einen phantastischen Dichter, aber nicht einen verständigen Philosophen vor sich zu haben meint, um so weniger, als man ihm seine Behauptung vorhalten kann, daß Gott ebenso, wie die Beschaffenheit des zukünftigen Lebens, unbegreiflich sei. „Was verlangt von uns" sagt Herr Simon, „das Unbegreifliche zu begreifen." Der Skeptiker hat gewiß Recht, wenn er hierauf erwidert: „Nein, das nicht; aber man verlangt, daß Du keine Versicherungen gebest über Dinge, die Du nicht zu begreifen, nicht begreifen zu können eingestehst; man verlangt von Dir, daß Du nicht so inkonsequent seist, das unbedingte Recht der Vernunft zu proklamiren, während Du sie auf das tiefste demüthigst, indem Du sie fo dem Glauben unterwirfst." „Wie", erwidert der Verfasser, „Gott sehen von Angesicht zu Angesicht und ihn lieben von ganzem Herzen während der ganzen Ewigkeit, ist das nicht eine klare, deutliche, bestimmte Hoffnung!" Das wohl; aber — hat Herr Simon diese Hoffnung als eine in der philosophischen Vernunft-Erkenntniß begründete nachgewiesen! — Das wird er selbst nicht behaupten wollen.

In Bezug auf diejenigen, welche seinen Versicherungen nicht glauben, sagt er: „Dann bleibt ihnen, wenn sie konsequent sind, Nichts übrig, als der Skeptizismus." Die Philosophie hat aber allen Grund, solchen dogmatischen Behauptungen gegenüber skeptisch zu sein. „Ein Philosoph, welcher zu zweifeln versteht", sagt Bacc, „weiß mehr, als alle Gelehrten." Und Descartes, der sehr orthodox war, schrieb an die Prinzessin Elisabeth: „In Betreff unseres Zustandes nach dem Tode, muß ich, wenn ich das, was der Glaube und darüber lehrt, beiseite lasse, bekennen, daß die natürliche Vernunft allein in Bezug darauf uns keine Hoffnungen, geschweige denn irgend eine Gewißheit bieten kann."

In dem Abschnitt über den Kultus scheint dem Verfasser der philosophische Geist ganz abgegangen zu sein. „Die „natürliche Religion"", sagt er, „hat kein Kriterium, mit Untrüglichkeit die Bedingungen für das Seelenheil angeben zu können." Das finden wir noch nicht so schlimm, wie der Bentheiler des Buches in der Presse, welcher meint, daß, wenn dies wirklich wahr wäre, die „natürliche Religion" des Herrn Simon eine Gefahr und eine Geißel wäre und der Verfasser es nicht verantworten könnte, ein Buch zur Verbreitung einer solchen Religion geschrieben zu haben. Herr Simon will gewiß nur dies sagen, daß die „natürliche Religion" sich nicht anmaße, im Voraus für Alle die Bedingungen und Mittel, welche das Heil sichern sollen, festsetzen zu wollen, daß es in ihr vielmehr jedem Menschen überlassen ist, nach bestem Wissen und Gewissen selbst für sein Heil zu sorgen. Hierin können wir dem Verfasser nur beistimmen. Aber in Bezug auf die Stellung, welche der Verfasser sich zu den religiösen Ceremonien giebt, müssen wir dem Beurtheiler in der Presse beistimmen. Nachdem Herr Simon allen positiven Kultus entschieden verworfen und dabei doch „die Nothwendigkeit eines äußeren Kultus" anerkannt, billigt er es, daß man alle Tempel ohne Unterschied besuche und sich an den Gebeten betheilige, „ohne das Dogma vollständig anzunehmen." „Ich sehe einen offenen Tempel", sagt er, „ich trete ein, ohne mich darum zu bekümmern, ob es eine katholische oder eine protestantische Kirche ist." Den Geist der Toleranz, den der Verfasser hier an den Tag legt, können wir billigen; die Anerkennungsweise der Toleranz aber, welche hier empfohlen wird, müssen wir, weil zwischen ihr und der Heuchelei die Gränze zu unsicher ist, entschieden verwerfen.

Was wir im Vorstehenden über den dogmatischen Theil der „natürlichen Religion" des Herrn Simon mitgetheilt, könnte vielen unserer Leser die Lust benehmen haben, mit dem Buche eine genauere Bekanntschaft zu machen. Das würde uns leid thun. Darum wiederholen wir, daß die in die Moral einschlagenden Darstellungen und Ausführungen, an denen das Buch reich ist, demselben seinen hohen Werth sichern. Was Herr Simon über die Liebe als ein Prinzip unserer Größe, über die väterliche Liebe, über den Ruhm, „diese Courtisane, die dem Erfolge nachläuft", über die Märtyrer des Denkens, über die Hingebung an Prinzipien in einer Zeit, in welcher die Prinzipien eine Gefahr geworden, und über andere Gegenstände aus dem Gebiete der Moral in dem in Rede stehenden Buche sagt, drückt einen Adel religiösesittlicher Gesinnung aus, mit welchem die genaueste Bekanntschaft zu machen wir aller Welt auf das angelegentlichste empfehlen müssen.

Wir schließen unseren Artikel mit den Worten des Berichterstatters in der Presse:

„Unmöglich kann Jemand besser das Herz erheben, besser lehren, wie es zu bilden, unabhängig, beharrlich und stark zu machen sei. Herr Simon reißt das Gewissen, indem er es gegen die Schläge des Unglücks und gegen die Stürme der Leidenschaften sichern will, dadurch zum Guten hin, daß er alle Gedanken an Glück mit allen Gedanken an Tugend verbindet. Die meisten seiner Bemerkungen sind zerstreut in den Werken über Moral schon zu finden; aber, indem er sie zusam-

mevbringt, indem er seine eigenen Gedanken damit verbindet und ihnen durch seine schöne Ausdrucksweise einen eigenen Reiz verleiht, macht er sie fruchtbar und giebt ihnen das Verdienst der Neuheit. Durch diesen Theil seines Buches hat Herr Simon, wie groß auch die Mängel des dogmatischen Theiles seien, sich von neuem um die Literatur und selbst um die Philosophie sehr verdient gemacht."

Hr.

Polen.

Theodor Fischer's „Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen".*)

Das Wissen des merkwürdigen geschichtlichen Verlaufs, den die evangelische Reformation auf dem polnischen Gebiete genommen hat, hat schon in sich seinen Werth; und dennoch ist es gerade in der unmittelbaren Gegenwart bei Genossen des evangelischen Glaubens nicht in sehr bedeutendem Maße vorhanden. Jede auch nur einigermaßen bedeutende schriftstellerische Hervorbringung, welche jenen Verlauf betrifft, muß willkommen sein, da sie zur Steigerung dieses Wissens gereichen kann. Herr Pfarrer Fischer in Grätz hat, wie aus dem Vorwort seiner Schrift klar wird, vor dem Jahre 1848 unter dem Namen „Evangelischer Hausfreund" ein Wochenblatt erscheinen lassen, worin er „neben einer übersichtlichen, allgemeinen Geschichtserzählung der Erlebnisse der evangelischen Gesammtkirche Polens — die Chroniken der wichtigsten und ältesten Partikular-Gemeinden zu geben begann." Daß dieses Wochenblatt in Folge der ungeordneten Bewegung jenes Jahres eingegangen ist, bedauern wir, da dasselbe nicht unnütz gewesen, freuen uns aber desto mehr, daß an seine Stelle jetzt der „Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen", wie von Herrn Fischer seine neue Leistung bescheiden genannt wird, in würdiger Weise getreten ist.

Der Verfasser befriedigt allerdings in den beiden vorliegenden Heften des „Versuchs", welche sich über die für den Entwickelungsgang der Reformation in Polen wichtigen Zeiträume von 1517 bis 1570 und von 1570 bis 1586 verbreiten, insofern wohl nicht, als er auf manche unmittelbare Quellen nicht da zurückgeht, wo er auf dieselben leicht zurückgehen konnte. So giebt er aus Lukaszewicz's Geschichte der Böhmischen Brüder-Kirchen im ehemaligen Groß-Polen einen langen Auszug, nur eben das enthaltend, was dieser Gelehrte „über das Lutherthum in Groß-Polen bis zur Ankunft der Böhmischen Brüder in dieser Provinz berichtet." Ferner leiden die Hefte zwar nicht durchweg, doch hier und da an Trockenheit der Darstellung.

Indeß erkennen wir gern an, daß der Verfasser durch gründliche Beschäftigung mit den Hervorbringungen schriftstellerischer Art, worin ihm von achtbaren Gelehrten vorgearbeitet ist, z. B. mit von Friese's Beiträgen zu der Reformationsgeschichte in Polen und Lithauen (vgl. SS. 42, 46, 47, 48, Anmerk.), mit Raynald's „annalib. ecclesiastic.", sich mit Polens Reformationsgeschichte vertraut gemacht hat; wie denn nicht wenige Anmerkungen von umfassenden Kenntnissen derselben in erfreulicher Weise zeugen. Ferner verdient es Lob, daß unser Verfasser diejenigen bedeutenden Persönlichkeiten in den Vordergrund treten läßt, welche der Kirchenverbesserung unter den Polen Bahn gebrochen, ebenso wie diejenigen, die ihr im Eifer für die geschichtlich gegebene, päpstliche Gestalt der Kirche entgegengewirkt haben. Zu jenen gehört z. B. Johann Laski (S. 74 ff.), Johann Graf Tarnowski (S. 80 f.); zu diesen der General von Groß-Polen, Janusz Koscielecki (S. 91 ff.), und der Bischof von Culm, nachher zu Ermeland, Stanislaus Hozyusz. Wo die Darstellung des Herrn Fischer dieses persönliche Gepräge hat, hat die Gegenständlichkeit gar nicht ausschließt, da ist sie lebendig und anregend: schriftstellerische Tugenden, die sich freilich nicht der ganzen Schrift nachrühmen lassen. Folgendermaßen spricht der Verfasser sein Wohlgefallen aus an der Beschaffenheit der polnischen Kirchenverbesserung in den Zeiträumen, von welchen er handelt. Nachdem er den Zeitraum von 1517 — 1569 nicht übel als „das Kindesalter der Reformation in Polen" bezeichnet hat, sagt er:

„Mit wahrhaft inniger Freude kann unser Blick auf dem vom heimatlichen Heerde" — der heimatliche Heerd ist ohne Zweifel Deutschland — „in ein fremdes Land versetzten zarten Kinde ruhen. Wir gewahren in ihm eine gesunde Natur, ein durch seinen offenen Charakter gewinnendes Wesen, eine nicht zu trübende, vom Leichtsinn weit entfernte Freudigkeit, einen mächtigen Bildungstrieb. Nicht zurück steht es gegen die deutsche Schwester, die unter dem Schutze mehrerer edlen Fürsten in weiten Landen unbehindert sich ergehen kann, während in Polen doch nur einzelne, wenngleich reichbegüterte Privatleute mit seiner Pflege und Erziehung sich befassen."

Daß mit jenem Wohlgefallen ein ziemliches Mißfallen des Verfassers an der ehemaligen Bestimmtheit der dem römischen Stuhle unterworfenen Kirche, z. B. an ihren früheren Mißbräuchen, sich verknüpft, kann nicht Wunder nehmen. Jenes Wohlgefallen und dieses Mißfallen entsprechen einander psychologisch. Indeß läßt sich Herr Pfarrer Fischer durch dieses Mißfallen nur zu maßlosen und anstößigen Ausdrücken hinreißen. So spricht er (S. 1 ff.) mit Beziehung auf die vorreformatorische Zeit von dem Kampfe nicht nur einzelner Männer, sondern auch zahlreicher Genossenschaften „gegen die Finsternis, welche so recht gefliſſentlich von einer meist rohen, unsittlichen, unwissenschaftlichen und fleischlich gesinnten Priesterschaft als Schoßkind gehegt und gepflegt worden."

Der Verfasser gedenkt seinen „Versuch" dadurch zu vollenden, daß er den beiden Heften noch drei andere als Bestandstücke des zweiten Theiles anschließt. Wir werden das Erscheinen derselben freudig begrüßen.

Breslau.

Wilh. Böhmer.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Kasernen-Geschichten. Aufmerksam gemacht durch einen in unserem „Magazin" gelieferten Artikel über des piemontesischen Kavallerie-Offiziers, Grafen Alessandro Bianco di San Jorioz, „Storie della Caserma", hat der Verleger der „Illustrirten Soldatengeschichten", Herr Bernhard Schlicke in Leipzig, eine Uebersetzung dieses italiänischen Soldatenbuches veranlaßt, das kürzlich unter dem Titel „Kasernen-Erzählungen" erschienen ist.*) Graf di San Jorioz, der mit der Leitung der Unteroffizier-Schulen des piemontesischen Regiments „Aosta" beauftragt ist, hat seinen Schülern wöchentlich einigemal Anekdoten aus der neueren Kriegsgeschichte erzählt, die sodann von den jungen Soldaten aus dem Gedächtnis auf Papier gebracht werden mußten. Die günstigen Erfolge dieser Methode, sowohl in Bezug auf die schriftliche Ausdrucksweise, als auf den militairischen Sinn und die Bildung der Unteroffiziere, bewogen den Grafen di San Jorioz, diese Soldaten-Geschichten auch zu Nutz und Frommen Anderer zu sammeln und drucken zu lassen. Es sind meistens Anekdoten aus der Zeit Napoleon's I. und seiner Feldzüge, denen sich auch einige aus dem Feldherrn-Leben Karl Albert's, Königs von Sardinien, anreihen. Der deutsche Uebersetzer, ein sächsischer Offizier, hat wahrscheinlich herausgefühlt, daß eine Anekdoten-Sammlung von so vorherrschend nationaler und lokaler Färbung zur Unterhaltung in deutschen Kasernen weit weniger geeignet sei, als in italiänischen oder französischen, und deshalb hat er sich darauf beschränkt, eine Auswahl von hundertundein Geschichten aus dem Buche des Grafen di San Jorioz zusammenzustellen. Wir fürchten jedoch, daß die „Kasernen-Erzählungen" immer noch einen etwas fremdartigen Anstrich für deutsche Soldaten haben, besonders da der Uebersetzer es nicht verstanden hat, den volksthümlichen Ton zu treffen, in welchem solche Erzählungen gehalten sein müssen, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen sollen.

— Neues Telegraphen-System in Amerika. Wenn wir den Berichten der amerikanischen Tagespresse über das Resultat der Probeversuche, die bis jetzt mit dem Hughes'schen Druck-Telegraphen angestellt wurden, Glauben schenken dürfen, so hat das Telegraphenwesen abermals einen großen Schritt vorwärts gethan, sowohl bezüglich auf Sicherheit und Schnelligkeit, als auch bezüglich auf Billigkeit der Depeschen-Beförderung. Die von Hughes erfundene Maschine ist eine Combination der Druckerpresse und des elektro-magnetischen Telegraphen, welche einen guten Operateur in den Stand setzt, binnen einer Stunde zwanzigtausend bis fünfundzwanzigtausend Buchstaben auf eine Distanz von tausend bis fünfzehnhundert engl. Meilen bei jeder Witterung zu telegraphiren. Für das Telegraphiren zu gleicher Zeit und in entgegengesetzter Richtung über Einen Draht soll sich dieser neue Apparat ebenfalls vollständig geeignet gezeigt haben, so daß die Herstellung der Linie, wie die Depeschen-Beförderung selbst, durch die Ersparniß an Drähten, Operateuren, Apparaten u. s. w. bedeutend billiger zu stehen kommen wird, als bei dem Morse'schen System. Eine aus amerikanischen und kanadischen Kapitalisten bestehende Gesellschaft, die Hughes' Patent für 125,000 Doll. angekauft hat, wird sofort die Herstellung der Linien durch alle Theile der Vereinigten Staaten und Kanada's in Angriff nehmen. (N. Z.)

*) Grätz, 1855.

*) Aus dem Italiänischen von G. Baumgarten, Oberlieutenant der königl. sächsischen Infanterie. Leipzig, Bernhard Schlicke, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Carl A. Lamm, Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Brennecke, Markgrafenstr. Nr. 11), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 77. Berlin, Donnerstag den 26. Juni 1856.

Frankreich.

Leben und Lieben von George Sand.

Es ist unverhältnißmäßig wenig von dem merkwürdigen Buche in der Literatur geredet worden, in welchem die geniale Schriftstellerin die Geschichte ihres Lebens dargestellt hat. Vielleicht lag es daran, daß unsere Rezensenten keine Zeit haben, fremde Sprachen zu studiren; sie werden mehr davon reden, seit eine deutsche Uebersetzung von C. v. Glümer erschien. Dieselbe ist zwar keineswegs vollkommen, es finden sich leider manche Verstöße gegen die deutsche Sprache darin, aber sie ist sehr treu und ließt sich fließend. Sie bildet den einundzwei-ßigsten Band der sämmtlichen Werke George Sand's, und es ist gewiß ein freudiges Gegengift in ihr enthalten für alle die glühenden, phantastischen Schilderungen, womit diese Romane angefüllt sind.

Die Lebensgeschichte der Sand straft alle ihre Theorieen Lügen; es ist das lehrreichste und auch das beste Buch, das sie geschrieben. Beim ersten Erscheinen fielen die meisten Leser begierig darüber her und sahen sich sehr bald getäuscht, weil keine Ereigniße, keine Enthüllungen darin enthalten waren. Man hatte eigentlich eine Geschichte ihrer Liebe erwartet und einigen Skandal über ihre getrennte Ehe. Ihre große Zurückhaltung in diesem Punkte hat die neugierigen Leute abgeschreckt, aber die Freunde psychologischer Ergründung nur noch mehr angezogen.

George Sand, die so oft und so glänzend die Leidenschaft vertheidigte, ja, sie predigte und lehrte, hat durch die Art, wie sie dieselbe in ihrer Lebensgeschichte behandelt, bewiesen, daß sie die falsche Gottheit jetzt vollkommen erkannte. Die Moral und das strenge Urtheil der Welt haben sich bei George Sand mehr Geltung verschaft, als sie vielleicht zugesteht; jedes Wort über ihr Leben und Lieben ist von ihnen diktirt worden. Die unwillkürliche Achtung, welche sie diesen beiden Mächten bezeugt, macht ihr um so mehr Ehre, als sie nie danach trachtet, die Wahrheit ihnen zu opfern; sie versucht es nirgends, sich besser darzustellen, als sie ist. Sie beschönigt Nichts, aber sie vorschweigt Manches, wie sie ausdrücklich und mehrfach erklärt; sie sagt jedoch noch genug, um ihre volle Aufrichtigkeit zu beweisen und ihren Charakter sowohl wie ihre Erlebnisse anschaulich darzustellen. George Sand entkleidet sich mit wahrhafter Selbstverleugnung alles des romantischen Schmuckes, womit ihre schmeichlerischen und oberflächlichen Biographen ihre Lebensgeschichte ausgefallt hatten.

Sie erzählt umständlich, daß sie keine reiche Erbtochter, sondern nur Besitzerin eines kleinen Gutes, Nohant, gewesen, daß sie nicht zu ihrer Heirat gezwungen worden, sondern ganz gern die Gattin eines jungen, hübschen Militairs außer Diensten ward, der ein unehelicher Sohn des Obersten Dudevant war, also auch nicht den Napoleonischen Baronstitel seines Vaters erben konnte. Man wollte die berühmte Schriftstellerin durchaus zur „Baronin“ machen und ihr eine aristokratische Abkunft andichten. Von väterlicher Seite war ihr eine solche auch zu Theil geworden, wenn man von einer legitimen Geburt absehen will, denn ihres Vaters Mutter war allerdings Tochter des berühmten Marschalls von Sachsen und Enkelin von König August. Diese Großmutter, die stolz auf ihre uneheliche, aber vornehme Geburt war, wünschte nichts heißer, als ihre Enkelin in legitime und aristokratische Verhältnisse zu bringen, aber es gelang ihr nicht, sie von ihrer plebejen Mutter loszumachen, die indessen, trotz ihrer schlechten Erziehung und ihrer Jugendvergehungen, eine echt weibliche Eigenthümlichkeit sich bewahrt hatte: die rührende Fähigkeit, durch die Liebe gebessert zu werden. Die Charakter-Schilderung der beiden ihr so nahe stehenden Frauen ist gewiß das Meisterhafteste, was George Sand jemals geschrieben. Der nachtheilige Einfluß, den die niedere Herkunft und Verwandschaft der Mutter auf die Stellung der Dichterin geübt haben, ist bedauernswürdig; George Sand ist immer in untergeordneten Lebenskreisen dadurch festgehalten worden. Hätte sie, wie kehren und die Höhen der Gesellschaft erreichen können, würde sie unfehlbar viel mehr geleistet haben. Die Menschen, mit denen sie leben mußte, waren fast alle höchst alltäglich; später führte sie ihre Schriftstellerei wohl zuweilen mit geistreichen Männern zusammen, aber sie gehörten auch fast alle dem literarischen Vagabondenthum an und steckten selbst tief in politischer oder religiöser Verwirrung, wie Lamennais, Leroux u. s. w. Sie konnte von ihnen keinerlei Förderung erfahren; ihr Geist lechzte immer vergebens nach Erleuchtung und Unterstützung von Anderen. Sie hat Alles aus sich selbst schöpfen müssen, eine kräftig leitende Hand hat sie nirgends; hierin liegt eine große Entschuldigung für viele ihrer Verirrungen! Sie ist eigentlich eine durchaus reine Natur; eine femme honnête, wie die Franzosen sagen, würde sie gewiß geblieben sein, wenn ihre Lebensstellung nicht so unheilvoll zwischen zwei verschiedenen Gesellschaftsschichten geschwankt hätte. Alle romantischen Verwickelungen, welche ihre Ehescheidung hervorgebracht haben sollten, sind erdichtet. Sie ist mit der friedlichsten Zustimmung ihres Mannes nach Paris gegangen, um dort durch ihre Talente Geld zu erwerben, was allerdings in Deutschland nicht leicht einer Frau bewilligt worden dürfte. Der Ertrag ihres Gutes reichte nicht aus, um alle Bedürfnißfe der Familie zu befriedigen, besonders hatte die Sand viel Verdruß mit ihrem Gatten über ihre Wohlthätigkeit und ihre freigebige Art, das Hauswesen zu führen. Er unterwarf ihre Ausgaben einer strengen Kontrole, obwohl alle Einkünfte zu ihrem großmütterlichen Erbtheil gehörten und er, wie es scheint, damals gar keine eigene Einnahme hatte. Später erbte er von seinem natürlichen Vater einiges Vermögen, entsagte aber dennoch niemals seinen Rechte, dasjenige seiner Frau zu verwalten und zu verzehren. Er gab ihr zwar die Erlaubniß, nach Paris zu gehen, aber nur sehr wenig Geld dazu, und sie wußte wirklich anfangs Noth leiden. Aus Sparsamkeit legte sie oft Männerkleidung an, weil die weibliche Toilette im Straßenschmutz von Paris viel Kosten-Aufwand verursacht. George Sand erzählt dies mit einer Aufrichtigkeit, die eigentlich einen tieferen Sinn hat, denn man ersieht daraus, wie schmerzlich ihr die Fabeln gewesen sind, die wegen ihrer männlichen Kleidung über sie verbreitet waren. Mit rührendem Eifer versichert sie, daß nicht unweibliches Verlangen nach Freiheit und Abenteuern, sondern nur die Noth sie zu diesem Schritt verleitet habe.

Anfangs mißlangen alle ihre Unternehmungen zum Geld-Erwerb, sie malte auf Holz; aber die Farben liefen durch einander. Romane zu schreiben, schien ihr allzu schwer; denn sie hatte in frühster Jugend schon mehrfache Versuche gemacht, die ihr allen Muth genommen, weil sie nie die richtigen Worte für ihre Ideen gefunden. Als sie aber sah, mit welcher Leichtigkeit ihre literarischen Freunde Balzac, Sandeau u. s. w. die Aufgabe sich stellten und lösten, griff sie zur Feder und schrieb in einem Guß ihre „Indiana“, wenig Wochen später „Valentine“, und noch in demselben Jahre begann sie „Lelia“. Der Erfolg ist bekannt genug, ebenso die Kommentare, welche zu diesen Büchern und dem Leben der Sand geschrieben wurden. Sie sollte durchaus selbst die Heldin ihrer Schriften sein, und die weißen ihrer bleispochenen Liebesverhältnisse hat man ihr daraus ootroyirt. Sie wünscht dringend, diesen Irrthum der Lesewelt aufzuklären, und sucht durch eine genaue Analyse ihrer Romane zu beweisen, daß sie stets ganz objektiv gedichtet. Nur bei „Lelia“ giebt sie zu, ihre Stimmung und Ansichten darin aufgeschrieben zu haben, aber sie protestirt ferierlich dagegen, jemals eigene Erlebnisse geschildert zu haben. Ueberzeugender, als diese Versicherung, ist der Beweis, welcher aus ihrer Lebensgeschichte hervorgeht, daß sie keine Romanenliebe hochstellte. Sie spricht mit kühler Ruhe von dem Jugendtraum einer Neigung, die im wirklichen Leben entweder mißachtet oder mißbraucht wird und gewöhnlich auch Selbstäuschung entsprungen ist. Die einzige Leidenschaft, welche Gluth mit Keuschheit, Macht mit Selbstlosigkeit, himmlische Freude und heiligen Schmerz verbindet, ist die Mutterliebe, sagt George Sand und dokumentirt damit die echte Weiblichkeit ihrer Seele. Von ihren Kindern spricht sie mit rührender Begeisterung; ihr ganzes Lebensglück scheint von ihnen abgehangen

Digitized by Google

gelungen, sich von ihrem Manne die freie Disposition über die Erziehung derselben zu erringen; sie ist übersetzig, als sie ihre Lieblinge endlich in die kleine Manfardenwohnung einführen kann, und läßt sich von ihrem trotzköpfigen Töchterchen auf die rührendste Weise tyrannisiren.

Das liebevolle Verweilen bei diesen Scenen ihres Lebens ist ein schönes Zeugniß für die Gemüthlichkeit der Sand. Die meisten Schriftstellerinnen würden gewiß aufsührlicher über die Erfolge ihrer Eitelkeit geworden sein, aber George Sand redet ebenso zurückhaltend über den Ruhm, wie über die Liebe. Die Verlockungen beider sind ihrem wahrheitsdurstigen Geist sehr bald als eitel erschienen.

Mit derselben aufrichtigen Ehrlichkeit, die sie dazu trieb, die Erdichtung ihrer Reichthümer, ihrer vornehmen Geburt und ihrer romantischen Verhältnisse zu widerlegen, schildert die Sand auch ihre äußere Erscheinung und versichert, daß sie nicht die mindeste Schönheit besessen hätte, was auch ihre schmeichlerischen Biographen davon sagen mögen. Ihr Gesicht habe oft die zur Ausdruckslosigkeit zerstreut und müde ausgesehen, und eine große Nase sei stets ein sehr hervorragendes Hinderniß der Schönheit gewesen. In der Jugend habe sie so träumerisch und still dasitzen können, daß man sie für dumm und ihr eigener Mann sie sogar für ein wenig blödsinnig gehalten hätte. Diese Beschreibung gleicht gewiß nicht dem Bilde, welches man sich von George Sand zu machen liebte und welches noch kürzlich in diesen Blättern (Nr. 59), bei Gelegenheit einer Episode aus Chopin's Leben, so reizend ausgemalt wurde.

Arme George Sand, man malt Dich körperlich schön, um Dich geistig desto häßlicher darstellen zu können! Immer wieder wird Dein Leben und Lieben falsch ausgelegt! Das Verhältniß zu Chopin gehört zu den Partieen, welche die Sand in ihrer Biographie am ausführlichsten und nüchternsten beschildert hat. Es ist durchaus kein romantisches, sondern ein wahrhaft mütterliches gewesen. Der eigensinnige, kränkliche und höchst reizbare Komponist hat ihr unendlich viel Noth und Sorge verursacht; sie pflegte ihn wie ein Kind und achtete nicht, wie sehr ihre gütige, wohlwollende Natur mißverstanden wurde. Ihr eigener Sohn, Moriz, den sie abgöttisch liebte, mußte seiner schwachen Gesundheit wegen ein südliches Klima aufsuchen, sie reiste mit ihm nach Majorka und nahm, auf vieles Bitten von Chopin's Aerzten und Freunden, den brustkranken Künstler mit, um auch ihm die Wohlthat des Südens zu verschaffen. Die Reise war durch die Doppelpflege unendlich mühselig, und die edelmüthige Pflegerin hatte den schlechten Lohn dafür, daß Chopin stets verdrießlich und undankbar war, und daß die böse Welt seinetwegen ihren Ruf angriff. Jedem aufmerksamen Leser wird sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß George Sand im Leben und Lieben bis jetzt sehr ungerecht beurtheilt worden ist, und daß ihre eigenen Geständnisse erst gehört werden müssen, um eine richtige Anschauung ihrer ursprünglich edlen und reichhaltigen Eigenthümlichkeit zu gewinnen.

F. v. H.

Palästina.

Ein Ausflug nach dem Todten Meere, dem Jordan und Jericho.

(Schluß.)

Um Mitternacht rief das laute Geläute der Klosterglocke die Brüder zu ihrer nächtlichen Andacht in die Kapelle, von wo die harmonischen Töne von vielleicht drei Dutzend männlichen Stimmen, welche die Litanzie sangen, mit schlafverscheuchender Gewalt bis gegen eine Stunde vor Tagesanbruch auf uns eindrangen, wo wir, nachdem wir einen stärkenden Schluck heißen Kaffees zu uns genommen und die übliche kleine Beisteuer an den Klosterschatz entrichtet hatten, diesen gastfreien Raschplatzern des heiligen Antonius Lebewohl sagten und unseren Weg nach dem Todten Meere fortsetzten. Wie am vorhergehenden Tage enthüllte sich uns von Zeit zu Zeit ein Stück von jenem düsteren See, da wir über diese achtzehn Meilen von noch öderen und verbrannteren Bergen ritten, als wir bisher überschritten hatten, aber erst etwa eine Viertelmeile von dem Ufer sich unser Auge auf seinen vollen Wasserspiegel. Der Eindruck einer schaurigen Verein-samung, den er von vorn herein auf uns hervorgebracht, fand sich hier bestätigt und gekräftigt. Alles schien in todtenglecke Stille eingewiegt, und die einzigen Spuren der Vegetation, die sich bemerkbar machten, waren ein paar halb verdorrte Kameel-Dornsträucher am Rande der nahen Ebene und die greine Linie von Bäumen und Dickicht, die den gewundenen Lauf des Jordan nach dem See von Galiläa hinab bezeichnet. Bis ungefähr dreißig Schritt von dem Wasserspiegel war das Ufer tief gefurcht, wie durch das Eindringen früherer, höher gehender Wogen, und überall bestreut mit Treibholz, das die Sonne zu einem schmutzigen Weiß gebleicht hatte. Obgleich erst neun Uhr, war die Hitze schon drückend geworden, und wir beschlossen daher, ohne Zeitverlust ein Bad zu nehmen. Mehrere hundert Schritt von dem Ufer das Wasser an seiner Stelle über fünf Fuß tief, aber dies war hinlänglich, um die vorgeblich wunderbare Schwimmkraft zu probiren, über welche die Reisenden so viel gesprochen und geschrieben haben, und ich bin durch das Resultat in den Stand gesetzt, unser vereinigtes Zeugniß dem unserer Vorgänger hinzuzufügen. Jeder von uns that sein Möglichstes, um unterzusinken, indem er sich mit völlig leergehauchter Lunge flach auf das Wasser legte, seinen Körper in alle erdenklichen Stellungen zusammenbog und durch den stärksten Druck unter die Oberfläche zu gelangen suchte; aber Alles war vergebens. Wir hätten in der That, wie einer von meinen Gefährten bemerkte, wenn es möglich gewesen wäre, ein Segel anzurichten, ohne ein Glied zu bewegen, über den See gleiten können. Auch was den ekelhaft bitteren Geschmack des Wassers und seine scheinbar Besorgnißerregend betrifft, habe ich die früheren Berichte keineswegs übertrieben gefunden; sauleb, stark gesalzenes Seewasser möchte ihm im Geschmack nahe kommen, allein nichts Geringeres, als eine Auflösung von Leim, mit ranzigem Oel gemischt, würde sich mit der widrigen Klebrigkeit vergleichen lassen, mit der es sich an die Haut, das Haar und den Bart festsetzt und letztere beide noch dazu beim Trocknen in einer Weise verfilzt, daß ihre Entwirrung und Reinigung in der Folge nicht ohne große Mühe zu bewerkstelligen ist. Den Augen und der inneren Nasenhaut verursacht es einen brennenden Schmerz, und überhaupt befanden wir uns alle drei nach dem Bade in einem Zustande von äußerster Abspannung, mit einer Steifheit der Gelenke verbunden, von der wir uns erst nach einer halben Stunde wieder erholten. Man hätte uns eine erkleckliche Belohnung versprechen müssen, wenn wir vermocht werden sollten, den Versuch zu erneuern. Nachdem wir unter dem Schatten des unserem Araber gehörigen Mantels, der zeltartig auf vier Stücke Treibholz aufgespannt wurde, gefrühstückt hatten, stiegen wir abermals zu Pferde und kehrten diesem jüdäischen Nothnus den Rücken, in raschem Galopp über die Ebene nach dem Punkte eilend, wo man den Jordan gewöhnlich aufzusuchen pflegt und den die Tradition als die Stätte der Taufe des Heilands durch Johannes bezeichnet. Die Entfernung von dem Todten Meere bis dahin beträgt ungefähr drei Meilen, und auf dieser ganzen Route sahen wir nicht einen einzigen Grashalm; von Vegetation ist in der That auch nicht die geringste Spur. Außerdem war der Boden von allen Seiten mit einer Salzkruste überzogen, wie ich sie in der großen Ebene von Tauris angetroffen habe, hervorgebracht durch die Einwirkung der Sonne nach Regengüssen auf ein stark mit diesem Mineral geschwängertes Erdreich.

Da ich ein frischeres Pferd ritt, als die Anderen, so war ich meinen Gefährten um einige Hundert Schritt zuvorgekommen, als wir und dem mit Tamarisken und Weiden bewachsenen Ufer des Stroms näherten. Da erblickte unser arabischer Führer plötzlich einige dunkle Punkte auf einem der niedrigen Moab-Berge, die sich gegen den östlichen Saum des Flusses abdachen, und ließ sogleich anhalten, indem er erklärte, daß jene entfernten Gegenstände Beduinen von einem feindlichen Stamm seien, und uns zur augenblicklichen Flucht über das That nach Jericho rieth. Wir weigerten uns jedoch entschieden, auf diesen Vorschlag einzugehen, und — wie der irländische Passagier, der, als sein Schiff dem Untergange nahe schien, bemerkte, daß dies ihn nichts angehe, da er für die Fahrt von Dublin nach Liverpool akkordirt habe und jedenfalls auf Erfüllung des Kontrakts bestehen werde — beschlossen wir, unter der Aegide unseres sicheren Geleits nach dem Flusse weiter zu reiten und den Jerusalemer Scheich für die Folgen verantwortlich zu machen. Abdullahritt eine kurze Strecke voraus, um die Gegner zu rekognosziren, aber in demselben Moment bewegten sich die schwarzen Punkte, deren Zahl sich unterdeß mehr als verdoppelt hatte, rasch auf die Furth zu; in einem Nu wandte sich unser Araber zur Flucht und war bald in vollem Rückzuge nach Jericho, seine Anbefohlenen ihrem Schicksal überlassend. Wir hatten kaum Zeit, uns auf ein paar niedrige Erdhügel in der Nähe des Flusses zurückzuziehen, als die anrückenden Beduinen durch den Strom sprengten und in gestrecktem Galopp und mit gefällten Lanzen auf uns zukamen. Ihre Lanzenspitzen waren höchstens ein Dutzend Fuß von den Köpfen unserer Pferde entfernt, als sie sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit umkehrten und aufrichteten. Der Anführer der Schaar, die in Allem dreizehn Mann stark war, konnte für das wahre Ideal eines arabischen Scheichs gelten. Er war mit ungewöhnlicher Vollständigkeit, vom Kastan bis zum Burnus, gekleidet und hatte eine schöne, männliche Physiognomie, die uns sogleich über etwa zu befürchtende persönliche Gewaltthätigkeiten beruhigte. Seine zwölf Gefährten waren, wie er, mit Lanzen, Pistolen und Säbeln bewaffnet und schienen keineswegs Leute zu sein, die sich durch irgend eine Demonstration von unserer Seite würden einschüchtern lassen: eine Thatsache, die bei unserem Verhalten den Ausschlag gab. Indem wir daher die Salaamets und Maschallahe des Scheichs mit einem gleichen Anschein von ruhigem Vertrauen erwiderten, willigten wir ein, ihn an den Fluß hinunter zu begleiten, wo wir Alle absteigen und er uns mit gutmüthiger Lebhaftigkeit unsere zinnernen Flaschen mit Wasser füllen half. Unter bewandten Umständen war an das von uns beabsichtigte Bad nicht zu denken, da wir es vorzogen, die Reinigung von

dem Schlamm des Todten Meeres auf eine spätere Zeit zu verschieben, als daß wir uns der augenfälligen Gefahr aussetzten, den Rückweg nach Jerusalem en chemise zu machen. Um die Neugier des Scheichs in Betreff unserer Waffen zu befriedigen, setzten wir ihm die eigenthümliche Beschaffenheit unserer sechsläufigen Revolvers aus einander, wobei wir jedoch den Umstand verschwiegen, daß unser ganzes Kleeblatt nur noch über vier Kugeln zu verfügen hatte, da die übrigen im Rebhuhnschießen auf dem Ritt von St. Sabbas nach dem Jordan daraufgegangen waren. Indessen brachte der Anblick dieses neumodischen Schießgewehrs offenbar einen sehr heilsamen Eindruck auf den Scheich und seine Kameraden hervor. Endlich, nachdem wir beinahe eine Stunde in dieser Weise verbracht und seine Einladung, über den Fluß zu setzen und uns nach den Zelten seines Stammes zu begeben, abgelehnt hatten, machten wir Miene, aufzusteigen, als ein Araber jedwed von unseren Pferden beim Zügel ergriff und der Scheich uns ohne weitere Umstände bedeutete, daß wir ihm ein Lösegeld von fünfhundert Piastern die Person zu entrichten hätten. Eine so mäßige Forderung bewies, daß er nicht gern zu extremen Maßregeln schreiten werde, und mit einem bedeutungsvollen Griff nach unseren Colts antworteten wir daher, daß, obgleich die verlangte Summe eine bloße Kleinigkeit sei, wir sie nicht bezahlen könnten, da wir unser Geld in Jerusalem zurückgelassen hätten; wenn aber der Scheich uns dahin begleiten wolle, so würden wir ihm dort mit einem viel ansehnlicheren Geschenk zu Diensten stehen. Diesen freundschaftlichen Vorschlag zurückweisend, setzte er seine Forderung nach einer Weile auf zehn Pfund Sterling herab, und auf unsere Erklärung, daß auch dies unsere Mittel bei weitem übersteige, rückte er endlich mit einem Ultimatum hervor, nach welchem er sich mit sechs Pfund und den neuen blauen Tuchhosen unseres Dragomans begnügen wollte. Diese letzteren hatten ihm von vorn herein in die Augen gestochen; aber ihr Eigenthümer, der bisher weder sich selbst, noch seine Garderobe in Gefahr geglaubt hatte, entwickelte in dieser Krisis eine unerwartete Energie und Beredtsamkeit und erklärte, daß die geringste Freiheit, die man sich gegen seine Beinkleider erlaube, dem Scheich und seinem ganzen Stamme den vergeltenden Zorn des britischen Konsuls zuziehen werde. Die Furcht vor der Rache des Herrn Finn blieb in der That nicht ohne Wirkung, und nach langem Feilschen wurde der Streit durch ein Douceur von einem Sovereign pro Kopf und eine extraordinäre Vergütung von fünfzig Piastern für die verführerischen Zuerpressliches geschlichtet.

Nachdem wir den freien Rückzug an einen so billigen Preis erkauft, stiegen wir zu Pferde und verabschiedeten uns eiligst von den Freibeutern, mit gegenseitigen, ebenso ärterirebenen, als hohlen Freundschaftsbezeugungen. Wir waren aber kaum drei Viertelmeilen weit geritten, als wir die ganze Beduinen-Meute voutre à terre hinter uns her jagen sahen; nach einem Rennen von höchstens zehn Minuten gaben sie jedoch die Verfolgung auf, und wir galoppirten gemächlich über die öde Ebene nach Jericho, wo wir unseren flüchtigen Führer in großer Angst wiederfanden. Der Jordan selbst bietet wenig Merkwürdiges dar; es ist ein schlammiger, reißender Strom, etwa dreißig Schritt in der Breite, und läuft zwischen hohen Ufern, an beiden Seiten mit einem schmalen Dickicht von Kirschbäumen, Tamarisken und Weiden eingefaßt — die einzigen Spuren von Vegetation, die auf dem ganzen sandigen, ausgebrannten Thal von dem Moab-Gebirge bis Jericho zu erblicken sind. Daß von diesem letzteren keine alten Ueberreste mehr existiren, sehe ich als bekannt voraus; ein elendes arabisches Dorf von geflochtenen Lehmhütten ist Alles, was an die ehemalige Hauptstadt der Kanaaniter erinnert. Es wird zwar die Stätte gezeigt, wo sich einst das Haus des Zöllners Zachäus befand, aber man wird sich leicht denken, daß diese archäologische Merkwürdigkeit durchaus keinen zuverlässigen Charakter besitzt. Wir hielten bei einem alten, viereckigen Thurm an, wo die Regierung einen imaginären Posten von Baschi-Bosuks unterhält; im Innern des schmalen Hofraums ist eine kleine Zisterne, die aus dem circa eine Meile entfernten Brunnen des Elias mit Wasser versehen wird. Nach halbstündiger Rast im Schatten dieser alten, verfallenen Mauern, den einzigen Steinfragmenten in ganz Jericho, brachen wir von neuem auf und schlugen den Bergpfad nach Jerusalem ein, der aller Wahrscheinlichkeit nach derselbe ist, der den beiden Städten vor neunzehn Jahrhunderten als Verbindungsstraße diente. Ein paar Meilen von Jericho kamen wir am Fuße des „Berges der Versuchung“ vorbei, einer zu einer Kette von Kalksteinhügeln gehörigen Anhöhe, die von den mönchischen Legenden als die Scene der vierzigtägigen Versuchung Christi in der Wüste bezeichnet wird. Die ganze Oberfläche des Berges ist mit Höhlen durchwühlt, von welchen der Dragoman uns speziell auf eine aufmerksam machte, in der Jesus jene lange Prüfungszeit verbracht haben soll. Bis fast zehn Meilen von diesem Punkte ab arbeiteten wir uns einen steilen, felsigen Pfad hinauf, ohne ein einziges menschliches Wesen oder einen einzigen grünen Fleck zu erblicken; überall umrinnete und die schweigende Oede.

Dann kam hier und Ziegen, und mitunter ein Trupp Kameele. Drei Meilen weiter veränderte sich die Scene, und wir betraten die oliven- und feigenbepflanzten Gärten von Bethanien, einem Ort von so friedlicher Schönheit, wie kein anderer in der Nähe von Jerusalem. Das Heimathsdorf der Martha und Maria liegt auf der Abdachung eines niedrigen Hügels im Rücken des Oelberges, außer dem Gesichtskreis der heiligen Stadt, und kann für das wahre Ideal einer die fromme Abgeschiedenheit und Contemplation begünstigenden Stätte gelten. Ohne die Phantasie zu lebhaft anzustrengen, könnte man sich leicht in die Zeit zurückversetzen, wo der Herr mit seinem kleinen Gefolge gläubiger Anhänger langsam über den Gipfel jenes üdebkränzten Hügels von Jerusalem hierher wollte, und in Gedanken die tugendhaften Schwestern hervortreten und ihren hehren Gast bewillkommnen sehen. Hier darf sich der Reisende in der That seinen Gefühlen ungescheut überlassen, da er hier mitten unter Scenen steht, die keine von ihren heiligen und ergreifenden Erinnerungen den Erfindungen des Pfaffentrugs oder den schwächlichen Gebilden der Leichtgläubigkeit verdanken. Man zeigt allerdings das Haus der Maria und das Grab des Lazarus; aber dergleichen zweifelhafte Reliquien tragen nichts zur Vermehrung des erlesenen Interesses bei, das sich an den ganzen Ort und die ganze Nachbarschaft knüpft. Ein unselmännischer Cicerone führte uns eine niedrige, steile, von der Zeit arg mitgenommene steinerne Treppe hinab in eine kleine unterirdische Kammer, mit einem roh gearbeiteten Altar und ganz unbeleuchtet, und dann durch die engste und niedrigste aller Thüren in eine zweite, noch kleinere und tiefere, wo das flackernde Licht unserer Kerzen eine flache Steinplatte beschien, unter der, wie man uns versicherte, die Asche des Lazarus ruht. Credat qui vult.

Bethanien hinter uns lassend, erreichten wir die Quelle der Apostel, wo — sagen die Priester wieder — Jesus und seine Jünger auf dem Wege nach Jerusalem zu trinken pflegten, und erstiegen dann den Oelberg, an der Himmelfahrts-Kirche und der traditionellen Stätte vorbei, wo Christus Thränen vergoß über die dem Untergang geweihte Stadt, die sich zu seinen Füßen ausbreitete. Wie es sich auch mit der historischen Begründung der Tradition verhalten möge, den Vortheil kann man diesem Punkte wenigstens nicht absprechen, daß er einen Blick aus der Vogelperspektive auf ganz Jerusalem und seine wichtigsten Umgebungen gewährt — von dem Pfuhl von Siloa bis zu den Gräbern der Könige in der einen und vom Berge Zion bis zum Stephansthor in der anderen Richtung. Der Oelberg selbst ist ein niedriger, brauner Hügel, dicht besäet mit den Bäumen, von denen er seinen Namen führt, und vom Moriah und dem Umfreise des Tempels durch das enge That Josephat getrennt, durch welches sich das trockene Bett des Baches Kedron windet, an dem kleinen Gehöge vorüber, das die neun alten Oelbäume von Gethsemane enthält — ein That, das, Alles in Allem genommen, an Erhabenheit der damit verschwisterten Ideen einzig in der Welt dasteht. Wir ritten darüber hinweg und zogen in die Stadt ein durch das Thor von St. Stephan, als eben der letzte Rand der rothen Sonnenscheibe jenseits der Berge nach Jaffa hin verschwand.

(D. N.)

Nord-Amerika.

Seeküsten-Vertheidigung und Fortifications-System der Vereinigten Staaten.*)

Der Krieg ist noch keine veraltete Tradition. Das tausendjährige Reich nistet in den wunderlichen Höhlen der Apokalypse, und hergeversetzendt, in der That, muß der Glaube sein, der auf den allgemeinen Frieden als auf eine bevorstehende Thatsächlichkeit zählt. Mars ist noch kein Fossil für die scharfsinnige Forschung moralischer Alterthümler geworden — jetzt aber schaut er von seinem alten, olympischen Sitz auf einen Kampf herab, furchtbarer und zerstörender, als jemals einer auf der Erde angefochten worden. Ein Jahr, in welchem Sebastopols Veste gebrochen worden — ein Jahr, in welchem auf der Hersonesischen Halbinsel Pest und Schwert ihre entente cordiale mit den ebelsten und zahlreichsten Menschenopfern gefeiert haben: solch ein Jahr ist nicht die geeignete Zeit, in Abrede zu stellen, daß der Krieg ein stets mögliches Ereigniß sei, gegen das jede unabhängige Nation durch gerechte und ehrenhafte Mittel gerüstet sein muß.

Wir verwünschen den Krieg von ganzem Herzen. An die thierische Gewalt, in welcher Gestalt auch, als an eine Entscheiderin des Rechts appelliren, ist an und für sich eine schlechte Logik und besteht noch schlechter vor der Humanität. Werden aber diese Appellationen deshalb jemals aufhören? Giebt uns Amerikanern z. B. der gegenwärtige Stand der Dinge auch nur den Schatten von Hoffnung, daß wir stets mit allen Völkern der Welt in Frieden bleiben werden?

Kriege waren unser Loos beim Eintritt ins National-Leben, und so müssen wir auf ihr mögliches Wiedererscheinen gefaßt sein. Die

---

Digitized by Google

Vereinigten Staaten haben kein Vorrecht, von den Begegnissen der National-Existenz ausgenommen zu sein. Wie beharrlich wir auch die internationale Feundschaft pflegen, doch kann die Zeit kommen, wo uns keine andere Wahl bleibt, als der Krieg. Eben jetzt scheint es, daß wir nicht Englands erstem Minister und erster Zeitung den Frieden, den wir, trotz der furchtbaren Flotte, die neulich abgegelte, um ihren Kiel in dem Golfstrom zu baden, noch immer genießen, zu danken haben. Kanada, Cuba, Central-Amerika, Mexiko, die Nordwest-Gränzen, die Sandwich-Inseln, der Sundzoll, unsere Handelspolitik, unser Widerstand gegen das Durchsuchungsrecht, unsere Naturalisations-Theorie und unterschiedliche andere Punkte bieten Gelegenheit vollauf, die Dialektik des Krieges in Anwendung zu bringen. Die östlichen Verbündeten, ob auf den Sieg pochend, ob von dem verfehlten Kampf mit Rußland erbittert, sind schwerlich in einer friedlichen, versöhnlichen Stimmung gegen uns. Und — wer will es leugnen! — wir sind, wenn auch nicht, wie Lord Ellesmere erklärt, die streitbarste Macht auf Erden, doch nicht so lammfromm, um Unglimpf geduldig einzustecken, oder uns in Drohung und herrschen Gehaß nachgiebig zu fügen; wir sind keine Heilige des tausendjährigen Reiches und werden es schwerlich werden, so lange die kaltberechnende Kühnheit der Gränzer die nüchternen Elemente unseres Handels- und Manufaktur-Lebens in Gährung bringt. Indem also und weil wir allem unglosen Streit abhold sind, erscheint es uns von der Klugheit, wie von der Pflicht geboten, den unglücklichen Folgen irgend welcher Friedensstörung, komme er, aus welcher Quelle auch, fürsorglich vorzubeugen. Wir müssen unser Land in einer solchen Stellung gerüsteter Abwehr erhalten, daß wir nicht die Lebenspunkte unserer Nationalkraft der Feindseligkeit oder der Raubsucht bloß liegen lassen.

Die Lage unseres Landes ist so beschaffen, daß jeder bedeutende Krieg dieses seemächtige Element besonders berühren muß. Kein Nachbar auf unserem Festlande ist, außer als Hülfsvolk einer europäischen Macht, in Anschlag zu bringen. Kein transatlantischer Feind kann gegen uns operiren, außer wenn er eine Landung in großartigem Maßstabe bewirkt oder uns von den Schiffen bombardirt. Kleine Landungen können verhindert werden und dürften auf das Ergebniß der Feindseligkeiten nur geringe Wirkung üben. Eine Landung im Großen aber verlangt die Einschiffung eines Heeres, dessen Transport über die See und dessen Ausschiffung an der Feindes Küsten, wo es entweder durch rasches Vordringen Boden gewinnen oder von der Basis des Ufers aus einen oder mehr Festzüge eröffnen müßte. Zur Beschießung vom Bord und bedarf es in der Regel nur der Schiffs-Rüstung und seiner forcirten Landung. Nun sind wir fast ausschließlich nur einer von diesen beiden Angriffsformen ausgesetzt. Allerdings kann Großbritannien allein oder in Verbindung mit Frankreich und von Kanada aus zu Lande wirksam angreifen, was also von dieser Seite einige besondere Vorsichtsmaßregeln nothwendig macht. Allein unsere Haupt-Aufgabe bleibt, großartig angelegten Landungen und Schiffs-Bombardements erfolgreich die Spitze zu bieten.

In seiner vergangenen Periode der Weltgeschichte konnten überstreiche Feldzüge in so gigantischen Verhältnissen auftreten, eine so furchtbare Macht entwickeln, als in der Gegenwart. Die großen Fortschritte im Schiffsbau, und im raschen Transport, besonders die allgemeine Anwendung der Dampfkraft, zu militairischen, wie zu kommerziellen Operationen, haben die früheren Schwierigkeiten einer Expedition über See bedeutend verringert. — England allein, mit seiner schwächeren Landmacht, könnte allerdings im Falle einer glücklichen Landung den Kampf zu Felde auf die Länge nicht aushalten; oder Frankreich mit seiner Ueberfülle an vortrefflichen Soldaten dürfte uns auf eine harte Probe stellen.

Ein Haupthinderniß für große Landungen ist die Gefahr und die Schwierigkeit, die sich darbieten, wenn denselben mit Nachdruck entgegengewirkt wird. Wenn man sich nicht zuvor einer Stadt mit bequemem Landungsplatz bemächtigt hat, so muß das Ausschiffen von Mannschaft, Kanonen und sonstigem Kriegsbedarf mit Hülfe kleiner Böte bewerkstelligt werden — ein langsames, mühevolles, mangelhaftes und unsicheres Verfahren. — Ein anderes Hinderniß von jüngerem Datum ist, daß mit Hülfe der Eisenbahnen und Dampfböte unsere zerstreuten Truppen mit großer Schnelligkeit konzentrirt werden können: eine Operation, der hauptsächlich die strategischen Punkte unserer Seeküste sehr günstig sind. Wie ungemein wichtig aber auch diese Konzentrirung gegen große Landungen sich erweist, so ist ihre Wirkung rein Null gegen eine bombardirende Flotte, wenn die zusammengedrängten Truppen sich nicht auf Küstenbatterieen mit schwerem Geschütz stützen können. — Laßt eine feindliche Flotte gegen New-York aufsegeln, ohne daß ein Fort, ein Batterie ihr Vordringen hemmt, was frommten dann: „die Millionen kräftiger Arme und wackerer Herzen!" Eine schlechte Wehr ist ein Wall von Menschenfleisch gegen Zweiundreißigpfünder und zehnzöllige Bomben! Fürwahr, nicht New-York allein ist eine möglichst zweckmäßige Vertheidigung werth — all unsere Hafenstädte nehmen dieses Recht, die Sorge unserer Nation in Anspruch, in abwehrhaften Stand gesetzt zu werden. .....

Wir sehen aus dem Vorstehenden, daß auch die Amerikaner einem Kriege gegenüber nicht ohne Besorgniß sind. Nachdem der Verfasser durch anschauliche vergleichende Tabellen über den Stand der Marine bei den drei Nationen evident nachgewiesen hat, daß die Vereinigten Staaten durchaus unfähig sind, sich mit der englischen und französischen Flotte auf offenem Meere zu messen; nachdem er die Seefestungspunkte, die theils schon vollständig befestigt sind, theils der Vervollkommnung oder Ausbesserung bedürfen, mit genauer Angabe der Garnisonen, der Geschütze, der Kosten zum Bau oder zur Reparatur verzeichnet hat, sagt er schließlich: Unser Land in Vertheidigungsstand zu setzen, ist unsere höchste Pflicht, nicht nur wenn der Kriegsruf längs unseren Küsten schon erschallt, sondern zu jeder Zeit, wenn das Unwetter auch noch so tief unter unserem Horizonte grollt. Keinesweges Lärm machen, sondern ernstlich auf die Erfüllung dieser Pflicht dringen wollen wir. Wir haben, was wir für das zweckmäßige Vertheidigungs-System aufrichtig halten, nachdrücklich befürwortet. Dieses System, dessen ganzer Kostenbetrag dem Unterhalt der britischen Marine für ein einziges Jahr nicht gleichkommt, ist in wenigen Jahren zu vervollständigen und gegen die Ereignisse wohlgerüstet herzustellen. Der Handel, und dem unsere Staatseinkünfte fast ausschließlich fließen, ist bei dem Stande unserer Vertheidigungsmittel höchlich betheiligt und darf mit Recht diesen Schutz anfprechen. Wenn wir die Zukunft dieses Handels und unser ganzes Nationalgeschick bedenken, so muß uns jede Ahnung der verheißenen Herrlichkeit ermahnen, nach diesen Bollwerken der Vertheidigung zu sehen, unter deren Schirm wir jeden Kriegssturm sicher abwarten können.

Mannigfaltiges.

— Katholische Reform in Frankreich. Die Herren Bordas Demoulin und F. Huet werden in Frankreich als die Apostel einer neuen gallikanischen Kirche angesehen, die ihre Priester durch die Gemeinden will wählen lassen, den Katholizismus durch die Demokratie regeneriren und ihre Interessen von denen des Staates vollständig getrennt halten will. Ihre Prinzipien, die sie sich den Lehren der protestantischen Kirche sehr annähern, obwohl sie die Dogmen der katholischen nicht aufgeben, haben die beiden genannten Herren in einer soeben erschienenen Schrift niedergelegt,*) gegen deren Verbreitung die französische Regierung bisher in keiner Weise eingeschritten ist. Die Verfasser verlangen die Wiederherstellung der primitiven, von Christus und seinen Jüngern eingesetzten Kirche, indem sie das Evangelium als höchstes Gesetz proklamiren. Sie verwerfen das Mittleramt der Heiligen und der Jungfrau Maria und dringen auf ein werkthätiges Leben neben dem Gebet und der Buße, als Mittel zur ewigen Seligkeit. Die französische Kritik giebt zu, daß den Verfassern eine große Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe nicht abzusprechen sei, doch wird ihnen andererseits schonungslose Härte gegen die bestehenden kirchlichen Einrichtungen vorgeworfen.

— Harar in Ost-Afrika. Der englische Lieutenant Burton, Verfasser der in unserem „Magazin" mehrfach erwähnten „Pilgerfahrt nach Medina und Mekka", hat jetzt auch eine Beschreibung seiner Reise in das Innere von Ost-Afrika verfaßt, die binnen kurzem im englischen Buchhandel erscheinen wird. Lieutenant Burton ist etwa hundert englische Meilen tiefer, als irgend ein früherer Reisender, in das nordöstliche Afrika eingedrungen. Er hat unter Anderem Harar besucht, eine Stadt, die zwar oft schon nach dem Hörensagen geschildert worden, die jedoch noch kein Europäer vor ihm gesehen haben soll.

— Tschudi's Alpen-Thierleben in England. Von diesem trefflichen, bereits in mehreren Auflagen vorhandenen, deutschen Werke ist ein Anzug mit den dazu gehörenden Abbildungen, als ein Theil der bei Longman in London herauskommenden „Traveller's Library", erschienen. Der Titel des Buches ist: „Sketches of Nature in the Alps; from the German of Friedrich von Tschudi" (pp. 258, Pr. 2½ Sill.).

*) Essais sur la réforme catholique, par MM. Bordas Demoulin et F. Huet. 1 fort vol. in-12. Paris, Chamerot & Ladrange, 1856.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin selbst frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedit. Naumann, Mauerstraße No. 81), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 78. Berlin, Sonnabend den 28. Juni 1856.

England.

Die Sprache und die Sitten der Engländer zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Nach einem Manuskript aus jener Zeit.

Dieses Manuskript, welches mir aus der Bibliothek des königl. katholischen Gymnasiums zu Glogau in die Hände gekommen ist, enthält höchst interessante Mittheilungen über die Zustände Englands zur Zeit der Regierung Jakob's I. Aus diesem theile ich vorläufig hier Einiges über die Sprache und die Sitten der Engländer mit. Beide Kapitel dürften die Leser um so mehr ansprechen, als noch Manches von dem, was uns der Verfasser in einem der damaligen Zeit eigenen, einfachen, derben Styl darüber mittheilt, auch heutzutage noch auf die Sprache und die Sitten der Engländer anwendbar ist. Manches hat sich allerdings seit jener Zeit sehr verändert, doch bleibt es immerhin interessant, sich von einem Deutschen etwas über die Sprache, die Lebensweise und die Moden der Zeitgenossen Shakespeare's erzählen zu lassen. Der Verfasser hatte England und seine Bewohner auf einer Reise durch eigene Anschauung kennen gelernt. Mit wie scharfen Augen er Alles beobachtet hat, geht aus dem Texte selbst hervor. Er machte, wie er erzählt, die Reise von Calez (Calais) aus und stieg bei Donner (Dover) and Land; er bezahlte für die Ueberfahrt, nach seiner eigenhändigen Randbemerkung, zwanzig Schilling; für die Ausfahrt von Gravesand (Gravesand) an der Themse bis Blißingen in Seeland funfzig und für seinen Famulus dreißig Schilling.

Das Manuskript ist beendet worden in Frankreich am 1. September 1616; der Verfasser nennt sich Saulmury, was aus den Endworten des Werkes: „Scripsi Saulmury in Gallia*) Ao. 1616. 1. 9bris.“ hervorgeht. Ein National-Franzose kann er aber nicht sein, da er den Franzosen manchen sehr empfindlichen Seitenhieb versetzt, und weil das Manuskript selbst in deutscher Sprache, aber, nach der damaligen Art und Weise der Gelehrten, zu schreiben, mit vielen lateinischen Phrasen und ganzen lateinischen Sätzen untermischt, abgefaßt ist. Ich bin eher geneigt, den Verfasser für einen Niederländer oder für einen Niederdeutschen zu halten, wie aus einigen Stellen hervorzugehen scheint.

In Betreff der Form bemerke ich noch, daß ich mich für Beibehaltung der Sprache, Orthographie und Interpunction des Originals entschieden habe, weil sonst, wenn ich den Text in unsere jetzige Sprache umgegossen hätte, das Ganze an Eindruck verloren haben würde; nur habe ich die lateinischen Phrasen und Sätze, um auch diese allen Lesern zum Verständniß zu bringen, ins Deutsche übersetzt, aber zum Merkmale die übersetzten Stellen in lateinischer (Antiqua-) und die im Manuskript mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Worte und Buchstaben, zum Unterschiede von den übersetzten Perioden, in schräg laufender (Kursiv-) Schrift drucken lassen.

Ueber die Sprache der Engländer.

Sie halten viel von ihrer Sprach; doch fern nicht so viel alß die Franzosen: Die da genzlich dafür gehalten haben wollen keine Sprache auf der Erde sei, nachdem die lateinische und griechische ins Exil geschickt worden sei, mit der französischen zu vergleichen, welche in kurzer Zeit allein in allen Wissenschaften triumphiren werde. Die Engelender meinen gleichwol das man auf den jüngsten tag gewiß Englisch reden; oder aber ja zum wenigsten die Engelender in keiner anderen Sprache jubiciren werde. Es ist aber sonsten eine lepsische, welbische Sprache, da einer wol seine Zunge darüber halb zubrechen muß. Chrysostomus**) gebenket derselben: Die Sprache der Britten ist zischend und hauchend. Es ist eine gemengte Sprach, zusammen geflicket, aus der Niderdeutschen woraus das Meiste, Lateinischen, Französischen, Dänemärkischen, Schottischen, klingt nicht wol, sonderlich bei den mannespersonen: Sie sol mehrenteils mit der Schottischen übereintreffen, nur das die Schottische etwas mennlicher sein sol, vielleicht wie die Sprache von Ober- und Niederdeutschland. Wird nicht sonderlich excoliret, hatt sich aber gleich wol viel geendert; Denn ihre alte Rechtsbücher, oder andere sachen so vor zweihundert und mehr jahren geschrieben, sollen sehr unverstendlich sein: alß das die Studiosi des Rechts und des Alterthums wil Zeit, zu erlangen das Verstendnus der Wort, anlegen müssen. Disen kan man hirbei auch mercken, das es sost in keinem lande gefunden werden sol, da die Lateinische Sprach elender durch bös *pronunciation* zumartert würde, alß in England, sintemahl sie das *i* wie ein *ei* das *a* wie ein *e* *pronunciren*. Alß das wenn man gleich mit einem gelehrten mann, der was den Ausdruck anbelangt sehr wol redet, zu sprechen kommt, man ihnen doch gar nicht oder ja gar übel verstehen kan. Hierkegen reden und *pronunciren* die Schotten sehr wol. Man helt dafür, das der König*) es mit der Zeit zu einer guten enderung dißfalß bringen werde. Da er sehr gelehrt ist und die lateinische Sprache sehr liebt, ist er auch der Englischen Aussprachsweise feind, und wenn er mit einem, so es nicht wol redet, (wie er denn alle Jahr zweimal nach Ochsenfurt**) zeucht und selbst *opponiret*) zu Sprach kombt, ihn mit rauhen worten anzufahren pflegett. Also a. weil ein jeder gern den König zu einem gnedig Herren haben wil, also geben sich die vornehmsten sehr darauff, dass sie das Latein so rein als möglich aussprechen.

Ueber die Sitten der Engländer.

Die Engelender findt was ihren leib und *statur* betreffend ist, in gemein was lenger alß die Franzosen; grade von leib, von farbe sehr weiß, sonderlich daß Frawenvolck, wie man denn in keinem lande dergleichen fast finden sol. Doch sind die mannespersonen gemeiniglich etwas gelblicht; haben vil flüsse im Kopf, wie sie denn gemeiniglich mit den schwarzen flecklin auf den backen einhero ziehen; wiewol ihr vil es auch nur vor hoffart tragen, sonderlich die da vor andern was schön sein wollen, und ein schwarz flecklin***) in dem weissen gesichte tragen. Zwei entgegengesetzte Parteien neben einander gestellt stechen am meisten ab. Pflegen sich sehr zu schminken und mitt wolriechenden sachen in Kleidern zu tragen. In ihren heusern sind sie reinlich, vil mehr alß die Franzosen, doch thun sie es den Niderlendern gar nicht gleich, Besteissen sich schöner dette, doch ist das oberdette mehr nicht alß ein weiß lacken und eine gewirckte Kutze grün od: blaw, ganz löchicht, ist einer besser darinnen versorget alß in Frankreich und Niderlandt. Die Bettstadten sind von schenem gemeiniglich Eichenem holz wol stark gemacht, mit feinen unbhengen, od: auch wol wie in einem Zelt wie es in Italien und Frankreich häufig Sitte ist. Ihre Heuser sind zimlich wol aufgebauet, mitt holz und steinen auß geflochten; doch machen sie dero auch viel von lautren steinen, in zimlicher *disposition*. In ihrer Kleidung sind sie aber alle massen köstlich und prechtig, das derogleich bei keiner andern *nation* zu finden. Man findet bisselend die auf ein einziges kleidt zweiff und mehr tausent gulden wenden; denn sie offt unter den Atlaß gulden stück legen, dasselbe wider zuhanen und anderen Atlaß darunter legen, das eusserste hernach mit dem besten goldt und Perlen, zu auch wol Edelsteinen nach der Künstlichsten kostbarlichsten arbeit durchstücken und vorsetzen lassen. Die Seidenen strümpf, bender muß alles ebenfalles zum besten gestickt sein. In Engelandt sol man Leute finden, die doch weder an stand, Ambt, vermögen und geschicklichkeit den deutschen Fürsten am Wenigsten nicht zuvorgleichen, die in allerlei Pracht es diesen — den deutschen Fürsten — zuvor thun sollen. Kleider müssen in Englandt *simpliciter* schöne sein, und solte das man darüber nicht wol zu fressen haben. Während ich dies schreibe geschieht dies, daß eine Englische *extraordinaere Ambassade* in Frankreich geschickt wird; da sol der Legat *Millors* Herz nur auf diese einzige reise sich zu kleiden mehr den 24000 Pfund Sterlin spendiret haben. Daß sind zweimal-

*) Sollte hierunter vielleicht die Stadt Saumur, der Geburtsort der berühmten Madame Dacier, zu verstehen sein? D. R.

**) in seyner Postpostill.

*) Jakob I.

**) Oxford.

***) Schönpflästerchen.

Digitized by Google

hundert und vierzig Tausend holländische gülden. Er hat einen mantel und ganzes Kleid von Biberharen mit dem besten Gold und Perlen durch und durch sticken lassen; es frage einer, woher nehmen diese Menschen die Mittel zu dem ungeheuren Aufwande! ich glaube nicht, dass es auf Kosten des Königs geschieht. Diejenigen, welche vornehm sein und scheinen wollen, haben auch diesen brauch, dass sie dise über alle maß köstliche Kleider mehr nicht als zwei od: dreimal anziehen und hernachmals vorhandelen lassen ob: ihren Dienern schencken. Ja sie haben diesen Brauch daß sie kein Par seiden strümpf wenn sie schon zum köstlichsten und künstlichsten gestickt, über zwei und 3 mal zum höchsten anziehen; ein schön Par newer wolgemachter stifeln, da sie ihre lebenlang auf kein Pferd nitt kommen, pflegen sie über 3 tage nicht zu tragen: Ihr wil haben den brauch daß sie alle Tage das ganze Jahr über ein par newer schuch anzulegen pflegen. Dannenhero und weil in England von seiden wahren sonderlich strümpfen und noch anderen sachen wil gemachet werd, alß pfleget man zu sagen: Es ist Englische waar, das ist so oil gesagt, es siehet wol trefflich schön aus und ist die Arbeit daran wol zu loben, aber es ist nicht auf die Wehr gemacht, sondern ist an solchen wahren gut und geld baldt verloren.

(Schluß folgt.)

Einige Einzelheiten aus dem Leben Newton's.

Der Dekan der französischen Akademie der Wissenschaften, Biot, hat in einigen der letzten Hefte des Journal des Savans zwei interessante Artikel veröffentlicht, in welchen er die von Sir David Brewster herausgegebene Biographie Newton's*) in sehr geistreicher Weise beurtheilt. Wir geben aus dem zweiten Artikel die folgenden Mittheilungen:

Wenn man die Geschichte der Männer schreibt, die sich durch Entdeckungen in den mathematischen oder Naturwissenschaften berühmt gemacht haben, ist es nicht leicht, in Betreff der kleinen Einzelheiten ihres Lebens das richtige Maß zu halten. Wenn es sich um einen Philosophen oder Moralisten handelt, wie Machiavel, Baco, Pascal, Rousseau, Montaigne, hat es unzweifelhaft ein Interesse, ihre Lehren und ihr Leben in einige Beziehung zu einander zu setzen, weil sie als Individuen und in ihrem Namen zur Nachwelt sprechen. Aber in den positiven Wissenschaften gewinnen die Entdeckungen nichts durch die Autorität eines Namens. Sind sie einmal konstatirt, so bestehen sie durch sich selbst zum Nutzen Aller; man hat nicht nöthig, wenn man von ihnen Gebrauch macht, sich auf die Entdecker zu berufen. Ein philosophisches Interesse an ihren Lebensverhältnissen kann man nur haben, um zu sehen, inwiefern dieselben der Entwickelung ihres Genies hinderlich oder förderlich gewesen. Weiter in ihre persönlichsten Verhältnisse eindringen wollen, ist mindestens unnütz, oft schädlich. — Sie werden dadurch aus der hohen öffentlichen Stellung, in der man sie zu sehen gewohnt ist, zu ihrem Nachtheil herabgezogen; und da die Bestrebungen, durch welche sie sich auszeichnen, sie der Welt entfremden, wird die unwissende Menge, welche überlegene Geister anzuerkennen wenig geneigt ist, nur ihre Sonderbarkeiten bemerken und mit einer gewissen Selbstbefriedigung die lächerlichen Züge, die sie an denselben bemerkt hat, auf die von ihnen kultivirte Wissenschaft übertragen. Fontenelle hat dies in seinen Gedächtnißreden auf die Akademiker mit anerkennenswerthem Takte vermieden. Aber die englischen Biographen sind nicht so rücksichtsvoll. Dem Geschmack des Publikums huldigend, wollen sie Alles sehen, Alles verstehen, Alles berichten, und sie kompromittiren dadurch bisweilen die Würde ihrer Helden. Eine Ehre darin suchend, sich in Bezug auf Newton's individuelle Lebensverhältnisse besser unterrichtet zu zeigen, als seine Vorgänger, betreibt Sir David Brewster diese Anekdotenjagd auf eine Ekel erregende Weise. Wenn man den „Newton“ von Fontenelle gelesen, begreift man leicht, wie er in der Einsamkeit von Cambridge, zur Zeit, wo der Mechanismus des Weltensystems ihm offenbar wurde, oft in seine Meditationen so vertieft sein konnte, daß er die Bedürfnisse des Lebens vergaß. In der vorliegenden Biographie, die auf zwei Bände ausgedehnt ist, werden uns nun alle die besonderen Fälle von Zerstreutheit in behaglicher Ausführlichkeit erzählt und durch authentische Briefe als wirklich historisch erwiesen. Der große Haufe, der die wahre Ursache dieser Selbstvergessenheit nicht würdigen kann, sieht in solchen Charakterzügen nur Geistesschwächen. Zu den öffentlichen Banketten im Saale des Kollegiums, denen er manchmal beiwohnen mußte, kam er, erzählt uns Brewster, wenn man ihn vorher nicht darauf aufmerksam gemacht hatte, mit Schuhen, die an den Ferse niedergetreten, mit Strümpfen, die nicht aufgezogen, mit Haaren, die nicht gekämmt waren, und im Chorhemde. Ein anderes Mal ging er eine Straße lang, ohne daran zu denken, daß er nicht gehörig angekleidet war. Zuhörer hatte er wenige oder gar keine; häufig hielt er seine Vorlesungen vor den leeren Wänden. Nie sah man ihn an einem Vergnügen, an einem Spiel theilnehmen. Er erholte sich von der Anstrengung einer Forschung durch eine andere. Selten ging er vor zwei Uhr Morgens schlafen; am fünf oder sechs Uhr stand er wieder auf. Wir erfahren auch, daß er im Winter gern Aepfel aß und mitunter des Abends einen Bratapfel. Seinen moralischen Charakter schildert man als sanft, ruhig, friedfertig, leidenschaftslos, als menschenfreundlich und wohlthätig. Es ist bekannt, daß er sich den zuletzt genannten Neigungen später, als seine Vermögensverhältnisse sich gebessert hatten, immer mehr ergeben zeigte. Fontenelle erzählt, daß er den schönen Ausspruch gethan: „Durch Testament schenken ist nicht schenken.“ Der Verfasser der vorliegenden Biographie sucht seine Beweise für Newton's Mildthätigkeit in den Ausgabebüchern, die er in seiner Jugend in Cambridge geführt. Wir erfahren nur, daß er seinen Freunden oft kleine Summen geliehen, daß er zweimal Geld im Kartenspiel verloren, daß er einmal Räschereien, die er gekauft, unter die „Otiose et frustra expensa“ aufgeführt, daß er seiner Schwester einmal für vier Schilling Apfelsinen geschenkt. Unter diesen Details ohne alles Interesse begegnen uns aber auch einzelne, die nicht ohne Wichtigkeit sind. Wir erfahren, daß Newton während mehrerer Jahre seines Aufenthalts in Cambridge mit Leidenschaft Experimental-Chemie getrieben, in einem Laboratorium, welches er neben seinem Wohnzimmer eingerichtet und mit allen nöthigen Apparaten angefüllt hatte. Das Feuer wurde in demselben wochenlang Tag und Nacht unterhalten. Ein Zeitgenosse von Newton, der Doktor Stukeley, versichert, daß Newton damals ein Buch über die Chemie geschrieben, in welchem er die Elemente derselben auf Grundlage mathematischer und empirischer Beweise dargestellt, daß aber das Manuskript dieses Werkes durch einen im Laboratorium ausgebrochenen Brand zu Grunde gegangen sei und der Verfasser es nicht noch einmal habe schreiben wollen. Ein Anfall derselben Art soll die letzten Bogen des Manuskripts über die Optik zerstört haben. Hierdurch wird es erklärlich, warum dieses merkwürdige Werk mit einer Reihe von Fragen endigt, die sich auf die geheimnißvollsten physischen und chemischen Vorgänge, die als Wirkungen von Anziehungen in kleiner Entfernung betrachtet werden, beziehen. Es sind dies Fragen, die selbst seinem Genie nur eine lange und vielseitige Experimental-Praxis hat eingeben können, Fragen, die wir auch heute noch nicht beantworten können. Leider hat Brewster in den Papieren Newton's Nichts gefunden, was sich auf seine Arbeiten in der Chemie bezieht; nur ein von Newton eigenhändig geschriebenes Rezept zur Bereitung eines Balsams, den Newton als ein Präservativ gegen die Masern, die Pest, die Pocken, gegen das Gift und den Biß eines tollen Hundes, auch als ein heilsames Mittel gegen Blähungen, Kolik, Magenschwäche und Kontusionen empfohlen hat, hat er mitgetheilt.

Weiter weiß Sir D. Brewster nach, daß die chemischen Arbeiten Newton's lange Zeit die Verwandlung der Metalle zum Gegenstande hatten. Welche Wichtigkeit Newton diesem Problem beilegte, geht aus dem hervor, was er darüber in einem Briefe sagt, den er einem Freunde, Namens Aston, von Cambridge aus gewidmet, als dieser sich auf Reisen ins Ausland begab. Der Brief ist vom 18. Mai 1669 datirt. Newton war damals siebenundzwanzig Jahr alt und hatte bereits seine schönsten Entdeckungen gemacht. Es heißt in diesem Briefe: „Suchen Sie zu erfahren, ob man in Schemnitz in Ungarn das Eisen in Kupfer verwandelt, indem man es in einer vitriolhaltigen Flüssigkeit, die man in den Minen findet, auflöst und die Auflösung, die eine teigartige Masse bildet, einem starken Feuer aussetzt, worauf, wenn sie sich abgekühlt hat, Kupfer geworden ist. Man sagt, daß dies auch in Italien geschieht. Vor zwanzig bis dreißig Jahren bezog man von hier den sogenannten römischen Vitriol. Aber jetzt bekömmt man ihn nicht mehr; wahrscheinlich findet man es vortheilhafter, ihn zur Verwandlung des Eisens in Kupfer zu gebrauchen, als ihn zu verkaufen. . . In Holland lebt ein gewisser Borry, den der Papst vor einigen Jahren ins Gefängniß setzen ließ, um, wie man mir gesagt hat, aus ihm medizinische und Finanz-Geheimnisse von großem Werth herauszubekommen. Aber er ist nach Holland entkommen, wo man ihm Sicherheit gewährt hat. Ich glaube, daß er gewöhnlich in Grün geleidet geht. Ich bitte Sie, suchen Sie so viel wie möglich aus ihm herauszubekommen und zu erfahren, ob die Holländer von seiner Geschicklichkeit Nutzen ziehen.“

Aus seinem einsamen, nur dem Nachdenken gewidmeten Leben wurde Newton im Alter von funfzig Jahren durch die Revolution von 1688 auf die Bühne der Welt gebracht, für welche er nicht vorbereitet war. Da er sich persönlich durch seine religiösen Ueberzeugungen, wie auch durch seine Stellung, in die den Angriffen des Königs Jakob II. auf die Universitäts-Privilegien gemachte Opposition hineingezogen gefunden hatte, so hatte er die Thronbesteigung eines protestantischen Fürsten mit regem Interesse aufgenommen, und er wurde deswegen und in Folge der Bewunderung, die sein Genie einflößte, zweimal: 1689 und 1701, für die Universität zum Mitgliede

*) Die bereits im „Magazin“ verzeichneten „Memoirs of the Life, Writings and Discoveries of Sir Isaac Newton“.

des Hauses der Gemeinen gewählt. Er war in beiden Sessionen nur ein stummes Mitglied. Im Jahre 1696 wurde er durch seinen Freund Charles Montague, der Premier-Minister geworden war, zum Münzhüter, drei Jahr später zum Münzmeister gemacht. Diese ehrenvolle und einträgliche Stellung hatte damals eine ganz besondere Wichtigkeit, da die Regierung die große und gewagte Operation einer allgemeinen Umschmelzung unternommen hatte. Die gründlichen Studien, die Newton in der Chemie und Experimental-Physik gemacht hatte, befähigten ihn ohne Zweifel dazu, diese Arbeit zu leiten; und seine anerkannte Rechtschaffenheit war dabei nicht weniger nöthig. Aber den Wissenschaften ist diese Begünstigung ihrer zu stehen gekommen; seine Zeit und sein Geist waren seitdem durch dieses Amt vollständig in Anspruch genommen.

Fontenelle hatte von Newton gesagt: „Er hat sich nicht verheiratet, und vielleicht hat er nicht die Muße gehabt, daran zu denken." Dieses „Vielleicht" hat den englischen Biographen einer Aufklärung sehr werth geschienen. Schon 1727, gleich nach dem Tode Newton's, theilte der Doktor Stukeley dem Publikum mit, daß eine Mrs. Vincent, 42 Jahr alt, ihm gestanden hätte, daß sie in ihrer Jugend sich der Zuneigung Newton's zu erfreuen gehabt, daß ihre beiderseitige Unbemittelheit ihre Verbindung verhindert, daß Newton ihr aber auch später immer viele Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Diese wichtige Thatsache ist mit allen Nebenumständen in einer von Turnor veranstalteten Sammlung von Materialien zur Geschichte der Stadt Grantham gedruckt zu finden; Sir D. Brewster hat nicht verfehlt, sie in seine Biographie aufzunehmen. Mehr können wir ihm für die Mittheilung eines von Leibniz selbst verfaßten Liebesbriefes danken. Eine von Conduitt, dem Manne der Nichte Newton's, angefertigte Abschrift dieses Briefes ist in der Sammlung der Grafen von Portsmouth aufbewahrt worden, wo sie als ein Werk des Sir J. N. aufgeführt ist. Der Brief ist aus dem Jahre 1703 oder 1704. Newton war damals etwa sechzig Jahr alt. Der Brief ist an eine Lady Norris gerichtet, welche er früher gekannt und die ihren dritten Mann verloren hatte. Der Verfasser bietet sich zum Nachfolger des Verstorbenen an und bemüht sich, durch Vernunftgründe die Dame zu gewinnen. Er schreibt ihr Folgendes:

„Madame, der große Kummer, den Ihnen der Verlust des Sir William verursacht, zeigt, daß, wenn er gesund und wohlbehalten zu Ihnen zurückgekehrt wäre, Sie sehr froh gewesen sein würden, noch mit einem Gemahl zu leben; folglich kann das Widerstreben, welches Sie jetzt empfinden, sich wieder zu verheiraten, nur von dem Andenken an den, welchen Sie verloren haben, herrühren. Immer an einen Todten denken, das heißt: ein melancholisches Leben an Gräbern führen; und wie sehr der Kummer Ihre Gesundheit gefährdet, ist durch die Krankheit offenbar geworden, die er Ihnen verursacht hat, als Sie die erste Nachricht von Ihrer Witwenschaft erhielten. Können Sie sich entschließen haben, Ihr noch übriges Leben in Kummer und in Betrübniß hinzubringen? Können Sie sich entschlossen haben, immer ein Witwenkleid zu tragen, ein Kleid, welches in der Gesellschaft nicht Beifall hat, ein Kleid, welches Ihnen immer Ihren verstorbenen Gemahl vorführt und welches also Ihren Kummer und Ihre Lebensunlust unterhalten wird, bis sie es verlassen haben werden! — Das geeignete Mittel gegen alle diese Uebelstände ist ein neuer Gemahl. Ob Sie dieses Mittel gegen solche Uebel anwenden sollen, das ist eine Frage, deren Beantwortung nicht viel Zeit erfordert. Ob Sie beständig das melancholische Witwenkleid tragen oder von neuem unter den Frauen glänzen sollen; ob Sie Ihre übrige Lebenszeit in Heiterkeit oder in Traurigkeit, in Gesundheit oder in Krankheit hinbringen sollen, das sind leicht zu beantwortende Fragen. Außerdem würden Sie unter dem Beistande eines Gemahls mehr im Stande sein, Ihrem Range gemäß zu leben. In der Voraussetzung, daß die vorgeschlagene Person Ihnen gefällt, zweifle ich nicht, daß Sie mir bald Ihre Geneigtheit zu erkennen geben werden, sich wieder zu vermählen, oder daß Sie wenigstens dieser Person die Erlaubniß ertheilen werden, mit Ihnen davon sprechen zu dürfen. Ich bin, Madame, Ihr ganz unterthäniger und gehorsamer Diener."

Heißt es nicht: an dem Andenken dieses großen Genies einen Verrath üben, — in seinen vertrauten Briefen, ein Jahrhundert nach seinem Tode, herumstöbern, um ein solches durch Nichts als echt bewiesenes Schriftstück zu veröffentlichen und seine Person dem Gelächter der Menge preiszugeben! — In der North British Review vom letzten August bestreitet ein tüchtiger Kritiker, der Professor A. de Morgan, mit sehr einleuchtenden Gründen, daß dieser Brief von Newton sei. Er behauptet, daß er wahrscheinlich von irgend einem Spaßvogel zum Scherz geschrieben sei, und daß Lady Norris ihn der hübschen Nichte Newton's, Miß Barton, zum Amusement geschickt haben möge. Verhielte sich die Sache so, was sehr wahrscheinlich ist, so hätte Sir David Brewster sich ein wenig blamirt, und, worauf es mehr ankömmt, der arme Newton wäre der lächerlichen Rolle, die sein Biograph ihm ertheilt, entkleidet.

Frankreich.

Ein gefallener Stern.

Wer einst in seinen Jugendjahren, wie auch dem Unterzeichneten begegnet ist, mit Alphonse de Lamartine gelebt, empfunden und — geschwärmt hat, dem muß ein wehmüthig schmerzliches Gefühl aufkommen, wenn er den einst Hochgefeierten jetzt dieselbe der Schwelle des Alters so arg verkommen erblickt und sich zu der Folgerung gedrängt findet, wie ja doch, was Lamartine gewesen, was er mit lieder- und zauberreichem Mund gesungen und gesprochen, wie alle jene süßtönende und herzgewinnende Magie nicht lautere Wahrheit, nicht voller Brustton, nicht Echo des Innersten, sondern ein gut Theil Illusion oder, um mich eines Ausdrucks von Charles de Rémusat*) zu bedienen, etwas „feintone" war. Mir, wie gewiß vielen Anderen, ist es schwer geworden, in dem Sänger der schwülstigen „Harmonies", dem abenteuernden Touristen, dem Historiker und Politiker à tout prix, dem republikanischen Diktator von Volkes Gnaden, zuletzt dem, als alle sonstigen Hoffnungssterne erblichen, nur aber die Despotie ohn' Ende wuchsen, im finanziellen Schiffbruch nach dem Rettungs-Anker maßloser Bücherproduction greifenden Literaten stufenweise jenen Lamartine aufgeben zu müssen, dessen „Méditations" während der Zwanziger Jahre und Alle, die Einen im melodischen Original, die Anderen in G. Schwab's trefflicher Verdeutschung, vornehmlich aber der Frauen Herz entzückten, begeisterten und wie Engelsklang erbauten. Hatte doch auch ich in jener Zeit Seele und Gedächtniß erfüllt mit den schönsten dieser Lieder, und wie elektrisch traf es mich, als ich im Jahre 1824 über Tasso's Kerkerpforte im St. Annenspital zu Ferrara die schönen Worte aus der zwölften Meditation: „La gloire", wiederfand:

Lh, lo Tasse, brûlé d'une flamme fatale,
Expiant dans les fers sa gloire et son amour,
Quand il va recueillir la palme triomphale,
Descend au noir séjour.

Den Lesern des „Magazin" ist hinreichig bekannt, in welcher Weise Alphonse de Lamartine auf der Stufenleiter ehemaliger Bedeutung von Sprosse zu Sprosse herabgeglitten ist. Sie kennen sein neuestes abenteuerliches Projekt einer Auswanderung jenseits des Oceans,**) kennen die von ihm, um sich finanziell für eine neue Spanne Zeit emporzuraffen, beabsichtigte Herausgabe eines „Cours de Littérature", kennen auch, behufs Verführung dieses literarischen Unternehmens, das zudringliche Pochen seiner Freunde, worunter sehr bekannte Namen zählen, an die Thüren von ganz Frankreich, als gälte es eine National-Ehrensperre für irgend einen Prytanen, woran sich männiglich zu betheiligen hat. Nicht Jedermann zwar richtet mit gleicher Strenge diese zweideutige Intervention, die der leeren Kasse des Klienten schwerlich mehr einbringt, als sie von seinem guten Leumund in Schaden bringt. So sagte neulich (Augsburger „Allgemeine Zeitung" Nr. 105), noch immer maßvoll genug, der Däne Estrup in Betreff des gedachten Unternehmens: „Lamartine ist, wie Kaiser Napoleon, für sich ganz allein ein Staat und ein Wesen, für sich ganz allein giebt er eine Revue heraus, eine Mischung literarisch, politisch und Lamartinisch religiöser Elemente. Da er finanziell zu Grunde ging, so ist sein Appell von einem Ende Frankreichs zum anderen gehört worden, und er hat schon in Monatsfrist über sechstausend Abonnenten, er wird also alle anderen Revuen (Revue des deux Mondes, Revue Contemporaine, Revue de Paris oder die republikanische Revue Cavaignac-Küchlin, sowie die katholische Revue der Herren Montalembert und de Broglie, d. h. Le Correspondant) sammt und sonders ausbeuten; dadurch erhält die seinige eine Lamartine'sche Bedeutung, aber ohne politischen Einfluß."

Am schonungslosesten erhebt sich, einst seiner Bewunderung voll, die französische Presse selbst, und weil ihr diese Trauer über

*) In dem anziehenden Aufsatz: „Un Romanesque dans l'esprit littéraire" (Revue d. d. R. von 1. Febr.), wo es etwas sehr Gewagtes heißt, Personen und Charakter eines Schriftstellers einzig nach dem, was er geschrieben, zu beurtheilen, wenn indeß in der Regel Jedermann genügt sei, „Der Geist", sagt der Verfasser, „der sich in eines Autors Schriften abspiegelt, und der Charakter seiner Talente leuten sehr natürlich die Aufmerksamkeit auf die Personen, und von dieser entwirft man ein Bild und muß sich dieses in Ungewißheit zu dem Zweifelhaften und, wenn er uns heimlich gemacht hat. Nichts aber ist unsicherer, als diese Art Konjekturen. Wir gleichen selten unseren Schriften, und alle schriftstellerische Kunst ist voll Dichtung und Verkleidung (plein de feintine). Wie scharfsichtig, wer sich dadurch nicht täuschen läßt! Immerhin bleibt es jedoch ein edles Bemühen, im Schriftsteller den Menschen aufzusuchen, von der Wirkung zur Ursache, vom Werke zu dessen Schöpfer aufzusteigen." Nicht immer läßt sich mithin auf Schriftwerke das Dichterwort anwenden: Geist spricht durch seine Welt, der Mensch durch sein Thun.

**) Wird es da nicht heißen, wie Seneca im achtundzwanzigsten seiner Briefe schreibt: die Gesinnung wußt Du ändern, nicht das Klima. Setzest Du aber über das weite Weltmeer, so folgen Dir auch bohre Dinge Fehler. Schon Sokrates sagte zu Giaton, der ihm vorschlug: Du wanderst Dich, daß Dein Umherwandern Dir so gar nichts hilft, da Du überallhin Dich zum Reisegefährten hast. Mußt erst, was Deine Seele belastet, von Dir werfen, eher wird's Dir nirgends gefallen.

Digitized by Google

den Gefallenen, als aus sittlichem Widerwillen entsprungen, nur Ehre macht, so tragen wir kein Bedenken, die neulichen Anklagungen der Revue des deux Mondes (vom 1. April) in diesen Blättern zu registriren:

„Wo sind doch die Tage", sagt daselbst Charles de Mazade, „als Lamartine die literarische und Ruhmesbahn betrat, in seiner Hand ein Büchelchen in Versen, welches den einfachen Namen „Méditations" trug! Ohne es vielleicht zu wissen, wie dies allen schöpferischen und fruchtbaren Naturen begegnet, schuf Lamartine mit dem ersten Anlauf eine Poesie. Es war dieses eine wirkliche Offenbarung, und seitdem sind mehr als dreißig Jahre hingegangen. Jetzt läßt der Verfasser der „Méditationen" mit nachlässig eilfertiger Hand, weitschweifig und grämlich gewordenen, Bogen auf Bogen ohne Zahl seinem Kiel entschlüpfen. Bald zerlegt er die Geschichte aller Zeiten und Länder in wohlklingenden Fragmenten, bald breitet er sich in den Journalen in seiner ganzen Länge aus, bald endlich, wie eben jetzt, kündigt er einen „Cours de Littérature" an und wendet sich damit an seine Freunde und Feinde, wenn er deren hat, was zu bezweifeln. Es ist das allerletzte Werk des Herrn de Lamartine, das seltsame Vermächtniß eines sich selbst überlebenden und ohne Umschweif erklärenden Mannes, daß Alles, was er noch künftig thut, im Drang der Noth, aus Zwang geschieht, um jeden Tag sein Brod und eine Zufluchtsstätte zu haben. Lamartine scheint zu glauben, daß seine Zeitgenossen eine Art grausamer Freude daran setzen, ihm die Ueberreinigen seines Kopfes, die verschwenderische Freigebigkeit seiner Feder vorzurücken, daß sie ihm die Oeffentlichkeit, das Athmen in freier Luft mißgönnen, wie die Samier mit Homer um die Luft und das Betreten der Stelge ihrer Insel seilschten (!). Die, welche dem Dichter der „Harmonies" auf seinen Pfaden nachgegangen sind und ihn liebgewonnen haben, werfen ihm allerdings vor, daß er so eigenwillig dasjenige verlenguet, was den Zauber seines Genius ausmacht. Gewiß ist daher auch nichts dem Lamento vergleichbar, womit Lamartine seinen „Cours de Littérature" einführt. Darin wird und nun kein Detail erspart bleiben; man wird die Nuditäten des innersten Hauses, die schreienden Verbindlichkeiten, die gebieterische Noth, deren Opfer er geworden, den trübseligen Ausgang einer ruhmvoll begonnenen Existenz in den Kauf, d. h. zu hören und lesen, bekommen. Lamartine giebt seinen Genius auf, wie dieser ihn; die Rolle, welche er auf der öffentlichen Bühne gespielt hat, überliefert er der Geschichte. Hätte er die Religion eines Calo besessen, sagt er, so würde er den Tod des Stoikers angenommen haben. Der Wankelmuth des Volkes hat ihm die Politik verleidet.

„Wie viel bleibt also von dem Manne von sonst Lamartine sagt es selbst, indem er sich mit dem obskuren Tagelöhner, dem Steinmetzen vergleicht, welcher seine gemeine Straßen-Arbeit fortsetzt, um Abends seinen Tagelohn heimzubringen. Dies also ist der klägliche Exodus einer großen Laufbahn und die noch kläglichere Sprache, worin ein Dichter seine Existenz schildert. Es drängt sich da jedoch eine recht einfache Betrachtung auf. Was hat Lamartine gesehlt, um sich ein anderes Loos zu bereiten? Welch widriger Wind hat ihn auf jene Felsklippe geschleudert, wo er, laut seiner Schilderung, Schiffbruch erlitten haben will? Alles, was andere Sterbliche genöthigt hat, mit Anstrengung und Kampf zu erobern, er hat es ohne Mühe durch die Gunst seiner Geburt oder das Privilegium glücklicher Begabung besessen. Als Mensch hat er den Ueberfluß an seiner Wiege gefunden, er ist von allen Gütern des Glücks verschwenderisch umringt gewesen; als Dichter hat er nur zu erscheinen brauchen, um Aller Herzen und Einbildungskraft zu fesseln. Niemanden ist schwärmerischere und blindere Bewunderung gezollt worden, und, kann man sagen, Niemand hat weniger Unebenheiten (rudeuses) auf seinem Pfad gefunden. Als ihm der Gedanke gekommen war, die politische Laufbahn einzuschlagen, haben sich alle Thüren vor ihm erschlossen, alle Schlagbäume vor ihm gesenkt und mehr als einmal selbst die leidenschaftlichsten Angriffe auf ihn ihre Spitze verloren. Die schärfste Kritik bestand oft nur darin, daß man ihm sagte, er sei ein eminenter Dichter. War dies nicht eine schwere Beleidigung? Zuletzt noch hatte Lamartine den Einfall, eine Rolle in einer Revolution zu spielen, und ist da zwei Monate lang der eigentliche Machthaber in Frankreich gewesen. Alles also hat ihm zugelächelt, Alles sich günstig für ihn gefaltet. Nichts hat ihm gemangelt, nicht Genie, nicht Glück, noch die Sympathie seiner Zeitgenossen, auch nicht das Anbilligen des Heldenmuths im Sturm. Auch klagt Lamartine nicht die Menschen, nur das Schicksal klagt er an. Das Schicksal! Das Wort ist bald gesprochen, aber es findet sich eben, daß das Schicksal ihn mit allen seinen Gaben überhäuft und nur er mit eigener Hand das Werk der wohlwollenden Fortuna zerstört hat. Die Lehre, die man hieraus folgern muß, ist die: das Schicksal ist hienieden nichts, und die Menschen sind die wahren Werkmeister ihres Geschicks, sie die alleinigen Schöpfer von Glück oder Mißgeschick. Ohne nun Lamartine diejenige mitfühlende Theilnahme zu verweigern, welche einer schmerzlichen Lage gebührt, darf man auch nicht vergessen, daß ihm nur allzu oft begegnet ist, mit dem Blitz zu spielen, oder, wie er es selbst einmal in einem seiner poetischen Gleichnisse genannt hat, mit dem Blitz zu konspiriren."

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Pneuma, die wandernde Seele. „Pneuma, or the Wandering Soul", heißt eine von dem Dichter selbst mit zwanzig Illustrationen ausgestattete poetische Parabel des anglikanischen Geistlichen W. Calvert,*) in welcher durch symbolische Personen das Verhältniß der Seele zu dem Körper des gläubigen Christen dargestellt ist. Wir geben in Nachstehendem den Inhalt der kirchlichen Parabel: Die ewige Majestät des Weltalls empfängt unter der Gestalt Aeon's, Königs von Duran, die Huldigungen des Volkes unter den Pforten des königlichen Palastes, während die Königstochter Pneuma, der unsterbliche Theil der Menschheit, verbunden mit ihrem sterblichen Milchbruder Sarx, ihre erste Jugend unter der Obhut einer ehrwürdigen Matrone, Ekklesia, verbringt, die als Wohlthäterin der Armen dargestellt ist. Zu einer gedankenlosen Stunde lassen sich Pneuma und ihr Gespielte, verlockt durch einen falschen Schein von Unschuld und Glückseligkeit, durch Graf Physophor, einen rebellischen Unterthan des Königs Aeon, bereden, den Strom zu überschreiten, welcher die Gränze seines Reiches bildet. Nachdem das Paar, dem Geiste der Verlockung folgend, eine Reihe von Abenteuern, Zerstreuungen und nichtigen Vergnügungen an sich hatte vorübergehen lassen, läßt sich Pneuma sogar von ihrem irdischen Gespielten verleiten, ihre Taufgelübde zurückzunehmen, indem sie das Kreuz, das sie als Zeichen ihrer königlichen Geburt an der Stirn trägt, von sich wirft. Inzwischen kömmt die Seele (Pneuma) doch bald wieder zur Besinnung; der heilige Geist weckt sie aus ihrer Apathie, und sie erkennt die Nohheit und den falschen Schimmer, der sie umgiebt. Vergeblich aber sucht sie sich in ihrem Kleinmuthe durch Bemäntelungen ihres Unrechts vor sich selbst zu rechtfertigen. Aus diesem Zustande von Hoffnungslosigkeit wird Pneuma endlich durch Dazwischenkunft eines himmlischen Bruders erlöst, den ihr Vater ausgesandt, und mit diesem Bruder lenkt sie wieder heimwärts ihre Schritte. Auf diesem Wege dient ihr die heilige Schrift als Wegweiser, und an der Hand ihres Bruders und Befreiers langt sie wieder mit ihrem Gefährten Sarx bei der alten, treuen Hüterin Ekklesia an. Durch Vermittlung der Letzteren wird dann Pneuma jowohl, als ihr Begleiter, wieder am Hofe des Königs Aeon aufgenommen.

— Der Malakow und die Marseillaise. Dreimal hatten die Franzosen unter dem Ruf: „Vive l'Empereur!" den flammenspeienden Riesen mit Todesmuth angegriffen, und dreimal mußten sie mit zerrissenen Gliedern zurückweichen. Da tritt ein sonnengebräunter Zuave zu dem Feldherrn: „Herr General", sagt er, „die Leute verlangen nach den Klängen der Marseillaise, die unsere Väter so oft zum Siege geführt; erlauben Sie uns die Marseillaise!" — „Unsinn!" ruft Pelissier, „geh!" — Doch bald ändert er seinen Sinn: „Gut", sagt er, „Ihr sollt sie haben. In Gottes Namen, spielt auf und frisch daran!" Und unter dem Schall des republikanischen Schlachtgesanges, in den die Krieger bell einstimmen, wird gegen den Malakow noch einmal mit doppeltem Feuer angelegt, und bald ist er genommen. — Der Moniteur hat über diese Anekdote — die ein Amerikaner in Putnam's Monthly zu einem trefflichen Gedicht verarbeitet — aus begreiflichen Gründen geschwiegen. Napoleon III. mag indeß mit Heinrich IV. („Paris vant bien une messe!") gedacht haben: „Der Malakow ist immerhin eine Marseillaise werth."

*) A Parable in Rhyme and Outline. By the Rev. W. Calvert, M. A., Author of „The Wife's Manual". With 20 illustrations designed and etched by the Author. London, Longman.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Litteratur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Funfzigster Band.

Juli bis Dezember.

1856.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler zehn Silbergroschen.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Juli: Das Ausland und ein deutscher Diplomat des sechzehnten Jahrhunderts. 87.

August: Friedrich Bülau's „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen". 94. — Die Offenbahn-Brücke über die Weichsel bei Dirschau. 95. — Die rechte Natur-Betrachtung kann nur zu Gott führen. 96.

September: Die Sage von der schönen Melusina in Luxemburg. 108. — Wörterbuch zur deutschen Rechtschreibung, von Dr. G. Michaelis. 114.

Oktober: Deutsch-Slavische Ortsnamen. 125.

November: Die zwiefache Richtung des Geisteslebens. Ein Beitrag zur Psychologie. Nach Professor Dr. Kieser. 132.

Spanien.

November: Spanische Zustände. 134.

Frankreich.

Juli: Der Crédit mobilier. 82. — Zur Geschichte der Alchymie. 82. — Emil Souvestre. 89.

August: Der Ackerbau und der Frieden. 94. — Die Marianne. 97. — Das Leben in den verschiedenen Altern der Erde. 102. — Die geistigen und geselligen Beziehungen zwischen Frankreich und England. 103. — Dilettantische Philosophie. S. Mundt's „Maimeunder". 104.

September: Ueber die Möglichkeit der Erzeugung neuer Thiergattungen. 106. — Die Meteorologie, ihre Fortschritte und ihre Beobachtungsmittel. 108. — Der Dualismus in der Literatur. 110. — Die Meteorologie, ihre Fortschritte und ihre Beobachtungsmittel. II. 111. — Fliegende und kriechende Volks-Literatur in England und Frankreich. II. In Frankreich, oder die Colporteur-Literatur. 114. — Eduard Schmidt-Weißenfels: „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration". 116. — Der Krieg von 1812, nach Thiers. 117.

Oktober: Die Gottesstadt im XIX. Jahrhundert. I. 119. — Die Gottesstadt im XIX. Jahrhundert. II. 120. — Die Gottesstadt im XIX. Jahrhundert. III. 122. — Guizot über Sir Robert Peel. I. Sir Robert Peel in seiner auswärtigen Politik seit 1846. 123. — Guizot über Sir Robert Peel. II. Sir Robert Peel's Lod. 126. — Das alte Regime und die Revolution. 127. — Molière's Jugend. 128. — St. René Taillandier über die deutsche Literatur der Gegenwart. 129. — Guizot über Sir Robert Peel. III. Sir Robert Peel als Demokrat. 131.

November: Ein biographisches Stillleben. 133. — Photographische Skizzen. 135. — Die Liebe in der Ehe, eine historische Studie, von Guizot. 136. — Das heutige Theater der Franzosen. 136. — Ein Beispiel tragischer Wirkung des Aberglaubens. 137. — Pariser Bilderbuch. 138. — Der zweite Cäsar Rome, nach J. J. Ampère. 140.

Dezember: Französische Romane. Moderne Titel. „Eine wahre Geschichte". Nach Pariser Korrespondenzen. 147. — Die neuesten Versuche, das elektrische Licht zur Beleuchtung zu verwenden. 152. — Noch Einiges über den neuesten Band von Thiers: „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs". 153. — Foucault, der Akademiker, von Amerika und demselbeit. 154.

Belgien.

August: Jacques de Lalaing, der belgische Ritter ohne Furcht und Tadel. 97.

November: Neueste Literatur in Brüssel. 140. — Die erste deutsche Urkunde in Brabant. 144.

England.

Juli: Die Sprache und die Sitten der Engländer zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Nach einem Manuskript aus jener Zeit. 79. — Literatur-Briefe aus England. Siebenter Monats-Bericht. 1856. Ein Sonntag auf den Hamstead-Höhen. — Das Schweiz als Haus-Decoration in einem neuen Stadtviertel. — Geschmack- und Gesellschaftslosigkeit Londons. — Die Freiheit in Gesinnungen und die Gesinnungsfrucht in der Freiheit. — Die Kultur-Missionen der Deutschen in der Welt, am unmittelbarsten zunächst in der Musik. — Der Krystall-Palast und seine vollendeten Wasserkünste. — Parton's Voltaire. Poesie im Verkehr zu der in Versailles. — Eine Reise durch Kanada, das Land des Bürgerkrieges um Freiheit und Sklaverei. — Neue literarische Erscheinungen. — Kurioses durch die gelehrten Gesellschaften Londons und deren Verhandlungen. — Das neue Licht von F. Pals. — Professor Semper. — Wissenschaft in Australien und Van-Diemens-Land. — Der Mond und die Erd-Rotation. 85.

August: Literatur-Briefe aus England. Achter Monats-Bericht. 1856. Reise-Literatur, die englische im Vergleich mit der deutschen. — Ein paar Worte mit und über Ida Pfeiffer. — „Die Entdeckung am rothen Flusse", von A. Reß. — „Moderne Gesellschaft in Rom", von Beste. — Poetter's „Fünf Jahre in Damaskus". — „Gyrene und deren Beherrscher", von Hamilton. — „Leben und Sitten in Persien", von Lady Shell. — „Judkins' Moods". — Gedichte von Edwund Peel. — Führer zur Erkenntniß des Lebens, von Dr. Mann. — Physiologie und Oekonomie der Lebensfunktionen. — Der Körper als Haus und Organ des Geistes. — Kraftbefrei in seinem richtigen Verhältniß zum Geiste. — Ein Wort zu Gunsten des Leichtsinns und einiger Irrthümer in der populären Wissenschaft gegen die schwere, unfaßliche, deutsche Grundsichtigkeit. 100. — Archäologische Studien und moderne Kriegsführung. 104.

September: Fliegende und kriechende Volks-Literatur in England und Frankreich. I. In England, oder die Presse von Seven Dials. 106. — Literatur-Briefe aus England. Neunter Monats-Bericht. 1856. Umgestaltung des Season-Kalenders. — Dr. Baikie's Bericht über die Niger- und Benue-Expedition. — Der beste Roman dieses Jahres, von Charles Reade. — Capitain Reid's „Quadrone" als Illustration der Sklavenfrage in Amerika. — Das Haus am Meere, von dem amerikanischen Dichter Th. Buchanan Read. — Walter Savage Lander, der achtzigjährige Nestor englischer Poesie, mit seinem jugendlichen Gedichte. — Erwin Arnold's „Griseldis". — „Gabriel", von Miß Parker. — Gutenbotengk. „Literarisches Fritter" und deren Früchte. — Soziale Verpestung. — Versuche Gegengifte. — Abstrichen von Ansichten von Volksentwilderungen Australien. — Homopathen, Reformen und politischen Instinkt. — Der Krystall-Palast und das literarische Departement darin. — Das große Orchesterion aus dem Schwarzwalde. 112. — Thomas Colby über die menschliche Willensfreiheit. 117.

Oktober: Englisches Urtheil über die Erziehung in Deutschland. Nach „Cayley's Revolutions of 1848". 119. — Goudbeare's Beschuldigung des Skeptizismus gegen Carlyle und Miß Martineau. 122. — Ebenerton's Mysterien des Gefängnißlebens. 124. — Literatur-Briefe aus England. Zehnter Monats-Bericht. 1856. Die Engländer nach der Times. — Mischo und Mißverhältnisse dieser Mischrace. — Die eine Leidenschaft in dieser Konfusion: Geltmachen und deren Gestalt und Angehörige. — Unsittlichkeit selbst in dieser Sphäre. — Bankrotte Institute. — Die Konfusion im Krystall-Palaste. — Die Menge und Mangelhaftigkeit von Bekehrungs-Instituten und Kultur-Unternehmungen. — Das achtbarwerthzhaige Kapitalabei Englands. — Bankrecht des spezifischen England in der Sozialität, in der Literatur, im neuen National-Magazine, in Industrie, Handel, Politik und Diplomatie. — „Englische Züge", von dem Amerikaner Emerson, in Bestätigung dieses Bankerotts. — Macaulay's Ironlosigkeit. — Der Andrang und Charakter des modernen England. — Das beste Gut in einem guten Rocke und einer Bratpfanne. — Wissenschaften und Künste als Dienstpersonal des englischen „praktischen" Materialismus. — Reform durch Revolution. 125.

November: Literatur-Briefe aus England. Elfter Monats-Bericht. 1856. Napoleon und die englische Presstreiheit. — Das Gespenst des Germanismus im Leben und in der Presse Englands. — Die Censur innerhalb der englischen Presstreiheit. — Das Schablonenthum in der englischen Literatur. — Manie für Lebensjahre-Literatur. — Angekündigte Erscheinungen für die Season. — Neues herausgekommener Werke von Mansfield, Thornbury, Andrews. — Aesthetik in England. „Die Wissenschaft vom Schönen", von Hay. — Biographie Wordsworth's, von P. Hood. — Ein literarisches Rauschopfer, von G. Massey. — Lyrakklänge von Australien. — Der Germanismus, gesucht in England und angeklagt für Australien und das Kap der guten Hoffnung. — Die Koionieen und das Mutterland. — Die wissenschaftliche Volkserziehung und deren Ohnmacht dem Humbug gegenüber. — Die moderne Wissenschaft noch neu und schwach, Gesellschaften und Institute für niederes. — Wissenschaftsverein aus Furcht vor dem Auslande. 139.

Dezember: Die Volks-Literatur der Kymri. 145. — Einiges über die Sitten und Gebräuche der Engländer zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Nach Darstellung eines Deutschen Zeitgenossen. II. 147. — Englische Preßstatten gegen die Wiener Erfindung des Natur-Selbstdrucks. 148. — Almosen über die Thiersprache und Menschensprache. Von Th. Taylor Madewick. 149. — Literatur-Briefe aus England. Zwölfter Monats-Bericht. 1856. Die deutschen Korrespondenten in London. — Der Verfall Englands und die „Kölnische Zeitung". 151. — Das Departement für Wissenschaft und Kunst in England. 156.

Schweiz.

September: Ueber die Seele. Nach **Dr. Perty**. 107.

Dezember: Vom Neuenburger See. 146.

Italien.

Juli: Figuren. I. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien, von Ferdinand Gregorovius. 84. — Figuren. II. 85. — Figuren. III. 86.

August: Die Waldenser. 93. — Literarische Miszellen aus Italien. 95.

November: Italiens geistige Wiedergeburt. 133. — Romanin und seine Geschichte Venedigs. 135.

Dezember: Dr. Emil Braun. 150.

Schleswig.

August: Die Insel Föhr. Von R. F. Straß. I. Insel- und Badeleben. 96. — II. Bewohner, Sitten, und Geschichte. 99.

Dezember: Der Nationalitätenstreit und die Danisirungs-Versuche im Herzogthum Schleswig. 149.

Schweden.

Juli: Skandinavischer Studentenzug. 89.

November: Eine schwedische Wundärztin. Nach Fredrike Bremer. 144.

Dezember: Schwedische Volkslieder. 155.

Finnland.

Juli: Literarische Zustände in Finnland in den Jahren 1854 und 1855. 79. — Triennial-Bericht des Rektors der Universität zu Helsingfors. 105.

September: Das finnische Weibchen der Woten. Nach August Ahlquist. 107.

Oktober: Herzog Johan's Jugendträume. 123.

Rußland.

Juli: Aus der russischen Gesellschaft. 80. — Murawjew, Statthalter von Kaukasien. 83. — Neueste russische Literatur. 92.

August: Russischer Nekrolog für das Jahr 1855. 93. — Literarisches aus Livland. 103.

September: Vom Charakter der europäischen Aufklärung. 112.

Oktober: Die Kleinkinder-Bewahr-Anstalten in Petersburg. 120. — Der burjätische Geistliche Dorži Banzarov. Nach Paul Hawetzky. 124. — Das russische Marine-Journal. 127.

November: Eine russische Druckerei in London. 141.

Dezember: Wer hat Moskau verbrannt? 148.

Ungarn.

Juli: Die Attila-Sage nach magyarischer Tradition. Nach Amédée Thierry. 88. — I. Attila. 89. — II. Arpad. 90. — III. St. Stephan und die heilige Krone. 91. — Proben ungarischer Volksräthsel. 91.

Böhmen.

Oktober: Von der Entstehung des böhmischen Klosterstiftes Tepl. 126.

Türkei.

August: Tirnowo und die Ruinen von Trapezus. 101. — Ueber Bestimmung und Vergeltung bei den Muhammedanern. 102. — Ueber die Ehe bei den Muhammedanern. 105.

September: Zur Charakteristik des Muhammedanismus. Von gewissen Sünden der Zunge. 113.

Oktober: Skanderbeg's letzte Ermahnungen an seinen Sohn. 131.

November: Die Schlangen-Säule des Tempels zu Delphi im heutigen Konstantinopel. 132.

Dezember: Zur moslemischen Sittenlehre. I. Regeln, wie man Dienende behandeln soll. 145.

Griechenland.

November: Simonides und die Echtheit seines Uranios. 134. — Ein Amerikaner in Griechenland. 139.

Dezember: Neugriechische Literatur. 145. — Ausflug in das Gebiet der neugriechischen Literatur. 150.

Klein-Asien.

Juli: Assyrisch-Babylonische Alterthümer. 81.

Palästina.

November: Nazareth und Jerusalem. 142.

Arabien.

Juli: Arabische Volkslieder, von Dr. Julius Altmann. 87.

Ostindien.

November: Die Presse im oberen Hindustan. 136.

China.

Juli: Etwas über den Roman der Chinesen. 86.

November: Die Chinesen, das am genügsamsten mißverstandene Volk. 137.

Aegypten.

August: Zur Geschichte der Hyksos. 95.

Algerien.

Oktober: Die Franzosen in Afrika. I. Ein Spaziergang durch Algier. — Die alte Stadt. — Kontraste. — La Place du Gouvernement. — Kolonisten und Kolonisation. — Das Budget von Algerien. — Die unabhängigen Kabylen. — Marschall Randon en famille. 128. — Algerien und das Grändland Bledulgerid. 129. — Die Franzosen in Afrika. II. Die Erdbebenfrage. — Eine verhängnißvolle Epoche. — Der Jardin d'essai. — Türken und Araber. — Ein maurischer Prophet. — Wunderbare Eigenschaften der Pritsche. — Apologie des Pfählsystems. 130.

Marokko.

September: Einige Notizen über das Rif. 111. — Rif und Rifner. 115.

November: Der gegenwärtige Kaiser von Marokko. 143.

Central-Afrika.

Juli: Politische Zustände in Bornu. Aus einem Schreiben Dr. Eduard Vogel's, im Januar 1854. 90.

Oktober: Ein Besuch in Hamarawa, nebst einigen Bemerkungen über die Fellathos. 121.

Dezember: Livingston's afrikanische Entdeckungen. 156.

Süd-Afrika.

Juli: Das Kapland und die britische Kolonial-Politik. I. 91. — II. 92.

August: Das Kapland und die britische Kolonial-Politik. III. 93.

Nord-Amerika.

Juli: Der politische Kampf des Nordens mit dem Süden. 79. — Amerikanische Poesie. Longfellow's „Goldene Sage". 80. — Robotten im amerikanischen Kongresse. 82. — Eisen-Production der Vereinigten Staaten. 85. — Korrespondenz Henry Clay's. 88. — Eines Tauchers Bericht aus der Meerestiefe. 90. — John Charles Fremont. 92.

August: Eis und sein Verbrauch in Nord-Amerika. 96. — Humboldt und Fremont. 99. — Theodor Parker: Ueber Atheismus, Kirchenglauben und Theismus. 101.

September: Haben die Thiere eine Seele? 109. — Zur Geschichte der Einwanderung in die Vereinigten Staaten. I. 109. — II. 110. — Ein Friedens-Apostel über die Kriegsleiden Englands. 113. — Bewegung der Deutschen in New-York im jetzigen Parteikampf der Amerikaner. Erster Artikel. Allgemeine Umrisse der amerikanischen Parteien. — Verhältniß der deutschen Bevölkerung zu denselben. — Hervortreten einiger aus früherer Zeit in Deutschland bekannter Män-

Digitized by Google

ner. — Verhalten der New-Yorker Presse. 116. — Nathan Hale, der Spion und Heldenmuth. 118. — Amerikanische Literatur in Deutschland. 118.

Oktober: Bewegung der Deutschen in New-York im jetzigen Parteikampfe der Amerikaner Zweiter Artikel. Die Masken-Versammlung am 21. August. 120. — Das gelbe Fieber in New-York. 121. — Edgar Poe. Von F. v. H. 122.

November: Heren und Zauberer in Amerika. 1692. 138. — Das Mexhawk-Thal. Reise-Skizze eines Amerikaners. 141. — Kane's arktische Expedition. 143.

Dezember: „Dred", der neueste Roman von Mrs. Stowe. 145. — Die letzten Wochen in den Vereinigten Staaten. Präsidentenwahl-Agitation. 148. — Zur neuesten Statistik der Vereinigten Staaten. 151. — Prescott's „Letzte Tage Karl's V." 152. — Zur Kritik der amerikanischen Krisis. 153. — Der transatlantische Telegraph. 154. — Pauperismus in der Stadt und dem Staate New-York. 155.

Kanada.

September: Roger's Geschichte von Kanada. 115.

Kalifornien.

Juli: Chinesisches Religionsfest in San Francisco. 83.

Central-Amerika.

August: Die Rivalität Englands und der Vereinigten Staaten in Central-Amerika. 100.

November: Walker und die amerikanischen Flibustier. 142.

Oceanien.

Oktober: Geschichtlicher Ueberblick der Inseln im Stillen Meer. 130.

Australien.

Juli: Eine öffentliche Bibliothek in Melbourne. 84.

Sandwich-Inseln.

Juli: Ein Besuch auf den Sandwich-Inseln. 81.

Mannigfaltiges.

Juli: Perdonnet's Eisenbahn-Lehrbuch. 79. — Shakespeare's England. 79. — Smith O'Brien über Griechenland. 79. — Zwei Herzen und Ein Schlag. 80. — Eine zweite Uebersetzung von Paleario's Schrift aus der Zeit der Reformation. 81. — Ungarisches National-Museum. 81. — Ladislaus Magyar. 81. — Shakespeare's „Othello" im heutigen Venedig. 82. — Das illustrirte Ungarn. 82. — Guizot über die Energie des Protestantismus. 82. — Die Verstärkung des Kasser's, des Zuckers und der Schokolade. 83. — „La Bourse", von Ponsard. 84. — Professor Lieber und die Knownothings. 85. — Briefverkehr in England und Amerika. 85. — Shakespeare's „Troilus und Cressida", nach Delius. 86. — „Pariser Feuilleton". 86. — Mrs. Blyberbert. 86. — Pseudo-Shakespearesche Dramen. 87. — Die „Revista Veneta" über Bertuch Tagebuch. 88. — Zur Verfassungs-Geschichte Belgiens. 88. — Die Cedern des Libanon. 88. — Die Circulirn, als Gegenstand des Jugend-Unterrichts. 89. — Ein englischer Briefsteller. 89. — Peter Briefe. 90. — Ein amerikanischer Autokrat. 90. — Schriften für die Jugend, von Ferdinand Schmidt. 91. — Sozialismus in Nord-Amerika. 92.

August: Humboldt und die amerikanische Censur. 93. — Postbriefe und Telegraphen in der Schweiz. 93. — West-Sibirien. 94. — Gioberti's Nachlaß. 94. — Kinderreim und Kinderspiel. 95. — Geschichte König Alfred's, von G. Guizot. 95. — Englische Memoiren-Literatur. 96. — Deutsche Werke in englischer Uebersetzung. 96. — Englische Kolonieen. 97. — Dresden. 97. — Medizinische Ehrenbezeugungen. 97. — Mauerbrüs. 98. — Geographische Gesellschaft in Sibirien. 98. — Kane's Literatur. 99. — Sklavenhandel in Nord-Amerika. 99 — Briefe einer Dame aus Süd-Rußland. 100. — Frau Ida Pfeiffer in Paris. 100. — Kanadische Post-Statistik. 100. — Giovanni Meli's Dichtungen. 101. — Hendrik Conscience's „Gebetensel". 101. — Ethnische Forschungen. 102. — Führer durch die Schweiz. 102. — Luther's Stammbaum. 102. — Zur Geschichte der Juden in Polen und Rußland 103. — Transatlantischer Telegraph. 103. — Professor Buckland. 104. — Ein neues Gedicht von Byron. 104. — Die „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde". 105. — Golowin's neue, kosmopolitische Zeitschrift. 105.

September: Die amerikanische Expedition nach Japan. 106. — Kurze Kürze. 106. — Amerikanische Zeitungs-Polemik. 107. — Auf was ruht unsere Ehre? 108. — Erfolgungen des Kranal. 108. — Die jetzigen Zahlen in der Vereinigten Staaten. 109. — Insel Rügen. 110. — Der Goethe-Schillesche Briefwechsel. 111. — Thiers und die deutschen Schriftsteller in Wien 1811—1812. 112. — Israelitische Lehr-Anstalt in Jerusalem. 112. — Die weißen Mitschlinge unter den Sklaven in Amerika. 113. — Das Athenaeum Français. 113. — Zur Geschichte der neueren deutschen Kritik. 113. — Niemand, Jemand und Jedermann. 114. — Französische Autoren und englische Verleger. 114. — Religiöse Literatur. 115. — Die „Theologia Germanica" in Amerika. 115. — Italienische Revolutionaire. 116. — Eine neue deutsche Zeitschrift in Paris. 117. — Die Thäler des Aigas. 117. — Kaiserinnen. 118. — Bühnendichter, Schauspieler und Publikum in China. 118. — Lewin Schücking auf der Köln-Mindener Eisenbahn. 118.

Oktober: Die Literaturen Oesterreichs im Jahre 1853. 119. — Deutsch-amerikanischer Dichterwald. 120. — „Dred", von Harriet Becher Stowe. 120 — Gustow in Stockholm. 121. — Ein deutscher Mann in Amerika geehrt. 122 — Eine elsässisch-deutsche Kolonie in Texas. 123. — Eine Sammlung der armenischen Geschichtsschreiber. 124. — Geographische Mittheilungen. 125. — Die Deutschen und die Sklaverei in Amerika. 125. — Brunh. Cotta's „Geologische Bilder". 126. — Lamartine und die Engländer. 126. — Freiligrath's Denkmal in Balenciennes. 127. — Amerikanische Präsidenten. 127. — Noch einmal Uranius und Simondes. 128. — Gemeinnütziges. 128. — Herr v. Ulach über die Riff-Piraten. 129. — Preisertheilung an einen Tedten. 129. — Bibliographisches. 129. — Der lombardische Krieg von 1848—1849. 130. — Religiöse Lotterien in Frankreich. 130. — Die klingenden Gewänder des Mittelalters. 131. — Wahrsagekunst in Amerika. 131.

November: Conversations-Lexikon der Naturwissenschaften. 132. — The International. 132. — Genealogisches über die englische Kriegskraft. 133. — Die schwarzen Jrländer Horace Vernet's. 134. — Ein neuer Band von Lamennais. 134. — Die arbeitenden Klassen in Belgien. 135. — Der große Mystus. 136. — Shakespeare's Geburtshaus. 136. — Archäologie der Hebräer. 137. — Die Rachel und die Ristori. 137. — Bibliographisches. 137. — Die Retropolis der skythischen Könige. 138. — Das Leben der Vögel. 138. — Shakespeare von Delius. 139. — Hommaire de Hell. 139. — Belgrad. 140. — Georg III. und die amerikanische Unabhängigkeits-Erklärung. 140. — Greene's eiserne Eisenbahn-Schwellen. 140. — Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Literatur. 141. — Die amerikanische Expedition nach Japan. 141. — Sonst und jetzt in England. 142. — Die Juden in Holland. 143. — Marmont's Denkwürdigkeiten. 143. — Das kaiserliche Theater in Moskau. 144. — Orientsches Journal. 144.

Dezember: Amerikanische Royalisten-Lieder. 145. — Urtheil eines Finnen über einsame Haft. 145. — Thorvaldsen's Leben. 146. — „Fabiola", in Reusch's Uebersetzung. 147. — Die französische Akademie. 147. — Wedekin's Hausgymnastik. 148. — Deutsche Wissenschaft in England. 148. — Andersen's Gastgymnastik. 148. — Verlagsrecht in Dänemark. 148. — Magnetische Einwirkung auf Pflanzen. 148. — Die unterseeische Telegraphen-Verbindung Amerika's und Europa's. 149. — Messungen der Meerestiefen. 149. — Die höchsten Gipfel der Erde. 149. — Bodenstedt und Dr. Zawin. 150. — Noch einmal Bolgrad. 150. — Die Ungeloten. 150. — Der „Illustrirte Kalender" und die Landwirthschaft. 151. — Der Mann mit der eisernen Maske. 151. — Ein russisches Urtheil über Macaulay. 151. — Peruanische Mumien. 151. — Zur Colonisations-Literatur. 152. — H. Heine in England und Amerika. 152. — Die gesammten Naturwissenschaften. 153. — Französische Jugendschriften. 153. — „Das Jahrhundert". 154. — Lewes über Goethe. 154. — Dr. v. Cheyb's Monstrivite. 154. — Geschichte des neueren Italien. 155. — Eine kaiserinnen Kreibeder. 155. — Philosophie des Magens. 155. — Coleridge über Shakespeare. 156. — Mulder's Chemie des Weines. 156. — Heine ins Französische übersetzt. 156. — Das goldene Vließ. 156. — Neue Expedition nach dem Niger. 156.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 2 Nummern. Preis jährlich 9 Rbl. 60 Cop., halbjährlich 4 Rbl. 80 Cop. und vierteljährlich 2 Rbl. 40 Cop., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Beiträge werden von jeder beliebigen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Spediteur Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes

№ 79. Berlin, Dienstag den 1. Juli 1856.

Finnland.

Literarische Zustände in Finnland in den Jahren 1854 und 1855.*)

Eine allgemeine Uebersicht des Kulturzustandes einer Nation, auch nur der literarischen Thätigkeit derselben, läßt sich nur gewinnen aus der Zusammenstellung und Prüfung der einzelnen Momente. Man weiß es, daß in Finnland Schweden und Finnen den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, daß andere Nationen nur als Gäste in diesem Lande vertreten sind, man weiß aber auch, daß seit einer Reihe von Jahren das finnische Element überwiegt und die in Finnland wohnenden Schweden zu einem nicht geringen Theile sich zu fennisiren geneigt sind, welche Neigung, als eine wohl begründete, nicht mehr unterdrückt wird, stets wächst und hier und da, bei der Jugend namentlich, fast zur Fennomanie gesteigert erscheint. Darum ist auch die finnische Literatur-Gesellschaft der Centralpunkt geistigen Lebens in Finnland, sie umfaßt die bedeutendsten Geister aus dem Lande und lenkt die Meinungen, sie übt ein Gewicht aus auf alle Verhältnisse und Institutionen, sie stützt die Moralität und das Selbstbewußtsein der Bewohner Finnlands. In solcher Rücksicht sei es mir verstattet, die Thätigkeit derselben in dem Jahre vom 16. März 1854 auf 1855 vorzulegen, während ich festzuhalten bitte, daß die von ihr angegebene, spezifisch nationale Propaganda in keine Worte zu fassen ist, so gewichtig sie auch sei.

Die äußere Thätigkeit der genannten Gesellschaft während des vierundzwanzigsten Jahres ihres Bestehens legte sich namentlich in der fortgesetzten Sammlung von Sagen, Volksliedern und Volksmelodieen dar, welche die Gesellschaft theils als reine Darbringungen ihrer Mitglieder, theils als Ergebnisse von ihr unterstützter Reisen erwarb. Vor Allem anzuführen ist, daß der Kandidat August Ahlquist, mit einer Unterstützung von hundertfünfundzwanzig Rubeln seitens der Gesellschaft und einer ferneren anderweitig, sich im Frühjahre 1854 auf die Runen-Revidte an den Wuoren und in die Gegend von Kerjolm begab, von hier nach Ingermannland ging, während Studiosus Karl Alexander Slöör ihm bei seinen Sammlungen getreulich beistand. Im Herbste 1854 gingen von Ahlquist fünfhundertfünfundvierzig, von Slöör dreihundertdreiundsiebzig dem Munde des Volkes entnommene Gesänge bei dem Direktorium der Gesellschaft ein, von welchen neunhundertsechzehn: sechshundertsechsundneunzig aus den Socken Pyhäristi, Kätkilahti, Pyhäjärvi, Saskkula und Rautue in Finnland, zweihundertzweiundzwanzig aus Tolfova und Lempala in dem nördlichen Theile Ingermannlands stammten. Faßt zu derselben Zeit reiste der Student Johann Wilhelm Murman, mit nur wenig Geldmitteln aus der Gesellschaftskasse versehen, an die Gränze Lapplands, daselbst Sagen, Zaubergesänge und anderes mythologisches Material zu verzeichnen; im Oktober 1854 übergab er der Gesellschaft fünfzig Zauber-Runen und vierzig Sagen aus Sodankylä, Kemijärvi, Kittilä, Rovaniemi und Haukipudas, nebst einem ausführlichen Reiseberichte und einer Abhandlung über in den genannten Gegenden herrschende abergläubische Gebräuche. Im Frühjahre 1854 hatten ferner die Zuhörläten (d. h. die Studenten der Helsingforser Universität) durch eine Subscription hundertdreinddzwanzig Rubel zusammengebracht und diese Summe der Gesellschaft behufs Unterstützung einer Reise zur Aufzeichnung von Volksmelodieen zugewandt, zu demselben Zwecke liefen anderweitig noch fünfzig Rubel ein, und die Gesellschaft steuerte siebenundzwanzig Rubel bei, mit welchen Mitteln versehen am Anfange des Sommers Magister Karl Collan, Student Johann Philipp von Schantz und Student Wilhelm Gabriel Poppius nach Savolaks und Karelen zogen, die Kirchspiele Kuopio, Nilsiä, Kaavi, Pielis, Lieksä, Kontiolahti, Enotaipale, Ilomants, Kihtelyvoaara, Tohmajärvi, Kesälahti, Kerimäki, Nyslott, Joensun, Jokkos, Kuhdes, Libelitz, Taipale, Rantalampi, Kunkkas und Saarijärvi durchstreiften und danach hundertelfmundsechzig finnische Volksmelodieen und die Beschreibung von dreizehn Volkstänzen (Student v. Schantz) einlieferten. Alle diese schätzenswerthen Sammlungen wurden, nachdem sie von dem kritischen Comité geprüft worden, der Manuskripten-Sammlung beigelegt, um einst durch den Druck an die Oeffentlichkeit zu treten.

Nicht minder werthvoll waren die handschriftlichen Sammlungen, welche der Gesellschaft als Geschenke zuflossen; so verehrte der Lizentiat August Reinholm eine ansehnliche Zahl von Runengesängen, meist epischen Inhalts, aus Ingermannland und Wiborg-Län, der Student Ismael Olsoni dreiundsechzig finnische Sagen aus Ruokiala, Student Anders Wilhelm Floman dreißig Sagen und eine Menge Zauber-Runen, Räthsel und Sprüchwörter, Magister J. V. Koschier zweiundbreißig Zauber-Runen und siebzehn lyrische Gedichte, 1854 im nördlichen Savolaks und in Karelen verzeichnet, Fräulein Ingeborg Wallenius sunfzehn Melodieen und der finnischen Lappmark sammt zugehörigem Texte. Zu der Manuskripten-Sammlung kamen ferner die von Student K. A. Slöör vollendete, von der Gesellschaft ihm, gegen eine Vergütung von vierzig Rubeln, zugetragene lexikalische Vorarbeit und lexikalische Beiträge des Pastor-Adjunkts Lindström und des Studenten Avellan, während Geheimrath Baron Wallèen, Professor Lönnrot und Pastor Lindeman verschiedene historische Dokumente überreicht hatten. Im Laufe des vorbezeichneten Jahres gab die Gesellschaft drei Druckschriften heraus: den dreizehnten und den vierzehnten Jahrgang der Zeitschrift Suomi*) und das zweite Heft von Suomen kansan satuja,**) und als Beiträge zu dem nächstfolgenden Jahrgange des Suomi waren schon Arbeiten von Assessor Rabbe, Dozent Gröndlad und Pastor-Adjunkt Lindström eingegangen. Das kritische Comité der Gesellschaft hat im Laufe des Jahres über eine musikalische Arbeit von D. H. Kukkasela: „Kirkko-veisuun neuvoja ja opetuksia &c.", verhandelt. An klingenden Gaben waren übergeben worden: von der weiland savolaks-karelischen Nation der Studenten zweiundsechzig Rubel als Zuschuß zu dem früher verehrten Fonds zu Runen-Revidtreisen, von Probst Heikel dreißig Rubel zur Unterstützung des Kandidaten Ahlquist, von Ungenannten vierzig Rubel und fünfundzwanzig Rubel, von Student Krohn fünfundzwanzig Rubel n. s. w. Das am Jahrestage 1854 von der Gesellschaft niedergesetzte Comité zur Herrichtung eines würdigen Denkmals auf Porthan's Grab, bestehend aus den Professoren Lönnrot, Cygnäus, Ahlander, Assessor Rabbe und Rektor Snellman, eröffnete eine öffentliche Subscription zu solchem Zwecke und erhielt von der Domgemeinde in Åbo die Erlaubniß zur Aufstellung des bezeichneten Denkmals in ihrer Kirche, aber der Krieg zutand vereitelte bisher die Ausführung dieses Planes, sowie auch des einer neuen Auflage von Porthan's Schriften linguistischen und historischen Inhalts.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vorzugsweise bearbeitet nach dem Litteraturblad för allmän medborgerlig Bildning, 18. Arg. 1854. Heftsngsfore. 380 S. fl. 4.

Nord-Amerika.

Der politische Kampf des Nordens mit dem Süden. ***)

Dieser Kampf, der immer heißer entbrennt, bietet zwei Seiten dar. Es fragt sich nämlich zuerst: Soll der Einfluß der auf Sklaverei oder der auf individuelle Freiheit gegründeten Civilisation in der

*) Suomi für 1853 enthält eine ausführliche Arbeit des Professors Joh. Jak. Tengström: „Einige Blätter aus Finnlands Geschichte zu Königs Gustav I. Zeit"; eine gediegene sprachliche Abhandlung von G. J. Ahrelius über die Art und Weise, wie im kymischen Perioden-Bau der negative Begriff ausgedrückt werde; ferner von A. Ahlquist eine Rezension der Schleicher'schen Uebersetzung des Kalevala und von R. Järvinen einen Aufsatz über einige Dialekt-Eigenthümlichkeiten in Satakunta. — Suomi für 1854 bringt Folgendes: eine ausführliche und inhaltreiche Beschreibung des Kirchspiels Lyrwis in finnischer Sprache, sammt einer Karte, von A. Sjöström; des Predikers Carberg Streit mit dem Konsistorium in Wiborg, ein Beitrag zur Kirchengeschichte Finnlands, von M. Ahander; zwei offizielle Berichte über den Sieg bei Willmanstrand, von demselben einzusandt; M. A. Castrén's Leben und Briefwechsel, größtentheils aus den Manuskripten der russischen geographischen Gesellschaft übersetzt; einige Angaben über abergläubische Gebräuche und Zaubersprüche der Finnen, von J. W. Murman.

**) Das zweite, sowie das erste, von Student Emil Rudolf redigirte Heft dieser Sammlung enthält dreiundzwanzig Sagen unter vierzehn Ueberschriften, und eine Karten, einige aus Tavastland und Satakunta.

***) Auszug aus einem vortrefflichen Aufsatze mit der Ueberschrift: „The Real Question" in Putnam's Monthly.

Digitized by Google

Föderativ-Regierung vorherrschen? Und dann: Soll der eine oder der andere Einfluß in der Organisation neuer Territorien das Uebergewicht haben?

Was nun die erste Seite betrifft, so ist uns kein Geheimniß mehr, daß für manches Jahr die Sache der Sklaverei in fast allen Staaten den Tag gewonnen habe. Die Erekutive hat sich immer auf diese Seite geneigt, die Rechtspflege ebenfalls, und, mit gelegentlichen Ausnahmen, stimmten die beiden Zweige der Legislatur ein. Es kam so weit, daß zuletzt Keiner, wie groß auch sein Talent und Anspruch, sobald er sich als Gegner dieses Interesses zeigte, zu dem geringsten Staatsamte, mochte es blos Ehre oder auch Sold eintragen, zugelassen wurde; von höheren Stellen war natürlich gar keine Rede. Es ist zur Stunde faktisch, daß der ruhmgekrönteste Dichter, daß der ruhmgekrönteste Geschichtschreiber, daß der ruhmgekrönteste Denker, der ruhmgekrönteste Novellist seines Vaterlandes nicht der Thürsteher an einem öffentlichen Gebäude in Washington werden könnte, wenn er sich um diese Stelle bewürbe, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil er sich von dem sozialen Leben eine andere Theorie gebildet hat, als diejenige, die im Süden gang und gebe ist, und ehrlich genug war, sie öffentlich auszusprechen. Unsere glänzendsten Staatsmänner früherer Tage, unsere Jeffersons, Franklins, Jays, Adams, ständen sie auf ihren Gräbern auf und sprächen sie, was sie einst geschrieben: sie würden von jedem Amte für immer ausgeschlossen werden. Und die Männer des Nordens, zur Freiheit geboren, von deren Liedern, die von Seen und Meeren erschallen, eingewiegt; die diese Freiheit mit jedem von ihren ewigen Hügeln wehenden Hauch einathmen; die, wenn sie sie aussprechen, sie zu preisen, Verräther würden an den frühesten und tiefsten Inspirationen ihres Lebens — diese Männer sind in eine Unduldsamkeit eingezwängt, wie sie jemals der Ostrazismus des athenischen Pöbels oder die Interdikte des mittelalterlichen Papstthums geübt haben. An die Männer von Neu-England, New-York, Ohio, Wisconsin macht man den Anspruch, die Gesinnung der Georgianer und Texaner zu theilen oder doch mindestens ihre Zungen zu bewahren vor Kritik und Tadel, wenn sie nicht der politischen Acht verfallen wollen. Laßt sie nur, sei es auch im freundschaftlichen Ton, mit aufrichtigster Ueberzeugung, in dem tiefen Bewußtsein der ernsten Lage ein unglimpfliches Wort über die Sklaverei äußern — sofort sind sie gebrandmarkt. Gegen diese anmaßliche Diktatur nun kämpfen und protestiren sie; sich ihr stumm unterwerfen, hieße sie verdienen. Jeder Pulsschlag von Selbstachtung, Ehre und Freiheit muß sich gegen diese Demüthigung empören.

Unmittelbarer und dringender jedoch ist die andere Seite des großen Streites: die Zukunft der Territorien. Hier stellt sich die einfache Alternative so: Soll unser jungfräulicher Boden mit der Freiheit oder mit der Sklaverei vermählt werden? Als Nation haben wir Gelegenheit gehabt, reiche Erfahrungen über den Einfluß beider Systeme auf das Gedeihen der Staaten zu sammeln, und wir werden nun aufgefordert, zwischen beiden den Ausspruch zu thun. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Frage keine der Raçen, keine der idealen Rechtstheorieen, selbst keine der religiösen Bekenntnisse — obgleich diese Momente die Entscheidung beeinflussen — sondern sie ist schlechthin eine Frage greifbarer Thatsachen. Die Ergebnisse zweier sozialen Experimente liegen und deutlich vor, und wir werden angegangen, im Lichte dieser klaren Beweise zu bestimmen, ob das eine oder das andere System auf die Bildung unserer jungen Ansänger von Gemeinwesen anzuwenden sei. Diese Gemeinwesen entwickeln sich unter unseren wärmenden Flügeln; unsere Schuldigkeit ist, sie einst in die Welt zu schicken, wie ein guter Vater seine Söhne, ausgerüstet mit den besten Hülfsmitteln zu einer gesunden, nüchternen, männlichen und edlen Laufbahn, und die Wahl ist nun gegeben, ob diese eigene Wirthschaft aus den Schafshürden und Pflanzungen der Sklaverei oder aus den Faktoreien und Schulen der Freiheit auszustatten ist.

Zur gründlichen Lösung dieser Aufgabe könnten keine geeigneteren Data an die Hand gegeben werden, als die Erfahrung über zwei Staaten, die neulich durch ihre Abgeordneten in den Schranken des Kongresses als die Fahnenträger beider Parteien auftraten. Massachusetts und Süd-Karolina sind beide alte, beide an die See gränzende Staaten; beide haben den Revolutionskampf mit ausgefochten; beide standen an der Wiege unserer Verfassung; beide wachsen neben einander groß unter den scharf unterschiedenen Systemen, an deren Prinzipien sie sich mit großer Zähigkeit klammern, in beiden sind die Wirkungen dieser Prinzipien in vollster Stärke ausgeprägt. Beim Beginn war Süd-Karolina beiläufig viermal größer an Umfang, als Massachusetts, und ist es noch; dieses Gebiets-Uebergewicht glich sich jedoch dadurch aus, daß Massachusetts mit einer um ein Drittel größeren Bevölkerung den Anfang machte. Massachusetts erhielt eine demokratische Organisation, ein System gesonderter, fast unabhängiger Stadtgemeinden, jede mit ihrer eigenen Regierung; während Süd-Karolina sich centralisch in Kirchspielen organisirte, mit wenigen oder gar keinen Lokal-Behörden und in den meisten Fällen von der Hauptregierung des Staates abhängig. Das Volk von Massachusetts hat diese Organisation und mit dieser die ungeschmälerte individuelle Freiheit jedes Einwohners beibehalten; während das Volk von Süd-Karolina mit geringen Abänderungen an seinem System, das die Knechtschaft beinahe der ganzen arbeitenden Klasse bedingt, festhält. Welche Wirkungen auf das Gedeihen beider Staaten bieten nun diese zwei entgegengesetzten Verfassungen?

Die Elemente der National-Größe, unter ihren dreifachen Formen, der materiellen, intellektuellen und sittlichen, werden allgemein unter folgenden Kapiteln aufgeführt: Bevölkerung, schaffende Industrie, Verbreitung des Wohlstandes, Volkserziehung, innerer Fortschritt, soziale Ordnung. Nun, man werfe einen Blick auf folgende, nach den letzten Census entworfene Tabelle, vergleiche und urtheile.

	Massachusetts.	Süd-Karoline.
Bevölkerung	994,514	668,507
Werth des sachlichen und persönlichen Eigenthums	Doll. 573,342,286	288,267,694
Kultivirtes Ackerland	Morg. 2,133,436	4,072,651
Unkultivirtes Ackerland	Morg. 1,222,576	12,145,049
Baarwerth der Farmen	Doll. 109,076,347	82,431,684
Agrikultur-Produkte	„ 16,100,000	21,550,000
Manufaktur- u. Bergbau-Produkte	„ 151,137,145	7,063,513
Einfuhr	„ 41,367,956	1,808,517
Ausfuhr	„ 16,895,304	15,400,408
Tonnenladung	32,715,327	2,081,312
Eisenbahnen-Kosten	Doll. 55,602,687	11,287,493
Durchschnittlicher Produktionswerth auf den Kopf	Doll. 106	50
Freischulen	3,679	724
Gelehrte aller Fächer	190,924	26,025
Zeitungen und periodische Schriften	64,820,564	7,145,930
Weiße Eingeborene, die nicht schreiben und lesen können	1,861	16,460
Im Buchhandel	Bände 684,015	107,472
Kirchen	1,477	1,182
Kirchengut	Doll. 10,206,184	2,172,246

Nach dieser Aufsage der zuverlässigsten aller Zeugen, der ehrlichen, schlichten Zahlen, wollen wir uns freilich nicht auf die Frage einlassen, ob Süd-Karolina sofort die Institutionen von Massachusetts anzunehmen habe; denn darum handelt es sich hier nicht; was wir aber behaupten wollen, ist: Wenn ein hoher Grad von Blüthe für eine Nation wünschenswerth ist; wenn zunehmende Bevölkerung, allverbreitete Industrie, rasches Wachsthum und gleichmäßige Vertheilung des Wohlstandes, allgemeiner Fortschritt, Erziehung und Religion — kurz, wenn eine harmonische Erweiterung der Anschichten in die Zukunft Zeugen seiner Blüthe sind: so sind die Institutionen von Massachusetts weit besser an sich und in Betreff aller Gemeinden, in welchen sie ausführbar erscheinen, als die Institutionen von Süd-Karolina. Wir sagen, daß die Erfahrung an diesen Staaten den Vorzug einer freien Gesellschaft unbestritten erwiesen hat; daß wir als Patrioten und Christen nach menschlicher Weisheit und göttlichem Gesetz gehalten sind, sie in unseren neuen Territorien vorzugsweise zur Geltung zu bringen; wir sind gehalten, unseren Freunden und Nachkommen, die unter unserer Hut in diese Gegenden übergesiedelt haben, die höchste Bürgschaft für ein künftiges, leicht zu gewinnendes Wohlergehen zu gewähren.

Doch ist hier nicht jede Erörterung überflüssig? Glauben nicht neunhundertneunundzwanzig Menschen unter tausend im Norden ehrlich, daß eine freie Gesellschaft in jedem Sinne hoch über einer sklavischen stehe? Giebt es nicht Tausende und aber Tausende im Süden, die dasselbe glauben, die jener offen den Vorzug einräumen und die Fortsetzung der Sklaverei aus dem einzigen Grunde entschuldigen, es sei eine übertommene Erbschaft, die man jetzt schwer, wo nicht unmöglich los werden könne?

Wir müssen hier freilich die wenigen Spekulanten im Süden ausnehmen, die beim Mr. Calhoun als Leiter folgen; die nicht blos behaupten, die Sklaverei sei ein positives Gut, sondern die in der freien Gesellschaft die heimtrübigsten Schwächen entdeckt haben wollen. Sie sehen in ihr tausend Elemente des Uebels — in dem Verhältniß zwischen Arbeit und Kapital den künftigen Krieg zwischen den Armen und Reichen — in ihrer Erregsamkeit den Samen eines trostlosen Fanatismus, in ihrer Parteiwuth die rasch andringende Anarchie. Ueber die erbärmlichen Wichte! Ueber das seichte Gewäsch!

Keinem Menschen mit offenen Augen können die krankhaften Mängel und Uebel der freien Gesellschaft entgehen. Wer sie fleißig beobachtet hat, wird sie keineswegs vollkommen oder auch nur fertig finden. Allein hat er sie mit anderen Gesellschaften verglichen und die gehörige Bilanz gezogen, so wird er zu dem positiven Schluß kommen, daß sie die Mittel in sich birgt, zu einer Höhe sozialer Vortrefflich-

leit, für die Gegenwart, wie für die Zukunft, zu gelangen, wie sie keine der jetzt bestehenden erreicht hat. Faßt er das Ergebniß in dessen Allgemeinheit, so wird er finden, daß die Civilisation unserer freien Staaten nicht nur jeder anderen auf dem Erdenrund beträchtlich voraus ist, sondern nach ihrem Geiste und ihrer Struktur die Bürgschaft bietet, noch manches Jahr den Vortritt zu behalten. Welche Civilisation kann als eine der ihrigen überlegene angeführt werden? Etwa die türkische, österreichische, russische, italiänische, spanische? Die bloße Zusammenstellung wäre schon lächerlich. Außer England, Frankreich und dem nördlichen Deutschland, die sie nur in gewissen Punkten übertreffen, kann es keine Nation mit Neu-England, den nördlichen Mittelstaaten und den angebauten Theilen des Westens aufnehmen. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß diese die schönsten Resultate des europäischen Lebens bereits hinter sich hätten; aber, abgesehen von den ihnen eigenthümlichen Errungenschaften, sind sie in der Verfassung, sich den möglichst erreichbaren Grad sozialer Bildung anzueignen. Ohne ihre charakteristischen Eigenschaften aufzugeben, nehmen sie rasch das fremde Gute an. Nirgends ist Literatur und Kunst so weit durch alle Volksschichten verbreitet, nirgends ist das häusliche Leben so bereit, in die frühere Sittenlanterkeit, die es noch bewahrt, die Geistigkeit und Anmuth des Umgangs zu mischen.

Die Formen unserer freien Gesellschaft, diesgam und fest zugleich, bewahren die Ruhe der Gesetzmäßigkeit, während sie den Bewegungen des Fortschrittes einen weiten Spielraum gönnen. Die Auflösung, die ihr die vorbedachten Spektulanten als Folgen des Fanatismus und der Wühlsucht so gern prophezeien, ist ein sehr fern liegendes Ereigniß; denn die Freiheit selbst ist ihre Vertheidigerin: die Irrthümer, die wie nächtliche Dünste in ihr aufsteigen, verschwinden beim Morgenlicht der freien Besprechung. Wenn der Geist frei ist von hemmendem Druck, dann entfaltet er urkräftig seine Schwingen zu neuen Gedanken, neuen Erfindungen; Verbesserungs-Entwürfe aller Art sind ebenso unzertrennlich davon, wie große geschäftliche Unternehmungen. In dem üppigen Boden, der die besten Früchte trägt, wuchert allerdings auch das Unkraut. Alle diese Aufregungen indeß, all diese Lonnen und Schrullen werden kaum als Uebel verspürt. Außer der momentanen Gährung geht Alles seinen ruhigen Gang; ja, diese Gährungen dürften als eben so viele Abzüge der Gereiztheit angesehen werden, die sonst verborgen und gefährlich arbeiten würden. Die gewaltsame Unterdrückung der gesellschaftlichen Kraft-Aeußerungen, nicht die Ventilation, die ihnen gegönnt wird, die ist's, welche die verderblichen Empörungen hervorruft. Aus dem Grunde fürchten wir die der freien Gesellschaft aufgebürdete Neigung zur Gesetzlosigkeit durchaus nicht; die Sklavengesellschaft scheint uns, in Folge ihrer eigenthümlichen Verfassung, weit eher dieser Gefahr bloßgestellt. Dr. Arnold bemerkt irgendwo sehr sinnig: „Das Ritterthum, das Burke so schmerzlich vermißt, war der rechte Vater des Jakobinerthums, das er so gründlich verabscheute." Beide, will er sagen, athmen den Geist der Feindseligkeit gegen die Ordnung, indem sie die Menschen dahin bringen, sich für unabhängig von ihresgleichen anzusehen, in ihnen den Hochmuth und eine selbstsüchte Andetung zu hegen für Alles, was sie betrifft, sei es persönliche Ehre und persönlicher Ruhm in der ersteren, oder persönliche Freiheit und Gleichheit in der letzteren Krankheitsform. Beide führen zu dem, was Baco bonum unitatis (das Gut der Selbstheit) mit Hinsetzung des Gutes der Allheit nennt. Wie in Bezug auf das echte Rittertum, so gilt das noch unbedingter in Bezug auf das Bastardartige, das die Sklaverei geboren hat; es drütet jene eitle, unverschämte und reizbare Einbildung aus, die sich keinem Gesetze fügt, alle soziale Unterordnung verschmäht. Im Süden blüht daher jene persönliche, pöbelherrschaftliche Gewaltsamkeit am üppigsten; hier werden hauptsächlich die Flibustierpläne ausgeheckt, und hier ist die Drohung, die Waffen gegen die Union zu erheben, ein Lieblingsthema der Diskussion.

Es erscheint demnach unbestritten, daß die gesellschaftliche Organisation des Nordens, was Festigkeit und Gedeihen betrifft, der südlichen weit überlegen ist; und es dünkt uns aubegreiflich, wie ein vernünftiger und humaner Mann anstehen könnte, zu entscheiden, welche für ein neues Gebiet wünschenswerther sei: hier auf dem naturwüchsigen, unausgetretenen Boden, wo, im Gegensatze zu den bereits eingerichteten Kommunen, kein herkömmliches Interesse geflört, kein verjährtes Vorurtheil gereizt, kein groß gewordener Mißbrauch abgeschafft zu werden braucht. Alles ist hier noch frisch, jung, unverdorben; hier steht Nichts zwischen dem Urtheil, was das Beste sei, und den anschaulichen Wahrheiten der Erfahrung und Vernunft. Sie nun für viele kommende Jahre zu einer schlechten, mit allen Mängeln behafteten sozialen Einrichtung verdammen, wäre eine Grausamkeit, deren ein Thier gegen seine Jungen sich schämen müßte. . . . . .

Es liegt indeß in der Macht des Kongresses, diesem Ausgang vorzubeugen und durch eine rasche Anerkennung der Ansprüche von Kansas als freier Staat über die Krisis wegzukommen. Prädecessin bieten Arkansas, Michigan und Kalifornien. Das Volk von Kansas, obgleich durch Reizmittel aller Art zum Aeußersten versucht, hat sich maßvoll und würdig benommen. Es braucht nicht einmal zu bitten, daß „dem Geist der Freiheit Etwas nachgesehen werde"; es kann sich zuversichtlich auf sein Verhalten berufen. Alle, die von Amts- und Berufswegen die Hand in diesem Anliegen haben, wollen sich an das Wort Emerson's erinnern: „Nimmer, Freund, streiche die Segel vor einer Furcht; gehe aufgerichtet in den Hafen oder fahre mit Gott auf die offene See."

England.

Die Sprache und die Sitten der Engländer zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Nach einem Manuskript aus jener Zeit.

(Schluß.)

Man saget daß es den Englischen *Gentelman* ob: Edelleuten nicht zu viel, daß eine so virhundert gülden järlich zuvorzehren, dieselbe auf ein einziges kleid spendiren solle, besser können sie hunger leiden, als ihren übermächten Pracht lassen: wie es auch sei, so ist das gewiß das bei hof alles mitt dem besten Atlaß u. Sammet angezogen und auß stattlichste verbremet sein muß; und siehet man zu hofe manchen in einem sammeten und gestickten mantel hereingehen, wan man nachfraget, so befindet sichs daß einer offt drei Dinerß Dinerß Diner ist, denen man vor einen großen Grafen und Diner ansehen thete. Die Weiber gleichfallß müssen mehr denn Adliche kleider haben, ja man siehet alte gremliche, arme, und mit kindern überfallene Weiber der handwergsleute die mit ihren stadtlichen Krag, seidenen Röcken außstaffiret sein müssen und sollte der mann u. sie selber kein bissen brott im hause haben. Ich habe sehr reiche und zugleich sehr vornehme Frauen gesehen, die nicht einen so kostbaren Anzug hatten, wie manches sehr arme aber der Hoffart ergebene Weib. Man saget vor gewiß, daß es vil Weiber hatt, die derohalben (einem unerlandten Gewerbe nachgehen), daß sie nur ihre schöne Kleider erwerben können, weil ihre Ehemenner mit ihrer Handlung ob: nahrung so vil nit erwerben können, daß sie nach ihrer beliebung und gefallen, sich davon ernehren und bekleiden möchten. Sonsten haben sie keinen eigenen *modum et modulum* zu kleiden, sondern behelfen sich mehrentheiß mit der Französischen Art, doch achten sie darauf so vil nicht, ob ein kleid sauber u. wol auß gemacht, wie es bei den Franzosen der Fall ist, sondern sehen vilmehr dahin, daß der Zeug u. Zirat kunst u. köstlich sey: Sonsten am Leibe halten sie sich auch in vil wege reinlicher alß die Franzosen; von denen man das Deutsche Sprichwort gar wol brauchen kan: ein Sawschak mit Zigeln gedecket. Auß dem Unterschid der Kleider kan man nicht abnehmen, wo standes oder ehren einer sey; außgenommen was geistliche Personen anreichen thut, sondern wie einer in seinem Kopf befindet, und sein dentet ob: Credit ertragen mag, alsy kleidet er sich. Doch in gemein zihen die mannespersonen schwarz auf: und ist auch bei den Hofeleuten die gebreuchlichste Farbe. Im essen sind sie auch sehr und fast auf die Deutsche manier *cumtuosi*, essen mehr fleisch u. lider als fische, doch wird das fleisch nicht vil gewürzet; mehrentelß gebraten, doch fast weiß; ist mehrenteils über alle maßen fett, und wirdt derogleichen fast in keinem Lande gefunden: Sie haben allenthalben wirtshewser und garküch da sie hineingehen, und ihre notturft geben lassen: mit disem kommen sie mit denn Franzosen überein, und ist bei ihnen keine schande das ein vornehmer Edelman hineingehet, ihm selber was einkaufft oder auch seinen gast dahinein füret, und ein gericht ob: zwei ihme geben leßt, und hernach wider davon gehett. Sie haben den brauch das sie gerne allerhand weiche speisen alß eyfel u. s. w. essen, doch muß alles mitt vil Zucker vermischet sein. Sie halten auch von keinem andern alß sehr weissen brott wie die Hispanier; essen eine sehr starcke malzeit, und mehr als immer die Deutschen zu thun pflegen, geberden sich zum essen so sawisch alß die Franzosen, und wenn es ihnen nicht zu warm, brauchen sie lieber die feust alß die messer. Sie essen sonderlich gerne die meerausterlen, meermuscheln, und sonsten von allerlei Zuckerwerck und beschereri. Die austerlen sind daselbst frisch, in grosser menge und wolfeil zu bekommen, daß man hundert und 5 Schillinge kaufen kann, da man sonsten wol in Deutschland an etlichen orten, (wenn sie gleich auch nur eingemacht) fünf und mehr deutsche gülden geben mus. Ihren Trunck belangend, so gebrauchen sie sich gemeiniglich deß biers, welches in ihrem lande gebrauen u. auch in grosser menge in andere Lande gefüret wird. Es wird aber an keinem andern ort besser alß zu Odsenfort gebrawen. Sie haben denselben eine art das sie das englisch Oel nennen, u. ganz verhalten wird, also daß wenn man es in einen krug bringet, und wol fest zugestopfet, es den stöpsel mitt einem solchen knall herausspösset, das man meinett es wurde ein Büchs abgeschossen. Man pfleget das Englische Bier gar hoch zu *commendiren*, ist aber meines erachtens nicht sonderlich ob: gar selten zu loben. Aberdiß so hat man darinnen auch allerlei Weine, so aber auß Frankreich, Hispanien und

Deutschland dahingebracht werden, sind aber meines erachtens sehr gutten kauffß und sehr gutt. Die Engelender haben dise natur, daß sie keine Weine gern trincken, sie seien dan mitt Zucker vermischett od: sonsten gar säff u. liblich. Diß aber ist gewiß, daß wir solchen Reinwein in Engeland angetroffen, dergleichen im benachbarten Holland, ja an den orten da der beste wachsen thutt selbst nicht befunden haben. Sie haben aber auch diesen brauch daß sie den taback über alle masse gerne u. vil trincken,*) man sagt daß nur in London allein in die 4000 taback heuser sein sollen. Daß ist gewiß das sie solche *necotianam* (Tabak) vor ihre höchste *delicias* halten, und rencht ganz Engeland darnach. Außgenommen die *Collegia* zu Oxfensfont und daß Königliche schloß zue London. Denn der König diesem tranck über alle massen gram ist, daß man kaum glauben sol. Hat sein Sprichwort: wenn ich den Teufel zu gast laden müßte, wolte ich ihm ein Caninichen zu fressen und Tabacf zu trincken geben. Dannenhero die hoselent weicke gewöhnlich um den König sind sich dieses trancks oder rauchs ganz enthalten müssen. Der König hatt einen überauß starcken Zoll auf den Tabacf geschlagen, und wenn ein Pfund 3 taler gültig were muß man 1 thlr. davon Zoll geben; dergleichen Auflagen und Lasten sonsten in ganz Engeland auf kein Ding zu finden. Ja weiber und menner pflegen sich solches trancfes zu gebrauchen obgleich ich nicht weiss, warum das Rauchen hier Trinken genannt wird; also daß sie sich recht voll daran sauffen wie ich oft gesehen habe. Gemeiniglich aber pflegen sie nach gehaltener malzeit sich darüber zu machen: Sonsten sind sie der Völkerey gar nicht ergeben. Wiewol sie bißweilen wie die Franzosen ein Weinrauschlein zu sich nehmen. In fremdden Landen und sonderlich wo grobe Speise und kelte ist, oder auch starcke hitze mögen sie nicht wol tauren (anhalten)."

Nachdem der Verfasser des Manuskripts noch Einiges von dem kriegerischen Charakter und von der einstigen Herrschaft der Engländer über fast ganz Frankreich berichtet und nebenbei erwähnt hat —: „Man pfleget gemeiniglich also davon zu *discuriren*: So offt die Franzosen mitt den Engelendern zu thun haben mit der sauß, haben sie mehrentheß den kürzeren gezogen; wenn man aber mit anschlägen u. listen umbgegangen, so haben die Franzosen den Engelendern das vortheil abgelauffen." — geht er in demselben Kapitel zur Beschreibung der Jagd und zur Aufzählung der wilden Thiere in England über, was ich aber, weil es weniger ansprechen dürfte, übergehe.**)

Glogau. Dr. Wahner.

Mannigfaltiges.

— Perdonnet's Eisenbahn-Lehrbuch. Herr August Perdonnet, der Verfasser eines im Jahre 1842 erschienenen, viel verbreiteten „Portefeuille de l'ingénieur", hat jetzt sowohl für Eisenbahn-Beamte, als für das größere Publikum, das an dem Bau und der Verwaltung der Eisenbahnen Interesse nimmt, einen „Traité élémentaire des chemins de fer" herausgegeben, worin er über Alles Auskunft giebt, was bis zum heutigen Tage für die Herstellung, die Verbesserung, die Sicherheit und den Verkehr der Eisenbahnen in Frankreich und in anderen Ländern geschehen ist. Der Verfasser beginnt mit der Lehre von der Absteckung der Linien, wobei er auf die oft überseheue Wichtigkeit des Umstandes hinweist, daß man, um eine gerabere und etwas kürzere Linie zu gewinnen, sehr oft die gewerbreichsten Orte entfernt und getrennt von der Bahn liegen läßt, was zuweilen ein für den Wohlstand der Gegend sehr gefährlicher und gar nicht wieder gut zu machender Irrthum sei. Er bringt ferner auf sofortige Anlegung ausgedehnter Bahnhöfe an den Endpunkten und Hauptstationen, da hier die Oekonomie am unrechten Orte sein würde. Der Verfasser stellt Vergleiche der Baukosten in den verschiedenen Staaten an, wobei natürlich England, wegen der vielen „Parlamentskosten" und Unterschleife, am schlechtesten wegkömmt. In Amerika werden die Eisenbahnen ebenfalls durch schlechte und unehrliche Verwaltung sehr vertheuert. Am wohlfeilsten und ehrlichsten wird in Deutschland gebaut und verwaltet. Was die französischen Bahnen betrifft, so hat Herr Perdonnet seinem Buche vieles offizielle Aktenstücke angehängt, aus welchen die Anlagekosten und die Erträgnisse derselben genau zu ersehen sind. In einem zweiten Bande, welcher nächstens folgen soll, wird sich der Verfasser über die Mittel verbreiten, die zur Hebung des Personen- und Güterverkehrs der Eisenbahnen anzuwenden sind und die sich bereits bei mehreren großen Unternehmungen Frankreichs als praktisch bewiesen haben.

— Shakespeare's England. Wie man in England und besonders in London zur Zeit Shakespeare's und der Königin Elisabeth gelebt und geliebt, wie man gearbeitet und gefeiert, wie man gekämpft und gezecht, an öffentlichen Orten und in den Familien, das erzählt uns Herr G. W. Thornbury in einem soeben erschienenen Buche.*) Er zeigt uns das alte London mit seinem Turnierplatz und seinem Theater, seinem Jahrmarkt und seiner Thierhetze, seinem Hafen und seinem Gefängniß. Was die Abgeteimtheiten der englischen Spitzhüben des sechzehnten Jahrhunderts betrifft, so scheinen sie denen des neunzehnten kaum etwas nachgegeben zu haben. Er führt uns aber auch auf das Land zu der damaligen „Gentry", zu den Landpredigern und Kirmessen. Wenn das Buch, das wir noch nicht näher kennen, wirklich auf historischen Studien beruht, so ist es eine anziehende Lektüre und kann selbst sehr viel zum Verständnisse der Shakespeare'schen Dramen beitragen.

— Smith O'Brien über Griechenland. Die Times, die vor kurzem sehr unverantwortlicherweise die Vertheidigung Griechenlands und der Griechen gegen die maßlosen Diatriben der bonapartistischen Presse und Lord Palmerston's übernommen hat, theilt zur Bestätigung ihrer neu gewonnenen Ansichtung der dortigen Verhältnisse ein (auch von mehreren unserer politischen Blätter erwähntes) Schreiben des bekannten William Smith O'Brien mit, in welchem den modernen Hellenen ein sehr günstiges Zeugniß ausgestellt wird. Smith O'Brien hat, wie es scheint, nach seiner Begnadigung durch die Königin Victoria, einen Ausflug nach dem Orient angetreten, auf dem er auch nach Griechenland gekommen ist und in der Universität zu Athen ein Exemplar seines im Exil ausgearbeiteten Werkes „The Principles of Government" niedergelegt hat. Das gedachte Schreiben ist an Herrn Pulidas, Abgeordneten der Universität in der griechischen Deputirten-Kammer, gerichtet. „Ich habe", heißt es darin, „mit dem größten Vergnügen bemerkt, daß alle Klassen in diesem Lande von einem glühenden Durst nach Kenntnissen beseelt sind und daß die Regierung diesem Streben entgegenkömmt, indem sie nicht allein die Errichtung von Elementar- und mittleren Schulen befördert, sondern auch die Hilfsquellen Ihrer Universität vermehrt — einer Anstalt, die, wie ich glaube, ihre Entstehung dem Gemeingeist aufgeklärter und patriotischer Privatpersonen verdankt. Diese Anstrengungen sind nicht fruchtlos geblieben, und ich bezweifle sehr, daß es eine Stadt in Europa giebt, die verhältnißmäßig größere Fortschritte in der geistigen Entwickelung gemacht hat, als Athen. Dieser Fortschritt ist um so bemerkenswerther, wenn man bedenkt, daß in anderen Ländern die intellektuelle Thätigkeit der jetzigen Generation durch die während vergangener Jahrhunderte aufgehäuften Hülfsmittel unterstützt wird, während die ganze Existenz des neueren Griechenland, als Mitgliedes der europäischen Staaten-Familie, kaum einen längeren Zeitraum als ein Vierteljahrhundert einnimmt. Dieselbe Bemerkung gilt auch von den industriellen Zuständen. Wenn man sich erinnert, daß fast jede Stadt und jeder Acker Griechenlands von den Türken in dem Unabhängigkeitskriege verwüstet wurde, daß der Reisende darüber erstaunen, daß man in so kurzer Zeit so *ungemein* viel geleistet hat." Herr O'Brien versichert, daß er „unter den einfachen Bewohnern des Parnaßus wenigstens eben so viel echte Civilisation gefunden habe, als in den Klubs von London oder den Cafés von Paris"; er giebt zwar zu, daß das Räuber-Unwesen nicht ganz ausgerottet habe, bemerkt aber, daß der größte Theil des Landes von dieser „sozialen Krankheit" eben so frei sei, wie die kultivirtesten Staaten Europa's. Die übelwollenden Berichte über Griechenland wären größtentheils durch die insurrectionellen Bewegungen in Thessalien und Epirus im Jahre 1854 veranlaßt worden, die, obgleich unter den damaligen Umständen allerdings höchst unpolitisch, einzig und allein aus dem glühenden und für die Griechen höchst ehrenvollen Verlangen entsprungen seien, ihre unter türkischer Botmäßigkeit lebenden Mitbrüder von demselben Druck zu befreien, gegen den sich ihre Väter unter dem einmüthigen Beifall Europa's erhoben hatten. Der Brief schließt mit folgenden Worten: „Da ich glaube, daß der hellenische Volksgeist noch dieselben heroischen und bürgerlichen Tugenden besitzt, durch welche seine Vorältern sich auszeichneten; da ich fernr glaube, daß die verschiedenartigen Elemente, aus welchen er besteht, in der Zukunft bestimmt sind, eine große und starke Nation zu bilden, so würde ich, wenn ich selbst ein Grieche wäre, mich wenig um unverdiente Vorwürfe kümmern. Andererseits dürfte eine gesunde Politik dem griechischen Patriotismus vorschreiben, den Gang der Ereignisse abzuwarten und äußere Konflikte zu vermeiden, während er unterdessen die materiellen, moralischen und geistigen Hülfsquellen in vollem Maße auszubenten sucht, mit welchen die Vorsehung dieses Land so reich begabt hat."

*) Wie im Text weiter unten zu ersehen ist, so sagte man in England nicht Taback rauchen, sondern Taback trinken.

**) Manches, was sich hier und da noch zerstreut in den anderen Theilen der Handschrift über die Sitten und Gebräuche der Engländer in damaliger Zeit findet, bildet einen schätzbaren Mitbeitrag zu vorbehaltirn. Dr. W.

*) Shakespeare's England, or Sketches of Social History in the Reign of Elisabeth. By G. W. Thornbury. 2 vols.

Herausgegeben und redigirt von [illegible]. — Verlag von [illegible]. — Berlin, gedruckt bei [illegible].

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Zwischenräumen versendet und in Berlin bei der Post geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Expedituer Neumann, Markgrafenstr. No. 87), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 80. Berlin, Donnerstag den 3. Juli 1836.

Nord-Amerika.

Amerikanische Poesie.

Longfellow's „Goldene Sage".

Bis vor kurzer Zeit waren die amerikanischen Dichter nur Nachahmer der europäischen. Jetzt aber hat sich die Blume vaterländischer Poesie im vollsten Glanze in Amerika entfaltet. Den schönsten Lorbeerkranz verdient der Dichter Longfellow, der mit rastlosem Fleiße die heilige Blüthe in seinem Innern pflegte. Er hielt sich lange in Deutschland auf und studirte dort deutsche Literatur; auch versuchte er sich in Uebersetzungen von allen Dichtern der alten Welt, die, davon erweckt, sein Genius vaterländische Früchte trug. Das schöne Epos „Evangeline", worin Amerika's Natur und Leben geschildert ist, liefert einen Beweis dafür. Mit wahrem Dichtergeiste ist auch seine „Golden Legend" gedichtet, deren Stoff bereits im dreizehnten Jahrhundert von Jakob Voragin (einem Dominikanermönch, der als Erzbischof von Genua 1292 starb) lateinisch bearbeitet ward. Erfunden und erzählt wurde sie von Hartmann von der Aue, dem Minnesänger des zwölften Jahrhunderts. Im vierzehnten Jahrhundert übersetzte sie Jean de Bigny ins Französische und im funfzehnten William Caxton ins Englische. Im Jahre 1815 haben die Gebrüder Grimm sie wiedererzählt und zum Besten eines Wohlthätigkeits-Vereines herausgegeben.

Die Fabel des Gedichtes hat viel Aehnlichkeit mit der des „Faust", nur ist sie heiliger gehalten, so daß jedes Kind und jede Jungfrau sie lesen kann; auch bleibe sie im Mittelalter, während Goethe seinen „Faust" in die neuere Zeit versetzte. Der Rhein mit seinen Schlössern und Städten, die Longfellow alle besuchte, bildet anmuthige Bilder des Gedichtes, und manche historische Person, wie Adalbert als Abt, Walter von der Vogelweide u. A. m., erhöhen das Interesse des Lesers; auch religiöse Volksschauspiele aus jener Zeit und eine ähnliche Schülerscene wie im „Faust" tragen dazu bei.*)

Heinrich von Hohneck, der Held des Gedichtes, sitzt einsam auf seinem Schlosse am Rhein, mit dem Anstoß behaftet und darum von aller Welt gemieden. Sein Monolog erinnert lebhaft an Faust:

> Ich kann nicht schlafen; mein brennend Hirn
> Rauft der Vergangenheit Gespenster,
> Zu kühlen meine heiße Stirn,
> Wie Blüthenduft aus fernen Landen.
> Ihr Freunde, die Ihr längst geschieden,
> Ach, kommt und bringt mir Euren Frieden;
> O, in Unendlichkeit zu sein,
> Ist furchtbare Gedankenpein.
> Zu schwer drückt mich des Lebens Noth,
> Ich sehne mich nach ew'gem Tod'.

Nun erscheint Lucifer, als reisender Arzt verkleidet, und entdeckt dem Kranken, daß er gerettet könne, wenn ein junges, unschuldiges Mädchen ihm freiwillig ihr Leben opfere. Er giebt ihm auch einen Trank, wodurch er seine ganze Jugendkraft erwachen fühlt; aber ihre Wirkung geht schnell vorüber. Die Priester führen ihn in die St. Rochus-Kapelle, lesen die Todtenmesse über ihn, streuen Asche auf sein Haupt und legen ihm die Kleidung der Aussätzigen an. Er flüchtet in den Odenwald zu einem seiner Pächter. Die Tochter desselben, ein Mägdlein von vierzehn Jahren, wird von so innigem Mitleid für den Prinzen ergriffen, daß sie für ihn sterben will. Ihre Aeltern bitten sie flehentlich, es nicht zu thun. Sie erwiedert:

> Warum soll' ich noch leben?
> Dem Frauenleben wird
> Zu Nichts als Schmerz gegeben;
> Das Auge weint, das Herz zerirrt.
> Nur schweigend' Dulden, heilig' Sehnen,
> Das diese Welt nicht stillen kann,
> Ist unser Theil. Mit bitt'ren Thränen
> Geh'n wir den Lebenspfad hinan.

Die Mutter erwiedert:

> Das ist der Fluch, der Eva hat getroffen.

Elise antwortet:

> So wend' ich zu Marien all' mein Hoffen.

Die verborgene Liebe zum Prinzen blickt aus ihren Worten und erinnert dadurch an Gretchen. Elise überzeugt ihre Aeltern, daß eine höhere Macht sie treibe, und sie willigen in das Opfer und bringen sie zu dem Prinzen. Beim Anblick ihrer Jugend und Schönheit schwankt er, ein solches Opfer anzunehmen; aber Lucifer, in Gestalt eines Priesters, überredet ihn, daß, um das Leben eines Prinzen zu retten, ein Mädchen niederer Herkunft wohl sterben könne. Zugleich giebt er ihm Empfehlungen an den Pater Angelo in Salerno mit, der das Opfer in Empfang nehmen und tödten soll. Auf der Wallfahrt dorthin mit Elisen faßt der Prinz die zärtlichste Liebe für sie, trotzdem, daß Lucifer das Paar ausschrbar umschwebt; über den Höhen Straßburgs spricht der Dämon:

> Schlafe Du, Stadt, bis des Morgens Licht
> Dich wieder in Stadt und Laster erweckt;
> Mehr Märtyrer hat Gott wahrlich nicht,
> Als ich in Deinen Mauern versteckt.
> Sie sind mein eigen, sind meine Sklaven,
> Sie wachen und wühlen, und können nicht schlafen.
> Schlaf, schlaf, o Stadt, in Deinem Gebäu
> Steht keine Hütte, von Sünden frei,
> Von Leidenschaften toll und blind,
> Bis sie Verbrechen geworden sind.

Als Heinrich mit Elisen das Meer erreicht hat, schlägt er ihr vor, sich mit ihm hinabzustürzen, um aller Qualen los und ledig zu werden; aber sie belehrt ihn eines Bessern. In Salerno nimmt Lucifer als Pater Angelo die Jungfrau in Empfang, um sie zu opfern. Er führt sie in seine Behausung und verschließt die Thür. Unterdessen ist die ganze Erkenntniß seiner Sage über den Prinzen gekommen. Er schämt sich seines unedlen Wollens, erbricht mit Hülfe seines Gefolges die Thür Angelo's und befreit die Jungfrau. Ihre Opferwilligkeit ist wie das Opfer Abraham's angenommen. Heinrich wird gesund, kehrt mit seiner Retterin nach Deutschland zurück und erhebt sie zu seiner Gemahlin.

Möchte dieses sinnige, für Deutsche besonders anziehende Gedicht in unserer Sprache bald einen geschmackvollen Uebersetzer finden. Es spricht weit mehr unser Nationalgefühl an, als die auch von Longfellow gedichtete indische Sage „Hiawatha", die Freiligrath und A. Böttticher bereits übersetzt haben. E. v. H.

Finnland.

Literarische Zustände in Finnland in den Jahren 1554 und 1555.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft verlor durch den Tod eines ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, den Akademiker, Staatsrath Anders Johann Sjögren (Mitglied seit dem 8. Oktober 1834), der für die finnische Archäologie, Ethnographie und Sprachkunde sich unsterbliche Verdienste erworben,*) ferner ihren Geschäftsführer in Tammerfors, Provinzial-Arzt Gustav Aep (Mitglied seit 1832); dagegen sind der dimittirte Schulen-Inspektor Heinrich Reno in Revak und der Stadtarzt Friedrich Kreutzwald in Werro, als korrespondirende, und sieben Prediger, vier Lehrer, vier juridische Beamte, ein Offizier, zwei Künstler und fünf Kaufleute als ordentliche Mitglieder der Gesellschaft beigetreten.

Das Bücherlager der Gesellschaft hatte am Jahrestage 1855 einen reinen Werth von 11,459 Rubel Silber. Die Bibliothek derselben ist von R. A. Renvall, nach Ausscheidung aller Doubletten, in zwei Ober- und mehreren Unter-Abtheilungen aufgestellt worden, an zweihundert-

*) Wir wundern uns, daß Herr Richard Wagner sich noch nicht veranlaßt gefunden, den Stoff zu einer deutschen Oper zu verarbeiten, wozu er mit einigen Modifikationen ganz geeignet scheint. D. R.

*) S. dessen Nekrolog vom Akademiker A. Schiefner im „Inland", Dorpat. 1855 (Nr. 8 und 9).

Digitized by Google

fünfzig Bände wurden ihr von gelehrten Gesellschaften und einzelnen Personen geschenkt; bemerkenswerth ist es, daß die Gesellschaft einen Schriften-Austausch außerhalb Finnlands nur mit der gelehrten ehstnischen Gesellschaft in Dorpat, der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga und der ehstländischen literarischen Gesellschaft in Reval zu unterhalten scheint. Das Museum erwarb einige antike Waffen und Geräthschaften, Münzen und von Magister Collan zwei Kanteles und Kihtelpwaare und Kesslär. Die Kasse anlangend, waren zu dem Saldo von 451,•• als Erlös von verkauften Büchern 702,••, als Mitgliedsbeiträge 126, als Geschenke 326,•• Rubel hinzugekommen, von welcher Summe von 1606,•• zu Druckkosten 736,••, Buchbinderkosten 68,••, Redactions-Honoraren 270,••, Reise-Unterstützungen 300, Gehalten 135, für die Bibliothek 31,••, für Diverse 1,••, zusammen 1543,•• Rubel verausgabt wurden; der Fonds des finnischen Lexikons betrug am Jahrestage 814 Rubel, der zu einem Denkmal für Castrén 650 Rubel. Nach erfolgtem Ballotement wurden erwählt für das begonnene Jahr: zum Vorführenden Professor El. Lönnrot, zum Vice-Vorführenden Professor Johann Jakob Tengström, zum Secretair der Bibliothek-Amanuensis Soen Gabriel Elmgren, zum Schatzmeister Magister August Schauman, zum Bibliothekar Magister Robert Renvall; zu Gliedern des Prüfungs-Comité: extraord. Professor M. Aliander, Adjunkt Dr. Er. Al. Ingman, Magister P. Tikkanen, extraord. Lektor K. G. Borg, Magister Friedrich Polén, zu Residenten: Oberst-Lieutenant Stjernkreutz und Kandidat Ehman.

Bei der finnischen Literatur-Gesellschaft in Wiborg war am 7. November 1854, nach erfolgtem Ableben des Grafen C. G. Mannerheim, der Hofgerichtsrath E. F. Munck zum Vorführenden erwählt worden.

Der uns vorliegende Band des finnländischen Literatur-Blattes 1854—55 enthält noch die Berichte über die Sitzungen der finnischen Literatur-Gesellschaft vom 4. April, 2. Mai, 3. Oktober, 7. November und 5. Dezember 1855. Wir bemerken hier die reichen Geschenke, welcher sich namentlich die Bibliothek der Gesellschaft zu erfreuen hatte, die von Student Poppius eingegangenen dreißig Ballemelodieen aus Ympiälä, Sortavala, Ruskeala, Pyhäjärfi und Pyhäjärvi, ein Heft Sagen und Räthsel, handschriftlich eingesandt von dem Bauer M. Laipale in Saarisärvi, am 2. Mai wurde die ausgesetzte Reise-Unterstützung dem Kandidaten Ahlquist zu dessen linguistischen Forschungen in Ingermannland zuerkannt, und schon zum 3. Oktober lieferte er ein Heft Runen ein; aus dem Nachlasse des Magisters Bergstad erwarb die Gesellschaft eine große Zahl von Manuskripten linguistischen Inhalts, endlich einen lexikalischen Beitrag von Dr. Ehrström.

Haben wir somit die spezifisch finnische literarische Thätigkeit in Finnland der Betrachtung unterzogen, so liegt es uns ob, auch den Bestrebungen der Finnländer auf dem weiten Felde der Wissenschaften und Künste im Allgemeinen das Wort zu leihen. Diese Bestrebungen sind häufig als einseitige und den vorhandenen Kräften nicht entsprechende gescholten worden; man hat gesagt, die Männer der Wissenschaft in Finnland können sich nicht hinreichend der nationalen Einwirkungen entledigen, um die Wissenschaft in ihrer Absolutheit zu umfassen; man hat, und nicht mit Unrecht, aus dem beschränkten Kreise, welchem die Helsingforser Universität und die finnländischen Gymnasien ihre Lehrkräfte entnehmen, eine Einseitigkeit und Einförmigkeit der Gelehrtenwelt Finnlands gefolgert; man hat weiter auf die hier und da aufstoßende Selbstgenügsamkeit finnländischer Gelehrten, auf das Ueberwiegen der philologischen und philosophischen Studien über die naturwissenschaftlichen, als auf ein antiquirtes Beharrlichkeit in Finnland, aufmerksam gemacht. Dem sei nun, wie ihm wolle, immerhin leidet das dünn bevölkerte, in die Kulturhistorie erst seit kurzem eingeführte Land nicht wenig, und über allen wissenschaftlichen Resultaten steht die Wahrheitsliebe, die Redlichkeit und Treue, mit welcher die Finnländer forschen und die Früchte ihrer Forschungen bekannt machen.

Der offizielle Centralpunkt des wissenschaftlichen Lebens ist die Helsingforser Alexanders-Universität, eine alma mater auch in ihren Institutionen. Der von dem Rektor der Universität nach alter Sitte herausgegebene Triennial-Bericht für 1851 bis 1854 giebt und Aufschluß, wenn auch nicht über das innere Leben der Universität-Mitglieder, so doch über die offiziellen Vorgänge an der Landes-Hochschule während der bezeichneten Zeit.*) Mittelst kaiserlichen Befehls vom 4. Juni 1849 wurde in Helsingfors aus dem Präsidenten, Grafen Mannerheim (als Vorsitzführendem), dem Vice-Kanzler, Generalmajor Nordenstam, dem Rektor der Universität, Professor Rein, dem Professor Laurell, dem Lektor, Propst Bergenheim, und dem Hofgerichts-Assessor Bergbom (als Secretair) ein Comité niedergesetzt, um Vorschläge zu neuen Statuten für die Universität zu machen; die Vorschläge des Comités wurden höheren Ortes geprüft, während auch das Consistorium academicum sein Gutachten über dieselben aussprach, und am 1. Oktober 1852 wurden die neuen Statuten der Alexanders-Universität von Sr. kaiserlichen Majestät bestätigt. Die wesentlichsten, durch dieselben hervorgebrachten Veränderungen waren folgende: 1) Rektor und Prorektor werden vom Kanzler auf drei Jahre ernannt, das Konsistorium bringt zu diesen Posten, nach geschehenem Skrutinium, drei Kandidaten in Vorschlag. 2) Die Anzahl der Fakultäten wird auf fünf vergrößert, indem die sogenannte philosophische in eine historisch-philologische und eine physiko-mathematische zerfällt, jede Fakultät hat ihren vom Vice-Kanzler vorgeschlagenen, vom Kanzler bestätigten Dekan für drei Jahre. 3) Das Konsistorium (Senat der Universität) besteht aus zwölf Mitgliedern, nämlich den je zwei ältesten Gliedern der theologischen, juristischen und medizinischen und den je drei ältesten Gliedern der physiko-mathematischen und der historisch-philologischen Fakultät; an der Wahl des Rektors und an rein wissenschaftlichen Verhandlungen nehmen aber alle Professoren Theil. Die Verwaltung der Landgüter der Universität wird einer Oekonomie-Abtheilung übergeben, die aus dem Rektor, dem Prorektor, dem Inspector aerarii und zwei anderen vom Konsistorium für drei Jahre eingesetzten Mitgliedern besteht (und am 4. Januar 1853 vom Kanzler ihre besondere Instruction erhielt); die Disziplinar-Kommission besteht aus dem Rektor und sämmtlichen Dekanen. 4) In der theologischen Fakultät kömmt eine neue Professur für Pädagogik*) zu den bisherigen vier hinzu; unter den drei Professoren der juristischen Fakultät geschieht eine neue Vertheilung der Lehrfächer; in der medizinischen Fakultät wird eine neue Professur für Pharmakologie errichtet, so daß sie jetzt vier Lehrstühle zählt; die historisch-philologische hat sieben ordentliche Professuren, indem eine neue für Aesthetik und moderne Literatur gestiftet wird; die physikalisch-mathematische hat ebenfalls sieben Professuren nach Eröffnung zweier neuen Katheder für Botanik und für Geologie und Mineralogie; somit steigt die Anzahl der ordentlichen Professuren auf sechsundzwanzig. Dagegen geht die Professur für Philosophie ein (!), und der Lehrstuhl für allgemeine Literargeschichte wird dem jedesmaligen Bibliothekar zugewiesen. Alle Adjunkturen werden durch Dozenturen ersetzt, deren zwei bei jeder Fakultät, mit einem Gehalt von je dreihundert Rubeln, bestehen sollen. 5) Die Studenten werden nach Fakultäten vertheilt, statt der bisherigen Eintheilung in Landschaften; an Stelle der bisherigen Inspektoren treten die Dekane, denen Kuratore beigegeben werden, welche von den Professoren der Fakultät erwählt und vom Vice-Kanzler bestätigt werden und bei den Fakultäts-Sitzungen und Prüfungen das Protokoll führen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Beider ergreift das Literaturblatt nur eben diesen Bericht und läßt seine Leser für die spätere Zeit, namentlich für die zweite Hälfte v. J. 1854 und das J. 1855, völlig im Dunkeln.

Rußland.

Aus der russischen Gesellschaft.**)

Ich wohne ungefähr dreihundert Werst südwestlich von Moskau in dem Gouvernement Orel. Innerhalb eines zweihundertwerstigen Umkreises habe ich manche Nachbarn, und wir machen uns zuweilen freundschaftliche Besuche gegenseitig. Unter diesen zeichnen sich zwei Adelige als Typen zweier ganz verschiedener Klassen in Rußland aus. Ich will sie deshalb dem Leser vorstellen, der vielleicht nicht abgeneigt ist, deren Bekanntschaft zu machen.

Ungefähr zwanzig Werst von meiner Wohnung residirt ein Ex-Garde-Offizier, ein sehr feiner Herr. Sein Name ist Arkadi Pawlytsch Pjeutotschin. Seine Wohnung ist nach dem Plane eines französischen Architekten gebaut worden, und die Diener tragen die prächtigsten Livreen. Er giebt ausgezeichnete Diners und traktirt seine Gäste mit der zuvorkommendsten Höflichkeit. Aber bei alledem ist er durchaus nichts weniger als populär in der Gegend.

Arkadi Pawlytsch hat eine gute Erziehung genossen, in der Armee gedient und eine Art Politur bekommen, wie man sie sich nur durch Abschleifung in der glattesten, höchsten Gesellschaft erwerben kann. Nach seinen eigenen Mittheilungen wacht er sorgfältig über die Wohlfahrt seiner Vasallen, die er mehr mit Gerechtigkeit als Grausamkeit zu behandeln vorgiebt. Wenn er sie bestraft, sollen sie darin den besten Beweis seiner Liebe erkennen. „Es sind Geschöpfe", pflegt er bei solchen Gelegenheiten zu sagen, „die wie Kinder behandelt werden müssen. Sie sind wirklich nur Kinder von größerem Umfange, und das dürfen wir bei Behandlung derselben nie außer Acht lassen." Wenn Arkadi Pawlytsch sich in die „traurige Nothwendigkeit" versetzt sieht, irgend welche von seinen „Kindern" zu züchtigen, zeigt er nie eine Spur von Leidenschaft oder Aerger. Er sieht nicht einmal finster dazu aus oder verändert seine Stimme — solche vulgäre De-

**) Paris Gtenbüel eröffnete in seinem Antritt dieser neuen Professur am 14. Februar 1855 die Abhandlung: „Om paedagogien och dess närvarande utveckling". 65 S.

***) Dieser Artikel ist mittelbar nach den Записки охотника von Iwan Turgenjew (deutsch von Boetr; Berlin, 1854) bearbeitet.

monstrationen würden sich durchaus nicht mit seinen Begriffen von Eleganz und Bildung vertragen. — Er hebt blos seinen Finger und sagt ruhig und kalt zu dem Verbrecher: „Ich hatte Dich ersucht, mein guter Junge“, oder: „Was hast Du gethan, mein Freund — bedenke es nur ein Bischen.“ Seine Zähne mögen etwas gekniffener sein; sein Mundwinkel etwas verzogener dabei sein; aber das ist Alles.

Seine Statur mag noch unter Mittelgröße sein; aber seine Figur ist gut, seine Physiognomie fein geschnitten, seine Hände weiß und zart. Er spricht sanft und sacht, so daß seine Worte wie Geklöpel durch den seinen Schnurrbart hervorzudringen scheinen. Seine Kleidung ändert sich stets nach der neuesten Mode. Er würzt seine Unterhaltung sehr reich mit französischen Worten. Man hört alle Augenblicke: „enchanté, charmé, ravi“ u. s. w. Er spricht viel von französischer Literatur und kauft alle Neuigkeiten derselben, jedoch ohne sie zu lesen. Nur mit der größten Mühe kam er nach Jahr und Tag durch den „Juif Errant“. Er bekennt sich mit viel Grazie zur Schule des Epikur und verhöhnt alle andere Philosophie als „Quintessenz deutscher Narrheit“. Er hat oder heuchelt viel Passion für Musik und summt beim Kartenspiel nicht selten den Anfang einer Opern-Arie, doch preßt er dabei die Stimme stets zu hoch.

Arkadi Pawlytsch bringt seine Winter in Petersburg zu, und zwar in großem Style. Zu seiner Haushaltung und deren Arrangements erkennt man den Einfluß von französischen und englischen Mustern. Mit der Reinlichkeit und Nettigkeit seiner Dienerschaft nimmt er es so genau, daß seine Kutscher ganz gegen russische Sitte auf dem Lande nicht nur das Pferdegeschirr putzen, sondern auch ihre „armiaka“ abstauben und täglich ihre Gesichter und Hände waschen müssen. (Wahrscheinlich müssen sie auch die Forderung, welche ein ehemaliger Berliner Theater-Direktor an einen der Unreinlichkeit beschuldigten Schauspieler stellte, erfüllen, „und, wie jeder anständige Mensch, alle vierzehn Tage ein reines Hemd anziehen.“)

Arkadi Pawlytsch steht in dem Rufe, ein Liebling der Damen zu sein. Sie sagen: „er ist ein gar zu feiner und eleganter Herr, so exquisit in seinen Manieren, in seiner Conversation so unterhaltend und überlegen.“ Ich für meinen Theil kann in dieses Lob nicht einstimmen. Ich fühle eine unüberwindliche Antipathie gegen ihn, so daß ich seine Gesellschaft nach Möglichkeit meide. Trotz aller Eleganz und des vollkommensten Comforts, der uns in seinem Hause umgab, fühlte ich mich doch stets unbehaglich unter diesem Dache. Durch seine ganze Häuslichkeit wehte ein böser Dämon der Furcht und Verstellung. Und als ich Abends, von einer Dienerin in mein Zimmer geführt, deren Blässe und Verbissenheit bemerkte, überfiel es mich unheimlich, so daß ich beschloß, so bald als möglich wieder davonzueilen.

So bestellte ich gleich früh am Morgen meine Kalesche; aber als der Hausherr von meiner Absicht hörte, bat und beschwor er mich so dringend und anhaltend, erst mit ihm à l'Anglaise zu frühstücken, daß ich einwilligte, blos um seinen Beschwörungen ein Ende zu machen.

Wir frühstückten in einem reizenden Salon, der mit dem feinsten Geschmacke elegant möblirt war. Thee, Weißbrod von verschiedenen Sorten und Gestalten, Coteletles, halbgesottene Eier, Butter, Honig, Schweizer-Käse, Weine u. s. w., aufgetragen von zwei Livree-Dienern mit weißen Handschuhen und ängstlich auf die Winke und Befehle des Herrn lauernden Blicken. Wir saßen auf einem persischen Divan, dessen weiche, bunte Kissen um uns her aufgestapelt lagen. Unser Gastgeber trug weite, feidene Scharivary,*) schwarzsammetne Weste, eine rothe Fes-Schlafmütze, mit langer, blauer Quaste, und chinesische, geschnabelte gelbe Schuhe. Er schlürfte seinen Thee, besah wohlgefällig seine Nägel und Finger, rauchte eine Cigarette und legte ein Daunen-Kissen unter seinen Ellenbogen, um sich ohne Schmerzen aufstützen zu können. Er schien mit sich selbst und der Welt am sich höchst zufrieden zu sein. Auch sein Appetit war von der besten Beschaffenheit, denn er widmete sich bald mit dem größten Eifer den Coteletten und dem Schweizer-Käse. Als er aber ein Glas Rothwein an seine Lippen setzte, überzog eine grimmige, finstere Wolke innerer Wuth sein Gesicht, und er setzte das Glas unberührt auf den Tisch.

„Wie kömmt das!“ fragte er einen der Diener im kältesten, höflichsten Tone. „Der Wein ist nicht gewärmt worden, wie ich befahl!“ Der Diener wurde blaß und stand schweigend, regungslos. „Bitte, hörst Du nicht, mein guter Junge, daß ich eine Frage an Dich richtete!“ fuhr der junge Edelmann mit studirter Ruhe fort, während seine Augen mit einem schlangenartigen Starren auf dem Unglücklichen haften blieben. Dieser schien verzaubert unter diesem Schlangenblicke, versuchte vergebens ein Wort zu artikuliren und drehte nur angstvoll die Serviette in der Hand. Arkadi Pawlytsch senkte seinen Kopf und blickte von unten aus seinen starren Lidern auf den zitternden Verbrecher, der vergessen hatte, den Wein zu wärmen. „Verzeihen Sie“, wandte er sich mit sanftem Lächeln an mich und fuhr dann fort, weiter zu starren. „Gut“, sagte er endlich, „Du kannst gehen!“ In demselben Augenblick stieß er an den Griff eines Klingelzuges, worauf, wie ein Schauspieler aufs Stichwort, ein viereckiger, dunkler, schielender Kerl mit der niedrigsten Stirn, die ich je gesehen, rasch hereintrat.

„Thue Deine Schuldigkeit gegen Fedor“, sagte Arkadi Pawlytsch in einem kalten, ruhigen Tone. Der dunkle, gedrückte Kerl bog sich tiefer und ging ab. Fedor folgte ihm mit schwankenden Schritten. Als ich in sein geisterbleiches Gesicht sah, fühlte ich mich unglücklicher und kälter als je gegen diesen aufgestutzten Barbaren, der bei aller Feinheit seines Wesens mir wenigstens nicht den Blick in seine Kinder-Erziehungsweise ersparte.

„Dies sind désagréments des Landlebens hier“, bemerkte mein Wirth in scherzhafter Manier beiläufig. „Diese Burschen kennen ihre Pflicht nicht oder erfüllen sie nicht, und so hat man die unangenehme Aufgabe, sie zu belehren und zu erziehen.“ Dabei zog er tief Athem und stieß ihn seufzend über seine schwere Bürde von Erziehungspflichten wieder aus. Mit der größten Entschiedenheit und Eil traf ich Anstalten zu meiner Abreise. Trotz aller ausgesuchten Höflichkeiten und Bitten stiegen wir in den Wagen und nahmen mit der kältesten Höflichkeit Abschied, ohne daß ich nur die formelle Phrase über meine Lippen bringen konnte, ihn zu einem Gegenbesuche einzuladen.

Das war Jung-Rußland, das aristokratische Jung-Rußland, denn das wissenschaftliche, soziale, literarische und industrielle Jung-Rußland hat mit dieser übertünchten, vornehm angestrichenen Hohlheit nichts gemein.

Statten wir jetzt einem Vertreter des guten, echten Alt-Rußland unseren Besuch ab: Mardari Apollonytsch Stjegunow, einem sehr schätzbaren Manne, der weit und breit im Gouvernement Orel gekannt und geachtet wird. Er ist nicht mehr jung und machte auch in seinen jüngeren Jahren keine Ansprüche, als ein hübscher Mann zu gelten. Ein kleiner, runder, pussiger Mann mit kaum noch einem Haar auf dem Kopfe, doppelkinnig, mit kleinen, zwinkernden Augen und kurzen, dicken, schwammigen Händen. Er liebt den Spaß, gutes Essen und gute Getränke, seine Bequemlichkeit und — in allen Dingen seinen eigenen Launen und Einfällen zu folgen. Sowohl im Sommer, wie im Winter trägt er in der Regel einen gestreiften Morgenrock, wattirt und mit Seide gefüttert. Er hat niemals in der Armee, auch sonst Niemanden gedient, haßt alle fremden Moden und Manieren und ist stolz darauf, ein schlichter, praktischer Mann zu sein, der so lebt, wie seine Vorfahren. Er hat nichts mit Arkadi Pawlytsch gemein, als sein Junggesellenthum.

Mardari Apollonytsch ist Eigenthümer von fünfhundert Seelen, außer seiner eigenen; aber er bekümmert sich um diese ebenso wenig, wie um seine eigene, spezielle Wirthschaft. Vor ungefähr zehn Jahren kaufte er in Moskau eine Dreschmaschine, um mit dem Zeitgeiste fortzuschreiten. Er brachte sie mit nachhause, ließ sie in einem Stall packen und darin hinter Wagenrädern und Stroh bis heute versteckt liegen. Dann und wann läßt er sich eines hübschen Sommermorgens seine „Bjégowaia droyka“ vorfahren und kutschirt auf seinen Feldern umher, um sein Getraide und seine Leute zu inspiziren, pflückt aber blos ganze Bündel wilder Hyazinthen und fährt damit wieder nachhause.

Mardari Apollonytsch ist ein Ruße alten Styls und liebt es, in jeder Beziehung nach Sitte und Gewohnheit seiner Vorfahren und alter Zeiten zu leben. Seine häusliche Einrichtung entspricht ganz dieser Vorliebe für's Alte. Kaum erreicht man sein Vorzimmer, so befinden wir uns in einer von Kwaß, Talg, Lichtern und Leder gemeinschaftlich beladenen Atmosphäre. Einer der vier Winkel ist gefüllt mit einer sehr unregelmäßig komponirten Pyramide von Papieren, gemischt mit Pfeifenköpfen, Röhren, Tabackskasten und sonstigen Luxusartikeln. Im Speisezimmer macht man, außer mit einem gewöhnlichen Tische und gewöhnlichen Stühlen, mit einigen alten Familien-Portraits, Legionen von Fliegen und einer schrill und heiser schlagenden Wanduhr Bekanntschaft. Das Gesellschaftszimmer enthält drei Divans, drei Tische, zwei Spiegel, einen großen Topf Geranium und eine alte Allarm-Uhr mit emaillirtem Zifferblatt und bronzenen Zeigern. In seinem Arbeitszimmer fällt zunächst ein Bureau, beladen mit Papieren, auf, dann ein großer, blauer Ofenschirm, bedeckt mit Bildern aus Büchern, die vor einem Jahrzhundert herauskamen, zwei Schränke mit staubigen Büchern, Spinnen und Spinnweben mit schwarzem Staub in Hülle und Fülle allenthalben und ein gut gepolsterter Armstuhl. Das einzige Licht, welches in dieses Arbeitszimmer fällt, muß sich durch eine venezianische Blende und drei undurchsichtige Fensterscheiben mühsam hindurcharbeiten. Aber in dem Ganzen ist Einheit, Ton, der genau mit dem sorglosen, fest auf Hergebrachtem ruhenden, bequemen Herrn dieser Behausung harmonirt.

Mardari Apollonytsch hält eine große Menge Dienerschaft, alle echt altrussisch gekleidet, in lange, blaue Kaftane, Hosen von unbestimm-

*) Weite Beinkleider, die, in die Schuhe gebunden, noch über dieselben herunterfallen.

ter Farbe, die kaum bis zum Riß reichen, gelbliche Westen und weiße Halstücher, die wie Stricke um deren Hälse geschlungen sind. Sie reden Jedermann mit „Bäterchen" an, statt mit einer der modernen Titulaturen.

Mardari Stjeguuow's Besitzungen werden von einem Antimann verwaltet, der aus den Vasallen gewählt wird — einer wichtigen Person mit einem gelben Bart, der bis an die Knee reicht. Die Oekonomie des Hauses steht unter einem alten Weibe, das wegen seines Kopfputzes mir immer sehr merkwürdig vorkam. Er besteht aus einem großen, seidenen Taschentuche mit schreienden Farben und Zigarren darauf, die durch das Binden und Falten alle Tage in neuen unmöglichen Situationen und Verrenkungen um den Kopf herum erscheinen und dem vielfaltigen Gesichte einen kobold- und dämonartigen Ausdruck geben. In seinen Ställen findet man etwa dreißig Pferde von allen Größen und Farben, die aber alle nicht zusammen passen. Die Kalesche, in der er fährt, ist von seinen eigenen Schmieden, Tischlern und Malern komponirt worden, ein solides, schweres, ungestaltes Kunstwerk.

„Vater" Stjeguuow empfängt seine Gäste stets mit Ausrufungen der herzlichsten Freude und unterhält sie mit einer Kordialität, die zu weit geht und mit Güte und guten Speisen und Getränken zu arg zusetzt. So wird man bei ihm eher als anderswo in Folge der russischen Koh- und Trinkkunst nach dem Essen bald für jede andere Beschäftigung unfähig, als das Lieblingsspiel Préference. Was ihn selbst betrifft, so thut er von Morgen bis Abend nichts. Neuerdings hat er sogar seine Lieblingsbeschäftigung, im „Somnik"*) zu lesen, dieser niedrigsten Quelle geistiger Unterhaltung für träge Land-Edelleute, aufgegeben.

Solcher Land-Edelleute nach dem Muster meines Nachbars Mardari Apollonytsch haben wir hier die schwere Menge. Um diesen Typus, also mittelbar die ganze alte Land-Edelmannschaft Rußlands, recht anschaulich zu machen, will ich einen Besuch bei ihm schildern. Es ist Sommer. Ich komme um sieben Uhr Abends vor seinem Hause an. Die „Bespern" sind eben aus. Er ist eben in Gesellschaft des Priesters, eines blassen jungen Mannes, zurückgekehrt. Der junge Pope sitzt verlegen nur auf der äußersten Kante eines Stuhls dicht an der Thür des Gesellschaftszimmers. Mardari Apollonytsch grüßt mich mit seiner gewohnten Kordialität; denn er ist wirklich ein warmblutiger, gutmüthiger Mann, ohne Phrase und Verstellung glücklich, Gäste bei sich zu sehen. Der Priester erhebt sich und starrt mich an.

„Bitte, warten Sie einen Augenblick!" ruft Stjeguuow dem Priester zu, ohne meine Hand loszulassen. „Sie dürfen nicht weggehen, ohne ein Glas Branntwein zu trinken. Ich habe eben ein Glas für Sie befohlen."

„Ich trinke nie Branntwein", lispelte der junge Geistliche, bis zu den Schläfen hinauf erröthend.

„Dumm Zeug! Dumm Zeug! Ich weiß das besser", antwortete Mardari Apollonytsch. „Alischka! Juschka! Wo steckt Ihr! Geschwind ein Glas Branntwein für den wardigen Vater!"

Juschka, ein großer, dünner, alter Mann, eilte in demselben Augenblicke herein mit einem Glase Branntwein auf einem Präsentirteller mit grober, geschmackloser Malerei. Der Priester bestand darauf, daß er keinen Branntwein trinke.

„Trink, Vater, trink und mach kein Wesen drum. Wir in unserem Hause sind nicht an solche Pimpeleien gewöhnt."

Der junge Priester gehorchte nun. „So, das ist recht! Und nun, guter Vater, will ich Dich nicht länger aufhalten. Also, leb wohl!"

Der Geistliche verbeugte sich ungeschickt und zog sich zurück.

„Und wie geht die Welt mit Ihnen?" fragte er mich nun mit der größten Herzlichkeit. „Herrlicher Abend! Ich denke, wir trinken Thee auf dem Balkon."

Und so fanden wir uns bald draußen am Theetische unter dem warmen, lachenden Himmel, deffen untergehende Sonne selbst auf die arme, trostlose Landschaft einen Reiz warf. Doch zog bald eine ganz besonders trostlose Stelle meine besondere Aufmerksamkeit auf sich.

„Gehören diese Hütten dort in dem Winkel an dem Abhange Ihnen?"

„Freilich! Und warum?"

„Nun, ich dachte, sie könnten Ihnen, einem so wohlwollenden Vater, nicht gehören. Diese miserabeln Höhlen! So klein, so verfallen, ohne einen Baum, ohne einen Teich. Selbst ihre Hanffelder, ihre einzige Privatquelle, hat man ihnen genommen, wie ich gehört."

„O, Sie denken ans Register, aha! Bitte, was haben diese Leute mit einem Register ihres Landes zu thun? Das Register ist hier (dabei klopfte er sich ebenfalls sehr fordial auf die Stirn). Und wenn ich ihnen ihre Hanffelder nehme und seine Teiche für sie grabe, so ist's, weil — weil! — Kurz, das sind Sachen, die ich selbst am besten verstehe, wenn Sie's mir nicht übelnehmen. Sie wissen, ich bin ein einfacher, praktischer Mann der alten Zeit. Was früher geschah, das thu' ich auch. Nichts da von Ihren Neuerungen! Herr ist Herr, Bauer ist Bauer — das ist meine Philosophie. Damit basta! Und nun langen Sie tüchtig zu!"

Gegen solche Argumente und solche Wissenschaft, die nicht erst umzukehren braucht, ließ sich nichts Gescheidtes sagen. Götter selbst kämpfen mit der — Philosophie vergebens. Und so entkaud eine Pause, die durch schrecklicke Töne einer regelmäßig geschwungenen Peitsche und klägliches Gewinsel unterbrochen ward. Apollonytsch schürfte Thee, forchte, roch den Thee und stellte die Tasse wieder hin, um mit der größten Bonhommie weiter zu horchen und die Töne der Peitsche nachzumachen:

„Tschuki! — Tschuki! Tschuki!" rief er. „Gut!"

„Was ist das!" fragte ich erstaunt.

„I, mein Wassia, der Tassenträger, kriegt 'ne kleine Züchtigung. Ein mächtiger Bursche, beinahe ganz in Bart verstickt, derselbe, der Ihnen das letzte Mal, wie sie hier waren, aufwartete."

Ich schwieg mit der größten Indignation. Er merkte das und wies mich sehr lebhaft zurecht: „Sie sind böse über mich, ich merk' es. Aber ihr guten Leute bedenkt nuner alles Sprüchwort nicht: Wer wahrhaft liebt, peitscht auch wahrhaft."

Ich machte mich nach einer halben Stunde auf. Gleich nach den ersten Schritten meines Pferdes begegnete mir Wassia, derselbe Wassia innerhalb des Bartumwalds Nüsse knackend.

Ganz erstaunt hielt ich an und fragte, warum er gepeitscht worden sei?

„O, woher wissen Sie das?"

„Dein Herr hat mir's selbst erzählt!"

„Er selbst? O, ein himmlischer Herr! So heradlassend! So väterlich!"

„Und warum ließ er Dich peitschen?"

„Ich weiß nicht, aber er hatte seine Gründe. In unserem Hause geschieht nie Etwas ohne Ursache. Unser Barin ist der gütigste und beste im ganzen Gouvernement."

Beide waren also mit der neuesten „Maßregel" auf Wassia's Rücken ganz zufrieden. „Vorwärts!" rief ich meinem Kutscher zu. Was sollte ich sagen und denken? Nichts, als: Das also ist wirklich Alt-Rußland.

*) „Traumdeuter", eines der ältesten Bücher, die jemals über diesen albernen Gegenstand verfaßt wurden.

Mannigfaltiges.

— Zwei Herzen und Ein Schlag. Es ist wohl schon zuweilen vorgekommen, daß eine und dieselbe Firma zwei und mehrere Geschäfte etablirt, aber daß ein und dasselbe Geschäft sich dem Publikum unter zwei ganz verschiedenen Firmen präsentirt, hätten wir nicht für möglich gehalten, wenn uns nicht die deutsche Journalistik ein schlagendes Beispiel dafür lieferte. Vor uns liegen 1) Nr. 7 des sechsundfunfzigsten Jahrgangs (1856) der „Zeitung für die elegante Welt"; Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und R. Wegener in Berlin, unter des Letzteren Verantwortlichkeit; Verlag von Otto Janke in Berlin, — und 2) Nr. 7 der „Pariser Moden-Post; wöchentliche Frauen-Zeitung für weibliche Arbeiten und Moden"; Hamburg, Februar, 1856; Verlag von J. H. Meldau in Hamburg, Punkstraße Nr. 4; für Leipzig und das Königreich Sachsen: Emil Deckmann. Beide Journale mit den ganz verschiedenen Titeln, das eine mit einem Verleger in Berlin und das andere mit einem solchen in Hamburg, das eine von Herrn Wegener und das andere von Herrn Deckmann verantwortet, sind identisch ein und dasselbe aus der Presse der Herren A. Bahn & Co. in Berlin hervorgegangene Produkt. Sogar die angehängten „Modes de Paris" sind in beiden Blättern identisch. Wir wußten zwar, daß die „Zeitung für die elegante Welt" nicht mehr das berühmte Blatt von Mahlmann, Spazier, Methusalem Müller und Kühne ist; aber daß die alte Dame so weit heruntergekommen, nicht blos für Putzmacherinnen und Schneidermamsells zu arbeiten, sondern auch dem Hamburger Publikum gegenüber ihren ehrlichen Namen zu verleugnen, ist in der That eines der kläglichsten fata libelli. Mehrere Lesezirkel, welche im guten Glauben die „Zeitung für die elegante Welt" und die „Pariser Moden-Post" als zwei verschiedene Journale bestellt hatten und nun aus Hamburg und aus Berlin ein und dasselbe Papier erhielten, wollen nur eines der beiden Blätter bezahlen und es dabei nöthigenfalls auf die Entscheidung des Richters ankommen lassen. Wir sind auf das Salomonische Urtel begierig.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Vierteljährlich pränumerando 1 Rthlr. Jährl. 4 Rthlr. in Cour, halbjährlich 1 Rthlr. 20 Sgr. und einzelne Stücke 10 Sgr., worüber das Blatt in Zukunft pränumerirt und in Berlin franco ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 21), ferner von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 81. Berlin, Sonnabend den 5. Juli 1856.

Sandwich-Inseln.

Ein Besuch auf den Sandwich-Inseln.

Als die schwedische Fregatte „Eugenie“ bei ihrer Welt-Umsegelung im Jahre 1852*) bei den Sandwich-Inseln anlief, wurden sämmtliche Offiziere und Männer der Wissenschaft von dem Geschäftsträger der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's in Honolulu, Herrn Allen, zu einer Abendgesellschaft eingeladen, von welcher einer der Anwesenden folgende Schilderung liefert: „Die Gesellschaft war sehr zahlreich. Im ersten Zimmer fanden wir den ernannten Thronerben, Prinz Alexander Liholiho, und seinen älteren Bruder, Prinz Loth Kamehameha, junge Männer im Alter von ungefähr zwanzig Jahren und von vortheilhaftem Aeußern und höchst elegant in Uniformen mit großen goldenen Epauletten gekleidet. Beide sprachen etwas Französisch und Englisch und hatten Europa schon besucht. Der jüngste dieser Brüder ist durch Adoption des regierenden, kinderlosen Königs, Kamehameha III., zum Thronerben ernannt. Sie haben außerdem noch einen Bruder, Moses Kaikeova, der Gouverneur von Kauai ist, und eine Schwester, Victoria Kamamalu, die in Folge ihrer Geburt Premier-Minister war, jedoch ist dieses Amt im Jahre 1845 auf einen Mann aus der Klasse der Häuptlinge übergegangen und wird gegenwärtig von einer Person verwaltet, deren wir sogleich gedenken werden. Der Vater der erwähnten Prinzen und der Prinzessin ist Mathias Kekuanaoa, jetzt Gouverneur von Oahu, die Mutter war Kinau, des vorigen Königs Liholiho Halbschwester und eine seiner fünf Gattinnen und Königinnen. Sie war während ihres Lebens Premier-Minister und starb 1839. Durch seine Verheirathung mit ihr ward Kekuanaoa, früher ein unangesehener Häuptling, eine sehr einflußreiche Person. Seiner äußeren Erscheinung nach ist er groß gewachsen und kräftig und hat ein hübsches Gesicht mit ganz europäischen Zügen, und seine weißen Haare verleihen ihm ein wirklich ehrfurchtgebietendes Aussehen. Er hat bei mehreren Gelegenheiten Proben von Unerschrockenheit und Energie abgelegt.

„Der dienstthuende Premier-Minister, Keoni Ana oder John Young, ist von anglo-hawaiischer Abkunft, groß gewachsen und von außerordentlich proportionirtem Körperbau; er zeichnet sich überdies durch sein einnehmendes und fast vollkommen europäisches Aussehen ebenso sehr aus, als auch durch seine lebendige und angenehme Umgangsweise und seine Lebensart. Er spricht das Englische vollkommen geläufig, soll geistreich und wissenschaftlich gebildet sein, aber in Betreff der Regierungs-Angelegenheiten, nach dem Urtheil der öffentlichen Meinung, doch nur ein Echo des Finanz-Ministers, Dr. Judd. Dieser Mann kam als Arzt mit der amerikanischen Mission nach den Inseln, ist jedoch jetzt ein naturalisirter Hawaiier und bekleidet schon seit mehreren Jahren dieses Amt. Er ist klein und mager, hat ein lebhaftes und geistreiches Gesicht und scheint ein Mann von hohen Geistesgaben zu sein; er wird für die eigentliche Seele der ganzen Regierung gehalten, von Vielen bewundert und geschätzt, hat aber auch viele erbitterte Feinde unter den hier anwesenden Fremden und einheimisch gewordenen Ausländern. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Wyllie, ist von Geburt ein Schotte, aber ein naturalisirter Hawaiier und wird allgemein sowohl seiner ausgezeichneten Gewissenhaftigkeit, als auch seiner Güte und seines Wohlwollens wegen gegen Jedermann geröhmt. Nur hält er auf übertriebene Weise auf Etikette und Ceremoniewesen. Der Minister des Unterrichts, Armstrong, gehört gleichfalls zur amerikanischen Mission, ist gefällig und einschmeichelnd, doch liegt in seinem Wesen etwas Reservirtes und Hinterlistiges, was einen widrigen Eindruck hervorruft. Außer diesen erwähnten Personen zog nur noch einer der eingeborenen Herren die Aufmerksamkeit etwas auf sich, nämlich Paki, ein vornehmer Häuptling und Mitglied des höchsten Gerichtshofes. Er ist ungefähr vierthalb Ellen lang, dabei sehr massiv gebaut und korpulent, dem Körperumfange nach wahrscheinlich einer der größten Männer auf dem ganzen Erdboden. Sein Aussehen trug den Stempel der Gutmüthigkeit.

„Unter den anwesenden Damen waren nur wenige Eingeborene sichtbar. Einige derselben zeichneten sich durch Plumpheit und tölpisches Wesen aus, aber eine Tochter des großen Paki, zwanzig Jahr alt und mit einem Engländer, Bishop, vermählt, zog im Gegentheil durch ihr höchst anmuthiges Aussehen aller Augen auf sich. Sie war von nur mittelmäßiger Größe, schmächtig und fein gebaut, hatte sehr liebliche und regelmäßige Gesichtszüge, schöne Augen und eine weit hellere Gesichtsfarbe, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Sie trug eine Robe von blaßgelber Seidenserge und wußte sich, gleich jeder europäischen Dame, in ihre Rolle zu schicken.“

Ueber die Audienz, die der Chef der Expedition, Captain Virgin, mit den Offizieren der Fregatte „Eugenie“ und den Gelehrten bei dem Könige der hawaiischen Inseln, Kamehameha III., hatte, erhalten wir folgende interessante Mittheilungen: „Der König besitzt ein sehr schönes Haus in Honolulu, in welchem die Ceremonie stattfand. An der Treppe war eine kleine Abtheilung von dem einzige Hundert Mann starken Kriegsheere des Königreichs aufgestellt. Wir wurden von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Wyllie, empfangen und in ein sehr elegant möblirtes Gemach geführt, in welchem wir ungefähr eine halbe Stunde auf die Ankunft des Königs warten mußten. Die Audienz fand in einem geräumigen und schönen Zimmer statt. Der Capitain Virgin hielt eine Anrede in englischer Sprache, in welcher er die Gründe aus einander setzte, welche die Fregatte nach den hawaiischen Inseln geführt hatten und wie es des Königs von Schweden hoher Wunsch sei, daß die schwedischen und norwegischen Schiffe, die möglicherweise in Zukunft die Insel besuchen möchten, dieselben Vorzüge genießen, welche schon durch einen gegenseitigen Traktat den Schiffen verschiedener anderer Nationen zuerkannt worden sind. Der Minister des Unterrichts übersetzte die Rede in die hawaiische Sprache und dolmetschte die Antwort, die der König gab, und die folgendermaßen lautete:

„„Ihre schöne Fregatte ist das erste schwedische Orlogschiff, welches mein Königreich besucht, aber ich hoffe, daß ihr bald noch viele nachfolgen werden. Ich biete Ihnen und Ihren Offizieren ein herzliches Willkommen auf meinen Inseln und ich bin überzeugt, daß Ihr Besuch hierselbst zur Errichtung eines Freundschafts- und Handelsverhältnisses zwischen den Vereinigten Staaten, Schweden und Norwegen und meinen Inseln führen werde, welches Verhältniß auf ewig fortdauern wird. Ich wünsche, daß Sie meinen großen und guten Freunde, Sr. Majestät König Oskar, zu erkennen geben mögen, daß ich mich sehr über die Versicherungen seines Wohlwollens freue, die Sie mir in Sr. Majestät Namen gegeben haben, und daß ich feierlichst verlange, mit Sr. Majestät und seinem Reiche die freundschaftlichsten und freisinnigsten Beziehungen auf einer Grundlage der vollkommensten Gleichheit zu befördern, sowohl in Beziehung auf Sr. Majestät hier anwesende Unterthanen, wie in Betreff des schwedischen und norwegischen Handels und der Frachtfahrt mit schwedischen und norwegischen Schiffen. Da Sr. Majestät Politik die des freien Handels und der Reziprozität ist, bin ich davon überzeugt, daß Dieselben auch mir im Antonnis die gleichen Vortheile bewilligen.“

„Darauf wurden alle anwesende Offiziere einzeln dem Könige vorgestellt, ebenso die Gelehrten und die Civilbeamten, dann erst setzten sich Se. Majestät, die bisher stehen geblieben waren, nieder, welchem Beispiele auch die meißen der Anwesenden folgten. Man konnte nun das Zimmer und die Personen etwas genauer und mit mehr Muße betrachten.

„Kamehameha, im Jahre 1814 geboren, ist von mittler Größe und hat eine gewisse Anlage zur Korpulenz. Seine Gesichtszüge sind die echt polynesischen, und die Farbe ist ziemlich dunkel; dennoch ist sein Aussehen nicht unvortheilhaft. Während des Rede-Aktes und der darauf folgenden persönlichen Vorstellung sah er sehr verlegen aus, nachdem diese Ceremonien aber erst überstanden waren, wurde er plötzlich ein ganz anderer Mensch und sprach lebhaft mit dem Capitain Virgin;

*) Erd-Umsegelung der königl. schwedischen Fregatte „Eugenie“. In den Jahren 1851 bis 1853. Behufs Anknüpfung politischer und kommerzieller Beziehungen und wissenschaftlicher Beobachtungen und Entdeckungen. Nach der amtlichen Ausgabe übersetzt von A. v. Oyel.

allerdings vermittelst des Dolmetschers. In Gesellschaften, wo die Etikette beiseite gesetzt werden kann, soll er ebenso gesprächig, als artig und zuvorkommend sein. Er war in galonirte Unterkleider von weissem Kasimir gekleidet und trug einen blauen Frack mit einer Masse von Goldstickereien; auf seiner Brust prangte ein einheimischer Ordensstern, welcher auch von einigen der übrigen Anwesenden getragen wurde. — Das Zimmer war gross, schön und sehr gut möblirt. In der Mitte stand ein Tisch, auf welchem verschiedene Bücher und Karten und auch Schreibmaterialien lagen. An den Wänden hingen die Portraits des Bruders und Vorgängers des Königs und seiner Lieblingskönigin, die beide im Jahre 1824 in London an den Masern gestorben waren; ferner die des Königs von Preussen, Blücher's und Kamehameha's des Grossen, des Vaters des Königs. Er ist mit dem kostbaren königlichen Mantel von gelben Federn derselbe dargestellt, zu dessen Anfertigung ein Zeitraum nothwendig war, der neun Generationen den Thron besteigen sah. Der Vogel, der diese Federn liefert, hat nur eine solche unter jedem Flügel; er wird in Leimruthen gefangen und wieder freigelassen, wenn er dieser Federn beraubt worden. Wenn die auf diesen Mantel verwendete Arbeit nach den jetzt gültigen Arbeitspreisen abgeschätzt werden sollte, würde sein Werth sich auf Millionen belaufen (!).

„Wir müssen der Wahrheit gemäss bekennen, dass die ganze erwähnte Ceremonie uns etwas lächerlich erschien. Als man die hawaiischen Inseln als ein unabhängiges Königreich anerkannte, musste man auch natürlicherweise dem Könige alle diejenigen Ehrenbezeugungen erweisen, welche gewöhnlich regierenden Häuptern ertheilt werden. Es ist aber unmöglich, sich des Gedankens zu entschlagen, dass dieser ganze Staat für den bescheidenen Kamehameha etwas gänzlich Fremdes oder ein ihm von seinen Ministern oder Vormündern auferlegtes Gesetz ist, durch dessen Aufrechterhaltung er den Menschen vorspiegeln soll, dass er eine europäische Bildung und also ein Ansehen erlangt habe, was dann wieder auf die übrigen Mitglieder der Regierung zurückfallen würde.

„Als wir uns nach dem Schlusse der Audienz entfernten, zeichneten wir Alle unsere Namen in ein uns zu diesem Zweck vorgelegtes dickes Buch ein, welches schon einen Ueberfluss an Namen des Befehlspersonals von Kriegsfahrzeugen und anderer namhaften Reisenden zu Wasser und zu Lande enthielt.

„Am nächsten Tage beehrten der König und die Königin die Fregatte mit einem Besuche, und zwar in Begleitung eines sehr zahlreichen Gefolges. Die Königin ist von grosser Statur und gut gewachsen, aber auch etwas zur Fettheit geneigt; ihr Aeusseres ist im Allgemeinen nicht unvortheilhaft, und sie scheint sehr auf Erhaltung ihrer Würde bedacht zu sein. Sie war mit einem Tüllkleid bekleidet und hatte einen Hut von demselben Stoffe auf, der mit Blumen geschmückt war. Sie ist keineswegs von vornehmer Geburt, und es soll ihr auch deshalb oft begegnet sein, dass verschiedene unter den vornehmeren Häuptlingen sie nicht mit der gebührenden Achtung behandelt haben. Ihre Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit wird allgemein gerühmt. Ausser der Königin befand sich noch eine Dame in der Gesellschaft, Konia, die Gemahlin des kolossalen Paki. Sie sah sehr fröhlich und freundlich aus, grüßte und lächelnd und unter tiefen Verbeugungen, erschien aber in ihrem Anstreten etwas grotesk. Ihre unmässig vollen Formen wurden von einem hellbraunen Seidenkleide umschlossen, der Kopf war unbedeckt und nur mit einigen Blumen geschmückt.

„Die königlichen Personen langten auf der zwölfruderigen Schaluppe der „Eugenie" an, und die übrige Gesellschaft wurde mit den anderen Booten der Fregatte geholt. Der übliche Königsgruß wurde abgefeuert und die Raaen bemannt, als die königliche Schaluppe vom Lande abfuhr. Am Bord ließ der König die Marinesoldaten exerziren, was ihn sehr zu belustigen schien. Nachdem er eine Zeitlang dem Musik-Corps zugehört und die Fregatte selbst genau besichtigt hatte, wurde ein déjeuner à la fourchette servirt, dessen reichliche Zahl von Gerichten sich die Häuptlinge besonders gut schmecken ließen. Ungeachtet der spähenden Augen, die sie bewachten, wagte es doch der Eine oder Andere, ein Glas Wein zu sich zu nehmen, doch geschah es, wie man deutlich merkte, mit einer gewissen Furcht.

„Bei ihrer Rückkehr an das Land erhielten die Majestäten wieder den gewöhnlichen königlichen Gruß."

Finnland.

Literarische Zustände in Finnland in den Jahren 1854 und 1855.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zur Einführung dieser Neuerungen wurde Folgendes bestimmt: 1) Die neuen Statuten treten mit dem 1. Januar 1855 in Kraft; 2) die Inhaber der eingegangenen Dienststellen erhalten ihre bisher bezogenen Gehalte aus Staatsmitteln bis zur Anstellung zu einem anderen Dienste; 3) wenn ein Professor nach dem neuen Etat eine geringere Gage erhält als bisher, so soll er die bisherige beibehalten; 4) so lange das Gehalt eines Demonstrators der Botanik von dessen gegenwärtigem Inhaber genützt wird, soll der Professor der Pharmakologie nur das in den neuen Statuten bestimmte Gehalt kontant beziehen (!); 5) dem Vice-Kanzler werden aus dem Bau-Fonds jährlich vierhundertachtundzwanzig Rubel als Quartiergelder ausgezahlt; 6) die zu den magnetischen Beobachtungen bewilligte Summe soll wie bisher auch fernerhin abgetheilt werden; 7) ebenso bleibt die jährliche Unterstützung für die Witwen und Kinder der vor dem 1. Januar 1829 verstorbenen Lehrer und Beamten an der Universität unverändert; 8) der Universität wird aus Staatsmitteln die ganze, den Lehrern und Universitäts-Instituten zukommende Summe, ohne Abzug etwa möglicher Ersparnisse, ausgezahlt, doch sind die Gehalte der neu eingerichteten Dienststellen und der emeritirten Professoren davon ausgenommen, welche unmittelbar bei der Staats-Kasse aufbewahrt bleiben; 9) das Privilegium der Universität, Katechismen und Gebetbücher in finnischer Sprache drucken zu lassen, hört mit dem 8. Oktober 1855 auf und wird durch einen desfalls gefaßten Posten ersetzt; 10) das Recht, bei der ecclesiastischen Beförderung für den Grad eines Magisters der Philosophie drei Dienstjahre anrechnen zu dürfen, geht auf die Magister der historisch-philologischen Fakultät über; 11) das Recht, nach sechsmonatlichem Dienste im Militair zum ersten Offiziers-Rang befördert zu werden, kömmt nur den Studenten zu, welche ihren wissenschaftlichen Kursus an der Universität vollendet haben; 12) die Kollekte in den Kirchen, zum Besten der musikalischen Kapelle der Universität, soll hinfort nicht mehr stattfinden; 13) die Lehrkurse auf den Gymnasien sollen hinfort so weit ausgedehnt werden, daß die Präliminar-Examen zum Studium der Jurisprudenz, der Land-Wirthschaft u. s. w. eingehen, was nach fünf Jahren, vom 1. Januar 1853 ab gerechnet, geschehen kann, bis dahin werden die in solcher Absicht nöthigen Vorlesungen von den Dozenten bestritten.

Die Bücher-Sammlungen der ehemaligen Studenten-Abtheilungen, circa zwölftausend Bände stark, wurden, dem Wunsche der Studenten gemäß, unter die Fakultäten vertheilt, und aus den Kassen der westfinnischen, tavastländischen und nylandischen Abtheilung wurde eine Leibkasse für Studenten gebildet.

Während des bezeichneten Trienniums starben die Professoren Laurell, Castrén und Wallin.

In Betreff der Pensionskasse der Universität wurde verordnet: 1) Die Jahres-Abgaben der Theilnehmer an den fünf ersten Klassen sollen von acht auf zehn Prozent des stehenden Pensions-Belaufes erhöht werden; 2) die Arende-Erlöse lediger Pastorate sollen dem Grundkapitale derselben Kasse zufallen; 3) die Angehörigkeit gewisser Universitäts-Beamten zu bestimmten Klassen soll festgestellt werden; 4) die Pensionen sollen halbjährlich am Anfang des Januar und des Juli ausgezahlt werden. Das Pastorat Janakkala hört auf, eine Präbende der Professoren der Theologie zu sein, der gegenwärtige Inhaber derselben, Professor Geitlin, wird mit dreihundert Rubeln von dem neuen Prediger entschädigt; das Pastorat Helsinge bleibt Universitäts-Präbende bis zum Tode des gegenwärtigen Inhabers; dann aber erhält die Universität aus Staatsmitteln eine Ablösung mit sechshundert Rubel Silber. Der Ausgabe-Posten für die theologischen Stipendien wird beibehalten; die finnischen schriftlichen Arbeiten der Theologie Studirenden können sowohl beim Professor, als beim Lektor des Finnischen absolvirt werden. — An Gratificationen und Unterstützungen zu wissenschaftlichen Zwecken wurden ertheilt: dem Zeichnenlehrer v. Wright dreihundert Rubel; dem Professor Bonsdorff tausend Rubel zu einer Reise durch Schweden, Dänemark, Deutschland, die Niederlande, Frankreich und England, am 1. Juli 1853; dem Dozenten Lagus, welcher auf Kosten des Kanzlers das südliche Rußland besucht hatte, das Alexanders-Stipendium, um über Konstantinopel nach Griechenland zu reisen und das Neugriechische und die griechischen Alterthümer kennen zu lernen; dem Dr. William Nylander die literarische Reise-Unterstützung, um Botanik zu studiren und Paris, Straßburg, London und Upsala zu besuchen; dem Dozenten Gröndlad tausend Rubel zu einer Reise behufs historischer Forschungen in Schweden, Dänemark und den nördlichen Deutschland; dem extraord. Amanuensis des Museum's Mäkkin, dreihundert Rubel zu einer naturhistorischen Reise nach Lappmarken; dem Cand. philol. Ahlquist dreihundert Rubel zu einer philologischen Reise in den Gouvernements Petersburg, Nowgorod, Pskow und Olonetz; dem Studenten Europäus hundert Rubel als Gratification für dessen Forschungen in der finnischen Sprache; endlich hundert Rubel behufs Unterhalts eines gymnasiastischen Instituts für Frauenzimmer, zu welchem die Witwe Otta ein Kapital deponirt hatte. Die Dozenten-Unterstützung von dreihundert Rubeln erhielten: Rektor Cygnäus, Dozenten Lagus, Hjelt, Pipping, Gröndlad und Suckdorff; die Gehalts-Verbesserung von zweihundert Rubeln jährlich am 19. August 1854 der Lektor der finnischen Sprache Gottlund.

Digitized by Google

Die Universität hat im Laufe des verflossenen Triennium einen bedeutenden Zuwachs ihrer Sammlungen erfahren. Besonders hervorzuheben ist die von den Erben des Kammerraths Schauman dargebrachte numismatische Sammlung, die reiche zoologische Sammlung, welche der Adjunkt Dr. Sahlberg verehrte, die Diamanten und anderen Mineralien, mit welchen der Kommerzien-Rath Löwenstein das Mineralien-Kabinet bereicherte, die vierhundertvierzig Species Vögel von den Erben des Protokoll-Secretairs Falk, die Manuskripte und zwei Portraits von der westfinnischen Studenten-Abtheilung. Folgende Examina sind während derselben Zeit bei der Universität absolvirt worden: das theologische Kandidaten-Examen von sieben, das theologische Dimissions-Examen von siebenundsiebzig, das juristische Licentiat-Examen von vier, das juristische Kandidaten-Examen von neun, das Richter-Examen von neunundachtzig, das höhere kameralistische Examen von sechsundfunfzig, das niedere von fünfundzwanzig, das juristische Landmesser-Examen von sieben, das medizinische Licentiaten-Examen von sechs, das medizinische Kandidaten-Examen von sieben, das philosophische Licentiaten-Examen von drei, das philosophische Kandidaten-Examen von neunundfunfzig (promovirt wurden vier Doktoren und einundsechzig Magister der Philosophie), das historisch-philologische Licentiaten-Examen von zwei, das historisch-philologische Kandidaten-Examen von vier, das physikalisch-mathematische Licentiaten-Examen von einem, das physikalisch-mathematische Kandidaten-Examen von drei, das russische Examen von sechsundneunzig, das Examen in der Logik von sechsundfunfzig, das philosophische Landmesser-Examen von elf, das Studenten-Examen von zweihundertneunundfunfzig. Aus der Zahl der Universitäts-Genossen sind getreten: in den Lehrerstand hundertundsechs, zu forensischen und administrativen Dienststellen hundertvierundzwanzig, zu ärztlicher Wirksamkeit sieben, in den Militairstand vierzehn, zu industrieller Thätigkeit elf, ohne Angabe eines besonderen Berufszweiges sechsundsiebzig; mit Tod sind siebzehn Studenten abgegangen. Am 14. Oktober 1854 zählte die theologische Fakultät neunundvierzig, die juristische sechsundsechzig, die medizinische sechsunddreißig, die historisch-philologische siebenundsechzig, die mathematisch-physikalische Fakultät achtundfunfzig Studenten, zusammen zweihundertsechsundsiebzig, ebenso viel, als vor zweiundfunfzig Jahren sich in Åbo befanden.

In wesentlichem Zusammenhange mit der Universität stehen die im Lande bestehenden Gesellschaften zu wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken, und ist auch die Zahl ihrer aktiven Mitglieder nicht groß, haben selbst diese auch nicht viel auf dem großen Markt der Bibliographie ausgestellt, so ist doch ihr Gang sicher, und es wird der Tag nicht fehlen, da auch sie, wie manche westeuropäische Corporation, den Tag der Stiftung und die Kinderjahre in nebelhaftem Dunkel der Vergangenheit erblicken und die Jahre der Mannbarkeit erreicht haben werden. Unter diesen Gesellschaften in Finnland nimmt die finländische Gesellschaft für Wissenschaften durchaus den ersten Platz ein, sie ist eine Akademie Finnlands, sie bildet einen Verein in wissenschaftlicher, wie in sozialer Stellung sich nahe stehender und einander unterstützender Männer, sie folgt mit aufmerksamem Auge den großen wissenschaftlichen Fortschritten in Europa und Amerika, sie hat sich denn auch vorzugsweise dem fruchtbaren Felde der Naturwissenschaften zugewandt, und ihre Acta haben Anerkennung gefunden überall.*) Die meteorologischen Beobachtungen, welchen die Naturforscher Finnlands einen großen Theil ihrer Zeit und ihres Fleißes zuwenden, füllen einen beträchtlichen Theil dieser höchst werthvollen Bände, sie gewinnen für das Binnenland ein besonderes Interesse durch die regelmäßigen Messungen des Wasserstandes an der Küste des Finnischen und des Botnischen Meerbusens, die der Major Sjöstrand eingeleitet hat, außer ihnen stoßen wir aber auf gediegene und von tiefster Gelehrsamkeit zeugende Artikel von Nordmann, Bonsdorff, Wolofskel,**) Arppe, Ilmoni, Törnroth, Wegelius, und fast vereinzelt läßt unter den finnländischen Akademikern der Linguist Lönnrot seine Stimme in einem Vortrage über den ensare-lappischen Dialekt hören. Eine besondere Gesellschaft *pro fauna et flora Fennica* scheint eine für die Gesellschaft für Wissenschaften in bestimmter Rücksicht vorbereitende Rolle einzunehmen; es sind junge, aber viel versprechende Kräfte, welche sie bilden, und in letzter Zeit sind sehr bemerkenswerthe Arbeiten, besonders auf dem Felde der Pflanzen-Geographie, durch sie vermittelt worden: namentlich hat die Flora des westlichen Theils der Südküste von Finnland, Nylander, durch die Forschungen des Kandidaten A. E. Nylander, des Studenten J. J. Chydenius im Sommer 1853 und des Upsaler Studenten Karl Erik Bergstrand im Sommer 1852 auf den Ålands-Inseln, den Anfenthalt des Kandidaten Baron E. V. Hisinger in der Umgegend von Fagervik (Flora Fagervikiensis, oder Verzeichniß der um Fagervik wildwachsenden Cotyledonen und Filices) und andere eine ebenso umfassende als sorgfältige Bearbeitung gefunden; auch hat sie klimatologische Observationsbücher durch ihre Kommissionäre im Lande zu verbreiten gesucht. Die Gesellschaft der Aerzte Finnlands verfolgt mehr rein praktische Zwecke, als sonst solche Gesellschaften thun, dahin zeugt denn auch das von ihr herausgegebene Notisblatet (monattich ein Bogen 8.); bei den etwa sechsten jährlichen Zusammenkünften werden Vorträge gehalten und aufgeworfene Themata besprochen; an der Spitze dieser Gesellschaft standen im Jahre 1854 die tüchtigsten praktischen Aerzte der finländischen Hauptstadt, die Doktoren Willebrand und Ingman. Die Gesellschaft veröffentlicht außerdem „Verhandlungen". Aus der Universitäts-Klinik gehen daneben von den Leitern derselben, J. Ilmoni und L. H. Törnroth, die „Annlecta chinica icondibus illustrata" (1854, das zweite Heft des ersten Bandes, sieben Tafeln fol.) hervor, und unter Törnroth's Präsidium sind zwei beachtenswerthe medizinische Dissertationen vertheidigt worden. — Ferner besteht in Åbo eine finnische evangelische Gesellschaft, die vorzugsweise den Vertrieb von asketischen Schriften und Schriften im Lande übernommen zu haben scheint, indem sie jährlich an vierzigtausend Exemplare derselben drucken läßt; sie wurde im Jahre 1819 von den Predigern B. Ignatius in Halikt und G. Rancken in Bjerno gegründet und ist besonders durch den Erzbischof Tengström und den Professor Bonsdorff zu ausgedehnter Thätigkeit gelangt. Die geistliche Literatur ist überhaupt in Finnland eine sehr bedeutende, namentlich in finnischer Sprache. An diese Gesellschaft knüpft sich ein Verein gegen den Branntweingenuß, der leider in Finnland außerordentlich überhand genommen hat; dieser Verein läßt auch Warnungsworte u. s. w. durch die Presse an das Volk ergehen.

Neben solchen geistigen Bestrebungen sehen wir die Geschichte Finnlands verhältnißmäßig sehr gering kultivirt, und diese antihistorische Richtung der Männer der Wissenschaft in Finnland, so eigenthümlich und natürlich sie auch einer Bevölkerung sein mag, die eben erst in der großen Gesellschaft gebildeter Völker bebütirt, erscheint um so auffallender, je mehr in dem nahen Ehst- und Livland die Bearbeitung der Geschichte dieser Länder, wenn auch nicht gerade mächtig blüht, so doch reichlich gedeiht. In Finnland kann kaum von Historikern des Vaterlandes die Rede sein, deste mehr leistet aber Adolph Ivar Arwidsson in Stockholm, der seit 1845 mit seiner wichtigen Urkundensammlung „Handlingar till upplysning af Finnlands häfder" im Jahre 1854 bis zum siebenten Theile gediehen; in Finnland erscheint nur eine Sammlung von Biographieen*) und G. F. Helsingius edirt eine Kirchengeschichte Finnlands.

Es sei uns gestattet, hier einige Zeilen über die Populationsverhältnisse Finnlands einzuschieben, welche wir den 1853 und 1854 erschienenen, für Åbo von Anders Johann Hornborg (Åbo, 1854; 586 S.), für Borgå von Adolph Fredrik Sirén (Borgå, 1854; 448 S.), für Knopio von Pekka Aschan (Knopio, 1853) bearbeiteten sogenannten Matrikeln der drei finländischen Erzbisthümer entnehmen. Finnland hat in 38 Propsteien eine Bolksmenge von 1,600,369 Individuen lutherischer Konfession mit 467 Kirchen, 219 Pastoraten und 515 Kapellans-Stellen, und zwar:

	Indiv.	Kirchen.	Pastorate.	Kapellans-stellen.	Schull-stellen.
im Stift Åbo	. . 656,393	. . 263	. . 105	. . 293	. . 99
im Stift Borgå	. 590,093	. . 124	. . 75	. . 128	. . 92
im Stift Knopio	. 353,883	. . 100	. . 39	. . 94	. . 32.

Gehen wir von dem Ernste der Wissenschaft zu der heiteren Kunst über, so schiene es freilich einem Fremden unnatürlich, daß bei einem langen, harten Winter, bei einer immerhin armseligen Fauna und Flora und bei den anderweitigen Verhältnissen, welche Finnland die Bezeichnung einer nordischen Landschaft aufsträgen, an einen regen Sinn für Schönheit, für Kunst gedacht werden könne. Und doch haben wir in Finnland seit 1847 einen Kunst-Verein, der nicht mit allzu übermüthiger Eil von den südlich schwärmenden Künstlern übersehen werden mag. Dieser Verein hat durch Unterhaltung von Zeichnen-Schulen den Finländern einen sicheren Vortheil geschafft, und er bemüht sich durch jährliche Kunst-Ausstellungen und Prämien-Ertheilungen in Hetsingfors den Schönheits-Sinn zu wecken und zu unterhalten. Freilich sind diese Ausstellungen nicht umfangreich, 1847 waren neunundvierzig, 1848 sechsundsechzig, 1849 sechzig, 1850 dreiundneunzig, 1851 neunundfunfzig, 1852 sechsundachtzig, 1853 zweiundfünfzig, 1854 sechzig Gemälde ausgestellt, von welchen fünfhundertzehn Gemälden dreihundertsechsundvierzig von inländischen Malern gemalt waren; die bedeutendsten unter diesen waren: Robert Ekman, der Maler von „Wallin in der Wüste", der Altartafeln in der Domkirche zu Åbo**)

*) Acta societatis scientiarum Fennicae, T. VI., fasc. I. Helsingfors, 1855. 279 und 43 S. 4., mit 7 Tafeln.

**) Unter Wolofskel's Auspicien hat Sorenj Bonsdorff Lindelof zwei astronomische Abhandlungen herausgegeben: 1) De orbita cometae, qui anno 1664 apparuit. Diss. Acad. d. 31. Mai 1854. 30 S. 4. 2) Bestimmung af den cometa baza, som den 6. Mars 1853 upptäckes af Secchi i Rom. Helsingfors, 1855.

*) Finlands minnesvärde män. Samling af lefnadsteckningar.

**) Beskrifning om altrecomablingen i Åbo domkyrka. Utgifven af Fredrik Ekman. Åbo. 1854. 169 S. 12. (25 Kop.)

und in der alten Kirche zu Helsingfors, Magnus v. Wright, Ferd. v. Wright, Legler, J. Kind, L. Forstén, J. H. Asplund, Fräulein L. Blomqvist, J. A. Plantin, Nikander. Ueber das Gedeihen oder den Verfall der übrigen Künste in Finnland enthalten wir uns jeden Referats und führen nur an, daß K. Collan in Helsingfors 1855 bereits das vierte Heft seiner Gesang-Compositionen hat erscheinen lassen.

W. Sz.

Klein-Asien.

Assyrisch-Babylonische Alterthümer.

Im Januar 1854 wurde bei den vom Obersten Rawlinson geleiteten Nachgrabungen in dem sogenannten südöstlichen Palast zu Nimrûd eine merkwürdige Statue des Gottes Nebo*) entdeckt.

Diese Figur, aus einem weißen, blätterigen Kalkstein, bei fünf Fuß sieben Zoll hoch, steht auf einem drei Zoll starken Fußgestell. Der Kopf ist mit einer fest anschließenden, zu beiden Seiten mit einem Horn verzierten Kappe bedeckt; der Bart ist wie gewöhnlich lang und sorgfältig gekräuselt; die Hände, die an den Gelenken Armbänder mit Rosetten von Perlen tragen, liegen über dem Bauche in einander geschlagen. Die Gewandung fällt von dem Gurt bis zu den Füßen, die nur eben darunter hervorsehen. Um diese Gewandung, unterhalb des Gurtes, windet sich eine zwölfzeilige Inschrift in Keilbuchstaben, die Rawlinson übersetzt hat. Nach derselben hat ein Bildhauer von Kalaḥ (das Kalaḥ der Genesis, Kap. X., V. 12, und der echte, ursprüngliche Name des später mit dem Namen Nimrûd bezeichneten Erdhügels) diese Statue angefahren und sie seinem Herrn, Phalukа, König von Assyrien, und seiner Gebieterin, Sammuramit, Königin des Palastes, geweiht.

Es ist kein Grund da, zu zweifeln, daß dieser Phalukа derselbe Herrscher sei, der in der Bibel unter dem Namen Pul (2. Kap. 15, 19) vorkömmt und in der Parallelstelle (1. Chron. 5, 26) nach der Uebersetzung der Septuaginta Φαλοχ oder Φαλοχ lautet; und daß wir in der auf diesem Monument in vollkommen deutlichen und lesbaren Schriftzügen erwähnten Sammuramit die berühmte Semiramis der alten Geschichte, nicht als Nebelbild der Sage, sondern als eine wirkliche, historische Persönlichkeit begrüßen.

Nach der klassischen Geschichte war Semiramis die Tochter der Fisch-Göttin Derceto zu Askalon in Syrien (Philistäa, s. 1. Sam. Kap. 5) und eines syrischen Jünglings, dem sie sich aus Liebe ergeben hatte. Zur Jungfrau gereift, heiratete sie den Feldherrn Omnes, einen Liebling des Ninus, Königs von Assyrien. Bei der Belagerung von Baktra war sie gegenwärtig und soll nicht wenig zu der Eroberung dieser Stadt beigetragen haben. Der König, unfähig, ihren Reizen zu widerstehen, nahm sie zum Weibe, und ihr Gemahl entleibte sich vor Schmerz darüber. Von Ninus hatte sie einen Sohn, Ninyas, allein nicht dieser, sondern sie selbst folgte Jenem nach dessen Tode auf dem Thron. Sie scheint lange und ruhmreich regiert zu haben, und manches merkwürdige Werk, das ihr oder ihrem Einflusse zugeschrieben wird, soll noch in dem klassischen Zeitalter vorhanden gewesen sein. Babylon, wird behauptet, habe viel von seiner Pracht dem Genie dieser Fürstin zu verdanken, während man in Ninive den Fremden eine Pyramide von neun Stadien hoch und zehn Stadien im Umfange zeigte, welche sie, wie die Sage berichtet, ihrem Gatten Ninus als Grabmal errichtet habe.

Von diesen Sagen weicht Herodot insofern ab, daß diese neue Entdeckung für seine Darstellung Zeugniß ablegt. Nach dieser regierte Semiramis zu Babylon fünf Generationen vor Nitokris, der Gemahlin Nebukadnezar's. Rechnet man dreißig Jahr auf eine Generation, so würde die Periode von Pul bis Nebukadnezar genau hundertfünfzig**) Jahr betragen, wenn es mit den chronologischen Untersuchungen Rawlinson's seine Richtigkeit hat.

Noch eine merkwürdige Thatsache knüpft sich an diese Entdeckung: In der assyrischen Geschichte ist kein Beispiel nachzuweisen, daß einer Königin als regierender Nachfolgerin oder als Mitregentin des Königs Erwähnung geschieht. Dagegen werden Königinnen der Araber häufig angeführt; so bringt die Königin des Südens dem Sargon Geschenke, als er den Norden Arabiens seine Macht fühlen läßt.

Es ist nun wahrscheinlich, daß die echte Semiramis dieses Monuments und der Geschichte von medo-armenischer Abkunft war, und so hätten wir denn einen Leitfaden an der Hand, uns aus der Wirre der Fabeln herauszufinden, welche die Griechen so geschäftig um diese Person gesponnen haben. Von den Ebenen Assyriens bis zu den Grenzländern Indiens wird der Name Semiramis gebraucht, um das medo-armenische Reich mit der Hauptstadt Bân zu bezeichnen. Daher manche armenische Tradition in Bezug auf sie, die spätere Schriftsteller aufbewahrt haben. Der Name Schemiram-Gird (die Beste der Semiramis) wird oft von der Kapitale Bân gebraucht; in dem medischen Gebirge Behistân sah Ktesias ihre Bildsäule, die noch zu den Zeiten des Reisenden Isidorus von Charax gestanden.

Diese Statue ist jetzt unter den anderen Monumenten aus dem südöstlichen Palast im Nimrûd-Saal des Britischen Museums aufgestellt.

(Lit. Gaz.)

*) Nebo ist nach Gesenius (zu Jesaias II, S. 342 und 366, vgl. mit 46, 1) der Planet Merkur, von Assyrern und Babyloniern als Gottheit angebetet. Er erscheint in vielen Eigennamen, als: Nebu-kadnezar, Nebu-sarezan u. s. w. D. R.

**) Stimmt nicht ganz mit Jung's „Zeittafel" überein: denn nach dieser fällt Pul oder Phul um 771 in das Land; Nebukadnezar aber stirbt 561, wo Nitokris zur Regierung kömmt. Es ägre demnach zwischen Pul und Nitokris ein Zeitraum von mindestens zweihundertundzehn Jahren. D. R.

Mannigfaltiges.

— Eine zweite Uebersetzung von Palearío's Schrift aus der Zeit der Reformation. Des Aonio Paleario Schrift „von der Wohlthat Christi", über deren Wiederauffindung in England, gleichwie über den Abdruck des italiänischen Originals und einer deutschen Uebersetzung in Leipzig, wir in diesen Blättern berichtet haben, ist nunmehr auch in einer zweiten, von dem Pfarrer Erich Stillmann in Hamburg veranstalteten, deutschen Uebersetzung erschienen.*) Der Uebersetzer sagt von diesem Büchlein, das zugleich ein merkwürdiges Zeugniß von dem zur Zeit der Reformation in Italien herrschenden Geiste ist: „Ich kenne außer der heiligen Schrift und den vier Büchern des Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi kein Buch von größerem Werthe, und wo in einem Hause die Bibel und die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis sich finden, da sollte auch das Schriftchen „von der Wohlthat Christi" sein. Schönered und Werthvolleres kann kein Freund dem Freunde, kein Vater dem Sohne, kein Lehrer dem Schüler, kein Bräutigam der Braut reichen. Wo dieses Schriftchen und die in demselben enthaltene Wahrheit Eingang findet, da wird Gott mit reichem Segen einkehren, und im Himmel wird Freude sein über solches Haus und Herz."

— Ungarisches National-Museum. Das ungarische Museum in Pesth hat in jüngster Zeit mehrere bedeutende Acquisitionen gemacht. Baß und Molitor haben aus Kalifornien einige werthvolle Stücke gesendet. Johann Kovácz hat vor kurzem eine bedeutende Sammlung aus Aegypten dem Museum übergeben. Leider haben alle ungarischen Institute mit einem nicht leicht zu überwindenden Uebel, nämlich mit einem sehr bedeutenden Geldmangel, zu kämpfen. Erst in neuerer Zeit ins Dasein gerufen, sind sie vor dem Jahre 1848 von den ungarischen Reichstagen nicht hinlänglich dotirt worden, seit diesem Jahre aber ohne alle Staats-Unterstützung geblieben. Um die ägyptische Sammlung von Johann Kovácz ankaufen zu können, haben die Mitglieder der „naturwissenschaftlichen Gesellschaft" sich selbst besteuern müssen. Die ungarische Akademie leidet ebenfalls an jenem hartnäckigen Uebel. Seit dem Jahre 1847 hat übrigens die Akademie keine allgemeine Versammlung halten dürfen, um die durch Tod und andere Umstände verursachten Lücken zu füllen. Nicht einmal ihre Statuten sind bis jetzt höheren Orts bestätigt worden.

— Ladislaus Magyar. Wir haben in Nr. 51 Einiges über die Schicksale dieses leider seitdem ganz verschollenen, ungarischen Afrika-Reisenden mitgetheilt. Ein Landsmann desselben, Herr Johann Hunfalvy (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, dem im „Magazin" bereits oft erwähnten Sprachforscher Paul Hunfalvy), theilt uns mit, daß sich die ungarische Akademie in neuester Zeit an die portugiesische Regierung und besonders auch an den König von Portugal gewandt, um über Magyar, der mit den portugiesischen Beamten in Goa in brieflicher Verbindung gestanden, Nachrichten zu erhalten oder doch wenigstens seine Papiere zu retten. Der junge König Dom Pedro, der von großmütterlicher Seite die magyarische Familie Kohary zu seinen Vorfahren zählt, interessirt sich auf das lebhafteste für ungarische Wissenschaft und Literatur, doch hat man in Ungarn bisher vergebens gehofft, über Portugal eine neuere Nachricht über den verschollenen Landsmann zu erhalten.

*) Das wiedergefundene goldene Büchlein: Von der Wohlthat Christi, von Antonius Paleariné. Hamburg, Robert Kittler, 1856.

Hierbei Titel und Inhalt des 49sten Bandes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Inland an die Zeitungsämter entrichtet und in Berlin durch Boten geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 82. Berlin, Dienstag den 8. Juli 1856.

Frankreich.

Der Crédit mobilier.

Selten hat ein für die Weltgeschichte nur kurzer Zeitraum so vielerlei großartige Unternehmungen erzeugt, wie die Handvoll Jahre, die von der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts vor ihm verstrichen ist. — Es kann die Aufgabe dieser Zeilen nicht sein, unseren Lesern alle jene Erscheinungen hier in Reihe und Glied vorüberzuführen; denn dieser Blätter Zweck ist es nur, und sie lassen sich solchen auch angelegen sein, auf Kleines und Großes aus Nähe und Ferne hinzuweisen, sobald es erst der literarischen Feder Stoff zur öffentlichen Besprechung geworden ist.

Zu den riesenhaften Unternehmungen der letzten fünf Jahre gehört unstreitig auch das in der Ueberschrift genannte Institut. Ein Publicist von gutem Ruf, Herr Eugen Forcade, beleuchtet dasselbe in einer in der Revue des deux Mondes enthaltenen Abhandlung. Der Ernst und die Parteilosigkeit, die dieser Artikel athmet; das Lob, welches er dem persönlichen Werth der Gründer des Crédit mobilier, sowohl hinsichtlich ihres Charakters, als auch wegen ihrer seltenen Befähigung und ihrer rastlosen Betriebsamkeit für das Gemeinwohl, ertheilt; die Unbefangenheit in dem Einräumen eines bedingungsweisen Bedürfnisses und endlich das ehrliche Geständniß der inneren Scheu, mit welcher der Verfasser, bei dem großen Neide, den der jetzt glänzende Geschäftsbetrieb ohnehin auf sich zieht, — sich an seine Aufgabe macht — dies Alles dürfte für die Vortrefflichkeit ihrer Lösung zeugen.

Herr Forcade hat skrupulöse Forschungen nach dem Ursprunge der dem Unternehmen zu Grunde liegenden Haupt-Idee angestellt. Indeß hält er sich nicht lange dabei auf, die Aehnlichkeit mit den Plänen Law's, über welche allerdings schon Jahrhunderte ihr verhüllendes Dunkel gebreitet haben, aufzuhellen, wohl aber weist er mit großer Klarheit nach, daß die Idee des Crédit mobilier so ziemlich nichts weiter als ein Kind des St. Simonismus ist. Er führt zu diesem Behufe die Lehren und Grundsätze heran, die vor nun dreißig Jahren von den Anfängern dieser Secte propagirt wurden, aber ohne sonderlichen Erfolg blieben. Enfantin, ihr Führer, war es besonders, welcher der Umbildung der religiösen und sozialen Verhältnisse leidenschaftlich nachjag. Die abstrakten Gedanken, die er in Bezug auf Kreditwesen in mehreren Abhandlungen aussteute, lassen sich als Vorläufer der hier in Rede stehenden industriellen Umwälzung nicht verkennen. „Der Kredit", ruft Enfantin mit pomphafter, prophetischer Begeisterung in seinen Vorschlägen etwas brasilischer Abzahlungs-Mittel, um zu Nutz und Frommen des Gewerbfleißes die Baarschaften der Kapitalisten herbeizulocken — „der Kredit wird derjenige Hebel in den gesellschaftlichen Zuständen werden, welchen in früheren Zeiten die höhere Gewalt darstellte."

„Zwei Punkte", sagt Herr Forcade, „sind es, die man bei ruhiger Prüfung des Wesens des Crédit mobilier im Auge zu behalten hat. Der eine ist: der bei Gründung des Unternehmens leitend gewesene Plan, der andere: das, was das Unternehmen seit seinem Entstehen geleistet hat; der zu erzielende Zweck, welcher vorweg in Behacht genommen worden, gegenüber der Thätigkeit, auf welche man sich bisher thatsächlich beschränkt hat; mit kurzen Worten: die ursprüngliche Theorie und die bisherige Praxis."

Ueber das Theoretische schöpft der Verfasser Belehrung aus zweien Urkunden: den Statuten und dem von Herrn Isaak Pereire im Namen des Verwaltungsraths erstatteten ersten Rechenschafts-Bericht. In der Einleitung zu den Statuten findet sich der Zweck der Gründung folgendermaßen bezeichnet: „Sie, die Gründer, haben, in Erwägung der werthvollen Dienste, welche eine Anstalt gewähren müßte, deren Ziel es ist: die Industrie öffentlicher Arbeiten zu fördern und hierbei ein Verfahren eintreten zu lassen, mittelst dessen die vereinzelten Berechtigungen (Rechtstitel) zu verschiedenartigen Unternehmungen dergestalt unter einander verbunden würden, daß sie alle nur aus einer Masse (Fonds) unterhalten würden, — beschlossen, ein so nützliches Werk ins Leben zu rufen und zu diesem Ende zu"!!!

„Ueber das Ziel braucht man kein Wort zu verlieren", sagt Herr Forcade, „desto mehr hätte man aber über das Verfahren „„die Verbindung der einzelnen Unternehmungen mit einander dadurch, daß sie aus einer Masse unterhalten werden"" zu sagen. Denn, denkt man mit ein wenig Ernst der praktischen Bedeutung dieser Phrase nach, so muß man vor der Ungeheuerlichkeit in dem Plane dieser Gesellschaft zurückprallen. Die Gründer derselben begnügen sich keineswegs damit, „„die Förderung der Industrie in öffentlichen Arbeiten"" etwa in der Weise zu bewerkstelligen, daß sie Unternehmern, die sich dazu bereit finden, die erforderlichen Kapitalien vorstrecken, für welche sie Anerkenntnisse, nämlich Actien oder Schuldverschreibungen (Obligationen), ertheilten, die in ihrem Werthe, nach Maßgabe der mehr oder minder vortheilhaften finanziellen Lage jedes einzelnen Unternehmens, sich unterscheiden würden: — Nein! diese Gründer haben vielmehr den Willen — sollte man nicht meinen, sie träumten! — alle solche je nach den Unternehmungen verschiedenartigen Anerkenntnisse durch ein unterschiedsloses zu ersetzen. Dies ist der einfache und klare Sinn der eben citirten Phrase, und es muß dieser Sinn in seiner weitesten Ausdehnung, und zwar ohne Rücksicht auf die Gränzen gedacht werden, die hinsichtlich des Totalbetrags der zusammenzuschüttenden Masse in den Statuten des Crédit mobilier gezogen sind. Denn diese Gränzen sind nur, so zu sagen, zufällige, für den Augenblick gesteckt; es drängt sich ja auch Jedem von selbst die Ueberzeugung auf, daß, wenn die Umwandlung aller der verschiedenartigsten Anerkenntnisse in ein uniformes nöthig und heilsam ist, jene Gränzen sofort überschritten werden müssen, sobald sie nur erreicht sind.

„Zweierlei sind die Träger des beabsichtigten Verfahrens. Auf der einen Seite die Erwerbung der verschiedenartigen, umzuwandelnden Anerkenntnisse (Rechtstitel); auf der anderen die Hinausgabe der auf die zusammengebrachten Erwerbungen aller Art fundirten gleichförmigen Anerkenntnisse (Obligationen). Geht man so weit, anzunehmen, daß dieses Ziel erreicht, die eben angedeutete Transaction vollständig vor sich gegangen wäre, so muß sich unseren Blicken der Crédit mobilier als rechtlicher Besitzer und Beherrscher aller nach dem System der anonymen Gesellschaft*) nach und nach in sich aufgenommenen einzelnen Unternehmungen darstellen, zugleich mit einem so außerordentlichen Monopole ausgestattet, daß höchstens nur der Staat selbst sich mit ihm auf gleiche Stufe würde stellen können.

„Weil es nun aber unmöglich ist, daß eine solche Gewalt den Händen unverantwortlicher Privatpersonen anvertraut bleiben kann, so ist es, den eben angedeuteten Gesichtspunkt festgehalten, augenfällig, daß die Gesellschaft des Crédit mobilier noch viel früher, als sie ihre Aufgabe vollständig würde erfüllt haben, in den Staat selbst würde aufgegangen sein müssen. Wenn wir das Unternehmen nach den Statuten beurtheilen, die es an seiner Stirn trägt, ist ein anderes Ende nicht abzusehen.

„Die finanzielle Basis und den Kreis, den der Geschäftsbetrieb sich gezogen, ziehen wir in Folgendem kurz zusammen: Das Einlage-Kapital beträgt sechzig Millionen Francs, welche durch hunderttausend Actien à fünfhundert Francs zusammengebracht sind. Der Betrieb ließe sich in drei Zweige theilen: I. Betheiligung an großen, öffentlichen Arbeiten; II. Hinausgabe neu zu schaffender Werthpapiere, welche die zu I. erworbenen Rechte ꝛc. verkörpertiren; III. die gewöhnlichen und bekannten Transactionen von Bankiers. Den ersten Zweig beschreibt der §. 5 des Statuts mit den Worten: „zu zeichnen, beziehungsweise zu erwerben, Staatspapiere und Actien oder Schuldverschreibungen solcher industriellen und Kredit-Unternehmungen, welche sich in anonymer Handelsgesellschaft schon gebildet haben oder sich bilden wollen, namentlich zum Eisenbahn-, Kanal- und Bergbau und zu anderen öffentlichen Arbeiten; Anerbietungen auf alle Arten Anleihen einreichen, solche weiter abtreten, auch umsetzen, ingleichen auf alle Unternehmungen öffentlicher Arbeiten."

*) Der nach dem Codo de Commerce feststehende juridische Begriff der „anonymen Handelsgesellschaft" hat adäquat Analogen in dieselbigen Rechtslehre nicht. Korrespondirend ist der Begriff von „Actien-Gesellschaften" und den „stillen Theilnehmer", insofern bei beiden eine Verpflichtung über die Höhe

Es beschreibt ferner derselbe §. den zweiten Zweig, wie folgt: „Auf Höhe derjenigen Summen, welche auf Zeichnungen von Anleihen und Erwerbungen von industriellen Unternehmungen verwendet worden sind, Schuldverschreibungen (Obligationen) der Gesellschaft in Umlauf setzen.“ — Dieser ausgegebenen Schuldverschreibungen weitere Beschaffenheit und Gesammtbetrag beschreiben die §§. 7, 8. Sie dürfen den zehnfachen Betrag des von den hunderttausendfachen Actien gelieferten Grundkapitals nicht übersteigen, und müssen selbstverständlich die entsprechenden Beträge in Staatspapieren, Actien und Schuldverschreibungen oder sonstigen Sicherheiten zur Deckung der ausgegebenen Schuldverschreibungen der Gesellschaft in deren Gewahrsam (Portefeuille) sich vorfinden. Auf kürzere Verfallzeit, als eine fünfundvierzigtägige, darf die Gesellschaft überhaupt keine Obligation aus stellen, und der Betrag sämmtlicher in laufender Rechnung schuldiger Beträge nebst den unter Jahresfrist fällig werdenden Schuldverschreibungen darf das Doppelte des Anlage-Kapitals nicht übersteigen.“

Ueber den dritten Zweig heißt es: „Die Gesellschaft nimmt Gelder an in laufender Rechnung, sie ist auch ermächtigt, alle Staatspapiere, Actien, Schuldverschreibungen, oder was sonst ihr Eigenthum, zu verkaufen, gegen Darlehn zu verpfänden oder auch gegen andere Valuten zu vertauschen. Sie ertheilt Vorschüsse auf Staatspapiere oder gegen Hinterlegung von Actien und Obligationen. Sie eröffnet Kredite in laufender Rechnung auf solcherlei Dokumente. Sie besorgt Inkassos aller Art, sowie andererseits die Auszahlung von Zins und Dividendenscheinen, und endlich jeden sonstigen Umsatz für Unternehmungen der oben bezeichneten Art.“ Nur eine in Bezug auf Werth und Unzulänglichkeit später zu beurtheilende Schranke ist diesen Banquiergeschäften gezogen. „Es ist der Gesellschaft ausdrücklicher Wille, niemals Blanco-Verkäufe, noch Einkäufe auf Prämie zu machen.“

Dieser gedrängten Uebersicht entspricht folgende Stelle des oben gedachten ersten Rechenschaftsberichts, den Herr Forcade, wie folgt, citirt: „Will man sich von den Leistungen unserer Gesellschaft ein richtiges Bild verschaffen, so muß man sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, denn zu einer und derselben Zeit stellt sie Folgendes dar:

I. Eine Kreditgesellschaft für den Gewerbfleiß (Société commanditaire);

II. einen Verein für Finanz-Operationen (Société financière);

III. eine Bank zur Unterbringung und Ausleihung von Geldern;

IV. eine ihre Scheine ausgebende Bank*) (Banque d'émission).“

Herr Forcade hat in der vorliegenden Arbeit sich mit dem ersten und vierten dieser Gesichtspunkte beschäftigt und die Fortsetzung, sowie ein End-Urtheil, sich vorbehalten. Er führt zur weiteren Belenchtung der Tendenz des ersten Gesichtspunktes wiederum Stellen aus des Herrn Pereire Rede an, unter anderen folgende:

„Hinsichtlich der Vermittelung und Anschaffung dessen, was bei den industriellen Unternehmungen das Anlage-Kapital bildet, übernimmt die Gesellschaft ganz die Rolle, welche die Zettel- und Diskonto-Banken für den Betriebs-Fonds haben. — Unsere erste Pflicht ist es, für die Entwicklung des Gewerbfleißes im Volke Sorge zu tragen; die Errichtung großartiger Unternehmungen zu ermöglichen, welche, wenn sie sich allein überlassen bleiben, nur mit so vieler Mühe dazu gelangen können, Gestalt zu gewinnen. — Unsere Aufgabe dagegen wird uns um so leichter, als wir über ein schätzbares Material an Belehrung und Erfahrung verfügen, um über den inneren Werth und die Dringlichkeit vorgeschlagener Geschäfte ein gesundes, zutreffendes Urtheil abgeben zu können. Ein solches Material findet sich in Privathänden nicht vor. — In Zeiten der Sorglosigkeit werden wir als Wegweiser zur Anlegung der alsdann ungeheim heranströmenden, nach Unterbringung verlangenden Kapitalien dienen; in kritischen Zeiten bieten wir das köstliche Hülfsmittel dar, die Arbeit im Schwunge zu erhalten und die Katastrophen zu paralysiren, welche aus dem ängstlichen Zurückziehen der Kapitalien entstehen. — Da wir uns in kein Geschäft anders als mit weiser Vorsicht einlassen, dem Umfange und der Zeit nach in gewissen Gränzen, so wird es dadurch uns verstattet sein, unsere Thätigkeit zu vervielfältigen und in geringer Zeit eine große Zahl von Unternehmungen dadurch zum Gedeihen zu bringen, daß man sie vor den Gefahren hütet, die ihnen aus dem vermehrten gleichzeitigen Jagen nach Geschäfte-Theilhabern drohen.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Zettelbank.

Zur Geschichte der Alchymie.

Ueber die Alchymie, die wohl eine der bedauernswerthesten und uninteressantesten Verirrungen des menschlichen Geistes gewesen, ein unterhaltendes und lehrreiches Buch zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe. Es gehören dazu eine Menge von Kenntnissen, die selten beisammen sind, ein scharfer kritischer Verstand und eine seltene Ausdauer. Die alchymistischen Schriften — in denen die Ausdrucksweise noch zudem so confus ist, als der Gedanke — zu lesen, mit einander zu vergleichen, in Uebereinstimmung zu bringen, den Grad ihrer Glaubwürdigkeit zu bestimmen und dann aus ihnen ein Ensemble von Thatsachen zusammenzustellen, welches als eine Geschichte gelten kann, ist eine Arbeit, deren Wenige fähig sind. Herr Figuier hat uns eine kritische Geschichte der Alchymie und der Alchymisten*) geliefert, wie wir sie nur wünschen können. Daß er die zweitausendfünfhundert Abhandlungen, die in einem Katalog der hermetischen Philosophie aufgezählt werden, nicht alle gelesen, versteht sich von selbst; er hat fast nur die neuen in Deutschland über diesen Gegenstand erschienenen Werke zu Rathe gezogen. Von den älteren Werken scheint er das Buch („De ortu et progressu chimiae“ in 4. 1669) des Dänen Olaeus Borrichius, der alle Hauptwerke über die Alchymie studirt hatte und selbst ein großer Praktiker in dieser vermeintlichen Kunst war, benutzt zu haben.

Die Behauptung, daß „die Alchymie die Mutter der Chemie sei“, läßt Herr Figuier noch gelten. Gleichwohl scheint diese Behauptung eine von denen zu sein, welche, wie Montesquieu sagt, von aller Welt nachgesprochen werden, weil sie immer schon nachgesprochen worden sind. Die Adepten der Alchymie führen den Ursprung ihrer angeblichen Wissenschaft auf die ältesten Zeiten der Menschheit zurück. Doch sind die Erfahrungen Priestley's und das Genie Lavoisier's nöthig gewesen, um die Chemie zu einer wirklichen Wissenschaft zu machen. Ihnen verdanken wir die Kunst, den Stoff zu analysiren, die Körper von fremdartigen Beimischungen zu befreien und die Naturdinge in den Stand zu setzen, ungehindert alle ihre Eigenschaften zu äußern. Ihnen verdanken wir die neue wirkliche Wissenschaft, vor der die falschen Raisonnements und die wilden Speculationen der vorgeblichen hermetischen Wissenschaft alle in Nichts verschwunden sind.

Weit entfernt, an den Eroberungen der modernen Chemie einen großen Antheil zu haben, hat die Alchymie vielmehr diese Eroberungen während mehrerer Jahrhunderte verzögert. Die Einen, besonders die mit Falschmünzerei sich abgebenden Fürsten, haben (wie Herr Figuier beweist) die Alchymie nur als eine Charlatanerie betrieben, auf die Anderen hat sie wie eines der narkotischen Mittel gewirkt, durch welche unmebelt, der Geist bezaubernde Gestalten schaut. In dieser Verzückung haben die armen Teufel, welche den Stein der Weisen suchten, ihren Körper und Geist zu Grunde gerichtet, um einem Elende zu verfallen, von welchem die folgende Stelle des Cornelius Agrippa eine Vorstellung giebt:

„Die schädlichen Kohlen-Ausdünstungen, der Schwefel, die Gifte und die schwere Arbeit dünken Euch süßer als Honig, wenn Ihr auch Euer Hab und Gut vergeudet habet; die Hoffnung, mit der Ihr Euch schmeichelt, Gold, beständige Gesundheit, Rückkehr zur Jugend zu erlangen, gilt Euch mehr, als alles Andere. Aber wenn Ihr Eure Zeit und Euer Geld daraufgesetzt habet, werdet Ihr finden, daß Ihr alt, in Lumpen gehüllt, von Hunger gequagt, von Zins und Kohle beschwert, in Folge des häufigen Umgehens mit Quecksilber gelähmt, lam, so elend, wie nur möglich, seid. Diese Leute bewirken die Verwunderung, welche sie an den Metallen bewirken wollen, an sich selbst; aus Chemikern werden sie Siechc, aus Aerzten Bettler, aus Seifensiedern Schenkwirthe, öffentliche Narren, die Zielscheibe des Witzes und Spottes für alle Welt.“

Die Chemie verdankt Alles der Erfahrung. Es giebt zwei Arten von Erfahrung: die praktische, welche von Thatsache zu Thatsache fortschreitet, und die theoretische, welche von den Thatsachen zu den Prinzipien fortschreitet. Beide zusammen führen den Geist zu den allgemeineren Gesetzen, in denen die Geheimnisse der Natur enthüllt sind. Von dieser doppelten wissenschaftlichen Methode finden wir Nichts bei den Alchymisten; sie experimentiren aufs Gerathewohl, nur irregeleitet durch den Wahn, dem sie sich ergeben haben.

Das Laboratorium der modernen Chemie ist, so zu sagen, die Werkstätte der Künste und der Wissenschaften; das der Alchymisten war ein düsterer, verräucherter Raum, in welchem Narren oder Verbrecher die sonderbarsten Geräthe zusammenbänften. Einige scheinbare Erfolge machten diese vermeintliche Wissenschaft beliebt; ihr Ende war die Verachtung, der früh oder spät alle Extravaganzen verfallen. Vorrichius behauptet, daß den Stein der Weisen zu finden im Alterthum der Beruf der Weisen gewesen; wir müssen behaupten, daß dies mehr und mehr nur ein Beruf für Narren geworden. Die Adepten suchten nur Eines: das Gold; und dieses haben sie nie gefunden. Bei ihrer Geisteszerwirrung und bei der unmethodischen Art ihrer Bestrebungen hatten sie darmaßen ihr Ziel aus den Augen verloren, die einfachsten Begriffe verwirrt und ihr Terrain preisgegeben, daß, wie Herr Figuier zugesteht, die wahren Forscher dieses Terrain erst wieder Schritt

*) L'Alchimie et les Alchimistes. Essai historique et critique sur la Philosophie hermétique par Louis Figuier. Paris. 1856. Hachette.

Digitized by Google

für Schritt haben erobern müssen; erst nach lange Zeit erfolglosen Anstrengungen sind sie zu den schönen Entdeckungen gelangt, durch welche sie die Medizin und die Physik bereichert haben.

Die heutige Chemie liefert gelüftig in dem großen Buche der Natur, während die Alchymie kaum das Alphabet gekannt hat. Herr Figuier hat beim besten Willen nicht vermocht, eine der Rede werthe Errungenschaft, welche die Wissenschaft den Alchymisten verdankte, anzuführen.

Das Buch des Herrn Figuier ist aber dennoch sehr interessant, sehr unterhaltend und sehr lehrreich. Obwohl von geringerem Umfange, als die meisten Werke über diesen Gegenstand, ist es doch keinem an Vollständigkeit nachstehend; in Bezug auf Klarheit und Uebersichtlichkeit dürfte es wohl alle früheren übertreffen. Herr Figuier entwirrt vollständig das Chaos der Ansichten und Lehren, zu denen die Anhänger der sogenannten hermetischen Philosophie sich bekannt haben; er giebt eine sehr klare Uebersicht über die Arbeiten, welche die Alchymisten ausgeführt haben, um den Stein der Weisen zu finden; er zeigt, welche Rolle die Alchymie im Mittelalter und in der Zeit der Renaissance gespielt hat; er giebt eine vollständige Geschichte der hauptsächlichsten Metallverwandlungen und weist die Ursachen nach, aus denen die Spuren dieser heutzutage allgemein aufgegebenen Wissenschaft sich so lange Zeit in Europa erhalten haben.

Die Dunkelheit der alten, meist von Adepten verfaßten Schriften über die Alchymie läßt sich aus dem Umstande erklären, daß die Adepten ihre vorgebliche Wissenschaft durch eine Enthüllung derselben gefährdet sahen. „Verbirg dieses Buch", sagt Arnauld de Villeneuve, „und gieb es nicht in die Hände der Gottlosen; denn es enthält das Geheimniß der Geheimnisse aller Philosophen. Diese Perle darf man nicht den Säuen vorwerfen, denn sie ist eine Gabe Gottes. . . Wer dieses Geheimniß verräth, ist verflucht und stirbt eines plötzlichen Todes."

Einem seiner Schüler giebt derselbe Arnauld de Villeneuve die folgende Unterweisung in der Kunst, den Stein der Weisen zu bereiten:

„Wie die Welt durch das Weib verloren gegangen ist, so muß sie durch das Weib auch wiedergergestellt werden. Aus diesem Grunde nimm die Mutter, lege sie mit ihren acht Söhnen in ihr Bett; überwache sie, daß sie eine strenge Buße thue, bis sie von allen Sünden rein ist. Dann wird sie einen Sohn in die Welt setzen, welcher sündigen wird. An der Sonne und am Monde sind Zeichen erschienen: nimm den Sohn und züchtige ihn, damit der Hochmuth ihn nicht zu Grunde richte. Hiernach lege ihn wieder in sein Bett; und wenn Du sehen wirst, daß er wieder zu seinen Sinnen kömmt, so mußt Du ihn von neuem ergreifen, um ihn ganz nackt in kaltes Wasser zu tauchen. Dann bringe ihn noch einmal in sein Bett; wenn er seine Sinne wiedergewonnen, ergreife ihn von neuem und übergieb ihn den Juden, daß sie ihn kreuzigen. Während die Sonne gekreuzigt wird, wird man den Mond nicht sehen; der Vorhang des Tempels wird zerreißen, und es wird ein großes Erdbeben geben. Dann ist es Zeit, ein großes Feuer anzuwenden, und man wird darauf einen Geist emporsteigen sehen, von dem die Welt Nichts geahnt hat."

George Ripley, der bei den Adepten als einer der größten hermetischen Philosophen gegolten, giebt in seinem Buche von den zwölf Thüren, welches 1649 im Druck erschienen ist, die folgende Anweisung zur Bereitung der Quintessenz:

„Man muß beginnen mit der untergehenden Sonne, wenn der rothe Mann und die weiße Frau sich im Lebensgeist vereinen, um in der Liebe und in der Ruhe zu leben, genau im Verhältniß von Wasser und Erde. Vom Westen begieb Dich durch die Finsterniß gegen den Norden; störe und trenne den Mann und die Frau zwischen Winter und Frühling; verwandle das Wasser in eine schwarze Erde und erhebe Dich durch verschiedene Farben gegen den Osten, wo sich der Vollmond zeigt. Nach der Reinigung erscheint die Sonne weiß und glänzend; es ist der Sommer nach dem Winter, der Tag nach der Nacht. Die Erde und das Wasser haben sich in Luft verwandelt, die Finsterniß ist zerstoben, das Licht ist erschienen. Der Westen ist der Anfang der Praxis, und der Osten ist der Anfang der Theorie; das Prinzip der Zerstörung ist erfaßt zwischen dem Osten und dem Westen."

In dem 1650 im Druck erschienenen, „von den Kennern sehr geschätzten" Werke von Jean Espagnet („das Geheimniß der hermetischen Philosophie") heißt es:

„Nimm eine gestügelte Jungfrau, die gut gewaschen und gereinigt und durch die Kraft des geistigen Samens ihres ersten Mannes geschwängert ist, ohne daß ihre Jungfrauschaft verletzt worden ist; vermähle sie ohne Argwohn des Ehebruchs mit dem anderen Mann, so wird sie von neuem durch den körperlichen Samen des Mannes schwanger werden und ein verehrungswürdiges Kind beiderlei Geschlechts: den Stein der Weisen, zur Welt bringen."

Aus diesen Proben kann man ermessen, was die hinter einem solchen Sanderwelsch sich verbergende Wissenschaft werthist.

Wer den Schlüssel zu gewissen Geheimnissen der hermetischen Wissenschaft haben will, muß die interessante Druckschrift über „die mit dem Stein der Weisen ausgeübten Betrügereien" lesen, welche im Jahre 1732 Geoffroy der Akademie der Wissenschaften vorgelegt hat.

„Man muß", sagt Geoffroy, „auf der Hut sein in Bezug auf Alles, was diese Art von Leuten vornehmen. Die Alchymisten haben wirklich die Kunst, die Menschen zu betrügen, aufs Raffinirte getrieben. Das Quecksilber, welches sich vor den Augen einer staunenden Versammlung in Gold verwandelte, war vorher mit Gold versetzt worden. Indem das flüchtige Metall in Folge der Hitze aus dem Tiegel verschwand, blieb das Gold zurück. Das Blei, welches sich in Silber oder Gold verwandelte, war oft nichts Anderes, als ein in Blei eingehülltes Stück Silber oder Gold. Die Tiegel, deren die öffentlich auftretenden Alchymisten sich bedienten, hatten einen doppelten Boden; der obere Boden, eine Masse aus Harz und Erde, verschwand im Feuer, und das verborgene Gold mischte sich mit den Metallen, die man angeblich in Gold verwandelte. Bisweilen brachten sie Gold und Silber mittelst eines hohlen Stabes von Holz, den man mit Gold- oder Silberstaub gefüllt hatte, in die Tiegel; das Holz verbrannte in der glühenden Masse, und der Inhalt des Stabes vereinigte sich mit der Masse. Andere hatten die Stäckhölze, mit der sie den Tiegel zudeckten, mit Gold oder Silber gefüllt und die Oeffnung der Höhle mit Wachs zugeklebt. Oder sie brachten das Gold mittelst pulverisirter Kohle, die sie mit einer Gold-Auflösung getränkt hatten, in den Tiegel. . . Wenn es darum zu thun war, eine silberne oder bleierne Münze in eine goldene zu verwandeln, brauchte man eine goldene Münze, die mit einem Quecksilber-Ueberzug versehen war."

Daß die Alchymisten mit solchen groben Betrügereien Erfolg hatten, erklärt sich aus der tiefen Unwissenheit, die in Betreff der einfachsten chemischen Vorgänge bis ins achtzehnte Jahrhundert herrschte. An dieser so lange herrschenden Unwissenheit sind nur die Alchymisten schuld, welche man immer noch als die Väter der modernen Chemie gelten läßt.

Nord-Amerika.

Rohheiten im amerikanischen Kongresse.*)

Der Kongreß der großen „Republik der Humanität", die Versammlung der „Auserwählten des amerikanischen Volkes", zieht gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Nation, ja, aller civilisirten Völker diesseits und jenseits des Oceans in erhöhtem Maße auf sich. Wodurch? Hat er einen Akt erlassen, der die Freiheit neu befestigt, eine neue Doktrin aufgestellt zu besserem Schutze der Union oder ihrer Bewohner gegen äußere oder innere Feinde, oder hat eines seiner beredten Mitglieder der Kette großer parlamentarischer Reden, welche die Geschichte aufbewahrt, eine neue Perle hinzugefügt? Oder welche hervorragende Handlung sonst hat diese erhabene Versammlung republikanischer Männer vollbracht? So fragt Du noch — unwissender Europäer? In Amerika erwartet man keine solche Thaten vom heutigen Kongreß. Sie waren wohl das Streben und der Ruhm der früheren Kongresse, aber wenn man heute etwas vom Kongreß hört, so erwartet man zunächst einen Skandal und ist noch froh darüber, daß es nur ein Skandal und nicht ein skandalöses Gesetz war, welches der Freiheit des Volkes oder der Union einen Stoß versetzt. Schon zweimal in dieser Session wurde das Publikum mit Nachrichten von Skandal-Scenen erfreut, welche sich Kongreß-Mitglieder hatten zu Schulden kommen lassen. Rust von Arkansas schlug Greeley vor den Hallen des Kongresses, Herbert von Kalifornien behandelte einen Kellner so brutal, daß dieser sich seiner Haut wehren mußte und dafür von Herbert niedergeschossen wurde, und endlich hant ein Repräsentant des Hauses einen Senator im Sitzungssaale zusammen wegen einer Rede, die dieser im Senate gehalten hat!

Der Hergang der Sache ist kurz folgender: Senator Sumner hat in seiner Kansas-Rede gegen die Senatoren Butler und Douglas Persönlichkeiten wegen ihrer Haltung in der Sklaverei-Frage ausgesprochen und sie unter Anderem mit Don Quijote und Sancho Pansa, dem Ritter und Knappen von der traurigen Gestalt, verglichen und namentlich Douglas wegen seiner öfter an den Tag gelegten beleidigenden Redeweise gegen die Anti-Sklaverei-Senatoren daran erinnert, daß dies eines Menschen unwürdig und thierisch sei. Am 22sten, nach der Sitzung des Senates, setzte der Repräsentant Brooks von Süd-Karolina Sumner, während dieser in dem Sitzungssaale an seinem Pulte schrieb, mit wenigen Worten zur Rede wegen dessen Worte gegen seinen Onkel Butler, die er für ein Libell erklärte, und schlug darauf mit einem einen Zoll starken Gutta-Percha-Stock Sumner so lange über den Kopf, bis dieser bewußtlos auf den Boden

*) Nach den New-Yorker Blättern.

sank und der Stock zerbrach. Niemand von den in der Nähe stehenden Senatoren und Repräsentanten intervenirte, mit Ausnahme des Herrn Crittenden, der hinzueilte, um den Angreifer zurückzuhalten. Der Lärm zog endlich andere aus dem Vorsaale herbei, unter denen Morgan und Murray, die den bewußtlosen und blutenden Sumner aufhoben und wegtrugen. In Begleitung von Brooks wurde der Repräsentant Keitt gesehen, der jedoch später erklärte, nichts von Brooks Absichten gewußt zu haben. Am nächsten Tage wurde die Gewaltthat, die das größte Aufsehen erregte, in beiden Häusern zur Sprache gebracht.

Wilson von Massachusetts lenkte die Aufmerksamkeit des Senats auf die ungeheure Beleidigung, die diesem und der Redefreiheit durch das Attentat angethan worden, überließ aber „älteren Senatoren", geeignete Anträge zu stellen. Da aber weder Caß, noch irgend ein anderer der Restoren der demokratischen Partei oder der alten Whigs sich erhob, so stellte Seward den Antrag, ein Untersuchungs-Comité niederzusetzen, welches sodann seine Meinung über die Sache aussprechen sollte. Der Antrag wurde mit der Abänderung angenommen, daß das Comité vom Senate zu erwählen sei. Die Wahl fiel auf lauter politische Gegner Sumner's: Caß, Allen, Dodge, Pearce und Geyer.

Im Hause brachte Campbell von Ohio einen ähnlichen Antrag ein, der, nach einiger Opposition seitens der südlichen Kollegen von Brooks, mit dreiundzwanzig gegen achtundsechzig Stimmen angenommen wurde. Der Sprecher ernannte die Herren Campbell von Ohio, Pennington, Colb von Georgia, Greenwood und Spinner zu Mitgliedern der Kommission. Gleichzeitig wurde eine gerichtliche Klage gegen Brooks anhängig gemacht. Derselbe gestand freiwillig die That zu und wurde unter tausend Dollars Bürgschaft gestellt.

Fast durch den ganzen Norden und besonders in Massachusetts verurtheilten die Presse und das Volk in Meetings die Unthat und sprachen ihre Entrüstung darüber aus. Die Legislatur von Massachusetts beschloß in beiden Häusern fast einstimmig, nachdem sie den an ihrem Kongreß-Vertreter verübten brutalen Angriff gebrandmarkt, strenge Untersuchung und Auslößung von Brooks aus dem Kongreß zu verlangen.

Eine ganz entgegengesetzte Stimmung gab sich im Süden kund. Die hervorragendsten Blätter billigten geradezu das Attentat, und in Süd-Karolina wurden in einigen Orten sogar Beiträge gesammelt, um Brooks ein „Ehrengeschenk" zu überreichen!!

In der Senats-Sitzung vom 27. Mai erklärten Slidell von Louisiana und Douglas, daß sie keinen Theil an dem Attentat hätten, auch keine Zeugen desselben gewesen seien. Douglas hörte den Lärm in dem Vorsaale und wollte anfänglich zur „Wiederherstellung der Ruhe" in den Sitzungssaal gehen, that es aber nicht, um nicht mißverstanden zu werden. Toombs war auch nicht dabei, billigt aber das Benehmen Brooks'. Butler erfrechte sich zu sagen, daß, wäre er dabei gewesen, so würde er das Verfahren seines „tapferen Verwandten" unterstützt haben. Wade von Ohio trat energisch für die Redefreiheit in die Schranken, die er mit seinem Leben vertheidigen werde, und nannte das Attentat meuchelmörderartig und feig. Wilson sprach sich in gleichem Sinne aus, wofür ihn Butler einen Lügner nannte. Zur Ordnung gerufen, nahm Butler dies zurück. Foster erklärte, daß, wenn die Redefreiheit vernichtet werde, so sei es mit der Freiheit im Lande überhaupt aus. Als Trumbull sprechen wollte, war die Zeit verflossen, und der Senat verweigerte mit dreiundzwanzig gegen elf Stimmen, die Tagesordnung um einige Minuten zu verschieben.

Der Vorfall und das Benehmen der Parteien, besonders der Sklaverei-Leute in und außer dem Kongreß, zeugen von dem tiefen Zwiespalt und dem fanatischen Haß, der in den Gliedern der Parteien lebt, der allen Rechtsfinn und alle Rücksichten gegen das Wohl und die Würde des Volks in ihnen zurückgedrängt hat.

Mannigfaltiges.

— Shakespeare's „Othello" im heutigen Venedig. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, berichtigen wir einen in Nr. 66 des „Magazin" enthaltenen Irrthum. Einer unserer Mitarbeiter hat daselbst, bei Gelegenheit einer Anzeige der in Venedig seit kurzem erscheinenden, manches Treffliche enthaltenden Rivista Veneta, auch einige Tiraden mitgetheilt, die ein Theater-Rezensent dieses Blattes nach der in Venedig zum ersten Male stattgefundenen Aufführung von Shakespeare's „Othello" zum Besten gegeben. Unser Mitarbeiter war vollkommen berechtigt, die Behauptung dieses Rezensenten, daß man vom Mohren von Venedig in Venedig selbst, wenn blos Shakespeare's Tragödie existirte, Nichts zu wissen brauchte, daß aber, nachdem Rossini seine Oper „Otello" geschrieben, eine solche Unwissenheit nicht zu entschuldigen sein würde, — als einen Beweis der Geschmacklosigkeit und des Mangels an literarischer Bildung zu citiren. Ganz berechtigt war in jenem Artikel auch bemerkt, daß der Rezensent, der den „Othello" als ein Werk der romantischen Schule bezeichne, diesem die „Zaire" von Voltaire vorziehe. Letzteres aber war ein Irrthum; der Rezensent hatte zwar gesagt, daß das Publikum für „Zaire" sei; er selbst erklärte sich jedoch dagegen, und dies hatte unser Mitarbeiter bei einer augenscheinlich sehr flüchtigen Lesung der an sich unbedeutenden Stelle der Rezension überſehen. Gerade aber diesen unerheblichen, den Charakter der ganzen Rezension durchaus nicht berührenden Irrthum greift der italiänische Rezensent — er nennt sich Dr. Paolo Fambri — auf, um*) den übermüthigsten Hohn gegen den Critico überlino auszuschütten. Wir würden ganz einfach den Irrthum unſers Mitarbeiters berichtigt haben, wenn sich Herr Fambri in den Schranken des literarischen Anstandes bewegt hätte; bei der angezogenen und übermüthigen Art seiner Entgegnung halten wir es jedoch für nöthig, ihm zu bemerken, daß es sehr unklug von ihm ist, auf seine Geschmacklosigkeit so stolz zu sein, daß er die Beweise derselben noch einmal (wie er es in Nr. 10 der Rivista that) dem venezianischen Publikum vorlegt. Ist es nicht ein vollständiges testimonium pauperatis, das Herr Fambri dem Geschmacke des Theater-Publikums in Venedig, wie dem eigenen anstellt, wenn er die Phrasen wiederholt, die er seinem „Fariseo", seinem „Giuda", seinem „Scriba", seinem „Pubblicano", seinem „Adultera" und seinem „Dottore" über Shakespeare und dessen „nuovissima tragedia" in den Mund legt! Wir wissen sehr wohl, daß es in Italien Männer genug giebt, die mit der Literatur des Auslandes hinlänglich vertraut sind, aber die sogenannten „allusioni giocose" der Herrn Fambri sind ganz geeignet, die Meinung zu verbreiten, daß man dort im Allgemeinen sehr unwissend in Bezug auf Englands größten Dichter sei. Und wenn der venezianische Rezensent jetzt behauptet, daß den Ausländern, die über Italien sprechen, Dante, Goldoni, Alfieri und Leopardi ebenso unbekannt seien, wie Shakespeare den Italiänern, so liefert er dadurch eben nur einen neuen Beweis seiner mangelhaften Kenntniß der Welt-Literatur. Inzwischen ist es bekanntlich die Art der italiänischen Literaten à la Fambri, daß sie ebenso voll Hochmuth, wie voll Unwissenheit, von ihren ausländischen Nachbarn reden.

— Das illustrirte Ungarn. Im Verlage von G. G. Lang in Darmstadt wird jetzt ein Werk über Ungarn und Siebenbürgen vorbereitet, wie wir noch keines über diese interessanten Länder besitzen. Es wird daſſelbe, in hundertzwanzehntig, noch der Natur gezeichneten und von den geschäftesten Künstlern ausgeführten Stahlstichen, die Städte, Burgen, Paläſte, Kirchen und anderen Baudenkmäler Ungarns und Siebenbürgens umfaſſen. Neben der deutschen wird zugleich eine ungarische Ausgabe des Werkes erscheinen. Der Text wird eine allgemeine und spezielle topographisch-historische Schilderung des Landes, der verschiedenen Volksstämme, der Städte, Kirchen, Paläſte und anderen Banten enthalten und zugleich an geeigneten Stellen Proben der ausgezeichnetsten ungarischen Dichter liefern. Die Ausarbeitung des Textes in beiden Sprachen hat Herr Johann Hunfalvy übernommen, von dem das deutsche, wie das magyarische Publikum nicht blos eine gründliche, sondern auch eine anziehende Arbeit erwarten darf.

— Guizot über die Energie des Protestantismus. In dem zweiten Abſchnitt der interessanten Abhandlung Guizot's über Sir R. Peel, den das neueste Heft der Revue des deux Mondes bringt, findet sich folgende bemerkenswerthe Aeußerung des Verfaſſers, zu welcher ihn die Darstellung der englisch-französischen Missionar-Fehde in Otaheiti veranlaßt: „Es ist eine als Thatsache anzunehmende und in den meiſten katholischen Journalen unaufhörlich wiederholte Behauptung, daß der Protestantismus in vollem Verfall sei, nur noch gleichgültige oder der Rückkehr zum Katholizismus zugeneigte Gemüther in seinen Reihen zähle, genug, daß er erstarre und sich auflöste, wie die Todten. Ein merkwürdiges Beispiel, welch' leichtfertige Unwissenheit die Leidenschaft verursachen kann! Möchten diejenigen, welche in solchen Gedanken sich gefallen, nur nach England gehen und mit eigenen Augen sich überzeugen, wie lebendig, verbreitet und eifrig bei der Glaube und die Thatkraft des protestantischen Christenthums sind; möchten sie in Holland, in Deutschland, in Schweden, in den Vereinigten Staaten von Amerika, ja, ſelbſt in Frankreich sich umsehen, und sie würden überall unter den Protestanten den Glauben und den Religionseifer sich neu belebend und fortpflanzend finden neben dem gelehrten oder rohen, fanatischen oder apathischen Unglauben, einer Krankheit, von welcher in der christlichen Welt die protestantischen Staaten wahrlich nicht allein ergriffen sind!"

*) Rivista Veneta Nr. 10 vom 22. Juni 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 83. Berlin, Donnerstag den 10. Juli 1856.

Rußland.

Murawjew, Statthalter von Kaukasien.

Das Geschlecht der Murawjews, das seit vierhundert Jahren in Rußland existirt, ist während des letzten Jahrhunderts eng mit der Geschichte der allmählichen Entwickelung der Civilisation in Rußland verbunden. Der Großvater des jetzigen Generals, der General-Lieutenant und Senator Nikolai Jerofejewitsch Murawjew,*) war für die Zeitperiode, in welcher er lebte, ein Mann von bemerkenswerther Bildung. Sich mit der Mathematik und dem Genniewesen hauptsächlich beschäftigend, stand er über diesen Gegenstand in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem berühmten Montalembert. Im Jahre 1752 gab er das Werk „Die Elemente der Mathematik“ heraus, welches das erste in russischer Sprache erschienene Lehrbuch der Algebra enthält; er verfaßte später die in Rußland so bekannte Instruction über die allgemeine Vermessung des russischen Reichs, wonach die Gränzen der Landbesitzungen zum ersten Male auf eine positive Weise festgestellt wurden. Er starb in Montpellier im Jahre 1770.

Der Vater des Statthalters von Kaukasien, Nikolai Nikolajewitsch Murawjew, studirte auf der damals berühmten Universität Straßburg, die zu gleicher Zeit von dem nachmaligen König von Bayern, Maximilian Joseph, besucht wurde. — Er hatte eine besondere Vorliebe für die Mathematik und die Kriegswissenschaften, diente anfangs in der Marine, machte den Seekrieg gegen die Schweden mit, indem er als Adjutant des Admirals, Prinz Nassau-Siegen, eine Galeeren-Fregatte befehligte; ging später in die Landarmee über und nahm 1797 seinen Abschied. — Im Jahre 1812 trat er wieder in den Militair-Dienst, war während der Campagne von 1813 Chef des Stabes des dritten Landsturm-Bezirks, avancirte zum General-Major, nahm gleich nach dem Friedensschluß seinen Abschied und siedelte sich darauf in Moskau an. Hier stiftete er auf eigene Kosten eine Lehr-Anstalt für Kolonnen-Führer (guides), welche von dem Kaiser Alexander die Rechte einer höheren Militair-Schule erhielt und während ihres siebenjährigen Bestehens gegen hundertfunfzig sachkundige Generalstabs-Offiziere bildete. Im Jahre 1823 erlaubte ihm seine geschwächte Gesundheit nicht mehr, seine Beschäftigungen fortzusetzen; er begab sich auf sein Gut bei Moskau, widmete sich mit gewohntem Eifer der Landwirthschaft, wurde einer der Gründer des Moskauischen Vereines für Landwirthschaft und endete seine nützliche und thätige Laufbahn in Moskau 1840, im zweiundsiebzigsten Jahre seines Alters.

Sein Sohn, der jetzige Statthalter von Kaukasien und Oberbefehlshaber der dort stehenden Truppen, General-Adjutant, General der Infanterie, Nikolai Nikolajewitsch Murawjew, ist in St. Petersburg 1794 geboren, trat 1811 in den Militair-Dienst und erhielt bald darauf den Offizierrang beim Generalstabe.

Murawjew machte die Feldzüge von 1812, 1813, 1814 und 1815 mit und war bei den meisten Schlachten, die während derselben geliefert wurden, namentlich bei Borodino, Tarutino, Blasma, Lützen, Bautzen, Dresden, Kulm, Leipzig, Fère-Champenoise und Paris. Für den Muth, den er bei diesen Gelegenheiten an den Tag legte, erhielt er, außer den Rang-Erhöhungen, mehrere russische und ausländische Orden. — Er befand sich 1817 bei der Gesandtschaft, die nach Persien geschickt wurde, bekam bei dieser Gelegenheit von dem Schach den Löwen- und Sonnen-Orden, und nach seiner Rückkehr aus Persien wurde er zu dem kaukasischen abgesonderten Corps kommandirt. Im Jahre 1819 erhielt der Hauptmann Murawjew, als ausgezeichneter Generalstabs-Offizier, den Auftrag, das östliche Ufer des Kaspischen Meeres zu beschreiben und zugleich in das Rußland feindlich gesinnte Chiwa zu dringen, um mit dem chiwaischen Chane in Verbindung zu treten. Die Frucht dieses sehr schwierigen und zu jener Zeit gefährlichen Unternehmens war die von Murawjew 1822 herausgegebene „Reise nach Turkmenien und Chiwa“, ein Werk, welches einen europäischen Ruf erlangt hat. Der Rang eines Obersten war die Belohnung für den von ihm rühmlichst erfüllten Auftrag. — Im Jahre 1827 wurde Murawjew zum Chef des Stabes des kaukasischen Corps ernannt. Er nahm Theil an allen bedeutenden Schlachten des persischen Krieges und erhielt nach der Einnahme von Tauris (Tebriz) den Rang eines General-Majors.

Der in den Jahren 1828 und 1829 entbrannte Krieg mit der Türkei gab dem General Murawjew wiederum Gelegenheit, seinen Muth und seine Kriegstalente in den Schlachten, welche in der asiatischen Türkei geliefert wurden, zu entfalten. Er zeigte viele Tapferkeit und Umsicht bei der Zerstörung der feindlichen Vertheidigungswerken vor Kars und bei der Belagerung und Erstürmung dieser Festung. Besonders zeichnete er sich aus bei der Vernichtung der dreißigtausend Mann starken türkischen Armee vor Akhalzik und bei der Erstürmung dieser Festung. Für seine glänzende Mitwirkung während dieser Campagne erhielt Murawjew die vierte und dritte Klasse des St. Georgen-Ordens und einen goldenen, mit Brillanten geschmückten Degen mit der Inschrift „Für Tapferkeit“. — Nach einer siegreichen Expedition gegen die Lesghier (in Transkaukasien) im Jahre 1830 wurde Murawjew zum Brigade-Chef des Grenadier-Corps ernannt, und im Jahre 1831 machte er den polnischen Feldzug mit. Er kämpfte in der Schlacht bei Praga, auf den Feldern von Grochow und nahm thätigen Antheil an der Erstürmung von Warschau. Für diese Campagne erhielt er den Rang eines General-Lieutenants und wurde er zum Divisions-Chef ernannt.

Als im Jahre 1833 der Sohn des ägyptischen Paschas, Ibrahim, das türkische Heer bei Koniáh (Iconium) geschlagen und Konstantinopel drohend entgegenzog, wurde Murawjew nach Alexandrien zu Mehmed-Ali gesandt, um ihn zu bewegen, das Vordringen der ägyptischen Armee, die rasch sich dem Bosporus näherte, einzuhalten. Murawjew erfüllte diesen Auftrag mit Erfolg, und das russische Hülfs-Corps, welches unter seinem Kommando schon bei Skutari gelandet war, hatte nicht mehr nöthig, den Aegyptern entgegenzugehen. Später trat er mit seinem Corps unter den Befehl des Grafen Orlow und wurde vom Sultan Mahmud, der ihn besonders auszeichnete, mit dessen in Brillanten eingefaßtem Portrait beschenkt. Nach der Rückkehr aus Konstantinopel wurde Murawjew zum General-Adjutanten und Chef des Stabes der ersten Armee ernannt und erhielt dann das Kommando über das fünfte Infanterie-Corps; — im Jahre 1837 aber trat er aus dem Dienst.

Elf Jahr später, beim Anfang des ungarischen Feldzuges, betrat Murawjew von neuem die militairische Laufbahn. Er wurde ihm die Bildung der Reserve-Bataillone der über die Gränze gesandten Armee anvertraut. Nach Beendigung dieses Auftrages wurde Murawjew Mitglied des Kriegsrathes und erhielt das Kommando über das Grenadier-Corps. Im Jahre 1853 avancirte er zum General der Infanterie, und 1854 wurde er zum General-Adjutanten, Statthalter von Kaukasien und Oberbefehlshaber der dortigen Truppen ernannt.

Murawjew's Kriegs-Operationen in der asiatischen Türkei sind zu frisch im Andenken eines Jeden, daß es nöthig wäre, zu einer umständlichen Beschreibung derselben zu schreiten. Alle, die dem Gange der Kriegsbegebenheiten des verwichenen Jahres gefolgt sind, werden das ungewöhnliche Talent und die unerschütterliche Ruhe und Standhaftigkeit, die Murawjew, um sein Ziel zu erreichen, an den Tag legte, vollkommen würdigen. — Die Vernichtung der Vorräthe, die in ungeheurer Menge in der Umgegend der Festung Kars zur Verproviantirung der Garnison aufgehäuft waren; die zahlreichen Expeditionen gegen die Paschas von Erzerum und Trebisond, welche auf sein Anordnen veranstaltet wurden, um das von ihnen beabsichtigte Vorschreiten zum Entsatz dieser Festung zu vereiteln; die Hindernisse, die er den Eindringen Omer Pascha's in Gurien entgegenstellte, ohne im Geringsten die enge Blokade, womit Murawjew Kars umgab — sogar nach dem glänzenden, obgleich erfolglosen Sturm vom 17.(29.) September — zu schwächen: machten alle Anstrengungen der tapferen Garnison vergeblich. — Kars ergab sich den 16. (28.) November 1855, mit dem Oberbefehlshaber der anatolischen Armee, Muschir Wassif

Google

Stabe. Außerdem ergaben sich acht Paschas, eine große Anzahl Stabs- und Ober-Offiziere und vierzehntausendfünfhundert Mann Gemeine. Es fielen dem Sieger zwölf Regiments- und achtundvierzig andere Fahnen, hundertdreißig messingene Belagerungs-, Batterie- und Feld-Geschütze vom besten Guß, gegen dreißigtausend Gewehre, darunter mehrere Tausend Büchsen, eine große Quantität Pulver und Kriegsgeräth in die Hände.

Mit dem Falle von Kars unterwarfen sich den russischen Waffen sowohl das Paschalik Kars, als die angränzenden Paschalike, von Bajasid an bis vor die Thore von Erzerum. Die anatolische Armee, welche den ganzen Landstrich von Russisch-Transkaukasien, nebst dessen Hauptstadt, Tiflis, zu erobern hoffte, existirt nicht mehr: von den dreißigtausend Mann, die sie zählte, waren gegen zweitausend während des Sommers gefangen genommen, gegen dreitausend Mann gelang es, und der Festung während der Belagerung zu entschlüpfen, achttausendfünfhundert erlagen bei dem Sturme vom 17. September, in den verschiedenen Gefechten vor der Festung, an der Cholera, am Hunger und an Erschöpfung; gegen zweitausend Mann befanden sich bei der Uebergabe der Stadt in den Hospitälern, und von den übrigen fünfzehnhundertachtundsechzig Mann Gefangenen wurden gegen siebentausend Mann irregulärer Truppen (Redif, Baschi-Bosuks und Lasen) nach ihrer Heimat entlassen.

Die Besitznahme von Kars zeugt außerdem von der ungewöhnlichen Mäßigung Murawjew's und von seinem aufgeklärten Sinn, das Schicksal der Besiegten mildern zu wollen. Die in der Stadt befindlichen, der Regierung gehörenden Gebäude und Denkmäler blieben unversehrt. Aus Achtung für die Sitten und Traditionen der Bewohner der von ihm besetzten Stadt verbot Murawjew aufs strengste, irgend einen Schaden an den religiösen und historischen Denkwürdigkeiten von Kars zu verüben. Welch ein greller Gegensatz mit dem Betragen derer, die, nachdem sie in Kertsch ohne Schwertstreich eingezogen, nicht nur das werthvolle Museum dieser Stadt, das die einzige in seiner Art und für ganz Europa wichtige Alterthums-Sammlung enthielt, mit dem gröbsten Vandalismus zerstörten, sondern auch über das Eigenthum und die Person der wehrlosen Bürger mit einer haarsträubenden Grausamkeit und Brutalität herfielen!

In dem Reskript, welches den 1. Dezember 1855 a. St. an Murawjew gerichtet ist, befinden sich, neben vielen für ihn schmeichelhaften Aeußerungen, folgende Worte des Kaisers Alexander: „Ich verleihe Ihnen den St. Georgen-Orden zweiter Klasse, auf welchen Sie ein unwiderspruchliches Recht sich erworben haben.“*)

Schließlich muß bemerkt werden, daß Murawjew, der mehr als funfzig Schlachten beigewohnt, nie verwundet worden ist, obgleich seine Kleider oft von den feindlichen Kugeln durchlöchert und unter ihm mehrere Pferde todtgeschossen wurden.

Frankreich.

Der Crédit mobilier.

(Fortsetzung.)

Diesem Auszuge schließt sich passend eine Stelle an, die Herr Forcade dem Berichte entnimmt, den der Minister des Innern an den Kaiser über den allgemeinen Plan des Crédit mobilier unter dem 21. Juni 1854 erstattet hat. Jene Stelle lautet:

„Unter allen bekannten Kredit-Instituten gilt die französische Bank für eines der solidesten. Zu gleicher Zeit Stützpunkt und Führer des Verkehrs, verleiht ihr kräftiger Einfluß unseren Handelsmärkten eine werthvolle Festigkeit. Vermöge der Besonnenheit und Umsicht, mit welcher sie geleitet wird, verschafft ihr ihr bewundernswürdiges Gebahren die wichtige Rolle eines maßgebenden Elements. Aber der Handelsgeist bedarf zur Hervorbringung aller Früchte, deren Keim er in sich trägt, besonders der Anreizung, und gerade weil bisher in Frankreich die Spekulation in so engen Gränzen sich hat bewegen müssen, welche die französische Bank ihr gezogen hat, ist es nicht nur nicht unpassend, vielmehr höchst angemessen, ihr zur Seite eine Anstalt zu errichten, welche ganz andere Richtungen einschlägt, indem sie in Allem, was Gewerbfleiß und Handel angeht, die Initiative ergreift. Ein Muster dazu findet sich in einem Lande vor, welches dafür berühmt ist, daß in allen seinen Handels-Unternehmungen die strengste Rechtlichkeit, Vorsicht und höchste Ordnung waltet. Die allgemeine Handelsgesellschaft der Niederlande (Nederlandsche Maatschappy) hat in Holland Kanäle, Urbarmachungen und tausenderlei Meliorationen — die ihre Kosten hundertfältig ersetzt haben — dadurch ins Leben zu rufen gewußt, daß sie ihre Kapitalien, ihren Kredit und ihr moralisches Gewicht auf die Ausführung wichtiger Erfindungen und nützlicher Unternehmungen verwendete. Warum sollte man nicht Frankreich den Nutzen einer Anstalt genießen lassen, deren Vortheile eine so glänzende Erfahrung zu Tage fördert. Diesem Gedanken entsprang die Schöpfung des Crédit mobilier. Nach dem Inhalte seiner Statuten liegt es zu jeder Zeit in seiner Hand, ansehnliche Kapitalien zusammenzubringen; von der guten Anwendung derselben steht das Gedeihen zu erwarten. Was der französischen Bank und den Diskonto-Kassen ihre Verfassung nicht gestattet: sich auf ausgedehnte Fristen an Unternehmungen zu betheiligen, das wird dieser Anstalt in weitestem Umfange gestattet sein; ihre Bewegungen sind ungefesselt, sie kann ihrer Thatkraft auf die mannigfaltigste Weise Lauf lassen, wohin immer des Handels Bedarf ihrem Kredite zuwinken sollte. Versteht sie es, von allen auftauchenden Plänen diejenigen herauszugreifen, denen ein Siegel des Gedeihens aufgedrückt ist; versteht sie es, durch geschickte Verwendung der ihr zu Gebote stehenden leichtesten Mittel Vollendung und Fruchtbarkeit solchen Werken zu verleihen, die sonst nur mißlingen oder dahinsiechen könnten; erreicht sie es, daß ihr Hinzutreten zu irgend welchem Vorhaben allein schon als untrügliches Merkmal wird angesehen werden, daß dasselbe nützlich und reiflich überdacht sei — dann wird die Gesellschaft des Crédit mobilier des Besitzes des allgemeinen Vertrauens würdig sein und dasselbe überall hinter sich her ziehen; instinktmäßig werden sich bei ihr die flüssigen Kapitalien zusammenfinden und dahin sich leiten lassen, wo ihre als Garantie dienende Gunst sich niederlassen wird. Mehr also noch durch ihr Beispiel und ihren moralischen Einfluß, wie dem durch materiellen Beistand wird diese Anstalt der Bundesgenosse aller Pläne für die allgemeine Wohlfahrt.“

Die in dem Vorangehenden anzugsweise enthaltene Schilderung der Tendenzen des Crédit mobilier geben vorweg dem Herrn Forcade Veranlassung zu sehr viel gehenden Betrachtungen über die, nach seinen Anstoinandersetzungen, gewaltsam herbeigezogenen Analogieen zu der französischen Bank und den Diskonto-Kassen. Sodann widerlegt er bündig und gewissen jene andere Hypothese, daß die Lust zur Theilnahme (Assoziirung) an den verschiedenen, des Beistandes großer Kapitalisten deuthbigten Unternehmungen in Frankreich erst geweckt werden müsse, ja, daß sie durch die qu. Institute Anstalt mit Nutzen geweckt werden könne, wenn dies nöthig wäre. Er bestreibt sich ferner, zu erweisen, daß die Hinausgabe von Kapitalien seitens ihrer Besitzer, behufs Anlegung großartiger Unternehmungen, in vollkommen ausreichendem Maße stattgefunden habe, ehedem noch zu Ende 1852 der Crédit mobilier ins Leben trat, und stellt dann die Frage: ob die zu verhoffenden Resultate des Crédit mobilier auf das Kreditwesen für anonyme Gesellschaften (Crédit commanditaire) überhaupt eine Gleichstellung mit den Resultaten zuließen, die der von der französischen Bank dem Betriebs-Fonds für Handel und Gewerbe fortdauernd gesicherte Kredit gewähret? Diese Frage verneint er mit aller Entschiedenheit. Einen hervorstechenden Unterschied, welcher eine Vergleichung der Bank mit dem Crédit mobilier für immer unmöglich mache, bezeichnet er, wie folgt: „Die Bank ist die Centralstelle, in welcher sich alle nach kurzer Zeit liquide werdenden Rechnungsbeträge für alle aus dem Handel und dem Gewerbsfleiße entspringenden Kaufgelder, Arbeitslöhne rc. zusammenfinden, um der Bank zur solidesten Grundlage der von ihr ausgegebenen Schuldverschreibungen (Noten) zu dienen, durch welche Noten sie eben Jahr aus Jahr ein jene Rechnungen zum Nutzen aller Betheiligten in Geld umsetzt. Dadurch trete sie allerdings in ihren Noten als Selbstschuldnerin für die gedachten Rechnungen auf, was sie aber auch bei zweckmäßiger Handhabung immer vermöge, denn die Rechnungen, für welche sie eintritt, stellen die „gefertigte Arbeit“ dar (travail fait). Dahingegen würden die Schuldverschreibungen (Obligationen) des Crédit mobilier nur das Material und Handwerkzeug der „künftigen Arbeit“ (travail futur) repräsentiren. Die Mittel für die künftige Arbeit dürften gewissenhafterweise aus keiner anderen Quelle hergeleitet werden, als aus den aus Ersparnissen gebildeten und weiter sich bildenden wirklichen Kapitalien. Die obere Leitung dieser aus den über das ganze Reich verbreiteten kleinsten Poren des Handels und Gewerbes langsam fließenden Reichthümer künstlich oder gewaltsam in eine einzige Anstalt leiten, einer einzigen Hand anvertrauen, sei naturwidrig; es ließen sich dadurch auch die Formen nicht anwenden, durch welche der „fertigen Arbeit“ ihre schnellere Realisation gegenwärtig erwirkt wird.“

Herr Forcade läßt es sich demnächst angelegen sein, den Werth, die Eigenthümlichkeiten und den Unterschied zu ermitteln, der zwischen anonymen (Aktien-) Gesellschaften vorzüglicher allen [illegible]

*) Bei einem Festmahle, das dem General Williams zu Ehren am 28. Juni in London von den Army and Navy Club gegeben wurde, warb auch dem General Murawjew ein Toast ausgebracht, der der tapfere Vertheidiger von Kars im Namen seines russischen Gegners erwiderte, indem er unter Anderem sagte: „Der Soldatenstand in allen Ländern der Erde hat seinen größeren Schmuck an den General Murawjew (Cheers). Er ist ein Mann, wie sie ehedem waren (Cheers). Er ist einer der geradesten, ehrenhaftesten, braviesten, leutseligsten Männer, die existiren. Den dem Augenblick, da wir sein Lager betraten, wurden wir, obgleich wir ihm schwere Verluste zugefügt hatten, mit einer Liebenswürdigkeit, einer Offenheit, einer Freude empfangen, die jeder Gentleman empfindet, wenn er Freunde empfängt.“ — Ebenso sprach Williams von der Armee des Generals Murawjew, der „glänzenden Armee, der Armee von polirtem Stahl“, und von dem russischen Kaiser, „der von allen seinen Unterthanen, von einem Ende der Lande bis zum anderen, als der Chef des [illegible] selbst betrachtet wurde.“

gen besteht, die von einzelnen, zugleich mit ihrem Gesammtvermögen und mit ihrer kaufmännischen Ehre einstehenden Persönlichkeiten geleitet werden. Wie es bei den großen Bank-Anstalten nur zum Vortheil gereiche — weil es zu einem weniger skrupulösen Verfahren diene — daß ihr Grundvermögen, welches die Sicherheit ihrer Verpflichtungen bildet, von Actionairen zusammengeschossen ist, die weder mit sonstigem Besitzthum noch mit ihrem persönlichen Ruf weiter einstehen, so gebe es industrielle Unternehmungen, zu deren Gedeihen es gerade umgekehrt wesentlich erforderlich sei, daß der oder die an der Spitze stehenden Unternehmer nicht blos als Bevollmächtigte, sondern mit ihrer Person, Ehre und Vermögen für das Geschäft verantwortlich seien, weil dieses leicht einen ungesunden, tollkühnen Verlauf nehmen würde, wenn dazu aus den kolossalen Mitteln des Crédit mobilier geschöpft und, unbekümmert, was die eigene Person berührt, damit gewirthschaftet würde. Den Fall aber einmal angenommen, daß alle solche auf Anonymität zu gründenden Unternehmungen wirklich mit der äußersten Sorgfalt überwacht und zum Gedeihen geführt werden könnten, dann müßte die Ungeheuerlichkeit des Planes das allmähliche Auffangen aller Quellen, aus welchen zahlreiche Unternehmungen von Privaten ihre Mittel bezogen haben, herbeiführen. Diese Trockenlegung, die dadurch dem Crédit mobilier in die Hände gespielte Alleinherrschaft und der unausbleibliche Mißbrauch, respektive die zügellose Uebertreibung, sowie endlich die Unterdrückung jeglicher nützlichen Konkurrenz, setzt Herr Forcade näher aus Licht. In der klassischen Schilderung dieser Gefahren ihm zu folgen, erlauben die Schranken nicht, die diesem Referate gestellt sind. Er erinnert unter Anderem daran, daß der reizende Köder, der den Kapitalisten in der Berechtigung zu Jungen, Enkeln und Urenkeln ihrer Actien heutzutage so verführerisch hingeworfen wird, nur ein aufgefrischter Gedanke Law's ist. Er benutzt diese an den vorhandenen baaren Bestänben des Landes angebrachte Saugpumpe, als nur geeignet, die Kapitalien zu immobilisiren. — Wenn man sich die Anstalt des Crédit mobilier in einem nach ihrem Plane vollkommen ausgewachsenen Zustande, unaufhaltsam um sich greifend und verschlingend, mit jener aus ihrer Macht und persönlichen Unverantwortlichkeit von selbst sich aufdrängenden Kühnheit, umlagert von unzähligen Abenteurern, die Pläne über Pläne heranschleppen, denke, — dann müßte es Jedermann unvermeidlich erscheinen, daß man nach kurzer Zeit sich an denjenigen Mitteln würde vergreifen müssen, welche für den Betriebsfonds des Banquiers und des Gewerbsfleißes (fonds de roulement) so unentbehrlich sind. Es dürften die Folgen äußerst schwer und nur annäherungsweise jenen der Speculationsfieber früherer Jahre zu vergleichen sein.

„Es liegt auf der Hand und kann doch nicht oft genug wiederholt werden", sagt Herr Forcade weiter, „daß Actien-Unternehmungen (anonyme Gesellschaften), bei welchen die Verantwortung der Actionaire (Theilnehmer) über das eingeschossene Kapital hinaus sich nicht erstreckt, bei welchen der souveraine Wille in den von Bevollmächtigten vertretenen Actionairen ruht, welcher souveraine Wille aber schon durch den täglichen Besitzwechsel in den Actien (Antheilschrienen) in einem ununterbrochenen Schwanken erscheint, — daß eine solche Einrichtung vom staats- und volkswirthschaftlichen Standpunkte aus nicht allen Zweigen des Handels und des Gewerbfleißes empfohlen werden kann. Sie mag sich ganz gut für mannigfaltige Zweige des Verkehrs eignen, deren Betrieb sich, so zu sagen, aus sich selbst erzeugt, sich mechanisch gestaltet; sie ist aber ganz entschieden unzulässig bei allen jenen Verkehrszweigen, zu deren Leitung durchdringender Scharfblick, Ausführung augenblicklicher Eingebungen, rege entschlossene Thatkraft gehören, Eigenschaften, die den echten Unternehmungsgeist charakterisiren, wie er, auf der einen Seite von dem persönlichen Interesse angestachelt, auf der anderen Seite von dem Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit gezügelt wird, Beides, wohlverstanden, in einander aufgehenden Maße. Anonyme (Actien-, Kommandit-) Gesellschaften mit der auf den Betrag des Einschusses beschränkten Verantwortlichkeit eignen sich vorzüglich für alle solche Unternehmungen, die dem einzelnen, persönlichen Interesse unzugänglich sind, weil auch das bedeutendste Privat-Kapital zu der Höhe des Unternehmens nicht hinanreicht, die erforderlichen Kapitalien also nicht anders als durch den Zusammenritt Großer und Kleiner aufgebracht werden. Dies ist das System der von dem Minister so belobigten, seit zweihundert Jahren in Holland bestehenden Gesellschaft; solcherlei Verhältnisse rechtfertigen auch die Monopole, mit welchen eine solche Gesellschaft bei ihrem Entstehen ausgerüstet wird. Will man aber alle jene Felder des Handels und Gewerbfleißes, welche am zweckmäßigsten nur von der Intelligenz des Individuums und den ihr zu Gebote stehenden Mitteln urbar gemacht werden können, der bevorrechteten anonymen Gesellschaft, die ihre beiden Privilegien: die Gewalt der Masse und die beschränkte Verantwortlichkeit, als Trabanten mit sich führt, — zur Beute werden lassen, so müßte ein Verderben doppelter Art Platz greifen.

„Es würden nämlich zunächst alle Privat-Unternehmungen nach einander durch die Ihnen Feindes Macht des gegen sie aufgebotenen Ungeheuers erdrückt, hinterher aber kein einziges derselben mit derselben Geschicklichkeit wie früher, noch in ähnlicher haushälterischer Verwendung der Mittel, noch mit gleich vortheilhafter Ausbeutung des Erfindungs- und Arbeitsfleißes betrieben werden können. Aus diesem Grunde läßt sich ohne Mühe vorhersehen, daß eine Actien-(Kommandit-) Bank von der Beschaffenheit und mit den Allüren des Crédit mobilier entweder zu einer gefährlichen oder zu einer unbrauchbaren Anwendung der gesetzlichen Formen für anonyme Gesellschaften wird schreiten müssen. Das Gesahrvolle besteht in der Einimpfung der lockren Prinzipien anonymer Gesellschaften in solche Aderu des Handels und Gewerbfleißes, deren Bestehen, Thätigkeit und gedeihliche Gesundheit allein der individuellen, von der Konkurrenz aufgesuchten und gleichzeitig angespannten Betriebsamkeit entquellen.

„Ueber solche in ihrer natürlichen Freiheit sich entfaltende Unternehmungen sollte also das Monopol triumphiren! Und sie müßten alle gar bald blosgelegt, entmuthigt und zuletzt beseitigt sein. Aber die monopolisirte Gesellschaft würde dem Geschicke nicht entgehen, welches siegreiche Monopole immer hinter sich herschreitend haben. Kraftvoll zur Verschlingung der Unternehmungen, eine nach der anderen, jede Konkurrenz, die sich etwa doch entgegenstellt, zermalmend, wird die Gesellschaft immer schwerfälliger, immer ungelenkiger werden, die vereinzelte Ausführung zu leiten und die einzelnen Leistungen zu vollführen. Da aber, wo die monopolisirte Gesellschaft ihr unverantwortliches Gebahren auf jene Unternehmungen von mittelmäßiger Ausdehnung übertragen wird, bei welchen das scharfe Auge und der kräftige Arm, die stete Anwesenheit und rubelose Aufmerksamkeit des Besitzers unentbehrlich sind, bei welchen ferner der Fachmann, der an der Spitze steht, seinen äußersten Fleiß, seine ganze Habe und mit der erworbenen fremden seinen ganzen Stolz einsetzt — da wird sich die Unbrauchbarkeit in der Anwendung des Crédit mobilier darthun, ja, die Lächerlichkeit derselben in ihrer ganzen Breite zeigen."

Hierauf wendet Herr Forcade seinen Blick nach Amerika, wo die anonymen Gesellschaften zu ihrer Bildung gar keiner landesherrlichen Bestätigung bedürfen, und nach England, wo bislang zu der regierungsseitigen Bestätigung auch noch die Zustimmung des Parlaments erforderlich ist, es damit also strenger genommen wird, als in Frankreich. Heute nun wolle man in Frankreich, — welches gegen den Mißbrauch keine freie Presse hat, wie Nord-Amerika, und wo der persönliche Einfluß, vermöge der sozialen Verhältnisse, viel wirksamer ist, als in jenen Freistaaten, die sich um die Verbreitung ihrer anonymen Gesellschaften nicht kümmern, sie aber auch nicht durch Monopole auszeichnen — der anonymen Gesellschaft mit Vorrechten zu einer Ausdehnung verhelfen, wie sie nur Nord-Amerika, jedoch ohne Vorrechte, kennt. Dies würde die Folge haben, daß in wenigen Jahren es nur eine ungeheure Anzahl von Besitzern geben würde, die als Actionaire von ihrem Besitzthume Nichts wissen werden, als was die Börse anschreibt, die, dem Müßiggange überwiesen, keine andere Arbeit, keine andere Betriebsamkeit kennen werden, als das eifrige Studium der Courszettel und das Hasardspielartige der Schwankungen in denselben. Daneben wird es Schaaren von Beamten und Heere von Arbeitern geben, die das ganze vereinigte, riesenhafte Besitzthum zu verwerthen haben werden, über denselben eine Oligarchie von Verwaltern, als uneingeschränkte Bevollmächtigte der trägen Eigenthümer, und als einziges Band zwischen beiden die gewaltige Bank, unablässig bestrebt, ihren mächtigen, ruhelosen Mechanismus arbeiten zu lassen, der die Besitzer der Sorge überhebt, selbstreigen die Arbeiten ihres Kapitals zu überwachen, und der fort und fort neue Rekruten für die wachsende Armee jener Söldlinge einregimentirt. (Schluß folgt.)

Kalifornien.

Chinesisches Religionsfest in San Francisco.

Die in San Francisco erscheinende anglo-chinesische Monatsschrift The Oriental (Tung-ngai San-luk) vom April d. J. theilt einen interessanten Bericht über ein großes Fest mit, das von den in jener Stadt lebenden Chinesen zu Ehren Kwan-ti's begangen wurde. „Die Chinesen", heißt es darin, „haben gestern die Feier ihres Paysung in ihrem Tempel in Pine-street begonnen. Außer den Eigenthümlichkeiten der damit verknüpften Ceremonien, ist schon das Gebäude an sich ein Kuriosum, mit seinen rechtwinkeligen Eingängen und seltsamen Windungen, die an die Thorwege erinnern, welche in alte Citadellen hineinführen. Die Festlichkeiten gehen im Haupt-Gebäude von statten, das sich von außen recht sauber ausnimmt. In dem unteren Saale, der mit einer Reihe Divans versehen ist, zwischen welchen sich kleine Tische befinden, sitzt der Ceremonienmeister in einem langen blauen Gewand und einer Mütze mit vergoldetem Knopf. Er steht schweigend zu während der Aufwartenden von Dienern in langen, hellblauen Schlepprocken Pfeifen und wenige Tassen Thee gereicht

von Drachenfüßen gestützten Kasten, während das Ohr von dem Gesicht der Schwärmer und dem lauten Knall enormer Raketen betäubt wird.

„Eine schmale Treppe führte und in ein Vorzimmer und dieses durch eine kleine Thür in den Hauptsaal, der in der That einen prachtvollen Anblick darbot. Die Plafonds und Wände waren mit zierlich geschnitzten, reich vergoldeten, bölzernen Zierrathen behangen, und am äußersten Ende des Saales saß auf einem Thron in einem verschwenderisch geschmückten Alkoven eine große, rothhäutige, gutmüthig aussehende Figur, von der wir nicht wußten, ob sie einen Menschen oder einen Gott vorstellen sollte. Durch die Mitte des Saales zogen sich zwei lange Tische, mit allen Leckerbissen der chinesischen Küche bedeckt, unter welchen ein mächtiges, gebratenes Ferkel sich sehr verführerisch auszahm. Am östlichen Ende erhob sich ein Altar mit marmorner Tafel, auf welcher zwei rosafarbige, vergoldete und bemalte Wachslichte, von derselben Größe, wie in den katholischen Kathedralen, auf bleiernen und bronzenen Unterlagen brannten. Den Altar schmückten mehrere Vasen von demselben Material, die brennenden Weihrauch enthielten. Ein Musiker spielte auf einem Rohr-Instrument ein klagendes Lied, dessen Melodie mit dem Gequik einer Sackpfeife zu vergleichen war, und zu welchem der Tam-tam mit großer Energie geschlagen wurde. Wir sahen hier zwei Herren ihre Andacht verrichten, indem sie sich abwechselnd auf die Erde warfen und das Gesicht in ihre Kotzkappen hüllend, sich tief verbeugten, wobei sie einen flehenden Ton anstießen. Da wir jedoch fanden, daß die Hunden von „fremden Barbaren", welche die Chinesen aus Artigkeit zugelassen, die Offizianten des Tempels in ihren Verrichtungen hörten, so traten wir unserem Rückzug an, mit viel Freundlichkeit bis zur Thür des unteren Saales begleitet, wo wir, das höfliche Anerbieten von Thee und Pfeifen ablehnend, uns empfahlen.

„Kwan-ti ist der erste chinesische Götze, dessen Bild in Kalifornien errichtet worden. Er war ein ausgezeichneter Krieger der Han-Dynastie, zu Anfang der christlichen Zeitrechnung. Aus seiner im Jahre 1692 erschienenen Biographie erfahren wir, daß er ein Eingeborener der Provinz Schan-si war und bei der Einnahme von Kingtschau zum Gefangenen gemacht und, im zweiundvierzigsten Jahre seines Alters, umgebracht wurde. Seiner unvergleichlichen Tugenden halber ward er später unter die Götter versetzt und von der gegenwärtigen Mandschu-Dynastie, welche China vor zweihundert Jahren eroberte, zu ihrem Schutzpatron erwählt.

„Wie die Kaiserlichen versichern, ist dieser Gott ihnen in der letzten Zeit mehrere Mal erschienen, um ihnen gegen die Revolutions-Partei beizustehen. Ein solches Faktum wird in folgendem Bericht, der von dem Vice-Gouverneur der Provinz Kwang-si, bald nach Ausbruch der Empörung, an den jetzt regierenden Kaiser abgestattet wurde, erzählt: „„Seit diese Dynastie das Reich beherrscht, hat die majestätische Energie des Gottes Kwan-ti sich oft in sehr bemerkbarer Weise offenbart, und die Kaiser haben einer nach dem anderen ihm Ehrenbezeugungen gewidmet, Tempel errichtet und Opfer dargebracht. Neulich, als die Stadt Kwei-lin von den Rebellen angegriffen wurde, besuchte ich ehrfurchtsvoll in kritischen Augenblicken seinen Tempel, brannte Weihrauch vor ihm und flehte ihn an, sein Volk zu retten. Nun geschah es, daß etwa eine Woche nach einem solchen Gebet fünfundzwanzig von den Mingo gegossene Geschütze hinter der Pagode gefunden wurden. Es zeigte sich, daß diese Geschütze von großem Kaliber waren und für uns sehr nützlich, indem der größte Theil der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Rebellen durch die Kugeln derselben umkam. Zu verschiedenen Malen erfuhren wir durch angesandte Spione, sowie durch unsere Gefangenen, daß, sobald die Rebellen die Stadt zu hart zu bedrängen anfingen, sie ein rothes Licht über derselben scheinen sahen und einen Reiter, der unaufhörlich seinen Säbel schwang. Das Pferd war von riesenhafter Größe, und auch die Wachen, die jenes geheimnißvolle Wesen umgaben, waren weit über die gewöhnliche Statur, so daß ihr Anblick hinreichte, um die Rebellen in Furcht zu jagen und sie zum Weichen zu zwingen.""

Mannigfaltiges.

— **Die Verfälschungen des Kaffees, des Zuckers und der Schokolade.** Das in der Verlagshandlung von J. J. Weber in Leipzig lieferungsweise erscheinende Buch über die Verfälschung der Nahrungsmittel und Getränke, von Dr. Hermann Klencke in Hannover,*) ist keineswegs eine bloße Uebersetzung des im „Magazin", und namentlich von unserem Londoner Korrespondenten, mehrfach erwähnten Werkes von Arthur Hill Hassal: „Food and its Adulterations", oder des „Dictionnaire des falsifications" von A. Chevallier, sondern ein, unter Benutzung der in England und Frankreich gesammelten Erfahrungen, nach eigenen Erfahrungen zusammengestelltes, mehr den deutschen Verkehrs- und Lebensverhältnissen angepaßtes Handbuch zur Kenntniß der im Handel vorkommenden Kolonial- und landwirthschaftlichen Produkte und Nahrungsmittel. Die uns vorliegenden beiden ersten Lieferungen umfassen die wichtigen, leider einer sehr ausgebreiteten Verfälschung ausgesetzten Artikel Kaffee, Thee, Kakao und Schokolade, Zucker und Syrup und Gewürze. Ueberall sind Beschreibungen der Waare in ihrem gesunden Zustande, wie in ihren abweichenden, besseren und minder guten Arten, mitgetheilt, ferner Hinweisungen auf die mannigfachen Täuschungen und Verfälschungen des Gegenstandes, mikroskopische Untersuchungen desselben, die durch in den Text gedruckte Abbildungen erläutert werden, und die Mittel angegeben, wie man sich vor dem Betruge zu hüten hat. „Die Kunst der Verfälschung", sagt Herr Dr. Klencke in dem Vorworte, „ist auf eine solche Höhe der Fertigkeit und Mannigfaltigkeit gebracht, daß selbst der redliche Kaufmann nicht immer weiß, ob er ächte oder falsche Waare erhält und wiederverkauft. Der Betrüger sorgt wird betrogen, indem er seinem Artikel eine falsche, diligere Substanz untermischt, aber nicht weiß, daß dieses Surrogat selbst schon von dessen Lieferanten verfälscht wurde, so daß auf diese Weise ein Artikel oft durch die Hände von vier und mehr Verfälschern geht." Wer erinnert sich hierbei nicht des in den Berliner Zeitungen geführten Streites über die Färbung resp. Fälschung des Zuckers durch Ultramarin, wobei ein Chemiker den anderen durch die Nachweisung zu widerlegen suchte, daß der Ultramarin, mit welchem man den Zucker färbe, gar kein Ultramarin sei, sondern ein blos diesen Namen führendes, nachgebildetes Produkt? — Von der giftigen Färbung des Zuckers wird in dem vorliegenden Buche unter der Rubrik „Konditorwaaren" die Rede sein. Einzelnen macht und der Verfasser auf die Fälschungen des Zuckers durch Fragmente vom Gewebe des Zuckerrohrs oder der Rübe, durch Milchzucker, Kartoffel- und anderen Stärkezucker, Mehl, Sand, Gips, Kalk und sogar auch durch Pilze und Milben (von welchen letzteren und eine nicht sehr appetitliche, mikroskopische Abbildung gegeben wird) aufmerksam.

Glücklicherweise sind wir in Deutschland den Fälschungen des Zuckers, ebenso wie denen des Kaffees, weniger ausgesetzt, als in England, wo man in den Kaufläden den Zucker meistens in Puloer- oder Krumelform und den Kaffee fast nur geröstet und gemahlen einkauft. Der geröstete und gemahlene Kaffee ist ein Gegenstand der mannigfaltigsten Verfälschungen, und wir werden daher in Deutschland wohl thun, bei der alten Gewohnheit zu bleiben, den Kaffee nur in Bohnenform und ungeröstet zu kaufen, wobei, um nicht einen großen Theil des Aromas in Rauch aufgehen zu lassen, allerdings darauf zu halten ist, daß die Bohne nicht zu stark geröstet wird. Am meisten werden wir in Deutschland in gewissen Wirthshäusern betrogen, wo man uns, statt des echten Kaffees, verfälschten oder gar Cichorien verkauft, welcher letzterer auch in diätetischer und medizinischer Hinsicht eine verdammungswerthe Fälschung ist. Was die Schokolade betrifft, so ist man der Verfälschung derselben in Deutschland ebenso viel ausgesetzt, wie in England. „Man versetzt die Kakaobohne nicht nur mit den gepulverten Hülsen, sondern auch mit Getreidemehl, Kartoffelstärke, schlechtem Zucker, Kokusnußöl, Fett und Talg. Selbst unter dem Etikette „Feinste Schokolade" kann man eine Mischung von Schöpsenfett und gemeinem Zucker nebst Hülse kennen lernen. Wenn die Schokolade sandig erscheint oder in Wasser unauflösliche Theile zurücklässt, wenn sie fälsig schmeckt, ranzig riecht, dann ist sie verdächtig, und es sind mineralische, mehlige Stoffe, thierische Fette oder fremde Pflanzen-Oele zu vermuthen. Man hat in England schon unzähligemal Oker, Mennige, schwefelsauren Kalk, kohlensauren Kalk, Zinnober in der Schokolade gefunden. Es giebt dort Fabrikanten, die sich genug sind, aus grobem Schiff-Zwieback, Kleienmehl und Ziegelstein-Staub Schokolade zu verfertigen. Man hat schon alle möglichen Mehlsorten: von Reis, Hülsenfrüchten, Mais, namentlich von Kartoffeln, selbst Erde und Sägespähne, ferner zur Hervorbringung der Fette: süßes Mandel-Oel, Oliven-Oel, Thierfette ꝛc., und als Gewürz, oder um den Geruch zu täuschen, Peru- und Tolu-Balsam, Traganth-Gummi ꝛc. gebraucht. Peru-Balsam statt Vanille ist sehr gebräuchlich."

Man wird aus diesen Proben auf die Reichhaltigkeit des Buches schließen können. Das Ganze erscheint in zwölf Monats-Lieferungen von vier Bogen Text mit zahlreichen, eingedruckten Abbildungen, zum Preise von 6 Sgr. die Lieferung.

*) Die Verfälschung der Nahrungsmittel und Getränke, der Kolonialwaaren, Droguen und Manufakte, der gewerblichen und landwirthschaftlichen Produkte. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. 1. und 2. Lfg. Leipzig. J. J. Weber. 1856.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 84. Berlin, Sonnabend den 12. Juli 1856.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Rthr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Rthr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche man hier im Inlande pränumerirt und in Berlin sofort baar gezahlt wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mr. A. Cohn, Jägerstr. Nr. 55, und beim Spediteur Neumann, Unterwasserstr. Nr. 21), ferner von allen löbl. Post-Aemtern, angenommen.

Italien.

Figuren.

Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien, von Ferdinand Gregorovius.*)

In den Jahren 1845 bis 1847 war es dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt, mit dem Verfasser der klassisch schönen Bücher, welches wir hier der allgemeinen Beachtung empfehlen wollen, in persönlichem Freundschaftsverkehr zu stehen. Wir haben damals in Königsberg schön erfüllte, Geist und Herz gleich sehr befriedigende, unvergeßliche Stunden mit einander verlebt. Bei seinen Freunden stand schon damals in Bezug auf Gregorovius das Urtheil fest, daß er ein Dichter sei in des Wortes höchster Bedeutung. Die Leichtigkeit, mit welcher Lieder, Novellen und andere kleine Dichtungen unter seiner Feder zu Stande kamen, die Originalität der Gedanken und die klassisch reine Idealität der Form — dies Alles bürgte und dafür, daß Gregorovius in der Welt der schönen Literatur bald eine hervorragende Stellung einnehmen würde. Und doch sind die ersten Erzeugnisse seines Genius wenig bekannt geworden. Die „Höllenbriefe", die erste Production, welche Gregorovius in jener Zeit der Oeffentlichkeit übergab, hatten sogleich seine Freunde in Königsberg mit Hochachtung für ihn erfüllt. Daß der Verfasser dieser „Höllenbriefe" eine intime Bekanntschaft mit dem Geist und Sinn des großen Dante bekundet, wird Jeder, dem dieses phantastreiche Jugendprodukt bekannt geworden, gern einräumen. Eine andere, ebenfalls humoristisch-satirische Dichtung hatte unserem Freunde in noch höherem Maße, wenn auch vielleicht in einem noch beschränkteren Kreise, schon damals enthusiastische Anerkennung eingebracht. Es war dies eine vorgeblich neu aufgefundene „Germania" des Tacitus, eine die Zustände und die Einrichtungen im gegenwärtigen Deutschland vom erhabenen Standpunkt und ganz im Styl dieses edlen römischen Geschichtschreibers schildernde Dichtung von gottvollem Humor und von überraschender Wahrheit und Wirkung. Der Beifall, welchen dieser Production (der Verfasser hatte derselben im Vorwort noch eine das geistlose Gelehrtenthum der Philologen-Philister aufs ergötzlichste persiflirende Geschichte der zur Auffindung dieser echten Tacitäischen Germania unternommenen Expedition beigegeben) selbst Männer, wie Lobeck, zollten, veranlaßte unseren Freund, dieselbe auch noch in das klassische Latein des Tacitus zu übersetzen.

Das erste größere dichterische Werk, welches Gregorovius drucken ließ, war der Roman: „Werdomar und Wladislaw". In den beiden Haupt-Charakteren dieser Dichtung ist der Gegensatz des deutschen und des slavisch-polnischen Geistes, der deutsche Genius mit seiner tief innerlichen Gemüthsfalle und transscendenten Romantik und der polnisch-slavische Genius mit seiner ebenso sehr für die tiefste Melancholie, wie für die oberflächlichste Lebenslust offenen Jugendlichkeit und Naturlichkeit, treffend und in einer Sprache von der reinsten klassischen Schönheit dargestellt. Daß dieser Roman dem Verfasser in der Literaturwelt die Anerkennung noch nicht eindrachte, die wir ihm schon damals zollten, kam zum Theil wohl daher, daß mit jener Weltklugheit, der so viele Menschen auf allen Gebieten des Lebens eine Stellung und eine Anerkennung über Verdienst verdanken, sich abzugeben, unser Freund ebenso zu bescheiden, wie zu stolz war. Doch wollen wir auch nicht in Abrede stellen, daß damals für Gregorovius die Zeit der Meisterschaft noch nicht gekommen war. Er hatte damals seinen Dichtergenius noch zu wenig mit der objektiven Wirklichkeit in Natur- und Menschenleben erfüllt; seine Poesie stehe noch zu sehr die Gelehrsamkeit, die Reminiscenzen aus der Welt der Bücher, die Anspielungen auf, wer weiß, wie fern und wie hoch liegende Gebiete und Gegenstände des gelehrten Wissens; sie war noch zu sehr eine rhetorische Poesie, vollständig genießbar nur für literarisch Gebildete; sie war noch zu wenig von und aus der Welt und darum auch noch zu wenig für die Welt.

In der historischen Arbeit, welche Gregorovius im Jahre 1848, unter dem Titel: „Die Ideen des Polenthums. Zwei Bücher polnischer Leidensgeschichten", veröffentlichte, hat er seine auch schon in dem oben erwähnten Roman sich kundgebende Sympathie für das, versteht sich, ideal aufgefaßte Polenthum motivirt, indem er nachzuweisen versucht, wie die Polen ihre Mission in der Geschichte als Träger und Bewahrer der Idee der Republik des klassischen Alterthums gehabt und noch haben. Seine im Jahre 1849 erschienenen Polen- und Magyaren-Lieder wird ein Jeder, der dieselben vom ästhetischen Standpunkte beurtheilen kann und will, als Beweise der höchsten dichterischen Begabung anerkennen müssen. Durch das Buch „Goethe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt" (1849) hat Gregorovius gezeigt, daß er nicht blos in Bezug auf die ästhetisch-wissenschaftliche Kritik, sondern auch in Bezug auf die die Welt bewegenden Lebensfragen und Interessen der Zeit einen tieferen Blick besitzt.

Die Tragödie „Der Tod des Tiberius", mit welcher Gregorovius den ersten Versuch in der dramatischen Poesie gemacht, hat, so viel wir wissen, bei der Kritik eine günstige Aufnahme nicht gefunden. Und auch wir können den Vorwurf, den man dieser Tragödie gemacht, daß ihr das Hauptforderniß für das Drama und besonders für die historische Tragödie: eine das Interesse des Zuschauers in Spannung haltende Handlung, eine eindrucksvolle Entfaltung menschlicher Willenskraft, fehle, nicht unbegründet finden.

Gregorovius ist nun seit Jahren so glücklich, in Italien, diesem gelobten Lande aller Belesenen und Verehrer der Kunst und Poesie, seinen Dichterberuf, sich selbst und Anderen zum Genuß, nach Herzenslust erfüllen zu können. Was er selbst und was wir Freunde für ihn immer so heiß gewünscht, daß es ihm vergönnt sein möchte, der Sehnsucht seines Genius in Italien volles Genüge zu leisten, das hat ein gütiges Geschick ihm gegeben. Eine bereits allgemein als trefflich anerkannte Frucht dieses Aufenthalts war seine Schrift über „Korsika". In dem vorliegenden Werke, den „Figuren" aus Italien, besitzen wir ein neues Zeugniß seiner geistreichen Auffassung und klassischen Darstellung der Zustände der italiänischen Halbinsel. Zunächst giebt er uns darin die Schilderung eines Besuches auf Elba, dann die Geschichte der Juden und des Ghetto in Rom, Idyllen vom baltischen Ufer, Idyllen vom lateinischen Ufer, römische Figuren und Bilder, Eindrücke und Wahrnehmungen, welche seinem phantastreichen Geiste während eines vierwöchentlichen Aufenthalts auf der Insel Capri, der Einsiedelei des Tiberius, zu Theil geworden sind.

Wir lassen nun einige Stellen aus dem Buche folgen, überzeugt, daß dieselben mehr, als alle Worte der Anerkennung, des Lobes und der Bewunderung, welche wir über das klassisch schöne Buch machen könnten, unsere Leser mit einem lebendigen Interesse für diese und überhaupt für alle schriftstellerischen Produkte des bei aller Meisterschaft so anspruchslos auftretenden Verfasses erfüllen werden.

Daß dem Verfasser auf Elba überall die Gestalt Napoleon's vorschwebt, versteht sich wohl von selbst. Nachdem er die Wohnung Napoleon's und den dazu gehörigen Garten beschrieben, fährt er also fort:

„Mir erschien es charakteristisch, daß ich in dem Garten Kanonen aufgepflanzt fand. — Waren sie doch die Lieblingspflanzen des Kaisers, ihm schöner duftend, als Rosen und Orangenblüthen, und so mag man ihn hier in seinem Kanonengarten unherwandelnd denken, stillstehend an einer Haubitze, brütend, Entschlüsse abwägend, auf das Meer spähend, wo die Küste Italiens dem Blick greifbar ist, und hinüberforschend nach dem Kontinent, dem Schauplatz seines Ruhms, welcher ihm die Thaten seines Riesengeistes zurust, seine Thatlosigkeit anklagt und seine Seele beständig anstachelt: Cäsar, Du schläfst!

„Aber gestehen wir es, das Bild Napoleon's auf Elba erhebt uns nicht allzu sehr. Die Heldenkraft des einzelnen Menschen, welcher gegen die Welt kämpft und trotzig das Schicksal herausfordert, ist immer bewundernswerth; aber sie läßt kalt, wenn sie nicht mehr den sittlichen Ideen und Zwecken der Geschichte, sondern nur dem Egoismus des Einzelnen dient. Die Geschichte hatte Napoleon beseitigt; als er sich von Elba erhob, erschien er als ein Mann, der in der Welt nichts mehr zu thun hatte und von ihrem Interesse abgelöst war; sein Kampf

sie zerbrach ihn, der die Welt zerbrochen hatte, wie ein Rohr, das ein rollendes Rad zerknickt. Dies ist der tragische Sinn von Elba und den Hundert Tagen.

„Napoleon auf St. Helena ist wieder eine ganz andere Erscheinung. Da erregt er die tragische Wehmuth, gleich dem Helden eines großen Trauerspiels, den wir sterben sehen mit einer von Leidenschaften gereinigten und versöhnten Seele.

„Wie sonderbar! Es giebt in eben diesem Tyrrhenischen Meere Italiens noch ein zweites Felsen-Eiland, welches als Verbannungsort eines Kaisers fort und fort in der Geschichte einen unsterblichen Namen tragen wird. Dies ist die Insel Capri, die Einsiedelei des Kaisers Tiberius; Elba und Capri, Napoleon und Tiberius sind zwei wiederspruchsvolle Kehrseiten der Despotie; dort ein Kaiser, gewaltsam auf die kleine Insel verbannt, der aus der unerträglichen Enge wieder in die Weltgeschichte sich zurücksehnt, nimmer satt durch Herrschaft oder Heldenthaten; hier ein Kaiser, der die ganze unbestrittene Welt besitzt und ihre Geschichte gleichsam mit einem Wink seiner Augenbrauen lenkt und der sich mit einem bald ironischen, bald furchtsamen Lächeln auf der Weltgeschichte freiwillig auf die kleinste Felsenscholle seines Reiches verbannt, als ein Eremit zu leben.

„Wahrlich, es war eine kindliche Naivetät der Mächte von 1814, Napoleon auf die Insel Elba zu verbannen. Man möchte versucht sein, diesen unschuldigsten Gedanken der größten Politiker Europa's und einer romantisch-poetischen Anwandlung zu erklären. Wenigstens überkam mich der einzige Sinn, der in Napoleon's Verbannung nach Elba liegt, als ich auf den Eisengruben von Rio stand, und ich sagte mir, daß die hohe Diplomatie von 1814 sehr poetisch gedacht habe, den Schlachtengott Napoleon, dieses Eisenschwert der Weltgeschichte, auf die Eisen-Insel zu verbannen. Aus ihren unerschöpflichen Erzlagern haben sich die Völker seit mehr als zwanzig Jahrhunderten Waffen geschmiedet, und Rom, welchem Porsenna, König jener Etrusker, welche zuerst die Erze Elba's verschmiedeten, die Bedingung gestellt hatte, das Eisen fortan nur zum Ackergeräth zu verwenden, hat mit dem Eisen Elba's die Welt bezwungen. Also wurde Napoleon passend nach Elba verbannt und zum Manne mit der eisernen Maske gemacht. Vortrefflich trug er diese Maske von Elba.

„Doch durfte man wirklich glauben, daß der Beherrscher der halben Welt, der sich gewöhnt hatte, die Geschicke der Völker in seiner Hand zu halten und mit Königskronen zu spielen, unpolizhlich in einen pensionirten Offizier sich würde verwandeln können, der auf einer idyllischen Insel Kohl pflanzt, Vögel abrichtet, ein paar Grenadiere als erinnerungsvolles Spielzeug gebraucht und Sonntags mit seinen Nachbarn auf die Jagd geht? Dachte man an Dioeletian, an Tiberius, an Karl V.? — Müde Herrscher legen die Krone ab, weil sie drückend ist und nachdem sie selbst gestaltigt wurden; aber auch die wuchtvollste Krone hat noch nie dem Haupte eines Mannes zu schwer geschienen, welcher ein Emporkömmling war und sie dem Glück oder dem Schicksal abgerungen hatte. Solche Menschen können zu herrschen nicht aufhören, ehe sie nicht demselben Schicksal im Kampf erlagen. Wunderlicher, romantischer Einfall also, den korsischen Löwen auf dieses Eiland, ins offene Meer, zwischen Frankreich und Italien, hinzusetzen, gerade in den Brennpunkt seiner Herrscher-Leidenschaften.

„Aber es liegt ein großer, fatalistischer Sinn in diesem Ort von Napoleon's Verbannung. Denn das Fatum, welches große Menschen stürzt, ist in der Regel ironisch, und sein Hohn hat viel Tragisches und Ergreifendes. Es pflegt seine Opfer alles gern in ihren eigenen Anfang zurückzuführen und dann zu erschlagen, wenn sie die Götter des Glücks zum zweiten Mal versuchen.

„Kann man Napoleon lieben? Wird nach tausend Jahren eine Menschenseele auf irgend einem Schauplatz seines Lebens durch die Erinnerung an ihn zu Thränen der Wehmuth gerührt werden? Ich weiß es nicht.

„Es giebt einen großen Namen in der Geschichte, welcher zur Hälfte wie Napoleon klingt; er heißt — Timoleon. Ich gestehe es, die Erinnerung an diesen Menschen preßte mir Thränen der Liebe aus, als ich auf dem Theater von Syrakus an ihn zurückdachte. Wie würde sich Napoleon vor diesem Griechen gefürchtet haben, der ihn nach Korinth geschickt hätte, voll strenger Verachtung, wie den Tyrannen Dionys. Andere Zeiten, andere Größen! Napoleon schwärmte in der Jugend für den Helden des Plutarch; als er selbst Kaiser geworden war, schalt er den Tacitus grämlich und hielt er dem Tiberius eine Lobrede.“

Die Einschiffung Napoleon's auf Elba, um noch einmal die Weltgeschichte in seine Hand zu nehmen, veranlaßt den Verfasser, die folgenden schönen Worte auszusprechen:

„Hier nun, da der gewaltige Mann in See geht, die Götter zum zweitenmal zu versuchen, ist es mir, als riefe eine Stimme hinter ihm drein: „„Des Fatums bodhaftet und ewiges Gesetz ist es in allen Dingen, daß, wenn sie den Gipfelpunkt erreicht haben, sie schneller, als sie aufstiegen, wieder in die Tiefe stürzen.““ Die Stimme ist Seneca's Stimme, jenes alten Unglückspropheten, der ein besonderes Recht hat, diesen Spruch Napoleon nachzurufen, weil er die Großen der Erde schrecklich enden sah, den Imperator Tiberius, den Kaiser Caligula, den Kaiser Claudius, den Cäsar Germanicus, und weil er oft Jahr als Verbannter auf Korsika saß und Weisheit lernte und die Natur und das Ende der Napoleonischen Dinge also aus gründlichster Erfahrung kannte.“

Man wird zugeben, daß der Verfasser es meisterhaft versteht, die in der Zeit weit von einander liegenden großen und kleinen Thatsachen der Geschichte in prophetischer Weisheit zusammenzubringen und ihren Sinn in ergreifend schöner Weise zu enthüllen. Wir legen noch die Stelle her, in welcher er sein End-Urtheil über Napoleon abgiebt. Nachdem er die Worte angeführt, in welchen Napoleon selbst den Geschichtschreiber über seine Mission und über seinen Ehrgeiz, den nämlich: „endlich einzurichten, einzuweihen das Kaiserreich der Vernunft und die volle Ausübung, den vollen Genuß aller menschlichen Fähigkeiten“, belehrt, spricht er sich folgendermaßen aus:

„Also dachte Napoleon auf St. Helena von seiner Mission. Und wohl war er ein Messias, wie jeder andere große Mensch vor ihm, welchem die Geschichte anvertraut, eine Zeitlang als Atlas die Welt zu tragen und zum Wohl der Kultur die Herkules-Arbeiten zu verrichten. Und wenn wir auch die menschliche Kultur beklagen, weil sie eher durch die soldatische Despotie eines Napoleon, als durch die bürgerlichen Gesetze eines Solon und Timoleon umgewandelt wird; wenn wir endlich jenen großen Menschen anklagen, daß er seine Mission vergaß und in Egoismus und Herrschsucht unterging, so stehen wir doch voll staunender Ehrfurcht vor seiner Gestalt und rühmen die großen Impulse, die von ihr in das Leben der Völker und in die allgemeine Weltkultur geleitet sind.“)

Frankreich.

Der Crédit mobilier.

(Schluß.)

Demnächst besenchtet Herr Forcade die Verkehrtheit, Privilegien, wie sie Zettel- und Diskonto-Banken genießen, auf eine Gesellschaft, wie die des Crédit mobilier, zu übertragen. Jene haben für ihre Umsätze ihre allgemeine Richtschnur, die, längst gezogen, einer Veränderung nicht unterworfen ist und keiner bedarf. Der Crédit mobilier muß für jedes spezielle Unternehmen, das er in die Hand nimmt, sich besondere Linien ziehen, die, wenn sie die zutreffenden sein sollen, nur in Folge schwieriger und verwickelter Prüfungen aufzustellen wären. Bei einer jeden solchen Prüfung kommen die Beschaffenheit und Wechselfälle jedes Unternehmens, die Dringlichkeit und die Erforderniße der inneren Einrichtung in Betracht. — Der Werth der Personen, die den Antrag stellen, wie jener, die bei der Leitung und Handhabung des Geschäfts zu verwenden sind, übt eine wichtige Rolle. Jedes neue Unternehmen beinahe erfordert andere Persönlichkeiten, jedenfalls spezielles Verständniß, seine eigene sachgemäße Beurtheilung und seine besonderen Gaben und belastet die Bank-Direktoren mit einer unerträglichen moralischen Verantwortung beziehungsweise für jeden getroffenen Beschluß.

Wenn gleichwohl auch eine Gesellschaft, wie die des Crédit mobilier, alle sich herandrängenden Unternehmungen in ihren Schooß nicht wird aufnehmen können, sondern doch wohl auch eine Auswahl wird treffen müssen, so ist dadurch, daß sie alle Konkurrenz vernichtet hat, über alle von ihr Zurückgewiesenen ein für allemal der Stab gebrochen, und zwar nach einen Einzelnen Willkür, Wandelbarkeit oder Vorurtheil. Wenn sich ferner erwiesenermaßen das ganze Wesen jenes Kredits, der zu Gründung industrieller Unternehmungen erforderlich ist, nun einmal in die Formen nicht schmiegen läßt, die für den Handelskredit so passend bestehen, so muß es zugleich unweise und ungerecht erscheinen, es gewaltsam hineinzuzwängen, was aber doch immer nichts Anderes heißt, als anstatt regelrecht unmöglicher Formen eine einzige zur Geltung bringen, und zwar die eine, daß der jedesmalige Wille der Bank-Direktoren das einzige Gesetz sei. Und es darf das nie vergessen werden, daß die ganze Gewalt der Bank in letzter Instanz in der Hand einiger beliebig schaltender Männer ruht, sowie daß die Bank das höchste Organ des allgemeinen geldwirthschaftlichen Vertrauens darstellen, also allein den Beruf haben soll, so vielfältige Interessen und Leistungen zu überwachen, so mannigfaltige und zahlreiche Gruppen von Gewerbsfleißigen mit Werkzeug, Stoff und Subsistenz zu versorgen. Diese paar Direktoren würden in der That in der heutigen menschlichen Gesellschaft eine der bedenklichsten wie der mächtigsten Stellungen einnehmen.

Der äußerst exakten Zergliederung der über Fundation des Crédit mobilier und Beschaffung aller seiner Geldmittel in den Statuten gegebenen Auskunft können wir zu unserem Bedauern hier keinen Raum gönnen. Herr Forcade richtet seine scharfsinnige Untersuchung

auf das dieser Gesellschaft verliehene Privilegium: das Zehnfache des Actien-Kapitals in Schuldverschreibungen (Obligationen) in Umlauf zu setzen. Er geht auf den Ursprung dieses noch in sehr zartem Alter sich befindenden Systems ein, das den Eisenbahn-Unternehmungen sein Entstehen verdankt, wägt die dort und hier maßgebenden Prinzipien sorgfältig gegen einander ab, und zwar stets unter Heranziehung theils des Wortlauts der resp. Statuten, theils der schon citirten Ansprache des Herrn Pereire, welche letztere besonders er, man möchte sagen, anatomisch sezirt, und zwar mit der ganzen Kälte und Gelassenheit eines ergrauten Professkorb. Hier besonders ist es, wo er seine Zuhörer durch die treffenden Gegenüberstellungen der St. Simonistischen Paradoxen förmlich verblüfft.

Bei einer Gelegenheit nur zeigt sich bei Herrn Forcade eine Spur besonderer Entrüstung. Es ist da, wo er über die Solvenz in den Herrn Pereire Rede ärgerlich wird, die hinter großen, der französischen Bank gezollten Lobeserhebungen geschickt den Vorwurf durchblicken läßt, daß die Bank doch so eigentlich nicht überall genüge,*) weshalb denn auch der Crédit mobilier eine Lücke auszufüllen berufen sei, und hier wie an noch einigen Stellen könnte sich ein leiser Verdacht aufdrängen, als trete Herr Forcade als Kämpe für die Bank auf, die eine so ungeschlachte Schwester nicht anders als scheel ansehen kann. Indeß hat man Ursache, anzunehmen, daß die französische Bank, die so vielen drohenden Gefahren mit so vielem Muth und Geschick ausgewichen ist, gar nicht in der Lage sein kann, Herrn Forcade zu ihrem Beistande aufzurufen. — Dem sei indeß, wie ihm wolle, auch wenn eine andere bekannte Handelswelt-Macht dahinter stäke, deshalb verwindert sich weder der Werth der nüglichen, gründlichen und sachenmerischen Erörterungen, die Herr Forcade über die Sicherheit der von dem Crédit mobilier auszugebenden Schuldverschreibungen und der ruhigen Beleuchtung der Frage: ob diese Schuldverschreibungen (Obligationen) jemals im Stande und berechtigt sein würden, gleich denen der Bank (Noten), jemals statt baaren Geldes zu cirkuliren, wie solches Herr Pereire in seiner viel beregten Rede mit großer Zuversicht verkündet, — noch auch trübt es die Wahrheit dessen, was Herr Forcade über das Wesen und den Beruf des Papiergeldes im Allgemeinen Anerkennenswerthes ausspricht.

Nicht Alles, was unser Verfasser weiter Vortreffliches vorträgt und namentlich der sich überstürzenden Spekulation warnend zuruft, ist neu, wohl aber seine Gruppirung ihrer Resultate. Diese entlehnt er den Erfahrungen vergangener Zeiten, die sich jedem zurücklickenden Denker darbieten. Er versäumt es aber auch dabei nicht, gewissenhaft Vergleichungen der früheren und neueren Verhältnisse anzustellen.

„Wir könnten uns freuen", so läßt er sich am Schluß des vorliegenden Theiles seiner Abhandlung vernehmen, „wenn anbreichende Gründe aufgestellt würden, um alle erhobenen Bedenken zu beseitigen. Bis jetzt haben wir danach vergeblich gesucht. Indeß gegenüber wir in der Rede des Herrn Pereire noch einem eigenthümlichen Argumente für die Hinausgabe der ungeheuren Zahl von Obligationen, bei welchem wir nicht umhin können, noch einen Augenblick zu verweilen. Herr Pereire gewahrt nämlich auch, daß die Unternehmungen von größerer Bedeutung des Crédit mobilier eigentlich gar nicht bedürften, sondern sich auf den großen Börsen bequem allein einbürgern könnten. Dagegen sei dies mit Eisenhämmern, Grubenbauten, Spinnereien und sonstigen großartigen Fabrikweegen, zu welchen zwei, drei oder auch vier Millionen gebraucht werden, nicht der Fall; gerade den Ansprüchen, den Bedürfnissen solcher Unternehmungen würden ganz besonders die Schuldverschreibungen bestimmt werden, die eine späte Verfalleit haben. Diese ausdrücklich hervorgehobene Bestimmung kann aber für uns die früher erhobenen Bedenken nur rechtfertigen, keineswegs beseitigen. Denn wenn der Crédit mobilier seine auf späte Verfalleit aufgenommenen Kapitalien in solchen industriellen Unternehmungen anlegen will, wie sie eben angegeben sind, und die ein relativ nur kleines Kapital erfordern, so würde hierdurch gerade eine Richtung eingeschlagen, die am gefährlichsten scheinen muß. Diese Richtung würde nämlich zu einer förmlichen Entortung unseres Gewerbsfleißes und Handels führen, sobald da, wo diese unabweislich in persönlicher Unabhängigkeit und unter persönlicher Verantwortlichkeit betrieben werden müssen, das Regiment anonymer Gesellschaften Platz greifen würde. Hätte aber jenes Argument des Herrn Pereire dennoch innere Wahrhaftigkeit, dann verstände es sich eigentlich von selbst, daß die Emission von solchen Schuldverschreibungen im Maßlose stattzufinden habe. Denn in solchen Unternehmungen von zwei bis vier Millionen Umfang wird sich die jetzt beabsichtigte Serie schnell zersplittern. Einhundert solcher Geschäftchen hätten den Gesammtbetrag der von den gegenwärtigen Statuten zu Gebote gestellten Mittel bald aufgezehrt. — Die Nothwendigkeit einer solchen Operation nach jenem Berichte vorausgesetzt — aber nicht eingeräumt — wem sollte es nicht einleuchten, daß der Nothwendigkeit mit einhundert solchen Geschäftchen auch nicht im Entferntesten Genüge gethan sein kann! Welche zuerst von den Eisenhämmern, Hütten- und Schmelzwerken, Grubenbauten, Gießereien, Seiden-, Wollen-, Baumwollen- und Leinen-Spinnereien und Webereien, Tuch-, Leder-, Gewehr- und Brod-Fabriken, vielleicht auch gar Güter- und Forst-Wirthschaften — sollten aus dem weiten Kreise des sich Darbietenden ergriffen werden! Ist wirklich das Bedürfniß und die Nothwendigkeit vorhanden, allen diesen Adern des Gewerbsfleißes Kapitalien zuzuführen, und deren Beschaffung durch anonyme Gesellschaften unabweislich, so muß der Crédit mobilier, der sich diesem Werke einmal gewidmet hat, mit seinen Mitteln bald in die Enge gerathen, sein Anlage-Kapital, stets mit dem Zehnfachen an Schuldverschreibungen, immer weiter und weiter und selbstverständlich so lange ausdehnen, als es noch irgend einen Zweig gewerblicher Thätigkeit gäbe, der in das System anonymer Gesellschaften umzuschmelzen sein könnte. Diesen Gedanken hat man sich in seiner ganzen Tragweite zu vergegenwärtigen und dann im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt von volkswirthschaftlichem, juridischem und gesetzgeberischem Standpunkte aus zwei Fragen zu beantworten: Ist es zweckmäßig, allen solchen Unternehmungen, für welche Privatmittel ausreichen können, und deren gutes Gedeihen bis daher nur in einer selbständigen, unabhängigen Handhabung gefunden worden, welche an den glücklichen Erfolg durch das so naheliegende Interesse des Besitzes und durch die persönliche Verantwortlichkeit geknüpft ist, — die Formen der anonymen Gesellschaft aufzudrücken!

„Und wenn dies bejaht wird: Ist es zweckmäßig, daß aus einer einzigen Haupt-Anstalt heraus das Wesen des anonymen Kredits polypenartig sich ansetze und über alle Zweige der Industrie sich verbreite!

„Wenn die Volkswirthschaftslehrer und die Rechtskundigen auch über diese Frage einig sein und sie bejahen sollten, dann erst wäre es, bevor der Crédit mobilier in diese weitere Phase eintritt, von Dringlichkeit, zu prüfen: ob es für Frankreich nicht besser wäre, die ganze Gesetzgebung über Handelsgesellschaften aufzuheben und die Befugniß der anonymen Gesellschaft, also der beschränkten Verantwortlichkeit, mit gar keinem Privilegium auszustatten, sondern solches gänzlich Jedwedem, dem es beliebt, ohne Weiteres zu überlassen.

„Das Bisherige dürfte darüber Licht verbreitet haben, welche Tragweite die vollständige Lösung der Aufgabe des Crédit mobilier haben muß; man wird zugleich daraus erkennen, daß die Frage wegen der Schuldverschreibungen der Knotenpunkt ist, um den sich Alles dreht. Von der Entscheidung über diese Frage bleibt die Beschaffenheit des Crédit mobilier und sein ganzes Geschick abhängig.

„Sein jetziger Zustand, so lange er nämlich nicht Geld aufgenommen hat, um seine Betriebs-Kapitalien zu vervielfältigen, fällt nur die Rolle eines ansehnlichen Bankhauses aus. Wird diese gut und weise durchgeführt, so kann es dem öffentlichen Kredit, insbesondere dem Kredit durch stille Theilnahme (Crédit commanditaire), sehr förderlich sein, sei es in Verbindung mit anderen Bankhäusern, sei es, indem es die Anderen, oder Kapitalisten überhaupt, durch seine eigene Regsamkeit zu einer gleichen aufstachelt, da, wie die Sachen heute stehen, die Wucht des Monopols sich nicht geltend macht. Aber mit dem Tage, da er seine Schuldverschreibungen in die Welt bringt, nimmt der Crédit mobilier eine andere Gestalt an; an diesem Tage erst verfällt er der Richtung, deren Gedeihlichkeit und Schädlichkeit eben nur hypothetisch behandelt werden konnte. Ein definitives Urtheil konnte also deshalb noch nicht abgegeben werden, ganz abgesehen davon, daß diesem definitiven Urtheile noch die Prüfung des Einflusses vorangehen muß, den das Gedeihen des Crédit mobilier auf den Börsenverkehr in Baluten aller Art nothwendig wird ausüben müssen, sowie auch eine Musterung der Geschäfte, die er seit seinem Entstehen schon unternommen hat."

*) Diese Klage hört man häufig auch über manche Banken in anderen Ländern. Gewöhnlich entspringt sie daher, daß die beschränkte Rasch verlangt,

Australien.

Eine öffentliche Bibliothek in Melbourne.

Die am 11. Februar 1856 erfolgte feierliche Eröffnung der Bibliothek zu Melbourne zeigt, welches hohe Ziel zur Förderung der Civilisation dieser junge Staat sich gesteckt hat und wie er sich seines Werthes als ein Staat anglo-sächsischer Nation bewußt ist. Die Bibliothek ist, wenn auch jetzt noch unbedeutend an Umfang, doch eines der nüzlichsten Institute des Landes. Die Bücher der Sammlung sind mit besonderer Rücksicht auf praktischen Nutzen und auf spezziellen Werth für die australischen Leser ausgewählt worden.

Am Montag den 11. Februar zog eine Ehrenwache vor dem Bibliothek-Gebäude auf, und der General-Major Macarthur (interimistischer Gouverneur der Provinz Victoria) erschien, begleitet von seinem Stabe, pünktlich um drei Uhr. Er wurde von dem Richter Barry, einem der Bevollmächtigten, empfangen, und nachdem man den großen Saal betreten hatte, führte Herr Barry Se. Excellenz durch die ganze Bibliothek und bezeichnete die bedeutendsten Werke, welche die Bretter

der Bücherschränke schmückten. Dann las er, an den großen, hübschen Tisch in der Mitte des Saales tretend, den folgenden Bericht des Comités für die Bibliothek vor:

„Sir, es gewährt den Bevollmächtigten eine große Genugthuung, endlich Ew. Excellenz bitten zu können, die Thüren dieses Institutes dem Publikum zu öffnen, bei welcher Gelegenheit sie sich die Ehre geben, einen Bericht über ihre bisherige Wirksamkeit vorzulegen. Die Nothwendigkeit, den literarischen Bedürfnissen der Einwohner Victoria's zu genügen, drängte sich schon in einer frühen Geschichts-Periode der Kolonie der Regierung Ihrer Majestät, sowie den Legislaturen, auf, und demgemäß wurden im Jahre 1853 die Summen von dreitausend Pfund Sterling für den Ankauf von Büchern und von zehntausend Pfund Sterling als Beitrag zum Bau eines geeigneten Gebäudes durch den gesetzgebenden Rath bewilligt und von dem Gouverneur Lo Trobe den Bevollmächtigten überwiesen; im folgenden Jahre wurden dieselben Summen für gleiche Zwecke freudig bewilligt.

Gegen Ende des Jahres 1853 wurden die Comité-Mitglieder ernannt, und als ein Stück Land (fast zwei Acres groß) dem Publikum als der Platz bezeichnet wurde, auf welchem gebaut werden sollte, forderten dieselben Pläne und luden alle Sachverständigen ein, sich um die dafür ausgesetzten Prämien zu bewerben.

Dringendere Anforderungen an die Staats-Einkünfte und vermehrte Bedürfnisse für das öffentliche Wohl unterbrachen einige Monate lang die Thätigkeit der Bevollmächtigten, und erst am 3. Juli 1854 wurde von Sir Charles Hotham der Grundstein gelegt, an welchem denkwürdigen Tage auch die Haupt-Grundsteinlegung eines verwandten Institutes, der Melbourner Universität, stattfand. Der jetzt zu eröffnende Theil des Gebäudes besteht aus dem Centrum, einem Viereck von fünfzig Fuß mit zweiundfunfzig Fuß Höhe, eine Eingangs-Halle bildend, welche sich zu einem Museum oder zur Aufnahme von Statuen und anderen Kunstwerken eignet, und aus einem Zimmer darüber, durch Fenster und eine Kuppel erleuchtet, neunundfunfzig Fuß im Quadrat und zweiundbreißig Fuß hoch. Die bis jetzt eingerichteten Bücherschränke können ungefähr sechstausend Bände fassen; der Raum ist aber vorhanden, um noch mehrere Tausend unterzubringen.

Die Ausgaben, inklusive der inneren Einrichtung und aller Nebendinge, betragen sechzehntausend Pfund Sterling.

Der projektirte sofortige Weiterbau wird in zwei Flügeln das Unterkommen für den Bibliothekar, ein Zimmer zur Aufbewahrung naturgeschichtlicher Gegenstände und einer vollständigen geologischen Sammlung und ein Lesezimmer fassen, welches, zusammen mit dem schon Erbauten, hundertfunfzig Fuß lang sein wird. Dadurch, daß der Portikus und die Treppe noch fehlen, wird das Gebäude bis jetzt noch seiner schönsten Zierde beraubt. Da zwei Seitenwände und eine Hinterwand schon errichtet worden sind, kann das Ganze, wie veranschlagt, für ungefähr dreizehntausend Pfund Sterling vollendet werden, welche Summe das Comité mit gewissenhaftester Sparsamkeit zu verwenden verspricht, wenn sie zu seiner Verfügung gestellt wird.

Sobald die Umstände es erlaubten, sandten die Bevollmächtigten zweitausendfünfhundert Pfund Sterling für den Ankauf von Büchern nach England, und da ihnen besonders viel daran lag, die Wünsche derjenigen Personen kennen zu lernen, welche später Besucher der Bibliothek werden sollten, so forderten sie das Publikum öffentlich in den Zeitungen während einiger Monate auf, die Bevollmächtigten mit Listen und Katalogen der gewünschten Werke zu versehen. Auch schrieben sie an verschiedene, der Kolonie angehörige Herren, welche sich zur Zeit in Europa befanden, in der Hoffnung, ihre Mitwirkung bei der Auswahl der bestellten Werke in London oder an anderen Orten zu erlangen, oder um als Geschenk oder durch Kauf von dem British Museum, oder anderen öffentlichen oder Privat-Anstalten, Exemplare werthvoller Werke zu erhalten.

Auch schrieben sie an den Staats-Secretair für die Kolonieen und benachrichtigten ihn von der Errichtung und der Einrichtung des Institutes, sowie von der Nothwendigkeit, Werke unbestrittenen Werthes, für welche die disponiblen Mittel nicht ausreichten, anzuschaffen, und baten zugleich, daß man die Sammlungen der Parlaments-Akten, die Landes-Gesetzsammlungen, die verschiedenen Archive, Staatspapiere, Reisen, Uebersichten, Karten, Atlanten, Pläne und Berichte, welche von den verschiedenen königlichen und Parlaments-Gesellschaften und Kommissionen oder von der Admiralität u. s. w. herausgegeben worden, der Bibliothek zukommen lassen möge.

Mit nicht geringem Bedauern müssen die Bevollmächtigten gestehen, daß ihre Anzeigen unberücksichtigt blieben; ebenso die Briefe, mit nur Einer Ausnahme, und diese war eine abschlägliche Antwort; und daß der Staats-Secretair für die Kolonieen ihnen mittheilte, er könne keine Bücher liefern, wenn die Regierung der Kolonie nicht sogleich die Zahlung einsende. Noch andere Täuschungen erfuhr das Comité. Es konnte nicht die Anzahlung der beiden Summen von dreitausend Pfund Sterling und abermals dreitausend Pfund Sterling erlangen, welche die gesetzgebende Versammlung in den Jahren 1854 und 1855 zum Ankauf von Büchern bewilligt hatte, und deshalb ist bis jetzt nur eine kleine Zahl der bestellten Bücher vorhanden.

Die Sammlung besteht aus den Werken der ersten Autoren und aus den bedeutendsten Zusammenstellungen über die Haupt-Gegenstände von literarischem Interesse, wie sie die Mittel anzuschaffen erlauben. Sie sind alle durch den Buchhändler Mr. Guillaume beschafft worden, und Ew. Excellenz und das Publikum werden eine günstige Meinung davon gewinnen. Auch enthielt die Sammlung vierundachtzig Bände, welche Herr La Trobe schenkte, und einen Jahrgang der Zeitung Times vom Jahre 1800 — die einzigen Geschenke, welche die Bibliothek bis jetzt besitzt.

Obiges zeigt, weshalb die Bibliothek noch nicht ausgedehnter ist. Doch sind die Bevollmächtigten keineswegs entmuthigt und sehen der Zukunft erwartungsvoll entgegen.

Es ist möglich, daß das Interesse, welches das Publikum dieses Landes für die Kunst und alles Dahingehörige hat, in Bezug auf die Bibliothek vor der Eröffnung noch nicht zur Reife gelangt war, und es steht wohl zu erwarten, daß, wenn die freisinnigen Grundsätze, auf welche sich das Institut stützt, — nämlich das Recht der freien Benutzung von jeder anständig gekleideten Person — und die Vortheile, die es gewährt, bekannt werden, es auch besser gewürdigt werde.

Geschenke an Büchern, Schriften, Land- und Seekarten (besonders solche, welche die frühere Geschichte dieses und der angränzenden Länder behandeln und etwa von den Verfassern übercicht), Gaben von Münzen, Kunstwerken oder naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten werden dankbar angenommen; auch kann die Bibliothek größere Ausdehnung und größeren Werth erlangen, wenn die Besucher gütigst die Titel der gewünschten Bücher in das zu diesem Zwecke aufliegende Buch eintragen möchten.

Die Comité-Mitglieder wollen sich mit den Direktoren der ersten Bibliotheken Europa's in Verbindung setzen, ebenso wie mit den Secretairen der verschiedenen literarischen, philosophischen und wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute, und die Hülfe in Anspruch nehmen, welche ja die Beförderer der Gelehrsamkeit und Wissenschaft stets bereit sind zu gewähren, und sie hoffen, daß binnen kurzer Zeit, wenn sie, wie erwartet, unterstützt werden, die Bibliothek, außer einer ausgedehnten Sammlung aller Werke der allgemeinen englischen Literatur, durch die Repräsentanten der verschiedenen fremden Länder auch in den Besitz der Literatur des Auslandes und einer Anzahl statistischer Werke über Handel, Gewerbe, Erziehung, Verbrechen und sozial-ökonomische Verhältnisse komme. Das Unglück des Ausfalles der 1854 und 1855 bewilligten Summen kann durch den gesetzgebenden Rath wieder gut gemacht werden, mit der Einwilligung Ew. Excellenz, und diese Anerkennung des Werthes unserer Institutes wird Niemand dankbarer berühren, als Die Bevollmächtigten."

Der Gouverneur erwiederte, daß er durch den soeben verlesenen, klaren und interessanten Bericht sehr erfreut worden sei und, wenn irgend Jemand Zweifel hege über den unschätzbaren Werth des Instituts, er ihm nur das Wort — „circumspice!" zurufen würde. Noch vor wenigen Jahren sei der Platz, auf welchem jetzt das Gebäude stehe, der Lagerplatz von Wilden gewesen, und jetzt erhöbe sich hier ein Tempel, gefüllt mit dem Höchsten und Besten aller Gelehrsamkeit, wenn auch nur in geringem Umfange. Er beglückwünsche die Nation wegen des Besitzes eines so edlen Instituts und hoffe, daß der von den Gründern desselben ins Leben gerufene Gedanke vollständig von dem Publikum anerkannt werde, — besonders aber von der Jugend der Provinz, für welche ja der Nutzen anschätzbar sei.

Sodann erklärte der Gouverneur die Bibliothek für eröffnet und schrieb seinen Namen in das große Bibliothekebuch.

Mannigfaltiges.

— „*La Bourse*", von Ponsard. Das Odeon-Theater in Paris hat während der letzten Monate ausschließlich von Ponsard's neuem Lustspiel, „Die Börse", gelebt. Das „Pariser Feuilleton" sagt: „Wenn Ponsard mit Hülfe seiner komischen Muse noch einmal ein so gutes Börsengeschäft macht, wird er bald von seinen Renten leben können. Böse Zungen behaupten, daß er selbst dem Laster frühne, welches er in diesem Lustspiele mit solchem Glücke geißelt. Er hat ein neues Stück beendigt, von dem seine Freunde sich viel versprechen."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 6 Nummern. Preis jährlich 5 Rthlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Rthlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 53, und beim Expedteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 81), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 85. Berlin, Dienstag den 15. Juli 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Siebenter Monats-Bericht. 1856.

Ein Sonntag auf den Hampstead-Höhen. — Das Schwein als Haus-Decoration in einem neuen Stadttheile. — Geschmack- und Polizeilosigkeit Londons. — Die Freiheit in Gefängnissen und die Gefangenschaft in der Freiheit. — Die Kultur-Mission der Deutschen in der Welt, am unmittelbarsten zunächst in der Musik. — Der Krystall-Palast und seine vollendeten Wasserkünste. — Parton's Wasser-Theorie im Vergleich zu der in Versailles. — Eine Reise durch Kansas, das Land des Bürgerkrieges um Freiheit und Sklaverei. — Neue literarische Erscheinungen. — Kursus durch die gelehrten Gesellschaften Londons und deren Verhandlungen. — Das neue Licht von F. Pole. — Professor Semper. — Wissenschaft in Australien und Van-Diemens-Land. — Der Mond und die Erd-Rotation.

London, Anfangs Juli.

„Warum gehen Sie nicht wenigstens bei diesem herrlichen Wetter aus?" fragte ich einmal einen wegen Misanthropie und Sinnbockerei notorischen Bekannten. „Ja, ich kann das verfluchte englische Grün nicht leiden", gab er zur Antwort und stopfte sich ingrimmig eine andere englische Thonpfeife mit beispielem, beizendem „Bird's eye". „Das verfluchte englische Grün" ist grüner und saftiger und erquickender, als jedes andere Grün auf dem Kleide der Natur. Wer daher nicht wie ein Lessing'scher Held (glaube ich) den Frühling haßt, blos weil er immer wieder in Grün erscheint, statt auch einmal polizeiblau oder offizierroth, wer überhaupt das Grün in der Natur leiden kann, findet es nirgends besser und dauerhafter, als in englischen Parks und zwischen den waldigen, wiesigen, villaösigen Hügeln und Wellen, die sich über das Land hin heben und senken. Nirgends kann man sich so ungestraft polizeiwidrig auf dem unzerstörbaren grünen Rasen und unter den ewig grünen, tausendjährigen Eichen, Ulmen und Schlehdornbäumen umherstreiben, über Zäune und Verschläge klettern, sich im Heu herumwerfen und sonst allerhand Wald- und Wiesenfrevel begehen, als in England. Wir sind gestern auf den berühmten himmlischen Höhen zwischen Hampstead und Highgate, im Norden von London, wenigstens über zwanzig Zäune und Verschläge geklettert und haben auf Wiesen gelagert, die durch große Warnungstafeln geschützt waren, und haben uns zwischen Rindern, Aellern, Großältern, Tanten und Cousinen, zwischen weidenden Schafen, Kühen, Ochsen, Eseln, Pferden, Esel- und Pferde-Füllen gegenseitig mit weit und breit umherdustenden Heu beworfen, daß manche watschelnde Kinderchen ganz und gar verschwanden und wieder aus den dustenden Gräbern schreiend herausgesucht werden mußten. Weit und breit umher, unter Bäumen, auf Höhen und in Thälern, und von jeder erkletterten Höhe in neuen, unabsehbaren Gruppen winkten und farbige Kleider an, darunter so viele himmlische, ätherisch wallende, dreifach breit umfallbelle Gewänder von Gaze und dem lieblichsten, blumig gefärbten Baumwollen-Spiritualismus. Hier frühstückten, dort mittagten, oder vesperten, oder abendmahlten sie in malerischen Zirkeln. Dazwischen glänzten aus den verschiedensten Richtungen die blank geputzten großen Treuwar dieses Paradieses von London, natürliche Teiche und Seen von den verschiedensten Formen und Farben, je nach Lage und Lichtbrechung mit verkehrten Spiegelbildern der natürlichen und menschlichen Umgebung an den Ufern. Zwei dieser kleinen Seen waren dicht mit bunter Menschenmasse eingerahmt. In der Mitte ruhten ununterbrochen Kähne umher, um an der einen Stelle einen Familienwater, auf der anderen ein dreijähriges Kind herauszufischen. Ersteres hatte sich die Nacht vorher ersäuft (nicht weit von der Stelle, wo der berühmte Kollege Palmerston's und Fälscher einer Million Pfund Sterling, Sadleir, den Giftbecher geleert), Letzteres war ertrunken. Um sechs Uhr fanden sie den Familienwater. Am Teiche saßen unter Bäumen im Freien wenigstens tausend Familien um ihren selbst bereiteten Thee und das mitgebrachte Abendessen. Mütter, Töchter und Kinder derselben sprangen alle auf, um mit üblicher Neugier Etwas von dem herausgefischten Leichnam zu sehen und dabei je den rechten Handschuh, Taschentücher und kleine Kinder zu verlieren und den ausschließlich von den Abfällen dieser Theetische lebenden Hühnern, Hunden und kleinen menschlichen Wesen, die im Sommer stets die ihnen geschenkten Winter- und im Winter die Sommerkleider tragen, die nirgends wohnen und niemals Aeltern gehabt haben, reiche Nerdten zurücklassen.

So warf das endlos, endlos im Süden vor und nebelig strahlende Ungeheuer Londons seine Schatten auch hier herauf, in diese seit vielen Jahren von Volk und Parlament gegen Bebauung- und Civilisations-Angriffe vertheidigte paradiesische Wildniß, wo es noch Luft und Natur giebt, wie nirgends in der Welt in solcher Nähe einer großen Stadt. O, wie endlos, endlos dehnte sich dieses London vor uns! Endlos nach dem Norden, endlos nach dem Westen, endlos abwärts, endlos auf- und herwärts. Wir waren ja zugleich noch mitten in London. Es hat diese paradiesische Wildniß der Hampstead-Höhen von allen Seiten umzingelt und läuft schon hinter uns ins Endlose weiter. Und wo ist die Gränze im Süden? Nirgends mehr eine Gränze, auch nicht durchs schärfste Fernrohr. Ich sah London an diesem Tage eigentlich zum ersten Male. Noch nie war der Nebel- und Rauchschleier, den es stets trägt, so dünn und durchsichtig, noch nie der Himmel so klar und blau, als an diesem Sonntage, wo Alle, denen es möglich gewesen, das Feuer hatten ausgehen lassen, um die rauchlose Lustheizung der seltenen Sonne zu genießen. So sah ich London zum ersten Male. Ich erschrak vor London. Ich durchschauerte mich wie der Eindruck des Erhabenen den ganzen Tag (denn wir hatten eine Vagabunden-Partie mit Sack und Pack auf einem Esel und Proviant für alle Mahlzeiten für zehn Personen schon früh um fünf Uhr begonnen), wenn es vom Norden, vom Süden, vom Westen, vom Osten, durch alle Ans- und Fernsichten immer wieder heraussah und in der Nähe und Ferne uns überall ganz neue Städte, die im vorigen Sommer noch Wiese und Weide waren, steinern und gläsern aufstierten. Eine solche, mitten in Wiese und Wald, zwischen London, Tower und Hampstead aufsteigende Stadt enthält hinter einem thurmhohen Henschober schon einen bewohnten „Laburnum Place". Diesen Platz, etwa zehn Häuser, einer Hecke und einem Graben gegenüber, werde ich nie vergessen. Vor den Häusern sind hübsche Blumengärten neben den weiß geschliffenen Sandsteintreppen. Auf den Treppen sindet man hier und da Vasen und Ornamente. Unter letzteren stand, in realistischem Sinn und Geschmack ausgeführt, eine Schweinestatue. Schweinestatue! Ja, eine Schweinestatue in des Wortes verwegenster Bedeutung. Ein Schwein in Sandstein ausgeführt, auf den Hinterbeinen sitzend und die Vorderklauen wie zum Beten gefaltet, mit bemüthig gesenktem Rüssel, mit bewundernswerth gelungener Borstigkeit ringsum. Wir machten Halt vor dem Hause, staunten sprachlos und brachen dann in ein entsetzliches Gelächter aus. Ein deutscher Bildhauer unter uns, der seinen Stock auf den Esel gebunden, nahm ihn ab und schwang ihn in echtester Künstler-Entrüstung gegen den steifen Kerl in Vatermördern, der hinter den großen Spiegelscheiben sichtbar wurde, um ihn wenigstens imaginär durchzuhauen und seine beispiellos entwürdigte, verschwemte Kunst zu rächen. Es war eine originelle Scene. Er zeigte mit Wuth und Knotenstock in Blick und Hand auf das vergötterte Schwein und hieb dann imaginär auf den Bewohner dieses Hauses so lange, bis dieser verschwand. Hierauf machte er seiner Empörung gegen die sich schnell versammelnden Lente Luft und suchte den Menschen mit ihren Kohlengeschichten begreiflich zu machen, daß dieses Schwein die größte Schande Englands sei und noch den neuesten Frieden und den drohenden Krieg mit Amerika übertreffe. Die Leute verstanden natürlich seine Entrüstung nicht und glotzten still in die Scene herein. Nur Einige lächelten, und nur Einer machte einen erträglichen Witz. Er meinte, der Mann darin sei vielleicht ein reich gewordener Schweineschlächter, der auf diese Weise seine Dankbarkeit und seine Vergangenheit vergöttert an die Thür habe setzen lassen. „Warum ist er denn nicht lieber in einen Schweinestall gezogen!" rief der Bildhauer in gesteigerter Wuth. Wir trieben uns und unseren Esel und den Künstler mit Gewalt aus der sich dichter versammelnden Menge, um ins Freie zu kommen und die englische Kunst in der Natur zu vergessen; aber

der Bildhauer ärgerte sich den ganzen Tag und schwur, daß er noch größere Aufläufe vor diesem Hause des vergötterten Schweins verursachen und den Mann entweder nöthigen werde, die Schande zu entfernen oder ihn anretiren zu lassen, um dadurch mit persönlichen Opfern die Sache vor das Polizeigericht und in die freie Presse zu bringen, kurz, das schweinedekorirte Haus und dessen Herrn so notorisch und lächerlich zu machen, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als unter allgemeinem Hohn diese Verfauung des Geschmacks zu entfernen.

Der englische Geschmack ist wie der englische Rasen. Beide können Alles vertragen. Nur daß der dicke, saftige Sammet der Natur zugleich geschmackvoll über Höhen und Thäler verbreitet ist und wie „angegossen" sitzt, während die Kunst von Land und Leuten darauf unpassend ist, wie der nie sitzende Rock des Gentleman. Sie haben keinen Geschmack, nicht einmal Polizei, welche Land und Leute etwas zurechträcken könnte. Seltsam! Wir sind die allerletzten Freunde der Polizei, aber wie oft habe ich mir in England etwas von jener allgegenwärtigen Macht des Kontinents gewünscht, damit sie wenigstens etwas „Ordnung" halte für ordentliche Leute und nicht blos für Spitzbuben und allerlei „swell mob" sorge. Diese leben in „the Great World of London", in den Muster-Palästen der Gesängnisse, nach Prophew, wie die Götter und sind die Einzigen, die unverfälschte Nahrung genießen, die geschützt werden gegen allerlei Exzesse der Freiheit Anderer, derem Sinne und Geschmack durch keine verbrettialistische Kunst und Lebensweise Kränkungen und Krankheiten ausgesetzt sind. So kömmt es, daß viele Leute expreß ein Verbrechen begehen, blos um ins Gefängniß zu kommen. Wenn man Gefängnisse für ordentliche Leute einrichtete, die darin ohne Prettmühle und Prügel leben könnten, wären diese ordentlichen Leute von Allen „in der Freiheit" zu beneiden. Wie die Sachen jetzt stehen, sehe ich fast nirgends mehr englische Freiheit, wenn nicht in der Form von Unordnung. Lüderlichkeit und dem Belieben, alle anderen Leute Tag und Nacht zu schikaniren. Am Tage schreien und mußiren auf jeder Straße Hunderte von rohen Andruferstehlen und verstimmten Musik-Instrumenten durch einander, durch welche, nach einem Leitartikel in der Times, die Londoner alle Fähigkeit, richtig zu denken und edel zu fühlen, verloren haben. Des Nachts brüllen und prügeln sich die Auswürfe der Gesellschaft vor allen Fenstern. Die Polizei laufcht zu Tausenden vorbei und ist allemal nicht da, wenn sie gebraucht wird. Sie erbarmt sich der Betrunkenen blos, wenn sie nicht mehr um sich schlagen und nicht mehr gehen können, der Zerschlagenen blos, wenn ein Bein entzwei oder ein Auge ihnen ausgeschlagen ist. Palmer war ein Tugendheld im Vergleich zu den Bäckern, Thee- und Kaffeehändlern, Apothekern, Brauern und Destillateurs. Er machte kurzen Prozeß mit seinen Opfern und quälte sie nicht erst lange, während Letztere Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein alle ihre Kunden vergiften. Warum man den Palmer aufhing und Letztere, wenn sie ja einmal in Folge einer bestimmten Anklage von einer Privatperson überführt wurden, mit einer Geldstrafe entläßt, die sie durch eine einzige Fälschung wieder gewinnen, warum man nur die verhältnißmäßig harmlosen Fälscher von Banknoten, die Niemand direkt ist, mit den schwersten Verbrecherstrafen belastet und die Vergifter von Profession, die Vergifter von Millionen in ihrer Freiheit so lange unangetastet läßt, bis sie in einzelnen Fällen durch eine kleine „Abgabe" sich zu weiterer professioneller Fälschung und Vergiftung lokaufen — das ist ein Geheimniß, welches sich nur aus der verwahrlosten Freiheit, aus der Geschmack- und Polizeilosigkeit Englands, und der Barbarei, die richtiges Geld höher schätzt, als unvergiftetes Brod, erklären lassen mag.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Figuren.

Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien, von Ferdinand Gregorovius.

II.

Die zweite Abhandlung in dem vorliegenden Buche ist eine aus gründlichen historischen Quellenstudien und aus phantasievoller Anschauung hervorgegangene Geschichte der Judengemeinde in Rom von der Zeit des Pompejus bis auf unsere Tage. Den humanen Geist und die großartige Poesie, welche in diesem, die interessantesten Details enthaltenden historischen Gemälde uns überall entgegentreten, mögen unsere Leser aus den folgenden Proben erkennen. Nachdem der Verfasser den Triumphbogen des Titus beschrieben, sagt er:

„Ein noch dauerndes und unvertilgtes Judenvolk betet unter diesen Bildern seiner einst von Titus nach Rom geführten Tempelgefäße zu dem alten Jehovah von Jerusalem. Er war demnach mächtiger, als der capitolinische Zeus.

„Da ist nun die Halle der Octavia. Verfallen und verbaut ragen ihre mächtigen Bogen und Pfeiler hart neben dem Ghetto. Hier war der Ort, wo einst Vespasian und Titus den Siegeszug über Israel mit festlichem Schaugepränge einleiteten. Damals stand dort zuschauend ein Jude, ein Begleiter und Schmeichler des Titus Flavius Josephus, der bekannte Geschichtschreiber. Er schämte sich noch dem Triumph über sein eigenes Volk beizuwohnen, an dem Glanz des Auszugs sich zu weiden und ihn schmeichlerisch zu beschreiben."

Die Schilderung, die Josephus giebt, wird uns vollständig mitgetheilt. Der historischen Darstellung der Einzelnen geht die folgende allgemeine Betrachtung voraus:

„Wegen der historischen Beziehung des Volkes Israel zu den Römern, welche Jerusalem zerstörten und das Judenvolk in die Welt zerstreuten, ist der Ghetto Rome unter allen Judengemeinden Europa's die merkwürdigste. — Keine hat das Alter und die ganz und gar geschichtliche Unmittelbarkeit der Judengemeinde von Rom. Daß es sich hier weder um Talmud, noch jüdische Philosophie und Kabbala handeln kann, versteht sich ja wohl aus dem Lokal; denn der römische Ghetto ist gleichsam ein zweites Gosen der Pharaonischen Sklaverei, und seine Geschichte ist die der ganz unglaublichen Hartnäckigkeit einer kleinen Sklavengemeinschaft im Dulden eines von Geschlecht zu Geschlecht sich fortsetzenden Drucks.

„Bedenkt man, daß es Rom ist, wo dieses Judenvolk sich um achtzehnhundert Jahre behauptet hat, so erregt seine Widerstandskraft Erstaunen, und es möchte fast räthselhaft erscheinen, daß eine so mißhandelte Menschenfelle, wenn auch erneut und erkräftigt durch frischen Zuwachs, so doch meist aus einem und demselben verrotteten Familiengeschlecht und in einem und demselben Straßenwinkel, in einer und derselben verpesteten Luft sich von Glied zu Glied Jahrhunderte hindurch fortzeugend, als ein individuelles Ganze und als ein lebendiger Organismus sich hat erhalten können. Denn seit Pompejus dem Großen wohnten die Juden in Rom. Von den ersten Kaisern mehrmals aus der Stadt gejagt, kehrten sie immer wieder, und seit Titus behielten sie dann bis auf den heutigen Tag ihre Wohnplätze in der Stadt und nisteten hier auf der gefährlichsten Stelle der Welt, weil unter den Augen ihrer Feinde, der Römer, welche Jerusalem zerstört hatten, und darauf der Päpste, der Stellvertreter Christi, den die Juden gekreuzigt hatten. Von Pompejus' Zeit an trugen sie Schimpf, Verachtung, Ehrlosigkeit, und endlich, als unreine Paria, zu einem Ghetto organisirt, flammerten sie sich in einem Winkel krampfhaft an einander und dauerten, nicht mehr, wie zur Zeit des Claudius, den Thieren, aber nun dem mißhandelnden Christenvorurtheil vorgeworfen, allen Wechsel der Jahrhunderte und das furchtbare Eiserlei ihres Zustandes und — ein dunkler Anblick und ein schmutziges Blatt in der Geschichte der christlichen Menschheit. Sie leben hoffnungslos und doch nicht ohne Hoffnung, wie dies der Charakter Israel's ist, welchem die Propheten den Messias verheißen haben. Unfähig, in einem angreifenden Kampf ihren Feinden etwas abzukämpfen, verschanzten sie sich hinter die mächtigste und traurigste Wehr des Elends, die Gewohnheit, und hinter die jüdische Zähigkeit des Familiengeistes. Die Kraft im Dulden — ist hier so merkwürdig, daß ich gestehe, wie ich sie mir nicht erklären kann."

Die Hinweisung auf die Zeit, in welcher noch jüdische Prinzen und Prinzessinnen in Ehre und Glanz ab und zu in Rom erschienen, schließt der Verfasser mit der Bemerkung:

„Herodes Agrippa war der letzte Jude, der in Rom eine glänzende Rolle spielte, und seither sah das jüdische Volk in Rom keinen Glaubensgenossen mehr mit Ehren auszeichnen, außer den Baron Rothschild, welchen man zur Zeit des Papstes Gregor XVI. mit hoher Gunst fetiren sah — aus wohlbegreiflichen Ursachen."

Von den Päpsten im Mittelalter mehr oder weniger bedrückt, mitunter auch etwas erleichtert, wurden die Juden in Rom durch Paul IV. Caraffa, den Errichter des Ghetto, des Judenzwingers, vollends als eine Sekte von Parias förmlich konstituirt. Er widerrief alle früheren Privilegien und Erleichterungen; er untersagte ihren Aerzten, Christen zu behandeln, verbot ihnen jegliches Gewerbe und Handwerk, den Kauf unbeweglicher Güter; er vermehrte ihre Tribute und Abgaben und untersagte ihnen den Verkehr mit den Christen; er legte ihnen auf, sich außerhalb des Ghetto nicht anders sehen zu lassen, als mit gelbem Hut und gelbem Schleier, jener für den Mann, dieser für das Weib.

Erst Pius IX. hat 1847 die Gettoschranken niedergerissen; „doch besteht der Ghetto faktisch fort, als das traurigste Quartier Roms, — weil, was das Gesetz freistellt (daß die Juden überall in Rom wohnen dürfen), doch durch das unausrottbare Vorurtheil unendlich erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird."

Im Hinblick auf den gegenwärtigen Zustand der Juden im Ghetto bemerkt der Verfasser: „In herrlichen Sälen wohnt das steinerne Volk der Statuen unter kühlen Springbrunnen. Die marmornen Reste der Alterthums sind bis auf die kleinsten Trümmer königlich logirt, die einzigen lebenden Reste Roms, Menschen mit Vielen duldenden Herzen, wohnen in dem elendesten Schmutz."

Von ergreifender Wirkung ist die Schilderung, welche der Verfasser von der Feier des jüdischen Osterfestes in Rom giebt, dem er beigewohnt.

Die eigentlich nicht in diese Sammlung gehörenden „Idyllen vom Baltischen Ufer", die der Verfasser nur mit aufgenommen, um ein Gegenbild zu den „Idyllen vom Lateinischen Ufer" zu geben und um dem Wunsche seiner Freunde in der Heimat zu entsprechen, werden auch den Lesern des Buches, welche das Sommer- und Bade-Leben in den Dörfern längs des sammländischen Ostseestrandes aus eigener Erfahrung nicht kennen, eine willkommene, höchst ergötzliche Unterhaltung gewähren. Von dem geistreichen, heimatsfrohen Humor, der aus diesen Blättern uns erquickend entgegenweht, möge folgende Stelle eine Probe geben.

Die bei den sammländischen Badegästen beliebten Landpartieen schildert der Verfasser, wie folgt:

„Vier kleine Thiere unsaglicher Race, kaum für den Naturforscher bestimmbar, ziehen da einen sechsgesäßigen Leiterwagen von gleichfalls unsaglicher Einrichtung, auf dem zwölf bis zwanzig Badegäste in der heitersten Verwirrung Platz genommen haben. Hogarth würde es nicht verschmäht haben, eine solche sammländische Landpartie darzustellen oder eine Kavallade von jungen Damen zu malen, welche hier die ersten verschämten Studien in der Emancipation machen, indem sie ihren Strandklepper tummeln oder, von ihrem Kavalier am Zügel geführt, vorsichtig traben lassen. Ein zum Theil phantastisches Kostüm erhöht den Reiz dieser Scene. Das Strandleben ist für den Königsberger zugleich sein Karneval, wo er ausgelassig die Luft verspürt, sich zu verwandeln. Die Garderobe wird mit Einem Schlage geändert. Frac, Atlasweste, Seidenhüt, Kastorhut bleiben im städtischen Schrank hängen. — Ihrem besten Freunde, dem Rentier Goldmayer, den Sie noch vor acht Tagen in die Oper haben fahren sehen wie einen Marquis, begegnen Sie am Strande als einem ruinirten Mann wieder. Er trägt einen sallirten Comtoirrock und äußerst bankerotte Hosen; denn das ist gut genug fürs Land. Madame Goldmayer, welche Sie in der Kunst-Ausstellung im bleudenden Staat die Propyläen von Athen bewundern sahen und vor der lebendigen Griechenfassage ausrufen hörten: „Welch ein munteres Völkchen, die Propyläen!" — Madame Goldmayer, die alle durchreisenden Künstler in ihrem Salon versammelt, trägt am Strande einen schlichten, braunen Kamelot und abgetragene Glacehandschuhe; aber ihre interessante, schöne Tochter ist blaßroth gekleidet, und ein allerliebster Schäferhut mit flatternden Bändern sitzt keck auf ihrem Köpfchen. Die Alten markirt die Oekonomie, die Jungen die Romantik. Der Kommerzienrath wird zum Robinson, der Professor zum Diogenes, der junge Regierungsrath zum Rinaldo, der Gymnasial-Direktor zum schönen Schweizerbuben, der Pastor zum wilden Mann, einen ungenähten Rock auf dem Leibe und einen Baumast in der Hand, und Dichter und Maler lassen sich von weißen Händen Rosen um den Hut winden und dühlende Haide. — In den sammländischen Bädern bildet Alles eine große Familie."

Die herrliche Schilderung, die der Verfasser von der Sonnenfinsterniß des 28. Juli 1851 giebt, schließt er mit den Worten:

„Es ist, als stände man im Hades und als müßte man den Lucifer sehen, wie er den Kain durch die unermeßlichen Räume führt. Solche dämonische Pracht und solche schauerlich schöne Stimmung der Natur wiederzugeben, vermag nur, wer selbst den Hades sah, Aischylos, Dante und Byron. Es giebt große Menschengenüther, in denen das Universum sich so abspiegelt, Himmel, Erde, die verfinsterte Sonne und die verdrängten Sterne, gronenhaft und doch so schön beleuchtet. Ein strahlender, siegender, triumphirender Sonnenblick — und die Magie war verschwunden."

Und den „Idyllen vom Lateinischen Ufer" heben wir als charakteristisch die folgende Stelle hervor:

„Kaum war der Tag vergangen, als jene leuchtenden Erinnerungen schönerer Küsten zur Ruhe kamen und der ganz neue Zauber dieser einsamen und heimlichen Ufer von Antium mich gefangen hatte. Sie sind so graziös lieblich, wie der Baltische Strand, und wenn auch unendlich schöner und von feinerem Wesen, so doch ihm seltsam ähnlich, und mehr als einmal habe ich an diesen gelben, felsenlosen Küsten verwandter Form und Bildung angerufen: Das ist ja leibhaftig Neukuhren, Wanger und Sassau! Die Baltische Küste und die Lateinische verhalten sich so zu einander, wie ein schönes, naturfrisches Volksliedzu einer klassischen Idylle des Theokrit. Weder Poussin, noch Claude, noch Salvator Rosa würden hierher kommen, eine Meerlandschaft zu malen. Es giebt hier nichts Episches oder Heroisches von grandiosem Styl, nichts Gewagtes oder Bizarr-Phantastisches. Hier ist Alles weite, athmende, sagenvolle Ferne, Stille und Anmuth, im eigentlichen Sinne Meer-Idylle. Weit und breit sind diese Ufer von einer durchaus lyrischen Stimmung. Nun begreife ich recht, was dieses Meer von Antium für das weltgeschichtlich bewegte Rom sein mußte. — Ja, diese Meeres-Einsamkeit überschleicht unversehens das Gemüth! Jene feinen, sanften Uferlinien, welche in Meilenweite sich im Duft verlieren, jener weiche und schimmernde Sand, dieses wohlig rauschende Meer in seinem ätherischen Farbenspiel, das märchenhafte Kap der Circe drüben, welches als Insel wie ein großer Sapphir homerisch-segenvoll herüberfunkelt, die fernen kleinen Ponza-Eilande, die ihre blauen Gipfel wie Blumenglocken kaum aus den Wellen erheben, hundert weiße Segel, welche kommen, gehen und dahinschwinden, der melancholische Gesang der Fischer, Flöten- und Hornklänge — wahrlich! die ganze Welt draußen dürfte mit glühenden Bomben und Raketen beschossen werden, hier spürte man es nimmer. — Auf dem Ufer erhebt sich nahe bei Anzio malerisch die edel geformte Villa des Fürsten Borghese in einem wilden Park von Stein-Eichen und Oliven-Bäumen, weiterhin Kastell und Stadt Nettuno, braun und pittoresk ins Meer gebaut und in aller Welt berühmt durch die Schönheit der Frauen und ihre herrliche Tracht; — am Ende der Küste steht in traumhafter Ferne ein kleines weißschimmerndes Schloß, das wie ein Schwan auf der Flut zu schimmern scheint."

Es ist dies das Schloß von Astura, wo der nach der Schlacht von Tagliacozzo flüchtige letzte Hohenstaufe, Konradin, von dem Verräther Frangipani festgenommen und in die Hände des blutgierigen Karl von Anjou überliefert wurde. In ergreifend schöner Poesie führt der Verfasser uns das tragische Ende der letzten Hohenstaufen und seiner Gefährten vor Augen. Diese Stelle ist eine der herrlichsten in dem durchweg schönen Buche. Wir bedauern, daß sie für den uns zugemessenen Raum zu lang ist.

Nord-Amerika.

Eisen-Production der Vereinigten Staaten.*)

Die Vereinigten Staaten sind von der Natur mit außerordentlich werthvollen Eisen-Erzlagern ausgestattet, und während England, trotz seines unerschöpflichen Eisen-Reichthums, doch gezwungen ist, bessere Eisenerzten aus Schweden und Rußland zu importiren, weil sein eigenes Produkt für viele Zwecke unbrauchbar ist, findet Amerika innerhalb seiner Gränzen das beste Roh-Material für alle industriellen Zwecke, selbst für die feinsten Stahlwaaren.

Die größten Lager der trefflichsten Eisenerze würden jedoch unbenutzt im Schooße der Erde ruhen bleiben müssen, wenn Amerika nicht gleichzeitig mit mächtigen Kohlenlagern oder Wäldern in unmittelbarer Nähe der Eisengruben versehen wäre. Denn die Ausbringungskosten des Eisens würden durch einen selbst kurzen Transport der Erze oder auch des zum Ausschmelzen erforderlichen Brennmaterials zu sehr erhöht werden, als daß dessen Fabrication noch lohnend sein könnte. Deshalb ist der Staat Pennsylvanien der am meisten Eisen produzirende der Union nicht deswegen, weil er die besten und meisten Eisenerze, sondern weil er die reichsten oder wenigstens die jetzt am meisten ausgebeuteten Kohlenlager enthält und durch Eisenbahnen und Kanäle die Hochöfen mit den großen Märkten des Ostens verbindet. Pennsylvanien hatte, nach den letzten offiziellen Berichten, im Jahre 1850 180 Eisenschmelz-Etablissements, worin ein Kapital von 8½ Millionen Dollars angelegt war, und die jährlich 564,575 Tonnen Roheisen im Werth von über 6 Millionen Dollars produzirten. Ueber 9000 Arbeiter waren in den Hochöfen Pennsylvaniens mit einem durchschnittlichen Lohn von 22 Dollars pro Monat beschäftigt.

Die nächst große Eisen-Production stellt sich nach dem Census von 1850 für den Staat Ohio heraus, der in der neuesten Zeit den Staat New-York wohl hauptsächlich deshalb überflügelt, weil letzterer Staat zwar außerordentlich reich an ausgezeichneten, für die Verwirung des besten Stahls geeigneten Eisenerzen (Ailroudac, Lake Champlain), aber weniger mit Kohlenlagern gesegnet ist, als Ohio.

Der Mittelpunkt des Eisen-Distriktes von Ohio ist Irontown, Lawrence County. Die Stadt ist noch nicht alt, aber wenn sie so zunimmt wie in den letzten Jahren, wird sie bald ihre beiden Schwesterstädte, Portsmouth und Maysville, übertreffen. Vorzüglich in den beiden Counties Lawrence und Scioto konzentrirt sich die Eisen-Industrie des Staates Ohio. Alles in Allem hat der Staat 55 Hochöfen (Furnaces). Jeder dieser Hochöfen produzirt im Durchschnitt jährlich 2000 Tonnen Roheisen (Pig-Iron); wenigstens kömmt diese Durchschnitts-Summe bei 53 derselben heraus, welche zusammen jährlich 106,000 Tonnen fabriziren. Von zwei Hochöfen ist die Production nicht angegeben. Rechnet man sie aber mit den anderen als gleichmäßig produzirend, so würde eine Gesammtsumme von 110,000 Tonnen Roheisen herauskommen (à Tonne 2268 Pfund), welche zu dem gegenwärtigen Preise von 35 Dollars die Tonne einen Werth von 3,850,000 Dollars haben.

Unter den übrigen Staaten der Union zeichnen sich als Eisen produzirende hauptsächlich Maryland mit 18 Etablissements, 1,400,000 Dollars Betriebskapital, 1370 Arbeitern und einer jährlichen Production

*) Nach der New-Yorker „Neue Zeit".

Digitized by Google

von 43,641 Tonnen im Werthe von 1,056,000 Dollard, Tennessee, Kentucky, New-York, New-Jersey und Missouri aus, die von 19,000 bis 30,000 Tonnen jährlich produziren. Die Arbeitslöhne der bei den Hochöfen beschäftigten Arbeiter sind am geringsten in Nord-Karolina (nur 8 Dollard), in Tennessee (nur 13 Dollars monatlich) und am höchsten in New-York (25 Dollard), Massachusetts (27 Dollard) und Wisconsin (30 Dollard pro Monat).

Der Staat Missouri, gegenwärtig der letzte in der Reihe der vorzüglichsten, Eisen produzirenden Staaten der Union, verspricht in der nächsten Zukunft einer der ersten zu werden, wenn sich mehr Kapitalien und Arbeitskräfte gefunden haben werden, seine unerschöpflichen Eisenlager auszubeuten. Die berühmten Eisenberge (Iron Mountains), die, 30 bis 40 Meilen vom Mississippi entfernt, im Innern des Staates liegen und ein sehr reiches Erz, das, wie man versichert, 90 Prozent reines Eisen giebt, enthalten, sollen allein 600 Millionen Tonnen Eisen, also auf circa 100 Jahre hinaus den ganzen gegenwärtigen Eisenbedarf der Welt, der auf etwas mehr als 6 Millionen Tonnen geschätzt wird, liefern können. Die hauptsächliche Schwierigkeit, die sich dem größeren Aufschwunge der Eisen-Industrie in Missouri bisher entgegengestellt hat, ist, daß sich nicht in der unmittelbaren Nähe der Eisenlager auch Kohlen in hinreichender Menge vorfinden, sondern meist auf dem Staate Illinois bezogen werden müssen.

Wie in allen industriellen Unternehmungen, so stehen auch in Betreff der Eisen-Production die südlichen Staaten den nördlichen weit nach. Außer Kentucky und Tennessee, die wir schon oben erwähnten, und Virginien, das jährlich 22,000 Tonnen erzeugt, sind nur noch Georgia, Alabama und Nord-Karolina zu erwähnen, die jedes jährlich einige Hundert Tonnen Roheisen ausbringen. Die übrigen südlichen Staaten haben nicht einmal Versuche gemacht, die in ihrem Boden befindlichen Eisenschätze zu heben.

Auch in den nördlichen Staaten, namentlich in Iowa, Wisconsin und Minnesota, bestanden sich nach den Berichten der Geologen noch große, aber bis jetzt unausgebeutete Lager von Eisenerzen, namentlich aber sollen die dem Lake Superior angrämzenden Landstriche, die wegen ihrer reichen Kupfer-Bergwerke bekannt sind, auch außerordentliche Massen von Eisenerzen enthalten. Allein der spekulative Norden wird diese Schätze bald heben, und bald werden auch dort im äußersten Nordwesten aus den hohen Tannenwäldern die Zinnen der Hochöfen hervorragen und die Flammen der Eisenschmelzwerke sich in den Fluthen des Oberen Sees widerspiegeln, den noch vor wenig Jahrzehnten nur das einsame Kanot des rothen Mannes durchfurchte.

Wie schon aus dem Vorstehenden erhellt, hat sich die Production des Roheisens in den Vereinigten Staaten gegenwärtig schon zu einer bedeutenden Höhe emporgeschwungen, trotz der Konkurrenz Englands, die durch kein Prohibitiv-System gehindert war, auf die junge amerikanische Industrie zu drücken. Aus nachstehender, vergleichender Tabelle ersehen wir sogar, daß es den Vereinigten Staaten gelungen ist, bereits die zweite Stelle unter den Eisen-Produzenten einzunehmen. Nach dieser Schätzung produziren nämlich:

Großbritannien	3,585,906	Tonnen jährlich,
Vereinigte Staaten	1,000,000	" "
Frankreich	650,000	" "
Preußen	400,000	" "
Belgien	255,000	" "
Rußland	300,000	" "
Oesterreich	200,000	" "
Rest von Deutschland	200,000	" "
Schweden und Norwegen	179,500	" "
Italien und Elba	72,000	" "
Spanien	27,000	" "
Dänemark	20,000	" "
Summe	6,889,406	Tonnen.

Der jährliche Verbrauch von Eisen ist in Großbritannien gegenwärtig 144 Pfund pro Kopf, in den Vereinigten Staaten 117 Pfund, während in Rußland nur 10 Pfund und in Spanien gar nur 5 Pfund auf jeden Einwohner kommen. Aus diesen Zahlen kann man einen ziemlich richtigen Schluß auf das materielle Wohlbefinden und den industriellen Fortschritt der verschiedenen Länder ziehen, wenn man bedenkt, welche wichtige Stelle dieses Metall jetzt in der Industrie, den Gewerben, den Künsten und Wissenschaften spielt. Professor Liebig hat einmal gesagt, daß man den Kultur-Zustand eines Volkes nach der Menge Seife bemessen könne, die es verbraucht. Mit noch größerem Rechte kann man behaupten, daß in dem Lande die Industrie den höchsten Standpunkt erreicht haben muß, wo am meisten Eisen verarbeitet wird. Ja, ohne Eisen ist eine Industrie gar nicht mehr möglich.

Man kann sich leicht denken, daß, um jährlich gegen eine Million Tonnen Eisen anzuschmelzen, eine ungeheure Masse Brennmaterial erforderlich sei. Im Jahre 1850, als die Eisen-Production noch bei weitem nicht die jetzige Höhe erreicht hatte, wurden nach dem Census-Bericht in den Vereinigten Staaten zu diesem Zwecke 645,242 Tonnen Steinkohlen und 54 Millionen Bushel Holzkohlen verbraucht. Es ist erfreulich, daß man in neuerer Zeit Vorkehrungen getroffen hat, diese enormen Brennstoff-Verwüstung einigermaßen Schranken zu setzen, indem man jetzt häufig die von dem Hochofen abfallende und bisher unbenutzt verflogene Hitze zur Heizung der Dampfmaschine, welche das zum Eisenschmelzen erforderliche Gebläse treibt, und zur Erwärmung der durch das Gebläse eingetriebenen Luft benutzt. Man erspart dadurch einen großen Theil des Brennmaterials und kann nebenbei geringere Erze zu guten machen und schlechtere Kohlen benutzen, als sonst möglich war. Nur wenn die amerikanischen Hochofen-Besitzer auf diesem Wege fortfahren und fortwährend die neuesten praktischen Verbesserungen einführen, können sie die Konkurrenz des Auslandes, das so sehr durch billige Arbeitslöhne bevorzugt ist, aushalten und mit der Zeit das auswärtige Eisen, das jetzt noch in großen Massen eingeführt wird, gänzlich vom hiesigen Markte verdrängen. Wir haben, wie wir oben erwähnten, im Lande Erze genug, um jede Art Eisen, selbst die feinsten und besten, den russischen und schwedischen gleichkommenden Sorten selbst zu erzeugen, und es ist daher kein Grund vorhanden, warum wir fortwährend auch nur einen Theil unseres Bedarfs vom Auslande kaufen sollten.

Mannigfaltiges.

— Professor Lieber und die Knownothings. Unser gelehrter Landsmann, Dr. Franz Lieber, der seit mehr als dreißig Jahren in Amerika lebt und lehrt, hat in jüngster Zeit ebenfalls die Unpunst der Knownothings gegen Alles, was nicht auf amerikanischem Boden geboren ist, erfahren. Derselbe ist nämlich bei der im Dezember v. J. stattgehabten Neuwahl der leitenden Beamten des South-Carolina-College, bei welchem er als Professor angestellt ist, zum Präsidenten desselben vorgeschlagen gewesen. Die Knownothings setzten es jedoch durch, daß, statt seiner, ein viel jüngerer Professor, der erst seit zwei Jahren im Amte ist, von den Kuratoren gewählt wurde. Dr. Lieber fand sich dadurch veranlaßt, seine Entlassung zu fordern, muß jedoch statutenmäßig noch während des laufenden Jahres seine Professur versehen. Die Studirenden am genannten College haben nun kürzlich eine einstimmige Resolution gefaßt, worin sie den Professor in sehr ehrenvollen Ausdrücken auffordern, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen, weil, wie sie hinzufügen, er die „Hauptstütze der Anstalt“ sei. Die Kuratoren haben sich diesem Wunsche angeschlossen. Dies jetzt hat sich jedoch Herr Lieber noch nicht darüber ausgesprochen, ob er auf diese Wünsche einzugehen geneigt sei. Wahrscheinlich wird er wohl die Gelegenheit benutzen, wieder nach den nördlichen Staaten, wo er früher viele Jahre an der Harvard-University als Professor angestellt war, zurückzukehren, da er ohnehin in Süd-Karolina, wegen seiner Bekämpfung des Sklaventhums, viele persönliche Gegner hat.

— Briefverkehr in England und Amerika. Die reißenden Fortschritte, welche die Ausdehnung des Briefverkehrs in England gemacht, seitdem das Penny-Porto dort eingeführt ist, haben auch im vorigen Jahre keine Unterbrechung erfahren, obwohl der Krieg mit Rußland manche Handelsverbindung gestört und demnach auch die Korrespondenz mit den russischen Handelsplätzen sehr vermindert hatte. Im Jahre 1855 wurden 456 Millionen Briefe durch die Post versandt, während die Zahl derselben im Jahre 1854 nur 443 Millionen betragen hatte. In Nord-Amerika beträgt zwar das Briefporto durch die ganze Union nur einen halben Penny mehr, als in dem viel kleineren England (3 Cents = 1½ Pence = 1½ Sgr.); da dort jedoch noch — wie in Preußen und im übrigen Deutschland — die Einrichtung des Briefträger-Bestellgeldes besteht, das in manchen ländlichen Ortschaften mehr beträgt, als das Porto selbst, so hat der Briefverkehr in Amerika bisher noch lange nicht die Ausdehnung des englischen erhalten. Man hat berechnet, daß in den ländlichen Distrikten Englands, in welchen nur kleine Städte liegen, jährlich eine Million Briefe auf 73,000 Einwohner kömmt, während man in Amerika dieselbe Anzahl Briefe auf 300,000 Einwohner berechnet. Nur ausnahmsweise wird in England noch ein Briefträger-Bestellgeld von 1 Penny (5 Pfennige) erhoben, z. B. bei Stadtpostbriefen und in Orten, die in großer Entfernung vom Postamte liegen. Die Zahl der Orte, in welchen dort kein Bestellgeld mehr gezahlt wird, war im Jahre 1855 auf 1967 gewachsen und wird fortdauernd vermehrt. In London allein wurden im Jahre 1855 über 105 Millionen Briefe von der Post ausgegeben; New-York, mit einem Drittel der Londoner Bevölkerung, empfing im Jahre 1855 nur 4,091,650 Briefe, also etwa den achten Theil der Zahl, die es, nach Verhältniß der Bevölkerung Londons, hätte empfangen sollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 30 Sgr., welche das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 81), ferner von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 86. Berlin, Donnerstag den 17. Juli 1856.

China.

Etwas über den Roman der Chinesen.

Diejenige Gattung der chinesischen Literatur, welche mit unseren Romanen verglichen werden kann, läßt sich in drei Hauptklassen bringen. Es giebt historisch-heroische Romane, bürgerliche oder Familien-Romane und phantastische. Denen von letztgenannter Art sind auch Elemente der übrigen in stärkerer oder schwächerer Dosis beigemengt, wogegen das Heroische und Phantastische von dem Familien-Romane ganz ausgeschlossen zu sein pflegt.

Die Entwickelung des chinesischen Romans war eine echt naturgemäße und mußte es auch sein, da man in China auf diesem, wie auf anderen Gebieten der schaffenden Geistestrieb niemals ausländische Vorbilder gekannt hat. Die ältesten Versuche gehören der historischen Gattung an, d. h. sie sind bloße Ausmalung oder Ausputzung alter Begebenheiten. Man wagte anfänglich nur, solchen Dingen Farbe zu geben, die man schon gezeichnet vorfand; die von amtlichen oder nichtamtlichen Chronikenschreibern dürr und farblos, aber scharf genug umrissenen Gestalten erhielten durch den blühenden Styl (respektive Pinsel) eines ästhetischen Ueberarbeiters Schminke und Beleibtheit. Es giebt eine große Zahl solcher Ueberpinselungen der Ereignisse sehr verschiedener Zeiträume; doch haben die meisten das gesetzte männliche Alter nie sehr erbaut, da dieses einen herben Wein dem süßen oder süßlichen vorzuziehen pflegt. Allmählich versuchte man auch Einflechtung erfundener Ereignisse, wie sie in der betreffenden Periode hätten vorkommen können; doch geschah dies fast immer in sehr wirthlicher Weise.

Ein Roman, dessen Verfasser von den überlieferten Begebenheiten fast gänzlich sich emanzipirt und nur Sittengemälde aus einem entfernteren Zeitalter liefern will, ist das kolossale Shui-hu-tschuan mit mehr denn hundert Hauptpersonen und hundertvierzig verschiedenen Verwicklungen. Zuerst erschienen im vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, malt es die Zustände China's im elften Jahrhundert, als Seuchen, Hunger und Räuberei — die Folgen der Auflösung aller politischen Bande — in gräflichem Vereine wütheten. Der Verfasser gehört übrigens nicht zu den Misanthropen oder Pessimisten; seine Schilderungen verrathen ein heiteres Gemüth, und die ihm eigene Redseligkeit erhält hin und wieder durch Anflüge wahren Humors etwas recht Erquickliches.

Die Ausbildung des Familien-Romans hat ohne Zweifel viel Zeit erfordert; für uns aber steht er mit einemmale fertig da, und seine Anfänge, wie sein Fortgang, liegen im Dunkeln. In dieser Gattung nun ist der Zeichner mit dem Farbengeber stets identisch; er borgt keine seiner Gestalten vom Chronikenschreiber, sondern arbeitet selbstständig nach Modellen, die vor seinen Augen wandeln, und deren Schönheiten und Gebrechen er treu wiedergiebt. Der Familien-Roman ist frei von Ueberladung, und schwülstige Ausdrücke werden nur gebraucht, sofern die höhere Umgangssprache der Chinesen sie schon geheiligt hat.

Was endlich den phantastischen Roman betrifft, so scheint dieser ein Erzeugniß ästhetischer Ueberfättigung zu sein. Abgestumpft gegen das Buntwirken historischer Stoffe, wie gegen die Hausmannskost der Familien-Scenen, blieb gewissen schaffenden Geistern und ihrem Publikum keine andere Zuflucht, als bei dieser dritten Gattung, die eine Geister- oder Feenwelt mit Menschen verkehren und mannigfaltig auf den Sterblichen einwirken läßt. Einige der bekannt gewordenen chinesischen Schöpfungen phantastischer Art erinnern ziemlich lebhaft an E. T. A. Hoffmann's Phantasie- und Nachtstücke.

Kehren wir zum Familien-Roman zurück. Es giebt deren vom verschiedensten Umfang; auch sind sie, gleich den historischen Romanen, häufig mit Holzschnitten geziert, welche besonders merkwürdige Scenen darstellen. Einer der anziehendsten ist das Jü-kiao-li eines gewissen Li Ngan, der sich auf dem Titel einen amtlosen oder unbeschäftigten Menschen (sien jin) nennt. Wann dieser schöne Geist gelebt, ist nicht näher angegeben; die Kinder seiner Phantasie spielen aber in der ersten Hälfte unseres zuzehnten Jahrhunderts ihre Rolle.

Die männliche Hauptperson im Jü-kiao-li ist ein junger Graduirter ohne Aeltern und ohne Vermögen, der sich vor dem großen Haufen seiner Standes- und Altersgenossen durch zwei Untugenden auszeichnet: erstens besitzt er keine Demuth genug höher und hoch gestellte Personen als solche; zweitens kann er es nicht über sich gewinnen, die Katze im Sack zu kaufen, d. h. er will diejenige erst sehen, der er Hand und Herz schenken soll. Beide Eigenheiten stoßen dem echten Chinesenthum gar schmerzlich vor die Stirn, und aus ihnen entspinnt sich unser Roman, wie die Iliade aus dem Zorn des Achilleus. Herr Su Jen-pe kömmt nach harten Prüfungen endlich in den Besitz der schönen und hochbegabten Pe Hung-jü, die er ob seiner Eigenheiten verschmäht hatte. Der Dichter will aber seinen Liebling für die ausgestandenen Seelenleiden doppelt belohnen, und so wird Su Jen-pe gleichzeitiger Gemahl zweier weiblichen Wesen von seltener Schönheit und geistiger Begabung. In dieser Verkuppelung seines Helden mit zwei gleichberechtigten Frauen erlaubt sich der Erzähler eine Freiheit, die das chinesische Gesetz keineswegs gestattet, die man aber einem „amtlosen“, also über bureaukratische Bedenken erhabenen Manne zu Gute halten mag.

Die Handlung des Romans schreitet, um etwanige Ungeduld des Lesers unbekümmert, in behäbiger Ruhe vorwärts und nimmt öfter dialogische Form an. In ihrem Verlaufe gebiert sie viele gut in einander greifende kleine oder Nebenhandlungen; zugleich aber bereiten sich so viele Ueberraschungen vor, daß unsere Theilnahme an der Lösung der Nebenknoten wie des Hauptknotens nie schwächer wird, ja, in beständigem Steigen ist. Einen wichtigen Hebel bildet überall die Heiratscheri. Schöne Verse, die ein junges Fräulein für ihren (bewebten) Vater drechselt, bereiten ihm und ihr selbst mittelbar viel Herzeleid; andere schöne Verse des Herrn Su Jen-pe (die er gleichfam aus dem Aermel schütteln kann) erwerben ihm die Gunst des ehrsamen hohen Beamten, der ihm seine Nichte zur Ehe anbieten läßt, und erbärmliche Verse, die einige verstellte Freunde dem jungen Manne unterschieben, während sie ihm zierliche Ergüsse seines Pinsels abschwindeln, haben großen Antheil daran, daß sein gehofftes Glück, als er es endlich zu haschen vermeint, eine Zeitlang wieder in die Ferne rückt.

Ehe noch sein heißes Bemühen um den verscherzten Gegenstand allererster Neigung gekrönt ist, macht unser Su Jen-pe wahrhaft romantische Bekanntschaft mit einer vater- und geschwisterlosen Base der Hung-jü, und zwar ohne ihr Geschlecht zu ahnen. Die schöne Lu Mung-li stellt sich ihm — von Zeit und Ort begünstigt — in männlicher Kleidung als einen Jüngling vor, der seine Bekanntschaft sucht und ihm die Hand einer vorgeblichen Zwillingsschwester anbietet, deren Antlitz dem seinigen (d. h. dem des Bruders) täuschend ähnlich sein soll. Bestochen von der äußeren und inneren Liebenswürdigkeit des neu erworbenen jungen Freundes, will Su Jen-pe sich diesmal die Katze im Sack gefallen lassen und schlägt ein. Erst als er mit Lu Mung-li und Pe Hung-jü die Doppel-Hochzeit gefeiert und bei Ersterer sich erkundigt, wo ihr lieber Bruder geblieben, erfährt er zu seinem sprachlosen Erstaunen die Wahrheit. Diese ganze Episode ist mit vielem Geschick bearbeitet, aber der Dichter hat unser Beachtung gelassen, daß Su Jen-pe's liebende Ungeduld, sein glühendes Sehnen nach Hung-jü, durch die plötzliche gewisse Aussicht, ihre nicht minder reizende und geistvolle Base zu bekommen, stark gedämpft werden muß, daß also für seinen Leser die Katastrophe, soweit Hung-jü daran betheiligt ist, kaum noch Interesse haben kann.

Ueber jedem Kapitel stehen Verse mit Betrachtungen, die eine gewisse Beziehung zum Inhalt haben, und ähnliche verstflirte Betrachtungen bilden gleichfam den Nachhall der einzelnen Kapitel. Der chinesische Romanschreiber ist also auch auf die von uns sogenannten Mottos selbstständig gekommen, nur schmiedet er sie allem Anscheine nach selbst, statt sie von anderen Dichtern zu erborgen. Wie endlich am Schluß der alten Ritter-Romane und ihres unvergleichlichen Grobdenkmals, des Don Quijote, den Hauptpersonen poetische Nach-

Digitized by Google

ruse gewidmet sind, so entläßt auch das Jü-kiao-li den alten Schwiegervater, den jungen Eidam und die beiden Schönen mit je einem rühmenden Verse.

Warum haben wir hier den Inhalt eines Buches besprochen, das seit ungefähr dreißig Jahren in französischer und deutscher Sprache unserem Publikum zugänglich ist? Antwort: einmal, weil es so wenig gelesen wird, als ob seine Zugänglichkeit aufs Aeußerste erschwert wäre; zum anderen Male aber, weil Niemanden verwehrt sein kann, etwas schon öfter Beurtheiltes einer neuen Beurtheilung zu unterwerfen oder wenigstens den entschlafenen Sinn dafür wieder einmal zu wecken. Sch.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Siebenter Monats-Bericht. 1856.

(Fortsetzung.)

Aller Vokal- und Instrumental-Lärm Londons besteht die ganze Woche hindurch Tag und Nacht aus tausend Höllen voller Mißtontenteufel. Dabei mußten sie für ein Bischen ordentliche Musik an Sonntagen ärger kämpfen, als jemals der ärgste Urwähler Deutschlands um ein Bischen Stimme alle fünf bis sechs Jahre einmal. Und dabei hat man Nichts erkämpft als ein Bischen Musik in den Parks. An jedem anderen Orte ist ordentliche Musik immer noch verboten und nur das heisere Höllengeschrei der Ausrufer und das Gebrüll und Geboxe Betrunkener vor den Bier-, Gin- und Gottesthempeln an Sonntagen erlaubt, wie an Wochentagen inklusive aller Nächte. Wenn ein Nachbar riecht, daß Jemand in seiner Nähe Kaffee brennt, findet er polizeilichen Schutz für seine Nase gegen dieses gar nicht unangenehme Aroma; aber zehn verstimmte Leierkasten und funfzig versoffene Ausrufersstimmen, die auf einmal sein Trommelfell rühren, rühren weder ihn, noch die von Hause aus göttliche Macht, welche berufen ist und sich darauf beschränken sollte, zu *noûsen*, d. h. die Pflichten der Städte schützenden *Aéyrn Πολικὴ* zu erfüllen. Aber die Polizei verlengnet heutzutage nicht nur ihren göttlichen, sondern oft sogar auch ihren menschlichen Ursprung und ist namentlich in England ein reiner Lumpenkitel. Denn die Diebe und Falschmünzer, die geheimen Spiritus-Fabrikanten und Cigarrenschmuggler, auf deren Abfahndung sie sich größtentheils beschränkt, thun nicht so viel Schaden, als die blauen Geschöpfe Perl's kosten und Straßenpflaster abreiben. Sie gleichen beinahe einer ziemlich Muster-Feuerwehr, welche mehr kostet, als im schlimmsten Falle jemals bei großem Sturme ohne dieselbe abbrennen könnte.

Doch wohin gerathe ich! Ach, das Schweine-Ornament hat es mir angethan. Ich sah darin die große Geschmacklosigkeit und ästhetische Verwahrlosung Englands. Nun dachte ich in meinem Aerger: Da sie keinen Geschmack haben, sich daran thnen wenigstens öffentlichen Anstand schützende Polizei auf den Hals schicken, wenn sie Orte und ganze Straßen verunreinigen. Aber ich weiß wohl, daß man den Teufel nicht mit Beelzebud austreiben kann, sondern höchstens mit Deutschen. Die Kultur-Mission der Deutschen für alle Welt ist ein Glaubensartikel in meinem Katechismus geworden. Ich sehe ihn überall in thatsächlicher Bestätigung. Dort mißt der deutsche Schneidergeselle dem gelben, rothen, schwarzen Wilden die ersten Hosen an, und hier, wie überall, diktirt und dirigirt er das Tempo aller Maße des Schönen. Die Musik, als die unmittelbarste Kunst, ist die erste und anerkannteste Kulturwaffe der Deutschen in der Welt. Alle Musik und aller Gesang in Amerika und England sind deutsch, wenn sie zu hören sind, ohne daß die Hunde heulen und die Musen fliehen. Die Engländer haben blos eine nationale Melodie, mit dem Refrain: „Pop goes the Weasel!", alles übrige ästhetisch Hörbare ist deutsch, italiänisch oder französisch. Die Konzerte in England bestanden schon längst in Aufführung deutscher Compositionen.*) Erst neuerdings lernen deutsche Künstler und Virtuosen mit offenem Visir als solche auftreten. Die beiden Konzerte von M. Nabich aus Weimar, dem Tenorposaunen-Orpheus, und den beiden Konzertmeistern Ganz aus Berlin waren ästhetische Ereignisse in London. Ihre Virtuosität ward bewundert; aber Wasser thut's freilich nicht. Die deutsche Kunst und Poesie thaten es in ihrer Einfachheit und Schönheit, Lieder, wie das „Waldvöglein" und Schubert-Goethe's „Erlkönig", deutsch gesungen und vorgetragen.

Es war ein unbeschreiblich großer und schöner, aus der edelsten Ingredienz des Gefühls kombinirter Genuß, als das schöne Lood des „Waldvöglein", von Madame Rudersdorff gesungen und von M. Nabich auf seiner Posaune so süß und zart und weich und schwellend und bis zu leisestem Hauchen schwindend begleitet, von einem größtentheils englischen, gedrängten, noblen Publikum athemlos eingesogen und dann mit mehr als sonst gewöhnlichem stürmischen Enthusiasmus noch einmal verlangt ward, und nur gerade diese durchaus deutsche Kunstschöpfung allein. Dieselbe Auszeichnung ward einzig und allein dem Schubert'schen „Erlkönig" von einem zahlreicheren, noch reicheren Publikum im Konzerte der Gebrüder Ganz zu Theil. Ich habe Thränen gesehen und selbst gefühlt, als die in unerklärlicher Genialität produzirende, noch immer jugendfeurige Garcia dies in alle Gassen und Winkel gedrungenen deutschen Töne mit einer Klarheit sang, daß jeder einzelne Konsonant mitklang und die geliebte deutsche Sprache nach vielen Jahren wieder zum ersten Male in ihrem vollsten Reichthum, in alter, weltdurchdringender Form und Klassizität unser Herz traf und eine dichte, in sang- und klanglose Sprache redende Zuhörerschaft in eine Begeisterung erhob, die ganz anders auf den Gesichtern aussah, als die Beifallsstürme beim Lampenschein im Theater. Hier war Tageslicht ohne Illusion — Matinées, wie beide Konzerte waren — hier war Ursache und Wirkung ohne alle Zuthat, Ursache ohne Virtuosität und Humbug, Wirkung ins Herz hinein und direkt wieder heraus.

Ich registrire nur diese Blüthenkronen beider Konzerte, ohne mich auf die übrigen Tonzauberein des Herrn Nabich, auf die meisterhafte Technik der Gebrüder Ganz, auf die übrigen deutschen Sänger und Sängerinnen, Formes, Reichardt, die beiden Rudersdorffe, Fräulein Baur u. s. w. einzulassen.

Wir haben noch mehr vor uns, z. B. den Krystall-Palast, den noch thatsich noch seiner Bestimmung und seinem wahren Charakter suchenden großen Hauptleyrer des Geschmacks und kosmopolitischer Kultur. Glänzte er doch heraus noch den Hampsteed-Höhen über ganz London und durch dessen ewigen Nebelschleier hindurch gute zwölf oder funfzehn englische Meilen her von seinem Hügel weit draußen im Süden. St. Pauls, die man auch überall sieht und welche neun Meilen näher stand, sah blaß und alt und traurig dagegen aus. Ah, wie glänzt und duftet die neue Religion der Menschheit aus diesem Krystall-Palaste nach allen Seiten ins Land hinein. Wie werden die Menschen darin so plötzlich anders und besser, als wären es gar keine Engländer mehr. Er ist schon, ganz gewiß genommen, ein radikaler Reformator Englands als Vergnügungs-Ort. Er ist die erste Stätte, wo sich alle Klassen und Kasten Englands zum ersten Male wirklich sehen und in Berührung bringen und neben und mit einander sich freuen, genießen, sprechen, sich belehren, sich als Menschen fühlen, bewegen und benehmen lernen. Die Königin und ihre Gäste und ihre Prinzen und Prinzessinnen und die Lordsdamen und die Gentry und die Arbeiterfamilien mit ihren Provianttörben — Alles findet sich dort zusammen und verlebt einen himmlischen Tag mit einander um die deutschen Musikanten herum, deren große Bärte und umgekrempelte Vatermörder, als wahre Heldenkühnheit der Tracht, angestaunt werden, zwischen Deutschen, Franzosen, Italiänern, Spaniern, Türken, Indiern u. s. w., unter denen sich immer Mehrere finden, die zuerst an verbotenen Orten Cigarren anzünden, so daß die Engländer nach und nach mit ihren Cigarrenstacken und sogar Pfeifen sich hervorwagen und um Herzoginnen und Marquisen herumqualmen, als wären sie gewöhnliche Misses. Und wenn diese Auserwählten sich im Alhambra-Palaste auf die rothen Divans hinwerfen und hinaufsanzchen in die Poesie von Lichtern und Farben, die sich oben spielend wölben, müssen sie sich die Nachbarschaft eines ganz gewöhnlichen Sterblichen gefallen lassen, der vielleicht an dieser gewölbten Farben-Poesie mitgearbeitet hat und die Ungenanigkeiten oder Irrthümer in ihrer Unterhaltung unausgesordert berichtigt. Ich habe gesehen, daß sie es sich manchmal ganz gern gefallen lassen und zum ersten Male vielleicht einem gemeinen Arbeitergesichte ohne Demüthigung, ohne Herablassung (im Gegentheil) ins Auge sehen.

Ich wollte anfangs einen schönen Tag im Krystall-Palaste schildern, sehe aber ein, daß dies unmöglich ist, so daß ich mich auf die Hauptfestlichkeit, die zum ersten Male vollständig spielenden Wasserkünste, beschränke. Frühere Festlichkeiten mit himmelhoher Friedensgöttin und Militairmärschen vor der Königin vorbei — zu Ehren des Friedens mit Rußland, wollen wir mit Stillschweigen übergehen. Was geht den Krystall-Palast die fanle Politik an! Es waren einige von den Verirrungen, in welche die von der Größe und Fülle des Inhalts konfus gewordenen, auch vorher nicht sehr klaren Direktoren verfallen, um Spektakel zu machen, wie Barnum, um Publikum anzuziehen und Geld zu machen und mitten unter 11,788 himmelhoch jauchzenden Wasserstrahlen das Glas Wasser für einen Penny verkaufen zu lassen. Und dabei ist das Glas nie voll, so daß der Durstige, der sich nicht in doppelt verthenertem Bier betrinken

*) In der großen Ausstellung der Royal Polytechnic wird seit kurzem eine Reihefolge von vierzig prachtvollen diaramatischen Bildern nach dem bekanntlich in England sehr populären „Pilgrim's Progress" von Bunyan gezeigt, und diesem englischen Volksdichter wußte man keine schönere musikalische Begleitung als deutsche Gesangsstimmen zu geben. Dem englischen Texte sind Melodien von Mendelssohn, Spohr, Haydn und Händel angepaßt. D. R.

will, für einen Silbergroschen noch fünf Schluck trübes Wasser kaufen muß.

Ungefähr um fünf Uhr am historischen 18. Juni suchten wir aus dem Innern heraus und fabelhafte breite Treppen hinunter, vor Statuen und reizenden, ätherischen Kleidern und unter beispiellos langgefrorenen Sonnenschirmen, nach dem besten Platze für die Wasserkünste zu dringen. Die Königin sollte um halb sechs Uhr kommen, und Jeder weiß, daß sie allemal die auf die Minute pünktlich ist. Es war also ein Kunststück, mit Höflichkeit durch diese Masse von luftigen Kleidern, flatternden Sonnenschirmen und Locken und Stühle tragenden Herren — die nach Tausenden zählten, die Damen in einigen Zehntausenden — hindurchzukommen. Aber mit Höflichkeit und kaltblütig empfangenen und angeheilten Rippenstößen kömmt man überall durch die Welt, in England selbst durch die Polizei, die so ungeheuer höflich war, weil sie hier ihre Ueberflüssigkeit mehr als je fühlen mochte. Etwa funfzig Bluröcke mußten ein Spalier zwischen vielleicht funfzig- bis sechzigtausend Menschen halten, damit die Königin durchfahre. Vor halb sechs Uhr war dies nicht nöthig, so daß die Damen gar häufig die Kette sprengten, um zu sehen und gesehen zu werden. Ein „Don't!" oder „For heaven's sake, Ladies!" war Alles, was die Polizei dagegen einzuwenden fand. Eine weißmäntelige, kirschrothbesetzte, schwerlockige Schönheit mit schönen, naiven, großen, englischen Augen brach in fünf Minuten dreimal aus der Kette heraus. Der nächste Policeman stürzte jetzt entrüstet herbei — um sie zu arretiren! O, nein! Mit höflichem Vorwurf wandte er sich an die hinter ihr stehenden Herren und fragte verwundert: „Why don't you, gentlemen, keep her back!" Wie schön! Wie freiheitsschwer! Er versetzte das Polizeirecht in das Publikum selbst, von dem es stammt, und welches in England von Jedem, wenn es wirklich nöthig ist, ganz ohne Zwang und Absicht gegen die eigene Person und gegen Andere geübt wird, wie nirgends auf der Erde. Die Herren hatten die polizeiliche Pflicht gegen die Dame allerdings vergessen; aber es bedurfte blos dieser Erinnerung an ihre in diesem Falle äußerst angenehme Pflicht. Die hübsche, übermüthige Schönheit hatte eine so reizende, zarte Taille unter ihrem flatternden, weißen, kirschroth befickten Mäntelchen, daß es eine Spielerei war, sie zu halten, sobald sie neue Muthsprünge aus dem Spalier heraus versuchte. So standen und hielten sich bald alle die apfelgrünen, nelkenrothen und citronengelben Sommerkleider, die schillernden Seidenjäckchen, die tantalisirenden Rosa-Mäntelchen, die ätherisch weißen, die blauen und fiederfarbigen Hüte und die flatternden Pilze von Sonnenschirmen daraber in einer geschlossenen Doppelreihe unabsehbar lang auswärts und abwärts. Kein Herr stand in erster Reihe. Es lag zu viel Reiz darin, dieser Anthologie des schönen Geschlechts überall zu weichen, selbst in zweiter und dritter Reihe.

Fünf Minuten vor halb sechs Uhr. In der Ferne bläst das unvermeidliche „God save the Queen!" Das Musik-Corps der Artillerie weiter oben fällt ein, das Musik-Corps der Coldstreams noch weiter oben, das blaue, deutsche Corps des Krystall-Palastes dito. Ein Engländer vor mir zieht seine Uhr und flucht, daß sie fünf Minuten zu spät gehe, und stellt sie nach der Königin. Sie ist eben gekommen. Die Luft schmettert von Musik und Hurrahs. Es rauscht und zischt und speit und poltert und plätschert und schäumt und sprudelt und regnet regenbogenfarbig in den blauen Himmel und die weiße Sonne empor auf einmal überall in allen möglichen zerstiebenden und herabplätschernden Formen aus 11,788 Mündungen, aus zehn Meilen langen Röhren, aus einem fünfhundertsechzig Fuß tiefen artesischen Brunnen und zwei hohen Reservoir-Thürmen mit dreihundertzwanzig Pferdekraft, von denen jetzt kein einziges müßig ging, zum ersten Male aus allen 11,788 Mündungen. (Schluß folgt.)

Italien.

Figuren.

Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien, von Ferdinand Gregorovius.

III.

Was der Verfasser unter dem Titel: „Römische Figuren" und giebt, leitet er mit folgenden Worten ein:

„Diese maßvollen Blätter aus Rom werden so bunt aussehen, wie ein Karneval, und wollen eigentlich als ein Kaleidoskop betrachtet sein. Indeß werden wir versuchen, die wirre Figurenwelt durch einige systematische Ordnung im Zaume zu halten, und deshalb sollen todte und lebende Bilder, Puppen, mimische Tänze, Kinderpredigten, Volkstheater und andere ausgestellterte Herrlichkeiten in aufsteigender Linie vor uns spielen."

Die Todten-Kapelle an der Brücke Sisto, in welcher alle Ornamente und Decorationen an den Wänden und Decken aus Künstlichste aus Menschenknochen zusammengesetzt sind, veranlaßt den Verfasser zu folgender Reflexion:

„Es ist merkwürdig, wie künstlerische Form und ästhetisches Gefühl das natürlich Schauderhafte deinahe überwunden haben. Aber daß hier die Kunst solche That gethan, daß sie hier geradezu mit dem Tode gebuhlet hat und aus dem, was dem Lebendigen als das Grausigste erscheint, formenreiche Bildwerke und graziöse Arabesken schuf, ist doch erschreicklich Grauen erregend. Es scheint mir der höchste Gipfel religiös-fanatischer Selbstverleugnung zu sein und die bizarrste Phantastik vom Triumph über den Tod und seine Schrecken. — — Auch uns lebenden Menschen ist ein Blick in eine solche christlich-römische Todten-Kapelle lehrreich genug; es ist ein schaudernder Blick in das merkwürdige Wesen des Christenthums selbst."

Die Kinderpredigten veranlassen den Verfasser, zu bemerken, daß Madame Harriet Beecher-Stowe, welche die menschliche Natur in unserem obnehin schon frühelobten Jahrhundert so weit gesteigert hat, daß sie die fünfjährige Evangeline zu einer Methodisten-Predigerin gemacht, zu Rom in einer einzigen Stunde mindestens zwölf kleine Evangelinen sehen könnte, welche noch obenein sämmtliche Kirchenväter studirt haben.

In Betreff der Schilderungen, die uns von den Puppen-Theatern, von den Volks-Theatern, von den Prozessionen, von den mannigfaltigen kirchlichen und weltlichen Schaustellen, welche man auf Roms Straßen und Plätzen tagtäglich zu sehen bekömmt, von den Bällen, die den den Künstlern als Modelle dienenden Mädchen und Männern gegeben werden, müssen wir uns begnügen, die Versicherung zu geben, daß die plastische Phantasie des Verfassers in allen diesen auf das Menschenleben sich beziehenden Schilderungen sich nicht weniger glänzend bewährt, als in seinen die Herrlichkeiten der Natur so anschaulich und eindruckvoll wiedergebenden Gemälden. Nur noch eine Stelle wollen wir aus diesem Abschnitte herstehen. Nachdem der Verfasser uns den Eindruck der Statuen St. Paul und St. Peter geschildert und erzählt, daß zu diesen sich bald eine dritte Figur, die der Madonna Immaculata, gesellt haben wird, fährt er also fort:

„Es war am 8. Dezember 1854, als Rom sich plötzlich in Nicäa verwandelte. — Wo man ging und stand in diesen trümmerreichen Rom, wandelte man wie unter aufgestandenen Apostoln, Kirchenvätern, Heiligen und Päpsten. — Es war am 8. Dezember 1854, daß Pio Nono ein Dogma verkündete, jenes von der unbefleckten Marien-Empfängniß. Dies war der Abschluß der Reformen von Pio Nono. Ueber diesen Reformen von 1847 und über der Revolution, welche sie hervorriefen, wird nun jene Säule und jene Jungfrau aufsteigen, der Nachwelt zum Denkmal, wie schnell sich im Leben Alles wandelt.

„Die Madonna vom Spanischen Platz, vor dem Palaß der Propaganda Fide, wird sich bald zu jenen beiden Apostel-Figuren gesellen und ihnen viel zu klagen und zu berichten haben. Ist sie doch die jüngste Madonna und gleichsam eine Stiefschester der Revolution. Aber ich vergaß, ihre ältere Schwester steht bereits auf einer der herrlichsten Säulen Roms, fast drittehalb Jahrhunderte lang mit jenen Aposteln befreundet. Das ist die Madonna von Santa Maria Maggiore. — Sie ist die Tochter der Restauration der katholischen Christenheit, aufgerichtet im Jahre 1614, eine stattliche Frau von Erz, die den dreißigjährigen Krieg gesehen hat. Wie wird sie sich wundern, wenn ihre jüngste Schwester einst vor ihr aufsteigen wird in einer so schutzflehenden Gestalt!"

Den Abschnitt: „Capri, eine Einsiedelei", leitet der Verfasser mit diesen Worten ein:

„Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festlande betrachtete, immer wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; oben auf aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dieses klassisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit und die düsteren Erinnerungen an jenen Kaiser Roms, welcher von der Welt, die ihm gehörte, nur diesen kleinen Fels als Eigenthum erwählte." In den Mittheilungen über die Geschichte Capri's die zur Zeit des Tiberius gekommen, sagt der Verfasser:

„Das kleine Eiland war eilf Jahr lang Rom und Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greiser geworden, wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte selbst nur ein düsterer Monolog des Mannes mit dem Medusenhaupt.

„Wenn ich nun hier auf den Ruinen der Villa des Zeus sitze und über den strahlenden Golf blicke, ist es mir, als wäre der rauchende Vesuv dort ein Tiberius der Natur, und ich glaube, oft saß hier Tiber in sich versunken, blickte zum Vesuv hinüber und weidete sich in diabolischer Gleichheit an seinem Ebenbilde, dem Dämon der Zerstörung. Ja, schaut man den Vulkan und wieder jenes elysische Kampanien zu seinen Füßen und dieses lichtausathmende, gastliche Meer, so scheint der einzelne Berg, welcher über all das selige Land schrecklich herrschend hinüberragt, ein Symbol der Menschengeschichte selbst und dieses ganze große Theater

Neapels das tiefsinnigste tragische Gedicht der Natur zu sein. So düster, tückisch und einsam, wie dort der Balkon über dem Paradies zu seinen Füßen, ragte einst der Eremit von Capri über der schönen Welt, die er beherrschte. Es kocht dem einen Mann die ungeheure Seele, und wenn sie von Vernichtungswuth überschwillt, speit er aus Todesurtel, Stiddrerverwüstung, Flucht und Exil und begräbt die Welt in tiefe Finsternis."

Den Eindruck, welchen die Natur des Eilandes im Allgemeinen macht, schildert der Verfasser mit folgenden schönen Worten:

„Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernste seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gefügt. Dies giebt Capri den Reiz des Schauerlichen für den, welcher für wilde und dunkle Scenen in der Natur und in der Geschichte empfänglich ist. Es liegt hier Fürchterliches und Lieblichen in einem seltenen Kontrast. Das lachende grüne Thal stößt hart an schroffe Felswände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armuth und Frömmigkeit verschönt und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer sich aufdrängenden Vorstellung des Tiberius, des Menschen der absoluten Unnatur und der diabolischen Verruchtheit. Der Charakter des Widerspruchs und die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es hauptsächlich, was hier mein Erstaunen erregt. — Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Todten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün und den Schmuck der Blumengewinde, und so bildet sie alle Eigenheiten von Oede, Felsgetrümmer, Schroffheit, Einförmigkeit und Nacktheit im Kleinen und Engen zusammen und stellt ein bezauberndes Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form grazios bezwungen ist."

Ueberraschend und interessant ist das Bild, welches aus der Verfasser von der Persönlichkeit des Tiberius giebt:

„Seine im Vatikan stehende kolossale Figur stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist gestroolt und edel geformt, der Mund unendlich fein und schön; in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge Dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja, weibisch zu nennen. Dieses moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden. — Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekömmt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt den Tiberius der kolossale Kopf in Neapel und so seine Büste im Kapitol." „Dem Charakter des Tiberius würde man Unrecht thun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren pfiffige, nackte Böswichte, die ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Augustus. So fein, verhüllt, still heraulauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der unsaglich feine jesuitische Zug um den Mund. Die Grammatik und Logik des Diplomaten hat Tiberius allein erschaffen. Dieser Mann verspracb nicht, noch schwur er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war."

Die berühmte „blaue Grotte" wird vom Verfasser aufs Prächtigste geschildert und höchst geistreich zu einem Symbol der deutschen Romantik gemacht. „Ihre Muse ist eine Sirene. Sie wohnt in der blauen Grotte von Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie (die Romantike) haben alle ihren Herz bewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gesunden; sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume (der Poesie) alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem „Fischer": „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesch'n."

Unsere Leser werden zugeben, daß der Verfasser des Buches, aus dem wir ihnen hier so viel Schönes und Vortreffliches haben mittheilen können, ein Dichter in des Wortes edelstem Sinn, ein unübertrefflicher Dolmetscher des Schönen, des Großen, des Herrlichen in der Welt des Natur- und Menschenlebens, ein klassischer Literatur-Mann ist, der Allen, welche eine wahrhaft bildende, in gleichem Maße den Geist und das Herz erhebende und veredelnde Lektüre haben wollen, nicht genug empfohlen werden kann. Hr.

Mannigfaltiges.

— **Shakespeare's „Troilus und Cressida", nach Delius.** Eine neue Lieferung der bereits mehrfach von uns empfohlenen Ausgabe des englischen Textes von Shakespeare's Dramen, mit deutschen Anmerkungen und Erläuterungen von Dr. Nikolaus Delius, bildet „Troilus und Cressida".*) In der Einleitung theilt der Herausgeber wieder mit, was über die Quellen Shakespeare's, sowie über die älteren Bearbeitungen desselben Stoffes, bekannt ist. Der Grundstoff zu dieser Tragikomödie, welche die Liebesgeschichte des Prinzen Troilus, einen Sohnes des Trojer-Königs Priamus, und der leichtsinnigen Trojanerin Cressida, einer Tochter des verrätherischen Kalchos, enthält, fand Shakespeare in Chaucer's Epos „Troilus und Creseide" das in fünf Büchern dieselbe mittelalterliche Sage und der Belagerungs-Geschichte Troja's behandelt. Die Darstellung der Kämpfe und Berathungen der Trojaner und der Griechen, sowie der dazu gehörenden Figuren, von denen sich bei Chaucer kaum eine Andeutung findet, entlehnte Shakespeare jedoch zweien andern englischen Bearbeitungen der trojanischen Sagen, einer in Versen von Lydgate, dessen „Troye Book" hauptsächlich auf die lateinische Geschichte Troja's von Guido von Colonna gegründet war, und einer prosaischen von Caxton, der seine „Recuyles or Destruction of Troy" aus dem Französischen des Raoul le Fèvre übersetzt hatte. Namentlich das letztere Werk hat auf unserem Dichter die meisten historischen Details zu den nicht das Liebespaar selbst betreffenden Theilen seines Dramas geliefert. Daß Shakespeare's „Hektor", „Agamemnon", „Achill" und „Ajax", wie seine übrigen Trojanischen Kriegshelden, wenig oder gar keine Aehnlichkeit mit denen Homer's haben, ist bei den Quellen, aus welchen er geschöpft, wohl nicht zu verwundern. Nur die Figur des „Thersites" scheint er aus Chapman's Uebersetzung des Homer geschöpft zu haben.

— **„Pariser Feuilleton".** Unter diesem Titel ging und die erste Nummer einer neuen, in Paris für die Redactionen deutscher Blätter gegründeten, lithographirten Wochen-Korrespondenz über französische Literatur, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben zu. Diesmal ist es ein Herr v. Löwenfeld, „Directeur du Bureau central pour l'Allemagne", der sich als Gerant des neuen Unternehmens bezeichnet, dem wir jedoch trotzdem, daß es bisher redigirt zu sein scheint und in der ersten Nummer auch besser geschrieben ist, als seine zahlreichen deutschen Vorgänger in Paris, keine längere Lebensdauer prophezeien möchten, als diese gehabt. Dergleichen lithographirte Korrespondenzen können, wenn sie politischen Zeitungen politisches Material zuführen, für Blätter dieser Art, die gewohnt sind, eines das andere abzubrucken, immerhin einen gewissen Werth haben, und selbst Zeitungen, die ihre eigenen, umfänglichen Korrespondenten in Paris, London und allen anderen Hauptstädten besitzen, brauchen es nicht zu verschmähen, sich jener Aushülfsmittel zu bedienen, die ihnen oft die Mühe ersparen, Uebersetzungen aus französischen oder englischen Blättern zu veranstalten. Ein Anderes ist es jedoch mit literarischen Journalen und selbst mit den literarischen Feuilletons der größeren politischen Zeitungen. Diese setzen eine Ihre darein, Original-Artikel oder doch mindestens eigene Bearbeitungen des fremden Materials zu bringen. Literarische Blätter erscheinen auch nicht täglich, wie politische, welche letztere das, was ihnen schriftlich aus Paris zugeschickt worden, oft schon nach sechsundvierzig oder achtundvierzig Stunden in gedruckter Form nach Paris zurückbringen. Wenn demnach beispielsweise die „Königliche Zeitung" und unser „Magazin" das deutsche „Pariser Feuilleton" benutzen, so würde die erstere einen so großen Vorsprung im Abdruck desselben haben, daß wir immer als hinkender Bote nachkämen und, bei allem theuren Honorar, das wir dem Pariser Herausgeber zahlten, wie ein Nachdruck der Kölnerin erscheinen würden.

— **Mrs. Fitzherbert.** In den jüngst veröffentlichten Memoiren der Mrs. Fitzherbert**) finden sich einige anziehende Details aus dem Leben dieser merkwürdigen Frau, die den Prinzen von Wales (Georg IV. von England) so zu fesseln wußte, daß er nicht anstand, durch eine heimliche Ehe mit ihr, der Katholikin, seine Rechte auf die Thronfolge aufs Spiel zu setzen. Daß eine solche Ehe wirklich stattgefunden, wird hier, den Behauptungen des verstorbenen Lord Holland in seinen „Memoirs of the Whig Party" entgegen, durch die übergenugendsten Beweise bestätigt, obgleich der Prinz sich in der Folge bestimmen ließ, seine Heirat zu verleugnen und eine zweite Verbindung mit der unglücklichen Karoline von Braunschweig einzugehen. Die Rücksichten, welche Mrs. Fitzherbert davon abhielten, ihre Ansprüche öffentlich geltend zu machen, wurden von der königlichen Familie vollkommen gewürdigt, mit der sie sowohl während ihres Verhältnisses zu dem Prinzen, als nach Auflösung desselben auf dem besten Fuße lebte, und die nicht aufhörte, sie mit Achtung und Wohlwollen zu behandeln.

*) Shakspeare's Werke. Zweiter Band. Drittes Stück. Elberfeld. Verlag von R. L. Friderichs, 1856.

**) Memoirs of Mrs. Fitzherbert. By Hon. Charles Langdale. London: Bentley. 1856. — Berlin, A. Asher & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Rthlr. 16 Sgr., halbjährlich 1 Rthlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche der Buch- und Zeitungs-Spediteur und in Berlin der Lieferant gesammelt wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Mittler u. Comm., Königstr. Nr. 19, und beim Expedition Bureau, Niederwallstr. Nr. 13), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 87. Berlin, Sonnabend den 19. Juli 1856.

Das Ausland und ein deutscher Diplomat des sechzehnten Jahrhunderts. *)

Dem deutschen Staatsmanne, Christoph von Carlowitz, welchem der nachstehende Artikel gewidmet ist, hat es weder in seiner Zeit an öffentlicher und allgemeiner Geltung, noch in der unsrigen an gebührender Anerkennung gefehlt. Nachdem sein Andenken bereits von Weise („Bruchstücke aus dem Leben des Christoph von Carlowitz", Freiberg, 1801) und Baumgarten-Crusius („De Geo. Fabricii vita et scriptis", und „Geo. Fabricii epistolae") aufgefrischt worden war, hat er endlich an einem Historiker, der selbst auch Staatsmann ist, dem Verfasser der Biographieen Albrecht's des Beherzten und seines Enkels Moritz, der Stammväter des sächsischen Königshauses (Leipzig, 1838 und 1841), Dr. Friedrich Albert von Langenn, einen seiner würdigen Biographen gefunden, und dieses biographische Denkmal ist keineswegs, wie es scheinen könnte, ein bloßer Verdienst um die sächsische Spezial-Geschichte. Carlowitz war nicht nur der Vertraute und Rathgeber seiner Landesfürsten Moritz und August, zumal des Ersteren, genoß auch schon vor ihnen das Vertrauen ihres Oheims, Georg's des Bärtigen, sondern drei Kaiser, Karl V.,**) Ferdinand I. und Maximilian II., ferner die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, sowie die Fürsten von Anhalt und Pommern, bezeugten ihm durch ausdrückliche Ernennung zu ihrem „Rath" ein gleiches Vertrauen und brauchpruchten seine staatsmännischen Einsichten und Dienste. Als solcher nahm er während einer Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an allen den hochwichtigen, kirchlichen und politischen Angelegenheiten Deutschlands in damaliger Zeit, jedoch Religion und Politik scharf aus einander haltend und, wie ein deutscher Mann es soll, den Blick immerdar auf das Allgemeine, auf das große deutsche Vaterland richtend, thätigsten, einsichtsvollen und einflußreichen Antheil

Allein kaum weniger, als in den Beziehungen der Reichsfürsten, namentlich seiner Landesherren, zum Reichs-Oberhaupte oder unter sich, wurde Carlowitz auch, und zwar schon in früher Jugend, zu Missionen an außerdeutsche Höfe oder bei Verhandlungen mit auswärtigen Diplomaten brauchbar erfunden und verwendet; er knüpfte und unterhielt außerdem, wenn nicht zahlreiche, doch bedeutsame Verbindungen im Auslande. Nur das hierauf Bezügliche, sofern es auch von historischem Interesse ist, wollen wir nachstehend aus der werthvollen Schrift ausheben und zusammenstellen, diesem Berichte jedoch das Bemerkenswertheste aus der Geschichte des Bildungsganges dieses frühreifen und „geschwinden Ingeniums", welcher die spätere Lebensstellung und Laufbahn Christoph's von Carlowitz am leichtesten begreiflich macht, voranschicken.

Carlowitz, geboren am 13. Dezember 1507, wuchs in einer Zeit auf, wo das humanistische Studium jedem anderen voranleuchtete, zu jedem anderen die Bahn brach. Die Koryphäen dieses Studiums waren damals bekanntlich Erasmus und Reuchlin. Ihres Geistes Strahl entzündete und durchglühte die edelsten Gemüther und verscheuchte die Barbarei des Mittelalters. Fröhlich war auch im deutschen Norden jenes Studium aufgeblüht. Die sächsischen Gelehrten-Schulen erfreuten sich eines Georg Fabricius und Johann Rivius; an der Universität Leipzig glänzten die Namen eines Konrad Celtes, Hermann von dem Busche, Kaspar Börner, des älteren Joachim Camerarius, des Mosellanus (Peter Schade), in Wittenberg Meister Philippus, Reuchlin's naher Verwandter. Noch vor Vollendung seines zwölften Altersjahres wurde Christoph von Carlowitz, nachdem er seine Vorstudien in Dresden gemacht hatte, zum Beziehen der Universität reif befunden (1519). Es war zu der Zeit, wo Luther und Eck die berühmte Disputation auf der Pleißenburg hielten. Er sah sich daselbst unter Zucht und Leitung des Humanisten Mosellanus gestellt, war auch nebst Julius Pflugk, nachmals Bischof zu Naumburg, vier Jahre lang dessen ausgezeichnetster und sein lebelang dankbarster Schüler. Indeß war daselbige Verhältniß, in welches Carlowitz aus Mosellanus' Schule übergang, das zu Erasmus nämlich, von noch weit entschiedenerem Einfluß auf seine nachherige Berufsbahn, obgleich er auch unter diesem neuen Führer Nichts lieber und Nichts eifriger getrieben zu haben scheint, als wiederum die humanistischen Studien, Latein voran, dann auch Griechisch.*) Zu Erasmus nach Basel führte ihn zunächst wohl der europäische Ruf desselben, welchem auch Mosellanus huldigte, dann insbesondere das hohe Ansehen, worin Erasmus bei dem Herzoge Georg stand, und welches dieser um den Flor der Leipziger Universität besorgte Fürst in zahlreichen Briefen an den gefeierten und, was ihn in seinen Augen nicht minder hochstellte, aller kirchlichen Neuerung abholden Gelehrten kund that. Innige Freundschaft knüpfte ihn auch an Erasmus, der in allen Briefen an den Herzog oder seinen Rath Pistoris die Talente, die Kenntnisse, den Eifer und Ernst, kurz, die Ungewöhnlichkeit des jungen Mannes pries und ihn zuletzt, wie gleichfalls in der Trauerrede hervorgehoben wird, gleich einem Sohne liebte. Von Basel wandte sich Carlowitz auf Erasmus' Empfehlung nach Dole in Burgund, um auf der dortigen hoch angesehenen juristischen Akademie mehr noch, als in Leipzig und Basel geschehen war, dem Rechtsstudium obzuliegen und nächstdem Französisch zu lernen, dessen gründliches Verständniß ihm in der Folge sehr zu Statten kam, da diese Sprache, neben Latein, schon damals anfing, sich vorzugsweise geltend zu machen. Dole war auch die Heimat oder doch der vieljährige Wohnort zweier Männer, mit welchen Carlowitz hereinst in sehr enge geschäftliche Verbindung, ja, oft vertrauliches Verhältniß treten sollte, der beiden Granvella, Nikolaus Perrenot und seines Sohnes Anton, nachmaligen Bischofs zu Arras.

Man begreift, wie in nicht zu langer Zeit ein so vor- und durchgebildeter Mann, als Carlowitz war, einem Moritz willkommen und förderlich sein mußte bei Einrichtung der Landesschulen Pforte, St. Afra und Grimma und bei reicherer Dotirung der Universität Leipzig. An letzterer befand er jetzt einen Freund, der es bis zum letzten Hauche seines Lebens blieb, den er nur um vier Jahre überlebte, Joachim Camerarius. Mit keinem seiner gelehrten Freunde unterhielt er in der Folge, oft mitten unter den Sorgen der Geschäfte oder seines nicht eben blühenden Haushaltes, einen lebhafteren Briefwechsel. Betraf derselbe auch oft genug die politischen und kirchlichen Angelegenheiten oder etwa ein Familien-Interesse, so bezweckte er doch gern auch wissenschaftlichen Austausch und alsdann, versteht sich, mit Vorliebe, über Gegenstände aus der alten Welt. Camerarius theilte z. B. mit Carlowitz die Ansicht, daß nicht Weniges aus den Verhältnissen des Alterthums seinem Wesen nach auf die Verhältnisse des sechzehnten Jahrhunderts anwendbar und bei den griechischen Rednern, bei Xenophon und besonders Thukydides, des Stoffes viel zu Paralleln dieser Art zu finden sei, und suchte diese Ansicht namentlich durch die Anspräche und Maximen des Thukydides zu begründen, welche er zu diesem Zweck zusammenstellte, in lateinisches Gewand einkleidete und seinem Freund zur Prüfung vorlegte, indem er diesem so eine der vielen Gelegenheiten darbot, seine ungemeine Einsicht und Gelehrsamkeit zu beweisen, welche übrigens auch Niemand fähiger, Niemand geneigter war rühmend anzuerkennen, als eben Camerarius.

Es war in dem durch die erste Belagerung Wiens und den Reichstag zu Speyer denkwürdigen Jahre 1529, als der erst einundzwanzigjährige Carlowitz seine erste diplomatische Mission erhielt. Sie betraf den berüchtigten Otto von Pack, den man in England ver-

*) Christoph von Carlowitz. Eine Dorstellung aus dem sechzehnten Jahrhundert, von Dr. Friedrich Albert von Langenn. Leipzig, Hirzhicht, 1854. — Ihr dem musterhaft sorgfältigen Register des Werkes sind etwa nur die beiden Königsnamen Siegmund I. und Siegmund II. August nicht gehörig aus einander gehalten. D. Ref.

**) Als dessen Rath nannte ihn Melanchthon irgend einmal τὸν Καρολον μαγιστρον, was Herr von Langenn „Karl's leitenden Gedanken" übersetzt.

*) In der Leichenrede, welche den so klassisch gebildeten und sprachenmächtigen Carlowitz nach langen Jahren der Pfarrer Trautner zu Gorlau in Böhmen hielt, sagt dieser, „vor allen Anderen sei Carlowitz ein ausbündiger Liebhaber gewesen und habe, wie ein anderer Cicero und Livius (seine Lieblings-Autoren), Phrases und Art, deßen zu Reden und Schreiben, gebraucht, deßen ihm hochgelehrte Leute, als Erasmus, Melanchthon und Camerarius und sonst viele mehr, Zeugniß gegeben und deßo öfter an ihn geschrieben."

borgen glaubte, und dessen Auslieferung er im Auftrage seines Herrn, des Herzogs Georg, bei Heinrich VIII. betreiben sollte. Der Hauptzweck der Sendung hatte nun zwar keinen Erfolg, aber in anderer Weise ist der noch vorhandene sorgfältige Bericht, den Carlowitz nachhause abstattete, von nicht geringem Interesse, indem er über die damaligen Vorgänge und Verhältnisse am englischen Hofe vieles Licht verbreitet; denn der König, bei welchem sich der junge Abgesandte mit seiner „memoriter" gehaltenen Audienzrede in Gunst setzte, hatte um jene Zeit sein Liebesverständniß mit Anna Boleyn angeknüpft und beabsichtigte, mit Wolsey's und Lincoln's Zustimmung, sich von der aragonischen Katharina zu trennen.

In demselben und dem folgenden Jahre, darauf ein zweites Mal 1535, sieht man Carlowitz mit einer Sendung an den polnischen Königshof betraut. Zwischen den Höfen zu Dresden und Krakau bestand ein verwandtschaftliches Verhältniß, denn des Jagellonen Siegmund I. Schwester Barbara war die Gemahlin des Herzogs Georg. Der Zweck der ersteren Sendung war ein doppelter. Zuvörderst galt es, die zunächst von den Osmanen bedrohten christlichen Mächte, also auch Polen, unter sich zu einigen und dann zwischen König Ferdinand und dem Gegenkönig Zapolya, dem Verbündeten Soliman's, eine Aussöhnung zu bewerkstelligen. Hierzu glaubte Georg, ein treuer Anhänger des Hauses Habsburg, in seinem Schwager Siegmund den geeignetsten Vermittler zu erkennen; denn des Königs erste Gemahlin war eine Schwester Zapolya's gewesen, und auch Siegmund mußte an Herstellung und Befestigung des Friedens im Osten um so mehr gelegen sein, als auf einer anderen Seite Rußland, nach Abschüttelung des Tatarenjoche, nachgerade anfing, für Polen ein immer bedenklicherer Nachbar zu werden. (Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Siebenter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Wohin nun sich wenden? Hier die Königin mit Familie und Gästen, dort überall stürmische, dithyrambische Wasserperlen-Poesie, die Lüfte durchrauschend und in farbigem Sprühregen und Nebeln die Sonne verdunkelnd, himmelhoch geradaus starrende, mannddicke Wasserfänlen, in den verschiedensten Formen unten durchkreuzt und sich zu Wasserdächern wölbend, lebendige Wasserzäune in Flechtungen und Kreuzungen, Kuckaden, ungeheure Wassertempel, rosig und blau und golden mit strömenden, gießenden Nereiden und fabelhaften, weißen Gebilden, mit einem auf einem Beine stehenden Merkur oben, als wolle er durchaus auf dieser Nässe herauf, im Perlenschmuck unten breiter nickende Blumen und triefende Blätter — wohin mit den Augen und der eigenen festlich gekleideten Person unter diesen eilstundenfach „wie mit Wollen gießenden" Wasserstrauben! Ah, das gab Scenen, wenn der Wind in diese gigantischen Wasserschleier hineingriff und sie plötzlich unverhofft unter eine tausendfache Gruppe von Damenblumen herabrieselte. O, die armen, gebauchten, gestärkten Damenhüte mit den zarten Blumen! Vergebens flehte die Polizei mit himmelan gefalteten Händen um Ordnung. Sauve qui peut — seinen Hut. Die kreischenden Damen stoben mit den Regenschauern um die Wette über alle Schranken, und die Regenschauer immer frisch über sie hin und schon voraus, so daß ihnen der regnende Thau in die Gesichter fuhr und manche prächtige Locke bis zum Kinn herab verlängerte. Die Rosen und Lilien auf den Hüten senkten ihre Häupterchen. Die Kartoffelstärke, welche bisher gehalten, war aufgelöst und hatte ihre Zauberkraft verloren. Vergebens wurden die langgefranzten Sonnenschirme, nicht größer, als Pilze, in allen Richtungen zum Pariren gebraucht: sie vermehrten mit ihren ringsum triefenden Franzen nur noch das allgemeine National-Unglück der Damen, das um so herzzerreißender war, als Alle darüber lachten und sie selbst mit, besonders wenn hier und da eine zarte Schönheit im feinsten, blumigsten Musselin ins nasse Gras fiel. Alles lachte, und zwar gehörig, und der Prinz von Wales vielleicht am meisten.

Als der königliche Zug durch die Menge fuhr, machte sich ohne alle polizeiliche Mitwirkung von selbst so viel Spalier, daß die Equipagen durch tausendstimmige „Hussahs" und geschwungene Hüte und Taschentücher vorderingen konnten. Königin und Prinz Albert nahmen mit dem jungen Prinzen von Preußen und dem Regenten von Baden die erste Equipage ein. In der zweiten saßen Prinz von Wales, die junge Braut, Prinzessin Alice und noch mehrere Prinzen und Prinzessinnen, deren Namen nur Personen von starkem Gedächtniß alle behalten können. Aber allen Respekt vor dieser zahlreichen Familie, die immer so militairisch und polizeiisch (die scharlachrothen Vorreiter waren blos Decoration) durch jauchzende Massen aller Stände und Klassen fährt und wandelt, in der Jeder sein höchstes wirkliches und auch imaginaires Glück, seinen Stolz, seine Souverainetät anschaut und hergötzt, die, so weit und hoch von der Menge abgesondert, doch immer sofort mitten unter ihr und in ihrem Herzen ist, sobald sie erscheint; alles Respekt vor diesen frei sich bildenden Spalieren von wehenden, weißen Taschentüchern statt grober Waffen und Uniformen, die in Paris das gefärbteste, verdächtigste Volk zurückhalten. Vielen war es mit einem Anblick der königlichen Familie nicht genug. Sie drängten rücksichtslos hinterher, um sie möglichenweise oben aufsteigen zu sehen. Dadurch kam man wieder Gelegenheit, Nasen unter sich zu sehen, bestreut mit Handschuhen für die rechte Hand, Brustnädeln von Hortblumen, Sonnenschirmstielen und losgewichten Haarlocken. Darüber ist sicherlich der größte Wasserdichter. Sein in mehr als elftausend Strophen wild sprudelndes, aquatisches Melodrame ist eine tiefe Schöpfung, aber man merkt die Absicht, namentlich des Durchnäßens, und wird verstimmt. Die dreihundertzwanzig Pferdekräfte werden so angestrengt, daß sie es jedesmal nur höchstens eine Stunde aushalten. Vorher und nachher sehen die Tempel und Seen und Bassins mit ihren tief hervorstehenden, rostigen Röhren nüchtern und öde aus. Die Wasserpoesie in Versailles ist nicht so großartig, aber schöner, schön zu jeder Zeit, auch wenn ihre Strophen nicht spielen. Die Formen, die Statuen, die Umgebungen ringsumher sind immer Bilder der Schönheit und Fülle. Die kolossalen Anstrengungen einer Stunde vor dem Krystall-Palaste lassen stets eine dreimdzwanzigstündige Oede mit Pfützen und Schmutzlachen zurück. Sie sind englisch, wie die Konzerte und Theater-Abende, welche von acht bis ein oder zwei Uhr dauern, nur daß Parton in einer Stunde Alles auf einmal giebt, so daß man selbst zu Pferde nicht Alles binnen dieser Zeit genießen kann. Die unteren Wasserkünste sind blos auf Kosten der oberen zu sehen, und umgekehrt. Das himmlische Schauspiel ist während der Stunde ein Höllenspektakel mit Sündfluth nach allen Richtungen, die der Wind nimmt. Warum nicht fünftausend oder nur drei- oder zweitausend Strahlen und Bogen und Kaskaden, aber mäßig in den Banden der Schönheit und dauernd während des Tages oder wenigstens des Nachmittages! Warum? Weil ein breiter, untersetzter Vollblut-Engländer Verfasser dieses Ungethüms von Wasserpoesie ist. Diese Art Leute suchen immer durch Masse, durch klobige Ueberfülle den Mangel an Formen- und Schönheitssinn zu ersetzen. Die englischen Kunstgenüsse sind alle der Art, selbst ihre Tafelfreuden, unter deren gebratenen Herkuleskeulen ein deutscher Tisch zusammenbrechen würde. Aber zu diesen Theater- und Tafelfreuden Englands nimmt man sich doch wenigstens Zeit, während Parton uns zumuthet, in einer Stunde, an „gewöhnlichen" Tagen in einer Viertelstunde, sein Monstrum von Wasserpoesie zu verschlingen.

Ueberhaupt verbreitet diese konfuselige aller Verwaltungen, diese Krystall-Palast-Compagnie, die jetzt mehr Aerger als Genuß. Sie weiß nicht, was anzufangen mit dieser Fülle, und irrlichterirt nun darin umher mit ihren angestellten Nepoten. Sie schwelgen in Einnahmen und sind immerwährend bankerott. Sie verwüsten Tausende für unsinnige Einfälle, die hernach aufgegeben werden, und suchen durch Verkauf von Wasser und erhöhte Preise für verschlechterte Erfrischungen, durch Barnum-Speculationen zu ersetzen, was sie verwüstet oder gar auf schlimmere Weise unter- und todgeschlagen haben. Es ist nur ein Trost dabei, daß selbst diese compagnirte Borniertheit und Konfusion den großen realisirten Gedanken dieser Schöpfung nicht todt machen, sondern höchstens unter den Hammer und in gebildetere Hände bringen mag.

Nachdem wir so lange im Freien zugebracht haben, ist uns die Luft zur Buch-Literatur vergangen. Wir wollen uns, um nicht gezwungen zum Schwarz auf Weiß überzugehen, zunächst an die halten, die uns bei diesem himmlischen Wetter im Freien läßt. Kein vollkräftigerer Naturgenuß, als in Kanada, insofern wir wenigstens noch vor dem jetzt ausgebrochenen Bürger- und Prinzipienkriege über dieses funfzigtausend englische Quadratmeilen umfassende, wellige, wiesige, waldige Prairieen-Land geführt werden, nämlich in Gesellschaft der Herren Boynton und Mason mit vielfachen, auch deutscher Begleitung aus Cincinnati, als Bevollmächtigten der Kansas-League von Cincinnati, zur Untersuchung des Bodens und Organisirung des Widerstandes gegen die hereinbrängenden Sklavenhalter des Südens. Ihre Reise („A Journey through Kansas". Cincinnati: Moore, Wilstach, Keys & Co.) enthält reizende Schilderungen der Höhen, Hügel und Thäler und breiten, blühenden Flußbetten, durch welche man ganz unten wirkliche Flüsse zwischen Wäldern, Eichhörnchen, Prairie-Hühnern u. s. w. hindurchlaufen, von Landschaftsbildern, welche nirgends in der Welt so schön, so rein natürlich und kultivirt zugleich aussehen sollen, von kegelförmigen Bergen und Höhenzügen, von „Squatterstädten" der Weißen und Wigwams, Sitten, Gebräuchen und wilden Kämpfen der spärlichen Pawnee-Indianer. Es ist ein Buch voll echten Prairieenduftes und Pioniergeistes und außerdem von speziellem Interesse, weil es uns über das Land erste authentische Auskunft giebt, das noch niemals durchforscht war und jetzt plötzlich als der eigentliche

Kern des Zankapfels zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten in die Geschichte tritt. Der Kongreß erhob dieses uneigenare Territorium zu einem Staate mit der staatsgrundgesetzlichen Bestimmung, daß er, je nach dem Willen der Majorität, Sklaven- oder Freistaat sein solle. Die Sklavenstaaten hatten diese Bestimmung durchgesetzt, obgleich das sogenannte „Missouri-Kompromiß" als Gesetz aller Vereinigten Staaten festgesetzt hatte, daß die Sklaverei nie über 36° 30' nördlicher Breite ausgedehnt werden solle. Ein Grundgesetz der Einheit ist schon verletzt und, wenn die Sklaverei in Kansas siegt, faktisch aufgehoben. Die Vertreter und Kämpfer der Freiheit strömten zu Tausenden in das Land, um den ebenfalls, aber in größerer Masse und mit reicheren Mitteln einströmenden Interessenten der Sklaverei die Majorität abzugewinnen, indem sie zugleich für sich ansiedelten, daß diese auch in der Majorität im Unrechte sein würden. Der angebrochene Bürger- und Prinzipienkrieg dehnt sich moralisch und auch schon materiell über den ganzen Staatenbund aus und läßt sich nicht mehr schlichten, nachdem es Pierce mißlungen ist, die drohende Gefahr in einen Krieg mit England nach außen abzulenken. Der Gouverneur Shannon in Kansas appellirt vergebens an seine Macht, die auf diesen wilden, hügeligen fünfzigtausend Quadratmeilen lächerlich ist, vergebens an das Recht der konstitutionellen Majorität, da die Verfechter der Freiheit das verletzte Gesetz des Missouri-Kompromisses für sich anführen. So werden wir wohl bald mehr von diesem neuen Lande hören, als was in dem erwähnten Buche steht. Gut ist es aber, das plötzlich historisch gewordene, bisher ganz unbekannte Territorium in seiner ursprünglichen Lage und Bodenbeschaffenheit daraus kennen zu lernen.

Von der fruchtbaren englischen Memoiren-Literatur habe ich Henry Cockburn's „Memorials of his Time" durchgeblättert. Lord Cockburn schrieb daran von 1821 bis 1830, also eingebend bei „nonum annum", und da er mit einer Menge universell berühmter Persönlichkeiten, namentlich schottischer Landsleute, verkehrte, finden wir nicht selten die interessantesten Details über Adam Smith, Black, Adam Ferguson und namentlich Walter Scott, den er so recht zuhause, im Schlafrock, d. h. in einer groben, weiten Kappe, mit einem groben Stocke und einem Lederkäpsel, zeichnet, wie er leibte und lebte, um fünf Uhr tüchtig aß und dann noch mehr Wein und Whisky-Toddy trank und Cigarren dazu rauchte. Die vielen berühmten Damen, die er anderem zeichnet, erscheinen uns langweilig. Sie gehören zu gewöhnlichem Klatsch, woran das Buch, wie die meisten englischen Memoiren, leider nicht arm ist.

Auch Romane habe ich gelesen, wie man eben Romane liest, z. B. „Ring und Schleier" („The Ring and the Veil"), von J. A. St. John, und „John Halifax, Gentleman", vom Verfasser der mir unbekannten „Headlong Hall". Ersterer weicht bemerkenswerth von der üblichen, englischen, prüden Roman-Anschauungsweise ab und nennt Dinge und Menschen, Laster und Tugenden ungenirt mit rechten Namen, aber einige Male geht er auch nach unserer nicht prüden Ansicht in Ausmalung breiter verschiedener Unmoralitäten zu weit. Dabei ist und bleibt sein Roman-, sein Schilderungstalent wundervoll, und wir müssen, moralisch entrüstet oder nicht, durch.

John Halifax, der Gentleman, erhebt sich ebenfalls aus dem Staube, wie der Held St. John's, aber ganz als Gentleman, hartnäckig nobel, unabhängig, geistesstark. Er zeichnet wirklich einen Mann im herrlichsten Kontraste zu dem Weisen, Zarten, Graziösen seiner weiblichen Bevölkerung, die er in guter Anzahl mit anbringt und durchführt. Beide Romane sind eben nicht gewöhnliches Leihbibliotheken-Futter. Ersterer entfaltet das populäre Talent St. John's in reicher Fülle, letzterer zeichnet und wieder einmal einen Mann und Frauen und Mädchen dazu, wie wir sie gern ehren und lieben.

Ich hatte mir vorgenommen, auch einige neueste Damen-Romane anzusehen; sie sind mir aber wieder abhanden gekommen und so entschwunden, daß ich mich weder der holden Verfasserinnen, noch ihrer wahrscheinlich auch alliterirenden Titel, wie „Diamonds and Dust", erinnern, so daß ich nicht einmal weiß, ob mit Diamanten oder geschliffene Glasperlen entschwunden sind. Fahret hin, ich habe noch solidere Waare vor mir.

Wir müssen uns doch in aller Kürze auch in der Wissenschaft umsehen und wenigstens einige betreffende Facta notiren. Die geographische Gesellschaft hat dem Dr. Kane und dem Dr. Barth ihre goldenen Ehren-Medaillen zuerkannt. Der beste englische Chemiker, der deutsche Dr. Hofmann, stellte in einer Vorlesung der Royal Institution zum ersten Male Ammonium im metallischen Zustande dar. Es sah wie Butter aus, war aber weicher und unhaltbarer gegen den Sauerstoff. Dieses interessante chemische Faktum ward noch durch eine geistreich durchgeführte Hypothese erhöht, daß alle Gase und atmosphärischen Bestandtheile Metalle seien, die nur wegen Mangels an gehörigen Kältegraden sich ihrer metallischen, festen Darstellbarkeit entzögen. Kohlensaures Gas sei noch mit größer Gewalt bei hundertfünfzig Grad Fahrenheit als solide Substanz darstellbar. Das gewöhnliche Gas, womit wir Straßen erleuchten, würde bei gehöriger Kälte wie Wachs knetbar sein, von Oel müßten Felsen gefrieren. Reiner Spiritus würde wie Glas erscheinen, und von leichtem Wasserstoffgas könnte man Messer und Scheeren machen. Dies Alles würde aber nur fünfundvierzig Meilen über der Erdoberfläche bei zweihundertfünfundzwanzig Grad Fahrenheit möglich sein. Die höchste Kälte, die Menschen bisher in der Natur getroffen, war in den arktischen Zirkeln, etwa sechzig Grad Fahrenheit.) Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß F. Pauls sein weißes Sonneulicht aus Wasser in chemischer Verbindung mit Naphta im Großen vermittelst eines Gasometers probirt und bewiesen hat, daß es durch Röhren in jede Entfernung geleitet werden kann, ohne von seiner Leuchtkraft zu verlieren. Die chemische Verbindung des Wasserstoffgases mit Naphta wurde von Faraday harnäckig bestritten, bis ihm die Sache jetzt unwiderleglich vorgelegt und demonstrirt ward. Zugleich ward berechnet und bewiesen, daß dieses neue Leucht- (und Heiz-) Material höchstens ein Viertel des jetzigen Gases zur Beleuchtung und mit Berechnung des dabei gewonnenen Neben-Produkts nicht nur nicht gar nichts koste, sondern auch noch einen direkten Gewinn abwerfe. Die Sache wird nun bald zu industrieller Ausführung reif sein, und werden demgemäß Schritte gethan.

Auf dem Observatorium zu Oxford entdeckte man den einundvierzigsten kleinen Planeten. Die Dingerchen werden immer gewöhnlicher, und ein Astronom meinte, es sei gar kein Kunststück mehr, ihre Zahl in drei bis vier Jahren auf hundert zu vermehren. Die geologische Vermessungs-Gesellschaft hat den zehnten Band ihrer „Memoiren", redigirt von dem kürzlich verstorbenen Edward Forbes, veröffentlicht, sehr wichtig für die Geologie durch Beschreibung und Zeichnung organischer Ueberreste aus geologischen Perioden mit geologischen Karten und Sectionen.

Auch gelehrte Kleinigkeiten werden gründlich deutsch kultivirt. So hat z. B. Mr. Jobbins in der archäologischen Gesellschaft eine bis hinter die Pyramiden Aegyptens und beinahe bis in die Wirthschaft Eva's zurückgehende Abhandlung über Löffel, ein Anderer über den Spinnrocken. In der asiatischen Gesellschaft arbeitet man mit vielen schweren Kosten an Veröffentlichung von Sir H. Rawlinson's assyrischen Alterthümern und freute sich über eine Wiegergaard'sche, in Shanghai gedruckte chinesische Bibel, sowie über die Vollendung des „Spicilegium Syriacum", von dem Geistlichen W. Curetou. Die syro-ägyptische Gesellschaft hörte einen Vortrag von Bonomi, Beweise, daß viele ägyptische Bilder und Skulpturen sich auf die biblischen „Raskin" beziehen. — In der Architektur-Sozietät wurde Crace's Erfindung, Holz und Holzschnitzwerke auch bei der größten Verrottung und Wurmstichigkeit herzustellen und zu erhalten, erplizirt. Mit einer Composition von Leinöl, Bleiglätte, Kampher, Räthel und Wachs werden ständig getränkt und angefüllt, nahmen die zerfressensten alten Holz-Ornamente aus Kirchen die volle Frische und Festigkeit neuen Holzes wieder an und wurden, vollständig ausgetrocknet, zugleich fester und sicher gegen neue Angriffe der Zeit und Holzwürmer. Er hat schon sehr viel alte Holzschnitzwerke auf diese Weise restaurirt. Zugleich ward der Gesellschaft mitgetheilt, daß Professor Semper aus Zürich, wohin er als Direktor des polytechnischen Instituts gerufen ward, nach London zurückzukehren und seine Stellung in Marlborough-House wieder einzunehmen gedenke, daß eine seiner besten architektonischen Schöpfungen, das Museum in Dresden, endlich vollendet und zugleich der farbigsten Orden, den er früher dafür bekam, zurückgefordert worden sei.

Auch in den englischen Kolonieen wagt sich die Wissenschaft hervor, sogar in Australien, wo die seit 1834 bestehende „Philosophical Society of Victoria" (Melbourne) den ersten Band ihrer „Transactions" (zugleich das erste wissenschaftliche Werk, das in Australien gedruckt ward) in einem hübschen Oktavbande veröffentlicht hat. „Philosophy" preißt bei den Engländern „Naturwissenschaft", und zwar ganz empirische, so daß sie sogar physikalische Instrumente, Hebel, Schrauben, Retorten u. s. w. philosophische Instrumente nennen. So findet man in den „Transactions" Abhandlungen über Pflanzen, Baumaterialien, Wasserleitung, Temperatur, Klima, Mondgezeit, Meteorologie, Chemie, Geologie — lauter Zweige englischer Philosophie, die man selbst gar nicht kennt und als Privilegium der Deutschen belächelt. Auch Van-Diemens-Land hat eine „Royal Society" mit veröffentlichten „Proceedings" z. B. über die Stürme um die Küsten der Insel und künstliche Lachzucht.

Die British Association macht schon große Vorbereitungen zu ihrer General-Versammlung in Cheltenham nächsten September, mit dem besonderen Bestreben, die Mondfrage zu entscheiden mit Bezug auf die Erd-Rotation, die immer langsamer werden soll, weil Ebbe und Fluth ihre Umdrehungskraft brechen. Während der Fluth pürfen sich auf der einen Halbkugel fünftausend englische Kubikmeilen mehr Wasser, als auf der anderen.

So haben wir unsere letzte Seite, wenigstens kursorisch, in anständiger, wenn auch manchmal etwas trockener Gesellschaft zugebracht.

Aber in diesen Kreisen findet man noch die wirklichen Gentlemen, nicht unter den auf der Oberfläche des Tages und in der hohen Politik figurirenden Namen. Diese sind verlogen und verdummt durch Times-Leitartikel und schnöde Taschenspieler-Kunststücke des Parlaments, der fashionablen Gesellschaft und des Humbug im „high life", das alle englischen Vormittage, von vier bis sechs Uhr, im Hyde-Park umherfährt und reitet und dabei so langweilig aussieht, daß man dankbar gegen die Vorsehung für den Mangel von Pferden und Equipagen und gepuderten Dienern den Platz verläßt und mit einem Stolze zu Fuße geht, um den uns die berittenen und bedienerten Klassen sichtlich beneiden.

Arabien.

Arabische Volkslieder, von Dr. Julius Altmann.

Herr Dr. Julius Altmann, der im vorigen Jahrgange unseres „Magazin" einige reiche Perlenschnüre aus dem poetischen Hausschatze des Orients und namentlich auch Proben von der unerschöpflichen Sprachwelsheit desselben vorgelegt, hat soeben eine „Sammlung arabischer Volkslieder", unter dem Titel „Wüstenharfe", für die Freunde der orientalischen Poesie herausgegeben.*) Durch Goethe und Rückert ist letztere in Deutschland so eingebürgert, daß Jedermann bei uns weiß, was er von einer solchen Blumenlese zu erwarten hat und gewiß auch wohl kein anderes westliches Volk — das englische nicht ausgenommen, obwohl dieses mit dem Orient in so naher, inniger Beziehung ist — die Poesie des Ostens so zu genuiren und in seine eigene, poetische Anschauungsweise aufzunehmen vermag, wie das deutsche.

Rußland hat, wenn auch nicht so weitgreifende, doch nicht minder nahe Beziehungen zu Asien, wie England; die Einflüsse dieses Welttheils auf russisches Volksleben, russische Sitte und russische Poesie sind unverkennbar. Der Orient und das Slaventhum sind in Rußland so in einander aufgegangen, daß sie oft kaum mehr unterschieden werden können. In Rußland haben die Mönche des Mittelalters, die im europäischen Westen mit den handschriftlichen Ueberlieferungen Roms sich beschäftigten, ausschließlich dem Orient, und zwar nicht blos dem christlichen, ihre gelehrte Muße gewidmet. Daher finden sich auch in den alten russischen Klöstern, im Troizko-Monastyr (Kloster der heiligen Dreieinigkeit bei Moskau), im Jwersiei-Monastyr (auf dem Waldai-See), im Peschersloi-Monastyr (an der Wolga, bei Nizni Nowgorod) und in vielen anderen, von Herrn Altmann aufgesuchten Klöstern am Jlmen-See, in Twer und in Wladimir zahlreiche Sammlungen von Manuskripten des Orients, in denen oftmals neben den morgenländischen (arabischen, persischen, türkischen ꝛc.) Originalen altslavischer oder russischer Uebersetzungen zu lesen sind.

Herr Altmann hat in unserem „Magazin"*) bei Gelegenheit einer Besprechung der „goldenen Sprüche Fit Arare's des Habessiniers" und der „Weisheit des Orients", welche beide sehr reiche Sprachsammlungen im Troizkoi-Monastyr sich befinden, der orientalischen Schätze in den russischen Bibliotheken ausführlich gedacht. In dem vorliegenden Buche liefert er nun eine Blumenlese nach arabischen Dichtungen mehrerer Codices, sowohl des genannten Monastyr, als der übrigen von ihm besuchten Klöster. Die Benennung „Volkslieder" scheint uns freilich nicht ganz dem Begriffe entsprechend, den wir damit zu verbinden pflegen. Der Bearbeiter theilt seine Sammlung in zehn Bücher: 1) Lieder der Liebe; 2) Scherze; 3) Sprüche der feinen Sitte; 4) Gast- und Ehrenlieder; 5) Helden- und Schlachtgesänge; 6) Todtenklagen; 7) Spott-, Schmäh- und Rätzellieder; 8) Weiber-Schmähungen; 9) Naturbeschreibungen; 10) Reise- und Rastlieder. Wir theilen Nachstehendes als Probe aus Nr. 3 mit:

Eh' Sa'd Ben Mälik, der gebriefen ward der Weise,
Ankeat aus dieser Welt die große Himmelreise,
Sprach er: es neiget sich mein Tag, Ihr, meine Erben,
O Söhne, komm't herbei und lernet von mir sterben.
Ich hinterlasse nicht Euch Schätze zum Vermächtniß,
Dies letzte Wort doch leb' in Euch als mein Gedächtniß.
Er sprach: den Raveen deckt das Leben sich in Kreisen,
Ein Paradiesesphal, ein g'rader, ist's dem Weisen.
Das Sein hat seinen Werth drum, der das Ziel bestimmt;
Doch hehen Werth hat's dem, der es ein Geistein nennt.
Allah sei Dein Gebet am Abend und am Morgen,
Dank' ihm für Leid' und Lust, dank' ihm für Leid und Sorgen.
Trag' Deinen Kummer still, Dein Glück theil' mit den Leuten,
Laß Deiner Seele Gluth die ganze Welt erbeuten.
Der Ahnen rühm' Dich nicht, und nicht mit Reichthum prahle,
Hast beide Du, den Dank dem Herrn der Welt beziehe.
Der Armuth schäm' dich nicht, lern' Müh' und Noth erdulden,
Stiehlt Du, bezahlst Gott den Glaub'gern Deine Schulden.
Kein samt Du auf die Welt, arm trägt man Dich zu Grabe,
Wer zwischen Armuth wohnt, was ist denn dessen Habe?
Auf Tugend steh' Dein Sinn, sie darfst Du stets erwählen,
Und mäßigst Du sie selbst aus Allah's Händen stehlen.
Vertraue nicht der Welt, stütz' Dich auf eig'ne Kraft,
Sei wie ein Eisenpfeil an einem Eichenschaft.
Glaubst Du, ein Freund sei Dein, dann sei ihm treu wie Gold,
Doch seh' de nicht, daß er im Jammer Dir sei hold.
Je Mund'res Du verbreitst in diesem armen Leben,
Je mehr wird Dir vielleicht durch Schicksalsloh gegeben.
Durch Widerspruch reiz' nicht den zorn'gen Mann, o Kind,
Durch Sanftmuth heilt Du ihn von seinem Feld geschwind.
Nicht laß ed Deinen Groll das Morgenrecht sich heben,
Soll Gottes Segne dann auf einem Sumpfe schweben?
Vergieb mit Huld, o Kind, dem, der Dein Herz zerreißt,
Wie Allah gnädig selbst dem Satan sich erweist.
Hüll' ganz in Tugend Dich, wie in ein Kleid von Gold,
Doch bleib' auch dem, der nackt in Lastern gehet, hold.
Oft schrint auch wohl dem Blick zu fehlen nur das Kleid,
Indeß der Nachbar 's leidet am feine Schultern weit.
Der Schein betrügt das Herz, der Schein betrügt den Sinn,
Lern' ihn beherrschen, Sohn, und groß ist Dein Gewinn.
Erkenn' als wahr nicht an den Wahn, das Verurtheil;
Das Recht sei Deine Wehr, die Wahrheit sei Dein Heil.
Gerecht sei Jedermann und ihn' nach Deiner Pflicht.
Doch rüge nicht das Herz des Feind's, zerreiß' es nicht.
Die Tugend sei der Stab, daran Dir des Propheten
Himmlische Fahne weht, daß Jeden dauer beten.
Sie sei Dir nicht ein Pfeil, der in ein Herz sich taucht,
Daß schwarzer Dampf aufsteigt, als wenn ein Dryer raucht.
Sie sei, wenn Nichts mehr Dich, den freien Geist, erregt,
Der Engel, der Dein Herz vor Allah's Füße legt.
So sprach Ben Mälik, der gebriefen ward der Weise,
Eh' er von dieser Welt antrat die Himmelreise.
So sprach er, und noch mehr der Sprüch' hält er getrieben,
Doch plötzlich schwieg er still, sein Auge war gebrochen.

*) Die Wüstenharfe. Eine Sammlung arabischer Volkslieder. Nach in Rußland befindlichen, zum Theil slavischen, zum Theil lateinischen Codices zum erstenmale ins Deutsche übertragen von Dr. Julius Altmann. Leipzig, Falke und Rösler, 1856.

**) Nr. 5—7 und Nr. 109 und 112 vom Jahre 1855.

Mannigfaltiges.

— Pseudo-Shakespeare'sche Dramen. Dr. Nikolaus Delius, der Herausgeber des bei N. L. Frederich in Elberfeld erscheinenden „Shakespeare", giebt in demselben Verlage auch eine Reihefolge von pseudo-Shakespeare'schen Dramen im englischen Original heraus. Es sind davon bis jetzt erschienen: 1) „Edward III."; 2) „Arden of Feversham" und 3) „The Birth of Merlin". Tieck hat in seiner Vorschule Shakespeare's das deutsche Publikum mit diesen mehr oder weniger werthvollen, jedenfalls aber wegen ihrer Beziehungen zu Shakespeare interessanten Arbeiten bekannt gemacht. Das Drama, „Die Geburt Merlin's", welches in der zu London 1662 bei Kirkman erschienenen, einzig vorhandenen englischen Ausgabe als „written by William Shakespear and William Rowley" bezeichnet wird, ist von Tieck nach einem im British Museum befindlichen Kirkman'schen Exemplar übersetzt worden, und nach demselben Exemplar hat Delius seine neue Ausgabe veranstaltet. Schon Tieck wunderte sich, daß dieses Stück in England nicht längst wieder abgedruckt worden, und wie Herr Delius sagt, ist es auch bis auf den heutigen Tag noch nicht geschehen. Malone und Stevens beschuldigten den Buchhändler Kirkman zwar, daß er nicht immer mit kritischer, wahrheitliebender Strenge zu Werke gegangen und seiner Angabe, daß Shakespeare einen Antheil an der „Geburt Merlin's" habe, daher nicht zu trauen sei. Das Ganze ist jedoch ein so bunt verflochtenes, humoristisches und glücklich durchgeführtes Gedicht, daß es des großen Dichters und seiner Zeit nicht unwürdig ist und schon darum verdient hätte, von der „Shakespeare-Society", die doch so viel Mittelmäßiges hat drucken lassen, mehr als Anderes berücksichtigt zu werden. Es wäre keine geringe Genugthuung für den deutschen Herausgeber, wenn seine Edition der „Birth of Merlin" dieser auch in England zu größerer Verbreitung helfen möchte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage der Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 22½ Sgr., und vierteljährlich 1 Thlr. 11¼ Sgr., worauf das Blatt in Zwischenorten auf in Berlin sowie Post gefördert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Expedition: Kraussnick, Markgrafenstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 88. Berlin, Dienstag den 22. Juli 1856.

Ungarn.

Die Attila-Sage nach magyarischer Tradition.

(Nach Amédée Thierry.)

Welche Gestalt der geschichtliche Attila in den Sagen der lateinischen Völker, der Germanen und der Skandinavier gewonnen hat, ist in diesen Blättern (Jahrg. 1852, Nr. 154; Jahrg. 1853, 108—10) summarisch dargelegt worden. Welche nun weiter in den Chroniken und Legenden der Magyaren, die sich ja selbst der Abstammung von dem Hunnenvolke rühmen und König Etzel unter ihre Könige, Väter und Patrone zählen, wird die Aufgabe dieses Schluß-Kapitels sein. Wenn das ganze Mittelalter hindurch die gesammte europäische Welt bis nach Skandinavien voll war der Sagen von Attila und den Hunnen, wie hätte nicht in Hunnien selbst, dem Mittel- und Ausgangspunkte seiner Eroberungszüge, seiner Sterbe- und letzten Ruhestätte, mehr als irgendwo anders das Andenken Attila's fortleben, nicht zu einer reichen Saat von Mähren und Sagen fortwuchern sollen! zumal, da die jüngsten Besitzergreifer Hunniens, die Ungarn, von den Lateinern Hunnugaren, von den Griechen Unnugaren genannt, sich, wie eben gesagt, als Abkömmlinge des Hunnenvolks betrachteten. Hunnen waren sie auch wirklich, wenn man dem Zeugniß des Konstantinus Porphyrogenneta in seinen Auszügen aus dem Urkundenschatz der byzantinischen Archive Glauben beimessen darf: nämlich ein Gemisch agurischer und finnisch-hunnischer Stämme, das um das Jahr 650 an den Quellen des Jaik (Ural) erscheint und hier mit den Persern und dem Römerreich Pelzhandel treibt. Im neunten Jahrhundert kampirt ihre Hauptmasse zwischen Don und Dniepr unter Oberherrlichkeit der Chazaren, die zu dieser Zeit die Krim und alles Land vom Kaspischen Meere bis zum Onus inne hatten. Gegen das Jahr 888 stürzen sich die Pastinaken oder Petschenegen, aus dem Innern Asiens hervorbrechend, auf die Hunnugaren und drängen sie nach den Karpathen und der Donau hin. Als nun bald darauf ein innerer Krieg zwischen ihren Herren, den Chazaren oder Akahiren, ausbricht, welche, wie sie, hunnischer Abkunft, aber den Türken affiliirt waren, da wenden sich acht Stämme des besiegten Theils gleichfalls nach den Karpathen, vereinigen sich mit den Hunnugaren und bilden mit ihnen fortan ein einziges Volk. Unter diesen acht chazarischen Tribus wurde bald die herrschende, und welche den übrigen den Namen gab, die der Megers oder Moger, nach der heutigen ungarischen Orthographie: der Magyaren.*) Die Lateiner fuhren jedoch fort, die neuen Ankömmlinge „Hunnugaren" zu nennen. Unter ihrem Herzog Almus nahmen sie Siebenbürgen und anderes Hochland der Karpathen ein, unter seinem Sohne Arpad stiegen sie in die Ebenen Pannoniens herab. Dies geschah gegen Ausgang des neunten Jahrhunderts, als Arnulf, der Deutschen König, zu Bekämpfung des übermächtigen Slavenfürsten Zwentibold oder Swatopluk, der auf den Trümmern des Awarenreiches das großmährische errichtet hatte, mit den Hunnugaren einen Bund schloß und ihnen so die Pforten des Landes öffnete, welches sie als ihr väterlich Erbe beanspruchen zu dürfen meinten. Im Besitz des Landes zwischen Karpathen und Drau, fanden sie hier eine Bevölkerung vor, die ganz noch in der Erinnerung an Attila und die ersten Hunnen lebte: zuerst die Ueberreste der Awaren, welche Karl's des Großen Nachfolger gegen die wilden Slaven geschirmt hatten, sodann die Wlachen oder Rumänen. Darf man einer im eilften Jahrhundert in Ungarn verbreiteten Sage glauben, so waren die Magyaren bei ihrer Ankunft in Siebenbürgen ein Völkerin, das ihre Sprache redete und sich Abkömmling von Attila's Hunnen nannte, die Szekler, in der offiziellen Sprache der Lateiner Siculi genannt.

Nicht nur aber ihre Herkunft gefallen sich die Magyaren von den frühesten Hunnen herzuleiten, sondern führen auch ihre nationalen Sitten und Gebräuche auf sie zurück. So waren z. B. die Hunnen dem Gesange sehr geneigt; ihre jungen Mädchen empfingen Attila bei seiner Heimkehr an den Pforten mit Preishymnen, und bei Gastmählern wurden von Rhapsoden die Thaten der Altvordern im Gesang gepriesen. Ein Gleiches läßt sich auch von den Ungarn nachweisen. Arpad brachte, als er an der Donau erschien, ein Gefolge von Sängern mit sich. Bei den ältesten Magyaren war Jeder ein Poet, Jeder sang bald eigene, bald fremde Lieder zu einer Art Laute oder Guitarre, die kobza hieß. Nicht nur fremde Thaten besang man, sondern häufig auch sich selbst und seine Ahnen, und jedwede große Familie besaß ihre poetischen Hand-Annalen. Die Geschichte Ungarns ist reich an Belegen, die den Sinn der Magyaren für nationale Poesie und Geschichte in poetischem Gewand beurkunden. Es war dieser Geschmack unter den Herzogen und Königen der Dynastie Arpad allgemein. Nichts änderte in der Sache die Thronbesteigung des Hauses Anjou, und der größte dieses Hauses, Ludwig I., war, ungeachtet seines fremden Ursprungs, ein leidenschaftlicher Freund jener Nationalgesänge, die gleichsam die Seele seines Adoptiv-Vaterlandes waren. Johann Hunyadi, der Gründer einer einheimischen Dynastie im funfzehnten Jahrhundert, kannte keine andere Literatur, und Mathias Corvinus, so gelehrt er war und so großer Bewunderer der klassischen Autoren, hatte doch Nichts lieber, als die altmagyarischen Volkslieder; er setzte sich nie ohne eine Zahl Spielleute mit ihrer kobza zu Tische. Ihren Hauptgegner aber erhielt die magyarische Volkspoesie an dem Christenthum und der Kirche, der jene Sagen ein Gräuel sein mußten, die von Nichts als Heidengötzern, Wurfergießen, Raub- und Eroberungszügen erzählten, Nichts predigten als Fremdenhaß, Glaubenshaß und Grausamkeit, nichts Schöneres kannten, als ihre adjumas oder heiligen Feste, wo man sich betrunkte und Pferdefleisch schmauste. Daher regnete es kirchliche Anathemata auf die Verfasser und Sänger solcher Lieder, und mehrere Konzile bedrohten Alle, so dergleichen Lieder wiederholen oder anhören würden, mit dem Bann. Alles aber, Fluch und Drohung, war vergebend, man hätte die Nation unwandeln müssen, hätte man ihr ihre nationalen Lieder entreißen wollen. Konnte so die Kirche ihren Gegner nicht überwältigen, so suchte sie ihn wenigstens zu entwaffnen, zu lähmen, jene Traditionen, worin der kriegerische Geist der Nation einen Sporn für seine Thatkraft, der Adel eine Befriedigung seines Stolzes erblickte, sich so weit als möglich zu assimiliren. Mit Eifer legte sich der intelligenteste Theil der Nation auf die Studien, welche die Kirche den Nenbekehrten empfahl. Die geistlichen Kapitel, welche seit dem Jahre 1000 durch die Stiftungen und Dotationen der Könige aufkamen und unter Leitung eingeborener oder fremdher berufener Bischöfe standen, wurden wissenschaftliche Anstalten, worin nächst kanonischem Recht und biblischer Exegese auch die Denkmäler der klassischen Literatur Aufnahme fanden und zugleich im Namen der christlichen Kirche und Bildung ein frommer Krieg gegen die antichristlichen Ueberlieferungen des Magyarenthums eröffnet wurde. Dergleichen kirchliche Anstalten befanden sich zuerst in dem nachmaligen Gran und in Stuhlweissenburg, der neuen Hauptstadt des christlichen Ungarns, dann auch zu Bezprim, Fünfkirchen und Alt-Ofen. Hier erfuhren während des eilften bis dreizehnten Jahrhunderts die Sagen der Vorzeit eine bemerkenswerthe Umwandlung unter der Feder halbgelehrter, übrigens recht fromm gesinnter Leute, welche sie dem neuen Kultus anzupassen und mit ihm zu versöhnen beflissen waren. Da wurde das Volk der Hunnen an die Urgeschichte des Menschengeschlechts, wie diese im Alten Testament erzählt ist, geknüpft; aus Magog, dem Sohne Japhet's und König von Scythien, wurde der Stammvater der Moger gemacht; ohne große Mühe gelangte man durch eine Reihe Patriarchen bis auf Attila, Arpad's Vorfahren und Schutzpatron sowohl der Magyaren als der Hunnen, die sich von Magog's Söhnen, Hunnor und Mogor, abzweigten. Auch der Riese Nimrod, der Jäger, Kriegsmann und Eroberer, durfte in der Genealogie Attila's nicht fehlen.*) Das

*) Man hat in Nr. 114 des „Magazin" von 1855 gelesen, wie der Herausgeber einer neuen philologischen Zeitschrift, der Ungar Hunfalvy, von der Bedeutung des Wortes Ugur aufgehend, das Wort Magyar für einen Eigennamen erklärt, wonach es „Verbündete", Herrn Moger also die sieben Verbündeten bezeichnet.

*) Noch in allerjüngster Zeit — man traut seinen Augen kaum — der civilisirte Europäer Magyar, der Emigrant J. v. Szerdahy, in Th. I. seines in London erschienenen Buches „Asiatic Chiefs" in allem Ernst die Abstam-

Weitere wird zeigen, wie man Attila sogar mit dem Herrn Christus in Beziehungen brachte. In solcher Weise drängten sich die Sagen des Magyarenthums in die Geschichte ein und entstanden die ersten Chroniken des Ungarlandes, geschrieben in lateinischer Prosa, wie Alles, was aus jenen gelehrten Anstalten hervorging.

Die älteste jener Chroniken datirt aus der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts und führt gemeiniglich den Namen: „Chronik des *Notarius anonymus*". Ihr Verfasser war, wie er selbst sagt, Geheimschreiber des Königs Bela, wahrscheinlich des ersten dieses Namens (1061—63). Schon ihre Vorrede läßt über ihren Zweck keinen Zweifel aufkommen: es ist dem Verfasser darum zu thun, die poetischen Sagen seines Volkes christlich und wissenschaftlich oder gelehrt zu färben; aber es gelingt ihm dies nur halb, er vermag die heidnische Grundfarbe seiner Quellen nicht völlig zu verwischen, und der Name Attila's drängt sich jeden Augenblick zwischen die Feder des Anonymus. Hierauf folgt die Chronik des Bischofs Chartuicius, Verfassers einer Legende des heiligen Stephan, zwischen den Jahren 1095—1114 für König Koloman geschrieben und bekannt unter dem Namen „Chronica Hungarorum". In ihr ist nun schon der mysteriöse Faden gesponnen, der Attila an das zum Christenthum bekehrte Ungarn knüpft. Chartuicius, sehr alt, als er die Chronik auf königlichen Befehl verfaßte, entschuldigt sich wegen seiner Latinität damit, daß ihn Priscian, ein Bertranter seiner Jugend, seit langer Zeit im Stich gelassen habe. Folgt die Chronik des Simon Keza, die berühmteste von allen, die den ungarischen Chroniften vom Ende des dreizehnten bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zum Muster gedient hat. Keza nennt sich in einer ziemlich wunderlichen Widmung an den unüberwindlichsten und glorreichsten König Ladislaus III. (den Kumanen), auf dessen ausdrückliches Geheiß er seine Chronik gegen das Jahr 1282 abfaßte, dessen vielgetreuen Kaplan. Bemerkenswerth ist in ihr besonders die Polemik gegen die deutschen Stribenten, deren einer, der Historiograph Otto's I., die alte, von Jornandes vorgebrachte Meinung der Gothen, daß die Hunnen aus Vermischung der Alraunen mit den unsaubern Geistern der scythischen Einöden entsprossen wären, wieder aufgewärmt und auf die damals ebenso furchtbare, als gefürchtete Race der Magyaren angewendet hatte. Diese und ähnliche, noch stärkere Uebertreibungen deutscher Chroniften mußten wohl auch minder eifrige Christen, als der Chronist Keza war, erbittern. Er widerlegt sie also, und indem er die Worte St. Johannis: „Was vom Fleische kömmt, ist Fleisch, und was vom Geiste, Geist", seiner Apologie zum Grunde legt, zeigt er, daß die Magyaren, bestehend aus Fleisch und Knochen, nicht von Dämonen, sondern natürlicherweise nur von einem Mann und einer Frau abstammen können. Doch verwechselt er in seiner Verblendung den deutschen Autor, der im zehnten Jahrhundert lebte und Jornandes zum Gewährsmann hatte, mit des heiligen Augustinus Schüler Paulus Orosius, der unter Honorius schrieb. Das Verdienst hat Keza's Chronik, daß sie die sagenhafte Vorgeschichte Ungarns mit einer gewissen behaglichen Breite behandelt, wobei auch Attila und die Hunnen nicht zu kurz kommen. Sie wurde mit Bewunderung gelesen, und ein Kaplan Ludwig's I. brachte sie in leoninische Verse. Im vierzehnten Jahrhundert erschien eine Nachahmung derselben, die Ofener Chronik, so genannt, weil sich das Manuskript im funfzehnten Jahrhundert auf der dasigen Stadtbibliothek fand. Diese nimmt alle die Nationalsagen auf, welche Keza noch mit einiger Zurückhaltung, weil er sie nämlich nicht für geschichtlich begründet angeben wollte, angeführt hatte. So die Sage von dem Magyaren Leel, der anno 955 vor Augsburg von den Deutschen gefangen und vor Kaiser Konrad I. (das sollte aber Otto I. heißen) geführt, diesem die Hirnschale mit einer Schlachttrompete einschlug und darauf nebst seinem Waffenbruder Buchn zu Regensburg gehenkt wurde. Der letzte ungarische Chronist ist Thuroczi, der um 1470 unter Mathias Corvinus schrieb und in gleicher Bestissenheit den Fußstapfen seiner Vorgänger folgte.

Attila, der Ahnherr aller Hunnen und ihr Stolz, Arpad, der Gründer des Magyarenreiche, St. Stephan, sein erster Heiliger und erster König, der ihm die Weihe gab zu Christenthum und Gesittung, personifiziren die drei Epochen, welche die heroische Geschichte des Ungarnvolkes von einander scheiden. Ueber dieser epischen Trilogie schwebt Attila wie ein von der magyarischen Nation untrennbarer Schutzgeist. Arpad ist nicht blos sein leiblicher Abkömmling, sondern auch sein geistiger Sohn, Almos, der Vater Arpad's, eine Verkörperung Attila's. Wenn ein anderer seiner Enkel, St. Stephan, vom Papst die heilige Krone Ungarns empfängt, jenes Palladium des Magyarenreiches, so geschieht es in Kraft eines zwischen Attila und Jesus Christus vor den Thoren Roms zur Loskaufung der ewigen Stadt und der Apostelgräber abgeschlossenen Traktats. Betrachten wir also das National-Epos, nach seinen drei Haupt-Epochen und Haupt-Personen.

(Fortsetzung folgt.)

mung seiner Landsleute von Magor, einem Enkel Nimrod's, des gewaltigen Jägers vor dem Herrn.

Das Ausland und ein deutscher Diplomat des sechzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Dieser Theil der Mission führte zu keinem befriedigenden Ende, indem das Zustandekommen eines wirklichen Friedens, an dessen Statt nur ein kurzer Waffenstillstand beliebt wurde, theils an dem Abhängigkeits-Verhältniß Zapolya's von Soliman, theils an der zwischen dem Woiwoden und dem Palatinus Stephan Bathori herrschenden Erbitterung scheiterte. Besser gelang der zweite Theil der Sendung: ein Ehevertröstniß zwischen dem polnischen Kronprinzen Siegmund August und Elisabeth, der Tochter Ferdinand's von Oesterreich, zu bewirken. Hierbei war indeß nicht sowohl Christoph von Carlowitz, als vielmehr der rechtserfahrene Kanzler Simon Pistoris geschäftig, der sich aber bei dieser Veranlassung sehr ungehalten über das Wesen der Polen und ihre Sitte, den besten Theil der Zeit unter Tafelfreuden zu vergeuden, auslißt und z. B. nachsane schreibt: „Lange Banketts halten die Polen, sitzen über vier Stunden und trinken ihres Königs und anderer Herren Gesundheit, daß sie möchten darüber krank werden." Indessen war es wohl der Mühe werth, das Königshaus der Jagellonen sich enger zu verbinden und durch dasselbe ein stärkeres Gegengewicht gegen die Türken und ihren Anhang in Ungarn zu erlangen. Um dessenwillen wurde auch Carlowitz, fünf Jahre nach der früheren Mission, zu einer zweiten ersehen, die einen ganz ähnlichen Zweck hatte. Es handelte sich auch jetzt um eine Brautwerbung, und zwar für den neuen brandenburger Kurfürsten Joachim II., der seine Gemahlin Magdalene, Georg's des Bärtigen Tochter, verloren hatte und nun, auf vorzüglichen Betrieb seines Schwähers, um König Siegmund's Tochter Hedwig warb. Auch diese Heirat kam zu Stande.

Seine eigentlich staatsmännische Laufbahn begann indeß Carlowitz erst mit dem Regierungsantritt des Herzogs Moritz (1541), in dessen Vertrauen er in den Maße stieg und sich erhielt, als seine Tüchtigkeit sich in den schwierigsten und verwickeltsten Angelegenheiten als erfolgreiche Thätigkeit erprobte und über Alle hervorragte, als Moritz in Carlowitz nicht allein einen völlig ergebenen und zuverlässigen Diener, sondern mehr noch einen Mann erkannte, der in allem Wesentlichen mit seinen eigenen Regierungsmaximen sympathisirte, ihnen aus Herzensneigung und Ueberzeugung huldigte. Beider Grundsatz war, die Politik streng vom religiösen Bekenntniß zu trennen, und man weiß, zu welchen Folgerungen und Folgen er führte. Doch nein, ein unbedingter Lobredner und Vertreter der Politik seines Herrn war Carlowitz mitnichten. Carlowitz war ein deutsch gesinnter Mann, und darum mußte ihn alle wälsche Praktik anwidern, mußte er der französischen wie hispanischen Perfidie feind sein. Er hatte darum auch keinen Theil an den Verhandlungen zu Lochau und Friedewalde mit Heinrich II., noch an dem im Januar 1552 zu Chambord ratifizirten Vertrag. Im Gegentheil warnte er Moritz auf das freimüthigste vor jeder engeren Verbindung mit Frankreich, die seinem wie des Vaterlandes gemeinen Besten gefährlich werden müsse, vor Zulassung und Einmischung französischer Sendboten, wo es sich um rein deutsche Interessen handelte. Es mußte eben Moritz, durch Karl's V. bald zweideutiges, bald willkürliches Verfahren gekränkt, gedrängt, bis zum Aeußersten getrieben worden sein, um diesmal nicht auf seines vertrautesten Rathe Warnungsstimme zu hören, sondern ein Bündniß einzugehen, dessen Inkonvenienz er, belehrt durch die deutsche Geschichte der letzten funfzig Jahre, fühlen mußte und nur im Selbstgefühle eigener Staatsklugheit unschädlich zu machen hoffen durfte.

Elf volle Jahre dauerte das intime Verhältniß zwischen Herrn und Diener. Gleich zu Anfang deselben, im Jahre 1542, begleitete er Moritz in den Türkenkrieg nach Ungarn. Gar interessant ist das Tagebuch, welches er daselbst meist in lateinischer Sprache führte, die ihm auch „bei solchen Dingen" lieb war. Kurz, aber anziehend genug sind die Auszüge und Mittheilungen aus diesem Tagebuch, betreffend die Donaufahrt bis Gran, die Gefahren und Beschwerden der Landreise durch unwirthbares und unsicheres Land, die siebentägige Belagerung Peths, die Erfolglosigkeit des Feldzugs, worin der Kurfürst Joachim von Brandenburg den Oberbefehlshaberstab führte, ohne mit seiner Person den Schwierigkeiten der Lage, noch mit dem ihm untergebenen Heere „den gebüten und schnellen Schauren der Türken, die ein mächtiger und begeisternder Wille führte", gewachsen zu sein. Schon im Oktober 1542 kehrte Carlowitz, später der Herzog heim.

Carlowitz's Thätigkeit, Verdienst und Einfluß stieg mit jedem neuen Erweise seiner vorzüglichen Brauchbarkeit in den Verhandlungen mit dem Kaiser oder des Kaisers Bruder und ihren Räthen Granvella und Idaved. Im Jahre 1543 war es, als er den Titel eines kaiserlichen Raths erhielt. Zehn Jahre nachher ward ihm auch die Reichsritterwürde. Aufs höchste aber stieg seine Bedeutung gegen

die Zeit der Mühlberger Unglücksschlacht, welcher er im Gefolge seines Fürsten persönlich beiwohnte. Er war es, der Moritz's Depeschen an Herzog Alba und andere kaiserliche Befehlshaber entwarf und ausfertigte oder in eigenem Namen an König Ferdinand und andere hochgestellte Personen schrieb. Seine anerkannt praktische Tüchtigkeit, der Ruf ungemeiner Geistesbildung, die Unbescholtenheit seiner Sitten, aber in ebenso hohem Grade auch die Gerechtigkeit und Mäßigung, die er gegen Jedermann beobachtete, mußten ihm die Achtung selbst der höchstgestellten Personen verschaffen. Selbst Prälaten der katholischen Kirche hegten sie für ihn, wie vor Anderen der berühmte Kardinal-Bischof von Trient und Brixen, Christoph Freiherr von Madruzzi, der wiederholt und noch in Briefen and später Zeit zu erkennen gab, in welchem Ansehen Carlowitz bei ihm stand.

In ein nicht minder befreundetes Verhältniß trat er, ebenfalls seit dem Augsburger Reichstage von 1548, zu Johann Maria de Albertis, dem Geheimschreiber des Herzogs von Savoyen. Die Beziehung zu dem Letzteren wurde dadurch traulicher, weil man, ausgehend von dem Glauben, die Häuser Savoyen und Sachsen seien des nämlichen historischen Ursprungs und als Erkennungszeichen hiervon diene der Rautenkranz in ihren Wappen, eine Art Erb-Einigung oder Erb-Verbrüderung zwischen den zwei Fürstenhäusern ins Auge faßte, zu welchem Zwecke auch de Albertis einen historisch-politischen Nachweis des Nutzens einer Verbindung der beiden Häuser abfaßte und an Carlowitz sandte. Dieser Erb-Verbrüderungsplan tauchte später (1566) noch einmal unter Kurfürst August auf, ohne jedoch positive Folgen zu haben. Unter die Zahl der bedeutenden Ausländer, welche außer den genannten mit Carlowitz in nähere Verbindung kamen, gehören der politisch wie literarisch bedeutsame Biglius von Zuichem und, in etwas späterer Zeit, der merkwürdige Burgunder Hubert Languet, welchen nicht nur wissenschaftlicher Eifer, sondern auch religiöses Bekenntniß nach Sachsen geführt, hier mit Melanchthon und Camerarius, durch des Letzteren Vermittelung auch mit Carlowitz befreundet hatte, und der, von Kurfürst August bald erkannt und zu wichtigen Missionen ins Ausland berufen, in der Diplomatie jener Zeit eine nicht unansehnliche Rolle spielte. Nebenbei sei auch des damals sehr berühmten, von Carlowitz, wie zahlreiche Stellen seiner Biographie darthun, hochgehaltenen, sehr mit ihm befreundeten Kriegsmannes Lazarus Schwendi (starb 1584) gedacht.

Schon in den Abend seines Lebens fallen die Grumbach'schen Händel und die Gothaer Katastrophe. Carlowitz war Augenzeuge der letzteren, ja, er mußte sich zuletzt, auf Kaiser Maximilian's ausdrückliches Verlangen, das schmerzliche Geschäft aufgebürdet sehen, dem gefangenen Herzog Johann Friedrich zu lebenslänglicher Haft nach Wien das Geleite zu geben. Als Abgeordneter des Kaisers nahm er einige Jahre nachher an dem Friedenskongreß in Stettin Antheil, welcher dem Kriege zwischen Dänemark und Schweden im Jahre 1570 ein Ziel setzte. Wie viel Carlowitz auch am dänischen Hofe galt, beweißt der Umstand, daß Kurfürst August, der durch seine Gemahlin Anna mit der Krone Dänemark nahe verwandt war, von da aus auf's angelegentlichste ersucht wurde, bei dem Kaiser die Sendung dieses Staatsmannes zum Kongresse zu bevorworten. Nicht so schnell aber verzogen sich am westlichen Horizont des deutschen Vaterlandes die auch diesem Gefahr drohenden Gewitter, die Carlowitz's Blicke unausgesetzt auf sich zogen, sein Herz bekümmerten und seine staatsmännische Theilnahme in Anspruch nahmen. Es waren die grauenvollen Ereignisse, zuerst in den Niederlanden, dann in Frankreich. Auch an die Niederlande sah sich das sächsische Kurhaus, abgesehen von der Gemeinschaftlichkeit des kirchlichen Bekenntnisses, noch durch ein verwandtschaftliches Band geknüpft; denn Wilhelm von Oranien, die Seele dessen, was sich daselbst vorbereitete, war Gemahl der Richte August's, einer hinterlassenen Tochter seines Bruders Moritz.

Unserem Carlowitz war schon zu Karl's V. Zeiten alle spanische Praktik zuwider gewesen, wie viel mehr nicht unter einem Philipp II. und Alba. Nicht anders urtheilte man darüber am Wiener Hofe, und zumeist der edle Erzherzog Maximilian; man dachte sich daselbst Philipp völlig unter den Einflüssen des römischen Stuhls und war überzeugt, daß, wenn nur einmal die Niederlande wieder zu Paaren getrieben wären, auch den Deutschen die spanische Zornruthe und die Ausrottung der Luther'schen Ketzerei zugedacht sei. Ueber kein politisches Verhältniß damaliger Zeit äußert sich der sonst so diplomatisch gemäßigte Carlowitz mit größerer Freimüthigkeit und Entschiedenheit, als über die Vorgänge in den Niederlanden. Er räth daher auch zu Ergreifung von Maßregeln zu gemeinschaftlicher Bekämpfung des spanischen Uebergewichts daselbst; er schlägt vor, dem blutigen Herzog alle Pässe zu Wasser und zu Lande zu versperren, alles deutsche Kriegsvolk, das etwa in seinen Diensten, durch die Kreisobersten daraus abfordern zu lassen, mit dem Prinzen von Oranien gutes Vernehmen zu pflegen, ihn auch zu unterstützen, endlich alle protestantischen Mächte Europa's vom Belt bis Genf zur Unterstützung der Niederländischen dringend aufzumahnen. In Frankreich war die Flamme des Bürger- und Religionskrieges seit lange zum Ausbruch gekommen. Mit den Hugenotten stand es, trotz ihrer Führer Condé und Coligny, nicht sonderlich günstig, denn der neulicke Friede zu Longjumeau beruhte auf viel zu unsicherem Fundamente, wie sich auch bald erwies. Und der Pfalz, durch die Rheingrafen, auch vom Herzog Johann Wilhelm von Sachsen war ihnen bewaffneter Beistand, Zuzug und Reitervolk zugeführt worden, zu des Kaisers großem Verdruß, der dergleichen Zuzüge höchlich mißbilligte, aber ihnen doch nicht wehren konnte. Jetzt, wo augenblicklicher Friede, war von dieser zuchtlosen Soldateska, die für baares Geld Jedermann zu Gebote, nöthigenfalls auch auf Wegelagerung zu zehren bereit stand und nach keinem Bekenntniß fragte, nicht wenig zu befürchten; entweder folgte sie Herzog Alba's Aufgebot, unter seine Fahnen zu treten, was man im deutschen Reiche gewiß nicht wollte, oder sie kam und richtete auf deutschem Boden Unfug an. Wie dem aber auch war, Frankreich an sich erregte schon genug Besorgniß, mochte siegen da, wer wollte. Was von ihm zu gewärtigen, hatte nur erst neulich die Einbuße der Bisthümer Metz, Toul und Verdun gelehrt, die jetzt fürs Reich nicht wieder zu gewinnen schienen.

Dies also waren die Weltbändel oder Staatsinteressen, welche die Gedanken und Sorgen des Staatsmannes Carlowitz im letzten Jahrzehnt seines viel bewegten Lebens in Spannung erhielten und seine Diplomaten-Feder zu Berichten oder Rathschlägen in Bewegung setzten. Er erlebte die Gräuel der Hinrichtung Egmont's und Horne's zu Brüssel und die der Bartholomäusnacht (1568, 1572), nicht aber die Wiederkehr des Friedens an Deutschlands Westgränze. Zu Rothenhaun, am Fuße des böhmischen Erzgebirges, seinem Lieblingsaufenthalte, beschloß der viel verdiente Mann zu Anfang des Jahres 1578 nach eben vollendetem siebzigsten Lebensjahre seine irdische Lauf- und Ehrenbahn.

E. K—r.

Nord-Amerika.

Korrespondenz Henry Clay's.

Eine von dem Verfasser des „Lebens und der Zeiten Henry Clay's", Professor Colton, veröffentlichte Ausbeute aus dem Briefwechsel dieses Staatsmannes*) bietet auch für europäische Leser manches Interessante dar. Clay kam während seines langen Lebens mit Notabilitäten aus allen Himmelsgegenden in eine Berührung, und es finden sich unter seinen Korrespondenten, neben seinen berühmtesten amerikanischen Zeitgenossen, den Präsidenten Madison, Monroe, Adams, Van Buren, Harrison, Taylor, Fillmore, dem General Scott, Daniel Webster, Abbott Lawrence, James Buchanan ꝛc., auch Namen, wie Lafayette, Mackintosh, Lord Ashburton, Lord Morpeth (jetziger Graf von Carlisle), General Bertrand, Harriet Martineau und Franz Lieber.

In den Briefen, die sich auf die Verwicklungen mit England in den Jahren 1812 bis 1815 beziehen, sind viele Stellen, die zu pikanten Vergleichen mit der jüngsten Gegenwart dienen können. Clay war Bevollmächtigter der Vereinigten Staaten am Friedenskongreß zu Gothenburg, dessen kaum begonnene Arbeiten durch die Kunde von dem Sturze Napoleon's unterbrochen wurden. „Wir sind", schreibt sein Kollege Bayard aus London (am 20. April 1814), „in einem Augenblick angekommen, der für unsere Zwecke nicht sehr günstig ist. Die Alliirten hatten soeben Paris eingenommen, und der folgende Tag brachte die Nachricht von der förmlichen Abdankung Bonaparte's. Diese Neuigkeiten haben hier allen Menschen den Kopf verdreht, und sie denken nur daran, wie sie ihre Freude darüber kundgeben sollen. Es ist sehr zu fürchten, daß dieses große und unerwartete Ereigniß einen ungünstigen Einfluß auf die Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien haben werde. Man kann mit Grund annehmen, daß es die Ansichten des britischen Ministeriums bedeutend modifizirt hat. In der That würde die plötzliche Reduction ihrer maritimen und militairischen Streitkräfte ihnen manche Verlegenheiten bereiten, und der amerikanische Krieg giebt ihnen einen zu guten Vorwand, dies zu vermeiden. Die starke Vermehrung ihrer disponiblen Macht ist ein neues Motiv, den Krieg fortzusetzen. Sie werden auch wissen, daß die öffentliche Meinung in England im höchsten Grade gegen uns aufgeregt ist und sich entschieden für die Fortsetzung der Feindseligkeiten aussprich." In ähnlicher Weise schreibt Albert Gallatin, der dritte amerikanische Bevollmächtigte: „Die Wiederherstellung des Weltfriedens in Europa, von dem wir allein angeschlossen sind, hat eine vollständige Revolution in unseren Angelegenheiten hervorgebracht. Ein starkes, gut organisirtes Heer ist auf einmal seiner europäischen Beschäftigung ledig und bereit, sich in Verbindung mit einer ungeheuren Seemacht sofort gegen uns zu wenden. Wie schlecht wir darauf vorbereitet sind, und mit ihm zu messen, weiß Niemand besser, als Sie selbst, und vor Allem giebt unsere innere Zwietracht

*) The Private Correspondence of Henry Clay. Edited by Calvin Colton. New-York, A. S. Barnes & Co. 1855. — Berlin, A. Asher & Co.

und das feindselige Auftreten der östlichen Staaten zu der Befürchtung Raum, daß die Fortdauer des Krieges die Existenz der Vereinigten Staaten gefährden könnte. Man versichert mir, daß die (englischen) Minister, mit denen wir bis jetzt keinen direkten Verkehr gehabt, noch immer zu einem billigen Frieden geneigt zu sein vorgeben. Allein die Hoffnung, nicht auf Eroberungen, sondern auf die Trennung der Union, der bequeme Vorwand, den der amerikanische Krieg zur Unterhaltung großer Kriegs-Etablissements darbietet, und, mehr als Alles, die Macht des Volksgefühls — alles dieses vereinigt sich, das Kabinet zur Verzögerung des Friedens zu bewegen. Gewiß werden sie nicht zu Konzessionen geneigt sein und wahrscheinlich den Abbruch der Unterhandlungen nicht bedauern. Daß der Krieg in England volksthümlich ist, und daß der Nationalstolz, durch die letzten unerwarteten Erfolge angestachelt, nur mit dem, was man die Züchtigung Amerika's nennt, befriedigt werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Die Massen wissen hier nichts von amerikanischer Politik, als was ihnen durch die Zeitungen bekannt wird; sie ahnen nicht, daß wir irgend einen gerechten Grund zur Klage haben, und betrachten uns nur als die Angreifer und als die Verbündeten Bonaparte's. Diese Ansichten sollen die Minister zwar nicht theilen, aber es ist eine große Willenskraft ihrerseits vonnöthen, um gegen die öffentliche Meinung zu handeln, und wenn sie auch vollkommen ansrichtig sind, so müssen sie doch sich mit äußerster Vorsicht benehmen, da sie anderenfalls ihre Popularität aufs Spiel setzen. Nach den zuverlässigsten Nachrichten, die ich erhalten habe, ist Lord Castlereagh von allen Mitgliedern des Kabinets am freundschaftlichsten gegen uns gestimmt, und da er auf Frankreich kömmt und persönlich mit dem Kaiser Alexander verkehrt hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die von dem Kaiser an den Tag gelegten Wünsche zu Gunsten eines Friedens mit Amerika ihn in dieser Stimmung bestärkt haben."

Man sieht hieraus, daß Rußland schon damals eine Vermittler-Rolle zwischen England und den Vereinigten Staaten zu spielen suchte, und es ist hinlänglich bekannt, daß der Vertrag von Gent hauptsächlich durch die bons offices des Zaren zu Stande kam. Die Beziehungen zwischen der großen nordischen Macht und dem „jungen Riesen" des Westens erhielten von dieser Zeit an den intimen Charakter, der sich auch in unseren Tagen zur Verwunderung Aller bewährt hat, welche die Prinzipien, statt der Interessen, für die Grundlage politischer Bündnisse halten. „Seit der Niedermerfung Frankreichs", schreibt der amerikanische Staatssecretair Monroe an Clay unter dem 30. Oktober 1815, „hat Rußland den Vereinigten Staaten gegenüber den höchsten Grad von Wichtigkeit gewonnen. Als eine den Rechten der Neutralen freundlich gesinnte Großmacht, mit deren Besitzungen wir einen bedeutenden Handel treiben, nahm es schon vor dieser Zeit eine ausgezeichnete Stellung ein, allein sein Gewicht in der politischen Wagschale hat sich in Folge jenes Ereignisses ungemein vermehrt. Rußland bildet heute in der That das vornehmste Gegengewicht gegen die übermäßig angewachsene Macht England, und aus diesem Grunde, wie aus vielen anderen, liegt es ganz besonders im Interesse dieser Staaten, sich eines guten Einvernehmens mit dem Beherrscher jenes Reichs zu befleißigen."

Bei dergleichen Ansichten von Seiten der amerikanischen Staatsmänner ist es offenbar, daß das englische Ministerium während des Krieges mit Rußland Unrecht hatte, auf die Sympathieen des sogenannten „Brudervolkes" zu rechnen. Ein Rückblick auf die diplomatischen Antecedentien Amerika's, die der langjährigen Erfahrung Lord Palmerston's nicht fremd sein durften, hätte ihn vielleicht von einem Versuch abgehalten, der diese angeblichen Sympathieen auf eine gefährliche Probe stellen mußte und der auch wirklich einen Konflikt hervorzurufen drohte, dem die britische Regierung nur um den Preis einer empfindlichen Demüthigung hat ausweichen können.

Mannigfaltiges.

— Die *Rivista Veneta* über Berthold Auerbach. Als erstes Fragment einer trefflichen Arbeit über die „Geschichte des modernen Romanes in Deutschland" liefert Herr Dr. Reichetti in der Rivista Veneta vom 29. Juni einen Artikel: „Bertoldo Auerbach". Wir erkennen gern die vielseitige Kenntniß und das einsichtsvolle Urtheil an, die dieser italiänische Kritiker bei seiner Besprechung deutscher literarischer Zustände an den Tag legt, und theilen daraus Nachstehendes als Probe mit: „Bei den vielen Seltsamkeiten und Irrthümern, welche täglich vermittelst der schönen Literatur und besonders mit Hülfe des Romanes im civilisirten Europa verbreitet werden, gereicht es zu wahrem Troste, gewissen auserwählten Geistern zu begegnen, die, dem gesellschaftlichen Leben Thatsachen von unbestreitbarer Wahrheit und der Natur ihre reizendsten Bilder entlehnend, die eine wie die andere in eine edle, einfache Sprache gekleidet. So bereiten diese Auserwählten dem Volke eine Lektüre, die ebenso zu einer schönen Entwickelung des Verstandes und Herzens beiträgt, wie sie eine treffliche Nahrung ist, die einer gesunden, kräftigen Entwickelung des Körpers nicht hinderud in den Weg tritt. Berthold Auerbach, einer jener Schriftsteller, welche es verschmähen, den schlüpfrigen Spuren der französischen Romanschreibung zu folgen, hält seine Feder rein von jeder Art Schmutz und umgiebt seinen Namen mit einem popularen Nimbus, der von Dauer sein wird, weil er wohlverdient ist." . . . „Die Landleute, die uns Auerbach in seinen Dorfgeschichten vorführt, gleichen nicht jenen poetischen Personen Lamartine's, welche viel eher auf dem blumigen Felde der Idylle gewachsen, als wirklich im Schooße der menschlichen Natur groß geworden sind, auch nicht jenen Bauern, welche George Sand auf die Scene bringt und die in ihrer ländlichen Unschuld utopistische Theorieen austramen, als wären sie berufen, unsere entartete Gesellschaft zu regeneriren. Nein, Auerbach's Schwarzwälder sind Landleute mit Fleisch und Blut, mit allen ihren kleinen Leidenschaften, mit ihren winzigen Rivalitäten, mit ihren Vorurtheilen, mit ihrem Egoismus, mit ihrer Einfalt, mit ihrem gesunden Menschenverstande und mit jenen Tugenden, die nicht das Erbtheil einer Kaste, sondern der gesammten Menschheit sind." . . . „Auerbach befindet sich noch in der Blüthe des Lebens und in der Vollkraft seines Geistes. Er wohnt jetzt in Dresden. Das Zimmerchen, in welchem er seine schönen Dichtungen niederschreibt, ist so einfach, daß es weit eher an das Kämmerlein eines deutschen Studenten, als an die Wohnung des berühmten Schriftstellers erinnert. Die schönste Zierde desselben bilden seine in fast alle Sprachen Europa's übersetzten Novellen. Von seinem einzigen Fenster überblickt man die herrliche, von der Elbe durchzogene Landschaft Dresdens und die schönen Hügel am Ufer des Flusses, die dieser Stadt den Namen des deutschen Florenz verschafft haben. Dort lebt Auerbach, und von da wird seine Stimme von neuem sich erheben, um uns wieder solche einfache Geschichten zu erzählen, die, indem sie das Volk zur Empfindung des Wahren und des Schönen erziehen, ihrem Verfasser die Dankbarkeit seines Vaterlandes, wie die aller gebildeten Nationen, eintragen werden."*)

Wir sind auf die ferneren Artikel des Herrn Dr. Riechetti sehr begierig und können ihn nur aufmuntern, seine schönen Studien deutscher Literatur fortzusetzen und seinen italiänischen Landsleuten vorzulegen.

— Zur Verfassungsgeschichte Belgiens. Ueber die Repräsentatio-Regierung in Belgien hat ein französisch schreibender Flamänder, Herr Ernst van den Peereboom, ein Werk in zwei Bänden herausgegeben, das von belgischen Zeitschriften sehr gelobt wird.**) Im Gegensatze zu den jetzt in Frankreich herrschenden Ideen, rühmt er das constitutionelle Regiment, das, seiner Meinung nach, unter den germanisch-romanischen Bevölkerungen der Niederlande und Englands viel tiefere Wurzel gefaßt, als unter den vorherrschend romanischen Bevölkerungen Frankreichs und Spaniens. Der Verfasser gehört der sogenannten liberalen, d. h. derjenigen Partei an, die sich in Belgien im Gegensatze zu der streng katholischen befindet. Sein Buch ist aber eine irn geschrieben; er geht überall mit großer Unparteilichkeit zu Werke.

— Die Cedern des Libanon. In Bezug auf die hoch gepriesenen Arze-ha-Lebanon der Bibel ist schon von älteren Gelehrten — s. Winer's „Bibl. Realwörterbuch" I, 250. 1, — bemerkt worden, daß sie der Species angehören, deren spärliche Reste man noch auf dem Libanon-Gebirge findet. Ein neuerer amerikanischer Tourist erhebt in Putnam's Monthly den Zweifel zu evidenterer Gewißheit. Er hat an Ort und Stelle die Beschaffenheit des Holzes kennen gelernt und es so schwach, spröde und leicht zerbrechlich gefunden, daß Salomo es unmöglich zu seinen Prachtbauten benutzt haben konnte. Vielmehr, sagt er, sei das Wort Eres (arab. Ars) der generelle Name für Nadelhölzer, und sei unter dem Salomonischen Eres die Libanon-Fichte zu verstehen, ein starker, fester Baum, der auf dem Gebirge sehr häufig wachse und zu baulichen Zwecken vielfach verwendet werde.

*) Auch Herr St. René Taillandier, dieser fleißige, gründliche und wohlwollende französische Beurtheiler der deutschen Literatur, sagt in einer seiner letzten Kunstschauen: „Ein ideenjo gebildeter, wie praktischer Kopf, Berthold Auerbach, der, seinem Talente einen neuen Weg bahnend, sich verdienstvoll in einem wahrhaften Volksbuche (dem „Schapflälein des Spielmannes") um das ihn Frankreich beneidet hätte, zum sozialen und sittlichen Fortschritt seines Vaterlandes gemacht hat, lebt jetzt ebenfalls in Dresden."

**) Du gouvernement représentatif en Belgique (1831—48) par M. Ernest Vandenpeereboom.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 89. Berlin, Donnerstag den 24. Juli 1856.

Frankreich.

Emil Souvestre.

Die französische Unterhaltungs-Literatur gilt seit langer Zeit für frivol, zweifelsüchtig und leidenschafterregend, mit einem Wort: für schädlich. Außer Emil Souvestre haben allerdings fast alle neueren Schriftsteller in Frankreich mehr oder weniger dazu beigetragen, diese nachtheilige Geltung zu begründen. Emil Souvestre wird jetzt allgemein wegen seiner streng sittlichen und humanen Gesinnung gefeiert. In Deutschland giebt es fast keine Mädchenschule mehr, wo seine Schriften nicht eingeführt wären, und in Frankreich werden dieselben jetzt besonders herausgegeben von einem Verein, der sich die Aufgabe gestellt hat, gute Bücher zu verbreiten. Das Maß der Anerkennung ist indessen erst durch die Hand des Todes, wie gewöhnlich hienieden, so angehäuft worden; Emil Souvestre starb im besten Mannesalter, sein Leben war Mühe, Arbeit und Kampf gewesen, wie es den Menschen und besonders den Poeten nun einmal beschieden ist. Der neuen Ausgabe seiner Werke ist ein Abriß seines Lebens beigefügt, aus dem wir hier in gedrängter Kürze Mittheilungen machen.

Emil Souvestre war in Morlaix 1806 geboren. Sein Vater war im Baufache thätig und wünschte ihn zum Techniker auszubilden; Emil zeigte viel Anlage für die Mathematik. Sein Vater starb jedoch bald, und Emil erbeit von seiner Mutter die Freiheit, selbst seine Laufbahn zu wählen. Er entschied sich für das Studium der Rechtswissenschaft, weil er dadurch der Philosophie und der Literatur näher zu rücken meinte. Auch waren damals mehrere berühmte Namen unter den Rechtsgelehrten, die wohl zu einer Nacheiferung anspornen konnten. Emil studirte anfangs in Rennes und dann in Paris, wo er neben seiner Fachwissenschaft auch noch die Vorträge der Sorbonne, des Collége de France und der Schule für Ingenieure sich zu Nutzen zu machen strebte. Der Ausdauer und der strengen Ordnung, womit er seine verschiedenen Studien betrieb, verdankte er eine ebenso gründliche, als vielseitige Bildung.

Nachdem er seine Studienjahre überstanden, widmete er sich gleich mit Begeisterung der Literatur und dichtete, unter dem Einflusse des uneigennützigen Enthusiasmus Frankreichs für den griechischen Befreiungskrieg, in dramatischer Form die Belagerung von Missolunghi. Das Théâtre Français nahm die Erstlingsarbeit überaus günstig auf, aber die Censur verlangte Abänderungen, denen sich der Dichter nicht unterwerfen wollte; er verlor lieber die Früchte eines ersten Erfolges. Er fühlte sich jedoch ermuthigt durch die Wirkungen seines ersten Versuchs und begann mit Lust und Liebe ein neues Drama, als ihn ein großes Familien-Unglück traf und alle seine Hoffnungen zertrümmerte. Sein ältester Bruder, ein vermögender Schiffs-Capitain, versank mit all seiner Habe im Meer; die ganze Familie wurde dadurch hülflos. Emil war die einzige Stütze für seine Mutter und seine Schwägerin; er mußte sich nach einem austretenden Broderwerb für sie umsehen. Er verließ Paris und erklärte, mit jeder Stelle zufrieden sein zu wollen. Man bot ihm einen Posten als Gehülfe in einer Buchhandlung zu Nantes an. Er stellte sich demüthig hinter den Ladentisch, er vergaß alle seine Träume von Dichterruhm, alle Aussichten auf die Genüsse von Paris, um ein Stück Brod für die Seinigen verdienen zu können. Er erprobte an sich selbst, was er später so liebenswürdig gelehrt und in seinen Schriften so überzeugend ausgesprochen hat, daß Pflichterfüllung und Familienliebe die besten Güter dieser Welt sind. Einige Versuche in Poesie und Prosa ließ er in einem beschiedenen Provinzialblatt drucken; sie erheiterten ihn und erleichterten ihm die trockenen Beschäftigungen seines Broderwerbs. Sein Prinzipal übervzeugte sich jedoch immer mehr, daß Emil zu viel Geist und Talent besaß, um seine Zeit mit Detailverkauf und Besorgung der Reinlichkeit in einem Magazin hinzubringen. Auch begann ein angesehener, reicher Mann, der öfter Bücher von dem jungen Ladengehülfen gekauft hatte, sich lebhaft für denselben zu interessiren, denn seine Intelligenz und sein trefflicher Charakter machten sich trotz seiner Zurückhaltung geltend. Man ermöglichte damals gerade eine Erziehungs-Anstalt in Nantes, welche sich besonders die moralische und religiöse Ausbildung der jungen Generation zur Aufgabe gestellt hatte. Jener reiche Mann war einer der Begründer dieser Anstalt. Er erkannte in Emil Souvestre den Beruf, dieselbe richtig zu leiten, und beglückte den jungen Gelehrten dadurch unbeschreiblich.

Es war sein Lieblingswunsch von je her gewesen, auf die Volkserziehung einwirken zu können, und hauptsächlich zur Erfüllung dieses edlen Zweckes hatte er sich nach schriftstellerischer Thätigkeit gesehnt. Er fühlte sich gedrungen, die großmüthigen Eingebungen seines Herzens auch Anderen mitzutheilen und dadurch Mitarbeiter an dem großen Werk zu erhalten, das er anführen wollte, nämlich die Befestigung der materialistischen Richtungen des Jahrhunderts. Er wollte alle Menschen glücklich machen durch Tugend und wahre Frömmigkeit. Die Leitung einer Erziehungs-Anstalt war jedenfalls ein praktischer Weg zu diesem großen Ziele; auch erreichte Emil Souvestre manche ermuthigende Resultate. Aus allen Gegenden wurden ihm Zöglinge zugeführt, wodurch nebenbei auch seine eigenen Subsistenzmittel sich vermehrten und ihm eine angenehme, sorgenfreie Häuslichkeit gestalteten. Er verheirathete sich mit der Schwester eines seiner Kollegen an der Lehranstalt und verlebte ein glückliches Jahr mit ihr, verlor sie jedoch noch vor dem Schluß desselben. Seine Stellung an der Schule gab er bald darauf freiwillig auf, weil eine Meinungs-Verschiedenheit zwischen den anderen Lehrern und ihm eintrat, welche wahrscheinlich konfessioneller Natur war, denn Emil Souvestre war kein strenger Katholik; alle seine Freunde stimmen darin überein, daß er eigentlich geboren war, um ein protestantischer Pfarrer zu werden. Mit dem Abschied von seiner Lehrerstelle war er wieder den Wechselfällen einer unsicheren Lebensstellung preisgegeben. Er wendete sich abermals der Literatur zu und wurde Redakteur eines Provinzial-Blattes, welches jedoch von ihm Verleugnung seiner politischen Ueberzeugungen verlangte. Er legte die Redaction deshalb wieder nieder und versuchte sich an einem Privat-Institut als Professor der Rhetorik. Zu gleicher Zeit gab er sein erstes, größeres Werk heraus „Die letzten Bretagner", welches eine Schilderung der Sitten und Gegenden in der Bretagne enthält und wahrhaft klassisch genannt zu werden verdient. Sein literarischer Ruf ward dadurch begründet; er siedelte nach Paris über, um sich gänzlich der Literatur zu widmen.

Es war um das Jahr 1836, wo eine Art literarischer Revolution in der Hauptstadt Frankreichs stattgefunden hatte. Die neue romantische Schule war gestürzt, kühn, erfinderisch und erklärte, eine ganz neue Ordnung der Dinge einführen zu wollen; sie hatte Kronen für alle menschlichen Schwächen und Bewunderung für die Verzweiflung der Seele, für das Laster sogar. Emil Souvestre wurde anfangs verspottet von dieser genial sein wollenden Klicke; aber er ließ sich nicht irre machen in seinen Bestrebungen, er suchte nach wie vor durch die Literatur seinen Mitmenschen nützlich zu werden, die Traurigen zu trösten, die Unglücklichen aufzurichten, die Schwachen zu vertheidigen, den Irrthum zu belehren, die Unterdrückung und den Eigennutz zu bekämpfen.

In einer entlegenen Vorstadt von Paris, vier Treppen hoch, arbeitete Emil Souvestre achtzehn Jahr, ohne von der Richtschnur der Moralität abzuweichen, ohne eine Zeile in seine zahlreichen Schriften aufzunehmen, welche das zarteste Gewissen hätte beleidigen können. Sein Leben verfloß ohne großartige Ereignisse, er hatte eines bescheidenen Wohlstand erreicht, sich wieder verheirathet und war Vater dreier Töchter geworden. Wer ihn jemals gesehen, wird den würdevollen, liebenswürdigen Ausdruck seines Wesens nicht wieder vergessen. Die Reinheit und der Adel seiner Züge, sein heiterer Blick und die einfache Güte seiner Rede flößten Achtung und Vertrauen ein. Man erkannte leicht, daß er zu denjenigen Männern gehörte, die im Alter sich die großmüthigen Empfindungen der Jugend erhalten haben. Im Jahre 1848 hatte er noch einmal Gelegenheit, unmittelbaren Einfluß auf die Volkserziehung auszuüben. Der damalige Minister des Unterrichts, Carnot, veranlaßte in allen Vierteln der Hauptstadt sogenannte Abend-Unterhaltungen, zur Erholung und Belehrung für die

Google

arbeitende Klasse. Emil Souvestre widmete sich mit Vergnügen dieser schweren Aufgabe; es versammelte sich bald ein zahlreiches, andächtiges Publikum um seinen Lehrstuhl, und er hat viele Beispiele überraschenden Verständnisses darunter gefunden. Später setzte er diese Lehrvorträge in der Schweiz fort, wo er sich in mehreren großen Städten zu diesem Zwecke aufhielt. Als er 1854 nach Paris zurückgekehrt war, schien seine Stimmung durch die Gestaltung der Zustände daselbst mehr verdüstert als sonst zu sein. Dennoch hatte er noch denselben Drang und Muth, Gutes zu wirken; er machte verschiedene Pläne, zum nützliche Schriften herauszugeben, aber mitten in denselben überraschte ihn der Tod. Die Schriftsteller aller Farben vereinigten sich bei der Nachricht von demselben, ihre Anerkennung für Emil Souvestre auszusprechen; sogar diejenigen, welche ihm stets den Vorwurf machten, daß er die Kunst zur Dienerin der Moral untergeordnet habe, sprachen es öffentlich aus, daß die französische Literatur einen unersetzlichen Verlust in ihm erlitten habe. Die Akademie, welche schon 1851 seinen Schriften den Preis zuerkannt hatte, ertheilte seiner Wittwe ein Jahrgehalt aus einer Stiftung, die bei ihr für den nützlichsten Schriftsteller durch den verstorbenen Lambert begründet worden ist. Emil Souvestre hat in der That wohlthätiger, belehrender und begütigender für das Volk geschrieben, als die meisten englischen oder gar deutschen Schriftsteller, die es anpreisen oder verdammen wollen. F. v. H.

Ungarn.

Die Attila-Sage nach magyarischer Tradition.

(Fortsetzung.)

1. Attila.

Die Tradition führt uns zuerst nach **Dentumoger**, der Wiege des Stammes Magog, wo die Moger oder Magyaren hausen und nahe bei ihnen die Hunnen, unter sie gemischt wie Rinder Einer Race. Kein Land den Erdbodens gleicht an Schöne der Heimat der Magyaren: die Luft ist hier gesunder, der Himmel reiner, das menschliche Leben länger, als irgendwo sonst; Gold und Silber wachsen da auf der Oberfläche des Bodens, die Flüsse tragen statt Kiesel Smaragde und Saphire, die Menschen nähren sich von Honig und Milch, Jedermann ist reich, und der Weisheit weidet seine Rinder im Hermelin-Mantel. Gegen das sechste Alter der Welt beschlossen die Moger, die sich gemehrt haben wie der Sand am Meer, einen Schwarm Volks außer Land zu schicken. Sie versammelten ihre hundertacht Tribus, deren eine jede zehntausend Krieger stellt. Dieses auswandernde Heer erwählt sechs Häuptlinge, drei aus der Familie Zemen: Bela, Kewe und Kadidja; drei aus dem Hause Erd: Attila, Buda und Kewa. Diese sechs aber erneuern, zur Beschränkung ihrer Macht, Kadar, aus dem Hause Turde, zum Oberrichter. Nach dieser Tradition heißt Attila's Vater Bendeksup, nicht Mundzuk, wie in der Geschichte; aus seinem Bruder Bleda wird darin Buda, der Stadt Buda wegen, deren Gründer er werden soll, und Roua oder Rewa ist nicht mehr der Oheim, sondern der Bruder Attila's. Hier sieht man nun nicht nur die Eden des Landes um den künftigen Eroberer gereiht, sondern erkennt auch die ursprünglichen Institutionen Ungarns in ihren Keimen. Die Hunnen sind als ein Militairstaat organisirt nach der Weise der ersten Magyaren, worin Attila nicht als König, sondern für jetzt noch als einfacher Häuptling figurirt. Die Hunnen brechen auf, ziehen das Schwarze Meer entlang und machen erst an der Donau Halt. Jenseits gebeut der Longobarde Matrinus, Tetrarch von Pannonien, Dalmatien, Macedonien, Pamphylien und Phrygien, jedoch nur als Vasall Dietrich's von Bern, welchen die Römer als König von Italien eingesetzt haben. Beim Erblicken der Hunnen auf dem linken Donau-Ufer erhebt Matrinus ein Nothgeschrei, und Theoderich eilt ihm mit einem Heer aus allen Nationen des Abendlandes zu Hülfe. Er stößt unter den Mauern von Potentiana zu den Longobarden, aber während die beiden Führer sich über die Wahl des Schlachtfeldes berathen, fällt die Hunnen in der Nacht auf Schläuchen über den Fluß gesetzt und zerstreuen die römische Nachhut. Theoderich zieht sich in die Sumpf-Ebenen zurück, worin später Stuhlweissenburg emporsteigt, liefert den ihm nachrückenden Hunnen zu Tarnok-Mezö eine blutige Schlacht und besiegt sie: 125,000 Hunnen bleiben auf dem Platz, er aber hat 210,000 verloren. Unter den Todten ist auch einer der sechs Häuptlinge, Kewe, aus der Familie Zemen; die Hunnen gewahren es auf ihrer Flucht, kehren um, finden die Leiche und bestatten sie am Saum der großen Straße, worauf sie über der Grube eine steinerne Pyramide errichten. Der ganze Bojerd trug von da an den Namen: „Kewe-Haza“ (Wohnung, Grabmal des Kewe), der sich bei den Ungarn erhielt. Er wurde ein Herkauf der Zeit das heilige Feld des Ungarlandes, welches die heidnische Hauptstadt der Hunnen, Sikambria, die fürstliche Hauptstadt Stuhlweissenburg und die Gräber Attila's, Árpad's und St. Stephan's in sich schließen sollte. Was die Schlacht von Tarnok-Mezö betrifft, so weiß man nicht, wohin sie thun; nicht nur ist der Tetrarch Matrinus eine Schöpfung der Phantasie, sondern auch seine Stadt Potentiana. Die Longobarden, weiß man, sind erst in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts nach Pannonien gekommen, und Dietrich von Bern ist der sagenhafte Heros der deutschen Gesänge.

Glorreich übten die Hunnen Wiedervergeltungsrecht drei Meilen oberhalb Wiens, an einer Stelle, welche die Sage Cazumaur (Cetii murus bei den Römern*) nennt, wo, nachdem die Schlacht von Tages-Anbruch bis zur neunten Nachtstunde gedauert hatte, das deutsche Heer eine vollkommene Niederlage erlitt. Makrinus fällt, Theoderich, verwundet, springt aufs Roß und reitet mit dem Pfeil in der Wunde bis Rom, wo er im Senat seine Niederlage berichtet. Darum heißt er in den ungarischen Volksliedern „der Unsterbliche“ (Halathalon Detreh). Von den Hunnen bedeckten vierzigtausend die Ebene von Cazumaur, unter ihnen die Häuptlinge Bela, Kadicha und Rewa, die unter der Grab-Pyramide von Kewe-Haza bestattet wurden; nur Attila und Buda blieben übrig von den Sechs. Attila wird zum König proklamirt, nimmt aber seinen Bruder als Mitkönig an und überläßt ihm die Herrschaft über die Lande im Osten der Theiß, sich alles Eroberte oder zu Erobernde im Westen vorbehaltend. Seine Residenz nimmt er zu Sikambria und will, daß diese Stadt fortan seinen Namen trage. Die Fürsten Germaniens, seit der Niederlage geschreckt, kommen, ihm zu huldigen, und ihnen voran erklärt sich Theoderich für seinen Vasallen. Dieser, seinen Hof hinter verstellter Freundschaft bergend, treibt den neuen König zu abenteuerlichen Zügen, wobei er ihn umkommen zu sehen hofft, und setzt ihm die Unterjochung aller Königreiche Europa's in den Kopf. Zu seinem Titel: „Hunnen-König und Nimrod's Sohn“, sagt der Uebermüthige nun auch die neuen: Gottesgeißel und Welthammer (flagellum Dei, malleus orbis). Uebrigens ist der magyarische Attila großentheils wie der der Geschichte gestaltet, trägt jedoch einen langen, dichten Bart, wie die wilden Hunnen und Türken, während der historische Attila fast ohne Bart ist, wie die Finno-Hunnen und Mongolen. In der Sage besitzt er auch nicht jene stolze Einfachheit der Geschichte, die ihn vor allen Barbaren des Ostens auszeichnete. Wie ein türkischer Chan ist er von unerhörter Pracht und orientalischer Ferne umgeben. Alles strotzt von Gold, Purpur und Seide: sein Zelt, Bett, Tisch, Tafel- und Küchengeräth, seine Ställe mit den edelsten Rossen gefüllt, golden und mit Diamanten belegt ihre Geschirre und Sättel. Als Wappen führt er einen getränkten Sperber. Dieser Vogel, im alten Ungarisch turul genannt, war auch auf sein Schild gemalt und auf sein Banner gestickt; er schmückte die Fahnen der Magyaren noch bis zu St. Stephan's Zeiten. Der Sperber ist in der alt-ungarischen Poesie Attila's Symbol, Almus, sein Urenkel, heißt in ihr der Sohn des Turul.

Auf Theoderich's Rath zieht Attila über den Rhein und erobert Gallien. Hier findet man die Legenden der Lateiner wieder, nur Alles zum Ruhm der Hunnen gestaltet. Allenthalben ist Attila Sieger, auch auf den katalaunischen Gefilden, die aber auf der Champagne nach Katalonien verlegt sind. Hier trennt sich, zur Eroberung Spaniens und Marokko's, ein Drittel des Hunnenheeres, während die zwei anderen Gallien verheeren, Friesland, Dänemark, Schweden, Litthauen durchstreifen und über Thüringen wieder nach der Donau gelangen. Attila's Rückkehr führt zwischen ihm und seinem Bruder das blutige Drama herbei, das der Geschichte wie der Tradition angehört. Buda, von stillem Neid beseelt, hat die Gränzmarken ihrer Gebiete verrückt, hat ferner den Befehl seines Bruders, der Sikambria nach sich genannt haben wollte, verachtet und es Budavar, Buda's Veste, genannt. Während über diese Unbotmäßigkeit, behandelt ihn Attila als Rebellen und erschlägt ihn. Die erschrockten Deutschen, sagt Simon Keza, beeifern sich, den Namen Sikambria in Ebelburg zu verwandeln, aber die furchtlosen Hunnen fahren fort, es Buda zu nennen. Das ist heute Ó-Buda, Alt-Ofen. Jetzt wird Sikambria das Centrum, von wo nach den vier Kardinalpunkten des Reiches von Zwischen- zu Zwischenraum, so weit die menschliche Stimme reicht, staffelweise Rufer aufgestellt sind, die sich einander das Neueste zurufen, so daß man jeden Tag an der Welt Enden weiß, was der große Hunnen-König treibt. Ihm fehlte zu seinen Eroberungen noch Italien. Dahin führt er ein zahlloses Heer, und während er Dalmatien und Istrien verwüstet und die Prachtpaläste von Salona dem Boden gleichmacht, fliegt Zear, einer seiner Hauptlente, längs des Adriatischen Meeres nach Apulien und Kalabrien hinab, Schwert und Brandfackel in der Hand, verheert die terra di lavoro und trübt seinen Zug mit der Plünderung der Abtei Monte Cassino.

Die Sage der Chroniken scheidet sich hier in zwei Arme. Die eine nach Simon Keza stimmt fast ohne Variante mit der lateinischen Tradition über Attila's Zug gen Italien überein; aber die echt-

*) Die antike Zeltschmauer bei Klosterneuburg.

rein magyarische Sage, die nichts von fremdartigem Ballast enthält, ist in den älteren Chroniken vor dem dreizehnten Jahrhundert zu suchen. So vor allen in der des Chartuicius, die hier das Gepräge unvergleichlicher Originalität und poetischer Bedeutsamkeit an sich trägt. Sie aber berichtet, wie folgt: König Attila zieht über die Alpen und durch die weite Ebene der mit blühenden Städten übersäeten, von Mauerwällen durchschnittenen, mit hohen Thürmen geschmückten Lombardei, durchreitet aber, Alles, auch die festesten Mauern, zertrümmernd, solches Grausen unter ihren Bewohnern, daß er von ihnen plötzlich gehalten wird. Ein einziger Gedanke erfüllt ihn: er möchte so alle Länder der Erde durchziehen und das römische Reich unter seine Füße treten. Darum heißt er sein Heer nun auch nach Rom vorrücken und zieht ihm voraus, das Herz voller Entschlüsse voll. Auf der ersten Nachtstation, als er in seinem Zelte schläft, erscheint ihm ein Engel vom Herrn und spricht zu ihm: „Höre an, Attila, was Dir der Herr und Gott Jesus Christus anbefiehlt. Tritt nicht in Deinem Grimm in die heilige Stadt, wo die Gebeine meiner Apostel ruhen; mache Halt und kehre um. Wenn Du aufs neue die Alpen überfliegen hast, wirst Du in das Land der Kroaten und Slavonier kommen; dieses gebe ich Dir preis, weil die Völker alda meinen Zorn verdient, weil sie sich wider einen König, den ich liebte, aufgelehnt und ihn verrätherisch ermordet haben, denn sie sagen in ihrem Herzen: es soll nie ein König über uns, sondern wir selbst wollen Könige sein. Höre ferner, was ich Dir zum Lohne Deines Gehorsams verheiße: kommen wird ein Tag, wo Dein Geschlecht in Demuth Rom besuchen und einer Deiner Nachkommen da eine Krone ohne Ende empfangen wird." Mit diesen Worten verschwand der Engel. Attila aber gehorchte dem Befehl des Himmelsboten und trat ohne Berzug den Rückweg durch Wälschland an. Wie verwandelten Herzens, war er jetzt voll Güte und Menschlichkeit, plünderte keine der Städte, die er betrat, zog auch schonend vor Venedig vorüber und machte erst einige Meilen von da am Seegestade Halt, wo er eine große Stadt anlegte und sie Attileja (Aquileja) nannte. Als er sie fertig sah, brach er wiederum auf zum Marsche über die Kärnthner Alpen, wohin ihn die Rache des Himmels rief. Jenseits derselben erblickte er Hügel, Ebenen und Thäler mit zahllosen Zelten bedeckt und erkundet von dem Glanze ihrer goldenen Schilde im Widerschein der Sonne, und die Fürsten Kroatiens und Slavoniens kampfbereit, ihm den Durchzug zu wehren. Nach einer achttägigen Schlacht gab der Herr sie und alles Land in seine Hände. Zehn Meilen von Kroatien und Slavonien, überschritt Attila die Drau. Da weiten er in dem eroberten Lande lam, desto lieber gewann er es. Vom Fuß der Alpen bis zur Donau Nichts als grüne Wiesen, bedeckt mit hohem Gras, bevölkert mit Heerden und Hirten, unbändigen Stuten und Füllen. Jenseits der Donau und Theiß aber war das Land noch ausgedehnter und schöner, noch reicher an Wiesen und Aerndten. Lange Zeit hatte er sich mit dem Plan getragen, heim nach Asien, der Wiege seiner Vorväter, zu kehren. Aus reife überlegt er jetzt, ob er diesen Plan vollführen oder sich in dem bezwungenen Lande ansiedeln soll. Indem er sich nun der Verheißung des Engels erinnert, beschließt er, zu bleiben, weiß seinem Heer Quartiere an, vertheilt den Boden unter seine Fürsten und Barone und bestimmt mit Zustimmung Aller, daß nach seinem Ableben der älteste seiner Söhne sein Nachfolger werden soll. — So die Chronik des Chartuicius.

Attila zählte damals hundertzweiundzwanzig Jahr, was bei den Hunnen kein sehr vorgerücktes Alter, indem sein Vater Bendeluj noch lebte und in Asien den Stamm der Kinder Nimrod's beherrschte. Er hat in diesem Alter nichts von der Glut und Leidenschaft der Jugend verloren. Ein Volk von Weibern, das er durch immer neue Heiraten vermehrt, füllt seinen Palast; obenan stehen zwei Fürstinnen von erlauchtem Blut, die Römerin Honoria, Tochter des „griechischen" Kaisers, und die Deutsche Crimhild, Tochter des Bayern-Herzogs. Jede hat ihm einen Sohn gegeben, die Beide schon über das Jünglingsalter hinaus sind. Honoria den Chaba, Crimhild den Aladarius; diese Söhne zweier Rivalinnen aber wachsen in bedrohlicher Eifersucht und Feindschaft auf. Hier also läuft die nationale Sage mit der deutschen zusammen; diese hat Crimhilde, jene Honoria als ihr Kontingent gestellt. Wie verächtlich auch Honoria sein mochte, war sie doch eine römische Kaisertochter und des Theodosius Enkelin, und darum schmeichelte es der Eitelkeit der Asiaten, sie mit dem Hunnen-König zu vermählen, der diese Umwürdige nie ernstlich verlangte und, als er sie haben konnte, von sich stieß. In der Magyaren-Sage ist aber Honoria nicht blos kein legitimer Ehewerb, sondern auch die Stammmutter der Herzoge und Könige Ungarns, die prädestinirte Ur-Aelternmutter des heil. Stephan.

Mittlerweile kommt ans Hinter-Asien an Attila's Hof eine unvergleichlich schöne Jungfrau, die ihr Vater, der Baktrier König, dem großen Hunnen zum Gemahl anbietet. Sie heißt Mikoli, und Aller Augen sind von ihr geblendet. Attila will seine neue Hochzeit durch glänzende Feste, Pferderennen, Schaukämpfe und ein dreitägig Mahl verherrlicht sehen, aber drohende Anzeichen mischen sich in die Ausbrüche des Jubels. Sein Leibrof stürzt plötzlich am Tage der Hochzeit, und wie am Abend seine Verlobte ins Brautgemach eintreten will, stößt sie mit dem rechten Fuß so heftig an die Thürschwelle, daß sie stehen bleiben muß. „Was zauderst Du!" ruft Attila ungeduldig. „Ich werde kommen, wenn es Zeit sein wird", erwidert Mikoli. Man sah in diesem Anstritt ein neues Todesvorzeichen. Wirklich wird am folgenden Tage Attila laut und in Blut gebadet in seinem Bett gefunden, ein Blutsturz hat ihn während des Schlafs erstickt. Man erkennt hier die unmittelbare hunnische Sage wieder, wie die Söhne des Eroberers selbst sie verbreiteten, als sie bei seiner Bestattung singen ließen, daß der Tod ihres Vaters keine Rache fordere.

Kaum hat sich die Gruft des Hunnen-Königs geschlossen, so ziehen Chaba und Aladarius die Schwerter zum Kampf um das Reichs-Erbe. Wieder ist es Theoderich, der sie zur Zertrümmerung des väterlichen Reiches hetzt, aber auch Crimhild, die den Bruderzwist geübt und genährt hatte. Die Deutschen ergreifen für Crimhild's die Hunnen für Honoria's Sohn Partei, und der Streit auf Leben und Tod kommt auf einer Hochfläche über Buda zur Entscheidung, jener Stadt der Berthängnisse, die schon einen Brudermord geschaut hatte. Vierzehn Tage danert die Schlacht ohne Rast und Stillstand, vierzehn Tage lang schwirrt der Pfeil in der Luft, Schild stößt auf Schild, und die Schwerter trenzen sich; man sah niemals auf der Welt ein solch Gemetzel. Chaba unterliegt, aber Aladarius, der Sieger, stirbt an seinen Wunden. So viel Blut wurde da vergossen, sagt Keza, daß die Deutschen, wenn sie nicht hartnäckig aus Eitelkeit lägen, gestehen müßten, daß mehrere Tage lang weder Menschen, noch Thiere aus der Donau zwischen Potentiana und Sikambria trinken konnten, weil der Fluß mehr Blut als Wasser in seinem Bett wälzte. Der besiegte Chaba flieht mit fünfzehntausend Hunnen, den Trümmern seiner Macht, nach Griechenland. Sein Großvater Honorius (die Aehnlichkeit des Namens hat die Honoria zu seiner Tochter gemacht, sie war aber die Schwester Valentinian's III., des Neffen und Nachfolgers des Honorius) empfängt ihn gnädig in Konstantinopel, will ihn bei sich behalten und bietet für seine Leute Land und Weiden an. „Nein", antwortet Chaba entschlossen, „ich habe in Asien, im Land der Moger, noch einen anderen Großvater, den ich suchen muß, ich besitze eine Familie und ein Volk, die ich zur Rache für die Treulosigkeit der Deutschen auffordern will." Er zieht also nach kurzem Aufenthalt weiter und findet im Lande der Magyaren seinen Großvater Bendeluj noch lebend, aber gebeugt von Kummer und Altersschwäche. Chaba tröstet ihn, sieht ihm in seinem Herrscher-Amte bei, ist zuletzt sein Nachfolger. Jwoch kann Attila's Sohn die Zuneigung der Magyaren nicht gewinnen. Stolz auf seine kaiserliche Abkunft, trägt er Ansprüche zur Schau, die seine Nation kränken. Die Magyaren betrachten und verwerfen ihn als einen Fremdling, keine ihrer Töchter will ihn zum Gemahl, Bendeluj muß für seinen Enkel eine Frau unter fernen, fremden Stämmen suchen. Aber Chaba's Geschlecht faßte Wurzel in dem Dentmoger und pflanzte Attila's Zweig in gerader Linie bis zur Geburt des Almus fort. Seine Söhne waren unter den Magyaren die treuen Hüter der alten Erinnerungen und des Ruhmes ihres Ahns; sie ließen nicht ab, ihre Landsleute zur Wieder-Eroberung des Vater-Erbes, das die Deutschen und Slaven in Besitz genommen hatten, anzufeuchen.

Aber Chaba und seine funfzehntausend Kühtigen Hunnen sind nicht die einzigen Trümmer des Volkes Attila's; ein anderer Rest behauptet sich noch ferner in Hunnien. Dreitausend dem Blutbad entronnene hunnische Kämpen verschanzen sich innerhalb der Karpathenkette von Siebenbürgen (ungarisch Erdelo, d. i. Land der Wälder), gleichwie in einer natürlichen Feste. Als sie aber die Deutschen auf Vertilgung ihrer Race erpicht sehen, legen sie den Namen Hunnen ab, um sich besser zu verbergen, und nennen sich von da an Szekhely (Siculi). So pflanzen sie sich fort und behaupten ihre Unabhängigkeit gegen Deutsche, Wlachen und Slaven. Von der Höhe der Berge, worauf er gelagert ist wie eine Vedette, schaut der Szekler ohne Unterlaß nach Asien hinüber, von wo er Chaba und die Magyaren erwartet und mit ihnen die Befreiung seines Geburtslandes; aber seine Erwartung ist nichtig: es müssen vier Menschengeschlechter vergehen, bis die zu dieser Befreiung bestimmte Zeit erfüllt ist, und dem Szekler, dem Sohne der Waffenbrüder Attila's, ist die Ehre vorbehalten, die Magyaren bereinst in das Erbe der Hunnen einzuführen. Der Szekler ist im Westen, was im Osten der Stamm Chaba's: der berufene Wächter der Tradition. Dies ist seine Rolle während des Mittelalters und daher auch seine Sprache voll Anspielungen auf die Geschichte des Eroberers und seiner Söhne. Wenn ein Szekler sich von dem Freund trennte, den er nicht wiederzusehen fürchtete, so sagte er mit sanftem Vorwurf: Du wirst mir wiederkommen, wann Chaba aus Griechenland heimkommt. Daß die Szekler schon vor Ankunft

der Magyaren an der Donau zur Stelle gewesen sind, ist eine seit dem eilften Jahrhundert herrschende Ansicht. Diese Priorität zugegeben, läßt sich fragen, sind sie ein Rest der Hunnen Attila's, wie sie behaupten, oder ein Ueberrest der Avaren? Jenes ist historisch nichts Unmögliches, denn Thatsachen sprechen dafür, daß sich unter den Gepiden, als sie sich Hunniens bemeisterten, mehrere Keime des Hunnenvolks und sogar ein Sohn Attila's (Gismund, von der Schwester des Gepiden-Königs Ardarich) erhielten; vernünftiger und natürlicher ist es jedoch, in dem Szeklervolk eine avarische Tribus anzunehmen, die den Angriffen der Slaven nicht erlag. (Fortsetzung folgt.)

Schweden.

Skandinavischer Studentenzug.

Als Illustration der Zeitungsberichte über den patriotischen Jugendmuth und die bedenklichen Annexationsgelüste*) der nenerlichen skandinavischen Studenten-Versammlung zu Upsala geben wir die Uebersetzung eines Gedichtes, womit die Stockholmer liberale Zeitung Aftonbladet die dänischen und norwegischen Musensöhne bei ihrer Ankunft in Schweden begrüßte.

Gruß.

Nordens Könige kamen vormals zu Gaste
Einer zur heiligen Erde des Andren mit
Handschlag; — königliche Völker sehr sich heut' in
Jünglingen einen.

Schwedens stolze Königsstadt begrüßt Dich,
Weltheilt, Du, aus des Nordens Zukunft,
Stern, so friedverkündend ziehst ob der
Zeiten Gefilde.

Siehe, wie eine Mutter in brünstiger Liebe
Bange, mit bebender Freude schließt ihr
Kindlein, in unerfaßlichen Zärtlichkeiten
Warm an ihr Herze:

Oder wie im heiligen Dienst die Vestalin
Wahret die Flamme und hütet der Knospe,
Wie sie einzig schützt, was sie schützet —
Sich ihre Zukunft:

Dann verstehst Du, wie ein Volk kann lieben
Dich und Deinen schimmernden Zukunftsgedanken,
Der ob der Asche vergangener Kämpfe
Gießet sein Sternlicht;

Und wie auf're Liebe lachet aus Thränen.
Kinder, die haderen zogen vom Herzen
Einer des Ander'n, erkennen wir nun die
Züge der Mutter.

Bleiben nun für ewig zusammen in ihrer
Burg, ringsum die Meere als Graben;
Arm an Macht, doch warm an, was Du schätzest:
Mannheit und Ehre.

Jugend! Wenn Du des Nordens Aufgebot hörest
Zu dem großen, heiligen Kriege — zeige,
Daß Du Nordens Geist hast lief begriffen:
Leben mit Ehren!

Oder Siegestod! Ein Triumph ist im Falle,
Prachtvoller Niedergang herrlichen Stammes!
Der dreieinig aus des Todes Händen
Pflücket den Lorbeer!

Schwedisches Volkes Herz umarmt Dich, o Jugend!
Die Du jauchst bist, wenn Du gegangen.
Junger, theurer Bruder! Deines Bruders Mutter
Bietet Dir Willkomm!

Nybom.

*) Bedenklich! Es wäre für das deutsche Holstein ein großes Glück, wenn es Dänemark dadurch loswerden könnte, daß dieses mit Schweden vereinigt würde. D. R.

Mannigfaltiges.

— **Die Elocution, als Gegenstand des Jugend-Unterrichts.** Die Times hatte kürzlich in einem Leitartikel die Bemerkung gemacht: „Unter hundert Herren oder Damen (Gentlemen or Ladies) kann nicht Einer oder Eine so lesen, daß es dem Ohre gefällt und die Worte mit Adel und Kraft in das Herz, wie in den Verstand, eindringen." — Zur Erklärung dieser auffälligen Wahrnehmung, besonders in England, wo es doch so viele Gelegenheiten giebt, öffentlich zu lesen oder zu sprechen, weist Herr Douglas Thompson, Lehrer der Elocution an der Cheltenham Grammar School, in der englischen Schulzeitung „The Literarium"*) darauf hin, daß bereits im Jahre 1789 Dr. Anselm Bayley geschrieben habe: „Keine Nation kann sich einer größeren Anzahl guter Schriftsteller rühmen, keine aber hat dagegen eine so geringe Anzahl guter Leser oder Sprecher, wie die englische, was lediglich der Vernachlässigung der Ausprache (elocution) zuzuschreiben ist, welche letztere eigentlich einen vorzugsweise begünstigten Theil des Unterrichts auf unseren Schulen und Universitäten bilden sollte. Es ist auffallend, daß, während wir unsere Söhne, was den Styl betrifft, auf das Muster der Griechen und Römer hinweisen, wir dies nicht auch in Bezug auf Sprechen und Lesen thun." — Herr Douglas Thompson meint, daß, trotz aller Reden in Parlamenten und bei öffentlichen Meetings, die Sache im Grunde jetzt noch nicht anders sei, als im Jahre 1789. Gleichwohl habe in neuerer Zeit die Wissenschaft der Elocution sehr erhebliche Fortschritte gemacht, besonders in physiologischer Hinsicht, indem man den körperlichen Bedingungen einer wirkungsvollen Ausdrucksprache nachgeforscht habe und auf die Spur gekommen sei. Die Elocution sollte daher auf allen Schulen mit dem Turnen Hand in Hand gehen, denn das Eine trage wie das Andere zur Gesundheit des Körpers und des Geistes bei; die Lungen und das Gedächtniß würden auf gleiche Weise durch Elocutions-Uebungen gestärkt. Manche üble Angewöhnung, die späterhin nicht mehr zu unterdrücken sei, könne ein aufmerksamer Jugendlehrer im Entstehen beseitigen. Schlechte Vocalisation, unrichtige Oekonomie des Athemholens, fehlerhaftes Moduliren der Stimme, schwache Articulation, Unfähigkeit, gewisse Konsonanten hervorzubringen — alle diese und viele andere Mängel, die oft in späteren Jahren einem organischen Fehler beigemessen werden, ohne daß doch ein solcher vorhanden ist, können von einem aufmerksamen Lehrer frühzeitig und leicht beseitigt werden.

— **Ein englischer Briefsteller.** „Das Briefschreiben für diejenigen vereinfacht, die nicht daran gewöhnt sind", **) heißt ein sehr lehrreiches kleines Buch, das von der gewöhnlichen Methode, Schemata von Briefen für alle erdenklichen Fälle zu liefern, abgeht und vielmehr praktische Rathschläge ertheilt, deren Befolgung selbst denjenigen, die bereits geübte Korrespondenten sind, von wesentlichem Nutzen sein können. Der Verfasser denkt sich in die Gemüthslagen der verschiedenen Briefschreiber hinein, und bald warnt er, bald muntert er auf, sich in dieser oder jener Weise auszulassen. Wir theilen hier aus seinen Schlußbemerkungen einige praktische Winke mit:

„Man versäume niemals, an die Spitze seines Briefes nicht blos das Datum, sondern auch seine Wohnungs-Adresse zu setzen; nie setze man voraus, daß es unnöthig sei, unserem Korrespondenten diese Adresse zu wiederholen.

„Man gehe sofort und direkt auf das los, was man hauptsächlich schreiben will, denn darin besteht vornehmlich der Reiz eines guten Briefstyls. Man bemerke nur einmal, wie sehr uns ein gut geschriebener Leitartikel einer Zeitung fesselt, wenn er gleich in der ersten Linie oder doch in dem ersten Satze unsere Aufmerksamkeit erregt.

„Man vermeide alle Postskripte, denn sie sind höflich, altweiberartig (old-womanish) und in der Regel unnöthig. Damen, wird behauptet, schreiben meistens lange Briefe ohne Inhalt und bringen dann in einem Postskriptum den einzigen erheblichen Gegenstand, den sie mitzutheilen haben. Wir können dies aber nicht glauben; das schöne Geschlecht ist zu gewandt und scharfblickend, als daß es das Lächerliche einer solchen Angewöhnung nicht erkennen und vermeiden sollte.

„Lange Briefe sind leichter zu schreiben, als kurze, denn das Zusammendrängen des Stoffes erfordert Kunst und Uebung. Darum aber sei man ja nicht stolz auf die Länge seiner Briefe, wie es unsere weisen Parlaments-Mitglieder auf die Länge ihrer Reden sind; können beide auch als Schlafbeförderungsmittel dienen, so wünscht doch wohl Niemand, seine Freunde gegen ihren Willen einzuschläfern. Wenn man es für schwer erachtet, seine Gedanken zusammenzudrängen, so schreibe man seinen Brief noch einmal ab, und mit einiger Aufmerksamkeit wird man beim Abschreiben bald eine Menge von Redensarten, Wörtern und besonders Adjektiven herausfinden, die nicht blos überflüssig sind, sondern auch den Sinn verdunkeln und viele Dinge als „wundervoll", „außerordentlich" und „unvergleichlich" darstellen, die nichts weniger, als wundervoll, außerordentlich und unvergleichlich sind."

*) Nr. 42, vom 28. Mai 1856.

**) Letter-Writing simplified for those who are not used to it. London, Groombridge, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin in Carl a. Rend., Jägerstr. Nr. 59, und beim Spediteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 51), sowie von allen königl. Postämtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 90. Berlin, Sonnabend den 26. Juli 1856.

Nord-Amerika.

Eines Tauchers Bericht aus der Meerestiefe.*)

. . . . . Unlängst ging an der wildesten Küste Neufundlands ein Dampfer, der „Marmion", von seinem Fischer in der Nähe gewarnt, jählings zu Grunde. Ohne Zweifel war er auf eine verborgene Klippe gestoßen und im Nu geschehen. Da die Unglücksstelle keine große Tiefe hatte, so erschien es mir für einen beherzten Mann nicht unmöglich, zu dem untergegangenen Fahrzeuge zu gelangen. Ich besprach den Plan mit meinen Genossen, und sie stimmten mir bei. Ohne Zeitverlust machten wir die nöthigen Vorbereitungen, und in kurzem segelten wir, unserer sechs, unter meiner Leitung, in einem kleinen Schooner nach dem Bestimmungsort. Das Wetter war still und freundlich; wohl gaben in Süden und Osten kleine, verdächtige Wölkchen dem Himmel ein bedenkliches Aussehen: doch das schreckte uns nicht.

Indeß war doch das Wasser so tief, daß keine Mastspitze aus des versunkenen Fahrzeuges Grab anzeigte. Wir mußten und also einen Operationspunkt aufs Gerathewohl suchen. Dahin flog unser Schooner, und Rimmer — ein Bursche von probehaltigem Muth, den ich mir aus meinen Gefährten zum Begleiter auf dem gefährlichen Gang auserkoren — und ich legten unsere Taucherrüstung an. Wir drückten die Helme fest, zogen die Hosen stramm, brachten jeden nöthigen Artikel in Ordnung, die Gewichte wurden angehängt, und wir waren fertig.

„Es sieht furchtbar schwarz aus, Berion", sagte Rimmer zu mir; „Puh, bloß ein kleiner Nebel", versetzte ich lustig, „Alles gut!"

„O!" klang es dumpf unter seinem Helm hervor.

„Fertig!" schrie ich ihnen laut zu, was sie aber nicht hören konnten. Ich gab dann das geeignete Zeichen und wurde über den Schiffsrand geschwungen.

Nieder gingen wir, ich zuerst und Rimmer hart hinter mir. Es dauerte nicht lange, und wir hatten den Boden erreicht. Wir fanden uns auf einer scheinbar weiten Fläche, die sich nach Süden zu senkte und nordwärts hob. Als wir vor uns hin blickten, entstieg der Tiefe ein düsterer, schwarzer Gegenstand, den unser geübtes Auge für einen hohen Felsen erkannte.

Ich winkte Rimmer, auf diesen loszugehen.

Wie Einem zu Muthe ist, der zum ersten Male auf dem Meeresgrund einherschreitet, kann ich nicht sagen. Hier sind tausend Dinge, die selbst denjenigen, der diesen Gang hundertmal gewagt, in Erstaunen setzen. Rund um uns liegt die wasserbedeckte Fläche; nur kann hier das Auge nicht, wie in der oberen Luft, weit in die Ferne dringen; denn das Wasser wird bei wachsendem Abstand immer dichter und scheint sich in nebelige Dunkelheit zu verlieren. Außer dem unablässigen Gurgeln, das die aus dem Brustventil entrinnende Luft, und dem Plätschern, das unsere Bewegung durch das Wasser verursachte, war kein Laut zu hören. Wir schritten wacker zu; denn die in der Oberwelt scheinbar so plumpe Rüstung ist hier unten ganz vortrefflich und macht dem eingeübten Träger nicht die geringste Unbequemlichkeit.

Fische in Schaaren waren rund um uns. Fische jeglicher Gestalt und Größe fielen uns in die Augen, wohin sie sich auch drehten. Sie schwammen hurtig neben uns, sie spielten im Wasser über uns; sie jagten und verfolgten einander in jeder Richtung. Hier tummelte sich ein Schwarm Meerschweine in plumpen Sprüngen, dort stieg ein Nordkaper langsam an die Oberfläche; hier schoß eine Unzahl kleiner Fische über uns weg; dort wiegten sich Seeungeheuer mit ihren gewichtigen Formen träge durch die Fluth. Mitunter vertraten und drei bis vier den Weg, stutzten uns an und blieben so lange auf dem Fleck, bis wir hart an sie herunkamen, dann schossen sie pfeilschnell davon.

Während wir auf dem Meeresgrund fortschritten, sahen wir über unseren Häuptern, gleich einem dunklen Gewölk am Himmel, unser Boot auf der Oberfläche langsam dahinsegeln. Und jetzt, etwa hundert Ellen vor uns, ragte die thürmende Gestalt des gagathschwarzen Felsens, den unser Auge zuerst aus der Ferne begrüßt hatte. Noch aber waren wir nicht gewiß, ob das die Stelle sei, wo der „Marmion" geschieht. Bald aber konnten wir einen dunklen, runden Gegenstand unterscheiden; Rimmer stieß mich an und zeigte hin; ich winkte ihm beistimmend, und wir gingen rascher vor. — Nach wenigen Minuten kamen wir dem Felsen so nahe, daß der dunkle Gegenstand sich als der Stern des Fahrzeuges erwies, dessen Rumpf hier lag.

Plötzlich stieß mich Rimmer wieder an und zeigte nach oben; der Richtung seiner Hand folgend, sah ich die ganze Oberfläche des Wassers in schäumendem Wallen. Ein angenblickliches Zittern fuhr mir durchs Herz; es ging aber schnell vorüber. Wir waren in einer gefährlichen Lage. Ein Sturm war im Anzuge.

Sollten wir, dem Gegenstande unseres Strebens so nahe, wieder umkehren? Schon lag er vor uns. Wir waren hart daran. Nein, ich wollte nicht. Ich gab Rimmer das Zeichen, vorwärts zu gehen, und wir hielten unseren Kurs.

Jetzt erhob sich der Fels vor uns düster und schrecklich. Die rauhen Seiten waren von den Einwirkungen des Wassers zerfressen und an einigen Stellen mit den namenlosen Seepflanzen bedeckt. Wir gingen vorwärts, kletterten über eine Spitze, die von der Klippe hervorstach, und — da lag der Dampfer.

Der „Marmion" war senkrecht untergegangen und stand, zwischen den Felsen eingeklemmt, gerade aufrecht, wie auf der Werft. Wir rannten hastig heran und erklommen den Schiffsrand. Da ließ sich im Wasser ein dumpfes Aechzen hören, das uns warnend in die Ohren klang und uns die drohende Gefahr verkündete. Was zu thun war, mußte rasch gethan werden. Rimmer eilte in die Kajüte, ich in den Kielraum; ich stieg die Leiter hinab in die Zimmermanns-Werkstatt. Alles war leer, Alles voll Wasser. Die Wogen des Meeres waren eingedrungen und trieben mit dem Menschenwerk ihr Spiel. Ich ging in den Ladungsraum. Plötzlich ward ich von einem Gerüsch auf dem Deck aufgeschreckt. Die schweren Tritte eines Menschen, der in tödlicher Angst oder in furchtbarster Hast dahinrennt, trafen mein Ohr. Das Herz schlug mir heftig; denn es war fürchterlich anzuhören, fernab in der schweigenden Tiefe des Meeres.

Pah, es war blos Rimmer.

So rasch, wie die Schwere meiner Rüstung erlaubte, stieg ich durch den ersten besten Ausgang, der sich mir darbot, die Leiter hinan und sprang aufs Deck.

Es war Rimmer.

Er kam auf mich zu, umklammerte meinen Arm, drückte ihn krampfhaft und deutete auf die Kajüte. Ich wollte hinein. Er stemmte den Fuß vor und suchte mich zurückzuhalten. Er wies auf das Boot und flehte mit Geberden eines Wahnsinnigen, nach oben zu steigen.

Es ist ein entsetzlicher Anblick, diese stummen Zeichen einer schreckenerfaßten Seele, womit sie sich verständlich zu machen sucht; sie sind schauerlich, diese Winke, wenn kein Antlitz zu sehen, keine Stimme zu hören ist. Sah ich aber auch sein Antlitz nicht, so sah ich doch die Augen durch die plumpe Maske wie Feuerkohlen glühen.

„Ich will hinein!" schrie ich. Ich sprang von ihm weg. Er schlug die Hände zusammen, wagte aber nicht, mir zu folgen.

Gott im Himmel, was muß da vorgehen, um die Seele eines versuchten Tauchers in dem Grade zu entsetzen! Ich muß mit meinen eigenen Augen sehen.

Ich ging vorwärts. Ich kam an die Kajütenthür. Ich trat in den Vorsaal, sah aber Nichts. Ein Gefühl der Verachtung gegen Rimmer beschlich mich; den Feigling nehme ich nie wieder mit, dachte ich. Doch, Schauer erfaßten mich. Denn da unten in dem Abgrunde da ist nur Schweigen, und o welch' ein feierliches Schweigen! Ich durchschritt den langen Saal. Wie hat der, dachte ich, von dem Geschrei der unterspülenden Passagiere wiedergehallt! Nur der Seemann, der mit solchen Scenen vertraut ist, kann empfinden, was die Seele in solchen Momenten füllt. Ich gelangte endlich an die Hinterkajüte und trat ein.

O Gott im Himmel!

*) Nach Putnam's Monthly.

Hätte ich mich nicht mit der krampfhaften Gewalt, die der Todesschrecl giebt, an den Griff der Thür festgehalten, ich wäre zu Boden gesunken. Ich stand wie angenagelt. Denn vor mir starrte ein Haufen Menschen, Männer und Weiber, erfaßt in dem letzten Todeskampf von den überwältigenden Fluthen; jeglicher an den Fleck gebannt, jeglicher in der Stellung, worin der Tod ihn getroffen. Jeglicher war bei dem Ruck des sinkenden Schiffes von seinem Sitz aufgesprungen, und Alle hatten sich nach der Thür gedrängt. Allein das Wasser war schneller, als sie. Schau, wie sie in wilder Angst, die Einen sich an den Tisch, die Anderen an die Balken, wieder Andere an die Kajütenwände klammern — und da blieben sie stehen. Noch an der Thür muß das Gedränge furchtbar gewesen sein; hier lagen sie über einander gehäuft; einige auf dem Boden, andere über sie wegrasend, um in wahnsinniger Hast den Ausgang zu gewinnen. Einer hatte über den Tisch zu klettern versucht, war aber darauf geblieben, sich an einen eisernen Pfosten festhaltend; Keiner hatte das, was er mit krampfhaftem Griff gepackt, losgelassen; jeglicher stand und schaute wirren Geistes die Thür an — die Thür, guter Gott, mich, mich! Auf mir hafteten diese angsterfüllten, diese schrecklichen Augen alle! Diese Augen, in welchen das Feuer des Lebend dem Eisglanz des Todes gewichen war. Diese Augen, die, gleich den Augen des Wahnsinnigen, ausdrucklos stierten. Unter diesem fieren Blick gefror mir das Blut zu Eis. Diese Verzerrung der Gesichter, in denen sich Angst, Schreck, Verzweiflung, kurz, alle Seelenstürme aussprägten, standen mit den erfrorenen, verglasten Augen in einem um so schrecklicheren Gegensatz. Der Anblick des Menschen auf dem Tische war scheußlicher, als der aller übrigen: das lange, schwarze Haar flatterte ihm aufgelöst um die Schultern, und der wilde Kinn- und Knebelbart gaben ihm das grausige Aussehen eines Dämone. Ach, welches Wehe und welche Marter, welch unsäglicher Todeskampf stand auf diesen verzweifelten Gesichtern geschrieben!

Ich achtete nicht der gefährlichen See, die schon in leichter Aufregung war, als ich den Dampfer betrat. Doch hätte der Sturm mit zehnfach stärkerer Wuth darüber fahren müssen, sollte er hienieden in dieser schauerlichen Tiefe nur einigermaßen merklich sein. Indeß hatte er allerdings zugenommen, und die Bewegung ließ sich auch in dem Abgrunde verspüren. Plötzlich bekam der Dampfer einen Stoß und erzitterte unter dem Wogen-Anprall.

Alle die gräßlichen Gestalten schwankten und stürzten. Die Leichenhaufen wichen ans einander. Die Teufelsstraße auf dem Tische schien stracks auf mich einen Satz nehmen zu wollen. Ich floh mit einem Zetergeschrei: ich dachte, sie sind alle hinter mir her. Ich stürzte hinaus, mit dem einzigen Gedanken, davonzukommen. Ich suchte meine beschwerenden Gewichte abzuwerfen und aufzusteigen. Ich konnte sie nicht losmachen: ich riß daran mit wahnsinniger Heftigkeit — sie wichen nicht. Die eisernen Klammern waren steif geworden. Einer hatte ich bei dem krampfhaften Winden und Ringen richtig losgerissen; aber das andere hielt mich noch immer nieder. Ich fühlte unter der vergeblichen Anstrengung meine Kräfte und fast alle Hoffnung schwinden, und die Schauerscene in der Kajüte lag mit ihrergauzen Wucht auf meiner Seele.

Wo war Rimmer? Der Gedanke fuhr mir wie ein Blitz durch die Seele. Er war nicht mehr da. Er war aufgestiegen. Zwei Gewichte lagen da, welche in schrecklicher Hast abgeworfen schienen. Ja, Rimmer war fort. Ich schaute aufwärts; da schwebte und schwankte das Boot unter den Wogen. — Länger konnte ich hier nicht bleiben, und wäre alles Gold von Golkonda in dem Fahrzeuge gewesen. Ich wollte nicht länger in Gesellschaft mit den schrecklichen Todten weilen.

Zurück also! — Die Furcht lieh meinen Füßen Schwingen. Ich rafte die Leiter hinab, durchmaß den Kielraum noch einmal mit meinen Schritten und ging bis an die Stelle zurück, wo ich zuerst hinuntergestiegen war. Es war finster — ein neues Schauergefühl durchzuckte mich: die Fallthür war verschlossen.

Himmel, war sie von sterblicher Hand zugeschlagen! Oder hat es irgend ein gräßliches Wesen aus der Kajüte gethan! Hat der Satan, der auf mich zusprang —!

Ich eilte in Angst zurück. Hier aber konnte ich nicht bleiben; ich mußte fort, mußte aus dieser Höhle der Schrecken entrinnen. Ich sprang die Leiter hinauf und suchte die Thür zu heben. Sie widerstand meinen Anstrengungen; ich stemmte meinen behelmten Kopf dagegen; die Leiter unter mir knackte, doch die Thür wich nicht. Mein starkes Rohr gerieth zwischen die Spalte; ich faßte eine eiserne Barre, die ich als Hebel handhabte, die Thür hob sich ein wenig, war aber nicht weiter zu bringen. Ich sah mich um und fand einige Holzblöcke, mit deren Hülfe ich die schwere Thür allmählich hob, und um die gewonnene Oeffnung zu erhalten, schob ich immer einen Block dazwischen. Die Arbeit ging aber langsam und mühselig von Statten; nach langer Arbeit hatte ich sie kaum vier Zoll gehoben.

Die See wogte stärker und stärker. Das versunkene Fahrzeug fühlte ihre Gewalt und erzitterte. Plötzlich schwankte es über und lag auf der Seite.

Ich rannte umher, irgend einen anderen Ausgang zu finden, auf das Deck zu gelangen; ich fand keinen. Ich kehrte zur Fallthür zurück; setzte mich in Verzweiflung hin und erwartete den Tod. Ich sah keine Hoffnung, zu entrinnen. Es sollte mein Ende sein.

Allein der Dampfer, von der Fluthen Gewalt geschüttelt, bekam einen Ruck. Er stand nun wie auf der Schaukel, und der leiseste Stoß des Wassers war hinlänglich, ihn überzukippen.

Er krachte, dröhnte, arbeitete und drehte sich auf seiner Seite herum. Während er nun mit seinem Deck lothrecht auf dem Boden stand, klimmte ich die Leiter hinan und drückte die Fallthür auf. Ich sprang hinaus und berührte den Seegrund. Es war hohe Zeit; denn noch ein Augenblick, und die Masse schlug noch einmal über.

Mit einer letzten Anstrengung aller Kräfte riß ich an meinen Gewichten, sie lösten sich, brachen, fielen. Im Moment begann ich zu steigen, und in wenigen Minuten schwamm ich auf dem Wasser.

Dem Himmel sei Dank! Da wiegte sich das starke Boot mit meinen Kühnen, wackeren Mannen! Sie spürten, daß ich auftliege; sie erblickten mich, kamen heran, und ich war gerettet.

Rimmer war von dem grünlichen Schaumlatz geflohen, als ich in die Kajüte trat, blieb aber in dem Boot, um hülfreich bei der Hand zu sein. Er ging nie wieder in die Tiefe, sondern wurde See-Capitain. Ich blieb beim Handwerk, tauche aber nur auf solche Fahrzeuge, deren Schiffsmannschaft gerettet ist.

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß der „Marmion" nie wieder besucht wurde.

Ungarn.

Die Attila-Sage nach magyarischer Tradition.

(Fortsetzung.)

2. Arpad.

Vier Generationen sind seit dem Tode des großen Hunnen-Königs abgestorben, und Ellrud, der Sohn Uzek's, des Sohnes Ed, des Sohnes Chaba, des Sohnes Attila's, beherrscht den Stamm Erd im Lande der Magyaren. Ellrud ist düster und traurig, denn er hat keinen Sohn, und sein Lieblingsweib Emesn verwünscht Tag und Nacht ihre Unfruchtbarkeit. In einer Nacht, wo sie, vom Weinen müde, in Schlaf versallen ist, sieht sie im Traum den Vogel Turul, Attila's Symbol, über sich schweben, dann sie unter seine Fittiche nehmen und neben ihr entschlummern. Weiter träumt sie, wie ihr Schooß bricht und ein glänzender Feuerstrom daraus hervorquillt, der die Welt durchströmt und mit Trümmern bedeckt. Neun Monate nachher bringt sie einen Sohn zur Welt, den sie Almus nennt, d. h. Sohn des Traumes, oder Sohn der Heiligung (Chron. Anonymi); nach Keza geben ihm die Magyaren den Zunamen: Sohn des Sperbers. Diese Menschwerdung Attila's in seinem Urenkel Almus entspricht vollkommen den Begriffen des Orients. So erwarten noch heute die Mongolen die Rückkehr Timur's, der gleichfalls sich verkörpern, sein Volk wieder erheben, ihm die Herrschaft Asiens wiedergeben soll. Almus eröffnet einen neuen poetischen Sagenkreis der Magyaren und zugleich eine neue Periode des Hunnenreichs. Er entwickelt sich in allem Glanze magyarischer Schönheit. Er war braun, ins Schwarz fallend, sagt die Tradition, besaß große, schwarze Augen, leichten und geschmeidigen Wuchs, große Hände und lange Finger. Niemand glich ihm an Edelsinn, Tapfer- und Gerechtigkeit; obwohl ein Heide, war doch der heilige Geist mit ihm (Chron. Anonymi). Er heiratet, und sein Sohn Arpad ersitt an seiner Seite zum Mann heran; aber eine geheime Unruhe quält Almus. Es zieht ihn ein Etwas fort aus seinem Lande, die einst von Attila eroberten Reiche aufzusuchen; dem Zuge des Geschicks folgend, beschließt endlich der Sohn Turul's aufzubrechen und entbietet seine Mannen zu sich. Vor ihn stellen sich sieben tapfere und berühmte Häupter, denen ein zahlloses Heer folgt und die den Namen Hetu Moger, d. h. die sieben Magyaren vorzugeweise, führen. Die Hunnen bei ihrem Aufbruch aus Asien zählten gleichfalls sieben Häupter, sechs Kriegsfürsten und den Oberrichter Kadar. Die Hetu Moger erkiesen Almus zum Oberhauptmann oder Herzog und verpflichten sich gegen ihn und unter einander durch einen furchtbaren Eid. Gereicht nun einen Zuber und den linken Arm ausgestreckt, öffnen sie sich mit dem Dolch eine Ader und schwören, nur Almus und seine Descendenten als ihre Herzoge zu erkennen, sich gegenseitig als Gleiche zu betrachten, Beute und Eroberungen zu theilen, und während ihr Blut in großen Tropfen in den Zuber rieselt, sprechen sie gemeinschaftlich die Worte: „So soll bis zum letzten Tropfen das Blut Aller fließen, die sich gegen das Oberhaupt auflehnen oder seine Familie zu entzweien suchen. So soll das Blut des Oberhauptes fließen, wenn es je die Bedingungen dieses Paktums verletzt." Solches war das Grundgesetz des Magyarenstaats.

Unter Almus' Führung ziehen die Magyaren durch die Steppen, vermeiden die bewohnten Gegenden, setzen, wenn sie an breite Flüsse kommen, auf Lederschläuchen (tulbou) darüber, leben unterwegs vom

Wild des Waldes und den Fischen der Gewässer und berühren Nichts, was Menschen-Arbeit hervorgebracht hat. So kommen sie zum Dniepr, da, wo dieser vor der von Russen bewohnten großen und festen Stadt Kiev vorüberströmt. Bei der Kunde von ihrer Annäherung und daß ihr Herzog Almus der Enkel jenes Attila ist, dem Rußland einst Tribut entrichtete, schließt Kiev seine Thore, und die Russen rufen ihre Nachbarn, die weißen Kumanen, zu Hülfe; aber Almus bedarf keines Beistandes, denn der heilige Geist streitet für ihn. Die Schlacht beginnt mit gleicher Wuth von beiden Seiten, und das wilde Kampfgeschrei der Russen setzt einen Augenblick die Magyaren in Schrecken. Almus aber spricht zu seinen Streitern: „Ist nichts als das Gebeul von Hunden; wann Hunde die Peitsche des Herrn gewohren, so legen sie sich platt auf den Bauch und verstummen.“ Die Wuth der Kämpfer verdoppelt sich, die Russen werden in die Flucht gesprengt, und die geschorenen Köpfe der Kumanen rollen wie rohe Kürbisse zur Erde. Kiev öffnet seine Thore und sendet seine Vornehmsten mit reichen Geschenken in des Herzogs Almus Lager: „Was willst Du in unserem Lande?“ sprechen sie. „Schau dort nach Sonnen-Untergang jenseits des Schneegebirges, dort liegt Attila's einstiges Reich, das Land Pannonien. Es ist kein schöneres auf der Welt: Flüsse voller Fische, Donau, Theiß, Waag, Maros, Temes, durchströmen, Bäche ohne Zahl befruchten es. Dieses schöne Land ist jetzt in der Gewalt der Slaven, Bulgaren, Wlachen, die sich seiner nach Attila's Tode bemächtigt haben, und die Hirten weiden jetzt gefahrlos ihre Heerden auf dem Erdtheil der Magyaren.“ Diese Worte reizen Almus zur Ungeduld. Er nimmt von den Russen einen Tribut von zehntausend Mark Goldes, Pelzwerk und reiche Teppiche, Pferde mit vergoldetem Geschirr und Kameele, sodann Geiseln und zieht ab. Sieben kumanische Häuptlinge, voll Bewunderung seiner Tapferkeit, bitten um Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen. Ohne Aufenthalt zieht er durch Lodomirien und macht erst in Galizien Halt. Ueberall bringt man ihm Geiseln und bietet ihm Geschenke. Man bringt ihm angeschirrte Ochsen, sein Gepäck zu tragen; das Gold Arabiens, der Hermelin, reiche Gewande füllen seine Wagen. „Warum bleibst Du hier so lange?“ spricht der König von Galizien und heißt ihn weiter gen Pannonien ziehen. Seine übrige Rede lautet buchstäblich wie die der Russen im Lager vor Kiev. Viel fröhlicher noch deutet Almus abermals auf. Der Fürst von Galizien hat ihm tausend Bogenschützen zu Führern und dreitausend mit Aexten und Sicheln bewaffnete Bauern mitgegeben, um den Weg durchs Schneegebirge zu bahnen. In kurzem gelangen die Magyaren an den Abhang der Berge, und ihre Führer verlassen sie. Immerfort kletternd, kommen sie in ein wildes Land, wo die Adler auf den Baumästen sitzen, so dicht beisammen, wie Wolken von Mücken. Beim Anblick der Pferde und Ochsen stürzen diese Raubvögel auf sie los, sie zu zerfleischen. Diesem unwirthlichen Land entkommen, irrt Almus aus Gerathenheit umher: da sieht er Fremdlinge kommen, welche die Ungarnsprache reden; es sind die Szekler aus Erdele, die auf Kunde von der Annäherung eines Enkels von Chaba auf ihrer Hochfläche zu seinem Empfang herabgestiegen sind. Mit ihrem Beistand erobern die Magyaren die Stadt Hung-var und setzen sich in der Nachbarschaft fest; sie haben nun den Fuß auf Attila's Boden gesetzt, um ihn nie wieder zu verlassen. Ungarn und Szekler feiern dieses große Ereigniß und das Fest ihrer Vereinigung durch ein viertägiges aldumas und Schmausen von Pferdefleisch, von ihren Priestern geweiht.

Hier endet die Mission des Sohns des Traumes. Almus stirbt, und Arpad, sein Sohn, folgt ihm als Magyaren-Herzog. Gelagert auf dem Scheitel der Karpathen, besitzen die Magyaren nur rauhe Thalgründe, während sich nahebei zu ihren Füßen die fetten Ebenen Dacieus und Pannoniens ausbreiten. Sie gehören dem Herzog Swatopluk, dem Oberhaupt der mährischen Slaven, der auf dem linken Donau-Ufer in einer von den Wellen des Flusses bespülten Stadt residirt. Arpad entbent zu sich Kusid, Sohn des Kund, einen klugen und verschlagenen Mann, und spricht zu ihm: „Geh' das Land auszukundschaften und berichte mir, ob es gut und Swatopluk uns freund ist.“ Kusid macht sich auf den Weg, eine leere Flasche in der Hand und einen Ledersack auf dem Rücken. Er trifft Swatopluk in seinem Palast und spricht so zu ihm: „Arpad, mein Herr, bittet Dich, ihm einen Winkel dieses Landes einzuräumen, um seine Heerden darauf zu weiden, einen Winkel des Landes, welches sein Ihn, der sehr mächtige König Attila, einstmals ganz besaß.“ Da meint Swatopluk, daß die Magyaren ein gutes Bauernvolk sind, das für Tribut das Land anzubauen und seine Heerden darin zu weiden wünscht, und nimmt den Boten freundlich auf. „Wohlan“, sagt dieser, „erlaube mir, in dieser Flasche ein wenig Wasser aus dem Fluß zu schöpfen und in diesen Sack ein wenig Erde vom Feld nebst ein wenig Gras von den Wiesen zu thun, auf daß die Magyaren sehen, ob dieses Land und dieses Gras gut sind und dieses Wasser so viel taugt, als das ihrer heimatlichen Flüsse.“ — „Thu, wie Dir beliebt“, antwortet der Mähre. Kusid geht fröhlich seines Weges, und nachdem er seine Flasche aus dem Strom gefüllt und zugestöpselt, dann auf der Ebene eine Handvoll schwarzen Sandes und auf der Wiese eine andere Handvoll mit verschiedenen Gräsern in seinen Sack gethan hat, tritt er den Heimweg ins Gebirge an. Hoch erfreut vernehmen Arpad und die Seinigen den Bericht, man drängt sich um Kusid und bestürmt ihn mit Fragen, Jeder will das Wasser, die Erde, das Gras sehen oder kosten und meint, es sei von gutem Ansehen und Geschmack. Dann gießt Arpad von dem Wasser in sein Trinkhorn, schüttet es feierlich auf die Erde und ruft zu dreien Malen: Gott! Gott! Gott! was die Magyaren im Chore wiederholen. — Wenige Tage nachher macht sich Kusid, der Sohn Kund's, von neuem auf den Weg: er soll Swatopluk im Namen Arpad's und der Magyaren einen hohen Schimmel, den er am Zaume führt, überbringen; Zaum und Sattel sind mit arabischem Gold vergoldet. „Sieh“, spricht er zu dem Mährenfürsten, „dieses schickt Dir Arpad als Preis für das Land, welches Du ihm erlauben wirst einzunehmen.“ — „Er nehme, so viel er will“, antwortet Swatopluk, noch immer im Irthum und wähnend, daß man ihm dieses Roß als Pfand der Huldigung und Unterwerfung sende. Als die Ungarn seine Antwort vernehmen, steigen sie vom Gebirge in die Ebene hinab und verbreiten sich über das ganze Land, nicht wie Gäste oder Pächter, sondern als Herren und Gebieter in Folge eines Erb- und Eigenthumsrechts. Als Swatopluk dieses Gewaltthaten berichtet werden, weiß er nicht mehr, was von diesen Fremdlingen und ihrem Benehmen halten. Eben will er ihnen seine Willensmeinung kund thun, als ein neuer Ungarbote vor ihn tritt und also spricht: „Höre, was Dir Arpad und die Magyaren durch meinen Mund vermelden: Du darfst nicht länger in diesem Lande bleiben, das Du an uns verkauft hast; denn wir haben von Dir das Land für das Pferd, das Gras für den Zaum, das Wasser für den Sattel erkauft.“ — „Wohlan denn“, ruft der Mährenfürst, indem er ein Gelächter anschlägt, „ich werde das Pferd mit meinem Hammer erschlagen, den Zaum auf die Wiese werfen und den Goldsattel in die Donau.“ — „Was wird uns dies schaden!“ entgegnet in aller Ruhe der Abgesandte. „Schlägst Du das Pferd todt, so werden meines Herrn Hunde das Aas finden und fressen; wirfst Du den Zaum auf die Wiese, so werden ihn seine Schnitter finden und ihm bringen; versenkst Du den Sattel in die Donau, seine Fischer ihn auf dem Wasser ziehen, am Ufer trocknen und in sein Haus tragen. Wer die Erde, das Gras und Wasser besitzt, besitzt Alles.“ Ein wenig zu früh oder die Sinnesart seiner Gäste belehrt, versucht es Swatopluk nun im Kampf, wird aber überwunden, sein Heer zerstreut. Verzweifelnd, stürzt er sich in die Donau.

Arpad, im Besitz des linken Strom-Ufers, setzt nun auf das rechte über, und gar bald sind Slaven, Bulgaren, Römer aus Pannonien vertrieben oder zur Unterwerfung gezwungen. Darauf hält er seinen Triumph-Einzug in die seit Attila verödete Stadt Sikambria. Er findet die Paläste seines Ahnen wieder, theils noch aufrecht stehend, theils in Trümmern, und die Magyaren setzen mit Verwunderung, wie diese Gebäude insgesammt aus Stein gefügt waren. Inmitten dieser Trümmer der vormaligen Hunnenmacht feiert Arpad ein zwanzigtägiges Siegesfest (aldumas); Herden weißer Pferde werden da geschlachtet und wandern, ihr Fleisch von den Priestern geweiht, von der Schlachtbank auf die Tafel, woran alle Magyaren, vom Herzog bis zum gemeinsten Kriegsmann, sitzen. Arpad und seinen Edlen wird auf goldenen, den Gemeinen und dem Volk auf silbernen Schüsseln serwirt. Während des Mahls unterhalten rauschende Musik und der Gesang der Rhapsoden die Gäste. Um würdig die Freude dieses langen Festes zu trüben, vertheilt am Schluß das Oberhaupt Beute und eroberte Ländereien an seine Hauptleute, das Heer und die Fremden jeder Race, die ihm im Kampfe beigestanden haben. Das alte Hunnien ist wiedererobert, das Banner des Sperbers flattert über den Mauertrümmern Sikambria's, und die Grabpyramide von Kewe-Haza ist nicht mehr in Feindesgewalt. Arpad's Laufbahn endet hier, wie die des Almus, auf dem Gipfel der Karpathen am Eingang in das gelobte Land. Er stirbt, und seine Magyaren bestatten ihn unweit der Quelle eines Flüßchens, da, wo sich später die Christenstadt Stuhlweißenburg erheben soll. Seine Begräbnißstätte wird die der ungarischen Fürsten der ersten Periode, die noch Herzoge und Heiden waren; am Saum desselben Bezirks ruhen auch Attila und seine Hunnen, und zwischen ihnen beiden werden nachmals die christlichen Könige Ungarns ihre Ruhestatt erhalten.

(Schluß folgt.)

Central-Afrika.

Politische Zustände in Bornu.

Aus einem Schreiben Dr. Eduard Vogel's, im Januar 1854.*)

Sie werden (Brief an A. Petermann, 20. Februar) wahrscheinlich schon vor Empfang dieser Zeilen von der November-Revolution in

*) Nach Petermann's „Geographischen Mittheilungen“, Heft V. 1856.

Google

Kuka gehört haben, die dem Scheich Amur den Thron und seinem Wesir Hadsch Beschir den Hals gestoßet hat. Ich erfuhr die Sache unterwegens am 20. Dezember in Agadem. Es scheint, daß der Wesir (ein Araber, wie Sie wohl wissen werden) nach und nach die ganze Macht in seine Hände bekommen hatte und nicht nur Land und Leute regierte, sondern sich auch gegen die Brüder und andere Verwandte des Sultan wie deren Herr und Herrscher benahm. Alles zitterte vor ihm, und so kam es denn, daß Abdelachmäm, der älteste Bruder des Sultans, als seine Sklaven mit denen Hadsch Beschir's einen blutigen Streit gehabt hatten, sich eiligst davonmachte und in ein ihm gehöriges Dorf flüchtete. Dahin folgte ihm Hadsch Beschir mit einer bedeutenden Macht und forderte ihn auf, herauszukommen. Dazu erklärte sich jener auch bereit, wenn sein Gegner vorher auf den Koran schwören wolle, ihm kein Leides zuzufügen. Das verweigerte dieser und befahl, den vor dem Orte gelegenen Teich scharf zu bewachen und keinem Sklaven Abdelachmäm's zu erlauben, Wasser zu nehmen. Als diese am Abend an den Teich kamen, gab es Streit; ihr Herr eilte ihnen zu Hülfe, und von den Leuten Hadsch Beschir's wagte Keiner, die Hand gegen seinen alten Beförderer aufzuheben. Abdelachmäm war nämlich stets in den früheren Kriegen Anführer des Heeres gewesen.

Hadsch Beschir, der seine Truppen von sich abfallen sah, flüchtete nach Kuka, packte eiligst seinen Kameele mit Geld u. s. w. und versuchte mit ihnen nach Sudan zu flüchten; die Ueberschwemmungen hinderten ihn jedoch nach wenigen Tagereisen auf. Inzwischen zog Abdelachmäm nach Kuka und bewegte leicht seinen Bruder, abzudanken. Derselbe war nie ein fester Mann gewesen und nur geachtet, weil er stark im Gerüche der Heiligkeit stand. Hadsch Beschir's Haus ward vom Volke geplündert. Man fand dabei unter Anderem gegen dreitausend Burnuse und etwa vierzigtausend Dollars. Der Sultan sendete dem Flüchtling seinen eigenen Bruder nach und forderte ihn auf, unbesorgt nach Kuka zurückzukehren. Dieser, dem das Wasser keine andere Wahl ließ, kehrte um, ward am anderen Tage vor den neuen Sultan beschieden und auf einen Wink desselben erdrosselt.

Hundertunddreißig hinterlassene Kinder (achtzig Söhne und funfzig Töchter) bewinnen nicht so sehr ihren Vater, als besonders den Verlust seines großen Vermögens, welches der Scheich insgesammt konfiszirte. Als die Kunde davon Sinder erreichte, stach ein angesehener Mann dort den Schreif el Zayi, einen Freund Hadsch Beschir's und früheren Beschüzer Barth's, auf offener Straße nieder. Der Sultan ließ aber dem Mörder mit seinem eigenen Speer den verdienten Lohn geben.

Der neue Sultan ist höflich genug gegen mich und überhaupt mich mit Geschenken von Vieh, Getraide, Honig und Butter, aber, wie es mir scheint, etwas mißtrauisch gegen die Expedition, von deren rein wissenschaftlichem Charakter er sich leider keine Vorstellung machen kann. Indessen legt er meinen Touren und Reisen durchaus kein Hinderniß in den Weg.

Mannigfaltiges.

— Pester Briefe.*) Unter diesem Titel hat ein Bewohner — wir vermuthen (wegen der zuweilen nicht ganz korrekten Schreibart), kein Deutscher, sondern ein Ungar — der Hauptstädte Buda-Pest eine Beschreibung des jetzigen Zustandes dieser Schwester-Orte herausgegeben. Der Verfasser verhält sich insoweit ganz objektiv, als er fern von jeder politischen Betrachtung bleibt und keinerlei Bergleiche zwischen dem jetzigen, äußerlich in Gesammt-Oesterreich aufgegangenen, und dem ehemaligen, auf seine Königskrone, wie auf seine Privilegien und Freiheiten stolzen Ungarn anstellt. Dagegen unterläßt er nicht, auf die Schönheiten der Hauptstadt, auf die wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Bestrebungen ihrer Bewohner mit Eifer und nationaler Vorliebe hinzuweisen. Wir verdenken ihm natürlich nicht diese schöne Anmaßung von an sich löblichen, doch immerhin schwachen, zum Theil sogar erfolglosen Versuchen, eine eigene Akademie, Literatur und Journalistik, ein nationales Theater und ein nationales, geselliges Leben zu besitzen und zu pflegen. In Deutschland haben die Bestrebungen der Ungarn immer Sympathieen erweckt, und nur dann, wenn diese Bestrebungen es zugleich auf Unterdrückung der in ihrem Lande so weit verbreiteten und historisch berechtigten, slavischen und deutschen Nationalitäten abgesehen hatten, hat ihnen die Theilnahme der Nachbarvölker gefehlt. Auch fernerhin wird Deutschland gewiß Alles, was ein Zeichen des immer noch pulsirenden, geistiger Vollkommenheit nachstrebenden Lebens der Ungarn ist, mit seinen besten Wünschen begleiten. Die „Pester Briefe" sind freilich ein sehr schwaches, etwa im Tone der alten Dresdener „Abend-Zeitung" gehaltenes Zeichen dieser nationalen Literatur- und Kunstfeligkeit; gleichwohl möchten wir sie Allen empfehlen, die von den jetzigen Zuständen der edeln Städte Pest und Ofen Kenntniß nehmen wollen.

— Ein amerikanischer Autokrat. Wie wir aus den vor uns liegenden Denkwürdigkeiten einer amerikanischen Lokalgröße*) erfahren, giebt es auch in dem Lande der Freiheit einen Autokraten. Dieser Autokrat ist der Mayor oder Bürgermeister von New-York, Fernando Wood, ein Mann, der während seiner kurzen Amtsführung — er wurde erst am Neujahrstage 1855 installirt — und auf einem beschränkten Schauplatz eine Energie und Entschlossenheit bewiesen hat, die einem Nikolaus oder Louis Napoleon Ehre machen würde. Bei seinem Regierungsantritt war New-York „eine seltsame, wilde Hauptstadt, deren Einwohner sich getänscht fühlten, wenn sie nicht des Morgens bei ihrem Thee oder Kaffee Berichte über zwei bis drei Mordthaten oder einen pikanten Krawall lasen. Die ruhigen Bürger waren entmuthigt oder sie waren unempfindlich und sorglos geworden. Von Seiten Einiger herrschte eine Art von blindem Vertrauen in das Schicksal, während die Ungeduldigeren in revolutionären Ausdrücken von der Nothwendigkeit, sich eine gute Regierung zu verschaffen, sprachen. Die Presse war mit Klagen über Corruption der Beamten, unlose Verschleuderung der öffentlichen Gelder, drückende Besteuerung und offiziellen Schwindel angefüllt. Die Straßen waren so über alle Maßen schmutzig, daß die Gesundheit der Stadt aufs äußerste gefährdet war; die Bewohner der europäischen Armenhäuser wurden myriadenweise an den Küsten gelandet, um die Beute der Seelenverkäufer zu werden oder den mildthätigen Anstalten zu Last zu fallen." Diesen Augiasstall zu reinigen, war eine wahre Herkules-Arbeit, aber Wood zeigte sich ihr vollkommen gewachsen, und durch seine energischen Maßregeln bewirkte er in kurzer Frist eine so radikale Umwälzung in den Zuständen New-York's, daß die Bürger sich, nach der Verschwörung seines Biographen, daran gewöhnten, ihn als eine zweite Vorsehung zu betrachten, bei der sie auch in Angelegenheiten Hülfe suchten, wie denen sich weder Bürgermeister, noch andere staatliche Behörden befassen können. „Er wurde von Frauen bestürmt, deren grämliche Ehemänner er liebenswürdig machen sollte; von Müttern, die ihre erwachsenen Töchter nicht zuhause halten konnten; arme Leute baten, daß er die Reichen zwingen möchte, ihnen Arbeit zu geben; Nachbarn legten ihm ihre Streitigkeiten zur Entscheidung vor. Eine würdige Dame bestand auf eine persönliche Audienz beim Mayor und forderte ihn auf, ihrer Nachbarin Schweigen zu gebieten, die zum Fenster hinaus mit ihr zankte; ein Schneider klagte, daß ein Polizei-Beamter seine Rechnung nicht bezahlen wolle: der Beamte wurde gerufen, schützte seine Armuth vor, und Mr. Wood liquidirte die Rechnung aus seiner eigenen Tasche, zur großen Zufriedenheit des Klägers, wie des Verklagten." — Uebrigens ist dieser amerikanische Kadi ein interessantes Beispiel von der Raschheit und Sicherheit, mit der in seinem Vaterlande Männer von bescheidenstem Ursprunge sich durch Fleiß und Tüchtigkeit zu den höchsten Ehrenstellen emporschwingen. Einer Quäkerfamilie entsprossen, die aber wegen Betheiligung an dem Revolutionskriege aus dem Gemeindeverbande ausgestoßen wurden, trat er, durch den Bankerott seines Vaters auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen, schon in seinem dreizehnten Jahre als „Clerk" bei einem Geldwechsler in Dienst und erwarb sich nach manchen Wechselfällen durch glückliche Spekulationen ein bedeutendes Vermögen und die Achtung seiner Mitbürger in so hohem Grade, daß er 1840, erst achtundzwanzig Jahr alt, zum Mitglied des Kongresses der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Von einigen seiner Verehrer ist Fernando Wood neulich sogar als Kandidat für die Präsidentenwürde aufgestellt worden. Den poetischen Taufnamen, den er statt der Beinamen Isaak, Benjamin, Zacharias ꝛc. führt, die seine fromme Vorfahren sich beilegten, verdankt er seiner Mutter, die kurz vor seiner Geburt eine zur Zeit in England und Amerika sehr populäre Räuber- und Geistergeschichte, „Die drei Spanier", las und es sich ausbedang, daß ihr Sohn mit dem Namen des hervorragendsten unter dem spanischen Kleeblatt getauft werden solle. Diese eifrige Romanleserin, die sich noch am Leben befindet, ist von deutscher Herkunft; sie heißt Rebekka Lohmann und stammt angeblich von einem General Lohmann, der sich während des berühmten zehnjährigen Krieges 1740—1750 in Deutschland (!) ausgezeichnet haben soll.

*) Pester Briefe über Literatur, Kunst, Theater und geselliges Leben. Von Demeter Dudumi. Erste Lieferung. Pest, Karl Grelmann. Zweite (letzte) Lieferung. Pest, Lauffer & Stolz, 1856.

*) Biography of Hon. Fernando Wood, Mayor of the City of New-York. By Donald Mac Leod. New-York: O. F. Parsons. 1856. — Berlin, A. Asher & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 91. Berlin, Dienstag den 29. Juli 1856.

Süd-Afrika.

Das Kapland und die britische Kolonial-Politik.

1.

Die letzten Nachrichten vom Kap der guten Hoffnung, die von der drohenden Gefahr eines neuen Krieges sprechen, haben den Blick des den Zeitereignissen folgenden Publikums wieder auf die merkwürdigen Begebenheiten gelenkt, die im Laufe der beiden letzten Dezennien eine Zersplitterung der in Süd-Afrika ansässigen Kolonisten und dadurch zunächst eine bedeutliche Schwächung der weißen Bevölkerung für ihre noch immer nicht beendigten Kämpfe mit den kriegerischen Kaffern-Stämmen herbeigeführten. Wo, wie hier, inmitten einer feindseligen, raub- und kriegslustigen Urbevölkerung ein enges Zusammenhalten der Eingewanderten sich von selbst zu empfehlen schien, mußte die zwingende Gewalt gebieterischer Verhältnisse eintreten, um die Zerstreuung der Weißen über die ausgedehntesten Gebiete und die Begründung von vier gesonderten Kolonial-Staaten, die zum Theil territorial, zum Theil auch politisch von einander geschieden sind, einigermaßen zu motiviren, da selbst die einheitliche Kap-Kolonie sich der gefürchteten Feinde kaum erwehren konnte. Jetzt existirt in Süd-Afrika, außer der eigentlichen Kap-Kolonie und von ihr durch das Gebiet unbezwungener Kaffern-Stämme getrennt, die ebenfalls vom britischen Gouvernement abhängige Kolonie Natal zwischen den Flüssen Tugela und Umfincalu; ferner die unabhängige Orange-Fluß-Souveränetät im Innern des Landes, zwischen den Flüssen Kun Gariep und Ky Gariep oder Baal, den Quellströmen des Oranje River; endlich noch weiter im Norden, um die Quellen und den mittleren Lauf des Elephanten- und des Limpopo-Flusses und bis in die Tropenzone hinein, die ebenfalls unabhängige Trans-Vaalsche Republik, — die beiden letzteren hauptsächlich von Holländern bewohnt. Eine Prüfung der Umstände, durch welche die Boers bewogen wurden, ihre alten Ansiedelungen im Kaplande zu verlassen und mit Weib und Kind, mit Hab und Gut in die durch ein schneebedecktes Gebirge von der Küste geschiedenen Einöden des Innern auszuwandern, ist, abgesehen davon, daß sie das Verständniß der Ereignisse, von denen wir vielleicht schon in nächster Frist Kunde erhalten werden, erleichtert, besonders dadurch von Interesse, daß sie einen lehrreichen Einblick in den vielleicht schwierigsten Theil der Regierungskunst, in die Kolonial-Politik, gewährt und das Nachdenken über eines der verwickeltsten Probleme anregt, dessen Lösung ebenso dringend von der Humanität gefordert, wie durch das Gewicht der bestehenden Verhältnisse erschwert wird, — wir meinen die Sklavenfrage. Unsere Leser, die der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft unter absonderlichen physischen und sozialen Verhältnissen mit Interesse zu folgen pflegen, werden es deshalb, wie wir glauben, nicht ungern sehen, wenn wir in kurzen Umrissen die Thatsachen zu zeichnen versuchen, welche unter den Kap-Kolonisten, wir möchten sagen, die Centrifugalkraft entfesselten und die weiße Bevölkerung — zunächst allerdings zu ihrer eigenen Gefährdung, schließlich aber gewiß zu dauerndem und ausgedehntem Gewinn für die Kultur — über einen großen Theil Süd-Afrika's zerstreuten. Wir folgen hierbei der besonnenen und unparteiischen, von gesundem politischen Sinne durchdrungenen Darstellung eines Mannes, der seit 1813 am Kap lebt und oft bei den Kolonial-Angelegenheiten eine bedeutsame Rolle zu spielen berufen war, — Henry Cloete's.*)

Der geistvolle Verfasser der unten angeführten Abhandlungen macht zunächst auf einige physische Verhältnisse aufmerksam, welche den dem niedersächsischen Volke angeborenen Wanderungstrieb auch am Kap nährten, obgleich ihn hier durch den kriegerischen und unzuverlässigen Sinn der Nachbarstämme enge Gränzen gesteckt zu sein schienen. Die Lockenheit des Bodens und die Sparsamkeit natürlicher Quellen hatte dahin geführt, den Umfang der einzelnen, den Kolonisten zu überweisenden Besitzungen nicht spärlich, nämlich nicht unter sechstausend Acres, zu bemessen; aber im östlichen Theile der Kap-Kolonie, in den Distrikten Somerset und Graaf Reynet, waren sie häufig funfzehn- bis zwanzigtausend Acres groß — eine Andeutung, welche die Land-Eigenthümer überwiegend auf die Viehzucht hinwies und die mit dem Ackerbau verknüpfte Anhänglichkeit an eine bestimmte Heimat in ihren Gemüthern nicht aufkommen ließ. Doch selbst auf diesen weiten Landstrecken fehlte es in der trocknen Jahreszeit den Heerden oft an Weide und Wasser, und da man erfuhr, daß die Gegenden jenseits des Kun Gariep, wo sich bereits am Anfange dieses Jahrhunderts ein aus holländischem und hottentottischem Blut entsprossenes Mischlingsvolk angesiedelt hatte, mit häufigeren Regengüssen gesegnet seien, fing man an, die durch die Bevölkerung jenes Distrikts dargebotenen Anknüpfungspunkte zu benutzen und zwischen den Quellströmen des Oranje River, jenseits der festgestellten Gränzen der Kap-Kolonie, auf noch nicht okkupirten Ländereien Etablissements zu begründen, die man während der dürren Jahreszeit besuchte, ohne deshalb die ursprünglichen Besitzungen und das damit verbundene Unterthänigkeits-Verhältniß aufzugeben. So gewann das Nomadenleben größere Ausdehnung und nährte eine Gesinnung, auf welche jede politische Kalamität eine folgenreiche Einwirkung äußern mußte.

In den Jahren, welche dem Frieden von 1815 vorausgingen, hatte die Kap-Kolonie sich im Allgemeinen einer großen Sicherheit erfreut. Eine verhältnißmäßig starke Militairmacht von vier- bis fünftausend Mann, darunter tausend Reiter, deckte die durch eine Reihe verschanzter Posten befestigten Gränzen mit solchem Erfolg, daß die Kolonisten die zur Unterhaltung solcher Streitkräfte erforderlichen Auflagen ohne Murren ertrugen. Aber mit dem Frieden erfolgte eine beträchtliche Reduction der Truppen; ein Theil wurde dem Kap entzogen, und damit schwand die Bürgschaft für die künftige Sicherheit der ländlichen Besitzungen.

Gleichzeitig erregte eine an sich sehr empfehlenswerthe Neuerung im Gerichtswesen große Mißstimmung. Die in jedem Distrikt eingesetzten Landrosten durften nur über Zwistigkeiten von geringem Belang entscheiden, während alle bedeutenderen Klagen vor dem höchsten Gerichtshof in der Kapstadt verhandelt werden mußten; und da es bei der Ausdehnung einiger Distrikte, wie Graaf Reynet und Uitenhage, welche die Landrosten von Zeit zu Zeit bereisen mußten, sehr unsicher war, ob und wann die streitenden Parteien den Richter antreffen würden, ob sie sich nicht vielleicht mit der Entscheidung eines untergeordneten und wenig für das Amt qualifizirten Stellvertreters würden begnügen müssen, hatte es sich als unpraktisch gezeigt, den Rechtsweg bei dem Landrost aufzusuchen, und fast als unmöglich, sein Recht in der entfernten Hauptstadt zu verfolgen. Um dieser Mangelhaftigkeit der Rechtspflege abzuhelfen, hatte das Kolonial-Gouvernement beschlossen, daß zwei Mitglieder des höchsten Gerichtshofes, mit allen Rechten des letzteren ausgerüstet, alljährlich die Kolonie durchreisen und an Ort und Stelle die schwebenden Klagen und Prozesse entscheiden sollten. Da die Justiz die dahin fast vollständig geruht hatte, war es kaum zu verwundern, daß die Richter bei ihrer ersten Rundreise mit Klagen, die zum Theil in längst vergangene Zeiten zurückgriffen, förmlich überschwemmt wurden; besonders thätig in Anklagen zeigten sich die Missionäre von der Kemp und J. Read, die sich als natürliche Beschützer der Hottentotten betrachteten und ohne die geringste Prüfung, auf die nichtigsten Indizien hin eine große Anzahl angesehener und einflußreicher Farmer unter der Anklage schwerer Verbrechen gegen die Eingeborenen vor die Gerichts-Deputation führten. So wurden vor der letzteren nicht weniger als siebzig die achtzig Fälle von Mord, Todtschlag und schwerer Körperverletzung angemeldet, und die Zahl der übrigen Anklagen war so groß, die Verhandlung der in den weiten Gebieten zerstreuten Zeugen beanspruchte so viel Zeit, daß erst bei der dritten Rundreise der Richter sämmtliche Angelegenheiten erledigt werden konnten, die bei ihrer ersten

*) Three Lectures on the Emigration of the Dutch Farmers from the Colony of the Cape of Good Hope, and their Settlement in the District of Natal. Delivered to the Natal Society at Pietermaritzburg by the Honorable Henry Cloete, L. L. D., Recorder of the District. [illegible]

gesachtet der sorgsamsten Nachforschungen, keine Anklage auf Mord begründet werden konnte; aber die Verhandlungen führten doch oft andere geringere Vergehen aus Licht, die mit harten Bußen geahndet wurden, so daß fast jeder mächtige Clan in den Grenzdistrikten einige Mitglieder zählte, die, wenn sie auch den peinlichsten Anklagen glücklich entgangen waren, doch in anderen Beziehungen die plötzliche Handhabung der Gesetze bitter empfinden mußten.

Ein zufälliges Ereigniß führte die dadurch erzeugte Mißstimmung schon im Jahre 1815 zu einem Ausbruch. Fr. Bezuidenhout, ein Mann von verwegenem Charakter und trotzigem Souveränetäts-Gefühl, der von seiner in wildem Buschland gelegenen und schwer zugänglichen Besitzung ein durch die Gesetze verpöntes Einvernehmen mit den räuberischen Kaffern unterhielt, hatte sich geweigert, einer gerichtlichen Vorladung Folge zu leisten, und jenen Gerichtsdiener zu erschießen gedroht, der es wagen würde, seinen Gehöften zu nahen. Der Gerichtshof ermächtigte deshalb den Boten, zu seinem Schutz bei einer zweiten Ladung eine militairische Bedeckung zu requiriren. Da sich wieder Kaffern in der Gegend blicken ließen, machte der Bote von seiner Befugniß Gebrauch: zwanzig Mann vom Kap-Corps unter Lieutenant Rousseau begleiteten ihn. Sie fanden Bezuidenhout bereits vollständig gerüstet; er hatte mit einem Farbigen von riesiger Größe hinter der Umwallung einer Viehfurche Posto gefaßt, wiederholte seine Drohung, Jeden, der sich nähere, zu erschießen, und feuerte sein Gewehr wirklich ab, als Lieutenant Rousseau seine Truppe theilte und die Gegner zu umzingeln Anstalt machte. Bezuidenhout entging dieser Gefahr durch die Flucht; er verschwand plötzlich in dem kaum durchdringlichen Gebüsch, und erst nach längerem Nachforschen bemerkte man den Metallglanz zweier Flintenläufe, die aus der Oeffnung einer steilen Felswand etwas hervorragten und den Versteck der Flüchtlinge verriethen. Rousseau erkletterte den oberen Rand des Felsens und forderte Bezuidenhout unter dem Versprechen voller persönlicher Sicherheit auf, dem Gerichtsboten zu folgen, erhielt aber die trotzige Antwort, Bezuidenhout würde sich lebendig nicht ergeben. Auf Anordnung des Lieutenants theilte sich nun die Truppe in zwei Kolonnen, die heimlich von verschiedenen Seiten zur Oeffnung der Felsgrotte hinaufkletterten. In der Nähe derselben angelangt, ergriff der Führer der ersten Kolonne plötzlich die Läufe beider Flinten, die in demselben Moment, in dem er sie nach oben drückte, auch abgefeuert wurden, während der Führer der zweiten Kolonne sein Gewehr in die Grotte abschoß. Gleich nach diesem Schuß erscholl ein durchdringendes Wehgeschrei; der Hottentott kroch aus der Höhle hervor, bat um Gnade; sein Herr, der sich unmittelbar an der Mündung der Grotte befunden hatte, war erschossen. Rousseau fand die Höhle reichlich mit Munition und einigen Gewehren versehen, ein Beweis, daß Bezuidenhout dieselbe schon zeitig zu einem Zufluchtsort bei derartigen Eventualitäten bestimmt hatte. Da die Gebüsche der Umgegend von Kaffern besetzt waren, hielt Rousseau es für gerathen, sich noch vor Einbruch der Nacht mit dem gefangenen Hottentotten aus der gefährlichen Gegend zu entfernen. Er übergab ihn den Gerichten, die ihn indeß bald auf freien Fuß setzten.

Sofort versammelten sich die Verwandten und Nachbarn Bezuidenhout's auf seiner Farm, um den Leichnam zu bestatten; es wurden aufregende Reden gehalten, und die Anwesenden schworen, sich an dem Militair zu rächen. Sie stellten sich unter die Leitung Hendrik Prinsloo's und John Bezuidenhout's, eines Bruders des Erschossenen, traten mit den Kaffern in Verbindung, um sie zu einem Kriege gegen die Briten zu reizen, erließen Raubschreiben an die Farmer der Nachbarschaft und forderten sie zu Versammlungen auf, in denen beschlossen wurde, „die Tyrannen aus dem Lande zu treiben.“ Ein solches Schreiben war indeß von einem Farmer, der diesem Treiben abhold war, dem Landdrost von Cradock und von diesem dem Befehlshaber des Militair-Postens in Somerset, Capitain Andrews, mitgetheilt worden. Der Letztere, ein entschlossener Mann, bemächtigte sich sofort Prinsloo's und erbat von den nächstgelegenen Militair-Stationen Verstärkung. Die Boers rotteten sich vor dem Posten zusammen und forderten die Befreiung des gefangenen Prinsloo; aber Andrews ließ sich nicht einschüchtern. Schon nach zwei Tagen erschien Obrist Cuyler aus Uitenhage und ließ die Rebellen wissen, daß ihre Pläne bekannt wären und sie die verdiente Strafe finden würden. Nichtsdestoweniger versuchte Cuyler erst, vor Anwendung von Gewalt-Maßregeln durch Verhandlungen den Aufruhr beizulegen. Die Boers antworteten jedoch durch einen feierlichen Eid, einander treu zu bleiben, die die Tyrannen über die Grenze getrieben wären. Als Cuyler darauf mit einem Dragoner-Regiment und einer Abtheilung Bürgerwehr gegen die Rebellen auszöge, streckte ein kleiner Theil der Letzteren die Waffen, während die Mehrzahl sich nach dem coupirten und schwer zugänglichen Thale des Baviaan-Flusses flüchtete. Die Truppen drangen in drei Abtheilungen vor, säuberten dieses Terrain und verfolgten den Theil der Boers, der sich noch nicht zerstreut hatte, bis in die Nähe des Winterbergers. [illegible] fand die Aufforderung, sich zu ergeben, bei den hartnäckigen Führern des Aufstandes kein Gehör; es entspann sich ein Kampf, und erst nachdem John Bezuidenhout und Andere gefallen waren, gelang es, die Ueberlebenden gefangen zu nehmen.

Eine besondere Gerichts-Commission bezeichnete unter den Aufständischen neunundvierzig der Schuldigsten und erhob gegen sie die Anklage wegen Hochverrathe. Sechs von ihnen wurden zum Tode verurtheilt, die übrigen, je nach dem Grade ihrer Schuld, zur Transportation, Verbannung oder Geldbußen. Der Gouverneur verwandelte nur in einem Fall die Todesstrafe in Transportation; an den anderen fünf Individuen sollte sie auf Schachers Neck vollstreckt werden, an dem Platze, wo sie geschworen hatten, die Tyrannen zu vertreiben.

Ein schrecklicher Vorfall bei der Execution machte bei allen Anwesenden einen unverlöschlichen Eindruck. Der rasch erbaute Galgen konnte das Gewicht der fünf starken Männer nicht tragen und brach zusammen. Die Gehängten erholten sich wieder auf ihrem bewußtlosen Zustande; aber es war die traurige Pflicht des Offiziers, der die Execution leiten sollte, über die Vollstreckung der Sentenz zu wachen; ein neues Gerüst wurde erbaut, und noch ehe die Sonne untergang, mußten die Unglücklichen zum zweiten Male den Todeskampf dulden! Es ist kaum möglich, sich den Eindruck vorzustellen, den dieses schaudervolle Ereigniß auf die zahlreich versammelten Freunde und Angehörigen der Verurtheilten hervorrufen mußte. Bis zum letzten Moment hatten sie auf Gnade gehofft: nun brach ihre Wuth in den wildesten Verwünschungen hervor.

Man kann nicht umhin, anzuerkennen, daß da, wo die Todesstrafe einmal besteht, die Führer einer offenen Rebellion, wenn sie mißlingt, nichts Anderes erwarten dürfen, als daß sie mit ihrem Leben für das Unternehmen büßen werden. Auch das wird man einräumen müssen, daß diese Rebellion nicht durch ungerechten Druck provozirt, sondern durch den Einfluß einiger störrischen Clans, die sich vor dem Gesetz nicht beugen mochten, aus verwerflichen Gründen angezettelt war, daß sich gegen den Richterspruch also auch aus politischem Gesichtspunkte kein begründeter Einwand erheben läßt. Nichtsdestoweniger wird man auf der anderen Seite die feindselige Stimmung gegen das Gouvernement zu einschätzen wissen, die seit diesem schrecklichen Ereigniß unter den Freunden und Landsleuten der Hingerichteten und der anderen Verurtheilten Platz griff: sie bewahrten im Innern den fixteren Groll, und wenn sich demnächst die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse in Folge fehlerhafter Regierungs-Maßregeln noch trauriger gestalteten, so ist es vollkommen begreiflich, daß sich der Blick dieses Volkes, welches stets bereit war, seine Zelte abzubrechen und zur Rechten oder zur Linken zu ziehen, ungeduldig über die Gränzen des Landes hinauswendete, sobald die düstere Erinnerung an Schachers Neck erwachte.

Ungarn.

Die Attila-Sage nach magyarischer Tradition.

(Schluß.)

3. St. Stephan und die heilige Krone.

Das Epos der Magyaren erwünscht im Folgenden seinen Abschluß. Die erste Hälfte des zehnten Jahrhunderts war angefüllt mit ihren Raubzügen in die Nachbar- und fernsten Länder Europa's. Wie ihren Einhalt thun? Es gab nur ein wirksames Mittel, das ihrer Bekehrung, wie Dagobert es an den Bayern, Karl der Große an den Sachsen mit Erfolg angewandt hatten, die Kaiser aus dem sächsischen Hause es seit eben an den slavischen Polen versuchten. Bei diesen Versuchen spielte natürlich der römische Stuhl die Hauptmittler-Rolle. Seine Bischöfe und Glaubensboten wurden nicht müde, vorerst die Häupter des Volks zu bekehren, indem sie ihnen von fern her die Lockspeise einer Königskrone zeigten, die selten ihre Wirkung verfehlte. So zu Ausgang des zehnten Jahrhunderts in Polen, wo Herzog Mieslo, ein Neophyt, der aber mehr Eifersucht als Ueberzeugung besaß, sich dennoch alle Mühe gab, die Sache des Christenthums zur steigern, wenigstens den Papst glauben zu machen, daß ihm sein Werk gelinge, daher auch den Königstitel als Sporn und Lohn seiner Erfolge beanspruchte. Schwerer hielt dies bei den Ungarn, denn fast ist instinktartig hafteten diese das Christenthum. Nachdem die Geduld ihrer Nachbarn erschöpft war, brach endlich im Jahre 955 die furchtbare Niederlage am Lech den Trotz der Ungarn. Ihre Hauptleute Leel und Bulchu wurden in Regensburg gehenkt. Sie hatten demüthig um Frieden, erhielten ihn aber von Kaiser Otto nur unter der Bedingung, daß sie Christen würden oder wenigstens ihr Land dem Christenthume öffneten. Die wilden Magyaren nahmen also Missionäre bei sich auf, gestatteten den Bau von Kirchen, bekannten Priester und Bischöfe, aber Christen wurden sie darum nicht. Die neuen Prediger [illegible]

der Traktat geschlossen worden war, starb als Heide. Unter seinem Sohn und Nachfolger Geisa machte das Christenthum einen großen Schritt vorwärts. Leidenschaftlich liebte er eine seiner Frauen, eine siebenbürgische Fürstentochter, Namens Sarolt, von den Slaven wegen ihrer außerordentlichen Schönheit „die schöne Herrin" (Bologh nagini) genannt, und diese Frau, so männlichen und entschiedenen Charakters, daß sie, wie Männer, zu Pferde stieg, trotz einem Manne trank und sich schlug, hatte eine fast unwiderstehliche Gewalt über ihn gewonnen. Eines Tages bekehrte sie sich, und bald darauf ließ auch Geisa sich taufen. Aber Geisa, ein schwachmüthiger Mann, erschrak, als unter seinen Unterthanen ein Aufruhr gegen das neue Bekenntniß ausbrach, und um sein bedrohtes Ansehen zu retten, ob er wieder Pferdefleisch und betrug sich auch sonst wie ein Heide. Darum blieb er Herzog und ging der in Aussicht gestellten Königskrone verlustig. Sarolt dagegen ließ sich durch Nichts einschüchtern und wankte keinen Augenblick. Hätte die Krone einer Frau verliehen werden können, sie wäre ihrer werth gewesen. Zum Unglück hatte Sarolt keinen Sohn, aber — doch an dieses für Attila's Geschlecht und das Christenthum in Ungarn so kritischen Moment läßt sich bequem anknüpfen, was die Magyaren-Sage und insonderheit die Chronik des Bischofs Chartuicius in prophetischem Ton erzählt.

„Die Zeit der Rathschlüsse Gottes ist gekommen", sagt er. Es ist Nacht, und Sarolt, kummervoll über ihre Unfruchtbarkeit, ist nur kaum entschlummert, als ein Jüngling in christlichem Diakonen-Gewand, aber strahlend von himmlischer Schönheit, zu ihrem Lager tritt und spricht: „Frau, vertraue Gott. Du wirst einen Sohn zur Welt bringen, dem eine Krone von ewiger Dauer anerboten ist, und sollst ihm meinen Namen geben." — „„Wer bist Du?"" fragt die erstaunte Sarolt, fortträumend. — „Ich bin", erwidert die Erscheinung, „der Protomartyr Stephanus, der Erste, der sein Blut zum Zeugniß für den Christ vergoß." Neun Monde noch diesem Traum genest Sarolt eines Sohnes und nennt ihn Stephan. Hier also ein Gegenstück zur Geschichte der Emma. Auch Stephan ist ein Kind des Traumes, wie Ahmus, dieser aber die heidnische Fleischwerdung Attila's, Stephan hingegen der Sohn der Verheißung, der gebrochene Enkel, welchen einst der Engel von fern dem Hunnen-König als Preis seines Gehorsams zeigte. Aus den Händen der Mutter kömmt Stephan in Leitung und Unterweisung des heiligen Adalbert, der sein Herz der Lehre Jesu Christi erschließt und Gefühle des Rechts und der Christenliebe darein pflanzt. Frühzeitig offenbart sich in des Jünglings Thun der Mutter Kühnheit und Unbeugsamkeit. Mit sunfzehn Jahren verliert er seinen Vater. Ob seiner Jugend trotzig geworden, empören sich die Magnaten, drohen, seine Mutter zu entführen, ihn selbst umzubringen, schon stimmen die Heidenpriester den Sang der alten Götter wieder an: „Luft und die Kirchen schleifen, die Mönche erdrosseln und die Glocken in Stücke brechen." Aber Stephan beut Allem Trotz: er schmettert die Empörer nieder, sprengt die Heiden und einander, schlägt den auswärtigen Feind und rettet das Christenthum vor einem fast gewissen Untergang. Mit neunzehn Jahren ist er einstimmig als Apostel der Kirche Ungarns und ihr Vorsteher anerkannt.

In damaliger Zeit saß Sylvester II., ehedem Gerbert genannt, ein hochgelehrter, halb und halb für einen Zauberer gehaltener Mann, auf dem päpstlichen Stuhle. Der hatte dem Polen-Herzog Mieslo, der ihn über seine Gemüthsart täuschte und ihm große Erfolge seines Bekehrungsgeschäftes in Polen vorlog, alles von ihm Erbetene zugesagt: apostolischen Segen, Königstitel und Diadem, und schon auch eine prächtige Krone für ihn fertigen lassen. Schon war der Tag angesetzt, wo er Mieslo's Bevollmächtigten, den Bischof Lamberius von Krakau, feierlich empfangen und ihm das Verheißene zustellen wollte. Noch wenige Wochen, so wäre der Polen-Herzog der erste christliche König in den Ländern des Nordens gewesen. Da erinnerte sich Gott, daß sünf und ein halb Jahrhundert zuvor die heilige Stadt Rom von einer großen Entweihung bedroht gewesen wäre, als Attila zu ihrer Zerstörung heranrückte. Er erinnerte sich auch, daß er einen Engel gesandt, um den Barbaren in seinem Weiterschreiten aufzuhalten, und daß der Engel im Namen Christi versprochen hatte, ein Tag sollte kommen, wo das Geschlecht des Hunnen-Königs in eben diesen Mauern Rom und aus den Händen des Nachfolgers der Apostel eine Krone ohne Ende empfangen würde. Der Herr erkannte, daß die Zeit zur Erfüllung seines Versprechens gekommen wäre. Sogleich giebt er Stephan den Gedanken ein, für sich selbst vom Papst den apostolischen Segen und Königstitel als Belohnung seines Apostolats zu erbitten. Stephan beruft einen Reichstag, es versammeln sich die Bischöfe, Magnaten und das Volk der Ungarn. Umständlich setzt er diesen seine Verdienste und sein Begehren an den heiligen Stuhl aus einander, und gemeinschaftlich entscheiden sie, es solle der Bischof Astrikus nach Rom geschickt werden und Stephan's Bitte und die Wünsche des Ungarnvolks zu den Füßen des heiligen Vaters niederlegen. Astrikus reist ab, und die zwei Gesandtschaften pilgern, sie. Da fügt es Gott, daß Lamberius sich verspätet und Astrikus den Vorsprung gewinnt. In Rom ist inmittelst Alles zum Empfang der polnischen Abgesandten bereit, und am nächsten Morgen soll die Audienz stattfinden. In der Nacht aber erscheint dem Papst ein Gottesbote in blendendem Himmelglanz. „Wisse", spricht er, „daß bei Tages-Anbruch Boten des im Morgen wohnenden Ungarnvolks, das sich aber von der Barbarei des Heidenthums losgemacht hat, kommen und Dich sußfällig für ihren Herzog um eine Krone bitten werden. Die Du für Mieslo bestimmtest, gieb sie ihnen, denn ihnen gehört sie, und Mieslo soll sie nicht besitzen. Von ihm wird kommen ein verfluchtes Geschlecht, das mehr Sorge trägt, Wälder als Weinstöcke zu pflanzen, Loch zu säen, als ganz Korn, die wilden Thiere lieber hegt und pflegt, als Schafe und Rinder, die Hunde lieber, als die Menschen, in dessen Augen Frevelthat als Recht, Verrath als Wahlwollen, Tyrannei als Barmherzigkeit gelten wird. Dieses Geschlecht wird einer Brut wilder Thiere gleichen und sich von Menschenblut mästen, einer Schlangenbrut, die im Schooß der Erde wühlt. Auf ihre Macht vertrauend und die heiligen Prophetenstimmen als eitle Fabeln verwerfend, werden diese Menschen vergessen, daß ich der starke Gott bin, der bis ins dritte und vierte Glied Strast und die betrübt, so ihn betrüben, und kein Böses ungestraft, sein Gutes unbelohnt läßt. Erst wenn dieses Geschlecht vergangen ist, werde ich Barmherzigkeit üben an demjenigen, welches ihm folgt, und dieses erheben und krönen mit der Krone der Heiligen. Thue, wie ich Dir gesagt habe." Nach diesen Worten schwand der Engel aus Sylvester's Blicken.

Beim ersten Strahl des nächsten Morgens trafen die Ungarnboten wirklich in Rom ein. Der Bischof von Strigonia entledigte sich in aller Demuth seines Auftrags, und Papst Sylvester that, wie ihm der Engel des Herrn geboten hatte. Die Wege Gottes bewunderend, der es so geordnet hatte, daß er, der Papst, dieselbe Krone, welche er unwissentlich so prachtvoll hatte für Mieslo verfertigen lassen, jetzt dem Abkömmling Attila's überantworten mußte, um den einstmals zwischen Jesus Christus und seiner Geissel zur Lockasung Roms und seiner Apostel geschlossenen Pakt zu vollziehen und die Verheißungen Christi zu erfüllen, fügte er zur Krone noch das Geschenk eines Kreuzes, vor Stephan herzutragen als Symbolum seines Apostelberufs. Mit so kostbaren Gaben und einem Schreiben, den Segen des heiligen Vaters enthaltend, kehrte die Gesandtschaft unverzüglich heim und stand in kurzem wieder an den Ufern der Donau. Am folgenden Tage kam nun auch Lamberius und die polnische Gesandtschaft. Der Papst empfing sie mit den Worten Isaak's an Esau: „Ein Anderer ist gekommen und hat den Segen seines Bruders vorweggenommen." Lamberius stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Schmerzes aus. „Heiliger Vater", sprach er, „wenn Mieslo die Krone entgegen ist, so bleibe ihm wenigstens Dein Segen." — „Aldvanu", entgegnete der Papst mit strenger Miene, „thue Buße, denn Gott der Herr ist gegen Euch erzürnt. Er hat mir durch seinen Engel befohlen, Euch zu verstoßen und mit einer christlichen Krone den Herzog des wilden und unbändigen Volks der Ungarn zu krönen. Dieses Volk wird groß werden, die Apostel Petrus und Paulus beschützen es, und wer sich gegen selbiges erhebt, wird ihren Zorn auf sich laden."

Im Triumph wurde die heilige Krone von dem Ungarnvolk eingeholt, welches ihr in Schaaren entgegenging, Herzog und Unterthanen. Astrikus, der Bischof von Strigonia, setzte sie feierlich auf Stephan's Haupt, dann wurde sie jedem profanen Auge entrückt und an gewohnter Stelle unitergebracht. Stephan's Regierung erfüllte alle auf ihn gesetzten Hoffnungen. Durch den neuen König befestigte und verbreitete sich die Christlehre, andere Aufstände der Magnaten, andere Anschläge der Heidenpriester scheiterten an seiner Festigkeit. Der deutsche Kaiser, der die inneren Unruhen Ungarns sich zu Nutze machen wollte, ward zurückgetrieben. Stephan widerstand allen Gefahren im festen festesten Vertrauen auf den Beistand Gottes. Man erzählt, daß er einst in verzweifelter Lage das Königreich und Volk Ungarns feierlich der Jungfrau Maria schenkte, „der Königin und Kaiserin des Himmels und der Erde", und Ungarn gerettet wurde. Einige Meilen unterhalb Stlamboia's, der heidnischen Hauptstadt der Hunnen und Magyaren, gründete er Stahlweissenburg, die Hauptstadt des durch die Taufe wiedergeborenen Ungarns. Hier liegt er auch bestattet, in der von ihm der Gottesmutter, der Himmelsmutter der Ungarn, gestifteten „weißen Kirche". Er starb im Jahre 1038. Damit aber schließt die heroische Epoche der ungarischen Geschichte und das Epos ihrer Sagen. Das Anbenken an den König der Hunnen knüpfte sich das ganze Mittelalter hindurch an die Geschichte der heiligen Krone. Ein ungarischer Annalist, der in seinem Bericht von König Rudolph's Krönung im Jahre 1572 eine recht hohe Meinung von dem königlichen Prunk erwecken will, der dabei angelegt wurde, resumirt diesen Bericht in den Worten: „Man hätte gedacht, bei einem Fest des Königs Attila zu sein.*") C. K—r.

*) Die interessanten historischen Studien, aus welchen dieser und unsere früheren Artikel über den zur Mode und zum Symbole so verschiedentlich gewordenen Gegenstand geschöpft sind, erschienen soeben vollständig und

Proben ungarischer Volksräthsel.

Wer eine Zeitlang mit dem ungarischen Volke, besonders auf Dörfern, in näherer Beziehung gestanden, der weiß, daß man dort an langen Winterabenden häufig mit Räthseln sich belustigt. In einigen Gegenden ist das Aufgeben von Räthseln auch bei Hochzeiten Sitte; so namentlich in Rábaköz (Raban): wenn das Hochzeitsgefolge zum Hause der Braut gekommen ist, verspricht man ihm die Auslieferung derselben unter der Bedingung, daß es gewisse Fragen beantworten könne, und es darf nicht eher ins Haus eintreten, bis ihm die Lösung gewisser Räthsel oder in Räthsel eingekleideter, meist aus der Bibel entlehnter Aufgaben gelungen ist.

Ein Mitarbeiter des von uns öfter besprochenen Magyar Nyelvőrzet ist nun auf den Gedanken gekommen, Einheimst solcher Erzeugnisse des vaterländischen Volkswitzes, die er selbst gesammelt, und von denen eine Auswahl hier folgen möge, zu veröffentlichen.

Herr und Diener hatten es beide nicht; dennoch gab es der Diener dem Herrn, und nachmals stellte es der Herr dem Diener zurück.[1]) — Es wird nicht geboren und stirbt nicht; es hat Gott geboten und ist doch nicht selig geworden.[2]) — Ich habe es, Du hast es, der alte Kerl hat es; aber Gott hat es nicht.[3]) — Wo ist Gott selbst noch nicht gewesen?[4]) — Auf einem Baum ohne Wurzel flammt ein Vogel ohne Flügel und Schnabel; dennoch verzehrt er den ganzen Baum.[5]) — Vögel kommen ohne Flügel und setzen sich ohne Füße auf den Baum; Einer kommt ohne Fuß und verzehrt alle ohne Mund.[6]) — Es war, seitdem die Welt ist, und wird sein, so lange die Welt sein wird; doch wird es nicht einmal ein Jahr alt.[7]) — Es schreitet einher: tipp, tapp! es trägt auf dem Rücken: wipp, wapp! Ohren hat es vier, Augen vier, Nägel aber zwanzig und vier.[8]) — Klein wie die Maus, doch wie ein Haus, bitter wie Gall', man genießt's überall.[9]) — Legt man es an, so weint es; legt man es ab, so greint es; hat oftmals hundert Augen, die alle nicht zum Sehen taugen.[10]) — Auf zwei Füßen ein Fuß; über dem Fuß ein Käffer; über dem Käffer ein Schnarcher; über dem Schnarcher ein Blinzler; über dem Blinzler ein Wald.[11]) — Ueber der Erde Holz, über dem Holze Wasser, über dem Wasser Stein, über dem Steine Eisen, über dem Eisen lebendiges Fleisch.[12]) — Es hat acht Beine; geht es durchs Wasser, so werden nur vier davon naß.[13]) — Ein Wald ist voll rother Kühe; fährt eine schwarze dazwischen, so laufen sie davon.[14]) — Ein Mauerfalke weint, warum? weil er kein Geld im Kropfe hat.[15]) — In kleinem Fasse sind zwei Sorten Wein; die Farbe beider kann man unterscheiden.[16]) — Wirft man's in die Höhe, so ist es weiß; fällt es herunter, so ist es gelb.[17]) — Wie weit läuft der Hase in den Wald?[18]) — Warum läuft der Hase über den Weg?[19]) — Wo sind wir, wenn wir weder drinnen noch draußen sind?[20]) — Wann ist die Ziege eine Ziege?[21]) — Was macht Gott, wenn es regnet?[22]) — Wie viel Haare sind an einem Ochsen?[23]) — An welcher Seite des Ochsen sind die meisten Haare?[24]) — Wann ist der Ochse am dicksten?[25]) — Wo steht Du einen halben Menschen?[26]) — Welche Rote ist die beste?[27]) — Wer ist der Kohle zwischen zwei Beherzten?[28]) — Wo sind die zehn Brüder mit gemeinschaftlichem Aufenthalt?[29]) — Wo wächst der edle Wein?[30]) — Inwendig Häute, auswendig Fleisch.[31]) — Mein Borstgen ist unter den Buckeligen des Nachbars gegangen.[32]) — Ein eisernes Fäßlein graß auf lindgrüner Wiese.[33]) — Spaßhafter Kerl in hölzernem Kittel.[34]) — Was geht auf dem Kopf in die Kirche?[35]) — Wessen Stimme ertönt vor allen übrigen Stimmen in der Kirche?[36])

1) Die Taufe. Johannes der Täufer taufte Christum, ohne selbst getauft zu sein; später aber taufte Christus den Johannes (!). D. R.

2) Der Geist, weil er nicht geboren wird, sondern geworfen, nicht stirbt, sondern verreckt, und weil Christus auf ihm geritten ist.

3) Ihren Schatten.

4) Beim jüngsten Gerichte.

5) Brennendes Licht.

6) Schneeflocken und Sonne.

7) Der Mond.

8) Das Pferd mit dem Reiter darauf.

9) Die Nuß.

10) Die Eisenkette.

11) Der Mensch.

12) Der Schlittschuh.

13) Die trächtige Kuh.

14) Oefen voll glühender Kohlen, unter welche der Poker fährt.

15) Die Geige.

16) Das Ei.

17) Bleiber das Ei.

18) Bis in die Mitte; denn von da ab muß er wieder hinauswärts.

19) Weil er nicht unter dem Wege laufen kann.

20) Auf der Schwelle.

21) Wann es nicht mehrere sind.

22) Koth.

23) So viele an seiner Haut sind.

24) Da, wohin er mit dem Schwanze schlägt.

25) Wann er sein eigenes Hinterstheil beleckt.

26) In der Kirche, wenn der Prediger auf der Kanzel steht.

27) Eine Bankrote.

28) Die Deichselstange zwischen den Pferden.

29) Am Rade die Speichen.

30) Zwischen Samen und Hülse.

31) Der Magen des Geflügels.

32) Meine Sau hat sich in dessen Schober eingewühlt.

33) Schermesser.

34) Wein im Faße.

35) Die Nägel an den Schuhsohlen.

36) Die des Kirchenschlüssels.

*) Berlin, C. W. Möhr & Comp.

---

folgendem Titel: „Histoire d'Attila et de ses successeurs jusqu'à l'établissement des Hongrois en Europe, suivie des Légendes et Traditions, par M. Amédée Thierry. 2 forts vol. Paris, Didier, 1856. D. R.

Mannigfaltiges.

— Schriften für die Jugend, von Ferdinand Schmidt. „Friedrich der Große bis zu seiner Thronbesteigung. Ein historisches Gemälde von Ferd. Schmidt[*])" ist der Titel einer soeben erschienenen neuen Schrift des um die Lektüre der Jugend so verdienten Schriftstellers, welche den dritten Band des fünften Jahrgangs seiner Jugend-Bibliothek bildet und mit Bildern von Barisch, sowie mit dem Adreau einer Vorschrift des siebenjährigen Prinzen Friedrich, geziert ist. Die Hauptzier bildet freilich das Werk selbst, eines der gediegensten, welches und der fruchtbaren Feder unseres Autors hervorging, und nächst seinem „Herder", wovon bereits eine dritte Auflage erschienen ist, vielleicht diejenige seiner Schöpfungen, die am meisten zu Nutz und Frommen der Jugend geschrieben ist. Er führt hierbei vor den Rahmen eines großen Bildes, welches um so wirksamer erscheint, weil das eigene Vaterland den ganzen Vor- und Hintergrund des Gemäldes bildet und Personen auf demselben erscheinen, bei denen Namennennung der Jugend schon das Herz freudig und abzungsvoll klopfen wird. Unsere Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große treten in jenem Bilde auf, und zwar mit so fein und sicher gezeichneten Contouren, daß auch ein anderer Alter, als das jugendliche, sich darüber erfreuen wird. Aber F. Schmidt hat sich auch ein höheres Ziel gesteckt, als die meisten Jugendschriftsteller: er will den Knaben begeistern, den Mann erwärmen. Daher sind alle seine Erzählungen frisch und naturgetreu, edel und einfach angelegt, überraschend nicht durch Excentricitäten und ungeheuerliche Situationen, vielmehr das befriedigende Gefühl erweckend, daß man es mit dem warmen, echten Leben und mit Personen zu thun habe, die Fleisch und Blut besitzen. Wie markig ist namentlich Friedrich Wilhelm I. gezeichnet, gegen welchen der Verfasser mit sehr richtigem Takte nicht Partei ergreift, um etwa durch dieses Kunststück die Gestalt des schon an sich wirksamen Friedrich hervorzuheben. Beide Gestalten wirken hier gleich mächtig, urkräftig, Herz und Geist anregend, oft erschütternd. Friedrich Wilhelm I. ist in seine Rechte gesetzt, er hat an Glanz und Größe durch die Darstellung gewonnen, während Friedrich der Große nichts eingebüßt hat von jener Erhabenheit, deren Vollbegriff wir mit seinem Namen zu verbinden pflegen. Der Eine ist ferner ihm angedichteten Unnatur entkleidet worden, den Anderen sehen wir in seiner liebenswürdigen, lebenswarmen, die Keime künftiger Vollendung tragenden Jugendnatur. Dem Verfasser muß der Historiker, der Psychologe, der Patriot zu gleichem lebhaften Danke sich verpflichtet fühlen. — Der Unterzeichnete bemerkt noch zeigentlich, daß ihm die Freude geworden ist, sein Urtheil über das Verfassers „Odyssee" („Nagazin" 1855, Nr. 28) durch die Stimmen mehrerer gewichtigen Männer bestätigt zu sehen, die der Verleger bei Gelegenheit der inzwischen nöthig gewordenen zweiten Auflage des Buches mittheilt. So sagt Varnhagen von Ense: „Die Prosa (dieser Bearbeitung), welche den reinen Inhalt des Homerischen Gedichts unverkümmert wiedergiebt, erregt und befriedigt im Wesentlichen durch denselben Eindruck, welchen bei gelehrten Lesern die Urschrift in höchster Glanze der Sprache und Versart hervorbringt", und der Professor Dr. Karl Rosenkranz: „Der Verfasser hat mit richtigem Takt dasjenige auszuscheiden gewußt, was dem Kindergemüth noch zu fern liegt, hingegen keinen der großen, ewigen Züge sich entgehen lassen, welche dieses herrliche Gedicht zu einer unsterblichen und nachhaltigen Nahrung der Jugend machen, die so ganz im Reiz der Reisewunder und gefahrbedrohten Abenteuer schweigt." Aehnlich günstig haben über dieses treffliche Buch Alexander v. Humboldt, Boeckh, Bormann, Diesterweg und Andere sich geäußert. Dr. J. Altmann.

Verantwortlicher und redigirender [illegible]. — Verlag von Otto F. Wigand. — Druck von [illegible]

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Rbl. 20 Cop., halbjährlich 1 Rbl. 60 Cop. und vierteljährlich 85 Cop., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Russland besonders u. Rmm., Zägerstr. Nr. 20, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 17), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 92. Berlin, Donnerstag den 31. Juli 1856.

Rußland.

Neueste russische Literatur.

Die freiere Bewegung nach dem Auslande, welche mit dem Eintritte des Friedens den Russen gewährt worden ist, hat uns mit manchen interessanten Persönlichkeiten und den literarischen Erzeugnissen derselben bekannt gemacht. Wir unterlassen es nicht, das deutsche Publikum mit den nachstehenden Werken bekannt zu machen, die theils die neuesten wissenschaftlichen Forschungen russischer Gelehrten enthalten, theils die Bahnen bezeichnen, auf welchen die neuere Literatur sich bewegt.

Zunächst liegen uns vor:

I. Materialien zu einem vergleichenden und erklärenden Wörterbuche und zur Grammatik. Herausgegeben von der zweiten Abtheilung der k. Akademie der Wissenschaften. II. Band. IV—VI. St. Petersburg, 1856.*) 583 S. größtes Quart. — Von dem reichen Inhalte dieses Bandes spricht das Inhaltsverzeichniß desselben. Er enthält:

1) Auswahl von Wörtern aus den Chroniken von Nowgorod und Pskow, von P. Lawrowskji. S. 1—33.

2—3) Glossar zur ersten Nowgorod. Chronik, von A. Pypin. S. 33—126.

4) Bemerkenswerthe Wörter aus den Chroniken, von Perejaslavl. S. 126—129.

5) Materialien zur Vergleichung der russischen Sprache mit den slavinavischen Sprachen, von S. K. Nabinin. S. 129—170.

6) Probe eines litthauisch-russischen Wörterbuches, von S. J. Mikuzkji. S. 170—176.

7) Weißrussische Wörter. Sammlung von S. J. Mikuzkji. S. 176 bis 193.

8—13; 16—19) Sanskrito-russisches Wörterbuch, von K. A. Kossowitsch. (Es ist dies eine russische Ausgabe des, unter Mitwirkung der meisten ausgezeichneten deutschen Sanskritologen, auf Veranlassung der Petersburger Akademie und unter spezieller Leitung des Akademikers, Herrn Otto Böhtlingk, erscheinenden sanskrito-deutschen Wörterbuches.)

14) Vergleichung der russischen Wörter mit dem Sanskrit, von A. S. Chomjakow. S. 385—429.

15) Einige Bemerkungen über das russische Zeitwort, im Vergleich mit dem polnischen, von P. P. Dubrowskji. S. 429—561.

20) Bemerkungen zu den Wortregistern, die der alten erklärenden Uebersetzung der Prophezeiungen entnommen sind, von J. J. Sresnewskji. S. 561.

21) Bemerkungen über die polnische Sprache, von P. P. Dubrowskji. S. 561—581.

22) Die Eigennamen der Bulgaren. Sammlung von N. Gerow. S. 581—83. (Ausstattung und Druck lassen nichts zu wünschen übrig.)

II. Die Probenummer von zwei literarischen Journalen:

1) Die „Moskanische Sammlung“,**) enthaltend Gedichte (nur wenige) und längere Abhandlungen, namentlich historischen Inhalts.

2) Die „russische Unterhaltung“***) enthaltet in sechs Abtheilungen: a) Schöne Literatur; b) Wissenschaft; c) Kritik; d) Rundschau; e) Gemischtes; f) Biographieen, nebst Beilage einer höchst geistvollen Komödie von Konstantin Akakow, ein reiches Gemälde der gegenwärtigen literarischen Bestrebungen in Rußland.

III. Geschichte der baltischen Slaven, von Alexander Hilferding. I. Band. Moskau, 1855. gr. 8. 322 S.†)

Der geistvolle und gelehrte Verfasser dieses Werkes, dessen bedeutende Leistung im Gebiete der sprachvergleichenden Wissenschaft bei Gelegenheit der Publication seines von der kaiserlichen Akademie veröffentlichten Werkes „Ueber die Verwandtschaft der slavischen Sprache mit dem Sanskrit“ (Separat-Abdruck; St. Petersburg, 1853**) in deutschen Blättern bereits besprochen worden ist, spricht seine Absicht in der Vorrede folgendermaßen aus: „Die baltischen Küstenländer, von der Weichsel bis zur Elbe, waren in früheren Zeiten von Slaven eingenommen. Jetzt sind sie von Deutschen bewohnt. Die Aufgabe dieses Werkes ist, zu zeigen, auf welche Weise diese beiden Volksstämme dort zusammenstießen, wie sie kämpften und wie die Slaven nach einem vierhundertjährigen Kampfe den Deutschen unterlagen und diese die Herren des Bodens blieben.“ Dieser erste Band umfaßt die älteste Epoche der Geschichte der baltischen Slaven, diejenige, welche dem großen Kampfe dieses Volksstammes mit dem deutschen Reiche vorangiug und die deshalb besonders wichtig ist, weil in ihr die Bedingungen aller späteren Geschicke der baltischen Slaven zu finden sind.

Der zweite Band wird die Zeit des Kampfes mit Deutschland, vom Ausgange des achten Jahrhunderts, von Karl dem Großen bis zur vollendeten Unterwerfung der westlichen Hälfte der slavischen Küstenstrecke im Ausgange des zwölften Jahrhunderts, enthalten.

Der dritte Band endlich wird die Entfaltung deutschen Lebens inmitten der westlichen, Deutschland unterworfenen, baltischen Slaven, sowie der sich ihm friedlich unterordnenden östlichen Slaven bis zum gänzlichen Aufgehen des Slaventhums umfassen.

Mit einer deutschen Uebersetzung dieses, sowie des folgenden, höchst wichtigen Geschichtswerkes ist der gelehrte Herr J. E. Schmaler in Bautzen (Redacteur der „Jahrbücher für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft“) bereits beschäftigt.

IV. Briefe über die Geschichte der Serben und Bulgaren, von Alexander Hilferding. Moskau, 1855.***) Erste Lieferung. 8. 242 S. Preis nur 30 Kop. Silb.

Wer da weiß, wie viel leichter es ist, sich aus zuverlässigen Quellen über die Geschicke der Merikaner oder Afrrer, als der uns so nahe wohnenden Serben und Bulgaren zu unterrichten, wer die Kargheit und Farblosigkeit der Quellen, sowie den Mangel hinreichender Vorarbeiten für eine solche Arbeit, berücksichtigt, der muß es dem gelehrten, gewissenhaften und styigewandten Verfasser dieses schönen Werkes Dank wissen, daß er die Geschichte dieser Volksstämme, so zu sagen, dem Bücherstaube entrissen und sie uns in einem lebensvollen Gemälde vorgeführt hat.

Der erste Band umfaßt die Geschichte der Serben und Bulgaren bis zum Schlusse des zehnten Jahrhunderts. Ein zweiter wird sie bis zur Unterwerfung derselben unter die türkische Oberhoheit weiter führen.

V. Ueber die Erbgüter und Landgüter, von Alexander Lacquiers. St. Petersburg, 1848. 8. 230 S.†)

Eine höchst gelehrte, gewissenhafte Arbeit über einen der schwierigsten Punkte der inneren russischen Verhältnisse, von einem Verfasser geliefert, der aus Liebe zur Archäologie, nach Vollendung seiner juristischen Studien, alle durch dieselben erworbenen Ansprüche auf vortheilhafte Stellen beiseite warf und von vorn wieder anfing. Schade, daß solche Werke in der Regel unübersetzt bleiben. Es würde dann nicht vorkommen, daß die unbegründetsten, vom bloßen Hörensagen aufgefaßten Meinungen, solche, wie z. B. Herr v. Haxthausen deren in sein Werk über Rußland aufgenommen und weiter verbreitet hat — es

*) Матеріалы для сравнительнаго и объяснительнаго словаря и грамматики. Изданіе втораго отдѣленія Имп. Академіи Наукъ. С. Петербургъ, 1856.

**) Московскій Сборникъ. Москва, въ типографіи А. Семена, 1852.

***) Русская Бесѣда. Москва, въ типографіи А. Семена, 1856.

*) Исторія Балтійскихъ Славянъ, А. Гильфердинга. Москва, 1855.

**) О сродствѣ языка Славянскаго съ Санскритскимъ, А. Гильфердинга, С. Петербургъ, 1853.

***) Письма объ Исторіи Сербовъ и Болгаръ. А. Гильфердинга. Москва, 1855.

†) О Вотчинахъ и Помѣстьяхъ, А. Лаккера. С. Петербургъ, 1848.

Digitized by Google

würde nicht vorkommen, meinen wir, daß solche oberflächliche, nicht auf Forschungen und Thatsachen beruhende Angaben das Urtheil des Abendlandes oft so gänzlich irreleiten könnten.

VI. Zur leichten Lektüre. St. Petersburg, 1856. Erster Band. 8. 362 S.*)

Ein Band neuester ausgewählter russischer Novellen, von den besten Prosaisten der Gegenwart, wie Turgbenev, Mailov, Stankjewitsch u. A. m., von denen einige es wohl verdienten, ind Deutsche übersetzt zu werden. Aug. Boltz.

Süd-Afrika.

Das Kapland und die britische Kolonial-Politik.

II.

Daß das Gesetz zur Herrschaft komme und der Willkür des Individuums gesteuert werde, ist ohne Frage eine Nothwendigkeit und ein mächtiger Fortschritt der wachsenden Civilisation; aber es begreift sich auch leicht, daß der Ansiedler in entlegenen Einöden, der unter harter Arbeit im Vollgefühl unbeschränkter Selbstständigkeit und in der Gewohnheit, für seine Leute die alleinige Quelle des Rechts zu bilden, aufgewachsen ist, es mit Verdruß als eine unbequeme Einmischung empfindet, wenn an sein Verfahren plötzlich der Maßstab eines geschriebenen Rechts gelegt wird, von dem er bisher nie praktische Notiz genommen hat und das in vielen Beziehungen auch den thatsächlichen primitiven Verhältnissen nicht entspricht. Erscheint nun die Neuerung noch in Begleitung solcher Umstände, wie hier im Kaplande, falscher Denunciationen und grundloser Anklagen, durch welche eine beträchtliche Anzahl der angesehensten Familien mit schweren Gefahren bedroht wird; trägt sie in Folge zufälliger Umstände gleich bei ihrer ersten Durchführung so bittere Früchte, wie hier bei der Angelegenheit Bezuidenhout's: so wird man eine große Mißstimmung gegen das Gouvernement und seine Werkzeuge, wie sie unter der holländischen Bevölkerung des Kaplandes Platz griff, um so erklärlicher finden. Eine Reihe fehlerhafter Regierungs-Maßregeln gab ihr eine gefährliche Nahrung.

Eine von den Boers schwer empfundene und höchst nachtheilige Einwirkung äußerte die Thätigkeit einiger Missionäre, in deren Treiben sich die Regierung auf keine Weise einmischen mochte. Wir haben bereits des Denunciations-Eifers gedacht, zu dem sich einige dieser Personen durch ihr Interesse für die Sache der Hottentotten, vielleicht noch mehr durch das Streben, Einfluß über diese Race zu gewinnen, hinreißen ließen. Ihre fernere Thätigkeit trug dazu bei, die Abneigung gegen sie zu vermehren. Binnen kurzem erhoben sich innerhalb der Kolonie dreißig Missionsschulen, große Etablissements in denen die Missionäre so viel Hottentotten, als möglich, zu vereinigen strebten. Der angebliche Zweck war natürlich Erziehung und Unterweisung im Christenthum; aber die Etablissements nahmen nicht blos Kinder auf, sondern auch Erwachsene, die von vorn herein erklärten, daß sie zum Lernen zu alt wären und die ausschließlich durch das der Volksneigung so zusagende bequeme und unthätige Leben auf den Missionsansiedelungen angelockt wurden. Die Folge davon war, daß dem Ackerbau in den östlichen Distrikten, wo die Anzahl der Sklaven ziemlich beschränkt war, alle Arme entzogen wurden; die Boers mußten zum großen Theil auch die geringe von ihnen bisher betriebene Landwirthschaft aufgeben und sich ganz auf die Viehzucht legen; einige, deren Familien-Mitglieder nicht zahlreich genug waren, um persönlich für die Heerden ausreichende Sorge tragen zu können, erlitten empfindliche Verluste oder sahen sich wohl gar genöthigt, auf ihren selbständigen Haushalt ganz zu verzichten und sich zu Verwandten zu begeben, um mit vereinigten Kräften einer gemeinsamen Wirthschaft vorzustehen. So verödeten viele Farmen, und auf anderen empfing wenigstens der Ackerbau eine tödliche Wunde. Nur in den Distrikten, in deren Nähe Buschmänner lebten, zeigte sich eine Ausnahme. Dieses so verrufene und gefürchtete Volk war von muthigen und einsichtsvollen Missionären bekehrt und verständigerweise angewiesen worden, sein elendes, oft von der bittersten Noth betroffenes Dasein durch regelmäßige Arbeit und vorsorgliche Thätigkeit zu verbessern; Buschmänner traten daher gern in die Dienste der Weißen und haben sich fast überall als zuverlässige und aufmerksame Hirten bewährt.

Die Thätigkeit der Hottentotten-Missionäre trug dagegen noch in anderer Beziehung böse Früchte. Sie predigten ihren geistlichen Heerden unermüdlich, daß das Volk der Hottentotten, trotz aller gesetzlichen Zusicherungen, noch immer ein schwer unterdrücktes sei und von den Weißen fortwährend die härteste Ungerechtigkeit zu gewärtigen habe, und machten so die Missionen zu Pflanzschulen des Hasses, in einem Lande, wo es das dringendste Gebot war, Eintracht zwischen den verschiedenen Racen zu predigen. Die Hottentotten erhielten dadurch eine übersponnene Vorstellung von ihren Rechten, glaubten, den Weißen mit dem äußersten Mißtrauen begegnen zu müssen, und verstanden sich nur in der dringendsten Arbeitszeit, in den Tagen der Ernte, zuweilen dazu, den Boers gegen einen erorbitanten Lohn, der alle Vortheile der Landwirthschaft verschlang, „ihre Hülfe zu leihen". Selbst solche nichtsnutzige Individuen, mit denen die Missionen sich nicht befassen mochten, zogen dem Dienstverhältniß ein vagabundirendes Diebsleben in der Nachbarschaft größerer Ortschaften vor und wurden eine lästige Plage der Stadtbewohner; aber alles Drängen nach einem Gesetz gegen das Vagabundiren blieb unbeachtet, vielleicht, weil die Regierung allen Maßregeln gegenüber, welche das Interesse der Kolonisten gegen die Urbewohner erheischte, mit mißtrauischer Vorsicht verfahren zu müssen glaubte.

Viel größer war indeß die Aufregung, welche die Behandlung der Sklavenfrage im Kaplande erregte. Da das Gouvernement dasselben schon im Laufe des vorigen Jahrhunderts ziemlich konsequent dem Sklavenhandel abgeneigt gewesen war und nur von Zeit zu Zeit spezielle Lizenzen zur Einfuhr einer genau bestimmten Anzahl von Sklaven ertheilt hatte, waren vielleicht neun Zehntheile der im Kaplande lebenden Sklaven hier geboren, in den einzelnen Familien als Diener herangewachsen und in verschiedenen Handhierungen unterwiesen worden. Diesem Umstande sowohl, wie ihrem hohen Preise, der durch ihre beschränkte, den Ansprüchen des Ackerbaus bei weitem nicht genügende Zahl erklärt wird — manche in Handwerken geübte Sklaven hatten einen Preis von vier- bis sechshundert Pfund — diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß die Lage dieser Menschenklasse am Kap im Allgemeinen eine relativ befriedigende war. Sie wurden von vielen ihrer Herren als alle Hausgenossen, von den anderen zwar als Eigenthum, doch als ein sehr werthvolles Eigenthum betrachtet und demgemäß behandelt, und sie selbst fühlten ihren Werth sehr gut. Wenn im Laufe von zehn bis zwölf Jahren zwei oder drei Klagen wegen Mißhandlung eines Sklaven bekannt wurden, so konnte dieser Umstand ebenso wenig gegen die Sklaverei an sich angeführt werden, wie die Mißhandlung von Dienstboten in Europa gegen das Dienstverhältniß überhaupt.

Indeß übergingen sich auch am Kap die Sklavenbesitzer bald, daß die Abschaffung des Sklavenhandels nur ein Vorbote für die völlige Aufhebung der Sklaverei sei, und daß auch ihre Kolonie sich dieser Maßregel würde unterziehen müssen. Zunächst erfolgten einige Gesetze, um die Lage der Sklaven zu verbessern, und es ist interessant, zu sehen, wie diese aus der allgemeinen Theorie hervorgegangenen Vorschriften unter konkreten Verhältnissen wirkten.

Durch eine Ordonnanz von 1826 wurde ein besonderer Sklavenprotektor eingesetzt; jeder Sklave erhielt das Recht, seine Freilassung zu verlangen, sobald er seinen von einer Kommission abgeschätzten Preis hinterlegen konnte; auch die Zahl der Arbeitsstunden wurde bestimmt, u. s. f. Der erwähnte Protektor hatte die Aufgabe, den Sklaven zu ihrem Rechte zu verhelfen. Diese, die bisher nur von ihren Herren eine Verbesserung ihrer Lage erwarten konnten und die Zufriedenheit derselben vor allen anderen Dingen erstrebten, fingen nun an, ihr Vertrauen auf eine andere Person zu setzen; den Herren war die Einmischung des Protektors in die Wirthschafts-Verhältnisse, die Arbeitszeit u. dgl. verdrießlich, ihre bisherige Theilnahme für die Dienerschaft, die jetzt, je mehr ihre Lage verbessert wurde, desto eher das Dienstverhältniß aufzugeben die Mittel erhielt, kühle sich merklich ab, und die sehr wohlgemeinte Maßregel hatte nach dem Urtheil unbefangener Beobachter nur das Resultat, daß sie das frühere patriarchalische Verhältniß zerstörte, die Sklaven ihren Herren entfremdete und die Lage der Ersteren unbehaglicher machte. Gleichwohl wurde 1830 für jeden Distrikt ein solcher Protektor mit geschärften Instructionen eingesetzt; jede gegen Sklaven begangene Ungerechtigkeit wurde hart geahndet und, um die Rechte derselben gegen ihre Herren recht praktisch zu machen, die bedeutsame Anordnung getroffen, daß unbegründete Denunciationen der Sklaven gegen ihre Herren, selbst wenn sie nachweislich aus bösem Willen herrührten, straflos bleiben sollten. Aber das Merkwürdigste war eine andere Bestimmung desselben Gesetzes, welche zeigt, bis zu welchem blinden Fanatismus der Eifer gegen die Sklaverei sich verstiegen hatte. Jeder Sklavenbesitzer sollte nämlich in einem Straf-Protokollbuch sämmtliche Strafen, die er über Sklaven verhänge, die Vergehen, wofür er sie verhängt habe, die Zeugnisse, durch die das Vergehen erwiesen, auf das genaueste verzeichnen und dieses Buch zweimal jährlich dem Distrikt-Protektor mit der eidlichen Versicherung, daß der Inhalt desselben vollständig der Wahrheit entspreche, zur Prüfung vorlegen; stellte sich nun durch eine inzwischen eingegangene Denunciation heraus, daß irgend ein Umstand in den Protokollen nicht wahrheitsgemäß verzeichnet war, so sollte der Sklavenbesitzer wegen wissentlichen Meineids belangt werden, ganz abgesehen von der Klage, die etwa noch aus der Sache selbst gegen ihn hergeleitet werden konnte.

Diese allen Grundsätzen der Justizpflege widerstreitende Verordnung, daß man seine eigenen Vergehen selbst verzeichnen und die Zu-

*) Для легкаго чтенія, повѣсти, разсказы, комедіи, путешествія и стихотворенія современныхъ русскихъ писателей. Петербургъ. 1856.

verlässigkeit und Vollständigkeit solcher Aufzeichnungen durch einen Schwur bekräftigen sollte, rief eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Ueberall wurde der Entschluß laut, sich diesem Gesetz nicht zu fügen. Die Boers strömten in der Kapstadt zusammen und beschlossen in einem so zahlreich besuchten Meeting, wie es bisher in der Stadt nie vorgekommen war, durch eine Deputation dem Gouvernour zu erklären, daß man sich einem solchen Gesetz nicht fügen wolle, noch könne; man wolle alle darin verhängten Strafen dulden, könne aber seinen Anordnungen nicht nachkommen und beschwöre den Gouverneur, die Zurücknahme desselben zu bewirken. Der Gouverneur, Sir Lowry Cole, empfing die Sprecher des aus drei- bis vierhundert Personen bestehenden Zuges; er erklärte, daß er einseitig das Gesetz nicht annulliren könne, aber bereit sei, dem Staats-Secretair die große Aufregung zu melden, die dasselbe verursacht habe. Es schien in der That, daß auch die heimische Regierung nachträglich mit Bedenken erfüllt war; sie schickte eine Weisung nach dem Kap, die Durchführung des Gesetzes vorläufig nicht zu erzwingen.

Inzwischen hatten ernste und wohlgesinnte Männer unter den Sklavenbesitzern selbst auf Mittel und Wege gesonnen, die Sklaverei, deren Aufhebung doch mit Sicherheit zu erwarten stand, aus eigenem Antriebe und auf eine Weise zu beseitigen, welche nicht eine vollständige Zerrüttung der wirthschaftlichen Verhältnisse zur Folge hätte. Sie traten zu einer „philanthropischen Gesellschaft“ zusammen, mit dem Zweck, Sklavenmädchen, sobald sie mannbar wurden, loszukaufen und sie sofort für frei zu erklären, mit der Bedingung, daß sie noch drei bis vier Lehrjahre bei Personen ihrer eigenen Wahl zubringen sollten, um so viel zu erwerben und zu lernen, daß sie mit der Freiheit auch zugleich die Bedingungen der Selbständigkeit erlangt hätten. So wurden in wenig Jahren einige Hundert Mädchen befreit: die Gesellschaft sand bei den Sklavenhaltern ein erfreuliches Entgegenkommen, es wurden ihr so viel Anerbietungen gemacht, daß ihre Fonds zu einer vollständigen Benutzung der günstigen Gelegenheit nicht ausreichten. Sie wandte sich deshalb an die Regierung mit der Bitte um Unterstützung, stellte vor, daß sie durch eine jährliche Subvention von sieben- bis achttausend Pfund Sterling im Stande sein würde, in neun bis zehn Jahren sämmtliche weibliche Sklaven im Kaplande zu befreien und so der Sklaverei ein Ende zu machen. Aber der Ungeduld der Antisklaverei-Partei genügte dies nicht; sie wollte das Uebel mit einem Schlage beseitigen, unbekümmert um die bedauernswerthen Folgen, die aus einer solchen Gewaltmaßregel hervorgehen mußten.

Und bald brachten die Gerichte das Gesetz über Vergehen gegen Sklaven mit solcher Strenge zur Anwendung und verhängten so harte Bußen, daß selbst die Sklavenbesitzer mit Sehnsucht dem Tage entgegen sahen, an dem das mit solchen Verdrießlichkeiten belastete Verhältniß gelöst werden sollte. Endlich, im August 1833, ging die Bill wegen Aufhebung der Sklaverei durch. Vom 1. Dezember 1834 ab sollten die Sklaven am Kap eine Lehrzeit von vier Jahren durchmachen, an demselben Tage des Jahres 1838 vollständig frei werden. In der Zwischenzeit wurde von einer Kommission der Werth der Sklaven — natürlich ohne Rücksicht auf ein pretium affectionis — taxirt, um danach den Antheil zu bemessen, der von der durch das Parlament bewilligten Entschädigungssumme (zwanzig Millionen Pfund Sterling) auf das Kapland fallen würde. Diese Operation ergab, daß am Kap 35,745 Sklaven lebten, die circa drei Millionen Pfund Sterling werth wären; so daß der Preis einer Individuumeinheit durchschnittlich auf fünfundachtzig Pfund Sterling geschätzt war.

Obgleich die Sklavenbesitzer bei dieser Taxation nach dem, was wir oben über den Preis der Sklaven am Kap bemerkt haben, mit großen Verlusten bedroht waren, fanden sie sich doch in ihr Schicksal, bis sich zu ihrem Erstaunen herausstellte, daß nach der Repartition der zwanzig Millionen auf die verschiedenen Kolonieen für das Kapland, statt der erwarteten drei Millionen, nur 1,200,000 Pfund Sterling angeworfen werden konnten, daß also die Durchschnitts-Entschädigung für einen Sklaven von fünfundachtzig auf vierundreißig Pfund Sterling reduzirt werden mußte.

Man begreift, welche Verluste allein der Akt der Freilassung verursachen mußte, besonders denjenigen, die werthvolle Sklaven besaßen; und dies werden im Allgemeinen gerade die besseren Herren gewesen sein. Aber die Folgen griffen viel weiter: eine der ersten war die, daß die plötzliche Entwerthung gerade desjenigen Eigenthums, welches für die Wohlfahrt der Sklavenbesitzer, für den Fortbetrieb und die Ausdehnung der Landwirthschaft von der wesentlichsten Bedeutung war und die Kapitalisten, die auf Hypothek geliehen hatten, zu einer eiligen und allgemeinen Kündigung bewog, wodurch viele Familien vollkommen ruinirt wurden.

Um nun auch das geringe, den Sklavenbesitzern bewilligte Almosen zu vergüten, war festgesetzt worden, daß die Entschädigungssummen nur unter unendlichen Weitläufigkeiten bei der Bank von England in Empfang genommen werden konnten. Da nicht jeder von den Sklavenbesitzern Agenten in London hatten, sahen sich fast alle genöthigt, sich an ein paar Unterhändler in der Kapstadt zu wenden, welche sich ein Geschäft daraus machten, die Entschädigungs-Certifikate mit zwanzig bis dreißig Prozent Diskonto aufzukaufen. Dadurch wurde der schon so sehr geschmälerte Ersatz wiederum dermaßen verkümmert, daß einige Eigenthümer ihn gar nicht beanspruchten und noch im Jahre 1852 bei dem Kolonial-Gouvernement eine Summe von fünftausend Pfund Sterling für nicht geforderte Entschädigungen vorhanden war.*)

Unglücklicherweise fiel der Tag der vollständigen Freilassung mitten in die Erndtezeit. Als der 1. Dezember 1838 erschien, konnte kein Versprechen, kein noch so hohes Anerbieten der Farmer die Sklaven bewegen, wenigstens bis zum Schluß der Aerndte in ihrem Dienstverhältniß zu beharren: sie wollten eben die neue Freiheit erproben, und das ist durchaus natürlich. In hellen Haufen zogen sie von den Landgütern nach den Städten, wo sie im Falle der Noth leicht Beschäftigung zu finden hofften.

In der Nähe der größeren Hafenplätze fanden die Farmer eher einen Ersatz, wenn auch immer mit beträchtlichen Kosten; hier lebte seit längerer Zeit eine beträchtliche Anzahl freier Schwarzen, die gewohnt waren, von ihrer Hände Arbeit zu leben, und sich zeitweise zu Dienstverhältniß einzugehen. Aber in den östlichen Provinzen fehlte diese Aushülfe; von den Hottentotten war sie aus den angeführten Gründen nicht zu erwarten: hier sahen sich wohlhabende Grundbesitzer plötzlich ganz vereinsamt und die hoffnungsreiche Grundlage ihres Wohlstandes, ihre ausgedehnten Ländereien, zu deren Bestellung es an Arbeitskräften fehlte, in ein ziemlich werthloses Material verwandelt. Um die Noth in diesen Distrikten zu vollenden, kam noch hinzu, daß seit einer Reihe von Jahren auch die Viehzucht, die bei dem Mangel an Arbeitskräften allein noch mit Vortheil hatte betrieben werden können, unter wiederholten schweren Schlägen zu leiden hatte. Seit 1778 war der Große Fischfluß als Ostgränze der Kap-Kolonie betrachtet worden; und diese Gränze gegen die räuberischen Einfälle der Kaffern zu sichern, war nur unter Aufbietung bedeutender Streitkräfte möglich; denn östlich von ihr lag ein dichtes Buschland, in welchem die Kaffern unbemerkt jede günstige Gelegenheit zu Raubzügen erspähen und ihre Beute schnell bergen konnten. Dieser Uebelstand machte sich sofort fühlbar, als nach der Armée-Reduction, die mit dem Frieden von 1815 eintrat, die zum Schutze der Gränze errichtete Reihe von Militair-Posten aufgegeben werden mußte. Es fruchtete Nichts, den Kaffern-Häuptlingen das Versprechen zu entlocken, daß sie den Plünderungen Einhalt thun würden; ja, einer derselben, Gaika, der an den Verträgen mit dem britischen Gouvernement festhalten zu wollen schien, wurde 1818 von seinen Landsleuten vertrieben und genöthigt, britische Hülfe anzurufen. Oberst Brereton schlug zwar Gaika's Gegner und setzte den Flüchtling wieder in seine Herrschaft ein; aber noch in demselben Jahre zeigten die Kaffern eine solche Kühnheit, daß sie selbst Militair-Patrouillen mit Erfolg überfielen und 1819, während in den östlichen Distrikten ein allgemeines Aufgebot gegen sie ausgeschrieben war, in einer Stärke von acht- bis zehntausend Mann Graham's Town, das militairische Hauptquartier, angriffen. Dies überzeugte endlich die Regierung von der Nothwendigkeit, das Buschland jenseits des Fischflusses zu okkupiren, und Oberst Willshire führte diese Unternehmung mit Glück aus. Aber das Gouvernement beraubte sich selbst aller Früchte dieses Erfolges, da es in dem Vertrage mit den Kaffern festsetzte, das Land zwischen dem Fischfluß und dem Keikamma solle als neutrales Gebiet weder von Weißen, noch von Kaffern besetzt werden. Die Kaffern kehrten sich an diese Bedingung nicht, und der folgende Gouverneur, Sir R. Donkin, der die Thorheit einer solchen Stipulation erkannte, bereitete sich die Modifikation zu erwirken, daß auf diesem Terrain militairische Posten errichtet und unter dem unmittelbaren Schutze derselben britische Emigranten, die eben im Distrikt Albany angelangt waren, angesiedelt werden durften. So wurden Fredericksburg und Fort Willshire begründet; aber diese verständigen Maßregeln wurden unmittelbar nach Lord Somerset's Rückkehr wieder beseitigt: man gab Fredericksburg auf, schlug den Emigranten ihre Gesuche um Anweisung von Land ab und zog die schon ertheilten Anweisungen zurück. Zu ihrem Erstaunen sahen die Kaffern, daß das Land, das sie widerwillig abgetreten hatten, ihnen wieder preisgegeben war, und sie unterließen nicht, es von neuem zu betreten; auf ihre wiederholten Bitten ertheilte ihnen das Gouvernement ungeachtet aller traurigen Erfahrungen sogar die ausdrückliche Erlaubniß, ihre Heerden zwischen den beiden Flüssen weiden zu dürfen.

Seit jener Zeit begannen wieder ihre furchtbaren Plünderungszüge. Die Kaffern verbrannten die Häuser der Kolonisten und trieben die Heerden weg; kein Besitzthum war in den Gränz-Distrikten sicher, und dieser Zustand dauerte vierzehn Jahre, ohne daß die Regierung

*) H. Gloete erzählt, daß er für Sklaven, für die er mehrmals ein Gebot von fünfhundert Pfund Sterling ausgeschlagen hatte, schließlich eine Entschädigung von siebenundvierzig bis achtundvierzig Pfund Sterling erhielt.

ihm zu steuern suchte. Sie selbst hatte die unseligen Maßregeln angeordnet, die von solchen verderblichen Folgen begleitet waren, und das Bewußtsein der eigenen Fehler bewog sie, vor deren Resultaten hartnäckig die Augen zu schließen. Alle Klagen der Kolonisten blieben unbeachtet; kam es zwischen ihnen und den Kaffern zu blutigen Konflikten, so wurden die Letzteren entschuldigt; — kurz, es wurde Allen klar, daß die Regierung von den Raubzügen der Kaffern Nichts hören wollte, daß sie vielmehr die Interessen der eigenen Unterthanen preisgegeben entschlossen war, um nur nicht in einen Krieg mit den Ureinwohnern verwickelt zu werden.

So war dieses Land ganz unwohnlich geworden.

Dasselbe Gouvernement, das die holländischen Bauern von Anbeginn an mit instinktivem Mißtrauen betrachtet hatten, war beflissen gewesen, sich ihnen in der That als eine Geißel zu zeigen; es hatte durch seine Nachsicht gegen das unverständige Treiben der Missionäre, die den Volksstamm der Hottentotten den landwirthschaftlichen Arbeiten entzogen, den Ackerbau ruinirt und durch die Art und Weise, wie es die Sklaverei beseitigte, die Vermögens-Verhältnisse zahlloser Familien in unheilvolle Zerrüttung gebracht; dasselbe Gouvernement hatte die oft sich darbietende Gelegenheit, die Gründstrikte gegen die Raubzüge wilder Horden sicherzustellen, in unverantwortlicher Weise unbenutzt gelassen, um die Kolonisten schließlich der Bentegier ihrer barbarischen Nachbarn schutzlos preiszugeben.

Mehr bedrufte es nicht, den alten Wanderungstrieb des sächsischen Stammes wieder zu entzünden.

Nord-Amerika.

John Charles Fremont.

Der Name dieses Mannes, dessen Programm als Kandidat der republikanischen oder Freesoil-Partei für die Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten das Publikum vor kurzem mit Interesse gelesen hat, ist bisher außer seinem Geburtslande hinaus nur wenig bekannt geworden. Indessen hat Fremont schon bei der Erforschung und Eroberung von Kalifornien eine bedeutende Rolle gespielt und dürfte, ob er nun seine Wahl durchsetzen mag oder nicht, jedenfalls bestimmt sein, eine wichtige politische Stellung einzunehmen. Wir erlauben und daher, eine kurze biographische Notiz über ihn vorzulegen, die wir den „Men of the Time" entlehnen.

John Charles Fremont, „der Pfadfinder des Felsengebirges", wurde im Januar 1813 in Süd-Karolina geboren. Sein Vater war ein französischer Emigrant, seine Mutter eine Virginierin. Er erhielt eine gute Erziehung, obwohl er bereits in seinem vierten Jahre den Vater verlor, und als er, siebzehn Jahr alt, im College zu Charleston promovirte, konnte er schon zum Unterhalt seiner Mutter und jüngeren Geschwister beitragen. Nachdem er zuerst Mathematik gelehrt, wandte er sich dem Civil-Ingenieurwesen zu, in welchem er solche Fortschritte machte, daß er der Regierung zur Verwendung bei den am Mississippi vorgenommenen Arbeiten empfohlen wurde. In der Folge berief man ihn nach Washington, um Karten jener Gegend anzufertigen. Zum Ingenieur-Lieutenant ernannt, schlug er jetzt dem Kriegssecretair vor, über die Felsengebirge zu dringen. Sein Plan ward von der Behörde genehmigt, und mit einer Handvoll Leute erreichte und untersuchte er im Jahre 1842 den Südpaß. Er bestimmte nicht allein die geographische Lage dieses großen Passes, durch welchen seitdem Myriaden von Auswanderern ihren Weg nach Kalifornien gefunden haben, sondern erforschte auch die Naturverhältnisse, die Geologie und Meteorologie des Landes und gab die Punkte an, von welchen die Flagge der Union bente über einer Kette von Wüstenforts weht. Sein Bericht ward auf Anordnung des Senats gedruckt, in fremde Sprachen übersetzt, und man betrachtete Fremont als einen der Wohlthäter des Landes. Auf einen weiteren Spielraum für seinen Unternehmungsgeist begierig, entwarf er eine neue Expedition nach dem entfernten Gebiet des Oregon. Er näherte sich dem Felsengebirge auf einer neuen Route, erstieg die Höhen im Süden des Südpasses, bog nach dem Großen Salzsee ab und untersuchte Alles rechts und links vom Wege. Er verband seine Aufnahme mit den Arbeiten der Wilkes'schen Entdeckungs-Expedition und führte so den ihm ertheilten Auftrag aus. Aber er hatte nur eine Straße nach der Columbia eröffnet und wollte eine zweite finden. Südlich von dieser Linie erstreckte sich eine weite Region, die noch zum Reiche der Fabel gehörte und an die er den Prüfstein der exakten Wissenschaft zu legen brannte. Es war Winters Anfang. Ohne Hülfsquellen oder hinreichenden Proviant, ohne einen Führer und mit nur fünfundzwanzig Gefährten unternahm er die Reise über das Felsengebirge. Er begann jene wunderbare Expedition voll Abenteuer, Wagnisse und Leiden, auf der er neun Monate lang für die Welt verloren war und 3500 Meilen im Angesicht ewigen Schnees durchwanderte — auf der er die Hauptzüge Ober-Kaliforniens enthüllte, sein großes Bassin, die Sierra Nevada, die Thäler von San Joaquim und Sacramento, das wahre Eldorado entdeckte und die Geographie der westlichen Hälfte des nordamerikanischen Kontinents feststellte. Im August 1844 traf er wieder in Washington ein, und sein Ruhm war gesichert.

Er war mit den Anstalten zu einer dritten Expedition beschäftigt, während er die Geschichte der ersten und zweiten schrieb, und noch ehe er diese herausgegeben,*) eilte er schon von neuem, seine bewährten Genossen um sich sammelnd, dem Stillen Meere zu. Diese Reise bereicherte die Wissenschaft mit neuen Requisitionen und die Vereinigten Staaten mit den Goldminen Kaliforniens. Nach der Eroberung von Kalifornien, an der Fremont Theil nahm, wurde er als Opfer eines Streites zwischen zwei amerikanischen Befehlshabern, vor ein Kriegsgericht gestellt und kassirt. Der Präsident wollte ihn wieder in seine Charge einsetzen, aber Fremont verlangte Gerechtigkeit und keine Gnade. Seine Verbindung mit der Regierung war jetzt zu Ende; er trat in den Privatstand zurück. Man hatte ihn als Gefangenen von Kalifornien, wo er Entdecker, Eroberer, Friedensstifter und Gouvernent gewesen, nachhanse gebracht; er beschloß, seine Ehre auf dem nämlichen Felde wiederherzustellen, auf dem man ihn derselben beraubt hatte. Es fehlte noch eine Linie, um seine Messungen zu vollenden und die Hauptroute vom Mississippi nach San Francisco zu bestimmen. Abermals erschien Fremont im Far West; abermals schaarten sich seine alten Gefährten um ihn, und mit dreiunddreißig Mann und hundertdreiunddreißig Maulthieren brach er nach Kalifornien auf. In der Sierra San Juan kamen alle seine Maulthiere und ein Drittel seiner Leute um, der mehr als russischen Kälte erliegend, und zu Fuß und von Allem entblößt, gelangte Fremont nach Santa Fé. Aber die Männer der Wüste kannten ihn, sie rüsteten ihn von neuem aus, er setzte seine Reise fort, drang durch das Land der grausamen und unbändigen Apachen, besiegte die Wilden oder schüchterte sie ein und stand nach hundert Tagen an den Ufern des Sacramento. Das Urtel des Kriegsgerichts ward von den Bürgern Kaliforniens umgestoßen und Fremont zum ersten Senator des Goldstaates erwählt.

Mannigfaltiges.

— *Sozialismus in Nord-Amerika.* Bei Gelegenheit der Beurtheilung einer kürzlich in New-York erschienenen Schrift: „Einleitung in die Wissenschaft des Sozialismus, von G. H. Calvert", bemerkt die dortige Zeitschrift „Neue Zeit": „Wer die sozialistischen Bestrebungen in Amerika von 1845 bis 1850 mit Aufmerksamkeit verfolgte, der wird sich nicht darüber verwundern können, daß sie alle ohne größere praktische Resultate blieben und — für den oberflächlichen Beobachter wenigstens — spurlos verschwanden. Die religiösen und politischen Vorurtheile der großen Mehrheit des amerikanischen Volkes setzten der weiteren Verbreitung der Doktrinen Fourier's, Owen's und Warren's unübersteigliche Dämme entgegen, die Associationsversuche scheiterten an der Unerfahrenheit oder Unredlichkeit der Führer, wie an der gleichgültigen Beschränktheit der Arbeitermassen, und die flüchtlich organisirten Kolonieen an dem Widerspruch gegen die Prinzipien, für deren Verwirklichung sie vorgeblich gegründet wurden. Die Männer, denen es um die Förderung der höchsten Interessen der Gesellschaft wirklich zu thun ist, ließen sich jedoch durch jene verfehlten Versuche von ihrem Vorhaben nicht abschrecken; sie machten sich die Erfahrungen, welche den großen Haufen der lauen und mittelmäßigen Vertreter der neuen Lehre in das Lager ihrer Gegner zurückschrecken, zu Nutzen, änderten ihre ganze Taktik und rücken jetzt vorsichtiger und langsamer, aber sicherer auf ihr Ziel los. Anstatt dem Christenthum und aller Religion den Krieg zu erklären, dringen sie ihre Lehre, so gut es geht, damit in Einklang; anstatt das gegenwärtige Gebäude der Gesellschaft Knall und Fall über den Haufen werfen zu wollen, arbeiten sie auf eine allmähliche nmgewandlung desselben hin, und anstatt von dem Beispiele einer lilliputischen Kolonie in irgend einem versteckten Winkel des Landes die Bekehrung der ganzen Nation zu Grundsätzen zu erwerben, welche ihr bisher ebenso verhaßt als fremd waren, suchen sie die öffentliche Meinung von der Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Lehre zu überzeugen, bevor sie die allgemeine Annahme und praktische Ausführung derselben verlangen."

*) Sie erschien 1846 unter dem Titel: „Narrative of the Exploring Expedition to the Rocky Mountains in 1842, and the Oregon and California in 1843 and 1844. By J. C. Fremont".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 93. Berlin, Sonnabend den 2. August. 1856.

Rußland.

Russischer Nekrolog für das Jahr 1855.

Die russische Wissenschaft, Literatur und Kunst hat im verflossenen Jahre mehrere herbe Verluste erlitten. Zu den empfindlichsten gehört der Tod des als Staatsmann und Gelehrten ausgezeichneten Grafen Sergei Semenowitsch Uwarov, Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, der am 4. September a. St. zu Moskau verschied. Am 25. August 1785 aus einer altadeligen Familie geboren, war Uwarov anfangs zum Diplomaten bestimmt, stand 1806 als Attaché bei der Gesandtschaft in Wien und von 1809 an als Legationssecretair in Paris. Den 31. Dezember 1810 ward er zum Kurator des St. Petersburger Lehrbezirks ernannt, 1812 zum Gehülfen des Direktors der öffentlichen Bibliothek und 1818 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, welchen Posten er siebenunddreißig Jahre hindurch bekleidete. Im Jahre 1826 zum Senator erhoben, wurde er 1832 zum Kollegen des Ministers der „Volksaufklärung" (des öffentlichen Unterrichts) ernannt und ihm im folgenden Jahre die Verwaltung dieses Ministeriums übertragen, dem er bis zum Jahre 1849 vorstand. Von seinen zahlreichen Schriften in russischer, französischer und deutscher Sprache, von denen mehrere auch in unserem „Magazin" besprochen worden, nennen wir: „Essai sur les mystères d'Eleusis"; „Ueber das vorhomerische Zeitalter"; „Notice sur Goethe"; „Stein et Pozzo di Borgo".

Außer ihrem Präsidenten verlor die Akademie der Wissenschaften noch vier ihrer ordentlichen Mitglieder: Wischnewskji, Fuß, Meyer und Sjögren. — Vincenz Wischnewskji, geb. 1781, trat 1804 als Adjunkt für die Astronomie in die Akademie. Während neun Jahre, 1806—1815, durchzog er im Auftrage derselben das ganze europäische Rußland, bestimmte auf dieser Reise die Lage von zweihundertfunfzig der wichtigsten Punkte und muß für den Begründer der genauen geographischen Kenntniß des russischen Reiches gelten. Wischnewskji's Wahl zum außerordentlichen Akademiker (1807) und zum ordentlichen (1815) war der verdiente Lohn für seine nützliche Thätigkeit. Von 1818 bis 1836 bekrite er Astronomie an der Petersburger Universität und wurde dann beim hydrographischen Departement des Marine-Generalstabes angestellt. Von seinen astronomischen Arbeiten sind die Beobachtungen des großen Kometen vom Jahre 1811 besonders zu erwähnen. Diese Beobachtungen, die Wischnewskji im Sommer 1812 zu Nowotscherkask anstellte, als der Komet den Augen der übrigen Beobachter schon entschwunden war, trugen viel zur genaueren Bestimmung der Bahn desselben im unermeßlichen Himmelsraume bei. Er starb den 1 Juni in St. Petersburg. — Paul Heinrich Fuß, geb. den 21. Mai 1797, gest. den 10. Januar, war ein Sohn des Mathematikers und beständigen Secretairs der Akademie, Nikolaus Fuß, und mütterlicherseits ein Enkel des berühmten Euler. Seinen ersten Schul-Unterricht erhielt er in einem Petersburger Gymnasium und wurde 1815 Eleve der Akademie, 1818 Adjunkt und 1823 außerordentlicher Akademiker. Von 1824 bis 1830 war Fuß Klassen-Inspektor am Petersburger Erziehungshause, von 1825 bis zu seinem Tode beständiger Secretair der Akademie, von 1826 an ordentlicher Akademiker, von 1828 bis 1843 Secretair der freien ökonomischen Gesellschaft und von 1835 bis zu seinem Tode Präsident des gelehrten Unterrichts-Comité bei der Privatkanzlei des Kaisers. Fuß hat folgende Werke herausgegeben: „Correspondance mathématique et physique de quelques célebres géomètres du 18. siècle"; „L. Euleri commentationes arithmeticae collectae", und ein noch wichtigeres Werk zum Druck vorbereitet hinterlassen: „L. Euleri opera posthuma". Die Berichte, die alljährlich von ihm in der öffentlichen Sitzung der Akademie verlesen wurden, enthalten in geistvoller und genauer Darstellung die Geschichte dieses Instituts für die letzten dreißig Jahre. Außer vielen russischen, war Fuß Mitglied von siebzehn gelehrten Vereinen des Auslandes, darunter die Akademieen von Palermo, Madrid, Wien und Rom. — Carl Meyer, geb. zu Mitau den 29. März 1795, starb in St. Petersburg in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar, studirte in Dorpat und Königsberg, wo er den Grad eines Doktors der Philosophie erhielt. Vom Januar 1826 bis zum Februar 1827 verweilte Meyer in Sibirien, begleitete Ledebour auf dessen gelehrter Reise nach dem Altai und nahm 1829 an der Expedition in den Kaukasus Theil, wo er den Elbrus erstieg. Nach St. Petersburg zurückgekehrt, wurde Meyer 1831 zum Gehülfen des Direktors des kaiserlichen botanischen Gartens ernannt, 1837 zum Adjunkten der Akademie erwählt, 1845 zum ordentlichen Mitgliede und 1851 zum Direktor des botanischen Gartens befördert. Von seiner unermüdlichen Thätigkeit legen Ledebour's „Altaische Flora", das Verzeichniß der Pflanzen des Kaukasus, anderer speziellen Florren, allgemeine Bearbeitungen oder Monographieen der Pflanzen-Familien Cyperaceae, Daphnaceae, Polygonaceae, Ephedra, Agrimonia, Corvus, Cerisium u. a. hinlängliches Zeugniß ab. — Andreas Sjögren, geb. in Finnland 1794, starb in St. Petersburg den 6. Januar, hat sich durch seine trefflichen sprachwissenschaftlichen Leistungen einen europäischen Ruf erworben. Für seine ossetische Grammatik wurde ihm der Volney'sche Preis des französischen Instituts zu Theil. Von seinen anderen Schriften sind zu erwähnen: „Voyages dans les vallées centrales du Caucase"; „Ueber den grammatikalischen Bau der syrjänischen Sprache"; „Historisch-statistischer Versuch über die Syrjänen"; „Reise nach Livland und Kurland zur Untersuchung der Reste der Liven und Krewingen"; „Ueber die finnische Sprache und ihre Literatur"; „Ueber die älteren Wohnsitze der Jemen". Sjögren hat eine werthvolle Bibliothek von Werken über finnische und skandinavische Ethnographie, Linguistik und Geschichte hinterlassen.

Die Universität Kasan verlor ihren Rektor Simonov, Kiev den Professor der Astronomie Fedorov, Dorpat den Professor der russischen Geschichte Medowikov. — Iwan Michailowitsch Simonov war der Sohn eines Krämers in Astrachan, erhielt seine Ausbildung im Gymnasium und in der Universität von Kasan, promovirte im Jahre 1810 und begleitete in den Jahren 1819 bis 1821 den Capitain Beklinghausen auf seiner Reise nach der Südsee, wo eine neu entdeckte Inselgruppe seinen Namen erhielt. Nach Beendigung dieser Expedition wurde Simonov als Professor ord. für theoretische und praktische Astronomie an der Kasaner Universität bestätigt. Im Jahre 1823 machte er im Auftrage der Regierung eine Reise nach Deutschland, England, Frankreich und Italien zur Beschaffung der astronomischen Observatorien und zum Ankauf von Instrumenten für die Universität. In sein Vaterland zurückgekehrt, widmete er sich von neuem seinen Berufsgeschäften und behielt seinen Lehrstuhl bis zum Jahre 1849 bei, wo er zum Rektor ernannt wurde. Die Beschreibung seiner Reise um die Welt, die er 1822 veröffentlichte, wurde ins Englische, Deutsche, Französische ꝛc. übersetzt; die während derselben gemachten astronomischen Beobachtungen gab er 1828 heraus und schrieb außerdem zahlreiche Werke und Abhandlungen in russischer, französischer und deutscher Sprache, namentlich über Erdmagnetismus, womit er sich in seinen letzten Jahren viel beschäftigte. Er stand mit den ersten Gelehrten seiner Zeit, mit Humboldt, Arago u. A., in Verbindung. Sein Tod erfolgte zu Kasan am 10. Januar. — Wassilji Fedorowitsch Fedorov, geb. 1803, gest. zu Kiev am 24. März, studirte 1823—27 in Dorpat und erhielt nach vollendetem Kursus eine Anstellung an der dortigen Sternwarte. Im Jahre 1829 begleitete er Parrot auf dessen gelehrter Reise nach dem Ararat als Astronom und ging 1832 nach West-Sibirien, um geographische Ortsbestimmungen, hauptsächlich aber Längenbestimmungen nach den Culminationen des Mondes vorzunehmen. Hier und ein halbes Jahr brachte Fedorov auf dieser Reise zu, deren Ergebniß trigonometrische Höhenmessungen, geographische Bestimmungen der Breite von neunundsiebzig und der Länge von zweiundvierzig Orten waren. „Wir müssen in der That", sagt Struve, „die Festigkeit und Gebuld des reisenden Astronomen bewundern, der sich zur Regel gesetzt hatte, keine einzige sichtbare Culmination des Mondes vorübergehen zu lassen und, der strengsten Kälte trotzend, selbst wenn das Quecksilber im Freien war, in einem einfachen Leinzelte die Culmi-

Google

nation abzuwarten, und der dieser Regel während fünfthalb Jahren treu geblieben ist." Zu Ende 1837 kehrte Fedorov nach Dorpat zurück und wurde hierauf als Prof. ord. der Astronomie an der Universität zu Kiev angestellt. Unter seiner Leitung ward das dortige Observatorium erbaut und erhielt durch ihn, als Direktor, seine vollständige Einrichtung. Mit den Studirenden theilte Fedorov nicht allein seine wissenschaftlichen Erfahrungen, sondern auch sein geringes Einkommen, und vermachte ihnen seine ganze Habe. — Peter Jefimowitsch Medowikov, geb. 1816, starb in Dorpat den 1. Juni, war der Sohn eines Kaufmanns in Petersburg und studirte an der Moskauer Universität. Nachdem er eine Zeitlang als Gymnasiallehrer fungirt, wurde er 1851 zum Lehrer der Geschichte im Moskauer Kadetten-Corps und 1854 zum Professor ernannt. Seine Hauptschriften sind: „Die lateinischen Kaiser in Konstantinopel"; „Ueber die historische Bedeutung der Regierung des Zaren Alexis Michailowitsch", und „Handbuch der russischen Geschichte".

Ueber den Juristen Newolin, geb. 1806 zu Wjatka, gest. den 6. Oktober zu Ehren in Tyrol, hat das „Magazin" schon eine kurze biographische Notiz mitgetheilt; desgleichen über den Uebersetzer des „Rasmow", Nikolai Grigorjewitsch Frolov, geb. 1812, gest. im Gouvernement Tschernigov den 15. Januar. Am 19. Oktober starb in St. Petersburg der durch zahlreiche mathematische, geometrische und geodätische Arbeiten bekannte Staatsrath Theophylakt Lukitsch Malinowskij, in seinem sechsundsechzigsten Lebensjahre. Zu den russischen Gelehrten muß auch der Burjäte Dordji Banzarov gezählt werden, der im Februar zu Irkutsk mit Tode abging, und über den der Professor Schott in Erman's „Archiv für die wissenschaftliche Kunde Rußlands" (Bd. XV, Heft 2) einen Nekrolog gegeben hat.

Die russische Literatur betrauert den Hintritt des berühmten Dichters Konstantin Nikolajewitsch Batjuschkov. Am 18. Mai 1787 zu Wologda geboren, wurde er in der Pensions-Anstalt von Jacquinot in St. Petersburg erzogen, diente in den Kriegen von 1806 und 1812 in der Armee und fungirte 1818 als Attaché bei der russischen Gesandtschaft in Neapel. Er kehrte im Jahre 1820 krank nach Rußland zurück und verfiel in eine unheilbare Melancholie, die seiner glänzend begonnenen poetischen Laufbahn ein Ziel setzte. Lebendig todt für die Welt, verbrachte er den Rest seiner Tage, von liebender Sorge seiner Verwandten umgeben, in Wologda, wo er am 17. Juli sein leidenvolles Dasein beschloß. Seine Gedichte zeichnen sich durch unvergleichliche Weichheit und Harmonie der Sprache aus; zu den schönsten gehört die Elegie auf den Tod seines Lieblingsdichters Tasso („Умирающій Тассъ"), dessen Schicksal mit dem seinigen eine traurige Aehnlichkeit hatte. — Am 13. April starb zu Saratov, funfzig Jahr alt, Maria Semenowna Jukowa, Verfasserin der „Abende an der Kurpowka" und vieler anderer Novellen und Erzählungen, sowie einer Reise nach dem südlichen Frankreich, und am 14. Juli in St. Petersburg Irinarch Iwanowitsch Wwedenskij, Unterrichts-Inspektor der russischen Sprache und Literatur in den Militair-Lehranstalten, bekannt durch seine Uebersetzungen der Romane von Dickens und Thackeray und durch seine kritischen Artikel in den „Otetschestwennyja Sapiski".

Unter den künstlerischen Notabilitäten, deren Verlust Rußland im verwichenen Jahre zu beklagen hatte, nimmt Wassilij Kosmitsch Schebujev, Prof. emer. für das Fach der historischen Malerei und Rektor der kaiserlichen Akademie der Künste, die erste Stelle ein. Geboren zu Kronstadt am 2. April 1777, zog Schebujev schon als Zögling der Akademie durch sein Gemälde „Der Tod Hippolyt's" die Aufmerksamkeit auf sich. Im Jahre 1803 nach Rom gesandt, fertigte er ein Gemälde, „Die Enthauptung Johannis des Täufers", an, welches nach Rußland abgeschickt wurde, aber unterwegs verloren ging. Schebujev kehrte 1807 nach St. Petersburg zurück und begann mit vielem Fleiße zu arbeiten. In diese Zeit fallen: „Die Himmelfahrt Maria" und die drei großen Heiligenbilder in der Kasan'schen Kathedrale, Basilius den Großen, Gregorius Theologus und Johannes Chrysostomus darstellend, die für seine besten Arbeiten gelten. Außer einer Menge anderer Gemälde und vortrefflicher Skizzen, verfaßte Schebujev, unter Beihülfe des Chirurgen Bujalskij, einen vollständigen Kursus der Anatomie für Künstler. Er starb am 18. Juni in St. Petersburg. Wassilij Stepanowitsch Dobrowolskij, Mitglied der Akademie der Künste und Mitbegründer der Moskauer Schule für Malerei und Skulptur, starb zu Moskau am 8. April, neunundsechzig Jahr alt. Nikolai Konstantinowitsch Sazjepin, ein höchst talentvoller Dilettant, dessen Gemälde „Die Nonnen im Kirchenchor" auf der Petersburger Kunst-Ausstellung 1853 allgemeine Aufmerksamkeit erregte, wurde als Oberst und Commandeur eines Sappeur-Bataillons in der Nacht des 10. Mai auf der fünften Bastion in Sebastopol getödtet. Endlich verlor die russische Bühne eine ihrer tüchtigsten Vertreterinnen, Elena Jakowlewna Nomitzkaja, geborene Worobjewa, welche am 4. Januar nach achtunddreißigjähriger Wirksamkeit der Kunst entrissen wurde.

Süd-Afrika.

Das Kapland und die britische Kolonial-Politik.

III.

Während die Boers mit solcher Bedrängniß zu kämpfen hatten, wurde ihre Aufmerksamkeit durch den Colonisations-Versuch des Lieutenants Farewell (1828) und die Unternehmung des Captains Gardiner (1834) auf den Distrikt Natal gelenkt, der von Vasco da Gama entdeckt und benannt war und bereits im Anfange des vorigen Jahrhunderts einmal eine holländische Kolonie aufgenommen hatte. Da nun auch neuerdings Dr. Smith günstige Nachrichten über die Beschaffenheit jenes Landes nach dem Kap gebracht hatte, beschlossen im Jahre 1834 die Häupter einiger holländischer Clans in den Gränz-Distrikten, persönlich an Ort und Stelle genauere Information zu erwerben; glücklich gelangten sie längs des Ost-Abhanges des Quathlamba-Gebirges oder der Drakens-Berge mitten durch das Gebiet unbezwungener Kaffern nach Natal, wo sie bei einigen hier angesiedelten Engländern eine freundliche Aufnahme fanden. Aber die schreckliche Nachricht, daß ein zwölf bis funfzehn Tausend Mann starkes Kafferheer am Weihnachtstage 1834 die östlichen Distrikte der Kap-Kolonie überfallen und die fürchterlichsten Verheerungen angerichtet habe, rief sie bald nach der Heimat zurück, die sie vollständig verwüstet fanden. Nach den offiziellen Ermittelungen waren 456 Farm-Häuser verbrannt und vollständig zerstört, 350 andere verwüstet und geplündert, außerdem 5715 Pferde, 111,930 Stück Hornvieh und 161,930 Schafe geraubt worden. Dem einsichtsvollen Gouverneur des Kaplandes, Sir Benjamin d'Urban, war es zwar gelungen, die Kaffern wieder bis über den Kei zu vertreiben und ihnen die Friedens-Bedingungen zu diktiren; auch beabsichtigte er, das Land zwischen dem Fischfluß und dem Keiskamma an Kolonisten zu vergeben und die durch die Verwüstungen schwer betroffenen Farmer einigermaßen zu entschädigen: aber zum allgemeinen Erstaunen mißbilligte der Staats-Secretair für die Kolonieen, Lord Glenelg, diesen Kafferntrieg wohlkommen, schob die Schuld desselben auf die Boers, ordnete eine strenge Untersuchung an und befahl, die Kaffern wieder in den vollen Besitz der Ländereien zu setzen, die sie so eben durch den Vertrag von 1835 an England abgetreten hatten. An eine Entschädigung für die erlittenen Verluste war bei solchen Ansichten der Regierung natürlich nicht zu denken, wohl aber stand ein neues peinliches Gerichtsverfahren mit seinen unendlichen Plackereien in Aussicht. Sobald diese merkwürdige, vom 26. Dezember 1835 datirte Depesche am Kap bekannt geworden war, fand unter den Boers der Entschluß der Auswanderung fest und dokumentirte sich im Jahre 1836 durch eine allgemeine Versteigerung ihrer Besitzungen, die sie zu Spottpreisen losschlugen.

Zuerst brach eine kleine Schaar unter Triechard auf und wanderte, der Gegenden unkundig, durch sieben Breitengrade des inneren Afrika's bis an die Delagoa-Bai (unter 26° südl. Br.), wo sie bis auf zwei Personen durch das Küstenfieber aufgerieben wurde. Ihr folgten zweihundert Mann unter H. Potgieter, dann eine stärkere Schaar aus Graaf Reynet unter Gert Maritz, und die Boers aus Uitenhage und Albany unter Jakob Uys und anderen angesehenen Familienhäuptern. Alle zogen nordwärts über den Orange River und fanden ihren ersten Ruhepunkt an den Quellen des Modder (29° südl. Br.), eines Zuflusses des Vaal, unter den Barolong, deren Häuptling Maroko unter dem wohlthätigen Einfluß des Missionärs Archbell stand und die Emigranten freundlich aufnahm. Da bald neue Schaaren nachdrängten, zogen die ersten Ankömmlinge weiter nordwärts nach den Quellen des Vaal; hier wurden die an der Spitze wandernden Abtheilungen von Masulikatze, dem Häuptling der Matabelis, angegriffen und aufgerieben, die Hauptmasse erwehrte sich zwar der feindlichen Angriffe hinter einer eilig errichteten Wagenburg, verlor aber all ihr Vieh, sechstausend Stück Hornvieh und gegen vierzigtausend Schafe, und kehrte in ziemlich kläglichem Zustande zur den Barolong zurück. Eine kühne Schaar von zweihundert Kriegern beschloß, an den Matabelis Rache zu nehmen, drang durch die weiten Einöden Inner-Afrika's bis Mosega, einem der Hauptorte des Feindes, in der Quellgegend des Limpopo (25° 40' südl. Br.) vor, schlug hier den Feind und kehrte mit einer Beute von siebentausend Stück Vieh siegreich zurück. Um diese Zeit war auch Peter Retief, eine der angesehensten Persönlichkeiten unter den Bewohnern des Kaplandes, bei den Auswanderern eingetroffen. Er wurde von ihnen zum Führer erwählt und schloß sofort mit den Häuptlingen der benachbarten Stämme, die Matabelis ausgenommen, Freundschafts-Verträge, in Folge deren sich die Emigranten über die Landstrecken an den Zuflüssen des Vaal, zwischen Modder, Vet und Sand-River, ausbreiteten. Da nun die inzwischen unter dem greisen Jakob Uys angelangte Schaar bis Natal vordringen wollte, entschloß sich Peter Retief, dasselbe zu thun, und ließ das Quathlamba-Gebirge durchforschen, um

die zum Uebergang in das Kaffengebiet geeigneten Päſſe kennen zu lernen.

Die Wanderung über das Gebirge ging glücklich von ſtatten. Noch vor Ende des Jahres 1837 waren faſt tauſend Wagen hinübergefahren und die Gegend zwiſchen Klip- und Buſhman's River, den Quellſtrömen des Tugelo, von den Emigranten beſetzt worden. An der Küſte befand ſich eine kleine engliſche Kolonie, welche ſich nach Lord Glenelg's Grundſätzen, die britiſche Herrſchaft in keinem Falle über die damaligen Gränzen der Kap-Kolonie auszudehnen, als unabhängig betrachtete, worauf die Boers natürlich großen Werth legten. Aber Peter Retief wünſchte allen künftigen Streitigkeiten vorzubeugen und von dem eigentlichen Herrn des von den Boers einſtweilen beſetzten Landes eine förmliche Abtretung deſſelben zu erwirken. Als rechtmäßiger Herrſcher galt Dingaan, der durch die Ermordung des letzten Zulah-Häuptlings anerkannter Gebieter aller Zulah-Kaffern geworden war und jenſeits des Büffelfluſſes in Umkonglool reſidirte. Retief trat perſönlich mit ihm in Verhandlungen und fand ihn zu einer Abtretung bereit, falls ihm einige Heerden, die ihm ein Häuptling der Mantati's geraubt hatte, wiedererſchafft würden. Eine energiſche, an den Letzteren gerichtete Vorſtellung mit der Drohung, daß man Gewalt brauchen werde, falls er die Beute nicht gutwillig herausgeben wolle, hatte den gewünſchten Erfolg. Mit den wiedergewonnenen Heerden und in einer Begleitung von ſiebzig tapferen Emigranten und dreißig jungen Hottentotten und Dienern brach Retief zum zweiten Male nach dem Gebiet des Häuptlings auf. Dieſer unterzeichnete am 4. Februar 1838 wirklich die Abtretungsurkunde und drückte den Wunſch aus, die Weißen zum Abſchied nochmals in ſeinem Kraal zu bewirthen. Sicher gemacht durch dieſe Freundlichkeit, betraten Retief und die Seinigen waffenlos — ſo verlangte es angeblich die Sitte — den Kaffern-Kraal, ſetzten ſich nieder, mit dem freudigen Gefühl glücklich beendiger Geſchäfte, als plötzlich, während der mit Mjodbier gefüllte Abſchiedsbecher kreiſte, der argliſtige Kaffer das Signal zur Ermordung der Weißen gab. In einem Augenblick ſtürzten drei- bis vierhundert Kaffern auf die unglücklichen Boers; dieſe wehrten ſich verzweifelt mit ihren Taſchenmeſſern; aber nach einem halbſtündigen, mörderiſchen Handgemenge waren alle zu Boden geworfen und ermordet; ihre Leiber wurden auf einen Hügel geſchleppt, den Wölfen und Geiern zur Speiſe.

Dingaan beeilte ſich, das verrätheriſche Werk zu vollenden. Mit Uebermacht fiel er in das von den Boers beſetzte Gebiet, traf die Emigranten, die ſolche Ereigniſſe nicht ahnten, auf den Feldern zerſtreut und tödtete ihren Landleuten, was am Blauen Kranzfluß geſchehen war. Ueberall wurden ſofort Wagenburgen errichtet, und als Dingaan am Buſchmanns-Fluß erſchien, fand er die Boers zum Widerſtand gerüſtet. Ungeachtet des wildeſten Anſtürmens gelang es ihm nicht, eines dieſer „Laager" zu durchbrechen; nach hartnäckigem Kampf und vielem Blutvergießen ſah er ſich endlich zum Rückzug genöthigt. Nicht weniger als ſechshundert Perſonen waren bei dieſem ſchrecklichen Ueberfall ermordet worden.

Auf die Nachricht von dieſem Unglück eilten neue Schaaren von Boers, die noch jenſeits der Drachenberge weilten, ihren Landsleuten zu Hülfe, und auch die Engländer an der Küſte beſchloſſen, an Dingaan Rache zu nehmen. Da die Letzteren ſelbſt nicht zahlreich waren, rüſteten ſie ſiebenhundert Zulus aus, drangen über den Tugela nicht weit von ſeiner Mündung, wurden aber jenſeits deſſelben von drei Abtheilungen der Zulah-Armee umzingelt und bis auf zwei oder drei Europäer, die ſich durch die barbariſchen Horden durchſchlugen, nach verzweifeltem Widerſtande ſämmtlich niedergemetzelt. Die Sieger drangen bis zum Hafen Natal vor, und die hier zurückgebliebenen Engländer fanden ihre Rettung durch die Flucht auf ein zufällig dort ankerndes britiſches Schiff.

Inzwiſchen hatten auch die Boers wieder vierhundert Krieger geſammelt und rückten im April 1838 unter Piet Uys und H. Potgieter gegen Dingaan's Reſidenz Umkonglool. Der verſchmitzte Häuptling lockte ſie in einen Hohlweg, wo ſie ſich plötzlich umzingelt und angegriffen ſahen. Ein wüthendes Handgemenge entſpann ſich; endlich richteten die Boers ihr Feuer auf einen und denſelben Punkt und benutzten die dadurch entſtandene Lücke, aus dem gefährlichen Defilee zu entweichen. Nur Piet Uys mit einem kleinen Theil hatte eine andere Richtung eingeſchlagen; von Wunden erſchöpft, fanden er und ſein zwölfjähriger Sohn, der den Vater nicht verlaſſen wollte, ein trauriges Ende.

Dieſe Unglücksfälle entmuthigten die Boers; ſie dachten vorerſt nur an ihre Vertheidigung und ſahen ſich nach Verſtärkungen um, indem ſie Boten über die Berge ſendeten. Ihre Lage war recht troſtlos: ſie hatten ihr Vieh zum größten Theile verloren, an eine Beſtellung des Ackers war bei der von den Feinden drohenden Gefahr nicht zu denken. Glücklicherweiſe gab es am Kap theilnehmende Herzen; auf die Nachricht von dem ſchweren Mißgeſchick der Emigranten wurden von hier Nahrungsmittel, Futter, Medizin nach Natal geſandt, ſo daß die Boers mit dieſer Hülfe den Winter von 1838 überſtanden, obgleich Hunger und Krankheiten manches Opfer verlangten. Ueberdies mußten ſie ſtets auf der Hut ſein; noch im Auguſt deſſelben Jahres mochte Dingaan einen neuen Einfall, von dem die Boers durch ihre Späher ſchnell Kunde erhielten, ſie verſcheuchten ſich hinter ihren Wagen und ſchlugen alle Angriffe des Feindes tapfer zurück.

Erſt als die beſſere Jahreszeit herankam, im Dezember, ſahen ſich die Boers durch neue Zuzüge ſo weit verſtärkt, daß ſie den Gegner in ſeinem eigenen Lande aufſuchen konnten. Unter Führung von Pretorius rückten ſie mit großer Vorſicht vor, ſo daß ſie vollſtändig vorbereitet waren, als ſie am 16. Dezember 1838 unfern des Fluſſes Umolatus von der ganzen Zulah-Armee, die zehn- bis zwölftauſend Mann ſtark geſchätzt wird, angegriffen wurden. Vergebens waren Dingaan's Verſuche, durch wüthendes und maſſenweiſes Anſtürmen die Wagenburg zu durchbrechen; als den Boers nach langem Kampfe die Munition anzugehen drohte, ordnete Pretorius einen Ausfall an; zweihundert Reiter fielen dem Feinde in die Flanke und eröffneten auf die dichtgedrängten Maſſen deſſelben ein ſo verheerendes Feuer, daß dieſe ſich zu wilder Flucht auflöſten. Dreitauſend Zulahs ſollen auf dem Schlachtfelde geblieben ſein. Dingaan ſelbſt ſteckte auf der Flucht ſeine Reſidenz in Brand und verbarg ſich mit dem Reſt ſeiner Schaaren in den Wäldern am Fluſſe Umvalus. Die Boers rückten ihm nach, fanden den Ort Umkonglool noch brennend und verbrannten die Gebeine P. Retief's und ſeiner vor zehn Monaten hier ermordeten Genoſſen. Leider fehlte es ihnen an Munition, die Verfolgung weiter fortzuſetzen. Mit einer Beute von fünftauſend Stück Vieh kehrten ſie von dem ſiegreichen Feldzuge zurück.

Sobald Dingaan ſich von ſeiner Niederlage erholt hatte, ſchickte er unter dem Vorwande, ein friedliches Abkommen mit den Boers treffen zu wollen, Spione in ihr Land, um eine günſtige Gelegenheit zu neuen Kriegszügen zu erkunden. Aber die Emigranten waren auf ihrer Hut, und Dingaan mußte ſeine Kampfluſt im Kriege mit anderen Eingeborenen befriedigen, wobei er eben ſo wenig vom Glück begleitet war. Dieſe unaufhörlichen Kämpfe entfremdeten ihm ſelbſt einen Theil ſeines eigenen Stammes; es bildete ſich eine Partei, die ihre Hoffnung auf ſeinen Bruder Panda ſetzte, einen ausſchweifenden, der kriegeriſchen Thätigkeit ganz abgeneigten Mann. Dieſe Stimmung blieb dem Häuptling nicht verborgen; er ſoll brobſichtigt haben, den Bruder zu ermorden; Panda floh über den Tugelo und rief die Unterſtützung der Boers an, die anfangs Verrath argwöhnten, endlich aber doch ein Bündniß mit Panda ſchloſſen. Im Jahre 1840 kam es zwiſchen den Brüdern zum Kriege; mehrere Truppentheile Dingaan's gingen zu dem Gegner über, der Häuptling erlitt eine entſcheidene Niederlage, wurde von Panda's Heer und den Boers lebhaft verfolgt und floh zu den Amafuri, einem kleinen Stamm an der Delagoa-Bai. Hier hat er ſein Ende gefunden, — wie? iſt unbekannt; man hat ſeit jener Zeit nichts mehr von ihm gehört. Am 14. Februar 1840 wurde Panda am Fluſſe Umvalus von den Boers als alleiniger und rechtmäßiger König der Kaffern proklamirt und feſtgeſetzt, daß das Gebiet der Emigranten ſich von dieſem Fluſſe und der St. Lucia-Bai ſüdwärts bis zum Umzimvubu erſtrecken ſolle (von 28° 10′ bis 31° 30′ an der Küſte).

(Schluß folgt.)

Italien.

Die Waldenſer.

Die Gemeinde und Kirche der Waldenſer in den von der Natur befeſtigten Alpenthälern Piemonts, die eine Reihe von Jahrhunderten vor dem Zeitalter der Reformation zu Ahnen zählt, und deren Geſchichte neuerdings von Ferdinand Lander (Ulm, 1850) geſchrieben worden iſt, mußte ſich bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gedulden, ehe es ihr unter Schirm und Bürgſchaft humanerer Inſtitutionen gelang, ſich durch eine Verfaſſung zu einigen und geſetzlich feſten Fuß im Staate zu faſſen. Dies aber iſt im Jahre 1855 auf einer Spezial-Synode zu La Tour (La Torre, im Thal Lucerna) geſchehen, woſelbſt der von einer ſeit längerer Zeit hierzu ernannten Kommiſſion aufgeſetzte und ſchon auch der vorjährigen Synode vorgelegte Verfaſſungs-Entwurf nochmals in allgemeiner Berathung geprüft, erörtert und genehmigt wurde. Im Grunde iſt indeß dieſe Verfaſſung nichts Anderes, als eine ſyſtematiſche Darlegung der ja aller Zeit von den Waldenſern anerkannten und in Anwendung gebrachten Grundſätze. Ueber das wichtige und erfreuliche Ereigniß liegt uns das unten verzeichnete Schriftchen vor.*) Die im Monat Mai 1855 abgehaltene Synode beſtand aus vierundſechzig Mi-

*) Précis historique du Synode de l'église évangélique vaudoise, Tenu à la Tour en mai 1855. Turin, 1856.

gliedern inklusive zweier Laien, nebst zwei geistlichen Ehrenmitgliedern aus Nizza und aus dem Haag, und war außerdem durch mehrere Abgeordnete geistlichen Standes von der freien schottischen und der irischen Presbyterial-Kirche beschickt. Auch wurden ihr verschiedentliche Adressen, wie von Seiten mehrerer einflußreicher Mitglieder der anglikanischen Kirche und der italiänisch-evangelischen Congregation in Turin, die hierdurch ihre brüderliche Theilnahme bezeugen wollten, vorgelegt. Von den mehrfachen Gegenständen, welche nächst Annahme der Kirchen-Verfassung berathen wurden, heben wir zwei von allgemeinerer Bedeutung aus. Der erstere betraf die aufgewonnene Frage, ob der Name „Waldenser-Kirche" noch ferner beizubehalten, oder nicht vielmehr ihn aufzugeben an der Zeit sei, weil ja doch diese Kirche den Beruf habe, ihre Gesetze und Fahnen weiter zu tragen, jene Benennung aber sie in die ihr einzig durch die Umstände aufgenöthigten Schranken zu bannen scheine. Man brachte demnach andere Benennungen in Vorschlag. Gegen diese Neuerung aber wurde nachdrücklich eingewendet, daß der Name „Waldenser" keine territoriale, vielmehr eine religiöse und historische Bezeichnung, daß es unpassend, schwer, ja, unmöglich sei, etwas so Uraltes, als diesen Namen, dessen sich immer würdiger zu machen, man verpflichtet sei, außer Gebrauch setzen zu wollen; daß die Waldenser-Kirche mit Recht eine italiänische heiße und der nationale Gesichtspunkt hinreichend durch die üblich Fassung: „Waldenserge meinden in den italiänischen Alpenthälern", bezeichnet und festgehalten werde. Diese und noch andere Gegengründe bestimmten denn auch die Synode, für Beibehalten der althergebrachten Benennung zu votiren. — Noch getheilter waren in einem zweiten Falle, die Diakonissen betreffend, die Ansichten. Während die Einen gelend machten, daß ein derartiges Institut keine Gewähr, noch Halt in der ursprünglichen christlichen Kirche habe, wie z. B. die Diakonen und Aeltesten, auch darin einen Mißbrauch erblickten, welcher die Uebung christlicher Barmherzigkeit auf Kosten des kirchlichen Lebens zu monopolisiren drohe, erfaßen Andere in dem Wirken der Diakonissen ein treffliches Erweckungsmittel (stimulant), das man doch nicht unversucht und unbenutzt fallen lassen solle. Die Synode beschloß jedoch, von dieser Aeußerung des kirchlichen Lebens, wie man sie auch betrachten möge, in der zu gebenden Verfassung völlig abzusehen. Zu besonderer Freude wird es den Gönnern der Waldenser gereichen, daß, wie der „Précis" mittheilt, der Bau einer Kirche in Pignerol aus eigenen Mitteln in Angriff genommen, sowie durch das großmüthige Darlehn eines Wohlthäters der Gemeinde der Bau eines Hauses auf dem ihr in Turin gehörenden Grund und Boden ermöglicht, ferner auch schon in Genua das Areal zu Erbauung einer Tempels angekauft ist und, ungeachtet es noch sehr an Geld fehlt, unverzüglich Hand an Werk gelegt werden soll, endlich in Nizza zu Grundsteinlegung einer Kapelle alle Vorbereitungen getroffen sind.

Der Leser erlaube uns einen Epilogus zu vorstehenden Mittheilungen. Eine schier ein Jahrtausend lang in Druck, Verfolgung und, so zu sagen, Vergeßheit gehaltene religiöse Gemeinschaft gelangt endlich zu Besitz und Genuß ihrer menschlichen, bürgerlichen und Gewissensfreiheit, weil endlich auch für sie, zum Lohne dafür, daß sie den apostolischen Zuruf: „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!" mit zähestem Glaubensmuth und bis zum Tode treu befolgt hat, nach der Wellenlenkers Rathschluß die Stunde der Erlösung schlagen sollte. Welche wahrhaft christlich gesinnte Religionspartei möchte ihr dieses Aufathmen und der schweren Drangsalshöhe nicht von Herzen gönnen! Auch am Südwestfuße der Alpen heißt es fortan: „Das Licht, das da schien an dunklem Ort, ist angebrochen und der Morgenstern aufgegangen in den Herzen", und die Gluth des Hasses und Verketzerungseifers, siehe! sie verraucht. Welche Konflikte und reactionairen Bestrebungen auch unsere Zeit noch aufzuweisen haben mag, mächtiger, als alle Reaction, ist dennoch der Genius dieser Zeit, welche Duldung empfiehlt und, wo diese verweigert wird, sie gebieterisch heischt. Der consensus populorum heischt aber christlich brüderliche Toleranz, und, wahrlich, nicht allein unter denen, die vom Protestiren gegen allen Gewissenszwang den Namen führen und sich zu Zeiten rühmen, als hätten sie diesen Stein der Weisen in ihrem ausschließenden Besitz. Gegen diesen consensus Opposition erheben wollen, hieße, gegen einen reißenden Strom anschwimmen, der zuletzt alle Kraftanstrengung zu Schanden macht, wenn nicht, die es versuchen, in seiner Fluth begräbt. Wenn in allerjüngster Zeit die Vertreter der katholischen Gemeinde in Chemnitz, weil sie die zum Bau einer neuen Orgel in ihrem Gotteshaus erforderlichen Mittel nicht hinreichend besitzen, sich mit einer „ersten Bitte" um Spendung einer milden Gabe zu gedachtem Zweck an ihre protestantischen Mitbürger wenden, so gestehen wir, daß diese Bitte, als schöne Kundgebung frommen Vertrauens, uns fast mehr noch erfreut, als die jedenfalls und reichlich zu erwartende Gewährung der Bitte, wir aber auch versichert sind, es werde solche Gewährung von den edlen Spendern nicht als eitle Ehrensache betrachtet, sondern als willkommene Gelegenheit, ihre brüderliche Gesinnung zu bethätigen, begrüßt werden. Indem wir aber so einer wachsend gemeinsamen Anbetung des höchsten Wesens und seines göttlichen Sohnes in der Wahrheit und Liebe und innigst freuen, perhorreseiren wir zugleich jeden modernen Versuch, eine Allerweltsform oder Schablone für eine Anbetung ausfindig zu machen, worein sämmtliche Spezies des Monotheismus, als Römisch-Katholisch, Lutherisch, Anglikanisch, Calvinisch, Byzantinisch, Mosaismus und Islam, sich bequemlich gießen lassen und, weil sie insgesammt singen dürfen: „Wir glauben all an Einen Gott", in dieser Gattung von Toleranz das non plus ultra religiöser Freiheit erreicht zu haben vermeinen. E. F—r.

Mannigfaltiges.

— Humboldt und die amerikanische Censur. Die „Spener'sche Zeitung" veröffentlicht folgende Erklärung:

„Ich habe in Paris im Jahre 1826 unter dem Titel „Essai politique sur l'Isle de Cuba" in zwei Bänden Alles vereinigt, was die große Ausgabe meines „Voyage aux Régions équinoxiales du Nouveau Continent", im Theil III., pag. 445—459, über den Agricultur- und Sklaven-Zustand der Antillen enthält. Eine englische und eine spanische Uebersetzung sind von diesem Werke zu derselben Zeit erschienen, letztere als „Ensayo politico sobre la isla de Cuba", und ohne etwas von den sehr freien Aeußerungen wegzulassen, welche die Gefühle der Menschlichkeit einflößen. Jetzt eben erscheint, sonderbar genug, aus der spanischen Ausgabe und nicht aus dem französischen Original übersetzt, in New-York in der Buchhandlung von Derby und Jackson ein Oktavband von vierhundert Seiten unter dem Titel: „The Island of Cuba, by Alexander Humboldt. With notes and a preliminary Essay by J. S. Thrasher". Der Uebersetzer, welcher lange auf der schönen Insel gelebt, hat mein Werk durch neuere Thatsachen über den numerischen Zustand der Bevölkerung, der Landes-Kultur und der Gewerbe bereichert und überall in der Diskussion über entgegengesetzte Meinungen eine wohlwollende Mäßigung bewiesen. Ich bin es aber einem inneren moralischen Gefühle schuldig, das heute noch eben so lebhaft ist, als im Jahre 1826, eine Klage darüber öffentlich auszusprechen, daß in einem Werke, welches meinen Namen führt, das ganze siebente Kapitel der spanischen Uebersetzung (pag. 261—287), mit dem mein „Essai politique" endigte, eigenmächtig weggelassen worden ist. Auf diesen Theil meiner Schrift lege ich eine weit größere Wichtigkeit, als auf die mühevollen Arbeiten astronomischer Orts-Bestimmungen, magnetischer Intenstäts-Versuche oder statistischer Angaben. „J'ai examiné avec franchise (ich wiederhole die Worte, deren ich mich vor dreißig Jahren bediente) ce qui concerne l'organisation des sociétés humaines dans les Colonies, l'inégale répartition des droits et des jouissances de la vie, les dangers menaçants que la sagesse des législateurs et la *modération* des hommes libres peuvent éloigner, quelle que *soit la forme* des gouvernements. Il appartient au voyageur qui a vu de près ce qui tourmente et dégrade la nature humaine, de faire parvenir les plaintes de l'infortune à ceux qui ont le devoir de les soulager. J'ai rappelé dans cet exposé, combien l'ancienne législation espagnole de l'esclavage est moins inhumaine et moins atroce que celle des Etats à esclaves dans l'Amérique continentale au nord et au sud de l'équateur". Ein beharrlicher Vertheidiger der freiesten Meinungs-Aeußerung in Rede und Schrift, würde ich mir selbst nie eine Klage erlaubt haben, wenn ich auch mit großer Bitterkeit wegen meiner Behauptungen angegriffen würde; aber ich glaube dagegen auch fordern zu dürfen, daß man in den freien Staaten des Kontinents von Amerika lesen könne, was in der spanischen Uebersetzung seit dem ersten Jahre des Erscheinens hat cirkuliren dürfen.

Berlin, im Juli 1856. Alexander v. Humboldt."

— Postbriefe und Telegraphen in der Schweiz. Nach dem Bericht des bundesräthlichen Post- und Bau-Departements über das Jahr 1855 hat sich die Zahl der Briefe von 15,106,117 im Jahre 1850 auf 21,863,844 im Jahre 1855 vermehrt; es kamen also im vorigen Jahre neun Briefe auf den Kopf der Bevölkerung. Im Telegraphenwesen übertrifft die Schweiz alle europäischen Länder. Sie hat 453½ Stunden Leitung, darunter 85½ doppelte, 6½ dreifache; die Zahl der Bureaux ist 97 oder 1 auf 25,000 Seelen. Es wurden 1855 befördert 162,851 Depeschen, darunter 28,915 internationale. Die Ausgaben der Telegraphen-Verwaltung, 324,250 Fr., wurden schon die 18,698 Fr. aus den Einnahmen gedeckt. Man sieht sich genöthigt, die Zahl der Beamten und theilweise ihren Gehalt zu vermehren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin z. B. bei A. Hasse, Jägerstr. 25, und beim Spediteur Neumann, Universitäts-Str. 21), ferner von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 94. Berlin, Dienstag den 5. August 1856.

Frankreich.

Der Ackerbau und der Frieden.*)

Zwei Jahre nur hat der Krieg gedauert; und doch, sieht man, welche Hoffnungen auf den Friedensschluß gesetzt werden, scheint es, daß diese kurze Zeit hingereicht habe, seine ganze Last fühlbar zu machen. Dem Aeußern nach hat Nichts gelitten: der Luxus und die Genüsse in Paris blühen ungeschmälert; während auf dem Schlachtfelde der Kampf aufs heißeste brannte, entwickelten die Künste des Friedens unter unseren Augen all ihre Wunder. Und doch muß das Uebel unsichtbar in der Tiefe gewirkt haben, da man sein Ziel so freudig begrüßt. Frankreich, sagt man, bedurfte dieses Bewußtseins seiner Macht, mußte die Traktate von 1815 mit dem Schwerte auslöschen. Dieses Ergebniß ist nun erreicht, unserer kriegerischen Leidenschaft ist genug gethan. Sind wir auch von den Leiden, die diese „blutigen Spiele der Gewalt und des Zufalls" begleiten, größtentheils verschont geblieben, so hat uns doch eine Weile davor gebangt. Der Krieg hat zu rechter Zeit geendet; beim Abschied hat er uns jedoch sein drohendes Antlitz gezeigt. Haben wir daraus gelernt, dieses furchtbare Spiel nie ohne Noth zu wagen; haben wir gelernt, daß das durch die Gewalt Gewonnene immer durch den Frieden wohlfeiler zu haben sei: dann haben wir diese Erfahrung nicht zu theuer bezahlt. „Alle Anzeichen sind da", sagte Lord Palmerston im Parlamente, „daß das jüngste Mitglied des Hauses England nicht in der Nothwendigkeit sehen wird, wieder die Waffen zu ergreifen." Wir wollen dieses glückliche Prognostikon auch für Frankreich gelten lassen.

Der Ackerbau hat seit diesen zwei Jahren am meisten unter uns gelitten. Durch den Krieg der Arme und der Kapitalien beraubt, hat er auch gegen die Ungunst der Witterung und der Elemente zu kämpfen gehabt. Der die aufs Aeußerste gesteigerte Preis der Nahrungsmittel gab den Maßstab für den Aufschlag und setzte das Volk in bange Unruhe. Man begriff, daß das Interesse der öffentlichen Ernährung jedem anderen vorgehen müsse. Man verlangt nun mit Ungestüm, daß der Friede sich fruchtbar für den Ackerbau erweise: ein sehr billiges Verlangen, dem aber freilich nicht in kürzester Frist genügt werden kann. Das Interesse der Landwirthschaft ist kein geringeres, als das National-Interesse in höchster Potenz; sie ist die umfassendste unter allen Zweigen der Industrie; sie beschäftigt mehr Arme und erzeugt mehr Produkte, als sie alle zusammen; ihre Größe gerade hemmt den raschen Fortschritt, weil ihre geringste Bewegung eine ungeheure Entfaltung von Kräften fordert, und wenn diese im Spiele sind, bedürfen sie des Umlaufs der Jahreszeiten, um nur Einen Schritt zu machen; sie kann also der Zeit nicht entbehren.

Der Franzose erwartet viel von der Regierung. Freilich soll diese mit dem Beispiel vorangehen; aber zu viel darf man von ihr nicht fordern. Nicht durch unmittelbare Begünstigungen soll der Staat auf die Agrikultur einwirken; er entferne nur die Hemmnisse, gewähre ihr nur Sicherheit, und sie wird schon von selbst an Wachsthum zunehmen. Aufmunterung, Antrieb sind hier selten anwendbar. Welche spezielle Aufmunterung könnte hier mächtig genug sein, um auf eine solche Masse von Interessen nachhaltig einzuwirken? Wie können diese zugänglichen Interessen gefördert werden? Die ist der Ackerbau von dem allgemeinen Interesse, dessen Haupt-Ausdruck er ist, zu trennen? Eine Minorität kann aufgemuntert werden; die Majorität kann nur sich selbst aufmuntern. Was in solchem Falle unpfloc ist, kann schädlich werden. Bei dieser unendlichen Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse kann man leicht die einen hintansetzen, indem man es versucht, die anderen zu befriedigen. Unter dem Vorwande, einen Impuls zu geben, erschafft jede administrative Maßregel ein Privilegium. Vor Allem denn hat die Regierung nur zu verhüten, daß dem Ackebau kein Schaden geschehe: ihre erste Sorge muß es sein, daß ihm möglichst wenig Arme entzogen werden. Die Klagen über unzureichende Arbeitskräfte lassen sich jetzt überall vernehmen; viele nützliche Arbeiten auf dem Lande müssen aus Mangel an Händen liegen bleiben. Allerdings wäre das Heilmittel in einer größeren Anwendung der Maschinen gefunden: allein diese sind noch zu theuer, zu wenig gekannt und dem Begriffsvermögen der Bauern zu fern; diese müssen sie erst würdigen und gebrauchen lernen. Während dieser Lehrzeit leidet der Boden, weil ihm die gewöhnliche Pflege abgeht. Beklagenswerth wäre es besonders, wenn die momentan selten gewordenen Arbeiter späterhin, nachdem man ihrer entbehren gelernt hat, in Massen den Landbau überfluthetten; die Krisis wäre schrecklich. Diese Arten Uebergänge müssen mit großer Vorsicht behandelt werden; vor Allem muß man es vermeiden, wieder umzukehren.

Das Uebergewicht unserer Truppen, wie es sich in dem orientalischen Kriege, den englischen gegenüber, herausgestellt hat, schmeichelt unserem Nationalstolz, ohne daß wir bedenken, was es uns kostet. Abgesehen davon, daß die französische Armee niemal stärker an Zahl ist, besteht sie aus dem Kern des Volkes; Mann für Mann ist auszewählt und zum Dienste gezwungen, während die englische sich aus Freiwilligen rekrutirt und folglich nur den Ausewurf der produzirenden Beschäftigungen erhält. Bei dem eingeführten System gewinnt unsere Militairmacht, der Ackerbau und die Industrie verlieren; in England dagegen ist das umgekehrte Verhältniß. Eine halbe Million Menschen in der Blüthe der Jahre und der Gesundheit müssen auf dem Lande und in den Werkstätten eine beträchtliche Lücke lassen. Unsere kontinentale Stellung und noch mehr unsere National-Neigung für Waffenglanz und Waffenlärm nöthigen uns, einen großen Militairstand auf den Beinen zu erhalten; es wäre aber zu wünschen, daß wir hier nicht einen Schritt über das Nothwendige hinausgingen, und daß wir von dieser kräftigen Armee, die den Pflug ebenso gut wie das Gewehr handhabt, die möglichst größte Zahl dem Acker wiedergäben. Leider modern so Viele auf dem Schlachtfelde und sind für den Feldbau auf immer unwiederbringlich verloren!

Ein völlig gereifter Mensch stellt das kostbarste Kapital einer Nation dar. Frankreich hat nicht viel über sechs Millionen wirklicher Arbeiter, auf denen das ganze Gewicht der Production ruht; zwei Drittel davon wohnen auf dem Lande, und so erzeugt jeder Bauer durchschnittlich die Subsistenzmittel für neun Personen. Nimmst oder giebst Du dem boden hunderttausend Arbeiter, so raubst oder schaffst Du etwa einer Million menschlicher Wesen Nahrung zu ihrem Unterhalt. Das sehen die Engländer sehr wohl ein: verschwenderisch mit ihren Geldkapitalien, gehen sie mit ihren Menschen möglichst sparsam um. Welch ein Lärm wurde dort über den Verlust von zweiundzwanzigtausend Mann in dem Krimfeldzuge erhoben! Wir haben ganz andere Verluste erlitten, und kein Mensch spricht davon. Je weniger unsere tapferen Soldaten um ihr Leben feililchen, desto geiziger sollten die Führer mit diesem edlen Blute sein; wenn das Vaterland bisweilen das Opfer desselben bedarf, so liegt es noch mehr in seinem Interesse, es zu schonen; denn die Erhaltung von fünf Sechsteln einer Nation: Frauen, Kindern, Greisen, Arbeitsunfähigen, hängt davon ab.

Der Krieg entzieht der Produktion nicht nur die Menschen, die er unter die Fahnen ruft, er zerrüttet auch noch eine große Zahl Hände von ihren gewöhnlichen Geschäften ab, um dem ungeheuren Bedarf, den er anspricht, zu genügen. Die Anfertigung von Pulver und Waffen, die Anschaffung der Transportmittel, um die Massen von Truppen und Munition an einen bestimmten Ort zu bringen, wie viele Hände setzt das in Thätigkeit! Die Absendung von zweihundertfünfzigtausend Mann in eine Ferne von achthundert Lieues verlangt eine ebenso große Zahl von Menschen zum Transport und zur Verproviantirung derselben; diese zweite Armee wird, wie die erste, auf den allgemeinen Behältern der Arbeitskräfte ausgeboben und trägt das Ihrige bei, die Ackerfelder ihrer Anbauer zu beranben. Und wie viele Eisenbahn-Unternehmungen müssen aus Mangel an Händen feiern!

Auch die ungeheuren Werke, die in Paris ausgeführt werden, so wünschenswerth sie an sich sind, um in die verdumpften allen Viertel Luft und Licht zu strömen, haben den Nachtheil, daß sie mindestens

*) Nach einer Abhandlung in der Revue des deux Mondes.

Google

fünfzigtausend Arbeiter aus Gegenden herbeiziehen, die dadurch fast entvölkert werden. Allerdings wird Paris dadurch zur prächtigsten Stadt der Welt; allein man sollte über Paris nicht Frankreich vergessen, das, wenn man nicht vorsichtig und langsam verfährt, leicht zu den verkümmertsten Ländern in Europa herabsinken möchte.

Es ist ein ziemlich gemeiner Irrthum, Luxus mit Reichthum zu verwechseln. Der Luxus ist der anscheinende, augenfälligе, konzentrirte, aber unfruchtbare Reichthum. Ihr besitzt eine Million; ob Ihr sie verwendet, einen Palast aufzuführen oder Meiereien und Fabriken einzurichten, ist keineswegs gleichgültig. Die unmittelbare Bestellung der Arbeit ist in beiden Fällen allerdings dieselbe; der Unterschied beginnt aber, wenn die Million angegeben ist. Dort habt Ihr einen prachtvollen Palast, der aber, weit entfernt, Etwas einzubringen, große Kosten an Reparatur und Unterhaltung heischt; hier bieten die Ställe einen reichen Viehstand, sind die Scheunen mit Korn gefüllt, die Felder mit Saaten bedeckt, die Werkstätten unermüdlich thätig, um Tuch, Leinen, Geräthschaften zu liefern. Luxus und Künste — wer will sie verbannen? Nur dürfen sie in einem wohlgeordneten Staat nicht über eine gewisse Gränze hinausgehen. Auch das Rom der Cäsaren war glänzend: Augustus durfte auf dem Todtenbette sagen, er habe ein Rom von Backsteinen vorgefunden und hinterlasse eines von Marmor; zum Unglück aber lag Italien unangebaut und entvölkert: aus Sicilien und Afrika mußte das Getraide geholt werden, und das römische Volk zu ernähren. So weit sind wir, Gottlob, nicht, und so weit kann es mit uns nicht kommen; dafür ist die moderne Bildung zu mächtig. Nichtsdestoweniger dünkt uns dringlich, das unterbrochene Gleichgewicht zwischen den produktiven und unproduktiven Arbeiten wiederherzustellen. . . . .

Nach dem Kapital der Menschenkraft kömmt das Geldkapital. In gar manchem Betracht ist es dieselbe Frage, nur unter anderem Namen. Denn Kapital ist häufig Nichts als das Recht, Arbeit zu bestellen. Die Kapitalien müssen zum Ackerbau verwendet werden, hört man von allen Seiten; allein die Kapitalien sind ja nicht in unendlicher Menge vorhanden, und will man sie daher an einen gewissen Punkt hinleiten, so muß damit begonnen werden, sie nicht an anderen Punkten übermäßig anzuhäufen. Hätten die Summen, die der Krimfeldzug verschlungen, auf den Eisenbahnenbau verwendet werden können: das Netz der vorhandenen Schienenwege in Frankreich, die kaum mehr als jener Feldzug gekostet haben, wäre jetzt um das Doppelte vergrößert. Wenn ferner nur ein Theil des reichen Schatzes der Agrikultur zugute gekommen wäre: wir hätten jetzt den Gleichwerth an urbar gemachten und besäten Feldern, an Cerealien, an Vieh, an landwirthschaftlichen Instrumenten und Baulichkeiten, während die zwei verbrauchten Milliarden gegenwärtig durch die Ruinen von Sebastopol, den Pariser Kongreß, den Traktat vom 30. März repräsentirt werden. Allerdings sind das lobbare Ergebnisse, denn sie haben den Franzosen und der Welt das Maß unserer Stärke gegeben, aber mehr zu unserem Ruhm, als zu unserer wahren Macht.

So oft der Staat eine Steuer auflegt oder eine Anleihe macht, lenkt er den Betrag dieser Steuer oder Anleihe von seiner natürlichen Bestimmung ab, um sie auf ein Ziel zu richten, das ihn nothwendiger dünkt. Ist einmal der Krieg erklärt, so erscheint es ebenso dringend, wie nützlich, ihn mit allen verfügbaren Mitteln durchzuführen. Sie sind demnach durchaus nicht zu tadeln, die seit zwei Jahren ihre Ersparnisse in öffentlichen Fonds angelegt haben. Allerdings mußten diese Summen ihrer gewöhnlichen Anlage entzogen werden; die Gutsbesitzer namentlich mußten ihre Anlagen für die Bodenkultur um so viel verringern; allein sie hatten keine Wahl: neben der patriotischen Pflicht, die sie erfüllten, kalkulirten sie auch sehr gut. Denn da sie am Ende die Zinsen werden zu bezahlen haben, so thaten sie wohl daran, es so einzurichten, daß sie die Zinsen an sich selbst zahlen. Es ist nun Sache der Regierung, diese mächtige Hülfsquelle des öffentlichen Kredits nicht zu mißbrauchen. Sie weiß, daß sie durch die Erhöhung des Zinsfußes um ein Fünftel oder ein Viertel die Ersparnisse des Landes beliebig auffangen kann; sie weiß aber auch zugleich, daß sie das nur kann, indem sie die Kapitalien den befruchtenden Kanälen entzieht. Für die Staaten, wie für die Einzelnen, kann die Anleihe ein Werkzeug des Gedeihens oder der Verkümmerung werden, je nach dem guten oder schlechten Gebrauch, den man davon macht.

Alles, was im Staatshaushalt wie in der Politik unter unseren Augen vorgeht, fließt aus einer einzigen Quelle: aus der Reaction gegen die Revolution von 1848. Es scheint beschlossen, daß diese Revolution die Anbehnung und Befestigung des öffentlichen Kredits zur Folge gehabt haben soll, und doch ist es unbestreitbar so. In der der Februar-Revolution folgenden Krisis waren die Staatsrenten die einzigen, die ihr Stand hielten. Das Publikum, das sich nur von einfachen und allgemeinen Gesetzen leiten läßt und in Allem nur der Erfahrung traut, schloß mit Recht, daß in der Rente sein Geld am besten unterzubringen sei, und warf sich eifrig auf die Rente. Die Verwandlung der Schatzscheine und der Sparkassen-Fonds, die den Staatsgläubigern eine beträchtliche Prämie abwarf, zog vollends Alle in die Bewegung hinein. Die Rente wurde populär, demokratisch, und Das hat den jüngsten Anleihen ihren Erfolg gesichert. Indessen könnte diese Quelle, so ergiebig für Zeiten der Krisis, sich leicht erschöpfen, wenn man ihr zu viel auf einmal zumuthet; merkliche Anzeichen bekunden es.

Wenn nun, wie Grund zu glauben vorhanden ist, der Staat keine neue Anleihen zu machen beabsichtigt, so werden die Kapitalien wieder, wie früher, die Richtung auf Agrikultur und Industrie einschlagen. Die Wohl zwischen beiden bleibt natürlich den Kapitalien überlassen. Viele werden ohne Zweifel die Eisenbahnen vorziehen; dagegen läßt sich, selbst vom landwirthschaftlichen Standpunkte aus, nichts sagen. Wirken die Eisenbahnen auch nicht unmittelbar, so wirken sie doch mittelbar auf den Fortschritt der Agrikultur. Sie verbinden die ärmeren mit den reicheren Gegenden, den dünnbevölkerten, dürftig angebauten Norden mit dem dichtbevölkerten, blühenden Süden und erleichtern den gegenseitigen Austausch der Erzeugnisse, diese Quelle des Reichthums.

So z. B. zieht sich vom Kap Finisterre bis an die savoyische Gränze ein Streifen Kiesel-Erdreich mitten durch Frankreich, der fast ein Fünftel desselben einnimmt; der Mangel des Kalk-Elements macht dieses Gebiet zum Anbau unfähig. Wo hingegen der Kalk als Dungmittel angewandt wird, verwandelt sich der Boden zusehends. Auf den weitgestreckten Kunstwiesen gedeiht und vermehrt sich das Vieh, auf den Aeckern verdrängt der Weizen den Roggen. Die Eisenbahnen nun sind es, die diesen befruchtenden Stoff um geringe Kosten in jene dürre Region tragen, die früher, fern von den großen Mittelpunkten der Bevölkerung und der Industrie, alles Absatzes entbehrten. Die Eisenbahnen öffnen ihr die Verbindungen mit Paris und dem Norden, mit Lyon und dem Osten, mit Bordeaux und dem Westen, mit Marseille und dem Süden. Künftig wird sie ihr Vieh, ihre Wolle, ihr Holz überall hin versenden und dafür Wein, Getraide und Manufakturwaaren empfangen.

Den Ursachen der furchtbaren Verarmung, die seit 1848 auf unserm Lande gelastet, haben nur die Eisenbahnen das Gegengewicht gehalten. Und doch schien Alles verschworen, ihre weitere Ausdehnung zu hindern. Unter Ludwig Philipp ging bekanntlich durch die Opposition, die, nur um zu opponiren, bald der Regierung, bald den Privat-Gesellschaften die Ausführung des Eisenbahnbaues überlassen sehen wollte, viel Zeit verloren; darüber kam die Revolution von 1848, dann der Krieg herbei. Es ist ein wahres Wunder, daß unter so vielen Hemmnissen doch geschehen konnte, was geschah. Jetzt, wo wir allmählich in einen normalen Zustand kommen, steht zu hoffen, daß Alles rascher gehen werde. Es ist der offenbare Wunsch der Nation, die sich eifrig diesen Unternehmungen zuwendet und von allen Seiten neue fordert. Wenn die jährlichen Ersparnisse des Landes zwölfhundert Millionen betragen — und diese Ziffer dürfte nicht weit von der Wahrheit sein — so kann immerhin ein Viertel zu den Eisenbahnen verwendet werden, ohne den anderen Industrieen zu schaden. Ein zweites Viertel kann den neuen industriellen und kommerziellen Schöpfungen zugute kommen, und der Rest von sechshundert Millionen reicht aus, neue landwirthschaftliche Kapitalien zu bilden.

Das Wort Kapital, das, wie oben bemerkt, uneigentlich auf das Recht der Arbeits-Bestellung angewendet wird, erscheint hier in seinem eigentlichen, wahren Sinne. Ihr nehmt ein Stück Brachland in Besitz; Ihr macht es urbar, verbessert es durch allerlei Dungmittel, theilt es in Schläge, besäet, bepflanzt, befriedet es, führt Wirthschaftsgebäude auf, schafft einen Viehstand, faßt Ackergeräthe kommen — das sind Alles Kapitalien. Sagt man nun, es sei wünschenswerth, mehr Kapitalien zum Ackerbau heranzuziehen, so meint man damit, daß diejenigen, welche durch anderweiten Besitz die Mittel in Händen haben, Arbeit zu bestellen, gut thun würden, den möglichsten Umfang von Arbeitskräften auf die genannten landwirthschaftlichen Thätigkeiten und Einrichtungen hinzulenken und dadurch die ackerbauliche Production zu fördern.

In der Landwirthschaft wie in der Industrie strebt Jeder, in der Zukunft wo möglich mehr als bisher zu produziren, d. h. sein Kapital zu mehren. Und diese Nothwendigkeit ist um so dringender, als die landwirthschaftlichen Kapitalien langsamer zwar, aber nicht minder gewiß sich aufzehren, als die eigentlichen Gegenstände der Consumtion des Jahres eben so unausgesetzt erneuert werden müssen. Und wenn diese Bewegung nur nicht gewaltsam gehemmt wird, so gelangt sie überall dahin, Kapitalien zu sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Süd-Afrika.

Das Kapland und die britische Kolonial-Politik.

(Schluß.)

So hatten die Boers ihren Feind gedemüthigt und konnten ohne Besorgniß ihren landwirthschaftlichen Geschäften nachgehen, sicher vor den Urbewohnern und unabhängig von jedem anwärtigen Gouvernement. Allerdings hatte im Jahre 1834 der Marine-Capitain Gardiner, der in der Bucht von Natal vor Anker ging, auf Grund einer Cape of Good Hope Punishment Bill die britische Autorität über die damals dort ansässigen Engländer geltend zu machen gesucht; aber die letzteren erklärten, daß sie nur den aus ihrer Mitte hervorgegangenen Autoritäten Folge leisten würden, beriefen sich auf Lord Glenelg's ausdrückliche Versicherung, daß die britische Regierung sich kein Hoheitsrecht über dieses Territorium anmaßen wolle, und Capitain Gardiner mußte die Kolonie unverrichteter Dinge verlassen. Doch mit diesem feierlich proklamirten Prinzip der Regierung stand die britische Ländersucht in unversöhnlichem Widerspruch. Schon 1840 erschienen Major Charters und nach ihm Capitain Jarvis an der Küste von Natal, mit dem Auftrag, „der unbefugten Occupation fremder Landstriche durch Ihrer Majestät Unterthanen, die Emigranten der Kap-Kolonie" ein Ende zu machen und zu diesem Behuf die im Besitz derselben befindlichen Waffen und Munition mit Beschlag zu belegen. Der letztere Befehl war so unüberlegt und verrieth so geringe Einsicht in die Lage der Kolonie, daß Capitain Jarvis ihn nicht ausführte, sondern die Kolonisten nur aufforderte, sich jedes Angriffskrieges zu enthalten. Inzwischen hatten die Boers Pietermaritzburg gegründet; sie setzten hier und in der Stadt d'Urban an der Küste Landdrosten ein und ordneten ihr junges Gemeinwesen durch eine Reihe von Gesetzen. Noch in demselben Jahre wurde Capitain Jarvis von dem Kap-Gouverneur zurückberufen, da das Kolonial-Sekretariat die von dem letzteren in Betreff Natals befolgte Politik nicht billigte, — so daß die Unabhängigkeit der Kolonie definitiv gesichert zu sein schien.

Aber schon 1842 änderte die britische Regierung ihre Ansichten. Capitain Smith sollte das Land in Besitz nehmen, wurde aber von dem lebhaften Zuwachs der Boers empfangen und von ihnen so lange belagert, daß nur die Ankunft einer Unterstützung unter Cloete das kleine Detachement vor dem Hungertode rettete. Die Boers zogen sich nach Pietermaritzburg zurück, und da sie sich überzeugten, daß Großbritannien die Unterwerfung der Kolonie ernstlich beabsichtige, zog ein Theil derselben, der nicht umsonst die Gefahren der letzten Jahre ertragen haben mochte, es vor, über die Drakenberge zurückzuwandern, in ein Gebiet, wohin der britische Arm noch nicht reichte; ein anderer Theil unterwarf sich gegen das Versprechen einer Amnestie, und Natal wurde eine britische Kolonie mit einem Vice-Gouverneur, der unter dem Gouverneur des Kaplandes stand.

Doch auch jetzt erregten schon die ersten Maßregeln der britischen Verwaltung, namentlich das Verfahren bei der Landvertheilung, so große Unzufriedenheit, daß die meisten der zurückgebliebenen Boers sich ebenfalls zur Auswanderung entschlossen und das Land im Norden des Klippflusses — derjenigen Quelle des Tugela, welche die Gränze Natals bilden sollte — okkupirten. Hier sahen sie sich von Pando angegriffen, behaupteten sich drei Jahre gegen ihn und nöthigten ihn endlich (1845), den Distrikt zwischen dem Klipp- und Buffelfluß (dem östlichen Quellfluß des Tugela) ihnen abzutreten. Aber gleichzeitig übertrug Pando diesen Distrikt auch den Briten, die sofort ihre Feldmesser in das Land schickten. Sie fanden bei den Boers anfänglich Widerstand; aber das Endresultat war, daß auch dieser Theil der Holländer sich entschloß, den Segnungen des britischen Gouvernements zu entgehen und zu ihren Landsleuten jenseits der Drakenberge nach Inner-Afrika zurückzuwandern.

Die Letzteren hatten sich unter Pretorius zwischen den Quellströmen des Orange River als eine unabhängige Republik konstituirt, die, bald nachdem die Angelegenheiten Natals zu Gunsten Englands erledigt waren, die Aufmerksamkeit der britischen Regierung auf sich zog. Im Jahre 1848 erschien eine britische Proclamation, welche auch dieses Gebiet annexirte. Die Boers griffen zu den Waffen, wurden aber am 29. August von dem Gouverneur Sir Harry Smith bei Boomplaats nach tapferer Gegenwehr geschlagen. Sie zogen sich in Ordnung zurück und beschlossen, auch dieses Gebiet zu räumen; sie wanderten über den Vaal und gründeten die Trans-Baalsche Republik: so stark war ihre Abneigung gegen das britische Gouvernement, so groß die Zähigkeit, mit der sie den Haß gegen dasselbe festhielten.

Diese außerordentliche Charakterfestigkeit mag wohl das britische Gouvernement überzeugt haben, daß die Entstehung einer unabhängigen holländischen Republik in Süd-Afrika doch nicht zu verhindern sein würde, daß alle dahin zielenden Versuche vielmehr nur zu einer übermäßigen Ausdehnung des britischen Gebietes und zu einer nachfolgenden und höchst bedenklichen Zersplitterung der Kräfte führen würde. Auch konnte die britische Regierung, so oft die Kaffern wieder mit Krieg drohten, sich der Besorgniß nicht entschlagen, daß die in Natal und der sogenannten Orangefluß-Souveränetät — diesen Namen erhielt das neu annexirte Gebiet — zurückgebliebenen Boers sich durch ihre festgewurzelte Feindseligkeit gegen England zu einem Bunde mit den Kaffern möchten hinreißen lassen. Sie fühlte, daß ihre südafrikanischen Besitzungen durch die bisher befolgte Politik an innerer Kraft nicht gewonnen, sondern verloren hatten, und daß es auch mehr in ihrem Interesse liege, sich mit der Trans-Baalschen Republik in ein friedliches Einvernehmen zu setzen, als sie zu bekämpfen. Aus diesen Beweggründen entschloß sich England 1853, die Orangefluß-Souveränetät aufzugeben, und am 23. Februar 1854 wurde die mit den Boers berathene Unabhängigkeits-Erklärung proklamirt. Der neue Freistaat gab sich noch in demselben Jahre eine Verfassung, durch die er eine selbstständige Stellung zwischen den britischen Kolonieen einerseits und der verwandten Trans-Baalschen Republik andererseits einnahm. Auch das Verhältniß der Kolonie Natal hat sodann, im Juli 1856, eine Aenderung erfahren, da es aus seiner Unterordnung unter das Kapland losgelöst und in der Person John Scott's einen eigenen Gouverneur erhalten soll.

Das sind die mannigfaltigen Wechselfälle, unter denen die Boers ihr Ziel, sich von der britischen Herrschaft zu emanzipiren, der Hauptsache nach erreichten. Dieselbe Zähigkeit, mit der sie eine anhaltende Mißregierung zwei Jahrzehnte hindurch ertragen hatten, zeichnete sie aus, als es sich um die Durchführung ihres Emigrations-Entschlusses handelte, und führte sie trotz aller Gefahren zum Siege. Daß sie schon jetzt alle Prüfungen überwunden haben sollten, wagen wir nicht zu hoffen; noch stehen ihnen unbezwungene Kaffernstämme drohend zur Seite, die, wie wir fürchten, nur durch das Schwert gebändigt werden können; aber die gesunde und nachhaltige Kraft, welche die zuverlässige Grundlage des Freiheitssinnes und Unabhängigkeitsgefühles dieser tapferen Kolonisten bildet, wird sie sicherlich auch über die Gefahren der Zukunft hinwegtragen und der Nachwelt die große, durch Blut und Mühe erkaufte Errungenschaft retten, daß in der Südspitze des unzugänglichsten aller Erdtheile vier von Europäern begründete und behauptete Staaten bestehen, deren Gebiet sich von dem meerumbrandeten Süd-Kap bis in die Tropenregion erstreckt.

Friedrich Bülau's „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen".*)

Schon nach den ersten Theilen ist dieses rüstig fortschreitende und, weil das Feld der Geschichte ein unerschöpflich ergiebiges ist, weitaussehende Werk zu einem überaus reichhaltigen Repertorium, einem Archive für Geschichtkunde geworden, worin gründliche Sach- und Fachkenntniß, ausgebreitete Belesenheit, rastloser Sammlerfleiß, eine nie das Ganze aus den Augen verlierende Pragmatik und doch zäheste Sorgsamkeit im Aufspüren und Beibringen der mindesten genealogischen und chronologischen Details, gepaart mit großer stilistischer Gewandtheit und Stoffbeherrschung, ein sehr umfängliches, wohlgeordnetes und höchst nutzbares Material niedergelegen gewußt hat, um so nutzbarer, als jeden Theile ein sorgfältiges Register beigegeben ist. Wird das Werk dereinst zu seinem Ende gediehen sein, so dürfte ein Universal-Register wohl als etwas Unentbehrliches erachtet werden. Ein Lesebuch für Alterslieser, und die sich mit Geschichte „amüsiren" wollen, ist dieses Werk freilich nicht, nicht einmal für Freunde und oberflächliche Kenner der Geschichte recht geeignet. Mit ihm verglichen ist der rheinische Antiquarius ein langhin gestrecktes Strom-Gebiet mit reichen und schönen Zuflüssen und oft anmuthigen Ufer-Partieen, während das Bülau'sche Werk einer großen Waldung voll alter und junger Bäume von allen möglichen Spezies gleichen möchte, oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, wenn nicht ein biographisches Walhalla, da es ja nicht ausschließlich hohe Notabilitäten beherbergen soll, so doch eine biographische Galerie zu heißen verdient, worin unter vielen hohen und sehr vornehmen, auch nicht wenige Leute von geringerem Kaliber einen Rahmen und Platz gefunden haben. Nur wolle man nicht allzu engherzig an dem Titel: „Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen" Anstoß nehmen, wie ein Beurtheiler des fünften Theils im „Deutschen Museum" (1855, Nr. 49) gethan, sondern ihm, um das anderweiten Verdienstes und Ruhmes dieses Historienwerkes willen, das zuweilen nicht buchstäblich Zutreffende nachsehen. Wir gehen jetzt zur Darlegung des Inhalts der zwei letzten Bände über.

Von den acht Abschnitten des sechsten gehören der letzte („Zwei Grafen zu Schaumburg-Lippe") und der drittletzte („Ein unstäter Prinz", d. h. der 1639 geborene Prinz Christian August von Holstein-

*) Theil 6 und 7. 496 und 498 S. Leipzig, Brockhaus, 1855 und 1856. Ueber Theil 4 und 5 s. „Magazin" 1852, Nr. 155; 1854, Nr. 146.

Digitized by Google

Sonderburg-Norburg) speziell zur deutschen Geschichte, während der dritte („Karl XII. von Schweden, Landgraf Karl von Hessen-Kassel und Erbprinz, nachmals König Friedrich") vielfach in dieselbe eingreift. Der letztere Abschnitt stammt aus der Feder des verdienten Historiographen des Hessenlandes, Chr. von Rommel, alle übrigen von dem Herrn Herausgeber. So 1) die letzten Medicis. Darin auch die wenig erbauliche, aber doch nicht uninteressante Ehestandsgeschichte der zweiten Tochter Gaston's von Orleans, Margarethe Louise, vermählt mit dem Großherzog Cosimo II. von Toskana und Mutter der zwei letzten Medicis, deren Geschlecht 1743 auch in der weiblichen Descendenz erlosch. — 2) Viktor Amadeus, der erste König von Sardinien (1666—1732). Unter ihm eine von Frankreich her angeregte und unterstützte Verfolgung der Waldenser, Vorläuferin der Aufhebung des Edikts von Nantes. — 4) Katharina I., Kaiserin von Rußland, und 5) Fürst Alexander Menschikov. Man wird hier mit Vergnügen lesen, was über jene anfserordentliche Frau ermittelt ist, die wohl nicht weniger, als ihre berühmtere Namensschwester, die zweite Katharina, den Namen einer Semiramis verdient, deren ganzer Lebensgang, von ihrer, in aufsehne Dichtung gehüllten Jugend an, recht eigentlich in das Gebiet der räthselhaften und geheimnißvollen Schicksalsführungen gehört, und zwar ermittelt ist aus kritischer Abwägung und Zusammenstellung der älteren, oft parteiischen oder märchenhaft klingenden, oder doch meist unzuverlässigen Angaben Weber's oder eines Busby-Rabutin, Basewig u. A. mit den erst 1853 zu Brüssel veröffentlichten Memoiren des Sieur de Villebois. Manchem Leser dürfte die Schilderung des Empfangs und Aufenthalts Peter's I. und seiner aus der Niedrigkeit gezogenen Gemahlin am preußischen Königshofe, entnommen den Denkwürdigkeiten der hier mehr als witzigen Markgräfin von Baireuth und daher auch mit obligaten Fragezeichen begleitet, von besonderem Interesse sein. — 7) Friedrich IV. von Dänemark und seine Freundinnen. Fürstliche Schwachheiten, in jener Zeit an der Tages- oder Hofordnung, im neunzehnten Jahrhundert zum Heil und besseren Lemmund der Regierenden hinter „brennende Tagesfragen" zurückgewichen.

Unter den sechzehn Hauptstücken des siebenten Bandes gehören nicht weniger als dreizehn zur deutschen Historie. Die drei übrigen tragen die Ueberschrift: „Kardinal Coscia", „Graf Hárd", „Graf Fersen". Nikolaus Coscia und Benevent, Favorit und Faktotum des Papstes Innocenz XIII. und 1755 gestorben, wurde nach dessen Tode, weil dem Volke wegen Erpressungen, den anderen Kardinälen als Emporkömmling verhaßt, von diesen und dem nachfolgenden Papste Klemens XII. mit dem Bann belegt, eingekerkert und nur gegen das Opfer eines großen Theils seines Vermögens freigelassen. Der in die Verschwörung von 1756, welche die Grafen Horn und Erich Brahe auf das Blutgerüst brachte, verwickelte Johann Ludwig Graf von Hárd, entzog sich nur durch eilige Flucht ins Ausland einem gleichen Verhängniß und der Rache der Oligarchen. Vor dieser Katastrophe hatte er bereits in holländischen Diensten an dem durch den Aachener Frieden 1748 beendigten österreichischen Erbfolgekrieg rühmlichen Antheil genommen, trat kurz nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges in preußische Militairdienste und legte nicht wenig Ehre bei seinem neuen Kriegsherrn ein, gerieth aber nach der Schlacht bei Kunersdorf in mehrjährige, russische Gefangenschaft und war nachmals, als die geheimen Verhandlungen über Polen ihren Anfang nahmen, zweimaliger Begleiter des Prinzen Heinrich an Katharina's II. Hof. Das Leben dieses durch seine Erlebnisse, Waffenthaten und noblen Charaktereigenschaften sehr ausgezeichneten Mannes ist in diesem, dem umfänglichsten Aufsatze dieses Bandes, zum Theil nach den von ihm hinterlassenen „Mémoires d'un gentilhomme suédois" erzählt. — Graf Axel Fersen, dessen gleichnamiger Vater 1756 Führer der antiroyalen Faction im schwedischen Reichsrath gewesen war und in der Kommission, welche die Verschworenen aburtheilte, den Vorsitz geführt hatte, ist das bekannte und unschuldige Opfer der Volkswuth, die ihn, der Vergiftung des Kronprinzen beschuldigt, am 20. Juni 1810 ermordete. Hier nun aus den Mittheilungen eines Verstorbenen Einiges über seine früheren Verhältnisse, und namentlich dasjenige zur unglücklichen Marie Antoinette.

Von den übrigen Abschnitten zeichnen wir folgende aus: 1) Denkwürdigkeiten Hans Christoph's von Bernstein, im Original-Manuskript auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar befindlich und von dem königlich sächsischen Kammerherrn Fr. A. von Minckwitz diplomatisch genau mitgetheilt. Recht naive Beschreibung des Zuges Kaiser Karl's V. nach Algier und des Schmalkaldischen Krieges (an beiden nahm Bernstein persönlich Theil), sowie der Kriege, welche Kurfürst Moritz mit dem Kaiser und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg führte. 2) Schöning und Barfus, zwei ausgezeichnete preußische Kriegsmänner aus der Zeit Friedrich Wilhelm's des Großen und Friedrich's III. Hans Albrecht Graf von Barfus ist der nämliche, dessen Leben und besonders Feldzüge gegen die Türken neuerdings Aufgabe einer eigenen Monographie geworden sind. Desgleichen 3) interessante Mittheilungen aus dem Leben des 1804 als Gouverneur von Glatz verstorbenen Generals Franz Andreas Jacquier de Bernay de Favrat, seinen Angaben nach 1730 in Savoyen geboren und von herkulischer Stärke. 4) Grafen und Gräfinnen Henckel von Donnermark. Hier jedoch nur die protestantische, zu Pförzig im Altenburgischen 1803 erloschene Linie. Wohlthuend tritt uns darin das Charakterbild des trefflichen Erdmann Heinrich (1681—1752) entgegen, eines der Edelsten und der Familie der „Stillen im Lande", der von Jugend auf fromm ohne Frömmelei, glaubensstark und christlich duldsam gegen Andersgläubige war. Professor Bülau zeichnet den schönen Charakter mit besonders warmer Liebe und legt damit, wie auch sonst bei jeder schicklichen Gelegenheit, wo ihn das Werk beredt werden heißt, Zeugniß ab von der Tiefe und Treue seiner eigenen christlichen Empfindung. Nicht übergangen sei endlich 5) auch der 1504 zu Weißburg als Schusterssohn geborene und 1591 als Superintendent in Dresden gestorbene Daniel Greser, auf Grundlage seiner Selbstbiographie geschildert und in Beklämpfung der Kryptokalvinisten seiner Zeit, wiewohl ihr entschiedener Gegner, doch eine ehrenwerthe Anerkennung von seinen zelotischen und verfolgungssüchtigen Amtsbrüdern. Mit ihm beschließen wir diese Anzeige. E. K.

Mannigfaltiges.

— West-Sibirien. Die neueste Lieferung von Petermann's „Geographischen Mittheilungen" enthält als ersten Aufsatz: „West-Sibirien, seine Naturbeschaffenheit, Industrie und geographisch-politische Bedeutung, von Dr. A. Petermann." — Das heutige Sibirien läßt durchaus nicht mehr nur den Begriff des Oeden, Kalten und Schrecklichen zu, mit dem man es zu verbinden gewohnt ist, durch das stetige Vordringen der Russen nach Süden umfaßt es gegenwärtig Länder, die unter dem Namen des „Sibirischen Italiens" beschrieben werden und dem europäischen Italien auch wohl wenig (!) nachstehen. Das Gebiet, welches die Russen in den letzten Jahrzehnten zwischen dem Kaspischen Meere und dem chinesischen Reiche, ganz in der Richtung der indo-britischen Gränze erworben haben, ist bedeutender, als Großbritannien, Frankreich, die Türkei, das gesammte Deutschland, Preußen und Oesterreich zusammengenommen, und bildet den Schlüssel zu den Flußgebieten des Jaxartes und Oxus, in deren Schooße die alt-berühmten Reiche von Buchara und Kokand belegen sind. Nach einer Einleitung über die Ausdehnung, Bevölkerung und politische Bedeutung West-Sibiriens werden die sieben Gouvernements in administrativer, industrieller und kulturhistorischer Beziehung einzeln beschrieben, wobei hauptsächlich ein Aufsatz von Nebolsin: „Uebersicht der industriellen Thätigkeit in West-Sibirien, in Dr. Meyer's „Magazin für die Kunde Rußlands", zu Grunde liegt, der jedoch, namentlich in Betreff des durch seinen Bergbau so interessanten Kolywan'schen und des Semipalatinskischen Distriktes bedeutend vervollständigt ist. Auf zwei Karten sind die Hauptmomente der im Texte enthaltenen Angaben veranschaulicht: die erste gewährt eine Uebersicht der Dichtigkeit der Bevölkerung in den einzelnen Distrikten, wozu verschiedene Farbentöne angewendet sind, die zweite stellt, ebenfalls mittelst verschiedener Farben, West-Sibirien in vier Regionen dar, je nach ihrer Natur-Beschaffenheit als Jagd- und Fischerei-Region, Ackerbau-Region, Bergbau-Region und Steppen- oder Viehzucht-Region charakterisirt, wozu noch als fünfte die eigenthümliche Region der sibirischen Salzseen kömmt. Zugleich sind auf dieser Karte die Nord-Gränzen des Ackerbaues, verschiedener Waldbäume und Thiere eingetragen.

— Gioberti's Nachlaß. Ueber Gioberti's literarischen Nachlaß wird der „A. Z." aus Turin, den 10. Juli geschrieben: „Vorgestern versammelte sich die von den Erben Vincenzo Gioberti's eingesetzte Vertrauens-Kommission, bestehend aus den Advokaten Baracco, Muratori, Trombetta und dem Schriftsteller Ginseppe Massari, um mit den Eigenthümern der Verlagsbuchhandlung Botta einen Kontrakt bezüglich der Herausgabe des literarischen Nachlasses des berühmten Philosophen abzuschließen. Die Verständigung hat zu beiderseitiger Zufriedenheit stattgefunden, und man kann nun in Bälde dem Erscheinen der hinterlassenen Werke des scharfsinnigen Abbate entgegensehen. Die literarische Besorgung derselben hat G. Massari übernommen. Die ersten Bände werden die „Protologie", eine philosophische Abhandlung, und die Bruchstücke des Werkes: „Della riforma cattolica" betitelt, enthalten."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 95. Berlin, Donnerstag den 7. August 1856.

Die Eisenbahn-Brücke über die Weichsel bei Dirschau.

Ein neuer Band des nächst den von und angezeigten, von dem Director C. Vogel in Leipzig, dem Schulrath Joseph Wenzig in Prag und dem Oberlehrer Friedrich Körner in Halle herausgegebenen „Vaterlandsbuch“ bringt „Geographische Bilder aus dem Königreich Preußen“, von Friedr. Körner.*) Nach denselben Grundsätzen, wie die beiden Bände, welche die österreichischen Alpenländer umfassen, ist hier auch eine charakteristische Uebersicht der Landschaften und ihrer Bewohner in Schrift und Bild zusammengestellt.

Der erste uns vorliegende preußische Band beschäftigt sich zunächst mit den Provinzen Brandenburg und Preußen, also mit der Wiege der Monarchie. Nach einem einleitenden Artikel: „Preußen und sein Königshaus“ (mit zehn Illustrationen, unter welchen wir jedoch die neue moderne Burg Hohenzollern vermissen), folgen die geographischen Bilder: „Land und Leute“ (in Brandenburg und Preußen); „Schlachtfelder der Kurmark“; „Berlin und seine Merkwürdigkeiten“; „Ausflüge nach Charlottenburg und Potsdam“; „A. v. Humboldt's Landhaus in Tegel“; „Borsig's Etablissements in und bei Berlin“; „Preußens Heerstraßen und Heerwesen“; „Preußens Krönungsstadt (Königsberg)“; „Schloß Marienburg“; „Danzig und seine Umgebung“; „Thorn und Kopernikus“; „die Heldenschlacht bei Tannenberg“; „Urwald einer ostpreußischen Haide“; „die Eisenbahnbrücke bei Dirschau“ und „die Gewinnung des Bernsteins“.

Man wird schon aus diesen Kapitel-Ueberschriften einen Schluß auf die wohlberechnete Art der Anordnung der geographischen, überall von geschmackvollen Illustrationen begleiteten Bilder ziehen können. In der That wird aber auch die Darstellungsweise ebenso den preußischen Leser speziell, als das große, deutsche Volk überhaupt befriedigen, das sich aus diesem „Vaterlandsbuch“, welches eine ire et studio ebenso aufgefaßt sein will, wie es abgefaßt ist, von den historischen, landschaftlichen und provinziellen Eigenthümlichkeiten, Schönheiten und deutschen Tugenden eines der tapfersten Stämme des gemeinsamen Vaterlandes unterrichten kann. Möge auch dieser Theil des Buches dazu beitragen, daß die schöne Absicht der Herausgeber erfüllt werde, durch Hinweisung auf die Vorzüge jedes einzelnen deutschen Stammes gemeinsamen Sinn und gegenseitige Achtung im Vaterlande zu fördern.

Wir wählen, weil die Darstellung zugleich in den Kreis der in unserer Zeitschrift gewöhnlich besprochenen Gegenstände einschlägt, aus der reichen Zahl der Schilderungen die nachfolgende der Eisenbahn-Brücke bei Dirschau:

„Dem Bau der Eisenbahnen verdanken wir manches großartige Bauwerk, da bald Tunnels gesprengt, bald thurmhohe Viadukte gebaut, bald meilenweite Dämme aufgeführt, bald Höhenzüge nicht minder weit durchstochen werden. Deutschland kann sich vorher solcher Riesenbauten rühmen, welche ihres gleichen nicht haben; denn neben die Alpen-Eisenbahn am Semmering, deren wir im ersten Bande der geographischen Bilder aus Oesterreich ausführlich gedachten, können wir die Weichselbrücke bei Dirschau stellen. Dort galt es, einen Weg durch Thäler, Schluchten und Hänge eines Bergglocks der östlichen Alpen zu finden, Fall und Steigung der Bahn richtig zu berechnen, die Felswände zu bewältigen und über die wilden Bergwasser zu kommen; hier dagegen bot eine Niederung und ein häufig ins Ungeheure anschwellender Strom Schwierigkeiten, die kaum überwindbar erschienen. Der feste Boden verlangte mühsame Vorarbeiten für die Grundlegung der Pfeiler, und das Angesicht des Stromes, welcher zur Zeit des Eisganges mit furchtbarer Gewalt zwischen den hohen Uferdämmen dahinschießt, machte es nothwendig, ihm so wenig Pfeiler als möglich entgegenzustellen. Alle Mittel der Kunst, der Erfindungen der Chemie und Mechanik wurden von den Baumeistern zu Hülfe gerufen, um ein Werk auszuführen, das zeither für unmöglich gehalten wurde, indem man nicht nur eine Brücke baute, sondern den Lauf der getheilten Weichsel ordnete und durch sinnige Vorrichtungen und Anlagen für eine wohlfeile und schnelle Beschaffung der Baumaterialien sorgte.

Zuerst ward ein geräumiger Platz von einer Viertelstunde Länge am linken Weichselufer aufgeführt, um für die Beamten ein passend gelegenes Bureau zu gewinnen. Wochen lang rauschten die Karren hin und wieder, ward drüben an den Uferhöhen gehackt, gegraben und geschaufelt, ehe jener Vorplatz fertig wurde. Nun begann eine andere Arbeit. Der aus dem Liebschauer See abfließende Mühlengraben wurde in das geräumige Bassin geleitet, welches am Brückenhauptape gegraben war, von wo er durch ein Schleusenwerk in eine besonders gegrabene Rinne fiel, um der Weichsel zugeleitet zu werden. An der Schleuse entlang fuhr man eine sanft geneigte Ebene auf, deren Ende eine Ladebrücke von Pfahlwerk und mit einem gewaltigen Krahn bildete, welcher angehenne Lasten aus den anlegenden Schiffen auf die schiefe Ebene hob, auf welcher zwei Eisenbahnen mit beweglichen Rollen und starken Ketten an jeder Seite parallel neben einander hinliefen. Sobald nun ein Wasserrad an der Schleuse zu arbeiten begann, setzte es jene Rollen der Eisenbahn in Bewegung, so daß die am Fluß geladenen Wagen nach dem Bauplatz hinaufgezogen wurden, während die leeren von ihm hinab nach der Ladebrücke am Flußufer liefen. Das Schleusenrad besorgte aber auch zugleich die Kiewäsche, indem es ein hölzernes Gitterwerk überrieselte und schüttelte, so daß Erde und Wasser abliefen, der Kies aber im Gitterwerk zurückblieb.

Wenn hier also ein großartiger Mechanismus arbeitete, wenn es hier von früh bis Abend rasselte, rauschte und sprudelte, so klang drüben vom Platze neben dem Bassin der helle Schlag der Steinmetzen, welche die Steinquadern nach blechernen Schablonen bearbeiteten und glätteten. An 200 Fuß weit dehnten sich diese Bretterschuppen aus. Da aber die ungeheuren Steinblöcke schwer zu bewegen waren, so trat auch hier die Mechanik hülfreich herzu, um jene Quadern mit Leichtigkeit an Ort und Stelle zu schaffen. Zu diesem Zweck waren vier parallele Reihen hölzerner Pfeiler errichtet, welche von den Schuppen ausgingen, durch Langschwellen oben verbunden waren und Eisenschienen trugen. Ein hölzerner Gitterträger mit eisernen Rädern stand auf jedem Schienenpaar und umschloß einen beweglichen kleinen Wagen mit einem Haken an starker Eisenkette, so daß man mit ihm jeden Stein fassen und fortschaffen konnte.

Man bedurfte aber auch eines besonderen Bindemittels der Quadern, welches dem Wasser widerstehe. Daher sind nicht weit von den Steinmetzen angehenne Vorräthe von Lehm, Mergel, Thon u. s. w. aufgehäuft, die auf zahlreichen Schienenwegen herangebracht und nach der Thonschneide geschafft werden, in deren kreisförmigem, hölzernem Becken ein hölzerner Cylinder aufrecht gestellt ist, so daß der eiserne Quirl darin die eingeschüttete feuchte Masse dünn rührt und endlich als zähen Brei unten hervorquellen läßt. Aus diesem Teig formt man kleine Ziegel, trocknet sie in besonderen Schuppen, brennt sie hierauf in Cement-Oefen mürbe, zerschlägt und pulverisirt sie, um sie von neuem anzufeuchten, auf der Mühle zu mahlen und als Bindemittel beim Bau der Brückenpfeiler zu benutzen, da dieser Mörtel im Wasser härter wird, als Granit.

Welche Vorrichtungen, um sich zunächst das Baumaterial zu schaffen! Weithin dehnen sich die Dämme aus, rasseln die Wagen, hämmert, meißelt, brennt und dröhnt es durch einander; dazwischen eilen Aufseher, Zeichner, Ingenieure, Buchführer, Höker, Trödler, Weiber, und Kinder hin und wieder, und nur das Auge der Baumeister sieht in diesem Chaos von Dämmen, Schienen, Schuppen, Stein-, Kies- und Lehmhaufen Ordnung und Zweck, denn Eines dient dem Andern, Theil fügt sich wohlberechnet an Theil.

Doch nun erst kann die Hauptarbeit beginnen: die Grundlegung der sieben Pfeiler, welche die 1852 Fuß lange Riesenbrücke tragen

*) Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. Candidaten des Predigtamts. Leipzig, Otto Spamer. 1856.

sollen, und die Anfertigung der eisernen Brückenbalken oder vielmehr des Brückengehäuses. Auf dem linken Ufer steht ein Pfeiler, zwei im Flußbett selbst, die übrigen auf dem rechten Ufer. Da aber die Entfernung von 417 Fuß zwischen einzelnen Pfeilern zu weit war, so hat man sie auf etwa 370 Fuß beschränkt und noch einen Pfeiler hinzugefügt. Dampfmaschinen wurden herbeigeholt, um ungeheure Baumstämme 40 Fuß tief in den Boden einzutreiben, so daß man Bassins von länglich sechseckiger Gestalt schuf, welche angeboggert, durch Rostpfähle weiter befestigt und die 3 Fuß unter dem Wasserspiegel mit jener Peton-Masse ausgefüllt wurden, die man sich machte, indem man das Cement mit Ziegelschlacken und Kies mittelst eines eisernen Quirls mengte. War die Peton-Masse gebunet, so verlängerte man die schwebende Eisenbahn von den Schuppen der Steinmetzen bis zu den Bassins, um die centnerschweren Quader herabzulassen, die man in zwei Schichten neben einander auflegte. Die äußere Schicht stromaufwärts besteht aus Basaltlava, die übrigen drei Seiten aus hartem Sandstein, wogegen man den innern Raum ganz mit wasserharten Ziegeln ausmauerte. Da wo der Pfeiler die Höhe der Brückenbahn erreicht hat, ziert ein niedlichest Eckthürmchen den Pfeilervorsprung; die Brücke entlang aber hebt sich über jedem Pfeiler ein stolzes Paar runder Thürme mit Zinnen und schießschartenartigen Fenstern, so daß die Brücke angemessen dem vorherrschenden Banstyle dieser Gegend ein mittelalterliches Ansehen erhalten hat. Thurm steigt hinter Thurm empor und schaut im stolzen Bewußtsein seiner Kraft auf die brandenden Wogen hinab, die sich an den Pfeilern brechen. Ein schön verzierter Spitzbogen aber schwingt sich wie ein fliegendes Thor über Ein- und Ausgang der Brücke und verleiht ihr das Ansehen eines schwebenden Tunnels, den sie in der That auch vorstellt. Denn die Weichselbrücke ist nach dem Muster der englischen Britonniabrücke gebaut, welche vom Festlande aus als fliegender eiserner Tunnel über den Menai-Kanal in einer Länge von 1833 Fuß geht und auf drei Pfeilern ruht, zwischen denen die Spannung der Brücke 470 Fuß beträgt.

Nachdem die Vorarbeiten 1845 angefangen waren, konnte man am 27. Juli 1851 den Grundstein zu der Riesenbrücke selbst legen, die noch nicht ganz fertig ist, deren 60 Fuß breite Brückenbahn aber, gehalten und getragen von 120 Ketten in vier Reihen neben einander, von Pfeiler zu Pfeiler 1652 Fuß weit in horizontaler Linie sich ausdehnt. Zierliches Gitterwerk schließt nicht nur die Seitenwände der ganzen Brückenbahn ein, sondern theilt dieselbe auch in 6 verschiedene Geleise ab, da sie nicht nur von mächtigen Lokomotiven und schweren Waggons benutzt wird, sondern auch Wagengespann und Fußgänger über sie hinüber und herüber eilen. Leicht und sicher spannt sich das Riesennetz von eisernen Ketten, Bolzen, Trage- und Hängeballen über den mächtigen Strom. Eiserne Röhren, in die ein Mann kriechen und sich in ihnen bewegen kann, dienen der hängenden eisernen Tunnelbahn als Unterlage und reichen von einem Pfeiler zum andern. Da galt es, Röhre an Röhre zu nieten und zu schmieden, die Röhren selbst zu krümmen und zu biegen, und so weit zu strecken, daß sie 370 Fuß weit reichen. Mächtige Eisenstangen laufen mit den Röhren parallel in der Höhe des Tunnels über demselben hin und sind durch gewaltige eiserne Bolzen, die kreuzweis über einander gelegt sind, mit den Röhren verbunden, so daß sie ein unbewegliches Gitter- und Röhrenwerk bilden, in welchem die Schienen und Fußböden der verschiedenen Fahr- und Gangbahnen hinlaufen. Waren aber schon große Vorrichtungen erforderlich, um so gewaltige Röhren und Schienen zu schmieden und zusammenzuschweißen, so steigen die Schwierigkeiten, wenn diese ungeheure Last vom Bauplatz an Ort und Stelle geschafft und auf die Pfeiler gehoben werden soll. Da müssen ans Flößen und Kähnen Unterlagen gemacht werden, da müssen Dampfmaschinen, Schraubengänge und andere Kräfte der Mechanik angewandt werden, um jene Tausende von Centnern hinauf auf die Pfeiler zu schaffen. Die Weichselbrücke ist daher ein Triumph der Wegebaukunst, welche Unglaubliches leistet und der späteren Nachwelt ein rühmliches Zeugniß ablegt von der Tüchtigkeit unserer Ingenieure. Und wenn der Engländer mit Stolz auf seine Britanniabrücke zeigt, so nennen wir die Weichselbrücke!*)

*) Abbildungen der Dampframme beim Brückenbau zu Dirschau und der Eisenbahn-Brücke selbst sind dem Texte beigegeben. Wir verweisen dabei auf die ausgezeichneten architektonischen Uebersichten, welche im Auftrage des königl. preußischen Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten (im Verlage von Ernst & Korn) herausgegeben werden.

Frankreich.

Der Ackerbau und der Frieden.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Verfasser die Regulirung der Flüsse der Regierung auf Herz gelegt, um den verwüstenden Ueberschwemmungen vorzubeugen, oder doch ihre Kraft zu schwächen, kömmt er auf die anderen Arbeiten, die unmittelbar in die Förderung des Ackerbaues eingreifen, z. B. die künstliche Bewässerung, die Trockenlegung, die Besserung der kahlgewordenen Abhänge u. s. Zwanzig Millionen jährlich hatten hier mit unermeßlich gutem Erfolg verwendet werden. Doch zu wer darf man nicht gehen, denn der Staatsdienst hat seine Bedürfnisse. Das angeborne Budget von sechzehnhundert Millionen ist zum Voraus eingetheilt. Man kann die Ausgaben nicht steigern, ohne zugleich die Einnahmen zu erhöhen. Wohl ist Frankreich von den Wohlthaten der wohlfeilen Regierung, womit man es sonst aufpreist, seit 1848 zurückgekommen; allein deswegen darf man nicht in das entgegengesetzte Extrem hinüberschweifen. Die Steuer-Auflage muß eine Schranke haben, über die eine vernünftige Verwaltung nicht die Noth hinaustreibt; unter dem Vorwande der Verbesserungen kann sie sich leicht in eminente Hirngespinste verwickeln. Die Landleute würden wohl daran thun, von dem Staate möglichst wenig zu verlangen, um ihm möglichst wenig zu geben. Sie geben ihm obnehin schon zu viel, und das Erspriesslichste, was der Staat für den Ackerbau thun könnte, wäre, dem Grund und Boden die ihn bedrückende Abgabenlast zu erleichtern. Die Steuerzahler würden von dem Kapital, das er ihnen in Händen liebe, wahrscheinlich mehr Nutzen ziehen. . . . . .

Ein Lieblingswort des Tages, dessen Macht man jedoch sehr übertreibt, ist das Wort Kredit. Eine schon oft wiederholte, aber immer vergessene Wahrheit ist, daß der Kredit keine Kapitalien schafft, sondern sie nur von dem Besitzer an den Nichtbesitzer überträgt. Wenn einmal die vorhandenen Kapitalien unthätig angelegt sind, dann kömmt Ihr immerhin die Kredit-Anstalten vervielfältigen, Ihr würdet nur die Konkurrenz auf dem Effektenmarkte vermehren. Alles würde ins Unbestimmte steigen, — die Summe des unthätigen Vermögens bliebe dieselbe. Das gilt besonders von der Intervention des Staates beim Kredit. Der Staat kann sich ebenso gut wie der Privatmann täuschen, nur sind seine Irrthümer bei seiner Macht von noch furchtbarerer Wirkung. Beim Kredit, wie bei den Auflagen, kann er die Kapitalien versteuen, nicht erzeugen; er hüte sich, daß er sie nicht ungelegen und zur Unzeit versteue.

Dem gesetzgebenden Körper wurde ein Gesetz-Entwurf vorgelegt, hundert Millionen von Seiten des Staats auf einzelne Darlehne zum Zwecke der Trockenlegung zu verwenden. Das Prinzip direkter Darlehne von Seiten der Regierung für einen bestimmten Zweck dünkt uns kein richtiges; es kann einer Flut von Mißbräuchen und Verschleuderungen Thür und Thor öffnen. Und dann, wohin würde es führen, wenn der Staat für die Meregelbauung, für das Einkallen, den Futterbau, die Bewässerung, die Mästung, die mit dem Feldbau verbundenen Industrieen, für die Einsallung des Rindviehs, die Torfwege und die Menge anderer, nicht minder nützlicher Werke das thun wollte, was er jetzt für die Trockenlegung thut? Und doch wäre ja das logisch, denn auf den meisten Punkten müssen jene Arbeiten zum Theil der Trockenlegung vorangehen oder sie vertreten. Auch in England geht die Drainirung nicht rasch von statten; denn die Regierung, wie Privat-Gesellschaften, macht zu allen Boden-Verbesserungen, auch außer der Trockenlegung, Vorschüsse. Man geht Schritt für Schritt, tastend, sucht bewährtefischere Mittel und findet sie bisweilen. Allerdings feierte man dort große, herrliche Erfolge, bezahlte aber auch mitunter theures Lehrgeld. . . . . .

Mit Unrecht wird der Bodenkredit (crédit foncier) angeklagt, die Hoffnungen, die er erregt, getäuscht zu haben. Der Zinsfuß seiner Obligationen giebt Zeugniß, daß er gethan hat, was er und noch mehr, als er konnte. Dieses Institut ist ja nur ein vermittelndes, es borgt mit der einen und leihet mit der anderen Hand; von den Augenblicke an, wo man aufhört, ihm zu leihen, kann es selbst nicht leihen; sowie es nur seinen Kredit sinken ließ, mußte es erdrosseln. Die Baisse hatte mehr als Eine Ursache: zuvörderst machte die in Staats-Anleihe von fünfzehnhundert Millionen furchtbare Konkurrenz; dann kam die Menge Actien und Obligationen, die bessere Bedingungen boten. — Das Institut scheint die Bestimmung zu haben, das Hypothekenwesen umzugestalten; allein diese ungeheure Umgestaltung kann nicht im Nu vollbracht werden. Die Bank von Frankreich brauchte ein halbes Jahrhundert, um das zu werden, was sie ist. Der Bodenkredit bedarf nicht weniger Zeit, um alle seine Früchte zu tragen. Denn allmählich, in dem Maße, wie der Absatz der landwirthschaftlichen Erzeugnisse sich vervollkommnet, wird der Ackerbau sich zur Industrie umgestalten. Unterstützen läßt sich diese Richtung, erzwingen nicht. Die Vorwegnahme und die Ueberspannung des Kredits haben ihre ernsten Uebelstände. Es ist gefährlich, dieser Neigung zu einer Art Glücksspiel Vorschub zu thun. In der Agrikultur absonderlich, wo es so leicht ist, sich Illusionen hinzugeben, wo die Liebe zum Grundbesitz so schnell zur Leidenschaft wird, muß man der Kredit erworben, nicht ihm entgegenkommen. Borgen, um Land zu kaufen, ist eine angenfälige Thorheit, aber wer kann sich schwindeln, sich nicht davon hinreißen zu lassen! Ehe Du nach einem Kapital strebst, das Du nicht hast, fange damit an, das, was Du hast, gut zu nutzen. Es ist

gut, auf Kredit zu nehmen, wenn es nöthig ist; es ist besser, den Kredit wissen zu können. Hast Du, mit der Neigung und Tüchtigkeit zum Landbau, ein schwaches Kapital? Besser in den meisten Fällen, daß Du die eine Hälfte Deines Eigenthums loofchlägst, um die andere zu bestellen; ja, besser der Lust, Gutsbesitzer zu sein — einer Lust, die man oft sehr theuer büßt — völlig entsagen und lieber Pächter werden. Ein wohlhabender Pächter ist reicher, als ein verschuldeter Grundbesitzer. Wo durch verständige Benutzung des eigenen Kapitals die Wirthschaft des Landbauers gut geordnet ist, da kömmt der Kredit von selbst. Wenn der Kredit eine Sache sein kann, so ist er noch mehr eine Wirkung. Das Vertrauen läßt sich nicht bestehlen; es muß gewonnen werden.

Mit besonderer Sorgfalt muß bei all diesen schönen Organisations-Plänen vermieden werden, den Privatkredit zu schmälern. **Wir haben zu wiederholten Malen gesehen, wie die bestgemeinten, aber unklaren Absichten des Interesses, die sie fördern wollen, schaden. Niemals hatte man sich vom Ackerbau so viel versprochen, als nach der Revolution von 1848, und niemals hatte der Ackerbau mehr Unglück. Man hatte ein wohlfeiles Leben verheißen, und der Preis der Lebensbedürfnisse stieg zu ungewöhnlicher Höhe. Ebenso gab es niemals weniger wahrhaften Kredit, als seitdem man dem Kredit Hymnen anstimmte.** Durchsieht unsere Provinzen: Die gewöhnlichen Quellen, woraus sonst Handel und Industrie schöpften, sind versiegt; die Banquiers haben kein Geld, die Portefeuilles leeren sich, die Hypotheken werden gekündigt. Sonst lieh der Kapitalist seinen Nachbarn unter jeder Form; heut leihet er selbst auf Hypotheken oder Anweisungen so wenig wie möglich. Die Kapitalisten sind in ihrem Rechte; können sie ja anderswo ihr Geld zu besseren Zinsen anlegen! — Die politische Oekonomie ist eine erklärte Feindin aller Hirngespinste und des falschen Scheines und mag dadurch lästig sein; man kann ihre Prinzipien in Abrede stellen, ungestraft verletzen kann man sie niemals.

Im Allgemeinen glaubt man, die Kapitalien finden nothwendig in der Industrie bessre ihre Rechnung, als in der Agrikultur. Es ist nicht wahr; wäre es, die Aecker lägen kläglich verlassen; und doch hat die Landwirthschaft von 1815 bis 1847 ungeheure Fortschritte gemacht. Der Irrthum entspringt aus mancherlei Quellen. Zuvörderst übertreibt man die industriellen Gewinne; man will nur die großen Erfolge sehen und übersieht die weit zahlreicheren Trümmer, die den Boden bedecken. Dann konzentriren sich bei der Industrie die Kapitalmassen in wenigen Etablissements; das fällt ins Auge, frappirt die Einbildungskraft; auffallt daß die im Ackerbau angelegten Summen sich über eine unermeßliche Gebiets-Ausdehnung zerstreuen, in kleinen Bruchtheilen wirken, die jedoch zusammengenommen ein ungeheures Totale geben. Angenommen, jede Hektare verbrauchte im Durchschnitt jährlich nur zehn Francs neues Kapital: das gäbe für die Gesammtfläche Frankreichs nicht weniger als fünfhundert Millionen, die, zu zehn Prozent angelegt, den durchschnittlichen Ertrag von einer Hektare um einen Franc und folglich den Nationalertrag um funfzig Millionen vermehren.

An der Börse freilich sahen wir in jüngster Zeit die Werthpapiere Vortheile anwerfen, wie sie von der Bodenkultur unmöglich zu erwarten stehen. Wer 1850 Eisenbahn-Actien besaß, hat in den fünf Jahren sein Kapital verdoppelt, und wer es verkauft, die Kurofchwankungen zu benutzen, um zu rechter Zeit loofchlagen und einzukaufen, mochte es verzehn-, verhundertfachen. Aber diese glänzenden Gewinne sind eben nur reine Spielgewinne; jeder Gewinner im Spiele setzt einen Verlierer voraus; was jenem die Taschen füllte, mußte sie nothwendig einem Andern leeren. Der außerordentliche Ueberwerth der Eisenbahn-Actien hing hauptsächlich mit zwei Umständen zusammen: mit der überschwänglichen Baisse der Actien, tief unter ihrem Werth, in Folge der Revolution von 1848, und mit dem sosbaren Geschenk, das die Regierung, um den Associationsgeist zu heben, den Gesellschaften machen zu müssen geglaubt und dadurch den Moment, wo die Eisenbahnen der Nation als Eigenthum heimfallen sollten, um ein Halbjahrhundert hinausgeschoben hatte. Es steht zu hoffen, daß diese einander wechselseitig erzeugenden Umstände sich nicht wiederholen werden. Die auf Unkosten des Publikums den Eisenbahn-Actionairen bewilligte Anzinsung beträgt mindestens eine Milliarde. — Daß nun die Kapitalien dahin strömen, wo ihnen der größere Vortheil winkt, ist ein nothwendiges Gesetz, seine Macht kann sie davon abhalten; genug, wenn man dieser Strömung nicht Vorschub leistet. . . . . .

Der einzige wesentliche Unterschied zwischen dem Ackerbau und der Industrie ist, daß die landwirthschaftlichen Unternehmungen in engeren Schranken, als die industriellen, sich bewegen müssen. Ein Landbauer kann eine Feldwirthschaft über einen gewissen Umfang hinaus nur sehr schwer mit Nutzen leiten; indeß der Chef einer Fabrik Millionen mit Leichtigkeit in Bewegung setzen und seinen Gewinn nach Maßgabe der verfügbaren Kapitalien vervielfachen kann. Diese Inferiorität des Ackerbaues ist eine wirkliche, indeß wird sie übertrieben. Ja, vom Gesichtspunkte des Gesammt-Interesse ist sie sehr gering anzuschlagen. Was liegt dem Gemeinwohl daran, ob eine einzige Person eine Million verwaltet, oder ob zehn, zwanzig, dreißig sich darein theilen, wenn das endliche Resultat dasselbe bleibt? In gewissen Betrachte ist es sogar besser, daß der jährliche Gewinn eines Kapitals unter Mehrere vertheilt wird, als wenn er sich bei Einem anhäuft: nicht nur der durchschnittliche Wohlstand, sondern die allgemeine Sittlichkeit und selbst die Produktion gewinnt dabei, da große und rasch erworbenes Vermögen leicht in Luxus ausschlägt.

Ueberdies ist es nicht schlechthin unmöglich, den landwirthschaftlichen Unternehmungen die heutzutage so beliebte Form der Actien-Vereine zu geben. So oft man sich bei uns anschickt, die großen Agrikultur-Verbesserungen einzuführen, stößt man auf das Hauptshinderniß: Mangel an großen Kapitalien. Was nun in England der große Grundbesitz ins Werk setzt, das müssen bei uns die Actien-Vereine thun. Und welch ein unermeßliches Feld bietet sich ihrer Thätigkeit! Um nur ein einziges Beispiel anzuführen: Seit die Wirkungen des Kalks in Kieselboden bekannt geworden, verschwinden allmählich die Haiden (landes) von Anjou, Vendée, Poitou; in manchen dieser und ähnlicher Gegenden hat sich der Bodenwerth seit 1830 verdoppelt. Wieviel können hier vereinte Kapitalkräfte leisten?

(Schluß folgt.)

Italien.

Literarische Miscellen aus Italien.

Die neueren politischen Verbindungen des Hauses Savoyen und des Kabinets von St. James haben einem lombardischen Schriftsteller, Giuseppe Greppi,*) Gelegenheit gegeben, die früheren Verbindungen dieser beiden Staaten zu Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts darzustellen, welche Arbeit einen willkommenen Beitrag zu dem gründlichen Werke des Senators, Grafen Sclopis, über die politischen Verhältnisse dieser beiden Höfe von den frühesten Jahrhunderten an, bildet. Der von Greppi behandelte Zeitraum fällt in die Zeit, wo auf Veranlassung Ludwig's XIV. die armen Waldenser durch ein fanatisches Edikt vom 31. Januar 1689 gezwungen worden sollten. Victor Amadeus II. aber hatte in dem mit dem Kaiser, England und Holland abgeschlossenen Vertrage, sowie in dem vom 10. Oktober 1690, versprochen, diese Maßregel zu widerrufen, und dies auch wirklich am 23. Mai 1694 gethan. Damals war Richard Hill englischer Gesandter in Turin; aus seinen von einem seiner Nachkommen, Lord Berwick, herausgegebenen Papieren hat der Verfasser diese Darstellung geschöpft, welche sich hauptsächlich mit den diplomatischen Verhandlungen über die Einleitung des spanischen Successions-Krieges in Italien beschäftigt. Bemerkenswerth sind besonders die Verhältnisse des Hauses Savoyen zu dem Papst Klemens XI., welcher natürlich der Verbindung mit protestantischen Fürsten entgegen war; dodhalb erklärte er sich auch gegen die „Investitur des Kurfürsten von Brandenburg“ (contra l'investitura accordata di Leopoldo I.) und gegen die Erhebung von Hannover zu einem Kurfürstenthum; der Papst drohte sogar dem Herzog von Savoyen mit dem Kirchenbann.

Deutschland hat im vorigen Jahre Gelegenheit gehabt, die beste italiänische tragische Schauspielerin, die berühmte Ristori, zu sehen; wer ihre früheren Schicksale kennen will, den verweisen wir auf ihre von einem Ungenannten in Mailand herausgegebene Lebensgeschichte,**) müssen aber vor dem dieser Schrift beigegebenen Bildniß dieser schönen Frau warnen, da dasselbe sie durchaus ungetreu und sehr unschön darstellt. Sie ist ein Kind der Bühne, gesiert schon von 1843 an in Turin, Rom, Mailand, Venedig u. s. w., wo sie stets von ihrem Vater begleitet war, bis sie in Rom die Bekanntschaft des Marchese Capranica del Grillo machte, dem sein Vater solche Schwierigkeiten sie zu heirathen in den Weg legte, daß er sich in der Maremma in einer Dorfkirche vor nur zwei Zeugen heimlich mit ihr trauen ließ.

Als ihre erste Lehrerin wird die in Turin vom Theater zurückgezogen lebende berühmte Marchioni angeführt, welche in P. Collet ebenfalls einen Biographen gefunden hat.***)

Von demselben Verfasser ist auch eine Lebensbeschreibung der Enkelin des Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte, der aus Frankreich ausgewiesenen Marie von Solms, geb. Bonaparte-Wyse, herausgegeben worden, welche jetzt in Aix-les-bains in Savoyen lebt. Leider ist diese kleine Schrift nichts als ein dürftiger Auszug aus den drei bekannten, über sie erschienenen Schriften.†)

*) Una pagina della Politica della casa di Savoia, per Giuseppe Greppi. Torino.

**) La Ristori, cenni critici e biografici. Milano.

***) Charlotte Marchioni, par Paul Collet. Turin. 1855.

†) Marie de Solms, par Paul Collet. Turin. 1855.

Digitized by Google

Zum Beweise, daß es auch in Italien an edlen Passionen nicht fehlt, führen wir das Reglement über die Pferderennen*) zu Turin an; die diesfallsige Gesellschaft zählt 237 Mitglieder, und stehen die Leistungen derselben denen in anderen Ländern kaum nach, denn in Turin, besonders aber in Mailand, sieht man die kostbarsten Pferde bei den Wettrennen. Dieser Schrift ist ein Wörterbuch der für die Race-Liebhaber nothwendigen technischen Ausdrücke beigefügt.

Auch in Italien sind jetzt die Alten der früheren Hexenprozesse zugänglich gemacht worden, und hat sich der Rechtsgelehrte Dr. C. J. Dandolo**) das Verdienst erworben, die Akten des Prozesses der Nonne von Monza, die durch Manzoni und Rosini bekannt geworden, der Oeffentlichkeit zu übergeben; sowie er auch den Prozeß gegen die Hexen in Tyrol aus dem siebzehnten Jahrhundert veröffentlicht hat.

Besonders wichtig ist der erste Theil für die Sittengeschichte jener Zeit. Die Prinzessin Virginia Maria de Leyva del Monte e del Monasiero hatte aus Familien-Rücksichten den Schleier in dem Kloster der heiligen Margaeeta zu Monza nehmen müssen, nachdem sie noch 1596 im Namen ihres Vaters als Feudal-Herrin von Monza eine Urkunde zu Gunsten des Mönchs-Klosters St. Martin in Carobiolo ausgestellt hatte, nach welcher die Brüder zu ihrer Ergötzlichkeit im Lambro fischen konnten. Sie unterhielt Jahre lang in und außer dem Kloster einen heimlichen Umgang mit ihrem Geliebten, welcher der Nonnen mit ihrem Wissen ermordete, damit das Geheimniß nicht verrathen würde. Endlich wurde er 1609 zum Strange und sie selbst nebst drei um dieses Verhältniß und die Geburt ihrer Kinder wissenden Nonnen verurtheilt, eingemauert zu werden, da der Kardinal Borromeo doch den Skandal zu arg fand. Gleichwohl schrieb er 1627, daß diese Fürstin ein Muster der Reue geworden wäre; es war nämlich diesen Eingemauerten eine kleine Oeffnung in der Wand gelassen worden, durch die sie Speise erhalten konnten; die Anderen starben bald, der Prinzessin wurde die Freiheit, im Kloster zu leben, gestattet. Der Pfarrer Arvigone, welcher den Liebeshandel befördert hatte, wurde auf zwei Jahren zur Galeere verurtheilt; er hatte, wie das Erkenntniß besagt, angeblich einen Magnet gebraucht, um die Nonnen zu verführen.

Der jetzige Minister des Innern des Königreichs Neapel (die dortigen Minister haben den Titel: Direttore del Ministero etc.), der auch in Deutschland bekannte Schriftsteller Ludovico Bianchini, hat kürzlich ein „System der Staatswirthschaft“ herausgegeben,***) auf dessen Erscheinen man schon längst gespannt war. Er hat Gelegenheit gehabt, diese Wissenschaft praktisch zu erlernen, da er vor 1848 bei der abgesonderten Verwaltung Sizilieus dem dortigen Departement des Innern vorstand und, unerachtet der Abneigung gegen die neapolitanische Regierung und gegen die Neapolitaner, sich des Vertrauens der Sizilianer selbst zu erfreuen hatte.

Vittoria Accoramboni, welche uns durch Tieck's bekannten Roman näher gebracht worden, hat einem Unbekannten Stoff zu einem neuen Trauerspiele†) gegeben, das sich aber keines besonderen Beifalls erfreut, obwohl man diese Rolle sehr gern von der Ristori dargestellt sehen möchte, wenn sie in die Hände eines würdigen Dichters käme, da die Erscheinung dieser Künstlerin ganz dem Bilde entspricht, das man sich von jenem ausgezeichneten weiblichen Charakter macht.

Der Generalstab zu Turin hat eine recht wohlgeordnete Beschreibung der Krim herausgegeben††) und unter den benutzten Quellen auch den rühmlich bekannten deutschen Geographen H. Berghaus genannt.

Der bekannte Geschichtschreiber von Genua, der Advokat Michele Giuseppe Canale daselbst, hat die Fortsetzung seiner Geschichte dieses Freistaates einstweilen unterbrochen, um seine Thätigkeit einem in der Gegenwart wichtigeren Gegenstande zuzuwenden, nämlich der Handelsgeschichte der Krim,†††) welche mit der Geschichte der mächtigen Handelsherren von Genua genau zusammenhängt, indem dort noch bedeutende Reste von genuesischen Gräbern vorhanden sind. Das in neuerer Zeit vielfach erwähnte Kaffa hatte unter der Herrschaft der Genueser beinahe so viel Einwohner, als jetzt die gesammte Krim.

Der Verfasser, dessen eben so klare als lebendige Schreibart sehr anziehend ist, ist in dem vorliegenden ersten Bande bis zu der Zeit gelangt, wo die Genuesen im Schwarzen und Asowschen Meere ihre Handels-Niederlassungen gründeten. Gern folgt man ihm bis zu dieser Zeit, wo er im Stande war, sehr beachtenswerthe Einzelheiten über die Geschichte der Krim aus dem Archive des Freistaats Genua mitzutheilen, die bisher noch nicht ganz zugänglich waren. Dieses Werk soll noch zwei Bände umfassen und wird besonders für die Zeit der Kreuzzüge bis zu dem Falle von Byzanz allen Geschichtsfreunden sehr willkommen sein.

J. J. R–r.

*) Regolamento per le corse di cavalli della Società nazionale. Torino.

**) La Signora di Monza e le arreghe del Tirolo, processi famosi del 16. secolo, per C. J. Dandolo. Milano. 1855.

***) Principi della scienza del ben vivere sociale di Ludovico Bianchini. Napoli, 1855.

†) Vittoria Accoromboni. Dramma storico in 5 Atti. Torino.

††) Cenni sulla Crimea. Torino, 1855.

†††) Della Crimea, del suo commercio e dei suoi dominatori, dell' origine suo ai 3. secoli, dell' Avvocato M. G. Canale. Genova, 1855.

Mannigfaltiges.

— Kinderreim und Kinderspiel. Ein interessantes Buch wird uns von Ernst Ludwig Rochholz in der Schweiz, im Verlage von J. J. Weber in Leipzig, angekündigt. Es sind dies Studien über das allemannische Kinderlied und Kinderspiel in der Schweiz, „Das deutsche Kinderlied und Kinderspiel“, sagt der Verfasser in der Ankündigung, „ist ein uraltes Erbstück unseres Privatlebens, gehört mit zur Geschichte der deutschen Hausalterthümer und wird ebenso auch in unserer National-Literatur diejenige Rolle spielen, die ihm, vermöge seines poetischen und sittengeschichtlichen Inhalts, unzweifelhaft zukömmt.“ — Es ist dies vollkommen wahr, und wir zweifeln nicht, daß eine geschickte und anziehende Behandlung des Gegenstandes, wie wir sie, nach seiner Ankündigung zu schließen, aus der Feder des Herrn Rochholz erwarten dürfen, einen Platz neben den Hausmärchen der Brüder Grimm in der deutschen Literatur beanspruchen darf. Das Buch, dessen Widmung der König Max von Bayern angenommen hat, wird in zwei Theilen, im ersten den allemannischen Kinderspruch (Reimformeln, Spielverse, Kinderräthsel, Ammenbruch und Zuchtspruch) und im zweiten das allemannische Kinderspiel (Tanzspiele, Ballspiele, Fangspiele, Tändeleien, Loos- und Zielspiele, Turnspiele, Maispiele und oberdeutsche Jugendfeste) behandeln. Wer sind die sinnigen Aeltern und Kinderfreunde, die nicht einer Forschung auf diesem Gebiet ihre Theilnahme schenken möchten! Unsere Leser dürfte besonders interessiren, was der Verfasser in Nachstehendem über das Alter der Kinderreime und Spiele sagt:

„Ein besonderes und angenehmes Staunen wird der Nachweis erregen über das hohe Alter dieser Reime; manche gehören den frühesten Jahrhunderten unserer Geschichte an; manche sind mindestens so alt als die Völkerwanderung und haben sich erweislicher Maßen erst mit ihr in die noch weiteren Kreise auf unserem Kontinent ausgebreitet, in denen sie sich heute betreffen lassen. Deshalb gleicht der Kinderreim Englands und Schottlands demjenigen im Dithmarschen- und Schwabenlande; demgegen spielt und singt das Kelplerkind in den Hochthälern des Monterosa Spiel und Lied des Bermer- und Preßburgerkindes. Eben dieselbe imponirende Wahlverwandtschaft bringt die zweite Hälfte des Buches an dem Kinderspiele zum Erweis. In allen Landstrichen unseres Erdtheiles, wo jemals Germanenstämme gewohnt haben, kehrt unser unbekleidetes und ungemachtes Kinderspiel in wahrer Zwillings-Aehnlichkeit wieder; eine märchenhafte Ubiquität! Aber dem unnachahmlichen Scharfsinn der Erfindung, den schon der große Leibniz an diesen Kinderspielen bewundert hatte, sind auch sie ergiebige Fundgruben für unsere Sittengeschichte. Sie zeigen uns heute noch den altheidnischen Fest- und Opfersinn, den Karl's Edikte so oft zu vertilgen suchten; sie wiederholen und die einst im Waffenschmuck begangenen Volksfeste des Sommer-Empfangs und der Opferspiele, eine ganze Reihe dramatisch dargestellter Thiermärchen, Bräuche aus dem germanischen Gerichtsverfahren, sie nennen uns neue Götternamen, neue Segensformeln in ihrem oft urkundlich echten Wortlaut. So ist der erste Theil des Buches ein Kinderliederschatz, der zweite Theil ein Kinderspielsaal. Dieser letztere ist gleichfalls durchaus original, enthält nur solcherlei, das im Volke selbst entstanden und freiwillig vorhanden ist; kein doktrinell angefassonnirtes Kindervergnügen, kein eingeschmuckertes Verstandesspiel.“

— Geschichte König Alfred's, von G. Guizot. Alfred der Große ist ein Lieblingsthema der historischen Darstellung unserer Zeit geworden. Fast gleichzeitig sind in Deutschland, England und Frankreich geschichtliche Arbeiten erschienen, die sich mit König Alfred beschäftigen. In Frankreich hat der Sohn des berühmten Guizot, Herr Guillaume Guizot, der bereits früher Beweise seiner seinen historischen Studien gegeben, soeben ein Buch, „Alfred le Grand, ou l'Angleterre sous les Anglo-Saxons“, erscheinen lassen. Die französische Kritik gesteht ihm einen leichten Styl und eine angenehme Darstellungsweise, minder jedoch die Gabe einer tieferen Auffassung der geschichtlichen Verhältnisse zu, worin ihm sein Vater natürlich überlegen ist. Es kann jedoch nicht fehlen, daß ein aus solcher Schule hervorgegangener Jünger will jedem neuen Werk eine bedeutendere Stellung sich erringe.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 15 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (für Berlin bei Mittler u. Comp., Jägerstr. Nr. 54., und beim Königlichen Preuß. Zeitungs-Bureau, Niederwallstr. Nr. 34.), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 96. Berlin, Sonnabend den 9. August 1856.

Schleswig.

Die Insel Föhr.

Von M. F. H. Straß.*)

1. Insel- und Badeleben.

An einem schönen heitern Morgen fuhr ich mit dem von einem helgoländer Capitain geführten Dampfschiff „Elbe" von Helgoland nach der schleswigschen Insel Föhr, welche etwa fünf Meilen von Tondern und sechs Meilen von Husum entfernt liegt, zweien Städten an der Westküste von Schleswig. Um fünf Uhr hatten wir jenes eigenthümliche Eiland verlassen, und schon gegen acht Uhr erblickten wir die Kirche von Wyck, dem Hauptorte der Insel Föhr, gegen neun Uhr aber war ich ganz nahe bei dem idyllischen Eiland selbst; und schon wähnte ich, nach wenigen Minuten meinen Fuß an sein Gestade setzen zu können. Dem war jedoch nicht so. Plötzlich nämlich lag das Schiff fest und bald in ganz schräger Richtung, so daß ich jeden Augenblick fürchtete, es werde umschlagen. Der Capitain beruhigte jedoch die Reisenden mit der Versicherung, das Wasser sei nur zu seicht, das Schiff brauche wenigstens siebenhalb Fuß Tiefe, und so viel habe es nicht mehr, weil die Ebbe eingetreten sei, wir müßten die Rückkehr der Fluth abwarten. Leider blieb für die Mannschaft nichts übrig, als dies zu thun; auf Föhr meinte aber die böse Welt später, es habe nicht an Wasser gefehlt, sondern am guten Willen. Man erzählte viel vom Patriotismus der Helgoländer, welchen die steigende Frequenz des Bades auf Föhr ein Dorn im Auge sei, weshalb jene schon viel von der mageren Kost auf dieser Insel, von der gefährlichen Ueberfahrt, dem langwierigen Leben u. dgl. gefabelt hätten. So viel ist gewiß, daß zwischen den beiden Inseln eine Art Eifersucht besteht, und daß, wie die Föhrer den helgoländer Capitainen abschätzliches Festfahren der Dampfschiffe Schuld geben, sie ihrerseits viel davon erzählen, daß man bei Helgoland nicht sicher baden könne, vielmehr schon einige Badende von Haifischen gefressen seien. Nachdem das Dampfschiff wohl zwei Stunden festgesessen, wurden die Reisenden durch ein kleines Boot abgeholt und an das Ufer befördert. Dort harrte eine Menge von Einwohnern auf die Fremden. Ich ergötzte mich dabei an vielen hübschen Gesichtern und großen, schlanken Gestalten. Auffallend war mir gleich anfangs die geringe Zahl der Männer. Dagegen erregten die Frauen und Mädchen meine besondere Beachtung durch ihre höchst malerische und eigenthümliche Tracht. Vorzüglich kleidsam fand ich die kurzen Spenzer mit silbernen Knöpfen und großen silbernen Gürtelschnallen, vorn oft mit Schnüren besetzt, und die zierlich um den Kopf gewundenen Tücher. Gar angenehm überraschte mich die freundliche Höflichkeit, mit welcher mehrere Frauen und Männer mich im besten Deutsch zurechtwiesen. Mit ihrer Hülfe fand ich bald eine sehr hübsche Wohnung bei höchst lieben Leuten, auf welche ich bald näher zurückkommen will.

Der Hauptort auf der ganzen Insel ist der Flecken Wyck, in dessen Hafen eben die Schiffe anlegen. Dieser Ort hat einen fast holländischen Charakter, er besteht durchweg aus einstöckigen, niedrigen, aber freundlichen Häusern, von denen viele schöne große Scheiben von Spiegelglas haben und an Altona oder Harlem erinnern. Die meisten sind geschmackvoller und einladender, als manche moderne Paläste. Wohl sämmtliche Häuser liegen getrennt, haben fast alle Gärtchen dahinter oder davor, Bäume und Bänke vor den Thüren und gewähren einen recht angenehmen Anblick. Sie sind nicht imposant, sind ohne Zierrathen und Schnörkeleien, von rohen, unbehauenen Mauersteinen und Holzwerk im holländischen Styl aufgeführt, mit Stroh gedeckt und mit Schornsteinen versehen, ohne glänzenden Anstrich, aber sauber und reinlich. Die Bänke vor den Thüren geben dem Orte um so mehr einen gemüthlichen Anstrich, als dort häufig die harmlosen, guthergigen Einwohner einen Ruhepflatz suchen. Im Innern sind die Häuser häufig weit wohnlicher und besser eingerichtet, als man ahnt, meistens hübsch tapezirt, zum Theil mit wirklichen Tapeten, oder mit bunten Kacheln. Die meisten Zimmer haben niedrige, viereckige schwarze Oefen mit großen messingenen Knöpfen und ganz leidliche, freilich nur einfache Möbel. Die Oefen sind mit einem glänzenden schwarzen Firniß überzogen, welcher das Abfärben hindert und einen besseren Anblick gewährt.

In den Schlafzimmern findet man oft noch eine Art von Kojen oder kleineren Seiten-Kajüten, wie auf den Schiffen, d. h. kleine in der Wand befindliche, etwas enge Alkoven, einige Fuß über der Erde, welche eine Art von Bettstelle bilden und nicht mehr Raum gewähren, als einer Person zur Schlafstelle zu dienen. Die Thüren sind oft grün angestrichen, die Zimmer sehr niedrig und die Fenster meistens kaum drei Fuß hoch. Die häufig aufgeklebten Papier-Tapeten sind viel besser befestigt, als in den Häusern auf Helgoland, indem dieselben in der Regel fest anliegen und nicht, wie dort oft, ein Zwischenraum zwischen der dünnen Bretterwand und Tapete ist, so daß man in dem angrenzenden Zimmer jedes Wort versteht. Die Kacheln, welche nicht selten die Stelle der Tapete vertreten, enthalten zuweilen recht hübsche Darstellungen aus der biblischen Geschichte, unter Anführung der betreffenden Bibelstellen, oder Abbildungen von Gegenden, Schiffen u. dgl. Auch findet man häufig auf den Kacheln die Abbildungen von Wallfischfeinen. Diese Bilder, wie die oft in Form von Thorpfählen vorkommenden Kinnladen von Wallfischen, erinnern an die Zeit, wo noch der vornehmlich von Holland aus betriebene Wallfischfang den vorzüglichen Nahrungszweig der Seefahrer von Föhr bildete. In jener Zeit wurde der Grund zu dem Wohlstande gelegt, den man noch jetzt auf der Insel ziemlich allgemein vorfindet.

Ein förmliches Hotel war auf Föhr lange nicht vorhanden; das meines Wissens bisher einzige Gasthaus war die in die neueste Zeit auch nur mangelhaft, da alle Fremde fast nur Badegäste sind und gleich nach der Ankunft eine Privatwohnung nehmen, war aber sonst auf der Insel verkehrt, dort bei seinen Freunden beherbergt wird.*) Nur einen eigenthümlichen Mann lernte ich dort kennen, der weder daselbst badete, noch besondere Geschäfte auf der Insel hat, dennoch aber dieselbe schon viele Jahre regelmäßig jeden Sommer besucht. Dieser Mann war ein liebenswürdiger Engländer und Sportsfreund, welcher alljährlich aus seiner Heimat dorthin kömmt, lediglich in der Absicht, Vögel zu schießen, obwohl es deren nur wenige auf der Insel giebt. Nur Zugvögel pflegen im Frühling und Herbst dort ihre dann allerdings zahlreichen Besuche abzustatten und Föhr als eine Art von Station zu benutzen.

Zu den freundlichen Häusern auf dem freundlichen Eiland gehört das Haus des preußischen, im schleswig-holsteiner Kriege viel genannten Konsuls Nommensen, gleich am Eingange, nahe dem Hafen und dem Meere, an der Ecke. Vorzüglich zwei der Zimmer dieses Hauses gewähren eine schöne Aussicht auf die offene See und die fernen Halligen. Früher wohnte jedesmal der verstorbene König von Dänemark daselbst, welcher häufig die Insel Föhr besuchte und viel zu deren Aufblühen beigetragen hat. Nachmals hat der König dieses Haus erworben und bedeutend verschönert, auch durch Anbauten erweitern lassen. Der Konsul Nommensen hat sich dagegen ein Landhaus erbauen lassen, welches jetzt das schönste auf der Insel sein soll.

Ich nahm meine Wohnung dem Hause des Konsuls Nommensen schräg über, gleichfalls ganz nahe dem Hafen in dem freundlichen Echause des wackeren Schiffs-Capitains Mumme Volkert Paulsen, dessen Frau, eine biedere, stattliche Matrone, mich mit großer Herzlichkeit aufnahm. Ich erhielt mit meinen Begleitern zwei hübsche Stuben nebst einer in der Wand befindlichen Koje, drei Betten, Frühstück, Aufwartung, die Woche zu acht Thalern. Das alte Ehepaar

*) Mitgetheilt aus dessen Reisetagebüchern.

*) Jetzt soll jenes Gasthaus in einem förmlichen Hotel erweitert und sehr verbessert sein.

Digitized by Google

wird mir immer in freundlichster Erinnerung bleiben. Der Mann, in seinem Aeußern höchst einfach, glich mit seiner kurzen Steuerjacke, blauen Hosen und rundem, schwarzem Hut einem gewöhnlichen Matrosen, aber er hatte sich umgesehen in fernen Oceanen und machte noch vor kurzem manche Fahrt nach Hamburg, Bremen, Husum und Helgoland. Die Frau war eine hohe Gestalt mit einem regelmäßigen, angenehmen Gesicht, dem man es immer noch ansah, daß es einst schön gewesen sein mußte. Die schlauen Augen hatten ungeachtet des Alters noch etwas Schalkhaftes, aber um den Mund zuckte dabei stets ein gutmüthiges Lächeln, auch regierte die gute Alte ihr Haus mit löblicher Sanftmuth. Nicht ein einziges Mal habe ich gehört, daß sie ihr Dienstmädchen, das den friesischen Namen Jula führte, gescholten hätte. Indessen ist freilich auch das Gesinde auf Föhr ein anderes, als zu Berlin und Dresden. Man hört von keinen Klagen zwischen den Herrschaften und Dienstboten, von keinen sorgwährenden Betrügereien der Letzteren, von keiner Ueberhärtung durch die Ersteren. Alle Dienstboten gehen dort einfach und schlicht einher, nicht mit großen Hüten und Sonnenschirmen, haben hohe Achtung für ihre Brotherren und wechseln diese nicht alle Quartale. Meine gute Frau Mumme Volkart Paulsen trug sich ganz wie die echten Insulaner in der dortigen Nationaltracht, einem dunklen, malerisch gewundenen Kopftuch, dem Spenzer und dem Gürtelschloß. Mir zu Gefallen erschien sie später auch einmal in ihrem Brautstaat, der gleichfalls in einem dunklen Mieder mit vielen silbernen Ketten bestand und mit goldenen und silbernen Medaillen geschmückt war.

Man behauptet, Föhr sei ein abgerissenes Stück des festen Landes und erst seit dem funfzehnten Jahrhundert eine Insel. Es soll seinen Namen von der Föhre haben, welche, als es noch mit dem Festlande zusammengehangen, zwischen diesem Theile des alten Nordfrieslandes und Nordstrand über die schmale Tiefe hinüber führte. So viel ist gewiß, daß das feste Land in jener Gegend früher ganz anders gestaltet war und zum Theil untergegangen ist. Die ganze Westküste Schleswigs war früher ein vielfach vom Wasser durchfurchtes Land und hat von Alters her durch Ueberschwemmungen stets ungemein viel gelitten. Ganze Kirchspiele, ja, größere Landestheile sind mehr als funfzig Kirchen liegen in den Fluthen begraben.

Die Verbindung mit dem festen Lande hat in neuerer Zeit sehr zugenommen und wird jetzt durch eine regelmäßige Dampfschiffahrt von und nach Husum befördert.

Die Lage der Insel Föhr ist eine sehr begünstigte und geschützte. Im Norden bildet die lange Insel Sylt eine Art von Schutzmauer, im Westen deckt die Insel Amrum mit ihren reichen Austern-Bänken die Flanke, im Süden bilden verschiedene kleine Inseln und Halligen eine Art von schützenden Vorposten. Unter den Halligen versteht man die kleineren, aus dem Wasser sich erhebenden Erhöhungen, welche ursprünglich wahrscheinlich nur Sandbänen waren und keine Deiche oder Dämme haben, wo vielmehr die Häuser auf künstlichen Anhöhen ruhen, die man Werfte nennt. Sie werden oft von der Flut arg heimgesucht, ja, nicht selten werden die Häuser fortgerissen; aber kaum ist das Meer von der Insel gewichen, so kehrt der alte Besitzer zurück und erbaut sich sein Häuschen aufs neue. Dabei bieten diese Halligen so wenig, daß man kaum begreift, wie die Bewohner so voll Liebe daran hangen. Geringe Weihzucht, Butter, Milch sind das Einzige, was ihnen Nahrung giebt. Dennoch kommen sie, außer bei seltenen Nothfällen, in der Regel nur wenige Male jährlich zum Einkauf nach dem benachbarten Föhr. Zwei bis drei solcher Halligen haben gewöhnlich einen gemeinsamen Geistlichen, der ein patriarchalisches Ansehen genießt und als Orakel der Bewohner gilt.

Föhr hat einen Umfang von fünf Meilen, ist ungefähr fünfvierteil Quadratmeilen groß, eine Meile breit und anderthalb Meilen lang. Es zerfällt in zwei Theile, deren jedem ein besonderer Vogt vorgesetzt ist, welcher die Justiz-, Polizei- und Kommunal-Verwaltung besorgt. Der eine Theil heißt die Landschaft Oster-Land Föhr, der andere ist der Dick Wester-Land Föhr. Letzteres mit Amrum gehört ganz zur Krone Dänemark, nicht zu dem Herzogthum Schleswig.

Die Einwohner von Föhr sind höchst friedliebend und vertragen durch ihre löbliche Eintracht wenig ihren deutschen Ursprung, da im großen Stammlande leider noch immer nur zu oft die Zwietracht herrscht. Manifestations-Eide und betrügliche Bankerott kennt man fast nur dem Namen nach; böse Schuldner, die selbst gegen Personal-Arrest unempfindlich sind, giebt es nicht. Executionen kommen höchst selten, Ehescheidungen und Diebstähle gar nicht vor, und alle Prozesse werden gütlich geschlichtet, so daß Aktenstöße, wie in Deutschland, gar nicht zu sehen sind. Advokaten, die sich auf Föhr niederlassen wollten, sind bald wieder fortgereist, um nicht zu verhungern. Die Gefängnisse sind fast in Verfall gerathen, da sie gar nicht benutzt werden. Die meisten Haus- und Stubenthüren haben zwar Schlösser, aber keine Schlüssel, und viele Häuser können nur von außen verschlossen werden. Man läßt aber auch in der Regel Tag und Nacht Thüren und Fenster sorglos offen stehen, da es keinem Einheimischen jemals einfällt, zu stehlen. Etwa vorkommende Diebstähle werden nur von Fremden verübt. Die Ehrlichkeit auf der Insel ist bewundernswerth: Man stubenschlüssel lag nach dem Wunsche meiner Wirthin stets auf der Tisch des Hausflurs oder Ladens, wo fortwährend viele Menschen verkehrten, aber mir hat nie das Geringste gefehlt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Ackerbau und der Frieden.

(Schluß.)

Vergessen wir es aber niemals, daß all diese Mittel, die mehr oder weniger direkt vom Staate ausgehen: öffentliche Arbeiten, Kredit-Institute, große Gesellschaften — sie können alle nur beiläufig mitwirken. Die einzige Kraft, die mächtig genug ist, der Unthätigkeit der Bevölkerung zu entsprechen, ist — das individuelle Interesse. Alle Morgen, an allen Punkten Frankreichs, stehen Millionen Landbauer — ob Grundbesitzer, Meier oder Pächter — auf, spannen ihre Arbeitsthiere an; jeder kennt durch lange Erfahrung die Stärke und Schwäche seines Ackers, jeder hat die Bedürfnisse seiner Familie zu befriedigen. Wo der Staat durch seinen Zwischentritt diese von der Noth angespornte Thätigkeit der zahlreichen Arbeiter irgendwie hindern könnte, da muß er einhalten. Bis wir es anders und besser machen, als sie, bleiben sie immer diejenigen, die uns ernähren.

In den beiden Faktoren der landwirthschaftlichen Production, der Arbeitskraft und dem Kapital, tritt noch ein dritter: der spezielle Unterricht, den theils die Praxis, theils die Wissenschaft giebt. Hier kann die Thätigkeit des Staates wesentlicher und ohne große Opfer eingreifen. In erster Reihe der Unterrichtsmittel stehen die öffentlichen, den Wetteifer erweckenden Schaustellungen. Schon im vorigen Jahre hatten die Ackerbauste einen vollständigen Erfolg, dieses Jahr war er glänzend. Allerdings sahen wir lieber, wenn die landwirthschaftliche Industrie, wie in England, die Initiative ergriffen hätte: es wäre mehr Wahrheit, mehr Ernst, mehr Nutzen bei diesen Festen. Leider hat sie es unterlassen, und unmöglich konnte dem Mangel leicht abgeholfen werden, als es der Staat gethan. Nach unserer Gewohnheit haben wir auf den ersten Coup an Zierlichkeit und Reichthum die schönsten Ausstellungen Englands übertroffen. Was uns an Realität abging, ersetzten wir durch den Schein. Anstatt der nach einander an allen Enden Englands blos von den Beiträgen der Unterzeichner veranstalteten Ausstellungen auf freiem Felde, in Sonnenglut und Regen, hatten wir einen unermeßlichen Garten, unter den Wölbungen eines unvergleichlichen Palastes, mitten in der prächtigsten Hauptstadt und der schönsten Promenade der Welt, Bäume, Rasenplätze, Blumen, Statuen, Springbrunnen, geschmackvoll ausgezierte und aufs sauberste gehaltene Verschläge ohne Zahl für die Thiere, von allen Racen Europa's ausgesucht und auf Staatskosten herbeigebracht und gefüttert — Wärter von allen Nationen: Tyroler, Schweizer, Ungarn, Schotten in ihren malerischen Trachten — und unter diesen Wundern luftwandelten unsere eleganten und schönen Frauen in Frühlingstoilette, erstaunt, daß die Landwirthschaft, diese so schmutzige Kunst, so anmuthig und reizend anzusehen könne.

An sich hat uns die Ausstellung von 1856 eben nichts Neues gelehrt, und doch hat sie das unschätzbare Ergebniß, daß der Gleichgültigste und Ungläubigste eine dem Publikum bis dahin fast unbekannte Reihe von Thatsachen mit Händen greifen kann. Jedermann weiß jetzt, daß die Agrikultur wie die Industrie ihre Erfindungen, ihre Wunder hat; daß ein Ochs von Durham oder Angus, eine Schweizer Kuh, ein Schwein von Esser u. a. ebenso staunenswerthe Produktionen sind, wie eine Lokomotive oder ein mechanischer Webestuhl. Die schlechten Späße gegen diese früher im Versailler Institut zusammengebrachten Thiere, die man sonst so beifällig belachte, dürften heutzutage wirkungslos verhallen. Hört man mit Staunen, daß Stiere um dreißigtausend Francs abgehen, so macht man natürlich den Schluß, daß die wohlgeleitete Landwirthschaft eine gewinnreiche Speculation werden könne. . . .

Kein Zweifel, daß die Nationalkultur aus dieser, wie aus der vorigen Ausstellung wahren Nutzen ziehen wird. Nur muß man die Wirkungen dieser großen Central-Ausstellungen nicht überschätzen; die provinziellen machen weniger Lärm und sind doch viel wirksamer, indem sie mehr den Landwirth aufsuchen. Jene streifen nur die großen Massen, und die leichte Erschütterung, die sie diesen mittheilen, erfährt dicht an dem offiziellen Zelte, wo die Preise vertheilt werden. Nach dem englischen Muster gebildet, können die Ausstellungen keinen anderen Zweck haben, als die Bodenkultur im Großen zu entwickeln, und diese Art des Landbaues, in England so blühend — man weiß wie sehr sich die jetzt unser National-Charakter gegen sie gesträubt hat. Ist es diesen Schaugepränges vorbehalten, den landwirthschaftlichen Unternehmungsgeist tief genug anzuregen, um den Reichthum neue Quellen zu öffnen? Das ist die Frage.

Digitized by Google

Der Staat kann und soll dazu noch ein Reizmittel, vielleicht das wirksamste, anwenden: den landwirthschaftlichen Unterricht. Es hat eine Zeit gegeben, wo er beständig an der Tagesordnung war; ihr folgte eine andere, wo er ganz aus der Mode kam; heute sehen wir ihn, in Folge der andauernden Theurung, wieder auftauchen. Die Sache ist die, daß der Unterricht, wie jedes Rezept, nicht die Macht hat, die Gestalt Frankreichs in Einem Tage umzuwandeln. Wie Alles, was man auf die Spitze treibt, verfällt er ins Lächerliche, und in dem System, öffnzielle Meiereien, von öffentlichen Beamten auf Staatskosten bestellt, über das Land zu streuen, ist kein gesunder Menschenverstand. Ebenso ungereimt aber ist es, in Abrede zu stellen, daß der landwirthschaftliche Unterricht seinen Nutzen habe. Zeugniß davon geben alle civilisirten Nationen, und es wäre seltsam, wenn Frankreich sich ausschließen wollte. Wenn man vor den Kosten zurückschreckte, ließe es sich noch begreifen, daß Anstand genommen wird; allein, was sind in einer Zeit, wie die unsrige, zwei Millionen, herausgabt, um sich die besten Mittel, die Bevölkerung zu nähren und zu kleiden, durch Belehrung anzueignen! Die Unterhaltung des Boulogner Gehölzes kostet mehr.

Heute noch, wo man anfängt, umzulernen, ist die Vorstellung vom landwirthschaftlichen Unterricht falsch und beschränkt. Da heißt es, man müßte ihn in die Elementarschulen einführen, als wenn es Frankreich an Feldarbeitern fehlte! Wir besitzen die ersten in der Welt, und wenn es sich um das Praktische der Ackerbestellung handelt, so versteht Jeder unter ihnen mehr, als alle Professoren zusammengenommen. Die Praxis im engsten Sinne, die läßt sich nicht durch Theorie mittheilen; was noth thut, ist, Belehrung über die Anwendung der Wissenschaft und des Kapitals. Wer, der Gesammtausstellung gegenüber, kann sich noch einbilden, daß die Agrikultur für alle Zeiten ein Werk der Dummheit und der Armuth sei! Wer hat diese künstliche Mastung, diese Analysen der Bodenarten, diese geologischen Proben, diese sinnreichen Maschinen, diese genauen Werkzeuge, diese aus längst bekannten Pflanzen neugewonnenen Erzeugnisse — wer hat das Alles gesehen und könnte noch glauben, daß die Chemie, die Physik, die Zoologie, die Botanik, die Mechanik, kurz, daß die Wissenschaften überhaupt mit der Bearbeitung des Bodens Nichts gemein haben? Soll sich die ackerbauliche wie die gewerbliche Industrie umgestalten, soll sie die reichen und gebildeten Klassen — und sie allein können ein neues Element hereinbringen, an dem werthhaltigen Element selbst es nicht — in ihr Interesse ziehen: so müssen die edelsten Geisteskräfte in Anspruch genommen werden. Die Blumenkörbe, die gemalten Verschläge, die gekämmten und geglätteten Thiere — diese ganze Kokketerie hat ihren Werth, wenn man zugleich das Gediegene, Nachhaltige nicht aus den Augen setzt; nach dem pikanten Reiz des Putzzimmers kömmt die ernste Arbeit des Laboratoriums.

Die wenigen öffentlichen Landwirthschaftsschulen, welche die Rechtung überlebt haben, trugen nicht wenig zu dem Glanz der Ausstellungen von 1855 und 1856 bei. Daraus folgt aber durchaus nicht, daß der Stand die Agrikultur leiten müsse. Er kann den Weg zeigen, aber nicht leiten. Er kann mitwirken, den Ackerbau zu fördern, nicht durch die Bildung von Tagelöhnern, denn die bilden sich selbst; sondern durch die Bildung tüchtiger Männer, die an die Spitze großer Unternehmungen treten. Nur von wohlhabenden Gutsbesitzern kann der neue Impuls ausgehen, wenn sich inzwischen überall eine Klasse guter Pächter herangebildet hat. Diese Gutsbesitzer brauchen gerade nicht selbst Hand an den Pflug zu legen — mit seltenen Ausnahmen sind die Gutsbesitzer schlechte Landwirthe — allein sie können ihren Pächtern und Meiern mit Rath und That beistehen, sie durch ihre Gegenwart ermuntern, bisweilen das Steuer ergreifen, um ihnen über ein Hinderniß wegzuhelfen. Damit sie nun die nöthige Entschlossenheit und Einsicht bringen, muß die Erziehung nicht eine schroffe Scheidewand zwischen ihnen aufrichten, und ihre Intervention darf für die von ihnen Abhängigen nichts Demüthigendes haben. So lange die französischen Gutsbesitzer nicht in dem Landleben Ehre, Genuß und Vortheil finden, so lange sie den Aufenthalt in den großen Städten vorziehen, ist die einzige Aussicht, in Frankreich die Bodenkultur im Großen zu betreiben, verloren: die Wage des Kleinbesitzes wird Alles mit sich fortreißen.

Um ein vollständiges Programm für die Entwickelung der Agrikultur zu entwerfen, müßte ein ausführliches Regierungs-Programm damit verbunden werden. Hier sollten nur die allgemeinsten Züge angedeutet sein. In allen Dingen ist, wie man schon daraus sieht, auf Maßregeln der rechten Mitte zurückzukommen. „Wer über die Mitte hinausgeht", sagt Pascal, „der geht über die Gränze des Menschlichen hinaus; die Größe der menschlichen Seele besteht darin, sich innerhalb dieser Gränzen zu halten".

„Wenn ich", so lauten die Schlußworte der lehrreichen Abhandlung, „manchmal mit geschlossenen Augen eine ideale Welt träume, so sehe ich nicht einen künstlichen See umkränzt mit nachgemachten Seenhütten, nicht Baumgänge, zwischen welchen unzählige Kutschen rollen, die gestern gekauft sind, um wahrscheinlich morgen wieder verkauft zu werden; nicht eine müßige, aufgeputzte Menge mitten in einer entzündeten, aber nur gemalten Landschaft. Ich sehe die Wirklichkeit statt des Scheines, eine wirkliche Flur von einem wirklichen Bach bewässert, besäet mit ländlichen Wohnungen, bevölkert mit arbeitsamen Familien. Die Kunst des Menschen, überall die Mängel der Natur ausgleichend, hat dort die Vereinigung des Schönen mit dem Nützlichen wirklich gefunden. Der Bach, in seinem Bette gehalten, wälzt friedlich sein klares Gewässer und befruchtet durch Seitenkanäle die Ebenen, die er durchzieht, anstatt sie durch seine Ueberschwemmungen zu verwüsten. Die üppig grünenden Wiesen, in unabsehbare Ferne sich streckend, aufs sorgsamste gepflegt, nähren unzählige Thiere: da weiden wollebedeckte Schafe, kräftige, schnellfüßige Rosse, Kühe mit milchstrotzenden Eutern. Durch wogende Kornfelder und traubenreiche Weinberge winden sich wohlunterhaltene Straßen; Wagen mit den Früchten der Aernte und Weinlese hochbeladen durchrennen sich leicht in allen Richtungen. Die Häuser, nicht ganz so nett wie, aber bei weitem bequemer als die zierlichst ausgeschnittenen Sennhütten, sind ebenfalls mit Blumen und Lauben umgeben; allein die sie bewohnen und besitzen, haben sie mit eigenen Händen angeschmückt und schmecken in Frieden eine Behaglichkeit, die sie durch ihr Tagewerk gewonnen haben. Zu geringer Entfernung zeigt sich die Stadt, ebenso gut beleuchtet und wohlgepflastert, wie die Kapitale; sie hat nur einige Tausend Einwohner, die sich mit Gewerbe, Kunst und Wissenschaften beschäftigen, und die durch ihre kleine Zahl und ihre Exsparnisse vor den Gefahren dichtgedrängter Bevölkerungen geschützt sind. Hinter hundertjährigen Hochwäldern ragen hier und da einige Edelsitze, worin die ehrenhaft erworbene und ehrenhaft ausgefüllte Muße weilt, deren Herren durch ihren nützlichen Einfluß und den Gebrauch ihrer großen Kapitalien hochgeachtet sind. Ueberall ehrlich erworbener Reichthum, nirgends Bestechlichkeit, Luxus und Spiel; und, um das Glück, so weit es der Mensch hienieden genießen kann, zu krönen, erhebt sich auf diesem zumal bewegten und ruhigen Schauplatz die Kirche, die Allen den Gedanken an Gott ins Gemüth ruft und sie durch die Aussicht ins Unendliche über die unvermeidlichen Uebel unserer Natur tröstet.

„Leider ist es hier leichter, das Falsche als das Wahre zu erlangen: jenes erfordert nur einige Millionen, die man mit Geschmack verwendet; dieses fordert viel mehr Zeit und Mühe. Seht aber auch den Unterschied in den Ergebnissen: mit wie viel höherer Wonne weilen Auge und Herz auf dem Wesen, als auf dem Schein!"

Nord-Amerika.

Eis und sein Verbrauch in Nord-Amerika. *)

Eis wird nicht mehr als ein Luxusartikel betrachtet, es ist unentbehrlich wie Milch, Fleisch oder Brod im Haushalt einer Hausfrau. Hätten wir hier z. B. Quellen und Brunnen mit kaltem, frischem Wasser, so brauchten wir nicht die Menge Eis, die wir jetzt alljährlich verkaufen. Bei einer Bevölkerung von 700,000 consumirt Newyork über 300,000 Tonnen jährlich. Unser Trinkwasser erhalten wir aber auch erst, nachdem es etwa 25 Meilen durch Ziegelstein-Aquädukte und eiserne Röhren gelaufen ist; der Geschmack ist natürlich fade und lau; wodurch anders soll man es nun bei großer Hitze frisch und trinkbar machen, als durch Eis! Ob es nun aber der Gesundheit zuträglich, ist eine noch unentschiedene Frage — manche Aerzte sagen, trinke das Wasser, welches nur mittelbar durch Eis gekältet ist; andere meinen, das geschmolzene Eis selber sei das Beste. In einigen Krankheitsfällen wird es auch angewendet, z. B. bei entzündetem Magen soll man Eisstückchen verschlingen, bei Gehirnentzündungen wird es auf den Kopf gelegt. Ist eine Sache in Mode, so ist sie natürlich für Alles gut.

Das Eis als einen Export-Artikel zu betrachten, wurde in größerm Maßstabe zuerst in Boston und der Umgegend versucht. Da hat man Eisplätze, Eisläger ꝛc. und eine Menge anderer Sachen erfunden, die die Eisärndte billiger und schneller machen.

Der Hauptverbrauch des Eises ist in den Vereinigten Staaten selbst, und nur 70—100,000 Tonnen werden nach den westindischen Inseln, Brasilien, Peru und Ostindien verschifft.

Der Verbrauch in den Vereinigten Staaten vertheilt sich in folgender Weise:

	Tonnen		Tonnen		Tonnen
Boston	60,000	Washington	20,000	St. Louis	25,000
New-York	300,000	Charleston	15,000	Cincinnati	25,000
Philadelphia	200,000	Mobile	15,000	San Francisco	15,000 ꝛc.
Baltimore	45,000	New-Orleans	40,000.		

Der Verbrauch in den einzelnen Städten richtet sich danach, ob das Trinkwasser durch einen Aquädukt oder durch natürliche Quellen-

*) Nach amerikanischen Blättern.

Digitized by Google

Brunnen erhalten wird; das Verhältniß ist größer beim ersteren als beim letzteren. New-York und Philadelphia, und gewöhnlich auch Baltimore und Washington, gewinnen das Eis für ihren eigenen Verbrauch in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Fast alle anderen Städte erhalten das Eis von Boston. In der Nähe von Baltimore und Washington ist Mitte Dezember die erste harte Kälte, die das Wasser bis zu 4 und 6 Zoll dickes Eis gefrieren macht, und dies wird seit einigen Jahren jedesmal eingebracht; Mitte Februar kommt aber gewöhnlich eine noch stärkere Kälte, diese bringt das Eis bis 6 und 8 Zoll Dicke, und das giebt die Hauptärndte.

New-York selbst, mit einer Eisärndte im Winter 1855 auf 1856 von 337,000 Tonnen, hat bisher fast kein Eis exportirt; jetzt scheint es aber zu beginnen, da es dies Jahr z. B. einige 30,000 Tonnen mehr produzirte, als es konsumirte.

New-York besitzt 5 Eis-Compagnieen:

1) die Knickerboder, welche aus drei verschiedenen Compagnieen entstanden ist, mit einem Kapital von 900,000 Doll. arbeitet und ihr Eis von den Rockland- und Highland-Seen holt, hat letzten Winter 250,000 Tonnen gewonnen;

2) New-York und Brooklyn, Kapital unbekannt, schneidet ihr Eis im Hudson bei Athens und hatte am 1. April 40,000 Tonnen in ihren Lagerhäusern;

3) Independent, benutzt ebenfalls das Eis des Hudson bei Athens und hat im Laufe des Winters 20,000 Tonnen aufgespeichert;

4) Peoples, hat ihr Eis vom Hudson bei Catskill und soll 10,000 Tonnen gelagert haben; und endlich die

5) Passaic, welche ihr Eis im Reservoir in Jersey City schneidet, hat 7000 Tonnen eingelegt.

Eis wird zu 25 Cts. pro 100 Pfund oder 5 Doll. pro Tonne im Kleinhandel verkauft, es gros ist der Preis 2 Doll., zum Verschiffen 1½ Doll. Dies ist in den nördlichen Städten bei großen Vorräthen, im Süden ist der Preis oft 5 und 6 Doll. pro Tonne en gros. In San Francisco wurden im Anfange fabelhafte Preise bezahlt, oft über 1 Doll. pro Pfund. Jetzt holt San Francisco seinen Bedarf von den Sitka-Inseln.

Boston produzirt circa 4—500,000 Tonnen, aber davon wird nur der siebente Theil in Boston selbst verbraucht. New-York dagegen verkauft seine 300,000 Tonnen an die Konsumenten direkt. Die Compagnieen senden theilweise selbst Wagen umher, oder einzelne Leute laufen pro Tag so und so viel Tonnen und fahren es, wie die Compagnieen, den Kunden ins Haus.

Das Kapital sämmtlicher Eis-Compagnieen in den Vereinigten Staaten wird auf 6—7 Millionen gerechnet, und die Verkäufe sind wenig unter dreißig Millionen. Dies ist gleich dem vierten Theil des Werthes der Baumwoll-Aerndte und gleich dem fünften des Weizens.

Boston, der Haupt-Eisplatz der Union und der Welt, beschäftigte 1855 nicht weniger denn 520 Schiffe für den Eis-Export und wird die Seefracht dafür auf 450,000 Doll. veranschlagt, die Landfracht ist circa 90—100,000 Doll. — Die zur Einbringung des Eises beschäftigten 8—10,000 Personen erhalten 1¼ Doll. (1½ Thlr.) pro Tag.

Der eigentliche Aufschwung des Eishandels datirt erst seit ungefähr 1835, früher war er unbedeutend. Wo giebt es eine ähnliche Industrie, die binnen einer so kurzen Zeit zu solcher Bedeutung gestiegen ist?

Mannigfaltiges.

— Englische Memoirenliteratur. Den vom Herzog von Buckingham aus seinen Familienpapieren geschöpften Veröffentlichungen über den Hof und die Regierung Georg's III. hat derselbe jetzt ähnliche Memoiren über die Regentschaft des Prinzen von Wales, nachherigen Georg's IV., folgen lassen.*) Wie ihre Vorgänger, bestehen diese Denkwürdigkeiten hauptsächlich aus dem Briefwechsel Lord Grenville's, Minister des Auswärtigen unter Pitt und Premierminister von 1806 bis 1807, mit seinem Bruder, dem Marquis von Buckingham, der, auf sein fürstliches Schloß Stowe zurückgezogen, von ihm über die politischen Beziehungen und Intriguen der Zeit an Fait erhalten wurde. Diese vertrauliche Korrespondenz, die wohl nie das Licht der Welt erblickt hätte, wenn der edle Herausgeber nicht durch finanzielle Nothstände gezwungen worden wäre, seine Familiengeheimnisse profanen Blicken zu enthüllen, rollt ein merkwürdiges Gemälde von den Ständen am englischen Hof im zweiten Dezennium unseres Jahrhunderts auf, und wenn man den hervorstechenden Charakter des Prinzen und seiner Gemahlin und die Sittenlosigkeit ihrer Umgebung betrachtet, so wird man, trotz aller pessimistischen Anschauungen, einräumen müssen, daß wenigstens in den höchsten Regionen Englands seit jener Zeit eine gründliche und wohlthätige Veränderung vorgegangen ist. Auch über die auswärtige Politik findet sich in den Grenville-Papieren manche wichtige Mittheilung, namentlich über die Vorbereitungen zu Napoleon's Feldzuge gegen Rußland und den Einbruch, den sie in Europa hervorbrachten. „Es ist die feste Ueberzeugung Lord Wellesley's (des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten)", heißt es in einem Schreiben an den Marquis von Buckingham vom 17. September 1811, „daß in der Lage Europa's ein wesentlicher Umschwung zum Besseren bevorsteht, den man seinen Rathschlägen verdanken wird. Ich erfahre, kömmt es ihm sehr zu statten, daß es ihm gelungen ist, einen gewissen Pozzo di Borgo zu gewinnen, einen Korsen, einen nahen Verwandten Bonaparte's, dem Letzterer vergeblich die ehrgeizigsten Anerbietungen gemacht hat, so daß Beide jetzt die bittersten Feinde sind. Dieser Mann soll der geschickteste Kopf in Europa und allgemein auf dem Kontinent als solcher anerkannt sein; mit ihm und Lord Wellesley beständige Konferenzen, und von seinen Rathschlägen und seiner Klugheit erwartet man die heilsamsten Resultate." Es geht aus dieser und anderen Stellen hervor, daß die britischen Staatsmänner der Expedition Napoleon's schon von vorn herein ihren unglücklichen Ausgang prophezeiten, obwohl die Prämissen, worauf sich ihre Ansicht zum Theil beruhte: daß Preußen und Oesterreich sich sofort gegen Frankreich erklären würden, daß ersteres bereits eine Armee von 124,000 Mann aufgestellt habe u. s. w., unbegründet oder vielmehr verfrüht waren. — Das Geschick, mit welchem der Herzog von Buckingham sich seines Redactions-Amtes entledigt hat, ist eben nicht sehr zu loben; der Kommentar, durch den er die Briefe begleitet, ist oft mit dem Text in direktem Widerspruch und verräth allzusehr das Bestreben, die in jenen gegebenen Enthüllungen obzuschwächen und den so offen an den Tag gelegten Blößen hoher Personen einen decenten Mantel umzuhängen. Diese Tendenz läßt sich vielleicht durch den Umstand erklären, daß der Verfasser zu den entschiedensten Hoch-Tories gehört, während sein Familie, deren Papiere ihm vorlagen, von je her unter die Whigs oder wenigstens unter die Oppositionsmänner zählte, bis sein Vater im Jahre 1822 seine Grundsätze gegen einen Herzogstitel vertauschte. Von den historischen Schnitzern, an denen es nicht ganz fehlt, ist der Passus Bd. II. S. 43, in welchem von den Siegen „unserer Alliirten, der Oesterreicher, in Schlesien, bei Calme (Kulm!) und Dennewitz" die Rede ist, einer der wunderlichsten.

*) Memoirs of the Court of England during the Regency, 1811—1820. From original family documents. By the Duke of Buckingham and Chandos, K. G. 2 Vols. London: Hurst & Blackett. — Berlin, A. Asher & Comp.

— Deutsche Werke in englischer Uebersetzung. In der von dem Londoner Verleger Bohn unter dem Titel „Standard Library" herausgegebenen Sammlung klassischer Werke englischer und ausländischer Schriftsteller ist auch eine Uebersetzung der „Carafa di Maddaloni", von Alfred v. Reumont, enthalten.*) Uebrhaupt ist in dieser Sammlung die deutsche Literatur besonders stark vertreten; man findet in derselben Schiller's sämmtliche Werke, Gothe's „Dichtung und Wahrheit", „Faust", „Tasso", „Iphigenia", „Werther" ꝛc., Menzel's „Deutsche Geschichte", Reander's „Kirchengeschichte" und „Leben Christi", Ranke's „Geschichte der Päpste" und „Serbische Revolution", die ästhetischen und literatur-historischen Arbeiten Fr. v. Schlegel's und mehrere andere. Es wird also hierdurch dem englischen Publikum Gelegenheit geboten, sich mit einigen der schönsten und gediegensten Erzeugnisse des deutschen Geistes bekannt zu machen und zwar mit verhältnißmäßig geringen Kosten, indem der Preis eines schön ausgestatteten und mit Portraits und anderen Illustrationen versehenen Bandes der „Standard Library" auf 3 Schill. 6 P. (1 Thlr. 5 Sgr.) gestellt ist. Ein anderes verdienstvolles Unternehmen des Herrn Bohn ist die „Scientific Library", die unter Anderem Uebersetzungen von Humboldt's „Kosmos", „Ansichten der Natur" und „Reise in Amerika", Oersted's „Geist in der Natur", Stöckhardt's „Schule der Chemie" und „Chemische Feldpredigten" ꝛc. giebt. So bricht sich deutsche Wissenschaft und deutsche Literatur immer mehr Bahn in den stammverwandten England.

*) The Carafas of Maddaloni: Naples under Spanish Dominion. Translated from the German of Alfred de Reumont. London: H. G. Bohn. Berlin, A. Asher & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedit. Neumann, Neuenwall Nr. 24), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 97. **Berlin, Dienstag den 12. August** **1856.**

Belgien.

Jacques de Lelaing,
der belgische Ritter ohne Furcht und Tadel.*)

Zwischen der Stadt Namur und dem altfränkischen Orte Dinant bietet sich dem Geschichtschreiber eben so viel Interessantes, als dem Touristen und Künstler Malerisches dar. Namur ist heutzutage wegen seiner Schneidewaaren berühmt, wie in früherer Zeit wegen seiner „scharfen Klingen" anderer Art. Don Juan, der Sieger von Lepanto, liegt in dieser Stadt begraben, ein Opfer des Giftes und der Eifersucht seines Bruders Philipp. Hier erwarb der große Ludwig militairischen Ruhm, während Boileau seinen poetischen verdunkelte, als er die Thaten des königlichen Soldaten in Verse zu bringen suchte. Und wer kann an St. Nikolausthor stehen, ohne an Onkel Toby (in „Tristram Shandy") zu denken und an die Franzosen, die auf dem Glacis von Namur starben? Heutzutage hat der Ort allerdings ein etwas langweiliges und trämerisches Ansehen, wie ich denn auch im Buchhändlerladen am Bahnhofe, in den ich einmal hineinschlenderte, mehr Exemplare von „Traumbentern" als von irgend welchen anderen, ernsten oder lustigen Schriften gefunden habe.

Dinant, ein kuriöses altes Städtchen, hinter dem sich hohe Kalkstein-Felsen erheben, die es von seinem schmalen Standplatz hinab in die Maas zu stoßen scheinen, hat noch blutigere Erinnerungen, als selbst Namur; aber von diesen will ich hier nicht reden. Zwischen den beiden Städten, am pittoreskesten Theil des Stromes und auf dem höchsten Felsen, der ihn überragt, liegen die weitläufigen Ruinen des alten Titanenschlosses Poilvache, einst die etwas geräuschvolle Wohnung jener fürchterlichen Brüder, die in den Rittergeschichten als „die vier Haymonskinder" figuriren. An einem der wenigen schönen Abende des vergangenen Sommers sah ich von dem entgegengesetzten Ufer noch dieser Bergwand hinauf, umgeben von Gruppen jener mit funkelnden Augen, sanften Stimmen und gesunden Mutterwitz begabten Wallonen, die von einer römischen Legion abstammen sollen, deren Mitglieder das Land colonisirten und die Landestöchter heirateten. Mir zur Seite stand ein wallonischer Priester, der das Französische mit starkem vlaemischen Accent sprach. „Sind diese Leute", sagte ich zu ihm, „ein zufriedenes Völchen?" Er winkte einem heiter blickenden alten Mann, und voraussetzend, daß er mit dem Schicksal, das ihn zum Arbeiten bestimmt hatte, zufrieden sei, fragte er ihn, welchen Theil seiner Arbeit er am meisten liebe? Nach einer minutenlangen Pause erwiederte der alte Bauer in recht leidlichem Französisch: „Ich glaube, daß mir keine Arbeit so süß wird, als wenn ich dort die Wiese bei Bloquemont mähe, denn von dem wilden Thymian wird die ganze Luft balsamisch." — „Aber im Winter", bemerkte ich, „mußt Ihr eine düstere und traurige Zeit haben." — „Weder düster noch traurig", sagte ein reinlich gekleidetes Weib, seine Gattin, die eben niederkniete, um die zerrissene Blouse eines wallonischen Bettlers anzubessern; „im Winter brauchen wir zu Hause kein Licht, um unsere Kinder zusammenzurufen und ihnen den Katechismus zu lehren." Der Priester lächelte. „Und wo den Frühling betrifft", fügte ihr Mann hinzu, „müßtet Ihr ihn nur genießen können; denn die Felder sind dann alle voll Blüthen, und der Himmel ist ein Gesang." — „Es ist Poesie in ihren Worten", sagte ich zu dem Priester. „Und noch etwas Besseres", entgegnete er, „es ist Liebe in ihren Herzen." ... Ich drückte mein Mitleid mit dem Loose des Bettlers aus. „Mein Loos ist nicht so beklagenswerth", sagte er, sein Haupt entblößend; „mich tröstet die Hoffnung in Gott und die Barmherzigkeit mildthätiger Menschen." Als er dieses sprach, fiel mein Auge auf einen Hirten, der sich eben unserer Gruppe angeschlossen hatte und der auf die Fähre wartete, die ihn nach dem kleinen Dorfe Houx übersetzen sollte. Ich kannte ihn beim Namen und wußte etwas von der Einsamkeit seines Lebens. „Jacques", sagte ich zu ihm, „Du wenigstens hast ein schweres Dasein und scheinst auch jetzt müde zu sein von den langen Stunden, die Du allein verbracht hast." — „Allein!" rief er, in einem fröhlichen Ton, „ich bin nie allein und nie müde. Wie sollte ich das auch sein, da ich meine Tage unter unschuldigen Thieren verlebe und mir Zeit gegeben wird, an Gott zu denken." Der Priester lächelte noch zustimmender als vorher, und ich sagte zu ihm: „Wir sind hier in Arkadien." — „Aber nicht ohne menschliche Sünde", versetzte er, und indem er auf eine breisäule stehende Frau zeigte, die bei der Pächterin in Lohn stand, fragte er diese, wie sie noch etwas mit einer landkundigen Diebin zu thun haben könne? „Ach, Vater!" erwiederte Jene, „Müßiggang und Hunger würden sie erst recht zum Diebstahl treiben; beschäftigt und gut bewacht aber wird sie bald ihre schlechten Gewohnheiten vergessen." — „Ihr seid eine gute Christin", sagte ich zu ihr, „welcher Gemeinde Ihr auch angehören möget." — „Sie ist eine gute Katholikin", entgegnete der Priester. „Ich bin das, wozu der gute Gott mich gemacht hat", war die einfache Antwort der Wallonin, „und meine Religion besteht darin, mich auf die Kniee zu werfen, wenn Alles im Hause schläft, und für die ganze Welt zu beten." — „Ja, ja!" wiederholten die Umstehenden im Chor, „das ist die wahre Religion." — „Es ist ein Theil der wahren Religion", warf der Priester ein; aber ich dachte bei mir selbst, daß er besser gethan hätte, Marie Justinens Text ohne Kommentar zu lassen.

Wir gingen zusammen das Ufer des Flusses entlang, dem Schlosse des jungen Grafen Levignen, des Eigenthümers und Bürgermeisters von Houx, gegenüber. Meine Blicke schweiften von dem modernen Schlosse zu den Ruinen der mächtigen Burg, wo die Söhne Haymon's in barbarischer Pracht saßen, immerwährenden Krieg führten und die Mutter Dessen verehrten, der der Fürst des Friedens war. Der gute Priester schien meine Gedanken zu errathen, denn er bemerkte: „Wir leben jetzt in besseren Zeiten; die Kirche ist weniger glänzend, das Ritterthum weniger glorreich, wenn es nicht ganz erloschen ist, aber unter den Menschen besteht eine engere Verbrüderung — ich hoffe es wenigstens", setzte er zögernd hinzu. „Ich kann mich", sagte ich, „nicht einer einzigen Tugend erinnern, welche Haymon und seine Kinder besaßen, mit Ausnahme eines trutzigen Muths und einer rohen Art Großmuth, nicht auf Prinzipien, sondern auf Impuls gegründet. Es ist schade, daß Belgien nicht vollkommenere Ritter aufzuweisen hat, als es die alten Herren von Poilvache waren, und daß sie keinen Helden haben, der sich mit Bayard messen kann." — „Allerdings hatte Belgien einen solchen", war die Antwort; „es besaß einen Helden, der seine ruhmvolle Laufbahn schon lange vor der Geburt Bayard's geendet hatte. Hörten Sie niemals von dem „„guten Ritter ohne Furcht und ohne Zweifel!"" — „Ich habe von dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel gehört". — „Dieser Titel", entgegnete der Priester, „war nur ein Plagiat des Ehrennamens, welchen die Zeitgenossen dem Jacques de Lelaing beilegten." Und hiermit gab er mir einen Umriß von dem Leben des „guten Ritters" und bezeichnete die Quellen, aus denen ich genauere Kunde schöpfen könnte. Die Erzählung flößte mir großes Interesse ein, und da sie hoffentlich auch die Leser interessiren wird, so erlaube ich mir, ihnen eine Skizze von der Laufbahn eines tapferen Mannes vorzulegen, der vor Bayard lebte, und der den alten Spruch rechtfertigt:

Vixere fortes ante Agamemnona.

Jacques de Lelaing wurde im Schlosse gleichen Namens im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts geboren. Das Jahr seiner Geburt ist nicht genau bekannt, aber es ist sicher, daß sie wenigstens ein halbes Jahrhundert vor der Geburt Bayard's stattfand. Er stammte aus einem edlen Geschlecht, d. h. aus einem Geschlecht, dessen männliche Mitglieder das Blutvergießen für ehrenvoller hielten, als die Wissenschaft. Seine Mutter war sowohl wegen ihrer Schönheit als wegen ihres Adels berühmt. Sie war klug, höflich und sanft (de-

*) Aus Doran's Knights and their Days (London, Bentley, 1856. Berlin, A. Asher & Comp.), einem äußerst unterhaltenden Werke, dem nur ein etwas geringerer Maß von Frivolität (die mitunter sogar in Sturrilität ausartet) zu wünschen wäre. Wie man sieht, ist schon der Titel ein Calembourg.

Digitized by Google

bonnaire), wohlgesittet und mit allen weiblichen Tugenden ausgestattet. So drückt sich zum mindesten Georges Chastellan über sie aus, der vor etwa zwei Jahrhunderten schrieb.

Jacques de Lalaing war ein frühreifer Knabe. Im Alter von sieben Jahren hatte ein geistlicher Hofmeister ihm bereits Französisch und Latein beigebracht und ihn so mit literarischen Neigungen getränkt, daß der „gute Ritter" auch in späterer Zeit Muße fand, die Feder neben dem Schwerte zu führen, wie Handschriften von ihm bezeugen, die noch heute in den Bibliotheken von Flandern und Brabant existiren sollen.

Indessen war Jacques niemals ein bloßer Student, „von dem blossen Schatten des Gedankens angekränkelt." Er liebte mannhafte Spiele und war noch in erster Jugendblüthe, als der „Damoiseau von Cleve", Neffe jenes großen Herzogs, den man ohne alle erdenkliche Ursache Philipp den Guten genannt hat, ihn von dem Schlosse Lalaing entführte und als seinen Knappen nach dem Hofe jenes Fürsten mit dem wohlwollenden Beinamen brachte.

Die Soegsalt, mit der der Jüngling zu seinem ersten Auftug in die Welt ausgerüstet wurde, beweist zugleich die Freigebigkeit und die Weisheit seines Vaters, des ehrenfesten Wilhelm de Lalaing. Der Greis schenkte seinem Sohne vier prächtige Pferde mit einem erfahrenen Reitknecht und einem „gentilhomme de service", was in gewöhnlicher Sprache einen Kammerdiener bedeutet. Im Gefolge des jungen Soldaten befand sich aber außerdem ein gelehrter „cleric", mit dem besonderen Auftrage, dafür zu sorgen, daß Jacques sein Latein nicht vergesse. Beim Scheiden gab ihm der Vater ebenso guten Rath, als Polonius an seinen Laertes verschwendete, und der hauptsächlich auf die alte französische Maxime „Noblesse oblige" hinauslief. „Sintemal", sprach der alte Mann, „Du von edlerer Geburt bist als Andere, sollest Du auch edlere Tugenden zeigen." Der herzhafte alte Vater schließt mit der Versicherung, daß „wenige große Männer durch Tapferkeit und Tugend Ruhm erworben haben, die nicht für eine Dame oder Damoiselle Liebe empfanden." Dieser Rath war etwas zweideutiger Natur, wird aber bis auf den heutigen Tag von allen jungen Leuten am besten befolgt. Jacques kam den väterlichen Ermahnungen so gewissenhaft nach, daß er sich in zwei Damen auf einmal verliebte. Wie ehrgeizige Jünglinge oft zu thun pflegen, ließ er die jungen Mädchen stehen, um zwei verheiratelten Herzoginnen den Hof zu machen, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolg. Keine von den beiden Damen argwöhnte, daß der bartlose junge Knappe, wie Macbeath in der „Bettleroper", zu gleicher Zeit ihrer Nebenbuhlerin ewige Treue schwöre.

Aber wenn Jacques zwei Frauen liebte, gab es nicht eine einzige Dame am Hofe von Burgund, die nicht in ihn verliebt war. Die tugendhaftesten von ihnen drückten seufzend den Wunsch aus, daß ihre Ehemänner oder ihre Liebhaber ihm gleich wären. Die Männer hofften ihn, während sie seine Grazie, seinen Anstand, seine unwiderstehliche Tapferkeit zu bewundern vorgaben. Jacques acceptirte mit gleichem Wohlgefallen die Liebe der Frauen und den Neid der Männer, und da er fühlen mochte, daß er Ursache habe, dankbar zu sein, so pilgerte er zum Altar der Jungfrau in Hal und brachte ihr den schuldigen Dank.

Im Jahre 1442 hatte Philipp der Gute einen „kranken Mann" in dem Herzoge von Luxemburg gefunden und hielt es für passend, sich die Besitzungen desselben zuzueignen. Jacques de Lalaing war hoch erfreut, sich diesem Raubzuge anschließen zu dürfen. Das ganze Land wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, die Stadt Luxemburg durch Ueberfall erobert und von dem guten Philipp der Plünderung preisgegeben, worauf die burgundischen Truppen nach Brüssel zurückkehrten, wo sie mit zehnfach größerem Jubel empfangen wurden, als wenn sie von einer zum Wohle der Menschheit unternommenen Expedition heimgezogen wären.

Es folgte jetzt der sogenannte Frieden, und Jacques de Lalaing, der sein jungfräuliches Schwert versucht und das Lob tapferer Männer, die Liebe schöner Frauen gewrndet hatte, beschloß, eine Reise von provinziellen Ruhmesten zu seinem eigenen Vortheil zu unternehmen. Wie in unseren Tagen Professoren ohne Zuhörer und Schauspieler ohne Anstellung von Stadt zu Stadt wandern und Vorlesungen halten, so machte Jacques de Lalaing sich auf den Weg, um Allen, die ihm begegneten, ein Kampfspiel anzubieten. Er debütirte in Nancy, wo im Jahre 1445 ein glänzender Hof mit fröhlichen Festen die Ankunft Suffolk's beging, der eine königliche Braut in der Person Margarethens von Anjou nach England führen sollte. Die französischen Ritter machten sich wenig aus dem burgundischen Soldaten; aber Jacques erklärte, daß ihn keiner im Turnier und dem Sattel heben würde, es sei denn, daß es Gott und seiner Dame gefiele.

Das Letztere war nicht wahrscheinlich, und er fühlte sich doppelt sicher, da er in die Schranken hineinritt, geschmückt mit goldgestickten Abzeichen und kostbaren Juwelen, den Gaben der Herzoginnen von Orleans und Kalabrien, von denen jede den süßen Glauben hegte, daß sie die einzige begünstigte Schöne sei, deren helle Augen Jacques de Lalaing zu seinen Thaten begeisterten. Demgemäß traf er auf diesem Turnier auch nicht mit einem Ritter zusammen, der nicht das Feld mit zerbrochenen Gliedern oder zerbrochenen Rippen verlassen hätte. „Was wird das einst für ein Mann werden", riefen Alle, „der er noch als Knabe solche Hiebe austheilt!"

In dem hieauf folgenden Bankett, zu welchem er im Triumph geführt wurde, zeigte der „Knabe" von neuem alle Eigenschaften eines Mannes. Er war so frisch wie eine erblühende Rose, so fröhlich wie eine Lerche im ersten Frühling. Die Königinnen von Frankreich und Sicilien konversirten mit ihm stundenlang, während die Damen zweiten Ranges ihn von fern betrachteten und seufzten, wohl wissend, warum und weswegen sie seufzten. Karl VII. behandelte ihn ebenfalls mit besonderer Auszeichnung und händigte ihm die reichen Preise ein, die er in dem harten Strauß des Tages gewonnen. Aber er warteten seiner in jener Nacht noch andere Belohnungen, die er noch höher schätzte. Und dem Gemache der Herzogin von Orleans trug er den reichsten Dement mit hinweg, den sie zu verschenken hatte. Dem schlich er zum Pavillon der Herzogin von Kalabrien, die, außer anderen Gaben, die sie ihm willig überließ, einen kostbaren Rubin, in einen prachtvollen goldenen Ring gefaßt, an seinen Finger steckte. Nach seinem eigenen Zimmer zurückgekehrt, ging Jacques so unverschämt glücklich zu Bette, wie ein moderner Gardist, dem es gelungen ist, zwei Kammerkätzchen zu berücken. Seinen „cleric" hatte er entlassen, und seine lateinischen Studien beschränkten sich von nun an hauptsächlich auf das Konjugiren des Zeitworts amo.

(Fortsetzung folgt.)

Schleswig.

Die Insel Föhr.

Von N. F. H. Straß.

I. Insel- und Badeleben.

(Schluß.)

Der Boden auf Föhr ist mehr sandig, als lehmreich, aber mit guter Erde untermischt und fruchtbar. Man baut Gerste, Hafer, viele Kartoffeln und in den Gärten Kohl, Bohnen, Erbsen. Was gebaut wird, steht üppig und trägt gute Früchte. Bäume sieht man nur bei den Dörfern, deren außer dem Flecken Wyck sechzehn sind; meistens sind es Ulmen, Eschen und Pappeln, doch findet man auch einige Obstbäume; indessen sind alle Bäume, der rauhen Winde wegen, nicht sie über zwölf Fuß hoch. Sonst fehlt es ganz an Waldung und Bergen. die Insel ist vielmehr flach und eben. Das nöthige Holz kömmt von fernen Lande, viel aber wird mit einer Art von Torf, mit getrockneten Grasstücken gehrigt. Zu neuerer Zeit hat man einige Fuß unter der Oberfläche, an vielen Stellen, höchst fruchtbare Erde (humus) entdeckt und diese auf die Oberfläche gebracht, nun aber mit dem günstigsten Erfolge Raps und Weitzen gebaut.

Die Hälfte der Insel ist durch hohe Ufer, die andere Hälfte durch künstliche Deiche geschützt. An gutem Trinkwasser ist kein Mangel. Man findet Cisternen und Brunnen, ja, es giebt Häuser, wo Brunnen im Hausflur sind.

Die Zahl der Einwohner Föhrs überstieg früher oft fünftausend, jetzt sind nicht viel über viertausend, weil auf der Schifffahrt jährlich wohl gegen funfzig Personen verunglücken, viele auch am Fieber und an der Auszehrung sterben. Wieder letztere bei dem anscheinend so gesunden Klima kömmt, habe ich nicht ermitteln können.

Der Hauptort der Insel, der Flecken Wyck, liegt an der Ostseite. Derselbe hat seine meiste Nahrung von der Schifffahrt und den Badegästen. Er ist erst etwas über zweihundert Jahr alt. Um das Jahr 1643 sollen sich nämlich diese Bewohner der benachbarten Inseln und Küsten, durch Ueberschwemmungen vertrieben, hier angesiedelt haben. Man nannte diese neuen Ansiedler, wie man verschiedene, Westliche, Weichlinge (von Weichen), und will hiervon den Namen herleiten, wiewohl das sehr gesucht erscheint, da Wyck vielmehr ein im Norden oft vorkommender Ausdruck ist und so viel als Bucht oder Hafen bedeutet, wie z. B. bei Schleswig (Schleswyck).*) Der Ort hat jetzt etwa sechshundert Einwohner, worunter sich einige Tischler, zwei Uhrmacher, ein Buchbinder, einige Schuhmacher, Schneider, ein Apotheker, verschiedene Kaufleute und dergleichen befinden.

Die recht stattliche Kirche steht nicht in Wyck, sondern bei dem ganz nahen freundlichen Dorfe Boldixum. Dieselbe sieht wenigstens ehrwürdiger aus, als manche der neuesten winzigen Kirchen Berlins, die man eher für Liebhaber-Theater, als für Tempel Gottes halten könnte. Der Prediger wohnt in Boldixum, eine halbe Stunde von Wyck, und hält seine recht guten Predigten in hochdeutscher Sprache.

*) Die Bezeichnung „Wiek" und „Wyk" für bewohnte Gegenden (Stadtviertel), welche am Wasser liegen, findet sich sowohl in den Niederlanden, als an den deutschen Nord- und Ostseeküsten. D. R.

Digitized by Google

Viel beschäftigte Schiffs-Werfte und eine Salzsiederei, die aus dem Seewasser ein trefflichet Salz bereitet, tragen nicht wenig zur Ernährung mancher Einwohner bei.

Die früher betriebene Oelmühle ist durch die Konkurrenz der Mühlen auf dem Festlande eingegangen.

An der Südseite, etwa eine Viertelstunde von Wyck, sind die Badesalen. Man fährt in der Regel auf kleinen offenen Wagen dahin, welche freilich nicht in Federn hängen und den vormaligen sogenannten Charlottenburger Wagen bei Berlin sehr ähnlich sehen, aber doch schnell zum Ziele führen. Diese kleinen leichten Equipagen holen in der Regel um eine bestimmte Stunde vier bis sechs Personen zugleich ab. Vom Ufer auf steigt man etwa funfzehn bis zwanzig Stufen hinunter auf das sogenannte Vorland, wo die Badekarren stehen und sich ein kleines breiteres Häuschen zum Schutz gegen Wind und Wetter befindet. Das letztere ist noch viel mangelhafter, als der ohnehin schon sehr dürftige Pavillon auf der Sandinsel oder Düne bei Helgoland, wo man indessen doch einige Erfrischungen erhält. Die Badekarren sind auf Föhr auch wenig bequem, aber doch besser, als auf Helgoland. Sie sind theils geräumiger, theils haben sie den Vorzug, wenigstens eine Art von Tisch zu besitzen. Auch findet man eine Bank und einen kleinen Spiegel. Indessen lassen alle Badekarren auf Föhr, Norderney, Wangeroge u. s. f. noch viel zu wünschen übrig. Es sollte in allen ein größerer befestigter Tisch, ein kleiner Schrank und ein etwas minder winziger Spiegel, vor Allem aber eine etwas erhöhtere, breitere Estrade darin angebracht sein, auf welcher man sich mit Sicherheit aus- und ankleiden kann, was jetzt oft wegen des eindringenden Wassers nicht möglich ist.

Da das Meer an der südwestlichen Küste der Insel weithin häufig kaum drei Fuß Tiefe hat, so wird der Badende durch ein Pferd mit dem Badekarren in der Regel einige hundert Schritt in die See gefahren, wo er entweder im Freien oder unter dem am Karren befestigten Zelte baden kann. Für Aengstliche, welche sich nicht allein in das Meer hinauswagen, ist ein besonderes Tau am Badekarren angebracht, dessen sie sich zur Sicherung des Rückweges bedienen können. Am Karren selbst ist eine kleine Treppe von etwa vier Stufen. In den Bädern muß man besondere Billets, das Stück zu vier Schillingen, lösen; dagegen ist an Kur-Taxe, für Musik u. dgl. Nichts zu zahlen, wofür in anderen Bädern bekanntlich selbst von den nicht Badenden und nicht Trinkenden gewöhnlich noch eine sehr ansehnliche Summe entrichtet werden muß, selbst wenn sie nur wenig über eine Woche bleiben.*) Man kann übrigens auch warme, Schwefel-, Douche- und Regenbäder auf Föhr zu billigen Preisen erhalten.

In Absicht der Badestunden wäre mehr Freiheit zu wünschen, welche durch Anschaffung einer größeren Zahl von Badekarren und Gesellschafts-Wagen leicht zu erreichen wäre.

Das seit dem Jahre 1819 eröffnete Seebad ward nach einer dänischen Prinzessin das Wilhelminen-Seebad genannt und ist vorzüglich durch den verstorbenen König von Dänemark sehr in Flor gekommen. Derselbe hat es nicht blos durch fünfundzwanzig Actien, welche der höchst nachahmungswerthe dänische Fond ad usos publicos nehmen mußte, unterstützt, sondern besonders auch durch seine häufigen persönlichen Besuche sehr gehoben. Wer Gelegenheit gehabt hat, den verewigten edlen Monarchen auf der Insel selbst zu sehen, wie er sich bemühte, in höchster Einfachheit jeden Zwang zu verbannen und nur für die Unterhaltung der Badegäste zu sorgen, der muß es natürlich finden, daß er sich hohe Liebe erworben hat.

Eine chemische Untersuchung des Seewassers bei den verschiedenen Bädern hat für Föhr ein sehr günstiges Resultat ergeben. Man fand zu Dobberan in dem gleichen Gewicht Wasser nur 130 Gran salziger Bestandtheile, zu Norderney 250, zu Töwningen 240, zu Cuxhaven 216, zu Travemünde 108 und bei Föhr gegen 300 Gran. Das Wasser ist allerdings bei Helgoland, wo man oft zwanzig bis dreißig Fuß tief hineinsehen kann, viel klarer, auch ist in der Regel dort mehr Wellenschlag, indessen soll doch bei Föhr die größere Salzkraft des Wassers wirksamer sein, zumal bei allen nervösen Leiden, bei Lähmungen, Gicht und Rheumatismus, starker Neigung zu Erkältung u. dgl.

Der Meeresgrund besteht aus einem feinen Sande, ohne Steine, und dacht sich nur sehr allmählich ab, so daß man mit der größten Sicherheit baden kann.

*) Es giebt Bäder in Deutschland, deren Grundherren sich von den Badegästen sogar noch einen besonderen Beitrag zur Verschönerung ihrer Grundherrschaften zahlen lassen. D. R.

Frankreich.

Die Marianne.

Aus angeblich wohlunterrichteter Quelle theilt die Daily News einige interessante Details über den Ursprung und die Organisation der sogenannten Marianne mit — jener geheimnißvollen Verbindung, deren Existenz erst durch den neulichen Monsterprozeß in Angers bekannt wurde und deren Verzweigungen sich über nicht weniger als fünfundsechzig Departements erstrecken sollen. Wir geben sie hiermit als einen merkwürdigen Beitrag zur Kenntniß der die Tiefen der französischen Gesellschaft unterwühlenden Einflüsse wieder, ohne natürlich im mindesten die Verantwortlichkeit für die von dem englischen Blatte gemachten Enthüllungen zu übernehmen.

Im Jahre 1848 suchte die Bergpartei, welche zur Zeit noch nicht die Ansichten der Sozialisten angenommen hatte und ihre Ohnmacht einerseits dem Anhange Cavaignac's, andererseits dem Sozialismus gegenüber fühlte, sich mit den damaligen Häuptern der sozialistischen Partei, wie Ledru-Rollin und Andere, zu verständigen, indem sie ihnen die Errichtung eines politischen Vereins vorschlug, der eine ähnliche Rolle spielen sollte, wie der alte Jakobinerklub. Diese Verbindung kam wirklich zu Stande und erhielt den Namen der „Solidarité". Ihre Organisation ist hinlänglich bekannt: Ledru-Rollin mit seinen Freunden von der Bergpartei und einige Sozialisten wurden Mitglieder des Generalraths, der seinen Sitz in Paris hatte. Zu allen Departements, Arrondissements und Kantons wurden Hülfsgesellschaften gebildet. Der Generalrath bestand aus vierzig Mitgliedern, unter welchen sich eine zwar nicht zahlreiche, aber äußerst energische Minorität befand, die sich dem Verein nur in der Hoffnung angeschlossen hatte, für ihre ultraradikalen Grundsätze in den weitverzweigten Affiliationen der „Solidarité" Propaganda zu machen. Diese Minorität repräsentirte die Meinungen Blanqui's, Raspail's etc.; sie war kommunistisch und revolutionair und hatte, unter dem Anschein, für die Freunde und Agenten in den Provinzen eine Menge von geheimen Gesellschaften ins Leben zu rufen, deren Mitglieder und den eifrigsten Anhängern des extremsten Sozialismus erkruiirt wurden. Obwohl der Zweck aller dieser Gesellschaften fast identisch war, wichen doch ihre Benennungen nach den verschiedenen Lokalitäten ab, in welchen sie sich bildeten. Allmählich verschwanden jedoch die Namen sowohl, als die Gesellschaften selbst, um Einem Namen und Einer Gesellschaft Platz zu machen — derjenigen, die heute als „La Marianne" so notorisch geworden ist.

Im Anfang war die Marianne nichts weiter, als eine jener Zweiggesellschaften, und ausschließlich auf das südliche Frankreich beschränkt. In diesen heißblütigen und phantasierreichen Regionen hat der Name „La Marianne" oder, im Patois des Südens, „La Marianne", der Reihe nach und selbst gleichzeitig dazu gedient, die Revolution, die Republik, den Kampf der Parteien und die Guillotine zu bezeichnen. Als die ersten revolutionären Zuckungen in der Schreckensregierung kulminirten (1793) und die Guillotine auf die Tagesordnung gesetzt wurde, sprachen die Bauern des Südens von ihr stets als von „La Marianno". Der Ursprung dieses Wortes ist folgender: Nachdem die Religionsgebräuche der katholischen Kirche in Frankreich durch den Vernunft-Kultus verdrängt worden, erschienen in den öffentlichen Festen der Dekade, an der Spitze der damals eingeführten allegorischen Prozessionen, zwei von den schönsten Mädchen der Provinz, à l'antique gekleidet, oder vielmehr entkleidet, in durchsichtigem Gewande und mit entblößtem Busen. Eine von diesen jungen Damen sollte die Vernunft, die andere die Freiheit personifiziren, allein das Volk, den alten Ueberlieferungen treu, bestand darauf, in ihnen die zwei populärsten katholischen Heiligen, Maria und Anna, die Mutter und Großmutter Christi, zu sehen, die früher an der Spitze aller katholischen Prozessionen figurirten, zuweilen durch Statuen von Holz oder Wachs, zuweilen durch wirkliche Frauenzimmer dargestellt. Als Maria und Anna durch die Freiheit und die Vernunft ersetzt wurden, pflegten die Bauern des Südens einen Vers zu singen, der so aufing:

Aro l'haven la Marianno!

d. h., endlich haben wir die wahre Maria und Anna, oder, nach der republikanischen Auslegungsweise, die Vernunft und die Freiheit vereint. Als die Thermidorianer den Vernunft-Kultus abschafften, hatten die beiden also vereinigten Worte schon die Bedeutung eines Symbols gewonnen und verwandelten sich endlich in einen Beinamen der Guillotine. Es geschah mit der Absicht, den traditionellen Ideen der südfranzösischen Bauern zu schmeicheln, als die Gründer der geheimen Verbindungen von 1848 und 1849 ihnen, besonders in den ländlichen Distrikten, den Namen der Marianne gaben.

Man wird sich des energischen und entschlossenen Widerstandes erinnern, der dem Staatsstreiche Louis Napoleon's in den Departements und namentlich im Süden entgegengesetzt wurde. Dieser Widerstand ging von der mächtigen Organisation der Marianne aus. Es ist schwer, sich einen Begriff von der Zahl der Anhänger zu machen, die von den Gründern der Marianne für ihre Gesellschaft gewonnen wurden, zumal in den Gegenden, wo der Protestantismus und das Papstthum neben einander bestehen, wie in den Departements Gard, Herault u. A.; aber man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß zur Zeit des Staatsstreichs die der Marianne affiliirten Vereine gegen eine Million Mitglieder zählten. Indessen wurden die Leiter der gegen Napoleon ausgebrochenen Bewegung entweder erschossen oder nach Cayenne und

Google

Lambesse verbannt. Nur Wenigen gelang es, zu entkommen. In Frankreich blieb nur eine Handvoll, und zwar meistens in Paris; denn da in der Hauptstadt schon Repressionsmaßregeln ergriffen worden waren, ehe noch die geheimen Gesellschaften sich in den Provinzen gebildet und organisirt hatten, waren die Mitglieder der dortigen Klubs mehr auf ihrer Hut, und es gelang ihnen oft, die Wachsamkeit der Agenten Louis Napoleon's zu täuschen. Aus diesem Kern ging die neue Propaganda hervor, die nach dem Staatsstreich ins Leben trat. In den Provinzen hatten die Häupter der Gesellschaften fast alle den Untergang gefunden, aber die Mitglieder waren noch da.

Kaum hatte man sich von dem gewaltsamen Abersaß des Dezembers 1851 erholt, als die revolutionairen Maulwürfe von neuem zu wühlen begannen. In den Gebirgen des Südens und an der Rhonemündung ihren Ursprung nehmend, drang die propagandistische Bewegung längs den Ufern dieses großen Stromes vor und verbreitete sich allmählich über ganz Frankreich. Im gegenwärtigen Augenblick hat die Marianne das Land von einem Ende zum anderen mit einem den Augen der Polizei unsichtbaren Netzwerke bedeckt. Nach einigen Angaben sollen vierzig bis fünfzig Departements unter ihrem Einflusse stehen und die Zahl ihrer Mitglieder sich auf wenigstens sechzigtausend belaufen. In der That aber giebt es fast kein Departement Frankreichs, in welchem die Marianne nicht zahlreiche Verzweigungen, alle unter verschiedenen Namen, besitzt. Paris ist der Mittelpunkt der Organisation, aber ihre Hauptstärke ist in den Provinzen. Unter den Fabrikarbeitern, zumal unter den in den Eisenhütten, den Druckereien und den großen Fournisseur-Etablissements angestellten, ist keine Propaganda nöthig; sie verstehen einander vollkommen: was sie verlangen, ist die soziale Republik, und sie warten nur auf das Signal zum Losbruch. Es geschieht zuweilen, daß die Ungeduldigeren sich verrathen, wie z. B. im vorigen Jahre, als sich das Gerücht von einem Attentat eines der Hundert-Garden auf das Leben Napoleon's verbreitete. Man fing damals bereits an, in den Straßen des Faubourg St. Denis Barrikaden zu bauen. Im Allgemeinen aber sind die künftigen Armeen der Revolution auf ihrer Hut und ihre Krieger vorsichtig und diskret. Die Beamten der Gesellschaft setzen sie von den Befehlen des Ausschusses in Kenntniß, welcher Ausschuß gegenwärtig, statt aus vierzig, aus nur drei Mitgliedern besteht.

In den Berichten über den neulichen Prozeß sind die Namen von mehreren geheimen Gesellschaften genannt worden, wie „La Militante", „Les Enfans de la Liberté" u. s. w. Dies beweist, daß man noch an dem alten System festhält, und daß man jeden Filialverein seine eigene Benennung läßt. Alle diese verschiedenen Zweige laufen jedoch in Einem Hauptstamm zusammen — in „La Marianne". Es verdient Bemerkung, daß Ledru-Rollin nicht mehr zu den einflußreichen Führern der Marianne gehört. Die Gesellschaften, aus welchen diese Verbindung gebildet ist, erkennen überhaupt einen eigentlichen Chef der Demokratie nicht an; sie schworen nicht zu der Fahne eines einzigen Mannes, sondern verlangen einmüthig und entschieden die definitive und vollständige Abschaffung des gegenwärtigen Centralisations-Systems, der Bureaukratie und Bietregiererei. Das Hauptprinzip der Marianne besteht darin, daß es überall nicht mehr Herren, sondern Diener (clercs) der Nation geben müsse.

Mannigfaltiges.

— Englische Kolonieen. In einem neulich erschienenen Werke über das britische Kolonialwesen*) finden wir eine merkwürdige tabellarische Uebersicht der Bevölkerung, der Handelsbewegung und des finanziellen Zustandes der britischen Kolonieen und Dependenzen für das Jahr 1854, die Manches zu denken giebt. Es geht daraus hervor, daß England nicht weniger als vierundvierzig solcher Anhängsel besitzt, wovon vier in Europa, vier in Asien, sieben in Afrika, dreiundzwanzig in Amerika und Westindien und sechs in Australien. Unter ihnen nimmt der Bevölkerung sowohl als der politischen Wichtigkeit nach ohne Zweifel Britisch-Indien die erste Stelle ein, indem hier eine Volksmasse von 172,410,040 Seelen unter dem Scepter der Königin Victoria und der Herren in Leadenhall-Street lebt, die durch kriegerische oder friedliche Annexationen fast alljährlich neuen Zuwachs erhält. Neben diesem gewaltigen Reiche scheint die Kolonie Victoria (Melbourne), die erst seit 1850 diesen Namen führt, erst seit 1837 überhaupt kolonisirt wurde und nicht mehr als 77,345 Bewohner zählt, nur ein höchst bescheidenes Plätzchen beanspruchen zu dürfen; trotzdem steht sie ihm in dem Umfang ihres Handels unmittelbar zur Seite, und im Punkte der Einfuhr übertrifft sie es sogar oder übertraf es wenigstens im Jahre 1854. Nach der erwähnten Tabelle belief sich nämlich der Werth der in Victoria eingeführten Waaren auf 15,842,637 Pfund Sterling, in ganz Indien dagegen nur auf 15,749,857 Pfund Sterling. Auf jede Person der Bevölkerung Victoria's, Weiber und Kinder eingerechnet, kam mithin ein Einfuhrwerth von 200 Pfund Sterling, während in Indien auf elf Personen nur ein Pfund Sterling kam. Bei diesem enormen Import, der zunächst durch die glänzenden Berichte von dem Ertrage der australischen Goldfelder und dem verschwenderischen Luxus der Bewohner des neuen Eldorado veranlaßt wurde, mußte natürlich das Land mit Waaren aller Art überschwemmt werden und die Spekulanten schwere Verluste erleiden, was denn auch zur Folge hatte, daß die Einfuhr seitdem auf weniger als die Hälfte gesunken ist. (Nach dem dem englischen Parlament vorgelegten Ausweise des Handelsamts betrug der Export von englischen Produkten nach Australien im Jahre 1855: 6,278,966 Pfund Sterling gegen 11,931,352 im Jahre 1854 und 14,513,700 im Jahre 1853.) Auch jetzt ist indessen der Handel Victoria's im Verhältniß zu seiner Bevölkerung ein beispiellos großartiger zu nennen, und mit Neu-Süd-Wales gehört es auch zu den wenigen Kolonieen, deren Budget ein bedeutendes Uebergewicht der Einnahmen über die Ausgaben zeigt, während die meisten von ihnen, und namentlich Indien, an mehr oder minder ansehnlichen Defizits laboriren.

— Dresden. Den Reisenden nach Dresden und der sächsischen Schweiz, die um diese Jahrezeit nach Tausenden gezählt zu werden pflegen, sind zwei sehr zweckmäßig eingerichtete kleine Handbücher zu empfehlen: die zu „Weber's Illustrirter Reisebibliothek" gehörenden „Bilder und Skizzen aus Dresden und der sächsischen Schweiz", von Karl Schram,*) und das „Dresdener Galeriebuch", welches wirklich „ein berathender Führer zur Auffindung und zum Verständniß der Meisterwerke in der k. Gemälde-Galerie zu Dresden" ist.**) Das Schram'sche Skizzenbuch ist zum Theil mit sehr glücklichem Humor abgefaßt und bildet ebenso durch seine geschmackvollen, auf der Weber'schen xylographischen Anstalt hervorgegangenen Illustrationen, wie durch seinen Text, einen sehr unterhaltenden Reisebegleiter. Der ungenannte Kunstfreund, der das „Dresdener Galeriebuch" verfaßt hat, sagt in seinem Vorworte: „Bekanntes und Vorhandenes in zugänglicher Form zu geben und soweit wie möglich hinsichtlich sämmtlicher in der Galerie vertretener Künstler dem fragenden Beschauer ihre Werke die nöthigste Auskunft zu gewähren, war der Zweck, dem der Verfasser im Auge hatte und den er durch eine kunstgeschichtliche Gruppirung der Maler zu erreichen gesucht hat." Wir können dies nur bestätigen. Vermöge des beigefügten Planes, sowie des Nummern-Verzeichnisses und des alphabetischen Verzeichnisses der Maler, kann man sich in dem neuen, geschmackvollen und imposanten Galerie-Gebäude, das jetzt eine der schönsten Zierden des schönen Dresden ist, sehr leicht zurechtfinden. Noch mehr möchte dieses Buchlein jedoch gewinnen, wenn ihm der Verleger auch eine Reihe von Gemälde-Illustrationen, wie sie die neuesten Pariser „Guides" der Louvre- und der Luxembourg-Galerie enthalten, hinzufügen möchte. Das Weber'sche Dresdener Skizzenbuch bietet hierzu bereits in den Illustrationen der „Sixtinischen Madonna" und des „Schokoladen-Mädchens" zwei treffliche Muster. Funfzig Beigaben dieser Art zu dem „Galerie-Buche" würden dasselbe nicht blos zum unentbehrlichen Leitfaden, sondern auch zum schätzbarsten Erinnerungsbuche machen.

— Medizinische Ehrenbezeugungen. Aus einer Anzahl vorliegender Berichte gelehrter Gesellschaften in Frankreich und Schweden ersehen wir mit Vergnügen, daß die Leistungen unseres Mitbürgers, des k. Sanitätsrathes Herrn Dr. H. W. Berend in Berlin, besonders auf dem Gebiete der orthopädischen Heilgymnastik, auch im Auslande die verdiente Anerkennung finden. So ist in der Académie de Médecine in Paris ein von ihm überreichtes „Mémoire sur une méthode d'extension brusque", sowie in der dortigen Société de chirurgie eine von ihm vorgelesene Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der Orthopädie, mit großer Theilnahme aufgenommen worden. Bemerkenswerth ist ferner, daß, ungeachtet der Opposition, die der genannte Arzt gegen die Ausschreitungen der sogenannten schwedischen Heilgymnastik gemacht, deren unbedingte Verherrlichung in Deutschland übrigens schon sehr nachgelassen, die medizinische Gesellschaft in Stockholm keinen Anstand genommen, Herrn Dr. Berend zu ihrem auswärtigen Mitgliede zu ernennen.

*) Colonial Constitutions: an Outline of the Constitutional History and Existing Government of the British Dependencies. By Arthur Mills, Esq. (Mit dem Motto aus Schiller:

Und das Band der Staaten ward gehoben,
Und die alten Formen stürzten ein!)

London: John Murray. 1856. Berlin, A. Asher & Comp.

*) Auch unter dem Titel: „Aus dem Elbthale", mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen. Preis 15 Sgr. Leipzig, Weber, 1856.

**) Dresden, Gh. G. Ernst am Ende, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 2 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Buchhändler Baumann, Mauerstraße Nr. 21), sowie von allen löbl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 98. Berlin, Donnerstag den 14. August 1856.

Die rechte Natur-Betrachtung kann nur zu Gott führen.*)

Schöne Welt, wo bist Du? Kehre wieder,
Hohes Blüthenalter der Natur!

Kehre wieder, holdes Blüthenalter der Natur. Kehre wieder in aller Einfalt und Unschuld der jungen Menschheit und verjünge die alte. Kehre wieder und mache uns zu Deinen Kindern, zu Kindern Gottes in der Natur und verwirkliche den Ausspruch Deines Jüngers: „Wenn Ihr nicht werdet wie die Kindlein, könnt Ihr das Himmelreich nicht erben.“

So ruft wohl Mancher mit thränendem Blick, wenn er sieht, wie tief die Kluft zwischen Natur und Religion geworden ist; wenn er sieht, wie das, was stets verbunden sein sollte, seit Jahrtausenden absichtlich getrennt ist; wenn er erkannt hat, daß Religion ohne Naturbetrachtung nicht denkbar ist; wenn auch eine falsche Religions-Philosophie dies für denkbar, sogar für nothwendig hält, um die Religion nicht in Götzendienst ausarten zu lassen.

Aber trotz dieses wehmüthigen Rufs kehrt das religiöse Blüthenalter der Natur nicht so leicht wieder, wenn auch die Naturfänger es in Liedern und durch Lieder zurückzurufen sich bemühen. Kindlicher Wahn! Kein Orpheus führt die Eurydice Natur zurück aus der Schattenwelt an die Oberwelt der Gegenwart; selbst die tiefe, wahre Wissenschaft vermag es nicht. Harte, schwere Umwältungen nur in der Theologie vermögen es. Die Denkweise der Theologen und derer, auf welche sie religiös wirken, muß erst eine andere, eine ganz andere werden, wenn das religiöse Blüthenalter der Natur zurückkehren soll. Bis jetzt liegt es eingefargt; es ist begraben unter dem Schutt der Vorurtheile; der Vorurtheile, der Geringschätzung, der Gleichgültigkeit gegen die Natur, wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die Priester und auf die Priester des Christenthums vererbt sind. Vorurtheil ist es, wenn die Theologen wähnen, daß durch Verschwisterung des Christenthums mit der Natur erferes zu sinnlich, zu götzendienerisch werde; Geringschätzung der Natur ist es, wenn die Theologen den religiösen Werth der Natur nicht anerkennen wollen; Gleichgültigkeit gegen die Natur ist es, wenn die Theologen von den Kanzeln herab dieselbe stiefmütterlich behandeln.

Die Theologen sind von je her geneigt gewesen, die hohe religiöse Bedeutung, welche die Natur nach göttlicher Absicht für uns haben soll, zu verkennen. Wäre dem nicht so gewesen, gewiß würden sie schon vor Jahrhunderten einen Bund mit der Natur geschlossen haben. Die Theologen sind von je her geneigt gewesen, die Natur als einen Abfall von Gott zu betrachten; gar oft suchten sie die Gläubigen zu bestimmen, ein Kreuz vor ihr zu schlagen, sich in heiliger Scheu von ihr abzuwenden. Der uralte Wahn, daß die Natur ein Abfall von Gott sei, daß aus dem Finstern die Welt entstanden sei, scheint sich ursprünglich von den asiatischen Priestern auf die des Christenthums vererbt zu haben. Für die Priester des Christenthums ist dieser Wahn sehr bequem, wenn sie der Natur keine Zugeständnisse machen wollen. In der That dürften sie ihr auch keine machen, wenn die Natur wirklich ein Abfall von Gott wäre. Dem ist aber nicht so. Die Natur ist im Gegentheil die Offenbarerin des göttlichen Geistes und die geoffenbarten Religionen selbst sind dem Geiste vom Naturgeiste offenbart. So bekannt diese Wahrheiten sind, so gern werden sie von der orthodoxen Partei in Vergessenheit gebracht.

Die Wahrheit, daß alle Religion ursprünglich Natur-Religion war, ihr, so zu sagen, erster Ursprung wenigstens in den vielfachen Beziehungen des menschlichen Geistes und mehr noch des Gemüthe zur Natur zu suchen sei, ist unbestreitbar. Diese Wahrheit ist zugleich ein klarer Beweis, daß der Mensch zur rechten Entwickelung seiner religiösen Ideen und Gefühle durchaus der Natur bedarf. Diese Wahrheit bildet das Fundament aller Religionen. Wir mögen den Blick hinwenden, wohin wir wollen, in die Vergangenheit des Alterthums oder in die Gegenwart: überall finden wir die Wahrheit bestätigt, daß bei allen Völkern, bei denen das religiöse Bewußtsein zu keimen beginnt, dasselbe innig auf die Natur bezogen wird. Könnte es auch anders sein? Der Mensch hängt durch tausend geistige Fäden mit der Natur zusammen; seine höchsten und besten Ideen sind von je her diejenigen gewesen, welche die Natur in ihm zur Blüthe brachte. Dasselbe Fundament, welches die Dichtkunst, welches die Kunst überhaupt hat, hat auch die Religion.

Die Natur ist die Grundlage aller Religion, und es ist kaum zu glauben, wenn es nicht traurige Wahrheit wäre, wie weit wir uns von dieser Grundlage entfernt haben.

Es sind ganz besonders die geistigen Resultate der heutigen Naturwissenschaft, welche zu dem Versuche auffordern, Natur und Kirche einander zu nähern. Es sind die hohen Wahrheiten der heutigen Wissenschaft, welche den Einzug der Natur in die Kirche vorbereiten. Es sind weniger naturphilosophische Meinungen, sondern es sind reale Gedanken Gottes in der Natur, welche zu diesem Versuche auffordern. Diese realen Gedanken zeigen uns, im Zusammenhang betrachtet, die göttliche Vernunft in der Natur. Es ist durch die Wissenschaft die Vernunft in der Natur empirisch nachgewiesen. Demnach verhält sich in der That die heutige Natur-Auffassung zu den oft unklaren und unsicheren philosophischen Meinungen, wie die Wirklichkeit zum Schein, die Wahrheit zur Dichtung. Es ist gut, wenn man den Theologen bestimmte Persönlichkeiten nennt, in deren wissenschaftlicher Auffassung der Natur sie wirklich den Geist derselben finden können. Wir nennen ihnen Oersted. Ja seinem „Geist in der Natur“ werden sie die Vernunft Gottes finden.

Diese Vernunft in der Natur, wie sie aus einem System von Gedanken, aus der Natur hervorleuchtet, sich ergiebt, wird das Panier werden, um welches sich Alle schaaren, welche die Natur in ihre alten Rechte einsetzen wollen. Vernunft Gottes in der Natur tönt der Auferstehungsruf. Er tönt laut und hell. Er tönt so lange in die tauben Ohren, bis die heilige Orisflamme auf den Bergen lodert und man Altäre in der Natur baut.

Es ist klar, daß mit dem geistigen Werth der Natur der religiöse eng verbunden ist. Wo wir Geist in der Natur erblicken, da erhält sie für uns ein religiöses Interesse, denn überall, wo wir Geist haben, haben wir Gott. Es tritt die Natur durch die in ihr nachgewiesene Vernunft in ein viel höheres und edleres Verhältniß zu unserem Innern, zu unseren heiligsten Ideen und Gefühlen. Aber die Theologen sind im Allgemeinen weit davon entfernt, die ganze Bedeutung der heutigen Natur-Erkenntniß für die Religion einzurämmen. Sie sind von dem geistigen Werth der Natur nicht recht überzeugt und lassen sich mehr von der Schattenseite des Materialismus, als von den offenbaren Resultaten, zu denen die Untersuchungen der berühmtesten Naturforscher der Gegenwart geführt haben, fesseln.

Was die Materialisten der Gegenwart betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß diese Herren in den meisten Fällen über die Werke eines Oersted und Anderer raisonniren, ohne zu wissen, was eigentlich in diesen Werken steht. Mit einer Einseitigkeit, die an Borniertheit gränzt, verbeißen sich die Vertheidiger des rohen Materialismus in die Materie. Sie reden immer von Kraft und Stoff und sehen nicht die ewigen Gesetze, besonders die diesen zum Grunde liegenden Gedanken Gottes. Die Materialisten, die sich immer gern nur auf Kraft, auf Stoff, einzig auf das Gesetzmäßige, blind Nothwendige in der Natur berufen, können wir gerade mit diesem Gesetzmäßigen fassen. Das Charakteristische der heutigen Naturwissenschaft besteht gerade darin, daß die gesetzmäßige Seite der Natur hervorgehoben wird; weil die besten Köpfe wohl erkannt haben, daß dieses Gesetzmäßige die Pforte zum Geiste der Natur ist.

Wer den religiösen Einfluß der Natur auf das Innere bezweifelt, der bezweifelt eine geschichtliche Thatsache, eine tägliche Erfah-

*) Vom Verfasser der Abhandlungen über Oersted's Auffassung des göttlichen Geistes in der Natur im vorigen Jahrgange des „Magazin“.

D. R.

rung, die er bei unverdorbenen Menschen machen kann. Aber nicht in den großen Städten wird er diese Erfahrung machen, in denen, wie Mephisto im „Faust“ sagt: „Die Kultur alle Welt bedeckt.“ Dorthin gehe er, wo das Verhältniß des Innern zur Natur noch nicht getrübt ist.

Der Ursprung der Natur-Religion ist vorzugsweise in dem religiösen Einfluß der Natur auf das Gemüth zu suchen. Dieser Einfluß wird sehr leicht in einem Zeitalter übersehen, in welchem man es immer mehr verlernt, sich ganz und innig den Eindrücken der Natur zu überlassen. Je mehr man dies verlernt, um so schwerer wird es, sich von der religiösen Kraft der Natur zu überzeugen. Der Umgang mit der Natur will gepflegt sein, besonders in Ländern, über welche die Natur nicht ihre ganze Fülle ausgeschüttet hat. An die Stelle des innigen geistigen Verkehrs mit der Natur tritt leicht Gleichgültigkeit oder richtiger Abgestumpftheit.

Die höchsten und besten Ideen sind von je her diejenigen gewesen, welche die Natur und dem Geiste des Menschen hervorgelockt hat — eine Thatsache, die uns im Interesse der Fortentwickelung unseres Geschlechts zu immer höherer Ausbildung veranlassen müßte, immer im innigen Verkehr mit ihr zu bleiben. Gehören nun aber die religiösen Ideen nicht zu den höchsten? Gerade sie sind es, die der Geist von der Natur empfängt. Fragt doch die Propheten und Seher, wer ihnen ihre Ideen, die Jahrhunderte, ja, Jahrtausende hindurch durchdringend wirken, eingegeben hat? Der Geist der Natur gab sie ihnen ein.

Wir bedürfen durchaus der sinnlichen Vermittelung, wenn wir uns eine recht würdige Vorstellung von Gott machen wollen. Wollen wir überhaupt nur den Begriff des göttlichen Wesens annähernd fassen, so müssen wir wenigstens die sinnliche Manifestation dieses Wesens sehen. Die Gestalt Gottes muß in der Natur sinnlich vor uns hintreten, wollen wir sein Wesen und verstehen.

Der Grieche fand seine Götter nicht nur im Tempel zu Delphi, er fand sie auch an den sprudelnden Quellen, auf den waldbekränzten Höhen. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß dies mit dem Gotte des Christenthums, diesem so hohen, idealen Gotte, auch der Fall wäre. Hoch und ideal ist der Gott des Christenthums, nur schade, daß die Theologen ihn nicht recht in Scene zu setzen wissen. Er bleibt uns ewig unnahbar.

Diejenigen, welche die Religion nur in der Geistigkeit finden und diese mit der Sinnenwelt nicht zu vereinigen wissen, sind in einem trübseligen Irrthum befangen, und hätte dieser Irrthum auch Jahrtausende hindurch eine gewisse Sanction gehabt. Auf die Dauer kann man jeder Religion, von welcher die Natur als Erweckungs- und Stärkungsmittel religiöser Gefühle ausgeschlossen ist, eine Zeit prophezeien, in der sie das lange Versäumte nachzuholen genöthigt wird oder, will sie dies nicht, in ihrem Ansehen bedeutend sinkt. Dieser Zeitpunkt wird eintreten, wenn Wahrheiten mit solcher Allgewalt auftreten, daß begabte Geister fähig sind, darauf bei Verwirklichung religiöser Ideen zu fußen. Wundern muß man sich, daß nicht schon vor Jahrhunderten eine Sekte der Natur entstanden ist; eine Sekte, welche, wenn sie gegen die Hierarchie sich hätte behaupten können, mit aller Kraft die religiöse Anerkennung der Natur würde gefordert haben. Bedenkt man aber die Allgewalt des Papismus, die Macht der Vorurtheile, die geringe Naturkenntniß im Mittelalter, so darf man sich nicht wundern.

Durchläuft man die Geschichte der Naturwissenschaft, besonders im Mittelalter, bis herauf zur Gegenwart, so zeigt sich uns überall Haß und Verfolgung von Seiten der Theologen gegen die Forscher. Hinlänglich erhellt daraus, wie es dieselben von je her mit der Natur zu halten wünschten. Diejenigen, welche behauptet haben, das Christenthum sei durch die Lehre vom einigen Gotte der liebevollen und aufmerksamen Betrachtung der Natur, der Natur-Erkenntniß überhaupt förderlich gewesen, irren sich nicht, obwohl der Einfluß dieser Lehre auf die Natur-Betrachtung häufig zu hoch angeschlagen wird. Sonderbarerweise blieb gegentheils der Schöpfer Himmels und der Erde in ein trauriges Dunkel gehüllt, nachdem die lebenswarmen Götter der Heiden gestürzt waren.

Es ist nicht Absicht, den rohen Mißbräuchen und Irrthümern des Heidenthums das Wort zu reden; wohl aber dem tief Religiösen, Poetischen, welches den Natur-Religionen zum Grunde lag. Letzteres werden die Feinde einer Religion, welche sich auf liebevolle Betrachtung der Natur gründet, niemals wegdisputiren können.

In der Religion kömmt Alles auf die Erregung des Gemüths an. Je tiefer eine Religion uns anzuregen vermag, je vollkommener muß man sie nennen. Die wahre Kraft einer Religion muß sich dadurch offenbaren, daß sie das Herz nie kalt läßt. Nur bei tiefer innerer Erregung darf man auf eine nachhaltige Besserung hoffen, oder, um mit dem Sprüchwort zu reden, man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Wahrlich, die Theologen sind nur schlecht von dem wahren Zweck aller Religion überzeugt, wenn sie die Natur, dieses mächtige und stets wirksame Mittel zur Erweckung religiöser Gefühle, nicht berücksichtigen.

Eine Religion, welche die tiefsten religiösen Gefühle, deren wir fähig sind, in uns hervorzurufen vermag, muß eine vollkommene Religion sein, darum, weil sie vermöge dieser Gefühle die Annäherung des Menschen an Gott, das Einswerden der Seele mit Gott, auf vollkommenste bewirkt. Die menschliche Natur ist gar unergründlich. Je mehr das Innere aufgeregt wird, wie das Wasser vom Sturm, desto mehr kömmt zum Vorschein, was in ihm ruht. Das ist aber die Aufgabe der Priester, daß sie alles Religiöse, dessen der Mensch fähig ist, hervorrufen; daß sie es auf jede Weise, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln hervorrufen.

Die Natur ist eine wahre Fundgrube, ein Kalifornien für die Religion. Die Theologen müssen es nur verstehen, die Schätze zu heben. Sie müssen das Gold und die Edelsteine zu verwerthen lernen. Leider verstehen sie sich nicht sonderlich auf diese Kunst:

Sie drehen sich stets auf alte Weise,
Im Kreise.

Man ordne Frühlings-Gottesdienst an, führe das Volk in die freie Natur, predige dort von der Allmacht, Weisheit und Liebe Gottes. Man predige von der Liebe Gottes zu den Geschöpfen in der Natur. Wo fände sich eine bessere Gelegenheit! Die Natur ist voll der Liebe Gottes. Das Wesen aller Religion ist die Liebe; wo wäre aber diese Liebe mehr verwirklicht, als in der Natur! Das wir uns unter einander lieben, folgt erst aus der allverbreiteten Gottesliebe in der Schöpfung. Wäre der Mensch nicht davon überzeugt, daß Gott ihn liebte, so würde er auch seinen Nächsten nicht lieben. Aber jedes Blatt, jede Blume predigt Gottesliebe; die Schöpfung predigt sie mit tausend Zungen. Die Theologen mögen also in die Natur gehen, sie mögen dort die allverbreitete Gottesliebe sehen und sie in einer Weise verkündigen, die sehr verschieden ist von der früheren.

Christus liebte die Natur. Sie hatte ihm ihre Geheimnisse offenbart. Er war das sanft besaitete Instrument, aus welchem der Naturgeist heilige Akkorde hervorlockte. Oder glauben die Theologen, Christus sei kein Freund der Natur gewesen? Er mußte es sein, weil er ein tiefes Gemüth hatte. Christus liebte die Menschen. Was liebte er? Das göttliche Wesen der Menschen liebte er. Er liebte auch das göttliche Wesen in der Natur.

Christus ging mit seinen Jüngern gern durch die grünen Auen und sah sich den Segen Gottes an. Er schalt seine Jünger durchaus nicht, wenn sie Aehren ausrauften. Es wäre auch ein merkwürdiger Widerspruch im Wesen Christi, wenn er, der die Menschen liebte, kein Freund der Natur gewesen sein sollte.

Als Alle den Herrn verließen, die Natur verließ ihn nicht. An ihrem Busen weinte er sich aus. Christus betete am Oelberg. Wo war der Oelberg? Ein Garten bei Jerusalem, in welchem in der Abendstille die ewigen Lichter des Himmels in das thränenschwere Auge des Erlösers schauten. Sinnige Sage, daß die Natur ihren Unwillen habe zu erkennen gegeben, als man ihren Liebling gemordet.

Für den Natursinn Christi sprechen seine Gleichnisse. Diese Gleichnisse, der Natur entnommen, konnte nur Jemand mit tiefem Natursinn lehren. Die Fähigkeit, so wie Christus in Gleichnissen zu reden, ist in seinem Ursprunge nichts Anderes und nichts Geringeres, als die Gabe des Geistes, das zu ahnen und anzudeuten, was die Wissenschaft erst nach Jahrhunderten bestätigt. Die Wissenschaft hat heute bestätigt, daß die Natur wie der Geist gleichen Gesetzen der Entwicklung folgen, und daß diese Gesetze Ausdrücke der göttlichen Vernunft sind. Im Gegentheil, die Philosophie hat oft und vorzugsweise angenommen, daß die Körperwelt und der Geist ganz verschiedenen Entwickelungs-Gesetzen folgen. Folgen nun Natur und Geist gleichen Gesetzen der Entwickelung, so ist es auch leicht erklärbar, wie Geister mit viel Intuition auf die moralischen und geistigen Verhältnisse der Menschen sinnbildlich das anwenden können, was eigentlich nur für die Natur gilt. Aber der Geist folgt hierbei einem inneren Instinkt. So bietet die Gottheit das Fernste und Nächste zusammen. Das Gleichniß vom Säemann ist so wahr, es paßt so sehr auf die moralischen und geistigen Verhältnisse des Menschen, daß es, wären auch alle übrigen Gleichnisse Christi verloren gegangen, allein hinreichend wäre, den Natursinn Christi zu beweisen.

Zurück also zur Natur, zur Anbetung Gottes in der Natur. Mögen sich die Theologen stets erinnern des Verses 24 der Apostelgeschichte 17: Gott, der die Welt gemacht hat und Alles was darinnen ist, sintemal er ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht.

v. Bu.

Digitized by Google

Belgien.

Jacques de Lalaing, der belgische Ritter ohne Furcht und Tadel. (Fortsetzung.)

Bald nach diesem glänzenden Debüt, gegen Ende des Jahres 1445, durchwandelte unser ehrenvester Knappe die Kathedral von Antwerpen und war eben im Begriff, die Chorfänger ob ihrer schiefen Stimmen zu verwünschen, wie man es auch heute mit Fug und Recht thun darf, als ein sizilianischer Ritter, Bonifazio mit Namen, seine Sporen klirrend das Transsept entlang schritt und ihm im Vorübergehen einen spöttischen Blick zuwarf. Jacques sah den Gecken streng an und bemerkte, daß er einen goldenen Ring am linken Bein trug, mit einer Kette von demselben Metall an das Knie befestigt. Auf seinem Schild las man die Devise: Wer eine schöne Dame hat, der nehme sie wohl in Acht. — „Das ist eine impertinente Devise!“ rief Jacques, indem er den Schild berührte, als Zeichen, daß er den Träger desselben herausfordern gedenke. „Du bist für einen armen Knappen recht dreist“, sagte der Sizilianer, mit einer Miene, als ob er fast gesinnt wäre, den Herausgeber wegen seiner Frechheit zu züchtigen. Toison d'Or, der Herold von Burgund, flüsterte Letzterem einige Worte ins Ohr, worauf Jacques ausrief: „Wenn mein Herr, Herzog Philipp, mir erlaubt, zu kämpfen, so darfst Du es mir auf seinem Gebiet nicht abschlagen.“ Bonifazio machte eine bejahende Verbeugung. Die Erlaubniß des Herzogs wurde eingeholt, und das Rencontre fand in Gent statt. Der Kampf des ersten Tages war eine Art von Vorspiel, wo die beiden Kämpfer zu Pferde erschienen und Jacques sich der Sporen, die er noch nicht trug, so würdig zeigte, daß Philipp sie ihm an die Fersen heftete und ihn in aller Form zum Ritter schlug. Als die Gegner am zweiten Tage in die Schranken traten, bemerkte der Herzog von Orleans zu seiner Herzogin, daß Jacques „fein so feiner (gentil) Mann sei, als der Sizilianer.“ Die Herzogin lächelte, wie Ginevra lächelte, als sie auf Lancelot vom See blickte, während ihr Gatte, König Artus, seine Bemerkungen über ihn machte. „Er liebt eine feine Dame“, sagte sie erröthend, und sie fügte hinzu, mehr lächelnd und weniger erröthend: „Er ist ein besserer Kämpe als der Sizilianer, und wie ich glaube, wird er es heute beweisen.“

„Wir werden sehen“, bemerkte der Herzog nachlässig.

„Wir werden sehen“, wiederholte die Herzogin mit dem sonnigsten Lächeln.

Jacques säumte nicht, die gute Meinung der Herzogin zu rechtfertigen. Die Kämpfer gingen wie tapfere Männer auf einander los. Jacques bearbeitete seinen Gegner mit einer Keule, der Sizilianer antwortete mit einem Wurfspieß, den er seinem Gegner in das unbedeckte Gesicht schleuderte. Dann warfen Beide ihre Schilde fort und hieben mit ihren Streitärten auf einander ein. Nachdem sie die Schneiden derselben abgestumpft und sie durch harte Schläge von ihren Griffen gelöst hatten, zogen sie endlich ihre mächtigen und wohlgehärteten Schwerter und fochten mit solcher Erbitterung, daß ihre glänzenden Klingen wie funkelnde Blitzstrahlen durch die Luft fuhren. Jacques hätte dem Sizilianer beinahe einen tödlichen Stoß beigebracht, als auf Anrufen des Herzogs von Orleans Philipp der Gute seinen Stab in die Schranken warf und so, den Streit beendend, dem fremden Ritter das Leben rettete. Die Herzogin verwies ihrem Gatten seine Einmischung, aber sie lächelte noch freudiger als zuvor. „Wohin eilst Ihr, Sire Jacques!“ fragte sie, als dieser mit einer demüthigen Verbeugung an ihr vorübereilte, während die Zuschauer mit ihrem Beifallsgeschrei die Luft erfüllten. „Zur Kapelle im Walde“, erwiederte Jacques, „um unserer lieben Frau meinen Dank darzubringen für die mir gewährte Hülfe.“ — „Meiner Treu!“ flüsterte die Herzogin, „ich werde auch dort sein.“ Es schien ihr nicht weniger ehrlich, den Ritter bei seiner Andacht zu betrachten, als seinen Kampfthaten zuzuschauen. „Ich bin dankbar gegen Notre Dame du bon Secours“, sagte Jacques. „Und Du thust wohl daran“, versetzte die Herzogin.

Der Sieg des belgischen Kavaliers über den Sizilianer verschaffte ihm den Beinamen, den er nie wieder verlor — den des „guten Ritters“. Ihn aufrechtzuhalten, unternahm er eine Reise von einem Hofe zum anderen, wie in England die Faustkämpfer von Markt zu Markte wandern, um ihre Kraft zu zeigen und Ehre einzuärndten. Dem modernen Boxer sind die Groschen nicht minder werth als die Gloire, aber auch der alte Ritter ließ den Profit nicht außer Augen, denn das Pferd, die Rüstung und der Schmuck des Besiegten waren seine rechtmäßige Beute. Da Sire Jacques sich unüberwindlich glaubte, so rechnete er mit Sicherheit auf einen lukrativen Ausflug. „Geh Deiner Wege mit Gottes Segen“, rief sein Vater. „Geh Deiner Wege, Jacques“, murmelte seine Mutter zwischen ihren Thränen; „in Deinem Mantelsack wirst Du eine Salbe finden, die alle Beulen heilt. Der Himmel sende Dir einen Thierarzney, falls sie Dir die Knochen einschlagen.“

Seelenvergnügt ritt Sire Jacques über die französische Grenze, gefolgt von seinem Knappen und begleitet von seinem Pagen. Von seinem linken Arm hing an einer güldenen Kette ein prächtig gearbeiteter Helm — der Preis, den er Jedem anbot, der ihn im Einzelkampf bezwingen würde. Außerdem versprach Jacques der von dem Sieger bezeichneten Dame oder Demoiselle einen Edelstein zu verehren. Ferner bedang er sich aus, daß derjenige von den Kämpfern, der zuerst seine Streitart fallen ließ, seinem Gegner ein Armband schenken solle; auch durfte keiner von den Rittern sich im Sattel festbinden lassen — eine Klausel, die ein ehrlantes Armuthsgenüß für die damalige Reitkunst ablegt. Im Uebrigen vertraute Jacques auf Gott und auf die Kraft, ihm eingeflößt durch „die Liebe zu der schönen Dame, die mehr Macht über ihn habe, als alles Andere in der Welt.“ Hundert schöne Damen, Matronen und Jungfrauen, riefen bei dieser Aeußerung heimlich aus: „Der Gottlose! Er meint mich!“

Jacques konnte sich damit brüsten, daß er die Hauptstadt und die Provinzialfürsten Frankreichs durchzog, ohne einen Ritter zu finden, der seine Herausforderung angenommen hätte, oder, um eines korrekter anzudrücken, der sie annehmen durfte. Karl VII. hatte seinen ritterlichen Untergebenen verboten, mit dem grimmen Hennegauer an irgend einem anderen Orte zusammenzutreffen, als an der festlichen Tafel. Im südlichen Frankreich, welches damals von den Engländern okkupirt war, empfing man ihn mit gleicher Höflichkeit, und er ritt mit eingelegter Lanze mitten in Spanien hinein, ehe ein Gegner es wagte, sein Verdringen aufzuhalten. Dieser Gegner war Don Diego de Guzman, Großmeister von Calatrava und, ohne es zu wissen, Ahnherr einer künftigen Kaiserin der Franzosen. Der Don traf den Belgier an den Gränzen Kastiliens und nahm seine Herausforderung an, wie er sagte, um der Liebe seiner „très-aimée dame“ willen. Nichts machte den Damen jener Zeit größere Freude, als zu sehen, wie die Herren sich gegenseitig braun und blau schlugen, und wenn man bedenkt, daß Letztere in der Regel für nichtsnutziges Gesindel waren, so kann man den Damen diese Liebhaberei nicht im mindesten verargen.

Es war jedoch nothwendig, daß Don Diego die Erlaubniß seines Souverains einholte, ehe er einen Kampf auf Tod und Leben mit einem Ritter vom burgundischen Hofe unternahm, der mit Spanien im Bündniß stand. Der Souverain befand sich eben auf der Jagd, und während man auf Antwort von ihm harrte, trabte Jacques an der Spitze eines glänzenden Gefolges nach Portugal, um seine Mußezeit wo möglich zu einem Lanzenstechen mit den lustlanschen Rittern zu benutzen. Wäre er der Herzog von Burgund selbst gewesen, so hätte man ihn nicht mit größeren Ehrenbezeugungen empfangen können. Sein Zug war eine einzige Ovation, von der Gränze bis nach Lissabon, wo ihn der König Alfons V. mit einem festlichen Ball bewillkommte, auf dem er ihn mit der Königin tanzen hieß und sie ihm selbst zuführte. Das Tanzen und Schmausen und Feiertagmachen nahm kein Ende, aber von Schlägen war nicht die Rede, und die Sache fing bald an, den Belgier langweilig vorzukommen. „Ich habe einen Gang mit der Königin gehabt“, sagte Jacques, „laßt mich jetzt ein Kampfspiel mit Euren Hauptleuten aufführen.“ — „Der Herzog von Burgund ist unser guter Freund“, erwiederte Alfons, „und der Himmel verhüte, daß ein Ritter seines Hofes von den Rittern des meinigen übel behandelt werde.“ — „Bei St. Georg! ich trotze ihnen“, rief Jacques. „Und damit laß' es gut sein“, versetzte der Monarch; „reite zurück nach Kastilien und versuche Dein Heil gegen die harten Rippen Guzman's.“ Jacques folgte diesem Rathe, und am 3. Februar 1447 war in Valladolid nicht ein Bett, weder um Geld noch um gute Worte feil, so gedrängt voll war die Stadt mit Neugierigen, herbeigeeilt, dem Zweikampf zwischen dem spanischen Kampfhahn und dem spanischen Kloppfechter beizuwohnen.

Ich will mich nicht bei der Beschreibung der vorläufigen Ceremonien, der Prozessionen, des Einzugs der Monarchen, der Bewegung unter den Damen, der Aufregung unter den Rittern und der fieberhaften Spannung des zahllosen Volkshaufens aufhalten. Jacques war um zehn Uhr auf dem Platze, wo Guzman ihn bis drei warten ließ und dann mit einer Art ankam, die so viel größer war, als die des Belgiers, daß selbst die spanischen Kampfrichter den Gebrauch derselben verboten. Der eigene „Pathe“ Don Diego's hätte ihn beinahe mit dem Stiele geprügelt, als er sich erst nach langem Zureden dazu verstand, eine andere zu wählen. Nachdem man hiermit fertig geworden, wurde jeder Ritter in sein Zelt geführt, welches sie nicht eher verlassen sollten, bis die Zinken dreimal das Signal geblasen hatten. Beim ersten Ton aber stürzte Guzman schon heraus, mit so wüthendem Blick, wie ein Bühnen-Richard, der fünf falsche Richmond's erschlagen hat und sich ernstlich nach dem wahren umsieht, um das halbe Dutzend voll zu machen. Der vorschnelle Don wurde von dem obersten Herold zurückgewiesen; er entfernte sich murrend, erschien aber beim zweiten Trompetenstoß

wieder und verzog sich erst dann, als der König ihm ein Scheltwort zurief. Beim dritten Signal flogen die beiden Kämpen, die Streitart in der Hand, gegen einander los. Mit dieser Waffe behämmerten sie sich die Köpfe so lange, bis sie das letzte Fünchen Verstand hervausgeschlagen hatten. Endlich ward Diego entwaffnet; dann folgte ein Kampf, der halb Ringen, halb Boxen war; zu guter Letzt nahmen sie Zuflucht zu ihren Schwertern, als der König, um den Tod des Einen oder Beider zu verhindern, seinen Stab in die Schranken warf und den Kampf beendigte, indem er den Gegnern die Erlaubniß versagte, das Duell zu Pferde fortzusetzen. So schütteten die Gegner sich die Hände, und das Volk jauchzte.

(Schluß folgt.)

Aegypten.

Zur Geschichte der Hyksos.

Herr Gymnasial-Lehrer Aug. Kubitel, dem unsere Blätter bereits manchen lehrreichen Beitrag zur Kunde der Hieroglyphen und der Keilschriften-Literatur verdanken, hat soeben in lateinischer Sprache eine kleine Schrift über die Hirtenkönige der Hyksos und über die Erbauer der ägyptischen Pyramiden herausgegeben.*) Mit dieser Schrift wird der gelehrten Welt eine neue Musterung und Sichtung der sowohl über die Hirtenkönige der Hyksos, als über die Zeitrechnung der alten Aegypter auf uns gekommenen Traditionen und Fabeln übergeben.

Es wird darin zuerst der methodische Nachweis geführt, daß die ägyptische Geschichte durch absichtliche Fälschungen entstellt sei, indem die Priester die fremdländische Abstammung ihrer berühmtesten Könige und den unägyptischen Ursprung vieler Gottesdienste, z. B. des Apis, zu verheimlichen suchten. Der Hauptbeweis in dieser Hinsicht scheint uns darin gegeben, daß auf positive Weise gezeigt wird, wie die sogenannte zwölfte Dynastie, welche nach den bisherigen Forschungen gegen sechshundert Jahre vor Amoses endet, zum guten Theil gleichzeitig mit derselben war; der dritte König derselben, Amenemhe II, der Sohn des Sesostris, war Zeitgenosse des Amoses, und zwar haben die Quellen noch die Zahlen erhalten, wie lange diese Gleichzeitigkeiten währten. Die Combination beruht darauf, daß gezeigt wird, wie ein König Komhaeiá, Kemheres, unter welchem der Auszug flüchtgewalten haben soll, bei Plinius Nunkoreus, der Sohn des Sesostris genannt, aus dem Beinamen Amenemhe II. Chunkheres entstanden ist. Danach fand die Unterwerfung dieses Königs unter die Oberägypter (1667 v. Chr.) in seinem sechsundzwanzigsten Jahre, 725 Jahre nach Menes, statt, da sein fünfzehnter gleich 700 nach Menes angegeben wird. Menes fängt also um 2387 v. Chr. an zu regieren, eine Zahl, wofür der Verfasser noch einen positiven Beweis beibringt, indem er zeigt, daß die Zahl der menschlichen Könige bei Manetho 1817, die Dauer von Menes bis Amasis 570 Jahre v. Chr. umfaßt, bis wohin nach Herodot die Aegypter rechneten. — Noch andere Nachweise der Art stellt er in Aussicht.

Das alte Reich, dem die bisherige Chronologie ungeheure Zeiträume anwies, schrumpft hiernach zu einer Dauer von etwas über zweihundert Jahren zusammen. Denn schon 2151 brechen die arabischen Hirtenstämme der Hykfos ein und stiften zuerst in Lokè im Delta eine Herrschaft, welche 484 Jahre bis Amoses dauerte. Davon werden diese Hirten Xoïten genannt. Einundbreißig Jahre später (2120), 455 Jahre vor Amoses, nahmen sie Memphis und heißen von dieser Zeit ab Memphiten. Sehr verwickelt, aber zu überraschenden Resultaten führend, ist der Nachweis, daß die von Manetho in der fünfzehnten Dynastie aufgeführten Hirtennamen die Könige der Cheops-Dynastie darstellen, die er bereits als die vierte aufstellt, und daß in seiner ersten Dynastie gleichfalls eine Rezension von Hirtenkönigen enthalten sei. Die Cheops-Dynastie dauerte funfzig Jahre, die des Cephren sechsundfunfzig, in welcher die großen Pyramiden bei Memphis gebaut wurden. Danach folgte Mykerinus, welcher völlig ins Lager der Aegypter überging und statt eines Fremdherrschers ein legitimer Pharao wurde. Die Märchen der Aegypter über die Hykfos und ihre Grausamkeit werden theilweise widerlegt und als Erfindungen des Fanatismus nachgewiesen. Cheops, d. i. der erste König der gleichnamigen Dynastie, hieß eigentlich Chufu Ases Meri-hapi und ist der Hirtenkönig Aseb, der das Hundsternjahr einführte, ebenso den Apisdienst, wovon er Meri-hapi oder Mihapi (Μνεβίς), Apis-liebend, hieß. Die Einführung des Hundsternjahres (κυνικὸς κύκλος) fällt 443 Jahre vor Amoses, d. h. in das elfte des Cheops.

Die Hirtenkönige werden sodann von ersten, der zu Tosi regierte, bis auf Mykerinus in zusammenhängender Ordnung mit ihren Zahlen und geschichtlichen Notizen hergestellt, wobei es sich zeigt, daß manche zwei bis drei, ja viermal bei Manetho unter theilweise oder ganz verschiedenen Namen vorkommen, und daß die ungeheure große Zahl der ägyptischen Könige in vielen Fällen illusorisch ist. Ebenso schachteln sich die Dynastie-Zahlen, die man früher zusammen addirte und dadurch ungeheure Summen gewann, nach einem sehr einfachen Systeme zusammen, indem sie fast immer die Jahre des Abstandes von einer Aera geben, deren sehr verschiedene waren. Der Pyramidenbau, der Thierdienst und das Hundsternjahr sind ohne Zweifel den Hirten zurückzugeben; denn nicht Hypothesen, sondern die sorgfältig erklärten und zusammengestellten Reste von Zeugnissen erweisen es. Die Hirten, welche Amoses zuerst nachdrücklicher besiegte, indem er sich zum Oberkönig von Aegypten machte, und die Tuthmoses endlich vertrieb, sind danach die unterägyptische Amenemhe-Dynastie.

Bewähren sich die Aufstellungen des Herrn Kubitel auch nur zum Theile, so erhält die ägyptische Geschichte ein durchaus verändertes Ansehen, indem nicht nur der große, leere Raum der Hirtenzeit ausgefüllt wird, sondern auch Hoffnung vorhanden ist, den inneren Pragmatismus der Begebenheiten auf weit genügendere Weise herzustellen. Wie wir hören, ist der Verfasser mit der Ausarbeitung eines größeren Werkes über die ägyptische Chronologie und Geschichte beschäftigt.

Mannigfaltiges.

— Maupertuis. Eine bisher ungedruckte Lebensbeschreibung dieses französischen Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften, aus der Feder La Beaumelle's, des bekannten Gegners von Voltaire, verbunden mit einer bisher ebenfalls ungedruckten Korrespondenz zwischen Friedrich dem Großen und Maupertuis, ist ein litterarisches Kuriosum, das in Berlin gewiß ebenso viel, wo nicht mehr Interesse erregen wird, als in Paris. Besonders der unermüdliche Historiograph Friedrich's, der Herausgeber seiner kritisch vervollständigten Werke und Korrespondenzen, Herr Professor Friedrich Preuß, dürfte nach diesem „Leben des Maupertuis" mit großer Begierde greifen. Es ist soeben in einem Bande bei Ledoyen in Paris erschienen.*) Zwei Verwandte La Beaumelle's haben das Manuskript, das sich unter Familienpapieren gefunden, herausgegeben. Der Verfasser der, in Folge der Feindschaft Voltaire's, sein Leben größtentheils in Exil zubrachte, hat wahrscheinlich darum auch keine Gelegenheit gefunden, sein Werk drucken zu lassen. Er war ein persönlicher Freund von Maupertuis: sein Buch ist daher auch interessantes Material zur Beurtheilung der Polemik zwischen Friedrich und Voltaire, der der bekanntlich der Präsident der Berliner Akademie eine Hauptrolle gespielt. Die Zahl der hier mitgetheilten Briefe des Königs und Maupertuis' beträgt nicht weniger als hundertneunundsechzig.

— Geographische Gesellschaft in Sibirien. In Sibirien besteht seit 1851 eine geographische Gesellschaft, die ein Filial der kaiserlichen geographischen Gesellschaft in St. Petersburg ist, ihren Sitz in Irkutsk hat und von der bereits mehrere interessante wissenschaftliche Expeditionen, z. B. nach der 1774 von Georgi besuchten Insel Olchon, nach dem Flusse Onon und der Geburtsstätte Dschingis-Chans, wobei der gelehrte Burjäte Bandsarow thätig war ꝛc., ausgegangen sind. Nachdem dieselbe sich bisher damit begnügt hatte, ihre Berichte auszugsweise den Memoiren des Petersburger Muttervereins einverleiben zu lassen, beschloß sie vor einem Jahre, eine eigene Zeitschrift (Записки) herauszugeben, in der die von ihr unternommenen Arbeiten zur Erforschung jener unermeßlichen und verhältnißmäßig noch immer zu wenig bekannten Regionen niedergelegt werden. Redacteur des neuen Journals ist das thätige Mitglied der Gesellschaft, Herr J. S. Kelssi, der die zahlreich eingehenden Beiträge zu bewerkstelligen mit einer Beschreibung seiner Reise von Jakutsk nach Krestowkopmsk eröffnet. Ueberhaupt regt sich in Sibirien ein bemerkenswerther Eifer für die Verbreitung und Vermehrung geographischer Kenntnisse; so hat vor nicht langer Zeit ein reicher Kaufmann am Gold-Promyschlennik in Krasnojarsk ein ganzes Pud des edlen Metalls zu den Kosten der von der Petersburger Gesellschaft ausgerüsteten wissenschaftlichen Expedition nach Ost-Sibirien und Kamtschatka beigesteuert.

*) De pastoribus qui Hyc-sos vocantur deque regibus pyramidum auctoribus. Commentatio historico-chronologica scripsit Augustinus Knoetel. Lipsiae, sumtibus Dykii, MDCCCLVI.

*) Vie de Maupertuis, par L. Angliviel de la Beaumelle. Ouvrage posthume suivi de lettres inédites de Frédéric II. et de Maupertuis.

Herausgegeben und verleget von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 30 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), ferner von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 99. Berlin, Sonnabend den 16. August 1856.

Schleswig.

Die Insel Föhr.

Von N. F. H. Straß.

II. Bewohner, Sitten und Geschichte.*)

Die Bewohner der Insel sind meistens friesischer Abstammung. Sie bestehen theils aus Föhringern, den Abkömmlingen der alten Ureinwohner, theils aus den Nachkommen der eingewanderten Friesen. Sie haben viel Eigenthümliches und Interessantes. Ihre Geschichte reicht in das Gebiet der dunkelsten Sagen. Einst sollen sie dem Saturn (!) und Jupiter (!), sowie der Phoseta,**) in großen, früh zerstörten Tempeln geopfert haben. Außer ihrer schon erwähnten Redlichkeit ist ihre ungemeine Reinlichkeit, sowie die Einfachheit ihrer Sitten und ihre Mäßigkeit, zu rühmen. Ihre nicht hohen Abgaben zahlen sie pünktlich. Dieselben werden von den Gemeinden selbst, welche solidarisch für ein gewisses Quantum haften, unter den Steuerpflichtigen repartirt. Diese Steuerverfassung, welche man mehrfach an den Wohnsitzen der alten Friesen findet, ist eine treffliche Einrichtung, anscheinend angenommen von den Engländern mit dem Schilling-Englisch-Buch, wonach die Besteuerung auf Föhr erfolgt. Die Einheit, welche der Schätzung zum Grunde liegt, waren die englischen Schillinge, woher der Name entstanden ist.

Alle fünf Jahr erfolgt eine neue Abschätzung. Zu solcher werden zweimal dreizehn Repräsentanten ernannt. Dreizehn bleiben in dem Geschäftslokal, die anderen dreizehn nehmen die Schätzung selbst in den Häusern der Pfändigen vor, wo sie die einzelnen Gegenstände abschätzen. Ihre Angaben werden dem Kollegium der ersten dreizehn zugestellt, welche sich in vier Abtheilungen, jede zu drei Mitgliedern, theilen, die Angaben prüfen, nach dem Schilling-Englisch-Buch berechnen und eintragen. Der Dreizehnte hat ein General-Verzeichniß anzufertigen. Wenn so Alles vorbereitet ist, werden an einem bestimmten Tage alle Verzeichnisse in Gegenwart der Obrigkeit und der Repräsentanten geprüft und nach Pfunden angesetzt, wobei für verschwiegene Gegenstände Straf-Pfunde berechnet werden. Auch diese Berechnung nach Pfunden deutet auf den englischen Ursprung hin. Triftige Gründe sprechen dafür, daß diese Besteuerung schon vor dem funfzehnten Jahrhundert bestanden hat.

Jährlich am Martini wird in Oster-Land-Föhr ein großer Gerichtstag, das sogenannte Herbsding, gehalten, seit längerer Zeit ist aber dabei nicht eine einzige Sache zur Verhandlung gekommen, ein neuer Beweis für die Redlichkeit und Reinheit der Sitten dieser liebenswürdigen Insulaner.

Dieselben genießen übrigens viele Freiheiten. Mit Rücksicht darauf, daß sie durch See-Transporte, besonders für Holland, ihre vorzüglichste Nahrung finden, ist ihnen gestattet, unbeschadet ihrer Militairpflichtigkeit, zu allen Zeiten ungehindert zur See zu gehen. Handelsverkehr und Gewerbe darf jeder Einwohner ganz frei treiben. Wer in Wyck ein neues Haus baut, ist zehn Jahre von allen Abgaben des Fleckens frei.

Für Wester-Land-Föhr besteht eine besondere Brand- und eine Mobilien-Versicherungs-Anstalt, auch war dort früher eine durch den Voigt von Coldiz begründete Sparkasse.

Die Männer auf Föhr sind kräftige, wohlgebildete Leute mit offenen, ehrlichen und klugen Gesichtern. Aus denselben gehen viele treffliche und gewandte Schiffs-Capitaine hervor. Die bedauerlich genug an Deutschlands Zerrissenheit zu früh gescheiterte deutsche Flotte hätte von dort manchen tüchtigen Mann gewinnen können. Sie achten die Rechte Anderer, wollen aber selbst keine Beschränkung dulden und machen ihre Gerechtsame mit Freimuth und Nachdruck, indessen zugleich bescheiden, geltend. Schon die alten Friesen hatten das Sprüchwort: „Lieber todt, als unfrei", weshalb Tacitus mit Recht von ihnen rühmte:

Phrisо pro libertate mortem apperit.

Unter den Frauen und Mädchen sah ich viele sehr interessante, ja, feine Gesichter, die, zumal in der kleidsamen Nationaltracht, oft ganz reizend aussehen. Besonders Manchen standen die bunten, oft wie hohe Turbane oder Husarenmützen um den Kopf gewundenen Tücher sehr schön. Die meisten besitzen einen zarten weißen Teint und überaus lebendige, dunkle Augen. Leider altern die Frauen auf Föhr sehr früh und bekommen schnell schlechte Zähne. Wahrscheinlich liegt das daran, daß sie, wie in Tyrol, zu früh durch zu schwere Arbeit angestrengt werden; denn sie müssen, wie dort, fast ausschließlich Feld und Vieh besorgen, weil die Männer beinahe alle den größten Theil des Jahres auf Schifffahrt, wie in Tyrol auf der Jagd und auf Handel, abwesend sind.

In dem sogenannten Wester-Lande, welches meist nur von den Föhringern bewohnt ist, erscheint die Tracht viel minder kleidsam, als im Oster-Lande; im Gegentheil ist dort die Tracht der Frauen oft so, daß man erschrecken möchte. Diese, vorzüglich die älteren, hüllen das ganze Gesicht in schwarze Tücher, so daß kaum die Augen heraussehen und man in ihnen alte Ritter mit herantergelassenen Visiren zu erblicken glaubt. Doch scheint sich diese Tracht immer mehr und mehr zu verlieren und der geschmackvollen von Wyck Platz zu machen, wenigstens bei den jüngeren Personen. Die Tracht des Festlandes nennt man hier deutsch, und diese beginnt sich sehr auszubreiten.

Vorzüglich zu rühmen ist die große Gefälligkeit und Gastlichkeit der wackern Insulaner gegen Fremde, welche Tugend leider im Stammlande vor dem platten Salon-Leben unserer modernen Welt fast ganz verschwunden ist. Gegen die Badegäste sind sie ganz besonders aufmerksam, um möglichst jeden billigen Wunsch zu befriedigen. Auch hier ist kein Logirhaus, vielmehr miethen sich die Badenden durchweg bei den freundlichen Einwohnern ein. Die Preise der Wohnungen sind billig.

Auf der ganzen Insel wird deutsch gesprochen; wenigstens versteht man es überall, selbst die Kinder verstehen deutsch, und in dieser Sprache wird gepredigt, gelehrt und verhandelt. Aber die eigentliche Volkssprache zu Wyck ist noch immer die alte friesische, welche von der hochdeutschen vielfach abweicht. Auf dem Lande, besonders in Oster-Land-Föhr, spricht man föhringisch. Dänisch hört man höchst selten. Der Geschichts- und Sprachforscher kann auf den friesischen Inseln nie geahnte Schätze finden. Es ist dort manches Element zur Aufklärung der germanischen Geschichte. Sehr gut hat der gelehrte Dr. Clement in seiner interessanten Schrift über die nordgermanische Welt*) dargelegt, wie viele echt germanische Elemente die lateinische Sprache hat, und wie diese in genauem Zusammenhange mit der friesischen Sprache stehe. Es wird daraus höchst wahrscheinlich, daß schon in der Vorzeit nordgermanische Völker, lange vor den Cimbern, in Italien eingewandert sind, und fast möchte man glauben, daß die Tusker und selbst die Hetrurier germanischen Ursprungs waren. Schon Livius nannte die Penini montis accolas — Semigermanos. (Pen ist auch keltisch und bedeutet Berg, bei den Hochländern Ben.) Die Cimbern waren ohne Zweifel nahe Stammverwandte der Friesen. Sie wohnten an einer Bucht des Meeres, höchst wahrscheinlich auf der Küste von Schleswig, in Eyderstädt und Dittmarschen,**) nahe den Chauken und Cheruskern, auf einer Halbinsel. Diese Vermuthung wird gerade durch die von Strabo mit Unrecht bezweifelte Nachricht bestätigt, wonach die Cimbern, einer Sage zufolge, durch eine Sturmfluth aus ihrer Heimat vertrieben sind. Denn bekanntlich sind jene Gegenden schon früher verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt gewesen. Hierzu kömmt, daß die Begleiter der Cimbern, die Teutonen, wahrscheinlich die Bewohner jener Marschländer waren, wo später die Dittmarschen hausten, denn das fränkische Teudomar ist das sächsische

*) Vgl. Nr. 96 des „Magazin".

**) Phoseta oder Pfuse (Vesta!) war die vornehmste Göttin der alten Friesen. Sie schmückte die Erde mit Blumen, Kräutern und Früchten.

*) Kopenhagen, bei Höst.

**) Eundem Germaniae sinum proximi oceano Cimbri tenent. Tacit. Germ. 38. χερσονησον οικουντες. Strab. lib. I. pag. 449.

Dittmar. Nimmt man hierzu, daß die Weiber der Cimbern ganz die noch vor funfzig Jahren auf den Inseln der Nordsee üblche friesische Volkstracht getragen haben, so kann man kaum zweifeln, daß diese Cimbern und Friesen aus jener Gegend stammten.

Zu Wyck besteht das gewöhnliche Gericht aus dem Gerichtsvogt und zwei Beisitzern, in der Landschaft Oster-Land-Föhr aus dem Landvogt und zwölf Rathsmännern. Diese Gerichte erinnern an die alten Volksgerichte der ehemaligen freien deutschen Stämme.

In den kleinen Sachen wird von dem Vogte summarisch verhandelt.

Die Friesen haben schon früh viel Fleiß auf Gesetzgebung und Gerichtsverfassung verwendet. Das alte friesische Landrecht, welches zum Theil noch dem jetzigen Rechte zum Grunde liegt, ist im Jahre 1426 in der St. Nikolai-Kirche auf Föhr entstanden. Auf Wester-Land-Föhr geht Alles nach dänischen Gesetz und Verfahren, weil dies früher dem Bischof von Ripen in Jütland verpfändet war und deshalb schon früh zu Dänemark gekommen ist.

Auf Föhr sind drei Kirchen und vier Pfarren. Die christliche Religion ist auf der Insel schon früh herrschend gewesen, und man will behaupten, daß die Kirchen von Engländern gegründet seien. Der runde Granitstein mit dem eisernen Bande in der Kirche zu Midlum, der größten Landkirche in beiden Herzogthümern, gehört offenbar einer sehr frühen Zeit an. Dies beweisen die höchst rohen Bildwerke auf demselben. Die eine der Figuren, Papst Sylvester II.,*) soll vordem mit einer goldenen Tiare geschmückt gewesen sein, ein eifriger Lutheraner und Kirchenvorsteher aber solche mit den Worten abgeschlagen haben: „De Paabs mag keen Kron in unse Kerk uffbeden."

Die Armenpflege auf Föhr ist größtentheils musterhaft, namentlich im Kirchspiel von St. Laurentius, wo die Einwohner durch Sparsamkeit, Entfernung des unnöthigen Luxus und zweckmäßige Vorbeugungsmittel gegen die Verarmung ankämpfen. In mehreren Dörfern haben die Wohlhabenderen sich verpflichtet, die Armenlinder bei sich selbst oder bei zuverlässigen Leuten zu nützlicher Thätigkeit anzuhalten. In anderen Dörfern wird die Verpflegung in besonderen Häusern bewirkt, wo die Armen nach Verhältniß ihrer Kräfte arbeiten müssen.

Das Schulwesen ist im besten Zustande. Jedes größere Dorf hat eine eigene Schule. Besonders werden die Knaben, um sie zu tüchtigen Seefahrern zu bilden, im Rechnen, in der Geographie und Mathematik viel unterrichtet. Der Schullehrer Peters zu Vrirum hat für die jüngeren Kinder seiner Schule sich auch schon der Bell-Lancasterschen Methode mit Erfolg bedient. Die Einwohner von Föhr nehmen an dem Schulwesen lebhaften Antheil, so daß Zwangsmaßregeln, um die Kinder zur Schule anzuhalten, gar nicht nöthig sind. Früher bestand noch eine besondere Navigations-Schule, aus welcher viele tüchtige Seeleute hervorgegangen sind. Während des Sommers werden noch zu Wyck, Boldirum und Vrirum Nachmittags- oder Industrie-Schulen abgehalten, in welchen die jüngeren Mädchen zweimal wöchentlich Unterricht im Nähen und anderen weiblichen Arbeiten empfangen. Auch die ehemaligen Schiffs-Capitaine suchen noch gern sich fortzubilden und lesen mit Begierde Zeitungen, haben auch einen eigenen Lese-Zirkel.

Der Fischfang wird auf Föhr sehr wenig betrieben, sei es, daß wirklich, wie die Einwohner behaupten, in der Nähe nur wenige Fische sind, oder daß sie diese Beschäftigung nicht passend finden. Man versichert auch, daß die Fische durch verdorbenes Getraide, welches man in die See geworfen, in großer Anzahl getödtet seien und die meisten sich fortgezogen hätten. Thatsache ist, daß ich dort beim Angeln nur kleine Fische und Taschenkrebse in der Nähe der Insel gefangen habe, was freilich noch nicht viel beweiß, da es auch an meinem schlechten Talent zum Angeln gelegen haben kann. Ganz in der Nähe von Föhr, vorzüglich aber an der Küste der nahen Insel Amrum, an der südöstlichen Spitze, sind Austernbänke, wo vom 15. August ab, vornehmlich aber im September, viele Austern gefangen werden. Man versichert, der König Knud der Große habe dort Austernbänke anlegen lassen, indem er mehrere Schiffsladungen von England an die Küste von Schleswig gesandt habe. Diese sämmtlichen Austernbänke, wohl funfzig an der Zahl, sind ein Regal, was den angegebenen Ursprung zu bestätigen scheint. Man fängt die Austern mittelst eines Schiffes, welches in gehöriger Tiefe sogenannte Schaber oder Schlappsäcke hinter sich herzieht, eine Art von Netz, aus Riemen von Seehundsfellen geflochten, deren Oeffnung einen breiten eisernen Rand hat, welcher im Vorbeisegeln die Austern von den Ufern losstößt, die dann in das Netz fallen. Die Austern jener Gegend sind vortrefflich, wer daher auf Föhr keine Seebade-Kur brauchen will, kann füglich eine Austern-Kur dort nehmen.

(Schluß folgt.)

*) Er regierte vom Jahre 999 bis 1003.

Belgien.

Jacques de Lelaing, der belgische Ritter ohne Furcht und Tadel. (Schluß.)

Die belgischen Chronikenschreiber halten dafür, daß der spanische Ritter unterlegen sei, aber so viel ist klar, daß Diego de Guzman bei weitem der „heikeligste Kunde" war, mit dem es Jacques de Lelaing je zu thun hatte. Der Iberier zeigte etwas Eifersucht, im Ganzen benahm er sich jedoch mit vieler Großmuth. Er lobte die Tapferkeit des Belgiers und beschenkte ihn mit einem reich geschirrten andalusischen Pferde, worauf Lelaing, der in der Freigebigkeit ebenso wenig wie im Kampf überboten zu werden liebte, dem Spanier durch einen Herold ein herrliches Streitroß übersandte, mit blausammetenen Schabracken, in Gold gestickt, und einem Sattel von violettfarbenem Sammet, auf dem zu sitzen schon eine wahre Wollust sein mußte. Es wurde dann viel am Hofe getanzt, und endlich verlieh der „gute Ritter" Ballabolid, überhäuft mit Geschenken von dem König, Lobeserhebungen von den Männern und Liebeserklärungen von den Damen, die ihm mehr Herzen antrugen, als er Zeit hatte, in Empfang zu nehmen.

In Navarra und Aragonien forderte er Jeden, der ihm begegnete, zum Kampfe, aber vergebens. Die Schwerter schliefen in ihren Scheiden, die Streitärte hingen ruhig am Sattelbaum, und es war mehr von Festen als von Fechten die Rede. Ueber Perpignan und Narbonne gelangte Jacques de Lelaing nach Montpellier, wo er der Gast des berühmten Jacques Coeur, des Silberschmieds und Hofbanquierd Karl's VII., wurde. Der alte Coeur war eine gastfreundliche Seele; er wollte es sich für eine Ehre anrechnen, dem Ritter so viel Geld zu leihen, als er nur zu haben wünschte, und er gab ihm zu verstehen, daß, wenn Lelaing auf seinen Reisen gezwungen worden sei, einen Theil seines Silberzeugs oder seiner Juwelen zu verpfänden, er (Jacques Coeur) es Alles frei von Kosten einlösen werde. „Mein edler Herr, der Herzog von Burgund", erwiderte der fahrende Ritter, „versorgt mich mit Allem, was ich brauche, und läßt mich an Nichts Mangel leiden"; und hiermit setzte er seinen Weg nach dem Hofe von Burgund fort, wo er mit größeren Ehren empfangen wurde, als wenn er eine Mission zum besonderen Wohl der Menschheit vollbracht hätte. Mit noch herzlicherem Entzücken umarmten ihn sein ehrwürdiger Vater und seine alte Mutter; aber bald wurde ihm die Ruhe lästig, und er eilte fort, um neue Abenteuer zu suchen.

Groß war das Erstaunen und groß die Freude am schottischen Hofe, als im Juli 1449 der Herold Charolais dort erschien und eine Herausforderung von Jacques an die ganze Familie der Douglas überbrachte. Sie wurde im Namen derselben von James Douglas, dem Bruder des Stadthalters von Schottland, angenommen, und im Dezember des genannten Jahres schiffte sich Jacques mit einem Gefolge von kampflustigen Oheimen, Vettern und Freunden in Sluys nach Kaledonien ein. Die Gesellschaft hatte von der See mehr zu leiden, als je von den Feinden zu Lande, und als die Ritter in Leith landeten, sahen sie so bleich und erschöpft aus und boten, in Mäntel und Halswärmer eingehüllt, einen so wenig imponirenden Anblick dar, daß die schottischen Kavaliere, den trübseligen Aufzug der Fremden und ihre sich mausenden Helmbüsche gewahrend, nicht umhin konnten, zu fragen, was sie bewogen habe, so weit zu kommen, um von ihnen zu Lande zerdrosschen zu werden, nachdem sie schon auf dem Meere hinlänglich zerschlagen worden. Als die schottischen Kavaliere vernahmen, daß Ehre und nicht Gewinnsucht die belgischen Ritterscharen zu ihnen geführt habe, erstaunten sie nicht wenig darüber, bereiteten sich aber nichtsdestoweniger vor, den Fremdlingen auf dem Kampfplatz in Stirling zu begegnen.

Jakob II. präsidirte bei diesem blutigen Gefecht, wo drei Ritter auf jeder Seite kämpften. Ich weiß nicht, was die schottischen Chroniſten von dieser Affaire sagen, aber die belgischen Geschichtschreiber versichern, daß ihre Landsleute in jedem Rencontre den Sieg davontrugen, und daß die Douglas nicht nur tüchtig durchgehauen wurden, sondern ihre Schläge auch mit sehr übler Laune hinnahmen. Aber es ist viele Poesie in der belgischen Geschichte, und vielleicht wurden die tapferen Douglas nicht so vollständig auf dem Felde geschlagen, als jene sinnreichen Chroniſtenschreiber uns glauben machen wollen. Ohne Zweifel benahmen sich die Sieger wacker genug, wie es die „braves Belges" stets gethan haben, wenn man der Fama trauen darf. Wie dem auch sein möge, Jacques und seine Freunde eilten aus Schottland hinweg, erschienen in London am Hofe des sanften Lancastrierd Heinrich's VI., und da dieser seinen Rittern nicht erlauben wollte, mit den Burgundern in die Schranken zu treten, so erhielten die fremden Raufbolde ihre Päße, schifften sich auf dem Schnellsegler „die Blume von Hennegau" ein und gelangten wohlbehalten nachhause, wo sie mit Enthusiasmus begrüßt wurden.

Google

Jacques hatte nur kurze Zeit, sich von seinen Mühen zu erholen. Ein englischer Ritter, Thomas Karr, meldete sich bald am Hofe Herzog Philipp's und forderte de Lelaing zur Ehre Alt-Englands in die Schranken. Die Sache machte großes Aufsehen, und der Kampf fand in der Nähe von Brügge statt. Der Engländer war stärker gebaut und schwerer gerüstet, aber trotzdem wetteten natürlich Alle auf den Sieg des tapferen Jacques. Furchtbar raste die Schlacht. Die Gegner suchten einander mit ihren Aexten zu fällen, wie die Metzger ihre Ochsen. Karr lähmte den Arm de Lelaing's, wenn er ihn nicht gar zerbrach; der Belgier aber ließ seine Axt fallen, umschlang seinen Feind, und nach verzweifeltem Ringen fiel er mit ihm und auf ihn. Karr wurde als Besiegter angewiesen, den Panzerhandschuh des Siegers der Dame zu überreichen, die ihm bisher namhaft machen werde; allein der hartnäckige Engländer protestirte gegen diesen Ausspruch, da er nur auf den Eidbogen gefallen sei. Die Kampfrichter erklärten, daß er in dieser Form zur Erde geworfen worden, „mit Kopf, Bauch, Armen und Beinen", aber Jacques war großmüthig und bestand nicht darauf, das Recht des Siegers geltend zu machen. Im Gegentheil, da er der Erste gewesen, der seine Axt fallen ließ, so bescheinte er Karr mit einem kostbaren Edelstein, als durch den Umstand verwirkt, daß er zuerst seine Waffe verlor.

Jacques war schwer verwundet worden, und es dauerte lange, bis seine Wunde geheilt wurde. Herzog Philipp suchte seine Wiederherstellung zu beschleunigen, indem er ihn zu seinem Rath und Kammerherrn ernannte, und sobald der mit solchen Ehren Bedachte genesen war, begab er sich nach Chalons an der Saone, wo er ein Turnier eröffnete, dessen Erinnerung in jener Gegend noch lange fortlebte. Jacques hatte das Gelübde gethan, daß er dreißigmal in den Schranken erscheinen werde, ehe er sein dreißigstes Jahr vollendet hätte, und in diesem Turnier zu Chalons forderte er Alle und Jeden zum Kampfe heraus, um sein Gelübde besser zu erfüllen. Es würde zu weit führen, die Einzelheiten zu erzählen; genug, das Kampfspiel ging mit barbarischem Glanze von statten, und man schlug sich todt zur Ehre der Frauen und zum Ruhm unserer lieben Frau von den Thränen. Den Siegern wurden reiche Preise zu Theil; dem Ritterthum war Genüge gethan, und gewöhnliche Leute, die sich nur von gesundem Menschenverstande leiten ließen, sahen in brwunderndem Schweigen zu, da es gefährlich war, eine mißbilligende Ansicht über dieses blutige Fest auszusprechen.

Jacques befand sich jetzt auf der Höhe seines Ruhmes; er war „der gute Ritter ohne Furcht und ohne Zweifel", und als letzte Rose in seinem Ehrenkranz erhob ihn Herzog Philipp zum Ritter des erlauchten Ordens vom goldenen Vließe, ungezweifelt, durchritt er sämmtliche Länder Europa, indem er die Tapferesten aller Länder einlud, ihr Schwert mit dem seinigen zu messen, aber keinen fand, der die Einladung angenommen hätte. Im Jahre 1451 war er als Gesandter von Burgund in Rom, brauchtragt, einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen. Mr. Alexandre Henne, Verfasser der besten aus den Chroniken zusammengestellten Beschreibung der Thaten Jacques de Lelaing's, sagt, daß er nach Beendigung seiner Mission in Rom an einem Waffengang theilgenommen habe, der im Park von Brüssel zu Ehren des Grafen von Charolais, Sohnes des Herzogs von Burgund, abgehalten wurde, der damals achtzehn Jahr alt war und im Begriff stand, zum erstenmal in den Schranken zu erscheinen. Die um ihren Sohn besorgte Herzogin wünschte, daß er erst einen Privatversuch machen möge, ehe er einen öffentlichen Kampf wagte, und Jacques de Lelaing wurde dazu ausersehen, eine Lanze gegen ihn einzulegen. „Drei Tage vor dem Fest begaben sich der Herzog, die Herzogin und der Hof nach dem Park von Brüssel, wo der Versuch stattfinden sollte. Beim ersten Angriff zerbrach der Graf von Charolais seine Lanze an dem Schilde de Lelaing's, der seine Waffe in die Höhe richtete und vorüberritt, ohne seinen Gegner zu berühren. Dem Herzog entging es nicht, daß der gute Ritter seinen jungen Gegner geschont habe; er war darob unzufrieden und ließ ihm sagen, wenn er in derselben Weise fortzufahren gedenke, so möge er sich lieber an der Sache nicht weiter betheiligen. Hierauf wurden neue Lanzen gebracht; Jacques ritt geradewegs auf den Grafen zu, und beide Lanzen flogen in Trümmer. Ueber diesen Vorfall gab die Herzogin ihrer Seits ihr Mißvergnügen zu erkennen, aber der Herzog lachte, und so waren Vater und Mutter verschiedener Meinung, indem der Eine einen ehrlichen Kampf, die Andere Sicherheit für ihren Sohn verlangte." Am Tage des großen Turniers versammelten sich im großen Marktplatz zu Brüssel, außer dem Volk, nicht weniger als zweihundertfünfundzwanzig Fürsten, Barone, Ritter und Knappen. Einige der edelsten von ihnen brachen eine Lanze mit ihren Gegnern, und es lief auch ohne Arm- und Beinbrüche nicht ab. Der Graf von Charolais zersplitterte an diesem Tage achtzehn Lanzen und trug den Preis davon, der ihm von den Damen ertheilt wurde.

Dies war das letzte Scheingefecht, in welchem Jacques de Lelaing eine Rolle spielte. Die blutigeren Kämpfe, an welchen er später theilnahm, gereichten ihm weit weniger zur Ehre. Sie bildeten eine Episode des grausamen Krieges, den der despotische Herzog und seine Edlen gegen die freien und wohlhabenden Städte führten, die durch ihren unabhängigen Geist den Haß und durch ihren Reichthum die Habgier des Herzogs und seiner Bande von ritterlichen Menschenmördern erregten. Es war eine Zeit von schandbarsten Gräuelthaten; auf beiden Seiten schonte man weder Stand, Alter, noch Geschlecht. Die Kämpfenden schienen in Dämone verwandelt; sie mordeten, sengten, raubten und wandten sich von ihrer blutigen Arbeit, um vor dem Altar der Jungfrau zu knieen, deren Sohn allen Menschen Frieden und Wohlwollen verkündete. Beide Parteien erdolchten, hingen oder ertränkten ihre Gefangenen; aber die Ritter hatten das Beispiel gegeben, und die Bürger zeigten sich erst dann unerbittlich, als sie sahen, daß der Adel alle Gebote der Ehre und Menschlichkeit mit Füßen trat. Die Arme der Volksparteі wurden durch die Schandthaten ihrer Gegner gestählt, aber mancher Unschuldige mußte für die Sünden Anderer büßen. Seine größten Anstrengungen richtete Philipp gegen den Bezirk und die Stadt Gent; doch ganz Flandern sympathisirte mit deren Bewohnern in einem Kriege, der ein Nationalkrieg geworden war. In diesem Kampfe trug der Herzog keinen Sieg über das Volk davon, für welchen er nicht einen furchtbaren Preis bezahlen mußte, und er war des Streites schon herzlich müde, ehe er noch halb beendet war, selbst dann, als, Dank dem starken Arm und den schwachen Skrupeln Jacques de Lelaing's, sein Banner am stolzesten flatterte.

Man muß indessen gestehen, daß der „gute Ritter" zu den besser gesinnten Edlen zählte, wenn er nicht der einzige unter ihnen war. Der Herzog hatte ihm befohlen, das Kloster Eenaeme in Brand zu stecken, und er gehorchte, zwar widerstrebend, aber doch ohne Zögern. Er zerstörte das Gotteshaus mit Allem, was darin war und was nur brennen konnte; nachdem er jedoch seiner Pflicht als Soldat nachgekommen, eilte er, seiner nicht weniger heiligen Christenpflicht Genüge zu leisten: er ließ drei Messen lesen, au welchen er andächtig theilnahm und beichtete einem der Klosterbrüder seine Sünden, „indem er", sagt sein Biograph, „sich ein Gewissen daraus machte, daß er der Dürftigkeit zuliebe einen Akt begangen, den die Redlichkeit seines Herzens als Frevdar verdammte."

Hoffentlich ist Jacques de Lelaing mit seiner Reue nicht zu spät gekommen. Er that jedenfalls wohl daran, sie nicht länger aufzuschieben, denn er stand an der Schwelle einer Welt, wo gute Vorsätze nichts mehr helfen. Obwohl schwer verwundet, leitete er noch die Belagerungs-Arbeiten vor dem Schlosse Pouckes. Es war an einem Freitag Nachmittag im Jahre 1453, als Jacques, von einer Ritterschaar umgeben, trotz des Einspruche seiner Aerzte, antritt, da er, wie er sagte, gewiß sterben würde, wenn er zuhause bliebe, ohne etwas zu unternehmen. Auf Seiten der Burgunder war eine große Karthaune, die dem kleinen Häuflein, welches Pouckes vertheidigte, äußerst beschwerlich fiel. Sie hieß die Schäferin, aber nie sprach eine Schäferin mit einer so unliebenswürdigen Donnerstimme, nie wurden ihre Gunstbezeugungen denjenigen so verderblich, unter welche sie sie vertheilte. Jacques stellte sich hinter die Blendung dieses Geschützes, um die Wirkung der aus demselben geschleuderten Projektile zu beobachten. In diesem Augenblick traf eine Steinkugel, aus einer Feldschlange abgeschossen von einem jungen Artilleristen aus Gent, der unter dem Namen des Sohnes Heinrich's des Blinden bekannt war, ihn in die Stirn, zerschmetterte ihm den oberen Theil des Schädels und streckte ihn leblos zu Boden. Ein Karmelitermönch eilte herbei, um den Beistand und die Tröstungen der Religion anzubieten, aber es war zu spät. Jacques hatte seinen letzten Seufzer ausgehaucht, und der Mönch konnte nichts weiter thun, als die Arme des todten Kriegers ehrfam über seine Brust kreuzen. Seine trauernden Gefährten trugen den Körper nach dem Lager zurück.

Der Held des Tages starb im Harnisch. Er hatte Tugenden, die ihn für eine civilisirtere, eine ehrlichere, kurz, eine christlichere Zeit geeignet hätten. Er zeigte diese, so oft sich ihm eine Gelegenheit dazu darbot, aber solche Gelegenheiten kamen selten vor. Er lebte in einem Jahrhundert, wo, wie Sismondi bemerkt, „die Ritter nur daran dachten, mit den Roland's und Olivier's der Zeiten Karl's des Großen durch Vernichtung der Canaille zu wetteifern" — ein Zeitvertreib, dem auch unsere heutigen Ritter nicht abhold sind. Seine edlen Kameraden kannten, sagt Mr. Henne, nur ein Vergnügen und nur einen Ruhm, der darin bestand, das Blut der vilains, oder, wie man sie jetzt nennt, der niederen Stände, in Strömen fließen zu lassen. Für einen Ritter war Jacques indessen ein ganz respektabler Mann, und er wurde seines Metzgerhandwerks zuletzt so überdrüssig, daß er kurz vor seinem Tode beschlossen hatte, seine Güter einem jüngeren Bruder zu überlassen und, da ihn das Schicksal zu einem privilegirten Mörder bestimmte, in Zukunft nur die Unglücklichen im Morgenlande zu morden, deren Mord nach damaligen Begriffen eher eine Tugend, als eine Sünde war.

Digitized by Google

Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß Jacques in einem der unwürdigsten Kämpfe fiel — dem Kampfe eines Despoten gegen ein freies Volk. Sein Herr und Meister schwor, ihn zu rächen, und er hielt sein Wort. Als das Schloß Pouckes zur Uebergabe gezwungen ward, ließ Philipp der Gute die ganze Besatzung aufhängen. Von diesem Schicksal wurden nur ein paar Priester, ein Soldat, der mit einer Krankheit behaftet war, die man damals den Aussatz nannte, die aber jetzt einen anderen Namen in der Liste der menschlichen Geißeln führt, und einige Knaben ausgenommen. Unter den Letzteren befand sich zufällig dasselbe Bürschlein, das durch sein wohlgezieltes Geschoß den „guten Ritter ohne Furcht und ohne Zweifel" erlegt hatte; aber Philipp erfuhr dies erst, als der Schütze außerhalb seines Bereichs und sicher und wohlbehalten in Gent angelangt war.

Nord-Amerika.

Humboldt und Fremont.

Die Berliner Zeitungen theilen nach einem in New-York erscheinenden deutschen Blatte die Uebersetzung eines Schreibens mit, das von Alexander von Humboldt an den Obersten Fremont bei Uebersendung der ihm von Sr. Majestät dem Könige von Preußen im Jahre 1850 verliehenen großen goldenen Verdienstmedaille gerichtet wurde. Es dürfte nicht überflüssig sein, hier auch das Original dieser von unserem Nestor der Wissenschaft dem gegenwärtigen amerikanischen Präsidentschafts-Kandidaten ausgestellten ehrenvollen Zeugnisses vorzulegen, auf welches die Anhänger Fremont's jetzt mit gerechtem Stolz hinweisen. Wir entlehnen es der New-Yorker Evening Post vom 12. d. M.

„Monsieur le Sénateur: Il m'est bien doux, Monsieur, de vous adresser ces lignes par mon excellent ami, notre ministre aux États-Unis, M. de Gerolt. Après vous avoir donné dans la nouvelle édition de mes *Tableaux de la Nature* le témoignage publique de l'admiration qui est due à vos gigantesques travaux entre St. Louis du Missouri et les côtes de la mer du Sud, je me sens heureux de vous offrir, dans ce petit signe de vie, l'hommage de ma vive reconnaissance. Vous avez déployé un noble courage dans des expéditions lointaines, bravé tous les dangers des frimas et du manque de nourriture, enrichi toutes les parties des sciences naturelles, illustré un vaste pays qui nous était presque entièrement inconnu. Un mérite si rare a été reconnu par un souverain, vivement intéressé aux progrès de la géographie physique: le Roi m'ordonne de vous offrir la grande médaille d'or, destinée à ceux qui ont travaillé à des progrès scientifiques. J'espère que cette marque de la bienveillance royale vous sera agréable dans un moment, où sur la proposition de l'illustre géographe Charles Ritter, la société de géographie résidant à Berlin vous a nommé pour membre honoraire. Quant à moi je dois vous remercier particulièrement aussi de l'honneur que vous m'avez fait d'attacher mon nom et celui de mon collaborateur et ami intime M. Bonpland à des contrées voisines de celles qui ont été l'objet de nos travaux. La Californie qui a noblement résisté à l'introduction de l'esclavage sera dignement représentée par un ami de la liberté et des progrès de l'intelligence.

„Agréez, je vous prie, Monsieur le Sénateur, l'expression de ma haute et affectueuse considération.

„Votre t. h. et t. o. serviteur,

„A. v. Humboldt.

„A Sans-Souci le 7. octobre 1850."

Die Stelle in den „Ansichten der Natur", auf welche Humboldt sich in obiger Zuschrift bezieht, ist folgende (Band I., S. 58):

„Fremont's Karte und geographische Untersuchungen umfassen den ungeheuren Länderstrich von der Mündung des Kansas-River in den Missouri bis zu den Wasserfällen des Columbia und den Missionen Santa Barbara und Pueblo de los Angeles in Neu-Kalifornien: ein Längen-Unterschied von 28° (an 340 geographische Meilen) zwischen den Parallelen von 34° bis 45° nördlicher Breite. Vierhundert Punkte sind durch Barometermessungen hypsometrisch und großentheils auch astronomisch bestimmt worden: so daß eine Länderstrecke, welche mit den Krümmungen des Weges an 900 geographische Meilen beträgt, von der Mündung des Kansas-Flusses bis zum Fort Vancouver und zu den Küsten der Südsee (fast 180 Meilen mehr als die Entfernung von Madrid bis Tobolsk) in einem Profile über der Meeresfläche hat können dargestellt werden. Da ich glaube, der Erste gewesen zu sein, der es unternommen hat, die Gestaltung ganzer Länder (die iberische Halbinsel, das Hochland von Mexiko und die Cordilleren von Süd-Amerika) in geognostischen Profilen darzustellen (die halb-perspektivischen Projectionen eines sibirischen Reisenden, des Abbé Chappe, waren auf bloße und meist sehr alberne Schätzungen von Flußgefällen gegründet); so ist es mir eine besondere Freude, die geographische Methode, welche die Erdgestaltung in senkrechter Richtung, die Erhebung des Starren über dem Flüssigen, darstellt, auf die großartigste Weise angewandt zu sehen."

Mannigfaltiges.

— Kars-Literatur. Dem Berichte des Dr. Sandwith über die denkwürdige Belagerung von Kars, aus dem wir vor Kurzem einige Auszüge gegeben, ist jetzt ein neues Werk über denselben Gegenstand gefolgt, das den Obersten Lake, gegenwärtig Flügel-Adjutanten der Königin Victoria, zum Verfasser hat.*) Wie Sandwith, gehörte auch Lake zu der unmittelbaren Umgebung des Generals Williams, dem er dem Range nach von allen englischen Offizieren zunächst stand, und man hätte von ihm wichtige Aufschlüsse über Manches erwarten können, was trog Allem, das wir über diese verhängnißvolle Epische des soeben beendeten Krieges gehört und gelesen, noch immer dunkel bleibt. In dieser Beziehung finden wir uns jedoch in dem Werke getäuscht; außer einigen neuen Anekdoten enthält es eigentlich nichts, was nicht schon vorher bekannt war: Die fortifikatorische Thätigkeit des Generals Williams und seiner Gefährten, die zähe Ausdauer der Türken, der Edelmuth Murawjew's und die freundliche Aufnahme, die den Gefangenen in Rußland zu Theil wurde — alles dieses wird des Breiteren besprochen; aber zu einer pragmatischen Geschichte der Belagerung liefert auch die Schrift des Herrn Lake nur „schätzbares Material." Man kann ihm vielleicht auch den Vorwurf machen, den anerkennungswerthen Leistungen seiner Landsleute doch allzugroße Wichtigkeit beigelegt zu haben, und wenn er die Festung Kars als gleichsam von ihnen geschaffen darstellt, so ist dagegen einzuwenden, daß sie schon seit Jahrhunderten in Asien ihrer Unbezwingbarkeit wegen berühmt war, daß der große Schach Nadir vor ihren Mauern zurückweichen mußte, und daß der General Paskewitsch sie im Jahre 1828 nur nach einem furchtbaren Blutbade zu erobern vermochte. Seitdem mag sie allerdings in Verfall gerathen sein, da die Paschas die zu ihrer Instandsetzung bestimmten Gelder more suo in die Tasche steckten, oder daß die Russen, die doch ohne Zweifel durch ihre armenischen Spione von der Lage der Festung vollkommen unterrichtet waren, im Jahre 1854 nach dem Siege von Kurukl-Dere und der vollständigen Deroute der anatolischen Armee sie nicht anzugreifen wagten, ist ein hinlängliches Beweis, daß es mit ihren Vertheidigungsmitteln nicht so ganz kläglich bestellt war, als Herr Lake behaupten will. Immerhin bleibt es unerklärlich, warum General Williams nach Zurückschlagung des Sturmes vom 29. September das russische Heer nicht angegriffen und zur Aufhebung der Belagerung gezwungen hat, da die türkische Besatzung, die nach der Angabe des Obersten Lake am 28. November noch achtzehntausend Mann stark die Waffen streckte, dem Feinde — wenn anders die Berichte über die enormen Verluste, die sie ihm beigebracht, nicht sehr übertrieben sind — um jene Zeit numerisch gleich oder gar überlegen sein mußte. Daß aber ein tapferes, durch einen soeben erfochtenen Sieg zu noch höherem Enthusiasmus entflammtes Corps von mehr als zwanzigtausend Mann lieber die äußersten Drangsale des Hungers erduldet, als daß es sich durch einen kräftigen Schlag zu befreien sucht, ist etwas so Unerhörtes, daß man, ohne gerade zu den Leuten zu gehören, die überall Verrath wittern und den ganzen orientalischen Krieg für eine zwischen Lord Palmerston, Louis Napoleon und der russischen Regierung abgekartete Komödie erklären, unwillkürlich auf den Verdacht geleitet wird, daß hier nicht so sehr militairische, als politische Gründe im Spiel sein mochten, und daß man Kars zum Opfer anderseyen hatte, um dem Gegner die Beendung eines Kampfes zu erleichtern, dessen man von beiden Seiten herzlich müde war.

— Sklavenhandel in Nord-Amerika. Während der letzten drei Jahre segelten 21 Sklavenschiffe aus dem Hafen von New-York aus, 15 von diesen wurden theils von Amerikanern, theils von den Briten genommen und 6 von der See zerstört. Von den genommenen Schiffen wurden 8 nach New-York gebracht und daselbst verurtheilt. Ueber zwei Schiffe, die Barke „Chancellor" und den Schooner „Braman", schwebt der Prozeß noch. Seit 1854 wurden 32 Personen wegen Betheiligung am afrikanischen Sklavenhandel in Anklagestand gesetzt, 13 wurde der Prozeß gemacht, 12 sind freigesprochen und nur Einer ist verurtheilt worden. Diese Freisprechungen sind um so wunderbarer, als die Schiffe, auf denen die Angeklagten sich befanden, überweisenermaßen alle Sklavenschiffe waren. (Amer. P.)

*) Kars and our Captivity in Russia: with Letters from General Sir W. F. Williams &c. By Colonel Atwell Lake. London: Bentley

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., worüber das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Komp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedit. Neumann, Unterwasserstr. Nr. 21), ferner von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 100. Berlin, Dienstag den 19. August 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Achter Monats-Bericht. 1856.

Reise-Literatur, die englische im Vergleich mit der deutschen. — Ein paar Worte mit und über Ida Pfeiffer. — „Die Ansiedelung am rothen Flusse", von A. Roß. — „Moderne Gesellschaft in Rom", von Beste. — Porter's „Fünf Jahre in Damaskus". — „Syrene und deren Festungsbau", von Samilton. — „Leben und Sitten in Persien", von Lady Sheil. — „Jadkins' Moods". — Gedichte von Edmund Peel. — Führer zur Erkenntniß des Lebens, von Dr. Mann. — Physiologie und Oekonomie der Lebensfunctionen. — Der Körper als Haus und Organ des Geistes. — Kraftstoffe in seinem richtigen Verhältniß zum Geiste. — Ein Wort zu Gunsten des Leichtsinns und einzelner Irrthümer in der populären Wissenschaft gegen die schwere, infallible, deutsche Gründlichkeit.

London, Anfangs August.

Die Engländer sind schon öfter mit den alten Römern, die ins Kaiserreich und ihren siebenhundertjährigen Verfall gerathen, verglichen worden. Wir wollen hier die Vergleichungspunkte nicht aufzählen und uns nur an den bekanntesten halten, ihren funfzig Kolonieen und der Ausbeutung der ganzen Welt für die „obersten Zehntausend" (denn für diese placht sich John Bull im Grunde allein). Die dritten und vierten Söhne, Schwiegersöhne und sonstigen Anhängsel der Aristokratie, die in den durchweg drei- und vierfach besetzten Staatsstellen (mit je einer fünften, welche, aus den unteren Klassen besetzt, für einen erbärmlichen Zehnpfennig alle Arbeit auf sich hat) zuhause nicht unterzubringen wußten, werden als Steuer-Einnehmer, Gouverneure u. s. w. in den Kolonieen placirt. Dort haben sie Langeweile mit der Zeit und werden noch liederlicher und roher, als vorher. Andere fangen aus Verzweiflung oder Lust in der Fremde auch an, Bücher zu schreiben. Außerdem treiben sich wohlhabende Engländer stets in aller Welt umher, Viele, um Verwandte, Angestellte in Quebec, Montreal, Kalkutta, Shanghai u. s. w. zu besuchen, Andere reisen gar direkt, um ein Buch zu schreiben, zuweilen schon im Auftrage eines Buchhändlers. Dadurch bekam und behielt die englische Literatur in dieser touristischen, ethnologischen Sphäre eine Frische, wie keine andere in der Welt. Die deutsche ist eigentlich viel frischer, nämlich produktiver an reeller Waare; aber sie schafft zu wissenschaftlich, zu sehr von innen heraus, zu gelehrt, so daß ihr, was der Mann der Wissenschaft in ihr Vorzügliches findet, an Anziehungskraft und Popularität bei der Menge abgeht. Wenn ein Deutscher ein Buch „reist", wird es bei aller Fabrication immer noch viel substantieller, gelehrter und gründlicher, als die englische Waare der Art. Aber die englische Waare geht gut, so massenhaft sie auch in die Welt geschleudert wird; sie ließ sich gut. Man erfährt auf jeder Seite etwas Neues oder Bekanntes, wenigstens individuell-neu, in bestimmten Erlebnissen. So liest man die Bücher durch, ohne sich je zu langweilen oder wissenschaftlich angestrengt zu werden, und bekömmt doch im Durchschnitt hübsche, richtige Anschauungen von den fremdesten Ländern und Zuständen, welche, beiläufig gesagt, überall auch mit deutschen versetzt und gefärbt sind. Ich erinnere mich keines englischen Touristenwerkes, worin nicht auch beiläufig Deutsche erwähnt würden. Aber diese Deutschen schreiben nicht, sie gähren und säuern die Welt draußen blos und sind, literarisch und, im Allgemeinen gesprochen, Hefe. Die Engländer in der Welt draußen reisen fast immer mit Geld, Geburt, Empfehlung von Lords zuhause, an Gouverneure und Konsuln draußen, wenn sie nicht selbst Lords, Konsuln, Gouverneure u. s. w. sind. So öffnet sich ihnen die Welt leicht. Die Deutschen treiben sich alle einzeln, verlassen, oder sich nur auf sich selbst verlassend, um die Erdkugel herum und sind in der Regel mehr Schneidergesellen, Kneipiers und Weggeschickte, als Gesandte, Konsuln und literarisch gebildete Leute. Kein Engländer kann zu reisen, wie etwa Ida Pfeiffer oder Gerstäcker und unsere sonstigen Reise-Heroen; aber diese Wenigen machen den „Rohl", auch einen Reise-Heros, nicht fett. Die Engländer erhalten ihre Reise-Literatur durch Menge, Masse, Umfang und Bewegung in guter Gesellschaft fett und frisch.

Beiläufig gesagt, sprach ich neulich Ida Pfeiffer hier in Angelegenheiten einer Kiste, die für sie angekommen war, ohne daß der Empfänger und Spediteur ihre Adresse ausfindig machen konnte. Beaufstragt, den Aufenthalt der berühmten Reise-Heroin zu ermitteln, fand ich sie endlich im „Britischen Museum" auf, wo sie, wie fast überall in der Welt, wieder umsonst wohnt, wie sie auch so häufig umsonst über Oceane wegsegelt. Eine merkwürdige, alte, höchst uninteressante, im Dialog unbeholfene, dick österreichisch pronunzirende Persönlichkeit, deren Bücher gleichgültig in zwei Sprachen erscheinen, in denen beiden sie keine Meisterin ist. Aber man sieht hier, was auf allen Wegen zur Berühmtheit die Hauptsache ist: Originalität, Ausdauer, Muth und dergleichen. Ihre Originalität besteht hauptsächlich in dem mit dem Alter nicht veralkenden Eifer, in der Welt umherzunaschen und zu sagen und zu schreiben, was sie gesehen, und in einer trockenen, trenherzigen, phrasenlosen Gemüthlichkeit, der Niemand so leicht etwas übelnehmen oder gar verweigern kann. — Die Kiste war „halt blos a Kistel mit allerhand Geschenke vor de Wilden. I muß se halt noch moal besuche, will aber dasmoal erst nach Madagaskar gehe." Weiter bekam ich nicht viel mehr heraus von ihr. Unter den Wilden schien sie die Menschenfresser von Borneo und Sumatra zu verstehen, deren Zähne sie schon einmal durch die Bemerkung entging: „Na Ihr werd't doch halt nit so a'n alte Frau essen wollen? Denkt, wie zäh' i sein muß!" Die Menschenfresser lachten über diese Verösterreicherung ihrer Sprache, schüttelten ihr die Hand und ließen sie unverzehrt von dannen ziehen. Sie kann getrost wiederkommen, denn offenbar hat die gute Eigenschaft, welche sie rettete, inzwischen sehr zugenommen.

Ich habe mich während der letzten Wochen hauptsächlich mit englischer Reise-Literatur beschäftigt, weil das ein gutes Mittel gegen die Versachung ist, Leitartikel in Zeitungen und Mordgeschichten zu lesen. Sie liegt im Original und in Notizen und Exzerpten vor mir, so daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Um wenigstens am Anfange dem Verdienste und Range sein Recht widerfahren zu lassen, sehe ich mich nach dem besten Werke der Art um und denke, daß die „Rothe-Fluß-Kolonie" von Alexander Roß*) wenigstens die gründlichste und durchgeführteste Arbeit der Art ist. A. Roß genießt den verdienten Ruhm, einer der produktivsten und geschicktesten Maler ferner Länder und fremder Zustände zu sein. Er hat dies erst kurz vorher in seinen „Lebzigern des fernen Westens" bewiesen. Seine „Rothe-Fluß-Ansiedelung" ist ein neuer Beleg. Das Buch führt uns in die unbekanntesten Gegenden und eine der merkwürdigsten Kolonieen Englands auf eine Weise ein, als wären wir am Ende wie zuhause dort. Als ich zum ersten Male von der „Rothen-Fluß-Kolonie" hörte, kam sie mir wie ein blaues Wunder vor, von dem ich gar nichts wußte. Ich fragte daher einen Engländer, wo die Kolonie eigentlich wäre. „Only an island somewhere, I suppose", sagte er: „Blos 'ne Insel irgendwo, sollt ich meinen". Jetzt bin ich dort wie zuhause und kenne mehrere Spitzbuben von Landsleuten dort und den neuen Prügelmeister, ebensalls einen deutschen Bruder. Wir Deutsche mußten diesen Beamten dorthin liefern, da sich kein Engländer und Schotte, nicht einmal ein Irländer, dazu finden wollte. Nur zuzahne hätte er vielleicht blos neu eingeführte, für „Umkehr der Wissenschaft" unentbehrliche Prügel bekommen. Dort konnte er Prügel austheilen und brauchte sich nicht blos auf Empfangnahme derselben zu beschränken, obgleich sie ihm als Anerkennung seiner neu eingeführten amtlichen Thätigkeit beinahe bis zu Ausblasung des Lebenslichtes zu Theil ward.

Als Karl II. im Jahre 1670 die Hudsons-Bay-Compagnie zu „absoluten Herren und Eigenthümern des Bodens, der von den in die Hudsons-Bay laufenden Flüssen und Gewässern eingeschlossen und begränzt wird, und des Handels daraus" erhob, bekam dieses Territorium

*) The Red River Settlement, its Rise, Progress and Present State; with some Account of the Native Races and their General History to the Present Day. By Alexander Ross, author of „Fur-hunters of the Far West" &c. London: Smith and Elder. 1856.

Digitized by Google

den Namen Ruperts-Land, zu Ehren des königlichen Cousins und tapferen Handegens, Prinzen Ruprecht von der Pfalz. Die Compagnie verkaufte 1811 an Thomas Douglas, Earl of Selkirk, von diesem Territorium die ganze Strecke, welche sich unter gleichem Breitengrade mit London zwischen den Seen Winnipeg und Winnipegoes bis zur Gränze des amerikanischen Gebietes hinzieht. Der rothe Fluß ergießt sich in den Winnipeg-See. Hier beschloß Lord Selkirk eine Kolonie anzulegen. Die Einwilligung dazu von den Eingeborenen, den Saulteaux- und Cree-Indianern, erkaufte er durch einen Vertrag, worin er sich verpflichtete, ihnen jährlich zweihundert Pfund Tabak zu steuern. Als Motiv leiteten ihn die humanen Absichten, in dieser siebenhundert Meilen vom nächsten Hafen entfernten, zehn Monate jedes Jahres vom Eise blokirten, stolirten, trostlosen Gegend allen Dienern der Compagnie eine Heimat und ein Centrum für Religion und Kultur der Indianer und Mischlinge zu gründen. Rüstige Ansiedlerer, dort angesiedelt, sollten besonders als Pioniere zur Verbreitung des Evangeliums wirken. Sehen wir, was aus diesen apostolischen Plänen geworden. A. Ross, mehr als vierzig Jahre in Diensten verschiedener Pelz-Compagnieen und selbst Mitglied der Rothen-Fluß-Kolonie, kann ein Lied davon singen. Die ersten (schottischen) Ansiedlerer kamen 1812 an und wurden, als sie sich niederlassen wollten, von einer Bande bemalter, wilder Krieger, Agenten der Nordwest-Pelz-Compagnie, verjagt. Sie suchten unter Geleit von Mischlingen Schutz in Pembina, mußten aber auf dem Wege dahin all ihr Hab und Gut als Geleitsgeld zahlen und den siebenmonatlichen, entsetzlichen Winter unter Zelten zubringen. Im Mai 1813 kehrten sie nach dem rothen Flusse zurück, um ihre Arbeiten zu beginnen. Nachdem sie ein Jahr lang in wildester Wildniß gerodet, gehackt, gegraben, gesäet und geärndtet, schickten die „Nordwester" wieder eine Heerde gekaufter Wilden und Verwilderten, welche ihre Wohnungen niederbrannten, die Felder verwüsteten und die Kolonisten vertrieben. Im Herbst kehrten diese mit einer Zahl neuer Ankömmlinge aus Schottland in ihre verwüstete, neue Heimat zurück und fingen von vorn an. Am 14. Juni des folgenden Jahres ließ die Nordwest-Compagnie nicht nur alle deren Arbeiten wieder zerstören, sondern auch die meisten todtschlagen. Kurz darauf besuchte Lord Selkirk die Reste seiner Schützlinge und rächte sie insofern, als er der Nordwest-Compagnie mit Gewalt Land wegnehmen und sie zu Friedensbedingungen zwingen ließ. Aber gegen den Winter konnte er sie nicht schützen. Sie wurden öfter aus Mangel an jeder Nahrung und Kleidung eigentliche Sklaven wilder Indianer, deren Arbeiten sie für bloße Nahrung und Obdach verrichten mußten. Später wieder selbständig angesiedelt, wurden sie erst von hinzugekommenen Franzosen und deren eifrig katholischem Priester, dann von einer dichten Wolke Heuschrecken, das Jahr darauf von deren Nachkommen und Todten, die millionenweise auf dem bis zu Stumpf und Stiel abgefressenen Boden verwesten, zur Verzweiflung und in die weite Wildniß um Nahrung getrieben. Aber die Meisten kehrten zurück und schickten eine Zahl der Stärksten im Winter sechshundert Meilen weit auf Schneeschuhen, um Saakorn zu kaufen. Endlich faßten sie doch festen Fuß (1820—21) und hatten sogar ihre schottische „Kirk", aber keinen Geistlichen. Als dieser Langersehnte endlich kam, war es ein Gläubiger der englischen Hochkirche, der die Seelen nicht frei schottisch, sondern nach dem englischen, von Heinrich VIII. geschriebenen Rezepte weiden und leiten wollte.

So kamen zu den zurchtbarsten körperlichen Strapazen und Leiden statt des Trostes auch Seelen- und kirchliche Leiden, wofür Lord Selkirk in der humansten, evangelischsten, hochkirchlichsten Absicht nicht weniger als 85,000 Pfund Sterling ausgegeben hatte. Der Streit des hochkirchlichen Werkzeuges mit den freikirchlichen Schotten schleppte sich über zwanzig Jahre lang hin und ward erst 1846 durch Ankunft eines presbyterianischen Geistlichen aus der sogenannten „freien Kirche" Schottlands erledigt. — Wir können die lange Reihe der übrigen Leiden, Heimsuchungen und verfehlter Kultur- und Handelsspeculationen, denen die Kolonie fortwährend ausgesetzt war, z. B. entlassene deutsche Soldaten, Schweizer, französische Kanadier, um derentwillen unter starker Opposition die Prügelstrafe eingeführt ward, noch mehr Schotten, Indianer und Mischlinge von Indianern und Schotten, Indianern und Deutschen, Indianern, Franzosen und Deutschen u. s. w., die von Zeit zu Zeit hinzukamen und dem kleinen Staate das bunteste, abenteuerlichste Ansehen gaben, nicht weiter verfolgen und erwähnen nur noch das furchtbare Jahr des Hungers und Erfrierens, der Schneestürme, welche Hütten und Menschen begruben (der Schnee legte sich über fünf Fuß hoch, das Eis erreichte die Dicke von beinahe sechs Fuß), der Ueberschwemmungen im Frühjahre (Mai) 1827, auf welchen die Deutschen als echte Räuber umherschwirren, am schwimmende und untergehende Häuser und ertrinkende Menschen zu plündern, der dritten totalen Zerstörung aller bisherigen Colonisation und Kultur. Der vierte und letzte Versuch der Ansiedler hat bis jetzt bestanden und gedeiht. In den ersten vier Jahren des vierten neuen Anfangs wurden zweihundertvier Häuser über der höchsten Erhebung der Ueberschwemmungen **aufgebaut**, dazu Ställe, Schulen und Kirchen, so daß Alles **im besten** Gedeihen entwickelt hat und rasch aufblüht. Ein kurzer, heißer, üppiger Sommer entschädigt die Bewohner für alle Grausamkeiten des langen barmherzigen Winters. Was aber den beispiellosen Heroismus, Ausdauer der alten Kolonisten und den Zauber neuer, deren Lieblichkeit und Sieg im Kampfe mit den maßenhaftesten Ungemächen Natur eigentlich erklärlich macht, ist die Freiheit auf diesem Boden, die Freiheit von allen Steuern, von Militair, Polizei, Bureaukratie, von Religionszwang, die gleiche Berechtigung des Aermsten wie des Reichsten, die Bevorzugung aller derer, welche tapfer im Geist und Leben arbeiten, alle Früchte ihrer Arbeit genießen und deshalb auch auf natürlichem Wege über die Weichen und Feigen und Faulen emporkommen. Insofern ist, wie A. Roß behauptet, dieses kleine Land wirklich das glücklichste auf Erden und das einzige, wo jeder ungehindert im vollen Genusse der Früchte seiner Arbeit schnell emporkommen und oben bleibt. Die bunte Mannigfaltigkeit und Frische, welche durch das Buch hindurchgeht, konnte ich nicht wiedergeben. Ich habe aber das Meinige gethan, durch Anordnung der **ausgemalten** Bilder und Thatsachen auf Lektüre und Uebersetzung desselben aufmerksam zu machen. (Schluß folgt.)

Schleswig.

Die Insel Föhr.

Von N. F. H. Straß.

II. Bewohner, Sitten und Geschichte.

(Schluß.)

Die Jagd ist auf Föhr nicht ganz unbedeutend. Hasen sind freilich selten, dagegen findet man einige Kaninchen und kleine Landvögel. Es jagt aber Jeder, welcher Lust hat, obgleich das Recht dazu streng genommen, nur dem Amtmann von Londern zuzukommen scheint. Die sogenannten Krick-Enten fängt man auf eine eigene Weise in den drei dazu bestimmten Kojen oder engen Kanälen, wohin meist die Enten durch besondere Lockspeisen oder andere schon gezähmte Enten lockt. Von Schnepfen, Mäusen und Ratten habe ich auf Föhr keine Spur bemerkt. Es kann daher deshalb daselbst auch nicht, wie vordem auf Helgoland, große Schnepfensseste geben. Wenn dort die Schnepfen kamen, gerieth die ganze Insel in Bewegung. Selbst während der Predigt ertönte oft der Ruf: „Der Snipp' es kommen!" und dann verließ Jeder seinen Platz, der Prediger aber mußte mit einem plötzlichen Amen abbrechen.

Der vorzüglichste Sammelpunkt für alle Badegäste ist das sogenannte Erholungshaus, welches aus einem geräumigen Tanz- und Speisesaal von wohl zehn Fenstern Front, zwei großen Gesellschaftszimmern, einer Billardstube, Küche u. dgl. besteht. Des Sonntags strömen oft die Einwohner aus den benachbarten Dörfern, besonders Mädchen und Frauen, herbei, um durch die tief herabgehenden großen Fenster des Speisesaals die Badegäste an der Tafel in ihren ihnen ganz fremden Anzügen zu schauen. Dann ist es oft sehr ergötzlich, die hübschen feinen Gesichter der Mädchen in ihren Nationaltrachten durch die Fenster blicken zu sehen. Das Essen in dem Erholungshause, desgleichen die Weine, kann man loben. Die Gäste bei Tische werden streng nach der Zeit ihrer Ankunft gesetzt.

An Unternehmungsgeist fehlt es den Bewohnern von Föhr nicht. Sie sind praktische Menschen, meistens aber durch die Beschränktheit darauf hingewiesen, auf dem Meere ihr Glück zu versuchen. Um das Jahr 1740 haben mehrere Bewohner von Föhr in Gemeinschaft mit einigen verständigen Männern von Sylt und Amrum den Plan zu einer inländischen Compagnie vorabredet; die Sache ist aber nicht zur Ausführung gekommen. Noch jetzt gehen viele Einwohner von Föhr auf den Wallfischfang nach Grönland. So weit und gefährlich auch die Fahrten dorthin sind, so scheinen sie doch von den meisten Insulanern und ihren Angehörigen nicht als so wichtig und gefahrdrohend angesehen zu werden; wenigstens mußte ich dies auf einem eigenthümlichen Scene schließen, die ich mit ansah. Einer Nachricht hörte ich nämlich, daß eine Menge Grönlandsfahrer nach fast neunmonatlicher Abwesenheit angekommen sei und sich eine große Zahl ihrer Angehörigen aus den benachbarten Dörfern einfinden werde, um sie zu begrüßen. Ich eilte nach dem Hafen und sah, wie die Anschiffung erfolgte. Die Frauen und Kinder begrüßten die heimkehrenden Männer, Väter und Brüder mit großer Freude, doch meistens nur mit kräftigem Händedruck, selten mit einem Kuß und seltenst wegs mit solcher Lebhaftigkeit, wie ich wohl erwartete, sondern so wie wir wohl liebe Freunde nach einer kurzen Spazierfahrt zu begrüßen pflegen. So sehr sind jene braven Insulaner an solche lange Trennungen voll Gefahren gewöhnt! In jener Zeit, als der Wallfischfang von Holland aus durch die Seefahrer Föhrs noch in großartigem Maßstabe betrieben ward, verließ jedes Jahr nach Anfang des Tiefes die für einen solchen Zug bestimmte Mannschaft an einem festgesetzten

Tage die Insel mit zahlreicher Begleitung von Verwandten und Freunden, welche den auf verschiedenen Schiffen fortgegangen Ihrigen schließlich noch von einer gewissen, nicht weit vom Ufer entfernt liegenden Anhöhe die letzten Scheidegrüße mit Hüten und Tüchern nachwinkten. Auf diesem Hügel hat der Schmerz der Trennung, besonders den zurückbleibenden Frauen, manche Thräne ausgepreßt. Dagegen ist dort auch manche Thräne der Freude geweint, wenn nach vollendeter Grönlandsfahrt die Lieben glücklich wiederkehrten.

Zu den eigenthümlichen Gebräuchen auf Föhr gehört das sogenannte Fenstern oder Nachtfreien, welches erst seit dreißig Jahren mehr und mehr abgekommen ist. Auch auf der Insel Fehmern hat dieser Gebrauch bestanden, in Folge mehrfacher Mißbräuche ist aber die Abschaffung fast ganz erfolgt. Der Hergang bei dem Fenstern ist folgender:

Abends nach zehn Uhr, wenn die Familie schon im Schlafe ruht, gehen die jungen Männer nach den Wohnungen der erwachsenen Mädchen. Sie öffnen dort die Fenster, steigen in das Schlafzimmer, setzen sich an die Betten und plaudern mit den jungen Mädchen. Bei dieser Unterhaltung wird die nähere Bekanntschaft gemacht. Die Mädchen von Föhr sollen dabei zu ihrer großen Ehre stets viel Gewicht auf die Art der Gespräche gelegt und meistens sehr richtig nach der Weise, wie die Freier ihre Neigung zu fesseln gesucht, auf den Charakter derselben geschlossen haben. Gefällt der Auserwählten der sich nahende Freier nicht, so verbirgt sie sich tiefer unter die Decke ihres Bettes, und dies ist ein Wink für ihn, sich zu entfernen. Er versucht dann sein Glück in einem anderen Hause. Oft macht ein nicht glücklicher Freier in einer Nacht eine förmliche Runde durch mehrere derartige Besuche. Meistens gehen einige junge Männer, um Verdacht zu vermeiden, zusammen. Viele Eheversprechen bleiben bei solchen Besuchen nicht aus, doch hat das Gesetz sie mit Recht für unverbindlich erklärt, weil oft auch eine nur augenblickliche Aufwallung die Ursache des plötzlichen Versprechens ist. Besonders gerühmt wird es, wenn ein junger Mann bei dem Fenstern sich so zu benehmen weiß, daß er von seinen Genossen nicht erkannt wird. Die Sittlichkeit hat bei diesem eigenthümlichen Gebrauch um so weniger leiden können, als fast nie junge Männer allein gehen dürfen, wenn sie nicht sofort für verlobt gelten wollen. Einer beobachtet hierbei den Andern und verhütet böse Dinge. Uebrigens hat es etwas kohlenoortheh, daß der Föhringer seine künftige Gattin nicht auf lauten Gelagen, sondern im nächtlichen Dunkel sucht, wo nicht äußere Schönheit ihn blenden kann. So hat er besser Gelegenheit, seine künftige Gefährtin kennen zu lernen, als dies in unseren steifen Gesellschaften und auf unseren rauschenden Bällen möglich ist. Beide können bei dem Austausch ihrer Gedanken, in der Stille der Nacht, abgeschieden von allen fremden Störungen, besser als in unseren Thesalons, merken, ob sie für einander passen. Deshalb ist es nicht auffallend, daß man zu Föhr so viele glückliche Ehen und gar keine Ehescheidungen trifft, während in Deutschland, ungeachtet der strengen Ehegesetze, die Zahl der Scheidungen täglich wächst.

Die Hochzeiten sind auf jener lieblichen Insel nicht, wie an vielen Orten Deutschlands, große Bacchanalien und wahre Kommunal-Feste, an welchen oft ganz fremde Personen theilnehmen, um tüchtig zu schmausen und zu zechen, während sie verschern, blos aus Freundschaft den Polterabend mit zu feiern. Selten werden andere Gäste, als die Aeltern und Geschwister, eingeladen. Am Hochzeitstage versammeln diese sich gegen Mittag und gehen paarweise nach der Kirche, wo die Trauung erfolgt. Demnächst begiebt man sich zu einem ganz einfachen Mittagsmahle, wie denn überhaupt bei den Hochzeiten nicht die deutsche Schwelgerei und Kostspieligkeit herrscht, welche manchem armen Vater so große Sorge macht und ihn oft in Schulden stürzt. Nachmittags und Abends ist die Bewirthung auch nur einfach, meistens nur mit Thee und Butterbrod, auch wohl mit Wein. Selten wird getanzt. Die Taufen werden gewöhnlich in den Häusern, aber ohne große Gelage, vollzogen.

Die Leichen werden auf Ersuchen von den Nachbarn angekleidet. Bis zur Vollendung der Vorbereitungen unterhalten sie sich bei Thee, Zwieback und Liqueur in einem Nebenzimmer. Was Jemand von dem ihm zugetheilten Kuchen u. dgl. nicht aufgehren kann, muß er mitnehmen, da es Gebrauch ist, Nichts liegen zu lassen. Der Todte wird dann gleich in den Sarg gelegt, wo er bis zur Beerdigung verbleibt. Die Nachbarn machen das Grab, tragen mit Hülfe befreundeter junger Männer den Leichnam zur Gruft und beerdigen denselben, natürlich Alles unentgeltlich. In der Regel hält der Prediger, welcher die Leichen stets begleitet, am Sterbehause, wenn der Sarg herausgebracht ist, eine kurze Rede. Nach der Beerdigung und Leichen-Predigt kehrt Jeder heim; nur die nächsten Verwandten begeben sich nochmals in das Sterbehaus.

Man findet auf Föhr noch verschiedene Todtenhügel und Gräber aus alter Zeit. Nachgrabungen unter denselben haben nur einige schwarze, unglasirte Urnen mit Asche und Knochen ergeben, doch auch einen Dolch, welchen der Müller zu Nibium besitzt, und eine Grablampe, über deren Verbleib man Nichts weiß. Einige Male hat man auch Sachen aus Stein, Donnerkeile, Opfermesser u. dgl., ja selbst Skelette gefunden. Letztere sollen nur etwas über fünf Fuß lang gewesen sein und im Schädelbau Verwandtschaft mit der finnisch-mongolischen Race gezeigt haben. Möglich daher, daß jene rohen Steingebilde und Riesengräber aus der Zeit von der gothisch-germanischen Einwanderung stammen. Früher hat man auf Föhr auch merkwürdige kleinerne Särge, deren einer im Museum zu Kopenhagen ist, gefunden.

Das Klima auf der Insel wechselt, doch ist es keineswegs immer rauh. Am unangenehmsten ist der Nordwestwind, von welchem jedoch die Badeseelen Nichts zu leiden haben. Die Luft ist im Ganzen gesund, und es giebt fast nie ansteckende Krankheiten. Ungeachtet viele Einwohner an der Auszehrung sterben, giebt es doch auch sehr viel alte Leute.

Zu den nächsten Umgebungen von Wyck gehören die höchst freundlichen Dörfer Brirum und Boldirum. Letzteres hat vorzüglich hübsche Häuser und Gärten, in welchen viele Blumen, besonders aber auch schöne Lauben von Geisblatt überraschen. Der Weg dahin führt durch anmuthige Wiesen und Felder, wo man leider nur oft den Schatten vermißt. Höhere Bäume fehlen auf Föhr überhaupt und sollen dort ebenso wenig, als auf den anderen Inseln der Nordsee, gedeihen, wiewohl man Spuren vormaliger Wälder auf Föhr gefunden haben will.

Das sehr hübsche und stattliche Dorf Nibium, wohin man von Wyck in einer kleinen Stunde fährt, hat ein gutes Gasthaus, welches die Badegäste oft zu Lustpartieen benutzen. Viele Häuser daselbst haben einen städtischen Anstrich, und mehrere Straßen sind sogar gepflastert.

Die Armenverwaltung in dieser Gemeine ist musterhaft. Früher erhielten die Armen wöchentlich Geld-Unterstützungen, im Jahre 1819 aber errichtete man ein besonderes Armenhaus, wo die Armen mit allem Nöthigen versorgt, aber auch zu angemessenen Arbeiten angehalten wurden. Die guten Folgen davon sind bald fühlbar geworden. In den Jahren 1816 bis 1819 hatte die Gemeine jährlich achtzig bis neunzig Mann mit fünf- bis siebentausend Mark zu versorgen, seit 1819 hat man nur dreißig bis vierzig Arme und etwa drei- bis viertausend Mark Kosten, weil Viele es vorzogen, lieber ihre Kräfte durch Rehrt Arbeiten anzustrengen, als in das Armenhaus zu gehen. In ähnlicher Weise wurde auch in der St. Nikolai-Gemeine ein sehr günstiges Ergebnis erzielt. Gleich nach der neuen Einrichtung leisteten fünfzehn Personen auf fernere Unterstützungen Verzicht, und dreißig wurden in das neue Armenhaus aufgenommen. Die Bettelei hat völlig aufgehört, wenigstens habe ich auf der ganzen Insel Föhr bei allen meinen vielen Spaziergängen und Fahrten nie einen einzigen Bettler gesehen.

Die Reise nach Föhr macht man von Deutschland aus jetzt am besten über Hamburg nach Rendsburg und Husum, die wohin die Eisenbahn geht, von wo oft ein Dampfschiff nach der Insel direkt die Reisenden befördert. Andernfalls gehen von da oft Segelschiffe, in jedem Fall eine Fähre von Degebüll, von wo die Ueberfahrt oft kaum eine Stunde dauert.

Central-Amerika.

Die Rivalität Englands und der Vereinigten Staaten in Central-Amerika.

Ein neuer Band der von Karl Andree herausgegebenen, bei Lorck in Leipzig erscheinenden „Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde“ umfaßt einen Theil der central-amerikanischen Staaten, nach E. G. Squier.*) Der Verfasser war früher Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Central-Amerika und ist uns bereits durch seine Arbeiten über die Halbinsel Yukatan und die in Central-Amerika sich findenden Alterthümer, sowie über Nicaragua, vortheilhaft bekannt. Das vorliegende Werk, das Squier unserem auch in Amerika gefeierten Mitbürger Karl Ritter gewidmet, ist in der That eine werthvolle Bereicherung der geographischen Wissenschaft, sowie ein Beitrag zur Kenntniß der jetzt eben zwischen England und den Vereinigten Staaten schwebenden Streitfrage über Central-Amerika. Allerdings verleugnet Squier nirgends die Farbe und die Flagge, für die und unter welcher er steht; er ist aber auch andererseits kein so blinder Yankee, daß er aus Eifer für sein „native“ Land alle Billigkeit gegen Andere und alle Humanität verleugnen sollte.

In Nachstehendem theilen wir mit, was Squier, oder vielmehr sein deutscher Bearbeiter (S. 241), über Englands Politik bezüglich Central-Amerika's sagt:

*) Die Staaten von Central-Amerika, insbesondere Honduras, San Salvador und die Mosquitoküste. Von E. G. Squier. Zu deutscher Bearbeitung herausgegeben von Karl Andree. Leipzig, Lorck, 1856.

Digitized by Google

. . . . „Wir kommen hier abermals auf die vielbesprochene Moskitoküste zurück. Im engeren Sinne reicht sie nur vom Rio Escondido oder Bluefield im Süden bis zum Rio Wanks oder, was dasselbe ist, bis zum Kap Gracias á Dios, 15 Grad nördl. Br. im Norden. Die Engländer dehnten aber, im Namen ihres „Mondscheinpotentaten", des Moskitokönigs, ihre Ansprüche nach Norden hin bis zum Rio Roman aus, wollten also Honduras um eine beträchtliche Küstenstrecke verkürzen; nach Süden hin nahmen sie alles Land bis zum San Juan in Anspruch. Den Platz an der Mündung dieses Stromes, der stets San Juan de Nicaragua geheißen, nannten sie Greytown. Sie leiteten ihre Ansprüche auf das Protektorat über die nicaraguanische und honduresische Küste aus den Zeiten Cromwell's und der Bukkaniere her, und derselbe Oberst Macdonald, welcher sich auf Roatan so gewaltthätig gezeigt, landete am 12. August 1841 an der Mündung des San Juan, überfiel die kleine Besatzung, nahm sie und ihren Befehlshaber gefangen, Alles im Namen des Moskitokönigs, den man auf Jamaika erfunden. Der Samboneonkel hatte die Moskitoküste in der oben angegebenen Ausdehnung und mit unbegränzter Gewalt nach dem Innern hin für einige Fässer Rum und eine Geldsumme, die etwa achttausend Thaler preußisch Courant beträgt, verkauft.

„Diese Räuberpolitik der Engländer wäre von Erfolg gewesen, wenn nicht die Nord-Amerikaner sich ins Mittel gelegt hätten. England hatte Guatimala zerstückelt, indem es Belize vergrößerte; es hatte Nicaragua beeinträchtigt, indem es willkürlich San Juan der Moskitoküste einverleibte; es drückte schwer auf Honduras, indem es diesem Staate nicht nur die Bay-Inseln raubte, sondern auch die Hafenstadt Truxillo besetzte, um sich für eine Summe von 111,061 Piastern zu entschädigen, welche englische Unterthanen angeblich oder wirklich von Bürgern der Republik Honduras zu fordern hatten.

„Inzwischen hatte England sich auch in die inneren Angelegenheiten der central-amerikanischen Staaten gemischt. Die liberale Partei führte nachdrückliche Beschwerde gegen viele handgreifliche Beeinträchtigungen; sie protestirte gegen die Rechtsverletzungen und einen Uebermuth, der keine Schranken achtete. Die „Servilen" dagegen spekulirten auf Englands Unterstützung, und die protestantische Großmacht zögerte keinen Augenblick, der klerikalen Partei, welche in Central-Amerika von Frembenhaß beherrscht ist und recht eigentlich Rohheit und Barbarei vertritt, ihre wirksame Beihülfe angedeihen zu lassen. England verfuhr insbesondere gehässig gegen den Präsidenten der Bunderepublik, General Morazan, eine hervorragende und leitende Persönlichkeit der liberalen Partei. Während der Bürgerkriege überfiel ein Trupp Soldaten von der Priesterpartei das Haus des abwesenden Morazan; seine Frau suchte mit ihren Kindern Zuflucht in der Wohnung des englischen General-Konsuls; dieser aber verweigerte ihr das Asyl und ließ sie buchstäblich auf die Gasse werfen. Ueberhaupt kann der unbefangene Beobachter nicht umhin, das ganze Verfahren der englischen Politik in Central-Amerika als kleinlich, rachsüchtig und gewaltthätig zu bezeichnen. England vergaß nicht, daß die central-amerikanische Bundesregierung den Raub von Roatan als ein „Seeräuberverfahren", als eine Handlung der Piraterie bezeichnet hatte.

„Zur Zeit der inneren Kämpfe, welche Central-Amerika zerrütteten, hat England dem Diktator Carrera von Belize aus Waffen zugeführt, während es jenen Staaten, in welchen die liberale Partei die Oberhand hatte, alle möglichen Hindernisse in den Weg legte und sie beraubte. Diese zugleich armselige und unkluge Politik hat bittere Früchte getragen. Auf den Dank der Priesterpartei kann das protestantische England niemals rechnen, denn sie haßt die fremden Ketzer, obwohl sie deren Unterstützung sich gefallen läßt, um wo möglich die ebenso verhaßten Liberalen zu vernichten. Aber die Priesterpartei wankt und hat zeitweilig nur noch in Guatimala einen Halt. Von Seiten der Liberalen, welche von England so rücksichtslos mißhandelt worden sind, hat es begreiflicherweise nur Abneigung eingeärndtet. Alles was an England erinnert, ist ihnen ein Abscheu. England unterstützt die Priesterpartei, was ist natürlicher, als daß die Liberalen ihre Blicke und ihre Hoffnungen auf Nord-Amerika richteten! So fand der Antagonismus der beiden Großmächtein diesen Staaten einen Tummelplatz, und ihre diplomatischen Agenten, Chatfield der Engländer und Squier der Yankee, befehdeten einander offen auf das Bitterste.

„Die Liberalen wollen um keinen Preis eine Beute der Priester und ihrer indianischen Anhänger werden; sie wollen, wenn es nicht anders sein kann, lieber Ruhe, Freiheit und Wohlstand mit den protestantischen Yankees theilen, als Zwang und Barbarei unter den Servilen erleiden. So erklärt es sich, daß Honduras vor drei Jahren in Wahlzeiten durch Barrundia die Eröffnung machen ließ, es sei einer Annexation an die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika nicht abgeneigt; San Salvador hat sich schon 1821 in ähnlichem Sinn ausgesprochen, und in Nicaragua hat seit dem Herbst 1855 ein sogenannter Filibustier, William Walker aus Tennessee, die Oberhand. Die liberale Partei rief ihn ins Land, er kam, siegte, hielt mit seiner aus mehreren tausend Nord-Amerikanern und Deutschen bestehenden Waffenmacht gute Ordnung im Lande und hat den langen Streit über die Moskitoküste in der Weise entschieden, daß er sie im Februar 1856 für ein Zubehör der Republik Nicaragua erklärte, was sie allerdings auch

Mannigfaltiges.

— Briefe einer Dame aus Süd-Rußland. Ein noch unfangreiches, neues Bändchen der Brockhaus'schen Reise-Bibliothek bilden die „Briefe aus Süd-Rußland, während eines Aufenthaltes in Podolien, Wolhynien und der Ukraine", von Marie Förster.*) In Galizien aus machte die Verfasserin die Reise durch Wolhynien und Podolien und nach Kiev, dem slawischen Rom, wo sie in den Schätzen großer Gutsbesitzer überall eine gastliche Aufnahme fand. Der Eindruck dieser gastlichen Aufnahme giebt sich auch in ihren Briefen kund, die nicht blos ohne Hast und Vorurtheil, sondern mit einer schwärmerischen Begeisterung für die Schönheiten des Landes geschrieben sind. Die Verfasserin fühlt ebenso innig, wie sie sich warm zu bethätigen weiß. Licht und Schatten sind zwar in ihren Gemälden nicht immer richtig und wahrheitgetreuer vertheilt, aber man wird diese doch gern und nicht ohne Kunstgenuß betrachten. Die Briefen selbst, die aus Kordelovka in Podolien, aus Zytomierz und aus Kiev datirt sind, geht eine Einleitung voran mit allgemeinen Bemerkungen über die Natur und das Menschenleben in den drei Provinzen, welche der Gegenstand dieser Darstellung sind. Wer die Beschreibung kennt, die Kohl von diesen Landschaften geliefert, wird hier zwar nichts Neues finden, doch werden namentlich Frauen die anziehenden Briefe der Dame mit viel größerm Interesse lesen.

— Frau Ida Pfeiffer in Paris. Von London kam die unermüdliche Reisende, die sich jetzt nach der Insel Madagaskar und in das noch von keinem Europäer betretene Innere dieses Landes begeben will, kürzlich nach Paris, wo sie einer Sitzung der Geographischen Gesellschaft beiwohnte, als deren Ehrenmitglied sie proklamirt wurde. Sie hat ein Empfehlungsschreiben Karl Ritter's mitgebracht, worin es unter Anderm heißt: „Das scheinbar Paradoxe ihrer Unternehmungen birgt einen tiefen Ernst, das Interesse einer edeln Wißbegierde an Kenntniß der Menschen und Völker, eine Arbeit, die nicht ohne Nutzen für die Ethnographie ist."

— Kanadische Post-Statistik. Der Bericht des Generalpostmeisters von Kanada an den General-Gouverneur für das Jahr bis zum 31. März 1855 endende Verwaltungsjahr**) giebt Zeugniß von den außerordentlichen Fortschritten, die der Postverkehr in jener Provinz während der letzten Zeit gemacht hat. In dem erwähnten Jahre wurden 131 neue Postämter eröffnet, die mit den schon bestehenden 1166 und nach Abzug von vier eingegangenen die Zahl dieser Anstalten auf 1293 bringen. Die Postwege waren um 1185 englische Meilen gewachsen, die jährlich von den Postkutschen zurückgelegte Strecke um 543,945 Meilen, wodurch die Gesammt-Meilenzahl der Postbeförderung sich auf 4,559,761 stellte. Schon im Jahre 1851 hatte man das bisherige Portosystem hoher progressiver Raten abgeschafft und einen gleichförmigen Satz von drei Pence kanadischer Münze (2 Sgr.) für die halbe Unze angenommen. In dem am 5. April 1851 schließenden Jahre betrug die Zahl der mit der Post beförderten Briefe 2,132,000. Die Herabsetzung des Portos machte sich sogleich fühlbar: im Jahre 1852 belief sich die Zahl der Briefe auf 3,720,752 oder 75 Prozent mehr als im vorigen, im Jahre 1853 auf 4,238,402, 1854 auf 5,114,200 und 1855 auf 6,066,692. Der Bericht spricht die Erwartung aus, es werde sich aus den Specifikationen für das Jahr 1855—56 zeigen, daß etwa sieben Millionen Briefe durch die kanadischen Posten gegangen sind. Die Einkünfte des Postamtes betrugen in diesem Jahre 110,747 Pfund Sterling, von welchen 16,449 Pfund Sterling an die englische Post-Dampfschiffe-Verwaltung zu entrichten waren und ein Saldo von 2,256 Pfund Sterling in den Händen der Postmeister verblieb, so daß die Netto-Revenue sich auf 92,041 Pfund Sterling beschränkten, während die Ausgabe die Summe von 121,962 Pfund Sterling erreichten. Es geht hieraus hervor, daß Kanada der Einführung eines niedrigen Portosystems noch einige Opfer bringen muß, die jedoch ohne Zweifel durch die rasche Zunahme der Korrespondenz, von der diese Maßregel begleitet ist, schon in der nächsten Zukunft ausgeglichen werden.

*) 208 S. in 12. Leipzig, F. A. Brockhaus. Pr. 10 Sgr.

**) Von der Canadian News mitgetheilt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 25 Sgr., welche man im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und dem Expedteur Kraumann, Viktoriastr. Nr. 31), ferner von allen löbl. Post-Aemtern angenommen.

№ 101. Berlin, Donnerstag den 21. August 1856.

Nord-Amerika.

Theodor Parker: Ueber Atheismus, Kirchenglauben und Theismus.*)

Die hohe Bedeutung, welche die reformatorische Wirksamkeit des Congregationalisten-Predigers Theodor Parker im Gebiete des religiösen Lebens für Nord-Amerika hat, ist in einem Artikel, welchen das „Magazin" den im Jahre 1853 erschienenen „Zehn Reden Theodor Parker's über Religion und Leben" gewidmet hat, gebührend gewürdigt worden.**) Es sind von den Werken dieses eben so sehr durch Schärfe und Konsequenz philosophischen Denkens wie durch Tiefe und Innigkeit religiösen Fühlens sich auszeichnenden Geistes neuerdings auch die „Reden über Theismus, Atheismus und Kirchenglauben" in deutscher Uebersetzung erschienen — als vierter Band einer von Dr. Johannes Zietzen besorgten Ausgabe von Parker's Werken. Auch diese Reden verdienen es im höchsten Maße, allen denen, welche inmitten unserer mehr und mehr, wie es scheint, dem Materialismus verfallenden Welt sich noch ein Interesse für den Fortschritt der Menschheit im religiösen Leben bewahrt haben, aufs angelegentlichste empfohlen zu werden. Die philosophisch-religiöse Weltanschauung, die Theodor Parker in diesen Reden, im Gegensatze gegen das gesammte, dem Fortschritte der Menschheit im sittlichen Leben hinderlich in den Weg tretende exklusive Kirchenthum und im Gegensatze gegen den in der Praxis des Lebens noch mehr als in der Theorie philosophischer Systeme gegenwärtig überhandnehmenden Atheismus, zur Geltung zu bringen sucht, wird freilich bei solchen, die eine Religion ohne Philosophie für die allein wahre Religion halten oder dafür ausgeben, und ebenso bei denen, welche die Philosophie und überhaupt das menschliche Leben frei von aller Religion haben wollen, keine Gnade finden; letztere werden den Verfasser des vorliegenden Werks als einen noch tief in religiösen Vorurtheilen stecken gebliebenen Menschen der Beachtung nicht werth halten; Ersterer werden ihn um der Entschiedenheit willen, mit welcher er den exklusiven Kirchenglauben bekämpft, trotz dem, daß er für einen überweltlichen, selbstbewußten, persönlichen Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt in die Schranken tritt, als einen Antichristen verdammen. Wir beabsichtigen nicht, im Folgenden den im vorliegenden Werke dargelegten Theismus und die über den Atheismus und den Kirchenglauben entwickelten Ansichten des Verfassers einer philosophischen Kritik zu unterwerfen. Wir sind überzeugt, daß ganz objektiv gehaltene Mittheilungen, welche die Leser dieser Blätter nur auf eine Erscheinung im Gebiete der Literatur Nord-Amerika's, deren hohe Bedeutung Niemand wird in Abrede stellen können,***) aufmerksam machen sollen, dem Zwecke des „Magazin" mehr entsprechen und unseren Lesern erwünschter sein werden, als eine Kritik, welche sich die Aufgabe stellen wollte, die Philosophie, und insbesondere die Religionsphilosophie, zu fördern.

Aus der Einleitung, in welcher der Verfasser der zehn Reden über Atheismus, Kirchenglauben und Theismus „Gedanken über das Verhältniß (die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand) des Christenthums" vorangehen läßt, heben wir als besonders bezeichnend für die Stellung, welche Parker mit seiner religiösen Weltanschauung in der Geschichte der religiösen Entwickelung der Menschheit einnimmt, folgende Stellen hervor:

„Achtzehnhundert Jahre sind verflossen, seit Paulus nach Rom kam. Welch' eine Veränderung seit jener Zeit! Die christliche Kirche hat sehr große Wahrheiten, die ewig bleiben werden. Aber im Ganzen scheint mir die heutige christliche Kirche im Verfall zu sein. Ich will damit nicht sagen, daß die Religion — die Frömmigkeit und die Sittlichkeit im Verfall begriffen seien; eher wird die Sonne vom Himmel verschwinden, als daß sie aus dem Herzen der Menschen vergehen. Aber die Macht des Instituts, welches die christliche Kirche heißt, die Macht der Priesterschaft der christlichen Kirche, ist im Verfall begriffen ... Sie hat kein Vertrauen zur menschlichen Natur in ihrer normalen Thätigkeit; sie erwartet nicht Wahrheit vom menschlichen Geist, Gerechtigkeit vom menschlichen Gewissen, Liebe und Glauben von dem Herzen und der Seele des Menschen. Sie setzt nicht ihre Zuversicht auf den lebendigen Gott, der sich noch gegenwärtig in den frischen Blumen des Tages und dem frischen Bewußtsein des Menschen offenbart. Un der christlichen Kirche giebt es viele Kirchen; aber es giebt nicht eine einzige, welche in demselben Verhältniß zu der Civilisation der Menschheit steht, in dem Paulus stand. Er blickte in die Zukunft; sie blicken in die Vergangenheit. Er verlangte Gedanken- und Redefreiheit; sie fürchten Beides. In Amerika ist es die Geistlichkeit, die alle öffentlichen Ungerechtigkeiten, welche das Volk liebt, vorzugsweise unterstützt, die ihre Mutter in die Sklaverei senden läßt und die Bibel preßt, in die Reihen der amerikanischen Blutschuld einzutreten. — Es ist nicht erfindlich, daß Jesus von Nazareth seine Gedanken von der neuen Wissenschaft seiner Zeit trennte und sagte: „Ihr sollt nicht denken"; oder daß er seine Religion von der neuen Sittlichkeit seiner Zeit loslöste und sagte: „Ihr sollt kein Laster ablegen, ihr Kinder des Himmelreichs!" — Wie dringend bedürfen wir eines neuen religiösen Lebens! Die drei großen Staatsgewalten der herrschenden christlichen Nationen: der Handel, die Politik und die Presse, regen zu einer großen geistigen Thätigkeit an. Soll die große geistige Bewegung unserer Zeit irreligiös, ohne Gottesbewußtsein sein? Sie will sich von der Theologie der christlichen Kirche nicht beherrschen lassen. Aber es ist keine böse Zeit. Welche menschenfreundlichen Institute entstehen in unserer Zeit! — Wenn die christliche Kirche sich nicht von dem Leben der Welt getrennt hätte, würden keine Gesellschaften gegen die Sklaverei, keine Mäßigkeitsvereine, würden alle die tausend anderen Formen philanthropischer Thätigkeit nicht nöthig gewesen sein. Ein neues religiöses Leben kann alle diese Bewegungen zu einer einzigen verschönern. Eine einzige große Wahrheit kann dies thun, nämlich die, daß Gott nicht endlich ist, wie alle früheren Religionsformen gelehrt haben, sondern daß er unendlich in seiner Macht, in seiner Weisheit, in seiner Gerechtigkeit, in seiner Heiligkeit und in seiner Liebe ist. — Die Frömmigkeit muß auf das ganze tägliche Leben, auf die Politik, auf die Literatur, auf alle Geschäfte angewendet werden. Es giebt Uebel, die einer religiösen Hand bedürfen, um sie auszurotten. Der Sklave muß frei gemacht, der Staat und die Gesellschaft umgebildet, das Weib in seine natürlichen Rechte eingesetzt, die politische Corruption zu Grabe getragen werden. Die Massen-Armuth muß aufhören, der Krieg muß ein Ende nehmen, und der wahnsinnige Golddurst und die Vergnügungssucht unserer Zeit müssen gedämpft und abgelegt werden. Dies kann nur durch ein inneres religiöses Leben im Herzen des Volkes geschehen. Alle großen Civilisationen sangen mit Gott an."

Von den zehn Reden, welche der vorliegende Band enthält, haben die beiden ersten den Atheismus zum Gegenstande; in der ersten wird „der spekulative Atheismus als Welt-Anschauung", in der zweiten „der praktische Atheismus als Prinzip der Moral" besprochen.

Unter Atheismus versteht Parker die absolute Ablengnung des Vorhandenseins irgend eines Gottes. „Es kann Jemand", sagt er, „der jüdischen und der christlichen Vorstellung von Gott die Wahrheit absprechen und braucht doch kein Atheist zu sein; er kann es thun, weil er eine übergreifendere Vorstellung von Gott erlangt hat." In Bezug auf die Philosophen der Gegenwart, welche sich selbst als Atheisten bezeichnen, welche lehren, jeder Gottesbegriff sei nur ein menschlicher Einfall, Gott sei nicht eine Thatsache des Weltalls, spricht er sich also aus:

*) Theodor Parker's sämmtliche Werke. Deutsch von Dr. Johannes Zietzen. Vierter Band. Ueber Theismus, Atheismus und Kirchenglauben. Leipzig, Weigt und Günther, 1855.

**) In den Nummern 132 und 133 des Jahrgangs 1853.

***) Reden Parker kennen nur noch zwei andere Männer: Emerson und Channing, beide auch, wie Parker, Prediger der Unitarier oder Congregationalisten, als solche genannt werden, welche auf dem Gebiete des religiösen Lebens in Nord-Amerika durch ihre reformatorische Wirksamkeit im Geiste moderner Wissenschaft eine hervorragende Stellung einnehmen.

Digitized by Google

„Diese Männer wollen Andere nicht kränken. Der Atheismus ist bei ihnen eine Schlußfolgerung, zu der sie durch Ueberlegung gekommen sind. — Manche von ihnen sind Männer von hohen Fähigkeiten, Männer von sehr großer geistiger Bildung; sie scheinen wahrheitsliebend und aufrichtig, gewissenhaft, gerecht, menschenfreundlich und bescheiden zu sein; es sind Männer, die ihrer Natur, und zwar ihrer ganzen Natur, treu zu sein streben. — Ich fühle große Liebe und sehr großes Mitleid für sie. Ich bin der Ansicht, daß sie in ihrem sittlichen und religiösen Wachsthum (in ihrer praktischen Religiosität) über sehr vielen Männern stehen, die immer zu Gott sagen: „Ich gehe, Herr", und doch nicht vom Fleck kommen. — Wenn ein Philosoph sagt, es gibt keinen Gott, so glaube ich nicht, daß er so denkt, sondern er denkt nur, daß er so denkt."

Aus dem, was der Redner zur Charakteristik des wirklichen spekulativen Atheismus, welchem gegenüber der Pantheismus von ihm als nur formeller Atheismus bezeichnet wird, beibringt, heben wir nur Folgendes hervor:

„Der wirkliche spekulative Atheist muß erklären, daß die Materie, die Substanz, woraus ein Körper besteht, von Ewigkeit vorhanden, aber ohne Gedanken oder Willen ist; und die specifischen Lebensformen entstanden alle, ohne daß vorher an sie gedacht wurde, entstanden „zufällig", zeigen von keiner Weisheit, keinem Plan, keinem Endzweck, keiner Vorsehung. Es giebt in der Welt keinen selbstbewußten Geist, sagt der Atheist, als den Menschengeist. Die Welt treibt in dem ungeheuren leeren Raum dahin und weiß nicht, woher sie kommt, wohin sie geht oder wo sie sich befindet. Der Mensch treibt in dem Weltall dahin und weiß wenig von sich selbst, nichts, woher er gekommen oder wohin er fährt. Es giebt keinen Geist, keine Vorsehung, keine Macht, die es besser weiß. Im sozialen Menschenleben sind dem Atheisten die Politiker die einzigen Gesetzgeber. Könige und Präsidenten sind die einzigen Herrscher; es giebt keinen großen Vater aller Nationen der Menschheit, keinen allgemeinen Willen, der die Nationen auf den Weg der Weisheit, der Gerechtigkeit und der Liebe führt."

In der zweiten Rede stellt Parker den wirklichen praktischen Atheismus, d. h. die Anwendung des wirklichen spekulativen Atheismus auf das Leben, dar. Er bezeichnet ihn als „das Leben, als wenn es keinen Gott gäbe, keinen Gott, der den denkende Verstand, die Ursache, die Vorsehung der Welt ist, als wenn der Mensch keine Verpflichtung hätte, die Wahrheit zu denken und zu sprechen, recht zu handeln, menschenfreundlich zu fühlen und heilig oder sich selbst treu zu sein, als wenn es keine Seele, keinen Himmel, keinen Gott gäbe." Er zeigt, daß dieser Atheismus in der heutigen Welt, wenn auch selten offen ausgesprochen, sehr verbreitet ist; er führt ihn und in den verschiedensten Gestalten vor, indem er uns zeigt, wie er im persönlichen Leben, in der Familie, im bürgerlichen Leben, in Staat und Kirche sich kundgiebt. „Die eine Gestalt (des praktischen Atheismus im persönlichen Leben) ist die der groben Selbstsucht, d. h. der groben Vergnügungssucht in der Periode der (jugendlichen) Leidenschaft, oder der groben Gewinnsucht in der Periode des Ehrgeizes. Sie findet ihre Vollendung in dem groben Wollüstling oder dem groben Henchler. Sie ist der Atheismus der Wildheit, der praktische Atheismus von St. Giles in London. Die andere ist die der verfeinerten Selbstsucht, die ihre Vollendung in dem weichlichen und schlauen Wollüstling oder in dem feinen schlauen Henchler findet; das ist der Atheismus der gebildeten Welt, der Atheismus von St. James in London. In beiden ist die Selbstsucht auf den Thron erhoben, alleiniger leitender Grundsatz des Lebens." Ehe und Familie haben für den praktischen Atheisten keine sittliche Bedeutung. „Die Ehe ist blos für die Selbstsucht vorübergehenden Genusses oder für die Selbstsucht beständigen Vortheils da. Das älterliche und das kindliche Verhältniß ist blos ein Verhältniß der Selbstsucht, indem die Aeltern das Kind als Lasthier oder als Spielzeug brauchen und die Kinder die Aeltern nur nach dem Nutzen schätzen, den sie von ihnen haben. — In der sozialen Welt des Atheismus ist kein Friede möglich, bis die stärkste Leidenschaft die Schwachen bei den Einzelnen, die stärkste Person die Schwachen in der Familie unterjocht und die stärkste Klasse der Gesellschaft ihre Fersen den Schwachen auf den Nacken gesetzt hat. Der soziale Zweck wird sein, aber Andere zu herrschen und sie sich dienstbar zu machen, ihnen so wenig als möglich zu geben und so viel als möglich von ihnen zu nehmen, und dann wird derjenige für den Glücklichsten und somit für den Angesehensten und Geachtetsten im Staate gelten, der am wenigsten für die Menschheit thut, die größte Besoldung und die meiste Macht von ihr erhält. — In dem Staate, wo der praktische Atheismus das Ruder führt, sucht die Regierung, die herrschende Macht, nur ihren Vortheil und nicht den des Volks; die Regierung wird eine Zwingherrschaft sein, die blos die Selbstsucht der herrschenden Macht darstellt; die höhere Macht, an welche sie appellirt, wird bald physische Gewalt, bald geistige Kurzsicht sein. — Eine atheistische Geistlichkeit wird der Verbündete der Tyrannen, der Feind des Unterdrückten, des Armen, des Unwissenden, des Knechts, des Leibeigenen, des Sklaven sein. Im Namen der Seele, die sie verwirft, des Jenseits, das sie leugnet, des Gottes, den sie verlacht, wird die atheistische Kirche erklären, daß es kein Gesetz giebt, das höher ist, als der Wille des Monarchen oder der Mehrheit. Gehorchet, oder Verdammniß über Euch!" Bald wird sie das Königthum, bald den Adel, bald die Reichen, bald den Pöbel lobpreisen und immer behaupten, daß der Besitzer der Macht dieselbe durch göttliches Recht besitzt. *Dies* ist die haßenswürdigste Form des praktisch-politischen Atheismus; sie zermalmt den Menschen, während sie ihre Litanei plärrt: „Rette uns elende Sünder, Herr, Herr!" — Die zwei Reden über den christlichen Kirchengläuben, von denen die erste den christlichen Kirchenglauben als Welt-Anschauung, die zweite als Prinzip der Moral darstellt, leitet der Verfasser durch die Bemerkung ein, daß die Menschheit ihrer Natur zufolge beständig über die Thatsachen der menschlichen Geschichte, über ihre früheren Schöpfungen hinausgehen müsse, daß sie also auch bei keiner der Religionsformen, die sie bisher zu Stande gebracht, stehen bleiben könne. „Der Wechsel, der gegenwärtig in der religiösen Welt stattfindet, ist weit größer, als der Uebergang vom Judenthum oder Heidenthum zum Christenthum des Paulus oder des Tertullian." Von dem wirklichen Fortschritt, der ihm durch die Annahme neuer Wahrheiten des Gedankens, der Idee und des Lebens bedingt erscheint, unterscheidet er den Wechsel in der Feststellung von Lehren nach Laune. Als ein Beispiel der letzten Art führt er die übernatürliche Geburt an, welche die katholische Kirche erst nur in Bezug auf Maria, dann auch in Bezug auf deren Mutter, als christliche Glaubenslehre hingestellt habe. „Nach und noch wird man vielleicht sagen, daß auch die Großmutter, auch die Urgroßmutter *u. s. w.* übernatürlich geboren worden sind." — Es kann ein Lehrsatz einer Kirche werden, daß man an alle die „sieben unbefleckten Empfängnisse glauben oder ewig verloren gehen muß."

(Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Achter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Aus dieser wilden, stets mit harter Natur kämpfenden Freiheit kommen wir plötzlich in die übercivilisirte Wildniß der Knechtschaft, in welche ein wilder Kampf um Freiheit umschlug, nach Rom, in die „moderne Gesellschaft Roms". Der Verfasser dieser „Modern Society of Rome", J. Beste, ist in der Reise-Literatur schon durch ein ganz entgegengesetztes Werk: „The Wabash", Schilderungen aus dem unbeschränkten Leben und Treiben Amerika's, vortheilhaft bekannt. Welch ein Kontrast in diesen Schilderungen des römischen Lebens während der Revolution von 1848 und 49! Wir werden weniger in das Leben der unteren Klassen und der Straße, als in die höchsten Zirkel eingeführt, wo der Hauptheld der Revolution, *General* Garibaldi, als Ideal abenteuerlichsten Heroismus ebenso grimmig *gehaßt*, als leidenschaftlich geliebt und angebetet wird. Im Uebrigen kennt ich die Geschichte der Revolution gegen den heiligen Vater zu wenig, als daß ich über die faktische Richtigkeit dieser fabelhaften Thatsachen entscheiden könnte. Als Lektüre selbst ist das Buch ungemein interessant und aufregend durch die dunkele Fülle von Gestalten und Ereignissen.

Von Rom geht's gleich nach Damaskus, wo Hr. J. Porter fünf Jahre lebte („Five Years in Damascus") und von wo er mehrere abenteuerliche Ausflüge in die Wüste, in das alte Tadmor *u. s. w.* unternahm und die muhammedanische Bevölkerung jener Gegenden genau kennen lernte. Wenn man Damaskus und Land und Leute unter durchs Buch hindurch näher kennen gelernt hat, begreift man die neuesten Empörungen der alten Muselmänner gegen die jetzigen Kriegsreformen und kömmt wohl zu der Ueberzeugung, daß jene Fanatiker und Fatalisten der Muhammedlehre noch stark genug sein könnten, allen „Rettungs"-Versuchen von Westen und Osten Feuer und Flammen entgegenzuspeien. Freilich im Leben, Handel und Wandel der großen Menge findet man Verlogenheit und Feigheit in ertsaunlichem Grade, gemischt mit Räuberei, Anarchie und abenteuerlichen An- und Auflösen von Tollköhnheit.

Die Alterthümer von Tadmor, die wir hier kennen lernen, erinnern mich an einen interessanteren reisenden Alterthumsforscher, James Hamilton, der in seinem „Cyrene" besonders die Felsengräber jener alten afrikanischen Kulturstadt schildert. Doch verschmäht er es auch nicht, uns die ganze, ziemlich unbekannte Gegend dieser mittelländischen Meeresküste zwischen Tripolis und Aegypten zu schildern, das Grab und die Ruinen einer Menge blühender Städte und einer dichten, thätigen Bevölkerung, welche einst die Welt mit Elfenbein, Gold, Edelsteinen, Straußenfedern und Sklaven versah. Hamilton

reiste durch echt afrikanische Landschaften und Wüsten, aus denen manchmal eine alte Thurmruine, dann wieder Kameelhäfe oder grüne Oasen mit Bedninengruppen hervorragten, zunächst noch der alten, klassischen Felsenburg der ewig jungen und frischen Quellnymphe Cyre (Κύρη), deren lustige, stets frischsprudelnde Göttlichkeit vor Jahrtausenden Griechen hierherlockte und sie so fesselte, daß sie eine Stadt erbanten, ihr zu Ehren benannten und eine ganze, große Kultur hier entfalteten. Die Quelle springt noch in ungealterter Jugendfrische, aber die Marmorsäulen und heiteren architektonischen Formen, die Tempel und das Monument des von Pindar besungenen Gründers Battos liegen in ergrauten und zerstreenen Haufen von Trümmern. Manche Bauten sind noch so erhalten, daß man sie sich leicht ergänzen kann. Am vollständigsten rundet sich noch mit den vielen Reihen von Marmorsitzen das alte griechische Theater. Man denkt, die Herrschaften müssen erst unlängst nachhause gegangen sein, aber draußen in den noch zum Theil erhaltenen Straßenzügen lagert Tod und Oede. Merkwürdig, daß eigentlich nichts mehr lebt in diesen Räumen als der Tod. Für den Tod hatte die heitere Bevölkerung am solidesten gearbeitet. Der Kirchhof vor der Stadt besteht aus Tausenden von Felsengräbern mit Steinfärgen und marmornen Monumenten, auf denen noch die schönsten Werke des griechischen Meißels leuchten und sich in grazisen Linien abheben. „Melancholie überfällt uns, wenn wir durch die langen Reihen dieser Felsen- und Marmorgräber schreiten, die sich an Hügeln hinziehen und nach allen Richtungen in die südliche Ebene hinablaufen. Der einfache Sarkophag und das stolze Mausoleum — Alles ist leer, und flüchtig der Tod hat sich aus ihnen heraus zu neuen Lebenstaumen verflüchtigt. Die Todten sind auferstanden, und keine Ueberlebenden trauern mehr an ihren Ruhestätten. Lebende und Todte sind spurlos verschwunden. Alle die Monumente sind stumm, wie die Geschichte aller dieser ehemaligen Herrlichkeit, deren Schicksal, deren Namen. Barbarische Hände haben die Denkmäler zerstört und die Schäße darin ausgeplündert." Aber Hamilton entdeckte und entzifferte noch manche Inschrift, noch manche antike Schönheit, und echte Kenner und Antiquare von Profession und Geist werden jedenfalls noch Manches herausfinden. Die Skulpturen, Reliefs, Kunst- und Grab-Monumente, welche Hamilton entdeckte und beschreibt, lassen auf große Schätze und Schönheiten schließen. Wir müssen Männer von Fach und Geschmack für diese alte Schönheitswelt und für die landschaftlichen und sozialen Eigenthümlichkeiten jener noch nicht in der Reise-Literatur vertretenen Gegenden mit Feigen-, Oliven-, Oleander- und Cypressen-Gruppen, „Wadis" und Wüsten, ruinirten und noch lebendigen Städten auf das interessante Werk selbst verweisen.

Um das Departement des Auswärtigen nicht zu weit auszudehnen, beschränken wir uns nur noch auf „Blicke in das Leben und die Sitten Persiens" von einer Dame („Glimpses of Life and Manners in Persia. By Lady Sheil"). Lady Sheil ist die Frau des ehemaligen englischen Gesandten in Persien und hatte als solche und als Dame manche Privilegien vor den meisten Schriftstellern, die bis jetzt über Persien geschrieben haben, besonders das Privilegium, in die Geheimnisse des Familienlebens und der Harems, selbst des Schahs, einzudringen. Dieser Schah scheint der Vater seines Volkes in des Wortes verwegenster Bedeutung zu sein. Suleimanyeh ist ein großes Jagdschloß, gebaut von dem Urgroßvater des jetzigen Schahs Fetteh Ali. Es enthält unzählige Höfe und Zimmer für die unzähligen Frauen des jetzigen Herrschers, der sich den weisen Salomo zum Muster genommen haben mag. Es wohnen hier mehrere Hunderte von Frauen des einen Mannes mit ihrem Hofstaate. Direkte Söhne des Monarchen sind gegen 65 achtzig, doch sind seine Töchter zu zahlreich, als daß sie gezählt werden könnten. Die Zahl der weiblichen Geburten ist stets überwiegend in Persien. Dies führt man als Grund an, womit die Vorsehung den Mann auf Polygamie hinweise. Die Prinzen königlichen Geblütes folgen dem Beispiele, das ihnen des Vaters Majestät giebt, so daß mehrere dieser Prinzen je vierzig bis funfzig Kinder haben. Die königliche Familie besteht so direkt aus mehreren Tausend Personen, die deshalb nicht alle auf prinzlichem Fuße leben können. Ein Enkel des Schah geht selbst auf den Markt, um Brod und sonstige Lebensmittel einzukaufen. Mehrere direkte Prinzen betheiten bei unseren Missionären um Geld. Den Prinzessinnen geht es noch schlimmer. Eine derselben hat einen Schuhflicker geheiratet. Dies ist ein Pröbchen von der Landesväterlichkeit der königlichen Familie, die, man sollte meinen, ihren Thron aus eigenen Mitteln, Armee, Polizei und Beamte aus eigenen Mitgliedern rekrutiren könnte. Doch ist der Hof stets in Furcht vor Unterthanen und läßt sie deshalb ohne viel Unterschung ermorden und klammert sich ängstlich und schlotternd vor innerer Schwäche an Rußland. Nach der Schilderung der Frau Gesandtin zu schließen, lebt ganz Persien blos vom Borgen und vom Heiraten, Scheiden und Wiederheiraten. Wo die Brüste alle herkommen, ist leicht erklärt, wer aber die Borger sind, wo Alles borgt, bleibt ein Geheimniß, das auch unsere Lady nicht zu durchdringen weiß.

So viel für diesmal aus der Fremde, und nicht mehr, da das Departement des Innern auch Einiges aufzuweisen hat, was nicht übersehen werden will. Was kann man sich wohl hinter dem Titel eines Buches denken: „Judkins' Moods?" Judkins' Stimmungen? Judkins' Melodieen und Weisen? Judkins' Modi und Tempora? Es ist ein Buch mit verfänglichem Titel. Ich habe schon früher einmal auf die eigenthümliche Titulatur-Manie in der englischen Literatur aufmerksam gemacht und finde jetzt, daß der verfängliche, vielbeutige und wenigstagende, mysteriöse Titel gegen die anderen Arten sehr in die Mode gekommen zu sein scheint. „Judkins' Moods" sind Sonnette von Judkins, dem Schriftsteller, Maler, Prediger und Dichter, und zum Theil sehr zarte und dichterische Sonnette in flüssiger Formation und feiner Veranschaulichung oft übersehener Schönheiten an gewöhnlichen Dingen. Von allen kann ich nicht urtheilen: ich habe blos einen Theil derselben durchgelesen und darin durchweg einen feinen Dichter gefunden. — In der Bibliothek einer Eisenhabnstation fiel mir neulich ein Buch mit dem Titel: „Peel" auf. Es war aber nicht der bekannte Peel, der Minister und Freihändler-Saints-Paulus, denn dann lautete der Titel deutlicher. Was steckt hinter dem einsilbigen Titel? Wieder Gedichte, Gedichte von Edmund Peel, einem neuen, wenigstens mir bisher unbekannten Poeten, und zwar einem recht zarten, weicherzigen, mit Stimmen, Stimmungen und Gefühlen, wie wir sie wohl selten so weich und schön in der englischen Poesie finden. Vielleicht überlege ich gelegentlich einige Proben; jetzt ist es zu heiß und drückend, selbst für Uebertragung von Poesie. Man lebt ja jetzt kaum in London. Alles geht gebückt und gebückt unter der heißen Decke von Sonnenglutt, Rauch, Dampf und Spektakel. Ich wußte wirklich nicht, wie ich des Nachts schlafen und am Tage leben konnte, und hatte mir deshalb den neuen „Führer zur Erkenntniß des Lebens", daß ich erfahre, was das Leben sei, den „Guide to the Knowledge of Life", von Dr. R. J. Mann. Wieder ein verfänglicher Titel für die Lebemänner, die etwas ganz Anderes, vielfach Tödtlicheres unter Leben verstehen, während dies der rechte Lebemann ist, ein Physiolog und Arzt des Lebens. Er beginnt mit den niedrigsten Formen organischer Materie oder des Lebens und arbeitet sich allmählich herauf bis zur höchsten Entwickelung des Bebeungdranges in der Natur, der menschlichen Gestalt und Organisation. Das Haus, in welchem wir leben und welches zugleich unser Leben selbst ist, wird uns mit allem seinem Meublement, seinen Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten, Schönheiten und Oekonomien gezeigt, erklärt und anschaulich gemacht. Endlich machen wir auch Bekanntschaft mit dem unsichtbaren, blos in seinen Manifestationen wahrnehmbaren Hauchern, da Dr. Mann es noch nicht so weit gebracht hat, wie unsere deutschen Kraftstoffel, welche in der Bequemlichkeit des Stumpfsinns und der Anmaßung schlechthin Alles leugnen, was sie nicht direkt mit Fäusten packen, wiegen, zählen, messen und durch die Lupe sehen können. Uebrigens würde ich es auch jedem Geiste verdenken, wenn er je einem solchen phosphor- und exkrementalgedanklichen Kraftstoffel erschiene. Es ist ganz gut und respektabel von den Geistern, daß sie ihre alte traditionelle Manier, sich blos Sonntagskindern zu offenbaren, beibehalten und sich gerade dadurch an den Materialisten und naturwissenschaftlichem Mechtelagdgesindel rächen, daß sie dieselben geistlos lassen, wie sie sind. — Mann's Lehrbuch ist eine klare, deutliche Anatomie und Physiologie des Lebens, besonders des menschlichen. Pflanzenleben und durchgeistetes Leben treten in ihrer Gemeinschaftlichkeit und in ihren wesentlichen Unterschieden (die nicht zu sehen, nicht anzuerkennen, die eigentliche Kraft des Kraftstoffels ist) neben und gegen einander hervor; die Organe und ihre Functionen, die physiologische Mechanik und Oekonomie des Lebens, die Assimilation, die Nahrung und deren verschiedene Wirkungen auf die Organe und so das Grundwerk der Arzeneien, der medizinischen Wissenschaft u. s. w. Das Werk mag, verglichen mit deutschen seiner Art, nicht so gründlich, vielleicht gar in Einzelheiten nicht ohne Irrthümer sein; aber was ihm an Gründlichkeit abgeht, ersetzt es durch eine viel kostbarere Eigenschaft: Verständlichkeit und Frische. Es liest sich manchmal wie ein Roman, so hübsch anschaulich und dramatisch ist es geschrieben. Es kömmt bei solchen wissenschaftlichen Werken, die für die Praxis, für die große Menge geschrieben werden, gar nicht so sehr darauf an, daß immer der strengwissenschaftliche Professor von Fach trocken und gründlich und peinlich genau in jeder Einzelheit vor uns stehe, sondern daß richtige, klare Anschauungen im Ganzen und Großen gegeben werden, die wirken und sich dem Leser einprägen. Die Details hat selbst der gelehrteste Mann von Fach nicht alle im Kopfe, so daß er sich ohne Buch im Einzelnen irren kann, ohne daß er aufhört, ein gelehrter Mann von Fach zu sein. Warum sollte man denn nun die große Menge mit peinlichen Details quälen, die sie minbestens eben so wenig im Kopfe behält, wie der gelehrte Fachmann, und die sie nur verwirrt und abstumpft für Auffassung der großen Züge von Wahrheiten? Johnston's „Chemie des gewöhnlichen Lebens" enthält viele Unrichtigkeiten, sogar starke Irrthümer in den

Digitized by Google

Details, und doch hat wohl nie ein naturwissenschaftliches Buch in England, Amerika und Deutschland dazu so segensreich und weit und breit gewirkt, als dieses fehlerhafte Werk. Details, richtige und unrichtige, vergißt Jeder leicht. Es kömmt also gar nicht darauf an, ob das, was man vergessen hat, richtig oder falsch war. Auf die Anschauungen im Ganzen und Großen kömmt es an, auf richtige Begriffe von den großen Naturgesetzen der Physiologie u. s. w., wenn man von Nutzen und Segen des gedruckten Wortes über die engen Kreise der Buchgelehrten hinaus richtig reden und urtheilen will. Auch diese scheinbare Beschönigung der Irrthümer und des Leichtsinns in der Wissenschaft ist nicht für Männer „von Fach", sondern für uns große Menge, die wir gern und gierig lernen, was die Wissenschaft Praktisches und Segensreiches für das Leben entdeckt und dozirt. Sie selbst mag in ihren Laboratorien und Kreisen peinlich streng auf Genauigkeit in den unscheinbarsten Details halten und den Dezimalbruch noch in der siebzehnten Zahl für wichtig ansehen. Wir große Menge sind schon zufrieden, wenn wir von den stöchiometrischen Mischungszahlen die ganzen behalten. Und so weiter. Die Gelehrsamkeit und Wissenschaft hat sogar die Verpflichtung, etwas leichtsinniger, oberflächlicher und damit frischer zu werden, wenn sie über sich selbst hinaus das Leben im Ganzen und Großen packen, zu sich erheben und mit sich fortreißen will. Insofern kann namentlich die deutsche Wissenschaft viel von den ungelehrteren, oberflächlicheren, aber frischeren und populäreren Kollegen in England und Amerika lernen. Wie das „Magazin" schon gezeigt hat, schreibt in Amerika ein naturwissenschaftlicher Professor über unbekannte Sprachen in der Natur, nicht nur wie ein Professor, sondern auch wie ein Dichter. Was kümmern uns da einzelne mißverstandene Noten von Vögeln oder Bierfiedlern? Die Natur spricht und musizirt vor uns in unendlichem Jubel. Wer wird sich da um einzelne falschverstandene, überhörte Töne bekümmern?

Mancherlei wissenschaftliche Productionen und Thatsachen spare ich mir bis zum nächsten Male auf. Jetzt ist es zu heiß, selbst für meine flüchtige Betrachtung.

Türkei.

Tirnowo und die Ruinen der Trapeſiza.

Der Fluß Jantra ergießt sich zwischen den Städten Sistow und Rustschuk in die Donau. Seinen Ursprung hat er in den Balkan-Gebirgen. An den Ufern dieses Flusses, an demselben Punkte, wo er, seine letzte Krümmung zwischen den Ausläufern des Balkan machend, den Charakter eines Bergstroms verliert und über die Ebenen des alten Mösiens dahinfließt, liegt die Stadt Tirnowo, einst die Hauptstadt des bulgarischen Reiches. Die Krümmung des Flusses bildet hier zwischen den Felsen einen ziemlich großen Bogen; in der Mitte desselben erhebt sich eine hohe Bergwand, die abschüssig an die Ufer des Flusses hinabfällt. Diese Bergwand, die in der Form einem Sattel ähnlich ist, endet in einem weiten Plateau, welches man nur von einer Seite ersteigen kann. An der Südseite der Flußkrümmung erhebt sich ein waldbedeckter Hügel, und auf der Nordseite eine einsame Terrasse, die einem stumpfen Kegel gleicht. Diese Terrasse liegt dreißig Faden über dem Niveau des Flusses; ihre vollständig flache Oberfläche hat etwa zwei Quadratwerst im Umfang und befindet sich auf gleicher Höhe mit dem gegenüberliegenden Plateau. Sie führt den Namen der Trapeſiza, von dem griechischen Worte *Τράπεζα* (Tisch). Wie schon gesagt, war Tirnowo die Hauptstadt des bulgarischen Reiches und in letzter Zeit auch die Residenz seiner Könige, und da das königliche Schloß auf dieser Terrasse erbaut war, so wurde in der Folge der Name des Thrones oder der Tafel des Königs als Diminutiv auf den Platz selbst übertragen.

Die Stadt Tirnowo liegt in der Mitte der von dem Flusse gebildeten Krümmung und erhebt sich amphitheatralisch auf der Bergwand bis zur Hochebene hinauf. Auf dem Plateau selbst stand in alter Zeit der Erkerpalast der Könige; ihm gegenüber, jenseits des Flusses, auf der Terrasse, das Königsschloß, und zwischen ihnen führte eine Brücke über den Abgrund und diente als Verbindung der beiden Hälften der Burg. Von dieser Brücke sind nur die Spuren an den Stellen geblieben, wo sie sich von beiden Seiten auf die Felsen stützte. Unter ihr, dicht über dem Bette des Flusses, befand sich eine zweite Brücke für die Einwohner der Stadt, die noch heute existirt. Wenn wir den Zeitpunkt erwägen, in welchem diese Brücke erbaut wurde, die nur auf den Vorsprüngen zweier einander gegenüber liegender Felsen ruht und einen einzigen Bogen von fast zwanzig Faden Länge hat, so können wir nicht bezweifeln, daß die damaligen Bulgaren eine bedeutende Stufe architektonischer Kunstfertigkeit erreicht hatten. Von dem Palaste der Königin sieht man jetzt nur die Trümmer und eine der heiligen Paraskewa geweihte Kirche. Sie hat eine völlig runde Form; ihre Kuppel zeichnet sich durch ihre Größe und eine dabei seltene Leichtigkeit aus. Leider ist die Kirche von den Türken in eine Dschamia (Moschee) verwandelt worden. Auf dem Gipfel der Trapeſiza, wo einst das Königsschloß stand, giebt es heute nichts als Schutthaufen; doch wurde dort im Jahre 1845 noch ein großes goldenes Kreuz gefunden, das, wie die Inschrift zeigt, zur Schloßkirche gehörte. Es wurde zufällig von einem Hirten entdeckt und wird seitdem in der Hauskapelle des Metropoliten von Tirnowo verwahrt.

Von den zahlreichen Kirchen der alten Stadt haben sich nur die wenigen erhalten, die von den Türken zu ihrem Gottesdienst benutzt wurden; die übrigen sind im Laufe der Zeit gänzlich verfallen, da es früher unter der türkischen Regierung nicht nur verboten war, neue christliche Kirchen zu bauen, sondern auch die alten auszubessern. Eine alleinige Ausnahme bildet die Kirche des heiligen Märtyrers Demetrius, am Ufer der Jantra, die, der Legende zufolge, allen Versuchen der Ungläubigen, sie in einen Tempel Muhammed's zu verwandeln, widerstand; jedesmal, daß diese einen Minaret errichteten, stürzte er in der Nacht nach seiner Vollendung ein! Außer Stande, diese geheimnißvolle Macht zu überwinden, mußten die Türken ihr Unternehmen aufgeben, verschlossen aber zugleich die Kirche gegen die Christen. Von der Schönheit der ehemaligen Stadt geben die prächtigen Springbrunnen einen Begriff, die sich noch in der Umgegend erhalten haben, und das Steinpflaster, das sich einige Werst über die Stadt hinaus fortsetzt. Das ist Alles, was noch an den Glanz der alten bulgarischen Hauptstadt erinnert, die in einer so pittoresken Gegend erbaut ist. Ohne Zweifel würde man hier Manches entdecken können, was sich auf vergangene Zeiten bezöge und die Geschichte des Landes erläuterte, wenn die türkischen Behörden dergleichen Untersuchungen aufmuntern oder ihnen wenigstens keine Hinderniſſe in den Weg stellen würden.

(O. B.)

Mannigfaltiges.

— Giovanni Meli's Dichtungen. Ferdinand Gregorovius, dessen „Figuren" aus Italien wir kürzlich in unserem „Magazin" ausführlich besprochen haben, hat jetzt auch, gleichsam als Nachtrag dazu, eine Uebersetzung der berühmten Oden, Lieder und Idyllen des sizilianischen Dichters Giovanni Meli (1740—1815) herausgegeben*), welchen Domenico Scinà in seiner Literaturgeschichte von Sizilien „Onor di Sicilia e della nostra età" nennt. In Deutschland ist Meli noch wenig bekannt, obwohl bereits Herder und Goethe Einiges von ihm übersetzt oder bearbeitet haben. Die Schwierigkeiten des sizilianischen Dialektes, welcher sich rühmt, ebenso von der Sprache Großgriechenlands, wie von der des alten Rom, direkt abzustammen, hat wohl deutsche Dichter und Uebersetzer bisher zurückgeschreckt, uns mit Meli näher bekannt zu machen. Haben doch selbst hochitalienische Uebersetzungen, die vor einigen Jahren in Florenz erschienen, mit Protesten und Bekrittelungen aller Art zu kämpfen gehabt! Gregorovius ist mit Liebe und sorgfältigem Studium in den Geist des Sizilianers eingedrungen, und so ist es ihm gelungen, auch dieser Sprache gegenüber zu beweisen, daß das Deutsche jede Schwierigkeit fremder Idiome zu überwinden vermag. Das sehr interessante Büchlein hat Gregorovius seinem Lehrer Karl Rosenkranz in Königsberg, dem trefflichen Kenner und Geschichtschreiber der älteren und neueren Poesie, gewidmet. Wir kommen nächstens darauf zurück, indem wir Einiges aus dem Leben Meli's, sowie vielleicht auch Proben seiner Dichtungen, mittheilen.

— Hendrik Conscience's „Geldteufel". Eine neue, der Lord'schen Ausgabe von Conscience's Werken sich anschließende Erzählung des flaemischen Schriftstellers ist soeben in einer deutschen Uebersetzung von Professor Karl Arenz erschienen.**) Wir brauchen unsere Leser nur an die biographisch-kritische Darstellung von Conscience's Leben und Wirken zu erinnern, die wir im Laufe dieses Jahres geliefert, um sie auch auf diese neue Erzählung begierig zu machen. Der Kampf des Ideals mit der Materie, des Seelenadels mit der Macht des Goldes, dieser leider in unserer Zeit so vielfach sich wiederholende und nicht immer den Sieg der Idee herbeiführende Konflikt ist es, den diese Darstellung aus dem Leben uns vor Augen führt.

*) Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sizilianischen, von Ferd. Gregorovius. Leipzig, Brockhaus. 1856.

**) Der Geldteufel. Zwei Bändchen. L. Wiedemann, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedit. Neumann, Mauerstraße Nr. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Sonnabend den 23. August 1856.

Frankreich.

Das Leben in den verschiedenen Altern der Erde.*)

Die Untersuchung über die Gränzen des Lebens und über die Mittel, dasselbe zu verlängern, interessirt einen jeden Menschen, welcher der Furcht oder der Hoffnung, der Wißbegierde oder der Wissenschaft zugänglich ist, d. h. das gesammte Menschengeschlecht. Wenn, wie Franklin gesagt, die Zeit der Lebensstoff ist, so ist dieser Stoff uns theuer, und das Menschengeschlecht ist immer, seitdem unsere Mutter Eva das Wissen dem Genuß des materiellen Wohlbefindens vorgezogen, der Wißbegierde und der Gefühlsaufregung mehr zugethan gewesen, als dem ruhigen Besitz der errungenen Lebensgüter. Die den Stein der Weisen gesucht, haben Zweierlei finden wollen: die Kunst, Gold zu machen, d. h. das, was alle Lebensgüter repräsentirt, und das Mittel, das Leben und die Gesundheit dauernd zu machen, um diese Güter endlos genießen zu können. Alle Wünsche und alle zum Himmel gerichteten Gebete, seien sie heidnisch oder christlich, laufen auf das Horazische Wort hinaus: „Det vitam, det opes". Auch die Befragung der Orakel hat sich immer vorzugsweise auf diese beiden Gegenstände des menschlichen Wünschens bezogen. Anstatt mit den Naturforschern den Menschen zu definiren als „das Thier mit zwei Händen und zwei Füßen", hätte man ihn charakterisiren können als „das lebende Wesen, welches von dem Verlangen beseelt ist, die Zukunft zu kennen und in dieser Zukunft vorzugsweise die Lebensdauer, die ihm bestimmt ist."

Die Bedingungen der Lebensdauer und die Gränzen des Lebens besprechend, hat Herr Flourens**) zur Benutzung vieler besorgter Geister nicht wenig beigetragen. Er führt das berühmte Beispiel des Cornaro an, welcher hundert Jahre alt werden wollte und es durch ein von allen Exzessen freies Leben wirklich dahin brachte. Die Vorsehung hat, nach der Ansicht des gelehrten Akademikers, dem Menschen ein hundertjähriges Leben geben wollen. „Bei unseren Sitten, unseren Leidenschaften, bei unserem Elend stirbt der Mensch nicht, sondern er tödtet sich." Wie in vielen Dingen, so ist auch hier Wollen so viel wie Können. Als ein schlagendes Beispiel können wir hier einen Herrn D..... anführen, welcher vor vielen Jahren von einem berühmten Arzt, den er konsultirte, die wenig angenehme Erklärung erhielt: „„Sie werden bald sterben."" „Aber giebt es kein Mittel, diesem Verhängniß zu entgehen?" — „„Ja, aber das Mittel geht über Ihre Kräfte."" — „Wie so?" — „„Sie müßten sich einer Lebensweise unterziehen, welche zu befolgen Sie weder den Muth, noch den festen Willen haben werden."" — „Ich werde den Willen haben." — „„Ich bezweifle es."" — „Ich werde den Willen haben, sage ich Ihnen", erwiederte der lange, bleiche und schwache Kranke. „„In diesem Falle werden Sie am Leben bleiben."" Und Herr D..... lebt jetzt noch, wo seit dieser Unterredung mit dem Arzt mehrere Jahrzehnte verflossen sind; die strenge Diät, welcher sich zu unterwerfen er den Willen gehabt, hat ihn erhalten.

Das naturwissenschaftliche Buch des Herrn Flourens ist zugleich eine Moral, insofern es die Lebensdauer davon abhängig macht, daß man jeder Unmäßigkeit und jeder Leidenschaft entsage. Er hält es mit dem „μηδὲν ἄγαν" der Weisen Griechenlands, dem „rien de trop" La Fontaine's. Aber man irrt, wenn man meint, daß Herr Flourens eine Art Unthätigkeit empfehlt, die, sehr gesund für den Körper, ein antipiriter Geistestod sein würde. Aus dem, was er über die den verschiedenen Lebensaltern eigenthümlichen Vorzüge sagt, ergiebt sich, daß kein Lebensalter einen absoluten Vorzug vor dem anderen verdient. Besonders hebt er in Bezug auf das Greisenalter hervor, daß dasselbe keineswegs dem Menschen alle Lebensfreuden in physischer und in geistiger Beziehung raubt. Man muß nur nicht das Unmögliche wollen, sondern, wie ein Sprüchwort sagt, „Wasser in seiner Quelle suchen".

Zu dem vielen Vortrefflichen, was in dem Buche des Herrn Flourens zu finden ist, gehört die wichtige Bemerkung, daß, während man viel von dem Einfluß des Physischen auf das Geistige gesprochen hat, man vergessen hat, den nicht weniger mächtigen Einfluß des Geistigen auf das Physische zu erwähnen. Die intellektuelle Bildung, welche die moralische Gesundheit giebt, ist ein Mittel auch für die Gesundheit des leiblichen Lebens. Das Geheimniß der Wunderkuren, welche viele Charlatane vollbringen, besteht in dem mächtigen, moralischen Mittel der Hoffnung, welches sie so freigebig und in so großen Dosen spenden. Wenn eine epidemische Krankheit grassirt, sterben sehr Viele nicht an der Krankheit, sondern in Folge der Furcht. Indem Herr Flourens den Greisen sagt, daß sie hundert Jahr alt werden können, und den Hundertjährigen, daß sie es bis auf zweihundert Jahre bringen können, nimmt er dem Greisenalter die Leben verkürzende Furcht vor einem nahen Tode. La Fontaine hat gesagt: „Giebt es einen einzigen Augenblick, der Euch auch nur einen zweiten verbürgt?" Viel besser sagt Herr Flourens: „Läßt nicht ein jeder noch so hohes Lebensalter Euch die Hoffnung, daß Ihr ein noch höheres erreichen könnet?"

Herr Flourens nimmt mit Buffon an, daß die Menschen aller Nationen, aller Racen und aller Klimate in Bezug auf die Dauer dieselbe Lebensfähigkeit haben. Diese Annahme widerspricht dem, was man über die unter den Bewohnern des Nordens häufiger vorkommenden Fälle eines sehr hohen menschlichen Lebensalters erzählt; aber der Capitain von Arpentigny, der lange in Rußland gelebt, macht in seiner interessanten Abhandlung über die Chirognomonie die Bemerkung, daß die über hundert Jahre alten Leute in Rußland die Ausnahme, wie anderswo, auf sich ziehen und als Ausnahmefälle gelten. Wie anderswo, ist es auch in Rußland der Fall, daß in manchen Familien fast alle Individuen ein sehr hohes Alter erreichen.

Die Lebensweise scheint ebenso wenig einen großen Einfluß auf die Lebensdauer zu haben. Ein berühmter englischer Jurist erkundigte sich bei allen Greisen, die ihm vorkamen, genau nach der Lebensweise, der sie ihr hohes Lebensalter verdankten. Er fand, daß ihnen allen keineswegs eine besondere Lebensweise, wohl aber die Gewohnheit gemeinsam gewesen war, des Morgens früh aufzustehen.

Von besonderem Interesse sind in dem Buche des Herrn Flourens die auf die Quantität des Lebens auf der Erde und auf das erste Hervortreten des Lebens auf unserem Planeten sich beziehenden Ausführungen. Schon Buffon hatte angenommen, daß die Quantität des auf der Erde existirenden Lebens immer dieselbe sei; er nahm nämlich mit mehreren anderen Denkern seiner Zeit eine gewisse Anzahl unzerstörbarer organischer Stofftheile an, die in ihrer Gesammtheit die Totalsumme des auf unserer Erde existirenden Lebens bilden sollten. Wir wissen so wenig über die Natur der Lebenskraft, daß auch die Theorie Buffon's immer nur als eine zweifelhafte Hypothese hat angesehen werden müssen. Die Phänomene des Lebens sind von denen der unorganischen Natur, für welche die Gesetze der Mechanik, der Physik und der Chemie gelten, leicht zu unterscheiden; aber die Art, wie die Lebenskraft sich zur individuellen Existenz bringt, entgeht unserer Beobachtung ebenso, wie das Wesen des thierischen Willens und der menschlichen Seele. Herr Flourens verwirft die organischen Molecules Buffon's und spricht sich so aus: „Ich suche das Leben in den lebendigen Wesen zu erforschen und finde Zweierlei: 1) daß die Anzahl der Gattungen, seit es Thiere auf der Erde giebt, abnimmt, 2) daß die Anzahl der Individuen in manchen Gattungen zunimmt, so daß die Lebensquantität, d. h. die Quantität der lebenden Wesen wirklich, wie Buffon behauptet, fast immer dieselbe ist." Man kann hingegen bemerken, daß es bedenklich ist, das Leben der Kategorie der Quantität zu unterwerfen. Die Zunahme des Menschengeschlechts und der von ihm gezogenen zahmen Thiere

*) Nach einem Artikel Babinet's in der Revue des deux Mondes.

**) In dem in diesen Blättern bereits besprochenen Buche: „De la longévité humaine et de la quantité de vie sur le globe," 3. edition. Paris, 1856.

scheint zu der Annahme zu berechtigen, daß das Leben auf der Erde im Zunehmen begriffen ist. Herr Flourens giebt eine Uebersicht der in den historischen Zeiten untergegangenen Gattungen. Die wilden Gattungen des Rindes, des Pferdes, des Hundes, des Kameels sind vom Erdboden verschwunden. Der Wolf ist aus England verschwunden und ist im Begriff, aus Frankreich ebenfalls zu verschwinden. Weiter giebt Herr Flourens eine Uebersicht der antediluvianischen Gattungen, die seit längerer oder kürzerer Zeit zu Grunde gegangen sind: das Mammuth, das Mastodonton, das Dinotherium, das Megatherium. Herr Flourens kommt zu dem Schluß, daß mit Ausnahme des Menschen alle gegenwärtigen Gattungen in der Urwelt existirt haben, und daß die gegenwärtigen Gattungen nur ein geringer Ueberrest der urweltlichen Gattungen sind. Interessant sind die Ergebnisse der Versuche, die er in Bezug auf die Kreuzung der Gattungen und auf den einer jeden eigenen Typus und in Bezug auf die Entwickelung der Theile des thierischen Organismus und besonders der Knochen angestellt. Die gegenwärtig existirenden Gattungen sind kleiner, als die antediluvianischen, mit Ausnahme des Elephanten, der aber nicht mehr, wie ehedem, über die ganze Erde verbreitet ist, und des Wallfisches, der eine Länge von hundert Metres erreicht. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Theodor Parker: Ueber Atheismus, Kirchenglauben und Theismus.

(Schluß.)

Als „große Lehren von unendlichem Werthe für die Menschheit" läßt Parker die folgenden Lehren des Kirchenglaubens gelten: die Lehre von dem Dasein Gottes, des Schöpfers und Erhalters der Welt, eines Wesens, das seiner Natur nach von der Materie und von dem Menschen verschieden ist, die Lehre von der Unsterblichkeit des Menschen und von der Gewißheit der Wiedervergeltung, die Lehre von der sittlichen Verpflichtung jedes Menschen, dem göttlichen Gesetze zu gehorchen, die Lehre von dem Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen, demzufolge der Mensch von Gott inspirirt, geleitet und gesegnet wird, die Lehre endlich, daß zwischen den Menschen eine Verbindung besteht — eine Pflicht, einander zu lieben. „Aber", fährt der Redner dann fort, „der Kirchenglaube hat in seiner Welt-Anschauung große Mängel und lehrt große Irrthümer. Vor funfzehn oder sechzehn Jahrhunderten wiesen Arnobius, Augustinus u. A. die Thorheiten des Heidenthums in den bittersten Streitschriften nach. Es würde gerade ebenso leicht und gerade ebenso angemessen sein, heutzutage in bittren Predigten die Irrthümer des Kirchenglaubens nachzuweisen. Ich werde es thun, aber ohne Bitterkeit." In Betreff des Gottes, den der gewöhnliche Kirchenglaube hat, weiß Parker nach, daß dieser Gott ein endlicher und unvollkommener Gott ist, daß er unvollkommen in seiner Macht, in seiner Gerechtigkeit, in seiner Weisheit, in seiner Liebe und Heiligkeit ist. Er weist dies in Bezug auf jede der drei anerkannten Personen in der Gottheit nach. „Gott der Sohn hat mehr Menschlichkeit in sich und viel weniger Selbstsucht und Zerstörungssinn, als dem Vater zugeschrieben wird; dennoch ist nach dem Kirchenglauben die Liebe, welche der Sohn zu den Menschen hat, immer beschränkt: zuerst auf die Gläubigen, dann auf die Auserwählten. Es ist keine Lehre des Kirchenglaubens, daß Christus die Sünder liebt, ebenso wenig als Gott sie liebt. — Keine der drei Personen der Gottheit, auch der heilige Geist nicht, liebt die Seelen der Verdammten." In Bezug auf den Teufel, den der gewöhnliche Kirchenglaube lehrt, sagt Parker, um zu beweisen, daß derselbe die vierte und zwar die mächtigste Person in der Gottheit des gemeinen Kirchenglaubens sei, Folgendes: „Dieser absolut böse Teufel muß von Gott ausgegangen sein, der der alleinige Schöpfer ist, und ist dann natürlich ebenso sehr ein Theil von Gottes Willen und Thun, wie der Sohn oder der heilige Geist. Gott, der alleinige Schöpfer, ist für den Teufel verantwortlich, und der Charakter des absolut Bösen, der den Teufel bezeichnet, muß zuerst in Gott gewesen sein. — Die Macht, die dem Teufel zugeschrieben wird, ist seit der Schöpfung der Welt viel größer, als die der drei anderen Personen zusammengenommen. Daher ist der Teufel wirklich die mächtigste Person der christlichen Gottheit; nur steht es nicht im Glaubensbekenntniß." In Bezug auf das Verhältniß, welches der Kirchenglaube seinem Gott zur Welt giebt, heißt es: „Die Urheber des Kirchenglaubens hatten keinen Begriff von einer Einheit der Kraft, keinen Begriff von einem allgemeinen Gesetze, wonach der lebendige Gott in der sinnlichen und der geistigen Welt wirkt — kurz, keinen Begriff von einem unendlichen Gott. Deshalb lassen die Theologen zwei Thätigkeitsformen in der Welt walten — die eine ist das Wirken der Natur vermittelst eines Gesetzes — einer beständigen Thätigkeitsform, einer beständigen Kraft; das andere das Wirken der Gnade durch Wunder — veränderliche Thätigkeitsformen einer veränderlichen Kraft. Und durch dieses sehen die Theologen die Güte Gottes mehr bezeichnet, als durch jenes!"

Die kirchliche Lehre vom Menschen kritisirt Parker folgendermaßen: „Alles, was Gott geschaffen hat, wirkt Gutes, nur nicht die Menschennatur; sie fiel, sobald sie nur geschaffen war, Gott mußte das ganze Menschengeschlecht mit Ausnahme von acht Personen wieder vernichten. Aber die neue Familie benahm sich nicht besser; auch sie mußte verworfen werden. Die Nachkommen des Einen Mannes, mit dem Gott einen Bund gemacht, wurden auch böse und mußten auch verworfen werden. Der neue Bund hat kaum einen besseren Erfolg gehabt. Das Menschengeschlecht erweist sich im Ganzen als ein Fehlgebrut." In Bezug auf die Kirchenlehre von dem Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen sind die folgenden Stellen bezeichnend: „Die Gesetze, die in unserem wunderbaren Leibe geschrieben stehen, die Gesetze des Verstandes, des Gewissens, des Herzens, der Seele, sie werden nicht für das Wort Gottes gehalten, sie sind nicht gebieterisch, nicht bindend für den Menschen. Wir sollen nur einem willkürlichen und launenhaften Gebote gehorchen." „Die Absicht der Kirche mit ihren Lehren, Geboten und Sakramenten geht nicht dahin, bessere Menschen, bessere Väter, Gatten, Brüder, Söhne, bessere Handwerker, Kaufleute, Ackerbauer zu machen — sie sollen nur „selig" werden, d. h. sie will denselben in der anderen Welt gute Zeit verschaffen. Die Sittlichkeit und das daraus folgende Wohlbefinden auf Erden fällt nur zufällig mit dem Zwecke der Religion zusammen. Daher ist die Religion selbstsüchtig — nicht ihrer selbst, sondern der Seligkeit wegen."

Der Verfasser rechnet uns vor, daß der Gott des Kirchenglaubens unter tausend Menschen nur Einen zu seinem Ziele, zur himmlischen Seligkeit, führe, während er neunhundertneunundneunzig davon nach ihrem Tode in der Hölle ewig quäle. „Was ist schlimmer", fragt der Redner, „mit dem Atheisten zu erklären: „Es giebt keinen Gott, alle möglichen Anschauungen von ihm entbehren der Wahrheit", oder die Seele, die Ursache und die Vorsehung dieser ganzen Welt, als einen furchtbaren Teufel und die Welt selbst als eine haßenswürdige und unerbittliche Hölle zu malen?"

Die religiöse Weltanschauung, welche der Verfasser, ebenso im Gegensatze zum Atheismus, wie im Gegensatz zum gewöhnlichen Kirchenglauben, als den wahren Theismus in den folgenden sechs Reden (über den spekulativen Theismus als Weltanschauung, über den praktischen Theismus als Prinzip der Moral, über die Unsterblichkeit, über die Vorsehung, über die Aufgabe des Schmerzes und der Trübsal, und über die Aufgabe des sittlichen Irrthums und der Sünde unter Zulassung der göttlichen Vorsehung) darlegt, ist, in gedrängter Kürze angedeutet, folgende: Kein Mensch kann einen erschöpfenden Begriff von Gott haben, weil das menschliche Bewußtsein dem göttlichen Selbstbewußtsein nie ganz gleich sein kann. Es muß uns genügen, von dem Unendlichen zu wissen, was dem endlichen Menschen begreifbar ist. Gott muß von dem Universum, von der Natur, der Sinnenwelt, und vom Geist, der Menschenwelt, verschieden sein. Sie sind endlich, er ist unendlich; sie sind abhängig, er besteht für sich selbst: sie sind veränderlich, er ist keinem Wechsel unterworfen. Gott muß Beides in sich schließen, die Materie und den Geist. Er steht über der Sinnen- und der Geisteswelt, und kraft dieser Transcendenz macht er die Sinnenwelt beständig schöner und die Geisteswelt weiser. Es findet in der Offenbarung Gottes, die mit der gesammten Erscheinungswelt zusammenfällt, ein Fortschritt statt, nicht aber in Gott, dem sich offenbarenden. Der unendliche Gott muß die Vollkommenheit des Seins, Selbstständigkeit; die Vollkommenheit der Macht, Allmacht; die Vollkommenheit des Wissens, Allwissenheit; die Vollkommenheit des Gewissens, Allgerechtigkeit; die Vollkommenheit der Liebe, Allliebe; die Vollkommenheit der Seele, Alheiligkeit, vollkommene Selbstkenne und als Ergebniß aller dieser Eigenschaften die Vollkommenheit des Willens, unbeschränkte Freiheit, haben. Der unendliche Gott ist vollkommene Ursache und vollkommene Vorsehung, nicht blos in der Natur, sondern auch in der Menschenwelt; hieraus folgt, daß jedes Geschöpf ein Recht darauf hat, aus vollkommenen Beweggründen, zu einem vollkommenen Zweck, aus einem vollkommenen Stoff und als ein vollkommenes Mittel geschaffen zu sein. Gott muß bei der Schöpfung das gesammte Thun und die Geschichte der Menschheit und jedes Menschen ebenso gut gekannt haben, wie die der Natur und jedes Dinges. Die nur relative Freiheit des Menschen muß mit der Allwissenheit Gottes im Einklange stehen.

Die dieser Vorstellung entsprechende Religion wird reine Frömmigkeit sein; sie wird keine Furcht und kein Mißtrauen gegen Gott kennen, weil sie weiß, daß Gott Nichts an sich hat, was zu fürchten wäre; sie wird absolute Liebe zu Gott, vollkommenes Vertrauen auf seine Vorsehung, beständige Hoffnung in Beziehung auf uns selbst und die ganze Menschheit, Seelenfriede und Freude in Gott sein. Die Sittlichkeit, der allein echte äußere Gottesdienst, wird darin be-

stehen, daß der Mensch das Gesetz des Leibes hält, indem er denselben recht gebraucht, entwickelt, erjetzt und genießt, und darin, daß er das Gesetz des Geistes hält, indem er dem Geiste die natürliche Herrschaft über den sinnlichen Theil giebt und indem er jede geistige Fähigkeit, die intellektuelle, die sittliche, die affectionelle und die religiöse, nach Gebühr entwickelt, gebraucht, bildet und genießt.

Die Sittlichkeit des wahren Theismus wird die Form der Industrie in ihren Millionen Arten annehmen; die Form des natürlichen Genusses der Erzeugnisse der Industrie; der Gerechtigkeit, welche den Verkehr der Menschen nach der goldenen Regel ordnet, die in gleicher Weise das Normalmaß für den Menschen wie für Gott ist; die Form der Freundschaft mit Wenigen; die Form der Philanthropie gegen Alle. Unter der Herrschaft der absoluten Religion wird als ein großer Mann nur der gelten, der ein großer Diener der Menschheit ist; die Aufgabe der Menschen, die durch Reichthum und Bildung stark sind, wird darin bestehen, der Menschheit ausgezeichnete Dienste zu leisten, die Dürftigen, die Schwachen, die Unterdrückten zu schirmen und zu heben; diejenige Gemeinde wird als die religiöseste anerkannt sein, in der man sich die meiste Mühe giebt, die Wohlfahrt Aller zu sichern. Die Aufgabe der Kirche wird dann darin bestehen, alles Alte, was gut ist, zu behalten und alles mögliche Gute, was neu ist, zu erwerben; kein Mensch wird Meister sein, um durch seine Autorität und zu knechten, sondern, wer immer lehren kann, wird unser Freund und Führer sein. Diese absolute Religion wird alle Nationen in einen großen Bruderbund vereinigen und einer jeden ihre nationale Freiheit lassen; unter ihrer Herrschaft wird das Gesetz überall Gerechtigkeit, die Gesetzestreue Rechtschaffenheit und die Vaterlandsliebe Menschlichkeit sein.

In Bezug auf die Lehre von der Unsterblichkeit wollen wir nur hervorheben, daß der Verfasser, wenn er den Bekämpfern derselben auch einräumt, daß dieselbe in der Gestalt, in welcher die christliche Kirche dieselbe gepredigt, blos ein anderer Ausdruck für den Zorn Gottes und die ewige Pein der Menschheit ist, doch diese Lehre für ebenso gewiß und wahr hält, wie den Satz, daß Eins und Eins Zwei ist. Einen anderen Beweis als den aus der Vorstellung von dem unendlichen Gott geschöpften, nach welcher Gott dafür sorgen müsse, daß jede einzelne Menschenseele ihr Ziel: die Glückseligkeit, deren sie fähig ist, auch wirklich einmal erreichen müsse, giebt der Verfasser nicht. Die Unsterblichkeit ist ihm, wie Kant, ein Postulat der praktischen Vernunft. Bemerkenswerth ist noch, daß der Verfasser aus seiner Vorstellung von Gott in richtiger Konsequenz zu dem Ergebniß kommt, daß auch alle Thiere, ja alle Geschöpfe unsterblich sein und in einem anderen Leben Vergeltung finden müssen.

Die Unterscheidung einer besonderen und einer allgemeinen Vorsehung verwirft er, weil dieselbe der vollkommenen Gerechtigkeit und Liebe Gottes widerspricht; er erkennt nur Eine auf alle Geschöpfe sich beziehende, in der Form unveränderlicher Gesetzmäßigkeit sich verwirklichende Vorsehung Gottes an. „Gott ein so ungerechtes Verfahren zuschreiben", sagt er, „das man bei einer menschlichen Regierung nicht achten, bei einem Schullehrer nicht zulassen oder bei einer Mutter nicht dulden würde, ist mindestens gedankenlos."

Das physische Uebel in der Thier- und Menschenwelt, d. h. die Schmerzen und die Leiden, welche nicht von einer bewußten und willkürlichen Uebertretung eines Naturgesetzes des Körpers oder des Geistes herrühren, bemüht sich der Verfasser, mit der allwaltenden Vorsehung des allliebenden Gottes in Einklang zu bringen, indem er in Bezug auf die gewöhnlichen Arten des Schmerzes nachweist, wie diese alle nur Mittel sind, das Wohl der Geschöpfe zu fördern und sicher zu stellen. Das Gefühl des Widerwillens — ein augenblickliches Schmerzgefühl — welches den Thieren von Dingen kommt, die ihnen schädlich sind, warnt und behütet sie vor Gefahr und Schaden, die ihnen drohen. Wird eine Lebensbedingung vernachlässigt, bleibt ein Instinkt ohne Befriedigung, genießt ein Thier ungeeignete Nahrung, oder thut es sonst Etwas, was ihm zum Schaden gereicht, so warnen Mißbehagen und Schmerz den Uebertreter und machen, daß er vor seinem Irrthum zurückschreckt. Das Schmerzgefühl der Furcht, in welchem das Hauptleiden, z. B. des Hasen, besteht, dient dies dazu, ihm das Leben zu erhalten. Der Schmerz, den die Thiere bei dem Verlust ihrer Jungen empfinden, steigert ihre Liebe und Sorge für dieselben. In Bezug auf die Leiden, welche Thieren willkürlich und unnütz von unbarmherzigen Menschen zugefügt werden, weist der Verfasser auf die Vergeltung in einem anderen Leben hin. Die größere Summe von Leiden und Schmerzen, die am Dasein des Menschen haftet, ist dadurch bedingt, daß der Mensch in gewissem Maße frei und ein persönlich und generisch fortschreitendes Wesen ist. Die Entwickelung des einzelnen Menschen und der Menschheit ist Fortschritt auf dem Wege des Versuchs; die fehlschlagenden Versuche bringen Schmerzen und Leiden, diese aber drängen und nöthigen den Menschen, bessere Versuche zu machen, bis sie gelingen. Die Folge des Schmerzes und des Leidens ist ein beständiges Bemühen, klüger, besser, länger zu leben, und so ist das menschliche Leben beständig im Zunehmen begriffen. Die Hungersnoth in Irland in Folge einer mißrathenen Kartoffelernte ist ein Wort des Herrn, durch welches wir vor dem Anbau der Kartoffel, die zum Brode eines Volkes nicht taugt, gewarnt werden. „Die große Anzahl von Todesfällen in Amerika in Folge der Sorglosigkeit derer, welche die Land- und Wasserfahrzeuge zur Beförderung des Publikums führen, ist eine Warnung vor unserer Thorheit; das Uebel liegt hier vollständig in der Gewalt des Menschen." „Die Leiden, welche aus schlechten politischen Institutionen entspringen, sind eben nur hinreichend, die Menschen zu warnen und zu mahnen, daß sie bei denselben nicht stehen bleiben."

Aus der letzten Rede, welche „die Aufgabe des sittlichen Irrthums und der Sünde unter Zulassung der Vorsehung Gottes" zum Gegenstande hat, müssen wir uns darauf beschränken, die folgende Stelle mitzutheilen:

„Der Irrthum in der Bildung des Staates, der Gemeinde, der Familie und der Kirche hat eine Flut von Elend über die Welt gebracht; aber die Menschheit ist dadurch zu einem vierfachen Fortschritt gezwungen: im politischen, gesellschaftlichen, häuslichen und religiösen Leben, zu einer Verwirklichung der menschlichen Freude und Seligkeit. Jedes Zeitalter besitzt die Kraft, sein Triebwerk zu ändern und ein besseres zu erfinnen. Diese Mißgriffe und Irrthümer wurden von dem unendlichen Gott bei der Schöpfung vorgesehen, und die Schranken derselben wurden von vorn herein bestimmt."

„Die Sünde ist eine falsche Wahl, eine Bevorzugung des unrechten Weges gegen den rechten. Niemand liebt das Unrecht um seiner selbst willen — als Zweck, sondern als Mittel zu etwas Gutem, wozu es führen soll. — Wie wir die Herrschaft über den Körper blos durch Versuche gewinnen, so müssen wir den rechten Gebrauch des Willens, das göttliche Gesetz zu halten, insoweit es uns bekannt ist, durch Versuche lernen. Blos auf diesem Wege erkennt der Einzelne, die Gemeinde, der Staat, die Welt die Macht des persönlichen oder des Gesammtwillens und wie das göttliche Gesetz, insoweit es bekannt, zu halten ist. Es giebt daher sittliche Versuche und Sünden (fehlgehende Versuche) der Familie, der Gemeinde, der Nation und der Welt, welche als zufällige Erscheinungen der menschlichen Entwickelung auftreten. Der Schmerz derselben ist eine unvermeidliche Folge der Uebertretung und eine Warnung für die Zukunft — ein zur Heilung dienender Schmerz, wie der Schmerz der Wundarzneikunst."

„Spricht mir vom Kriege, von der Sklaverei, von dem Mangel, von dem politischen, gesellschaftlichen, häuslichen Druck; spricht mir von den Schrecken der Orthodoxie, von ihrer Religion, die eine Qual, von ihrer Unsterblichkeit, die ein Fluch, von ihrer Gottheit, die ein böser Geist ist; spricht mir vom Atheismus, seinem Zweifel, seiner Verneinung, seiner Verzweiflung, seinem Diesseits ohne ein Jenseits, seinem Leibe ohne eine Seele, seiner Welt ohne einen Gott; spricht mir davon, welcher Schmerz und welche Trübsal von dem kommt, — und nach der Größe der Verirrung messe ich die Größe der Bahn und des Kreises; denn inmitten des Weltalls sehe ich als seine allgegenwärtige Ursache, als seine immer thätige Vorsehung den unendlichen Gott; ich fühle, daß er in jedem Stofftheilchen, in jedem Atom des Geistes wohnt; und wie kann ich dann fürchten? — Die Schwankungen eines Kinderreifels sind nicht das Maß der Schwankungen einer Welt." *)

Türkei.

Ueber Bestimmung und Vergeltung bei den Muhammedanern. **)

Alles Gute wie alles Böse geschieht nach Allah's ewiger Vorherbestimmung; was irgend war und was irgend sein wird, hat Er von Ewigkeit her verfügt: des Gläubigen Glaube, der Frommen Frömmigkeit, und jegliches gute Ding ist durch seinen bewußten Willen und seine Schöpferkraft entstanden; auch liebt Er Alles, was gut ist, und findet Gefallen daran. Ebenso sind der Ungläubige, der Ungehorsame und alles Böse durch seinen bewußten Willen und seine Schöpferkraft entstanden; diese bösen Dinge aber liebt er nicht und findet keinen Gefallen daran. Wenn Du nun fragst: warum schafft Er und warum will Er die Letzteren? so ist die Antwort darauf: Dies brauchen wir nicht zu wissen. Allah thut, was Er will, und Keiner darf Ihn zur Rechenschaft ziehen wollen. Er aber zieht einen Jeden zur Rechenschaft und vergilt ihm nach seinen Werken.

*) Nachträglich sind auch noch im Verlage von Vogt & Günther in Leipzig Theodor Parker's „Reden und Predigten und der Zeit für die Zeit", deutsch von Dr. Johannes Fiedler, als Band II. von Parker's sämmtlichen Werken erschienen. D. R.

**) Nach einer kurzgefaßten Religions- und Pflichtenlehre in türkischer Sprache, von Mehemed Pir Ali, geschrieben im sechzehnten Jahrhundert und gedruckt im Jahre 1804 zu Konstantinopel.

Die Rechenschaft und Vergeltung beginnen schon im Grabe. Sobald ein Mensch zur Erde bestattet ist, treten zwei Engel vor ihn und befragen ihn über Gott, den Propheten, die Religion und die Kibla.*) Da wird der verstorbene Gläubige antworten: mein Gott ist Allah, mein Prophet Muhammed, meine Religion der Islam, meine Kibla die Kaaba.**) Die Engel erweisen ihm dann allerlei Gutes. Der Ungläubige und Gottlose verstummt bei diesen Fragen und wird dafür gepeinigt.

Wenn die Zeit des jüngsten Gerichtes herannaht, so giebt der Engel Israfil mit seiner Trompete das Zeichen. Des Befehles Allah's jeden Augenblick gewärtig, hält dieser Engel das Mundstück seiner Trompete beständig an seinen Mund. Sobald Israfil den Befehl empfangen, bläst er, und es giebt einen entsetzlichen Schall, der alles Lebende, den blasenden Engel mit eingerechnet, tödtet. Vierzig Jahre lang bleibt die Welt ausgestorben; dann erweckt Allah den Israfil wieder. Dieser stößt ein zweites Mal in die Trompete, und von dem zweiten Schall werden alle Todten lebendig. Die Auferstandenen sind ganz ohne Bekleidung; denen aber, welche Propheten und Heilige gewesen, schickt man Borak's (geflügelte Himmelsrosse) mit kostbaren Stoffen aus dem Paradiese entgegen; sie kleiden sich in Letztere, besteigen die Ersteren, und reiten auf ihnen ins Paradies, wo sie im Schatten des Thrones Allah's sich niederlassen. Die übrigen Menschen stehen zusammengedrängt, hungernd, dürstend und schwitzend, indem die Sonne ihren Köpfen bis auf eine Meile nahe rückt: Einige schwitzen nur bis an die Knöchel, Andere bis an die Kniee, wieder Andere bis an den Hals, und noch Andere bis an den Scheitel. Funfzigtausend Jahre lang müssen sie in diesem Zustande verharren. Unterdeß werden alle Bücher eingereicht, welche die Engel über den Lebenswandel der Menschen geführt haben, und Allah verhört die Seelen ohne Vermittlung eines anderen Wesens. Jedes Opfer der Ungerechtigkeit wird an seinem Unterdrücker gerächt; selbst das Gute wird dieser etwa gethan, kömmt auf Rechnung des Unterdrückten, und etwanige Uebelthaten des Letzteren fallen Jenem zur Last.

Auch eine Wage wird aufgerichtet, in welcher man das Gute und das Böse gegen einander abwägt. Die Seelen, deren Gutes überwiegend ist, kommen in das Paradies, und diejenigen, an denen das Böse überwiegt, in die Hölle — es sei denn, daß Allah ihnen verziehe, oder daß Propheten oder Heilige sie ihrer Fürbitte würdigen sollten. Doch kann Fürbitte nur stattfinden, wenn eine Seele gläubig geschieden ist. Wer im Glauben stirbt, aber ob der Schwere seiner Sünden keiner Verzeihung und keiner Fürbitte theilhaft geworden, der muß kürzere oder längere Zeit im Höllenfeuer brennen und wird dann erst in das Paradies entrückt; ein Atom des wahren Glaubens schützt übrigens schon wieder Ewigkeit der Höllenqual.***)

Ueber die Hölle hinweg wird eine Brücke, welche so dünn wie ein Haar und so scharf wie ein Schwert ist, nach dem Paradiese führen. Alle Seelen müssen über diese Brücke gehen: Einige kommen mit der Schnelle des Blitzes hinüber, Andere mit der eines rennenden Pferdes, wieder Andere im Paßgang, wieder Andere schleppen sich, unter der Last ihrer Sünden wankend vorwärts, und noch Andere stürzen, wenn sie die Brücke kaum betreten haben, häuptlings in den Höllenschlund hinab.

Jeder Prophet hat einen himmlischen Teich, aus welchem er mit seinen Anhängern trinkt, ehe sie in das Paradies einziehen.†) Der Teich unseres Propheten ist größer als alle übrigen: vom einen Ende bis zum Anderen ist die Reise eines Monats. Am Rande des Teiches stehen Trinkgefäße, zahlreicher als die Sterne am Himmel. Das Wasser des Teiches ist weißer als Milch und süßer als Honig: wer einmal davon getrunken hat, den durstet niemals wieder.

*) Den heiligen Ort, welchem er betend sich zuwendet.

**) Das reale National-Heiligthum zu Mekka.

***) Für den Gläubigen (Muhammedaner) ist also die Hölle nur ein Fegefeuer.

†) Sofern hier an ältere Propheten (Religionsstifter) gedacht ist, darf das Eintreten in das Paradies nur auf diejenigen ihrer Anhänger bezogen werden, die sie vor der Verkündung des Islams gehabt; denn seitdem der Koran geoffenbart ist, können ältere religiöse Urkunden, wie die Thora und das Evangelium, nicht mehr als Führer zur Seligkeit dienen.

††) Dorpat, in Comm. bei C. J. Karow, 1856.

wird von derselben eine Sitzung und am 18. (30.) Januar eine Jahres-Versammlung abgehalten, zu welchen die in Dorpat wohnenden Mitglieder tourweise die Gesellschaft in ihren Privat-Lokalen aufnehmen. Die Bibliothek und das für das Studium der Alterthümer und der Münzen der Provinzen Ehst- und Livland bedeutende Museum befinden sich in der Wohnung des Secretairs der Gesellschaft, Bezirks-Arztes Emil Sachsendahl. Der jetzige Präsident ist der Oberlehrer der historischen Wissenschaften am Dorpatschen Gymnasium, Collegien-Rath G. M. Santo, aus Schlesien gebürtig, der auch der Verfasser der nachstehenden, in jenem Hefte enthaltenen ersten Abhandlung ist.

„Der von dem General des Jesuiten-Ordens, Mutius Vitelleschi, für die Verwittwete Fürstin Katharina von Siebenbürgen am 15. Juli 1638 ausgestellte Gnadenbrief". Aus einer aus Narva der Gesellschaft zur Kopie mitgetheilten Urkunde nimmt Herr Santo Anlaß, die höchst interessante Frage zu besprechen, ob Katharina, geborene Prinzessin von Brandenburg, seit dem 15. November 1629 Wittwe des Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, obgleich lutherisch getauft und nach dem Tode ihres ersten Gemahls in Siebenbürgen von den Jesuiten hart bedrängt, dennoch vor ihrer zweiten Verheirathung 1639 mit dem allerdings zur katholischen Konfession übergetretenen Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg zu dieser Konfession sich bekannt habe, und entscheidet nach ebenso sorgfältiger als unbefangener Untersuchung dahin, daß die Frage, trotz dieser Urkunde, dennoch offen bleibe, daß aber wohl, bei dem feindlichen Verhältnisse ihres Bruders, des Kurfürsten Georg Wilhelm, zu Schweden, der kluge Jesuiten-General sich bewogen fühlen konnte, der wenngleich lezterichen Dame jenen Gnadenbrief zu überreichen. Es läßt sich hoffen, daß die brandenburgischen Historiker durch diesen dankenswerthen Aufsatz zur weiterer Forschung in dieser Angelegenheit angeregt werden, und somit hat diese Arbeit eine größere Tragweite, als der Titel der „Verhandlungen" erwarten ließe. Ferner befindet sich darin die Abhandlung: „Urvölkliches aus Amerika und Vorgeschichtliches aus Livland", von Dr. Richard Wendt, worin der Verf. den Forschungen in der Geschichte des grauen Alterthums von Nord-Amerika, soweit er sie aus den „Contributions to Knowledge" der Smithsonian Institution, Th. 1 und 2, schöpfen konnte, die Ergebnisse der Arbeiten auf dem Gebiete der ältesten Geschichte Livlands gegenüber stellt, indem er bei Erwähnung der letzteren die Gräber-Aufdeckungen bei Dr. med. Brandt (der am 22. Januar 1856 starb) in Polnisch-Livland und in der Nähe von Opotschka nach dessen Referat an die ehstnische Gesellschaft veröffentlicht und sowohl die Analyse der dabei gefundenen Metallsachen von dem Professor Dr. Schmidt in Dorpat, als die Lese einer ebenfalls dort erbeuteten noch unedirten arabischen Münze, von dem Herrn P. Sawelsjew in St. Petersburg, hineinwebt, durch die Bekanntmachung dieser an die Gesellschaft gerichteten Mittheilungen also gewiß sich ein Verdienst erworben hat.

— Führer durch die Schweiz. Einen neuen, handlichen Schweizer-Führer liefert uns eben die Weber'sche Verlagshandlung in Leipzig, welcher wir bereits die mit zahlreichen Abbildungen ausgestatteten „Reisebilder aus der Schweiz", nach Robert Ferguson, verdanken.*) Es enthält das neue Buch in gedrängter Kürze eine Darstellung desjenigen, was Kunst und Natur, Geschichte und Industrie im Schweizerland anzuweisen haben. Abweichend von den gewöhnlichen Handbüchern dieser Art, hat der Verfasser nicht Routen-Eintheilungen und schematisirte Reisepläne geliefert, die am Ende jeder Reisende nach den beigegebenen Uebersichten der Landstraßen, Eisenbahnen, Seen ꝛc. sich leicht selbst und nach Bedürfniß besser zusammenstellen kann, sondern vielmehr die zusammengehörigen Gegenden in geordneter Reihenfolge oder in passenden Gruppen dargestellt, wie es ihre Oertlichkeit mit sich bringt. Dagegen hat die Verlagshandlung noch einen besonderen „Reise-Telegraph", die Eisenbahnen, Dampfschiffahrten und Posten der Schweiz umfassend, beigelegt, der, je nach den Fahrplan-Aenderungen, die in jeder neuen Jahreszeit vorkommen, auch sehr leicht umgedruckt und von den Buchhandlungen nachgeliefert werden kann.

— Luther's Stammbaum. Von der im Jahrgang 1855 Nr. 120 angezeigten und mit vielem Beifall aufgenommenen Schrift des Professors Nobbe in Leipzig: „Stammbaum der Familie des D. Martin Luther", ist im laufenden Jahre eine zweite, mit einem Anhang von 36 Seiten vermehrte Ausgabe (Leipzig, im Verlag der Luther-Stiftung) erschienen.

Mannigfaltiges.

— Ehstnische Forschungen. Von den „Verhandlungen der gelehrten ehstnischen Gesellschaft zu Dorpat" erschien im Januar d. J. das 2. Heft des III. Bandes, 103 S. 8., mit 5 in den Text gedruckten Holzschnitten.††) Das Heft ist wiederum ein Zeugniß der lobenswerthen Thätigkeit dieser Gesellschaft, welche die Geschichte, Ethnographie und Sprache der Ehsten und des von diesen bewohnten Landes zum Gegenstand ihrer Beschäftigungen gemacht hat. Monatlich

*) Touristen-Führer durch die Schweiz. Von S. Walcher. Mit den Panoramen vom Rigi-Kulm, der Berner und Walliser Alpen, der Montblanc-Kette und der Appenzeller Berge und einer Uebersichts-Karte der Schweiz. Leipzig, J. J. Weber, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden durch jede deutsche Buchhandlung (in Berlin bei Carl v. Lamm, Jägerstr. No. 20, und beim Expedteur Kochmann, Wedemarkstr. No. 31), Probe von allen löbl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 103. Berlin, Dienstag den 26. August 1856.

Frankreich.

Die geistigen und gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und England im achtzehnten Jahrhundert.*)

Die beiden großen Völker des europäischen Westens standen, während einer langen Reihe von Jahrhunderten, feindselig einander gegenüber. Nationale Gegensätze und geschichtliche Kämpfe hatten diese Antipathie herbeigeführt. *Harpocrapidaro* habet Gallos odisse, sagt Skaliger im Jahre 1603 von der englischen Nation; und der französische Gelehrte läßt den „Haß und Neid" dieser „Cercopen" nicht unerwiedert.**) Als um das Jahr 1700 der Abbé Dubos im Auftrage seiner Regierung zwei Reisen nach London gemacht und dort den Charakter und namentlich auch die Literatur der Engländer mit Aufmerksamkeit studirt hatte, glaubte er sich deshalb gewissermaßen entschuldigen zu müssen. „Wenn ich fremde Nationen besuche", schreibt er, „um ihren Geist kennen zu lernen, so sage ich mich damit keineswegs von dem Geiste meiner Nation los. Ich begebe mich, um mit Seneca zu reden, in das fremde Lager, nicht als Ueberläufer, sondern als Auskundschafter."

Dem achtzehnten Jahrhundert war es vorbehalten, einen innigen Verkehr zwischen den zwei rivalisirenden Völkern zu begründen. Die beiderseitige Literatur war das Verbindungsmittel. Der Geist der freien Forschung, der Souverain (wie ihn Guizot nennt) des achtzehnten Jahrhunderts, war der gemeinsame Charakter der Literaturen beider Völker. England ging darin dem Nachbarstaate voran. Dort hatte der Kampf der Nation gegen die Stuart's schon im siebzehnten Jahrhundert den Despotismus in Kirche und Staat gestürzt und jene modernen Ideen zur Herrschaft gebracht, welche erst im achtzehnten Jahrhundert in den Geist und das Leben der französischen Nation übergingen. Die Lehre vom constitutionellen Staat war dort theoretisch und praktisch durchgeführt worden; aus der Religion hatte man Alles zu entfernen gesucht, was nur geglaubt, nicht verstanden werden konnte. Die Erkenntnißtheorie Locke's sprach in philosophischer Form den Satz aus, daß Beobachtung und Erfahrung die alleinige Grundlage menschlichen Wissens sei. Aus seiner Schule gingen die Deisten hervor, die bereits offenere Angriffe gegen das dogmatische Christenthum wagten: der glänzende Shaftesbury, der dreiste Toland, der spöttelnde Tindal, besonders auch Collins in seinen scharfsinnigen Abhandlungen über die Grundlage und die Beweise der christlichen Religion. Theologische Verkehrungen trugen nur dazu bei, ihre Heftigkeit und ihren Ruhm zu erhöhen. In den Schriften dieser Männer nun fanden die Franzosen reiche Nahrung für ihre eigene oppositionelle Geistesrichtung; sie lasen dieselben begierig, übertrugen sie ins Französische und bedienten sich ihrer in dem auch bei ihnen entbrennenden Streite um die Prinzipien göttlicher und menschlicher Ordnung.

„Die Zeit der Regentschaft", sagt der fromme Kardinal Fleury in seinen Denkwürdigkeiten,***) „war der Zeitraum des Geistes der Ausgelassenheit und Irreligiosität, die sich über ganz Frankreich verbreitet hat. . . Schon lange vor dieser Zeit hatten in England Leute, die den Unglauben in ein System brachten, Werke herausgegeben, in denen man recht vorsätzlich den Schein des Zweifels über die anerkannten Wahrheiten des Christenthums verbreitete. In anderen Schriften wurde mit der frechsten Wendung der Rede der Offenbarungslehre und dem Glauben an unsere Mysterien ein lächerlicher Anstrich gegeben. Man berief sich auf Rechte der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes, man baute auf eigene Rechnung Systeme der Gottlosigkeit und sprach Sätze aus, die voller Irrthum und Betrug waren und den Namen von Dekreten der Vernichtung der Religion verdienen. Gerade zur Zeit der Regentschaft ist jene Menge anstößiger Bücher über das Meer gekommen, und Frankreich ward mit ihnen überschwemmt. Bald studirten fast alle schönen Geister, durch den Reiz der Gottlosigkeit verführt, die Bücher der Engländer, die den Deismus lehrten. Von dieser Zeit an bestritten die sogenannten Philosophen, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand, und zuweilen offen und geradezu, göttliche und menschliche Gesetze. Ihre Bücher lockten den Leser durch den Reiz einer falschen Freiheit und machten Alles zweifelhaft, was seit zweitausend Jahren als Thatsache anerkannt war; sie lösten Geist und Herz los von der Verehrung des höchsten Wesens und von der Achtung für die bestehenden Gewalten."

So ging denn freilich der eigentlich entscheidende Angriff auf das herrschende System von Paris aus; aber „Waffen, Rüstung, Materialien und Vorkampf müssen wir in England suchen." (Worte Schlosser's a. a. O., S. 383.)

Die englische Nation erwarb sich hierdurch bei den gebildeten Franzosen das Ansehen wissenschaftlicher Gründlichkeit und Tiefe. Die einflußreichen Männer der Zeit, Voltaire und Montesquieu, verkündeten ihr Lob, priesen ihre Gelehrsamkeit, ihre Religionsfreiheit, ihre politischen Institutionen. Die Franzosen bewunderten das glückliche Inselvolk um so mehr, je schwerer auf ihnen selbst Gewissenszwang und politischer Druck lasteten. Mit der ihnen eigenthümlichen Liebenswürdigkeit gaben sie sich dann ganz dem geistigen Einfluß Englands hin, die gesammte, wissenschaftliche wie schöngeistige Literatur der Briten wurde Gegenstand ihrer Beschäftigung und Nacheiferung, auch in Sitten und Lebensweise schlossen sie sich ihrem Vorbilde an, es war mit Einem Worte die Zeit der schon damals so bezeichneten Anglomanie.

Ihrerseits nahmen diesen Huldigungen gegenüber die Engländer, von Natur schroff und ungesellig, anfangs die Miene selbstbewußter Ueberlegenheit an; doch konnten sie nicht lange der französischen Höflichkeit widerstehen; der begeisterte Empfang auf ihren Reisen durch Frankreich, das Lob ihrer Heimat schmeichelte ihrem Selbstgefühle; auch gab es Mancherlei, was sie von den Franzosen lernen konnten. Namentlich eigneten sie sich den feinen, geistreichen Ton der vornehmen Pariser Kreise an, in denen sie sich bewegten; und während Montesquieu's „Geist der Gesetze" anfangs von den darin verherrlichten Engländern mit größerem Beifall aufgenommen wurde, als in Frankreich selbst, drang umgekehrt der Ruhm Hume's erst von Paris nach England hinüber.

Dieser kurze Umriß genüge als Einleitung zu einer ausführlichen Schilderung jener Verhältnisse, welche wir der Pariser Revue Contemporaine entnehmen.*) Der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes, tief eingeweiht auf dem Gebiete, das er behandelt, hatte sich die interessante Aufgabe gestellt, auf der Literatur und dem Gesellschaftsleben jener Zeit ein lebensvolles Bild des geistigen und gesellschaftlichen Verkehrs zwischen Frankreich und England zu gewinnen.

„Die intellektuellen Beziehungen zwischen Frankreich und England im achtzehnten Jahrhundert", so beginnt der Verfasser, „lassen sich zwar dem ersten Anschein nach in einen einzigen Namen zusammenfassen, den Namen Voltaire's. Sagt dieser doch selbst von sich, er sei der Erste gewesen, der die Franzosen mit der englischen Poesieehe kannt gemacht, der Erste, welcher ihnen die Entdeckungen Newton's und die Ideen Locke's auseinandergesetzt habe. In einem Briefe an Walpole vom Juli 1768 nimmt er diese Initiative noch unbedingter für sich in Anspruch. „„Ich bin der Erste"", schreibt er, „„der den Franzosen den Shakespeare zugänglich gemacht; ich habe seit vierzig Jahren und ihn wie auch Milton, Waller, Rochester, Dryden und Pope Stücke übersetzt. Ich kann Sie versichern, daß vor mir Niemand in Frankreich die englische Poesie kannte; kaum hatte man von Locke reden hören.""

*) Wir verweisen bei Gelegenheit dieser Betrachtungen auf die treffliche „Geschichte der englischen Literatur, 1660—1770", von Hermann Hettner, welche zum Theil denselben Gegenstand behandelt. D. R.

**) Siehe Joseph Julius Scaliger von Jakob Bernays. (Berlin, 1855, Hertz) S. 139. Vgl. Nr. 60 des „Magazin" von 1856.

***) Dieser merkwürdige Bericht findet sich bekanntlich bei Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts I. 523.

*) Des relations sociales et intellectuelles entre la France et l'Angleterre, par M. E. J. B. Rathery.

Rathery zeigt nun zunächst, daß diese Aeußerung einer Einschränkung bedarf. Er erkennt den entscheidenden Einfluß Voltaire's wohl an, aber er führt doch eine ganze Reihe von Thatsachen vor, welche demselben vorbereitend vorangingen. Schon 1698 entlehnte Lasosse in seinem „Manlius“ einige Scenen aus Otway's „gerettetem Venedig“. Dubos übersetzte den „Cato“ von Addison, lange bevor Voltaire Theile desselben nachdichtete, und fast zu derselben Zeit, als in Holland die ersten Bände des „Spectator“ in französischer Sprache erschienen (1714). Desto mehr studirte während seiner englischen Reise in den Jahren 1717—1723 das britische Theater, nicht ohne Nutzen für seine eigenen Werke; denn er brachte nicht nur Addison's „nächtlichen Tambour“ auf die französische Bühne, sondern auch Shakespeare's „Zimon von Athen“ gab ihm, trotz der Verschiedenheit der Zeiten und Persönlichkeiten, den Grundgedanken und mehrere Züge zu seinem „Verschwender“. Letzteres wurde freilich nicht zugestanden, der Name Shakespeare's war in Frankreich noch nicht ausgesprochen. Er findet sich zum ersten Male, wie es scheint, in den „Briefen über die Engländer und Franzosen“ von Muralt, wo es heißt: „England ist ein Land der Leidenschaften und Katastrophen, so daß Shakespeare, einer seiner besten älteren Poeten, einen großen Theil vaterländischer Geschichte zu Tragödien verarbeitet hat.“ Die Briefe Muralt's, eine ziemlich seine Charakteristik der Unterschiede beider Völker, wurde im Jahre 1725 gedruckt, aber nahe an dreißig Jahre vorher schon, nach der Versicherung des Verfassers, geschrieben, ging also in jedem Falle den epochemachenden „Briefen über die Engländer“ von Voltaire voran, welche zuerst in England und in englischer Sprache im Jahre 1733 und im folgenden Jahre in Frankreich erschienen.

Herr Rathery weist dann noch, wie auch die wissenschaftlichen Arbeiten der Engländer, ihre Leistungen im Gebiete der Politik, der Religion und der Naturwissenschaften, die man unter dem Namen des englischen Philosophismus zusammenzufassen pflegte, durch die französischen Druckereien Hollands, Dank der dort herrschenden Preßfreiheit, bei den Franzosen lange vor Voltaire's englischen Briefen eine, freilich nur geringe Verbreitung gefunden hatten. Werke, wie das Wörterbuch Bayle's, die „Neuigkeiten aus der Gelehrtenrepublik“, die „literarischen Neuigkeiten aus dem Haag“, beschäftigten sich vielfach mit der geistigen Bewegung in England; später wurden ganze Zeitschriften, wie die „britische Bibliothek“, das „britische Journal“ u. a. m., ausschließlich der Analyse englischer Schriften gewidmet. Und so studirte schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Marquis de l'Hôpital gern die Werke Newton's; auch Malebranche, Clairault, Cassini und Andere mehr interessirten sich dafür. Fontenelle hielt in der Akademie die Rede zum Lobe Newton's, und als der Abbé Alary in England reiste, sah er im Zimmer des berühmten Naturforschers das Portrait des Abbés von Varignon, des Mannes, der, nach Newton's eigenen Worten, nächst dem Pater Sebastian am besten sein Farbensystem verstanden hatte.

So gelangte nach Frankreich in buntem Durcheinander, unter dem gemeinsamen Namen „Philosophie“, die Methode Bacon's, die Physik Newton's, die Metaphysik Locke's, der Deismus eines Toland und Collins. Doch da diese neuen und kühnen Ideen in wenig gelesenen Werken niedergelegt waren, so harrten sie, nun über den kleinen Kreis gelehrter und wißbegieriger Leute hinaus in die Massen zu dringen, noch eines jener hahnbrechenden Geister, deren die Lüge wie die Wahrheit bedarf, um ihren Weg durch die Welt zu machen.

Dieser war Voltaire; aber ein Anderer offenbarte ihm das Land, welches er selbst den Franzosen offenbaren sollte: der berühmte Bolingbroke nämlich, der alte Minister der Königin Anna, der während seiner vergeblichen Bemühungen, in der Heimat wieder eine politische Stellung zu erringen, zu wiederholten Malen in Frankreich lebte, wo er eine Nichte der Frau von Maintenon geheiratet hatte und hier im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf die vornehme Gesellschaft einen Einfluß übte, der vielleicht noch nicht hinlänglich gewürdigt worden ist. Vermöge seiner zugleich glänzenden und gediegenen Eigenschaften hatte er in den verschiedensten Kreisen Zutritt und verbreitete daselbst seine politischen, religiösen und philosophischen Doktrinen; außerdem empfing er selbst auf seinem Schlosse la Source, nahe bei Orleans, eine bald englische, bald französische Gesellschaft, in deren Mitte der Freund Swift's und Pope's sich mit Duclos und Voltaire über Literatur und Philosophie unterhielt. Hören wir, mit welcher Begeisterung Voltaire, damals in den zwanziger Jahren, von diesem Verkehr mit dem alten Staatsmann spricht: „Ich muß Ihnen“, schreibt er 1722, „von dem Entzücken erzählen, in das mich der Aufenthalt zu la Source, bei Lord Bolingbroke und Frau von Villette, versetzt hat. Ich habe in diesem berühmten Engländer all die gelehrte Bildung seiner Nation und die seine Lebensart unseres Landes vereinigt gefunden. Ich habe unsere Sprache niemals richtiger und kraftvoller sprechen hören. Dieser Mann, der sein ganzes Leben in Vergnügungen und Geschäften zugebracht, hat doch auch Gelegenheit gefunden, Alles zu lernen und Alles zu behalten. Er kennt die alt-ägyptische Geschichte, wie er die englische kennt; er hat Virgil inn wie Milton; er liebt die englische, französische und italiänische Poesie, aber in verschiedener Weise, je nach dem verschiedenen Charakter derselben.“ So schildert Voltaire den Mann, welchen er gern immer und immer wieder von Neuem hörte, was seine Landsleute in Poesie, in Religion und in der Politik versucht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben in den verschiedenen Altern der Erde.

(Schluß.)

Durch die Annahme, daß alle gegenwärtigen Gattungen schon in der Urwelt existirten, entgeht Herr Flourens den Schwierigkeiten, welche die Schule Geoffroy Saint-Hilaire's zu beseitigen hat. Diese Schule muß, da sie annimmt, daß heutzutage Thier- und Pflanzen-Gattungen existiren, welche in der Urwelt nicht existirten, gleichzeitig drei annehmen, daß frühere Gattungen in Folge äußerer Einflüsse sich in andere neue Gattungen verwandelt haben. Sie weiß uns in allen lebenden Wesen Anfänge zu Organen nach, die möglicher Weise unter anderen Umständen sich auch ganz anders entwickeln können, als sie sich wirklich entwickelt haben. Herr Isidore Geoffroy Saint-Hilaire sagt: „Nichts ist beim ersten Anschein für den Geist so verführerisch wie die Lehre von den Zweckursachen; Nichts widerspricht aber auch einer gesunden Philosophie mehr, als der Mißbrauch, den man mit dieser Lehre getrieben und noch immer treibt. Die Bücher sind voll von Raisonnements, in denen die providentielle Macht Gottes so dargestellt ist, als wenn sie die Erhaltung der Gattungen nicht durch die ursprünglich in die Dinge gelegten Gesetze der Harmonie, sondern durch eine auf jedes Wesen speziell verwendete Sorgfalt bewirkte. . . Anstatt das zu beobachten, was Gott gemacht hat, will man wissen, was Gott hat machen wollen“.

Aengstliche Gemüther hegen die Furcht, daß diejenigen, welche die schöpferische Macht aus dem Gebiete der uns umgebenden Erscheinungen in eine höhere Sphäre verlegen, darauf ausgehen, dieselbe gänzlich zu beseitigen. Der Fortschritt der Wissenschaften hat bewiesen, daß diese Furcht unbegründet ist. Man erweist der höchsten Macht eine schlechte Ehre, wenn man annimmt, daß sie unmittelbar die Functionen der Natur verrichtet; man macht sie in diesem Falle verantwortlich für alle Sonderbarkeiten und Widerwärtigkeiten der blinden Wirkungen der Naturgesetze. Chateaubriand hat im Gebiete der Literatur dem Ausspruch Bürgerrecht gegeben: „Wenn Gott in Menschen nach seinem Bilde gemacht, so hat der Mensch ihm dies gehörig wiedergegeben“. Geoffroy Saint-Hilaire und sein Sohn haben die den Ausspruch gemacht, zu sein, was man im Zeitalter Ludwig's XIV. „starke Geister“ und im Zeitalter Ludwig's XV. „Unglaubige“ nannte.

In Bezug auf die Frage, ob die Thiere unter Umständen wesentlich andere werden können, citirt Herr Saint-Hilaire die Worte Bacon's: „Man versuche es, die Gattungen dahin zu bringen, daß sie selbst sich verändern; dies ist das einzige Mittel, zu begreifen, wie sie sich vermannigfaltigt und vermehrt haben“. Er ist der Ansicht, daß die Zähmung und ihre Einflüsse den Gedanken Bacon's bereits verwirklicht haben. Und er zeigt sehr gut, daß, wenn man zu den Wirkungen der gegenwärtigen Ursachen noch die Wirkungen der Ursachen hinzufügt, welche die physischen Revolutionen der Erde mit sich gebracht, man keinen Halt mehr in den Konjekturen hat.

Der Kuriosität wegen erinnern wir an die Art, wie man die Ideen Lamarck's über die Veränderungen, welche die äußeren Umstände in den Gattungen hervorbringen könnten, damals verstand. Nehmet ein Pferd, sagte man, und placirt die Futterkrippe von Tag zu Tag höher; der Hals und die Vorderbeine des Pferdes werden sich in Folge der Anstrengung, das Futter zu erreichen, verlängern; das Pferd wird ein Kameel oder eine Giraffe werden. Oder hattet ein Huhn nahe einem Teich und versetzt es in die Nothwendigkeit, sich von den Fischen und den Mollusken des Wassers zu nähren, so werden in Folge seines Strebens, diese Gegenstände zu erreichen, ohne sich naß zu machen, seine Zehen, sein Hals und sein Schnabel sich verlängern; das Huhn wird ein Reiher werden.

Nehmen wir mit Geoffroy an, daß gegenwärtig auf unserer Erde Gattungen existiren, welche der antediluvianischen Welt unbekannt waren (eine Annahme, die gegenwärtig immer allgemeiner wird), so fragt sich: wie sollen wir die Entstehung dieser Gattungen erklären? Gewisse Naturforscher lassen in jeder allgemeinen Krisis die schöpferische Macht eintreten, um die Verluste, welche die frühere Schöpfung erfahren, durch eine nachträgliche, ergänzende Schöpfung wieder gut zu machen. In diesem Falle wäre der höchsten Macht Mangel an vorsehender Intelligenz und Machtlosigkeit vorzuwerfen. So oft der menschliche Geist versuchen will, die schöpferische Macht zu begreifen, ruft die Stimme der Vernunft ihm zu: Steige höher hinauf, immer

höher hinauf! Und wenn er sich auf dem höchsten Gipfel befindet, den er erreichen kann, ist er noch eben so weit vom Ziele entfernt, wie am Anfange.

Der Streit zwischen denen, welche annehmen, daß nach der letzten Erdkatastrophe neue Gattungen entstanden sind, und denen, welche meinen, daß alle gegenwärtig existirenden Gattungen ihre Repräsentanten in der fossilen Urwelt haben, hat seinen Grund in dem Umstande, daß die Einen als wesentlichen Merkmal der Nichtidentität betrachten, was die Anderen als bloße Varietät ansehen, z. B. den Unterschied, der in der Menschengattung zwischen der kaukasischen Race und der Negerrace besteht. Die neue Doktrin von den embryonischen Entwickelungen scheint für die Annahme neu entstandener Gattungen zu sprechen.

Wir werfen hier nur die Frage auf: Kann die experimentale Physiologie auf Aufklärung darüber geben, ob die Gattungen immer dieselben bleiben, oder ob sie durch äußere Einwirkungen in wesentlich andere verwandelt werden? Kann man Pflanzen oder Thiere dadurch, daß man ihnen künstliche Atmosphären und Lebensweisen giebt, in dem Maße verändern, daß neue Gattungen entstehen? Sollte man durch künstliche Einwirkung auf Keime, Samenkörner, Eier, Embryonen andere Gattungen hervorbringen können als die gegenwärtig durch die natürliche Entwickelung aus denselben hervorgehenden? — Für die hier nöthigen Beobachtungen leistet das Mikroskop, welches das unendlich Kleine zeigt, uns größere Dienste, als das Teleskop für die Beobachtungen, welche sich auf das unendlich Große, auf die Nebelflecke des Himmels, in denen ein jedes Pünktchen eine Sonne ist, beziehen. Die Fragen, welche die lebendige, pflanzliche oder thierische, Natur zum Gegenstande haben, sind in Rücksicht auf die Schwierigkeit unendlich verschieden von den Fragen, welche sich auf den todten Stoff beziehen. Die mikroskopisch zu erforschende Entwickelung eines Pflanzenkeimes übertrifft alle Wunder des Sternenhimmels; treffend ist der dichterische Ausspruch:

Maximus in minimis certe Deus et mihi major,
Quam vasto coeli in templo astrorumque catervâ.

Wir müssen hier auf die Arbeiten des Herrn Ville*) zurückkommen. Er hat großartige Vorrichtungen angewendet, mittelst deren den Pflanzen künstliche, genau geregelte Atmosphären gegeben werden. Die Luft, die Pflanzen, der Boden sind dann von ihm chemisch analysirt und die Natur auf diese Weise genöthigt worden, auf die Frage, was sie hier gethan, Antwort zu geben. Die interessanten Ergebnisse, die er in Atmosphären, welche stark mit Kohlensäure und mit Ammoniak geschwängert waren, erhalten; seine beharrlichen Forschungen über die pflanzliche Physiologie, seine auf festgestellte Thatsachen begründeten Ansichten, seine auf plausiblen Analogieen beruhenden Vermuthungen sind mehr geeignet, Aufschlüsse in Bezug auf die Verwandlung der Gattungen zu geben, als die fossilen Forschungen in den Annalen, welche die Natur in den Ueberresten der Wesen, welche vor uns auf der Erde gelebt, uns hinterlassen hat.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß die Erscheinungen des Lebens in den Pflanzen und Thieren ganz und gar verschieden sind von den Erscheinungen, welche der todte Stoff unseren Beobachtungen darbietet. Der todte Stoff (die reine Materie) ist den Gesetzen der Mechanik, der Physik, der Chemie unbedingt unterworfen. In den lebenden Wesen verlieren diese Gesetze ihre unbedingte Herrschaft. Der Wille und der Organismus erzeugen die Bewegung, auf welche sich die physikalischen Gesetze, die für den Stoff gelten, nicht mehr anwenden lassen; unter der Herrschaft des Lebens bilden sich chemische Zusammensetzungen, welche kein Chemiker in seinem Laboratorium zu Stande bringen kann. Jedes lebende Wesen ist ein im Gegensatz zur gesammten übrigen Welt für sich bestehendes Ganzes, welches einen Keim seiner Reproduction in sich trägt. Dies ist das charakteristische Merkmal des Lebendigen. Zu den interessantesten Partieen, welche das Buch des Herrn Flourens enthält, ist das zu rechnen, was er über den beständigen Wechsel der materiellen Elemente sagt, aus denen ein lebendes Wesen besteht, wonach die Pflanze und das Thier fast als unabhängig von ihren materiellen Körpern angesehen werden können.

Auch wir Menschen haben im höheren Alter kein einziges Atom mehr von den materiellen Bestandtheilen, auf denen unser Körper in der Jugend bestand. „Ich glaube es", sagt Herr Flourens, „durch schlagende Experimente bewiesen zu haben." Wenn es im Körper der Thiere einen Bestandtheil giebt, den man als bleibend und unveränderlich betrachten kann, so sind es vor Allem gewiß die Knochen; und Herr Flourens zeigt uns in seinen Experimenten, wie die Knochen neue Schichten bilden, die alten verlieren, kurz in einer beständigen Verjüngung begriffen sind. Herr Flourens citirt Voltaire's Worte: „Wir sind wirklich in unserem physischen Bestande einem Fluß gleich, dessen Wasser in einem fortwährenden Fließen begriffen ist. Es ist derselbe Fluß durch sein Bett, seine Ufer, seinen Ursprung, seine Mündung, durch Alles, was nicht er selbst ist, aber in jedem Augenblick sich verwandelnd in Bezug auf sein Wasser, welches sein Wesen ausmacht; es giebt für diesen Fluß keine Identität, kein Gleichbleiben mit sich selbst." Es ist jetzt wissenschaftlich erwiesen: Das lebendige Wesen ist etwas von dem Stoff, der seinen Leib bildet, zu Unterscheidendes; die Lebenskraft setzt in Stelle der alten Stofftheile fortwährend neue.

*) Recherches expérimentales sur la végétation par M. George Ville, Paris, 1855. — Rapports à l'Académie des Sciences sur les travaux de M. Ville, Comptes-Rendus de l'Institut, 1855 u. 1856.

Rußland.

Literarisches aus Tiflis.

Wie der Kawkas versichert, hat die Literatur in Tiflis während des Jahres 1855, trotz des in unmittelbarer Nähe wüthenden Krieges, eine außergewöhnliche Thätigkeit entfaltet, und nicht allein der Quantität, sondern auch der Qualität nach sollen die von ihr zu Tage geförderten Erscheinungen die Erzeugnisse früherer Jahre übertroffen haben. Die kaukasische Section der russischen geographischen Gesellschaft veröffentlichte den dritten Band ihrer Memoiren,*) in welchem interessante Artikel über die Bewohner Talyschin's, ihre Sprache und Sitten, von Herrn Riß, über den Tuschino-Pschawer Kreis, vom Fürsten Eristow, und über das freie Suanetien, von dem Obersten Bartholomäi, enthalten sind. Herr Bartholomäi ist der erste Europäer, der das Innere Suanetiens betreten hat, und seine Reise, obwohl hauptsächlich zu archäologischen Zwecken unternommen, bietet auch in geographischer und ethnographischer Beziehung so viel Beachtenswerthes dar, wie es sich aus einem nur neunmägigen Aufenthalt im Lande erwarten ließ. Von dem kaukasischen landwirthschaftlichen Verein wurde das erste Heft seiner Verhandlungen herausgegeben,**) die von 1856 an regelmäßig alle zwei Monate erscheinen werden. An den in dieser Probenummer gelieferten Arbeiten tadelt der Kawkas, daß sie meistentheils „an gelehrt" geschrieben sind und daher den kaukasischen Landwirthen, für die sie bestimmt, nur wenig Nutzen bringen dürften. In dem kaukasischen Kalender für 1856***) findet man, wie in den früheren Jahrgängen dieses Werkes, wichtige statistische und andere offizielle Nachrichten; ferner eine Beschreibung der Feste und religiösen Gebräuche der Schiiten im Allgemeinen und der Perser insbesondere, eine Notiz über die vom Fürsten Woronzow gegründete öffentliche Bibliothek in Tiflis und eine Biographie des verstorbenen, in den Kämpfen gegen Schamyl oft genannten Generals Fürsten Argutinskij-Dolgorukij, der aus einem alten armenischen Geschlecht entsproß, das seinen Stammbaum von dem persischen Könige Artaxerxes Longimanus ableitet und davon seinen Namen führt. (Долгорукій heißt wörtlich der Langhändige, Longimanus.)

In das Fach der Belletristik gehört der Almanach „Surno",†) der, wie seine europäischen Kollegen, ein buntes Gemisch von Prosa und Versen darbietet und an dem sich die Elite der tiflier Literaten betheiligt hat. Es wird wohl mehr Interesse fein, sie hier namhaft zu machen, um die verschiedenartigen Elemente zu zeigen, aus welchen die schriftstellerische Welt im Kaukasus zusammengefegt ist; außer einigen Anonymis, sind es die Herren Werderewskji, Graf Sollohub, Bobylew, Mirsa Feth-Ali Achundow, Grankin, Schischkow, Kerjak-Uralskji, Dankel-Welling, Zisiarow, Berjesow, Fürst Eristow und Graf Stenbock. Man findet hier mithin Deutsche, Polen, Russen und Asiaten neben einander,††) aber der Russifizirungsprozeß hat sich dieser heterogenen Nationalitäten so vollständig bemächtigt, daß die einheimische Literatur ganz in den Hintergrund tritt und der Kawkas nur ein einziges Buch in grusischer Sprache erwähnt, das im Jahre 1855 in Tiflis erschienen ist. Doch besteht dort, neben dem russischen Theater und einer italiänischen Oper, auch eine grusische Schaubühne, auf der vornehmlich die Stücke des Fürsten Eristow gegeben werden. — Außer seinen Beiträgen zur „Surna" hat der Verfasser des „Tarantas", Graf Sollohub, auch ein Bändchen Gedichte erscheinen lassen, und Herr Mysnikow, der Uebersetzer von Mendelssohn's „Phädon", ein Drama, „Der Gefangene von Palermo"†††) geliefert, über welches jedoch die kaukasischen Kritiker ein sehr ungünstiges Urtheil fällen.

Als Beitrag zur politischen Tages-Literatur verdient eine Broschüre Erwähnung, die Graf Sollohub in Russischen in französischer

*) Записки Кавказскаго Отдѣла Имп. Русск. Геогр. Общества. Кн. III., 315 SS. 8.

**) Записки Кавказскаго Общества Сельскаго Хозяйства. Годъ I., кн. I. 191 SS. 8.

***) Кавказскій Календарь на 1856 годъ. 785 SS. 8.

†) Зурна, закавказскій альманахъ. 375 SS. 8.

†††) Пленникъ узникъ, драматическая картина, въ стихахъ. Соч. В. Мызникова.

und in Tiflis in russischer Sprache herausgegeben hat und die den Titel: „Der Kaukasus in der orientalischen Frage“,*) führt. Sie ist zunächst gegen die Schriften von Alfred des Essarts „Portraits biographiques et critiques des hommes de la guerre d'Orient“ und Edmund Texier „Les hommes de la guerre d'Orient“ gerichtet, in welchen unter Anderem der Kampf der Russen gegen Schamyl und seine Mürriden besprochen wird und deren Angaben Graf Sollohub zu widerlegen sucht. Man muß gestehen, daß die französischen Publizisten ihm die Arbeit ziemlich leicht gemacht haben, da sie in der Behandlung des von ihnen gewählten Thema's eine Unwissenheit verrathen, die in der That an das Fabelhafte gränzt. Die konstante Verwechslung der Tschetschenzen und der Tscherkessen möchte man ihnen noch hingehen lassen, da dieser unglückliche Irrthum sich nun einmal so festgewurzelt hat, daß es schwer hält, ihn zu beseitigen; aber wenn Herr des Essarts die meisten Völkerschaften des Kaukasus und darunter die Grusier, Abchasen, Schuanen (!) und Ossiaken (Osseten!) zu der tatarischen Race zählt — wenn er uns belehrt, daß „vor Erscheinung Schawyl's die Russen in Georgien, Grusien und Imeretien herrschten“: so giebt er seinem Gegner gewonnenes Spiel. Weniger glücklich ist der Graf in seiner Vertheidigung der russischen Politik im Kaukasus, und seine Behauptung, daß Rußland diese Länder nur aus Menschenfreundlichkeit okkupirt habe, um die christlichen Bewohner von dem Joche der Türken und Perser zu erlösen, und daß der Kampf gegen die Bergstämme im Grunde nur ein Vertheidigungskrieg sei, wird das skeptische Europa schwerlich zum Glauben an die moskowitische Uneigennützigkeit bekehren.

Der Feldzug von Kars hat bereits in Tiflis seinen Historiographen gefunden; eine Beschreibung desselben ist zu Anfang d. J. von einem ungenannten Verfasser erschienen,**) der sie nach Mittheilungen der im Lager des Generals Murawjew befindlichen Personen bearbeitet hat. Sie besteht aus funfzig Briefen, die, mit der Ueberschreitung der türkischen Gränze am 10. Mai (a. St.) 1855 beginnend und mit der Rückkehr Murawjew's nach Tiflis am 8. Dezember schließend, die Kriegsgeschichte dieser Periode von erklärt-patriotischem Standpunkte aus schildern. Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß, während die militairischen Ereignisse in Kars schon in der russischen Presse mit vielem Freimuth besprochen worden sind und namentlich die Schlacht an der Alma eine Polemik hervorgerufen hat, an der selbst die kommandirenden Generale theilgenommen, der Feldzug in Asien nur in panegyristischer Form behandelt und jede Kritik der strategischen Dispositionen Murawjew's vermieden wird. Vielleicht hält man es, nach dem Grundsatz: „Ende gut, Alles gut!“ für gerathener, einen Schleier über die früheren Mißgriffe des Eroberers von Kars zu werfen; aber so anerkennenswerth auch die unerschütterliche Anhänger sein mag, mit der er, trotz des mißlungenen Sturmes, der winterlichen Jahreszeit und der drohenden Bewegungen Omer-Pascha's, das begonnene Unternehmen zu Ende führte, glauben wir doch, daß künftige Militair-Historiker schwerlich mit dem Ensemble seiner Operationen einverstanden sein und daß sie die einseitige Verblendetheit, mit der er alle anderen Erfolge der Einnahme von Kars unterordnete, nicht weniger verwerflich finden werden, als die via inertiae, welche die Verbündeten während der Belagerung von Sebastopol bethätigt haben.

Mannigfaltiges.

— Zur Geschichte der Juden in Polen und Rußland. Ueber die Verhältnisse der Juden in Rußland und insbesondere in den ehemals zu Polen gehörenden russischen Provinzen brachten kürzlich einige belgische und deutsche Zeitungen Nachrichten, die in der ganzen civilisirten Welt mit Erstaunen gelesen worden sind. Man hatte es nicht für möglich gehalten, daß es im neunzehnten Jahrhundert noch ein Land in Europa geben könne, wo eine zahlreiche Bevölkerung, um ihres Glaubens willen, solchen Entbehrungen und Bedrückungen ausgesetzt sei. Gewiß darf man von einem so humanen Herrscher, wie Kaiser Alexander II. ist, mit Recht erwarten, daß er solche, jedes Gerechtigkeits- und Menschlichkeits-Gefühl empörende Bedrückungen nicht ferner dulden werde. Man lese nur, was z. B. über die Beschränkung der Fleisch-Nahrung der Juden durch die auf dem sogenannten „Koscherfleisch“ besonders ruhende Staatsabgabe gesagt ist: „Je bedeutender diese Abgabe ist, welche von jedem Pfund Fleisch, das der Jude in Polen verzehrt, 6 Groschen polnisch beträgt und jährlich mehrere Millionen der jüdischen Bevölkerung allein auferlegt, desto nachtheiliger wirkt sie, da deshalb der ärmere Theil der Juden dem Fleischgenusse fast gänzlich entsagen muß. Es ist notorisch, daß es in Polen jüdische Greise giebt, die kaum einige Male in ihrem Leben Fleisch genossen haben. So unfreiwillig auf unkräftige Nahrung angewiesen, fällt der arme polnische Jude die Spitäler, sein Zustand ist der jammervollste, sein Gesicht trostlos und abgehärmt, wie nirgends. Diese Fleischabgabe wurde im Jahre 1812 festgesetzt. Sie trat ein in Folge eines mit ganz unbescholtenen Personen abgeschlossenen Kontraktes, die im Namen der jüdischen Gesammtheit diese Abgabe sich aufladen, wogegen ihnen seitens der Regierung Befreiung vom Militairdienst zugesichert wurde. In diesem Kontrakte, dessen allgemeine Rechtskraft übrigens sehr problematisch ist, wurde ausdrücklich bestimmt, daß, sobald die Juden militairdienstpflichtig gemacht würden, diese Abgabe aufhören müßte. Nunmehr dienen die Juden auch in Polen bereits 12 Jahre im Heere, sie haben mit ihrem Blute die Steppen des Kaukasus und die Bollwerke Sebastopols getränkt; Tausende von ihnen sind im Dienst des Vaterlandes dahin, Tausende Krüppel; aber — die Ihrigen daheim müssen Fleischsteuer noch heute zahlen oder darben.“

Ferner wird über die Art der Anshebung zum Militair Folgendes mitgetheilt: „Fast in jedem Staate der Welt dienen gegenwärtig Juden als Soldaten. Daß sie sich als solche im Kriege und Frieden brav führen und zu den besten Soldaten gehören, darüber haben sich schon wiederholt die Berichte der verschiedenen Kriegsministerien ausgesprochen; ich erwähne hier nur die bekannten Lobsprüche des holländischen und preußischen Kriegsministeriums. Es ist hier nicht der Ort, über die sogenannte Branka, oder die Aushebung in der Nacht, zu sprechen, da dieser die Juden gleich den Christen unterworfen sind. Aber das müssen wir hervorheben: daß der Jude als russischer Soldat nicht einmal zum Unterofficier avanciren darf, was für ihn den 25jährigen Dienst gänzlich hoffnungslos macht, und daß ihm nach Ablauf seiner Dienstzeit diejenigen Rechte nicht gewährt sind, welche das Gesetz dem russischen Invaliden ertheilt, z. B. sich beliebig niederzulassen. Was hier jedoch am schwersten ins Gewicht fällt, das ist: daß erstens das Zahlenverhältniß der zu stellenden Rekruten in der Regel für die Juden viel größer bestimmt wird, und daß in jeder Falle, in welchem ein Jude dem Militairdienst sich entzieht, dafür ein jüdischer Knabe, und sei er im Alter von 10 Jahren, konstribirt und dann aus einem Orte eine ganze Zahl, an den Händen gefesselt, aus den Armen der Eltern fortgeführt wird; dann, auf Fuhren gepackt, werden diese Kinder zu Hunderten in eine Kammer oder auf einen Bodenraum gesperrt, wo sie auf niegewaschenen, mit Ungeziefer bedeckten Strohsäcken die Nächte verbringen müssen. Das Depot für die jüdischen Knaben ist Kiew, aus welcher Stadt die Juden unter der vorigen Regierung verwiesen wurden. Bei der Ankunft steht ein Priester (Pope) bereit, bespreugt sie mit Weihwasser — und von diesem Augenblicke an sind sie Christen und dürfen bei Vermeidung sibirischer Strafarbeit das griechisch-orthodoxe Christenthum nicht wieder verlassen. Nachdem diese Ceremonie vorüber ist, werden sie nach dem Innern Rußlands abgeführt und einzelnen Bauern — zur Erziehung übergeben. Wie begnügen uns mit der einfachen Zeichnung des faktischen Vorgangs und wollen nicht Schilderungen von Auftritten hinzufügen, die nur allzugewöhnlich, weil natürlich sind.“

— Transatlantischer Telegraph. Eine neue Expedition zur Untersuchung der Meerestiefe zwischen New-Foundland und Irland ist von der amerikanischen Regierung dem Lieutenant Berryman, Commandeur des Schiffes „Arctic“, übertragen worden. Derselbe hat bereits früher Untersuchungen in diesen Gegenden vorgenommen, die ihn zu der Meinung führten, daß der Meeresgrund von den Küsten von New-Foundland nach Osten zu sich ganz allmählich abdacht. Die gegenwärtige Expedition hat die Aufgabe, zu untersuchen, in wie weit diese Annahme richtig ist, und ihre Arbeiten sollen zur Grundlage einer Telegraphen-Verbindung zwischen den beiden Kontinenten dienen.

(Amer. Bl.)

*) Кавказъ въ восточномъ вопросѣ. 48 SS. 8.

**) Поѣздка Карса, письма очевидца о походѣ 1855 г. въ Азіатскую Турцію. 139 SS. 8.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr., einzelne vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 13, und beim Expedteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 104. Berlin, Donnerstag den 28. August 1856.

Frankreich.

Orientalische Philosophie.

S. Munk's „Maimonides".

„Der Führer der Irren" — arabisch: „Dalalat al-khairin"; hebräisch: „Morch-nebuchim" — heißt die ursprünglich arabisch abgefaßte Schrift, in welcher der berühmte Moses ben Maimon, bei den Juden nach üblichem Akrostich Rambam genannt (1237—1307), sich das Ziel gesteckt: nach dem Vorgange der Mota kallemün, der arabischen Scholastiker, die Offenbarung mit der (aristotelischen) Philosophie in Einklang zu bringen; die Grundlehren des Judenthums, besonders die Einheit und Unkörperlichkeit Gottes, auf dem Wege der Speculation zu beweisen; gegen die anthropomorphistische und anthropopathische Auffassung des göttlichen Wesens, wie sie namentlich unter den an den biblischen Buchstaben festgeklammerten jüdischen Gelehrten der französischen Schule seiner Zeit gäng und gäbe war, mit scharfer Waffe zu kämpfen; das gesammte jüdische Rituale rationalistisch zu erklären — kurz, eine Art jüdischer Religionsphilosophie zu gründen. Es nimmt aber diese Schrift, nach dem Zeugnisse der Kenner, nicht nur eine der ersten Stellen in der arabischen Literatur ein, sondern hat auf die Bildungsgeschichte der Juden durch das ganze Mittelalter bis auf die neueste Zeit herab einen unberechenbaren Einfluß geübt. Hatte ja noch Moses Mendelssohn den ersten Impuls zu seiner philosophischen Richtung dem Studium des „Morch-nebuchim" zu verdanken. Und dieses Meisterwerk konnte das gelehrte Europa bis jetzt größtentheils nur durch die allerdings um so treuere und zuverlässigere rabbinisch-hebräische Uebersetzung des Rabbi Samuel ibn-Tibbon, eines Zeitgenossen des Maimonides, der selbst die Uebertragung durchgesehen, hin und wieder verbessert und im Ganzen lobend gutgeheißen hatte. Nach dieser Durchsicht — un véritable calque de l'original arabe nennt sie Hr. Munk sehr glücklich — erschien die erste, einem jüdischen Arzte, Jacob Mantino, vermuthungsweise zugeschriebene, lateinische Uebersetzung (Paris 1520) und eine zweite von Johann Buxtorf, dem Sohne (Basel 1629). Bedenkt man aber, daß Buxtorf, dem ausgezeichneten Hebraïsten, das Arabische unbekanntes Land war; daß das rabbinische Idiom, namentlich in seiner Anwendung auf philosophische Gegenstände, ohne umfassende Kenntniß der moslemischen Philosophie aus ihrer Terminologie, der es oft den Ausdruck für die der biblischen Gedankenwelt fremden spekulativen Begriffe entlehnen mußte, den Uebersetzer und Erklärer den Sinn oft nur auf gut Glück errathen läßt: so ist von vorn herein entschieden, daß weder Buxtorf's Uebersetzung, noch die Arbeiten früherer und späterer jüdischer Ausleger des „Morch" im Stande waren, ein gründliches und sicheres Verständniß desselben zu erschließen, wenn man noch dazu nimmt, daß die wiederholten Ausgaben der Tibbonschen Version, wobei man das Original nicht zu Rathe zog oder ziehen konnte, an den sinnentstellendsten Fehlern krankten. Eine anerkennenswerthe Ausnahme macht nur die auf Onelleufindium gegründete Arbeit des Dr. S. Scheyer; sie ist aber bis jetzt nur auf den dritten Theil des Werkes beschränkt und giebt auch nicht den arabischen Text.

Unserem verehrten Landsmanne, Herrn S. Munk, war es vorbehalten, das Werk des großen Maimoniden in einer Gestalt, wie sie in jedem Zuge des Meisters und der Wissenschaft würdig, der literarischen Welt vorzuführen.*) Hr. Munk zählt als Linguist, namentlich als Arabolog, zu den ersten Größen der Sprachwissenschaft — ist auf dem Gebiete der talmudischen und der sogenannten rabbinischen Literatur in ihrem weiten Umfange bewisch — ist eingeweiht in die moslemische Theologie und Philosophie, deren Kenntniß er aus den Urquellen schöpfen konnte — ist innig vertraut mit den Schriften des Aristoteles, des Kein al Kinakat, des Fürsten der Philosophen, auf dessen Worte die gesammte Scholastik, die moslemische, die christliche, wie die jüdische schwört: eine solche Fülle an Gelehrsamkeits-Requisiten, gepaart mit der seltensten Bescheidenheit, die sich in der Behutsamkeit und Besonnenheit der Forschung, in der Milde und Ruhe, womit abweichende fremde Ansichten zurückgewiesen werden, auf jeder Seite seiner zahlreichen Schriften überhaupt, wie in dieser Arbeit besonders beurkundet, giebt ihm wohl Kredditio und Vollmacht, uns einführen zu können in das klare Verständniß des durch Form und Inhalt gleich schwierigen und dunkeln Originals und auch dem des Arabischen unkundigen Leser das Vertrauen einzuflößen, er habe in der vortrefflichen französischen Verdolmetschung, die zwischen Wortreue und Umschreibung die maßvolle Mitte hält, den unverfälschten, ursprünglichen Gedanken des Maimonides.

Das Werk, wovon der erste Theil uns vorliegt, ist die gereifte Frucht eines zwanzigjährigen Studiums, eines mühevollen, dienenemsigen Sammelns und Vergleichens von Handschriften und Drucken. „Endlich" — lauten die tiefergreifenden Worte des Herausgebers in seiner Vorrede — „im Besitz des unmangäglich nöthigen Stoffes, traten mir zahlreiche materielle Schwierigkeiten in den Weg. Leider konnte ich an die Ausführung des Werkes erst in dem Augenblick denken, wo es der Vorsehung gefallen hat, durch die härteste Prüfung die Bestrebungen eines Schriftstellers zu lähmen, für den das Nachschlagen und Aufsuchen der winzigsten Notizen zumal Bedürfniß und gebieterische Pflicht ist. Der gänzliche Verlust der Sehkraft schien die Fortsetzung der Arbeiten, denen ich schon so viele Nachtwachen geweiht hatte und denen auf immer zu entsagen mir so schmerzlich fiel, unmöglich zu machen. Doch als ich mich von der ersten Betäubung erholt hatte, sah ich, von ermunternden Freunden und edelmüthigen Beschützern unter die Arme gegriffen, gerade in den neuen Hindernissen, die mir zu überwinden bevorstanden, einen Adeiter für meinen Schmerz, und ich hoffte, mit durch angestrengte Beharrlichkeit aus einigen vom Schiffbruch geretteten literarischen Trümmern Trost zu holen."

In der That erscheint es zweifelhaft, ob mehr die mächtige Gedächtnißkraft anzustaunen oder die nur aus der Begeisterung für die Wissenschaft geschöpfte Geduld zu bewundern sei, wenn wir aus einer gelegentlichen Anmerkung erfahren, daß unter den Hunderten von Zitaten — die nicht als erborgter, wohlfeiler Flitterputz dem Texte anhängen, sondern ihn als wahre Illustrationen Schritt für Schritt begleiten — nur drei nicht genau nach Seitenzahl angegeben werden konnten.

Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort, ins Einzelne dieser Riesenarbeit einzugehen und nachzuweisen, wie glänzend Hr. Munk seine Aufgabe gelöst. Der strenge wissenschaftlichen Kritik muß es überlassen bleiben, seine Verdienste nach Gebühr zu würdigen. Nur den tiefempfundenen Wunsch können wir nicht unausgesprochen lassen, es möge dem gottergebenen, edlen Dulder fernerhin beschieden sein, opferfähige Freunde, wie die Herren Alb. Cohn, Rabb. Trénet, Clement-Mullet, Isidor Stillmann, Jos. Mitowski — in der Vorrede widmet er ihnen ein rührendes Dankwort — zu finden, die aus Liebe zur Wissenschaft und aus Verehrung gegen einen ihrer reinsten Priester, diesem ihr Augenlicht leihen (Hiob 29, 15.), um das herrliche Werk seiner Vollendung entgegen führen zu helfen. A.

*) Der vollständige Titel lautet: Le Guide des Égarés, Traité de Théologie et de Philosophie par Moïse ben Maïmoun dit Maïmonide. Publié pour la première fois dans l'original arabe et accompagné d'une traduction française et de notes critiques, littéraires et explicatives. Par S. Munk. Tome premier. Paris chez A. Franck, Rue Richelieu 67. 1856.

Die geistigen und gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und England im achtzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Bald ergriff ihn die Lust, ein Land zu sehen, in welchem alle diese Rühmheiten beinahe Gemeinplätze waren. Hier schrieb Voltaire die „Lettres sur les Anglais", später „philosophische Briefe" genannt, worin die Philosophie, die Literatur, die herrschenden Meinungen, die

religiösen Sekten, die wissenschaftlichen Bestrebungen Englands, kaum auch nicht zum ersten Male dargestellt, so doch wenigstens dem gegen gebildeten Publikum zugänglich gemacht worden. Er zeigte darin vor Allem, welchen Einfluß ein allgemeiner Geist der Freiheit auf Wissenschaft, Literatur und Sitte übt: eine hinreichende Dosis von Opposition bewirkte, daß das Buch von den Behörden verurtheilt und von aller Welt gelesen wurde. — In allen Werken, die Voltaire seit seiner Rückkehr aus England herausgab, in dem Versuch über epische Poesie, in den Stanzen an Adrienne Lecouvreur, in der Widmung des Brutus an Lord Bolingbroke, der Zaire an Falkener, den „englischen Kaufmann", in seinen philosophischen Poesieen nach Popeschem Muster, sowie in seinen pseudonymen Schriften u. s. w., überall setzte er jene Verherrlichung Englands fort, besonders wenn sie ihm Gelegenheit gab, die Politik und die Religion Frankreichs anzugreifen.

Voltaire bewahrte diese Vorliebe für englisches Wesen bis an sein Lebensende. Schloß Ferney, der Lieblingssitz des greisen Philosophen, der Wallfahrtsort aller reisenden Europäer, gewährte mehreren hundert Engländern, welche es besuchten, eine gastliche Aufnahme. Auch der bekannte Wilkes stattete ihm einen Besuch ab, und man hat darüber einen Brief von ihm, welcher des Lobes voll ist. Unter all den fremden Reisenden aber, die uns von dem Eindruck, welchen der Philosoph von Ferney auf sie gemacht, Rechenschaft gegeben haben, hat Sherlock in seinen „Briefen eines englischen Reisenden" (London 1779) einen Bericht hinterlassen, der, unmittelbar nach der Unterhaltung verfaßt, in höchstem Grade den Stempel der Wahrheit an sich trägt. Rathery theilt daraus einige Stellen mit, welche sich auf England und die Engländer beziehen.

„Mein Herr, sagte er mir (so schreibt Sherlock), Sie sehen einen sehr alten Mann, der sich große Mühe giebt, um die Ehre zu haben, Sie bei sich zu sehen. Wollen Sie vielleicht in meinem Garten spazieren gehen? Er wird Ihnen Freude machen, denn er ist nach englischem Muster; ich war es, der diese Mode nach Frankreich brachte, und alle Welt hat sie mit Begeisterung ergriffen." „Von seinem Garten aus", fährt der Erzähler fort, „sah man die Alpen, den See, die Stadt Genf und ihre reizenden Umgebungen; it is a beautiful prospect, sagte er und sprach diese Worte ziemlich gut aus. Aber mit Vorliebe zeigte er auf das Dorf und die Kirche, welche er erbaut hatte. Das ist die einzige Kirche der Welt, bemerkte er, die zur Ehre Gottes errichtet ist; Sie haben Kirchen des heiligen Paul, der heiligen Genovefa, aber keine einzige Kirche Gottes."

„Wir traten in die Bibliothek. — V. (Voltaire.) Hier stehen Viele von Ihren Landsleuten (man sah Shakespeare, Milton, Congreve, Rochester, Shaftesbury, Bolingbroke, Robertson, Hume u. A. m.). Robertson ist Euer Livius; sein „Karl V." ist mit Wahrheit geschrieben; Hume schrieb seine Geschichte, um gelobt zu werden; Rapin, um zu belehren: Beide haben ihr Ziel erreicht. — Als wir uns zu Tische setzten, fragte er mich, wie ich die Franzosen gefunden hätte? — S. (Sherlock.) Liebenswürdig und geistvoll; nur einen Fehler habe ich an ihnen wahrgenommen: sie ahmen uns Engländern zu sehr nach. — V. Wie? Sie halten uns für würdig, originell zu sein? — S. Ja, mein Herr. — V. Ich auch; aber auf Euer Regierungssystem sind wir neidisch. — S. Ich habe die Franzosen freier gefunden, als ich erwartet hatte. — V. Ja, was das Spazierengehen und das Essen betrifft, darin ist der Franzose ziemlich frei; aber was die Steuern angeht. . . O, mein Herr, Ihr seid glücklich, Ihr könnt Alles thun; wir aber sind geboren in der Knechtschaft und sterben in Knechtschaft; nicht einmal sterben können wir, wie wir wollen, wir müssen einen Priester haben."

Es ist immer noch die alte Sehnsucht nach der politischen und religiösen Freiheit Englands.

„Voltaire sprach weiter von unserer Regierungsform, von England, von Shakespeare, dem er nicht das Genie, aber den Geschmack absprach, kam dann auf unseren National-Charakter und äußerte dabei folgende seltsame Theorie: Wenn ich einen schlauen, streitsüchtigen Engländer sehe, so sage ich: Das ist ein Normanne, der mit Wilhelm dem Eroberer gekommen ist. Sehe ich einen sanften und artigen Menschen: der kam mit den Plantagenets; sehe ich einen rohen: das ist ein Däne, denn Eure Nation ist, wie Eure Sprache, ein Gallimathias aus vielen anderen. — Nach Tische gingen wir durch einen kleinen Saal, wo ein Kopf Locke's, der Gräfin von Coventry und andere mehr sich befanden. Vor einer Büste Newton's blieb er stehen und fragte mich: Kennen Sie diese Büste? Dies war das größte Genie, welches je existirt hat. Wenn alle großen Geister der Welt zusammengestellt würden, müßte er den Reigen führen. — Von Newton und seinen Werken sprach Voltaire immer mit der größten Wärme."

Doch wir kehren wieder in die erste Hälfte des Jahrhunderts zurück. Der Anstoß war gegeben: Voltaire hatte die englische Literatur in Mode gebracht. Diesen allerdings richtigen Satz läßt Rathery freilich unbewiesen; wir hätten gewünscht, daß er an dieser Stelle die Weise über die große Verbreitung und Wirkung der Voltaireschen Briefe gesagt hätte. Die vielfachen Auflagen, die zahlreichen Gegenschriften sind ziemlich nahe liegende Argumente. Daß auch die Gegner seine Bücher angenehm, witzig und geistreich fanden, daß sie von dem lebhaften Beifall reden, den dieselben gefunden,*) ist gleichfalls ein unverwerfliches Zeugniß. Der Verfasser hätte aber auch aus der Bildungsgeschichte jener Zeit, aus dem Leben solcher Personen, deren Jugend in die Periode der geistigen Autokratie Voltaire's fiel, Belege dafür finden können, mit welchem Erfolge Voltaire den Franzosen das Studium der englischen Literatur empfahl. Es erzählt Sayous in einer Biographie des Religionsphilosophen Charles Bonnet,**) dieser habe in seiner Jugend mit Cramer die Elemente der Newtonischen Philosophie in dem Werke Voltaire's studirt, indem Cramer es ihm kommentirte. Später, schreibt Bonnet, trat ich in eine Gesellschaft von Freunden, welche, mit der Feder in der Hand, den Versuch des berühmten Locke „über das menschliche Erkenntnißvermögen" lasen: ich wohnte zuweilen diesen gelehrten Konferenzen bei. — Ein anderes Beispiel sei die Marquise von Châtelet, von der unter Anderen Friedrich der Große in seinem „Eloge de Voltaire" erzählt: „Es befand sich damals in Frankreich eine Dame, berühmt durch ihren Sinn für Wissenschaften und Künste. Sie hatte die philosophischen Werke unseres jungen Autors gelesen; bald machte sie seine Bekanntschaft (1733) und schloß mit ihm einen unauflöslichen Freundschaftsbund. Sie legte sogleich die Theodicee Leibnizens bei Seite, um an deren Stelle die sensualistische Methode Locke's anzunehmen; sie wußte Geometrie genug, um den abstrakten Berechnungen Newton's zu folgen; ihre Andauer war so groß, daß sie für den Gebrauch ihres Sohnes einen Auszug dieses Systems verfaßte."

Folgen wir nun weiter den Entwickelungen unseres Autors. — Dem Vorgange Voltaire's schloß sich eine Menge untergeordneter Nachahmer an, welche mit mehr Eifer als Auswahl die literarische Ader ausbeuteten, welche er vorsichtig geöffnet hatte. Die Dichter, von denen er nur gezeigte Proben oder freie Nachbildungen gegeben, wurden mit mehr oder weniger Erfolg übersetzt; so Milton von Dupré de St. Maure und von Racine dem Sohn, Pope von Silhouette und dem Abbé du Resnel. Leblanc, Desfontaines, Prévost, Laplace lenkten durch Nachahmungen oder Uebersetzungen die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Erzeugnisse der Nachbarn. Suard, de Septchênes, die Präsidentin von Meyniere, selbst Ludwig XV., wo man versichert, arbeiteten daran, die Franzosen mit den großen historischen Werken eines Gibbon, Robertson und Hume bekannt zu machen. Nach und nach erschienen „Robinson Crusoe", „Tom Jones", „Pamela", „Clarissa" in französischer Sprache, und alle diese Romane wurden nicht nur von den Frauen verschlungen, sondern auch von den ernsten Männern hochgeschätzt, wie dies der laute Beifall Diderot's und die Entlehnungen des Verfassers der „neuen Heloise" (Rousseau) beweisen. Damals kam jener Typus verständiger und tugendhafter Engländer, sentimentaler und weinerlicher Engländerinnen in die Mode, welche bald die Romane und Theater Frankreichs überschwemmten. Damals endlich verbreitete eine große Uebersetzungsfabrik, unter der Firma Letourneur und Compagnie, eine Masse englischer Werke jeder Art, vor Allem aber den Shakespeare in einer vollständigen und, wie man glaubte, getreuen Uebertragung, zum großen Aerger Voltaire's, der seine Götter in seiner Weise angebetet wissen wollte und mit Mißbehagen den Kultus, welchen er eingeführt hatte, durch ungeschickte Nachahmer aufs Spiel gesetzt sah.

Aber es fand noch mehr in seiner Nacht, die von ihm selbst angeregte Bewegung aufzuhalten. Jener Einfluß britischer Ideen, welcher sich von seiner Reise jenseits des Kanals und der Veröffentlichung seiner Briefe über die Engländer (1726—1733) her datirt, äußerte sich allmählich unter zwei ganz verschiedenen, aber doch oft in einander übergehenden Formen, einer ernsten und einer frivolen. Bei der Bewunderung nämlich für die politischen Institutionen und die wissenschaftlichen Entdeckungen Englands ging man zur Bewunderung seiner Literatur und seiner Moden über. Man konnte nicht teilen dieselben Personen, faß in demselben Tone, Englands Philosophen und seine Jockeys, sein Parlament und seine Pferde, seine Jury und seine Wagen, seine Preßfreiheit und seine Morgen-Negligé's rühmen hören.

Um diesen Gegensatz recht frappant zu machen, läßt Herr Rathery zwei verschiedenartige Stimmen aus jener Zeit sich äußern. Der Marquis von Argenson schreibt im Jahre 1750:***) „Vor zwanzig Jahren kümmerte sich das Publikum sehr wenig um politische Neuigkeiten. Heute liest Jeder in Paris und selbst in den Provinzen die Zeitung, Jeder erzählt sich und urtheilt über Politik, endlich fon-

*) Wie dies z. B. der anonyme Verfasser der „Lettres critiques sur les lettres philosophiques de M. de Voltaire" (Paris 1734) thut.

**) Revue des deux Mondes, 1. Octobre 1855. André Sayous: Charles Bonnet, d'après la correspondance inédite.

***) Remarques en liant, Manuskript der Louvre-Bibliothek.

Digitized by Google

zekturirt man auch richtiger: das ist ein Zeichen der Freiheit. Das englische Nationnement über Freiheit und Politik ist über's Meer gekommen und hat sich hier eingebürgert; wir werden dadurch in allen Dingen philosophischer." D'Argenson fragt sich, warum die auf dem Englischen übersetzten Bücher ihm ungeachtet ihrer Fehler gefallen und auf alle ernsten Geister eine so große Wirkung machen. „Das kömmt daher", antwortet er, „weil ihre Verfasser mit großer Energie denken und sich bei ihnen nie Gemeinplätze finden, wie bei unseren Autoren. . . Was die englischen Schriftsteller und diese ganze, so gründlich forschende, so finnreiche Nation charakterisirt, das ist eine große Denkungsweise in Allem." Bei Besprechung des Fielding'schen Romans, „Tom Jones", den damals alle Welt las, ruft er aus: „Wer hätte uns vor achtzig Jahren gesagt, daß die Engländer Romane schreiben und uns weit übertreffen würden! Ja, diese Nation dringt sehr weit, kraft ihrer Freiheit in allen Dingen. Wir streben ihr nach und werden sie erreichen; unsere Geister suchen sich frei zu zeigen, und man weiß, daß wir erst nachahmen, dann vervollkommnen und zuletzt übersflügeln."

Hören wir jetzt den Fürsten von Ligne. „Seitdem die Engländer nach dem Aachener Frieden die Gewohnheit angenommen haben, nach Frankreich zu kommen, haben sie dahin auch die Sitte gebracht, welche auf einer fast republikanischen Insel freilich nichts Anstößiges haben kann, daß Alle einander sich gleichstellen, der Vater sich wie der Sohn, der Herr sich wie der Diener kleidet, daß sie zusammen auf denselben Straßen und auf dieselben Abenteuer ausgehen." An einer anderen Stelle: „Das Ausreiten und Ausfahren am Morgen richtet die jungen Pariser zu Grunde. Die Engländer werden den Franzosen durch ihre Sitten, welche sie annehmen, mehr Schaden zufügen, als durch ihre Seemacht. Den Vormittag verliert man durch das Spazierengehen. Des Mittags ist man mit Männern, des Abends mit Mädchen, weil man im Frack ist und es zu spät geworden, um sich anzukleiden und in gute Gesellschaft zu gehen. Alle jene „Klubs" machen ihr den Garaus. Fahre wohl, Anstand, gute Sitte, Lust zu gefallen! Man spricht vom Parlament, vom Hause der Gemeinen. Man liest den „europäischen Courier"; man spricht von Pferden; man wettet; man spielt. Man trinkt traurigen Claretwein, statt des Champagners, der ihren Vorfahren Muth und Lieder eingegeben hat. Liebenswürdige Wälschen! geht den Ton an, aber laßt ihn euch nimmer aufdringen!"*)

Eine Broschüre, welche im Jahre 1757 erschien und den Titel führte: „Präservatio gegen die Anglomanie", schloß folgendermaßen: „Der einzige Vorzug also, den jene Leute vor uns haben, ist der, daß sie ausgezeichnete Pferde und gute Hunde, keine Mädche und keine Wölfe haben." Man kennt jene Anekdote vom Grafen von Artois, welcher einst am Wagenschlag Ludwig's XVI. mit seinem Pferde Schwerenkungen machte. — Herr Bruder, rief ihm dieser zu, Sie beschmutzen mich mit Koth! — Ja, Sire, à l'anglaise, antwortete der Prinz, der den König nicht recht verstanden hatte.

Die Anglomanie erreichte einen so hohen Grad, daß selbst die Engländer daran Anstoß nahmen. Wir haben oben aus der Unterhaltung Sherlock's mit Voltaire gesehen, wie Ersterer darüber dachte. Horace Walpole sagt spottend an einer Stelle: „Die Franzosen haben von uns die zwei langweiligsten Dinge entlehnt, welche wir haben: das Whistspiel und die Richardson'schen Romane." Fox schrieb im November 1770 aus Paris: „Ich habe gestern Abend mit Lauzun, Fitz-James u. A. in einem von ihren sogenannten Club à l'anglaise gespeist. Das Essen war abscheulich, der Champagner dagegen und der Tokaier vortrefflich; das hielt jedoch diese Narren nicht ab, Punsch mit schlechtem Rum zu machen. Dieser Klub verfammelt sich alle Sonnabende, hier oder in Versailles. Ich setze zu meiner Freude, daß wir Engländer, im Punkte der Nachäfferei, nicht lächerlicher sein können, als unsere lieben Nachbarn."

Die Engländer erwiederten auch in geselliger Beziehung nicht das zuvorkommende Benehmen der Franzosen. Während der junge Lord Chesterfield leichten Fußes in die Pariser Gesellschaften trat, während die schönen Damen ihn französische Manieren lehrten und von seiner Schüchternheit heilten, während er mit Voltaire, Fontenelle, den beiden Crebillon, mit den Damen de Tencin, Dubocage, von Graffigny vertraute Verbindungen schloß, brachte Montesquieu von seiner englischen Reise ganz andere Eindrücke und Erfahrungen mit: und Montesquieu war Mitglied der königlichen Societät zu London, Freund Chesterfield's, Hume's u. A. m., und war selbst von der Königin gnädig empfangen worden. Dennoch liest man in seinen Reise-Notizen: „Die Franzosen in London beklagen sich, daß sie dort keinen Freund finden können und ihre Kritikeleien wie Beleidigungen aufgenommen sehen. Diese Leute wollen, daß die Engländer beschaffen seien wie sie. Wie sollten die Engländer Fremde lieben, da sie sich selbst nicht lieben! Wie sollten sie und Festessen geben! Sie thun es ja auch unter einander nicht! Man muß es daher machen wie sie, für sich leben, sich um Niemand kümmern, Niemanden lieben und auf Niemand rechnen. Man muß die Länder nehmen, wie sie sind. Alle ich in Frankreich war, machte ich Freundschaft mit aller Welt; in England mit keinem Einzigen; in Italien mache ich aller Welt Komplimente; in Deutschland trinke ich mit aller Welt."

Die Geselligkeit blieb das unterscheidende Merkmal der französischen Sitten. Hören wir, wie eine Französin im Jahre 1749 England schildert: „Die Trunkenheit hat dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen: die verpestete Luft, die man dort einathmet, der Steinkohlenrauch, den man überall, selbst beim Könige, findet, und die fast unaufhörlichen Nebel der Themse machen die Gemüther zur Düsterkeit geneigt. Man berauscht sich im Wirthshause so verdrießlich, als ob man vom Parlament dazu gezwungen würde, um die Einkünfte der Accise zu erhöhen. Der Bauer, der im Wirthaus seine Deputirten fürs Parlament wählt, ist auch auf dem Felde nicht lustiger; er trunk und zagt ebenso grämlich, wie er sich berauscht. Dieser unfreiheliche Sinn bildet einen wesentlichen Theil der Privilegien dieser Nation."

Es ist interessant, dieses Gemälde mit dem zusammenzuhalten, was kurze Zeit später Hume einem Freunde schreibt: „Ich träume gern davon, mich einst nach Frankreich in irgend eine Provinzialstadt zurückzuziehen und meine alten Tage unter einer warmen Sonne, in einem guten Klima, im Schooße eines geselligen Volkes zu verleben." Wie hätte auch Hume ein Land nicht lieben sollen, wo, wie Lord Charlemont sagt, „sein volles, nichtssagendes Antlitz nie anders in der Oper erschien, als zwischen zwei hübschen Gesichtchen"; wo der Dauphin von Frankreich ihm die Ehre erwies, seine drei Kinder, den Herzog von Berry, die Grafen von Artois und Provence, ihm vorzustellen; wo er die Freude hatte, aus dem Munde dieser hohen Kinder (das älteste war zehn, das jüngste sechs Jahre alt) ein Kompliment über seine Geschichts- und philosophischen Werke zu hören! Wie hätten diese von den Mächtigen des Tages der Intelligenz dargebrachten Huldigungen die englischen Schriftsteller nicht gewinnen sollen, sie, bei denen noch heute, nach ihrem eigenen Geständnisse, „ein großer Autor, der nach London käme, alle Aufsicht hätte, unbeachtet zu bleiben, während der kleinste Fürst sicher ist, begierig aufgesucht zu werden."*) Hume selbst machte den nach London reisenden Helvetius darauf aufmerksam, daß er auf Gegenseitigkeit nicht rechnen dürfe. War es nicht das Land, wo man, um einen der ausgezeichnetsten Gelehrten, Boyle, zu loben, von ihm sagte: „Er war der Vater der Chemie und der Bruder des Grafen Cork"; wo Congreve, als ihn Voltaire besuchte und seiner Werke wegen lobte, wiederholt erklärte, er wolle nur als Gentleman angesehen werden; worauf ihm Voltaire erwiederte: „Mein Herr, wenn ich in Ihnen nichts als einen Edelmann gesehen hätte, würde ich es mir erspart haben, Sie zu besuchen." (Schluß folgt.)

*) Werke des Fürsten von Ligne. 1796. Bd. 12. S. 173.

*) Edinburgh Review, Jan. 1831.

England.

Archäologische Studien und moderne Kriegführung.

In einer neulichen Sitzung des archäologischen Instituts für Großbritannien und Irland, welches nach dem Beispiel der British Association jährlich abwechselnd an einem anderen Orte zusammenkömmt und die Stadt Edinburg zu ihrer diesjährigen Versammlung erwählt hatte, hielt der durch seine werthvollen Arbeiten über englische Alterthümer bekannte Dr. Bruce einen Vortrag, in dem er den Beweis zu liefern suchte, daß gelehrte Studien auch für praktische und sogar für politische Zwecke von Nutzen sein können, und der durch seine pikanten Bezüge auf die Gegenwart einiges Aufsehen und nicht geringe Heiterkeit erregte. Wir sind überzeugt, daß es unseren Lesern nicht unlieb sein wird, wenn wir ihn hiermit, seinem Hauptinhalte nach, mittheilen.

„Hätte Jemand", begann der Redner, „zu dem Premier-Minister Englands, als er Rußland den Krieg erklärte, gesagt: „„My Lord! Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Rath gebe, ehe Sie in dieser hochwichtigen Angelegenheit vorgehen, wenigstens eine Woche auf das Studium der römischen Alterthümer zu verwenden;"" — wo würde man wohl von ihm gedacht haben? und was hätte man von einem Minister gedacht, der angesichts so verhängnißvoller Ereignisse dem versammelten Kabinet den Rücken gekehrt, seine Depeschen vernachlässigt und Courriere und Employé's ihrem Schicksal überlassen hätte, während er einen Ausflug nach dem Norden unternahm, um die Wälle des Hadrian und Antonin zu besichtigen! Und dennoch, wenn wir uns die Sache näher überlegen, so scheint eine solche Zumuthung keinedwegs so maßlos lächerlich, als man beim ersten Anblick glauben möchte. Angenommen, Lord Aberdeen wäre nach Northumberland gekommen und hätte sich der Führerschaft unserer Lokal-Gesellschaft

Digitized by Google

anvertraut: was könnten wir ihm gezeigt haben, das dazu behülflich wäre, die kriegerische Energie dieser großen Nation zu leiten!

„Das Erste, auf das wir ihn vermuthlich aufmerksam gemacht hätten, wäre die Watling-Street oder einige von den anderen römischen Heerstraßen gewesen, die sich noch in ziemlich wohlerhaltenem Zustande befinden. Nachdem wir mit Seiner Herrlichkeit einige Meilen weit über den Steindamm gegangen, der bereits vor nahe an 1800 Jahren aufgeworfen worden, würden wir ihm gesagt haben: „„Sie sehen hier ein Beispiel der von den Römern befolgten Praxis. Wenn diese gegen einen Feind vorrückten, ließen sie mit der Bewegung des Heeres den Bau einer Landstraße Hand in Hand gehen. Sie thaten dies nicht etwa aus Freigebigkeit, sondern um die Verbindung mit ihren Reserven im Rücken offen zu halten, damit die Beförderung des Proviants gehörig stattfinden und für den Fall eines plötzlichen Mißgeschicks ihr Rückzug leicht bewerkstelligt werden könne. Hier sehen Sie, wie Agricola handelte, als er im Jahre 80 gegen die Caledonier marschirte. Er baute Straßen. Wenn Sie demnach die neueren Caledonier gegen die Russen anschicken, schärfen Sie ihnen ja die Nothwendigkeit des Straßenbaues ein. Es sei dies einer der ersten Gegenstände, auf die Sie ihre Aufmerksamkeit lenken.““ Unglücklicher Weise war jedoch der Premier-Minister in jener Zeit zu beschäftigt, um Alterthümer zu studiren, und erst nachdem unsere Armee die schrecklichen Kalamitäten erlitten hatte, dachte man daran, die Straße von Balaklawa nach dem Lager zu bauen.

„Ferner würden wir ihn wahrscheinlich noch einigen unserer römischen Stationen am Balle geführt haben, um ihm zu zeigen, mit welcher Fürsorge die Römer, wenn sie auch nur eine Nacht Rast hielten, sich zu verschanzen pflegten. Aus den Ruinen von Borcovicus hätte er sich überzeugen können, daß, sobald die Armee ein Lager bezog, sie dasselbe zuvörderst mit einer dicken steinernen Mauer umgab und steinerne Baracken zu ihren eigenen Wohnungen errichtete. Wir würden uns zur Bestätigung dieser Thatsache auf die Bildhauerarbeiten an der Säule des Trajan berufen haben, welche die Soldaten darstellen, wie sie in dem Feldzug gegen die Dacier beschäftigt sind, steinerne Mauern zu bauen. Wir würden demzufolge Seiner Lordschaft angelegentlichst die Nothwendigkeit vorgestellt haben, starke und warme Wohnungen für unsere Armee zu errichten, sobald sie den Punkt erreicht hätte, der ihr, wenn auch nur eine mäßige Zeit über, zum Lager dienen sollte. Aber was hilft es, Alterthümer zu studiren? Welchen Nutzen kann es bringen, aus den Erfahrungen vergangener Zeiten Vortheil zu ziehen? So dachten wenigstens unsere Minister und Generale; denn obgleich der Körperbau unserer Soldaten nicht kräftiger ist, als der der römischen Legionen, wurden sie doch auf den Anhöhen vor Sebastopol den Einflüssen des Klima's in einer Weise preisgegeben, wie es mit einem römischen Heere nie geschehen wäre.

„Hiernächst hätten wir höchst wahrscheinlich die von den Römern befolgte Methode, ihre Gemächer durch Hypokaustа zu heizen, der ernstlichen Betrachtung des Herrn Ministers empfohlen und ihn zu ähnlichen Maßregeln veranlaßt, um unsere Armee in den Stand zu setzen, der Strenge des Winters in der Krim zu widerstehen. Wenn Brennmaterial knapp ist, welchen praktischeren und ökonomischeren Wärmungsprojekt könnte man da anwenden, als den, die erhitzte Luft durch Röhren unter den Fußböden der Zimmer hindurchziehen zu lassen? Ein kleines Feuer ist auf diese Art hinreichend, um ganze Reihen von Gemächern zu heizen. Aber man hatte keine Zeit, Alterthümer zu studiren, und unsere Armee mußte die Winterkälte ertragen, so gut es eben anging.

„Was das Kommissariat des römischen Heeres anbetrifft, so geben unsere Stationen an den Linien des Hadrian und Antonin uns darüber nur wenig Aufklärung; aber der lehrreiche Fries um die Säule des Trajan gleicht diesen Mangel aus. Wir würden Seine Herrlichkeit auf den wichtigen Umstand aufmerksam gemacht haben, daß bei Darstellung der Vorbereitungen, die Trojan zu dem Feldzuge in Dacien trifft, die Anlegung eines Vorraths von Heu für seine Pferde in erster Reihe erscheint. Da stehen die Heuschober bis auf den heutigen Tag. Wenn man so für die Pferde sorgte, wurden ohne Zweifel auch die Leute nicht vernachlässigt. „„My Lord““, hätten wir zum Minister gesagt, „„lassen Sie Ihr Kommissariat auch in dem geringfügigsten Artikel vollständig sein — sehen Sie ja darauf, daß Heu für die Pferde da sei.““ Aber nein! unsere Machthaber hatten keine Zeit mit dem Studium der Alterthümer zu verlieren, und man ließ unsere edeln Pferde auf den Höhen von Sebastopol, bei einer Temperatur von einigen Graden unter Null, sich gegenseitig vor Hunger die Mähnen und Schweife abfressen. Nach allem diesem wird vielleicht die Idee, es könne sogar ein Premier-Minister seine Aufmerksamkeit mit Nutzen dem Studium der Alterthümer zuwenden, nicht mehr ganz ungereimt erscheinen. Wenn die Uebelstände, auf die ich hingedeutet habe, durch Benutzung der von den Römern gemachten und auf ihren Monumenten sprechenden Erfahrungen hätten vermieden werden können, so wäre dem Lande nicht nur eine grausame Entkräftung, sondern auch die Einkommensteuer eines halben Jahres erspart worden, und ein solches Resultat würde selbst der eingefleischteste Utilitarier gelten lassen.“

Mannigfaltiges.

— Professor Buckland. Der Verfasser der „Reliquiae Diluvianae“ ist am 14. d. M. zu Clapham bei London mit Tode abgegangen, nachdem körperliche und geistige Leiden der traurigsten Art ihn schon seit mehreren Jahren der wissenschaftlichen Thätigkeit entzogen hatten. „Doktor Buckland“, sagt die Daily News, „nimmt eine hervorragende Stelle in den Annalen der englischen geologischen Forschung ein. Doch müssen wir uns die Bemerkung erlauben, daß sein Bedienst nicht ein so unbedingtes ist, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Die englische Geologie, wie die englische Naturwissenschaft überhaupt, ist von dem unlogischen, rebellen Geiste des Dilettantismus angefressen. Es giebt einige englische Naturforscher, z. B. Robert Brown und Sir William Hooker, die sich über diese entnervende Atmosphäre erhoben haben, aber wir können mit gutem Gewissen nicht sagen, daß Buckland zu diesen gehört habe. Das erst seiner Werke, die „Reliquiae Diluvianae“, wurde durch die Entdeckung der mit fossilen Ueberresten angefüllten vorsitlichen Höhlen in Yorkshire veranlaßt. Es ist graphisch und genial, aber für diejenigen, die mit den Untersuchungen französischer und deutscher Geologen bekannt sind, verräth es eine mangelhafte Kenntniß der bis dahin auf diesem Gebiet gemachten Eroberungen, eine Abwesenheit logischer Schärfe und eine geringe Vertrautheit mit den Gesetzen der wissenschaftlichen Beweisführung. Dasselbe gilt von seinen Beiträgen zur Geologie und Mineralogie in den „Bridgewater Treatises“. Wie alle seine Mitarbeiter an diesen vielgerühmten Publicationen, mit alleiniger Ausnahme Sir Charles Bell's, hat Buckland sich in derselben als ein wahrer Halbwisser (sciolist) gezeigt, der das Talent besaß, seine wissenschaftlichen Mängel mit einem Firniß von unterhaltenden Salbadereien zu übertünchen. In seinen mündlichen Vorträgen machte sich dieser Charakterzug noch bemerklicher, als in seinen geschriebenen Werken, und Niemand, der seinen Vorlesungen über das Megatherium beigewohnt hat, wird die histrionischen Geberden vergessen, mit welcher er die Bewegungen des vorsündflutlichen Ungethüms darzustellen suchte.“ — „Unser Zweck“, fährt das genannte Blatt fort, „ist nicht, den Verstorbenen zu verkleinern, sondern nur, ihm seinen gebührenden Platz anzuweisen. Vereine von geologischen Dilettanten und jährliche Versammlungen von Naturforschern zur gegenseitigen Beweihräucherung haben viel dazu beigetragen, das Niveau der Wissenschaft in England herabzudrücken. Man hat liebenswürdige, gebildete, geistreiche Männer systematisch als große Philosophen angepaßt. Es ist dies ein ernster Mißbrauch; aber ohne in Uebertreibung zu verfallen, wird man zugeben können, daß Buckland seinen Zeitgenossen gute Dienste geleistet hat. Ihm ist es zu verdanken, daß die Geologie in England popularisirt geworden ist, nachdem die trockene Technik seiner wenigen Vorgänger das Publikum davon abgeschreckt hatte, und er war überdies von einem Geiste verständiger, praktischer Wohlthätigkeit beseelt, der ihn zur Beförwortung mancher nützlichen Unternehmungen bewog. Er hat viel gethan, um wissenschaftlichen Bestrebungen und ihrer praktischen Anwendung Eingang zu verschaffen und in dieser Weise die Sache des wahren Fortschritts zu befördern.“

— Ein neues Gedicht von Aytoun. Professor Aytoun in Edinburg, Verfasser der auch in diesen Blättern besprochenen „Lays of the Scottish Cavaliers“, ist soeben mit einem neuen lyrisch-epischen Gedicht hervorgetreten, das den berüchtigten Bothwell, den Stürzling und nachherigen Gemahl der unglücklichen Maria Stuart, zum Helden hat.*) Als die schottischen Großen, über die Verbindung Mariä mit einem Manne, den man der Theilnahme an der Ermordung Darnley's beschuldigte, empört, zu den Waffen griffen und die Königin in Lochleven-Castle einsperrten, flüchtete Bothwell nach Norwegen, wo er von der dänischen Regierung verhaftet und in einen Kerker geworfen wurde, in welchem er sein Leben beschloß. Aytoun läßt ihn hier, nach Art des „Gefangenen von Chillon“, seine Geschichte in einem poetischen Monolog erzählen, dessen kräftige Sprache und klangvolle Versification von den englischen Kritikern rühmend hervorgehoben werden.

*) Bothwell: a Poem. By W. Edmondstoune Aytoun, D. C. L. Edinburgh and London: William Blackwood & Sons.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 23, und beim Spediteur Neumann, Universitäts-Str. No. 24), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 105. Berlin, Sonnabend den 30. August 1856.

Türkei.

Ueber die Ehe bei den Muhammedanern.

Die Verbindung und Berührung, in welche das Volk der Türken, die im letzten Kriege, immer mehr mit den gebildeten Staaten Europa's kömmt, verspricht Jenen und ihren Glaubensverwandten einesweges blos in so fern nützlich zu werden, als sich daraus bessere politische Einrichtungen entwickeln, sondern und dadurch, daß sie allmählich zu immer allgemeinerer Annahme richtiger Ansichten über menschliche Pflichten und einem besseren Sitten-Zustande gelangen werden. Anlage und Vorbereitung dazu ist unter dem Volke der Türken genügend vorhanden; die Annahme, als sei eine höhere Vernunft-Entwickelung nur Privilegium eines oder des anderen Volkes, oder einer und der anderen Gegend, findet auch hier vollkommene Widerlegung. Und nicht erst jetzt, schon lange vor unseren Zeiten, ja, in den Tagen, wo Deutschland noch furchtbar litt durch die räuberischen Heeresfluthen dieser eingedrungenen Asiaten, erhoben sich unter ihnen Männer, die eine richtigere Erkenntniß verbreiteten, wurden unter ihnen Stimmen laut, die mit den Forderungen wahrer Humanität und Sittlichkeit in überraschendem, erfreulichem Einklange stehen.

Namentlich läßt sich dies auch hinsichtlich der Ehe sagen. Eine herrschende Meinung bei uns ist, der Türke sei der Vielweiberei ergeben, und Alles, was Muhammedaner heißt, brenne und glühe für das von dem Koran, ihrem Religions- und Gesetzbuche, gegebene Recht, die Zahl der Frauen zu vermehren. Der Regel nach, denkt man, sei der Türke umgeben von einer Pluralität freier oder leibeigener Ehegenossinnen, und Niemand unter ihnen dürfe es wagen, einen Widerspruch dagegen kund werden zu lassen. Näher betrachtet, ist die Sache ganz anders: die meisten verheiratheten Männer haben nur Eine Frau; man achtet, eine zweite zu nehmen, für ein Leid, das man der ersteren anthut; man hält die Monogamie uns des Friedens und des Auskommens willen für räthlicher; und schon im Zeitalter des großen Soliman erklärt ein Sittenlehrer unter ihnen, der sich großen Ansehens erfreut hat, und dessen Werk in neuerer Zeit zu Bulak bei Kahira neu aufgelegt worden ist, gegenüber den Großen und Reichen, die mit einem zahlreichen Harem prangten — denn in dem Hause eines Weibes gingen vierzig Weiber — Bob, abgesehen von den weltlichen Nachtheilen, welche die Vielweiberei bringe, auch das höchste Verbrechen der Muhammedaner, der Koran, die Erlaubniß der Vielweiberei dergestalt einschränke und an solche Bedingungen knüpfe, daß richtig erwogen in den Worten desselben ein Verbot, die Zahl der Frauen zu vermehren, enthalten sei; überdies die Weisen und zu hohem Ansehen gekommenen Scheiche und Häupter unter den Religionslehrern, der großen Mehrzahl nach, trotz dem Beispiel des Propheten, gegen die Polygamie sich erklärt hätten. Zum Beweise wollen wir aus diesem Buche, „Hohe Sitten“ betitelt (S. 147), folgende Stelle hier beifügen:

„Die dritte Art (zu meidender Ausschweifung) ist die, daß man viele Frauen hat und sich mit einem Ueberflusse von Mägden und Lebeweibern verbindet. Ob es gleich im Gesetze (dem Koran) erlaubt ist, daß man mehrere Frauen nehme, so ist es doch an die Bedingung gebunden, daß sie das Gleiche empfangen im Lebens-Unterhalte und ähnlichen Dingen. Es ist im hohen Koran geboten: „„Und wenn ihr fürchtet, Ihr möchtet nicht gerecht handeln, so nehmet Eine.““ Mithin ist die Nothwendigkeit, (nur) Eine zu nehmen, nicht gebunden an den Mangel der Gerechtigkeit selbst, sondern ist geknüpft an die bloße) Furcht vor dem Mangel an Gerechtigkeit. Wenn sich daher Jemand das eingesteht, daß es möglich sei, daß er die Gerechtigkeit nicht erfüllen könne, wovon das Wort Furcht die Erklärung ist, so ist nach der Forderung des edlen Textes ihm nöthig, daß er sich mit Einer begnüge, und mehr als Eine ist ihm unerlaubt; außer, wenn er die feste Ueberzeugung hätte, daß er die Gerechtigkeit vollbringen werde, und die Wahrscheinlichkeit, Ungerechtigkeit zu begehen, in jeder Hinsicht aufgehoben und vernichtet wäre. Einem solchen ist die Mehrzahl erlaubt, ihrer Viele zu nehmen vergönnt. Daß aber die Individuen der Menschen, besonders in diesen Zeiten und Städten, von der Furcht vor Ungerechtigkeit frei und rein seien und ihr Gerechthandeln nicht im Geringsten bezweifelt werden könne, das gränzt an die Sphäre des Versagten und die Stufe der Unmöglichkeit. Daher ist das Begehren, die Eheweiber zu vermehren und ihre Zahl zu vergrößern, bloßer Gehorsam und Folgsamkeit gegen die begehrende Kraft. Gesetzt, daß Jemand die Macht hat (gegen Mehrere), gerecht zu handeln, aber, um seiner Frau nicht Gram zuzufügen, mit Einer zufrieden und geduldig ist, so haben die Gesetzes-Kenner erklärt, daß er ein reichliches Loos von Belohnung und Vergeltung (von Gott) empfangen werde. Denen also, die den Tugenden nachstreben und von den Schlechtheiten sich entfernen, ist es geziemend und angemessen, aber vielmehr nothwendig und unerläßlich, sich aller dieser Anschweifungen zu enthalten, sich mit dem Grade zu begnügen, der den Beifall des Gesetzes und des Verstandes hat, und dadurch Belohnung und Vergeltung zu gewinnen. Die der anderen Welt Kundigen sind zwar bei dieser Frage uneinig, ob, wenn Jemand auch im Punkte des ehelichen Umgangs Enthaltsamkeit übt, z. B. wenn er, wiewohl er ein Mehreres könnte, sich mit dem Unentbehrlichen und mit dem, die Nothwendigkeit zu befriedigen, hinreichenden Grade sich begnügt, ein solcher Belohnung und Vorzug erlange, und ob auch diese Enthaltsamkeit, wie die Enthaltsamkeit in Speise und Trank, Stufen der Vollkommenheit und des (göttlichen) Wohlgefallens erreiche, oder nicht. Einige Scheiche (angesehene Religionslehrer), zu denen Sahl Abdallah Tosteri gehört, haben gemeint, daß im Punkte des ehelichen Umgangs die Enthaltsamkeit nicht hoch geachtet wird, weil der Herr der Enthaltsamen, die Stütze der Frommen, die Kerze des Thrones der Erwählung, Muhammed, der Auserkorene, über dem Grade und Frieden sei! Enthaltsamkeit in Betreff der Weiber nicht empfohlen, sondern, nachdem er mehr als neun Frauen von seinem Volke genommen, auch noch Kebsweiber sich beigelegt habe. Und wenn im Punkte des ehelichen Umgangs die Enthaltsamkeit besser wäre, wie würde sie dieser Herr wohl vermieden haben! Aber der größte Theil der großen Religions-Lehrer und die Gesammtheit der Asketen haben als Regel festgestellt, daß, auch in diesem Punkte Enthaltsamkeit übe, d. h. wenn Jemand die Macht habe, mehr zu genießen und sich zu ergötzen, mit lieblichen und schönen Weibern und Mädchen sich zu vergnügen und zu belustigen, sich aber mit dem begnüge, was die Nothwendigkeit befriedige, Belohnung und Vergeltung (von Gott) erhalten werde. „„Denn, wenngleich Frau und Kebsweib erlaubt ist, ist es doch möglich und wahrscheinlich, daß mit ihnen umgehen und sich mit ihnen beschäftigen, den Erwerb der Vollkommenheit und die Hinwendung und reine Liebe zum Herrn, dem Besitzer der Herrlichkeit, verhindert.““

Der Verfasser geht nun über zu den Gründen, welche die Natur des menschlichen Körpers an die Hand giebt, und erinnert an eine warnende Lehre des berühmtesten unter den arabischen Aerzten, Ibn Sina, der gewöhnlich Avicenna genannt wird, und vergleicht den im ehelichen Umgange Ausschweifenden einem schlechten Regenten seines Reiches. Wir übergehen dies, da die bloße Andeutung hinreichend ist, wollen aber dafür noch eine Stelle aus dem zweiten Bande desselben Werkes, wo von der Oekonomie und dem häuslichen Leben gehandelt wird, S. 23, anführen. Es heißt da:

„Wenn eine Frau fromm, keusch, tüchtig und hinreichend in der Verwaltung des Hauswesens erfunden wurde, so begnüge man sich mit derselben, heirate keine andere Frau außer ihr, nehme auch kein Mädchen als Kebsweib an, wenn dies gleich an Lieblichkeit und Schönheit, Herkommen und Familie, Wohlhabenheit und Reichthum jene übertrafe. Einige Verfasser haben dies für unbedingt liebenswerth angesehen, weil, da die Schwäche des Denkvermögens der Weiber bekannt ist und eine alle Gränzen überschreitende Eifersucht ihnen eigen zu sein pflegt, wahrscheinlich ist, daß sie, von der Größe

ihres Zornes und ihrer Eifersucht getrieben, Verbrechen begehen; daß dies die Auflösung der Ordnung des Hauses herbeiführte und die größte Schande und Kalamität zu Wege bringe. Und es ist ausgemacht, daß meistentheils in den Häusern derer, die es wagten, mehrere Frauen zu nehmen, Zank und Streit, ein unangenehmes Leben und Ordnungslosigkeit gefunden wird; und eine von einer Dhurret (Kebsweib) gekränkte Hurret (legitime Frau) wird zum Wenigsten ganz gewiß in der Bewahrung des Vermögens und der Vorräthe, der Hausgeräthe und Utensilien ihres Mannes Neigung zur Trägheit an den Tag legen. Die Weisen sagen auch, mehrere Frauen zu nehmen, komme keinem Anderen zu, als dem Padischah, dem Beschützer der Welt, weil die Weiber bei ihnen in der Stellung der Sklaven wären, und weil nicht wahrscheinlich sei, daß sie der Eifersucht und der Selbstvertheidigung wegen zu Verbrechen schreiten würden. Aber es ist auch für sie geratener, dies nicht zu thun. Denn der Mann ist im Hause, was die Seele im Körper, und wie in zwei Leibern nicht ein Geist ist, so ist es nicht geziemend, daß in zwei Häusern nur ein Mann sei. Schon vorhin aber ist erinnert worden, daß nach dem Gesetze derjenige, der es unterläßt, Belohnung (von Gott) zu erwarten habe.“

Man sieht aus alle dem, daß eine richtigere Ansicht von der Ehe längst schon unter den Muhammedanern, selbst den verhältnißmäßig am meisten barbarischen, den Türken, angeregt und zum Bewußtsein gebracht worden ist, indem die obigen Bruchstücke zu Genüge bekunden, daß die Aussprüche des Sittenlehrers nicht die eines isolirten Philosophen, vielmehr auf die Autorität der Mehrzahl der berühmtesten und weisesten Religionslehrer gestützt waren, welche das Beispiel Muhammed's in dieser Hinsicht als nicht nachahmungswerth erklärten.

Dr P—r.

Frankreich.

Die geistigen und gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und England im achtzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Doch dem sei, wie ihm wolle: der Zeitraum von 1748—1789 war für die Franzosen die Zeit der Anglomanie, und für ihre Nachbarn die Periode einer maßenhaften Einwanderung von Reisenden aller Art. Die Säle eines Holbach und Helvetius, einer Geoffrin und du Deffand öffneten sich einer Menge britischer Physiognomien, unter denen Hume, Gibbon, Johnson, Sterne die Literatur, Walpole, George Selwyn, Lord Stormont den Adel, Fox, Burke, Shelburne, Wilkes die politischen und parlamentarischen Notabilitäten repräsentirten. Einem dieser Letzteren sagte einst Mlle. l'Espinasse in patriotischer Ueberspannung: „Wie können Sie in ein Land kommen, das regiert wird so wie dieses! Ich schwachte und unglücklicher Geschöpf möchte für mein Theil lieber das letzte Mitglied des Hauses der Gemeinen, als König sein, und wäre es selbst König von Preußen!“ Burke, der Frankreich schon in seiner Jugend besucht hatte, erschien daselbst wieder in den Jahren 1773—1775, und Madame du Deffand fand ihn sehr geistvoll. Auf einer dieser Reisen sah er den Hof von Versailles und jene Fürstin (Marie Antoinette), deren Bild so hold und so schön seiner Phantasie eingeprägt blieb.*) Der Verfasser der „Juniusbriefe“ empfing ganz andere Eindrücke: er erinnert sich, gesehen zu haben, wie die Werke der Jesuiten durch Henkershand verbrannt wurden.**) Wilkes, der berüchtigte Demagog, machte in allen Klassen der Pariser Gesellschaft Glück: ein merkwürdiges Symptom der damals herrschenden Begriffsverwirrung. Die Bevölkerung der Stadt begrüßte ihn in den Straßen mit Beifallsrufen; die Frauen trugen Halstücher à la Wilkes; und mit gleicher Sympathie begegnete man ihm in den literarischen und aristokratischen Häusern, wo er in Begleitung seiner Tochter erschien, einer modernen Antigone, wie man sie nannte, weil sie in einem politischen Duell des Vaters mit eigener Hand seine Pistolen geladen hatte. „Ich kann Ihnen nicht sagen“, schreibt er im Januar 1764 einem seiner Londoner Freunde, „wie sehr man mir hier den Hof macht. Guy hatte es übernommen, die französischen Minister wegen meiner und Churchill's***) Ankunft auszuforschen. Die Antwort des Königs lautete, daß „„die beiden berühmten John Wilkes und Charles Churchill so oft und auf so lange Zeit, als es ihnen beliebt, nach Frankreich und Paris kommen dürfen.““ Man erlaubt mir hier, drucken zu lassen, was ich nur immer will.“ Der Ritter von Chaffellux, ein Philanthrop von sanftem und wohlwollendem Charakter, nahm keinen Anstand, dem wüthenden Demagogen Artikel für sein mordbrennerisches Journal, den North Briton, zu liefern; vornehme Damen, wie die Gräfin von Montrond, korrespondirten mit dem obscönen und ausschweifenden Manne; kurz, die ganze Literatur lag zu seinen Füßen, vom friedliebenden Suard, dessen kleiner akademischer Salon sich den wütischen Theorieen dieses britischen Danton aufthat, bis zu den Vermachern jener Zeit, welche es für ihre Pflicht ansahen, die unerlichen Thaten und Geberden dieses Tagesheiden zu feiern.

Weniger lärmend, aber um so segenreicher war der Besuch Staatsökonomen und Metaphysiker. Adam Smith und Dugald Stew verkehrten mit Necker, Turgot, Quesnay, d'Alembert und Helvet in den Gesellschaften des Baron Holbach oder auf dem Landsi Suard's zu Fontenay-aux-Roses. Arthur Young kam nach ihnen durchreiste mit beobachtendem Blicke die Provinzen. Er erkannte Fehler der Bodenkultur Frankreichs, die Mängel seiner landwi schaftlichen Gesetzgebung und bezeichnete die Reisefledhaberei Großen als die Wurzel aller anderen Mißbräuche. „Man muß französischen Herrn“, sagte er im Jahre 1789, „erst mit der Nase legen, damit er, auf Langeweile, für seine Güter das thue, was reicher Lord zu seinem Vergnügen thut.“

Auch Sterne kam, der Dichter der anglikanischen Kirche. Er pr digte des Morgens in der Kapelle des englischen Gesandten, besuch während des Tages Kaufmannsläden und Grisetten und erschien dann Abends in den Gesellschaften zwischen seiner Frau und seiner Geliebt Elisa. Auch das ist ein pikanter Zug aus seinem Pariser Aufenthalte daß der Autor des Système de la nature Bürgschaft leistete für das sittliche Betragen des Verfassers von Tristram Shandy. — Gorm und noch ein anderer englischer Schauspieler, Foote, besuchten die französischen Theater und Künstler; auch die Salons gewährten ihnen den Zutritt. — Viele dieser Reisenden verließen die Hauptstadt, um sich in den westlichen oder südlichen Provinzen jenes angenehmen Lebens, jener warmen Sonne zu erfreuen, von welcher Hume für seine alten Tage träumte. Andere ließen sich zu Genf nieder, wo gewissermaßen ein weltbürgerliches Rendez-vous war und die Fremden neben französischer Sprache, Literatur und Sitte auch eine leichte Dosis Calvinismus fanden.

Horace Walpole war der vollkommenste Ausdruck jener internationalen Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts. Schon 1723—1730 war er in Frankreich gereist, wo sein Oheim damals den großbritannischen Gesandtschaftsposten bekleidete. Diese Jugend-Erinnerungen, denen sich freundschaftliche Verbindungen, sowie eine vornehme und antiquarische Vorliebe für den alten Hof Ludwig's XIV., zugesellte, zogen ihn im Jahre 1765 von neuem nach Frankreich hin. Wie fand er jetzt Alles verändert! „Das Land hat sich wunderbar bereichert, schreibt er, „Bonlogne ist eine große und komfortable Stadt geworden. Die kleinsten Dörfer haben ein gutes Aussehen, und die Holzschuhe sind verschwunden. Ich glaube wahrhaftig, wir haben zu diesem Wohlstand wesentlich beigetragen. Die Brodkrämchen, die von den englischen Postwagen fallen, welche die Straße nach Paris bedecken, müssen das Land fett gemacht haben.“ In einer anderen Beziehung freilich scheinen ihm die Franzosen zu ihrem Nachtheil verändert. Sie denken an das glorreiche Jahrhundert nicht mehr. „Sie sind so sehr Philosophen, Mathematiker, Moralisten geworden, daß es sich wirklich nicht der Mühe lohnte, den Kanal zu passiren, um Langeweile zu finden: die hatte ich in Fülle zuhause. Das Lachen ist hier aus der Mode gekommen, wie das Fangspiel und die Glückentöpfchen. Die guten Leute! Sie haben keine Zeit zum Lachen. Müssen sie nicht zwor Gott vom Throne stürzen und den König! An diesem Vernichtungswerke arbeiten sie, Männer und Frauen, mit Eifer.“ Ob Walpole das Recht hatte, in Religionssachen so den Sproden zu spielen, möchte man bezweifeln, wenn man sein Glaubensbekenntniß hört: „Ich gehe wohl zuweilen in die Kirche“, schreibt er, „damit meine Dienerschaft dahingehe. Nicht, daß ich ein Scheinheiliger wäre: ich will meine Leute nicht glauben, sondern gehorchen lehren.“ Immerhin die Irreligiosität nur, weil sie auf allen Gassen lag.“) Er verdammt den Atheismus als „eine düstere und unkomfortable Doktrin.“

Genf ebenso machte er es in der Politik. In England war er ein Whig von reinstem Wasser, ja, gelegentlich wohl auch Republikaner: in Frankreich brobachtete er in Staatssachen den vollständigsten Quietismus. Gleich den meisten seiner Landsleute, erwies er den Franzosen nicht die Ehre, sich bei ihnen mit derartigen Dingen zu befassen. Dieses unruhige Land der Philosophen und Encyklopädisten mißfiel ihm jetzt. „Gelangweilt von den parlamentarischen Intrigen Londons, soll ich mich hier für die Kämpfe des Parlaments von Bretagne interessiren! . . . Ich bin nach Frankreich gekommen, um in die Komödie zu gehen und alte Porzellanstücke einzukaufen, nicht um mich in Politik zu mischen.“ Die hundertjährigen Moden von Versailles und Marly ergriffen ihn unendlich mehr als die große soziale Revolution, die sich unter seinen Augen vollzog.

Aber dieser Hochmuth milderte sich allmählich. Als er am Hofe Gegenstand hoher Aufmerksamkeiten wurde, sagte er, nach einem Aus-

*) S. seine „Gedanken über den Zustand Frankreichs im Jahre 1790.“

**) Offenbar im Jahre 1764. Diese Notiz schreibt Herrn Rathery für die Enthüllung der geheimnißvollen Andeutungen von einigen Augen.

***) Des satirischen Dichters, der mit Wilkes den Exil getheilt hatte.

*) „Als der Atheismus anfing, nach Käse, Branntwein und Tabak zu sinken: da hatte es mit meinem Atheismus ein Ende.“ (Heine.)

ornde seines Lieblingsschriftstellers: „Die Königin ist der größte König der Welt!“ Die Unterhaltungen der Frau du Deffand, die Schmeicheleien der liebenswürdigen Herzogin von Choiseul, der reizenden Madame d'Egmont entlocken ihm das Geständniß: es herrsche im Umgange mit diesen Damen eine Sanftmuth, die ihn einnehme. Als er endlich nach achtmonatlichem Aufenthalt sich in Calais wieder einschiffte, schrieb er: „Sie werden mich natürlich fragen, wie ich Frankreich gefunden habe? So schön, daß ich ganz gewiß wiederkehre. Ich habe mich dort ungewöhnlicher Artigkeiten und aufrichtiger Freundschaftsbeweise zu erfreuen gehabt und werde dafür stets dankbar sein. Ich wünschte, die beiden Nationen lebten in ewigem Frieden und ich hätte das Glück, in ihrer Mitte zu leben.“ — Wirklich kehrte er noch dreimal, 1760, 1771 und 1775, nach Frankreich zurück und nahm Theil an den muthigen Protesten der Parlamente, Theil an den Hoffnungen, welche das Ministerium Turgot bei allen Gutgesinnten erweckte. Ja, er ging jetzt in seiner Begeisterung, wie früher in der Anschwärzung, zu weit. So schrieb er einmal während des letzten Aufenthalts in Paris: „Ich kann hier mit voller Freiheit schreiben; das wäre in England nicht klug. Dahin ist es gekommen, daß ein Engländer, um seine Meinung zu sagen, nach Frankreich gehen muß.“

Diese internationalen Beziehungen erlitten durch die „Amerikomanie“ zwar eine augenblickliche Unterbrechung, aber sie stellten sich bald nach dem Frieden von 1783 wieder her. Um diese Zeit sagte Mercier in seinem Tableau de Paris: „Schon tragen die Damen einen Kopfzug, der den Namen führt: „„Union Frankreichs und Englands““. Es liegt in dieser neuen Erfindung mehr Sinn und Vernunft, als in manchem Werke der Diplomatie.“ Garat in seinen Memoiren über das Leben Suard's[a], eines der Hauptbeförderer jenes Völkerverkehres († 1817), brachte die Hoffnungen, welche sich an die französisch-englische Allianz knüpften, in folgender Weise aus: „Diese beiden Nationen, die sich auf dem Erdball von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, die nur eine Meeresfahrt von wenigen Stunden trennt, verbindet jede Art von Verlockung und Interesse; Alles ruft sie, nicht nur zu Bündnissen, sondern zu inniger Freundschaft auf. Ich weiß wohl, daß sich gegen mich Meinungen erheben werden, welche sich auf nur zu viele, alte und neue Thatsachen stützen; es werden die Zeugnisse der Jahrhunderte wider mich sprechen: aber ich glaube, man hat die Kriege Englands und Frankreichs zu sehr ihrem Hasse zugeschrieben; man hat ferner übersehen, daß dieser Haß mehr aus der Tradition, als aus den Herzen herzuleiten ist.“ In einer anderen Stelle ruft der Verfasser in einer Art prophetischer Vision, die freilich bei der noch frischen Erinnerung an die Kontinentalsperre nicht zeitgemäß war: „O, herrliche Aussicht für das Menschengeschlecht! Durch das vereinigte Wirken von Frankreich und England, denen sich nach und nach alle anderen Nationen anschließen werden, wird die Civilisation allmählich, nicht einzelne Theile des Menschengeschlechts, sondern die gesammte Menschheit umfassen!“

Diese utopischen Träumereien edler Geister, eines Mercier, Suard und Garat auf der einen, eines Fox, Holland, Mackintosh auf der anderen Seite, scheinen Herrn Rathery in unserem Zeitalter, wenn auch nicht völlig verwirklicht, so doch ihrer Erfüllung näher, als je zuvor. „Wie der Dampf die Räume, so haben Politik, Industrie und Kunst die Herzen und die Geister einander näher gebracht. Jahrhundertelange Schranken sind zwischen den beiden so lange feindlichen Völkern gefallen. Die öffentliche Aufmerksamkeit ist noch bewegt von jenen fürstlichen Besuchen, in denen die Herrscher Großbritanniens und Frankreichs mit der Herzlichkeit einfacher Privatleute, die sich gern sehen wollen, und mit der Pracht, welche den Häuptern weiter großen Völker ziemt, einander begegnet sind. Der Kaiser der Franzosen hat von Windsor aus ein Dekret erlassen können, das die Ernennung eines Ministers der französischen Marine enthält.“ Mit der Rede Napoleon's bei dem Bankett der City schließt die Arbeit des Verfassers.

Finnland.

Triennial-Bericht des Rektors der Universität zu Helsingfors.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ hat in der letzten Zeit die Kultur-Geschichte Finnlands nicht außer Acht gelassen, es hat Artikeln seine Spalten geöffnet, deren Inhalt vielleicht weniger durch die Zahl und die Größe der kulturhistorischen Momente, als durch den Boden, auf dem diese erstanden, durch das seltene Beispiel des Sich-Emporhebens eines Volkes aus bisherigem Dunkel ans Licht, durch die Naturwüchsigkeit der Kultur-Bestrebungen, die Leser interessirt haben und z. B. in der deutschen St. Petersburger Zeitung einen unveränderten Abdruck fanden. Diesmal sei es uns gestattet, uns dem statutenmäßigen Berichte des Rektors der Helsingforser Universität, Professor Gabr. Rein, über das Triennium seines Rektorats, Herbstermin 1851—1854, welcher in extenso auf 45 Seiten 4. erschienen ist, einen gedrängten Auszug mitzutheilen.

Das Bedeutendste in dem Formellen dieser Hochschule waren das neue Universitäts-Statut, welches im Laufe der bezeichneten Zeire eingeführt wurde, und die Veränderungen, welche in Folge desselben an der Universität eintraten. Das am 4. Juni 1849 zu solchem Behufe niedergesetzte Comité bestand aus dem Präsidenten Grafen C. G. Mannerheim († 9. Oktober 1854 in Stockholm) als Vorführenden, dem Vize-Kanzler General-Major J. M. Nordenstam, dem Rektor Professor G. Rein, dem Professor A. A. Laurell, dem Lektor Probst E. Bergenheim und dem Hofgerichts-Assessor Dr. J. E. Bergbom. Das ausgearbeitete neue Statut wurde am 1. Oktober 1852 höheren Orts bestätigt und trat mit dem 1. Januar 1853 in Kraft. Die durch dasselbe herbeigeführten Veränderungen bezogen sich namentlich auf den Modus der Besetzung des Rektorats, die Eintheilung der Fakultäten, die Zusammensetzung des Consistorium academicum, die Vermehrung der Professuren, die Vertheilung des Lehrstoffs, die Aufhebung der Adjunkturen und Einführung der Docenturen und die Kassirung der landschaftlichen Eintheilung der Studenten, die nunmehr nach Fakultäten vertheilt wurden. Der im Jahre 1851 auf drei Jahre erwählte Rektor[1]) wurde für diese und weiter für die Jahre 1854—1857 als solcher bestätigt, zum Prorektor wurde aus neue erwählt Professor Törnroth, zu Mitgliedern des Konsistoriums die Professoren Lille und Schauman aus der theologischen, Lagus und Palmén aus der juristischen, Ximoni und Törnroth aus der medizinischen Gyldén, af Brunér und Baranowski aus der historisch-philosophischen, af Schulten, Wolofstedt und Arppe aus der physiko-mathematischen Fakultät. Im Folge der neuen Vertheilung des Lehrstoffes in der juristischen Fakultät übernahm Kanzleirath Lagus die Professur des bürgerlichen und des römischen Rechts und Professor J. Ph. Palmén die des Kriminal- und Staatsrechts sowie des russischen Rechts.[2]) Da die Professur der Zoologie und Botanik getheilt wurde, entschied sich Staatsrath Nordmann für die erstere dieser Wissenschaften; den Professoren der Geschichte der Pädagogik, Törnegren, und der Philosophie, Aminoff, deren Disziplinen gestrichen worden, wurde überlassen, im Frühjahrs-Termin 1853 das Examen der Kandidaten der Philosophie, wie bisher, anzustellen, dem Professor Aminoff, auch wie früher, das sog. Logices-Examen, das mindere Kameral- und Landmesser-Examen während 5 Jahre zu leiten. Zu Dekanen auf 3 Jahre, vom 1. Januar 1853 an gerechnet, wurden vom Kanzler nach des Vize-Kanzlers Vorschlag ernannt: Professor Schauman in der theologischen, Palmén in der juristischen, Törnroth in der medizinischen, Gyldén in der historisch-philologischen und Arppe in der physiko-mathematischen Fakultät; hierauf zu Kuratoren: Magister J. A. Lindelöff in der theologischen, Cand. jur. und Magister C. Gustavson in der juristischen, Docent Dr. O. E. A. Hjelt in der medizinischen, Docent Magister A. T. Cläsen und während seiner Reise im Auslande als Stellvertreter der Lektor e. o. C. G. Borg in der historisch-philologischen, und Docent Magister C. V. Hammarin, nach dessen Tode 1851 aber der Docent Magister C. G. Sundvorff in der physiko-mathematischen Fakultät. Die neue Vertheilung der Studenten wurde bei der Inscription am 29. Januar 1853 bewerkstelligt. Die Landmesser und die Bergleute wurden der physiko-mathematischen Fakultät zugetheilt. Die Bibliotheken der bisherigen Studenten-Abtheilungen, etwa 12,000 Bände umfassend, wurden auf den Wunsch der Studenten unter die Fakultäten vertheilt, und auf den Kassen der westfinnischen, der tawastländischen und der nylandschen Abtheilung wurde eine Leihkasse für Studenten, wie sie bisher bei diesen Abtheilungen bestanden, gebildet.

Im Laufe der drei Jahre sind aus der Zahl der Universitäts-Lehrer und Beamten geschieden, durch den Tod: die Professoren A. A. Laurell, M. A. Castrén und G. A. Wallin, die Docenten Magister C. V. Hammarin und Dr. C. A. Alcenius, der Unterlehrer der Gymnasial Magister A. W. Weßmann, der Konsistorial-Amanuensis Lic. phil. C. M. Cruselʃ; durch Antritt anderer Aemter: der Professor Staatsrath J. Grot, die Docenten Doktoren F. Berndtson, F. Nylander und A. C. G. Lundenius, der Oberlehrer der Gymnasik O. A. Hirn und der Amanuensis des Museums J. M. J. af Tengström; auf Ansuchen: der Konsistorial-Amanuensis J. B. v. Pfaler und die e. o. Amanuensen der Bibliothek Cand. theol. Magister E. J. T. Strandberg, Docent Magister A. T. Cläsen und Magister A. Schauman. — Angestellt wurden dagegen: zum Professor ord. für russische Sprache und Literatur (an Grot's Stelle) der Professor e. o. G. Baranowski, an dessen Stelle zum Professor e. o. der Lektor M. Alander;[3]) zum Professor der finnischen Sprache und Literatur der Provinzial-Arzt Dr. E. Lönnrot;[4]) zum Professor der Aesthetik

1) Professor Rein's Rektor-Programm, den 23. Juni 1851. 5½ B. Fol.
2) Von ihm erschien in diesem Triennium: Rättshistoriska bidrag till 1837 års lag. D. 8. 9. 2½ B. 8., 1851; D. 10. 11. 2½ B. 8., 1852.
3) Programm von M. A. Gyldén de Installning der Professoren der ryss. Sprache und Lit. Stanislawiy Stephan Baranowskij und Matthias Alander, am 29. Mai 1853. 1½ B. 4. (schwed.)
4) Desʃ. Om det Nord-Tschudiska spraket. 7 B. 4. 1853.

Digitized by Google

und neueren Literatur der Docent Rektor Fredrik Cygnäus;[1]) für Dogmatik und Moral der bisherige Adjunkt Lic. theol. A. F. Granfelt;[2]) für Pharmakologie und Pharmazie der Lic. med. F. J. v. Becker;[3]) zum Professor e. o. für Geschichte Finnlands der Lektor Dr. Jach. Tscpelius, dieser mit dem Gehalt eines jüngeren Professor ord. und den dem Kanzler disponiblen Mitteln; ferner zum Inspektor der Studenten der bisherige Inspektor Oberst-Lieutenant Freiherr G. A. Hjärne; zum Vize-Bibliothekar der zweite Amanuensis der Bibliothek, Dr. G. E. Ingelius; zu Lektoren: der französischen Sprache der e. o. Lehrer C. v. Schoultz, der russischen der russische Sprachlehrer J. L. Cairenius, der englischen der Translator P. L. Stolpe und zum e. o. Lektor der finnischen Sprache der Stud. C. G. Borg; zu Docenten: Magister C. G. Suckdorff für reine Mathematik,[4]) Magister C. W. Hammarin[5]) für dieselbe Wissenschaft, Magister A. T. Cläsen für neuere Literatur,[6]) Magister J. A. Södersholm[7]) für römische Literatur, Magister W. E. Neovius für reine Mathematik,[8]) Dr. O. E. A. Hjelt für Anatomie[9]) und der Unterarzt Dr. J. W. Pipping für Chirurgie und Entbindungskunst;[10]) zu Lehrern: der Fechtkunst und später zum Oberlehrer der Gymnastik der Unterlehrer der Gymnastik F. W. Bergholm, zum ersten Unterlehrer der Gymnastik der zweite Unterlehrer der Gymnastik Magister A. W. Wiesman und in dessen Stelle der Stud. H. W. Wesman; zum Notarius im Konsistorium der erste Amanuensis H. A. Sirelius, zum Konsistorial-Amanuensis Magister R. C. Westermark; zum Lehrer des Kirchengesanges für die Studirenden der Theologie der Magister J. A. Lindelöf, zum e. o. Amanuensis der Bibliothek Magister K. Collan, der aber wiederum entlassen wurde, und Magister R. A. Renvall; zum stellvertretenden Amanuensis am astronomischen Observatorium Magister K. B. Bergbäll; zum stellvertretenden Präparator im chemischen Laboratorium G. A. af Hällström.

Ferner heben wir aus dem Rechenschafts-Bericht noch Folgendes hervor:

Zur Fortsetzung der magnetischen Beobachtungen wurden zuvörderst 2830 Rubel für 3 Jahre, von 1852 bis 1854, bewilligt und später deren Anzahlung auch für die Folgezeit festgesetzt. Zum Besten der anatomischen Studien wurde das Recht der Universität, die Leichen aus den Gefängnissen in Helsingfors, Sweaborg und Tavasthus zu erhalten, auch auf die aus dem Gefängnisse und dem neu eingerichteten Spinnhause in Abo ausgedehnt. Die Examination in der russischen Sprache wurde beiden Professoren der russischen Sprache und Literatur zugewiesen. Das Verwaltungs-Reglement der Universitäts-Wittwen und Waisen hat verschiedene Veränderungen erfahren, um die Auszahlung der durch häufige Todesfälle im Universitäts-Personale stark vermehrten Pensionen zu ermöglichen. Es ist verordnet worden, daß die Pfarre Janaktkala mit dem 1. Mai 1855 aufhöre, eine Prädende der Universität zu sein, und daß für Abtretung der Pfarre Helsinge die Universität aus der finnischen Staatskasse mit 600 Rubel S. jährlich entschädigt werde. Die seit 1824 jedesmal auf 10 Jahre bewilligte Unterstützung mittelloser Typhoid Studirender, mit 857 Rubel 15 Kopeken jährlich, ist 1854 aufs neue bewilligt worden.

Am 14. März 1854 erfreute sich die Universität des persönlichen Besuches Sr. Maj. des Kaisers, des Thronfolgers, welcher Kanzler der Universität ist, der Großfürsten Nikolaus und Michael. — Im Laufe der 3 Jahre hat das Universitäts-Personal folgende Ehrenbezeugungen erfahren: Der Vize-Kanzler Nordenstam avancirte zum General-Lieutenant; Professor Wolsdtedt ist für seine Verdienste bei der Meridian-Messung in Finnland von 1835 bis 1846 diese Reiseziel als doppelte Dienstzeit angerechnet worden, auch erhielt er einen Brillant-Ring; den St. Annen-Orden II. Klasse erhielten: Rektor Professor Rein, Professoren Ilmoni, Törnroth und Palmén, und der Ajud der Universität in St. Petersburg, Kommerzienrath Löwenstimm; den St. Annen-Orden III. Klasse: die Professoren Sylvén und Arppe und der Professor Schauman; den St. Wladimir-Orden IV. Klasse der Universitäts-Secretair Ihänimä und der Universitäts-Kämmerer Wegelius. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde". In diesem Organ unserer geographischen Gesellschaft, das jetzt unter der Redaction des Herrn Dr. R. Neumann in einer „neuen Folge" erscheint, ist vor kurzem das erste, reichhaltige Heft ausgegeben worden. Es beginnt, nach einem Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft vom April 1855 bis zum April 1856, mit einer höchst interessanten Arbeit Dove's über das Klima von Nord-Amerika, von Temperatur-Tabellen gefolgt, die durch eine von Riepert mit gewohnter Meisterschaft entworfene Karte der nördlichen Hemisphäre, mit Angabe der Isothermen für Januar, Juli und das ganze Jahr, erläutert werden. Die Resultate, welche diese auf umfassendste Untersuchungen gegründete Karte darbietet, sind von der überraschendsten Art; es ersiehet man darans, daß die Nordwestküste von Irland diejenige Januarwärme hat, wie Konstantinopel, daß wir in Berlin während jenes Monats keine stärkere Kälte auszuhalten haben, als das unter 46° der Breite liegende Odessa, aber auch keine geringere, als die Inseln unter 70°, und daß New-York einen isländischen Januar mit einem südsibirischen Juli verbindet. Ein Aufsatz des Herausgebers, „die Provinz Catamarca", giebt dankenswerthe Aufschlüsse über einen noch sehr wenig bekannten Theil Süd-Amerika's, von dessen Lage, wie man auf der Vergleichung der beigefügten Karte mit den Angaben Arrowsmith's sehen wird, die bisherigen Geographen die irrigsten Vorstellungen hatten. Die Hauptdaten zu dieser Arbeit, deren Schluß wir im nächsten Heft der Zeitschrift zu gewärtigen haben, lieferte der in Buenos-Ayres erscheinende Nacional Argentino, in welchem eine ausführliche Denkschrift über die physische Beschaffenheit von Catamarca und die wichtigsten Nahrungsquellen seiner Bewohner, nebst einer Uebersicht seines auswärtigen Handels während des letzten Dezenniums, von Señor Ruzo, einem Mitgliede der Regierung jener Provinz, veröffentlicht wurde. Ferner ist ein Bericht des Herrn Weisenmann über die Ersteigung der westlichen Spitze des Monte Rosa und von 13 zahlreichen „Miscellen" namentlich die Mittheilung Karl Ritter's über des Akademikers Brandt in Petersburg „Untersuchungen über die Verbreitung des Tigers und seine Beziehungen zur Menschheit" zu erwähnen. Unter der Rubrik: „Neuere Literatur" werden mehrere in das geographische Fach gehörige neue literarische Erscheinungen besprochen, und machen wir besonders auf die Bemerkungen zu der von Serrisfori herausgegebenen italiänischen Karte des Schwarzen Meeres aus dem Jahre 1351 aufmerksam, über welche auch die Augsburger „Allgemeine Zeitung" unlängst eine Notiz brachte. Das heft schließt mit dem Protokoll der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 5. Juli d. J.

— Golowin's neue, kosmopolitische Zeitschrift. Seit dem 16. August d. J. giebt der bekannte, jetzt, nachdem er eine Zeitlang in Nord-Amerika Anhänger zu werben gesucht hatte, wieder in London lebende, russische Flüchtling Iwan Golowin in der letztgedachten Hauptstadt eine mehrsprachige Zeitschrift unter dem Titel „Russia and The United States Correspondent" heraus. Er nennt sein Blatt zwar „ein diplomatisch-literarisches, vielsprachiges Wochenblatt";*) doch von Diplomatie und Literatur dürfte in dem neuen Journal wenig zu merken sein, desto mehr aber von Demagogie und Schwindelei. Und was die vielen Sprachen betrifft, so beschränkt sich die erste Nummer der neuen Zeitschrift auf die englische, die französische und die deutsche. Sogar aus St. Petersburg läßt sich Herr Golowin englische und französische, nicht aber auch russische Briefe schreiben, — und er, der sonst gegen deutsche Sitte und deutsche Beamten in Rußland so ungnädig ist, ertheilt in seiner polyglotten Zeitschrift der deutschen Sprache das kosmopolitische Bürgerrecht. Wir vermuthen, daß Herr Golowin damit seine Idee einer Verbrüderung der Vereinigten Staaten von Ost-Europa (Slavien) und Nord-Amerika verwirklichen will; das Ganze dürfte jedoch wieder, wie seine früheren Federkriege, auf eine bloße literarische Donquixoterie hinauslaufen.

*) a Diplomatic and Literary Weekly Polyglott Paper.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt an Jedande portofrei und an Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Postamt Neumann, Mittelstraße Nr. 21) sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 106. Berlin, Dienstag den 2. September 1836.

England.

Fliegende und kriechende Volks-Literatur in England und Frankreich.

I.

In England, oder die Presse von *Seven Dials*.

Wohl Jeder, der sich etwas mit der Topographie von London bekannt gemacht hat, weiß etwas von den Seven Dials, dem „Sieben-Zifferblatt-Platz". Eine seltsame, obwohl ganz sachgemäße Uebersetzung: „Sieben-Zifferblatt-Platz". Wie so oft in London fünf, sechs und am häufigsten sieben Straßen in ein einziges Centrum zusammen- und wieder aus einanderlaufen (dem Fremden ein wahres Thesens-Labyrinth), so bilden auch sieben enge, schmutzige Gassen im Sprengel St. Giles, Westend, die bekannten, ehemals sozial, jetzt literarisch verrufenen Seven Dials. Ehemals stand eine Säule in der Mitte mit einer Uhr, die nach jeder Straße mit einem Zifferblatt sah. Daher der Name. Der siebenstraßige Platz entstand unter Karl I. und war anfangs fashionable; aber mit der Zeit nahmen Irländer, Arme und verrufene Personen aller Art in den sieben Straßen überhand und drängten sie bald zu dem jetzigen Charakter herab, den sie seit länger als einem Jahrhundert behaupten. Wenigstens paßt die Schilderung Gay's in seiner „Trivia" im Allgemeinen noch ganz auf den heutigen Tag, nur daß sie jetzt ebenso übervölkert sind, wie andere Schlupfwinkel der „Wilden" und Ausgestoßenen. Eine ganz besondere Compagnie von Policemen, den stärksten, gewandtesten und zuverlässigsten, hält sie in Schach und weiß stets jede Art von Schlägerei und Menterei im Keime zu ersticken. Die Straßen von Seven Dials mit unzähligen bewohnten Höfen (Courts) und Schlupfwinkeln von Communication tragen alle Tage das Gepräge eines Jahrmarktes von allerhand Sachen, die Jeder als Kehricht, Müll und Lumperei von sich geworfen zu haben scheint und deren Verkäuflichkeit man erst sehen muß, um daran zu glauben. Monmouth-Street, die Lumpenmesse der Metropolis, drängt sich mit ihren kostbaren Rohstoffen für Papier und Literatur herein. Wer sie nicht finden sollte, braucht nur seiner Nase in entgegengesetzter Richtung zu folgen, um hineinzukommen. Die Stelle nämlich, wo die meisten und unerträglichsten Beleidigungen der Geruchsnerven herkommen, ist Monmouth-Street. Aber die anderen Straßen lassen es auch nicht fehlen. Schmutzige Fetzen, schimmeliges Leder, gebratene faule Fische, Katzenfleisch-Buden, Knochen-Niederlagen, Cockney-Kauderwälsch, irische Schnarrtöne, Sturzbäche jüdischer Beredtsamkeit, halbnackte Kinder, kaum von den Lumpen zu unterscheiden, Hühner, die sich dreist unter den Beinen der flatternden Lumpen scharfsüchtig und geschickt ihr tägliches Brod zusammenpicken, schmutzige, zerbrochene, wackelige, knarrige Möbel in überfüllten Läden und außerhalb derselben, listig lauernde Taschendiebe, die am Eingange eines engen Durchgangs (sehr gut gegen die Polizei) in einer Sprache Rath halten, die man mit dem besten Lexikon und mit Rawlinsonscher Gelehrsamkeit nicht entziffern könnte, vor Gin- und Bier-Palästen (ja, Paläste sind es auch hier!) lagernde und lungernde graue Kerle, große Plakate an jedem Lumpen-, Knochen- und „Raritäten"-Laden, die alle verschern, daß sie die höchsten Preise im vereinigten Königreiche für altes Kupfer, altes Blei, altes Zinn, altes Eisen, altes Glas, alte Lumpen, alte Knochen u. s. w. zahlen, für alles Alte, bis in die letzte Instanz unbrauchbar Gewordene, so daß es scheint, als bekäme hier aller Auswurf London wieder einen Werth, den er dringends hat und an welchen sonst Niemand glaubt, endlich die Hauptzierden dieser Gegend, „trash-shops", Verlags- und Sortimentshandlungen literarischen Plunders aller Art mit Myriaden von Gassenhauern, Straßen-Balladen, schönen, neuen Liedern, Tragödien mit Illustrationen, Mordgeschichten mit Portraits der Mörder (unter denen beiläufig einmal die bekannte, wohlgetroffene Physiognomie Cobden's das eigentliche Original von Mörder vertreten mußte), lumpige, schmierige Gruppen von Lungerern und Faullenzern und betrunkenen Irländerinnen davor, Barbierläden für einen halben Penny à Person, Penny-Cigarren, seligehaltene Schweinepfoten, Aalsuppen, Haufen schwarzhäutiger Schnecken (periwinkles), die mit Stecknadeln herausgepickt und mit Wollust aus den Taschen verzehrt werden, Apollo, Musen, Dichter, Sänger, homerische Rhapsoden und die besungenen Helden dazu — das sind die Hauptfarben, aus denen man ein Bild von Seven Dials zusammensetzen würde.

Wir selbst fühlen uns zu schwach, ein solches Gemälde auszuführen, wollen aber versuchen, eine Vorstellung von der merkwürdigsten Eigenthümlichkeit dieser schönen Gegend zu geben. Seven Dials sind nicht nur die Hauptquartiere der Lumpen, auf welche später die respektable Literatur gedruckt wird, sondern auch der Lumpen- und Gassenhauer-Literatur selbst. Wenn man vom Mittelpunkte, wo einst die siebengesichtige Uhr stand, in diese sieben Straßen hineinblickt, sollte man meinen, daß sich niemals Musen hierher wagten. Es gehört daher wirkliches Studium dazu, um sich von der unglaublichen Thatsache zu überzeugen, daß Seven Dials der allerfruchtbarste Musensitz der englischen Presse und Literatur sind. Man kann die ganze Erde in die jährlich produzirte „respektable" englische Literatur wickeln. Ich glaube, die Presse von Seven Dials würde Makulatur genug liefern, um damit den ganzen Zupiter zu bedecken. Sie ist fruchtbarer und populärer, als irgend ein anderer Literatur-Artikel. Die Dichter und Literaten von Seven Dials, in der Regel zugleich Verleger, Verkäufer, Ausrufer und Sänger ihrer Productionen, sind eine eigene Sorte von Genies, Zeitungs- und Leitartikel-Schreiber in Versen für den „Mob", der keine Zeitungen liest, für die Phantasie und den Geschmack der Wilden, der Taschendiebe, Borer, Einbrecher, Straßenhöfer, Trunkenbolde, Lastträger, Herumtreiber aller Art, dienstwilliger Neulinge vom Lande, frischer Dienstmädchen aus Irland, Droschkenkutscher, Omnibus-Conducteurs, Laufburschen und Gesindel von tausenderlei anderen Farben und Formen. Es ist Harmonie zwischen den Musen und dem Moder von Seven Dials. Sie ist vergeistigter Lumpen- und Knochengestank. Sie paßt ihre Melodieen den knarrenden Dorf-Rollen an, welche hier über irischer Wäsche seufzen; sie klingt, wie Gin und Bier und saule Fische hier riechen; sie macht sich lumpig mit den Lumpen und verherrlicht im grobartigsten literarischen Diebstahl den wirklichen.

Drei Viertel der Literatur von Seven Dials sind gestohlenes Gut, und das Beste in ihr, obwohl auch oft zurechtgemacht und gewürzt von den hier produzirenden Musen. Obenan stehen die Lieder und Balladen, von denen der Drucker und Verleger (in einer Person) die fünftausend verschiedene Sorten in Vorrath hält. Als wir das Repertoir eines solchen Verleger-Crösus näher untersuchten, fanden wir zurechtgemachte Anthologieen aus Shakespeare, Herrick, Suckling, Rochester, Burns, Byron, Moore, Dibdin, Russell, Eliza Cook und anderen bekannten Namen. Doch diese feine Kost findet nur wenig Kunden und bildet nur einen kleinen Theil der literarischen Speisekammern für die Masse. Sie verlangt geistige Nahrung, die ihrem Käse und Bier, ihrem Gin und Schweinepfoten entspricht. Die Hapny*)-Ballade muß ihr vorgesungen werden und zwar nach einer leichten „Pop goes the weasel"-Melodie mit stark gepfefferten Refrains, Mord oder mindestens Keilerei, wobei einige Nasen und Augen zerschlagen werden. Die Seven-Dials-Ballade behandelt Alles in Versen, was die Zeitungen in lügenhaft gedrechselten Leitartikeln den „respektablen" Leuten zum Frühstück zurechtmachen, Politik, Krieg, Minister, Prinz Albert, Einbrüche, horrible Mordthaten, „shocking accidents" zu Wasser und zu Lande, Ent- und Verführungen, Erotika, Faustkämpfe, Geister-Erscheinungen, Moral und Religion, Teetotalismus und Trunksucht, Sabbatharianismus und Psalmsüß, Patriotismus und Gesetzgebung, Mißhandlung der Frauen u. s. w. Zu ihrem Ruhme müssen wir ihr nachsagen, daß sie sich durch allen Unsinn und Unflath hindurch immer der gemißhandelten Frauen und

*) „Half-penny"

Digitized by Google

gen und auf diese Weise die fossilen Gattungen zu reproduziren, ein Gewinn ist, der es wohl verdient, den experimentirenden Physiologen empfohlen zu werden. Es versteht sich von selbst, und darin liegt die Hauptschwierigkeit, daß es nicht genug ist, eine organische Entwicklung blos zum Stillstande zu bringen; man muß ihr, um eine Gattung dadurch hervorzubringen, auch noch die Fähigkeit, sich zu reproduziren, ertheilen. Die Geschlechtlichkeit scheint übrigens in vielen Fällen etwas sehr Accessorisches zu sein. Bei vielen Thieren hängt es von sehr geringfügigen Umständen ab, ob sie ein Geschlecht annehmen oder nicht, und viele Insekten leben nur eine sehr kurze Zeit ihres Lebens im Zustande reproduzirender Thiere. Also ein bloßer Plan zu einem Experiment, dessen Ausgang wir nicht voraussehen, ist Alles, was wir in Betreff der seit dem Anfange dieses Jahrhunderts so viel debattirten Frage, ob die Gattungen permanent oder veränderlich sind, unseren Lesern haben geben können.

Finnland.

Triennial-Bericht des Rektors der Universität zu Helsingfors. (Schluß.)

Professor E. J. Bondorff erhielt tausend Rubel zur Unterstützung bei einer wissenschaftlichen Reise in Schweden, Dänemark, Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England, zu anatomischen Zwecken; der Docent Dr. J. J. Wilh. Lagus bezog das Alexander-Stipendium von 2000 Rubeln, um 1850 bis 1853 von Süd-Rußland über Konstantinopel zum Archipelagus und nach Griechenland reisen zu können, hier sein Studium des Neugriechischen fortzusetzen und sich mit Griechenlands Geographie und Alterthümern bekannt zu machen;[1]) der Dr. med. et chir. W. Nylander erhielt die allgemeine Reise-Unterstützung von 2000 Rubeln, um sich in der Botanik weiter auszubilden und vornehmlich Paris, Straßburg, London und Upsala zu besuchen; aus des Kanzlers Mitteln der Docent Dr. J. E. A. Grönblad 1000 Rubel, um historische Forschungen in Schweden, Dänemark und Nord-Deutschland anzustellen,[2]) der e. o. Amanuensis des Museums Lic. F. W. Mäklin 300 Rubel zu einer naturhistorischen Reise nach Lappland,[3]) der Kandidat der historisch-philologischen Fakultät Aug. Ahlquist 300 Rubel zu einer philologischen Reise in den Gouvernements St. Petersburg, Nowgorod, Pskov und Olonetz,[4]) endlich Stud. D. E. D. Europäus 100 Rubel als Gratification für seine Reisen zur Erforschung der finnischen Sprache. Ferner wurden 100 Rubel vom Anfang des Jahres 1852 an aus des Kanzlers Mitteln bewilligt, zur Unterstützung der weiblichen Gymnastik, zu deren Schule die Lektors-Wittwe Otta früher ein Kapital geschenkt hatte.

Auf eigene Kosten haben wissenschaftliche Reisen unternommen: Der Lic. med., jetzt Professor F. J. v. Becker zu pharmakologischen und pharmazeutischen, der Docent C. G. Sucksdorff zu mathematischen und der Docent Dr. phil. Herm. Aug. Reltgren nach St. Petersburg und Leipzig zu orientalistischen Studien.[4])

Ueber den Fortgang der Studien an der Universität äußert sich der Bericht mit folgenden Worten: „Ungestört und in Friedensruhe entwickelten sich die Studien unter uns in den ersten zwei Jahren dieses Triennii; anders verhielt es sich mit dem letzten Jahre. Der Beginn des Herbst-Semesters 1853 wurde wegen der Cholera in Helsingfors um 14 Tage verschoben, und im Frühjahr 1854 wurde am einen Monat früher als gewöhnlich geschlossen, wegen des Krieges." Examina sind abgehalten worden: bei der theologischen Fakultät: zum Kandidaten-Grad 4, zur Dimission 77; bei der juristischen Fakultät: zu Licentiaten 1, zu Kandidaten 9, zur Praxis 89, das höhere Kameral-Examen mit 59, das niedere mit 25, das juristische Landmesser-Examen mit 7 Studenten; bei der medizinischen Fakultät: zu Licentiaten 3, zu Kandidaten 59, ferner wurden am 30. Mai 1853 4 Licentiaten zu Doktoren der Philosophie und 61 Kandidaten zu Magistern der Philosophie promovirt;[1]) in der historisch-philologischen Fakultät: zu Licentiaten 2, zu Kandidaten 4; in der physiko-mathematischen Fakultät: zu Licentiaten 1, zu Kandidaten 3; das rassische Examen prästirten 96, das Präliminar-Examen in philosophischen Wissenschaften für den Civildienst 56, das philosophische Landmesser-Examen 11 Studenten. — Nach bestandenem Examen wurden 150 Studenten inskribirt, dagegen schieden aus der Zahl der Studenten mit in den Lehrstand 106, in den Stand der Rechts- oder Administrations-Beamten oder der Landmesser 124, in den Stand der Aerzte 7, zu den Wehrsand 14, zu industrieller Beschäftigung 11, und 76, welche keinen bestimmten Berufszweig bei ihrem Ausscheiden angaben; zum Tode gingen 17 Studenten ab.

Die akademische Literatur in dem obbezeichneten Triennium ist durch eine Reihe von Arbeiten repräsentirt, von denen 7 zum Autor von Professuren, 6 ad veniam legendi, 16 zur Erhaltung eines gesteigerten Grades erschienen; wir haben sie großentheils schon in den Bearbeitungen zu den Namen ihrer Verfasser angeführt. — r.

Mannigfaltiges.

— Die amerikanische Expedition nach Japan. Der Bericht über diese von Kommodore Perry beseligte Expedition ist jetzt auch in der für das Publikum bestimmten, von Dr. Robert Lowes redigirten Form im Druck und Buchhandel erschienen. Es bildet dieser Band einen Auszug aus den amtlichen Berichten, die in fünf stattlichen Bänden auf Kosten der nordamerikanischen Staatsregierung gedruckt und an die Regierungs- und Kongreß-Mitglieder vertheilt wurden. Der Reisebericht führt uns zunächst von New-York nach den kanarischen Inseln, von da nach St. Helena, wo die amerikanischen Theerjacken die ehemalige Grabstätte Napoleon's besuchten, um bei dieser Gelegenheit gegen England zu räsonniren. Von St. Helena ging es nach Mauritius, wo die Erinnerungen an das alte Isle de France die romantischen Yankees zu poetischen Apostrophen an „Paul und Virginie" veranlassen. Kommodore Perry und seine Offiziere halten es augenscheinlich mehr mit den Franzosen, als mit den Engländern. Ueber Hongkong, Kanton, Macao, die Lutschu- und die Bonin-Inseln wird und kann mancherlei erzählt, bis wir endlich im zwölften Kapitel nach Japan gelangen. Das Buch, obwohl nicht aus Einer Feder geflossen und daher der Rundung und Ganzheit entbehrend, bietet doch viel Neues und Anziehendes dar und verdient daher auch in andere Sprachen übertragen zu werden. Was das vorhin erwähnte fünfbändige Werk betrifft, von welchem dieses Buch ein Auszug ist, so bemerkt Putnam's Monthly:

„Jeder dieser fünf Prachtbände hat vier Dollars im Druck gekostet, und da der Kongreß nicht weniger als achttausend Exemplare für Senatoren und Repräsentanten (mit Einschluß von 3000 Exemplaren für Perry und die Regierungs-Beamten) bestellte, so hat diese Ausgabe dem Staatssäckel 360,000 Dollars (500,000 Thaler) gekostet! Glaube man aber ja nicht, daß von dieser Ausgabe der Nation etwas zu gut komme. Sie bildet ein Emolument des Kongresses. Jedes Mitglied hat sich selbst angeführt fünfzig Exemplare votirt, von denen er vielleicht eines für sich behält; einige werden wohl auch an Freunde und Bekannte verschenkt, die übrigen jedoch — an die Buchhändler verkauft! Es ist dies ein ganz bequemes Mittel, sich, wenn man Kongreß-Mitglied ist, tausend Dollars in die Tasche zu votiren; ob aber auch ein ehrenwerthes, das ist eine andere Frage."

— Antike Kürze. Als Beispiel des Lakonismus früherer Zeiten im Gegensatz zu der Redseligkeit unserer heutigen Politiker und legislativen Versammlungen, theilt ein amerikanisches Blatt die Botschaft, die im Jahre 1713 von dem Gouverneur von New-Jersey an den gesetzgebenden Körper gerichtet wurde, nebst der Antwort der letzteren mit. Die Botschaft oder Eröffnungsrede lautete, wie folgt: „Meine Herren! Ich bin herzlich erfreut, Sie nach einer so langen Abwesenheit hier wiederzusehen, und glaube, daß es Ihnen nicht zu thun wird, mich in so guter Gesellschaft zu treffen." Die Antwort: „Ew. Excellenz! Es ist mit der größten Befriedigung, daß wir mit Ew. Excellenz in so guter Gesellschaft zusammentreffen, und hoffen, daß wir dieses Vergnügen noch recht oft genießen werden."

---

1) Dr. Wilh. Lagus lieferte während seiner Anwesenheit im südlichen Rußland eine Arbeit über Karl's XII. Aufenthalt in dieser Gegend für die Abhandlungen der Odessaer Alterthums-Gesellschaft.

2) Prof. Nya bidrag till belysnande af Finlands Medeltid. D. 1. 2. 24 B. 8. 1852.

3) Dess. Bidrag till kännedom om insekternas geografiska utbredning i norden med hufvudsaklig afseende på Skandinaviens och Finlands Fauna. 2½ B. 8. 1853.

4) Dieser talentvolle und kenntnißreiche junge Mann, geb. in Kuopio im Jahre 1833, bei seinen Landsleuten unter dem finnischen Namen Oskonen bekannt, widmet sich seit mehreren Jahren in Dorpat dem Studium der estnischen Sprache, nachdem er das kleine Volk der Wadschalaiten oder Weten im Kirchspiel Kattilä, 17 Werst von der Stadt Jamburg in Ingermanland, besucht und dessen nächste Verwandtschaft mit den Esten nachgewiesen. Wir werden nächstens auf diese Arbeit zurückkommen. Am 4. Oktober übergab er der finnischen Literatur-Gesellschaft, in Gemeinschaft mit dem Stud. K. Slöde, 900 Vieser und 132 Räthsel, die er in Wiborgs-Län und dem nördlichen Ingermanland gesammelt.

5) Von ihm erschien: Nal och Damajanti. En lodisk Dikt, öfversatt från Sanskrit. Im Oktober 1854 wurde Reltgren zum Professor der orientalischen Literatur an der Helsingforser Universität ernannt; er hat sich besonders dem Studium des Türkischen zugewandt und bearbeitet ferner die türkische Grammatik Ivan Efendi's deutsch.

1) Programm till filosofie doktors- och magister-promotionerna den 30. Maj 1853, af Prof. F. Woldstedt. 5 B. fol. 1853.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., worauf das Blatt in Preußen portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 24), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 107. Berlin, Donnerstag den 4. September 1856.

Finnland.

Das finnische Völkchen der Woten.

Nach August Ahlquist.

Bereits einige Mal ist in diesem Magazin für die außerdeutsche Literatur darauf hingedeutet worden, welch' regen Lebens seit kaum zwei Dezennien die Behandlung der finnischen Sprache und Literatur in Finnland sich erfreut und wie die sogenannte Fennomanie allmählich den Svecismus und Germanismus aus Finnland zu verdrängen berufen zu sein scheint. In neuerer Zeit ist nun auch dem kräftigen Volke der Finnen ein Mann erstanden, der zu den größten Hoffnungen berechtigt. Es ist August Ahlquist, aus Savolaks gebürtig, jetzt etwa 24 Jahre alt, kräftig an Geist und an Körper, hervorragend durch seine Verstandeskräfte wie durch seine Eigenschaften des Gemüths. Für die Entwicklung der finnischen Literatur ist er deshalb von so ausgezeichneter Bedeutung, weil er, mit umfassenden philologischen und philosophischen Kenntnissen ausgerüstet, in die Errungenschaften der neueren Philologie versenkt, mit seinem Takte in die Eigenthümlichkeiten der finnischen Dialekte einzudringen wußte; weil er keine Arbeit des Geistes, keine Beschwerden des Körpers scheute, um zu dem einmal vorgesteckten Ziele zu gelangen, und, die Arbeit und die Beschwerden selbst nicht achtend, reinen Sinnes und in größter Objektivität die Ergebnisse seiner Forschungen der gelehrten Welt mittheilt. Doch nicht allein für die gelehrte Welt lebt dieser ausgezeichnete junge Mann, das Wohl seiner Nation geht ihm über Alles. Bis jetzt trat er zuerst, und das ist sehr bezeichnend, als Volksschriftsteller unter dem selbstgewählten Namen Oranen auf, Gedichte von Runeberg übersetzend; dann weg er seine Kräfte an einer Kritik der Schiefnerschen Uebersetzung des Kalewala; jetzt erst ist er auf dem rein grammatikalisch-philologischen Felde mit einer Grammatik der Wotensprache herausgerückt, die die finnländische Akademie der Wissenschaften nicht unterlassen hat, in ihre Acta (Tom. V. fasc. 1. Helsingf. 1856.) aufzunehmen. Unterdeß aber blieb er seinem Volke treu, und der „Suometar" ist reich an längeren und kürzeren Artikeln, die seiner beschreibenden und belehrenden Feder entflossen; namentlich interessant sind seine Beschreibungen des Ansenthalts unter den Finnen des Olonezschen Gouvernements und in Onega, die eine ergiebige Quelle des Humors und die den wirksamen Volksschriftsteller bezeichnende Kunst der plastischen Skizzirung des Erlebten nicht vermissen lassen. Kürzlich hat er auch in der Zeitschrift „Suomi" 1855*) eine umfassende Abhandlung über die ethnische gelehrte Gesellschaft in Dorpat ans Licht gestellt.

Auf ein beschränkteres Feld übergehend, sei es mir vergönnt, in folgender Uebersetzung der Vorrede zu Ahlquist's wotischer Grammatik sein Verhältniß zu der Geschichte des Studiums dieser Sprache, sowie das Verhältniß der wotischen Sprache zu dem finnischen Sprachen-Stamme überhaupt, vorzulegen. Die Arbeit: „Wotisk Grammatik jemte sprakprof och ordförteckning", zerfällt in 5 Abtheilungen: 1) Lautlehre, 2) Formlehre, 3) Wortbildungslehre, 4) Sprachproben in Liedern und Sagen, 5) Wörter-Verzeichniß.

„In wenigen Dörfern des Oranienbaumschen und des Jamburgschen Kreises des Gouvernements St. Petersburg lebt ein Völkchen, das in Sprache, Sitten und Tracht sich von den finnischen und russischen Nachbarn unterscheidet und sich selbst Wadjalaiset nennt, von den Finnen Watjalaiset, den Russen чудь und (in den Chroniken) Воль geheißen wird und in der schwedischen und finnischen Geschichte unter dem Namen Woter oder Watländare vorkommt. Dieses Volk, das im Jahre 1848 (nach v. Köppen im „Journal des russischen Min. der B.-A." 1851 No. 5 u. 6) nur 5148 Individuen beiderlei Geschlechts zählte, hatte ehemals einen großen Theil von Ingermannland inne und bildete, als diese Landschaft allmählich unter die Herrschaft der Republik zu Nowgorod gerieth, eine Statthalterschaft derselben, einen Fünftheil, und diese hieß Wodskaja pätina. Als Nachbarn der Nowgoroder, und später deren Unterworfene, nahmen die Woten mit ansehnlicher Streitmacht an den zahllosen Fehden Theil, welche innerhalb ihrer Marken fast beständig zwischen den Russen und deren Nachbarvölkern stattfanden, bis die Ersteren endlich mit Erbauung der Festung Koporie (finn. Kaprio) im Jahre 1280 sich für längere Zeit in den Besitz des südlichen Ufers des finnischen Meerbusens setzten, wonach auch die griechische Kirche sich unter den Bewohnern dieses Landstriches, den Woten und Ihoren, mit Leichtigkeit auszubreiten vermochte.

„Sowohl dieser historischen Bedeutung wegen, als auch besonders durch ihre Eigenthümlichkeiten in Sprache und Sitten, haben die Woten mehr denn einmal die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen. Die erste Mittheilung über die Woten gab der Pastor der deutschen Gemeinde in Narva, Treffurt, in Gadebusch's „Versuchen in der livländ. Geschichtskunde und Rechtsgelehrsamkeit", Bd. I. St. 5. S. 1—28, in einem Aufsatze: „Von den Tschuden". Obwohl er seine völlige Unkenntniß sowohl des Esthnischen als des Finnischen eingesteht, ist er doch geneigt, auf Grund der von ihm vorgebrachten Sprachprobe, eines wotischen Liedes von 8 Zeilen, anzunehmen, die Woten seien ein von allen ihren Nachbarn völlig verschiedenes Volk, das auch in keiner Verwandtschaft mit irgend einem anderen Volke stehe. Dieses veranlaßte den bekannten esthnischen Sprachforscher Hupel, in seinen „Nordischen Miscellaneen", St. 9 u. 10, S. 325—335, in sprachlicher Rücksicht das von Treffurt angezogene Lied zu untersuchen, und, obschon es sehr fehlerhaft aufgezeichnet war, kömmt Hupel doch hiernach zum Schlusse, daß die ingermannländischen Tschuden Esthen oder deren Brüder sind. Nach Hupel theilte Porthan in der „Abo-Zeitung" 1802 No. 65 eine Menge von Nachrichten über die Sitten und das häusliche Leben dieses Volkes mit, welche er von einem aus Ingermannland gebürtigen Studenten Zetröus, der zu Porthan's Zeit die Universität in Abo besuchte und später Pastor der finnischen Gemeinde zu Slawjanka wurde, erhalten hatte. Die in diesem Artikel enthaltenen Angaben über die wotische Sprache sind nicht allein an Zahl gering, sondern auch meistentheils unrichtig und bezeugen die völlige Unkenntniß des Herrn Zetröus von dieser Sache. Nicht minder scheint dies bei Gottlund der Fall zu sein, welcher in dem „Otawa", II., S. 206—213, nebst kurzen auf des eben genannten Mannes Angaben sich stützenden Bemerkungen über den ehemaligen und gegenwärtigen Zustand der Woten, den von Treffurt veröffentlichten Gesang sammt allen seinen Unrichtigkeiten von neuem abdruckt und ihm eine fehlerreiche finnische Uebersetzung beifügt. Von ganz anderer Art sind dagegen die Untersuchungen über das Verwandtschafts-Verhältniß und die ältere Geschichte der Woten, welche Sjögren in einer den „Memoiren der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften" im Jahre 1833 einverleibten Abhandlung „über die finnische Bevölkerung des St. Petersburgschen Gouvernements und über den Ursprung des Namens Ingermannland" anstellte. Gründlichkeit und Scharfsinn charakterisiren die Arbeit dieses Forschers und verleugnen sich nicht in dem Nachweis, daß die Woten, und nächst ihnen die Ihoren, die ältesten Bewohner von Ingermannland sind. Ueber die Sprache der Ersteren, welche er während eines kurzgezwungenen Aufenthaltes in der Gemeinde Kattila kennen gelernt hatte, äußert er sich dahin, daß sie, obschon stark versetzt mit esthnischen Elementen, im Grunde ein finnischer Dialekt sei und den Uebergang zwischen beiden Schwestersprachen bilde. Zugleich zieht er das Wotische zu der jämischen Gruppe der finnischen Dialekte und nimmt eine nahe Verwandtschaft zwischen den Woten, die er südliche Tschuden nennt, und den östlich von ihnen wohnenden Wepsen an, die er als Nord-Tschuden bezeichnet.

„Obschon die vorliegende Arbeit der Hauptsache nach die Meinung Sjögren's unterstützt, mußte ich doch dieses Forschers Ansichten von dem Wotischen dahin berichtigen, daß es ein jämischer Dialekt mit eingemenasten karelischen Elementen sei. Die finnische Sprache

*) „Suomi" 15. Jahrgang, herausg. von der finn. Literatur-Gesellschaft, 20) S. 5., enthält: 1) den oben genannten Aufsatz, S. 1—105; 2) Beitrag zur Geschichte Finnlands in der Mitte des 16. Jahrhunderts, von J. J. Rahbe, S. 111—162; 3) der Finn-Schütze, von Runeberg, ins Finnische übersetzt von Aikalias Gestlander, S. 163—224; 4) über eine religiöse Bewegung im östlichen Osterbotten im 17. Jahrh., von J. O. J. Rancken, S. 225—254; 5) der 6. Gesang der Odyssee finnisch von G. Renvall, S. 255—260.

zerfällt nämlich, trotz ihrer weiten Ausbreitung von dem Ufer des Weißen Meeres bis zum Rigaschen Meerbusen, vom Onega-See und Bjelo-Ozero bis zum bothnischen Meerbusen und der Ostsee, nur in zwei Hauptdialecte, den karelischen im Norden und Osten und den jämischen im Süden und Westen. Die Gränzen des karelischen Hauptdialekts gegen Norden und Osten fallen mit denen der finnischen Sprache selbst zusammen, gegen Süden hat er westlich vom Ladoga einen mächtigen Keil in den jämischen gebrochen, indem der größte Theil der gegenwärtigen finnischen Bevölkerung Ingermanlands karelisch spricht, und von hier aus hat dieser Ast des finnischen Stammes noch in starken Kolonieen sich in das eigentlich russische Land, in die Gouvernements Nowgorod und Twer hin, ausgestreckt. Für die westlichen Gränzen desselben kann man ansehen den Kymmene, den Päijäne und eine von diesem Binnen-See bis zum nördlichen Strande des bothnischen Meerbusens nach Nordwest zu gezogene Linie. Der übrige oder südwestliche Theil Finnlands fällt dem jämischen Hauptdialekte zu, zu welchem weiter die Sprache der Wepsen, die der Anwohner des Onega und des Ojatj, der Woten in Ingermanland, der Esthen in Esth- und Livland und dem Gouvernement Pskow gehört. Wenngleich die Unterschiede zwischen den beiden Hauptdialekten scharf ausgeprägt sind, hat man doch bisher nur geringe Aufmerksamkeit ihnen zugewandt. Schon in lexikographischer Hinsicht ist die Ungleichheit sehr bedeutend, wie die Verwandtschaft zwischen den jämischen Dialekten, d. h. dem Tawastländischen, dem Wepsischen, Wotischen und Esthnischen, unverkennbar. Es könnten für diese Behauptung zahllose Beispiele angeführt werden, da aber hierzu hier nicht der Ort ist, beschränke ich mich darauf, nur ein Paar hervorstechende Falta in solcher Absicht anzuführen.

(Schluß folgt.)

England.

Fliegende und kriechende Volks-Literatur in England und Frankreich.

I.

Zu England, oder die Presse von *Seven Dials*.

(Schluß.)

Nachahmungen der „Dial"-Poesie von wirklichen Dichtern und Literaten giebt es jetzt in großer Menge. Sie sind schon durch ihre eigenthümliche Entstehungsweise eine der größten Seltsamkeiten aller Literatur: Nachahmungen des Gemeinen, Poesieloses durch Dichter, denen die Intuitur, die versifizirte Plumpheit als Ideal erscheint, zu dem sie herabsteigen und das mit ihnen steigt. Diese Nachahmungen fanden als zugleich höhere, witzigere Kunstprodukte alle ihren Weg zu den Original-Verlegern zurück, die sie in zahllosen Massen nachdruckten, anpfingen und verkaufen ließen. Der Straßensänger fand sie bald verkäuflicher und populärer, als die Werke seiner Originaldichter à ein Schilling pro Stück Erzeugungskosten. Es ist sehr schwer, von diesen höheren, populären, über ganz England und den Weltmeeren erschallenden Gesängen eine Vorstellung durch Uebertragung zu geben. Wir erwähnen deshalb nur die allerpopulärsten, wie „Willikins and his Dinah", „Billy Barlow", „The Ratcatchers Daughter" und das dramatische, pathetische, mysteriöse Lieblingslied aller „Jacktars": „Molly the Betrayed, or the Fog-bound Vessel" mit einem Mord, einer Geistererscheinung, einem verzauberten Schiff und dem Refrain:

„Doodle, doodle, doodle, chip, chum, chow, chooral lila".

Außer den „chantern", welche die schönen neuen Lieder durch die Straßen hinaustingen und verkaufen, dem „long-song"-Verkäufer, der sie in gehefteten Partieen à Hundert für einen Penny durch repitirendes Ausschreien der Titel verkauft, und den unzähligen kleinen Plunder-Läden, Spielwaaren-, Zeitungs-, Journal-, Tabacks-, Herings- und Zuckerwaaren-Shops, welche diese Lieder und Balladen für ihre Laufburschen- und Kindermädchen-Kunden vorräthig haben, giebt es noch einen anderen wichtigen Stand von Sortimentern für Verbreitung und Vertreibung dieser Literatur, den von uns schon unter „Lurl-Literatur" erwähnten „Pinner-up", „Aufstecker", der seine mit tausend bis zweitausend Balladen und Liedern besteckte und mit Bindfaden befestigte Wachsleinwandtafel an einer Wand oder lieber an einem öffentlichen Eisenzaun aufhängt und dem Publikum überläßt, sich lesend und buchstabirend anzusuchen, was ihm beliebt. Treu der Ehre seines Standes, preist er nie an. Das hieße, in die weit niedrigere Klasse der „chantern" oder „long-song-sellers" herabsinken. So ärmlich und spärlich das Gewerbe des pinner-up in großen Städten auch geworden (in kleinen und auf dem Lande florirt es noch), er hält fest an den Traditionen desselben.

Während der Zeiten des großen Krieges in Spanien und gegen den großen Napoleon gab es Hunderte von pinners-up in London mit dichten, funfzehn bis zwanzig Fuß hoch dicht behangenen, halbmeilenlangen Literaturwänden. Jetzt ist deren Zahl vielleicht bis unter zwanzig gesunken, und die Flächen, welche ihre Titelblätter bilden, übersteigen selten die Länge von funfzehn bis zwanzig und die Höhe von sechs Fuß.

Die Haupt-Merkure des Seven-Dials-Verlegers sind der chanter und der patterer. Ersterer singt die einzelnen Neuigkeiten und Publikum, Letzterer brüllt ohne Gesang Tag für Tag Hunderte von Titeln à einen Penny aus, nur zuweilen von einem Rhapsoden, der seine Anpreisung dazwischen singt, unterstützt. In schlechten Zeiten vereinigen sich auch zwei „chanters" zu Duetten, besonders auf Nachtmärkten Sonnabends, wo sie Hundertausende von Waaren anschreienden Stimmen durchbrechen, um sich, wo Niemand sein eigenes Wort hört, noch Gehör zu verschaffen.

Für diese Merkure druckt und verlegt die Seven-Dials-Presse unzählige Romane aus den Polizei- und Mordberichten der Zeitungen, geeignet aufgeschmückt und durch Effekt machende Zusätze appetitlich gemacht. Außerdem macht sie in Myriaden von Räthseln, Charaden, Wortspielen und Satiren gegen Staatsmänner, sehr häufig besonders gegen Prinz Albert. Der „Patterer" trägt manchmal einige hundert Mal des Tages, was für ein Unterschied zwischen einem Esel und Cobden sei! Die immer neue, gaffende Menge weiß es nie und räth es nie. Und sie lacht den ganzen Tag immer wieder, wenn er ausruft: „Sie wissen keinen? Ich weiß auch keinen. Wahrscheinlich giebt es keinen." — „Wie viel hat Prinz Albert täglich zu verzehren?" — (Die Auflösung ist unbeschabar). So geht es fort den ganzen Tag mit einer Lunge und einer Ausdauer, die dem größten Heroismus gleicht und besserer Objekte, besseren Lohnes werth wäre. Letzterer hält sich in der Regel nur in Kupfer. Aber auch golden wird zuweilen die Frucht dieses Schweißes, nämlich unter den Galgen. Kein fruchtbarerer Baum für die Musen von Seven Dials als der Galgen. Der Appetit der Menge für die letzten Details eines Gehangenen, seine Todesrede, seine Geständnisse u. s. w., ist mit Abnahme der Hängefeuern nur noch gestiegen, obgleich auch früher schon noch einzelnen Hängefeuern die betreffenden Galgenbogen in mehr als zwei Millionen Exemplaren verkauft wurden. Vor der Mord „a good one" oder „a very nice one" d. h. besonders grausam und gräßlich, und der Galgenheld die zum letzten Augenblicke „game", wie z. B. Palmer, ärmlichen Tausende von Vagabunden ihr Goldstück vom Verkauf des Galgenbogens. Palmer's „Confessions", der bekanntlich nichte bekannte, sind nach einer glaubwürdigen Versicherung in beinahe drei Millionen Exemplaren verkauft worden.

Obgleich nun aber Mordes fast alle Tage in England vorkommen, ist doch nicht jeder „a good one". Dabei wird durchaus nicht jeder Mörder mehr gehangen, so daß der Galgen längst aufgehört hat, die eigentliche Brodfruchtbaum dieser Literaten, Verleger und fliegenden Buchhändler zu sein. Aber die Leute wollen leben. So muß Genie die Misärnden vom Galgen ersetzen. Die Genies von Seven Dials versorgen den chanter und patterer in schlechten Zeiten ohne gute Morde mit „cocks". Die meisten Leser glauben vielleicht zu wissen, was ein englischer „cock" auf Deutsch ist. Aber sie würden sich sehr irren, wenn sie annähmen, diese Leute handelten in schlechten Zeiten mit Hähnen oder wirklichem Federvieh. Der „cock" von Seven Dials gehört zwar zum Federvieh, aber zum literarischen. Der „cock" ist ein von dichterischer Feder gemachtes Lied, eine Zeitungs-Ente in herrlicher Ausschmückung, und zwar eine Ente, die nicht in der Morgenblättern zu finden ist, während sie der patterer gedruckt ausschreit. Der „cock" von Seven Dials ist eine interessante Dichtung, ein Roman von ungemein aufregendem, wunderbarem Inhalt, ein Skandal aus einer hohen Familie, eine Anthologie herzzerreißender Liebesverhältnisse, blutiger Schrecken, verzweifelter Rache und entsetzlicher, poetischer Gerechtigkeit — kurz, gemeinhin ausgedrückt, eine Ausschneiderei eine Lüge. Aber die Diallianer sind höflich und verhüllen solche gemeine Bezeichnungen unter den Flügeln des Vogels, der den Morgen verkündigt. Mit einem guten, zuweilen variirenden „Hahn-Schrei" bringt sich der „patterer" ganz komfortabel durch schlechte Zeiten. Zu der Regel hat er stets ein Assortiment verschiedener Hähne bei sich, um jede Gegend seines Wirkungskreises zu befriedigen. Während der Gentleman oben seinen Bart sorgfältig abmäht und noch ängstlicher die brettertarigen Vatermörder unter den Hals klemmt und um sie seinen Thee, seinen Speck und seine Eier klingelt, hören die Dienstboten in ihrem unterirdischen Bereiche durch das Eisengitter vor dem Hause nur auf den Hahnschrei, der mit schneidendem Rasaltone über die Straße hinschmettert: „Halarming") news, just arrived by bolectric telegraph, of the bassasination of the Homperor Napoleon by a binformal machine — of the happrehension of the bassasin with 'is heyes blowed out of 'is 'ed — of the consternation of the City of Pairis" u. s. w. Der Gentleman oben muß warten, bis Betty und Molly und Tom ihren halben Penny

*) Bekanntlich setzt der cockney überall ein h vor Wörter, die mit einem Vokal anfangen und läßt es regelmäßig weg, wo eins ist. „Hair" ist ihm „Luft", „air" Haar u. s. w.

als Strafe für ihre Neugier und Leichtgläubigkeit an den „patterer" gezahlt haben. Dieser hat, wenn die Gentlemen frühstücken, ebenfalls das nöthige Kapital zu einem substantiellen Frühstück eingetrieben, das er mit Behagen verzehrt, um dann in einem anderen Stadttheile sein Mittagbrod mit einem anderen Hause zusammenzukratzen. Abends, wenn die Sterne anfangen, sich abzumühlen, um durch den Nebel hindurch etwas von London zu sehen, kriegen die Straßen von Westend lange Gesichter mit offenen Mäulern um den „patterer" herum, der einen „full, true and circumstantial account" ausschreit „of the elopement of John Simpkins, the 'ansome footman of Belgravia, with the markis's youngest daughter, and the narrer escape of the 'appy pair from the markis's eldest son, Colonel G—, vot started arter 'em vith sword and pistols — and shewis' how the colonel vas done at the Rugby station by the false intelligence prepared for him by 'ansome John, and started on to Scotland by express; vhile the 'appy couple proceeded to Liverpool, and then sailed for Amerikŷ, vhere they finally landed on the shore of love and liberty, the young 'ooman havin' a splendid fortin, in her own right". — Solche Entführungen junger Töchter der Aristokratie durch Hausknechte oder wohl gar schöne Portiers (footmen), die sich immer mehr oder weniger auf frühere wirkliche Vorfälle und die damaligen Zeitungs-Berichte gründen, liefern stets reichliche Aernten aus Dienstboten-Hallen und unterirdischen Küchen, so daß der „patterer" um ein Abendessen und Miethe für eine Nacht nicht besorgt zu sein braucht. Und was will er mehr, als seine Zukunft bis zum nächsten Morgen sichern! Für die „arbeitenden Klassen" hat er noch stärkeren Tabak: schreckliche Erdbeben, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, schwere Gewitter und Schiffbrüche, wobei allemal ein Paar tausend Menschen umgekommen sein müssen, dazu eine bemalte Wachsleinwand an einer Stange, wo Blut, Feuer und schreckliche Phantome in greller Kolorirung am stärksten in die Augen springen. „Cocks", Balladen und allerhand „ditties" kosten immer einen halben Penny pro Stück, „only an 'opny each". Doch ungeachtet der brillanten Anzeigen und Titel, ungeachtet der Spottwohlfeilheit will man neuerdings zusehenden Verfall dieser Literatur bemerkt haben.

Aber ist denn die Presse von Seven Dials wirklich so nichtswürdig und polizeiwidrig? O nein, sie hat ihre Klassiker und ihren Trost gegen die respektable Literatur des Tages. Um Alles in der Welt möcht' ich ihre Kinder- und Volksbücher nicht missen. Diese sind zudem ihr stehendes, „beständig gehendes" Geschäft. Und in diesem erhält sich die alte, naive, echt germanische Sagen-, Märchen- und kindlich-humoristische Literatur früherer Zeiten und das Volks- und Kinderleben dazu frisch. Welches Kind in England wüßte nicht mit dem größten Entzücken, und zur Freude der Alten, „Mother Hubbard and her Dog" zu erzählen und die Bilder dazu, worauf die Eulenspiegeleien und Zauberkunststücke des Hundes so bunt und frisch dargestellt sind, zu erklären? Und „Cock Robin", „Jack Sprat", „Mother Goose", „Simple Simon", „Goody Two-shoes" et hoc genus omne sind mindestens ebenso gute Volksbücher, als unsere „sieben weisen Meister", „sieben Schwaben" et hoc genus omne. Was unser Eulenspiegel an gemeiner, niederer Schalkheit voraus hat, ersetzen „Jack Sheppard", „Dick Turpin" und „Moll Flanders" an klobiger Energie und Willenskraft. Freilich auch „Books of Fate", „Universal Dreamers", „Universal Fortune-tellers" und sonstige nordhändisch-fürstliche und quedlinburg-dafftsche Industrie gehören zu den Klassikern von Seven Dials. Wie aber kann man in einem unzensirten Lande, wo man nun doch einmal noch an das Schicksal, an Träume und Wahrsagungen glaubt, ebenso wie an die Schiffsladungen und Hundertzentnerlasten Holloway'scher Pillen, Mangel an Befriedigung dieses Bedürfnisses erwarten, das in zensirten Ländern mindestens ebenso ungestraft befriedigt wird! Die Seven-Dials-Klassizität schließt sich aber nicht damit ab. Sie liefert auch alte, gute Schulbücher, deren Verlagsrechte erloschen sind, von Byse, Mavor, Walker, Carpenter u. s. w. gleichsam alle Morgen frisch und brillant illuminirt und kolorirt in Quart à ein Penny, in Oktav à einen halben, in Sedez gar zu einem Farthing pro Stück. Man denke, ein illustrirtes Büchlein für etwa einen Dreier. Und welche Menge von flammend kolorirten Weihnachtsbüchern, 'Twelfth-night-characters, Christmas-carols, kolorirte Bogen und „Valentines" von einem halben Penny bis fünf Schillinge pro Stück tonnenweise! Dazu kommen Volkskalender, illustrirte Plakate für Marine-, Lumpen-, Zeitungs-, Tabacks- und Barbierläden, Miethzettel, Preiszettel zum Anheften an Waaren, kleine Kärtchen mit Gedichtchen darauf für Liebende, die keine Verse machen und nicht lesen und nicht schreiben können, flügelthürgroße, kolorirte Holzschnitte für Leute, die Zwerge, Riesen, Mißgeburten, Frauenzimmer mit Bärten, Kinder mit Wasserköpfen und dergleichen Kunstwerke à einen Penny ausstellen, lebensgroße Darstellungen von Explosionen, Schiffbrüchen, Ueberschwemmungen, Maschinenverwüstungen, Eisenbahn- und Bergwerksklatastrophen für die harmlosen Fabrik-Arbeiter, beinlosen Matrosen und sonstige arm- oder bein-, oder arm- und beinlose Opfer der Industrie, der Luft und der Armenhölen Londons, die beinlos auf den Händen gehen, sich selbst in merkwürdigen Karren umherfahren und an den Straßenecken halten, um durch malerische kolorirte Darstellung ihres Unglücks Mitleid und Kupfer zu erregen, Portraité in ganzer Figur und im Kostüm von berühmten Theater-Personalien, berühmten Boxern, alle in furchtbar conissenreierischen Stellungen, von Helden, die beim Cricketspiel, beim Wettrudern, beim Wettlaufen, beim Wettrennen und anderen „matches" den Preis davontragen — von — ja, wer könnte nur einen Katalog von dem literarischen Repertoir der Seven-Dials-Presse liefern! Man findet sie überall durch das ganze vereinigte Königreich und in den fünfzig Kolonieen mit ihren brillanten, kühn aufgeschleuderten Kolorirungen, überall am meißen in die Augen fallend in allen Läden und Geschäften ärmlichen, schmutzigen, volksthümlichen Inhalts, in der Hand des zerlumptesten Kindes, in den Kehren aller angetrunkenen Leute, in Millionen Liebesbriefen, auf allen Meeren um die Erde, in allen Häfen der Welt, in allen Höfen des anglo-sächsischen Lebens.

Noch ein Wort über die Kunst in dieser Literatur. Lieder, Balladen, Bücher, Klagen der Galgenvögel vor ihrem lustigen Erstickungstode, „Cock Crows" u. s. w. — Alles ist illustrirt und stets zugleich mit und ohne Kolorirung feil. Das Bildliche ist fast stets die Hauptsache und sehr oft die ganze Sache. In der Technik sind sie über ein Jahrhundert zurück, äußerdem ist fast jeder Holzschnitt durch hundertfältausendfache Beschmierung und Abdruckung abgenutzt wie eine alte Schuhbürste ohne Borsten, so daß der nicht kolorirte Abdruck auf die verwegenste Aehnlichkeit mit Kleksen einer solchen Wichsauftragebürste hat. Die darüber hingeworfenen grellen Farben geben aber solchem Grunde immer ein ungemein weithinleuchtendes, attraktives Ansehen. In der Regel stehen die Holzschnitte in gar keinem Zusammenhange mit dem Texte; sie dienen blos als roth und gelb und blau glänzende, schmetternde Trompeten vor der Bude. Die Holzschnitte erben fort wie eine ewige Krankheit. Zuweilen erscheint wohl ein neuer. Und ich habe mehrmals mit Wehmuth vor solchen neuen gestanden. Welche verzweifelte, hungrige Eil in diesen Strichen, aber welche zitternde, vollendete, gegen den Hunger kämpfende Künstlermeisterhand.

Aber wie kömmt es, daß dieser Kehricht und Plunder sich so massenhaft und siegreich gegen die ebensalls wohlfeilen Verlags-Artikel ordentlicher Buchhändler hält? Daß selbst die mächtige „Row" (Paternoster-Row) nicht gegen Seven Dials konkurriren konnte, als sie es versuchte! Die Geschmacklosigkeit, die Verwahrlosung der Massen, sagen Einige. Darin liegt etwas, aber durchaus nicht die Hauptsache. Das Geheimniß des Monopols der Seven-Dials-Presse ist ein sortimentliches. Ihre Sortimenter bekommen nicht 33⅓, auch nicht 50, sondern 200, 300 Prozent (!) und stets gegen baar. Die schreienden, singenden, unaufhörlich alle Straßen durchbrüllenden fliegenden Buchhändler haben vier Fünftel der Einnahme vom Publikum als Gewinn. Das Dutzend Balladen u. s. w. kostet ihnen zwei bis dritthalb Penny, jedes Dutzend zu dreißehn Stück, drei sechs Dutzenden eine zu. Aus den baar ausgelegten zwei Pence macht der Sortimenter im schlimmsten Falle sechs, oft zehn, zwölf bis dreißehn Pence, da er an Unerfahrene sehr oft zu einem Penny verkauft, desten traditioneller Preis ein halber ist. Darin liegt die Unbesiegbarkeit der Diallianer und ihrer kaum zerstoßenen Lumpensafern, worauf sie unlesbare Schmierzeichen drucken, die, wenn lesbar, aus Druckfehlern bestehen, aus Worten, deren Sylben sich oft zwischen drei, vier Zeilen herumtreiben. Dieses Sortimenter-Geheimniß ist bereits öfter mit Erfolg von respektablen Verlegern nachgemacht worden. Am bekanntesten ist die Sortiments- und Colporteurgeschichte der splendiden „Family Bible", die dem Arbeiter und Simpel in Sixpence-Nummern ins Haus getragen wird, und zwar so lange, bis er sechs Pfund Sterling sechs Shilling — über vierzig Thaler — bezahlt hatte. Der Verleger setzt durch Colporteurs vierzigtausend Exemplare à sechs Pfund Sterling sechs Shilling ab, bekam aber nur zwei Pfund Sterling und ließ den kleinen Profit von vier Pfund Sterling sechs Shillingen bei jedem Exemplare seinen „Schwingen". Ohne diese letzteren wären ihm nicht achtzigtausend Pfund Sterling mit zehntausend Pfund Sterling Nettogewinn zugeflogen.

Alle Operationen in der Seven-Dials-Presse geschehen ohne Ausnahme gegen baar. Daher die Billigkeit, Sicherheit und Unbesiegbarkeit des ungeheuersten aller literarischen Industriezweige mit den unermüdlich straffen Schwingen der singenden, brüllenden und malerisch ausstellenden „Sortimenter!" Man hat berechnet, daß diese Presse ihren Opfern, der großen Masse, im Durchschnitt jährlich fünfundzwanzigtausend Pfund Sterling oder über hunderttausendzigtausend Thaler kostet, wovon zwölftausend Pfund Sterling auf die Balladen, die Penny-, Halbpenny- und Farthingbogen kommen. Der „chanter", „macht" täglich etwa anderthalb bis zwei Shillinge, mit guten Morden und Galgenseligsprechen natürlich das Doppelte bis Zehnfache. Der „pinner-up" macht für achtzehn Pfund Sterling baare Auslage jährlich seine sechzig Pfund Sterling. Die Renommen des „patterer" stellen sich etwa zwischen die beiden. Was die Tausende, vielen Tausende von

shopkeepers, die neben Schuhwichse, Cigarren, Schnecken, Aalsuppe, gekochten Pellkartoffeln, Spielwaaren u. s. w. stets ihre Vorräthe der Seven-Dials-Muse führen, damit „machen“, richtet sich natürlich nach der Ansdehnung ihres sonstigen Geschäfts, wobei die Literatur-Kleinigkeiten oft als attraktive Zugabe dienen. Es kömmt vor, daß ein Junge, der für 'n halben Penny Schuhwichse holt, „a nice song“ zuhaben will, wie jenes kleine Mädchen, das sich in einem Laden erkundigte, welch' Zeit es sei, zögernd fragte: „Krieg' ich nicht 'ne faure Gurke zu!“

Dies sind die hervorragendsten Charaktertüge eines englischen Literaturzweiges, der als Monopol und in unerreichbarer Anodehnung, in Beherrschung der Dummheit und Verwahrlosung der Massen seines gleichen auf Erden nicht hat. Die Sache sieht trübe aus, aber sie nimmt immer ein erträglicheres Ansehen an. Die Rohheiten, Zoten und Unsittlichkeiten früherer Zeiten sind gänzlich verschwunden, verschwunden ohne Polizei und Preßsklaverei, mehr verschwunden, als in Polizeistaaten. Was an Unsittlichkeiten noch durch die englische Literatur schleicht, entspringt größtentheils in Holywell-street und kömmt größtentheils aus Frankreich, wo die Polizei die Volks- und Coporteur-Literatur mit größter Strenge gereinigt hat und überwacht, so daß nichts ohne ihre Genehmigung mehr hausiren getragen und ausgeschrieen werden kann. Schon des Kentrostes und Vergleiches wegen wird es interessant sein, und diese literature du colportage anzusehen, was wir in einem folgenden Artikel thun werden.

Schweiz.

Ueber die Seele.

Nach Dr. Perty.*)

Der Materialismus der Gegenwart stellt sich als einen Irrthum dar; denn er behauptet, daß alles Seiende lediglich Stoff sei, obgleich dasselbe seinem Wesen nach nicht blos Stoff, sondern auch Geist ist, dessen Zusammenhang mit dem Stoff in dem Seienden durch die Seele vermittelt wird. Daß das Seiende diese wesentliche Beschaffenheit hat, dafür leisten die Erscheinungen des Seienden hinlängliche Bürgschaft. Sie können, wenn dem Seienden jene Beschaffenheit abgeht, nicht in genügender Weise begriffen werden. Daß der Materialismus zur Zeit immer weiter um sich greift, ist allerdings insofern eine beklagenswerthe Thatsache, als er ein Irrthum ist, und als aus dem Irrthum gar leicht Unsittlichkeit und Unheil für die Zeit, wenn auch nicht hervorgehen muß, doch hervorgehen kann: der Fortschritt des Materialismus ist blos beziehungsweise etwas Erfreuliches. Einmal wird durch ihn der verkehrten Meinung entgegengewirkt, daß alles Seiende in der Wirklichkeit Geist und Seele, und lediglich dem Anschein nach Stoff sei: eine Meinung, mit welcher tausend und aber tausend Offenbarungen des Seienden in hellem Widerspruch stehen. Zum Andern wird jener Fortschritt für ehrenhafte Persönlichkeiten, welchen es um Tieferkenntniß und Förderung des ewig Wahren als des Quellpunktes der Sittlichkeit und des Heiles für die Menschheit zu thun ist, ein Anlaß, die Beschaffenheit des Seienden gründlich zu untersuchen, desgleichen das Ergebniß der Untersuchung, welches sich als die Verneinung des Materialismus bestimmt, zu veröffentlichen. Zu diesen Persönlichkeiten ist Herr Professor Dr. Perty zu rechnen. Er hat am 7. März 1856 im Großrathssaale zu Bern einen öffentlichen Vortrag gehalten, welcher unter dem Titel: „Ueber die Seele“, zu Bern im Verlage von Huber & Comp., kürzlich im Drucke erschienen ist.

Der Titel entspricht freilich dem Inhalte des Vortrages nicht ganz. Der Inhalt bezieht sich keineswegs blos auf die Seele, welche dem Menschen eignet, sondern auch auf den Leib und den Geist des Menschen (S. 60). Und diese allseitige Beziehung ist an sich sehr lobenswerth. Die Seele kann, was ihre Bestimmtheit und Entstehung anlangt, nicht erkannt werden, wenn von dem Leibe und dem Geiste, mit welchen sie verwebt ist, Umgang genommen wird.

Fragen wir zunächst nach dem Ursprung der Seele, so erwidert Professor Perty (S. 58): „Die Seele des Menschen ist eine der Positionen der Weltseele und entspringt daher nach ihrem tiefsten Grunde aus dem Urwesen der Gottheit selbst.“ Man könnte aus der Erwiderung den Schluß ziehen, daß der Verfasser die Weltseele und das Urwesen der Gottheit als einerlei setzt. Indeß wäre der Schluß kein vollberechtigter. Der Verfasser hält augenscheinlich beide aus einander, denn es heißt S. 59: „Ihrem Urwesen nach, welches in der Gottheit wurzelt, ist die Seele von Ewigkeit, ihrer Uppsition nach der Weltseele nach hat sie ihren Anfang mit dem Menschengeschlechte genommen.“ Und das Auseinanderhalten der Weltseele und der Gottheit zeugt von gesunder Vernunft, wiefern jene das Gepräge des Endlichen, diese hingegen die Signatur des Unendlichen hat. Zwar ist der Satz des Herrn Professors Perty, die Weltseele sei „zwig lebendige, geistig leibliche Einheit und Wechselwirkung verschiedenster Kräfte“ (S. 50), nicht in allen seinen Bestandtheilen zu billigen. Die Weltseele ist solche kann nur eine solche Einheit und Wechselwirkung der verschiedensten Kräfte sein, welche lebendig und zugleich, obwohl sie der leiblichen Seite der Gesammtheit des endlichen Seins anhaftet, wesentlich geistig ist. Der Umstand, daß die Gottheit die Weltseele und mit ihr die Zeit geschaffen hat,*) schließt es aus, daß sie eine zwig lebendige Einheit und Wechselwirkung der verschiedensten Kräfte ist, wie auf der anderen Seite die Thatsache, daß die Weltseele der Zugriff und die Wechselwirkung der verschiedensten Kräfte, d. h. rein geistiger Potenzen ist, es ausschließt, daß sie die geistig leibliche Einheit und Wechselwirkung dieser Kräfte. Im Uebrigen sind wir einverstanden mit der Behauptung des Verfassers, „die Seele des Menschen sei eine der Positionen der Weltseele“, wiefern mit dieser Behauptung gesagt wird, die Seele sei in der Zeit aus der von der Gottheit geschaffenen Weltseele herausgesetzt. Denn die Behauptung steht mit der Beschaffenheit der Seele in keinem Widerspruch, sie ist vielmehr dieser Beschaffenheit vollkommen angemessen. Der Geist des Seienden ist gerade deshalb, weil er Geist, d. h. die Verneinung des Geistes nach seiner niederen und nach seiner höheren Potenz ist, nicht im Stande, die Seele, die sich als den nach seiner niederen Potenz aufgefaßten Geist bestimmt, aus sich zu erzeugen. Würde wohl in einer derartigen Erzeugung die Wirkung ihrer Ursache, wie es sonst nothwendig ist, entsprechen?

Die Ausstellungen, welche wir an einzelnen Sätzen des Perty'schen Vortrags gemacht haben, gehen keine Befugniß, zu leugnen, daß die in demselben vollzogenen Untersuchungen, welche die Seele betreffen, durchschnittlich gründlich sind, und daß das Ergebniß dieser Untersuchungen die überwiegende Verneinung des Materialismus ist. Zur Gegenthesi ist es die Anerkennung dieser Vorzüge, welche und veranlaßt, den Vortrag der öffentlichen Beachtung zu empfehlen, zumal derselbe einzelne Gedanken darbietet, welche bei dem Kampfe gegen den unseligen Materialismus vortrefflich benutzt werden können. So wird S. 35 bemerkt: „Wer den Geist in der Schöpfung leugnet, muß auch den Zweck leugnen; die Welt und alle einzelnen Dinge in ihr wären sonach zwecklose, zufällige Gestaltungen. — Aber die Leugnung des Zweckes verhöhnt sowohl gegen die unbefangene Anschauung aller Zeiten als gegen die Prinzipien, von welchen sich die Wissenschaft leiten lassen muß. Kann Jemand im Ernste zweifeln, daß das Auge zum Sehen gemacht ist? suchen wir nicht überall in der Physiologie die Function und der Einrichtung der Apparate zu erklären?“ In wissenschaftlicher jener Kampf gehalten wird, desto gewisser ist es, daß der den Sieg verbleibt über den Materialismus, welcher nichts weniger ist, als eine wahrhaft wissenschaftliche Erscheinung. Durch das blose Verdammen des Materialismus wird der wirkliche Sieg über denselben nicht vermittelt.

Breslau. Wilhelm Böhmer.

Mannigfaltiges.

— Amerikanische Zeitungs-Polemik. Zwei zu Richmond, im Staate Virginien, erscheinende Blätter, der Whig und der Inquirer, deren frühere Redacteure vor einigen Jahren ein blutiges Duell ausfochten, in welchem der eine getödtet und der andere schwer verwundet wurde, sind jetzt wieder in einem Federkrieg begriffen, der mit einer ähnlichen Katastrophe zu enden droht. In einem neulichen Leitartikel des Inquirer äußerte sich derselbe über seinen Gegner in folgenden schmeichelhaften Worten: „Die Blödigkeit eines schlechten Gewissens verräth sich in jedem Paragraphen, der von ihm geschrieben wird, und dessen Gemeinheit und ekelhafter Egoismus des Verfassers würdig ist. Ein Mensch, der unter dem Einfluß des abscheulichsten Branntweins strömt, dessen tägliche Beiträge zur politischen Furie aus den Hefen des nächtlichen Trinkgelages bestehen, dessen Grammatik ihn zur untersten Klasse einer Dorfschule verdammen würde und dessen Literatur sich auf eine vertraute Bekanntschaft mit den Anschriften der Schnapsflaschen beschränkt — ein solcher Mensch und eine anständige Zeitung herausgeben! Das ist in der That das plus ultra der Unverschämtheit. In der Argumentation geschlagen, jeder Art von Inkonsequenz und Blödsinn überführt, in eine Ecke getrieben, wo ihm die Flucht unmöglich ist, bleibt dem Redacteur des Whig nichts übrig, als dem Instinkte seiner gemeinen Natur in den Grobsprechereien Luft zu machen.“ Natürlich antwortet der Whig in demselben Ton, was ihm von Seiten des Inquirer eine noch derbere Replik zuzieht, bis man endlich, des gegenseitigen Schimpfens müde, zu handgreiflicheren Argumenten übergeht.

*) Berm. Huber & Comp., 1856.

*) Die Gottheit braucht nicht, ehe sie die Weltseele geschaffen hat, eine Ewigkeit hindurch gewirkt zu haben, vgl. S. 34. Die Gottheit kann der Schöpfung eine Thätigkeit von Ewigkeit her darin entwickelt haben, daß sie Gottheit sich in sich selbst auf eine mehrfache Weise nothwendig offenbart. Das Christenthum hat seinen guten Grund, wenn es die Gottheit sagt als Vater, Sohn und heiligen Geist. Math. XXVIII, 19. Vgl. Schmer's christl. Dogmatik oder Glaubenswissenschaft, Bd. II.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 35), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 108. Berlin, Sonnabend den 6. September 1836.

Frankreich.

Die Meteorologie, ihre Fortschritte und ihre Beobachtungsmittel.*)

Unter dem Erdboden, auf welchem wir leben, finden die Geologen Ueberreste von Pflanzen und Thieren, welche in der Gegenwart nicht mehr erfüllen; aus untrüglichen Zeichen erkennen sie, daß große Flächen, welche gegenwärtig festes Land sind, früher vom Meere bedeckt gewesen, daß an manchen Stellen eine mächtige unterirdische Kraft den Boden hoch emporgehoben, an anderen Stellen unter das Niveau der Gewässer gedrückt hat. Die Erde hat also Revolutionen durchgemacht, in Folge deren ihre allgemeine Struktur und ihre Bewohner sich verändert haben; und es berechtigt uns Nichts zu der Annahme, daß sie gegenwärtig bei einem Zustande angelangt sei, der in Zukunft nicht mehr durch solche Revolutionen verändert werden könne.

Diese Wahrnehmungen in Betreff der Vergangenheit unseres Planeten, diese Besorgnisse in Bezug auf die Zukunft des Menschengeschlechts wären schon genug, und dazu zu veranlassen, daß wir mittelst der Instrumente, welche uns zu Gebote stehen, den gegenwärtigen Zustand der Erde, die Beschaffenheit ihrer Atmosphäre, die in dieser bestündig sich erzeugenden Phänomene sorgfältig beobachten. Aber es giebt noch einen anderen Beweggrund von dringendem Interesse zu diesen Beobachtungen; wir dürfen außer den Aufschlüssen über die Vergangenheit oder die Zukunft der Erde Belehrungen von ganz praktischer Art und von unmittelbarem Nutzen von diesen Beobachtungen erwarten. Indem wir darlegen, auf welchem Wege man zu diesen Belehrungen gelangt, und indem wir durch einige Beispiele den Nutzen klar machen, den man darauf ziehen kann, werden wir die Bedeutung der Meteorologie in wissenschaftlicher und in praktischer Beziehung in das rechte Licht stellen.

I.

Die Atmosphäre wird fortwährend durch zahlreiche Ursachen in Bewegung gesetzt. Wenn sie nur aus Luft bestände, wenn sie auf allen Stellen der Erdkugel eine gleiche Temperatur hätte, würde sie bald in den Zustand eines unveründerlichen Gleichgewichts und einer beständigen Ruhe gelangen. Dies ist aber nicht der Fall; die unter den verschiedenen Breitengraden mit verschiedener Stärke wärmende Kraft der Sonne, abwechselnd auf diese und auf jene Halbkugel sich richtend, dehnt nach einander die atmosphärische Masse in ihren verschiedenen Partieen aus und bewirkt dadurch Luftströmungen oder Winde, deren Richtungen und Geschwindigkeiten sich fortwährend ändern. Hierzu kömmt noch der Einfluß des in der Atmosphäre enthaltenen Wasserdunstes. Die Atmosphäre ist also in fortwährender innerer Bewegung, weil störende Ursachen, periodische oder zufällige, fortwährend und unter immer anderen Verhältnissen ihre Wirkungen in ihr ausüben. Aus diesen Bewegungen gehen alle atmosphärischen Phänomene hervor: der Wechsel von Regen und klarem Himmel, von Wind und Windstille, von Hitze und Kälte, Erscheinungen, die auf den Menschen, auf seine Gewohnheiten und seine Verrichtungen einen so mächtigen Einfluß ausüben. Aus dem Bedürfniß des Menschen, den schädlichen Einflüssen der Atmosphäre sich zu entziehen und ihre wohlthätigen Wirkungen zu seinem Nutzen zu verwenden, ist die Meteorologie entstanden. Sie stammt aus den ältesten Zeiten des Menschengeschlechts, sie beschäftigte die Philosophen des Alterthums, sie lieferte den Dichtern Stoffe, und für die Ackerbauer aller Zeiten war sie der Gegenstand bleibender Aufmerksamkeit. Sie beobachteten scharf und brachten die woharen oder falschen Zeichen, die ihnen dazu dienten, die Wiederkehr des schönen Wetters oder die Fortdauer des Regens voranzukündigen, in volksthümliche Sprüche, die sich immer noch erhalten. Der behauptete Einfluß der Mondphasen, der St. Medardus-Regen und so viele andere von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Wetterregeln geben das Bedürfniß kund, welches der Mensch hat, das Wetter im Voraus zu kennen. Als die Wissenschaft der allgemeinen Physik auflam, richtete sie ihr Studium immer auch auf die Meteore; es fiel ihr freilich nicht ein, dieselben lange vorher ankündigen zu wollen; sie suchte sie zu erklären, und da sie damit angefangen hatte, die Eigenschaften der Gase und der Dünste zu erforschen, so konnte sie den Mechanismus der Phänomene, welche aus der gleichzeitigen Wirkung der Gase und der Dünste hervorgehen, im Allgemeinen begreifen, zum Theil auch in seinen Einzelheiten erkennen.

Es war dies ein großer Fortschritt; aber die Physik leistete der Meteorologie noch einen anderen bedeutenderen Dienst; indem sie ihr Instrumente zum Messen und dadurch die Möglichkeit gab, an allen Orten genaue Beobachtungen anzustellen, die man dann mit einander vergleichen konnte, erhob sie die Meteorologie zum Range einer Wissenschaft. Es sei uns erlaubt, über diese Instrumente, ihren Zweck und über den einsichtsvollen Gebrauch, den man heutzutage von ihnen macht, einige Worte zu sagen.

Das Erste, welches sich uns darbietet, gehört ganz eigentlich der Meteorologie an; das Instrument, mittelst dessen der atmosphärische Druck gemessen wird. Die Luft ist schwer. Hiervon überzeugt man sich, indem man ein Gefäß erst mit Luft gefüllt und dann leer auf die Wagschale legt. Die atmosphärische Luft übt auf uns, wie das Wasser auf die Fische, einen Druck aus, der zunimmt oder abnimmt, je nachdem die Höhe der Luftschicht über uns zunimmt oder abnimmt. Mit dem Gedanken, diesen Druck durch die Höhe der Quecksilbersäule, welcher er in einer luftleeren Röhre das Gleichgewicht hält, zu messen, hatte Toricelli das Barometer erfunden. Nimmt man zum Barometer das Anemometer hinzu, welches die Richtung und die Geschwindigkeit der Winde anzeigt, so hat man die beiden Instrumente, welche dazu dienen, die mechanischen Veränderungen der Atmosphäre, ihre Veränderungen in Bezug auf den Druck und ihre Bewegungen in horizontaler Richtung zu beobachten.

Der in der Atmosphäre enthaltene Wasserdunst ist das hauptsächlichste der von der Natur zur Entwickelung des Pflanzenlebens angewandten Mittel. Um den Mechanismus, durch welchen die Natur es bewirkt, daß an den Orten und in den Zeiten, wo er am nützlichsten ist, der Wasserdunst am reichlichsten in der Atmosphäre vorhanden ist, zu begreifen, bedurften die Meteorologen eines Instruments zur Bestimmung des Maßes, in welchem Wasserdunst in der Luft enthalten ist. Man hat lange Zeit nach einem solchen Instrument vergeblich gesucht. Man glaubte es gefunden zu haben, als man an gewissen Substanzen die Eigenschaft entdeckt hatte, die Feuchtigkeit anzuziehen und durch sie in ihrem Volumen verändert zu werden. Die Haare, welche beim Regen weich werden und sich verlängern, die Taue, welche sich zusammendrehen und verkürzen, wurden Hygrometer. Saussüre erfand das Haar-Hygrometer, welches in der Wissenschaft Epoche machte, ohne ihr viel zu nützen. Ein einziges ausgespanntes Haar setzt in dieser Vorrichtung, indem es unter dem Einfluß der Feuchtigkeit oder der Trockenheit der Luft sich verlängert oder verkürzt, einen Zeiger auf einem mit Graden versehenen Quadranten in Bewegung. Die absolute Trockenheit der Luft ist auf dem Zifferblatt mit 0, die äußerste Feuchtigkeit mit 100 bezeichnet. Wie sinnreich dieses Hygrometer auch ist, so genügte es doch den Anforderungen der Meteorologen nicht. Diese haben an Feuchtigkeitsgraden nach einer willkürlichen Eintheilung nicht genug; sie müssen wissen, wie viel Loth Wasser ein Kubikfuß Luft zu irgend einer Tageszeit enthält. Die Versuche der Naturforscher, das Saussüresche Hygrometer zu vervollkommnen oder ein anderes, besseres Hygrometer herzustellen, blieben lange ohne den gewünschten Erfolg; sie hatten diesen erst, als man die Eigenschaften der Dünste genauer kennen gelernt hatte. Der englische Physiker Daniell machte die Ent-

*) Es wird gewiß auch deutschen Lesern, welche die Verdienste unseres Mitbürgers, Herrn Professor Dove, um die Wissenschaft der Meteorologie zu schätzen wissen, angenehm sein, diese aus französischer Feder (der Verfasser ist der bekannte Physiker Jamin) geflossene Kritik des gegenwärtigen Standpunktes dieser Wissenschaft kennen zu lernen.

deckung, daß ein mit Wasser gefülltes Glas, wenn man das Wasser kälter machte, sich bald auf der Oberfläche mit einem feinen Thau bedeckt zeigte; je feuchter die Luft war, desto weniger brauchte er die Temperatur des Wassers zu vermindern, um den Thau herbeizuführen; je trockener die Luft war, desto mehr mußte er die Temperatur des Wassers vermindern, um den Niederschlag des Wasserdunstes der Luft auf der Oberfläche des Glases zu bewirken. Diese Beobachtung genügte, um den hygrometrischen Zustand der Luft genau zu bestimmen. In neuester Zeit hat Dr. August in Berlin die Beobachtung gemacht, daß, wenn man die Kugel eines Thermometers mit nasser Gaze bedeckt, dadurch eine Erniedrigung des Thermometerstandes bewirkt wird. Dies ist so zu erklären: das Wasser, mit dem die Gaze getränkt ist, verdunstet und kühlt sich dabei ab; und da die Verdunstung in dem Maße stärker vor sich geht, als die Atmosphäre trockener ist, so ist das Sinken des Thermometerstandes in der trockenen Luft bedeutender, als in der feuchten. Mittelst der auf Grund dieser Beobachtungen hergestellten Hygrometer können die Beobachter die auf die Feuchtigkeit sich beziehenden Vorgänge in der Luft genau beobachten. Sie thun noch mehr: sie erforschen die hygrometrische Beschaffenheit der Atmosphäre über den Meeren, über den Kontinenten, in der Nähe der Pole, unter dem Aequator, während der verschiedenen Jahreszeiten; sie entwirren die lokalen Einflüsse, stellen allgemeine Resultate fest und erkennen die Umstände, unter denen die Wasserdünste sich als Thau, als Reif, als Regen, als Schnee oder als Hagel niederschlagen. Sie messen die Menge Wasser, welche jährlich auf ein Land fällt. Es hat dies keine Schwierigkeit; man fängt den Regen, Schnee u. s. w. in dem oberen Theile einer Tonne auf, läßt das Wasser durch ein kleines Loch in einen zweiten unteren Raum der Tonne laufen, wo es durch Verschluß am Verdunsten verhindert wird, und mißt es am Ende des Jahres.

Mittelst der angegebenen Instrumente erforschen uns die Meteorologen die atmosphärischen Meteore, wie die Astronomen mittelst der Fernröhre die Bewegungen der Himmelskörper. Als die Hauptursache aller Vorgänge in der Atmosphäre ist die von der Sonne kommende Wärme erkannt. Ungleich vertheilt über die Erdkugel und allmählich über die verschiedenen Gegenden sich verbreitend, zerstört diese Sonnenwärme beständig das Gleichgewicht in der Atmosphäre, welches ohne ihre Wirkung sich herstellen würde. Die Beschaffenheit der Atmosphäre in Bezug auf die Wärme muß erforscht werden, nicht blos, weil diese eines der Elemente des Lebens der Erde ist, sondern auch, weil sie die Ursache der darin vorkommenden Phänomene ist, und weil die Wissenschaft sich keinen anderen Zweck setzen darf, als den, die Beziehungen zwischen den Ursachen und den Wirkungen zu ergründen. Das Instrument, welches diesen Forschungen dient, ist das Thermometer; aber man würde sehr irren, wenn man meinte, daß der Gebrauch dieses Instruments keine Schwierigkeiten habe. Kein Beobachtungsmittel erfordert, um mit Nutzen gebraucht zu werden, so viele Vorsichtsmaßregeln, wie das Thermometer.

Die Sonnenstrahlen, welche durch die himmlischen Räume gehen, ohne daß ihre Wärme hier absorbirt wird, erfahren während ihres Durchganges durch die Erd-Atmosphäre eine bedeutende Schwächung ihrer wärmenden Kraft, indem die Erd-Atmosphäre einen bedeutenden Theil der Wärme der Sonnenstrahlen in sich aufnimmt. Während die Kraft der Sonnenstrahlen abnimmt, nimmt die Temperatur der Luft zu. Daß diese beiden Phänomene wohl zu unterscheiden sind, erfährt man am besten auf hohen Gebirgen. Die Sonnenstrahlen sind hier in dem Maße brennender, als die Atmosphäre, in der man sich befindet, eisiger ist. Bei Beobachtung des Thermometers darf dieser Unterschied zwischen der unmittelbaren Wirkung der Sonnenstrahlen und der Wärme der Luft nicht außer Acht gelassen werden. Will man die Temperatur der Luft messen, so muß man das Thermometer an einen schattigen Ort bringen; will man die direkte Wirkung der Sonne messen, so muß man anders zu Werke gehen. Man muß ein mit kaltem Wasser gefülltes Glas den Sonnenstrahlen aussetzen. An dem Grade der Erwärmung, welche das Wasser erfährt, wird man die wärmende Kraft der Sonne erkennen. Herr Pouillet hat mittelst dieser Vorrichtung, die er Pyrheliometer nennt, die wärmende Kraft der Sonne so mächtig gefunden, daß sie im Stande wäre, im Laufe eines Jahres eine die Erde bedeckende Eisschicht von 31 Mètres Dicke zu schmelzen. (Schluß folgt.)

Finnland.

Das finnische Völkchen der Woten.

Nach August Ahlquist.

(Schluß.)

„Weizen heißt in allen jämischen Dialekten nisu, welches Wort die genuine finnische Bezeichnung dieses Begriffes ist, die aber den Karelern, die im Norden leben und dieses Korn nicht kennen, unbekannt blieb, daher sie denn in der Folge offenbar aus der skandinavischen Sprache das Wort rehuk entlehnten. Das Wort tapan bedeutet in den meisten jämischen Dialekten ursprünglich nur „schlagen", und tapan richtä (richta, rigt) hat die Bedeutung von „dreschen"; dagegen hat das Karelische die Bedeutung dieses Wortes auf die von „todtschlagen" beschränkt und nennt das „Dreschen" puin (richti). In der Lautbildung und den Bengungsformen aber ist die Ungleichheit zwischen dem karelischen und dem jämischen Dialekt und die Uebereinstimmung unter den Abkömmlingen dieses letzteren noch auffallender, und ich erlaube es mir, den Leser auf einige besonders hervorstechende Eigenthümlichkeiten desselben aufmerksam zu machen, indem ich die Anmerkung unterschiede, daß das Tawastländische durch eine langdauernde und enge Berührung mit dem Karelischen, sowie durch den Einfluß der finnischen Schriftsprache, die schon bei ihrem Beginnen weit mehr karelische Elemente hatte, als man ihr gewöhnlich zugesteht, bedeutend von seinem gemeinsamen jämischen Charakter verloren hat, wie es auch in geringerem Maße und theilweise auch anderen Ursachen mit dem Wotischen der Fall ist; im Wepsischen und Esthnischen dagegen findet er sich in größerer Reinheit.

„Namentlich in Hinsicht der Vokale unterscheiden sich die jämischen Dialekte von den karelischen; hier zeigt es sich zuerst und vornehmlich, daß die ersten die Vokal-Harmonie entweder nicht ausgebildet oder bereits abgelegt haben. Dieser Exstein in dem Lautsystem der finnischen und türkisch-tatarischen Sprache fehlt durchaus den Esthnischen und Wepsischen, ist im Wotischen nicht konsequent durchgeführt, kömmt dagegen im Tawastländischen vor. Weiter ist der Mangel der drei karelischen Diphthongen uo, yö, ie in den drei obengenannten Dialekten gesetzlich und wird durch die gedehnten ō, ö, ē ersetzt, ein Verhältniß, das um so merkwürdiger ist, als jene Diphthongen auch im Tawastländischen sich nicht finden, hier aber dann uu, yä, ie oder iä (s. „Suomi" 1851, S. 51 und 1854, S. 110) ersetzt werden. Sowohl die Vokal-Harmonie als die genannten Diphthongen hat man jedoch aus Unkenntniß oder wegen mangelhafter Forschungen dem Esthnischen zugeschrieben, — mit welchem Rechte, ist aus dem eben Gesagten klar. Schließlich ist die Vokal-Elision ein für die jämischen Dialekte und besonders das Esthnische und Wepsische, in geringerem Grade auch für das Wotische und Tawastländische, eigenthümliches Verhältniß. Sie geschieht gewöhnlich am Auslaut, so daß im Nominativ der Schluß-Vokal von allen dreisylbigen und solchen zweisylbigen Wörtern, in welchen die erste Sylbe durch einen gedehnten Vokal oder durch Position quantitativ lang ist, abgeworfen wird, wogegen der Auslaut-Vokal solcher zweisylbigen Wörter, deren erste Sylbe quantitativ kurz ist, erhalten wird. Auch am Inlaut kömmt eine solche Elision im Esthnischen und Wepsischen sehr oft vor; so z. B. ist der Stamm des wepsischen Wortes sanged, dick, welches bereits eine Elision des Auslaut-Vokals erlitten hat, — sangeda (im Finnischen sankea), Genitivus nicht sangedan, sondern sangtan, Adessivus sangtat u. s. w.; so ist auch im Esthnischen die frequentative Form des Wortes tapan, schlagen, nicht, wie im Finnischen, tappelen, sondern, mit Elision des Inlauts, tapten; vieler anderer Beispiele nicht zu gedenken. Diese Eigenthümlichkeit, besonders die Elision des Auslaut-Vokals, hat man aus Unkenntniß sowohl des Tawastländischen, als des Esthnischen, dem Einfluß der germanischen Sprachen zugeschrieben, obschon sie allen jämischen Dialekten gemein ist. Minder auffallend, obschon immer charakteristisch genug, ist der Umstand, daß der esthnische unreine o-Laut, der in der Schrift dieser Sprache mit õ bezeichnet wird, auch im Wotischen und Wepsischen angetroffen wird, während von ihm, so viel mir bekannt ist, im Tawastländischen keine Spur vorkömmt.

„In Betreff der Konsonanten und deren Veränderungen sind die Unterschiede zwischen den in Frage stehenden Dialekt-Gruppen im Allgemeinen sehr gering. Im Vorbeigehen kann hier jedoch angemerkt werden, daß die jämischen Dialekte größere Neigung zeigen, zwei Konsonanten im Anlaut zu dulden, als die karelischen, besonders muta, vornehmlich liquida; hierher gehört auch die Neigung, auf den Nominal- und Verbal-Endungen das Schluß-n, welches das Karelische so sehr liebt, und sogar auch diesen Konsonant inmitten des Wortes auszustoßen (vergl. z. B. die Esthnischen küis, läis, kaa mit den Finnischen kysni, läsni, kansi).

„Um nun auf die Bengung der Nomina zu kommen, so ist es dasselbe Verhältniß, welches das Wotische und Esthnische den ben finnischen Genitivo charakteristischen —u betrifft. Die in die finnische Grammatik eingeführten karelischen Casus prolativus und comitativus haben in den jämischen Dialekten nichts Entsprechendes, wenngleich in gewissen Artikeln schwache Andeutungen desselben vorkommen. Dagegen ist im Esthnischen und Wotischen durch Zusammensetzung des Genitivo mit der Partikel kaua, die zu ku oder ge verkürzt wird, ein eigener Casus entstanden, den Fählmann*) unter dem Namen instru-

*) Dr. Friedr. Robert Fählmann, Lektor der esthnischen Sprache an der Universität, sehr geschätzter und vielbeschäftigter Arzt, langjähriger Bräsident

Digitized by Google

nentalis in die estnische Grammatik eingeführt hat. Wenn auch diese Zusammensetzung in vielen Fällen dem finnischen Adessivus entspricht, muß es doch weiteren Forschungen überlassen bleiben, inwiefern ihr wirklich der Name eines Casus zukommt. Was mich anbelangt, so habe ich in der vorliegenden Arbeit den Genitiv nicht mit der Postposition zusammen geschrieben, da solches mir nicht in der Aussprache des Volkes zu liegen scheint. Der Adessiv, Allativ und Inessiv der jämischen Dialekte unterscheiden sich von denen des Karelischen, sowie denen der gegenwärtigen finnischen Schriftsprache, dadurch, daß in den ersteren der Kasual-Konsonant einzeln steht; daher rühren denn auch die Inessive der finnischen älteren Schriftsprache, wie turussa, talossa, die durchaus nicht unrichtig, sondern jämische Dialektismen sind. Bemerkenswerth ist es, daß der Adessiv des Tawastländischen (mit einem einzelnen t-Laut) in allen übrigen jämischen Mundarten, mit Ausnahme des Wotischen, sich wiederfindet. Durch ihren vollern Laut scheint aber dennoch die karelische Adessiv-Endung in der neueren finnischen Schriftsprache den Vorrang zu gewinnen, obgleich beide Hauptdialekte gleichen Anspruch darauf haben, da sie beide die Adessiv-Endung auf ttaga oder tagn (ttägä oder tägä) ursprünglich besäßen, welche noch im Lappischen im Gebrauch ist. — Ueber die Bildung des Adjektivs habe ich nicht weiter zu sagen, als daß die jämischen Dialekte, wenigstens der estnische und der wotische, einer besonderen Endung für den Superlativ entbehren; wie weit dies auch im Tawastländischen der Fall ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, so lange detaillirtere Dialekt-Beschreibungen fehlen. Im Wepsischen ist die Superlativ-Endung wohl nicht unbekannt, wird jedoch in den meisten Fällen, wie in den beiden vorgenannten Dialekten, durch den umschriebenen Superlativ ersetzt. — Anlangend das Pronomen, ist es für die jämischen Dialekte besonders bezeichnend, daß sie, mit Ausnahme des tawastländischen, die Possessive suffixa nicht bilden können oder doch ihren Gebrauch allmählich unterlassen haben; im Wepsischen kommen sie nur in Verbindung mit Personal-Pronominen vor, im Tawastländischen aber bedient man sich ihrer in gleich hohem Grade wie im Karelischen, was ohne Zweifel dem Einfluß dieses Dialekts auf jene Mundart zuzuschreiben ist. — In den Beugungen der Verba, die im Allgemeinen in der finnischen Sprache nicht zahlreich sind, sind die Unterschiede zwischen der karelischen und jämischen Dialekten-Gruppe nicht bedeutend. In rechnen sind hierher jedoch der häufigere Gebrauch des —si als Präteritio-Endung, des —kse, —sse, —s als Endung des Praesens passivus, die größere Armuth an Formen für den modus substantivus ꝛc.

„Das Gesagte mag genug sein zur Charakterisirung der jämischen Mundarten und zum Beweise, daß sie in bestimmten Punkten sich vom Karelischen unterscheiden, dessen Eigenthümlichkeiten zum großen Theile in der finnischen Schriftsprache repräsentirt oder wenigstens in den finnischen Grammatiken mehr als die des Jämischen angeführt sind. Will man aus dem Gesagten praktische Schlüsse ziehen, so findet man, daß das Jinnische, oder die sogenannte Suomi-Sprache im Allgemeinen, und die finnische Schriftsprache, soweit sie sowohl karelische als jämische Elemente in sich vereint, ein Totalbild des ganzen westfinnischen Sprach-Idioms darstellt, und daß aus den angeführten Ursachen es unrichtig ist, das Finnische und das Estnische als Schwesterssprachen aufzufassen. Der Streit über diesen letzten Punkt ist jetzt um so fruchtloser, als die estnischen Sprachforscher und Schriftsteller endlich zur Ueberzeugung gelangen, daß viele Vorkommnisse in dem Bau ihrer Sprache nur mit Hülfe des Finnischen erklärt werden können, und daß ihre Sprache aus ihrer orthographischen Klemme nicht früher sich befreien wird, als bis die finnische Orthographie vollständig auf sie übergegangen ist. Ist einmal diese Reform durchgeführt, so wird die nahe Verwandtschaft, in welcher beide Sprachen jedenfalls stehen, so innig werden, daß aus ihr einst große Resultate für die Bildung beider Sprachen und beider Völker hervorgehen müssen.

„Und dem Gesagten ersieht der Sachkundige ferner, daß bei der Bestimmung einer finnischen Mundart in Hinsicht ihres Genus keine anderen generellen Bestimmungen gelten können, als die eines jämischen und eines karelischen Genus, und daß meine Bemerkung zu Sjögren's Aeußerung über das Wotische nicht unbegründet war. Aus der vorliegenden Arbeit geht aber auch hervor, daß die von Sjögren angegebene nähere Verwandtschaft des Wotischen mit dem Wepsischen oder Nord-Tschudischen lange keine so große ist, als die mit dem Estnischen, besonders dem Dorpat-Estnischen. Weiter wird man finden, daß die karelische Mundart Ingermannlands, welche die Woten von Urzeiten her beständig in nächster Nähe vernahmen, einen sehr bedeutenden Einfluß auf ihre Mundart ausübte. Ein solcher Einfluß ist auch von Seiten des Russischen nicht ausgeblieben, da die Russen dort mit wenig Ausnahmen in demselben Verhältniß zu den Woten stehen, wie in Finnland die Schweden zu den Finnen standen und noch stehen, da namentlich die Kirchensprache der Woten die russische ist. Aber auch das Schwedische hat zur Bereicherung des wotischen Wörter-Verzeichnisses beigetragen, besonders wo es sich darum handelte, im mehr civilisirten Leben vorkommende Begriffe auszudrücken.

„Ob die vorliegende Arbeit ein treues und klares Bild der wotischen Sprache darstellt, mag der Sachkundige beßimmen. Die Materialien zu derselben sammelte ich im Sommer 1854 und Winter 1855 da ich zu zwei verschiedenen Malen ungefähr während dreier Monate mich in der Gemeinde Kattila aufhielt und der Gastfreundschaft des lutherischen Predigers dieser Gemeinde, Mag. phil. Johan Groundström, genoß. In der hier mitgetheilten Grammatik folgte ich in der Formlehre der Methode von Eurén's finnischer Grammatik, während die Lautlehre nach mehr wissenschaftlichen Grundsätzen, als in ihr verfolgt sind, aufgestellt ist. Die hier abgedruckten Gesänge, welche mit anderen bei dem wotischen Volke bereits in Vergessenheit gerathen, sind jetzt, da die letzte Person, die sie rezitirte, ein Weib aus der Nähe des Kirchdorfes Kattila, einige Wochen nach meiner Heimkehr von dorther gestorben ist, für alle Zeit ins Grab gesunken. Daß sie trotz der Sorgfalt, mit welcher ich sie verzeichnete, und trotzdem, daß ich sie mit einer vom Professor Lönnrot nach dem Diktamen desselben Weibes angestellten Sammlung vergleichen konnte, doch in vielen Stücken fragmentarisch und unklar geblieben sind, mag man mir nicht zur Schuld anrechnen; ihr vornehmster Werth ist ihre Eigenschaft als Sprachprobe. Einen größeren poetischen Werth haben die Sagen, welche ich eingefügt habe; in wie weit sie genau wotisch sind, wage ich nicht zu beurtheilen."

Die Sage von der schönen Melusina in Luxemburg.

Das bekannte, fast in alle europäische Sprachen übersetzte Volksbuch: „Geschichte der schönen Melusina", als dessen Verfasser man gewöhnlich Jean d'Arras, nach Anderen auch den Grafen Etienne de Lusignan, bezeichnet, hat die Melusina-Sage nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch in Deutschland allgemein bekannt gemacht; weniger bekannt indessen dürfte es sein, daß die Sage sich auch, obwohl mit wesentlichen Abweichungen, auf deutschem Boden, nämlich in Luxemburg und zu Metzer, in der Grafschaft Chiny, vorfindet, ohne daß wir dadurch und indessen veranlaßt sehen könnten, der Melusina-Sage einen deutschen Ursprung zu vindiziren.

Was die an das Schloß Meltzer, dessen Gründung man gleichfalls der Melusina zuschreibt, sich knüpfende Sage betrifft, so hatte ich leider keine Gelegenheit, sie dort unmittelbar aus dem Volksmunde zu schöpfen; ich begnüge mich daher damit, die in Luxemburg verbreitete Melusina-Sage mit ihren verschiedenen Varianten wiederzugeben.

Der Sage nach, sollen die Celten auf der Stelle des heutigen Luxemburg eine nach deren Vertreibung von den Treverern bewohnte Burg besessen und unter dem Kaiser Gallienus († 20. März 268) auf dem Rahnsfelsen eine gallo-römische Kolonie bestanden haben, deren Befehlshaber, Lucius oder Lucilius, ein Kastell auf dem Bockfelsen bewohnt und dem Orte — Lucilienburg — seinen Namen gegeben hätte. — Andere leiten den Namen Luxemburg von Luxil, niederdeutsch lüttel, englisch little, dänisch lille, das heißt klein, ab, wonach also Luxemburg, im Volksmunde Lezeburch, so viel als kleine Burg bedeuten würde.

Schloß und Kolonie Luxemburg müssen indessen schnell verfallen sein; im Jahre 783 schenkte Karl Martell († das Terrain von Luxemburg, als Annexe des Kirchspiels Weimerskirchen, eines kleinen Dorfes unweit der heutigen Stadt, der Abtei St. Maximin zu Trier, zum Dank für seine durch den Schutzpatron derselben bewirkte Heilung von schwerer Krankheit.

Da verirrte sich Siegfried, Herr zu Körich und Sohn des Ardennen-Grafen Ricuin, einst auf der Jagd in das wilde Thal der Alzette, wo er eine Jungfrau traf, schöner, als er sie je gesehen. Diese Jungfrau war Melusina, die Elfe der Alzette. Siegfried entbrannte sofort in Liebe zu ihr, und um ihr immer nahe sein zu können, beschloß er, das Gebiet, auf welchem sie weilte, zu erwerben. Er tauschte daher das ansruchbare Gebiet von Luxemburg von der Abtei St. Maximin in Trier gegen seine reiche Besitzung Feulen bei Ettelbrück ein,*) mit der Absicht, auf dem von der Alzette bespülten Bockfelsen ein Schloß zu bauen; aber — er hatte kein Geld! In dieser Noth wandte er sich an den Teufel, dem er seine Seele nach dreißig Jahren zu überlassen sich anheischig machte, unter der Bedingung, daß dieser ihm auf dem Bocke eine Burg erbaue, prächtig, wie das Schloß des Königs Lothar, und diese Burg mit seiner bis-

---

der gelehrten ethnischen Gesellschaft in Dorpat, geb. den 21. December 1799, † den 10. April 1850.

*) Dieser Tausch fand um 17. April Jahres 963 statt. D. Verf.

Digitized by Google

herigen Residenz Körich — einem zwei bis drei Meilen von Luxemburg entfernten Dorfe, dessen Einwohnern Siegfried das Luxemburger Bürgerrecht verlieh, — durch eine bequeme Straße verbinde. Der Teufel erfüllte seine Versprechungen so gewissenhaft, daß er Burg und Straße in einer Nacht zu Stande brachte.

Siegfried heiratete hierauf die schöne Melusina, der er versprach, erstenz, nie nach ihrer Herkunft zu forschen, und zweitens, sie jeden Sonnabend allein zu lassen. Elfe der Alpette, war Melusina die Annahme der menschlichen Gestalt zwar gestattet, aber nur unter der Bedingung, daß sie an einem Tage der Woche ihre natürliche Gestalt beibehalte. Fünfundzwanzig Jahre lang, während welcher Zeit Siegfried mit seiner Gemahlin in einer höchst glücklichen Ehe lebte, hielt er sein Versprechen, bis er endlich durch seine Neugierde sich verleiten ließ, seine Gemahlin an einem Sonnabend in ihrem Zimmer zu belauschen, wo er sie in einem Wasserbecken in aller ihrer Schönheit badend fand, aber ihr Leid endete in einen ungeheuren Fischschwanz!

Bei dieser Entdeckung stieß Siegfried einen Schreckensschrei aus, und augenblicklich war seine heißgeliebte Gemahlin in den Felsen des Bockes, der plötzlich zu ihren Füßen sich öffnete, verschwunden. Alle sieben Jahre indessen erscheint sie, auf Erlösung harrend, auf dem Bockfelsen, da wo ehemals das von Siegfried erbaute, 1541 stürzte Schloß — die Wiege des Luxemburger Fürstenhauses — stand. Wer ihr dann den goldenen Schlüssel zu ihrer geheimen Felsengrotte zu entwinden vermag, erhält neben ihrer Hand die Herrschaft über das reiche Gebiet der Alzette.

Nach einer anderen Sage erscheint sie nicht in menschlicher Gestalt, sondern in Form einer ungeheuren Schlange, und derjenige, der sie erlösen will, muß ihr den goldenen Schlüssel mit den Zähnen aus dem Rachen nehmen. — Auch sah man sie an einem Hemd nähen, zu welchem der Bockfelsen — auf dem kein Grashalm wächst — den Flachs geliefert. Alle sieben Jahre macht sie einen Stich; wenn das Hemd fertig ist, so wird der Bockfelsen und die Stadt Luxemburg untergehen, sie aber ist erlöst.

Eines Nachts erschien sie einer Schildwache auf dem Bock, weiß gekleidet, im ganzen Glanze ihrer Schönheit, und forderte den Soldaten auf, zu ihrer Erlösung sechs Sonntage hinter einander die Frühmesse zu hören. Der Soldat versprach's; fünf Sonntage hielt er sein Versprechen gewissenhaft, am sechsten versäumte er die Frühmesse, und an demselben Tage war er todt.

Was nun Siegfried betrifft, so führte derselbe nach dem Verluste seiner geliebten Melusina ein einsames und trauriges Leben, bis ihn endlich, nach Ablauf seines dreißigjährigen Paktes, der Teufel inmitten eines auf seinem Schlosse veranstalteten prachtvollen Festes holte und lebendig durch die Lüfte führte.

So weit die Sage; abweichend von derselben berichtet uns die Geschichte, daß Siegfried am 14. August 998 in Luxemburg ruhig auf seinem Bette starb und, seinem Wunsche gemäß, in der Abtei St. Maximin in Trier, an der Seite seiner Gemahlin Hedwig von Elsaß, beigesetzt wurde.

Die Verwandtschaft der Luxemburger Melusina-Sage mit der im Poitou verbreiteten, an das Schloß Lusignan anknüpfenden, später zum Volksbuche gewordenen Sage springt bei dem flüchtigsten Blicke in das Auge, ganz abgesehen davon, daß die Sage im Poitou direkt auf Luxemburg hinweist, indem sie Anton, den vierten Sohn des Grafen Raimund und der Melusina, Herzog von Luxemburg werden läßt. Eben so augenscheinlich indessen trägt die Luxemburger Sage, in vielen Stücken von dem Volksbuche abweichend, ein selbstständiges Gepräge.

Welcher Umstand zur Entstehung dieser Sage Veranlassung gegeben, das zu entscheiden überlassen wir Anderen, und begnügen wir uns, mitzutheilen, daß einer der sieben, schon 1050 abgebrochenen Thürme der Ringmauer, mit welcher Siegfried die von ihm gegründete Stadt Luxemburg umgab, den Namen Melusinenthurm führte, ein Umstand, der wenigstens für das Alter der Luxemburger Melusina-Sage sprechen dürfte.

Dr. R. Mädebner.

Mannigfaltiges.

— Auf was ruht unsere Erde? Die alten Chinesen ließen den Erdkörper, „wie ein Schiff", vom Meere getragen werden. Unterdem Meere sollte wieder Himmel sein; diesem Unterhimmel kommen wir in dem Maße näher, als der tragende Ozean kleiner wird, und das endliche Ergebniß des Niederganges ist ein Festsitzen der Erde, welches ihre Zerstörung zur Folge hat. Die uns umgebende Hohlkugel ist nämlich an allen Seiten festes Gewölbe, und dieses scheint seine Stütze in sich selber zu haben. Eine so nüchterne Anschauung hat den Hindu und den West-Asiaten nicht befriedigen können: wie das älteste Griechenthum die himmlische Wölbung auf einer Titanen Schultern lud, so schob der alte Hindu'smus unserer Erdscheibe Elephanten, Riesenschildkröten u. dergl. als lebendige Pfeiler unter. Die Völker semitischen Stammes aber brüteten, ob zwar erst im Mittelalter, noch gewaltigere Dinge aus. Man höre z. B., wie ein Araber sich vernehmen läßt. „Als Gott der Herr — so sagt unser Gewährsmann — die Erde geschaffen hatte, bewegte sie sich hin und her, wie ein Schiff, und konnte nicht fest stehen. Da schuf der Herr einen außerordentlich starken Engel, dem er unter die Erde zu treten und sie auf seine Schultern zu nehmen befahl. Der Engel that alles; er streckte den einen Arm nach Osten, den anderen nach Westen und stützte auf diese Weise die Erde an allen Seiten. Da aber die Füße des Engels keinen Standpunkt hatten, so schuf Gott aus Rubin einen ungeheuren Felsen mit siebentausend Löchern, von denen jedes ein Meer enthält; die Wassermasse in diesen Meeren ist nur Gott bekannt. Darauf befahl er dem Felsen, unter die Füße jenes Engels zu rücken. Da aber auch der Felsen nicht fest stand, so schuf Gott einen Ochsen von solcher Größe, daß zwischen je zweien seiner Füße ein Raum ist, der eine Reise von fünfhundert Jahren erfordert. Der Ochse nahm den Rubinfelsen auf Rücken und Hörner; allein auch er konnte in keiner Weise feststehen. Jetzt schuf Gott einen über alle Beschreibung ungeheuren Fisch: wenn man die Welt in eines seiner Nasenlöcher gesteckt hätte, sie wäre vergleichungsweise nicht anfenthalte gewesen als ein Senfkorn, das auf einem großen Felsen läge. Der Fisch nahm unter den Füßen des Ochsen seinen Platz; damit aber auch er auf etwas ruhen könne, schuf Allah unter ihm Wasser, unter dem Wasser Luft, unter der Luft aber — Finsterniß. Hier ist unser Wissen abgeschnitten, indem nur Allah davon Kenntniß haben kann, was auf die Finsterniß folgt." Die Zerstörung der Erde (und des Himmels dazu) geht bekanntlich dem Auferstehungstage voran: da wird das Firmament zerschmelzen, die Berge werden wie Vögel herumfliegen u. s. w. Ob jener kolossalen Lastträger der Welt, nachdem ihre Dienste überflüssig geworden, ein wohlverdientes Invaliden-Asyl wartet, darüber erfahren wir nichts Gewisses.

— Ersteigungen des Ararat. Die Times vom 22. August enthält ein Schreiben des Majors Robert Stuart, britischen Kommissars in Erzerum, in welchem er über eine von ihm in Begleitung mehrerer seiner Landsleute, einiger türkischer Diener und des Kurden-Häuptlings Jssaf-Bey bewerkstelligte Ersteigung des Ararat berichtet. „Am Gipfel angelangt", schreibt er, „tranken wir als loyale Briten ein Glas Branntwein auf das Wohl unserer geliebten Königin. Ihre Majestät wird vielleicht geruhen, diesen Ausdruck unserer Huldigung zu genehmigen, wenn sie bedenkt, daß ihr Name wahrscheinlich der erste ist, der auf jener feierlichen Höhe ausgesprochen worden, seitdem der große Stammvater des Menschengeschlechts dieselbe verließ; denn es existirt keine Urkunde oder Tradition darüber, daß die Ersteigung des Berges zuvor ausgeführt worden ist, obgleich sie mehr als einmal von Personen verschiedener Nationalitäten, sowohl Europäern als Asiaten, versucht wurde." In seinem loyalen Enthusiasmus scheint der britische Reisende die bekannte Expedition des deutschen Gelehrten Parrot völlig übersehen zu haben, der bereits im Jahre 1829 den Ararat erstieg, wie man in seiner „Reise zum Ararat" (2 Bde., Berlin, 1834) des Weiteren nachlesen kann. Bis dahin war allerdings die Ersteigung des „heiligen" Berges von den Eingebornen für unmöglich gehalten worden und wich in der That von ihnen noch immer hartnäckig abgeleugnet, was Herrn Stuart in seinem Irrthum bestärkt haben mag. Indessen ist sie seit Parrot mehr als einmal mit Erfolg unternommen worden, nachdem sich die Gestalt des Berges durch das Erdbeben vom Jahre 1840 theilweise verändert hatte, was die Armenier gleichfalls als ein Zeichen des göttlichen Unwillens über die versuchte Entweihung der heiligen Stätte betrachteten. Die letzte und merkwürdigste Expedition zur Ersteigung des Ararat war die im Monat August 1850 von den russischen Obersten Chodzko, Chef der Triangulirungs-Arbeiten in Kaukasien, behufs einer Messung der Vertikalwinkel der Hauptpunkte des trigonometrischen Netzes auf dem Gipfel desselben ausgeführte, über welche sich in Erman's „Archiv für die wissenschaftliche Kunde Rußlands" (Bd. IX. S. 608 ff.) ein Bericht findet. Chodzko und sein Gefährten waren übrigens von einem 60 Mann starken Kosaken-Detachement escortirt, dessen Erscheinen auf diesen gewaltigen Höhen die Spuren der Romantik auf ewig von ihnen verscheucht haben mag.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 109. Berlin, Dienstag den 9. September 1856.

Nord-Amerika.

Haben die Thiere eine Seele?*)

Der Regenbogen ist, nach den Worten der heiligen Urkunden, ein Zeichen des Bundes, nicht nur zwischen Gott und dem Menschen, sondern auch zwischen Gott und den Thieren. (1. M. 9, 1—17). Was liegt daran, ob die sanfte Taube mit dem Oelzweig, ob der riesige Wallfisch im Meere es wissen, oder nicht wissen, daß ein solcher Vertrag zwischen ihnen und Ihm besteht, Den wir im weit umfassendsten Sinne unseren Vater im Himmel zu nennen haben?

Ein und derselbe Bund, das steht fest, bindet die Thiere und uns an unseren Schöpfer. Gewiß müssen sie Etwas mehr sein, als blos stumme Kreaturen; und wohl dürfen wir mit so manchem alten und neueren Philosophen fragen: Was ist des Thieres inneres Leben?

So ist zu bedauern, daß wir mit dem Worte „Thier" einen so herabsetzenden Begriff verbinden. Von Edelsteinen, Fruchtpflanzen sprechen wir mit Achtung, und doch reicht die königliche Palme, mit all ihrer Anmuth und Pracht, der glitzernde Diamant mit all seinen Farben von Licht, nimmer an den niedrigsten Wurm, der auf der Erde kriecht! Besser verstanden die Römer den Sinn der Bezeichnung *animalis*, das Lebenothmende, wenn die höchste Stufe unter den Geschaffenen angedeutet wird.**)

Fragen wir aber noch dem Charakter der Thiere, so ist und war die Antwort nicht so leicht. Die Weisen des Alterthums hatten ihre mannigfaltigen Theorieen; die Philosophen der Neuzeit haben ihre Systeme nach einander aufgestellt. Die alten Völker zum Theil hielten die Thiere für Götter; und noch heutzutage wagen es die wilden Kinder Ostindiens nicht, ein athmendes Wesen zu tödten; denn die Götter nehmen ja gern Thiergestalt an, und ihre heiligen Bücher lehren, daß, wenn ein sterbender Mensch eine Kuh beim Schwanze faßt, er ungehindert in sie und durch sie in den Himmel übergeht. — Der spanische Arzt Pereira schweifte in das entgegengesetzte Extrem hinüber: er zurrst lehrte, daß die Thiere weder denken noch fühlen; daß sie weder Sinne noch Sinnesregungen haben; sie seien schöne Maschinen, die sich gleich einer Uhr bewegen. Etwas später setzte der große Descartes nur dem Menschen eine Seele bei, und sah ebenfalls in den Thieren nur Maschinen. Er sprach ihnen sogar Hunger und Durst und noch mehr alles Verlangen und Wollen ab. Was könnte ein bloßes Automat wissen oder wollen? Freude und Schmerz, sagt er, seien hier bloßer Schein; ihre Bewegungen sind das Ergebniß eines unbewußten Instinkts; wenn der Hund bellt, was ists weiter, als ein Reiben und Knarren der Maschine. — Sein Werk wurde mit großer Achtung und vielem Beifall aufgenommen; es wurde selbst in den Nonnenklöstern Frankreichs gelesen. Zum Glück vertragen sich Bildung und Grausamkeit nicht; inzwischen sind unter Fuhrleuten und Aerzten, Fleischern und Naturforschern die Cartesianer zahlreich genug. Bildete sich Descartes wirklich ein, daß eine lebendige Taube nichts weiter sei, als ein hölzerner Vogel, der, durch Archytas' Kunst, die Flügel schlägt und umherflattert? Hätte er gewünscht, seinen eigenen Kopf mit dem verglichen zu sehen, den der große Erzbischof von Regensburg, Albertus Magnus, gemacht hat? — Ein anderer Gelehrter der phantasiereichen Nation wurde durch einen spaßhaften Vorfall von seiner thörichten Lieblingsüberzeugung geheilt. Auf einer Reise durch die südlichen Provinzen wartete er eines Tages ungeduldig auf das Essen. Es kam nicht, und der unglückliche Wirth erklärte auf Ehre, der Hund, „dessen Amt es war, den Bratspieß zu drehen, wäre nicht zu finden". Alles, Köche, Küchenjungen, der Philosoph unter ihnen, machten sich auf, den Bratenwender zu suchen. Es ergab sich, daß der Wirth zwei Hunde hatte, die den Dienst abwechselnd einen Tag um den anderen verrichteten. Der Hund, an dem heute die Reihe hielt, war krank, allein das andere Thier, oder besser die andere Maschine, war durch nichts zu bewegen, dessen Stelle zu vertreten. Liebkosungen, Drohungen — Nichts verfing; es war nicht sein Tag, und er bestand auf seinem Rechte. Der Gelehrte mußte seinen Braten zugleich mit seiner Ueberzeugung, daß Thiere nur Maschinen seien, aufgeben.

Selbst in unseren Tagen erhoben sich große Zweifel, und mancher Strauß ward gefochten, um die Gränzen zwischen den Reichen der Natur festzustellen. Es ist leicht zu sagen, daß der Kiesel ein Stein, die Eiche eine Pflanze, der Löwe ein Thier sei; allein nicht immer sind die Scheidelinien so stark, die Merkmale so scharf ausschließend. Wie nah kommen oft selbst Mineralien dem Werke von Menschenhänden und der ausgesuchtesten Kunst! Beim ersten Anblick eines schönen Bergkrystalls können wir uns kaum des Gedankens erwehren, er sei mit seinen geglätteten, glänzenden Flächen, seiner wohlgespitzten Pyramide die Arbeit eines geschickten Steinschneiders. Jene hier und da gefundenen, hochragenden Reihen von Basaltsäulen, die gleich Schaaren zopferer Krieger in geschlossenen Gliedern zu Tausenden dastehen, glatt und glänzend wie von Polirers Hand, ihre sechs Seiten mit sicher Genauigkeit abgemessen, als wenn sie zeigen wollten, daß unsere Mutter Natur ihren mathematischen Kursus gründlich durchgemacht — jenes Riesengebilde der Schöpfung hielt man Jahrhunderteelang für das Werk der Titanen, aus den Zeiten eines fabelhaften Alterthums. Andere Mineralien, namentlich die Talke, gleichen vollständig den Pflanzen. Eine Varietät derselben ähnelt der Baumrinde, eine andere dem Leder und der feinste forstlanische Amianth ist kaum von dem Seidenhaar an dem Samenkorn der tyrischen Asklepias zu unterscheiden.

So schwer hielt es, die Linie zwischen diesen beiden niedrigeren Reichen zu ziehen; und doch ist eine unübersteigliche Kluft zwischen ihnen, nicht minder tief, als diejenige, die den reichen Mann von dem Bettler trennt, der an dessen Thür vorbeugert war und jetzt in Abraham's Schooße weilt. Die Mineralien sind, nehmen Zigur und Gestalt an; sie leben aber nicht. Gewiß, hier hat des Menschen hochfliegender Geist die Fähigkeit zwischen Tod und Leben zu unterscheiden; allein bei den höheren Reichen wollte es ihm noch nicht gelingen. Selbst die Form giebt uns keine sicheren Merkmale an die Hand, die Pflanze vom Thiere zu unterscheiden. Jahrhundertelang wurden die Polypen für Pflanzen angesehen; und noch jetzt wird der Badeschwamm für beide große Kategorieen in Anspruch genommen. Gewisse Heimchen sehen wie Stöcke aus, und die sogenannte mantis religiosa gleicht aufs Haar einem welken Blatte. Manche Knollenkrautart nimmt die Gestalt eines Insekts an. Es wurde gesagt, die Pflanze kann ihren Platz nicht ändern; nur Thiere haben Bewegung. Allein auch Pflanzen bewegen sich, nicht blos mechanisch, wie die Mimosa, sondern frei, ohne allen äußeren Antrieb. Die gemeine Wasserlinse erhebt sich, zur Blüthezeit, an die Oberfläche, und wenn sie ihren Zweck erreicht, geht sie wieder auf den Grund. Der hungrige Epheu sendet seine Ranken zu dem leckenden Kalk, die Passionsblume streckt ihre Warzen nach dem fernen Wasser, und die prosaische Kartoffel, die man im Keller hält, drängt ihre blassen, kranken Sprossen luftlang nach dem lichten Fenster. — Gewiße erst kürzlich beobachtete zarte Konferven bewegen sich stets pendelartig hin und her; die breiteren Blätter der bengalischen Esparsette (hedysarum gyrans) heben und senken sich in sanftem Wechselschlag eines um das andere, während die kleineren sich kreisförmig drehen; die Berberitze, wie tausend andere derartige Pflanzen, bewegen von freien Stücken gewisse Blüthentheile mit großer Lebhaftigkeit. Das Pistill der Collinsonia berührt, während der kurzen Zeit der Liebe, die Staubfäden die Reihe herum in regelmäßiger Abwechselung. — Ebenso ist der Schlaf der Pflanzen eine ausgemachte Sache. Wir wissen jetzt alle, daß die meisten Pflanzen, von dem winzigen Grashalm bis zur Riesenreiche, während des Winters schlafen. Andere schlafen zu ge-

*) Nach Putnam's Monthly, von dem Verfasser des Artikels „Unbekannte Sprachen" in Nr. 70. des „Magazin".

**) Auch die „heilige Schrift" bezeichnet mit Nefoesch-Chaja Mensch und Thier. (Vergl. 1. M. 1, 24 mit 2, 6).

Google

wissen Zeiten; wenige schlafen nur am Tage und wachen die ganze Nacht, wie die Nachtviole. Wir können einwenden, wie früher geschehen, für die Thiere den ausschließlichen Besitz innerer Wärme aussprechen. Weit entfernt davon, finden wir bei manchen Pflanzen in einem gewissen Alter eine fieberhafte Hitze, die, in mancherlei Abstufungen wechselnd, steigt und fällt; während die niedrigsten Thierklassen gar keine eigene Wärme haben und nur diejenige des Mediums theilen, in welchem sie leben.

Auch Gefühl und Instinkt haben aufgehört, für Vorrede irgend eines Naturreiches zu gelten. Der Polyp, der einen ganzen Tag in einem Mörser zerstampft, kann in Wasser gelegt wird, wächst, ist und lebt noch wie vor. Wo ist hier Gefühl? Die Austern ist sprüchwörtlich fühllos. Die kleine Raide, etwa anderthalb Zoll lang, kann in sechsundzwanzig Stücke zerschnitten werden; jedes Stück bekommt einen neuen Kopf, einen neuen Schwanz und wird zu einer neuen Schlange. Wie manche Pflanze würde mehr Gefühl zeigen und bei solcher Behandlung sterben! Ist aber Instinkt nichts Anderes denn ein eingeborener Antrieb, der sich in irgend welcher Thätigkeit äußert, so haben selbst Mineralien Instinkte. Sie nehmen beständig die gleichen, geregelten und schönen Formen an, wie sie ihrer eigenthümlichen Natur angemessen sind. Noch augenfälliger sind diese Instinkte bei den Pflanzen: wir mögen das Samenkorn in beliebiger Richtung in den Boden senken, es wird stets den Wurzelkeim nach unten kehren, während die zarte Plumula das Licht begrüßt.*)

Daher die wachsende Ueberzeugung, daß ein inneres Leben in den Thieren vorhanden ist: Früher nahmen Gelehrte für sie eine Seele, und zwar keine eigenthümliche, sondern eine völlig menschliche in Anspruch. Das war ein handgreiflicher Irrthum. Wir haben keine Seelenmikroskope, und dem feinsten Anatomen wie dem kühnsten Physiologen blieben die Pforten zu diesem Geheimniß verschlossen. Wäre der Mensch wirklich der Höchste auf der Schöpfungsleiter und fänden die Thiere blos auf der niedrigsten Sprosse: so würden sie uns nur mangelhafte Organisationen zeigen, und doch ist ja Alles, was aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, an sich vollkommen. Nein, der Mensch ist keineswegs dasselbe, nur höher potenzirte Wesen, wie das Thier — er ist etwas völlig Verschiedenes. Er ist, was Goethe einen Makrokosmus nennt, in sich vereinigend all die mannigfaltigen leiblichen und seelischen Elemente, mit einer Zugabe von Eigenschaften, die ihm eigenthümlich sind. Die Weise des Schöpfungs-Aktes hebt diesen Unterschied hervor. Die Thiere wurden durch vermittelnde Agentien geschaffen; denn Gott sprach: „Es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren und mit Gevögel, das auf Erden unter der Veste des Himmels fliege"; oder weiterhin: „die Erde bringe hervor lebendige Thiere, jeglichen nach seiner Art: Vieh, Gewürm und Thier auf Erden." Als aber die höheren Wesen hinzukommen sollten, sprach Gott: laß uns Menschen machen; ein Bild, „das uns ähnlich sei." So schuf Gott selbst den Menschen und übertrug das Werk nicht der Erde oder dem Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Einwanderung in die Vereinigten Staaten.**)

I.

Die große Völkerwanderung aus der alten nach der neuen Welt, die wichtigste und umfassendste Bewegung in der Geschichte der Menschheit, ist erst in neuester Zeit ein Gegenstand gründlicher historischer Forschung geworden, aber noch immer ist auf diesem Gebiete viel zu thun. Namentlich herrscht vielfaches Dunkel über die amerikanische Einwanderung in früheren Zeiten. Die Kenntniß über Zahl, Herkunft, Beschaffenheit, erste Niederlassung u. s. w. derselben sind so mangelhaft, daß es nur sehr sorgfältigen Nachforschungen möglich sein wird, eine zusammenhängende und detaillirte Geschichte des großen Völkerzuges nach Amerika zu geben. Eine Sammlung und erneute Aufzeichnungen von Material zu diesem Zwecke ist daher ein Verdienst, das sich der, der sich solcher Arbeit unterzieht, um die Kenntniß einer der bedeutsamsten Momente in der Kultur-Geschichte erwirbt. Herr William J. Bromwell, Beamter im Staats-Departement der Union, hat soeben ein Buch herausgegeben, dem ein solches Verdienst nicht abzusprechen ist, obschon es den Gegenstand keineswegs erschöpfend behandelt. Dieses werthvollen Buches Titel lautet: „History of immigration to the United States, exhibiting the numbers, sex, age, occupation, and country of birth of passengers arriving in the United States by sea from foreign countries. &c. Redfield, 34 Beekman-Street, N. Y., 1856."

*) Wenn der Stamm zum Himmel eilet
Sucht die Wurzel ihre die Nacht. (Schiller.)

**) Nach der „Neuen Zeit" von New-York.

Der Verfasser hat zur Erreichung seines Zweckes sich nicht an den offiziellen Quellen begnügt, die er im Staats-Departement vorfand, sondern hat aus den Zollhaus-Akten der verschiedenen Hafenstädte sich die nöthigen Daten herbeigeschafft.

Der erste offizielle Bericht, der über die Einwanderung an das Staats-Departement erstattet wurde, ist von 1819. Ueber die früheren Einwanderung fehlen alle bestimmten thatsächlichen Angaben. Der Verfasser hielt sich daher an die Angaben älterer amerikanischer Schriftsteller. Nach diesen schätzte Samuel Blodget, ein Statistiker von nicht als gewöhnlicher Genauigkeit, die Stärke der jährlichen Einwanderung von 1784—1794 durchschnittlich auf 4000 Seelen. Sehr bedeutende weiche dieselbe etwas, so daß Adam Seybert, Repräsentant von Pennsylvanien, in seinen „Statistical Annuals" berechnet, daß von 1790—1810 im Durchschnitt jährlich 6000 Personen einwanderten. Nach Beendigung des zweiten Krieges mit England nahm die Einwanderung sehr zu. Im Jahre 1817 landeten in Allem 22,240 Personen aus fremden Ländern in amerikanischen Häfen (einschließlich der von da zurückkehrenden Amerikaner). Bromwell nimmt an, daß von 1784 bis zum Jahre 1819 im Ganzen 250,000 Ausländer in den einzigen Staaten Häfen landeten. Vom 30. September 1819 bis 31. Dezember 1855 kamen in den Vereinigten Staaten in Allem 4,212,604 Ausländer an. Von dieser Masse kommen nach Bromwell 154,824 auf die Zeit vom 30. September 1819 bis 31. Dezember 1820. Von da bis ebendahin 1840 landeten 509,125 Ausländer, in den nächsten 10 Jahren 1,713,251 und in den Jahren von 1850—55 kamen 1,748,424 Ausländer an. Die Einwanderung der letzten 5 Jahre ist also stärker, als die der vorhergegangenen 10 Jahre.

Das Jahr, in welchem die Einwanderung am stärksten war, war das von 1854, in welchem 427,833 Einwanderer landeten. Das Jahr mit der nächststarken Zahl ist 1851, indem 379,465 ankamen. In 5 Jahren stieg die Einwanderung auf mehr als 300,000 Ankömmlinge (1850 bis 1854). Im Jahre 1855 sank sie auf 200,877 herab, weil der Einwanderung von 1848 am nächsten kömmt, aber noch um circa 26,000 hinter ihr zurückbleibt. Bezeichnend ist, daß in den Jahren, in welchen in Europa ausgedehntere revolutionaire Bewegungen stattfanden, die Einwanderung in die Vereinigten Staaten eine Abnahme nachweist, während in den folgenden zwei Jahren, also zur Zeit in der die Sache der Ordnung gesiegt hatte und wieder die Ruhe fest und straff führte, ein Steigen der Einwanderung sich bemerkbar macht. So wuchs die Zahl der Ankömmlinge 1832 auf mehr als 52,000, während sie 1830 nur 23,000 und 1831 nur 22,000 in runder Summe betragen hatte. Im Jahre 1847, also im Jahre vor der letzten Revolution, kamen 234,968 Einwanderer an, 1848 nur 226,526. Im Jahre 1849, nach dem Siege der Reaction, stieg die Einwanderung auf 297,024. Die Revolution treibt also die Leute nicht aus ihrer Heimat, sondern fesselt eher an dieselbe, wohl aber vertagt sie die Reaction in großen Schaaren.

Werfen wir einen Blick auf die Einwanderung in Bezug auf das Geschlecht, so ergiebt sich, daß in den früheren Zeiten verhältnißmäßig viel weniger Personen weiblichen Geschlechts einwanderten, als in den letzten Jahren. Zwischen 1819 und 1825 waren durchschnittlich drei Viertel der Einwanderer männlichen und nur ein Viertel weiblichen Geschlechts. Von da an steigt die Zahl der Personen weiblichen Geschlechts etwas mehr: 1825 kamen 6,917 männlichen und 2,959 weiblichen Geschlechts an, von 323 war kein Geschlecht angegeben. Im Jahre 1826 befanden sich unter 10,837 Einwanderern 3,078 weiblichen Geschlechts, also fast ein Drittel. Im Jahre 1832 waren unter 53,179 Einwanderern mehr als das Drittel (18,353) weiblichen Geschlechts. Am nächsten kommen sich die Zahlen der Einwanderer verschiedener Geschlechter in den Jahren 1845, wo das Verhältniß der weiblichen Einwanderer zu den Männern wie 13 zu 16 war; 1850 war das Verhältniß wie 10 weiblichen zu 13 männlichen Geschlechts. 1854 befanden sich 171,656 weibliche Einwanderer unter der Gesammtzahl von 421,853; die weibliche Einwanderung war also verhältnißmäßig geringer. Im Jahre 1855 wanderten 115,307 männlichen und 85,570 weiblichen Geschlechts ein. Das Verhältniß war also ziemlich wie 17 männlichen zu 23 männlichen Geschlechts. Es läßt sich nach diesen Zahlen annehmen, daß immer ein großer Theil, etwa des Fünftel der männlichen Einwanderer, sich mit geborenen Amerikanerinnen verheirathet, wenn sogar alle weiblichen Einwanderer wieder nur Einwanderer heirateten, was keineswegs der Fall ist.

Hinsichtlich des Lebensalters, in welchem die Einwanderer standen hat sich im Ganzen wenig Schwankung gezeigt; die Altersklasse von 20—25 Jahren war in der Regel verhältnißmäßig am stärksten vertreten und betrug zwischen 17 und 20 pCt. der Einwandernden. Die nächst zahlreiche Altersklasse ist die von 25—30 Jahren, die nur um 1 oder 2 pCt. schwächer ist. Die drittstärkste Altersklasse ist die von 15—20 Jahren, 12—15 pCt. Mit gehen die Zahlen von der Einwanderung einiger Jahre nach den Altersklassen.

Digitized by Google

1819—1820 (Sept. 30.) fanden von den 10,311 Einwanderern

429	unter	5	Jahren
422	zwischen 5 und	10	"
462	" 10 "	15	"
774	" 15 "	20	"
1792	" 20 "	25	"
1604	" 25 "	30	"
1100	" 30 "	35	"
794	" 35 "	40	"

1518 waren über 40 Jahre alt.
Von 1416 war das Alter nicht bekannt.
1840 landeten:

6,548	unter	5	Jahren
12,333	zwischen 15 und	20	"
16,692	" 20 "	25	"
16,243	" 25 "	30	"

Die Gesammtzahl der Einwanderer im Jahre 1840 betrug 92,207, von denen nur bei 463 das Alter nicht angegeben war.

1854, dem Jahre der stärksten Einwanderung, waren von den 460,000 Einwanderern 89,249 im Alter zwischen 20 und 25 Jahren, und 239,886, also mehr als die Hälfte der Gesammtzahl, standen in dem Alter von 15 bis 30 Jahren, und 100,013 waren unter 15 Jahren.

Man sieht, es ist die Blüthe der Völker, welche Amerika zuströmt. Drei Viertel der Einwanderden stehen unter dem 30. Lebensjahre.

Frankreich.

Die Meteorologie, ihre Fortschritte und ihre Beobachtungsmittel.

I.

(Schluß.)

Weiter ist für den richtigen Gebrauch des Thermometers Folgendes beachtenswerth. Die Erde hält die Wärme, welche ihr von der Sonne kömmt, nicht fest; sie strahlt diese und die ihr eigene Wärme zurück in die Himmelsräume; und diese von der Erde ausstrahlende Wärme erfährt während ihres Durchgangs durch die Atmosphäre eine eben solche Schwächung, wie die strahlende Wärme der Sonne. Es ist also nicht schwer zu begreifen, daß am Tage die Erde mehr empfängt, als sie von sich giebt, d. h. erwärmt wird, und daß in der Nacht sie mehr verliert, als sie gewinnt, d. h. eine Temperatur annimmt, die niedriger ist, als die der Luft. Daß es sich wirklich so verhält, geht aus einem Versuche hervor, den der Naturforscher Wells zuerst gemacht hat. Er setzte in einer sternenhellen Nacht zwei ganz gleiche Thermometer im Grase einer Wiese der freien Luft aus, das eine unter einem über vier Pfählen ausgespannten Tuche, das andere ganz unbedeckt. Beide Thermometer befanden sich in derselben Luftschicht, und doch zeigte das erste 6° mehr als das andere. Das unbedeckte Thermometer strahlte seine Wärme gen Himmel, das bedeckte behielt seine Wärme und zeigte die Temperatur der Luft, von der es umgeben war. Man kann und muß also in der Meteorologie von dem Thermometer einen dreifachen Gebrauch machen. Um die Temperatur der Luft zu erfahren, muß man es im Schatten und unter einem Dache plaziren; um die Wärme-Ausstrahlung der Erde zu bestimmen, muß man es ohne Bedachung der freien Luft aussetzen; durch seine verminderte Temperatur wird es dann den Grad der Wärme-Ausstrahlung der Erde anzeigen; um die unmittelbare Wirkung der Sonnenstrahlen zu messen, muß man es in einem mit Wasser gefüllten Glase den Sonnenstrahlen aussetzen.

Außer der Wärme übt in der Atmosphäre auch die Elektrizität Wirkungen aus, die oft dunkel, immer bestemdend, mitunter schrecklich sind. Unerkannt in ihrem Wesen, bei der Verdunstung des Wassers, bei allen Vorgängen im Pflanzenleben und im Allgemeinen bei allen physischen Bewegungen der Erdrinde sich entwickelnd, verbreitet sie sich in der Luft, läßt hier aber sür gewöhnlich ihre Anwesenheit nur durch die feinsten Elektrometer erkennen. Mitunter häuft sie sich aber auch so stark in der Luft an, daß sie ihre Anwesenheit durch Lichtbüschel auf den Spitzen der Gebäude, auf den Degen oder Bajonetten der Soldaten oder auf den Spitzen der Schiffsmasten kund giebt. Es ist dies das St. Elmsfeuer. In den nördlichen Gegenden leuchtet sie als Nordlicht. Volta schrieb ihr die Bildung des Hagels zu. Daß sie die Gewitter mit ihren Erscheinungen hervorbringt, ist bekannt. Eine vollständige Kenntniß von der Rolle, welche die Elektrizität in der Welt spielt, haben wir noch nicht. Die Meteorologen haben sie noch erst zu erforschen mit Hülfe der Elektrometer, die ihnen zu Gebote stehen. Sie können zu dem Zweck Drachen von Metall aufsteigen lassen, Pfeile, die durch eine leitende Kette mit dem Erdboden verbunden bleiben, in die Wolken schleudern, oder die Versuche Richmann's mit isolirten Donnerschirmen fortsetzen. Ein neues Bedürfniß nöthigt hierzu, nämlich dieses, die elektrischen Telegraphen gegen die zerstörende Wirkung des Blitzstrahls sicher zu stellen.

Zufällig, sagt man, entdeckte im Alterthum ein Schäfer einen Stein, der das Eisen anzieht. Später fand man, daß eine Nadel, den dieser Steinmasse zwei entgegengesetzte wirksame Pole hatte und, im Schwerpunkt unterstützt oder aufgehängt, immer dieselbe Richtung annahm, und zwar beinahe genau nach Norden. Diese Nadel wurde zum Kompaß. Als Columbus den Atlantischen Ocean befuhr, bemerkte er, daß die Magnetnadel in ihrer Richtung doch nicht genau dieselbe blieb. Im Interesse der Schiffsahrt konstruirte man magnetische Apparate von großer Genauigkeit und stellte damit überall auf der Erdoberfläche Untersuchungen an. Es wurde bald festgestellt, daß die Erde selbst ein Magnet ist und ihre zwei magnetischen Pole hat; man entdeckte in der Richtung der Magnetnadel Tages-, Jahres- und Säkular-Abweichungen. Zur Zeit der Erfindung des Kompasses glaubte man, daß die Magnetnadel genau nach Norden zeige. Man sah aber bald, daß diese Annahme unrichtig war. Im Jahre 1580 wich sie in Paris um 12½° gegen Osten ab; diese östliche Abweichung nahm aber beständig ab. Im Jahre 1663 zeigte die Nadel genau nach Norden; die Abweichung wurde darauf eine westliche; diese nahm beständig zu und beträgt seit 1805 beinahe 22°. In 225 Jahren hat die Magnetnadel ihre Richtung um etwa 33° verändert. Die Ursache und das Gesetz dieser Veränderung ist noch zu erforschen.

Arago machte die Entdeckung, daß die Magnetnadel, wenn Nordlichter am Himmel stehen, Störungen erfahr. Man findet dies erklärlich, seit man den elektrischen Ursprung der Nordlichter kennt. Man kann annehmen, daß die magnetische Wirkung der Erde sich nicht auf diejenigen Erscheinungen beschränkt, die man bis jetzt auf sie zurückgeführt hat. Man hat vor kurzem die Entdeckung gemacht, daß das Sauerstoffgas vom Magnet angezogen wird. Man kann also vermuthen, daß das Sauerstoffgas an den magnetischen Polen sich versammelt. Es dürfte demnach einst in der magnetischen Wirkung der Erde ein neues Element für die meteorologischen Vorgänge in der Atmosphäre erkannt werden.

Fassen wir kurz zusammen, was wir im Vorhergehenden dargelegt.

Die feste zum Theil mit Wasser bedeckte Kruste der Erde ist von einer aus Luft und Wasserdunst zusammengesetzten Gasatmosphäre umgeben. Auf diese Atmosphäre üben die Wärme, die Elektrizität und der Magnetismus, außer den Anziehungskräften der Himmelskörper, ihre mannigfaltigen Wirkungen aus. Ueberall auf der Erd-Oberfläche die durch diese Wirkungen hervorgebrachten Meteore zu beobachten, die lokalen Einflüsse in Abzug zu bringen, und die allgemeinen Gesetze zu finden, das ist die erste Aufgabe der Meteorologie; die zweite ist die, zu erklären, wie die genannten Agentien, welche das Leben der Erde bewirken, sich erzeugen und entwickeln; die letzte ist die, die Phänomene des Erdlebens, auf ihre Ursachen zurückgeführt, in ihrem Ensemble wissenschaftlich darzustellen. Diesem letzten Ziele wird die Meteorologie nur dann näher gebracht werden können, wenn eine große Anzahl von Männern zu den darauf sich beziehenden Beobachtungen und Forschungen sich verbindet.

Ein einzelner Mensch kann ein Naturphänomen vollständig nur in dem höchst seltenen Falle erforschen, wo dasselbe häufig vorkömmt und wo die Ursache, in einem sehr beschränkten Raum wirkend, hier ihre ganze Wirkung entfaltet. Einen solchen Fall bietet das Phänomen des Thaues dar.

Seit Aristoteles hatte man ohne Erfolg versucht, dieses Phänomen zu erklären. Die Einen ließen ihn vom Himmel fallen, die Anderen ließen ihn aus der Erde aufsteigen. Welle löste das Räthsel. Er streute Flocken von Wolle, die er gewogen hatte, zur Zeit des Sonnenuntergangs auf dem Erdboden aus und stellte dann die Quantität des Thaues, den sie angenommen hatten, fest, indem er von dem Gewicht, welches die mit Thau getränkten Flocken hatten, das Gewicht der trockenen Flocken abzog. In wenigen Tagen hatte er erkannt, daß der Thau sich in großer Menge bildet bei klarem Himmel an unbedeckten Orten, daß er aber unter einer aufgespannten Leinewand, unter einem Dache oder unter den Wolken sich nicht bildet. Die wesentliche Bedingung für die Thaubildung ist die, daß der Gegenstand, der sich mit Thau bedecken soll, der unmittelbaren Einwirkung des gestirnten Himmels ausgesetzt sein muß. Den Grund für diese Erscheinung fand Welle, indem er mitten unter die Wollflocken ganz gleiche Thermometer aufstellte. Diejenigen Thermometer, welche bedeckt waren, zeigten ein geringes Sinken der Temperatur; die unbedeckten waren bedeutend erkaltet. Nun war das Phänomen zu erklären. Die erkaltete Wolle bewirkt, indem sie der Luft, von der sie umgeben ist, ihre niedere Temperatur mittheilt, einen Niederschlag des in der Luft enthaltenen Wasserdunstes, wie die Fensterscheiben in einem geheizten Zimmer während des Winters, wie die äußere Fläche einer mit frischem Wasser gefüllten Karaffe im Sommer. Der Thau fällt nicht vom Himmel; er steigt nicht aus dem Erdboden auf; es ist die Luft, die ihn als Wasserdunst enthält und als Wasser auf dem erkalteten Grase absetzt. Das Gras erkaltet während der

Digitized by Google

Nacht, weil es Wärme in den Himmelsraum ausstrahlt und keine Wärme empfängt. Ist es bedeckt, so ist die Ausstrahlung der Wärme in den Himmelsraum verhindert; in diesem Falle wird das Gras nicht kalt genug, um einen Niederschlag des Wasserdunstes der Luft bewirken zu können. Das Phänomen des Thaues ist auf diese Weise vollständig erklärt.

Leider ist nicht für alle Meteore die Erklärung so leicht zu finden; sie setzt meist viele Beobachter, vieljährige Beobachtungen und einsichtsvolle Benutzung der gesammelten Data voraus. Als ein Beispiel hierzu können die sogenannten Donnerkeile (Fulguriten) dienen. Auf den Gipfeln der Gebirge hatte man oft Stellen bemerkt, wo der Fels eine Schmelzung erfahren zu haben schien. Raumond, de Saussüre, Humboldt, die diese Erscheinung in sehr verschiedenen Gegenden der Erde wahrgenommen hatten, erklärten sie übereinstimmend für eine Wirkung des Blitzstrahls. Andererseits findet man auf den Ebenen Schlesiens oder auf den Sandflächen Aegyptens tief im Boden röhrenförmige Steine, die durch Zusammenschmelzung der Bestandtheile des Terrains, in dem sie sich finden, entstanden sind; — die sogenannten Donnerkeile, welche der Volksglaube durch den Blitzstrahl gebildet sein läßt. Daß diese Erklärung ganz richtig ist, beweist die folgende Thatsache. Herr Hagen in Königsberg sieht aus seinem Fenster den Blitz in eine Birke einschlagen; er läßt sofort nachgraben, und man findet einen wohlgeformten und noch warmen Donnerkeil. Eine zweite Thatsache, die hierher gehört, ist diese: Im Jahre 1790 flüchtet sich im Park von Aylesford ein Bauer bei einem Gewitter unter einen Baum; der Blitz schlägt ein, trifft und tödtet ihn, und einige Zeit darauf findet man den Leichnam, noch gestützt auf den eisernen Stock; an der Spitze des Stockes findet man einen Donnerkeil. Aus diesen Beispielen sieht man, daß viele von verschiedenen Personen gemachte Beobachtungen vorangegangen sein müssen, ehe eine befriedigende Erklärung der meteorologischen Phänomene zu Stande kommen kann. Am meisten aber wird die Rothwendigkeit, einleuchten, daß viele Beobachter sich mit einander verbinden, wenn es sich um einen Gegenstand der meteorologischen Statik der Erdkugel handelt, z. B. um die Temperatur der Luft und um ihre Vertheilung über die Erdoberfläche.

Die Temperatur der Luft ändert sich im Laufe des Tages; in der Regel am niedrigsten bei Sonnen-Aufgang, steigt sie bis zwei Uhr Nachmittags und nimmt dann progressiv ab bis zum Aufgang der Sonne. Dieser regelmäßige Verlauf erfährt aber Störungen durch die Beschaffenheit des Himmels und durch den Wechsel der Windrichtungen. Die Temperatur eines Tages bestimmt man in der Weise, daß man von den in den einzelnen Stunden beobachteten Temperaturen den Durchschnitt nimmt; man nimmt an, daß die Gesammtwärme dieselbe sein würde, wenn während des Tages die Temperatur unveränderl gleich der durchschnittlichen geblieben wäre. Die mittlere Temperatur eines Jahres findet man, wenn man die Durchschnittszahl von den Zahlen nimmt, welche die 365 Tagestemperaturen angeben. Auf diese Weise faßt man eine Menge von Temperaturbestimmungen in eine einzige Zahl zusammen und erkennt die durch jahrweise Störungen verhältte mittlere Temperatur eines Ortes. Aus den so gefundenen mittleren Temperaturen lassen sich dann die Gesetze, nach denen die Wärme über die Erde vertheilt ist, ableiten. Wenn die auf einander folgenden Jahre einander ungleich sind in Bezug auf die Ergiebigkeit oder die Unfruchtbarkeit des Bodens, in Bezug auf die Menge des Regens oder die Trockenheit, so sind zwei Fälle möglich: Entweder lassen sich die Ungleichheiten auf Ungleichheiten in der Quantität Wärme, welche die Erde in den einzelnen Jahren empfangen, zurückführen, oder die mittlere Temperatur ist in allen Jahren dieselbe, und nur die Art, wie dieselbe sich auf die Jahreszeiten vertheilt, ist in den verschiedenen Jahren verschieden. Da die Erfahrung allein darüber entscheiden kann, welche von diesen beiden Annahmen die richtige ist, so hat man zu diesem Zweck jahrelang an sehr verschiedenen Orten Beobachtungen anstellen müssen. Das Ergebniß ist dieses einfache allgemeine Gesetz: die mittlere Temperatur eines jeden Ortes auf der Erde ist unveränderlich.

Es ist begreiflich, daß die Temperatur auf der Erdoberfläche von dem Aequator nach den Polen zu progressiv abnehmen muß; und es war daher die Annahme sehr natürlich, daß die mittleren Temperaturen der verschiedenen Länder nur von den Breitengraden abhängen würden. Aber die Beobachtungen lehrten bald, daß die Vertheilung der Temperaturen über die Erde keineswegs ein so einfaches Gesetz befolgt. Es ergab sich, daß Städte in gleicher Entfernung vom Aequator sehr ungleiche mittlere Temperaturen haben. Humboldt hatte die glückliche Idee, alle Oerter von gleicher mittlerer Temperatur auf der Karte durch Linien — Isothermen — zu verbinden. Diese Linien weichen von den geographischen Parallelkreisen sehr ab und sind vielfach gebogen. Die Isotherme z. B., deren mittlere Temperatur 10° ist, geht auf der westlichen Küste Amerika's entlang des 46sten Grades nördlicher Breite und schneidet in schräger Richtung den Kontinent bis New-York, wo sie den 42sten Grad nördlicher Breite berührt. Sie ist sich hier dem Aequator bedeutend genähert, woraus sich ergiebt, daß die östliche Küste Amerika's kälter ist, als die westliche. Im Ocean nimmt die Kurve wieder eine nördliche Richtung; sie trifft Dublin unter dem 53sten Grad, woraus folgt, daß England ein milderes Klima hat, als Nord-Amerika unter gleicher Breite. Ueber Europa sich fortziehend, neigt die Linie sich wieder nach Süden und trifft Schestopol unter 44°. Man sieht, die Kontinente sind kälter, als die Inseln.

Weiter kömmt man zu dem Ergebniß, daß auf den Kontinenten im Allgemeinen die Sommer sehr warm, die Winter sehr kalt sind, während auf den Inseln und auf den Meeren die Temperatur-Verschiedenheiten von Sommer und Winter viel geringer sind. Dublin und New-York haben eine gleiche mittlere Temperatur; aber ihre wechselt die wirkliche Temperatur zwischen starker Winterkälte und starker Sommerhitze, während sie dort mehr gleichförmig bleibt. Es ergiebt sich also für die Meteorologen die Nothwendigkeit, die Länder auch in Bezug auf diesen Unterschied zu vergleichen und die Isothermen analoge Linien auf der Karte zu ziehen, welche die Punkte der Erde, die gleiche Winter oder gleiche Sommer haben, verbinden. Man hat gefunden, daß die verschiedenen Pflanzen in ihrer Vertheilung über die Erde Zonen einnehmen, die den Isothermen entsprechen. Die Pflanzen-Geographie, eine neue Wissenschaft, gründet sich auf die Meteorologie und entwickelt sich mit dieser; praktische Erfolge krönen die langwierige Erforschung der Temperaturen.*)

Mannigfaltiges.

— Die jetzigen Zustände in den Vereinigten Staaten. „Seit dem Monat Mai d. J.", schreibt uns ein literarischer Freund in New-York, „haben sich die Dinge in Amerika insofern auf eine merkwürdige Weise gestaltet, als es jetzt auch dem Auslande durch eklatante Thatsachen klar wird, daß der große Staat der neuen Welt nicht — wie man früher in der alten vielfach geglaubt hat — allmählig einer idealen Form sich nähern und mit der Zeit ein zur Freiheit völlig herangereiftes Volk, eine Regierung, wie sie weder die klassische Alterthum noch das moderne Europa so human und beliebt gesehen, den bewundernden Blicken darbieten werde. Wir haben Revolution und Despotismus in Kalifornien, Dragonaden und militairische Sprengung einer legislativen Versammlung in Kansas, alles halben Unfähigkeit des allgemeinen Stimmrechts, Sklavlegionen in Nicaragua, theokratischen Despotismus mit morgenländischer Polygamie in Utah, Unterdrückung der Rede- und Preßfreiheit nicht blos in Kansas, sondern in allen Sklavenstaaten, Einkerkerung, Absetzung und Verweisung wegen politischer Ansichten, politischer Flüchtlinge innerhalb der Union (z. B. Underwood) — Alles freilich auf einem sehr ausgedehnten Raume, unter verhältnißmäßig sehr dünner Bevölkerung, aber vermischt mit der Gewaltthätigkeit der Anarchie, mit kirchlichen Zuständen, die angefähr zweihundert Jahre hinter den deutschen zurück sind, mit dem krassesten Aberglauben, ohne Wissenschaft und ohne Kunst, an deren Stelle ein sinnloser Luxus wuchert, nicht zu gedenken der Corruption in der Rechtspflege und in allen Zweigen der Verwaltung, sowie des Zustandes in Washington, wo eine Anzahl von Repräsentanten und Senatoren, sonst gar friedliche Männer, sechsläufige Pistolen mit sich umherschleppen, um nicht bei der ersten Gelegenheit von ihren eigenen Kollegen halb oder ganz todtgeschlagen zu werden. (Der Zustand des kürzlich auf diese Weise verletzten Senators Sumner hat sich neuerdings wieder verschlimmert.) Die Hitze in dem Kampf um die Präsidentenwahl steigt mit jedem Tage, und läßt sich über den Ausgang — was Sie darüber auch in den Zeitungen lesen mögen — jetzt noch nichts mit Bestimmtheit sagen. Es mischen sich in diesen Kampf Elemente, die jedem gebildeten Europäer ebenso fremdartig, als barbarisch erscheinen müssen, weshalb auch unser Ihrem Standpunkt aus kaum eine annähernde Würdigung unserer Parteien möglich ist. Ich zähle zu diesen Elementen: die Racen- und Sklavenfrage, die Fremdenfrage, das Verhältniß zu den Indianern, die geringe Achtung des menschlichen Lebens, die Unsicherheit des Eigenthums und manches Andere. Es sind diese fremdartigen Erscheinungen zwar oft europäisch kostümirt, indem man sich hierzumeist mit nervöser Hast aller europäischer Ideen und Erfindungen bemächtigt, aber gerade dieses Gemisch von Barbarei und Civilisation macht die amerikanischen Zustände dem Auge des Europäers noch unklarer. Ich werde es nächstens versuchen, den Lesern des „Magazin", das auch unter den hiesigen Deutschen viele Freunde zählt, die amerikanischen Zustände durch eine Zusammenstellung eigener, auf siebenjährige Beobachtung gegründeter Erfahrungen klarer und durchsichtiger zu machen."

*) Artikel II. folgt nächstens.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expedteur Neumann, Mohrenstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 110. Berlin, Donnerstag den 11. September 1856.

Frankreich.

Der Dualismus in der Literatur.

Jedes Jahrhundert und jedes Volk, sagte neulich Emile Montégut,*) hat eine zwiefache Gattung von Literatur aufzuweisen, die, durchaus verschieden eine von der anderen, unabhängig neben einander blüht und gedeiht. Die eine ist hochpoetisch und dringt ebenso auch in die Tiefe; sie reflektirt (Montégut sagt: „exprime") den idealen Standpunkt oder Gradmesser, bis zu welchem sich die Menschenseele emporgeschwungen hat, sie zeigt den Grad von Innerlichkeit und Zartgefühl, zu welchem das menschliche Herz mit der Fülle seiner Empfindungen gelangt ist; sie schildert die erhöhte Reizbarkeit, die stillen Kämpfe, welche jedes Ringen des Gemüths nach höherer Bildung und Veredelung begleiten; sie malt die schönen Träume, worin die Einbildungskraft sich wohlgefällig wiegt, die Wonnen und Entzückungen des menschlichen Geistes beim Forschen nach den Räthseln der Welt. In jedem edlen Streben und Schaffen, würden wohl wir Deutsche uns ausdrücken, steht diese Gattung von Literatur auf der Höhe des Zeitbewußtseins. Neben ihr aber besteht eine zweite, trübgefärbte, mit unreinen Zuthaten versetzte Mischliteratur, welche das niedere Ideal der Zeit, die Träumereien der gemeinen Phantasie, die wüsten Begierden des Herzens, die Poesie des Naturtriebs, die Trunkenheit der Sinnenlust, die edlen Vorurtheile des großen Haufens, die cynischen Roditäten der Sitten, mit einem Wort: die rohe Wirklichkeit zur Darstellung bringt. Jene, die ernst strenge Literatur, überdauert die Zeit und das Land, worin sie ans Licht trat; die andere, welche sich gefallen lassen muß, zugleich mit der Generation, welche sich daran nährte und labte, wieder abzusterben, die in der Folgezeit höchstens die Neugier oder das Bedürfniß geschichtlicher Forschung wieder aus dem Staube hervorzieht, kann man wohl die Literatur des Volks oder vielmehr die „gemeine Literatur" nennen, während ihre edle Schwester vor allen dem Kritiker und Philosophen angehört. Diese Doppel-Literatur, obwohl streng geschieden, trifft doch in einem Punkte überein: beide Gattungen vergegenwärtigen und prägen das Ideal ihrer Zeit aus; die eine ihr edles und sittliches, die andere ihr gemeines und sinnliches. Beide Ideale existiren zu gleicher Zeit und neben einander, denn nicht folgt ja das Fleisch dem Impuls der Seele, noch das Sinnenleben dem Flage der Ideen. — Sollte bei dieser Antithese nicht ein poetischer Vergleich mit der Flora eines Landes, worin allerdings in der Wirklichkeit mehr als Dualismus stattfindet, gestattet sein? Der französische Kritiker ist nicht darauf gefallen.

Will man sich nun über den Geist eines Jahrhunderts ein Urtheil bilden, dann kommt in alleinigen Betracht jene höhere, ideale Literatur, sie allein hat da Bedeutung und Gewicht; verlangt man hingegen Aufschluß über die Sittenzustände eben dieses Jahrhunderts, so liefert nur die untergeordnete Litteratur-Richtung, soeben die litterature populaire genannt, mit ihrer Fülle merkwürdiger Enthüllungen und Schilderungen die erforderlichen Dokumente. Um einen richtigen Begriff von einem beliebigen Zeitraum zu erhalten, muß man sich die Frage stellen: Welche Bücher las die große Masse der damals Lebenden? Wer z. B. Frankreich im achtzehnten Jahrhundert nach den Produkten seiner gewichtigen und philosophischen Literatur beurtheilen wollte, der würde die gegen jene Zeit erhobenen Anklagen nicht begreifen. Hätte er nichts als Montesquieu, Voltaire oder Jean Jacques gelesen, so könnte er vielleicht behaupten, daß das Zeitalter, wo jene drei Männer lebten und schrieben, geschäftiger, bewegter, stürmischer gewesen sei, als alle früheren, aber leugnen würde er, daß in ihren Schriften eine größere Verderbniß zu Tage liege, als die Verderbniß der vorherigen Generation war. Dieses Urtheil wäre eben so irrig in dem, was es besagt, als in dem, was es in Abrede stellt. Die Zeit, welche Bücher hervorbrachte, worin sich der menschliche Geist so unruhig, aufgeregt, revolutionair äußerte, ist eine Zeit schlaffer Ruhe und schleichender Auflösung. Nie erlebte die Gesellschaft eine friedlichere und glücklichere Existenz; niemals schlürfte und genoß ein Geschlecht mit mehr Behagen die süße Gewohnheit seines Daseins und überließ sich den Freuden der Erde mit größerer Sorglosigkeit. Während der menschliche Geist durch seine glänzendsten Repräsentanten, bald im Orakelton der Sibylle, wie Jean Jacques, bald mit der Energie und Leidenschaftlichkeit eines Voltaire, seine Ahnungen und Hoffnungen verlautbart, führt die Gesammtheit der damaligen Gesellschaft gemächlich fort, sich im Schlamm zu wälzen und immer tiefer darin zu sinken. Das Schauergemälde dieses Pfuhls und Abgrunds wird man freilich nicht bei den glänzenden Repräsentanten des achtzehnten Jahrhunderts finden; aber wer verwogen genug ist, wer nicht zurückschrickt vor stinkendem Koth und schmutzigen Sadgassen, der öffne mit muthiger Hand die Bücher, welche die Belustigung und Unterhaltung der großen Menge, der schönen Damen und der Musketiere, der Bürgerweiber und der Abbés, der Opernsängerinnen und der Spezieswirthe ausmachten. Der Esprit des lois und der Essai sur les moeurs, die Encyclopédie und die Histoire naturelle werden ihn nicht viel Bedeutendes über die Lebensweise der Zeitgenossen lehren, aber Duclos, der jüngere Crébillon (Sopha), Casanova, Choderlos de Laclos (Liaisons dangereuses), Louvet de Couvray (Amours du chev. de Faublas), Rétif de la Bretonne,*) Lorret de Chevalier de Neriat und alle jene infamen Bücher, der Auswurf und Abschaum menschlichen Aberwitzes, zur einen Hälfte politische Flugschriften, zur anderen Katechismuspredigten der Sittenlosigkeit, werden ihn in die Geheimnisse der damaligen Gesellschaft einweihen. Alsdann vielleicht wird man aufhören, über den Vorwurf der Corruption zu staunen, welcher dem achtzehnten Jahrhundert gemacht wird, nachdem man selbstgeiger die Luft dieser Corruption eingeathmet hat. Leichtfertigkeiten, Narrenspossen und läppisches Geplauder, hämische Schmähsucht, kleine Bosheiten nach verzogener Kinder Art, Hang zum Kleinlichen und Bizarren, recht komplizirte und fein ausgedünte Lüfte als Sinnenkitzel, weite Gewissen und enge Herzen, worin Ambradüfte und Apotheke durch einander dünsten, galante Niederträchtigkeiten, ausschweifend lockeres Leben ohne Zaum und Zügel in Begleitung jugendsamer Stoßseufzer und Kosladen empfindsamer Thränen, Harems im Opernhaus-Viertel, „gefährliche Bekanntschaften" und zweideutige Liebschaften, raffinirter Luxus, die ersten Wunderthaten des Gottes Plutus oder Mammon und seiner Diener, der Garköche, dürres Stroh und faules Holz — so das ganze achtzehnte Jahrhundert, und dieses findet sich in jenen gottverworfenen Büchern, die man schwerlich mehr liest und nicht mehr druckt. Vom „Sopha" bis zu den „Liaisons dangereuses" kann man die Fortschritte jener Verderbniß verfolgen, die mit jedem Tage sich steigert, anfangs nur frivol und freigeisterisch, dann geradezu und grob sinnlich, zuletzt abscheulich, machiavellistisch, grundböse ist.

Jedes Zeitalter, fährt Montégut fort, bietet eine ähnliche Erscheinung. Eine Charakteristik der moralischen Zustände Englands und Amerika's in der Jetztzeit würde die obige Behauptung nur bestätigen und rechtfertigen. Um aber diese Zustände kennen zu lernen, dürfte man sich nicht vorzugsweise an die Literatur erster Ordnung, müßte man sich vielmehr an die überfruchtbare Gattung der Novellen-, Roman- und Erzählungs-Literatur, an die für die Masse der mitlebenden Bevölkerung geschriebenen Bücher wenden. Dieser Literatur „for the million" zählt Montégut auch die zwei Romane der Amerikanerin bei, welche er im Weiteren nach Inhalt und Tendenz zerlegt.

E. K.

*) In der Revue des deux Mondes, bei Besprechung der zwei Romane der Amerikanerin Fanny Fern (Mrs. Eldridge): „Ruth Hall" und „Rose Clark". London, 1856.

*) Vgl. über ihn „Magazin" 1852. Nr. 28 f.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Haben die Thiere eine Seele?

(Fortsetzung.)

Was war nun der „Athem des Lebens", der dem Thiere, dem „webenden Geschöpfe, das Leben hat", gegeben wurde? Wir wissen blos, daß es nicht die Menschenseele war, und daß es daher falsch wäre, das innere Leben der Thiere nach dem Menschengeiste zu messen. Die neueren Forschungen stimmen darin überein, den Thiere zwei unterschiedene und ihm eigenthümliche Eigenschaften beizulegen. Es besitzt, sagen sie, Instinkt, oder eine Anzahl gewisser angeborener, unveränderlicher Ideen, die sich zu allen Zeiten, unter allen Umständen wiedervorfinden. Das Kuckuck, in einem ägyptischen Brutofen erzeugt, bricht durch seine Schale und macht aus Instinkt Jagd auf die Spinne; die Schildkröte, im Binnenlande, auf hohem, trockenem Berge geboren, eilt, wie sie nur auf die Welt gekommen, mit unwiderstehlicher Gier nach der Küste, aus Instinkt; aus Instinkt bauen Bienen, Vögel und Biber ihre wunderbaren Häuser. Die Thiere haben aber auch Intelligenz: die Macht, unter Einfluß der Erinnerung oder Abrichtung zu handeln. Das Pferd gehorcht, weil es seinem Herrn liebt oder fürchtet; der Hund, wenn er unter drei Wegen, die sich kreuzen, zwei sorgfältig untersucht hat, wählt den dritten ohne weitere Prüfung; seine Intelligenz macht den Instinkt überflüssig. Beide Eigenschaften treffen in der Unterscheidungskraft zusammen, und diese möchten wir bei dem Thiere als den charakteristischsten Zug des inneren Lebens bezeichnen. Besäßen die Mineralien diese Kraft, sie würden sie im Moment der Krystallisation, in der Aeußerung ihrer höchsten Kraft, ihrer größten inneren Thätigkeit, zeigen. Und doch finden wir keine Spur von Unterscheidung; sie weichen nie den Umständen, ändern nie ihre unwandelbaren Gesetze. Die Pflanzen dagegen haben schon einen Anfang zur Unterscheidungsgabe in der Fähigkeit, sich den Ortsverhältnissen anzuschmiegen. Pflanzen in den Treibhäusern drängen ihre Blätter gegen die Fensterscheiben, und Blumen, die der Sonne von Osten nach Westen folgen, müssen wohl fähig sein, das Licht zu unterscheiden. In den Thieren allein besitzt gewinnt diese Kraft an Klarheit und Schärfe und ist sogar sichtlich der Vervollkommnung fähig. Das Universum ist für Alle, doch es ist nicht Allen gleich erschlossen. Wo die äußeren Organe der Wahrnehmung fehlen, da fehlt natürlich auch die innere Erkenntniß. Der Wurm unterscheidet blos seine Nahrung und deren Prinzgel; der Schmetterling kennt die Farben; der Adler unterscheidet Menschen, Thiere, Töne; der Mensch selbst unterscheidet auch das Unsichtbare, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wer weiß nun, ob es nicht Wesen über und giebt, die noch mehr unterscheiden, wie wir tausend Dinge wahrnehmen, die Vieh und Vögel, Löwe und Adler nimmer unterscheiden lernen?

Die bloße Thatsache, daß diese Unterscheidungskraft immer vollkommener und auffallender wird, eine je höhere Stelle das Thier einnimmt, zeigt schon ihre Wichtigkeit für das Innenleben. Auf der niedrigsten Thierstufe, bei dem Eingeweidewurm kaum wahrnehmbar, fixigert sie sich fast zur menschlichen in dem Elephanten und in dem Hunde. Sie wechselt aber nicht nur an Stärke und Schärfe, sondern auch an der Richtung, die sie nimmt, und hier können wir sie genau beurtheilen und messen.

Als erste Existenz unterscheiden die Thiere ihre Nahrung. Allerdings nimmt auch der Baum Alles in sich auf, was die Natur zur Selbsterhaltung in seinen Bereich gestellt hat; allein an die Schelle gebannt, thut er es mechanisch, ohne Wahl. Das Thier dagegen erkennt seine Nahrung aus der Ferne, ergreift sie mit der vollen Gier des Instinkts und verwendet sie in nützlicher Weise. Es hat, vom Schöpfer in vorherbestimmter Harmonie mit seiner Nahrung eingerichtet, mit äußeren Oeffnungen, sie einzunehmen, und mit einem Binnenbehältniß, sie zu fassen, versehen werden müssen. Freilich sind nicht alle Thiere mit diesen Organen ausgestattet: dem manche Wasserthiere sind band- oder fadenförmig, als Bälle oder Walzen gestaltet. Wie diese ihre Nahrung verschlingen, wissen wir nicht. Die Infusorien jedoch haben einen Magen, oft mehrere; ja, sie kämpfen schon mit einander um ihre Nahrung. Andere sind um den Mund mit wimperartigen, feinen Härchen versehen, die in rüstiger Bewegung ihn mit unsichtbaren Schlachtopfern füllen. Wie verschieden von der scheußlichen, nimmersatten Medusa, die ihre achtzigtausend Arme, ein ganzes Heer, auf den Fang ausbreitet. Der Hai verschlingt Menschen, Pferde und große Tonnen Pulver; der Wallfisch — ganze Schaaren Seethiere. Andere Geschöpfe sind heikeler in der Wahl ihrer Kost, als der raffinirteste Feinschmecker. Der Seidenwurm ißt nur Maulbeerblätter, und die leiseste Ahnung von Feuchtigkeit des Laubes benimmt ihm schon den Appetit. Geschöpfe so voller Seltsamkeiten, wie eine gewisse Wespenart, die in Sandhöhlen lebt, giebt es nur wenige. Sie ist außer dem Pferde das einzige Thier, das stehend schläft, aber sie stirbt auch stehend. Ihr setzt den dürren, gestreckten Körper, der noch bei seiner Wohnung zimp und spitz aufrecht steht — Ihr rührt ihn an, und er zerfällt in Staub. Nicht kann sie vermögen, sich wie andere arme Insekten niederzulegen und anständig ihre Glieder zusammenzufalten. Aber noch eigenwilliger ist sie in der Wahl ihrer Kost. Sie fängt Spinnen, Schmetterlinge, Raupen; anstatt sie aber mit eins zu tödten, beißt sie dieselben in den Nacken und schleppt die Ohnmächtigen in ihre Höhle. Almosen und Gaben weiß sie zurück. Ihr könnt dieser Wespe, wenn sie noch so hungrig ist, die ausgesuchtesten Bissen vorlegen, sie wird nicht anrühren; bringt man ihr während ihrer Abwesenheit etwas zu Hause, so wirft sie es bei ihrer Heimkehr unwillig hinaus.

Hat das Thier einmal seine Beute ersehen, so sucht es sie auf gute und schlechte Mittel zu erlangen. Der Löwe packt sie mit an übertroffener Stärke; die schwächeren Thiere gebrauchen dabei mancherlei List und Gewandtheit. Die Fliegenwanze verfährt bei ihrem Raubgange so heimtückisch und scheinheilig, daß sie dem menschlichen Schrecken nicht nachgiebt. Sie hält sich sorgfältig in Staub und Asche, schreitet feierlich einher, setzt langsam einen Fuß vor den anderen, hält gravitätisch bei jedem Schritt ein — nie hat Ihr einen so himmlischen Frieden, eine so erhabene Grandezza gesehen. Doch schau! jetzt hat sie ein Insekt erblickt, und nun ist Alles wirst sie sich auf das unglückliche Opfer. Nicht minder unterhaltend ist der Schutz schütze unter den Fischen. Der Rückenhai ist nämlich mit einer langen Spritze versehen, aus der er einige Tropfen Wasser auf die Fliegen und Schnaken schießt, die friedlich am Ufer im Grünen sitzen. Wie rasch lädet er seinen Sitzer, wie ungeführt drückt er auf die armen Insektchen ab. Aber die Scham, wenn er sein Ziel verfehlt und ärgerlich sein Gesicht in den Schlamm versteckt, reizt den Zuschauer zu unwiderstehlichem Gelächter.

Die höhere Thierordnung zeigt, wie zu erwarten ist, diese Unterscheidungskraft in höherem Grade. Fast jeder Ameisenhügel, der einer Varietät gehört, beherbergt einen Roßkäfer, der hier als willkommener Gast lebt, sich fortpflanzt und stirbt. Wenn ihn die Ameisen begegnen, streicheln und liebkosen sie ihn mit ihren Fühlhörnern. Dafür bewirthet er sie mit einer süßen Flüssigkeit, die er unter seinen Flügeln ausschwitzt und auf welche die kleinen Näscherleidenschaftlich verfessen sind. Ihre Anhänglichkeit an den seltsamen Konditor ist so groß, daß sie bei drohender Gefahr ihn ergreifen und in Sicherheit bringen. Die Sieger, die in einen feindlichen Ameisenhügel eindrechen, schonen des Käfers, und, was vielleicht noch dauernswerther ist, selbst seine Made und Puppe, obgleich ihnen von ihr keinem Nutzen, sind unter seinen Gastfreunden ebenso sicher, als wenn sie ihnen den süßen Saft spendeten. Andere Ameisen wiederum halten zahllose Blattläuse, die auf dem zarten Laub saftiger Pflanzen wie auf grünen Wiesen sitzen und daraus saftig saugen, daß ihre schmächtigen Körperchen wie die Euter der Kühe auf weichen Frühlingsweiden anschwellen. In dieser Jahreszeit haben die Ameisen für ihre Jungen ein feineres Futter, als sie ihnen sonst gewähren können; sie streicheln und liebkosen ihre Milchkühe, sammeln die wahrhafte Flüssigkeit, die unter ihrer klugen Behandlung ausrinnt, und tragen sie tropfenweis ihren Pfleglingen zu.

Die Thiere, auch auf der niedrigsten Stufe der Intelligenz, unterscheiden ihre Wohnplätze. Das winzige Kugelthierchen unter den Infusorien bewegt sich auf der Glasblatt, seiner Geburtsstätte, von der Stelle, wo das Wasser verdunstet ist, nach einem feuchteren Orte. Diese Vorliebe für die Heimat ist freilich in allen Naturreichen zu finden: alles Geschaffene wünscht an dem verschiedenen der erwählten Orte dauernd zu verbleiben. Selbst der Stein verändert ständigst seine Heimat und weicht nur der Gewalt; der Baum wird durch Feuer und Stahl überwunden werden, und die Elementar haben Jahrhundertelang gegen ihn zu kämpfen. Doch hier ist es die blinde inertiae; bei den Thieren ist es ein Akt des Willens. Selbst der Fisch im Wasser kennt und liebt seine Wohnung, welche die eine in süßem, die anderen in salzigem Wasser, diese wenige Fuß unter der Fläche, jene viele Klafter in der Tiefe aufschlagen. Diese kennt die Freiheit nicht endlosten. Manche erblicken in der Gefangenschaft; einzelnerrte Rennthiere und Gebirgsziegen verschmachten. Die träge Schildkröte liebt ihre Heimat. Eine Riesenschildkröte wurde von englischen Matrosen in der Nähe von Ascension gefangen und sie brannten ihr einen Namen und das Datum in die Schale. Auf der Fahrt nach England entrannte sie, und was erstaunen will, sie kehrte verlegen warf man sie über Bord in den Kanal. Zwei Jahre später wurde dieselbe Schildkröte, frisch und gesund, wieder in ihrer alten Heimat, Ascension, eingefangen. Welch wunderbares, unerklärliches Heimweh, das dieses träge, zugfaste Geschöpf viertausend Meilen durch den weg- und spurlosen Ocean wie an einer Kette zurückzieht! Es muß etwas mehr als bloße stumpfsinnige Gewohnheit sein, wie die Thiere an den Heerd ihrer Kindheit fesselt. Die Schwalbe schweift um den Herbst nach den Gialedenen des fernen Afrika und

kehrt dann nach dem Norden heim, wo sie ihr Dörfchen, die niedrige Hütte und den verdeckten Winkel unter der Dachrinne findet. Welcher Mensch auch mit dem vollkommensten Ortssinn und trunenen Gedächtniß würde nicht öfter den Weg verlieren und müßte nicht hier und da nachfragen! Der Vogel aber fliegt, stracks wie der Pfeil, nach dem kleinen Fleck hin, wo er zuerst seine Schwingen versucht hat.

Wie sorgfältig wählen sie überdies den Platz zu ihren Wohnungen! Der Vogel weiß sein Nest mit ungemeiner Kunst; der Fisch hat sein Haus im Schilf, und die Hydrolisse wohnt für immer in einer Wasserglocke. Der Fuchs treibt durch seinen unerkenntlichen Geruch den Dachs aus dessen Behausung, um selber einzuziehen. Eine Krebsart zieht die abgeruzte Schale, in der sie bisher gewohnt, fahren und wählt unter tausenden eine neuere und glänzendere. Eine andere Krebsgattung hat, wie die Kinder der Alpen, ihre Wohnungen für die verschiedenen Jahreszeiten. In der heißen Jahreszeit sieht man den Stammvater mit seiner zahlreichen Familie von der Seeküste wegziehen und eine kühlere Hütte weiter nach dem Binnenlande zu aufsuchen; im Winter klimmt er zu seiner stillen Wohnung in den Bergen hinauf. Manche leben gern mitten im Gewühl und Lärm der Großstädte, wie der Storch, der, ein Zeitgenosse Juvenal's, auf dem Tempel der Concordia, gerade im geräuschvollsten Mittelpunkte Roms sein Nest baute. Hadrian ließ zu Ehren des „menschenliebenden Vogels" eine Denkmünze prägen. Einige leben die Geselligkeit; der Kirschfink ist ein ganzer Fourierscher Sozialist; er baut mit seinen Gattungsgenossen als Phalansterium ein gemeinsames Dach, dem Regen undurchdringlich und sicherer gegen das wildeste Sturmwetter, als die Zelte und Hütten in der Krim. Unter diesem Dache hat jedes Paar sein Nest mit besonderem Eingang; und man hat hier schon an die dreißundert Paare gefunden, die in friedlicher Gemeinschaft lebten.

Die Macht, seinen Feind zu erkennen, ist fast allen Thieren, obgleich nicht in gleichem Grade, gegeben. Sie scheint mit der Liebe zum Leben in genauem Verhältniß zu stehen und ist daher in den niedrigeren Klassen, wo für die Fortpflanzung der Gattung reichlich vorgesehen ist, nur schwach entwickelt. Die Infusorien unterscheiden keinen Menschen, den gemeinsamen Feind alles Lebens; die Blattläuse sehen und kennen nicht ihren furchtbarsten Feind, eine Riesenmade, die recht in ihrer Mitte sitzt und ihnen nach einander das Lebensblut aussaugt. Fliegen und andere Insekten nehmen die Flucht vor dem nahenden Feind; selbst die derbste Raupe wittet sich mit Hülfe eines dünnen Fadens, den sie aus sich zieht, an den sie sich zu Boden herabläßt. So benutzt sie den Stoff, der ihr zu dem einen Zwecke, zur Bildung des Kokons, beschieden worden, zu einem anderen Zwecke, der Rettung des eigenen Lebens. Ein bloßer blinder Instinkt würde nimmer dasselbe Mittel zu zwei verschiedenen Zwecken verwenden. Wie gut kennen die Vögel die verhaßte Eule und ihre Schwächen! Kindere Feinde — und die armen, kleinen Sänger haben deren vollauf — fürchten sie; den lichtscheuen, am hellen Tage unbeholfenen Traumen, die Eule, passen sie, umflattern ihn in Schaaren und picken und hacken nach ihm aus allen Kräften. Anderen Thieren giebt die Furcht vor dem Feinde allerlei List und Anschläge ein. Der dumme, gefräßige Karpfe lernt das Netz kennen; erblickt er es über sich, so drückt er den Kopf in den Schlamm, so daß es über ihn wegzieht. Ist in seinem Fluß oder Teich der Grund nicht weich genug und fühlt er bei wiederholtem Versuch keinen Widerstand, so schnellt er sich, indem er zugleich das Wasser mit seinem mächtigen Schwanze schlägt, oft an die sechs Fuß hoch über das Netz weg. Der listige Käfer stellt sich todt, da die Krähen todte Käfer nicht anrühren; und mancher Käfer ist so hartnäckig, daß ihr ihn Füße und Fühlhörner abreißen, in einen Köpfel oder den Feuer werfen, in Stücke schneiden könnt, ohne daß er ein Lebenszeichen von sich giebt. Mit Cyklet scheint er zu sagen: Schonen, du thust mich weh! Und doch empfindet er, wenn Freiheit ihn lockt, dieselbe ihn von der Marter, und er wird sich rasch davonmachen.

Später, und das nur unter den vollkommensten Thieren, begegnet uns die Kraft, die Mitgeschöpfe der eigenen Gattung zu unterscheiden; eine Kraft, die um so seltener und von so höherer Art ist, als sie weder die Selbsterhaltung noch die Fortpflanzung berührt. Nahrung, Heimat, Feinde zu unterscheiden, gehört zu den niedrigsten Gaben; allein, unter derselben Gattung als solche in Liebe oder in Haß unterschieden, zeigt schon ein gewisses Selbstbewußtsein, das Bewußtsein individueller Existenz. Die erste Annäherung eines Verliebte findet sich unzweifelhaft unter den Medusen; fortwährend öffnen und schließen sie abwechselnd ihre Schalen und dringen dadurch einen Strom hervor; sie hören einander und hören einander gern. Eine Stufe tiefer unter ihnen ist Alles stumm; sie sind die ersten, die in ihrer kleinen Welt den Ton besitzen. Einer weit höheren Organisation jedoch bedarf es, bevor die Kunde von dem Mitgeschöpfe zur Liebe wird. Selbst die Spinne, die geistmasende und menschenliebende, eilt sächtig von einer Leidenschaft zur anderen; das Männchen der Hydrolisse sucht sein Weib, wirbt um sie und führt sie heim; doch kaum ist der Honigmond vorüber, so fällt die kannibalische Gattin über den Mann her, überwindet ihn und frißt ihn ohne Erbarmen auf. Wunderbar ist und ein eigenes Kapitel verdient diese Kunde des Mitgeschöpfes, die zu gewissen Jahreszeiten und Perioden sich unter den Thieren entfaltet, wo Hymens Fackel mit seinem Lichte ihre Intelligenz erhellt.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Einwanderung in die Vereinigten Staaten.

II.

Wir haben in dem vorhergehenden Artikel die Einwanderung in die Vereinigten Staaten nach Zahl, Geschlecht und Lebensalter betrachtet. Es liegt uns nun noch ob, sie nach ihrer Herkunft und ihren Berufszweigen kennen zu lernen. Auch hierzu liefert das Brownwellsche Buch schätzbares Material.

In der General-Uebersicht der Länder, aus denen Einwanderer seit 1819 bis Ende 1855 in den Vereinigten Staaten ankamen, giebt Herr Brownwell 50 verschiedene Länder und Landstriche an. Nur bei einer geringen Zahl (157,537) konnte er das Land ihrer Herkunft nicht ermitteln. Aus allen diesen Einwanderungen ragen nur die von zwei Ländern besonders hervor und sind so gewaltig, daß ihr Einfluß auf die nationale Entwickelung der Vereinigten Staaten ins Gewicht fällt. Es ist dies die von Großbritannien und Irland und von Deutschland. Die erstere beträgt nicht weniger als 2,340,445 Köpfe, umfaßt also bei einer Gesammt-Einwanderung von 4,212,624 Ausländern mehr als die Hälfte derselben. Von diesen sind speziell angegeben

als Irländer	747,930
als Engländer	207,492
als Schotten	34,559.

Daneben befinden sich aber noch unter der Rubrik „aus Großbritannien und Irland" 1,348,682, von welchen also nicht bekannt war, aus welchem der drei Königreiche sie gekommen.

Die Einwanderung von Deutschen beläuft sich während dieser 36½ Jahre auf 1,206,087, sie umfaßt sonach mehr als ein Viertel der Gesammt-Einwanderung.

Die nächst starke Einwanderung, die französische, ist schon unverhältnißmäßig schwächer: 188,725.

In vierter Reihe steht die Einwanderung aus Britisch-Amerika. Sie beläuft sich auf 91,609 Köpfe.

Sodann folgt die aus Preußen (außerdeutsche Provinzen): 35,995.

Dann folgen: West-Indien mit 35,017 Köpfen;
die Schweiz mit 31,071;
Schweden und Norwegen mit 29,441;
Holland mit 17,563;
Spanien mit 11,251;
Italien mit 8229;
Belgien mit 6991;
Dänemark mit 3059;
Portugal mit 2049;
Polen mit 1318;
Rußland mit 935;
Türkei mit 123;
Griechenland mit 106.

Hier ist jedoch eine bedenkliche Lücke in Brownwell's Angaben; es fehlt nämlich jede Angabe über die ungarische Einwanderung, die in den Jahren 1850—1851 jedenfalls nicht unbedeutend war, und es sagt sich nun, ob der Verfasser diese unter die deutsche Einwanderung gezählt hat, weil die Ungarn meistens der deutschen Sprache mächtig sind, oder ob sie unter der Zahl derer unbegriffen sind, deren Herkunft nicht ermittelt wurde. Eine sonst in dergleichen statistischen Verzeichnissen neben der Rubrik Deutsche sehr oft angegebene Rubrik Oesterreicher oder gar Bayern u. s. w. findet sich bei Brownwell nicht. Die Einwanderung aus Mexiko, Central- und Süd-Amerika belief sich auf 22,049. Chinesen wanderten 16,714 ein. Die Einwanderung aus den übrigen Ländern der Erde ist sehr unbedeutend; die Ziffern liefern verhältnißmäßig noch das stärkste Kontingent: 1,288.

Vergleichen wir nun die Abstufungen und den Wechsel in dem Wachsthum der Haupt-Kontributenten zur Einwanderung, so ergeben sich höchst interessante Resultate und ein Anhalt für die Berechnung der Einwanderung der Zukunft. Die Einwanderung aus Großbritannien und Irland betrug noch 1820 nur 6,024 Seelen und schwankte von da an bis 1826 zwischen 2,500 und 7,800 in runder Summe. Im Jahre 1827 stieg sie plötzlich auf fast volle 14,000, 1830, im europäischen Bewegungsjahre, fiel sie auf 3,874, stieg im folgenden Jahre um 5000 und 1832 auf mehr als 17,000. Von da bis 1840 schwankte sie zwischen 18- und 42,000. Im Jahre 1847 erreichte sie zum ersten Male die Höhe von mehr als 100,000, blieb bis 1849

Digitized by Google

fortwährend im Steigen, fiel 1850 etwas, erreichte aber 1851 ihren Culminationspunkt: 272,749. Von da an ist diese Einwanderung fortwährend stark im Abnehmen gewesen. Im Jahre 1854 war sie 160,253 Köpfe stark und 1855 nur noch 91,199.

Die deutsche Einwanderung zählte 1820 948 Seelen, 1821 365, sank 1822 auf ihr Minimum von 139 und hielt sich bis 1827 immer unter 500, stieg 1828 plötzlich auf 1806, fiel im nächsten Jahre auf 582, blieb in den folgenden Jahren zwischen 1900 und 2300 und erhob sich 1832 auf 10,168. Von da an ging die deutsche Einwanderung nie mehr unter 8000 herunter und hielt sich bis 1839 durchschnittlich auf der Höhe von 16,000 jährlich. Im Jahre 1840 stieg sie auf 28,581, ging aber 1841 wieder auf 13,727 zurück. Im Jahre 1847, in dem, wie auch 1828, die britische Einwanderung besonders zahlreich war, stieg auch die deutsche auf die bis dahin unerreichte Höhe von 73,444, fiel jedoch im folgenden Revolutionsjahre auf 59,014, während die britische Einwanderung in dieser Periode zunahm. Auch 1849 war die deutsche Einwanderung nur wenig gewachsen (60,062), 1851 stieg sie auf 71,322 und 1852 gar auf 143,575, sie um circa 3000 im nächsten Jahre und gelangte 1854 auf ihren Culminationspunkt von 206,054. Im Jahre 1855 zählte sie nur 66,219. Die deutsche Einwanderung wurde also mit Ausnahme des Jahres 1854 stets von der britischen an Zahl übertroffen.

Die französische Einwanderung stieg in dem Revolutionsjahre 1830 auf 1174 gegen 582 des Jahres 1829. Im Jahre 1847, in dem in allen Ländern Europa's die Auswanderung sehr stark war, wanderten 20,040 Franzosen nach den Vereinigten Staaten und im Revolutionsjahre 1848 nur 7,743, 1849 wenig über 5000, 1851 erreichte die französische Einwanderung ihren Culminationspunkt von 20,126.

Hinsichtlich der Berufs-Thätigkeit giebt Bromwell's Statistik nur allgemeine Angaben ohne Unterschreibung der Nationalität der Eingewanderten. Auch finden sich hier Lücken, da oftmals nicht von allen männlichen und erwachsenen Einwanderern die Berufsart ermittelt worden ist. So ist z. B. bei der Einwanderungsliste von 1835 bei 19,691 männlichen Einwanderern keine Berufsart angegeben. Rechnet man von dieser Zahl die 11,458 männlichen Einwanderer unter 20 Jahren ab, so bleiben immer noch mehr als 6000, etwa das Zehntel der Summe der Einwanderer in diesem Jahre übrig, von denen die Berufsart unbekannt blieb. In den späteren Jahren scheint jedoch mehr Aufmerksamkeit in dieser Beziehung geherrscht zu haben, und die Listen werden ziemlich genau. Der Charakter der Einwanderung hat nach diesen Aufzeichnungen ebenfalls Veränderungen erfahren. So zeigt sich, daß bis zum Jahre 1842 die Klasse der Landwirthe (farmers) fortwährend die zahlreichste war und durchschnittlich das Viertel der gesammten männlichen Einwanderung ausmachte. Von da an überwog die Klasse der Handarbeiter ohne bestimmtes Handwerk (labourers) die der Landwirthe. Im Jahre 1840 kamen 18,476 Farmers und nur 9,640 Labourers an, 1842 12,966 Farmers und 15,951 Labourers. Von da an war das Verhältniß dieser beiden Klassen abwechselnd höher und niedriger. Doch ist deutlich bemerkbar, daß in allen Jahren, in denen die britisch-irische Einwanderung besonders zahlreich war, die Klasse der Labourers überwog, während in den Jahren, in welchen die deutsche Einwanderung ihre größte Höhe erreichte, die Klassen der Farmers und Handwerker (Professionisten) überwiegend waren.

1851, im Jahre der stärksten britisch-irischen Einwanderung, befanden sich unter 245,017 männlichen Einwanderern 88,848 Labourers, 50,491 Farmers, 26,483 Handwerker, 12,795 Kauf- und Handelsleute. 1854, im Jahre der stärksten deutschen Einwanderung, befanden sich unter 284,057 männlichen Einwanderern 82,373 Labourers, 87,188 Farmers, 31,470 Handwerker und 15,173 Kaufleute.

1855 zählte man unter 140,181 Einwanderern männlichen Geschlechts (die britisch-irische überwog wieder 42,580 Labourers, 34,693 Farmers, 14,997 Handwerker und 14,759 Kaufleute. Die übrigen Klassen der Einwanderer sind weit geringerer Anzahl; die der Seelente und, in den Jahren 1851—1854, der Bergleute bilden die nächst stärkere Klasse. Bergleute kamen 1851 2605 an, 1855 nur noch 232. Seelente kamen 1854 (höchste Zahl) 1260 an. Wie die folgenden Klassen sich zu einander verhalten, erhellt am besten aus nachstehender Tafel:

	1847	1851	1854	1855
Aerzte	184	282	237	247
Geistliche	210	129	139	148
Ingenieurs	35	103	213	144
Musiker	4	36	50	42
Bildende Künstler	162	179	66	53
Advokaten	73	166	135	224
Lehrer	17	21	52	26
Diener	232	33	47	62

Die Handwerke sind nicht besonders angegeben, denn obschon sich besondere Rubriken für Müller, Bäcker, Fleischer, Schneider und Schuster finden, so sind die dort angegebenen Zahlen so niedrig, sie unmöglich der Wahrheit nahe kommen können und auf falschen Angaben oder Distinctionen beruhen müssen.

Unter den bei der weiblichen Einwanderung angegebenen Berufsgeschäften finden sich nur drei Klassen, die der „Dienerinnen", „Nätherinnen und Putzmacherinnen" und der „Spinnerinnen".

Dienerinnen kamen in den Vereinigten Staaten an:

	1847	1851	1854	1855
	2916	3282	332[illegible]	25[illegible]
Nätherinnen und Putzmacherinnen . .	149	309	188	201
Weberinnen und Spinnerinnen	37	6	220	9

Prüfen wir schließlich die Richtigkeit der von Bromwell angegebenen Zahlen und der Quellen, aus denen er geschöpft, so ist zwar nicht zu leugnen, daß man einiges Mißtrauen in die Genauigkeit derjenigen setzen darf, wenn man weiß, wie wenig gebildet das Beamtenthum der Vereinigten Staaten noch in Bezug auf Registrirung und Aufführung im Vergleich zu dem wohlgeschulten und durch Generationen zugestutzten Beamtenheere in europäischen Staaten ist, allein dafür bietet der trotz aller Raschheit außerordentlich sichere, praktische Sinn der Amerikaner doch auch Garantie dafür, daß in den Hauptfächern sich keine erheblichen Irrthümer befinden möchten. Eine andere Bürgschaft für die Richtigkeit dieser Angaben wird uns durch einen Vergleich derselben mit den selbstständigen statistischen Aufzeichnungen europäischer Staaten über die Auswanderung aus denselben. Es sind nach den offiziellen Angaben des britischen Gouvernements nach den Vereinigten Staaten

	ausgewandert	Nach Bromwell sind angekommen:
1842:	83,852 Personen	72,347 Personen
1847:	142,154 "	128,000 "
1851:	287,387 "	272,740 "

Die deutschen statistischen Angaben sind nicht so genau, wie die britischen, da es überhaupt, das Bundesheer und Bundes-Polizeiwesen ausgenommen, keine deutsche Statistik giebt. Das statistische Bureau in Berlin, das sich bemüht, diesen Mangel einigermaßen zu ersetzen, giebt über die Auswanderung aus Deutschland unter Anderem folgende Zahlen:

Gesammt-Auswanderung aus den deutschen Häfen der Ost- und Nordsee, den Häfen Hollands und Belgiens und dem Hafen von Havre:

1846	1847	1851
94,684	109,531	112,547

Unter diesen hier als deutsche Auswanderer Angegebenen sind aber auch die Ungarn, Siebenbürgen, Schweizer und Dänen mitgerechnet, die sich in deutschen Häfen einschiften. Rechnet man diese und bei beiden Angaben eine Anzahl Personen ab, die auf der Ueberfahrt entweder an Krankheiten sterben oder mit den Schiffen verunglücken, so wird man nicht leugnen können, daß die Aufzeichnungen in Europa mit denen der amerikanischen Behörden so ziemlich harmoniren. Höchstens könnte die britische Einwanderung um 2 oder 3 pCt. zu niedrig angegeben sein. Das Bromwellsche Buch verdient daher bei historischen und statistischen Untersuchungen über die Wanderung aus Europa wie aus anderen Ländern in die große nordamerikanische Republik volle Beachtung.

Mannigfaltiges.

— Insel Rügen. In dem anspruchslosen Gewande eines Büchchens der „Illustrirten Reisebibliothek" von Weber und mit den bescheidenen Titel: „Ein Ausflug nach Rügen", ist ein topographisch-statistisch-historisches Bild dieser Insel, verbunden mit einem Blick auf die Mythologie und die Sagen derselben, sowie mit einem Abriß der Geschichte Pommerns, von Gustav Rasch, erschienen.*) Für die zahlreichen Besucher der an romantischen Natur-Schönheiten reichen Insel Rügen dürfte es kaum ein überflüssiges und belehrendes Erinnerungsbuch geben, als dieses mit 34 geschmackvollen Illustrationen (von Arkona, Bergen, Granitz, Heringsdorf, dem Herthasee, Mönchgut, Putbus, Stettin, Stubbenkammer, Swinemünde 2c.) und einem Kärtchen der Insel ausgestattete Handbüchlein. Auch an poetischen Unterhaltungen fehlt es darin nicht. So ist neben mehreren anderen Sagen, nach Temme's „Volkssagen aus Pomm ern und Rügen", auch die von Kosegarten gedichtete, an die Jungfrau von Waschstein bei Stubbenkammer sich knüpfende Ballade, „die Stimprobe", mitgetheilt. Die Geschichte Pommerns, die, wenn wir einige Episoden derselben, wie etwa die Belagerung Stralsunds durch Wallenstein, ausnehmen, im übrigen Deutschland ziemlich unbekannt ist, dürfte gewiß vielen Lesern eine angenehme Zugabe sein.

*) Ein Ausflug nach Rügen. Natur, Bewohner und Geschichte der Insel, von Gustav Rasch. Mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 111. Berlin, Sonnabend den 13. September 1856.

Frankreich.

Die Meteorologie, ihre Fortschritte und ihre Beobachtungsmittel.

II.

Was sich uns in Betreff der Meteorologie bisher ergeben, ist, kurz zusammengefaßt, Folgendes: Sie geht von den isolirten und uninteressanten Beobachtungen aus, die zu jeder Stunde des Tages gemacht werden müssen; sie bestimmt nach diesen Daten die mittleren Temperaturen der verschiedenen Oerter; sie zieht Isothermen; sie entdeckt das Gesetz der Unveränderlichkeit der Klimate, gewinnt eine genaue Kenntniß der Wärmevertheilung über die Erde und die Einsicht in den Zusammenhang der Wärmevertheilung und der Pflanzenvertheilung. Was es gekostet, diese Resultate zu gewinnen, kann man ermessen, wenn man weiß, daß die zehn Jahre hindurch fortgesetzte Forschung an nur tausend Orten mehr als siebenundachtzig Millionen Thermometer-Bestimmungen erfordert hat. Daß die Meteorologie noch so wenig vorgeschritten ist, liegt nur daran, daß die einzelnen Beobachtungen noch nicht zahlreich genug gewesen. Das einzige Mittel, zum Ziele zu gelangen, ist dies, die Erdoberfläche mit einem Netz meteorologischer Observatorien zu überziehen.

Seit einigen Jahrzehnten hat der Eifer für die Meteorologie sich die zur Leidenschaft gesteigert. In England haben die gelehrten Gesellschaften und die Observatorien beträchtliche Opfer gebracht, um Beobachtungsapparate aufzustellen, Instructionen oder Resultate zu veröffentlichen, die Offiziere aller Marinen und Privatleute für meteorologische Forschungen zu gewinnen. Es sind Meteorographen-Vereine gegründet worden; berühmte Gelehrte haben die Leitung derselben übernommen; reiche Leute haben sie mit Mitteln ausgestattet; Privatleute in großer Menge haben sich dazu hergegeben, Tag für Tag, Stunde für Stunde die meteorologischen Instrumente zu beobachten. Von England aus hat sich der Eifer über Europa verbreitet, über Belgien, Deutschland, Rußland. In Rußland hat die Regierung überall Observatorien eingerichtet und eine militairisch organisirte Armee von Meteorographen geschaffen.

Inzwischen hat man sich auch mit Erfolg bemüht, die Beobachtungsmittel immer mehr zu vervollkommnen. Man hat Thermometer so Stunde gebracht, welche mittelst eines Bleistiftes die Temperatur auf einem Zifferblatt zu jeder Stunde selbst vermerken. Photographische Apparate portraitiren in jedem Augenblick den Stand der Barometer und der Kompasse. Es fehlt der Meteorologie an Nichts mehr; sie hat gute Instrumente, ihrem Dienst eifrig ergebene Arbeiter, Beschützer, Geldmittel und Organisation. Nur Frankreich scheint von dem Interesse für die Meteorologie unberührt geblieben zu sein; seine Naturforscher haben die meteorologischen Forschungen sehr vernachlässigt. Selbst das Observatorium von Paris hat sie mit großer Gleichgültigkeit betrieben. Diese auffallende Erscheinung hat ihren Grund darin, daß in Frankreich bedeutende wissenschaftliche Autoritäten geradezu gegen die Meteorologie auftreten, weil sie die in ihr befolgten Methoden für unrichtig, die von ihr gehegten Hoffnungen für übertrieben und die Anwendungen, die man von ihr macht, für trügerisch halten.

Oeffnet man einen der ungeheuren Quartbände, welche die russische Regierung veröffentlicht, so sieht man daraus, daß an diesem oder jenem Tage, z. B. um die Mittagszeit, in Petersburg schönes Wetter gewesen, daß der Wind von Norden gekommen, daß es 10° kalt gewesen, daß das Barometer 760 Millimeter gezeigt ꝛc. Diese Details, die allerdings an und für sich kein Interesse haben, werden für alle Tage des Jahres und für alle in Rußland bestehenden Observatorien gegeben. — Aber, man denke sich, sagen die Vertheidiger der Meteorologie, daß später einmal scharfsinnige Forscher alle diese Details vor Augen haben, sie werden darauf die Veränderungen erkennen, die etwa die Erdlage erfahren haben wird, oder sie werden es bestätigt finden, daß sie unverändert geblieben. Vielleicht wird aus der Vergleichung aller dieser aufgesammelten Data sich einst ein allgemeines Gesetz ergeben, welches ohne diese Data auch unsere Nachkommen nie erkennen würden. Es giebt keine andere Methode, die Naturwissenschaften zu fördern.

Hierauf erwiedern die Gegner der heutigen Meteorologie, daß die Wahrscheinlichkeit sehr gering ist, aus Beobachtungen, die inmitten aller störenden lokalen Ursachen gemacht werden, allgemeine Gesetze zu gewinnen; daß, da die Observatorien keinen bestimmten Zweck haben, den angewandten Methoden die nöthige Basis fehlt; daß die unbestimmte Hoffnung auf Entdeckungen von allgemeinem Werth nicht den geringsten sicheren Grund habe; daß das Ziel zu fern liege; daß, wenn auch unter den Myriaden von Zahlen, die in den kostspieligen Druckwerken zusammengehäuft werden, einige vielleicht einmal zu gebrauchen sein werden, die meisten nie zu etwas dienen würden; daß es sehr unzweckmäßig ist, mit großen Kosten Observatorien zu gründen, deren Nutzen so zweifelhaft ist.

Diese beiden entgegengesetzten Ansichten haben sich vor kurzem sogar in der Pariser Akademie der Wissenschaften kundgegeben. Um die Agricultur-Unternehmungen in Algerien mit größerer Sicherheit zu leiten, wollte das Kriegsministerium erst die klimatische Beschaffenheit der verschiedenen Gegenden Algeriens untersuchen lassen; da es die Verantwortlichkeit hierfür nicht auf sich nehmen wollte, ersuchte es die Akademie, eine genaue Instruction zu geben. Es wurde eine Kommission ernannt, und diese erstattete zu Ende des Dezember 1855 durch Herrn Pouillet Bericht. Dieser Bericht veranlaßte eine äußerst lebhafte Diskussion, in welcher hervorragende Gelehrte, besonders Biot, sich auf das Entschiedenste gegen die Observatorien in Algerien, ja, gegen die Meteorologie selbst erklärten.*)

Die Gegner der Meteorologie werden so lange Recht haben, bis eine bedeutende Entdeckung in der Meteorologie sie widerlegen wird; die Meteorologen werden den Sieg davontragen, wenn sie als Ergebniß ihrer Beharrlichkeit und ihrer gemeinsamen Arbeiten eine große meteorologische Thatsache aufweisen werden. Und vielleicht können sie dies schon jetzt. Während eine feierliche Verhandlung das Ansehen und den Nutzen der Meteorologie in Zweifel zog, berichtete das Observatorium in Paris eine meteorologische Untersuchung, deren Wichtigkeit man nicht wird bestreiten können. Es ist bekannt, daß am 14. November 1854 ein fürchterlicher Sturm den im Schwarzen Meer stationirten Flotten Englands und Frankreichs großen Schaden zugefügt. Der Sturm wüthete auf der Krim und auf dem Schwarzen Meere bis Konstantinopel, und fast gleichzeitig wurden sehr heftige Windstöße auch in Frankreich und auf dem Mittelländischen Meere signalisirt. Es war also offenbar, daß das Ereignis nicht lokalen Ursprungs war, da dasselbe fast gleichzeitig sich vielleicht über ganz Europa erstreckte. Es war in Rücksicht auf die Sicherheit der Flotten wünschenswerth, zu untersuchen, wie eine solche Bewegung in der Atmosphäre hatte entstehen und sich fortpflanzen können. Es wurde also der Direktor des Observatoriums in Paris vom Kriegsminister beauftragt, eine meteorologische Untersuchung über dieses furchtbare Ereigniß anzustellen. Herr Leverrier ersuchte durch ein Cirkularschreiben alle Meteorologen der Welt, ihm die Beobachtungen, welche sie während der Tage vor dem 14. November gemacht, mitzutheilen. Aus mehr als 250 Gegenden erhielt das Observatorium die gewünschten Mittheilungen. Einige Worte werden hinreichen, die Wichtigkeit dieser Mittheilung in das rechte Licht zu stellen. (Schluß folgt.)

*) Die Rede Biot's ist ihrem wesentlichen Inhalte nach den Lesern des „Magazin" aus einer früheren Mittheilung bekannt.

Nord-Amerika.

Haben die Thiere eine Seele?

(Schluß.)

Staunenswürdig ist die Intelligenz, die sie bei der Wahl der geeigneten Stoffe zu ihren verschiedenen Wohnungen zeigen. Wie kunst-

reich und ausgesucht die Thiere höherer Art in diesem Punkte sind, ist allbekannt; doch auch die niedrigsten Gattungen haben gemeinschaftliche Kräfte. Der schleichteste Wurm überrascht uns oft durch seine Geschicklichkeit und die Wahl der zweckentsprechendsten Stoffe. Der kunstlose Baumeister ist der Wurm, der sich ein Dach von Schlamm und Koth bereitet; doch schon der goldhaarige Sandfächer baut eine feste, kegelförmige Wohnung aus den feinsten, an einander wohlgekitteten Sandkörnchen. Wer hätte je eine Raupe bei ihrer Arbeit beobachtet, ohne über ihre unbegreiflichen Kräfte in Staunen zu gerathen? Sie sucht sich ihre Grabkammer und Fächerchen, Schafhöhne und Thon umschlieg und, knüpft diese Stoffe, mischt und knetet sie durcheinander, bis sie weder zu weich noch zu hart sind. Sie reißt sich das eigene Haar aus, und, da sie nur kurze Endchen braucht, so beißt sie dieselben in Stückchen von gleicher Länge. Setzet sie in einen Krug, der mit Papier zugebedt ist, und sie wird die Reise von dem Boden nach dem Deckel wiederholen, einen Schnitzel nach dem anderen abreißen und sie zu ihrem Zwecke verarbeiten. Leget ihr ein rothes und ein blaues Stückchen Zeug in ihr Gefängniß und sie wird sie so künstlich zusammenweben, daß das Gewand der Puppe auch ein geregeltes Muster zeigt, in welchem die beiden Farben gemischt sind. Wenn ihr das Werk zerstört, so werden die jungen Raupen hellfarbene, die alten dunkelfarbene Fleckchen vorziehen, die Risse auszureffen. Haben sie denn Farbensinn? — Was sie durch das Gesicht, das unterscheidet die Motte durch den Geruch. Sie muß das Pelzwerk riechen, in welches sie ihre Eier legt, oder sie wird umsonst suchen. Daher schützen wir Rauchwerk vor Motten durch Kampher oder andere stardurchdringende Substanzen, die den ursprünglichen Geruch der Pelzwaaren überwältigen.

Es klingt im ersten Moment seltsam, daß Naturforscher ernstlich bezweifelt haben, ob alle Thiere Hunger und Durst empfinden. Natürlich weiß Jedermann, daß alle Thiere Nahrung zu sich nehmen müssen, um sich zu erhalten; allein die Empfindung des Hungers ist, in den untersten Klassen mindestens, noch nicht festgestellt. Thiere, deren ganze äußere Oberfläche als Mund thätig ist, und die das Medium, in welchem sie leben, einsaugen, können schwerlich jemals als hungrig gedacht werden. Manche vollkommenere Insekten haben in gewissen Stadien gar keinen Mund; sie verhungern, aber ohne Schmerz; fast alle Puppen nehmen keine Nahrung zu sich und sind doch niemals hungrig. Selbst unter den höheren Thierschichten scheinen alle möglichen Varietäten zu bestehen, und hier hat sich die Natur in seltsamster Launenhaftigkeit gezeigt. Einigen Thieren hat die Natur, wie schon Plinius bemerkt, den Schlaf für die Nahrung gegeben. Die Bären in Polens Wäldern und die Murmelthiere im Schnee und Eis der Schweiz und fast alle Insekten essen nichts während der Winterzeit. Andere werden für eine gewisse Zeit in Eisklumpen und zur Steinhärte verwandelt. Spinnen können Monate lang ohne Nahrung leben, ohne etwas von ihrer Stärke zu verlieren. Sie rollen sich in einem dunkelen Winkel ein und schrumpfen zu bloßen Schattenbildern zusammen; werden sie aber angegriffen, so halten sie Stand und vertheidigen sich tapferer denn jemals, als wenn der Hunger ihren Muth bis zur Verzweiflung gesteigert hätte. Käfer können eine ganze Jahreszeit fasten und ein feister Hund kann Monate an seinem Fette zehren; er wird mager und schwach, aber er stirbt nicht. Andere wiederum leiden entsetzlich vom Hunger. Rührend schildert der Prophet diesen Zustand: „Wie ächzet das Vieh, irren bestürzt die Rinderheerden, denn sie haben keine Weide; auch die Schafsheerden verschmachten".

Ebenso ist es zweifelhaft, ob der beständig im Wasser lebende Fisch durstig sein mag. Die Heuschrecken sind die niedersten Geschöpfe, von denen man weiß, daß sie trinken; mit besonderer Gier schlürfen sie den Morgenthau von den Pflanzen. Im Allgemeinen dürfte man behaupten, daß Thiere, die von flüssiger Nahrung leben, nicht trinken; dagegen sind die Vögel, die trockene Körner essen, stets durstig. Daher hat man oft die Frage aufgeworfen, woher Singen und Trinken immer Hand in Hand gehen? — Grausame Experimente sind angestellt worden, um die Gewalt der beiden Empfindungen des Hungers und des Durstes zu erproben. Ein Hund, dem man nur Wasser, ohne alle feste Nahrung, reichte, lebte dreiundvierzig Tage; ein anderer, dem man salzige Speisen zu essen gab, ohne ihn trinken zu lassen, überlebte nicht den vierten Tag; ein dritter bekam weder Speise noch Trank und starb am fünfundzwanzigsten Tage.

Die niedrigstgeordneten Thiere nähren sich nur von Einer Kost: Raupen sterben bekanntlich, wenn ihnen das einzige Blatt fehlt, von dem sie leben; andere halten fürstliche Tafel mit zahllosen Gängen: der Hund und der Elephant sehen sich mit dem Menschen an den reichbesetzten Tisch und trinken Alles, was trinkbar ist: Wasser, Wein, Milch, Kaffee, Branntwein. Pferde lassen sich den Hafer in Wein getandt gut schmecken, und in den Tagen der Malkabäer tranken die syrischen Elephanten vor einer großen Schlacht Maulbeerensaft und süßen Wein; wie man sie heutzutage, wenn sie zu einem Kunststückchen angetreten werden sollen, mit einer Flasche Arrak besticht. Gott hat den Thieren alles Essbare freigegeben, mit Ausnahme des Menschen, ihres Mörders. Gott sprach zu Noah: „Ich will Gericht halten und rächen und will es an allen Thieren rächen und will Menschen Leben rächen an einem jeglichen Menschen." Und Worte fallen um so schwerer ins Gewicht, als sie eben zu der gesprochen wurden, wo Gott mit Noah und seinen Söhnen und jeglichem lebenden Wesen, mit jeglichem Thiere auf Erden" den Bund schloß. Daher galt es von je als die größte Schmach Menschen, von Thieren gefressen zu werden. Goliath sucht den David durch die Drohung einzuschüchtern: „Komm her, daß ich Dein Fleisch gebe den Vögeln der Luft und den Thieren des Feldes." David giebt ihm die Drohung zurück: „Ich will die Leichen des Heeres der Philister an diesem Tage den Vögeln der Luft geben und dem Wild der Erde." Jesebel, nach dem über sie verhängten göttlichen Strafgericht, wird unter der Mauern Jezreels von Hunden zerrissen. Und Jeremia verkündet im Namen Gottes: „Ich will über sie über Geschlechter entbieten: das Schwert zum Erschlagen und die Hunde zum Herumschleifen und die Vögel des Himmels und Thiere der Erde zum Erwürgen und Verschlingen.". — Doch nur dieser einzigen Einschränkung kennen die Thiere bei ihrem Fraß kein Unterschied zwischen rein und unrein. Inwiefern haben auch sie, wir, ihren Geschmack. Bittere Sachen sind nicht sehr beliebt; eine Raupenart ißt sich an der scharf bitteren Euphorbia. Saurer Kost wird minder allgemein verachtet, aber Süßes schreint aller Welt zu munden. Feinerer sind ebenso häufig, wie Feintrinker. Rieselnde schmecken fressen sich voll bis an den Hals und sind für Wochen und Monate unfähig, sich von der Stelle zu bewegen, so daß sie nicht selten von Schaaren Ameisen bei lebendigem Leibe verzehrt werden. Fische sind sehr wählerisch, und wir haben daher zu ihrem Verderben so mannigfaltige Köder ersinnen müssen. Welches das Lieblingsgericht des zarten Hundshems war, das Heinrich IV. in einem um den Hals hängenden Korb zu tragen pflegte, darüber schweigt die Geschichte. Nicht besser unterrichtet sind wir in Ansehung des Schoßhündchens des großen Doria, Dogen von Venedig, das zwei Lakaien zur Bedienung hatte und nur von Silber speiste, wie die heiligen Elephanten von Siam und goldenen Trögen essen. Das größte Leckermaul ist merkwürdig genug, die Kröte, die, wenn sie einen recht feinen Bissen verschlingt, die Augen vor Lust schließt; aber gleich ihren Brüdern unter den Menschen, die dem Gott des guten Tisches fröhnen, muß sie ihre Genußsucht theurer bezahlen. Sie kann die Ameisen nicht verdauen und stirbt sie dennoch in Massen, obgleich sie sehr gut weiß, daß sie sich große Schmerzen und oft eine lange Krankheit zuziehen. Wer möchte sie eine Maschine oder ihren Geschmackssinn einen bloßen Instinkt nennen?

Bemerkenswerth ist ferner die Selbstbeherrschung im Hunger bei den höheren Thieren. Die Thiere niedrigster Stufe können ihre Gier kaum nicht zähmen; Vögel nur und Vierfüßer allein sind Meister ihrer selbst. Der Hamster freilich läßt sich lieber todtschlagen, ehe er den Bissen loslägt, den er einmal mit den Zähnen gefaßt; der Hund aber und das Pferd warten geduldig, bis andert Thiere und der Mensch befriedigt sind. Das Pferd läßt sich den Hafer, den es schon zu kauen angefangen, ruhig aus der Krippe raffen und der Hund den schmachaften Knochen vom Munde wegnehmen. Hungrig und in arger Versuchung trägt er den Korb mit dem Braten getreulich nach dem Hause seines Herrn. Wird er von anderen Hunden verfolgt, so setzt er seine Last nieder und vertheidigt sie; sind sie ihm zu stark und fallen sie über den köstlichen Schatz her, dann freilich kann er nicht widerstehen und labet sich mit zu Gute. Er mag denken, wenn der Braten einmal verloren ist, so soll ihn wenigstens der Feind nicht allein genießen. — Andererseits leidet sich zahlreiche Beispiele vorlaufschweifung im Essen und Trinken: Pferde sind auf Hafer, in Wein eingeweicht, sehr erpicht; Katzen lieben den Trunk, und selbst manche Insekten sind nicht frei vom Laster der Unmäßigkeit. Ameisen schlürfen den süßen Honig bis zur Berauschung. Bienen saugen den mit Branntwein gemischten Honig bis sie unherlaumeln und wanken, sie fliegen im Zickzack ab und zu; wie echte Trunkene können sie weder ihr Haus noch den Eingang zu ihrem Stock finden. Ameisen werden sie immer gieriger nach dem gefährlichen Genuß, und so wird die Gewohnheit ihnen über den Kopf wächst, hören sie auf zu arbeiten und verwandeln sich endlich in Räuber, die von dem Schweiß Anderer leben. So können selbst Thiere durch den Trunk künstlichst werden — Seelenlose Maschinen das, traun!

Alles Lebende unterscheidet deutlich Hitze und Kälte. Ohne Ausnahme lieben Thiere die Wärme und scheuen die äußerste Kälte. Doch hat jedes Thier die ihm eigenthümliche Temperatur, und in einem Wärmegrad, der dem Eisbären unerträglich ist, zittert der Elephant vor Frost. Die Extreme von Frost und Hitze sind allem Leben gleich verderblich, und kein Thier kann darin ausdauern. Der Fisch, der die Temperatur des Wassers hat, worin er wohnt, fühlt im Winter die Abnahme der Wärme und unterliegt ihr oft, selbst das fast

larrte Murmeltier kann bei übermäßiger Kälte umkommen. Nur nige Fische und die Puppen mancher Schmetterlinge sollen ohne chaden wirklich gefrieren können. Auch Frösche verfrieren sich in re dunklen Löcher, wo sie, ohne der Luft und Nahrung zu bedürfen, b in Eisklumpen verwandeln; ihre Seelen müssen in Schlaf ufen, als hätten sie vom Lethe getrunken. Mit dem Frühling er-achen sie neuverjüngt, und so sind ihre zwanzig Lebenssahre zwischen sommerfrende und Winterschlaf gleich getheilt. Wie gut selbst nsekten Wärme und Kälte unterscheiden, sehen wir an Heuschrecken und spinnen. Die ersteren drängen sich in kalten Nächten an einander, n sich gegenseitig warm zu erhalten; daher konnte der Prophet Na-um sagen: „Deine Gekrönten werden sein wie die Heuschrecken und eine Führer wie die Grashüpferschaaren, die an den Hecken lagern m Tage des Frostes; ist die Sonne aufgegangen, so fliegen sie avon, und man merkt die Stelle nicht, wo sie gewesen." Spinnen nd, wie allbekannt, die zuverlässigsten Wetterpropheten und spüren ie leiseste Veränderung Stunden, ja Tage vorher. Daher Quatre-ère's berühmt gewordene Nachricht an seine Landsleute aus seinem unklen Kerker, daß die Sümpfe Hollands binnen wenigen Tagen fest enug gefroren sein werden, um das französische Heer zu tragen. Sein Pflegling, die Spinne, hatte gut prophezeit. Der Frost kam nd mit ihm die Armee der Republik.

Die Kraft, die Nothwendigkeit und das Material zur Kleidung zu rkennen, ist natürlich nur auf wenige Thiere beschränkt. Die meisten eben entweder in einem Medium, das einen solchen Schutz überflüssig nacht, oder sie sind von der Natur mit Hornschale oder Schuppen, mit Haaren oder Federn hinlänglich versehen. Die wenigen die jetzt bekannten Ausnahmsfälle sind ebenso unterhaltend wie belehrend. Manche Insekten bedecken ihre ganzes zartes Körperchen mit Schaum, um es vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Der oft erwähnte Feind der Blattläuse schlägt sich, wie ein zweiter Herkules, die Häute der von ihm erschlagenen Löwen um die Schultern. Doch die meisten Thiere führen in Betreff der Sommer- und Winterkleidung als Motto die tröstende Umschrift der Berner Goldmünzen: Deus providebit! (Gott wird sorgen.) Selbst die Schlangen und Raupen, die von Zeit zu Zeit ihren Anzug wechseln, haben den neuen schon am Leibe, wenn sie den alten ablegen. Doch das Anziehen des abgetragenen Rockes macht ihnen keine geringe Mühe, oft große Schmerzen. Die Raupen sind darin am glücklichsten; sie werfen das alte Gewand mit größter Leichtigkeit ab, obgleich es eng anpaßt und so gut gearbeitet ist, wie kein Schneider sich dessen rühmen kann. Grashüpfer wechseln ihre grünen Kleider zu wiederholten Malen und nutzen ihre alten so schnell ab, lange bevor der neue Rock fertig ist, in welchem Falle sie viel zu leiden haben. Die Wasser-Eidechse faßt sich bei ihrem dünnen Schwanz und zieht sich selbst die Haut ab; der Prozeß ist langsam und anstrengend. Frösche und manche Kröten tragen ein so leichtes Sommerkleid, daß es wie ein bloßer Schatten auf dem Papier aussieht; es muß von eigener Beschaffenheit sein, denn sie essen es auf, sobald sie es abgestreift haben. Unter allen Kleiderwechslern jedoch müssen sich die Heuschrecken und Wachtrede bei diesem Wechsel der schmerzlichsten Operation unterziehen, da er sich nicht auf die Außenseite allein beschränkt, sondern selbst der Magen neu hergestellt wird. Der Prozeß ist in der That ein qualvoller: zuerst berstet die Rüstung auf dem Rücken, wie die Rinde an einem Baum; durch diese Ritze dringt langsam der derbe, fleischige Körper, an welchem die Glieder wie Zweige haften. Der Schwanz streckt sich dann von hinten, die Scheren von vorn hinaus, die Beine folgen eines nach dem anderen und verlassen die wunderlich gestaltete leere Behausung. Die ganze Verwandlung dauert im Allgemeinen drei Tage, und die härteste Partie ist der Durchgang der Scheeren, da die ganze breite Hand und der entgegengesetzte schmalere Theil das enge Armgelenk passiren müssen. Glücklicherweise wird um diese Jahreszeit das Fleisch so glatt und elastisch wie Federbart. Und doch geht nicht selten bei dieser Tortur mindestens eine Scheere verloren, und die übrig gebliebene muß als Anker und Wappen dienen. Nur auf ihre alten Tage ist den armen Geschöpfen der Vortheil beschieden, ihre alten, am Leibe schlotternden Kleider zu behalten. Daher treffen wir sie hin und wieder über eine Elle lang, mit Zuhlhörnern wie ungeheure Stöcke, die Füße mit langen haarigen Anhängseln bedeckt; dichtes Moos bildet auf dem Rücken einen Wald im Kleinen, Pilze strecken ihre feinen, blühenden Zweige, und Schnecken nehmen darüber ihren langsamen Weg.

Alle Thiere, höherer und niederer Ordnung, unterscheiden Ruhe und Bewegung, und lieben sie auch diese nicht ausschließlich, so lieben sie doch den Wechsel von einem zum anderen. Keines jedoch ist unangesetzt in Bewegung, wie keines in dauernder Ruhe. Der Abstand jedoch zwischen den thätigsten und ruhigsten Thieren ist fast unglaublich. Die Parasiten sind wahrscheinlich die unbeweglichsten; denn ihr Wohnsitz selbst ist ihre Nahrung. Die Infusorien, als Gegensatz, gehören zu den rastlosesten: bald wirbeln sie in unaufhörlichem Kreislauf, bald bewegen sie sich in einer römischen Phalanx, jetzt im Carré, jetzt in Rautenform. Die beweglichsten jedoch unter allen sind die Kinder der Luft, von dem langsamen Käfer, der schläfrig heimwärts summt, bis zu der schnellen Schwalbe und der leichtbeschwingten Hornisse, die fast mit dem Lichtstrahl um die Wette fliegt. Wer hat nicht den lustigen Tanz der Mücken gesehen, die, einem durchsichtigen Gewölk ähnlich, über Hecken und Zäunen schweben und in der goldenen Abendsonne vergessen, wie nah der Tod ihrer Geburt ist. Scheinbar bewegen sie sich regellos auf und nieder in dem bloßen Genuß der Bewegung. Einem aufmerksamen Beobachter jedoch wird es nicht entgehen, daß sie sehr wohl ihren bestimmten Platz kennen: sie wogen auf und abwärts, bald hüben, bald drüben, schießen dann quer durch das Gewimmel und nehmen wieder ihre vorige Stellung ein, so daß dieses anscheinende wirre Durcheinander in der That einen schönen, obgleich räthselhaften Tanz bildet. Gewiß ist es nicht ohne tieferen Sinn, daß selbst das winzige Insekt Luft an der geregelten Bewegung zeigt.

Auf die Bewegung folgt die Ruhe; denn auch unter den Thieren ist das Gesetz vorherrschend, daß Ruhe nährt, Bewegung verzehrt. Daher ist das Leben der thätigsten Geschöpfe das kürzeste, während Schildkröten, Wasserschlangen, Krokodile, gleich den ewigrunden Bäumen des Waldes, eine kaum bestimmbare Länge der Lebensdauer haben. Eine je höhere Stufe das Thier einnimmt, desto regelmäßiger wechseln bei ihm Ruhe und Bewegung; obgleich nicht zu vergessen ist, daß die Nothwendigkeit der Ruhe gerade das Zeichen der Inferiorität ist; nur der Ewige „ruhet nimmer". In wenigen Punkten unterscheiden sich die Thiere schärfer, als in ihrem Schlaf. Die niedrigsten Klassen bieten kein entschiedenes Merkmal dieses wechselnden Zustandes dar, da ihr ganzes Leben vielleicht nur ein Zustand zwischen Wachen und Schlaf ist. Geschlossene Augen sind kein Kennzeichen; denn manche Thiere, wie Insekten und Fische, haben keine Lider, die Augen zu bedecken. Andere, und zwar von den vollkommensten, haben zu kurze Augenlider und müssen daher mit offenen Augen schlafen. Noch bemerkenswerther ist, daß auf die niedrigeren Thiere nur die großen Veränderungen der Jahreszeiten einwirken, so daß sie in der Sommersonne munter sind und während des Winters in festen Schlaf fallen; nur die höheren Organisationen werden von dem schwächeren Tag- und Nachtwechsel afsizirt. Die Erstarrung der Winterschläfer ist kein eigentlicher Schlaf, sondern eine reine Maßregel der Selbsterhaltung. Von dem zu Eis erstarrten Frosch, wie von den eingefrorenen Raupeneiern, kann man kaum sagen, daß sie leben. Das Murmeltier des Mont-Blanc, das zehn Monate des Jahres schläft, erwacht selbst unter dem Messer des Anatomen nicht; das Blut ist geronnen, und das Herz hat aufgehört zu schlagen. Ein völliges Räthsel ist der periodische Schlaf mancher Insekten. Tief unter dem Boden schlafen einige Heuschrecken einen ununterbrochenen Schlaf von siebzehn Jahren. Plötzlich erwachen sie. — Wer hat sie geweckt? Sie fühlen den unwiderstehlichen Trieb, sich an die Oberfläche zu erheben, das süße Licht des Tages zu begrüßen, in den Chor daroben mit fröhlichem Gesang einzustimmen, zu leben und zu genießen.

Die Kraft, Tag und Nacht zu unterscheiden, findet sich zuerst bei dem gefleckten Nachtrede, der am Tage schläft und nur in der Nacht lebt. Im Dunkeln fängt er kleine Fische, schlägt sie nieder und schneidet sie, wie mit einem Messer, in kleine Bissen. — Weiter hinauf auf der Leiter der thierischen Organisation gehört der regelmäßige Schlaf zur Lebensökonomie. Daher auch die auffallenden Wirkungen der Schlafentziehung auf die begabtesten Geschöpfe: die wilden werden dadurch gezähmt, den gelehrigen wird dadurch das Singen beigebracht. Der Edelfalke von Island, — dem Lande der Wunder, das mitten unter Eis und Feuer der Welt die nützlichsten Thiere gegeben und das die Geburtsstätte einiger der größten Krieger und Gelehrten gewesen — wurde gefangen, auf einen Reifen gestellt und vom Schlafe abgehalten. Nach einigen unter dieser grausamen Marter zugebrachten Tagen und Nächten war sein Gedächtniß so getrübt, daß er seiner früheren Freiheit vergaß und sich demüthig seinem neuen Herrn unterwarf.

Bedarf es letztlich noch des Zusatzes, daß die Thiere Schmerz und Freude kennen und äußern? Alle stehen jenen und suchen diese. Die verschiedenen Klassen besitzen natürlich verschiedene Empfänglichkeit, und was der einen Freude gibt, verursacht der anderen Schmerz. Auch hier herrscht das Gesetz: je unvollkommener das Geschöpf, je weniger gewiß und leidet es; ihre Nerven, das hauptsächliche Medium der Empfindung, sind zu wenig konzentrirt. Daher kann man gewisse Thiere in Stücke schneiden, und jedes Stück wird zu einem vollständigen Ganzen; reißt man der Schnecke den Kopf ab, wächst ein anderer an der Stelle. Gnothüpfer hatte man, statt der angenommenen Eingeweide, mit Baumwolle ausgestopft und sie lebten noch eine Woche; Schildkröten, des Hirns, ja, des Herzens beraubt, lebten noch einen Monat nachher. Der Kaiser Commodus hieb den Straußen im vollen Rennen die Köpfe ab, und sie liefen kopflos bis

ans Ziel; Boerhave schlug einem hungrigen Hahn, der auf das vorgeworfene Futter zurannte, den Kopf ab: der enthauptete Vogel lief eine ganze Strecke bis zu den Körnern, und hier bog er den Hals über, um sie aufzupicken. Daher auch der gemeine Aberglaube, Schlangen sterben nicht von Sonnenuntergang; ihre Lebenszähigkeit ist so groß, daß der abgetrennte Kopf einer Viper mehrere Tage nach ihrer Tödtung ihn berühmten Pharao so heftig biß, daß er sich in ernster Gefahr befand. Wie schroff steht diese offenbare Unempfindlichkeit dem Zartgefühl des Elephanten gegenüber, der alle Sorgfalt anwendet, sich die Fliegen abzuhalten, oder der Empfindlichkeit des Hundes, der bei dem bloßen Anblick des drohenden Stockes heftig zittert.

Indeß der Schmerz geht schnell vorüber, und die Freude ist, bei den Thieren windestens, dauernder Lebenszweck. Alle genießen der Ruhe oder der Bewegung, der Hitze oder der Kälte, der Nahrung und der Wärme. Die trübselige Fledermaus liebt ihre Brut und ergötzt sich auf ihren nächtlichen Streifereien, und die jubelnde Lerche schwingt sich der Sonne entgegen und stimmt helle Lieder der Freude und des Dankes an. Die lustigen Bienen fassen einander und wirbeln in fröhlichem Tanz, die Ameisen spielen, hüpfen, ringen mit einander im glänzenden Sonnenschein. Welch ein fröhliches Leben, voll Scherz und lustiger Beweglichkeit ist unter den Fischen in ihrer flygelhellen Wohnung! Der numidische Reiher kömmt sogar in die Dörfer und führt mit weitgebreiteten Flügeln einen Ringtanz auf. Es ist, wie Gott gesprochen: „Es freue sich der Himmel und frohlocke die Erde; das Feld sei freudevoll, und Alles, was darin ist, die Welt, und Alle, die darauf wohnen!“

Marokko.

Einige Notizen über das Rif.

In Betreff Marokko's hat die geographische Wissenschaft während der letzten Jahrzehnte weniger Fortschritte gemacht, als hinsichtlich aller anderen Theile des unbundemessenen, afrikanischen Welttheils. Das Neueste und Vollständigste was wir darüber besitzen, ist der im Jahre 1834 in Genua erschienene „Specchio geografico e statistico dell' imperio di Marocco“, von dem schwedischen General-Konsul Grädberg af Hemsoe. Jünger, jedoch nicht vollständiger, ist die von dem Franzosen E. Renou, Mitglied der wissenschaftlichen Kommission von Algerien, im Jahre 1846 herausgegebene „Description géographique de l'empire du Maroc“, welche zugleich den achten Band der auf Befehl der französischen Regierung und unter Mitwirkung einer akademischen Kommission erschienenen „Exploration scientifique de l'Algérie pendant les années 1840, 1841, 1842“ bildet.

Dieser Renou'schen Beschreibung des Kaiserthums Marokko entlehnen wir die nachstehenden Angaben: Das Kaiserthum umfaßt eine Oberfläche von ungefähr 5,775 Quadrat-Myriameter, ist also etwas größer als Frankreich (5,300 Q.-M.). Allerdings zählen zu Marokko sehr viele Landstriche, die ihm nur dem Namen nach gehören, wie z. B. das Rif, von welchem wir eben besonders reden wollen. Die Größe des marokkanischen Reiches hat stets je nach der Energie und der Macht seiner Beherrscher variirt.

Eine regelmäßige Beschreibung von Marokko in politischer und administrativer Hinsicht zu liefern, ist, nach den vorhandenen Hülfsquellen, etwas fast Unmögliches. In allen geographischen Lehrbüchern wird das Land in zwei Königreiche, Fez und Marokko, eingetheilt, von welchen jedes sieben Provinzen enthalten soll. Diese Eintheilung hat Leo Africanus vor mehr als drei Jahrhunderten dem Lande gegeben, doch in der Wirklichkeit ist nichts davon vorhanden. Besonders weiß man in Marokko selbst nichts von einer solchen Eintheilung. Das Land ist, wie alle anderen muselmännischen Staaten Afrika's, nicht nach Provinzen, sondern nach Stämmen eingetheilt, und in dieser Beziehung sind unsere Kenntnisse noch sehr unvollständig.

In physikalischer Hinsicht zerfällt das Land in folgende drei Hauptregionen:

a) die Region nördlich vom Atlas: 1) das Rif, oder Gebirge, an der Küste des Mittelländischen Meeres entlang von der Mluja (Mulwia) bis Tanger (Tandsche), mit Einschluß des Landes Hadbat im Westen und der Länder Aaret und Aljaja im Osten; 2) die Ebene und das Hügelland, das sich vom mittleren Laufe der Mluja bis nach Tanger einerseits und Sueica andererseits erstreckt;

b) die Central-Region, eine Kette des Atlasgebirges, von der algerischen Gränze bis zum Kap Ir'ir;

c) die Region südlich vom Atlas: Sus, Sidi-Hescham, Uad-Nun, Gesula, Draa, Tafilelt und den im Südosten des Atlas gelegenen Theil der Sah'ra umfassend.

Das Rif besteht, bei einer Länge von 330 Kilometer (45 Meilen) und einer mittleren Breite von 50 Kilometer (6¾ Meilen), aus einer ununterbrochenen Reihe von Gebirgen, die nur im Allgemeinen bekannt sind. Sie bilden die Fortsetzung der Gebirge Algeriens und scheinen der dortigen, von Scherschel nach Tenes sich erstreckenden Bergkette ganz analog zu sein, welche Letztere von den Betten ebenfalls *Rif* (Errif, zusammengezogen von El und Rif) genannt wird. Es ist dieses Wort ganz gleichbedeutend mit dem arabischen Bene Sah'el und stimmt ebenso dem doppelten Sinne, wie dem Laute nach, mit dem italiänischen riva (lateinisch ripa, französisch rivage) überein, wie mit dem deutschen „Riff“, obwohl Letzteres mit dem romanischen Worte gar nicht verwandt ist. Die ganze Landschaft, anschließlich von Berbern bevölkert, die sich selbst als edle, freie Leute (Amazirghen) bezeichnen und nur dem Namen nach dem Beherrscher von Marokko unterworfen sind. An der Küste haben diese Völker von jeher vom Seeraub und von der Beute gelebt, die ihnen das gelegentliche Stranden von Seefahrzeugen zuführt. Das in der Nähe der kleinen, von Spanien besetzt gehaltenen Festung Melilla gelegene Kap der „drei Gabeln“ (Tres Forcas), wo die preußische Mannschaft der Korvette „Danzig“ das Zusammentreffen mit den Strandräubern hatte, ward immer schon als ein Vorposten des freibeuterischen Herumlagerd angesehen.

An der äußersten östlichen Gränze des Rif liegt ein von den Berbern befestigter Ort, K'la'ah, welcher letztere Name in der Landessprache so viel als Festung bedeutet. In der Nähe von Tangier (Tandscha) liegt ein Dorf, das wegen des daselbst befindlichen Grabes eines Heiligen (Marabout) weit und breit berühmt ist. Es wird, nach dem Namen dieses Heiligen, Saujet-Mulla-Abb-Esselam-ben-Meschich genannt und gilt als ein unverletzliches Asyl, wohin sich Angeschuldigte und Missethäter aller Art flüchten, nach Art der im Alten Testament erwähnten Zufluchts-Städte.

Der Rest des Rif soll aus armseligen Dörfern bestehen, doch kennt man weder die Namen derselben, noch die genaue Richtung der Wasserläufe, von denen sie durchströmt sind; ja selbst nicht die Namen der einzelnen Berge sind den Geographen bekannt. Wir kennen die einzige Namen der dort hausenden Stämme, wie sie Leo Africanus vor mehr als drei Jahrhunderten angenommen. Seit dieser Zeit hat Niemand in das Rif eingedrungen, der über die topo- und ethnographischen Verhältnisse des Landes zuverlässige Auskunft zu geben vermöchte.

Mannigfaltiges.

— Der Goethe-Schiller'sche Briefwechsel. Das Erscheinen einer zweiten, nach den Original-Handschriften verwehrten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe*) darf auch unser „Magazin“ nicht ganz unbemerkt vorübergehen lassen. Ein Denkmal dieser Art besitzt keine andere Literatur. Noch ist zwar die Zeit nicht gekommen, wo er auch vom Ausland vollkommen verstanden und gewürdigt werden kann, aber wir zweifeln nicht, daß man diesen Briefwechsel auch in fremden Sprachen einst kommentiren und verehren wird. Bekanntlich hatte ihn Goethe selbst wenige Jahre vor seinem Tode für die erste Ausgabe redigirt (daher denn auch in Titel der Name des jüngeren Schiller vor dem des damals noch lebenden Goethe); der alte Herr hatte jedoch rücksichtsvoll, um nicht Zeitgenossen zu verletzen, einzelne Briefe und zahlreiche Briefstellen weggelassen und meistens die in den Briefen erwähnten Personen mit falschen Anfangsbuchstaben bezeichnet. Nach erfolgtem Abdruck (1829) versiegelte Goethe den ganzen Briefwechsel und verordnete, daß derselbe erst nach dem Jahre 1850 vollständig wieder aufgelegt werden dürfe. Dies ist nunmehr geschehen. Der Briefwechsel ist durch Alles ergänzt, was Goethe für die erste Ausgabe zurückhalten zu müssen glaubte. Die Namen der vielen in dieser Ausgabe maskirten Personen finden sich hergestellt; achtundzwanzig vollständige Briefe sind neu hinzugekommen, und zahlreiche, früher weggelassene Sätze in den alten 971 Briefen sind restaurirt. Gleichwohl sind die sechs Bände der ersten Ausgabe zu zwei stattlichen Bänden in der neuen zusammengedrängt, die auch, schon derwegen ihres viel billigeren Preises, eine ungleich größere Verbreitung als jene finden dürfte.

*) Stuttgart, Cotta, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 9 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Mittelstraße, Nr. 54), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 112. Berlin, Dienstag den 16. September 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Neunter Monats-Bericht. 1856.

Umgestaltung des Season-Kalenders. — Dr. Baikie's Bericht über die Niger- und Benue-Expedition. — Der beste Roman dieses Jahres, von Charles Reade. — Capitain Reid's „Quadroone" als Illustration der Sklavenfrage in Amerika. — Das Haus am Meere, von dem amerikanischen Dichter Th. Buchanan Read. — Walter Savage Landor, der achtzigjährige Nestor englischer Poesie, mit einem jugendlichen Gedichte. — Edwin Arnold's „Griseldis". — „Gabriel", von Mrs Parkes. — Gainsborough's „Literarisches Futter" und dessen Früchte. — Soziale Bergpredigt. — Versuchte Gegengifte. — Absterben und Aufleben von Volksunterhaltungs-Anstalten. — Panopticon, Kolosseum und polytechnisches Institut. — Der Krystall-Palast und das literarische Departement darin. — Das große Orchestrion aus dem Schwarzwalde.

London, Anfangs September.

Man hat sich in England angewöhnt zu glauben, daß nur die Zeiten, während welcher das Parlament und dessen Angehörige da sind, interessant und produktiv an Ereignissen seien. Das hat sich längst geändert, beinahe so sehr, daß das umgekehrte Verhältniß eintritt, wenn auch nicht für die Shopkeepers und die Industriellen, welche von Parlament, Patriziern und Patronage leben. In der Presse sieht es jedenfalls während der nichtparlamentarischen Zeit interessanter aus, als während der Monate Januar bis August. Die Parlaments-Mitglieder halten während dieser Monate Versammlungen und Reden und machen, diktiren, acceptiren und verwerfen Anträge, die alle nichts Gutes zu bedeuten haben. Namentlich gilt dies von der letzten Sitzungsperiode. Aber Land und Leute sprechen und schreiben und lesen darüber die ganze Zeit hindurch und bekommen selten Zeit, an geschriebene Dinge zu denken. Ist aber die Parlaments-Periode vorüber, holen Zeitungen und Menschen diese vernachlässigten geschriebenen Dinge hervor und genießen sie zum Frühstück und nach dem Abendessen zum Dessert. Man ist in England während der Parlamentsferien geschrieben, menschlicher, belehrungsfähiger, als vom Januar bis August, weil, so lange die season dauert, nationaler, parlamentarischer und high-life-Humbug vorherrschen. Wie sich aber England überhaupt während der letzten fünf bis sechs Jahre ganz wesentlich geändert und zu nicht vom Parlamente bedingten Reformen gründliche Vorbereitungen getroffen und konzipirt hat, so auch speziell in seiner Jahres-Eintheilung von season und Nicht-season. Wir heben hier blos eine nebensächlich erscheinende Reform hervor, weil sie speziell in unser Bereich schlägt und insofern gar nicht untergeordneter Natur ist, als sie eine lokale Aenderung in der alten Ansicht von season voraussetzt. Früher nämlich, vielleicht noch vor zwei Jahren, würde man die großen fashionablen Verleger, wie Longman's und Murray's, für gelinde verrückt gehalten haben, wenn sie im August das Erscheinen eines neuen Romanes oder sonst eines bedeutenden literarischen Werkes angekündigt hätten. Jetzt haben sie es gethan, und Niemanden fällt das als sonderlich auf. Die Herren wissen recht gut, daß es besser ist, dem Publikum jetzt eine neue, gute, literarische Production zu bieten, als etwa im Januar. Man hat jetzt mehr Zeit und mehr Sinn dafür, als während der sechs Humbug-Monate.

Es ließe sich über diesen neuen englischen Kalender noch Vieles sagen, hier mag er sich damit begnügen, als Einleitung zur Sache gedient zu haben. Diese Sache ist zuerst eine Bereicherung jener merkwürdigen Bücher über Afrika, die seit länger als vierzig Jahren in immer kürzeren Perioden von kühnen Forschungsreisenden erschienen. Dieser Schlußsteil zum Innern Afrika's wird nun bald einen deutschen Barth bekommen (wie ihn schon so viele Engländer zu ihrer eigenen Ueberraschung trugen) und von Engländern gebraucht werden, die verschlossenen Thore dieses neuesten Weltheils zu eröffnen und durch diese aus- und einzuhandeln. Man hat an entgegengesetzten Seiten Thore und Thüren und Verbindungswege durch den ganzen Kontinent hindurch entdeckt, so daß sich nun die Forschungen über Afrika zum ersten Male wissenschaftlich abschließen und der Praxis, dem Handel und Wandel ein ungeheures Feld der Thätigkeit eröffnen werden.

Wir meinen das Werk des Dr. Baikie über die offizielle Dampfboot-Expedition den Quorra und Benue (Niger und Chadda oder Tschadda) hinauf in Folge Barth'scher Entdeckungen.*) Das zuerst von Lander gelöste Problem einer Verbindung Central-Afrika's mit dem Meere durch seine Expedition den Quorra oder Niger hinauf lenkte die Blicke merkantiler, philanthropischer und kosmopolitischer Interessenten auf diesen bis dahin übersehenen, verschlossenen, kolossalen Erdtheil. Seitdem stieg das Interesse daran fortwährend, so daß neue Expeditionen die Folge und immer neue Nahrung dieses Interesses wurden.

Es waren zuerst Kaufleute in Liverpool, welche eine Expedition (die von Allen und Oldfield) ausrüsteten. Diese drangen auf dem Flusse weiter landeinwärts und entdeckten auch den Tschadda. Die Regierungs-Expedition von 1841 lieferte ein Gemälde von Elend und kostspieligen Unsinn, wie alle Regierungs-Expeditionen bis zu der nach Sebastopol. Auch die jetzt vor und liegende würde nicht besser ausgefallen sein, hätte nicht der Verfasser des vorliegenden Werkes das Kommando und die eigentliche Forschung übernommen.

Nachdem Beecroft (1845) noch einen Nebenfluß des Niger (Bori) entdeckt und untersucht hatte, kam die Sache in England ziemlich in Vergessenheit. Es gehörten die Begeisterung und Energie Barth's, Overweg's und Richardson's und ihrer Protektoren dazu, die englische Regierung 1850 endlich zu bewegen, Geld zu einer gründlichen, wissenschaftlichen Expedition zu bewilligen. Wir wissen Manches von den großartigen Resultaten derselben und werden hoffentlich über ein Kleines das große Ergebniß vor uns haben. Es ist bekannt, daß 1852 Dr. Barth's Behauptung hier ankam, die Flüsse Benue und Tschadda seien ein- und derselbe. Diese wissenschaftlich begründete Hypothese erschien sofort von großer kommerzieller Bedeutung, durch welche die Regierung wieder Interesse für Afrika gewann. Sie ließ das eiserne Schrauben-Dampfschiff „Pleiad" bauen und ausrüsten, um den Tschaddafluß von dem Punkte aus, wo die Untersuchungen Allen's und Oldfield's aufgehört, weiter zu verfolgen und Barth's und Vogel's Bemühungen und diese selbst zu unterstützen. In letzterer Beziehung wissen wir nichts Vortheilhaftes von der Expedition. Auch geht aus dem Werke Baikie's deutlich hervor, daß wir überhaupt nichts Vortheilhaftes von ihr erfahren hätten, wenn Mr. Taylor, der von der Admiralität an die Spitze nepotistische Chef, Haupt derselben gestellt wäre. Gehalt und Beförderung nach der Rückkehr waren Mr. Taylor sicher, (desto sicherer, je weniger er sich abstrapazirte oder gar sein Leben riskirte), deshalb hielt er immer still, bis Dr. Baikie revoltirte und als Commandeur vorwärts drang. Es sind schon drei Werke über diese Expedition erschienen. Ich kenne sie nicht, höre aber von Jemand, der sie durchgelesen, daß sie nicht viel taugen. Das Baikie'sche Werk schrint in wissenschaftlicher Beziehung auch nicht sehr reich zu sein; ich verstehe das nicht; aber es ist wenigstens sehr interessant, voller Details und Erlebnisse und zuweilen nicht ohne Schilderungs-Talent, z. B. in Ausmalung der Menschen-Amphibienstadt, einer Bider-Kolonie von Menschen bewohnt, von Menschen, die thatsächlich halb im Wasser wohnen und leben, oder seiner Schlafstelle auf einem Baume mitten in einer Sumpfwildniß oder seines tragi-komischen Rückzuges aus den Schlingen von Kanoes, womit die listigen Dulli's sein Boot umgeben hatten. Wir können und der Kürze und anderer Themata wegen, die wir noch zu registriren haben, nicht auf solche Einzelheiten einlassen und geben nur noch das Hauptresultat an. Die Identität des Benue und Tschadda, die Barth wissenschaftlich behauptete,

*) Narrative of an Exploring Voyage up the Rivers Kwora and Binue (commonly known as the Niger and Tsadda) in 1854. Published with the Sanction of Her Majesty's Government. By William Balfour Baikie, M. D. &c. London. Murray. (Berlin, A. Asher & Comp.)

Digitized by Google

ist sattlich festgestellt und so ein schiffbarer Fluß entdeckt worden, der mitten in das lebendige Herz von Afrika führt, wo sehr intelligente und kulturfähige, reglame, thätige und handelnde Menschenstämme blos der Anregung bedürfen, um uns unsere Kultur, die wir ihnen bringen, mit großem Gewinn zu bezahlen. Das Gesammturtheil Baikie's über die vielen kleinen Stämme und Staaten, die er kennen lernte, läuft darauf hinaus: „Sie sind mild und freundlich, belehrungsfähig und lernbegierig. Die Fellahs besonders, Muhammedaner und eigener höherer Race, haben ganz europäische Profile, hohe Stirnen, schlanke Gestalten, gerade und sogar Adlernasen, blaue, lebhafte, blitzende Augen und nehmen eine hohe Stellung in der Skala der Intelligenz ein, die sich jetzt schon in lebhaftem kommerziellen Verkehr zeigt." Leider stehlen und rauben sich die einzelnen Staaten noch geschäftsmäßig Leute zu Sklaven; aber Baikie meint, diesen Handel könne man ihnen bald legen, wenn man einen besseren mit ihnen anfange und ausbilde, wie auch bereits während des Krieges mit Rußland Tausende von Sklavenhändlern, als welche viele Negerkönige allein regierten, mit ihren Sklaven Palmöl-Pressen wurden, blos deshalb, weil die Engländer aus Furcht vor ausgehendem russischen Talg höhere Preise dafür boten und zahlten. (Afrika ist der einzige Erdtheil, der bei diesem Kriege profitirt hat.)

Um wiederum an meine Einleitung anzuknüpfen, finde ich besonders zwei literarische Erscheinungen des August, die wegen der Zeit ihrer Publication förmlich Aufsehen erregten. Während die höheren Klassen alle in die Bäder und verschiedene Weltlheile auseinander flogen und selbst die Shopkeepers und Cleefs in Ramsgate, Margate u. s. w., die literarischen Herren und Damen in Folkstone u. s. w. „Erefeite" genießen, erschien das beste Buch der season, wie es wiederholt öffentlich genannt ward, Mr. Charles Reade's dreibändiges Roman: „It is Never to Late to Mend". Ich habe ihn noch nicht gelesen, kann also nichts darüber sagen und gehe deshalb gleich zu dem zweiten Hauptbuche über, das im Hohn gegen den alten Kalender und die „obersten Zehntausend" mit dem glänzendsten Erfolg auftrat, als die Parlamentsfamilien abtraten, Capitain Mayne Reid's comanartig gehaltene Schilderung amerikanischen Lebens in den Sklavenstaaten und der Sklaverei: „The Quadroon". Die Quadroone ist ein Mädchen, aber ein heroischer Mann im Vergleich zu dem sentimentalen Waschweibe Onkel Tom. Man sieht gleich: sie ist das Kind eines Mannes und keiner Blausträmpfigkeit. Zuerst dacht ich, der dreibändige Roman sei ein Fabrikat à la Dumas oder Reynolds, denn kurz vorher waren schnell hinter einander „Liebesabenteurer in Louisiana" und „Der weiße Häuptling" von demselben Verfasser erschienen; aber bei Durchlesung überzeugte ich mich bald, daß er nicht fabrizirt, sondern mit voller Kraft und Poesie des Autors durchgeführt ist. Ich erfuhr auch, daß diese Geschwindigkeit der Production keine Hexerei und keine Dumassche Bureaunarbeit Anderer war, sondern eine Arbeit, die mitten in der Onkel-Tom-Seuche fertig wurde. Er wollte nicht als Nachahmer erscheinen und hielt deshalb das Buch zurück bis zu diesem Sommer, der die Sklavenfrage in einer viel intensiveren, historischen Spannung aufwarf. Obgleich der Verfasser alle „Tendenz" in Abrede stellt und weder den Abolitionisten noch den Sklavenhaltern das Wort reden will, hält er sich doch „für einen zu guten Republikaner, als daß er je dem Despotismus in irgend einer Form das Wort reden könne". Auch dies ist noch Phrase und blos eine Verwahrung gegen die Konsequenzen, welche die jetzt erhitzte Praxis aus seiner Poesie ziehen könnte. In der Sache kann es keine mächtigere Demonstration gegen die Sklaverei geben, als Schilderungen der Art, die, wie alle Gemälde Reid's, Leben und Sitten der Amerikaner bis in die feinsten Gewebe hinein photographiren und den Helden Rutherford zu einem Heroen machen, indem er seine schöne quadronische Geliebte aus den Ketten der Sklaverei, unter dem Hammer der Auction hervor und aus den ganz Amerika umfassenden Klauen des „Eigenthum" schützenden Gesetzes zur Freiheit herausreißt und dabei die fabelhaftesten Hindernisse und Schwierigkeiten überwindet. Rutherford, von altadeliger, schottischer Abkunft und ein heißblütiger, nobler Amerikaner und Republikaner, ist just der Kerl für Abenteuer und glorreiche Romanthaten. Er fährt den Mississippi hinauf, wobei, wie das in Amerika so Mode ist, ein Dampfkessel springt und ein anderes Dampfboot mitten in der Hitze des Fluges durch alte Baumstämme u. s. w. zerschellt und zerstückelt wird. Rutherford rettet eine schöne, vornehme Kreolin und ihre noch schönere, quadronische Sklavin auf Kosten seines eigenen Lebens, wenigstens seiner Gesundheit, welche aber im Hause der schönen Kreolin wieder hergestellt wird. Sie würde ihm nun gleich in die Arme fallen, wenn es sie nicht geschlossen hielt für die zauberhaft schöne Sklavin. Unglückliche Liebe und unglückliche Wirthschaft nöthigen die Kreolin, ihre Sklaven und Sklavinnen zu verkaufen. Sie werden auf einen bestimmten Tag zur Auction in New-Orleans ausgeboten, darunter Kurvea, die wie Morgenroth scheinende, rosenfingerige Eos, die geliebte Sklavin.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Meteorologie, ihre Fortschritte und ihre Beobachtungsmittel.

II.

(Schluß.)

Ein an dieselbe Stelle der Erde gebannter Beobachter wird wenn er das Barometer steigen und fallen sieht, daraus ... können, daß die atmosphärische Luftschicht über seinem Haupte ... änderungen erfährt. Daß diese Veränderungen nicht lokal sind, ... dern sich über einen größeren Theil der Atmosphäre erstrecken, ... nue aus vielen vereinzelten, gleichzeitig gemachten Beobachtungen ... Barometers erkannt werden. Die Data, welche Leverrier zusammen brachte, waren alle in den Tagen gewonnen worden, in welchen starke Bewegung in der Atmosphäre über Europa stattfand; sie ... offenbar die Elemente, aus denen die Geschichte dieser Luftbewegung kombinirt werden konnte. Herr Liais, den Leverrier damit auftragte, diese Combination zu machen, hat seine Aufgabe mit schönsten Erfolge gelöst. Am 12. November, um 12 Uhr Mitt Pariser Zeit, war der Zustand der Atmosphäre in den verschiede Gegenden Europa's sehr ungleich; der Barometerstand war an man Orten ungewöhnlich hoch; man fand, daß die diese Orte verbinde Linie auf der Karte ohne bedeutende Biegungen von Norden n Süden ging, nämlich von der östlichen Küste Englands unter dem 55st Breitengrade über den Kanal von Bristol bis zur Spitze von Corn wallis; von hier über den Kanal durch die Bretagne, quer über Frankreich, über Narbonne, über das Mittelländische Meer und über die Küste von Algerien unter dem 5ten Längengrade. Auf dieser ganzen Linie stand das Barometer 770 Millimetres hoch; westlich un östlich von dieser Linie war der Barometerstand überall niedriger un je weiter westlich oder östlich, desto niedriger. Auf der angegebene Linie hatte also am 12. November um 12 Uhr Mittags der atmosphärische Druck ein Maximum erreicht. Zur Erklärung dieser Thatsache kann man annehmen, daß über dieser Linie die Atmosphäre höher geschichtet war, also eine Woge bildete, deren Kamm sich die genannten Gegenden von Norden nach Süden hinzog. Die Woge hat sich nach Osten hin fortgepflanzt wie eine Meereswoge, denn überall sehen wir östlich von der angegebenen Linie das Barometer steigen. Um Mitternacht befindet sich der Kamm der Woge über Holland, Lille, Paris und Lyon; am 13. November um 12 Uhr Mittags finden wir ihn über Schweden, über den Alands-Inseln, über Rügen, über Dresden, entlang der Alpen. An ihren beiden Enden geht die Woge rascher vorwärts, als in der Mitte. Am 14. November um Mittag finden wir sie über Petersburg, Danzig, Wien, die Dalmatien, entlang des Adriatischen Meeres und über dem Golf von Tarent. Ohne schwächer zu werden, wälzt sie sich weiter über Rußland, die Donau-Provinzen und die Europäische Türkei; am 15ten finden wir sie über den Karpathen; am 16ten hat sie das Schwarze Meer passirt. Weiter können wir sie, weil die Beobachtungen fehlen, nicht verfolgen. Von London bis zum Schwarzen Meere hat sie vier Tage gebraucht; die Gebirgszüge auf dem Kontinent haben sie aufgehalten und ihre Gestalt verändert. Während sie vom 12ten um Mittag bis zum 13ten um Mitternacht die Ebene von England bis zur Oder-Mündung passirt, schreitet sie, mehr südlich, kaum über Frankreich fort; wird noch mehr von den Alpen und weiter von den Gebirgen Tyrols, von den Karpathen und vom Balkangebirge angehalten und geschwächt, und schwillt wieder an und beschleunigt ihren Lauf, indem sie über das Schwarze Meer geht.

Eine solche atmosphärische Woge ist nicht mit einem Sturm zu verwechseln, der die Luft von einem Ort zum anderen fortbewegt; sie bewegt die Luft nicht fortwärts fort, wie zu auch die Meereswogen an Erhebungen des Wassers sind, welche sich fortpflanzen, ohne daß die Wassermassen sich fortbewegen.

Die bei dem Observatorium in Paris eingegangenen Mittheilungen enthielten außer den auf den Luftdruck sich beziehenden Angaben auch noch Alles, was man brauchte, um sich von den Nebenumständen von denen die Bewegung der Woge begleitet war, ein Bild zu machen. Man fand die Temperaturen sehr ungleich im Norden und im Süden; die Richtungen der Winde sehr verschieden; aber, wo die Woge vorgekommen war, überall, auf den Kontinenten und auf den Meeren, in allen Klimaten und unter allen Breitengraden, hatte sie ruhiges Wetter und den heiteren Himmel, der gewöhnlich mit einem hohen Barometerstande verbunden ist, mitgebracht. Wie werden aber sehen, daß doch ein direkter Zusammenhang zwischen der friedlichen atmosphärischen Woge und den unheilvollen Stürmen, welche die Untersuchung veranlaßt haben, stattgefunden hat.

Am 10ten und 11ten November war an allen Orten, die sich am 12ten November unter der Woge befanden, der Barometerstand ein

auffallend niedriger; die Oberfläche des atmosphärischen Meeres bildete also über der Linie, über welcher sie um 12ten als Woge stand, eine Furche oder Wogentiefe. Diese Furche langte am 12ten bei der österreichischen Gränze, am 13ten auf dem Schwarzen Meere, am 14ten auf der Krim an. Sie nahm allmählich an Tiefe zu; über München sehen wir sie schon bedeutend tief, noch tiefer über Wien, ungeheuer tief über dem Schwarzen Meere. Der erhobenen Woge ging also eine Wogentiefe vorher, die am 14ten November über das Schwarze Meer kam. Und beiden folgte dann wieder eine Wogentiefe; wir finden diese am 14ten und 15ten über Frankreich. Auf der Krim bemerken wir dieselbe Aufeinanderfolge: am 14ten die vorangehende Wogentiefe, am 16ten die erhobene Woge, und am 18ten würden wir wahrscheinlich die nachfolgende Wogentiefe über der Krim finden, wenn nicht von diesem Tage die Beobachtungen fehlten. Die atmosphärischen Wogentiefen sind es, die Regen und Wind, Hagel und Sturm bringen. Am 14ten November, wo der Sturm auf dem Schwarzen Meere so gewüthet, hat über dem Schwarzen Meere, und am 15ten und 16ten, wo das Wetter in Frankreich sehr stürmisch war, über Frankreich die Wogentiefe gestanden.

Der Nutzen der Meteorologie kann heutzutage nicht mehr bezweifelt werden; und die Fortschritte, welche diese Wissenschaft in jüngster Zeit gemacht, haben wieder einmal den innigen Zusammenhang, der zwischen den verschiedenen Zweigen der Physik besteht, in das rechte Licht gestellt. Die Praxis der Meteorologie hatte bis auf die letzten Jahre mit zwei der größten Schwierigkeiten zu kämpfen, die einer Wissenschaft begegnen können. Die erste lag darin, daß man Observatorien einrichten und eine große Menge vereinzelter Arbeiter anstellen mußte; die zweite bestand darin, daß so viele vereinzelte Beobachtungen in Ein Ganzes verarbeitet werden sollten. Man begreift, daß die Beobachtungen einen viel höheren Werth haben würden, wenn derselbe Beobachter zu gleicher Zeit an allen Orten ein atmosphärisches Phänomen beobachten könnte. Der elektrische Telegraph setzt ihn beinahe in diesen Stand. Man begreift also, daß in dem elektrischen Telegraphen die Meteorologie erst ihr allerwerthvollstes Instrument gewonnen. Ohne den telegraphischen Verkehr ist jedes Observatorium nur auf sich selbst angewiesen. Es kann die meteorologischen Erscheinungen den Observatorien, gegen welche hin sie ihren Weg nehmen, nicht ankündigen und solche Anzeigen auch nicht erhalten. Zwar werden die Ergebnisse der Beobachtungen nach Verlauf einiger Jahre veröffentlicht; aber diese Ergebnisse enthalten keine Spur mehr von den Naturumstänben, von denen die Vorgänge begleitet gewesen; wenn sie nicht eine ungewöhnliche Wirkung hinterlassen haben, sind sie vergessen. Die atmosphärischen Wogen z. B. sind unstreitig eine der gewöhnlichsten Bewegungen der Atmosphäre. Und obwohl sie Jahrhunderttausend uns mit Verderben heimgesucht haben, sind sie bisher immer nur als Zufälle angesehen worden, welche im voraus nicht angezeigt werden können. Es hätte fast gar keinen Nutzen, die meteorologischen Observatorien zu vermehren, wenn man nicht dahin gekommen wäre, sie durch den Telegraphen in augenblicklichen Verkehr zu setzen.

Nehmen wir an, daß ein Orkan in Petersburg ausbricht; durch den Telegraphen sind in einigen Stunden alle Observatorien Rußlands davon in Kenntniß gesetzt, daß er auf einer langen Strecke von Norden nach Süden wüthet. Am folgenden Tage wird man wissen, daß er gegen Westen vorschreitet; man wird ihn den Observatorien in Berlin und in Wien ankündigen können; diese werden sich vorbereiten können, ihn zu beobachten, und sie werden seine bevorstehende Ankunft nach Frankreich und nach England signalisiren. Man wird die nöthigen Vorkehrungen gegen die verheerenden Wirkungen des Orkans treffen können. Der Orkan, der in Balaklawa so große Verheerungen angerichtet, hat vier Tage gebraucht, um von London nach der Krim zu kommen. Eine telegraphische Nachricht würde die verbündeten Flotten in den Stand gesetzt haben, Sicherheitsmaßregeln gegen den Orkan zu nehmen. Man sieht, daß die Meteorologie, nachdem sie den Telegraphen in ihren Dienst genommen, eine Wissenschaft von allgemeinem und alltäglichem Nutzen werden kann. In Frankreich haben sich die Direction der Telegraphen und die des Observatoriums für den angedeuteten Zweck bereits in Verbindung gesetzt. Es ist zu hoffen, daß mit dieser Verbindung für die Meteorologie eine neue Aera beginnen wird.

Rußland.

Vom Charakter der europäischen Aufklärung und ihren Beziehungen zur Aufklärung Rußlands.

Unter diesem Titel befindet sich ein höchst bemerkenswerther Aufsatz in dem jüngst in diesen Blättern angezeigten ersten Bande der „Moskauischen Sammlung,“*) von Iwan Wassiljewitsch Kirâjewskij — ein Aufsatz, der um so bemerkenswerther ist, als sich gegenwärtig in Moskau eine neue Richtung geltend macht, die, mit ungeheuren geistigen Mitteln ausgerüstet, sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint, eine ausschließlich russische Kunst und Wissenschaft zu begründen und zu vertreten. Eine Anzahl der talentvollsten, gelehrtesten Schriftsteller gehört ihr an, von denen wir nur den Rektor der St. Petersburger Universität, Peter Alexandrowitsch Pletnew, den geistvollen Historiker und Sprachforscher Alexander Fedorowitsch Hilferding, den gründlichen Archäologen Lacquiere, den Dichter und Gelehrten Alexander Stepanowitsch Chomjakow, die genialen Aksakow, Vater und Söhne, Nikita Petrowitsch Hiljarow, J. D. Bâlsaev und A. J. Koschelew aufführen wollen. Auch der Verfasser des angeführten Aufsatzes gehört zu diesen Männern.

Die Dichter dieser Richtung — Aksakow, Chomjakow, Stachowitsch u. A. — haben herrliche Lieder, voll Schwung und patriotischer Begeisterung, gesungen; in ihren Schöpfungen athmet ein freier dichterischer Geist, der die Sprache mit Meisterschaft seinen Eingebungen unterordnet. Da ist Wohllaut, Harmonie, Vollendung des Ausdrucks, Hingebung der Form an den Inhalt oft bis zu jenem Grade, wo der bloße inhaltschwere Laut uns mit wonneartigem Schauer durchrieselt und uns in einen Zustand des bewußten, entzückten Träumens versetzt — da ist Alles, was wir von der Dichtung und der Dichtkunst verlangen können; — allein, eine russische Kunst können wir bei aller Bewunderung und Anerkennung darin nicht erblicken; wir sehen nur den russischen Dichter in seiner nationalen Gefühlswelt, wie wir in Cervanted den Spanier, in Taffo den Italiäner, in Schiller den Deutschen, in Byron den Briten sehen, ohne gleich an eine spanische, italiänische, deutsche oder britische Kunst zu denken oder deren Wesen und Einfluß zu empfinden. Das ist ja das Göttliche der Kunst, daß sie nur Eine ist, daß ihre magische Gewalt in Dem ruht, was dem Menschen als Menschen eignet, welcher Zone, Zeit, Religion, Nation und Civilisation er auch immer angehöret, daß sie nicht fragt nach Glaubensbekenntniß und politischen Ansichten, sondern, „das ewig Weibliche“, ewig über uns schwebt, ein herrliches, erreichbares aber unerreichtes Ideal!

Und ist die Wissenschaft nicht ihre ernste Schwester? Theilt sie nicht alle ihre hehren Eigenschaften? Oder, wo hat sie je nach Paß und Taufschein gefragt? Wo hat sie sich je zu einer nationalen, provinziellen Gemeinde-Wissenschaft niedergelassen und sich das Bürgerrecht erkauft? Sie ist und bleibt Gemeingut Aller, die da athmen das rosige Sonnenlicht, unter welchem Längen- und Breitengrade ihnen auch seine Strahlen Herz und Geist durchleuchten mögen, und wird nie, nie in eines Herren Dienste gehen. Wir stehen in ihrem Dienste, wenn wir von ihr gekannt sein wollen; wir sind ihre Jünger und folgen ihr treulich nach mit liebeathmender Hingebung, durch alle Steppen, alle Oeden, durch jede Schlucht, über jeden Gipfel der Welt, unter allen Entbehrungen, allen Mühsalen, allen, alles Beschwerden, die ihre Nachfolge uns auferlegt, und fühlen uns hochbeglückt, wenn aus ihren strengen, verschlossenen Zügen uns dann und wann ein lohnendes Lächeln entgegenstrahlt. Sie ist die absolute Herrscherin der gesammten Geisterwelt und spricht zu dem, der sich ihr ungeweiht naht: „Hebe Dich von mir, ich kenne Dich nicht!“

Kommen wir nun auf diese neu zu gründende russische Wissenschaft zurück.

Da uns (die unlängst bereits besprochenen, höchst gediegenen linguistischen, historischen und archäologischen Arbeiten ausgenommen) in Bezug auf Philosophie bis heute wenig mehr Erhebliches davon vorliegt, als der obenangeführte Artikel, so möge dieser selbst Zeugniß von ihr ablegen, indem wir den Faden seiner Argumentation wörtlich aus treuste ausziehen und den Schluß dem geneigten Leser selbst überlassen.

Absicht des Herrn Verfassers ist es zunächst die Meinung zu widerlegen, welche behauptet, es beruhe der Unterschied zwischen der Aufklärung Europas und der Rußlands nur in der Intensität, nicht aber auch in ihrem Wesen, in ihrem Geiste und ihren innersten Grundlagen selbst. (S. 4). Was das Wesen unserer westlichen Philosophie angeht, so behauptet er zunächst (S 6.), daß das allgemeine Resultat aller unserer Forschungen in Kunst und Wissenschaft nur ein negatives und dadurch unser Leben seines Grundgedankens beraubt sei; — ferner daß der westliche Mensch, in Folge der ausschließlichen Entwickelung seiner abstrakten Vernunft, nicht nur jeden Glauben an etwas Anderes als durch diese abstrakte Vernunft ihm Zugeführte, sondern zuletzt auch an die Allmacht dieser abstrakten Vernunft selbst verloren hat, und daß (S. 10) ein Jeglicher nunmehr aus den träumerischen Vorstellungen seiner Einbildungskraft sich seine eigene Weltlehre und Lebens-Grundbedingungen, im buntesten Gemisch des Möglichen und des Unmöglichen, beliebig selbst konstruirt!

In Rußland aber wandte die Mehrzahl der Menschen, ungeblendet von dieser falschen Bildung, ihre Blicke auf die vom europäischen Geist unverstandenen nationalen Bildungs-Elemente,

*) Московскій Сборникъ. Томъ I, 1—68.

kraft welcher Rußland in früheren Zeiten existirte und die auch jetzt, allem europäischen Einflusse zum Trotz, noch bemerkbar sind, die aber (S. 12) gar nicht so leicht zu verstehen wären, wie so mancher geneigt sein möchte zu glauben.

Der Unterschied zwischen der russischen Aufklärung und der gesammten abendländischen beruht, neben der Stammverschiedenheit (S. 14), auf folgenden drei Ursachen:

1) auf der besonderen (katholischen) Form, unter welcher das Christenthum im Westen Eingang fand;

2) auf der besonderen Weise, in welcher die Gelehrsamkeit der alt-klassischen (heidnischen) Welt zu uns gelangte;

3) auf den besonderen (revolutionairen) Elementen, aus welchen im Westen Europa's der Regierungsbegriff überall aus Eroberung, Gewaltthat und Unterdrückung sich entwickelt habe, drei wirkende Ursachen, die dem alten Rußland in gleichem Maße fremd geblieben seien.

Die Kirche empfing und erhielt es in seiner ursprünglichen Reinheit, und auch die klassischen Schriften der heidnischen Alten hatte es das Glück, durch geistliche Hände, gereinigt und gesichtet zu erhalten, und endlich hat es, ohne je einer Eroberung unterlegen zu sein, sein gegenwärtiges Regierungssystem sich selbst gewählt.

Jene drei Unterschiede nun haben im Westen Europa's eine einseitige Urtheilssucht hervorgebracht, die Alles: Poesie, Gesetze, Religion, Sitten und Gebräuche, auf die lästigste Weise untersucht (S. 20—21) und kritisirt — eine Urtheilssucht, von welcher das glückliche Rußland verschont geblieben ist und welche, nachdem sie sich auch an den Folgen des Mohammedanismus, des Feudalismus, der Scholastik und der Reformation gestärkt, zu Revolutionen führen mußte, weil diese Momente ja alle selbst aus Eroberung, d. i. Unterdrückung, Gewaltthat, Revolution hervorgegangen und eigentlich blos von Souverparteien hervorgerufen und getragen worden seien (S. 28).

Nach einer im Fluge durchgeführten angemessenen Würdigung der philosophischen Systeme von Descartes (S. 33), Spinoza (S. 34), Leibniz (S. 34), Hume, Kant, Fichte, Schelling, Hegel (S. 35), wofelbst denn auch das unvermeidliche Ich abgefanzelt wird, findet der Herr Verfasser in ihnen allen nichts als „die Einseitigkeit und Uebereilte logischer Vernünftelei und Konsequenzmacherei" und beweist, nachdem er sich mit der Philosophie auf diese Weise abgefunden hat, schließlich: „daß die wahre Bildung und Aufklärung der Zukunft nur im Schooße der griechisch-orthodoxen Religion gedeihen kann, indem die Philosophie der griechischen Kirchenväter auf jede Frage des Herzens und des Geistes, namentlich aber auf solche Fragen antworten kann, deren täuschende Beantwortungen den westlichen Menschen so total zu Grunde gerichtet haben! In ihr sollen alle künftigen Generationen Ersatz finden für die abendländische Philosophie (S. 66), und erst dann wird ein echt russisches Leben, eine russische Kunst, eine russische Wissenschaft möglich und gedeihlich werden."

A. Boltz.

Mannigfaltiges.

— Thiers und die deutschen Schriftsteller in Wien 1811—1812. In dem kürzlich erschienenen dreizehnten Bande seiner Geschichte Napoleon's, die vom März 1811 bis zum Juni 1812 reicht, spricht Thiers unter Anderem von der zweideutigen Gesinnung, die in Oesterreich vor dem Ausbruche des französisch-russischen Krieges geherrscht. Metternich habe damals den Frieden mit Frankreich gewollt, der Hof habe es jedoch mit den Russen gehalten und hätte ungeduldig den Ausbruch irgend eines europäischen Sturmes erwartet. „Mit einer Zuvorkommenheit", fährt Herr Thiers fort, „wie sie ihm sonst nicht eigen zu sein pflegte, nahm der Wiener Hof die Schriftsteller bei sich auf. Die Herren Schlegel, Goethe, Wieland und noch Andere waren nach Wien gezogen worden und hatte man dort mit außerordentlichem Eclat begrüßt. Man bediente sich damals einer verdeckten und übrigens ganz loyalen Weise, um anzudeuten, daß Deutschland sich bald gegen Frankreich erheben müsse, und zwar, indem man das, was man den „deutschen Genius" nannte, feierte und über die Maßen erhob, indem man die Ueberlegenheit des Deutschthums über den Geist anderer Nationen proklamirte, wobei man natürlich auf den Schluß kam, daß Deutschland unmöglich in der Erniedrigung, ein besiegter Sklave, leben könne, und daß vielmehr seine baldige, glänzende Erhebung bevorstehe. Die Wiener Gesellschaft, die den oben von uns genannten Schriftstellern bedeutend Weihrauch streute, hatte damit eben nichts Anderes andeuten wollen, und jene mehr elegante als geistvolle Aristokratie war den Männern der Literatur nur aus Haß gegen Frankreich schmeichelhaft entgegengekommen."

Ist es nicht wunderbar, daß ein in seinem Lande so geistreicher Mann, wie Thiers, im Auslande, wenn es sich um die allerbekanntesten, einfachsten Dinge handelt, so außerordentlich unwissend sein kann, daß im Jahre 1811—1812 weder Goethe und Wieland vor ihm gemeinte Schlegel*) in Wien gewesen; auch dachten Wieland damals ebenso wenig daran, als die Wiener österreichische Hof, die Franzosen und Napoleon durch Anrufung des deutschen Genius und des deutschen Volkeths bekämpfen. Setzen wir selbst Friedrich v. Schlegel, Adam Genz, statt Aug. Wilh. v. Schlegel, Goethe und Wie paßt doch nicht im Geringsten, was der französische Geschicht über die von ihnen provozirte Erhebung des deutschen Volk Augenscheinlich hat Herr Thiers Berlin mit Wien, Fichte, Za Arndt mit Schlegel, Goethe und Wieland, und 1810—181 1811—1812 verwechselt. Et c'est ce qu'on appelle écrire l'histo

— Israelitische Lehranstalt in Jerusalem. Am 27. d. J. hat, wie die amtliche „Wiener Zeitung" meldet, in Jeru die Eröffnung der von Frau Elise Herz, geb. v. Lämel in Andenken an ihren verstorbenen Vater gegründeten Lehra für Israeliten stattgefunden. Es war zu diesem Zwecke der best Schriftsteller, Dr. Ludw. Aug. Frankl, im Auftrage der Gründ nach Jerusalem gereist, wo er zwar sofort die eifrigste Unterstü der Behörden, namentlich des kaiserlich österreichischen Konsule P mano, des Gouverneurs Kiamil Pascha und des Oberrabbiners Z lafia fand, doch mit dem jetzt noch den Namen „Perushim (Pharisäer) führenden Theil der Jerusalemitanischen Juden ein ebenso harten Kampf zu bestehen hatte, wie früher Sir Moses Mo tefiore, der Gründer des englischen „Dispensatory" in der heil Stadt, und Dr. Albert Cohn aus Paris, der vor wenigen Jahren Auftrage französischer Israeliten ein Hospital daselbst fundirte. kaiserliche Konsul, der, insofern sich unter den dortigen Juden zahlreiche österreichische Unterthanen befinden, ein Jurisdictions über dieselben übt, hatte mehrere Pharisäer verhaften lassen und auf Fürbitte des von ihnen beleidigten Dr. Frankl selbst wieder gegeben. Der Gouverneur erließ folgendes charakteristische Dekret den Oberrabbiner:

„Sr. Excellenz der Pascha von Jerusalem an den Chacham-B der Großgemeinde.

Ich habe vernommen, daß ein Angehöriger des Kaiserth Oesterreich, ein Ausgezeichneter der hebräischen Nation, Herr D A. Frankl, in Jerusalem angekommen ist, um eine Unterrichts-An zu begründen, in welcher Religion, Wissenschaft und Moral ge werden sollen. Ich freue mich sehr, solches zu vernehmen, und sich so sehr der Wunsch und Befehl unseres großmächtigsten Ho des Padischahs, Schulen zu errichten, erfüllt. Nimm dies zur A nehmen Wissenschaft, und Gott möge dich in seinen Schutz nehm und euch Alle behüten. Kiamil Pascha."

Der Eröffnungsfeier wohnten sowohl der Pascha, als Herr Pizz mano und mehrere andere in Jerusalem akkreditirte Konsule, sowie der Chacham-Baschi mit seinem Synedrion, bei. Herr Dr. Frankl hielt eine Ansprache, worin er unter Anderem daran erinnerte, daß, als die Mauern des Tempels, in dessen Nähe jetzt diese Schulanstal gegründet wird, von den Römern zerstört wurden, ein berühmte Lehrer jener Zeit den römischen Feldherrn, der ihm eine persönlich Gnade zu gewähren versprochen hatte, ansiehte: „Laß mich in Jab eine Schule begründen." Diese Schule, von den Römern gewäh habe die Herrschaft der Letzteren überdauert und solle das Bewu sein zu einer neuen Aufsaat von ewigen Wahrheiten. Gleichzei wies der Redner auf die ausgestreckten rothweißen Farben hin, um er daran erinnerte, daß vor sechshundert Jahren Leopold von Oest reich auf diesem heiligen Boden das rothweiße Banner aufpflanz das nun von neuem in Palästina als eine schützende Aegide betrach werde. — Für jetzt sind in der neuen Anstalt vierzig Schü (worunter zwanzig Interne) aufgenommen; es sind meistens Kin österreichischer Unterthanen und arme Waisen. Der Unterricht in selben hat bereits begonnen und wird von zwei Rabbinern geleit die natürlich keine „Pharisäer" sind.

*) Den Franzosen ist nur Aug. Wilh. v. Schlegel durch sein Verhält zur Staël bekannt; an den katholisch gewordenen Friedrich hat Thiers sich im entferntesten gedacht. D. R.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 11), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Donnerstag den 18. September 1836.

Nord-Amerika.

Ein Friedens-Apostel über die Kriegskosten Englands.*)

Betrachten wir die Abgabenlasten und, die Tragfähigkeit der Hauptnationen in der Christenheit, so überrascht uns das große Mißverhältniß zwischen den Ausgaben zu Kriegszwecken, verglichen mit dem Aufwande in den anderen Zweigen des Staatshaushalts. Diese ungleiche Vertheilung erscheint besonders auffallend in Großbritannien. Im Jahre 1854 stieg hier die Ziffer der Kosten für den Krieg zur Höhe von 251,000,000 Dollars, während die anderen Ausgaben nur etwa 30,000,000 Dollars betrugen. Es hält schwer, dem gewöhnlichen Sinn auch nur eine annähernde Vorstellung von den Werthen beizubringen, die durch diese Riesenzahlen dargestellt werden. Vielleicht verhelfen wir dem Leser zu besserer Würdigung, wenn wir bekannte Maßstabe anwenden. Wollten wir die jährlichen Einkünfte auch des reichsten Mannes auf Erden als Einheit zum Grunde legen, dann könnten wir ebenso gut den Aequator mit einer zwei Fuß langen Ruthe messen. Laßt uns von dem größten Actienvermögen in der Welt ausgehen: Das in Eisenbahnen angelegte Kapital in Großbritannien betrug im Jahre 1853 nicht weniger als 1,267,995,264 Dollars. Jeder Dollar in dieser unermeßlichen Summe wurde wirklich aufgebracht und bezahlt. Wer sich eine jüngst gezeichnete Karte des vereinigten Königreichs angesehen hat, wird bemerkt haben, daß es fast buchstäblich in Eisen gekleidet oder mit einem solchen Netzwerke von Schienenwegen bedeckt ist, daß die Felder des nichtdurchschnittenen Landes nur wie kleine Flecken hervorsehen. Nun, und die Ausdehnte dieser Schienenwege in einem guten Jahre! Im Jahre 1854 betrug die Einnahme für Personen und Fracht 96,002,520 Dollars, die Kosten aber zu den bloßen Kriegs-Vorbereitungen in demselben Jahre stiegen auf 117,984,201 Dollars: also an 22,000,000 Dollars mehr, als die reichste Jahreserente in irgend welchem Lande auf dem Erdenrund.

Laßt uns nun an dieses jährliche Opfer auf dem Altar des Kriegesgottes den Maßstab menschlicher Arbeit und Einkunft legen. Nach dem Census des Jahres 1851 belief sich die Gesammtzahl der beim Ackerbau Beschäftigten in England: Männer und Weiber, Alt und Jung, auf 1,077,627 Seelen; davon waren 198,226 unter zwanzig und ein Drittel von diesen wahrscheinlich unter zwölf Jahren. Der durchschnittliche Wochenlohn dürfte auf zwei, mithin der durchschnittliche Jahreslohn auf hundert Dollars anzuschlagen sein; in runder Summe gäbe das 108,000,000 Dollars, als den Lohn für die Personen, mit Inbegriff der Frauen und Kinder, die England zu einem Garten der Schönheit und der Nahrungsfülle umschaffen, oder als die Kosten, die darauf verwendet werden, Mensch und Vieh zu erhalten, während die Vorbereitungen, Mensch und Vieh zu schlachten, 118,000,000 Dollars verschlangen!

Die Zusammenstellung dieser Ziffern bietet eine sofort in die Augen springende sehr nützliche Lehre. Wir möchten sie denen, die im Schweiße ihres Angesichts pflügen, säen und schneiden und alle Mühe und Last der Feldarbeit tragen, um einem Volke Brod zu geben, aufs angelegentlichste empfehlen; der Schluß, der daraus zu ziehen, ist so einfach, daß ein Kind ihn begreift: Für den Haushalt des Pfluges 108,000,000 Dollars, für den Haushalt des Schwertes 18,000,000 Dollars jährlich!

Nehmen wir für diesen ungeheuren Aufwand zu den Kriegesanstalten in Friedenszeiten einen anderen Maßstab zur Hand, den der Handelsstand noch richtiger zu würdigen wissen wird. Kein Land der Welt hat jemals so viel dafür gethan, seinem Handel neue Märkte zu eröffnen, wie Großbritannien. Seine geographische Lage hat es darin vorzüglich begünstigt; seine Faktoreien und Waarenvorräthe liegen gleichsam in der Mitte zwischen dem großen Festlande der alten Welt hüben und der westlichen Hemisphäre drüben. Der ganze Erdkreis ist mit englischen Kolonieen besäet, und zwar liegen diese entweder an der See oder sind doch zu Wasser zugänglich. Sie alle mit Manufaktur- oder anderen Erzeugnissen versehen, müßte, sollte man denken, die Industrie und Thätigkeit einer großen Nation in Anspruch nehmen. Und doch ist der Verkehr mit den Kolonieen ein Kinderspiel gegen den Handel mit den fremden, unabhängigen Staaten. Im Jahre 1853 betrug die Einfuhr der Union 267,978,647 Dollars, und mehr denn die Hälfte dieses Betrags kam auf Großbritannien und die von ihm abhängigen Länder. Es importirt mehr rohe Baumwolle, Seide und Flachs zur Verarbeitung, als ganz Europa zusammengenommen. Alle Magazine der Inseln scheinen mit einem unerschöpflichen Vorrath von Eisen, Kohlen u. A. angefüllt; ganze Striche bilden Eine Fabrik, die den Himmel mit ihrem Rauch verdunkelt und die Ohren von Millionen mit dem Rauschen und Klappern ihrer Maschinen betäubt. Im Hintergrunde dieser Industriegebiete, d. h. in den Ackerbaudistrikten, ist ein unbeschränkter Vorrath wohlfeiler Arbeit, aus dem jene zu jeder Zeit und in jedem Umfange sich versehen können.

Bei solchen Hülfsquellen ist es kein Wunder, daß Großbritannien allen Nationen in der Productionsfähigkeit den Rang abgelaufen hat. Sein Export stieg im Jahre 1854 bis zur Höhe von 466,000,000 Dollars, während die Union nur 278,000,000 Dollars, baares Geld mit einbegriffen, exportirte. Dieser Vergleich schon zeigt, wie weit es jedem anderen Lande im Außenhandel vor ist. Nun, was ist aber der reine und sichere Gewinn an diesem unübersehbaren Export, wenn alle Steuern und Kosten abgezogen sind? Wird ihr irgend ein erfahrener Kaufmann in New-York oder Boston auf fünfundzwanzig Prozent anschlagen? Wir wollen aber diesen Gewinngrad gelten lassen; dies Kapital von 466,000,000 Dollars würde dann einen Totalgewinn von 116,500,000 Dollars abwerfen. Im Jahre 1854 klarirten 31,517 Schiffe, mit einer Tragkraft von 7,583,611 Tonnen, in den verschiedenen Häfen Großbritannieens, mehr oder weniger mit dessen Erzeugnissen beladen. Der ganze Nettogewinn dieser Exporte betrug 116,500,000 Dollars, und die Kriegesrüstungen desselben Jahres kosteten 118,000,000 Dollars! Dem Kaufmann braucht keiner die Augen über das zu öffnen, was er aus diesen beiden Fakten lernen kann; er wird auf den ersten Blick sehen, mit welcher Last das gegenwärtige System der bewaffneten Gewalt auf die Handels-Interessen drückt.

Im Vorgehenden hatten wir es blos mit der Armee auf dem sogenannten Friedensfuß oder mit den gewöhnlichen Vorräthungen für künftige Feindseligkeiten zu thun. Wir haben den Bedarf eines angebrochenen Krieges noch nicht berührt. Werfen wir nun einen Blick auf den Pegel, der diesen zerstörenden Fluthstand mißt. Die öffentlichen Schulden aller Staaten der Christenheit in Europa wie in Amerika, von denen wir amtliche Berichte haben, betragen 8,861,694,000 Dollars. 8,000,000,000 Dollars davon repräsentiren die Kriegsschulden, welche die gegenwärtige und künftige Generation zu bezahlen haben. Nach welchem bekannten Werth sollen wir diese Riesensummen berechnen? Was sollen wir als Gewicht in die andere Schale legen, um die Schwere dieser Last zu bestimmen? Nach Otto Hübner betrug im Jahre 1852 das eingelegte Kapital aller Banken in der Welt 781,554,865 Dollars. Also übersteigt die Kriegesschuld der Christenheit in diesem Augenblick das Zehnfache des gesammten Bank-Kapitals!

Hier ist ein Faktum und eine Lehre für den Kapitalisten. Er wird mit eind den Grund sehen, weswegen das Barometer der öffentlichen Fonds so äußerst empfindlich ist, daß das Stirnrunzeln eines Staatsmannes, der gereizte Wortwechsel zwischen zwei stirnfeindlen Diplomaten es zum Sinken bringt. — Was ist der Sinn all dieser fieberhaften Störungen der „National-Sicherheiten"? Diese Frage kann nur den gewöhnlichen Verstand, dem die wahre Ursache dieser Er-

*) Wenn auch nicht von Elihu Burrit selbst, so rührt der nachfolgende, einem amerikanischen Journale entlehnte Aufsatz doch sicher von einem politischen Glaubensgenossen des Friedlait-Kiefernanen her. Wir theilen die nachfolgende Berechnung als statistisches Kuriosum mit. D. R.

Digitized by Google

scheinungen unbekannt ist, in Verwirrung setzen; dem Kapitalisten muß sie sonnenklar sein. Uebersetzen wir den Sinn aus dem Rothwälscher der Börse ins Schlichte, so ist es kein anderer als der: die Geldwelt weiß, daß „ein Loth über die Last dem Kameel das Rückgrat bricht"; daß die europäischen Völker jetzt unter einer Bürde, die sie noch eben tragen können, mit gebeugtem Nacken dahinkeuchen; einige Loth mehr, und sie brechen zusammen: Weh dann Allen, die mit ihrem Hab und Gut bei dieser germalmenden Last betheiligt sind! — Es ist übrigens noch zu erinnern, daß wir die Schuldensumme so angenommen, wie sie vor dem schrecklichen Kriege mit Rußland sich herausgestellt hat; aufs Geringste angeschlagen, vermehrt sie dieser um 1,000,000,000 Dollars, und dieses Pöstchen kömmt auf Rechnung der verschiedenen Mächte, die unmittelbar oder mittelbar in den blutigen Kampf verwickelt waren.

So tritt denn die Christenheit an die Schwelle der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit den unbezahlten Wechseln einer Kriegsschuld von 9,000,000,000 Dollars, andere Löpersschulden ungerechnet. Ein unständiges Vermächtniß für die kommenden Geschlechter! Was aber die Pein dieser überkommenen Erbschaft noch vermehrt, ist der Umstand, daß die Kontrahenten dieser Schuld oder ihre Vertreter die feierlich wiederholte Versicherung geben, daß Alles ein Mißverständniß gewesen und leicht hätte vermieden werden können, wäre das Volk nicht in Leidenschaft und Wahnsinn hineinbearbeitet worden. Lord John Russell, Disraeli und andere hochstehende, alle Parteien im britischen Parlamente vertretende Staatsmänner haben es der Welt wohlbedächtlich erklärt, daß die langen Kämpfe mit der französischen Republik und dem Napoleonischen Kaiserthum alle aus einem falschen Prinzip gefochten wurden und sicher und ehrenvoll hätten vermieden werden können. Und diese Kriege kosteten England mehr denn 5,000,000,000 Dollars baares Geld, außer dem Opfer an Menschenleben, das durch kein Geld aufzuwiegen. Welch eine Seelenqual, sich sagen zu müssen: all diese Opfer eines vierzigjährigen blutigen Krieges sind um Nichts und wieder Nichts gebracht worden; sie haben der Nation keine gedeihliche Frucht getragen; sie haben kein Prinzip der Gerechtigkeit festgestellt; sie haben zum Fortschritt der Freiheit, in der Heimat wie in der Fremde, keinen Halbbreit beigesteuert! Es bedurfte fast der Dauer eines Menschenlebens, dem englischen Volke über diese entsetzliche Täuschung die Augen zu öffnen. Und seltsam über alles Seltsame! Kaum enttäuscht, rannten sie von neuem in ein unglückseliges Blendwerk: in einen Krieg mit Rußland! Und fürwahr, es werden keine vierzig Jahre, nein, keine vierzig Wochen darüber hingehen, um ihnen zu beweisen, daß sie, wie noch niemals, um ihre Hoffnungen, Erwartungen und Aussichten betrogen sind.

Die Ziffer 9,000,000,000 Dollars repräsentirt übrigens keineswegs, was der Krieg während des verflossenen Jahrhunderts verzehrt hat, sondern nur einen Theil der unbezahlten Kosten, die er dem Volke aufs Konto gestellt. Ohne Zweifel wird die gegenwärtige Generation, in die Fußstapfen ihrer ruhmvollen Vorgängerin tretend, die unverminderte Last den ungeborenen Millionen auf die Schultern legen. Allein die alljährlichen Zinsen, die bezahlt werden müssen, davon läßt sich Nichts abdingen. Diese Interessen zu fünf Prozent geben ein Summchen von 450,000,000 Dollars jährlich. Dieses von dem sauren Schweiß des Volkes abgerungene Scherflein wird es fühlbar genug daran mahnen, was es den früheren Kriegen zu verdanken hat. Nun ist aber noch ein ansehnlicher Wechsel für die Schuld der in Aussicht stehenden oder möglichen Kriege zu honoriren. Nehmen wir die Kreide zur Hand. Die große Familie der civilisirten Nationen umfaßt 43 unabhängige Staaten. Von den 20 größeren Staaten in Europe und Amerika können wir nach amtlichen Berichten die jährlichen Kosten für das Landheer und die Seemacht auf 468,000,000 Dollars anschlagen; von den übrigen 23 kleineren Staaten liegen uns zwar keine bestimmten Zahlen vor; indeß wir greifen wohl nicht zu hoch, wenn wir diesen Posten mit 400,000,000 Dollars ansetzen. Man sieht, diese enormen Lasten halten so ziemlich einander die Wage, gerade wie die zwei Päcke, zwischen denen jener Esel in die Kniee sinkt. Diese berghohe Steuer wird den civilisirten Völkern der Erde aufgewälzt; diese beiläufig 900,000,000 Dollars müssen sie jahraus jahrein aufbringen, um den Durst des Blutegels*) zu stillen, der immer schreit: Gieb! Gieb!

Neunhundert Millionen Dollard das Jahr für die schöne Aussicht auf den Krieg! Was Wunder, daß durch die „öffentlichen Sicherheiten" das Bangen zittert bei der leisesten Ahnung, diese unwägbaren Bürden könnten „das letzte Loth" werden, die des Volkes Rücken zu schwer sind! Die Summe übersteigt jetzt um mehr denn 100,000,000 Dollard das eingezahlte Kapital sämmtlicher Banken in der Welt. Sie kömmt dem Gesammtwerth aller Exporte von England, Frankreich und der Union zusammengenommen gleich und beträgt gut und gern fünfzig Prozent der Exporte aller Völker auf Erden. Sie ist das Doppelte der Einkünfte der Grundstücke land und übersteigt den Nettogewinn aller Manufakturen der heit. Sie entspricht dem Jahreslohn von 4,500,000 Fell zu 200 Dollars auf den Kopf gerechnet. Sie würde die von 45,000 Meilen Schienenwegen, zu 20,000 Dollars für vollkommen decken. Sie würde aufreichen, 1,200,000 D Evangeliums mit 750 Dollars jährlichem Gehalt anzustelle 750 Seelen der Gesammtbevölkerung des Erdkreises einen S lehrer und kirchlichen Hirten zu geben.

Hier habt Ihr in flüchtigem Umrisse das Ergebniß de kosten für die Völker der Christenheit im Jahre des Heils 1

England.

Literatur-Briefe aus England.

Neunter Monats-Bericht. 1856.

(Fortsetzung.)

Unser Held, der inzwischen Herrschaften, die einen Neger z wollten, fortpeitschte, eilt mit einer Summe Geldes nach New-Y um einen guten Kauf zu thun, wird aber das Geld unterwegs los, weil, wenn er das Geld behalten hätte, die Geschichte frühzeitigen, prosaischen Ende gefunden haben würde. Schon z Verfassersene willen — sie wird einem Advokaten-Schurken fü hohe Summe Dollars zugeschlagen — hätte er das Geld hin müssen, so kostbar ist sie. Er folgt seiner Geliebten und zwi Liebe, Genialität, Ausdauer und Muth eine Entführung Schatzes zu realisiren und sie gegen Blutbunde, Sklavenjäger, „Bu justiz" und sonstige unübersteigliche Hindernisse zur Freiheit und Himmelbett der ehelichen Glückseligkeit zu bringen, aber nicht als nachdem den Schurken und Sklaven-Interessenten poetisch praktische Gerechtigkeit geworden. Wir sehen, daß alle tragische faktischen Elemente, welche jetzt alle amerikanischen Staaten im sten und Breitesten bewegen, hier in Scene gesetzt sind, un Schilderungen Reid's gelesen, wird sich denken können, mit w Kraft und Lebendigkeit sie auftreten und sich an einander schlie

Captain Mayne Reid und Charles Reade erinnern mich an im Namen anklingenden literarischen Kollegen, den amerikan Dichter Thomas Buchanan Read, der von Trübner hier sofor als Dichter für die Engländer feil geboten ward. Sein ne Gedicht: „Das Haus am Meere" („The House by the Sea war noch nicht der lang erwartete poetische Messias Amerika's den mächtigen Strömen und Urwäldern, den riesigen Mischung Verbindungen zu Wasser und zu Lande der verschiedensten St und Farben auf einem endlosen, freien Boden Wort und Klang schaffen wird, aber ein jugendlicher, vielversprechender Sänger ein neues, glänzendes Talent neben den alten Dichternamen der Welt, Longfellow, Bryant, Poe, Lowell u. s. w. Ich erinnere eine erste Sammlung von Gedichten Read's vor zwei oder drei ren in den Händen gehabt und Poesie darin gefunden zu haben. mentlich seines eigenen Gefühls für die Schönheiten amerikanis Natur und Landschaft. „Das Haus am Meere" hat bei allen m jugendlichen Krudidäten und etwas gewagter Einführung phanta exzergator, personifizirter Phantome im Wesentlichen das Gepr eigener, originaler, poetischer Conception und Form. Eine Fisch tochter, (o, über die schönen Fischertöchter in allen Literaturen!) mit Namen, wird von einem alten misanthropischen irdischen Ne Namens Roland, geliebt und verfolgt. Aber sie versucht lieber Se mord, ehe sie sich dem alten aufgezwungenen hölzernen Kerle ergi Vom verfuchten Selbstmorde wird sie, wie weiland Iphigen Opferaltar, von einem Geiste weggeführt, dem Geiste einer Je die der alte Misanthrop früher geliebt und unglücklich gemacht entrückt in eine Phantasie- und Geisterwelt, aus welcher sie e zum reellen Leben und Lieben wieder entlassen wird. Dieses Si sieht sonderbar genug aus und hat die Schwäche, daß der Di statt die Poesie im realen Leben und Lieben zu entdecken und z gen, sie erst in einer phantastischen, willkürlichen Welt aufsuch, wenn es gegen einen alten verliebten Menschenhasser für ein such Mädchen keine anderen Mittel gäbe, als Selbstmord und verfüh Damen; aber das Gedicht ist voller Poesie und namentlich voll lungener dichterischer, origineller Anschauungen und Metaphern. Widerklang der Hochzeitsglocken:

„Still through the breathless moments after,
Like doves beneath the sheltering rafter,
Along the roof in faint decline,
The echoes whispered with voices fine."

Und die prächtige Himmelslandschaft der untergehenden Sonne aufgehendem Monde

„— an hour too soon,
Like a wedding bark await

*) Spr. Sol. 30, 15.

Digitized by Google

At a Venetian Palace gate,
Floated the empty crescent moon,
Moored to a crimson cloud — a barge of state
In the sunset's bright lagune."

„Das Haus am Meere" ist in- und auswendig voll neuer und ist überraschender Figuren- und Tropenblumen, deren Schönheit freilich meist nur durch den Zusammenhang bedingt wird. Nur einige treten auch ohne ihre Umgebung in eigener Originalität auf, z. B. die volle, rothe Mohnblume, welche „ihren feurigen Becher reichen, rothen Weines schwingt" oder der Himmel „mit der sternigen Heerde der unbegränzten Weide der Nacht", oder der Schneesturm

„Like a maniac murderer to and fro
Raving and flinging the scattering snow
Over the victim that mocks his despair,
With its unveiled face and tell-tale stare."

Manchmal erinnert der Dichter gar selbst an den Wahnsinn der Ueberfülle, aber es ist dann der Uebermuth des Plutus, des nicht ökonomisirenden Füllhorns der Jugend, ein Fehler, der sich ohne Mühe mit jedem Tage verbessert. Diese Ueberfülle der Jugend ist schön; sie wird zum Wunder, wenn ein voller Achtziger, wie der Nestor der englischen Poesie, Walter Savage Landor, noch damit kräftig spielt und in keinem Gliede den Rheumatismus und die Gicht des Alters merken läßt. Er singt noch so fest und kräftig, wie in einem mystischen Jugendprobukte „Gebir". Seine „Last Fruit of an Old Tree" war eine Täuschung, denn seine unlängst erschienenen poetischen, dramatischen Scenen, unter dem Titel: „Antony and Octavius. Scenes for the Study" zusammengefaßt, athmen noch Shakespeare'sche Kraft und ein Jugendfeuer für Mannesadel und Heroismus, wie dies nur der schwärmerischen Jugend beschieden ist. Wohl noch nie gab ein Achtziger solche Beweise ungebrochener intellectueller und poetischer Kraft. Landor ist der dramatischste Dichter einer langen, umfassenden Zeit gewesen, obgleich seine Dramen nie für Aufführbar gehalten wurden. Auch „Antonius und Octavius" sind in dramatischer Form gehalten, aber, wie immer, ohne Rücksicht auf benöthigende „Bühnengerechtigkeit". Es ist eine dramatische, historisch treu behandelte, in Charakteristik der Personen meisterhafte Schilderung der letzten Tage des Antonius mit Cleopatra. Beide sind wohl erhalten und Letztere besonders in der ganzen Herrlichkeit ihrer Schönheit, Jugend und Genialität. Gegen sie sticht der kalte, vorsichtige und ruhige Cäsar Augustus, damals noch Octavius, effektvoll ab, und auch Mäcen, Agrippa und Cäsarion, Cleopatra's und Cäsar's Sohn, sind kräftig individualisirt. Die ergreifendsten Wirkungen gehen aus dem Kontraste zwischen dem offenen, kindlichen Cäsarion und dem kalkulirenden Diplomaten Octavius hervor. Ueber Allen steht solarisch in eigener Majestät das edelsten altrömischen moralischen Heroismus Agrippa. Der Dialog ist Sophocleisch, die Kraft der Sprache und Anschauungen wahrhaft Shakespearisch, nur gemessener, klassischer in antiker Schönheitsrohe. Aussprüche und Sentenzen der Genialität Cleopatra's und der gediegenen Weisheit und Tugend Agrippa's gehören zu dem Schönsten, was wir je in der Poesie genossen zu haben glauben.

Da ich einmal bei den Poeten in specie bin, will ich einen mir bis dahin unbekannten Dichter, Edwin Arnold, nicht unerwähnt lassen, obgleich der Gegenstand seines Gedichtes „Griselda" schon von Boccaccio und Chaucer besser behandelt worden ist. Er ist ein Dichter, aber die bis zur raffinirtesten Menschenqälerei ausgedehnten, unsäglichen Mißhandlungen einer Gattin und Mutter machen und wühlend und langweilen uns endlich, da man schon in der ersten Hälfte ganz abgestumpft wird und sich sagen muß: So arg kann es denn doch nicht gewesen sein; der Poet beliebt blos, seine Leser zu mißhandeln. Schade, daß der Dichter, als welcher er in einzelnen Partieen entschieden hervortritt, sich in solchen Torturen erschöpft, die ohne Vereine gegen Thierquälerei wohl kaum noch an den verachteten Thieren geübt würden. (Schluß folgt.)

Türkei.

Zur Charakteristik des Muhammedanismus.

Von gewissen Sünden der Zunge.*)

Zu den Sünden oder Vergehungen des Sprech-Organes gehört, nach muhammedanischem Gesetze, jede Aeußerung, in welcher Unglaube sich kund giebt.**) Wem eine solche Aeußerung entfahren, dessen Gottesdienst ist vergeblich, seine Ehe wird zum Konkubinat, und, was er schlachtet, zu Unaas, ja es ist erlaubt, ihn zu tödten, bis er den verrachten Ausdruck zurückgenommen und freiwillige Buße gethan. Doch wird ein Bekenntniß aufrichtiger Reue ihm schon als Buße angerechnet. Dann ist er ein neuer Mußlim: er muß zum zweiten Male sich ehelich trauen lassen und die Pilgerfahrt nach Mekka (wenn er überhaupt schon dahin gepilgert) ein zweites Mal unternehmen; denn alle religiösen Handlungen, die seiner ungläubigen Aeußerung vorangegangen, sind durch diese null und nichtig geworden.

Es giebt viele Redensarten, in denen unbestreitbarer Unglaube liegt; in anderen wieder ist er bestreitbar, weil die Meinungen der Gottesgelehrten auseinandergehen. Wir lassen hier Beispiele von beiderlei Gattung folgen:

„O Allah, verfage mir Dein Erbarmen nicht." Dies ist unglaubig gedacht, weil kein Mußlim an Allah's Barmherzigkeit zweifeln soll. Wenn Einer sagt: „So ist Allah's Rathschluß", und ein Anderer entgegnet: „Was kümmert mich das!" so spricht er als ein Ungläubiger, weil er Allah's Rathschluß gering achtet. Sagt Jemand: „Wenn das Wort des Propheten Wahrheit ist, so sind wir erlöset", so soll dies von Unglauben zeugen: meine geringe Meinung ist, daß es nur dann dafür zu erklären sei, wenn es als Zweifel ausgesprochen wird. Sagt Einer zum Anderen: „Scheere Dein Haupt und beschneide Deine Nägel, denn das ist Verordnung des Propheten", und Jener entgegnet: „Nein, das thu' ich nicht", so soll dies Unglaube sein, wie überhaupt jede ausgesprochene Weigerung, wenn man aufgefordert wird, einer Verordnung des Propheten nachzukommen. Meine geringe Meinung lautet dahin, daß eine solche Antwort nur dann unglaubig ist, wenn eine Verleugnung der Verordnung darin liegt; hat sie aber nur diesen Sinn: „Auf Deinen Befehl thu' ichs nicht; ich thu' es, weil der Prophet es angeordnet", so ist es offenbar nicht wider den Islam. Nach dem Ausspruche einiger Gesetzgelehrten darf man ja sogar eine Aufforderung zum Gebete (welches zu den Verordnungen Gottes gehört) mit der Antwort: „Ich werde nicht beten", zurückweisen, sobald damit gesagt sein soll: „nicht weil Du es haben willst." Fordert aber Einer den Andern wegen gewisser, ob auch kleiner Sünden zur Buße auf, und er entgegnet: „Was hab' ich denn gethan, daß ich büßen soll?" so ist dies Unglauben. Sagt Jemand: „Wenn Allah mir das Paradies gäbe, so möcht' ich es ohne Dich (ohne Deine Gesellschaft) nicht haben", oder: „Wenn Allah mir das Paradies anbietet, so verlang' ich nicht: Dein Auge zu sehen — darnach verlang' ich!" oder auch: „Wenn ich den Befehl erhielte, mit N. N. ins Paradies zu gehen, so ging ich nicht hinein"; ferner: „Wenn Allah mir um Deinetwillen das Paradies schenkte, so blieb ich lieber auf Erden" — alle solche Redensarten sind antimußlimisch. Sagt Jemand vom wahren Glauben, daß er wachse oder abnehme, so soll dies antimußlimisch sein. Nach meiner geringen Einsicht ist es nur der Fall, wenn er beim Wachsen oder Abnehmen dasjenige, woran zu glauben ist, im Sinne hat (also nicht die größere oder geringere Zahl der Gläubigen). Wer einen Gottesgelehrten ohne Veranlassung schimpft, der kommt in den Verdacht des Unglaubens. Wer Handlungen oder Gewohnheiten Ungläubiger für löblich erklärt, also z. B. sagt: „Es ist schön an den Magiern (Feuer-Anbetern), daß sie während des Essens nicht reden, daß sie zur Zeit der Katamenien ihren Weibern nicht beiwohnen" u. dgl., der sagt etwas Antimußlimisches.*) Hierher gehören auch Aeußerungen wie die folgende: „Ein Christ zu sein ist besser, als ein Jude zu sein"; man sage dafür: „Ein Jude zu sein ist noch schlimmer, als ein Christ zu sein." Wer Verbotenes, wie z. B. Wein oder Schweinefleisch, erlaubt oder Erlaubtes verboten nennt,**) der ist unglaubig; ebenso wenn er wünscht, daß etwas erlaubt sein möchte, was jede Religion verbietet und dessen Erlaubtsein der Vernunft zuwider wäre. Spricht er aber z. B. den Wunsch aus, der Genuß des Weines möchte dem Muhammedaner gestattet sein, so begeht er keine Sünde wider den Islam. Unglaubig ist es, aus Stellen des Koran's einen Scherz zu machen, z. B. wenn Einer einem Anderen, der zufällig Jachja heißen sollte, irgend ein Buch reichend, (auf arabisch) dazu sagt: „O Jachja, empfange das Buch!" Dies ist nämlich eine Koran-Stelle. Sagt Jemand: „Der Prophet Adam hat Leinwand gewoben", und ein Anderer versetzt scherzend: „Also sind wir Weberssöhne", so wird ihm dies als Unglaube angerechnet. Sagt Einer zum Anderen: „Komm, laß uns zum Rechtsspruche abgehen" und dieser versetzt darauf: „Ich gehe nur, wenn der Gerichtsdiener mich abholt", oder gar: „Was schiert mich der Rechtsspruch!" so spricht er als Ungläubiger. Hat aber sein Gegner, statt „Rechtsspruch" zu

*) Aus Mehemed Ibn Pir Ali's Religions- und Pflichtenlehre.

**) Die arabischen Worte kufr, was wir mit Unglauben, und käfir, was wir mit ungläubig oder unmußlimisch, auch antimußlimisch übersetzen können, bedeuten eigentlich Verleugnung, Ableugnung, und Verleugner, Ableugner. Ein Kafir ist jeder Nicht-Muhammedaner.

*) Also auch, wenn (wie im zweiten der genannten Fälle) die Muhammedaner selbst einen solchen Gebrauch angenommen haben und er bei ihnen Sayung geworden ist. Im Ungläubigen ist Alles unlöblich, dasjenige mit eingerechnet, was an dem Gläubigen löblich ist.

**) Durch große Mäßigkeit wird kein Mußlim zum Kafir, es sei denn, daß er sie für erlaubt erklärte; denn alsdann widerspricht er einem Verbote des Islam.

Digitized by Google

sagen, „Richter“ gesagt, so enthält die Replik keinen Unglauben.*) Sagt Einer: „Gott im Himmel ist mein Zeuge!“ so ist dies eine antimuslimische Aeußerung, weil Allah darin ein bestimmter Ort angewiesen wird. Antimuslimisch ist es aber auch, zu sagen: „Kein Ort ist ohne Allah.“**) Wenn Jemand von verbotenem Gute Almosen giebt, Gottes Lohn dafür erwartend; wenn der Empfänger des Almosens weiß, wo es hergenommen ist, den Geber dafür segnet, und dieser „Amen“ dazu sagt, so sind sie Beide Ungläubige. Erwähnt Jemand des Umstandes, daß der Prophet beim Essen alle Mal seine Finger ableckte, und ein Anderer bemerkt darauf: „Das ist eine Unanständigkeit“, so erweist er sich schon mit diesem Worte als Ungläubiger. Aeußert Jemand, „die Gabe gehe von Allah aus, der Gebrauch aber von seinem Knechte“, so spricht er polytheistisch; denn der Gebrauch (die Anwendung der Gabe) geht ebenfalls von Allah aus.***) Hat Einer sein Weib ohne Beisein von Zeugen geheiratet, und beide Ehegatten sagen: „Allah und der Prophet zeugen für uns“, so sind sie Beide ungläubig, denn sie nehmen an, daß der Prophet Verborgenes wisse. Nun aber hat der Prophet nicht einmal bei seinen Lebzeiten das Verborgene gewußt; wie sollte er es nach seinem Tode wissen?†) Ebenso ist derjenige ein Kafir, der da sagt: „Ich weiß dies, weil die Dschinn (Genien) mir davon Kunde gaben“; denn und die Dschinn wissen das Verborgene nicht, nur Allah weiß es und Derjenige, dem er es offenbart. Sagt Einer aus Zorn oder Abscheu zum Anderen: „Dein Anblick ist für mich wie der Anblick des Todesengels!“ so sind die Gottesgelehrten über seine Sünde getheilter Meinung: die Meisten jedoch erklären ihn für ungläubig, denn der Todesengel ist ein großer Engel Gottes, und es ist wider den Islam, von einem Engel despektirlich zu reden. Lästert Einer den Anderen mit den Worten: „Gott stürze Dich in Unglauben!“: so kömmt es darauf an, ob er dies aus Wohlgefallen an eigener Unglaubigkeit oder nur an der des Anderen sagt. Im ersteren Falle versteht es sich von selbst, daß er ein Kafir ist; im zweiten erklärt ihn nur ein Theil der Gottesgelehrten für einen absoluten Kafir. Keinenfalls ist es antimuslimisch, wenn man Jemand ob seiner Laster und Verbrechen eine harte und dauernde Strafe wünscht: dies bezeugt der hehre Koran selbst in der Erzählung vom Propheten Musa (Mose).

Fragt man Dich, ob Du als Muslim sterben wirst, so sollst Du nicht mit „Ja“ antworten, sondern sagen: „Ich weiß es nicht, nur Allah kann es wissen“; denn dies ist ein Geheimniß Allah's. Aus gleichem Grunde soll man nie sagen: „N. N. ist als Muslim (also selig) gestorben“, oder „N. N. ist unselig“ (zur Hölle verdammt). Nur die Propheten und Solche, die Prophetenworte überliefert haben, wie die vier ersten Chalifen, darf man Selige und (künftige) Bewohner des Paradieses nennen. Ebenso darf man nur Diejenigen für Verdammte erklären, die das Wort des Propheten ausdrücklich als solche bezeichnet hat.††)

Mannigfaltiges.

— Die weißen Mischlinge unter den Sklaven in Amerika. Unser literarischer Freund schreibt uns aus New-York: „Mrs. Beecher-Stowe läßt jetzt bei Phillips, Sampson & Comp. in Boston eine neue Antisklaverei-Novelle erscheinen, die Herr Donai aus Altenburg ins Deutsche übersetzen wird.†††) Sie soll die Zustände solcher Mischlinge behandeln, die fast weiß sind und gleichwohl in der Negersklaverei leben. Es giebt allerdings eine Anzahl solcher sehr unglücklicher Menschen, indeß versprechen sich die Gegner des Sklaventhums nichts Sonderliches von dem Buche. Die Sklavenfrage ist jetzt in Nord-Amerika auf einen politischen Wendepunkt gelangt, und dergleichen neuengländisch-weibliche Behandlungen der Sache dürften eher verwirren als erläutern, indem sich dabei allezeit verschrobene Züge einer zum Theil gemachten Sentimentalität einmischen. Gewinus bezeichnet bei der Erwähnung Walter Scott's mit Recht den historischen Roman als schädlich und verwirrend; etwas Aehnliches ist es mit den ethnographischen und sozialen Romanen. Die verkehrten Ansichten über Amerika rühren zum Theil von einer Reihe verschrobener Romane her. Was ist seit Chateaubriand nicht alles über „Prärie“ und „Urwald“ gefabelt worden! Den meisten Lesern ist verborgen geblieben, daß der nordamerikanische Kontinent eine anomehmend einförmige und langweilige Bodenformation hat, des abschenlichen Klimas nicht zu gedenken, welches die wenigsten Europäer vertragen können. Kürzlich ist ihm wieder ein durch seine früheren Schicksale in Berlin viel genannter und bekannter deutscher Arzt erlegen. Dr. Better (dem im Berliner Thiergarten das große Grundstück gehörte, auf welchem sich jetzt die St. Matthäi-Kirche und deren Zugangsstraßen befinden) ist im vorigen Monat in New-York am Typhus gestorben.“

— Das *Athenaeum Français*. Es ist ein recht trauriges Symptom der literarischen Zustände in Frankreich, daß, während dort die Zahl der wohlfeilen, seichten Roman- und Klatschblätter, wie das „Journal pour tout“ (mit einer Auflage von 120,000 Exemplaren), das „Journal pour rire“ ꝛc., täglich sich vermehrt, die der gebildeten Literatur und philosophischen Kritik gewidmeten Blätter sich nicht zu halten vermögen. So ist kürzlich auch das von dem Bibliographen Ludovic Lalanne gegründete „Athéneaum Français“ wieder eingegangen. Es hatte es nach einem mehrjährigen Erscheinen nicht zu einer Auflage von mehr als achthundert Exemplaren gebracht, während eilf- bis zwölfhundert zu seiner Erhaltung nothwendig waren. Die Herausgeber, die den großen jährlichen Ausfall nicht länger tragen mochten, haben jetzt das Athéneaum mit der Revue Contemporaine vereinigt, welche Zeitschrift jedoch ebenfalls mit einer kümmerlichen Existenz zu kämpfen hat.

— Zur Geschichte der neueren deutschen Kritik. Die „Grenzboten“ bringen in einem ihrer neuesten Hefte (No. 37, ausgegeben am 5. September d. J.), unter der Ueberschrift: „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neueren deutschen Literatur“, auf 6½ Oktavseiten Rezensionen von zwölf oder dreizehn größeren, den beiden Jahrzehnden von 1832—1852 angehörenden deutschen Werken über welche hier in der gewohnten summarischen Weise des gedachte literarischen Organes abgeurtheilt wird. Wir können uns sehr wohl denken, daß Herr Julian Schmidt, als er den Stoff zu seiner Literatur-Geschichte sammelte, die gedachten zwölf bis dreizehn Werke — unter denen sich R. D. Spazier's fünf Bände Kommentar zu Jean Paul's Werken, Varnhagen's Denkwürdigkeiten, Rahel's Briefe, die Galerie aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, das Leben Chamisso's, von Hitzig, vier Werke über Goethe's Leben, von Abeken, Riemer u. A., Heinrich v. Kleist's Leben, von Ed. v. Bülow ꝛc., befinden — studirt und sich seine Notizen darüber gemacht habe — Notizen, die, weil sie nur für das eigene Memorandum bestimmt waren, durchaus nichts Neues für das Publikum und auch nichts Schönes oder Geistverrathendes zu enthalten brauchten. Wir verkennen nicht, daß in der Literatur-Geschichte das rohe Material dieser Notizen zu einem trefflichen Kunstwerk angezeardeitet wurde. Daß aber solche in Schlafrock und Pantoffeln gefertigte Notizen über Bücher, die zur Zeit ihres Erscheinens von ganz Deutschland mit Begierde gelesen wurden und zum Theil noch jetzt als geistreiche Lektüre geschätzt sind, dem heutigen Publikum der „Grenzboten“ ohne den geringsten Toilettenschmuck dargeboten werden, können wir nur uns als ein Versehen der Redaction erklären, die in der Handschriften-Mappe des Herrn Dr. Schmidt das Rechte und Bessere hat liegen lassen. Kann man wohl z. B. etwas Flacheres lesen, als das, was S. 427 der „Grenzboten“ über Rahel's „geistige Gesundheit“ und den „klassischen Stil ihres Menes“ gesagt ist? „Die vermischten Rezensionen“, heißt es dort weiter, „die Herr von Varnhagen aus verschiedenen Zeitschriften wieder hat abdrucken lassen, sind im Ganzen recht unbedeutend.“ Ganz gewiß wird jeder Urtheilsfähige diese alten Rezensionen Varnhagen's heute noch mit Genugthuung und Belehrung lesen, während ihm das, was ihm die „Grenzboten“ mit der pompösen Ueberschrift: „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neueren deutschen Literatur“ darbieten, wie aufgewärmter, niemals schmackhaft gewesener Kohl erscheinen muß.

*) Denn allenfalls gilt die Berechtung nur denjenigen, der das Recht haben, nicht dem Rechte selbst, welches im Koran wurzelt und eben so heilig ist wie die Lehre von göttlichen Dingen.

**) Vermuthlich weil man dabei an unsanbere Orte denken kann.

***) Der Monotheismus des Mohammedaners ist so streng, daß er den Geschöpfen keine Art von selbstständigem Handeln zugesteht, indem sie sonst zu einer Art von Göttern würden; damit wäre aber gleich dem Polytheismus Bahn gebrochen.

†) Dies darf nicht paradox erscheinen; denn nach muhammedanischer Vorstellung werden die Propheten, wie alle übrigen Verstorbenen, erst am Weltgerichtstage wiedererwachen, und zum ins Paradies zu gelangen. Wie beschränkt also ihr Wissen in der Zeit zwischen Tod und Auferstehung sein müsse, kann man sich denken.

††) Diesen letzten Satz haben wir aus einem anderen Kapitel hierher genommen, weil der Verfasser die hier angeführten Aeußerungen auch als Sünden der Zunge betrachten muß, wenn er gleich nicht sagt, daß sie als „Unglaube“ angerechnet werden. In diesem Falle würden und die Muhammedaner übel fahren; denn in der Prärie wird Jeder als Muslim Gestorbene ein marhûm (selig Gott sich erbarmt hat), und, wenn er zu den erlauchten Personen gehört, sogar ein djennet-mekân (Bewohner des Paradieses) genannt.

†††) Wir vermuthen, daß es dieselbe Novelle sei, die in der vorigen Woche in London ausgegeben worden und dort in wenigen Tagen drei Auflagen erlebt hat. D. R.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Berlin, gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., außer das Blatt im Januar portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 30., und beim Expedteur Neumann, Mohrenstraße, No. 21.), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 114. Berlin, Sonnabend den 20. September 1836.

Frankreich.

Fliegende und kriechende Volks-Literatur in England und Frankreich.

II.*)

Zu Frankreich, oder die Colporteur-Literatur.

Wir haben früher von der „Kurk-Literatur" und dann von der ausgesungenen und ausgeschrienen Straßen- und Gassenhauer-Presse England gesprochen. Man sagt, daß Balladen und Lieder des Volkes von größerem Einflusse auf dasselbe sind, als dessen Gesetze. Ohne Zweifel ist dies wesentlich wahr, also auch der größere Einfluß ganzer Bücher, die wirklich ins Volk dringen. Es ist daher wichtiger für das Studium und die Kenntniß eines Volks, dessen Bücher, Lieder und Sagen zu untersuchen, als dessen Diplomaten und aufgezwungene Gesetze, dessen Zeitungen und Hofflichkeiten. Wir sprachen von der Volkspresse Englands und versprachen, zum Vergleichen und des Kontrastes wegen, ein Bild von der entsprechenden litterature du colportage Frankreichs folgen zu lassen. Hier fällt uns gleich ein charakteristischer Gegensatz auf. Die von „chapmen" (Hausirern) umhergetragene, von Haus zu Haus im ganzen Lande geschleppte chapbook Literature Englands ist fast ganz verschwunden. An deren Stelle ist die offen ausgeschriene und feilgebotene Presse von Soven Dials getreten, in welcher sich zwar noch die alten chapbooks fortpflanzen, die aber doch zugleich in sich und im Betriebe eine ganz andere geworden ist und offenbar mit jedem Tage erträglicher, besser und gar nützlich und angenehm wird. Die Polizei hat sich nie einermißt und also auch kein Verdienst um diese Wendung zum Besseren. In Frankreich dagegen hat die Polizei die ganze Colporteur-Literatur ganz speziell unter ihre väterliche, strenge Aufsicht gestellt, so daß ohne ihr imprimatur nichts mehr für den Hausirer gedruckt werden darf. Und doch bezieht England jetzt seine gedruckte und illustrirte Anständerei und Zotenlitteratur ganz wesentlich aus den Vorräthen der strengpolizeilich beaufsichtigten Colporteur-Literatur Frankreichs. Die Engländer verweigern, ohne Polizei, ganz aus eigenem Antriebe, dieses Bedürfniß der rohen, Müßiggänger und leichtfertigen Damen zu befriedigen, so daß die, welche diesen Artikel führen wollen, ihn aus der sittenpolizeilich censirten Kunst und Literatur Frankreichs einschmuggeln müssen. Das ist eine charakteristische Thatsache, aus welcher Staaten- und Völkerbeglücker viel lernen können, wenn sie Zeug und Willen dazu haben.

Die Colporteur-Literatur kam dem 1852 geretteten Staate in Frankreich so entsetzlich und vaterlandsgefährlich vor, daß der Polizeiminister Maupas eine großartige Untersuchung derselben durch das ganze Land von besonderen Kommissären anstellen ließ. Sie hatten die Macht, jedes kolportirte Buch vor ihren Richterstuhl zu rufen, jedes, das sie nicht billigten, zu verbieten und überhaupt fortan nur eigierungsgestempelte Druckfachen für Colportage zu gestatten. Die kommissäre wurden bald nach Eröffnung ihres Untersuchungsgeschäfses mit nicht weniger als 7,500 kolportirten Verlags-Artikeln zur Entscheidung über Leben und Tod überschwemmt. Zu ihrem Erstaunen fanden sie eine Menge Bücher darunter, die seit dem sechzehnten Jahrhundert ohne jede Veränderung sich durch neue Auflagen fortgepflanzt und im Volke lebendig erhalten hatten. Bücher über die Kunst des Ver- und Entzauberns, Magie, Alchymie, Astrologie, „Besprechungen" von Krankheiten, Formeln für Cliturn von Geistern und andere dergleichen Absurditäten, von deren Existenz die allwissende Polizei nicht die geringste Ahnung gehabt, welche Büchernarren und öffentliche Bibliotheken als seltene Kuriositäten theuer erkauft und mit besonderer antiquarischer Verehrung gehütet, waren die dahin immerwährend zu wohlfeilen Preisen hausirend verkauft und zum Theil jährlich in neuen Auflagen publizirt worden. Selbst Macabre's „Todestanz" mit den schreußlichen Holzschnitten, wofür gelehrte Büchernarren 50 bis 100 Francs gezahlt, wurde noch für wenige Sous den Bauern von Landes ins Haus gebracht.

Die Kommissäre und Volks-Literatur-Sittenrichter fugen auf dringendes Bitten der betreffenden Verleger ihr Gericht zuerst über die Volkskalender an. Unter diesen ist der „Almanach Liégeois" die berühmteste Kuriosität. Er erscheint in verschiedenen Größen und zu verschiedenen Preisen, aber alle Ausgaben sind seit mehr als zwei Jahrhunderten immer von Matthias Laensbergh, dem gelehrten Astrologen und Kanoniker von St. Bartholomäus zu Lüttich, der seinen Kalender zuerst 1636 veröffentlichte und vorigen Herbst zum zweihundertzwanzigsten Male. Der berühmteste alte englische Kalendermann, Francis Moore, trat erst sechzig Jahre später auf. Gelehrte Antiquare behaupten zwar, daß sowohl Laensbergh als Francis Moore mythische Personen seien (ebenso wie der jährlich seine Anfwortung machende „Carl Steffens"), aber das thut nichts zur Sache der unsterblichen, seit 220 Jahren unverändert erneuerten und in Millionen Händen Unheil anrichtenden Absurdität des Almanach Liégeois. Seine Unsterblichkeit bestand bisher hauptsächlich in seiner Sprache für die, welche nicht lesen können, in seinen Symbolen und Zeichen für die Bedürfnisse des französischen Bauern. Ein Fläschchen zeigt an, an welchem Tage am besten Medizin genommen werden kann, eine Scheere bezeichnet den Tag fürs Haarschneiden, eine Lanzette den zum Aderlassen von der Vorsehung auserwählten Tag, ein Sieb den gesegneten Sonntag u. s. w. Das versteht der Bauer, und er glaubt steif und fest an diese für ihn besondere Weisheit predigende, lesbare Sprache. Der wilde Jndianer hat auch seine Zeichen und säet z. B. seinen Mais, wenn das junge Eichenblatt die Größe des Fußes eines Eichhörnchens erreicht. Wie hoch steht diese Naturweisheit gegen die gelehrte in Laensbergh! Wie hoch steht der nackte Jndianer in seiner Bildung über dem zerlumpten Bauer der „großen Nation!"

Von den prophetischen Kalendern müssen wir einen Schritt zu den legitimen Propheten selbst thun, welche die unterste, verbreitetste Volks-Literatur bis zu ganz modernen Zeiten beherrschten oder wenigstens wesentlich formen und richten halfen.

„Und dies geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus eigner Hand,
Ist es Dir nicht Geleit genug?

War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das innre Toben stillen,
Das arme Herz mit Freuden füllen,
Und mit geheimnißvollem Trieb
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?"

Wer kennt nicht das schauerliche Entzücken, die lichte Weisheit, die dem Faust aus dem geheimnißvollen Buche von Nostradamus eigener Hand quillen? Michel Nostredame, latinisirt Nostradamus, dessen geheimnißvolle Zeichen noch jetzt mit Wunder und Grauen studirt, dessen Prophezeiungen in alle Sprachen Europa's übersetzt wurden, die vielleicht ebensoviel Kommentatoren fanden, als Spokespeare, Homer und die Bibel, ward dadurch der Stammvater einer unabsehbaren, geheimnißvoll anziehenden Volks-Literatur in Deutschland, Frankreich, England u. s. w. und einer Wissenschaft, welche die „Herr" sehr gut charakterisirt:

„Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat-sie ohne Sorgen."

Glücklicher, als andere Propheten, Nixon und Mutter Shipton in England und Schneider und arme Wittwen in Deutschland, wurde Nostradamus schon durch seine Geburt eine Autorität bei Mächtigen und Vornehmen. Er war von guter Herkunft und stammte mütterlicher Seits aus einer berühmten jüdischen Doktorfamilie. Als gelehrter Mediziner und glücklicher Arzt gegen die damaligen europäischen Landplagen pestartiger Krankheiten, wurde er bald ein berühmter

*) Vergl. Nr. 106 des „Magazin".

Mann. Aber mystisch und melancholisch geworden durch Verlust von Weib und Kind und die gemeinsten Verfolgungen obskurer Kollegen, zog er sich ins Privatleben und in seine mystische Wissenschaft zurück. Er schrieb und dichtete sieben Jahrhunderte Zukunft, die zuerst 1555 veröffentlicht wurden. Ein europäisches Ereigniß, diese Prophezeiungen. Könige und Fürsten strömten zu ihm, um sich Sicherheit gegen böses Gewissen u. s. w. wahrsagen zu lassen. Katharine von Medicis ließ ihn sogar an ihren Hof kommen, wo er mit höheren Ehren empfangen und behandelt ward, als der mächtigste Potentat. Später zog er sich nach Salona zurück und veröffentlichte außer der mystischen Weisheit, welche Faust studirte, noch drei Jahrhunderte Prophezeiungen, also im Ganzen ein volles Jahrtausend, so daß wir also immer noch unter seinen „Enthüllungen" leben. Nachdem ihn mehr als hundert Könige und Fürsten, und Tausende von Leuten, die Wissenschaft ohne Denken und ohne Sorgen haben wollten, besucht hatten, starb er 1566. Seine Prophezeiungen sind in Quatrains, in vierversigen Sätzen, für jedes Jahr einen, geschrieben. Sie bestehen also aus viertausend Zeilen, mystischen, poetisch vagen, vieldeutigen Bildern, die leicht auf Thatsachen bezogen werden können, wie sie in der Weltgeschichte unter Potentaten und Diplomaten eben immer Mode sind, so daß es viel schwerer sein würde, viertausend Zeilen Zukunft zu schreiben, von der nichts eintrafe, als die Prophezeiungen des Nostradamus, von denen immer so viel eintrafen, als sich durch Glauben und munteres Aus- und Unterlegen mit wirklichen Zeitungs-Ereignissen in Einklang bringen ließen. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind". Glaube und Unterlegungskunst zusammen können aus jeder beliebigen Zeile jeden beliebigen Inhalt herausfinden.

Je absurder, desto mehr Glaubensstärke. Credo quia absurdum. Wer so glaubt, dem kann man als pythagoräischen Lehrsatz aller Arithmetik die Regel beibringen, daß zwei mal zwei fünf sei und nur die schlechten Zeiten und die Ungläubigkeit des gemeinen Ungläubigen es ausnahmsweise nie weiter brächten, als zu vier. Die Gläubigkeit der Zeit des Nostradamus, seine europäische Autorität, die Kunst des Aus- und Unterlegens brachten einige eklatante Fälle der Richtigkeit aus den viertausend Zeilen heraus: er hatte die Leiden und den Tod der Königin Maria von Frankreich und Schottland, die Bartholomäusnacht, die Schlacht bei Lepanto, die englische Pulververschwörung und mehrere gräßliche Ereignisse richtig vorausgesagt. Als erst ein Paar solche Fälle angemacht waren, konnte keine Macht der Erde mehr an der Autorität des Propheten rütteln; nur die Zeit, die Aufklärung, die Naturwissenschaft trieben ihn allmählich aus den höchsten und hohen Kreisen unter die Bauern und „schlichten Leute" zurück. Hier aber hauste er, zumal in Frankreich, bis auf den heutigen Tag. Aber wir wissen dem Nostradamus und seinem Jahrhundert gerecht sein: gerade kurz nach Veröffentlichung und europäischer Verbreitung seiner Prophezeiungen trafen einige geschichtliche Ereignisse so genau mit den entsprechenden Versen des Propheten zusammen, daß Niemand die Courage hatte, an der göttlichen, mystischen Gabe des Mannes zu zweifeln. Wir führen nur ein einziges Zusammentreffen von Ereigniß und Prophezeiung an, das als eines der ersten und schlagendsten auf Jahrhunderte zu Gunsten des Propheten entschied. Der unerwartete Tod Heinrich's II. von Frankreich, der an dem Splitter starb, welcher in einem ritterlichen Zweikampfe mit dem Grafen Montgomery von einer zerbrochenen Lanze durch das Auge ins Gehirn drang, war in den vier Zeilen vorher zuerst vollständig veröffentlichten Prophezeiungen des Nostradamus in folgendem Quatrain vorausgesehen und gesagt worden:

„Der junge Löwe wird den alten überwinden
Auf Kriegsfelde in einem einzigen Zweikampf.
In einem goldenen Käfig wird er ihm das Auge nehmen.
Zwei Wunden von einer — wird er grausam sterben."

Junger Löwe, alter Löwe, Zweikampf, das Auge im goldenen Käfig, dem vergoldeten Visier, zwei Wunden von einer, im Auge und im Gehirn — Alles paßte, als hätte der Prophet die ganze Tragödie vorher im Geiste wirklich gesehen. Kann man mehr von einem Propheten verlangen? Und prophetisch er nicht noch bestimmter!

„Der Senat von London wird den König enthaupten"

heißt es in einem Quatrain. Also hier ein ganz bestimmtes, unerhörtes Faktum ohne delphische Dreifuß-Unbestimmtheit. Auch das große Feuer in London von 1666 wird ganz bestimmt mit Angabe des Jahres prophezeit:

„Das Blut des Gerechten wird fehlen in London.
Verbrannt durch Feuer in drei zwanzig und sechs,
Wird die alte Dame von ihrem hohen Rang fallen.
Noch mehr von dieser Seite werden fallen.

Es kann Einem dabei ganz schauerlich grausich zu Muthe werden, selbst wenn man ein „Kraftstoffel" wäre und das Lachen aller Weiden und des Geistes auf dieselbe phosphorlösliche Schwefelhölzchenquelle zurückführte und dann austriefe: Ich dachte dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute, wie dieser Famulus Wagner und dergleichen gar lächerliche Käuze.

(Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Neunter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Endlich begegnen wir auch einer Dame in Versen, Miß Bessy Rayner Parkes, welche in ihrem Gedichte „Gabriel" das Leben und die Leiden Shelley's besingt. Ein Gedicht über einen Dichter! Das ist stets ein problematisches Thema und ist wohl nie gelungen. Man kann den Dichter schildern, biographisch charakterisiren, aber weder Dichter noch Gedichte besingen. So erscheint uns auch der Versuch von Miß Parkes mißlungen, obgleich auch sie zeigt, daß sie eine nicht geringe Summe des poetischen Reichthums Englands repräsentirt. Der Reichthum besteht mehr in der Menge von Gedichten und Dichtern, als in großen solarischen Schöpfungen. Wir können noch eine gute Anzahl neuester Produkte nennen, fanden aber bisher keine Zeit, uns selbst ein Urtheil über sie zu bilden, so daß wir nicht wissen, ob die Urtheile der Presse über sie (stets sehr unzuverlässig und stets von persönlichen Beziehungen der Dichter abhängig) richtig sind oder nicht. Auch eine Bereicherung der reichen biographischen Memoiren-Literatur, die hier viel Popularität unter den höheren Klassen genießt: „Das Leben des Thomas Gainsborough" (The Life of Thomas Gainsborough, R. A. By the late G. W. Fulcher. Edited by his Son. London: Longman) wollen wir kurz abfertigen. Gainsborough war ein ausgedankter Maler und origineller Kauz unter Georg III. und Charlotte. Seine Landschaften und Portraits gelten als kostbare Schätze in den Galerieen der Aristokratie, ohne daß ich für meinen Theil durch genaue Ansicht einiger seiner Produkte, die als Meisterwerke gelten, zu der Ueberzeugung kommen konnte, sie seien ihres Rufes werth. Gainsborough gehört zu den vielen gemachten Größen Englands, an deren Ruf Niemand zu rütteln wagt, da Geschmack, Kritik und Selbstständigkeit durchweg schwächer sind, als die Autorität und die Tradition. Wer sich für die nicht uninteressanten und ziemlich jovialen und saloerlichen Zeiten, in welchen Gainsborough lebte, interessirt, wird das Buch sehr hübsch finden.

Und wie soll ich alle die anderen Bücher, die mir noch durch die Hände gegangen sind, absolviren? In Bausch und Bogen; anders ist es kaum möglich. Ich habe nämlich unlängst noch einen ganz eigenen Zweig der englischen Literatur, einen der blätterreichsten, studirt, um meine Mittheilungen über die „Cark-Literatur" und die Presse von Seven Dials zu ergänzen. Es ist die höhere Seven-Dials-Literatur, die Aristokratie gedruckten Pöbels, im Allgemeinen genannt: „literarisches Futter" für das höhere Lesevieh: Romane, die in wöchentlichen Bogen à einen Penny, jedesmal mit einem Holzschnitt, erschienen und den Nätherinnen, Schusterjungen, Köchinnen u. s. w. viele rothe Pence und Augen kosten. Es ist eine Ritter- und Räuberromantik mit herzerreißenden Edel- und Gräuelthaten: „des Wildbiebs Braut", „der Einbrecher zu Brompton" (Stadtheil London), „die spanischen Räuber oder der Dolch des Todes", „Coeur de Lion", „die Blume der Farm oder der betitelte Verräther" u. s. w., alle noch in Penny-Wochenlieferungen fortlaufend. Wollte ich die Fabrik-Arbeiten von George Reynolds (etwa zwanzig in derselben Weise erschienene und noch erscheinende Romane) und andere bereits abgeschlossene Fütterungen noch erwähnen, würde ich ein Verzeichniß davon bekommen, größer als der Homerische Schiffskatalog. Ich beschränke mich auf Skizirung dieses Industriezweiges im Allgemeinen, der aus Shoe Lane, Holywell-Street und New-Court (den Paternoster-Rows dieser Literatur) sich über die Köchinnen und Nätherinnen, Laufburschen und Droschkenkutscher des ganzen vereinigten Königreiches ausdehnt. Das Futter wird in ganz geordnetem Fabrikbetriebe produzirt. Der Arbeitslohn für den Verfasser ist durchschnittlich eine Guinee pro Bogen von sechzehn enggedruckten Oktavseiten, jede zu etwa vierzig Zeilen. Die Zahl der Bogen wird auch in der Regel von vorn herein festgesetzt, aber wenn der Leserkreis gegen das Ende ungewöhnlich groß geworden, giebt der Verleger Befehl, das Ende noch auf mindestens ein halbes Jahr hinauszuschieben und die Entwickelung durch furchtbare Episoden und angewendte Mordthaten und Vergiftungen aufzuhalten. Auch das Gegentheil kömmt vor. Wenn eine neue Fütterung nicht mit gehöriger Gier gefressen wird und sich nicht genug Mädchen von der Bierbarre, hinter dem Ladentische, und der Fabrik hervor Sonnabend Abends hervordrängen, um den je neuesten Bogen zu verschlingen, kriegt der unglückliche Fabrik-Bogenvollschmierer Befehl, seine Helden oder Heldinnen plötzlich umzubringen oder zu verheiraten. Da die niedrigste Sorte von Literaten, die „penny-a-liners", welche den Zeitungen lokale Reuigkeiten zusammenhaschen, jetzt mit anderthalb Pennys pro Zeile bezahlt werden, das Honorar dieser Literatur-Futter-Fabrikanten also kaum ein Fünftel dieses Honorars beträgt, läßt sich denken, was für Genies unter der Zuchtruthe der Literatur-Futter-Fabrikanten

abstrapazirten, läßt sich denken, welchen Antheil diese Art von geistiger Verfütterung der unteren höheren Klassen (die lesen können) an der englischen Krankheit" haben mag, an den täglich wiederkehrenden Entd Verführungen, wilden Ehen und noch wilderen Scheidungen, an Vergiftungen, Morden und Selbstmorden, an Arbeitsscheu, hohem ag der Phantasie und tiefen Fällen in der Wirklichkeit, an der ganzen rfahrenheit und Verlotterung der großen Masse. Nicht als ob se literarische Ueberfütterung die Hauptschuld trüge; die liegt allen Verschichtungen und Verzweigungen des englischen Lebens, upt sächlich an der Bodenlosigkeit für die Massen, da kein ge einer Engländer Grund und Boden hat oder erwerben kann, an der einsteuer und dem Biere und dem Gin, deren Vertrieb durch die esteuerungsweise und Konzessionen begünstigt wird und die alle ächte Tausende von Weibern und Mädchen bewußtlos auf die straße hinwerfen oder dem Gatten und Vater und Geliebten zum uschlagen einen Auges, zum Zerschmettern einiger Glieder mit dem sernen Feuerschürer überliefern; denn der Mann oder Geliebte ist zwischen in der Regel auch zum wüthenden Stiere geworden; nicht, ige ich, als ob diese Literatur die Hauptschuld an der Massenverlotterung trüge, sie ist aber ein guter Kollege des Bieres und es Gin und sonstiger Verwahrlosungs-Missionäre, durch welche elbst der zähe, sonst John Bull endlich zu Grunde gehen muß, wenn icht bald eine gründliche Erlösung von dieser Moloch-Herrschaft zu rwirken ist. Wir haben die Räuber der Romane schon mitten auf en Straßen Londons, am hellen lichten Tage. Wir haben Einbrecher von Profession, wie sie die Dichterphantasie à einen Dreier pro Zeile icht besser ersinnen kann. Wir haben hier Straßen, in welchen Leute, die durchgehen, mitten unter einer Menge Zuschauer ausgeplündert, des Rockes und Hutes beraubt und dann mit einigen Schlägen niedergehauen werden. Die höheren Klassen sind über diesen Zustand der Massen erschrocken und versuchen alles Mögliche von Reform und Gegengiften, nur nicht die rechten Mittel. Sie haben Mustergefängnisse erbaut, die einzigen Orte, wo die gewöhnlichen Leute noch unverfälschte Nahrung und gute Luft genießen können, sie errichten Reform-Anstalten für jugendliche Verbrecher, sie vermehren ihre „Lumpenschulen" mit großem Eifer, sie erbauen in Manchester eine große Kunsthalle zur Ausstellung von Kunstschätzen, um den großen Massen Geschmack und feine Sitten beizubringen, aber die Anstalten für Vergiftung und Nasendmachung durch Bier und Gin nehmen in viel größerem Maßstabe zu, so daß man vielleicht in ganz Deutschland nicht so viel Bestialität zusammenfinden könnte, als hier jede Nacht auf den Publikhäusern einer einzigen Straße herausbrüllen, geschlagen werden, niederstürzen oder andere Leute (meiß Frauen) niederhauen und hernach noch mit Füßen treten.

Die Bier- und Gin-Massen-Vergiftungs-Tempel, mit denen fast jede der Tausende von Straßenecken illuminirt ist, gehen nicht unter und vermehren sich stets noch mit blattlausartiger Fruchtbarkeit, während die wenigen Volksbildungs-Institute, obgleich sie stets noch sehr für Amusement dabei sorgen, absterben wie die Fliegen beim ersten Frost. Eine der brillantesten Anstalten der Art, das Panoptikon, mitten in dem vollsten Getümmel von Fremden und Einheimischen am Leicester-Square, ist geschlossen worden, nachdem die Actionaire wiederholt viele Tausende nachgezopfert, um es zu retten. Ebenso ist es mit dem polytechnischen Institute, das nur durch den Bankerott des Panoptikon sich wieder zu erholen hofft, aber vergebens, wie es heißt. Das Kolosseum, ein herrliches Gebäude in der schönsten Umgebung am Regents-Park, einst der Wallfahrtsort aller Schaulustigen, um die großartigsten Panoramen zu bewundern, steht längst unter dem Schutze von Spinngeweben und Staub. Freilich, im Grunde kann man es den Leuten nicht verdenken, daß sie bald anfingen, diese Volksbildungs- und Vergnügungs-Anstalten mit dem Rücken anzusehen. So etwas Blödsinniges von Verwaltung und Unbeholfenheit in diesen Anstalten mußte man sehen, um es zu glauben. Im Panoptikon hatte man die größte Orgel, die bisher je gebaut wurde, aber den erbärmlichsten Stümper als Spieler. Im Panoptikon hatte man die größte Elektrisirmaschine, die je konstruirt ward. Sie ist so groß, wie ein mäßiges Wohnhaus. Man kann Ochsen damit todschlagen und das Gewitter damit nachmachen. Sie knisterten aber damit Jahrelang ganz genau ein- und dieselben kleinen blauen Flämmchen und Zickzacks. Im Panoptikon hatte man den größten Vorhang für dissolving views, der expreß jedesmal zum Gebrauch aus dem Wasser gezogen ward, weil auf der nassen Fläche die Bilder klarer fielen. Was zeigte man aber! Jahrelang jeden Abend Bilder aus dem englischen gestiefelten Kater, „Whittington und seine Katze", mit dem prächtigen Kunststück für Kinder, Schatten von Mäusen über das Bett des Schlafenden laufen zu lassen. Die Verwalter des Instituts bestanden, wie sagt in allen Verwaltungszweigen, aus einer sehr starken Familie, deren Mitglieder immer eines dummer und gehirnloser waren als das andere. An der Spitze der Verwaltung stand ein Mensch, der einmal als Mechaniker zu Grunde gegangen war. Dieser ruhte nicht eher, als bis alle seine Kinder bis auf einen achtjährigen Knaben, Kindesklinder und Verwandte angestellt und alle anderen Leute ausgestoßen waren. So brachte es die vereinigte Dummheit und Stiermäßigkeit einer einzigen Familie dahin, eines der herrlichsten Gebäude, Kunst-, Belehrungs- und Vergnügungs-Institute zu Grunde zu richten. Auch das polytechnische Institut leidet an dieser Krankheit. Irgend ein begünstigter Dummkopf bekömmt das Uebergewicht und schustert dann alle Vettern und Gevattern ein, die dann vereinigt darüber wachen, daß keine Neuerungen sie in ihrer Sicherheit stören. Diese Art Vorsteher wissenschaftlicher Vergnügungen haben vor nichts größere Furcht, als vor der Wissenschaft und vor Sachverständigen. Jede wissenschaftliche Neuigkeit, jeder Rath eines Sachverständigen kömmt ihnen wie eine Revolution gegen ihren Thron, wie ein Einbruch auf die Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums vor. Beiläufig gesagt, sieht Kardinal Wiseman mit den Gründern des Panoptikon in Unterhandlung, um es zu kaufen und eine Kirche daraus zu machen. Es ist aber „in Chancery" vor dem Kanzleigericht, welches streitige Ansprüche an das Eigenthum des Panoptikon schlichten wird. Schon bei gewöhnlichen Wohnhäusern brauchen die schwarzen Mäntel und weißen Perrücken des Kanzleigerichts oft ein Paar Menschenalter dazu, wenigstens so viele Jahre, bis das streitige Eigenthum an den rechten Mann gekommen ist, nämlich an das Kanzleigericht selber für Kosten. Auf gerichtlichem Wege wird das Panoptikon eher eine fensterlose Ruine, als eine Kirche werden.

Die Glorie des Krystall-Palastes litt auch lange an der englischen Krankheit des Nepotismus. Aber die Direktoren scheinen dem Uebel auf die Spur gekommen zu sein und sind wenigstens sehr zugänglich für guten Rath und tüchtige Leute, ohne weiter nach Empfehlungsbriefen zu fragen. Sie strengen sich wenigstens an, tüchtige Kräfte direkt aus echten Quellen zu beziehen und guten Rath zu befolgen, woher er auch komme. Deshalb sind auch die Actien schon gestiegen, und mehr braucht man hier nicht, um glücklich zu sein. Ich war lange nicht draußen gewesen und wenigstens nicht „herumgekommen", denn um eine Reise um diese Welt unter Glas und Rahmen zu machen, braucht man viel Fleisch, Beine und Rollstühle dazu, wenn und unterweges der Schuh zu drücken anfängt. Welche Menge von Neuigkeiten und Verbesserungen entdeckte ich neulich auf meiner Rundreise blos auf dem Parterre! Unten die Dampfmaschinen und Centrifugal-Pumpen und Dampfschrauben und Baumwollen-Spinnereien u. s. w. hörte ich eigentlich blos donnern, ohne sie zu sehen. Und an die dritte Rundreise oben auf der ersten Galerie konnte ich noch gar nicht denken. Ich hielt mich zu lange im literarischen Departement auf, dem Reime einer Vertretung der Literatur und neuesten Preß-Produktionen aller Völker. Das ist ein erhabenes Ziel und braucht Zeit und Arbeit, auch Geld. Letzteres will man noch nicht für diesen Zweck spendiren und verläßt sich auf das Cirkular, welches die Direktoren an alle Verleger Europas gesandt haben. Sie ersuchen darin um Zusendung geeigneter Verlags-Artikel umsonst. Die Verleger sollen dafür das Privilegium haben, Anzeigen ihrer Werke im literarischen Departement anzubringen. Das ist allerdings viel werth in einem Lokale, worin sich täglich alle Nationen, und zwar stets die kultiviertesten Bestandtheile derselben, begegnen, drängen und kosmopolitisch mischen; aber vielen Verlegern wird dieser ins Weite und Unbestimmte gehende Vortheil nicht leicht einleuchten, so daß das literarische Departement im Krystall-Palaste von einem praktischeren und energischeren Plane zu einer Vertretung der Literatur und Presse aller Nationen, welcher den Direktoren jetzt präliminarisch vorgelegt worden ist, abhängen wird. Aber auch jetzt schon darf man behaupten, daß kein Exemplar eines Buches oder einer Zeitschrift im literarischen Departement auf einen unfruchtbaren Boden fällt, vorzüglich nichts Deutsches, da ein Drittel der gebildeten Klassen Englands sich für deutsche Literatur steigend interessirt und oft ein Drittel der Krystall-Palast-Besucher aus Deutschen besteht. Deutschland ist schon sehr groß im Krystall-Palaste. Es wird noch größer werden, denn „sein Vaterland muß größer sein", hilft nun einmal nichts. Die prächtige Krystall-Palast-Musik ist schon ganz deutsch. Außerdem ist ein für fünfzig Mann Partitur spielendes „großes Orchestrion" von einem Genie aus dem Schwarzwalde unterweges.

Das Wörterbuch zur deutschen Rechtschreibung, von Dr. G. Michaelis.

Von dem Lektor der Stenographie an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin und Herausgeber der höchst beachtenswerthen, die Interessen der Stolzschen Methode so wirksam vertretenden „Zeitschrift für Stenographie", die bereits ihren IV. Jahrgang begonnen hat, dem anerkannt tüchtigen Denker und Sprachforscher, Herrn Dr. Gustav Michaelis, ist soeben ein interessantes Werk erschienen, unter dem Titel: „Wörterbuch zur deutschen Rechtschrei-

Digitized by Google

bung",*) welches zugleich als zweiter Theil zu der Schrift des Verfassers: „Die Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung, vom Standpunkte der Stolzeschen Stenographie beleuchtet u. s. w.",**) dienen soll.

Der Verfasser hat in dieses kleine Wörterbuch, welches doch inhaltreicher und belehrender ist, als manches an Umfang zehnfach so große, abgehend von seinem ursprünglichen Plane, nach welchem zuerst nur diejenigen deutschen Stämme und Ableitungen hier berücksichtigt werden sollten, deren Schreibung nach den von dem Autor aufgestellten Grundsätzen von der bis jetzt noch üblichen abweicht, bei der Bearbeitung es vorgezogen, die wichtigsten Stämme in einer gewissen Vollständigkeit aufzunehmen, wodurch zugleich erreicht wurde, daß das Verhältniß der Aenderungen zu dem unverändert Gebliebenen klarer und deutlicher hervortrat. Als wesentlichste Grundsätze, von welchen der Dr. Michaelis bei seinem Versuche zur Regelung der deutschen Rechtschreibung ausgegangen ist, bezeichnet derselbe in der Vorrede zu seinem Wörterbuch in der Kürze die nachstehenden fünf:

1) Beibehaltung der Verdoppelung des einfachen konsonantischen Stammauslautes zur Bezeichnung der Kürze (Schärfung) des Stammvokales, also Bann,***) starr, still u. s. w. (mit Ausnahme einiger Formwörter, z. B. an, in, mit u. s. w.);

2) Verwerfung der Dehnungszeichen, da diese weder für die lautliche Darstellung der Sprache erforderlich, noch durch die Abstammung gerechtfertigt sind, also Ban, Star, Stil, nl. s. w.;

3) Bezeichnung des scharfen Zungenhauchlautes nach langem Stammvokal durch ß, nach kurzem Stammvokal durch das die Verdoppelung von ß vertretende ſſ, ſs, also Schoß zum Unterschiede von Schoß (Schooß), Saſſen zum Unterschiede von saßen u. s. w.;

4) Beibehaltung der diphthongischen ie, soweit sie durch die Abstammung gerechtfertigt sind und der herrschenden Aussprache nicht widersprechen, also fiel, gießen, schief u. s. w.; und

5) Ersetzung des nicht gerechtfertigten th durch t in deutschen Wörtern.

Für diese neue, dem Verfasser (er ist zugleich Vorsteher des stenographischen Büreau's des Herrenhauses) durch das sorgfältige theoretische wie praktische Studium der auf so sicheren und scharfsinnigen Prinzipien beruhenden Stolzeschen Stenographie sich gleichsam von selber aufdrängenden Orthographie unserer Sprache spricht, außer dem ehrenden Zeugniß von mancher wichtigen Seite her, zugleich ein Umstand sehr wesentlich, daß nämlich der Verfasser, während er doch bei Herausgabe seiner Zeitschrift sich stets als sehr federfertig erwiesen hat, seit Jahr und Tag mit seinen einmal aufgestellten Ansichten nie selbst in Konflikt gekommen ist, wir vielmehr in allen seinen Schriften eine Uebereinstimmung und Harmonie wahrnehmen, die und die Ueberzeugung an die Hand giebt, daß sein System, wie das des Meister Stolze selbst, auf einer sicheren und unantastbaren Basis beruhen müsse.

Sehr wichtig für die Sprachforschung wird zugleich das Michaelissche Wörterbuch durch den Umstand, daß bei Anführung der Stämme fast immer auf das Mittel- und Althochdeutsche zurückgegangen wird, ja, wo es irgend geschehen konnte, auch auf die gothische Radix. Wir glauben, daß der Verfasser hierdurch der Etymologie unserer Muttersprache sehr wesentliche und wichtige Dienste geleistet hat, da dies kleine Wörterbuch hoffentlich in recht viele Hände kommen und Manchen, der es gebraucht, durch die schöne Gedrängtheit und Uebersichtlichkeit des Stoffliches für ein weiteres und tieferes Sprachstudium begeistern wird.

Lob verdient auch die zweckmäßige Anordnung des Alphabetes, dessen Abweichung von der hergebrachten sinnlosen Reihenfolge sicher nur Anfangs einige Schwierigkeiten mit sich führt, die in sich selbst verschwinden beim sorgfestgten Gebrauche dieses Büchleins. Hat doch auch der wackere Linguist Nesselmann in Königsberg bei Aufstellung seines großen littauischen Wörterbuchs längst die altherkömmliche Buchstabenfolge verabschiedet und einen naturgemäßen und logischen Weg in dieser Beziehung eingeschlagen. Das Alphabet unseres Verfassers ist in seiner Reihenfolge folgendes: a (ä), e, i, o (ö), u (ü); also es beginnen zunächst die Vokale. Dann folgen der Spiritus: h, und die Halbvokale: r, l, m, n, und dieſen reihen ſich an die Lippenlaute: w, f (v), b, p; die Zungenlaute: ſ, ß, ſch, d, t und z, und endlich die Kehllaute: j, ch, g, k (q) und r. Da diese Reihenfolge auf jeder Seite oberhalb des Textes wiederholt angemerkt ist, so wird die obenerwähnte geringe Schwierigkeit beim Gebrauche des Werkes dadurch fast gänzlich ausgeglichen und beseitigt.

Nur im Vorübergehen weist der Verfasser, weil eine Ausführlichkeit in dieser Beziehung seinem Plane fern lag, auf das Niederdeutsche, Englische, Schwedische, Dänische und holländische, sowie auf das Angelsächsische und Altnordische hin, und zieht auch wohl gelegentlich eine slawische (russische oder böhmische), lateinische, mittellateinische und romanische, ja selbst hebräische Etymologie heran, gewissermaßen hierdurch den Weg sich bahnend zu einer umfassenderen Arbeit, mit der er in der Folge hervorzutreten beabsichtigt, wenn diese erste Auflage seines so fleißig gearbeiteten Wörterbuchs vergriffen sein wird. So hat das Lexikon abschließlich auch nur einige Vornamen aufgenommen, weil dem Publikum ehestens ein sehr ausführliches und sorgfältiges Werk in dieser Beziehung von dem nämlichen Verfasser vorgelegt werden wird, welches fast sämmtliche irgend in einer Ecke Europa's vorkommende Taufnamen enthalten dürfte, und wo bei jedem Namen, wenn es irgend thunlich war, sämmtliche Abweichungen zusammengetragen wurden, unter welchen derselbe nicht in den germanischen Sprachen allein, sondern auch in denen der romanischen, slawischen und selbst ſüdindischen Sprachklassen vorkommt.

Wir machen schon jetzt die Freunde der Sprachkunde auf diese gediegene, in der Ausführung begriffene und ihrem Abschluß sich nähernde Arbeit des trefflichen Verfassers aufmerksam.

Dr. Julius Altmann.

*) Berlin, Verlag von Franz Duncker (W. Besser's Verlagshandlung). 1856. VII und 116 SS.

**) Ebendas. 1854. 164 SS. gr. 8.

***) Der Verf. schreibt, nach Grimm's Vorgange, die Hauptwörter groß, klein, legt aber hierauf kein großes Gewicht. Auch verbannt er nicht die deutschen Lettern.

Mannigfaltiges.

— Niemand, Jemand und Jedermann. Unter dieser Ueberschrift enthalten die „Household Words" einen von dem bitterſten Humor getränkten Aufſatz, zu welchem die politiſchen Ereigniſſe der jüngſten Zeit und namentlich der klägliche Ausgang der mit ſo vielem Geräuſch angekündigten kriminſchen Unterſuchungs-Kommiſſion Veranlaſſung gegeben haben. Wir glauben darin die Hand von Charles Dickens ſelbſt zu erkennen, obgleich er der von ihm begründeten Zeitſchrift jetzt wenig mehr als ſeinen Namen leiht. „Die Macht Niemands", heißt es, „iſt in England ſo ungeheuer geworden, und er allein wird für ſo Vieles verantwortlich gemacht, was begangen oder unterlaſſen wird — er hat ſo Unendliches verbrochen und unterliegt ſtets von neuem ſo harten Anklagen, daß einige Bemerkungen über ihn wohl an der Zeit ſein möchten. Die Theilnahme, welche dieſes wunderbare Individuum an dem letzten Kriege hatte, iſt wahrhaft erſtaunenswürdig. Es war Niemand, der die Zelte zurückließ, der die Baggage zurückließ, der den möglichſt ſchlechten Boden zu Lagerplätzen wählte, der keine Transportmittel bereit hielt, der die Pferde tödtete, der das Kommiſſariat lähmte, der nichts von den Pflichten wußte, die er übernommen oder vielmehr an ſich gerieſſen hatte, und der die britiſche Armee dezimirte. Es war Niemand, der den berühmten ungenießbaren Kaffee lieferte; es war Niemand, der die Hoſpitäler in einen ſchreckbaren Zuſtand verſetzte, als die Sprache zu ſchildern vermag; es war Niemand, der die jämmerliche Verwirrung im Hafen von Balaklava zu Wege brachte; es war ſogar Niemand, der den unglücklichen Kavallerie-Angriff bei Balaklava anordnete. Der Nichtenthalt von Kars war Niemands Werk, und Niemand iſt mit Recht wegen dieſer ſchmachvollen Transaction beſtraft worden." In dieſem Tone wird mit dem Sündenregiſter „Niemands" fortgefahren und ſchließlich der Wunſch ausgeſprochen, daß, ehe Jedermann durch Niemands Schuld vollends zu Grunde gerichtet werde, dieſer unverbeſſerliche alte Patron den Laufpaß erhalten und die Verwaltung des Landes einem verantwortlichen „Jemand" übertragen werden möge.

— Franzöſiſche Autoren und engliſche Verleger. Franzöſiſche Verfaſſer größerer und koſtſpieliger Reiſewerke nehmen jetzt zur engliſchen Preſſe ihre Zuflucht, um ihre Arbeiten gedruckt und in der Welt verbreitet zu ſehen. Ein literariſcher Korreſpondent der „A. Z." erzählt Nachſtehendes: „Ein franzöſiſcher Offizier, Namens Ferrier, der lange in perſiſchen Dienſten geſtanden, hat ſeine Reiſe von Bagdad durch Perſien und Afghaniſtan beſchrieben. Das Buch iſt unterhaltend und belehrend; er hatte Abenteuer aller Art, reiſte wie ein Eingeborener, wurde von den Afghanen lange gefangen gehalten und am Ende nach Perſien zurückgeſchickt — kurz, es iſt eine Reiſebeſchreibung von ungewöhnlichem Intereſſe. Er ſchickte ſein Handſchrift von Indien aus nach Paris, um ſie hier drucken zu laſſen, aber es war unmöglich, einen franzöſiſchen Verleger dafür zu finden. In England dagegen ward es ihm leicht, ſein Manuſkript anzubringen. Murray ließ daſſelbe überſetzen, Rawliſon ſchrieb Anmerkungen dazu, Arrowſmith lieferte die Reiſekarte, und ſo iſt das Buch jetzt erſchienen. Murray wird damit wahrſcheinlich ein ſehr gutes Geſchäft machen, während das franzöſiſche, in Frankreich gedruckte Buch höchſtens in 250 Exemplaren verkauft worden wäre, welche den Druck nicht bezahlt haben würden."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis vierteljährlich 2 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Gebotene portofrei aus ganz Deutschland geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Expedteur Neumann, Unterwasserstr. No. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Dienstag den 23. September 1856.

Marokko.

Rif und Riffiner.*)

Die öffentlichen Blätter, welche die Affaire besprechen, in der sich die preußische Marine an Afrika's Küsten versucht hat, nennen die Gegend, gegen welche die vaterländischen Waffen sich wandten, ohne Ausnahme, das Riff. Unter „Riff" versteht man aber im Deutschen und Englischen eine lange, schmale, den Schiffen gefährliche Sandbank. Dies paßt nicht zu der Schilderung des Kampfplatzes, nach welcher dieser vielmehr ein Küstenstrich war, hinter dem in gewisser Entfernung die Wüste begann, von deren Bergen die Piratenschaar an das Meeresufer herabzukommen pflegt. Bei weitem mehr paßt zu dieser Beschreibung das arabische Wort Rif, mit langem i und einfachem f. Dieses Wort bezeichnet eine Gegend, die mit Graswuchs geschmückt, angebaut und mit Saatfeldern versehen, oder doch des Graswuchses und der Bebauung fähig, den der unwirthbaren Sandwüste gerade entgegengesetzten Charakter an sich trägt und daher die Säume des untragbaren Landes bildet, wenn auch hier und da noch Steinlager, Sandhügel und Felsen den guten Boden unterbrechen. Fast immer zeigt sich der fruchtbare Boden in der Nähe der Meere, Seen, Flüsse und Quellen; die Wüste wird zu dem, was sie ist, durch den Mangel an Wasser. Aus diesem Grunde versteht man unter Rif auch ein Ufergland, Meeresgestade, Fluß-Ufer, ripa, im Schwedischen ribe.

Dies wird noch klarer, wenn man die Lage der der Küste von Gibraltar benachbarten afrikanischen Gegend näher ins Auge faßt. Die Berge, von welchen in den Zeitungsberichten die Rede ist, können hiernach keine anderen sein, als der kleine Atlas, welcher auch Dschebl errif, d. h. Berg des Rif, genannt wird, zum Unterschiede vom großen Atlas, der sich von Südwesten herauf durch Marokko nach Nordosten zieht, wegen seiner Höhe den Himmel zu stützen und ein Verwandter der Gestirne zu sein scheint, so daß er zum Mythos vom Giganten Atlas, der den Himmel auf seinen Schultern trägt, die Veranlassung gegeben hat, und, namentlich in seinen höheren Theilen, durchaus unfruchtbar, nackt und kahl ist, und von stetem Schnee erglänzt. Man hat gefragt, woher der Name Atlas komme, und das Etymon bald im arabischen talâa, aufsteigen, bald im hebräischen talâh, hängen, gesucht. Das Allerwahrscheinlichste, weil Nächste, ist, daß der Berg vom arabischen Worte *atlas* seinen Namen hat, welches kahl, glatt, glänzend heißt, weshalb die Araber auch die allerhöchste der Sphären mit diesem Namen belegen und ein ganz glattes Seidenzeug unter dieser Benennung allgemein bekannt ist. Der jetzige Name des Atlas, der Name Ad-deren, bedeutet ebenfalls der Dürre. Der kleine Atlas, der Dschebl errif, dagegen ist schön bewachsen, und die Abkenkung desselben zum Mittelmeere hin zeigt ungefähr in einer Länge von vierzig, einer Breite von acht Meilen, eine der lieblichsten Landschaften, die sich vornehmlich durch Fruchtbarkeit an Wein und köstlichen Früchten auszeichnet. Da diese Gegend überdies nicht blos in der Nähe des Meeres liegt, sondern auch noch von dem Flusse Minjah, gewöhnlich Mulvia genannt, an den sie sich westlich lehnt, bewässert wird, hier also an Wasserreichthum und Wiesen kein Mangel ist, eine vollkommene sedes aquae, wie Rif auch übersetzt wird, stattfindet, so haben die Berber und Moghrabin, die, obwohl dem Sultan von Fes und Merokesch unterworfen, doch im Grunde wie die Araber nomadisiren, dieser Gegend vorzugsweise den Beinamen des Rif gegeben, gerade wie die Anwohner von Aegypten bald Ober-Aegypten (Said), bald Unter-Aegypten (Dschof) das Rif nennen. Daher auch mag es kommen, daß der Name dieser Gegend von manchen Geographen, wie von den arabischen, ganz und gar übergangen, von Anderen ihr Umfang ganz verschieden angegeben worden ist. Georgius Höß nennt in seinen Nachrichten von Marokos und Fes, Kopenhagen 1781, nur ein unbedeutendes Kastell, Penon de Velez in ihr liegend, während er doch den Berg Kerif sich bis über Tanga (Tandscha) hinaus in das nordwestlich davon liegende Vorgebirge Kap Spartel erstrecken läßt. Tanga aber ist Langer, eine Festung und Hafenstadt, welche die Engländer in Folge einer Heirathsschenkung besaßen, jedoch 1685 von selbst aufgaben und schleifen ließen, weil sie, sagt man, ihnen zu kostbar zu unterhalten war.

Wie gewöhnlich das Wort „Rif" in den angegebenen Bedeutungen genommen werde, geht aus Niebuhr's Beschreibung seiner Reise nach Arabien (1. Th. S. 241) hervor, wo das Weib eines Arabers der Wüste Pharan erzählt, daß ihr Mann nur selten zuhause sei, sondern öfters Ausflüge und Streiferein mache in das benachbarte Rif. Man sieht es ferner daraus, daß man den südlichen Theil von Aegypten, der oberhalb Kahira beginnt, oder das daselbst zu beiden Seiten des Nils liegende, an die Wüste stoßende Land „Rif" benennt, eben diesen Namen aber auch bisweilen dem fruchtbaren Delta (wie von Abulfeda geschieht) oder dem westlichen Theile desselben giebt (wie man in der Reisebeschreibung des Paul Lukas findet). Da in dem Worte die Grunddbedeutung: grünes Land, bebautes Land (sown field) liegt, konnte allerdings das ganze Aegypten, welches eben nur Ufergland des Nils ist, damit bezeichnet werden. Unter Abl Rif versteht man Bauern, wie denn gesagt zu werden pflegt: „Lam nakun abl Rif", d. i. „wir sind keine Bauern."

Hieraus läßt sich nun bei der bekannten Beschaffenheit der nördlichen Gestade Afrika's schließen, daß der angegebene Name der Gegend der Riffiner nicht „Riff", sondern „Rif" zu schreiben, auch kein nomen proprium sei, sondern ein Wort, das der ganzen am Meere gelegenen Gegend jenes Welttheils, von Aegypten bis Marokko, zukomme, und das Land der Riffiner mithin, wenn man ein solches annehmen will, ein ungeheuer großes ist. Die Bebauer der Rif-Gegenden indessen sind, wo sie nicht unter dem Schutze einer starken und dabei menschenfreundlichen Regierung sitzen, armselige, bedauernswerthe Menschen. Sie bebauen alljährlich den Boden, ohne auf eine Aernbte für sich rechnen zu können, wenn sie nicht mit einem zahlreichen und tapferen Stamm der Wüstenbewohner im Bunde stehen und diesen durch Zahlung bedeutender Abgaben gewinnen, sie in ihrem Besitzthume zu lassen und gegen andere zu vertheidigen. Diese Leute sind daher auch meistens, wie Edrisi die Bewohner des ägyptischen Rif nennt, ein Niemand beleidigendes Volk (peuple inoffensif). Die Genossen des Stammes aber, unter dessen Schutz sie eine solche Gegend begab, betrachten sich als die Herren, sehen daher auch das Land der Schutzbefohlenen als eigenes Gebiet an, und lassen sich nach Belieben in demselben nieder, um sich in Zeiten, wo andere Plätze abgeweidet sind, besser zu nähren, oder Räubereien nachzugehen. Gleichwie die Stämme der wüsten Arabiens (Neschr), nach altem Herkommen und unter einander mit Blut erstrittenem Rechte, zu bestimmten Zeiten bestimmte Lagerplätze an den Gränzen oder in den Gebieten von Hedschas, Jemen, Syrien und Palästina beziehen, so fallen die Bewohner der westlichen Wüsten in großer Zahl — man beschreibt sie als sich auf zwei Millionen belaufend — in Aegyptens Nachbarschaft ein.

Ein Krieg mit den sogenannten Riffinern ist also nichts Anderes, als Krieg mit den Horden der Wüste, ein Krieg, der außer der Anzahl der Feinde, die darin zu bekämpfen sind, auch noch besondere Schwierigkeiten hat. Die Stämme der Wüste, die Kabilen, wie man sie auch zu nennen pflegt, die an Abhärtung, Stärke des Gesichts und Gehörs, Gewandtheit und Tapferkeit ihres Gleichen suchen, zeichnen sich auch durch List und Verschlagenheit aus. Sie sind geborene Räuber. Von ihrer List und Pfiffigkeit geleitet, werden sie keine Gelegenheit verfäumen, wo auf leichte Weise Beute zu machen scheint, wie bei der Annäherung des einzelnen Schiffs, dagegen kaum je mit einem überlegenen Feinde Streit anfangen, sondern vielmehr jedesmal, wo ihnen ein solcher in der Ferne sichtbar wird, in höchster Eil in ihre Wüsten zurückgehen, wo ihnen Niemand nachsetzen kann oder mag. Diese Menschen im Zaum zu halten, ist deshalb selbst für den Herrscher von Marokko ein schwieriges Unternehmen. Sendet er ein

*) Vgl. Nr. 111 des „Magazin".

Heer gegen sie, verursacht es ihm bedeutende Kosten, setzt er es den Mühseligkeiten des schwierigsten Marsches aus und gewinnt im besten Falle einige Heerden, die gegen den Verlust an Geld und Menschenleben nicht in Betracht kommen. Denn die Erscheinung auch der größten Heeresmasse verursacht nur einen vorübergehenden Schrecken; ist das Heer in seine Heimat zurückgekehrt, hat die räuberische Begier wieder ihre Freiheit.

Am allerwenigsten könnte es dem Heere eines Staates gelingen, der in Afrika gar keine Kolonieen besitzt; einem Heere, das, von jedem Rückhalte und Zufluchtorte in der Nähe, außer seinen Schiffen, entblößt, nur eben die Räuber züchtigen will. Angenommen auch, es landeten 50,000 mit aller militairischen Rüstung versehene Leute, man würde Niemand vorfinden, der geschlagen oder gezüchtigt werden könnte, als einige alte Fellahs und ihre Weiber, die keine Schuld trügen; die Anderen wären verschwunden in ihre unwegsamen Einöden und Felsklüfte, um dort eine gelegene Zeit zu erlauern, wo sie gleich Hornissen herausfallen und ihren Widersachern empfindlichen Schaden bereiten könnten.

Daß solche Gelegenheiten und Verlegenheiten nicht ausbleiben, haben der kluge Kaiser Julian, der sich in der Wüste verirrte oder vielmehr irre geführt wurde, haben die Kreuzfahrer, z. B. auf ihrem Zuge nach Bosra ersahren, wo sie durch unabsehbare Strecken, die mit wildem Sense bewachsen waren, den die Araber, da er dürr war, anzündeten, so daß das Heer durch Feuer und Rauch gezwingt wurde, marschiren mußten; haben später, im Jahre 1541, der Kaiser Karl V. und seine Begleiter erfahren, die, wiewohl sie beim schönsten Wetter und wie zu einer Spazierfahrt über das Mittelmeer nach Afrika segelten, doch eine solche Angust des Geschicks erfuhren, daß derjenige von ihnen, der nach Spanien zurückkam, sich als ein Wunder vorkommen mußte. Es war in der fünften Nacht, nachdem sie gelandet waren und ihre Zelte aufgerichtet hatten, als der wüthendste Sturm und das furchterlichste Regenwetter entstand und nicht nachlassen zu wollen schien, das Scheitern von hundertsechs Schiffen verursachte, daß den gelandeten Truppen ihr Obdach genommen, der Lagerplatz in einen Morast verwandelt und aller Gebrauch der Waffen unmöglich gemacht wurde. Die Afrikaner machten sich das Unwetter (fortuna), welches diesmal ein wahres Glück für sie war, zu Nutze, fielen aus und erfochten in zwei Stunden einen großen Sieg.

Sehr willkommen muß es daher immer sein, wenn der Krieg gegen die Barbaren von einer Macht unternommen wird, die in diesen Ländern bereits feste Wurzel gefaßt hat und zu einem Werkzeuge der Bezähmung sich hingiebt. So war es für die Römer, denen es nie gelang, bedeutende Eroberungen in Arabien zu machen, höchst erwünscht, daß ein Mann, wie Herodes der Große, die Gränzwohner Judäa's bekriegte. Mit der genauesten Kenntniß der Sitten und der Schlupfwinkel der räuberischen Horden eine Schlauheit und Furchtlosigkeit, die der übrigen ähnlich war, verbindend, und immer gewiß eines nahen Zufluchtsortes, zu dem er sich zurückziehen konnte, vermochte er Siege zu gewinnen, die ihm den Namen des Großen erwarben. Auch scheint es fast, als hätte schon in frühen Zeiten die Gesetzgebung, die den Plan zum israelitischen Staate legte, auf ähnliche Weise dieses Reich vor den Angriffen der Wüstenbewohner zu schützen gesucht, deren räuberischer Sinn und Kühnheit die Ruhe jedes Nachbarlandes gefährdete und, wie die Geschichte Hiob's zeigt, den reichsten und von feindlicher Gesinnung entfernetsten Mann im Augenblicke zum ärmsten und unglücklichsten zu machen drohte. Wir finden nämlich, daß, wie ernstlich auch auf die Ausrottung aller in Palästina selbst wohnenden heidnischen Völker gedrungen wurde, durchaus nicht daran gedacht werden durfte, die Moabiter und Ammoniter zu vernichten. Diese zwei Völker, östlich und südlich von Palästina wohnend und zu seiner Zeit groß und mächtig, mußten es in ihrem eigenen Interesse finden, die Horden der Wüstenbewohner von sich abzuwehren, und wurden so die Vormauer eines Volkes, das einer größeren Gesittung entgegengeführt werden sollte. In dem Plane, den der Prophet Ezechiel später für das aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrende Volk in zuversichtlicher Hoffnung zeichnet, sieht er von den früheren Besitzungen Israels jenseit des Jordans ganz ab, der Jordan soll die Gränze bilden. Freilich ist von dem hier angedeuteten Grunde nicht ausdrücklich die Rede. Der Hauptgrund war auch offenbar, daß die Israeliten mit diesen Völkern von Abraham her in Verwandschaft standen und die dem Stammvater gegebene Verheißung nur auf das diesseitige Land bezogen wurde. Allein es ist eben die Sache und das Merkmal der Weisheit, mehr als eine Rücksicht zu nehmen und durch ein Mittel und einen Weg mehrere Zwecke zu erreichen.

Die Römer hatten, so klug sie sonst waren und mit so raffinirten Künsten sie viele Jahrhunderte lang die Völker der Erde unter ihr Joch bengten, den heilsamen Grundsatz der Selbstbeschränkung nicht. Maßlos in ihrer Sucht, zu herrschen und zu besitzen, wollten sie auch noch die dürren, aber nach Weihrauch duftenden und im Rufe des Goldreichthums stehenden Sandregionen beherrschen und ausbeuten. Zu ihrer Entschuldigung könnte gesagt werden, als einmal der Staatskörper zu einer gewissen Ausdehnung, gleichsam wie zu einer ungesunden Korpulenz gediehen war, habe eben die Bequemlichkeit und Vertheidigung noch größere Erweiterung nöthig gemacht. Daher wurde unter dem tapferen und glücklichen Trajan unter Anderem auch eine Expedition nach Arabien unternommen und, wie wenig man dadurch immer gewann, das transjordanische Land, das Gebirge Hauran und das peträische Arabien, welches man zur römischen Provinz stempelte, durch sorgfältige Befestigung und Besetzung starker Plätze gegen die Angriffe der Nachbarn versehen. Dies, und daß man diese Städte durch gemauerte Straßen verband, setzten denn die folgenden Herrscher, unter denen es gelang, auch durch die palmyrenische Wüste zu dringen und die Hauptstadt der Zenobia zu erobern, sort und schmückten sogar die Orte, die man für die Legionen oder zu Sitzen der Anführer erkor, mit der größten Pracht und erbauten in ihnen herrliche Tempel, wie zu Baalbek, Amphitheater und Naumachieen, wie zu Ammän und Gerasch.

Durch das Alles zeigten die Römer jedoch, wie, bei einer ungeheuren Macht, zwar außerordentliche Dinge möglich sind, wie aber auch alle solche Schöpfungen des Menschen, welche widerstrebende Naturverhältnissen aufgedrungen werden, im höchsten Grade gefährdet sind, wenn die Macht, die sie hervorrief, wankt oder ihr Ende erreicht. Alle diese römischen Städte sind jetzt Trümmerhaufen, und nur zuweilen deutet die Tonsteine zeigen noch die Namen der mächtigen Kaiser, die ihre Macht bis hierher ausdehnten, und tapferer Krieger, die hier, fern vom Vaterlande, ihr Leben zubrachten.

Dennoch zeigt uns diese Verfahrungsart der Römer das einzige Mittel, dem Eindringen der räuberischen Barbaren zu wehren. Es besteht dies augenscheinlich darin, daß ein Volk von ungewöhnlicher Kraft solche Riff-Gegenden okkupirt und sogleich mit festen Plätzen versieht, wie auch David that, als er Idumäa erobert hatte. Wenn das französische Reich, das bereits festen Fuß in Afrika gefaßt und daselbst einen näheren Rückhalt und Stützpunkt hat, es für gerathen hält, seine großen Mittel zur weiteren Civilisirung Afrika's zu verwenden, eine oder die andere der Riff-Gegenden des wüstenreichen, südlicheren Erdtheiles besetzt, dort feste Plätze hervorruft und auf das sorgfältigste vom Mutterlande aus versehen und unterstützen läßt, so wird dies nicht verfehlen, einen großen Einfluß sowohl auf die Sicherung und Kultur jener Küsten, als die Befreiung des Mittelmeeres von der Seeräuberei der Riffiner oder Riphäer anzuüben. Zu wünschen wäre denn nur, daß nicht auch diese Schöpfungen wieder durch Zeitereignisse ihre Kraft verlieren und das „Riff" zum nackten „Riff" werden möchte. In der That haben wir Beweise, daß es Ausnahmen giebt, wo dergleichen weniger schnell eintritt. Alexandrien, das auf Befehl Alexander's des Großen, um die Stelle von Tyrus zu ersetzen, 320 Jahre v Chr. in 16 Tagen erbaut wurde, ist heutzutage noch einer der Hauptplätze des Völkerverkehrs.

Frankreich.

Fliegende und kriechende Volks-Literatur in England und Frankreich.

II.

(Schluß.)

Doch wir bleiben auf rationellem Boden und fühlen uns zwischt mit der Frage ab: „Ei was mußen diese Prophezeiungen dem Verleger eingebracht haben!" Gewiß so viel, daß andere Verleger allen ihren Witz anstrengen, auch so etwas zu bekommen. Aber woher? Nun, gab es keine nachgelassenen Schriften des Nostradamus? Nein. Nun so muß er nachträglich noch etwas im Grabe schreiben. Ein Verleger, der Geld und Lust hat, irgend etwas zu verlegen, kriegt es geschrieben, sei es, was es wolle. Etwas von Nostradamus mußte noch geschafft werden. Die Gier des Verlegers und die rücksichtslose Gläubigkeit der Menge waren zu groß. Es erschienen also Prophezeiungen des Nostradamus, die er expreß für den Verleger im Grabe geschrieben. Sein Grab war geöffnet worden. Man hatte darin die ehrwürdigen Propheten auf einem metallenen Stuhle mit einer eisernen Feder (wohl gar einer modernen Stahlfeder) auf Blätter von Eisenblech schreiben sehen. Aber zwei furchtbare Gestalten, über und über mit Stahl bekleidet und bewaffnet, hüteten den Eingang zu der post-mortem-Schreibstube des Propheten, so daß das Manuskript nicht zu bekommen war. Was thut aber ein Verleger nicht, um solche Papiere einer Verstorbenen an sich zu bringen? Für Geld wollte sich freilich Niemand finden, das Manuskript zu holen. Die Wächter sahen gar zu schreckhaft aus. Aber der Preis des Lebens war hoch genug, diesen Handschriften-Diebstahl zu riskiren. So fanden sich endlich ein Paar zum Tode verurtheilte arme Sünder, welche für das Geschenk des verwirrten Lebens und ein gutes Trinkgeld obendrein

es unternahmen, in das Grab des Propheten einzudringen und im siegreichen Kampfe mit den Wächtern das Manuskript auf diesem für sie nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu rauben. So kamen die Prophezeiungen des Nostradamus aus seinem Grabe zum Vorschein und wurden seitdem bis zu der Maßregel Manpas' in Frankreich für drei Sous pro Exemplar verkauft mit der Geschichte dieses Manuskripts und dem wohlgetroffenen Portrait eines der Wächter in ganzer Figur. War das Original nur halb so schenßlich, wie der Holzschnitt in dem Colporteur-Artikel, müssen die armen Sünder, welche es stahlen, Helden und Raubmörder erster Größe gewesen sein. Aber auch allen Respekt vor den Bauern Südfrankreichs, die ein Buch mit solch einem Holzschnitt kauften. Es gehörte mehr Courage dazu, als zur Durchlesung eines modernen, deutschen Volks-Kalenders.

Wir haben und bei einer der berühmtesten Quellen französischer Colporteurbücher, aus der auch unser „Faust" schöpfte, am längsten aufgehalten, weil dies die Sache in ihrer ersten Substanz ist. Von den unbecenten, rohen, muthwilligen, taschenspielerischen, schwarzkünstlerischen Artikeln dieser Art, die, wie Eulenspiegel bei uns, Jahrhundertelang die beliebteste geistige Speise der unteren Klassen und der höheren von niedriger Aesthetik waren, sprechen wir nur im Allgemeinen und heben einige Umstände zum Vergleichen zwischen französischer, englischer und deutscher Volks-Literatur alten Schlages hervor. Die Abenteuer Scogan's, eines der ersten und berüchtigtsten dieser Artikel in England, erinnern an Eulenspiegel und beide an das französische Colporteurbuch, das deren Stelle in Frankreich vertritt: „die Abenteuer des Herzogs von Roquelaure". Die Unterschiede sind zugleich wesentlich nationale, racische, klimatische. Scogan, der englische Eulenspiegel, welchem, wie uns Richter Shallow im Shakespeare erzählt, Falstaff „am Hofthore die Nase entzwei schlug, als er noch eine Kracke war, nicht so hoch", kam unter Heinrich VIII. ins Volk. Als Verfasser wird Dr. Andrew Borde, genannt der „lustige Andrew", bezeichnet. Seine Späße sind gemein, schmutzig, roh, politzeiwidrig, sogar kriminalistisch, so daß Falstaff sich ein Verdienst erworben haben würde, ihm statt der Nase den ganzen Kopf einzuschlagen. Aber der wirkliche Scogan war ein seiner Hofmann und Poet dazu, wie Herren Namens Münchhausen respektable Herren waren und doch ihren Namen zum Meisterstücke aller Aufschneiderei hergeben mußten. Ebenso war das Original zu dem noch roheren schottischen Eulenspiegel: „die Abenteuer Buchanan's", ein berühmter Gelehrter, Dichter und Historiker. Die Witz- und Schalksbücher des Volks entstanden überall auf ähnliche Weise. Hier hing man den Krähwinklern, den Schildaern, dem Professor Rau, dem Knau, dem alten Fritzen ꝛc. alles Mögliche an, was in Folge vielleicht einer einzigen durchschlagenden Anekdote oder ein ihn passen könnte, dort dem Scogan, dem Buchanan, dem Roquelaure. Die Verleger und Verfasser und Hausirer der niederen Volks-Literatur erfanden und addirten dazu, was das Zeug hielt. So entstanden Volksbücher, die, was auch ihr ästhetischer Werth sein mag, doch alle wirkliche Volksbücher waren: herausgewachsen aus der Anschauungsweise, der Bierbank-Unterhaltung von Krethi und Plethi. Daß man zu Sammelpunkten und Repräsentanten des Volkswitzes gern berühmte, große, populäre Männer wählte, ist leicht erklärlich.

Das Original zu den „Abenteuern des Herzogs von Roquelaure" war ein geschickter, populärer Staatsmann und General des siebzehnten Jahrhunderts. Das Buch ist ebenso unsittlich und geschmacklos, wie Scogan, Buchanan, Eulenspiegel, aber witziger. Auch unser Eulenspiegel, in alle Sprachen übersetzt, ist besonders in Frankreich populär geworden und hat unzählige Auflagen erlebt. Selbst ihre Sprache haben sie damit bereichert: und sie nennen einen Schalksnarren espiegle im Substantiv und Adjektiv, die abstrakte Sache espieglerie.

Da die menschliche Natur in ihren Grundzügen sich überall auf dieselbe Weise individualisirt, nur nach Klima, Race und sonstigen bestimmenden Einwirkungen modifizirt, ist es kein Wunder, daß man auch in der „naturwüchsigen" Literatur der Völker die größten Aehnlichkeiten entdeckt. So finden wir in der englischen, wie französischen fliegenden und kriechenden Literatur Abenteuer und Lebensbeschreibungen von Piraten und Räubern, die bei uns eine ganze große Roman-Literatur bilden. Hier ist es Jack Sheppard, dort Cartouche, in Deutschland Kasebier, Kohlhaas u. s. w. In England verspottet man den verschlagenen, knauserigen Schotten, den liederlichen, schnarrenden Irländer und den dornirten, glattgesichtigen Cockney, so in Frankreich den Gascogner, den Bretagner u. s. w. Nur eine Eigenthümlichkeit hat die französische Hausirliteratur für sich, die man in England nicht und in Deutschland nur spärlich findet: Kasernenbücher im Soldatenkunststyl gehalten, Soldatenheldenthaten, Schlachtscenen, „das Leben Napoleons in einer Viertelstunde" u. s. w. auf Jahrmärkten von alten Kerls in Uniform ausgeschrieen. Das Soldatenthum wurde in England nie populär und hat auch in Deutschland keine „Volksbücher" aufzuweisen. Das so ausstieht, ist gemacht, vom „Schneider" zusammengestickt und künstlich verbreitet. Man kann aber damit ebensowenig Volks-Literatur machen, wie die jetzige Regierung und Polizei in Frankreich, welche zwar die meisten von den 7500 eingeschickten literarischen Hausir-Artikeln verbieten konnte, aber sich vergebens die Köpfe zerbrach, wie sie dem Volke dafür etwas Besseres bieten könnten.

Nur einige der zur Censur eingeschickten Bücher sind man gut und passabel. St. Pierre's „Paul und Virginie", Madame Cottin's „Elisabeth", „Gil Blas" von Le Sage, „Robinson", wie überall ein Hauptartikel der Colporteurs, „Lemuel Gulliver", „Thaddäus von Warschau" und mehrere Uebersetzungen und Bearbeitungen aus dem Englischen und Deutschen.

Diese literarischen Hausir-Artikel wurden zu einem Sou bis zu einem Franc das Stück verkauft und brachten im Durchschnitt jährlich neun Millionen Francs. Nachdem aber drei Viertel von den 7500 eingesandten Büchern verdammt worden waren, schickten die betreffenden Verleger beinahe ebensoviel andere Verlags-Artikel, als gestrichen worden waren, zur Prüfung für die Hausirer und Colporteurs ein; aber die meisten derselben mußten ebenfalls von den Sittenrichtern des gerechten Staats verurtheilt werden.

Man glaubte nun das schmutzige Wasser ausgeschüttet zu haben, besann sich nun aber erst, wo und wie man für das durstige Volk reines schöpfen könne. Und siehe da, man fand keines. Das Mittel, welches sich in England von selbst einfand und das Volk thatsächlich mit Millionen wohlfeiler Penny-Journale und Penny-Wissenschaftsbogen überschüttet — alle nicht sehr gründlich, aber doch durchweg reinlich und anständig, „belehrend und unterhaltend", wie es jetzt beliebt ist — dieses Mittel war für einen „gereiteten" Staat ganz unzulässig. Die Polizei nahm sich vor, durch Medaillen und Preise „gesinnungstüchtige" Talente und Volksdruckschöpfungen zu begeistern, aber auch dies hielt man nach etwas Nachdenken für gefährlich, wie ja auch noch unlängst ein englischer Lord im Parlamente sagte, der Arbeiter sei zum Arbeiten geboren, weshalb man ihm den schlechtesten Dienst erweise, wenn man ihn durch Lernen, Geschrsamkeit und Bildung von der Arbeit abhalte und ihm dieselbe verleide. (Bekanntlich fielen deshalb auch alle „Erziehungs-Bille", die freilich auch nichts helfen würden.) Endlich zog man sich dadurch und der Vergessenheit, daß der Minister des Innern, Billault, und die Kommissäre sich in dem Beschlusse einigten, daß Niemand dem Volke mehr literarische Speise vorsetzen dürfe, die nicht vorher von der Polizei gekostet und schmackhaft befunden wäre. Auf diese Weise entstehen ganz sicher keine Volksbücher.*)

Kardinal Wiseman schlug bekanntlich in einem öffentlichen Vortrage über Erziehung eine ähnliche Kost- und Probier-Anstalt für England vor. Man antwortete ihm entschieden darauf, unter Anderem am schlagendsten damit, daß es dann allen politzeiwidrigen Hausirbücher ohne Polizei ganz selig verstorben seien und immer noch ruhig nachstürben. Die alten Herren, welche einst diesen Plunder ebenso gierig verschlangen, wie Syrups-Konditorwaaren und unreife Stachelbeeren, finden keinen Geschmack mehr an ihnen oder finden sie gar nicht mehr, so daß sie keine Polizei brauchen, um ihre Kinder vor etwaigen Ueberbleibseln zu schützen. Was sie selbst betrifft, meinen sie, der Plunder habe ihnen eben so wenig geschadet, wie das unreife Obst, das Kinder immer so lange genießen, bis es reif ist. Die schlechtesten englischen Penny-Blätter, mit 100,000 bis 800,000 Abnehmern jedes, sind besser als die besten, alten, verschwundenen „chap-books". Und man verbot keines polizeilich. Man verbot nichts, sondern bot und bietet Besseres, Gesunderes, ohne die Polizei erst zu fragen, ob es auch schmecke.

Was Deutschland betrifft, so kann es auch ohne Sorge und Polizei bleiben in dieser Sphäre. Der alte novellistische Zeitschriften-Plunder, Fürst und Basse sind nicht verboten worden, aber sie sind nicht mehr (!). Welche Fülle von substantiellen Zeitschriften und volkswissenschaftlichen Volksbüchern entsaltet dafür ihre Blätter und Blüthen, ihre Samen und Früchte! Das sind wirkliche „Errungenschaften" des Volkes, die sich segenstreicher erweisen werden, als die vermeintlichen politischen, welche ihm die Polizei wieder wegnahm, und keinem anderen Grunde, als weil es nie im wirklichen, ianeren Besitz derselben gewesen war. Volks-Literatur wird sie nie nehmen oder geben, weil sie das nicht kann.

Kanada.

Roger's Geschichte von Kanada.

Unter dem etwas gesuchten Titel: „Das Emporsteigen Kanada's aus der Barbarei zum Reichthum und zur Civilisation",**) ist ein Herr Roger in Quebec mit einem historischen Werke aufgetreten, bei welchem er sich nicht etwa den Thukydides oder Livius, sondern

*) Näheres über diese französische Volks-Literatur findet sich in dem vom „Magazin" bereits angezeigten Buche Ricard's, des Secretairs der Kommission: „Histoire des Livres Populaires ou de la Littérature du Colportage".

**) The Rise of Canada, from Barbarism to Wealth and Civilisation. By Charles Roger. Vol. I. Quebec: P. Sinclair. 1856. — Berlin A. Asher & Comp.

Digitized by Google

keine geringere Person als den inspirirten Verfasser der „Genesis“ zum Muster genommen hat. „Wie Moses“, heißt es in der Vorrede, „die Bevölkerung der Erde graphisch und philosophisch skizirt, die Schönheiten der erwachenden Natur gemalt, den Ursprung des Ackerbaues und der Künste dargestellt, die Mängel und Vorzüge der patriarchalischen und monarchischen Regierungsform gezeigt, die Kriege und Zwistigkeiten der Menschen blosgelegt, die Flucht eines Volkes aus der Knechtschaft und die Erhebung desselben auf den Trümmern von Thronen, Königreichen und Mächten erzählt, die Gesetze, durch welche dieses auserwählte Volk regiert wurde, veröffentlicht und die Verderbtheit der menschlichen Natur enthüllt hat, und wie andere von Gott begeisterte Männer die höchsten Stufen der jüdischen Civilisation in erhabener Weise geschildert haben, eben so nahm ich mir vor, die Erhebung Kanada's aus seinem ursprünglichen Zustande zur gegenwärtigen Blüthe darzustellen.“ Trotz dieser kühnen Vorsätze dauerte es, wie Herr Roger sehr naiv zu erzählen fortfährt, eine geraume Zeit, ehe es ihm glückte, einen Verleger für sein noch ungeschriebenes Opus zu finden, bis endlich der Buchhändler Herr Peter Sinclair „mit charakteristischer Hochsinnigkeit und Liberalität“ sich zur Herausgabe desselben erbot, worauf der Verfasser mit so viel Eifer an die Arbeit ging, daß er „bis zum 17ten September über tausend Seiten in Folio geschrieben und die erste Rebellion zu Ende gebracht hatte.“ Wie er selbst einräumt, ist er nicht der Erste auf diesem Felde; die Geschichte Kanada's ist in ihren verschiedenen Epochen bereits von Charlevoix, Smith, Christie, Garneau, Gourlay, Martin, Murray und ganz vor kurzem von Mac Mullen behandelt worden; dessenungeachtet glaubt er nicht, daß sein Werk überflüssig sein werde, da er zwar keine neue Thatsachen zu erzählen habe, aber die schon bekannten in einem neuen Lichte darzustellen suche. „Ich habe“, sagt er, „die Crême von Gourlay, Christie, Murray, Alison, Wells und Henry abgeschöpft und das, was ich für wesentlich hielt, einer Geschichte der Vereinigten Staaten ohne Titelblatt (!), sowie den Schriften Jared Sparks' und anderer Autoren entlehnt“, wozu noch die mündlichen Mittheilungen verschiedener kanadischer lokal-Notabilitäten kommen.

In dem Styl des Herrn Roger macht sich, wie man zum Theil schon aus den angeführten Stellen des Vorworts ersehen haben wird, dieselbe Mischung von Bombast und Trivialität bemerkbar, die bei so vielen nordamerikanischen Schriftstellern zweiten Ranges unangenehm auffällt, und wenn er von Charles Fox als von „jenem grossen Staatsmanne in blauem Rock und gelber Weste“ spricht, den General Brock einen „puddingköpfigen“ Offizier nennt und die Bürger der Vereinigten Staaten als „a nation of wooden clock and wooden nutmeg makers“ charakterisirt, so wird man zugeben müssen, daß dergleichen Anstöße mit unseren europäischen Begriffen von der Würde der Geschichte nicht ganz harmoniren. Bei alledem gewährt das Buch, vielleicht gerade in Folge seiner originellen, oft grotesken Schreibart, eine recht unterhaltende Lektüre, während es zugleich, trotz der beschriebenen Verschiedenheit des Verfassers, für Solche, die nicht mit der Geschichte von Kanada speziell bekannt sind, doch auch manches Neue und den Geist des britischen Kolonial-Regiments Bezeichnende enthält.

Die Anfänge der Kolonie werden nur ziemlich flüchtig berührt, und die ausführlichere Darstellung beginnt erst mit der Eroberung Kanada's durch die Engländer. Die Schlacht von Quebec, welche die Herrschaft Frankreichs auf dem transatlantischen Kontinent brach, und zwar nicht durch die Zahl der Streiter, aber durch die Wichtigkeit der Resultate und den Umstand, daß sie dem siegenden wie dem besiegten Feldherrn das Leben kostete, einen hervorragenden Platz in der Kriegsgeschichte einnimmt, wird folgendermaßen beschrieben: „Die Lage des Invasionsheeres war jetzt keineswegs beneidenswerth. Krankheiten herrschten in seinen Reihen, und nicht allein das Schwert, sondern auch die Ruhr hatte viele Opfer gefordert. Wolfe selbst erkrankte. Entschlossen durch den unglücklichen Versuch, bei den Untiefen von Beauport zu landen, und durch Strapazen und Nachtwachen erschöpft, mußte er das Bett hüten. Es war während seiner Krankheit, daß er auf die Idee gerieth, den Fluß hinaufzufahren, die Höhen in der Nacht zu ersteigen und Montcalm zu einer Hauptschlacht zu zwingen. Kaum genesen, eilte er, seinen Plan in Ausführung zu bringen. Er ließ zum Schein eine neue Landung zu Beauport vorbereiten. Die Schiffsböte, mit Matrosen und Seesoldaten angefüllt und von einem Theil der Flotte eskortirt, schlugen scheinbar die Richtung nach dem Ufer ein, während der andere Theil den Fluß höher hinauf segelte. Nachdem die Flotte in der Straße von Corouge Anker geworfen, wurde am 12. September, um ein Uhr nach Mitternacht, die erste Division der Armee, 1600 Mann stark, in Flachböten eingeschifft, welche schweigend den Strom hinabtrieben. Die Absicht war, drei Meilen oberhalb Kap Diamond zu landen und alsdann die benachbarten Anhöhen zu ersteigen. Die Strömung führte jedoch die Böte bis auf anderthalb Meilen von der Stadt. Es war eine rabenfinstre Nacht, das Ufer schien mehr als gewöhnlich hoch und steil, und die Franzosen waren auf ihrer Hut. „Qui vive!“ rief eine Schildwache. „La France!“ war die rasche Antwort. Captain Macdonald, vom 78. Regiment Hochländer, hatte in Holland gedient und wußte, was man einem französischen Posten zu antworten habe. „Quel régiment!“ fragte die Schildwache weiter. „De la Reine“, entgegnete der Schotte. „Passe!“ rief der Soldat und schulterte klirrend sein Gewehr. Die anderen Posten wurden in gleicher Weise getäuscht. Einer von ihnen war neugieriger als seine Kameraden; es mochte etwas in der Stimme des Vorübergehenden sein, das seinem Ohr nicht zusagte. An den Rand des Wassers hinunter laufend, schrie er: „Pourquoi est-ce que vous ne parlez plus haut!“ — „Tais-toi, nous serons entendus“, erwiederte der schlaue Hochländer noch leiser. Das genügte; man ließ die Böte passiren. Eine Stunde vor Tagesanbruch war die Landung bewerkstelligt, und die britische Armee begann die Höhen zu erklimmen, deren Fuß von dem St. Lorenz bespült wurde. Als der Tag grante, war die Armee in Schlachtordnung auf den Ebenen von Abraham aufgestellt. Der Boden war etwas wellenförmig und zum Manövriren trefflich geeignet. Jede Anhöhe wurde benutzt, jedes Hügelchen diente als Erdwerk. Für die Angreifenden hieß es: Sieg oder Tod; der Rückzug war unmöglich. Montcalm wurde bald von dem Erscheinen der britischen Armee unterrichtet. Nicht ein Augenblick war zu verlieren. Der französische General ging eilig über den St. Charles und marschirte mit seiner ganzen Streitmacht den Herre Wolfe's entgegen. Zuerst erstiegen 1500 Indianer den Hügel von dem Thal des St. Charles auf, zerstreuten sich in die Kornfelder und Gebüsche und feuerten von dort auf die Engländer, die sie ganz unbeachtet ließen. Zwischen neun und zehn Uhr trafen die beider Armeen auf einander, und als das Haupt-Corps der Franzosen, welches rasch vordrang, sich nur vierzig Schritt von den Engländern befand, eröffneten diese ihr Feuer, und das Blutbad war fürchterlich. Die Franzosen fochten tapfer, aber einem heftigen, wohlgezielten Feuer ausgesetzt, geriethen sie, trotz der Anstrengungen ihrer Offiziere, in Unordnung. In diesem kritischen Augenblick warfen sich die britischen Grenadiere auf sie. Die Hochländer stürzten, den Claymore in der Hand, vor, hieben jeden Gegner nieder, und der Anegang der Schlacht war nicht länger zweifelhaft — die Franzosen wichen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Religiöse Literatur. Der bekannte Kardinal Wiseman hat sich mehrfach damit beschäftigt, die religiösen Bestrebungen auch auf die Unterhaltungs-Literatur auszudehnen; sein Roman „Fabiola“ ist jetzt in deutscher Uebersetzung, die freilich unseren Anforderungen nicht genügt, bei Manz in Regensburg erschienen. Das römische Kaiserreich des IV. Jahrhunderts, mit seinem Despotismus und seiner Barbarei, ist zu einem farbenreichen Gemälde verarbeitet, auf dem das aufgehende Licht des Christenthums einen ergreifenden Eindruck hervorbringt. Die Zeit der Christenverfolgung unter den römischen Kaisern ist vollkommen dazu geeignet, das Märtyrthum der Heiligen in der katholischen Kirche in seiner ganzen rührenden Schönheit zu zeigen. Die Lichtgestalt der heiligen Agnes, welche der stolzen, aber edlen heidnischen Fabiola als Beispiel voranleuchtet, wird allen christlichen Jungfrauen ein Vorbild sein können, und der junge Held Sebastian wird den Jünglingen eine warme Sympathie einflößen. Im Uebrigen ist das Buch eine ruhige und gründliche Darstellung historischer Momente, es wird alle lerndegierigen Leser ansprechen und befriedigen. Wenn sich doch auch protestantische Schriftsteller bewogen fühlen wollten, das Gift, welches die meiste Unterhaltungs-Lektüre darbietet, durch solche edle Genüsse zu paralysiren! E. v. H.

— Die „*Theologia Germanica*“ in Amerika. In Nordamerika ist kürzlich eine neue Ausgabe der von der rühmlichst bekannten Engländerin Susannah Winkworth veranstalteten Uebersetzung dieser aus dem funfzehnten Jahrhundert stammenden, bereits von Luther sehr geschätzten und empfohlenen, theologisch-philosophischen Abhandlung erschienen. In England war das Buch durch Bunsen eingeführt worden, dessen Erklärungen, ebenso wie die historische Einleitung der Uebersetzerin und eine Vorrede des bekannten anglikanischen Predigers Charles Kingsley, in Amerika mit abgedruckt worden. Außerdem hat sich aber auch noch Herr Calvin E. Stowe, Gatte der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“, als amerikanischer Herausgeber durch ein besonderes Vorwort bekannt. Das Buch ist vortrefflich, im Stile der Renaissance, ausgestattet und scheint sich in Amerika einer großen Verbreitung zu erfreuen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Pränumeranten werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Herausgeber Krausnick, Kurstraße, No. 21) sowie von allen Königl. Preuß. Postämtern, angenommen.

№ 116. Berlin, Donnerstag den 25. September **1856.**

Nord-Amerika.

Bewegung der Deutschen in New-York im jetzigen Parteikampf der Amerikaner.

Erster Artikel.

Allgemeine Umrisse der amerikanischen Parteien. — Verhältniß der deutschen Bevölkerung zu denselben. — Hervorstehen einiger aus früherer Zeit in Deutschland bekannter Männer. — Verhalten der New-Yorker Presse.

Wir vernehmen aus europäischen Blättern, daß man jenseits des Oceans nicht ohne Aufmerksamkeit den Parteikampf betrachtet, welcher jetzt in den Vereinigten Staaten um so lebhafter geführt wird, als die Präsidentenwahl nahe bevorsteht. Es ist vielleicht nicht unbekannt, daß die stark angewachsene deutsche Bevölkerung mit vermehrtem Gewicht und einer in Amerika vorher nicht an den Tag gelegten Selbständigkeit unter den Nationalitäten der Union hervortritt. Die vielen Tausende, welche in den letzten sieben Jahren, sei es aus Veranlassung der politischen Zustände, sei es wegen anderer Gründe, in unzähligen Schiffen aus Deutschland herüberkamen, haben nun im Laufe der Jahre großentheils nicht allein das Bürgerrecht in Amerika erlangt, sondern sich auch mehr Verständniß der verwickelten amerikanischen Politik erworben. Dies ist für den Ausländer oft eben leicht und um so schwerer für die großen Massen, die ohne höhere Geistesbildung mit dunklen Vorstellungen sich über das weite Ländergebiet der Union verbreiteten. Denn die Entwickelung der Vereinigten Staaten ist weniger mit dem Kanonendonner großer Kriege oder dem Geräusch von Revolutionen und Reactionen vor sich gegangen, als in inneren Parteikämpfen, welche theils in zahllosen Versammlungen, theils in den Intrigen der Parteichefs, theils durch parlamentarische Streitigkeiten über die Maßregeln eines wenig bemerkbaren Gouvernements ihren Ausdruck und ihre temporäre Entscheidung fanden.

So schienen, von fern gesehen, die Vereinigten Staaten selbst der Mehrzahl der europäischen Intelligenz in tiefem Frieden und nicht erheblich gestörter Einigkeit mit stiller Anfüllung ihrer Ländergebiete den Weg eines neuen, der menschlichen Wohlfahrt mehr zusagenden Fortschritts zu verfolgen. In diesem Sinne waren selbst denkende Männer in Europa schnell bereit, die Zukunft Amerika's mit einem idealen Inhalt auszufüllen, während gleichwohl verhältnißmäßig nur wenige der geschichtlichen Entwickelung der Union eine gründliche Aufmerksamkeit widmeten; denn jene Idealisirung ist nicht nur leichter, sondern auch der europäischen Ideenfülle konform, während die Geschichte der Vereinigten Staaten an nicht zu verkennender Langweiligkeit laborirt und einen dem europäischen Geiste fremdartigen Beisatz mit sich führt, der weniger anzieht, als blos fern steht.

Nachgerade ist aber das amerikanische Parteitreiben immer lauter an die Oberfläche getreten und hat sich für die nächste Präsidentenwahl intensiver als vorher in dem Streit um die Sklavenfrage konzentrirt. Zunächst wird es zum Verständniß dieser Schilderung dienen, hier folgende Punkte nicht zu übergehen:

Im jetzigen Wahlkampf treten in den Vereinigten Staaten wesentlich zwei Parteien auf. Die eine hat die Tendenz zur Einführung der Sklaverei über noch anzubauende Ländersstächen des Unionsgebietes und zugleich zur Erweiterung von denen Gränzen, um sowohl wegen des politischen Gewichts mehr Sklavenstaaten zu kreiren, als mehr Land zu erwerben, welches sich zur wirthschaftlichen Benutzung durch Sklavenarbeit eignet, also um das politische Uebergewicht der Sklavenhalter nicht allein zu erhalten, sondern es auch zu vermehren. Das jetzt streitige, in mehr als einer Hinsicht wichtige Gebiet Kansas trachtet diese Partei, die man auch die Prosklaverei-partei nennt, wie bisher durch das Kabinet des Präsidenten Pierce geschah, theils durch Gesetzeserlassen der von den Sklavenhaltern ausgehenden Gewaltthätigkeiten, theils durch mehr oder minder corrupte administrative oder militairische Einwirkungen zum Sklavenstaat zu machen. Die Partei mit diesen Tendenzen wird die demokratische genannt. Sie ist von alter Organisation und hat bekanntlich Herrn Buchanan, früheren Gesandten in England, als Präsidentschafts-Kandidaten aufgestellt. Sie hat nicht blos die Sklavenstaaten im Allgemeinen für sich, sondern kann auch auf einen bedeutenden Anhang in den freien Staaten rechnen.

Die entgegenstehende Partei, welche die republikanische genannt wird, bezweckt der Ausbreitung der Sklaverei eine früher schon angenommene, aber im Frühjahr 1854 durch die Nebraska-Bill aufgehobene geographische Gränze mit 36° 30′ nördlicher Breite zu setzen. Sie will keine fernere Ausdehnung des Gebietes der Vereinigten Staaten und trachtet das bisherige politische Uebergewicht der Sklavenhalter nicht allein zu brechen, sondern über die Letzteren selbst das Uebergewicht zu gewinnen. Sie strebt, die Aufnahme des jetzt von Anarchie und Bürgerkrieg zerrütteten Territoriums Kansas in die Union als freien Staat mit Ausschließung der Sklaverei zu bewirken. Wenn ein Vergleich mit europäischen Verhältnissen erlaubt ist, so ist in den freien (im Gegensatze der Sklaven-) Staaten in Rede, Liedern und Schrift jetzt Kansas gewissermaßen das, was 1847 und 1848 in Deutschland „Schleswig-Holstein meerumschlungen" war. Die neu organisirte und aus verschiedenen Bestandtheilen älterer Parteien (hauptsächlich der alten „Whigs") zusammengesetzte republikanische Partei hat bekanntlich Herrn Fremont, einen homo novus, als Präsidentschafts-Kandidaten aufgestellt. Sie hat nur in den freien Staaten Boden und kann sich, schon wegen des in den Sklavenstaaten über die Sklavereifrage herrschenden Terrorismus, dort nicht ausbreiten.

Nun steht allerdings noch eine dritte Partei auf dem Kampfplatze, nämlich die nationalen oder Prosklaverei-Knownothings. Sie verfolgen zwar nativistische Tendenzen zur Beschränkung der Einwohner ausländischer Geburt, bekennen sich aber in der Sklavenfrage zu derselben Richtung wie die Demokraten und haben den, den Sklavenhaltern von seiner früheren Präsidentur her genehmen Herrn Millard Fillmore als Präsidentschafts-Kandidaten aufgestellt. Sollte diese Partei auch den Sieg erringen, so würden doch die Wirkungen davon wesentlich mit den Tendenzen der demokratischen Partei zusammenfallen, denn sie würde in der im Vordergrunde stehenden Sklavenfrage dieselben Maßregeln, wie die Demokraten, hervorzurufen suchen. Die Fremdenfrage ist aber nur sekundärer Natur, wenn sich auch in derselben Knownothings und Demokraten, wenigstens in Partei-Dokumenten, schroff gegenüberstehen. Ebenso haben die Prosklaverei-Knownothings, wie die Demokraten, sowohl in den freien wie in den Sklavenstaaten Boden und Freiheit zur Agitation.

Indem ich hier die hauptsächlichen Punkte der Parteitendenzen angebe, übergehe ich alles Andere, was die „Platformen", wie hier die Programme genannt werden, enthalten. Um aber die gegenüberstehenden Kräfte einigermaßen zu erläutern, will ich noch anführen, daß, obwohl die demokratische Partei in freien und Sklavenstaaten Verbreitung hat, doch der Abfall von der Demokratie im Fortschritt begriffen ist und sich die republikanische Partei immer mehr zu einer Partei der weit vollreicheren freien Staaten im Allgemeinen entwickelt. Sie enthält auch die Majorität der Intelligenz und wirft ein großes Gewicht des Goldes in die Wagschale.

In dem Verhältniß der deutschen Bevölkerung zu den amerikanischen Parteien ist nun eine merkliche Veränderung eingetreten. Früher, als sich blos Whigs und Demokraten gegenüberstanden, war es eine hergebrachte Sache, daß die Deutschen mit der demokratischen Partei gingen und sich um deren Beziehungen zu der Aristokratie der Sklavenhalter nicht kümmerten. Die großen Massen unserer Landsleute hingen in dieser Hinsicht einem wahren Köhlerglauben an, und die wenigsten Individuen wußten auf Befragen anzugeben, was die Whigs und was die Demokraten denn eigentlich wollten. Obgleich vor vier Jahren, bei der letzten Präsidentenwahl, schon eine starke Einströmung der neueren Emigration vorausgegangen war, hatte sich doch in dieser Parteistellung der Deutschen nichts Wesentliches geändert. So ward z. B. damals Herr Gustav Struve von Männern der neueren Emigration des Whigismus verdächtigt und hielt es für ge-

Digitized by Google

rathen, in einem öffentlichen Blatte zu erklären, daß er der demokratischen Partei den Sieg und die Erwählung des Präsidenten Pierce wünsche. Neuerdings hat er sich für die Republikaner ausgesprochen. — Auch Herr Kossuth fühlte sich kurz vor seiner Abreise berufen, den Deutschen das Festhalten an der demokratischen Partei und die Wahl des Präsidenten Pierce zu empfehlen. Wenn hier von älterer und neuerer Emigration die Rede ist, so kann man die neuere ungefähr von 1849 datiren. Die politische Emigration ist zwar darunter begriffen, aber nur in der Minorität, obgleich sie die weiße Zudelligere enthält. Andererseits mag nicht unerwähnt bleiben, daß auch vor der neueren Emigration ein kleinerer Theil der Deutschen jene Anhänglichkeit an die demokratische Partei nicht theilte und sich zu den Whigs hielt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Eduard Schmidt-Weißenfels: Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration.*)

Der auf dem französischen Literaturgebiet vorzugsweise heimische Mager, dem, wie Wenigen, die Schlagwörter zu Gebote stehen, um in einer oder zwei Zeilen Licht über eine Situation auszugießen, der mit eminentem Scharfblick und selbstständigem Urtheil die literarischen Erscheinungen nach ihrem Wesen und Werth zu taxiren, stehen Autor nach der Gesammtheit seiner Produkte die gebührende Stelle anzuweisen versteht, hat seine Geschichte der französischen National-Literatur (seit 1789) bekanntlich nur bis zum Jahre 1837 geführt, also immitten einer Zeit Halt gemacht, die keineswegs als Abschluß einer Literaturperiode gelten darf. Von ihm war eine Fortsetzung dieser verdienstlichen Arbeit kaum beabsichtigt, steht auch um so weniger zu erwarten, als der treffliche Mann, ein zweiter Heinrich Heine und doch ein so ganz Anderer, zum Leidwesen seiner Freunde und Verehrer, in der Blüthe des Lebens von unheilbarem Siechthum gebrochen, auf Amt und, so viel uns bekannt, schriftstellerische Thätigkeit, wenn auch selbstverständlich nicht auf wissenschaftliche Beschäftigung, Verzicht geleistet hat. Einem mit jedem Jahr fühlbareren Bedürfniß abzuhelfen, kömmt nun das anzuzeigende Werk des Herrn Eduard Schmidt-Weißenfels, welches, fortgeführt bis in das gegenwärtige Jahr, das Magersche nicht nur ergänzt, vollendet, abrundet, sondern schon auch die Grundsteine legt zu einem neuen Zeit-Abschnitt, der füglich mit Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts oder der zweiten kaiserlichen Aera angesetzt werden kann. Jedenfalls ist es ein viel willkommenes. Durchweg begegnen wir in dieser neuesten Literaturgeschichte Frankreichs einem seiner Aufgabe vorzüglich gewachsenen, durch keine Parteimeinung mehr als billig beeinflußten, mit sittlichem und deutschem Ernst urtheilenden, wie lieb ihm auch Frankreich geworden ist, wie mißmuthig, ja bitter (z. B. I. S. 107) ihn oft auch die Betrachtung deutscher Zustände stimmt, dennoch deutsch und patriotisch gesinnten Manne. Der unterzeichnete Berichterstatter hat die Schrift mit um so größerer Befriedigung gelesen, als er mit verhältnißmäßig wenig Ausnahmen sein eigenes Urtheil durch das sicherlich noch kompetentere des Verfassers bestätigt und fester begründet, mehr als einmal auch Belehrung bei ihm fand. Durch einzelnes Hervorheben des Verdienstlichen erzeigen wir indeß dem Verfasser und Publikum einen geringeren Dienst, als wenn wir im Nachstehenden das nach unserem Dafürhalten Mangelhafte, Irrige, Unsichhaltige des Buches nachweisen.

Die zwei Theile desselben zerfallen in fünf Bücher: Roman (historischer, Sitten-, sozialistischer Roman); Poesie (lyrische, dramatische); Philosophie (und Sozialismus); Geschichtschreibung (und Literarhistorik); Journalismus (Presse, Feuilleton). Gegen diese Klassifizirung ist nichts Erhebliches einzuwenden, doch ihr nicht unbedingt das Wort zu reden. So auch nichts gegen die Rubrizirung der einzelnen Autoren und ihrer Produkte, wiewohl dabei nicht wenige, allerdings schwer zu umgehende Wiederholungen, bisweilen auch Verschwommen an eine ungehörige Stelle, unterlaufen. Z. B. gehörte der unter „lyrische Poesie" Th. I. S. 173 aufgeführte Roman Ste. Beuve's „La volupté" ins erste Buch. Die Vorrede entschuldigt dies und Aehnliches. Im Allgemeinen ist damit auch der Klarheit und Uebersichtlichkeit kein Eintrag geschehen.

Verfasser und Leser gestatten mir, anstatt der Ordnung und Fährte des Buches zu folgen, mit Theil II. zu beginnen und da zunächst bei dem vierten Haupt-Abschnitt: „Geschichtschreibung und Literarhistorik", zu verweilen. Ich finde diese Rubrik voller Lücken. Zuerst, wenn ein nach Allem, was ich von ihm weiß, so zweideutiger Historiker, als Rettement, einer so schmeichelhaften Beurtheilung würdig sein soll, als ihm zu meiner Verwunderung Herr Schmidt zu Theil werden läßt, dann in der That darf auch la Butte (Histoire des ducs de Normandie) nicht übergangen werden, und mit noch größerem Recht geführt Rives de Bouillé (Histoire des ducs de Guise, Par. 1850 ff. 4 voll.), dem Grafen d'Haussonville, dessen Histoire de la réunion de la Lorraine auch im „Magazin" zur Sprache gebracht ist, ferner de Laborde (ducs de Bourgogne), sowie den trefflichen Memoiren von Mallet-Dupan, und noch manchen anderen eine ehrende Beachtung. Aber von der so bedeutsamen (von George Sand und Béron völlig abgesehen) Memoiren-Literatur des neueren Frankreichs ist überhaupt so gut als keine Rede, nicht einmal der Mémoires d'outre tombe des übrigens auch Verdienst gewürdigten Chateaubriand geschieht die mindeste Erwähnung. Dagegen ist den romantischen Historikern, voran Lamartine und Blaze (de Bury), ihr Recht widerfahren; doch möchten sie noch immer etwas schärfer, als Geschichtsverdreher nämlich, gekennzeichnet werden — ich erinnere beispielsweise an die Hallucinationen Henri Blaze's über Aurora von Königsmark und den Letzteren dieses Namens in der Revue des deux Mondes.

In dem Reigen der Literarhistoriker trifft man fast noch zahlreichere Auslassungen. Es soll die Namhaftmachung eines Vorgusz, de Pontmartin und des noch bedeutenderen Eugen Forcade neben dem hier unabweisbaren Emile Montégut nicht streng urgirt werden, aber rechten läßt sich mit dem Verfasser, daß er weder dem ausgezeichneten Kritiker Charles Magnin, noch Charles Louandre und Henri Bauvillart den verdienten Platz einräumte. So vermisse ich an anderer Stelle auch Alexis de Valon (starb 1851) und den philosophisch gefärbten de Carné, so auch Männer der Wissenschaft, wie Letronne (starb 1848) und Alexis de Tocqueville. Ueber den Klassiker Rivarol lautet Herrn Schmidt's Urtheil nichts weniger als günstig, fast übelwollend über den berühmten Saint Marc Girardin. In Betreff dieser Zwei, insbesondere des Letzteren, weicht mein Urtheil am entschiedensten von dem seinigen ab, wiewohl ich mich der Kürze halber nicht auf Motivirung meiner gegentheiligen Ansicht einlassen darf. Ich erlaube mir daher auf dasjenige, was ich über St. Marc Girardin in diesen Blättern (1853, Nr. 86) in Kürze niedergelegt habe, zu verweisen. Wenn anders Herr Eduard Schmidt voreingenommen erscheint, sei es für, sei es wider so manche Autoren von sonst literarischem Ruf, und damit auch zum öfteren in Konflikt mit der Majorität der Stimmenden geräth, so beweist er hierdurch einerseits seine Unabhängigkeit von der allgemeinen Meinung, und dieses kann ihm nur zur Ehre gereichen; andererseits wer im Grunde ist so oder alle Subjektivität hinaus, der ist ihr eine gewisse Vorliebe, wie für den schon gedachten Retteement, so für Hector Berlioz, im Grund verargen könnte? Mir jedoch sei es vergönnt, bis auf Weiteres anderer Meinung, als er, über Berlioz zu bleiben, wenn ich gleich mit Augen sehen muß, wie Berlioz, trotz Paul Scudo's und meiner Antipathieen, sich nicht nur fest im Sattel erhält, sondern auch — sein neuliches Avancement zu Adam's Posten hat abermals seine Popularität dargethan — eine Ehrenstaffel nach der anderen erkeigt.

Ich wende mich zum zweiten Bande, welcher die schöne Literatur behandelt. Befremdet, aber vergebens suche ich unter „Roman" nach dem Verfasser der unvergleichlichen „Nouvelles génévoises", nach Rudolph Töpffer — eine wohl nicht zu entschuldigende Lücke. Des edlen, nicht genug zu empfehlenden, zu früh verblichenen Souverän, dessen Werke nun auch, wie wir jüngst aus dem „Magazin" erfuhren, in vollständiger Ausgabe erschienen oder im Erscheinen begriffen sind, gedenkt der Verfasser in beifallswürdiger Weise. Von Salvandy ist wohl (Th. II. S. 148) der Roman „Eslaor ou le barde chrétien", nicht aber der diesem vorangehende und 1824 erschienene Halbroman „Don Alonzo, ou l'Espagne", welcher damals, wie ich mich deutlich erinnere, großes Aufsehen erregte und viel besprochen wurde, erwähnt. Im Register waren Michel Raymond I. S. 55 und Xavier Raymond II. S. 211, die also nicht identisch, zu unterscheiden, wie bei Jules und Octave Lacroix geschehen, nur daß man versucht ist, auch diesen auch Paul Lacroix zu suchen, wenigstens eine Verweisung an „Jacob le Bibliophile" zu wünschen. Meines Wissens ist Michel Raymond pseudonym für Hippolyte Brucker oder, wie Schmidt schreibt, Brucker. Ueber Delécluze stimmt das wegwerfende Urtheil I. 95 nicht wohl zu dem sehr günstigen II. 266. Das strenge Urtheil über H. Munzer, der als trivial und unsittlich bezeichnet wird, trifft andererseits alle die älteren schmutzigen Scenen aus dem quartier latin; in dem Späteren, was ich von ihm las, schien er mir eine gesundere Haltung annehmen zu wollen. Mit Herrn Schmidt über Paul de Kock, der nach ihm zwar frivol ist, doch aber nirgends die Sittlichkeitsgefühl verletzen soll, über E. Sue und die beiden Dumas abzurtheilen, fühle ich mich durchaus unbefähigt und unberufen. Sieht man doch hier auf den rosigen Auen und unter den narkotischen Ausdünstungen der Romantik, wohin sich unser Fuß kaum ein- oder das andermal verirrt hat. Denn, ohne Hehl gestanden, als ich mit dem einen Theaterstück „Antony" zu Ende und mit darüber zu Markte worden war, wie Gretchen im Faust, als sie zitternd rief: „Heinrich

*) Historisch und kritisch dargestellt, 2 Bde. Berlin, Karl Heymann, 1856.

mir graut", wagte ich mich nie mehr an dergleichen fesselnde, spannende, betäubende, allgemach den Athem versetzende Lektüre. Der Genfer R. Töpffer nahm es kaltblütiger: er las, lachte, zeichnete eine Karikatur und ließ nicht ab, sich über den romantischen Kauz Alexander Dumas in alle Wege zu mokiren. Was ich etwa meine Bildung nenne, fußt oder lehnt sich zu sehr an den Verkehr mit den alten Klassikern, über welche Herr Schmidt, scheint es, nicht ganz meiner Meinung ist, nächst ihnen an Lessing, als daß französische und deutsche Romantik mit ihren oft so fieberisch exzentrischen Erzeugnissen mir jemals hätten Geschmack abgewinnen können. Dieses Geständniß aber verurtheilt mich zum Schweigen. Ich würde ebenso rücksichtslos sein über das Kapitel: „lyrische Poesie", wenn ich mich nicht erinnerte, wie auch mich in jungen Tagen Millevoye und Lamartine's „Méditations" bezauberten und noch jüngst Victor Hugo wenigstens stückweise in seinen „Contemplations" erwärmte. Millevoye hat bedauerlicherweise keine Stelle in dieser neuesten Literaturgeschichte gefunden; ferner ist Didier und unter den Modernsten neben Laprade auch Autran übergangen, der indeß erst im Werden und Wachsen ist. Zu August Barbier füge ich noch August Pommier, der jedoch, scheint mir, verstummt ist, seit er 1844 die „Trafiquans littéraires", die Feuilleton-Literatur und E. Sue auf das unbarmherzigste geißelte. Unter „Drama" besehe ich nicht auf Hervorhebung des Melodrame, hätte nur aber bei Scribe wenigstens noch „Bertrand et Raton", bei Augier auch sein, wie ich glaube, Erstlingsstück: „la Ciguë" aufgeführt gewünscht.

Herr Schmidt urtheilt mit Geist und schildert in markigen, pikanten Zügen und lebenvoller Sprache. Man wird mit Vergnügen die Charakteristik Balzac's oder der Historiker Guizot, „des Geburtshelfers des Socialismus", Thiers, Mignet, der beiden Thierry, die Charakteristik des Feuilleton lesen. Der abgefeimte Emile de Girardin, welcher der Zeit an den Puls zu fühlen versteht, wie außer ihm nur Talleyrand es wußte, mag sich hier im Spiegel wiedersehen. Ich glaube aber den Lesern einige Proben der kraftvollen Diction des Verfassers schuldig zu sein und wähle da zuerst Th. I. S. 6. „Die ersten Jahre der Restauration boten einen ebenso klaglichen Zustand der gesammten französischen Literatur, wie die Kaiserzeit, wo die Gedanken schliefen und die Kanonen sprachen. In einem Opiumschlaf schien alles Denken zu liegen; übersättigt vom Ruhm und weinend um die alte Garde und den Cäsar, dessen Stern mit der Glorie bei Waterloo erbleichte (erblich), saß das herrliche Frankreich inmitten seines von Unkraut überwucherten Gartens; sein Einziger wollte dies prachtvolle Beet voll Blumen der Poesie und selbst der Wissenschaften von dem Stande reinigen und von dem Eisenbogel und den geschwürzten Zahnenfetzen säubern, mit denen es überschüttet war. Zu seinem Glück hatten sich aus dem blutigen Grabe des alten Jahrhunderts kräftige und schöne Blumen, wenn auch mühsam, erhalten, aus deren Blüthen in der Zeit des Jammers und der Noth reichlicher Samen gewonnen werden konnte." Worauf von Chateaubriand und Frau von Staël gehandelt wird. Und S. 126 die nicht weniger schwungvolle Schilderung des Zustandes der Lyrik während der ersten Kaiserzeit. „Die Leyer der Poesie schlummerte, als Frankreich den Schlachtenruhm in zahllosen Lorbeerkränzen auf seine Stirn gedrückt erhielt; denn der Ruhm ist ohne Herz. Die Musen umhüllten ihr keusches Angesicht und weinten, daß ihre Seufzer, ihre Klagen und ihre liebeholden Gesänge verspottet und verlacht, von der kriegerischen Gallia beim Klang der Schilde und dem Grollen der Kanonen nicht gehört wurden. Das Blut, mit dem der neue Cäsar ihre Kränze vergoldete, stachelte immer von neuem das trunkene Land zu neuen, blutigen Spielen auf, bis es, geronnen auf den Eisfeldern Rußlands, ihm Entsetzen einflößte. Kein heil'ger Sang und keiner Harfe Schlagen durchrauschte das Herz mit sanfter Melodie, wo man, nur an den Schlachtruf der Fanfaren gewöhnt, den Donner liebte und den Schüssen zujauchzte. Frankreich, umhüllt von kaiserlichem Hermelin und entzückt, so groß zu sein, daß es Königsthronen als Angebinde verschenken konnte, war hartherzig, weil es seine Thränen zu vergießen hatte." Oder S. 155 die schöne Nänie. „Merkwürdig! In dem Augenblick, wo die Säbel in ihre Scheiden zurücklirren und die Glocken von allen Thürmen Europa's hie hin zu den Minareets von Stambul die große feierliche Friedenshymne läuten, kreuzen sich die Federn von Frankreichs größten Dichtern: Lamartine und Victor Hugo beten Beide, weinen Beide, wo die kriegerischen Töne eben ausgehallt; ihre Seufzer; die des Einen um sein täglich Brod, die des Anderen um sein todtes Glück finden lautes Echo in jeder Brust und tragen sich fort, fort und fort, bis hin in jedes Dorf und jeden unbekannten Weiler. Jetzt sind es gerade fünfundzwanzig Jahre, daß ihre goldenen Leyern Frankreich träumen ließen; wie ist es heut? — Sie lassen Frankreich weinen!" — Genüge es an diesen drei Anstehungen, sie ließen sich um viele andere vermehren. Allein der Leser erkennt aus ihnen des Verfassers Geist und Sprachtalent. Der Verfasser zweifelt hoffentlich nicht an unserer Bereitwilligkeit, ihm gerecht zu werden. Es bleibt uns noch ein ernstes Wort zuzusagen, und dieses sind wir nicht nur ihm, sondern auch der Sache und den Lesern schuldig.

Längst, und zwar seitdem ich in den Pariser und Londoner deutschen Korrespondenzen unserer Journale (namhaft will ich ihrer keines machen) soviel unschmackhaftes und unverdauliches Deutsch wahrgenommen habe, bin ich von dem einstmaligen Wahn zurückgekommen, als lerate man dort zu Lande, unter den täglichen Einflüssen französischer und englischer Sprachlogik und sprachlicher Eleganz, präziser deutsch denken und korrekter deutsch schreiben. Auch der Verfasser dieser neuesten Literaturgeschichte Frankreichs, der mit Frankreich so lange gelebt und verkehrt hat, es auch zu lieben versichert, der es wissen muß, mit welch unnachsichtiger Strenge, mit wie allgemein gültigem Rechte namentlich der Franzose auf Schärfe und Durchsichtigkeit des Gedankens, auf wenigstens stilistische Sauberkeit, wo nicht Eleganz zu dringen gewohnt ist, der selbst die unweidentigsten Beweise von Sprachgewandtheit, Schreibfertigkeit, Reife und Reichthum der Gedanken liefert: auch Herr Eduard Schmidt ist in der vorliegenden Schrift noch ziemlich weit hinter den Ansprüchen an stilistische oder auch nur grammatistische Korrektheit zurückgeblieben. Nicht wird gefordert, daß er 550 Seiten mit schön belebten Proben fülle, wie die mitgetheilten Proben, nicht, daß er mit unausgesetztem Glockengeläute uns Ohren und Nerven in Spannung erhalte. Solches hieße Unnatur und würde in Bombast ausarten, der zuletzt abstumpfen müßte: Unnatur sogar in einer Geschichte der französischen National-Literatur, wie sehr auch diese, insonderheit die ihrer Romantik, zu bithyrambischen Ergüssen einladen mag. Auch dieses Thema verlangt einen Pragmatismus, der zwischen trivialer Popularität und hochtrabender Lyrik die bewußtvolle Mitte hält und fürwahr auch mit ruhig würdiger Betrachtung und Kombinirung der Stoffe viel belehrender als durch die bunte Farbenpracht der Diktion wirkt; nur wo es die Natur des Gegenstandes mit sich bringt, mag sich die Rede zum Affektvollen steigern, wie solches auch von Herrn Schmidt in so mancher musterhaften Zeichnung geschehen ist. Nun aber, was wir von ihm zu fordern ein unbedingtes Recht hatten, war von einem Ende seines Buches zum anderen Korrektheit des Gedankens und der Sprache. Er schuldete dies der Ehre unseres Volkes, denn sein Buch wird sonder Zweifel in die Hände manches unserer Sprache kundigen Franzosen kommen und im Original gelesen werden. Statt dessen aber nun, welche Menge undeachter und undewachter Sätze, die werder vor dem Tribunal der Logik und noch weniger der Sprachrichtigkeit bestehen! Mögen ihm und und daraus keine übelen Nachreden im Auslande erwachsen! Ich will nicht verschwendersich sein mit Herzählung von Belegen für den ihm gemachten Vorwurf, die 44 und !! meines Bleistifts vielmehr für mich behalten. Nur Eins und das Andere. Th. II. S. 15 liest man: „die im Stillen sich gebildete schottische Schule." In welcher deutschen Syntax steht solcher Gebrauch des Partizips sanctionirt? Das, mit Verlaub, nannten wir dereinst in einer Provinzialstadt „Wochenblatt-Deutsch". Daselbst konnte man als synonymisch auch lesen: „sich gebildet habende". Es sei daran genug. Andere Male bekenne ich, den Verfasser nicht zu verstehen. Was soll es z. B. heißen, wenn Th. II. S. 9. Lamennais „der Fabrikant der Zeitereignisse" genannt wird? Zweifen stößt man auf eine sachund taktwidrige Bemerkung. So Th. II. S. 182, wo in der Note Rifard und der Leipziger Professor von Minkwitz (soll heißen: Johannes Minckwitz, mit welchem übrigens Schreiber dieses niemals in persönliche Berührung gekommen ist) zusammengestellt werden, weil Beiden einmal das Unglück begegnete, von ihrem Auditorium ausgetrommelt zu werden. Dazu diese Note in einer Geschichte der französischen Literatur! Man glaube indeß nicht, daß für alles das Anstößige in diesem Buche der Autor allein verantwortlich gemacht werden soll. Denn gewiß weit mehr noch haben sich Setzer und Korrektor an ihm versündigt. Das Buch nämlich wimmelt von Verstößen gegen die deutsche Kasuslehre und noch mehr gegen französische Rechtschreibung, die doch unmöglich dem kundigen, nur allzusorglosen Verfasser aufgebürdet werden können, und ist deshalb eine wahrhaftige Schmach für eine Berliner Offizin. Jene, die Verstöße gegen die Kasuslehre, sind allbereits in dem Volumen der germanistischen Indegriffen. Hierzu aber gesellen sich eine Masse fehlerhaft gedruckter, wenigstens doch falsch accentuirter französischer Eigennamen und die zahllosen verhunzten französischen Büchertitel, wovon nur ein Druchtheil richtig ist. Auf wessen Rechnung aber kommen diese letzteren zumeist? Ich lasse es dahingestellt, meine aber, daß wir nicht mehr berechtigt sind, über die Franzosen Klagen zu führen, wenn sie die Titel unserer Bücher, wie sie fast allenthalben thun, „ecorchiren". Bei ihnen geschieht es aus Unkunde der Sprache, bei uns, die wir aus der Kenntniß des Französischen so sehr berühmen, aus unverzeihlicher und fabrikmäßiger Nachlässigkeit. Ich bin auch überzeugt, daß der Verfasser selbst der Erste ist, der, wenn auch Andere schweigen, es erkennen und bekennen wird, welch ein schlechter Dienst ihm mit so ungebührlicher Behandlung seines Werkes erwiesen worden ist, denn litera scripta manet.

Fassen wir nun alles in utroque partem Gesagte zusammen, so müssen wir gestehen, daß die Erwartung, womit wir diese Geschichte der französischen Literatur begrüßten und ohne Unterbrechung und Lücke theilnehmend zu Ende lasen, eine Erwartung, welche wir durch das Talent des Verfassers und viele glänzende Partieen seines Buches so oft gerechtfertigt sahen, im Fortgang der Lektüre, angesehen die es entstellenden Mängel und groben Fahrlässigkeiten, unerfüllt geblieben ist; daß wir somit zu der Annahme berechtigt sind: eine Geschichte der neueren und neuesten französischen Literatur, welche durch umfängliche Sachkenntniß, Vollständigkeit, Herrschaft über Form und Stoff, gereiftes und parteilosel Urtheil, geist- und maßvolle Behandlung uns befriedigen und in formeller Hinsicht keine Blößen vor der gestrengen Kritik des Auslandes geben soll, sei noch zu erwarten und zu fordern, eine solche aber sind Zeit zu stellen, sei allerdings Herr Eduard Schmidt-Weißenfels, welcher die wesentlichsten der verlangten Eigenschaften in sich vereinigt, der vor vielen Andern berufene Mann.

E. K—r.

Kanada.

Roger's Geschichte von Kanada.

(Schluß.)

„Wolfe war so eben, mit einer tödtlichen Wunde im Schenkel, vom Kampfplatze getragen worden. Schon zu Anfang der Schlacht hatte eine Kugel ihn im Handgelenk getroffen, aber er band sein Tuch um die Wunde und fuhr fort, seine Leute anzufeuern. Während er im Todeskampfe lag, hörte er den Ruf: „Sie fliehen! sie fliehen!" und als man ihm sagte, daß es die Franzosen seien, welche fliehen, rief er: „Dann werde ich glücklich!" Sein Unterbefehlshaber, der General Monckton, wurde bald nach ihm verwundet fortgetragen, worauf das Kommando dem General Townshend zufiel, der den Sieg vollendete, noch entschiedener gemacht durch den Tod des tapferen Montcalm, der tödtlich blessirt an der Spitze eines Bataillons fiel, und den des Zweitkommandirenden, General Jennezargues (!), welcher neben ihm hinsank. Wolfe's Armee bestand nur aus 4828 Mann, Montcalm's aus 7520, ohne die Indianer. Der Verlust der Engländer belief sich auf 55 Todte und 607 Verwundete, der der Franzosen auf fast tausend Todte und Verwundete und tausend Gefangene. Montcalm ward nach der Stadt geschafft; in seinen letzten Augenblicken war er damit beschäftigt, an den englischen General zu schreiben, um die französischen Gefangenen seiner Sorge und Menschlichkeit zu empfehlen, und als man ihm anzeigte, daß seine Wunde tödtlich sei, gab er die erhabene Antwort: „Dann werde ich die Uebergabe von Quebec nicht erleben." Am 14. starb er, und am Abend des 18. wurden die Schlüssel von Quebec den Siegern überreicht und die britische Flagge auf der Citadelle aufgezogen."

Einige Versuche der Franzosen, sich der Kolonie von neuem zu bemächtigen, blieben ohne Erfolg; in dem Frieden von Paris wurde sie definitiv an England abgetreten und genoß ein halbes Jahrhundert hindurch, mit Ausnahme einer kurzen Episode während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, einer vollkommenen Ruhe, bis ihre Gränzen in den Feldzügen von 1813 und 1814 der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Engländern und Amerikanern wurden. Wenn die Ansichten des Herrn Roger von seinen Landsleuten getheilt werden, so dürften, nach dem Tone zu schließen, in welchem er diese Kämpfe beschreibt, nur sehr geringe Sympathieen zwischen den Kanadiern und ihren republikanischen Nachbarn bestehen. Obgleich er sich mit großer Ungeniertheit über die Regierungs- Politik Großbritannniens in Kanada, über die willkürlichen und „absurden" Maßregeln der Gouvernenre, über den Mangel an Verständniß für die wahren Bedürfnisse der Kolonisten äußert, nimmt er doch im Kriege gegen die Vereinigten Staaten entschieden Partei für das Mutterland, dessen militairische Operationen er durch so energisches Schimpfen auf die „Yankees" unterstützt, wie man es wohl von einem zeitgenössischen Journalisten, nicht aber in einem Werke erwarten würde, das längst der Geschichte anheimgefallene Thatsachen erzählt. Sogar das Verbrennen der Staatsgebäude und öffentlichen Bibliotheken in Washington wird von ihm mit unvergleichlicher Beredtsamkeit in Schutz genommen, und die Klagen der Amerikaner über diese Barbarei werden als sentimental und ungerecht bezeichnet. „Man bedenkt nicht", sagt er, „daß ein Palast, oder selbst eine Kirche, oder ein Parlaments-Gebäude in eine Kaserne verwandelt werden und daß in manchen Fällen die Zerstörung einer Stadt nothwendig sein kann. Die Amerikaner hatten wie Hauseinbrecher (burglariously) einen Krieg begonnen, in der Absicht, Kanada seinem rechtmäßigen Besitzer zu stehlen; auf der That ertappt, wurden sie zur Strafe verurtheilt, und da sie sich weigerten, Zahlung zu leisten, so legte man Execution gegen ihre Güter ein. Die Amerikaner, die hierunter zu leiden hatten, stellten ganz natürlich eine Handlung, die sie demüthigte, als barbarisch dar; wie aber auch Andere sich gegen ein solches Verfahren als nur eines Gothen würdig erklären können, läßt sich schwer begreifen. Es ist sicherlich Schade, daß schöne Gebäude zerstört werden, und es ist nicht weniger Schade, daß Tausende von jungen Leuten getödtet oder verwundet, und daß Hunderttausende ihrer Verwandten durch den Krieg in Trauer versetzt werden; aber so lange der Krieg möglich ist, und möglich wird er immer sein, bis die Verschmelzung der verschiedenen Racen, der verschiedenen Stämme und der verschiedenen Zungen, welche die Erde bewohnen, zur Zeit der Chiliade stattfindet, worauf dieser ganze Erdball selbst in brennender Hitze schmelzen und mit allen seinen herrlichen Palästen, prachtvollen Tempeln und mächtigen Thürmen auf ewig vergehen wird — so lange wird eine Vergeudung und Zerstörung des Lebens und des Eigenthums unvermeidlich sein, über welche die hohe Civilisation schaudert. Gebildete Männer werden unstreitig den Verlust schöner Bibliotheken und großartiger Kathedralen beklagen. Engländer von Geschmack bedauern es ohne Zweifel, daß Kirchen, deren Trümmer noch so imposant erscheinen, durch einen nivellirenden Fanatismus zerstört worden sind, aber Männer von Verstand werden sich der Abgötterei erinnern, die mit ihnen verschwunden ist, wie mit dem Parthenon, und den Gewinn für die Welt gegen den nur von Männern von Geschmack erlittenen Verlust abwägen!" — Desto strenger ist der Verfasser in seiner Beurtheilung der von den Amerikanern während des Krieges begangenen Gräuelthaten, die ihm dann keinesweges als „unvermeidlich" erscheinen. „Als", schreibt er unter Anderem, „die Amerikaner benachrichtigt wurden, daß Michillimackinac Verstärkungen empfangen habe, schickten sie, vielleicht in der Ahnung weiteren Unheils, das ihnen hieraus erwachsen könne, den Obersten Croghan aus, um es ohne Zeitverlust zu erobern. Croghan fertigte den Major Holmes nach Sie. Marie ab, um die Vorräthe der Nordwest-Compagnie zu plündern. Der Böswicht (miscreant) war in seinem Unternehmen nur zu glücklich. Mit Plündern nicht zufrieden, steckte er die Gebäude in Brand und verwandelte sie in Asche. Er gab einen noch größeren Beweis von seiner grausamen und barbarischen Gemüthsart, indem er sich an den vergeblichen Anstrengungen eines armen Pferdes, sich aus dem brennenden Gebäude, in welches man es unmenschlicher Weise eingesperrt hatte, zu retten, ergötzte. Dieser Elende, von 900 Mann ähnlichen Gelichters begleitet, fuhrte am 4 August die Landung bei Michillimackinac aus; aber der Empfang, den man ihm dort bereitete, war solcher Art, daß er sich schnell wieder einschiffen mußte, indem er siebzehn Todte, außer seinen eigenen leblosen Ueberresten, der Garnison des Forts zur Beerdigung überließ." Wie sich der „Elende" nach einer solchen Katastrophe noch einschiffen konnte, läßt sich nur durch die Vermuthung erklären, daß sein Geschichtschreiber, obwohl Kanadier von Geburt, seiner Abkunft nach dem Heimatslande der irischen Bulls angehört.

Der vorliegende Band des Rogerschen Werkes schließt mit dem Jahre 1824, einer Periode, wo die Zwistigkeiten zwischen dem Gouvernenr Lord Dalhousie und der Legislatur von Kanada bereits die Keime zu der Unzufriedenheit gelegt hatten, die einige Jahre später einen gewaltsamen Ausbruch hervorrief. Ein zweiter Band wird die Geschichte des Landes bis zur neuesten Zeit fortführen.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Revolutionaire. In England erlebt jetzt ein Buch*) über die Helden der italiänischen Bewegung fortwährend neue Auflagen; es enthält Denkwürdigkeiten eines Konspiranten und wirft helles Licht auf die Zustände Italiens. Der Verfasser nennt sich Lorenzo Benoni, ist aber der bekannte Graf Ruffini, dessen älterer Bruder Cäsar als Haupt einer Verschwörung sein Leben verlor. Lorenzo flüchtete sich nach Frankreich, wo er sein Brod mit Schriftstellerei verdient. Er hat seine Denkwürdigkeiten auch durch romantische Zuthaten gewürzt und erzählt in naivster Weise seine Liebesgeschichte mit einer schönen Marquise von Anso. Seine Schilderung von Mazzini dürfte jedoch das Bedeutendste in dem Buche sein. Er nennt ihn Fantasio und entwirft folgendes Signalement von dem berühmten Revolutionsmanne: „Schön geformter Kopf, schwarze, blitzende Augen, breite, vorstehende Stirn, langes, reiches, schwarzes Haar, ein überaus liebliches Lächeln, in dem sich Schlauheit und Schalkheit vereinigen." Ueber den Ursprung und die Gestaltung des Carbonarismus werden ausführliche Enthüllungen gegeben.

*) Eine deutsche Uebersetzung ist so eben in Weimar bei Voigt erschienen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29, und beim Spediteur Neumann, Markgrafenstr. No. 41), ferner von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 117. Berlin, Sonnabend den 27. September 1856.

England.

Thomas Solly über die menschliche Willens-Freiheit.*)

Die Freiheit im höheren Sinne zu verwirklichen, ist das letzte Ziel der Entwickelungsgeschichte der Menschheit. „Ihr seid zur Freiheit berufen!“ lautet das Evangelium des Apostels Paulus an die Menschheit. Es sind seit der ersten Verkündigung dieses Evangeliums bald zwei Jahrtausende verflossen, und noch immer ist die Menschheit über die Vorarbeiten zu der einstigen Verwirklichung der Freiheit nicht hinausgekommen. Alle Kämpfe von weltgeschichtlicher Bedeutung in den Gebieten des kirchlichen, des staatlichen, des sozialen Lebens sind Kämpfe um die Freiheit; dass aber das Ende dieser praktischen Kämpfe um die Freiheit noch immer in einer unabsehbaren Zukunftsferne liegt, das können wir uns nicht verhehlen, wenn wir erkannt haben, dass ja noch nicht einmal in der Theorie die Freiheit vollständig in Besitz genommen und der Menschheit gesichert ist, d. h. dass ja noch nicht einmal die Philosophen im Reinen darüber sind, was unter der Freiheit zu verstehen und ob sie dem Menschen wirklich zuzuerkennen sei. Die auf die Idee der Freiheit sich beziehenden Arbeiten des denkenden Geistes haben auch in der modernen Welt nach der Reformation, wo das theoretische Interesse an dieser Idee ebenso rege ist, wie die praktischen Interessen an der Verwirklichung dieser Idee in ihren besonderen Gestalten, ein solches Ergebnis noch immer nicht gehabt, dass neue philosophische Versuche, diese Idee in der ganzen Fülle ihres Inhalts noch gründlicher zu begreifen oder noch klarer darzustellen, schon als überflüssig bezeichnet werden könnten. Wie anerkennenswerth auch die Leistungen unserer grossen Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Hegel in Bezug auf die Idee der menschlichen Freiheit sind, wie richtig es auch sein mag, die Hegelsche Philosophie als eine Zusammenfassung aller Ergebnisse des bisherigen philosophischen Denkens, wie überhaupt, so auch in Betreff des Problems der menschlichen Freiheit, anzusehen, so kann die in jüngster Zeit immer mächtiger werdende Opposition gegen den in dieser Philosophie zur Geltung gebrachten „absoluten“ Idealismus — eine Opposition, welche in den jüngsten Vertretern der Naturwissenschaft, merkwürdigerweise in Deutschland noch mehr, als in den übrigen für die Wissenschaft bedeutenden Ländern, sich bis zur völligen Leugnung des Geistes und konsequenterweise auch der menschlichen Willensfreiheit gesteigert hat — doch keineswegs nur als ein Beweis von der Geistesbeschränktheit der Opponirenden angesehen werden. Diese materialistische Opposition gegen alle und jede Weltanschauung, die in dem dürftigen Bekenntnis, dass Alles in der Welt, das sogenannte geistige Leben nicht ausgenommen, nichts sei, als bewegte Materie oder Stoffwechsel, das letzte Ergebnis aller menschlichen Erkenntnissbestrebens nicht anerkennen kann, hat im Gebiet der Naturwissenschaften — freilich aber auch hier nur insoweit, als die Natur zunächst als der Inbegriff aller für die Sinne daseienden Dinge und Erscheinungen zu erforschen ist — ihr gutes, nicht zu verkennendes Recht; sie kann sich auf die grössten Philosophen der Neuzeit berufen: auf Baco von Verulam, den die moderne Philosophie als ihren Vater anerkennt, weil er die sinnliche Wahrnehmung für den einzig richtigen Ausgangspunkt aller echten Wissenschaft erklärt; auf Kant, der in seiner Kritik der reinen Vernunft zu dem Ergebnis gekommen, dass das menschliche Erkenntnisvermögen nur die Welt der Erscheinungen, d. i. die für die sinnliche Wahrnehmung daseiende Welt zu erkennen vermöge; ja sogar auf Hegel, der nicht blos die Wahrheit des Satzes: „Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu“ zugegeben, sondern oft genug auch ausdrücklich erklärt, dass Alles, was in der Wissenschaft als wahr gegeben werde, sich durch die Erfahrung bewähren lassen müsse. Dass die moderne Philosophie trotzdem, dass sie die Erfahrung (unter der sie aber freilich nicht blos die sinnliche Erfahrung versteht) so entschieden als ihren richtigen Ausgangspunkt und auch als ihre bleibende Grundlage anerkannt hat, dennoch den Geist und die Welt der Ideen als den ewigen Grund und Kern der sinnlichen Erscheinungswelt zu behaupten vermocht hat, kann uns als eine gute Bürgschaft dafür gelten, dass der gründliche, wissenschaftliche Materialismus — wenn auch wider sein Wissen und Wollen — am Ende doch auch der echten Wissenschaft zu Gute kommen muss. Die echte Wissenschaft als eine die gesammte Wirklichkeit umfassende Erkenntnis kann auch die auf die blosse Stoffwelt gerichteten Forschungen nicht entbehren und wird die Ergebnisse dieser Forschungen dazu verwenden können, die höheren Sphären des Wirklichen: die Welten des organischen, des pflanzlichen und des thierischen, des menschlichen, d. i. des geistigen Lebens, von denen eine jede ja die niederen zur bleibenden Grundlage hat, immer gründlicher, immer vollständiger, immer mehr in ihrem Zusammenhang und in ihrer Einheit zu begreifen.

Die Konzession, die wir im Vorstehenden dem materialistischen Naturalismus gemacht, dürfte unseren Lesern wenig geeignet erscheinen, für das Buch über die menschliche Willens-Freiheit, welches wir hier einer allgemeinen Beachtung empfehlen wollen, ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Unsere Leser könnten meinen, daß am allerwenigsten eine Untersuchung, welche den menschlichen Willen zum Gegenstande hat, nöthig hätte, auf die Bedenken und Einwendungen, welche von den Anhängern der materialistischen Weltanschauung erhoben werden könnten, Rücksicht zu nehmen. Und doch ist das uns hier vorliegende Werk über die Willens-Freiheit ein thatsächlicher Beweis, daß der philosophische Idealismus nur dann, wenn er in höherem Maße, als unsere bisherige deutsche Philosophie, dem empirischen Realismus sein Recht werden läßt, die echte Wissenschaft wesentlich zu fördern vermag. Der Verfasser, ein seit vielen Jahren als Lehrer unter uns lebender Engländer, huldigt in Bezug auf manche Begriffe, die zu dem ihn beschäftigenden Problem in der innigsten Beziehung stehen, einem das Recht des empirischen Realismus noch stark verleugnenden religiös-philosophischen Spiritualismus. Die Abschnitte in seinem Werk, in denen dies der Fall ist, bleiben hinter den an die Wissenschaft zu machenden Anforderungen zurück; sie fördern Ergebnisse zu Tage, die der echt philosophische Idealist ebenso wenig gelten lassen kann, wie der materialistische Realist. In den Abschnitten des Werkes aber, in welchen der Verfasser mit seinen philosophischen Untersuchungen auf dem soliden Boden einer gründlichen Erfahrungs-Erkenntniß bleibt, sehen wir durch Deductionen, Erläuterungen und Ergebnisse von höchster Evidenz dieses schwierigste aller philosophischen Probleme dem allgemeinen Verständniß näher gebracht, in manchen Punkten auch wesentlich gefördert. Was Kant und Schelling zur Lösung des Problems beigetragen, hat der Verfasser zu würdigen und sich zu eigen zu machen gewußt; daß er es verabsäumt hat, die weiter und tiefer gehenden Leistungen Hegel's und der Hegelschen Schule (z. B. Vatke's in seinem religions-philosophischen Werke über die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur göttlichen Gnade) zu Rathe zu ziehen und zu verarbeiten, ist sehr zu bedauern, da die Aneignung und Verarbeitung dieser Leistungen den Verfasser in den Stand gesetzt haben würde, mit seiner durch die höchste Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks sich so sehr empfehlenden Lösung des für alle Welt interessanten Problems durchweg auch auf der Höhe des reinen philosophischen Denkens zu bleiben.

Die von ihm zu früheren philosophischen Versuchen, das Problem zu lösen, eingenommene Stellung bezeichnet der Verfasser in der Vorrede folgendermaßen:

„In der Ueberzeugung, daß der Nezessarianismus ebenso unphilosophisch, wie verhängnißvoll für die Religion ist, habe ich nach einer festen und unangreifbaren Stellung für die Lehre von der Freiheit gesucht. Diese habe ich aber in den Ansichten der Libertarianer nicht finden können, welche die Freiheit in der Macht des Willens

*) The Will Divine and Human. By Thomas Solly, Barrister-at-law of the Middle Temple and Lecturer on the English language and literature at the University of Berlin, late of Cajus College, Cambridge. — Cambridge: Deighton, Bell and Co. London: Bell and Daldy. 1856.

Digitized by Google

bestehen lassen, im Widerspruch gegen das Ergebniß der Motive zu wählen. Dieser Arbitrianismus, wie lobenswerth er auch in seiner Absicht ist, erweist sich, zu seinen letzten Konsequenzen fortentwickelt, als ebenso unhaltbar, wie der Nezessarianismus. Die Freiheit, die er annimmt, erweist sich als die absolute Zufälligkeit des Wollens. — Die von Kant aufgestellte und von Schelling adoptirte Freiheitslehre, derzufolge die Freiheit in einem einmaligen Akt des Willens besteht, welcher ein für alle Male den Charakter des Individuums bestimmt, steht in so direktem Widerspruch zu vielen Erscheinungen des moralischen Lebens, daß ihre Annahme einen für alle Philosophie verhängnißvollen Skeptizismus in Betreff der Thatsachen unseres Bewußtseins in sich schließen würde!"

Den echt philosophischen Geist des Verfassers mögen unsere Leser aus den folgenden, am Schlusse der „Einleitung" stehenden Worten erkennen:

„Das Verhältniß zwischen Glaube und Vernunft ist ganz entsprechend dem Verhältniß zwischen dem ersten Instinkt des Künstlers und der durch Reflexion über diesen Instinkt zu Stande gekommenen Kunsttheorie. Der Glaube ist das erste Ergezniß des Gefühls unserer moralischen und religiösen Natur. Die Vernunft entwickelt sich später; sie bringt die Gefühlsregungen zum Bewußtsein, verwandelt die Nacht, in welcher sie eingehüllt sind, in hellen Tag und befähigt uns, unseren Glauben in noch höhere Regionen zu erheben. Wir sind Alle die Bildner unseres Schicksals. Zuerst bilden wir, unserem blinden Glauben und unseren Gefühlsimpulsen folgend, unsere Lebensverhältnisse und unsere Charaktere, so gut wir es vermögen. Zulezt macht dann die Vernunft sich geltend und fordert Einsicht für unseren Glauben, und Ordnung und Methode für unsere Gefühlsimpulse, damit wenigstens ein Theil unseres Daseins unter ihrer Herrschaft falle. Hiermit beginnen wir erst, die Vorrechte unseres Menschseins zur Geltung zu bringen. Der Glaube ist eine erfreuliche Erscheinung; er bildet einen hellen Hof rings um die scharf abgegrängte Scheibe der Mittagssonne der Vernunft. Aber wer die Probleme des Lebens beim Lichte eines von der Vernunft verfassenen Glaubens zu lösen versucht, hat vergessen, daß derselbe Gott sie beide gewacht hat; er hat eine kindische Unwissenheit für eine kindliche Unschuld genommen, und er hat, indem er seine Augen dem Lichte des Himmels verschlossen, thatsächlich seinen Glauben an den abgeschworen, welcher ihm dieses Licht zu seiner Leitung und zu seinem Troste gegeben."

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Bewegung der Deutschen in New-York im jetzigen Parteikampf der Amerikaner.

Erster Artikel.
(Schluß.)

Als nun die demokratische Partei sich immer unumwundener als Prosklaverei-Partei herausstellte, fielen im Laufe der letzten Jahre immer mehr Deutsche, besonders der neueren Emigration, von ihr ab, blieben aber immer noch in der Minorität, bis die Begebenheiten in Kansas, der thörichte Anfall des Repräsentanten Brooks auf den Senator Sumner, die fanatische Lobpreisung dieser Unthat im Süden und die Convention der Republikaner im Juni die Parteibildung mit Eklat und in Masse auch unter den Deutschen entwickelte. Die Zusträmung der Deutschen zu der republikanischen Partei wäre ohne Zweifel noch zahlreicher und schneller vor sich gegangen, wenn nicht viele durch Besorgniß vor dem Nativismus von dem Beitritt zur republikanischen Partei wären abgehalten worden. Die nördlichen Antisklaverei-Knownothings hatten nämlich nach vergeblichen Versuchen begriffen, daß sie als besondere Partei nichts anrichten konnten und traten den Republikanern bei, ernannten auch ebenfalls Herrn Fremont zum Präsidentschafts-Kandidaten, welches beides von den Republikanern und von Herrn Fremont acceptirt ward. Nun verbreitete sich unter den Deutschen der Verdacht, daß die Republikaner und Herr Fremont, falls sie den Sieg erringen sollten, würden genöthigt werden, dem nativistischen Bestandtheil der allgemeinen Antisklaverei-Partei zur Zurücksetzung der Bevölkerung ausländischer Geburt Konzessionen zu machen. Zwar hatten nicht blos die Demokraten, sondern auch die Republikaner in ihre „Platform" einen Paragraphen aufgenommen, der jene Besorgniß der Ausländer beschwichtigen sollte; man stritt sich darüber, ob derselbe so viel Vertrauen einflößen könne, als die Platform der Demokraten. Weniger suchte man sich klar zu machen, in wie weit auf die Ausdrücke in den Platformen unter den obwaltenden Umständen überhaupt Werth zu legen sei. Das Nähere darüber habe ich hier nicht Raum auszuführen und behalte mir vor, in einem besonderen Artikel etwas Weiteres über den Inhalt der jetzigen in der Geschichte der Vereinigten Staaten eingetretenen Wendung mitzutheilen. Vorläufig wollte ich mich in diesem und dem folgenden Artikel nur an Thatsachen, welche in den vor Aller Augen Zeitgenossen gewidmeten Blättern am füglichsten aus frischer Erinnerung mitgetheilt werden.

Trotz jener Besorgniß vor den Einwirkungen des Nativismus ging in den Monaten Juli und August doch eine sehr merkliche Bewegung zur republikanischen Partei, wie anderwärts, so auch in New-York unter den Deutschen, besonders der neueren Emigration, vor sich, welcher die Mehrzahl der Gebildeten vorauging. Von den Männern, die aus der deutschen Revolutionszeit bekannt sind, traten zunächst Hecker, Struve und Brentano öffentlich mit Erklärungen für die republikanische Partei hervor. Von Hecker ward in dieser Richtung ein ausführlicher Brief aus Belleville vom 7. Juli publizirt. Später kamen noch mehrere Schriftstücke von ihm ins Publikum; auch hat er im Westen verschiedene Reden gehalten, um den Beitritt zu jener Partei zu fördern. Als er in dieser Absicht von seiner Farm abwesend war, brannte in der Nacht vom 11. zum 12. August sein Haus bis auf den Grund nieder. In einem kurz darauf folgenden Schreiben sprach er die Ueberzeugung aus, daß das Feuer angelegt worden, und in Vermuthung, daß die Brandstiftung von Leuten der demokratischen Partei ausgegangen. Etwas Gewisses ist nicht darüber festgestellt worden. Wenn aber die nicht unwahrscheinliche Vermuthung Hecker's gegründet ist, so haben jene Brandstifter als eben so dumme wie gemeine Verbrecher den Einfluß seines Auftretens nur gefördert, dem dieses Feuer leuchtete durch alle republikanischen Blätter der Deutschen und umgab Hecker's Reden und Schriftstücke mit einem Anstrich von Märtyrerthum. — Struve erließ unterm 18. Juli von Dobbs Ferry unweit New-York einen besonders gedruckten Aufruf an die Deutschen, für die republikanische Partei und zur Erwählung Fremont's zu stimmen, und Brentano richtete zu gleichem Zwecke ein in englischer Sprache abgefaßtes Schreiben an die Redaction des „Kalamazoo-Telegraphen". Uebrigens liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß diese Männer nach irgend einer Verabredung gehandelt, obgleich ihre Veröffentlichungen ziemlich gleichzeitig ins Publikum kamen. — Hecker's Auftreten machte den meisten Eindruck, vielleicht auch, weil er bisher geschwiegen hatte. Struve's Aufruf ward bei Manchen dadurch etwas geschwächt, daß er am Schlusse erklärte, er sei kein Bürger Amerika's und gedenke auch keiner zu werden; indeß hatte sich schon früher bei Herausgabe seiner Weltgeschichte gezeigt, daß er besonders unter der badischen politischen Emigration viele persönliche Anhänger zählt. Man kann daher seinem Aufruf die Wirkung für die republikanische Partei nicht absprechen. Am wenigsten bewirkte Brentano, denn er ist unter seinen speziellen Landsleuten nicht beliebt und oft hart geschmäht worden. — In Iowa trat Theodor Olshausen für die republikanische Partei vor das Publikum, hier in New-York Julius Fröbel und Tzschirner.

Ueberhaupt kann man annehmen, daß sich die Majorität der neueren Emigration der neuen Partei zugewendet, die Mehrheit der älteren bei der demokratischen verblieben. Indeß haben sich auch in Amerika bekannte und namhafte Männer der älteren Emigration der republikanischen Partei angeschlossen, z. B. H. Körner, Vize-Gouverneur von Illinois, sowie auch eine Anzahl aus den arbeitenden Klassen und der Bevölkerung des platten Landes. Auch in New-York hörte man im Juli und August hin und wieder von Bekehrungen älterer Deutsch-Amerikaner zur republikanischen Partei. In allen Gegenden der ausgedehnten Stadt tauchten republikanische Klubs und Ward-Versammlungen auf, und allabendlich ward die amerikanische Politik an öffentlichen Orten besprochen. Hierdurch ist allerdings Aufklärung über die betreffenden Gegenstände nicht selten gefördert worden, wenn diese Gespräche auch zuweilen sehr unerquickliche Wendungen nahmen, besonders bei Erörterungen über die Persönlichkeiten der Präsidentschafts-Kandidaten; ja man konnte (um mich den bei anderer Gelegenheit gebrauchten Ausdrücken des Colonel Benton zu nähern) den Unsinn des Unsinns und die Quintessenz der Unsinnigkeit vernehmen. Lärmende Grobheiten und plumpe Persönlichkeiten blieben nicht aus. Daß es zu Thätlichkeiten gekommen, erinnere ich mich nicht, obwohl deren unzweideutiger Ankündigung. So weit meine Erfahrung reicht, ging jene grobe Art zu streiten öfter von Leuten der älteren als der neueren Emigration aus, indem die Ersteren überhaupt eine gereizte Stimmung über den zahlreichen Abfall von der demokratischen Partei an den Tag legten.

Andererseits ist auch ein Theil der neueren Emigration bei der demokratischen Partei geblieben oder ihr beigetreten, darunter auch gebildete Männer; daß aber ein namhafter Mann der neueren Emigration in Rede oder Schrift jetzt für die Demokraten vor das Publikum getreten, ist mir nicht bekannt, man müßte denn dahin rechnen, daß der Dr. Kellner, der in Kassel die „Hornisse" schrieb, als Redacteur des Philadelphier „Demokraten" eifrig für die demokratische Partei in die Schranken tritt. In New-York giebt unter den Deutschen letztere im Ganzen weniger Lebenszeichen von sich, als die republikanische. Ob nun die Wirksamkeit der Demokraten im

Stillen stärker, die der Republikaner öffentlich lauter vor sich geht, läßt sich inmitten der Bewegung schwerlich ermessen, besonders da hier am Orte die republikanische Partei von mehr Organen der Presse unterstützt wird, als die demokratische. Die letztere wird nämlich nur durch die New-Yorker „Staats-Zeitung" unter den deutschen Blättern vertreten, welche aber allerdings die größte Circulation vor allen deutschen Zeitungen nicht allein in New-York, sondern in Amerika überhaupt hat. Sie geb in ihrer Nummer vom 12. Juli die Verbreitung ihres täglichen Blattes auf 15,300, die ihrer wöchentlichen Ausgabe auf 11,000 Exemplare an. Obgleich bei solchen von den Journalen selbst verbreiteten Angaben Uebertreibungen zu vermuthen sind, mögen doch obige Zahlen der Wahrheit nahe kommen; indeß steht der Einfluß des Blattes nicht in gleichem Verhältniß mit der Zahl seiner Exemplare, da dasselbe seine Circulation vorzüglich dem Umstande zu danken hat, daß es, als ältestes deutsches Blatt, der hauptsächliche deutsche Geschäfts-Anzeiger der New-Yorker geworden. Man mag aber seinen Einfluß nicht zu gering anschlagen; ich habe verschiedene Male deutsche Demokraten Abends das gegen hören, was sie den Tag über in der „Staats-Zeitung" gelesen hatten. — Die beiden anderen täglichen deutschen Blätter, die „Abend-Zeitung" und der „Staats-Demokrat", deren jedes eine tägliche Circulation von einigen Tausend Exemplaren hat, schreiben lebhaft für die republikanische Partei. Auf Seiten der letzteren stehen auch die drei New-Yorker deutschen Wochenblätter, und zwar von Anfang an der „Pionier", ein radikales Blatt. Im Gegensatz zu der „Staatszeitung" hat der „Pionier" die geringste Circulation (angeblich 1200 Exemplare), allein wenn die „Staatszeitung" mehr Abonnenten als Leser hat, so hat der „Pionier" mehr Leser als Abonnenten und zählt unter andern verhältnißmäßig nicht wenige Anhänger unter den aufgeklärten deutschen Juden, von denen sich verschiedene für die republikanische Partei lebhaft interessiren. — Die „Neue Zeit", ein halb der Politik, halb der Unterhaltung gewidmetes Blatt, mag mehr Abonnenten als der „Pionier" haben, hat aber doch nur eine mäßige Circulation. Sie stand noch vor kurzem auf Seite der demokratischen Partei und hatte deshalb, sowie besonders auch der Dr. Löwe von Calbe, den man für den anonymen Redacteur hält, heftige Angriffe vom „Pionier" zu erleiden; als aber in den letzten Monaten die Bewegung gegen die Demokraten unter der neueren Emigration immer höher stieg, lenkte die „Neue Zeit" in der Stille zur republikanischen Partei ein. Am spätesten wendete sich zu letzterer die „Kriminal-Zeitung", und zwar in ihrer Nummer vom 15. August, mit der Angabe der Redaction, persönlich von Herrn Fremont übergezogt worden zu sein, daß er nativistische Tendenzen nicht unterstützen werde. Der Uebergang dieses vorzüglich der Unterhaltung gewidmeten Wochenblattes, das sich früher der demokratischen Partei zuneigte, war nicht ohne Gewicht, denn die Circulation der „Kriminal Zeitung" mag sich auf acht- bis zehntausend Exemplare belaufen, nach der der „Staatszeitung" die beträchtlichste.

Die Farbe der Blätter englischer Zunge ist auch für die deutsche Bevölkerung wichtig, da sie nicht allein vom deutschen Handelsstande, sondern von den Gebildeten überhaupt viel gelesen werden. Während das verbreitetste deutsche Blatt für die demokratische Partei schreibt, stehen die gewichtigsten Blätter englischer Zunge auf Seite der Republikaner, vor allen der New-Yorker Tribune, jetzt die beste Zeitung Amerika's. Da in Deutschland der Tribune weniger bekannt ist, als der Herald, so mögen hier einige Gründe für obige Ansicht Platz finden. Ungleich mehr, als der Herald, hat der Tribune in seinem stoffreichen Blatte eine Tendenz zu Bildung und Fortschritt anden Tag gelegt, während der Herald nicht ohne anerkanntes Geschick mehr auf die Neugierde des Publikums berechnet ist. Zwar hat der Tribune zu verschiedenen Zeiten europäischen und amerikanischen Verschrobenheiten des Zeitalters gehuldigt, z. B. sozialistischen Bestrebungen und der Temperenz, indeß ließ er die ersteren klüglich fallen, sobald sie den Kredit verloren, und von Temperenz schweigt er wenigstens jetzt, seitdem sich das Temperenzgesetz in New-York als unausführbar herausgestellt hat. Ueber die europäischen Angelegenheiten ist der Tribune durch seine Korrespondenten zwar nicht immer ohne falsche Färbung unterrichtet, bietet interessanter ist aber sein Stoff über Amerika, besonders auch belehrend für den Ausländer. Es wurde gut sein, ihn in Deutschland mehr, als bisher geschehen, zu benutzen. Uebrigens war er von je her Antisklavereiblatt, im Süden gehaßt und gefürchtet. — Seine tägliche Ausgabe dürfte sich auf 30,000 Exemplare belaufen, obgleich mir hierüber augenblicklich keine genauen Angaben vorliegen. Er mag darin vom Herald übertroffen werden, schwerlich aber in der wöchentlichen Ausgabe, die er auf 173,000 Exemplare angiebt. Eine so ungeheure Zahl ist leichter ausgesprochen, als man sich eine Vorstellung von dem Haufen Papier macht, der zum Druck erforderlich ist. Obgleich diese Angabe dem Blatte selbst entnommen ist, erinnere ich mich doch nicht, Einwendungen dagegen gehört oder gelesen zu haben.

Bekannter ist in Deutschland der New-York Herald, der auch vielfeits von Vielen als das erste Blatt Amerika's betrachtet wird. Früher hatte er die republikanische Partei bekämpft und verspottet als „Black Republicans" — schwarze Republikaner — u. s. w. Im Juli machte er jedoch plötzlich eine Wendung und schreibt seitdem für die Republikaner und die Erwählung Fremont's. Viele behaupten, er sei von Letzterem oder der Partei erkauft. Nun ist zwar bekannt, daß der Herald käuflich ist und aus geschäftlichen Rücksichten den Mantel nach dem Winde hängt; im vorliegenden Falle steht aber aber dergleichen Motive seiner augenblicklichen Parteistellung um so weniger etwas fest, als hinsichtlich Herrn Fremont's von dessen Gegnern sehr widersprechende Angaben über die Mittel vorgebracht werden, die ihm zu Gebote stehen. Jedenfalls wirft der Herald sein geringes Gewicht in die Wagschale der republikanischen Partei, welche außerdem noch bedeutende Journale für sich hat, nämlich: die Evening Post, ein bewährtes, mit Gediegenheit geschriebenes, Antisklaveriblatt, die New-York Times, ein stoffreiches Blatt von ausgedehnter Circulation, und den Courier and Enquirer, das mit Intelligenz geschriebene Organ der hohen Finanz. Von den großen Blättern schreibt für die demokratische Partei nur das Journal of Commerce, außerdem Daily News, ein kleines Blatt, so daß also das Uebergewicht der New-Yorker Presse entschieden auf Seite der Republikaner fällt.

New-York, 1. September 1856. Albrecht Boehme.

Frankreich.

Der Krieg von 1812, nach Thiers.

Der vierzehnte (unmittelbar nach Ausgabe von Band XIII erschienene) Band von Thiers' „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiche" ist fast ausschließlich dem russischen Feldzuge gewidmet. Band XIII schloß mit dem Uebergang Napoleon's und der französischen Armee über den Niemen; der XIV. Band beginnt mit dem Marsch nach Wilna. Er beschreibt diesen unermeßlichen Kriegszug, legt alle Geheimnisse jener Operationen blos, welche die unablässige Spannung einer ins Kleinste eingehenden, unermüdlichen Fürsorge erforderten, um alle Hilfsquellen des Krieges in Bewegung zu setzen. Niemand ist in diese Dinge tiefer eingeweiht, als Thiers. Er weiß, wo jedes Corps lagert, wie es verproviantirt ist, welchen Punkt es am Schlachttage besetzt hält. Er kennt bis auf den letzten Mann die Zahl nicht nur der französischen Soldaten, sondern aller Verbündeten, der Bayern, Polen, Sachsen, Oesterreicher, Holländer; all dieser Massen, die durch einen unbeweglichen Willen ihrer Bestimmung zugeführt werden. Seit den großen Völkerwanderungen hatte man keinen ähnlichen Zug gesehen, und dieser Menschenflut konnte sich nur diejenige zur Seite stellen, die kurz darauf nach Frankreich zurückströmte. Die dramatische Darstellung von Thiers erzeugt einen mächtigen Eindruck. — Gewiß, Napoleon war von seinem Genie nicht im Stiche gelassen; weder die Fruchtbarkeit der Combinationen, noch die vorsichtige Klugheit fehlten ihm; ja, er trieb diese Vorsicht bis zum Aeußersten, und doch lächelte das Glück nicht den neuen Anstrengungen, weil zwischen der Kühnheit des Unternehmens und der Klugheit der Ausführung ein gewisser verborgener Widerspruch hervorbrach; mit anderen Worten, die militairischen Operationen und die strategischen Combinationen bäßten, so zu sagen, für den Irrthum der politischen Auffassung.

Das größte aller Abenteuer ging methodisch vor sich: so drang man vor von Witepsk nach Smolensk, von hier nach Wjasma, weiter nach Moskau; gewonnene Schlachten ohne Entscheidung, ohne den Frieden zu erzwingen; drängte die Russen zurück, ohne sie zu unterwerfen; fand nichts, als die Brandstätten und die Ansicht entweder auf einen schon sehr gefährlichen Rückzug oder einen unthätig verlorenen Winter, 3—400 Meilen von Paris. Schreckliche Lage für einen bis dahin unüberwundenen Mann, der kein Hinderniß kennt, der alle Hindernisse, die man ihm entgegensetzt, besiegt, sich plötzlich einem neuen Feinde gegenüber zu sehen: der Natur der Dinge, der Macht der verschworenen Elemente und der unversöhnlichen Verzweiflung einer in ihrem Stolze verletzten Nation! Diese Zähigkeit der Verzweiflung, diese Verschwörung der Elemente — darin bestand die ganze russische Kriegskunst.

Ob das von den Russen befolgte System, das in seinen Ergebnissen die politische Welt umgestaltete, aus Berechnung oder aus dem Drang ihrer Niederlage hervorgegangen — wer kann das genau bestimmen? Ihre Taktik war einfach die: Sobald der Rückzug der Franzosen angetreten war, halfen sie den Elementen nach, und mehr als einmal noch retirirten sie vor den Schlachthaufen, die, bevor sie in den Schnee einsanken, Kehrt machten, um ihre Streiche auszutheilen. So begleiteten sie zwölfmal bis zur Beresina dieses Heer, wenige Monate früher so schön, und jetzt zu einer unordentlichen Horde herabgebracht. Um die Pein einer solchen Niederlage noch brennender und bitterer

Digitized by Google

zu machen, mußte Napoleon während des Rückzuges die Nachricht von der Verschwörung Mallet's bekommen, einer Verschwörung, die Paris überrascht und auf einige Stunden die höchsten Staatsbehörden außer Fassung gebracht hatte. An sich hatte diese Verschwörung nicht die geringste Bedeutung, und doch zeigte sie das Unsichere dieses wunderbaren Glückes in ganzer Nacktheit. Mallet war ein politischer Fanatiker, der, von einer fixen Idee besessen, doch auf die richtige Entdeckung kam, daß da, wo Ein Mensch Alles ist, man nur diesen Menschen wegzuräumen habe, um Alles umzuwandeln. So wie er diese Entdeckung gemacht hatte, ging er an's Werk, täuschte seine Mitschuldigen, die Napoleon für todt hielten, fälschte einen Senats-Beschluß, der die Republik wiederherstellte, verhaftete den Polizei-Minister und den Präfekten, und vielleicht mißlang ihm der Plan nur, weil er nicht bis zuletzt an seine Idee glaubte.

So traf Alles zusammen, Napoleon niederzubeugen. Er erzürnte sich besonders darüber, daß man bei dieser momentanen Umwälzung an seinen Sohn, an seine Dynastie nicht einmal gedacht hatte. Hätte er mit dem lichten Scharfblicke seines Genies in dem Buche seines Geschickes lesen wollen oder lesen können: so würde er gesehen haben, daß sein Unstern in Rußland und diese Verschwörung, die ihm so überraschend kam, in mehr als Einem Punkte zusammenhingen, und daß beide in demselben Grunde wurzelten: in der Natur seiner Macht; er würde gesehen haben, daß, indem er seinem Ehrgeiz Alles erlauben wollte oder durfte, er gerade dadurch seinen Glücksstern herausforderte, ihn zu verleugnen. Er hatte das Leben eines ganzen Landes in seiner Person konzentrirt, hatte Alles zu einer stumm gehorchenden Unterwürfigkeit herabgedrückt und dadurch eine Situation geschaffen, daß, wenn er vom Schauplatz verschwand, die Bühne leer blieb und man, aus Gewohnheit, zu gehorchen, ohne Weiteres unter das Joch einer anderen Macht überging. Letzte Lehre dieser großartigen Epoche!

Mannigfaltiges.

— Eine neue, deutsche Zeitschrift in Paris. Abermals ist von deutschen Literaten in Paris ein Versuch gemacht worden, dort ein selbstständiges, periodisches Blatt zu begründen, das nun in einer am 12. September d. J. ausgegebenen Probenummer zugegangen ist. Es heißt „Pariser Zeitung: Gazette allemande de Paris", sollte aber, deutschem Sprachgebrauche nach, da es keinerlei politische Nachrichten enthält und, wie es scheint, auch kein Organ der Politik werden soll,*) „Pariser Zeitschrift" heißen. Das Format, der Druck und die Kolumnen-Eintheilung sehen allerdings dem Aeußern einer französischen Zeitung sehr ähnlich; das unterste Drittel der drei letzten Seiten ist sogar als „Feuilleton" abgesondert, doch bringt die Kolumne über dem Strich eben auch keinen anderen als feuilletonistischen Stoff. Als „Propriétaire-Gérant" ist ein Herr C. Bernard genannt; der Einleitungs-Artikel, das „Premier-Paris", ist Friedrich Szarvady und die kleineren Mittheilungen sind Bernau unterzeichnet. Außerdem sind in dem ersten Blatte ganz anziehende Beiträge von J. Duesberg („Erinnerungen an Heinrich Heine"), von Moritz Hartmann (Kritik der Gedichte von Hermann Lingg und poetische Bearbeitung einiger „bretonischen Volkslieder", nach Villemarqué), Kollatschek („Die deutschen Musen in Amerika", mit einer Probe: „Frühlings Einkehr", von E. Dorsch) u. A. enthalten. Das Ganze liest sich recht angenehm. Es fehlt zwar nicht an zahlreichen, in Paris unvermeidlichen, deutschen Druckfehlern, doch sind diese nicht gerade störend, was sich auch von den in früchtige Pariser Glanztinte getauchten Federn der deutschen Mitarbeiter sagen läßt. Gleichwohl, fürchten wir, dürfte auch dieser Versuch den Unternehmern keinen lohnenden Ertrag bringen. Das deutsche Publikum in Frankreich selbst ist im großen Durchschnitte weder gebildet, noch patriotisch genug, um an einem solchen in der Muttersprache ihm wöchentlich zugesendeten „Vermittler des Lebens, des Wissens und der Kunst in Frankreich" Freude zu finden, und was den Absatz in Deutschland betrifft, so ist, bei den bestehenden Post-Regulativen in Bezug auf die im Auslande erscheinenden deutschen Blätter, auf eine größere Ausdehnung desselben wohl nicht zu rechnen.

— Die Thäler des Algäu. Wenn wir in dieser etwas vorgerückten Jahreszeit eine Alpen-Reise machen wollten, so würden wir dazu eine bisher noch von Touristen wenig aufgesuchte Tour durch das Algäu wählen. Das Algäu? fragen unsere Leser. Wo? Wie? Ja, wenn sie, gleich uns, ein roth eingebundenes, mit den saubersten Stahlstichen ausgestattetes Büchlein gelesen hätten, das der Münchner Verleger Georg Franz hat erscheinen lassen,*) so würden sie nicht erst fragen, sondern, falls sie Lust, Zeit und Geld haben, lieber sogleich per Dampf über Leipzig und Hof nach der königl. bayerischen Staats-Eisenbahn sich bringen lassen und auf dieser nicht nach München — dahin reisen wir erst wieder, wenn die Königsstadt neue Kunst- und Wissens-Schätze darzubieten hat — sondern nach Augsburg sich begeben, um — an dieser jetzt etwas langweiligen Stadt rasch vorüber, immer weiter auf der Eisenbahn, bis zu dem freundlichen Städtchen Immenstadt zu fahren. Hier verlassen wir den Schienenweg, der bis Lindau am Bodensee führt, und begeben uns zu Wagen ostwärts nach Sonthofen, das wir in wenigen Stunden erreichen und das uns den Weg in das schönste Thal des Algäu eröffnet. Wie uns und unseren Lesern, so ist es im Grunde, bis zum Ausbau der bayerischen Eisenbahn, selbst den Touristen aus Bayern ergangen. Bis vor vier oder fünf Jahren war das herrliche Thal, das wir jetzt mit Dampfes-Flügeln erreichen, von keinem Reisenden besucht, ja kaum gekannt. „Diejenigen", sagt unser humoristischer Algäu-Führer, „die sonst, ihres Handels wegen, das Thal besuchten, fragten nicht nach den Pfaden zu den stillen Seen, dem schäumenden Wildbach und dem grasenden Eisfelde; sie begnügten sich, ihr poetisches Gemüth an dem Käs-Keller des Sennen und dem Resonnanz-Holze der Sägemühlen zu erlaben, Safran und schlechten Tabak zum Verkauf anzubieten und nachgemachtem Geschäfte dem Thale mit einer Ruhe den Rücken zu kehren, als kämen sie aus dem Hafpelmoke.**) — Vermißt der Fremde in diesen paradiesischen Thälern vielleicht den Comfort oder die Eleganz der Hotels in der Schweiz, so findet er dafür noch ein naturwüchsiges Volk, was die Schweizer schon lange nicht mehr sind, einfache Sitten, gefälliges Entgegenkommen und billige Ansprüche an seine Börse. Hier ist man noch nicht in den Wirthshäusern, wie in der Politik, zu der Ansicht der „Rowdies" in der Schweiz wie in Amerika gelangt, daß, wenn man einmal im Besitze ist und es den eigenen Vortheil gilt, das Eigenthumsrecht Anderer, wie das Recht der Völker und der Staaten, wenig oder nichts zu bedeuten hat.***) Im Algäu ist der Wirth, wie in „Minna von Barnhelm", war ein Grobian, aber dafür auch ein ehrlicher Mann; in der Schweiz ist man, bei aller Unehrlichkeit der Civilisation, nicht einmal höflich dafür geworden."***)

Unsere Leser mögen immerhin, mit dem Georg Franzschen Büchlein in der Hand, einen Ausflug nach dem Algäu versuchen: sie werden dort für ein Viertel des Geldes, das eine Schweizerreise kostet, das doppelte Vergnügen haben. Der zwei Stunden von Sonthofen thalaufwärts gelegene Markt Oberstdorf wird den Freunden der Natur als Ausgangspunkt empfohlen, von welchem aus in wenigen Tagen die lohnendsten Exkursionen gemacht werden können. Die drei Bäche Trettach, Stillach und Breitach, welche die Quellenzuflüsse der Iller bilden, bieten hier vor ihrer Vereinigung die mannigfaltigsten Naturschönheiten dar. Neben den bis zu 8000 Par. Fuß hohen Gletschern und Dolomit-Kronen der Alpenwelt erblicken wir die fettesten Triften und grüne Wald-Regionen, Burgen und malerische Ruinen (z. B. Zyfluenstein). Und auch Menschen der mannigfaltigsten Art finden sich hier auf kleinem Raume beisammen. Neben den Schwaben an der Iller im Algäu wohnen östlich, im Lech-Thale, Bojer; südlich, an den Quellen des Lech, ein gemischter Stamm von Letzteren und Rätiern; westlich, an der Luz und an der Breitach Wallifer, und nördlich von diesen, im Bregenzer Walde, Alemannen. Es sind wenig Beispiele vorhanden, daß im Binnenlande der deutschen Sprachwelt fünf Stämme auf Einem Punkte, wie hier, zusammenstoßen, so daß wir sie sämmtlich auf einer Wanderung von zwei Tagen besuchen können.

Eine in demselben Verlage erschienene „Gebirgs-, Post- und Reisekarte von Deutsch-Tyrol und Süd-Bayern" kann den Reisenden nach dem Algäu ebenfalls empfohlen werden.

*) Es wird im Programme gesagt: „Die „Pariser Zeitung" soll ein Versuch sein, das nichtpolitische Thun Frankreichs vom Standpunkte deutscher Bildung und deutscher Auffassung aus zu betrachten und zu beurtheilen."

*) Die Algäuer Alpen. Beiträge zur Charakteristik der Alpenwelt. Zugleich ein Führer für Fremde. Mit 6 Stahlstichen. München, Georg Franz, 1856.

**) Man blicke auf das Fürstenthum Reuschatel und die Bundespolitik der Schweiz, auf Central-Amerika und die Annexations-Gelüste der Vereinigten Staaten.

***) Im benachbarten Tyrol ist es übrigens mitunter noch schlimmer, als in der Schweiz. Fremde, die dort im vorigen Sommer gereist sind, kommen sich über die von seiner Obrigkeit betrogten Prellereien der Scenurrichter und Führer — z. B. in der Nähe des schönen Zillerthales — nicht genug beklagen.

D. R.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und verlegt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt im Inlande postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei: Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expediteur Kaumann, Unterwasserstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 118. Berlin, Dienstag den 30. September 1836.

Nord-Amerika.

Nathan Hale, der Spion aus Heldenmuth.*)

Vor einem Jahrhundert (6. Juni 1755) war Jubel in der schlichten puritanischen Wohnung der Familie Hale, in dem Städtchen Coventry, Staat Connecticut, über den Segen eines Neugeborenen. Der strenge, zuchtmeisterliche Kalvinismus Richard's und Elisabeth's konnte dem Mutterherzen nicht verbieten, den entzückenden Naturgefühlen freien Lauf zu geben. Obgleich das zwölfte Kind, wurde es mit ungeschmälerter Liebe und vielleicht mit einer gewissen Ahnung künftiger Auszeichnung freudig begrüßt und mit zärtlicher Fürsorge gepflegt. Nathan wuchs zu einem strahlenden, lebhaften Knaben heran, und wer mag es wissen, wie tief sich dieser ruhige Schauplatz, diese festen, grünumkleideten Hügel, dieser schöne See und die kalten, feierlichen Winter Coventry's charakterbildend in die Seele des fröhlichen und geistvollen Kindes gesenkt haben. Diese Natur-Einflüsse müssen jedoch zur Befruchtung von Sinn und Gemüth des jungen Schößlings, und dem die edlen Thaten der reifen Mannheit sich entfalteten, nicht wenig beigesteuert haben. Im kaum erreichten zwölften Jahre starb ihm die Mutter, doch blieb ihm in der trefflichen Großmutter ein schützender Genius für die kritische Bildungszeit der Jugend. Die zweite Heirat des Vaters gab ihm eine zweite Mutter, an die er sich in inniger Liebe anschloß. Ueberdies hatte er in des Vaters stillem, wohlgeordnetem Leben ein tägliches Vorbild der Pflicht-Ergebenheit vor Augen.

Das Laubleben in Neu-England ist überhaupt geeignet, einen Mann der That durch und durch zu bilden. Die Mischung von körperlicher Arbeit und Schulunterricht, von Thätigkeit und beschaulicher Ruhe, von Härte und Milde haben eine spezifische Macht, festes Wollen, hohe Zwecke, gefügige Kraft und persönliche Stärke zu erzeugen. Nathan Hale's Erziehung war von echt neuenglischem Schlage. Mit der Geburt schon brachte er die Keime zu einem männlichen Geist mit, die Erziehung entwickelte sie und gab ihnen den entsprechenden Ausdruck. Seine Lebhaftigkeit bewahrte ihn vor der schlimmsten Frucht neuenglischer Strenge, sie machte es ihm unmöglich, ein phlegmatischer, kalkulirender Verstandesmensch zu werden. Er war zu heiter, um sich ein frühzeitiges, langes Gesicht zuzulegen. Er hatte zu viel gesunden Verstand, um stets verständig zu sein. Von rascher Auffassung und voll ehrgeizigen Strebens nach Auszeichnung in der Schule, trank der junge Hale in vollen Zügen aus dem Becher der Klassiker, den ihm sein Pastor, Dr. J. Huntington, ein tüchtiger Gelehrter, reichte. Mit sechzehn Jahren kam er auf die ehrwürdige, alte Hochschule zu Yale. Hier gewann er manchen glänzenden Preis unter dem guten Vorsteher Dwight, dessen heilige Muse in die elegischen Saiten gegriffen hat zur Erinnerung an den Tod unserer Helden, der „fest in der Pflicht, ruhig in Gefahr, unwandelbar gegen Freunde, treu dem Himmel" war. Wissenschaftliche Fortschritte und sittliches Betragen zeichneten ihn aus; nicht jenes sittliche Betragen, das sich träg abgemessen in das ausgetretene Geleise hält, sondern das vom aufgeweckten, thätigen Geist durchweht ist. Ein wunderbarer Sprung, von dem noch heute die Erinnerung in Yale bewahrt wird, zeugte, daß er, wie Washington, eine seltene Körperkraft besaß. Er war thätig bei der Gründung der Linnäischen Gesellschaft zu Yale und blieb in der Debatte nicht zurück. Im Jahre 1773 ging er von der Universität, wo er manchen Freund und einen guten Ruf zurückließ. Voll glühenden, aber im Zaum gehaltenen Ehrgeizes, mit seinem Diplom versehen, schlug er den Weg ein, den in Neu-England jeder junge Gelehrte betritt. In East-Haddam, einem so abgelegenen Städtchen, daß es, wie er scherzend äußerte, „Fremden, Bekannten und der Literatur unzugänglich war", verlebte er den Winter 1774 und schwang hier den Schulscepter, den einzigen, den unsere jungen Republikaner kennen, von Jedermann geliebt, „weil er", wie das übereinstimmende Zeugniß lautete, „so geistvoll, kenntnißreich, gutherzig und überdies so schön war". Im Frühling vertauschte er diese Stelle mit einer anderen als Lehrer in der lateinischen Schule (Grammar School) zu New-London. Für 70 Pfund Sterling jährlich unterrichtete er hier zweiundreißig auserlesene Knaben in lateinischer und englischer Gelehrsamkeit und daneben zwanzig junge Mädchen in einer Morgenschule. Das Unterrichten ist eine strenge Feuerprobe: Ein vollkommener Erfolg gehört zu den Seltenheiten; er bekundet ein besonderes Talent zu diesem Beruf und ein gutes Theil angeborener Mannhaftigkeit. Hale's Erfolge gränzten an das Wunderbare. Die Schüler, junge und erwachsene, hingen an ihm mit Liebe. Ohne Strenge, hatte er, durch seinen Takt und seine Freundlichkeit, eine unglaubliche Macht über die Knaben, die Kinder der ersten Personen in New-London; und gerade solche Knaben sind die besten Beurtheiler des echten Werthes und die strengsten Kritiker des falschen Scheins. Knaben haben Respekt vor einem Manne, der „wie eine Katze vom Boden eines leeren Fasses in ein zweites, von diesem in ein drittes springt". Der athletisch-gebaute, urkräftige, launige und gemüthvolle Mann gewann die Liebe der Knaben, trotzdem daß sein Kopf voll Wissen und sein Herz voll ernster Grundsätze der Pflicht waren.

Sein Herz flocht ihm indessen zärtlichere Bande. Alice Adams, der er durch des Vaters zweite Ehe Bruder geworden, galt seinem Herzen mehr, denn Schwester, schon als er auf der Universität verweilte. — Die Ereignisse eines langen Lebens, die Bühnenwandlungen eines achtundachtzigjährigen Dramas sind über ihr Haupt gegangen; und an des Lebens Gränze, als die Schatten kamen und schwanden und die Erde dunkel sich verlor, war der erste geliebte Name das letzte Wort auf ihren Lippen. Friedvoll sei ihr das ewige Leben und reiche Entschädigung für jedes stille Weh, das ein einziges, großes Leid in ihre irdische Pilgerfahrt gewoben!

Es nahte nun die Zeit, wo Gelehrsamkeit und Frauenliebe nicht mehr die Herrschaft führen konnten. Worte, die Thaten waren, leiteten Thaten ein, die zu dauernden Losungsworten wurden. Zu Lexington hatte die Glocke der Zeiten eine Epoche eingeläutet und die Aera politischer Freiheit hatte begonnen. Da war Noth an Männern, die kühn in Thaten und geduldig im Ausharren sind; denn viel gab es zu thun und noch mehr zu dulden. Der Streit sollte lang, angestrengt und zweifelhaft, doch ein solcher sein, dem treuer, fester Patriotismus die feierlichste Weihe gab. Eine Niederlage mußte die Schmach und das Elend völliger Entwürdigung und rechtloser Knechtschaft unausbleiblich in ihrem Gefolge haben. Ein glücklicher Erfolg würde mindestens den Geist der Mannheit und des freien Sinnes ungeschwächt erhalten: Was er noch mehr bringen möchte, war damals selbst dem schärfstblickenden Staatsmeister von Amerika's gegenwärtiger politischen Burg ein Geheimniß. — Der hochgeachtete und gebildete junge Schulmeister von Neu-England war sofort entschlossen, seine glückliche Lage, seinen Wohlstand, dem vaterländischen Rufe zu opfern. Jener war ihm gesichert, wenn er in seiner Stellung verblieb; er wählte das edlere Theil mit der ruhigen Begeisterung, die für den Mann bürgt. Ein Jüngling an Jahren, hatte er des Mannes festes Herz, unerschütterlichen Entschluß. Und als Mann wurde er geachtet und zu einer Sendung auserseben, die des höchsten Vertrauens würdig. Ein auf die eingelaufenen Nachrichten von Lexington zusammengetretenes Meeting redete Hale mit den Worten an: „Laßt uns stracks aufbrechen und nimmer die Waffen niederlegen, bis wir unsere Unabhängigkeit erfochten haben!" Seinem Vater schrieb er, daß ihn „das Pflichtgefühl dränge, Alles für das Vaterland zu opfern". — Zum Lieutenant im siebenten Connecticut-Regiment ernannt und bald von diesem zum Hauptmannsrang befördert, führte er, nachdem er bei der Küstenbewachung einige Dienste gethan, im September 1775 seine Compagnie nach Boston, um dort zu der Hauptarmee zu stoßen. Die Belagerung dieser Stadt war im vollen Gange, und obgleich Hale's Stellung zu Zeiten gefährlicher

*) Life of Captain Nathan Hale, the Martyr Spy of the Revolution. By J. W. Stuart. Hartford: J. H. Brown, 1836.

als irgend eine andere im Lager war, so beurtheilte doch das System meisterhafter Unthätigkeit vor, und, einige leichte Vorposten-Plänkeleien abgerechnet, sie ihm kein ernstes Gefecht zum Loose. Jedoch bot die Gelegenheit zur Auszeichnung nicht versagt. Die Handhabung der Kriegszucht glückte ihm so vollkommen, daß seine Compagnie ein Vorbild im Heere wurde. Er handelte nach Gesichtspunkten, die er in seinem Tagebuche aufstellt: „Es ist von hoher Wichtigkeit, daß jeder Offizier sich gewissenhaft mit seiner Pflicht bekannt macht, aber von noch höherer, daß er sorgfältig, was er weiß, praktisch ausübt. Die gänzliche Vernachlässigung des Einen wie des Anderen ist an dem gegenwärtigen ungeregelten Zustande des Heeres schuld."

Einen Prüfstein der patriotischen Herzen bot der Zeitpunkt, wo die Dauer der Dienstpflicht der improvisirten Armee ablief. Der Widerwille der Leute, sich von neuem einschreiben zu lassen, war ein Zeichen böser Vorbedeutung. Leider hatten sie gegründete Beschwerden. Knappe Rationen, rücksichtsloser Sold, unregelmäßige Lagerverwaltung sind Uebelstände, die bald das patriotische Feuer dämpfen. Im November 1775 drohte die Armee, beim Ablauf der Dienstdauer, sich in Nichts aufzulösen. Die Krankheit steckte zu tief in dem Organismus, um ohne große Schwierigkeiten gehoben zu werden. Unter denen, die dazu beitrugen, Offiziere und Mannschaft zu erheitern, zu ermuthigen und den geistenlenen Patriotismus zu heben, war Hale keiner der Letzten. In seinem Taschenbuche fand sich die Notiz: „Den Leuten versprochen, wenn sie noch einen Monat aushalten wollen, sollen sie für diese Zeit meinen Sold haben." Er that mehr: er ließ, um sein Versprechen zu halten, sich den Betrag des Soldes vorschießen. Als der Kongreß die Armee reorganisirt hatte, ward Hale als Hauptmann in der Linie beibehalten. Der in seiner Compagnie freiwillig ausgesprochene Wunsch, sich wieder einschreiben zu lassen, war ein schmeichelhafter Beweis für sein besonderes Talent im Kommandiren.

Als Boston vom Feinde geräumt worden, warf sich dieser auf New-York. Hale's Compagnie bildete einen Theil der dahin versetzten Truppen. Er stationirte abwechselnd in Long-Island und eine Meile oberhalb der Stadt. „Es ist ein kritischer Zeitpunkt", schrieb er, „eine Anzahl naturverleugnender Ungeheuer in der Kolonie New-York und in dem westlichen Theile von Connecticut würde mit Lust ihre Hände in das Blut ihrer Brüder tauchen." Einer Macht von 25,000 offener Feinde sollte die Spitze geboten werden. Das Gewässer um das bedrohte Eiland, Long-Island, war schutzlos. Eine überraschende That, die Hale faßte und ausführte, mußte in der amerikanischen Reihen ein „schmackhafter Leckerbissen" sein. Es gelang ihm, eine mit Proviant beladene britische Schaluppe, die unter dem Schutze der Kanonen des Kriegsschiffes „Asia" im East-river vor Anker lag, zu überrumpeln und wegzuführen. Unter der Hülle der Nacht ruderte er mit einigen auserlesenen Männern in einer Barke längs der Schaluppe. Still und unbemerkt erreichte er sie. Im Nu war sie erstiegen, und „heran kam sie, mit Hauptmann Hale am Steuer und den britischen Thierjungen im Kielraum". Im Kai angelangt, „vertheilte Hale das Prisengut, um in unserer eigenen Armee die Hungrigen zu speisen und die Nackten zu kleiden".

Die Schlacht von Long-Island war vorherstehend, und am Ende des August heischten ihre Vorboten stete Wachsamkeit und Sorgfalt. Sie kam unglückschwanger und ließ Trauer und Verzweiflung im amerikanischen Lager zurück. Obgleich nicht unmittelbar im Gefecht, war der in Long-Island anwesende Hale wohl im Stande, den Umfang der drohenden Gefahren zu kennen und zu fürchten. Die Amerikaner standen längs der New-Yorker Insel zerstreut. Die nicht über 14,000 Kampffähige zählenden Truppen waren von der Batterie die Kingsbridge (Königsbrücke) postirt, entmuthigt, schlecht verpflegt, kläglich und unpünktlich besoldet, krank, in elenden Quartieren, und der Winter stand vor der Thür. Die Britischen hatten das entschiedene Uebergewicht an Zahl, Uebung, Bekleidung und Pflege. Sie hatten die vollkommene Herrschaft über das Wasser. Die Stellung der Amerikaner war äußerst unsicher. Die Stadt zu decken, war höchst wichtig; allein das hätte die ganze Armee gefährdet. Hätte sich die britische Hauptmacht über den East-river oder den Throgspunkt geworfen und hätte sie die Stadt von der Nordseite eingeschlossen, so war es unvermeidlich, daß die Amerikaner sich der vereinten Land- und Seemacht der Angreifer hätten ergeben müssen. Es galt nun, die Pläne des Feindes zu kennen, um durch einen zeitigen, weder verfrühten noch verspäteten Rückzug der Gefahr zu entgehen. — Wie war aber diese Kunde zu erlangen? — Washington schrieb: „Wir sind in letzter Zeit ohne alle Nachrichten und außer Stande, sie uns zu verschaffen". Sollte er in diesem Dilemma Alles aufs Spiel setzen, indem er seine gegenwärtige Stellung behielt? Sollte er die Stadt oder das ganze Eiland räumen, oder aber sollte er hinter Vertheidigungswerken, wie sie in der Hast aufzuwerfen möglich waren, Schutz suchen? Alles drehte sich um den Punkt, eben die Kunde zu erhalten, die ihm bis jetzt zu erhalten nicht gelungen war, und die der britische Feldherr Howe aufs sorgfältigste zu verheimlichen suchte. Es war ein Fall, in welchem ein seiler Spion gewöhnlichen Schlages von keinem Nutzen sein konnte; hier war auf die Berichte der Ueberläufer nicht zu bauen. Hier war nicht weniger vonnöthen, als der geübten Weise in das Lager der Feinde zu dringen, und die Offiziere stimmten ihm insgesammt vollkommen bei. Die Wahl einer zu dieser heiklen und gefahrvollen Sendung geeigneten Person wurde dem Oberster Knowlton überlassen. Das Amt eines Spions, nach den Kriegsgesetzen als ehrlos verpönt, konnte selbstverständlich einem Offizier von seinen Oberen nicht befohlen werden. Wenn sich einer überhaupt demselben unterzog, so konnte es nur als freiwilliger Dienst geschehen.

(Schluß folgt.)

Amerikanische Literatur in Deutschland.

Es ist in diesen Blättern bereits von der wachsenden Anerkennung geredet worden, welche neuerdings der amerikanischen Literatur zu Theil wird. Dieselbe war vor wenigen Jahren noch eine völlige terra incognita für Deutschland, und es muß als ein spezielles Verdienst dieser Blätter hervorgehoben werden, zuerst die bedeutendsten Namen der amerikanischen Schriftsteller bekannt gemacht zu haben. Namentlich wurde Emerson, der berühmte Philosoph, den die Journale jetzt wie eine neue Entdeckung feiern, schon vor mehr als fünf Jahren hier besprochen, und Edgar Poe ward in seinem merkwürdigsten Gedicht „der Rabe", ebenfalls zuerst der deutschen Lesewelt vorgeführt. Auch der neueste Lieblings-Autor Amerika's, G. W. Curtis, der die malerisch-sentimentale Reisebeschreibung à la Heine dort fortgepflanzt hat, ist von uns zuerst namhaft gemacht worden. Ebenso sind Longfellow's, des jetzt so gefeierten Dichters, poetische Verdienste erst kürzlich hier gewürdigt worden. Man dreistert sich bereits von mehreren Seiten, die amerikanische Literatur durch Uebersetzungen in Deutschland populär zu machen, während das englischlesende Publikum durch die vortreffliche Ausgabe von A. Dürr in Leipzig Gelegenheit erhält, damit bekannt zu werden. Es wird den gebildeten deutschen Lesern eine interessante Wahrnehmung sein, daß die amerikanische Literatur sich weniger aus dem englischen Mutterlande als aus Deutschland ihre Musterbilder und Anregungen geholt hat. Bei Longfellow ist der jahrelang am Rheine gelebt, ist dies sogar in der Wahl des Stoffes oft der Fall, wie „Hyperion" und „die goldene Legende" beweisen. Ersterer ist ein Roman, der nach Jean Paul und E. T. A. Hoffmann gebildet ist, und letztere ein Nachklang von Goethe's „Faust". Aber auch fast bei allen anderen Schriftstellern in Amerika läßt sich der Einfluß deutschen Studiums nachweisen, je jünger die Generation, je auffallender stellt sich dies heraus. Die älteren Schriftsteller, namentlich Cooper, traten noch in englische Fußtapfen; der Drang, sich von diesen zu emanzipiren, mag viel dazu beigetragen haben, daß die deutschen Vorbilder im Werth stiegen. Aber auch die Ahnung, daß in Amerika, dem Lande aller Nationen, eine Welt-Literatur aufgehen müßte, hat die jungen schwunghaften Geister geleitet, und der deutschen Literaturreichthum die Grund-Elemente dazu zu schöpfen und dann wie die Bienen aus den Poesieblumen aller Länder sich die Zierden ihres neuen literarischen Thrumbaues zusammenzutragen.

Ein junges Talent, bei dem sich besonders deutlich des Erfolge dieser Richtung zeigen, ist der oben erwähnte G. W. Curtis. Wir wollen zum Beleg nur einige Stellen aus seiner berühmten Nilfahrt anführen, die auch zugleich seine poetische Anschauungsweise vortheilhaft hervorheben werden. Er sagt in seinem 22. Kapitel mit der Ueberschrift: Unter den Palmen:

„Humboldt, der große Kosmopolit und Poet, giebt die Eintheilung der Erde nach ihrer Schönheit und feiert die Palme als das Symbol seiner ersten Sehnsuchtsregung nach dem Orient. Ich kenne einen Palmbaum auf Capri; er steht in ausgewählter Gesellschaft von schimmernden Feigen und glänzenden Oleanderblättern. Er lehnt sich an einen Balkon und schaut weit ins blaue Mittelmeer. Durch die traumweiche, südliche Dämmerung Italiens kann er den Golf von Neapel und den Rauch des Vesuvs erblicken oder im vollen Mondenlicht die Gold-Orangen von Sorrento, wo Tasso geboren wurde, oder den Paulstippo, wo Virgil begraben ist. Die glückliche Palme von Capri sah Alles, was berühmt und schön ist im Golf von Neapel.

„Ein wandernder Dichter, den ich kannte, träumte einst im Mondenschein unter diesem Palmbaum und sang ein süßes Lied daraus; es war voll von der geheimen Wissenschaft der Sympathie, denn der Palmbaum war auch ein Dichter, wie alle Palmen es sind.

Google

„Aber die Palmen sind nicht nur Poesien, sie sind auch Prophezeien, geheiligte Bäume der religiösen Erinnerungen. Als Jesus nach Jerusalem zog, wurden ihm Palmzweige gestreut, und seitdem deuten Palmen immer Frieden. Auf den herrlichen Gemälden der altchristlichen Kunst sind Palmen das einzige Laubwerk; sie beugen sich über das Haupt der Marieen, sie beschatten die Propheten und säuseln in den Händen der Cherubim am Sterbelager der Märtyrer. Giebt es ein holderes Bild, als Correggio's „Flucht nach Aegypten", wo die goldhaarigen Engelein durch Palmenzweige auf die liebliche Mutter und ihr liebliches Kind himmlachelen! — In Aegypten ist besonders die Dattelpalme von eigenthümlicher Schönheit, mit ihren Federbüschen steht sie wie eine geschmückte Prinzessin unter den gewöhnlichen Palmen, die übrigens auch noch immer zu der „guten Gesellschaft" unter den Bäumen gehören, denn sie haben eine angeborene Vornehmheit. Ihre schlanken Säulen werden mir immer als die eigentlichsten Träger des tropischen Himmelsdomes erscheinen; ein Palmenzweig, wo ich ihn auch sehe, wird mir die Wünschelruthe sein, die mich zurückversetzt an den Nil und seine seligsamen Ufer voll Palmenhügel. Die Palme ist nur in ihrem Haine glücklich, wo sie den Schatten von ihres gleichen genießt, alleinstehend ist sie ein Bild der Sehnsucht und Verlassenheit. Wäre ich ein Dichter, würde mein Herz in Liedern schmelzen für die einsame, traurige Palme. . . . ."

Wer erkennt hierin nicht eine Umschreibung von Heine's schönstem Gedicht „die Palme im heißen Wüstensand!" Der junge Amerikaner hat den Vortheil neben dem deutschen Dichter, die glühenden Farben des Orients mit eigenen Augen gesehen zu haben. Unsere Schiller, Jean Paul und Heine sind nur mit den Flügeln der Phantasie so weit gereift, aber sie haben die Sprache erfunden für die Schilderung des Schönen; die strebsamen Amerikaner thun wohl daran, der hören in die Schule zu gehen.

F. v. H.

England.

Thomas Solly über die menschliche Willens-Freiheit.

(Schluß.)

Die Untersuchungen des Verfassers beziehen sich:

I. auf den menschlichen Willen und zwar
   1) in seinem Verhältniß zur Natur,
   2) in seinem Verhältniß zum Intellekt,
   3) in seinem Verhältniß zu Gott;
II. auf den göttlichen Willen und zwar
   1) auf die göttliche Weltregierung,
   2) auf den göttlichen Willen als das letzte Prinzip in dem göttlichen Wesen.

Die Untersuchungen über den menschlichen Willen im Verhältniß zur Natur leitet der Verfasser mit einer ausführlichen Darstellung des Gegensatzes zwischen dem „Necessarianismus" und dem „Libertarianismus" ein.

„Die Necessarianer", heißt es an einer Stelle, „behaupten, daß die Ursache der menschlichen Handlungen in Motiven zu finden seien, welche nach Gesetzen, die der menschlichen Natur durch eine dem Menschen äußerliche Macht auferlegt sind, bestimmt werden. Nach ihnen ist also alles menschliche Handeln durch die Gesetze einer bedingten Kausalität bestimmt, und das unbedingte Element ist in dem Willen des Schöpfers zu suchen. Die Libertarianer, glauben, daß die menschlichen Handlungen ihren absoluten Anfang in der menschlichen Seele nehmen, führen dieselben auf eine unbedingte Ursache in der menschlichen Seele als ihr erstes Prinzip zurück, wenn sie auch für die Sphäre, in welcher diese unbedingte Ursache fähig ist, sich zu äußern, gewisse Schranken anerkennen." Den Necessarianismus bringt der Verfasser in die Formel: „Der ganze menschliche Geist ist dem Gesetz der Kausalität unterworfen"; für den Libertarianismus giebt er die Formel: „Jeder menschliche Geist enthält ein Thätigkeits-Prinzip, welches dem Gesetze der Kausalität nicht unterworfen ist".

Die auf den Begriff der Kausalität sich beziehenden Ausführungen, welche einen sehr beträchtlichen Theil des ganzen Buches einnehmen, geben uns, was den Inhalt betrifft, im Wesentlichen nur das wieder, was Kant in Bezug auf diesen Gegenstand geleistet; sie geben in einer Darstellungsweise, der man das Verdienst einer ungemein leichten Verständlichkeit und Klarheit zuerkennen muß, den Beweis, daß unser Glaube an die Kausalität seinen Grund nicht in der Erfahrung habe, daß der Begriff des Verhältnisses von Ursache und Wirkung, den wir auf alle Erscheinungen in der gesammten gegenständlichen Welt anwenden, ein Begriff a priori sei.

Die neue Theorie der Willens-Freiheit, welche der Verfasser auf Grund der Ergebnisse, zu denen er in Bezug auf den Begriff der Kausalität gelangt ist, entwickelt, besteht, in ihren Grundzügen angedeutet, in Folgendem:

Dessen, was wir unser „Ich" nennen, d. i. des Prinzips unserer Individualität, sind wir uns nicht als eines Objektes neben anderen Objekten, sondern nur als der thätigen, alle Objekte umfassenden Einheit bewußt. Nur, was Objekt sur uns ist, ist dem Gesetz der Kausalität unterworfen (diesen Satz hat der Verfasser in einem früheren Abschnitte bewiesen); unser „Ich" ist also, insoweit es reines Subjekt und nicht Objekt ist, dem Gesetz der Kausalität nicht unterworfen, d. h. es ist frei. Die Freiheit unseres „Ich" kann aber nicht in der Macht bestehen, zwischen Thätigsein und Unthätigsein sich zu entscheiden, weil sein Dasein mit seinem Thätigsein zusammenfällt; sie kann nur in der Fähigkeit des „Ich" bestehen, die Art seines Thätigseins zu bestimmen. Nehmen wir diese Fähigkeit als das Vermögen, zwischen Objekten (oder Handlungen) zu wählen, so haben wir, wenn der Erkenntniß des Unterschiedes zwischen den Objekten aller Einfluß auf die Entscheidung abgesprochen wird, die Freiheit der absoluten Indifferenz, die „Willkür", d. i. eine Freiheit, welche soviel ist, wie eine absolute Zufälligkeit aller Willens-Bestimmungen; fassen wir aber die Objekte, welche von der Erkenntniß in ihren Werthen unterschieden werden, zugleich als Motive für den Willen, so verfallen wir entweder, wenn wir die Wahl durch nichts Anderes, als durch diese Motive bestimmt denken, dem Necessarianismus, oder, wenn wir dem wollenden Subjekt die Macht beilegen, sich im Widerspruch gegen das Resultat der Motive zu unterscheiden, einem Libertarianismus, der im Wesentlichen von dem Arbitrarianismus nicht verschieden ist. Es bleibt uns nur übrig, die Freiheit als die Macht des Subjektes aufzufassen, sich selbst zu bestimmen, d. h. unmittelbar, ohne Wahl, Ueberlegung (moralischen) Zustandes zu sein. „Jede Handlung, insofern sie ein reiner Akt des Willens ist und nicht objektiv vorgestellt werden kann, besteht in einer Aenderung des empirischen Charakters des Handelnden durch die Selbstbestimmung des Subjektes und ist also der Ausdruck der individuellen Persönlichkeit für den Moment, in welchem die Handlung vollbracht wird; und insoweit ist die Handlung frei. Insofern aber, als sie ein Objekt der Sinne, der äußeren Sinne oder des inneren Sinnes (der Anschauung) ist, folgt sie den Gesetzen der menschlichen Natur gemäß aus dem (durch die Selbstbestimmung des Subjekts) bestimmten Charakter und ist, wie dieser, das Produkt der vereinten Wirkung des Gesetzes und der Freiheit." „In jedem Augenblick ist mein Handeln durch die Gesetze der Natur (die menschliche Natur mit einbegriffen) beschränkt; aber innerhalb der Schranken hat es freien Spielraum, kraft seiner Freiheit. Die letztere wird als ein Akt der Selbstbestimmung des Subjektes ausgeübt."

„Die Selbstbestimmungen des Subjektes oder die individuellen Akte des Willens messen sich an einem festen Willensprinzip in dem Bewußtsein, welches der absolute Wille (der göttliche Wille in der Menschennatur) genannt werden kann. Dieses Prinzip ist etwas Permanentes und kann also nicht ein besonderer Akt des Willens in der Zeit, sondern es muß ein allgemeines Willensprinzip sein, dessen wir uns nur durch die Veränderungen des Gefühls bewußt werden, welche durch die Veränderungen in dem Verhältniß des Subjektes zu dem Prinzip erzeugt werden. Dieses allgemeine Willensprinzip (der absolute göttliche Wille im Menschen) ist der Grund des Moralgesetzes, und das Gefühl, welches aus dem Bewußtsein von dem Verhältniß des individuellen Willens zu diesem Prinzip entsteht, ist das durch das Wort: „Ich soll" ausgedrückte Gefühl."

Daß die im Vorstehenden angedeutete Lösung des Problems der Willensfreiheit mit der von Kant gegebenen fast in allen Punkten übereinstimmt, wird einem Jeden, der die letztere einigermaßen kennt, sofort einleuchten. Daß die ganze objektive Seite des Wollens und Handelns, Alles, was Kant Phänomenon (Erscheinung) nennt, dem Gesetze der Kausalität oder der Nothwendigkeit unterworfen sei, also nicht in das Gebiet der Willensfreiheit falle; daß der Sitz der Freiheit in dem reinen Subjekt, in dem Ich als dem Prinzip der geistigen Individualität zu finden sei; daß die Selbstbestimmung des Subjektes mittelbar, nämlich durch ihren Einfluß auf den Charakter in der Wahl zwischen den Handlungen die Entscheidung bestimme; das sind Hauptpunkte in der Theorie von der Willensfreiheit, in denen der Verfasser mit Kant vollständig übereinstimmt. Der Punkt, in welchem der Verfasser einen wesentlichen Fortschritt über Kant hinaus gemacht, wird unseren Lesern einleuchten, wenn wir ihnen die folgende Stelle mittheilen:

„Wenn Kant sagt, daß in dem verstandesmäßigen Charakter keine Veränderung stattfinden kann, führt er die ganze Freiheit des Menschen auf einen einzigen Akt zurück und läßt das gesammte Handeln jedes Menschen ausschließlich von den äußeren Verhältnissen und Umständen abhängig sein. Dieser Ansicht muß ich aus zwei Gründen entgegentreten. Erstlich findet das Gesetz der Kausalität auf das in der Zeit Geschehende nur insofern Anwendung, als es ein Objekt unseres inneren oder äußeren Sinnes ist, aber nicht, insofern es rein subjektiv und dem Bewußtsein nur als seine eigene Thätigkeit bekannt wird. Zweitens würde die Freiheit, welche durch die Kantsche Hypothese

geretitet wird, kaum der Rettung werth sein, da, dieser Hypothese zufolge, viele Formen des moralischen Gefühls auf Täuschung beruhen würden, z. B. die Reue oder die guten Vorsätze. Sind diese Formen des moralischen Gefühls keine Selbsttäuschungen, so hat der Mensch nicht blos eine Fähigkeit, durch welche er in seinem Lebenswandel eine Veränderung hervorbringen kann, sondern diese Veränderung findet auch statt gerade in dem Element seiner Thätigkeit, welche der Sitz seiner Freiheit und der Grund seiner moralischen Verantwortlichkeit ist, — nämlich im verstandesmäßigen Charakter."

Die interessanten Untersuchungen, die der Verfasser in dem Abschnitte über das Verhältniß des Willens zum Intellekt anstellt, wollen wir andeuten, indem wir auch der Schlußbetrachtung dieses Abschnittes die folgende Stelle mittheilen:

„Ein Wissen oder Erkennen von Objekten entsteht nur da, wo der Wille auf einen Widerstand stößt, den er nicht überwinden kann; und die Thatsache dieses Widerstandes ist bestimmt durch eine Differenzirung (durch eine Vergleichung). Wo der Widerstand nur ein Widerstand für den besonderen zeitlichen Willen ist, da ist die Erkenntniß empirisch; wo er absolut ist, d. h. ein Widerstand für alles Wollen überhaupt, da ist die Erkenntniß eine Erkenntniß a priori. Wenn wir alle Objekte als die Operation des göttlichen Willens ansehen, so kann die Erkenntniß bezeichnet werden als das Ergebniß einer Kollision eines solchen göttlichen Willens mit dem menschlichen Willen oder besser vielleicht noch als die Projection des ersteren auf der Fläche des letzteren. Dieser aber muß als der konkrete menschliche Wille verstanden werden und nicht als der Wille im Gebiet der reinen Freiheit, wo er die Selbstbestimmung des Subjektes ist. Im letzteren Falle würden wir unserer Erkenntniß nach Belieben eine Unendlichkeit von Formen geben können; wenn in unseren Beziehungen zu dem Objektiven kein Element dem Gesetz unterworfen, so würden unsere Fähigkeiten durch unseren Willen bestimmt sein."

Was der Verfasser über das Verhältniß des menschlichen Willens zu Gott und insbesondere zu Gott als dem Allmächtigen und zu Gott als dem Allwissenden beibringt, ist als eine sehr scharfsinnige Kritik und als eine sehr interessante Beleuchtung der in Bezug auf dieses allgemein beliebte Thema zur Zeit noch herrschenden theologischen Ansichten zu bezeichnen. Daß aber dieser Abschnitt, wie auch der darauf folgende zweite Theil des ganzen Werkes, in welchem der Verfasser den göttlichen Willen zum Gegenstand seiner Untersuchungen hat, an wissenschaftlichem Gehalte dem im menschlichen Willen behandelnden ersten Theile gleich sei, müssen wir in Abrede stellen. Der Verfasser hat es zum Theil verabsäumt, die Begriffe, von denen er bei diesen Untersuchungen ausgeht, einer Kritik zu unterwerfen. Er hat die Vorstellungen von Gott, von der Allmacht, von der Allwissenheit Gottes, so wie sie dem religiösen Bewußtsein vorschweben, ohne Weiteres acceptirt. Hätte er sie auf ihren wahren echt-wissenschaftlichen Gedanken-Inhalt zurückgeführt, so würde er wohl gefunden haben, daß die Probleme, zu deren Lösung er jetzt seinen ganzen Scharfsinn aufbietet, ohne ein Ergebniß von wissenschaftlicher Evidenz zu Tage zu fördern, meist solche Probleme sind, die man nicht lösen kann, so lange man den Standpunkt des Gegensatzes zwischen Gott und Welt nicht überwunden hat. Hr.

Mannigfaltiges.

— Kalifornien. Das zweite Heft der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" (neue Folge) enthält, außer mehreren anderen werthvollen Artikeln, eine höchst interessante Arbeit über Kalifornien von der Feder Karl Andree's. Sie beginnt mit einer Uebersicht der Zustände des Landes unter spanischer Herrschaft, die den wunderbaren Aufschwung nicht ahnen ließen, den die Entdeckung der Goldgruben im Verein mit der rastlosen industriellen Thätigkeit der Nord-Amerikaner, von einem Einwandererschwarm aus allen Weltgegenden unterstützt, ihm verleihen sollte. Im Jahre 1831 belief sich die Gesammtbevölkerung der vier Presidio's, in welche die Spanier es eingetheilt hatten, auf 23,025 Seelen, während heute die Stadt San Francisco allein das Siebenfache dieser Zahl in sich schließen soll und das ganze Land etwa eine halbe Million Einwohner zählt. „Zuerst waren Mexikaner aus Sonora eingeströmt; gleich nach ihnen kamen amerikanische Ansiedler aus Oregon und Kanada's, Eingeborene der Sandwich-Inseln; Tausende von Auwohnern der Südsee, insbesondere an Bergbau gewöhnte Peruaner und Chilenen, fanden sich gleichfalls ein; Europäer und Abenteurer aus den atlantischen Staaten kamen theils über das Felsengebirge und die Sierra Nevada oder über Panama, oder endlich auf dem Wege um das Kap Horn; endlich stellte auch Australien sein Kontingent, und zuletzt erschienen Chinesen zu Tausenden. Dazu rechne man die eingeborenen Kreolen, die Indianer aus verschiedenen Stämmen, selbst vom Nutka-Sunde her, die Neger, Mulatten und Mestizen, und man wird gestehen, daß ein buntes Gewirr verschiedener Racen und Volksthümlichkeiten nicht zu denken ist. Ein ähnliches Schaupiel, wie Kalifornien es auch in ethnologischer Beziehung darbot, hatte die Geschichte nie zuvor gekannt." — Zur Erläuterung des Aufsatzes, dessen Schluß das folgende Heft der „Zeitschrift" bringen wird, dient eine vortreffliche, von H. Kiepert gezeichnete Karte von Kalifornien, zu der die offizielle Karte des State Surveyor General Eddy und die in den Jahren 1853–1854 ausgeführten Küsten-Aufnahmen der Vereinigten-Staaten-Marine das Material geliefert haben. Das übrigens auf auf dieser Karte nicht alle in den kalifornischen Blättern erwähnten Punkte zu finden sind, ist bei dem raschen Entstehen von Städten und Ortschaften, die mitunter auch eben so rasch wieder verschwinden, leicht erklärlich; so vermissen wir das in einer der letzten Nummern des Steamer Bulletin genannte Sebastopol (Nevada County).

— Bühnendichter, Schauspieler und Publikum in China. Es giebt im „Reich der Mitte" nirgends stehende Theatre und doch große Leidenschaft für das Theater: so soll die Residenz Peking allein, wenn der Hof anwesend ist, 700 Schauspieler-Truppen, jede von 8–10 Mitgliedern, zählen.*) Die Schauspieler haben keine Rezensenten zu fürchten, da man in China weder schöngeistige Zeitschriften, noch Feuilletons besitzt, und wegen des sogenannten Repertoirs ist man nie in Verlegenheit: jede Truppe studirt eine gewisse Anzahl von Stücken, die einen bleibenden Werth haben, und garnirt das Dasein anderer. Auch hat kein Theater-Direktor jemals von Zudringlichkeit dramatischer Schriftsteller zu leiden; denn einestheils sind Schöpfungen auf diesem Gebiete seit manchem Jahrhundert ziemliche Seltenheiten, andererntheils ist es den Dramaturgen, wie den Romanschreibern der Chinesen um den Beifall eines Publikums, das kaum jemals ihre Namen erfährt, nie zu thun gewesen. Sich unter den vielen Millionen seiner Landsleute „ausposaunen" zu lassen, fällt dem chinesischen schönen Geiste nicht ein: er dichtet ebenso uninteressirt, wie der Vogel sein ihm angeborenes Lied hinträllert, und sucht den Lohn dafür nur in der eigenen Brust. Von Tribulationen der Theater-Direktoren durch ihre Truppe ist uns ebenfalls nichts zu Ohren gekommen, und „selbst sane Leiden" eines solchen Mannes würden in China niemals Stoff zu einem humoristischen Buche hergeben; viel eher die Leiden der Schauspieler, da diese zu ihrem Direktor in einer fast sklavischen Abhängigkeit stehen.

— Levin Schücking auf der Köln-Mindener Eisenbahn. Der „Eisenbahnfahrt durch Westfalen", die wir früher angezeigt und die sich zunächst nur mit der eigentlich „Westfälischen Eisenbahn" (von Warburg nach Hamm und von letztgenannten Orte nach Münster) beschäftigte, hat Levin Schücking kürzlich auch eine con amore dargestellte Fahrt von Minden nach Köln folgen lassen.**) „Schilderungen und Geschichten" sind es im wahrsten Sinne des Wortes. Der Verfasser kennt nicht blos die viel besuchten Plätze und Gegenden, nicht blos die berühmten und viel genannten Männer seines westfälischen Vaterlandes, sondern auch dessen loci et viri obscuri (in benachbarten Holland gewöhnlich „Moffen" genannt), die er in bunter Reihe mit jenen uns vorführt, ohne daß der reisende Leser darob ungeduldig wird, denn unser Führer weiß seine Geschichten gar anmuthig zu würzen. Manchmal geht er freilich in der Ausdehnung dieser sich an Westfalen knüpfenden Geschichten etwas zu weit, z. B. wenn er uns bei Gelegenheit des Schlosses Sparrenberg, auf welchem sich im Jahre 1672 die Kurfürstin Dorothea momentan aufhielt und wo daher zufällig der zweite Sohn des großen Kurfürsten geboren wurde, die ganze Lebensgeschichte des Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, die Geschichte der Heirat dieses Prinzen mit der Gräfin Baldiani-Salmour in Turin und sein tragisches Ende erzählt. Gleichwohl ist das Büchlein gewiß eines der geschicktesten und unterhaltendsten der Brockhausschen Eisenbahn-Reisebibliothek, und wenn unter hundert Personen, die über die Köln-Mindener Eisenbahn fahren, nur immer Eine diesen unterhaltenden Reisebegleiter kaufte (was gar nichts Unwahrscheinliches wäre, wenn das Büchlein auf allen Bahnhöfen leicht zu haben sein möchte), so würde die Verlagshandlung in Einem Jahre nicht weniger als 17,500 Exemplare absetzen.

*) Von dem unglücklichen Schicksal einer solchen größeren chinesischen Schauspieler-Gesellschaft, die sich auf Gastrollen nach Amerika begeben hatte, haben wir im vorigen Jahre im „Magazin" berichtet. D. R.

**) Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. Von Levin Schücking. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856.

Das mit dieser Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., außer das Ganze im Auslande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin der Verf. d. Comp., Zägerstr. Nr. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 119. Berlin, Donnerstag den 2. Oktober 1856

Frankreich.

Die Gottesstadt im XIX. Jahrhundert.*)

I.

Die antike Idee von Stadt und Vaterland, diese Seele der Civilisation im Alterthum, um die sich Religion, Poesie, Beredtsamkeit, das ganze geistige Leben des Gedankens und der Sitte gruppirte — diese Idee war es, die den heiligen Augustinus bei seinem Werke „De civitate Dei" inspirirt hat. Anfangs gab es so viele Städte, als es Gemeinden gab; dann hatte Eine alle anderen in sich aufgenommen, indem sie ihnen allgemach den Genuß der eigenen Rechte gewährte; dann sank sie selbst von ihrer Höhe, und in die Stelle der alten Idee der Stadt drängte sich die Idee des Reiches, diese imposante Einheit, die alle mit Stolz erfüllte, alle in ihr Joch spannte; die selbst denjenigen ehrfurchtsvolle Scheu einflößte, welche heranbrangen, sie zu zertrümmern; aber dieser kolossale Leib hatte stets einen Kopf, die Stadt vorzugsweise, Rom, die ewige Stadt.

Ueber diese großen Erinnerungen, diese mächtigen Ueberlieferungen, diese eingewurzelten Anschauungen brachen die Barbaren zerstörend herein, gerade um die Zeit, wo das Christenthum seinen Sieg feierte. Daher kam es, daß die Römer, für die die Einheit und die Fortdauer ihres Reiches eine Art Religion war, in ihrer Vorstellung den Sturz des Reiches mit der Ankunft Christi verwechselten. Daher die Klagen und Anschwärzungen, die den Eifer des heiligen Augustinus entflammten; und weil er in dem großen Blendwerke der irdischen Weltstadt die Quelle jener Klagen erkannte, darum richtete er gegen sie seine Angriffe, auf ihre Trümmer legte er den Grund einer umfassenderen Stadt, die, ohne Unterschied der Sitten und des Vaterlandes, Alle aufnahm, welche an denselben Gott glaubten.

Das Buch des heiligen Augustinus ist eine beredte und leidenschaftliche Anklageschrift gegen Rom. Er nennt sie die Stadt des bösen Uebels, die Stadt des Teufels; Kain war ihr Gründer, Abel dagegen ist der Erbauer der Himmelsstadt. Kain baute eine Stadt; Abel baute keine; er war ein Fremdling auf Erden; das Reich der Himmelsstadt ist nicht von dieser Welt; ihre Bürger leben als Pilger untermischt mit den Kindern der irdischen Stadt und warten auf ihr Reich, das in der Höhe ist. Da alle Großen der alten Welt und der irdischen Stadt gewissermaßen in einer einzigen, der Metropole, sich zusammendrängten, so ist es eben diese Stadt, so ist es das heidnische Rom, das der große Feind geworden. Wohl räumt Augustinus dem römischen Volke manche Tugend ein; meist aber weilt er mit besonderem Wohlgefallen bei der Schilderung von dessen Lastern. Die „Gottesstadt", sagt Villemain, „ist die Leichenrede des römischen Reiches; sie weicht indeß schnurstracks von der gewöhnlichen Weise ab: sie schmeichelt ihrem Helden nicht".

Seine maßlose Verachtung der irdischen Stadt Rom mußte Folgen haben, die Augustinus selbst nicht ahnte. Er schilderte die Gottesstadt als eine Fremde und auf der Wanderung hienieden, die nichts verlange, als Frieden und Sicherheit, nichts erwarte, als das Himmelreich; aber bei dieser allgemeinen Zersetzung breitete die Gottesstadt, d. h. die Kirche, allein im Besitz einer sittlichen Idee und einer starken Organisation, allmählich ihre Herrschaft aus, gestaltete unmerklich das Politische und Bürgerliche nach ihrem Bilde um, anfangs durch die Macht des überzeugenden Wortes, bald aber durch die Gewalt der Autorität. Sie ließ sich sogar in der Erbenstadt nieder, erwarb Vermögen, nahm Truppen in Sold; kurz, strebte offen nach der Erbschaft des römischen Reiches. Sagte man ihr: „Ste sei ja nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen; ihr Reich sei nicht von dieser Welt; die Fürsten der Erde herrschen über die Völker, so sei es aber nicht unter den Kindern Gottes; die Gottesstadt sei nicht gegründet, um die Erde zu vertheilen; endlich: man müsse dem Kaiser geben, was des Kaisers ist", so antwortete sie: „man müsse auch Gott geben, was Gottes ist; es sei besser, Gott, als Menschen gehorchen; sie sei gegründet, um zu binden und zu lösen; und da sie über Engel richte, so dürfe sie wohl über die weltlichen Dinge richten." Endlich behauptete sie, sie habe von Jesu Christo Vollgewalt erhalten, ihn geistlich und weltlich in aller Fülle seiner Macht zu vertreten.

Hier haben wir nun die Geschichte des Mittelalters: Horden die Erdenstadt, Sklaverei der Gewalt und Barbarei, fast ohne Künste, Wissenschaft, Industrie, aber schon von einem dunklen Gefühl der Selbstständigkeit, von einem stets wachsenden Bewußtsein ihrer Rechte durchwebt — drüben die Himmelsstadt, allein ausgerüstet mit moralischer und civilisirender Macht, allein im Besitz der Wissenschaft, allein die Kunst und die Poesie belebend, die Erdenstadt aber in die Fesseln eines unbeweglichen Zustandes schlagend.

Im XV. und XVI. Jahrhundert entwickelt sich das Drama zum Vortheil der Erdenstadt. Vier hervorstechende Thatsachen bezeichnen diese Umwälzung: die großen Entdeckungen der Seefahrer, die Gründung der neueren Monarchieen, die Renaissance, die Reformation.

Zuvörderst lernt die Erdenstadt ihr Reich kennen: mit Columbus entdeckt sie ein neues Festland; mit Copernicus und Galilei erkennt sie die Straße, auf der sie im Raume fährt. Der Kompaß und das Teleskop geben ihr die Mittel, sich in ihrem eigenen Gebiete zurechtzufinden oder in die sie umgebenden Welten vorzudringen; durch den Buchdruck, von der Wissenschaft unterstützt, wird sie Herrin der Natur und Politik ihresgleits, nachdem sie im Verlaufe des Mittelalters gegen die Theokratie gekämpft, gelingt es endlich, die modernen Staaten, frei von der Suprematie Roms, zu gründen. Allein, wie alle Revolutionen, hieb auch diese Trennung der Politik von der Religion über die Schnur: sie geschah auf Kosten der Moral. Machiavel's Politik ersetzt auf eine Zeitlang die Stelle der Politik Gregor's VII. und Innocenz' III. Und jene gewaltige Bewegung des Gedankens, der Phantasie, der Kunst und der Gelehrsamkeit, die man mit dem Namen Renaissance bezeichnet, was war sie? Das Wiedererwachen des heidnischen Geistes, ich meine nicht des heidnischen Götzenthums, sondern des freien Geistes des Schönen und Wahren, der keinem Symbol gehorcht, der seine Inspirationen aus den edlen und allgemeinen Gefühlen der Menschheit schöpft. Dante ist der Dichter der Himmelsstadt; Tasso und Ariost sind die Dichter der Erdenstadt; der heilige Thomas ist der Philosoph in jener, Montaigne und Bacon sind die Philosophen in dieser; drüben führen Cimabue und Giotto, hüben Raphael und Correggio den Pinsel.

Die Reformation zeigte eine Doppelgestalt: an sich war sie ein Erwachen der Himmelsstadt, die allmählich zu einem Phantom ausgeartet war; indem sie sich aber den großen Revolutionen des Jahrhunderts beigesellte, wurde sie eine Bundesgenossin der Erdenstadt.

In der That, wie man auch den Protestantismus in seinen Dogmen und seiner Geschichte beurtheilen mag, das läßt sich nicht ableugnen, daß er ursprünglich ein Erwachen des religiösen Geistes gewesen ist. Seit Gerson, also beinahe seit einem Jahrhundert, hatte man in Europa keine einzige religiöse Größe gesehen. Das XV. Jahrhundert war ein entsetzlicher Zeitraum: die Politik hatte überall jene hassenswürdige Perfidie in Praxis gesetzt, zu der Machiavel die Theorie geliefert zu haben scheint. Die päpstliche Politik hatte in Verschmitztheit und Lug mit allen Höfen Europa's gerungen. Die Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste, welcher sich die katholische Kirche mit lobenswerthem Eifer angeschlossen hatte, hatte in die Sitten Zierlichkeit und eine gewisse Würde eingeführt, aber unbegleitet von Moral und Glauben. Der Scholastik, je mehr und mehr ausgedörrt, war der große religiöse Geist abhanden gekommen, und sie verlor sich in jämmerliche Wortklauberei. Da ließ Luther die Lehre von der Gnade aus seiner Seele Tiefen sprudeln und gab der christlichen Welt einen Ruck, der auf den Katholizismus selbst vortheilhaft wirkte.

Sowie sich indeß der Protestantismus in das Getümmel der Weltereignisse einließ, inspirirte er sie mit seinem Geiste. Es war

*) Nach Paul Janet, in der Revue des deux Mondes.

Digitized by Google

eine Epoche, in welcher überall das Leben und die Natur mit neuer, unwiderstehlicher Macht zum Durchbruch kamen. Die Reformation gesellte sich zu dieser Bewegung, deren Prinzip sie dem Anschein nach noch mehr, als der Katholizismus, schnurstracks entgegen war. Aus der Mystik geboren, machte sie der Askese den Krieg; aus dem Glauben geboren, nahm sie die freie Prüfung in Anspruch; aus Haß gegen Rom die Künste ächtend, begünstigte sie den Aufschwung der Industrie, der Reisen, der Kolonisirung; anfangs mit der Lehre von der absoluten Staatsgewalt vereint, verbündete sie sich bald mit der politischen Freiheit. So ist die Reformation einerseits ein Protest der Freiheit zu Gunsten der individuellen Vernunft und der berechtigten Naturtriebe; andererseits ein Protest des lebendigen Glaubens und der inneren Gnade. Aber von diesen beiden Richtungen hat die erstere immer mehr Boden gewonnen und die letztere verdrängt; und betrachtet man die Reformation nicht in ihrem Keim, sondern in ihrer Entwicklung, so kann man darin das Streben der Erdenstadt wahrnehmen, sich von der mönchischen Askese und dem priesterlichen Joche frei zu machen.

Das siebzehnte Jahrhundert ist die schönste Blüthenzeit der Gottesstadt. Der Katholizismus, von der Reformation aufgerüttelt und erweckt, war niemals größer, erleuchteter. Der heilige Franz von Sales, Bossuet, Fénélon paarten die Größe des religiösen Gefühls mit der Kenntniß des menschlichen Herzens und mit dem Bewußtsein der Lebensforderungen. Die Religion gattet sich mit der Geschichte, der Philosophie, der Politik; sie leiht ihnen und borgt von ihnen Licht. Der Jansenismus taucht in den Abgrund des menschlichen Elends, und der verzweifelnde Pascal ruft in seinen Verzückungen den Gott Jakob's an. Die Philosophie, obwohl selbständig, ist durch und durch religiös. Descartes wendet sein ganzes Leben daran, Gott zu beweisen; Malebranche und Leibnitz demonstrirren die Weisheit des göttlichen Waltens in der Gesammtschöpfung; selbst Spinoza, der für einen Atheisten gilt, sieht in der Liebe zu Gott den letzten Grundstein der Moral. Die Poesie, die Plastik folgen derselben Bewegung: Milton singt das verlorene Paradies, Corneille und Racine schreiben den Polyeuktes und die Athalia, Lesueur malt den heiligen Bruno. Allein am Ende des Jahrhunderts bricht das Gleichgewicht, und die blinde Intoleranz bereitet eine beispiellose Umwälzung vor. Das achtzehnte Jahrhundert ist die Entfesselung der Erdenstadt, die nicht mehr frei, sondern Herrin sein will; sie greift die Gottesstadt nicht, wie sie sich unter der Form der katholischen oder christlichen Religion darstellt, sondern schlechtweg als Religion an; sie wirft Gott vom Throne des Universums, wie aus dem Gebiete der Gesellschaft; sie will alle Gesetze, alle Ideen, alle Systeme umschmelzen, und indem sie nach einer Zukunft, reich an geheimnißvollen Verheißungen, trachtet, läßt sie sich in einen blutigen Zweikampf gegen sich selbst ein, worin die Raserei nur in der Täuschung ihresgleichen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Nathan Hale, der Spion aus Heldenmuth.

(Schluß.)

Knowlton versammelte die Offiziere seines und einiger anderer Regimenter und richtete im Namen Washington's den Aufruf an sie, daß sich Einer zur Uebernahme des freiwilligen Dienstes melde. Die Antwort war — ein langes, trübes Schweigen. Die Aussicht auf einen schimpflichen Tod — die Scheu vor dem, was der Brauch mit Schande gebrandmarkt hat — das Gefährliche und Zweifelhafte des zugemutheten Dienstes, durch den kein Ruhm zu gewinnen war: das waren zu mächtige Stimmen, um von irgend einem patriotischen Impuls zum Schweigen gebracht zu werden. Zuletzt war Hale eingetreten, noch bloß von einer kürzlich überstandenen Krankheit, und unterbrach die traurige Stille mit den Worten: „Ich will's übernehmen.“ Umsonst waren die abmahnenden Vorstellungen seiner Freunde. Mit Wärme und Entschlossenheit und doch mit der reifen Ueberlegung, wie sie kaum einem Jüngling zuzutrauen war, der erst einundzwanzig Jahre zählte, wies er alle Einwürfe mit einer Aeußerung zurück, welche die edelsten Helden der Geschichte zieren würde: „Ich bin der Meinung, daß ich es meinem Vaterlande schuldig bin, eine Aufgabe auszuführen, die an sich so wichtig und von dem Befehlshaber seinem Heere so sehr gewünscht wird. Und ich weiß kein anderes Mittel, mir die Kunde zu verschaffen, als unter einer Verkleidung in das feindliche Lager zu schleichen. Die Folgen einer Entdeckung und Gefangennahme unter solchen Umständen sind mir wohlbekannt. Allein seit einem Jahre bin ich beim Heere und habe ihm noch keinen wesentlichen Dienst geleistet, der die Auszeichnung, die mir geworden, irgend aufgewogen hätte. Es ist jedoch nicht die Erwartung, zu erhöhtem Rang befördert oder durch Geld belohnt zu werden, die mich antreibt: mein Wunsch ist, nützlich zu sein, und jede Art des Dienstes, die für das Gemeinwesen nothwendig ist, muß ehrenvoll eben dadurch, daß sie nothwendig ist. Wenn die Noth meines Vaterlandes irgend welchen Dienst fordert, so ist sein Anspruch, daß dieser Dienst geleistet werde, ein wohlberechtigter.“

Er berichtete an Washington und empfing ausführliche Anweisungen. Er sollte in des Feindes Lager dringen, seine Positionen und Verschanzungen aufs genauste merken und alle Anzeichen beobachten, die das Gebeimniß seiner Bewegungen entschleiern könnten. — Er ging zu Land den Sund entlang bis nach Norwalk, wo er eine bemannte Schaluppe nahm, die ihn über die Huntington-Bucht überfuhren und seine Rückkehr erwarten sollte. Er legte die Tracht eines Schulmeisters an, eine Rolle, die er trefflich genug wiedergeben konnte, ließ alle Zeichen seines wirklichen Standes zurück und steckte nur sein Doktordiplom ein, als Belag für seinen angenommenen Charakter. Vor Tagesanbruch landete er bei „den Cedern“ auf dem Great Neck. Er drang durch des Feindes Linien, nahm die Werke auf und begleitete die Zeichnungen mit lateinischen Noten. Der Hauptzweck seiner Sendung gelang ihm vollkommen. Howe war inzwischen aus der Kip's Bay gelandet, und Clinton hatte quer durch New-York Island einen Korbon gezogen. Hale kam glücklich nach New-York, unterfuchte die neulich eingenommenen Stationen, ging wieder nach Long Island zurück und suchte sein Boot an der bezeichneten Stelle auf. Es war nicht da, und so ist er wahrscheinlich in eine torysische Kneipe, genannt „Mother Clitch's tavern“, gerathen, wo er von Jemand soll erkannt worden sein, der davon dem nahe ankernden britischen Wachtschiff „Halifax“ sofort Anzeige machte. Unglücklicherweise nahm er die abgeschickte Barke für die von ihm erwartete seinige und ging ruhig auf sie zu, um einzusteigen, als plötzlich die Mannschaft auf ihn anlegte und ihm zurief: „Ergebung oder Tod!“ Flucht war unmöglich, und es blieb ihm nichts, als sich in sein Geschick zu fügen. Sein wirklicher Charakter scheint nicht erkannt worden zu sein; allein die militairischen Pläne mit den begleitenden Anmerkungen, die man bei ihm fand, ließen keinen Zweifel über die Wahrheit. Quartermeister Capitain des „Halifax“, überzeugt, daß er einen Spion vor sich habe, schickte ihn mit einem Bericht nach New-York. Mit einem Gefühl von Großmuth, wie es damals im britischen Dienst zu selten war, äußerte er späterhin sein Bedauern, daß „ein so feiner Bursche ihm in die Hände gerathen sei“.

Der 21. September 1776 war ein denkwürdiger Tag in New-York. Von Whitehall bis zur Barclay-Straße wüthete eine Feuersbrunst, die 493 Häuser, etwa ein Drittel der ganzen Stadt, in Asche legte. An demselben Tage hatte der strenge, höfisch-kalte Howe sein Hauptquartier in dem Beekman'schen Hause; noch stiegen die Rauchwolken auf der gedämpften, aber noch nicht bewältigten Glut in die Luft, als ein großherziger Jüngling, von hoher Bildung, milder Sitten und edlem Charakter, vor den finstern Würdeträger geführt wurde. Hier ließ Hale die Maske fallen und gab sich sofort als amerikanischen Offizier und als Spion zu erkennen. Kein Versuch, um Milderung der Strafe zu bitten, kein Versprechen, die Fahne zu wechseln, kein Wort, des Richters Gnade anzusprechen. Ohne die geringste Regung unmännlicher Furcht wartete er ruhig des nur zu gewissen Spruches, der ihm den glänzenden Lebenslauf durchschneiden sollte. Howe ließ ihn auch nicht lange warten, sondern schrieb sofort einen kurzen Befehl an William Cunningham, Generalprofoß der königlichen Armee, worin er demselben die Sorge und Bewachung über den Leib Nathan Hale's, Hauptmanns im Rebellenheer und heute als Spion überführt, übergab, mit der Weisung, „kurzzusehen, daß er, morgen früh bei Tagesanbruch, am Nacken aufgehängt werde, bis er gestorben ist“.

Dahin wurde er denn für die Nacht — und welch eine Nacht! — abgeführt. Einen furchtbareren Kerkermeister, als dieses Ungeheuer Cunningham, hat es nie gegeben. Die ganze Umgebung bot den abschreckendsten Anblick. Der kommende Morgen sollte den Gefangenen durch unsägliche Schmach an die Pforten der Ewigkeit bringen. Er bat sanft, man möchte ihm die Hände losbinden und ihn mit Licht und Schreibmaterial versehen, damit er ein Abschiedswort an seine Verwandten und Freunde schreiben könnte. Cunningham schlug es ihm ab! Hale bat um eine Bibel; auch diese wurde ihm grausam versagt! Gott sei Dank, noch gab es hier ein fühlendes Herz, das über die Unmenschlichkeit empört war. Die nachdrücklichen Vorstellungen des Lieutenants, der bei Hale die Wache hatte, setzten es durch, daß diesem das Verlangte gewährt und ihm gegönnt wurde, in den stillen, nächtlichen Stunden, die ihm so rasch an den Rand eines theuren und glücklichen Lebens trugen, für seine Lieben das letzte Lebewohl aufzuzeichnen. Heran rückte der schnelle, verhängnißvolle Morgen, und mit ihm kam der Teufel Cunningham, gierig, sich an fremdem Weh zu letzen. Hale überreichte ihm die geschriebenen Briefe; Cunningham las sie, und, wüthend über den darin bekundeten Geistesschwung, zerriß er sie vor des Verfassers Augen. Er rechtfertigte nachmals diesen

Digitized by Google

Frevel mit dem Grund: „Die Rebellen sollten nimmer erfahren, daß ein Mann ihrer Partei mit solcher Festigkeit sterben könnte."

Leser, versetze Dich an die Stelle, wo jetzt in Stewart's Marmor-Palaste*) die annachahmliche Komik Burton's das Publikum nicht aus dem Lachen kommen läßt, am Morgen des 22. Septembers 1776, und ein Trauerspiel entfaltet sich vor Deinen Augen, das alle Thränen nicht von Deinem Gedächtniß wegwaschen könnten. Du siehst dort, wie ein Bruder Mensch, nachdem er sein Gethsemane überstanden, auf seinem Golgatha leidet. Du siehst sein jugendliches Gesicht von dem stillen Frieden eines siegenden Märtyrers verklärt. Du siehst aber auch daneben ein aufs tiefste herabgewürdigtes und verworfenes Wesen. Käme Satan als Henker auf die Erde, er hätte zu viel Takt und Edelsinn, um unter Cunningham's Maske zu erscheinen. Dieses Scheusal hatte in das Mehl für seine Gefangenen Arsenik gemischt, um die Kost zu sparen und ihre Rationen zu stehlen. „Er mordete seine Gefangenen in der Nähe des Gefängnißhofes zu fünfen und sechsen in einer Nacht, bis einige Frauen in der Nachbarschaft, gequält von dem Jammergeschrei um Gnade, das zu ihnen drang, dem Oberbefehlshaber Anzeige machten." — Die „Hunde", die „rebellische Brut" in ihren „Stall" treiben, war für den Generalprosoß der königlichen Armee eine Lust. Diesem Vertreter der britischen Regierung gegenüber, von seiner Stimme der Freundschaft oder auch nur des Mitgefühls erfreut, umgeben von den Henkers-Anstalten und den Dienern des schmachvollen Todes, stand Hale auf der verhängnißvollen Stätte. „Ich bedaure nur, daß ich blos Ein Leben habe, für mein Vaterland hinzugeben", war sein letztes Wort, und der Heldengeist stand vor den entschleierten Geheimnissen der Ewigkeit.

Vielleicht, wenn Du, Leser, über Burton's Einfälle in Stewart's Hause lachst, fragst Du: „Wo ruhen die Gebeine dieses braven Mannes?" Ach, wir wissen's nicht! Vielleicht ruhen sie gerade unter dieser Bühne, die von Burton's drolligem Spiel belebt ist; denn hier in der Nähe sind sie eingescharrt worden.

Der ehrliche Tunis Bogart, Zeuge der Hinrichtung Hale's, sagt: „Nie vermochte ich, diesen schauerlichen Anblick aus meiner Seele zu bringen — immer steigt er vor meiner Einbildungskraft auf." Auf Arthur Wright, den Diener Hale's, machte dessen Schicksal einen so tiefen Eindruck, daß er darüber von Sinnen kam und sich nie gänzlich erholte. Die tiefe Klage unter Verwandten, Freunden und Kameraden bekundete, wie theuer ihnen der junge Held geworden.

Vielleicht meint Mancher, Hale sei durch den Henkertod als Spion wirklich entehrt worden. Diesem sagen wir, daß der Maßstab der Entehrung von Zeitalter zu Zeitalter wechselt; sein conventionelles Brandmal der Schande haftet auf die Dauer. Selbst die Zeichen der Entehrung in einer Generation werden zu Emblemen der Würde in einer anderen. Das Kreuz, woran im alten Judäa die niedrigsten Verbrecher litten, ist jetzt durch die gesammte Christenheit das anerwählte Sinnbild für alles Große und Seelenerhebende. Nicht wenige Wappen der edelsten Geschlechter mußten als Schmuck den Galgen, die Guillotine, den Knebel oder sonst eines der unzähligen Instrumente eines martervollen und schimpflichen Todes in ihren Feldern führen. Die Aeußerlichkeiten verlieren hier immer mehr und mehr an Geltung, höchstens können sie beitragen, abzuschätzen, was die Seelen der Dulder dabei gelitten.

Vom conventionellen Standpunkte betrachtet, starb Nathan Hale eines schmählichen Todes. Und doch ist sein Name nicht das Losungswort der Schmach geworden, und alle Macht britischer Waffen konnte ihn nicht dazu machen. Die hohen, zur That spornenden Antriebe seiner Seele erheben sich in feierlicher Majestät vor uns und machen den Galgen, den Armsünderzug, die gemeinen Schimpfreden, kurz die ganze Maschinerie der Schande nur zum Ausdruck des niedrigen Sinnes der Umgebung und der inneren Stärke des Opfers. Sein Tod bewies, was sein Leben nur andeutete. Er bezeugte die echt heroische Größe, die, wehrlos und Unrecht duldend, in ruhiger Würde sterben konnte. Der gemeine Fahrweg zum Ruhme ist ein ausgetretener und verhältnißmäßig bequemer; allein ins Grab hinunterzusteigen, hochgesinnt, aber beschimpft, in sam nach dem Kunstausdruck, im letzten Todeskampf keinen Freund in der Nähe; nur von dem allmächtigen Gefühle der Vaterlandsliebe getragen und von der Gewißheit des endlichen Sieges der guten Sache durchglüht, hinunterzusteigen mit unerschütterter, würdevoller Haltung — das ist höchstes Zeichen und Zeugniß einer uredelen Natur. Mit dieser scharfen Feuerprobe verschont, wäre des Mannes fester, echter Geist unerkannt geblieben.

Ein guter Theil Schmach, die an der barbarischen Hinrichtung Hale's haftet, kömmt auf Howe's Rechnung. Er konnte und mußte wissen, daß Cunninghan ein Teufel war, seines Vertrauens werth. Er mußte ferner die gebührenden Formen eines Kriegsgerichts beobachten und dafür sorgen, daß das Urtel mit Anstand vollstreckt würde. Der Krieg, trotz allen mildernden humanen Absichten, hat noch Gräuel genug, ohne daß es der Brutalitäten parteiischer Behörde und kannibalischer Zuthaten bei der Vollstreckung des nur zu strengen Spruches bedarf. Howe ist höchst tadelnswerth wegen seines Mangels an Humanität, und daß er ein Ungeheuer, wie diesen Generalprosoß, so unbeschränkt gewähren ließ. Keine militairische Anzeichnung kann das Brandmal auslöschen, das die Menschheit dem ausdrückt, der es unterläßt, den Krieg menschlich zu führen. Howe ist überführt, der teuflischen Grausamkeit durch die Finger gesehen zu haben, nicht nur in diesem besonderen Falle, sondern überhaupt auf den Gefängnißschiffen und bei seiner Verwaltung im Allgemeinen. Ein ungroßmüthiger Feind ist noch verdammenswerther, als ein ungroßmüthiger Freund. Und dieser Verdammniß ist der Name Howe unbedingt verfallen.

(P. M.)

England.

Englisches Urtheil über die Erziehung in Deutschland.

(Nach „Cayley's Revolutions of 1848".)

Nach der Schlacht von Wagram erließ Bernadotte eine Proclamation, in welcher er die Sachsen colonnes de grenait nannte. Napoleon war darüber sehr ungehalten: „Wenn man solche Ausdrücke für die da gebraucht, was bleibt dann und übrig?" — Diese Worte des großen Imperators fielen uns ein, als uns der Mitte des Parlaments von jenseits des Kanals so süße Schmeicheleien zu und herüber tönten. Deutsche Canaillen (German blackguards), deutsche Bettler (German beggars), deutsche Söldlinge (German mercenaries), endlich sogar deutsche Meuchelmörder (German assassins), und andere ebenso ehrenvolle Epitheta wurden an uns verschwendet, und doch rief der Präsident der erhabenen Versammlung den Rednern nicht zu: „Wenn man solche Ausdrücke für die da gebraucht, was bleibt dann und übrig?" Das dankbare Deutschland wird hoffentlich die britische Freundlichkeit nie vergessen; es fragt sich aber, wie die da zu einer so genanen Kenntniß des deutschen Volkes kommen? Wir sagen genau, denn sogar arithmetisch ist unser Werth bestimmt: gerade neun deutsche blackguards machen einen Engländer aus. Der gelehrte Doktor Johnson berechnete, daß zehn Franzosen auf einen Engländer gingen, wir können daher dem tapferen Obersten Stothorp nur höchst dankbar sein, daß er uns und höher stellt, als seine gallant allies. Aber noch einmal, wer hat denn da drüben eine so gründliche Kenntniß über Deutschland verbreitet? Zu Tausenden kamen die da nach unserem Vaterlande, und, mit ihrem Murray bewaffnet, inspizirten sie gewissenhaft das Inventarium über unsere Berge und Seen, Ruinen und Kirchen, Museen und Denkmäler. . . . all right, nichts ist abhanden gekommen, das Heidelberger Schloß, der Rhein, der Kölner Dom, der Thüringer Wald, die Bavaria, der Harz, die Sächsische Schweiz, die Wartburg, das Riesengebirge, das Monument Friedrich's des Großen, Alles ist noch da, und rahig kehrten sie nach Old England zurück. Jetzt stellt es sich heraus, daß das nur die ostensible Aufgabe ihrer Reisen war, heimlich jedoch zählten sie unsere Canaillen und Meuchelmörder, sie wogen sie genau ab und waren überglücklich, ein ihrem vaterländischen Stolze so schmeichelhaftes Fazit zu finden. Das war aber bei weitem noch nicht Alles: unter der Parlamentär-Flagge des „Foreign Office" sondirten sie unsere Blutgefäße wie die Einfahrt von Kertsch, sie photographirten die Gedanken unserer Fürsten wie die Forts von Sebastopol, sie untersuchten unsere Knochen — sogar Todte erwechten sie, die längst entschlafene Durchschnaft unter anderen, und jetzt machen die Schäfer „mit den zarten Frauenhänden" ihre Entdeckungen bekannt, — alle unsere Geheimnisse sind verrathen . . . armer Michel, Du hast nichts mehr zu verbergen!

Soeben ist drüben ein Werk erschienen, welches dazu bestimmt ist, Epoche in der Literatur zu machen. „Cayley's Revolutions of 1848" ist das Produkt ebenso mühseliger Forschungen, wie reifer, kritischer Ueberlegung, es trägt den Stempel der Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit in so hohem Grade, daß man auf den ersten Blick den Geist erkennt, der den Verfasser belebt und seinen Beruf zum Geschichtschreiber glänzend darlegt. Das ganze Werk ist uns leider noch nicht bekannt, sondern nur Auszüge, welche ein englisches Blatt, die Evening Mail, gebracht hat. Diese sind jedoch so interessant, daß wir uns beeilen, sie unseren Lesern mitzutheilen; von den einzelnen Theilen läßt sich ja auf das Ganze schließen. — Hat doch Cuvier auch nach einzelnen Knochen antediluvianisches Getzier beschrieben. — Die Uebersetzung ist so wortgetreu wie möglich, und den Anodrücken, die einigen Zweifel darbieten könnten, das Original hinzugefügt worden.

„Eines der besten Kapitel des ganzen Werkes ist die Vergleichung der Erziehung in Deutschland und England, wo der Verfasser die revolutionären Tendenzen in ersterem Lande hervorhebt", sagt die Evening Mail, und nun läßt sie den Autor selbst sprechen: „Da Alle in demselben beschränkten Ideenkreise von einer Clique von Professoren (Clique of Professors) erzogen sind, so ist auch jedes Individuum nur ein treuer Abklatsch seines Lehrers. Die Regierung

*) Schauspielhaus in New-York.

hat ein Monopol der Erziehung (education wird auch oft für instruction, Unterricht, gebraucht) in den Händen von Beamten geschaffen und leidet nun selbst durch den Mangel an gesunder Vernunft, welcher eine nothwendige Folge dieses Systems ist. Der Beamtenstand ergänzt und erneuert sich stets aus den Niedrigstgradnirten (undergraduates) der Universitäten, welche man „Burschenschaft" nennt. Seit der Bildung des „Jugendbundes" im Jahre 1808, dessen Ziel die Vertreibung der Franzosen war, hat die „Burschenschaft" stets die öffentliche Meinung in Deutschland geleitet; aus der „Burschenschaft" gingen die Zeitungs-Redakteren, Professoren, Staatsminister, Gelehrten, Steuer-Einnehmer ꝛc. hervor. Wie eine im Vergleiche zum ganzen Volke nur sehr geringe Klasse einen so großen Einfluß auf die öffentliche Meinung hat erwerben können, ist ein Gegenstand ernster Betrachtung. Um sich aufrecht zu halten, stützten die deutschen Regierungen ein Erziehungsmonopol, sie hofften, auf diese Art zu ihrem persönlichen Vortheile die öffentliche Meinung zu beaufsichtigen und zu leiten; das gelang ihnen auch, aber nur zu ihrem Nachtheile. Im Vergleiche zum ganzen Volke ist das Heer der deutschen Studenten ungleich geringer, als die Zöglinge der schottischen Universitäten zu der Bevölkerung ihres Landes. Wie kömmt es, daß die deutschen Studenten ihre Fürsten zum Zittern brachten, indeß es den schottischen an allem Einflusse gebricht?

„In Deutschland bilden die Studenten eine ganz getrennte Körperschaft, welche von den allgemein gültigen Gesetzen, von der Polizei befreit ist; sie haben ihre eigenen Tribunale, ihre Richter sind ihre eigenen Professoren, welche sie zum Gefängnisse oder zur Relegation verurtheilen können; nur aus ihrer Mitte gehen die Männer der intellektuellen Arbeit (educated labour) hervor; nur aus dieser Klasse darf die Regierung ihre Beamten wählen, es ist ein Staat im Staate, welcher von einem ganz besonderen Esprit de corps beseelt ist und natürlich auf die Nichtstudirten mit Verachtung herabsieht. Der Student verläßt die Universität, um an die Spitze von Männern gestellt zu werden, die er wie eine ganz besondere Race betrachtet; er handhabt Gesetze, denen er nicht unterworfen war, er mischt sich in Dinge, von denen er nichts versteht, mit einem Worte: statt ihn in die Welt zu schicken, um seine rohen Ideen, seine kindischen Träumereien (his crude ideas and childish conceits) durch die Berührung mit der Wirklichkeit zu berichtigen, weiß man ihm einen Platz an, wo er nach Gefallen seinen Hirngespinnsten (hallucinations) freien Lauf läßt.

„In Schottland im Gegentheil gehört der Student nicht einer besonderen Klasse an, der Unterricht (education) ist frei, er wird nicht von Anstaltsmegesetzen regiert, und man hat ihm nicht gelehrt, sich für etwas Anderes als seine Nachbarn zu halten; der Student ist bisweilen Landmann oder Lehrbursche (farmer, apprentice), welcher den Vorlesungen beiwohnt, die ihm bei seinen Beschäftigungen (business) nützlich sein können. Fährt er sich nicht gut auf, so dämpfen unpotische Policemen sein Jugendfeuer, und am folgenden Tage ist er auf der Polizei, in Gesellschaft von Sänfern, Dieben, Vagabunden und Spitzbuben, und seine Eigenschaft als Student kann sein Vergehen weder vergrößern, noch vermindern. Er besucht die Universität, weil er sich dort leichter, als anderswo, die nöthigen Kenntnisse verschaffen kann, aber er ist vollkommen frei, sie auch anderswo zu suchen, denn der Unterricht ist ein freies Geschäft (education is a free trade). Auf den schottischen Universitäten giebt es keine schon fertigen Meinungen für die Neueintretenden, sie können dort die verschiedenartigsten Ideen entwickeln hören, sie können sich der eigenen Vernunft bedienen, um die Wahrheit zu finden. Sie lernen dort für sich selbst denken, und die Unabhängigkeit des Gedankens beweist zur Genüge, daß die Studenten fähig sind, aus dem Gegebenen Schlüsse zu ziehen. Solch ein Mensch ist unfähig, ein Träumer zu werden, er ist zum praktischen Menschen erzogen und gehört der Universität nur an, weil sie ein guter Markt für intellektuelle Arbeit (educated labour) ist, er kauft seine Bildung (education) auf dem Markte, der ihm eben zusagt, und er wird ein brauchbarerer Labendiener, Gesell, Lehrbursche oder Landmann (a more useful shopboy, clerk, apprentice, or farmer), als er ohne Unterricht hätte sein können.

„Was die deutsche Erziehung (education) im Vergleiche zu der englischen betrifft, so ist die wahrhafte Erziehung nichts Anderes, als die Bildung des Geistes (formation and training of the mind); um den Geist zu bilden, bedarf es einer angestrengten, geduldigen und unabhängigen Arbeit. Einem jungen Manne nichts als eine gewisse Anzahl Fakta lehren, welche er ohne Mühe auswendig lernt und die er behält, ohne sie zu verstehen, ohne sie zu assimiliren, das heißt nicht erziehen, denn Fakta allein bilden den Geist nicht; sie werden dort niedergelegt und bleiben so roh und unverdaut, wie sie verschlungen werden. Ein Mensch kann voll Fakta sein, wie eine volle Flasche, von welcher man auch nur ausschenken kann, was man hineingefüllt hat, gleichviel, ob Essig oder Wein; er kann eine ganz gute Niederlage (receptacle) für fremde Gedanken sein, er kann Raum genug haben, sie aufzubewahren, aber einen solchen Menschen gebildet (educated) nennen, heißt, das Wort falsch anwenden, und ihm die Leitung anderer Menschen anvertrauen (to trust men to his superintendence), heißt, das menschliche Geschlecht mißbrauchen. Er stürzt sich auf die Bahn der Politik, auf das Feld der Literatur oder in das Wüthen einer Revolution, ohne auch nur eine Ahnung seiner Unwissenheit zu haben; er rüttelt an dem Throne, er sieht, daß das Volk niedergemetzelt wird, daß ganz Europa in Flammen steht, und kennt weder Mitgefühl, noch Gewissensbisse, er ist gefühllos wie ein Sack oder eine Flasche. Man kann den einen oder die andere, was bleibt dort?

„Vergleichen wir ein solches Geschöpf mit einem Manne, welcher in England erzogen (educated) ist, und wir finden, daß dieser sich von jenem in seinen Gewohnheiten, wie in seiner Lebensfähigkeit (vitality) unterscheidet. Der junge englische Gentleman, athletisch, thätig, kräftig, ist zum Theil in einer öffentlichen Schule, zum Theil aber auch auf dem Lande in den Sports seiner Grafschaft erzogen, er ist stark und robust, und fähig, körperliche Mühen und Anstrengungen leicht zu ertragen. Seine ganze Constitution ist eine Fülle von Gesundheit und Kraft, er ist von schlankem Wuchse, er hat Knochen von Eisen (frame like iron), zarte Frauenhände (hand like a lady's) und Muskeln von Stahl (arm like a crowbar, wörtlich: Arme wie eiserne Hebel). Dem Deutschen hingegen fehlt alle Muskelkraft; er ist faul (lazy), seine Adern sind nur zur Hälfte mit Blut gefüllt (his blood-vessels half empty), weder turnt er, noch wäscht er sich (neither exercising nor washing himself), er ist ein herrliches Subjekt für Blähungen (a fit receptacle of vaporish humours). Wenn der Engländer auf der Universität nichts Anderes gelernt hat, so hat er doch wenigstens Welt und Menschen kennen gelernt, er hat dort Menschen gefunden, welche im Schooße ihrer Familien erzogen, deren Meinungen und Gewohnheiten von den seinigen verschieden sind, und er ist berufen (he is called), die seinigen zu vertheidigen, oder die fremden anzugreifen; er weiß, daß man über viele Dinge zwei oder mehrere Meinungen haben kann. Dies Faktum allein genügt ihm, seinen Verstand zu üben, und wenn ihn auch seine Studien nicht besser gemacht haben, so ist er durch dieselben auf keinen Fall eine Gefahr für sein Vaterland geworden."

So weit der ehrenwerthe Mr. Cayley. Und die Evening Mail zählt dies zu dem Besten des ganzen Werkes! Deutschland ist gewiß über die Anerkennung, die ihm von jenseits zu Theil wird, pflichtschuldigst gerührt und wird dem da ein Dankeswort nicht versagen. „Faule, ungewaschene Studenten" aber haben an ihrer stereotypen Meinung fest und rufen mit Heine aus: Britannia, Dir gehört das Meer, aber alles Wasser des Oceans wird nicht genügen, um die Schande abzuwaschen, . . . mit welcher Dein blinder Egoismus Dich bedeckt!

Dresden. Dr. *Eugen Z.*

Mannigfaltiges.

— Die Literaturen Oesterreichs im Jahre 1853. Von dem an den kaiserlich österreichischen Minister des Innern abgestatteten Berichte des Herrn Dr. Wurzbach von Tannenberg über die literarischen Erscheinungen im österreichischen Kaiserstaate während des Jahres 1853 ist soeben eine für das größere Publikum bestimmte zweite Auflage im Buchhandel erschienen, während die vor einigen Jahren gedruckte erste Auflage nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren vertheilt worden war.*) Wir haben in dieser Klitterung über die Einrichtung und die Ergebnisse dieser schätzenswerthen Arbeit, welche und in der ersten Auflage, sowie in ihrer Fortsetzung für das Jahr 1854, vorgelegen, ausführliche Berichte erstattet. Jene erste Auflage umfaßte eigentlich sechzehn Monate, und zwar vom 1. September 1852 bis zum 31. Dezember 1853. Die vorliegende zweite Auflage dagegen rundet sich für das letztgedachte Jahr ab und ist, nach Art des erweiterten „zweiten Berichtes" für das Jahr 1854, mit allen in dem letzteren aufgestellten tabellarischen Uebersichten ausgestattet. Keine öffentliche Bibliothek, und im österreichischen Kaiserstaate gewiß auch kein irgend wohlhabender Bücherfreund, wird versäumen, dieses bibliographisch interessante Werk anzuschaffen, das mit Jahre 1853 ab, wie es scheint, regelmäßig in gleicher Weise fortgesetzt und mit der Zeit eine werthvolle Geschichte der Entwicklung der Presse in den verschiedenen österreichischen Sprachgebieten bilden wird.

*) Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaats vom 1. Jan. bis 31. Dezember 1853. Erster Bericht, erstattet von Dr. Constant Wurzbach v. Tannenberg, Vorstand der administrativen Bibliothek des k. k. Ministeriums des Innern. Mit 42 Tabellen. Zweite, vermehrte Auflage. Wien, Friedrich Manz, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Nº 120. Berlin, Sonnabend den 4. Oktober 1856

Abonnenten erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 57, und beim Herrn Commis, Mohrenstraße Nr. 51, sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Nord-Amerika.

Bewegung der Deutschen in New-York im jetzigen Parteikampf der Amerikaner.

Zweiter Artikel.

Die Massen-Versammlung am 21. August.

Als (wie im ersten Artikel erwähnt ist) die Sympathie für die republikanische Partei unter den hiesigen Deutschen, besonders der neueren Emigration, sich immer lebhafter zu erkennen gab, beschloß man, in dieser Richtung eine effektante Manifestation zu veranstalten, welche zugleich ein selbständigeres Hervortreten des deutschen Elements bezeichnen sollte. Zu diesem Zwecke trat ein Comité zusammen, woran auch Deutsche der älteren Emigration Theil nahmen, und schrieb mit den gewöhnlichen Mitteln der Anzeigen, Plakate und dergleichen, auf den 21. August Abends um acht Uhr eine deutsche Massen-Versammlung aus, um sich für die republikanische Partei und die Erwählung Fremont's und des als Kandidaten für die Stelle eines Vice-Präsidenten aufgestellten Herrn Dayton zu erklären.

Als Versammlungs-Lokal ward das am Broadway gelegene „Tabernacle", einer der größten und besten Räume der Stadt, gemiethet, die Kirche irgend einer der vielen amerikanischen Konfessionen, welche die Vorsteher der Gemeinde, um möglichen Nutzen daraus zu ziehen, zu großen Versammlungen den Abend zu hundert Dollars vermiethen. Den Deutschen überließ man sie für neunzig Dollars, weil sie nicht Tabak kauen und nicht spucken wie die Amerikaner. Von der Straße aus kann man das Tabernacle nicht bemerken, denn es liegt ein Haus davor, worin sich Geschäfts-Lokale befinden. Durch einen breiten Korridor gelangt man in einen kleinen Hof und zum Eingang. Das Innere zeigt zwar, wie die meisten öffentlichen Gebäude Amerika's, eine schlechte Architektur, ist aber zu Versammlungen zweckmäßig eingerichtet. In der Mitte eines großen quadratischen Raumes wird eine flache Kuppel von weit aus einander stehenden Säulen getragen und an drei Seiten laufen breite Galerieen herum. An der vierten, dem Eingange gegenüber, steht man die Orgel und unter derselben die Rednerbühne. Als ich kurz nach acht Uhr eintrat, war der große Raum unten und auf den Galerieen schon so gefüllt, daß ich nicht ohne Mühe einen Platz finden konnte. Einige schlugen die Zahl der Anwesenden auf sechstausend, Andere auf viertausend an. Die letztere Zahl mag eher zu niedrig als zu hoch sein und kann schwerlich die Theilnahme an der Versammlung genügend bezeichnen, da Viele keinen Platz finden konnten und sich auf der Straße und im Hofe versammelten.*) Es mögen einige Hundert Amerikaner anwesend gewesen sein, doch ist die Angabe der „Staatszeitung" unrichtig, daß ein Drittel der Versammlung aus Amerikanern bestanden, welche als Claqueurs gedient. Der Letzteren bedurfte es nicht.

Der festlich geschmückte und gedrängt gefüllte Raum bot einen imposanten Anblick dar. Das im Grossen ausgeführte Brustbild Fremont's, amerikanische und schwarzrothgoldene Fahnen, sowie verschiedene Devisen, waren in der Gegend der Orgel und an anderen geeigneten Stellen angebracht. Eine wohlbesetzte Kapelle spielte auf und ließ sich später in den Intervallen zwischen den Reden hören. Ein Mitglied des Comité's eröffnete die Versammlung mit dem Vorschlag, Herrn Julius Fröbel als deren Präsidenten zu ernennen, welches mit Applaus angenommen ward. Hierauf wurden mehrere Vice-Präsidenten ernannt, darunter der amerikanische Dichter Bryant, Redacteur der Evening Post. Es ist nämlich amerikanische Sitte, neben dem Präsidenten eine Anzahl Vice-Präsidenten zu ernennen, die ohne weitere Function in der Nähe des Präsidenten Platz nehmen. Herr Fröbel machte in einer kurzen Ansprache auf die Bedeutsamkeit dieser Manifestation der Deutschen aufmerksam. Bevor er noch geendet, langte ein Zug Turner mit Musik, Bannern und Transparenten an. Unter den Inschriften derselben konnte man folgende bemerken:

> Franklin, Sieg der Wissenschaft; Washington, Sieg der Republik; Paine, Sieg der Vernunft, und Jefferson, freie Rede und freie Presse. — Keine Ausdehnung der Sclaverei; keine Temperenz; keine Verlängerung des Naturalisations-Termines. — Der Sohn eines Emigranten als Präsident ist der sicherste Schutz der Naturalisations-Gesetze. Wir fürchten keine Gespenster, weder Temperenz, noch Knownothingismus!

Dergleichen Einzug von Miliz-Compagnieen und Corporationen ist in amerikanischen Versammlungen gebräuchlich, obgleich durch den dadurch verursachten Lärm nicht selten die Reden unterbrochen werden, indeß endete Herr Fröbel unter anhaltendem Beifall. Er stellte Herrn Friedrich Kapp als ersten Redner vor. Die leitenden Gedanken in dessen Rede waren ungefähr folgende:

Seit Passirung der Nebraska-Bill (1854) habe sich die Stellung der Deutschen zu den amerikanischen Parteien entschieden geändert und sich die Mehrheit der deutschen Bevölkerung der republikanischen Partei angeschlossen; der Grund davon liege in der Gefahr, welche den Vereinigten Staaten von der Politik der Sklavenhalter drohe. Hierdurch sei die Sklavenfrage zum Angelpunkt aller amerikanischen Politik gemacht, und Buchanan oder Fremont heiße unter diesen Umständen politische Herrschaft der Sklaverei oder der Freiheit, mittelalterliche Barbarei oder moderner Fortschritt. Der Redner motivirte geschichtlich und hob besonders hervor einen Vorwurf gegen die demokratische Partei, auf den man bisher zu wenig Gewicht gelegt habe, nämlich die planmäßige Verfälschung, die methodische Corruption des öffentlichen Rechtsbewußtseins, womit diese Partei die jetzige und künftige Generation vergifte. — Im Verfolg seiner Rede bezeichnete der Redner den Nativismus, mit dem jetzt den Deutschen bange gemacht werde, als politische Mißgeburt, indem derselbe fast nur im Gefolge von Geschäfts- und Handelskrisen, also periodisch auftrete und wieder verschwinde, wie dies die letzte Knownothings-Bewegung schlagend beweise.

Diese Rede, die man als die beste bezeichnen kann, ward mit kräftiger Stimme und geschicktem Hervorheben der Pointen vorgetragen und rief nicht blos am Ende, sondern auch in ihrem Verlauf, rauschenden Beifall hervor, obgleich der Redner, der auf der Tribüne gehört zu werden schien, in der zweiten Hälfte nicht so gellnng sprach, als in der ersten.

Hierauf wurden verschiedene Briefe von Abwesenden verlesen, welche eingeladen waren und ihr Ausbleiben entschuldigten, darunter Briefe von G. Seidenstücker und Theodor Olshausen. Mit diesen ernst und passend abgefaßten Schreiben kontrastirte der Brief eines Herrn in Boston, der in der Manier eines fideln Weinreisenden schrieb, um sich etwa bei seinem Cousin zu entschuldigen, daß er nicht am Polterabend mitspielen kann.

Als nächster Redner trat Herr Dana auf, Mitredacteur des Tribune, beiläufig ein Kenner der deutschen Literatur, der auch in Deutschland gereist ist. Er könne sich nicht verfassen, begann er, die Deutschen in ihrer Muttersprache anzureden, obgleich er sie nur unvollkommen spreche; indeß ward seine Rede, auf deren Inhalt ich später zurückkommen werde, doch klar und verständlich vorgetragen. Am Schlusse dieser Rede traf abermals ein Zug von Turnern ein. Sobald das dadurch entstandene Geräusch sich gelegt hatte, begann die Versammlung einen unter dem Namen Fremont-Marseillaise in drei Strophen gedichteten Gesang, dessen erste vier Zeilen hier Platz finden mögen.

„Hört sie, der Grunzer wilde Horden,
Sie jauchzen bei des Sturms Beginn,
Ihr Jubelschrei verkündet Morden
Und junge Städte sinken hin."

Jede Strophe schloß mit den Worten: „Fremont! mit ihm der Sieg!"

*) Als Gast war auch Dr. G. Rieser aus Hamburg anwesend, der eine Vergnügungsreise nach den Vereinigten Staaten gemacht, wo er in New-York sowie, als in anderen Hauptstädten der Union, bei den gebildeten Deutschen eine sehr freundliche Aufnahme fand.

Dieser wohlausgeführte Gesang, der tausendstimmig durch den weiten Raum schallte, war von ergreifender Wirkung und bezeichnend für die Deutschen, denn selten hat man in Amerika die Gelegenheit, die Macht solcher Gesänge zu vernehmen. — Demnächst wurden folgende Beschlüsse als die Tendenz der Versammlung verlesen:

Die Deutschen in New-York, versammelt im Tabernacle am 21. August 1856, erklären:

1) Die sogenannte demokratische Partei ist zum Werkzeug undemokratischer Sonder-Interessen geworden und hat aufgehört, die Grundsätze der Demokratie, wie sie in der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten-Versfassung und in der Ordonnanz von 1787 niedergelegt sind, zu vertreten. Wir glauben daher, daß diese Partei jeden Anspruch auf die Unterstützung von Männern verloren hat, welche Demokraten im Sinne jener zwei großen Urkunden sind.

2) In dem Entschluß der republikanischen Partei, die unermeßlichen Gebiete des Westens der freien Arbeit zu sichern, erkennen wir die beste praktische Bürgschaft für die Wahrung der Rechte und Interessen der Einwanderung: eine Bürgschaft, die uns weit befriedigender erscheint, als bloße Versicherungen der sogenannten demokratischen Partei, welche durch die Leichtigkeit, womit noch vor kurzem die in anderen Fragen gemachten Verheißungen von ihr gebrochen wurden, allen Werth verlieren.

3) Wir erkennen in dem bevorstehenden Wahlkampfe um die erkühne Gewalt nicht nur einen Kampf um die Zulassung von Kansas als freien oder Sklaven-Staat, sondern einen Kampf zwischen der Herrschaft der rohen Gewalt einerseits und den republikanischen Prinzipien und Institutionen andererseits; überzeugt, daß es vom Ausgange dieses Kampfes abhängt, ob der erste und einzige dauernde Versuch der Selbstregierung der Völker als gelungen oder als verfehlt betrachtet werden muß; wir fordern daher alle Gesinnungsgenossen auf, dafür Sorge zu tragen, daß die Union ihrem historischen Berufe, wie er von Washington und Jefferson aufgefaßt wurde, erhalten bleibe und daß diese Republik keinen Schaden leide.

4) Wir anerkennen die Philadelphia-Platform und gehören der republikanischen Partei so lange an, als diese den in jener niedergelegten Prinzipien treu bleibt.

5) Wir betrachten John C. Fremont und Wm. L. Dayton als die Vertreter ihrer Grundsätze und wahrhaftige Erben des Geistes der Väter der Republik und rathifiziren mit Freuden deren Nomination.

Die Philadelphier Platform ist die von den Republikanern im Juni aufgestellte. Uebrigens soll in § 4 noch eine Verwahrung gegen etwanige nativistische Tendenzen liegen.

Dergleichen vorher entworfene Beschlüsse werden in den amerikanischen Massen-Versammlungen mit Acclamation angenommen. Sobald dies hier erfolgt war, hörte man von verschiedenen Seiten lebhaft rufen: „Förch! Förch!“ — „Heinzen! Heinzen!“ — Inzwischen stellte Herr Fröbel Herrn Douai als dritten Redner vor, worauf sich das Geschrei beruhigte.

Herr Douai begann mit dem Gegensatz: wie gefährlich es sei, im Süden gegen die Sklaverei zu sprechen, und wie erlaubt im Norden, sich dafür zu erklären. Er führte aus, daß in den Sklavenstaaten die Freiheit der Rede und Presse vernichtet sei, und daß die Sklavenhalter ihren Despotismus nicht blos auf die Farbigen, sondern auch auf die freien Weißen ausdehnen, welche keine Sklaven besitzen. — Wenn aber der Redner zur gefühlvollen Sympathie für diese freien Weißen aufforderte, welche beiläufig die Majorität bilden, so kann man darin einen schiefen Zug nicht verkennen, denn jene Weißen haben durch ihre Rohheit, Unwissenheit und Selbstsucht das Uebergewicht der Sklavenhalter allezeit befördern helfen. Allerdings vernehmen wir, nachdem die Macht der großen Pflanzer zu einem drückenden Terrorismus angewachsen, hin und wieder Stimmen der unterdrückten Weißen aus dem Süden, selbst solcher, die Sklaven besitzen und streng überwacht werden, und gerade jetzt ergühlen uns deutsche Kaufleute, die wegen der Herbst-Einkäufe aus den Sklavenstaaten nach New-York gekommen, welchen Zwang sie bei den Wahlen erleiden müssen; allein dies ist eine Minorität, die vielleicht nicht ohne Verblendung von den jetzt fühlbar werdenden Konsequenzen der Sklaverei sich keine Vorstellung machte. Es gehört zu den Vortheilen der amerikanischen Institutionen, daß sich das Volk eben über Niemanden, als über sich selbst, beklagen kann. — Herr Douai bezeichnete die Knownothings als Schreckbild und führte aus, daß jetzt kein Grund vorhanden sei, die Mithülfe der nördlichen Knownothings von der Hand zu weisen. Weiterhin verstieg sich der Redner in den Nebel der allgemeinen Menschenrechte, eine um so ungeeignetere Abschweifung, als die Rede überhaupt, wenn auch geläufig gesprochen, vom Anfang der Trivialität nicht frei blieb; indeß folgte ihr lebhafter Beifall.

Herr Förch, der nächste Redner, hob zunächst die Bedeutsamkeit der Versammlung hervor und bemerkte, daß in einer gleichzeitigen (von den amerikanischen Demokraten veranstalteten) das Hurrahrufen und die Begeisterung wohl vorzüglich von den Angestellten ausgehe, welche ihre Stellen zu behalten wünschen. Er suchte ebenfalls nachzuweisen, daß die Deutschen von den Knownothings nichts zu fürchten hätten, und führte an, wie die Väter der Republik über die Sklaverei gedacht. — Es mag übergangen werden, wie sich der Redner über die Person des Herrn Buchanan erging, da dergleichen persönliche Angriffe der gegenüberstehenden Präsidentschafts-Kandidaten im Lau der Tagespolitik gebräuchlich sind, aber weniger zu entschuldige waren die lang ausgedehnten, übrigens gar nicht neuen Angriffe gege einen der Redacteure der „Staatszeitung“, denn die Konzession, welch der Redner dadurch der Gemeinheit machte, war um so weniger am Plat als eben durch diese Versammlung ein edlerer Aufschwung der deutsche Bevölkerung an den Tag gelegt werden sollte. Der jenem Herrn von der „Staatszeitung“ vom Redner vorgeworfene Wechsel der Tendenz ist übrigens in Amerika nicht eben selten, obgleich in vorliegendem Falle die Widersprüche etwas grell hervortreten, indem der Angegriffene früher in einem anderen hiesigen Blatte lebhafte Antisklaverei-Artikel schrieb.

Man muß aber zugeben, daß der Redner seine Leute kannte denn der stürmische Beifall, den er besonders auch bei jenen mit Persönlichkeiten gespickten Stellen seiner Rede ärndtete, gab unzweideutig den Appetit eines nicht unbeträchtlichen Theiles des Publikums nach dergleichen, beiläufig in Amerika überhaupt sehr gangbarer Würze zu erkennen; indeß will ich nicht unerwähnt lassen, daß ich sowohl in der Versammlung, als nach derselben von mehr als einer Seite die Rührung dieses alten Sauerteigs mißbilligen hörte. — Herr Förch ein Mann der älteren Emigration, seit längerer Zeit als freigemeinschaftlicher Redner bekannt und als solcher bei einem Theile des deutschamerikanischen Publikums in New-York beliebt. Sein Vortrag zeugt von Uebung und Fertigkeit, war aber nicht frei von den Dehnungen des Kanzeltones, so daß man an einen von der Kirche abgefallenen Geistlichen erinnert ward, der den geistlichen Habitus als charakteristische indelebilis nicht los werden kann.

Nach dem Schluß dieser Rede hörte man abermals rufen: „Heinzen Heinzen!“

Herr Heinzen, Redacteur des „Pionier“, war in der Versammlung, entfernte sich aber bevor Herr Förch seine Rede beendet hatte Im „Pionier“ vom 31. August bemerkt er, daß ihm keine Zeit zur Ausarbeitung einer Rede geblieben, indem ihm erst zwei Tage vor der Versammlung die Einladung zugegangen, nachdem andere schon seit Wochen eingeladen worden, und deutet an, daß man bei der Anordnung Cliquenmacherei, Schwäche und Parteilichkeit nicht vermieden habe. Ich muß dies hier dahingestellt sein lassen, indem nur die wirklich Geleistete Gegenstand dieser Schilderung ist.

Herr Taschirner sagte in der letzten, kurzen, aber mit Lebhaftigkeit vorgetragenen und mit Beifall aufgenommenen Rede alle dings nichts Neues, allein theils mochten ihm die vorhergehende Redner den Stoff weggenommen haben, theils mochte er bemerken daß die Versammlung nicht mehr geneigt war, längere Reden anzuhören. Es mag daher nicht unerwähnt bleiben, daß Herr Taschirner kurz vorher, am 14. August, in einer kleineren Versammlung ein anfsührlichere und gehaltvollere Rede hielt.

Nach Schluß der Reden ergoß sich die Versammlung hinaus auf den Broadway, wo sich ein langer und wohlgeordneter Fackelzug bildete, der mit einer unabsehbaren nebenherströmenden Menge sich die Hauptstraße hinauf nach der oberen Stadt bewegte, wo auf Unionsquare an der in diesem Sommer errichteten Reiterstatue Washington's die Fackeln abgelegt wurden.

Alle Erscheinungen werden billig auch aus dem relativen Gesichtspunkte gewürdigt. In dieser Beziehung kann man behaupten, daß die Deutschen in Amerika schwerlich vorher eine so großartige Manifestation zu Stande brachten. Früher hatten sie sich bei dem massenhaften Auftreten der Parteien durchschnittlich nur den Amerikanern als Anhängsel angeschlossen, ohne besonderen Andrang ihrer Nationalität. Dies war auch der Fall in einer großen Versammlung, welche die amerikanischen Demokraten an demselben Abend in Tammany-Hall, dem Hauptquartier der Demokratie, hielten und soll auch in dem großen Fackelzug stattfinden, den die Demokraten auf morgen (9. September) angekündigt haben. Die Schwäche der meisten Rede thut dem Effekt in der Hauptsache nicht eben sonderlichen Eintrag da es bei dergleichen Versammlungen mehr auf das Ensemble und den Andrang der Massen ankommt, als auf den Gehalt der Rede Der Eindruck auf die Amerikaner war auch unverkennbar, denn nicht allein der Tribune, sondern auch noch ausführlicher der Herald widmete der Beschreibung dieser Versammlung lange enggedruckte Spalten Der Herald brachte deutsche Worte mit deutschen Lettern in seiner Ueberschrift und hatte mit großen Kosten vier Reporterei hingeschickt Mag man hierin Partei-Rücksichten finden, so ist doch selbst der Hon womit die Gegner die Versammlung zu überschätzen suchten, ein Zeugniß für deren starken Eindruck. Der Evening-Express, das Organ der Proslaverei oder nationalen Knownothings, brachte auch mehr als vier Spalten eine großentheils erdichtete, verhöhnende Beschreibung mit verschiedenen Karikaturen. Die Ueberschrift war: „Foreign Element“ Aroused! (Das fremde Element erwacht!) Da unter war ein Pferdekopf zu sehen, der mit dummer Miene das Maul aufsperrt.

Wir müssen hier bemerken, daß aus der europäisch-revolutionairen Stimmung Züge in die Färbung der Versammlung spielten, die nicht genau zu der auf ausgesprochener Realität konzentrirten amerikanischen Bewegung paßten, wenn auch Analogieen nicht zu verkennen sind; allein dieser Nachklang europäischer Erinnerungen lag im natürlichen Ausdruck einer versammelten Menge, die großentheils, wenn nicht in, doch kurz nach den Bewegungen des letzten Dezenniums ihr Vaterland verließ. Daneben hat sich aber auch eine höhere Selbständigkeit und ein unverholen schärfer ausgeprägter Charakter deutschen Wesens geltend gemacht, mit der Tendenz, einen Aufschwung aus der bisherigen politischen Niedrigkeit der Deutschen in Amerika zu nehmen. In dieser Hinsicht war die Rede des Herrn Dana charakteristisch, welcher, ohne die Deutschen verletzen zu wollen, doch ihr bisheriges politisches Verhältniß treffend bezeichnete. Durch die großartige Demonstration dieser Versammlung, sagte er, treten die Deutschen zum ersten Male in Amerika in ihrer wahren Stellung als amerikanische Bürger auf. Bisher sind sie als Vieh betrachtet worden, und eine gewisse Partei hat immer gesucht und danach gehandelt, daß die Deutschen für sie immer zu haben seien. Diesen Glauben haben wir heute Abend in das Grab gelegt. — Noch andere treffende Worte sprach Herr Dana, die ich hier nicht ausführlich wiedergeben kann, sollten aber europäische Leser den Ausdruck, die Deutschen seien dieselbe in politischer Hinsicht als Vieh betrachtet worden, übertrieben finden, so will ich daran erinnern, daß sie nicht selten als voting cattle (stimmendes Vieh) bezeichnet wurden.

Bei alledem soll aber, wie hin und wieder hier geschrieben, das Gewicht der beschriebenen Versammlung keineswegs überschätzt werden, denn es ist damit noch kein ernstlicher Anlauf genommen, den schiefen und verkehrten Seiten des deutsch-amerikanischen Wesens nicht blos in der vorübergehenden Aufregung eines Wahlkampfes, sondern mehr für die Dauer zu begegnen. Doch dergleichen Betrachtungen liegen außer den Gränzen dieses Artikels, welcher nur einen Akt der Gegenwart behandelt. Ebensowenig können noch andere Massen-Versammlungen der Deutschen, wie z. B. die in Williamsburg und Chicago, hier nähere Erwähnung finden.

New-York, 8. September 1856. Albrecht Boehme.

Frankreich.

Die Gottesstadt im XIX. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

II.

Ist nun dieser Sieg der Erbensklaft des XVIII. Jahrhunderts nur eine vorübergehende dramatische Episode oder eine endliche Lösung des Knotens? Das ist das große Problem unserer Zeit und die verborgene Ursache all unserer Aufregung.

In den ersten Jahren, die der Revolution folgten, schien es, als sollte ein neuer Geist das XIX. Jahrhundert von dem vorangegangenen Zeitalter völlig scheiden. Man fing an, einer engbrüstigen Philosophie müde zu werden, die da wähnte, Alles in der Seele durch die Metamorphosen der Sinnlichkeit erklären zu können. Die großen politischen Katastrophen hatten, Seelen, Existenzen und Meinungen erschüttend, jenen Geist des Leichtsinns und der Ironie verscheucht, der nur einer gelangweilten und ausgetrockneten Gesellschaft zusagen konnte. Man war für gemüthliche Anregung, für Zärtlichkeit, für das Melancholische gestimmt. Condillac's Abstractionen und Voltaire's Spöttereien waren nicht mehr an der Zeit. Die tragisch geprüften Geschlechter bedurften ernsterer Ideen. Daher eine fast allgemeine Umkehr zu den religiösen Gedanken. Die Einen wollten an das XVII. Jahrhundert anknüpfen und sich dem Katholicismus wieder in die Arme werfen; die Anderen, weniger bestimmt in ihren Anschauungen, trachteten nach etwas Neuem. Beide stimmten in dem Glauben überein, daß eine über das irdische Leben erhabenere Ordnung der Dinge uns an eine andere Welt knüpfe. Man hatte demnach Grund zu der Annahme, daß dieses religiöse Erwachen dem beginnenden Jahrhundert sein Gepräge aufdrücken werde.

Das erste Werk, das durch seinen glänzenden Erfolg diese neue Stimmung der Gemüther bezeugte, war Chateaubriand's: „Génie du Christianisme". Dieses heutzutage so sehr unterschätzte Buch war gerade, was jener Epoche der religiösen Wiedergeneusung noth that. Noch war es nicht an der Zeit, das Christenthum unter seiner geheimnißvollen und strengen Gestalt zu zeigen und es als einen Glauben unbedingt zu gebieten: es war schon sehr viel gewonnen, wenn man einen Vorschmack seiner Schönheit, seiner Poesie gab; wenn seine Verwandtschaft mit den Künsten, der Natur, den Bedürfnissen des Herzens aufgewiesen wurden. Das „Génie du Christianisme" bewegte die Seele, ohne den Willen zu knechten. Es bot eine Mittelstraße, wie sie den erschütterten Geistern recht war, die noch nicht glauben, die nicht ferner leugnen wollten und auf dem sanften, leichten Abhang der Bewunderung mit halbem Leibe anerukten.

Dieser Auferstehung des christlichen Geistes verdankte man noch zwei hervorragende Schriften: „les soirées de Saint-Pétersbourg", ein beredtes und überraschendes Plaidoyer zu Gunsten der Vorsehung; „l'Essai sur l'indifférence", einen Versuch, der eine richtige und starke Idee berührt, leider aber durch ein unhaltbares System in der Ausführung verfehlt ist. Zu dieser Bewegung gesellte sich die Poesie, der wir die schönsten Lieder der zeitgenössischen Muse verdanken. Die religiöse Schwermuth der „Méditations", der mystische Schwung der „Harmonies" haben Töne angeschlagen, welche die gesammten Dichtungen des XVIII. Jahrhunderts nicht erreichten. Später versuchten es die Predigten, worin die dialektische Redegewalt und eine glühende Phantasie die öffentliche Gunst einander streitig machten, den religiösen Ideen durch das Schwert des Wortes tieferen Eingang in die Seelen zu bahnen. So sah man das Schauspiel, das das XVII. Jahrhundert dargeboten hatte, wieder im Kleinen auf der Bühne erscheinen. Da hatte der Katholicismus, in dem Kampf gegen die Reformation geläutert und verjüngt, das schönste Beispiel gegeben, wie der religiöse Sinn mit der Kultur des Geistes gepaart sein kann. Geradeso wie nach dem XVIII. Jahrhundert machte die Kirche, noch einmal durch das Unglück aufgeschüttelt und durch die Angriffe gestachelt, die größten Anstrengungen, sich selbst zu läutern und das Jahrhundert zu bekehren. Ich will nicht sagen, daß dieser großherzige Anlauf von aller Legirung rein gewesen: bei Lichte besehen, entdeckt man darin hin und wieder mehr Politik, als echte Religion, mehr Gehässigkeit gegen die Philosophie, als wahre Frömmigkeit, mehr Imagination, als Gefühl, mehr Paradoxa, als gründliches Wissen und stichhaltige Theologie; allein, wenn ein guter Theil der menschlichen Schwäche abgegeben wird, bleibt doch noch ein schöner Rest wahrhaften Strebens, in einer lauen und irrenden Gesellschaft das religiöse Gefühl zu wecken.

Während die Religion neue Wege einschlug, um die Seelen wiederzugewinnen, die sie in dem vorangegangenen Jahrhundert theils verloren, theils aufgegeben hatte, versuchte die Philosophie in Frankreich eine ähnliche Umgestaltung. Benjamin Constant und Frau von Staël, wiewohl von dem Geiste des XVIII. Jahrhunderts durchdrungen, begriffen dennoch, daß die Encyclopädie über die religiösen Fragen nicht das letzte Wort gesprochen hatte. Das Buch über die Religion, das freilich in der Folge von der deutschen Wissenschaft überholt worden, war ein originelles und kühnes Buch in einer Zeit, wo sich fast alle Kerngeister zu den Ideen Volney's und Dupuis' bekannten. Benjamin Constant betrachtete das religiöse Gefühl als eine natürliche und allgemeine Thatsache; jene hausbackene, beschränkte Theorie, die der Religion keinen anderen Ursprung einräumt, als Tyrannei und Furcht, sie ließ er fahren. Er sah in allen Religionen allmenschliche Thatsachen allerdings, aber berechtigte und achtungswürdige Thatsachen, die sich mit der Zeit und dem Fortschritt der menschlichen Vernunft vervollkommnen. Frau v. Staël bekannte sich zu denselben Ideen, aber mit noch erhöhter Leidenschaft und Begeisterung, und glaubte an die mögliche und nicht ferne gegenseitige Annäherung aller christlichen Bekenntnisse.

Zu derselben Zeit bildete sich eine neue Philosophie, die noch offener mit den Doktrinen Voltaire's und Condillac's brach. Sie fand wieder in der Tiefe der Menschenseele die Prinzipien des Spiritualismus und erweckte zu neuem Leben die großen Gedanken eines Leibniz, Descartes und Plato. Sie versocht Gott, die Seele, den freien Willen, die Pflicht, die Unsterblichkeit. Die Häupter dieser neuen Schule, Maine de Biran, Royer-Collard und Cousin genießen einen Ruf, wie er ihrer Arbeiten würdig ist. Der treueste Vertreter der Philosophie in Frankreich und der originellste des religiösen Geistes im XIX. Jahrhundert bleibt unstreitig Jouffroy.

Dieser merkwürdige Geist gehört zu denjenigen, die von der Originalität unseres Jahrhunderts am besten Zeugniß geben. Im XVIII. Jahrhundert zweifelte man angenehm und spielend. Rousseau ausgenommen, suchte man in jener Zeit umsonst einen Mann, der sich um den Mangel an Glauben sehr gegrämt hätte. Die Seufzer und die Thränen eines Pascal schienen an Narrheit zu streifen. Jouffroy ist ein philosophischer Pascal, nicht dem Genius, sondern dem Gemüthe nach. Er gehörte zu den Geistern, die mit größter Aufrichtigkeit, mit glühendstem Wahrheitseifer, mit höchstem Aufschwung zum Unsichtbaren, mit innigster Sehnsucht nach dem verlorenen Glauben, mit tiefstem Seelenschmerz und mit der zuverlässigsten Hoffnung gezweifelt haben. In ihm schauen wir das wunderbare Bild eines tiefbewegten Gemüthes, gepaart mit dem ruhigsten, behutsamsten und gewissenhaftesten Denken. Wer ihn die Wahrheit suchen sah, konnte nicht ahnen, daß er mit so unruhiger Ungeduld das Bedürfniß danach empfand; wer ihn hörte, wie er die Probleme mit gemüthergreifender Feierlichkeit hinstellte, konnte nicht glauben, daß er die Lösung mit so ruhiger, geduldiger Gedankenarbeit suchte. Dieser scheinbare Widerspruch brachte Manchen auf den Gedanken, er sei im Skeptizismus stehen geblieben. Kühn in der Aufstellung der Probleme

Google

und sehr schüchtern in der Lösung, schien er von dieser durch eine tiefe Kluft getrennt; allein diese Kluft bestand nur für diejenigen, welche die Verkettung der philosophischen Prinzipien nicht kennen. Mit unendlicher Sorgfalt gegliederte er die Data einer Aufgabe, und wenn man ihn noch an der Schwelle der Wissenschaft glaubte, war er in der Wirklichkeit schon bis an die letzten Schlüsse vorgedrungen ..... Kurz vor seinem Tode schrieb er in einem vertrauten Briefe: „Indem wir uns aus unserem Herzen in unsere Seele, aus unserem Geist in unser Denken zurückziehen, nähern wir uns der Quelle alles Friedens und aller Wahrheit, die im Mittelpunkte ist, und bald zeigen sich dann die Wogen an der Oberfläche als eitel Geräusch und hohler Schaum. . . Die Krankheit ist sicherlich eine Gnade, die uns Gott gewährt, ein heimliches Plätzchen, das er uns vorbehalten, wo wir uns wiedererkennen, und wiederfinden, wo wir die Dinge wieder in ihrem wahren Lichte schauen." — Sind das Worte eines Skeptikers? Und diese Worte erhielten ihre Bestätigung durch seinen bald darauf erfolgten Tod: er starb mit der Ruhe eines antiken Philosophen in der christlichen Salbung, dem Erbe seiner früheren Erziehung. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die Kleinkinder-Bewahr-Anstalten in Petersburg.

Das Verdienst, die erste Idee zur Errichtung von Kleinkinder-Bewahr-Anstalten, Djetskie Prijuty, in Petersburg gegeben zu haben, gebührt der Gräfin Julie Stroganov und Herrn Anatol Demidov. Der Gedanke fand allgemeinen Anklang: am 16. Mai 1837 wurde der erste Prijut in Petersburg unter dem Namen des Stieglitzschen eröffnet, und heute beläuft sich die Zahl dieser Anstalten bereits auf zwanzig. Ihr Zweck besteht darin, sich der jungen Kinder anzunehmen, deren Aeltern, mit dem Erwerb des täglichen Brodtes beschäftigt, außer Stande sind, sie zu beaufsichtigen und ihnen die gehörige Pflege angedeihen zu lassen. In ihrem Charakter den Pariser Krippen (crèches) verwandt, zeichnen sich die Prijuten vor diesen durch einen umfassenderen Wirkungskreis aus. Die Krippen sind gleichfalls für kleine Kinder (nicht älter als zwei Jahre) bestimmt, deren Aeltern den ganzen Tag außer dem Hause beschäftigt sind. Wenn die Mutter des Morgens an die Arbeit geht, trägt sie ihr Kind nach der Anstalt, wo es bis zum Abend verbleibt; sie versieht es mit der für den Tag erforderlichen Wäsche und muß, falls es noch ein Säugling ist, zweimal täglich in der Anstalt erscheinen, um ihm die Brust zu geben. Die Krippen haben mithin nur die Aufgabe, die Kinder gegen eine bestimmte Vergütung (5 bis 20 Centimes täglich) zu beaufsichtigen und, mit der eben erwähnten Ausnahme, zu speisen.

Die Prijuten hingegen, die auch ältere Kinder (von 3 bis 10 Jahren) unter ihren Schutz nehmen, deren Bedürfnisse schon bedeutender sind, beschränken sich nicht allein auf die Beaufsichtigung derselben; indem sie ihre Pflegebefohlenen mit Speise und Kleidung versehen, sorgen sie auch für deren moralische Entwickelung und suchen sie an die Arbeit zu gewöhnen. Die Kinder erscheinen früh Morgens in der Anstalt und bleiben dort den ganzen Tag über. Wenn man zwischen acht und neun Uhr Morgens durch die Straßen von Petersburg geht, so begegnet man unaufhörlich Knaben und Mädchen, die in die Prijuten eilen. Sie gehen bald in kleinen Gruppen, bald paarweise, wo man bisweilen ein Mädchen von sieben Jahren mit komischer Gravität ihren vierjährigen Bruder über die Straße führen sieht, bald allein, und nur selten in Begleitung von Erwachsenen. Im Prijut angekommen, entledigen sie sich ihres verschiedenartigen Kostüms, ihrer alten Röcke und fadenscheinigen Jäckchen, und ziehen die der Anstalt gehörigen grauen Blousen, reinen Strümpfe, Schuhe und Schürzen an. Des Winters wird den Kindern, ehe sie zu ihren täglichen Beschäftigungen übergehen, eine Tasse Sbiten (Aufguß von warmem Wasser mit Honig) gereicht. Hierauf nehmen sie ihre Plätze ein, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Bis sich Alle versammelt haben, beschäftigen sich die Angekommenen mit einer Handarbeit: Stricken, Schnürflechten u. s. w. Endlich sind die Kinder von nah und fern eingetroffen, und die Schulstunden beginnen mit einem Chorgesang. Der Unterrichtskursus der Prijuten besteht in dem Katechismus und der biblischen Geschichte, den Haupt-Ereignissen der vaterländischen Geschichte, Lesen, Schreiben, den ersten Regeln der Arithmetik und den Anfangsgründen der Naturgeschichte, nebst verschiedenen Handarbeiten. Um die Aufmerksamkeit der Kleinen nicht zu ermüden, dauert keine Lection länger als eine halbe Stunde. Der Gesang spielt in ihren Beschäftigungen eine wichtige Rolle, und wer diese Masse von frischen, silberhellen Stimmen gehört hat, auf den bringen sie eine mächtige Wirkung hervor.

Um Mittag werden die Kinder zum Essen gerufen, das gewöhnlich aus zwei Schüsseln besteht. Nach Tisch ist die Spielzeit, und dann folgen wieder Handarbeiten, Gesang und andere Beschäftigungen. Der Abend bricht heran, und aus den Thoren des Prijut strömt der ganze muntere Kinderschwarm, von neuem in seinen buntscheckigen Anzug. Aber aus einigen abgerissenen Jäckchen und Mützen schimmern farbige Bänder hervor, als Auszeichnung für Fortschritte im Lernen und geflissenes Betragen.

Jeder Prijut hat seinen Direktor, der aus den sanbafte[illegible] Aerzten der Residenz gewählt wird, einen Aeltesten (starschina), aus dem Handelsstande, eine Inspektrice und ihre Gehülfin. Sämmtliche Institute bestehen sich unter dem Schutze der verwitweten Kaiserin und der Aufsicht eines Fürsorge-Comités. Von dem moralischen Nutzen derselben zu reden, wäre überflüssig; was ihren materiellen Nutzen betrifft, so weisen wir auf die Handarbeiten der Zöglinge hin, die einen bedeutenden Theil der Preise in den jährlich zum Besten dieser Anstalten ausgespielten Lotterieen bilden. Die allgemeine Theilnahme an den Prijuten, die Achtung und Liebe, deren sie bei den Kindern genießen, die ihrer vorzugsweise bedürftig sind, geben ihnen Mittel aufs unzweideutigste zu erkennen. Obwohl ihre Einnahmen, außer den Zuflüssen der kaiserlichen Familie, hauptsächlich von den Prijuten Wohlthätigkeit abhängen, so wird doch die Mehrzahl der Kinder in alle Bezahlung in diese Anstalten aufgenommen. Während die Thätigkeit der pariser Krippen, namentlich in den letzten Jahren, allmälig schwächer wird und die Theilnahme des Publikums an ihnen abnimmt, haben sich die Prijuten in wenigen Jahren über ganz Rußland verbreitet und finden überall die freigebigste Unterstützung. (O. L.)

Mannigfaltiges.

— Deutsch-amerikanischer Dichterwald. Unter diesem Titel ist vor einigen Monaten zu Detroit in Michigan eine Sammlung von Dichtungen erschienen, deren Verfasser sämmtlich in Nord-Amerika leben.*) Es sind darin nicht weniger als 51 Namen vertreten, von welchen 127 Gedichte auf 240 Seiten kl. Oktav mitgetheilt werden. Ein Preisrichter-Comité soll, wie der Herausgeber bestimmt hat, dem Verfasser des besten Gedichtes eine aus dem Ueberschuß der Einnahmen zu bildende Prämie von hundert Dollars zuerkennen, doch ist sowohl das Urtheil, als der Ueberschuß erst noch zu erwarten. Die Leiden und Freuden der Deutschen in Amerika, die Täuschungen des Auswanderers, seine Hoffnungen und neuen Ideale bilden natürlich die Haupt-Themata in dieser Gedichtsammlung. Ueberschriften, wie „Abschied von Europa", „Mondnacht auf der See", „das Todtenschiff", „der Auswanderer", „der Einwanderer", namentlich aber „Heimweh" und „der Verbannte", kommen vielfach vor. Schiller's „Resignation" wird variirt durch „Nie verzagen", „Zufriedener Sinn", „Bist du ein freier Mann?"; „die Unbedingten" appelliren an den ursprünglichen deutschen Charakter gegen die Trostlosigkeit der eigenen, nationalen Zerfahrenheit, wie des anwidernden Yankerthums. Letzteres wird speziell in den Gedichten „Knownothings-Früchte", „Mütterliche Strafseufzer", „Ein Frömmler", „Die Temperenzler" u. s. w. geschildert. Heinrich Heine, von dessen Werken kürzlich eine Gesammt-Ausgabe bei J. Weik in Philadelphia erschienen, wird in zwei Gedichten, das einemal in den Himmel erhoben und das anderemal in den Tartarus gestürzt. Ein Gedicht mit der Ueberschrift „Mystikalisches" drückt besonders die Sehnsucht der Rückkehr nach dem deutschen Vaterlande aus. Das Ganze ist jedenfalls, wenn auch keine Bereicherung der deutschen Poesie, doch eine charakteristische Erscheinung, die auch von deutschen Büchersammlern berücksichtigt zu werden verdient.

— „Dred", von Harriet Beecher Stowe. Von diesem neuen Romane von der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" ist, gleichzeitig mit dem englischen Original und bei den Verlegern des letzteren, den Herren Phillips, Sampson & Co. in Boston, eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Dred, eine Erzählung aus dem großen Dismal-Sumpfe", bearbeitet von Dr. Gustav Rothe und Dr. Adolph Douai, erschienen. Es beweist dies, wie sehr sich die deutsche Bevölkerung Nord-Amerika's für das von der Verfasserin verfochtene Prinzip der Sklaverei-Aufhebung interessirt. Wenn die Verleger, wie es heißt, einen Theil der Auflage dieser deutschen Bearbeitung nach Leipzig gesandt und einen dortigen Buchhändler als Commissionair auf dem Titelblatt genannt haben, so würden sie dadurch nicht blos dem Erscheinen einer zweiten Uebersetzung in Deutschland zuvorgekommen sein, sondern auch für ihr Werk hier Verlagsrechte erworben haben. Der amerikanisch-deutsche „Dred" ist übrigens ziemlich theuer; er kostet in Amerika 1¼ Dollard — 2½ Thaler — was ungefähr das Zehnfache des Preises, für den die billigste Ausgabe des „Onkel Tom" in Deutschland zu haben ist.

*) Deutsch-amerikanischer Dichterwald. Eine Sammlung von Original-Gedichten deutsch-amerikanischer Verfasser. Herausgegeben von C. Marthausen. Detroit, Druck und Verlag von A. und C. Marthausen, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und dem Expediteur Hammon, Niederwallstr. Nr. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 121. Berlin, Dienstag den 7. Oktober 1856.

Central-Afrika.

Ein Besuch in Hamarwoa nebst einigen Bemerkungen über die Fellatahs.

Zwei Jahre ist es nun fast her, daß die Dampfboot-Expedition nach Central-Afrika mit so glücklichem Erfolge beendet wurde, die einen neuen und sehr vortheilhaften Weg nach Central-Afrika erschloß. Petermann's „Mittheilungen" lieferten uns bereits im vorigen Jahre einen höchst interessanten Bericht über diese Unternehmung und bot uns derselbe einen vollständigen Ueberblick über den Verlauf der Fahrt und die gemachten Entdeckungen dar. Vor kurzer Zeit ist nun auch von dem Führer der Expedition, Dr. Baikie, auf Anlaß der englischen Regierung ein (schon in Nr. 112 des „Magazin" erwähntes) Werk unter dem Titel: „Narrative of an Exploring Voyage up the Rivers Kwora and Binue in 1854" veröffentlicht worden, das diese Expedition in ausführlicher Weise beschreibt, und halten wir es nicht für uninteressant, einen kleinen Abschnitt daraus, ins Deutsche übertragen, hier mitzutheilen, der unser einem Besuch in Hamarwoa und beim Sultan auch einige Notizen über die Fellatahs, jenem in Inner-Afrika dominirenden Völkerstamme, enthält.

Das Explorations-Dampfboot „die Plejade" war in der Nähe von Wuzu*) angelangt, von wo aus Dr. Baikie mit mehreren Begleitern, unter denen Dr. Hutchinson und Herr Guthrie zu nennen sind, einen Ausflug nach der über drei geographische Meilen entfernten Stadt Hamarwoa, der Hauptstadt eines Fellatah-Gebietes gleichen Namens, zu machen beschloß. Der Sultan von Hamarwoa hatte bereits von dieser Expedition Nachricht erhalten und einen Boten, Namens Sarikí'n Hausa, sie zu begrüßen, abgeschickt, der als Führer dem Dr. Baikie gute Dienste leistete. Dies zum Verständniß des nun folgenden Berichtes:

„Am 24. September, als die Nacht schnell einzubrechen begann, ritten wir in Hamarwoa ein, die ersten Europäer, die je diese Stadt besuchten. Man führte uns nach der entgegengesetzten Seite der Stadt, eine beträchtliche Entfernung; endlich erreichten wir die Wohnung Sarikí'n Hausa's, wo wir die Nacht über bleiben sollten. Hier war eine große Hütte und ein geräumiger Hof für uns bestimmt, worin wir unser Gepäck aufbewahrten und uns dann von der Reise von Wuzu, welches meinen Berechnungen zufolge fünfundzwanzig Meilen**) entfernt, ausruhten.

Da es inzwischen ganz dunkel geworden, zündeten wir unsere Laternen an; doch ehe dies noch ordentlich ausgeführt war, langte eine Begrüßungs-Botschaft vom Sultan an, und kaum hatte und diese verlassen, als die Eingeborenen in Menge herbeiströmten, uns zu bewillkommnen. Beinahe eine halbe Stunde lang war ein unaufhörliches, recht ermüdendes Händeschütteln unsere einzige Beschäftigung, worauf wir uns erst nach einigem Abendessen umsehen konnten. Die Kru-Leute***) kochten ihren Reis; für uns wurde aber ein recht angenehmes Gericht, aus Milch und Wasser mit indischem Kornmehle und einigem rothen Pfeffer vermischt, bereitet. Kaum war diese Mahlzeit beendet, als uns ein Geschenk vom Sultan zu Theil wurde, bestehend aus mehreren Flaschenkürbissen, mit Fufu (einer Art Mehlspreis) gefüllt, was die Fellatahs two nennen, nebst einer grünlichen, hauptsächlich aus Butter bestehenden Sauce. Dies war unter Hinzufügung einigen Salzes keineswegs unschmackhaft; nur war das Mehl, weil es auf einem weichen Steine zubereitet, etwas sandig und mit Steinchen vermischt. Erst gegen neun Uhr konnten wir uns niederlegen, zu welchem Zwecke wir den Hofraum wählten; die Kru-Leute zogen aber die Hütte vor. Ein starker Thau fiel, aber weder dieser, noch die Unzahl der umherschwärmenden Mosquitos hinderten uns an dem Genusse eines langen Schlafes. Die Kru-Leute wurden aber arg zerstochen und suchten bald das Freie, um ihren kleinen Verfolgern zu entgehen.

Mit Tages-Anbruch waren wir alle auf, und nachdem wir unsere feuchten Decken aufgehangen und Vorbereitungen zum Frühstück getroffen, begannen wir uns umzusehen. Der Bergrücken, auf welchem die Stadt liegt, läuft längs der Muri-Berge hin, von denen einer, fast in dunkle Wolken gehüllt, finster auf uns herabsah. Im Ganzen ist die Lage der Stadt, hoch über der unten befindlichen sumpfigen Ebene, aber auch auf nicht zu trockenem Boden, gut. Die Ausdehnung derselben ist bedeutend; ich schätzte die Breite auf fünfviertel Meilen und die Länge auf volle zwei Meilen. Nach unseren Berechnungen konnte sich die Einwohnerzahl nicht unter achttausend belaufen. Dicht außen um die Stadt sind schöne Kornfelder angelegt, und weiterhin an den Seiten der Berge befindet sich Weide für Ziegen und Rindvieh die Fülle. In den Gärten wachsen viele Kräuter und Gemüse, und um jede Hütte stehen mehrere Melonen-Bäume.

Gegen halb sieben Uhr trat ein tüchtiger Regen ein, der mit kurzen Unterbrechungen zwei Stunden anhielt. Dies nöthigte uns, ein Unterkommen in der verschmähten Hütte zu suchen, wo wir doch zum Schutze gegen die Insekten ein Feuer anzünden und unsere Cigarren rauchen konnten. Der Regen draußen und der Rauch drinnen machten unsere Lage zu keiner beneidenswerthen. Später erfuhren wir, daß auf dem Flusse zu derselben Zeit ein schwerer Tornado gewesen, der Alles vom Deck der „Plejade" gerissen hatte, während wir hier, in einer Entfernung von nur sechzehn Meilen und fast in den Gebirgen, Regen ohne den geringsten Wind gehabt hatten. Es wären demnach diese fürchterlichen Orkane nur von geringer Ausdehnung.

Früh am Morgen hatte sich Sarikí'n Hausa zum Sultan begeben, um für uns eine zeitige Audienz zu erbitten; wir hatten nun gegen neun Uhr einen zweiten Boten ausgeschickt, und kaum war dieser fort, als uns als einzige Antwort wieder eine große Sendung von „Tuo" zu Theil wurde, ähnlich der am vorigen Abende.

Als es aufhörte zu regnen, kamen eine Menge Eingeborene, die uns sehen wollten, und wir wurden bald sehr mit ihnen befreundet. Wir kauften von ihnen Matten, Ringe, Ohrringe, Armbänder, Haarnadeln und andere Schmucksachen, welche aus Blei, Kupfer oder Messing verfertigt waren, wofür wir Spielereien, Stücken Tuch und andere Kleinigkeiten gaben. Rasirmesser wurden hier, wie in allen muhammedanischen Orten, sehr gesucht und gut bezahlt. — Ein junges Mädchen wollte mir ein Paar ihrer Ringe verkaufen, für die ich etwas rothen Kattun in Tausch geben wollte. Da sie jedoch ein größeres Stück zu haben wünschte, holte sie noch einen Ring und legte ihn zu den anderen, worauf auch ich meine Gabe vergrößerte. Noch nicht zufrieden gestellt, nahm sie ihre Ringe, Ohrringe und Haarnadeln, eines nach dem anderen ab und entsagte nach und nach ihrem ganzen Schmucke, bis sie einige Ellen von dem verführerischen Zeuge besaß. Die letzte Haarnadel hielt sie einige Zeit in der Hand, abwechselnd dabei sie und den lockenden Gegenstand betrachtend; zuletzt aber mochte sie denken, daß Kupferringe und Messingnadeln jederzeit in Hamarwoa zu bekommen wären, und gab die Nadel hin, worauf sie im Triumph mit dem glänzenden Zeuge wegging, gewiß, in kurzer Zeit den Neid ihrer sämmtlichen Bekannten zu erregen.

Nur eine Störung verursachte mir ein langer, wildaussehender Kerl, der plötzlich in der Thür unserer Hütte erschien und ein Weib, von dem ich einige Matten erhandelt, rauh hinweggog, indem er vorgab, er hätte sie (das Weib) gekauft. Ich sagte anfangs nichts; da der Mensch aber später unverschämt wurde, fuhr ich ihn an und sagte, daß ich sein Benehmen dem Sultan mittheilen wolle, und ließ ihn endlich durch einen von unserer Mannschaft und dem Hofe entfernen. Keiner der Eingeborenen ergriff seine Partei, vielmehr freuten sie sich, den Rufestörer zum Stillschweigen gebracht zu sehen. Dieser kam nach einiger Zeit mit freicherischem Wesen zurück und bot mir sein Schwert zum Kauf an, was ich aber ablehnte.

*) Man vergleiche die Karte, die im 7. und 8. Hefte von Petermann's „Mittheilungen" dem Berichte über die Expedition beigegeben ist.

**) Hierunter sind stets englische Meilen zu verstehen.

***) Zur Benennung der „Plejade" war eine Anzahl Leute dieser Nation gewonnen worden, die sich an Land und Klima gewöhnt, besonders dazu geeignet waren.

Da dies die erste Gelegenheit war, wo ich mit Fellatahs in großer Anzahl zusammentraf, werde ich mich über dieselben ein wenig näher einlassen. In Hamaruwa, wie in anderen Fellatah-Städten, ist es den Frauen, obgleich alle Muhammedaner sind, doch erlaubt, ohne Begleitung umherzugehen; ihre Gesichter werden durch den Anblick der Unglaubigen nicht entheiligt, auch zeigen sie nicht jene äußerste Strenggläubigkeit der Muselmänner des Ostens. Man sieht unter ihnen beständig „Mallams“ oder Gelehrte, mit weißen Turbans und gewöhnlich einem Stücke Tuch über den Mund und unteren Theil des Gesichtes. Dem Ansehen nach weichen die Fellatahs sehr von den Negern ab, das Profil ist öfter fast europäisch zu nennen; die Haut ist mitunter sehr hellfarbig, nie schwarz. Ihr Aussehen ist nicht sehr kräftig, überhaupt sind sie nicht fleischig zu nennen. Ihre Statur ist über mittel, und die langen, dünnen Gliedmaßen scheinen für Thätigkeit und Anstrengungen ganz geeignet. Ferner haben sie eine hohe, bisweilen breite Stirn, ein langes Gesicht, spitzes Kinn und eine gerade, manchmal gebogene Nase. Das gewöhnlich blaue und ausdrucksvolle Auge hat einen unstäten Blick; die etwas dicken Lippen sind das einzige Merkmal äthiopischer Verwandtschaft. In Hinsicht auf Verstand und Scharfsinnigkeit nehmen sie eine hohe Stufe ein, und im Handel sind sie gewandt und thätig. Ihre Sitten schienen uns, nachdem wir mit so vielen rohen Stämmen verkehrt hatten, gebildet und angenehm; auch hielten sie sich, was ihre Person betraf, ziemlich reinlich. Die meisten Männer trugen lange Kleidung, fast alle hatten Turbans, Strohhüte oder irgend eine andere Kopfbedeckung; viele zeigten sich auch in weiten Hosen. Da, wie bemerkt, die Fellatahs Muhammedaner sind, so scheeren sie den Kopf kahl; am Kinn dürfen sie die Haare wachsen lassen. Die Meisten führen eine Art Talisman in kleine, lederne Behälter geschlossen, die sie um den Hals hängen, mit sich; gewöhnlich bestehen diese aus Versen aus dem Koran oder einigen Worten in arabischer Schrift. Die Frauen waren unbedingt die hübscheren, die wir bisher gesehen; auch kleideten sie sich mit einigem Geschmack. Die modischen Schmuckſachen waren bleierne oder messingene massive Ohrringe; ferner hübsch verzierte messingene Haarnadeln und Armbänder von demselben Metalle. Ihr Anzug besteht hauptsächlich aus einem langen Stücke inländischen Zeuges, welches mehrere Male rund um den Körper geschlagen wird und unter den Achseln beginnend bis über die Kniee hinweg reicht. Das eine Ende wird, wenn das Wetter kalt und naß ist, leicht über den Kopf geworfen. Unter diesem Tuche sind zwei andere ähnliche Umschläge, nur nicht so groß und von der Mitte des Körpers beginnend. Einige der jüngeren Mädchen des Palastes, wahrscheinlich die schönsten, trugen rund um den Kopf enge Geflechte oder Ringe von niedlich geflochtenem und gefärbtem Stroh oder Schilf, was ihnen recht gut stand. Es bekrscht bei ihnen der Gebrauch, die Ränder der Augenlider mit Antimon zu färben, was den Augen gewiß einen sanfteren Ausdruck giebt. Die Nägel der Finger bestreichen sie mit Henna, einer Pflanze, die sehr häufig in den Gärten gezogen wird. — Die gewöhnliche Sprache ist das Pulo (oder Fellatah),*) aber die Hausa-Sprache wird ebenfalls überall verstanden.“

Da wir Gurowa (am Binue) noch bei Nacht erreichen wollten, beschlossen wir, da es beinahe Mittag und noch kein Bote zurückgekehrt war, uns zum Sultan zu begeben, begegneten aber noch zum Glücke auf dem Wege unserem Freunde Sarifi'n Hausa, welcher uns eben dahin führen wollte. Indem wir uns dem Palaste näherten, feuerten wir auf sein dringendes Gesuch mehrere Salven ab, zur Freude, aber auch zum Schrecken der Zuschauer. Am äußeren Thore, wo wir zwei bis drei Minuten aufgehalten wurden, sahen wir eine Menge Sandalen liegen, denn alle Eintretenden mußten ihre Füße entblößen und ihre Speere und sonstigen Waffen dort liegen lassen. Wir wurden nun ersucht, weiter zu schreiten, passirten einen Hofraum, wo viele Leute mit übereinanderschlagenen Beinen saßen, und wurden in eine ansehnliche Hütte geführt, deren Thür mit einem Vorhange verhüllt war. Beim Eintritt bat Sarifi'n Hausa, daß ich mich gerade vor den Sultan setzen möchte, und Dr. Hutchinson und Guthrie zu meinen beiden Seiten; dann ordnete er hinten unser Gefolge und kniete vor uns nieder. Wir saßen auf guten türkischen Teppichen, auf denen Kissen, mit hellfarigem Tuche und Atlas überzogen, lagen; roth und gelb waren die vorherrschenden Schattirungen. Gerade vor uns, quer durch die geräumige Hütte, befand sich ein Vorhang aus blaßrother, weißgestreifter Seide, welcher Seine Majestät vor unseren Augen verbarg. Sobald wir uns niedergesetzt hatten, stimmten die Eingeborenen ein Geschrei an und klatschten in die Hände. Hierauf bewillkommnete uns der Sultan durch seinen Dolmetscher, sprach seine Freude über unser Dasein aus und sagte, wie angenehm es ihm sei, daß Weiße unter seiner Regierung zuerst Hamaruwa besuchten, da dies unter der Herrschaft aller seiner Vorgänger noch nicht geschehen sei. Hierauf gab er Sarifi'n Hausa einen Befehl, worauf dieser den schöne Roben hinter dem Vorhang hervor brachte und dieselben mir und meinen beiden Gefährten einhändigte. Auch beschenkte er mich mit drei vergifteten Spießen deren Spitzen verdeckt waren, ferner mit einem nichtvergifteten Spieße, sowie mit einem Korbe voll schöner Gura- oder Kola-Nüsse, welche letztere als ein Zeichen von großer Gunst und Freundschaft geschätzt werden. Nachdem ich meinen Dank dafür abgestattet, erkundigte ich mich bei Sarifi'n Hausa, ob der Vorhang nicht weggezogen würde, erhielt aber den Bescheid, daß der Sultan, der Gewohnheit gemäß, während unserer Unterredung ungesehen zu bleiben wünschte. Ich fuhr deshalb fort und sagte, daß wir aus einem mächtigen, weit über die See gelegenen Lande, England genannt, herkämen; daß die sehr mächtige Königin unseres Landes in Friede und Freundschaft mit allen Herrschern zu stehen wünsche, daß sie das Gedeihen und Glück aller auch noch so entfernten Länder stets wolle, und deshalb von ihren Unterthanen, wo es nur möglich, Verkehr und Handelsbeziehungen anknüpfen lasse. Dies sei der Grund, warum wir jetzt nach Hamaruwa gekommen wären und da wir uns von einer Aufnahme noch beglückt fühlten, hoffen wir, daß er gegen die Weißen stets gütig und gerecht verfahren möge, wogegen wir die Ueberzeugung hätten, daß dieſe ſich ebenſo gegen seine Unterthanen benehmen würden. Wir nannten hierauf die Artikel, welche wir zu kaufen wünschten, und zählten kurz unsere Waaren auf. Der Sultan erwiderte nun in freundlichen Worten, daß er ſich geehrt fühle, die Unterthanen einer so großen und guten Königin empfangen zu haben, und versicherte, daß es sein äußerstes Streben sein werde, unsere Absichten und Pläne zu fördern und den Handel zu heben. Darauf sprach ich gegen den Sultan die Absicht aus, bei unserer Rückkehr den Fluß hinunter Mukari zu besuchen (welche Stadt, wie ich wußte, in sein Bereich gehörte), und ich ihm sehr dankbar sein würde, wenn er mir eine Bedeckung oder ein Schreiben ertheilen wolle, welche unsere gegenseitige Freundschaft beweisen; hierzu gab er seine ganze Zustimmung. — Ich überreichte ihm nun sein Geschenk, aus mehreren Stücken weißen und farbigen Kaliko, zwei Sammet-Roben, einem Säbel mit Messingscheide und einem Doppelgewehre mit einigen Feuersteinen und Pulver bestehend. Dr. Hutchinson gab ihm Proben der verschiedenen Waaren, welche wir am Bord hatten, und Herr Guthrie übergab ihm einige Schreibmaterialien und eine Landkarte, auf welcher die Lage Hamaruwa's besonders markirt war. Mit Allem schien der Sultan sehr zufrieden. Da der seidene Vorhang nicht sehr dick war und der Sultan zwischen mir und einer offenen Thür saß, so konnte ich seine Gestalt und Handlungen wahrnehmen, obgleich ich seine Gesichtszüge nicht unterscheiden konnte. Er trug einen schönen Scharlachmantel, und als die Geschenke ihm vorgelegt wurden, unterſuchte er sie mit großem Interesse, besonders den Säbel und die Schreibmaterialien. Er sagte hierauf, daß er ein Vasall des Sultans von Sokoto sei und diesem unseren Besuch durch einen besonderen Boten melden müsse, und fragte mich, ob ich ihm ein Geschenk für diesen senden wolle, was ich zu thun versprach. Endlich wurden wir noch mit zwei Ochsen beschenkt, wofür ich meinen Dank abstattete und dann den Sultan ersuchte, uns Pferde zur Rückkehr nach Wuya zu geben. Wir wurden zwar dringend gebeten, unseren Aufenthalt bis zum nächsten Tage auszudehnen, doch schützte ich noch viel Geschäfte vor. Wir empfahlen uns also Sr. Majestät, worauf die Ceremonien mit dem Händeklatschen ꝛc., wie beim Anfang, wiederholt wurden.“ W. T.

*) Dr. Baikie giebt seinem Werke noch eine recht interessante Zusammenstellung der verschiedenen Schreibarten afrikanischer Namen bei. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit nur einige der Namen, die von den verschiedenen Reisenden den Fellatahs gegeben worden, als Fulahs oder Pouls von Golberry; Fulitahs von Lander; Fullans von Richardson; Fulatiya oder Felatah von Prichard; Pulo (Pl. Pulde) besonders von den französischen Entdeckern.

Frankreich.

Die Gottesstadt im XIX. Jahrhundert.

II.

(Fortsetzung.)

Dieser tüchtige Umriß der religiösen Bewegung unseres Jahrhunderts würde eines wesentlichen Zuges entbehren, wenn wir den Protestantismus anließen, weil er, in Frankreich in der Minorität, bei dem geistigen Kampfe hier keine hervorstechende Rolle gespielt hat. So ist es aber nicht in England, in Amerika, in der Schweiz und in Deutschland. In diesen Ländern lassen ſich, bei den mannigfaltigſten Wechselfällen, die er erfuhr, drei Richtungen unterscheiden, die den politischen Parteinamen von sonſt entſprechen: die Rechte, die Linke, das Centrum. Hüben neigte sich der Protestantismus, erschreckt von der neueſten Philoſophie und von seinen eigenen Anschreitungen, der römischen Kirche zu und ließ ſich von deren Geiſte inſpiriren. Diese Bewegung ging ſo weit in der anglikaniſchen Kirche, daß einige gelehrte und hochgeſtellte Perſonen ſich offen für die katholiſchen Dogmen erklärten. Drüben trieb der mit den Waffen der hiſtoriſchen Kritik und der Dialektik ausgerüſtete Proteſtantismus den Geiſt der

unabhängigkeit über die Gränzen des christlichen Dogma's hinaus und stürzte sich in den Rationalismus. In Deutschland war es, wo ich diese Richtung am entschiedensten ausgesprochen. Das Leben Jesu war das kühnste Manifest der protestantischen Linken. In Amerika, wo für das spekulative Denken kein so günstiger Boden wie in Deutschland ist, nahm der protestantische Rationalismus einen eigenen Charakter an: er fährte die Religion auf die Sittenlehre zurück; er verschanzte sich in den letzten Wällen des geoffenbarten Dogma's, über die er nicht hinausging; er gestaltete sich so zu einem christlichen Deismus, ähnlich dem in dem „Glaubensbekenntniß des savoyischen Pfarrers". Zwischen diesen äußersten Richtungen, die dem Protestantismus den Untergang drohen, bleiben einige kräftige Geister treu der Tradition und bewahren die beiden wesentlichen Prinzipien des lutherischen Dogma's: die Offenbarung und das Recht der Prüfung; Prinzipien, die der Katholizismus, wie der Rationalismus für unvereinbar erklären, die aber Gewohnheit, Herkommen, ein gesunder Sinn und eine natürliche Mäßigung in der Praxis festhalten, wie groß auch die Schwierigkeit in der Theorie sich zeigt.

Der reine und überlieferte Protestantismus — widerstandskräftiger, als man sich es denkt — denn er hat die Sitten zum Rückenhalt — darf unter seine besten Vertreter Herrn Vinet in Lausanne zählen. In ihm vereinen sich zwei Personen: der scharfsinnige Kritiker, der anmuthige, ziemlich weltgesinnte Gesellschafter, der die Literatur um ihrer selbst willen liebte, und der strenge, tiefsinnige, fast mystische Denker. Am besten schildert ihn sein Urtheil über Pascal. „Pascal," sagt er, „ist nicht, wie man meint, Zwei in Einem: skeptischer Philosoph und gläubiger Christ; vielmehr ist er nur Einer: er ist Zweifler in der Philosophie, weil er Christ ist; ist aber nicht darum Christ geworden, weil er Zweifler ist. Das Christenthum nimmt den Menschen in seiner Gesammtheit, es setzt sich keinem anderen Dinge an, sondern ist der Kern. Man glaubt nicht an Gott und dann an Christum; sondern man glaubt an Christum und eben darum an Gott. Jeder Christ zweifelt an Allem, was nicht Christenthum ist. Der Glaube, der von der Sünde befreit, befreit von Irrthum und Unwissenheit". Diese Lehre ist allerdings vollkommen entsprechend dem Sinne Luther's, der ohne Zweifel höchlich verwundert gewesen wäre, hätte man ihm gesagt, er sei gekommen, die Vernunft zu emanzipiren; allein in einem zu schroffen Widerspruch mit dem Geiste unseres Jahrhunderts, um einen sehr tiefen Eindruck auf ihn zu machen.

Das waren die Bestrebungen der Gottesstadt in unserer Zeit, die Herzen der Menschen wieder zu gewinnen und sie von neuem hinanzuziehen zu der unsichtbaren Welt. Die Lehrsätze sind verschieden, der Gedanke ist derselbe. Die Menschen je mehr und mehr der ewigen Wahrheit und sie unter einander der religiösen Einheit näher zu bringen, das wollten zu gleicher Zeit, wenn auch auf oft entgegengesetzten Wegen, einige edle und großherzige Geister, betrübt über die Katastrophen unseres Jahrhunderts, und in einer höheren Welt Vergessenheit fremden und eigenen Elends suchend. Während sie aber die unsichtbare Stadt, nach der Jeder auf einer anderen Straße zuwallte, laut verkündeten, verfolgte das Jahrhundert seinen Lauf, ohne auf sie zu hören, und von allerwärts lief man herbei, seine Gaben und Opfer auf dem Altar der Erdenstadt niederzulegen. In diesem Gedränge eifriger Andeter überstürzten einander Gelehrte und Idioten, Theoretiker und Praktiker, Rückschrittsmänner und Umwälzer, Ziffernmenschen und Schlaraffenländer.

Im Mittelalter standen die Wissenschaften unter der Zucht der Theologie. Als ihre Befreiungsstunde schlug, hielten sie immer noch fest an dem Prinzip eines höchsten Gedankens, der über das Weltall königlich waltet. Die Physik eines Descartes, Newton, Leibnitz besonders berufi sich fortwährend auf die Prinzipien der religiösen Ordnung. Im XVIII. Jahrhundert verwandelt sich Alles: die Wissenschaften machen sich frei von jeder der Metaphysik entlehnten Voraussetzung und verwerfen jede Methode, die nicht von der Induction oder der Berechnung ausgeht. Die wissenschaftliche Methode des XVIII. Jahrhunderts hat durch Laplace ihr letztes Wort gesprochen. Als ihm nämlich Napoleon den Vorwurf machte, daß er in seiner „Mécanique Céleste" nicht ein einziges Mal den Namen „Gott" erwähnt, meinte er: „Sire, ich bedurfte dieser Hypothese nicht." — Hätten sich die Wissenschaften darauf beschränkt, sich jeder Abschweifung in ein fremdes Gebiet zu enthalten, dann wäre nichts dazu zu sagen; denn jede Wissenschaft hat das Recht, sich abzugränzen und wenig zu behaupten, um mit Gewißheit zu behaupten. Allein man gab diesem Einfall Laplace's eine weit größere Ausdehnung, und nicht nur im Bereich der Physik, sondern allgemein, unbedingt erklärte man, der alten Hypothese nicht zu bedürfen, deren ein Kepler, Leibniz, Newton sich nicht schämten. Man muß es hören, mit welch mitleidigen Achselzucken einige Gelehrte von den Bestrebungen der Vernunft, über die Natur hinauszugreifen, sprechen, mit welchem Selbstvertrauen sie sich rühmen, das Uebernatürliche, d. h. nicht das Mirakulose, sondern das Unsichtbare überhaupt, aus der Wissenschaft verjagt zu haben. Die Mathematiker wollen es berechnen, die Physiker wägen, die Physiologen zergliedern und sehen nicht, daß, wenn es überhaupt existirt, es nur unter der Bedingung existire, weder berechenbar, noch wägbar, noch zersetzbar zu sein. Die Wissenschaften verdienen unstreitig Bewunderung; sie geben Zeugniß von der Macht des menschlichen Geistes; sie haben so viele Vorurtheile weggeräumt; sie leisten täglich Reichen und Armen neue Dienste, dort die Genüsse mehrend, hier die Leiden mildernd. Leider hat sie der Stolz berückt. Wollen gewisse Gelehrte einen tödtlichen Streich nach der Metaphysik führen, so sagen sie, sie sei Sache des Gefühls. Damit wollen sie sagen: Es ist ein Traum, ein Nebel, ein Weißnichtwas, wonach sich kein ernsthafter Mensch auch nur umsieht. Wenn einige muthige Geister dieser wissenschaftlichen Theokratie nicht die Stirn bieten, so ist es um den allgemeinen gesunden Menschenverstand geschehen. Dieser hat nicht auf die Erfindungen, die auf der Dampfkraft und der Elektrizität beruhen, gewartet, die moralischen Wahrheiten, welche sehr alt sind, werden ewig die besten bleiben, und die Alten, die in den Erfahrungswissenschaften Kinder waren, würden uns in der Weisheit Etwas anzurathen geben.

Eine andere Ordnung der Wissenschaften, nicht ganz so anmaßend wie die Naturwissenschaften, läßt es doch auch nicht an spöttischem Naserümpfen fehlen, wenn sie von den Nebeln der Metaphysik und den Raivetäten der Moral spricht: wir meinen die ökonomischen Wissenschaften, sowie sie wenigstens ihre irrgeleiteten Adepten aufgefaßt haben. Die Naturwissenschaftler und die Oekonomisten machen einander die Gunst unserer Zeit streitig. Sie wiederholen den Leuten in die Wette, daß sie ihr Glück machen wollen. Man hat sie beim Wort genommen: Macht uns reich! Macht uns glücklich! schrie man aus allen Ecken. Die Wissenschaft wird bald nicht mehr Zeit haben, zu suchen, zu wägen, zu rechnen und folglich zu entdecken: sie wird unaufhörlich erfinden müssen. So lange sie nur beschäftigt war, die Wahrheit zu suchen, bewies man ihr Ehrfurcht aus der Ferne; als man aber erfuhr, daß sie reich mache, warf man sich vor ihr auf die Kniee. Andererseits erzeugten die außerordentlichen Eroberungen der Industrie eine neue Art Götzendienst, der dem Eisen und dem Golde, dem Wasser und dem Feuer Altäre baute. Unser Jahrhundert soll eine derauschte Menge aus allen Enden der Erde zu neuen ökonomischen Konzilien herbeiternen, und die strengsten Idealisten konnten sich der allgemeinen Verblendung nicht erwehren. Steht aber nicht zu fürchten, daß diese mirakulosen Zeugnisse von der Macht der Natur und von der Macht des Menschen den Menschen dahin bringen, sich selbst anzubeten und sich vor der Natur niederzuwerfen?

Eine andere Täuschung hat sich zu Gunsten einer der Glaubensmeinungen, die unserer Epoche zunächst am Herzen liegen und ihr die größte Ehre machen, in die Seelen geschlichen: der Glaube an den Fortschritt. Kaum vor einem Jahrhundert faßte die Gesellschaft den Gedanken, daß sie derunsen sei, sich unaufhörlich zu verredeln, und dieser Gedanke hat ihr den Muth eingegeben, die schrecklichsten Prüfungen zu dulden, ohne zu verzweifeln. Leider ist der Wunsch noch dem Besseren in den Wunsch nach dem Unmöglichen umgeschlagen. Man glaubte, daß eine Veränderung in der Gesellschaft den Abgrund ausfüllen könnte, den die Erfahrung aller Zeiten zwischen Wunsch und Wirklichkeit erkannt hatte, und während der wahre Sinn der Fortschrittlehre darin besteht, dem Individuum ununterbrochen neue Pflichten aufzulegen, glaubte man, daß sie ihm dafür unbeschränkte Rechte sichere. Das ist der Ursprung der Utopistenfeckten unserer Zeit.

Allerwärts entstanden Doktrinen, die uns den Himmel auf Erden versprachen. Die erste und berühmteste stellte sich anfangs unter einer religiösen Form dar und nannte sich das neue Christenthum. Ursprünglich setzte sie unbestreitbare Prinzipien hin: man mußte für das möglichst größte Glück der größten Menge arbeiten und Jedem nach seinen Werken den Antheil daran geben; Prinzipien, die der strengsten Gerechtigkeit und der reinsten Philosophie entsprechen; aber endlich mußte man an die Entwickelung dieser Prinzipien gehen. Zwischen dem alten und neuen Christenthum war ein augenscheinlicher Gegensatz, und es mußte folglich ein neues Prinzip verkündet werden. Die Wiedereinsetzung des Fleisches in seine Rechte hieß dieses Prinzip. Die Formel ist aus der Mode gekommen; das Prinzip selbst aber ist tief in alle Schichten der Gesellschaft, von der untersten bis zur obersten, gedrungen. Der Saintsimonismus mit seiner philosophischen Mystik, seinem Priesterprunk, seinem zügellosen Kommunismus ist verschwunden; allein das Recht auf Genuß hat den Sieg behalten, und wenn es nicht durch eine strenge Philosophie niedergehalten wird, dürfte es für die Regierungen ein unauslöschliches Problem werden.

Der Saintsimonismus wußte nicht recht, was er wollte; eine andere Schule nahm seine Stelle ein, deren Ideen schärfer bestimmt

Digitized by Google

waren. Ihr Axiom lautete: Der Mensch ist geboren, um glücklich zu sein; er ist es nicht, er muß es sein. Die aus der Gerechtigkeit Gottes hergeleiteten Argumente, wodurch gewöhnlich die Unsterblichkeit der Seele bewiesen wird, dienten ihm, die Gewißheit eines künftigen, aber irdischen Zustandes zu setzen, worin eine vollkommene Harmonie zwischen seinen Wünschen und ihren Gegenständen den Menschen vollkommen glücklich machen wird. Daher eine neue gesellschaftliche Maschinerie mit einem sehr verwickelten Getriebe, dessen Grundidee der Newtonschen Theorie der allgemeinen Gravitation entlehnt ist. Inzwischen interessirten die Mittel nur die Eingeweihten; für den großen Haufen waren nur die Resultate, die Alles, was die Einbildungskraft zu träumen kann, weit hinter sich ließen. Neben Fourier's Paradies ist Muhammed's ein gemeiner Küchengarten. Man kennt die verheißenen Wunder dieses wundersichen Heiligen alle. Manche Einzelheit dünkt uns spaßhaft; keineswegs spaßhaft ist aber der Grundgedanke des Systems: Mensch, willst du ein Paradies, schaffe dir es mit eigenen Händen!

Dieses System hatte offenbar eine Lücke: was nützte das neue irdische Paradies denen, die vor der Verwirklichung desselben gestorben wären? Da kam ein anderer Träumer, entschiedener Feind der Fourierschen Schule und Erfinder eines gemilderten Saint-Simonismus, auf den Einfall, die Lücke durch die ausgewärmte pythagoräische Lehre, durch die Seelenwanderung, auszufüllen. Er erklärte, schon jetzt sei der Himmel auf Erden; hienieden werde der Mensch, durch eine unendliche Reihe stets wechselnder Existenzen wandernd, nach Verdienst belohnt oder bestraft. Die Wahrheit zu sagen, war dieses System sehr roh: es behielt einen Theil der Ideen und der alten Theologie bei, schied aber gerade das erhabenste Moment von ihr und. — Deutschland, diesem großen Lande der Speculation, war es vorbehalten, allen diesen Sekten, die nur auf wirre Vorstellungen fußten, eine scharfumgegränzte Formel zu geben: der berühmte Feuerbach zeichnete sie mit fester, kühner Hand. Nach ihm ist die Unsterblichkeit ein Aberglauben. Die Individuen sind Nichts, die Menschheit ist Alles. Jede Generation vollbringt der Reihe nach einen Fortschritt des universellen Wesens. Gott ist der ideale Mensch. So ist aller Unterschied zwischen der Gottesstadt und der Erdenstadt aufgehoben. Jene verwirklicht sich in dieser, aber ohne sich jemals darin absolut zu verwirklichen. Das Gefühl dessen, was der Stadt mangelt, in welcher wir sind, verglichen mit der, die uns in der Idee vorschwebt, erzeugt jene Träume des Paradieses, die weder schlechthin falsch, noch schlechthin wahr sind: sie ähneln jenen treuen, aber hohlen Bildern der Kümmungen in der Wüste.

Man sing an, all dieser mehr oder weniger originellen Erdichtungen überstatt zu werden; da trat ein letzter Denker auf, der an Dreistigkeit all seine Vorgänger überbot. Mit schreidender und empörender Keckheit verwirft er die alte, wie die neue Theologie; angerüstet mit den Waffen des Widerspruchs und der Ironie, schleudert er seine Pfeile gegen das, was er die Heuchelei der Sekten und den Fanatismus der Reformatoren nennt, und wirft der erstaunten und gerärgerten Welt die unglaubliche Herausforderung ins Gesicht: Gott ist das Uebel! Er hatte in seiner Art Recht. Ist das menschliche Leben schlecht gemacht, muß es neu gearbeitet werden, an wen hat man sich sonst zu halten, als an den Meister der Natur? Ist aber Gott das Uebel, so muß dagegen der Teufel das Gute sein. Der Schöpfer dieses neuen Dogma's nahm daher auch die Beleidigung seiner Gegner, die seine Absurdität in gerader Linie vom Satan herleiteten, für ein Kompliment auf. Kurz, die alte Theologie Zoroasters war auf den Kopf gestellt: Ormuzd war das böse, Ahriman das gute Prinzip.

Als es mit der menschlichen Vernunft bis zu diesem Aeußersten gekommen war, daß sie Nichts mehr zu leugnen hatte; als sie, nachdem sie Alles verspottet, gegen alle Welt Partei genommen hatte, Alles anfeckte, das Wahre, wie das Falsche: da trat, was nicht ausbleiben konnte, ein Zustand der Abspannung und Ermattung ein, dem sie, wie es scheint, sich nicht wird entwinden können. Und doch muß sie um jeden Preis heraus; denn am Ende bieten sich nur zwei Lösungen für das Räthsel des menschlichen Lebens. Der Mystizismus sagt: die Erde ist das Uebel; der wahnsinnige Materialismus sagt: das Uebel ist Gott. Unsere Vernunft befriedigt weder die eine, noch die andere Behauptung; weder die eine, noch die andere ist das letzte Wort des Denkers, des Gelehrten, des Sittenlehrers, des Menschen. Daß die Erde das Reich des Bösen sei, das glaubt sie nicht; daß sie das Reich des vollkommenen Guten werden könnte, das glaubt sie ebenso wenig. Das menschliche Leben ist weder die Hölle, noch das Paradies. Was ist es denn? Das ist die Frage.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Das gelbe Fieber in New-York.

Der Umstand, daß in New-York in diesem Herbste zum ersten Male seit dem Jahre 1822 wieder Fälle des gelben Fiebers vorgekommen, welches an den Küsten des benachbarten Staten-Island und Long-Island in heftiger Weise auftritt, hat zu Untersuchungen über das frühere Auftreten dieser Seuche in New-York Anlaß gegeben, wobei sich herausstellt, daß sie stets im August oder September angefangen und gegen Ende des Oktobers oder Anfangs Novembers mit dem Eintreten des Frostes aufgehört habe. Die Zeiträume des gelben Fiebers in New-York begränzten sich ungefähr ebenso, wie die der Cholera in Berlin. Die „New Zeit" von New-York theilt über den Gegenstand folgende Notizen mit:

Im Jahre 1791, nach einer Pause von neunundzwanzig Jahren, dauerte die Seuche von Mitte August durch einen ungewöhnlich kalten und nassen September und die erste Hälfte des Oktobers fort und verschwand erst nach einem Schneegestöber am 18. Oktober. Im Jahre 1796 brach sie am 21. August aus und dauerte durch einen sehr trocknen September bis zum 8. Oktober; 1798 wüthete sie vom 20. August bis 1. September, litt dann plötzlich nach, so daß täglich selten mehr als ein neuer Fall vorkam, raffte aber gegen das Ende dieses Monats wieder 40 bis 50 Personen dahin, und trotz starker Fröste am 29 Oktober und 1. November starben am 2. des letzteren Monats noch 11 und am 3. 7 Personen. Im Jahre 1799 zeigte sich das gelbe Fieber nicht vor dem September und verschwand erst mit dem 18. Oktober. Noch länger blieb der entsetzliche Gast 1805, nämlich bis 25. Oktober. Im Jahre 1822, bei der letzten und schwersten Heimsuchung, benahm sich der Sanitätsrath gerade wie die Herren Wood (der jetzige demokratische Mayor von New-York) und Morton heutzutage; der damalige Mayor war für energische Vorsichts-Maßregeln, aber der Sanitätsrath hielt es nicht für der Mühe werth, wegen einiger Fälle von gelbem Fieber in der Umgebung und in einzelnen Lokalitäten der Stadt „dem Handel und Verkehr Hindernisse in den Weg zu legen". Die rasche Ueberhandnahme der Todesfälle belehrte diese Salomone bald eines Besseren, und sie fingen an, sich gewaltig zu rühren, als es zu spät war. Anfangs Oktober ließ die Böarligkeit des Fiebers so sehr nach, daß Alles sich für sicher hielt und gegen die Fortdauer strenger Schutzmaßregeln protestirte, allein am 19. Oktober starben wieder 7 Personen, und neun andere erkrankten. Herr Meriam, der „Wetterclerk", weiß aus den Witterungsberichten seit 1800 noch, daß die kühlen Nord- und Westwinde durchaus keinen Schutz gegen das Umsichgreifen des gelben Fiebers gewähren; im Gegentheile war an kühlen Tagen immer eine Verschlimmerung zu merken. Nur ein tüchtiger Frost macht das Miasma unschädlich. Die tüchtigsten Aerzte stimmen darin überein, daß New-York weder durch seine „Improvements", noch durch eine bessere Reinhaltung seiner Straßen so lange vom gelben Fieber verschont blieb, sondern nur durch die Einführung und strenge Handhabung besserer Quarantaine-Vorschriften. Der Gelbverlust, den die New-Yorker durch die Quarantaine im Laufe eines ganzen Jahrhunderts erlieden, sagt Dr. Bache, kann den Verheerungen und dem Elend, das die Herrschaft dieser Seuche in einem einzigen Herbst anrichten würde, nun und nimmermehr gleichkommen. Wir haben gegenwärtig das gelbe Fieber auf Staten-Island, im Fort Hamilton, New-Utrecht, Gowanus und Governors-Island in bester Form und sind erst in der ersten Woche des gefährlichsten Monats, allein Herr Wood will nicht die Ungerechtigkeit begehen und seinen Polizisten befehlen, unsirte Häute aufzusangen, weil er die „Interessen des Handels und Verkehrs nicht unnütz aufs Spiel setzen darf."

Mannigfaltiges.

— **Gustow in Stockholm.** Am 21. September ist einer der neueren Dramen Gutzkow's unter dem Titel: „Ella Rose, oder Bjertans Rittigbeter", auf dem königlichen Theater in Stockholm aufgeführt worden. Sonst wurde nur französischen Autoren die Ehre zu Theil, ihre Dramen so neubacken in fremde Länder übertragen zu sehen; der Verfasser von „Ella Rose" kann dies daher immerhin als eine Auszeichnung ansehen. Auch bemerkt ein Kritiker in der schwedischen Zeitung Aftonbladet (vom 24. September), das Publikum habe sich zu dieser Vorstellung außerordentlich gedrängt, zum Theil, weil das Stück „von einem berühmten Verfasser (auf en berömt författare) herrührte", und zum Theil, weil es das erste große Drama gewesen, das unter der neuen Direction zur Aufführung gekommen sei. Der Kritiker entwickelt jedoch in einer sehr ausführlichen Rezension, daß das Publikum in seinen Erwartungen getäuscht worden, indem kein einziger Charakter in dem Drama vollständig durchgeführt sei. „Frau Hedin", welche die Hauptrolle gegeben, wird gleichwohl wegen ihrer Darstellung sehr gelobt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Expedition Neumann, Niederwallstr. Nr. 21, sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 122. Berlin, Donnerstag den 9. Oktober 1856.

Nord-Amerika.

Edgar Poe.

Von F. v. H.

Die Lebensgeschichte dieses unglücklichen Genies hat in Deutschland gewiß ein besonderes Interesse, weil auch wir einen großen Dichter in ähnlicher Weise untergehen sahen. Zwischen Grabbe und Poe läßt sich eine fortlaufende Parallele ziehen; bei Beiden ward der Genius vom Dämon des Lasters vernichtet. Die Lebensgeschichte von Edgar Poe giebt außerdem eine Charakteristik der literarischen Verhältnisse Amerika's; wir lassen sie daher hier in gedrängtem Auszuge folgen.

Die Familie Edgar Poe's gehörte zu den angesehensten und ältesten in Baltimore; sein Großvater war General-Quartiermeister während der Revolution und ein vertrauter Freund Lafayette's. Sein Vater war ein jüngerer Sohn, studirte die Rechte und hatte eine glänzende Laufbahn zu erwarten, aber er verliebte sich in eine englische Schauspielerin, welche mehr Ruhmth als Talent besaß. Er lief mit ihr in die weite Welt, heiratete sie und wurde selbst Schauspieler; das Ehepaar trieb sich einige Jahre in großen Städten umher, ohne den geringsten Erfolg auf der Bühne zu erlangen, und starb fast gleichzeitig mit Hinterlassung von drei Kindern. Edgar Poe, geboren im Januar 1811 zu Baltimore, war ein bildschönes und kluges Knäbchen beim Tode seiner Eltern; ein Freund derselben, John Allan, nahm ihn an Kindesstatt an. Der gütige Pflegevater war sehr reich und ließ den Knaben, als seinen Erben, er- und verziehen, wodurch er leider frühzeitig den Grund legte zu dessen zahlreichen Schwächen und Fehlern. Um einigermaßen seinen unbändigen Sinn zu dämpfen, wurde er später nach England in eine strenge Schule gebracht, die er in einem seiner Romane vortrefflich geschildert hat. Ungebessert kehrte er zurück und bezog in den Vereinigten Staaten eine Universität, wo er ein sehr lockeres Leben führte und trotz seines reichlichen Jahrgehalts viel Schulden machte. Sein Pflegevater weigerte sich, dieselben zu bezahlen; Poe war darüber empört, schrieb ihm einen groben Brief, sagte sich von jeder kindlichen Dankbarkeit los und schiffte sich nach Griechenland ein, um an dem Kriege gegen die Türken Theil zu nehmen. Er erreichte jedoch sein Ziel nicht, sondern trieb sich planlos in der Welt umher, sogar bis Petersburg ist er gelangt. Der amerikanische Gesandte wurde eines Tages dort aufgefordert, ihn zu befreien, da er in Folge einer Trunk- und Raufsucht verhaftet worden war. Durch die Vermittelung des Gesandten wurde er nach Amerika zurückgebracht. Sein Pflegevater empfing ihn nicht sehr liebevoll, war aber bereit, für sein Unterkommen zu sorgen; er verschaffte ihm den Eintritt in eine Militair-Schule. Obwohl seine Talente hier anerkannt wurden, veranlaßte seine unordentliche Lebensweise doch seine baldige Entlassung. Er kehrte zu seinem Pflegevater zurück, der sich unterdessen zum zweiten Male verheiratet hatte; die junge Frau vermochte den verwilderten Pflegesohn nicht unter ihrem Dache zu dulden; es gab heftige Scenen, und Poe wurde förmlich verstoßen, auch vollständig enterbt.

Er begann nun zuerst einige literarische Arbeiten, die jedoch wenig Aufmerksamkeit erregten und ihm sehr geringen Lohn eintrugen. Um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, trat er als gemeiner Soldat ein. Einige Offiziere erkannten ihn und bemühten sich, ihm eine höhere Stelle zu verschaffen; als es ihnen eben gelungen, fand sich, daß er desertirt war. Er blieb nun eine Zeitlang verschollen und tauchte erst wieder auf, als ein Verleger in Baltimore zwei Preise für die besten Novellen einer neuen Zeitschrift aussetzte. Poe reichte zwei Manuskripte ein. In Amerika wird die Preis-Ertheilung sehr sorglos betrieben; die Preis-Richter trinken auf die Gesundheit des Verlegers und lesen kein einziges der Manuskripte, die er ihnen übergeben. Der Verleger druckt dafür ihre wohlklingenden Namen und entscheidet in eigner Person sich für diejenige Arbeit, von welcher er den meisten Vortheil zu erwarten hat. Höchst wahrscheinlich würde dies Verfahren auch bei dieser Gelegenheit innegehalten worden sein, wenn nicht zufällig einer der Preisrichter einige Blätter bemerkt hätte, die besonders schön und deutlich geschrieben waren. Er las sie und wurde davon gefesselt, die übrigen Anwesenden hörten ihm mit Theilnahme zu und beschlossen einstimmig, dem ersten Genie, welches leserlich geschrieben, den Preis zu ertheilen. Der Namenszettel ward eröffnet und Poe's damals noch ganz unbekannter Name gefunden. Als die Novelle: „Ein Manuskript in einer Flasche gefunden", gedruckt war, erregte sie so viel Aufsehen, daß der Verleger dringend wünschte, den Verfasser kennen zu lernen. Er ließ ihn in sein Geschäftszimmer rufen, um ihm dort den goldenen Preis auszuzahlen. Poe erschien in dem Anzuge, wo ihn der unerwartete Glücksruf getroffen hatte. Er war blaß wie ein Geist, krank, mager und ausgehungert. Ein sabenscheiniger Frack war dicht zugeknöpft und verbarg den Mangel eines Hemdes, durch die Stiefel schimmerten die bloßen Füße. Aber die Augen des jungen Mannes leuchteten von Geist und Empfindung; seine Sprache und seine Manieren zeugten von einstiger guter Erziehung. Er erzählte seine Geschichte und seine ehrgeizigen Pläne in Gegenwart eines bedeutenden Rechtsgelehrten, Kennedy, der sich lebhaft für ihn interessirte und versprach, für ihn zu sorgen. Er ging zuerst mit ihm in eine Kleiderhandlung, um seine äußere Erscheinung anständig zu machen, dann verschaffte er ihm eine Stelle als Redacteur einer bedeutenden Zeitung. Aber er verlor sehr bald wieder alle Selbstbeherrschung und lag oft betrunken auf den Straßen. Er hatte unglücklicherweise auch geheiratet, ein sanftes, armes Mädchen, seine Cousine, die mit ihrer trefflichen Mutter redlich versuchte, ihn auf dem Wege der Besserung zu erhalten. Zeitenweise war es beiden Frauen gelungen; er schrieb an seine Freunde, daß er ein Muster von Mäßigkeit sei und vollständig die böse Gewohnheit des Trinkens abgelegt habe. Freunde, die ihn besuchten, bezeugten, daß er „höchst respektabel" ansehe und angestrengt mit literarischen Arbeiten sich beschäftige. Seine Häuslichkeit ward als ein Muster von Sauberkeit und Zierlichkeit geschildert. Das Publikum las mit Begierde Alles, was er schrieb oder was von ihm handelte. Seine Freunde verbargen seine Rückfälle in das Laster des Trunkes so lange als möglich; aber endlich warf der Kummer seine Gattin aufs Krankenlager; die Noth nahm überhand, und es wurde ein öffentlicher Aufruf in den Zeitungen erlassen, um Almosen für den beliebtesten Schriftsteller und seine Familie zu sammeln. Poe war außer sich darüber; er ließ eine Vertheidigung drucken und versicherte, daß es ihm durchaus nicht so schlecht ginge, als behauptet worden. Er nahm aber dennoch alle Geldgeschenke an, welche ihm das reiche Amerika sendete, und seine unglückliche junge Frau starb an der Schwindsucht. Er verstummte eine Zeitlang in der Presse, und seine Schwiegermutter, die trotz des Todes ihrer einzigen Tochter bei ihm ausharrte, sorgte wie eine rechte Mutter für ihn. Es scheint fast, als wäre diese Zeit die solideste und fleißigste Stunde seines Lebens gewesen, denn er trat nach Jahresfrist mit seinem größten Werke hervor. Es war: „Eureka, ein Gedicht in Prosa". Die pantheistische Hyperbel von der Göttlichkeit des Ich's ist darin mit wahrhaft überraschenden Spitzfindigkeiten aufgestellt. Ein großer Reichthum an Kenntnissen, namentlich über naturwissenschaftliche Gegenstände, so wie eine Fülle dichterischer Anschauungen, gaben dem seltsamen Geistesprodukt einen blendenden Reiz; es machte ungeheures Aufsehen in Amerika, und Poe selbst glaubte, damit eine neue Welt der Erkenntniß entdeckt zu haben. Er wurde von vielen Seiten gelobt und verspottet, aber auch die in den Himmel erhoben. Er gerieth über die Kritiken seines Werkes meistens in Zorn und überwarf sich mit allen bedeutenden Journalen. Sein literarischer Erwerb litt darunter, er konnte selten etwas von seinen Arbeiten anbringen und klagte oft, daß er wie ein Lohnschreiber für fünf Shilling den Bogen schreiben müßte. In dieser traurigen Zeit sollte ihm noch einmal unerwartet ein glänzender Hoffnungsstern aufgehen. Er lernte eine hochgestellte Dame in Boston kennen und

Digitized by Google

gewann ihre Liebe. Die erste Begegnung mit ihr hat er in einem reizenden Gedicht geschildert: –

Dich sah ich einst in einer Juli-Nacht,
Der volle Mond stand klar wie Deine Seele
Am Himmel, sehnsuchtvoll nach dieser Erde.
Er warf den Silberschleier seines Lichts
Um all die Rosen Deines Gartens, wo
Der Wind nur leisen Flügels nah sich wagt,
Bezaubert, so wie ich, durch Deine holde Nähe . . .
Dort sah zuerst ich Deine süßen Augen,
Die mir wie Sterne sanft den Pfad erleuchten,
Mich heiligen, mich läutern und mich retten . . .

Das beglückende Verhältniß sollte durch die Ehe geschert werden, aber Poe brach es plötzlich ohne Grund ab und beleidigte die Geliebte aufs empörendste durch Toben auf offener Straße vor ihrem Hause. Er ergab sich einige Tage völlig der wüstesten Trunksucht und verlief dann die Stadt, um in einer anderen abermals das Mitleid seiner Freunde anzurufen. Noch einmal gelobte er Besserung, ließ sich in eine Mäßigkeits-Gesellschaft aufnehmen und hielt unter großem Zulauf wissenschaftliche Vorlesungen. Eine Jugendgeliebte, welche er in Baltimore wiedergefunden, schien den besten Einfluß auf ihn zu üben; er verlobte sich mit ihr und richtete sich eine angenehme Häuslichkeit ein. Vor der Hochzeit mußte er noch eine Reise nach New-York machen, wohin ihn ein literarisches Unternehmen rief. Als er ankam, gab er seinen Koffer einem Träger und trat in ein Weinhaus, um eine Erfrischung zu nehmen. Hier fand er unglücklicherweise alte Genossen, die ihn zum Trinken aufforderten. Er hatte binnen weniger Minuten alle seine guten Vorsätze vergessen und geriet in einen Zustand der Trunkenheit, der an Wahnsinn grenzte. Er verlor das Bewußtsein für immer und mußte aus der Trinkstube ins Hospital gebracht werden, wo er am Tage nach der wüsten Nacht, am 7. October 1849, im achtundvierzigsten Jahre, starb. Alle stimmen darin überein, daß er ein völlig anderer Mensch wurde, wenn er eine Zeitlang sich fern hielt von dem Dämon des Rausches. Einige seiner Verehrer, die nie Gelegenheit gehabt, ihn in diesem Zustande zu sehen, behaupten sogar, es müsse Verleumdung sein. Einer von ihnen hat unlängst zu seinem Gedächtniß folgende Schilderung drucken lassen:

„Edgar Poe war bei unserer Zeitschrift als Kritiker und Mit-Redacteur beschäftigt. Wir empfanden die höchste Bewunderung für sein Talent und waren bereit, ihm die launenhaften Ausbrüche und Unregelmäßigkeiten eines Genie's zu verzeihen, aber wir fanden ihn zu unserem Erstaunen stets pünktlich und fleißig bei seiner Arbeit. Sein bleiches, schönes, geistreiches Gesicht, seine ruhigen, ernsten Manieren, sein melancholisches, aber gewinnendes Lächeln ließen immer den edlen, gebildeten Mann erkennen. Wir haben nie die geringste Unregelmäßigkeit oder Wildheit an ihm bemerkt und hörten erst als Gerücht nach seinem Tode, daß er für einen Trunkenbold gegolten habe. Man hat uns versichert, daß er zu jenen reizbaren Naturen gehört habe, die schon durch ein einziges Glas Wein berauscht und ihres freien Willens beraubt werden."

Ein anderes nachsichtiges und doch wahrheitsgetreues Zeugniß für den Dichter stammt aus der Feder einer literarischen Dame: „Ich habe oft sagen hören, daß Edgar Poe sich mancherlei Verirrungen zu Schulden kommen ließ, aber ich kann bezeugen, daß ich ihn stets nur im besten Lichte gesehen; er war immer wohlerzogen, liebenswürdig, großmüthig und, namentlich gegen Frauen, von einer achtungsvollen Ritterlichkeit und Feinheit des Anstandes, die bezaubernd wirkten. Ich lernte den Dichter zuerst im Astor-House kennen, wo mir ein Freund kurz vorher sein wunderbares Gedicht: „Der Rabe", gegeben hatte; diese merkwürdige, ergreifende Poesie, die elektrisch auf die Phantasie aller Leser wirkte und das Vorbild einer besonderen Schule der Dichtkunst geworden ist, hatte mich mächtig erschüttert. Das Bild des Dichters paßte dazu, wie die Form zu dem Inhalt: sein stolzes, schönes Haupt trug er hoch, seine Augen leuchteten in elektrischem Feuer, sein Wesen war mild und doch voll Selbstgefühl. Er war bei der ersten Begrüßung ernst, beinahe kalt, aber er ward vom Gespräch sehr bald erwärmt und hingerissen. Seine Unterhaltungsgabe war außerordentlich; der Ton seiner Stimme modulirte sich mit seltener Kunst nach den Gegenständen, die er besprach. Sein Mienenspiel wechselte eben so; seine Wangen glühten oder erbleichten, je nachdem seine Einbildungskraft sein Blut zum Kopf oder zum Herzen drängte. Er war ein Träumer, wie alle Dichter; er ging oft in lauten Selbstgesprächen über die Straße oder richtete in einer Art Ekstase die Augen gen Himmel. Gewöhnlich zeigte sich dem aufmerksamen Beobachter ein Zug geheimen Weh's. Das düstre Gedicht: „Der Rabe", war ein Theil seiner innern Geschichte. Jeder Autor hinterläßt eigentlich in seinen Werken einen Theil seines Wesens: man erkennt in denen von Edgar Poe fast alle seine Vorzüge und seine Fehler. Leidenschaftlichkeit war der Grundton seines Wesens; zwei Schlangen nagten an seinem Herzen, der Neid auf fremdes Glück und der Ehrgeiz. Er verlangte nach Erfolg und bedachte nicht, daß man keine Freude bringen kann, wenn man nicht auch die Achtung und Liebe seiner Mitmenschen erringt."

Frankreich.

Die Gottesstadt im XIX. Jahrhundert.

(Schluß.)

III.

Zwei große Thatsachen der menschlichen Seele scheinen in der Philosophie, welche die Natur und die Menschheit vergöttert, übersehen: der Schmerz und die Leidenschaft. Schaffen wir diese Thatsachen weg, und ich sehe in der Welt noch Unbekanntes, aber ich sehe nichts von Geheimniß mehr. Alles rollt sich in einer logischen Kette ab, deren Glieder wir mehr oder weniger genau kennen, die und aber die Zeit mit jedem Tage deutlicher enthüllt. Ich kann das Licht ohne Ungeduld abwarten; denn was liegt mir an einem Grad mehr oder einem Grad weniger klarer Einsicht in das Ganze? Da ich aber dem Schmerz und der Leidenschaft unterworfen sein soll, so zu wissen warum, das reinigt mich, das kann ich nicht ertragen: kann zweifle, untersuche, grübele ich, und bis ich die Lösung gefunden, was ich die quälende Angst nicht los; da, das fühle ich, liegt meines Lebens Knoten, da ist das wahre Geheimniß; das Uebrige ist Eitelkeit und bloßes Spiel der Neugierde.

Ich frage alle Doktrinen, die den Himmel der Erde opfern: Was ist der Schmerz? Was ist die Leidenschaft? Die Einen antworten: Es sind zwei nothwendige Momente in der Natur der Dinge; die Anderen: Es sind die Wirkungen der Gesellschaft. Diese erklären durch den schlerhaften sozialen Mechanismus, was jene durch den großen universalen Mechanismus erklärrn. Um sich von derselben Thatsachen Rechenschaft zu geben, beruft man sich bald auf die Ordnung der Natur, bald auf die Mißordnung der Gesellschaft. Die Antworten fallen einander widersprechend aus, stimmen jedoch darin überein, daß sie der Leidenschaft und dem Schmerz jeden moralischen und vorbestimmten Grund nehmen.

Die behaupten, der Schmerz sei ein von der Natur der Dinge vorhängtes Gesetz, müssen doch mindestens zugeben, daß diese Natur, ohne es zu wissen, dennoch vernünftig wirke; daß sie mindestens vernünftig sei, wie die Bienen, die, ohne die Geometrie zu kennen, deren Gesetze auf das wunderbarste anwenden. Nun, ist es vernünftig, daß die Natur die Wesen in dem Maße, wie sie in der Erkenntniß aufsteigen, desto unglücklicher mache? Ist es vernünftig, daß der Schmerz mit der Güte, der Wissenschaft, der Tugend im Verhältniß sei? Die Gegner der Providenz sagen, Gott wäre ungerecht, wenn er den Schmerz geschaffen hätte; was aber ungerecht wäre, wenn er Gott zugegeben, wäre es vernünftiger, wenn ein Gott abgesprochen wird? Doch lassen wir den physischen Schmerz, der in physischen Gesetzen seinen Grund haben kann: Aber aus welchem Grunde muß eine Mutter ihr Kind beweinen? Warum leidet das Genie? Warum leidet die Unschuld? Warum die Seelenqualen, die grausamen Zweifel des Verstandes, die Schrecken des Todes, all diese Aengste des Lebens? Und wer hat das Herz, dem Waller durch dieses Thränenthal, wenn er verwundet, zerschlagen, abgejagt am Ziele steht, zuzurufen: Du, der Du von hinnen gehest, laß jede Hoffnung zurück!

Zugegeben aber, daß jenes energische Gefühl, das uns zwingt, für den Schmerz eine geheimnißvolle Ursache zu suchen, darin vorgesehen Absichten vorauszusetzen, eine züchtigende, prüfende Hand zu ahnen, daß jenes Gefühl eine Schwäche; zugegeben, daß der Schmerz ein verhängtes Gesetz sei: was habt Ihr aber zu der Leidenschaft zu sagen? Der Schmerz zermalmt mich; die Leidenschaft aber erniedrigt mich. Ich meine nicht die großherzigen Leidenschaften, die meine die staubzerfressenden, die uns herabwürdigen. Warum wird ein vernunftbegabtes, mit den Begriffen des Schönen, Edlen, Heiligen ausgestattetes Wesen von inneren Bewegungen hin und her gerissen, deren es sich schämt, die es unglücklich machen, zur Verzweiflung bringen! Da der Mensch es fühlt, daß ein vernünftiges Leben ihm angemessen sei, warum ist er nicht ganz Vernunft? Bedarf er zu Hebel zum Handeln, warum findet die Vernunft in diesem Heere mehr Feinde, als Bundesgenossen?

Ich sehe nur einen einzigen Beweis dafür, daß der Schmerz und die Leidenschaft Resultate der Natur sind: sie sind, worauf zu schließen, daß Alles was ist, in der Natur der Dinge ist, daß Alles was eintritt, einen nothwendigen Grund hat. Könnt Ihr auf dieses Prinzip eine Sittenlehre gründen — Glück zu! Es ist ein Kraftstreich, wenn ihn noch kein Dialektiker ausgeführt. Sagt Ihr, die praktische Moral sei ein Ding für sich, und die Wissenschaft ein anderes Ding für sich: so frage ich Euch, mit welchem Recht Ihr die Thatsachen der Moral aus der Ordnung der Wissenschaft ausschließet? Aber

endlich das Opfer der Moral Euch Nichts kostet und Euch von geringem Belang scheint, so bewundere ich Euch, ohne Euch indeß um diese hochmüthige Gleichgültigkeit zu beneiden, und ich erkläre, daß die lichteste Einsicht in die Natur der Dinge in meinen Augen ein solches Opfer nimmermehr aufwiege.

Die dagegen behaupten, daß die Leidenschaft und der Schmerz Mängel der Gesellschaft sind, sehen nicht, daß die soziale Misordnung, der sie alles Uebel anfürchten, selbst eine Wirkung der Leidenschaften ist, die da stets mit dem Schmerz Hand in Hand gehen. Heilt du die Schäden der Gesellschaft, so heilst du allerdings einen Theil des Uebels, denn du heilst damit eine der Folgen des Uebels. Indeß giebt es Schmerzen und Leidenschaften, die keine soziale Reform tilgen kann. Würde man auch die Noth ausrotten, so hätte man immer noch nicht die Quelle der beiden größten Uebel des menschlichen Lebens abgeschnitten. „Nicht das Nothwendige", sagt Aristoteles, „sondern das Ueberflüssige verleitet zu großen Verbrechen. Man usurpirt nicht die höchste Gewalt, um sich vor dem Ungemach der Luft zu schützen. Nicht die Glücksgüter, sondern die Leidenschaften muß man in das Gleichgewicht bringen."

Wenn das Uebel in der Menschheit nur von der Verfassung der Gesellschaft herrührte, die dereinst, wie man annimmt, durch irgend einen noch unbekannten Mechanismus geheilt werden könnte, was soll man zu den Jahrhunderten sagen, die verflossen sind und noch verfließen werden, bevor dieses neue System erfunden wird! Das frommt denen vergangenen Generationen, die unter dem Druck des moralischen und physischen Elends seufzten, das künftige Elborado, das unsere Urenkel sehen werden? Große Entschädigung für ihre Opfer! Großer Trost für ihre Schmerzen! Großer Lohn für ihre Tugenden! Giebt es einen Gott, so reicht diese, dem Menschengeschlecht verheißene, aber verspätete Glückseligkeit nicht aus, ihn zu rechtfertigen und das Elend all der vom Grade verschiedenen Generationen wieder gut zu machen. Ist aber die Natur selber Gott, wie begreift man den Widerspruch in ihr selber, daß, nachdem sie, kraft eines nothwendigen Gesetzes, eine so große Zahl unglücklicher, verderbter, unterdrückter Jahrhunderte hervorgebracht, sie jetzt, nach derselben Nothwendigkeit, Jahrhunderte idealen Glückes und vollkommener Weisheit hervorbringen soll? Gehen wir auch die utopistischen Ideen auf und halten uns an die einfache Lehre des Fortschrittes, dann können wir aus Erfahrung den Zustand unserer Nachkommen bestimmen: sie werden im Verhältniß zu uns sein, was wir im Verhältniß zu unseren Vorfahren sind. Nun, sind etwa mit den großen Fortschritten der modernen Gesellschaft der Schmerz und die Leidenschaft geschwunden? Kann man zwischen den vergangenen Jahrhunderten und dem gegenwärtigen Jahrhundert den Unterschied wahrnehmen, den wir so gern zwischen der Erde und dem Himmel träumen?

Setzet aber, der Schmerz sei eine Prüfung, die Leidenschaft eine Versuchung, und mit Eins gewinnt das Leben an Interesse, an Schönheit. Es ist schwer, das geb' ich zu; allein die Persönlichkeit findet darin ihre Nahrung. Die Persönlichkeit fühlt sich gehoben, daß sie diesen Prüfungen, diesen Versuchungen unterworfen wird; daß sie, wie gering sie auch sei, in der Ordnung des Universums für etwas zählt. Sie fühlt zugleich, daß sie nicht ohne Grund bequält werden kann. In der That, ein Geschöpf, das sich nicht selbst regiert, ist nur ein Werkzeug in dem allgemeinen Haushalt, ein Rad, das nur Werth hat durch sein Verhältniß zu dem ganzen Getriebe; es hört auf zu sein, wenn es aufhört zu nutzen; Rechenschaft ist man ihm nicht schuldig; es ist ein Gefäß, das kein Recht hat, zum Töpfer zu sagen: „Warum hast Du mich gemacht?" Das Geschöpf aber, dem die Vorsehung die Aufgabe gestellt, sich selbst zu leiten, dem sie Prüfungen aller Art als Hindernisse in den Weg geschoben, mit dem Bedeuten, sie zu überwinden — hat das Geschöpf nicht das Recht, zu hoffen, es könne nicht gleich einem abgenutzten und untauglichen Geräth beiseite geworfen, zerschlagen werden? Ja, ich sage es ohne Umhand, damit der Mensch sich selbst achte, muß er wissen, daß ihn sein Schöpfer achtet; ist er nur eine Sache von Tagesdauer, wie wollt Ihr, daß er sich als Person ansehe und gebahre! Wäre es nicht ein Widerspruch, daß er gehalten sei, der Würde seiner Natur Rechnung zu tragen, während das Universum ihn gleich einem blinden, verächtlichen Atom zerdrückt? Jede Lehre daher, die darauf abzielt, den Werth der Person niedrig anzuschlagen und sie in die Strömung der universellen Bewegung hineinzuziehen, die fördert die Abschwächung des moralischen Gefühls und des Pflichtbegriffes. Jede Lehre, welche die Gottesstadt mit der Erdenstadt zusammenwirft — die das Geschick des Individuums durch das Geschick der Gesellschaft beschränken läßt — die, anstatt jedem ein ihm angemessenes Ideal aufzustellen, das er persönlich zu erreichen sich bestreben soll, ihm ein schwankes Ideal von einem goldenen Zeitalter in unberechenbarer Ferne zeigt — welche die scharfbegrenzten Pflichten des menschlichen Berufes gegen die weitschichtige Pflicht, an dem Fortschritt der Menschheit zu arbeiten, austauscht — die das Verbrechen zum Zwecke des Gemeinwohls für berechtigt erklärt und der Gesellschaft die Verantwortlichkeit für die Leidenschaften zuschiebt; diese Lehre, sag ich, setzt den Preis des sittlichen Lebens tief herab und läuft darauf hinaus, die besonnene und bescheidene Tugend durch den Fanatismus und den Stolz zu verdrängen.

Man mißverstehe uns nicht: die wohlverstandene Fortschrittslehre wird hier nicht in Frage gestellt; denn diese verträgt sich mit dem strengsten Spiritualismus. Ist es anerkannt, daß es für die Welt und für den Menschen entspreißlicher ist, daß das Uebel sei, als daß es nicht sei: dann muß noch die Bedingung hinzugefügt werden, daß das Uebel durch die Anstrengungen des Menschen, unterstützt und geleitet von der Vorsehung, in stetem Abnehmen bleiben wird. Die Fortschrittslehre verträgt sich auch mit dem Glauben an Unsterblichkeit; denn sollte aus der Voraussetzung, daß die Gesellschaft sich unaufhörlich veredelt, der nothwendige Schluß gezogen werden, daß das Individuum der Vortheile verlustig gehe, auf welche es Anspruch hat, und daß es durch einen blinden Tod in seinem Fortschritt aufgehalten werde? Und andererseits, sind ihm die höheren Hoffnungen gestattet, ist das ein Grund, die Gesellschaft erstarren und in Erschlaffung zu Grunde gehen zu lassen? Der Spiritualismus kömmt nur dann in Bewegung und protestirt, wenn sich die Fortschrittslehre als Religion gebahrt, wenn sie verlangt, daß diesem neuen Gott die Persönlichkeit, die Gerechtigkeit, die tröstende Hoffnung und der ewige Richter geopfert werden.

Es ist übrigens eine Täuschung, daß in einem höheren Ideal au sich die Erdenstadt ihre Bestimmung erfüllen könne. Man wollte das Individuum in die Gesellschaft aufgehen lassen, und gerade umgekehrt ist die Gesellschaft im Begriff, sich in das Individuum zu verlieren. Man betrachtete Gott als ein Vernunftwesen, das künftige Leben als poetische Dichtung und selbstsüchtigen Aberglauben; und dieser neue Gott, den man die Menschheit nennt, ist Der kein Vernunftwesen! Bald wird man auch dieses durch die nämlichen Waffen, wie Gott selbst, angreifen, und über den Trümmern wird sich das Individuum selbst zum Gott ausrufen. Was die Zukunft der Gesellschaft anbelangt, die man der persönlichen Unsterblichkeit unterschieben wollte, die kömmt mir wie der Stein der Weisen vor, der den Alchymisten des Mittelalters stets unter den Händen entschlüpfte. Und bei Lichte besehen, was ist denn das Ziel dieser so heiß ersehnten, so wenig gekannten und so theuer erkauften Fortschritte? Das Glück der Individuen. Nun, scheint es nicht einfacher, daß jeder sein Glück selbst baue mit den Materialien, die ihm zur Hand sind, als daß er für sich und um den zweifelhaften Erfolg für die Nachwelt seine Kräfte in unfruchtbaren Bestrebungen aufreibe? Auf diese Ueberspannung folgt oft in der Gesellschaft der gemeinste Egoismus, und der soziale Mystizismus schlägt in zügellose Sinnenfrohn um. Die überschwänglichen Theorieen des allgemeinen Glückes bringen eine Gesellschaft in fieberhafte Aufregung; sie plackt, arbeitet sich ab, das Ideal, wovon sie berauscht ist, aufs schleunigste zu verwirklichen. Die Hast, zu genießen, zerstört die Kraft, zu leiden. Und doch ist Leiden das Loos des Menschen. Die Kunst, zu leiden, ist eine der größten des Menschen und der Triumph der Tugend.

Der angestrengteste Forschung und Analyse wird in der Seele ewig ein Unbekanntes bleiben: das Ahnen der Unendlichkeit, das Zeugniß einer unendlichen Bestimmung. Das Erdenleben, gäbe man ihm auch die großartigsten Gegenstände des Strebens, kann nicht den ganzen Menschen umfassen; Etwas in ihm bleibt unbefriedigt, fühlt sich als Gefangener in der Erdenstadt und verlangt nach einer Gottesstadt.

Kann aber die Philosophie, der übernatürliches Licht versagt ist, die Schlüssel aus den Höhen nicht übergeben sind, kann sie eine göttliche Stadt verheißen? Sie kann es allerdings, aber den Zustand dieser künftigen Existenz kann sie nicht bestimmen. Die Religion öffnet die Pforten zur Gottesstadt nur denen, die den Glauben haben; die Philosophie ist nicht befugt, weder einzuführen, noch auszuschließen; im Vertrauen auf die unsehlbare Gerechtigkeit überläßt sie die höchste Entscheidung, wem es von Rechts wegen zukömmt. Ebenso ist ihr die Natur der ewigen Fortdauer ein Geheimniß. Wird die Seele Gott schauen von Angesicht zu Angesicht, ohne Schleier? Wird sie, von dem Leibe abgelöst, sich sofort in unaussprechlicher, unbegreiflicher Umarmung mit Gott vereinen? Wird sie eine Reihe Existenzen, die stets vollkommener, seliger, lichter werden, aber ewig vom Unendlichen durch eine Kluft getrennt bleiben, zu durchwandern haben? Wird sie einer unbedingten Ruhe genießen, oder sich durch eine mehr und mehr freiere Thätigkeit ohne Unterlaß zu stets gesteigerter Vollkommenheit entwickeln? Wird sie sich zu dem Stand des lauteren Geistes erheben, oder wird sie seinere, vollkommenere Organe annehmen?

Bei diesen Fragen fühlt sich das Denken gebunden, und nur der Phantasie öffnet sich ein freier Spielraum. Und wozu sich um eine Lösung derselben unnütz abmühen? Denn, weiß nur der Mensch, daß ihm ein Loos jenseits dieses Lebens beschieden ist, und daß es ein gutes

Digitized by Google

sein wird, wenn er es verdient hat, was kümmert ihn das Uebrige? Jenes Wissen genügt zum Frieden, zur Hoffnung, zum Trost.

Es giebt also eine Gottesstadt, auf welche die Philosophie die Erdenstadt hinzuweisen hat. Ihr schöner Beruf wäre, sie zu versöhnen. Mindestens bestrebe sich die Philosophie, den Kampf aufzuhalten, unter dessen traurigen Folgen unser Jahrhundert leidet, und der in den in zwei Feldlagern getrennten Gesellschaft, des Mystizismus hüben und des Materialismus drüben, die heilsamen Prinzipien ins Gedächtniß zurückzurufen, deren sie nur zu leicht vergißt: Liebet die Erde, ohne auf den Himmel zu verzichten! Verwerfet die Natur nicht, betet sie aber auch nicht an! Genießet das Leben, benutzet euch aber nicht darin! Und hoch über alle Blendwerke des Glückes, des Einzelnen wie der Gesammtheit, setzet die mit der Gottesidee eng gepaarte Idee der Pflicht.

England.

Conybeare's Beschuldigung des Skeptizismus gegen Carlyle und Miß Martineau.

Der hochkirchlich anglikanische Geistliche Conybeare, Verfasser eines Buches über das „Leben und die Briefe des Apostels Paulus", hat neuerdings ein Buch „über die Ursachen und Folgen des Unglaubens" geschrieben.*) Die Devise dieses Mannes ist nicht nur: Außer meiner Kirche kein Heil, sondern auch: Außer meiner Kirche keine Moral. Der Ton des Buches ist gemäßigt und anscheinend mild, aber hindurch blickt der sternste Fanatismus. Die Ungläubigen, d. h. die Nichtbischöflichen, sind da in recht erbaulichen Ausdrücken geschildert, aber hinter diesen Wallungen stecken Gesinnungen, die nicht gerade die der christlichen Liebe sind. Latet anguis in herba. Eine dünne Decke von Unschuld und Herzensgüte schwimmt da über einer Unterlage von beißend scharfem Verfolgungs-Eifer, vergleichbar einer Schicht fetten Oels od einer Auflösung von Essigsäure. Zwei Berühmtheiten werden vorzugsweise auf das Korn genommen und zu wiederholten Malen scharf angelassen: Thomas Carlyle und Harriet Martineau. Hören wir, wie Herr Emile Montégut sich dieser Zwei annimmt (Revue des deux Mondes vom 15. August). Er sagt:

„Die anglikanische Kirche würde die Glieder ihrer Getreuen sich viel weniger lichten sehen, wenn sie die Gaben besäße, womit Carlyle so viele Geister emporgerüttelt hat, nämlich die Wärme und Sympathie, und besonders die bewundernswürdige Gabe, dem stillen Gedanken und der geheimen Qual der Generationen, zu welchen er spricht, Worte zu geben. Wenn junge Leute, wenn selbst Frauen mit so vieler Begeisterung die Schriften Carlyle's gelesen haben, so kömmt es daher, weil er am allerlautesten das Surnum corda! ausgesprochen hat, welches England in diesem Jahrhundert noch vernahm. Diese Dithyramben eines leidenschaftlichen Gemüthes haben auf die Geschlechter der Gegenwart gewirkt, als wären es religiöse Klänge. Und welches in der That sind die wirkenden Kräfte der Religion, wenn nicht die Leidenschaft und das Leben! Carlyle fand in sich gerade die Gaben des Proselytismus, den Bekehrungseifer, welcher den Wortführern der Kirche nöthig ist, und dieses ist der Hauptgrund seines Erfolgs. Die moralischen Folgen, welche die Schriften dieses Mannes haben können, die man unmöglich lesen und kennen kann, ohne ihn zu achten, sind nicht von der Art, wie Conybeare glaublich zu machen sucht. Wenn in dogmatischer Hinsicht Carlyle als ein Pantheist gelten kann (das aber ist noch eine streitige Frage, denn der Pantheismus ist bei ihm niemals ein Glaubensbekenntniß gewesen, sondern nur ein Fragezeichen, wenn man sich so ausdrücken darf), so ist er dagegen in Betreff der Moral ein unbengsamer Dualist geblieben. Anstatt die zwei Prinzipe des Guten und Bösen in eine einzigen und verdächtigen Einheit zu identifiziren, hat er von je her zwischen beiden einen unübersteiglichen Graben als Scheidewand gezogen. In moralischer Beziehung ist er ganz und gar Puritaner geblieben und verdammt die Lasterhaften und Schuldbefleckten ebenso unnachsichtlich, als Calvin und John Knox es thun. Er hat auch nicht die Gewohnheit, mit den verderblichen Einflüssen, welche die Seele langsam demoralisiren, Scherz zu treiben; Niemand hat energischer als er die Sentimentalität des 18. Jahrhunderts, das moderne indulge genio und die Religionen der Sensualität denunzirt, und er hatte den ehrbaren Cynismus, sie alle mit ihrem wahren Namen (phallus) zu benennen. Besonders zeigt sich in den Gegenständen praktischer Moral der solide und gesunde Verstand dieses Mannes, der ein Bewunderer Goethe's und ein Gegner Bentham's, jeden so wenig aufgelegt ist, die Poesie des Lasters, als seine Nützlichkeit zuzulassen.

„Conybeare formulirt gegen Carlyle eine Anklage, welche oberflächlichste Lektüre seiner Schriften hinreicht, über den Haufen zu werfen. Nach Conybeare hat er sich zuerst, die Heerde zu betrügen, in ein Lammfell gehüllt und so ins Publikum eingeschlichen, darauf als er hier bereitwillige Aufnahme fand, das falsche Vließ abgestreift und sich in Wolfsgestalt gezeigt. Er hat sich, zu Einschwärzung philosophischer Lehren, christlicher Phrasen bedient, hat eine mystische Ausdrucksweise affektirt, um Rationalismus zu predigen, zuletzt aber als er sich in aller Heimlichkeit ans Ziel gekommen und gegen Angriffe gehörig verschanzt wußte, alle seine Batterieen demaskirt und spielen lassen. Dies Alles nennt Conybeare taktische und strategische Kunstgriffe, Kriegslisten. Nun weiß Jedermann, daß in der That zwischen ersten und letzten Schriften Carlyle's eine bemerkenswerthe Verschiedenheit stattfindet; aber diese Verschiedenheit erklärt sich durch das Leben und Leben. In seiner Jugend war er mystischer. Je länger er lebte, weniger hat sein Ideal von Religion in seinem Kopfe Raum, bis endlich jener Feuereifer (fureur) über ihn gekommen ist, Seele sich jenes ungeheure Verlangen, das in den letzten Jahren sein Feldgeschrei geworden ist, nach Gerechtigkeit in allen Verhältnissen der Erde, im praktischen Leben, in der Politik bemächtigt hat. Man gebe ihm Gerechtigkeit, er fordert sie um jeden Preis; nöthige sie, sei es durch was für ein Mittel, den Menschen auf, zwinge diese mit dem Säbel, gerecht zu sein! Wer diese sittliche Umwälzung zu Stande bringt, darf seiner Huldigung versichert sein, man rede ihm nichts von Gewissensfreiheit, höherem Ideal, evangelischer Milde, moralischer Ueberzeugung vor. Mondschein in einer Flasche ist dies Alles! Eine gute Regierung, streng und gerecht, das ist sein Höchstes. Wo giebt es in dem Allen einen Schatten von „Politik!" Für den, der lesen kann, bereitete sich diese Metamorphose langer Zeit vor, und das Buch über Cromwell vermittelt den Uebergang von Carlyle, dem Mystiker, der an ein höheres Ideal Mittel der Einwirkung auf den Menschen glaubt, zu Carlyle, dem Bewunderer Friedrich's II., dieses praktischen, ungläubigen, aber rechten Königs. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Ein deutscher Mann in Amerika geehrt. In Amerika ist soeben ein Abdruck der englischen Uebersetzung eines deutschen Buches erschienen, dessen Uebertragung nach den Vereinigten Staaten wir am wenigsten erwartet hätten, denn es enthält die Lebensgeschichte eines Deutschen, der nichts weniger als ein bloßer Geldmann d. h. ein Utilitarier im Sinne der Yankees, war. Wir meinen „The Life of Perthes",*) nach der Darstellung seines Sohnes, des Professors in Bonn. Friedrich Perthes war allerdings ein praktischer, ein energisch und konsequent durchgreifender Kopf, wie ihn England und Amerikaner lieben; aber was hat der Freund Klopstock's, Wilhelm v. Humboldt's, Niebuhr's, der Grafen Christian und Friedrich Stolberg, der Fürstin Galitzin, Jacobi's, Eichhorn's und Heeren mit Amerika zu schaffen, wo man alle diese Namen kaum kennt, und wo ein Buchhändler eben nur ein Mann ist, der mit Dingen handelt, die viel weniger werthvoll, als Baumwolle, Zucker und Kaffee sind. Es zeugt von der Gewalt und der Kernhaftigkeit dieser Menschen-Natur, daß man ihr selbst jenseits des Kanals und jenseits des Atlantischen Meeres seine Huldigung nicht versagen kann. „Ein seltener Mann, in der That", so ruft ein Kritiker in Putnam's Monthly, „war dieser Perthes — selten in jedem Standes-Verhältniß, eine jener reichbegabten Naturen, die von Mitgefühl überströmen, die allezeit lebhaft und hoffnungsreich und doch auch immer ruhig sind, die unsere Achtung vor dem Menschenthum vermehren und dem Daseyn einen neuen Reiz verleihen. Die Buchhändler können stolz auf einen solchen Patriarchen sein, der ihnen durch sein Leben die gründlichste Lehren über Uneigennützigkeit und Mannes-Muth ertheilen kann, wie dessen glorreiches Beispiel zu befolgen, dessen Namen zu verbreiten ihnen eine Lust sein sollte. Obwohl seiner politischen und religiösen Gesinnung nach ein Konservativer, war Perthes doch auch ein liberal, und so kann er von Männern der verschiedensten Ueberzeugung geliebt und bewundert werden."

*) Perversion, or the Causes and Consequences of Infidelity: a tale for the Times. London 1856, 3 vols.

*) Nitz hat auch Carlyle wahrgenommen, daß das Grundübel unserer Zeit und im Grunde jeder Zeit der Mangel an Rechtsgefühl und demnach in Menschen ab ovo dieses Allererste, was moralisch Noth thut, einzuflößen ist. D. R.

**) New-York: Dix, Edwards & Co., 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 36, und dem Expedteur Neumann, Wilhelmsstr. Nr. 21), ferner von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 123. Berlin, Sonnabend den 11. Oktober 1856.

Frankreich.

Guizot über Sir Robert Peel.*)

I. Sir Robert Peel in seiner auswärtigen Politik seit 1846.

Als Chef des Kabinets war Sir Robert Peel genöthigt, im Hause der Gemeinen für den abwesenden Lord Aberdeen die Fragen der auswärtigen Politik zu behandeln. Er that dies bei jeder Gelegenheit, die sich ihm dazu darbot, meist zur Unterstützung seiner Nachfolger, mit dem Eifer eines guten Engländers und eines Mannes von Ehre, fest entschlossen, im Auslande, selbst zu Gunsten seiner Gegner, die Regierung seines Vaterlandes zu stützen, gleichzeitig auch treu dem Geiste der Gerechtigkeit und des Friedens, der während seiner eigenen Verwaltung in der auswärtigen Politik Englands gewaltet hatte, aber oft ohne genau bestimmte Ansichten, ohne eine gründliche Würdigung der Thatsachen, ohne eine vollständige Unabhängigkeit von den Einflüssen des Augenblicks, ohne eine hinlänglich genaue und gemäßigte Ausdrucksweise. Ich will nur ein Beispiel geben, und ich wähle dasselbe, um Gedanken und Worte, welche Sir Robert Peel sicherlich nur darum bestritt, weil er sie oberflächlich gelesen und unvollständig verstanden hatte, in ihrer Wahrheit vorzuführen.

Es handelte sich um die im Jahre 1815 durch den Wiener Traktat gegründete, im Jahre 1840 von Oesterreich, Preußen und Rußland beseitigte kleine Republik Krakau. Frankreich und England erhoben bekanntlich Einspruch gegen diesen Bruch eines Vertrages, der unter ihrer Mitwirkung zu Stande gekommen war und gesetzlich ohne ihre Zustimmung nicht geändert werden konnte. Am 4. März 1847 verlangte Herr Hume im Hause der Gemeinen mehr, als diesen Einspruch; er wollte, daß die englische Regierung, gegenüber dem Gewaltakt, den die drei nordischen Mächte verübt hatten, sich der pekuniären Verpflichtung überhoben betrachten sollte, welche England in demselben Wiener Vertrage gegen Rußland eingegangen war und welche es mit einer Summe von 3,917,187 Pfund Sterling noch zu erfüllen hatte. Den Protest gegen die Verletzung des Vertrages wiederholend, erklärte Lord John Russell sich mit Recht doch dagegen, dieselbe durch eine ähnliche Verletzung zu erwidern, und Sir Robert Peel unterstützte das Kabinet. „Ich wünsche", sagte er, „die gerechte und ehrliche Erfüllung der Verpflichtungen, die wir eingegangen, um so mehr, da ich mich den Ansichten, welche der französische Minister des Auswärtigen über das Ereigniß, welches uns beschäftigt, geäußert hat, nicht anschließen kann. Herr Guizot sagt in seinem Protest: „‚Keine Macht kann sich über die Verträge wegsetzen, ohne den anderen Mächten das Recht zu geben, daß sie ein Gleiches thun. Frankreich ist mit dem Beispiel eines solchen Angriffs auf die Konservirungs- und Friedens-Politik nicht vorangegangen. Frankreich hat nicht vergessen, welche schwerlichen Opfer ihm der Vertrag von 1815 auferlegt hat. Es muß sich freuen, daß ihm die Gelegenheit geboten ist, künftig nur die vorsichtige Berechnung seiner Interessen walten zu lassen.'" Ich protestire gegen das Benehmen der drei Mächte und auch gegen die Ansichten des Ministers von Frankreich. Ich kann mich nicht dazu verstehen, zuzugeben, daß unser Land oder Frankreich berechtigt sein soll, nur die vorsichtige Berechnung seiner Interessen walten zu lassen. Ich stelle entschieden in Abrede, daß die Verletzung eines Vertrages durch andere Mächte uns moralisch oder gesetzlich dazu berechtige, daß wir ihn auch verletzen. Ich thue dies darum, weil ich glaube, daß bei dem gegenwärtigen Zustande Europa's die gewissenhafte Treue in Betreff der Verträge die sicherste Grundlage für den Frieden und das beste Mittel ist, die sich erhebenden Schwierigkeiten zu lösen, und weil ich nicht glaube, wie der Minister von Frankreich, daß wir ein Recht haben, uns über eine Verpflichtung hinwegzusetzen, indem wir dem Beispiele folgen, gegen welches er selbst protestirt. Ich verlange also mit Entschiedenheit, daß, wenn Andere eine solche Sprache führen, wir uns nicht daran betheiligen, und daß, wenn wir damit allein bleiben müßten, wir allein blieben, um Europa das Beispiel einer vollständigen und ehrlichen Beobachtung unserer Verpflichtungen zu geben."

Wenn Sir Robert Peel meine Worte ganz verstanden, wenn er sie vollständig citirt und wenn er die Erklärung, die ich dazu zwei Monate vorher in der Kammer der Deputirten gegeben hatte, berücksichtigt hätte, würde er sich einen sachlichen Irrthum, eine moralische Ungerechtigkeit und eine Kundgebung geringen politischen Scharfsinns in solchen Dingen erspart haben. Ich sagte in meinem Protest nicht: „Frankreich muß sich freuen, daß ihm die Gelegenheit geboten ist u. s. w.", sondern: „Frankreich würde sich freuen können eines Aktes, welcher ihm das Recht geben würde, künftig nur die vorsichtige Berechnung seiner Interessen walten zu lassen, und Frankreich ist es, welches an die treue Beobachtung dieser Verträge die Mächte erinnert, welche die größten Vortheile von denselben gehabt! Frankreich ist es, welches sich vorzugsweise damit beschäftigt, die erworbenen Rechte und die Unabhängigkeit der Staaten zu respektiren und aufrecht zu erhalten!"

Und am 3. Februar 1847 hatte ich, indem ich unsere Politik in dieser Angelegenheit auseinandersetzte, gesagt: „Die Regierung des Königs von Frankreich hat in der Beseitigung der Republik Krakau eine dem europäischen Recht widersprechende Handlung gesehen; sie hat gegen diese Handlung protestirt; sie hat Akt davon genommen, damit in Zukunft, wenn sich eine Veranlassung dazu bieten sollte, Frankreich den Gebrauch davon machen könne, den seine gesetzmäßigen und wohl verstandenen Interessen ihm rathen werden. . . Aber während sie protestirt hat, hat die Regierung des Königs dieses Krakauer Ereigniß nicht als einen Kriegsfall angesehen. Wir haben nicht geglaubt, in dem Augenblick, wo wir gegen eine Verletzung der Verträge protestiren, die Mißachtung der Verträge proklamiren zu dürfen; wir haben nicht geglaubt, daß es der Moralität Frankreichs, der Moralität seiner Regierung ziemte, in demselben Augenblick, wo wir uns gegen eine Verletzung der Verträge erheben, zu sagen: Wir erkennen keine Verträge mehr an. Wir glauben nicht, daß die Verletzung der Wiener Verträge in Betreff Krakau's Grund genug für Frankreich sei, zu erklären, daß es sich nun an diese Verträge nicht mehr gebunden halte, und daß es ihm nun in sein Belieben gestellt zu sein scheine, auf dieselben noch Rücksicht zu nehmen. . . Wir glauben nicht, daß das europäische Recht zwischen uns und den drei Mächten, um die es sich handelt, aufgehoben sei, und wir sind unserseits fest entschlossen, es gewissenhaft zu beobachten."

Ich habe nicht nöthig, zur Erklärung dieser Worte Etwas hinzuzusetzen. Ich hatte offenbar, wenn ich auch in Bezug auf die Zukunft mich verwahrte, wie es durch die ersten Maximen des Völkerrechts geboten ist, für die Aufrechthaltung der europäischen Ordnung alle Vorsicht gebraucht; ich hatte, so weit es mit unserer Protestation verträglich war, alle Erklärungen gegeben, die der strupulöseste Hüter der Verträge und des Friedens nur hätte wünschen können. Ebenso offenbar hatte Sir Robert Peel nicht die Absicht, meine Worte falsch zu übersetzen oder zu verstümmeln oder falsch auszulegen; aber er war von einem einzigen Gedanken eingenommen, und zwar von einem Gedanken, der für die Würdigung des Ereignisses und für das Benehmen der Regierungen, die berufen waren, darüber zu richten, keineswegs ausreichte. Sir Robert Peel wußte in solchen Angelegenheiten nicht immer allen Umständen, allen Möglichkeiten der Zukunft Rechnung zu tragen und ihnen allen, in seiner Ausdrucksweise, wie in seinen Gedanken, ihre Stelle und ihren Antheil zu geben. Dieser in seinem parlamentarischen Handeln so aufmerksame und so vorsichtige Taktiker war in Bezug auf die Fragen der auswärtigen Politik, wenn auch immer verständig und ehrenwerth, so doch mitunter unbestimmt und oberflächlich.

*) Wir geben im Folgenden aus dem bereits in Nr. 71 unseres „Magazin" besprochenen längeren Artikel, den Guizot in der Revue des deux Mondes veröffentlicht hat, fast vollständig die drei Artikel beschließenden drei Kapitel, wobei wir wiederholen, daß eine deutsche Uebersetzung der Guizot'schen Arbeit in einzelnen Lieferungen bei Julius Springer in Berlin erschienen ist.
D. R.

In Bezug auf eine viel wichtigere Angelegenheit, als die Krakauer, die wichtigste, die in unserer Zeit zwischen Frankreich und England verhandelt worden ist, in Bezug auf die spanischen Heiraten, finde ich keine andere öffentliche Aeußerung Sir Robert Peel's, als die folgende, die er bei der Diskussion der Adresse des Hauses der Gemeinen im Januar 1847 ausgesprochen: „Ich werde mich alles dessen enthalten, was Bezug hat auf die spanischen Heiraten; nur die Versicherung will ich aussprechen, daß das vorige Kabinet, so lange es im Besitz der Macht war, nie einen Versuch gemacht, einem Prinzen des Hauses Sachsen-Koburg die Hand der Königin von Spanien zu verschaffen." Ein merkwürdiges Beispiel von kluger Zurückhaltung! Weil er in der Angelegenheit der spanischen Heiraten nicht klar sah, wollte Sir Robert Peel keinen Antheil an der Debatte nehmen; aber er trug Sorge, sein Kabinet jeder Verantwortlichkeit zu überheben in Betreff der Kandidatur eines Prinzen von Coburg, d. h. in Betreff der Sache, die für die Lösung dieser Frage entscheidend gewesen war.

(Schluß folgt.)

England.

Conybeare's Beschuldigung des Skeptizismus gegen Carlyle und Miß Martineau.

(Schluß.)

„Besser begreift man", fährt Montégut fort, „Conybeare's Angriffe auf Miß Martineau und die moralischen Konsequenzen ihrer Lehren. Indeß hätte diese merkwürdige Person nicht genannt werden sollen. Seit mehr als zwei Jahren schmachtet sie auf ihrem Sterbebett, sie weiß ihr Schicksal, und man sieht nicht, daß ihre Ueberzeugungen einen Augenblick lang geschwankt haben. Offenbar nicht aus Haß gegen das Christenthum, noch um sich über das Moralgesetz hinwegzusetzen, ist diese Frau, die so lange Zeit das Haupt der unitarischen Sekte war, eine Bekennerin des Unglaubens, des Atheismus geworden. Ihr Atheismus aber ist ganz individuell und bei ihr keineswegs, wie bei den französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts, eine Sache der Proselytenmacherei, vielmehr eine persönliche Ueberzeugung, eine Gewissenssache, wobei Alles mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit, die jeden Gedanken an Propaganda ausschließt, erwogen worden ist. Es ist da nichts Ueberraschendes, man konnte sich bis zu einem gewissen Punkte dieses Resultats gewärtigen. Immerdar hat es Miß Martineau — denn Alles erfaßt ihr Kopf von der praktischen Seite mit berechnendem Eifer und planmäßiger Wißbegier — an einem gewissen mystischen und idealen Element gefehlt, welches, wenn gefährlich und Illusionen zu erzeugen geeignet, so doch das sittliche Fallen weniger unvermeidlich und weniger unheilbar macht. Ihr Auge war immer mehr auf das in die Sinne Fallende und Greifbare, die Gegenstände der Politik und Societät, als auf das Uebersinnliche gerichtet, und selbst in der Zeit ihres größten religiösen Eifers hat sie das Natürliche und Wesenhafte stets besser als das Reingeistige begriffen. Sie ist Rationalistin in ihrem Wesen und Urtheilen. Als ein frappanter Beweis von der Macht des Blutes und der Race, ist sie besonders für einen Franzosen sehr anziehend; denn auf einer protestantischen und durch den Widerruf des Edikts von Nantes erlittenen Familie entsprossen, besitzt sie, trotz ihrer englischen Erziehung und Gewohnheiten, einige der eigenthümlichsten Richtungen des französischen Geistes: strenge Logik, Sinn für Vereinfachung, etwas vollkommen Sauberes und Schmuckes in Allem, was sie denkt oder vorträgt, Widerwillen gegen jede Art von Kompromiß, die Gewohnheit, bis zu den äußersten Konsequenzen der Prinzipien vorzuschreiten, philosophische Unerschrockenheit. Wenn sie sich bis zum Atheismus verstiegen hat, so ist dieses mehr auf französische als deutsche Art geschehen, und da hat sie denn auch leider, wie instinktmäßig und kraft ihres französischen Blutes, diejenige Gattung von Atheismus wieder aufgefunden, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts so verderblich in Frankreich wucherte." (Stimmt dies wohl mit dem früher Gesagten überein, wo es hieß, ihr Atheismus sei individuell?)

Conybeare eifert, wie gesagt, drei Bände lang gegen Skeptizismus und Unglauben. Weit weniger aber gelten seine Vorwürfe den Ungläubigen, als vielmehr der Kirche, die er zum größeren Theil für die Abschwächung des Glaubens schwer verantwortlich macht. Es folgt dieses, ohne daß der Verfasser es selbst denkt und will, unwidersprechlich aus seinem Buche. Gewiß mit Unrecht, meint sein französischer Beurtheiler. „Nicht die anglikanische Kirche", sagt der tolerante Emil Montégut, „trägt die Schuld, sie ist ebenso unschuldig an Skeptizismus und Unglauben, als die Ungläubigen und Skeptiker selbst; der wahrhaft schuldige Theil ist — das Wehen der Zeit." Um dieses darzuthun, läßt er sich auf folgende Betrachtungen ein: „Unser Jahrhundert ist ein recht häßliches. Schwer ist es, darin zu leben, aber interessanten Stoff zum Beobachten enthält es vollauf. Das Gemüth findet da nicht die ihm nöthige Nahrung, der Verstand dagegen Stoff im Ueberfluß zum Forschen, zur Befriedigung seiner unendlichen Wißbegier und seines Hanges, zu analysiren und zu ergrübeln, gleich Anatomen. Nichts für das Herz, Alles für den Verstand. Alles für die Sucht, zu wissen und zu zergliedern — das ist vielleicht die kürzeste und richtigste Definition, die man von unserer Zeit geben könnte. Nach dieser Definition läßt sich das Maß bestimmen, womit die Handlungen und Menschen dieses Jahrhunderts gemessen werden müssen, ein zu gleicher Zeit nachsichtiges und strenges, verzeihendes und billiges. Die Zeit nämlich kann man nicht streng, die Menschen nicht nachsichtig genug beurtheilen, da ja das individuelle Leben an allen Seiten von Fallstricken bedroht und mit Gefahren umringt ist. Wenn unsere Zeit nur von Beobachtungsgabe und Wissendurst beseelt wäre will, darf man sich wundern, wenn die Irrthümer in Menge auftauchen, die moralischen Katastrophen im raschen Zunehmen begriffen sind, die Seele sich in Verfolgung eitler Träume verirren, die Welt, worin wir leben, ruft in uns nur gewisse Geistesthätigkeiten wach, verwundert man sich, wenn die übrigen im Schlummer liegen bleiben? Wenn neben uns nichts ist, was sich zu lieben die Mühe verlohnt, darf man hartherzig diejenigen anklagen, bei denen der Liebesgram von Tag zu Tag stumpfer wird? Und weil es keine Menschenfaser giebt, die einer aufopfernden Dienstleistung werth ist, soll man welche sich kläglich beiseite halten, des Egoismus und der Gemüthsdürre beschuldigen? Wenn der Anblick der gleichzeitigen Dinge keinen anderen Trieb in mir erweckt, als den der Neugier, darf mich darum meine Freunde der Zweifelsucht verdächtigen? Kann in mir Neugier andere Gefühle erzeugen, als eine vorübergehende Reizung mit Täuschungen in ihrem Gefolge, eine Lust, woran das Herz kaum Theil hat (passion de tête)! Der Reiz der Neuheit, dem ich, der den Fanatismus der nicht von meinem Willen abhängenden Umstände getrieben, folge, vermehrt, indem er meine Erfahrungen vervielfältigt, gleich meine Ungewißheiten und Täuschungen. Glaubt man übrigens daß das Loos des Skeptikers glücklich sei, oder daß er sich in sein Geistesqual gefalle? Der Zweifler freilich, den seine geistigen Anstrengungen, sein Hangen und Bangen (vicissitudes) nicht mit Schwermuth füllen, der sich mit seinen Entäuschungen und Zweifeln wie vertraut macht, weil er auf Wahrheit überhaupt verzichtet, verdient in keiner Kategorie der Epikuräer von schlimmster Art gestellt zu werden, empfindet allerdings niemals eine Gemüths-Unruhe, die das Bedürfniß und Verlangen, mit Abgabe seines Urtheils vorsichtig zu zaudern, welches die moralischen Attribute des echten Skeptizismus sind; Zagen, gefühl und Zurückhaltung in ungemeinem Grade.

„Alles, was wir vom Skeptiker behaupten, läßt sich auf gleiche Weise von dem Ungläubigen sagen. Der Ungläubige, der entschieden Alles leugnet, existirt nicht, und niemals hat sich Jemand zu dem Glauben bekannt, daß er zu seinem bloßen Vergnügen an nichts glauben müßte denn ein vollkommener Böswicht sein, müßte in der Negation aller Wahrheit eine Berechtigung finden, sich über allen moralischen Zwang hinwegzusetzen. Der Ungläubige ist ein solcher nur in Bezug auf eine gewisse bestimmte Doktrin, die er von sich stößt, während Andere sie sich aneignen. Ihr rühmt euch eines Centrums, worauf alle eure Erfahrungen und Gedanken knüpft. Auch er ist so glücklich einen unerschütterlichen Punkt zu besitzen, der ihm gegen die Launen des Zufalls, die Wechsel der Meinung, Schutz gewährt. Es wird vielleicht zu wünschen, daß es für alle Gemüther nur ein Credo und einen gemeinsamen Mittelpunkt für alle Seelen gäbe; aber solch ein Glück ist unserem Jahrhundert nicht beschieden. Wir sind also verpflichtet, tolerant zu sein, weil unsere Zeit „anarchisch" ist. Man spricht viel in gegenwärtiger Zeit von Denk- und Gewissensfreiheit, und in jeder Polemik, die sich deßfalls erheben hat, wiederholt man zum Ueberdruß die Behauptungen des achtzehnten Jahrhunderts. z. B. daß der Mensch das Recht besitze, zu denken, was er will, zu halten, und Gott anzubeten nach eigenem Kultus. Man vergißt, daß neue Begriffsbestimmung das neunzehnte Säkulum von Toleranz zu stellen könnte. Es giebt indeß eine, welche sich aus der unerwähnten moralischen Konfusion ergiebt, worin wir gerathen sind, nämlich daß wir nicht mehr verantwortlich sind, und daß, wenn wir fehlen, dieses mehr die Schuld der Zeit als die unsere ist; daß wir keinen anderen Glauben haben, als welchen uns die zerstörende Zeitluft Mitleid oder Vergeßlichkeit hat übrig lassen wollen, und daß in dem Glaubensarmuth der Irrthum fast etwas Tröstliches ist; daß wir Spielzeug von Umständen und die Opfer des Verhängnisses, welches unser Dasein in das Jahr 1856, anstatt in eine Periode solchen und festen Glaubens, verlegt hat. Wer uns folglich um unsere Lehren willen verdammt und verfolgt, kann kaum etwas anderes als ein schlechter Mensch oder ein Heuchler."

Nachwort. Wir haben Montégut ohne Unterbrechung seine Einrede opponiren lassen, jedoch manche Verkürzung uns gestattet. Gegen seine Apologie Carlyle's und der Miß Martineau finden wir nichts zu erinnern. Desto größeres Bedenken erweckt uns der dritte Theil seiner Auslassungen, und nur dieser veranlaßt uns zu e

Schlußwort, gewissermaßen einer Rechtfertigung, daß wir sie nicht lieber unterdrückten. Dreierlei nämlich ist und denkbar: Entweder haben wir Montégut nicht verstanden, und das ist immer möglich; oder er befindet sich für seine Person und das, was ihn zunächst berührt, in einer so eigenthümlichen Lage, daß uns im vorliegenden Falle die Befähigung und Berechtigung abgeht, ihn zu beurtheilen; oder er ist auf einem wirklichen Irr- und Schleichwege, ist befangen in flockfranzösischer Blasirtheit, die er sonst ja selbst in articulo fidei rügt, ist bei allem Gerede von Toleranz, der auch wir prinzipiell huldigen, ein Latitudinarier, maßen es doch erstaunlich paradox klingt, daß die Zeit oder der Zeitgeist aus Kreuz genagelt wird und die Sünden der Menschenkinder, dieser unschuldigen Lämmlein, tragen und rechtfertigen soll. Das aber würde und wehe thun, des gesinnungsvollen Mannes willen, dem wir so oftmals Beifall zollen mußten. Te dieht Dinge, worüber alles Distuiren vom Uebel ist. So wird auch über das Kapitel vom Glauben, Un- und Zweifelglauben nach unserer Ueberzeugung viel zu viel gesprochen. Skeptiker und Unglaubige — ich kann sie bemitleiden und mit christlicher Sanftmuth tragen, wo möglich sie auch in alle Wahrheit zu leiten suchen. Weiter aber dürfen sie mich nicht ansechten, nicht in meinem Glauben, der erkannt hat das Eine, was Noth thut, wankend machen. Ich stehe und falle meinem Herrn. Habe ich das Evangelium dieses Herrn mit gläubigem Gemüth ergriffen und bin seiner Ermahnungen, Tröstungen, Verheißungen voll, so ist mir dies genug für heute und morgen und alle Tage, für Leben und Sterben, für Diesseits und Jenseits. Es rüstet mich aus mit der Kraft, treu in meinem Beruf, werthätig in der Liebe, standhaft im Bekenntniß, sindlich gedeugt in Demuth, die des Christen Sakalkeid und Himmelsbürger-Krone, zu bleiben; es leiht mir die Waffen, um die Aengsten und Aergernisse des Lebens zu besiegen, die Schauer des Grabes getrost zu erwarten, hoffend aufzuschauen nach dem Lande, wo Friede und Gerechtigkeit wohnen. Warum also hier Worte machen und Bogen füllen, da Allen geboten ist, nach diesem Ziel zu laufen, Allen verheißen, es zu erreichen, wenn sie nur wollen!

E. Köstler.

Finnland.

Herzog Johan's Jugendträume.

Unter diesem Titel (Hertig Johans ungdomsdrömmar) hat Professor Fredrik Cygnäus (sprich Sinäus) zu Helsingfors ein Drama in fünf Akten herausgegeben, das den dritten Theil seiner gesammelten Dichtungen (skaldestycken) ausmacht.*) Der Ruf, den Herr Cygnäus als ästhetischer Kritiker und als Dichter sich erworben, ist schon nicht mehr in den Gränzen seines Vaterlandes eingeschlossen; sein Name hat auch im Auslande bereits einen guten Klang, da er, wie sein Landsmann Runeberg, nicht in finnischer, sondern in schwedischer Sprache (die bekanntlich viel leichter zu erlernen) schreibt und dichtet.

Der Stoff zum vorliegenden Drama ist aus der vaterländischen Geschichte genommen, und zwar aus einer Periode derselben, in welcher die schwärmerischen Pläne Herzog Johan's, der bekanntlich ein Sohn Gustav Wasa's und Bruder König Erik's XIV. war, den Finnländern politische Selbständigkeit in Aussicht stellten. Die Achtung, welche der ehrgeizige junge Fürst der finnischen Nationalität und Sprache bewies, hatte, ihn, im Vereine mit seinem ritterlichen Wesen und seiner ganzen äußeren Liebenswürdigkeit, sehr volksthümlich gemacht; die edelsten Söhne des Landes waren ihm ergeben und deuteten sich aus seinen Bestrebungen eine glückliche Zukunft, wenn auch manchet Zweifel darüber blieb, ob der Herzog hinsichtlich der Mittel zur Erreichung seines Zieles im Klaren sei oder es jemals werden würde.

Man weiß aus der Geschichte, daß König Erik seinen Bruder Johan, wegen des von diesem mit Polen geschlossenen Bündnisses, als Verräther erklärte und ins Gefängniß warf. Nach einiger Zeit ließ er ihn wieder frei; Johan aber verband sich mit seinem dritten Bruder Karl, dem Herzoge von Südermanland, nahm den Erik gefangen und ließ ihn des Thrones verlustig erklären, worauf er selbst als König Johan III. den schwedischen Thron bestieg.

Die Handlung des Dramas fällt in das Jahr der Gefangennehmung Johan's (1563), welche die Katastrophe bildet.**) Der Herzog hat den Finnländer Anders Nilsson Sabelsana mit dem geheimen Auftrage, um Katharina Jagellona, die Tochter des Königs von Polen, für ihn zu werben, dorthin gesandt, und der Erfolg ist so günstig, daß die hochgesinnte Polin sehr bald nach Sabelsana's Rückkehr an den Küsten Finnlands erscheint. Die Hochzeit geht mit großem Gepränge vor sich; aber der grausame und argwöhnische König Erik läßt Sabelsana heimlich wegfangen und nach Stockholm schleppen, wo man ihm Geständnisse, seine Mission betreffend, abpressen will. Vor dem Tode auf der Folterbank rettet ihn nur der bekannt gewordene Umstand, daß er (wegen unbegründeten Verdachtes) bei Johan in Ungnade gefallen. Erik befiehlt nun seinem Bruder, die schöne Polin wieder zu entlassen, und als dieser die Zumuthung mit Entrüstung von sich weist, schickt er bewaffnete Macht wider ihn. Johan, statt einen Vertheidigungskrieg in großartigem Maßstabe zu organisiren, sperrt sich in seinem Schlosse zu Åbo ein, das nach hartnäckigem Widerstande erstürmt wird: seine junge Gemahlin erhält freien Abzug, und Johan muß Finnland als Gefangener verlassen.

Da der junge Herzog mehr glänzende als große Eigenschaften besitzt, so kann er nur geringe Sympathie erwecken; auch weiß man, daß er seinem Bruder alles Böse nicht blos im reichsten Maße vergalt, sondern auch die schwedische Krone auf sein Haupt setzte, die ihn behätigte, wenigstens einen Theil seiner Jugendträume zu verwirklichen. Das wahrhaft rührende und echt tragische Element erhält unser Drama durch einen Mann und ein Weib, in welchen der Dichter die edelsten Züge des finnischen National-Charakters — nach Maßgabe der geschlechtlichen Verschiedenheit — vereinigt hat. Diese Personen sind: Sabelfana und des Herzogs verlassene Geliebte, Karin Hansdotter. Ersterer, anfangs ein begeisterter Anhänger Johan's, der ihn seinen Freund nannte und dessen Pläne ihm das künftige Glück der über Alles geliebten Heimat zu verbürgen schienen, hatte den Herzog mit seiner Jugendgespielin Karin bekannt gemacht, weil er damals — wie die Jugend überhaupt — „an Ehre und Menschenwürde glaubte". Er wollte — so sagt er im Verlaufe des Stückes zu Karin — daß der junge Herzog wie ein Gott das Land lieben sollte, dessen Zukunft mit ihm auftrat. „Darum" — so fährt er fort — „und ich ihn ein, zu schauen, was ich Schönstes kannte in dessen Natur und unter dessen Menschenkindern . . . unseren heimatlichen Strand und Dich, die Krone seiner Schönheit . . . . Und er kam, er sah und siegte, doch nimmer wie ein Gott, nein, wie ein lustiger Wüstling."

Karin sinkt zu Johan's Maitresse herab, und Sabelsana, in dessen leidenschaftlichem Innern von der Zeit an Verachtung dieser Unglücklichen mit unverlöschbarer Liebe kämpft, wird seines Daseins überdrüssig. Nur die Zukunft des theuren Vaterlandes bewegt ihn zu dem schweren Opfer, um eine Andere — eine Königstochter — für Johan zu werben; allein er kommt mit noch verbitterterem Gemüthe, das in folgendem Monologe sich kund giebt, und Polen zurück:

> Ha! endlich kann ich, Erde, Dich umarmen,
> Auf der geblümet meine tapfern Väter,
> Die meine Mutter oft mit Thränen netzte!
> Du bist verletzet noch, die Du gewesen:
> Du trau allein in dieser Welt des Trugs,
> Der, wie die Luft, die leere, Alles einhüllt.
> Laß meine heiße Stirne sich verkühlen
> An Thaues frischer Perl' auf Deinem Anlitz.
>
> Du bist so ruhig wie die tausend Gräber,
> Worin Du anfnimmst Deine todten Söhne,
> Bist selbst verwandelt in ein einzig Grab.
> Sonst wärt' ich gern in Deinen Busen gießen
> Die wilde Flamme die mein Herz verzehrt.
> Wenn Du sie kränkst, erbeben würdest Du,
> So wie der Grund erbebt im heißen Süden,
> Und dann verheerend wieder von Dir schwindern
> Das Feuer, das aus dieser Brust Du sogst.
> Du würdst verschlingen die jetzt auf Dir wandeln
> Mit Zeitten schwer von Laster und Verbrechen.
> Da käme ein Gerichtstag, nur für Solche,
> Die nicht verdienen, daß man ihrer schone
> Bis dann, wo jeden trifft sein Urtheilsspruch.
> Und ich? Ich würde schauen dieser großen
> Vergeltung Tag, und endlich Ruhe fühlen,
> Und freuen mich, daß einmal Recht geschafft
> Zum wenigsten die Erde, wenn auch auf ihr
> Das Recht so unbeschützt ist wie ich selbst.
>
> Wär' Alles dann Zerstörung, Nacht und Tod,
> Dann würde sie, sie, der gefallne Engel,

*) Vergl. den Bericht aus Finnland in Nr. 105 des „Magazin".

**) Von der fruchtbaren deutschen Theater-Schriftstellerin Johanna von Eisenthurn hat man ein gleichfalls finnländisches Schauspiel „Johann, Herzog in Finnland", dessen Handlung drei Jahre hörte (1566) und in Stockholm ihr Ende geht. Das Stück des Herrn Cygnäus ist von diesem in jeder Beziehung unabhängig. Frau v. W. führt uns Herzog Johan als Gefangenen vor, den die seinhafte Gesinnung des Reichskanzlers Göran und Erik hinterbrachte, gewohnt aus Blutgerüst bringen würden, gelang es nicht Marien (der edelmüthigen, obwohl aus niederem Stande zum Throne beförderten Gemahlin des Königs), durch List und Ueberredungskunst den Unglücklichen zu retten. Der von nach Bruderhaß dürstende Erik wird so ganz umgestimmt, daß eine gänzliche Aussöhnung beider Brüder erfolgt und Johan nicht nur seiner Haft entlassen, sondern in alle verlorenen Rechte wieder eingesetzt wird. Er und seine, die Gefangenschaft mit ihm theilende Gemahlin Katharina Jagellona erscheinen als Ideale heldenmüthiger Duldung und aufopfernder Gattenliebe.

Digitized by Google

Der meine Welt zur Wüste mir gemacht,
Vom Spruch getroffen, in denselben Schlund
Hinabgestürzt, der in sich schlang die Andern,
Und noch verlorner, als sie jetzt es ist,
Noch mir ausstrecken ihre zarten Hände,
Angstvoll um Hülfe flehn — was thät ich dann?
Hohnlachend würd' der Sünd'rin tiefen Fall
Ich schauen — nein! nein, retten müßt ich sie,
Wenn irgend eine Rettung möglich wäre
Für den, der selber sich hat preisgegeben.

Als nachmals die grausame Behandlung, die er in Schweden erfahren, ihn auch körperlich zerrüttet hat, setzt er seine letzte Hoffnung auf Johan's ihm gegebenes Versprechen, im Widerstande gegen Erik das Aeußerste wagen und Finnland unter keiner Bedingung aufgeben zu wollen:

Wenn Finnlands Herzog
Sein eigen Loos von dem des Landes trennt,
Hat er zu leben aufgehört, selbst wenn
Noch Leben lägt sein Bild, denn er belog
Ein Land, um dessenwillen er vorhanden.
Erweis' ich mich als einen solchen Schatten
Der hingegangnen Herzoge von Finnland,
So strafe jeder Finne diesen Schatten
Für Lüg' und Treubruch wider seine Heimat,
Und treibe das Gespenst mit seiner Keule,
Mit seinem Bärenfuß vom Himmelslichte!

Auch diese Hoffnung scheitert: Karin's gebrochenes Herz und die hülflose Lage des gelüsteten Vaterlandes dazu wecken jetzt einen Dämon der Rache in Sabelsana's zermarterten Innern. Im Augenblick, wo Johan als Gefangener von Finnlands Boden scheidet, tritt Sabelsana an ihn heran, hält ihm sein ungelöstes Wort vor und führt einen Dolchstoß gegen den Herzog; den tödtlichen Streich aber empfängt Karin, die sich schnell zwischen Beide geworfen: sie rettet sterbend ihres Verführers Leben.

Das Interesse für dieses unglückliche Mädchen weiß der Dichter lebendig zu erhalten, da ihre aufopfernde Liebe sie nie daran verhindert, der Entrüstung über den Mißbrauch derselben von Seiten des Herzogs energischen Ausdruck zu leihen, und ein dem finnischen Weibe eigenthümlicher, edler Stolz und vaterländischer Sinn sie niemals verläßt. Hier einige Stellen aus einem ihrer Gespräche mit dem Herzog:

Karin.

Könnt' ich mir nur bergen,
Daß man als Fürst Dich grüßt in meinem Land,
Dann wäre, traun, es leichter zu vergessen,
Wie ganz der Treu' und Ehre bage Dein Sinn.
Ein unbedeutend Ding ist es vielleicht,
Daß eine Tochter Finnlands Du betrogen,
Und nimmer hätt' ich mich herabgelassen,
Darob zu klagen, daß ich die Betrogne,
Doch Finnland sieht in mir sein eignes Loos.
Du untergräbst sein Hoffen und Vertrauen,
Da Du so handelst, wie der Niedrigste
Den Deinen Knappen nimmermehr es wagte,
Er hätte denn zuvor Verzicht gethan
Auf Alles, was man von dem Ritter fordert.

Johan.

Hör mich in Ruh, o Karin, wie der Mensch
Vernehmen soll die Stimme seines Schicksals,
Wenn sie verkündet, was unwiderruflich.
Mit bittrem Sinne nicht verbittre mir,
Was an sich selber schon so bitter ist.
Wär ich der Edelmüthste Leyter oder
Der Ritter Erster, sei's an welchem Hof
Es sei, ich fühlte mich so groß, so selig
Nur im Besitze Deiner treuen Liebe.
Daß jedes andre Streben, jedes Ziel,
So Dich von meinem Herzen könnt' entfernen,
Den meinem Himmel mir ein Abfall dünchte.
. . . . . .
Ja, hätte das Geschick mir einen Thron,
Und nicht des Thrones Stufen angewiesen,
Traun, ich besann mich keinen Augenblick,
Um mit der echten Perle so zu thun,
Wie's Erik durft' mit Kathargeb verfahren,
Mit seiner Lundern' und dem großen Haufen:
Zum stolzen Glanze meiner Krone fügt' ich
Den Glanz, den Deine Schönheit lieh' der Krone.
Doch Gott, der meinen Thron nur in der Brust,
Im Kopf mir baute, nicht auf meiner Stirn
Die königliche Binde festigte:
Er mahnet mich, der Größe, die ich selber
Mir schaffen muß, des Herzens Glück zu opfern.

Ist aber ein zartfühlendes Weib, wie tief gekränkt es immer sein mag, vor aller Welt eines solchen Schrittes fähig, wie der folgende? Als Johan mit seiner polnischen Neuvermählten festlichem Zuge die Kirche verläßt, tritt Karin nicht blos dicht heran, sie thut noch mehr. Nachdem Katharina, der ihre Schönheit auffallen, den Herzog gefragt, ob er dies Mädchen kenne, und dieser in seiner Verlegenheit mit Nein geantwortet, spricht Karin laut und vernehmlich: „Die Kunde ist gleich zu erhalten, wenn Eure Hoheit befiehlt". Ein junger Landsmann bei Hofe muß ihr bedeuten, daß sie „ihre Erniedrigung nicht menschlicher Härte zu Markte bringen soll", und sie entgegnet: „Bin ich mir selbst noch etwas schuldig?"

Die übrigen bemerkenswerthen finnischen Charaktere sind Petrolf und Clas Fleming: Ersterer ein unverdorbener, etwas schwärmerischer Jüngling, dem Sabelsana als höchstes Muster vorschwebt; der Andere ein Mann von großer Redlichkeit und eisernem Willen, aber seine Pflicht gegen den König von Schweden jeder anderen Rücksicht vorsetzend. Nach ihnen erwähnen wir Repräsentanten verschiedener Nationalitäten (Italiäner, Deutsche, Polen, Schotten), die am Hofe Johan's ihr Wesen trieben, da der Herzog mit möglichst vielen Staaten in freundschaftliches Verhältniß treten wollte. Das grelle, heitliche Auftreten dieser ritterlichen Zecher (von denen uns der deutsche Baron in seiner Brutalität, seinem Ahnenstolz und Schulpedantismus eben kein schmeichelhaftes Spiegelbild vorhält) ist nicht ohne Humor, besonders wenn sie ihre Nationalität bis zur Karikatur herauskehren oder (im fünften Akte) über ihre vorsündfige, mit Zechen verbundene Leichenfeier Bericht erstatten. An passenden Stellen sind artige lyrische Stücke eingewebt.

Die Oekonomie des Stückes scheint uns im Ganzen untadelhaft; nur auf einige, mehr theatralische Uebelstände möchten wir aufmerksam machen. Zwischen dem Schlusse des vierten Aktes und Anfang des fünften liegt eine kleine Pause der Erwartung. Petrolf hat der jungen Herzogin angezeigt, daß ganze Schaaren finnischer Landleute vor dem Schlosse versammelt sind. Katharina schaut neugierig aus dem Fenster; aber verwöhnt von dem prächtigen polnischen Adel zu Rosse, findet sie den Anblick dieser schlichten, auf ihren eigenen Füßen stehenden Bauern gar kläglich und kann ihnen nicht Großes zutrauen. Der Page wird hinausgeschickt, um über die Wirkung der Anrede des Herzogs auf dieses Volk zu berichten, und der Vorhang fällt hinter ihm; sobald er wieder aufrollt, kommt derselbe Page an denselben Ort, zu denselben, ihn erwartenden Personen zurück, erstattet seinen Bericht und bringt der hohen Frau von dem ihr Huldigenden Bauernvolk eine bessere Meinung bei. Die Pause zieht nichts, was ein Abschnitt in der Handlung heißen könnte, und zu einem neuen Akte ist also gewiß keine Veranlassung.*) In den entgegengesetzten Fehler fällt der Verfasser gegen Ende des fünften Aktes, die neunte Scene versetzt uns nicht blos an eine andere Stelle, sie zeigt uns außerdem ein Schloß in Trümmern, das am Schluß der unmittelbar vorhergehenden Scene noch unberührt sein muß.

W. Sch.

*) Damit der vierte Akt nicht allzulang würde, hätten dann freilich gewisse Veränderungen vorgenommen werden müssen.

Mannigfaltiges.

— Eine elsässisch-deutsche Kolonie in Texas. Die, ihrer Volkszahl nach, dritte deutsche Niederlassung im Nordwesten von Texas ist Castroville in Medina-County. Die Stadt wurde im Jahre 1845 von einem Franzosen, Namens Castro, gegründet und hatte dieselben Leidens-Epochen durchzumachen, welche die übrigen Städte des Westens aufzuweisen haben. Aber ebenso, wie die übrigen, hat sie sich zu einer blühenden Kolonie entfaltet. Die Bewohner derselben sind zum Theil Elsasser germanischen Ursprungs, die sich nicht Franzosen, sondern Deutsche nennen (denn der Franzose steht hier noch unter dem Dutchman) und Deutsche sind. Die Lage der Stadt ist durchaus günstig und anmuthig. Reiche Prairieen lagern sich darum, ein herrlicher Fluß, die Medina, umfließt sie, und in geringer Entfernung erheben sich die Ausläufer des Guadelupe-Gebirges. Die Bevölkerung gehört durchschnittlich der mittleren Klasse an, ist industriös und fühlt sich unter den texanischen Verhältnissen durchaus wohl. Sklaven sind nur in sehr geringer Anzahl vorhanden; der Census von 1852 zählte 6 Sklaven, jetzt mögen es ungefähr 20 sein, und diese gehören zum großen Theil zwei deutschen Sklavenhaltern. In kommerzieller Hinsicht wird auch dieser Platz nicht ohne Bedeutung für die Zukunft sein, da die Hauptstraße nach dem Rio Grande über Castroville führt.

(„Neue Zeit.")

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 15 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29, auf dem Spenerschen Zeitungs-Bureau, Markgrafenstr. No. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 124. Berlin, Dienstag den 14. Oktober 1856.

Rußland.

Der burjätische Gelehrte Dordji Banzarov.

Nach Paul Aucseljev.*)

Am 14. März 1855 sahen die Bewohner von Irkutsk einen feierlichen buddhistischen Leichenzug sich durch ihre Straßen bewegen; der Chambo-Lama, das Haupt der buddhistischen Geistlichkeit, begleitete mit einigen Lamen untergeordneten Ranges, in gelber Trauerkleidung und die vorgeschriebenen Gebete lesend, die sterbliche Hülle eines europäisch gebildeten Gelehrten jenseits der Stadtmauern zu seiner letzten Ruhestätte. Die Burjäten begruben ihren Landsmann Dordji Banzarov, einen Nachkommen Tschinggis und Batu-Chans, in welchem die Wissenschaft einen ihrer eifrigsten Jünger, Rußland seinen tüchtigsten Orientalisten verloren hat. Der uns so fremdartig klingende Name dieses merkwürdigen Mannes**) wurde dem Publikum zuerst im Jahre 1846 durch die von ihm als Student in Kasan verfaßte Abhandlung: „Der schwarze Glaube oder das Schamanenthum bei den Mongolen", bekannt — eine Arbeit, die noch jetzt für das Beste gilt, das über einen Gegenstand geschrieben worden, von welchem nicht nur die Europäer, sondern auch die Mongolen selbst keine vollständige, systematische Darstellung besitzen. Die Ansichten des verstorbenen Paters Hyacinth***) mit dem hellen, philosophischen Blick des Jünglings, der wenige Jahre zuvor als Sohn der Natur unter den Heerden der felenginskter Steppen aufgewachsen war, vergleichend, bemerkt Herr Awsejew: „Man hätte glauben können, daß die beiden Schriftsteller über das Schamanenthum ein verschiedenes Publikum im Auge hatten — daß der Eine für Europa und der Andere für Peking geschrieben habe, und zwar der Mongole vom europäischen und der Europäer vom mongolischen Standpunkt." In folgender Weise äußert sich Dordji Banzarov über den Ursprung des Schamanenthums:

„Einige haben dem Schamanenthum denselben Ursprung mit dem Brahmanismus und dem Buddhismus zindizirt; Andere finden in ihm die Lehre des chinesischen Philosophen Lao-dse in ihren Hauptzügen wieder. Im Allgemeinen glaubt man, daß es nur in dem Kultus der bösen Geister, in den Contortionen und dem Charlatanismus der Schamanen besteht. Endlich halten Manche das Schamanenthum für eine Vergötterung der Natur oder für einen Nachklang der Religion Zoroaster's. Es ist jedoch unnöthig, den Ursprung des Schamanenthums in solcher Entfernung zu suchen oder es aus Religions-Systemen abzuleiten, die ihm völlig fremd sind. Ein näheres Studium dieses Gegenstandes beweist, daß der sogenannte Schamanenglaube, zum wenigsten bei den Mongolen, weder von dem Buddhismus, noch von einer anderen Religion abstammen konnte, daß er seinen Ursprung in dem Volke selbst hatte, und daß die von den Schamanen eingeführten abergläubischen Gebräuche und Ceremonien nicht sein eigentliches Wesen ausmachen. Der schwarze Glaube†) der Mongolen entsprang aus derselben Quelle, aus der so viele alte Religions-Systeme sich gebildet haben; die äußere Welt oder die Natur, die innere Welt oder der menschliche Geist: das sind die Elemente des schwarzen Glaubens. Eine solche Grund-Idee in der Religion mußte offenbar das Produkt einer sich in sich selbst vertiefenden und die Natur beobachtenden Geistes sein." Indem er sich weiterhin auf die Bemerkung Humboldt's über die Entstehung der Naturphilosophie in dem instinktiven Bewußtsein der Völker beruft, fährt Dordji fort: „Wenn ein solches instinktives Bewußtsein den Menschen zum Kultus der Natur hinzieht, so flößt ihm eine ähnliche unbestimmte Ahnung den Gedanken von der Unsterblichkeit der Seele, von der Mit- oder Gegenwirkung gewisser Wesen bei seinen Handlungen ein. Unter dem Einfluß dieser Idee erfindet die Phantasie des Volkes Götter zweiten Ranges und bringt den Geistern der Verstorbenen Opfer dar. Und da der schwarze Glaube keine Verwandtschaft mit dem Bramahnismus oder Buddhismus und noch weniger mit den anderen Religionen des Ostens zeigt, so schließen wir, daß er im Volke selbst unter dem Einfluß der Natur und der geistigen Thätigkeit entstanden ist."

Dordji Banzarov war mit dreien seiner Landsleute von dem Gouverneur von Ost-Sibirien nach Kasan geschickt worden, um an der dortigen Universität zu studiren und alsdann die Keime europäischer Bildung nach der Heimat zu verpflanzen. Schon früher hatte man ähnliche Versuche gemacht; da man aber vor Allem Sorge trug, die Burjäten zum Christenthum zu bekehren, so hatten diese nachher keine Lust, zu ihren Landsleuten zurückzukehren, die sie wahrscheinlich als Apostaten übel empfangen hätten; sie blieben in Rußland, und der Zweck ihrer Sendung war vereitelt. Diesmal hielt man es daher für gerathen, den Glauben der Fremdlinge nicht anzutasten, um sie als orthodoxe Buddhisten in ihre heimatlichen Steppen entlassen zu können; indessen starben von den vier der Universität übergebenen jungen Leuten zwei während ihres Aufenthalts in Kasan, und Dordji, der bei seiner Ankunft in dieser Stadt erst sein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, war der Einzige, der seine Studien mit glänzendem Erfolg vollendete. Im Jahre 1847 kam er nach Petersburg, wo er fortfuhr, sich historischen und singuistischen Untersuchungen zu widmen, die sich durch klaren Blick und gründliche Gelehrsamkeit auszeichnen und in den „Bülletins" der petersburger Akademie, den „Memoiren" der archäologischen Gesellschaft, der vom Professor Berjosin herausgegebenen „Bibliothek morgenländischer Historiker"*) und anderen Publicationen erschienen. Noch ungedruckt ist eine von ihm angefertigte russische Uebersetzung der berühmten „Reise Saja-Chamba's nach Tibet." Die Autorität des bescheidenen Burjäten wurde von den petersburger Orientalisten gern anerkannt, die seiner praktischen Kenntniß der Sprachen des nordöstlichen Asiens manchen nützlichen Wink verdankten.

Außer den Notizen über die wissenschaftlichen Leistungen Dordji's theilt sein Biograph auch einige Züge mit, die den Bildungsgang und die Persönlichkeit dieses europäischen Gelehrten mit schräggeschlitzten Augen, hervorstehenden Backenknochen und rein mongolischem Teint charakterisiren und erklärten. „Banzarov war von Natur gut bis zur Charakterlosigkeit und weichherzig bis zur Schwäche. In Gesellschaft von Gelehrten, in Kasan und Petersburg, war er selbst ein seinem Fach eifrig ergebener Gelehrter und in seinen Begriffen ein Kosmopolit mit mongolischer Physiognomie. Nach Irkutsk zurückgekehrt, wo er mit Niemanden bekannt war und vielleicht auch jene Sympathie nicht antraf, deren schwache Naturen am meisten bedürftig sind, verwilderte er wieder; er ging nur mit schmutzigen Burjäten um, zu welchen ihn das Gefühl der Nationalität hinzog, und hielt sich von der gebildeten Gesellschaft fern. Es wäre in psychologischer Beziehung interessant, diesen Rückfall von dem Europäer in den Burjäten zu verfolgen . . . Im Bereich der Civilisation geblieben, hätte unser Burjäte ohne Zweifel sich definitiv in einen Europäer verwandelt; im beständigen Verkehr mit halbwilden Menschen, die ihm aber durch die Bande des Blutes, der Sprache, des Glaubens nahe standen, mit

*) Ein kurzer Nekrolog dieses merkwürdigen, gelehrten Asiaten, von der sachkundigen Feder Schott's, wurde unlängst in dem „Archiv für die wissenschaftliche Kunde Rußlands" mitgetheilt. Wir entlehnen einige nähere Angaben über ihn der von dem bekannten russischen Orientalisten Awsejew veröffentlichten Schrift: О жизни и трудахъ Доржи Банзарова. St. Petersburg. 1855.

**) Er hieß eigentlich Dordji Banzarun (ганзаръ гэбэнъ, Sohn), d. h. Dordji, der Sohn des Banzar. Der erste dieser Namen ist das tibetanische do-rdje (rdo-rdje), Diamant, Donnerkeil; der zweite soll eine Verbindung des Sanskritwortes pantschara (Vogelbauer?) sein; dieser ist durch angehängtes o russificirt worden. Tibetisch und Sanskrit sind die heiligen Sprachen der dem Lamaismus huldigenden Mongolen; sie nehmen unter ihnen ungefähr dieselbe Stelle ein, wie das Hebräische, Griechische und Lateinische unter den Bekennern des Christenthums. Siehe den oben erwähnten Aufsatz in Erman's „Archiv" (Bd. XV, S. 237).

***) In dessen Werk: Китай, его нравы, обычаи, просвещение (China, seine Sitten, Gewohnheiten und Civilisation). St. Petersburg. 1840.

†) Schwarzer Glaube oder Dämonenglaube heißt das Schamanenthum bei den Mongolen, seitdem diese sich dem Buddhismus zugewendet haben, den sie den gelben Glauben nennen.

*) Vergl. Erman's „Archiv", Bd. IX, S. 551 ff.

Digitized by Google

denen er durch die unverlöschbaren Erinnerungen der Kindheit verknüpft war, ließ Dordji sich unwillkürlich durch seine Gefühle hinreißen. Zu der begreiflichen Anhänglichkeit an seine Verwandten gesellte sich gewiß auch das Bewußtsein seines eigenen Werths und eine verzeihliche Eitelkeit, da er von den Stammgenossen als ein Wunder betrachtet und, trotz seiner europäischen Kleidung und des abgeschorenen Zopfes, verehrt und geliebt wurde." — „Die Gesundheit Bansaroo's war längst zerrüttet", fährt Herr Saweljew fort. „In einem schleichenden Uebel leidend, kämpfte er dagegen an, und da er den Aerzten nicht traute, so kurirte er sich selbst nach buryätischen Rezepten. So schien die Krankheit sich bald zu verschlimmern, bald wieder zu geben, und Niemand ahnte, daß er den Keim eines frühzeitigen Todes in sich trage. In den letzten Tagen des Februar (alten Style) kam ein Mitglied der sibirischen Section der geographischen Gesellschaft zu ihm, um sich über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände Rathes zu erholen, und sah ihn zu seiner Bestürzung entfestet auf dem Bette liegen. Er war plötzlich gestorben."

„Mit Bansaroo", heißt es am Schlusse der biographischen Skizze, der wir diese Auszüge entlehnt haben, „verschwanden die Hoffnungen auf eine baldige Erforschung der mongolischen Alterthümer des südlichen Sibiriens, die der Zahn der Zeit mit jedem Jahr ihrem Untergang näher bringt. Für die Wissenschaft hätte er noch Vieles leisten können; ehren wir das Andenken des talentvollen und gelehrten Forschers auch für das, was er gethan hat. Als Kenner der Archäologie Mittel-Asiens hat er sich einen Platz unter den europäischen Orientalisten erworben; als Buryäte hat er gezeigt, daß Geistesgaben und wissenschaftlicher Sinn auch diesem Volksstamm nicht fremd sind, der mit Stolz auf seinen Namen, als seinen Repräsentanten im Gebiete der Wissenschaft, hinweisen kann."

Frankreich.

Guizot über Sir Robert Peel.

I. Sir Robert Peel in seiner auswärtigen Politik seit 1846. (Schluß.)

Ich bezweifle nicht, daß Sir Robert Peel damals gegen die Regierung des Königs Ludwig Philipp das in England wegen der Schließung der spanischen Heiraten herrschende Mißtrauen theilte. Sie versetzte der englischen Politik einen Stoß, aber mehr einen scheinbaren, als einen wirklichen Stoß; denn die Gründe, welche seit hundertfunfzig Jahren England bewogen hatten, in Spanien beharrlich gegen Frankreich zu kämpfen, waren nicht mehr vorhanden. Spanien, in Europa machtlos geworden, aus Amerika vertrieben, abwechselnd die Beute eines apathischen Despotismus oder revolutionairer Wirren, konnte für Frankreich nicht mehr ein mächtiger Bundesgenosse und für England nicht mehr eine große Gefahr sein. Die verschiedenen Parteien, die monarchische oder die liberale, die gemäßigte oder die progressistische, die Frankreich oder England in Schuß nahm, machten sich die Macht streitig, ohne sie je zu begründen und brachten ihren Beschützern viel weniger Verstärkung als Verwirrung. Das spanische Königthum, 1814 durch England, 1823 durch Frankreich wiederhergestellt, und in seinen Verlegenheiten abwechselnd von der einen oder der anderen dieser beiden Mächte gestützt, je nachdem diese oder jene Partei in der Regierung überwog, hatte weder für den einen, noch für den anderen seiner Befreier Partei genommen oder eine feste Anhänglichkeit gewonnen. Inmitten der revolutionairen Verwirrungen oder der konstitutionellen Schwankungen beherrschten die persönlichen Verbindungen oder Ansichten des regierenden Hauses nicht mehr die Politik des Landes. England hatte im Jahre 1814 als Preis für seine Dienste dem Könige Ferdinand die Verpflichtung auferlegt, den Familienvertrag zwischen den Bourbons von Frankreich und den Bourbons von Spanien nie wieder herzustellen; er hätte sich diese Sorge ersparen können: der Familienvertrag, die vertragliche Beziehung der beiden Kronen zu einander, dies wirkliche Miteinandergehen der beiden Regierungen, diese ganze französisch-spanische Politik des XVIII. Jahrhunderts war nichts anderes mehr, als eine geschichtliche Vergangenheit, eine Tradition, noch wichtig für Frankreich als ein Pfand der Sicherheit an dieser Gränze, von der Frankreich aber sonst nichts Großes zu erwarten und England nichts Bedeutendes zu fürchten hatte.

Aber weder die Völker, noch die Regierungen erkennen sogleich solche Umwandlungen der Welt; sie lassen sich mehr von dem Gedächtniß und von der Einbildung beherrschen, als durch die Beobachtung aufklären; die Vergangenheit wirft auf ihren Geist ihre großen Schatten, und sie bemühen sich, Phantome zu erreichen oder zu vermeiden, anstatt sich durch die wirklichen Thatsachen leiten zu lassen. Ich ahnte, daß diese Neigung von Seiten Englands in unseren Beziehungen zu demselben in Betreff Spaniens eine große Verwirrung herbeiführen würde.

Die Besorgniß des Königs Ludwig Philipp in Bezug hierauf war noch lebhafter, als die meinige. Ich wiederhole es hier, ohne das geringste Bedenken und ohne das geringste Interesse dabei zu haben: nie hat die Politik des herzlichen Einverständnisses zwischen Frankreich und England unter den französischen Herrschern einen überzeugteren, aufrichtigeren und beharrlicheren Vertheidiger gehabt. In Bezug auf die Verheirathung der Königin von Spanien hatte der König die größte Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit gezeigt; er hatte erklärt, daß er diese Verbindung für einen seiner Söhne weder suchen, noch annehmen würde, und daß er die Hand der Infantin für den Herzog von Montpensier nur dann begehren werde, wenn die Königin verheiratet sein und Kinder haben werde; aber mit dieser Erklärung war eine andere ebenso entschiedene Erklärung verbunden, nämlich die: daß, wenn die Verheirathung der Königin von Spanien, oder der Infantin, ihrer Schwester, mit einem Prinzen, der nicht zu den Nachkommen Philipp's V. gehörte, wahrscheinlich würde, wir jeder Verpflichtung entbunden und frei sein würden, um den Hieb zu parriren, die Hand der Königin oder der Infantin für den Herzog von Montpensier zu fordern. In diesen beiden Erklärungen, welche vor aller Welt und lange vorher, die Zeitpunkt für ihre Anwendung da war, abgegeben worden waren, lag die ganze Geschichte der spanischen Heiraten gegeben. Wir hatten nichts gethan, diesen Zeitpunkt herbeizuführen. Wir haben uns zug auf die Nachkommen Philipp's V. alle möglichen Combinationen erwogen. Wir haben die Lösung der Frage nicht bereits. Seit im Jahre 1846 würden wir sie gern noch vertagt haben, um die Verwickelungen, die daraus entstehen mußten, zu vertagen; aber die ganze spanische Regierung: das Kabinet, die Königin-Mutter, Christine — wollten keine Vertagung; es stand der Beschluß fest, daß die Verheirathung der Königin Isabella, wie man sich ausdrückte, einen mächtigen Beschützer, Frankreich oder England, zu gewinnen und beide zu nöthigen, den Aussichten und Zögerungen ein Ende zu machen. Wir waren gedrängt, uns zu entscheiden; die Verheirathung der Königin Isabella mit dem Prinzen von Koburg wurde wahrscheinlich. Ich zauderte nicht, ich gab dem Könige den Rath und den Grafen Bresson, unserem Gesandten in Madrid, den Befehl, die Doppelheirat der Königin mit dem Infanten Don Francisco und der Infantin mit dem Herzog von Montpensier sofort zu Stande bringen. Die Art von Gewandtheit, welche dem Sieger das Vergnügen giebt, über das Erstaunen des Besiegten zu lächeln, verachtet ich gründlich und habe ich nie anzuwenden versucht; aber ich will es wohl, sowenig bupirt werden, wie Andere bupiren, und von allen Schwachheiten ist in den großen Angelegenheiten die rathlose Unentschiedenheit die schlimmste. Die französische Politik, ebenso sehr national, wie royalistisch, wollte, daß der spanische Thron bei dem Hause Bourbon bliebe. Ich hatte dieses Prinzip offen dargelegt; ich habe ihm den Sieg verschafft, als es auf dem Punkte stand, zu unterliegen. Die englische Politik hat sich dadurch verletzt geglaubt; aber es hat, denke ich, keinen englischen Gentleman gegeben, der im Grunde seines Herzens mir nicht beigestimmt und der in einem solchen Falle nicht ebenso wie ich gehandelt hätte.

Achtzehn Monate nach Erledigung dieser Angelegenheiten war die Februar-Revolution von 1848 ausgebrochen. Ich wurde verbannt und kam als Flüchtling nach England. Man hat gemeint, daß die spanischen Heiraten und die Mißstimmung, welche die englische Regierung darüber empfunden, zu dieser Revolution mit beigetragen haben. Das ist eine leichtsinnige Verkennung der Natur und der Ursachen dieser Revolution, die durchaus innere gewesen. . .

Wie es damit auch sei, in meiner Zurückgezogenheit in England hätte ich, wenn ich es gewollt hätte, vergessen können, daß ich eben in einem großen politischen Zwiespalt zwischen meinem Vaterlande und dem Lande, welches mir ein Asyl gab, eine Hauptrolle gespielt. Ich habe zwei Mal in England gelebt, das erste Mal als Gesandter eines mächtigen Monarchen, das zweite Mal als ein durch eine schreckliche Revolution Verbannter; ich habe beide Mal dieselbe gute Aufnahme gefunden, nur daß sie im Unglück zuvorkommender und freundschaftlicher war, als im Glück. Ein edles Land, reich an tüchtigen Männern und an großmüthigen Herzen, welche selbst da, wo sie bekämpfen, ehren wissen und welche durch die Großmuth immer zur Gerechtigkeit zurückgeführt werden! Ich fand in Sir Robert Peel, wie in Lord Aberdeen, auf die Politik, so auch in Bezug auf meine Person, dieselben Gesinnungen wieder, nur durch einige Zurückhaltung geändert in den jenigen Fragen, welche zu berühren wir beide wenig Neigung hatten. Er hatte vorzugsweise — und das mit Recht — England im Auge, wenn wir von Frankreich sprachen, und war von dem Wunsche beseelt, daß die beiden Länder nicht blos in Frieden, sondern auch in guten Beziehungen blieben. Unsere Ansichten in Betreff der Februar-Revolution waren auch verwandt, stimmten doch nicht vollständig überein; er war von derselben mehr überrascht, als unangenehm berührt; und er sah lieber die nahen und obenauf liegenden Ursachen derselben, als die

ernen und tiefer liegenden, ins Auge. Meine Stimmung war nicht und konnte nicht dieselbe sein; aber die Verschiedenheit unserer Ansichten hob unsere allgemeine Uebereinstimmung nicht auf.

Im Herbst 1848 mußte ich einige Tage auf seinem Landsitze Drayton verleben; ich denke an diesen Aufenthalt, den zwei meiner Freunde, Herr Dumon und der Herzog von Montebello, mit mir theilten, mit dem größten Vergnügen zurück. Ich sah hier Sir Robert Peel im Schooße seiner Familie und inmitten der Bewohner seiner Ländereien: Lady Peel, noch schön und ihrem Gemahl mit hochachtungsvoller Liebe ergeben; eine reizende Tochter, die sich später mit einem Sohne des Lord Canopy verheiratet hat, drei von seinen Söhnen, von denen der eine Marine-Capitain war, schon berühmt durch die glänzendsten Beweise von Muth; der andere aber mit Erfolg im Hause der Gemeinen seine politische Laufbahn betreten hatte, der dritte noch seinen Studien oblag; auf den Besitzungen viele und glückliche Pächter, unter diesen einen Bruder Peel's; große Arbeiten zur Verbesserung des Bodens, besonders Drainirungs-Werke, die Sir Robert uns mit einer genauen Kenntniß aller Details zeigte. Eine schöne, rose und einfache, thätige und reiche häusliche Existenz; im Innern des Hauses eine ernste Würde, weniger belebt, weniger hingebend, weniger angenehm, als es unsere Sitten mit sich bringen; die politischen Erinnerungen durch eine Galerie von Portraits, meist von Zeitgenossen, gefeiert. Zwischen dem Grundeigenthümer und der unwohnenden Bevölkerung ein großer, in der Art des Benehmens sich kundgebender Abstand, ausgeglichen durch vielfache gegenseitige Beziehungen, in denen die Herrschaft sich gerecht und wohlwollend zeigt und die Untergebenen frei von Neid und Kriecherei erscheinen. . . .

Wie Lord Aberdeen, hatte auch Sir Robert Peel sich angelegen sein lassen, dem Könige Ludwig Philipp und der königlichen Familie in Claremont, wo sie ihren Aufenthalt genommen, seine ehrfurchtsvolle Sympathie zu beweisen. Gegen Ende des Sommers 1849 wurde die Königin Marie Amélie krank; man glaubte, daß der Aufenthalt in Claremont ihrer Gesundheit nicht zuträglich sei. Sir Robert Peel schrieb an den König und stellte ihm Drayton-Manor zur Verfügung. Ich glücklich schätzend, wenn es der Königin dort gefallen sollte. Sehr gerührt von diesem Anerbieten, ohne es anzunehmen, gab der König die Absicht kund, selbst nach Drayton zu kommen, um seinen Dank zu überbringen. Am 18. Dezember 1849 führte er dieses Vornehmen aus. Sir Robert Peel und Lord Aberdeen kamen ihm bis London entgegen; der Herzog von Aumale begleitete ihn. Sie fanden in Drayton die Familie Sir Robert's und einige auserlesene Freunde derselben, unter Anderen Lord und Lady Mahon, gegenwärtig Graf und Gräfin Stanhope, versammelt. Der König besah das Schloß und die Gemälde-Galerie. Man setzte sich zu einem Frühstück nieder. Gegen Ende desselben sich beim Könige für die Ehre, die er ihm erwiesen, bedankend, sagte Sir Robert Peel: „Sire, wir verdanken Ihnen den Frieden der Welt; das Haupt einer auf ihren kriegerischen Ruhm mit Recht stolzen Nation, haben Sie den großen Zweck des Friedens zu erreichen gewußt, ohne je ein Interesse Frankreichs zu opfern, ohne je einen Angriff auf seine Ehre, welche Sie sorgsamer gehütet, als irgend Jemand, zu dulden. Es ziemt vorzugsweise den Männern, welche im Rath der britischen Krone gesessen, dies auszusprechen." Der König, sichtlich bewegt, antwortete in englischer Sprache seinem Wirthe, ihm dafür dankend, daß er gleichzeitig sowohl seinem Patriotismus als auch seinen Bemühungen für die Aufrechterhaltung des Friedens Gerechtigkeit widerfahren lasse: — „Eine leichte Aufgabe", sagte er, „da an der Spitze dieses Landes sich Männer befanden, wie Sie, mein Herr, und wie mein edler mir zur Seite sitzender Freund." Es war dies Lord Aberdeen.

Als Sir Robert Peel die angeführten Worte an den König richtete, rauchten noch die Ruinen des Schlosses von Neuilly. . . .

Sir Robert Peel ließ die Gelegenheiten, die sich ihm darboten, auf solche Weise seine Ansichten über die Vergangenheit oder über die Ereignisse und Fragen der Gegenwart auszusprechen, nie unbenutzt vorübergehen. . .

Am 31. Januar 1850 eröffnete das Parlament seine Sitzungen, und Sir Robert Peel betheiligte sich an mehreren, die innere Verwaltung betreffenden Debatten, vorzugsweise, um die Staatsdiener, die hohen und die niedrigen, die Beamten der Regierung, wie den Vice-König von Irland, gegen die mit den Fortschritten des demokratischen Geistes verbundene Manie, die amtlichen Befugnisse und die Gehälter herabzudrücken, in Schutz zu nehmen. Im Monat Juni 1850 erhob sich eine glänzendere, auf die auswärtige Politik sich beziehende Debatte, in Folge der gewaltthätigen Maßregeln, die Lord Palmerston gegen Griechenland ergriffen hatte, um die Klagen zweier englischen Unterthanen, die sich durch die griechische Regierung verletzt glaubten, zu unterstützen. Es war über diesen Gegenstand zwischen dem Kabinet von Paris und dem von London ein lebhafter Streit ausgebrochen. Der französische Gesandte in Athen, Baron Gros, und der französische Gesandte in London, Herr Drouyn de Lhuys, hatten ihre Posten verlassen. Der am 17. Juni im Hause der Lords durch Lord Stanley eröffnete Angriff blieb nicht bei der griechischen Angelegenheit stehen; er dehnte sich auf die ganze auswärtige Politik Palmerston's aus und endete mit einem von 169 Stimmen gegen 132 votirten Tadel. Einer der beredtesten Radikalen, Herr Roebuck, übernahm es, im Hause der Gemeinen dem Lord Palmerston eine glänzende Genugthuung zu verschaffen. Nachdem er eine Uebersicht über die Geschichte der Zeit und über die großen diplomatischen Akte des Lord Palmerston gegeben, schlug er dem Hause vor, es möchte erklären, daß „die Prinzipien, nach welchen die auswärtige Politik der Regierung Ihrer Majestät betrieben worden, gut und geeignet wären, die Ehre und die Würde des Landes ebenso sehr, wie den Frieden zwischen England und den verschiedenen Nationen der Welt, in Zeitverhältnissen von einer beispiellosen Schwierigkeit aufrecht zu erhalten." Gegen das Ende der Debatte nahm Sir Robert Peel das Wort gegen diesen Vorschlag. Nachdem er daran erinnert, daß er das bestehende Whig-Ministerium immer in Bezug auf seine innere Verwaltung und oft auch in seinen Verwickelungen nach außen unterstützt hätte, sagte er: „Man wiederholt oft, daß ich nach vier Jahren schweigender Toleranz heute hervortrete, um, im Einverständniß mit Anderen, das Benehmen der Regierung zu verurtheilen. Ich bin mit Niemanden im Einverständniß. Ich habe, bevor ich sie in den Zeitungen gelesen, die in dem anderen Hause vorgeschlagene Resolution ebenso wenig gekannt, wie der edle Lord selbst, gegen den sie gerichtet ist. Ich bin nicht hierhergekommen, um das Benehmen der Regierung zu verurtheilen; aber der geehrte Antragsteller verlangt von mir eine positive Billigung und mehr als dies — eine Zustimmung zu Prinzipien, deren Aufstellung zehnmal mehr Wichtigkeit haben würde, als der Fortbestand irgend eines Ministeriums. . . Sollte es zu viel gefordert sein von dem geehrten Mitgliede, wenn ich es bitte, diese Prinzipien, denen ich zustimmen soll, erst darzulegen? Handelt es sich darum, daß wir uns der Einmischung in die Angelegenheiten der anderen Völker enthalten sollen? Oder handelt es sich um eine positive Unterstützung, die den gegen eine schwache Regierung, und zwar in einer Sprache, die man nicht gegen die Starken führt, erhobenen Reclamationen gegeben werden soll? Der ehrenwerthe Antragsteller läßt eine bessere Aera unserer auswärtigen Politik mit dem Jahre 1830 anfangen, und dieser Anfang war, sagt er, die Anerkennung des Hauses Orleans auf dem Throne von Frankreich; aber mein edler Freund, der Graf Aberdeen, war damals Staats-Secretair für die auswärtigen Angelegenheiten . . . und doch verlangt man von mir, daß ich die Politik des gegenwärtigen Kabinets als eine von der seiner Vorgänger verschiedene billigen soll. Die Erklärung des edlen Lords, der an der Spitze des Kabinets steht (Lord John Russell), hat mir in dieser Beziehung keinen Zweifel gelassen. Er hat in dieser Debatte gesagt, daß sein edler Freund, der gegenwärtige Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, nicht ein Minister Oesterreichs, noch Rußlands, noch Frankreichs, sondern ein Minister Englands sein wolle. Offenbar hat der edle Lord hiermit das Benehmen des gegenwärtigen Ministers des Auswärtigen und das des Grafen Aberdeen in Gegensatz stellen wollen. Das heißt: ich soll eine Mißbilligung votiren gegen die Politik des Grafen Aberdeen, gegen die Politik, für die ich selbst verantwortlich bin! Ich bin mit meinem edlen Freunde, dem Grafen Aberdeen, immer, so lange er Minister des Auswärtigen war, verbunden gewesen. Ich war einig mit ihm im Jahre 1830, als wir erklärten, daß wir das Haus Orleans anerkannt hätten und entschlossen wären, mit Frankreich die freundschaftlichsten Beziehungen aufrecht zu erhalten; ich bin mit ihm einig geblieben bis zum Juli 1846, wo ich, mein Amt in diesem Hause niederlegend, die Beendigung der einzigen Differenz, die zwischen uns und den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's noch bestand, die Erledigung der Oregon-Angelegenheit, anbrachte. Indem ich auf meine Beziehungen zu meinem edlen Freunde zurückblicke, erfahre ich keine anderen Empfindungen, als die einer herzlichen Befriedigung. Ich glaube nicht, daß je ein Minister weniger geneigt gewesen, die Ehre und die Interessen dieses Landes zu opfern, und aufrichtiger geneigt, nicht blos den Frieden, sondern das freundschaftlichste Verhältniß mit allen den Ländern aufrecht zu erhalten, mit denen England durch seine Lage oder durch seine Interessen verbunden ist. Ich habe nie bemerkt, daß dieses Haus die Politik meines edlen Freundes gemißbilligt hat. . . Ich bin es ihm, ich bin es der Partei, die uns unterstützt hat, ich bin es diesem Hause, ich bin es mir selbst schuldig, meine Zustimmung nicht zu geben zu irgend einem Tadel der Politik meines edlen Freundes, der Politik des Friedens im Einklange mit der Ehre des Landes. . . Ich protestire gegen einen Antrag, durch dessen Annahme wir in Betreff der Würde und Ehre Englands falsche Ideen bekräftigen und Prinzipien aufstellen würden, welche wir ohne eine drohende Gefahr für seine Interessen nicht in Ausführung bringen könnten."

Die Wirkung dieser Rede war groß. Nie hat Sir Robert Peel, seit er sein Amt niedergelegt, über die auswärtige Politik mit solcher

Digitized by Google

Klarheit gesprochen. Der Antrag des Herrn Roebuck wurde nichtsdestoweniger mit 310 Stimmen gegen 264 angenommen. Es war für das Whig-Ministerium eine Frage über Sein oder Nichtsein, und Sir Robert Peel wünschte dessen Fall nicht. Er konnte zu gut die Unverträglichkeit der an diesem Tage in der Opposition vereinigten Elemente: die Partei ohne Häupter, wie man die alten Konservativen nannte, die Herrn Distraeli zum Organ hatten; die Häupter ohne Partei, unter welchen Sir Robert Peel, Sir James Graham und Herr Gladstone die hervorragendsten waren, und ein Theil der Radikalen, wie Herr Cobden und Sir William Molesworth, erklärte Anhänger der Friedenspolitik, aber innere Reformen erstrebend, die von den für den Augenblick mit ihnen Verbundenen entschieden verworfen wurden. Wenn das Whigministerium gefallen wäre, würden die Sieger außer Stande gewesen sein, ein neues Ministerium zu bilden.*)

England.

Chesterton's Mysterien des Gefängnißlebens.**)

Zu den Büchern, welche einen merkwürdigen Einblick in die Tiefen der englischen Gesellschaft eröffnen, gehören die im Laufe der diesjährigen „season" erschienenen Memoiren des Captains Chesterton, der, wie das Titelblatt seines Werkes besagt, ein Vierteljahrhundert hindurch „Governeur" oder Direktor des Zuchthauses in Coldbathfields gewesen ist. Welche Erfahrungen er in dieser Stellung einzusammeln Gelegenheit hatte, geht schon aus der Thatsache hervor, daß in einem einzigen Jahre die Zahl der in jenes Gefängniß aufgenommenen Verbrecher sich auf 12,543 belief. Während seiner ganzen Dienstzeit muß es daher nur wenige Mitglieder der „gefährlichen Klassen" Londons gegeben haben, die nicht unter seiner Aufsicht gestanden und die er nicht in nächster Nähe kennen gelernt, und die Resultate, zu denen er am Schlusse einer solchen Laufbahn gelangt ist, dürften nicht nur das Interesse der Philanthropen in specie, sondern des gebildeten Publikums überhaupt in Anspruch nehmen.

Ueber die Antecedentien des Hauptmanns Chesterton entlehnen wir seinem eigenen Berichte Folgendes: Nachdem er einige Jahre bei der königlichen Artillerie gedient hatte, trat er in ein englisches Regiment, welches, von der Republik Columbia angeworben, ihr im Freiheits-Kriege gegen Spanien die Unabhängigkeit erkämpfen half. Des Kriegerlebens müde, beschloß er, sich friedlicheren Beschäftigungen zu widmen, und hatte sogar die Idee, Geistlicher zu werden, als er von einigen seiner Freunde, die eine Reform der Gefängniß-Disziplin anstrebten und ihn zur praktischen Durchführung derselben geeignet glaubten, überredet wurde, sich um die Stelle eines Direktors der Straf-Anstalt in Coldbathfields zu bewerben. Bisher hatte man den Grundsatz befolgt, dergleichen Stellen nur an emeritirte Polizei-Beamte zu vergeben, da man solchen allein die Fähigkeit zutraute, die Sträflinge unter gehöriger Zucht zu halten; indessen war man in der letzten Zeit mit dem Benehmen einiger dieser Herren nicht ganz zufrieden gewesen, und da zugleich die Zeit-Tendenzen in Hinsicht auf Besserung der Gefängnisse auch in offiziellen Kreisen nicht ganz unberücksichtigt blieben, so wurde der Beschluß gefaßt, den nächsten vakanten Posten versuchsweise mit einem „Gentleman" zu besetzen. Demzufolge wurde unser Verfasser von den Behörden mit großer Majorität zum Chef der genannten Anstalt erwählt.

Die Zustände, welche er in seinem künftigen Wirkungskreise vorfand, und die groben Mißbräuche, die in der Verwaltung herrschten, würden kaum glaubhaft scheinen, wenn sie nicht durch die unverwerflichsten Zeugnisse bestätigt würden. Auch in diesen, der Welt verschlossenen Räumen war Geld die Alles bewältigende Macht, durch deren Vermittelung es den Gefangenen möglich wurde, ihre Strafe zu mildern oder sich ihr ganz zu entziehen. Die Vorsteher oder Gefangenwärter waren Sträflinge, die sich ihr Amt um einen hohen Preis gekauft hatten, und die mit schwerem Gelde sich jede Gefälligkeit bezahlen ließen, die sie ihren ehemaligen Kollegen erzeigten. Wer nicht mit Geld heraustücken konnte, dem wurden seine Kleider zurückgehalten, und wenn ein Gefangener sich darüber beschwerte, wurde er mit Schimpfreden überhäuft und mit Puffen und Schlägen traktirt. Konnte einer hinzegen tüchtig „blechen", so schmuggelten seine gefälligen Hüter Wein, Spirituosen, Thee, Kaffee, Taback und Pfeifen hinein; Luxus-Artikel jeder erdenklichen Sorte fanden sich öfters in den Zellen verborgen. Der Verkehr mit den außerhalb des Gefängnisses befindlichen Freunden war für die Wächter eine Hauptquelle des Gewinns, und mit ihrer Hülfe hatten auch die männlichen und weiblichen Sträflinge regelmäßige Zusammenkünfte, die auf dem Dache des Gefängnisses stattfanden. Kurz, es war hohe Zeit, daß ein neues Regime zur Herrschaft kam, da das Zuchthaus eine wahre Pflanzschule des Lasters geworden war, welche diejenigen, die ihrem Eintritt noch nicht ganz verdorben waren, als vollendete Bösewichter verließen. Chesterton war ein ehrlicher und zuverlässiger Beamter, der sich ernstlich vorgenommen hatte, die Mißbräuche der Verwaltung abzuschaffen; aber es dauerte einige Zeit, ehe er das Bestechungs-System auch nur theilweise beseitigen konnte, und stellten sich ihm eine Menge Schwierigkeiten entgegen, um die Einführung dieses ehrenhaften Werkes zu verhindern. Diese Schwierigkeiten rührten übrigens nicht allein von seinen Unterbeamten her, sondern gleich es auch keine leichte Aufgabe war, ihnen einen besseren Geist einzuflößen und die Schafe von den Böcken zu scheiden.

„Ich saß zum Beispiel", erzählt er, „eines Tages zufällig in meines Büreau's, als ich einen gutgekleideten Mann in der That hereinkommen und sich nach der Haupt-Eingangsthür wenden sah, während in demselben Augenblick ein Schließer, die Stufen heraufsteigend, mit ihm zusammentraf. Beide erkannten sich, schüttelten sich die Hände vertraulich, der Neuangekommene mit einem herzlichen „Wie gehts?", dem von Seiten des Schließers die freundliche Frage, „Nun, auf wie lange seid Ihr hier?" und, nach Beantwortung dieser Frage, die hörbare Versicherung: „Nun, wir wollen soviel für Euch thun wie nur immer möglich ist", folgte. Zu meinem Erstaunen fand ich, daß diese Scene zwischen einem sobeu verurtheilten berüchtigten Diebe der einige Minuten vorher aus einer Mietbskutsche gestiegen war, und einem Schließer Namens Day gespielt habe, dessen Onkel die Stelle eines Ober-Konstablers in einem der Polizei-Aemter bekleide. Solche Höflichkeiten zwischen Dieben und Zuchthaus-Beamten waren etwas so Gewöhnliches, daß Day ganz und gar vergessen hatte, mir zu nunzusehen, durch welche Unvorsichtigkeit ich des Vortheils genoß, eine praktische Lehre in der Gefängniß-Disziplin zu erhalten.

„Nun hatte es sich vor kurzem zugetragen, daß der (jetzt verstorbene) Mr. William Flower, ein Mitglied des Magistrats und Visitator des Gefängnisses, beim Eintritt in dasselbe gegen ein Korb gerannt war, der in das Innere des Gebäudes getragen werden sollte. Er befand darauf, daß der Inhalt des Korbes untersucht werde, und seine Neugierde mußte befriedigt werden. Der Korb war an den nämlichen Mr. Day adressirt, und ein begleitendes Briefchen enthielt eine Empfehlung von dem notorischen Spitzbuben Londons, mit der Bitte, einige auserlesene Aepfel als Geschenk anzunehmen. Mr. Flower war ein höchst wohlmeinender Mann, aber zugleich eine von jenen gutmüthigen Seelen, die es nicht über sich gewinnen können, strenge Maßregeln zu ergreifen, und Day kam mit einem Verweis davon. Bei Gelegenheit seiner fernerschaftlichen Bewillkommnung eines bekannten Missethäters traf es sich jedoch zum Unglück für Mr. Day, daß die früheren Verstöße dieses Herrn wieder ans Licht gerufen wurden und seine Verabschiedung zu Wege brachten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine Sammlung der armenischen Geschichtschreiber. Als erste, wissenschaftliche Frucht des abgeschlossenen, orientalischen Friedens dürfen wir es wohl betrachten, daß durch die vereinigten Bemühungen gelehrter Orientalisten in Paris, Moskau und Konstantinopel die Herausgabe einer Sammlung der armenischen Geschichtschreiber bevorsteht, von welchen bisher nur zerstreute, unkritische und in verschiedenen Ländern (von Etschmiadsin und Kalkutta bis Venedig und Amsterdam) und Zeiten erschienene Drucke vorhanden sind, während zahlreiche handschriftliche Urkunden noch unbenutzt in den Archiven zu Wien, Venedig, Genua, Turin, Rom und Neapel liegen. Es haben sich zu dieser Arbeit die Herren Dulaurier, Professor an der kaiserlichen Schule für morgenländische Sprachen, und Victor Langlois in Paris, ferner der Armenier Gabriel Aiwisowski, der kaiserlich russischen Staatsräthe Johannes und Christoph Lazarew, in Moskau, und der armenische Patriarch in Konstantinopel verbunden. Der erste Band dieser Sammlung, welcher das mit der Zeitrechnungs-Systeme der alten Perser identische, chronologische System der Armenier darstellt, ist bereits im Druck erschienen. Da die Unternehmer es nicht auf einen Gelbgewinn abgesehen haben und höchstens auf einen Ersatz der theueren Druckkosten rechnen, so wird die Sammlung, deren Bändezahl im voraus nicht bestimmt werden kann, zu einem verhältnißmäßig billigen Preise erscheinen. Der einzelne, ziemlich umfassende Band soll den Preis von 10—12 Francs nicht übersteigen.

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

**) Revelations of Prison Life; with an Inquiry into Prison Discipline and Secondary Punishments. By George Laval Chesterton, 25 years Governor of the House of Correction at Coldbath-fields. 2 Vols. London: Hurst & Blackett, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 23, und beim Expediteur Neumann, Mohrenstraße Nr. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 125. Berlin, Donnerstag den 16. Oktober 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Zehnter Monats-Bericht. 1856.

Die Engländer nach der Times. — Mischs und Mißverhältnisse dieser Mischung. — Die eine Leidenschaft in dieser Konfusion: Geldmachen und deren Gestalt und Ergebnisse. — Unfähigkeit selbst in dieser Sphäre. — Bankerotte Institute. — Die Konfusion im Krystall-Palaste. — Die Menge und Mangelhaftigkeit von Volksbildungs-Instituten und Kultur-Unternehmungen. — Das achthundertjährige Radikalübel Englands. — Bankerott des spezifischen Engländ in der Sozialität, in der Literatur, im neuen National-Magazine, in Industrie, Handel, Politik und Diplomatie. — „Englische Züge", von dem Amerikaner Emerson, in Bethätigung dieses Bankerotts. — Macaulay's Ironielosigkeit. — Der Ruhrock und Charakter des modernen England. — Das höchste Gut in einem guten Rocke und einer Beafsauce. — Wissenschaften und Künste als Dienstpersonal des englischen „praktischen" Materialismus. — Reform durch Revolvers.

London, Anfangs Oktober.

Die ganze englische Nation besteht, nach der Times, aus „Barbaren", „anglosächsisch-normännischen Mankeln", die sich Alles gefallen lassen, besonders Steuern, welche sie wenigstens in dem betreffenden Leitartikel*) speziell hervorhob. Aber sie lassen sich auch sonst alles Mögliche gefallen, wovon der unterdrückteste Baschkire oder Bachulke nicht die Hälfte aushalten würde.

Die Times und wir denken hier nicht an den infernalen Humbug, der unter dem Namen Politik protegirt wird, sondern blos an die stiergerechte Tragfähigkeit John Bull's in sozialen, kommerziellen und literarischen Verhältnissen. Aber Tragfähigkeit kann man es eigentlich nicht nennen, da dies eine Fähigkeit wäre. Es ist eine allgemeine Abstumpfung, eine überall hervortretende Unfähigkeit, sich aus dem Wirrwarr und den Konflikten der Verhältnisse herauszufinden oder diese nur zu begreifen. Er sieht nur noch, daß man sich mit Geld noch überall am besten durchkaufen, auslösen und Respekt und Recht verschaffen kann. Deshalb hat er im Durchschnitt keine andere Leidenschaft mehr, als Geld zu haben oder zu „machen", gleichviel mit welchen Mitteln. In Geldsachen hört bei den Deutschen nach Hausemann blos die Gemüthlichkeit auf, in England aber auch jede andere Tugend, sogar die nothwendigste zum Geldmachen: Adam Riese und Adam Smith. Man nimmt's, wo und wie man's kriegen kann: man stiehlt's, raubt's, unterschlägt's — Alles ganz respektabel, wenn's nur recht viel ist und die Gerichte nichts dagegen machen können, wie bei den Direktoren der königlich britischen Bank, Parlamentsmitgliedern und sonstigen Personen der obersten Schichten, oder wie bei Sadleir, dem Kollegen Palmerston's, der für eine ganze Million Pfund Sterling fälschte und hernach sich erschoß, insofern man wenigstens ebenso viele Gründe und Beweise dafür hat, daß der als Sadleir aufgefundene Leichnam ein unterschobener war und er selbst sich in Amerika sehr wohl befinde, als für die Identität desselben mit dem Kadaver; oder wie bei dem Kassirer des Krystall-Palastes, der mit angeblich 40,000 Pfund Sterling (Andere sagen blos 5000) sich ins Privatleben zurückzog und welchen die Gerichte ungeschoren lassen, weil sie ihn nicht finden können**); oder wie bei allen Bankerotteuren, die, nachdem sie im Interesse ihrer Gläubiger all ihr Hab und Gut zur Disposition gestellt haben, vom Gerichte noch 150 Pfund Sterling praenumerando zur Deckung der Kosten aufweisen können. Sowie das Gericht diese 50 Pfund Sterling gesehen und gesichert, wird der Bankerotteur unter persönlichen Schutz des Gerichts gegen die Gläubiger gestellt und vollständig rein gewaschen, so daß mit dem Schlusse des Prozesses das ganze Schuldbuch vernichtet ist. Hat aber der zahlungsunfähig erklärte Geschäftsmann nicht mehr diese 150 Pfund Sterling für das Gericht, wird er für blos insolvent erklärt, bekommt keinen Schutz gegen Schuldarrest und wird nie in seinem Leben wieder frei von den Ansprüchen seiner Gläubiger, welche später noch in jedem Augenblick über etwa wieder erworbenen Eigenthum oder über seine Person verfallen können.

Oder man fängt einen Krieg für die „Civilisation" gegen „Barbarei" an, ruinirt eine Armee und die „Flottenehre", nimmt dem Volke dafür hundert Millionen Pfund Sterling Extrasteuern ab und glaubt ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Oder man schickt einige Schiffe in den prächtigen Hafen von Neapel und läßt durch die freie Presse den John Bull streicheln, daß es jetzt für Humanität und Freiheit kämpfe und Legionen Eingekerkerter von ihren Banden erlöse und die Tyrannei stürze. Oder man etablirt privatim alle möglichen Compagnieen für humane, philantropische Zwecke bis in die fernsten Gegenden und stellt Direktoren und Secretaire hinein mit 2000, 1500 und 1000 Pfund Sterling, so daß die Wohlthaten nicht nur nicht in die fernsten Gegenden reichen, sondern nicht einmal über die Spiegelscheiben des Bureaus hinaus. Oder man bildet Gesellschaften zur Ausführung großartiger Unternehmungen und sammelt fabelhaft große Summen, die hernach doch nirgends hinreichen, oder mit denen man zugleich nicht weiß, was anzufangen, da die Pläne und Unternehmungen auf unrichtigen Rechnungen, unwissenschaftlichen Voraussetzungen oder gar entschiedenen Irrthümern, Versuchen und Einmischungen verschiedener Nepoten und Günstlinge u. s. w. beruhen. So geht es z. B. mit dem großen eisernen Schiffe Scott Russell's und des Ingenieurs Brunel. Man nahm sich im Allgemeinen vor, ein unerhört großes Schiff von lauter Eisen mit doppelten Wänden und einer Menge unabhängiger, wasserdichter Abtheilungen zu bauen, mit doppelter Dampfriedrstatt, Rädern, Schrauben u. s. w., groß genug, etwa 5000 Personen auf einmal dort einzulogiren und in fabelhaft kurzer Zeit nach Australien oder von da zurück zu schaffen. Man baute, hämmerte, goß und schmiedete daran schon ganze zwei Jahre, und nun will es nirgends passen und klappen, und die Gelder wollen auf keinem Flecke reichen. Oder man macht etwas Großes wirklich fertig, wie das Kolosseum, das Panoptikon, das polytechnische Institut und gar den Krystall-Palast, und viele Köche verderben den Brei daran oder machen ihn so zurecht, daß ihn nur einige anfessen können, die anderen aber dafür bezahlen und zusehen. Kosmorama, Panoptikon, polytechnisches Institut und andere großartig „amüsirend-instruktive" Unternehmungen haben sich mit Hunderttausenden von Pfund Sterlingen bankerott gedoktort, weil die Leute darin weder zu instruiren, noch viel weniger zu amüsiren wußten, so großartig und wundervoll auch die Mittel dazu waren.

Die großartigste aller Schöpfungen, der Krystall-Palast, wurde wirklich im Wesentlichen fertig und vollendet, und zwar in fabelhaft kurzer Zeit. Aber England scheint damit das Höchste erreicht zu haben und von nun an schnell rückwärts zu gehen. Niemand kann den Krystall-Palast verwalten und Einheit und Ordnung hineinbringen. Man greift und greift nach verschiedenen Seiten und Mitteln, um ihn bald in dieser, bald in jener Richtung fortzuschieben und durch Dies und Jenes, was gar nicht zum Ganzen paßt, „Publikum anzulocken", als wäre er eine Komödien-Bude, oder als hätte das Volk die Fälle von Schönheiten und Attractionen darin schon längst gesehen und begriffen. Die Sache ist, daß man noch gar nicht angefangen hat, der großen Menge die zahllosen Schätze der Kunst und Wissenschaft, die darin auf das prächtigste in Kopieen und anschaulichen Verkörperungen vertreten sind, verständlich zu machen. Großartig angelegte Departements hat man auf halbem Wege liegen lassen, wie z. B. das geologische, oder durch falsche Speculation, Mißverwaltung und unverschämte Preise vertrieben, wie z. B. „den industriellen Völker-Bazar", die immerwährende Weltmesse, als welche das ganze Unternehmen in erster Instanz und hauptsächlich aufgefaßt werden sollte. Aber die pompösen „Courts" der Industrie sind größtentheils leer; die Tausende von Quadratfuß, welche außerdem für sie bestimmt waren, sind mit ganz anderen Dingen ausgefüllt oder ebenfalls leer. Statt im schlimmsten Falle zusammen, nur um die Räume der Industrie

*) In einer Nummer der letzten Hälfte des September, wo er verdient ausgesucht und nachgelesen zu werden, da er unter den Ausfällen gegen England als Ganzes, worin die Times gelegentlich exzellirt, einer der maßlosten und wahrsten ist.

**) Bekanntlich hat man ihn vor einigen Tagen doch gefunden, und zwar in Kopenhagen. D. R.

D. Korr.

planmäßig zu füllen, verlangte man unverschämte Preise für jeden Quadratfuß. Anfangs wurde auch gemiethet und gezahlt, aber wer sollte dort kaufen, da man hohe Preise verlangen mußte, um Miethe und sonstige Kosten zu bestreiten? Die Speculationen auf die Industrie und die Industriellen schlugen fehl, der industrielle Völker-Bazar, die immerwährende Weltmesse schrumpfte zu Eau de Cologne, Seife, einigen Silber- und französischen Luxussachen zusammen, und in den prächtigen Industriepalast klingt es hohl, wie in Häusern, aus denen die Bewohner gezogen sind. Früher war wenigstens das Speise- und Trink-Departement ausgereichet. Jetzt bezahlt man für eine Tasse Kaffee zweiter Klasse vier Pence, und wer ein Glas Wasser dazu trinken will, um den diabolischen Kaffeegeschmack los zu werden, bekömmt eines mit sehr trübem Wasser halb voll und muß dafür einen Extra-Penny bezahlen, einen Penny für ein halbes Glas Wasser, wo Parton's Wasserkünste 11,788 zum Theil armkarke Springbrunnen und Kaskaden speisen! An solch bummes, pfennigfuchserisches Gesindel, das als Warnungen dient und die Meisten veranlaßt, sich und Anderen einen erneuerten Besuch zu verleiden, hat man die wichtigen Departements des Essens und Trinkens verpachtet, auch andere, damit zusammenhängende, hier nicht näher zu bezeichnende Abtheilungen, deren Benutzung auf eine Minute auch nur für einen Extra-Penny gestattet wird.

Nur Eine Abtheilung ist gut, sogar ausgezeichnet, die Musik, die, beiläufig gesagt, aus fast lauter deutschen Musikern besteht, lauter tüchtigen Künstlern, mit mehreren berühmten Virtuosen darunter. Man besoldet sie auch ausgezeichnet, keinen unter drei Pfund Sterling wöchentlich. Aber diese Excellenz in der einen Abtheilung ist auch, Angesichts der ganzen Institute, ein Fehler. Es erscheint jetzt nur als ein Konzert-Saal, wozu es viel zu groß und zerstreuend ist. Auch kann die an sich sehr attraktive Musik nicht solche Räume füllen. Gute Konzerte kann man näher haben. Um gute Musik zu hören, spendirt man nicht einen ganzen Tag und ziemlich viel Geld, denn so wohlfeil auch Fahrt und Entree erscheinen, kommt doch nicht leicht eine Familie unter einem Pfund Sterling wieder nach Hause. Ueberhaupt ist der Weg dahin das Schlimmste. Stellt sich viel Publikum ein, kann die Eisenbahn es nicht schnell genug fördern. Und ist das Wetter schlecht und der Zudrang gering, entsteht allemal ein Defizit in der Kasse. Für den Gewinn hat man keinen hinreichenden Transport, so daß man oft mit Verlust fahren muß, besonders da die Million dritter Klasse viel schlechter fährt, als bei uns die Schweine, in offenen Kasten, aus denen der fürsterlistige Zug Hüte und Taschentücher reißt und dafür Schnupfen und Rheumatismus applizirt. Und dabei nennt man das Ziel: „the People's Palace".

Des Volkes Palast! Um recht aus dem Leben zu schöpfen, kenne ich hier keinen deutschen Kaufmann, Handwerker, Geschäftsmann irgend einer Art, der mit Engländern wirthschaften und auskommen kann. Sie verstehen nichts, heißt es, sie sind dabei faul und anmaßend. Man kann sich nie auf sie verlassen. So giebt es wohl viele englische Geschäfte, die mit Deutschen arbeiten, aber keine Deutschen, die mit Engländern wirthschaften, höchstens daß sie englische Lausburschen haben und untergeordnete Posten damit besetzen. Was ist in England groß? Die Deutschen als Lehrer, Musiker, Tischler, Bäcker (die Hälfte der Londoner Bäcker sind Deutsche, heißt es), Uhrmacher, Mechaniker, als Großhandelsherren in der City, in Manchester, als Industrielle in Bradford u. s. w.; die Griechen als Kornhändler, die Franzosen als Künstler, Modellmeus und mit den Deutschen als Maler, die Italiäner als Gypsfigurenhändler und Orgeldreher, die Irländer als Hemmacher, Pflugmachte, Dienstmädchen (verrufen und doch die besten), als Plackbötzer allerlei Art, und die Engländer, worin sind sie groß? Als verschiedene Spekulanten, als Kassirer, die eines schönen Morgens fehlen, als Kapitalisten, die zu deutschen Erfindungen Geld hergeben und sie größtentheils verpfuschen, in höheren Kreisen als Träger feiner, steifer Wäsche und als Sklaven von je 5—10 männlichen und weiblichen Dienstboten, und am allergrößten als Steuerzahler und Trinker von allerlei schweren, verdummenden Getränken. England leidet an dem alten Uebel, daß es seit beinahe acht Jahrhunderten nicht erobert ward, daß nie frischer Zufluß, keine radikale Erschütterung von außen kam. Das herrliche Inselland ist zum Rummelplatz der überfließenden Kräfte Europa's bestimmt. Seit acht Jahrhunderten nahmen diese keinen Theil an der politischen und sozialen Gestaltung Englands, das unter den Privilegien und Vorrechten der Eroberer Wilhelm's, des Normannen, verinsulirte und verknöcherte. Neue Eroberer kamen erst seit der Zeit der großen Ausstellung (der industriellen Niederlage Englands vor der Welt) herüber, aber alle einzeln und eroberten in Industrie, Kunst, Wissenschaft, ohne bis jetzt die Feudalburgen der Normannen, Politik und die Mißverwaltung Englands, zu berühren. Diese „flickerei" wird „über kurz oder lang" an der Staatsschuld, an Falschheit und Unfähigkeit der Monopolisation zusammenbrechen, daß England einmal plötzlich von Fremden wieder erobert sein wird. In Amerika, wo das angelsächsische Element seinen Bankerott bei die Knownothings erklärte, haben es die Fremden schon weiter gebracht. Der Sieg Fremont's und der Freiheit gegen eine Hand Sklavenbesitzer, die alle vereinigten Freistaaten tyrannisiren, könig dort ganz wesentlich von den Deutschen ab.

Das spezifische England ist ebenfalls bankerott, bankerott im schachmatt von oben bis unten, vom Oberhause bis in die niedrigsten Hütte des Englishman, der nicht selten thatsächlich unter den Trümmern der spezifisch englischen Banknott begraben wird. Dies sieht hier nicht nur jeder Fremde aus allen Poren des englischen Lebens, sondern auch Jeder von den emanzipirten, despezifirten Engländern etc. die auf dem Kontinente wirklich gelebt und etwas gesehen haben. Die passen dieses spezifische England ärger, als wir Fremden, und haben uns gern auf, wie ich denn auch keinen Deutschen kenne, der, in besten und liebenswürdigsten Kreise spezifischer Engländer eingeführt, es darin hätte lange aushalten können. Er zieht die gemütliche deutsche Familie oder Kneipe den glänzendsten drawing-rooms vor, wo man sich auf die kostspieligste Weise vom Wetter, von Erkältungen und einigen Romanen unterhält. Ich kenne zwei sehr gebildete und interessante Engländer (das sind aber Schotten), die Gebrüder Chambers, welche fast allein vollständig vorurtheilsfrei und wirklich wissenschaftlich als Buchhändler und Verleger und Schriftsteller arbeiten und namentlich diese tödliche Langeweile der englischen Sozialität, das „social boredom", wiederholt gegeißelt und auf den Kontinent verwiesen haben. Viele Engländer sehen es auch ein, aber sie sind bekehrt: sie kriegen keine interessante Gesellschaft fertig. „Old merry England" lebt nur alle Jahre ein paar Tage noch einmal künstlich karikirt auf, um seltes Roastbeef und den bleischweren Weihnachts-Pudding herum, wenn die Herrschaften ziemlich schwer besoffen sind, sonst auch nicht. Man hält diese soziale Verarmung den Engländern auch im Punch und auf der Bühne vor. Aber es hilft nichts, die Fonds fehlen. Die lustigste Scene in einem alten, neuerdings aufgefrischten Lustspiele ist die Abendgesellschaft bei einem spezifischen Engländer. Er empfängt jede ankommende Partie mit „Glad to see you! Very nice evening!" Worauf die Partie jedesmal antwortet „Very nice, indeed." Nachdem dies sich etwa zwanzigmal wiederholt hat, spricht er monologisch bei Seite: „I das ist ja aber langweilig, daß der Abend immer so schön bleibt; ich werde die nun Kommenden mit schlechtem Wetter begrüßen." Also: „Glad to see you. Very nice night!" Worauf die begrüßten neuen Gäste, einer wie der andere antworten: „Very bad, indeed", obgleich sich inzwischen der von dem bewölkte Mond mit allen seinen Sternen unverschleiert am Himmel aufgestellt hat.

Die Strafe für die Insularitheit und Isolirung, der Selbstvergötterung allen anderen Völkern und ihren Leiden, Freuden und Schöpfungen gegenüber, der Servilität gegen Geld und Macht und Rang, der rücksichtslosen Mammon- und Schacherkultus konnte nicht auf Dauer ausbleiben, und sie kömmt jetzt.

Wollte ich auch auf alle sonstigen Erfahrungen und Zeugnisse nichts geben, die Literatur reicht allein hin. Welche Fülle von Zeitungen, Zeitschriften, Wochenschriften, Monatsschriften, Vierteljahrsschriften, buchwissenschaftlichen Journalen, Vereinen und Associationen und welche trostlose Sahara in dieser Fülle! Meine Augen haben ein paar hundert Meilen neugedruckte Zeilen zurückgelegt: die Literaturnummern von Oxford and Cambridge Magazine, Fraser's, The Gentleman's, Colburn's New Monthly und United Service Magazine, Tait's Magazine, The Baptist Magazine, The Commercial Travellers Magazine, Home Magazine und andere Magazine, National, London Quarterly und New Quarterly und andere Reviews, The Rambler", The Idler, The Train, The Literary Bentley's Miscellany, The Monthly Review of Literature, Edinburgh Review, Dublin University Magazine, sogar Medical Times, Edinburgh Times und andere Times, mehrere hundert Meilen Zeitungen, schränkte, neue Preßfreiheit, ohne jemals einer Dose oder neuen Schluck Wasser zu begegnen. Ich fragte auch einen sehr fleißigen gründlichen Leser, ob er auf dieser langen Wüstenreise eine Oase betroffen? Dieses weniger, meinte er, aber die erste Nummer des National Magazine verspricht etwas, besonders weil die Herausgeber, John Saunders und Westland Marston, versprechen, jeden Sonnabend blos sechzehn Seiten ohne Kliste und Rücksicht auf Namen zu geben. Das ist schon eine unerhörte Tugend einer literarischen Welt, in der sich jedes Organ durch Menge und Enge der Spalten über die anderen zu erheben sucht. Wir haben zweiunddreißig Spalten für einen Penny, schreit das eine, wir

ndsechzig, ein anderes — als wenn die Spalten Band wären, von Lesszirkeln auf der Straße ausgeschrieen. Das National Magazine gehört zu Programm und der ersten Nummer nach zu den Legionen von Wochenblättern und Monatsschriften, die „Literatur und Kunst“ und fast allen möglichen Kohl besprechen, zu der beispiellos ausgedehnten Makulatur-Fabrication der Belletristik, wie sie in den Zeiten des „Gesellschafter“, „Komeiten“, „Planeten“ u. s. w., der „Rosen“ und „Vergißmeinnicht“ in Deutschland Mode waren. England hat diesen Standpunkt noch nicht überwunden. Aber die Namen der Herausgeber und Blackie's, Brewster's, Dobell's, Pulsky's und vieler wissenschaftlicher Professoren, die als Mitarbeiter genannt werden, sowie die Illustrationen, welche Originalwerke englischer Künstler und auch ausländischer in Kopien zur Anschauung und zum Verständniß bringen sollen, versprechen zu gleicher Zeit etwas Besseres und Geschmackvolleres, als die lotterigen belletristischen Makulatur-Fabriken sonst zu liefern pflegen. In der Kritik will das Organ nicht nur unabhängig sein, sondern auch Talent und Tüchtigkeit gleich beim ersten Auftreten ohne Namen und Klike gebührend anerkennen und ermuthigen. Wenn ihm das gelingt, etablirt sich damit eine Tugend, nach welcher man sich sonst in der ganzen englischen Literatur vergebens umsieht. Die kritische Abtheilung fängt freilich mit einem Portrait und einer Würdigung Tennyson's an, den man in der ganzen englischen Presse bei jeder Gelegenheit lobhudelt und hoch in die Höhe hält als „preisgekrönten Dichter“. Und ihn gerade begrüßte die Kritik bei seinem ersten Auftreten entweder gar nicht oder mit hundem Achselzucken. Er blieb ein namenloser Mensch, bis die Königin seine „Müllers Tochter“ kennen gelernt und herzlich gepriesen hatte. Der Ruhm und die Schönheit dieser „Müllers Tochter“ und des Dichters Größe liefen wie ein großer nationaler Enthusiasmus durch die Presse und die höchsten Kreise. Tennyson stand eines Morgens auf und war der erste Dichter Englands.

(Schluß folgt.)

Chesterton's Mysterien des Gefängnißlebens.

(Schluß.)

„Es waren jedoch nicht die Schlechter allein, die man durch Opfergaben zu versöhnen trachtete, ich selbst ward von den Freunden der Gefangenen sowohl, als von den Gewerbetreibenden, welche durch eine zarte Aufmerksamkeit Vortheile zu erlangen hofften, mit zahlreichen Anerbietungen überhäuft, die man nicht anders als offene Bestechungsversuche nennen konnte. Ich entdeckte bald, daß gewissenlose Pflichtvergessenheit nicht unbelohnt bleiben würde; kaum vierzehn Tage nach meiner Anstellung wurden zwei elegant gekleidete junge Damen in mein Wohnzimmer eingeführt, die flehentlichst um Nachsicht für ihren Bruder baten, einen gewissen Healy, der wegen Falschmünzerei verhaftet war. Sie versuchten nicht allein, mich durch Thränen zu erweichen, sondern gaben auch unverholen zu verstehen, daß jede Summe, die ich bestimmen würde, aufs bereitwilligste für die ihm erzeigten Gefälligkeiten entrichtet werden solle. Außerdem kamen delikate Lammbraten, Wildpret, Geflügel und Fische, Alles sehr nett verpackt und von artigen Billetten begleitet, wasserweise zum Vorschein, und eines Tages erhielt ich sogar einen Twelfth cake von enormer Größe, als Geschenk eines fürsorgenden Pastetenbäckers zum heiligen Dreikönigsfeste. Solche Anerbietungen und Geschenke waren ohne Zweifel in Uebereinstimmung mit den früheren Traditionen der Anstalt, aber ihre sofortige Verweigerung hatte im Laufe der Zeit die Wirkung, mich von solchen beleidigenden Zumuthungen zu befreien, so daß am Ende die Uebersendung dieser anstößigen Gaben außer Gebrauch kam und in völlige Vergessenheit gerieth.“

Einen noch härteren Strauß hatte Chesterton mit dem Kaplan des Zuchthauses zu bestehen, der dem sich die Gefangenen durch scheinbare Bußfertigkeit einzuschmeicheln suchten, und der ihm die Entlarvung dieser frommen Betrüger nie vergeben konnte. Auch mit den Behörden selbst kam er in manche bedenkliche Konflikte, die ein feineswegs erfreuliches Licht auf das englische Justizwesen werfen. So erzählt er unter Anderem eine skandalöse Geschichte von einer Magistrats-Person, die sich von einem Delinquenten Geld geben ließ, um dessen Freilassung zu erwirken, welcher schändliche Handel jedoch durch die Bemühungen Chesterton's entdeckt und vereitelt wurde. Etwas unschuldigerer Natur war die Monomanie eines anderen richterlichen Beamten, des Mr. Benjamin Roth, der das Gefängniß in ein Arkadien verwandeln wollte und sogar Schafe in die Zellen drängen ließ, damit seine Schützlinge sich im Schafscheeren üben und so für das zukünftige Idyllenleben vorbereiten könnten. Eine interessante Episode in dem amtlichen Leben des Verfassers war ein Besuch des berühmten Novellisten Bulwer, der eine ihm gemachte Mittheilung über den mit ungewöhnlicher Schlauheit unternommenen Fluchtversuch eines Gefangenen in seinem „Paul Clifford“ benutzt hat.

Die Schlüsse, die Herr Chesterton aus seiner langjährigen Erfahrung zieht, sind ziemlich entmuthigender Art. Die Besserung verstockter Uebelthäter ist, wie er sich zu seinem Leidwesen überzeugt hat, eine philanthropische Chimäre; wer einmal in den Höhlen des Lasters heimisch geworden, für den heißt es: lasciate ogni speranza. Obgleich es nur wenige Diebe giebt, die ihr Handwerk mit Erfolg treiben, obgleich die meißen nur Armuth und Lumpen ärndten, so hängen sie doch mit solchem Fanatismus an einem Gewerbe, in welchem die Preise so rar sind, daß sie das Verbrechen um keiner selbst willen zu üben scheinen. — „Herr Gott, wie ich das Stehlen liebe!“ hörte der Verfasser einen seiner Pflegebefohlenen anrufen, „wenn ich im Besitz von Tausenden wäre, ich würde dennoch ein Dieb sein!“ Wie die letzten Worte Napoleon's verriethen, daß seine Gedanken sich noch mit den Bildern des Schlachtfeldes beschäftigten, so verirrt die Phantasie des sterbenden Hauseinbrechers sich zu den Scenen seiner verworfenen Thätigkeit. „Während das Bewußtsein den schwer daniederliegenden Mann gänzlich verlassen zu haben schien, stürzte die erlöschende Energie seiner Seele sich mit krankhafter Anfregung in die Reihe von Zwischenfällen hinein, die den Einbruch zu begleiten pflegen. Die Verbrehungen des Körpers waren von heftigen Anstrengungen begleitet, die das liebe Interesse bezeugten, mit welchem er das imaginäre Werk verfolgte. Er nannte seine Gefährten bei ihren Namen, warnte mit verhaltener Stimme vor der Polizei, fragte nach der Blendlaterne und der Brechstange; und in solchen verbrecherischen Träumen ging die Seele des schuldbeladenen Mannes allmählig in die Ewigkeit über.“

Deutsch-Slavische Ortsnamen.*)

Von Herrn Professor Alex. Buttmann — irren wir nicht, einem Sohne des verewigten Grammatikers — ist kürzlich über deutsche Ortsnamen, unter besonderer Berücksichtigung der in der Mark und in der Niederlausitz vorkommenden, ursprünglich wendischen Ortsbenennungen, eine kleine Schrift erschienen, die, bei ihrem zugleich populär und wissenschaftlich gehaltenen Tone, einen großen Kreis von Lesern interessiren dürfte. Es ist wohl vielen unserer in den östlichen Gegenden Deutschlands, zwischen Pleiße, Elbe, Oder und Warthe einerseits, sowie zwischen der Ostsee und dem Adriatischen Meere andererseits, wohnenden Leser schon begegnet, daß sie gern über die zwar deutlich klingenden, aber augenscheinlich an einen slavischen Ursprung erinnernden Namen ihres Wohnortes etwas Näheres gewußt hätten. Im Alterthume waren zwar auch diese Gegenden, nach den übereinstimmenden Nachrichten griechischer und römischer Schriftsteller, von germanischen Stämmen bewohnt; mit der großen Völkerwanderung kamen jedoch Slaven in die von Herulern, Augiern, Semnonen, Ambronen und Burgundionen verlassenen Landschaften und gründeten hier entweder neue Niederlassungen oder gaben den älteren neue Namen, oder sie übersetzten auch geradezu die alten deutschen Benennungen ins Slavische. Mit Ausnahme der südlicheren Länder Mähren und Böhmen, waren dort jedoch die Eindringlinge nicht zahlreich genug, um das ausgedehnte deutsche Land ganz zu bevölkern und es gegen die nachmalige Regermanisirung abzusperren, obwohl noch heutigen Tages Reste dieses slavischen Völkerstammes (Wenden, auch Sorben genannt) in der preußischen und sächsischen Lausitz, welche lange mit der Krone Böhmens verbunden war, sich finden.

Diesen Theil slavisirt gewesenen deutschen Landes, namentlich soweit er jetzt zur Mark gehört, wo der Verfasser (in Potsdam) seinen Wohnsitz hat, hat Herr Buttmann zum Ausgangspunkte seiner Forschungen gemacht, deren Resultate er auch auf die Mark selbst, sowie auf Pommern, Mecklenburg, Schlesien ꝛc. anwendet, während er die slavische Untersuchung mit einem Exkurs über rein deutsche Ortsnamen einleitet, der jedoch eben nur als Exkurs, nicht aber als erschöpfende Behandlung des Gegenstandes, oder als Pendant zu Pott's Werk über die deutschen Familien-Namen, betrachtet werden darf. Interessant war uns besonders, was der Verfasser in diesem Abschnitte über die Bedeutung des als Endsylbe vieler deutschen Ortsnamen vorkommenden Wortes „mar“ sagt. Als Anfangssylbe, wie in „Marburg“, „Marbach“, ist es allerdings gleichbedeutend mit „Pferd“;**) aber am Ende des Namens hat es, wie Herr Buttmann im Zusammenhange mit analogen Wörtern nachweist, immer eine adjektivische und keine substantivische Bedeutung. Diese würde hier,

*) Die deutschen Ortsnamen, mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz. Von Al. Buttmann. Professer. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1856.

**) Welche Wurzel ich auch noch in unserem heutigen „Mähre“, „Marstall“, „Meerrettig“ (horse-radish) finde.

Google

wie in den Personen-Namen Otmar, Dittmar, Sigomar, Reinmar u. s. w, ein epitheton ornans sein und soviel wie glänzend durch, reich an Etwas besagen. So ist Wismar „wiesenreich", Geismar „ziegenreich", Horstmar ein „stattlicher Horst" ꝛc. Nicht richtig scheint und dagegen Weimar, von „weinreich" abgeleitet, denn abgesehen davon, daß der um Weimar wachsende Wein niemals so wohlschmeckend gewesen sein kann, daß er dem Orte zu einem epitheton ornans verholfen, ist die Rede in Thüringen (Naumburg ꝛc.) wohl erst angebaut worden, als die Städte bereits gegründet waren und Namen hatten. Die erste Sylbe in „Weimar", in alten Manuskripten auch „Wejmar" geschrieben, erinnert vielmehr an „— wig", „— weig" = Stadt (woher auch „Weichbild"), und so möchte „Weimar" — gleichwie das ebenfalls thüringische „Wechmar" — soviel als „berühmte Stadt" bedeuten, was jedenfalls auf das heutige Weimar passender anzuwenden, als der ihm von Herrn Buttmann vindizirte Weinreichthum.

Die wendisch-slavischen Orts-Benennungen klassifizirt der Verfasser, ebenso wie die deutschen, erstlich nach der sinnlich wahrnehmbaren und in die Augen fallenden Lage des Ortes: so heißt gora in allen slavischen Sprachen Berg, und davon ist unter anderem abgeleitet: Görlitz (wendisch Zgorelz, jenseits der Berge, wie die genannte Stadt wirklich gelegen ist), Guhran, Göritz, Görchen ꝛc. Zweitens sind es die Farben, besonders Weiß, Schwarz und Grün, von welchen viele Orte ihren Namen bekommen; so stammen von bely, biala, weiß: alle Bielitz, Belgrad und -gard, Bülow, Below ꝛc.; von zarny, czarny, černy, schwarz: Sarnow, Zschorne; von zielony, grün: Zielenzig, Zielonka und sogar Zehlendorf. Drittens spielen die Begriffe „Wald" (dor) und einzelne Waldbäume, besonders Linden, Eichen, Birken, eine große Rolle bei der Benennung slavischer wie deutscher Ortsnamen. Ebenso führen die gegensätzlichen Begriffe: Gut und Schlecht (anfruchtbar), Alt und Neu, Naß und Trocken, Fern und Nah, häufig auf die Spuren der ursprünglichen Namen, deren Verzeichniß in dem Buttmannschen Buche über zwölf Seiten einnimmt und an tausend Ortsbenennungen umfaßt.

Wir können die vorliegende kleine Schrift als einen ebenso anregenden wie anziehenden Versuch empfehlen.

Mannigfaltiges.

— Geographische Mittheilungen. Deutschland ist jetzt im Besitze zweier geographischen Zeitschriften, wie kein anderes, an der centraleuropäischen Kultur theilnehmendes Land sie aufzeigen kann: wir meinen die Berliner „Zeitschrift für Erdkunde" und die Gothaer „geographischen Mittheilungen" von Petermann.*) Besitzt erstere ihren Schwerpunkt in der Berliner geographischen Gesellschaft, in welcher Männer wie Karl Ritter, Dove, Ehrenberg und viele Andere zuerst die Resultate ihrer Forschungen bekannt machen, so erhält letztere durch das großartige kartographische Institut von Justus Perthes, deren erster Ingenieur-Geograph Herr Dr. Petermann ist, ihre vorwiegende Bedeutung. Die jetzt in Monatsheften erscheinende „Zeitschrift für Erdkunde" hat, wie wir bereits zu bemerken Gelegenheit hatten, unter der neuen Redaction des Herrn Dr. Neumann an Interesse sehr gewonnen, und werden wir darauf nächstens wieder zurückkommen. Heute haben wir vornehmlich auf das soeben erschienene Heft VII und VIII von Petermann's „geographischen Mittheilungen" hinweisen wollen, welches wiederum drei sehr sorgfältig ausgeführte Kärtchen enthält: Erstens eine von Herm. Berghaus entworfene und gezeichnete Karte von Central-Amerika, welche drei in demselben Hefte enthaltene Aufsätze begleitet, nämlich das von Dr. C. Scherzer gelieferte Resums seiner in den Jahren 1852—1855 gemeinschaftlich mit Dr. Moriz Wagner unternommenen wissenschaftlichen Reisen nach Amerika; ferner ein aus der Feder des Freiherrn v. Reden geflossenes Referat über die das Moskito-Gebiet, die Bai-Inseln und die Insel Tigre betreffenden Differenzen zwischen England und den Vereinigten Staaten, und endlich einen Exkurs von H. Sawwer über die Gebiets-Verhältnisse Central-Amerika's. Zweitens wird eine ebenfalls von H. Berghaus jun. gezeichnete Karte vom unteren Laufe des Sir-Darja geliefert, nach den neuesten Aufnahmen und dem Bericht des russischen Capitain-Lieutenant Iwaschtschinzow über eine militairische Dampfschiff-Expedition auf dem Sir-Darja — dem Jaxartes der Alten — im Jahre 1853, deren Resultat die Zerstörung der Kokand-Festung Ak-Medsched und die Errichtung eines russischen Forts an ihrer Stelle war. Drittens endlich enthält uns dieses Heft ein eigenthümliches, auf völlig neuen Grundlagen ruhendes Kartenbild Mittel-Deutschlands und seines Gebirgsnetzes, dronen Erhebungs-Systems", entworfen und gezeichnet vom Hauptmann Friedrich Weiß. Ueber die allgemeinen Grundsätze dieses Systems einer mechanischen Geologie hatte sich Herr Weiß bereits früher in v. Leonhard's „Jahrbuch" und in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" ausgesprochen. In dem seine Skizze begleitenden Aufsatze der „geographischen Mittheilungen" entwickelt Herr Weiß die Hauptsätze seiner Theorie, deren Anwendbarkeit auf Mittel-Deutschland er dann nachweist. Nach dieser Theorie lag Thüringen bis zum Schlusse der Steinkohlen-Periode, oder bis zu der gewaltigen Katastrophe, welcher das Rothliegende seine Entstehung verdankt und welche nach dem Verfasser, eben nichts Anderes war, als eine Veränderung der Rotations-Richtung des Erdballs, unter dem 35sten Grade nördlicher Breite, also in der heutigen geographischen Lage von Nord-Afrika: Eine solche Anwendung dieser jedenfalls neuen und sinnreichen Theorie auf die viel durchforschten Landschaften und Erdschichten unserer deutschen Heimat kann nur dazu beitragen, den neuen Gedanken des Herrn Weiß einer praktischen Würdigung und allseitiger Prüfung zuzuführen. — Der Inhalt des in demselben Doppel-Hefte enthaltenen, nach ihren Berichten an den Secretair der Ostindischen Compagnie bearbeiteten Artikels über die Reise der Herren Adolph und Robert Schlagintweit in Ostindien ist bereits durch die im vorigen Jahre von Karl Ritter in der „Zeitschrift für Erdkunde" gelieferten Auszüge aus den Berichten dieser Reisenden an Se. Majestät den König von Preußen den Freunden geographischen Wissenschaft bekannt.

— Die Deutschen und die Sklaverei in Amerika. Korrespondent der Zeitung „Neue Zeit" von New-York charakterisirt die gegenwärtige Spaltung in den Vereinigten Staaten und besondere das Verhältniß der Deutschen zu den sklavenhaltenden Demokraten in nachstehender Weise: „Wer jetzt noch nicht einsieht, der Norden, trotz mancher Vorurtheile und Gehässigkeit, doch gegen über dem Süden die Humanität und Civilisation repräsentirt, hauptsächlich der Norden und Westen die Gebiete sind, auf denen deutsche Emigration ihr Schicksal sich bereiten, ihre Verhältnisse die Zukunft sich konsolidiren muß, — wer noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß Amerika an einem gefährlichen Uebel leidet, nämlich an der Sklaverei, deren Aufrechthaltung und Ausbreitung oft nur in dem Wirken der spanischen Inquisition eine Vergleichung finden kann, der wird nimmermehr einer Bekehrung fähig. Ja, denn Ehre ist so gut in Amerika vertreten, als deutscher Unverstand und Schande. Deutschland stellte einen v. Kalb und Steuben in die Reihen der Unabhängigkeitskämpfer, aber es lieferte auch die armen Söhne despotischer Gewalt als Kanonenfutter gegen die amerikanischen Kämpfer. Trenton's klassischer Boden weiß von dieser Sache zu erzählen. Deutschland vertritt hier Intelligenz, Kunst, Fleiß und Wissenschaft, aber es liefert auch in Söhnen deutscher Ahnen Kontingent für die Knownothings. Deutsche wirken hier für religiöse und bürgerliche Freiheit, aber sie halten auch auf der anderen Seite Millionen von menschlichen Wesen durch ihre Stimmen in elendester Knechtschaft und würdigen sich herab zu willenlosen Parteiwerkzeugen verderblicher Aemterjäger. Wer eine ehrenhafte Stellung der Deutschen hier will der spotte nicht über die Intelligenz, die allein zu einem vernünftigen Resultate führen kann, der suche nicht durch ein tausendfaches Unrecht einem anderen zu begegnen, der zeige den Ernst seiner Gesinnung dadurch, daß er auf jene Seite tritt, die die ehrenhaftesten Grundsätze vertritt, und sei es auch um den Preis neuer Kämpfe und verdoppelter Wachsamkeit. Das krämerische England entsagte der Negersklaverei, Fürsten sahen sich veranlaßt, die Leibeigenschaft in Europa aufzuheben, Fürsten, wie Friedrich II., waren es müde, über Sklaven zu herrschen; nur unsere erleuchteten Demokraten wagen es, selbst jenen Reformen sich zu widersetzen, die wahrhaftig nur den geringsten Theil eines schmählichen Zustandes der „Sklaverei" aufzuheben bestimmt sind. Wahrlich, wer sich nicht zu diesem Fortschritt erheben kann, ist bestimmt, im sanften Materialismus zu verkommen, oder bricht die Brücke hinter sich ab, die in eine bessere Zukunft führt."

*) Dem letztgedachten Journale wäre im Interesse der Bibliographie ein einheitlicherer Titel zu wünschen: etwa „Gäa", „Mappa Mundi", oder ein anderes, auch dem Auslande verständliches Wort, während kein jetziger, von jedem Einsehenden anders abgekürzter Titel als erläuternde Apposition verbieten konnte. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Rthl. 20 Sgr., halbjährlich 1 Rthl. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, bei dem Verleger Rauman, Wilhelmsstr. Nr. 23), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 126. Berlin, Sonnabend den 18. Oktober 1856.

Frankreich.

Guizot über Sir Robert Peel.*)

II. Sir Robert Peel's Tod.

Die Debatte hatte die ganze Nacht gedauert. Als die Sitzung aufgehoben wurde, war der Tag angebrochen, der Sonnabend des 3. Juni 1850, ein schöner Sommertag. Sir Robert Peel begab sich, zufrieden mit seinem Erfolge, in seine Wohnung. Nachdem er einige Stunden geruht, ging er aus, um einer Sitzung der mit den Vorbereitungen zu der großen Industrie-Ausstellung von 1851 beauftragten Kommission beizuwohnen. Heimgekehrt, brachte er die übrige Zeit des Vormittags in seinem Arbeitszimmer zu. Gegen fünf Uhr ritt er mit einem Stallknecht aus. Nachdem er im Buckingham-Palaste in das Besitzenbuch der Königin seinen Namen eingeschrieben, ritt er weiter; beim Constitutions-Hill angekommen, ganz nahe dem Eingange zum Green-Park, begegnete ihm, auch spazieren reitend, Miß Ellis, eine der Töchter der Lady Dover. Das Pferd, welches er ritt, war sechtjährig und von seinem Schwiegersohn, dem Lord Villiers, zum Geschenke gegeben; Sir Robert Peel ritt es bereits zwei Monate. Als er eben im Begriff war, Miß Ellis zu grüßen, machte das Pferd einen heftigen Seitensprung und warf seinen Reiter ab. Dieser fiel hart mit dem Gesicht auf die Erde. Zwei Vorübergehende hoben ihn auf; ein Arzt aus Hadgow, der Doctor Foucart, der zufällig ganz in der Nähe war, kam herbei und fragte ihn, ob er sich verletzt hätte. „Ja, sehr", erwiederte Sir Robert mit einem tiefen Seufzer, und bevor man einen Wagen besorgt hatte, verlor er das Bewußtsein. Mrs. Lucas, die vorüber fuhr, bot ihren Wagen an. Als man ihn in den Wagen gebracht, kam er wieder zu sich und sagte: „Mir ist wohler". Die Kutsche fuhr im Schritt durch den Park nach seiner Wohnung in Whitehall-Gardens; die Zwei, die ihn aufgehoben hatten, und der Doctor Foucart begleiteten ihn; sie begegneten dem Arzt der Königin, Sir James Clark, der von dem Unglücksfall gehört hatte und herbeigeeilt war. Als Sir James in die Kutsche gestiegen war, gerieth Sir Robert in heftige Bewegung; er wollte sich erheben und aufsteigen; man war genöthigt, ihn zurückzuhalten; und er fiel wieder in eine halbe Ohnmacht. Vor seinem Hause angelangt, hatte er das volle Bewußtsein wiedergewonnen, und er trat, von Niemanden unterstützt, in sein Haus. Lady Peel und Mehrere von der Familie, schon benachrichtigt von dem, was geschehen war, hatten in großer Angst auf ihn gewartet. Das Wiedersehen ergriff ihn stark; er fiel wieder in Ohnmacht. Man brachte ihn ins Nebenzimmer und legte ihn auf ein Sopha. Jede Bewegung war ihm unerträglich, so daß es viel Mühe machte, ihn vom Sopha auf ein hydraulisches Bett zu bringen. Die ausgezeichnetsten Aerzte und Chirurgen Londons kamen, unter Anderen Sir Benjamin Brodie; aber als sie den Zustand des Kranken genau untersuchen wollten, machte Sir Robert Peel's nervöse Reizbarkeit ihnen dies unmöglich; er verbat sich jede Untersuchung, jede Berührung, und gerieth, da man darauf bestand, in die beunruhigendste Aufregung. Man konstatirte einen Bruch des Schlüsselbeins und begann mit der Einrenkung; aber die Operation blieb wegen der Angst des Kranken unvollendet, und nach Verlauf einiger Stunden verlangte er mit solcher Heftigkeit, von den Bandagen befreit zu werden, daß man ihm solche wegnahm. Er blieb also, fast ganz unverbunden, den natürlichen Folgen des Unglücksfalles überlassen. Erst nach erfolgtem Tode erkannte man, daß die fünfte Rippe auf der linken Seite, ebenfalls gebrochen, einen Druck auf die Lunge ausübt und eine Verschleimung herbeigeführt hatte, welche, wie man meint, die Ursache des Todes geworden.

Als die Nachricht von dem Unfall sich verbreitete, zeigte sich die regste und allgemeinste Theilnahme; Hohe und Niedrige, Hof und Volk, der Prinz Albert, der eben in England zum Besuch anwesende Prinz von Preußen, der Herzog von Cambridge, alle bedeutenden Personen Englands kamen wieder und wieder nach Whitehall-Gardens, um sich nach Sir Robert Peel's Befinden zu erkundigen, und sie fanden immer große Menschenmengen aller Stände versammelt. Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich rasch. Delirium und gänzliche Erschöpfung wechselten mit einander. Mehrere Male schien sein Geist mit dem Gedanken an seine Freunde beschäftigt; die Namen des Lord Hardinge und des Sir James Graham kamen öfter über seine Lippen. Dienstag den 2. Juli um vier Uhr Morgens schlief er ein; man hoffte, aber um zwei Uhr Nachmittags stellten sich die beunruhigendsten Symptome ein; der Pulsschlag wurde unregelmäßig. Die Aerzte erklärten, daß der verhängnißvolle Augenblick nicht fern wäre. Der Bischof von Gibraltar, Dr. Tomlinson, ein alter Freund Sir Robert Peel's, wurde gerufen. Bei seiner Ankunft traten Lady Peel und die Familie, die sich auf den Rath der Aerzte hatten fern halten müssen, in das Krankenzimmer und umstanden schweigend und betend das Bett. Der Kranke, einen Augenblick zu sich kommend, sah sie, erkannte sie, verschcte, die Hand nach ihnen auszustrecken, und sprach kaum verständlich: „Gott segne Euch!" — Um 11 Uhr 9 Minuten hauchte er ohne Kampf seine Seele aus, umgeben von dreien seiner Brüder, dreien seiner Söhne, seinem Schwiegersohn Lord Villiers, seinen zwei Freunden, Lord Hardinge und Sir James Graham, und seinen Aerzten.

Am folgenden Tage, als das Haus der Gemeinen sich versammelte, war von den Mitgliedern des Kabinets Niemand anwesend. Herr Hume, Herr Gladstone und Sir Robert Inglis machten, nachdem sie einige Worte der Huldigung und der tiefsten Theilnahme gesprochen, dem Hause den Vorschlag, die Sitzung aufzuheben und sich zu vertagen. Am folgenden Tage sprach Lord John Russell, als er den Kommissions-Bericht, in welchem Hyde-Park zum Platz für die Industrie-Ausstellung empfohlen wurde, auf das Bureau niederlegte, unter anderen die folgenden Worte: . . . „Es steht mir nicht zu, über Sir Robert Peel's politische Laufbahn zu sprechen; ich bin nie mit ihm verbunden gewesen; aber, wie die Geschichte auch über dieselbe urtheilen wird, alle Welt wird anerkennen, daß, wenn er diesem Hause Maßregeln vorgeschlagen, welche er früher verworfen hatte, er dies nur aus gößrer Liebe für sein Vaterland und in dem tiefen Pflichtgefühl gethan, von dem er beständig beseelt gewesen. Ich will hier nur von dem reden, was er in der Zeit von 1832 bis 1841 geleistet. Nach dem über die Parlaments-Reform-Bill entstandenen Kampfe war zu fürchten, daß die Männer, welche diese Bill bekämpft hatten, sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen und einen Kampf der verschiedenen Stände veranlassen würden, welcher für das Land sehr verderblich hätte werden können. Sir Robert Peel hat diesen Kampf verhindert. Obwohl er die Bill bekämpft hatte, hat er mit männlichem Muth die Stellung angenommen, welche diese Bill ihm gegeben hatte. Er hat die Harmonie zwischen den verschiedenen Staatsgewalten wieder hergestellt. Er hat damit, meine ich, seinem Vaterlande einen großen Dienst geleistet. Und in den letzten an Wirren und Kämpfen so reichen Jahren haben wir die Sicherheit, in der wir gelebt, vorzugsweise dem Benehmen zu danken, welches Sir Robert Peel zu bewahren für seine Pflicht gehalten. Von diesen Gesinnungen beseelt, muß ich erklären, daß, wenn die Freunde Sir Robert Peel's wünschen, daß man in Bezug auf ihn thue, was man nach Pitt's Tode gethan, ich bereit bin, Alles, was in Betreff des öffentlichen feierlichen Leichenbegängnisses vorgeschlagen werden wird, zu unterstützen. Ich bitte, hinzufügen zu dürfen, daß ich zu dem, was ich hier sage, mir die Genehmigung der Krone zu verschaffen für angemessen gehalten und daß ich die Gewißheit habe, daß Alles, was das Andenken und den Namen Sir Robert Peel's ehren kann, sogleich die Zustimmung Ihrer Majestät haben wird. . . . Ich denke, daß von heute ab unser Land und in der Zukunft unsere Nachwelt, wenn sie die Namen der großen Staatsmänner Englands sich vergegenwärtigt, den Sir Robert Peel's unter den bedeutendsten nennen werde."

Eine solche Huldigung, bemahe gleich ehrenvoll für den, der sie brachte, als für den, dem sie gebracht wurde, verdiente eine noch seltenere Beantwortung; und diese ließ nicht auf sich warten. Einer

*) Vergl. Nr. 123 des „Magazin".

der intimsten Freunde Sir Robert Peel's, Kanzler der königlichen Schatzkammer während seiner beiden Verwaltungen und durch ihn zu einem seiner Testaments-Exekutoren ernannt, Herr Goulburn, ergriff das Wort: „Ich erhebe mich nicht, um zu dem Zeugniß, welches der edle Lord den Verdiensten meines so tief betrauerten Freundes eben gegeben, Etwas hinzuzufügen; ich würde dies nicht vermögen. Ich will dem edlen Lord und dem Hause nur die Gefühle der Freunde und der Familie Sir Robert Peel's in Betreff des Vorschlages ausdrücken, den der edle Lord eben gemacht. Ich nehme in ihrem Namen mit dem aufrichtigsten Dank denselben an als einen Beweis der huldvollsten Geneigtheit des Staatsoberhaupts, die Verdienste eines hohen Staatsdieners anzuerkennen, und als das höchste Zeichen von Hochachtung, welches das Haus der Gemeinen ihm geben kann. Ich spreche nicht blos in meinem eigenen Namen, sondern im Namen der Familie Sir Robert Peel's, wenn ich sage, daß ich im tiefsten Grunde meines Herzens die Ehre eines solchen von der Krone ausgehenden und von dem gesammten Hause angenommenen Vorschlages fühle; aber man erlaube es mir anzusprechen: Die mit Sir Robert Peel in keiner persönlichen Verbindung gestanden, kennen wenig die Schlichtheit seines Charakters. Wenn es je einen Mann gegeben, der sich durch sein Verlangen, alle Schaustellung und alles Gepränge zu vermeiden, ausgezeichnet hat, so ist es Sir Robert Peel; und ganz besonders war ihm alle Schaustellung und alles Gepränge bei Leichenbegängnissen zuwider. Ich will dem Hause eine Willenserklärung vorlesen, die er am 8. Mai 1844, wo er im Besitz der höchsten Macht war, an der Spitze einer großen Partei stand und die Maßregeln, die er dem Parlament vorgeschlagen hatte, mit einem seine Erwartung übertreffenden Erfolge gekrönt waren, niedergeschrieben hat: „Ich wünsche, im Gewölbe der Parochial-Kirche zu Drayton-Bassett beigesetzt zu werden, wo mein Vater und meine Mutter ruhen, und daß meine Beisetzung ohne alles Gepränge erfolge." Und diese Gesinnung hat sich nie geändert; vor sechs Wochen, als man in der Kirche von Drayton-Bassett einige Veränderungen vorgenommen hatte, zeigte er der Lady Peel die Stelle im Gewölbe, wo er beigesetzt zu werden wünschte, es wiederum aussprechend, daß er keine Schaustellung, kein Gepränge wollte. Unter diesen Umständen wird, das bin ich sicher, das Haus mir darin beipflichten, daß ich nur eine Pflicht zu erfüllen habe und daß die Familie nur einen Wunsch auszusprechen hat, nämlich den: daß ich den tiefsten Dank sage für die Absicht, welche Ihre Majestät gehabt, Sir Robert Peel die höchste Ehre zu erweisen, welche das Staatsoberhaupt und das Haus der Gemeinen einem Unterthanen zu erweisen, aber gleichzeitig auch ebenso entschieden wie ehrerbietig den Vorschlag ablehne."

Das Haus nahm diese Worte mit einer Rührung, ich möchte fast sagen: mit einer ehrerbietigen Ergebenheit auf, welche für Peel die würdigste Huldigung war. Dieselben Beweise von Hochachtung und Trauer wurden ihm im Hause der Lords zu Theil. Der Marquis von Lansdowne im Namen der Regierung, Lord Stanley als ein früherer Verbündeter und späterer Gegner, Lord Brougham als ein Freund der liberalen Reformen, der Herzog von Wellington, unter dem Sir Robert Peel lange gedient hatte und der seinerseits auch wieder unter ihm hatte dienen wollen, erhoben sich der Reihe nach, um sein Andenken zu ehren, ungleich in der Beredtsamkeit, aber Alle gleich ergriffen und gleich aufrichtig. Einen Tag später, am 5. Juli 1850, richtete der Präsident der gesetzgebenden Versammlung Frankreichs, Herr Dupin, an die Versammlung die folgenden höchst passenden Worte: „Meine Herren, im Augenblick, wo ein uns betreundetes Nachbarvolk den Verlust eines seiner rühmlichsten Staatsmänner, Sir Robert Peel's, beklagt, glaube ich die französische Rednerbühne nur ehren zu können, indem ich in dieser Versammlung unsere aufrichtige Theilnahme an der Trauer und unsere Hochachtung ausdrücke für diesen hervorragenden Redner, der während seiner ganzen langen und ruhmvollen Laufbahn nur Gesinnungen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens für Frankreich und Worte der Höflichkeit für seine Regierung gehabt. (Von allen Seiten: „Sehr gut! Sehr gut!") Wenn die Versammlung meinen Worten ihren Beifall zu geben geneigt ist, werden sie in das Protokoll aufgenommen werden." Daß dies geschehe, wurde einstimmig beschlossen.

Am 9. Juli gegen 1 Uhr Nachmittags fuhr der Sarg Sir Robert Peel's vom Schloß in Drayton ab, um in das Gewölbe der Kirche gebracht zu werden. Seine Familie, seine vorzüglichsten politischen Freunde, die Diener seines Hauses, die Pächter und Einwohner seiner Ländereien bildeten das Gefolge. Das Wetter war düster; der Regen ergoß sich in Strömen. Von Tamworth und von den umliegenden Dörfern waren Schaaren von Menschen herbeigekommen und hatten sich vor dem Eingange der Kirchhofes versammelt. Als der Sarg ankam, entblößten sie alle stumm die Häupter; an der Spitze des Zuges ging der Bischof von Gibraltar, liturgische Gebete lesend. Der Wunsch des Verstorbenen wurde gewissenhaft erfüllt; der Sarg wurde ohne Gepränge in dem Gewölbe beigesetzt. (Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Zehnter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Das National Magazine hat mit seinem kritischen Theile schlecht angefangen, mit einem durch und durch abgetretzten Ruhme. will viel auf Unterhaltung, Belletristik geben. Und die erste Num bringt eine Novelle, die darin besteht, daß ein Wundarzt und D seine Nichte und Liebe unglücklich operirt, so daß sie stirbt, worauf Onkel verbannt und verstoßen wird und nie wieder in der Familie genannt werden darf. Er stirbt in Amerika in entsetzlicher Reue ü seine unglückliche Operation. Sehr einfach und geschmacklos. Sodann bringt es das tausendfach in Wort und Bild abgehetzte Biarritz, das vorher niemals genannt ward und für die englischen Literatur-Fabrikanten das Paradies der Erde ward, sobald der Kaiser von Frankreich Majestät dort erschien. — Sehen Sie, das ist die erste Nummer eines englischen „National-Magazin", eines Organs, das vor paar Dutzend gute Talente als Mitarbeiter aufzählt und mit den lachendsten Hoffnungen und reichen Geldmitteln auftritt. Der Tennyson, unglückliche Operation eines Halsgeschwürs als Novelle, und als Musterbild ein barbüßiger Junge, der im englischen „National-Magazin" einem Mönche anhächtig die Hand küßt. Vielleicht schreibe ich Ihnen bald, wann die letzte Nummer des „National-Magazin" erschienen ist. Ich habe eine ziemliche Menge derartiger Unternehmungen entstehen und vergehen sehen, sie sind den alle auf dem Wege von der ersten bis zur siebenten Nummer und pompöser auftretenden Organ: „Pen and Pencil". Mit der siebenten Nummer war alles Kapital verzehrt und ein Defizit von mehr als tausend Pfund Sterling errungen worden. Auch Zeitungen habe ich anfangen sehen mit fünfzig bis sechzig Setzern und ein paar Dutzend Kapitalisten, welche es manchmal nur bis zur dritten Nummer brachten und damit drei- bis viertausend Pfund Sterling verloren hatten. Es ist unglaublich, mit welchem Eifer und sinnreichem Witz sinn solche Spekulationen angepackt und dann oft plötzlich wieder geworfen werden. Der Unsinn, die Unmöglichkeit des Gelingens ist immer gleich von vorn herein in dem schreienden Mißverhältniß von Mitteln und Zwecken, aber als richtige Engländer mußten sie doch erst wirklich versuchen. Von Wissen und wissenschaftlicher Begründung bei Plänen und Spekulationen ist fast nie die Rede. Wenn Einer oder Mehrere, die Respektabilität und Geld besitzen, ein dummen Einfall haben, heißt es immer gleich: „Let's try it" — „We will give it a fair trial." Und wenn sie damit schon übermorgen bankerott sind, werden sie auch noch nicht klug und lassen sich als „unfortunate in speculation" beklagen. Fälle und Bankerotte dieser Art sind ganz ehrlich und anständig. Ich will nicht entscheiden, ob die anderen, wo immer Einer oder Mehrere das Geld einsetzten, das sie eben unter Form und Firma eines industriellen, merkantilen, literarischen Unternehmens den Actionairen und Gimpeln aus der Tasche locken, Regel oder Ausnahmen sind.

Summa Summarum sah ich überall sittlichen, intellektuellen, industriellen und merkantilen Verfall. Die Er- und Import-Ziffern wollen in letzterer Beziehung nichts sagen. Rom blühte ungeheuer in Handel und Wandel, bis es schon halbtodt war. Spanien kam an den Bettelstab durch Goldeinfuhr. Die ungeheuren Schiffsladungen Gold, die immer von Australien ankommen, treiben auch mehr schwindsüchtige Wangenröthe, als Lebensblut. Ein Volk, bei welchem Geld und äußerlicher Rang der Maßstab aller Dinge geworden ist, kann natur- und sittengesetzlich nicht reell vorwärts kommen. Und wie zehren Staatsschuld, Kirchen-Reichthümer und die parlamentarischen Gesetzgeber und Verwalter öffentlicher Angelegenheiten am Marke des Landes! Das hält auch ein John Bull'sches Knochen- und Muskelsystem nicht auf die Dauer aus. Ich würde trotz der immer deutlicher werdenden Einbrüche und Erfahrungen meinem eigenen Urtheil dieser Art mißtrauen — denn es ist nichts Leichtes, ein großes Volk und Land und noch dazu ein so verzwicktes, verschlungenes, versteckteres und historisch in unentwirrbare Knorren verwachsenes wie England, in Bausch und Bogen zu beurtheilen — aber ich sie niemals Jemanden, selbst unter den vorsichtigsten und geschiedensten Leuten, die in diesem Urtheile über England anders abweichen, als durch noch größere Entschiedenheit in dieser Richtung.

Neulich kam einmal Jemand ganz echauffirt zu mir und rief: „Herr meines Lebens, das geht schnell! Man riecht schon förmlich den Leichendunst auf den Straßen." Und ein Anderer bot eine Wette, daß England in zehn Jahren „alle" sei. So geschwind geht es nun wohl gewiß nicht, denn Nationen sterben immer langsamer, als das Individuum, und leben dann auch noch fort, wenn sie längst todt sind, wie Spanien, wie Holland u. s. w. Sie sind nur geschichtlich todt:

e produziren nicht kulturhistorisch mehr. Und in dieser Beziehung i das Sterben schon längst im Gange. In der Diplomatie und öheren Politik soll England sogar bereits ziemlich todt sein, doch rstehe ich davon nichts. Und Leute, die es verstehen, werden Engnd noch zwanzig bis dreißig Jahre nach seinem Tode für lebendig id sogar stark halten. Man gewöhnt sich nicht so leicht eine alte, eingewurzelte Vorstellung ab. Und die Meinung, daß England eine rosmacht ersten Ranges sei, hat so tiefe Wurzeln in der Zeitungsrache und in den Köpfen der Doktoren, Hebammen und Kesselflicker s „europäischen Gleichgewichts", daß diese Wurzeln immer noch ß und knorrig sich spreizen werden, wenn oben Blätter, Zweige, efte, Baum-Stamm und Stammbaum bis tief herunter verfault sind.

Nach dem Kriege für die „Civilisation" treten diese konservatiorstörenden Elemente schreckhaft deutlich und massenhaft hervor. Die lemente sind die des konservativen Charakters in allen möglichen taats- und Lebens-Verhältnissen, die, weil sie sich insulirt und isort, verknöchert und gegen die Entwicklungen und Aufgaben der Geichte unzugänglich gemacht, ja im Staate und in der Diplomatie gar entschieden feindlich eingenistet haben, nur zu zerstörenden erden, wie auch jeder Organismus, der sich nur eben konserren will, gerade daran stirbt. Die Regierungs-Maschinerie, die te, berühmte Themis, das ganze Gerichtswesen mit Perrücken und riestermänteln, die Universitäten und Studenten, mit ihren lauen, schwarzen Talaren um die jungen Glieder und dem schenßlichen, hwarzen Viereck auf den fliegenden Locken, die sich gegenseitig abrrennden Gesellschafts- und Vermögens-Kasten, umherstreifend auf nem dichten, lumpigen, betrunkenen und hungernden Pöbel — das lles sieht gespenstisch und hohl aus und rettet nur noch mühsam n Schein, der einmal plötzlich verschwinden kann. Die modernen lemente dazwischen, die Associationen und Compagnieen für Eisenahnen, Banken, Feuer- und Lebens-Versicherung, Schiffahrt und andel, beruhen alle mehr oder weniger auf Schwindel, auf dem Interesse einzelner Hauptpähne darin. Das Geldmachen für Wenige ist r Prinzip, selbst mit allen möglichen Mitteln, mitunter auch gerade ngegengesetzten, so daß nicht nur alle Betheiligten und Dupirten, ndern auch die Direktoren zu kurz kommen. In allen Lebensphasen ngelands fehlt der moderne Geist, die wissenschaftliche, sittliche und elbst wirthschaftliche Kraft, wodurch praktische Dinge allein gedeihen. n historischen, politischen Verhältnissen will man nur eben konserviren, eil Niemand, der da will, weiß, wie zu konserviren sei, da alle Beistheit Englands in allen Entschließungen und Erkenntnissen auf em „precedent", auf früher einmal gefällten Urtheilen und Beschlüssen beruht. Die Lieblings-Phrase in ihrem Gerichtswesen ist: A custom whereof the memory of man runneth not back to the ontrary". Die Barone sagten seit Jahrhunderten: „Nolumus muari" und die Cockney's erschicken die Neugier des Fremden, warum ied und das so und so sei, mit dem unwilligen Ausrufe: „Lord, Sir, t was always so". Sie hassen jede Neuerung, und selbst die ranzösischen Geldbörsen mit der hübschen englischen Einrichtung erfer, weiter, dritter Klasse innerhalb des Stahlbügels für Gold, Silber nd Banknoten brauchten erst zehn Jahre langes precedent, ehe sie allmählig wagten, sich solche zu kaufen. Ein Kaufmann, der sich der Zeiten des ersten Eintreffens dieser porte-monnaies erinnert, sagte, daß man sie während der ersten season nicht umsonst los wurde. Schon Bacon wollte keinen anderen Reformer gelten lassen, als die Zeit. Chatham sagte: „Vertrauen ist eine Pflanze von sehr langsamem Wachsthum", Wellington: „Gewohnheit ist zehnmal Natur".

Letztere Citate sind mitten aus einem merkwürdigen Buche über England, aus: „English Traits. By R. W. Emerson, Author of Representative Men", von dem amerikanischen Denker und Philosophen Emerson, der hier zum ersten Male versucht hat, den ganzen Charakter der Engländer historisch, intuitiv und deduktiv zu erklären. Er ist sehr wohlwollend und schonend gegen England, er lobt ungehener viel, besonders die Aristokratie (was zugleich sehr amerikanisch ist, da man dort dem tiefgefühlten, nicht befriedigten Bedürfnisse eines Adels durch alle mögliche Nachäffereien und Karikaturen abzuhelfen sucht); aber wenn er recht in die Sache kömmt, hört bei allem Wohlwollen alles Lob auf, und dann sagt er mystisch, abrupt, oft wie Tacitus in Blicken, die bittersten Wahrheiten. Einige Stellen:

„Man giebt vor, ihr Adel sei in ungebrochner Linie von Normannen geboren, und daß er seit acht Jahrhunderten nie gearbeitet habe. Die Sache ist aber ganz anders. Der Gesetzgeber, Advokat, Farmer, Seidenhändler liegt perdu unter der Grafenkrone und blinkt dem Antiquar zu, nichts zu verrathen; besonders pfiffige Advokaten, Söhne von Niemanden, die im günstigen Momente etwas Hübsches für die Regierung machten und mit dem Hermelin belohnt wurden."

„Der brillante Macaulay, der den Ton der regierenden Klassen Englands ausdrückt, lehrt ganz deutlich, daß „Gut" gutes Essen und gute Kleider bedeute, materielle Bequemlichkeit, daß die Glorie der modernen Philosophie in ihrer Richtung auf „Frucht" bestehe, daß sie zu Erfindungen für ökonomische Wohlfahrt führe, daß ihr Verdienst darin bestehe, Gedanken auszuweichen, der Moral auszuweichen. Nach ihm hat die Philosophie Baco's das besondere Verdienst, über die alte Platonische triumphirt, den Geist aus den Theorieen vom Allschönen und Allguten befreit und ihn niedergebunden zu haben zum Nachdenken über bessere Kranken- und Lehnstühle, zur Anstiftung besserer Weinfabrication für Invaliden. — Nicht ironisch, sondern in vollem, ganzen Ernste. „Solider Vortheil", wie er es nennt und womit er stets sinnliche Wohlthaten meint, ist nach ihm das einzige Gute. Der ungeheure Nutzen der Astronomie ist ihm und den Engländern bessere Schiffahrt, sicherere und wohlfeilere Füllung der Fruchtläden und Keller mit Citronen, Weinen u. s. w.

„Es ist ein seltsames Resultat, zu welchem die tausendjährige Civilisation und Religion Englands gekommen ist, daß sie in Verlengnung der Sittlichkeit ausläuft und die Intelligenz auf die Bratpfanne reduzirt. Der Kritiker versteht seinen Skeptizismus unter das englische Rothwälsch: Praktisch! Die Vernunft zu überzeugen, das Gewissen zu rühren, ist romantische Prätension. Die feinen Künste fallen zu Boden. Schönheit ist nicht, ausgenommen für luxuriöse Bequemlichkeit. — Mit letzterer treibt man jetzt zwar viel Humbug und thut und bildet sich ein, als ob man mit Gemälden der Aristokratie u. dgl. die bedenklichen Robheiten und Verwilderungen der großen Menge bändigen könne. Dies wäre ganz hübsch, wenn nur Grundlagen von Erziehung und Empfänglichkeit in der großen Menge wären, aber sie sind schlimmer, als die russischen Leibeigenen, denen Lesen und Schreiben zum Wohle des Staates expreß verboten ist. Die regierenden Klassen Englands in Kirche und Staat haben gründlichere Mittel gefunden, sich eine breite, dumme Bodenschicht zu konserviren, als Ukase und Verbote.

Ich könnte noch viele Stellen aus Emerson anführen, die in der Weise des Amerikaners bekräftigen, was wir hier alle in unserer Weise sehen, erfahren und behaupten. Ich könnte auch manches Lob Englands daraus citiren, aber was hilft das und wer glaubt daran, wenn es wahr ist, daß Macaulay die Anschauungsweise Englands wirklich so getroffen hat, wie sie Emerson angiebt! Philosophie des Geldbeutels und Religion der Bratpfanne, Himmelswissenschaft für den Fruchtladen und Weinkeller, schöne Künste, um damit mit von Allen zu konkurriren und die Staatszimmer zu Labyrinthen von Kuriositäten-Sammlungen zu machen, höchste Civilisation, Lengnung der Moral und höchste Hochkirche in Anstellung der Intelligenz als Bratpfannen-Sklave — das schließt alles Lob und allen Glauben an dessen Wahrheit aus.

Und Macaulay's Genius ist richtig getroffen, und er hat den englischen Charakter auch richtig getroffen. Niemand hat die Faulheit und Falschheit der Resultate englischer Geschichte so brillant und unverschämt beschönigt, als Macaulay.

Ich habe ihn deshalb immer gründlich gehaßt und mich nie an dieser brillanten, verlogenen Diction und Entstellung herausfinden können. Aber der massenhafte Rausch Englands über dieses Uebertünchen alles Falschen und Faulen in der englischen Geschichte und Gegenwart ist ein um so nachhaltigerer Beweis, daß England die Fähigkeit verloren, sich zu erkennen und der Nemesis durch Sühne zu entgehen. Sie klammern sich in dunklen Gewissensbissen mit Enthusiasmus an Jeden, der sie lobt und ihre Größe, ihre Freiheit, ihre höchste Civilisation, ihren Reichthum, ihre Macht mit Gassenhauer-Unverschämtheit ausposaunt. Nicht Alle, aber die Wenigen, die einsehen und demgemäß schreiben und reden, haben nichts zu sagen. Man hört nicht auf sie und nennt sie Chartisten und Demokraten, die neulich eine wahre Demonstration mit Lumpen und Blödsinn machten. Wer reformiren könnte, will nicht, wer reformiren will, weiß nicht, wie man es anfangen könnte. Und dann haben die Leute, welche Reformen mit dem Bemerken zurückweisen: da müßte man hernach auch hunderterlei andere Dinge ausflicken, und das kriegen wir nicht fertig, so daß uns inzwischen der ganze Plunder zusammenpurzeln würde; also lassen wir es lieber ganz und gar — in ihrer Weise auch immer ganz Recht, so daß man weder konserviren, noch reformiren kann. So sieht Jeder zu, wie er eben am meisten Geld machen kann, um sich damit die noch einzigen, unerkannten Güter des Lebens zu erkaufen, 25 Prozent Steuern von seiner Miethe zu zahlen und sich noch Revolvers und Diebs- und Räuberfallen für sein Haus zu kaufen. Einige Gegenden von London sind allerdings so unsicher und von Staat, Polizei und Gerichten verlassen, daß sie nur noch in Revolvers öder ihren Betten den theuer bezahlten Staatsschutz finden.")

*) Wir haben diesem Briefe keinerlei Anmerkung beigefügt, obwohl sich gegen Vieles ein Bedenken in uns regte. Gleichwohl ist es mehr, als bloße Zufälligkeit, daß diesem Artikel ein anderer aus der Feder Guizot's vorangeht, eines Mannes, der England ebenso durch langen Aufenthalt, wie durch lange Studien kennt, und der an Sir Robert Peel nachweist, daß ein Land, welches solche Charaktere erzeugt, doch wohl nicht so rettungslos verloren sein kann, wie es unsere kritischen Berichterstatter darstellen. D. R.

Digitized by Google

Böhmen.

Von der Entstehung des böhmischen Klosterstifts Tepl.

Zu den ehrenwerthen Mönchsorden der römisch-katholischen Kirche gehört der prämonstratensische, dessen Ursprung auf den in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebenden Norbert zurückgeführt werden muß; dieser Orden verbindet mit wissenschaftlichen Bestrebungen praktische Obsorge für die Seelen, insbesondere für die noch nicht zur Mündigkeit fortentwickelten. Des Ordens Eigenthum ist das nicht weit von Marienbad in Böhmen gelegene und berühmte Kloster-stift Tepl, durch dessen Gründung ein in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts aus einem gefeierten Geschlechte Böhmens geborner Magnat (comes), Namens Hroznata, sich verdient gemacht hat.

Bei den zahlreichen Mißgeschicken, welche das Stift seit seiner Gründung erfahren, ist es nicht auffallend, daß eine geschichtliche Darstellung des merkwürdigen Entwickelungsganges, den dasselbe Jahrhunderte hindurch genommen, noch nicht angefertigt ist. Der Stifts-Kapitular P. Hugo Joh. Karlik hat erst den Anfang einer solchen Darstellung gemacht in der von ihm zu Leipzig und Meißen 1856 (Oskar Fr. Gordsche) herausgegebenen Schrift: „Gründung der Prämonstratenser-Abtei Tepl in Böhmen, nach Urkunden, Legenden und Sagen erzählt". Diese Schrift, welche uns bei unserer diesjährigen Benutzung der marienbader Heilquellen zu Gesicht gekommen ist, kritisch anzuzeigen, das ist der Zweck unseres anspruchslosen Aufsatzes. Obwohl kein wissenschaftliches Meisterwerk, ist sie unseres Dafürhaltens vermöge ihres Inhalts und ihrer Form einer kritischen Anzeige nicht unwerth.

Der Verfasser geht auf die betreffenden Quellen zurück. Zwar zieht er die libri memorabilium, welche auf den dem Stifte zugehörigen Pfarreien von den Pfarrern angefertigt sind und die Geschichte des Stiftes angehen, leider! nicht zu Rathe; inzwischen benutzt er dreizehn in dem Stifts-Archive befindliche Urkunden, welche, von dem Herrn Kapitular in die deutsche Sprache übertragen, der Schrift ebenso beigefügt sind, wie sieben Abbildungen, welche die Person und denkenswerthe Erlebnisse des Magnaten dem Leser vor Augen führen. Außerdem macht er von einer Legende Gebrauch, die angeblich aus der Feder eines Stifts-Abts geflossen ist, welcher in dem Verhältniß des Dieustes zu Hroznata gestanden. / Anmerkungen, unter dem Texte der Schrift befindlich, zeugen in erfreulicher Weise von der Gelehrsamkeit des Verfassers.

Der Geist der Frömmigkeit, welcher die Leistung desselben durchdringt, verleiht ihr ein erbauliches Gepräge; diese Frömmigkeit ist allerdings eine streng katholische, die bei denjenigen Momenten der Lebens-Entwickelung Hroznata's gern verweilt, welche „die Jungfrau, die Mutter der Gnade, die Königin der Barmherzigkeit, die den auf sie Hoffenden nie verlasse" (S. 12) betreffen. Diese Frömmigkeit kann dem protestantischen Bewußtsein umsoweniger zusagen, als sie von scharfer Rede sich nicht ganz fern hält. So wird (S. 4 Anm.) in Beziehung auf Tepl gesagt: „Es sah entstehen und vorübergehen die hussitischen Gräuel, die lutherische Kirchen-Revolution sammt all' den Stürmen, die sie gebar". Indeß darf die Erscheinung einer streng katholischen Frömmigkeit bei einem Schriftsteller, welcher Kapitular einer prämonstratenser Abtei ist, nicht befremden. Ueberdies kann das protestantische Bewußtsein, wenn es auch nicht vermag, dieser Frömmigkeit Beifall zu zollen, doch die Fülle des Wahren und Guten, die in der Schrift dargeboten wird, sich aneignen, ohne darum sich selbst ungetreu zu werden.

Endlich ist dieselbe keineswegs kritiklos. Die erbauliche Haltung der Leistung berechtigt nicht, sie der Kritiklosigkeit zu zeihen. Die in der Legende mitgetheilten, auf die „Kinder- und Jünglings-Jahre" des Hroznata sich beziehenden Erzählungen, welche den Gefühlszug des an die „göttliche Mutter" anknüpfenden Wunderbaren haben, werden von Herrn Karlik (S. 10) mit Recht als „schöne Sagen" bezeichnet. Noch mehr! Wenn der Verfasser der Legende erzählt, Hroznata habe das Stift Tepl „im Auftrage des römischen Stuhls für Lösung eines nicht erfüllten Kreuzzug-Gelübdes gebaut" (S. 6) so weicht Herr Karlik (S. 14) von dieser Darstellung des Legendisten insofern ab, als er glaubt, den Grund der Stiftung „in den von der Legende angegebenen, allein nicht beachteten Motiven" suchen zu müssen, „nämlich in dem — Gelübde" (Maria, seiner Erretterin [!], einen besonderen Dienst erweisen zu wollen, S. 12), „in dem Absterben des Kindes und der Gattin, wie auch in dem hierdurch erwachten religiösen Bewußtsein" (S. 14 Anm.). Jene Abweichung ist wohlbegründet; denn eine von dem böhmischen Herzog und Bischof Heinrich im Jahre 1197 ausgestellte Urkunde, welche S. 46 f. abgedruckt ist, berechtigt zu der Ueberzeugung, daß der Freund dieses Mannes, Hroznata, das Stift gebaut habe, als er noch beabsichtigte, das von ihm abgelegte Kreuzzugs-Gelübde zu erfüllen, d. h. den Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen. Nur können wir nicht durchweg der Ansicht Karlik's beipflichten. Nachdem derselbe z. B. von Hroznata (S. 23) bemerkt hat, er habe das „Land seiner Sehnsucht nicht betreten; denn kaum am Sammelplatze (nämlich der Kreuzfahrer in Apulien, S. 22) angekommen, sei er wieder in seine geliebte Heimat zurückgeeilt", so behauptet Karlik: „was der Legendist sage: er habe sich durch die bevorstehenden Mühseligkeiten einer langen, gefährlichen Seefahrt abschrecken lassen, sei eines christlichen Ritters unwürdig". Karlik verwirft also, was der Legendist als den Beweggrund des Schnellen, von Hroznata gefaßten Entschlusses, in seine geliebte Heimat wieder zurückzueilen, setzt. Allein dieses Bewerfen ist ein unbefugtes. Da Hroznata bei aller seiner christlichen Ritterschaft ein sündhafter und gebrechlicher Mensch war und das Herz des Menschen bald trotzig ist und bald verzagt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er sich durch die bevorstehenden Mühseligkeiten jener Seefahrt hat abschrecken lassen, das Land seiner Sehnsucht, d. h. Palästina, zu betreten. Herr Kapitular Karlik theilt ja selbst (S. 5) die Voraussetzung, „der Inhalt der Legende habe, wie der einer jeden Legende, ein historisches Substrat", eine Voraussetzung, welche von gesunde. d. h. maßliebender Vernunft sei.

Was die Form der Schrift, d. h. die Sprache betrifft, so ist sie einfach und nicht blos für Gelehrte, sondern auch für Ungelehrte verständlich.

Dem Vernehmen nach, hat der Verfasser den Entschluß gefaßt, die Geschichte des Stiftes zu schreiben, „in dem er fast die Hälfte seines Lebens zugebracht hat und welchem mit Leib und Seele angehören er nicht aufhören will". Je bedeutender das Stift ist, desto mehr wird es uns freuen, wenn die Umstände der Zeit die Ausführung des Entschlusses begünstigen werden.

Breslau. Wilh. Boehmer.

Mannigfaltiges.

— Bernh. Cotta's „Geologische Bilder". Der Verfasser des Briefe über Humboldt's „Kosmos", Herr Professor Bernhard Cotta, hat vor einigen Jahren bekanntlich für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" eine Reihe von Aufsätzen über die Entstehung der Erdoberfläche, über Vulkane, über die geologischen Wirkungen des Wassers, über Entstehung und Bau der Gebirge, Erzlagerstätten ꝛc. geschrieben, die nachmals mit ihren zahlreichen Abbildungen in einen besonderen Abdruck unter dem Titel: „Geologische Bilder", ausgegeben wurden. Kürzlich ist nun die dritte, mit einer wesentlichen Vermehrung der Abbildungen ausgestattete Auflage dieses Buches erschienen.*) Dasselbe, obwohl einer materialistischen Zeitrichtung — der Benutzung und Ausbeutung des Bodens zu Geld-Speculationen — indirekt dienend und darum gewiß vorzugsweise von allen Präsidenten, General-Secretairen und Actionairen der Kredit-Mobiliers zu Geschenken für ihre hoffnungsvollen Söhne verwandt, faßt doch seinen Gegenstand so poetisch und zugleich so wissenschaftlich-populär auf, daß von einer recht weiten Verbreitung der „Geologischen Bilder" nur Gutes für die allgemeine Bildung erwartet werden kann. Auch die äußere Ausstattung dieser neuen Auflage ist so geschmackvoll und einladend, daß selbst die Frauen und Töchter der Herren Präsidenten ꝛc. das Buch als eine Zierde ihrer Lesetische auflegen können.

— Lamartine und die Engländer. Lamartine beklagte sich kürzlich darüber, daß sein „Cours familier de littérature", durch welchen er bekanntlich seinen heruntergekommenen Finanzen aufzuhelfen sucht, in England unbeachtet bleibe. „England allein", so schrieb er an einen Freund in London, „hilft mir nicht bei meiner traurigen Arbeit. Die Engländer schienen gegen mich das gleichgültigste Volk zu sein; ich habe nicht zwei Abonnenten unter ihnen." Ein Londoner Journal, The Critic, findet sich veranlaßt, die Engländer wegen dieser Gleichgültigkeit zu rechtfertigen: Der „Cours familier" giebt sich, wie das englische Blatt sagt, viel zu viel mit „Sakuntala", mit dem „Mahabharata" und anderen obsoleten Dingen des alten Indien ab, als daß sich die praktischen Engländer dafür interessiren sollten. „Tant pis pour Messieurs les Anglais", könnte Lamartine mit Fug und Recht hierauf antworten.

*) Geologische Bilder. Von Bernhard Cotta, Professor an der Bergakademie zu Freiberg. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür sie hier in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und dem Expedteur Neumann, Niederwallstr. Nr. 31), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 127. Berlin, Dienstag den 21. Oktober 1856.

Frankreich.

Das alte Regime und die Revolution.*)

Der Prozeß zwischen dem alten Regime und der Revolution schien zu Gunsten der letzteren beendigt zu sein. Noch vor zehn Jahren glaubte man, daß man vortreffliche Gründe hätte, das ganze alte Regime durch die neue soziale Ordnung zu ersetzen. Aber die Ereignisse haben seitdem viele Hoffnungen und viele Doktrinen zu Schanden gemacht. Alle Parteien haben der Reihe nach Schiffbruch gelitten. Die Verheißungen des Jahres 1789 sind noch einmal der Unwahrheit bezüchtigt worden. Lehrer und Denker haben verzweiflungsvoll auf die Vergangenheit zurückgeblickt und sich gefragt, ob unsere Väter, da sie Unrecht gehabt, so viel zu hoffen, nicht auch Unrecht gehabt, so viel zu unternehmen? Die Anstrengungen und die Opfer waren ungeheuer gewesen; das Ergebniß aber blieb unvollständig, fraglich und bestritten. Von Epoche zu Epoche zurückgehend und die Errungenschaften der modernen Zeiten prüfend, sind spekulative Geister wieder auf das Mittelalter zurückgekommen. Politiker, klügere oder wenigstens den Geist der Zeit mehr berücksichtigende Leute, sind so weit nicht zurückgegangen; aber sie haben zuletzt das Problem von 1789 bei Seite gelegt. Was hat man von dem alten Regime, was von der Revolution zu halten?

Herr von Tocqueville hat es der Mühe werth gehalten, diese Doppelfrage gründlich und unparteiisch zu untersuchen. Zurückweichen kann Schwäche sein, Beharren — Eigensinn. Das weiß Herr von Tocqueville; er hat also die Prüfung nicht begonnen, ohne sich auf Alles gefaßt zu machen. Er bekennt sich zu der muthvollen Maxime Algernon Sydney's: „Eine Wahrheit kann durch keine Konsequenz aufgehoben werden.“ Man weiß, in welchem Maße er alle Eigenschaften eines Beobachters der menschlichen Dinge in sich vereinigt. Er hat bereits als ein scharfsehender und unparteiischer Beobachter die moderne Demokratie überhaupt und insbesondere die Demokratie in Amerika geschildert und beurtheilt. Seitdem hat er sie von neuem in seinem Vaterlande beobachtet, er hat sich mit ihr, als sie das Ruder führte, in Einvernehmen gesetzt; er hat ihr gedient, gerathen; er hat sie aufgeklärt, auch bekämpft. Frei, stark und gereift im Urtheil, hat er nun die vergleichende Prüfung des alten Regimes und der Revolution unternommen.

Am Schlusse seines Buches über Amerika, vor zwanzig Jahren, sagte er: „Die scheinen mir sehr blind zu sein, welche die Monarchie Heinrich's IV. oder Ludwig's XIV. wiederfinden wollen. Was mich betrifft, wenn ich den Zustand betrachte, zu welchem mehrere europäische Nationen schon gekommen sind, und den, nach welchem alle übrigen streben, so fühle ich mich bewogen, zu glauben, daß unter ihnen bald nur noch die demokratische Freiheit**) oder die Tyrannei der Cäsaren möglich sein wird“. Den hier ausgesprochenen Gedanken hat eine weitere zwanzigjährige Erfahrung ihm nur bestätigt; die Demokratie hat nicht aufgehört, ihn als die in der gegenwärtigen Welt herrschende Thatsache, als die Gefahr oder die Hoffnung der gegenwärtigen Staatsgemeinschaften zu erscheinen. Er hat in der Vorrede seines neuen Werkes die Zustände dieser Staatsgemeinschaften in dem Momente, wo das demokratische Prinzip sich ihrer zu bemächtigen anfangen, treffend geschildert. Man erkennt, daß er in seinem System, in seinen Gedanken, in seiner Darstellungsweise derselbe geblieben.

Als er sein Werk begann, wußte er sehr wohl, daß die Franzosen im Jahre 1789 eine in der Geschichte fast beispiellose Anstrengung gemacht, das, was sie bis dahin gewesen waren, durch eine Kluft von dem zu trennen, was sie von nun an sein wollten. Es erschien ihm die Wiederherstellung dessen, was die Revolution zerstört hatte, nicht ganz unmöglich. Aber bei genauerer Untersuchung hat er gefunden, daß die durch die Revolution zu Stande gebrachte Aenderung in der sozialen Ordnung Frankreichs weniger eine Schöpfung der Revolution, als ein Ergebniß einer langen geschichtlichen Entwickelung gewesen, daß die Revolution Frankreich mehr in seinem Wesen offenbart, als umgewandelt hat; denn indem die Revolution alte Einrichtungen, die immer nur eine Schein-Existenz hatten, zu Grunde gerichtet, hat sie einer wirklichen Nation, die durch die Jahrhunderte für neue Einrichtungen, welche ihren Ursprung nicht in ihr selbst gehabt, nicht gewonnen werden konnte, gleichsam nur ihre wahre Gestalt wiedergegeben, so daß diese Nation, vollständig von dem einen Regime zu dem anderen übergehend, weniger in ihrer Natur, als in ihrer äußeren Stellung, weniger in ihren Sitten, als in ihren Gesetzen, weniger in ihren Gesetzen, als in ihrer Regierung sich verändert und aus der Vergangenheit Alles, was ihr eigen war, Alles, was von dem ihr eigenen Leben in die neuen Formen eingehen, Alles, was ein Bestandtheil einer demokratisch eingerichteten Gesellschaft werden konnte, bewahrt oder wieder aufgenommen hat. Aber am klar zu sehen, wie sehr das gegenwärtige Frankreich mit dem alten Frankreich zusammenhängt, oder wie sehr es sonst das war, was es heute ist, muß man den Schleier, den die Geschichte über Frankreich gelegt, wegnehmen und erkennen, was die Nation hinter der etwas theatralischen Decoration der alten Monarchie that und dachte. Mit verständiger Bißbegierde in die Einzelnheiten des Lebens des alten Frankreich eindringend, hat Herr von Tocqueville seinen Untersuchungen Interesse, seinen Bemerkungen Originalität, seinen Folgerungen Haltbarkeit zu geben verstanden.

Und man meine nicht, daß es sehr leicht ist, die verwischten Züge des ancien régime wiederzufinden. An Büchern fehlt es nicht, in denen seine Sitten sich Ausdruck gegeben, in denen Anspielungen auf die Gesetze, die Autoritäten und die Gebräuche, die noch im XVIII. Jahrhundert herrschten, sich finden. Die amtlichen Archive sind nicht zu Grunde gerichtet worden. Und die Menschen dieser Zeit sind unsere Väter und Großväter. Aber doch wird Jeder erfahren haben, wie schwer es ist, sich genau vorzustellen, wie man damals lebte, wie es in Betreff der kleinen Angelegenheiten des Lebens zuging. Die Wahrheit entzieht sich und hier sofort, wenn wir von Vorstellungen, welche die Gegenwart uns aufdrängt, und auch nur um mindersten beherrschen lassen. Herr von Tocqueville hat bei seiner Arbeit ein Verfahren befolgt, welches hervorragenden Geistern, aber vielleicht nur diesen, ziemt. Er hat von Allem abgesehen, was Andere gefunden, geschrieben, gedacht haben. Er hat sich nur mit den Thatsachen, nicht mit den Reflexionen Anderer über dieselben beschäftigt. Er hat die Ruinen besucht, durchforscht und nach der Natur gezeichnet. Er ist den Dingen tiefer auf den Grund gegangen, als Herr Randot, der im Jahre 1847 ein Buch unter dem Titel: „Frankreich vor der Revolution“ veröffentlicht hat. Während Herr Randot das ancien régime so gesehen, wie es hätte sein sollen und wie es gewesen sein würde, wenn alle Macht in den Händen so guter Bürger, wie er, geblieben wäre, hat Herr von Tocqueville es in seiner wahren, von allem Schein befreiten Gestalt gesehen; das Urtheil, welches er hat fällen müssen, ist ein entscheidendes Verdammungsurtheil.

Wenn die Revolution Recht hatte, wenn sie nothwendig war, verdiente das ancien régime nicht mehr zu existiren. Wenn aber die Revolution eine erfolglose und verbrecherische Thorheit gewesen, so kann die Regierung, welche die Gesinnungen und die Ansichten, aus denen diese Thorheit entsprungen ist, hat entstehen, wachsen, hervorbrechen und am Ende gar triumphiren lassen, eine Hochachtung seitens der Politik nicht verdienen. Je mehr man die Nation meint tadeln zu müssen, desto weniger wird man die Regierung loben

*) L'ancien régime et la révolution. Par A. de Tocqueville. Was hier mittheilen, ist einer von Charles de Remusat verfaßten Abhandlung ntnommen, in welcher das neueste Werk des durch sein vor etwa zwanzig Jahren erschienenen Buches: „De la Démocratie en Amérique“ bekannten Herrn von Tocqueville seinem wesentlichen Inhalte nach uns vorgeführt wird. D. R.

**) Herr von Tocqueville versteht unter dieser Bezeichnung nicht ausschließ- ch die Freiheit in der Form der Republik. Er sagt ausdrücklich, daß er nderswo, als in Amerika, eine Verbindung der Monarchie, der Demokratie nd der Freiheit für möglich halte.

Digitized by Google

dürfen, welche dieselbe so schlecht erzogen hat. Wenn die Nationen nicht frei sind, wird ihre Verantwortlichkeit geringer, die ihrer Regierungen größer; und Frankreich war im Jahre 1789 das, was seine Regierung aus ihm gemacht hatte. Wenn man in der französischen Revolution ein Gemisch von Gutem und Schlechtem sieht: erst eine gerechte Erhebung, edle Gedanken, einen hochherzigen Ehrgeiz, dann zügellose Leidenschaften, schrankenlose Unordnung, Aufhören alles Respekts außer dem vor der Gewalt, so gereicht Alles, was lobenswerth an der Revolution ist, dem Regime, gegen welches sie gerichtet gewesen, zum Vorwurf; daß es aber der Nation an öffentlichen Tugenden gefehlt, gereicht den Jahrhunderte hindurch herrschend gewesenen Einrichtungen und Gewalten, unter denen die Nation sich gebildet hat, nicht zum Lobe. Wie man sich über die Revolution auch aussprich, was ihr in Frankreich vorhergegangen, kann eine ernste Prüfung nicht bestehen; und selbst wenn die Revolution nicht Recht gehabt haben sollte, so wird doch die Contre-Revolution immer Unrecht haben.

Die christlichen Nationen Europa's sind alle in einer gewissen Zeit von germanischen Heeren und Stämmen überzogen worden. Diese Fremden haben sich nach der Eroberung weder zurückgezogen, noch im Schooße der unterworfenen Völker verloren. Ihre Niederlassung ist fast überall die letzte Revolution in den sozialen Elementen der Völker Europa's gewesen; sie hat überall eine gewisse fundamentale Ungleichheit, sie hat das, was es von Aristokratie in den Staaten des Mittelalters gegeben, herbeigeführt. Seitdem ist kein anderes aristokratisches Element in die Völker eingedrungen; und es ist die Aristokratie fortwährend im Abnehmen begriffen gewesen. Der natürliche Fortschritt einer Gesellschaft auf dem Wege der Civilisation bringt es mit sich, daß, sei es durch Erwerbung von Reichthümern, sei es durch die Erfolge des Talents, des Muthes, der Arbeit, manche von denen, die den niederen Klassen angehören, sich selbst und folglich diese Klassen emporheben, da die Ursache, welche sie, herunter gebracht, sich nicht ernennt, und die Ursachen, welche sie emporbringen, zu wirken nicht aufhören. Jede soziale Ordnung strebt von selbst zur Gerechtigkeit hin, und die Gerechtigkeit setzt nach und nach die Rechte, welche die Zeit mit sich bringt, ins Gleichgewicht mit den Rechten, welche die Gewalt geschaffen hat. Der regelmäßige Lauf der Dinge ist also ein gewisser Fortschritt zur Gleichheit; die Demokratie ist diejenige Gesellschaftsform, der mit mehr oder weniger raschen Schritten alle europäischen Gesellschaften entgegengehen. Aber die germanische Race, das ausschließliche oder doch wenigstens das Haupt-Element der Aristokratie, hatte außer der Macht, welche der Krieg und das Glück geben, einige natürliche oder erworbene, erblich gewordene Eigenschaften, durch welche sie sich vor den unterworfenen Racen auszeichnete. Der germanische Geist ist überall zu erkennen; überall bekunden die Gesetze, die Sitten, die Sprache und die sonstigen Elemente des sozialen Lebens mehr oder weniger den Einfluß dieses Geistes. Nirgends, außer vielleicht im Norden von Italien, ist dieser Einfluß geringer gewesen, als in Frankreich. Aus verschiedenen Ursachen, unter denen die Wirkung der römischen Civilisation in Gallien die vorzüglichste ist, haben in Frankreich die Charakterzüge der erobernden Race sich am schnellsten abgeschwächt. Frankreich ist folglich das Land, in welchem das aristokratische Element sich am wenigsten ausgebildet hat, wo es am frühesten durch andere Elemente des sozialen Lebens modificirt worden ist, und weil die Aristokratie hier am wenigsten stark gewesen, ist sie hier am wenigsten erträglich gefunden worden. Dieselben Ursachen, welche sie schwach oder vorübergehend machten, haben sie unpopulär gemacht; sie hat in Frankreich bei denen, welche Nutzen von ihr hatten, nicht mehr Glück gemacht, als bei denen, welche durch sie nur leiden konnten. Der wahre aristokratische Geist hat hier nie oder doch nur vorübergehend in den privilegirten Klassen geherrscht. Man hat sich der Privilegien freuen, gewisse Immunitäten lieben, auf manche Auszeichnungen stolz sein und, wo es nöthig gewesen, dafür kämpfen können; aber die Nation auf eine beständige Weise repräsentiren, sie erblich regieren, ihrer Politik den Charakter der Konsequenz und des Fortschritts geben, wollen, daß ihre Freiheit und ihr materielles Wohl das Werk ihrer Häupter sei, sich von der Vorsehung hierzu erwählt und sich verantwortlich fühlen für die Ehre und die Schicksale der Nation, das Alles haben die Nachkommen der alten Franken oder diejenigen, welche sich für solche ausgaben, nie gethan. Viele Jahrhunderte hindurch hat der französische Adel, sehr französisch in diesem Punkte, mehr Ansprüche als wahren Stolz an den Tag gelegt.

Die Prinzen von königlichem Geblüte waren offenbar die Vorbilder und die Häupter des Adels, und der große Conde war gewiß das Vorbild und das Haupt der Prinzen vom königlichen Geblüt. Sehen wir von Allem ab, was seinen Charakter befleckt, so können wir nur sagen: er hatte das Genie eines Soldaten und Eine edle Leidenschaft, durch die er dem Staate nützlich werden konnte, die des kriegerischen Ruhmes; aber es war ihm gleichgültig, welcher Sache er mit seinem kriegerischen Genie diente. Wann hat der Gedanke des Volkswohles seine Seele erfüllt oder sein Benehmen geleitet? Der Einfluß am Hofe, die freie Verfügung über die Gunstbezeugungen und über die Pensionen hat er begehrt; aber hat man je behauptet daß er die Macht erstrebt, um eine Politik durchzusetzen, die Frankreich größer oder glücklicher machen sollte?

Im Zeitalter Ludwigs XIV. hat es wenig Herren vom Adel gegeben, die in so allgemeiner Achtung standen, wie der Herzog von La Rochefoucauld. Aber selbst er — hat er je um das öffentliche Wohl sich bekümmert? — Und auch der Herzog von St. Simon, den und die meisten jüngeren Schriftsteller als einen der letzten Typen der Aristokratie schildern, hat, wenn er auch das öffentliche Wohl zu fördern die Macht gehabt hat, sich doch schlecht hierum verstanden; er hat die beste Zeit seines Lebens damit verdracht, sich leidenschaftlich, wie ein Sektirer oder wie ein Parteihaupt, zu bemühen, nicht für ein politisches System, sondern für höfische Anzeichnungen. Er hat sich für Titel, für Vorsitze geschlagen; er hat die Etikette für die Constitution des Staates genommen. Dieser ernste, energische, unbestechliche Mann hat fast nur für kleinliche Sachen gelebt.

Aber Condé, La Rochefoucauld, Saint-Simon sind nicht Schuld daran, daß sie keine wahren Aristokraten gewesen. Die ganze Geschichte Frankreichs zeigt uns, wie von Stufe zu Stufe diese glänzende Kaste herabgestigen ist bis in die Vorzimmer Ludwig's XV.

Wie kann man von dieser privilegirten Klasse, die man wie 110,000 Personen schätzt, verlangen, daß sie Bevorzugungen als Titel rechtfertige, welche nur als Zugabe zu einer einflußreichen Stellung im Staate gerecht sind? Eine solche Menge kann keine Aristokratie sein, am allerwenigsten in einem reichen Lande, wo mehr als ebenso viele andere Personen jenen an Bildung, Reichthum und Einfluß gleich sind. Die englische Aristokratie zählt vielleicht zwanzigmal weniger Personen. Und was hat es mit ihrer Bevorzugung für eine Bewandtniß?

Ein junger Offizier, dessen Familie in Indien reich geworden war, that sich als Redner hervor; er wurde Minister und Staatsmann; um seines Einflusses und seiner Berühmtheit willen wurde er in den Adelstand erhoben und starb als Graf von Chatham. Sein jüngerer Sohn hatte keinen Titel; er studirte die Rechte und wurde Advokat. Seiner Geburt verdankte er nur dies, daß er, noch sehr jung, in das Haus der Gemeinen eintrat. Er zeigte das Talent und den Charakter, die den Redner und den Minister machen, und, auf der Höhe seiner Macht angelangt, bot er dem National-Konvent und Napoleon immer noch die Spitze. Er hieß, als er starb, immer noch Herr Pitt.

Als Wilhelm III. den letzten Grafen von Bedford zum Herzog machen wollte, lehnte derselbe diese Würde mehrere Male ab. Er gab den Grund an, daß ein Graf, der eine zahlreiche Familie hätte, von seinen Söhnen den einen als Advokaten, den anderen als einem Comtoir der City placiren könnte, daß aber die Söhne eines Herzogs, da sie alle den Titel „Lord" führten, sich nicht als Advokaten oder als Kaufleute ihren Lebensunterhalt erwerben könnten. Wilhelm III. ließ den Grund nicht gelten, und derselbe war auch nur in Betreff einer Generation richtig; die Enkel eines Herzogs von Bedford, mit Ausnahme des ältesten, können jede nützliche Carrière einschlagen. Diese Unterschiede darf man nicht vergessen, wenn man Frankreich und England vergleicht und wenn man von Privilegien, von Adel und von Aristokratie spricht. (Fortsetzung folgt.)

Guizot über Sir Robert Peel.

II. Sir Robert Peel's Tod.
(Schluß.)

In London, Manchester, Glasgow, Edinburg, Birmingham, Leeds wurden gleich in den ersten Tagen nach Peel's Tode Meetings gehalten, um ihm Monumente und Statuen zu errichten. Mehrere solcher Beschlüsse sind schon ausgeführt; andere sind im Begriff, ausgeführt zu werden. Ich will nur zwei besprechen. Am 12. Juli sieht Lord John Russell im Hause der Gemeinen den Antrag, Sir Robert Peel in der Westminster-Kirche ein Denkmal zu errichten mit einer Inschrift, in welcher die öffentliche Stimmung, die durch einen großen und unersetzlichen Verlust hervorgerufen war, ihren Ausdruck finden sollte. „Ich will nicht eingehen", sagte er, „in eine Untersuchung der Verdienste Sir Robert Peel's... Die Kommission, welche Sie dann beauftragt haben, die Männer auszuwählen, deren Statuen diese Rauin schmücken sollen, hat entschieden, daß die Statuen Hampden und Lord Falkland's aufgestellt werden sollen. Sie ist ohne Zweifel der Ansicht gewesen, daß, wie verschieden auch die Prinzipien und die Talente dieser beiden großen Männer wären, Beiden das Wohl ihres Landes gleich sehr am Herzen gelegen. Warten wir nicht zwei Jahrhunderte, wie in Bezug auf Hampden und Lord Falkland, auch mit

dreißig, zwanzig oder nur zehn Jahre, den Todten Gerechtigkeit zu erweisen; ehren wir sogleich, wie es sich ziemt, das Andenken Sir Robert Peel's." Das Haus nahm den Antrag sofort an, und am 18. Juli erhielt dasselbe die offizielle Mittheilung, daß die Königin die nöthigen Befehle zur Ausführung des Beschlusses gegeben.

Schon acht Tage früher hatte ein Comité, im Namen der arbeitenden Klassen, eine Penny-Subscription eröffnet zu dem Zwecke, Sir Robert Peel ein Denkmal mit der Inschrift: „National-Denkmal der Armen" zu errichten. Das Comité ersuchte Herrn Cobden, sich den Leitern des Unternehmens anzuschließen. „Es wird für mich eine wehmüthige Freude sein", antwortete Herr Cobden am 6. Juli, „mich an einer so zweckmäßigen Art, den fast allgemeinen Schmerz über den Tod eines so großen öffentlichen Wohlthäters zu bezeigen, zu betheiligen. Der berühmte Staatsmann, der uns so plötzlich entrissen ist, hat Alles, was ein Gegenstand des Ehrgeizes sein kann, geopfert, um den Wohn- und Werkstätten dieses Landes Sicherheit, Gesundheit, zunehmendes Wohlbefinden zu verschaffen. Er wußte, welchen Preis er sogleich für den Dienst zu bezahlen haben würde, den er der Nation leistete; aber er rechnete in prophetischer Zuversicht auf das künftige Verdikt des Volkes. Im Augenblick, wo er die schwerste Prüfung bestand, als er die Rede hielt, mit welcher er seine amtliche Laufbahn schloß, wandte er sich, nachdem er von den Parteibanden, die er für immer zerrissen, von den politischen Freundschaften, die er sich in bittere Feindschaften verwandelt, von den Verleumdungsflüthen, die er gegen sich heraufbeschworen hätte, gesprochen, nachdem er in Trauer, aber ohne Reue, seine Opfer aufgezählt hatte, an das Volk, um Sympathie und Gerechtigkeit zu finden, und beschloß er sein Leben als Minister mit den folgenden Worten: — Vielleicht werde ich einen Namen hinterlassen, der bisweilen in den Wohnungen derjenigen, deren Loos auf dieser Welt die Arbeit ist, mit Ausdrücken des Wohlwollens genannt werden wird ....." „Ihr habt durch Euer Unternehmen", fügte Herr Cobden hinzu, „vielleicht ohne es zu wissen, dem Staatsmann, der nun nicht mehr ist, seinen Wunsch erfüllt. Von den Pfennigen der Arbeiter möge eine seinem Andenken geweihte Pyramide erbaut werden, die Worte, die ich eben ins Gedächtniß gerufen, mögen die Inschrift dieser Pyramide sein; sie wird beweisen, daß Sir Robert Peel nicht ohne Grund auf die Gerechtigkeit und die Dankbarkeit seiner Landsleute gerechnet."

Rußland.

Das russische Marine-Journal.*)

Der jetzt auch in der westeuropäischen Presse oft genannte Morskoi Sbornik wird seit dem Jahre 1848 vom gelehrten Comité des russischen Marine-Ministeriums herausgegeben. Dem Programm desselben zufolge, sollte er Uebersichten der bemerkenswerthesten Entdeckungen und Experimente in allen Zweigen der nautischen Kunst, Nachrichten über den Zustand der russischen und ausländischen Flotten und Häfen und Berichte über die wichtigsten See-Expeditionen enthalten; ferner historische Aufsätze, Biographieen, Nekrologe, literarische, auf das Seewesen bezügliche Artikel und endlich eine kurzgefaßte nautische Bibliographie.

Während des ersten Jahres seiner Existenz lieferte der Sbornik nur Uebersetzungen, die, auf zehn ziemlich dünne Hefte vertheilt, den ersten Band des Werkes bilden. Auch im Jahre 1849 erschien nur ein Band, der aber schon einige Original-Artikel enthält, als: „Bemerkungen über die Handhabung eines Tenders", vom Lieutenant Gervais; „das Kriegsgericht über den Vice-Admiral Cruys", von Sokolov; „die Seeschlacht von Hogland 1788", von demselben; „der erste Jacht-Klub in Rußland"; eine Lebensbeschreibung des englischen, in russische Dienste getretenen Admirals Knowled u. a.

Mit dem Jahre 1850 vergrößerte sich der Umfang des Sbornik um das Doppelte; es kamen bis 1853 jährlich zwei Bände heraus, von deren Inhalt wir Folgendes anführen: „Beschreibung der Operationen der tschernomorischen Flotte während des Krieges mit der Türkei in den Jahren 1828 und 1829", von dem Vice-Admiral Melichov, der selbst einen hervorragenden Antheil an den Belagerungen von Anapa und Varna nahm; „das Erscheinen der türkischen Flotte im Schwarzen Meere im Jahre 1829", von Zekagin, wo der glückliche Kampf der russischen Brigg „Merkur" gegen zwei türkische Linienschiffe und die Eroberung der Fregatte „Raphael" durch die letzteren erzählt wird; „über die Ausrüstung und den Gebrauch von Brandern", von Kalovkski; „Versuch einer Theorie der Orkane", von Iwaschinzov; „das Schwanken des Erdbodens in Petersburg, Kronstadt und Reval", von Sarudny; „Leben des Admirals Golownin", von Gretsch; „die Fahrt des zum kaiserlichen Jacht-Klub gehörigen Schooners Rogneda in den Jahren 1851 und 1852", vom Kommodore Fürsten Lobanov-Rostovskji, und eine Denkschrift über den Zustand der türkischen Kriegsflotte im Jahre 1852, von dem Flügel-Adjutanten Arkas, der auch die „Beschreibung der Manöver der zwei vereinigten Divisionen der baltischen Flotte im Juli 1853" geliefert hat, die zur Zeit besonderes Interesse erregte und in mehrere deutsche, französische und englische Blätter überging.

Im Jahre 1854 erschienen drei Bände des Morskoi Sbornik, indem das Programm des Journals durch eine neue Abtheilung vermehrt wurde, welche die offiziellen Berichte der Marine-Behörden an die Regierung, die Anordnungen der letzteren, Beförderungen, Auszeichnungen im Dienste ꝛc. in sich schloß. Der eben ausgebrochene Krieg gab diesem Fach eine besondere Reichhaltigkeit und verlieh dem Blatte einen neuen Charakter, in welchem das Wissenschaftliche vor dem Politischen in den Hintergrund tritt. Von den technischen und literarischen Aufsätzen dieses Jahrgangs erwähnen wir Sokolov's „Historische Skizze der Reisen auf dem Kaspischen Meer bis zu Anfang der hydrographischen Aufnahme" und dessen Sammlung von russischen Matrosen-Liedern; „die Kreuzfahrt der Korvette „Jason" im Jahre 1853", vom Midshipman Patâolog; eine Abhandlung des Lieutenants Papengut über das Prinzip des Stranden-Schiffes und die Geschichte der Schiffer-Dörfer zu Ochta, von Mansurov. Diese Ansiedelungen wurden von Peter dem Großen im Jahre 1725 in der Absicht, die russische Marine mit einem Stamm tüchtiger Matrosen zu versehen, gegründet und erfreuten sich bis in die neueste Zeit herab mancher Privilegien und Freiheiten.

Eine neue Bereicherung erhielt der Morskoi Sbornik im Jahre 1855, indem die bisher einzeln erscheinenden „Memoiren des hydrographischen Departements" mit ihm vereinigt wurden. Hierdurch, sowie durch die massenhaft eingehenden amtlichen und Privat-Nachrichten vom Kriegsschauplatz, ward der Umfang des Journals wiederum um das Doppelte vergrößert. Seit dieser Zeit kömmt es zweimal monatlich heraus, und zwar in nicht weniger als zwanzig Druckbogen starken Heften. Während der Belagerung von Sebastopol bildeten die Berichte aus der hartbedrängten Feste eine stehende Rubrik des Sbornik und wurden von dem Publikum mit fieberhafter Theilnahme gelesen. Zu den anziehendsten derselben gehörten die Schreiben der barmherzigen Schwestern (sjostry Krestowosdwijenskoi Obschtschiny), die mit seltener Aufopferung mitten unter Gefahren und Entbehrungen aller Art, denen auch mehrere von ihnen erlagen, die freiwillig übernommene Samariterpflicht erfüllten. „Großer Gott!" schreibt eine von den Schwestern, „wie viel Blut wird in unserem armen Sebastopol vergossen! Und endlich ist es den Franzosen gelungen, auch Nachimov zu treffen. Wie lange haben sie auf ihn gezielt, als er so unvorsichtig alle Bastionen umritt! Während Niemand Epauletten trägt, hat er sie beständig getragen, und so oft man ihn darauf aufmerksam machte, ließ er doch alle Warnungen unbeachtet. Nach seiner Verwundung lebte er nur noch sechsundzwanzig Stunden, sprach kein Wort und lebte nicht wieder zum Bewußtsein zurück." — „In der vergangenen Nacht", schreibt eine Andere, „hat man uns fünfundvierzig Verwundete gebracht; um zwei Uhr Morgens kamen noch fünfundzwanzig. Ich kann dieses furchtbare Bild, dieses herzzerreißende Geschrei und Gestöhn nicht beschreiben. Der ganze Operations-Saal war mit Lebenden angefüllt; wir standen in Blut, das den ganzen Fußboden bedeckte. Der Eine hatte das Bein verloren, der Andere den Arm; dem Dritten war der Kopf zerschmettert, aber er lebte noch und bat um Hülfe. Einem war das Gesicht von einer Kanonen-Kugel fortgerissen worden, und er lebte noch mehrere Stunden! Wir waren so beschäftigt und ergriffen, daß wir das verstärkte Bombardement nicht merkten, von dem alle Gebäude erzitterten. Einige Bomben krepirten über unseren Baracken, aber es wurde, Gott sei Dank! Niemand verletzt .... Am 12. (24.) März wurden uns mit Einemmal vierhundert Verwundete zugeschickt, wovon mehr als die Hälfte sehr geschärtlich; es fehlte an Raum, und wir mußten sie in Zelten unterbringen. Das war eine Arbeit! Alles lief hin und her, die sämmtlichen Aerzte waren in Anspruch genommen, und von drei Uhr Nachmittags bis elf Uhr Nachts waren wir ununterbrochen damit beschäftigt, die unglücklichen Dulder zu verbinden und ihnen Hülfe zu leisten. Gegen Abend brachte man uns noch zweihundert; wir reichten ihnen Thee und blieben die ganze Nacht auf den Beinen. So vergingen einige Tage. Endlich kam Vorspann und mehrere hundert Verwundete wurden nach Simpheropol abgefertigt; nur die weniger Gefährlichen sind zurückgeblieben. Unter diesen Verwundeten befanden sich auch zweiundzwanzig Franzosen und drei Engländer; einige von ihnen waren sehr schwer bleßirt, und drei sind schon gestorben. Einer hatte vierzehn Bajonett-Wunden erhalten; sein Gesicht ist in solcher Weise durchstochen, daß ihm die Zunge abgeschnitten ist, und dieser Märtyrer lebt noch; er kann nichts essen, außer Bouillon, die man ihm mit Mühe einflößt. Wenn wir ihn besuchen, versucht er zu sprechen, aber Niemand versteht sein kaum hörbares Gemurmel"..... „Am Donnerstag

*) Морской Сборникъ, издаваемый Морскимъ Ученымъ Комитетомъ. St. Petersburg, 1848—1855. 18 Bände.

Digitized by Google

begruben wir eine von den Schwestern; der hiesige Protobierei Benjamin und unser Mönch verrichteten die Leichenfeier. Es war ein herrlicher Tag und so warm wie im Sommer. Man kann sich nicht vorstellen, welchen traurigen Eindruck der Leichengesang hervorbrachte, begleitet von Glockengeläut und Kanonendonner. Bei Tagesanbruch weckte mich die Kunde, daß in der Nacht ein Anfall flattgefunden, daß man siebzig Verwundete hereingebracht habe, und daß Doktor Tarassow eine von den Schwestern bitten lasse, nach dem Hause der Adelsversammlung zu kommen. Ich begab mich augenblicklich dahin. Denkt Euch einen hohen, geräumigen Saal von weißem Marmor, mit Pfeilern von rothem Marmor, schönen Thüren von Mahagoniholz und einem getäfelten Fußboden, und in demselben etwa hundert große Betten mit grünen Ueberzügen und grünen Tischen. Auf der einen Seite des Saales ist ein großes Operations-Zimmer und jenseits desselben noch zwei Zimmer, alle mit Hängematten besetzt. Auf der anderen Seite befinden sich gleichfalls zwei Zimmer, mit schönen Tapeten ausgeschlagen. Hier wurden an einem Morgen elf Amputationen verrichtet. Die Nacht ging ruhig vorüber, aber am Sonntag war ich kaum in das Haus getreten, als unser Doktor Tarassow mir sagte, der Fürst Wassiltschikow habe ihm anzeigen lassen, daß ein Gefecht stattfinden werde und wir daher Alles bereit halten möchten. Es versammelten sich acht Aerzte und sechs Feldscherer, und zu mir kamen noch einige Schwestern. Wir zwirnten die Ligaturseide, schnitten und rollten Binden, sorgten für warmes Wasser und setzten den Samowar auf, um die Verwundeten mit Thee zu erfrischen. Man giebt ihnen öfters Thee mit Wein oder Branntwein, um den Puls nach dem Chloroformiren wieder zu erwecken. Um elf Uhr begann die Kanonade; die Thüren öffneten sich, und es erschienen bald zwei, bald drei Tragebahren, bald führte man einen Verwundeten herein, der noch gehen konnte. Die Aerzte untersuchen die Leidenden und berathschlagen bei schwierigen Fällen mit leiser Stimme unter einander. Es erschallen die Worte: diesen nach der Nikolaus-Batterie (d. h. er ist nur leicht verwundet); diesen da nach Gnschtschin's Hause (d. h. der Fall ist hoffnungslos); dieser bleibt hier (d. h. daß eine Amputation oder Exarticulation oder Resection nöthig ist). Die Nacht begann schrecklich, aber im Ganzen waren, Gott sei Dank! nur fünfzig Verwundete." Ueber die Physiognomie von Sebastopol heißt es in einem anderen Schreiben: „Gestern war Markttag, und ich ging auf den Markt. Man würde sich kaum vorstellen, daß dies eine belagerte Stadt sei. In den Läden sieht man Porzellan und Krystall. Auf den Straßen sitzen Weiber und handeln mit Krawwaren. Der Markt wimmelt von Menschen; Soldaten kaufen Taback und Heringe, und unter ihnen sieht man auch Griechen in ihrer malerischen Tracht."

In dem Khornik für 1855 sind auch die ersten Ergebnisse der japanesischen Expedition des Admirals Putjatin niedergelegt: eine hydrographische Beschreibung der Ostküste von Korea, der sich die Reise-Eindrücke des Herrn Gontscharov unter dem Titel „die Russen in Japan" anschließen. Der Graf Tolstoi lieferte eine Geschichte des russischen Admiralitäts-Kollegiums, Oberst Konstantinov Bemerkungen über die neuesten Vervollkommnungen im Geschützwesen, Iwaschinzov Untersuchungen über den großen Sturm im Schwarzen Meer am 14. November 1854 und Arzimowitsch eine Biographie des Admirals Senjawin, der bei der Erbauung von Sebastopol thätig war und handschriftliche Memoiren über dieselbe und über den Besuch, den Katharina II. in Begleitung Kaiser Joseph's ihrem nenen, zur Beherrschung des Pontus bestimmten Hafen abstattete, hinterlassen hat. „Nach dem Diner", schreibt er unter Anderem, „gerphte die Monarchin, die Flotte zu besuchen; als sie das Linienschiff Slawa Jekateriny besuchte, war sie nicht wenig erstaunt, als Fürst Potemkin ihr ein Verzeichniß aller Kron- und Privat-Gebäude in Sebastopol überreichte und hinzufügte, daß Alles was auf dieser Liste stehe, der Krone nicht mehr als zwanzigtausend Rubel gekostet habe. „Das ist nicht möglich!" rief die Monarchin aus. Der österreichische Kaiser, der bei dem Gespräch anwesend war, sagte: „Comment" (In Gegenwart des Kaisers bediente sich die Monarchin immer der französischen Sprache.) Der Fürst erklärte hierauf, daß Alles, was zum Bau gebraucht worde, als: Steine, Kalk, Ziegel u. s. w., von den Matrosen selbst angefertigt oder bearbeitet worden sei. „Nach dem Reglement Peter's des Großen", fuhr er fort, „ist der Arbeitslohn auf drei Kopeken für den Mann festgesetzt; ich habe mir jedoch herausgenommen, ihnen fünf Kopeken zu geben." — „Das ist sehr wenig", sagte die Kaiserin, „legen Sie ihnen für meine Rechnung noch fünf Kopeken zu." Der Kaiser wandte sich zu Katharina mit dem Kompliment: „Nur Du, Glückliche, kannst solche Wunderdinge zu Stande bringen." Joseph II. ist in seinem Umgange höchst ungezwungen und erlaubt sich oft sehr pikante italiänische Redensarten, die dort so gewöhnlich sind, daß selbst die hochgestelltesten Damen sich kein Gewissen daraus machen, sie zu gebrauchen."

Außer den längeren Aufsätzen enthält der Khornik unter der Rubrik: Miscellen, auch zahlreiche kleinere Artikel, die sich namentlich auf das Ausland beziehen. Man findet darin Nachrichten über die Bewegungen der fremden Kriegsflotten, Lebensbeschreibungen der berühmtesten europäischen Admirale, Notizen über Entdeckungen und Vervollkommnungen im Seewesen u. s. w. Der Preis des Journals ist äußerst mäßig; der ganze Jahrgang kostet, mit Beifügung von Karten, Plänen und Zeichnungen, nicht mehr als fünf Silber-Rubel.

Mannigfaltiges.

— Froissart's Denkmal in Valenciennes. Am 21. September d. J. ist in Valenciennes das Denkmal enthüllt und eingeweiht worden, das dem dort geborenen alten, von allen späteren Geschichtschreibern (unter Anderen auch von Walter Scott) viel benutzten Chronisten des Mittelalters, Jehan Froissart (geb. 1333, † 1419), errichtet wurde. Die französischen Provinzialstädte wetteifern jetzt darin, ihren berühmten Söhnen Monumente zu setzen, und in jedem Jahre senden die Pariser Ateliers einige solcher Zeugnisse der Pietät, wenn nicht der Eitelkeit, in die verschiedenen Departements. Diesmal war es der Bildhauer Henri Lemaire in Paris, der seiner Vaterstadt Valenciennes das ebenso würdig als geschmackvoll ausgeführte Monument geliefert hat. Es besteht daßelbe aus einem halbkreisförmigen Arkadenbau, der als Hintergrund der auf einem granitenen Piedestal stehenden Marmor-Statue Froissart's dient; welche letztere selbst, eine jugleich auf dem Schooße ruhende Chronik in der linken und einen Griffel in der Rechten haltend, mit dem Gesichte einem zu beiden Seiten mit Baum-Alleen bepflanzten freien Platze zugewandt ist. Zwischen den Bogen jenes Hemicyklus sind auf zehn bronzenen Medaillond die Namen berühmter in Valenciennes geborener Männer und Frauen verzeichnet, worunter Baldwin, Graf von Flandern, Hennegau und Valenciennes, Kaiser von Konstantinopel; Heinrich VII. römisch-deutscher Kaiser; Isabella von Hennegau, Gemahlin des Königs Philipp August von Frankreich; der Komponist Claudin der Jüngere, Musikmeister der Könige von Frankreich, „le Phénix des musiciens" genannt; Jacqued de Leiaing, der belgische Ritter ohne Furcht und Tadel (dessen wir erst kürzlich im „Magazin" gedacht) ꝛc. Auf dem Piedestal der Statue liest man die eigenen Worte des Chronisten:

„Et si auleun qui je suis, je m'appelle Jehan Froissart, natif de la bonne et franke ville de Valenciennes."

Der Bildhauer hat den alten Froissart gleichzeitig in seiner Eigenschaft als Priester, wie als ernster und satirischer, derb mittelalterlicher Schriftsteller aufzufassen gewußt; besonders der Gesichtsausdrud des Gefeierten ist ein wahres Meisterstück zu nennen. Bei der Einweihung des Denkmals waren die Herren Rifard und Merimée, als Vertreter der französischen Akademie, die Herren Hase, Wallon, Ravaisson und Egger, als Vertreter der Akademie der Inschriften und die Herren H. Lemaire (Verfertiger des Denkmals) und Ambroise Thomas, als Vertreter der Akademie der Künste, anwesend.

— Amerikanische Präsidenten. Die bevorstehende Präsidenten-Wahl, der man jetzt in den Vereinigten Staaten mit so lebhafter Spannung entgegensieht, ist die achtzehnte, die seit Errichtung der Union vorgenommen wird. Die siebzehn Wahlen, die von 1789 bis 1852 stattgefunden, haben zwölf Sieger der Republik zur höchsten Staatswürde erhoben, indem fünf, Washington, Jefferson, Madison, Monroe und Jackson, auch für ein zweites Quadriennium erwählt wurden. Zum drittenmal hat noch Niemand den Präsidentenstuhl besessen, obschon eine solche Wahl durch die Constitution nicht ausdrücklich untersagt ist. Von den zwölf Präsidenten waren nicht weniger als sechs, nämlich Washington, Jefferson, Madison, Monroe, Harrison und Taylor, aus dem Staate Virginien gebürtig, welcher deshalb auch den Namen des Präsidentenstaates erhalten hat; zwei der ältere und der jüngere Adams, stammten aus Massachusetts, zwei Jackson und Polk, aus Nord-Karolina, einer, Van Buren, aus New-York, und einer, Pierce, aus New-Hampshire. Unter ihnen werden sieben, nämlich Jefferson, Madison, Monroe, Jackson, Van Buren, Polk und Pierce, von den Demokraten, vier, die beiden Adams, Harrison und Taylor, von den Whigs zu den Ihrigen gezählt. Washington wird von beiden Parteien in Anspruch genommen, hat aber wohl zu keiner zu rechnen, da er nur das Wohl des Vaterlandes, frei von allen Partei-Interessen und Intrigen, im Auge hatte. Zwei Präsidenten, Harrison und Taylor, starben während ihrer Amtsführung und wurden nach den Bestimmungen der Verfassung von den Vize-Präsidenten, Tyler und Fillmore, ersetzt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Rth. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Rth. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür die Blätter im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 65, und beim Buchhändler Neumann, Victoriastraße No. 21), ferner von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 128. Berlin, Donnerstag den 23. Oktober 1856.

Algerien.

Die Franzosen in Afrika. *)

I.

Ein Spaziergang durch Algier. — Die alte Stadt. — Kontraste. — La Place du Gouvernement. — Kolonisten und Kolonisation. — Das Budget von Algerien. — Die unabhängigen Kabylen. — Marschall Randon en famille.

Wenn man bedenkt, daß erst ein Vierteljahrhundert verflossen ist, seitdem Algier in die Hände der Franzosen fiel, und daß vor weniger als einem Monat eine Schlacht vierzig Miles von der Stadt gefochten wurde, so ist das Erstaunen erklärlich, das der außerordentliche Anschwung dieser Provinz, wie er aus den in der Pariser Ausstellung vorgezeigten Proben ihrer Manufakturen und landwirthschaftlichen Produkte hervorzugehen schien, bei aufmerksamen Beobachtern erregen mußte. Es ist von hoher Wichtigkeit, zu erfahren, ob dies die gesunden Früchte eines kräftigen, gedeihlichen jungen Baumes oder die künstlichen Erzeugnisse einer forcirten, kränklichen Treibhauspflanze waren. Werden sie von Dauer sein? und werden sie die darauf verwendeten Kosten bezahlen?

Mit dieser kleinen Vorrede über den Zweck, den ich im Auge habe, erlaube ich mir, die Leser zu einem Spaziergang durch die große Stadt Algier aufzufordern.

Wollte ich ihnen den Ort nur von seiner romantischen Seite zeigen, so würde ich sie zu den vier noch unversehrt gebliebenen alten algerischen Palästen führen und sie die Marmortreppen und zierlichen Säulen der maurischen Höfe bewundern lassen. Ich würde ihnen die sorgfältige Einrichtung der Frauen-Gemächer bemerklich machen und die vorsichtig mit Eisen beschlagenen Schuhe nicht außer Acht lassen, mit denen die Wächter versehen waren, damit sie nicht ungehört sich nähern konnten; oder ich würde mit ihnen in den maurischen Stadttheil hinaufsteigen und in Straßen bringen, wo die Sonne nie eingedrungen ist, wo ein Kamel sich kaum durchwinden kann und wo die Häuser sich über unseren Köpfen die Hände reichen; oder ich würde aus der Rue de la Marine in den kleinen Hof abbiegen, wo der Kadi seine Urtheile fällt, von mehr Rechtsbüchern umgeben, als ein englischer Friedensrichter sich träumen läßt; oder ich würde in jenen kühlen Halbzirkel von klosterartigen Gebäuden hineintreten und ihnen eine Moschee zeigen, wie Konstantinopel sie nicht aufzuweisen hat, und den ältesten und buckeligsten Muftí, den Horner Bernet (der hier emsig bei der Arbeit ist) zu zeichnen verlangen kann; oder ich würde sie Herrn Berbrugger, dem Kustos der öffentlichen Bibliothek, vorstellen, der, wenn sie seine Schätze der arabischen Gelehrsamkeit nicht zu würdigen verständen, ihnen ein Stück von der Kirche des heiligen Augustinus und andere Gegenstände vorzeigen könnte, die ihr Begriffsvermögen nicht überstiegen.

Um jedoch die französische Colonisation zu studiren, müssen wir den pittoresken sowohl, als den historischen Standpunkt verlassen und uns, wie die Franzosen selbst, auf die Straßen und Plätze beschränken, welche die Basis des weißen Dreiecks bilden, das man Algier nennt. Wir müssen die Bronzestatue des Herzogs von Orleans in seiner ung anschließenden französischen Uniform nie aus den Augen verieren und uns nicht weit von der Place du Gouvernement entfernen. Diese Place du Gouvernement, an drei Seiten mit quadratförmigen, europäisch gebauten Häusern besetzt und auf der vierten Seite auf den blauen Spiegel des Mittelländischen Meeres und die Berge des kleinen Atlas hinausblickend, ist hübsch genug, aber sie ist so französisch, wie der Quai von Bourogne. Die Eroberer haben den ganzen Stolz und Hochmuth einer herrschenden Race. Sie verschmähen es, auch nur ein Tütelchen von den Sitten oder der Tracht der Eingeborenen anzunehmen. Sie tragen ihre runden Hüte und Paletots unter einer Sonne, die das Thermometer bis zu 117° (38° Réaumur) hinaufzwängt. Sie spielen Billard in gaserleuchteten Zimmern an den schwülsten Sommerabenden und sie schlendern unter den Orangebäumen einher, wie in den Gärten der Tuilerieen.

Eben jetzt geht es in Algier besonders lustig zu. Es ist gerade Marktzeit; die Place du Gouvernement ist mit Buden besäet, und das Gewühl ist so stark, wie in den Champs Elysées an einem Festtag. Die Lebhaftigkeit der Scene wird durch die verschiedenartigen Kostüme erhöht. Der Araber in seinem Burnus und mit bloßen Füßen überragt den runbhütigen Franzosen um den ganzen Kopf und die Schultern. Der alte Türke ist eine rara avis, aber man sieht verschleierte Weiber in ihren weißen, Gaze ähnlichen Ueberwürfen; die die französischen Taschenspieler anstaunen, und dann und wann schreitet ein breitschulteriger Berber, der ursprüngliche Besitzer des von so vielen Schichten fremdartiger Stämme bedeckten Bodens, an und vorbei, sich durch seine Lederschürze und Sandalen von den Arabern unterscheidend. Die Masse des Volks ist jedoch französisch. Auch die Buden sind französisch; aber wir suchen umsonst nach den Anzeichen einer ernsten Handelsthätigkeit. In allen Buden bestehen die Hauptvorräthe aus Pariser Galanteriewaaren, und man sieht keinen einzigen Gegenstand in der Foire d'Alger, den man nicht in einem Londoner Kramladen finden würde.

Verlassen wir indessen den Markt, um uns nach dem Hafen zu wenden. Auf einer Seite desselben liegt ein halb Dutzend Kriegsschiffe, auf der anderen ankern etwa sechzig Kauffahrer, alle klein und keiner von ihnen unter britischer Flagge. Wie es heißt, ist jedoch der Hafen von Algier nicht besonders sicher. Ein französischer Matrose sagte mir, daß der Molo alle Regierungen seines Vaterlandes während der letzten dreißig Jahre repräsentire. Die Bourbons hätten ihn etwas vergrößert, die Republik hätte noch ein wenig hinzugefügt, und jetzt habe der Kaiser ihn in Angriff genommen. „Er gleicht", bemerkte der Seemann, „einer Handvoll Sonnstäcke; er trägt den Stempel vieler Regierungen und hat am Ende doch nur einen höchst geringen Werth."

Der Dampfer aus Marseille läuft soeben in den Hafen ein und ist, wie gewöhnlich, hauptsächlich mit Soldaten angefüllt. Das Verdeck müßte mit Kolonisten besäet sein, und jedes Schiff müßte eine reiche Ladung bringen, wenn Algerien wirklich ein Theil von Frankreich wäre. Allein vergebens bietet die französische Regierung sechzig Acres fruchtbaren Landes jedem Kolonisten an, welcher nachweisen kann, daß er dreihundert Francs darauf zu verwenden hat; vergebens verspricht sie allen Einwanderern eine freie Ueberfahrt; vergebens beweist sie durch die Feder des Herrn Carette, daß Algerien neunmal weniger bevölkert ist als Frankreich und sechzehnmal weniger als England; bisher sind kaum 100,000 Acres vertheilt worden, und die Zahl der Beschenkten, die sich im Jahre 1848 auf nur 3333 belief, ist immer noch in sehr allmähligem Zunehmen begriffen. Die Kandidaten für die noch unvertheilten neunzig Millionen Acres lassen nach wie vor auf sich warten. Der „Caire", der jetzt in den Hafen einläuft, bringt zehn Familien mit. Sie scheinen nicht von der Klasse zu sein, die eine Colonisations-Behörde anfuchen würde. Sie bestehen fast alle aus einem gebrechlichen Mann von mittleren Jahren, mit einer zahnlosen Frau, einigen jungen Kindern und einer mumienähnlichen Großmutter von patriarchalischem Alter. Nach zwanzig Jahren indessen, wenn die Fieber sie nicht tödten oder die Dysenterie sie nicht zu Grunde richtet, werden die Kinder vielleicht Weizen für den Markt von Marseille bauen können. Wie Herr Carette philosophisch bemerkt: Il est plus facile, quand on part de la côte de France, d'aller en Afrique que d'en revenir."

(Schluß folgt.)

*) Unter dieser Ueberschrift enthält die Times eine Reihe von interessanten Mittheilungen eines englischen Reisenden, von denen wir die beiden ersten, aus Algier vom 24. und 27. September datirten Schreiben mit einigen Abkürzungen wiedergeben. D. R.

Digitized by Google

Frankreich.

Das alte Regime und die Revolution.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir können die in der Revolution begangenen Verbrechen nicht entschuldigen; aber daß das Volk zu Ende des alten Regime's kein Gefühl der Dankbarkeit und der Ehrerbietung für die Vorgesetzten hatte, welche ihm die Geburt gegeben hatte, ist leider nur zu natürlich; obwohl hieran nicht die Personen, sondern die Einrichtungen Schuld waren. Aber warum hat das Volk gegen die andere bevorzugte Klasse, die Geistlichkeit, eine so entschiedene Abneigung gezeigt? Man könnte von den Fehlern der Geistlichkeit sprechen; aber ich ziehe es vor, ihre Stellung darzustellen. Welcher besondere Beweggrund hätte ihr die Sorge für das Wohl des Staates, die aller Welt abging, eingeben können? Gestehen wir es, daß das Mittelalter der Geistlichkeit eine sehr schwierige Rolle gegeben. Ist es gewiß, daß die den Alten unbekannte Unterscheidung der beiden Mächte eine glückliche Erfindung war? — Sie wäre es gewesen, wenn die Kirche eine ausschließlich geistige oder moralische Macht wäre. Aber in der Wirklichkeit trennt sich die geistliche Macht, als eine Nebenbuhlerin der weltlichen Macht, entweder von dieser oder sie verbündet sich mit ihr. Wenn sie sich von ihr trennt, sagt man, daß sie dieselbe hemme oder bedrohe; man klagt sie der Anmaßung oder der Empörung an. Tritt sie für ihre eigene Sache auf, für ihre Interessen, für ihre Vorrechte, so behandelt man sie als eine feindliche Partei im Staat; tritt sie für allgemeine Interessen auf, so wirft man ihr vor, daß sie sich in die Politik mische, daß sie Alles an sich reißen, die Souveränität sich aneignen wolle. Und wer macht ihr diesen Vorwurf? — Philosophen? Häretiker? Schriftsteller? Nein; Staatsmänner, Minister, Könige. Wenn aber die Geistlichkeit sich mit der weltlichen Gewalt verbindet, geht sie mit dieser in weltliche Berechnungen ein und erniedrigt sich. Diese Unterwerfung, mit der Unabhängigkeit, die sie in früheren Zeiten gezeigt, in Widerspruch tretend, wird ihr nicht als Selbstverleugnung und Demuth angerechnet, sondern als eigennützige Berechnung; die Geistlichkeit gilt in diesem Fall als feroil. Man muß übrigens zugeben, daß in den letzten Zeiten die Geistlichkeit sowohl von der Unterwerfung, als auch von der Unabhängigkeit einen mäßigen Gebrauch gemacht. Sie hat nie im Namen des Volkes gesprochen. Hätte sie es gethan, so würde das Volk ihrem Eifer nur Mißtrauen entgegengesetzt haben. Ihr Patriotismus selbst würde verdächtig gewesen sein; man würde ihr vorgeworfen haben, daß sie herrschen und nicht dienen wollte. Die Geistlichkeit soll, den herrschenden Ansichten zufolge, sich fern halten von den weltlichen Dingen, weil, wenn sie dies nicht thut, das, was ihr geschieht, unpassend für sie ist. Und doch hat das Mittelalter aus ihr eine weltliche Macht, wenigstens eine weltliche Institution gemacht. Aber man sieht nicht ein, wie die Geistlichkeit der beiden letzten Jahrhunderte, fortwährend schwankend zwischen der Nachgiebigkeit gegen den Fürsten und der Unterwerfung unter den Papst, die Stellung eines Vertheidigers des Staates, eines Beschützers des Volkes, eines Bekämpfers der Mißbräuche, eines freien Beraters des Thrones hätte einnehmen können.

Wir sagen es nach dem Vorgange des Herrn von Tocqueville: es gab nur noch Eine Macht im Staate, das Königthum. Dieses hatte alle anderen Mächte absorbirt. Die Bourgeoisie war fein Werkzeug geworden. Zum Aufruhr geneigt, aber nachgiebig, unzufrieden, aber unterwürfig, hatte sie fast bei keinem Konflikt gezögert, Partei für die königliche Autorität zu nehmen. Ihre Schwäche, wie ihre Kleinheit, ihre ganze Gesinnung, wie ihre Eitelkeit, Alles brachte sie dahin. Der Schutz, den der Staat gab, die Auszeichnungen, welche er bewilligte, die Aemter, die er vertheilte, gaben den Mitgliedern des dritten Standes eine Wichtigkeit, auf die sie stolz waren, sogar eine gewisse Unabhängigkeit, auf die sie sich etwas einbilden konnten. Die unmittelbare Abhängigkeit vom Fürsten war zur Zeit der Feudal-Herrschaft eine Art Freiheit. Ueber die Opfer, welche eine schlechte Verwaltung ihnen auflegte, ärgerten sich die Bürger nicht so sehr, wie darüber, daß die Edelleute frei von denselben waren. Durch die Ungleichheit fühlten sie sich mehr verletzt, als durch den Druck. Der lehrreichste und interessanteste Theil der Arbeit des Herrn von Tocqueville ist die ausführliche, ganz neue Darstellung, die er von dem Verhältniß der Verwaltung zur Gesellschaft giebt. Man sieht hier deutlich, daß lange vor unserem Zeitalter die Centralgewalt angefangen hatte, die einzige Gewalt zu sein. Ohne Widerstand hatte die Nation alle ihre Angelegenheiten in die Hand der Central-Gewalt übergehen lassen und hatte, unfähig geworden, sich zu vertheidigen oder sich zu regieren, nach und nach eine Bevormundung erhalten, die sie jeder Verantwortlichkeit überhob. Die mittleren Klassen, verbunden mit dem Königthum in Bezug auf dessen Centralisations-Pläne, welche für dieses die Allmacht, für jene die Gleichheit verwirklichen sollten, verständigten sich leicht mit den königlich[en] Beamten, die fast alle aus ihrer Mitte genommen waren. Die ebenso wie die große Menge gegen die bevorzugten Klassen [er]genommen, bildeten gleichsam die Avantgarde für die königliche Mac[ht]. So ist das französische Volk, das am stärksten regierte Volk geworde[n] und es hat sich die Frage erhoben, ob ein so aus Regierwerden g[e]wöhntes Volk ein politisch freies Volk werden kann.*)

Die unbeschränkte Willkühr der Regierung war eines der unbefriedigendsten Ergebnisse der letzten Zeiten der Monarchie, und sie war, merkwürdiger Weise, durch Reformen herbeigeführt, die den Unterthanen oft lieb waren, weil sie ihnen mehr Kämpfe und Anstrengungen ersparten. Es wurde ein Bestandtheil des öffentlichen Glücks, daß man nicht mehr über sich selbst zu verfügen hatte. Es entwickelte sich im politischen Leben eine Neigung, ähnlich der des Spaniers, welcher in Bezug auf das Privatleben lieber von den Almosen, die er an der Thür eines Klosters empfängt, als von den Anstrengungen der Arbeit leben will. Die höheren Klassen hätten ein entgegengesetztes Beispiel geben sollen; aber sie hatten mit ihren Prärogativen die der Regierung vergrößert, wie man in Zeiten der Gefahr sein Silbergeräth zum Staatsschatz bringt. Wer nicht vollkommen gesinnt ist, wird ein Höfling. Die Geistlichkeit, deren Hänpter fast alle dem Adel angehörten, hatte sich als politische Körperschaft fast ebenso wie der Adel benommen. Die Gerichtshöfe hatten im Prinzip ihre Rechte sich bewahrt; aber sie waren durch die öffentliche Meinung wenig angefeuert, ihre Rechte anzuüben; ihre Ueberlieferungen fingen an, alten Vorurtheilen zu ähneln. Durch Familien-Interessen in die allgemeine Abhängigkeit hineingezogen, gingen viele Richter zur Kirche, selbst zur Armee, besonders aber in die Administratio-Behörden über und wurden königliche Beamte. Und alle diese an sich wenig zu bedeutenden Veränderungen waren durch eine vorgeschrittenere Civilisation herbeigeführt; sie rührten aus den Zeiten her, in denen die französische soziale Welt als die glücklichste oder die glänzendste erschienen war. Die Fortschritte, welche diese Veränderungen machten, führten den Fall der Monarchie herbei.

Seit langer Zeit hatte Alles dazu beigetragen, in Frankreich die Art von Geist und Gesinnung heimisch zu machen, die ein Volk von Regierten, nicht ein Volk von Bürgern bilden kann. Und in dieser ganzen Zeit vergoß man, daß unterhalb der letzten Schichten der Bourgeoisie die ungeheure Masse des zu Frohndiensten verurtheilten Volkes lebte, auf welchem ein von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbender Druck in seiner ganzen Schwere lastete. Es war aus den Zeiten des Feudalwesens eine Art roher Gleichgültigkeit in Bezug auf die Landbevölkerung übrig geblieben, deren trauriges Geschick Herr von Tocqueville mit strenger Wahrheit schildert. Die Blindheit in der man zu einer Zeit der Aufklärung und der Humanität diese ungeheure Menge, von der La Bruyère doch gesagt hatte: „Unwirklich, sie sind Menschen", unter der Geißel einer brutalen Gesetzgebung und untergeordneter Autoritäten ließ, ist einer der schlagendsten Beweise dafür, daß wir so leicht an die wichtigsten Dinge nicht denken, wenn sie kein Geräusch machen. So lange die Maschine geht, scheint es, daß sie immer gehen wird; die schweigende Geduld der im Elend lebenden Volksmassen wird wie eine unverdienliche Naturnothwendigkeit betrachtet. Es ist dies einer der gröbsten, gewöhnlichsten und beklagenswerthesten Irrthümer. Aber die abscheuliche Saat, die viele Jahre regungslos in der Erde geruht, kann einst aufgehen. Hierin liegt vielleicht die größte Schwierigkeit, die das ancien régime der Revolution bereitet hat.

Aber wie ist aus dieser Nation von Höflingen, von Beamten, von Steuerpflichtigen das edle Geschlecht hervorgegangen, welches sich im Jahre 1789 erhob und die Hoffnungen des Menschengeschlechts erweckte! Es ist dies eine ebenso befremdende wie tröstliche Erscheinung; wir lernen aus ihr, daß wir nie verzweifeln dürfen. „Wir haben", sagte Ludwig XV. in einem Edikt von 1770, „unsere Krone nur von Gott; das Recht, Gesetze zu machen, nach welchen unsere Unterthanen regiert werden sollen, gehört uns, aus allein, ohne irgend eine Abhängigkeit oder Theilung." Und in denselben Jahren rief die Versammlung der Geistlichkeit, benunruhigt wegen der Freiheit zu denken und zu schreiben, in prophetischem Geist: „Diese falsche Freiheit würde bei der Unbeständigkeit der Nation, bei ihrer Beweglichkeit, bei ihrer Liebe zum Neuen, bei ihrer ungeübtnen und unbesonnenen Leidenschaftlichkeit Mittel finden, die schrecklichsten Revolutionen und das Schrecken der Anarchie über das Land zu bringen." Aber achtzehn Jahre später erhebt sich überall Ein Ruf und fordert, das bestehende Regiment als unerträglich bezeichnend, um demselben ein Ende zu machen die sofortige Zusammenberufung einer Nationalversammlung. Man weiß, daß der Adel nicht zurückblieb. Und wie urtheilte jetzt die Geist-

*) Ein allgemein als vortrefflich anerkanntes deutsches Buch: Sybel's „Geschichte Deutschlands zur Zeit der französischen Revolution" liefert mehrere dahin übereinstimmende Beläge zu den hier entwickelten Ansichten. D. R.

ichkeit über die Regierung des Landes? „Ohne die Nationalversammlungen", sagte sie, „ist die Wohlthat der längsten Regierung nur eine vorübergehende Wohlthat; das Volkswohl beruht auf einem einzigen Punkte. Was haben wir in unserer alten Monarchie zu citiren? einige Männer und einige Jahre; aber was sind, wenn es sich um Reiche und um Jahrhunderte handelt, einige Männer und einige Jahre?" Also, was die Geistlichkeit sogar wollte, war die permanente Reform er alten Monarchie. Hiernach urtheile man über die übrige Nation. Die ganze Nation gab Einen Willen kund.

Man vergleiche die Generalstände von 1789 mit denen von 1614. Im Jahre 1614, welche Uneinigkeit, welcher Streit in den Ansichten! Der dritte Stand hatte sich erlaubt, zu sagen, daß die drei Stände Brüder wären. „In welche elende Lage wären wir gekommen, wenn das wahr wäre", rief der Adel. Im Jahre 1789 ist Alles anders; die größte Einigkeit herrscht; die Prinzipien sind dieselben, wo die Erinnerungen und vielleicht die Interessen verschieden sind. Alle führen dieselbe Sprache, und während eines Moments hat man glauben können, daß der König und die Nation wie Ein Mann fortschreiten wollten.

Man weiß, wie es weiter gekommen. Die Hoffnungen sind bald zerschwunden. Nie haben heftigere Kämpfe, nie blutigere Vergeltungen, nie wildere Ausbrüche der Rache die Uebel, die Leidenschaften und die Laster bekundet, welche Jahrhunderte schlechter Regierung in einer Nation aufhäufen können. Beträchtende Ursachen verhinderten es, daß sie im Namen der Gerechtigkeit und der Humanität unternommene Revolution sich mit Gerechtigkeit und Humanität vollführte. Nicht, daß die Wirkung dieser Ursachen unvermeidlich gewesen wäre; nie werde ich zugeben, daß eine friedliche und regelmäßige Reformation unausführbar sei; nie werde ich von einer vernünftigen Sache sagen, daß sie unmöglich sei. Die Menschen haben immer vernünftiger sein können, als sie gewesen. Aber unter den gegebenen Umständen mußte die Nation des ancien régime die Nation der Revolution sein und, um mit Montesquieu zu sprechen: die Freiheit ist ein einem solchen Preis, daß man ihn den Göttern bezahlen muß.

In der Bewegung des öffentlichen Geistes des alten Regimes hatte es, so zu sagen, zwei Strömungen gegeben. Die königliche Gewalt hatte oft dieselben Reformen zum Ziele, wie die öffentliche Meinung, und die Gesellschaft erwartete sie von ihr; sie verlangte Alles von der königlichen Gewalt, ohne auf die Mittel zu achten, ohne sich um die Form zu bekümmern, ohne über die Willkür unruhig zu werden, wenn die Willkür in ihrem Sinne handelte. Der Sieg der Revolutionen war unbekannt. Man würde sich gefürchtet haben, sie hervorzurufen; man würde sich geschämt haben, auf sie seine Hoffnung zu setzen. Daher die Neigung, die Augen zur königlichen Autorität zu erheben und von ihr Alles zu verlangen, wie von der göttlichen Vorsehung. Daher die allgemeine Geneigtheit, sich auf den Herrn lieber zu verlassen, als auf sich selbst, Alles thun zu lassen, nichts als ein Recht zu fordern, kurz: dem Absolutismus unbeschränkte Vollmacht zu geben. Nie war auf andere Weise einer Beschwerde abgeholfen, ein Mißbrauch beseitigt worden. Dem Prinzip der allgemeinen Freiheit oder der Volksrechte fehlte die Weihe der Geschichte, die Macht der Gewohnheit, das Wahrzeichen des Erfolgs. Wie sollte man damals nicht dahin gekommen sein, auf der einen Seite: Alles zu wagen, auf der anderen Seite: Alles zu dulden. Das ist die eine Strömung. Aber diese Gewalt, der man es so leicht gestattete, jedes Maß zu überschreiten, hatte ihren Egoismus und ihre Leidenschaften. Die Fürsten", sagt Tocqueville, „haben früher nichts Anderes gewollt, als: Herren werden oder bleiben. Ungerechtigkeiten oder Fehler brachten die Autorität, der man nicht widerstand, um ihren Einfluß. Das Beispiel der Regierung Frankreichs wirkte oft verderblich; es that der Meinung Vorschub, daß die Politik mit der Gerechtigkeit nichts zu thun habe, eine Ansicht, die sich nur zu leicht unter den Menschen festsetzt; aber, obwohl sie das moralische Gefühl verführt, sie unterdrückt dasselbe nicht; sie hindert nicht, daß man sich eine Regierung vorstelle, die auf anderen Prinzipien beruhe, die dasselbe Gesetz habe wie das Volk. Man sieht diese Regierung zuweilen nicht als ausführbar an; aber man kömmt auf den Gedanken, daß sie wohl irgendwo einmal existirt haben kann. Man sagt sich, daß, wenn die Dinge noch einmal anzufangen wären, man der sozialen Macht vielleicht einen anderen Ursprung, als den der Gewalt, einen deren Charakter, als den der Willkür zu geben haben würde. Auf eine Weise kamen unsere Väter zu einer unklaren Vorstellung von wesentlicher Freiheit, welche die Einbildungskraft im Alterthum, oder den Wäldern Germaniens, oder in den freien Städten des Mittelalters wiederfand. Die gebildeten Geister besonders gewöhnten sich daran, das, was sein könnte, von dem, was war, zu unterscheiden. Die Literatur griff überall die Vorurtheile und die Mißbräche an. Der Hof, die Geistlichkeit, der Adel, die Finanzverwaltung, alle untergeordneten Autoritäten wurden der beständige Gegenstand der ernsten oder der heiteren Satire; und die Conversation, das getreue Echo der Bücher, war ein vertraulicher Lehrkursus in der Opposition. Eine über sich selbst nicht klare Unzufriedenheit lag in allen Gemüthern. Der philosophische Geist bereitete Theorien für alle Fälle vor. Das ist die andere Strömung, von der ich gesprochen. Neben der Ansicht, welche die Regierung antrieb, im Interesse der großen Mehrzahl Neues zu unternehmen, ging die Ansicht her, daß die Regierung unfähig sei, das Wohl der großen Mehrzahl zu bewirken. Mitunter betrachteten dieselben Personen die Regierung bald als die allgemeine Retterin, bald als Feindin. Die gedrückten, gereizten, verstimmten Gemüther sehnten sich von Tage zu Tage mehr nach einer unbekannten Befreiung, von der das alte Rom, England, die Schweiz und zuletzt Amerika eine dunkele Vorstellung haben. Was zuerst nur als eine Einbildung erschienen, schien bald möglich, später leicht. Was nur eine Sehnsucht gewesen war, wurde eine Hoffnung. Die Gewalt, mehr verachtet als gehaßt, und mehr gehaßt, als gefürchtet, hörte auf, unbesiegbar zu erscheinen. Die öffentliche Meinung fühlte ihre Stärke und die Schwäche der Gegnerin. Die Civilisation ließ die Gefahr der sozialen Kämpfe gering erscheinen. Die Feinheit der Sitten, die Bildung der Geister, die Verbreitung der Aufklärung, das Aufhören der Vorurtheile, Alles vereinigte sich, um der Gesellschaft ein unbegränztes Vertrauen zu sich selbst einzuflößen. Sie schmeichelte sich mit der Einbildung, zu dem Alter gelangt zu sein, in welchem die Leidenschaft für das Gute die einzige Leidenschaft wird, in welchem die Kraft, die Weisheit und die edle Gesinnung sich mit einander aufs innigste vereinigen können. Man fing an, das goldene Zeitalter zu versetzen; es lag in der Vergangenheit, man versetzte es in die Zukunft.

Herr von Tocqueville hat uns in seinem Werk das ancien régime unter einem neuen, aber richtigen Gesichtspunkt gezeigt. Und es war eben sehr an der Zeit, den Köpfen für immer die Täuschungen in Betreff der Vergangenheit zu benehmen, denen sie sich unter gewissen Verhältnissen so gern hingeben. Es war wichtig, ihnen ein für alle mal zu zeigen, daß das soziale Gebäude der Vergangenheit sehr allmählich und in Folge sehr alter und immer ärger werdender Uebel, nicht in Folge einer plötzlich aufsteigenden Phantasie eines beweglichen und getäuschten Volkes, zu Grunde gegangen ist. Es war gut, aller Welt kund zu thun, daß viele Gebrechen der Gegenwart aus alter Zeit stammen und nur darum noch vorhanden sind, weil die Revolution nicht im Stande gewesen, Alles neu zu machen. Es that endlich vor Allem noth, den Zusammenhang der Politik mit der Moral wieder einmal in Erinnerung zu bringen. Geschichtliche Ereignisse und Gesetze, Institutionen und Revolutionen haben wenig oder gar nichts zu bedeuten, wenn die Nationen nicht die ihrer äußeren Lage entsprechende Gesinnung haben. Man muß sich dessen, was man will, würdig machen. „Die zur Freiheit berufenen Völker fassen", sagt Herr von Tocqueville, „die Unfreiheit an und für sich als das größte Uebel. Ich glaube nicht mehr, daß die wahre Liebe zur Freiheit aus der bloßen Ansicht auf die materiellen Güter, welche sie schafft, entspringt; denn diese Ansicht trübt sich oft. Es ist wahr, daß mit der Zeit die Freiheit immer denjenigen, welche sie zu behaupten wissen, auch das materielle Wohl bringt; aber es giebt Zeiten, in denen sie das materielle Glück stört; es giebt andere Zeiten, in denen nur der Despotismus den vorübergehenden Genuß materiellen Wohlbefindens gewähren kann. Die Menschen, welche die Freiheit nur um dieser Güter willen lieben, haben sie nie lange bewahrt. Was zu allen Zeiten ihr die Herzen gewisser Menschen so fest verbunden, ist der Reiz, den sie selbst, unabhängig von ihren Wohlthaten, hat; es ist die Freude, unter der alleinigen Regierung Gottes und der Vertreter des Gesetzes unbeschränkt reden, handeln, leben zu können. Wer in der Freiheit etwas Anderes sucht, als sie selbst, ist zur Knechtschaft gemacht. Gewisse Völker verfolgen sie beharrlich durch alle Art von Gefahr und Elend; sie betrachten sie selbst, ohne Rücksicht auf die äußeren Güter, die sie ihnen giebt, als ein so theures und so nothwendiges Gut, daß kein anderes sie über ihren Verlust trösten könnte. Andere werden der Freiheit müde inmitten des Glücks, welches sie ihnen bringt; sie lassen sie sich ohne Widerstand entreißen, weil sie das materielle Glück, welches sie ihr danken, leinen Augenblick preisgeben wollen. Ihnen fehlt der Sinn für die Freiheit, der große Seelen erfüllt und begeistert. Gemeinen Seelen, die diesen Sinn von selbst nicht haben, kann man denselben nicht beibringen."

Molière's Jugend.

Herr Paul Lacroix, der unter dem Pseudonym „le Bibliophile Jacob" sich durch seine Forschungen auf literargeschichtlichem Gebiete schon manches Verdienst erworben und dessen Abhandlungen dieser Art kürzlich gesammelt erschienen, hat neuerdings ein separates Schriftchen unter dem Titel: „La Jeunesse de Molière", herausgegeben, worin es sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht, gewisse Daten in dem Jugendleben des großen Lustspieldichters zu berichtigen und zu-

Google

gleich einige Lücken, über welche die Biographen Molière's bis jetzt hinweggegangen, auszufüllen.

Jean Baptiste Poquelin ward am 14. Januar 1622 geboren, welches Datum der Verfasser aus den Kirchenbüchern von Paris ermittelt und festgestellt hat. Bei dieser Gelegenheit ermittelte er auch, daß der Dichter nicht, wie die Tradition es behauptet, unter den Säulen der Fisch-Halle geboren ward, sondern in einem Hause der Straße St. Honoré, das unter dem Namen „Affenhaus" (maison du singes). bekannt war. Der alte Poquelin, Molière's Vater, bekleidete bekanntlich das Amt eines „Tapissier Valet de Chambre du Roi", was nicht mit königlicher „Tapezirer", wie es häufig geschehen ist, übersetzt werden darf, sondern ungefähr soviel bedeutet, als das, was wir heutzutage einen „Kämmerier" nennen. Der Sohn sollte seinem Vater in einer ähnlichen Stellung, als Kammerdiener des Königs, folgen; aber früh schon hatte er eine Neigung für das Theater gefaßt, die mit dem väterlichen Amte nicht in Uebereinstimmung zu bringen war. Auf Veranlassung seines Großvaters war er zu den Jesuiten von Clermont in die Schule geschickt worden; er besuchte das Jesuiten-Collegium bis zu seinem achtzehnten Jahre, nämlich bis zum Jahre 1641. Nun tritt in dem Leben Molière's mit einemmal eine Lücke ein, die keiner seiner früheren Biographen anzufüllen wußte. Wir finden ihn nämlich im Jahre 1645 in dem von Bejart geleiteten „Illustre Théâtre". Was that Molière in der Zwischenzeit? Ebenso konnte man bisher in Bezug auf die Zeit von 1646 bis 1650 und von 1651 bis 1658 fragen.

Herr Paul Lacroix setzt uns in den Stand, den jungen Molière während dieser ganzen Zeit durch das Leben zu begleiten. Er hat nämlich auffindig gemacht, daß Molière im Jahre 1642 nach Orleans ging, um die Rechte zu studiren, daß er nachmals in Paris Theologie und endlich auch noch Naturwissenschaften, Metaphysik und Mathematik unter Gassendi studirte. Die Stunden, die nicht dem Studium gewidmet waren, verbrachte er in der Gesellschaft von Schauspielern und Literaten. Dieser tägliche Verkehr mit Menschen des verschiedensten Ranges und Standes war es, was ihm späterhin die Meisterschaft in der Darstellung und Anemalung menschlicher Charaktere verlieh. Darum namentlich sind seine Richter und Advokaten, seine Doktoren und Apotheker, seine Philosophen und Lustigmacher, seine Männer und Frauen so ganz aus dem Leben gegriffen, wie lächerlich oder unwahrscheinlich auch die Rollen sein mochten, die er sie sonst in seinen Komödien und Poßen spielen ließ.

Natürlich suchte er nicht blos die Gesellschaft der Schauspieler, sondern auch die der Schauspielerinnen auf. Die Liebe zu einer solchen war es, die ihn selbst dieser Kunst zuführte. „Er wurde", wie Bayle von ihm erzählt, „Schauspieler, um einer Schauspielerin nahe zu sein, in die er sich verliebt hatte". Er sagte der Universität Lebewohl, um der Schauspielerin Bejart zu folgen, die er in der That liebte und mit der er sich nachmals verheiratete. Aber gleichzeitig soll er auch in die Duparc „bis über die Ohren" verliebt gewesen sein, und einer Mademoiselle Menon machte er ebenfalls stark die Cour. Also „drei Frauen auf einmal!" Darum aber sind ihm auch Schilderungen der Liebe in ihren ernstesten wie in ihren komischen Situationen so überaus gelungen. Man erkennt an der Theorie den trefflichen Praktiker. Wie wahr er in diesem Punkte zu schildern verstand, mögen unter Anderem folgende Stellen aus dem „Misanthrope" beweisen:

. . . . . Elle a l'art de me plaire;
J'ai beau voir ses défauts et j'ai beau l'en blâmer,
En dépit qu'on en ait, elle se fait aimer.

. . . . . Ma raison me le dit chaque jour,
Mais la raison n'est pas ce qui règle l'amour.

Das Vagabunden-Leben, wie es zu jener Zeit die Schauspieler führten, scheint unserem Molière sehr zugesagt zu haben. Wir finden ihn in der französischen Provinz, in der Begleitung seiner Schauspieler-Truppe, von Stadt zu Stadt ziehen, überall Stücke schreibend und sie mit Applaus auf die Bühne bringend. Herr Paul Jacob führt uns überall hin, wo Molière auftrat und Beifall erwärtete, doch sind die Details, auf die er dabei eingeht, etwas ermüdend, so interessant sie auch für die Geschichte des französischen Theaters und für den künftigen Biographen des berühmten Dichters und Schauspielers sein mögen.

Angehängt ist dem Büchlein das Libretto eines bisher noch ungedruckten „Tanz-Poem" von Molière, wie es deren bekanntlich eine große Anzahl unter seinen gedruckten Dramen giebt. „Le Ballet des Incompatibles" wurde zum erstenmale im Jahre 1654, und zwar in Montpellier vor dem Prinzen von Conti, aufgeführt. Der unermüdliche Lacroix hat das Manuskript unter den Handschriften der kaiserlichen Bibliothek von Paris aufgefunden. Es kommen in dem Ballet unter Anderem die „vier Elemente" vor, die in Monologen von vier vornehmen Cavalieren dargestellt wurden: das Feuer durch Marquis v. Bellefont, das Waſſer vom Marquis v. Barbesi, die Luft vom Marquis v. Villars und die Erde vom Marquis v. Jarquis. Diese vier Elemente scheinen die „Unverträglichen" zu bezeichnen, sich Gott Bacchus, Mars, Krieger und Rechtsgelehrte, Männer des Zwistes, gesellen, die endlich im letzten Akte erscheinen und eine Versöhnung herbeiführen. Die eingestreuten Worte sind pikanter, als die Symbolik des Sujets, und tragen Stempel ihres Verfassers, würden aber gleichwohl, wenn es auch Molière gewesen wäre, nicht der Mühe verlohnt haben, der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Mannigfaltiges.

— **Noch einmal Uranius und Simonides.** Ich will wahrscheinlich den Redactionen vieler anderen deutschen Blätter die Vertheidigung in Sachen des „Uranius", dessen Echtheit fortdauernd behauptet wird, zugeschickt.') Wir bemerken, dass jenige, was in den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen chemischen und sonstigen technischen Prüfungen des Palimpsestes, worin in Folge dessen für gefälscht erklärte, geäußert worden ist, nicht von Herrn Simonides berührt wird. Dieser sucht vielmehr das zu widerlegen, was die Kritik der Herren Lepsius, Tischendorf gegen den Inhalt der angeblich funfzehnhundert Jahre alten Abhandlung, gegen die darin vorkommenden ägyptischen Namen und die Autorität des Uranius selbst vorgebracht hatte. Er verspricht einer demnächst zu gründenden Zeitschrift über Hieroglyphenkunde ägyptische Paläographie zu beweisen, daß seine Gegner nichts von alten ägyptischen Sprache verstehen. Einstweilen beschränkt er darauf, von den in der Handschrift vorkommenden, zum größten Theil bei seinem anderen alten Schriftsteller erwähnten 711 ägyptischen Namen die ersten fünf sprachlich und grammatisch, als mit der Uebersetzung des Uranius übereinstimmend, zu erklären. Herr Simonides versichert, nicht weniger als 2500, von seinem Oheim Benedikt erblich überkommene, alte Handschriften zu besitzen, die sich ein Alexandrien, in der Bibliothek der Hauptkirche, befunden haben sollen und von da zur Zeit des Kaisers Justinian nach Palästina gebracht wurden, wo sie im Kloster der heiligen Sabba gelegen und von wo sie endlich nach dem Berge Athos gewandert sein. Hier hätte ein literater Bibliothekar die Handschrift des Uranius mit einer neuen Schrift bedeckt, die wieder vertilgt zu haben, um die Anfertigung des Aegyptologen zu bewirken, Herr Simonides sich als Verbrecher diktirt. Ob Herr Simonides, was er hier behauptet, auch beweisen kann, — läßt sich nicht beurtheilen, so lange man die Handschriften nicht näher kennt, auf deren Zeugniß er sich beruft; aber vorläufig müssen diese jedenfalls als verdächtige Zeugen angesehen werden.

— **Gemeinnütziges.** In Brüssel ist soeben eine Industrie-Ausstellung geschlossen worden, welche für echt gemeinnützige Zwecke ein Muster war; sie enthielt nämlich nur Gegenstände für die häusliche Oekonomie und besonders für die Bedürfnisse der arbeitenden Klassen berechnet. Die Preise der Gegenstände waren so niedrig als möglich gestellt, die Mannigfaltigkeit derselben gestattete auch dem ärmsten Besucher des Bergnügen eines nützlichen Einkaufes. Die Ausstellung fand in einem Lokal des botanischen Gartens statt und gewährte einen sehr reizenden Anblick. Besonders gefielen und die kleinen tragbaren Kochöfen, welche die besten Freunde der arbeitenden Klassen zu werden versprechen durch ihre brauchbare und billige Konstruktion, ebenso blanken Messinglampen, die hell und sparsam zugleich sind. Es ist gewiß zeitgemäß dem guten Beispiel dieser gemeinnützigen Industrie zu folgen und dem armen Arbeiter Gelegenheit zu geben, auch er aus erster Hand zu kaufen. Für die übrigen Bedürfnisse des täglichen Lebens wäre dieses freilich noch wünschenswerther, denn muß überall unglaublich theure und häufig verfälschte Waare kaufen. Warum gründen unsere zahlreichen Wohlthätigkeits-Vereine nicht einen Bazar, wo der Arme sein Brod und Fleisch, sein bischen Thee und Salz billig und ohne die furchtbare Nähe eines Schnapsladens billig einkaufen kann? Eine Actien-Gesellschaft würde nebenbei keinen Schaden dabei haben.

F. v. H.

*) Archäologische Abhandlungen. I. Ueber die Echtheit des Uranius Konstantin Simonides. München, Druck von C. A. Schmid, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Die

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür der Stoff im Jahrbuche vorliegen und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. No. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. No. 11), ferner von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 129. Berlin, Sonnabend den 25. Oktober 1856.

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur der Gegenwart.

Nachdem wir längere Zeit nicht über die literargeschichtlichen Berichte dieses französischen Kenners und einsichtsvollen Beurtheilers der deutschen Literatur berichtet, halten wir es einmal wieder für angemessen, auf seine Referate hinzuweisen, in welchen er neuerdings die deutsche Literatur der Gegenwart charakterisirt.

In dem zweiten Abschnitt eines unter dem Titel: „L'Allemagne pendant le congrès de Paris" in der Revue des deux Mondes veröffentlichten Artikels (dessen politischen Theil wir hier weder zu besprechen, noch zu vertreten haben) giebt derselbe eine interessante Uebersicht der neuesten deutschen Literatur in Bezug auf Philosophie, Geschichtschreibung und Poesie. Schon die allgemeinen Bemerkungen, mit denen er seine kritische Revüe eröffnet, werden nicht verfehlen, in dem Leser ein günstiges Vorurtheil für die vorliegende kritisch-literarische Arbeit zu erwecken.

„Es giebt viele Länder", sagt der Verfasser, „in denen die Philosophie, die Wissenschaft der ersten Prinzipien, nur ein Studium von untergeordnetem Werthe, nur eine Angelegenheit der Akademie oder der Schulen ist; in Deutschland hängt Alles von ihr ab; die Geschichtschreibung, die Poesie, die Künste, die realen Wissenschaften erkennen hier die Suprematie der Philosophie an. . . Und wenn es nicht mehr solche Meister giebt, welche die Geister regieren, wie zur Zeit Kant's und Fichte's, Schelling's und Hegel's, wenn die Schulen nicht mehr so stark hervortreten, wenn das Publikum ihren Arbeiten nur noch eine sehr geringe Aufmerksamkeit schenkt, so ist dieses Aufhören des Interesses an den spekulativen Wissenschaften ein Zeichen, welches uns den allgemeinen geistigen Zustand klar machen wird. Die Geschichte ist in Deutschland lange das Monopol der Gelehrten gewesen; seit einigen Jahren ist sie unerwartet bei vielen ihrer Bearbeiter eine Art angewandter Philosophie geworden; und diese Umwandlung ist vielleicht eine der bedeutendsten Erscheinungen in der literarischen Welt, die wir hier darstellen wollen. Was die Poesie betrifft, so hat diese immer in Deutschland ein eifriges Publikum gefunden. Treue Dolmetscher der im Lande herrschenden Stimmungen, haben die Poesie, der Roman und das Theater freilich nicht die politische Situation Deutschlands, wohl aber die geheimen Gedanken, die in Bezug auf dieselbe rege wurden, und die Tröstungen, die nöthig waren, ausgedrückt. Wenn Deutschland sich in den Mystizismus versenkt, ist seine weichliche Poesie da als seine Anklägerin; wenn es sich erhebt, wenn es schmerzlich seine Thatlosigkeit empfindet und im Grunde seines Herzens gegen den kleinlichen Geist Derer protestirt, die den Ton angeben, kommen männliche Gefühlsergüsse zum Vorschein; der Roman und das Theater richten sich gegen das Bestehende, und eine volksthümliche Literatur, vergleichbar dem antiken Chor, wendet sich mit Worten der Theilnahme und des Trostes an die Märtyrer der Zeit. Dies ist zu allen Zeiten in der Geschichte Deutschlands geschehen; und wir werden auch in Bezug auf die Gegenwart in den Werken der Dichter die verborgensten Regungen des National-Bewußtseins erkennen."

In Bezug auf die Philosophie hebt der Verfasser zunächst die Verdienste hervor, welche im Gegensatze zu den Junghegelianern, die aller Philosophie für immer ein Ende gemacht haben wollen, Karl Rosenkranz und Eduard Erdmann sich durch ihre auf die Geschichte und die Kritik der von Kant bis Hegel aufgestellten metaphysischen Doktrinen sich beziehenden Arbeiten erworben haben und zu erwerben fortfahren.

„Aehnlich Herrn Rosenkranz in seiner Anhänglichkeit an die Hegelschen Lehren, sucht Herr Erdmann nicht, wie sein Kollege in Königsberg, die Philosophie des Meisters dadurch zu retten, daß er die Konsequenzen derselben in manchen Punkten beschränkt. Er will beweisen, daß alle Welt sich über die Hegelsche Philosophie getäuscht hat, daß die Konsequenzen, welche man ihr aufbürdet, ihr fremd sind, daß diese Philosophie weder der Religion, noch dem Staate feindlich ist. . . Herr Erdmann ist ein Hegelianer der rechten Seite; während die übrigen Fractionen der Schule, die äußerste Linke, die äußerste Rechte, das Centrum selbst, in der Auflösung oder auf der Flucht sind, bleibt er fest auf seinem Posten und bemüht sich, die Flüchtigen wieder zu sammeln."

Das Werk Erdmann's über die deutsche Speculation seit Kant wird um der historischen Details willen, die in denselben enthalten sind, vom Verfasser als ein die allgemeinste Beachtung verdienendes Werk bezeichnet. Ebenso läßt der Verfasser den der Geschichte dienenden Arbeiten Kuno Fischer's (über Spinoza und Leibnitz), Gabrauer's (über Joachim Jungius), Danzel's (über Lessing), Fortlage's (über die Philosophie seit Kant) die ihnen gebührende Anerkennung zu Theil werden. Er weist darauf hin, daß alle diese Arbeiten durch eine Rückkehr zur besonnenen Besonnenheit, durch einen entschiedenen Sinn für die Geschichte, durch ein heilsames Mißtrauen gegen den Skeptizismus sich auszeichnen. Von der erst in neuerer Zeit mehr bekannt gewordenen Philosophie Arthur Schopenhauer's giebt der Verfasser eine sehr gelungene Skizze.

Den Uebergang zur Besprechung des aller Philosophie Hohn sprechenden neuesten Materialismus à la Vogt und Moleschott macht Herr Taillandier in folgender Weise:

„Die Junghegelianer sind seit mehreren Jahren still geworden. Feuerbach hat sich zurückgezogen;*) Daumer ist zur Poesie zurückgekehrt; Bruno Bauer veröffentlicht politische Broschüren und erwartet, daß Anstand, in Europa Alles nivellirend, den Revolutionen der Zukunft den Weg bahnen soll. Die junghegelianische Schule, den Idealismus Hegel's aufgebend, immer tiefer und tiefer herabsinkend bis zum Materialismus Holbach's und de Lamettrie's, hat unter den Naturforschern einige Geister gefunden, die geneigt gewesen, sich ihre Lehren zu eigen zu machen. Nachdem Feuerbach zu dem Ergebniß gekommen: „Der Mensch ist, was er ißt", mußte er es der Physiologie und der Chemie überlassen, das Seelen- und Geistesleben zu erklären; Karl Vogt und Jakob Moleschott haben seitdem das Wort".

Als die rechten Vertreter der an der Zeit leidenden Philosophie, d. h. derjenigen Philosophie, welche ebenso sehr die Irrthümer des Spiritualismus, wie die des Materialismus vermeidet, indem sie diesem, wie jenem sein Recht zugesteht, werden Hermann Fichte, Ulrici, Wirth, Weiße, Fortlage, Moritz Carriere treffend charakterisirt. In Bezug auf den Rath, welchen Gruppe in einem die Zukunft der deutschen Philosophie behandelnden Aufsatze uns Deutschen giebt, daß wir für immer der Sucht nach Systemen entsagen und uns mit der alten psychologischen Logik begnügen sollen, schließt Herr Taillandier seine kritische Besprechung der gegenwärtigen deutschen Philosophie mit folgenden Worten:

„Nein; Deutschland wird nicht der Philosophie entsagen; und es ist eine schlechte Taktik, eine Flagge einzuziehen. Die Genannten haben den rechten Weg gefunden; sie sind fern von der mit Recht getadelten Systemsucht; sie halten die Augen geöffnet für alle Wahrheiten; sie vereinigen nicht dogmatisch, sondern auf eine freie und lebendige Weise den Geist der Philosophie mit dem der Religion. Deutschland fängt an, von seiner Gleichgültigkeit in Bezug auf die Philosophie sich wieder zu erheben; es fängt an, ihren Arbeiten wieder sein Interesse zuzuwenden; und wir können mit gutem Vertrauen die Ergebnisse dieser moralischen Wandlung erwarten."

Der auf die gegenwärtige deutsche Geschichtschreibung sich beziehende Abschnitt beginnt mit einer Charakteristik unserer Historiker Schlosser und Ranke. Als die hervorragendsten Vertreter der neueren Geschichtschreibung, welche die Feinheit Ranke's mit der Strenge Schlosser's verbinden, werden L. Häusser, Professor an der Universität zu

*) Herr Taillandier scheint nicht zu wissen, daß Ludwig Feuerbach vom Schauplatze dieser Welt durch einen höheren Richter abberufen worden. D. R.

Heidelberg, und der preußische Major Beitzke genannt. Die Verdienste, welche Häusser durch seine „Geschichte Deutschlands von dem Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes“ und Beitzke durch seine „Geschichte der Befreiungskriege“ sich um die Geschichtschreibung erworben, werden in das gehörige Licht gestellt. Das letztgenannte Werk rühmt der Verfasser besonders wegen der Unparteilichkeit, die sich in demselben in Bezug auf Napoleon und Frankreich kundgiebt. Er hebt die Worte Beitzke's hervor: „Es sind vierzig Jahre her, daß diese Kämpfe beendigt sind; die Zeit ist vorüber, wo Deutschland immer Recht, der Feind immer Unrecht haben mußte“. Weiter werden als Historiker, die den gegenwärtig an machenden Anforderungen entsprechen, die folgenden aufgeführt und ein jeder derselben nach seinen Eigenthümlichkeiten treffend geschildert: Droysen, Verfasser einer „Geschichte Alexander's“, einer „Geschichte des Hellenismus“, einer „Biographie des Feldmarschalls York“, gegenwärtig damit beschäftigt, eine „Geschichte der preußischen Politik“ zu vollenden; von Sybel, Verfasser der „Geschichte Deutschlands während der französischen Revolution“; Zinkeisen mit seiner „Geschichte des Jakobiner-Klubs“; Dahlmann; Waitz mit der „Geschichte Schleswig-Holsteins“; Giesebrecht mit der „Geschichte der fränkischen Kaiser“.

„Die günstige Aufnahme“, sagt Herr Taillandier, „welche allen diesen historischen Arbeiten zu Theil geworden, beweist, daß Deutschland gegenwärtig das Bedürfniß einer praktischen Belehrung zu fühlen angefangen hat; die Historiker müssen sich dazu entschließen, für das ganze Volk zu schreiben.“ In Bezug auf das historische Werk des Philosophen Hinrichs über das Königthum hebt der Verfasser es als sehr bedeutsam hervor, daß die in diesem Werk gegebene Vertheidigung des Königthums die populaire Form einer „Naturgeschichte der Monarchen aller Zeiten“ angenommen hat.

Unter den der Geschichte der neuesten Zeit dienenden Biographieen werden besonders gerühmt: die „biographischen Denkwürdigkeiten“ von Varnhagen von Ense; das „Leben von Friedrich Perthes“ von seinem Sohne Clemens Theodor Perthes; das Buch Robert Haym's über Wilhelm von Humboldt.

Die „Römische Geschichte“ von Mommsen, Professor an der Universität zu Breslau, wird als ein Beweis angeführt, daß auch auf dem Gebiete der Alterthumsforschung eine neue praktischere Geistesrichtung zur Herrschaft gekommen ist. Die „Geschichte des Alterthums“ von Max Duncker charakterisirt Herr Taillandier als „das einzige vollständige Gemälde, welches wir von der Geschichte der alten Welt besitzen“.

Unter den auf die Kunst- und Literaturgeschichte sich beziehenden Arbeiten hebt der Verfasser die folgenden hervor: die „Geschichte der Malerei“ von Franz Kugler; die „Geschichte der Baukunst“ von Wilhelm Lübke; das Werk über „die christliche Kunst in Spanien“ von Passavant; das „Leben Mozart's“ von Otto Jahn; die treffliche „Literatur-Geschichte des XVIII. Jahrhunderts“ von Hermann Hettner, und die „Geschichte der deutschen Literatur im XIX. Jahrhundert“ von Julian Schmidt.

Der Uebersicht über die vorzüglichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der belletristischen Literatur läßt der Verfasser die allgemeine Bemerkung vorangehen, daß auch hier diejenigen Werke die beste Aufnahme gefunden, die am meisten den wieder rege gewordenen Sinn für das Wirkliche, Thatsächliche und Nahegelegene bekunden. In der Roman-Literatur wird dem Roman von Freitag: „Soll und Haben“ der Preis zuerkannt. Vor wenigen Jahren noch, sagt der Verfasser, würden die meisten der Charaktere, welche uns hier vorgeführt werden, als uninteressante „Philister“ bezeichnet worden sein. Herr Freitag ist eines alten Sprüchworts eingedenk gewesen; er hat sich gesagt, daß es keine thörichte Berufsarbeit giebt, daß die Arbeit den Menschen adelt, wenn sie mit dem Bewußtsein der Pflicht verbunden ist. Der Held seines Buches, ein junger gewissenhaft arbeitender Commis, nimmt eine adelige, durch moralisch bedenkliche Speculationen ruinirte Familie unter seinen Schutz und bringt dieselbe dahin, daß sie durch treue Pflichterfüllung sich wieder erhebt. Das ist ein ganz neues Sujet zu einem Roman; daß es ein zeitgemäßes Sujet, soll der ungeheure Beifall, den der Roman gefunden, beweisen, doch glauben wir, daß es weniger die Theilnahme an jenem Helden, als gerade die Karikatur der Gesellschaft, die Herr Freitag gezeichnet, ist, was den Roman zum gelesensten Buche der deutschen Leihbibliotheken machte.

(Schluß folgt.)

Algerien.

Die Franzosen in Afrika.

I.

(Schluß.)

Die Occupations-Armee kostet nach den offiziellen Berichten jährlich 2,500,000 Pfund Sterling, was für 100,000 Mann gewiß kein übertriebener Aufschlag ist. Die Regierung und Polizei kosten etwa 400,000 Pfund Sterling. Die Civil-Verwaltung und die Colonisations-Versuche sind mit einem Aufwande von ungefähr 300,000 Pfund Sterling verbunden. Die Einnahmen haben nie über 800,000 Pfund Sterling betragen, so daß sich eine jährliche Bilanz von 2,400,000 Pfund Sterling zum Nachtheil der Kolonie ergiebt. Alle diese Unkosten müssen noch viele Jahre fortdauern, und es wird eine lange Zeit vergehen, ehe unsere Freunde, die jetzt ihre Betten und ihre mit Maulthieren versehenen Pubel von dem Dampfer ans Land bringen, die Wurzeln der Zwergpalme ausgraben soll und so viel Weizen, Baumwolle oder Tabak gebaut haben werden, daß die Regierung sie überhaupt besteuern kann und am allerwenigsten bis zum Belauf von 2,400,000 Pfund Sterling.

Sobald man jedoch den Kostenpunkt nicht berücksichtigt, muß man gestehen, daß das Kolonisirungs- oder vielmehr das Eroberungswerk vortrefflich von Statten gegangen ist. Algier ist eine französische Stadt. Sie ist mit Gas erleuchtet und mit Parisern bevölkert. Die Straßen sind so sicher, wie in der Umgegend von London, und ein Kundschreiben der Behörden in Algier wird dem Reisenden unter allen den wilden Stämmen zum Schutz dienen, die ihre Schafe und Ochsen im Tell oder in der Sahara weiden.

Es findet nur eine kleine Ausnahme statt, aber sie ist nicht von besonderer Wichtigkeit und wird schwerlich von langer Dauer sein.

Wenn der Reisende sich den Gestaden des französischen Afrika's nähert, erblickt er im Vordergrunde eine niedrige Küstenlinie, die in ihrer Form einem ungeheuren Kaiman gleicht. Hinter ihr erhebt sich die Bergkette des kleinen Atlas. Weiter links und in noch größerer Entfernung sieht man über die Gipfel des kleinen Atlas nackte, steile Kuppen hervorragen, die in dem blendenden Sonnenschein bis zu einer enormen Höhe aufsteigen. Allmählich zeigt sich ein kleiner, weißer, dreieckiger Punkt auf der Oberfläche unseres Kaimans, und die Bergspitzen verschwinden hinter den niedrigeren Hügeln, während der dreieckige weiße Punkt immer größer wird, bis er die Gestalt der Stadt Algier annimmt.

Jene kahlen Bergkuppen bezeichnen das Gebiet der unabhängigen Kabylen, ein Land, das, obwohl fast vor den Thoren Algiers, auf den Karten des französischen Generalstabes noch als terrain incognita figurirt. Diese Kabylen sind die alten Numidier, die in der Sprache, der Körperbildung und der Sinnesart von den Arabern der Ebene abweichen; es sind praktische Leute, denen die glühende Einbildungskraft des Arabers fremd ist. Hoger, aber kräftig und von kleinerer Statur als die Mauren, leben sie in Häusern oder Hütten, sind fleißige Ackerbauer und geschickte Handwerker, die nicht nur die in ihren Bergen vorhergehenden Metalle zu Tage fördern, sondern auch Waffen daraus zu schmieden verstehen. Dabei sind sie wundervolle Reiter und so furchtbar in einem Streifzuge wie in den Tagen Sallust's. Es ist dies das Volk, das neulich einen kleinen französischen Posten auf dem Abhange eines Hügels, etwa fünfundbreißig Meilen von Algier, angriff. Mit den Arabern liegt es in beständiger Fehde, und es war eben im Begriff, eine Oelmühle zu plündern, die einem der befreundeten arabischen Stämme gehörte, was zu dem Zusammenstoß mit den französischen Truppen führte.

Während wir das Einlaufen des Dampfers und die Ausschiffung der Kolonisten beobachteten, marschirten starke Abtheilungen französischer Soldaten zur Stadt hinaus. Wie es heißt, sind 15,000 Mann in den wenigen Tagen zusammengezogen worden, die seit dem Gefecht von Dra el Rifan versossen sind. Noch zwei Tage, und die Tode einer furchtbaren Rache werden längs den Abhängen jener Berge wiederhallen. „Ça sera l'affaire d'une quinzaine“, lautet die philosophische Bemerkung eines französischen Offiziers. Welche Fülle von tragischen Ereignissen ist in diesem kleinen Worte „ça“ eingeschlossen!

Aber es ist Zeit, an unser Mittagessen zu denken. Das Hôtel de la Régence führt einen guten Tisch; ich schlage vor, heute dort zu speisen. An der Thür stehen zwei Schildwachen; dies bedeutet, daß Marschall Randon, der Gouverneur von Algerien und Chef der neuen Expedition, oben sein Diner einnimmt. Im Hôtel de la Régence ist ein vortrefflicher Salon, voll kleiner runder Tische mit marmornen Platten. Einer ist leer, und wir nehmen daran Platz. In der Ecke vis-à-vis, so ansprechlos in seiner äußeren Erscheinung wie irgend ein anderer Gast, sitzt ein etwas ältlicher Mann von bedeutender Korpulenz, dessen Physiognomie einen festen, aber nicht unfreundlichen Ausdruck trägt. Ihm gegenüber befindet sich eine Dame, die zwar nicht mehr in erster Jugendblüthe steht, deren Gesicht aber uns augenblicklich die Ueberzeugung aufdrängt, daß man sie nur zu kennen braucht, um sie zu lieben und zu verehren. Während des Mittagessens plaudern sie vertraulich mit einander, indem der Gatte von Zeit zu Zeit eine momentane Pause benutzt, um einen von den Dokumenten zu lesen, die neben seinem Teller liegen. Endlich erscheint der Kaffee nebst obligatem Gläschen Liqueur, und Herr und Dame bereiten sich zum Aufbruch. Jetzt erheben sich mehrere der an den benachbarten Tischen sitzenden Personen, Männer und Frauen,

von ihren Stühlen, und es findet ein kleines Lever statt. Madame sagt jeder Dame ein freundliches, jedem Herrn ein höfliches Wort. Die Damen wünschen dem Herrn eine glückliche Reise; die Männer machen nur eine Verbeugung, denn sie gehen mit ihm. Nachdem das Paar also sein Mittagbrod verzehrt und seinen Freunden guten Tag gesagt hat, begiebt es sich in derselben ruhigen, pruntlosen Weise Arm in Arm von dannen.

Dieser Herr und diese Dame waren der Marschall Randon und seine Gemahlin, und die „glückliche Reise", die er anzutreten im Begriff steht, ist jene Mission der Ausrottung mit Feuer und Schwert, welche tausend rohere, aber nicht minder innige Häuslichkeiten vernichten wird, als diejenige, die wir soeben betrachtet haben.

Algerien und das Gränzland Biledulgerid.

Herr Jules Duval hat am 17. September auf dem Wohlthätigkeits-Kongresse zu Brüssel einen Vortrag gehalten, worin er, der Verarmung abzuhelfen, Auswanderung nach Algerien empfiehlt. Allerdings ist Algerien näher, als Amerika, wohin so Viele sich begeben, befindet sich inmitten einer sehr produktiven Natur, hat gesunde Luft und guten Boden, und liegt bequem zu Verkehr und Schifffahrt. Die Karthagenienser haben sich an den Gestaden Afrika's ganz wohl befunden, lange bestanden und würden vielleicht heute noch in jenen Gegenden herrschen und den Handel mit dem Innern Afrika's vermitteln, wenn sie nicht den Neid der Römer erregt hätten und diese um jeden Preis einen so blühenden, mächtigen und daher ihren Umgriffen hinderlichen Staat zu vernichten bemüht gewesen wären. Diejenigen, die hierher ihren Weg nehmen und hier ihre Wohnstätte aufschlagen, haben daher nicht nur gleich anfangs eine geringere Beschwerde, sie können auch einer glücklichen Zukunft entgegensehen, vorausgesetzt, was in jenem Vortrage wohl bemerkt worden ist, daß keinesweges blos die Auswanderung dahin, daß auch die Ansgewanderten selbst unter den Schutz der Regierung gestellt werden. Hinsichtlich der Einwanderung ist von Seiten der französischen Regierung zu wünschen, daß sie die Ueberfahrt, wie den Erwerb von Grundstücken in jenem Lande, durch Liberalität und Fürsorge möglichst erleichtere; hinsichtlich der Eingewanderten, daß sie ihren Aufenthalt durch weise Einrichtungen im Innern des Gebiets ermöglichte, ihren Rechten im vollsten Maße den Schutz der Gesetze angedeihen lasse und zu keiner Zeit es verstumme, diese Kolonie aufs kräftigste zu unterstützen, um die von den Kabylen drohenden Gefahren abzuwenden, daher die Bewährung und Förderung dieses Tochterstaates nicht als Nebensache behandle, sondern als eine Hauptsache ansehe und darum die Opfer und Beschwerden nicht scheue, die ein unausgesetzter Krieg gegen die anwärtigen Feinde erfordert.

Ein Staat wie Algerien ist seiner Natur nach ein kriegerischer Staat; er muß unausgesetzt Krieg führen gegen die Barbaren an seinen Gränzen, um zu bestehen, um seinen Einwohnern Ruhe zu verschaffen; er darf sich nicht damit zufrieden stellen, den Frieden durch Kontrakte und Vergleiche gewonnen zu haben, er muß diese Völker überwältigen und unter seine Herrschaft dringen, wie die frühern Beherrscher von Numidien es gethan haben. Im Allgemeinen werden diese barbarischen Anwohner von Alters her einerseits so dumm und träge zu Allem, was Wissenschaft und Kunst betrifft, und andererseits so tückisch, niederträchtig und verrätherisch und dabei so kriegerisch geschildert, daß sie jederzeit bereit sind, die Verträge zu brechen, und daher niemals ihnen zu trauen ist. Auch haben sie sich von je her unter einander selbst die Hälse gebrochen und, hingegeben niedrigen Gelüsten, der Unordnung und dem Schmutze — so daß man ihnen nachsagt, daß Manche das ganze Jahr, ja, das ganze Leben hindurch sich nicht ein einziges Mal waschen, obgleich Judenthum und Muhammedanismus so viele Waschungen anordnen — den wohlgemeinten Bestrebungen, sie zu kultiviren, Hohn gesprochen. Nur völlige Unterwerfung dieser nomadisirenden Barbaren oder Tuarika kann also Algerien die wünschenswerthe Ruhe und Sicherheit verschaffen; ihre eigene Macht muß gebrochen und der Ordnung und dem Gesetze dienstbar gemacht, ihre zerstreuten Niederlassungsplätze müssen gesonnen, sorglicher angebaut, befestigt und zu gegenseitiger Hülfe und Unterstützung unter sich und mit Algerien durch dauernde Wege verbunden werden — eine große Arbeit, die aber, wenn sie vollbracht ist, abgesehen von allen anderen Vortheilen, die dadurch der Kolonie entstehen müssen, den Weg in das Innere Afrika's eröffnet und allmählich zur Kultur des ganzen Weltheils zu führen verspricht, und die dabei durch den Aufschwung, welchen die Kenntniß der Natur und die Mechanik in unseren Zeiten gewonnen hat, bedeutend erleichtert werden kann.

Die Gränz-Anwohner nämlich, von denen hier die Rede ist, sind die südlich von dem marokkanischen Reiche und Algerien, Tunis und Tripolis hausenden wilden aus mancherlei Nationen gemischten Stämme, deren Land in früherer Zeit Gätulien hieß, später unter dem Namen Biledulgerid bekannt worden ist und nach Manchen eine größere, nach Anderen eine mindere Ausdehnung nach Osten und Westen hat und südlich an Tombuktu und Sudan gränzt. Denn es fällt nach der Beschreibung der Araber offenbar mit der Wüste Sahara zusammen und ist, wie diese, seiner allgemeinen Beschaffenheit nach ein Sandmeer. Doch wie aus dem Meere die Inseln sich erheben, zeigen sich in diesem Sandmeer eine Menge fruchtbarer Gelände, liebliche Oasen, die von Bächen und Strömen gewässert werden und wo sich sogar namhafte Städte erhoben haben. So nennt Abulfeda nach einem älteren Geographen Ibn Said den Ort Kafza als eine berühmte Hauptstadt, die mit den Produkten ihres Bodens Handel treibe. Weiterhin spricht er von Tüsar, als einer Hauptstadt der Gelände von Kastila und erzählt ausdrücklich von einem Flusse, der ihre Gärten wässere, wiewohl er hinzufügt, daß die Länderein wie Inseln in der Mitte des Sandes liegen und große Wüsten sich darin breiten. Von Turah, einer Stadt, die dazu gehöre und die Hauptstadt von Nakrawa sei, sagt er, daß darin reines Glas verfertigt und Wolle zubereitet und nach Alexandrien geführt werde. Auch Ghadames nennt er als eine prächtige, wohlgebaute Stadt, auf dem Wege nach Sudan, in der ewige Quellen, bei denen Spuren römischer Bauwerke sich befinden, die Bewohner mit Wasser versorgen und von ihnen angewandt werden, die Felder zu wässern.

Da die Angaben der arabischen Geographen sehr sparsam zu sein pflegen und ihre Berichte nichts weniger als den Fehler der Weitläufigkeit haben, so läßt sich aus dem Gesagten noch auf eine Menge anderer fruchtbarer und angebauter Stellen schließen, die in dieser Sandgegend vorhanden sind und die, mit Festungen versehen, durch daurende Wege verbunden und durch eine starke Macht beherrscht, selbst diese Himmelsstriche zu erfreulichen Wohnplätzen, zu Quellen und Wegen eines ausgebreiteten Handels und Verkehrs, zum Segen für die Nachbarländer machen konnten. Bis jetzt ist eine Hauptursache des Uebels der Mangel gemeinschaftlicher Regierung und die Trennung in einzelne Stämme, von denen jeder zunächst auf sich bedacht ist, wie dies von Abulfeda in seiner Nachricht von Ghadames erwähnt wird: Das Volk besteht aus Berbern, welche Mostemin sind und eine große Moschee, Dschamia, haben, doch kein Oberhaupt besitzen, sondern sich an ihre Scheiche halten. Daß aber in diese Gegenden der Muhammedanismus und mit ihm die arabische Sprache eindrang, mit deren Wörtern und Redensarten auch die berberische stark gemischt ist, ist der Grund, weshalb die Araber nicht ohne Kenntniß derselben bleiben und weshalb man sie unter dem Namen Biledulgerid oder Bilabu'lscherid kennt, welches man ganz richtig durch „Dattelland" übersetzt.

Zwar sagt der berühmte Shaw, jener Name sei eigentlich Blaid al Jerid und bedeute: das trockene Land. Nach Walkenaer, in der französischen Uebersetzung von Pinkerton's Geographie, wurde Datteland durch Guaten tamar auszudrücken gewesen sein. Andere, wie Daniel in seiner Geographie für höhere Unterrichts-Anstalten bemerkt, übersetzen Biledulgerid durch: Land der Heuschrecken. Bergbaus hrilt dafür, es heiße: Land der Palmenzweige. Man kann jedoch, wenn man den arabischen Sprachgebrauch in genauen Betracht zieht, diesen Kenderungen der Uebersetzung des Namens nicht beistimmen. Gerid oder Jerid, wie Shaw schreibt, enthält freilich die Bedeutung entblößt, daher auch nebradei die von: entblößt von Grase und folglich: trocken. Diese Eigenschaft ist jedoch allen Wüsten gemein, und man sieht nicht ein, warum man dieser allein den Namen gegeben hätte. Die Meinung Walkenaer's, als wurde man, wenn man Biledulgerid Datteland hätte nennen wollen, es nicht so, sondern vielmehr Guaten tamar genannt haben, beruht auf einem Mißverstande, der den Ernstessen zum Lächeln bringen könnte. Walkenaer nimmt diese Gelehrsamkeit nämlich wahrscheinlich aus Dapper's „Afrika". Dapper aber sagt: „man nenne das Land Biledulgerid oder Guaten Tamar", erklärt also, daß man sich beider Benennungen zugleich bediene und sie im Wesen darin übereinstimmen, daß sie Datteland bedeuten. Guaten ist das arabische Wathn, welches das Vaterland einer Sache anzeigt, und tamar ist der eigentliche Name für Dattel. Wie man also Biledulgerid sagen kann, um ein dattelreiches Land zu bezeichnen, konnte man auch Wathn tamar dafür sagen und sagte wirklich so nach Dapper's Meinung. Walkenaer aber verspielt das so, als solle das Letztere eine Widerlegung des Ersteren sein. Dapper selbst schöpfte, wie er angiebt, diese Notiz aus Anania, einem italiänischen Geographen des XVI. Jahrhunderts, daher kömmt es, daß er nicht Wathn, sondern Guatten schreibt. Die Annahme ferner, daß Biledulgerid Land der Heuschrecken heiße, ist geradezu zu verwerfen, da die Heuschrecke nicht Gerid, sondern Garâd genannt wird. Die Erklärung des Namens durch Land der Palmenzweige endlich ist auch sehr sonderbar, da man, um anzugeben, es sei ein Land reich an Aepfeln oder an Kartoffeln, nicht sagen wird: es ist ein Land der Apfelbaumzweige oder ein Land des

Google

Dattelfeltzüchtige. Die Benennung Dotteland wird mithin die beizubehaltende sein. Zuerst sagen die, von denen wir die Nachricht haben, das Land werde auch Wadha tame genannt, welches unwiderlegbar Dattelland bedeutet. Dann aber kann man auch gar nicht bejweifeln, daß Beled die Bedeutung Land habe, da es unzählige Mal in dieser vorkömmt; man kann höchstens durch das Wort Gerid oder Dacherid zu einem Zweifel bewogen werden, weil dies für vieles Andere, jedoch nicht für Dattel gebraucht wird. Indessen ist es gewiß, daß man unter Dacherid häufig den Dattelbaum, die phoenix dactylifera, verstehe. So giebt es ein arabisches Sprichwort: Fi Belado'lgerid tutmae ol-hamir, d. h. im Lande der Dattelpalmen werden die Esel mit Datteln gefüttert (siehe Olaus Celsius Hierobatanicon. 1. p. 490). Dies gilt auch ganz und gar von Biledulgerid. Weil es des Kornes und anderer Getraidearten hier weniger giebt, als Datteln, und in diesen vornehmlich der Ertrag des Landes besteht, so wird hier alles Vieh mit Datteln gefüttert.

Daß Gerid, welches als Beiwort entblößt, nackt, der Zweige beraubt, daher schlank bedeutet, auch mit der weiblichen Endung, wo es *Gardah* heißt, für eine schlanke Palme genommen werde, beweist auch der 66. Vers der Moallakah ir Sebid, wo er sagt: Mein Pferd dämmt sich (steht aufrecht) wie eine hohe, eine Gardah, wo der Dichter, als verstehe sich die Sache von selbst, das Hauptwort Palme gar nicht erst hinzuzufügen sich die Mühe nimmt. Der Grund aber, weshalb man statt Dattelpalme den Ausdruck die nackte, die zweiglose, schlanke gebrauchte, liegt darin, daß diese Dattelpalmen, deren Stämme, von Zweigen unbekleidet, die Höhe von 5 bis 8, ja 12 Klaftern erreichen, ehe sie die Krone bilden, die vorzüglichsten sind und in den Ländern am meisten angetroffen werden, die sich durch ihren Boden und ihr Klima am meißten zu Hervorbringung edler Palmen eignen, während andere Palmen-Arten, z. B. die Dumpalmen, die man spottweise auch Abu Gahl (Vater der Thorheit) nennt, kurz nach ihrer Entstehung einen Reichthum großer Blätter entfalten, in die Breite gehen, niedrig bleiben und unansehnliche, saure Früchte bringen, oder gar keine, sondern nur Gummi tragen. Da aber ein sandiger, heißer, nitröser Boden den Palmen überaus günstig ist und die allergrößte Hitze ihnen nicht schadet, so daß auch selbst der glühende Chamsin oder Samum, der alles Lebende tödtet, sie nicht verletzt, so sind es diese wüsten, die Berberei an Hitze weit übertreffenden Gegenden, wo die Palme sich, wie in den heißen Strichen Persiens, am besten ausbildet und dadurch ihre Frucht den Bewohnern statt des Brodes dient und zum größten Labsale wird.

Von den verständigen Moslemin wird denn auch die Palme, welche der Koran die Schwester der Menschen nennt, noch besonders gepflegt und ihr schlanker Wuchs gefördert. Denn obgleich die Dattelpalme von Natur allsährlich je sechs Blätter treibt und im nächsten Jahre die im vergangenen getriebenen von selbst weik werden und endlich abfallen, so daß nur die Besten übrig bleiben, welche man pollices nennt, und auch diese mit der Zeit verschwinden, so hat der Baum einer schlanken Säule ähnlich wird, weshalb man auch annimmt, daß die Palme der Typus und das Vorbild der Säule gewesen sei; obgleich also die Mutter Natur selbst der Palme die schlanke Form bereitet, so ist doch die Hand der Sorgsamen geschäftig, diese Wirkung der Natur zu fördern, und es ist, nach Kämpfer, wenigstens von Persien ganz gewiß, daß die Besitzer von Palmen-Gärten dort allsährlich die sprossenden Blätter abschneiden und selbst die Besen derselben möglichst vertilgen und so den Baum glatt machen, weil die welken Zweige, die das ganze Jahr lang rückwärts herabhängen, den Baum verunzieren, hinter den zurückbleibenden Theilen sich aber mancherlei schädliches Ungeziefer festsetzt, auch Mäße sich ernährt, wodurch die Palme verdorben wird. Genug Gerid bedeutet ganz eigentlich die vortrefflichste Art der Dattelpalmen; und daraus läßt sich freilich nun folgern, auch Biledulgerid heiße nicht Dattelland, sondern Land der Dattelpalmen. Aber setzt man nicht häufig die pars pro toto, den Theil fürs Ganze? Und da es der Palmen mehrere Arten giebt, wäre nicht am besten dadurch, daß man statt Palme Dattel setzte, bezeichnet, welche Art man meint? Vielleicht hat selbst der Chaldäische und arabische Name Diklah seinen Ursprung vom griechischen dactylos, Dattel.

Um aber durch Wortforschungen nicht zu ermüden, sei nur dies noch bemerkt, daß Abulfeda gewöhnlich Beledo' lgerid, nicht Beledo' lgerid sagt, also diese Gegend nicht Land der Palmen, sondern Länder der Palmen nennt, welches für die diesen in dem Sandmeere hervorstechenden fruchtbaren Gelände sehr bezeichnend ist, und daß, da die Palme als Zeichen des Sieges gilt, der gewiß vornehmlich dies Siegeszeichen verdient und erworben hätte, dem diese Palmengegenden unter seine Herrschaft zu bringen und zu einem Zustande höherer Kultur und größeren Glückes zu erheben gelungen wäre.

P.

Mannigfaltiges.

— Herr v. Arlach über die Rif-Piraten. Ein Franzose, Herr v. Arlach, der seit vielen Jahren zu Tanger (Tandcha) in Marokko wohnt, hat soeben in Paris eine etwa hundert Seiten starke Broschüre herausgegeben, worin er sowohl über diese Stadt als über das benachbarte marokkanische Rif interessante Mittheilungen macht. Er bestätigt darin, was wir bereits früher in diesen Blättern über die Unzugänglichkeit der armseligen Rif-Dörfer — etwa zwölf an der Zahl — gesagt, von welchen das im Hintergrunde einer kleinen Bucht, auf einer waldigen Anhöhe gelegene Dorf Afanem von einem sehr kriegerischen Stamme, Abkömmlingen der Gelaja's, bewohnt wird, die eine große Zahl von Barken, sehr viele Feuerwaffen ꝛc. zu ihrer Verfügung haben, und die es namentlich sind, die kürzlich den Kampf mit der Besatzung der preußischen Korvette „Danzig" bestanden. Herr v. Arlach meint, es gebe nur ein Mittel, das einzige Chancen des Erfolges darbiete, um die Vernichtung der Rif-Piraten herbeizuführen, und dieses Mittel bestehe darin, in diese barbarische Landschaft auf dem Landwege von Marokko einzudringen. „Aber", fügt er hinzu, „dieses Mittel würde die Aufbietung einer ansehnlichen Truppenmacht erfordern, denn mit dem Tage, wo die civilisirten Nationen versuchten, ihren Fuß auf marokkanischen Boden zu setzen, würde das ganze Reich sich erheben, und alle die verschiedenen Roçen Marokko's würden sich gegen die fremde Invasion verbinden. Vor einiger Zeit hatte der Kaiser Abderrahman den Pascha von Tanger, Ben-Abu, zur Züchtigung der Piraten abgeschickt, und diesem soll es auch gelungen sein, eine Anzahl Seeräuber-Barken zu verbrennen und einen Tribut zu erheben, aber bald darauf plünderten die Piraten wieder ein englisches Schiff, und die Sühne für diese neue Verletzung des Völkerrechtes soll jetzt noch erfolgen." Den Kaiser von Marokko, Abderrahman, schildert übrigens Herr v. Arlach als einen der geldgierigsten, unbarmherzigsten Tyrannen.

— Preisvertheilung an einen Todten. Die französische Akademie hat bei ihrer alljährlichen Austheilung dreier Preise für die Moral, die Beredsamkeit und das literarische Verdienst diesmal einem Werke den ersten Preis zuerkannt, dessen Verfasser bereits aus dem Leben geschieden ist und durch die späte Anerkennung kaum noch einen Zuwachs an Ruhm erhalten kann. Es ist dies die „Geschichte der Civilisation im fünften Jahrhundert" von dem trefflichen religiösen Schriftsteller Ozanam, dessen Werke auch in Deutschland viele Verehrer gefunden haben. Er gehörte zu den tiefsinnigen Talenten, die sich jahrelang abmühen im Kampfe für das Gute und Schöne, ehe sie Verständniß und Verbreitung erlangen. Als er endlich sein großes Ziel erreicht hatte, war seine Kraft erschöpft, er starb; aber die Nachwelt wird noch lange erleuchtet werden durch die Begeisterung und Gelehrsamkeit, welche er in seinen Werken niedergelegt hat. Die Reinheit seines Lebens wurde mehr noch als die Bedeutsamkeit des Wissens von dem Redner der Akademie hervorgehoben. Der von der Akademie ertheilte Preis galt ebensowohl der Tugend als den literarischen Verdiensten des edlen Todten. F. v. H.

— Bibliographisches. Freunde deutscher Volks- und Jugendschriften machen wir darauf aufmerksam, daß zu K. Bernhardi's „Wegweiser" durch das Labyrinth dieser Literatur soeben ein Nachtrag, circa 1600 Nummern umfassend, mit Angabe der Ladenpreise und Verleger, zusammengestellt von dem Rektor A. Lüben, erschienen ist.*) Es ist dieses Handbuch, sowie der in demselben Verlage (G. Mayer) erschienene, zuerst von G. Schwab und K. Klüpfel und nachträglich von Letzterem allein herausgegebene bibliographisch-kritische „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen", für Jeden, der sich über die Produktivität des deutschen Büchermarktes und über das, was er etwa noch — oder nicht mehr — zu leisten vermag, unterrichten will, eine wahre Fundgrube, für die man besonders dem Verleger, der dabei manches Opfer bringt, nicht dankbar genug sein kann.

— Berichtigung. Die Inschrift unter der Bildsäule Froissart's ist in Nr. 127 unvollständig abgedruckt; sie lautet:

„Et si aulcun quiert savoir qui je suis, je m'appelle Jehan Froissart, natif de la bonne et franke ville de Valenciennes."

*) Leipzig, Gustav Mayer, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 8 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 2 Thlr. 10 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29., und beim Spediteur Cramming, Dorotheenstr. Nr. 84.), ferner von allen Königl. Postämtern angenommen.

№ 130. Berlin, Dienstag den 28. Oktober 1856.

Oceanien.

Geschichtlicher Ueberblick der Inseln im Stillen Meere.

„Was streitet ihr euch um eine solche Lumpereit" sagte ein junger Kazike zu den Leuten Vasco Nuñez de Balboa's, die um die Theilung einer in seinen Augen geringfügigen Beute haderten. „Dünkt euch in der That dieses Gold so wünschenswerth, daß ihr darum eure Heimat verlasset, in friedliche, fremde Wohnungen einbrechet und euch so viel Gefahren und Mühen preisgebet, so will ich euch ein Land zeigen, wo ihr euer Verlangen zur Genüge befriedigen könnt. Sehet jene hochragenden Berge" indem er nach Süden hinwies, „jenseit dieser Höhen liegt ein mächtiger See, den ihr von ihren Gipfeln herab erblicken könnt. Er wird von einem Volke in Schiffen befahren, die den euren an Größe nichts nachgeben und wie diese mit Segel und Ruder versehen sind. Alle Ströme, die von südlichen Abhängen dieser Berge in den See fließen, führen Gold in Fülle mit sich, und die Könige, die an den Küsten desselben herrschen, essen und trinken aus goldenen Schalen." Der Balboa, aus einer herabgekommenen Adels-Familie stammend, war als Glücksritter in die Neue Welt gekommen und hatte sich durch Tapferkeit und Ränke zum Gouverneur der spanischen Kolonie Santa Maria, auf der Landzunge Darien, aufgeschwungen. Die Rede des Kaziken rief in ihm den Wunsch hervor, das Meer, worüber ihm von Zeit zu Zeit schwanke Gerüchte zu Ohren gekommen waren, mit eigenen Augen zu sehen: und ohne sich von den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, und von der Schwierigkeit seiner Stellung abschrecken zu lassen, stand der Entschluß, auf die Entdeckung auszugehen, in ihm fest.

Am 1. September 1513 trat er mit kaum hundert Soldaten, unter denen sich der damals noch obskure Pizarro befand, den Zug an, und nach einem sechsundzwanzigtägigen, mühseligen Marsch durch feindliche Stämme kam er an den letzten Bergrücken, der ihn von dem Jenseit trennte, und hielt an dem Fuße desselben Nachtrast. Mit Tages-Anbruch machte er sich auf und erreichte noch vor Mittag die Höhe; hier ließ er seine Leute halten, erklomm ganz allein den Gipfel, und — da lag zu seinen Füßen der verheißene Ocean! Hinaus über die weite Ausdehnung von Fels und Wald, über gewundene Ströme und grüne Fluren glühte der Stille Ocean in der Morgensonne. Der Spanier fiel auf die Kniee und dankte dem Himmel, als der erste Europäer, dem beschieden war, die Gewässer des neuen Oceans zu schauen. Und seit diesem Tage bis auf den heutigen war dieses Gewässer der Schauplatz wilder Abenteuer, blutiger Metzelei und Empörung, gewinnreichen Verkehrs und ungerechten Großhandels, kühner Missionen, bunter Geschichten voll Wirklichkeit und Dichtung, in welchen, kaum unterscheidbar, arkadische Träume und alltägliche Dinge sich mischten. Die Kunde dieser Entdeckung wurde in der Heimat jauchzend begrüßt; allein der Entdecker selbst ärntete denselben Lohn, wie so Mancher seiner Landsleute, die ihrem Vaterlande neue Gebiete gewonnen hatten. Er wurde seiner Gouverneurstelle entsetzt, und zwei Jahre nach der Entdeckung, die seinen Namen mit dem von ihm zuerst erblickten Ocean paarte, sah er durch die Schurkerei seines Nachfolgers im Amte.

Der Weg in die Südsee um das Kap war bis dahin unerforscht, als Fernando de Magalhaens (gewöhnlich Magellan), ein geborener Portugiese, von San Lucar in Spanien aus segelnd, am 7. November 1520 in die Straße einfuhr, die seinen Namen trägt. Er hatte seine Dienste zuerst dem eigenen Fürsten angeboten, ward aber, gerade wie Columbus bei Johann II., kalt aufgenommen und fast verächtlich mit seinem Anerbieten zurückgewiesen. Der Stemann nahm einen Globus, worauf die Länder, Meere und seine projektirte Fahrt verzeichnet waren, brauchte aber die Vorsicht, um seine Pläne nicht zu verrathen und sich durch einen königlichen Kniff um seinen Lohn betrogen zu sehen, die Stelle der vermutheten Straße blank zu lassen, und ging zu dem Kaiser Karl V., der sich damals zu Valladolid aufhielt. Der Kaiser ging sofort auf den Plan ein; fünf Fahrzeuge wurden ihm bewilligt, und in einer Urkunde für ihn und seinen Landsmann, den sogenannten Astrologen Ruy Falero, festgestellt, daß, wenn sie durch eine westliche Fahrt die Molukken erreichen, sie das Monopol der von ihnen gefundenen Straße auf zehn Jahre und außerdem den zwanzigsten Theil des Reinertrages an dem etwanigen Gewinn ihrer Entdeckungen genießen sollen. Endlich wurde ihm das königliche Banner von Spanien feierlich übergeben, und er stach in die See. Als die Schiffe den Eingang zu der Straße erreichten, wurde Rath gehalten, worin Esteban Gomez, der Steuermann, die Unmöglichkeit der Weiterfahrt behauptete und mit Nachdruck für die Rückkehr nach Spanien stimmte, um dort die Schiffe auszubessern. Der Vorrath war knapp, ein allgemeines Murren, das die Heimkehr verlangte, durchlief die Flotte, während die Schiffsmannschaft es sich nicht wollte einreden lassen, die gefundene Straße habe eine westliche Ausmündung. Es gab freilich auch manchen wackeren Mann in der Versammlung. Magellan hörte Alle und schloß die Sitzung mit der Erklärung, er würde die Leder-Ueberzüge der Raa zur Stillung seines Hungers abnagen, ehe er daran dächte umzukehren. Er hielt seinen Kurs. Ein sechsunddreißigstündiger Orkan schleuderte sie in der engen Straße von einer Küste zur anderen; endlich aber am 24. November erblickten sie an der westlichen Ausmündung die langersehnten Gewässer der Südsee.

Inzwischen hatte Esteban Gomez auf einem der Schiffe eine Meuterei angezettelt, den Schiffs-Capitain in Fesseln gelegt und, wohlwissend, daß der Ober-Befehlshaber nicht mehr zwischen ihm und dem Atlantischen Ocean stehe, legte er um und segelte nach Spanien. Am 28. November, noch mehrtägigem Vorankerliegen, hielt Magellan einen nördlichen Kurs, entdeckte unterwegs mehrere Inseln: San Pablo, die Desaventuradas, Shark's-Eiland, die Ladronen u. a., und lief am 7. April 1521 in den Hafen von Zebu, wo die erste spanische Niederlassung auf den Philippinen gegründet wurde. Beschwerden verschiedenster Art hatten seine Fahrt begleitet. Die Mannschaft war genöthigt, das Leder, das sie auf den Schiffen fand, zu kauen, Sägespäne zu essen, faules Wasser zu trinken. Mäuse wurden einen Dukaten das Stück bezahlt. Sie hatten aber köstliches Wetter, und von diesem Umstande erhielt das Meer den Namen des Stillen. In Rücksicht auf die mancherlei Nachrichten von dem Reichthum und der Macht des Fürsten jener Insel fuhr der Spanier mit fliegender Flagge in den Hafen, und ein gewaltiges Salutschießen setzte die zweitausend Insulaner in Erstaunen, die sich versammelt hatten, Zeugen dieses Schauspiels zu sein. Ein Gesandter ging ans Land, mit den Ministern des Königs zu unterhandeln, die Hafengebühren wurden erlassen und in wenigen Tagen kam ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande zwischen dem König von Zebu einerseits und dem „größten Souverän der Erde", sowie dessen General-Capitain andererseits. Magellan, als guter Katholik, ging an die Bekehrung der Eingeborenen, und ihre Religion, wenn sie überhaupt eine hatten, muß ihnen nicht sehr am Herzen gelegen haben, denn bald war die Hälfte derselben getauft. Die königliche Familie, der Radschah von Mazagan und die Vornehmsten des Volkes waren unter den ersten Konvertiten. Auch die Huldigung als Vasallen war sehr leicht erlangt, und der General-Capitain ging so weit, Tribut zu fodern, der, wie es scheint, willig entrichtet wurde. Der König von Matan allein sträubte sich und meinte, da er Geschenke gesandt und Alles, was die Höflichkeit fordre, gethan habe, es doch zu viel verlangt wäre, eine Macht als seinen Oberherrn anzuerkennen, von der er zum ersten Male in seinem Leben höre.

Wohl dem tapferen Seefahrer, wenn sein Stolz, seine Eitelkeit oder seine Habsucht es zugelassen hätte, den edlen Sinn des Inselkönigs zu schonen; es kam anders, und Magellan fiel als Opfer der Feindseligkeiten, die sich in Folge des Zerwürfnisses entspannen. Er landete am 27. April mit neunundvierzig in Stahl gekleideten Soldaten und griff eine Schaar von fünfzehnhundert Unterthanen des hochherzigen Fürsten an. Der König von Zebu wollte seinem Verbündeten mit Truppen beistehen; die thätige Mitwirkung wurde aber abgelehnt. Der Kampf der europäischen Eisenwaffen gegen die Pfeile

Digitized by Google

und Lanzen von Holz dauerte manche Stunde. Auf keiner der beiden Seiten dachte man an feige Flucht. Der Muth der Indianer hielt die Probe gegen den Stahlpanzer der Spanier. Diese, auf den Schrecken und die Heimatliebe ihrer Feinde zählend, legten Feuer an ihre Häuser, und ein Dorf ging in Flammen auf. Allein die braven Eingeborenen fochten nun mit desto mehr Entschlossenheit und Wuth. Nur sieben oder acht überlebende Spanier zogen sich nun Schritt für Schritt nach dem Ufer zurück. Von einem vergifteten Pfeil verwundet, das Visier von einer Lanze durchbohrt, wiederholentlich am Kopfe von Steinen getroffen, daß ihm der Helm zweimal vom Haupte flog, den rechten Arm gelähmt und ins Wasser bis zur Kniefiese gedrängt, bot Magellan immer noch den umschwärmenden Feinden die Stirn. Seine Tapferkeit beleuchtete ihm nur den Weg zum Tode. Ein Indianer hieb ihm ins Bein, und indem er ins Wasser sank, wandte er noch einen hülfestehenden Blick auf die wenigen, ihm überlebenden Gefährten, die ihre Böte erreicht hatten und mit thränenden Augen ihren edlen Hauptmann einen Tod sterben sahen, den sie weder abzuwenden, noch zu rächen die Macht hatten. „Er", sagt Pigafetta, der Geschichtschreiber des Zuges, „fiel unser Leiter, unser Licht, unser Hort!" Wohl mochten sie einen Führer betrauern, dessen Gestirn so helle Strahlen auf ihre Bahn streute. Magellan war seines Unternehmens würdig. In ihm paarten sich mit der Liebe zu Abenteuern und ritterlicher Kühnheit, die den Spanier jener Tage überhaupt kennzeichneten, Klugheit und Beharrlichkeit, die, wäre er länger am Leben geblieben, ihm eine Laufbahn eröffnet hätten, wie sie wenigen seiner Berufsgenossen zu Theil geworden.

Die Expedition verfolgte unter wechselnden Führern ihren Weg, berührte Borneo und andere Plätze, und nach mancher Meuterei und manchem Seeraubzuge lief sie am 6. September 1522 unter dem Kommando Sebastian's del Cano in den heimatlichen Port San Lucar mit einem einzigen von den fünf Schiffen ein, die vor etwa drei Jahren von hier abgesegelt waren. Die noch lebenden 18 Leute von den 60 hatten in dieser Zeit 54,000 Meilen zurückgelegt.

Durch den Genius Magellan's war ein neuer Weg nach Indien geöffnet, und die so wunderbar enthüllte Verbindung der zwei großen Oceane räumte so manche Schwierigkeiten aus dem Seewege nach jenem Lande. Die Zweifel, die man damals noch über die Kugelgestalt der Erde erhob, waren durch diese Fahrt niedergeschlagen, und sie bildete überdies das Vorspiel zu den Unternehmungen, die, als die spanische Marine von den Franzosen, Holländern und Briten in den Schatten gestellt worden, durch die wackeren Männer, die unter der Flagge dieser nordischen Nationen die Südsee befuhren, zur Ausführung kamen.

Das XVI. Jahrhundert war Zeuge noch mancher Seereise. Die erste, der Zeit nach, unternahm Loyosa, ein Johanniter; mit sieben Schiffen und einer Mannschaft, die Sebastian del Cano und andere Trümmer von Magellan's Expedition unter sich zählte, segelte er von Cornña am 24. Juli 1525 ab. Stürme, Krankheiten und Hunger waren ihre Begleiter; Loyosa und seine vier Nachfolger im Oberbefehl starben nach einander, und die Expedition blieb ohne nennenswerthen Erfolg. — 1526 entdeckte Don Jorge de Menefes Papua, nachmals „Neu-Guinea" genannt, und um dieselbe Zeit landete Diego da Rocha auf den Inseln Laqueira, die man für die Pelju-Inseln im Archipel der Karolinen hält.

Ebenso resultatlos blieb die von Hernando Cortez ausgerüstete und unter das Kommando seines Verwandten Alvaro Saavedra gestellte Expedition. Saavedra verdient eine ehrenvolle Erwähnung als der Erste, der den Plan, die Darien-Enge zu durchstechen, faßte und öffentlich vertheidigte, obgleich heutzutage jedem Knaben, der Geographie lernt, der Gedanke sich aufdrängt. Er starb kurz nachdem er die Inselgruppe, die guten Gärten genannt, entdeckt hatte; seine Begleiter ließen eine angelegte Kolonie auf den Molucken im Stiche und kehrten, nach einer zwölfjährigen Abwesenheit, 1537 nach Europa zurück.

Privat-Unternehmungen, die sich inzwischen bildeten, führten zu keiner irgend bedeutenden Entdeckung. — 1529 trat Karl V., für ein Stück Geld — 350,000 Dukaten — seine Ansprüche auf die Inseln, westlich von den Labronen, an die Portugiesen ab; und um hier andere Zwecke zu verfolgen, ließen sie die Pläne, die aufgefundene Magellan-Straße zu benutzen und den Isthmus zu durchstechen, gänzlich fallen. Der Golf und die Westküste von Kalifornien wurden von Cortez 1536 untersucht, und überall auf dem ganzen spanisch-amerikanischen Festlande erstanden Niederlassungen. Reisen von verschiedenem Wichtigkeitsgrade, darunter diejenigen von Ruy Lopez de Villeslobos, Miguel Lopez de Legaspi u. a. fielen in den Zeitraum zwischen 1542—1575. In letzterem Jahre nebst das Wasser des Stillen Oceans den ersten englischen Kiel: John Drenham landete an der Nordküste von Darien, ging quer über die Landenge, zimmerte am entgegengesetzten Ufer eine Barke und nahm, als Freibeuter unherstreifend, zwei reiche Prisen; wurde aber auf dem Rückzuge über den Isthmus erschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

St. René Taillandier über die deutsche Literatur der Gegenwart.

(Schluß.)

Frau Fanny Lewald-Stahr als eine talentvolle Darstellerin des sozialen Lebens anerkennend, bedauert der Verfasser, daß sie die moralischen Gebrechen, von denen Deutschland geheilt sein will, zu schildern und zwar mit Vorliebe zu schildern sich zur Aufgabe gemacht. Berthold Auerbach wird gelobt, weil er sich von den Einflüssen des Jahres 1848 wieder frei gemacht und in seinen neuesten Werken, die ihm eigene volksthümliche praktisch-sittliche Geistesrichtung wieder aufgenommen hat. Kompert mit seinen Schilderungen des Ghetto und der böhmischen Juden und Adalbert Stifter mit seinen „Studien" werden neben Freytag und Auerbach gestellt.

Aus der großen Menge der lyrischen Dichter werden Friedrich Bodenstedt und Julius Hammer als diejenigen hervorgehoben, die um des gesunden praktisch-moralischen Geistes willen, der in ihren Dichtungen sich kundgiebt, den meisten Beifall im deutschen Publikum gefunden. „Der Weise von Lixlis (Mirza Schaffy), unter dem Namen Bodenstedt seine Verse veröffentlicht hat, scheint für die Deutschen Tröstungen und gute Lehren niedergeschrieben zu haben. Er lehrt vorzugsweise eine Tugend, von der man fast nie spricht, der moralischen Stolz, jenen Stolz, welcher macht, daß man sich nach seinem Werthe schätzt, und daß man sich nicht vor dem ersten Besten bückt, weil der Zufall oder die Intrigue ihm einen Titel verliehen." Von dem Hammerschen Buche: „Schau um Dich und schau in Dich!" sagt der Verfasser: „Es ist eine Abhandlung der Moral in einer volksthümlichen allgemein ansprechenden Form." Er giebt mit Recht dieser Hammerschen Poesie den Vorzug vor der philosophisch-religiösen Poesie, durch welche Friedrich von Sallet (in seinem Laien-Evangelium) und Leopold Schefer (in seinem Laien-Brevier) der Religiosität und Moral haben förderlich sein wollen. „Julius Hammer hat begriffen, daß die wahre moralische Poesie, um alle Herzen zu rühren, nicht auf den Formeln eines philosophischen Systems, sondern auf der Natur des Menschen beruhen muß. Wenn die Seele aufrichtig in sich forscht, findet sie in sich das, was man mit Recht das natürliche Christenthum genannt hat." Daß auch die Moral-Poesie Hammer's darauf ausgehe, das wahre menschliche Würdebewußtsein zu erwecken ohne die echte christliche Demuth zu beseitigen, unterläßt der Verfasser nicht, ausdrücklich hervorzuheben.

Auch in Bezug auf die neueste dramatische Literatur Deutschlands weiß Herr Taillandier nach, wie auch hier mehr und mehr ein gesunder Realismus und ein praktisch sittlicher Geist sich zur Geltung zu bringen anfange. Den „Fechter von Ravenna", der in Wien, Berlin, München, Frankfurt und Dresden mit gleich großem Erfolge aufgeführt worden ist, charakterisirt der Verfasser, nachdem er auch den die Autorschaft dieses Dramas betreffenden Streit besprochen, mit den folgenden Worten:

„Dieses Werk Friedrich Halm's ist weniger eine dramatische Composition, als eine hochherzige Mahnung an Deutschland. Die Erfindung ist nicht glänzend, die Handlung unbedeutend; aber welch ein tiefes Gefühl für die Mission der deutschen Völker! Was für berechte Vorwürfe! Wie eindringlich giebt der Dichter seinen sittlicher Unwillen kund über die Spaltungen, durch welche die Tugenden seiner Nation unwirksam gemacht werden!" — Die neuesten Dramen von Heinrich Laube: „Prinz Friedrich" und „Graf von Essex" haben den Beifall des Verfassers; dem ersten giebt er noch den Vorzug vor dem Gutzkowschen Stücke: „Zopf und Schwert"; er bezeichnet es als ein gut deutsches Drama und als eine gute historische Studie, von einer hohen moralischen Idee beseelt.*) In Bezug auf Friedrich Hebbel äußert der Verfasser sein Bedauern, daß dieser Dichter, der berufen zu sein scheine, ein zweiter Schiller zu werden, den Boden der Wirklichkeit, den er in seinem Drama: „Agnes Bernauerin" betreten, wieder verlassen hat, um in seinem neuesten Stück: „Gyges und sein Ring" dem Publikum wieder Mythen und Räthsel vorzuführen. „Die Makkabäer" von Otto Ludwig und die „Demetrius" von Friedrich Bodenstedt charakterisirt der Verfasser als Dramen, wie sie an der Zeit sind; das letztgenannte erklärt er für das beste unter allen in neuester Zeit erschienenen Dramen. Das Dramen von Wilhelm Wolfsohn: „Der Zaar und der Bauer" und „Nur eine Seele" läßt er als naturgetreue Bilder aus dem russischen sozialen Leben gelten; nur glaubt er dem Verfasser den guten Rath geben zu müssen, daß er sich der romantischen Intriguen begeben

*) „Graf Esser", der mit einer für die Geschichte dieses dramatischen Stoffes interessanten Einleitung im J. J. Weberschen Verlag in Leipzig gedruckt erschienen, hat sich farglich auch bei seiner Aufführung in Berlin, dessen durch das meisterhafte Spiel der Mad. Greilinger als „Elisabeth", einen großen Beifalls zu erfreuen gehabt.

D. R.

möge. Gutzkow's neuestes Stück: „Ella Rose" bezeichnet er als „eine lange spitzfindige psychologische Geschichte, die mit ganz unverständlichen Situationen endigt". Er giebt dem Verfasser den Rath, seinen „Uriel Acosta" wieder zu lesen, um zu sehen, was er zu Stande bringen könne, wenn er es wage, wahr und naturgetreu zu sein.

In Betreff des komischen Drama's macht Herr Taillandier die sehr richtige Bemerkung, daß uns Deutschen noch immer ein Molière fehlt. Bauernsfeld's Komödien findet er nicht schlecht, aber zu sehr nur dazu angethan, ausschließlich das Wiener Publikum zu amüsiren. Einen ersten glücklichen Ansatz zu einem zeitgemäßen Lustspiel sieht er in der Komödie von Gustav Freytag: „die Journalisten" gemacht, doch scheint ihm die Verwandtschaft dieses Stückes mit der viel älteren „Camaraderie" von Scribe entgangen zu sein.

Nachdem Herr Taillandier noch gezeigt, wie die bedeutendsten literarischen Kräfte Deutschlands gegenwärtig in den Staaten zweiter Ordnung ihren Sitz haben, setzt er, uns Deutschen zum Troste, hinzu: „Bereiten wir uns, hinzuzufügen, daß, wenn die vorzüglichsten Schriftsteller auch nicht überall einen ihrer Thätigkeit günstigen Boden finden, überall wenigstens das Publikum ihren Arbeiten eine rege Theilnahme schenkt. Die Philosophen und die Historiker Heidelbergs und Leipzigs, die Dichter Dresdens und Münchens können auf ein aufmerksames Publikum in Berlin und in Wien rechnen. Die geistige Einheit ist hergestellt. Diese Einheit wird das Leben der Intelligenz da, wo es gegenwärtig herabgedrückt erscheint, wieder rege machen." Er schließt seinen Artikel mit den folgenden Worten: „Deutschland kann mit Vertrauen auf den Erfolg seiner Anstrengungen hoffen. Wenn der Geist, den wir charakterisirt haben, sich weiter entwickelt, wird die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts der ersten nicht gleichen. . . . Wenn die Literatur im XIV. und XV. Jahrhundert instinktmäßig demokratisch gewesen, so muß sie es im XIX. mit klarem Selbstbewußtsein sein. Die gegenwärtige Generation begreift ihre Aufgabe; Schriftsteller und Publikum, Lehrer und Schüler sind zum gesunden Sinne, zur Vernunft, zur praktischen Philosophie, zum geistigen Christenthum zurückgekehrt; sie haben dies besonders gelernt (o, möchten sie es nicht wieder vergessen), daß in der Wissenschaft, wie im politischen Leben, da kein Fortschritt möglich ist, wo der Mystizismus die Begriffe von der wirklichen Welt entstellt. Der revolutionaire Mystizismus ist ein ebenso großes Uebel, wie der pietistische; Deutschland wird sich beiden nur dann entziehen, wenn es den Sinn für das praktische Leben entwickelt, — dem Prinzipe gemäß, welches der lateinische Redner im 1. Kapitel seiner Abhandlung über die Pflichten aufstellt: Virtutis laus omnis in actione consistit."

Algerien.

Die Franzosen in Afrika.

II.

Die Erdbebenfrage. — Eine verhängnißvolle Epoche. — Der Jardin d'essai. — Türken und Arabrr. — Ein maurischer Prophet. — Wunderbare Eigenschaften der Pritsche. — Apologie des Prügelsystems.

Die Rue de Babazoun gleicht einer Straße in Padua oder Mailand; sie ist von ziemlicher Breite, mit Kolonnaden längs dem Trottoir. Diligencen fahren auf und ab, und an jedem Ladenfenster hängen französische Waaren. Die Straße mündet in einem großen Platze, wo ein Dutzend Omnibusse die Passagiere nach den verschiedenen Vorstädten einladen, mit welchen das Ufer der Bai besäet ist. Hier erhebt sich das große Théâtre Impérial, wo viermal wöchentlich Opern und Ballette gegeben werden, und hier befindet sich auch das Café de Constantinople, mit seinem Entresol und vier Stockwerken. Dieses Kaffehaus bringt durch seine bedeutende Höhe die große Erdbeben-Frage in Erinnerung, welche die Gemüther der älteren Einwohner in ernster Aufregung hält.

Das maurische Algier besteht aus Gängen, die kaum den Namen von Straßen verdienen. Die Häuser, die sich schon unten ziemlich nahe stehen, laufen oben fast ganz in einander, so daß der obere Theil der alten Stadt eine einzige zusammenhängende Masse bildet. Es würde ein tüchtiges Spülteln nöthig sein, um diesen ganzen Bau umzuwerfen, und in der That hat er schon einige harte Stöße ausgehalten. Etwas Anderes ist es mit dem neuen französischen Stadttheil; beim ersten Erdbeben würde er wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. Die Place du Gouvernement, die auf Bogen gebaut ist, würde zweifelsohne in den allgemeinen Ruin verwickelt werden, und in zehn Minuten würde von der gesammten französischen Stadt, mit dem bronzenen Herzog von Orleans, der Säule und dem Adler eben so wenig vorhanden sein, wie zur Zeit der Türkenherrschaft. Nun geht in Algier die Sage, daß ein Erdbeben alle sechzig Jahre stattfindet. Gegenwärtig sind gerade achtundfunfzig Jahre seit dem letzten großen Erdbeben verflossen. Vor kurzem wurde Bidah von einem solchen heimgesucht, wobei 1500 Menschen umkamen. Die Provinz Konstantine ist erst in den letzten Wochen von einer furchtbaren Katastrophe dieser Art Zeuge gewesen; Collo und Dscherdschelli wurden fast gänzlich zerstört, und viele Personen verloren das Leben. Aus zärtlicher Besorgniß für die Gemüthsruhe der künftigen Kolonisten schweigen jedoch die französischen offiziellen Blätter so viel als möglich von dergleichen Fatalitäten. Philippeville erlebt in diesem Augenblic eine Reihe von kleinen Erschütterungen, und es ist gar nicht unmöglich und nicht einmal unwahrscheinlich, daß binnen zwei Jahren (!) der ganze französische Stadttheil von Algier in einen Schutthaufen verwandelt wird.

Lassen wir jedoch für einen Augenblick die große Erdbebensfrage und wenden wir zehn Sous an einen Omnibus, der uns nach dem Jardin d'essai befördert.

Der Jardin d'essai ist ein Hauptpfeiler der algerischen Colonisation. Wir haben viel davon gehört. Sein Umfang beträgt über hundert Morgen. Er wird von einem Bache bewässert, der die Berge herabströmt und dessen Fluthen in Cisternen geleitet und durch Kanäle über den Garten vertheilt werden. Er wird von den Arabern angekauft und von den Franzosen zu Promenaden benutzt. In Wahrheit ist er nichts anderes als eine große Baumschule. Man findet hier junge Platanen, Kaktus, Tabak, Zuckerrohr, Baumwollstauden in der ersten Entwickelung und weißen Kohl von bedeutender Größe. Gurken und Melonen kommen unter günstigen Umständen fort, und Oelbäume vermehren sich ins Unendliche. Der Weinstock wird sorgfältig auf Spaliere gezogen, und junge Cypressenhecken erinnern uns an die Gebilde der persischen Dichter. Man sieht eine Allee von Palmbäumen, die bei uns nicht ohne den Schutz von Glaswänden und Dampfröhren wachsen würden, und exotische Pflanzen, die selbst hier durch künstliche Vorrichtungen vor dem Einflusse der Witterung gesichert werden müssen und die unter ähnlichen Bedingungen an den Ufern der Themse weit schöner produzirt werden.

Der Jardin d'essai hat — wie die Straße, die mit ihren funkelnden Augen und ihrem makellosen Gesieder in dem Gehäge umherspazieren — mehr von der Natur an sich, als das, was wir in dem Londoner zoologischen Garten und dem Jardin des Plantes erblicken, ist aber noch immer eine sosipielige Phantasie. Die Bäume und Stauden werden, sobald sie zu hinlänglicher Reife gediehen, verpflanzt oder an die Kolonisten und arabischen Landbauer verschenkt. Die Absicht ist höchst lobenswerth, aber die Araber dürften beim Anblick der kleinen Wasserbäche, die durch den Garten rieseln, mit Recht an der Möglichkeit verzweifeln, diese glücklichen Gewächse in der heißen Sahara fortzupflanzen.

Wenn der Industrie-Palast seine Zusuhren aus dem Jardin d'essai bezogen hat, so wundere ich mich nicht mehr über die glänzende Rolle, die Algerien in der Pariser Exposition spielte. Die Engländer könnten ebenso gut den Kautschuk-Baum in Kew-Gardens als eine Probe des Waldwuchses von Surrey anstellen.

Am Eingange des Jardin d'essai warten mehrere Equipagen, die man für den mäßigen Preis von zwei Francs die Stunde miethen kann, am über die Berge nach der Stadt zurückzukehren. Wir fahren längs dem Bache hinauf, der den Garten mit Wasser versieht. Die Straße ist vortrefflich; ihr zur Seite ziehen sich die Telegraphendrähte hin. Auch der Bach wird unterwegs dazu benutzt, ein ober- und ein unterschlächtiges Rad zu drehen. In dem That sind kleine Landstellen angebaut; aber die Colonisation hat hier, eine Lieue von Algier, noch nicht festen Fuß gefaßt. Die Berge sind noch mit Unterholz bedeckt, und der Pflug hat noch niemals den Boden aufgewühlt. Es ist wahr, daß Abd-el-Kader noch vor zwölf Jahren seine Bivouaks hier aufschlug und jeden Franzosen, der sich hierher verirrte, einen Kopf kürzer machte. Aber für unternehmende Kolonisten sind zwölf Jahre eine lange Zeit, und wenn der Colonisations-Prozeß wirklich energisch von Statten ginge, so wären diese Sandsteinhügel schon seit einem Decennium mit Reben oder Oliven bepflanzt.

Wenn es jedoch schwer hält, die französischen Landleute aus Frankreich herauszulocken, so lassen die Erfolge der Eroberer bei den Eingeborenen nichts zu wünschen übrig. Die Türken, die, als ihre Herrschaft gestürzt wurde, sich in Algier ziemlich unbehaglich fühlen mußten, sind ins Exil gewandert oder haben als Spahid bei den Franzosen Dienste genommen. Die Araber sind vollständig gezähmt und verhalten sich mäuschenstill. Religiöser Fanatismus ist nicht vorhanden. Die Franzosen waren so vernünftig, den Mohammedanern ihre Moscheen zu lassen, und haben den Jesuiten verboten, sie mit ihren Bekehrungsversuchen zu behelligen. Man erlaubt den Missionären nur, dem Christenthum durch Handlungen der Mildthätigkeit und Liebe bei den Muselmännern Eingang zu verschaffen. Die Türken waren nicht sehr zahlreich, und es ist ein Glück für alle Seiten und Klassen in Algier, daß die Franzosen ihre Stelle eingenommen haben. Größere Tyrannen sind diese in keinem Fall, und sie haben wenigstens die Stadt erleuchtet, den Straßen Namen gegeben, die Häuser numerirt und vollständige Sicherheit des Lebens

Digitized by Google

und Eigenthums hergestellt. Die Juden, die in Algier schlechter behandelt wurden, als in irgend einem anderen Lande, richten sich aus ihrer Erniedrigung auf, und die Jüdinnen fahren zwar fort, ihre schwarzen Kleider zu tragen, aber nicht mehr gezwungen und als Zeichen der Schmach. Die maurischen Jungfrauen verschleiern noch immer das Gesicht, aber mehr, um die Spuren der Blattern zu verbergen, die nur zu viele von ihnen entstellen, als aus Gehorsam gegen die Befehle des anderen Geschlechts. Was die Freiheit betrifft, haben alle Bewohner der Stadt durch die französische Occupation gewonnen; aber die Gegenwart einer zahlreichen Armee und einer Schaar von Abenteurern jeder Art hat ihre moralische Wirkung nicht verfehlt. Indessen wird der öffentliche Anstand mit eiserner Strenge geschützt.

In einem Punkte neigen sich die Franzosen zu demselben Aberglauben hin, dem die Anhänger des Propheten huldigen: sie glauben an die wundertätige Kraft einer derben Tracht Schläge.

Als ich vor einigen Tagen eine Wanderung durch die alten, engen Gassen machte, nach halb vergrabenen arabischen Inschriften suchend, in die kleinen Oeffnungen hineinblickend, welche einst Luft in die Kerker der christlichen Gefangenen einließen, und mich beiläufig darüber wundernd, warum alle Leute, die den Turban tragen, auch krumme Beine haben, gelangte ich zu einer Art von Moschee, die jetzt in ein Hospiz für heruntergekommene Muselmänner verwandelt ist, und stieß auch auf das Grab eines großen muhammedanischen Imâm, der, nach dem enormen Umfang des Rosenkranzes zu urtheilen, welcher als Trophäe über seinem Denkmal hängt, im Geruche ungewöhnlicher Heiligkeit gestorben sein muß.

Ich habe hier einen excellenten Burschen kennen gelernt — einen gewissen Hassan, seines Gewerbes ein Wasserträger — der mir oft in achtungsvoller und bescheidener Entfernung folgt, seitdem er entdeckt hat, daß ich mich in diesen düsteren Labyrinthen zu verirren pflege und demjenigen einen halben Franc gebe, der mich nach der Rue de la Casbah zurückbegleitet. Für einen Wasserträger ist Hassan ein gelehrter Mann; er spricht vortrefflich Arabisch, ziemlich gut Spanisch, und sein Französisch wird täglich geläufiger. Er bemerkte, daß ich mit den arabischen Lettern nicht fertig werden konnte, kam mir zu Hülfe und erzählte mir die Legende von dem Heiligen. Da sie mir weniger unglaublich scheint, als viele andere Heiligen-Legenden, die ich gelesen habe, und da sie das Axiom unterstützt, von dem soeben die Rede war, so erlaube ich mir, sie ihm hiermit nachzuerzählen.

Weli Dada, der in diesem Grabe ruht, war ein berühmter Marabut, und in den Zwischenräumen seiner Andachtsübungen beschäftigte er sich mit der Bekehrung eines christlichen Sklaven. Diesem christlichen Sklaven wurde gestattet, etwas zu thun, was kein guter Moslem thun durfte — d. h. einen Weinladen zu halten, um die verbotenen Gelüste der Gläubigen zu befriedigen. Der Marabut ließ sich mit dem Christenhunde oft in so lange und hitzige Argumente ein, daß er nicht immer den Weg nach Hause finden konnte, und die böse Welt behauptete, daß, wenn der heilige Mann am Morgen schlafend unter einem Thorwege angetroffen wurde, er nicht durch fromme Kasteiungen, sondern durch die Weinschläuche des Christen in diesen Zustand versetzt worden sei.

Es geschah in der Nacht vom 25. Oktober 1541, daß Weli Dada sich von seinem geistlichen (oder geistigen) Kampfe mit dem Christen, wie gewöhnlich, in einem Zustande völliger Erschöpfung zurückgezogen hatte. Er war eben im Begriff, an der Stelle einzuschlummern, wo jetzt sein Grabmal steht, als er durch einige freundschaftliche Fußtritte erweckt wurde. „Geh' nach Hause, heiliger Mann!“ schrieen die Ruhestörer, „die ungläubigen Hunde von Spaniern sind gelandet, der Divan berathschlagt über Unterwerfung; die Straßen werden für Dich kein sicherer Aufenthalt sein.“

„Unterwerfung, sagt Ihr!“ rief der Marabut, noch erregt von seinem Kampfe mit dem Christen, „führt mich zum Divan.“

Man führte ihn zum Divan; er ging hinein und ergoß sich in Verwünschungen über Karl V., über Andreas Doria und, wie ich fast fürchte, sogar über den abwesenden Papst. „Ueberlaßt sie mir“, sagte er, „ich will sie aus einander treiben. Ueberlaßt sie mir und Allah.“

Einige meinten, daß er besoffen sei, aber andere weise Männer, wie man sie in jeder ernsten Versammlung findet, sagten: „Er ist ein heiliger Mann, laßt ihn nur machen.“ Und man ließ ihn also machen.

Auf den Schultern der Gläubigen getragen, stieg Weli Dada den steilen Berg hinunter, bis er das Meeresufer erreichte, ließ sich alsdann eine der Peitschen geben, mit welchen man die Christensklaven zu züchtigen pflegte, und, vielleicht noch mehr durch die natürliche Abneigung gegen das Wasser begeistert, an der so viele heilige Männer laboriren, begann er aus Leibeskräften auf die Wellen loszuschlagen.

Augenblicklich wurden die Wogen in schäumende Brandung gepeitscht. Ein furchtbarer Sturm erhob sich, und, wie man weiß, zerstob die Flotte Karl's V. in alle Winde, und Algier war gerettet.

Weli Dada galt jetzt für den Retter des Glaubens und des Vaterlandes. Die Legende erzählt zum Schluß, daß der Christensklave sich stehenden Fußes zum Islam bekannte, an demselben Tage mit dem Marabut starb und in ein Grab mit ihm gelegt wurde. Seit jener Zeit glauben die Muselmänner von Algier unerschütterlich an die wundertätigen Eigenschaften der Peitsche.

Indem ich über diese Legende nachdachte, äußerte ich mich wieder dem französischen Stadtviertel und bemerkte unterwegs einen Chasseur d'Afrique mit einer höchst bedenklich aussehenden Peitsche unter dem Arm, der in einem ziemlich unverständlichen Jargon einen trägen Araber anredete, welcher in der Sonne lag und ihn mit sorgloser Gleichgültigkeit betrachtete.

Der Jäger fuhr fort, etwas zu sprechen, was er für Arabisch halten mochte, und der Araber fuhr fort, ihn phlegmatisch anzustarren. Da nahm der Jäger plötzlich seine Reitpeitsche in die Hand, schwang sie durch die Luft und ließ sie dann mit ungeheurer Kraft auf die nackten Beine des Muselmannes niedersallen, den er zugleich als „chien des Indes!“ apostrophirte. „Amân, agah, amân!“ rief der Sohn der Wüste, aufspringend und vor Schmerz herumtanzend, „ich wußte in der That nicht, daß Du Arabisch sprachst.“

Weli Dada war ein großer Prophet. Es muß in der Peitsche etwas Wundertätiges liegen. Alles, was man in Algier um sich sieht, ist entweder moralisch oder physisch durch die Peitsche geschaffen worden und würde ohne sie augenblicklich in Nichts zusammensinken.

Mannigfaltiges.

— Der lombardische Krieg von 1848—1849. Im Gegensatze zu dem Buche des Generals v. Schönhals über den in den Jahren 1848 und 1849 von den Oesterreichern in Italien geführten Krieg, hat jetzt ein sardinischer Kavallerie-Offizier, Herr Charles Martin, in französischer Sprache eine historisch-strategische Darstellung dieser Feldzüge geliefert*). Der Verfasser beginnt dieselbe mit dem Einrücken der Piemontesen in die Lombardei, mit ihrem Marsche über den Mincio, und schließt mit der für dieselben unglücklichen Schlacht von Novara. Ohne der Erfahrenheit und Geschicklichkeit des alten Marschalls Radetzky und der Tapferkeit des österreichischen Heeres zu nahe zu treten, weiß Herr Martin doch auch die Vorzüge der sardinischen Armee, sowie das Feldherrn-Talent und die edlen Eigenschaften des Königs Karl Albert, in das glänzendste Licht zu stellen, und namentlich in Bezug auf Letzteren kann er nicht umhin, die Darstellungen des Generals v. Schönhals als parteiisch und ungerecht zu bezeichnen. Es wird gewiß auch für deutsche Freunde der Kriegs-Geschichte nicht uninteressant sein, diese Auffassung des Feldzuges in der Lombardei mit der österreichischen zu vergleichen.

— Religiöse Lotterieen in Frankreich. Als ich neulich — schreibt ein englischer Tourist — die Plakaten-Literatur von Poitiers studirte, fiel mir dicht neben einem Zettel, der eine dramatische Vorstellung der Znaven ankündigte, welche zur Zeit der Belagerung von Sebastopol die Truppe des Interkman-Theaters bildeten und jetzt in den Departements Gastrollen geben, eine Annonce sehr verschiedener Art und von orthodoxerem Charakter auf. Sie bezog sich auf eine Lotterie, die unter dem Schutze der Kaiserin Eugenie zu dem frommen Zwecke veranstaltet ward, die Kirche der heiligen Katharina zu Fierebois wiederherzustellen, und deren Gewölbe, wie männiglich bekannt, die Jungfrau von Orleans dad geweiht, mit fünf Kreuzen bezeichnete Schwert hervorholen ließ, welches sie im Kampfe gegen die Engländer schwang. Kurz nachher sah ich in einer sehr praktischen Zeitung, die sonst nur von Eisenbahn-Actien und Dampfschifffahrten, vom Weinhandel und Oldium unter den Weintrauben redet, den Prospektus einer anderen Lotterie, die unter dem höchsten Grade religiös sein mußte, da sie unter den Patronat des Hauptes der Kirche stand, und die zum Neubau de nennzehn Heiligthümer von Notre Dame du Roc Amadour in Cohord, der Hauptstadt des Lot-Departements, bestimmt war.

*) Études militaires sur les campagnes de 1848 et 1849 en Lombardie, par M. Ch. Martin &c., un vol. in 8. Paris et Turin, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 25, und vom Breslauer Neumann, Matthiasstr. No. 11, sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 131. Berlin, Donnerstag den 30. Oktober 1856.

Frankreich.

Guizot über Sir Robert Peel.*)

III. Sir Robert Peel als Demokrat.

Jene glänzenden Demonstrationen überschritten sicherlich nicht das im Volk herrschende Gefühl, und dieß überschritt nicht die Gerechtigkeit. Hinter einer kalten und rauhen Außenseite barg Sir Robert Peel Tugenden, welche geeignet sind, die Völker mit Zuneigung und Bewunderung zu erfüllen. Er war aufrichtig und hingebend und von unerschütterlichem Muth in seiner Aufrichtigkeit und Hingebung. „In allen meinen Beziehungen zu ihm", sagte der Herzog von Wellington, „habe ich vollen Vertrauen gehabt zu seiner Wahrhaftigkeit und zu seinem unveränderlichen Streben, dem allgemeinen Wohl zu dienen. Ich erinnere mich nicht eines einzigen Falles, in dem er sich nicht für das entschieden hätte, was er für wahr hielt, und ich habe nie den geringsten Grund gehabt, anzunehmen, daß er etwas sagte, ohne es für vollständig wahr zu halten. Ich glaube, nachdem ich ihn so lange kenne, daß dies der Hauptzug seines Charakters war."

Es giebt ein Zeugniß, durch welches dieses Urtheil Wellington's, meiner Meinung nach, vollkommen bestätigt wird; es ist dieses Zeugniß von Sir Robert Peel selbst. Er sagt am Schluß der Denkschrift, welche er geschrieben, um den Antheil, den er im Jahre 1829 an der Emancipation der Katholiken gehabt, darzustellen und zu rechtfertigen: „Wenn man den plötzlichen Wechsel meiner Politik als einen Beweis meines Mangels an Scharfsinn und Vorsorglichkeit bezeichnet, wenn man mir vorgeworfen hätte, daß ich mit zu großem Eigensinn einer hoffnungslosen Sache angehangen, daß ich zu lange Partei-Verbindlichkeiten und einer zu weit getriebenen Rücksicht auf die Wünsche meiner Kommittenten das Uebergewicht eingeräumt über die täglich zunehmende Evidenz einer nahen Nothwendigkeit, eine solche Anklage vollständig zu widerlegen würde schwieriger für mich sein. Aber die, deren Wohlwollen und Gunst ich verloren hatte, erhoben die entgegengesetzte Anklage gegen mich. Nach ihrer Ansicht hätte ich ohne genügenden Grund, aus kleinlichen und unwürdigen Motiven, gerathen, einen Widerstand aufzugeben, in welchem mit Energie zu beharren ebenso leicht wie klug gewesen wäre. Ich kann es in Wahrheit verschern und ich verschere es feierlichst vor dem allmächtigen Gott, „für den alle Herzen offen, dem alle Wünsche bekannt sind, dem Nichts verborgen ist", daß ich, indem ich die Maßregeln von 1829 angerathen habe, ich von keiner andern Furcht beherrscht gewesen bin, als von der Furcht vor allgemeinem Unglück, und daß ich in der vollen Ueberzeugung gehandelt habe, daß diese Maßregeln nicht blos dem allgemeinen Wohl förderlich, sondern auch unumgänglich nothwendig wären, um eine zunehmende Gefahr, die den meiner Obhut ganz besonders anvertrauten Interessen, den Interessen der Kirche und der mit der Kirche verbundenen Institute, drohte, abzuwenden. Es kann sein, daß ich, ohne mir dessen bewußt zu sein, dem Einfluß weniger reiner und uneigennütziger Motive unterworfen gewesen, daß ich dem geheimen Wohlgefallen daran, „ein kühner Steuermann inmitten des Sturmes" zu sein, nachgegeben habe; aber sicherlich hat mich nicht ein unedler Ehrgeiz getrieben, einen solchen Kampf auf mich zu nehmen und Alles, was einem Staatsmann theuer ist, aufzuopfern mit Ausnahme des guten Gewissens und der Hoffnung auf die Gerechtigkeit der Zukunft."

In diesem freien Bekenntniß eines großen Ehrenmannes ist Nichts zu bestreiten; der Inhalt ist ebenso wahr, wie die Ausdrucksweise. Wenn Sir Robert Peel seine Ansicht und seine Politik änderte, so that er es in aufrichtiger Ueberzeugung: er folgte nur dem, was er als wahr erkannte und erstrebte nur das öffentliche Wohl. Man könnte ihm ohne Ungerechtigkeit Unvorsichtigkeit vorwerfen; der geheime Wunsch, allein große Reformen durchzusetzen, die er für gerecht und für nothwendig ansah, machte es ihm vielleicht zu leicht, die Parteibande zu zerreißen, und hinderte ihn, die damit verbundenen Nachtheile zu sehen; aber da er selbst sich so geneigt zeigt, diese Vorwürfe sich gefallen zu lassen, wer könnte sie ihm da noch mit aller Härte machen!

Eine Anekdote, die ich aus guter Quelle habe, könnte uns zu der Annahme bringen, daß er schon lange und von Natur die Neigung in sich trug, der er nachgab, als er aus einem hartnäckigen Konservativen ein eifriger Reformator wurde. Man erzählt, daß im Jahre 1809, als er in das Haus der Gemeinen eintrat, sein Vater den Lord Liverpool aufsuchte und demselben sagte: „Mein Sohn ist, das können Sie glauben, ein mit seltenen Talenten begabter junger Mann; aber ich kenne ihn gut: im Grunde sind seine Neigungen whigistisch; wenn wir ihn nicht gleich an unsere Partei fesseln, wird er uns entwischen; verwenden Sie ihn, er wird Ihnen gute Dienste leisten; aber bemächtigen Sie sich seiner ohne Verzug." Lord Liverpool beobachtete den Sohn, erkannte sein Talent und befolgte den Rath des Vaters. Als der alte Sir Robert im Jahre 1830 starb, war seine Ahnung schon in Erfüllung gegangen: die Emancipation der Katholiken war durchgesetzt; er hatte seit zehn Jahren das Haus der Gemeinen nicht mehr besucht: er lebte in der Zurückgezogenheit auf seinem Landsitze Drayton, und der Ruhm des Sohnes tröstete ihn wahrscheinlich ein wenig über die Verwandlung desselben, die er in ihren Keimen längst wahrgenommen hatte.

Viele tüchtige Beurtheiler Sir Robert Peel's beilagen, obwohl sie seinem moralischen Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, nichtsdestoweniger seine politische Untreue; nachdem er, sagen sie, das Verdienst und die Ehre gehabt, die konservative Partei wieder herzustellen, hat er mit eigener Hand sie wieder aufgelöst; als er andere Ansichten gewonnen und Rothwendigkeiten erkannt, die er früher nicht gesehen, hat er, anstatt sich zurückzuziehen, sich zum thätigen und entschiedenen Vorkämpfer für Ideen und Maßregeln gemacht, die er lange Zeit bekämpft hatte. Er hat alle Ueberlieferungen zerstört, er hat die große Politik, die Politik der Prinzipien, einer Politik der Umstände geopfert und auf diese Weise die großen Parteien zu Grunde gerichtet, die permanenten und sich treu bleibenden Parteien, welche bei einer Repräsentativ-Verfassung die nothwendigen und regelmäßigen Organe einer freien Regierung sind.

In seinen politischen Kämpfen hat Sir Robert Peel auf diese Frage sich nicht eingelassen. Angegriffen in dieser Beziehung, hat er die Anordnung der Partei-Verpflichtungen bestritten, die Rechte seines Gewissens in Anspruch genommen, seine Aufrichtigkeit, seine Uneigennützigkeit, das Dringende seiner neuen Maßregeln geltend gemacht; er hat zu ihrer Unterstützung auf die Mißstimmung im Volk, auf den Frieden zwischen den Volksklassen, auf das allgemeine Wohl hingewiesen. Aber über die Bedeutung und den Zustand der großen politischen Parteien, über die Folgen seines Beispiels für ihre Desorganisation und ihre Desorganisation für die constitutionelle Regierung hat er sich jeder Aeußerung enthalten, als wenn er die Schwere des Angriffs gefühlt und nicht gewußt hätte, wie er demselben begegnen sollte.

Was würden aber die Gegner Sir Robert Peel's geantwortet haben, wenn er ihnen gesagt hätte: „Ihr klagt mich an, daß ich die alten politischen Parteien gar zu Grunde richte; sie existiren nicht mehr; sie lösen sich gegenwärtig von selbst auf, ohne mein Zuthun. Wo sind die Prinzipien, die Interessen, die Leidenschaften, welche sie gebildet haben? Ihr nennt Euch die Tories und die Protestanten; seid Ihr bereit, die Katholiken zu verfolgen, zu betrügen, ihre Güter zu konfisziren? Glaubt Ihr im Ernst den Thron des Hauses Hannover und die protestantische Nachfolge in Gefahr? Die Reformen, die ich Euch in den Gesetzen vorschlage, sind seit langer Zeit in den Geistern, in den Herzen, wie in denen Eurer Gegner gewacht. Euer berühmtes Haupt Pitt, Euer kühner Kämpfer Castlereagh, Euer beredtester Redner Canning haben die Emancipation der Katholiken gewollt. Die alten Parteien haben noch ihre Ueberlieferungen, aber

*) Vergl. Nr. 123 und 126 des „Magazin".

nicht mehr ihren Glauben; sie folgen noch derselben Fahne, aber kämpfen nicht mehr für dieselbe Sache. Neue Streitfragen haben sich erhoben; neue Ideen verbinden oder trennen die Menschen; neue Bedürfnisse wollen befriedigt sein. Ich folge diesem Lauf der Dinge; ich beachte die Zeichen, welche erscheinen; ich trete in die Wege ein, die sich öffnen und auf denen die Menschen meiner Zeit mir vorangehen. Ich ändere mich nicht, weil Alles sich verändert hat, die Parteien, wie die Ideen, wie die Gesinnungen, wie die Sitten. Ihr glaubt das noch zu sein, was Eure Väter waren; Ihr täuscht Euch; Ihr könnt in dieser Täuschung nur unter der Bedingung beharren, daß Ihr unbeweglich bleibt; sobald Ihr mitgehen und handeln wollt, werdet Ihr Euch genöthigt fühlen, Euch zu verändern, ja Ihr seid schon wirklich verändert. Rechnet mir das nicht an, was das Werk der Zeit, nicht mein Werk ist; werfet mir nicht Umwandlungen vor, die allgemein sind, wenn auch ungleich erscheinend; stellt nicht als Treulosigkeit oder Verrath dar, was Ihr selbst thun werdet, wenn an Euch die Reihe kommen wird, Euer umgewandeltes Land zu regieren."

Sir Robert Peel wäre im Recht gewesen, so zu seinen Gegnern zu sprechen. Um keine neue Revolution zu erfahren, ist England nicht stehen geblieben; äußerlich und in den Formen noch dieselben, haben sich die großen Elemente der englischen Gesellschaft, die großen Mächte seiner Regierung, das Königthum, die Aristokratie, die Kirche, die Demokratie, in ihrem Geist, in ihren Beziehungen zu einander, in ihrem Einfluß durch und durch verändert. Vor der Revolution von 1640 hatte die englische Aristokratie in den großen politischen Krisen den Rechten und Interessen des Volks Rechnung getragen; aber sie war im Staat die dominirende Klasse. Seit der Revolution von 1688 den Interessen und Ansichten des Volks einen viel größeren Einfluß einräumend, unaufhörlich aus dem Volke sich rekrutirend, war sie immer noch die mächtigere Klasse. Sie ist jetzt nur noch die regierende Klasse; die politische Macht ist in ihren Händen; aber sie übt dieselbe nur unter dem Einfluß, in den Interessen und nach den Stimmungen des gesammten Volkes aus. Das Königthum war seit 1688 eng verbunden mit der einen oder der anderen der beiden großen aristokratischen Parteien, mit den Whigs, insofern die protestantische Nachfolge und die im Jahre 1688 siegreiche Sache in Frage gekommen waren, mit den Tories seit ihrem Kampfe gegen die Unabhängigkeit der amerikanischen Kolonieen und dann gegen die französische Revolution und das Kaiserreich. Jetzt ist es frei von diesen Banden; es hat in seinem Verhältniß zu den Parteien nicht seine Herrschaft, aber die Unabhängigkeit wiedergefunden; es hat den ihm zukommenden Beruf einer vermittelnden und mäßigenden, zugleich höheren und doch volksthümlichen Macht wiedergewonnen. Weniger unumschränkt, als früher, erfreut das Königthum sich vollständiger und freier, als je, seiner Macht und seiner constitutionellen Rechte. Die englische Kirche hat sich, ohne ihre politische Stellung aufzugeben, mehr und mehr ihrer religiösen Aufgabe gewidmet; treu der Krone, sucht und findet sie doch in dem Glauben, in den religiösen Ansichten und Gewohnheiten des christlichen Volks ihren Hauptstützpunkt. Mehr noch als die anderen sozialen Mächte hat die Demokratie ihren Charakter verändert. Im Jahre 1823 sagte Herr von Talleyrand in Bezug auf die französische Intervention in der Kammer der Pairs: „Es giebt Jemanden, der mehr Geist hat, als Napoleon, mehr Geist, als Voltaire; ich meine: alle Menschen zusammen." Man kann heute selbst in Bezug auf England sagen: „Es giebt Jemanden, der mehr Macht hat, als die Krone, mehr Macht, als die Aristokratie, nämlich: Alle zusammen." Und Alle zusammen, das ist die Demokratie. Wo fängt sie an? Wo hört sie auf? Durch welche sichtbare Zeichen unterscheidet sie sich von den anderen Elementen der Gesellschaft? Niemand kann darauf antworten; aber es kömmt darauf nicht an; daß sie thatsächlich da ist und zwar als eine große Macht, ist gewiß. Die verschiedensten Elemente treten zusammen, die moderne Demokratie zu bilden: Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte, Herren und Arbeiter, Konservative und Neuerer, Freunde der Macht und schwärmerische Verehrer der Freiheit, viele Aristokraten sogar, die sich durch ihre Sitten, durch die Abwerfung des Zwanges und der Standespflichten, die ihnen die Aristokratie auflegt, ihrem Ursprunge entfremdet haben. Und die Stellung der englischen Demokratie hat sich nicht weniger geändert, als die Zusammensetzung derselben. Sie beschränkt sich nicht, wie früher, darauf, wenn es nöthig ist, ihre Freiheiten zu vertheidigen, sie sieht die öffentlichen Angelegenheiten als die ihrigen an; sie überwacht mit Eifer diejenigen, welche dieselben verwalten, und wenn sie den Staat nicht regiert, so beherrscht sie die Regierung. Sie giebt sich mitunter ihre Führer. Sir Robert Peel ist der hervorragendste, der aus ihrem Schooße hervorgegangen, der ehrenwertheste, wie der fähigste, der der Demokratie am treuesten ergebene und gleichzeitig der von ihren schlechten Tendenzen am meisten unberührt gebliebene unter ihren Führern. Obwohl seit seinem Eintritt in das öffentliche Leben von der Aristokratie aufgenommen und in ihren Reihen dienend, hatte er sich ihr doch nicht ergeben, und weit entfernt, auf die Ehre, ihr anzugehören, Anspruch zu machen, rechnet er sich vielmehr seine bürgerliche Herkunft zur Ehre und suchte sie durch seine Lebensweise noch durch seine Grundsätze diese in Vergessenheit zu bringen. Er trat mit Würde auf, aber ohne vornehme Eleganz, mit einem bei seiner Ueberlegenheit vielleicht zu geringen Selbstgefühl. Als ich ihn bei dem Hofe in den Salons von Windsor fand ich seine Haltung etwas gezwungen und steif; er war offenbar der bedeutendste Mann in der Gesellschaft, und doch hatte er nicht das Aussehen, hier heimisch zu sein. Niemand hat für die alten Einrichtungen, die alten Sitten, die gesammte alte soziale Ordnung des Landes eine tiefere und aufrichtigere Hochachtung gefühlt und anerkennen gegeben; er verehrte und liebte die Vergangenheit, obwohl er ihr nicht angehörte — ein sicheres Zeichen reifen Urtheils und tüchtiger Gesinnung; aber gleichzeitig war er für die aristokratischen Auszeichnungen und Ehren mehr als gleichgültig. Im Jahre 1835 wollte der König ihm den Titel eines Grafen verleihen: Sir Robert Peel lehnte diesen Titel ab. Schon aus politischem Ehrgeiz hätte er dies thun müssen: aus dem Hause der Gemeinen in das Haus der Lords übergehend, würde er seine Stellung, seine Macht verloren haben, aber auch später, wo er diesen Beweggrund nicht mehr haben konnte, zeigte er dasselbe Widerstreben gegen solche Auszeichnungen und Ehren. Die Königin Victoria, welche eine große Hochachtung für ihn hegte und den Werth seiner Verdienste zu schätzen wußte, wünschte ihn in den Hosenband-Orden aufzunehmen. Sir Robert Peel lehnte es entschieden ab. Vergeblich drang man in ihn, vergeblich führte man die mehrere Fälle vor, in denen Mitglieder des Unterhauses mit dem Hosenbande dekorirt worden waren, wie z. B. Sir Robert Walpole; er blieb bei seiner Weigerung. Sein Testament enthält ein noch deutlicheres Zeichen seiner Abneigung gegen jede derartige Belohnung und Auszeichnung. In seinem vom 8. Mai 1844 datirten Testamente befindet sich die folgende Stelle: „Ich hoffe und wünsche es ernstlich, daß kein Mitglied meiner Familie nachsuche oder annehme einen Titel, eine Auszeichnung oder eine Belohnung für die Dienste, welche ich etwa im Parlament oder in der Regierung geleistet habe. Wenn meine Söhne durch ihre eigenen Anstrengungen sich Anrechte oder ehrenvolle Auszeichnungen erwerben, so werden sie die ihren eigenen und persönlichen Verdiensten gebührenden Belohnungen, wenn sie dieselben wünschen, wahrscheinlich empfangen; aber es ist mein ausdrücklicher Wunsch, daß kein Titel, kein Ehrenzeichen nachgesucht oder angenommen werde wegen der hohen Aemter, die von mir bekleidet oder wegen der Handlungen, die von mir vollbracht worden sind."*)

Sicherlich hat das demokratische Prinzip: „Einem Jeden nach seinen Verdiensten und seinen Werken" sich nie in einer erhabeneren Sphäre, nie durch eine strengere und vollkommenere Uneigennützigkeit kund gegeben. Vielleicht hat auch nirgends Sir Robert Peel das Innere seines Herzens und seines Charakters so aufrichtig offenbart. Er war ein großer und ehrlicher Diener des Staates, stolz mit einer Art von Demuth, allen seiner natürlichen Sphäre fremden Glanz verschmähend, seinem Vaterlande ergeben ohne ein Bedürfniß nach Belohnung, wenig Gewicht auf fire Prinzipien oder lange politische Combinationen legend, bemüht, an jedem Tage das zu erfüllen, was das allgemeine Interesse fordert, und bereit, es auszuführen ohne sich um die Parteien und deren Vorschriften oder um seine eigenen früheren Handlungen und Worte zu bekümmern, mit der Vergangenheit brechend ohne cynische Gleichgültigkeit, die Zukunft heraufbeschwörend ohne abenteuerliche Verwegenheit, einzig beherrscht von dem Verlangen, den Bedürfnissen der Gegenwart zu genügen und sie durch Errettung seines Vaterlandes aus Gefahren und Wirren Ehre zu machen. Er war also abwechselnd konservativ und reformatorisch, Tory, Whig und fast radikal, unpopulär und populär, mit derselben Eifer seine Kraft verwendend bald in einem hartnäckigen Widerstande bald in vielleicht übermäßigen Zugeständnissen, mehr klug als vorsichtig, mehr muthig als fest, aber immer aufrichtig, patriotisch und wunderbar dazu geeignet, in einer Uebergangsperiode, wie die gegenwärtige ist, die moderne Gesellschaft zu regieren, so wie sie geworden ist und noch mehr wird, in England, wie überall, unter der Herrschaft der noch verworrenen und unklaren, wesentlich demokratischen Prinzipien und Gesinnungen, welche in Europa seit fünfzehn Jahrhunderten gähren und in unseren Tagen Siege davontragen, deren wahres und letztes Ergebniß Niemand vorherwissen kann.

Ich habe Vertrauen. Nur eine Besorgniß habe ich. Die Demokratie hat einen großen Fehler; sie trachtet leidenschaftlich danach, allein zu herrschen; und wenn sie stark ist, überläßt sie sich blind ihrer Leidenschaft. Nach den Erfahrungen der Geschichte, ist sie nur allen sozialen Mächten diejenige, welche am wenigsten sich durch andere Mächte beschränken läßt. Die Monarchie und die Aristokratie

*) Auf den hier ausgesprochenen Wunsch ihres verstorbenen Gemahls sich berufend, lehnte Lady Peel, als die Königin ihr bald nach dem Tode Sir Robert's den Titel einer Vicomtesse anbieten ließ, dieses Anerbieten ab.

haben beide, besonders in England, sich zu beschränken und anderen Rechten, anderen Kräften ihre Stelle und ihren Antheil zu geben gewußt. Wird die Demokratie dies lernen? Wird sie andere Mächte, als die ihrige, und Nothwendigkeiten, die ihren Wünschen widersprechen, anerkennen? Eine große und verhängnißvolle Frage, die noch unbeantwortet ist, und welche die guten und ehrlichen Menschen hart beschäftigen muß. Die Zeit wird auch diese Frage lösen. Ich hoffe: sie wird dieselbe lösen zur Ehre der freien Regierungen und der Humanität.

Oceanien.

Geschichtlicher Ueberblick der Inseln im Stillen Meere.

(Fortsetzung.)

So begann die Strömung englischer Abenteurer in die Südsee und man kann wohl sagen, daß, bis zur Zeit Georg's III. die Laufbahn der Briten in diesem Meere hinter dem Vorbilde, das Drexham gegeben, nicht zurückblieb. Franz Drake, der erste Brite, der zwei Jahre später die Reise um die Welt antrat und sie innerhalb zwei Jahre und zehn Monate vollbrachte, ohne eben bedeutende Entdeckungen zu erzielen, bezeichnete seinen Lauf durch Feuer, Plünderung und Seeraub, und erfreute seine Königin und seine Nation durch Schandthaten, welche mit dem Mantel der Moral seiner Zeit nur sehr dürftig zugedeckt werden können. Den Heimgekehrten schlug die Königin zum Ritter am Bord seines Schiffes, wo sie mit ihm das Mahl eingenommen hatte. Die Expedition Drake's, welche die Spanier ernstlich beunruhigte, hatte die Wirkung, ihre Aufmerksamkeit auf Magellan's Entdeckung zu lenken, und im Jahre 1579 wurde Pedro Sarmiento de Gamboa von Lima aus abgeschickt, die Straße zu überwachen. Auf seinen Bericht wurde ein mächtiges Geschwader ausgerüstet, mit der Bestimmung, sich vor den Wasserpaß zu legen und anderen Nationen den Zugang zum Stillen Meere zu wehren. Bei Gelegenheit dieser Expedition wurden die Städte Nombre de Jesus und San Feliz gegründet; allein da die in diesen Städten zurückgelassenen Besatzungen nur auf acht Monate mit Mundvorrath versehen waren, ohne daß am Ende derselben Anstalten gemacht wurden, sie mit Lebensmitteln zu versorgen, so erlagen sie der schrecklichen Hungersnoth. Nur zwei Ueberlebende erreichten ihre Heimat. Der Kommandant, Sarmiento, wurde auf der Heimkehr von einem Kreuzer unter Sir Walter Raleigh gefangen genommen.

Privat-Abenteurer folgten den Spuren Drake's. Ein Edelmann aus Suffolk, Thomas Cavendish, stach (im Juli 1580) von Plymouth aus in See und erreichte im folgenden Januar die Magellan-Straße, indem er seinen Weg längs der Westküste von Amerika mit Feuer und Raub bezeichnete. St. Helena berührend, machte er seine Landsleute zuerst mit der Lage und den Vortheilen dieser Insel bekannt.

Auf einer zweiten Reise stieß eines seiner Fahrzeuge, das ein Sturm von dem Geschwader getrennt hatte, auf eine Inselgruppe, die jetzt unter dem Namen der Falklands-Inseln bekannt sind. — Sir Richard Hawkins beschligte ein anderes Geschwader, das am 12. Juni 1593 von Plymouth abgelegte, und entdeckte auf der Fahrt eine Insel, „der ich", wie er sagt, „zur ewigen Erinnerung an meine jungfräuliche Königin und zum Gedächtniß meiner Bestrebungen den Namen Hawkins-Maiden-Land gab." In der Südsee angelangt, nahm er dieselbe Richtung, wie sein Landsmann Drake, wurde aber am 22. Juni 1594 noch am Kap St. Francisco gefangen und im Triumph nach Panama gebracht.

Die Flotte Alvaro de Mendana's ging am 16. Juni 1595 von Peru aus unter Segel und hielt bis zum 21. Juli genau den westlichen Strich, als er 1000 Seemeilen von Lima — nach der Berechnung des Ober-Steuermanns, des nachmals so berühmten Fernandez de Quiros — auf eine kleine Insel, 10° 50' südlicher Breite, stieß; er nannte sie La Madalena. Seltsam muß es uns heutzutage nach einem Blick auf die Karte von diesem Theil des Stillen Oceans vorkommen, daß vier Schiffe breitaufend (englische) Meilen segeln konnten, ohne von den unzähligen, in dem Ocean umhergestreuten Inseln, eine einzige zu erblicken. Das Geschwader entdeckte nachmals manches Eiland, war aber sehr unglücklich. Mendana erkrankte und starb, nachdem er in seinem Testwillen das Kommando seiner Gemahlin Donna Isabel übergeben hatte, unter welcher ihr Bruder, Don Lorenzo Berreto, als General-Capitain befehligen sollte. Dieser starb an der in einem Gefecht mit den Eingeborenen empfangenen Wunde, und Donna Isabel brachte die Trümmer dieser Expedition in die Heimat zurück. In Gang gebracht war dieses Unternehmen von dem Vice-König von Peru worden, in Folge eines Briefes Philipp's II., worin er nachdrücklich empfahl, „die Aufmunterung von Unternehmungen zu neuen Entdeckungen, als dem besten Mittel, das Land von so vielen müßigen Edelleuten zu säubern".

Die Holländer, brennend vor Gier, an Spanien, der hochmüthigen Nation, die so lange ihre Gebieterin war, Rache für das erlittene Unrecht zu nehmen, glaubten sich jetzt stark genug, der Todfeindin auf deren eigenem Elemente zu begegnen. Eine Flotte von fünf Schiffen unter Sebald de Weert segelte von Holland durch die Magellan-Straße nach Ostindien. Die Expedition hatte aber kein nachhaltiges Ergebniß, und nur ein einziges Schiff fand den Rückweg in die Heimat. Um dieselbe Zeit befehligte General Malief eine andere holländische Flotte in diesen Gewässern. Vier Schiffe, von einigen holländischen Kaufleuten ausgerüstet, gingen unter Olivier van Noort wenige Monate nach de Weert's Abfahrt in See, zu demselben allgemeinen Zwecke: Raub und Entdeckung. Diese Reise war besonders durch die auf der Flotte streng gehandhabte Mannzucht merkwürdig: ein vortheilhaftes Gegenstück zu den Meutereien, die, mit wenigen Ausnahmen, bei jeder spanischen Expedition im Gefolge waren. Die ganze Schiffsordnung stand unter der scharfen Obhut eines Kriegsrathes. Jeder des Ungehorsams schuldig Befundene wurde an die Küste ausgesetzt, und selbst der Zweite im Kommando erfuhr dieses Schicksal und wurde mit etwas Brod und Wein auf Patagonien zurückgelassen. Dies war übrigens die erste holländische Erdumsegelung und überhaupt die letzte im XVI. Jahrhundert.

Das XVII. Jahrhundert war bei weitem minder fruchtbar an derlei Unternehmungen. Das Zeitalter der Entdeckungen war dem Zeitalter des Ritterthums so hart auf dem Fuße gefolgt, daß es wohl als ein Theil derselben angesehen werden kann. Derselbe rastlose Hang nach Abenteuern, der die Kreuzfahrer gekennzeichnet hatte, trieb die ähnlich gesinnten Männer zu einem Leben voll Gefahr und Entbehrung auf dem Ocean. Dieser Geist war nun ausgestorben. Die Habsucht Vieler war durch die Schätze der neuen Welt übersättigt; in Anderen hatten vereitelte Erwartungen und fruchtlose Mühen dies Feuer abgekühlt. Der Verfall des Lehnwesens und die steigende Wichtigkeit der Städte trugen das Ihrige bei, den Schwung des Unternehmungssinnes zu lähmen. Auch das Vorurtheil war geschäftig, von weiterer Entdeckung in der Südsee abzuschrecken: Vasco Nuñez, hieß es, wäre gesöpft, Magellan von den Heiden erschlagen worden, seine Reisegefährten in Wahnsinn gestorben, und, was das Schlimmste von Allem, der Seemann de Lepe hätte den Turban genommen.

Indeß gab es immer noch Männer, in denen die alte Begeisterung lebte. Der schon erwähnte Fernando de Quiros erlangte nach siebenjähriger Anstrengung die Mittel, seine Entdeckungs-Entwürfe ins Werk zu setzen. Von Callao in Peru im Dezember 1605 ging er in See mit einer Zabra (Art Barkasse) und zwei größeren Fahrzeugen. Sechs Kapuziner oder Franziskaner begleiteten die Expedition, die verschiedene Entdeckungen machte und überhaupt mancherlei interessante Zwischenfälle erlebte. Am 9. Februar 1606 erblickte man Land von dem Maststorde aus, und die Böte wurden für die Küste ausgesetzt. Das Landen war aber äußerst gefährlich. Die Brandung peitschte die Felsen in jeder Richtung, und die Mannschaft der Böte wollte schon verzweifelnd jeden Versuch aufgeben, als ein wackerer Jüngling, Francisco Ponze, kühn in die Brandung hinabsprang und an das Gestade schwamm. Freudig empfingen ihn die Insulaner, küßten ihn auf die Stirn und gaben alle Zeichen von Wohlwollen. Einige seiner Gefährten folgten seinem Beispiel und erreichten schwimmend die Küste des Eilands, das de Quiros La Sagitaria nannte. Es ist nach der allgemeinen Meinung Cook's Otaheite oder das heutige Tahiti. Nach einer Fahrt von sechzehn Monaten ankerte de Quiros bei Manilla im Mai 1607.

Die holländisch-ostindische Compagnie sandte 1614 sechs Schiffe unter Georg Spilbergen aus. Die Schiffe waren für Krieg wie für Handel ausgerüstet; der Zweck der Expedition hatte aber nichts mit See-Entdeckungen zu schaffen. Sie vernichteten eine überlegene spanische Armada unter Roderige de Mendoza und kehrten heim am 1. Juli 1617. — Der Seefahrer Schouten segelte auf dem Texel im Juni 1615 mit zwei Schiffen, Eendracht und Hoorn; das letztere ging durch Zufall bei Point Desire in Feuer auf. Sein Reisebericht ist reich an märchenhaften Geschichten von zehn Fuß langen Menschengerippen, die er in Patagonien gefunden haben will; unbezweifelt wahr aber ist die Erzählung von der ungeheuren Menge Wallfische in der Nähe des Kap Horn; der Steuermann mußte bei dem dichten Gedränge dieser Riesenthiere alle Vorsicht anwenden, daß das Schiff nicht auffuhr. Uebrigens erhielt das furchtbare Kap, die äußerste Südspitze unseres Kontinents, den Namen Hoorn oder Horn, von der Geburtsstadt Schouten's in Westfriesland.

Dem Aufsehen dieser neuen Passage, von den Spaniern mit so großer Eifersucht angesehen, daß sie binnen Jahresfrist eine furchtbare Armada ausrüsteten, um die Spuren Schouten's zu verfolgen, schloß sich ein Ereigniß von großer Wichtigkeit an: die Entdeckung der Insel oder genauer des Festlandes Neuholland durch die Holländer. Luis Vaez de Torres hatte unbezweifelt die Nordküste desselben gesehen, und die Portugiesen haben einen nicht untristigen Anspruch

auf die Entdeckung von den Schiffen aus; Dirk Hartig jedoch, der Capitain der „Eendracht", war es, der die Westküste von Australien, 25° südl. Br., im October 1616 entdeckte und sie nach seinem Schiffe „Land Eendracht" nannte, ein Name, den sie noch heute führt.

Nachdem die Holländer noch Neu-Seeland entdeckt hatten, trat ein langer Zeitraum ein, in welchem der Geist der See-Unternehmungen schlief und erst später unter der Gestalt von Buccanierfahrten erwachte. Capitain John Coot segelte im August 1683 aus der Chesapeake-Bai auf einem Schiffe von achtzehn Kanonen, begleitet von später berühmt gewordenen Männern, wie William Dampier, Edward Davis, Lionel Wafer, Ambrosius Cowley. Sie bublirten das Kap Horn, und vereint mit dem Schiffe „Nicholas of London", Capitain John Eaton, steuerten sie nördlich auf die Küste von Mexiko zu. Kurz darauf stießen der „Cygnet", Capitain Swan, und ein anderes Schiff mit einer Mannschaft von französischen Abenteurern zu ihnen — ein Zuwachs, der Zwietracht und Anarchie in seinem Gefolge mitbrachte. Abgerechnet eine theils zu Raub-, theils zu Handelszwecken ausgerüstete Expedition unter Capitain John Strong und den Anfang der Reise Dampier's, die nach den ausdrücklichen Instructionen seiner Regierung die Erweiterung geographischer Kenntnisse zum Zweck hatte — beide fallen in das Jahr 1690 — schlossen mit jenem Buccaniergute die See-Abenteuer des XVII. Jahrhunderts.

Die erste Entdeckungsreise im XVIII. Jahrhundert machte Dampier. Dieser „Fürst der Reisenden", wie ihn Basil Hall nennt, segelte von Kinsale in Irland am 11. September 1703 mit zwei Schiffen, dem „St. George" und „Cinque Ports Galley". Kaum hatten sie die Südsee erreicht, als selbst Dampier mit seiner Gewandtheit sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte, seine aufrührerische Mannschaft in Zucht zu halten, und die Fahrzeuge trennten sich. Der „Cinque Ports" steuerte südwärts, fuhr auf die Küste auf, und die ganze Mannschaft am Bord ward von den Spaniern zu Gefangenen gemacht. Der „St. George" hielt seinen Kurs; allein der Schiffslieutenant John Clipperton mit 21 Matrosen nahm Reißaus; der Ueberrest theilte sich. Dampier ließ endlich den „St. George" im Stiche und segelte in einem den Spaniern abgenommenen Prisenschiffe nach Ostindien. Da er aber hier seine Papiere nicht produziren konnte — seiner Angabe nach waren sie ihm von Clipperton gestohlen worden — mußte er bei den Holländern einige Zeit in Gefangenschaft bleiben. (Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Skanderbeg's letzte Ermahnungen an seinen Sohn.

Der frühere französische Staatsrath, Herr Camille Paganel, Unterstaatssecretair zur Zeit Ludwig Philipp's, hat die Muße, welche ihm die kaiserliche Regierung läßt, zu historischen Studien benutzt, und zwar hat er die Geschichte der Albanesen zum Gegenstande seiner speziellen Forschungen gemacht. Als Resultat derselben ist kürzlich von ihm eine „Geschichte Skanderbeg's", eine Darstellung der Verhältnisse zwischen Christen und Muhammedanern im funfzehnten Jahrhundert, herausgegeben worden.*) Georg Kastriota, genannt „Skanderbeg" (d. h. Fürst Alexander, durch welchen Beinamen an den großen Macedonier erinnert werden sollte), war der Sohn eines der unabhängigen christlichen Magnaten von Albanien, die im funfzehnten Jahrhundert dem Halbmonde zwar siegreich widerstanden hatten, jedoch zuletzt auch von Murad II. unterworfen wurden. Dem Letzteren war Georg Kastriota von seinem Vater als Geisel übergeben worden, und der Sultan war es, der dem jungen Albanesen zuerst den stolzen Beinamen „Skanderbeg" verliehen hatte. Dieser ließ sich aber dadurch nicht zurückhalten, nachmals selbst wieder gegen die Türken sich zu erheben, gegen die er in mehr als zwanzig Schlachten gesiegt haben soll. Nach Paganel's Darstellung war Skanderbeg ein zweiter Karl Martell, der Europa, ebenso wie der erste, vor einer muhammedanischen Ueberschwemmung geschützt hat. Unbesiegt starb Skanderbeg, an einem bösen Fieber daniederliegend, zu Alesio, im Gebiete der Republik Venedig. Die Letzten, die er schriftlich seinem jungen Sohne hinterließen, sind überaus charakteristisch und interessant. Wir theilen daraus, nach Herrn Paganel, Folgendes mit:

„Mein Sohn, mein theurer Johannes, ich hinterlasse Dich, ach! sehr schwächlich.

„Wenn Du gut wirst, so werden Deine Länder stark und befestigt sein, schwach aber und lässig, wenn Du anders wirst. Lasse es Dir daher, liebes Kind, angelegen sein, die Ehre und die Pflicht allen anderen Gütern vorzuziehen. Dadurch allein wird Dir Heil, Ruhm und Größe zu Theil werden! . . .

„Bist Du einmal friedlicher Besitzer Deiner Ländereien, so pflege vor allen Dingen die Gerechtigkeit, ohne Unterschied zwischen reich und arm, mächtig und schwach. Umgieb Deine Regierung mit einem Walle von Fernsehen, denn das menschliche Leben bedarf der Fernsehschaft, wie die Erde der Sonne . . .

„Geduldig unter Beschwerden, unerschrocken in Gefahr, nicht durch Klugheit und Muth die Wechselfälle und die Unbeständigkeit des menschlichen Geschickes zu paralysiren. Trage Dein Unglück gestaltet, verbirg Deine Wunden so geschickt, daß Dein Feind nicht auf Deine Kosten sich berühmen, nicht über Deinen Unstern triumphiren kann.

„Die Barbaren (Türken) sind in Listen sehr erfahren; das verliere nie aus den Augen. Weise die Ehren zurück, mit welchen der Tyrann Dir entgegenkömmt; verachte seine Geschenke und traue nicht seinen Versprechungen, denn von diesen kann nur Schande kommen und Sklaverei!

„Auch mögest Du Dich, zur Erleuchtung Deines Weges, immer mit weisen und Dir zugethanen Rathgebern umgeben. Das Wenige, was ich werth bin, verdanke ich den Lehren meines Vaters, des erhabenen Fürsten meiner Jugend. Benutze sie auch Deinerseits, liebes Kind, und präge sie Dir in Dein Herz. Dein sterbender Vater verlangt es von Dir, bittet Dich darum von ganzer Seele. Er umarmt Dich noch einmal. Er segnet Dich!"

*) Histoire de Scanderbeg, ou Turcs et Chrétiens au quinzième Siècle. Par M. Camille Paganel.

Mannigfaltiges.

— Die liturgischen Gewänder des Mittelalters. Ein Werk, das nicht blos für die Geschichte des christlichen Kultus, sondern auch für die der Kunst der Zeichnung, der Weberei, der Stickerei und der Gewandung im Mittelalter von hohem Interesse ist, hat die Verlagsbuchhandlung der Herren Henri & Cohen in Bonn angekündigt. Dasselbe verdient überall Beachtung, wo man, auch ohne zur katholischen Kirche zu gehören, den Formen, die zu allen Zeiten die Erkenntniß und Anbetung Gottes unter den Menschen angenommen, eine ernste Aufmerksamkeit und Theilnahme schenkt. Das Werk, das dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen gewidmet ist und unter den Auspizien des Kardinal-Erzbischofs von Köln, so des Bischofs von Münster, Dr. Georg Müller, erscheint, mache Letztere ein Vorwort dazu geschrieben, führt den Titel: „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters, oder Entstehung und Entwickelung der kirchlichen Ornate und Paramente in Rücksicht auf Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung, Schnitt und rituelle Bedeutung. Nachgewiesen und durch mehr als hundert Abbildungen in Farbendruck erläutert von Franz Bock, Canat-Geistlichen." Das Mittelalter zerfällt nach der Eintheilung dieses Werkes in drei Perioden, von denen die erste die orientalisch-byzantinische Fabrication vom achten bis zum zwölften Jahrhundert; die zweite die maurisch-italiänische Seiden-Industrie vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert und die dritte die romanisch-germanische Manufaktur vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert umfaßt. Unter den kirchlichen Ornaten wird darin auch der Krönungs-Ornat der deutschen Kaiser (pontificalia imperialia) dargestellt, wobei der noch erhaltene Krönungs-Apparat der deutschen Kaiser in Wien, die Kaiser-Dalmatica in der St. Peterskirche in Rom und die Kaiser-Pluviale in Aachen zum Grunde gelegt sind. Neben den Abbildungen der ältesten vorhandenen Muster werden die neuesten Productionen von Kirchenstoffen der Fabriken Lyons und Krefelds in Farbendrucken vorgelegt. Das Ganze, aus zwei starken Bänden bestehend, ist bei dieser Ausstattung (vierzig bis funfzig Bogen Text in Lexikon-Format mit hundert artistischen Beilagen) zum Preise von acht und auf starkem Velinpapier zehn Thaler gewiß billig zu nennen.

— Wahrsagekunst in Amerika. Diese wird dort förmlich als Gewerbe betrieben, wie unter Anderem auch nachstehender Anzeige hervorgeht, die sich gleichlautend in allen New-Yorker Zeitungen findet:

Wahrsagekunst.

„Madame Meyer giebt die richtigste Auskunft über jedes Verhältniß der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, über Heirathen, Reisen, Prozesse, Berufe, Vermögens-Umstände, Krankheit, Sieg oder Tod. Sie spricht Deutsch, Englisch und Französisch und garantirt für ihre Kunst. Man merke sich gefälligst ihre Wohnung Nr. 191 Siebente v. A. 1. Floor, zwischen 23. und 24. Straße."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 8 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 4 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedit. Naumann, Mittelstraße Nr. 11), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 132. Berlin, Sonnabend den 1. November 1856.

Die zwiefache Richtung des Geisteslebens.

Ein Beitrag zur Psychologie, nach Professor Dr. Kieser.*)

In einer Zeit, welche ganz dem Materialismus verfallen scheint, wo die Naturforschung, mit eben so großer Einseitigkeit als Arroganz das wahre Wort Haller's verhöhnend, sich mit der Behauptung breit macht, das Leben in seinem inneren Wesen erkannt zu haben, oder wenigstens auf dem Punkte zu stehen, es zu erkennen, wo sie das Leben zu einem „selbstherrlichen Nichts“ degradirt, in der eigenen geistigen Intelligenz nur das Exkrement der organischen Materie sieht und Gott, wenn sie überhaupt etwas Geistiges im Weltall duldet, zu einem Weltsekret herabwürdigt; in einer Zeit, welche im verblendeten Götzendienste an dem Throne der Materie kniet und alles Geistige, alles Leben zu einer Eigenschaft der Materie stempelt: in einer solchen Zeit thut es wohl, einen tiefen Denker und hochgestellten Arzt entgegengesetzte Ansichten zur Geltung bringen zu sehen. Nicht als ob wir uns vor den Konsequenzen fürchteten, den heiteren Anerkennung wir für die Sittlichkeit und Glückseligkeit des Menschengeschlechts dungen müßten: wir würden sie ruhig hinnehmen, wenn nur die Prämissen richtig wären. Wir gönnen den exakten Wissenschaften ihre Triumphe, wie die eigene Freude an ihrem Siege über die Materie; wir freuen uns mit ihnen über die Antworten, die sie der geheimen Werkstätte der Natur abgenöthigt; wir räumen ihnen das Recht ein, von ihrem *Standpunkte* aus alles nicht durch das Experiment Erprobte als Mysterium von sich fern zu halten: aber wir müssen uns gegen sie verwahren, wo sie den Maßstab des physikalischen Wissens an Gegenstände anlegen, die außerhalb der Gesetze der Physik liegen, wo sie die Thatsachen als solche leugnen, weil sie sich ihren Erklärungsweisen und Theorieen nicht fügen. Der Naturalismus hat seine Berechtigung, so lange er das Feld seiner Thätigkeit nicht überschreitet; sobald er aber bei seinem Grundsatze, im Denken alles Uebersinnliche auszuschließen, sein Denken an das Uebersinnliche legt, überschreitet er das Feld seiner Wirksamkeit. Der Sensualist glaubt nur das, was er sieht und fühlt, „Anschaulichkeit ist dasjenige, was nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Kunst das Ziel oder Ideal der größten Antoritäten gewesen ist“ sagt Clobe, wenn er aber hofft, „durch sinnlich klare lichtvolle Begriffe innerlich schauen zu wollen, wofür die spekulative Philosophie nur übersinnliche Annahmen oder dunkle Worte hat“: so ist das eine vollkommene Unmöglichkeit, denn es giebt gar Manches, was sich eben nicht greifen und im Destillirkolben nicht zerlegen läßt. Wo sich die Theorie des physischen Lebens nur im Kreise des entsprechenden materiellen Lebens bewegt, da wird Psychologie und Theosophie auch nur zu einem Kapitel der physikalischen Theorie und hat sich der Menschengeist bald bequemen müssen, als das Resultat eines mechanischen Uhrwerks oder einer elektrischen Maschine zu gelten; so glaubt man jetzt, daß, wenn man die todte, organische Materie mit Feuer und Wasser und Allem, was die Chemie an Zerstörungsmitteln besitzt, zerfetzt und durch allen Spuk der schwarzen Kunst in eine Palingenesie hineingehetzt und gehext hat; wenn man das Atomenverhältniß in Dezimalbrüchen auf dem Papiere hat, das Leben erfaßt zu haben; man glaubt den Geist am Schopfe zu fassen und hat doch nur einem todten und begrabenen Dinge die Seelenmesse gelesen.

Durch die Idealphilosophen lassen sich die Sensualisten nicht widerlegen. Die Sensualisten predigen die Ewigkeit der Materie und die Vergänglichkeit der Kraft; die Idealphilosophen die Ewigkeit der Kraft und die Wandelbarkeit und Unwesenheit der Materie; jene wollen „Anschaulichkeit“, und der Begriff ist ihnen das höchste, sie berufen sich auf das Zeugniß der Sinne und meinen mit Paracelsus, „die Augen, die an der Erfahrenheit Lust haben, die seien die rechten Professoren“, diese zweifeln an der Wahrheit des Sinneseindrucks, und die Welt wird ihnen nur zu einem Produkte des „Ich's“. Beide Philosopheme stehen auf gleichem, nur angedahnten Standpunkte, Ursache und Wirkung haben nur bei ihnen die Stellen gewechselt.

Die Ansichten der Spiritualisten und Sensualisten finden aber ihre Verföhnung in einer Philosophie, welche die Identität des Idealen und Realen anerkennt, und eine solche Identitäts-Philosophie ist es auch, welche der Verfasser der Elemente der Psychiatrik seinen theïsisch-kosmologischen Aphorismen und seiner Psychologie zu Grunde legt.

Gott und Welt sind Eins, jener der ideale, dieser der reale Ausdruck in gegensätzlicher, schaffender und geschaffener, subjektiver und objektiver Form, aber in steter, unzertrennlicher Durchdringung. In zeitlicher und räumlicher Beschränkung und einzeln betrachtet ist Gott die handelnde, in der unendlichen Zeit sich bewegende und schaffende Idee des göttlichen ewigen Lebens, Welt die materielle, im unendlichen Raum real gewordene Idee der ewigen Gottheit. Aber Gott ohne Welt wäre raumlose Zeit, Welt ohne Gott zeitloser Raum. Die Idee Gottes als des ewig lebendigen in der Unendlichkeit der Zeit und des Raumes Schaffenden und Wirkenden ist daher ein stetes ruheloses Realwerden, durch welches die zeit- und raumlose Idee Gottes sich in Zeit und Raum immer vollkommener nach bestimmten Gesetzen, aber unendlich, realisirt. Diese Gesetze können, da die höchste Form der Realwerdung Gottes auf der Erde die menschliche Vernunft ist, menschlicher Weise gesprochen, nur Vernunftgesetze sein.

Jede Form der Realwerdung Gottes erscheint aber nothwendig, weil, in Zeit und Raum beschränkt, in zeitlich und räumlich beschränkter, aber stetig vollkommener Entwickelung nach zwei Seiten, die sich im räumlichen Ausdruck als centro-peripherische (centrifugale) und peripherisch-centrale (centripetale), in zeitlichem Ausdrucke als Ausgang und Rückkehr (Abfall und Verföhnung) darstellen. Beide Richtungen sind in ruheloser, sich stetig wiederholender Oscillation, also in stetig fortschreitender, vollkommener Realwerdung des Geistlichen. Der Endzweck alles Lebens und Schaffens kann daher nur sein: immer vollkommenere Realwerdung Gottes in der Natur, aber in der Unendlichkeit nie erreicht, weil unendliches Werden.

Materie und Kraft, als Urprodukte der in steten Werden erscheinenden Realwerdung Gottes in Zeit und Raum, sind untrennbar, unendlich, unzerstörbar und nur als stetig Werdendes, in centrifugaler und centripetaler Richtung sich bewegender, in steter zu höherer Realwerdung Gottes strebender Fortwandlung begriffen.

Der organisch-lebendige Ausdruck der nach polaren Gesetzen real gewordenen Urider des Lebens, die in der Besonderheit der Erde in Zeit und Raum erscheinende göttliche Idee des besonderen Organismus, bildet im Menschen von idealer Seite die menschliche Seele, als die handelnde in der Zeit erscheinende Idee des menschlichen Lebens. Aber beide sind unzertrennlich, keines ist das prius und das posterius. Die Seele ist das im Raum Thätige, der Leib das in der Zeit Gewordene, jene die Kraft, dieser die Materie.

Diese höchste Form der Realwerdung Gottes, die Schöpfung auf der Erde im Menschen, schließt ebenfalls zwei Richtungen ein, eine centro-peripherische und eine peripherisch-centrale. In der ersten ist es der Abfall vom Centrum, in der zweiten Richtung die Rückkehr zum Centrum. In der Vernunft-Erkenntniß und in der religiösen Gesichts-Anschauung (im Wissen und Glauben) wird die centro-peripherische Richtung des göttlichen Lebens zur peripherisch-centralen.

Alles in Zeit und Raum Gewordene, das Besondere und Abgefallene, die besondere Lebensform, ist als Ausdruck des Allgemeinen im Besonderen, als in Zeit und Raum beschränkte Idee, nothwendig endlich, daher vergänglich. Ebenso der menschliche Leib und Leben. Das unendlich Werdende, als Ausdruck des Besonderen im Allgemeinen, als das der Beschränkung in Zeit und Raum Entnommene,

*) „Elemente der Psychiatrik.“ Grundlage klinischer Vorträge von Dr. D. G. Kieser, Professor der Medizin an der Universität Jena und Direktor der großherzoglichen Irren-Anstalt und der akademischen, psychiatrischen Klinik ꝛc. Bonn, Eduard Weber, 1855.

Göttliche, die Idee, der Geist, ist ewig lebend und unsterblich. Die menschliche Seele, als Ausdruck der ewigen Idee Gottes im Menschen, als Geist, ist daher unsterblich, wie die Urmaterie und die Urkraft unzerstörbar, in steter Werden zu höherem Sein.

Diese höhere Entwickelung des Göttlichen, der Endzweck alles Lebens, kann aber nur stattfinden und bewirkt werden durch Uebergang und Aufgang der niederen Lebensform in die höhere. Hieraus folgt nothwendig, daß überall mit Auftreten der höheren Lebensform die niedere durch dieselbe beherrscht, in ihr zwar vorhanden, aber latent und schlafend wird, ihre freie Selbstthätigkeit verliert und der höheren Lebensform dienen muß. Daher, wie das pflanzliche Leben das mineralische auch materiell sich assimilirt und pflanzlich metamorphosirt einverleibt, der thierische den pflanzlichen Organismus verzehrt und der Mensch vom pflanzlichen und thierischen Lebensstoffe, ihn sich assimilirend, sich ernährt: so beherrscht das pflanzliche, thierische und menschliche Leben das Unorganische des physikalischen, mineralischen und chemischen Lebens auch dynamisch und macht dessen Thätigkeit latent. Daher das geistige Leben des Menschen die Erde mit allen ihren Thätigkeiten in seinen Herrschkreis zieht.

Auch im Menschengeiste finden wir die Urpolarität alles Lebens in seiner centrifugalen und centripetalen Richtung wieder in den beiden Hauptvermögen des Geistes, dem Gefühle und der Erkenntniß, und diese psychologische Eintheilung des Geistesvermögens entspricht der anatomisch-räumlichen Trennung des Körpers in Kopf- und Rumpfsystem, des Nervensystems in Hirn- und Ganglionsystem, des Gehirns in großes und kleines Gehirn, der peripherischen Namen in sensible und motorische. Ihr entspricht ebenfalls die Urpolarität aller zeitlichen Bewegung, die im Leben der Weltkörper als Sommer und Winter, Tag und Nacht, im organischen Leben als Wachen und Schlaf sich wiederholt. Als Geist und Gemüth, als Kopf und Herz, als Wissen und Glauben, als Denken und Fühlen wiederholt sich dieser polare Gegensatz im Geiste auf die vielfachste Weise.

Die centro-peripherische handelnde Richtung erscheint in der Gefühlsseite beim Thier als Instinkt, beim Menschen als unbewußtes, intelligenzloses, unmittelbar durch Gefühlen bestimmtes Handeln, Gefühlshandeln; beim vernunftlosen Kinde und handelnden Somnambule in reinster Gestalt. In der peripherisch-centralen empfangenden Richtung erscheint die Gefühlsthätigkeit als Selbstgefühl, Ahnung, Gottesgefühl, Glauben.

Die Erkenntnißseite erscheint in der centro-peripherischen handelnden Richtung als selbstbewußtes mit freiem Vernunft-Urtheil und Wahl verbundenes Handeln, vernünftige freie Selbstbestimmung; in der peripherisch-centralen Seite als Vernunft-Erkenntniß, als Selbstbewußtsein, als Gottesbewußtsein in der Welt-Erkenntniß und Gottes-Erkenntniß.

Wenn die supernaturalistische Welt-Anschauung konsequenter Weise dahin gelangen muß, die Ursache der Geisteskrankheiten wie aller Krankheiten in der Sünde zu suchen, so muß die materialistische Welt-Anschauung alle Geisteskrankheiten leugnen; ihr sind dieselben nur Symptome körperlicher Störungen. Von beiden Extremen bleibt unser Verfasser fern. Während er dem Einflusse körperlicher Bildung und Mischung auf die Entstehung der Geisteskrankheiten alle Aufmerksamkeit widmete und die Einwirkung der Leidenschaften auf die Entstehung der Geisteskrankheiten nicht verbannt, rettet er doch den Menschengeist, dort von dem Einflusse fremder geistiger Gewalten, hier von der Allmacht der Materie.

Scheint es auch, als sei es verfrüht, die doppelte Richtung unseres Geisteslebens einer Eintheilung der psychischen Krankheiten zu Grunde zu legen, die demnach in zwei große Klassen, Irredenten und Irresühlen, zerfallen, da unsere bisherige Psychologie nur erst eine Psychologie des geistigen Tagliebens ist, die Nachtseite des menschlichen Geistes nicht einmal anerkennend und nur des Gemüthes in der Praxis gedenkend: so müssen wir doch gestehen, daß in dem Systeme des Verfassers sich Alles klar und verständlich an einander reiht und daß die Praxis keinen Grund haben wird, die Ansichten des Verfassers als theoretische zu verwerfen. Allerdings ist die Anerkennniß der Nachtseite des menschlichen Geistes noch im weiten Felde, da das Gefühlsvermögen sich nicht selbst erkennen kann, da es kein Erkenntnißvermögen besitzt, die Erkenntniß des Gefühls aber als etwas Fremdes, Unklares und Unerklärbares von sich abweist; allein die Psychologie kann nur dann erst zur Wissenschaft werden, wenn sie die sämmtlichen Seelenvermögen in den Kreis ihrer Betrachtung zieht und die Betrachtung des nachtpolaren Seelenlebens nicht verschmäht. Auch eine Pathologie des menschlichen Geistes gehört ohne Würdigung dieses polaren Verhältnisses zur Unmöglichkeit und es wird deshalb eine wissenschaftliche Behandlung des nachtpolaren Seelenlebens in seinem gesunden und kranken Zustande zu einem Bedürfnisse.

Der jungen Wissenschaft der Psychologie und Psychiatrik steht als geschichtliche Nothwendigkeit die große Zukunft einer höheren Entwickelung ihres Innern noch bevor, die sie in Förderung der Bedingungen derselben zu erreichen streben wird und muß. Allein sie hat noch einen Kampf zu bestehen mit den ehrwürdigen Traditionen früherer Zeiten und mit den Schwankungen der Gegenwart und ihrer Genossen, zwischen den Extremen des Materiellen und Ideellen, bis sie in der Harmonie beider das Ziel ihrer fortschreitenden Entwickelung erreichen und eine Wissenschaft des gesammten Geistesleben und seiner Störungen darstellen wird. — Eine gleich nothwendige Zukunft kann ihr im Aeußeren in ihrer praktischen Beziehung zum Staatsleben vorbehalten werden, in welchem sie bisher noch als aufgedrungener, aber unentbehrlicher Fremdling erscheint. Wir haben die feste Ueberzeugung, daß unser Verfasser sein Möglichstes gethan hat, die Psychiatrik ihrem Ziele zuzuführen, trotzdem, daß die Gegenwart in vornehmen Eigendünkel sich dagegen erheben wird, da die Theorie des Verfassers dem Materialisten zu gläubig, dem Spiritualisten zu ungläubig ist. Der vom Verfasser betretene Weg ist der einzige, der bei dem jetzigen Standpunkte menschlichen Wissens geeignet ist, die Räthsel der Welt und des Lebens auf eine entsprechende Weise zu lösen.

Dr. Schindler.

Oceanien.

Geschichtlicher Ueberblick der Inseln im Stillen Meere.

(Fortsetzung.)

Bevor der Name Dampier in Dunkelheit untergeht, taucht er noch einmal als Steuermann bei Woods Rogers auf, der am 1. September 1708 von Cork in See ging. Ein merkwürdiges Ereigniß auf dieser Fahrt war, daß Alexander Selkirk, der Robinson Crusoe des de Foe, von der Insel Juan Fernandez, wo Dampier ihn auf einer früheren Reise wegen Meuterei ausgesetzt hatte, aufgenommen wurde. Der glückliche Erfolg dieser Expedition, denn im Oktober 1711 lief das Schiff, mit Beute reich beladen, in die Themse ein, reizte zu ähnlichen Unternehmungen. Einige angesehene Männer in London benutzten den Krieg, der zwischen Spanien und dem deutschen Reich in Gange war, rüsteten zwei Schiffe, „Success" und „Speedwell" aus, tauften sie in „Prinz Eugen" und „Starenberg" um und schickten das letztere nach Ostende, um dort eine hinlängliche Anzahl Offiziere und Matrosen aufzunehmen und sich ein kaiserliches Patent anstellen zu lassen. Die inzwischen eingetretene Kriegserklärung Englands gegen Spanien überhob sie aber der Nothwendigkeit, unter holländischer Flagge zu fahren; sie nahmen daher wieder ihre ursprünglichen Namen „Success" und „Speedwell" an und segelten mit englischer Flagge am 15. Februar 1719 von Plymouth unter dem Kommando des schon erwähnten John Clipperton. Durch einen Sturm von einander getrennt, behielt Clipperton auf dem „Success" den südlichen Kurs, während „Speedwell" unter Capitain Shelvocke vom westlich steuerte; sie kamen auch nicht wieder zusammen. Clipperton fuhr zuerst nach den Kanarischen Inseln, der ersten verabredeten Station des Zusammentreffens, und als er seinen Gefährten hier nicht fand, steuerte er auf das Kap der grünen Inseln zu und kreuzte hier zehn Tage; als aber auch hier der „Speedwell" nicht eintraf, so folgte er seinen Weg nach der Magellan-Straße und hielt die öffentliche Einfahrt am 29. Mai 1719.

Die Durchfahrt war eine der beschwerlichsten. Viele Matrosen starben, und die Ueberlebenden fühlten sich zu jeder Arbeit unfähig. Clipperton war daher froh, Juan Fernandez, das letzte Rendezvous zu erreichen, von wo er, nachdem er hier in ebenso vergeblicher Erwartung einen vollen Monat gewellt hatte, auf die Küste von Peru zusteuerte. Trotz dem Verlust von dreißig Leuten seiner Mannschaft glückte es ihm, in wenigen Wochen fünf Prisen aufzubringen. Am 27. November schickte er ein mit einem Theil seiner auf 10,000 Pfund Sterling geschätzten Beute beladenes Schiff nach Brasilien, das abkommner seinen Bestimmungsort erreichte; vermuthlich wurde es von den Spaniern gekapert. Nach einem nicht eben gewinnreichen Kreuzen an der amerikanischen Küste segelte er nach China, wo der Kapitän zwischen den Schiffseignern, dem Capitain und der Mannschaft zertheilt wurde; der Antheil der Eigner aber, in ein portugiesisches Schiff verladen, auf welchem im Hafen von Rio Janeiro Feuer ausbrach, ging größtentheils verloren. Der „Success" wurde in Macao verkauft, und die Mannschaft kehrte in die Heimat zurück. Clipperton erreichte Galway in Irland im Juni 1722 und starb wenige Tage nach seiner Ankunft.

Shelvock auf dem „Speedwell" hatte inzwischen nach den verredeten Punkten des Zusammentreffens gesteuert, war aber stets zu spät eingetroffen. Vom Kap der grünen Inseln fuhr er nach der Küste von Bengalen, wo er ein portugiesisches Schiff plünderte, gleich Portugal mit England im Frieden war. Bei der Umsegelung des Kap Horn erlebte er einen der furchtbarsten Stürme, der weit nach Süden verschlug. Im Mai 1720 scheiterte der „Speedwell" bei Juan Fernandez. Auf einer von der Mannschaft erbauten ro

Barke kreuzte er zehn Monate auf Seeraub zwischen Chili und Kalifornien. Von hier segelte er am 18. Mai 1721 nach China, wo er die Beute unter seine Mannschaft theilte. Auf einem Ostindier kehrte er als Passagier heim, landete im Juli 1722 in Dover, wo er unter Anklage der Piraterei von Seiten der Behörde und des Betruges von Seiten des Schiffseigners verhaftet wurde. Aus dem Kerker entsprungen, floh er aus dem Königreich; kehrte aber später zurück, setzte sich mit seinen Gläubigern — die Anklage auf Seeraub war zurückgezogen worden — und veröffentlichte eine Beschreibung seiner Reise.

Jacob Roggewein, von der holländisch-westindischen Compagnie mit einigen Fahrzeugen versehen, um in dem Stillen Ocean zu kreuzen, wurde durch den zwischen Holland und Spanien ausgebrochenen Krieg an der Absahrt verhindert. Sein Sohn setzt erst nahm das Projekt wieder auf und fuhr vom Texel aus nach der brasilianischen Küste. Von hier aus wollte er „Auke's Madgeland" — das orthographisch verstümmelte „Hawkin's Maiden-Land" — aufsuchen, fand es aber weder unter diesem, noch unter dem französischen Namen St. Louis. Erst nach vielem Umherkreuzen stieß er auf dieselbe Insel und taufte sie auf den Namen „Belgia Australis". Gerade so ging es ihm mit „David Land", dem er lange vergeblich unter diesem Namen nachspürte und das er, später aufgefunden, mit dem Namen „Osterland" bezeichnete, welche Benennung die Insel noch heute führt. — Die Eingeborenen kamen an Bord und sammelten sich aus Neugier in zahlreichen Haufen am Ufer. Auf einmal, ohne gereizt worden zu sein, fingen die Matrosen an, unter die armen Wehrlosen zu feuern, daß ganze Reihen todt niederstürzten. Der Berichterstatter dieser Mordscene erzählt ganz naiv, wie verwundert die Ueberlebenden die Wunden betrachtet hätten, „die unsere Kugeln in die Leiber ihrer erschlagenen Brüder gebohrt haben". Nach dem Gemetzel kehrten die entflohenen Insulaner wieder, um die Leichen auszulösen. Mit lautem Jammergeschrei warfen sie sich den Fremdlingen zu Füßen und suchten durch die demüthigsten Geberden ihr Mitleid zu erregen. Und so bewegt waren ob dieser Zeichen des Kummers und der Unterwürfigkeit die gutherzigen und siegreichen Holländer, daß sie den unglücklichen Insulanern „mit einem ganzen Stück bunten Zeuges von funfzig bis sechzig Ellen, mit Glasperlen und kleinen Spiegeln" ein Geschenk machten. Als die Schiffe in Batavia landeten, wurden sie von der holländisch-ostindischen Compagnie, die das Gebahren der Expedition als Eingriff in ihre Privilegien ansah, mit Beschlag belegt: die Schiffe wurden im Aufstreich versteigert, die Mannschaft aber kostenfrei in die Heimat gesandt. Die westindische Compagnie reichte aber Klage ein, und die General-Staaten verurtheilten die ostindische zum Schadenersatz.

Zwanzig Jahre vergingen, ohne daß eine einzige Expedition für den Stillen Ocean ausgerüstet wurde. Als 1739 der Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, wurden große Pläne besprochen, durch eine hinlängliche Flotte in diesem Meere den spanischen Kolonieen alle Zufuhr abzuschneiden; es geschah aber in diesem Jahre nichts. Anfangs 1740 erhielt Captain George Anson Befehl, sich für die Südsee bereit zu halten, erhielt aber erst seine Instruction Ende Juni, und da fehlten ihm noch zur Vervollständigung seiner Mannschaft zweihundert tüchtige Seelente. Nach unendlichen Schwierigkeiten erhielt er endlich von der Admiralität 170 Mann — 32, die eben frisch aus dem Hospital kamen, 98 Seesoldaten, 3 Infanterie-Offiziere, und nur der Rest bestand aus tüchtigen Matrosen. Statt eines Regiments, welches das Geschwader hätte einnehmen sollen, brachte man kaum 500 zusammen, meist Invaliden und dem Chelsea-Hospital, die, trotz Alter und Wunden, noch immer im Stande waren, auf dem Verdeck herumzuhumpeln. Umsonst stellten Anson und sein Freund Charles Wager den Behörden vor, daß bei einer solchen Fahrt Entbehrungen und Strapazen zu gewärtigen seien, die auch den robustesten Körper mürbe machen, und wie ungereimt es sei, mit so gebrechlichen Leuten die Schiffe zu bemannen. Der kurze Bescheid lautete: „Männer, denen wohl besser ein Urtheil über Soldaten zustehe, als den Herren Anson und Wager, halten diese Leute für die geeignetsten zum Zwecke". Glücklicherweise gingen von den 500 nur 259 an Bord. Die Einschiffung dieser Armee wird als ein eben so rührender wie betrübender Anblick geschildert. Siebzigjährige Greise, von Alter und Wunden geschwächt, Veteranen, die mit ihrem Blute alle Schlachtfelder Europa's getränkt, schlichen zu den Schiffen hinab, mit dem Gefühl, sie sähen jetzt zum letzten Male ihr Alt-England, für das sie gefochten. Das Widerstreben und der Unwille malten sich auf ihren Gesichtern, daß das Land, dem sie ihre Jugendkraft geopfert, sie in ihren letzten Tagen von dem Heerde wegriß, den ihre Tapferkeit ihnen gewonnen, um sie auf fernen Gewässern umkommen zu lassen. Aber da war keine Wahl. Ihre düsteren Ahnungen gingen nur zu sehr in Erfüllung. Nicht einer sah England wieder.

Mit acht Fahrzeugen, 174 Kanonen in allem, segelte Anson von St. Helena am 18. September 1740 und kam nach London zurück am 15. Juni 1744, mit 400,000 Pfund Sterling Prisengelder. Was er in diesem Zeitraum — und mit welchen Mitteln! — geleistet, giebt ihm das Zeugniß eines Offiziers von seltenen Talenten. Schwache und unfähige Leute und schlechtausgerüstete Schiffe waren nicht die einzigen Feinde, mit denen er zu kämpfen hatte. Das Leiden in allen Gestalten und entsetzliche Krankheiten erschwerten sein Unternehmen. Der Skorbut brach unter der Mannschaft aus und raffte so furchtbar, daß täglich acht bis zehn Menschen starben. Zuweilen wurden vier bis fünf Leichen auf einmal auf dem Verdeck abgewaschen, in ihre Hängematten oder in die Kleider, worin sie den Geist aufgegeben, eingenäht und in das Meer, ihr Grab, versenkt. Auf dem „Centurion", einem Schiffe von sechzig Kanonen, waren eines Tages nur 14 dienstfähige Leute. Keine Zunge beschreibt die Qualen der Invaliden, die so grausam zu diesem Zuge gezwungen wurden. Ein alter Veteran, funfzig Jahre früher in der Schlacht von Boyne verwundet, starb unter den Martern der durch die schneidende Schärfe des Skorbuts wieder aufgebrochenen Wunden. Längst geheilte Beinbrüche wurden auseinandergetrieben, und die Unglücklichen wanden sich in schauderhaften Krämpfen, bis der Tod sie erlöste. Eines von den Schiffen, der „Wager", getrennt von dem Geschwader, wurde am 14. Mai 1741 an der Küste der Insel Socorro treibend bemerkt, und trotz aller Anstrengungen, die gemacht wurden, das drohende Verhängniß von ihm abzuwenden, stieß es auf eine verborgene Klippe und ging im Nu zu Grunde. Dann folgte eine Scene, durch die Schilderung eines Schiffslieutenants am Bord, John Byron, dem Gedächtniß aufbewahrt, die alles Schreckliche an Schrecklichkeit übertraf. Die Mannschaft, wahnsinnig von Branntwein, im Gefühl ihrer hoffnungslosen Lage, stürzte sich zum Theil in die See, während Einige entschlossen am Bord blieben, um lieber mit ihrem Fahrzeuge unterzugehen.

„Da kreischt' der Feige und flucht Gott der Brave,
Und Mancher sprang über Bord mit grausem Hall
Wie gierend nach früherem Grab."

Nur wenige dieser Unglücklichen entgingen dem schauervollen Verhängniß.

Entdeckungen zur See gehörten zu den Lieblings-Gedanken Georg's III., der ein ausgezeichneter Kenner der Geographie war. Der Frieden von 1763, der die Kriegsforgen auf dem Wege räumte, eröffnete seiner Neigung den freien Lauf, der die Entdeckungen durch Byron, Wallis, Carteret und Cook zu verdanken sind. Spanien und Portugal Tage auf dem Ocean waren gezählt. Ein Jahrhundert lang hatte der Genius ihrer Entdecker das amerikanische Festland, den Stillen Ocean, den Seeweg um das Kap der guten Hoffnung nach Indien und dem nächtlichen Dunkel gehoben und ihre Schätze in den Schooß der Halbinsel geleitet. Allein am Ende des sechzehnten Jahrhunderts rang Batavia, deren große Städte sich auf den Trümmern des Lehnwesens erhoben hatten, nach der Herrschaft über die Tiefe, und von dem Unternehmungsgeist ihrer Söhne unterstützt, behauptete sie eine lange Zeit ihr Uebergewicht zur See. Allerdings machte sich Frankreich im XVIII. Jahrhundert durch die Erdumsegelung Bourgainville's auf diesem Gebiete bemerklich, aber es hatte bei seinen Unternehmungen mehr das Land als die See im Auge, und hauptsächlich die edlen Bestrebungen seiner Priester und Krieger brachen Bahn in die weglosen Wälder Nord-Amerika's. Die Reihe war nun an England, dem seine Seelente, darunter namentlich der geniale Cook, die erste Stelle unter den Seemächten errangen.

(Schluß folgt.)

Türkei.

Die Schlangen-Säule des Tempels von Delphi im heutigen Konstantinopel.

Die Zeiten sind vorüber, in denen die neuen Herren von Byzanz die kostbaren Marmorwerke und Statuen des Alterthums wie gemeine Bruchsteine verwendeten. Auf dem Platze des Atmeidan, des alten Hippodroms, wo die aus den Trümmern dieses Hippodroms erbaute Moschee Achmet's sich erhebt, läßt man gegenwärtig Ausgrabungen zu dem Zweck anstellen, die Grundlage der noch stehenden drei Monumente bloßzulegen. Diese drei Monumente sind: der ägyptische Obelisk, den Theodosius der Große nach seinem Siege über Maximus errichten ließ; die hohe und schlanke Pyramide, die Konstantin Porphyrogeneta restaurirte ließ, und die von den Moslemin der vergoldeten Kupferplatten, mit denen sie ganz und gar bedeckt war, beraubt worden ist; und die berühmte Schlangen-Säule aus dem Tempel zu Delphi, die 2335 Jahre alt ist. Der Platz, auf welchem diese drei alten Zeugen der Kämpfe zwischen den „Grünen" und den „Blauen" stehen, ist jetzt vollständig bloßgelegt, und Mauern, ähnlich denen, welche die Tempel des Forum romanum umgeben, verhindern ringsum, daß die Erdmassen wieder herunterstürzen, und machen

Google

es möglich, daß man die drei Monumente von allen Seiten gehörig betrachten kann.

Die wichtigste Entdeckung ist die der Inschrift der Schlangen-Säule.

Diese Säule, welche drei um einander und in einander gewickelte Schlangen darstellt, ist von Kupfer. Sie muß im Alterthum bedeutend höher gewesen sein, als heute. Man schätzt ihre Höhe auf 7 Mètres. Sie endete in drei Schlangenköpfen, auf denen der goldene Dreifuß stand. Nach einer Sage soll Muhammed II, der Eroberer von Byzanz, einen dieser Köpfe mit dem Säbel abgehauen haben. Aehnliche Proben von der Schärfe ihrer Säbel, von der Kraft ihrer Arme sollen Richard Löwenherz und Saladin abgelegt haben: jener soll einen Amboß, dieser ein in die Luft geworfenes, mit Eiderdunnen gefülltes Kissen mit Einem Säbelhiebe durchhauen haben. Die beiden anderen Köpfe der Schlangen-Säule sollen im Jahre 1700 gestohlen worden sein; aber ein Ulema versichert, daß man sie in der Sophienkirche aufbewahre.

Die Schlangen-Säule, durch Konstantin den Großen von Delphi nach Byzanz gebracht, um die Spina des großen Circus zu schmücken, wurde zum Theil unter Trümmern begraben, als die angehäufte Menge von Säulen, Obelisken, Statuen, welche den Hippodrom schmückten, den Türken Bausteine zum Bau ihrer Paläste hergeben mußten. Dieses herrliche Monument des griechischen Alterthums wurde Jahrhunderte lang durch den Fanatismus und durch die Kinder mißhandelt, welche sich damit belustigten, Steine zu zu werfen, daß dieselben in die Oeffnung oben hineinfielen. Konstantinopel, für die europäische Civilisation empfänglich geworden, hat aufhören müssen, diese kostbaren Ruinen, welche das gebildete Europa mit Verehrung umgiebt, mit Schmutz zu bedecken und mit Verachtung zu behandeln.

Es gab in Bezug auf die Schlangen-Säule zwei Ueberlieferungen: nach der einen war die Säule nur ein Talisman, den Apollonius von Tyana, in Nachahmung des die eherne Schlange in der Wüste aufrichtenden Mose, aufgerichtet hätte, um die Schlangen zu beschwören; die andere gab dem Monumente einen viel edleren Ursprung, und die vor kurzem entdeckte Inschrift bestätigt diese zweite Ueberlieferung.

Herodot, Diodor, Pausanias, Zosimus, Sozomenos, Eusebius, Cornelius Nepos sprechen von dieser Säule. Herodot erzählt: „Die Griechen, nach der Schlacht von Platää alles Geld zusammenbringend, legten den zehnten Theil davon für den Gott zu Delphi bei Seite. Sie verwendeten dieses Geld auf einen goldenen Dreifuß, den sie dem Gott weihten. Dieser Dreifuß, auf eine kupferne Schlange mit drei Köpfen gestellt, steht neben dem Altar."

Die hierher gehörige Stelle des Diodor lautet: „Die Griechen, nachdem sie den zehnten Theil der Beute bei Seite gelegt, machten einen goldenen Dreifuß, den sie dem delphischen Gotte weihten, mit der Inschrift: „Die Retter des weiten Griechenlandes weihten diesen Dreifuß, nachdem sie die Städte von einer niederträchtigen Knechtschaft befreit."

Der Dreifuß scheint der Goldgier nicht lange widerstanden zu haben; denn es heißt bei Pausanias: „Die Griechen weihten in Folge des Sieges von Platää einen auf einen kupfernen Drachen gestellten goldenen Dreifuß. Alles, was an diesem Weihgeschenk von Kupfer war, war noch zu meiner Zeit vorhanden; aber Alles, was daran von Gold war, hatten die Könige von Phocis weggenommen."

Andere Schriftsteller geben die folgende Inschrift an:*)

Ἑλλήνων ἀγεργοὶ, ἐπεὶ στρατὸν ὤλεσα Μήδων,
Ἁπαντήσας Φοίβῳ, μνημ' ἀνέθηκα τόδε.

Dies ist wahrscheinlich die wirkliche Inschrift gewesen; und Diodor hätte dann nur den Sinn der Inschrift berichtet. Für diese Annahme spricht eine Stelle des Cornelius Nepos, deren Wahrheit durch die Entdeckung, von der hier die Rede ist, bestätigt wird. Die Stelle lautet: „Man muß dem Pausanias zuerst vorwerfen, auf den Dreifuß, welchen er dem Apollo von der bei Platää gemachten Beute geweiht hatte, die Inschrift gesetzt zu haben, daß die Griechen unter seiner Führung die Barbaren bei Platää besiegt hätten, und daß er nach seinem Siege dem Apollo dieses Geschenk geweihet hätte. Die Lacedämonier vertilgten diese zwei Verse mit dem Meißel und setzten ganz einfach die Namen der Städte in die Stelle, durch deren Hülfstruppen die Perser besiegt worden waren."

Die in dieser Stelle angedeutete Inschrift ist jetzt aufgefunden und von Herrn Frick und von dem Direktor der Schule Oesterreichs entziffert und vollständig hergestellt worden. Sie lautet wie folgt:

„Denkmal, dem Apollo geweiht von den Griechen, den Lacedämoniern, den Athenern, den Korinthern, den Tegeaten, den Sicyoniern, den Aeginaten, den Megarern, den Epidaurieru, den Orchomeniern, den Phliasiern, den Trözeniern, den Hermioniern, den Tirynthern, den Platäern, den Thespiern, den Mycenäern, den Chioten, den Meliern, den Tirhioten, den Naxiern, den Kretern, den Cholcern, den Styriern, den Eliern, den Potidäern, den Leukadiern, den Anaktorianern, den Cythaiern, den Siphniern, den Ambrakioten, den Lepreaten."

Die Inschrift ist im alten dolischen Dialekt abgefaßt; das H und das Ω waren um diese Zeit noch nicht im Gebrauch; statt Γ setzte C, und für das X, das Η, das Θ findet man in dieser Inschrift Typen, die den meisten unserer Druckereien noch fehlen.

*) Der Griechen Führer, nachdem er der Meder Heer vernichtet, Pausanias, hat dem Apollo dieses Denkmal errichtet.

Mannigfaltiges.

— *Conversations-Lexikon der Naturwissenschaften.* Als ein solches müssen wir das eben von der Verlagsbuchhandlung G. D. Bädeker in Essen angekündigte, wissenschaftlich-populäre Werk in drei Bänden betrachten.*) Die Namen der Bearbeiter dieses Werkes sind uns Bürgen dafür, daß hier nicht die Natur dazu mißbraucht wird, den über ihr waltenden und sie beherrschenden Geist zu einem Objekte menschlicher Kritik, zu einem sekundären Wesen der Natur, herabzuwürdigen. Es kann sich hier auch nicht um eine gewöhnliche Popularisirung der Naturwissenschaften und der mit ihnen verschwisterten, neueren technischen Erfindungen handeln. An leicht fertigen Produkten, welche das Urtheil irre führen, indem sie selbst von Fehlern und Irrthümern wimmeln, ist unsere Tages-Literatur leider nur allzureich. Solchen Erzeugnissen vielmehr durch gründliche, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen entgegenzuwirken, ist ein Ziel, das sich die Herausgeber durch das neue Werk gesteckt haben. Jedes Feld des umfassenden Gebietes ist hier selbstständig von einer Kraft angebaut, die gerade diesem vorzüglich gewachsen war. So werden Physik und Meteorologie von Professor Koppe in Soest, Chemie und chemische Technologie von Professor Gottlieb in Graz, Astronomie von Professor Mädler in Dorpat, Physiologie von Dr. von Ruhdorf in Berlin, Zoologie von Direktor Masius in Halberstadt, Geologie und Geognosie vom Geheimen Bergrath, Professor Nöggerath in Bonn, Mineralogie von Professor Quenstädt in Tübingen und Botanik von Dr. Dippel in Bonn bearbeitet. Auch an Belehrung über Dampfmaschinen, elektrische Telegraphie, Galvanoplastik und Photographie, sowie über Bergbau und Hüttenkunde, wird es in diesem Kompendium der Natur- und technischen Wissenschaften nicht fehlen. Wir zweifeln nicht, daß dieses Buch, da es zugleich allen Vermögensklassen zugänglich sein wird, große Verbreitung im deutschen Publikum finden werde. Hat doch das von der Meyerschen Verlagshandlung in Hildburghausen herausgegebene, die verschiedenen Naturwissenschaften zum Gegenstand habende, aus zahlosen Bändchen bestehende Werk, das größtentheils aus unkritisch zusammengestellten, nachgedruckten Episoden größerer Arbeiten besteht, einen außerordentlich großen Kreis von Lesern gefunden! Es gereicht dies immerhin dem Wissensdurste des deutschen Volkes zur Ehre. Doch um soviel mehr dürfen wir uns wohl von einem so systematisch und gewissenhaft zusammengestellten Werke, wie das der Bädeterschen Verlagshandlung, versprechen.

*) Die gesammten Naturwissenschaften". Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Koppe, Leitner, Mädler, Masius, Moll, Rand, Nöggerath, Quenstedt und Ruhdorf. Eingeleitet von Herman Masius. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Lieferungen à 10 Sgr. Drei Bände. Essen, G. D. Bädeker, 1856—1857.

— *The International.* Unter diesem Titel erscheint seit einigen Wochen in London ein Blatt, das sich ein kosmopolitisches Ansehen giebt und namentlich zwischen England und Frankreich als Vermittler wirken soll, denn ein großer Theil seiner Artikel ist gleichzeitig in englischer Sprache und in französischer Uebersetzung abgedruckt, während einzelne Berichte blos in französischer und andere blos in englischer Sprache gegeben werden. Wir zweifeln indessen, daß das Blatt bei seiner radikalen, politischen Färbung in Frankreich geduldet wird, und da es überdies bei seinem Mangel an Einheit in der Redaction, einen etwas tastenden Eindruck macht, so möchte wohl das Alter dieses „International" nicht über seine siebente Wochennummer hinausreichen, wie es so viele englischen Journal-Unternehmungen in letzter Zeit bezeugt ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 1 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 23 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 23, und beim Expediteur Naumann, Markgrafenstr. No. 21), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 133. Berlin, Dienstag den 4. November 1856.

Frankreich.

Ein biographisches Stillleben.

Der bekannte Geschichtsschreiber J. Michelet hat vor kurzem unter dem Titel: „L'oiseau" (der Vogel) ein Buch herausgegeben, das sehr interessante Beobachtungen über das Leben der Vögel enthält. In der Vorrede dazu läßt er durchblicken, daß an der Abfassung dieses Werkes seine junge Gemahlin einen nicht unerheblichen Antheil habe, und theilt von der Hand dieser Dame eine Art Selbstbiographie mit, welche wegen der großen Innigkeit der Darstellung und Auffassung das höchste ästhetische Interesse bietet, weshalb wir dieselbe unseren Lesern nachstehend mittheilen:

„Ich bin auf dem Lande geboren und habe auch zwei Drittel meiner Lebensjahre dort zugebracht. Noch immer steht mein Sinn dahin, theils des Reizes wegen, welche Jugendgewohnheiten immer haben, theils aus natürlicher Neigung, zumeist aber aus Dankbarkeit gegen das Andenken an meinen Vater, der mich dort erzog und der Abgott meines Lebens war.

„Da meine Mutter kränklich und von mehreren Jahr für Jahr auf einander folgenden Entbindungen angegriffen war, so ließ man mich sehr lange bei vortrefflichen Bauersleuten in Pflege, die mich wie ihr eigen Kind liebten, wie ich mich denn stets als ihre Tochter gefühlt habe; meiner ländlichen Manieren wegen wurde ich von meinen Brüdern stets das „Bauermädchen" genannt.

„Nicht weit von einer Stadt bewohnte mein Vater ein angenehmes Landhaus, das er gekauft, selbst ausgebaut und mit Anpflanzungen umgeben hatte; er hatte dabei die Absicht, durch die Anmuth des Ortes seine junge Frau für die Großartigkeit der Natur Amerika's zu entschädigen, welches meine Mutter als ihr Geburtsland nicht längst verlassen. Nach Westen und Süden zu hatte die Wohnung eine freie Aussicht, und man konnte die Sonne hinter Rebhügeln aufgehen und sich noch vor der Mittagshitze nach den fernen Gipfeln der Pyrenäen hinwenden sehen, die bei klarem Wetter duftig am Horizonte sich abhoben. Französische Ulmen, mit amerikanischen Akazien vermischt, daneben Lorbeerrosen und junge Cypressen, milderten die Strahlen der Sonne und schickten ein sanftes Helldunkel herüber.

„Zur Rechten schützte ein Eichengebüsch, von Hagebutten eingefaßt, vor dem Nordwind und dem scharfen Zugwind, der häufig von Cantal her weht. Links aber dehnten Wiesen und Felder sich weit am Horizonte hin. Unter Ginstergesträuch und von einigen großen Bäumen beseßt, lief ein Bach, ein schmaler Wasserstreifen, der am Abend durch einen wie ein Band am Ufer sich hinziehenden Dämmernebel sich bemerklich machte.

„Das Klima ist ein Mittelding; das Thal, welches dem Flusse Tarn angehört, verbindet die Annehmlichkeiten der Garonne mit der Strenge der Auvergne und hat daher noch nicht die Südvorräthe, deren sich Bordeaux schon erfreut. Nichtsdestoweniger denken der Maulbeerbaum mit den Seidenwürmern, die duftige, saftreiche Pfirsich, Zuckerleigen und wild wachsende Melonen darauf hin, daß man sich im Süden befinde. An Früchten hatten wir eine Ueberfülle; ein Theil des Landsitzes war ein ungeheurer Obstgarten.

„In der Erinnerung empfinde ich erst so recht den ganzen Reiz des Ortes. Er hatte einen ernsten, an sich schwermüthigen Charakter, der durch die Persönlichkeit der Bewohner noch verstärkt wurde. Mein Vater war zwar liebenswürdig und lebhaft, aber schon betagt und von schwankender Gesundheit; meine Mutter, schön, jung und gemessen, hatte die gehaltene Würde der nordamerikanischen Frauen und verband damit eine Umsicht und Wirthschaftlichkeit, wie sie nicht immer diesen eigen ist. Das Landgut, welches wir besaßen, das ehemalige Besitzthum alter Hugenotten, war vor uns in verschiedenen Händen gewesen und umfing noch die Gräber seiner ehemaligen Eigenthümer, einfache Rasenhügel, unter denen die vielfach Verfolaten ihre theuren Todten geborgen und eine dichte Eichenpflanzung darüber angelegt hatten. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß diese Bäume mit ihren Gräbern, von der Vergessenheit selbst am besten vor Störung geschützt, während mein Vater der Besitzer war, von ihm sorgsamst respektirt wurden. Mit eigener Hand hatte er auf jedes Grab einen Rosenstrauß gesetzt, und dessen frische, duftige Blumen verdeckten die Schatten des Todes, ohne ihnen ganz den Reiz der Wehmuth zu entziehen. Wider Willen fühlten wir Kinder, wenn der Abend kam, uns dort hingezogen; oft beteten wir für die Seelen dieser Verstorbenen, und wenn dann etwa eine Sternschnuppe herabfiel, sagten wir mit frommen Aberglauben: „Dort fliegt eine Seele hin!"

„Zehn Jahre, vom vierten bis zum vierzehnten, habe ich unter Freud und Leid an dem geliebten Orte gelebt. Ich hatte fast keine Spielgenossen; meine fünf Jahre ältere Schwester war schon die Gefährtin der Mutter, als ich noch ein ganz kleines Mädchen war. Meine Brüder waren zahlreich genug, um unter sich, ohne mich, spielen zu können, und ließen mich daher in den Stunden der Erholung allein. Wenn sie ins Feld hinausliefen, folgte ich ihnen nur mit den Blicken, — es fehlte mir also nicht an einsamen Stunden, während deren ich in der Nähe des Hauses in den langen, dunklen Alleen des Gartens umherirrte. Trotz meiner natürlichen Lebhaftigkeit kam ich deshalb zu einer gewissen Beschaulichkeit des Sinnes und begann in meinen formlosen, unbestimmten Träumereien das Unendliche zu ahnen: ich bekam eine Idee von Gott, aber von dem mütterlich sorgenden Gott in der Natur, der den Grashalm mit gleicher Liebe betrachtet, wie einen Stern. In solchen Gedanken fand ich die Urquelle der Tröstung, des Glücks.

„Unser Haus hätte einem beobachtenden Geiste ein interessantes Feld zum Studium geboten. Alle Wesen schienen daselbst, unter dem Schutze des Wohlwollens, sich ein förmliches Stelldichein gegeben zu haben. Wir hatten einen schönen, fischreichen Weiher dicht bei der Wohnung, aber kein Vogelhaus, da meine Aeltern es nicht über sich gewinnen konnten, Thiere gefangen zu halten, welche so recht eigentlich von Bewegung und Freiheit leben. Hunde, Katzen, Kaninchen, Meerschweinchen lebten friedlich und bunt durch einander bei uns. Zahme Hühner und Tauben umgaben meine Mutter fortwährend und fraßen ihr aus der Hand; die Sperlinge nisteten bei uns, die Schwalben bauten sogar auf dem Flur, flogen ungescheut durch die Zimmer und kehrten getreulich alle Frühjahr unter unser gastliches Dach zurück.

„Wie oft habe ich in den Stieglitznestern, welche der Herbstwind von unseren Cypressen herabgerissen, kleine Stückchen von meinen Sommerkleidern gefunden, die ich im Sande verloren hatte. Die lieben Vögel, die ich, ohne es zu wissen, mit einem Stück meiner Kleidung geschützt, heut haben sie in meinem Herzen eine sicherere Schutzwehr und fühlen es nicht!

„Unsere Nachtigallen waren freilich scheuer und nisteten in den einsamen Hagebuchen, aber einer freigebigen Gastlichkeit gewiß, kamen sie wohl hundert Mal des Tages an die Schwelle unserer Thür und erbettelten sich von meiner Mutter für sich und ihre Familie die zu Grunde gegangenen Seidenwürmer.

„Tief im Gehölz, an den Stämmen alter Bäume, arbeitete Meister Specht mit Unermüdlichkeit, man hörte, wenn längst Alles still war, ihn immer noch. Wir horchten mit einer Art ängstlichen Schweigens den geheimnißvollen Schlägen des unermüdlichen Arbeiters zu, worin sich die schleppende, klagende Stimme des Uhu mischte.

„Mein höchster Ehrgeiz ging darauf hinaus, einen Vogel, eine Turteltaube für mich ganz allein zu besitzen. Die, welche meine Mutter besaß, flößten mir mit ihren zarten, klagenden Stimmen, ihrer Geduld zur Brutzeit, die lebhafteste Sehnsucht ein. Wenn das kleine Mädchen schon durch die Puppe, welche sie an- und auskleidet, sich Mutter fühlt, wie viel mehr nicht durch ein lebendes Geschöpf, das seine Liebkosungen erwiedern kann. Ich hätte Alles für einen solchen Schatz hingegeben.

„Aber es sollte anders sein, . . . die Taube war nicht meine erste Liebe! Meine erste Liebe war eine Blume, deren Namen ich nicht weiß.

„Ich hatte einen kleinen Garten unter einem sehr großen Feigenbaum, dessen feuchter Schatten alle meine Kulturbestrebungen unglos machte. Sehr traurig und trostlos darüber, bemerkte ich eined Morgens an einem blaßgrünen Stengel eine schöne kleine Blume von Goldfarbe! . . . Sie war sehr klein und zitterte bei jedem Windeshauch auf dem zarten Halme, der aus einem kleinen, vom Regen angesammelten Wassertropfe emporstieg. Da ich sie immer zittern sah, meinte ich, sie friere, und machte ihr von Blättern ein Schirmdach. . . Wie soll ich die zärtlichen Regungen beschreiben, welche diese Entdeckung in mir hervorrief! Ich allein hatte Kenntniß von ihrer Existenz; wie ihr Besitz ganz mein eigen war. Am Tage hatten wir eins für das andere nur verstohlene Blicke; aber am Abend schlich ich mich selig zu ihr hin. Wir sprachen nur wenig mit einander, aus Furcht, und zu verrathen; aber wie zärtlich waren die Küsse beim Abschied! . . . Ach, diese Entzückungen dauerten nur drei Tage. Eines Nachmittags schloß sich meine Blume langsam, um sich nicht wieder zu öffnen. . . . Sie hatte aufgehört zu lieben!

„Ich behielt meinen Kummer für mich, wie ich meine Freude geheim gehalten hatte. Keine Blume wäre im Stande gewesen, mich zu trösten, es bedurfte eines lebendigeren Lebens, um meinem Herzen wieder neuen Schwung zu geben.

„Alle Jahr besuchte mich meine gute Amme und brachte mir Etwas mit. Einmal sagte sie mit geheimnißvoller Miene zu mir: „Steck einmal deine Hand in meinen Korb!“ Ich glaubte Obst oder Naschwaaren darin zu finden, aber da fühl ich ein seidiges Fell und ein Ding, das sich regt. Ein Kaninchen war's! Es nehmen und durchs ganze Haus laufen, um die Jubelbotschaft zu verkünden, war eins. Ich drückte das arme Thier mit so krampfhafter Freude an mich, daß es ihm beinahe den Athem geraubt hätte. Im Kopfe schwindelte es mir, ich aß nichts, mein Schlaf war voll ängstlicher Träume; ich sah mein Kaninchen unter allen möglichen Umständen sterben, ohne ihm zu Hülfe kommen zu können. . . Aber wie schön war er auch, mein Liebling, mit seinem rosenrothen Näschen und seinem Leibefy, so glatt und glänzend wie ein Spiegel! Seine großen perlmutterfarbenen und beweglichen Ohren, die er fortwährend putzte, seine phantastischen Sprünge machten, ich muß es gestehen, den größten Theil meiner Bewunderung aus. So wie der Tag graute, entschlüpfte ich dem Bette meiner Mutter, um meinen Liebling wieder zu sehen und ihn auf irgend ein Kohlbeet zu tragen. Dort fraß es ernsthaft seine Blätter und warf lange Blicke auf mich, welche ich äußerst zärtlich fand; dann richtete es sich auf seine Hinterfüße, präsentirte der Sonne seinen schneeweißen Bauch und strich mit herrlichem Anstande seinen langen Schnurrbart.

„Indessen blieb es nicht von der Lästerung verschont; man wollte wenig Ausdruck in seinem Gesichte finden und machte ihm den Vorwurf übertriebener Naschhaftigkeit. Heut würde ich mich wohl mit dieser Ansicht einverstanden erklären, aber als ich sieben Jahre alt war, hätte ich mich für die Ehre meines Kaninchens geschlagen. Ach, es wäre grausam gewesen, mit ihm rechten zu wollen; es sollte so kurze Zeit hier auf Erden wandeln! Eines Sonntage, als meine Mutter mit meiner Schwester und dem ältesten Bruder nach der Stadt gefahren war, liefen wir Jüngeren im Garten umher, als plötzlich ein Schuß fiel. Ein Schrei, ähnlich dem ersten Lebenszeichen eines neugeborenen Kindes, folgte gleich darauf. Mein Kaninchen war durch einen Flintenschuß getödtet worden; das arme Thier war durch die Hecke des Obstgartens geschlüpft, und der benachbarte Bauer, der gerade nichts Besseres zu thun wußte, hatte sich den Spaß gemacht, nach ihm zu schießen.

„Ich kam gerade, wie er das blutende Thier aufhob. . . Mein Schmerz war so groß, daß ich kein Wort vorbringen konnte, ich erstickte. . . Hätte mein Vater mich nicht in seine Arme genommen und mir mit Liebeworten zugeredet, so wäre ich besinnungslos geworden. Meine Füße trugen mich nicht mehr. . . Man verzeihe mir, wenn bei der Erinnerung daran mir noch heute die Thränen ins Auge treten.

„Zum ersten Male in meinem jungen Leben offenbarte sich mir der Anblick des Todes, das Gefühl der Verlassenheit, der Leere. Jetzt auf einmal schien mir das Haus, der Garten so weit, so verödet. Man lache nicht: mein Kummer war herb, in mir verschlossen, aber nur um so tiefer.

„Von nun an, wo ich wußte, daß man sterben könne, begann ich meinen Vater aufmerksamer zu betrachten. Nur mit Schrecken wurde ich sein äußerst bleiches Gesicht, seine ergrauten Haare gewahr. Er konnte uns verlassen, konnte dahin gehen, „wohin ihn die Glocken des Dorfes riefen“, wie er zu sagen pflegte. Ich war nicht mehr im Stande, meine Gedanken zu verbergen. Bisweilen fiel ich ihm um den Hals und bat ihn: „Papa, stirb nicht . . . stirb niemals!“ Er drückte mich dann innig an sich, ohne etwas zu erwiedern, aber sein schönen Augen umstorirten sich, wenn er mich ansah.

„Ich, gerade ich, war mit ihm durch tausend Bande, tausend innige Beziehungen verknüpft. Ich war die Tochter seines greisen Alters, seiner erschütterten Gesundheit, das Kind seiner Sorgen. Ich besaß nicht das glückliche Gleichgewicht des Temperamentes, welches die anderen Kinder von meiner Mutter geerbt hatten. Ich glaubte ganz dem Vater, und er sagte oft selbst: „Ja, du bist ganz meine Tochter!“

„Das Alter, die Sorgen des Lebens hatten bis zu seinem letzten Augenblicke nicht den Hauch, die Stresamkeit und den Reiz der Jugend ihm zu rauben vermocht. Das fühlten Alle, ohne es sich bewußt zu sein, und alle Männer, wie Weiber und Kinder, kamen zu ihm, fühlten sich zu ihm hingezogen. Ich sehe ihn immer noch in seinem Kabinet an dem kleinen schwarzen Tische, wie er seine Depesche seine weiten Reisen in Amerika, sein Leben in den Kolonieen erzählte man konnte nicht müde werden, ihm zuzuhören.

(Fortsetzung folgt.)

Oceanien.

Geschichtlicher Ueberblick der Inseln im Stillen Meere.

(Schluß.)

John Byron, der von dem Schiffbruch unter Anson gerettet war durch alle Stufen bis zum Rang eines Post-Capitains aufgestiegen bekam das Kommando über den „Delphin“ von 22 Kanonen und d „Tamar“ von 16 Kanonen mit der Instruction, auf eine Entdeckung und Vermessungsreise in die Südsee zu gehen. Am 3. Juli 17 lief er aus. Ueber die Bestimmung dieser Expedition waltete d tiefste Geheimniß. Erst auf der Höhe von Brasilien wurde d Mannschaft das eigentliche Ziel angekündigt, dem sie, da ihn doppelte Löhnung zugesagt wurde, freudig zustimmten. Nach ein zweijährigen Fahrt kehrte er heim, bereichert mit der Entdeckung Inseln, „König Georg“, „Prinz von Wales“, „Disappointmen „Herzog von York“ und „Danger“. Bei 14° südlicher Breite 150° westlicher Länge eben an der kleinen Insel „Prinz von Wal schloß Byron daran, daß das schwere Aufwogen des Meeres Süden her nachließ, und aus anderen Umständen, es müßte in Richtung ein Land von beträchtlichem Umfange liegen. Der Zustand seiner Mannschaft hielt ihn aber ab, darauf zu steuern, so verlor er die Ehre der Entdeckung Tahiti's, der Hauptinsel „Gesellschafts-Inseln“, die wenige Monate später dem Capit Wallis auf demselben Schiffe „Dolphin“ beschieden war.

Auf der neuen Reise war dieses Schiff von der „Swallow Capitain Carteret, und einem Ammunitionsschiff begleitet. Von P month am 27. August 1766 unter Segel gehend, erreichte das Geschwader die Westmündung der Magellanstraße am 11. April 176 und an demselben kalten, düsteren, stürmischen Tage, ihren ersten der Südsee, wurden die Schiffe getrennt, ohne sich vor ihrer Ankun in England je wieder zu begegnen. Capitain Wallis behielt d westlichen Kurs, und indem er verschiedene kleine Eilande unterwe entdeckte, erblickte er am 17. Juni 1767 in einem Abstand von fü Seemeilen einen Strich erhöhten Landes. Unter dichtem Nebel war sie am nächsten Morgen hart daran. Der Nebel verzog sich und da lag die Insel Tahiti mit ihren gewaltigen Bergen, ihren schöne Flüssen, ihren reizenden Kasknden, ihren grünen Thälern. Kaum hatten sie Anker geworfen, als ihr Schiff von zahlreichen Kanots, m Insulanern angefüllt, umringt war. Diese saßen darin gruppenwe im lebhaften Gespräch und mit allen Zeichen des Erstaunens de Gegenwart des fremden Fahrzeuges. Sie fuhren in diesem Anfäng ling die erfüllte Weissagung Maju's, eines ihrer Weisen aus fern Vorzeit; daß in späten Tagen ein „Vaa-ama-ore“, ein „groß Kanot ohne Mastraaen“, an ihre Küste kommen werde. Ihr Staun wich jedoch bald der Neugierde, und es dauerte nicht lange, so wag sie sich an Bord und wurden mit Gaben an Spielzeug und eiser Nägeln beschenkt. Nachmittag fuhr das Schiff, nach sicherem Gr grund suchend, in eine breite Bucht, und während die Böte aus um zu sondiren, ward es von zahlreichen Kanots umschwärmt. Ca pitain Wallis, sich nichts Gutes versehend, feuerte einen Kanonenschuß über ihre Köpfe weg. Ohne aber vor dem Schuß sehr erschreckt zu sein, griffen sie die Böte mit Steinen an und verwundeten einig von der Bemannung. Da wurde der Anführer der Indianer mit Korn genommen, und kaum fiel er getroffen, als seine Gefährten i Wasser sprangen; die anderen Kanots ruderten angstvoll davon. Diese Angriffe und dienigen Zurückweisungen wiederholten sich öfte ehe ein Tauschverkehr mit den Insulanern in Gang kam. Bei diese wie bei früheren und späteren Gelegenheiten, zogen die Südsee-Bewohner eiserne Gegenstände jeder anderen Waare vor.

Die erste Berührung der Civilisation mit der Barbarei der Südsee ward also mit Blut eingeweiht. Auch der spätere Besuch Bougainville's in Tahiti (2. April 1768) lief nicht ohne Blutvergießen ab. Taio! Mate! (Freund! Mord!) war der Weheruf der Eingeborenen. „Ihr nennt uns Freunde und mordet uns!“ Wie beredt und ergreifend ist der prägnante Vorwurf in dem Munde dieser Naturkinder! Trotz der schön stylisirten Berichte dieser Reisenden des XVIII. Jahrhunderts, so will und soll bedünken, die Fremden seien in dem Gebrauch des Gnadenmittels von Pulver und Blei ein wenig zu freigebig gewesen. Sie waren in einen Winkel des Erdkreises gekommen, wo dieser Knalleffekt am Platze war, und es schien ihnen ganz recht, damit Parade zu machen. Bougainville nahm bei seiner Abreise einen Eingeborenen, Aotourou, nach Paris mit, wo er der Löwe des Tages wurde.

Die Royal Society wollte den Durchgang der Venus durch die Sonne, der am 3. Juni 1769 eintreten sollte, von einem Punkte zwischen 140° und 180° der westlichen Länge von Greenwich aus beobachten lassen. Auf eifriges Verwenden des Sir Joseph Banks bei der Admiralität wurde ihr die Fregatte „Endeavour“ unter Befehl des damals vierzigjährigen Lieutenants Cook zur Verfügung gestellt. Den 20. August 1768 segelte denn Cook, mit den wissenschaftlichen Personen der Expedition am Bord, von Plymouth ab. Am 13. November erreichten sie Rio Janeiro, wo der argwöhnische portugiesische Gouverneur selbst gegen den Einkauf der nöthigen Erfrischungen Schwierigkeiten machte. Der Reisewerk soll nach der Notiz dieses Beamten gewesen sein: „sie wollen sich den Durchgang des Nordsterns durch den Südpol ansehen.“ — Wahrscheinlich gehört die Vaterschaft zu diesem Stück Astronomie irgend einem Schalk von Mate auf dem „Endeavour“, obgleich in den Tagebüchern der Expedition ganz ernsthaft der Gouverneur als Pathe dieses Wechselbalgs aufgeführt wird.

Nach mancherlei Beschwerden, besonders von der furchtbaren Kälte auf Feuerland, passirten sie das Kap Horn am 22. Januar 1769 und ankerten in der Matavi-Bucht in Tahiti am 13. März. Sofort war das Schiff umringt von den Kanots der Eingeborenen, die Fische und Früchte zum Austausch gegen Spielsachen brachten. Cook ging ohne Anstand mit einigen Herren von der Expedition an die Küste. Die Insulaner kamen ihm mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit entgegen. Einer kroch auf allen Vieren an ihn heran und überreichte ihm einen grünen Zweig als Symbol des Friedens. Sie mischten sich nun ohne allen Rückhalt unter die Eingeborenen, die sie zu ihrer Ueberraschung gewahrten, daß ihre Tabaksdosen, Ferngläser, Uhren u. s. w. mit einer Geschicklichkeit, wie sie dem ersten Chevalier d'industrie in Europa Ehre gemacht haben würde, aus ihren Taschen verschwanden. Doch gelang es einem Häuptling, das Entwendete auszuspähen und den Eigenern wieder zuzustellen. — Die harten Laute der europäischen Sprache konnten von der sanften, nur an die weichen Vokale gewöhnten tahitischen Zunge nur ungenau wiedergegeben werden; Cook mußte sich gefallen in Tute, Solander in Torano, Banks in Tapani umgetauft zu werden; Molineux gaben sie in Verzweiflung ganz auf und nannten ihn Meister Boba, eine schwache Annäherung an seinen Taufnamen Robert.

Die Beobachtung des Phänomens, der eigentliche Zweck der Fahrt, wurde durch einen wolkenlosen Himmel begünstigt, und die Operationen waren von dem vollkommensten Erfolg gekrönt. Dreißig verschiedene wissenschaftliche Posten, von den größten Astronomen der Zeit gebildet, an den verschiedensten Punkten in Lappland, am Nordkap, Hudsons-Bay, Quebec, Maryland, Worriten, Kalifornien, Batavia, Dinapur aufgestellt, waren in demselben Werke an demselben Tage begriffen, und in dem großen Resultat, Bestimmung der Sonnenparallel-Axe auf 8″6″, differirten ihre Beobachtungen um weniger, als um eine Viertel-Sekunde. — Nach vollbrachtem Werke umsegelten Cook und Banks die Insel in etwa vier Tagen und berechneten ihren Umfang auf neunzig Meilen. — Von hier segelten sie am 13. Juli ab und landeten in Neuseeland, wo Cook vergeblich einen freundlichen Verkehr mit den wilden, kampflustigen Eingeborenen anzuknüpfen suchte. Er nahm inzwischen förmlichen Besitz von der Insel, indem er das Datum seines Besuchtes in die Rinde eines Baumes schnitt, segelte am 15. November 1769 nordwärts und ankerte in den Dünen am 12. Juni 1771, um erst im Jahre 1778 die liebliche Gruppe der Sandwich-Inseln zu entdecken.

Wir brechen hier ab. Die weitere geschichtliche Entwickelung der Südsee-Inseln ist der Zukunft anheimgegeben. Wer kann sagen, wie viel an Wagnissen und Leiden der Morgen bringt, um die Menge der vergangenen Abenteuer zu vermehren? Der Zugang zu jenen früher verschlossenen Tiefen durch südwestliche Passage ward von Magellan gefunden, und er ließ sein Leben bei der Fahrt! Die schauerliche nordwestliche Durchfahrt — dort bleichen Franklin's Gebeine! Bougainville und Cook sind Brüder, die auf demselben Vorderdeck schlafen, wenn das Schiff in diese Meere segelt. (P. M.)

Italien.

Italiens geistige Wiedergeburt.

Italien theilt mit Deutschland das Schicksal politischer Zersplitterung, die jedoch ebenso gut, als die gerühmte Staatseinheit der Franzosen, ihre historische Berechtigung hat. Es würde unrecht thun, wenn es, wenn nicht wenigstens pars indocili melior grege sich der wärmsten Sympathieen unseres Volkes mit seinen Mißgeschicken versichert hielte, wiewohl der Trost, womit das socios habuisse malorum abspeisen soll, ein gar leidiger heißen mag. Vielleicht glaubt es und bei allem Mangel an unita und unione, darum glücklicher, weil wir uns nicht nur verfassungstreuer, volksfreundlicher, gerechter, sondern auch einheimischer Herrscher erfreuen; darum ferner, weil Deutschland seine Erlösung von fremder Zwingherrschaft hinausgefahrt, seine Selbstständigkeit gerettet und gesichert hat. Allein ganz so glücklich sind wir bis dato nicht. Wir könnten ihm statt dessen manch ein pium desiderium entgegenhalten, hinweisen auf Schleswig-Holstein-Lauenburg und Luxemburg, das verlorene Elsaß und Lothringen, die russischen Ostseeprovinzen, die weniger das deutsche Schwert, als das ihm vorangetragene Christenbanner zu deutschem Eigenthum gestempelt hat; müßten bekennen, daß wir der Invasionen des Auslandes noch immer nicht quitt, im Gegentheil fort und fort der Paradiesapfel sind, wonach West und Osten seine Fänge ausstreckt, seine Netze und Angelschnüre in allerhand Formen der Diplomatie und Association auswirft. Glücklicher indeß, als Italien, ist Deutschland in der That. Es hat sich mit eigener Kraft ermannen können und ermannt. Frau v. Staël rief und bereinst zu: „Deutsche, Ihr seid eine Nation, und Ihr weint!“ Was hindert, auch unsererseits dem Volke, das die schöne Halbinsel bewohnt, mit den Worten seines Horaz zuzurufen: Vos, quibus est virtus, muliebrem tollite luctum! Nicht werfen wir ihm vor, daß es ja meist durch eigene Schuld, durch eigene Parteienwuth von Alters her der Schmied seiner Geschicke, die Beute fremder Gelänglichkeit geworden ist (Italiam impia perdidimus devoti sanguinis aetas), so wenig, als wir ihm mit Erinnerung an Deutschlands Vergangenheit, die noch zur Hälfte Gegenwart ist, Muth zusprechen wollen. Lassen wir aber Horaz noch einmal fragen:

> Forte, quid expediat, communiter, aut melior pars,
> Malis carera quaeritis laboribus,

so dürfen wir theilnehmend wohl daran erinnern, daß Deutschland seit seiner politischen Erhebung und Erstehung sich erst geistig waffnen und ermannen mußte, und so nur eine Wiedergeburt möglich wurde. Nulla sit hac potior sententia. Auch ist nur auf dem geistigen Territorium, welches sich über die Unebenheiten der Erdoberfläche erhebt, und wo es keine trennenden Alpen-Eisberge und Schlachten, keine breiten Ströme, noch Gränzpfähle und Maulthäufer giebt, eine endliche Ausgleichung und Versöhnung der zwei durch Nationalhaß, dessen wir uns am wenigsten schuldig wissen, und das schaurige Abbasso i Tedeschi! entzweiten Nachbarvölker vorerst denkbar: der Völker, die seit Menschengedenken, wetteifernd auf dem Gebiet der schönen Künste (Musik und Plastik), so viel gegitige Verwandtschaft und Sympathie beurkundeten, während Italien sich rühmen kann, daß jenseits der Alpen auch den Koryphäen seiner Literatur von je her vollste, ja, begeisterte Anerkennung gezollt worden ist.

Es mag zugestanden werden, daß Italien geraume Zeit in trägem Geistesschlummer gerubt und gerastet hat, nicht so ganz aber, daß nicht zum öfteren helle Funken aus der Dämmerung aufblitzten, nicht dann und wann ein vernehmliches „Heyhate“ durch die Stille hin erklang. Wissen wir irgend die Zeichen dieser unserer Zeit zu deuten, so ist Italien erwacht, es hat die Mahnungen seines Genius verstanden, und beherzigt den Mahnruf zu seiner Anerstehung, und bezeugt den Aufschwung, den es zu nehmen entschlossen ist, durch das regste und produktivste Streben in allen Feldern und Fächern der Wissenschaft, wir wünschen ihm theilnehmend dazu Glück — τὰλλα δεῖν ἐν γοῦνασι κεῖται, Glück auch und, daß die Schlagbäume, die noch vor wenigen Jahren den Import italiänischer Geisteswerke, den wissenschaftlichen und bibliopolischen Austausch hemmten und erschwerten, mehr und mehr fallen. Diese Verkehrs-Erleichterungen darf man theilweise gewiß der Niederlassung deutscher Librarier in den Städten Italiens beimessen, welchen es an spekulativer Rührigkeit so leicht kein anderes Menschengeschlecht zuvorthut, wie denn auch deutsche Gelehrte es sind, deren Literatur-Berichte aus Italien uns bisher über die dasige Bibliographie im Laufenden erhielten. In diesen Blättern führt Herr Neigebaur fort, von Zeit zu Zeit literarische Ueberschauen des Neuesten zu liefern, die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ brachte die höchst werthvollen Beiträge Alfred's von Reumont, nach dessen Vorgang denn auch im Verlaufe dieser funfziger Jahre andere deutsche Berichterstatter ebendaselbst theils über die erheblichsten Novitäten der italiänischen Literatur Auskunft ertheilt, theils die Resultate ihrer Nachforschungen in den Archiven Ita-

liens, namentlich der Republiken Genua und Venedig, niedergelegt haben.*)

Wie nun aber fast allerwärts der Patriotismus unserer Tage sich mit entschiedener Bestimmtheit in das Studium der geschichtlichen Quellen, benutzter und unbenutzter, vertieft und nichts unerspäht oder unbeachtet zurücklässt, was dazu beitragen kann, hier ein Dunkel zu lichten, dort eine Lücke auszufüllen, oder auf neue Fährten und Grubengänge hinzuleiten, mit Ermittelung spezieller Daten frische Anhaltspunkte für das Allgemeine zu gewinnen, so im Kleinsten wie im Großen festesten Fuß zu fassen: so nimmt man ein gleiches edles Streben auch in Italien wahr. Wäre es hier vor der Hand auch mehr ein mühsames Zusammentragen, Sichten und Schlichten der Bausteine, was es keineswegs ausschließlich ist, als ein künstlerisches Durch- und Verarbeiten des gewonnenen Baumaterials, immerhin würde auch diese Arbeit des Schweißes der Edlen werth sein. Sie ist auch noch etwas mehr als eine der vielen national-patriotischen Kundgebungen der giovine Italia, oder des besonnenen Theils derselben. Dieser nämlich verwahrt sich gegen die Täuschungen politischer Umtriebe nicht besser, als indem er sich auf den sicheren und unverfänglichen Boden historischer Forschung zurückzieht und, sich an diesen Pfeiler lehnend, seine Bestimmung und die Aufgabe der Gegenwart zu lösen strebt. Zu solcher Forschung ist des Stoffes eine unermeßliche Fülle. Ueberreich sind die Bibliotheken, die Staats- und Familien-Archive Italiens an kostbarem Geschichtsmaterial, das nicht zum kleinsten Theile — wir glauben hier der Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato gedenken zu dürfen — auch der Historiographie des Auslandes zu statten kommt. Beschränken wir uns jedoch auf einige Hauptangaben.

Das berühmte National- und Sammelwerk: „L'Archivio storico italiano", welches seit 1847 von J. P. Vieuſſeux in Florenz herausgegeben wird und dermalen zu mehr als vierzig Bänden angeschwollen ist, enthält über die Spezial-Geschichte der italiänischen Staaten einen Reichthum von Quellenschriften, der in Erstaunen setzt. So über die Geschichte Venedigs, womit wir in einem anderen Artikel nächstens vorzugsweise zu thun haben werden, 1) eine lateinisch geschriebene Chronik: „Chronicon altinate", voll interessanter Details, betreffend die Urgeschichte der Lagunen-Inseln, sowie die Belagerung Konstantinopels zur Zeit des vierten Kreuzzuges; 2) eine „Chronique vénitienne", von Martino da Canale, französisch geschrieben; 3) „Annali veneziani", von Malipiero und herausgegeben von Sagredo, in italiänischer Sprache, und beinahe die ganze, so wichtige zweite Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, also die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst, des Wiederaufstehens der Wissenschaften, der Eroberung Konstantinopels, der Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ostindien bis zu den Anfängen der Reformation umfassend.

Zu Venedig selbst ist für die Geschichtsforschung von größter Wichtigkeit das „Archivio generale", sowie die damit in Verbindung stehende, vor zwei Jahren gestiftete Scuola di Paleografia,**) welche letztere einem jungen Gelehrten und Venezianer von Geburt, dem Herrn Cesare Foucard, anvertraut ist, der in Gemeinschaft mit Herrn Mutinelli das aus verschiedenen Archiven der Republik, sowie der aufgehobenen Klöster und Körperschaften erwachsene und mit einem ungeheuren Dokumenten-Schatz angefüllte Haupt-Archiv zu ordnen in kurzer Frist ermöglicht hat und mit demselben Gelehrten sich zu Herausgabe eines großen Dokumenten-Werkes anschickt, welches die wichtigsten Urkunden Venedigs vom Jahre 900 an enthalten soll. Unstreitig gehört ein Haupttheil an dem Ruhme der Förderung so verdienstlicher Studien und Bestrebungen, wovon die Ergebnisse entweder schon zu Tage liegen oder in Aussicht stehen, der in allen Theilen der Monarchie erkennbaren Liberalität der österreichischen Regierung, der man es wohl auch zu danken hat, daß in neuerer Zeit der Verkehr mit der italiänischen Bibliographie so bedeutend erleichtert worden ist. Unter ihren Auspizien ist jedenfalls auch das obengedachte Historienwerk gediehen, worüber wir nächstens etwas ausführlicher berichten wollen, und wovon in Deutschland bereits die Göttinger „Gelehrten Anzeigen" (diese bezeichnen es als „einen großen Fortschritt") und die Hamburger „Literar. und krit. Blätter" Meldung gethan haben.

Eduard Köhler.

*) Wir können unererseits nur unser aufrichtiges Bedauern darüber aussprechen, daß uns seit einiger Zeit dieses reiche Organ literarischer und scientifischer Belehrung nicht mehr zugänglich ist. D. R.

**) Ein ganz ähnlicher Institut und nach dem Muster des venezianischen, wie dieses, die Zwecke der Paläographie mit denen der Geschichte verbindend, ist im vergangenen August auch an der Universität Padua errichtet und unter Leitung des dasigen Archivars Dr. Gloria gestellt worden, der sich durch tiefe historische Forschungen über Padua einen Namen gemacht hat.

Mannigfaltiges.

— Genealogisches über die englische Aristokratie. Bekanntlich sind genealogische und heraldische Untersuchungen in England sehr beliebt, und in vielen Familien nimmt die Peerage einen Ehrenplatz unmittelbar neben der Bibel und dem Prayer-Book ein. Die meisten der großen Adelsgeschlechter haben ihre eigenen Historiker gehabt, und es vergeht fast kein Jahr, ohne daß dieser Literaturzweig durch ein neues Werk vermehrt wird, das uns in die Familiengeheimnisse eines edlen Lord oder auch nur eines ehrenwerthen Baronet einweiht. Bei allebem zeichnet sich die englische Pairie keineswegs durch eine besonders illustre Abstammung aus; ihre Mitglieder sind vielmehr zum Theil ziemlich modernen Ursprungs, wie aus und folgendem Summarium hervorgeht, das wir dem vor kurzem erschienenen „Manual of the Genealogist", von Herrn Sims, einem Beamten des British Museum, entlehnen. „Es giebt heutzutage nur wenige englische Familien, die auf ein höheres Alterthum als die normännische Eroberung Anspruch machen, und von diesen können wahrscheinlich nicht viele ihre Ansprüche durch authentische Dokumente beweisen. Wenn wir die gedruckte Peerage als Richtschnur nehmen, finden wir, daß von 249 Edelleuten 35 ihren Stammbaum bis über die Eroberung hinaufführen, 49 über das Jahr 1100, 29 über das Jahr 1200, 32 über das Jahr 1300, 26 über das Jahr 1400, 17 über das Jahr 1500, 26 über das Jahr 1600 und 30 kaum über das Jahr 1700. Die Zahl der in dieser Peerage namhaft gemachten Mitglieder des Oberhauses beläuft sich, mit Ausschluß der zur königlichen Familie gehörigen, auf 294, so daß, wie es scheint, 45 Pairs überhaupt keine Ahnentafel aufzuweisen hatten." Das Alter dieser Adelsgeschlechter schrumpft noch mehr zusammen, wenn man bedenkt, daß viele nur in weiblicher Linie von den in dem Stammbaum figurirenden Personen abstammen, während ihre direkten Vorfahren oft von sehr neuem und bescheidenem Ursprung waren. So ist der Herzog von Northumberland, einer der reichsten und stolzesten Magnaten Englands, der den edelen Namen Percy führt, nur durch seine Urgroßmutter mit diesem berühmten Hause verwandt, während er väterlicherseits einen gewissen Smithson, der zur Zeit der Königin Elisabeth als Krämer in York sein einiges Vermögen erwarb, zum Ahnherrn hat. Der arme Smithson wird aber in dem Stammbaum des Herzogs ganz ignorirt, an dessen Spitze vielmehr ein Jocelin von Hennegau sich breit macht, der im zwölften Jahrhundert die alte, in den unsterblichen Dramen Shakespeares lebende, sonst aber schon längst ausgestorbene Familie der Percy gründete.

— Die schwarzen Israeliten Horace Vernet's. Im Jahre 1848 hat Herr Horace Vernet in der Pariser Akademie der Künste einen Vortrag gehalten „über die Beziehungen zwischen dem Kostüm der alten Hebräer und dem der neueren Araber", worin der berühmte Maler zu dem Schlusse gelangte, daß die heutigen Sitten der Araber lebendige Traditionen seien, die in ihrer vollständigen Reinheit sich erhalten hätten. Mit der Bibel in der Hand, hat Horace Vernet zahlreiche Wanderungen mitten unter die nomadischen Stämme Algeriens unternommen und hierdurch will er in seiner Ueberzeugung immer mehr bestärkt worden sein. Jetzt hat er nun ein Gemälde ausgeführt und öffentlich ausgestellt: „Joseph, wie seinen Brüdern verkauft", in welchem der Moment wiedergegeben ist, wo die Brüder Joseph's das Gewand des Letzteren in das Blut eines Böckleins tauchen, um es ihrem Vater Jakob als Beweis vorzulegen, daß Joseph von einem wilden Thiere zerrissen worden. Die Brüder sind sämmtlich im Kostüm und namentlich mit den malerischen Kopf-Umhüllungen der heutigen Mauren dargestellt. Das mag allerdings künstlerisch schön und vielleicht auch historisch richtig sein; wenn Herr Vernet jedoch die Söhne Jakob's zugleich dunkel gefärbt, fast schwarz, wie die Mauren in Afrika, und zum Theil sogar mit wollig krausem Haar erscheinen läßt, so hat der Künstler unstreitig vergessen, daß die maurischen Araber eben nur den schwärzeren, afrikanischen Schlag der Araber bilden, die in ihrer asiatischen Heimat nichts weniger als in dieser Weise dunkel gefärbt sind. Wir wissen nicht, wie Herr Vernet mit der Bibel in der Hand, diese dunkle Farbe der Söhne des Patriarchen, die bis dahin noch nicht einmal in Aegypten gewesen waren, zu rechtfertigen vermag. Auf allen ägyptischen Monumenten hat man zwar Israeliten wiederzuerkennen wollen, aber immer nur, im Gegensatze zu den Aethiopiern, als weiße Typen der kaukasischen Race. Die schwarzen Israeliten Horace Vernet's dürften jedenfalls ein Unicum in der biblischen Malerei bleiben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. No. 29, und beim Expedteur Naumann, Markgrafenstr. No. 31), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 134. Berlin, Donnerstag den 6. November 1856.

Griechenland.

Simonides und die Echtheit seines „Uranius".

Wie in diesen Blättern bereits mitgetheilt worden, hat der durch seinen berühmten Palimpsest des „Uranius" weitbekannte Herr Simonides in München, wo derselbe sich derzeit aufzuhalten scheint, eine Rechtfertigungsschrift erscheinen lassen, in welcher derselbe im Tone des gekränkten und verkannten Ehrenmannes die Echtheit jenes Werkes behauptet und wissenschaftlich vertheidigen will. Schreiber dieses hat zur Zeit, als jene Sache so ungewöhnliches Aufsehen machte, in ganz unparteiischer Lage und Zurückgezogenheit den Handel, so weit es ihm gestattet war, verfolgt und sich aus den Schriften und öffentlichen Blättern, die ihm zugänglich waren, ein, wie er glaubt, im Allgemeinen klares Bild von dem Sachverhalt machen können — die Falschheit des vorgeblichen Uranius und des Herrn Simonides nicht näher zu bezeichnender Charakter schienen ihm außer Zweifel gesetzt. — Simonides beansprucht nun das auditur et altera pars, er schreibt eine Rechtfertigung, er appellirt an die Gerechtigkeit des Publikums, er widerlegt, er greift seine Gegner an. — Nach dem Ausgange des Handels ist dies allerdings von vorn herein ein starkes Stück, das in der That befremden dürfte — indeß, wenn er sich im Rechte glaubt, muß ihm eine Vertheidigung, muß ihm selbst der Angriff auf die Autoritäten verstattet sein, die ihn in Mißtredit gebracht haben. — Eines Mannes persönliche Ehre ist ein wichtiges Ding, und wenn er sie wiederherstellen kann, ist ihm voller Beifall zu zollen. Wir können mit gutem Gewissen versichern, daß wir auch nicht mit dem geringsten Willen, die Sache vorweg abzuschneiden und zu verwerfen, an die Lesung seines Büchleins gegangen sind, obschon das Mißtrauen nach dem, was wir von der Sache wußten, natürlich nicht schwieg und uns um so gespannter und aufmerksamer machte. Wir lasen also — erst neugierig — dann etwas verdutzt — zuletzt mit dem angenehmsten Humor und der heitersten Laune ob der prächtigen Widerlegung, der schönen, rhetorischen Sprache des gekränkten Ehrenmannes und endlich ob der vielen neuen, interessanten Dinge, die wir da erfuhren.

Bei der zweiten Lesung wurde eine interessante psychologische Studie daraus, eine Studie über den Charakter und den geistigen Zustand des trefflichen Simonides, ohne daß es uns bis jetzt gelungen wäre, damit ins Reine zu kommen und einen Schlüssel für so viele Widersprüche zu finden.

Es wäre die undankbarste Mühe von der Welt, diese seinsollende Rechtfertigung ernstlich und mit der Strenge der Wissenschaft zu widerlegen; es könnte ein Gelehrter, der dies unternähme, sich fast nur lächerlich machen; denn wer da glauben wollte, daß auch nur der geringste haltbare Gegengrund, die geringste stichhaltige Widerlegung und Abweisung der Fälschung geboten würde, wäre im größten Irrthume befangen. Man begreift eigentlich gar nicht, was Simonides will — rechnet er auf ein ganz urtheilloses Publikum? hält er die deutschen Gelehrten für Kinder und Schwachköpfe, denen er neue, unerhörte Mährchen aufbürden will? oder will er blos mit gedankenloser Unverschämtheit sein Mütchen an Tischendorf, Lepsius und Lykurgos kühlen, die ihm sein sauberes Handwerk gelegt haben? oder will er endlich blos das letzte Wort haben und dann so, wie es auf Theatern der Fall zu sein pflegt, in Kolophoniumblitzen verschwinden? — Ich brauche blos zu sagen, daß er seine ganzen griechisch angeführten Belegstellen aus lauter in seinem Besitze befindlichen Handschriften und Palimpsesten führt, die sonst Niemanden zu Handen sind. — Der geistige Faden seiner Widerlegung ist der: „Die und die haben gesagt, Uranius ist falsch, der Palimpsest ist das Machwerk des Simonides". Dieser entgegnet: „Oho! Uranius ist echt; denn ich habe noch andere Palimpseste, die auch echt sind, und darin steht geschrieben, daß der Uranius ein sehr glaubwürdiger Schriftsteller und wirklich echt ist — Ihr widerlegt meine Königsnamen aus dem Aegyptischen, aber Ihr versteht nichts von den Hieroglyphen; was Champollion u. s. w. darüber sagen, ist reiner Unsinn, Wischiwaschi — ich habe in meinem Besitz eine Handschrift des sonst verlorenen Chäremon, worin die echte Kenntniß der Hieroglyphen mitgetheilt wird — Hier habt Ihr einige Proben. Mit Unrecht habt Ihr gesagt, die alten Aegypter haben das Hülfszeitwort „sein" konjugirt: sum, es, est, sumus, estis, sunt — das ist nicht wahr; sie haben so konjugirt: „fikel, fakel, fukel, fukel, mikel, mikel, bukel." Hierauf sieht Jeder klar, daß Simonides Recht hat, weil er es wirklich weiß und als glaubwürdiger Mann sagt, und überdies eine hieroglyphische Zeitschrift begründen will, in der wahrscheinlich der echte Chäremon zu Tage kommen wird.

Was beweist Simonides? Nichts, als daß er, mild gesagt, die Dreistigkeit besitzt, angebliche Citate aus nicht vorhandenen Büchern in einem leidlichen Altgriechisch zu schmieden. — Der Kunstgriff ist doch zu abgeschmackt, zumal diese neuen Fälschungen keineswegs zu den geschicktesten gehören, und zum Theil von einer Plumpheit sind, daß sie nur gelehrte Thebaner reinsten Wassers hinters Licht führen könnten. So citirt er aus der „glücklich geretteten arabischen Geschichte" des Stephannus von Byzanz, die er zu besitzen vorgiebt, einen Artikel im Style des echten Lexikons dieses Autors: *Χαράκμωβα*, worin dieser Pseudo-Stephanus den Pseudo-Uranius anführt (natürlich griechisch): „Uranius in der arabischen Geschichte (*ἐν τοῖς Ἀραβικοῖς*). Ein glaubwürdiger Mann in dergleichen Dingen; denn er hat sich Mühe gegeben, die arabische Geschichte genau zu erforschen." — *Ὦ ἀξιοπιστότατε!* Wem da nicht ein ganzer Leuchtthurm vor den Augen aufgeht, der muß mit Blindheit geschlagen sein. Ein deutscher Fälscher, etwa wie der des Sanchoniathon, würde doch etwas mehr Achtung vor dem Scharfsinn des Publikums haben, würde erwägen, würde die Spur geschickter zu verdecken wissen. Wie pfiffig hat nicht der Pseudo-Sanchoniathon seine scheinbar historische Perspektive zu stellen gewußt, wie sind selbst offene Inkorrektheiten gemacht, um die Fährte schwieriger zu machen; Simonides zeigt nur, daß er von dem Stande unserer Wissenschaft, so mechanisch sie zuweilen auch sein mag, namentlich von ihrer Methode, keinen blassen Begriff hat. Noch plumper aber ist die Fingirung von angeblich zu Alexandrien gefundenen Inschriften. Man denke, drei Inschriften über einen bisher ganz unbekannten Mann, eben unseren Uranius, werden zu Alexandrien gefunden, gerade zur Zeit, wo ihn Simonides braucht, und genau mit denselben Indicien, die ihn nothwendiger Weise mit dem Uranius des Lycäus (auch ein Geschöpf des Simonides) identifiziren müssen. Dieser vortreffliche Lycäus erzählt nämlich im 1. Buche seiner ägyptischen Geschichte von dem glaubwürdigsten Uranius, den der hochgethane Stephanus (Palimpsestus) nicht weniger als 32 Mal in seinem ethnographischen Werke und 25 Mal in den fünf Büchern seiner bisher als verloren betrachteten, gleichwohl aber glücklich geretteten „arabischen Geschichte" erwähnt, daß Uranius 290 nach Chr. geboren und 360 gestorben sei, ein Zuhörer des Chrysippus aus Alexandrien und dessen Nachfolger. Er war aus dieser Stadt gebürtig, ein Sohn des Anaximenes, und hatte ungehener viel geschrieben, 60 Bücher, deren Inhalt auch der glaubwürdige Simonides-Lycäus anführt. — Diesem hochverdienten Uranius nun haben die Alexandriner, wie die gefundenen Inschriften zeigen, hohe Ehren angethan und sich vielleicht bei Abfassung desselben des Böckh'schen Corpus Inscriptionum bedient. Daß sie etwas lückenhaft und verstümmelt waren, versteht sich eigentlich nicht; nur erfahren wir zu großem Leidwesen nicht, ob Simonides oder wer immer der glückliche Ergänzer ist. Nr. 1. lautet: „(das Volk) der Ale[xandriner ehrte den *Οὐρ...ιον τὸν Ἀναξ*.....

Nur dem Simonides, dem glücklichen Besitzer des Lycäus, war es vergönnt, die zweifellose Ergänzung *Οὐρ[άν]ιον τὸν Ἀναξ[μένους]* zu machen, — doch, ich gehe zu weit — er bedurfte dessen nicht, da glücklicher Weise die zweite Inschrift *..ραιον.....! μενο...*, die dritte *Οὐράν...Ἀναξ[μένους* hat. Man stelle sie so zusammen:

1 *Ουρ....ιον* | *τὸν Ἀναξ* | ....
2 *.ραιον* | ..... | *μενο...*
3 *Ουραν[*.....| *Ἀναξ[μένους*

Digitized by Google

und wird gestehen müssen, daß die Lücken so verteufelt pfiffig ausgesprungen sind, daß man den Zufall, der dabei gewaltet, fast für dumm halten könnte. Auch haben wir wieder einen ziemlich auffallenden Beweis dafür, daß die alten Griechen oft schon ziemlich neugriechisch und modern gesprochen haben; denn zufolge der Inschrift ehrten die Alexandriner den Uranios χρυσῆ εἰκόνι ὑπὲρ τὸ Ποντικὸν (καὶ ἐν τῇ ἀ) χορῷ στήλης ἀναστάσεως; „durch ein gemaltes Bild im Rathhause und auf dem Markte durch Aufstellung einer Säule oder Gedenktafel". — Nach meiner unmaßgeblichen Meinung (κατὰ τὴν ἐμὴν ἰδέαν, sagt der Grieche) sieht der letzte Satz so aus, als ob ihn Jemand geschrieben, der französisch oder deutsch gelernt. Jeder Herausgeber einer griechischen Uebungsbuches würde unter dem Satze: „sie ehrten ihn (auf dem Markte) durch Aufstellung einer Säule", bemerken: Man übersetze: „durch eine auf dem Markte aufgestellte Säule". Man wird hieraus ersehen, daß Herr Simonides nicht eben besonders pfiffig zu Werke gegangen, daß er namentlich den Charakter der deutschen Gelehrsamkeit ganz und gar verkannt. Der Ton hochthuender Windbeutelei und riesige Versprechungen sind am ersten geeignet, in Mißtredit zu bringen; um einem Betruge Dauer zu geben, dazu gehörte mehr, als die oberflächlichen archäologischen und sprachlichen Kenntnisse, die mehrfach zu Tage treten. Welcher Widersinn, dem zweiten Jahrhundert nach Christo eine Reglamteit auf dem geschichtlichen Felde, eine Menge von Forschungen anzudichten, wie sie höchstens zu den blühendsten Zeiten der Ptolemäer zu Alexandrien betrieben wurden!; welcher Wahn, glaublich machen zu wollen, daß er wirklich im Besitze so vieler (blos 2500, nicht mehr) Handschriften sei! — Wäre dem so, dann müßte er in der That alle der preiswürdigste Mann, als ein wahrer Abgott aller Philologen und Alterthumsfreunde gelten; man würde ihn, wie er seinen Uranios, ehren: γραπτῆς εἰκόνι καὶ στηλῶν ἀναστάσει. So aber, wie die Dinge jetzt stehen, wird er kaum χρυσοῦν στέφανον συγγραφῆς ἕνεκα καὶ διδασκαλίας (den goldenen Kranz wegen Verfassung von Büchern und Gelehrsamkeit) erhalten, den er dem Uranios zugedacht hat, sondern vielleicht eine συγγραφή (Reisepaß), in ein Land visirt, wo noch patriarchalische Unschuld herrscht, wo Münchhausen gläubige Verehrer findet.

Im Vorworte wendet sich Simonides an seine Leser und beklagt sich darin über die Redaction der „Allgemeinen Augsburger Zeitung", welche auf zwei an sie gerichtete (und wörtlich mitgetheilte) Anschreiben, mit der vorgelegten Rechtfertigung begleitet, mit beharrlichem Stillschweigen geantwortet und zu einem Artikel von Herrn Tischendorf (Nr. 248, vom 3. September) nur eine auf den übersandten Aufsatz bezügliche Anmerkung hinzugefügt hatte. Nach der uns vorliegenden Schrift können wir es der Redaction jener Zeitung nicht gerade verübeln, wenn sie den Herrn Simonides als gleichberechtigten Streiter in die Schranken treten zu lassen Anstand nahm. Denn den wahren Charakter dieser sogenannten, dazu von den gröbsten Angriffen strotzenden Rechtfertigung zu erkennen, ist durchaus keine schwere Sache. Doch wäre es vielleicht besser gewesen, sie dem Autor als ungerignet zurückzustellen, da er jedenfalls ein Eigenthumsrecht daran besitzt.

Darauf folgt die eigentliche Rechtfertigung, mit dem Motto eingeleitet:

„Verstehest Du den Geist mit Kraft und Muth zu paaren,
Getrost, dann stiftt auch Gott Dein gutes Recht Dir wahren."

Gleich der Anfang belehrt uns, daß hier „Gelahrtheit" im Kampfe gegen „Gelehrsamkeit" sei, daß der Leser das Motto ebenso „natürlich als beschieden" finden werde. — In einem Briefe an Se. Majestät den König von Preußen will er dann gesagt haben, daß er, eine Zeitlang nur Gegenstand der Verfolgungen eines gehässigen Neides, sein Betrüger sei. Die Schrift hat er natürlich, aufgefordert „von mehreren ausgezeichneten Gelehrten" verfaßt, deren Namen zu wissen wir wirklich sehr neugierig sind.

Zuerst wird Lepsius wegen seiner Behauptung angegriffen, daß der (Pseudo-)Uranios, nach den hellenistirten ägyptischen Namen zu urtheilen, die ägyptische Sprache gar nicht kenne. Simonides widerlegt ihn nun mit einer Anzahl offenbar von ihm selbst geschmiedeter Beweisstellen, die wir zum Theil schon berührt haben. Er ist nämlich im Besitz mehrerer sonst verloren gegangener Werke, des Stephanus von Byzanz, der den Uranios nicht weniger als 57 Mal anführt, dann der ägyptischen Geschichte Lycäus des jüngeren aus Naukratis, des Magnesiers Demetrius über Gründung der Städte, der ihn sogar unzählige Mal anführt. Dann citirt er nach Lycäus die Schriften des Uranios (60 Bücher) mit Angabe seiner Personalien und bestätigt sie durch die oben berührten drei Inschriften von Alexandrien, deren Fundort er genau beschreibt. — Daß Simonides die genannten Oertlichkeiten in Alexandrien genau kennen mag, beweist natürlich nichts für die Existenz der Inschriften, die er selbst verfertigt, und zeigt nur, mit welcher Dreistigkeit er bei seinen Schwindeleien zu Werke geht.

Nachdem er so die Echtheit des Uranios auf höchst glaubwürdige Weise bewiesen, geht er auf den Inhalt seines berühmten Palimpsestes ein. „Die ganze von ihm (Uranios) gewählte Darstellung ist nun aus klaren Quellen geschöpft, aus dem Schatze nämlich, welche die alten ägyptischen Oberpriester, die ihre vaterländische Geschichte beschrieben, in ihrer heiligen Sprache geheimnißvoll (? ohne!) in den angesehensten Städten niederlegten, so wie auch aus der drei Bücher umfassenden ägyptischen Geschichte des Ptolemäus aus Mendes. Manetho aus Sebennytus, Machemonis und Thmuris aus Diospolis (jene Söhne des Simonides!) blieben nicht unberücksichtigt."

Die eigenen Worte des Uranios, wie er die Quellen ihm [illegible]schein genommen, „um ja keine historische Wahrheit zu übergehen" (auch griechisch) werden nun angeführt.

Nach dieser absurden und nichtswürdigen Fabelei soll Uranios im ersten Buche mehr weniger als 138 Könige vor Menes aufgeführt haben, während bei allen alten Schriftstellern, so viele deren sind, keine Spur von historischen Königen vor Menes gefunden wird. Den anderen Unsinn übergehen wir. Sein thebanischer König Schomemi, der die Karier mit ihrem Könige Amphion besiegt haben soll, macht das Maß voll. Karier und Amphion!

Des Uranios Werke umfassen 4130 Seiten, alle im Besitz des Herrn Simonides. Er versichert: „die Schrift selbst ist ein altertümlinisch und in das sechste Jahrhundert nach Christi zu setzen". Hierauf folgt folgende Expectoration:

„Es streite die „palädographische Kennerschaft" des Herrn Professor Tischendorf gegen „den berüchtigten Manuskriptenfälscher von der Insel Syme, gegen den meerwürdigen Trughelden" Simonides, so lange sie will! Tischendorf ist der griechischen Palädographie nicht mächtig, wenn er auf seiner Aussage beharren kann. Das ob und wie wird Simonides..... einer ausführlichen Schrift über griechische Palädographie zeigen." — Also wird zeigen! — sind begierig. Dann fährt er fort:

„Es spiele daher die Schamlosigkeit eines verleumderischen Lycurgos, sowie die palädographische Kennerschaft der berühmten Meister und die hochberühmte Hieroglyphenkunde eines Lepsius, und allzu laut und allzu früh! Der abenteuerliche Phantasie konnte doch ein Gewebe spinnen, in dem die ganze hochberühmte Meisterschaft der Hochgepriesenen gleich einer vorwitzigen Maus hängen bleibt."

Simonides spinnt also nach eigenem Geständnisse Netze — ganz eigenthümlicher Ausdruck für gelehrte Rechtfertigung. Er will Netze spinnen! — Nun, bange machen gilt nicht.

Hierauf folgt ein ergötzlicher Roman über Herkommen und Geschichte des angeblichen Manuskriptenschatzes von 2500 Büchern. Simonides von seinem Onkel Benediktus ererbt haben will. Wer sieht daraus nur, bis zu welcher Virtuosität im Schwindeln er gebracht hat.

Simonides giebt in einem Athem eine vollständige Geschichte von Kaiser Justinianus, (eigentlich früher) bis jetzt. Die Bücher befanden sich einst in Alexandrien, in der Bibliothek der Hauptkirche; von wurden sie zu den Zeiten des Kaisers Justinian von Andronikus, den Söhne des Athanasius aus Laodicäa, von Syrien (ich denke in Alexandrien) nach Palästina gebracht, und von eben demselben auch die Mönchskleidung wählte, der Bibliothek des Klosters der heiligen Sabba in Palästina gewidmet, wie in dem noch erhaltenen Archive des Klosters zu sehen ist (!). Von da wanderten sie (dem) Athos u. s. w. In diesem Tone geht es mit ungemeiner Zungenfertigkeit fort, daß man ordentlich den Herrn Simonides selbst hören glaubt. Ein späterer Bibliothekar des Klosters schrieb aus Mangel an Pergament Kirchenväter auf den Uranios, und, fügt erbaulich hinzu, „legte sich zur Ruhe und schlief den Barbarischen Schlaf". Wohl! Der deutsche Uebersetzer des simonidischen Buches muß hier Βαρβάρου ὕπνου vor sich gehabt haben. Herr Simonides so geschrieben, so wirft des ein eigenthümliches Schlaglicht auf ihn. Denn offenbar ist dies ein vulgärer Ausdruck für κατὰ τὸν ὕπνον, einen ganz-nächtigen, d. h. ewigen Schlaf. Hätte Simonides so geschrieben, so würde sein Uebersetzer ihn verstanden haben, offenbar nicht der Fall ist. Denn ein Banbischer Schlaf ist im deutschen ganz unverständlich. Hierauf der pfiffige Schluß:

„Mythsalem, des frommen Henoch Sohn, lebte laut bibli Ueberlieferung 969 Jahre, kann sich aber hinsichtlich seines Alters doch nicht mit dem „famosen Fälscher" Simonides messen, da [illegible] noch weit länger gelebt haben müßte, wenn er alle ihm jetzt zu Gebote stehenden Handschriften vermöge seines ihm eigenthümlichen „Fälschertalents" erdichtet, resp. gefälscht hat."

Aber, uns Himmels willen — erst den Nachweis geführt, Simonides wirklich im Besitze so vieler alter Pergamente sei. Wer wird ihm das auf bloße Versicherung glauben. Er zeige sie, er lasse sie prüfen, und der größte Beifall wird ihm gewiß sein, sie als echt befunden werden.

Nun, es kömmt noch besser. Lepsius hat in einem Brief Dindorf ausgesprochen, daß die Königsnamen des Uranios und [illegible] seien. Simonides beweist nun auf schlagende Weise das Gegen-

Er hat einen Cäremon, aus dem er ägyptisch gelernt hat, er wird nächstens eine Zeitschrift über Hieroglyphenkunde und ägyptisches Alterthum gründen; kurzum, er hat die Dreistigkeit für den, der es glauben will, eine ganz neue ägyptische Sprache zu erfinden. Alle bisherigen Forschungen, von Champollion an, der koptische Charakter derselben, werden keck abgeleugnet. Um seine Kenntnisse an den Tag zu legen, deutet er die fünf ersten Königsnamen:

Mesrachamis = Neger.
Balchumis = voll süßer Liebeswuth (O, süßer Name!)
Memphathanchis = Kraft und Wille.
A'chmanthos = Männerruhm.
Phaates = Kühnheit.

Hierauf sagt er sehr naiv: „Nun wollen wir sehen, ob auch Alles richtig verdolmetscht ist.“ Folgt eine unsinnige Analyse aus selbst gemachtem Aegyptisch, ein fünf Seiten langes Gefasel, Bolabelin, Parabigmen, Phrasen, die das Unglaublichste das Unsinns und der Frechheit leisten.

Doch genug des Unsinns. Wir schließen mit der von ihm selbst gemachten ägyptischen Phrase:

Mathouï horithe ocho säre enó.
Einem dreisten Schwätzer sag Adieu! — (sic).

Kutl.

Frankreich.

Ein biographisches Stillleben.

(Fortsetzung.)

„Aber es war nicht blos die Anziehungskraft eines geistvollen Erzählers, die er ausübte, sondern vor allen Dingen der Charakter äußerster Herzensgüte, der sich in ihm kund gab, was alles Herzen zu ihm zog. Alle Prüfungen, Schicksale, Abenteuerlichkeiten des Lebens, die bei anderen die Herzen verhärten, hatten das seinige nur noch weicher gemacht. Es gab in jener so bewegten Generation von damals kaum einen Menschen, der so von den Wogen des Lebens umhergeworfen worden war, so viel drangvolle Zustände überwunden hatte. Sein Vater war aus der Auvergne, Vorsteher einer Schule, dann Konsulat-Richter in der südlichen Stadt Frankreichs, später, im Jahre 1788, wurde er zu den Notabeln einberufen und hatte die herbe Strenge seines Landes und seiner Beschäftigungen, die Strenge des Schaltyrannen vereint mit der des Richters. Die Erziehung jener Zeit war rauh, eine unablässige Züchtigung; je mehr ein Charakter Geist und Willenskraft zeigte, je mehr bemühte man sich, ihn zu brechen. Mein Vater, der von zarter, feinfühlender Natur war, würde bei solchem Systeme zu Grunde gegangen sein. Er entfloh nach Amerika, wo sich schon einer seiner Brüder befand. Ein Reiserehemd war seine ganze Reise-Ausstattung und Habseligkeit, aber Jugend, Zutrauen, goldene Freiheitsträume seine geistige Mitgift. Er hat von jenen Zeiten her eine besondere Vorliebe für jenes Land bewahrt, ist häufig wieder dort gewesen, und es hat sich so fügen müssen, daß er auch dort begraben ist.

„Durch Geschäfte nach San Domingo geführt, wurde er mit in die großen Verwickelungen der Herrschaft Toussaint Louverture's hineingezogen. Dieser außerordentliche Mann, der bis zu seinem fünfzigsten Jahre Sklave gewesen war, der Alles zu errathen, zu begreifen wußte, verstand nicht zu schreiben, konnte seinen Gedanken nicht die angemessene Form geben. Er eignete sich mehr zu großen Thaten als zu schönen Reden; deshalb bedurfte er einer Hand, einer Feder, und vor Allem eines jungen, kühnen Herzens, das dem Helden eine Heldensprache, die Stichwörter der jedesmaligen Lage zuführte. Es ist sehr in Zweifel zu ziehen, ob Toussaint in seinem damaligen Alter die erhabene Wendung selber gefunden hat, welche er einem Schreiben an Napoleon voransetzte: „Der Erste der Schwarzen an den Ersten der Weißen“. Soviel steht fest, daß mein Vater jenen Brief an Napoleon geschrieben hat.

„Toussaint liebte meinen Vater sehr, wußte seine Redlichkeit zu schätzen und vertraute ihm; er, dessen ganzes Wesen Mißtrauen, Verschlossenheit war, der aus seiner langen Sklaverei her es gewohnt war, stumm wie das Grab zu sein! Aber wer könnte sterben, bevor er einmal in seinem Leben irgend Jemanden sein Herz ausgeschüttet? Mein Vater hatte das Unglück, daß in gewissen Augenblicken Toussaint ihm gefährliche Geheimnisse anvertraute. Von da ab war Alles zu Ende; der General begann, sich vor dem jungen Manne zu fürchten und sich von ihm abhängig zu fühlen, das war für ihn eine neue Sklaverei, die nur mit dem Tode meines Vaters ihre Endschaft erreichen konnte. Toussaint warf ihn in den Kerker, und sowie einmal in einer Stimmung seine Furcht einen höheren Grad angenommen haben würde, hätte er ihn hinschlachten lassen. . . . Glücklicherweise wurde der Gefangene von dankbaren Gemüthern bewacht; er war gegen viele Schwarze gefällig und hülfreich gewesen, und eine Negerin, welcher er einst Schutz hatte angedeihen lassen, machte ihn mit der Gefahr bekannt, die ihm drohte, und verhalf ihm zur Flucht. Er hat sein ganzes Leben lang noch dieser Frau geforscht, um ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen; erst vierzig Jahre später, bei seiner letzten Reise nach Amerika, fand er sie wieder; sie lebte in den Vereinigten Staaten.

„Aber dem Gefängniß entronnen, war er noch nicht außer Gefahr. Er mußte Nächte in den Wäldern ohne Führer umherirren und hatte die Marron-Neger, die unversöhnlichsten Feinde der Weißen, zu fürchten, die ihn getödtet haben würden, ohne zu wissen, daß sie den besten Freund ihrer Race umbrächten. Das Glück aber ist der Jugend hold, er entging dem Allen. Er hatte ein gutes Pferd gefunden, und jedesmal, wenn Schwarze aus dem Gebüsch hervortraten, brauchte er nur seinem Thiere einen Sporenstoß zu geben, den Hut zu schwingen und zu rufen: „Kommando des General Toussaint!“ Bei diesem gefürchteten Namen floh und verschwand Alles wie durch Zauber.

„Meines Vaters Sanftmuth verleugnete sich auch in Bezug auf Toussaint nicht; er blieb diesem großen Manne, der ihn verkannt hatte, darum nicht minder zugethan. Als er ihn in Frankreich wußte, von Allen verlassen, ein armer Gefangener in einem Fort des Jura, wo er vor Kälte und Elend umkam, blieb er allein ihm treu, besuchte ihn, schrieb ihm, suchte ihn zu trösten. Trotz all der Fehler und Gewaltthätigkeiten, die allerdings bei der Rolle, welche dieser große Mann gespielt, nicht immer zu vermeiden waren, verehrte mein Vater in ihm den fühnen Wiederverweder einer gesunkenen Race, den Schöpfer einer Welt. Er hat mit ihm bis zu seinem Tode in Briefwechsel gestanden und später auch noch mit seiner Familie.

„Ein seltsamer Zufall fügte es, daß mein Vater gerade auf der Insel angestellt sein mußte, als der Erste der Weißen, auch entthront, dort Besitz von seinem kleinen Königreiche ergriff. Mein Vater fühlte Herz und Geist von der Ungeheuerlichkeit dieses Schicksals ergriffen, und obwohl er Amerikaner und ganz von republikanischen Ideen durchdrungen war, mochte er sich doch auch hier wieder zum Höfling des Unglücks. Er weihte sich dem Intimsten der Diener des Kaisers, seinen Kindern und vor Allem jener vortrefflichen, angebeteten Frau, welche das Exil des großen Mannes mit Anmuth zu schmücken wußte.*) Bei der gefahrvollen Rückkehr im März 1815 übernahm er es, diese Dame nach Frankreich glücklich hinüberzubringen. Der Reiz dieses Verhältnisses war so groß, daß später, wenn sich nicht sehr ernste Hindernisse ihm entgegengestellt hätten, er auch mit nach St. Helena gegangen wäre. Wenigstens ertrug er die Rückkehr der Bourbonen nicht und kehrte in sein geliebtes Amerika zurück.

„Dies Land war nicht unbekannt gegen ihn und gab ihm das Glück seines Lebens. Er hatte jedes Amt ausgegeben, um sich nur der freien Beschäftigung mit Unterricht zu weihen. Er war Lehrer in Louisiana; dies Kolonie-Frankreich ist trotz seiner Abgerissenheit von seinem Mutterlande und trotz der verschiedenen Elemente, aus denen es zusammengesetzt ist, doch immer noch von dem Athem Frankreichs umweht. Mein Vater hatte unter anderen Schülerinnen auch eine Waise von deutschem und englischem Ursprunge. Er bekam sie als ganz kleines Kind zum Unterricht in den allerersten Anfängen, sie wurde unter seinen Augen groß und gewann ihn immer lieber; sie fand in ihm eine Familie, einen Vater wieder und fühlte, wie väterlich sein Herz schlug, während er zugleich den Reiz jugendlicher Lebhaftigkeit hatte, den unsere Südfranzosen bis ins höchste Alter behalten. Sie besaß nur drei Jahre: sie war reich, hübsch und sehr jung, dreißig Jahre jünger als mein Vater. Das Letztere war ein Punkt von großer Wichtigkeit; aber sie dachten alle Beide nicht daran, und sie haben es auch niemals empfunden. Meine Mutter war beim Tode meines Vaters untröstlich und hat ihn Zeitlebens betrauert.

„Meine Mutter wünschte Frankreich zu sehen, und mein Vater, der stolz auf sie war, freute sich, der alten Welt diese schöne Blume zu zeigen, die er der neuen abgerungen. Aber wie sehr er auch wünschte, der jungen Dame ihren Besitzstand unvermindert zu erhalten, wie er ihn übertommen hatte, schiffte er sich doch erst ein, nachdem er mit ihrer Zustimmung einen Akt der Pflicht und Menschlichkeit vollendet. Er ließ nämlich diejenigen seiner Sklaven frei, welche majorenn waren; was die Kinder anbetrifft, die nach dem amerikanischen Gesetze nicht freigegeben werden dürfen, so sicherte er ihnen durch ein Dokument ihre künftige Freiheit, so daß sie nach Erlangung der Majorennität mit ihren Eltern gleiches Loos hatten; er verlor sie deshalb auch nie aus den Augen. Stets waren sie ihm im Gedächtniß, er kannte ihre Namen, ihr Alter, die Stunde ihrer Freilassung. Als er in Frankreich war, merkte er sich diese Augenblicke und sagte dann voller Freude zu den Seinen: „Heute wird der und der frei!“

„Nun war mein Vater wieder in seiner Heimat, lebte glücklich auf dem Lande in der Nähe seiner Geburtsstadt, baute und pflanzte,

*) Es ist hier die Familie des General Bertrand gemeint.

Digitized by Google

erzog seine Familie und bildete so den Mittelpunkt einer jungen Welt, in der Alles von ihm kam: das Haus, der Garten waren sein Werk, seine Frau war auch seine Schöpfung, denn er hatte sie erzogen und gebildet, man hätte sie für seine Tochter gehalten; meine Mutter war so jung, daß ihre älteste Tochter ihre Schwester schien. Fünf andere Kinder folgten immer um ein Jahr jünger und umgaben meinen Vater wie ein lebendiger Kranz, der seinen Stolz ausmachte. Es giebt wenig Familien, in denen eine solche Mannigfaltigkeit der Charaktere und Richtungen zu finden ist; beide Weltheile waren mit scharfer Abgegränzheit vertreten, hier die geborenen Südfranzosen mit der glänzenden Lebhaftigkeit des Langnedoc, dort die gesetzteren Ansiedler von Louisiana, die bei ihrer Geburt mit dem phlegmatischeren Anstrich des amerikanischen Charakters gekennzeichnet waren.

„Es war beschlossen worden, daß mit Ausnahme der erstgeborenen Schwester, die fünf jüngeren Geschwister eine gemeinsame Erziehung erhalten sollten, und zwar von einem einzigen Lehrer, meinem Vater! Noch in seinem hohen Alter machte er sich wieder zum Lehrer und Schulmeister, und sein ganzer Tag, von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends, war uns gewidmet. Abends ging er früh zu Bett, stand aber trotz seiner schwachen Brust des Morgens schon um drei Uhr auf, zu welcher Zeit er seine Korrespondenzen besorgte, seine Lieblingsbücher las. Vor Allem aber öffnete er des Morgens seine Thür und dankte, je nach der Jahreszeit, unter dem Sternenhimmel oder in der Dämmerung seinem Schöpfer, und Gott mußte wohl auch dieses theure Haupt segnen, das nicht durch menschliche Leidenschaften, sondern unter Prüfungen ergraut war. Im Sommer machte er nach dem Morgengebet einen kleinen Spaziergang im Garten und beobachtete das Erwachen der Insekten und der Pflanzen. Er kannte sie alle sehr genau, und oft nahm er nach dem Frühstück mich bei der Hand, zeigte mir diese und jene Blume, sagte mir ihre Eigenschaften, machte mich auf den Zufluchtsort der kleinen Insekten aufmerksam, deren Erwachen er des Morgens beigewohnt hatte. Eines dieser Thiere war eine kleine Schlange, welche vor dem Anblicke meines Vaters durchaus sich nicht fürchtete; jedesmal, wenn er sich in die Nähe ihres Quartieres setzte, verfehlte sie nicht, neugierig ihren Kopf hervorzustrecken und ihn anzublicken. Er allein wußte, daß sie dort wohnte, und ich war die Einzige, der er es mittheilte: es war dies unter uns beiden ein Geheimniß.

„In solchen Morgenstunden wurde Alles, was ihm auffiel, Anlaß zu mancherlei frommen Betrachtungen. Ohne Phrasen, voll innigen Gefühls, sprach er mit mir von der Güte Gottes, für den es weder Große, noch Kleine giebt, sondern nur Brüder und Gleiche. (Schluß folgt.)

Spanien.

Spanische Zustände.

Ein ausländischer Beobachter der spanischen Zustände, der seit mehreren Jahren in Madrid lebt, entwirft in einem uns vorliegenden Schreiben ein merkwürdiges Bild der gegenwärtigen Situation; wir entlehnen diesem Schreiben Nachstehendes:

„Spanien ist dasjenige Land, wo es — mit Ausnahme der nach seinem Zuschnitte organisirten südamerikanischen Staaten — die meisten Generale giebt, und zwar Generale, die im Durchschnitt alle viel jünger sind, als die Militairs gleichen Ranges in anderen Ländern. Daraus erwächst nun aber ein unter den Offizieren der Armee verbreiteter Ehrgeiz, der, koste es, was es wolle, seine Befriedigung sucht. Von Zeit zu Zeit, und zwar in ziemlich kurzen Intervallen, bricht in Spanien eine Militair-Revolution aus, die lediglich veranstaltet wird, um dem Begehren bald dieses und bald jenes Generals, zur höchsten Gewalt zu gelangen, auf kürzestem Wege zu genügen. Man fängt die Revolution an unter dem Vorwande, dem Volke die Freiheit zu verschaffen, und sobald in Folge dieses anschreienden Liberalismus die Regierung von neuem konstituirt ist, bekämpfen die zur Macht gelangten Männer das Volk, um ihm die Freiheit wieder zu entziehen, die ihnen als Fußschemel gedient hatte. In Spanien giebt es vier oder fünf General-Capitaine — entsprechend dem, was man in Preußen einen General der Infanterie oder Kavallerie und kommandirenden General eines Armeecorps nennt — die nicht älter als 40 bis 45 Jahr sind und keinen anderen Schlachten, als den Krawallen einer sogenannten Revolution, beigewohnt haben.

„Dies ist das Geheimniß der spanischen Revolutionen, und zwar auch der letzten, die vor kurzem stattgefunden. Das Land war in Frieden; Ruhe und Ordnung herrschten überall; das Finanzministerium hatte sieben oder acht Millionen Realen in seinen Kassen; die Eisenbahnen des Landes fingen an, gebaut zu werden; im königlichen Palast herrschten Sitte und Würde; man bestahl nicht mehr die Königin, die sogar im Stande war, beinahe die ganzen dreißig Millionen, die sie Künstlern und Handwerkern schuldig war, abzutragen; die Staatsbeamten erhielten zur rechten Zeit ihre Besoldungen; die Steuern gingen regelmäßig ein; die Königin war bei den Cortes geachtet, wie bei dem Volke — doch da Espartero, der wohl wußte, wie gefährlich es sei, so viele junge Generale zu haben, keine neuen Beförderungen mehr bewilligen wollte, so verbanden sich die ehrgeizigsten Generale, um ihn zu stürzen. Deshalb also ist in Madrid und Barcelona Blut geflossen, nachdem man die Cortes angegriffen, und unter dem Vorwande nach außen, daß in Spanien die Gesellschaft durch einen Staatsstreich gerettet werden müsse.

„Auf diese Weise erklären sich die Einäscherungen von Valladolid und anderer kastilianischen Städte, die zu Anfang sehr leicht dagegen hätten geschützt werden können; doch dies geschah nicht, weil man einen Vorwandes bedurfte, um den Angriff auf die progressistische Partei zu rechtfertigen, wobei man that, als glaubte man an eine mächtige sozialische Partei.

„O'Donnell hatte alle Artikel der Verfassung beschworen; aber was sind Eide, was sind Verfassungs-Artikel, wenn es gilt, einem Ehrgeize und dem seiner Freunde zu dienen! Die Königin kam an Tage ihrer Huldigung feierlich gelobt, die Verfassung zu beobachten, welche ihr die Cortes überreichen würden; aber, gedrängt von ehrgeizigen Generalen, hat sie die Nationalmiliz aufgelöst und ist sie im Begriff, die Cortes aufzulösen, an deren Stelle sie eine neue Kammer, aus anderen Elementen zusammengesetzt, sich bilden will.

„In den Hofkreisen erzählt man sich jetzt folgende Geschichte: Herr Gnel y Rente, der mit einer Schwester des Gemahls der Königin verheirathet ist, befand sich kürzlich in einer angesehenen Gesellschaft, in welcher auch der gegenwärtige Premierminister, Marschall Narvaez, war. Letzterer warf einigemal sehr verächtliche Blicke auf Ersteren, wodurch sich dieser veranlaßt sah, vor den Marschall hinzutreten, seinen Namen zu nennen und sich zugleich als Cortes-Mitglied zu bezeichnen. „Ich kenne Sie sehr wohl", erwiederte der Marschall „und will Ihnen Ihre Worte sogleich mit Zinsen zurückgeben." Hier bei versetzte er ihm mit seiner Reitgerte einige Hiebe über die Schultern. Der Beleidigte verlangte sofort Genugthuung, aber Narvaez hatte bei einer früheren Gelegenheit der Königin versprechen müssen, daß er sich nie wieder schlagen werde. Herr Guel y Rente wollte darauf dem Premierminister auf andere Weise beikommen, doch erhielt er von der Königin den Befehl, sein Zimmer bis auf Weiteres nicht zu verlassen. Man kann sich denken, welches Licht diese anziehende Geschichte auf den militairischen Charakter des Premierministers wirft."

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Band von Lamennais. Von Lamennais' nachgelassenen Schriften*) ist kürzlich ein neuer Band unter dem besonderen Titel: „Mélanges historiques et politiques", erschienen. Da gerade solche Bücher in dem jetzt für buchhändlerische Unternehmungen nicht sehr empfänglichen Frankreich aufmunternden Absatz finden ist ein Beweis, daß der Demokratismus, dessen eifrigster Apostel Lamennais in der Religion, wie in der Politik, war, in Frankreich immer noch seine zahlreichen Anhänger besitzt. In dem vorliegenden Bande findet sich unter Anderem eine Rede zur Vertheidigung der politischen Angeklagten vom April 1835 (Armand Carrel, Godefroi Cavaignac), eine Rede voll glühender Freiheitsliebe, die in dem jetzigen Frankreich wie eine aus grauer Vorzeit herüberkommene, mit den jetzigen Zuständen keinerlei Zusammenhang darbietende Tradition erscheint. Eine zweite, umfangreichere Arbeit dieses Bandes heißt: „Gedanken über das Alter", die Lamennais im Jahre 1817, also als ein junger Mann, verfaßt hatte. Obwohl er damals noch nicht der von aller Ehrfurcht für das Heilige abgefallene Apostat seiner späteren Tage war, spricht sich der junge Lamennais doch schon, im Gegensatze zu Cicero's „De Senectute", als ein rücksichtsloser Verächter alles Alten aus. Die dritte Abtheilung des Bandes bilden „Discussions critiques et pensées diverses", philosophische Erörterungen Gedanken über die Religion, den Staat und die Gesellschaft, die wir in Deutschland weder neu noch anziehend finden würde, die jedoch in Frankreich, wegen ihres blendenden dialektischen Gewandes, zahlreiche Bewunderer haben.

*) Oeuvres posthumes de F. Lamennais. Publiées par J. D. Forgues. Paris. 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., welche bei allen Postämtern des In- und Auslandes pränumerirt werden.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedteur Kaumann, Niederwallstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 135. Berlin, Sonnabend den 8. November 1856.

Italien.

Romanin und seine Geschichte Venedigs.*)

Das zur Besprechung uns vorliegende Werk hat Herr Romanin, bereits Verfasser einer geschichtlichen Schrift, der „Storie de' popoli italiani", seinen Mitbürgern zugeeignet. Die ersten Kapitel desselben beschäftigen sich mit der Urgeschichte derjenigen Landstriche der terra ferma und der Inseln, worauf nachmals Stadt und Republik Venedig erwuchsen, und ihrer ältesten Bewohner. Das Wort ἐνετος, welches der Verfasser mit Verweisung auf das Etymol. M. von ἐπαινος ableitet und mit immissus überträgt (Appian. B. C. I, 22 und Xenoph. Anab. VII, 6, 41; letzteres Citat ist jedoch irrig), erklärt er als ein „Nomaden- und Wander-, ein von Außen hergekommenes Volk", beruft sich dabei sogar auf das syrische Wort hanida, von der Wurzel hanad, welches peregrinator, Wanderer, bedeuten soll, sowie auf das griechische βαίνω, das lateinische venire und die deutschen Wörter „wenden, wandern, wandeln". Dem Volk der Veneter oder Heneter, oder mit dem dig. aeol. Beneter, weiß er seine ursprünglichen Wohnsitze in dem Pferde- und Maulthier-reichen Paphlagonien, begränzt von den Flüssen Halys und Parthenios und dem Pontos Euxinos, an, wofelbst noch zu Alexander's des Großen Zeit ein Theil des Volkes seßhaft war (Curt. III, 1, 22), und läßt es von da nach Thrazien und Illyricum hin an das adriatische Meer herüberkommen, weiter dann die vor Alters die „venetischen Alpen" genannten Berge in Friaul übersteigen und das von den Lateinern nachmals Venetia benannte Land besölkern, alsdann aber in Kolonieen sich über Kärnthen, Krain und Steiermark bis nördlich zur Lausitz (Wenden) und Ostsee, westlich nach der Bretagne ausbreiten, wo Cäsar (B. G. III, 8) das Volk der Veneti unterwarf und des Volkes Name noch im heutigen Vannes (dép. du Morbihan) fortdauert. Dann speziell von den an der adriatischen Meeresküste angesiedelten Venetern handelnd, zeigt er, wie diese sich unter fortgesetzten Kämpfen mit den eingebornen Völkerschaften, den Umbrern, Etruskern, Euganeern u. a., siegreich von den Ost-Alpen bis zum Benacus (lago di Garda) ausdehnten, wo noch der Accent der Bewohner von Brescia celtischen Ursprungs merklich von dem ihrer Veronaser Nachbarn venetischer Abstammung abweicht, und dem Lande ihren Namen gaben. Zur Zeit Konstantin's des Großen ward es in Ober- und Nieder-Venetien geschieden. Dort lagen Padua, Vicenza, Verona, Asolo, Este (Ateste), Oderzo u. a.; auch die berühmten Bäder in den euganeischen Bergen, welche die ersten Veneter Aponon benannten, von dem griechischen ἀπονος, d. i. sorgenfrei (wie etwa Positipo, ἀπὸ παύσεως τῆς λύπης). Diese Derivation zu stützen, beruft sich der Verfasser auf andere Ortsnamen von gleichfalls hellenischem Ursprunge, wie Helikaon (jetzt Callnone), Zaon, in den Euganeen. In Unter-Venetien, welches die Griechen unter dem Namen der venetischen Inseln, die Römer unter dem Namen der gallischen Sümpfe kannten, lagen Ravenna, Spina, Adria, der älteste Hafenplatz der Etrusker, Altino u. a.; einige Bezirke gehörten zum Festlande, andere lagen auf Inseln inmitten der Lagunen.

Nachdem sie der Ureinwohner des Landes Meister geworden waren, bekamen die Veneter weit gefährlichere Nachbarn an den tarquinischen Galliern oder Celten, die, einmal bis zum Mincio und Po ausgebreitet, es nicht an Raubzügen in das Gebiet der Veneter erangeln ließen; sie ergossen sich sogar bis jenseits des Po, über die ntige Romagna. Zu der Zeit aber, wo Brennus vor Rom stand, achten sich die Veneter den Abzug der Gallier zu Nutze und brachen it starker Heeresmacht in ihr Land ein, welcher Umstand, nach dem euginß des Polybius, die Gallier faß mehr noch, als ihre Niederlage durch Camillus, zum schleunigen Rückzuge bewog. Neue Gefahr drohte den Venetern 300 Jahre vor der christlichen Aera, als der Spartaner Kleonymos in der Gegend von Chioggia, Palestrina und Malamocco and Land stieg und drei Ortschaften plünderte und einäscherte. Diese Gefahr wurde durch die Entschlossenheit der Patavíner abgewendet, welche von der Landseite die Plünderer, mit ihren leichten Fahrzeugen auf der Brenta aber die griechischen Schiffe zu gleicher Zeit angriffen und dem Feinde eine solche Niederlage beibrachten, daß Kleonymos kaum mit einem Fünftel der Seinigen entkam. So erzählt zum Preise seiner Landsleute Livius (X, 2). Darauf, als nach wohl achtzig Jahren Rom alle den Galliern nicht unterworfene Völker Ober-Italiens zum Bunde gegen sie vereinigte, stellten, wie es bei Polybius heißt, die Veneter gemeinschaftlich mit ihren Verbündeten, den Cenomanern, ein Hülfs-Kontingent von nahebei 20,000 Mann. Rom triumphirte. Darf man den Worten eines Dichters, des Silius Italicus, Glauben beimessen, so standen die Veneter auch während der schweren Bedrängniß des zweiten punischen Krieges den Römern hülfreich bei. Glaublich ist es indeß, da sie wohl lieber das entfernte Rom zum Protektor als die gallischen Nachbarn zu Gebietern haben mochten. Nur erwuchs, als der karthagische Sturm abgeschlagen und Ober-Italien wieder unterthänig geworden war, aus dem Patronats-Verhältniß nachgerade ein Vasallenthum, dem sich die Veneter unmöglich mehr entwinden konnten. Daß sie mit den Uebermächtigen je in Feindseligkeiten gerathen wären, um sich der römischen Oberherrschaft zu entziehen, berichtet kein Geschichtschreiber. Venetien wie Gallien bildete von da an bekanntlich eine einige Provinz unter dem Namen Gallia cisalpina, behielt jedoch seine eigenen Gesetze, Bräuche, Obrigkeiten und Municipal-Verfassung. An diesen Theil von Venedigs Vorgeschichte reiht sich im Kapitel 1 noch das Bemerkenswertheste über die Magistrate, Religion, Kleidung, Gebräuche, Schifffahrt, Handel und Volksspiele der Veneter. In Kapitel 2 wird sodann ihr Verhältniß zu Rom seit dem Bundesgenossen-Kriege und seit Cäsar, der ihnen den vollen Genuß des Bürgerrechts verschafft haben soll,*) und während der Kaiserzeit bis auf Konstantin geschildert, worauf in Kapitel 3 und 4 eine umständliche Beschreibung des Zeitraums bis zu und nach Untergang des römischen Westreichs, der Invasionen Attila's, der Ostgothen und Longobarden, und der durch sie veranlaßten Ansiedlungen auf den Lagunen-Inseln Grado, Eraclea, Torcello, Murano, Malamocco, Chioggia und Rialto folgt.

Der erste Theil (Buch 1—4) schließt mit dem Jahre 1094, als Kaiser Heinrich IV., dessen Interesse mit dem der Venezianer Hand in Hand ging, der Stadt Venedig einen Besuch abstattete und sich dessen angenommen sah, und 1096, dem Todesjahre des zweiunddreißigsten Dogen, Vitale Faliero (seit 1085), welcher von dem byzantinischen Kaiser Alexius Komnenus ausdrückliche Bestätigung des schon von früheren Dogen angenommenen Titels eines Herzogs von Dalmatien erhielt. Der zweite Theil führt in drei Büchern die Geschichte Venedigs bis zum Jahre 1300 fort, und fällt in diesen zweihundertjährigen Zeitraum Anfang und Beschluß der Kreuzzüge nebst ihren Folgen für die Venezianer, insbesondere aber (im sechsten Buche erzählt) die Geschichte des vierten Kreuzzugs und Aufrichtung des lateinischen Kaiserthums; Leben, Thaten und Ende des Dogen Enrico Dandolo, sowie die Charte oder Constitution (promissione ducale), welche derselbe bei seiner Erhebung 1193 beschwor; Erwerb von Candia; unter den vielen Kriegen, welche die Lagunenstadt nach und fern zu führen hatte, die langwierigen und abwechselnd glücklichen Kämpfe mit Genua, welches den Venezianern die maritime und merkantile Hegemonie streitig machte und seit dem Einzuge der Palälologen in Konstantinopel 1261 den Handel im byzantinischen Reich und auf dem Schwarzen Meere an sich riß; zu Ende der Periode die Niederlage zur See, welche die Genueser am 8. September 1298 den Venezianern bei Curzola in Dalmatien**) beibrachten, und die Staats-Um-

*) S. Romanin: Storia documentata di Venezia. Tom. I—IV. en. 1853—1856. Das Werk ist auf 10 Theile zu je 3 Abtheilungen berech- t und zerfällt in Bücher (bis jetzt 11), und diese wieder in jahrreiche Kapitel. em Schlusse jedes Theils sind die Urkunden beigefügt, dem ersten 24, dem zweiten 17, die zum dritten und vierten sind noch ausgeblieben.

*) Soll — denn daß er es wirklich that, ist durch die Zeugnisse der Alten nicht erwiesen. Nur Wahrscheinlichkeitsgründe sprechen dafür.

**) Gefangen wurde bei auch der Venezianer Marco Polo, über dessen

wälzung, welche der neunundvierzigste Doge, Pietro Gradenigo, am letzten Februar 1297 durch Beschränkung des seit 1172 gesetzlich bestehenden Wahl-Kollegiums (Serrata del gran Consiglio) und Einführung der Erb-Aristokratie, wonach nur die vierzig mit goldene Buch eingetragenen Familien der Nobili als regierungsfähig anerkannt waren, zu Stande brachte. Besagter Staatsstreich, doch auch persönlicher Ehrgeiz und andere, unbekannt gebliebene Ursachen, hatten im Jahre 1310 die sehr gefährliche Verschwörung des Bajamonte, s. Boumonde Tiepolo zur Folge. Zur gleichen Zeit war die Republik durch einen schweren Krieg mit Ferrara und die auf ihr lastende päpstliche Excommunication bedrängt. Welches Ende die Verschwörung und Tiepolo selbst nahm, den die Chroniken einen Hochverräther nennen, das Volk als einen Märtyrer der Freiheit pries, der aber sicherlich mehr im Sinne der durch die Serrata del gran Consiglio beeinträchtigten, d. i. angeschlossenen Familien agitirte, desgleichen die um gleiche Zeit erfolgte Stiftung des furchtbaren Raths der Zehner nebst Charakterschilderung des gewaltthätigen Pietro Gradenigo (starb 13. August 1311), erzählt der dritte Theil, der, ein volles Jahrhundert umfassend, bis 1400 reicht. Von diesem Theile fehlen und jedoch zu genanerer Einsicht die zweite und dritte Abtheilung, welche das nennte Buch enthalten und namentlich von dem mit Genua's völliger Niederlage 1381 beendigten hundertunddreißigjährigen Kampfe zu berichten haben. Der vierte, bis Mahommed's II. Tode (1481) reichende Theil erzählt den hohen Aufschwung Venedigs im fünfzehnten Jahrhundert durch mächtige Erwerbungen, gewinnreichen Welthandel, Beförderung der Künste und Wissenschaften, steigenden Kredit in der Meinung des Abend- und Morgenlandes und meisterhafte Staatsklugheit, wenn man diese nicht lieber sogleich raffinirteste Arglist im Bunde mit Menschenrecht höhnender Grausamkeit benennen will. Beim Jahre 1404 vernimmt man auch von den zum Vicentiner Gebiet gehörigen nette communi (Asiago, Rozzo, Lusiana, Enego, Roana, Foza und Gallio), deren deutsche Urbevölkerung, der Bießzucht und dem Waffendienst ergeben, der Republik sehr ersprießliche Dienste leistete und darum mit ansehnlichen Vorrechten von ihr bedacht wurde. Seite 67 ist in der Inhalts-Angabe des dritten Kapitels Mocenigo statt Morosini zu setzen. Mit sehr erwünschter Ausführlichkeit ist seines Nachfolgers, des fünfundsechzigsten Dogen, Francesco Foscari, lange (1423—57), ereignis-, für ihn selbst und sein Haus verhängnißvolle Regierung in Kapitel 4—9 des zehnten Buchs behandelt, und dürfte dieser Zeitraum in der Darstellung des Verfassers einer vorzüglichen Beachtung zu empfehlen sein.

Noch umfpannt Herrn Romanin's kostbares Geschichtewerk nicht die Hälfte seiner Aufgabe, noch fehlt ihm das für die Geschichte der Republik und ihrer Politik so denkwürdige sechzehnte Jahrhundert; aber das Schönste, dünkt uns, ist doch vollbracht: Venedig steht vor uns, wie es von kleinen Anfängen emporwuchs zu einer Gewaltigkeit und Geltung, die zwar in den Annalen der batavischen Republik ein Analogon gefunden, diese aber an zäher Lebenskraft bedeutend übertroffen hat; wir sehen es angelangt auf dem Culminationspunkt seiner politischen Machtentwickelung. Und so haben wir gewissermaßen schon jetzt ein Ganzes, einen Abschluß vor uns. Als Probe dessen, was man in dem Werke zu finden, lassen wir schließlich die merkwürdige Rede folgen, welche der Doge Tommaso Mocenigo (starb 4. April 1423) an die um sein Sterbelager versammelten Räthe und Großen der Republik hielt (Theil IV. Seite 93 ff.).

„Die Schwäche, worin Ihr mich erblickt, läßt mich erkennen, wie nahe ich dem Ende meiner Lebensbahn und wie tief verpflichtet dieselbe meinem Vaterlande bin, welches mich nicht nur erzogen und ernährt, sondern mir auch so große Ehren und Auszeichnungen hat angedeihen lassen, als irgend einem seiner Bürger widerfahren können. Wiewohl nun mein Leben und die geringen Kräfte, welche mir das Glück verliehen, allezeit dem Vaterlande gewidmet waren, fühle ich doch, daß ich damit nicht einen kleinen Theil seiner Wohlthaten vergelten habe, und jetzt am Ziele stehend, wo ich ihm nichts mehr sein kann, wünschte ich zu meiner Beruhigung, Euch Alle hier zu versammeln, um Euch diese christliche Stadt zu empfehlen und Euch zu ermahnen, daß Ihr die Euch Nächsten lieben, Recht und Gerechtigkeit pflegen und auf Frieden halten möchtet, wie ich zu thun bemüht gewesen bin. In meiner Zeit sind vier Millionen unserer Anleihe abgestoßen worden, und noch fehlen ihrer sechs andere, eine Schuld, welche durch den Krieg mit Padua, Vicenza und Verona verursacht worden ist. Wir haben alle sechs Monate zwei Raten (pagbe) der Anleihe abgetragen und alle meine Staatsdiener und Kriegsleute befriedigt. Unsere Stadt schickt gegenwärtig jedes Jahr zehn Millionen Dukaten auswärts zu Handelsgeschäften in verschiedenen Theilen der Welt mit Schiffen und Galeeren, und der Gewinn beträgt nie unter zwei Millionen Dukaten. Es finden sich in dieser Stadt 3000 Schiffe zu 100 bis 200 Tonnen Gehalt, und der Seelente 17,000 300 Fahrzeuge mit 8000 Seelenten. Jegliches Jahr sind zwischen 45 leichten und schweren Galeeren mit 11,000 Matrosen, 3000 Tauchern 3000 Kalfaterern in See. Die Zahl der Seidenwebereien in unserer Stadt beläuft sich auf 3000, der Parchenwirkereien auf 16,000; die Häuser sind zu 7 Millionen und 50,000 Dukaten geschätzt, die Miether betragen 500,000 Dukaten. Es giebt unter uns 1000 Edle, deren Einkommen von 700 bis 4000 Dukaten besitzen. Wenn Ihr in dieser Weise fortfahret, so wird Euer Reichthum immer mehr und mehr wachsen, und Ihr werdet die Herren alles Goldes und aller Christenheit werden, Jedermann wird Euch fürchten. Aber hütet Euch, wie vor Feuer, Euch an fremdem Gute zu vergreifen und ungerechten Krieg zu führen, weil Gott von Grund aus solche Vergehungen (errori) nicht dulden kann. Jedermann ist bekannt, daß der Türkenkrieg Euch stark und feuerfahren gemacht hat. Ihr habt sechs Hauptleute, tüchtig zu Beseihigung jeder großen Armada, durch jeden von ihnen habt Ihr an Schiffsbefehlshabern, Armirungsschützen, Bootsleuten, Mannschaft und Galeerensklaven weit als nöthig, um hundert Galeeren zu bemannen, und diese Jahre über habt Ihr der Welt bewiesen, daß Ihr die Ersten in der Christenheit seid. Ihr habt eine Menge Leute, erprobt bei Gesandtschaften und in Verwaltung der Städte, und die zugleich vollkommne Redner sind. Ihr habt viele Gelehrte in allerhand Wissenschaften, zumal wie Rechtskundige, weshalb viele Fremde kommen, sich Raths in ihren Streitigkeiten zu erholen und sich Eurem Entscheid unterwerfen. Eure Münze schlägt alljährlich eine Million Golddukaten und 200,000 reine Silber.“) — Ihr wißt, daß die Florentiner jedes Jahr 16,000 Stück Zeuge liefern, die wir in der Berberei, in Aegypten, Syrien, Cypern, Rhodus, Romanien, Candia, Morea und Istrien absetzen, und jeden Monat bestellen Florentiner in dieser Stadt für 60,000 Dukaten Waaren aller Sorten, was in einem Jahre 840,000 Dukaten und mehr abwirft: französische, katalonische, karmoisinfarbige Wollenzeuge, gekrämpelte Wolle, Goldfäden, Silberdraht und Juwelen zu großem Gewinn für unsere Stadt. Darum seid weise und behaltet einen solchen Stand der Dinge sorgsam im Auge, und sucht zu verhüten, daß es damit niemals aus Sorglosigkeit rückwärts geht. Viel bedenken, wer an meine Stelle treten soll, weil davon Euch und Messer Marino Caravello gewogen, der ein würdiger Mann ist und diesen Rang um seiner würdigen Eigenschaften willen verdient. Messer Francesco Bembo ist ein Biedermann, und ähnlich Messer Giovanni Trevisano; Messer Antonio Contarini, Messer Fanstin Michiele, Messer Alban Badoer, diese alle sind weise und verdient. Viele sind dem Messer Francesco Foscari zugethan und wissen nicht, wie hochfahrend und falsch er ist. Er hat keinen festen Grund in seinen Sachen, ist ein überspannter Kopf (Romanesco vermuthet exaltato statt esatto), fängt vieles an und bringt wenig zu Stande. Wenn er Doge wird, so werdet Ihr ewig Krieg haben; denn 10,000 Dukaten besitzt, wird nicht Herr über 1000 Dukaten sein noch zwei Häuser besitzt, nicht Herr über ein einziges; Ihr werdet Gut und Silber, Reputation und Ehre verschleudern; wo Ihr die Herren sein seid, werdet Ihr die Diener von Waffenknechten und ihren Besoldungen haben. Ich habe mich nicht enthalten können, Euch diese meine Meinung kundzuthun. Gott lasse Euch das beste Theil erwählen und regiere und erhalte Euch in Frieden!“

Mit vorstehender Episode, die zugleich Licht wirft auf die Zustände Venedigs in seiner Blüthezeit, schließen wir diesen Bericht und wünschen dem Verfasser anbauernde Kraft und volle Muße — an großem Beifall wird es ihm nirgends fehlen — zu Vollendung seines edlen und patriotischen Werkes.

Eduard Köhler.

Frankreich.

Ein biographisches Stilleben.

(Schluß.)

„Obwohl ich mit meinen Brüdern dieselben Arbeiten theilen mußte ich doch auch meiner Mutter und meiner Schwester helfen, daß Grammatik und Rechenbuch von der Nadel oder dem Strickstrumpf abgelöst wurden.

„Zum Glück für mich hatte unser Leben, in das natürlichen Gewohnheiten und Arbeiten des Landlebens hinüberspielten, [illegible]

*) Das Nachstehende übergehen wir, weil zu unbekannt mit Venedigs Münzfuß und Münzsorten, um die Richtigkeit unserer Auffassung verbürgen zu können. Der Goldwalzen wurde hier zuerst seit der Ordonnanz des Dogen Giovanni Dandolo, d. d. 31. Oktober 1284, gepägt. Silberwalzen gab es seit 1203, wo Heinrich Dandolo zu Bezahlung der Ritterter, welche die Expedition auf Konstantinopel zur Niederfahrt der Kreuzfahrer dauten, halbe Silbermünzen schlagen ließ, größer als die gewöhnlichen, daher grossi, dann auch ducati genannt. Romanin, Theil II. S. 320.

Digitized by Google

im Jahre 1033 aus Dalmatien in Venedig eingewanderte Familie Herr Romanin ausführlich spricht, und der in der langen Hast der Genueser die berühmte Geschichte seiner Reise-Abenteuer schrieb. Veranlaßt durch den Congresso degli Scienziati 1847 in Venedig, besorgten L. Pasini und V. Lazari eine neue Ausgabe dieser Reisen, welche von Alfred Reumont in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, 1848, Nr. 333—335, besprochen worden ist.

lbwechslungen und Unterbrechungen reizender Art. Die Lehrstunde eginnt, man paßt auf ohne Zerstreuung; aber sieh, da zieht sich ein bewilter zusammen, das Heu wird verderben; geschwind, es muß erringebracht werden, Alles legt Hand an, selbst die Kinder müssen abei sein; die Stunde wird aufgehoben, es wird tüchtig gearbeitet, nd darüber vergeht der Tag. Schade, aus dem Regen ist nichts eworden, das Gewitter ist in der Gegend von Bordeaux hängen geieben und kömmt wahrscheinlich erst morgen zu uns herunter.

„Zur Aerndtezeit sah man uns das Marodiren auch gewöhnlich nach. Bei so wichtigen Zeit-Abschnitten, die uns Festen und Arbeiten bestehen, l jedes Stillstehen eine Unmöglichkeit; alle Gedanken sind auf den eldern. Fortwährend entwichten wir schnell wie die Lerchen, verhwanden in den Furchen und duckten uns unter dem Walde von eifen Aehren.

„Natürlich war zur Zeit der Weinärndte von Lernen gar nicht ie Rede: als höchst nöthige Arbeiter lebten wir in den Weingärten, as war unser Recht. Aber vor der Rebenzeit hatten wir noch verchiedene andere Arten von Aerndten; da gab es Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, und selbst später erheischten Aepfel und Birnen unseren Beistand, den nicht zu leisten wir uns ja ein Gewissen daraus gemacht haben würden. Und so kehrten die zum Anfang des Winters ir uns häufig die Nothwendigkeiten wieder, unter dem Vorwande von Thätigkeit zu schäkern und nichts zu thun.

„Die edle Gastlichkeit meiner Mutter, die Liebenswürdigkeit meines Vaters, gepaart mit seinem herrlichen Erzählertalent, brachten uns auch häufig unverhoffte Zerstreuungen zu Wege; wenn nämlich Besuche aus der Stadt kamen, und dann natürlich die Stunden aufgehoben werden mußten, worüber wir uns gerade nicht grämten. Aber er große unaufhörliche Besuch, mit dem wir heimgesucht wurden, das waren die Armen, welche alle unser Haus und die unverdroffen wohlthätigen Bewohner desselben kannten. — Alle nahmen Theil daran, elbst die Thiere, und es war merkwürdig und spaßhaft zugleich, zu ehen, wie die Hunde der Nachbarschaft geduldig und still auf ihren Hinterpfoten saßen und warteten, bis mein Vater die Augen von einem Buche anschlug; dann waren sie sicher, daß er ihrer stummen Bitte nicht widerstehen könne. Meine Mutter, die bedachtsamer war, hätte diese aufdringlichen Gäste, die sich selbst einluden, gern verjagt, und mein Vater fühlte selbst, daß er Unrecht hatte; aber doch verzehlte er selten, ihnen einige Ueberbleibsel hinzuwerfen, mit denen sie ich zufrieden zurückzogen.

„Sie kannten seine Schwäche recht gut. Eines Tages fand sich in neuer, magerer, struppiger Gast von nicht sehr Vertrauen einflößendem Aeußeren ein, das zwischen Hund und Wolf die Mitte hielt; es war allerdings ein Bastard dieser beiden Arten, der in den forsten der Grésigne zur Welt gekommen war. Er war sehr wild und eißbar und seiner Mutter, der Wölfin, ähnlicher, als seinem Vater, em Hunde. Im Uebrigen aber klug und von äußerst sicherem Instinkte, schloß er sich sogleich meinem Vater vollständig an, und was man auch thun mochte, er wich nicht wieder von ihm. Uns liebte er nicht sehr, und wir vergalten es ihm gründlich, indem wir jede Gegenheit benutzten, ihm hundert Streiche zu spielen. Er knurrte und eigte die Zähne, aber aus Rücksicht gegen meinen Vater vermied er es, uns zu beißen. Gegen Arme und Bettler zeigte er sich wüthend, unversöhnlich, sehr geschärft, was der Grund war, daß man ihn loserden wollte. Aber das war nicht durchzusetzen. Er kam stets ieder. Seine neuen Herren befestigten ihn mit einer Kette an einen Pfahl, er aber riß den Pfahl mit der Kette heraus und brachte beide mit zu uns nach Hause. Das war zu viel für meinen Vater, von nun an ließ er ihn nicht wieder von sich.

„Noch mehr als Hunde standen Katzen bei ihm in Gunst. Das übrte noch von seiner Erziehung her, und der graufamen Zeit seiner Schuljahre; sein Bruder und er, die zwischen der Erziehungsbärte er Familie und den Züchtigungen in der Schule hin und her geworfen waren, hatten zwei Katzen zu Trösterinnen. Solche Vorliebe ging denn auf unsere Familie über; jedes von uns Kindern hatte seine Katze. Es war am Kamine Abends eine ganz stattliche Versammlung; Alle aßen in ihrem Staatspelze unter den Stühlen ihrer jungen Herren. Nur Eine fehlte in dem Kreise, es war dies ein unglückliches Geschöpf, das zu häßlich war, um neben den anderen ein Rolle spielen zu können; sie war sich dessen bewußt und hielt sich deshalb stets bseits mit einer Schüchternheit, die unüberwindlich war. Wie es die traurige Böswilligkeit unserer Menschennatur mit sich bringt, so mußte auch diese Gesellschaft eine Zielscheibe haben, einen Sündenbock, auf den alle Schläge fallen. Und wenn es nicht gerade Schläge waren, so doch Stichreien. Wir nannten das Thier Mopso. Kränlich und mit wenig Haar versehen, hätte es gerade am meisten der sänlichen Pflege bedurft; aber vor den Kindern fürchtete es sich, und seine Kameraden mit ihrem glänzenden, vollen Felle schienen nicht viel von ihm zu halten und es über die Achsel anzusehen. Mein Vater mußte sich seiner annehmen; das dankbare Thier ruhte gern unter dem Streicheln der geliebten Hand und bekam wieder Vertrauen. In seinem Rock verborgen, von ihm erwärmt, kam es nun auch, aber unsichtbar, zur Gesellschaft. Wir merkten es recht gut, und sobald es nur ein Ohr, ein Stückchen von seinem Felle vorstreckte, drohten wir ihm mit Spott und Blicken, meinem Vater zum Trotz. Ich sehe immer noch, wie dann der arme Schatten sich zusammenzog, so zu sagen in dem Busen seines Beschützers unterging, die Augen schloß und lieber nichts hören, nichts sehen wollte.

„Mein Vater war wie ein Brahmine, er liebte alle lebenden Wesen. Er hatte in einer Zeit des Blutes und der Kriege gelebt, war Zeuge gewesen von den größten Menschenvertilgungen, welche jemals in der Welt stattgefunden haben, und es schien, als habe jene furchtbare Verschwendung mit dem unersetzlichen Gute, welches das Leben ist, ihm eine Schonung jeder Art von Leben, eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Zerstörung eingeflößt.

„Es ging das so weit bei ihm, daß er am liebsten sich nur von Vegetabilien genährt hätte. Der Anblick blutenden Fleisches erregte ihm Abscheu. Kaum genoß er ein wenig Huhn des Mittags oder ein oder zwei Eier.

„Solche Lebensart war weit entfernt, ihn zu stärken, und dabei schonte er sich auch sonst nicht, rieb sich mit Stundengeben, Unterhaltungen und Bethätigungen eines nur zu wohlwollenden Herzens aus, das für Alle mitlebte, für Alle sich interessirte. Das Alter kam raschen Schrittes heran, dazu gesellte sich noch Kummer. Kein Familienkummer zwar, aber eifersüchtige Nachbarn, untreue Schuldner, bereiteten ihm Verdruß. Die Krisis der amerikanischen Banken gefährdete außerdem sein Vermögen, er faßte daher trotz seines Alters und seiner schwankenden Gesundheit den Entschluß, noch einmal nach Amerika hinüberzureisen, indem er darauf rechnete, daß seine persönliche Anwesenheit und seine Bemühungen Alles wieder ins Gleiche zu bringen und das Loos seiner Frau und der Kinder zu sichern vermögen würden.

„Die Abreise war herzzerreißend für uns; ein anderer Schmerz hatte schon vorher mich getroffen, ich hatte das Haus und das Landleben verlassen müssen und war in eine Pension in der Stadt untergebracht worden. Das war eine herbe Sklaverei für mich, die mir Alles, was mein ganzes Leben bisher ausgemacht hatte, auf einmal raubte, sogar die freie Luft, das leichte Athmen. Rings die Mauern! Ich wäre gestorben, hätte meine Mutter mich nicht häufiger, mein Vater mitunter besucht; den Letzteren erwartete ich mit einer an Irrsinn gränzenden Ungeduld, wie sie vielleicht die Liebe noch niemals an den Tag gelegt. Und nun sollte mein Vater gar ganz weggehen! Mir war, als ob Himmel und Erde versänken; wie sehr man mich auch mit der Hoffnung zu trösten versuchte, eine innere Stimme sagte mir mit entsetzlicher Bestimmtheit, daß ich ihn niemals wiedersehen werde.

„Das Haus wurde verkauft und unsere von uns selbst gemachten Pflanzungen und Anlagen, unsere Bäume, die zur Familie gehört hatten, verlassen. Unsere Thiere waren sichtlich unzufrieden über die Abreise meines Vaters; der Hund ging täglich, ich weiß nicht, wie viele Tage hinter einander, hinaus auf den Weg, welchen mein Vater bei der Abreise eingeschlagen, setzte sich dort heulend hin und kam dann betrübt wieder. Aber das verlassenste Thier von allen war der arme Mopso, er traute Niemanden mehr, er kam nur noch von Zeit zu Zeit und besaß sich heimlich den leeren Platz meines Vaters, dann aber floh er ins Gehölz, ohne daß es uns jemals gelang, ihn zurückzurufen; er nahm wieder das elende, wilde Leben seiner Kindheit an.

„Und auch ich verließ das väterliche Dach, die Heimat meiner jungen Jahre. Meine Mutter, meine Schwester und meine Brüder, die lieben Genossen meiner Kindheit, verschwanden nach mir. Ich trat in ein Leben der Prüfung, der Vereinsamung hinein. In Bayonne indeß, wo ich in der ersten Zeit danach mich aufhielt, sprach das Meer von Biarritz mir von meinem Vater; die Woge, welche dort sich am Gestade, von Amerika nach Europa gekommen, bricht, wiederholte mir die Botschaft von seinem Tode, die weißen Seemöven schienen mir zu sagen: „Wir haben ihn gesehen!“

„Was war mir noch geblieben! Nichts, als das Klima und meine Muttersprache. Auch das noch sollte ich verlieren. Ich mußte nach dem Norden gehen, unter einen feindlichen Himmelsstrich, in ein Land, das sechs Monate im Jahre trauert, wo man eine mir unbekannte Sprache spricht. Während jener langen Schneezeit raubte die sich mehrende Schwäche meiner Gesundheit mir zuletzt auch noch die Kraft der Phantasie, und ich hatte Mühe, mir die ideale Schönheit meines südlichen Vaterlandes zu vergegenwärtigen. Ich hatte zwei kleine tröstende Freundinnen an einem Paar Turteltauben, welche deren meiner Mutter zum Verweilen ähnlich waren. Sie kannten mich, liebten mich, spielten an meinem Kamine, ich gab ihnen den Sommer, welcher meinem Herzen fehlte.

„Endlich aufs äußerste angegriffen, verfiel ich in eine schwere Krankheit und glaubte schon mit dem Fuße das Ufer des Jenseits zu be-

Digitized by Google

rühren. Wie aufmerksam und gütig auch die fremde Gastlichkeit gegen mich sein mochte, ich mußte nach Frankreich zurückkehren. Liebreiche Pflege, eine Heirat, in der ich das Herz und die Arme eines Vaters wiederfand, brauchten noch lange Zeit, bis ich wieder ganz genesen konnte. Ich hatte den Tod so ganz in der Nähe gesehen, war so zu sagen ihm schon so sicher verfallen gewesen, daß selbst die Natur, die lebendige Natur, die erste Liebe, das Entzücken meiner Jugend, lange Zeit keinen Eindruck auf mich machen konnte, und doch wäre sie allein es im Stande gewesen. Die Geschichte, die Darstellungen des beweglichen menschlichen Dramas streiften nur an meinem Geiste hin, nichts machte einen nachhaltigen Eindruck, als das Unwandelbare: Gott und die Natur.

„Sie ist unwandelbar und beweglich. Ihre nie rastende Thätigkeit, ihre jeden Augenblick wechselnde Phantasmagorie stört nicht, regt nicht auf; diese harmonische Bewegung trägt die tiefste Ruhe in sich.

„Ich erholte mich durch die Blumen, durch die Pflege, welche sie verlangen, und die Art Mutterpflege, deren sie bedürftig sind. Mein Miniaturgarten von zwölf Bäumen und drei Blumenbeeten unterließ doch nicht, mir den großen, reichen Obstgarten in Erinnerung zu bringen, in dessen Nähe meine Wiege stand; und außerdem finde ich nun einen Genuß darin, neben einem glühenden, durch lange fruchtbringende Studien in dem Irrgarten der Menschengeschicke müde gewordenen Geiste lebend, ihm durch diese frischen Kinder der Natur eine Erquickung zu bereiten und mir so seinen Dank zu gewinnen!"

Photographische Skizzen.

Unter diesem schlichten Titel*) hat Herr Ernest Lacan uns eine interessante und vollständige Geschichte der bewundernswerthen Entdeckung gegeben, deren Urheber eigentlich Joseph-Nicéphore Niepce ist, obwohl ein Anderer, Daguerre, um des secundairen Antheils willen, den er daran hat, der Ehre theilhaftig geworden, der Entdeckung ihren Namen zu geben, wie Amerigo Vespucci dem durch Columbus entdeckten Erdtheil den Namen gegeben. Niepce starb arm, unbekannt, der vollen Bedeutung seiner Arbeiten sich nicht bewußt. Es war die Lithographie, die ihn zur Photographie führte. Da alle Welt es sich damals in den Kopf gesetzt, Zeichnungen auf Stein zu reproduziren, so suchte auch Niepce die dem zur Lithographie gebräuchlichen Stein am meisten nahekommenden Kieselsteine zu benutzen. Aber die Ungleichmäßigkeit derselben, in Folge deren sie an verschiedenen Stellen eine verschiedene Einwirkung der Säuren erfuhren, veranlaßte ihn, eine gleichmäßigere Substanz zu suchen; er versuchte es mit dem Zinn. Später fiel es ihm ein, den lithographischen Zeichenstift durch etwas Anderes zu ersetzen, wie er den lithographischen Stein ersetzt hatte, „und es bemächtigte sich seiner der seltsame Gedanke, daß das Licht selbst die Zeichnung machen sollte."

Der Vertrag, den er mit Daguerre einging, und von welchem dieser den ganzen Ruhm und alle Vortheile ärndtete (Niepce war 1833 gestorben), giebt den unwiderleglichen Beweis, daß er das Problem gelöst hatte. Daguerre's Antheil beschränkte sich auf eine Vervollkommnung der Camera obscura. Das Weitere ist bekannt: die Erfindung war bald überall verbreitet und mit den Entzückungen bewunderter Dankbarkeit, welche diese neue magische Verwendung einer Naturkraft durch den Menschen verdiente, aufgenommen.

Talbot, der bald das Papier in Stelle des Metalls setzte und einen photographischen Abdruck zu Stande brachte, den man zur beliebigen Vervielfältigung des Lichtbildes brauchen konnte, eröffnete hiemit den Anwendungen der Photographie ein unendliches Feld. Die Herren Legray, Balbus, Niepce de Saint-Victor vervollkommneten die neue Erfindung mehr und mehr; dieselbe nahm seitdem den ungeheuren Aufschwung, den die letzte Pariser Industrie-Ausstellung zur Anschauung gebracht. Die heliographische Gravirkunst, eine ganz neue Erfindung, welche das Licht nöthigt, die Stelle des Grabstichels zu vertreten, ist auch eine der großartigen Konsequenzen der fruchtbaren Entdeckung des unglücklichen Nicéphore Niepce.

Herr Ernest Lacan giebt uns zu den schönen photographischen Arbeiten, die auf der Pariser Ausstellung zu sehen waren, die interessantesten Erläuterungen. Die auf dem Schauplatz des Krieges im Orient aufgenommenen Lichtbilder sind historische Dokumente von unschätzbarem Werth. Herr Ernest Lacan schildert die bedeutendsten derselben auf die ansprechendste Weise, unter Anderem die von Omer-Pascha, vom Fürsten Gortschakov, von dem am Morgen des 7. Juni über die Erstürmung des Mamelon im englischen Hauptquartier von Pelissier, Omer-Pascha und Raglan gehaltenen Kriegsrath.

*) Esquisses photographiques. Paris, 1856.

Wir ersehen weiter aus dem Buche des Herrn Lacan, daß Photographie ihre Helden gehabt, wie der Krieg selbst. Einer selben ist Herr von Szathmary aus Siebenbürgen. „In den e Tagen des April 1854 sich in der Nähe von Oltenitza befand welches die Russen eng einschlossen, unternahm er es, die Ouvrag derselben zu photographiren. Er näherte sich zu dem Zweck der E mit dem Wagen, der ihm als Atelier diente, hielt an, stellte Apparate auf und begann seine Arbeit; da erschütterte ein Kano schuß die Luft um ihn her; er denkt, daß er besser gethan hä außerhalb der Schußweite der türkischen Kanonen zu placiren, bleibt auf seinem Posten. Bei dem zweiten Schuß wird Künstler klar, daß er die Ehre hat, das Ziel des Geschützes zu Aber das Bild, mit dessen Aufnahme er beschäftigt ist, ist gera diesem Moment zu interessant, als daß er sich entschließen kö den Standpunkt zu verlassen. Noch einige Sekunden, und das B ist vollendet. Als er fertig und im Begriff ist, wegzufahren, eine Kugel dicht neben ihm in den Boden und bedeckt ihn m Die Photographie, die er davongetragen, ist ein prächtiges Do

Man sieht, Herr Lacan hat es verstanden, seinen Gegenst allgemein ansprechende Weise zu behandeln; er hat ebensoviel im Darstellen und Erzählen, als Eifer für die Photographie a Tag gelegt. Auch wer das Interesse für die Details der Kunst-Industrie nicht hat, wird doch sein Buch mit Vergnügen lesen

Mannigfaltiges.

— Die arbeitenden Klassen in Belgien. Herr Edouard Ducpétiaux, General-Inspector der belgischen Gefängnisse und Wohlthätigkeits-Anstalten, einer der unermüdlichsten Statistiker Europa's hat im Jahre 1855 eine Monographie als Manuskript drucken lasse welche den Titel führt: „Die ökonomischen Budgets der arbeitend Klassen in Belgien", worin auf 340 Seiten gr. 4. die Fragen: „W giebt der Arbeiter aus, was nimmt er ein?" durch Zahlen beantwor werden. Diese statistische Fragstellung rührt von dem statistis Kongreß her, der sich im Jahre 1853 in Brüssel versammelte und dahin übereinkam, daß im Ausgabe-Budget drei Klassen unterschi werden sollten: 1) Ausgaben physischer und materieller Natur; 2) A gaben für religiöse, moralische und intellektuelle Bedürfnisse; 3) Ausgaben des Luxus und der Unvorsichtigkeit. Ferner sollte m bei allen lokalen Ausgaben Maß und Gewicht oder Quantität, fo die Abschätzung in Geld mittheilen, wobei immer Ackerbau- und I dustrie-Arbeiter von einander getrennt zu halten sein. Endlich sollt stets die Budgets von dreierlei Arten von Familien (aus Va Mutter und vier Kindern bestehend) zusammengestellt werden: 1) e dürftigen Arbeiterfamilie, die zum Theil durch öffentliche Mildthä keit unterhalten wird; 2) einer nicht sehr günstig gestellten Arbeit familie, die aber keinen Theil an der öffentlichen Unterstützung und 3) einer gut gestellten Arbeiterfamilie, die ganz unabhängig lebt. Herr Ducpétiaux hat die von den belgischen Lokal-Behörden nach die Anordnungen beantworteten Fragen in ihren Resultaten zusamm gestellt, und obwohl die Jahre 1854—55, wegen der Kriegsjahre n des Mißwachses, als anormal betrachtet und deshalb von der S rechnung ganz ausgeschlossen wurden, ist doch das Ergebniß nich weniger als erfreulich in Bezug auf die Zustände der arbeitende Klassen in Belgien. In der Provinz Brabant z. B. haben von fünf zehn Familien aus Stadt und Land, die den drei verschiedenen obe bezeichneten Kategorieen angehören, eilf gar keine Mittel, die nöthigsten, moralischen und intellektuellen Bedürfnisse der Übrigen zu befriedigen. Die vier übrigen verwenden resp. 20 Francs, 21 Francs, 46 Francs 80 Centimes und 9 Francs 30 Centimes auf diese höheren Bedürfnisse. Vier von diesen fünfzehn Familien sind außer Stande, etwas auf Luxusgegenstände (geistige Getränke, Taback, Toilette, Theater und sonstige Unterhaltungen) oder auf Abtragung von Schulden und Zinsen für das Leihbank zu verwenden. Drei von den fünfzehn Familien haben weder für geistige, noch für Luxusbedürfnisse einen Centime übrig. Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben der dreißig Familien der drei obigen Kategorieen zusammengestellt, ergeben, wenn auch nur die Kosten für des Leibes Nahrung und Notdurft in Betracht kommen, ein Defizit von 341 Francs 83 Centimes oder auf die Familie 11 Francs 39 Centimes und auf den Kopf 1 Franc 90 Centimes jährlich, welcher Ausfall zustreitig durch öffentliche Wohlthätigkeit gedeckt wird. Im „Deutschen Museum" von Robert Prutz hat Herr Karl Grün auf diese Zusammenstellung des Herrn Ducpétiaux einen lesenswerthen Artikel „über die Finanz des Proletariats in Belgien" begründet.

Berichtigung. In Nr. 135 des „Magazin", Artikel „Mannigfaltiges", ist der „auf allen ägyptischen Monumenten" zu lesen: „auf alten" ꝛc.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Erscheinen täglich 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Deutschland portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 25, und beim Herausgeber, Kanonierstraße Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 136. Berlin, Dienstag den 11. November 1856.

Frankreich.

Die Liebe in der Ehe, eine historische Studie, von Guizot.

So lautet die Ueberschrift eines nach Inhalt und Form auszuzeichneten Aufsatzes in einem älteren Hefte der Revue des deux Mondes. Zu unserem Bedauern haben wir diese Studie, wegen ihres großen Umfanges, lange unbeachtet lassen müssen, und können wir auch jetzt nur einen gedrängten Auszug daraus mittheilen.

In der Einleitung sagt der Verfasser: „Man will Romane. Warum liest man nicht die Geschichte? Auch hier würde man das menschliche Leben, das Innenleben mit seinen mannigfaltigsten Erscheinungen, wie nur in dem kunstvollsten Drama, das menschliche Herz mit seinen heftigsten, wie mit seinen sanftesten Bewegungen schauen; und all das hätte noch einen überschwänglichen Reiz mehr: den Reiz der Wirklichkeit. Wie Einer bewundere und genieße ich die Gebilde der Phantasie, dieser schöpferischen Macht, welche Wesen aus dem Nichts hervorruft, ihnen Seele, Färbung, Leben giebt; daß sie den vollen Reichthum der Seele durch alle Wandlungen des Geschickes vor unseren Augen entfalten. Allein die Wesen, die thatsächlich geboren, die wirklich empfunden haben diese Schicksalsschläge, diese Leidenschaften, diese Freuden, diese Schmerzen, deren Anschauung eine solche Gewalt über uns übt — diese Wesen, wenn ich sie in der Nähe und im traulichen Umgang sehe, ziehen und fesseln mich weit mächtiger, als die vollkommensten Dichtungen des Romans oder des Dramas. Das lebendige Geschöpf, dieses Gotteswerk, wenn es die göttlichen Züge aufweist, ist schöner, als alle menschlichen Schöpfungen, und unter allen Dichtern ist Gott der größte."

Bei seinem Studium der englischen Revolution trat dem Verfasser unter anderen das Beispiel einer glücklichen Ehe aus den höheren Ständen entgegen. Aus dem Gemälde dieser seltenen Häuslichkeit ächtet besonders ein weibliches Bild hervor, vor dessen stiller Größe unser Geist sich ehrfurchtsvoll beugt, indeß unser Herz von dieser milden, lauteren Weiblichkeit sich mächtig angezogen fühlt. Lady Rachel, Tochter Thomas Wriothesley's, Grafen von Southampton, eines der unabhängigsten und treuesten Rathgeber Karl's I., hatte, als siebzehnten Jahre dem Lord Vaughan vermählt, mit diesem in einer jener Ehen gelebt, die, nach ihrem eigenen Ausdruck, „sich beide theile gefallen lassen, ohne sie zu wählen", und allen Pflichten ihres Standes willig und geräuschlos genügt, ohne jedoch bei ihrer Umgebung einen anderen Eindruck, als den einer sanften Tugend, einer freundlichen Stimmung und besonders einer sich nimmer verleugnenden Herzensgüte hervorzubringen. Nach vierzehn Jahren, 1667, ward sie Witwe. William Russell, jüngerer Sohn des Herzogs von Bedford, ohne Vermögen, ohne Titel, ward um sie und gewann ihre volle Neigung und 1670 ward der Bund der Ehe geschlossen; jedoch behielt, nach englisch-aristokratischem Brauch, Rachel Wriothesley den Namen Lady Vaughan bei, bis 1678, wo der ältere Bruder William Russell's starb und dieser mit der Erbschaft des Majorats den Titel Lord Russell überkam. Die Liebe zu dem zweiten Gatten scheint erst herrlichen Saaten, die in dieser Seele keimten, zur Reife gebracht haben. „Die Welt hat kein schöneres Schauspiel, als eine lautere und beglückte Leidenschaft. Dieser freie, unverfälschte Ausdruck der Herzen und der innersten Seelenkräfte hat für den Beschauer einen unendlichen Reiz, selbst wenn er sich uns in der Gestalt strafbarer Verirrungen, verfehlter Wünsche, quälender Schmerzen darstellt. Erhaltet sich aber die Leidenschaft in Harmonie mit dem Gewissen, durchflutet sie die Seele mit den Wellen der Freude, ohne ihre Tiefen zu erhöhen, ohne ihren Frieden zu trüben — dann ist sie der volle Offenbarung unserer Natur, die Befriedigung unserer Sehnsucht, worin die höchste Menschliche, wie das höchste Göttliche sich vereinen: diese Leidenschaft ist das wiedergewonnene Paradies. Der Bund Rachel Wriothesley's mit William Russell trägt dieses seltene, entzückende Gepräge. Rachel zeigte uns bisher nur das ruhige, schlichte, tugendhafte Weib ohne Schwung, ohne Spannkraft, das bescheiden auf der geraden, aber alltäglichen Bahn des Lebens wandelte. Jetzt ist die leidenschaftliche Liebe und das höchste Erdenglück in ihr Herz eingezogen, das für beide empfänglich war, ohne sie dem Anschein nach gesucht zu haben. Rachel giebt sich ihnen hin und entfaltet sich in ihnen frei und vertrauensvoll; sie liebt eben so glühend, wie unschuldig, und ist vollkommen glücklich. „Wenn ich dieser sprechen könnte", schreibt sie an ihren Mann, „so würde ich mir selbst die Befriedigung verschaffen, meinem vielgeliebten Herrn Russell aufs schönste entzudrücken, wie vollkommen glücklich ich mich fühle bei den stets neuen Beweisen der Zärtlichkeit, die er mir täglich giebt. Die Macht dieser Beweise ist so groß, daß trotz dem Bewußtsein, wieviel mir fehle, um ein solches Glück zu verdienen, ich dennoch keinen Augenblick an dieser Liebe zweifele. Machen Sie, mein theurer Lord, indessen meine Seligkeit vollkommen, daß Sie, der Sie es so gut verstehen, zu lieben und zu entzücken, fest glauben, wie mein Herz für Sie erfüllt ist von aller Dankbarkeit, von aller Achtung und von aller leidenschaftlichen Zuneigung, die eine Kreatur der anderen schulden oder für sie empfinden kann." — Acht Jahre später schreibt sie: „Mein Vielgeliebter, Fleisch und Blut können nicht wahrer und lebendiger ihr Glück empfinden, als Ihre gehorsame, treuergebene Gattin. Es freut mich, daß es Ihnen in Stratton*) gefällt. Möchten Sie leben und sich dort immer, noch fünfzig Jahre lang, wohl fühlen! Und möchte ich, so es Gott gefällt, fast diese ganze Zeit Ihre Gesellschaft genießen! Es müßte denn eint der Tag kommen, wo Sie eine andere Gesellschaft wünschten. Alsdann würde ich, wie ich glaube, gern von der Welt und von Allem auf der Welt scheiden, sicher, daß Sie für unsere lieben Kleinen sorgen werden. Sie sind beide wohlauf, und Ihre große Tochter hofft, daß Sie ihren Brief erhalten haben". . . . . .

Nicht aber durch Worte allein, auch durch die That bezeugte sie ihm ihre Liebe in den wichtigsten, wie in den geringfügigsten Dingen; sie schloß sich all seinen Verbindungen an, theilte all seine Verzuügungen; sie lebte mit ihm in der großen Welt, wenn er Gesellschaft um sich sehen wollte, auf dem Lande, wenn er dieses vorzog; sie sorgte ebenso für seine Unterhaltung, wie für sein Glück. Wenn sie, was äußerst selten vorkam, getrennt leben, er in Stratton, sie in London, so blieb sie mit ihm durch einen ununterbrochenen Briefwechsel in Verbindung, worin sie ihm über alle politische und gesellschaftliche Vorfälle, über alle Angelegenheiten ihrer Freunde Nachricht gab.

Neben dieser glühenden und zärtlichen Liebe zu ihrem Gatten lebte aber noch ein Gefühl in ihrer Seele, das sie in den Tagen des Glückes zum voraus für die Tage der Prüfung läuterte und kräftigte: Sie war eine echte Christin in Geist und Gemüth; glaubensfest in den christlichen Lehrsätzen, gehorsam den christlichen Vorschriften, ohne Seltenheidenschaft, ohne Streitsucht und gegen Andersgesinnte voll verständiger und hochherziger Schonung. — In einem leidenschaftlichen Erguß der Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen ihren Gemahl hält sie plötzlich ein und sagt: „Was hab ich noch von Gott zu verlangen, als daß Er, wenn es sein Wille ist, mir diese Freuden erhalte! Und, wenn Er es anders beschlossen, daß Er mir die Kraft gebe, mich ohne Murren seinen weisen Anordnungen und seiner waltenden Vorsehung zu unterwerfen, dabei ein dankerfülltes Herz zu bewahren für diese Jahre vollkommener Glückseligkeit, die Er mir schon beschieden hat. Er weiß besser, als wir, den Augenblick, in welchem wir hienieden des Guten genug empfangen und genossen haben. Nur darum flehe ich seine Barmherzigkeit inbrünstig an, daß, wer auch von uns zuerst scheide, der Zurückgebliebene nicht an der Hoffnung verzweifele, das verlorene Geliebte wiederzufinden. Hoffen wir freudig, daß wir mitsammen bis zu einem glücklichen Alter leben werden; im Gegenfalle, zweifeln wir nicht, Gott würde uns in der Prüfung, die Er über uns

*) Das von Lady Vaughan in die Ehe eingebrachte Gut in Hampshire, auf dem die Familie Russell abwechselnd mit dem Aufenthalte in London lebte.

verhängt, mit Stärke rüsten. Wir müssen hin und wieder bei diesen Gedanken verweilen, damit uns nicht ein Unvorhergesehenes plötzlich überfällt und uns völlig wehrlos findet. Ich denke, wenn wir auf jeden Streich vorbereitet sind, so genießen wir mit größerem Seelenfrieden das gegenwärtige Glück, das, hoffe ich, lange dauern wird... Lassen Sie uns täglich zu Gott beten, daß es so geschehe, und fürchten wir nichts. Der Tod ist allerdings das größte Uebel und am meisten geeignet, die menschliche Natur zu ängstigen; wir wollen aber diese unmäßige Todesfurcht, sei es in Bezug auf unsere Geliebten oder auf uns selbst, bewältigen; wir werden dann heiteren Herzens leben."

Am 25. September 1682 schrieb sie aus Stratton an ihren Gemahl, der sich in London aufhielt: „Ich weiß nichts Neues; was ich aber so gewiß weiß, wie ich lebe, ist, daß ich seit zwölf Jahren so leidenschaftlich in Sie verliebt war, wie es nur je ein Weib in einen Mann gewesen, und ich hoffe, es noch zwölf Jahre zu sein, stets glücklich und stets ganz die Ihrige."

Und kaum zehn Monate, nach diesem Briefe, der von Liebe, Seligkeit und Vertrauen überströmt, zog sich an diesem heiteren Himmel das Wetter zusammen und der Blitz schlug in das bisher ungetrübte häusliche Glück: Lord Russell saß im Tower und erschien, des Hochverraths angeklagt, vor den Assisen zu Old-Bailey. Von Herzen edel, wohlwollend und lauter, in seinen Ideen schwungvoll, aber ohne Umsicht und ohne klaren Blick, von Charakter mehr eigensinnig als stark, leicht sich vom Zuge seiner Neigungen hinreißen und sich dann beherrschen oder betrügen lassend, wurde er bald einer der feurigsten Gegner des sittenlosen, egoistischen Hofes Karl's II. und die moralische Zierde, wenn auch nicht das Haupt der Vaterlandspartei (der Whigs). Stets bereit, sich für seine Sache zu opfern, übernahm er elf Jahre hindurch im Hause der Gemeinen die Vertheidigung und oft die Initiative der extremsten Maßregeln der Opposition, unter anderen der eingebrachten Bill zur Ausschließung des Herzogs von York, als Katholiken, von der Thronfolge. . . . .

Lady Russell, trotz ihrer Liebe und Beschriebenheit, fühlte Zweifel über die Angemessenheit, oder Besorgnisse über die Folgen der Schritte ihres Mannes, und sprach sie gegen ihren Gemahl mit eben so zärtlichem wie festem Freimuth aus. Theilte sie auch mit ihm in der Politik wie in der Religion Glauben, Gesinnung und Wünsche, stand sie ihm auch im stolzen Patriotismus, in warmer Theilnahme an dem Schicksale des Landes nicht nach, so war doch ihr Urtheil richtiger und umbefangener und ihr Blick in die Zukunft klarer. Im März 1678, als Lord Russell sich anschickte, eine scharfe oppositionelle Motion im Unterhause zu unterstützen, erbeilt er während der Sitzung von seiner Gemahlin folgendes Billet:

„Meine Schwester sagt mir, daß Sie sich gestern Abend gegen ihren Gemahl geäußert hätten, sie würden die Sache, die dem Hause vorliegt, in die Hände nehmen: Sie wissen, was ich meine. Das beunruhigt mich, und ich beschwöre Sie, mir die volle Wahrheit zu sagen, ob Sie wirklich die Absicht haben, es zu thun. Thun Sie es, so werden Sie es bereuen, daß Sie ich gewiß. Noch einmal bitte ich Sie, ich will die Wahrheit wissen. Es ist mir und auch meiner Schwester viel peinlicher, im Zweifel zu bleiben. Wenn ich irgend Einfluß auf Sie habe, so gewähren Sie mir es als eine Gnade, bei dieser Gelegenheit, oder doch wenigstens heute, zu schweigen."

Lord Russell hatte das Billet gelesen, denn man fand es später unter seinen Papieren, mit der Angabe des Ortes und des Tages, wo und wann er es erhalten, bezeichnet; leider überhörte er die Stimme seines warnenden Engels.

Es kam der Tag, wo der König, wie wenig geneigt er auch für eine waghalsige Politik war, und das Parlament, obgleich monarchisch und loyal gesinnt, nicht mehr zusammen leben konnten. Die National-Partei verlangte von Karl II., seinen Bruder zu entehren, d. h. mit eigenen Händen die Monarchie zu zerstören; Karl verlangte von ihr, einen Prinzen als Thronfolger anzuerkennen, der offenkundig dahin strebte die Religion und die Verfassung des Landes aufzuheben. Beide aufs Aeußerste getrieben, entschlossen sich, das Aeußerste zu versuchen: der König — die Tyrannei; die Nationalpartei — den Aufstand.

Die Verschwörer kamen bisweilen zusammen. Sie mißtrauten einander und wollten nicht mit der Sprache heraus, wie weit ihre Anschläge gehen. Lord Russell verlangte gewaffneten Widerstand gegen die königliche Tyrannei; Lord Shaftesbury, der mit jenem an der Spitze der Partei stand, sah klarer, was er wollte: den Sturz des Königs um jeden Preis und einen anderen Nachfolger, als den legitimen Erben. Andere sannen Anderes, das bis zum Menschenmord Karl's ging. Auch an dem Hofe verlaufen Kreaturen, schlte es in den Versammlungen nicht. Lord Howard war der Judas, der an Karl die ganze Verschwörung verrieth. Lord Shaftesbury machte sich beizeiten aus dem Staube. Der Bote, der den Verhaftsbefehl an Lord Russell überbrachte, fand sich vor dem Hauptthor seines Hauses ein; die Hinterthür blieb vielleicht absichtlich frei, um ihm Gelegenheit zur Flucht zu lassen; allein Russell meinte, Flucht wäre das Eingeständniß einer Schuld, und er hätte sich nichts vorzuwerfen, und Gerechtigkeit seines Landes zu fürchten. Er benutzte die Gelegenheit nicht, und der Tower nahm ihn auf.

Lady Russell, sobald sie ihren Mann verhaftet sah, unternahm mit ebenso leidenschaftlichem, wie verständigem und festem Eifer alle Schritte, die ihm frommen konnten. Während der vierzehn Tage zwischen der Verhaftung und der Verurtheilung war sie in unaufhörlicher Bewegung, schrieb Briefe, sammelte Nachrichten, ermuthigte die unruhigsten Freunde, weckte die Theilnahme der Gleichgültigen. Den Tag zuvor, ehe er vor dem Assisenhofe erscheinen sollte, sprach sie ihm: „Ihre Freunde glauben, ich könnte Ihnen von einigen Nutzen sein, wenn ich bei der Gerichtsverhandlung zugegen wäre; ich bin dazu bereit; es ist mein heißester Wunsch; mein Entschluß muß Stand halten; möchte er auch der Ihrige sein, ich beschwöre darum. Möglich, daß es der Gerichtshof nicht erlaubt; Sie aber erlauben mir, einen Versuch zu machen." Am 13. Juli 1683 wurde die Verhandlung eröffnet; der Saal war von Zuschauern überfüllt. Lord Russell verlangte Schreibmaterial; es wurde ihm gereicht. Ohne sich nicht Jemanden haben, der meine Gedanken aufschreibt, um meine Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen!" fragte er. — „Ja, Mylord, einen Ihrer Diener." — „Meine Frau ist da, die es thun wird." Lady Russell stand auf; alle Zuschauer zitterten vor Rührung und Ehrfurcht. „Wenn Mylady die Mühe übernehmen will, so sieht ihr frei", sagte der Vorsitzende, und während der ganzen Verhandlung war Lady Russell ihrem Gemahl zur Seite, sein einziger Secretair und wachsamster Rath.

Der Stab wurde über ihn gebrochen; nicht aber der Muth und die Thätigkeit des edelsten der Weiber. Sie gehörte zu jenen Seelen, in denen die Liebe, die Pflicht und das Gottvertrauen über alle menschliche Berechnung hinaus die Stärke und die Hoffnung aufrecht halten. Kein Mittel, die Begnadigung des Königs zu erwirken, blieb unversucht, sie schlugen alle fehl. — Der verhängnißvolle Tag rückte immer näher. (Fortsetzung folgt.)

Das heutige Theater der Franzosen.

„Guillaume le Songeur, ou la manie du théâtre", so heißt eine Art „Wilhelm Meister" von Herrn A. Luprade, der darin in novellistischer Form eine Kritik des heutigen Theaters in Frankreich und zugleich die Geschichte eines dramatischen Pariser Schriftstellers liefert. Wir theilen daraus nachstehendes Fragment zur Charakteristik auch in Frankreich jetzt sehr heruntergekommenen Bühne und ihrer Productionen mit:

„. . . Alles, was ich Dir über unser Theater gesagt, ist, vom Standpunkte der Kritik betrachtet, wahr; so und nicht anders denken die einsichtigen Kritiker darüber. Leider aber kann die Kritik nicht hindern, Vergnügen an diesem Theater zu finden. Man kann nicht in Abrede, daß die dramatische Kunst, welche so lange Zeit Ruhm Frankreichs, gegenwärtig sehr heruntergekommen sei; allein gerade deshalb entspricht sie vielleicht umsomehr unserem kindischen Verlangen nach Amusement. Es giebt keine Regeln mehr, für Poesie, kein wahres Talent: wer wollte sich in dieser Beziehung Täuschungen machen? — Aber was liegt daran? — Das Publikum macht sich über die Regeln lustig, es hat keinen Sinn für die Poesie und glaubt, daß das wahre Talent darin besteht, sich für sein Geld zu amüsiren.

„Alle Gattungen der dramatischen Poesie werden durch einander gemengt; desto besser, wenn die Stücke dadurch interessanter werden. Man ahnt viel mehr noch, als man erfindet; das ist offenbar; es muß der Kritik einräumen, daß die Tragödie fast nur noch ein mittelmäßiges Compositum von Versen Corneille's und Racine's ist, die drei einzige Züge falscher Bildung verbunden sind; daß die meisten unserer Komödien weiter nichts als Dramen sind, die mit einer Vaudeville-Lösung endigen; daß unsere Dramen selbst eines gebildeten Geschmackes unwürdige Paraden und unsere Vaudevilles Zoten, die gut sind für die Marktbuden.

„Aber allerdings wird uns nicht abhalten, ins Theater zu laufen und warum? — Weil diese Art von Schauspiel, wie verkehrt, kindisch und abscheulich sie auch sei, im Ganzen doch weniger langweilig ist, als das, was uns in der Wirklichkeit umgiebt. Die Einen gehen hin um sich von Geschäften zu erholen, die Anderen, um sich die Langeweile des Müßigganges zu vertreiben. Es giebt kein Vergnügen, welches dem Geist so wenig zu thun giebt; es nimmt vorzugsweise die Einbildungskraft in Anspruch; ist diese träge, so gefällt es sich die Fictionen vorführen zu lassen, deren sie bedarf, um in Bewegung zu kommen. Ist sie diesen Fictionen überlegen, so ist es angenehm, sich über sie herzumachen und sie zu verbessern. Die

Genuß hat etwas sehr Verführerisches; alle Pforten unserer Sinne sind für ihn offen, zumal des Abends, wo die Erschlaffung des Körpers uns zur Trägheit geneigt macht, wo der Geist, müde von der Arbeit, den unbestimmten Gefühlen des animalen Lebens die Herrschaft überläßt; wir sehen dann, plötzlich in eine Art von Zauberpalast versetzt, wo die Musik, die glänzende Beleuchtung, die Wohlgerüche unsere Sinne angenehm berühren, auf dem Theater eine neue Welt vor uns, ähnlich der wirklichen, aber doch schöner, als sie; denselben Wahrscheinlichkeiten unterworfen, aber glänzender, belebter, reicher an angenehmen Eindrücken; mit Einem Worte: ganz dazu geeignet, unseren Sinnen und Leidenschaften Genüge zu leisten.

„Ich frage: giebt es eine gefährlichere Versuchung für die Vernunft? Kann man sich wundern, daß sie ihr oft unterliegt? Man glaubt sich Herr seiner selbst, weil man seiner Gedanken, seiner Urtheile, der Wahrheit seiner Ansichten sicher ist. Man geht aus Langeweile ins Theater, um sich die Zeit zu vertreiben, mit dem Interesse des kritikers oder mit dem kalten Blute des Gleichgültigen. Das Stück ist schlecht; die Schauspieler findet man geschraubt, die Aufführung indisch und abgeschmackt. Man ist Anfangs unwillig gegen den Dichter, gegen das Publikum, gegen sich selbst. Aber, umgeben von der aufmerksamen und schweigenden Menge, ist man bald geneigt, zu sehen, zu hören; man wird begierig, den Faden der Intrigue bis zu Ende zu verfolgen, die Verwicklungen und deren Lösung zu erfahren; das Interesse gewinnt die Oberhand über die Neugierde. Was gespielt wird, hat wenig Bedeutung; was liegt daran? Ist die Einbildungskraft erst rege gemacht, so macht sie sich über den Stoff her, eignet sich den Plan des Dichters an, verbessert beides, verschönert es, leiht ihm die Kraft und die Wahrscheinlichkeit, die es in der Wirklichkeit nicht hat. Man gewinnt Theilnahme für die Unternehmungen des verwegenen jungen Mannes, der die Gunst des Glückes versucht; man macht die Interessen des Mannes von Verdienst, der vom Glück verlassen wird, zu den seinigen; man wird gerührt von dem Unglück eines ungerechter Weise enterbten Sohnes, einer ihrer Kinder beraubten, einer dem Elende verfallenen Familie, einer verfolgten Waise; man wird unwillig über die Bosheit dieser, über die Betrügerei jener Person; man freut sich, wenn der auftritt, er alles Böse wieder gut machen soll; man ist recht froh, wenn unverhofft das Ende da ist, welches plötzlich einen Jeden wieder an seine Stelle bringt, die unterdrückte Tugend rächt, das Verdienst belohnt und das Verbrechen der gerechten Strenge des Schicksals, wie dem Urtheile der Logen und des Parterre überliefert. Mag das Stück eine Komödie oder ein Melodrama sein, es wirkt unfehlbar, unwiderstehlich auf Alle, weil Alle, ohne Unterschied des Alters, des Charakters, der Sitten, sogar die Kritiker von Profession, in irgend einem Grade Einbildungskraft und Gefühl haben, weil das Theater sich vorzugsweise an diese beiden Geisteskräfte wendet, weil es alle Mittel vereinigt, die eine zu verführen, das andere zu erregen, den urtheilenden Verstand zum Schweigen bringend, da es diesem, man muß es eingestehen, fast nichts zu thun übrig läßt.

„Es ist mit diesem Vergnügen, wie mit so vielen anderen, an denen der vernünftige Theil unserer Seele keinen Antheil hat. So sieht es wenig Menschen, die verständig genug sind, daß sie sich dadurch nicht gefangen nehmen lassen; und es ist nicht so selten, wie man meint, daß man diejenigen, welche mit gutem Recht sich für kasirt in Beziehung auf diese Art von Gefühlserguß erklären, gegen das Ende des sadesten, abgeschmacktesten, geistlosesten und unwahrscheinlichsten Schauspiels in aufmerksame und entzückte Zuschauer verwandelt sieht."

Ostindien.

Die Presse im oberen Hindustan.

Die nationale Presse der oberen Provinzen Indiens ist von sehr neuem Datum, da die Herausgabe von periodischen Schriften in der Landessprache erst unter der milden Regierung des verstorbenen Gouverneurs Thomason befördert oder gestattet wurde. Im Jahre 1848 gab es in diesen Provinzen siebzehn Steindruckereien, deren Zahl ch 1852 bis auf siebenunddreißig vermehrt hatte, und aus welchen, außer Zeitungen und literarischen Blättern, auch Broschüren und Texte von größerem Umfang hervorgingen. Bis jetzt haben indessen ie Journale einen äußerst geringen Leserkreis; der Absatz der vierunddreißig Blätter schwankte in dem genannten Jahre zwischen 231 nd 5 (!) Exemplaren und ihre Gesammt-Circulation belief sich auf 697 Exemplare, für welche die Summe von 1642 Pfund Sterling inging. Dagegen wurden 82,450 Exemplare von 130 verschiedenen Werken gedruckt, deren Totalwerth jedoch auch den Betrag von 1000 Pfund Sterling nicht überstieg.

Bei so unbedeutenden Einnahmen ist es natürlich, daß die Zeitungs-Redacteure sich keine großen Unkosten machen können, weshalb sie sich meistens damit begnügen, die von den anglo-indischen Blättern gegebenen Nachrichten einfach zu übersetzen. So betrugen 1848 die monatlichen Ausgaben der in der Druckerei des Kollegiums von Agra erscheinenden Akhbar-ul-Huquuq oder „echten Neuigkeiten" etwa unter 10 Pfund Sterling, wovon 1 Pfund Sterling 10 Shilling auf den Redacteur, 1 Pfund Sterling auf den Kopisten, 14 Shilling auf den Rechnungsführer, 10 Shilling auf den Setzer, 16 Shilling auf den Boten und Wächter kamen, 2 Pfund 4 Shilling für Papier, 16 Shilling für Porto, 5 Shilling für Zimmermiethe verwendet wurden, und nach deren Bestreitung dem Eigenthümer ein Nettogewinn von 6 Shilling 6 d. monatlich übrig blieb. Wenn sich diese Journale zu selbständigen Notizen verstiegen, so sind dieselben gewöhnlich von unglaublich trivialem und lächerlichem Charakter; wie z. B. eines von ihnen neulich im vollen Ernst eine Geschichte von einem Weibe erzählte, das von fünfundzwanzig Kindern auf einmal entbunden wurde, welche kolossale Ente die Runde durch alle Blätter machte. Eine eigene Meinung sprechen sie selten oder niemals aus; ihre besten Artikel sind aus englischen wissenschaftlichen, historischen und biographischen Werken entnommen, und sie haben hierdurch wenigstens das Verdienst, einige oberflächliche Kenntnisse unter den Eingeborenen zu verbreiten. Als Lückenbüßer dienen poetische Versuche, religiöse Erörterungen u. s. w.

Im Jahre 1852 erschienen in der Stadt Agra allein neun Journale, die zusammen 749 Exemplare absetzten, deren Abonnementspreis 598 Pfund Sterling betrug, und zwar:

1) **Subdut-ul-Akhbar** oder „Inbegriff der Neuigkeiten"; 70 Abonnenten, Preis 2 Shilling monatlich. Ein muselmännisches Blatt, in sehr schwülstigem Persisch geschrieben. 2) **Akhbar-ul-Huquuq** oder „echte Neuigkeiten"; 50 Abonnenten, Preis 1 Pfund Sterling 8 Shilling jährlich. Enthält meistens Auszüge aus englischen Zeitschriften und wissenschaftlichen Werken. 3) **Mutba-ul-Akhbar** oder „Neuigkeits-Presse"; 46 Abonnenten, Preis 1 Shilling 6 d. monatlich. Inhalt: Lokalnachrichten. 4) **Unud-ul-Akhbar** oder „sehr glückliche Neuigkeiten"; 58 Abonnenten, Preis 1 Shilling monatlich. Eine religiöse Wochenschrift. 5) **Mir-us Schura** oder „Prüfstein der Dichter". Erscheint monatlich, hat zwei oder drei Abonnenten (!) und enthält poetische Ergießungen älterer und neuerer Verfasser 6) **Gutub-ul-Akhbar** oder „Polarstern der Neuigkeiten"; 45 Abonnenten, Preis 1 Shilling 6 d. monatlich. Inhalt: Neuigkeiten, Gedichte, Anordnungen der Regierung und biographische Notizen über die Propheten, die Märtyrer ꝛc. 7) **Akhbar-un-Nuwah-o-Nusbut-ul-Urwah** oder „Neuigkeiten aus der Umgebung des Entzückens der Seelen"; 40 Abonnenten, Preis 1 Shilling 3 d. monatlich. Wird in Hindu-Sprache herausgegeben und enthält literarische und wissenschaftliche Abhandlungen, Regierungs-Befehle u. s. w. 8) **Nur-ul-Absar** oder „Licht der Augen"; in Urdu-Sprache, hat 231 Abonnenten, giebt Neuigkeiten, naturwissenschaftliche, philosophische, geographische und historische Artikel u. dgl. mehr. 9) **Budhi-Prakrash**, das Vorige in Hindi-Sprache übersetzt, hat 209 Abonnenten und wird von der Regierung, als zum Gebrauch der Dorfschulen passend, begünstigt.

In Bareilly wurde im gedachten Jahre nur eine Zeitung herausgegeben: **Umdut-ul-Akhbar** oder „höchst zuverlässige Neuigkeiten". Sie erschien einmal wöchentlich, enthielt Lokal-Notizen, offizielle Anzeigen, wissenschaftliche Aufsätze u. s. w., hatte es aber bis zu nicht mehr als 42 Abonnenten gebracht und war überhaupt nicht beliebt, weil sie in einfachem Urdu geschrieben war.

Einen größeren literarischen Reichthum entwickelte Benares, wie man von der heiligen Stadt der Hindu's erwarten mußte. Es kamen hier sieben Journale heraus, die sich einer Circulation von 365 Exemplaren und einer Brutto-Einnahme von 310 Pfund Sterling rühmten, nämlich: 1) Der Benares Akhbar, in Hindi-Sprache, mit 31 Abonnenten. Dieses Blatt ist wegen seines Oppositionsgeistes berüchtigt, der sich jedoch nicht über einen Guerillakrieg gegen die christlichen Missionäre und gelegentliche Sarkasmen über die Rechtspflege erhebt. Einmal ließ sich der Redacteur allerdings verleiten, einen hochgestellten Beamten mit einem Büffel zu vergleichen, was natürlich allgemeines Entsetzen erregte. 2) Benares Gazette, Wochenschrift in Urdu, hat 21 Abonnenten. 3) Sudhakur oder „Nektarstrom", erscheint zweimal monatlich, ist im schwierigen Hindi geschrieben und hat 50 Abonnenten. Inhalt: Neuigkeiten, Literatur und Wissenschaft. 4) Bagh-o-Bahar oder „Garten und Frühling", Wochenschrift, hat 23 Abonnenten. Enthält Tages-Neuigkeiten, gerichtliche Entscheidungen, historische und astronomische Aufsätze. 5) Knabi-barta-Prakarchika oder „Anzeigen der Ereignisse in Benares", die einzige bengalische Zeitung in den oberen Provinzen, mit 130 Abonnenten. Erscheint wöchentlich und giebt Uebersetzungen aus englischen Journalen und Revüen. 6) Aftab-i-Hind, dasselbe in Urdu-Sprache. Hat 110 Abonnenten. 7) Burkaru oder „Bote", in Urdu; 25 Abonnenten, Preis 2 Shilling monatlich.

Unter den Auspizien des verstorbenen Radschah von Bhurtpore wurde dort ein Journal gegründet, das den Titel: Mushur-us-Surur

oder „Schauplatz des Vergnügens“ führte; da es aber im ersten Jahre seiner Existenz nicht mehr als 14 Exemplare absetzte, so ist es wahrscheinlich seitdem eingegangen. Wir haben jedoch keine Data, die über das Jahr 1852 hinausreichen.

In Cawnpore hatte man zwei Steindruckereien, aus welchen indeß nur Bücher hervorgingen. In der kaiserlichen Stadt des Groß-Moguls stand hingegen der Journalismus in verhältnißmäßiger Blüthe. Delhi besaß sieben Zeitungen, von welchen fünf eine Circulation von 163 Exemplaren und eine jährliche Einnahme von 230 Pfund Sterling hatten. 1) Seradsh-ul-Akhbar oder „die Lampe der Neuigkeiten“, die Hofzeitung, früher Mutba-i-Sultani, „königliche Presse“, genannt. Es werden davon nur wenige Abschriften gedruckt und unentgeltlich unter die Personen vertheilt, die sich über die Hofneuigkeiten zu unterrichten wünschen. Die Sprache ist ein äußerst blumenreiches Persisch, und die „perlenglichen Worte“, die von den Lippen der Majestät fallen, werden mit unterthänigster Ehrerbietung verzeichnet. Der Mogul ist selbst Dichter und die Kinder seiner Muse erscheinen faßt allwöchentlich in den Spalten der „Lampe“, da er mit Regierungssorgen nicht allzusehr beschwert ist. 2) Der Delhi Urdu Akhbar hat 47 Abonnenten, kostet 4 Schillinge monatlich und ist meistens polemischen Inhalts. Dem Programm zufolge wird der Ueberschuß, nach Abzug der Kosten, an die „Armen“ vertheilt, womit vermuthlich die Verleger gemeint sind. 3) Mushur-ul-Huqq, „Schauplatz der Wahrheit“, druckt die anderen Blätter nach und hat nur fünf Abonnenten. 4) Sadik-ul-Akhbar oder „Bescheiniger der Neuigkeiten“, hat 50 Abonnenten und giebt hauptsächlich Lobreden auf den König und den britischen Kommissar. 5) Qiran-us-Sadiqu oder „Zusammenkunft der zwei glücklichen Planeten“; Wochenschrift, hat 31 Abonnenten und sucht die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zu fördern. 6) Fuwayud-un-Nasirin oder „Wohlthaten für die Betrachtenden“, wird von Ram Chunder, Professor der europäischen Wissenschaft am Kollegium von Delhi, redigirt und soll eine wirklich gediegene Zeitschrift sein, die den Geist des Fortschritts und der Aufklärung athmet. Sie erscheint alle 14 Tage und zählt 62 Abonnenten. 7) Duquik-ul-Akhbar oder „verborgene Neuigkeiten“. Ist den Interessen der Hindu's gewidmet und wird von 18 bis 20 Abonnenten gehalten.

Zu Jahore hat die Gunst des jungen Holkar und der Schutz des britischen Residenten die Malwa Akhbar ins Leben gerufen. Die eine Hälfte dieses Blattes ist in Urdu, die andere in Hindi geschrieben. Es hat 80 Abonnenten und 10 Exemplare werden gratis vertheilt. Der Inhalt besteht hauptsächlich aus Lokal-Notizen.

In Lahore wurden zwei Journale herausgegeben: 1) Kob-i-Nur oder „Berg des Lichts“, in vortrefflichem Urdu, 205 Abonnenten, Preis 3 Schillinge monatlich. Erscheint zweimal wöchentlich und enthält Neuigkeiten, offizielle Anordnungen ꝛc. 2) Darya-i-Nur oder „Meer des Lichts“, in Urdu; 25 Abonnenten, Preis 3 Schillinge monatlich. Ist seit 1852 eingegangen.

Das Nur-ala-Nur oder „Licht auf Licht“, in Ludiana, und Bagh-i-Nur oder „Garten des Lichts“, in Umritsar, obwohl vielversprechende Blätter, mußten beide nach einer kurzen Laufbahn von nur wenigen Monaten sich von dem journalistischen Kampfplatz zurückziehen. Dasselbe Schicksal ereilte noch früher die Simlah Akhbar, obwohl sie von dem Superintendenten der Hügelstaaten unterstützt wurde.

Die Presse von Meerut wurde durch zwei Journale vertreten. Der Miftah-ul-Akhbar oder „Schlüssel der Neuigkeiten“ hatte eine Circulation von 24 Exemplaren, zeichnete sich aber in keiner Beziehung aus, während die Daham-i-Dahaban Numa oder „weltbeschreibende Schale“ 43 Abonnenten hatte und ihre Leser durch eine Reproduction der persischen Uebersetzung des „Mahábhárata“ im Urdu-Dialekt anzog.

Mit Ausnahme eines sturrilen Blattes, das in Multan herauskam, aber später wegen Verhaftung des Redacteurs in Folge eines Pasquills auf einen eingeborenen Beamten eingehen mußte, waren dies die einzigen periodischen Schriften in den Landessprachen, die im Jahre 1852 unter einer Bevölkerung von mehr als 34 Millionen Menschen im Umlauf waren. Selbst diese wenigen hatten ein sehr prekäres Dasein, und es gab vielleicht nicht eine von ihnen, die auf eine Netto-Einnahme von 100 Pfund Sterling jährlich rechnen konnte. Indessen ist der Anfang gemacht worden; die Zeitungen sind nicht mehr unbekannte Größen und ihre Lektüre kömmt bei den gebildeten Klassen immer mehr in Aufnahme. Ehe jedoch die einheimische Presse einen wahrhaft nützlichen Einfluß auf das Volk ausüben und beitragen kann, es zur Selbstregierung reifzumachen, muß sie weit mehr Kraft, Originalität und positive Kenntnisse besitzen, als sie bis jetzt entwickelt hat.

(D. N.)

Mannigfaltiges.

— Der „große Westen“. Unter dem Namen des großen Westens, Great West, versteht man in Amerika die jenseits der Alleghanykette gelegenen Staaten und Gebiete Ohio, Indiana, Illinois, Missuri, Michigan, Wisconsin, Iowa, Minnesota, Nebraska und Kansas, während die Benennung des Far West, mit der man früher diese Regionen zu belegen pflegte, immer weiter gen Sonnenuntergang zurückweicht und sich jetzt schon an den Gestaden des Stillen Meeres verliert. Noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts war, mit Ausnahme eines Theils von Ohio und wenige Punkte am Mississippi und Illinois, die ganze Ländermasse, die nun den oben genannten zehn Staaten eingenommen wird, eine spurlose Wildniß, in der einige zerstreute Indianerstämme sich von der Jagd und dem Fischfang nährten, und ihr rascher Aufschwung und jetziger Flor ist ohne Beispiel in den Annalen der Colonisation. Eine interessante Uebersicht dieses weiten Territoriums giebt das neulich erschienene Werk des Amerikaners Ferris*), in welchem sich höchstwichtige Notizen über die ersten Ansiedelungen, über die Lebensweise der Einwanderer und die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten, die Erforschung des Mississippi-Thales und den Entwicklungsgang der einzelnen Staaten, von der Gründung von Marietta, Cincinnati, Knoxville und St. Louis bis zu den neuesten Ereignissen in Kansas finden. Die Beschreibung der Tage, wo einsame Reiter der Sonne nach über endlose Prairieen und durch schweigende Urwälder zogen und unternehmende „movers“ mit Frau und Kind in selbstgezimmerten Wagen nach dem gelobten Lande pilgerten, dessen Besitz ihnen von Indianern, Wölfen und „painters“ (Panthern) streitig gemacht wurde, ist höchst pittoresk und erinnert an die Cooper'schen Romane. Die Eroberung dieser unermeßlichen Regionen für die Kultur wurde übrigens, wie der Verfasser zeigt, durch die Leichtigkeit der Wasser-Communicationen nicht wenig befördert, indem ein Boot von dem arktischen Meere bis zum Golf von Mexiko schiffen könnte und nur an einer einzigen Stelle drei englische Meilen weit über Land geschafft werden müßte. Der Holzreichthum des Westens geht aus der Thatsache hervor, daß aus den Tannenwäldern von Wisconsin allein 190 Millionen Quadratfuß jährlich zu Bau- und Brennholz zerfägt werden. Dicht neben dem humusreichen Kansas, das sich über einen Flächenraum von 115,000 englischen Quadratmeilen erstreckt, liegt ein steiniger Distrikt, der aber dem Botaniker eine herrliche Ausbeute an noch unbekannten Moosen und Pflanzen darbietet. Weiter nach Westen zieht sich die amerikanische Wüste an, ein ungeheurer Landstrich, ohne Ströme und fast ohne Bäche. Von der Wüste durch einen unermeßlichen Berggürtel von Mergel und Kalkstein getrennt, verbirgt sich eine romantische Gegend voll anmuthiger Thäler und grüner Hügel, wohin nur wenige Reisende vorgedrungen sind und hinter welcher sich die steilen Höhen der Felsengebirge erheben.

— Shakespeare's Geburthaus. Die Bevollmächtigten zur Verwaltung des Kapitals von 2500 Pfund Sterling, welches neuerdings John Shakespeare für die Erhaltung jenes Hauses zu Stratford am Avon ausgesetzt hatte, unter dessen Dache der Stolz seiner Familie, der Weltruhm englischer Dichtkunst, geboren wurde, haben ihren Zweck mit großem Erfolge erreicht. Kürzlich erstanden sie die beiden Nachbar-Besitzungen in Henley-Street zu Stratford, Banks'ß und Warden's Besitzungen zur Rechten und Linken jenes Hauses für zusammen 1450 Pfund Sterling. Die Bevollmächtigten werden gegen Ende des nächsten März in den Besitz beider Grundstücke nebst den darauf stehenden, zur Niederreißung verurtheilten Häusern gelangen und hoffentlich dann keine Zeit verlieren, das Werk der gänzlichen Absonderung des Shakespeare-Hauses zu vollenden, damit vor allen Dingen jede Gefahr der Zerstörung durch Feuer abgewendet werde. Während des Frühjahrs und Sommers werden sie dann den Rest bei in ihren Händen befindlichen Geldes dazu benutzen, das Dichters Geburtshaus durch jede anzuführbare Vorkehrung so dauerhaft als möglich zu machen, wenn auch freilich keine menschliche Kunst im Stande ist, dem Gebäude die ewige Dauer der Shakespeareschen Dichtungen zu verleihen. (Nat.-Z.**)

*) The States and Territories of the Great West. By Jacob Ferris. London & New-York.

**) Der Mitarbeiter der „National-Zeitung“, der unser „Mannigfaltiges“ so seinen „Kleinen Mittheilungen“ ausschreibt (vgl. Nr. 525 der „National-Zeitung“: „Die schwarzen Israeliten Horace Berner's“ und „Sammensaal nachgelassener Werke“), wird ersucht, künftig seine Quelle anzugeben, da wir sonst die Bestimmungen des Nachdrucks-Gesetzes gegen ihn geltend machen werden.

D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Verleger Neumann, Mauerstraße, Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 137. Berlin, Donnerstag den 13. November 1856.

China.

Die Chinesen das am gründlichsten mißverstandene Volk.*)

Der höchst merkwürdige politische Bau einer centralisirten, schon lange Jahrhunderte auf öffentliche Prüfungen gegründeten Autokratie, ein System ohne gleichen in der Weltgeschichte, hat in China Wirkungen gehabt, die auf unserer Erde nirgend mehr ihres gleichen aufweisen. Dieses System hat die Chinesen bewogen (nicht gezwungen), sich dem Studium gewisser Bücher zu widmen, deren Inhalt, weil er ebensowohl das häusliche und gesellschaftliche, als das politische Leben unmittelbar angeht, dieses Volk als eine Nation, von gleicher Sprache und gleichen sozialen Sitten, vor Allem aber von gemeinsamem Glauben an des Menschen höchste, naheliegendste und theuerste Interessen zusammenhält. Während eines mehr als zwölfjährigen Aufenthalts unter ihnen, in welcher Zeit ich Leute aus jeder Provinz und von fast jedem Lebensberufe sah, sprach und beobachtete, wurde diese Thatsache, so großartig in ihrer Dauer und so riesig in ihrer Ausdehnung, für mich ein Anlaß immer wachsender Bewunderung. Ich glaube, China mit Recht das am gründlichsten mißverstandene Land in der Welt nennen zu dürfen. Man hat gesagt — d. h. Einer hat immer dem Anderen nachgeplappert — die chinesische Nation sei darum sich gleichgeblieben, weil physische Schranken, wie Berge und Ströme, sie von anderen Nationen getrennt halten, während die Völker Europa's verschieden geblieben, weil ähnliche Schranken sie von einander trennten. Wohlan denn — das eigentliche China, ein Europa an Ausdehnung, wird von Strömen durchschnitten, gegen die der Rhein ein unbedeutendes Flüßchen ist, und von Gebirgsketten durchkreuzt, die mit Alpen und Pyrenäen wetteifern können. Wie kommt es nun, daß hier die Leute an entgegengesetzten Ufern solcher Ströme, und an entgegengesetzten Seiten solcher Höhenzüge gleiche Sprache, gleiche Sitten und Einrichtungen haben und unter derselben Regierung vereinigt sind, während die Berge und Flüsse Europa's Völker von ganz verschiedener Sprache, Sitte und Regierungsform abscheiden? Die Chinesen sind Eins, trotz der gewaltigen physischen Schranken — es ist der Geist, ihr materiellen Beobachter des Westens! ja der Geist und nichts Anderes, was dorten Homogeneität durch Ueberwindung der Materie erzeugte, keineswegs die Materie, welche durch Niederhalten des Geistes Homogeneität zu Wege brachte.

Die erwähnten Thatsachen kamen mir nirgends mächtiger zum Bewußtsein, als während meines kurzen Aufenthalte in Aegypten auf meiner Heimreise aus China. Es geschah, als ich, ein Sohnen meiner Jugend zu stillen, auf dem Gipfel der großen Pyramide niedergesessen war.

Mein Gefährte, ein Amerikaner, hatte einige Jahre als Sachwalter in Kalifornien gelebt und auf seiner Reise von dort nach Europa auch China berührt. Er wanderte durch die ganze Welt, fühlte sich aber besonders von Jerusalem, den heiligen Orten und — Paris angezogen. Er war ein prächtiger Bursche, aber entschiedener Knowevrything; und da er unseren Arabern unaufhörlich freisinnige Ideen mittheilte, so störte dies einigermaßen den Gang meiner Betrachtungen, obwohl auf der anderen Seite und gleichsam zur Schadloshaltung die Gegenwart eines so echten Vertreters der jungen Riesen-Republik die meinem Geiste sich bietenden Kontraste noch schärfer machte. Der Gang meiner Gedanken war ungefähr folgender: .

„Ja, hier bin ich endlich! In der Jugend, als ich noch nicht hoffen durfte, jemals die britischen Inseln zu verlassen, hatten zwei Völker immer ein großes Interesse für mich: die all-jungen Chinesen und die alt-todten Aegypter. Ich habe seitdem volle zehn der besten Jahre meines Lebens unter Ersteren zugebracht, ich spreche ihre merkwürdige Sprache, und erst neulich, zu Nanking, war es mein Schicksal, sogar in einem Paragraphen ihrer Geschichte eine lebendige Rolle zu spielen. Jetzt befinde ich mich auf dem berühmtesten Denkmal der alten Aegypter.

Die Chinesen nennen ihr Land das „Reich der Mitte", und wenn irgend ein Land mit Recht so heißen kann, ist es China. Da vor mir, jenseits Kahira, liegt ganz Asien mit den ältesten der Nationen; hinter mir, jenseit des Oceans, liegt Amerika und seine jungen Staaten; zu meiner Linken — Europa mit seiner hohen Civilisation; zu meiner Rechten, Afrika mit seinem tiefen Barbarenthum. Und diese alten Steinblöcke, auf denen ich sitze — auf wie verschiedene Völker im Alt-Thale da unten haben sie herabgeblickt! Zuerst blühten und verfielen ihre alten Erbauer. Dann kamen die Perser. Dann herrschten die Griechen hier und gründeten Alexandrien. Ihnen folgten die Römer, deren Spuren Alt-Kahira da unten noch aufweist. Aegypter, Griechen und Römer sind von der Erde verschwunden. An ihre Stelle traten hier die muhammedanischen Araber, anfänglich begeisterte Kämpfer zu Ehren des Einen wahren Gottes, jetzt bloße Bachschisch-Jäger, von denen unseren Führern hinauf die zu ihren Paschas.*) Auch sie werden vergehen, und wirklich schwinden sie als Nation vor unseren Augen hin.

Die Chinesen traten ungefähr gleichzeitig mit den ältesten der alten Aegypter in nationales Dasein, lange bevor dieser kolossale Wall aus Steinen aufgethürmt ward. Sie überlebten ihre alten Zeitgenossen. Sie überlebten Perser, Griechen, Römer; sie werden auch diese Araber überleben. Denn sie haben ebenso viel Jugend und Lebenskraft in sich, wie die jüngste der jungen Nationen, wie die Landsleute meines Freundes hier. Ihr Land ist gegenwärtig in einem Zustande der Rebellion. Wenn es ruhmgierigen, flachköpfigen Diplomaten nicht gelingen sollte, die Macht der „höheren Civilisation" des Westens oder sie zu bringen, wenn Europa die Chinesen nur sich selbst zu überlassen geruhen wollte: so werden sie mit der Zeit Ordnung aus Anarchie entwickeln und eine Regierung begründen, die so stark ist, wie nur irgend eine ihrer früheren gewesen.

Außerhalb der Gränzen ihres eigenen Landes sind die Chinesen tüchtige Mitbewerber jedes Volkes unserer Erde. Theils durch physische Gewalt, aber mehr noch durch die Macht höherer, sittlicher Civilisation und industrieller Energie, verdrängen sie den wilden Malaien allmählich aus dem indischen Archipelagus. Es giebt eine barbarische Race, welche ebenfalls die Fähigkeit beständiger Existenz zu besitzen scheint und vor der Civilisation nicht verschwindet — ich meine die Neger. Mit dieser Race konkurrirten jetzt die Chinesen auf den Zuckerpflanzungen West-Indiens. Sie setzen sich zu Tausenden in Bewegung, um auf Australiens Ebenen mit den Angelsachsen Europa's zu konkurriren. Und — was das seltsamste aller Schauspiele — die jungen Angelsachsen Amerika's, die strebsamste der Nationen, sind gegenwärtig erschreckt über und eifersüchtig auf den Unternehmungsgeist und die industrielle Energie der alten, abgenutzten „statarischen" Chinesen und wollen den Tausenden chinesischer Einwanderer mittelst eines unfreisinnigen Gesetzes das Betreten der Gold-Regionen Kaliforniens wehren!

Wie beschränkt ist doch der Gesichtskreis abendländischer Beobachter in gewisser Beziehung! Selbst Bunsen macht in seinem Werke über Aegypten verächtliche Bemerkungen über die alten Chinesen, in Vergleichung mit den alten Aegyptern. Und doch hatten die Ersteren, mit den Letzteren verglichen, etwas von der Ueberlegenheit des Geistes über den rohen Stoff. Beide Völker wirkten für ihre Erhaltung und Verewigung. Die alten Aegypter versuchten dies, indem sie todten Stoff bearbeiteten: sie balsamirten ihre Körper ein und verschwendeten ungeheure Arbeit an die Aufthürmung von Steinmassen, welche der wahren Civilisation keine Art Vorschub thaten; dennoch

*) Aus Th. T. Meadows' großem Werke: „Die Chinesen und ihre Rebellionen (The Chinese and their Rebellions), im Zusammenhang mit ihren nationalen Philosophie, Ethik, Gesetzgebung und Verwaltung, nebst einem Versuche über Civilisation und den heutigen Stand derselben in Osten und Westen". (London, 1856.)

*) Bachschisch, ein der persischen Sprache angehörendes Wort, das Geschenk bedeutet, ist im ganzen heutigen Vorder-Asien und in Aegypten dazu ein gelaufiger Ausdruck für Trinkgeld und jede Art von Bestechung in Geld.

Digitized by Google

betrachtet der Abendländer ihre Leistungen mit Ehrfurcht. Die alten Weisen China's, Yao, Schün, Kung u. s. w., bei deren bloßer Nennung der Europäer das Gesicht verzerrt — diese alten Bildner ihrer Nation besteten ihr Auge auf gewisse unvertilgbare Prinzipien des moralischen Menschen, und in Uebereinstimmung damit arbeitend, errichteten sie das riesenhafteste Denkmal, das die Welt jemals gesehen. Auf solcher Basis erwachse eine Nation, die gegenwärtig 360 Millionen meist verständiger, betriebsamer und energischer Menschen zählt."

Frankreich.

Die Liebe in der Ehe, eine historische Studie, von Guizot.

(Fortsetzung.)

Am 20. Juli empfing Lord Russell das Abendmahl aus den Händen Tillotson's. Nach dem Essen überlas und unterzeichnete er den Aufsatz, den er dem Sheriff auf dem Blutgerüste einhändigen wollte, als sein schriftliches Lebewohl an das Leben und an sein Vaterland, und gab seiner Gemahlin Anweisung, daß der Aufsatz nach seinem Tode gedruckt und verbreitet würde. Lady Russell besuchte ihn und brachte die Kinder mit, die er eine Weile bei sich behielt. Er besprach sich mit ihr über deren Erziehung und Zukunft, umarmte und segnete sie dann und entließ sie, ohne daß seine Heiterkeit getrübt schien. „Bleibe bei mir", bat er seine Gemahlin, „wir wollen zusammen unser letztes Mahl auf Erden halten." Während und nach dem Abendbrod sprach er besonders von ihren beiden Töchtern; ferner von den großen Beispielen jener Männer, die mit Ruhe und Geistesfreiheit in den Tod gegangen. Gegen zehn Uhr erhob er sich, faßte sie bei der Hand, küßte sie zu wiederholten Malen, und sie schieden ohne Worte, zitternd, die Augen voll Thränen, die aber nicht fielen. „Jetzt ist die Bitterkeit des Todes gewichen", sagte Lord Russell zu Burnet. „Welch ein Segen war sie für mich! Wie elend wäre ich, bei all ihrer Zärtlichkeit, gewesen, wenn sie damit nicht so viel Seelengröße vereint hätte, daß sie niemals eine Niedrigkeit von mir verlangte,*) um mein Leben zu retten! Welch eine Woche würde ich verlebt haben, wenn sie mich vorwährend mit ihren Thränen und Bitten gequält hätte, ein Angeber, ein Lord Howard zu werden! ... Gott hat mir in dieser Frau eine überschwängliche Gnade erwiesen: Geburt, Reichthum, Geist, Religion, Liebe zu mir — Alles war in ihr vereint. Und alles das krönte ihr Benehmen in diesen Tagen der Trübsal. Es ist ein großer Trost für mich, meine Kinder in den Händen einer solchen Mutter zurücklassen; sie hat mir versprochen, für sie zu sorgen, und sie wird Wort halten". . . . . .

Am 21. Juli 1683 war Lady Russell Witwe und allein in ihrer Wohnung zu Southampton-House mit ihren beiden Töchtern von neun und sieben, und einem Sohn von drei Jahren.

Was sie nach diesem Schlage empfunden, mögen einige Briefe bezeugen. Kurz nach dem verhängnißvollen Tage schrieb sie an ihren vertrauten Freund, Dr. Fitzwilliam, der einen Brief voll frommer Tröstungen und Mustergebete an sie gerichtet hatte:

„Ich brauche Ihnen, mein guter Doktor, nicht zu sagen, wie sehr ich noch für eine solche religiöse Uebung unempfänglich bin. Noch ist es mir nicht möglich, die Frucht davon zu ärndten. Mein Geist ist zerrüttet, und meine wüsten Gedanken liefern mir nur Worte, meine Verzweiflung auszudrücken. Sie, mein Freund, werden Gedult mit meiner Schwäche, Mitleid mit meinem Schmerze haben; wie Sie es schon durch Ihren lieben Brief und Ihr herrliches Gebet bewiesen. . . . Sie haben uns Beide gekannt; Sie wissen, wie wir gelebt haben; Sie müssen mir einräumen, daß ich wohl Ursache zum Weinen habe. Einen Freund verlieren, ist das Gemeinloos; allein mit einem solchen Freunde gelebt zu haben — wie wenig Frauen können sich eines solchen Glückes rühmen, haben einen solchen Verlust zu betrauern! Wer würde einem solchen Schlage nicht unterliegen!"

Und einige Tage später schreibt sie an denselben:

„Eine ganze Schaar schmerzvoller Gedanken fallen über mein schwaches, trostloses Herz her; habe ich einen überwunden, greift mich der andere an. Ist meine Betrübniß auf einen Augenblick gestillt, so steigen tausend Betrachtungen aus der Vergangenheit in mir auf. Vielleicht ist irgend eine wichtige That unterlassen worden! Wenn wir dringlicher darauf bestanden hätten, vielleicht wäre er außer Landes gegangen; wenn man diesen oder jenen Irrthum im Verlaufe des Prozesses berichtigt, diesen oder jenen Schritt gethan hätte: wer weiß, er wäre freigesprochen worden und er wandelte noch unter den Lebenden auf Erden. Es ist freilich unrecht von mir, mich mit so eitelen Gedanken zu quälen; nichtsdestoweniger machen sie meinen Schmerz um so bitterer. . . . Mein Gott, lehre mich, diese herzzerreissenden Aussprüche deiner Vorsehung begreifen, damit ich sie unterliege! Ich weiß, daß ich deine Strafe verdient habe, und mein Mund schweigt; aber mein Herz, fürchte ich, giebt sich einer zu heftigen Klage und Verzweiflung hin, und Nichts vermag mich zu trösten, denn mir fehlt der theure Genosse, der meine Freuden und meine Schmerzen theilte. Ich vermisse ihn überall; ich rufe ihn bei Namen, um mit ihm zu sprechen, mit ihm zu lustwandeln, mit ihm zu essen, an seiner Seite zu ruhen. Alles das ist ohne ihn unerträglich. Der erscheinende Tag und die einbrechende Nacht sind mir gleich verhaßt. Sehe ich meine Kinder, so erinnern sie mich der Last, die er bei ihrem Anblick fühlte, und mein Herz sinkt in Ohnmacht.... Ach, wenn ich nur fest glauben könnte, ich würde nicht so tief gebeugt sein! Wie gern wollte ich die große Welt verlassen, diese Welt, die mir alle Last und mich ermüdet, in der ich nichts mehr zu suchen habe; ich lebe ja nur noch, um meine Seele zu läutern von der Sünde, mein Unglück gedultig zu tragen, und durch den Glauben und die Gewissensruhe mein ewiges Heil zu sichern."

Bald kam ihr in ihrer traurigen Einsamkeit ein Gerücht zu Ohren, daß der Hof, beunruhigt über die Wirkung, welche die von Lord Russell dem Sheriff auf dem Schaffot übergebene Schrift durch ihre Veröffentlichung in dem Lande hervorrufen könnte, ihre Authentizität in Abrede stelle. Dies nahm sie für einen ehrenkränkenden Angriff auf das Gedächtniß ihres Gemahls und schrieb sofort an den König:

„Mit Verlaub Ew. Majestät! Ich erfahre, daß die Freunde meines Mannes, durch sein Blut noch nicht gestillt, fortfahren, in bei Ew. Majestät zu verleumden. Zur Vermehrung meines ohnehin großen Schmerzes höre ich, daß man Ew. Majestät vorgereder hat, die Schrift, die er in der Todesstunde dem Sheriff übergeben habe, sei nicht wirklich von ihm. Ich kann es verschwören und betheuern, da ich, während seiner Gefangenschaft, die Hauptgedanken, die diese Schrift enthält, und in denselben Ausdrücken, aus seinem Munde gehört habe. Unterthänigst beschwöre ich Ew. Majestät, haben Sie die Gnade, glauben, daß der Mann, der in dem Verlauf seines Lebens stets solcher Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit gehandelt hat, im Stande nicht die Fälschung begangen haben konnte, fremde Gedanken für seine Eigenthum auszugeben. Ich hoffe, damit nichts zu sagen, was Ew. Majestät mißfallen könnte; sollte es aber dennoch geschehen, so schwöre ich Sie, zu bedenken, daß die Worte von einer schmerzgebeugten Frau kommen. Sie werden, hoffe ich, der Tochter des Mannes verzeihen, der Ihrem Vater in der größten Noth und Ihnen selbst in den höchsten Staatsämtern gedient hat. Ich aber, im der Bewußtsein, die jetzt nichts gethan zu haben, was Sie beleidigt, werde stets für das lange Leben und die glückliche Regierung Ew. Majestät beten."

Die verzweifelnde Witwe, das leidenschaftlich liebende Weib eines Verschworenen, der vor kurzem auf dem Schaffot geblutet, war der das Recht des Widerstandes und die Freiheiten seines Landes verfochten — sie bewahrt und verleugnet keinen Augenblick jene tiefe Ehrfurcht vor dem Königthum, jene Sorgfalt für das Schicklichjenes zarte und doch so demüthige Selbstgefühl in einer im Grund so stolzen Sprache.

Der Arzt hatte ihr gerathen, aus Rücksicht auf die Gesundheit ihres Knaben, ihre Einsamkeit gegen den Aufenthalt in London zu tauschen. Einige Wochen später (im Dezember 1684) schrieb sie an Fitzwilliam:

„Sie werden finden, daß ich zu lange mit der Ueberfiedelung gezaudert habe. Bedenken Sie, daß der Ort, wohin ich mich begeben soll, der Schauplatz meines ewigen Unglücks war; der Ort, wo ich unsonst gestrebt, ein Leben zu retten, für das ich so gern das meine hingegeben hätte. Doktor, es war ein unermeßlicher Schatz, den ich dort verloren; in seinem Besitz hatte ich den Gipfelpunkt des irdischen Glücks erreicht. Ich sollte bedenken, ich weiß wohl, daß ich ein besseren Freund habe, einen Freund, der mir nicht entrissen werden kann: die geistigen Freuden werden in mir mit den irdischen Schmerzen ringen und einer Seele, die von des Lebens Stürmen umhergeworfen und zerschlagen worden, Ruhe geben. Allein ich habe es erfahren nur auf seltene und kurze Augenblicke erlange ich jene wünschenswerthe Stimmung, und ich fürchte, sie kommen noch seltener, wenn ich der Stadt und in dem Hause der Trauer wohne, wo mich die Schrecken Erinnerungen anfallen. Indeß, da ich schon so viele Monate Bürde meines wirklichen Wehes trage, so hoffe ich, mit Gottes Beistand, nicht dem Schatten desselben zu erliegen."

Gott kam ihr zu Hülfe, und verlieh ihr die Kraft, das schwere Leben zu tragen; denn daß sie aus ihm, und nicht aus der stolzen

*) Die Theologen Burnet und Tillotson, Freunde Russell's, hatten als letztes Rettungsmittel vorgeschlagen, er sollte dem Könige schriftlich erklären, daß er den Grundsatz der anglikanischen Kirche, die jeden gewaltsamen Widerstand gegen die königliche Gewalt unter allen Umständen als ungesetzlich brandmarkt, anerkenne. „Davon kann ich mich nicht überzeugen", sagte Russell zu Tillotson. „Ich war immer der Meinung, daß eine freie Nation, wie die unsere, im Rechte sei, ihre Freiheiten und ihre Religion zu vertheidigen, wenn man sie angreift. Wenn ich darin gefehlt habe, so hoffe ich, Gott wird mir das nicht als Verbrechen anrechnen; denn es ist nur ein Irrthum des Verstandes." Und als Burnet weiter in ihn drang, brach er die Unterhaltung kurz ab mit den Worten: „Ich kann nicht lügen; das würde ich aber, wenn ich so weit ginge". — Und Lady Russell, mit der er den Fall besprach? Weit entfernt, ihn zu einer Schwäche zu bewegen, bestärkte sie ihn vielmehr mit heldenvollem Herzen in dem Entschlusse, nicht von seinen Grundsätzen zu weichen.

Abstumpfung gegen den Schmerz jene Kraft schöpfte, davon zeugt die Stelle in einem Antwortschreiben an den Freund ihres Mannes, Lord Halifax, der sie mit einigen jener frostigen Tröstungen bedacht haben mochte, womit sich solche Seelen leicht abfinden lassen, die keines Trostes bedürfen:

„Mylord, ich betrachte den als einen armen Zungendrescher, der uns zumuthet, wir sollen Alles, was uns begegnet, mit Gleichgültigkeit aufnehmen. „„Warum wollen wir uns beklagen, daß uns etwas genommen worden, was, wie wir wohl wußten, man uns nur geliehen und für eine bestimmte Zeit geliehen hat!““ und wie sonst die weisen Sprüche lauten. Das sind philosophische Rezepte, zu deren Heilkraft ich ebenso viel Vertrauen habe, wie zu Allem, was nicht natürlich ist. Es ist keine Aufrichtigkeit darin. Ich wage zu behaupten, daß sie heucheln, und daß sie wohl empfinden, was sie nicht gestehen wollen. Ich weiß, daß ich mit dem Allmächtigen nicht rechten darf; allein, wenn die Wonne meines Lebens dahinschwindet, da muß ich wohl ihren Verlust schmerzlich fühlen und ihn beweinen. Mylord, in der christlichen Religion allein liegt die Kraft, die von einem großen Unglück gebeugte Seele zu trösten. Um diese zufrieden zu stellen, bedarf es nicht weniger, als die Hoffnung, glücklich zu werden; dieser verbanke ich mehr, tausendmal mehr, als mir die Welt mit all ihren Herrlichkeiten gewähren könnte."

Nach der Genesung ihres vierjährigen Knaben von einer schweren Krankheit schrieb sie an Fitzwilliam: „Gott hat sich meiner erbarmt und den Schlag abgewendet, der mich bedrohte. Mein Kind lebt! Es war sehr krank, und Gott zeigte mir, wie thöricht meine Einbildungen waren, da ich wähnte, es sei mir Nichts geblieben, dessen Verlust mich tief betrüben oder dessen Besitz meinem Seelenheil eine merkliche Linderung schaffen könnte. Das Falsche des ersten Gedankens habe ich empfunden; denn ich kann mich von diesem kleinen Wesen nicht eine Minute trennen. Möchte es mir doch mit dem zweiten Gedanken ebenso gehen! Möchte ich in der Gegenwart dieser Kinder einige Erfrischung für meine arme, ermattete Seele finden! Möchten mir doch mindestens meine Bestrebungen, der Aufgabe, die ihr zärtlicher und vielgeliebter Vater so gut gelöst haben würde, gewachsen zu sein, einige Befriedigung gewähren! Habe ich dann gegen meinen besten Freund und gegen sie die Pflicht, die er mir auferlegt, erfüllt — wie glücklich würde ich sein, neben dem theuren Staube zu ruhen, den ich neulich besuchte! Ich meine den Sarg, der diesen einschließt. Es ist eine Beruhigung für mich, daß Sie mich nicht getadelt haben, wie es Einige gethan, die es erfuhren, obgleich ich es nur Ihnen vertraut hatte. Doktor, ich triebe es wohl überlegt; ich ging nicht dahin, den Lebendigen unter den Todten zu suchen; ich wußte wohl, daß, wohin ich auch ginge, ich ihn an der einen Stelle nicht mehr sehen würde, als an der anderen. Ich hatte mir vorgelegt, mich keiner eiteln und unverständigen Leidenschaftlichkeit hinzugeben, sondern da, wo der edelste Theil seines Wesens sich aufgeschwungen hat, meine Blicke nach dem fernen Orte zu erheben, wohin keine Erdengewalt dringt und keinen glücklichen Verein trennt. Dort wünschte ich zu sein. Allein wir selbst bestimmen nicht unsere Stunde. Ich hoffe, sie ohne große Ungeduld zu erwarten."

Und in der That, mit dem Verlauf der Jahre behandelte sie sich in ihrem Schmerz, wie man sich mit einem Uebel einrichtet, das unheilbar ist und mit dem man leben lernt. Trotz der Leere in ihrem Herzen, war ihr Leben durch Thätigkeit ausgefüllt, und sie beschäftigte sich, ohne sich zu zerstreuen. Die Erziehung und die Angelegenheiten ihrer Kinder, die Verwaltung ihres Hauses, die Interessen um die Wohlfahrt ihres Nächsten — das waren die Gegenstände ihrer unausgesetzten Sorge. Mit dankbarer Zuneigung hing sie an ihrem Schwiegervater, dem Grafen von Bedford; und als ihm die Frau starb, gab sie ihre Reise-Entwürfe auf, um in seiner Nähe zu bleiben. „In dem Augenblick, wo ihn ein neuer Kummer heimsucht, will ich den trefflichen Mann nicht verlassen, der mir stets ein zärtlicher Freund war." Bei den wichtigsten Familien-Angelegenheiten wandte man sich an sie; so unter Anderem, als eine Heirat zwischen ihrem Schwager, Edward Russell, mit einer Tochter des Lord Gainsborough, des Schwiegervaters ihrer Schwester Elisabeth, projektirt wurde. „Ich habe stets gethan, was man von mir verlangte", sagt sie bei einer solchen Gelegenheit, „hätte aber gewünscht, die Wahl, den Unterhändler zu machen, wäre auf jemand Anderes gefallen. Ich habe mit der Welt nichts mehr zu thun und ich bin sehr wenig geeignet, irgendwelche ihrer Angelegenheiten zu behandeln; allein, ich fühle mich verpflichtet, zu thun, was ich kann, und werde ich zu eines Tages denselben Dienst meinen Kindern zu leisten haben. Ich darf weder, noch will ich mich dieser Pflicht gegen das Andenken meines vielgeliebten Mannes entschlagen; denn ihm und den Seinigen gehören die traurigen Reste meines Lebens."

Früher, als sie es gedacht, kam der Tag dieser großen, mütterlichen Angelegenheit. Lord Cavendish, Graf von Devonshire, der vertrauteste und treueste Freund Lord Russell's — er hatte in diesen, freilich vergebens, gedrungen, die Kleider mit ihm zu wechseln und aus dem Tower zu fliehen, während er an dessen Statt als Gefangener bleiben wollte — ward um ihre Tochter Rachel, die erst vierzehn Jahre zählte, für seinen sechzehnjährigen Sohn. Lady Russell nahm die glänzende Werbung mit unverstellter Freude auf. „Es ist ein Lichtstrahl in mein düsteres Leben, den ich nicht erwartete", schreibt sie an Fitzwilliam. „Ich wiederhole mir oft die Verheißung der heiligen Schrift, daß die Kinder der Gerechten werden gesegnet sein; ich habe das Vertrauen, daß ihr Vater diesen Namen verdiente. Versagt mein schwaches Herz nicht, so arbeite ich daran, ebenfalls diesen Namen zu verdienen, und ich bringe dafür Gott meinen Dank in Demuth." Nach manchen Besprechungen und Verhandlungen über den Ausstteuerpunkt, der bei dem gutherzigen, aber etwas eigenen Charakter des Lord Cavendish seine Schwierigkeiten hatte, fanden diese endlich ihre Erledigung, und am 21. Juni 1688 wurde die Vermählung gefeiert.

(Schluß folgt.)

Ein Beispiel tragischer Wirkung des Aberglaubens.

Ueber den vor einem Jahre unter sehr geheimnißvollen Umständen in Paris erfolgten Tod einer vornehmen jungen Dame giebt das Court-Journal, auf Grund einer vor kurzem erschienenen Flugschrift, die als durchaus glaubwürdig bezeichnet wird, die folgenden psychologisch interessanten Aufschlüsse:

Es ist ein Jahr, daß die junge Fürstin Eleonore von S., in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, eine von ihrem Gemahl angebetete und von ihrer Familie zärtlich geliebte junge Frau, plötzlich im Hotel des Fürsten von S. zu Paris starb. Sie wurde mit großem Pomp auf dem Père la Chaise begraben, und ihr untröstlicher Gemahl hat ihr hier vor kurzem ein prächtiges Denkmal errichten lassen. Trotz der hervorragenden Stellung, welche die junge Fürstin im Gesellschaftsleben einnahm, trotzdem, daß sie um ihres Reichthums und ihrer Schönheit willen der Gegenstand allgemeiner Beachtung war, blieben die geheimnißvollen Gerüchte, die über die näheren Umstände ihres Todes ins Publikum kamen, unaufgeklärt. Der von ihrer Schwiegermutter gleich nach ihrem Tode plötzlich gefaßte Entschluß, sich in ein Kloster zurückzuziehen, gab den in Bezug auf dieses Ereigniß verbreiteten Gerüchten neue Nahrung; die uns vorliegende Flugschrift (unter Zustimmung einer der höchstgestellten Persönlichkeiten der Oeffentlichkeit übergeben von einer Dame, welche im Begriff ist, den Schleier zu nehmen und welche vor dem Stande, dem sie sich weiht, eine eben so große Ehrfurcht wie vor dem Sterbebett ihrer Schwiegertochter an den Tag legt) giebt uns Aufschlüsse, die uns mit Staunen und Entsetzen erfüllen. Es wird das ganze Leben der jungen Fürstin dargestellt.

Ein Kind von ungeheurer Einbildungskraft und Willensstärke, in früher Jugend als eine Waise mit unermeßlichem Vermögen und von seltener Schönheit hinterlassen, plötzlich in das alte Schloß ihres Vormundes im Harzgebirge sich versetzt findend, kam sie nicht dazu, des Lebens froh zu werden. Ihr Geist entwickelte sich in einer solchen Wildheit und Unbändigkeit, daß es, nach wiederholten fruchtlosen Bemühungen, sie zu Hause zu erziehen, rathsam erschien, sie in einem Kloster in Zucht und Ordnung zu bringen. Ihr Vormund war damals beauftragt, als Gesandter des W..schen Hofes nach Paris zu gehen; es wurde dies als die beste Gelegenheit angesehen, das Kind unter die Aufsicht des Priors des Klosters zum heiligen Herzen, in der Barenne-Straße, zu geben, wo sie besser als anderswo an Gehorsam gewöhnt werden konnte. Aber leider schlug dieses erste Experiment ganz und gar fehl. Drei Mal versuchte sie, zu entfliehen; eingesperrt, zeigte sie eine entschiedene Neigung, die Stube, in der sie eingeschlossen gehalten wurde, in Brand zu setzen. Die Vorsteherin der Pensions-Anstalt, den Einfluß eines solchen Beispiels auf die übrigen Pflegebefohlenen fürchtend und müde der Versuche, diesen wilden, leidenschaftlichen Geist zu zähmen, schickte mit Widerstreben das junge Mädchen in das Haus des Vormundes zurück. Dieser war nun in der größten Verlegenheit. Sie in seinem Hause zu behalten, war nicht möglich, da Fürst Leo von S., sein einziger Sohn, ein junger Mensch, kaum älter als die widerspenstige Leonore, im Hause erzogen wurde; das Paar in dem Alter, in welchem es sich befand, neben einander zu lassen, wäre als ein Verstoß gegen den guten Anstand angesehen worden.

In einem Familienrathe wurde beschlossen, die Verwahrloste, die kein Kind mehr war, sondern eine schöne, hochwüchsige Jungfrau von fünfzehn Jahren, zur Vollendung ihrer Erziehung nach England zu schicken. Man gab sich der Hoffnung hin, daß das Gefühl des Alleinstehens in einem fremden Lande und die Einsicht, daß ihre Lage in der neuen Umgebung von ihrem guten Benehmen abhänge, die gewünschte Wirkung haben würde. Die junge Dame wurde in Hammersmith untergebracht, und es schien eine Zeit lang die gewünschte Veränderung in ihrem Charakter einzutreten. Aber bald wurden die

Ausbrüche ihrer Leidenschaftlichkeit, denen sie sich überließ, und die Folgen derselben so beunruhigend, daß man ernstlich wegen ihrer Gesundheit besorgt sein mußte. Sie schrieb an ihren Vormund Brief auf Brief, ihn aufs dringendste bittend, sich ihrer zu erbarmen, und erklärend, daß das Klima von England sie unter die Erde bringen und die Hammersmithsche Zucht ihr das Herz brechen würde. Eine Zeit lang ließ der Vormund diese Klagen und Bitten auf sich beruhen; aber zuletzt ließ er sich durch einen Brief, der noch dringender und ergreifender war, als die früheren, milder stimmen und beschloß, seine Mündel von dem Orte wegzunehmen, „wo", wie sie in der Kraftsprache, deren sie sich zu bedienen pflegte, sich ausdrückte, „Seele und Leib zu Grunde gerichtet und dem ewigen Verderben überliefert würden". Der Fürst von S. traf an einem Sonntage Morgens in Hammersmith ein.

Er hatte seiner Mündel ihren letzten Brief nicht beantwortet; diese war also von seiner Absicht, sie abzuholen, nicht unterrichtet. Die Dame, welche beauftragt worden war, ihr zu melden, daß der Vormund angekommen sei, berichtete, daß sie das junge Mädchen auf den Knieen liegend und betend, mit einem Schrecken erregenden Ausdruck im Gesicht, in ihrem Zimmer gefunden und daß dieselbe auf die Nachricht, ihr Vormund sei angekommen, einen entsetzlichen Schrei ausgestoßen und wie eine Besessene die Treppe hinuntergestürzt sei. Der Vormund hatte Grund, mit ihrem Benehmen zufrieden zu sein; er brachte sie triumphirend nach Paris zurück — als einen Beweis von der guten Erziehungs-Methode der Damen von Hammersmith. Es war wirklich keine Spur mehr von dem unbändigen Geist an ihr zu bemerken. Sie war still und sügsam in Allem; nur in ihren Bitten, sie nie allein oder im Finstern zu lassen, war sie dringend. Sie, der die dahin die Religion ein Gegenstand des Gespöttes gewesen war, gab sich jetzt den übertriebensten Frömmigkeits-Uebungen hin, und fortwährend behauptete sie, daß es nunzß sei, Pläne in Bezug auf ihre Zukunft zu machen, da sie, bevor sie einundzwanzig Jahre alt würde, sterben müßte.

„Alles, was eine Mutter nur thun kann", sagt die Fürstin (die Frau des Vormundes), „habe ich gethan, um diesen Gedanken aus dem Geist unserer geliebten Eleonore zu entfernen; aber die Antworten, die sie gab, waren so entsetzlicher Art und erfüllten meine Seele mit solcher Angst, daß ich nicht mehr wagte, über diesen Gegenstand mit ihr zu sprechen. Selbst als sie die Braut meines Sohnes Leo wurde, bestand sie darauf, daß Vorkehrungen für diesen ihren baldigen Tod gemacht würden, mit dem ihr Geist fortwährend beschäftigt war. Erst als das junge Paar eine Zeit lang verheiratet war, brachte ich sie dahin, daß sie mir den Grund ihrer schrecklichen Ahnung vertraute. Man stelle sich mein Entsetzen vor, als sie mir ganz ruhig erzählte, daß sie sich dem Teufel verkauft hätte und daß sie von diesem geholt werden würde, bevor sie das einundzwanzigste Jahr erreicht hätte. Sie legte das Bekenntniß ab, daß sie in ihrer Verzweiflung darüber, verbannt zu sein, nachdem sie der erfolglosen Gebete, die sie unaufhörlich zum Himmel und zu den Heiligen um ihre Befreiung gerichtet, müde geworden, zuletzt an dem Sonntags-Morgen, an welchem der Vormund in Hammersmith angekommen wäre, sich mit ihren Gebeten an die Mächte der Finsternis gewendet hätte; die Meldung seiner Anwesenheit wäre der offenbare Beweis gewesen, daß die bösen Mächte ihre Gebete erhört."

Es scheint, daß, trotz allen Bemühungen, Vorstellungen und Belehrungen des Abbé Dupanloup, der Geist der Fürstin Eleonore von der fixen Idee besessen geblieben sei, und wie sehr man Alles anwandte, sie zu zerstreuen und von ihrer fixen Idee abzubringen, sie blieb ihrer Schwermuth verfallen und starb zwei Tage vor ihrem vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre — plötzlich, auf ihrem Sessel, vollständig geschmückt zu einem Ball im Hotel des Staats-Ministeriums. Die fire Idee hatte im Geheimen ihren Einfluß ausgeübt; Niemand hat den Kampf wahrgenommen, den sie in den letzten Monaten ihres entsetzlichen Lebens ausgestanden, mitten in Glanz und Pracht den fressenden Wurm im Herzen nährend, von welchem sie weder durch die hohe Stellung, die sie einnahm, noch durch die Huldigungen, von denen sie umgeben war, auch nur für einen Augenblick befreit werden konnte.

Mannigfaltiges.

— Archäologie der Hebräer, von Dr. Saalschütz. Von diesem Werke des gelehrten Rabbinerd und Predigers in Königsberg, der zugleich als Professor an der dortigen Universität Vorlesungen über Archäologie hält, ist kürzlich der zweite Band erschienen.*)

Se. Majestät der König von Preußen, der erhabene Kenner und hochreiche Beschützer der Wissenschaft, besonders auch in ihren Beziehungen zur Kunstgeschichte und Archäologie, haben die Widmung dieses zweiten Bandes angenommen und dadurch dem Verfasser eine wohlverdiente Aufmunterung zu Theil werden lassen. Wir behalten uns vor, in einer vollständigeren Anzeige auf dieses Werk zurückzukommen, und bemerken vorläufig, daß der erste Theil von den Lebensverhältnissen und häuslichen Einrichtungen der alten Hebräer, von ihren geistigen und ästhetischen Standpunkte, von ihrer Poesie, Musik, Architektur und Literatur, sowie endlich von ihrer Schreibekunst handelt; der zweite Theil umfaßt dagegen die Kenntnisse, welche die Hebräer (bis zu ihrer Zerstreuung) von den Wissenschaften (der Philosophie, Theologie und Ethik, Astronomie und Mathematik, Geschichte, Chronologie und Geographie) hatten. Dabei wird ein geschichtlicher Blick auf ihre politischen Verhältnisse und Institutionen, auf Rechtspflege und Polizei, auf Städtewesen, Familien- und gesellschaftliche Verhältnisse geworfen.

— Die Rachel und die Ristori. Julius Rodenberg erzählt in seinem Pariser Bilderbuche, auf das wir nächstens näher eingehen werden, die literarischen und theatralischen Kriege, welche die und durch diese beiden Bühnurheldinnen geführt wurden, schließlich den Sieg der Ristori verherrlichend.*) Die Einzelheiten dieses interessanten Kampfes möge man in dem Büchlein selbst nachlesen, wir wollen hier nur des Verfassers Urtheil über die beiden berühmten Frauen in aller Kürze mittheilen: „Signora Ristori ist der Rachel wohl an persönlicher Würdigkeit, keineswegs aber an künstlerischer Vollendung ebenbürtig; beide sind sich eigentlich nur in gewissen Aeußerlichkeiten ähnlich. Beide sind von Gesicht nicht weniger als schön, von Gestalt mager und knochig, haben beide ein wunderschönes, dunkles Auge.**) Wenn aber Signora Ristori mit ihrer großen, imposanten Figur wie eine Königin, ja, nicht selten wie eine Tyrannin dasteht, die mit ihrem gebietenden Wesen, mit ihrem Pathos niederzwingt, so enthüllt Madame Rachel dagegen in ihrer zarten Gestalt den ganzen Zauber, die ganze Macht der geistigen Persönlichkeit, sie zwingt nicht, da man sofort geneigt ist, sich ihr zu ergeben. Sie spielt und der tiefsten Innerlichkeit, während an dem Erfolge der Ristori die Effekthascherei einen bedenklichen Antheil hat, und wenn man zu entscheiden hat, so würde man den Rachel ohne Zaudern der Rachel reichen."***) — v. —

— Bibliographisches. Die hiesige Buchhandlung der Herren Asher & Comp. hat einen Katalog ihrer reichhaltigen Sammlung von Büchern in orientalischen oder vielmehr außer-europäischen Sprachen ausgegeben, der eine Anzeige in diesen Blättern verdient.†) Er enthält die Titel von 481 Werken in gegen sechzig verschiedenen Sprachen und Dialekten, worunter einunddreißig asiatische, vierzehn afrikanische, neun amerikanische und drei polynesische, mit Einschluß einiger Uebersetzungen aus denselben in europäische Sprachen, namentlich ins Englische. Um zahlreichsten ist hier die Linguistik Indiens vertreten. Allem das Sanskrit, unter welcher Rubrik nicht weniger als achtundneunzig Titel aufgeführt sind, die die besten Ausgaben der Meisterwerke altindischer Dichtkunst, des „Mahábhárata", des „Hitopadesa", der „Rig-Veda-Sanhitá", der „Sakuntala" ꝛc. in sich schließen, dann das Bengali, Hindi, Hindustani, Mahrattisch, Pandschabi, Sindhi, Tulugu und andere indische Mundarten. Auch die dem Arabischen, Hebräischen, Persischen gewidmeten Fächer haben viele wichtige oder seltene Schriften aufzuweisen. Für das Studium der orientalischen Sprachen und Literaturen bildet der Katalog überhaupt eine der schätzenswerthesten bibliographischen Hülfsmittel.

*) Archäologie der Hebräer. Für Freunde des Alterthums und zum Gebrauche der akademischen Vorlesungen. Von Dr. Joseph L. Saalschütz, Professor der Archäologie ꝛc. Erster Theil, 1855. Zweiter Theil, 1856. Königsberg, Gebr. Bornträger.

*) Während dies geschrieben wurde, hat Signora Ristori durch ihre zweite Gastspiel in Berlin neue Triumphe gefeiert. Die Rollen der „Maria Stuart der „Medea" und der „Francesca da Rimini" erhielten durch ihre Darstellung den deutschen Publikum gegenüber einen für dasselbe ebenso neuen, wie angiehenden Typus. Es ist das künstlerische, leidvolle Italien, das man in ihr erkennt und zugleich in ihr feiert.

**) Dies ist nicht ganz richtig in Bezug auf die italiänische Künstlerin, die mit einem feurigen Auge ein gesundes und kräftiges, nichts weniger als hageres und knochiges Aussehen verbindet.

***) Auch hierin müssen wir widersprechen. Die Rachel bleibt, trotz Meisterschaft, eine französische Künstlerin, erzogen in der Unnatur französischer Tradition, während die Ristori mit aller Macht und Lebendigkeit der gewaltigen Natur an uns herantritt. D. R.

†) Catalogue de livres en langues orientales en vente chez A. Asher & Co. Berlin.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr., und vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr., worüber das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Brn. A. Asher, Jägerstr. No. 53, und beim Buchhändler Hrn. Mayer, Mohrenstr. Nr. 51), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 138. Berlin, Sonnabend den 15. November 1856.

Nord-Amerika.

Hexen und Zauberer in Amerika. 1692.*)

Kein Glaube scheint ein so ausgebreiteted Gebiet zu beherrschen, als der Glaube an Hexen, Geister, Gespenster und Teufel. Unbegreiflich und unerklärbar entspringt er aus dem tiefen Bewußtsein des Uebersinnlichen und des Jenseits.

Seit dem Beginn der Geschichte suchte der Mensch beharrlich in das Geheimniß des Ungeschauten und in die Verborgenheit der Zukunft zu dringen: und stets war er die Beute der List und der Leichtgläubigkeit. Es gab Zeiten, wo eine Idee, gut oder bös, wahr oder falsch, epidemisch wurde und gleich einem Wirbelwind über die Erde streifte. Die Früchte einer fanatischen Idee waren stets Sodomsäpfel; denn wenn die Verrunft das Scepter niederlegt, nimmt der Wahnsinn das Regiment in die Hand. In den Jahren von 1644—1646 reiste Matthew Hopkins mit zwei Begleitern als Hexenfinder durch England von Stadt zu Stadt, um für geringen Lohn alle Hexen aufzusuchen. Bald waren die Gefängnisse mit alten Weibern angefüllt. Es waren kränkliche, widerwärtige Geschöpfe, die bei ihren Nachbarn den Verdacht erweckten, Hexenwesen zu treiben. Die Regierung sah sich genöthigt, ein Gericht niederzusetzen, worin der Geistliche Collmey, ein Freund Baxter's, einen Platz einnahm, um über die Unseligen abzuurtheln. In Chelmsford wurden fünfzehn, in Yarmouth sechzehn, in Suffolk sechzig und noch Manche an anderen Orten gehenkt. Endlich bekamen die Leute das Austrümpfen satt, mißhandelten Hopkins, jagten ihn davon, und er verlor sich in Dunkelheit.

1664 saß Matthew Hall zu Gericht über zwei des Verbrechens der Zauberei angeklagte alte Weiber. Er war einer der weisesten und gelehrtesten Männer in England und glaubte an Jesu Lehren. Er meinte, nach dem deutlichen Ausspruch der Bibel existiren Hexen, und die Jury habe nur zu entscheiden, ob diese zwei Frauen Hexen seien oder nicht. Einer der ersten Gelehrten Englands, Sir Thomas Browne, stimmte ihm bei.

1670 war die Stadt Mohra in Schweden von einem panischen Hexenschrecken ergriffen. Siebzig Personen wurden vor die Behörde gebracht; ein Haufe Kinder klagte sie an, daß sie von denselben behext worden seien. Alle behaupteten ihre Unschuld; allein die Richter drängten sie streng zum Geständniß, und dreiundzwanzig bekannten sich mit Jammern und Thränen zu dem Verbrechen. Fast alle siebzig wurden hingerichtet. Dasselbe Loos traf fünfzehn Kinder, die sich als Hexen angaben, und beiläufig fünfzig andere Kinder wurden zum Ausspeitschen verurtheilt; ein Theil erlitt diese Züchtigung ein Jahr hindurch an jedem Sonntag.

Wir kommen nun zu der die menschliche Vernunft entehrenden Scene zu Salem in den Jahren 1691 und 1692.

Der Glaube an die Macht des Teufels und seiner Diener fand in Neu-England in hoher Blüthe; ja, sie wurde von Manchen der Macht Gottes gleich, wo nicht über sie gestellt. Zu allen Zeiten hat dieser Glaube der Priesterschaft großes Gewicht gegeben; denn ihr traute man Einfluß auf ihn oder die Gewalt zu, ihm die Spitze zu bieten; natürlich stieg das Ansehen der nenenglischen Geistlichkeit in ihren eigenen, wie in des Volkes Augen. Die Wenigen, die, diesem Aberglauben abhold, sich auf die Allmacht Gottes und auf die Gewißheit beriefen, daß das Böse dem Guten unterliegen müsse, wurden von dem Geschrei über Sadduzäismus und Unglauben zum Schweigen gebracht. Jeder Mähre von Teufelserscheinungen wurde gierig gelauscht und sie eifrig von Mund zu Mund fortgepflanzt. Zum Unglück zählte Neu-England damals unter seinen Geistlichen einen Menschen, der den empfänglichen Boden für seine giftige Saat zu benutzen verstand. Cotton Mather, ein pedantischer, selbstsüchtiger, eingebildeter Schwarzrock, erlangte durch rastlose Thätigkeit und große Wortgelehrsamkeit ungebührlichen Einfluß und seine Schriften wurden viel gelesen. Unermüdlich im Ausposaunen seiner Persönlichkeit und seiner Dienste, griff er gierig alle Hexengeschichten auf, grub danach, wie nach verborgenen Schätzen, und brachte die gewonnene Beute ausgeprägt in Umlauf. Seine Geschichten von „Margarethen's entsetzlicher Pein" und „von den Wundern der unsichtbaren Welt" wurden heißhungrig verschlungen und bereiteten die Köpfe zu einem Glauben vor, dessen Magen ebenso harte Dinge, wie sein eigener, zu verdauen im Stande war. Die Verbissenheit, womit er George Burroughs und Andere, die in der Schreckensjeit als Zauberer angeklagt wurden oder der Ketzerei verdächtig waren, verfolgte, und die Schmeichelei, die er an die Machthaber verschwendete, reden solches Zeugniß, daß wir ihn von Knechtsinn und Bosheit ebenso wenig, wie vom Köhlerglauben, freisprechen können.

Schon früher (im Jahre 1650) hatte eine Mary Oliver sich als Hexe bekannt; als solche war Margarethe Jones in Charlestown hingerichtet worden. 1655 war die Witwe Hibbins, die Frau eines früheren Beamten, zu Boston gehenkt worden; in anderen Orten Neu-Englands hatten Andere wegen Zauberei den Tod am Galgen gelitten. Unter allerlei Titeln kamen Briefe über Hexenprozesse, über Regeln, die Hexen aufzufinden, über Dämonen unter das Volk und wurden eifrig gelesen. Die Kanzel behandelte das Thema über den Teufel und sein Treiben mit Vorliebe, und die Furcht vor ihm bot ein mächtiges Rechtsmittel, den hinsterbenden Einfluß der Kirche wieder zu beleben.

Während des spanischen Krieges, wo die Gemüther des Publikums vollauf beschäftigt waren, hörte man nichts von Hexen; erst im Jahre 1688 verbreitete sich das Gerücht, die Kinder John Goodwin's, eines ehrenfesten und wohlhabenden Mannes, im nördlichen Theil von Boston, seien behext. Mather nahm sie vor, und sie klagten ein altes, blödsinniges irisches Weib an, das ohne Weiteres gehenkt wurde. Das war aber nur die Morgenröthe eines kommenden Tages. Mather bearbeitete die Geschichte, sie wurde in England gedruckt und von Baxter und Genossen sehr empfohlen.

In Salem nun, scheint's, hatte der Maschehutett'sche Teufel den Sitz für seine Thaten erwählt. Im Februar 1691 zeigten zwei Mädchen, von 10 und 11 Jahren, Töchter des Geistlichen Parris, Zeichen der Behexung. Der Geistliche Parris nahm sofort die Sache in seine Hand, und, wie sich's versteht, hatte sie ihren Fortgang. „Die Kinder krochen in Löcher, unter die Stühle, redeten närrisch Zeug, worauf keine Seele klug wurde." Die Neuigkeit lief in der stillen Stadt Salem umher, und da die herbeigerufenen Aerzte sich keinen Rath wußten, liefen die angstgejagten Weibee von Haus zu Haus mit der Schreckenskunde, die Kinder seien behext. Die Stadt war in großer Aufregung, überall sprach sich das Mitleid für die „armen Kinder" aus, die von „unsichtbaren Zähnen, Nadeln, Zangen, glühenden Eisen gebissen, gestochen, gezwickt und gebrannt wurden" — Alles ungesehen, wie die besten Thaten unserer modernen Klopfgeister. Mather sagt, die Kinder hätten in Zeit von wenigen Tagen eine solche Schärfe des Gesichts erlangt, daß sie einen kleinen braunen Teufel wahrnehmen konnten, der ihnen ein Buch hinreichte, es zu unterzeichnen oder zu berühren; weigerten sie sich, so wurden sie auf Befehl des „schwarzen Mannes" von Gespenstern auf's ärgste gemartert.

Was war nun zu thun, da diese fromm erzogenen Kinder „dafür gelten, ohne Schuld zu sein!" Fasten und Gebet von Parris, in Gemeinschaft mit anderen dazu eingeladenen Geistlich enand der Nachbarschaft, wurden zunächst versucht, führten aber zu nichts; denn nach wie vor bellten die Kinder wie Hunde, miauten wie Katzen, wurden geschlagen mit „unsichtbaren Stecken, gerösset an unsichtbaren Spießen, gefesselt mit unsichtbaren Ketten" v. s. w. Eine und die Andere wagte schüchtern die Aeußerung, die Kinder dürften durch das Wesen, das man von ihnen gemacht und durch das Mitleid, das man ihnen beweist, in ihrem Gebahren bestärkt werden. Aber diese Winke hatten keinen anderen Erfolg, als auf ihre Urheber einen verdächtigen Schatten zu werfen. Am 11. März wurde eine Versammlung von Geist-

*) Nach Putnam's Monthly.

lichen zusammenberufen, um zu versuchen, ob „die Pforten der Hölle" zu brechen seien oder nicht. Doch ihre äußersten Anstrengungen blieben machtlos. Satan hielt fest, und die Pforten gaben nicht nach. Mather war in seiner Weise geschäftig und machte eine Entdeckung, die am besten mit seinen eigenen Worten wiedergegeben wird:

„Ein Verbrecher, der vor vierzig Jahren an diesem Orte abgethan wurde, gab dazumal Kunde von einer schandverhaften Verschwörung durch Zauberei gegen dieses Land; damals wurde der Grund zu dem Zauber-Unheil gelegt, das, wenn nicht rechtzeitig entdeckt, unfehlbar alle Kirchen im Lande sprengen und zu Grunde richten würde." — „Und nun sind alle Kettenhunde des Pfuhls unter uns los, und die Feuerbrände der Hölle werden geschwungen, und zu braten." — „So wird dieses Neu-England nicht von den braunen Indianern, sondern von schwarzen Teufeln geplagt werden." — „Die nicht zu vergebende Sünde wird am meisten von den Lehrern des Christenthums begangen, die der Zauberei verfallen." — Mather gürtete sein feine Lenden, entschlossen, der „höllischen Verschwörung in all ihren Verzweigungen" die Stirn zu bieten und die Kirchen aufrecht zu erhalten.

Indeß war die gesammte Bevölkerung der Kolonie in höchster Aufregung — etwas mußte geschehen. Die Geistlichen predigten von den Kanzeln, der Teufel sei los und gehe umher, gleich einem brüllenden Löwen, suchend, wen er verschlingen möchte. Der nächste Schritt war selbstverständlich, zu erfahren, wer die Kinder behext habe, und natürlich drang man in sie, es zu sagen, denn sie mußten es doch wissen. Es diente aber in Parris' Hause eine Indianerin von den spanischen Inseln, die das Ding in ihrer aberglänbischen Weise zum Austrag zu bringen versuchte, da Gebete und Fasten nichts fruchten wollten. Sie buk unter einer Art Beschwörung einen Kuchen und warf ihn einem Hunde vor, der sich's, wie es schien, gut schmecken ließ. Als die Kinder davon hörten, schrieen sie auf das Weib ein: „Tituba, du Hexe! Tituba, du Hexe!" Denselben Ruf wiederholten sie gegen Sarah Osborn, „eine trübsinnige, tolle Alte", gegen Sarah Good, „ein altes, bettlägeriges Weib", dann gegen Cory und Nurse, und wanden sich in schrecklichen Krämpfen, wenn diese ihnen nahe kamen. Die Sache wurde ernsthaft, denn wer war nun sicher vor der Anschuldigung, sie behext zu haben? Doch nun nahm dies Ding eine neue Wendung. Die Frau des Thomas Putnam besuchte die Kinder, und bei ihrem Anblick fing sie an, entsetzlich zu kreischen, auch sie sei von Goody Nurse behext. Am 3. April predigte Parris lange und heftig über den Text: „Hab' ich Euch, die Zwölf, nicht erwählt, und doch ist unter Euch ein Teufel?" und fiel so hart über die angeklagten Hexen her, daß Sarah Cloyse, die Schwester der Nurse, es nicht mehr aushielt, sondern die Gemeinde verließ, ein Benehmen, das an sich schon als schlecht verschrieen wurde und jetzt gar als ein verabscheuungswürdiges gelten mußte. Auf einmal schrieen die Kinder gegen sie, und sofort wurde sie ins Gefängniß zu den Uebrigen abgeführt. Die Monate April und Mai hindurch waren die Richter Hawthorn und Corwin mit dem Profoß George Harrick geschäftig, Hexen in die Kerker zu sammeln, und das ganze Volk war über die Menge der Bezüchtigten von Staunen und Entsetzen ergriffen. Der landgetränte Juni war gekommen, die Kerker waren voll, und etwas mußte geschehen, denn das Volk verlangte lärmend die Bestrafung so teuflischer Werke. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Liebe in der Ehe, eine historische Studie, von Guizot.

(Schluß.)

Inzwischen nahmen auch die trüben Ereignisse im Vaterlande ihre volle Theilnahme in Anspruch. Der Prozeß und der Tod Algernon Sidney's, die Thronbesteigung Jakob's II., seine immer weiter greifende Despotie, der Aufstand Monmouth's, das harte Verfahren gegen so viele Freunde ihrer Sache, die ihr theuer waren, weckten die bittersten Erinnerungen. „Bei den neuen Erscheinungen, die jeder Tag bringt, sollte ich vor Freuden, nicht vor Kummer weinen, wenn ich bedenke, daß mein vielgeliebter Mann in den seligen Hafen der Ewigkeit eingelaufen ist. Hätte er gelebt, wie oft, seit dem Tage, wo er uns verließ, wäre sein edles Herz zerrissen worden. Jetzt ist er in Sicherheit und Frieden, und ich, die ohne ihn weder Frieden noch Sicherheit findet, müßte mich darüber freuen." Allein diese frommen Betrachtungen wirkten keineswegs nachhaltig auf das bange, schmerzergriffene Gemüth. Die religiöse und politische Lage Englands verdüsterte sich von Tage zu Tage, und Lady Russell wurde immer trauriger und ängstlicher um ihre Kinder, um ihr Vaterland und um die Sache, für welche ihr Gemahl gestorben war.

Die Revolution von 1688 zog sie aus dieser angstvollen und eintönigen Lage. Nach fünf Jahren des Witwenthums ging Lady Russell, mit der Last des Schmerzes auf den Schultern, aus der tiefen Niederlage plötzlich zu hellem Triumphe über. Während der zwei Monate, die zwischen der Einschiffung des Prinzen von Oranien nach England und der Flucht Jakob's II. verflossen, hielt sie sich mit ihrem Schwiegervater und ihren Kindern zu Woburn auf. Fern von den Ereignissen und Tumulten in London, verfolgte sie den Verlauf der Dinge mit dem gemäßigten Feuer eines besonnenen Geistes, der die Ungewißheit großer Geschicke kennt, und mit der Ergebung eines frommen Gemüthes das Vaterland und Kinder dem Herrn befiehlt. Durch das fleißige Lesen der Zeitungen und Flugschriften beider Parteien blieb sie im Zusammenhang mit allen Vorgängen in London, wohin sie, als die Katastrophe des großen Dramas nicht mehr fern war, mit ihrem Schwiegervater auf einige Tage ging, um die Bereitungen zu der Thronbesteigung Wilhelm's III. in der Nähe zu sehen. „Menschen, die am längsten gelebt und die meisten Schicksalswechsel gesehen", schreibt sie an Fitzwilliam, „können es nur schwer glauben, daß das etwas Anderes als ein Traum sei! Und doch ist es die reine Wirklichkeit und eine so wunderbare Gnade, daß unsere Herzen sich auflösen müßten in Demuth und Dank gegen Ihn, der diese mächtigen Streiche seiner Vorsehung nach Seinem Wohlgefallen führt." — Sie hatte zwar nie einen directen Verkehr mit dem Prinzen von Oranien unterhalten, unbekannt waren sie aber einander nicht. Wilhelm wußte zu gut, wie vollgültig der Name Lord Russell in England war und in welcher Achtung seine Witwe stand, als daß er versäumt hätte, um ihre gute Meinung für sich zu werben. Schon zwei Jahre vor seiner Thronbesteigung, 1687, gab er seinem Gesandten Dykeveldt die Weisung, Lady Russell zu besuchen und ihr in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die Versicherung seiner und seiner Gemahlin Theilnahme an ihrem traurigen Schicksal und ihrer hohen Werthschätzung für ihre Person, für das Andenken des Lord Russell, wie für die Familien Southampton und Bedford zu geben. Seitdem hatte bei jedem gebotenen Anlaß die Achtungsbezeigung sich wiederholt. Nachdem Wilhelm und Maria am 13. Februar 1689 die Krone empfangen hatten, folgten den königlichen Worten die Handlungen auf dem Fuße. Ein Bill wurde vom Parlamente angenommen, welche die Verurtheilung Lord Russell's aufhob und seine Hinrichtung als einen Mord bezeichnete. Einer der Artikel lautete:

„Die Bill ist auf das Gesuch des Grafen von Bedford und der Lady Russell eingebracht worden." Sir Thomas Clarges aber erlangte die Streichung dieser Worte. „Die Gerechtigkeit des Volkes steht höher", sagte er, „als alle persönlichen Bittstellungen; hier kein Akt der Begnadigung, ganz England ist dabei betheiligt." Bald darauf ertheilte der König den Grafen Devonshire und Bedford den Herzogstitel, und in dem Patent des Letzteren hieß es: „Unter den Beweggründen zu dieser Gunst ist es keiner der geringsten, daß er der Vater Lord Russell's, der Zierde unserer Zeit, ist. Nicht Geschichte allein soll die seltenen Verdienste eines solchen Mannes auf die Nachwelt bringen: der König und die Königin wollen sie in dieser Urkunde aufzeichnen, auf daß sie in seiner Familie als ein Denkmal jener vollendeten Tugend bleiben, deren Gedächtniß so lange dauern müßte, als die Menschen für die standhafte und selbst von dem Tode unüberwundene Sittenreinheit, Seelengröße und Vaterlandsliebe Bewunderung bewahren werden."

Zu diesen Ehrenerklärungen und politischen Auszeichnungen kam glückliche häusliche Veränderungen. Ihre zweite Tochter Katharine heirratete den Lord Rose, ältesten Sohn des Herzogs von Rutland und ihr Sohn, Lord Tavistock, erst fünfzehn Jahre alt, Miß Howland eine reiche Erbin der Grafschaft Surrey. Sie ließ sich jedoch bei jener wie bei dieser Verbindung so wenig von bloßen Rücksichten auf Vermögen und Rang leiten, daß sie, aus Bedenklichkeiten, die ihr von Ehescheidung einflößte, lange anstand, ihre Tochter in die Familie Rutland einzudringen, und daß sie eine weit reichere Heirat für ihren Sohn ausschlug.

Bald sollten ihre Liebe und ihr Stolz als Gattin und Mutter eine schwere Probe bestehen. Lord Shrewsbury, Groß-Marschall der Krone, Lord Somerset, Großsiegelbewahrer, baten um ihre Genehmigung, Lord Tavistock, trotz seiner großen Jugend, bei der Wahl eines Parlamentsgliedes für die Grafschaft Middlesex als Kandidat aufstellen, und Sir James Forbes sprach in einem Schreiben an Lady Russell die Zuversicht aus, er werde, wenn er unter dem verehrten Namen Lord Russell vor die Wähler trete, alle Stimmen in sich einigen und die Gegner, zwei Tories, auf dem Felde schlagen. Versuchung war groß; sie erlag dennoch nicht. Die mütterliche Weisheit, die diese Unterbrechung in der Erziehung ihres Sohnes ein nimmer zu verdeffendes Uebel fürchtete, siegte über die Lockungen des Ehrgeizes und der Partei-Interessen, und anstatt Kandidat aufzutreten, ging Lord Tavistock nach Oxford, um seine wissenschaftliche Bildung zu vollenden.

So viel Tugend und Weisheit, die in den härtesten Prüfungen wie im Schooße der glänzendsten Gunstbezeugungen sich gleich blieb, gewannen der Lady Russell im Volke und bei Hofe eine Achtung

eine moralische Autorität, wie sie sollten den Frauen zu Theil geworden, die so viel Lärm in der Welt gemacht haben. — Auch nach dem Triumph ihrer Sache, mitten in ihrem persönlichen Triumphe, blieb sie in allen ihren Beziehungen ebenso besonnen, ebenso fern von aller Siegestrunkenheit, ebenso unbefangen im Geiste und Gemüthe, wie sie unter der Last der Mißgeschicke fest und beharrlich war. Nur bei Einer Gelegenheit — denn auch dem schönsten Menschenbilde darf es nicht an Schattirn der Menschlichkeit fehlen! — ließ sie einen anmaßlichen und hochmüthigen Schimmer durchblicken. Sie hatte einen ausgezeichneten jungen Mann zu einem Amte empfohlen. Es wurden ihr Schwierigkeiten gemacht. Sie wandte sich deswegen schriftlich an den General-Kronanwalt, N. Pollerfen, und der Brief schließt: „Ich laße mich selten auf Protectionen ein, Sir, und leiste daher auch wenigen Menschen Dienste; wenn ich aber glaube, meinem Zeite nahe zu sein, so sehr ich's nicht gern, daß man mir in die Quere kömmt." — Daß aber Lady Russell sich besser kannte und sich schärfer beurtheilte, als es der strengste Kaluist gethan hätte, beweist folgendes Blatt aus ihrem Tagebuche, worin sie ihre Selbstbekenntnisse niederzulegen pflegte:

„Ich fürchte, Herr, daß an Alles, was ich spreche, thue, dulde, sich der Stolz heftet. Eine Vernachlässigung oder einen Mangel an Achtung gegen mich kann ich nicht ertragen. . . . Ich selbst aber laß' es an dem fehlen, was ich Höheren schuldig bin; ich laße mich vom oft unbegründeten Zorn hinreißen, dadurch muß ich Menschen, die mir gefällig sein wollten, gekränkt und Andere zur Sünde des Grolls gereizt haben. Ich räume nicht gern ein, daß ich fremden Rathschlägen und Beispielen Vortheile zu verdanken habe. Ich bin unzufrieden, wenn ich nicht alle Achtungsbeweise, die ich erwartete, selbst von Seiten höher Gestellter, erhalte. So groß ist die Eitelkeit meines elenden Herzens."

In einem vertrauten Briefe an ihre Kinder im Jahre 1691 sagt sie:

„Meine theuren Kinder, ich schreibe Euch am 21. Juli, an dem Tage herzzerreißenden Andenkens, an dem Euer vortrefflicher Vater uns so grausam entrissen worden, zu Eurem großen Schaden und zu meinem unheilbaren Schmerz. Nie, außer wenn ich mich sehr krank fühlte, habe ich's versäumt, mich an diesem Tage vor Gott zu demüthigen und unter Fasten und Gebet meine Seele vor ihm auszuschütten. Um meiner Sünden zu bereuen, prüfte ich mich ununterbrochen sorgfältig, indem ich die verschiedenen Vorfälle in meinem Leben und meinen Betragen aufzeichnete. . . . Am Ende jeder Woche nehme ich das Papier zur Hand, ich untersuche, worin ich besonders gefehlt, ob ich beim Gebet zerstreut, ob ich im Lesen der heiligen, wie der religiös belehrenden und erbauenden Schriften nachlässig, ob ich in Zorn oder in Groll gewesen oder sonst einen Fehl begangen habe, und faße dann die Erinnerungen der Woche ein möglichst wenigen Worten zusammen. Am ersten Freitag eines jeden Monats durchlese ich meine Bemerkungen, gebe mir Rechenschaft von meinen Handlungen während des Monats, gehe rasch über das Gewöhnliche weg, verweile aber bei dem Hervorstechenden und Wichtigen, was ein Gegenstand der Betrübniß oder der Danksagung für Gottes Gnade ist. Auf diese Weise eignet man sich die Gewohnheit einer steten Wachsamkeit an, und wenn die Stunde des heiligen Abendmahls naht, oder wenn ich mich selbst genau prüfen will, so finde ich in diesen Papieren eine große Beihilfe; ich brauche dann nicht lange in meinem Gedächtnisse zu suchen, und keine meiner Handlungen kann mir aus Zerstreuung oder aus Vergeßlichkeit entfallen. Ansange mag es etwas peinlich sein, sich einer solchen Aufgabe zu unterziehen; aber das verliert sich bald. Unser Geist wird dadurch aufmerksamer und ruhiger, unser Leben nimmt einen geregelteren Gang, und es kostet uns weniger Mühe, die Vorschriften unserer Religion streng zu üben. . . . Meine Kinder, glaubt Eurer Mutter, nichts auf der Welt kann mich näher angehen, als was Euch angeht; aber wie zärtlich ich auch Eure Körper liebe, so sind mir doch, wenn mein Herz sich nicht täuscht, Eure Seelen unendlich theurer. Wenn mich die geringste Besorgniß überkömmt, Eines von Euch könnte einem schlimmen Hang nachgeben, oder sich vom rechten Wege entfernen, oder nicht so gut sein, wie ich's wünschte — welch eine Angst befällt mich dann! Ich beschwöre Euch, wenn Ihr das Andenken Eures Vaters liebt und ehrt: so setzet Euch nicht der Gefahr aus, von ihm im künftigen Leben getrennt zu werden. . . . Hienieden ist das längste Leben kurz, und Keiner weiß, wie kurz das seinige sein wird. . . . In den Prüfungen und Nöthen, die uns erwarten, giebt es kein anderes Linderungsmittel, als die Hoffnung auf die ewige Seligkeit. Keiner, nur der es empfunden hat, kann es wissen, wie sehr diese Hoffnung die grausamsten Seelen-Qualen beschwichtigt und mildert. Als ich nahe daran war, unter dem Schlage, der mich traf, zu sinken, wenn ich noch heute mich so schwach und so gebeugt fühle bei der Erinnerung an das, was ich verloren: dann gehe ich in mich, dann suche ich meine Gedanken zu erheben, mich zu erinnern, daß ich ja bald diese Welt verlassen werde. . . O, meine theuren Kinder, machet, daß wir uns Alle wieder zusammenfinden! . . Ihr möget die unschuldigen Freuden des Lebens genießen; wenn sie aber all Eure Zeit verschlingen, wenn sie Euch von den Gedanken und den Uebungen der Religion entfernen, dann werden sie zu Sünden. . . Erfüllet denn und von Herzen Eure Pflichten gegen Gott; der Himmel ist Euch dann geschenkt, und die Erde gewährt Euch schuldlose Genüße."

Wohl hatte sie nöthig, ihr ganze aus der Religion geschöpfte Stärke zusammenzunehmen; sie stand noch nicht am Ziel ihrer Prüfungen. Zehn Jahre noch jener unübertrefflichen, mütterlichen Ermahnung an ihre Kinder, worin die Milde und der Ernst, die besorgte Zärtlichkeit mit der religiösen Gluth sich paaren — saß Lady Russell allein — Gemahlin und Kinder des Theuern durften, der Gefahr der Ansteckung wegen, das Zimmer des Pockenkranken nicht betreten — am Sterbebette des Sohnes, welcher Herzog von Bedford geworden. Einige Tage nachher schreibt sie an ihren Vetter: „Ich, mein lieber Lord Galway, mein Geist ist ganz Oede, Wirrr und Erstarrung; ich fühle mich ohnmächtig, zu sagen oder zu thun, was ich sagen und thun müßte. Ehe ich ihn verlor, kannte ich meine ganze Liebe zu ihm nicht. Wenn die Natur, die heute auf nichts hören mag, sich etwas beruhigt hat, und erst dann, hoffe ich, daß Er, dessen Güte schrankenlos, dessen Allmacht unwiderstehlich ist, mir mit Seiner Gnade zu Hülfe kommen und mich lehren wird, mich den Rathschlüssen seiner Vorsehung unterwerfen. Ich habe mindestens den Trost, daß ich in dem Tode meines Kindes nur den Verlust seines Leibes zu beweinen habe. Sein Gott, deß bin ich überzeugt, war in seinen Gedanken stets gegenwärtig. In seiner letzten Stunde rief er Ihn an und erdauerte, die Gebete nicht laut genug aussprechen zu können. „„Ich hätte gewünscht, mehr Zeit zu haben, meine Rechnung mit Gott in Ordnung zu bringen"", sagte er zu mir."

Kaum waren sechs Monate nach jenem Trauerfall verflossen, da traf sie ein neuer Schlag: ihre zweite Tochter, die Herzogin von Rutland, starb in den Wochen. Von drei Kindern blieb ihr nur noch die ältere Tochter, dir Herzogin von Devonshire, die vor kurzem entbunden war. Entschlossen, ihr den Tod der Schwester zu verheimlichen, und von ihr mit Fragen bedrängt, antwortete sie: „Sorben habe ich Deine Schwester außer dem Bette gefunden." Sie hatte sie im Sarge gesehen.

Noch zweiundzwanzig Jahre überlebte Lady Russell diese furchtbaren Verluste und starb erst am 29. September 1723, in einem Alter von vierundachtzig Jahren, in den Armen ihres letzten Kindes.

Wir können es uns nicht versagen, mit der schönen und ernsten Schlußbetrachtung des Herrn Guizot diesen Aufzug zu schließen:

„Mit innigem Vergnügen habe ich das Leben dieser Frau erzählt, die in der Leidenschaft so rein, im Schmerz so standhaft erblieben; stets groß und stets demüthig in der Größe; mit derselben Gluth treu und hingebend ihren Gesinnungen, wie ihren Pflichten — in der Trauer, wie in der Freude, im Mißgeschick, wie im Triumph. Unsere Zeit ist von einem beklagenswerthen Uebel ergriffen: sie glaubt an keine andere, als an die alles Zügels baare Leidenschaft; die unendliche Liebe, die gränzenlose Hingebung, alle die feurigen, begeisterten Gefühle, die Meister der Seele — sie scheinen unserer Zeit nur außerhalb des Sittengesetzes und des gesellschaftlichen Anstandes möglich; jede Regel erscheint ihr als drückendes Joch, jede Unterwerfung eine erniedrigende Knechtschaft; jede Flamme reinigt in ihr, wenn sie nicht zur Feuersbrunst wird. Das Uebel ist um so ernster, als es nicht etwa ein Fiebersanfall, nicht die Aufwallung einer überschwellenden Kraft ist — es hat vielmehr seine Quelle in den verderbten Lehren, in der Verwerfung alles Gesetzes, alles Glaubens, aller übersinnlichen Existenz; in der Anbetung des Menschen, der sich selbst für Gott hält; er selbst und er allein ist sein Genuß, sein Wille! Und zu diesem Uebel kömmt noch ein anderes, nicht minder beklagenswerthes: Nicht nur daß der Mensch sich selbst anbetet, er betet sich nur in der wirr zusammengeworfenen Menge an; er neidet und haßt Alles, was sich über die gemeine Fläche erhebt; jedes Uebergewicht, jede individuelle Größe, weß Schlages und Namens auch, scheint diesen zugleich rasenden und abgespannten Geistern eine Unbill und eine Tyrannei gegen jenen Wust ununterscheidbarer und einförmiger Wesen, den man die Menschheit nennt. Bemerken sie in den höheren Schichten der Gesellschaft irgend ein großes Aergerniß, irgend ein gehäffiges Beispiel von Laster und Verbrechen — wie jauchzen sie da! Wie eifrig benutzen sie dann diese unglückseligen Erscheinungen aus, um Waffen gegen alle gesellschaftlichen Superioritäten zu schmieden! Sehet, sagen sie, das sind die allgemeinen Sitten, die natürlichen Folgen der hohen Geburt, des großen Besitzes, der aristokratischen Stellung, gleichviel, unter welchem Titel, auf welche Grundlage sie gebaut ist! Wer den Anfällen dieser gemeinen Lehren und schmählichen Leidenschaften, die aus jenen gehoben sind oder sie erzeugen, bloßgestellt war, wer den Ekel von ihnen empfunden oder ihre Gefahr ermessen hat — für den ist es ein inniger Seelengenuß, einer

der großen Gestalten zu begegnen, die jene Anschwärzungen auf das glänzendste der Lüge zeihen. So hoch sich das Menschengeschlecht in seiner Gesammtheit achte, so tief verehre und liebe ich jene verherrlichten Bilder, die, was die Menschheit Edelstes und Reinstes hat, verleiblichen und unter sichtbaren Zügen mit einem Eigennamen versehen auf die Höhen der Gesellschaft stellen. Ein solches Bild ist Lady Russell."

Pariser Bilderbuch.

Unter diesem leichten, anspruchslosen Titel*) hat Herr Julius Rodenberg, der junge Dichter, ein niedliches Miniatur-Gemälde von Paris in die Welt geschickt. Wir haben schon früher in diesen Blättern angeführt, daß die Weltstadt ein unerschöpfliches Füllhorn bunten Lebens ist, aus dem sich immerdar neue anziehende Darstellungen gestalten lassen. Julius Rodenberg hat mit Dichterhänden hineingegriffen und manchen hübschen, kleinen Roman erfaßt, der sich poetisch und erfrischend zwischen dem wohlbekannten Straßenlärm und dem Gedränge von Sehenswürdigkeiten abspinnt. Wer zur Zeit der Industrie-Ausstellung in Paris war, wird Rodenberg's Bilderbuch mit dem Vergnügen der Erinnerung durchblättern, und wer die berühmte Zauberin unter den Städten noch nie von Angesicht gesehen hat, wird diese vielfarbigen Abbildungen ihrer Licht- und Schattenseiten als eine wahrhafte Unterhaltungs-Lektüre betrachten. Hin und wieder wäre eine größere Anschaulichkeit wünschenswerth; die Abwechselung und Eilfertigkeit der Schilderungen wirkt zuweilen so ermüdend, als wäre man selbst auf der Reise. Beim Lesen sehnt man sich aber nach einem Ruhepunkt. Der Verfasser hat aber wahrscheinlich geglaubt, er dürfe das vielbesprochene Paris nur gestiefelten Fußes berühren; wer jedoch das Alte so neu zu erzählen weiß, wie er, der hätte schon etwas längere dabei verweilen können. Sehr geschickt hat Rodenberg die verschiedenen Sehenswürdigkeiten, die man in Paris gewöhnlich an der Hand eines Lohndedienten, wie in einer Treimühle, durchlaufen muß, aneinandergereiht, ohne eine trockene Nomenklatur daraus zu machen; von dem Theater und dem Balle geht er über zur Schilderung des nächtlichen Lumpensammlers und des Pariser Elends, von den Blumenhallen des Château aux fleurs zu den Grabstätten des Père la Chaise. Am meisten ergreifen hat uns sein Besuch in der Morgue, der schauerlichen Todten-Ausstellung an der Seine, aus dem heraus der Dichter mit echt religiöser Erhebung nach Versöhnung sucht für die Schrecknisse des Todes, und sie findet in dem heiligen Sterben des Heilandes. Wir können uns nicht versagen, die Stelle in ihrer ungeschickten Einfachheit hierher zu setzen.

— „Ueber den Grabesplatz gingen wir am Stadthause vorbei, dessen breite, steinerne Stirn ernst in die Dämmerung schaute. Diesen Weg gehe ich nie ohne einige Beklommenheit — hier hat jeder Stein Menschenblut getrunken, und wie viel edles, schuldloses! Ich würde mir einen Vorwurf machen, wenn ich den Boden gleichgültig betreten könnte, der so welterschütternde Thaten der Verruchtheit und wahnsinniger Volksraserei über sich hat geschehen lassen müssen. Vor uns starrten die grauen Thürme der Notre-Dame; bald waren wir an der Morgue. Dies schauerliche Leichenhaus liegt der Kirche gegenüber, in einer Niederung, dicht an der Seine, die ihm die Leichen zuführt. Das Haus ist klein, einstöckig, ganz von Stein. Auf dem Hausflur standen viele Menschen vor einem Gitter dichtgedrängt, denn ein Pariser, namentlich aus den unteren Ständen, geht hier nie vorbei, ohne einzutreten. Dahinter lagen auf schrägen Holzgerüsten drei Leichen, über die Wasser hinrieselte, um sie vor der Auflösung zu schützen. Entsetzen ergreift mich, wenn ich dieses Anblicks gedenke. Blutkünstig, geschwollen, stellenweise schon durch Verwesung zerstört, lagen diese Gestalten da, Menschen kaum noch ähnlich. Ueber ihnen, von der Decke herab, hingen die Kittel, Hemden, Tücher, Stiefel, welche man an ihrem Leibe gefunden hatte. Ein unerträglicher Ekel ergriff mich; mein Freund hatte dieselbe Empfindung. In einigen Gesichtern der Umstehenden erkannte man Theilnahme, in den meisten die grausame Lust am Entsetzlichen. . . . . „Wofür kämpft man, wofür strebt man dem Ideale der Schönheit nach", rief mein Begleiter aus, „da man doch nicht anders enden kann, als in so verzerrten Formen, in so grauenhaftem Verfall." Mich erschütterten diese Worte heftig, wenn ich meinen Freund ansah, der in schöner, kräftiger Jugend vor mir stand. . . . „Ja, der Tod ist häßlich", erwiederte ich. Und wie sehr bedurfte die Religion der Beihülfe aller Künste, um ihr Dogma von der Unsterblichkeit und der Auferstehung glaublich zu machen. . . . Ich nahm den Arm meines Freundes und zog ihn von dieser Stätte der Verwesung hinweg, und bald standen wir vor dem Portale der Liebfrauenkirche. Ueber den mächtigen Steinrosen trat die Giebelstaffalpur hervor, vom Neumonde beleuchtet, dessen Sichel sonst vorne in der blauen Dämmerung des Himmels sichtbar ward. Das Bildwerk stellte die Grablegung Christi dar. Wie edel, wie rein, wie göttlich erhaben waren die Züge, war der ganze Körper des Dahingeschiedenen! Der Tod hatte ihn wunderbar verklärt, es war, als sei die Seelensubstanz, die im Leben nur von Innen und wieder bar wirken konnte, nun nach außen getreten und sichtbar geworden. Hier war Schönheit, Verklärung, Ewigkeit!"

Von besonderem Interesse ist auch die Schilderung, welche Julius Rodenberg von dem literarischen und künstlerischen Kreise entwirft, der sich in Paris aus deutschen Landleuten zusammengefunden hat. Die bekannte Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) ist die Protektorin desselben; sie ist ebenfalls von deutscher Abkunft. Ein bedeutendes Werk wird nächstens aus ihrer Feder erscheinen: eine Parallele zwischen Dante und Goethe. Sie theilt ihr Leben zwischen Paris und Poesie; ihr Salon ist in Paris das einzige Asyl für deutsche.

F. v. K.

Mannigfaltiges.

— Die Nekropolis der skythischen Könige. Wie wir „Odessaer Bote" (Одесскій Вѣстникъ) meldet, sind die vor fünf Jahren auf Anordnung der russischen Regierung begonnenen archäologischen Untersuchungen im Dorfe Alexandropol, Gouvernement Jekaterinoslav, im verflossenen Sommer mit dem besten Erfolge wieder aufgenommen worden. Ein ungeheurer Kurgan, ein wahrer Berg von dreißig Faden Höhe, wurde eröffnet und im Innern desselben die Katakomben der skythischen Könige entdeckt, die mit goldenen, silbernen, bronzenen, eisernen und thönernen Geräthschaften angefüllt sind. Die Arbeiten gingen unter Leitung des Herrn Ljuzenko, Direktors des Kertscher Museums, und des bekannten Archäologen Paul Sawelj von Statten, und ihr Ergebniß ist die endliche Entdeckung und Bestimmung der Lage des Herodoteischen Gerrhos, der Nekropolis der skythischen Könige. — Hoffentlich werden die russischen Gelehrten und bald Näheres über diese Ausgrabungen und vor Allem über die Lokalität derselben mittheilen, da wir auf einer uns vorliegenden russischen Karte des Gouvernements Jekaterinoslav und Cherson einen Ort Namens Alexandropol nicht aufzufinden vermögen. Die Kreisstadt Alexandrovsk am Dnjepr kann schwerlich damit gemeint sein; vielleicht ist von einer der zahlreichen Ortschaften die Rede, die den Namen Alexandrovka führen. Im äußersten Nordosten des Gouvernements Jekaterinoslav, hart an der Gränze der Statthalterschaft Charkow, giebt es zwar ein Dorf Alexandrionopol, dessen Lage indessen mit der Angabe Herodot's, daß Gerrhos am Borysthenes gelegen, nicht übereinstimmt. (Vgl. Neumann's „Hellenen im Skythenlande", S. 2[illegible]

— Das Leben der Vögel. Das Buch von J. Michelet, „L'Oiseau", dessen Einleitung wir kürzlich in diesen Blättern mittheilten, dem Titel: „Ein biographisches Stillleben", mitgetheilt, ist soeben in einer deutschen Uebersetzung erschienen, die der Verleger dem Freunde Alexander von Humboldt gewidmet hat.*)

Wie wir bereits früher angedeutet, theilt der berühmte, auf dem Titelblatte genannte Historiker die Autorschaft dieses Buches mit seiner Gemahlin, die in der Einleitung, welche bedauerlicherweise in der vorliegenden Uebersetzung nicht mit aufgenommen ist, ihr reizendes, anziehendes Stillleben erzählt. Das Ganze trägt auch mehr den weiblichen Charakter feiniger Betrachtung und gefühlvoller Darstellung, als den männlichen Charakter wissenschaftlicher Forschung und reicher Beobachtung. Keine systematisch geordnete Ornithologie, kein Buch à la Audubon oder Karl Lujan Bonaparte liegt uns hier vor, vielmehr ein poetischer, reicher Blumenstrauß, aus zarten und ingenianten, bunt schillernden und harmonisch farbigen Vogelfedern gebildet. Schilderungen aus Amerika wechseln mit Vogelgeschichten aus Frankreich und namentlich von dessen Seeküste ab, und man weiß, wie Michelet's Gattin eine Amerikanerin ist. Das Ei, das Nest, die Erziehung der Vögel, ihre Arbeiter-Thätigkeit, ihre Gesanges-Kunst, ihre Wanderzüge, ihre Kämpfe und ihr Mauserungs-Prozeß — kurz, alles was die gefiederten Bewohner der Lüfte charakterisirt, ist hier mit kunstreicher Hand dargestellt. Wir empfehlen das Buch, dessen größeren Zierde auch noch leicht herzustellende, das Wort veranschaulichende Illustrationen beigegeben sein sollten, als ein anmuthiges Geschenk für anmuthige Personen und Kinder.

*) Braunschweig, Vieweg. Das Buch ist Varnhagen v. Ense gewidmet.

*) „Aus den Lüften." Das Leben der Vögel, von J. Michelet. Aus dem Französischen. Berlin, Allg. Deutsche Verlags-Anstalt (Sigismund Wolff).

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Täglich erscheinen 3 Nummern. Preis jährl. 6 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 25, und beim Spediteur Neumann, Niederwallstr. No. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 139. Berlin, Dienstag den 18. November 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Elfter Monats-Bericht.

Napoleon und die englische Preßfreiheit. — Das Gespenst des Germanismus im Leben und in der Presse Englands. — Die Censur innerhalb der englischen Preßfreiheit. — Das Schadlosenthum in der englischen Literatur. — Manie für Gesängnißs-Literatur. — Angekündigte Erscheinungen für die Season. — Neune herausgekommener Werke von Mansfield, Thornbury, Andrews. — Aesthetik in England. „Die Wissenschaft vom Schönen", von Hay. — Biographie Wordsworth's, von P. Hood. — Ein literarisches Raubschloß, von G. Maßey. — Synalänge von Australien. — Der Germanismus, gesucht in England und angekauft für Australien und das Kap der guten Hoffnung. — Die Kolonieen und das Mutterland. — Die wissenschaftliche Bodenpresse und deren Ohnmacht dem Humbug gegenüber. — Die moderne Wissenschaft noch neu und schwach, Gesellschaften und Institute für dieselbe. — Wissenschaftsstrich aus Furcht vor dem Auslande.

London, Anfangs November.

Die englische Presse hat einmal wieder enormes Glück gehabt. Die französische Regierung, d. h. bestimmter, Se. Majestät der Kaiser Napoleon, d. h. noch bestimmter, Graf Walewski, hat sich im Moniteur über die englische Presse beklagt und geradezu gedroht, daß, wenn sie ihre Verleumdungen der französischen Regierung, d. h. Napoleon's, d. h. bestimmter, Walewski's, und noch bestimmter, der russisch-französischen Allianz, nicht einstelle, die englisch-französische Allianz und der Friede Europa's gefährdet werde. Dies ist ein enormes Glück für die englische Presse. Sie hatte sich in Anklagen der „Mißverwaltungen" zu Hause heiser geschrieen und das Hängen Palmerston's und der Seinigen diskutirt, ohne daß sich die Herren eben um eine zu „enge Krawatte" ängstigten, oder die Presse anklagten, oder sich darum bekümmerten, so daß nach dem Sturme Alles wieder seinen alten Gang geht. Man ist hier so schrecklich an die Preßfreiheit „gewöhnt", daß man, wie Palmerston, Premier-Minister werden und bleiben kann, während ihn die Presse in aller Form gründlich des Hochverraths anklagt und Bände voll angeblicher Beweise veröffentlicht, und ihn in aller Form Rechtens dem Galgen überliefert. Die englische Presse war über diese Ignorirung ihrer Freiheit, ihrer donnernden Salven von Anklagen, matt, blaßrt, blödsinnig geworden, und die Times schrieb die albernsten Dinge, um ihr tägliches Pensum von vier Leitartikeln immer voll zu kriegen, und ließ sich die unsinnigsten Lügen aufbinden, wie z. B. die zwanzig- oder dreißigfache Mordgeschichte, die in Amerika von einer auf der Eisenbahn fahrenden Gesellschaft in einem Zuge begangen sein sollte.

Die Preßfreiheit war mit aller ihrer Macht und Unbeschränktheit, mit den furchtbarsten, begründetsten Anklagen, unter dem mächtigsten Drange der öffentlichen Meinung, einer rninirten Armee und den aufgedeckten entsetzlichsten Mißbräuchen gegenüber, durchgefallen. Es blieb Alles beim Alten, d. h. es wurde schlimmer, da nun die erkannten, erwiesenen Uebel der englischen Regierung und Verwaltung sich kugel- und hiebfest gegen die Presse erwiesen hatten, da nun die Presse nicht mehr an sich selbst glaubte und die Leute auch nicht mehr an sie.

Welch ein enormes Glück daher, mitten in der größten Schwäche und Erschöpfung, im gähnendsten Mangel an öffentlichen Fragen und Interessen, plötzlich einen Beweis offiziell schwarz auf weiß zu erhalten, daß der gerettete Staat die englische Presse fürchtet und nicht nur die Allianz, sondern auch den Frieden Europa's von dem Tone abhängig macht, in welchem in England selbst nicht beachtete Blätter von Napoleon's „Finanzen" (denn das ist der lächerliche Punkt, der auch ohne Presse noch eindringen und empfindliche Stellen treffen wird) sprechen. Welche Leitartikel nun! Welches Leben! Welche Bilder und Gedichte im Punch, mit strengen Verboten und Confiscationen in Frankreich. Welch neue Modificationen und Mollirungsoffiziosen der furchtbaren Musik der englischen Presse nach dem 2. December, über welche sich bekanntlich das Oberhaus im Namen seines zukünftigen Alliirten (denn es selbst kann Alles von der Presse vertragen, aus purer Abstumpfung durch Gewohnheit) so bitter beklagte, so daß die Presse sich wie Ein Mann in dem Gefühl der Erhabenheit ihrer Unabhängigkeit erhob. Welch neue Töne, nachdem sich die gute, anständige englische Presse in Lobpreisungen ihres kaiserlichen Alliirten so angegriffen hatte! Welch Glück! Welch enormes Glück!

Man glaubt wieder an die englische Preßfreiheit, man hat auf einmal wieder Respekt vor der englischen Preßfreiheit. Man denkt an ihre Glorie, ihre mysteriöse Unantastbarkeit, an ihre historischen Antecedentien, an Napoleon den Großen, der sich im Anfange des Jahrhunderts so bitter über die englische Preßfreiheit beklagte, wie kaum Graf Walewski im Jahre 1856, der so lange drohte und drängte, bis man ihn 1803 endlich durch einen Preßprozeß zu beschwichtigen suchte. Ich weiß nicht gleich, wie der bourbonische Flüchtling hieß,*) der damals in England ein französisches Blatt herausgab. Aber ihn hielt der große Napoleon hauptsächlich für einen Stein des Anstoßes auf der damals noch kurzen Bahn seiner Größe. Ihn verklagte die englische Regierung und stellte den großartigsten Preßprozeß in der Westminsterhalle an, vor der man gern eine Guinee bezahlte, nur um hineinzukommen, von der Schnelläufer nach der Börse flogen, wo man gewettet hatte, daß Erstprechung des Angeklagten die Course fünf Prozent oder Klafter stürzen und den Kriegsgott Mars in aller seiner Furie erwecken würde. Die Geschworenen hatten Furcht vor dem großen Napoleon und verurtheilten den Angeklagten, aber der Gerichtshof hat bis heute noch kein Urtheil gesprochen.

Napoleon siegte bei Marengo und an den Pyramiden, und an hundert anderen Orten, aber die englische Presse hat er stets ohne Erfolg angegriffen. Man hätte sie, ihm zu Gefallen, zu Hause vielleicht abgeschafft, aber es ging nicht. Man wußte damals nicht, wie das Ding anzufangen sei, und weiß es heute noch nicht. Man weiß nämlich gar nicht, wie die englische Preßfreiheit dazu kömmt, da zu sein. Sie gründet sich nicht auf Parlaments-Akte, im Gegentheil; sie ist keine constitutionelle oder revolutionaire Errungenschaft; sie gründet sich auf kein Gesetz und Recht, sie ist keine Institution. Man kann sie also auch nicht umstoßen. Jeder meint, sie gehöre zu England, wie ihm die nebelige Luft, der Thonboden, die Hügel und Thäler und Hecken eigenthümlich sind. Man hat früher ärger ernstet in England, als irgendwo, durch Ohrenabschneiden, öffentliche Auspeitschungen ꝛc. Um so merkwürdiger diese unantastbare Preßfreiheit. „Man wußte nicht, woher sie kam", und weiß um so weniger, wo sie hinkommen sollte, wenn man sie aufhöbe. Aufhöbe! Dem Engländer ist es gar nicht möglich, diesen Gedanken neben die Preßfreiheit zu bringen, nicht einmal „einen Galgen dicht dabei". Das Parlament könnte sie in einer Nacht aufheben, wenn erstens Einer den Antrag stellte und zweitens die übliche Majorität herbeigepeitscht würde. Aber Oberst Sibthorp ist todt, und Banquier und Erzengel Drummond, der einzige Erbe Sibthorpscher Urbanität und Originalität, wird nie allein wagen, was sie Beide zusammen nie versuchten. Woher einen Antragsteller nehmen! Niemand denkt an die Möglichkeit dieser ersten Bedingung, geschweige an die der zweiten. Die englische Preßfreiheit ist jetzt ein Beispiel dessen, was die Freiheit in menschlichen Verbänden überhaupt ist, wenn von ihrem wirklichen Dasein die Rede sein kann. Sie ist eine Ingredienz des Lebens, etwas sich von selbst Verstehendes, wie die Luft, wie die Sprache, deren Gebrauch sie ist. Niemand hat die englische Sprache octroyirt, und dieses merkwürdige Gemisch und die abgeriebene Pronunciation gemacht und allmählich entwickelt im besonnenen Fortschritt. Niemand kann diese Sprache abschaffen. Nun, die englische Preßfreiheit ist eben in und mit der und durch diese Sprache. Weil sie sich so in das Bewußtsein eines jeden Engländers hineingelebt hat, kann auch Niemand an deren Beschränkung denken. Es fällt Niemanden im Traume, im Schopfe, im größten Zorne ein. So ent- und besteht jede Freiheit. Die Freiheiten, welche heute im Amtsblatte gestattet und morgen verboten werden, waren eben auch

*) Er hieß Peltier. D. R.

Digitized by Google

während ihres erlaubten Daseins keine. Wo sich Federn finden, ein Verbot niederzuschreiben, und Bajonette und Kerker und Gerichte, das so Verbotene zu bestrafen, da war das vorher Erlaubte nur ein Mädchen aus der Fremde. Sie war nirgends zu Hause. Was als Freiheit in einem Volke gelten soll, muß eben in jedem Kopfe, in jedem Herzen als sich von selbst verstehender Bestandtheil seiner Existenz zuhause sein. Was man wirklich mit Freiheit bezeichnen kann, ist weder zu erlauben noch zu verbieten, wie man sich auch seine politische Konzession zum Gesundwerden oder Krankheit holen kann. Kein gröberer Unsinn, als der Marquis Posa'sche Fußfall mit der erhabenen Petition: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ Warum hat er nicht erst um allergnädigste Erlaubniß zur Vertheilung von Gedanken aus der königlichen Schatzkammer! Oder wenigstens um Phosphor, ohne welchen kein Gedanke möglich sein soll? Mit welcher philosophischen Ruhe und höchsten sokratischen Weisheit schließt dagegen jener Oesterreicher im Gedichte jeden seiner Verse, worin er etwas denken, sagen, erzählen möchte, mit dem Refrain: „ab'r 's fallt m'r halt nir ein!“

Das Ohrenabschneiden und Auspeitschen der Preßverbrecher in England ist nicht aufgehoben. Warum schneidet man aber Niemanden mehr die Ohren ab? Weil sich keine Staatsanwalte für diesen Antrag, keine Geschwornen, keine Richter, nicht einmal Ohren dazu mehr finden. Und das ist englische Preßfreiheit, das ist die Freiheit überhaupt. Ja will nicht behaupten, daß sich in England nicht mit der Zeit Ohren und Abschneider einfinden könnten, denn mir erscheint England durchaus nicht im rosigen Lichte der Zukunft, und jeder Mensch und jedes Volk wird mit der Zeit alt und ohne Konzession krank und stirbt am Despotismus; aber Napoleon's Majestät erlebt diese Zeit gewiß nicht, weil zum allmählichen Vergehen der Preßfreiheit vielleicht ebensoviel Zeit gehört, wie zu deren allmählichem Entstehen. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Hexen und Zauberer in Amerika. 1692.
(Schluß.)

Noch wurde blos Bridget (Brigitte) Bishop zum Verhör eingebracht; sie war alt und schon vor zwanzig Jahren der Zauberei angeklagt; allerlei Schaden an Hühnern und Vieh, das Aufstehen auf Wagen, das Hexen gespenstischer, schwarzer Katzen und dergleichen wurde ihr zur Last gelegt. Da nun an alle dem kein Zweifel war, so wurde sie flugs verurtheilt, und am 10. des lieblichen Juni, Angesichts des büstern, schauererfüllten Volkshaufens, gehenkt. Freilich hatte ihr Ankläger später auf dem Todbette bekannt, er habe gelogen; allein wer konnte das damals wissen, und war es doch abgemachte Sache, daß Irgendwer gehenkt werden müsse.

Am 15. Juni berichtete die Geistlichkeit an die Regierung, empfahl ihr dringend Perkins' und Barnard's „Anleitung zur Entdeckung der Hexen“ und schloß den Bericht folgendermaßen: „S. Nichtsdestoweniger können wir der Regierung nur gehorsamst empfehlen, diejenigen, die sich strafsällig gemacht, rasch und kräftig zu verfolgen, gemäß der Anleitung zur Hexenentdeckung, die und in dem göttlichen Gesetze gegeben und nach den heilsamen Statuten der englischen Nation.“

Freilich haben, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, nicht alle Geistlichen diese Schrift unterzeichnet; indeß ließ sich der neue Gouverneur Phipps, ein Mitglied von Mather's Kirche, durch die herrschende Angst hinreißen; die neuen Geschwornen wurden vereidet und gingen an's Werk. Am 30. Juni wurden fünf Angeklagte ins Verhör genommen, schuldig befunden und zum Tode verurtheilt; nur Rebekka Nurse, ein Kirchenmitglied, wurde freigesprochen. Darüber fielen die „behexten“ Kinder in Krämpfe, und der Unwille des Volkes sprach sich so unverhohlen aus, daß der Gerichtshof die Geschwornen in den Berathungssaal zurückschickte, aus dem sie bald heraustraten mit einem Verdikt für „schuldig“ auch gegen die Rebekka Nurse. Der Geistliche Noyes exkommunizirte sie, überlieferte sie dem Satan, und Alle wurden sie zum Tode abgeführt. Derselbe Geistliche sagte der Susannah Martin, sie wäre eine Hexe, er wisse es, und sie sollte es lieber nur eingestehen. „Du lügst“, rief sie, „und Du weißt es, daß Du lügst, und wenn Du mir das Leben nimmst, wird Gott Dir Blut zu trinken geben!“ — Die Sage läßt diesen Fluch an ihm in Erfüllung gehen und ihn später in Blut ersticken. — Sie starben, unter Betheuerung ihrer Unschuld, am Galgen, und keine Seele fühlte Mitleid mit ihnen.

Am 5. August wurde ein neuer Zug vor den Gerichtshof „geschleppt“: der Geistliche George Burroughs, der Anwalt John und seine Frau, John Willard, George Jacobs und Martha Carrier. Burroughs, bei einigen seiner Amtsbrüder ohnehin mißliebig, weil er von den Ideen Roger Williams' über religiöse Freiheit angehangt war, und dem Mather besonders ein Dorn im Auge, hatte überdies von der Zauberei leichtfertig gesprochen und sich sogar geäußert, es gäbe überall kein solch Ding, wie eine Hexe. Willard, als Konstabler angestellt, Hexen einzufangen, war des Dings überdrüssig geworden und wollte sich nicht mehr dazu hergeben; die Kinder schrieen sofort, er sei selber ein Hexenmeister. Er wollte sich durch die Flucht retten, wurde aber in Nastua ergriffen und eingebracht. Der alte Jacobs wurde von seiner eigenen Enkeltochter angeklagt und die Carrier auf das Zeugniß ihrer eigenen Kinder verurtheilt.

Nach dem über Alle gefällten Spruch, der auf Schuldig und Tod lautete, kam das Mädchen Margarethe Jacobs, deren Aussage belastend die Verurtheilung ihres Großvaters und Burroughs' bewirkt hatte, zu dem Letztern und gestand ihm unter heißen Thränen, sie habe schändlich und feige gelogen. Sie schrieb auch an den Gerichtshof, um das Geschehene ungeschehen zu machen. „Dem Herrn im Himmel ist es bewußt“, sagte sie, „daß ich nicht das Geringste davon weiß, wie man von wem die Kinder behext worden; man sagte mir aber mit unbezweifelter Zuversicht auf den Kopf zu, ich wüßte es wohl, sonst würden sie nicht auf mich gekommen sein; wenn ich nicht gestände, würde ich gehenkt, und nur, wenn ichs thäte, sollte ich mein Leben behalten, was mich in meinem niedrigen, schlechten Herzen so sehr erschreckte, daß ich das Geständniß ablegte; welches Geständniß, im Verlaufe des geehrten Gerichtshofes, allzumal erlogen und falsch ist.“ Was ich gesagt, ist allzumal erlogen gegen meinen Großvater und gegen Herrn Burroughs, und ich that es nur, um mein Leben zu retten und meine Freiheit zu erhalten.“

Doch das nutzte nichts, und Alle, außer dem Anwalt John, starben am 19. August ihren letzten irdischen Tag — sie wurden auf Gallows Hill (Galgenhügel) gehenkt. — Der Geistliche Burroughs betete mit inbrünstig und schloß mit dem Vaterunser, das nach der herrschenden Meinung kein Zauberer beten konnte, und es war einige Besorgniß der Zuschauerhausen dürfte gegen seine Hinrichtung einschreiten. Da Mather hielt vom Pferde herab eine Ansprache an das Volk und bewies, Burroughs wäre eigentlich kein Geistlicher, und wäre trop des Gebete schuldig; denn der Teufel könne oft die Gestalt eines Engels des Lichts annehmen. — Abgeschnitten, wurde er an dem Strick nach einem Loche geschleppt, mit Willard und der Carrier hinein geworfen und in aller Hast kaum halb verscharrt.

„Wir sehen“, sagte Mather, „was die Teufel zu thun vermögen, wenn ihnen der große Gott die Macht gäbe.“

Das schauderliche Henkerwerk ging seinen Gang fort; immer neue Opfer verfielen dem Blödsinne, der wie ein Feuer in dürren Prärien Grase weiter und weiter um sich griff und endlich — im Oktober auch an die höheren Volksschichten leckte. Die ehrenwerthesten Personen, wenn sie einiges Mitleiden für die Gefangenen zeigten, wurden von den Beherzten angeklagt! Und Manche, die sich in dem Gerichtsgebiet Salem's nicht mehr sicher hielten, flüchteten nach New-York, aber ihr zurückgelassenes Vermögen wurde vom Sheriff eingezogen. Allein durch die ewigen Anklagen kamen die Leute zuletzt doch zu sich, der Eine und Andere fing an, zu ahnen, man sei etwas zu rasch vorgegangen. Die Geschwornen machten schneller Kehrt, als die Richter und diese wieder schneller, als die Geistlichkeit. „Zuletzt“, äußert Einer, „ist es augenscheinlich geworden, daß man einhalten müsse, wenn nicht die Kinder der Kirche Gottes insgesammt der Verdammniß verfallen sollten.“

Die Verblendung, die Grausamkeit, die Mißachtung aller Rechtsformen und Vorschriften der Beweis-Aufnahme hatten einen solchen Grad erreicht, daß der Richter Saltonstall die Bank verließ und nichts mehr mit der Sache zu schaffen haben wollte. Noch mehr andere ehrenhafte Männer hielten Stand gegen die gespenstische Furcht, die Alle beschlichen hatte, obgleich die persönliche Gefahr, die sie dabei liefen, nicht gering anzuschlagen; denn der Bibelbuchstabe war gegen sie: die Hexe von Endor, das mosaische Statut, keine Zauberer leben zu lassen (Exod. 28, 18.), und andere Stellen wurden ihnen siegesfolgi entgegen gehalten, und sie waren, wenn nicht direkt angeklagt, doch des Sadduzäismus und des Unglaubens verdächtigt. Die Mather und die Boshaft des Teufels waren ein so stehendes Thema auf der Kanzelu, daß die ganze Bevölkerung für eine Zeit fast wahnsinnig vor Angst und jeglicher Grausamkeit und jeglicher Ungerechtigkeit fähig wurde. Was auch den handelnden Personen überhaupt in diesen Dramen zur Last gelegt werden mag, die größere Schmach trifft die Obrigkeit und die Geistlichen, die mit einiger Festigkeit der wilden Flut in ihrem Beginnen hätten einen Damm setzen können. Einer aber brachen ihr mit großer Thätigkeit Bahn, und die Anderen wurden mitgerissen; endlich lachte sie jedem Widerstand, und Güte, Weisheit und männlicher Sinn waren in Gefahr, unterzugehen.

Endlich trat ein allgemeiner Ueberdruß ein — die Ueberspannung heilte sich selbst, und die Reaction war groß. Entsetzt vom Schrecken der dem Teufel, hatten sie gefucht, daßelbe in Blut zu ersticken, jetzt verabscheuten sie sich selber, es gethan zu haben. Jetzt war ungefährlich zu wiederholen, was die Weisesten damals gesagt hatten, daß das Ganze von teuflischen Einfällen angezogenen und von Eltern gehegt worden sei; daß die Kinder, gereizt durch ihre eigene Wichtigkeit und aus Furcht vor dem, was sie gethan, angefan-

worden seien, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren; erwachsene Menschen hatten sich ihnen angeschlossen, die entweder für ihr Leben bangten, oder ihrem Groll gegen die Angeklagten Genüge zu thun trachteten, oder endlich, wie der Geistliche Parrit, in dessen Hause die Verwirrung ihren Anfang genommen, den gewissermaßen ein persönliches Interesse zu der Rolle anspornte, die er bei dem Zeugenverhör und der Protokoll-Aufnahme durch Einflüsterungen, Versprechungen und Drohungen spielte. — Die Ergebnisse waren Tod und Marter für manches arme Weib. Härte und Grausamkeit nahmen überhand — die Religion war beschimpft — die Geistlichen sanken in Mißachtung — die Gerechtigkeit wurde verhöhnt. Die „beherzten" Kinder aßen und schliefen gut und befanden sich sehr wohl, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wurde. Das Volk war erschöpft: Manchen hatte der Teufelspuk zu Grunde gerichtet, und er ergab sich aus Verzweiflung einem lasterhaften Leben.

Mit Thränen bereuten Einige die Rolle, die sie in diesem Trauerspiel übernommen und suchten nach Möglichkeit den angerichteten Schaden gut zu machen. Richter Sewell unter Anderen trat an einem Fasttage in der Kirche zu Boston auf und bat Gott und das Volk um Verzeihung. Der Geistliche Parris erfuhr die Kränkung, daß die Leute von seinen Predigten nichts mehr wissen wollten und ihn, trotz aller Bitten, aus seinem Amte jagten. Cotton Mather wurde von den Buben mit Schmähungen und Steinwürfen verfolgt, und nimmer wieder erhob sich sein Ruf von dem Sturz, den ihm das gerechte Volksurtel bereitet hatte.

Dieser Jammer, aus unklugen und abergläubischer Neugier, einen Blick in die Welt der Teufel und Geister zu thun, geboren und zu grausamen und blutigen Thaten von der anspeienden Furcht groß gezogen — es ist sehr heilsam, ihn in Erinnerung zu bringen; denn was gewesen ist, kann unter ähnlichen Bedingungen wiederkommen. Und dringt man nicht in unseren Tagen auf den alten Glauben! Man hört so oft, es sei gleichgiltig, was das Volk glaube. Und doch beweisen die zu Salem verübten Unmenschlichkeiten, daß ein falscher Glaube zweifeln tödtliche Thaten zeugt, und es ist unsere Pflicht, gegen jede auf hohle Gründe gestützte Geistertheorie Einspruch zu thun. Und auch die maßlose cisatlantische Umkehrsucht sollte hier und da bedenken, daß sie leicht bis zum Galgen führen könnte, woran Hexen schweben, oder bis zum Scheiterhaufen, worauf Ketzer brennen.

Griechenland.

Ein Amerikaner in Griechenland.

Im Gegensatz zu dem Philhellenismus, der in unseren jüngeren Jahren florirte, ist es seit einiger Zeit Mode geworden, die Nachkommen der alten Griechen mit unerbittlicher Strenge zu behandeln, ihre Fehler und Schwächen zu übertreiben und ihre etwaigen guten Eigenschaften wegzuleugnen, ja, ihnen sogar ihre Abkunft streitig zu machen und sie mit Fallmerayer für slavische Bastarde zu erklären. Man läßt, mit Einem Wort, kein gutes Haar an den armen Hellenen und hört nicht auf, den unglücklichen Freiheitskrieg zu beklagen, der sie dem civilisatorischen Einflusse der Türken entzogen und einer unheilbaren Barbarei preisgegeben hat.

Den von uns längst überwundenen Standpunkt nimmt noch ein amerikanischer Reisender ein, der jetzt seine auf einer Wanderung durch Hellas empfangenen Eindrücke dem Publikum mittheilt.*) Herr Baird macht aus seinen philhellenischen Neigungen kein Geheimniß; er nimmt mit Eifer für die klassische Abkunft der Neugriechen Partei, rühmt ihre sozialen Fortschritte, entschuldigt ihre politischen Mißgriffe und verheißt ihnen eine glückliche und glänzende Zukunft. Bei alledem bewahrt er sich die Kühlheit des Urtheils und den praktischen Geist, der den Amerikaner charakterisirt; er ist kein Enthusiast, und wenn er auch mit Vorliebe bei den Lichtseiten des kleinen Königreichs verweilt, so ist er doch keineswegs für die tiefen Schatten blind, welche sie nur zu oft trüben.

Die Neugriechen sind unstreitig aus ihrer vierhundertjährigen Knechtschaft in einer ziemlich verwahrlosten Gestalt hervorgetreten; ihre Kenntnisse sind oberflächlich, ihre geistige Thätigkeit gering; aber desto wärmer und anerkennenswerther ist bei ihnen der Drang, sich auszubilden und das Versäumte nachzuholen. Herr Baird war erstaunt, in der Universitäts-Bibliothek zu Athen eine Sammlung von 30,000 Büchern zu finden, — zu erfahren, daß die Zahl der Studirenden sich täglich vergrößere, und die Hingebung zu bemerken, mit der Männer von freiheimem Geiste und hervorragenden Talenten sich dem schlechtbezahlten Lehrfolgen widmen. „Das Unterrichts-System", sagt er, „obwohl sorgfältig nach französischen und namentlich nach deutschen Mustern organisirt, ist ohne Zweifel noch bedeutender Verbesserungen fähig; aber wenn man die Kürze der Zeit bedenkt, sind die Resultate desselben wahrhaft wunderbar. In Athen allein besuchen 5000 aus einer Bevölkerung von 30,000 Seelen die Lehr-Anstalten."*) Unter solchen Umständen wird Niemand leugnen können, daß der gegenwärtige Zustand Griechenlands ein vielversprechender ist." Ein sehr idyllisches Bild entwirft der Verfasser von dem Leben der athenienischen Studenten, ihrer Arbeitsamkeit, Bescheidenheit und Enthaltsamkeit. Fleisch essen sie fast nur einmal im Jahre, am Ostersonntage, wo auch die ärmste Familie ein ganzes Lamm braten läßt. Mit Ausnahme dieses Festes besteht die einzige Erholung der Studirenden in dem gelegentlichen Besuch des Theaters oder einem Spaziergang in den Garten-Anlagen, welche die Stadt schmücken.

Die neugriechische Literatur befindet sich noch in der ersten Entwickelung; indessen fehlt es nicht ganz an bemerkenswerthen Schriftstellern, an deren Werke man allerdings keinen allzustrengen Maßstab legen muß. „Panagiotes Sutsos wird von Vielen als der beste unter den heutigen Dichtern betrachtet. Der erste Band seiner gesammelten Werke enthält drei Tragödien: „*Blazaïos*", der „Wanderer" und der „Messias". Die erste handelt von der Wiedergeburt des griechischen Volks; die zweite hat eher den Charakter eines Romans, indem eine hoffnungslose Liebe ihr Hauptthema bildet. Das Sujet der dritten ist durch ihren Titel hinlänglich bezeichnet. In allen drei Gedichten ist der Styl rein hellenisch, obwohl der Verfasser den Mißgriff vermieden hat, die alte Syntax wieder einführen zu wollen. Am meisten ist an Sutsos die übermäßige Eitelkeit zu tadeln, welche die Vorrede zu seinem Werke entstellt. Indem er von den verschiedenen Versmaßen redet, die im Neugriechischen gebräuchlich sind, citirt er als Beispiele nur seine eigenen Poesieen, und indem er einige Tiraden aus seinem „Messias" anführt, vergleicht er sie nicht allein mit Stellen aus dem Homer und Tasso, sondern spricht es geradezu aus, daß sie ebenso schön sind, als diese unsterblichen Gedichte! . . . Im Fache der Erzählung ist bisher unseres Wissens nichts aus der Presse von Athen hervorgegangen, das besonderer Erwähnung verdient. Das Publikum wird jedoch fleißig mit Uebersetzungen der beliebtesten französischen Romane, wie die von Eugen Sue, Dumas und andere dieser Klasse, versorgt. Geringeren Geschmack scheint man an den klassischen Werken Sir Walter Scott's zu finden, und wir zweifeln, ob eine einzige von den Erzählungen Cooper's in griechischem Gewande erschienen ist."

Nicht ohne Interesse sind die Mittheilungen über die Volks-Poesie der neueren Hellenen, ihre Klephthen-Lieder und ländlichen Balladen. „Athenäus und andere alte Schriftsteller berichten, daß die Rückkehr der Schwalbe von den Griechen als der Vorbote des Frühlings bewillkommnet wurde; ihr zu Ehren wurden Hymnen gedichtet, und die Sänger forderten von den Zuhörern zum Lohn ihrer Mühe ein kleines Geschenk. Auch heutzutage herrscht eine ähnliche Sitte vor. Am ersten Tage des Märzmonats sieht man Schaaren von Kindern in ihren Festtagskleidern aus der Dorfschule hervorströmen, Zweige oder Stäbe in der Hand, auf welchen eine Figur ausgeschnitzt ist, die eine Schwalbe vorstellen soll. An jeder Thür hält die jugendliche Prozession an, um einen Gruß an die Schwalbe zu singen. . . . . Wenn ein Landmann seinen Geburtstort, ob auf kurze Zeit oder auf ewig, verläßt, ladet er seine Freunde zu einem Abschiedsmahle ein. Während des Festes, oder am Schlusse desselben, wird seine Abreise zum Thema eines improvisirten Liedes gemacht: einige von den Gästen schildern in allgemeinen Ausdrücken den Schmerz der Trennung überhaupt, wogegen Andere in die Details des vorliegenden Falles eingehen. Außerdem werden noch Abschiedslieder in klagenden Tönen gesungen, wenn die Freunde und Nachbarn des Reisenden ihm das Geleit bis zu den Gränzen des Dorfes geben. Man hat eigene Verse, die von den Mädchen gesungen werden, wenn sie das Mehl für die Hochzeitkuchen mahlen; andere, wenn sie es sieben, und noch andere, wenn sie es kneten und backen. Die Jünglinge singen poetische Fragmente, wenn sie den Bräutigam anziehen helfen, und die Jungfrauen, wenn sie die Braut bedienen. Es würde schwer sein, eine merkwürdigere Art von lyrischen Gedichten zu finden, als die Mörlagieen oder Klagen, die über den Leichen der Todten angestimmt werden." In diesen Elegieen werden nämlich zwar die Tugenden der Verstorbenen gepriesen, aber auch ihre Fehler nicht mit Stillschweigen übergangen, was ihnen gewiß oft einen höchst pikanten Charakter verleihen muß, wenn die Aufrichtigkeit nicht einigermaßen durch Schicklichkeitsgefühl gemäßigt wird.

Ein von dem Reisenden in Sparta verübter Tag rief Betrachtungen über die mehr als spartanische Einfalt der griechischen Bauern hervor. Von „Comfort" ist in ihren Hütten keine Spur. „Man sieht nicht, wie in England vor der Thür des bescheidensten Arbeiters, einen netten Garten, mit Levkojen besäet und mit Geißblatt, das sich

*) Modern Greece: a Narrative of a Residence and Travels in that Country. By Henry M. Baird, M. A. New-York and London. 1856.

*) Im Original heißt es: „there are five thousand souls .... engaged in study", was wohl nur obige Deutung haben kann. Die Herren Amerikaner bedienen sich gern etwas hochtrabender Ausdrücke.

bis zum Dache der ländlichen Wohnung hinaufrankt. Es werden nur wenige Hausthiere gehalten, mit Ausnahme von grimmigen Wachthunden, die meuteweise den Reisenden beim Eintritt in ein Dorf entgegenkommen. Selbst auf die Bienenzucht, für welche das Land vortrefflich geeignet ist, verwenden die Einwohner des Peloponnes nur geringe Sorgfalt, und eine zierliche Reihe Bienenstöcke wird selten angetroffen. Die wenigen, die man findet, sind aus Bandweiden gemacht, mit Lehm beworfen und in der Sonne getrocknet, und es ist möglich, daß sie ihrem Zwecke hinlänglich entsprechen. In diesen und anderen Fällen hat man Vorrichtungen beibehalten, die eben so einfach sind, wie in den Homerischen Zeiten. Von Mobiliar enthält die Wohnstätte des Landmannes nichts, als die zum Kochen unentbehrlichen Geräthschaften, und da die ärmeren Klassen sich mit einfacher und leichter Kost begnügen, so ist die Zahl der Geräthe ungemein beschränkt. Es fehlen hier Gegenstände, die bei uns für Lebensbedürfnisse gelten; so wird man, wie ich glaube, in keinem Bauerhause, von einem Ende Griechenlands bis zum andern, eine Bettstelle antreffen.“ Offenbar ist dies für unseren Verfasser das non plus ultra der „Comfortlosigkeit“. Vielleicht hätte bei ferneren Reisen im Morgenlande sein Erstaunen über diese unglaubliche Thatsache sich etwas gegeben; man ist dort zufrieden, wenn man nur ein Bett hat, und behilft sich gern ohne Bettstelle.

Durch Vermittlung des Geschäftsträgers der Vereinigten Staaten wurde Herr Baird in Begleitung mehrerer Offiziere von einem im Piräeus liegenden amerikanischen Kriegsschiffe am Hofe in Athen eingeführt, der einen nicht ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint. „Die Königin Amalia stand in der Mitte des Salons, der, obwohl nicht gerade von blendender Pracht, doch hübsch dekorirt und ausgestattet war. Sie war mit vielem Geschmack gekleidet; ihre Toilette war nicht überladen, und sie trug nur einige Diamanten. Sie ist von hoher Gestalt und gut gebaut, obgleich etwas zum embonpoint geneigt. Sie wird allgemein als schön gerühmt; indessen hat sie natürlich im Alter von zwei- bis dreiundvreißig Jahren etwas an ihrer früheren Schönheit verloren. Einige Schritte hinter der Königin befand sich ihre Oberhofmeisterin, Madame Pulsky, die während der ganzen Audienz unbeweglich, wie eine Bildsäule, auf demselben Flecke stand. Beim Eintreten in den Salon machte Jeder eine tiefe Verbeugung, worauf sich Alle, je nach ihrem offiziellen Range, in einem Halbkreis aufstellten. Herr Kolokotroni stellte zuerst Herrn Marsh vor, mit dem die Königin sich fünf bis zehn Minuten lang unterhielt. Dann begleitete sie Herr Marsh den Halbkreis entlang, indem er jeden von uns der Reihe nach präsentirte. An die höheren Offiziere wurden einige Fragen gerichtet, die denjenigen verdolmetscht werden mußten, welche so unglücklich waren, nicht ein einziges Wort Französisch zu verstehen, welcher Sprache die Königin sich zu bedienen geruhte. Die jüngeren Offiziere wurden meistens nur mit einer einzigen Frage beehrt, die auf den Zweig des Marinedienstes Bezug hatten, zu dem sie gehörten.“

Dem Namen nach ist der Beherrscher von Griechenland bekanntlich ein constitutioneller König. Das Stimmrecht ist fast allgemein; es giebt keine erbliche Aristokratie, und die Verleihung von Adelstiteln ist gesetzlich verboten; alle Religionen werden geduldet, und die Presse genoß, wenigstens bis zur französischen Occupation, einer vollständigen Freiheit. „Trotzdem“, bemerkt der Verfasser, „kann der Thron unter dem gegenwärtigen Verwaltungssystem seine Maßregeln durchführen, ohne in der Praxis von dem populären Element im mindesten behindert zu werden. Es ist notorisch, daß die Regierung Otto's im ganzen Lande unbeliebt ist; nichtsdestoweniger aber gelingt es ihr stets, sich in den Kammern eine Majorität zu sichern, die zur Verfolgung ihrer Zwecke hinreicht. Die Deputirten werden allerdings durch das Volk gewählt, aber die Regierung ist nie um die Mittel verlegen, ein günstiges Resultat bei den Wahlen zu erreichen. Diese letzteren finden, als Garantie für die Freiheit des Stimmberechtigten, durch Ballotirung statt; aber während der acht Wahltage sind die Urnen der Obhut des Wahl-Comités anvertraut, und in manchen Fällen hat sich bei ihrer Eröffnung eine größere Anzahl Stimmzettel vorgefunden, als es im ganzen Distrikt registrirte Wähler gab. Zur Zeit der Wahl, und vor derselben, lassen die Regierungsbeamten, in Verbindung mit den Freunden der Kandidaten, alle Minen springen, um das Volk zur Erwählung Derjenigen zu bewegen, die mit den Maßregeln des Gouvernements einverstanden sind. Und bildet sich auch wirklich in der Kammer eine zahlreiche und entschlossene Opposition, so löst sich dieselbe doch stets über kurz oder lang wieder auf. Bestechung, Beförderungen, Gunstbezeugungen für die Abgeordneten und ihre Freunde — kurz, alle erdenklichen Mittel werden angewendet, und die Mehrzahl der Gewählten wird bald dahin gebracht, den Plänen der Regierung ihren Beistand zu verleihen.“

Wie man sieht, läßt sich der Verfasser durch seine philhellenischen Velleitäten keineswegs hinreißen, die offenbaren Schäden des griechischen Gemeinwesens zu verhehlichen oder zu übertünchen. Für uns müssen solche Erscheinungen um so anstößiger sein, je weniger sie an unsere einheimischen Zustände erinnern; aber wenn man bedenkt, daß die Griechen noch auf der ersten Sprosse der constitutionellen Leiter stehen und kaum angefangen haben, sich aus den Tiefen des orientalischen Despotismus emporzuarbeiten, so wird man die Hoffnung nicht ganz aufgeben, sie mit der Zeit sich auf die Höhe verfassungsmäßiger Innigkeit und politischer Reinheit erheben zu sehen, welche die jetzt noch die glücklichen Eigenthümlichkeiten der westlichen Nationen bilden.

Mannigfaltiges.

— Shakespeare, von Delius. „Coriolan“ und „Julius Cäsar“ sind die beiden zuletzt von der Delius'schen Ausgabe des englischen Shakespeare erschienenen Dramen.*) Beide sind weniger reich in ihren historischen Einleitungen, als die früheren Lieferungen, da der deutsche Herausgeber mit einem sehr mannigfaltigen, literargeschichtlichen, auf andere poetische Bearbeitungen derselben Stoffe hinweisenden Material ausstattete. „Coriolan“ sowohl, als „Julius Cäsar“, ist, mit Ausnahme des Citats aus Drayton's „Mortimeriados“ in den Einleitungen fast nur auf die von Shakespeare benutzten Stellen der alten, schlechten englischen Uebersetzung des Plutarch (von Sir Thomas North, nach der französischen Uebersetzung von Amyot) beschränkt. Auch die Polemik gegen den „alten Korrektor“ Collier's in den letzten Heften ganz eingestellt. Dagegen sind die erläuternden Noten unter dem Text wiederum reich an Belehrungen für deutsche mit den Schwierigkeiten Shakespeare's noch nicht vertraute Leser. Die bemerkt Delius zu den bekannten, letzten, von Shakespeare lateinisch gebrauchten Worten Cäsar's, „Et tu, Brute!“: „Woher Shakespeare diese Worte hatte, die sich weder an der betreffenden Stelle Plutarch noch sonst bei einem alten Autor finden, ist zweifelhaft. Daß aber bei dem Shakespeareschen Publikum als die historisch überlieferten, letzten Worte Cäsar's galten und als solche hier in ihrer ursprünglichen lateinischen Fassung stehen, ergiebt sich unter Anderm daraus, daß Shakespeare sie in der unter dem Namen „The Tragedie of Richard Duke of York“ bekannten ersten Bearbeitung des „King Henry VI.“ (Dritter Theil) anwandte. Dort ruft König Eduard seinem ihn betriegenden Bruder Clarence zu: „Ah, Brute! Wilt thou stab Caesar too!“ In der späteren Fassung dieses Dramas ließ Shakespeare den Vers weg.“ — Daß Cäsar, Delius annimmt, bei Eröffnung der Senatssitzung auch die Worte gesprochen haben soll: „Are we all ready?“, welche Worte eine Kommentatoren dem Cinna in den Mund legen, ist nicht wahrscheinlich. Es scheint eine solche Frage: Sind wir Alle bereit oder fertig, wo Cäsar ohne Weiteres fortfährt: „What is now amiss“ &c., oder eben nicht Alle bereit sind, da sich Antonius kurz vorher mit bonius entfernt hatte, im Munde des gebieterischen Vorsitzenden ganz wirdig, während sie im Munde Cinna's, in Verbindung mit konspiratorischen Worten: „Casca, you are the first that reares hand“, einen omnösen Sinn erhält, und das „we all“ zu dem hergegangenen „the first“ augenscheinlich in logischer Beziehung

— Hommaire de Hell. Ein Werk, das sowohl seiner geographischen Bedeutung wegen, als durch seine meisterhaft gezeichneten Skizzen von großem Werth, ist die vor einiger Zeit erschienene Reise durch die Türkei und Persien von Hommaire de Hell und Jules Laurent.**) Xavier Hommaire de Hell, verstorben am 29. August 1848 in Zophan, hatte auf Veranlassung des damaligen Ministers Guizot bandy seine große Reise nach dem Orient unternommen, von der leider nicht mehr zurückkehren sollte. Seine Manuskripte sind bei der zwei Jahren zum Druck gelangt, haben jedoch, bei den bekannten Kriegs-Interessen, nicht diejenige Beachtung in Frankreich gefunden, die sie in vollem Maße verdienen. Gegenwärtig scheint nun auch das aus mehr als hundert Tafeln bestehende Album, das zur Erläuterung des Reisewerkes dient und gewiß demselben einer neuen Empfehlung gereichen wird. Das Ganze ist von der Gattin des Reisenden, Madame Adèle de Hell, herausgegeben, die sich der Unterstützung einiger gelehrten und künstlerischen Mitglieder der Akademie zu erfreuen hatte.

*) „Shakspere's Werke“. Herausgegeben und erklärt von Nikolaus Delius. Zweiter Band. Vierter und fünfter Stück. Elberfeld, Verlag von R. L. Friederichs, 1856.

**) Voyage en Turquie et en Perse. Exécuté par ordre du gouvernement français pendant les années 1846, 1847 et 1848, par Xavier Hommaire de Hell et Jules Laurent.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Post-Aemter werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 55, und dem Expedit. Kommiss. Hirschwaldt, Nr. 11), ferner von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 140. Berlin, Donnerstag den 20. November 1856.

Belgien.

Neueste Literatur in Brüssel.

Wenn in den vlaemisch-belgischen Städten von Brüssel gesprochen wird, so sagt man, es sei nicht belgisch, sondern kosmopolitisch; und man hat nicht Unrecht. Verdient ein Ort diesen Beinamen, so ist es Brüssel; denn obgleich es auf den ersten Augenschein den Eindruck macht, als sei es eine durchaus französische Stadt, so erkennt man bei genauerer Beobachtung doch bald, daß das Französische nur die Uebertünchung und gewissermaßen der Kitt ist, welcher die ungleichartigsten Elemente zusammen verbindet. Die Bevölkerung selbst ist so gemischt, Sitte und Sprache in den einzelnen Theilen der Stadt so durchaus verschieden und das ganze Leben so wenig nationell, daß man Brüssel eben weder vlaemisch, noch französisch, sondern nur kosmopolitisch nennen kann. Dasselbe gilt auch von der Literatur dieser Stadt. Fast in allen Sprachen, welche in Brüssel gesprochen werden, wird dort auch geschrieben, und merkwürdiger Weise sind beinahe sämmtliche Nationalitäten, welche Kolonieen oder Emigrationen nach Brüssel gesandt haben, durch bedeutende Träger ihrer Literaturen vertreten. So die Polen durch Lelewel, die Magyaren durch Jósika, die Italiäner durch Dall' Ongaro.

Joachim Lelewel ist so bekannt in der gelehrten Welt, daß es genügt, seinen Namen zu nennen. Sein neuestes, anonym erschienenes Werk: „Album eines polnischen Graveurs", ist ein Meisterwerk der Kupferstechkunst.

Miklos Jósika ist einer der beliebtesten magyarischen Novellisten. Seit 1850 in Brüssel wohnhaft, hat er von dort aus in Pesth die Romane: „Die Familie Mailly", „Leather", „Der Königstreter von Hermannstadt", „Der gordische Knoten", „Der grüne Jäger", „Die Tochter des Gelehrten", „Die Herren von Szegedin", „Pygmalion und die Ruine von Kendros", sowie eine historische Arbeit: „Das Leben des Königs Mathias Corvinus", veröffentlicht. Alle haben zwei oder drei Bände; der letztgenannte Roman ist im Feuilleton des Pesti-Naplo erschienen, während ein anderer, den der Verfasser deutsch geschrieben: „Alter Haß, neue Liebe", im Feuilleton des „Nordischen Wanderers" abgedruckt wurde. Außer diesem sind die meisten anderen Romane leider unbekannt in Deutschland, da nur die „Familie Mailly" und „Stephan Jósika", ein früherer Roman desselben Verfassers, übersetzt worden sind. Der Roman: „Der Ungar und die Spanierin", welcher von Emerich Kovács unter Jósika's Namen herausgegeben worden ist, rührt nicht von Jósika, sondern vom Herausgeber selbst her. Es wäre daher zu wünschen, daß Julie Jósika, die liebenswürdige Frau des Baron Jósika Miklos, welche selbst sowohl magyarisch wie deutsch schreibt und erst kürzlich in beiden Sprachen vortreffliche Erzählungen für die reifere Jugend herausgegeben hat, den ersten von ihr übersetzten Roman ihres Mannes: „Stephan Jósika", auch die übrigen folgen ließe. Zwei andere Landsleute Jósika's, Graf Teleki Josef, der Bruder des in diesem Jahre verstorbenen bekannten magyarischen Geschichtsforschers und Präsidenten der Pester Akademie, und J. E. Horn, von denen der Erstere einige politische Artikel in verschiedenen Sprachen und der Letztere mehrere treffliche statistische Arbeiten in französischer und deutscher Sprache, unter Anderem „Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart" (Leipzig 1855), veröffentlicht hat, haben unlängst Brüssel verlassen. Ein Dritter, Baron Hörwath, früher evangelischer Bischof in Ungarn, arbeitet noch in Brüssel an seinem großen Werke über die neueste Geschichte Ungarns seit der französischen Revolution, welche magyarisch und deutsch erscheinen soll.

Francesco Dall' Ongaro, früher Redacteur der Favilla in Triest, ist einer der genialsten, jetzt lebenden italiänischen Dichter. Sein Drama: „Il Fornaretto" macht seit 12 Jahren die Runde auf allen italiänischen Bühnen; seine „Canti popolari" sind in Italien wirkliche Volkslieder geworden, seine „Conferenze sul Dante", denen er in diesem Winter „Vorträge über die neuere italiänische Literatur" folgen lassen will, lockten während der verflossenen beiden Jahre Alles herbei, was in Brüssel italiänisch sprach und Poesie liebte. Die „Federn", welche er für die Ristori aus dem Französischen in's Italiänische übersetzt hat, steht dem Original gleich, und die Trogedie: „Bianca Capello", die er für seine berühmte Landsmännin geschrieben, ist ein wahrhaft klassisches Werk. Sein Roman: „Viola tricolor", welcher erst kürzlich neu aufgelegt wurde, rührt noch aus der ersten Periode seiner geistigen Produktivität her.

Ob die Spanier und Russen, welche zahlreich in Brüssel vertreten sind, ebenfalls geistige Sommitäten dort haben, ist mir nicht bekannt. Unter den Engländern, welche den Zaubourg Leopold fast ausschließlich bewohnen und alle boarding-houses der Stadt massenhaft erfüllen, war A. A. Paton der bedeutendste literarische Name. Seine „Highlands and Islands of the Adriatic" sind zur Zeit unter dem Titel: „Adriatische Briefe", in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" mitgetheilt worden. Sein ägyptischer Roman und sein Buch über die Türkei, wo er sich während des orientalischen Krieges als Reporter der Times aufhielt, sind nur englisch erschienen. Gegenwärtig befindet sich der Verfasser in London, um sein großes Werk über die neuere Geschichte Aegyptens drucken zu lassen, welches er in Brüssel bearbeitet und wozu er die urkundlichen Studien in Aegypten selbst gesammelt hat.

Von den Deutschen, welche sich theils ganz in Brüssel niedergelassen haben, theils zur Zeit dort wohnen, sind besonders zu nennen:

Dr. August Scheler, Bibliothekar des Königs, in der gelehrten Welt wohlbekannt durch sein von der Akademie gekröntes „Mémoire sur la conjugaison française", sein treffliches „Annuaire statistique et historique belge" und seine frei nach dem Deutschen bearbeitete „Histoire de la Maison de Saxe-Cobourg-Gotha", welche das Original bei weitem übertrifft. In deutscher Sprache hat er vorzugsweise biographische und literatur-historische Artikel veröffentlicht und die neuesten Romane von H. Conscience und G. Sand aus dem Vlaemischen und Französischen übersetzt herausgegeben. Seit vorigem Jahre redigirt er das 1844 vom Baron von Reiffenberg gegründete „Bulletin du Bibliophile belge", jetzt jedenfalls das beste aller in französischer Sprache erscheinenden bibliographischen Blätter.

Ida von Düringsfeld (Baronin Reinsberg), welche in Brüssel ein größeres Werk über Dalmatien bearbeitet, das demnächst in Prag erscheinen soll, sich viel mit der vlaemischen Sprache und Literatur beschäftigt und im letzten Frühjahr einen Roman in französischer Sprache herausgegeben hat: „Nike Veikki", welcher vorher im Feuilleton eines Pariser Journals erschienen ist.

Michel Berend, dessen Gedichte (Brüssel 1855) sich einer raschen Verbreitung erfreuten.

Hoffmann von Fallersleben, der gründlichste Kenner der vlaemischen Sprache und Literatur, welcher in Brüssel zu den jährlich wiederkehrenden flüchtigen Sommergästen gehört.

Unter den exilirten Franzosen, welche jetzt zeitweis in Brüssel wohnen, sind Edgar Quinet und P. J. Stahl (Hetzel) die bedeutendsten literarischen Namen. Der Erstere, welcher kürzlich ein Werk über die Donaufürstenthümer bearbeitet hat, ist in Deutschland überall gekannt; der Letztere ist der Verfasser von „Hôtes et Gens", „L'esprit des femmes" und einigen anderen Werken. Die Franzosen, welche schon seit längerer Zeit in Brüssel angesiedelt sind, haben sich so eingebürgert, daß sie nicht von den eigentlichen Belgiern zu trennen sind. Das Französische ist in Brüssel die Sprache der öffentlichen Geselligkeit, der Behörden, des Unterrichts und der meisten schriftstellerischen Arbeiten, gleichviel, ob deren Verfasser durch Geburt oder Familie Franzosen, Wallonen oder Vlaemingen sind. Französisch geschrieben sind daher auch, mit Ausnahme der von den Bacter fortgesetzten lateinischen „Acta Sanctorum", sämmtliche in Brüssel erschienenen Werke des berühmten Astronomen Quetelet und der als bedeutender Gelehrter und Schriftsteller in Deutschland mehr oder minder bekannten de Potter, Baron de Gerlache, Coremans, Schayes, Ruelens, E. Deschanel, Wauters, Henne, Mathieu, Fétis (père et fils), Stappaz und vieler Anderer, deren Bibliographie einem besonderen Artikel vorbehalten bleibt.

Die vlaemische Sprache wird erst seit neuester Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten angewendet, wie denn überhaupt die Vlaemingen mit größtem Eifer danach ringen, auch in Brüssel ihre Sprache zu der ihr gebührenden Geltung zu bringen. Männer, wie Dautzenberg, einer der beliebtesten vlaemischen Dichter, van Driesche, Verfasser von Novellen, Gedichten und dramatischen Stücken, Snellaert, Professor der vlaemischen Sprache am Athenaeum, welcher die von der Akademie gekrönte Preisschrift über den öffentlichen Unterricht im Mittelalter, wie viele andere historische und literarische Abhandlungen und eine treffliche Grammatik der vlaemischen Sprache verfaßte; Delcroix, der Verfasser des beliebten, auch ins Deutsche übersetzten Romans: „Geld oder Liebe"; van der Voort, welcher eine gute Geschichte der „Maria von Burgund" bearbeitet hat, Jack van der Velde, welcher viele Artikel in vlaemischen Zeitschriften veröffentlicht hat, die Dichter Dott, Nolet und Stroobant und die dramatischen Schriftsteller Roelandt und S. Willems, von denen der Erstere die Stücke: „Willem de Zwyger" („Wilhelm der Schweiger, Taciturnus"), „Hertog Jan I." und „Margaretha de Zwarte" („die schwarze Margaretha"), der Letztere beliebte Vaudevilles geschrieben, stehen an der Spitze dieser vlaemischen Sprachbewegung. Als Mittelpunkt derselben, besonders in politischer Beziehung, gilt die „Vlaemsch-Midden-Comiteit". Die „Letterkundig Genootschap" („Literarische Gesellschaft") hat die vaterländische Geschichtsforschung zu ihrer Aufgabe gemacht. Die anderen vlaemischen literarischen Gesellschaften, wie der „Wyngaerd" („Weingarten"), welcher 300 Mitglieder zählt, der „Morgenstaer" („Morgenstern"), welcher deren 100 hat, und die „Volksbeschaving" („Volksbildung"), welche jährlich 1200 Francs vom König und 1200 Francs von der Stadt als Zuschuß erhält, suchen durch dramatische Vorstellungen, deren die erste 12, die letzte 20 gab, eine vierte Gesellschaft, „da Veldbloem" („Feldblume"), durch Lektüre und Deklamation die Sprache zu fördern und das Volk zu bilden. Von Journalen in vlaemischer Sprache erscheinen die jetzt schon drei in Brüssel: „de Tyd" („die Zeit"), ein politisches, „de Klauwaert" (der Kritiker), ein literarisches, und „Mannekenpiss" (Kladderadatsch), ein satirisches Blatt.

Möchte die vlaemische Literatur den Fortgang nehmen, welchen so viele tüchtige Kräfte anstreben und jeder Deutsche von Herzen wünschen muß.

Fhr. v. Reinsberg.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Elfter Monats-Bericht. 1856.

(Fortsetzung.)

Man sollte überhaupt solche Erscheinungen mehr physiologisch auffassen lernen. Sie werden dann richtiger erkannt, und erscheinen weder dem Einen so fürchterlich, noch dem Anderen so mächtig schön, wie sie in der Regel aufgefaßt werden. Napoleon, heiße Napoleonen, kamen gegen die englische Preßfreiheit empor und hielten sich ihre Zeit, wie sie ohne deren Mitwirkung ihren physiologischen Prozeß durchmachten. Die englische Preßfreiheit konnte mit aller ihrer Kraft den letzten Krieg nicht vor deffen Freiden schützen, und England nicht zu einer einzigen der als schreiend nothwendig erkannten Reformen bringen. Sie kann England nicht vor dem Verfalle schützen der aus allen Poren heraus sein stilles, mächtiges, naturgesetzliches Walten und Wirken verkündigt. Die gefnechelte Presse verhindert nicht die Uebel, welche man in der Regel gern der Preßfreiheit auf die Rechnung setzt, und die Preßfreiheit schafft nicht das Gute, welches viele enthusiastische Verehrer derselben ihr allein zuschreiben. Es kommt dabei eben Alles auf die klimatischen, physiologischen, materiellen und moralischen Bedingungen an, unter denen Völker entstehen und vergehen. Wenn man in dieser Beziehung Jemanden rathen könnte (nichts unmöglicher als das), würde man gut thun, ihm zu bedenken zu geben, daß Preßfreiheit wie andere Freiheiten weniger von der Polizei und sonstigen Sicherheits-Bentilen inkommodirt werden sollten; sie hilft und schadet nie so viel, als man ihr zuzuschreiben sich angewöhnt hat. Ich habe einmal in Deutschland unter Cenfur viel freier und ungenirter geschrieben, als jetzt aus dem preßfreien England für Deutschland. Und wenn ich, wie dies manchmal geschieht, Englisch für englische Blätter schreibe, kujonieren mich eine solche Menge Censoren, wie niemals in Deutschland. Das Land, das Volk, die öffentliche Meinung, der Redacteur, die Stimmung des Tages, die Rücksicht auf das besondere Lesepublikum jedes Blattes, der Umstand, daß ich ein Fremder bin, die Vorurtheile und Liebhabereien, hier und dort, die Gewohnheit, der Styl — Alles cenfirt und hält die englische Preßfreiheit in Schranken, von denen wir in Berlin selbst unter dem alten Zohn keine Ahnung hatten.

Diese Censur der Gewohnheit, des Conventionalismus, der nationalen Vorurtheile, der Partei- und Cliquen-Interessen u. s. w. ist empfindlicher für den, der nicht davon gefesselt ist, als die Staatscensur. Mit dem jungen Assessor oder gebildeten Geheimrath, als Censor fungirte, ließ sich zur Noth ein Wort sprechen und also falls die Sache wieder in Zusammenhang bringen; mit der englische Censur läßt sich nicht reden. Ihre Iren Ideen nehmen keine Vernunft an. Es ist weder Methode, noch Sinn darin. So leiden gewisse Blätter an der fixen Idee des „Germanismus", als der Quelle alles Verderbens. Wie so Manche in Deutschland die Mehrheit dem Auslande, den Juden, Polen und Franzosen zuschreiben, haben der Morning Advertiser, Reynolds Newspaper u. s. w. allen matische Malheur Englands, alle hartnäckige Mißverwaltung, Nepotismus u. s. w. dem Einflusse des Germanismus zu. Er ist die Stelle der früheren „popery" getreten. Diese englische Furie, die in der Presse, in der Nationalität und deren Verschichtungen liegt, ist ein viel größeres Uebel, als die Preßfreiheit sich als gut weiß. Eine läßt sich so wenig aufheben oder nur mildern, als die andere. Sie ersticht den Genius in der Geburt, sie giebt der fortläufigen Mittelmäßigkeit das Privilegium der Herrschaft und überschwemmt uns mit bedrucktem Papier, welches nach bestimmten Schablonen bedruckt, gebunden und mit Gedanken und Redensarten weiß gemacht ward. Die englische Literatur erinnert auf diese Weise an jenen berühmten Maler in einem Dorfe, der wunderschöne Engel malen konnte, weil er die nöthigen Schablonen dazu hatte. Einen Anderen, als diese bestimmte Art und Gestalt von Löwen, konnte er nicht malen. Als ihn daher der Schankwirth des Dorfes anging, er möchte ihm einen Engel als Wirthshauszeichen malen, verweigerte er dies anfangs, ließ sich aber endlich erbitten und versprach, ihm die verlangten Engel zu malen. „Ich weiß aber schon", sagte er, „es wird doch aussehen wie 'n Löwe."

Der englische Löwe hat sich aber nach Reynolds längst als Esel erwiesen, respektive als Esel des „Germanismus", unter welchem man beiläufig gesagt, durchaus nichts Deutsches versteht, sondern größtentheils „Russisches" oder höchstens Prinz Albert in seinen verschiedenen Functionen und Einflüssen, überhaupt, was dem speyßischen Englande angelegen kommt, ihn in seinen „nationalen" Conventionalitäten und seinen Interessen verderblich erscheint.

Diese heroschenden fixen Ideen und Conventionalitäten, welche die mündliche und schriftliche Literatur cenfiren und als Schablonen für Löwenmalerei zu den verschiedensten Bildern verwendet werden, geben der englischen geistigen Production ebenso etwas Fabrikmäßiges, wie der materiellen. Wenn einmal etwas wirklich Neues oder Schönes, Neues in der Literatur auftaucht, wird es sofort von Fabrikanten und Unendliche vervielfältigt und nachgeäfft. Ich glaube, es war Charles Dickens, der die Gefängnisse wieder in die Literatur einführte. Seine kleine Heldin Dorrit wird im Schuldgefängnisse geboren und erzogen, außerdem wirkte der „Gentleman" des Gefängnisses, den er so recht drastisch ausmalte. Seitdem entsteht eine ganze neue Gefängniss-Literatur. Wir haben das meisterhafte, aber nie zu Ende kommende Werk Mayhew's über die wirklichen, inneren Zustände der London Gefängnisse unter dem Titel: „The Great World of London", und wenn die große Welt Londons schier aus Gefängnissen bestände, ist schon erwähnte Werk über die Irrenhäuser und noch ein anderes über einem alten Londoner Gefängniß-Direktor über Mayhew's Gegenstand. Ich sah es nur einmal flüchtig und erinnere mich nur, daß sich auf Grund der haarsträubendsten Thatsachen entschieden gegen alle Einzelhaft aussprach. Der gerühmte Roman von Charles Reade „Es ist niemals zu spät zur Besserung" („It is never too late to mend") spielt einen halben Band hindurch mit den barbarischsten Quälereien, die man in englischen Gefängnissen in blödsinniger Barbarei mit Gefangenen treibt, durch welche schon thatsächlich, und öffentlich detaillirt. Viele auf die methodischste Weise langsam gemordet wurden. Ich möchte fast wetten, daß die angekündigten Romane von den privilegirten Romanschreiberinnen, von Mrs. Trollope, Mrs. Gore und anderen Damen, wie Mr. Shirley Brooks u. s. w., viel Gefängniß enthalten.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich zugleich einige andere im Erscheinen begriffene Werke: einen Band Gedichte von Mrs. Elizabeth Barret Browning, ein Reisewerk von Mr. Mansfield Parkyns, „Leben Faltstaffs" von R. Brough, mit Zeichnungen von George Cruikshank. Richard Doyle ist mit einem englischen „Schuljungen Müller im Harz" u. s. w., einem „Brown, Jones und Robinson" den schottischen Hochlanden" zu Weihnachten unterwegs. Von Thackeray wird ein neuer Cyklus von Vorträgen, die hernach gedruckt erscheinen, erwartet. Vielleicht dauert Letzteres sehr lange, da er Vorträge erst in den Provinzen und in Amerika wiederholen will. Der vorige Cyklus brachte ihm, wie versichert wird, 10,000 Pfd. Sterling netto.

Was mir von neuerdings erschienenen Productionen bekannt worden, enthält nichts Produzirtes. Nur Reisewerke lassen sich Verdruß lesen, weil sie doch immer eigen Erlebtes und Gesehenes

*) Die unlängst in diesen Blättern besprochenen Memoiren des Generals Chesterton. D. R.

und Kunde von entlegenen Gegenden und Menschen bringen. Ich erwähne: „Paraguay, Brasilien und die La Plata-Staaten" von T. B. Mansfield („Paraguay, Brazil and the Plate. Letters from 1852—1853"), Briefe an Freunde und Angehörige nach Hause geschrieben und anfangs nicht für den Druck bestimmt, so daß das Element des Persönlichen zu sehr vorherrscht und in geographischer, ethnographischer und sonstiger wissenschaftlicher Beziehung nicht viel Ausbeute geboten wird. Von G. W. Thornbury, einem geschickten Sittenmaler, ist eine Schilderung Englands zu Shakespeare's Zeiten: „Sketches of Social History in the Reign of Elizabeth", erschienen, sehr verdienstvoll für alle Welt, welche Shakespeare liest und durchdringen will, wenn auch nicht so drastisch und detaillirt, wie Thackeray's Gemälde aus den Zeiten Anna's. Von demselben Thornbury, dem Verfasser der „Buccaneers", sind andere Skizzen: „Art and Nature", angekündigt, die, nach einzelnen, in Monatsschriften veröffentlichten Theilen zu schließen, über die Mittelmäßigkeit hinausgehen, wenn auch nicht über die Gränzen des literarischen Conventionalismus.

Alexander Andrews tritt in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts („The Eighteenth Century, or Illustrations of the Manners and Customs of our Grandfathers") ziemlich geschickt in den Fußstapfen Thackeray's auf, wenn auch nicht mit dessen feinem Detail. Alle diese Wanderungen in der Vorzeit, die den Memoiren-Inhalt der Geschichte, deren Häuslichkeit, Persönlichkeit und Aeußerlichkeit recht hübsch studiren und erzählen und so die Liebhaberei der Engländer für das Memoirenhafte, Nationale, ihnen Eigene befriedigen, werden in England sehr eifrig gelesen und gelten als große literarische Verdienste, aber sie werden in Deutschland nur einen sehr eingeschränkten Beifall finden. Man ist in Deutschland gewohnt, die Geschichte etwas gründlicher und universeller aufzufassen und das Detail, das Persönliche und Häusliche, nur in seiner historischen Bedeutung episodisch mit gelten zu lassen. In England kennt man diese historische Auffassung kaum, und der Geschichtschreiber des alten Griechenland, der mit dieser englischen Memoirenhaftigkeit Gründlichkeit und universelle Auffassung verbindet, ist von deutscher Abkunft und Richtung.

Ideen, welche in der Geschichte, wie in der Wissenschaft überhaupt, die wahre Substanz ausmachen, sind ihnen zu hoch hängende Trauben, die sie sauer, idealistisch, Germanismus nennen. Daher diesen die Wissenschaften alle, welche es mit Gedanken und Ideen zu thun haben, eine traurige Rolle in England. Ich sah dies recht an der „Wissenschaft vom Schönen", „The Science of Beauty", dem bereits dreizehnten ästhetischen Werke J. R. Hay's mit 23 Abbildungen, welche das Wesen der Schönheit anschaulich machen helfen sollen, wie die Anfrischung der alten griechischen Lehre von den Zahlenverhältnissen für das Schöne den Begriff des Aesthetischen zu einer Abtheilung des Adam Riese machen soll. Wie kindisch erscheint uns dieser größte, eigentlich einzige englische Aesthetiker mit seiner Verbildlichung und Verrechnung des Schönen, wenn man Hegel's Aesthetik oder Ruge's Dialektik des Komischen etwas verstehen gelernt haben sollte! Das Aesthetische, das Schöne ist nur dadurch, daß es von einem Anschauenden, Genießenden empfunden, wirklich wieder producirt wird, und für jeden Anderen, der die Bildung und die Empfänglichkeit nicht mitbringt, gar nicht vorhanden. Deshalb ist das Schöne überhaupt nicht objektiv vorhanden, nicht in den Formen und Formen-Verhältnissen selbst, sondern nur in dem Individuum, welches durch die Anschauung dieser Formen erregt und schön gestimmt wird. Die Schönheit gehört überhaupt zu den unkommensurablen idealen Dingen und hat in den ästhetischen Objekten nur einen vorübergehenden Schein, dessen Wesen immer etwas individuell Empfundenes, Innerliches ist. Von diesem Wesen wissen die englischen Aesthetiker nichts, so bald B. Mr. Hay bereits im dreizehnten Werke das Ding durch Bilder, Zahlen, Regeln, besondere Kennzeichen u. s. w. gleichsam steckbrieflich verfolgt und den Leuten sagt, was so und so aussehe und sich messen lasse, das sei die wahre beauty!

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der zweite Cäsar Rom, nach J. J. Ampère.

Seit Montesquieu, Gibbon und Voltaire hat derjenige Fürst, unter dessen Scepter um fast die gleiche Zeit im fernen Osten ein Licht aufging, das die Welt erleuchten sollte, und im Westen die ersten historischen Lichtstrahlen in das Dunkel der deutschen Wälder fielen, einen strengeren und ungünstigeren Richter gefunden, als an J. J. Ampère.*) Gibbon, bei aller Anerkennung des Glücks, welches verhältnißweise das römische Weltreich unter Augustus genoß, nennt diesen neuen kalten Kopf, ein fühlloses Herz, eine feige Seele. Feig, gefühllos und kalt, wie er sich selbst kannte, nahm er im Alter von neunzehn Jahren die Heuchlermaske vor und legte sie niemals wieder ab. Mit derselben Hand und wahrscheinlich in demselben Geiste unterschrieb er das Todes-Urtheil eines Cicero und die Begnadigung des Cinna. So Gibbon. Nur daß die ganze, schon von Voltaire in Zweifel gezogene, wohl aber durch ein Meisterstück Corneille's: „Cinna, ou la clémence d'Auguste" verherrlichte Geschichte von August's Edelmuth gegen Cinna auf höchst schwachen historischen Füßen, d. h. einzig auf den Declamationen des Rhetors Seneca und des erst unter Alexander Severus schreibenden Dio Cassius ruht, während Suetonius völlig darüber schweigt. Montesquieu sagt: „August, der verschmitzte Tyrann, kuchelte das Römervolk. Hätte er sich gleich anfangs hochherzig gezeigt, so würde alle Welt mißtrauisch geworden sein. Augustus, wie ihn die Schmeichelei benannte, war Gründer der Ordnung, d. h. einer fortdauernden Knechtschaft, denn in einem Freistaat, worin Einer die Alleinherrschaft usurpirt, heißt Regel und Ordnung alles dasjenige, was die strafenlose Autorität befestigen, dagegen Verwirrung, Zwiespalt, schlechte Regierung heißt, was die anständige Freiheit der Unterthanen aufrecht erhalten kann." So ließ sich auch Voltaire nicht durch die literarische Glorie blenden, welche August's Zeitalter den Namen des goldenen verschafft hat, obschon er gerade für diese Art Glorie höchst empfänglich war. Er sagt: „Augustus war ein sehr bösartiger Mensch, gleichgültig gegen Laster und Tugend, die er sich beide dienstbar machte, und einzig auf sein Interesse bedacht. Er röthete die Erde mit Blut oder schloß Frieden, er mißbrauchte Waffengewalt, Gesetze, Religion und Lustbarkeiten zu seinem anderen Zweck, als um Herr und Gebieter zu sein und seiner Eigensucht zu fröhnen."

Als Vierter in diesem Spruch-Kollegium sagt nun Ampère: „Wie getrost man sich, Augustus zu rechtfertigen! Rom's Verfassung war morsch geworden. Entschuldigt dies ihn, der ihr den letzten Schlag, den Gnadenstoß versetzte? Soll ein Arzt, anstatt in einer schweren Krankheit das Aeußerste seiner Kunst zu versuchen, sie tödlich machen? weil sein Patient in Lebensgefahr ist, ihm Opium reichen, um ihn der Gefahr zu entreißen? Dies aber ist es, was Augustus gethan hat. Die Nachwelt, bestochen durch den scheinbaren Glanz des Römerreichs, der bald nachher unter Tiberius sich trübte, unter Caligula und Claudius erlosch, um später nur zufällig durch das Verdienst einiger, doch immer nur weniger guter Cäsaren wieder aufzuleuchten — die Nachwelt hat August's Zeitalter, das im Grunde nichts weiter war, als ein Lebens-Ende und Todes-Anfang, für eine große Periode der Menschheit genommen. Augustus ist ihr wie ein großer Mann vorgekommen, während er nur ein gewandter Mann war. Man hat ihn für gut gehalten, Dante hat ihn il buon Augusto genannt, als ob man gut würde, als ob man sich verwandeln könnte, als ob die feige und grausame Seele des Triumvirs hätte eine milde und edle werden können. Nachdem Augustus die höchste Gewalt unter seinen Mitbürgern usurpirt hatte, usurpirte er dann auch im Reiche der Einbildung eine völlig unverdiente Stelle; wie uns ist er zu dieser zweiten Usurpation gekommen? — Dem Kaiser Augustus ist dreierlei zu Statten gekommen: er hat an Horaz und Virgil eifrige Lobredner gefunden. Tacitus hat beinahe nicht von ihm gesprochen, und die Biographie Plutarch's ist nicht auf uns gekommen." Von Virgil sagte indeß schon der scharf urtheilende Ariost: „Augustus war nicht so fromm und gutmüthig, als ihn Virgil's Posaune macht, der ihm die Proscriptions-Listen darum verzieh, weil er sich auf Poesie verstand." Auch Machiavel bekennt, Augustus und Tiberius (die er zusammenstellt) hätten über ihr persönliches Ansehen viel eifersüchtiger gewacht, als über das Wohl des Staates; sie hätten das Volk nur entwaffnet, um es desto leichter unterjochen zu können. Noch aber war ein vierter Glücksumstand dem Augustus über Erwarten günstig. Seine Regierung flößte den christlichen Schriftstellern darum, weil unter ihm der Messias in die Welt kam, einen hohen Respekt ein. Nach einer alten Legende hatte auch die Sibylle dem Augustus die Geburt Christi verkündigt. Das Gedächtniß des Gründers des Kaiserreichs war also an die Wiege des Christenthums geknüpft und hierdurch gleichsam geheiligt. Der Erste, bei welchem sich diese Ansicht findet, ist der Afrikaner Orosius im vierten Jahrhundert. Und des Orosius Echo ist, über zwölfhundert Jahre später, Bossuet, der sein Prachtgemälde von dem Weltfrieden unter Augustus mit den ausdrucksvollen Worten schließt: „Und Jesus Christus kommt in die Welt."

Die Ursachen, welche unverdienterweise den Kaiser Augustus so hoch in der Meinung der Mit- und Nachwelt bis auf die neueste Zeit herab gestellt haben, sind von Ampère in Folgendem, dem wir nur einige Parenthesen zur Verdeutlichung beifügen, zusammengefaßt worden. Abgesehen nämlich davon, daß uns das Zeugniß des gewissenhaften Plutarch über ihn völlig abgeht, unter August's Zeitgenossen zuerst die Dankbarkeit (für endliche Befreiung von den mehrere Menschenalter hindurch wüthenden Bürgerkriegen, und das ist es, was Horaz nicht hoch genug preisen kann), sodann die mehr und mehr überhandnehmende niedrig feile Gesinnung; während des Mittel-

*) Histoire romaine à Rome. Revue des deux Mondes du 15. octobre.

alters die politische und kirchliche Ansicht, welche an Augustus die Anfänge der christlichen Kirche und des (römisch-deutschen) Kaiserthums knüpfte; zur Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften die an Abgötterei gränzende Verehrung, welche man für letztere hegte, sowie der vorherrschende Drang, als Beschützer und Mäcen derselben zu gelten. Für die Menschen im sechzehnten Jahrhundert galt der Schutz, den ein Fürst den Wissenschaften angedeihen ließ, als sein höchstes Verdienst. Die Gelehrten oder Dichter, welche die Zierden der kleinen italiänischen Höfe bildeten, erblickten über Augustus nichts, wenn nicht etwa Mäcenas, und trugen viel dazu bei, um dem Namen August's eine Glorie zu weben, ähnlich derjenigen, womit Horaz und Virgil so freigebig gewesen waren. Endlich im siebzehnten Jahrhundert der Triumph der absoluten Monarchie in Europa. Solchen Ursachen also verdankt der römische Imperator seine erlauchte Stellung in den Annalen der Geschichte. „Zum Glück aber", sagt Ampère weiterhin, „für die geschichtliche Wahrheit und Gerechtigkeit giebt es auch der Zeit des Augustus noch etwas Anderes als sein Portrait in Versen, wie es Virgil und Horaz hinterlassen haben; geliebten sind uns noch seine Bildnisse in Marmor, und diese lügen nicht. Seine Abbilder verrathen und verklagen ihn; sie bestätigen mit ihrem unbestechlichen Zeugniß das unbefangene Urtheil der Geschichte und lassen der Nachwelt keinen Zweifel, wie sie das ihrige zu fällen oder zu berichtigen habe. Es treten nämlich in August's Charakter zwei Hauptzüge hervor, die wohl schon ein nicht oberflächliches Studium dieses Charakters ohne Schwierigkeit ermittelt, welche aber durch die von ihm in Rom zahlreich vorhandenen Marmorbilder gleichsam handgreiflich gemacht und für alle Zeiten stereotypirt sind: die Falschheit seiner Seele, ersichtlich an seinem schiefen Blick, und seine Bösartigkeit, die sich in dem düsteren Ausdruck seiner Gesichtszüge malt."

Vorstehende Exzerpte dürften, wenn wir auch genöthigt sind, nur ein tieferes Eingehen zu versagen, doch genügen, die Leser des „Magazin" auf eine mehr als interessante, sogar wichtig zu nennende historische Erörterung oder Belenchtung aufmerksam zu machen, die nicht unbeachtet bleiben wird. Theodor Mommsen, dessen „Römische Geschichte" im dritten Theile mit dem Treffen von Thapsus und Cato's Tode schließt, wird im vierten nun auch auf Augustus zu sprechen kommen, und sein Urtheil — wir glauben, dies vorausgesagen zu können — wird ihm nicht gewogener sein, als das seiner Vorgänger Montesquieu, Gibbon, und in letzter Zeit Ampère, wiewohl von dem ihrigen völlig unabhängig.

E. K—r.

Mannigfaltiges.

— Bolgrad. Der „neurussische Kalender" (Новороссійскій Календарь) für 1853 enthielt eine kurze, statistische Uebersicht aller Städte und Ortschaften in Neu-Rußland und Bessarabien, in welcher sich folgende Notiz über das jetzt so oft genannte, aber so wenig bekannte Bolgrad findet: „Bolgrad, ein schön gebauter bulgarischer Flecken im Nieder-Budjaker Kolonial-Bezirk der Provinz Bessarabien, am Flusse Alpuch; Haupt-Verwaltungssitz der transdanubischen Kolonisten. Er zählt 8305 Einwohner in 1037 meist steinernen Häusern, hat eine Dorfschule für Knaben und eine für Mädchen, eine prächtige Kathedrale und eine Friedhofskirche, in welcher der General Inzow, dem die hiesigen Kolonieen ihre Gründung verdanken, begraben liegt; ferner 5 der Kommune gehörige und 13 Privat-Getraide-Magazine, einen öffentlichen Garten, 675 Privat-Gärten, und an industriellen Anstalten: 15 Lichtziehereien, 2 Seifensiedereien, 5 Ziegelbrennereien, 7 Töpfereien, 8 Färbereien, 14 Schänken, 1 Gasthof und 42 Waarenläden. Das Gemeinde-Land hat einen Umfang von 22,765 Dessiatinen (zu 4,... preuß. Morgen). Auf dem Wege nach Ismail befindet sich ein von einem Kolonisten errichtetes Denkmal an der Stelle, wo Kaiser Nikolaus im Jahre 1828 auf dem Marsch nach der Donau sein Lager aufschlug." — Es erhellt hieraus, daß der Monteur de la flotte Unrecht hat, wenn er Bolgrad als ein unbedeutendes Nest von 400 Einwohnern schildert, um dessen Besitz man sich doch lieber gar nicht streiten möge, so wie daß die westländischen Diplomaten, wenn sie sich etwas näher in der russischen Geographie umgesehen hätten, recht gut wissen konnten, daß Bolgrad am Alpuch (Jalpuch) und also mittelbar an der Donau liege. Von einem zweiten Bolgrad oder „Tobat" ist weder in dem Orts-Verzeichniß des genannten Kalenders, noch in dem Itinerarium, nach welchem Bolgrad 41 Werst von Ismail und 216 Werst von Odessa liegt, eine Spur zu entdecken.

— Georg III. und die amerikanische Unabhängigkeits-Erklärung. In New-York erschienen vor kurzem die Memoiren eines gewissen Elkanah Watson, die, obgleich der Verfasser eine ziemlich obskure Persönlichkeit war und niemals eine politische Rolle gespielt hat, dadurch Interesse erhalten, daß er fünfundsechzig Jahre lang, 1777 bis 1842, ein regelmäßiges Tagebuch seiner Erlebnisse führte, die mit einigen der wichtigsten Ereignisse der amerikanischen Geschichte zusammenfallen. Nachdem er an dem Unabhängigkeitskriege theilgenommen, begab er sich noch vor Beendigung desselben nach Frankreich und machte dann einen Abstecher nach London, wo er Gelegenheit hatte, der Sitzung des Oberhauses am 5. Dezember 1782 beizuwohnen, in welcher Georg III. den Entschluß aussprach, sich in Unterhandlungen mit seinen aufrührerischen Kolonieen auf Grundlage ihrer Trennung vom Mutterlande einzulassen. Bekanntlich hatte der König sich lange gegen dieses Zugeständniß gesträubt, zu dem ihn nur die gebieterische Nothwendigkeit zwingen konnte, und der schlecht verhehlte Unmuth, mit dem der Monarch seine Einwilligung zu einem für ihn so demüthigenden Schritt zu erkennen gab, wird von dem Amerikaner mit charakteristischer Schadenfreude geschildert.

„Ich befand mich in der Nähe des Königs und beobachtete mit gespanntem Interesse jeden Ton seiner Stimme und jede Veränderung in seinen Zügen. Es war für mich ein Moment überwältigender und erhebender Freude. Nach einigen allgemeinen und gewöhnlichen Bemerkungen fuhr er fort: „„Ich habe ohne Zeitverlust die erforderlichen Befehle ertheilt, um der offensiven Kriegsführung auf dem Kontinent von Nord-Amerika ein Ziel zu setzen. Indem ich, wie meine Krone gegen mir stets vorsprechen, mit Entschiedenheit die Verfassungsmäßigkeit annahm, die ich mit den Ansichten meines Parlaments und meines Volkes in Einklang glaubte, habe ich alle meine Bestrebungen auf Maßregeln, in Europa sowohl als in Nord-Amerika, auf eine friedliche und herzliche Versöhnung mit den Kolonieen gerichtet. Ich es zur Erreichung dieses Zweckes unerläßlich fand, habe ich gezögert, von der mir zustehenden Macht in ihrem vollsten Umfange Gebrauch zu machen, und mich erboten, sie anzuerkennen"" ... hielt er einen Augenblick in sichtbarer Bewegung inne; nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: ...„sie anzuerkennen als freie und unabhängige Staaten. Indem ich also in ihre Trennung von der Krone Großbritanniens einwilligte, habe ich jede persönliche Rücksicht den Gefühlen und Meinungen meines Volkes geopfert. Ich richte demüthigstes und heißestes Gebet an den allmächtigen Gott, daß Großbritannien nicht die Uebel empfinden möge, die aus einer solchen Zerstückelung des Reiches hervorgehen können, und daß Amerika von Kalamitäten frei sein möge, welche früher im Mutterlande dem Reich haben, wie innig die monarchische Staatsform mit dem Genusse constitutioneller Freiheit zusammenhängt. Religion, Sprache, Sitten und Neigungen können und werden, hoffe ich, noch immer ein dauerhafter Einigung zwischen den beiden Ländern bilden."" Georg III. hat, wie man versichert, den Ruf, daß er seine Reden in einer natürlichen, freien und eindringlichen Weise vorträgt. In diesem Falle ist er jedoch sichtlich verlegen; er zögerte, räusperte sich und entledigte sich der schmerzvollen, ihm auferlegten Pflicht mit einem üblen Anstande, der ihm sonst nicht eigen ist."

— Greaves eiserne Eisenbahn-Schwellen. Die noch neue System des englischen Ingenieurs H. Greaves angefertigten Eisenbahn-Schwellen von Gußeisen, verbunden mit patentirten Schienenstühlen, fangen an, immer mehr Ausbreitung zu finden und die hölzernen, präparirten Schwellen, besonders in holzarmen Ländern, in Aegypten, wo die Eisenbahn von Kahira nach diesem System gebaut ist, zu verdrängen. Die Vortheile dieser eisernen Schwellen sind folgender Art: 1) soll ihre erste Anschaffung nicht viel theurer sein, als die der eichenen, präparirten Schwellen; 2) die Kosten der Unterhaltung betragen kaum die Hälfte soviel, als die der Holzschwellen; 3) sie bleiben wenigstens funfzig Jahre zu ihrem Zwecke brauchbar; 4) bei der halbkugelförmigen (semisphärischen) Gestalt der Stühle kann die Masse des Eisens, die zu den Schwellen verwendet wird, ökonomisch eingerichtet werden; 5) jede Abtheilung der Schienen liegt in gleicher Weise an diese Stühle befestigt werden; 6) der Ballast auf welchem die Stühle ruhen, ist immer trocken und bildet dadurch jederzeit eine solide Unterlage; 7) die Form der Stühle ist der Art, daß eine mangelhafte Schiene sehr leicht herausgenommen werden kann, ohne daß die Schwelle aufgenommen zu werden braucht; 8) die Laschen, Unterlagsplatten und Bolzen zur Festhaltung und Vereinigung der Schienen an den Stoßschwellen sind durchaus überflüssig; 9) dadurch allein werden bei der ersten Anlage pro englische Meile Eisenbahn 70 Pfd. Sterl. erspart; 10) die solide Grundlage, welche diese Schwellen an ihren beiden Endpunkten haben, die Festigkeit des Ballastes darunter und rings um dieselben verleiht den auf ihnen ruhenden Schienen eine außerordentliche Sicherheit, so daß selbst Schwankungen gar nicht vorkommen; das holperige Fahren und Stoßen dieser Bahnen ist daher bei dieser Einrichtung ganz vermieden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 28, und dem Expedit. Neumann, Mauerstraße, Nr. 31), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 141. Berlin, Sonnabend den 22. November 1834.

Nord-Amerika.

Das Mohawk-Thal.

(Reise-Skizze eines Amerikaners.*)

Mit Ausnahme der Genessee-Region, von Clinton das schönste Weizenland auf der Welt genannt, ist das Mohawk-Thal der fruchtbare Strich im Staate New-York. Als es noch in Wald gehüllt war, entdeckte das scharfe Auge Washington's dessen seltene Eigenschaften zum Anbau, und auf einer Reise mit Lafayette nach dem Fort Stanwix bezeichnete er manchen Fleck zum Ankauf; die Urkunden tragen noch seinen ruhmgekrönten Namen. Im Juni bieten die Abhänge längs dem Flusse Felder vom dunkelsten Thon, betupft mit üppigen Maiskolben oder dicht besät mit zartem Korn; die Auen glänzen in der Sonne von goldgelben Maßlieb; hochgestreckte, schlanke Ulmen schießen in Abständen aus smaragdgrünen Wiesen empor; wellige Flächen, hin und wieder mit einer Baumgruppe besetzt, geben der Landschaft eine englische Physiognomie; Baumgärten wechseln mit Weideplätzen; der Mohawk gleitet meistens so sanft und durch ebenso wohlbestelltes Land, wie die Dee und die Isis, nur ist er stellenweise noch malerischer durch eine felsige Anschwellung, einen bewaldeten Hügel, oder durch das Rauschen und Schäumen eines Sturzes, der in einer wegen ihrer schönen Wasserfälle weniger berühmten Gegend in den Reisebüchern eine ehrenvolle Stelle als Katarakt finden würde.

Eine dieser Unterbrechungen in dem sonst stillen Lauf und der gleichförmigen Richtung des schönen Stromes, eine Unterbrechung, die urplötzlich das niederländische Gemälde in eine Scene von Salvator Rosa verwandelt, begegnet uns zu Little falls, wo die Eisenbahn durch eine unermeßliche Mauer festen Gesteins gehauen wurde. Denkwürdig ist diese Stelle namentlich, da man hier den ersten Versuch zur Kanal-Schifffahrt im Staate gemacht hatte, die nachmals unter Clinton's glückverheißender Verwaltung für diesen Staat eine Quelle des Wachsthums und des Gedeihens wurde. Um nämlich den an diesem Punkte gehemmten Lauf des Mohawk zu regulieren, wurde rings um den Fall ein Kanal gehöhlt, ein Miniaturwerkchen des angränzenden großen Erie-Kanals. Scharf der Reisende diesen künstlichen Wasserlauf, der einem so gedrängten Eifer sein Entstehen verdankt, dessen Geschichte mit einem langen und erbitterten politischen Kampfe gepaart ist, und dessen Vollendung mit einem Nationalfeste zusammenfällt: so weilt seine Phantasie entzückt auf dem nachfolgenden Siege, den der Geist der Vereinbarung hier an der Schwelle errungen; er wird daran gemahnt, in welch kurzer Zeit Kanäle — See und Fluß von einem Ende des Festlandes zum anderen verbindend — unendliche Schienenwege-Linien und unausmeßbare Telegraphendrähte, gleich Arterien, Venen und Nervenfasern, die Gestade des Atlantischen und des Stillen Oceans, wie den Hudson und den Mississippi, mit dem ungeheuren Territorium dazwischen in Berührung bringend: in wie kurzer Zeit, sage ich, sie das Ganze in einen einzigen lebendigen Nationalleib umgeschaffen haben. Der Anblick der Fluren mit ihrem Segen an Klee, Korn und Fruchtbäumen, der blühenden Dörfer, der schattigen Hügel auf dem Reisenden auf rollendem Wagen oder dahingleitendem Nachen als Gegensatz hervor: jenen Schauplatz früherer Tage, „der Tage des Hinterwäldlers und Gränzers", als der launenhaft sich windende Steig, das träge Ruder, die schlaffrige Postkutsche die einzigen Mittel waren, in dem gesunden und üppigen, aber einsamen Lande fortzukommen. Jetzt liegt das Land offen den stündlich einlaufenden Nachrichten von der Seeküste, den Produkten aus der Tiefe des Binnenlandes, dem Reisenden, der vom weiten Ocean oder aus den fernen Prärieen herkömmt. Die Mohawk-Ebenen werden alljährlich überschwemmt, und des Farmers angefüllte Scheunen geben davon Zeugniß.

Die Gruppen hölzerner Gebäude, mit Schule und Gericht, Kirche und Schänke, Henschober und „Allerlei Vorrath", — die Mühlen und Fabrikereien, die Holzflöße, die Heerden von Hornvieh und Schafen geben dem weiten Thale das Leben menschlichen Unternehmens und heiterer Gewerbethätigkeit. Sanft ansteigende Hügel umschließen den Fluß, und so weit das Auge reicht, breiten sie ein grünendes, wellengeformtes Panorama aus, wo ländliches Behagen zu nisten und fruchtreiche Schönheit zu weilen scheinen. Neben dieser frischen Naturwüchsigkeit fehlt es der Landschaft auch nicht an Namen und Plätzen, die bedeutsame örtliche und persönliche Erinnerungen erwecken. Wenige Meilen von dem Flusse steht an einem Punkt das alte, steinerne Landhaus, das Sir William Johnson mit seinen braven Indianern tapfer vertheidigte und wo er den geregelten europäischen Truppen in einem Hinterhalte eine Schlappe beibrachte. Ihre kühnen Thaten und ihre wilde Anmuth waren das Thema der Gränzergeschichten, und West stellte einen dieser Krieger neben den Apoll von Belvedere. Hier war der Thaten-Schauplatz Brant's, des schrecklichen Verbündeten in dem französischen, und des gefürchteten Feindes in dem Revolutions-Kriege. Nicht weit davon laubeinwärts, an einem anderen Punkte, liegt Steubenville und das Grab des tapferen Freiherrn von Steuben, eines Schülers Friedrich's des Großen, der in der Disziplinirung der ungeschlachten Rekruten so wesentliche Dienste geleistet hatte. In diesen Winkel, damals eine Wildniß, zog er sich nach Beendigung des Krieges stolz zurück, lebte zufrieden in einer Blockhütte, nahm keine anderen Besuche an, als die deutscher Bauern, die er zur Auswanderung veranlaßt hatte und die den Boden urbar machten, und seiner alten Waffenbrüder, die Zufall oder Neigung in seine entlegene Farm führte. Dort verlebte er seine letzten Jahre und wurde auf dem vorher von ihm bestimmten Fleck begraben. Durch einen seltsamen Zufall hat sich der Name des wackeren, kinderlosen Degens fortgepflanzt. Bei einem Namensaufruf seines Regiments hörte er eines Tages auf den Namen Benedikt Arnold antworten. „Zwei Schritte vor!" rief Steuben hitzig. „Wo hast Du den Namen her?" — „Ehrlicherweise; ich bin in Connekticut geboren, und es ist nicht meine Schuld." — „Das wird's, wenn Du ihn länger führst", versetzte der Baron; „von jetzt ab antwortest Du auf den Namen Steuben." Der Mann gehorchte, und eine zahlreiche Nachkommenschaft, sowie die Stadt, worin manches Glied derselben wohnt, haben den ehrenvollen Namen in der Gegend erhalten, wo der strenge Veteran seinen letzten Athem ausgehaucht.

Etwa zehn Meilen von dem sogenannten Oneida-Borbehalt*) stieg eine junge Squaw in den Wagen. Das Mädchen war ein schönes Exemplar ihres verkommenden Stammes. Der rauhe, aber üppige schwarze Haarwuchs, die hervorstehenden Backenknochen, der dickgeformte Mund, die Stirn — Alles trug das Gepräge der Eingeborenen. Nur das blitzende Auge von tiefster Gagatschwärze gab den massenhaften Zügen Leben; ein nichts weniger als mürrischer Ernst lagerte auf ihrem Antlitz, und versteckte Schlauheit lugte aus den verstohlenen, aber scharfen Blicken. Sie hatte einen ungeheuren Hut von schwarzem Biberfell auf, und einige Ellen blaues Tuch dienten ihr zum Mantel. Stumm und mit stolzer Miene bot sie ein Paar gestickte Mokassins und eine Börse zum Kauf, kroch dann auf das Verdeck hinauf, um bei der nächsten Station „diesen fliegenden Behälter der bleichen Gesichter" zu verlassen. Eine seltsame Empfindung erweckt dieses zufällige Begegniß in dem Reisenden, der zum ersten Mal die beiden Extreme des Lebens und der Geschichte in dieser Form zusammentreffen sieht: das Kind der Wildniß und den Sieg der neueren Wissenschaft; den Abkömmling eines niedergeworfenen, dahinschwindenden Volkes, und einen jener täglichen Züge, die über den Sitz des urzeitigen Waldes streifen, des Waldes, in welchem vor einem Jahrhundert nur des Wilden Fährte gezeichnet war, in welchem nur des Jägers Stutzen und des Panthers Schrei die Stille unterbrach.

Nicht minder überraschend ist der Kontrast zwischen Namen und Lokalitäten in dieser Gegend. Heute z. B. reiste ich durch Verona und Rom, und die Scene, die des Conducteurs hellschrillende Ankündigung vor des Geistes Auge heraufbeschwor, bildete ein seltsames Gegenstück zu dem gegenwärtigen Prospekt. Statt des antiken,

*) Oneida-reservation ist ein Fleck Landes, wo Trümmer des einst so zahlreichen und mächtigen Oneida-Indianerstammes sich noch erhalten haben.

weiträumigen Amphitheaters, wo ich vor Jahren im schwachen Zwielicht eines italiänischen Frühlingstages verweilte, würzte hier eine holzbeladene Kanal-Barke die Luft mit jenem Parfüm von frischgeschlagenen Fichten und Schierlingstannen, mit jenem Duft, der so lebendig die Vorstellung des Neuen und Flüchtigen hervorruft. Wahrscheinlich hatte dieses Bauholz die Bestimmung, durch die Arbeit weniger Tage in eine Wohnstätte verwandelt zu werden, mit der vergleichen die ehrwürdigen und stattlichen Paläste von Palladio's Meisterhand einem anderen Weltkörper, wie einem fernen Zeitalter anzugehören scheinen. Statt Julia's moosbekleideten Sarkophag's erblickte ich hier den neugemeißelten Leichenstein auf einem Begräbnißplatz, der kaum seit einem Menschenleben zurückdatirt. Eine Heerde schmutziger Gänse gackerte im Grünen zu Rom, als ob sie an ihre Schwestern, die das Kapitol gerettet, mahnen wollten; allein die Reihe ärmlicher, hölzerner Häuser und der Lärm der Schänke verscheuchten nur zu schnell die rückblickenden Täuschungen. Der einzig edle Gegenstand, auf dem das Auge freudig ruhte, war eine prachtvolle Ulme in der Nähe und das frische, schöne Gehölz in der Ferne.

(Schluß folgt.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Eilfter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Für die englische Literaturgeschichte ist eine Biographie Wordsworth's von Edwin Paxton Hood („Wordsworth. A Biography") von Interesse und Wichtigkeit. Wordsworth ist vielleicht der letzte wirklich originale englische Lyriker; er gilt noch heute als der eigentliche Grundton-Angeber in der englischen Poesie, und man weist gern in neuen Dichtern Anklänge an ihn nach, an den „Begründer einer neuen Dichterschule". Insofern ist eine genauere Kenntniß dieses Dichters, welchen Hood mit großer Ausführlichkeit und Liebe schildert, unerläßlich für die Beurtheilung späterer poetischer Erscheinungen, die man freilich auch gern zu fabrikmäßig mit älteren Dichtern vergleicht und die, wenn sie nur Ein und Dasselbe schön finden, des verstellten Plagiats beschuldigt werden. Namentlich ist dies dem Gerald Massey mit seinem neuesten Kinde der Muse so gegangen. Er wurde vor etwa zwei Jahren plötzlich als ein neues Lumen am Himmel der Poesie auf hohe Pferd gehoben. Arbeiter, Naturdichter! hieß es, ein Phänomen, eine neue Glorie der „anglo-sächsischen Race!" Hernach aber wollte das Licht gar nicht so gloriös brennen, als man verkündigt hatte. Sein „Kind Christabel" war ein zusammengestoppeltes Gedicht, mühsam zu einem Ganzen verdickt durch andere Gedichte. Mit seinem jetzigen „Craigcrook Castle" (ein sehr poetischer Name) ist's noch schlimmer; ein mühsam verfirnißirter Rahmen um Leute herum, die hernach seine einzelnen Gedichte vortragen. So ist der Schein eines Ganzen entstanden, wie man einen Sack voll Bücher, oben zusammengebunden, als ein Ganzes, eine Einheit in Sackleinewand bezeichnen kann. Das Schloß mit dem poetischen Namen trat auf mehr als zweihundert Seiten als ein und Ein großes ganzes Werk auf, und die Leute erstaunten über den ehemaligen halbverhungerten, unerzogenen Bergwerksjungen, daß er nun schon eine so große Ilias oder Odyssee gesungen habe. Nichts als ein Schwindel! Gedichte, ganz kleine und recht viel mittelmäßige Gedichte hinter Einem Titel, in einem Sack, in welchem man nun mehr Plagiate fand, als Eigenes, obwohl viele eigene und einzelne Gedichte ganz respektabel und als wirkliche Dichter-Schöpfungen erscheinen würden, wäre er dabei geblieben und nicht durch Lobhudeleien verdorben, von der Sucht besessen, recht groß, recht bändeich, recht respektabel und ganz wie ein sentimentaler „Gentleman" zu erscheinen. Deshalb diese Gespreiztheit, diese Phrasen aus Tennyson, Wordsworth und anderen Originalen. Deshalb ist der einst bescheidene Naturdichter ein Fabrikant in Versen geworden, und der längst erwartete und oft vermeintlich gefundene poetische Genius Englands kommt vielleicht aus Australien, wo neuerdings ein Dichter, R. Kinahon, mit einem Poem „Yorra-Yorra" und mit Lyratönen aufgetreten ist, gegen dessen Klänge die schlechtesten Berliner „Balldoiedel" um Weihnachten Beethovensche Symphonieen sind. Ich habe mir eine Stelle aus dieser Yorra-Yorra-Knarre abgeschrieben und lasse mir die Mühe nicht verdrießen, sie als Beispiel australischer Lyrik noch einmal abzuschreiben, und zwar im Original, da der Uebersetzer derselben jedenfalls erst geboren werden muß.

„Farewell, Tarrengower! and Ganawarra!
Farewell, Wagra-Barjarg! and Irawarra!
Farewell, Borra Burra! Pollah! Morang!
Farewell, Merrimingo! and thee, Burnewang
And thee, Booroondara! and Goomubbee!
Farewell, Narah Narah! and Rinnomongy,
And Wimmera plains, by Tongeomongie!"

Wo bleibt dagegen Freiligrath mit seiner „Hosianna-, Savanna-, Fandango- und Honanho"-Reim-Periode!

Danach zu schließen, wird die in Australien kolonisirte angelsächsische Race-Poesie der alten Welt nicht sehr gefährlich werden, wie diese ganze, bereits anglo-sächsisch-verpfuschte und verschwindende Kultur überhaupt nicht. Sie kommt dort so wenig auf einen grünen Zweig, daß sich hier in London eine Compagnie mit 100,000 Pfund Sterling gebildet hat, zum Ankauf von deutschen Bauern und Arbeitern, welche den englischen Bodenräubern in Australien den Grund und Boden unter den „günstigsten Bedingungen" urbar machen, um ihm einen hohen Verkaufswerth erschwingen sollen, um sie dann dazu zu zagen oder ihnen den hohen Werth abzuternern. Mit Engländern ging es nicht, meinten sie; nur die Deutschen in Australien machen auf ihrem eigenen Boden, den sie sich erworben, als der Grund und Boden noch nicht von Lords-Söhnen und Spekulanten mit Beschlag belegt worden war, die überraschendsten Fortschritte. So dachte man wir wollen uns Deutsche kaufen, damit die und den ihnen nicht gehörenden Boden ebenso schön zurechtmachen! Man kann die deutschen Bauern und Arbeiter nicht genug vor diesem seelenverkäuferischen Schwindel warnen. Obgleich dies schon durch die Presse des Tages geschehen, wiederholen wir diese Warnung auch hier, damit wenigstens indirekt noch eine oder die andere Seele gerettet werde, denn aus dem „Magazin" selbst und direkt ließt wohl kein Bauer unseren guten Rath.*)

Man will den benunzirten, als verderblich verschrieenen Germanismus in Australien wie am Kap der guten Hoffnung verbrauchen, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Am Kap wird man nie mit den Kaffern und Buschmännern fertig, da von beiden Seiten beschworene Verträge immer wieder gebrochen werden. Man braucht schon lange wieder einen Kaffernkrieg, um die Gränzen der englischen Besitzungen wieder vor Menschenfreffern, Viehräubern und Mordbrennern zu sichern. Die Engländer haben damit schrecklich viel Geld und Menschen verloren, ohne daß sie je zu einem erträglichen Resultate kamen. Jetzt will man es mit einer lebendigen Mauer deutscher Militair-Kolonisten versuchen, und hat zu diesem Zweck ein paar Tausend Mann aus der aufgelösten Fremden-Legion erschwindelt, wo deutsche Offiziere, gegen gutes Salair natürlich, sich ganz herrlich oratorische Werber auszeichneten und einen förmlichen Verfolgungskrieg gegen die Kandidaten für die Heimat oder Amerika anfingen ließen.

Die Engländer haben es zu sinnig Kolonieen gebracht, aber sie können nichts daraus machen. Sie nehmen den Boden in Besitz und quetschen dann, nöthigenfalls mit sattischen Tortur-Instrumenten Steuern und den Leuten, so viel sie können. So machte es Persien, so machte es Rom, welche dabei zu Grunde gingen. Die Kolonien werden ausgepreßt, ohne daß der Saft dem Mutterlande selbst zu Gute kömmt; der Saft fließt in die Hände und den Magen der einzelnen Satrapen und ihrer Helfershelfer; dem Volke, als solchem, kosten Kolonieen im Durchschnitt mehr, als sie einbringen. Die Kolonien verwildern und verfallen unter dieser Wirthschaft, und die Satrapen derselben und die ganze politische Anschauungsweise des Volkes verwildern mit. Wir sahen hier sechs indische Fürsten, zuletzt die beiden Königin von Audh mit ganzer Familie und ihrem Hofstaat, welche beim Parlamente um Schadenersatz für weggeraubte Länder klagten. Man sangt sie hier vollends an, indem man ihnen gar keinen Rath und Hoffnungen giebt, und läßt sie dann laufen. Der Marquis von Southampton forderte das Volk bei Ankunft der Königin von Audh auf, mit ihr für ihr Recht zu flehen. Das Volk und die ganze Presse lachten darüber und bewiesen die traurige Nothwendigkeit, daß man das Königreich Audh hätte nehmen müssen, rein aus Liebe zu den Unterthanen, aus Christenpflicht und der — nöthigen Abrundung des englischen Ostindiens wegen. Dabei flossen die üblichen Redensarten von der erhabenen Mission, die anglo-sächsische Civilisation über die ganze Erde zu verbreiten, und Triumphgesänge, daß Großbritannien um so viel hundert Quadratmeilen abermals größer geworden und nun die Sonne erst recht nicht untergehen könne in dem weltumfassenden Reiche der Königin Victoria, die zu allem Schwindel ihren Namen hergeben muß, sogar zur „Königlich Britischen Bank" von der die Direktoren und Parlamentsmitglieder bis zu 70,000 Pfund Sterling für ihren Privatgebrauch heimlich abzapften. Alles spricht über diese Größe und diese Vergrößerungen Englands und über die nie untergehende Sonne, die auch schon einmal in Spanien, wo sie nie aufgehen will, nie untergang, um eine ebenfalls sehr glorreiche Gold-Einfuhr zu beleuchten, wie sie dies jetzt in England thun will. Und es gehört zu den Censurgesetzen der englischen Preßfreiheit, daß das Faule dieser Größe und das Verderben für das Mutterland nicht zu sprechen, sondern im Gegentheil Alles zu loben und zu beschönigen

*) Wir können unserem Herrn Korrespondenten versichern, daß das „Magazin" auch auf dem Lande in Deutschland viel gelesen wird. D.

das die kurzsichtige Raubgier für den Moment befriedigt. So erfährt es das Volk nie besser und lebt im Lumpen und Elend, doch noch roher, daß England so groß ist und sich immer noch vergrößert.

Seit Jahren wirkt eine solide, wohlfeile Volkspresse für eine gesunde Bildung der Massen, aber sie ist und bleibt schwach gegen die mit conventioneller Lüge und Leier singende Zeitungspresse und die kriechende und fliegende Volks-Literatur". Kein Land hat eine so reiche, umfassende, instructive Volks-Literatur aufzuweisen, wie England in den Penny-Abhandlungen von Chambers und Lardner. Jeder Penny-Bogen mit entsprechenden Zeichnungen und Illustrationen über eine ganze Wissenschaft, ein ganzes wichtiges Thema in seinen Grundzügen, klar und allgemein verständlich. Diese wissenschaftlichen Volksbogen bilden von Chambers schon vier dicke Bände, von Lardner sogar zwölf. Erstere führen den Gesammt-Titel: „Chambers' Information for the People", jetzt eben in einer neuen Auflage begonnen, letztere: „Lardner's Museum of Science and Art". Die meisten dieser Bogen können als Muster von Kürze, Klarheit und Verständlichkeit gelten, aber man merkt nichts von deren Wirkungen in den großen Massen, so glänzend diese Unternehmungen auch in buchhändlerischer Beziehung waren. Ein Hauptgrund liegt in der Gegenwirkung der conventionellen Tagespresse, der Colporteur- und der Janitscharen-Literatur, wenn nicht der, daß die großen Massen gar nicht die zur Empfänglichkeit für diese Instruction entwildert werden, ein noch mächtigerer Grund ist. Die hohe, einflußreiche, soziale und politische Stellung der Hochkirche thut auch stets das Ihrige und hat wohl nie eine Naturwissenschaft oder ein wissenschaftliches Institut aufkommen lassen, ohne Bigotterie und Ignoranz dagegen aufzureizen. Allerdings fehlten ihr die Scheiterhaufen und Ketzergerichte, um ihren Predigten den gewünschten Erfolg zu verschaffen, aber sie hält doch große Massen respektabler Leute unter ihren Gesichtspunkten, also zurück von Begünstigung wissenschaftlicher Bestrebungen. Auch die Universitäten schleudern oft Bannflüche gegen reale Wissenschaften. Ein Oxford-Professor rief kreidig aus, daß man nun endlich wohl nie wieder etwas von der verwünschten Geologie hören werde, als Professor Buckland ins Ausland reiste, um geologische Forschungen zu machen. Er drückte sich mit der lokalen Abwesenheit des verwünschten großen Geologen aus England.

Die alte Wissenschaft ist sehr alt und verknöchert in England, verklüftet und verkleistert in Oxford und Cambridge und auf allen vier Gymnasien des vereinigten Königreichs, wo reiche Jungen sich in Steinewerfen gegen das Publikum und dergleichen Künsten üben und die Herren Papa's Hunderte von Pfunden dafür bezahlen müssen. Und die neue Wissenschaft ist noch neu. Sie fängt erst mit Anfang dieses Jahrhunderts an, aufzusagen; zuerst mit der 1801 gegründeten Royal Institution, der nach und nach Mechanic's Institutions folgten. Aus ihr gingen auch die geologischen, geographischen, entomologischen, zoologischen und andere wissenschaftliche Gesellschaften hervor, die aber bisher verhältnißmäßig nur sehr zögernd auf Förderung der Wissenschaft wirken und nicht selten das Gegentheil thun, wie z. B. die Geographische Gesellschaft, welche Berichte von neuesten Entdeckungen oft nach 12 bis 24 Monaten veröffentlicht und schon manche geographische Expedition verhindert hat. Ungemein mächtig und weiterzeugt steht die Society of Arts da. Sie hat unter dem Einflusse des denunzirten Germanismus, d. h. unter Präsidentschaft des Prinzen Albert, bereits Großartiges geleistet und verspricht, wirklich gegenreich und instruktiv für die Breite und Tiefe der Massen zu werden. Sie vertheilte neulich Preise an examinirte Mitglieder von Mechanic's Institutions. Es stellten sich funfzig Kandidaten ein, von denen blos zwei durchfielen. Die achtundvierzig waren Jungen aus Läden, Assistenz-Lehrer, Kaufmannsdiener, Lehrlinge. Alle bekamen Zeugnisse der Reife, und sechs von ihnen die ausgesetzten Preise à zehn Guineen, einer den ersten von fünfundzwanzig Guineen, für ausgezeichnete Kenntnisse in Chemie, Geographie, englische Geschichte, Mathematik u. s. w.

Wir erwähnen hierbei, daß die ostindische Compagnie auch für ihre Civil-Amts-Kandidaten Examina eingeführt hat, aber nach Naturwissenschaften und Mathematik gar nicht fragen läßt, blos nach etwas Literatur, politischer Oekonomie und Oxford-Logik. In Deutschland wird gewiß Einer, der blos Nachtwächter zu Katzenellenbogen werden will, nach mehr gefragt, ohne daß er die Antworten schuldig bleiben darf. Aber freilich, die ostindische Compagnie, die blos Geld-Ausquetscher haben will, bildet eine Ausnahme; im Uebrigen fühlt man das Bedürfniß „praktischer Wissenschaft" für die große Menge sehr lebhaft und sorgt und handelt danach, so gut es gehen will. Es ist dies eine Lebensfrage Englands, das seinen Mangel an Wissenschaft in allem Handel und Wandel und im Verkehre und Vergleiche mit anderen Ländern und den Ausländern hier immer unabweislicher einsieht. Auch haben es einsichtige Männer, wie Dr. Playfair, wiederholt ausgesprochen, daß England mit seiner Industrie und seinem Handel verfallen müsse, wenn seine Bevölkerung nicht durch wissenschaftliche Erziehung mit der vorangeschrittenen Kultur, Geschicklichkeit und Einsicht anderer Völker konkurrenzfähig gemacht werde. Die große Privatthätigkeit reicht dazu nicht mehr hin. Die British Association beschloß auf ihrem letzten Meeting deshalb, die Regierung durch das Parlament zur Unterstützung der Verwissenschaftlichung des Volkes aufzurufen. Diese wird freilich den Kohl auch nicht fett machen, aber sie kann wenigstens ins Leben rufen, was Preußen, Schweden und kleinere Staaten längst im vollsten Flor haben und die Engländer noch lange nicht besitzen: statistische Büreaus, Realschulen, Gymnasien, die für Jedermann zugänglich sind und nicht blos zur Verfeinerung dienen von reichen Jungen für schwere Geld, wie es die ganzen vier englischen Gymnasien bis jetzt thun. Wenn die „British Association for the Advancement of Science" seit 1851 nicht manches Opfer gebracht und die Wissenschaft als solche gefördert hätte, namentlich durch Uebersetzung bedeutender wissenschaftlicher Werke Deutschlands und Frankreichs, sähe es wohl in gelehrten Kreisen Englands noch sehr düster aus. Sie hat Liebig, Gmelin, Arago u. s. w. zuerst den Engländern zugänglich gemacht und strebt statutenmäßig danach, allmählich eine große Jahres-Versammlung der Haupt-Repräsentanten der Wissenschaft aller Völker zu Stande zu bringen.

Das ist alles sehr gut, aber von der Wissenschaft in England gilt leider das Gegentheil dessen, was die Preßfreiheit so unumstößlich macht: sie wurzelt nicht in dem Leben, in dem Bedürfnisse der Massen, und man fördert sie jetzt mit Extrapost künstlich aus Angst, daß England industriell und materiell verfallen müsse, wenn man es nicht mit der Kultur Deutschlands und Frankreichs auf gleiche Höhe erhöhe. Das ist aber keine Liebe zur Wissenschaft, sondern Todesfurcht.

Rußland.

Eine russische Druckerei in London.

Diese, seit einigen Jahren von dem bekannten Herzen gegründet, hat den Zweck, Schriften, die in Rußland selbst nicht auf Tageslicht dürfen, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die erste soeben ausgegebene Lieferung der „Golozy iz Rossii" (Worte aus Rußland) scheint uns, da sie die neueste Bewegung des Geistes in Rußland darstellt, einiger Aufmerksamkeit werth.

Bemerken wir zuvörderst, daß, wenn die heimliche Literatur zu allen Zeiten in Rußland ziemlich verbreitet war und hier des Unbedeutenden, keines Interesses Würdigen nicht wenig mit unterlief: die in London unter dem obigen Titel gedruckten russischen Manuskripte keineswegs zu dieser Kategorie gehören. Es sind größtentheils Memoiren, von denen der Kaiser Nikolaus und die Prinzen seines Hauses Kenntniß hatten, die sie zum Theil wohlwollend aufnahmen. Der erste Band der „Worte aus Rußland" wird durch eine Vorrede eingeführt, worin Herzen erklärt, von seiner Sammlung keine Meinung ausschließen zu wollen. Den ersten Artikel bildet der Brief eines liberalen Russen an den Herausgeber, worin er diesem widersprechend entgegentritt (ein anerkennenswerthes Zeugniß von der Unparteilichkeit des Herausgebers) und es ihm namentlich nicht verzeihen kann, daß er die Behauptung aufgestellt: die westlichen Staaten befänden sich in vollem Verfall. Der liberale Russe ist, wie alle Männer seiner Partei, zu der Einsicht gekommen, daß sein Vaterland nicht klarf genug sei, sich auf dem Schlachtfelde mit den westlichen Völkern zu messen; nur auf dem Gebiete der bürgerlichen und friedlichen Reformen könne es mit ihnen in die Schranken treten. Man halte indeß den liberalen Russen für keinen Revolutionair; er denkt nicht daran, der Regierung Reformen mit Gewalt aufzuzwingen. Rußland hat des Kaisers Nikolaus harte Zuchtruthe gefühlt, als wäre es vom revolutionairen Geist vergiftet gewesen. Es wurde behandelt, wie man in Frankreich ehedem den Gespielen des Dauphin behandelt hatte: es büßte die Sünden Europas. — Herr Herzen ist nun im Klaren über die Stimmung der liberalen Russen, und er wird wohl daran thun, einen anderen Ton gegen sie anzuschlagen.

Diesem Briefe folgt ein Plaidoyer zu Gunsten der Preßfreiheit. Die Beweisführung wird hier sehr glücklich gehandhabt, und die Befreiung des Gedankens hat in dem Verfasser einen geschickten Vertreter gefunden. Die Lieferung schließt mit einer wichtigen Arbeit: „Die letzte Regierung mit lauter Stimme beurtheilt." Das Urtheil über den Kaiser Nikolaus ist sehr streng. Der Politik der beiden letzten Regierungen verdankt Rußland seine gegenwärtige Verlegenheit. In diesem Aufsatze sind besonders die interessanten Mittheilungen über die Büreaukratie bemerkenswerth. „Die Zahl der Beamten", sagt der Verfasser, „wächst mit jedem Tage in Rußland." Von 11,000 Paketen, die durchschnittlich jeden Tag an der Post in Petersburg abgegeben werden, kommen 6000 auf die Regierung. Man kann also die Pakete, welche die verschiedenen Verwaltungszweige in Umlauf setzen, auf 2,190,000 jährlich schätzen; da nun überdies die Ministerien unter sich ohne Vermittelung der Post korrespondiren, so

läßt sich das Total der Pakete unter Staatsstempel, die jahraus jahrein in Petersburg eingehen, auf 5 Millionen anschlagen. Inzwischen schafft die Regierung bei jedem Anlaß fortwährend neue Bureaus, und daraus entstehen oft die seltsamsten Verwirrungen. Als die Chaussee von Petersburg nach Moskau vollendet war, richtete man in gewissen Abständen Hebestellen ein, und die Einnehmer des Wegegeldes sollten zugleich für die Erhaltung der Straße sorgen. Die Maßregel war vortrefflich, wenn sich nicht nach einiger Zeit herausgestellt hätte, daß die neue Administration die ganze Einnahme verschlungen habe. Ganz so geht es oft in den Staats-Fabriken. Das Motiv zu dieser Vervielfältigung der speziellen Verwaltungen ist leicht zu ermessen: die Regierung meint, sie werden einander gegenseitig überwachen, die Erfahrung jedoch beweist, daß sie, anstatt einander auf die Finger zu sehen, einander getreulich die Hände reichen, so daß es fast unmöglich ist, hinter ihre Unterschleife zu kommen. Die verderblichen Ergebnisse dieses Systems sind unzählige Mal dargethan worden; wir wollen nur im Vorbeigehen flüchtig auf sie hinweisen. In Rußland vorzugsweise werden die Beschwerden und Wünsche der unteren Volksschichten mißkannt. Die dichten Beamten-Schaaren, die den Fürsten wie eine undurchsichtige Mauer umschließen, lassen keinen unzufriedenen Laut bis zu ihm durch. Hat aber dieses System mindestens das Gute, daß es den kaiserlichen Befehlen die Ausführung sichert? Mitnichten; in keinem Lande werden die Verordnungen von oben leichter umgangen. Ueberdies hat man richtig bemerkt, daß die russischen Subalternen, im Allgemeinen schlecht besoldet, zum wahren Proletariat zählen; sie leben aus der Hand in den Mund und hegen Gesinnungen, die keineswegs ohne Gefahr für die Sicherheit des Staates sind. Endlich nehmen die Opfer, die ihre Erpressungen dem Volke auferlegen, von Tage zu Tage zu, und die Bauern fangen an, laut darüber Klage zu führen. Als Graf Kisseleu die Krondomänen auf einen neuen Fuß organisirte, vermehrte er die Beamten, die der Verwaltung der Dörfer vorstehen sollten, in beträchtlicher Anzahl. Kurze Zeit darauf frug ein von Seiten der Regierung geschickter Revisor die zusammenberufenen Bauern, ob sie zufrieden wären? „Gewiß", antwortete ein pfiffiger Bauer. „Die neue Einrichtung hat uns einer großen Last überhoben. Früher, wenn wir uns in die Amtsstube des Kreises verfügten, mußten wir einen Hammel auf den Rücken nehmen; jetzt treiben wir eine ganze Heerde dahin, das ist viel bequemer."

Die Tendenz der „Worte aus Rußland" ist unverkennbar, mehr durch Reformen, als durch revolutionaire Mittel die Abschaffung der Maßregeln herbeizuführen, die bis auf diesen Tag die sittliche und materielle Entwickelung Rußlands gehemmt haben. Abgesehen von dem politischen Interesse, das sich daran knüpft, ist diese freie Geistesbewegung, wovon die aus der fremden Presse hervorgehenden Schöpfungen Zeugniß ablegen, an sich bemerkenswerth. Auch in Deutschland sind die russischen Pressen seit einiger Zeit in lebhafter Thätigkeit, und denselben ist es zu verdanken, daß Lermontow's Dichtungen, „der Teufel" unter anderen, zum ersten Mal so gelesen werden können, wie sie der Dichter ursprünglich verfaßt hat. Wer den Wunsch hat, daß Rußland seine Entwickelung mit dem allgemeinen Frieden in Einklang bringe, wird dieses Erwachen der Geister, das so geeignet ist, einer verschonenden Politik die Hand zu bieten, freudig begrüßen.

(R. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Literatur. Es liegt uns jetzt der (kürzlich bereits als demnächst erscheinend angekündigte) zweite Nachtrag zu dem „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen", von Dr. Karl Klüpfel vor.*) Es umfaßt dieses Buch, in systematischer, übersichtlicher, durch ein Namens-Register erleichterter Darstellung, die seit dem Jahre 1852 bis jetzt erschienenen Werke, mit kurzen, den Inhalt und zugleich den Charakter derselben bezeichnenden Angaben, die sämmtlich aus der Feder des Herausgebers herrühren, der hier in der That mehr geleistet hat, als man wohl von Einer Hand zu fordern berechtigt ist. Daß hier nicht etwa fünf Jahrgänge des Leipziger Meß-Kataloges erschöpft sind, läßt sich schon aus dem Umfange dieses Nachtrages (12 Bogen) schließen, doch dürfte wohl kein irgend erheblicher Autorname darin fehlen. Wir bemerken z. B., daß in dem Streite über den Materialismus in der Naturwissenschaft eine Auswahl von zwölf Werken (von Rud. Wagner, C. Vogt, Andr. Wagner, L. Büchner, H. Czolbe, Jul. Frauenstädt, Jul. Schaller, J. Frohschammer, Friedr. Fabri, Aug. Weber, G. Th. Fechner), mit treffenden Bemerkungen bei jedem Einzelnen, aufgeführt ist. Lesern von allgemeiner Bildung ist hier Gelegenheit gegeben, sich über den Stand der Literatur auf irgend einem Gebiete in dem sie sich näher umsehen wollen, zu unterrichten. Ganz besonders aber ist das Buch Vorständen von Bibliotheken und Lese-Gesellschaften, Sortiments- und Verlags-Buchhändlern als Quelle der Berathung und Belehrung zu empfehlen. Ein mit diesen Geschäftszweigen vertrauter Freund schrieb uns erst ganz kürzlich noch: „Es ist eine höchst beträchtende Erscheinung, daß gerade in derjenigen Branche, wo die Waarenkunde am nöthigsten ist, dieselbe am wenigsten vorhanden und die Betheiligten im großen Durchschnitte höchst theilnahmlos für Unternehmungen sind, die eben diesem Haupt- und Grundübelsel abhelfen könnten."

Von dem mit diesem Buche Hand in Hand gehenden, speziell der deutschen Volks- und Jugendschriften umfassenden Wegweiser, herausgegeben von dem Bibliothekar Dr. Karl Bernhardi in Kassel, ist ebenfalls (wie auch bereits in diesen Blättern angekündigt) ein erster Nachtrag erschienen.*) Der Herausgeber dieses Wegweisers, der in einem künftig erscheinenden „Central-Organ für deutsche Volks- und Jugend-Literatur" (Gotha, H. Schede) regelmäßig fortgesetzt werden soll, hatte sich dazu mit einer Anzahl tüchtiger und bewährter Mitarbeiter vereinigt. Jeder, dem es um Belehrung auf diesem, von der deutschen Presse ganz besonders reichlich bedachten Gebiete zu thun ist, wird sie darin in reichem Maße finden und wird darum wohl dem Herausgeber als dem kein Opfer scheuenden Verleger es, daß zu einem sehr mäßigen Preise hergestellte Buch verpflichtet sein.

— Die amerikanische Expedition nach Japan. Unter dieser Ueberschrift enthält das neueste Heft der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" eine aus der Feder des Herausgebers gefloss höchst interessante Arbeit, für welche die neuerdings erschienenen Bücher von Hawks, Spalding und Wilhelm Heine, sowie die auf Anordnung des amerikanischen Kongresses veröffentlichten Dokumente, ein reichliches von dem Verfasser mit Sicherheit beherrschtes Material liefern. In einer glänzend geschriebenen Einleitung wird auf die Wichtigkeit der in Rede stehenden Expedition für die handelspolitischen Interessen beider Hemisphären, und namentlich für die Zukunft Kaliforniens, „das nach wunderbar schneller Entwickelung alle Hülfsmittel und vorgeschrittenen Zeitalters in Bewegung setzt, um mit der civilisirten Welt in Ost und West eine schnelle und gesicherte Verbindung zu gewinnen und zur Erhöhung der Intensität seines regsamen Lebens den Strom des Weltverkehrs durch sein Gebiet zu lenken", hingewiesen. „Es handelt sich bei dieser Unternehmung nicht blos darum, daß es seit zwei Jahrhunderten dem europäischen Verkehr verschlossenes Reich wieder zugänglich gemacht ist, oder darum, daß wir über ein Paar kleine Inselgruppen und einige japanesische Häfen vollständigere Berichterung erhalten haben. Die Expedition nach Japan ist vielmehr eine vereinzelte, wenn auch hervorstechende Thatsache in der großen und folgereichen Bewegung, welche das ausgedehnteste Wasserbecken des Erdballes einem lebhafteren und regelmäßigeren Verkehr zugänglicher zu machen, die zahlreichen Inselgruppen, die weiten Küstenländer desselben in den Kreis unserer Kultur-Entwickelung hineinzuziehen sucht. Durch die Anknüpfung vertragsmäßiger Handelsverbindungen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan wird die bedeutungsvolle Thatsache konstatirt, daß sich die von Europa nach Ost und West ausgegangenen Kulturwellen jetzt auf der anderen Seite des Erdballs berühren, daß die Dimensionen dieses Planeten von der Thatkraft des Menschen nicht blos in vereinzelten Fällen, sondern in unterbrochener Folge für das praktische Leben bemeistert werden sollen." Der Verfasser giebt eine lichtvolle Uebersicht der von den verschiedenen europäischen Nationen, den Portugiesen, Engländern, Holländern, Russen, angestellten Versuche, sich den Zugang zu dem hermetisch verschlossenen Inselreiche durch Unterhandlungen, durch religiöse Propaganda oder durch Gewalt zu bahnen, und geht dann zu der amerikanischen Expedition über, wobei wir manche Anderem merkwürdige Details über die kleinlichen Intriguen erfahren, mittelst deren die Holländer, bis dahin im alleinigen, durch unerhörte Demüthigungen erkauften Besitz des japanesischen Handels, das Unternehmen der gefürchteten Rivalen zu hintertreiben suchten. Der Aufsatz schließt mit der Abfahrt des amerikanischen Geschwaders von Schanghai; ein zweiter Artikel wird über den Aufenthalt desselben in Japan selbst und über die durchdachte und energische Politik, welche der Commodore Perry das ihm vorgesteckte Ziel zu erreichen wußte, berichten.

*) „Zweiter Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen". Ein Handbuch für Laien. Herausgegeben von Dr. Karl Klüpfel. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer, 1856.

*) 200 Seiten in enggedrucktem gr. 8. und 12 Seiten Autoren-Titel-Verzeichniß. Leipzig, Gustav Mayer, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29, und beim Spediteur Neumann, Mauerstraße No. 81), ferner von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 142. Berlin, Dienstag den 25. November 1856.

Central-Amerika.

Walker und die amerikanischen Flibustier.

Die Besetzung Nieder-Kaliforniens und Nicaragua's durch eine Schaar von Abenteurern und Freibeutern, die mitten im Frieden auf den Vereinigten Staaten hervorgebrochen sind, ist in unserer Zeit ohne Beispiel und schmachvoller, als die elenden Heldenthaten der Buccaniers und Flibustier des siebzehnten Jahrhunderts. Die öffentliche Meinung hat sich zuerst mit dieser Mißachtung des Völkerrechts gegen ein Volk, welches sich seiner liberalen Institutionen rühmt und durch dieselben die alte Welt zu übertreffen den Anspruch macht, und dann mit den bedauernswerthen Ereignissen lebhaft beschäftigt, die seit zwei Jahren in Nicaragua durch die Unternehmung dieser frechen Piraten, deren Führer bis jetzt wenig bekannt ist, hervorgerufen werden.

Wir wollen hier auf Grund eines vor kurzem in New-York erschienenen Buches eine Skizze der Biographie Walker's geben, in der Ueberzeugung, daß der Nimbus, mit welchem seine Anhänger diesen vorgeblichen „Befreier von Central-Amerika" umgeben haben, gänzlich verschwinden wird. Die Monroesche Doktrin, die alle Einmischung Europa's in die Angelegenheiten der Neuen Welt zurückweist, und das Invasionsgelüste, von dem einige Parteien der Union besetzt sind, haben sich auf jeder Seite dieses Buches kund. Wir wollen nur eine einzige Stelle mittheilen, um diese Tendenz, die Bestrebungen der Yankees und den physischen und moralischen Bestand, den diese neuen Flibustier von ihren Landsleuten empfangen haben, in dem rechten Lichte zu zeigen.

„Keiner, der in Central-Amerika oder in Mexiko gelebt, wird bezweifeln, daß die entnervten Nachkommen der ersten spanischen Einwanderer sich nicht behaupten können, sondern den thätigen und intelligenten Anglo-Sachsen Platz machen müssen. Dieses „offenbare Geschick" ist nicht mehr blos eine Annahme der Journalisten und Enthusiasten. Der Strom der nordamerikanischen Bevölkerung, bei den Thälern des Stillen Oceans aufgehalten, hat die Richtung nach Süden genommen; die Tritte der Race mit den blauen Augen lassen sich heute in den Ebenen und Thälern Central-Amerika's vernehmen. Die Macht der Presse, die öffentliche Meinung, die Wachsamkeit der Regierung, die abgeschmackten Schreckmittel der „Malaria" und der tödtlichen Miasmen, die Entfernung, die Gefahren, die Gerichtshöfe — alles ist gleich ohnmächtig, das Vordringen unserer Völker gegen Süden zu verhindern. Der Beschluß, das „Fiat" ist ausgesprochen; es handelt sich nur noch, wie in Bezug auf Florida, Texas und Kalifornien, um das Wann der Ausführung..."

Es herrscht, wie man sieht, in den Vereinigten Staaten die Idee, daß ganz Amerika mit der Zeit Eigenthum des Volkes der Union werden werde muß, und jeder Versuch, der darauf ausgeht, mit Güte oder mit Gewalt, der Nationalflagge einen Stern mehr zu geben, wird als etwas lobenswerthes und der Ermuthigung Würdiges angesehen. Dieser Flibustiergeist, der schamlos das Gesetz des Eigennutzes und das Recht der Stärke proklamirt, herrscht nicht blos in den niedrigsten Schichten des Volkes, sondern findet sich in allen Klassen der Gesellschaft. In der vom Advokaten Walker rekrutirten Schaar befinden sich Juristen, Mediziner und andere Leute, die durch Erziehung vor solchen Verirrungen bewahrt sein sollten.

William Walker ist der Sohn eines schottischen Banquiers, der im Jahre 1820 in die Vereinigten Staaten einwanderte und sich zu Nashville in Tennessee niederließ, wo der Held unserer Erzählung 1824 geboren wurde. Der junge Walker erhielt eine gute Erziehung; nachdem er die Schule verlassen, auf der er sich unter seinen Kameraden durch seinen beweglichen und abenteuerlichen Sinn ausgezeichnet hatte, studirte er auf einer der Akademieen des Staates und begann dann die juristische Laufbahn, die er nach einer kurzen Unterbrechung in New-Orleans wieder aufnahm. Von da trieb ihn seine Unbeständigkeit nach Philadelphia, wo er einige Monate Medizin studirte, und dann nach Europa. Hier blieb er mehrere Jahre, studirte einige Zeit in Paris und machte dann Reisen, um die Politik der bedeutendsten Regierungen kennen zu lernen.

Nach seiner Rückkehr ließ er sich in New-Orleans nieder, trat in Verbindung mit dem Herausgeber des Crescent und wurde bald einer der Hauptredacteure dieses Journals. Diese in den Vereinigten Staaten oft so gefährliche Stellung befriedigte noch nicht seinen die Veränderung und das Handeln liebenden Charakter; begierig, Kalifornien zu sehen, schloß er sich der Schaar von Auswanderern an, deren abenteuerliches Leben seinen Neigungen mehr entsprach. In San Francisco angekommen, wurde er wieder Journalist, um die Menschen und die Verhältnisse erst gründlich kennen zu lernen; als Mitarbeiter am Herald zog er durch seine kräftige, scharfe und bittere Schreibart bald die Aufmerksamkeit auf sich. Heftige und beleidigende Artikel, die er gegen ein Mitglied des Gerichtshofes richtete, zogen ihm Gefängniß und eine Geldstrafe von 500 Dollars zu. Die hierdurch in einer auf ihre individuelle Freiheit und auf die Rechte der Presse so eifersüchtigen Bevölkerung hervorgerufene Aufregung brachte die um sein Gefängniß versammelten Schaaren dahin, daß sie seine Freilassung ungestüm forderten. Als er freigelassen war, beantragte er in der gesetzgebenden Versammlung des Staates die Absetzung des Richters, der ihn verurtheilt hatte; er führte seine Sache selbst, setzte aber den Sturz seines Feindes nicht durch.

Bald darauf begab er sich in den nördlichen Theil Kaliforniens, nach Marysville, wo er seinen Beruf als Advokat wieder aufnahm, der sehr einträglich war. Im Sommer 1852 schiffte er sich, seinem Bedürfniß nach Veränderung nachgebend, wieder ein, um nach Guaymos, einer kleinen Stadt des Staates Sonora im nördlichen Mexiko, zu gehen. Um diese Zeit unternahm der Graf von Raousset-Boulbon seinen Eroberungszug gegen die Minen von Arizona. Wahrscheinlich brachte dieses Beispiel Walker auf den Gedanken, in San Francisco Leute anzuwerben, um mit ihnen eines der reichsten und an Bevölkerung ärmsten Gebiete des spanischen Nord-Amerika zu erobern. Der Versuch, den Lopez gemacht, sich der Insel Cuba zu bemächtigen, und die Ermuthigungen, die diesem seitens der Presse und der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten zu Theil geworden waren, mußten Walker verführen und ihm die Ausführung seines Projektes erleichtern.

Voll von seinem Plan, kehrte er um die Mitte des Jahres 1853 nach Kalifornien zurück und warb eine Schaar von Abenteurern zur Eroberung der Halbinsel Kalifornien auf der westlichen Seite Mexiko's. Er setzte sich in San Francisco mit Herrn von Raousset in Verbindung und forderte diesen auf, sich seinem Unternehmen anzuschließen und das Kommando zu übernehmen. Der Graf verfagte Leuten, die er als wahre Flibustier ansah, seinen Beistand zu einem durch nichts gerechtfertigten Einfall in ein fremdes Land. Die Organisation der Bande ging rasch vor sich; aber als sie ausbrechen wollte, wurde ihr Schiff in Beschlag genommen und die Absahrt durch die Regierung, welche die Gesetze der Neutralität respektirt haben wollte, verhindert. Aber trotzdem glückte es Walker, am 15. Oktober aus San Francisco zu entkommen und achtzehn Tage später mit 45 Mann zu La Paz im alten Kalifornien zu landen. Walker, der sich zum Oberst genannt, ließ durch einen Theil seiner Schaar die Stadt in Besitz und den Gouverneur gefangen nehmen; es wurde dies zum Ersatzen der schwachen und unbewaffneten Bevölkerung in wenigen Augenblicken angeführt; der Offizier, den Walker abgeschickt, ließ die mexikanische Fahne wegnehmen und proklamirte die Unabhängigkeit Nieder-Kaliforniens. Walker erschien dann mit der übrigen Mannschaft, ließ die Munition und den Mundvorrath ausschiffen und nahm seinen Sitz in der Stadt. Nachdem er die Stadt in Vertheidigungszustand gesetzt, proklamirte er sich feierlich als „Präsidenten der Republik Nieder-Kalifornien", ernannte einen Staats-, einen Kriegs- und einen Marine-Secretair und dekretirte die für die neue Ordnung der Dinge nothwendigsten Maßregeln mit der allen Staatsstreichen eigenen Schnelligkeit. Diese seine ersten diktatorischen Akte sind wenig bekannt; sie verdienen aber wohl, aufbewahrt zu werden.

Digitized by Google

„Proclamation.

Im 3. November 1853

Die Republik Nieder-Kalifornien wird durch dieses Dekret für frei, souverain und unabhängig erklärt. Sie sagt für immer der Republik Mexiko jeden Gehorsam auf.

Wm. Walker, Präsident von Nieder-Kalifornien.

Frederick Emery, Staats-Secretair."

2. Dekret: „Von dem heutigen Tage, dem 7. November 1853 ab, werden die Gesetze des Staates von Louisiana die bei allen Gerichtshöfen der Republik adoptirte Norm sein."

3. Dekret: „Alle Ein- und Ausfuhr-Zölle sind durch das gegenwärtige Dekret abgeschafft u. s. w."

(Fortsetzung folgt.)

Palästina.

Nazareth und Jerusalem.*)

Der Dienstag in der heiligen Woche fand uns am frühen Morgen bei einem strömenden Regen auf dem Wege nach Nazareth, inmitten jener von den gälliläischen Gebirgen umgebenen Thäler. Nichts Lieblicheres als diese Thäler, wo Lorbeeren, Myrthen, in der Höhe unserer Eichen, ihre Streiffschatten auf grüne und blumige Teppiche werfen!

Abgerechnet einen Fall, den ich machte, der aber, Dank der Gewandtheit meines guten Pferdes Kur, keine gefährlichen Folgen hatte, verging der Tag ohne Unfall. Die bedeutendste Unannehmlichkeit war, daß wir erst in dunkler Nacht in Nazareth ankamen. Einige in der Gegend funkelnde Lichter kündigten den berühmten Ort an. Wir betraten seine Straßen, ohne das Mindeste um und her unterscheiden zu können. Endlich machte unsere Karavane Halt vor der Thür eines Hauses von europäischer Bauart. Ein Franziskaner-Mönch, mit einer Fackel in der Hand, stand auf der Schwelle; wir hatten unsere Herberge erreicht. Nicht ohne tiefe innere Bewegung hörte ich den Mönch in italiänischer Sprache mich bewillkommnen, mit dem novellischen Accent der Halbinsel, an den ich von Jugend an gewöhnt gewesen war. Ich empfand eine eigenthümliche Freude, in den Hallen eines orientalischen Klosters die Formeln zu vernehmen, welche einstmals in den lombardischen Gefilden mein Ohr berührt hatten; warum sollte ich dies nicht gestehen? Die Gesänge der Mystik und die Verherrlichung des heiligen Namens Allah singen an, mich zu ermüden. Ich hatte nichts gegen den Gott der Muselmänner einzuwenden, aber ich wußte zu gut, was von denen zu halten ist, welche ihn aus dem Schooße sinnlicher Genüsse mit lügnerischen Lippen anrufen. Es kam mir vor, als sei der Gott der Christen sehr verschieden von jenem. Auch ergoß sich meine Seele mit inniger Freude in die einfachen Gebete des Vaters von Nazareth, als er die heilige Jungfrau und St. Franziskus anrief. Die Ankunft in Nazareth versetzte mich in eine ganz neue Welt. Ich hatte die muselmänische Gemeinde gesehen, ich hatte in Klein-Asien die Wirkungen des Koraus kennen gelernt. Was kann der Katholizismus im Orient wirken? wie erhält er seinen Einfluß in der Mitte rivalisirender Sekten und vorzüglich der muhammedanischen Religion gegenüber? Ich that diese Fragen im Stillen an mich, indem ich zu gleicher Zeit das hübsche Zimmer bewunderte, wo ich soeben die Nacht zubringen sollte. Das Haus in Nazareth, wo ich abgestiegen war, gehört zum Kloster der Kapuziner; es ist speziell für Reisende bestimmt. Frauen werden nicht im Innern des Klosters aufgenommen. Mein Zimmer war geweißt, wie alle Gemächer in Palästina; es war in einer Art von Thurm angebracht. Ein eisernes Bette, ein einfaches, bequemes Meublement, Alles erinnerte an die gute europäische Gastfreundlichkeit, und doch war ich in Nazareth; ich trat in eine durch die Anbetung aller Zeitalter geheiligte Region ein. Ich hatte es bedauert, in der Nacht angekommen zu sein; aber einige Stunden später priesen ich mich glücklich deshalb: es war mir dadurch das unangenehme Gefühl erspart worden, welches ich früher schon kennen gelernt hatte, wenn ich nicht vermochte, bei wirklicher Anschauung berühmter Orte die Rührung zu empfinden, welche mir das innere Bild in der Vorstellung gewährt hatte. Eine Täuschung solcher Art hatte ich auch in Athen und in Rom erfahren. Ich erinnere mich noch, einstmals in der Ebene von Marathon einen meiner Reisegefährten wegen der Rührung beneidet zu haben, welche die Erinnerung an Miltiades in ihm erweckte. Der Geist dieses beiseienen und gelehrten Mannes war mehr positiv als poetisch, und dennoch sah ich eine Thräne über seine Wange rollen, während, ich gestehe es zu meiner Schande, ich nichts empfand, als daß es an diesem Tage sehr heiß war.

Der Tag erschien endlich. Ich eilte an's Fenster, ungeduldig, die Wirklichkeit mit meinen Träumen zu vergleichen. In dem niederen Theil der Stadt gebaut, welche sich auf dem Abhang eines Hügels erhebt, überrascht von einer Seite das Gebäude der Franziskaner-Klöster des Thales, und gewährt von der andern die Aussicht über die Stadt, welche aber mir sich amphitheatralisch nach oben erhebt. Anblick war bewundernswürdig. Kleine, weiße Häuser, getrennt durch frische, schattige Bäume, unter denen die rothblumigen Granaten vorschimmerten, hoben sich kühnig ab vom röthlichen Grund. ganze Landschaft bezaubert das Auge; aber ach, vergebens suchte mein Auge unter den arabischen Frauen und Männern den Typus, welcher meine Einbildungskraft sich geschaffen hatte. Vergebens rief ich die frohen Erinnerungen der Bibel und des Evangeliums wach, welche reiche hin, jenen Enthusiasmus zu erwecken, den so viele andere Seelen hier empfunden hatten; gedemüthigt und entmuthigt folgte den Pater Kapuziner auf, welcher beauftragt war, mir die Honneurs in Nazareth zu machen. Er führte mich zuerst in die Kirche der Verkündigung Mariä, dann in die verschiedenen Heiligthümer, die sich den Orten erheben, welche die heiligen Schriften nennen. Ich weiß die Authentizität der Denkmäler Nazarethe nicht bestreiten, sondern einzig und allein sagen, in was sie bestehen. Die Kirche der Verkündigung Mariä ist klein und von sonderbarer Bauart, das Mittelschiff weniger tief als die zur Seite, überwölbt eine unterirdische Kapelle, wo man die Säule zeigt, vor der die heilige Jungfrau kniete, als sie die himmlische Botschaft vernahm. In solche unterirdische Grotten — beiläufig gesagt — verweisen die Kirchenväter den Schauplatz aller der großen Ereignisse des alten und neuen Testamentes. Der Umstand erklärt sich durch die Gewohnheit der Bevölkerung, immer beharrlich ihre Wohnungen in die Flanken des Gebirges zugraben. Das Leben in Nazareth muß vor einigen Jahrhunderten dasselbe gewesen sein, wie es jetzt ist. Man zeigte mir noch eine Kapelle, die auf der Stelle gebaut ist, wo Jesus Christus mit seinen Jüngern ein Mahl hielt; eine andere, bestimmt, die Ueberreste des Hauses zu schützen, wo Joseph wohnte. Diese Kapelle hat Manches von der Hitze gebleicht sind, und die Fenster schmücken weiße Hänge mit rothen Vorhüren. Es widerspricht Einem, an bergigen Orten die Scenen aus der Kindheit Jesu zu suchen. Die Wahrheit zu sagen, die Berichte, welche man hier in Nazareth über alle heiligen Orte bekömmt, die durch die in den Evangelien geschilderten Begebenheiten berühmt geworden sind, gehen noch über diese hinaus, die uns die frommen Väter in Jerusalem ertheilen. Die guten Mönche sind die eifrigen Sammler von lokalen Ueberlieferungen gewesen. An allen Stellen, welche sie ihrer Beachtung hielten, haben sie Kapellen und Klöster gebaut. Kann man sie deshalb wegen eines Uebermaßes von Leichtgläubigkeit, welche bewundernswerthem Ende einen warmen Glauben verbürgt? Man thut am besten, Erzählungen mit der Theilnahme anzuhören, welche jede naiver Frömmigkeit verdient, aber mit jener Vorsicht, die bei Geschichten und vielleicht oft verdrehten Zeugnissen und Ueberlieferungen allzeit nöthig ist.

Das Land, welches man von Nazareth nach Jerusalem durchreist, ist das ehemalige Königreich Juda.*) Auf der Straße von Nazareth nach Jerusalem trifft man alsbald Nablus, das ehemalige Samaria, nachdem man an einer öden, unkultivirten Fläche vorgekommen ist, zu deren Linken sich der Tabor erhebt. Der Reisende hat Gegenden vor sich, welche der Trockenheit zum Opfer geworden sind. Eine beklemmende Luft preßt dort die Brust. Menschen zusammen und herandt den Boden jedes grünen Halmes; die Qualen des Durstes werden unerträglich. Wasser, guten Samariter betrifft, von denen das Evangelium erzählt, so sie nicht in jenen kleinen Städten, welche hoch oben auf den Gipfeln der benachbarten Gebirge liegen, die jeder linge Pilger wohl thun, vermeiden. Unsere Führer, zwei Christen aus Nazareth, erzählten auf dem Wege Geschichten, die wenig Zutrauen einflößten und düsteren Anblick des Landes nur zu wohl entsprechen. Unser Nachtlager wurde in dem Dorfchen Djenim genommen, wo dem Hause eines Arztes aufgenommen wurden, der in diesem Marsch fort, inmitten gebirgiger Abgeschiedenheit, deren Höhenzüge nicht ohne Schönheit sind. Felsen von seltsamen Formen, stiegen stufenförmig rings um uns empor, und schwarze Pinien und da zerstreut auf ihren röthlichen Kanten, deuteten wenige Wohnungen an. Am Ufer ausgetrockneter Bergströme wuchsen Lorbeeren und hundertjährige Olivenbäume.

Je näher wir Nablus kamen, desto mehr trat der düstere Charakter dieser trostlosen Ortschaften hervor. Unwillkürlich stieg in mir die blutige Geschichte der Könige von Juda empor. Auf diesen schiffigen Gipfeln erhoben sich einstmals Baal's Tempel, in den kargen Thälern wiederhallten gotteslästerliche Gesänge. Mit Entsetzen begriff man die Daten inmitten dieser Sandwüsten, die Frische lebendigen Wassers und die Wohlgerüche

*) Aus dem Reisebericht der Fürstin-Belgiojoso. Vgl. d. Bl. 1855. Nr 148. Desgl. Nr. 115 „Besuch in der Moschee Omar's."

*) Die Verfasserin hat augenscheinlich „Juda" mit „Israel" ob man" verwechselt.

Digitized by Google

felsblumen! Die Oasen sind jedoch unglücklicherweise sehr selten. Die würde ich einem melancholischen Temperamente als Zerstreuung eine Reise in das ehemalige Königreich Juda anrathen.*) Der verdrehteste Reisende würde, wenn er mit verbundenen Augen von Schauder ergriffen werden. Nablus selbst kontrastirt mit der Unreinlichkeit seiner Umgebung. Bevorzugt durch Feigen- und Orangenwälder, erschien mir Samaria wie ein wonniger Ruhepunkt, und ich würde mich glücklich gepriesen haben, dort von den trüben Eindrücken, welche mich seit Nazareth begleitet hatten, ausruhen zu können; allein vor hatten Charfreitag, und es blieb uns nur noch ein Tag übrig, m Jerusalem vor dem Osterfeste zu erreichen. Es war in einem on Nablus zwei Stunden weit entfernten Dorfe, wo wir übernachten ollten. Wir thaten tapfer das Unsrige, und ohne in Nablus einzuehren, setzten wir die Reise nach unserem Ziele fort, mitten durch Gebirge, wo man den Jakobsbrunnen zeigt, denselben, wo Christus er Samariterin begegnete. Im letzten Schein der Dämmerung bemerkten wir einen Steinhaufen, mit einer kleinen verfallenen Mauer umgeben: es war der berühmte Brunnen. Ich muß sagen, daß einige meiner Reisegefährten, mit denen wir hier in der Nähe zusammen waren, ihrerseits auch einen Brunnen gesehen hatten, welchen man ls den Schauplatz der Begegnung Christi mit der Samariterin bezeichnet hatte. Auf welcher Seite ist da die Wahrheit? Ich muß arauf verzichten, es zu ergründen.

Der folgende Tag sollte für uns sich in Jerusalem neigen. Während unserer Wallfahrt nach der heiligen Stadt begegneten wir mehreren Arabern auf ihrer Rückreise von einem Feste, welches, wie man mir sagte, ihr Osterfest war. Zum ersten Male konnte ich die zweideutigen Zeugnisse des Hasses der Maselmänner gegen die Christen wahrnehmen. Die Menschen, welchen wir begegneten, verlogten uns mit Beleidigungen und groben Verwünschungen. Ich war auf dem Punkte, die Geduld zu verlieren und diese wüthenden Wilder über ihr unritterliches, ungeschliffenes Benehmen zur Rede zu stellen. Glücklicherweise hatte ich an diesem Tage zufällig einen Band von Don Quijote in meine Tasche gesteckt, und wohl bedurfte ich es, um meine Fassung wiederzugewinnen, daß ich einen Blick auf die Ironie dieses Cervantesschen Romans warf. Später, zu Jerusalem, erkannte ich, daß ein offenes Benehmen und einige gutmüthige Scherze leicht die freundlichen Verhältnisse zwischen Christen und den fanatischsten Arabern zu erhalten vermögen; man muß sich wohl hüten, diesen Letzteren Furcht oder Zorn zu zeigen, dies sind für sie Zeichen der Schwäche, und der Araber ist dabei ohne Mitleid. Miß Harriet Martineau schreibt ihrem Kostüm die schlechte Aufnahme zu, welche sie bei den Orientalen fand; der Haß jedoch, worüber sie sich beklagt, erwartet alle Christen, die unter einer muselmännischen Bevölkerung nicht eine starke Dosis richtigen Taktes besitzen.

Im Augenblick, wo ich diese Betrachtungen machte, neigte sich der Tag seinem Ende zu. Seit einiger Zeit schon bemerkte ich, daß die Dörfer auf den Höhen umher zahlreicher wurden, und daß die Gruppen der Reisenden um mich her sich verdoppelten. Die Sonne verbarg sich hinter den dem Meere benachbarten Bergen, als ich meine vor Führer, unbeweglich und die Häupter entdeckt, auf dem Plateau einer Höhe sah, welche einige Schritte vor mir sich erhob. Ich eilte, sie einzuholen. Das, was meine Führer entdeckt hatten, waren die ungeheuren Mauern von Jerusalem, krönend eine gegenüberliegende Höhe. Jenseits dieser Mauern deutete, verschmelzend mit dem Horizonte, eine blaue Linie das Galiläische Meer an. Ich gab mich ganz der Beschauung dieses erhabenen Anblicks hin; eine tiefe Bewegung ergriff mich, ich fühlte meinen Athem stocken und meine Augen sich mit Thränen füllen, als ob ich eine noch frühere Heimat wiedergefunden hätte, als die, aus welcher ich verwiesen war. Seltsam! Dies Wohlgefühl tiefer, inniger Freude verließ mich während meines Aufenthalts in Jerusalem nie. Diese Ankunft in einer unbekannten Stadt hatte für mich den ganzen Zauber einer Heimkehr.

Einige Minuten rascher Galopps brachten uns unter die Mauern von Jerusalem und vor das Damaecener Thor. Nicht weit von diesem Thor erhebt sich das Haus, welches die Franziskaner zur Beherbergung der Reisenden stellen. Kaum senkten sich die Schatten der Nacht auf die Stadt, als wir vor der gastlichen Herberge anlangten. Das Haus der frommen Väter war von Reisenden angefüllt, für mich und sich indessen doch ein ziemlich bequemes Zimmer, in europäischem Styl möblirt, was für mich von hohem Werth war; ich war bald darin eingerichtet und brachte darin in ernster, heiliger Sammlung die Gemüthe die erste Nacht meines Aufenthaltes in der Stadt Christi zu.**)

*) Zum Königreich Juda gehörte ja auch Jerusalem; es ist aber das Königreich Israel" gemeint. D. R.

**) Die Beschreibung der Denkmale Jerusalems und die Reise der Fürstin Belgiojoso nach dem Todten Meere und dem Jordan hat das „Magazin" bereits in Nr. 148 des vorigen Jahrgangs gebracht, weshalb wir nur noch den Schluß ihres Reiseberichts, d. h. ihre Rückkehr nach Jerusalem, mittheilen.

Die Rückkehr von den Ufern des Jordan machten wir auf einem anderen Wege, als dem, welcher uns so mühvoll an den Jordan geführt hatte. Unter den Erinnerungen dieses letzten Theiles unserer Exkursion ist die einzige unvergeßliche die an eine Stunde, welche wir in der Nähe einer Thurm-Ruine von arabischer Bauart inmitten eines köstlichen Bouquets zubrachten. Dieser Thurm erhebt sich am Eingang der Stadt Jericho, oder vielmehr des Hauufens unförmlicher Hütten, welche man Jericho benennt und welche die durch Josua's Trompete zusammengestürzte Festung ersetzen sollen. Die Stunde der Ruhe, welche ich auf der Stätte des ehemaligen Jericho kostete, wurde zu einer der angenehmsten. Unser Lager war unter Fruchtbäumen aufgeschlagen, in der Mitte frischer Rasenplätze, um welche die schönsten englischen Parks die Fläche am Jordan hätten beneiden können. Diese grünen Oasen mitten in den Sandwüsten sind eine wunderbare Merkwürdigkeit Arabiens. Die Einbildungskraft ruft unwillkürlich dort poetische Bilder hervor und wünscht ihnen eine ihrer würdige Bevölkerung; warum muß doch die Menschheit nur unter den elendesten Zügen in Gegenwart dieser großen, herrlichen Natur erscheinen!

Als wir am folgenden Morgen wieder in Jerusalem angekommen waren, fanden wir über die Lage und Monumente des heiligen Landes keine weiteren Nachforschungen anzustellen; es waren nun die Bewohner, auf welche sich unsere Aufmerksamkeit richtete, und ich muß bekennen, daß ich hauptsächlich einen Gegenstand dort gefunden habe, welcher höchst angenehm meine Beobachtungen belohnte: die christliche Gastfreundlichkeit im Orient. Mitten unter den Mönchen und barmherzigen Schwestern habe ich einige der schönsten Augenblicke meiner Wallfahrt hingebracht. Die Einen bezauberten mich durch ihre naive Gutmüthigkeit, die Anderen wachten mit einer wahrhaft mütterlichen Sorgfalt über meine Tochter, eine junge Neophytin, welche die Vorsteherin dieser Gemeinde, eine liebenswürdige sanfte Frau, für würdig erachtete, zur heiligen Tafel zu ziehen, zur großen Verwunderung einiger Brüder und Schwestern, welche mich dem Kultus Voltaire's und Rousseau's zugethan glaubten.

Alle Sympathien der syrischen Protestanten sind, man muß es sagen, für die Juden. Auch ich muß gestehen, daß die Juden in Jerusalem mit einem gewissen poetischen Zauber umgeben sind. Ein Tag vornehmlich und eine Stunde in der Woche ist es, wo das Interesse sich gern dieser seltsamen Menschenklasse hingiebt. Es ist die Mittagsstunde jedes Freitags. Alsdann sieht man die Juden sich außerhalb der Mauern ihres Tempels, welcher in eine Moschee verwandelt ist, versammeln, auf einem Punkte, wo die alten Steine noch aufrecht stehen. Da weinen sie, klagen mit den Worten der Propheten über ihre Sünde und über ihren Fall. Es erfaßte mich einst das Verlangen, diese Lamentationen einmal zu hören, und tief im Innersten bewegt kehrte ich davon zurück. In dieser Gewohnheit liegt wahres, rührendes Gefühl. Seit der Eroberung von Jerusalem durch Titus erneuern sich auf den heiligen Trümmern jeden Freitag diese Klagen. Scheint es diesen ewig Geächteten, als ob das alte Vaterland einmal wöchentlich dem Ruf ihrer klagenden Stimmen antworte? ich weiß es nicht, aber dieser Kultus des alten Israel ist stark genug, um zahlreiche Trupps israelitischer Emigranten aus den sechsdesten Ortschaften Deutschlands nach Jerusalem zu ziehen. Diese fremdartigen Menschenschwärme bevölkern fast ausschließlich die Städte von Safed und Tiberias. Sie kommen nicht, um die Erde zu kultiviren, sie kommen nicht, um zu schachern oder um europäische Handelsartikel gegen die Erzeugnisse fremder Länder zu vertauschen; nein, sie kommen, um ein Grab zu begehren in der Erde, welche die Gebeine ihrer Vorfahren bedeckt; sie sind überzeugt, daß, wenn sie im Umkreis gewisser Städte Palästina's sterben, sie nichts von den Qualen des zukünftigen Lebens zu fürchten haben werden. Alle Juden des Orients sind freilich nicht Kolonisten von Safed und Tiberias; aber wie sollten gegen diese Letzteren nicht Christen sich wohlwollend und barmherzig zeigen?

Zur Zeit meiner Anwesenheit in Jerusalem bewies der englische Konsul in Jerusalem den Juden in Palästina eine sehr lebhafte Theilnahme. Er war ein würdiger Gentleman und wohlwollenden Gemüthes. Seine Gattin, obwohl übrigens sehr geachtet, hatte nicht ganz einen ebenso friedsamen Charakter; obgleich noch sehr jung, war sie doch ganz und gar versenkt in die orientalischen Sprachen und Literaturen. Die Tochter eines vornehmen englischen Agenten im äußersten Orient, hatte sie nach Jerusalem die Gewohnheiten politischer Thätigkeit mitgebracht, welche ohne Zweifel erblich in der Familie waren. Sie war es, welche im Einverständniß mit dem protestantischen Bischof verschiedene, zu Gunsten der Juden gegründete Wohlthätigkeits-Anstalten leitete. Von denselben habe ich zwei hauptsächlich gesehen: das Hospital und die Schule; von letzterer weiß ich wenig zu sagen, aber das Hospital ist ein reizender Zufluchtsort; schön gelegen, gut gehalten, wohl möblirt, wo gesunde Leute nicht, wie

Digitized by Google

zuweilen in mehr als einem europäischen Hospital, in Gefahr kommen, krank zu werden; eine vortreffliche Apotheke und eine von überreichen Hülfsmitteln unterstützte Verwaltung. Dies für die Juden bestimmte Hospital kontrastirt sehr mit dem katholischen, einem armen Institut, welches die schwachen Hülfsmittel der Gläubigen Mühe haben, zu erhalten, aber wo man selbst einen Protestanten aufnehmen würde, wenn er sich darin vorstellte.*)

Nord-Amerika.

Das Mohawk-Thal.

(Reise-Skizze eines Amerikaners.)

(Schluß.)

So verstehet es die Natur weit besser, als die menschliche Thätigkeit, ihre Gegenwart an die Vergangenheit zu ketten; sie ist stets ehrwürdig und ist immer im Einklang mit der schwungbasteten Phantasie. Eine bunte Gruppe deutscher Einwanderer, die auf den Eisenbahnzug warteten, wies jedoch ihn auf die großartige Bewegung des Landes und dessen providentielle Bestimmung: auf die Zufluchtsstätte, die dieses Festland den ausgebungerten europäischen Arbeitern darbietet, und auf das Gesetz der Einwanderung und Racen-Vermischung auf dem frischen und schrankenlosen Tummelplatz, wo Raum und Gesetze die freiesten, sozialen, ökonomischen und politischen Versuche gestatten.

Inzwischen ist jene Taufe amerikanischer Städte auf klassische Namen (Athen, Rom, Syrakus, Troja rc.) eine plumpe Ungereimtheit; sie verletzt den Schicklichkeitssinn; eine pedantische Grille drängt sich störend in das frische, naturwüchsige Bild voll unternehmender Kraft. Manche dieser Namen rühren von Hinterwäldlern, Feldmessern, Regierungs-Bevollmächtigten her; andere, wie z. B. Utica, wurden durchs Loos ertheilt. Die Geschmacklosigkeit und die Zbeenwirre, aus denen sie entsprangen, ist um so weniger zu entschuldigen, als die indianischen Namen der Flüsse, Seen, Thäler und Berge im Westen von New-York merkwürdig, bedeutsam und wohllautend sind. Wie viel mehr Musik und Angemessenheit liegt in den Namen Mohawk und Ontario, als in den Namen Rom und Verona! Nur in wenigen Fällen haben sich die örtlichen Namen erhalten. Oneida und Seneca bewahren die Losungsworte der Könige des Waldes und haben für den Dichter wie den Geschichtsschreiber gleich hohes Interesse, während das amerikanische Genf nur einen See hat, der an die Schweiz erinnert, und Syrakus eine wahre Beleidigung gegen das Gedächtniß von Archimedes ist, denn diese Stadt, der größte Salzmarkt Amerikas, verwachläßigt das neueste und beste wissenschaftliche Verfahren bei der Salzverdunstung, so daß sie, trotz der reichhaltigsten Sole, das Produkt um einen verhältnißmäßig sehr theuren Preis liefert.

Der Reisende weilt mit besonderer Vorliebe bei der Beschreibung der großartigen, weitberühmten Irren-Anstalt zu Utica und kommt dann auf die Geschichte der Stadt; 1806 ward sie gegründet, und vor Anlage der Kanäle vermittelte nur eine Landzunge die Verbindung mit dem Oneidasee, dem Oswegosluß und von hier mit dem Ontariosee. Als De Witt die Gegend vermaß und einen Fahrweg von Albany nach Genesee anlegte, ernstete Letzterer den Ort, der den Kern einer gedeihlichen Niederlassung bildete; hier erhob sich das Fort Schuyler, ein in den Annalen des Pelzhandels und der Revolutionskämpfe so oft erwähnter Gränzposten. Im Jahre 1845 betrug die Bevölkerung 12,000, stieg 1850 auf 17,000 und hat jetzt die Höhe von 25,000 erreicht. Die Hauptstraße scheidet die Nebengassen unter stumpfen Winkeln, was der Richtung des ursprünglichen Fahrweges zuzuschreiben; sie öffnet eine Fernsicht auf aug-erfrischendes Wiesengrün, auf Hügelreihen, die hin und wieder mit Baum-Gruppen geschmückt sind. Utica ist eigentlich der Ableger von einer früheren, etwa vier Meilen entfernten Stadt, Whitestone. Ein Beweis von der ursprünglichen Einwanderung aus Neu-England in diese fruchtbareren Distrikte bietet ungefähr in demselben Abstand von Utica ein anderes Landstädtchen, genannt New-Hartford, zur Erinnerung an die Heimat der neuen Ansiedler in Connecticut, mit der ihm die schönen, ihre sauberen Häuschen beschattenden Ulmen einige Aehnlichkeit geben. Das zarte blaßgrüne Laub des Ahorns schimmerte in der untergehenden Sonne, als wir durch das stille Dörfchen fuhren; Kinder spielten auf dem smaragdgrünen Plan, und der Wohlgeruch der Akazienblüthen würzte die Luft. — Das neue Stadthaus in Utica, von thonfarbigen Milwaukie-Backsteinen erbaut, ohne die an solche Gebäude gewöhnlich verschwendeten prunkvollen und überladenen Zierrathen, ist ein an Material, innerer Einrichtung und Aufführung seltenes Beispiel von gesunden Geschmack. Dasselbe Zeugniß giebt die presbyterianische Kirche von Onaderstleinen, die mit ihrem aufstrebenden Thurm gen Himmel weist und die echte Sprache sanfter und überirdischer Schönheit spricht. Ein dem Gartenhan ergebener Bürger hat von den an derselben Trauben-Arten einen Weinberg angelegt und ließ alljährlich an die dreißig Varietäten. Kürzlich hat er ein neues Gewächs eingeführt, wovon man in England ein Prospfreis mit einer Guinee bezahlt. Die Frucht, von der Größe einer Pflaume, ist rund und von feinem Wohlgeschmack; sie reift im Angust in freier Luft. Alljährlich gibt dieser unternehmende Winzer ein Traubenfest. Die Frucht des Weinstocks hängt in Festons an den Wänden, liegt angehäuft in gläsernen Schalen auf den Tischen, und die Trauben werden mit einer Freigebigkeit herumgereicht, wie nur bei den Weinlesen zu Bordeaux oder in Toskana. Ein anderer Bürger benutzt seine Mußestunden, die er seinem Banquiergeschäft abzugewinnen weiß, zu Forschungen über unsere reiche Muttersprache. Ein eifriger Kunstfreund hat sein Landhaus zum Sitz der bildenden Musen umgeschaffen. An den Wänden prangen Kopieen der Meisterwerke Correggio's, Raphael's, Guido's, Familienportraits und Originalzeichnungen. Hier versammeln sich geistvorwandte Freunde, um des Sommers in der offenen Halle, des Winters am Feuerherde sich über das Lieblingsthema, die Kunst und ihre Siege, zu unterhalten. Diese Apostel der Kunst und Verehrer des Schönen, obgleich weit von einander getrennt und selten vereinigt, in einem erst werdenden und dem Handel hingegebenen Lande, schaffen auf diese Weise einen Kreis um sich, der dem materiellen Leben die Wage hält, und wecken in der Werktagswelt den Sinn für das Edlere.

Es ist jetzt die Blumenzeit, und aus dem Fenster dieser Medicerischen Villa schau' ich auf einen weiten freien Platz hinab, wo die Blumen-Beete ein natürliches Musterstück von den lebendigsten Farben bieten. Das scharlachrothe Eisenkraut flammt gegen das kühle Grün ragd des Grases; gelbe Lilien glitzern von Thau; Päonien-Gruppen wiegen sich in der Morgenbrise, und Rosengebüsche enthauchen köstlichen Wohlgeruch; hochgestreckte Schirlingstannen, starre Fichten und nickende Ulmen umsäumen Blumenstück und Rasenplatz — das Ganze schattigfrisch, strahlend im Blüthenzauber. Am Ende der langen, gränzenden Allee keucht die Lokomotive; an jener Hecke weidet die Kuh; längs dem Gartengang picken die Yellow-birds, erschallt schrille Ton des Cat-bird; das Nest des Kirschvogels schwebt [illegible] und ungestört an dem Gebüsch; Syringen und Liliacren durchduften die Luft — Alles still und schattig, und doch bringen dich wenige Schritte mitten in das laute Treiben des Verkehrs hinein. (P. M.

Mannigfaltiges.

— Sonst und Jetzt in England. Auf Anlaß einer Schrift „The Eighteenth Century, or Illustrations of the Manners and Customs of our Grandfathers", in der die anomalen Zustände der englischen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert geschildert werden, sagt denen wir vor einiger Zeit bei Besprechung der Lawrencescheen Biographie Fielding's eine Skizze gaben, zieht das Athenaeum eine Parallele zwischen dem damaligen und dem heutigen England, bei welch letzteres nicht sehr gut wegkömmt. „Welche Bände", sagt das Londoner Blatt, „wird man im künftigen Jahrhundert über die Gräuel und Verbrechen des jetzigen schreiben können! Wir haben zwar kein Straßenräuber mehr, die am Ende doch nur feige, ungeschickte Kerle waren, wenn sie auf Widerstand stießen, aber wir haben Mordmörder, die uns mit der Garotte an unseren Hausthüren anfallen. Notting-Hill hat seine berittenen Diebe, aber man zittert in seinen Wohnzimmern vor den sich stets erneuernden Einbrüchen. Die Gesellschaften von Gentlemen, die in der Stadt ihre Chokolade trankes ehe sie ihren nächtlichen Ritt nach ihren respektiven Haiden antraten, nahmen, um den Reisenden die Börsen abzunehmen, haben sich allerdings aufgelöst, aber dagegen haben wir fromme Genossenschaften von Banquiers, welche ein großartigeres Plünderungssystem betreiben, als das, wovon Bagshot, Hounslow, Epping, Barnet und Shooter's Hill der Schauplatz waren. Der Straßenräuber der alten Zeit begnügte sich damit, uns die Taschen zu leeren; der moderne Bankerutirer greift mit Allem, was wir besitzen, durch. Mit anständigen Redensarten auf den Lippen bringt Letzterer Frauen und Kinder an den Bettelstab; seine noblesten Vorgänger gaben den Damen immer ihre Uhren zurück und hatten Bonbons oder gute Worte für die Kleinen. Summorum haben wir mehr Respekt für den Mann, der sein Leben einsetzte, indem er den Reisenden offen die Börse abnahm, als für den, der die Propheten und die Offenbarung Johannis citirt, während er die Wittwe und die Waise ausplündert."

*) Am 17. Juni d. J. wurde zu den Mauern des Pilgerhauses, welches der österreichische Klerus durch den Architekten Gnidicher für hundert Pilger erbauen läßt, nach vorhergegangener feierlicher Messe und Einweihung, der mit Blumen geschmückte Grundstein gelegt, und zwar im Beisein der Konsuln von Oesterreich und Frankreich, als der zwei katholischen Großmächte — der spanische war in Jaffa abwesend. Man hofft, den Bau binnen zwei Jahren zu vollenden. Darauf, am 29. Juni, folgte die (bereits in diesen Blättern erwähnte) Einweihung der von Frau Elise Herz, geb. v. Tänzl, in Wien, gestifteten Unterrichts-Anstalt für Israeliten unter österreichischem Schutze. —

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 143. Berlin, Donnerstag den 27. November 1856.

Nord-Amerika.

Kane's arktische Expedition.

Unter den zahlreichen Expeditionen zur Aufsuchung des unglücklichen Franklin hat keine größeres Interesse erregt und ist von bedeutenderen wissenschaftlichen Ergebnissen begleitet worden, als die in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnte des Amerikaners Kane, deren Beschreibung jetzt gleichzeitig in Philadelphia und London erschienen ist.*) Herr Kane, Marine-Wundarzt im Dienste der Vereinigten Staaten, hatte bereits die erste, von dem hochherzigen New-Yorker Kaufmann Grinnell ausgerüstete Franklin-Expedition mitgemacht und die Geschichte derselben geschrieben; durch die Beschwerden und Gefahren jener Reise nicht abgeschreckt, erbot er sich gleich nach seiner Rückkehr, an einem abermaligen Versuch zur Auffindung der verschollenen Seefahrer theilzunehmen. Herr Grinnell stellte ihm die Brigg „Advance" zur Verfügung, die Kosten der Ausrüstung bestritt ein anderer reicher amerikanischer Handelsherr, Peabody, und die neue, aus achtzehn Offizieren und Matrosen bestehende Expedition segelte, mit Kane an ihrer Spitze, am 18. Mai 1853 von New-York ab.

Gegen Ende Juli erreichte man die Melville-Bai und in den ersten Tagen des August war die „Advance" mitten unter den Wundern der arktischen Regionen, von der mitternächtlichen Sonne beleuchtet, die die Eisfläche in ein Flammenmeer „von glänzenden Karfunkeln, Rubinen und geschmolzenem Golde" zu verwandeln schien. Mit unendlicher Arbeit bahnte man sich einen Weg, indem man das Eis zersägte, durchbieb oder mit Pulver sprengte, und so drang die Brigg allmählich bis 78° 43' der Breite vor — weiter gegen Norden, als irgend eine frühere Expedition in dieser Richtung gekommen war. Die Offiziere schlugen nun vor, in einem südlicheren Hafen zu überwintern, aber Kane erklärte sich entschieden gegen einen Schritt, der von dem Schauplatz seiner beabsichtigten Untersuchungen entfernt hätte. Die Kälte war fast unerträglich; im Februar fand das Fahrenheitsche Thermometer auf 70° unter Null (— 45° Réaumur); aber trotz aller atmosphärischen Schwierigkeiten wurde ein Observatorium errichtet und meteorologische und magnetische Beobachtungen mit der größten Regelmäßigkeit angestellt.

Sobald man sich überzeugt hatte, daß es nicht möglich sei, zu Schiffe weiter nach Norden vorzudringen, wurden Schlittenpartieen geordnet, Vorräthe von Lebensmitteln an verschiedenen Punkten niedergelegt und kühne Fahrten über Eis unternommen. Zuerst versah man sich noch mit Zelten und anderen Luxus-Artikeln; „aber", sagt Kane, „wir lernten bald unseren Reise-Apparat modifiziren und verringern, so fanden, daß unsere wirkliche Bequemlichkeit und praktische Tüchtigkeit im direkten Verhältniß zur Einfachheit der Hülfsmittel und zu ferem anscheinenden Mangel an Gegenständen des vermeintlichen Bedürfnisses zunahmen. Schritt für Schritt verzichteten wir die Erquickung unserer Schlitten-Gesellschaften, bis wir endlich bei dem den Eskimos angenommenen Ultimatum der Kunstlosigkeit, rohem Fleisch und einem Pelzsack, anlangten."

Die von dieser kühnen Schaar gemachten Entdeckungen sind in den Hauptzügen schon aus den offiziellen Depeschen Kane's bekannt; dennoch ist der jetzt veröffentlichte Bericht über dieselben reich an interessanten Einzelheiten, die das Publikum mit gespannter Theilnahme lesen wird, und die den Muth und die Ausdauer der Reisenden in helleste Licht stellen. Wir lassen hier die Beschreibung des großen Gletschers folgen, welchen Dr. Kane mit dem allverehrten Namen Humboldt bezeichnete.

„Meine Erinnerungen an diesen Gletscher sind ungemein lebhaft. Es war ein wundervoll klarer Tag, an dem ich ihn zuerst erblickte, ich besitze noch eine Anzahl Skizzen, die ich, als ich Angesichts seines prachtvollen Gipfels entlang fuhr, zu Papier brachte. Sie genügen mir freilich nicht, da sie zu viel von der weißen Oberfläche und den verschwimmenden Entfernungen geben und die Großartigkeit der wenigen, von der Natur gezeichneten Zügen und einfachen Linien fast ganz verloren geht. Ich will nicht versuchen, sie durch eine poetische Schilderung zu ersetzen. Ueber Niagara und den Ocean schreibt man immer nur Rhapsodieen. Meine Aufzeichnungen sprechen einfach von der langen, ewig strahlenden Linie von Felsen, die sich in der Perspektive zu einem gespitzten Keil vermindert, und von der glänzenden Eiswand, die sich in einer langen Kurve aus dem niedrigen Innern erhebt, die Vorderseite hell von der Sonne beleuchtet. Aber diese Felsenlinie stieg wie eine massive Gladmauer dreihundert Fuß über die Wasserfläche empor, unter sich eine unbekannte, unergründliche Tiefe, und ihr gekrümmter Umriß, sechzig Meilen in Länge von Cap Agassiz bis Cap Forbes, verschwand im unerforschten Raum, eine Eisenbahn-Tangente vom Nordpol. Die Binnen-Region, mit der sie in Verbindung stand und aus der sie hervorging, war ein spurloses Meer de glace, ein Eis-Ocean, dem Anscheine nach von gränzenloser Ausdehnung. Sie war in voller Sicht — die mächtige Krystallbrücke, welche die beiden Kontinente Amerika und Grönland verbindet. Ich sage: Kontinente; denn Grönland, wie insulirt seine Lage auch sein mag, ist eine streng kontinentale Masse. Seine Axe, vom Kap Farewell bis zur Linie dieses Gletschers, in der Nachbarschaft der 80sten Parallele gemessen, hat, gering angenommen, eine Länge von zwölfhundert Meilen, kaum weniger, als die von Australien, von seinem nördlichsten bis zu seinem südlichsten Vorgebirge. Man denke sich nun das Innere eines solchen Kontinents, fast in seiner ganzen Ausdehnung von einem tiefen, ununterbrochenen Eismeere bedeckt, das durch die Wasserfälle von den ungehemmen, schneebekappten Bergen und die atmosphärischen Niederschläge auf seine Oberfläche einen beständigen Zuwachs erhält. Man denke sich dieses, stets vorwärts rollend, wie ein großer Eisstrom, in jedem Thal und jedem Thal Ausläufe suchend und eisige Kataraкte in das Atlantische und Grönländische Meer wälzend, bis, nachdem es die nördliche Gränze des Landes erreicht hat, welches es einbämmt, es wie ein mächtiger gefrorener Giesbach sich in den unbekannten arktischen Raum hineinstürzt. Nur in solcher Weise kann man sich einen richtigen Begriff von einem Phänomen, wie dieser Riesengletscher, bilden. Ich hatte mich in Gedanken auf eine derartige Erscheinung gefaßt gemacht, wenn ich je das Glück haben würde, die Nordküste Grönlands zu erreichen. Jetzt aber, da sie vor mir lag, konnte ich kaum an ihre Wirklichkeit glauben. Zuhause, in meinem ruhigen Studirzimmer, hatte ich die von Forbes und Studer so schön entwickelte Analogie zwischen Gletscher und Fluß als richtig erkannt; aber diese vollständige Substitution von Eis für Wasser konnte ich Anfangs nicht begreifen. Nur langsam dämmerte in mir die Ueberzeugung auf, daß ich das Gegenbild des großen Stromsystems des arktischen Asiens und Amerika's vor mir habe. Hier waren indeß keine Wasserzuflüsse von Süden. Jedes Atom von Feuchtigkeit hatte seinen Ursprung im Polarkreise und war in Eis verwandelt worden. Es waren hier keine angeschwemmungen; keine Spuren von Wald- oder animalischem Leben, auf flüssigen Bächen hinabströmend. Man sah hier eine plastische, bewegliche, halb feste Masse, alles Leben tödtend und Felsen und Eilande verschlingend, während sie mit unwiderstehlicher Gewalt sich durch die Kruste eines sie umgebenden Meeres ihren Weg bahnte."

In der Nähe dieses riesenhaften Gletschers bemerkte Kane eine einsame Eisinsel, die sich bis zur schwindelnden Höhe von 480 Fuß erhob und auf einem Piedestal ruhte, das selbst eine Höhe von 280 Fuß hatte. Diesem wundervollen Gränzstein der Polar-Regionen gab er den Namen „Tennyson." Aber seine Hauptentdeckung war ein weites eisfreies Meer, nördlich vom 80sten Grade der Breite, das sich bis zu einer unübersehbaren Ferne ausdehnte. „Wie es sich uns darstellte", sagt Kane, „ein geheimnißvolles Flußbum mitten unter enormen Flächen massiven Eises, war es geeignet, die tiefsten Regungen des Gemüthes hervorzurufen, und es gab gewiß nicht Einen unter

*) Arctic Exploration: the Second Grinnell Expedition in Search of J. Franklin in 1853—1855. By Elisha Kent Kane, M. D. 2 Vols. Philadelphia, Childs & Peterson; London, Trübner & Co.

uns, der nicht nach den Mitteln gelechzt hätte, sich auf seinen glänzenden und einsamen Gewässern einzuschiffen."

Diese Entdeckungen und verschiedene andere Ausflüge, die in der Hoffnung, Spuren der Franklinschen Expedition aufzufinden, unternommen wurden, konnten nicht ohne unsägliche Leiden und Entbehrungen bewerkstelligt werden. Die kleine Reisegesellschaft ward von Krankheiten heimgesucht, die hauptsächlich von unzulänglicher und ungesunder Nahrung herrührten; erfrorene Glieder waren häufig, und mehr als einmal mußte zur Amputation geschritten werden; während des schreckenvollen zweiten Winters erreichte die Noth durch den Mangel an Brennmaterial und an frischer Speise den höchsten Grad. Den Ratten, die man anfangs auszurotten suchte, ersannte man jetzt, sich zu vermehren, da ihr Fleisch, gefroren und in Talgkugeln eingerollt, als ein Leckerbissen geschätzt wurde. Bärenköpfe, die man als Specimina verwahrt hatte, wurden roh verspeist, und man verschmähte nicht einmal die mit Eiterbeulen bedeckte Leber und Eingeweide gefallener Bären. Ein Theil des Schiffes wurde zu Brennholz zerlegt; zwei von der Mannschaft starben, und um das Unglück der Reisenden zu vollenden, wurden ihre Schlittenhunde von einer starrkrampfartigen Seuche ergriffen, die sechzig von ihnen das Leben kostete. Vom Scharbock angefressen, ohne Aussicht auf Hülfe und Rettung, blieb ihnen nichts übrig, als die Brigg im Stich zu lassen, die obnehin nicht mehr seefähig war, und den Versuch zu machen, sich in Böten durch das Eis nach den 1300 Meilen südlich liegenden dänischen Ansiedelungen durchzuschlagen. Das Gelingen dieses Versuchs, mit dem Verlust eines einzigen Menschenlebens, ist hauptsächlich auf Rechnung der seltenen Energie Kane's und des moralischen Einflusses, den er auf seine Untergebenen ausübte, zu setzen und die Beschreibung desselben bildet eine der merkwürdigsten Episoden in den Annalen der arktischen Entdeckungsreisen.

Einundzwanzig lange, trübe Monate hatte man auf der Brigg zugebracht, von der man sich trotzdem nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns trennte. „Mit vieler Feierlichkeit sagten wir der Brigg ein letztes Lebewohl. Die ganze Schiffsmannschaft versammelte sich in unserer ausgeräumten Winterkammer, um an der Ceremonie theilzunehmen. Es war ein Sonntag. Unsere Mooswände waren niedergerissen und das Holz, das ihnen zur Stütze diente, verbrannt worden. Unsere Betten hatten wir nach den Böten gebracht; die Galerie war leer und kalt; unser kleines Asyl schien verödet. Ich las die Gebete und ein Kapitel aus der Bibel, und dann, während Alle schweigend umherstanden, löste ich das Portrait Sir John Franklin's aus seinem Rahmen und wickelte es, in eine Rolle von Kautschuk. . . . . Hierauf redete ich die Gesellschaft an; ich versuchte nicht, die Schwierigkeiten zu verbergen, die uns bevorstanden, aber ich sprach die Ueberzeugung aus, daß sie durch Muth und Disciplin zu überwinden seien, und daß wir die dreizehnhundert Meilen Eis und Wasser, die zwischen uns und dem nördlichen Grönland lagen, mit Sicherheit für die Meisten und mit Hoffnung für Alle von uns durchkreuzen könnten. Ich fügte hinzu, daß es als Menschen und Kameraden unserer Aller, von der Ehre und der Religion vorgeschriebene Pflicht sei, jede selbstsüchte Rücksicht der Sorge für die Verwundeten und Kranken unterzuordnen, und daß Jedermann dies unter allen Umständen als meine erste Vorschrift betrachten müsse. Zum Schlusse forderte ich sie auf, an die Prüfungen zu denken, die wir Alle überstanden hätten — sich zu erinnern, wie oft ein Jeder von uns durch eine unsichtbare Macht aus drohender Gefahr errettet worden, und Dem zu vertrauen, der uns nimmer verlassen würde."

Die Worte Kane's machten auf seine Gefährten einen tiefen Eindruck; sie versprachen Alle, seinen Anordnungen pünktlich Folge zu leisten. Ihr Weg führte zwischen enorme Eisberge und mächtige Eisschollen hindurch, über welche ihre gebrechlichen Böte auf Schlitten fortgezogen wurden, wo die schmalen Rinnen offenen Wassers sie im Stich ließen. Während dieser ganzen Reise beschränkte sich ihre tägliche Nahrung pro Mann in der Regel auf sechs Unzen Mehlbrauh und einen Klumpen gefrorenen Talg von der Größe einer Wallnuß. Aber selbst diese elenden Rationen hielten nicht lange vor; nach zehn Wochen voll unsäglicher Beschwerden schien der Hungertod unvermeidlich. Zu dieser Krisis zeigte sich zu ihrer namenlosen Freude ein Seehund; er suchte zu entkommen, aber ihr Leben hing von dem Fang dieses Thieres ab, und mit wildem Geschrei trieben sie ihre Böte ihm nach durch die Eisschollen. „Eine Menge Hände ergriffen den Seehund und trugen ihn auf sicherereres Eis hinauf. Die Leute schienen halb wahnsinnig; ich begriff erst jetzt, bis zu welchem Aeußersten der Hunger uns gebracht hatte. Sie liefen über die Scholle, wrieen, lachend und ihre Messer schwingend, und ehe fünf Minuten vergangen waren, sangte schon Jeder an seinen blutigen Fingern oder verschlang lange Streifen von rohem Seehundsspeck. Man ließ nicht eine Unze von dem Thiere übrig. Das Eingeweide wurde ohne vorhergängige Reinigung in die Suppenkessel geworfen. Die knorpeligen Theile der Vorderpfoten wurden in der Eile abgeschnitten und zum Rauen herumgereicht, und selbst die Leber hätte man gern, und wenn wir sie nur, verspeist, ehe sie noch in den Topf kam. Der Nacht wurden auf einer großen, stehenden Eisscholle, auf welche die Gefahr des Treibens verachtend, wir Glücklichen unsere Böte hinaufgeschleppt hatten, zwei ganze Bohlen des „Red Eric" zu einem großen Kochfeuer verwendet, um welches wir einen seltenen und wohlschmeckenden Schmaus hielten."

Von diesem Mahle gestärkt, zogen die Reisenden weiter und erreichten endlich die dänische Niederlassung Upernavik. „Vierundzwanzig Tage hindurch", schreibt Kane, „hatten wir in der freien Luft und Gegen Wind und Wetter waren wir vollständig abgehärtet worden, und wir konnten nicht innerhalb der vier Wände eines Hauses verweilen, ohne ein beängstigendes Gefühl des Erstickens zu empfinden. Aber wir tranken in jener Nacht Kaffee vor mehr als einer gastlichen Schwelle, und horchten wieder und wieder auf das Bewillkommnungs-Lied, das, von vielen Stimmen gesungen, unsere Rettung begrüßte."

Diese merkwürdige, unter den ungünstigsten Verhältnissen glücklich ausgeführte Expedition zeigt von neuem, welche Gebirge der Thatkraft, Umsicht und Geschicklichkeit besiegt werden können, und läßt es um so unerklärlicher erscheinen, daß von der Reihe tüchtiger Franklin's, die über weit größere Hülfsmittel zu gebieten waren, nicht einem Einzigen gelungen ist, eine bewohnte Stätte auf der westlichen oder westlichen Küste Nord-Amerika's zu erreichen. Das heimnißvolle Schicksal jener Expedition wird durch die Rettung Kane und seiner Genossen aus ähnlichen Drangsalen in ein noch tiefes Dunkel eingehüllt.

Central-Amerika.

Walker und die amerikanischen Filibustier.

(Fortsetzung.)

Auf diese Akte folgt die Rechtfertigung des Attentats:

„Adresse Walker's, Präsidenten von Nieder-Kalifornien an die Bürger der Vereinigten Staaten.

Indem ich die Republik Nieder-Kalifornien für frei, souverain und unabhängig erkläre, glaube ich den Bürgern der Vereinigten Staaten meine Gründe angeben zu müssen. Der Nationalität, welche begründig die Unabhängigkeit der amerikanischen Staaten geschaffen hat, bin ich es schuldig, daß ich erkläre, warum eine andere Republik unmittelbar an den Gränzen der großen Union geschaffen wird.

Die mexikanische Regierung hat seit langer Zeit es vernachlässigt ihre Pflichten gegen die Provinz Nieder-Kalifornien zu erfüllen. Sie hat dieses Gebiet durch den Vertrag von Guadelupe Hidalgo von allen natürlichen Verbindung mit dem übrigen Mexiko abgeschnitten ist, seinen Central-Behörden keinerlei Interesse für die Angelegenheiten der entfernten Insel Kalifornien kundgegeben. Ihre geographische Lage ist der Art, daß die Provinz, in Bezug auf ihre Interessen, vollständig getrennt von den übrigen Theilen der mexikanischen Republik. Die kommerziellen und moralischen Bande, welche diese Halbinsel an Mexiko knüpfen, sind noch schwächer und lockerer, als die geographischen. Folglich ist es, um die Kräfte Nieder-Kaliforniens zu entwickeln und eine dem sozialen Ordnung zu Stande zu bringen, nöthig, diese Halbinsel von Mexiko abhängig zu machen.

Durch diese Erwägungen haben wir, ich und meine Waffengefährten, und in dem, was wir unternommen, leiten lassen. Betreff des Erfolgs unseres Unternehmens setzen wir unser Vertrauen in den, der über das Schicksal der Nationen wacht und sie auf ihrer Bahn des Fortschritts führt.

Wm. Walker, Oberst,
Präsident Nieder-Kalifornien."

Der Chef der neuen Republik entschied sich dafür, den Sitz der Regierung nach San Lucas zu verlegen; er nahm den Ingenieur und die Archive mit. Angegriffen von der Mannschaft eines kleinen mexikanischen Kutters, trugen die Eroberer einen leichten Sieg davon und verfolgten ihren Weg über San Lucas hinaus. Mit dem Erfolge wuchs die Kühnheit Walker's; mit dem eroberten, in Gegenden wegen Mangels an Wasser unbewohnbaren und unfruchtbaren Lande nicht mehr zufrieden, setzte Walker, der von Kalifornien Verstärkung erwartete, seinen Ehrgeize keine Gränzen mehr; schloß, von ganz Mexiko Besitz zu nehmen und zu dem Ende sich der nördlichen Provinzen zu bemächtigen, die er durch die zahlreichen Einwanderer unter den Befehlen des Grafen von Raousset für seine Pläne vorbereitet glaubte. In dieser lächerlichen Anmaßung und um seinem vermeintlichen Mitbewerber alle Gedanken Anwerbungen in San Francisco zu veranstalten, zu nehmen, ohne Verzug der Welt seine souveränen Absichten kund. Er erließ vom Fort Mac-Kibbin am 18. Januar eine Proclamation des Inhalts, daß der Staat Sonora, der bisher zu Mexiko gehört, der Nieder-Kalifornien einverleibt wäre, daß diese neue, aus dem Staate Sonora und Nieder-Kalifornien zusammengesetzte Republik den Namen Sonora annähme und daß die im Namen der Republik Nieder-

ornien erlassenen Dekrete sich auch auf den Staat Sonora beziehen. Die Truppen des Diktators, durch etwa hundert neue Ankömmlinge aus San Francisco unter dem Kommando des Colonel Watkins, mit wei kleinen Feldgeschützen, verstärkt, rüsteten sich, von dem neuen Gebiete Besitz zu nehmen. Walker verließ San Vincente am 21. März an der Spitze der Invasionsschaar, die mit einer Heerde Rinder pro- rovianti rt war.

Auf dem Uebergange über die Berge, welche sie übersteigen mußten, um zum Golf zu gelangen, verloren die Filibustier etwa 0 Rinder; etwas weiter rauhten ihnen die Cuinpas-Indianer etwa 30; viele andere kamen auf dem Durchzug durch den Colorado-Fluß um. Es trat Hungersnoth bei der Schaar ein, die fast ausschließlich darauf angewiesen war, von Rindfleisch zu leben. Und die Noth, die mit jedem Tage auf dem Zuge durch eine unfruchtbare und wilde Gegend anwuchs, rief Uneinigkeit unter den Abenteurern hervor. Beim Fort Yuma, auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten angelangt, erhielten sie vom Kommandanten die nothwendigsten Unterstützungen. Aber Walker mußte wahrnehmen, daß von seiner Schaar 50 Mann desertirt waren und daß viele Andere, ebenso demoralisirt, nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, sich aus dem Staube zu machen. Walker, der es nicht verstand, diese Leute moralisch zu heben und an sich zu fesseln, sah sich genöthigt, umzukehren, ehe er in den neuen Staat, den er so schnell vom Joch Mexiko's freigesprochen hatte, hatte eindringen können. Er ging, verfolgt von den Indianern, über den Fluß zurück; dann, anstatt nach Nieder-Kalifornien zurückzukehren, ließ er sein erobertes Land, seine Präsidentschaft, die Soldaten, die er dort zurückgelassen, im Stich und nahm die Richtung auf San Diego, wo er, um einem Kampfe mit den mexikanischen Grenztruppen aus dem Wege zu gehen, sich zu dem Führer des amerikanischen Postens begab. Dieser gestattete ihm, auf sein Ehrenwort, daß er sich in San Francisco dem General der Armee stellen werde, als schuldig, die Neutralitätsgesetze der Vereinigten Staaten übertreten zu haben, sich mit seinen Leuten einzuschiffen, nm sich nach der Hauptstadt Kaliforniens zu begeben. Er kam hier mit fünfundzwanzig Mann am 15. Mai 1854 an; die übrigen waren theils im Kampfe getödtet worden, theils gefangen, theils davongelaufen. Wenige Tage darauf machte sich Herr von Raousset auf, um mit bewaffneter Hand die Erfüllung seines Kontraktes durchzusetzen und seine Geschäften in Sonora unterzuhrigen. Weniger glücklich, aber unverzagter, würdiger, als Walker, wollte er auch einem hartnäckigen Kampfe sich nicht wieder einschiffen, sondern ließ seinen Kopf zum Pfande seiner Ehre.

Der Bericht über die amerikanische Expedition erregte großen Enthusiasmus in San Francisco, wo die öffentliche Meinung diesen Unternehmungen viel zu günstig war, als daß man an das damit für so Viele verbundene Unglück denken sollen. Das menschliche Leben wird in den Vereinigten Staaten nur wie der Einsatz bei einem Spiele betrachtet. Der Held des verwegenen Unternehmens, vor den Obergerichtshof gestellt, weil er die internationalen Gesetze übertreten, wurde, wie man erwarten konnte, von Richtern, die allzusehr geneigt sind, solche Mißbräuche zu dulden, freigesprochen. Der Prozeß Walker's trug dazu bei, seine Ideen populär zu machen und ihn zu einer mächtigen und hochgeachteten Persönlichkeit zu machen.

In den Vereinigten Staaten bringt der Ruhm weniger, als anderswo, Existenzmittel ein. Mit seinen Hülfsquellen zu Ende, wurde Walker von Neuem genöthigt, von seiner Feder zu leben; er arbeitete erst für den Commercial Advertiser und dann für das State Journal, bis zu Ende des Jahres 1854.

Um diese Zeit veranlaßten ihn sein abenteuerlicher Charakter, seine Unstetigkeit, sein Ehrgeiz und die Macht der Umstände, eine Expedition in Nicaragua zu versuchen. Bevor wir diese neue Phase des Lebens unserer Helden betrachten, müssen wir einen Blick auf die politische Lage werfen, in der sich damals dieses unglückliche Land befand, und auf die Ereignisse, welche die Revolution herbeigeführt haben, — auf die Menschen und die Verhältnisse in den kleinen Republiken Central-Amerika's.

Im Jahre 1821 erhoben sich die Provinzen, welche die General-Statthalterschaft von Guatemala bildeten, gegen Spanien und proklamirten ihre Unabhängigkeit. Sie unterwarfen sich zuerst der Herrschaft Iturbide's; nach dessen Abdankung aber verbanden sie sich zu der unter dem Namen: „Vereinigte Provinzen Central-Amerika's", benannten Föderativ-Republik. Diese Union dauerte nur kurze Zeit. Innere Streitigkeiten, Konflikte zwischen den Imperialisten oder Serilen und den Liberalen, oder Föderalisten, führten die Auflösung der neuen Republik herbei. Am 20. Juli 1838 versammelte sich der Bundes-Kongreß zum letzten Male, und ein jeder der Staaten nahm sein besonderes Regierungs-System wieder auf. Es würde zu weit führen, alle die Konflikte zu erwähnen, welche diese von einander getrennten Duodez-Republiken in die traurige Lage brachten, in der sie gegenwärtig ihr Dasein fristen. Die letzte Aussicht auf Rettung schwand mit dem General Morazan, der die Föderativ-Regierung wiederherzustellen versuchte; aber behindert durch den Einfluß fremder Agenten, gestürzt durch Carrera, an der Spitze der Llanos und der Indianer, wurde er aus dem Vaterlande verbannt und bald darauf in Costa-Rica ermordet. Die seitdem von der liberalen Partei gemachten Versuche, die Conföderation wiederherzustellen, sind nicht glücklicher gewesen. Das bedauerliche Schauspiel, welches in den letzten Jahren die Staaten von Nicaragua und Guatemala, die beiden Hauptschauplätze, auf denen die Indianer und Mestizen in fortwährendem Kampf mit den Nachkommen der Spanier begriffen sind, aufgeführt haben, ist nicht beruhigend in Bezug auf die Zukunft dieser schönen Länder.

Zur Zeit von Walker's Intervention, im Jahre 1854, wurde ein Theil von Nicaragua durch einen Direktor, Don Francisco Castillon, einen Mann von hoher, in Europa vollendeter Bildung, und Haupt der demokratischen oder liberalen Partei, regiert; er hatte den Präsidenten Don Fruto Chamorro, Haupt der feroiten oder legitimistischen Partei, gestürzt. Dieser, ein Mann von Entschlossenheit und Energie, hatte sich in Granada verschanzt und bot hier den Truppen seines Nebenbuhlers seit neun Monaten Trotz. Es kam ein Agent und machte Castillon den Vorschlag, seine Partei durch eine Verbindung mit amerikanischen unter dem Kommando Walker's stehenden Freiwilligen zu verstärken und mit ihrer Hülfe die Stadt zu nehmen. Um sich der Legitimisten zu entledigen und um diesem Kriege, der von beiden Seiten ohne entscheidenden Erfolg und mit der Wuth von Wilden fortgesetzt wurde, ein Ende zu machen, nahm Castillon das Anerbieten an und verpflichtete sich, zur Vergeltung dieses Dienstes den Yankees 52,000 Acres Land und andere Privilegien einzuräumen.

Die Vertheidiger Walker's haben gemeint, daß die Amerikaner nur auf den Antrieb der hervorragendsten Patrioten, der Häupter der demokratischen Partei, intervenirten, und daß man Leute, welche als Befreier herbeigerufen worden sind, nicht als Filibustier behandeln dürfe. Das mag wahr sein, ist aber oft bestritten worden. Uebrigens begreift man, warum die Amerikaner sich mit solcher Energie vorzugsweise auf Nicaragua geworfen haben. Seit der Entdeckung Kaliforniens ist das Bedürfniß eines das Atlantische Meer mit dem Stillen Ocean verbindenden Weges, der kürzer ist, als der um das Kap herum, fühlbar geworden. Eine amerikanische Gesellschaft hatte über den Rio San Juan und die Seen von Nicaragua einen Weg von dem einen Ocean zu dem anderen eröffnet, und während der letzten Jahre hatten monatlich mehr als 2000 Amerikaner den Staat von Nicaragua durchzogen. Sie hatten reichliche Veranlassung gehabt, das schöne Land zu bewundern, die Nachlässigkeit und die Schwäche der Bewohner kennen zu lernen und die Vortheile zu berechnen, welche der Besitz eines solchen Landes den Vereinigten Staaten gewähren würde. Und als die Regierungen von Washington und von London in Streit über den wahren Sinn des berühmten Clayton-Bulwer-Vertrages geriethen, fand eine Schaar von amerikanischen Abenteurern, unterstützt durch die Majorität der Vereinigten Staaten und die Nation saß ebenso gesetzmäßig vertretenn, wie der Präsident Pierce und sein Kabinet, es nunmgänglich nothwendig, um dem Einfluß Englands das Gegengewicht zu halten, von Nicaragua, einem der durch den Vertrag garantirten Staaten, Besitz zu nehmen und in demselben ohne Furcht den Ausgang der Differenz abzuwarten. (Schluß folgt.)

Marokko.

Der gegenwärtige Kaiser von Marokko.

Die Mittheilungen, die diese Blätter vor kurzem*) über das Rif und die Rifner gegeben, werden nicht verfehlt haben, bei den Lesern ein Interesse an den Zuständen Marokko's zu erregen, eines Reiches, welches trotzdem, daß es so nahe an Frankreich und an Spanien liegt, einer der unbekanntesten Länder auf der Erdoberfläche ist. Ein Herr v. Arlach, der viele Jahre in der Stadt Tanger gewohnt hat, giebt in seiner (bereits in Nr. 129 des „Magazin" erwähnten) Broschüre sehr interessante Nachrichten über die dem Kaiser von Marokko unterworfenen Länder. Wir entnehmen daraus die folgenden, auf den gegenwärtigen Kaiser von Marokko sich beziehenden Mittheilungen.

Abder-Rhaman, der gegenwärtige Kaiser von Marokko, ist 76 Jahre alt. Die einzige Politik dieses Barbarenfeld-Herrschers scheint die zu sein, fabelhafte Reichthümer zusammenzuhäufen. Er vergräbt dieselben unter dem Beistande seiner Minister und breitet sich dann, diese bei Seite zu schaffen, um das Geheimniß des Verwahrungs-Ortes für sich allein zu behalten. Dieser allmächtige Herrscher findet ein Vergnügen darin, alle seine Unterthanen so viel wie möglich auszuplündern, und er läßt sich die willkürlichsten Erpressungen zu Schulden kommen. Man schätzt die Summen, die dem Kaiser von Marokko gehören, auf mehr als eine Viertel Milliarde, und man vermuthet, daß alle diese Reichthümer zu Tasliet in einem unterirdischen Raume niedergelegt seien.

*) Vergl. Nr. 111 und 115 des „Magazin".

Digitized by Google

Die Bevölkerung des Kaiserthums Marokko beträgt etwa 8½ Millionen Einwohner, die über eine Fläche von mehr als 24,000 Quadrat-Meilen zerstreut sind; diese Bevölkerung, von roher Natur und wilden Sitten, lebt in dem schmachvollsten Zustande, ist mißtrauisch gegen alles Fremdländische und weist die Sitten und Ideen der civilisirten Welt aufs Entschiedenste zurück. Moulei Abder-Rhaman stammt von dem Scherif desselben Namens ab, der im Jahre 1500 zu herrschen anfing; er hat im Jahre 1822 den Thron bestiegen. Er ist, wie man versichert, ein sehr schöner, und trotz seines Alters noch sehr kräftiger Greis; er reitet noch täglich spazieren. Von Charakter wird er als kalt und verschlossen, selbst gegen Diejenigen, die ihm am nächsten stehen und ihm am ergebensten sind, geschildert. Seine Gransamkeit ist sprüchwörtlich. Herr v. Urlach erzählt das folgende Beispiel seines unmenschlichen Charakters:

„Eines Tages, noch in der Zeit seines Kalifats, war er auf einem Spazierritt genöthigt, durch einen Fluß zu reiten. Mitten im Fluß verlor das Pferd das Gleichgewicht und der Kalif fiel ins Wasser. Vom Strome fortgerissen, machte er vergebliche Anstrengungen, das Ufer zu erreichen. Ein Araber, Namens Ale-Ben-Mohammed, der Zenge des Vorfalls war, stürzte sich in den Fluß und rettete mit großer Lebensgefahr Abder-Rhaman.

„Es waren mehrere Jahre seit diesem Ereigniß verflossen, als Abder-Rhaman Kaiser wurde. Auf die Nachricht hiervon eilte Ale-Ben-Mohammed, sich zum Sultan zu begeben. Zu einer Audienz bei dem Kaiser zugelassen, bat er denselben um eine Belohnung für den Dienst, den er so glücklich gewesen, ihm zu leisten, indem er ihm mit Gefahr des eigenen Lebens das Leben gerettet. Abder-Rhaman lachte, nachdem er ihn angehört, und ertheilte, indem er ihn entließ, Befehl, daß Ale-Ben-Mohammed gute Wohnung, gute Nahrung und Alles, was er brauche, erhalten sollte. Drei Tage nach der Audienz befahl der Kaiser, daß man Ale-Ben-Mohammed durch die Bastonade vom Leben zum Tode bringen sollte, und er trieb die Grausamkeit so weit, daß er seinen Minister zu ihm schickte und ihm sagen ließ: Abder-Rhaman, immer sehr dankbar dafür, daß er ihm das Leben verdanke, habe keine Belohnung gefunden, die des Dienstes, den er ihm in dieser Welt geleistet, würdig sei; er habe ihm deshalb einen Platz in der Ewigkeit zugedacht.

„„Der Kaiser hat mich also“, sagte der Minister zu Ale-Ben-Mohammed, „zu Dir geschickt, damit ich Dir anzeigen soll, daß der Befehl gegeben, Dich heute noch durch die Bastonade aus diesem Leben zu schaffen; Du wirst also nur die Augen zu schließen haben und Du wirst Deinen Herrn im Gemma (Paradiese) sehen.““

Ungeachtet dieses Beispiels von roher Grausamkeit versichert Herr v. Urlach, daß Abder-Rhaman wohl auch eine gewisse Gutmüthigkeit besitze. In Bezug auf das Geld seiner Unterthanen zeigt er sich von einer beispiellosen Raubgier. Uebrigens hat er aber nicht nöthig, zur Befriedigung dieser Gier Grausamkeiten zu begehen; denn als Fürst der wahren Gläubigen und als Vertheidiger des wahren Glaubens übt er eine Macht ohne Schranken aus, er erhält Alles, was er verlangt, in Folge der bloßen Furcht, die sein Name einflößt.

Der Erbe Abder-Rhaman's ist Sidi-Mohammed-Ben-Moulei, 40 Jahre alt, von magerer und schmächtiger Constitution, von einer Negerin geboren. Dieser „Dauphin“ von Marokko residirt in Fez; trotz seiner unumschränkten Macht lassen seine Unterthanen es sich nicht nehmen, über ihn zu spotten; er hat nämlich das Unglück, beim Sprechen aufs fürchterlichste zu stottern. Er ist noch viel geiziger, als sein Vater, und den Marokkanern eine schlechte Zukunft in Aussicht stellt.

Im Interesse der Marokkaner wäre zu wünschen, daß das Reich Abder-Rhaman's in die Hände seines zweiten Sohnes käme, eines jungen Mannes von 25 bis 30 Jahren, der von bedeutender Intelligenz ist und, wie man sagt, Verbesserungspläne hegt, am deren Willen er gewissen Europäern, welche Gelegenheit gehabt haben, sich mit ihm zu unterhalten, als ein Neuerer gilt. Moulei-Reschid (so heißt er) wohnt in Marokko mit seinem Vater, der ihn so zu lieben scheint, daß er sich nie von ihm trennen will.

Abder-Rhaman hat ein Serail von 700 Frauen und die Zahl seiner Kinder wird auf fast 400 geschätzt. Da jeder der fremden Kaiser von Marokko eine fast ebenso große Anzahl von Frauen gehabt, so kann man sich vorstellen, daß ein nicht geringer Theil der Bevölkerung zur kaiserlichen Familie gehört.

Die marokkanische Armee, Maghzen genannt, wird auf 9000 Mann in Friedenszeiten geschätzt; aber es ist anerkannt, daß bei dringender Veranlassung, z. B. wenn es sich darum handelte, die Christen zu bekämpfen, die fanatische Bevölkerung, durch ihre Marabouts aufgeregt, sich in Masse erheben und eine Armee von mehr als 150,000 Mann bilden würde, von der freilich kaum die Hälfte gut bewaffnet sein, die andere Hälfte aber nur Stöcke, Säbel, Hundeschwänze und Lanzen führen würde. Die marokkanische Artillerie befindet sich in Fort Alcassar; sie besteht aus etwa hundert Geschützen, die zur Zeit eines Krieges ziemlich gut bedient werden. Die Kavallerie besteht meist aus Schwarzen; jeder Kavallerist ist mit einer Flinte, einem Säbel und einem Paar Pistolen bewaffnet. Die Regierung liefert die Pferde; für den Unterhalt derselben hat der Kavallerist zu sorgen.

Die kaiserliche Garde besteht aus 800 bis 900 reich equipirten Schwarzen, die fast sämmtlich Kinder des Harems sind. Die Regierung Abder-Rhaman's wird durch zunfzehn Kaiden besorgt. Diese Kaiden, oder Gouverneure der Provinzen, nahen sich dem Kaiser nicht anders, als mit den Zeichen der tiefsten Ehrerbietung. Auch ihnen gehören zum Hofstaat: der Groß-Mufti, dem die Sorge für die religiösen Angelegenheiten übertragen ist; der Chef der Eunuchen der Alles unter sich hat, was sich auf den Serail bezieht; der Schatzmeister, der die Unterhaltung des Palastes hat und genaue Rechenschaft über die Summen, die er einnimmt, ablegen muß; endlich die Staats-Minister und der Minister der geistlichen Angelegenheiten. Die Stelle des Letzteren nimmt gegenwärtig Sidi-Mohammed-el-Khatib ein; er hat seine Residenz in Tanger, wohin er sie vor Gibraltar verlegt hat. Er ist ein Greis mit weißem Bart, der für gelehrig, fühn und engherzig gehalten wird. Die Wahrheit ist, daß er das Geld liebt, weil daffelbe ihm sehr nöthig ist, um sich vor Abder-Rhaman in Gunst zu erhalten.

Mannigfaltiges.

— Die Juden in Holland. In der Revue des deux Mondes vom 15. Oktober d. J. befindet sich von Herrn Alphonse Esquiros der in dieser Zeitschrift bereits eine Reihe von Aufsätzen über Niederlande und das Volksleben der Holländer geliefert, ein sehr werther Artikel über die Juden in Holland, sowie in England, Nord-Amerika, nach welchen überseeischen Ländern die Israeliten nächst auch von Holland gekommen waren. Als Hauptquelle benutzt Herr Esquiros dabei ein in holländischer Sprache erschienenes Werk „Israel und die Heiden“, von Herrn da Costa, einem geschätzten von einer alten spanisch-jüdischen Familie (welcher auch der berühmte Gutzlow dramatistrte Uriel angehörte — Acosta ist der lateinische Name) abstammenden, holländischen Dichter, der, obwohl selbst ein Christentum übergetreten, sich die Erforschung der Geschichte seines Vorfahren und der Geschicke ihrer jetzt in Holland, England und Amerika, sowie in der Levante und in den afrikanischen Barbaren-Staaten lebenden, Nachkommen zur Aufgabe gemacht hat. Besonders hat sich wirft Herr da Costa auch einen Blick auf die deutschen Juden, jedoch nur insoweit sie die Nachbar-Provinzen Hollands bewohnen und durch Einwanderung in die Niederlande mit den daselbst früher ansässig gewesenen spanisch-portugiesischen Juden in Berührung kamen. „Obwohl durch die Gnade Gottes“, sagt Herr da Costa in der Einleitung seines Buches, „ein Jünger Jesu Christi geworden, habe darum nicht aufgehört, Israelit zu sein. Seit meiner frühesten Jugend ist die Geschichte meiner Vorfahren ein Gegenstand meines Nachdenkens und meiner Studien gewesen. Besonders die neuen Perioden dieser Geschichte waren es, die mein Interesse erregten. Mein Herz war ergriffen und meine Einbildungskraft erregt von den Geschicken Israels, und mit diesen Empfindungen unternahm ich das Studium der Jahrbücher seiner Zerstreuung und seines Exiles zu durchforschen.“ Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verfasser bei der Geschichte des Aufenthaltes seiner Vorfahren in Spanien, welche Periode er die neueren Jahrhunderte „goldenes Zeitalter“ nennt, das Männer, wie Jehuda Haleyy, den Dichter Gabirol und den berühmten Philosophen Maimonides erzeugte und heranbildete. „Die Erinnerungen an jene entschwundene Zeit“, fügt Herr da Costa hinzu, „und an das Leben unserer Vorfahren auf der Halbinsel bilden für die spanischen Juden ein zugleich schreckliches und erhebendes Moment, das von einem Gefühle düsterer Größe, wie von einer Wolke, umhüllt ist“.

— Marmont's Denkwürdigkeiten. Vor kurzem ist in Paris bei Perrotin der erste Band der „Memoiren des Herzogs von Ragusa, gedruckt nach der Original-Handschrift des Verfassers“ erschienen. Diese Denkwürdigkeiten umfassen das vierzigjährige Soldatenleben des Marschalls, der von der Pike auf gedient, und zwar von der ersten französischen Revolution (im Jahre 1792) bis zur Zeit nach der Juli-Revolution, wo er in der Verbannung, in Oesterreich, in der Nähe der Familie Karl's X., sich befand. Das Ganze wird aus acht starken Bänden bestehen und die Portzaits des Herzogs von Ragusa und des Herzogs von Reichstadt, sowie Facsimile von Karl X., vom Herzog von Angoulême, vom Kaiser Nikolaus und vom Verfasser selbst bringen. Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 144. Berlin, Sonnabend den 29. November 1856.

Belgien.

Die erste deutsche Urkunde in Brabant.*)

„Het eerste dietsche (vlaemsche) charter in Brabant", ist der titel einer kleinen, der Feder des verdienten vlaemischen Schriftstellers K. F. Stallaert entstammenden, kürzlich in der vlaemischen zeitschrift: Het Leesmuseum, veröffentlichten Skizze, welche wir, da selbe vielleicht auch für weitere Kreise Interesse darbieten dürfte, er, bedeutend verkürzt, in freier, deutscher Bearbeitung mittheilen.

Im Mai des Jahres 1289 erschien ein Fremder im Herzogshofe Brüssel und forderte den Herzog zu sprechen.

Der Fremde, hoch und schlank gewachsen, war ein Mann von ellecht sechzig Jahren, dessen einfache, bürgerliche Tracht, dessen icht vorgebeugte Haltung, wie seine hohe, gewölbte Stirn, inbesse er einen Mann der Feder denn des Schwertes vermuthen ließ, nen Mann, welcher mehr auf die Ausbildung seines Denkvermögens, nn auf die seiner Faust bedacht gewesen.

„Wie heißt Ihr? Und was wollt Ihr vom Herzog?" fragte r herzogliche Leibdiener, an welchen sich unser Fremdling mit seinem udienz-Gesuche gewandt.

Der Fremde zog einen kostbaren Ring vom Finger und, denselben m Diener einhändigend, entgegnete er:

„Sagt dem Herzoge, daß der Besitzer dieses Ringes ihn zu rechen wünsche."

Der Diener verschwand, und unser Fremdling ging langsamen chrittes im Vorzimmer auf und ab.

Der damalige Herzog von Brabant war Jan I., der, jüngster ohn Heinrich's III., in Folge der Verzichtleistung seines älteren ruders Heinrich, der Mönch geworden, im Jahre 1267, erst sechzehn hre alt, die Regierung des Herzogthums Brabant übernommen und h ebensowohl als Krieger wie als Beförderer der Wissenschaften nen glänzenden Ruf erworben hatte.

Der Diener kehrte bald zurück und winkte dem Fremden, ihm folgen.

Der Herzog war eben mit einigen Bürgern im Gespräch begriffen; im Anblicke des Fremden stand er auf, ging ihm entgegen und chte ihm die Hand:

„Willkommen, Jakob!" sagte er, und dann, zu den Bürgern wandt, fuhr er fort: „Es bleibt bei der Verabredung! auf überrgen! Und Ihr, Hendrik, mögt bis dahin die Urkunde bereit halten!"

Hendrik war der Geheimschreiber des Herzogs.

„Mein gnädiger Fürst!" hob der Fremde jetzt an, nachdem auf ten Wink des Herzogs alle Anwesenden das Zimmer verlassen, Mein gnädiger Herr! Ich werde alt, meine Kräfte verlassen mich, d da Gott mich vielleicht bald abrufen dürfte aus diesem Jammerale, so wollte ich doch noch einmal den durchlauchtigsten Fürsten, r mir so viele Beweise des Wohlwollens gegeben, den jugendlichen, enskräftigen Minnesänger, den Helden von Woringen,*) wiederen, um demselben auf immer Lebewohl zu sagen."

„Das ist recht, Jakob, das ist recht!" antwortete der Fürst, dem reise warm die Hand drückend. „Euer Besuch erhebt mich eben so r, als er mich erfreut, denn Eure Ferder ist meines Degens werth. d was Euer nahes Ende betrifft, so glaube ich nicht daran. Schlagt ch diese Gedanken aus dem Sinn, Jakob; der Tod vergißt seine nse zu schwingen über Männer, wie wir sind, die allen Stürmen des rens Trotz geboten haben. Geht mich an! Nachdem ich das Ziel meiner sönlichen Wünsche erreicht habe, nachdem meine Herrschaft innerb und außerhalb Brabant's befestigt ist, beginnt für mich ein neues en; jetzt werde ich ganz dem Glücke meiner Unterthanen mich weihen. Künftig mag der Ritter Schwert und Lanze nur noch zur Ehre seiner Schönen handhaben, meinetwegen mögen beide ruhen. Das Bürgerthum hat, eine neue Macht, schon lange dem Adel nach der Krone gestoßen, und leicht dürfte dasselbe durch seine Industrie, seine Betriebsamkeit und sein Zusammenhalten das Uebergewicht bekommen. Alle meine Vorfahren haben dem Bürgerthume Beweise des Wohlwollens gegeben, und auf dem Schlachtfelde von Woringen hat dasselbe bewiesen, daß es mir nöthigenfalls allein zur Brustwehr dienen kann. Ich will darum auch dem Bürgerthum fortan meine besondere Aufmerksamkeit schenken, ich will den Bürgerstand in seinen eigenen und in Jedermanns Augen erheben; meine Bürger haben dies um mich verdient! Bereits habe ich die Hand ans Werk gelegt. Soeben noch waren hier die Aeltesten der Brüsseler Fischerzunft versammelt, der ich, zum Beweise meiner Gewogenheit, meinen Fischmarkt zum Erbe und mit demselben neue Statuten gegeben, die wir übermorgen einweihen wollen. Ihr, Jakob, sollt dem Bürgerfeste beiwohnen und seid, so lange es Euch hier zu verweilen gefällt, mein Gast; ich werde befehlen, daß man Euch nach Kräften bewirthe. Ich habe überhaupt noch viel mit Euch zu besprechen, und gern werde ich meine Verbesserungspläne der Prüfung des unermüdlichen Vorkämpfers und Vertheidigers des vlaemischen Bürgerthums unterwerfen."

Die Einweihung des neuen bürgerlichen Fischmarktes war ein Fest für die gute Stadt Brüssel. Auf dem Steinwege, der vom herzoglichen Hofe zum Fischmarkte führte, waren alle Häuser mit Blumen und Laub-Guirlanden geschmückt, alle Fenster mit Menschen besetzt, während auf der Straße selbst eine unzählige, festlich gekleidete Menge sich drängte, welche den Herzog mit lautem Jubelgeschrei begrüßte.

Vor der Halle auf dem Fischmarkte wurde der Herzog vom Stadt-Ammann, den Wethoovers (Magistrats-Personen) der Stadt und den Dekanen der Fischer und der anderen Zünfte empfangen. Darauf bildete man um den Herzog einen Kreis, und derselbe ließ dann seinen Geheimschreiber vortreten, damit dieser das der Fischer-Innung bewilligte Privilegium laut vorlese.

Der Geheimschreiber entrollte sein Pergament, und unter der tiefsten Stille begann er: „Nos, Johannes, Dei gratia Dux Lotharingiae, Brabantiae et Limburgiae.... als plötzlich unser Fremdling, der bis dahin mit den Dekanen der Zünfte in angelegentlichem Gespräch begriffen gewesen, den Kreis durchbrach und den Herzog ehrerbietig ersuchte, ihm einige Worte zu erlauben, noch bevor der Geheimschreiber im Vorlesen seiner Urkunde fortfahre.

Nachdem ihm dies liebevoll zugestanden, hob der Fremdling an: „Gnädiger Herzog! Ihr habt mir, dem niedrigen Grissier von Damme, allezeit ein besonderes Wohlwollen erwiesen, obschon ich mich Eurer fürstlichen Gunst zehnmal unwürdig achte. Gestern noch fordertet Ihr mich auf, eine Gunstbezeugung von Euch zu verlangen, und so erlaubt denn, daß ich heute Euer Wohlwollen für mich in Anspruch nehme."

„Sprecht frei, Jakob", antwortete der Herzog, „Eure Bitte ist Euch im voraus bewilligt, denn ich weiß, Ihr werdet nichts von mir fordern, was nicht billig und unser Beider würdig ist."

„Ruhmreichster Herzog! Der Fürst, der sein Volk aufrichtig achtet und liebt, als ein von Gott seiner Sorgfalt anvertrautes Pfund, achtet und liebt dasselbe auch in demjenigen, welches ihm am eigenthümlichsten und auf Erden am theuersten ist. Das heilige Pfand, das kräftigste Mark eines Volkes war alle Zeit seine Sprache; die Sprache ist des Volkes Heiligthum und Kraft. Darum haben auch alle Eroberer, um überwundene Völker zu schwächen, stets deren Sprache, dieses Band dieser ihnen gefährlichen Einheit, unter die Füße getreten. Die lateinische Sprache ist heute noch ein Merkmal der römischen Oberherrschaft. Der Gebrauch derselben ist bei uns ans Gewohnheit in Kraft geblieben, auch nachdem die deutschen Völker das römische Joch abgeschüttelt haben; noch heute sprechen die Fürsten zu ihren Völkern in einer Sprache, welche diese nicht verstehen. Allein

*) Frei nach dem Vlaemischen des K. F. Stallaert von Rudolph Mälbener.

**) Am 5. Juni des Jahres 1288 hatte Jan I. bei Woringen einen glänzenden Sieg über den Kölner Bischof Siegfried von Westerburg und dessen Verbündeten, Heinrich IV., Grafen von Luxemburg, der Jan's Ansprüchen auf Limburg in den Weg trat, erfochten.

D. Red.

Digitized by Google

schon hat Frankreich uns in dieser Beziehung ein Vorbild gegeben; Frankreichs König spricht zu seinem Volke in dessen eigener Sprache. Und so folgt auch Ihr, Herr Herzog, der Ihr Euer Volk liebt und von demselben wie ein Vater geliebt werdet, der Ihr unsere Mutter-sprache liebt und sie durch Eure Gedichte*) verherrlicht, nicht länger einer rohen Gewohnheit, welche die Bildung verhindert und Eure Unterthanen in ihren eigenen Augen erniedrigt; möge dieses Privilegium zu Gunsten der Fischer, womit Ihr, so zu sagen, Eure volksthümliche Regierung beginnt, auch die erste deutsche Urkunde sein in Brabant!"

Der Herzog fühlte sich durch die unwiderlegliche Wahrheit dieser Worte getroffen. „Jakob!" sagte er nach augenblicklichem Nachdenken, „es sei so! Auch unser gnädiger Kaiser, Rudolph von Habsburg, hat uns bereits dasselbe Vorbild gegeben! — Aber unsere Urkunde ist nun einmal in Latein, wo nehmen wir gleich eine andere her?"

„Gnädiger Herr! Da Euer Geheimschreiber mir die von ihm entworfene Urkunde zur Durchsicht gegeben, so habe ich mir erlaubt, dieselbe zu übersetzen."

„Nun, so leset Eure Schrift, Jakob!" versetzte der Herzog. „Allein", setzte er lächelnd hinzu, „indem ich thue, was Ihr begehrt, erfülle ich nur eine Pflicht und bleibe Euch mithin einen Beweis meiner Gunst noch schuldig."

Unter dem Jubelgeschrei des Volkes brachte der Fremde nun auch ein Pergament zum Vorschein und las:

„Wy, Ian, der gratien ons Heren, hertoge van Lotryk, van Brabant ende van Limborgh, maken kondt allen dengenen die dese letteren zien ende pooren &c." . . . . .

Nachdem die Verlesung des Aktenstückes beendigt, drückte der Herzog sein Siegel darauf und kehrte unter dem Jubelgeschrei des Volkes nach dem Herzogshofe zurück.

Unterdessen hatten die Dekane der Zünfte sich leise unter einander berathen, und dann trat der Dekan der Fischer auf unseren Fremden zu, um ihm, Namens der Brüsseler Bürger, für seine nationale That zu danken und ihn einzuladen, bei dem Festmahle, welches ihrer wartete, den Vorsitz zu führen.

Das Herz des schon von so manchen Prüfungen heimgesuchten Greises ging in Freude auf; auf seinem Antlitze malte sich eine Seligkeit, die ihm längst fremd geworden zu sein schien; dieser Moment entschädigte ihn für die Thätigkeit seines ganzen Lebens, und Thränen der Freude rollten über seine Wangen. Gerührt sprach er einige Worte des Dankes aus, allein man ließ ihm nicht Zeit, sich zu entfernen; im Nu fühlte er sich von einigen starken Armen emporgehoben, mit Blumen bekränzt und unter Freudengeschrei zum Mahle getragen.

Aber wer war dieser Mann! — Es war Jakob van Maerlant,*) den seine Zeitgenossen den „vader der dietsche dichters algader" (Vater der deutschen Dichter allesammt) genannt.

Central-Amerika.

Walker und die amerikanischen Flibustier.

(Schluß.)

Walker ergriff mit Eifer diese neue Gelegenheit, sein abenteuerliches Leben wieder aufzunehmen, das Glück noch einmal zu versuchen und in jedem Fall seinen politischen Ruhm zu vergrößern. Fünf Monate gingen mit den Vorbereitungen hin; aber im Moment der Abfahrt wurde die von den Flibustiern gekaufte Brigg „Vesta" Schulden halber mit Beschlag belegt und ein Sheriff auf ihr placirt, am die Abfahrt zu verhindern. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln verließ die Brigg, von einem kleinen Dampfer bugsirt, am 4. Mai 1855 um ein Uhr Morgens, heimlich den Hafen von San Francisco, und als das Schiff die Segel aufhissen konnte, setzte Walker den Sheriff an den Bord des Dampfers, der diesen in den Hafen zurückbrachte, während die „Vesta" das Weite suchte.

Der „General" Walker unternahm die Expedition mit 56 Abenteurern, die mit Karabinern, Revolvers und Bowie-Messern bewaffnet waren.

In den ersten Tagen des Juni kamen die Flibustier in Nicaragua an und setzten sich sofort in Marsch gegen Chinandega; hier wurden sie von den Demokraten, die damals im Besitz dieses Theiles des Staates waren, mit Fremden-Demonstrationen aufgenommen. Chinandega war vor einem Monat geflohen; aber einer der Führer seiner Armee, der General Corral, hatte das Kommando der Truppen übernommen, und der Bürgerkrieg wurde mit Erbitterung fortgeführt. Walker begab sich nach Leon, dem Hauptquartier der demokratischen Partei, um sich, dem abgeschlossenen Vertrage gemäß, der Regierung zur Verfügung zu stellen. Aber das Ministerium, welches gleich zu Anfang gegen die Zulassung der Fremden opponirt hatte, beharrte darauf, ihren Beistand zurückzuweisen, und machte ernstliche Einwände gegen die Aufnahme in die Armee. Der Unterhandlungen, die einige Wochen lang dauerten, müde, kehrte Walker nach Realejo zurück, mit dem Projekt, in das Honduras-Gebiet, welches damals mit Guatemala im Kriege begriffen war, einzufallen; da kam eine günstige Entscheidung von Leon an, und am folgenden Tage wurden die Amerikaner in die Armee von Nicaragua aufgenommen. Es hatte dies bekanntlich beklagenswerthe Folgen.

Der erste Feldzug, den Walker und seine Leute mitmachten, hatte die Wiedereinnahme der Stadt Rivas zum Zweck. Das Armee-Corps, aus den Amerikanern und 200 Eingebornen bestehend, schiffte sich in Realejo ein, landete in der Nähe von San-Juan-del-Sur und rückte gegen Rivas vor, das ungefähr 20 Meilen entfernt im Innern des Landes liegt. Kaum hatte der Angriff begonnen, so wichen die Eingebornen, und Walker befand sich mit seinen 56 Leuten einem feindlichen Corps von 400 Mann gegenüber. Die Amerikaner verfochten es vergeblich, sich zu behaupten; sie zogen sich nach San-Juan zurück und fanden glücklicherweise hier ein Schiff, welches sie nach Rivas zurückbrachte. Bevor er abfegelte, vollzog Walker einen Akt summarischer Justiz, durch den er in der Achtung Vieler bedeutend gewann. Zwei nicht zu seiner Schaar gehörende Leute, die eine Hütte in der Absicht in Brand gesetzt hatten, die Unordnung zu benutzen, um zu plündern und zu stehlen, hatten sich auf sein Schiff geflüchtet. Walker hielt ein Kriegsgericht, welches dahin entschied, daß sie erschossen werden sollten. Der Eine von ihnen wurde getödtet, indem er es versuchte, sich durch die Flucht zu retten; der Andere entwischte in der Dunkelheit der Nacht. Dieses Verfahren Walker's hatte die beabsichtigte moralische Wirkung.

Erst im Monat August eröffnete Walker wieder den Kampf: sein Marsch auf das Dorf Virgin-Bay los, am See von Nicaragua. Nachdem er einen sehr überlegenen Truppenmarsch, die der General Guardiola vergeblich commandirte, angegriffen, warf er diesen auf Rivas zurück und nahm sein Hauptquartier in San-Juan-del-Sur. Er erhielt hier Verstärkung von Kalifornien aus und ward unter den Abenteurern, welche das Land auf der Straße der amerikanischen Gesellschaft durchzogen. Virgin-Bay und San-Juan-del-Sur sind die beiden äußersten Punkte des Theiles dieser Straße, der den See mit dem Stillen Ocean verbindet. Sie besitzen vorzugsweise aus amerikanischen Niederlassungen; sie boten den Flibustiern manche Unterstützung.

Gegen Mitte Oktober zog Walker, mit dem Kommando der 250 Eingebornen und 200 Amerikanern bestehenden Armee betraut, nach Virgin-Bay, wo er seine kleine Armee auf einem Dampfer der amerikanischen Transito-Gesellschaft einschiffte. Nach der nur einige Stunden dauernden Ueberfahrt landete er zwei Meilen von Granada und bemächtigte sich ohne Kampf dieses Bollwerks der Legitimisten, die der General Corral unverschlossen verwirrt von allen Vertheidigungsmitteln entblößt hatte, indem er diese fast sämmtlich nach Rivas gebracht, wo er den ersten Angriff vermuthete. Walker bereits sich, alle Mitglieder der Regierung und etwa zwanzig der vornehmsten Bewohner als Geiseln in Haft zu bringen, und veröffentlichte dann einen Tagesbefehl, um die Aufregung der Gemüther zu beschwichtigen, die Bevölkerung wegen der gefürchteten Partei-Repressalien zu beruhigen und den Personen und dem Eigenthum Schutz zu versprechen.

Die Cholera fing an, in Nicaragua grausam zu wüthen, dezimirte, was der Krieg übrig ließ. Castillon, der demokratische Präsident, erlag der Seuche. Man bot Walker die Präsidentschaft an; er wies das Anerbieten zurück, indem er es vorzog, fürs erste die weniger schwierige und mächtigere Stelle eines Generalissimus zu behalten.

Der Chef der legitimistischen Partei, der mit seinen Truppen in Granada geblieben war, nahm, durch falsche Berichte getäuscht, seine Sache als verloren ansehend und für das Leben seiner als Geisel gefangen gehaltenen Parteigenossen fürchtend, die Friedensvorschläge an, die Wheeler, der Minister-Resident der Vereinigten Staaten in Nicaragua machte. Diese Schwäche Corral's rettete die Gefangenen mit Ausnahme des früheren Ministers Maçorga, der unbarmherzig erschossen wurde, aber sie gab das ganze Land in die Hände der eingedrungenen Fremden. Man setzte in dem Vertrage fest, daß die beiden Regierungen, die sich seit der letzten Revolution, einander gegenüber-

*) Zwölf uns aufbewahrte allarmische Liebeslieder des Herzogs Jan I. von Brabant hat Willems herausgegeben. D. Red.

**) Jakob van Maerlant wurde, nach den meist verbreiteten Angaben, um das Jahr 1235 in oder bei Damme in Flandern geboren und starb daselbst im Jahre 1300. Er zeichnete sich ebenso wohl durch eine umfassende Gelehrsamkeit wie durch behandeltes poetisches Talent aus, wovon seine Schriften: „Spiegel historiael", eine gereimte Weltgeschichte (ed. Clignet und Stecknoindel); „Rymbybel"; „Der Naturen bloeme"; Homelieboek der homelieheit", die Uebersetzung eines dem Aristoteles zugeschriebenen Werkes über die Kunst zu regieren; „Leven van Sinte Franciskus"; „Alexander"; „De Trojaensche oorlog; „Wapen Martyn" (ed. Antwerpen 1496); „Het boeeken van der boute of de drie gaerden." (ed. Antwerpen 1490 und 1550) u. Zeugniß geben. Mit Stolz nennen die Niederländer ihren Maerlant den niederländischen Ennius, ohne daß mir diese Bezeichnung unterschreiben möchten, da alle derartige Vergleiche hinken. Den Namen des „vader der dietsche dichters algader", den Maerlant von seinen Zeitgenossen erhalten, soll keineswegs Mordani als den ersten niederländischen Dichter überhaupt, — denn die niederländische Poesie ist über Jahrhunderte älter als Maerlant — sondern nur als den bedeutendsten derselben bezeichnen. D. Red.

lehend, behauptet hatten, zu existiren aufhören sollten. Don Patricio Rivas, eine einflußreiche Persönlichkeit, der sich der allgemeinsten Achtung zu erfreuen hatte, wurde auf vier Monate zum Präsidenten ernannt; Walker blieb Generalissimus. Diese beiden Männer sollten mit vier Ministern die neue Regierung bilden.

Der Vertrag wurde von den beiden Generalen in der Kathedrale feierlich ratifizirt; man sang ein Te Deum, und die legitimistischen Truppen vereinigten sich mit den demokratischen zu einer Armee unter dem Befehl des Führers der Filibuster. Corral nahm das Ministerium des Krieges an; der Oberst Fruch, ein Amerikaner, wurde zum Finanzminister ernannt; kurz, die Regierung wurde ziemlich gleichmäßig aus Männern, die den beiden Parteien und der fremden Invasion angehörten, zusammengesetzt. Waren auch Vertrauen und Hoffnung nicht zurückgekehrt, so herrschte doch Ordnung unter dem Regiment des Schreckens, und Alles schien schnell der Lösung entgegenzugehen, welche die Eindringlinge erwarteten. Walker hatte die Diktatur an sich gerissen und regierte mit einem auf der einheimischen Bevölkerung ruhenden Despotismus.

Kaum waren einige Tage verflossen, so fing er Briefe auf, welche Corral an mehrere Legitimisten-Führer geschrieben hatte und welche ein offenbaren Beweis enthielten, daß er mit ihnen konspirirte, um die Regierung, die er eben anerkannt hatte und zu welcher er selbst gehörte, zu stürzen. Sofort vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er als Hochverräther verurtheilt, den folgenden Tag erschossen zu werden. Das Urtheil wurde auf dem Markt von Granada in Gegenwart der ganzen Armee vollzogen. Corral empfing den Tod mit dem Muth eines Soldaten. Er war ungemein beliebt bei seiner Partei und hatte sich während der Revolution durch seine militairischen Talente ausgezeichnet. Nach ihm war Keiner mehr da, der sein Vaterland vom fremden Joch hätte befreien können.

Die neue Regierung wurde von Wheeler, dem einzigen fremden Minister, der im Lande residirte, anerkannt. Das Honduras-Gebiet, an Nicaragua gränzend, war der demokratischen Partei günstig und erkannte die von Walker repräsentirte Macht an. Der mehr nördlich gelegene Staat Guatemala, der wichtigste von den Staaten Mittel-Amerika's und auch dem nordamerikanischen Einfluß am meisten feindlich, hielt es unter seiner Würde, auf die Notifikationen zu antworten, und blieb in der Defensive.

Der Staat Costa-Rica, welcher im Süden an Nicaragua gränzt, und welcher einer der blühendsten Staaten des spanischen Amerika ist, war empört über die Erfolge Walker's und rüstete sich, die Invasion der Filibustier, wenn sie versuchen sollten, weiter vorzudringen, zurückzuweisen oder im Fall der Noth seinen Verbündeten Hülfe zu bringen. Der das offizielle Journal der Invasion wußte die öffentliche Meinung in Betreff der Haltung Costa-Rica's zu täuschen. Eine der ersten Sorgen Walker's war nämlich die, ein Journal zu gründen, um seine politischen Akte zu verötfentlichen, seine Landsleute in günstiger Stimmung zu erhalten, Solche, die Lust hatten, sein Glück zu theilen, anzuziehen, aber in Wahrheit nur, um alle Welt zu täuschen. Sein Journal erschein als Wochenschrift unter dem Titel: El Nicaraguense, bald in spanischer, bald in englischer Sprache redigirt, in Granada. Viele Artikel sind von Walker selbst verfaßt worden, die übrigen von seinen Helfershelfern. Auch die Vereinigten Staaten, wie ganz Europa, erfahren über die Lage dieses unglücklichen Landes nur das, was er darüber in die Oeffentlichkeit gelangen lassen will.

Walker erließ bald ein Dekret, welches jedem Einwanderer, der sich in dem Lande niederlassen und die ihm gegebenen Länderein bebauen wollte, 250 Acres Land verhieß. Dieses Dekret hat eine große Menge Amerikaner herbeigezogen. Trotz den Proclamationen des rührenden Pierce, welche die Beobachtung der Neutralitätsgesetze forderten, und trotz der Maßregeln, die genommen wurden, um eine Bewegung aufzuhalten, die man unter der Hand begünstigte, um dem Einfluß Englands das Gegengewicht zu geben, haben sich Landbauer und Abenteurer in Menge nach Nicaragua eingeschifft. Die nordamerikanische Regierung weigerte sich zwar, den Obersten French als rechtmäßigen Minister des Staates Nicaragua anzuerkennen; aber sie hat auf der anderen Seite Walker nicht offiziell die Regierung Walker's anerkannt.

Das souveraine Volk der Vereinigten Staaten und die Regierung der Union sind zwei von verschiedenen Bewegegründen beherrschte Körperschaften. Die Regierung ist genöthigt, den bestrenndeten Mächten gegenüber den guten Schein zu wahren; aber gleichzeitig sucht sie begierig die Popularität, so daß sie in Wahrheit keine wirksamen Maßregeln nimmt, um eine Volksbewegung, wie illegal sie auch sei, aufzuhalten, wenn sie die Zustimmung der Majorität des Volkes hat. Die Art, wie der Staat Nicaragua dazu gekommen ist, von der Schaar von Amerikanern besetzt, unterworfen und regiert zu werden, beweist die Wahrheit unserer Behauptung.

Es bleibt uns noch übrig, die Persönlichkeit Walker's zu schildern; es ist nicht leicht, da wir in das Detail eingehende Schilderungen über ihn nur von seinen Bewunderern haben. Wir begnügen uns damit, die Ueberfassung einer Schilderung zu geben, welche einer seiner Anhänger, vielleicht auch er selbst, entworfen hat, und überlassen es der Einsicht der Leser, diese warme Lobrede auf das rechte Maß zurückzuführen.

„Das Aeußere des General Walker entspricht keineswegs der Vorstellung, die man sich von einem so kühnen und so glücklichen Militair-Chef machen könnte. Er ist ein schlichter, ruhiger Mann mit der sanften sächsischen Physiognomie, ein wahrer Typus der Race mit den blauen Augen, welche bestimmt ist, die Welt zu regieren. Er ist ungefähr 5 Fuß 4 Zoll groß; seine Erscheinung ist die eines bedächtigen und ernsten Mannes. Der Mund, der Theil des Gesichts, der gewöhnlich so viel ausdrückt, zeigt von dem wirklichen Charakter dieses Mannes nichts an. Er lächelt selten und lacht nie. Die Lippen sind groß und etwas dick, die Wangen blaß und eingefallen. Die Nase entspricht keineswegs der Form, welche die Physiognomiker den Männern von Genie zuerkennen. Die Bemerkung Napoleon's, daß eine lange Nase und weit geöffnete Nüstern die Fähigkeit anzeigen, mit Kraft und Gewandtheit zu herrschen, scheint nicht immer richtig zu sein. Walker's Stirn ist breit und gerundet. Seine Haare, nicht üppig und von heller Farbe, sind gewöhnlich kurz abgeschnitten; sein Bart ist schwach. Der charakteristische Zug Walker's ist das Auge; dasselbe treffend zu beschreiben oder zu malen, dürfte fast unmöglich sein, auch im Daguerreotypbilde ist der Ausdruck desselben nie ganz wiedergegeben worden. Es ist intensiv und glänzend blaugrau, groß und geistvoll; die ruhige Art, mit der er es auf die Personen richtet, mit denen er zu thun hat, scheint die innersten Gedanken zu erreichen.

„Der granitartige Mann hat beim ersten Anschein etwas Kaltes und wenig Entgegenkommendes; sein Aussehen ist das eines ernsten und denkenden Mannes. Beim ersten Wort, das er spricht, merkt man, daß er ein unterrichteter und gebildeter Mann ist. Im Gespräch neigt er den Kopf etwas gegen die Person, die zu ihm spricht, und beobachtet er eine nachdenkende Miene; gelegentlich deutet ein Kaum vernehmbares und ohne die mindeste Veränderung der Miene ausgesprochenes Ja nur dies an, daß er aufmerksam zuhört. Man sieht es ihm an, daß er gewohnt ist, die Leidenschaften zu beherrschen. Sein bewegticher und obenteuerlicher Charakter findet das Glück nur im Handeln. Seine Freundschaft ist unfruchtig und hingebend im höchsten Maße; seine Feindschaft ist nie heftig, aber unabänderlich. Seinen Freunden und Anhängern bringt er jedes Opfer und handelt selbst gegen seine Interessen, um ihr Wohl oder ihr Glück zu sichern. Beharrlichkeit und Lurus sind ihm im höchsten Maße zuwider; in Bezug auf die Reichthümer ist er von einer merkwürdigen Gleichgültigkeit; seine Motive sind rein und ehrenvoll. Die Menge der Dollar-Verehrer wird dies schwer glauben können; aber sein ganzes Leben beweist, daß, was wir sagen, wahr ist. Tapferer, als der General Walker, kann Keiner sein. Er hat mit anderen großen Männern die geheimnißvolle Offenbarung des Geschicks, den Glauben an eine göttliche Mission gemein, der ihrem Charakter eine solche Energie und Beharrlichkeit giebt und sie mitten durch alle Hindernisse hindurch zur Vollbringung großer Thaten führt."

In Metings, die zu Gunsten Walker's von seinen Bewunderern veranstaltet worden sind, hat man ihn als den Befreier von Mittel-Amerika proklamirt und für würdig erklärt, daß er in dem Palast Montezuma's Gesetze diktire. Unter seinen Landsleuten hat sich keine Stimme gewagt, ihn anzugreifen oder gegen seine Unternehmen zu protestiren. Kaum giebt es einen Mann in hoher Stellung, der gewagt hat, ihn laut zu verurtheilen, und man kann Herrn Clayton nicht genug wegen der Kühnheit loben, in versammelstem Kongreß die Eroberung Nicaragua's durch Walker als „Heldenthat eines Buccanier" zu brandmarken.

Merkwürdig ist, daß die wärmsten Verehrer Walker's nicht eine glänzende That von ihm erzählen, nicht einen Zug von Tapferkeit von dem berühmten Filibustier berichten, der in seinen beiden Feldzügen die Gelegenheit gehabt haben muß, seinen ganzen Charakter zu entfalten. Er ist abenteuerlich, hat einen gewissen Muth, aber, wie die meisten seiner Landsleute, hat er nicht den geringsten ritterlichen Sinn; es fehlt ihm der Reichthum des Geistes und des Herzens, der die Staatsmänner macht. Sein Benehmen, nachdem er die Macht gewonnen, ist nicht der Art gewesen, daß man ein großes Vertrauen in seine Talente und in seine Leistungsfähigkeit setzen könnte. Doch war in den Vereinigten Staaten Alles für ihn, so lange er der Transito-Gesellschaft nichts anhatte; aber seit Walker das Heiligthum der nordamerikanischen Gesellschaft angetastet, hat der Haß der Beeinträchtigten manche Thatsachen in die Oeffentlichkeit gebracht, die ihm nicht zur Ehre gereichen. Es bewährt sich von Tage zu Tage mehr an ihm das Wort:

Die Maske fällt, der Mensch bleibt, und der Held verschwindet,

um den selbstsüchtigen, ehrgeizigen Filibustier, den Aufrührer einer Volksheerde, welche vor der Moral und dem Völkerrecht nicht bestehen kann, hervortreten zu lassen.

Digitized by Google

Auf Grund der von den Nord-Amerikanern in Nicaragua eingenommenen Stellung prophezeite man, daß über kurz oder lang dieses Land zu den Vereinigten Staaten gehören würde. Die Bemühungen Costa-Rica's, die Lösung der englisch-amerikanischen Differenz dahin diese Prophezeihung zu Schanden gemacht. Während das Nationalgefühl des alten Bundes wieder erwachte, der spanische Schutz sich anschickte, die Eindringlinge zu vertreiben, wurde durch Erneuerung der Verträge die Unverletzlichkeit der Staaten Central-Amerika's proklamirt. Gegenwärtig hat die Regierung der Union kein Interesse mehr, Walker zu unterstützen; der den Yankee's eigene Unternehmungsgeist wird sich nicht mehr versucht fühlen, ihm zu Hülfe zu kommen, da er sehen wird, daß dabei nichts zu gewinnen ist; und Alles weist auf eine bessere Zukunft dieser schönen Länder hin, die bald von drei Straßen des Weltverkehrs durchzogen und durch sie in die allgemeine Bewegung der Menschheit hineingezogen sein werden.

Schweden.

Eine schwedische Wundärztin.

Nach Frederike Bremer.

Die Verfasserin der „Skizzen aus dem Alltagsleben", von welchen einige, wie: „Die Töchter des Präsidenten", „Das Haus", „Streit und Friede" ꝛc., auch in der deutschen Uebersetzung drei, vier und fünf Auflagen erlebten, hat soeben in Stockholm ein neues Werk ihrer Feder erscheinen lassen, und gleichzeitig ist in Leipzig bei Brockhaus eine deutsche Uebersetzung dieser Novelle erschienen.*) Wer die Manier der Frau Bremer kennt und liebt, der wird auch ihre „Hertha" mit Vergnügen lesen und der Verfasserin dankbar sein für die Gefühlsbefriedigung, die ihm ihre stets anspruchslosen, dem bürgerlichen Familienleben entlehnten Darstellungen gewähren. Hertha ist eine Lehrerin, eine Pflegerin und Bildnerin der Jugend, eine treue treuen, aufopfernden Seelen, die wir auch in Deutschland, an jedem Orte, als Fräulein N. N. kennen und schätzen, die sich in früher Jugend schon dem schönen, aber selten nach Verdienst belohnten Berufe gewidmet, Geist und Herz in dem heranwachsenden Geschlechte zu wecken, die lange der Hoffnung leben, ihre schweren Mühen und Sorgen vereinst in einer eigenen Familie, im eigenen Hause belohnt zu sehen, und die bei herannahendem Alter, wenn das Haar sich zu bleichen angefangen, in ihrem einsamen Stübchen, wie Hertha, dem Himmel danken, daß er ihnen Kraft gegeben, in allen Erlebnissen und Seelenkämpfen sich aufrecht zu erhalten und unvermindert an Herzenstreue und Liebe der Menschen daraus hervorzugehen.

Hertha ist in ihrer Jugend auch von einem väterlichen Menschenfreunde belehrt worden, die Kranken zu pflegen und sich dem in Schweden nicht selten vorkommenden Berufe einer Wundärztin zu widmen. Hören wir, was die Verfasserin bei dieser Gelegenheit über einen solchen Beruf und speziell auch über eine in Stockholm jetzt in wohlthätigster Weise wirkende Wundärztin, Jungfrau Arberg, sagt:

„Die meisten Personen, welche an Wunden und an Pflege der Verwundeten denken, stellen sich dies gewöhnlich als etwas sehr Unangenehmes und Widerliches vor. Wir glauben jedoch, daß uns Manche verstehen werden, wenn wir von dem Vergnügen und von den Annehmlichkeiten einer solchen Krankenpflege sprechen. Die Frauen sind von Alters her wegen ihrer Geschicklichkeit in der Heilung der Wunden bekannt gewesen; seit den ältesten Zeiten zeichnen sie sich in dieser Beziehung auch im Norden aus und sind bei uns als Wundenheilerinnen noch heutzutage berühmt.

„Die wahre Wundärztin sieht auf die Wunde, wie eine Mutter auf ihr krankes Kind sieht; und wenn die Wunde, wohl gereinigt und ausgewaschen, ihr mit einem gewissen frischen und beruhigenden Aussehen gleichsam entgegenlächelt, als wolle sie ihr für die freundliche Behandlung danken, dann blickt sie mit einem Gefühl von Befriedigung und Wohlbehagen darauf hin. Sie legt die weiße, feine, leinene Charpie, mit heilender Salbe bestrichen, darauf; sie drückt sanft seine Leinwand-Kompressen darüber; sie umwickelt sie mit weißen Binden; sie pflegt sie, als wäre sie ein kleines Kind, und fühlt unwillkürlich etwas Zärtliches und Mütterliches dafür. Und wenn sie nun die Wunde wohl verbunden und wohl verpflegt sieht und im Gesicht des Patienten ließ, wie wohl er (oder sie) sich fühlt, und dann mit jedem Tage ihr Pflegekind besser werden sieht (und das ist die Regel bei dergleichen Schäden), dann erscheint ihr die Heilkunst schön und angenehm, fast wie eine schöne Kunst. Sie weiß übrigens, daß es für diese im Grunde einfache Kunst sehr verschiedene Begabung und sehr verschiedene — Finger giebt. Und jeder Mensch fühlt mit Vergnügen, daß er Künstler in seinem Fache ist.

„Möge mir verzeihet sein (fügt hier die Verfasserin in einer Anmerkung hinzu), hier einige Worte der Hochachtung und Anerkennung für die Jungfrau Arberg in Stockholm, Wundärztin daselbst, auszusprechen und den Wunsch zu äußern, daß einige von den vermögenden Leuten, welche zuweilen ihre Wagen schicken, um diese geschickte Aerztin abholen zu lassen, dann und wann dem Empfange beiwohnen möchten, welchen sie tagtäglich der ärmsten Bevölkerung von Stockholm gewährt, die mit ihren Wunden und Schäden auch offene Thüren zu ihr strömt. Sie würden dann, wie wir, von Bewunderung über die unermüdliche Geduld, die heitere Laune und die Freigebigkeit ergriffen werden, mit welcher sie ihre Zeit, ihre Pflege und ihre Salben Tausenden spendet, welche ihr nichts dafür geben können, als einen Dank, der sich bei Gemeindenkenden zuweilen auch noch in Unhank verwandelt. Sie würden dann, wie wir, den Wunsch fühlen, ihr einen besseren Platz, als ihren gegenwärtigen — man möchte fast sagen, die Straße — für ihre wohlthätige Wirksamkeit, und die Mittel, dieselbe ohne allzu großen Verlust für sie selbst fortzusetzen, zu verschaffen. Und vielleicht würden sie glücklicher sein, als wir, und das, was sie wünschen, auch ausführen können."

Mannigfaltiges.

— Das kaiserliche Theater in Moskau. Ueber das verbrannte kaiserliche Theater in Moskau, das die Bewunderung bei Krönungsgäste in so hohem Grade erregt hat, entlehnen wir der „Moskauer Zeitung" folgende Details: „Der Plan des Gebäudes wurde von dem Haupt-Architekten der kaiserlichen Theater, Herrn Kavos, entworfen, dem in der Ausführung die Herren Kitkin, Stelp und Trezzin zur Seite standen. Der Plafond des Hauptsaales hat 49,015 Arschin oder 35 Meter 50 Centimeter im Durchmesser. Die Logen sind in solcher Weise eingerichtet, daß jede zwei Abtheilungen enthält: die innere, die mit einem Divan, und die äußere, die mit Lehnsesseln versehen ist, wovon jene drei, diese etwas über zwei Meter im Durchmesser hat. Der Durchmesser des Plafonds ist um 3 Meter 35 Centimeter größer als der des Theaters San Carlo in Neapel und um 3 Meter größer als der des Theaters della Scala in Mailand. Das Proscenium hat eine Breite von 22 Meter, d. h. 4 Meter mehr als im San Carlo und 5 mehr als in der Scala. Die Bühne übertrifft die San Carlo in der Tiefe um 2 Meter und steht der Scala um 4 Meter nach; dagegen ist sie 1½ Meter breiter, als die Scala, und 4 Meter enger, als der San Carlo. Der Hauptvorhang, der den feierlichen Einzug Pojarskij's in Moskau vorstellt, ist von dem Professor Duß aus Benedig gemalt. Die Parade-Treppe hat 39 Meter Länge bei 10 Meter Breite. In das Parterre gelangt man durch drei verschiedene Thüren; zwei Treppen führen zum Baignoir und zwei andere, außer der Parade-Treppe, zu den Logen. Die Galerie erreicht man durch zwei besondere Seitentreppen. Es giebt fünf Reihen Logen, die sechste bildet der Balkon. In jedem Rang sind dreißig Logen, mit Ausnahme des dritten, wo ihrer zehn, wegen des Amphitheaters, geringer ist. Der ganze Zuschauerraum kann etwa 2300 Personen fassen."

— Gruſisches Journal. Wie der Kawkas berichtet, ist in Tiflis eine Gesellschaft von Literaten und Freunden der grusischen Literatur zusammengetreten, um das vor einigen Jahren aus Ueberfluß an Abonnenten-Mangel eingegangene grusische Journal: „Die Morgenröthe", wieder ins Leben zu rufen. „Es wäre unnöthig", heißt es im Programm, „sich über den Nutzen eines solchen Unternehmens in gegenwärtiger Zeit zu verbreiten, wo die Aufklärung und die Bildung bei uns allgemein werden und sich trotzdem eine Stagnation in der nationalen Literatur fühlbar macht. Wir sind überzeugt, daß die Unterbrechung des einzigen literarischen Journals in grusischer Sprache das Herz eines jeden Grusiers schmerzhaft berührt hat, und wir hoffen daher bei unserem Unternehmen auf die Mitwirkung und lebhafte Theilnahme Aller, die sich für die vaterländische Literatur interessiren." Die Zeitschrift wird vom 1. Januar l. J. ab in monatlichen Heften erscheinen und vorzugsweise Original-Artikeln enthalten, welche die Geschichte, die Sitten, Gebräuche, Ueberlieferungen und das nationale Leben Gruſiens zum Thema haben. Unter den in Programm genannten sechsundzwanzig Mitarbeitern — mit zum Theil unaussprechlichen Namen, als: Mgalobelow, Megwinetschngeſe Rſchenlow — befinden sich nicht weniger als zwölf Fürsten. In dieser Beziehung wird also die „Morgenröthe" einzig in ihrer Art dastehen; denn wir zweifeln sehr, ob es ein anderes Blatt in der Welt giebt, das ein rundes Dutzend fürstlicher Federn in Bewegung setzt.

*) „Hertha." Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. 3 Bchn. (à 10 Sgr.) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Zukunft portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

für die

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Herausgeber, Kleiststraße, Nr. 31), ferner von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

Literatur des Auslandes.

№ 145. Berlin, Dienstag den 2. Dezember 1856.

Nord-Amerika.

„Dred", der neueste Roman von Mrs. Stowe.

Völker wie Individuen unterliegen dem Gesetz der Sühne und büßen die Verbrechen, welche sie begehen oder zulassen. Was Irland für England so lange gewesen, das ist jetzt die Sklaverei für Amerika. Das Böse trägt seine Strafe in sich selber. Die Sklavenfrage droht der Union unverweilt mit dem Bürgerkriege; der Sklavenkrieg wird später nachkommen. Die amerikanische Republik hat leider diesen Krebs mit auf die Welt gebracht. Der hat sich nun entwickelt und wird bald den ganzen Körper angreifen. Die größten Bürger der Union, da sie einsahen, sie könnten diese Wunde nicht heilen, suchten sie auf die krankhafte Stelle zu beschränken. Eitelen Streben! Der Brand läßt sich nicht einhegen. Die Sklavenfrage, lange Zeit durch ein patriotisches Schweigen niedergehalten, bricht nun überall ans Licht, in der Presse, auf der Rednerbühne, auf der Kanzel. Es gab eine Zeit, wo die bloße Drohung eines möglichen Bruches der Union hinreichend war, jede Diskussion zum Schweigen zu bringen; diese Zeiten sind vorbei, und die freien Staaten, die sich von dieser gespenstischen Furcht wie Sklaven einschüchtern ließen, fangen an, ihrer Knechtschaft müde zu werden.

Zum ersten Mal soll die Präsidentenwahl auf dem Gebiete des Abolitionismus ausgefochten werden. Dieser verhängnißvolle Kampf, den die ersten Bürger der Union hatten vermeiden wollen und den sie durch wiederholte Transaktionen, durch Kompromisse, wie sie hier heißen, zu vertagen so glücklich waren, soll endlich zum Ausbruch kommen. Der Zahl nach sind die Südstaaten, d. h. die Sklavenstaaten, unbedeutend: unter 26 Millionen Einwohnern der Union ist etwa eine halbe Million Sklavenbesitzer. Ihre Stärke besteht in dem Schrecken, den jedem amerikanischen Patrioten der Gedanke an eine Trennung der Republik einflößt. Das wissen die Männer des Südens und üben auf die Mehrheit eine ähnliche Macht, wie sie ein einziger Mensch, der mit einer brennenden Lunte an der Pulverkammer sitzt, auf die ganze Schiffsmannschaft üben kann. Freilich wenn die Union in zwei Theile zerfiele und die halbe Million Weiße, die über mehr als drei Millionen Sklaven herrschen, auf ihre Kraft allein angewiesen wären, so würden sie als die ersten Opfer auf dem Altar der Rache blaten; allein auch der Norden empfände den furchtbaren Stoß. Abgesehen von der patriotischen und politischen Frage, fällt auch die Frage des Nutzens schwer ins Gewicht. Die Industrie des Nordens wird von der Baumwolle des Südens genährt; zugleich geben die Männer des Nordens, die einzigen, die arbeiten und schaffen, die Kapitalien her zu allen südlichen Industrien, zu Eisenbahnen, Schiffen, Boden-Verbesserungen. Der Süden spielt also ein Spiel, bei welchem er nicht so sein eigenes, sondern die Hälfte des fremden Vermögens einsetzt hat; er hat den Vortheil, den in einer geregelten Gesellschaft alle Leute haben, die in jedem Augenblick bereit sind, einander die Hälfe zu brechen.

Bis jetzt sind alle Kompromisse von den freien Staaten angegangen. Die Sklavenstaaten wollen niemals unterhandeln, und aus dem Geschäftspunkt der Logik und des Interesses haben sie Recht. In der Sklaverei ist keine Reform möglich; die einzige ist das Ende, der Tod; zwischen der Sklaverei, wie sie ist, und der vollständigen Abolition giebt es keinen Mittelweg. Mit den Sklavenstaaten hat es die Bewandniß, wie mit manchen Staaten in Europa, mit Italien z. B.: von ihnen verlangen, daß sie sich reformiren, wäre gerade so viel, als wenn man von ihnen verlangte, sie sollen sich den Tod geben. Gewiß werden die menschlichen Dinge nicht durch das unbedingte „Entweder-oder" regiert; und doch giebt es gewisse unbedingte Wahrheiten, an denen sich nichts abhandeln läßt. Die Sklaverei an sich ist ein Verbrechen; sie kann nicht gebessert, sie muß vernichtet werden. Die Herren der Sklaven wissen das, und es ist ganz logisch, daß sie jeden Kompromiß, jede Reform verwerfen. Der Sklave darf nur ein Thier, eine Sache, ein Hausgeräth sein; mit dem Tage, an welchem er lesen, schreiben, denken, sprechen kann, mit dem Tage, an welchem ihm die Gesellschaft eine Seele, wie den Weißen, zuerkennt: mit demselben Tage hat die Sklaverei ein Ende.

Aber ebenso wahr und nothwendig ist das „Entweder-oder" von Seiten der Abolitionisten, wie von Seiten der Sklavenhalter. Man wirft jenen oft vor, daß sie durch die Uebertretung ihrer Theorieen der guten Sache schaden; das hat man zu allen Zeiten von Allen gesagt, welche die Gerechtigkeit vertheidigt und das Unrecht gehaßt haben. Das hat man von dem ersten Roman der Stowe, von „Onkel Tom's Hütte" gesagt, man wird es vielleicht auch von diesem zweiten sagen; in unseren Augen zählt das zu seinen schönsten Titeln.

Man erinnert sich der Mischung von tiefer Ergriffenheit und Staunen, welche die Erscheinung des „Onkel Tom" hervorgerufen. Dieemal hatte die Verfasserin mit einer großen Schwierigkeit, mit einem ersten und unermeßlichen Erfolg, zu kämpfen. Wir zweifeln, daß „Dred" einen Triumph feiern wird, wie er seinem Vorgänger geworden. Es ist immer bedenklich, zweimal denselben Gegenstand zu behandeln; allein, die Stowe hatte keine Wahl. Ihre Bücher sind nicht blos Bücher, es sind Thaten. „Onkel Tom" hat mehr für die Freiheit der Schwarzen gethan, als Hunderte von Bänden und Predigten; dieser biblische Roman hat sich selbst in Frankreich, wo man die Bibel nicht kennt, die Volksgunst erworben. „Dred" ist ein zweiter Schlag an dieselbe Glocke, der ziemlich denselben Ton wiedergiebt, aber ein Ton, der durch alle freie Herzen zittert. . . .

Besuchen wir es, die Hauptzüge der Personen, welche die Stowe in Scene setzt, wiedergegeben. Die Gordon's gehören einer alten virginischen Familie, dem Stamm der ersten Ansiedler, der dem Erlöschen entgegengeht, an. Nachdem sie durch mehrere Generationen im Wohlstande gelebt hatten, sahen sie ihr Vermögen durch Müßiggang und Sorglosigkeit rasch dahinschmelzen, und der Letzte, Oberst Gordon, hinterläßt seiner Tochter ein allerdings noch beträchtliches, aber verschuldetes Grundstück. Das junge Mädchen, Nina Gordon, gewohnt, jede Laune befriedigt zu sehen, mit dem Werth und der Natur des Geldes schlechterdings unbekannt, setzt das frühere Leben fort, ohne sich um den Morgen zu kümmern. Ihr Vater hat ihr mit der Pflanzung ein ebenso kostbares Besitzthum hinterlassen, einen seiner jungen Gebieterin treu ergebenen Sklaven, dem er unbedingt vertraute: wir meinen den Mulatten Harry, eine der Hauptpersonen der Geschichte. Auch einen Sohn, Tom Gordon, ließ er zurück, dem er aber die Vormundschaft über die Schwester entzieht. In ihm sind alle Laster der Sklavenbesitzer verleiblicht; er ist die persona odiosa des Romans. Geistvoll, kühn, unternehmend, durch seine Leidenschaften aber, die nie einen Zügel gekannt, sittlich verderbt, geht er an einer doppelten Trunkenheit zu Grunde: an dem berauschenden Bewußtsein, sich Alles erlauben zu dürfen, und an dem unmäßigen Genuß starker Getränke. Eifersüchtig auf seine Schwester, ist er es noch mehr auf den Mulatten Harry, dem er eine Todesfeindschaft geschworen. — Harry ist wieder ein Beispiel von den ungeheuerlichen Verwirrungen, welche die Sklaverei in die Familien bringt. Er ist der leibliche Sohn Gordon's von einer Mulattin, also ohne gesetzliche Existenz. Das Geheimniß seiner Geburt kennt nur er selber, obgleich es Mancher vermuthet, besonders auch Tom, dessen Haß dadurch noch mehr angefacht wird. Diese falsche und schauderhafte Stellung der Sklaven, welche Söhne ihrer Herren sind, die nur die Gaben einer besseren Erziehung erhalten, um als deren Schlachtopfer zu fallen; denen man die Pforten des gesellschaftlichen Lebens aufthut, ohne sie eintreten zu lassen — von dieser Stellung giebt Harry seinem jungen Weibchen, Lisette, einer liebenswürdigen Quarteronne, eine treffende Schilderung.

„Es wird mein Stolz sein, dem Gemahl der Miß Nina die Pflanzung in gutem Zustande zu übergeben. Aber wenn Du wüßtest, Lisette, welche Mühe mich das kostet! Mit welcher Noth, mit welchen Listen ich diesen Leuten ein wenig Arbeit abzwinge! Sie verabscheuen mich, sie sind auf mich eifersüchtig. Ich bin unter ihnen die Fledermaus der Fabel, weder Vogel noch Vierfüßer. Wie oft habe ich

gewünscht, ein guter und ehrlicher schwarzer Neger zu sein! Ich wüßte dann, was ich sei; das weiß ich nun nicht. Ich stehe dem Stande des Weißen nahe genug, um einen Blick hineinzuwerfen, um mich daran zu ergötzen, um nach Allem, was ich sehe, zu verlangen. .. Die Art, wie Unsereinis erzogen wird, macht die Sache noch schlimmer. Das Bischen Liebe, das unsere Väter für uns haben, ist von ganz anderem Schlage, als die Liebe zu ihren weißen Kindern. Sie schämen sich unserer, schämen sich, ihre Liebe zu zeigen; dann empfinden sie eine Art Gewissensbisse und Mitleiden, und sie meinen, das Unrecht gegen und dadurch weit zu machen, wenn sie uns verziehen, uns mit Geschenken, Näschereien überhäufen, und sie spielen auf unseren Leidenschaften, wie auf einer Flöte. Zeigen wir Anlagen: „wie schade!" heißt's dann, „er hat zu viel Geist für seine Lage!" Dazu haben wir das ganze Blut, den ganzen Stolz der Familie, und was können wir damit anfangen! Ich fühle mich einen Gordon, ich fühle es tief im Herzen, daß ich dem Oberst Gordon ähnlich bin, ich weiß es; ein Grund mehr für Tom Gordon, mich zu hassen. Das Härteste aber für mich ist, eine Schwester, wie Miß Nina, zu haben, es zu wissen, daß sie meine Schwester ist, und doch ihr nie ein Wort davon sagen zu dürfen. Wenn sie mit mir spielt oder scherzt, was leid' ich da bisweilen, ohne daß sie es ahnt! Denn habe ich nicht Gordon, nicht Geist? Kann ich mich nicht Tom Gordon gegenüberstellen? Ich weiß, er hat in keiner Schule etwas lernen wollen, und ich weiß, daß, wenn mir seine Lehrer nur etwas beibringen wollten, ich's schneller fasste, als er. Und doch, wie ist er gestellt! Wie genießt er alle Achtung! Wie viel mal mußte ich von Miß Nina, um ihre Vorliebe für ihn zu rechtfertigen, die Worte hören: „„O, Harry, Du weißt, ich habe nur diesen einzigen Bruder auf der Welt!"" Es ist zu viel!"

Nina ist 18 Jahr alt; früh verwaist, wuchs sie als verzogenes Kind und unbeschränkte Gebieterin unter Sklaven auf. Ihr Onkel schickte sie auf einige Zeit nach New-York, um die Welt zu sehen. Nach ihrer Heimkehr theilt sie Harry in einer traulichen Unterredung mit, daß sie sich mit drei Anbetern auf einmal eingelassen habe (engaged). Unter Lust und Scherz wirft sie ihm eine Schachtel voll zerknüllter Liebesbriefe zu. „Hier sind sie alle", ruft sie lachend, „bis auf einen, den ich gestern zu Lockenwickeln nahm."

Der einzige unter den Dreien, der sie wahrhaft liebt und für den aus ihren beißend spöttischen Schilderungen der unverkennbare Ton eines tieferen Interesses durchklingt, Edward Clayton, entwirft seinem Freunde Russell folgendes Bild von ihr:

„Nina Gordon ist allerdings eine Kokette, ein verzogenes Kind, wenn Du willst. Es scheint ein Räthsel, wie ein Wesen dieser Art eine solche Macht über mich gewinnen konnte. Sie ist ohne Erziehung, sie liest nicht, sie denkt nicht; und doch zeigt sich in ihr eine Mischung von Thatkraft, Originalität, Feinheit, die sie, trotz ihrem Mangel an Bildung, pikanter und anziehender macht, als irgend ein Weib, das mir je begegnet ist. Sie liest niemals, nichts kann sie bewegen, ein Buch zur Hand zu nehmen; suche sie aber nur fünf Minuten festzuhalten, und sie wird Dich in Stonnen setzen durch die Frische und Wahrheit ihrer Urtheile über Literatur, und so über andere Gegenstände. Ihr Herz, glaub' ich, ist noch nicht aufgewacht. Sie hat nur in der Welt der Sinnlichkeit gelebt, und diese ist in ihr so überwältigend, daß alles Andere schläft. Zwei- oder dreimal nur bemerkte ich auf ihren Augen und dem Klang ihrer Stimme einen Blick der inneren Natur zucken. Und ich glaube, ja ich bin sicher, daß ich der einzige Mensch auf dieser Welt bin, der ihre Stimme zum Zittern gebracht hat. Ich bin nicht gewiß, daß sie mich jetzt liebt, aber daß bin ich gewiß, daß sie mich einst lieben wird."

Clayton gehört zu den Jünglingen, wie man gegenwärtig ihrer nicht viel findet, die im Umgang mit ihrem Ideal sehr heikelig für das reale Leben werden. Zu seiner Charakterisirung heben wir aus dem Gespräch mit seinem Jugendfreund folgende Stelle heraus:

„ . . . . Und was willst Du aus Dir machen, Russell?"

„Ich will mir als Anwalt eine Stellung erringen, dann vorwärts nach Washington. Ich will, wie jeder Abenteurer in der Union, Präsident werden. Warum ich nicht so gut wie ein Anderer?"

„Warum nicht, in der That, wenn Du Lust dazu hast, wenn Du hart schaffen und dafür den Preis zahlen willst? Ich meinestheils, möchte eben so gern auf der Säbelschneide, die als Brücke in Muhammeds Paradies führt, mein Lebenlang spazieren gehen. . . . Ich weiß, ich werde im Leben kein Glücksmensch. Wie die Sachen in unserem Lande gehen, muß ich mir entweder von meinen Ideen des Rechts und der Ehre viel abhandeln lassen, oder auf Erfolg verzichten. Ich kenne keine Laufbahn, auf welcher nicht Betrug, Täuschung und Marktschreierei wesentliche Erfordernisse zum Erfolge sind; keine, auf welcher der Mensch die Tugend als ersten Ziel im Auge behalten kann. Satan steht an allen Eingängen und sagt: Ich gebe Dir all diese Dinge, wenn Du mich anbetest!"

„Gut, warum wirst Du nicht sofort ein Reverend und schiebst eine Kanzel und eine dicke Bibel zwischen Dich und den Teufel?"

„Weil ich ihn auch da zu finden fürchte. Ich könnte das Recht zu predigen auf keiner Kanzel erwerben, wenn ich nicht Bedingungen einginge, die früher oder später meinem Gewissen Gewalt anthun würden. An der Thür zu jeder Kanzel müßte ich schwören, die Bücher in eine gewisse Formel einschließen, und darauf würde mein Leben, mein Erfolg, mein Glück, mein Ruf beruhen. Sicherlich, wenn ich nach meinem Gewissen predige, sagt man mich noch schneller von der Kanzel, als aus den Gerichtsschranken."

Gehen wir jetzt von den Hauptpersonen der Weißen zu den Schwarzen über. Die Verfasserin malt diese im Rosenlicht, wo es dem Ziel, das sie sich gesetzt, wollen wir darüber nicht mit ihr rechten. Mrs. Stowe ist Meisterin in der Malerei der häuslichen Scenen der Schwarzen. Zum Erstaunen treffend giebt sie die Art Abhängigkeit wieder, in welcher die Herren bei allen Anlässen des täglichen Lebens von ihren Sklaven sind. Wenn man dem Gebrauch der eigenen Kräfte entsagt, um sich fremder zu bedienen, dann wird das Dienen zum Werkmeister. — Den Haushalt Nina's leitet eine alte Negerin, Tante Katy, die jeden Morgen, mit einem Rosa-Turban auf dem Wollkopf und einem Bund Schlüssel an der Seite, eintritt, um von ihrer Herrin den Tagesbefehl einzuholen. „Das ist", sagt Nina, „mein Ministerpräsidium im Unterrock, der es eben so gut wie der Minister präsident in den constitutionellen Staaten versteht, Alle nach seiner Pfeife tanzen zu machen. So fragt z. B. Tante Katy mit der ernsthaftigsten Miene, „„was Miß Nina zum Diner wünscht"". Ihr muß sie erwartet meine Befehle! Gefehlt; ich mag vorschlagen, was ich will, so hat sie einige Dutzend Einwürfe im Vorrath. Hat sie nun bewiesen, daß Alles, was ich verlange, das ungereimteste sei, und daß in der ganzen Umgegend nichts dergleichen zu haben sei, daß ich ins Land dem Felde geschlagen. Und unterfange ich mich nun, aller Demuth zu äußern: Aber, Tante Katy, was wollen wir machen! Dann räuspert sie sich und legt mir den Küchenzettel, wie sie ihn schon vorweg eingerichtet hat. So geht es Tag für Tag."

Ein nicht weniger merkwürdiges Original ist der Kutscher, Triumph des passiven Widerstandes, zubenannt: Alt-Zentner (Hundred), wegen seiner schnedenartigen, schwerfälligen Langsamkeit. Wagen und Pferde scheint er als eine Art Bandestade anzusehen, er, der Hobrpriester, vor jeder Entweihung zu bewahren hat. Die ganze Pflanzung, alle Welt ist in seinen Augen gegen das Fuhrwerk in permanenter Verschwörung, und er allein vertheidigt mit Gefahr seines Lebens. Seine erste Sorge, der Hauptgegenstand seines Berufes, ist in jedem gegebenen Augenblick zu beweisen, Wagen oder Pferde nicht im Stande sind, eine Fahrt zu machen, es war das große Studium seines Lebens, sich eine Sammlung, Ausreden und Einwendungen anzulegen. Bald ist der Wagen schmutzt und muß gewaschen, bald ist er gewaschen und darf beschmutzt werden; heute ist die Decke, morgen eine Feder auszubessern. Auch für die Pferde hat er einen reichen Schatz guter Gründe, nicht aus dem Stall zu lassen: eine Verrenkung, Kieselsteine im Eisen, irgend eine Krankheit aus dem langen Register seiner Erfindung kurz, es läßt sich streng mathematisch beweisen, daß Wagen und Pferde zu gleicher Zeit nie im verfügbaren Zustande sein können.

Nina nähert sich singend und findet Alt-Zentner an der Thür seiner Hütte; er sitzt mit halbgeschlossenen Augen, durch die Nase, wolle einer allen Pfeife die Sonne betrachtend. Auf seinem Gesicht wiegt sich ein großer, makellos schwarzer, einäugiger Rabe, der sich mit verschmitzter, fragender Miene anblinzelt, als habe er, während sein Herr Siesta hält, die Besuche zu empfangen. Zwischen diesen Raben, zubenannt Onkel Friechen (Uncle Jeff), und seinem Herrn besteht die festeste Freundschaft, deren Bande durch die gemeinschaftliche Unpopularität noch emporgezogen worden. Bei seinen häufigen Raufereien war Jeff um ein Auge und um alle Federn an der rechten Schläfe gekommen. Auch einen verrenkten Hals erhielt er einem seiner Gefechte, was ihm das Ansehen gab, als sähe er immer über die Schulter, und eben nicht dazu beitrug, seine Physiognomie zu verschönern. Onkel Jeff sieht mit einem Eifer und einer Bestialität, die einer besseren Sache würdig wären, und das macht ihn einem schätzbaren Diener seines Herrn. Was man auch bei Nina entdeckt: Löffel, Hemdenknöpfe, Taschentücher, Pfeifen — Jeff weiß zu vertreten. Alt-Zentner ermangelte dann nicht, ihr tüchtig zu zuschelten und zu erklären, „der Schelm sei im Stande, ein Haus um den guten Ruf zu bringen." Jeff blickte ihn dann mit zusammengekniffenem Auge über die Schulter an, als wollte er sagen: „Ich weiß schon, wie das gemeint ist, und darum keine Feindschaft!"

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die Volks-Literatur der Kymri.

Ueber die heutige Literatur der alten Kymri, die selbst in unserer Nähe ihrer heimatlichen Berge eine vollständige terra incognita

theilt ein eifriger walliſiſcher Patriot im Londoner Athenaeum einige Details mit, die als Beitrag zur Kenntniß der geiſtigen und ſittlichen Zuſtände eines intereſſanten, aber ſeitwärts von der großen Heerſtraße der Kultur liegen gebliebenen Volksſtammes auch in unſerem Blatt eine Stelle finden mögen.

„... Außer den Schätzen der alten kymriſchen Geſchichte, Poeſie und didaktiſchen Weisheit, die in der Myrfyrion Archaeology und in den Publicationen der Geſellſchaft zur Herausgabe walliſiſcher Manuſkripte geſammelt oder in alten Bibliotheken zerſtreut ſind, beſitzt Wales eine neuere, in Sprache und Gedanken anſchließliche nationale oder vielmehr ruſtikale Literatur. Die eigenthümlichen geſellſchaftlichen Verhältniſſe des Landes haben ſeit Jahrhunderten die Entſtehung und Aufrechthaltung einer ſolchen gefördert. Die Walliſer ſind zu jeder Zeit dem Hange zur Poeſie und Muſik, der Neigung zu alterthümlichen Forſchungen und der Liebe zur oratoriſchen Kunſt treugeblieben, die Giraldus Cambrenſis im zwölften Jahrhundert als ihre charakteriſtiſchen Eigenſchaften hervorhebt. Von den alten kymriſchen Adelsgeſchlechtern haben ſich nur wenige im Lande erhalten. Wo ſie noch gefunden werden, macht ſich ihnen gegenüber die Ehrfurcht und Anhänglichkeit ihrer Nachbarn in hohem Grade bemerkbar, namentlich wo ſie durch längeren Aufenthalt auf ihren Stammgütern und durch den Austauſch von Ideen in der „alten Urſprache“ die Beziehungen zu dem Volke enger knüpfen und die Sympathieen und Erinnerungen der Vergangenheit nähren helfen. Die größte Theil des Grund und Bodens iſt entweder das Eigenthum von engliſchen „Absentees“, deren Vorfahren ihre Beſitzungen durch Heiraten mit walliſiſchen Erbinnen erlangt, oder von Familien, die ihre Güter durch Kauf an ſich gebracht haben und unter der einheimiſchen Bevölkerung, aber nicht mit ihr leben, eine andere Sprache reden, von Vorurtheilen gegen ſie erfüllt ſind und weder ihre Beſtrebungen zu würdigen, noch ihre Gefühle zu theilen vermögen. Die von der Regierung ſeit den Tagen Sir Robert Walpole's befolgte Politik, welche auf die Vernichtung der walliſiſchen Nationalität hinarbeitete, hat eher dazu beigetragen, ſie aufzurichten und zu kräftigen; die engliſchen Prälaten, mit welchen die Biſthümer von Wales mehrere Generationen hindurch beſetzt wurden und welche die einheimiſche Sprache zu unterdrücken, die einheimiſche Geiſtlichkeit herabzuwürdigen ſuchten, haben das Volk aus den Kirchen vertrieben, die ſeine Vorväter errichtet hatten, und die zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen beſtehende Kluft durch religiöſen Antagonismus erweitert. Die Gentry und ihre Anhänger ſind in der Regel Mitglieder der Staatskirche, die Maſſen jedoch ſind Diſſenters, dabei aber höchſt tolerant und vorurtheilsfrei; denn ein beredter, der Nationalſprache mächtiger Geiſtlicher kann ſtets auf ein zahlreiches Auditorium rechnen, möge er in einer Kirche, einem Bethauſe oder auf offenem Felde predigen.

In einer Rede, die von dem verſtorbenen Thomas Price 1826 bei dem Brecon Eiſteddfod gehalten wurde, ſagte er: „Ich behaupte mit Zuverſicht, daß die walliſiſche Sprache den Bauern in Wales gegenwärtig in weit höherem Maße zur Erwerbung literariſcher Kenntniſſe dient, als die engliſche dem Engländer von derſelben Klaſſe. Es iſt unſer Ruhm und unſer Stolz, daß die zahlreichen Werke, die in Wales aus der Preſſe hervorgehen, ihre Unterſtützung ausſchließlich bei dem Landvolk und den arbeitenden Klaſſen finden.“ Nachdem er auf den Seren Gomer („Stern von Gomer“), eine Monatsſchrift in walliſiſcher Sprache, den Gwiedieydd („Wächter“), ein ähnliches Journal in Nord-Wales, das Goleudd Cymry („Licht der Kymri“) und andere Schriften dieſer Art, auf die Magazine für Kinder und Sonntagsſchulen ꝛc. hingewieſen, die nur im Volke cirkulirten, fuhr er fort: „Man zeige mir eine zweite Sprache in der Welt, in der eine ſolche Maſſe von Kenntniſſen im Beſitze des gemeinen Volkes gefunden wird. Man zeige mir ein zweites Land auf dem Angeſicht der Erde, in welchem die Preſſe ihre einzigen Mäcene in den arbeitenden Klaſſen hat.“ Im Jahre 1842 vollendete derſelbe Herr Price ſeine „Hanes Cymrâ“ („Geſchichte von Kymbrien“). Sie bildete einen Band in Groß-Oktav, zum Preiſe von 16 Schilling, und es war für den Verfaſſer eine hohe Befriedigung, daß die ganze Auflage von tauſend Exemplaren in einzelnen Lieferungen von den wandernden Buchhändlern abgeſetzt wurde, die das Land durchkreiſen.

In verſchiedenen Theilen von Wales exiſtiren Geſellſchaften, die zur gegenſeitigen Belehrung und Ausbildung der Mitglieder zuſammengetreten ſind. Dieſe Vereine halten wöchentliche Sitzungen, in welchen Grammatik, namentlich walliſiſche Proſodie, Geographie und andere Lehrzweige vorgetragen werden. Außerdem finden Jahres-Verſammlungen Statt, in welchen man Preiſe für Eſſay's, Gedichte und andere literariſche Aufſätze über Themata, die drei Monate vorher angegeben werden, vertheilt. Die Preiſe beſtehen aus werthvollen Büchern, welche die Preisrichter den glücklichen Bewerbern in feierlicher Sitzung einhändigen. So groß iſt die Liebe des Walliſers zu literariſchen Beſchäftigungen, daß er keine Ruhe hat, bis er mit der Grammatik ſeiner Mutterſprache vertraut iſt. Wer ſie inkorrekt ſpricht, gilt nicht allein für geiſtig, ſondern auch für ſittlich verwahrloſt. Der Verfaſſer des beſten neueren walliſiſchen Lexikons iſt der Sohn eines Tagelöhners. Der Verfaſſer einer der beſten walliſiſchen Sprachlehren hat die Materialien derſelben als Notizen zu ſeiner eigenen Belehrung geſammelt.

Die Zahl der alljährlich in Wales gedruckten und herausgegebenen Bücher iſt im Verhältniß zur Bevölkerung ungemein groß. Einen Maßſtab für die Leſeluſt und die Religioſität der Walliſer giebt die Thatſache, daß die British and Foreign Bible Society in keinem anderen Lande in der Welt von gleichem Umfang ſo viele Exemplare der Bibel und des Neuen Teſtaments abſetzt, als in Wales. Es iſt aus unmöglich geweſen, über dieſen Punkt neuere ſtatiſtiſche Data als vom Jahre 1854 zu finden, nach welchen die Zahl der von der Geſellſchaft gelieferten Exemplare der Bibel in walliſiſcher Sprache 23,221 und der des Neuen Teſtaments 31,036 betrug. Die von der Regierung zur Unterſuchung des Zuſtandes der Erziehung in Wales eingeſetzte Kommiſſion überzeugte ſich, daß „der Walliſer eine Meiſterſchaft über ſeine Sprache beſitzt, welche diejenige weit hinter ſich läßt, deren der Engländer über die ſeinige ſich rühmen kann“, und daß „Leichtigkeit und Richtigkeit des Ausdrucks, die ſich über bloße Redefertigkeit erhebt, ohne Zweifel zu den intellektuellen Charakterzügen des walliſiſchen Volkes gehört.“

Y Traethodydd (der Eſſayiſt) iſt die einzige Vierteljahresſchrift in walliſiſcher Sprache. Sie wird zu Holywell in Flintſhire herausgegeben und von zwei Diſſenter-Geiſtlichen redigirt, hat aber trotzdem keinen ſektireriſchen Charakter. Sie beſchäftigt ſich mit den mannigfaltigſten Gegenſtänden, enthält oft Artikel von großem Intereſſe und übt einen bedeutenden Einfluß auf die religiöſen und literariſchen Meinungen des Volkes aus. Die Jahrgänge 1852 und 1853 enthielten eine Reihe von Artikeln über „Llyfryddiaeth y Cymry“ (die Literatur der Kymri), in welcher alle in walliſiſcher Sprache erſchienenen oder auf Wales bezügliche Werke, von der Ueberſetzung der Bibel im Jahre 1546 bis Joan Rob' „Crist Bywyd y Cristion“ im Jahre 1765, in chronologiſcher Ordnung aufgeführt ſind. Für die Geſchichte der walliſiſchen Sprache und Literatur iſt dieſe Arbeit, die Frucht unermüdlicher, gewiſſenhafter Forſchung, von unſchätzbarem Werth. Hoffentlich wird der Verfaſſer ſie nicht unbeendigt laſſen und ſeinen catalogue raisonné bis zum Schluſſe des dritten Säkulums, 1846, fortſetzen. In einem früheren Hefte derſelben Zeitſchrift bemerken wir eine von ſachkundiger Feder herrührende Abhandlung: „Athroniaeth Kant“ („Kant's Philoſophie“).

Der Wochenſchriften in walliſiſcher Sprache ſind mehrere, als: Gwron („der Held“), deſſen Verleger zugleich der Drucker und Redacteur des Blattes iſt, das zu Aberdar erſcheint und eine Circulation von 30,000 Nummern hat; die Amserau („Zeiten“) in Liverpool, mit einem Abſatz von mehr als 100,000 Exemplaren; Cymro („der Kymre“) in Holywell; die Penny-Journale: Yr Arweinydd („der Führer“) zu Pwllheli in Caernarvonſhire, bei welchem ſich gleichfalls Drucker, Verleger und Redacteur in Einer Perſon vereinigt finden; Y Cronicl Wythnos („die wöchentliche Chronik“) in Liverpool; Yr Herald Cymraeg („der kymriſche Herold“) in Caernarvon, mit einer wöchentlichen Ausgabe von 9000 Exemplaren. Von dieſen Blättern iſt der Cymro den Intereſſen der Staatskirche gewidmet; die übrigen ſind, ohne Rückſicht auf Verſchiedenheit der religiöſen Ueberzeugung, den Beiträgen Aller geöffnet, die ſich der walliſiſchen Sprache bedienen. Sie liefern Ueberſichten der Tages-Ereigniſſe und Lokalneuigkeiten, Korreſpondenzen über Angelegenheiten von allgemeinem oder örtlichem Intereſſe und Aufſätze über politiſche oder ſoziale Fragen. Ihre Mitarbeiter ſind Perſonen aller Sekten und aus allen, namentlich den arbeitenden Ständen — Bauern, Handwerker und Bergleute. Dem Herald Cymraeg werden allein von ſolchen Individuen wöchentlich vierzig bis funfzig Mittheilungen eingeſandt, und obwohl er wegen Mangels an Raum nicht den vierten Theil derſelben aufnehmen kann, ſo ſcheint ſich ihre Zahl doch eher zu vermehren, als abzunehmen.

Den meiſten Anklang finden jedoch beim walliſiſchen Publikum die Monatsſchriften oder Magazine, zum Preiſe von einem Penny bis ſechs Pence. Yr Haul („die Sonne“) erſcheint zu Llandovery unter der Redaction eines zur Staatskirche gehörigen Laien; ſie behandelt verſchiedene Gegenſtände, läßt aber ſelten eine Gelegenheit vorübergehen, die Irrthümer der Diſſenters darzulegen und zu verſpotten. Y Baner y Groes („das Banner des Kreuzes“) wird zu Tremadoc von einem Geiſtlichen der Staatskirche herausgegeben. Yr Eglwysydd („die Kirche“) erſcheint zu Holywell. Yr Eurgrawn („die goldene Schatzkammer“), in Llanidloes, hat einen Weſleyaniſchen Methodiſten zum Redacteur. Y Winllan („der Weinberg“), in Llangollen, wird faſt ausſchließlich von Arbeitern geſchrieben, die zur Weſleyaniſchen Gemeinde gehören. Y Drysorfa („die Schatzkammer“) iſt hauptſächlich religiöſen Inhalts und beſpricht die Angelegenheiten der calviniſtiſchen Methodiſten. Sie erſcheint unter den Auſpizien dieſer Gemeinde in Holywell. Yr Methodist, eine religiös-literariſche Zeitſchrift zu

Digitized by Google

Llandilors in Montgomeryshire, hat einen hohen Ruf und wird von den arbeitenden Klassen viel gelesen, von denen sie auch ihre meisten Beiträge erhält. Der Redacteur ist ein calvinistischer Methodist. Y Seron Gomer („der Stern von Gomer") wird von einem Baptisten in Caermarthen herausgegeben und gleichfalls meistens von Arbeitern geschrieben. Seine Spalten sind Erörterungen über alle möglichen Gegenstände aus dem Gebiete der Literatur, Wissenschaft und Theologie geöffnet, die oft mit vielem Geschick behandelt werden. Er zählt zu den ältesten der walliſischen Journale, und seine Circulation wird gegenwärtig auf 20,400 Exemplare angeschlagen. Y Greal („das Magazin") erscheint zu Llangollen unter der Redaction eines Baptisten, nimmt aber auch Beiträge von Mitgliedern anderer Sekten auf. Yr Annibynwr („der Unabhängige") erscheint zu Bethesda und ist das Organ der walliſischen Congregationalisten. Y Dysgedydd („der Lehrer") kömmt zu Dolgellan in Merionethshire heraus und hat sechs oder sieben Redacteure, die sich in die verschiedenen Fächer theilen und wovon zwei Geistliche sind. Man schätzt die Circulation auf etwa 25,000 Exemplare. Y Diwygiwr („der Reformer") erscheint in Llanelly und ist vorzugsweise gegen die in der Staatskirche herrschenden Mißbräuche gerichtet. Y Gweriwyr („der Universalist") wird zu Rhyl herausgegeben und ist der Beförderung von Maßregeln gewidmet, welche die Förderung der materiellen und geistigen Wohlfahrt des walliſischen Volkes zum Zwecke haben. Wir könnten dieses Verzeichniß von kymriſchen Journalen noch weiter ausdehnen; sie gleichen sich indessen alle mehr oder weniger in dem Ernst der religiösen Ueberzeugung, der Neigung zu linguiſtischen und archäologischen Erörterungen, der Originalität und poetischen Wärme des Gedankens und dem Eifer, mit welchem sie politische, literariſche und wissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten streben.

Unter den Magazinen sind namentlich für die Jugend bestimmt: Yr Athraw („der Lehrer"), in Llangollen, und Yr Oenig („das Lämmchen"), in Caermarthen, die auch größtentheils Kinder zu Mitarbeitern haben. Viele von den Beiträgen zu diesen und anderen walliſischen Journalen werden auch von Frauen geschrieben. Eine derselben, eine Dienstmagd, ist die Verfasserin von Aufsätzen, die wegen ihres gesunden Verstandes und ihrer nützlichen Tendenz bemerkt zu werden verdienen. Ueber Einförmigkeit, Trockenheit oder Mangel an Interesse kann man sich überhaupt bei den Erzeugnissen der walliſischen Presse nicht beklagen. Ihre Sphäre ist von der umfassendsten Art: archäologische Forschungen, Kunstkritiken und Abhandlungen über Musik, Naturwissenschaft und Geschichte wechseln mit nationalen Dichtungen und Diskussionen politischen oder lokalen Inhalts ab, welche alle eine frische Ursprünglichkeit verrathen und mit der anziehenden Kraft begabt sind, die ernstes, warmes Gefühl der natürlichen Beredtsamkeit mittheilt."

Griechenland.

Neugriechische Literatur.

Die Literatur entwickelt sich unter den Neugriechen in bewerkenswerther Weise und gewährt einen genügenden Maßstab für Beurtheilung der geistigen Thätigkeit des Volks, wie sich dieselbe namentlich in der letzten Zeit kundgegeben hat. Außer mehreren Wörterbüchern und ähnlichen, praktischen Zwecken dienenden Werken, sowie mit Ausnahme verschiedener dichterischer Erzeugnisse, welche in den letzten Jahren in Griechenland, meistentheils in Athen, gedruckt worden sind und welche in der angegebenen Beziehung auch die Beachtung des gebildeten Auslandes verdienen, erwähnen wir hier von Erzeugnissen der neugriechischen Literatur seit dem Jahre 1854 nur folgende: „Christlich-philosophische Betrachtungen", von Braila und Mauromatis; „Civilrecht und Obligationen-Recht", von P. Paparrigopulos; „Geschichte des griechischen Aufstandes", von Trikupis (erster und zweiter Theil); „Ueber Erziehung und Unterricht", von Strumpos; „Archäologisches Wörterbuch", von Pantazis; der erste Theil eines ausführlicheren Werkes über die Insel Cypern, von Sakellarios; über „Lehre der griechischen Sprache", von Tanthopulos; über „Goldmünzen", von Lampros; über „Oeffentlichen Unterricht", von Joannidis; ein statistisches Werk über Griechenland, in drei Theilen, von R. Rangavis, den zweiten Theil der „Antiquités helléniques, von dessen Sohne Alex. R. Rangavis; die „Griechische Archäologie", von Rufopulos (zum Theil nach dem Dänischen); der „Bürgerliche Prozeß", von Oikonomidis; „Arzneimittel-Lehre", von Kostis; „Ueber den politischen Zustand der ionischen Inseln unter der venetianischen Herrschaft", von Lunzis; „Ueber die Demen von Attika", von Surmelis; ein literar-historisches Werk über Griechenland von 1543 bis 1821, von Papadopulos-Vretos. Andere Werke ähnlicher Art sind angekündigt.

Der von dem reichen Griechen Ambrosios Kallis in Triest für die gen Jahren begründete poetische Wettkampf, dessen Kampfpreis ausgesetzt einstanzend Drachmen sind, regt die dichterischen Kräfte der Nation an, so fördert manches gute Erzeugniß zu Tage, während dabei unter allen Umständen die dichterische Sprache sich ausbildet, und in solcher Weise wirkt der von einem anderen Griechen, Tzelonis, begründete philologisch-archäologisch-historisch-philosophische Wettkampf, welcher alle zwei Jahre um einen Preis von zweitausend Drachmen sich handelt, anregend und ermunternd. Was früher schon benutzt wurde, bald namentlich die griechische Jugend, unter freieren politischen Zuständen herangereift, viel Verlangen nach wissenschaftlicher Ausbildung bekunde, das beginnt bereits in den Früchten dieses Strebens und Verlangens auf erfreuliche Weise sich zu bethätigen.*)

Mannigfaltiges.

— Amerikanische Royalisten-Lieder. Zwei amerikanische Literaten, die Herren Fisher und Sargent, haben nächstens eine Sammlung von Royalisten-Liedern aus den amerikanischen Unabhängigkeits-Kriege herausgeben. Die amerikanischen Anhänger der Tories hatten ebenso gut ihre politische Literatur als die Patrioten oder Revolutionaire; aber sie haben das gewöhnliche Schicksal der unterliegenden Theils erfahren: ihre Gesinnungen sind verdammt, ihre Handlungen entstellt worden, und ihre Partei-Schriften selbst und Versen sind einer fast gänzlichen Vergessenheit anheimgefallen. Indessen sollen die Lieder und Flugschriften der alten Royalisten durch einen moralischen Muth und einen Ton aufrichtiger Ueberzeugung auszeichnen, der ihnen ein ebenso großes Interesse verleihe, als den begeisterten Ergüssen der populären Partei. Jetzt, wo die Leidenschaften des Tages längst geschwiegen und die unparteiische Geschichte in ihr Recht getreten ist, muß die Mittheilung dieser merkwürdigen Dokumente, die ein neues Licht auf die Ereignisse der amerikanischen Revolution werfen, als ein höchst dankenswerthes Unternehmen angesehen werden.

— Urtheil eines Finnen über einsame Haft. „Ich glauben" — sagt Herr Cygnäus beiläufig in einer Abhandlung ästhetischem Charakter an") — „daß Europa kein Volk besitzt, welchem das Auburnsche oder das Philadelphische Zellensystem wenig gedeihen könnte, als bei dem finnischen. Verfasser behauptet nicht ein einziges echt finnisches Gebirn, sein eigenes mit einbegriffen, dem er Spannkraft genug zutrauen könnte, um nicht zu verblöden unter dem Drucke dieses außermenschlichen Systems; gesetzt auch, Zelle wäre auf den einladendsten Wachholdersträuchen auf einer Insel gestochten. Wir nennen dieses System außermenschlich (extramenschlich) weil es den radikalsten Protest gegen des Menschen ursprünglicher Bestimmung: ein geselliges Wesen zu sein, in sich schließt. Jeder Versuch zur Besserung des Menschen, der, diese grundweisen Eigenschaft an der Menschheit übersehend, mit blosem Experimentiren an Individuen sich begnügt, kann im bestmöglichsten Falle nur traurige und hauptsächlich coercitive Wirkung haben. Jeder im Großen bedeute und verordnete Einfluß erfordert als sein nächstes Mittel Zusammensein Mehrerer. Ist das Böse schon aufgehäuft, theilt sich das Gefühl des Guten in anderenthalben Nächsten damit. Beschränkt man sich nur darauf, ein verbärtetes Gewissen zu schrecken, niederzudrücken, herabzustimmen, so ist des Verbrechers zeitweilige Auflösung aus der Gesellschaft ganz an ihrer Stelle. Stellt man aber den Gefallenen zu oder Menschlichkeit wieder anstreben so kann dies nur bewerkstelligt werden, wenn man ihn seiner menschlichen Bestimmung gemäß behandelt. Eine Isolirung auf längere Zeit mag heilsam wirken; denn sie veranlaßt den Schuldigen, in sich zu gehen und bringt ihn zum Bewußtsein dessen, was ihn zu einem Wesen er ist, da er auf den allereinfachsten Ausdruck der Menschheit seinen eigenen individuellen, zurückgeführt wird. Aber der Communication über die Gränze hinausstrecken, innerhalb welcher Sünder sein Bedürfniß, Mensch zu werden, erkennt und außerhalb menschlicher Gemeinschaft in des Wortes voller Bedeutung unmöglich werden kann), das ist im höchsten Grade unmenschlich. Der heilige Geist senkte sich anfangs zwar nur auf ein Individuum nieder; allein dieses war der Sohn Gottes selber. Als derselbe wieder auf die Erde kam, goß er sich über eine Versammlung aus. Und dabei ist es zu allen Zeiten geblieben."

*) Wir werden nächstens einen etwas vollständigeren Ueberblick der Erscheinungen der neugriechischen Literatur während der letzten Jahre bringen. D. R.

**) „Das tragische Element in Kalewala." Ueber diese (in schwedischer Sprache erschienene) Arbeit bald ein Mehreres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 6 Thlr. 10 Sgr., vierteljährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür sie auch hier in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Verleger Brennan, Wilhelmsstr. Nr. 31), sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 146. Berlin, Donnerstag den 4. Dezember 1856.

Türkei.

Zur moslemischen Sittenlehre.

I. Regeln, wie man die Dienenden behandeln soll.

Zum Lobe der neueren Zeiten gehört es, daß man die Sklaverei abzustellen sich bemüht und ihre Vertheidiger mit Wort und That bekämpft hat. Die Sklaverei, was man immer dafür gesagt hat, ist, da in derselben der Mensch als rechtlose Sache erscheint, ein des Menschen unwürdiges Verhältniß und giebt, wo sie besteht und von dem Gesetz in Schutz genommen wird, einen allzu großen Spielraum unter Bösewichten, der Härte und Grausamkeit des Tyrannischgesinnten gegen die Wesen des eigenen Geschlechts. Der Wunsch aller wahren Menschenfreunde ist es gewiß, daß das Vorgehen gegen diese Barbarei von dem besten Erfolge gekrönt werden und der Mensch, der Liebling der Gottheit, in allen Himmelsstrichen als ein Freier dastehen und sich seines Daseins freuen möge. Unterdessen ist es tröstlich und thut es unserem Gefühle wohl, zu sehen, wie selbst da, wo dieses Verhältniß bestand und noch besteht, Verunsitt und Weisheit die Stärke des schweren Joches zu mildern gesucht hat, und man kann wohl sagen, daß, wenn nur die von der Sittenlehre aufgestellten Grundsätze immer befolgt würden, der Zustand eines Sklaven mitunter ein besserer und erfreulicherer sein könne, als der eines Knechts, der kalt und gleichgültig von einem Dienstherrn zum anderen geht und ebenso kalt und gleichgültig behandelt wird. Wie kräftig die Sittenlehre der Muslemen gegen die barbarische Behandlung der Sklaven gesprochen hat, davon sehen wir eine Probe in den Akkläk in dem folgenden Kapitel: Ueber die Regeln, die in der Ernährung und bei dem Dienste der Dienstboten und des Gesindes zu befolgen sind:

„Vor Allem wisse man, daß nach den Aussprüchen der Weisen die Knechte und Mägde, die Diener und das Gesinde, dem Menschen die Stelle der Hand und des Fußes, des Auges und des Ohres vertreten. Wenn, was der Mensch mit seiner eigenen Hand nehmen müßte, nimmt er mit ihrer Hand; wohin er mit seinem eigenen Fuße gehen müßte, dahin geht er mit ihrem Fuße; die von ihm selbst zu beobachtende Sache besieht und betrachtet er mit ihrem Auge; und so geht es weiter. Da nun die Glieder und Organe dieser gleichsam die Stellvertreter der seinigen sein müssen, so folgt, daß ihre Glieder und Organe seine eigenen sind. Der Zweck dieser Worte ist, zu zeigen, daß die Thüren der Bequemlichkeit, welche Gegenstand ihrer Sorgfalt sind, ohne sie geschlossen sein müßten. Denn, wenn sie nicht wären, müßte sich der Mensch selbst verschiedenen Bewegungen und mannigfachem Hin- und Herwandern unterziehen, bald stehen, bald sitzen, bald kommen, bald gehen, dadurch in Abspannung und Verdrießlichkeit gerathen; zum Gewinn ausgezeichneter Vollkommenheiten, zur Erlangung hoher Grade und Glückszustände keine Zeit übrig behalten und so der Zuwel der Vortrefflichkeit und die Substanz der Vollkommenheiten durchaus vermißt werden. Und dabei würde, wenn sich der Mensch jenen niedrigen Arbeiten in eigener Person unterzöge, sein Ansehn und seine Würde verloren gehen, der Diener und der Herr, der Regierer und der Regierte einerlei werden. Daher ist es eine große Gnade Gottes, des Glorreichen und Erhabenen, und eine Wohlthat, daß einige Individuen von den Kindern deines Geschlechts die Mägde und Knechte sind, in deiner Gegenwart dich bedienen, in deiner Abwesenheit deine Stelle vertreten. Und darum muß man denn auch diese Wohlthat anerkennen und dafür danken, indem man diese als Anvertrauungen Gottes, des Glorreichen und Erhabenen, betrachtet, sie mit Gelindigkeit und Güte behandeln, zu die ihren Kräften angemessenen Arbeiten zu tragen auferlegen, indem man ihnen auch Zeiten der Erholung bestimmt, ihre Ruhe nicht stören, ihr Leben nicht ganz und gar ausbeuten. Und man muß sehen, daß der Herr und der Diener, der Vorgesetzte und der Untergebene gleicherweise der menschlichen Natur theilhaftig sind, folglich auch diesen Abstumpfung und Müdigkeit überfällt, dieser auch der Ruhe und Pflege des Körpers nöthig hat und daher die Gerechtigkeit und Billigkeit nicht aus der Hand lassen. Es wird berichtet, daß Abdo'llah bin Taher, der einer von den Feldherren des Chalifen Mamün war, erzählt hat: „Eines Tages, als wir mit dem Mamün in der Einsamkeit saßen, rief er seinem Diener. Da dieser keine Antwort gab, rief er viele Male. Endlich kam ein Diener und sagte mit Zorn: „„Wie viele Male (hat man gerufen) Diener! Diener! Hat denn der Diener keine Zeit zur Ruhe? Hat ein Diener keine nothwendigen Geschäfte?““ Der erwähnte Abdo'llah hat erzählt: „Ich fürchtete, daß er dem Burschen sogleich den Kopf abhauen würde. Aber er neigte eine Zeit lang sein Haupt, dann erhob er es wieder und sagte: „„O Abdo'llah! Unsere Diener sind die Getreuen unserer Seelen. Wenn wir unsere Getreuen erschrecken und in Furcht versetzen, werden sie unsern Seelen nicht getreu sein.““ Ich Armer sage: Es ist einzuräumen, daß der Chalif Mamün wegen der guten Eigenschaft, zu verzeihen und die Rache zu unterlassen, bekannt und berühmt war, und in den Büchern der Geschichte ist erzählt und verzeichnet, daß er große Verbrechen, nachdem er die Macht, sie zu bestrafen, in die Hände bekommen hatte, vergab. Von der Menge der Beispiele ist, daß, als Omar bno' l Mohbi in der Zeit, wo der Chalif sich in Chorasän befand, in Bagdad das Chalifat beanspruchte; da nun aber Mamün nach Bagdad kam, seine Macht zum Widerstande hatte, sich verbarg, endlich Mamün ihn in seine Hände bekam und, obgleich Verzeihen im Regimente der Sultane nicht erlaubt ist und ihn zu tödten nothwendig war, ihn dennoch verzieh, wiewohl alle Räthe und Genossen der Hoheit, ihn zu tödten, einstimmig riethen, und, nachdem er ihm verziehen hatte, ihn zu seinem Trinkgenossen machte und sagte: „O Oheim! ich habe dir noch eine größere Wohlthat, als die Verzeihung, erwiesen dadurch, daß ich dich nicht die Vorwürfe der Fürsprecher habe verschlucken lassen!“ Und Fadhl bin Rabin, der seines Bruders Mohammed Amin Wesir war, hatten zwischen diesen und den Mamün Feindschaft und Zwiespalt geworfen, und veranlaßt, diesen des Rechts der Nachfolge (im Chalifat) zu berauben, obgleich ihr Vater, Harün ar Raschid, nachdem er das Chalifat zuerst dem Mohammed Amin, nach ihm dem Abdo'llah Mamün testamentarisch zugesichert und letztwillig übertragen, das Testament an der erhabenen Kaaba aufgehangen hatte. Nachdem Mamün über Amin gesiegt und dieser getödtet worden war, verbarg sich Fadhl. Danach fand man ihn auf und brachte ihn zu Mamün. Mamün verzieh auch ihm und tödtete ihn nicht. Bei alle dem findet es bei den Gewissen des Nachdenkens und der Ueberlegung keine Billigung, einem Diener bis zu diesem Grade Geduld und Nachsicht zu beweisen, weil das Ansehen des Sultanats und die gute Sitte des Gehorsams dadurch aufgehoben, die Gewohnheit der Scheu vor den Königen und der Furcht der Diener beseitigt wird. Es ist also nothwendig, die Diener zu züchtigen und die Scheu des Respekts aufrecht zu erhalten. Doch muß man für ein kleines Vergehen nicht große Strafe auferlegen, wie die schlechte Sitte ungerechter Gebieter ist, indem sie dies für Zucht, Regierung und Herrschaft halten. Einer der Gelehrten hat erzählt: „Ich befand mich als Gast bei einem der kurdischen Emire. Der Mundschenk, der die verschiedenen Arten der Speisen ordnete, stellte eine Schüssel schief und veranlaßte, daß ein Theil der Speisen verschüttet wurde. Augenblicklich stellte sich Jener, als sähe er es nicht, indem er nach jener Seite gar nicht hinblickte, und sagte zu mir: „„O Herr! dieser Diener hat seines Gleichen nicht. Deshalb habe ich mich so gestellt, als sähe ich es nicht. Denn hätte ich dies sein Vergehen gesehen, wäre es nothwendig gewesen, ihn zu tödten.““ Und ich habe gehört, daß einer der Söhne des Osu' lkäder, da er auf der Reise übernachtete und der Diener Einen erblickte, der einen Roßschopf an den Gürtel anzuhesten unterlassen hatte, zu ihm sprach: „„Fort mit dir, Unglücklicher! Wird ein solcher auf der Reise stink und behend sein!“ und augenblicklich ihn tödtete. Dieser Art unvernünftiger Züchtigungen und nicht an ihrem Orte angewandter Bestrafungen sind von ungerechten Fürsten und tyrannischen Oberherrschern

ren, die Gott verfluchen möge! viele ausgegangen. Wir flehen in Demuth Gott an, uns vor solcher Sünde zu bewahren. Und man sage einem Diener nicht immer harte Worte, habe nicht beständig eine böse Zunge und ein saures Gesicht gegen ihn. Bisweilen, wenn ein Vergehen geschah, ist die Strafe erlaubt und nützlich; aber beständig strafen und Hartes reden, ist von keinem Nutzen. Und, wenn es nicht nothwendig ist, rede man und unterhalte man sich mit dem Diener nicht, damit er nicht, die Stufe der Artigkeit und der Scheu verlassend, unverschämt werde. Einen kleinen Fehler bestrafe man nicht, sondern unterlasse entweder seine Rüge, indem man sich stellt, als wüßte man ihn nicht, oder sage nur: „Diesen Fehler, den ich dir verziehen habe, zeige nicht wieder!“ Ein Jeder, der sich selbst als einen solchen anerkennt, der im Dienste seines Herrn (Gottes) unvollkommen war und sündigte, und der Verzeihung und Gnade des Ernährers bedarf, muß nothwendig die Sünden der ihm Untergebenen verzeihen und ihre Fehltritte bedecken. Vers: „Wer die Verzeihung bessen hofft, der über ihm, verzeihe seine Sünde dem, der unter ihm!“ Ist es billig, daß ein schwacher Knecht, der tagtäglich von Widersetzlichkeit gegen den Schöpfer, den Herrn der Welt, heimgesucht wird und verschiedene Arten großer Sünden und schwerer Verbrechen sich zu Schulden kommen ließ, einen Menschen, den er um ein paar Dirhem gekauft hat, indem er zu ihm spricht: „Du hast den Zipfel der Tapete nicht recht gelegt!“ oder, „Du hast das Licht ausgelöscht, da du es mit der Putzscheere putzest!“ mit unmäßigen und unzähligen Stockschlägen züchtigt! Distichon:

„O Herr! der du ein Arslan (Löwe) bist und Knecht,
Laß den, der dein Herr ist, nicht außer Acht!
Du kaufest diesen mit zehn Dirhem dir;
Ein Anderer schaf sich und ihn mit seiner Macht.

„Einer von den Gefährten des Mohammed erzählt, „daß die Würde des Ministers der beiden Welten, der Herr der Edlen, Mohammed der Erwählte, über dem Gottes, des Erhabenen Gnade und Frieden sei! von meinem Vater in sein Haus eingeladen worden war. Da eine Magd in ihrem Dienst einen Fehler begangen hatte, gab ich ihr einen Schlag ins Gesicht. Der Erlauchte wurde dadurch erzürnt und sprach: „„Du bist ein Mann, in dem Unwissenheit vorhanden!““ Berwend also sprach ich: „„O Gesandter Gottes! um Gottes Willen soll sie frei sein!““ Er erwiderte: „„Wenn du es nicht thust, verzehrt dich gewiß das Feuer.““ Und man nehme sich in Acht, da, wo es unrecht ist, einen Diener zu schimpfen und zu schmähen. In einem hohen Hadiss wird gesagt: „Wer einen Diener schmäht, da doch die Sache, um welcher willen man ihn schmäht, nicht an ihm ist, dem werden sie morgen, bei der Auferstehung, die Strafe des Schimpfes geben.“ Und indem man ihn an Essen und Kleidungsstücken einen Mangel leiden läßt, verschaffe man ihm eine muntere, d. h. keine Entschuldigung verlangende Leibes-Constitution. Im hohen Hadiss wird gesagt: „Thut euren Dienern wohl; was ihr esset, davon geht ihnen zu essen; was ihr anzieht, davon geht ihnen anzuziehen.“ Einige von denen, die nach dem Buchstaben erklären, haben sich nach dem äußerlichen Ausspruche dieses Hadiss gerichtet und gesagt: „Es ist nothwendig, daß von der Art der Kleidung, die der Herr anzieht, und von der Sorte der Speise, die der Herr genießt, dem Diener gegeben werde.“ Die Allgemeinheit der Gesetzgelehrten aber hat die Meinung aufgestellt: „Dieser Hadiss sei in Rücksicht auf die Zeit gesprochen worden, wo aller Menschen Kleidung nur nach einer Art war; in unseren Zeiten aber, wo man kostbare Kleider, herrliche Gewänder, und verschiedene und mannigfache Arten habe, sei es nicht nöthig, den Diener mit der Kleidung, mit der man sich selbst bekleide, zu versehen, sondern, was die Diener der Genossen anziehen, daß müsse man gleichfalls seinen Diener anzuziehen geben, daß dieser unter seinen Genossen nicht niedergedrengt und mißmüthig sei.“

Wir fügen zu diesem Kapitel, das im zweiten Buche des angegebenen Werkes S. 52 sich befindet, nur noch hinzu, daß in dieser Uebersetzung das Wort Diener gebraucht worden ist, um den Sclaven zu bezeichnen, weil sich wirklich das Wort Sclave im ganzen Texte nicht befindet. Dieser bedient sich meistens des Wortes Ghulâm, welches „Jüngling“ bedeutet; einer Benennung, die ohne Erklärung mißverstanden werden kann. Es giebt nämlich noch einen anderen Hadiss, der im ersten Buche S. 203 angeführt wird, nach welchem man sich des Wortes Sclave und Sclavin nicht bedienen soll. Es heißt ausdrücklich: „Niemand von euch sage: mein Sclave und meine Sclavin. Ihr Alle seid Gottes Sclaven und Sclavinnen; sondern sprechet: mein Jüngling, mein Knabe; meine Magd, mein Mädchen!“ Dieser Ausspruch, aus dem deutlich die Ansicht hervorleuchtet, daß kein Mensch ein Leibeigener des anderen sei und daß es gottlos sei, einen Anderen als seinen Leibeigenen zu betrachten, hat es denn auch unter den Muslemen zur herrschenden Sitte gemacht, die Sclaven und Sclavinnen mit dem milden Namen Jüngling und Mädchen zu benennen.

P.

Nord-Amerika.

„Dred“, der neueste Roman von Mrs. Stowe.

(Fortsetzung.)[1]

Als eine edlere Probe der Gattung wird Milly, [illegible] die der Tante Nina's gehört, von Mrs. Stowe [illegible] ihr ist die Schönheit, die Güte, die Seelengröße ihrer [illegible] licht; sie duldet, blutet und verzeiht im Namen des [illegible] Sie stammt von einer afrikanischen Königsfamilie her, [illegible] Stamme, der durch die Sclaverei noch nicht ausgerottet [illegible] Rahmen fehlte ihr nur die Pracht und die Glut ihrer [illegible] Natur. In ihrem Busen kochen die Leidenschaften mit [illegible] Feuer; vorherrschend jedoch walten in ihr der Muth, die [illegible] und eine angeborne Selbstachtung, die sie der Bestechlichkeit [illegible] und ihr gegebenes Wort zu einem heiligen Eid macht. [illegible] ihre Tugenden sollten für sie eine Quelle der Leiden werden [illegible] ihren göttlichen Werth soll nur ihr künstlicher Werth [illegible] Seele wird wie ihr Leib unter den Hammer des Auffsehers [illegible] und die Herren werden sich den kostbaren Handrath streiten [illegible] Doch nicht sie allein wird ihre Tugend zu büßen haben — [illegible] Kindern auch wird sie dafür leiden, auf sie wird sie diesen [illegible] eigener Art vererben. Eine solche Mutter wird Kinder haben, [illegible] nachschlagen, und das werden hochnotirte Artikel auf dem Markte. Milly hatte, wie Harry, einen Schwur gethan, nicht zu [illegible] allein, wie er, hatte sie bald nachgegeben. Vierzehn Kinder [illegible] aus dieser Ehe entsprossen, sie hatte sie alle großgezogen, und [illegible] einander wurden aus ihren Armen gerissen und an neue Herrn [illegible] kauft. „Das erste Mal“, sagt die Verfasserin, „hatte sie die [illegible] heit einer Löwin gezeigt; durch die wiederholten Schläge wurde [illegible] Herz gebärtet, und sie verfiel zuletzt in eine finstere Unempfindl[illegible] Da drang, wie das oft beim Sklaven geschieht, der christliche [illegible] durch die Spalten eines gebrochenen Herzens .... Aber ach, [illegible] Eine Seele, die aus dem Pfuhl so entsetzlicher Leiden und Sünden [illegible] in den siebenten Himmel der Frömmigkeit entzückt wird, wie [illegible] Tausende sinken verworfen in tödliche Verthierung!“

Aus dieser Galerie der Weißen und Schwarzen kommen wir [illegible] zu dem Hauptbilde, dem alten Neger Tiff, dem Seitenstück [illegible] Onkel Tom. Er war Sklave in einer der ältesten und angesehenen [illegible] Familien Virginiens, der Peyton's, die zuletzt tief herabgekommen [illegible] war. Die Tochter des Hauses, Miß Susanne, hatte sich [illegible] von fünfzehn Jahren von einem Abenteurer entführen lassen [illegible] ihren Eltern als Tochter verleugnet, blieb ihr nur der [illegible] treu zur Seite. Die junge Frau war an der Leiter des Elends [illegible] der Verlassenheit rasch alle Sprossen herabgestiegen; ihr Mann [illegible] ließ sie Monate lang, um sich auf den Landstraßen und in den Schenken umherzutreiben, und das waren vielleicht noch die minder unglücklichen Phasen in ihrem Leben. Unter all diesen Prüfungen wurde sie von ihrem alten Sklaven ermuthigt, getröstet, genährt. Wohl bot er ihre Mißheirat so tief, wie es nur das Familienhaupt hätte können; aber doch verlieh er sie nicht; er war ihre und ihrer Kinder Vorsehung.

Wir treffen die Tochter der Peyton's in einer elenden [illegible] todtkrank; Tiff, eines der häßlichsten Exemplare der Negerrace, [illegible] verschönt durch den Ausdruck der Güte und Heiterkeit, der von [illegible] Gesichte strahlt, sitzt in einem Winkel, mit einem etwa dreijährigen Knaben auf den Knieen; zu seinen Füßen schläft ein Säugling in einer Wiege. Er strickt an einem Kinderstrumpf. Auf der Nase [illegible] eine umfängliche, in Silber gefaßte Brille, die ihm freilich den [illegible] trefflichen Augen sehr entbehrlich und, da die Gläser aus [illegible] Fensterglase bestehen, auch unnütz ist, auf die er jedoch, als auf [illegible] aristokratische Zierde, wie sie sich für Einen schickt, „der in einer [illegible] ersten Familien Virginiens erzogen worden“, sehr eitel ist. — [illegible] wardchen, mein kleiner Mann“, redet er dem Kinde auf seinem [illegible] zu, „sei hübsch ruhig; Mama ist krank, Schwester holt Arznei. [illegible] wird kleinem Mann was vorsingen: Christ ist in Bethlem geboren,

Christ ist in Bethlem geboren,
In die Kripp' han sie ihn gelegt.“

Tiff legt den Strumpf weg, macht Feuer, füttert das Kind, [illegible] das Bett, stützt die Kranke mit seinem Arm und giebt ihr zu [illegible]

„O, mein wackerer Tiff!“ stöhnt sie, „mein alter, treuer Tiff! [illegible] würde ohne Dich aus mir werden!“ Der alte Neger bricht in Schl[illegible] aus und badet seine große Brille in Thränen. Da taumelt [illegible] der Ehegemahl, der von einem Ausflug durch's Land heimkehrt, [illegible] mend und von Spirituosen duftend, ins Zimmer; ohne auf [illegible] wüthenden Blicke, die Tiff durch die Brille auf ihn schießt, zu [illegible] verschlingt er das ganze Abendbrod, das Tiff für seine Herrin [illegible] hatte, will dem Kinde ein Glas Whiskey, der Sterbenden ein [illegible] einzwingen, wirft sich endlich aufs Bett und entschläft bald [illegible] lautem Schnarchen....

Digitized by Google

Doch die Nacht war die letzte für die arme Dulderin. Während iff, an ihrem Bette sitzend, sie zu trösten, über das Schicksal der nder zu beruhigen sucht, berührt sie der Todesengel und befreit sie n ihren Leiden. Das herzzerreißende Klagegeschrei Tiff's erweckt inen Herrn, den er so anredet: „Ich gehe nach Great-Plantation Miß Nina Gordon, daß sie für ein anständiges Begräbniß sorge. h werde so bald als möglich wiederkommen. Betraget Euch indeß t Anstand, enthaltet Euch Einen Tag in Eurem Leben des Whiskey, nket an den Tod, an das jüngste Gericht, an die Ewigkeit. Bethmet Euch einmal so, wie ein Mann sich benehmen müßte, der ein ädchen aus der ersten Familie Virginiens geheiratet hat. Denkt Eure letzte Stunde; Eure arme, alte Seele wird dabei nicht lechter fahren. Weckt mir die Kinder nicht, bevor ich zurückkomme; werden noch zeitig genug ihr Unglück erfahren."

Stumpfsinnig und betäubt hört Cripps diese Anrede und starrt ld das Todtenbett, bald den Greis an.

Auf Tiff's Fürsprache schickt Nina die Milly zu der Leiche, und selbst geht zu den Kindern. „Gott segne Euch!" ruft Tiff, „Ihr d zu gütig. Mir brach das Herz bei dem Gedanken, daß sich Niend um meine junge Herrin kümmern würde. Denn seht, Miß ina", hier läßt er die Stimme sinken, „was die Trauer betrifft, da von dem Menschen keine Rede, den zählt nicht; allein, meine errin war eine Peyton, auch ich bin ein Peyton und habe natürlich s zu vertreten, was man von ihm nicht erwarten kann. Ich habe r Miß Fanny die Bänder vom Hute genommen und ihn mit schwarzem repp besetzt, den mir Milly gegeben hat; auch den Hut Master Te-'s (Edwardchen's) habe ich mit Krepp besetzt, ich wollte auch meinen setzen, aber es reichte nicht. Ihr wißt, Miß Nina, die alten Diener allen Familien tragen Trauerflor. Wenn Ihr nur einen Blick auf ein Werk werfen wolltet! Hier ist Miß Fanny's Hut. Nun Unsere ng ist seine Putzmacherin. . ."

Der Pflanzung der Gordons naht inzwischen eine Friedensbrung. Tom Gordon, der hier als Gebieter auftritt, läßt die was verwöhnten Sklaven seine schwere Hand empfinden, schickt rst seine Schwester ein und droht, dem Harry eine Kugel durch den opf zu jagen. Nina, um Blut zu vermeiden, will ihren natürlichen rnder entfernen und ihn ans Land schicken. Im Augenblick, wo r ihm die nöthigen Anweisungen giebt, kommt Lisette, Harry's Frau. om erblickt sie, findet sie hübsch und nimmt sich gegen sie einige reiheiten heraus.

„Meiner Seele, Herr", wendet sich Tom höhnisch zu Harry, wir wissen's Euch großen Dank, daß Ihr uns diesen hübschen Phan-sie-Artikel zugeführt habt"

„Meine Frau gehört nicht zu diesem Hause", sagt Harry, indem n sich zu halten sucht, „ihre Herrin wohnt auf einer benachbarten flanzung."

„Ah, Dank für die Belehrung! Vielleicht gefällt mir's, sie zu uusen, und es ist mir lieb, daß ich weiß, wem sie gehört. Gerade ein niedliches Ding brauchte ich. Sie hält ein Haus gut in Ordung, nicht so, Harry? Sie kann gut Hemden nähen? Was meinst u, werde ich für sie zahlen? Ich will ihre Herrin besuchen."

Während dieser grausamen Anrede zittern Harry's Hände und allen sich krampfhaft; er sieht bald auf Nina, bald auf seinen Henker. Reich wie der Tod, antwortet er nicht; die Arme gekreuzt, heftet er eine blauen Augen auf Tom. Seine Aehnlichkeit mit dem Obersten bordon tritt in diesem Gemüths-Aufruhr so scharf ausgesprochen in einen Zügen hervor, daß Nina und Tom davon überrascht sind, was e Wuth des Letzteren nur noch vermehrt; ein Blitz entsetzlichen Hasses cht aus seinen Augen. Er wirft sich auf ein Pferd und reitet zur errin Lisette's, um den Handel abzuschließen. Nina sucht Harry zu eruhigen; aber mit einer Stimme, die sie zittern macht, antwortet r ihr:

„Euch werde ich mit meinem letzten Blutstropfen dienen; alle inderen aber hasse ich; ich hasse Euer Land, ich hasse Eure Gesetze.... ch vergesse mich, sagt Ihr. Ach ja, ich bin ja von der Race, die ie das Recht hat, Böses zu thun. Man kann uns Nadeln und Nesser ins lebendige Fleisch stechen, seine Stiefel an uns abwischen, us ins Gesicht speien: wir müssen dazu freundlich lächeln, wir müssen Ruther christlicher Geduld sein. Ich sag' Euch, Euer Vater hätte esser daran gethan, mich auf die Feldar zu schicken zu den letzten der leger, als mir eine Erziehung zu geben und mich unter den Füßen ines Weißen zu lassen, der auf mir herumtreten will."

„Harry, überlege, was Du sagst. Wenn Du mich liebst, halte Dich ruhig."

„Ob ich Euch liebe! . . . Aber Ihr habt stets mein Herz in der Hand gehabt. Wäret Ihr nicht, längst hätte ich meinen Weg nach dem Norden oder ein Grab auf der Straße gefunden."

„Nun, Harry, so wahr wir einen Gott im Himmel haben, Du ußt frei sein. Jetzt gehe."

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Vom Neuenburger See.

„Schweizerische Touristenblätter", so heißt ein uns noch gegen Ende der diesjährigen Reise-Saison zugegangenes Buch von Alfred Müller.*) Der Verfasser, der seit längerer Zeit die Schweiz in allen ihren Theilen besuchte und sich öfter Monate lang an einzelnen Punkten aufgehalten, hat aus seiner Reisemappe in der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Skizzen veröffentlicht, welche, auch abgesehen von den sie begleitenden Illustrationen, allgemeines Interesse erregten. Die Verlagshandlung hat diese Skizzen nunmehr zu einem Ganzen gesammelt, das in der That ein ebenso anziehendes als richtiges Gesammtbild der Schweiz und ihrer Bewohner, vom Bodensee bis zum Genfer und Neuenburger See, darbietet.

Wir theilen daraus, als Probe, weil diese Landschaft eben jetzt die Aufmerksamkeit mehr als sonst auf sich zieht, eine Scenerie von Neufchatel mit:

„Wenn man aus dem Hochthale des Val Travers über die letzte Gewölbekette des Jura herabsteigt, so macht der bläulich schimmernde Spiegel des Neuenburger Sees, besonders auf uns nordische Binnenländner, einen anmuthigen Eindruck. Freilich gesteht der Schweizer diesem langgestreckten Becken mit seinen fast flachen Ufern nur einen geringen Rang in der Scala seiner heimischen Naturschönheiten zu, und es dürfte sich auch keineswegs mit den übrigen größeren schweizer Seen vergleichen, an denen das Auge sich nicht müde schaut. Immerhin aber giebt die Umgegend von Neuenburg mit dem wald- und mattenreichen Chaumont, der hübschen Uferstadt mit ihrem alten, weitläufigen Bergschloß, den grünen Rebengeländen, den schaukelnden Segel- und Dampfbooten ein hübsches Bild, und man muß wirklich das übersättigte und verwöhnte Auge eines wandermüden Touristen haben, um es nicht reizend zu finden.

„Die Stadt selbst überrascht Jeden, der sie zum ersten Male besucht, durch ihre elegante, aristokratische Physiognomie. Sie zählt zwar kaum 8000 Einwohner; ihre öffentlichen Gebäude aber sind im Maßstabe einer solchen von 30—40,000 Einwohnern ausgeführt. . . Neuenburg ist ganz aus eigener Kraft herausgewachsen und verdankt seine herrlichen öffentlichen Institute ausschließlich dem Patriotismus seiner Bürger und ihrer wahrhaft königlichen Munifizenz. Im Anfang dieses Jahrhunderts gründete Pourtalès das herrliche Spital für Kranke aller Lande und Bekenntnisse und dotirte — obwohl Protestant — darin sogar noch eine katholische Kapelle; am Ende des vorigen Jahrhunderts half der edle David Pury dem Gemeinwesen mächtig auf. Als armer Knabe ausgewandert, erwarb er sich als Juwelenhändler in Portugal ein großes Vermögen, sandte dann drei Jahre hinter einander jedesmal hunderttausend Thaler zur Gründung eines neuen Armen- und Krankenhauses und alljährlich dreihundert Louisd'or für die Armen, später große Summen für verschiedene wohlthätige Fonds, für den Bau des Hotel de Ville, für die Anlegung der schönen baseler Handelsstraße, und vermachte am Ende sein ganzes Vermögen von mehr als drei Millionen Francs zur Hälfte den Kirchen, Schulen und Armen-Anstalten, zur Hälfte für die Verschönerung der Stadt. Natürlich eiferten andere reiche Bürger (und deren giebt es sehr viele in Neufchatel) dem gegebenen Beispiele nach, und so erhielt die Stadt eine Reihe der herrlichsten Stiftungen, die man finden kann. Ich habe nicht nur hier, sondern in sehr vielen Schweizerstädten diese edle Art von Hingebung an das Gemeindewohl gefunden, die in Deutschland in weit geringerem Grade zu Hause ist, eher noch in England und Holland.

„Die geselligen Zustände Neuenburgs entsprechen ganz seinem Aeußern. Seine Bewohner sind wohlhabend, gebildet, von feiner Lebensart.

„Die Schulen und öffentlichen Versorgungs-Anstalten genießen eines trefflichen Rufes, und das in jeder Hinsicht herrlich ausgestattete Gymnasium am See wird von hervorragenden Lehrern gepflegt. Die Gemälde-Sammlung besitzt vorzügliche Bilder, besonders auch von Calame, und das naturhistorische Museum beweist, daß Neuenburg lange der Sitz ausgezeichneter Naturforscher gewesen und theilweise geblieben ist. Agassiz bildete hier eine ordentliche Schule für Naturwissenschaften, und als er selbst — obgleich politisch liberal gesinnt — dem ziemlich rohen Treiben der Revolution wich, blieben doch Männer von bekanntem Namen, wie Nicolet u. A., zurück.

„Du weißt, daß Neuenburg seltsame politische Schicksale hatte. Von den Herzogen von Longueville erbte Wilhelm III. von England das Fürstenthum und trat seine Ansprüche an Friedrich I. von Preußen ab. Dieser konnte aber nicht so ohne Weiteres Besitz ergreifen; neben ihm traten mehrere Erbberechtigte auf, und die Stände des Fürstenthums sollten den Entscheid fällen. Sie thaten es und wählten den

*) Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1856.

Digitized by Google

preußischen König. Der Frieden von Tilsit beraubte die Krone Preußen ihrer Rechte auf das Land, und Napoleon schenkte es seinem Marschall Berthier, dessen uneigennützige und milde Regierung noch jetzt beim Volke in gutem Andenken steht. Der Wiener Kongreß gab das Fürstenthum gleichzeitig an Preußen zurück und machte es zu einem Gliede des republikanischen Schweizerbundes; ein auffallender Fehlgriff, der die Keime späterer Umwälzung in sich tragen mußte. Natürlich bildeten sich Parteien, eine preußische und eine schweizerische; beide mit gleichem Rechte auf dem Bastardverhältnisse ihre Berechtigung ableitend; — begreiflich nicht zum Frommen des Landes. Wiederholt brachen Revolutionen aus und wurden nur mit Mühe gedämpft. In den Parteikämpfen vor und während der Sonderbundkrisis nahm die neufchateler Kantons-Regierung eine widerwärtige Stellung ein; sie ging mit den Jesuiten und dem Ultramontanismus durch Dick und Dünn und empörte dadurch das eigene Volk aufs Höchste. Nach Beendigung des Feldzuges von 1847 hatte dann die patriotische Partei leichtes Spiel und bewältigte sich stürmisch des Regiments. Daß Preußen seine Rechte nicht so ohne Weiteres aufgeben wird, verhehlt sich in Neuenburg Niemand, und ich glaube sogar bemerkt zu haben, daß eine billige Transaction Anklang fände. . . . . Alle Neuenburger aber gehen darin einig, daß sie der preußischen, materiellen Staats-Verwaltung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Neufchatel war gut und mild administrirt und von Preußen mit jenen wohlwollenden Rücksichten behandelt, die z. B. auch Oesterreich von jeher der Lombardei angedeihen ließ.

„Der See selbst hat, wie bemerkt, in seiner einfachen Form und Umgebung verhältnißmäßig keine großen landschaftlichen Reize. Genau dem Zuge der jurassischen Gewölbeketten von SW nach NO folgend, ist er nur das im größeren Maßstabe ausgeführte Modell aller Jura-Seen, namentlich auch derjenigen von Biel und Murten. Immerhin bieten seine Ufer einige interessante Anhaltepunkte, zunächst das schöne Colombier mit Schloß, dann das weinreiche Gestade, in dessen sonnigen Rebengärten der treffliche Cortaillod, Neuenburgs köstlichster Wein, reift, Boudry, an der Oeffnung des sehr republikanischen Val Travers, das städtische St. Aubin, das malerische Burgschloß Vaumarcus mit reichen See-Prospekten, wo vor Beginn der großen Schlacht von Grandson die eidgenössische Vorhut zuerst auf die Streithansen Karl's des Kühnen stieß, die Dreibenblöcke von Concise und Grandson, das kleine mittelalterliche Städtchen mit seinem Schloßfelde, wo am 3. März 1476 18,000 Eidgenossen mehr als 60,000 Burgunder aufs Haupt schlugen und eine Siegesbeute von 30 Millionen im damaligen Werthe machten. Endlich Yverdon, das römische Ebrodunum, wo Pestalozzi im 2jhringer Schlosse zwanzig Jahre lang seine berühmte Erziehungs-Anstalt leitete. Das Städtchen ist jetzt noch mit öffentlichen Anstalten, Bibliotheken ꝛc. ausgestattet."

Mannigfaltiges.

— **Thorvaldsen's Leben.** Von der für die Kunstgeschichte unserer Zeit überaus wichtigen und interessanten Lebensbeschreibung Thorvaldsen's, aus der Feder seines alten Freundes, Professor **Thiele**, und in der deutschen Uebersetzung von **Henrik Helms**, ist kürzlich der dritte Band ausgegeben worden.*) Bekanntlich hat Thiele, der vom Könige Christian VIII. von Dänemark den Auftrag erhalten hatte, die von Thorvaldsen hinterlassenen Kunstwerke aus Rom abzuholen, um sie in dem von dem Künstler gegründeten Museum in Kopenhagen aufzustellen, bei dieser Gelegenheit in einem verschlossenen, dunkeln Kellerraume des Palazzo Tomati (des Thorvaldsenschen Ateliers in Rom), wo sich zugleich ein wahrscheinlich vom Meister selbst vergessenes, marmornes Bosrelief, ein bossirtes Exemplar seines „Tanzes der Musen auf dem Helikon", fand, einen Schatz von Briefen und Tagebüchern Thorvaldsen's aufgefunden. Der Künstler hatte die Gewohnheit, die zahlreichen Briefe und Billets, die er von allen Seiten erhielt, lange Zeit auf den Tischen seines Arbeitszimmers herumliegen zu lassen und in Momenten, wo ein neuer künstlerischer Gedanke in ihm aufstauchte, das erste beste, ihm nahe liegende Papier zu ergreifen und dessen unbeschriebene Seiten zum Aufbewahrungs-Orte seiner Gedanken zu machen. Auf diese Weise sind unzählige Entwürfe, und zwar sowohl von Zeichnungen seiner Hand als von Brief-Antworten und anderen Konzepten Thorvaldsen's, in jenem Wuste alter Briefe, Einladungen zu Gesellschaften, ja auf Couverts und Visitenkarten enthalten und — da der Künstler den ganzen Wust von Zeit zu Zeit in jenen Kellerraum werfen ließ — den Nachkommen erhalten worden. Sein Biograph und Testaments-Vollstrecker Thiele hat den Fund gesichtet und geordnet und daraus ein nicht blos für die Freunde des unsterblichen Meisters, sondern auch für weitere Kreise anziehendes Lebensbild zusammengestellt. Unter Anderem fand sich unter diesen Papieren Thorvaldsen's auch das Tagebuch seiner ersten im Jahre 1796 als Schüler und Pensionair der „königl. dänischen Maler-, Bildhauer- und Bau-Akademie" nach Rom unternommenen Reise, wobei das mit Neapel bestimmte Schiff in Malta eine lange Quarantaine halten mußte. Ueber diesen Aufenthalt Thorvaldsen's in Malta und demnächst in Neapel waren bisher die mysteriösesten Geschichten verbreitet, die namentlich durch Thiele vollständig aufgehellt worden. Thorvaldsen's dreijährige künstlerische Wirksamkeit in Rom und die Geschichte der Ausbreitung seines Ruhmes über die gebildete Welt sind in den beiden ersten Bänden seiner Biographie in eingehendster Weise dargestellt. Der soeben erschienene dritte Band umfaßt die letzten Lebensjahre des Meisters (1839—1844), die er in seinem dänischen Vaterlande zubrachte. Bekanntlich hat er in dieser Zeit auch eine Reise durch Deutschland gemacht, die ein wahrer Triumphzug zu nennen war, und auch die Nachrichten hierüber werden deutschen Kunstfreunde mit wahrem Vergnügen lesen. Als Anhang ist dem vorliegenden Bande ein alphabetisches Register der ungemein zahlreichen Arbeiten Thorvaldsen's beigegeben, von welchen zugleich ein chronologisch geordnetes Verzeichniß geliefert wird. Das Bildniß des Künstlers, in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre, und zwar in der Tracht der Mitgliedes der Akademie von San Luca, sowie die Ansicht des Innern und des Innern von Thorvaldsen's Museum in Kopenhagen, welchem sich auch sein Grabmal befindet) sind der in jeder Beziehung so empfehlenden deutschen Uebersetzung des Werkes als Schmuck hinzugefügt.

*) Thorvaldsen's Leben, nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelassenen Papieren und dem Briefwechsel des Künstlers, von Just. Mathias Thiele. Deutsch, unter Mitwirkung des Verfassers, von Henrik Helms. (Erster Band, Leipzig, Lorck, 1852.) Dritter Band. Leipzig, Verlag von L. Wiedermann, 1856.

Literarischer Anzeiger.

Schach-Zeitung.

Soeben erscheint das Januar-Heft des zwölften Jahrganges der

Schach-Zeitung für 1857.

Monatlich ein Heft von 2—2½ Bogen. Preis des Jahrgangs 3 Thl.

Der steigenden Theilnahme für diese Zeitung, welche, in Deutschland die einzige, ihre wenigen Rivalen im Auslande an Reichthum und Gediegenheit des Stoffes weit übertrifft, wird die Thätigkeit der Redaction — **A. Anderssen** und **J. Dufresne** — auch ferner in gleichem Grade entsprechen. Schon liegt ein anziehendes und umfassendes Material vor, und das eben versendete Heft darf als Probe davon dienen.

Der Jahrgang 1856 enthält an Aufsätzen: Das Wort des Meisters. — Ueber die Einführung der Rochade im Schach. — Aus Manuscripten des **Boncan**. — Zur Berliner Schach-Chronik. — Auszug aus einer italiänischen Handschrift. — Bemerkungen über ein italienisches Manuscript und die Schach-Zustände zur Zeit seiner Abfassung. — Zur Theorie des Läuferspiels und der **Petroff**schen Vertheidigung des Springerspiels. — Zur Theorie des **Evans** Gambit, von **Anderssen**. — Entwurf eines vollständigen Reglements für das Scharhspiel, von **C. v. Jänisch**. — Eine ältere Stellung. — Kritik (**Dufresne** über **M. Lange**, Handbuch des Schachspiels). — Schach-Correspondenz. — Historisch-literarische Bemerkungen über **Greco** und sein Werk. — **Jacob Mennel.** — Das **Chess Player**'s Annual for the year 1856 &c. — Studien über Endspiele von **Petri**. — Erläuternde Anmerkungen zum Schachgesetz-Entwurfe von **C. F. v. Jänisch**. — Correspondenz-Partieen zwischen Amsterdam und Crefeld, Leipzig und Hamburg, Liverpool und Manchester u. s. w.

Ferner 134 Partieen (No. 640—977), gespielt zwischen den Herren: **Alkin, St. Amant, Andersen, Barnes, Boden, de la Bourdonnais, Brien, Clerc, Cunningham, Dufresne, Eliason, Erkel, Falkbeer, Franz, Green, Greenaway, Hannstein, Harris, Heydebrand, Heydebrandt, Hillel, Horwitz, Jaenisch, Jay, Journaud, Kenny, Kesseltz v. d. Lasa, Dr. Lauenstein, Löwe, Lepge, Lindenau, Löwenthal, T. Loyd, S. Loyd**, Lord **Littleton, Marache**, Mayet, **Medley, Mongredien, Montgomery, Moore, Mucklow, Owen**, Pollmächer **Ranken, Raphael, Recsey, Rackstraw, de Riviere, La Roche, Rousseau Saallasch, Schumoff, Schurig, Smyzieshky, Stanley. Staunton**, Szen **Szén, Tassinari**, Dr. **Tremon, Urussoff, Wilberg, Wolf, Wilkinson Wyvill, Zytogorski** u. A. m. — Endlich gegen fünfzig neue Aufgaben (No. 712—759) und Lösungen, und **ein dreifaches vollständiges Register** (Spiel-Eröffnungen, Endspiele und Abhandlungen) **über die bis jetzt erschienenen 10 Jahrgänge.**

Berlin, Ende November 1856 **Veit & Comp.**

Zu Weihnachtsgeschenken empfehlen wir:

Droysen, J. G., Das Leben des Feldmarschall Grafen v. Wartenburg. Neue wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. Preis 2 Thlr. eleg. in Gattun geb. 2½ Thlr.

Scheler, L., Laienbrevier. 11. Aufl. Miniatur-Ausgabe. geh. mit Goldschn. u. dem Bildniß des Verfassers. Preis 2 Thlr.

Schiller und Körner's Briefwechsel. 4 Bde. Preis 4 Thlr. eleg. in Gattun geb. Preis 5 Thlr.

Berlin, im November 1856. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., welche auf der Post in Preußen portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 29, und dem Expedteur Neumann, Dorotheenstr. No. 23), sowie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 147. Berlin, Sonnabend den 6. Dezember 1856.

England.

Einiges über die Sitten und Gebräuche der Engländer zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Nach Darstellung eines deutschen Zeitgenossen.*)

II.

In dem Kapitel, wo der Verfasser der Handschrift „Ueber die Religion und die Kirchengüter" spricht und auch der verschiedenen Funktionen der englischen Bischöfe Erwähnung thut, erzählt er ferner, daß der Bischof von Ely am grünen Donnerstage das Amt habe, im königlichen Schlosse zu Whitehall so viel Armen die Füße zu waschen, als der König Lebensjahre zählte.**) Wenn ein König regiert, sagt er, so geschieht die Waschung an armen Männern, wenn eine Königin, an armen Frauenspersonen. Vor König Jakob (I.) verrichteten sogar einige Könige und die Königin Elisabeth in eigener Person selbst dies Geschäft.***) Wenn der Bischof nun Alle gewaschen hat, muß sie küssen. Dann erhält Jedes zwei Beutel, einen rothen und einen weißen; in dem rothen sind so viel Schilling, als der König Jahre alt ist, in dem anderen sind so viel Pfennige. Außerdem bekommt Jedes in einer Schüssel „klockfisch, gesalzen fisch und hering und ein Becher wein"; wenn dieses geschehen ist, gehen sie fort. Ferner soll der Bischof für jede Person einen Jacobus(†) als Geschenk aus der Staatskasse erhalten. — Ebenso müssen, wenn der König die Kranken anrührt, einige (Bischöfe dabei sein), knieend ihre Gebete verrichten, wie es ihre Zeremonien erfordern. „Und weil diese Zeremonie gleichsam zu den gottesdienstlichen Handlungen gehört, so wollen wir etwas davon mittheilen, wie es mit derselben gehalten zu werden pflegt. Es ist gar wohl bekannt, daß einige vornehme Geschlechter und königliche Häuser gleichsam eine gewisse wunderthätige Gabe von Gott erhalten haben, so daß sie die eine und die andere Krankheit curiren können, und bisweilen durch eine blosse Berührung. So nun das Haus Oesterreich das dreitägige Fieber heilen, wenn der Kranke täglich aus einem von jenem gebrauchten Becher trinkt, der König von Frankreich den Ausatz. Die Könige von England haben diese Gabe, die Kröpfe zu heilen, wie die Geschichtsschreiber berichten. Wenn man aber recht will, so sind es keine Kröpfe, sondern es ist eine Geschwulst ob: ein Geschwür, welches Einem auf den Backen ob: an dem Halse aufzugehen pflegt; Einige sagen, und es wird in England stark geglaubt, wenn der König einen solchen Kranken mit seinen Fingern anrühre, so werde er von dieser Krankheit gesund. Nun pflegt zwar der König nicht alle Tage die Kranken anzurühren, (wie er denn selber nicht viel von dieser Kur, welche er ihr für abergläubisch als für wunderthätig hält, zu halten pflegt), doch ereignet sich oft der Fall, daß es aussergewöhnlich vom Könige begehrt wird, welcher es dann auch nicht ausschlägt, sondern es mit einer ihm angeborenen Herablassung ganz gern thut. Aber dieses pflegt nach einer uralten Sitte zu geschehen, daß sich der König, wenn vier hohen Feste herannahen, zu jenem Geschäfte selbst anbietet, insbesondere aber in der Charwoche, wie wohl auch durch die ganze Fastenzeit. Die nun von diesem Beneficium Gebrauch machen wollen, müssen sich vorher bei einem Hofmediens und Barbier gestellen, die ihren Schaden besehen; der Barbier muß sie abwaschen. Wenn sie nun dem Könige vorgeführt werden sollen, so pflegen sie alle, wenn die königlichen Diener hineinkommen, auf ihre Kniee zu fallen, und einige Bischöfe verrichten ein besonderes Gebet in englischer Sprache. Hierauf werden die Kranken, einer nach dem anderen, von den königlichen Dienern vor den König geführt, der auf einem Stuhl sitzt. Bei dem Könige befinden sich zwei Bischöfe; wenn die Diener die Kranken vor den König bringen, so müssen sie niederknieen, der König fährt mit zwei Fingern über den Schaden u. soll, wie Einige sagen, dabei die Worte sprechen: Der König berührt dich, Gott heilt dich; ich habe aber den König kein Wort reden hören; der eine Bischof aber sagt, so oft Einer angerührt wird, diese Worte in englischer Sprache: Auf die Kranken werden sie die Hände legen, und es wird mit ihnen besser werden. Wenn dieses geschehen, stehen sie auf und gehen in ein anderes Zimmer, bis an die 50, 60 ob: auch mehr und weniger Person enangerührt sind. Alsdann kommen sie, Eines nach dem Anderen wieder vor den König, fallen auf dieselbe Weise, wie ich oben gesagt habe, auf ihre Kniee; der eine Bischof, welcher eine starke Anzahl Engeloten") an weißen Bändern hängend in den Händen hat, gibt eines nach dem anderen dem Könige in die Hände, der einem Jeden eines an den Hals hängt; darauf begeben sich alle wieder von dannen. Ich glaube, dass Einige mehr nach diesem kleinen Gewinne begierig sind, als nach der Medicin der königlichen Hand. Es waren dieses Mal, als ich es gesehen, zu Anfang gar wenig gegenwärtig, weil die Grafen und Herren es gern gesehen, daß dieses ein Ende nähme. Doch der König wollte nicht, sondern sagte, wie ich vom Dolmetscher gehört habe: Ich halte dafür, daß es billig ist, daß nicht ich auf sie, sondern sie auf mich warten. Dieser (Gebrauch) soll von dem heiligen Eduard, dem Bekenner, herrühren und sich gleichsam als ein wunderthätiges Erbtheil der königlichen Majestät auf seine Nachkommen fortgeerbt haben. So lange dieser Actus dauert, müssen die Bischöfe knieen. Dieses scheint gleichsam ein Gegenmittel zu sein für den höllischen Stolz, wenn jene (die Bischöfe) mit den Vornehmsten des Reiches, mit den prächtigsten Kleidern angethan, bisweilen Leute aus der untersten Volksklasse, die nur in elende Lumpen eingebüllt sind, an der Hand vor den König führen und mit diesen zugleich vor ihm die Kniee beugen müssen. Wenn nun alles dieses geschehen ist, so wird dem Könige Wasser zum Händewaschen gereicht, abermals ein Gebet knieend gesprochen und dann ist der Actus beendigt."

Zu Betreff der Fasten berichtet der Verfasser dieses: „Ueberdies ist noch zu merken, daß die Fasten in England noch sehr streng gehalten werden, es darf während derselben bei großer Strafe kein Fleisch verkauft werden. Es sind Leute beordert, die die Körbe der Bauersleute durchsuchen. Aber als ob mit der Einführung eines Gesetzes zugleich die Uebertretung desselben mit eingeführt worden sei, „so wird fleisch genug, wiewol heimlich, im Lande genuglam fressen." Am Freitage dürfen die Besitzer der Tabernen kein Fleisch zurichten, und am Sonntage dürfen sie bei hoher Strafe unter der Predigt keinen Wein und keine Speisen verkaufen.

Daß der Verfasser des Manuskripts, unser Landsmann, kein Freund der Preßfreiheit war, sondern im Gegentheil die freie Presse, wie sie damals in Deutschland bestanden haben muß, aufgehoben und eine Censur nach damaligem englischen Zuschnitt eingeführt wissen wollte, geht aus folgendem Passus hervor: „Sonsten ist wol zu merken, und were in Deutschland sehr nothwendig zu practeiren, daß nicht weit von London ein sonderliches haus, darinnen das Collegium Censorum zusammen kommet, und darf kein buch in ganz Engeland gedruckt werden, es sey denn zuvor vor dises Collegium bracht und von ihnen gleichsam der Presse für würdig erachtet und approbiret

*) Vgl. Nr. 78 u. 79 des „Magazin". Wir wiederholen, daß die lateinischen Wörter und Sätze des Originals von uns ins Deutsche übersetzt und die Zahlen die übersetzten Stellen in lateinischer (Kurrent-) Schrift dargestellt sind.

**) Wie überhaupt die anglikanische Kirche fast ganz den Ritus der alten Kirche beibehalten hat, so hatte sie auch, wie eben hier angegeben ist, auch die Fußwaschung beibehalten, nur wich sie von der katholischen Kirche in Ausübung dieser Ceremonie dadurch ab, daß in letzterer die Bischöfe nur zwölf armen Mannspersonen die Füße waschen, zur Erinnerung, daß Christus seinen zwölf Apostoln am Abend vor seinem Leiden die Füße gewaschen hat.

***) Wie es heutzutage noch der Kaiser von Oesterreich thut.

†) Eine Goldmünze, die unter Jakob's I. Regierung geschlagen wurde, und nannte sich auf dieser Münze zuerst König von Großbritannien. Um den unglückschlichen Haß zwischen den Engländern und Schotten allmählich zu dämpfen und sie zu einem Volke zu verschmelzen, nahm er statt des Titels: König von England und Schottland" den eines Königs von Großbritannien an. Auf der einen Seite der Münze stand: „Jacobus D. G. Magnae Britaniae Rex"; auf der anderen: „Faciam eos in gentem unam."

") Angelot, eine alte englische Goldmünze, fünf Schilling an Werth.

Digitized by Google

worden; es that diese Einrichtung insbesondere zu unserer Zeit noth, deshalb weil, wie der Dichter sagt: tenet insatiabile multos scribendi cacoëthes" (Viele fesselt eine unersättliche üble Gewohnheit zu schreiben).

Ueber die Arbeitsamkeit und den Fleiß der Engländer läßt sich unser Landsmann nichts weniger als belobigend aus, wenn er sagt: „Es ist bekannt, daß die Englischen nicht sonderliche Neigung zur Arbeit haben jedoch in den müssigen Leib gerne gute bißlin begehren. Item daß die einnahmen ungleich und dannenhero viel Leute sich auf allerlei lepperei und unnütze Künste begeben. Dannenhero ist ein Statutum daß keine Comödianten (denn in dieser Beziehung zeichnen sich die Engländer vor den übrigen Völkern Europa's aus) in ganz Engeland, alß die Königlichen sein sollen. Aber weil gute gelegenheit dazu (sintemal es viel müssige Leute, die zu vertreibung der Zeit ihr geldt gerne ausgeben) alß hat man an ipo zu London nicht allein des Königes, Königin, des jungen Princen Comödianten, sondern auch der Princessin, und des Churfürsten von Heidelberg,*) die da fast alle tage ihre Spil halten und ihr gelt gewinnen, und sind oft eglich Tausent Personen in den Comädien Hensern beisammen."

Wenn in einem Theater gespielt werden sollte, so kannte man nicht die heutige Art und Weise, dies durch die öffentlichen Blätter und Anschlagzettel bekannt zu machen, sondern man pflegte dies dem Publikum dadurch zu annonciren, daß man auf dem höchsten Theile des Schauspielhauses eine Fahne ausßeckte.

Eine der ganzen Welt bekannte charakteristische nationale Eigenthümlichkeit der Engländer ist ihr unwiderstehlicher Drang zu Wetten und zwar oft zu Wetten der wunderlichsten und abenteuerlichsten Art. Daß diese Passion sich nicht erst in jüngster Zeit gefunden, sondern gleichsam ein angeborener Zug der Nation ist, dafür spricht unser Manuskript, welches uns aus dameliger Zeit schon von Wetten erzählt, welche die Engländer bei ihren Pferderennen und Thierkämpfen jeglicher Art mit einander einzugehen pflegten. In Betreff der Pferderennen läßt sich der Verfasser so aus: „Ueber dises haben sie auch einen Branch in Engelandt, das bißweilen ein Herr so gute Pferde hat, oder zu haben vermeinet, mitt einem andern, welcher dieselbe Meinung hat, umb hundert und mehr Cronen wettet, einen in einem weißen Leinwanden Engen Kleide darauff setzet, und in die fünf od: 6 Englische Meilen die Wette rennen lesset; der Sieger erhält den Preis."

Sehr beliebt in England waren damals die Thierkämpfe, und zwar die zwischen Bären, Ochsen und Hunden, und die zwischen Hähnen; letzteren pflegte der König Jakob I. selbst, wie uns nicht blos das Manuskript, sondern alle Historiker mittheilen, mit dem größten Vergnügen beizuwohnen. Ueber die erstere Art von Thierkämpfen lesen wir im Manuskript Folgendes: „Item es ist auch ein theatrum (in London), darinnen man berren und ochsen hetzet, die Person gibt 5 Shilling: er (der das Schauspiel giebt) hatt vir weisse beeren, item vir schwarze und zwei Ochsen, lest einen nach dem andern hinein kommen, in der mitten ist ein stock in der Erden, daran man die wilden thier mitt dem strick anleget, da sie dan rund herumb lauffen können: Inzeissen lest man einen od: zwei hunde an den beeren ob: Ochsen, die da wunderliche sprünge mitt einander machen, ein hund ist frewdig, der andere nicht: etliche sind über die massen wol abgericht, daß sich zu vorwundern, wie sie auf der Erde herrutschen können, daß sie der Ochse mit seinen hörnern nicht ergreiffen kan. In das setzen kauslente od: andere Engelender oben Wetten bißweilen umb ein groß gelt, daß dieser od: jener Hundt (sie kennen sie gemeiniglich, sind auch nicht alle des meisters,**) sondern werden von andern offt dahin gebracht) den Ochsen verwunden, den beeren zu boden werfen werde; ist für Leute die nichts besserd zu thun ein sehr schön spectacul. Der meister allein helt über 60 hunde von verschiedener Stärke."

Ueber die Hahnenkämpfe sagt er: „Sie halten auch vil auf den Hanenkampf, die sie auch so beissig gewohnet haben, daß sie einander die augen und dem kopfe reissen, und nicht nachlassen, biß der andere gar kein Leben mehr in ihm hatt. Pflegen auch groß gelt miteinander darauf zu verwetten."

Als eine Eigenthümlichkeit der Engländer erwähnt auch der Verfasser, daß sie nie, selbst der königliche Hof, mit mehr als zwei Pferden in der Kutsche zu fahren pflegen und daß sämmtliche Hofleute, weil sie vorher noch nie so etwas gesehen, sich darüber außerordentlich verwundert hätten, als die Prinzessin in einer Kutsche mit sechs Pferden, welche ihr ihr Bräutigam, der Kurfürst von der Pfalz, geschenkt hatte, gefahren wäre.

Die Universität Oxford.

Zum Schlusse gebe ich hier noch einen Auszug aus dem, was uns unser Landsmann über die Stadt und Universität Oxford, welche er Ochsenfurt oder Orenfort nennt, mittheilt. Dieses ist, sagt er, nächst London die vornehmste Stadt in ganz England; sie ist ziemlich gut gebaut, liegt in einer so freundlichen Gegend, als zu erdenken möglich ist, hat die beste und gesündeste Luft und wegen der Studien große Privilegien. Daselbst ist Alles, was zur Unterhaltung des menschlichen Lebens nothwendig ist, vorhanden und Alles sehr wohlfeil, mit Ausnahme des Weines. Dieses Alles haben die Könige von England mit den Bischöfen und Vornehmsten des Reiches in Betracht gezogen und deshalb eine Universität an diesem Orte gelegt, welche die vorzüglichste in ganz England ist. Sie wird gegenwärtig, wie mir von einigen angesehenen Männern mitgetheilt wurde, von fünftausend Studenten besucht. Diese gehen, wie bei uns die Geistlichen, in langen Röcken und Pelzen, die ihnen bis auf die Erde herabhängen. Ich glaube nicht, daß ein schönerer Ort in der ganzen Christenheit könnte gefunden werden; ich für meine Person habe in keiner einzigen zwanzig Universitäten gesehen, aber ich habe einen gleichen Musensitz nicht gesehen. Ich spreche mit Camden (der Historiker), wenn ich sage: Sie ist die Sonne, das Auge und die Seele von England, die ausgezeichnetste Werkstatt der Wissenschaften und der Weisheit, von wo aus Religiosität, Humanität und Gelehrsamkeit in alle Theile des Reiches sich verbreitet. Der jetzt regierende König (Jakob I.) pflegt selbst alle Jahre zweimal dahin zu kommen und den Professoren lateinisch zu opponiren;*) dies gereicht ihnen zu großer Ehre, insbesondere aber auch zu dem Nutzen, daß, wenn der König das Latein nach schottischer Weise gut aussprecht, sich die schlechte Aussprache von Tag zu Tag sich mehr abgewöhnen müsse. Die Universität ist im Jahre 886 n. Chr. gegründet worden und ist nach schon gegen 800 Jahr alt.**) Es ist ausgemacht, daß Se. Heiligkeit der Papst die Universitäten zu Paris, Padua und Orford lange Zeit für die vorzüglichsten der ganzen Christenheit gehalten hat. Conrad Gesner, welcher aus älteren Schriftstellern geschöpft hat, sagt, daß diese Universität eine Zeitlang über 30,000 Studirende gezählt haben soll.

Es giebt überall stattliche Collegia daselbst (in Oxford), die nicht allein recht schön und bequem gebaut, sondern in denselben auch alle Einrichtungen getroffen sind, daß die Studenten um ein sehr geringes Geld, ja der größte Theil derselben umsonst sein bequemes und gutes Auskommen hat. Es ist auch Alles darin so rein, daß keinem Menschen ein Ekel ankommen kann. In keinem Kollegium wird Tabak geraucht, das ist ein Beweis, daß alle Studenten den König lieben.†) Sie werden deshalb auch mit dem besten Biere versehen, wie man es in ganz England nirgends zu kaufen bekommt. Die Fremden wird es in einem großen Horne zum Kosten [illegible]. Die Fleisch- und Fischpreisen sind alle sehr schmackhaft angesetzt, „so daß man zu Ochsenfurt zu sagen pflegt, daß allerbeste daß erfunden möglich gewesen, werde in den Collegiis und von den studenten verspeiset."

Darauf geht der Verfasser zur Anführung der 19 Collegien über, die er alle persönlich besucht und in Augenschein genommen hat, giebt an, was er etwa Merkwürdiges in ihnen gesehen und gefunden hat, nennt die Stifter der einzelnen und die Fundationen, welche ihnen verknüpft sind. Dr. Wahner.

*) Der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz war der Schwiegersohn Jakob's I.

**) Dem die Thiere gehören und der das Schauspiel giebt.

*) Vgl. Nr. 78 S. 309 dieses Blattes, was über die Sprache der Engländer gesagt ist.

**) Ebendaselbst heißt es: „sie pflegen reden und pronanciren die Sprache (das Latein) sehr wol."

***) Es fehlten allerdings noch 70 Jahre.

†) Vgl. Nr. 79 S. 316 dieses Blattes, wo gesagt ist, daß der König Tabakrauchen ungemein gram ist u. s. w.

Nord-Amerika.

„Dred", der neueste Roman von Mrs. Stowe.
(Schluß.)

Harry drückt ihre Hand an seine Lippen und eilt hinaus. Wiederholte Kränkungen, ja Mißhandlungen von Seiten Tom's reizen den Unglücklichen immer mehr und entflammen ihn zu Rache an seinem Peiniger. Da sucht ihn Milly durch ihr eigenes Beispiel zu Geduld zu ermahnen. Sie erzählt ihre Geschichte, und eine lange, herzerreissende Leidensgeschichte ist es. Milly war mit Nina's Mutter und deren Schwestern wie ein Kind der Familie aufgezogen worden. Sie übt eines Tages, wie man von ihrem Alter, ihrem Wuchse, ihrem robusten Körper spricht, ganz so, wie man von einem zu Manches gebrachten Stück Vieh zu sprechen pflegt. Man äußert gegen Miss Harriet, ihre Gebieterin: „Warum verheiratet Ihr nicht Milly! Sie ist ihr einen Mann, und die Kinder aus dieser Ehe werden mit aufgewogen werden. Ein solches Weib kann ihrer zwanzig zur Welt bringen, ein reiches Kapital." Das hört Milly, und von Stund an nimmt sie sich fest vor, nie zu heiraten. Endlich aber, auf Versprechen ihrer Herrin, sie nie von sich zu lassen, läßt sie sich zureden, und nach Jahren ist sie von einer ganzen Kinderschaar umgeben. Miß Harriet hat kein böses Herz, aber sie braucht Geld,

Digitized by Google

werden, trotz wiederholter Zusagen, trotz der Verzweiflung der unglücklichen Mutter, dreizehn Kinder von ihrem Herzen gerissen und, Gott weiß wohin, verkauft; sie hört nichts mehr von ihnen. Ein erzehntes war ihr noch geblieben; der Knabe wuchs heran an Stärke und Schönheit, bekam eine Erziehung über seinen Stand; ein unseliges Geschenk, für das er büßen wird. Eines Tages tritt Milly in das Zimmer ihrer Herrin und sieht sie Dollar-Rollen zählen, der Lohntreis für den eben verkauften Knaben. „Miß Harriet", schreit sie, „Ihr habt mir dreizehn Kinder verkauft und mir versprochen, diesen Einen zu lassen! Seid Ihr eine Christin!" — Sie rennt fort, verfolgt die Spur ihrer Kinder, erfährt aber unterwegs, der Knabe habe sich seinem neuen Herrn, der ihn geschlagen, widersetzt, und dieser habe an ihm durch eine Kugel in die Brust Sklavengerechtigkeit geübt. „So fand ich ihn", erzählte sie weiter, „nackt, wie der Sarg, wie einen Hund eingescharrt. Man drachte mir sein Hemde, darin erblickte ich ein blutgerötetes Loch. Ich sprach kein Wort, nahm das Hemd und kehrte stracks nach Hause zurück. Ich ging hinauf in das Zimmer meiner Herrin; sie saß zur Kirche angekleidet und las in der Bibel. Ich hielt ihr das Hemde unter die Augen: „Sehet Euch dieses Loch genau an", sprach ich, „sehet Euch dieses Blut genau an! Mein Knabe ist todt; Ihr habt ihn getödtet! Sein Blut über Euch und Eure Kinder! Du, Herr, der Du bist im Himmel, höre mich und gieb ihr's doppelt heim!"" Es waren schreckliche Worte! . . . Da, eines Tages, hört sie in einem Camp meeting (Versammlung unter freiem Himmel) einen Missionär predigen über die Leidensgeschichte, über den Weg zum Kreuze, die Dornenkrone, den Tod Jesu Christi, und sie wird von der Gnade berührt. — Ich wurde von dem Lamm besiegt; einen Löwen hätte ich widerstanden, das Lamm aber war stärker als ich. — Ich hatte seit dem Tode meines Alfred mit meiner Herrin kein Wort gewechselt. Sie ging krank danieder; ihr Sohn hatte sie im Trunke mißhandelt. Ich ging zu ihr. „Miß Harriet", sagte ich, „ich habe den Herrn gesehen; ich vergebe Euch, ich lieb' Euch von ganzem Herzen, wie der Herr uns!" — Wir lebten innig versöhnt und wie zwei Schwestern vereint in Christo. Sie half mir meine Leiden, ich half ihr die ihrigen tragen. Und wie schwer trug sie! Eines Tages brachte man ihr die Leiche ihres Sohnes! Es war ihr Tod. Sie kämpfte noch lange, und in allen Nächten schrie sie: Milly, Milly, bleibe bei mir! Der Herr erlöste sie endlich, und ich begrub sie, wie ich nur eines meiner Kinder hätte begraben können...." — „O, mein Kind", schloß sie gegen Harry, „man muß keinen Menschen hassen, Gott liebt uns ja Alle."

Harry, von Tom Gordon aus seinem Uebermuth furchtbar gepeitscht, flieht in die Wälder. Hier stößt er auf Dred, einen flüchtigen Sklaven. Zum ersten Mal, aus den Dismal Swamps (den unheimlichen Sümpfen) hervorkommend, betritt er die Bühne unserer Geschichte, die von ihm den Namen führt. Diese Sümpfe begrenzen im Osten der Südstaaten. Der Boden widerstrebt hier so hartnäckig aller Kultur, daß die Menschen es aufgegeben haben, ihn zu bändigen, und er dient den flüchtigen Sklaven als Schlupfwinkel. Die Schwierigkeit, sie hier aufzustreben, hat in der Union einer eigenen Industrie Entstehung gegeben: Hunde zur Sklavenjagd abzurichten. Diese Jagd ist ein Gewerbe, eine Berufsart, in gleicher Reihe mit der juristischen, geistlichen, künstlerischen oder schriftstellerischen.

Dred überragt in seinen Verhältnissen das natürliche Maaß. Körperlich stellt er den idealen Typus der Race dar; die Haut von tiefschwarzer und Marmorglätte, Statur und Gliedmaßen riesenhaft, herkulisch. Er lebt von Heuschrecken, wie der heilige Johannes in der Wüste; dieser ist auch wirklich das Vorbild, dem er zunächst lebt; von ihm hat er die wilde Größe, die schwangshafte Begeisterung. Die Verfasserin bringt ihren Helden in Berührung mit einer Episode in der Geschichte der Union, mit der Sklaven-Verschwörung in Südcarolina. Ein Farbiger, Vesey, der mit einem Lotteriegewinn sich die Freiheit erkauft hatte, war der Leiter der Verschwörung. Fünf der Hauptverschwörer wurden entdeckt, verurtheilt und hingerichtet. Dred, der Sohn Vesey's, hatte der Hinrichtung beigewohnt und „die Erinnerung hatte sich in die Tiefen seiner Seele gesenkt, wie ein Stein, der in den Grund eines düsteren Gebirgsstriches sinkt." Nachdem er mehrere Jahre manchen Herrn gewechselt hatte, brach er seine Ketten, flüchtete in die swamps und nahm nichts als eine Bibel, das Erbstück eines Vaters, mit sich. Dieses Buch war sein einziger Schatz, fast eine einzige Nahrung; daraus schöpfte er den übernatürlichen, wahrsagenden Geist und die apokalyptische Trunkenheit. So galt er den Schwarzen für einen Propheten und Erlöser. Er hatte sich in den Sümpfen ein undurchdringliches Asyl geschaffen, worin er die Flüchtlinge aufnahm; er unterhielt geheime Verständnisse mit allen Pflanzungen der Gränze und war der stillschweigend anerkannte Häuptling aller Geächteten.

Eben hat er Harry den Weg vertreten und ihm Worte des Schlimmen und der Rache ins Ohr gestüstert. Noch aber hält ihm der gute Engel Milly das Gegengewicht. Sie warnt ihn vor dem Versucher und ja an keinen Empörungs-Entwürfen Theil zu nehmen. „Siehst Du, Kind", sagt sie zu ihm, „Du müßtest ja durch ein Blutmeer waten. Du wolltest doch nicht Miß Nina zu Grunde richten! Wenn der Tanz angeht, dann wird Keiner geschont; laß den Tiger nicht von der Kette, denn wer will ihn dann bändigen!"

Und doch auf welch harte Probe wird Milly's christliche Geduld gestellt! Eines Tages kommt sie wankend und in Blut gebadet auf Gordon's Pflanzung. Der Herr, an den sie vermiethet worden, hatte auf sie einen Flintenschuß abgefeuert. Clayton macht ihm den Prozeß, plädirt in Person und gewinnt ihn; der Gegner appellirt, und der Gerichtshof, der in letzter Instanz zu entscheiden hat, wird gerade von dem Vater Clayton's präsidirt. Der Richter Clayton ist ein ehrenwerther und geachteter Mann; er ist der Erste, die Mißbräuche der Sklaverei zu beklagen; aber er hat die Aufgabe, daß Gesetz anzuwenden, und das Gesetz spricht sich hier deutlich aus, es stellt die unbeschränkte Gewalt des Sklavenbesitzers fest. Die Verfasserin legt dem Richter Clayton einen Urtelsspruch in den Mund, der sich auf die schauderhafte, aber unwiderlegliche rechtswissenschaftliche Logik in den Sklavenstaaten gründet.

Noch ein Beispiel von Gesetzes-Anwendung. Ein Vetter von Tom und Nina hatte die Schwester Harry's, ebenfalls eine Sklavin, freigelassen und vor seinem Tode geheiratet. Tom Gordon greift das Testament an; die Richter erklären den Emancipationsakt für ungültig, und Frau und Kinder werden Tom Gordon als Sklaven zugesprochen. Cora Gordon entreißt ihre beiden Kinder der Sklaverei dadurch, daß sie dieselben mit eigenen Händen umbringt. Vor dem Untersuchungsgericht erklärt sie: „Ihr wollt wissen, wer diese Kinder getödtet hat? Gut, ich werd' es Euch sagen: Ich bin's! Ja, ich; und wie glücklich fühl' ich mich, daß ich's gethan! Wisset Ihr, warum ich sie erwürgt habe? Weil ich sie liebte, so sehr liebte, daß ich meine Seele preisgegeben, um die ihrige zu retten. Man sagt, ich wäre verrückt gewesen, ich hätte es in einem Anfall von Wahnsinn vollbracht, ich hätte nicht gewußt, was ich that. Es ist falsch, ich war bei kaltem Blute, ich wußte wohl, was ich that, und ich preise Gott, daß ich's gethan. Ich bin eine geborne Sklavin meines eigenen Vaters. Euer stolzes und altes virginisches Blut fließt in meinen Adern, wie in den Adern der Hälfte der Kreaturen, die Ihr peitscht und die Ihr verkauft. Ich war die rechtmäßige Frau eines Ehrenmannes, der Alles gethan hat, was er konnte, Eure grausamen Gesetze zu umgehen und mich frei zu machen. Meine Kinder waren zur Freiheit geboren und wurden frei erzogen bis zu dem Tage, an dem der Sohn meines Vaters gegen uns einen Prozeß angestrengt und uns wieder zu Sklaven gemacht. Die Richter, die Geschworenen, alle Eure Gesetze, alle Eure Beamten standen ihm darin bei, der Wittwe und den Waisen ihre Rechte zu rauben. Der Richter sagte, daß mein Sohn als Sklave nicht mehr Besitzrecht habe, als ein Lasthier, und wir wurden in die Hände Tom Gordon's überliefert. Was dieser Mensch ist, werde ich nicht sagen, es ist unsagbar; am jüngsten Gericht wird Gott es sagen. . . . Morgen sollte ich von meinen Kindern getrennt werden. Mein Sohn war Sklave auf Lebenszeit — meine Tochter" — hier sah sie das Auditorium mit einem Blick an, der mehr sprach, als alle Worte. — „Da ließ ich sie ihr Gebet sagen, und als sie schliefen, schickte ich sie in die himmlischen Auen. Man sagt, ich habe ein Verbrechen begangen. Es sei, ich will gern meine Seele verlieren, um ihre zu retten. Was über mich ergehen wird, kümmert mich wenig; sind sie ja gerettet. Und nun, Mütter, die Ihr mich hört, ist eine einzige unter Euch, die weiß, was Sklaverei ist, und nicht gethan hätte, was ich gethan, dann liebt sie ihre Kinder nicht, wie ich meine Kinder liebte." . . . .

Nina stirbt an der Cholera, die ihr nicht Zeit giebt, Harry für frei zu erklären, und Tom Gordon ist Alleinherr. Jetzt hat Harry nichts zu schonen, und er spricht sich gegen den Geschäftsführer seines Bruders, der zugleich Kirchenältester ist, also aus: „Seht, nun ist Alles aus. Zwanzig Jahre trennen und redlichen Dienstes sind verloren: ich, mein Weib, meine künftigen Kinder, wir Alle sind die Sklaven eines elenden Schurken.... Ihr nennt Euch religiös und verheißt eine solche Tyrannei! O Schlangen, Natternbrut, wie wollt Ihr der Verdammniß der Hölle entgehen! Ihr begünstigt den Diebstahl, den Raub, den Ehebruch; Ihr seid schlimmer, als diese Elenden selber, denn ihnen kommt es nicht zu Sinn, ihre Missethaten zu rechtfertigen. . . Nehmt Euch in Acht! Die Philister verhöhnten Simson, stachen ihm die Augen aus; aber eines schönen Tages stürzte er ihnen ihren Tempel auf ihre Köpfe.... Nehmt Euch in Acht!... Der Tag wird kommen, das Maß wird voll sein, und Ihr werdet das Doppelte büßen; ich sag's Euch!"

In diesem Augenblick tritt Tom ein und haut auf Harry wüthend los; der empörte Sklave schlägt seinen Herrn zu Boden, springt auf ein Pferd und reitet mit verhängtem Zügel zu Dred in die Sümpfe, wo Milly, Tiff und seine Kinder nach und nach eine Zuflucht finden. Dred selbst, auf einem seiner Ausflüge auf den Tod verwundet, schleppt

sich noch nach den Sümpfen, um hier wie der Löwe in seiner Höhle zu sterben. Er spritzt von seinem Blute in die Luft mit den Prophetenworten: „Erde, Erde, Erde bedecke nicht mein Blut!“ Sein letztes Wort ist: „Der Gott ihrer Väter sei Richter zwischen uns!“ — Clayton, von seinen Mitbürgern als Störer der eingeführten Ordnung verfolgt, ist genöthigt, auszuwandern und sich in Kanada niederzulassen. Den guten, alten Tiff finden wir in New-York wieder, in glücklicher, behaglicher Häuslichkeit mit Miß Fanny und Master Teddy, die eine unverhoffte Erbschaft gemacht. Tiff hat auf seine alten Tage den Trost, das Glück der Peyton's in ursprünglichem Glanze hergestellt zu sehen, und über diesem Muster von Neger, geschmückt mit einer goldenen Brille, fällt der Vorhang.

Das Ende des Buches steht gegen den Anfang weit zurück und scheint nur eine Reihe lose zusammengeheftete polemischer Artikel. Einige Kapitel sind Illustrationen neuerer Ereignisse. So ist die Geschichte, worin Clayton von Tom Gordon durchgeprügelt und für todt auf dem Platze zurückgelassen wird, nur eine Wiederholung dessen, was sich vor wenigen Monaten in dem Kongreßsaal wirklich ereignet hat, wo der beredteste Vertheidiger der Emancipation, Herr Sumner, von einem jungen Gesetzgeber aus Karolina auf den Tod gemißhandelt wurde.

Die Composition dieses Romans ist, wie man sieht, nicht frei von Unkorrektheiten, leidet an Uniormlichkeit; aber alle Mängel werden reichlich aufgewogen durch das Feuer, den Adel und den heiligen Tyrannenhaß, welche die Verfasserin beseelen, und die auf jeder Seite des Buches den lebendigsten, tiefergreifendsten Ausdruck gefunden.

Frankreich.

Französische Romane.

Moderne Titel. — „Eine wahre Geschichte“

(Nach Pariser Korrespondenzen.)

„Die Zeit ist vorbei“, schreibt der Kritiker eines Pariser illustrirten Blattes, „da einzelne große Romane Epoche machten! Die Zeit ist vorbei, da die „Geheimnisse von Paris“ und der „Ewige Jude“ von Eugen Sue, da „Monte Christo“ und die „Mousquetaire“ von Alexander Dumas in Deutschland und England ebenso große Sensation erregten als in Frankreich.“

Aber auch die Literatur „aux camélias“ — seit dem Buche des jüngeren Dumas fast das ausschließliche Genre des modernen französischen Romans — durfte bald vollkommen erschöpft sein, denn schon jetzt gehört ein höchst pikanter Titel dazu, um ein solches Werk gangbar zu machen.

Man ist indeß um das Anfinden solcher Titel so wenig verlegen, daß ein Verzeichniß neuerer französischer Romane bald im höchsten Grade einem jener Kataloge — erotischer Literatur ähnlich sehen wird, wie hier allmonatlich von dem Scheiblerschen Antiquariat in Stuttgart ausgegeben werden.

Die Titel sind in der That meist so — „pikant“, daß ich Anstand nehme, hier eine Auswahl derselben zu geben; als Beispiel nenne ich das letzte Buch Roger's de Beauvoir. Es heißt: „Aventurières et Courtisanes“, — ein Titel, der gewiß die Bezeichnung „pikant“ verdient. Ohne näher auf den Inhalt dieser Skizzen einzugehen, bemerke ich nur, daß der Herr Verfasser in einer derselben: „Les Comtes de St. Germain“, die schätzenswerthe Mittheilung macht: der preußische Orden „pour le mérite“ stehe auf gleicher Stufe mit dem päpstlichen Orden „vom goldenen Sporn“ und mit der französischen Ehrenlegion u. s. w.

Allein nicht nur durch den Titel suchen die modernen Autoren ihren Romanen Anziehungskraft zu verschaffen, die Meisten beanspruchen auch noch das Recht, ihre Erzählung für Thatsachen, für — „eine wahre Geschichte“ — auszugeben.

Bei einem großen Theile der Lesewelt erhöht dies allerdings das Interesse, — man findet einen eigenthümlichen Reiz darin, sich nach dem Lesen eines Buches sagen zu können: „und alles das hat sich wirklich so zugetragen!“ — sich die handelnden Personen des Romans gleichsam mit Fingern zeigen zu können.

Die letzte literarische Erscheinung, die diesem Umstande zum Theil seine vogue verdankt, haben Sie in „Madame Gibbas“, von Paul Féval; ein Buch, das, wie ich höre, auch in Deutschland viele Leser gefunden hat.

Inwiefern diesem Werke wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen, behalte ich einer späteren Mittheilung vor, möchte aber heute in dieser Beziehung von einem anderen Roman sprechen, der ebenfalls dem deutschen Publikum nicht unbekannt ist. Ich meine: „Les filles de plâtre“, von Xavier de Montépin.

Bekanntlich ward dies Buch bald nach seinem Erscheinen in Paris konfiszirt. — Für Diejenigen, die es gelesen haben, ohne mit gewissen Pariser Verhältnissen vertraut zu sein, dürften die nachfolgenden Notizen (die ich der Pariser Korrespondenz eines belgischen Blattes entnehme) nicht ohne Interesse sein. Es heißt dort:

„Seit mehreren Tagen drängt sich eine schaulustige Menge vor das Hotel von Fräulein R., das bekanntlich verkauft werden soll; Jedermann möchte einen Blick in die häusliche Einrichtung und den großen Schauspielerin thun! Man zeigt dort neben anderen Sehenswürdigkeiten jene berühmte Guitarre, die Fräulein R. als Belohnung aus der Zeit bewahrt, da sie als armes Mädchen in den Straßen von Paris sang — sie, die später der schönste Stern der Comédie Française werden sollte. Daneben wird das Interesse des Publikums besonders von dem Portrait eines reizenden Kindes gefesselt, das man dort in mehrfacher Wiederholung sieht — als Oelbild, als Zeichnung, als Photographie u. s. w. Es ist das Bild des ältesten Sohnes von Fräulein R. Alle diese Portraits tragen als Unterschrift den Namen Stadan W. Der hübsche Knabe selbst befindet sich gegenwärtig im Hotel Seiner Excellenz des Grafen W....sky.“ P.

Mannigfaltiges.

— „Fabiola“ in Reusch's Uebersetzung. Wir haben unsern Lesern in diesen Blättern bereits einigemal der „Fabiola“, dieser christlichen Märtyrerin des vierten Jahrhunderts, gedacht, deren Leben der englische Kardinal Wiseman unter dem Titel: „Fabiola, or the Church of the Catacombs“, beschrieben. In England, wo dieses Erzählungswerk den ersten Band einer katholischen „Popular Library“ bildet, fand es vom Publikum, ohne Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses, so günstig aufgenommen worden, daß bereits mehrere Auflagen desselben erschienen sind. Die Darstellung gehört, nach dem Plane des Verfassers, einer Reihepolge von Erzählungen zur Geschichte der Kirche an, und zwar sollte diese Reihefolge vier Perioden umfassen: erstens „die Kirche der Katakomben“, zweitens „die Kirche der Basiliken“, drittens „die Kirche der Klöster“ und viertens „die Kirche der Schulen“. Der Kardinal übernahm es, die erste dieser Perioden selbst populärer Form zu bearbeiten, und die „Fabiola“ bildet gewissermaßen das Muster-Schema jenes geschickt entworfenen Planes. Sollten beiden fast gleichzeitig erschienenen deutschen Uebersetzungen: „Fabiola“, von Reichling und von Reusch, sich die des letzteren vom Verfasser selbst autorisirt und nach dem Wortlaute des im nationalen Vertrages vom 14. Juni 1855 die einzig rechtmäßige in Preußen. In Zeit von einem Jahre wurden drei Auflagen derselben Uebersetzung vergriffen, und soeben ist bereits die vierte Auflage erschienen.*) Diese deutsche Uebersetzung läßt in stylistischer Form kaum etwas zu wünschen übrig und hat sich daher mit Recht den Vorzug vor Seite des englischen Autors zu Theil gewordenen Vorzuges zu erfreuen. Kardinal Wiseman hat nämlich dem Herrn Reusch alle diejenigen Aenderungen und Verbesserungen, die er an der ersten englischen Auflage seines Buches vorgenommen, handschriftlich zugehen lassen.

Ein anderes Produkt dieser Aehrenlese auf dem Felde der katholischen Literatur Englands ist die von dem ehemaligen Oxforder Professor Dr. Newman, jetzigem Rektor der katholischen Universität zu Dublin, verfaßte „Kallista“. Eine deutsche Uebersetzung dieser Erzählung aus dem dritten Jahrhundert, vom Pfarrer G. Schandel besorgt, bildet ebenfalls einen Band (VII.) der bei Bachem in Köln erscheinenden Sammlung, und ist mit einem vom Historienmaler C. Clasen in Düsseldorf gezeichneten Titelbilde: Kallista vor der Richterstuhle der römischen Drumvirn, ausgestattet.

— Die französische Akademie. Seit ihrer Gründung durch Richelieu im Jahre 1634 zählte die Académie Française bis jetzt vierhundert und sechs Mitglieder, also durchschnittlich zehn für jeden der vierzig Sitze derselben. Am härtesten suchte der Tod den siebzehnten dieser Sitze heim, den jetzt Merimée inne hat und der bereits zum vierzehnten Male neu besetzt ist, während der fünfundreißigste der jetzt dem Philologen Patin gehört, nur halb so viele Besitzer, nämlich sieben, bisher hatte. Beständige Secretaire (Secrétaires perpétuels) hatte die Akademie nach Corrard, dem ersten Mitgliede, das dieses Amt im Jahre 1634 bekleidete, vierzehn, nämlich: Meyzeray 1675; Regnier Demarais 1683; André Dacier 1713; Hanteroche 1742; J. B. Mirabeau, ebenfalls noch 1742; Ducloz 1755; d'Alembert (Encyklopädie) 1772; Marmontel 1784; Suard 1803; Reynouard 1817; Auger 1826; Andrieux 1829; Arnoult 1833 und Villemain der es heute noch ist, 1834.

*) „Sammlung von klassischen Werken der neueren katholischen Literatur Englands“, in deutscher Uebersetzung. IV. Band. Fabiola, oder die Kirche der Katakomben. Von Sr. Eminenz Kardinal Wiseman. Mit Genehmigung Sr. Eminenz übersetzt von Lic. Reusch. Vierte Auflage. Köln, Johann Peter Bachem, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

Literatur des Z

№ 148. Berlin, Dien

Nord-Amerika.

Die letzten Wochen in den Vereinigten Staaten.*)

Die Präsidentenwahl-Agitation.

Immer hitziger sind in den letzten Wochen die Parteien durch- und gegen einander gefahren. Von früh bis in die Nacht hörte man Trommeln und Pfeifen oder rauschende Musik der heranziehenden Miliz-Compagnieen und Prozessionen, zuweilen auch Kanonenschüsse; mehr als Basserwasuche Gestalten trieben sich auf der Straße, trieben sich in den Versammlungen umher und lärmten gelegentlich. Abends wurden Feuer auf dem Pflaster angezündet, um welche die Straßenjugend schreiend umhersprang. Es war, um mich eines Ausdrucks zu bedienen, den Görres bei anderer Gelegenheit brauchte, ein Charivari, in dem sich die Gegensätze anheulten und anbellten. Heftiger Streit im Gespräch bis zu Thätlichkeiten oder gar, wie in Baltimore, bis zu Mord und Todtschlag. Versammlungen über Versammlungen wurden gehalten mit stundenlangen Reden; ellenlange Zeitungs-Artikel mochten zuweilen mehr verwirren als aufklären, und eine Fluth von Pamphleten ergoß sich über das Publikum; geistlose Karikaturen hingen an den Schaufenstern aus. Zu den widerwärtigsten Zügen dieses Treibens gehört die schmutzige Verleumdung nicht allein der Präsidentschafts-Kandidaten, sondern überhaupt der Männer, welche zur Wahl durch das allgemeine Stimmrecht hervortraten; indeß fand das Abgeschmackte tausendfältigen Wiederhall. Die protestantische Geistlichkeit der verschiedenen Parteien donnerte von den Kanzeln. Im Süden predigten sie mit Feuereifer für die Sklaverei oder schrieben gar, wie der Reverend Thornton Stringfellow zu Richmond in Virginien, Bücher, um aus der Bibel zu beweisen, daß die Sklaverei von Gott eingesetzt sei, während nördliche Geistliche Pech und Schwefel auf dieselbe herabbeschworen. Im Süden wurde eine förmliche Idolatrie mit der Sklaverei getrieben, nicht allein war sie das „eigenthümliche", das „göttliche Institut", sondern man wollte auch in ihrer ganzen unbegrenzten Ausdehnung die Rettung der Union und der republikanischen Freiheit erblicken, während sie im Norden das Ungeheuer war, das die Freiheit zu verschlingen drohe. Alles dieses ward mit jenem dem englischen Zuschnitt des Protestantismus eigenen altitestamentlichen Eifer vorgebracht, überfließend von Bibelstellen und Christenthum. Daneben kontrastirten die Freiheitsreden der unglaublich Deutschen von der neueren Emigration. Während die Majorität derselben in der republikanischen Partei einen neuen Aufschwung Amerika's, vielleicht der Menschheit sah, erblickte eine kleinere Zahl in der demokratischen Partei die Grundsäule der Republik und das Bollwerk gegen den Despotismus. Einverstanden waren Alle im Lagerbier, dessen Genuß unter den Deutsch-Amerikanern ein hauptsächlicher Bestandtheil der Freiheit ist, seit ihn die Temperenzler verhindern wollen. — Weniger geräuschvoll legte die katholische Geistlichkeit, legten besonders auch die Jesuiten in der Stille ihren Einfluß in die Wagschale der Demokratie. Sie konnten sich auf eine Armee von Irländern stützen, welche gewohnt sind, den Priestern blind zu gehorchen. Unter allen diesen Widersprüchen schien einem großen Theil der Menge das Bischen Verstand auszugehen, und sie schrie im wirren Chaos durcheinander. So that sich mit Knarren und Rumpeln, mit Stoßen und Krachen die Schwerfälligkeit der amerikanischen Staatsmaschine kund.

Indeß ist neben so vielem leeren Gewäsch, neben schlüpfriger und schmutziger Schreiberei doch auch in Rede und Schrift eine gute Summe Verstandvolles vorgebracht worden, und Manches darunter möchte für den Geschichtsschreiber beachtenswerth sein. Unter den gebildeten Amerikanern thaten sich Männer hervor, welche den Ernst der Situation nicht allein in seinem ganzen Umfange fühlten, sondern auch dieselbe ihren Landsleuten mit Geist und Wärme auseinandersetzten. Dagegen gaben die großen Volksmassen, nicht allein die pöbelhaften Haufen der

*) Geschrieben in New-York am 7. November 1856.

...n bestrafen, „weil die Franzosen in Moskau ein Asyl ... und Asche zu finden hofften"; über ...Michailowskji-Danilewskji als ... von dieser Kommission ge- ...beobachtet, die Anklage- ...denen brennbaren Stoffe ...s eigene Geständniß der ..., daß sie noch höherem ...ständniß der Angeklagten ...durch Nichts erwiesen. ...Polizeisoldaten: diese ...Brandes von Moskau

...hichte des Feldzuges ...wovon eine russische ...sagt geradezu, daß ...worden sei. „In ...gehalten, und in ...n Brandstiftern, ...Moskauer Polizei, ...so unerhörtes ...s zur Genüge ...fau erst nach ...s nicht schwer, ...

...Broschüre: ...dieser Ka- ...ibends des ...rt hatten ...setzt von ...t wurde. ...Moskau ...ihnen ...daren ...der ...chin ...ine ...r-

...Zwar ist ein ähnliches Treiben wie jetzt auch bei früheren Präsidentenwahlen vorgekommen, und ich habe dergleichen schon vor vier Jahren erlebt, allein die jetzige Konfusion, das jetzige Zerwürfniß unterscheidet sich doch merklich von solchen Aufregungen der Vergangenheit. Nicht allein ist die Sklavenfrage dergestalt in den Vordergrund getreten, daß andere dagegen nicht aufkommen können, sondern man hat auch ein anderes Bewußtsein von der Union und deren Bedeutung gewonnen. — Vor länger als sechs Jahren erzählte mir in Philadelphia ein alter Deutsch-Amerikaner die Vorgänge bei der Wahl Jackson's mit allen Intriguen, Bestechungen, Verleumdungen und anderen unerfreulichen Einzelheiten. Als ich darauf bemerkte, daß diese Erscheinungen doch eine tiefgreifende Depravation der Bevölkerung und des ganzen Wahlsystems an den Tag legten, erwiderte er: „Ja, das würde der Fall sein, wenn wir ein altes Volk wären; da wir aber ein junges Volk sind, hat das Alles nichts zu bedeuten." In derselben Weise sollte die angeblich Jugend des Volkes die unerhörte Summe schreiflicher Verbrechen und die Demoralisation in jeder Art von Verkehr entschuldigen, ungefähr wie man die böartigen Streiche eines ungezogenen Jungen zu bemänteln sucht. — Diese Zuversicht oder diese Illusion ist jetzt großentheils geschwunden, man ist sich bewußt geworden, daß die Vereinigten Staaten in eine ungewöhnliche Krisis getreten und daß dem amerikanischen Selfgovernment eine sehr ernste Probe bevorsteht. Ebenso fängt man nachgerade an zu bemerken, daß die in einem anderen Weltheile vor sich gehenden Ablösungen und alten Völkern dann doch verschieden sind von einem wahrhaft jungen Volke, das eben erst mit der Civilisation in Berührung kommt und, wie etwa die Germanen auf den Trümmern der griechisch-römischen Welt, wenn auch roh, barbarisch und verworren, doch mit frischer, origineller Kraft sich die höhere Bildung alter Völker anzueignen beginnt.

Die Staatswahlen in Pennsylvanien trübten in Mitte des Oktober die Aussichten der Republikaner und neigten die Wage auf die

Seite der Demokraten. Bekanntlich ist die Präsidentenwahl nicht direkt, sondern am ersten Dienstag nach dem ersten Montag im November (diesmal am 4.) werden Wahlmänner (Electoren) gewählt, welche später den Präsidenten wählen. Gleichwohl ist die Wahl im November die eigentliche Entscheidung, denn die Kandidaten zu der Function der Wahlmänner werden vorher von den Parteien bestimmt, und sobald sie gewählt sind, weiß man mit Gewißheit, für welchen Kandidaten zur Präsidentschaft sie sich entscheiden werden. Die Zahl dieser Wahlmänner ist in der ganzen Union 296. Davon wählen:

A. Freie Staaten: Kalifornien 4, Connecticut 6, Illinois 11, Indiana 13, Jowa 4, Maine 8, Massachussetts 13, Michigan 6, New-Hampshire 5, New-York 35, New-Jersey 7, Ohio 23, Pennsylvanien 27, Rhode-Island 4, Vermont 5, Wisconsin 5 — im Ganzen 176.

B. Sklavenstaaten: Alabama 9, Arkansas 4, Delaware 3, Florida 3, Georgia 10, Kentucky 12, Louisiana 6, Maryland 8, Missouri 9, Mississippi 7, Nord-Karolina 10, Süd-Karolina 8, Tennessee 12, Texas 4, Virginien 15 — im Ganzen 120.

Nun stand fest, daß die Sklavenstaaten in der Tendenz zur Ausbreitung der Sklaverei eine Einheit bildeten, wenn sich rücksichtlich der Präsidentschafts-Kandidaten auch Einige für Fillmore, Andere für Buchanan entschieden konnten, wogegen dieselbe Tendenz durch die ihr anhängende Demokratie auch in den freien Staaten einen sehr breiten Boden hatte, während die Tendenz gegen Ausbreitung der Sklaverei nur zum Theil durch die republikanische Partei in den freien Staaten ihre Streitkräfte fand. Nach den Wahrscheinlichkeits-Berechnungen, die näher anzuführen hier überflüssig wäre, wird ein großes Gewicht auf die Wahlstimmen von Pennsylvanien gelegt, und in den Staatswahlen wollte man einen ungefähren Maßstab für die Entscheidung in der Präsidentenwahl finden. Die Staatswahlen (Wahlen zu Staats- und städtischen Aemtern) werden in den verschiedenen Staaten der Union nicht zu derselben Zeit abgehalten, die von Pennsylvanien fielen auf den 14. Oktober, außerdem fielen in demselben Monat in den freien Staaten noch die von Ohio und Indiana. Nach dem 14. Oktober schwanken die Nachrichten aus Pennsylvanien einige Tage, endlich ergab sich aber ein Sieg der Demokraten. Wenn deren Majorität aber auch nur gering war, so hatten die Republikaner doch eine doppelte Niederlage in Pennsylvanien erlitten, denn sie verbanden sich dort mit den Fillmore-Knownothings, und diese Vereinigung ward doch geschlagen. Der moralische Eindruck dieses Resultates war nicht zu verkennen, und Manche unter den Republikanern wurden kleinmüthig; indeß kämpfte die Partei doch im Allgemeinen rüstig fort, denn ihre Sache war noch keineswegs entschieden verloren. Uebrigens siegten in den Staatswahlen von Ohio die Republikaner, in denen von Indiana die Demokraten.

In früheren Artikeln habe ich versucht, einzelne Erscheinungen zu schildern, wodurch sich die deutsche Bevölkerung im Laufe des Parteikampfes bemerklich machte. Ich will daher zwei sich gegenüberstehende Versammlungen der Deutschen und der ersten Hälfte des Oktober hier noch kurz erwähnen, die nicht ohne charakteristische Züge waren. Friedrich Hecker's Auftreten für die republikanische Partei habe ich anderwärts berührt. Anfangs Oktober traf er mit Friedrich Münch auf einer Rundreise aus dem Westen hier ein. Da er unter der neueren Emigration viele Anhänger zählt, so versprachen sich nicht Wenige von seiner Rede einen ganz besonderen Erfolg. Es ward daher das größte Lokal, das man bekommen konnte, die Academy of Music (das neue Opernhaus), zu einer Versammlung von außerordentlicher Andehnung auf den Abend des 7. Oktober für 300 Dollars gemiethet.

Der Anblick der Versammlung konnte viel versprechen. Kopf an Kopf war das geräumige und mit Luxus verzierte Theater von unten bis oben gefüllt. Die Zahl der Anwesenden läßt sich ziemlich annähernd schätzen. Nach Angabe des Architekten, der das Opernhaus gebaut hat, faßt dasselbe, wenn Alle sitzen, 4500 Menschen, da aber Viele standen, so schätzte er die versammelte Menge zwischen 7 und 8000; außerdem konnten Viele keinen Platz finden, so daß also der Zudrang sehr groß war. Jedenfalls war es die größte und glänzendste Versammlung, welche die Deutschen jemals hier gehalten haben, größer als die im Tabernacle am 21. August, aber von anderem Charakter. Man überging die in Amerika gebräuchlichen Formalitäten, es wurden keine Beschlüsse verlesen, auch ward kein Präsident in der Versammlung und wurden Vice-Präsidenten überhaupt nicht ernannt, sondern Herr Kapp präsidirte als Präsident des deutsch-republikanischen Central-Comités, denn die Versammlung hatte vorzüglich den Zweck, Friedrich Hecker zu hören. Ein ziemlich geräumiger Platz vor dem Vorhang ward als Tribüne benutzt, wo sich, außer den Rednern, eine beträchtliche Anzahl Leute einfanden, darunter, wie es schien, verschiedene, welche nicht dahin gehörten; auch erschienen dort mehrere angesehene Amerikaner der republikanischen Partei. Herr Kapp eröffnete die Versammlung mit einer gut vorgetragenen Ansprache, worauf Herr Gustav Struve als erster Redner auftrat. Seine Rede über die Frage: Was ist die Politik der Sklavenhalter und was ist Politik der Republikaner? war wohl geordnet und gesprochen, schon nicht frei von Phrasen. Sie machte auch, wie man später merken konnte, unter den drei Reden des Abends den geringsten Eindruck, obgleich sie von Beifall begleitet und nach dem Schluß stürmisch applaudirt ward. Dies ist aber kein zuverlässiger Maßstab des Eindrucks, denn Beifall ist in dergleichen Versammlungen wohlfeil.

Hierauf folgte Herr Friedrich Münch, der in Deutschland wenig bekannt sein wird. Er ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann, älteren Emigration, kam vor länger als 22 Jahren nach Amerika, lebt als Farmer in Missouri. Als seltene Ausnahme hat er in dieser langen Dauer eines den Einflüssen der höheren Geistesbildung so abgewandten Lebens eine ungewöhnliche Frische und Empfänglichkeit für die Geistesrichtungen der Zeit bewahrt. Unter dem Namen „Der West hat er in verschiedenen deutsch-amerikanischen Blättern gediegene Artikel und Korrespondenzen publizirt. Herr Münch gehört ursprünglich zu jenen älteren deutschen Idealisten, welche in den Institutionen der Vereinigten Staaten den Weg zu einer höheren Entwicklung der Menschheit erblickten. Man mag nun diese Ansicht theilen oder nicht, so kommt es hier doch darauf an, mit Absehen von allem Andern wert, den wesentlichen Gehalt des Menschen zu erkennen, und offenbarte sich in Herrn Münch's Rede auf eine edle und einnehmende Weise. Mit Klarheit setzte er die Fragen des Tages auseinander, und verstärkte die Darstellung durch das Gewicht seiner langjährigen Erfahrung; mit Energie und Wärme zeigte er auf die Tendenz der republikanischen Partei als ein Mittel der Erhebung aus der jetzigen heillosen Konfusion. Herrn Münch's Rede ärndtete nicht allgemeinen Beifall, sondern ließ auch, wie sich aus den Gesprächen der folgenden Tage schließen ließ, einen nachhaltigen Eindruck zurück.

Nach Herrn Münch trat Herr Hecker auf; mit stürmischen, mit endlosem Hüteschwenken ward er begrüßt. Er hielt mit Leichtigkeit und ungeschwächter Kraft anderthalb Stunden hindurch einen rauschenden Applaus begleitete Rede. Gleichwohl ließ sich die Aeußerungen nach der Versammlung nicht verkennen, daß er die gehegten Erwartungen nicht befriedigt hatte. Noch in derselben Nacht sprachen seine Anhänger etwas Kleinlaut über ihn und freuten sich seine Gegner. In der zweiten Hälfte dieser langen Rede war zwar manche beachtenswerthe Erläuterungen und vortheilhafte zusammengestellte Thatsachen gegeben, allein sie erhob sich im Ganzen über das Niveau der niederen populären Beredsamkeit und auch der Gemeinheit Konzessionen, z. B., indem Herr Hecker auf Herrn Buchanan als alten Junggesellen loszog, ein unter der republikanischen Partei abgedrochener Angriff auf den Präsidentschafts-Kandidaten der Demokraten. Ferner gab der Redner in Anwürfen und Gegenden seinem Vortrag einen burschikosen Charakter, z. B. durch hastiges Aufschlagen auf den vor ihm stehenden Tisch, durch nachlässiges Hinstrecken, z. B.: „So wurde das Missouri-Kompromiß abgemacht.

Eine Anzahl der Anwesenden wollte sich durchaus nicht überzeugen lassen, daß Hecker leibhaftig vor ihnen stehe. So stritt ein Mann in meiner Nähe in der zweiten Hälfte der Rede: „Schluß! Schluß!“ ein Anderer schlug ihn auf den Hut mit den Worten: „Es ist ja Hecker.“ „„Sie werden mir doch nicht sagen, wer der Hecker ist!“ erwiderte der Erstere, „„der hat ja einen ganz anderen Bart.““ Herr Hecker trug die Tracht eines amerikanischen Gentleman, einen kurzen Bart, es scheint aber, daß ein Theil der Anwesenden ihn lieber mit Heckerhut und Wasserstiefeln gesehen hätte. — Ich darauf hörte ich einen Anderen in meiner Nähe sagen: „Wer ist der Kerl nur aufhörte, damit der Hecker daran käme!“ und endlich eine ganze Menge: „Schluß! Schluß! Hecker heraus! Hecker heraus!“ — Nicht Wenige scheinen in dem Glauben sorgegangen zu sein, daß gar nicht gehört zu haben. Nach der Versammlung hörte ich auf der Straße einen Mann in südwestlicher Mundart sagen: „Das ist Niemand weiß machen, daß das der Hecker gewesen wäre!“ und ein junger Arzt soll noch am folgenden Morgen der Meinung gewesen sein, nicht Hecker, sondern einen gewissen Herrn Dorotheimer gehört zu haben, der allerdings ebenfalls als Redner angekündigt war, aber nicht auftrat. Der Vorsitzende schloß mit kurzen Worten die Versammlung, nachdem Herr Hecker seine Rede beendigt hatte.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Wer hat Moskau verbrannt?

Die noch immer streitige Frage, ob der Brand von Moskau den Franzosen oder den Russen selbst zuzuschreiben sei, ist von dem russischen Staatsrath Iwan Liprandi in einer von ihm herausgegebenen Schrift über den Feldzug von 1812 von neuem erörtert worden.*)

*) Нѣкоторыя замѣчанія о дѣйствительныхъ причинахъ гибели наполеоновыхъ полчищъ въ 1812 г. соч. И. П. Липранди. St. Petersburg 1855.

errn Lipranbi, ein älterer Bruder des bekannten Generals, war im Jahre 1812 als Ober-Quartiermeister beim Dochturowschen Corps angestellt und hatte daher Gelegenheit, die Ereignisse in nächster Nähe zu beobachten. Er wendet sich vorzüglich gegen die Darstellung Michailowskji-Danilewskji's, dem er Unzuverlässigkeit und Mangel an Kritik vorwirft (die ihm bekanntlich auch von deutscher Seite vorgeworfen werden).

„Dieser Historiker", sagt er, „schreibt den Brand von Moskau zwecklosend bald den Franzosen, bald dem Patriotismus der Moskoviter zu, indem er vor Allem beweisen will, daß unsere Regierung keinen Antheil daran hatte, und sie gleichsam vor dem Auslande zu rechtfertigen sucht, das die Zerstörung Moskau's dem Grafen Rostopschin zuschreibt. Die von ihm beigebrachten Beweise sind aber nicht klein schwach, sondern widersprechen sich auch unter einander."

„Um die Hauptstadt des Reiches in Brand zu stecken", schreibt Michailowskji-Danilewskji, „hätte der Gouverneur von Moskau einen kaiserlichen Befehl haben müssen. Ein solcher Befehl wurde nicht gegeben." Aber, bemerkt Herr Lipranbi, der Kaiser hatte auch nicht befohlen, daß man Moskau dem Feinde übergebe, und doch geschah es. Dergleichen Handlungen finden eben nicht auf Grund eines Befehls statt; sie werden durch die Umstände geboten. In den Berichten Rostopschin's an den Kaiser weist er in ziemlich deutlichen Worten auf seine Absicht hin, Moskau zu verbrennen, und giebt ganz unverhohlen seinen Verdruß über die Heimlichkeit Kutusow's zu verstehen, der ihn von dem Beschluß, die Stadt ohne Kampf zu räumen, nicht zu rechter Zeiten in Kenntniß setzte und ihn wahrscheinlich dadurch verhinderte, seinen Plan systematischer auszuführen. Das kaiserliche Manifest, das noch dem Einzuge der Franzosen in Moskau veröffentlicht wurde, enthält gleichfalls einige Ausdrücke, welche schließen lassen, daß man die Verbrennung der Hauptstadt keineswegs als etwas Außerordentliches und Unerwartetes betrachtete. Bei Aufzählung der von Rußland durch die Invasion der Franzosen erlittenen Drangsale, ihrer Erpressungen und Verwüstungen, wird mit keiner Silbe erwähnt, daß die Moskau verbrannt hätten, was man gewiß nicht unterlassen haben würde, um den Volkshaß noch mehr gegen sie aufzuwiegen. Es dicht vielmehr aus den Worten des Manifestes durch, daß ein solches Ereigniß vorhergesehen und willentlich vorbereitet wurde. „Moskau", heißt es, „hat die Feinde des Vaterlandes in seinen Mauern, allein der Feind wird in der Hauptstadt nicht allein nicht herrschen, sondern nicht einmal existiren können." Daß Kutusow um diesen Entschluß wußte, geht sogar aus der Erzählung Michailowskji-Danilewskji's hervor, derzufolge eine der Ursachen, die ihn davon abhielten, eine Schlacht auf der Poklonnaja-Gora, vor Moskau, zu liefern, die Befürchtung war, daß „im Fall einer Niederlage das in unserem Rücken in Brand gesteckte Moskau den sich zurückziehenden Truppen verderblich werden würde."

Es unterliegt mithin keinem Zweifel, daß man die feste Absicht hatte, Moskau nöthigenfalls zu verbrennen, und Rostopschin entschuldigt sich bei dem Kaiser nur deshalb, daß ihm zu wenig Zeit geblieben sei, die hierauf bezüglichen Maßregeln zu ergreifen. Welche Anstalten hat er aber nun wirklich getroffen? Michailowskji-Danilewskji berichtet selbst: „Als er um acht Uhr von dem Beschlusse Kutusow's, Moskau ohne Schlacht zu räumen, unterrichtet wurde, befahl Rostopschin, die Branntweinfässer zu zerschlagen, was während der ganzen Nacht und am folgenden Morgen stattfand. Die Wachen wurden eingezogen, die Militair- und Polizei-Kommando's entfernten sich, und Moskau röthete sich von dem Wiederschein der Bivouakfeuer." Was geht, fragt Lipranbi, aus dieser Erzählung hervor? Die Wachen und die Polizei werden noch vor dem Ausmarsch der Armee entfernt, und Rostopschin läßt die Branntweinfässer einschlagen. Wozu dieses Letztere? Ohne Zweifel, um den Pöbel zu erhitzen und ihn in eine Stimmung zu versetzen, die ihn geneigt machen würde, das von Rostopschin selbst gegebene Beispiel nachzuahmen. „Am 2. September, um fünf Uhr Morgens", schreibt Michailowskji-Danilewskji weiter, „benachrichtigte Rostopschin einen Polizei-Inspektor, sich nach den Weinmagazinen, dem Zollamt, dem Kommissariat und auf die noch nicht fortgeschafften Krons- und Privatbarken zu verfügen und, wenn der Feind einrücken würde, Alles mit Feuer zu vernichten." Daß der Branntwein die erwartete Wirkung auf den Pöbel hervorgebracht hatte, bemerkte Lipranbi selbst, als er mit der Kolonne des Generals Dochturow an einigen Kabaken vorbeiritt. „Das waren die Ursachen der ersten Feuersbrünste", schließt Michailowskji-Danilewskji, und läßt es demnach nicht zweifelhaft, wer der Urheber des Brandes gewesen sei. Einige Seiten weiter jedoch vergißt er seine eigenen Worte und legt diese Katastrophe den Franzosen und Napoleon selbst zur Last. „Um die Anklage der Brandstiftung von sich abzuwälzen", sagt er, „setzte Napoleon eine Militair-Kommission zur Aburtheilung von sechsundzwanzig Russen nieder, welche von den Franzosen zu Mordbrennern gestempelt wurden." Herr Lipranbi findet es ganz natürlich, daß man eine Kommission niedergesetzt habe, um der Feuersbrunst Einhalt zu thun und ihre Urheber zu bestrafen, „weil die Franzosen in Moskau ein Asyl und Unterhalt, nicht aber Rauch und Asche zu finden hofften"; über das Verfahren der Kommission, das von Michailowskji-Danilewskji als illegal bezeichnet wird, sagt er: „In dem von dieser Kommission gefällten Urtheil sind alle gesetzliche Formen beobachtet, die Anklagepunkte erbrterte die in großer Menge aufgefundenen brennbaren Stoffe als corpus delicti angeführt und endlich das eigene Geständniß der auf Brandstiftung Ertappten und ihre Aussage, daß sie nach höherem Befehl gehandelt, vorgelegt. Das das Geständniß der Angeklagten von den Franzosen erdichtet worden sei, ist durch Nichts erwiesen. Von sechsundzwanzig Angeklagten waren zehn Polizeisoldaten: diese Zahl ist für die Erkenntniß der Ursache des Brandes von Moskau gewiß nicht ohne Bedeutung."

Butarlin, der unter Alexander I. eine Geschichte des Feldzuges von 1812 in französischer Sprache herausgab, wovon eine russische Uebersetzung dem Kaiser Nikolaus gewidmet wurde, sagt geradezu, daß Moskau auf Anordnung der Regierung verbrannt worden sei. „In vielen Häusern wurden brennbare Materialien bereit gehalten, und in der Stadt zerstreute sich ein Haufe von gemietheten Brandstiftern, unter der Leitung einiger Offiziere der ehemaligen Moskauer Polizei, die verkleidet zurückgeblieben waren. Ein so großes, so unerhörtes Opfer, wie die Verbrennung der Hauptstadt, bewies zur Genüge die Festigkeit der russischen Regierung. Und da Moskau erst nach dem Einmarsch der Franzosen in Brand gerieth, so war es nicht schwer, das Volk zu überreden, daß der Feind es angesteckt habe."

Wenn nun Rostopschin in der von ihm veröffentlichten Broschüre: „La vérité sur l'incendie de Moscou" seinen Antheil an dieser Katastrophe in Abrede stellt, so geschah dies, nach der Meinung des Herrn Lipranbi, weil die Umstände sich unterdessen verändert hatten und das, was anfangs für einen Akt des Heroismus galt, jetzt von Vielen als eine unnütze und barbarische Frevelthat verdammt wurde. „Nachdem die Gefahr vorüber war und die Bewohner von Moskau zu den Brandstätten ihrer Häuser zurückkehrten, regte sich in ihnen ein Gefühl des Unwillens gegen die Urheber einer so furchtbaren Verwüstung, obgleich dieses Unglück durch die späteren Erfolge der russischen Waffen nicht zu thuner erkannt wurde. Daß Rostopschin vorzugsweise durch diesen letzteren Grund veranlaßt worden, seine Heldenthat zu verleugnen, wird durch die in seinen gesammelten Werken enthaltenen Briefe bestätigt."

Warum aber auch Michailowskji-Danilewskji den wahren Sachverhalt zu entstellen suchte, ist nicht recht klar, und Herr Lipranbi weiß daher kein haltbares Motiv anzugeben. Nicht unwahrscheinlich ist es indeß, daß bei dem Preß gegen die Franzosen und gegen Napoleon, von dem sein ganzes Werk überströmt und der sich oft in den maßlosesten Invektiven Luft macht, er es nicht über sich gewinnen konnte, ihnen einen Vorwurf zu ersparen, von dessen Grundlosigkeit er selbst, wie aus mehreren Stellen seines Werkes hervorgeht, am besten überzeugt sein mußte.

England.

Englische Protestation gegen die Wiener Erfindung des Natur-Selbstdruckes.

Der sogenannte „Natur-Selbstdruck", auf dessen Erfindung der Direktor der kaiserlichen Hof- und Staats-Buchdruckerei in Wien, Herr Regierungsrath Alois Auer, Anspruche macht, hat in England eine Streitschrift hervorgerufen, die aus der Feder des Herrn Henry Bradbury, Chefs der Londoner Buchhandlung und Buchdruckerei von Bradbury & Evans, geflossen ist.*) Derselbe führt das erste Datum dieser Erfindung bis auf das Jahr 1572 zurück, in welchem ein gewisser Alexis Pedemontanus (von Piemont) auch ein ins Deutsche übersetztes „Buch über die Kunst" herausgegeben, worin sich die ersten bekannten Anweisungen über den Abdruck von Pflanzen befinden sollen. Im Jahre 1650 wird in einem französischen Reisewerke eines Dänen gedacht, Namens Wilkenstein, der in derselben Kunst Unterricht ertheilte. Linus erzählt in seiner „Philosophia Botanica", auf Hoffel in Amerika dergleichen Abdrücke von Pflanzen genommen habe. Später, und zwar in der Zeit von 1728 bis 1757, erschient das von Kniphof in Erfurt herausgegebene, zwölf Bände umfassende „Herbarium vivum", in welchem sich zahlreiche Abbildungen von Pflanzen befinden, die auf keinem anderen Wege, als durch Abdruck der mit Druckerschwärze bestrichenen Pflanzen selbst, gewonnen waren; die Abdrücke wurden dann in allen Farben illuminirt. Der Kupferstecher Seligmann in Nürnberg publizirte im Jahre 1748 mehrere große Platten mit Abbildungen von Blättern, die auf ähnlichem Wege reproduzirt waren.

Noch mehrerer anderer Versuche wird demnächst in der englischen Schrift gedacht. Am meisten näherte sich jedoch dem gegenwärtigen

*) Nature Printing: its Origin and Objects. By Henry Bradbury.

Digitized by Google

Verfahren der dänische Goldschmied Peter Kyhl, der im Jahre 1833 eine „Beschreibung der Methode, flache Gegenstände der Natur und Kunst abzudrucken", herausgab und darin auch ausdrücklich anempfohl, die abzudruckenden Naturgegenstände zwischen weiche Bleiplatten zu legen und diese durch stählerne Walzen zu bearbeiten. In England streiten Dr. Branson in Sheffield und Herr A. J. Sturges um die Priorität der Erfindung des Naturdruckes, zu welchem sie sich die Matrizen zuerst durch Anwendung von Guttapercha und dann auf elektro-galvanischem Wege verschafften.

Letzterer hatte bereits im Januar 1852 ein Patent auf seine Erfindung gelöst, als in demselben Jahre in Wien die ersten Versuche gemacht wurden, Spitzen auf diesem mechanischen Wege abzudrucken. Dieses Experiment in der kaiserlichen Hof- und Staats-Buchdruckerei soll, nach der eigenen Angabe des Herrn Regierungsrathes Auer, zunächst auf einem Verfahren beruht haben, das man durch englische Abdrücke kennen gelernt hatte. Gleichwohl wurde für dieses Verfahren in Oesterreich auf den Namen von Andreas Worring, Faktor der genannten Offizin, ein Erfindungs-Patent ertheilt, bei welcher Gelegenheit Letzterer schriftlich erklärte, daß er das Problem, Matrizen auf elektro-galvanischem Wege zu erlangen, lediglich mit Hülfe der ihm von Herrn Auer ertheilten Instructionen gelöst habe. Herr Bradbury behauptet nun, die Experimente in Wien hätten in nichts Anderem bestanden, als zuerst in einer Nachahmung des Verfahrens von Dr. Branson in Sheffield, welcher Versuche in Guttapercha gemacht, und sodann in Anwendung der vor zwanzig Jahren von dem Dänen Peter Kyhl empfohlenen weichen Bleiplatten; doch sei es möglich, daß der Faktor Worring diese Empfehlung nicht gekannt, und daß man in Wien auf das lehrgedachte Mittel auch selbständig gekommen. Professor Haidinger in Wien habe sodann das mit Hülfe des bekannten elektro-galvanischen Prozesses vereinfachte Verfahren, das anfangs nur auf den Abdruck von Spitzen angewandt worden, auch für den von Pflanzen vorgeschlagen, und diese in verschiedenen Ländern, zu verschiedenen Zeiten und selbst in Wien von verschiedenen Personen zuerst in Anregung gebrachte Verfahrungsweise sei es nun, welche Herr Regierungsrath Auer für seine ausschließliche Erfindung ausgebe.

Wir haben hierdurch nur referiren wollen, was man in England gegen die Erfindung des sogenannten „Natur-Selbstdruckes" vorbringt, und müssen es natürlich Sachkennern und Fachmännern überlassen, zwischen den österreichischen Ansprüchen und den englischen Protestationen zu entscheiden.

Mannigfaltiges.

— Weibliche Hausgymnastik. Ein Büchlein, das sich, als Weihnachtsgeschenk für jüngere Damen, von selbst empfiehlt, ist die von dem Direktor der königlich sächsischen Turnlehrer-Bildungs-Anstalt in Dresden, Herrn Moritz Kloß, herausgegebene Anleitung zur Hausgymnastik für Mädchen und Frauen.*) Obwohl von der Verlagshandlung auch mit einem schönen rothen Einband und mit dem Bilde einer anmuthigen Turnerin in Goldbruck ausgestattet, gehört dieses Büchlein doch nicht zu der sogenannten „Buchbinder-Literatur", mit der die Schaufenster unserer Buchläden mehr und mehr dekorirt werden und die hinter einem sehr einladenden Aeußern einen erschreckend leeren Inhalt birgt. Hier sind wirklich Aeußeres und Inneres übereinstimmend ansprechend. In dem ersten Theile des Büchleins wird für die Gesundheit des Körpers und des Geistes die Nothwendigkeit einer weiblichen Bewegungslehre nachgewiesen und zugleich das Wesen und die Entwickelung dieser Lehre dargelegt, während in dem zweiten eine richtige und dem weiblichen Geschlechte angemessene Anwendung der gymnastischen Hülfsmittel gelehrt wird, wie sie, selbst unter beschränkten lokalverhältnissen, im Hause oder in einfachen Zimmern, Korridoren und Gärten, eine Quelle der Gesundheit und des Frohsinnes werden können. In dem sehr lesenswerthen Kapitel: „Die Gesundheit des weiblichen Geschlechts unter den Einflüssen von Erziehung und Sitte", sagt der Verfasser unter Anderem: „Das der despotischen Modeherrschaft unterworfene Weib lernt nur zu sehr und zu bald die Stimme der Natur in Bezug auf das physische Bedürfniß der täglichen Körperbewegung überhören, und seine vollkräftige Gesundheit ist daher fast ein Ideal, welches sich doch, bei den reichen und bildsamen Naturanlagen der Frauen, so leicht verwirklichen ließe. Die Pädagogik und die Diätetik kommen in der gemeinschaftlichen Aufgabe für Verwirklichung dieses Ideals zusammen, indem sie nicht blos dazu beitragen sollen, das Menschengeschlecht von verjährten Vorurtheilen zu befreien, sondern auch die Mittel anwenden zu lehren, die zur Verbesserung Erhaltung der Gesundheit der Einzelnen, wie der Gesammtheit [illegible] Wenn gegenwärtig fast aller Orten Institute für Heilgymnastik Orthopädie eröffnet werden und vollauf beschäftigt sind, [illegible] krüppelungen und Verkrümmungen des weiblichen Körpers [illegible] und künstlich durch gymnastische Uebungen zur natürlichen [illegible] zurückzubilden, so sind das sichere Zeichen von den Mängeln [illegible] weiblichen Erziehung, und es liegt dann der Gedanke sehr [illegible] durch die Gymnastik eine naturgemäße Entwickelung des [illegible] weiblichen Körpers zu unterstützen und dadurch ein in allen Organen und Kräften durchgebildetes weibliches Leben als die [illegible] der weiblichen Gesundheit und Schönheit herzustellen."

— Deutsche Wissenschaft in England. Es [illegible] merkt zu werden, daß die Londoner Literary Gazette (die jetzt den zweiten Titel „Journal of Archaeology, Science and Art") und die seit einigen Monaten aus ihrer früheren Lethargie erwacht ist, so daß sie nunmehr das Athenaeum, welches ihr früher [illegible] Abbruch gethan, wieder zu überflügeln droht) sehr ausführliche vollständige Berichte über die diesjährige Versammlung der [illegible] schen Naturforscher in Wien (German Association for the [illegible] vancement of Science), und zwar sowohl über die Plenar- [illegible] über die Sections-Sitzungen, gebracht hat. Wir kennen [illegible] sches Blatt, das ähnliche eingehende Berichte über die [illegible] Association bringt; es zeugen jene ausführlichen Mittheilungen [illegible] noch die in die November-Nummern der Literary Gazette [illegible] jedenfalls von einem großen, unter den englischen Gelehrten [illegible] breiteten Interesse für die deutsche Wissenschaft.

— Andersen's Historien. Wie viele Antipathien und [illegible] den letzten Jahren zwischen dem deutschen und dem dänischen Publikum geherrscht — hinsichtlich des Dichters Andersen begegnen sich Sympathieen Deutschlands und Dänemarks. Besonders von [illegible] kleineren Erzählungen, von seinem Mondbilderbuche, seinen [illegible] und seinen Historien erscheint haben, wie jenseits der Königs-Au [illegible] neue Auflage nach der anderen. Eben liegt uns wieder ein [illegible] niedliche Ausgabe in Sedez der „Gesammelten Historien" [illegible] Dreiunddreißig kleine Geschichten enthält diese neue Ausgabe, [illegible] die ältere (von 1853) deren nur neunzehn brachte. Die vierzehn hinzugekommenen Historien beginnen mit der Geschichte des [illegible] Schweines in Florenz, und endigen mit der Parabel vom [illegible] Perle", der Perle des Herzeleids, „welche in sich [illegible] der Pfyche birgt, die uns von hinnen tragen." — Kaum kann es weiservolleres kleines Geschenk als dieses Büchlein geben, und [illegible] wundern uns nur, daß Verfasser und Verleger es nicht auch mit [illegible] dernen Illustrationen ausgestattet haben, zu welchen der Inhalt reichen, malerischen Stoff darbieten würde.

— Verlagsrecht in Dänemark. Vor einiger Zeit [illegible] die Kinder des dänischen Dichters Oehlenschläger bei dem Prin des Innern in Kopenhagen um ein Privilegium für die Schri ihres Vaters eingekommen, wonach ihnen und ihren Rechtsnachfolg das ausschließliche Verlagsrecht derselben hundert Jahre lang zust sollte. Der Minister hat ihnen darauf erwiedert, daß er über die Gegenstand mit dem General-Anwalt konferirt und daß sich ergeb habe, es sei nicht nöthig, ihnen ein Privilegium zu ertheilen, und die in Dänemark geltenden Gesetze den Erben einer verstorbenen Schriftstellers ausschließlich das Recht ertheilen, diese Werke zu publiziren oder publiziren zu lassen, und daß dieses Recht von [illegible] beschränkter Dauer sei, gerade so, wie jedes andere Eigenthumsrecht. Es ist dies gewiß eine sehr naive, aber keinesfalls die richtige Auffassung des Rechtes an geistigem Eigenthum.

— Magnetische Einwirkung auf Pflanzen. In [illegible] kürzlich in England erschienenen Buche eines Franzosen über [illegible] schen Magnetismus und Somnambulismus**) wird Folgendes erzählt: „In St. Quentin hatten wir Gelegenheit, den Dr. Picard mit [illegible] sche Experimente mit allen Arten von Pflanzen machen zu [illegible] Dr. Picard besitzt in seinem Garten einen Aprikosenbaum, an welchem drei Aprikosen, um das Wachsthum derselben zu befördern, [illegible] tifirte. Das Experiment gelang vollkommen, indem diese drei [illegible] kosen so groß wurden wie Aepfel, während die übrigen kleinen [illegible] als Wallnüsse blieben."

*) „Weibliche Hausgymnastik." Eine leicht verständliche, im Haus und Zimmer ausführbare Selbstanweisung zu gesundheitsgemäßer, heilkräftiger Körperübung. Als Beitrag zur Gesundheitslehre für das weibliche Geschlecht aller Altersstufen bearbeitet von Moritz Kloß, Direktor ꝛc. Mit 27 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Musiktbeilage. Leipzig, J. J. Weber, 1856.

**) Gesammelte Historien, von H. C. Andersen. Einzige, vollständige Berfasser besorgte Ausgabe. Leipzig, L. Wiedemann.
**) Animal Magnetism and Somnambulism. By the Comte Adolphe Didier. London, Newby, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 16 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt in Leipzig portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Königlichen Postamt, Unter den Linden, Nr. 61), ferner von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 149. Berlin, Donnerstag den 11. Dezember 1856.

Schleswig.

Der Nationalitäten-Streit und die Danisirungs-Versuche im Herzogthum Schleswig.

Einen trefflichen Kommentar zu den vor kurzem in den Zeitungen veröffentlichten Noten in der deutsch-dänischen Frage über die Herzogthümer, besonders zu denjenigen des Freiherrn von Manteuffel vom Juni und 23. Oktober d. J., über die Verfassungs-Verhältnisse der Herzogthümer Holstein und Lauenburg — Noten, die jeder Deutsche wird mit Vergnügen gelesen hat — bilden die bereits vor einigen Monaten erschienenen, aber von uns noch nicht erwähnten „Schleswig-Holsteinischen Briefe", von Moritz Busch.*) Es ist nicht zu verwundern, daß, bei der großen Theilnahme, welche die Schleswig-Holsteinische Sache heute noch, wie vor zehn Jahren, in allen deutschen Herzen findet, das gedachte Buch in seiner ersten Auflage bereits vergriffen ist. Das Buch ist aber auch nicht blos mit einem Herzen voll warmen Mitgefühls, sondern auch mit einem ungewöhnlichen Talente der Beobachtung und der Darstellung geschrieben.

In ganz gleicher Weise, wie die politischen Verhältnisse des Königreichs der Niederlande zu dem Großherzogthum Luxemburg und zum deutschen Bunde, sind auch die des Königreichs Dänemark zu den Herzogthümern Holstein-Lauenburg und dem deutschen Bunde aufzufassen. Dänemark hatte früher auch versprochen, die deutschen Herzogthümer in dieser Weise zu behandeln, aber es hat seine dem deutschen Bunde ertheilten Zusagen — wie der Verfasser der „Schleswig-holsteinischen Briefe" nachweist — offenbar gebrochen, und so ist der Bund vollkommen berechtigt, für die Verfassungen der Herzogthümer thatsächlich in exekutivischer Weise einzuschreiten, während es keiner rechtdeutschen Macht zusteht, sich in diese rein innere Angelegenheit zu mischen.

Der Verfasser der „Briefe" sagt gegen den Schluß derselben, unter Hinweisung auf die kürzlich von Oesterreich und Preußen in der deutsch-dänischen Angelegenheit gethanen Schritte: „Wir dürfen somit hoffen, daß der weiteren Danisirung der Herzogthümer ein Ende gemacht, daß Einiges, was schon verloren gegangen, wiedererlangt werden wird. Ueber die Zukunft Schleswig-Holsteins aber und über die volle Wiedereinsetzung derselben in den vorigen Stand können wir noch sicherer sein. „„Keine Illusionen, aber auch keine Verzweiflung!"" ist der Wahlspruch unserer Stammgenossen im Lande geduldiger Unbeugsamkeit an der Eider. Er sei auch der unsere. Ein großes ist durch die letzten Ereignisse gewonnen: alle Parteien in Deutschland sind über das Recht Schleswig-Holsteins einig — selbst die, welche einst über den Sieg der Dänen bei Fredericia in lautes Jubelgeschrei ausbrach."

Inwiefern auch Schleswig in gleicher Weise, wie Holstein und Lauenburg, auf den Schutz des deutschen Bundes Anspruch hat, wagen wir nicht zu entscheiden, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß Schleswig, wenn es keine politische Selbständigkeit für sich vindiziren kann, den historisch überlieferten Verträgen nach, nur mit Holstein und nicht mit Dänemark vereinigt werden darf. Das Herzogthum Schleswig gehört, der bei weitem überwiegenden Mehrzahl seiner Einwohner nach, der deutschen Nationalität an, trotzdem, daß hier die Danisirung erst in neuerer Zeit ihre Thätigkeit begonnen hat. Jetzt wird selbe freilich in einer alles billige Maaß übersteigenden Weise ausgeübt. Es wird unsere Leser interessiren, was Herr Moritz Busch z Geschichte des Nationalitäten-Streites in diesem Herzogthume seinem zweiten Briefe) sagt:

„Die Volkssprache in Schleswig ist, wenn wir von Angeln absehen, stets eine dreisache gewesen: die plattdeutsche, die friesische und plattdänische. In dem südöstlichen Theile des Herzogthums von der Eider und Levins-Au bis an die Schlei, das Dannewerk und die Treene wohnten von je her Niedersachsen. Den Südwesten des Landes, von der Eider und Treene bis zur Widau bei Tondern, hatten die Friesen inne. Den Norden und die Mitte zwischen Angeln und Friesen bewohnten Jüten. In dieser Abgränzung des Sprachgebiets ist im Laufe der Zeit eine Aenderung eingetreten. Ein so totaler Umschwung ist jedoch nicht vorgekommen, wie er in einem großen Theile Deutschlands, z. B. Ostholstein, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg, stattgefunden hat, Gegenden, wo einst bekanntlich die wendische Sprache herrschte, während dort jetzt nur Deutsch gesprochen wird. Vielmehr beschränkt sich jene Veränderung in Schleswig darauf, daß in Folge naturgemäßer Entwickelung der Verhältnisse das friesische und das plattdänische Sprachgebiet etwas kleiner, das deutsche dagegen beträchtlich größer geworden ist.

„Das friesische Sprachgebiet hat nämlich im Süden wie im Norden an Umfang eingebüßt. Im Süden, vorzüglich in Eiderstedt, auf den Inseln Pelworm und Nordstrand, sowie im südlichen Theile des Amtes Husum, Gegenden mit einer Bewohnerzahl von circa zwanzigtausend Seelen, ist das Plattdeutsche an die Stelle des Friesischen getreten, während im Norden das Plattdänische einige Kirchspiele mit etwa viertausend Einwohnern erobert hat.

„Das ursprünglich plattdänische Sprachgebiet, welches sich solchergestalt im Nordwesten des Landes, wenngleich nicht bedeutend, erweitert hat, ist dagegen im Südosten sehr erheblich zurückgetreten, indem es, wie bemerkt, fast ganz Angeln mit seinen funfzigtausend Einwohnern und die unmittelbar hinter dem Dannewerk gelegenen Kirchspiele an die plattdeutsche Sprache verloren hat.

„Im Centrum des Herzogthums, zwischen den Städten Tondern, Husum und Flensburg, liegen ferner 20 bis 24 Kirchspiele mit einer Bevölkerung von circa 30,000 Seelen, wo dänisch und deutsch zugleich gesprochen wird, während die Kirchen- und Schulsprache von alter Zeit her bis auf die letzten Veränderungen die deutsche war. Während die Bewohner dieses Bezirks bilingues sind, bewegen sich die Friesen da, wo die friesische, die dänische und die deutsche Sprache zusammentreffen, mit Geläufigkeit in allen drei Idiomen.

„Die Gränze des deutschen und dänischen Gebiets wird, wenn man jene gemischten Distrikte und die Friesen zum ersteren rechnet, durch eine Linie bezeichnet, die vom Flensburger Meerbusen bis an die Mündung der Widau in die Nordsee unterhalb Tondern hinüberreicht. In Zahlen ausgedrückt, begriff 1851 das Gebiet mit deutscher Kirchen- und Schulsprache eine Bevölkerung von etwa 220,000, das mit dänischer eine Bevölkerung von ungefähr 130,000 und das, wo beide Sprachen in Kirche und Schule gebraucht wurden, circa 25,000 Seelen. Gegen 44,000 Schulkinder erhielten damals in deutscher, gegen 21,000 in dänischer Sprache den Unterricht. An den deutschen Schulen waren circa 700, an den dänischen nahe an 290 Lehrer angestellt. Die Gerichtssprache war bis 1838 im ganzen Herzogthum die deutsche, von da ab in den Strichen, wo die Kirche und Schule dänisch war, die dänische.

„Jahrhunderte lang bestanden solchergestalt die gedachten Idiome ohne wesentlichen Streit neben einander, und keine Klage von Seiten der plattdänisch redenden Bevölkerung ward darüber laut, daß das Hochdeutsche in den höheren Strömungen der geistigen Atmosphäre vorherrschend blieb. Einige Geistliche haben sich darüber beklagt, das Volk selbst faß niemals. Die einzige hierher bezügliche Thatsache, welche ängstliche Nachspürung hat auffinden können, ist der Versuch eines Hadersleb'ner Predigers, der um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Betreff des Gebrauchs, die Einsetzungsworte des Abendmahls sowohl in deutscher als in dänischer Sprache anzusprechen, zu Gunsten der ersteren eine Aenderung eintreten ließ und dabei von Seiten seiner Gemeinde Widerspruch fand. Daß die hochdeutsche Sprache schon seit länger als anderthalb Jahrhunderten der höhere Einigungspunkt für das gesammte Herzogthum Schleswig war, ist theils Folge seiner engen Verbindung mit Holstein in politischer, rechtlicher und sozialer Beziehung, theils das Ergebniß des mächtigen Einflusses, den schon früh die deutsche Wissenschaft und insonderheit die Reformation geübt hat, theils das Resultat der naturgemäßen Rich-

*) Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer, 1856.

lung des Verkehrs auf die beiden großen Hansestädte im Süden. Ja, bevor das Hochdeutsche eindrang, nahm das Plattdeutsche dieselbe hervorragende Stelle ein. Vor mehr als sechshundert Jahren ließ sich Tondern mit dem in diesem Idiom abgefaßten lübischen Rechte bewidmen, und bereits zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts wurden die ursprünglich im jütischen Dialekte geschriebenen Stadtrechte von Flensburg und Apenrade ins Plattdeutsche übersetzt.

„Den Inseldänen ist bei ihrem sehr reizbaren Nationalgefühl diese historische Entwickelung der Verhältnisse schon längst ein Verdruß gewesen. Die Kopenhagener Politik hat sich eingeredet, daß diese Verhältnisse künstlich geschaffen seien. Es ist bezeichnend, daß in unmittelbarer Verbindung mit den Vorgängen des Jahres 1721 die Idee auftauchte, das vermeintlich durch Ueberlistung verlorene Terrain für die dänische Sprache wieder zu gewinnen und so Schleswig fester an das Königreich zu knüpfen. Man wollte nach der eigenhändigen Erklärung Friedrich's IV. Schleswig nicht offen, sondern „pen a pen inkorporiren" und damit eine vielhunderljährige Geschichte ungeschehen machen. Variationen auf dieses in Dänemark traditionell gewordene Thema sind die Ansicht, daß die Friesen „ein verdorbenes Dänisch reden und sich eben so gut zu den Dänen als zu den Hochdeutschen halten können", die Meinung, daß die Angeln Zeit genug hätten, umzulernen, das vergessene Dänisch sich wieder anzueignen, und der Ausspruch eines bekannten Staatsmannes, es müsse „den Schleswigern auf den Rücken geschrieben werden, daß sie Dänen seien."

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die letzten Wochen in den Vereinigten Staaten.

Die Präsidentenwahl-Agitation.
(Schluß.)

So unverkennbar nun Hecker's Hervortreten im Westen den Republikanern Tausende von Stimmen gewann, so wäre es doch für seinen Ruf besser gewesen, wenn er nicht nach New-York gekommen, während Wenige zweifeln dürften, daß Friedrich Münch's Rede die beste an diesem Abend war und Münch die Erwartung übertraf. Die Selbstthätigkeit des Publikums dagegen hatte in der großen Versammlung vom 21. August mehr Ausdruck, wenn sich dieselbe auch nicht so glänzend ausnahm. — Abererseits soll nicht verkannt werden, daß das deutsch-amerikanische Publikum von New-York ein sehr gefährliches für Alle ist, die es unternehmen, vor ihm aufzutreten. Ohne die reiche Beimischung höherer Geistesbildung, welche europäische Hauptstädte auszeichnet, hat es doch die vielzüngige Dreistigkeit der Großstädter, mit einem starken Beisatz der souverainen Unwissenheit, die in Amerika zuhause ist. Es ist allerdings hier mehr Kritik als in anderen amerikanischen Städten, aber noch ungleich mehr Afterkritik. Hier kann man nicht sagen: Schuster bleib' bei deinem Leisten! denn der Schuster bleibt eben nicht bei seinem Leisten.

Wie ich in einem früheren Artikel erwähnte, hatten die deutschen Demokraten sich noch dem Styl der älteren Emigration in größeren Demonstrationen an die Amerikaner angeschlossen. Vielleicht angeregt durch das selbständigere Auftreten der republikanischen Deutschen, veranstalteten sie auf den Abend nach der Versammlung vom 7., also am 8. Oktober, eine selbständige deutsche Versammlung in Tammany-Hall, dem alten Hauptquartier der Demokratie. Es waren ebenfalls auswärtige Redner angekommen. Der Saal, worin die Versammlung gehalten ward, konnte mit den Lokalen, welche die deutschen Republikaner benutzt hatten, weder an Größe, noch an Glanz eine Vergleichung anhalten. Er mag nicht zwanzig Fuß Höhe erreichen und schwerlich über zweitausend Menschen fassen. Beim Anfang der Versammlung mochten zwischen ein- und zweitausend gegenwärtig sein. Dieselbe ward mit allen üblichen Formen eröffnet. Herr Kobbe, nassauischer General-Konsul, ward zum Präsidenten ernannt, daneben 26 Vice-Präsidenten, welche mit den Rednern auf der Tribüne Platz nahmen. Ein starkes Musikcorps spielte auf, an Sternenbannern, anderen Fahnen und Inschriften war kein Mangel. Nachdem Herr Kobbe mit einer Ansprache die Einleitung gemacht, ward eine Reihe von Beschlüssen vorgelesen und angenommen, die ich ihrer Ausdehnung wegen nicht mittheilen kann.

Als erster Redner trat Herr Christian Kridder von St. Louis auf und entwickelte ungewöhnliche Gewandtheit. Nicht allein setzte er die Tagesfragen und demokratischen Geschichtspunkt aus einander, sondern er erging sich auch in Widerlegung dessen, was am Abend vorher Hecker und Struve gesprochen, wozu er nur eine kurze Zeit zur Vorbereitung hatte. Obgleich man aber Herrn Kridder's Rede Fertigkeit und Inhalt nicht absprechen kann, so war sie doch von advokatischer Sophistik nicht frei. Er suchte den Gesichtspunkt zu verrücken und der Versammlung einzureden, es handle sich nicht sowohl um die Sklavenfrage, als um das Prinzip der Demokratie, verschmähte er nicht, Phrasen über die eingebildete Moth zu vorzubringen, die sonst wohl gebräuchlicher waren, als jetzt, z. B. Amerika ein Wort spricht, so muß Europa schweigen." (Ein Beifall.) Bei alledem kann man nicht verkennen, daß er sich als ein tüchtiger Parteiredner bewied, der sein Publikum und Eindruck hervorzubringen wußte. Daß seiner langen Rede schender Beifall folgte, brauche ich kaum zu erwähnen.

Noch ihm trat der Achtbare (Honourable) Herr Egly auf. Derselbe schien ebenfalls ein geübter Redner zu sein, machte seine Rede bei weitem den Eindruck nicht, als die seines Vorgängers. Dies kann aber keineswegs einen Maßstab zur Beurtheilt abgeben, denn die Versammlung konnte Herrn Egly's Rede theile nicht vernehmen, da er dieselbe unter erschwerenden Umständen halten mußte. Was nämlich der Versammlung im Saale und äußerem Glanz abging, suchten die Demokraten durch Straßionen auf der Straße zu ersetzen. Es zogen also, ich weiß nicht wie viele, Miliz-Compagnieen mit Trommeln und rauschender Musik umher. So oft nun dieselben an Tammany-Hall mit gro Lärm vorbei- oder herankamen, konnte man Herrn Egly's Rede schwer oder gar nicht vernehmen. Bald sollte im Saale selbst andere Störung entstehen. In einem großen, mit demselben einen breiten Durchgang verbundenen Zimmer hielt sich eine Anzahl jener schmutzigen, zerlumpten und zum Theil betrunkenen Straßenjungen auf, welche amerikanische Versammlungen zu Umzüge gemeiniglich verunzieren und deren frühreife und frech Gesichter man nur in Amerika sieht. Während nun der Achtbare sich abarbeitete, durch das Geräusch der außen lärmenden durchzudringen, formirte sich diese Brut unter Beistand halbwüchsiger Rowdies im Saale selbst zu einer Art von Prozession mit Parrenten, nämlich Laternen von baumwollenem Zeuge, die an Stangen getragen wurden. Mit fürchtem Lärm verließ diese den Saal und polterte die Treppe hinab. Mit ihm entfernten sich Zuhörer, deren Zahl überhaupt im Laufe der Versammlung dünner ward, so daß sie sich gegen das Ende hin großentheils laufen hatten.

Gleichzeitig fanden noch zwei deutsche demokratische Versammlungen im Park statt, die eine vor City-Hall, die andere vor der Court of Records, denen ich aber nicht beigewohnt habe. — Die Stimmen beider Parteien unter den Deutschen über die Demonstrationen der Gegner war in jenen Tagen einem raschen Wechsel unterworfen. Die Demokraten bezeichneten die republikanische Versammlung vom 7. Oktober als verfehlt, weil Hecker's Rede, die allerdings das Ziel bilden sollte, unter der Erwartung geblieben, dagegen glaubten die Republikaner eine Satisfaction darin zu finden, daß sich die demokratische Versammlung vom 8. weder an Zahl noch an Glanz der republikanischen vom 7. messen konnte.

Bevor ich zum Resultat der Wahl gelange, will ich Gelegenheit nehmen, eine Stelle meines Artikels vom 1. September zu ergänzen und zu berichtigen. Es ist dort unter den Tendenzen der republikanischen Partei die Wiederherstellung der 1854 aufgehobenen geographischen Gränze der Sklaverei von 36 Grad 30 Minuten nördlicher Breite aufgeführt. Dies steht allerdings nicht in der Plattform vom 18. Juni, und ähnliche Aeußerungen, wie meine oben bezogene Angabe, sind in mündlicher Diskussion hier oft bestritten worden. Ich konnte daher in Deutschland noch leichter zu Mißverständnissen Anlaß geben, obgleich durch eine andere Fassung wesentlich nicht viel gebessert wäre. Im Jahre 1820 ward durch das Missouri-Kompromiß die Sklaverei in den nördlich von 36 Grad 30 Min. gelegenen Territorien der Union für alle Staaten aufgenommenen Bundesgebieten) aufgehoben. Diese Gränzlinie ward zwar schon in den Kompromiß-Debatten von 1850 nicht mehr festgehalten, allein es ist nicht nöthig, daraus einzugehen, da die neuere mit immer steigender Bestimmtheit sich verbreitende Agitation der Sklavenfrage vorzüglich durch der im Jahre 1854 als Gesetz aufgestellten Nebraska-Bill und Hierburch ward jene geographische Gränzlinie vermittelst der Gesetzgebung aufgehoben, daß auch in den Territorien der Bevölkerung überlassen bleiben solle, die Sklaverei anzuschließen oder nicht. Nach dem bestehenden Verhältnissen war damit den Sklavenhaltern die Thür gegeben, aus jedem Territorium, das ihnen genehm sein würde, Sklavenstaat zu machen. Dies hat auch durch die Vorgänge in Kansas Territorium Kansas seine volle Bestätigung gefunden, denn die Bevölkerung dieses Territoriums hat sich, wie bereits bemerkt, durch Betrug und Gewalt, durch Betrug und Gewalt, durch Betrug und Gewal

Die Tendenz war: die weitere Ausbreitung der Sklaverei zu verhindern. In dem Programme wird dies so ausgedrückt, daß weder der Kongreß, noch eine Territorial-Gesetzgebung, noch irgend ein Individuum oder eine Verbindung von Individuen während des Bestehens der jetzigen Constitution die Befugniß haben solle, der Sklaverei gesetzliche Existenz in irgend einem Territorium der Vereinigten Staaten zu verleihen. Dem war die Behauptung beigefügt, daß die Constitution dem Kongreß souveraine Macht über die Territorien verleihe und in Ausübung derselben ihm das Recht zustehe und die Pflicht obliege, in den Territorien jene beiden Ueberreste der Barbarei, Polygamie und Sklaverei, zu verbieten. (That we deny the authority of Congress, of a territorial legislature, of any individual or association of individuals, to give legal existence to slavery in any territory of the United States while the present Constitution shall be maintained — That the Constitution confers upon Congress sovereign power over the territories — — and that in the exercise of this power it is both the right and the duty of Congress to prohibit in the territories those twin relics of barbarism — polygamy and slavery) — Polygamie bezieht sich auf die Mormonen. — Um die Umrisse der Parteien möglichst kurz, und doch bestimmter, als in allgemeinen Redensarten zu geben, habe ich die Tendenz zur Herstellung der mehrerwähnten geographischen Gränze ausgenommen. Es kam auf den Kern der Sache an. Wenn man von den vorsichtigen Ausdrücken der Platform absieht, ist das Streben nach Herstellung jener Gränzlinie der Sklaverei nach wie vor der republikanischen Partei eigen geblieben und von deren leitenden Organen mehr als einmal ausgesprochen worden. „Wer für Buchanan oder Fillmore stimmt, stimmt dafür, daß die Missouri-Beschränkung (the Missouri-Restriction) nicht hergestellt werden soll", sagt der New-Yorker Tribune in seiner Nummer vom 23. Oktober. Ferner bemerkt dasselbe Blatt in der Nummer vom 13. Oktober, indem ein Brief des Herrn Fillmore kommentirt wird: „Angenommen, es sei wahr, wie Herr Fillmore behauptet, daß die Missourilinie nicht direkt könne hergestellt werden — was dann? Wir sagen, der wesentliche Zweck mag durch Zulassung von Kansas als Staat unter seiner jetzigen (zu Topeka entworfenen) freien Verfassung erreicht werden. Dies sichert Kansas der freien Arbeit und schützt Nebraska kräftig gegen Einführung der Sklaverei."

Scheint nun in der Platform die Tendenz der Partei über das Missouri-Kompromiß hinauszugreifen, so hält sie sich in der zuerst angeführten Stelle wieder an diese Gränzlinie, und nach der zweiten Stelle ist man vorläufig mit Wenigerem zufrieden; immer aber bleibt vor der Hand jene Gränzlinie der geographische und historische Anhalt.

Dem gegenüber haben sich die Organe der Sklavenhalter immer unumwundener für Verbreitung der Sklaverei, wenn's sein könnte über die ganze Welt, und Wiedereröffnung des afrikanischen Sklavenhandels ausgesprochen. Daß Walker die Wiederherstellung der Sklaverei in Nicaragua dementirt hat, wird in Deutschland bekannt sein. Das „New-Orleans-Delta" schrieb kürzlich: Es gebe noch eine Maßregel, vor der vielleicht einige alte Schwachköpfe zurückschaudern würden. „Nichtsbedeutweniger (heißt es weiter) wollen wir sie bezeichnen und hiermit erklären, daß wir nicht allein die jetzt freien Territorien in Sklaven-Territorien zu verwandeln, sowie Behufs Ausdehnung der Sklaverei neues Land zu acquiriren trachten — solches wie Cuba, das nordöstliche Mexiko u. s. w. — sondern daß wir auch den afrikanischen Sklavenhandel wieder eröffnen wollen." — Ebenso predigt The Charleston Standard ganz offen die Wiedereinführung des afrikanischen Sklavenhandels; beides gewichtige Blätter in den Sklavenstaaten.

* * *

Am 4. November war mildes Wetter, früh Nebel, Nachmittags und Abends etwas Regen, ähnlich wie bei der Wahl vor vier Jahren. Der Tag hatte gewissermaßen dadurch einen feierlichen Anfang, daß man die Bärenmusik der Miliz-Compagnieen und Umzüge nicht mehr hörte. Von früh an sah man viele Männer auf der Straße, welche gingen, ihre Stimmen abzugeben; ein nicht unerfreulicher Anblick, denn Vielen sah man es an, daß es ihnen Ernst um die Sache war, welche sie vertreten wollten. Bald fing aber das Gesindel der Rowdies und Straßenjungen an, Unfug an den Wahlstellen zu treiben, und es fielen im Laufe des Tages mehr Unordnungen vor, als 1852; indeß nach amerikanischem Style kaum der Rede werth, während in Baltimore Menschen getödtet und verwundet wurden. In New-York waren die Wahlen noch dadurch mehr verwickelt, daß zugleich sehr unpassend die Staatswahlen stattfanden. (Im Staate New-York siegten die Republikaner, in der Stadt die Demokraten.) Abends brannten allenthalben Feuer auf den Straßen, und bis in die Nacht hinein hörte man den Lärm der Rowdies und Jungen, sowie Kanonenschüsse der Demokraten wegen des ihnen günstigen Resultates in der Stadt.

In der Hauptsache, in der Präsidentenwahl, hatte man schon am 5. kaum einen Zweifel, daß die demokratische Partei in der Union den Sieg davongetragen und Herr Buchanan als nächster Präsident zu bezeichnen sei. Noch sind nicht alle Berichte vollständig eingegangen, indeß hat Herr Buchanan ungefähr in folgenden Staaten eine Majorität bekommen. (Die beigefügten Zahlen bezeichnen die Elektoralstimmen.) — Indiana 13, New-Jersey 7, Pennsylvanien 27, Alabama 9, Arkansas 4, Delaware 3, Florida 3, Georgia 10, Kentucky 12, Louisiana 6, Mississippi 7, Missouri 9, Nord-Karolina 10, Süd-Karolina 8, Tennessee 12, Texas 4, Virginien 15, — im Ganzen 159.

Herrn Fremont wird die Majorität in folgenden Staaten zu Theil: Connecticut 6, Illinois 11, Iowa 4, Maine 8, Massachusetts 13, Michigan 6, New-Hampshire 5, New-York 35, Ohio 23, Rhode-Island 4, Vermont 5, Wisconsin 5, — im Ganzen 125.

Für Herrn Fillmore hat sich nur in Maryland (8 Elektoralstimmen) eine Majorität ergeben.

Jedenfalls hat sich die Minorität der Republikaner als eine sehr zu beachtende ausgewiesen, und die Demokraten haben in den letzten vier Jahren offenbar an Boden verloren. Im Jahre 1852 war nämlich die Majorität des Herrn Pierce 212, während Herr Buchanan, selbst wenn er Kalifornien (mit 4 Stimmen), woher die Nachrichten noch nicht eingegangen sind, gewinnen sollte, nur 163 Elektoralstimmen erlangen würde.

Am ersten Mittwoch im Dezember versammeln sich nun die Elektoren und wählen den Präsidenten. Alex. Boehme.

England.

Etwas über Thiersprache und Menschensprache.

Von Th. Taylor Meadows.*)

Erfahrungen, die ich an Hunden gemacht, haben mich zu dem Schlusse geführt, daß wir auf die angeborene Lautsprache der Thiere wenig oder gar keine Aufmerksamkeit verwenden. Wir bedienen uns einer Zeichensprache und lehren das Thier unsere menschliche Sprache in einer gewissen Ausdehnung verstehen; aber wir bemühen uns nicht, sein eigenes Idiom systematisch kennen zu lernen, obgleich dieses das vornehmste Mittel ist, wodurch sie und ihre Gefühle zu verstehen geben.

Meine Beobachtungen sind nicht genau und umfassend genug gewesen, als daß ich mit Ueberzeugung behaupten könnte, das Thier — insonderheit der Hund — verstehe nicht Konsonanten; allein ich habe Gründe, zu glauben, daß dies wirklich der Fall.

Der Hund selbst nähert sich konsonantischen Lauten am meisten in jenem Geknurre, womit er Kampflust, Drohung oder Warnung kundgiebt; da hören wir etwas dem r Aehnliches; ferner in seinem Ausdruck der Ueberraschung oder erwachten Aufmerksamkeit: wuh, welcher den weichen Konsonanten w enthält. Mir scheint aber, als ob in Anrufen, die Jäger, Hirten u. s. w. an ihre Hunde richten, Letztere nur durch den vokalischen Theil geleitet würden und die Articulation für sie verloren ginge.**) Wäre es für mich eine Sache von Wichtigkeit, so würde ich ein Vokabular für Hunde-Besitzer entwerfen, das hauptsächlich aus den einfachen Vokalen und den weichen Konsonanten h, w, m, l bestände.***) Würden die genannten Elementarlaute durch Leute, welche die Hundesprache selbst studirt hätten, systematisch kombinirt, so ergäbe sich gewiß ein Vokabular, das den Herren der Hunde die Aufführung ihrer Befehle viel besser verbürgte und den armen Thieren viele Prügel ersparte. Ein gehorsamer und wohlgearteter Hund, den Euer „Komm herein, Bieb!" oder „Lege Dich, (couche Dich) Bestie!" nur flüchtig macht, würde, wie ich aus Erfahrung weiß, auf einen deutlichen und etwas gedehnten Ruf, wie ah oder ih, das Verlangte thun; und gewöhnte man ihn, an gewisse zweisylbige Ausdrücke mit reinen und hellen Vokalen, wie etwa wumah, ilu u. dgl., bestimmte Begriffe zu festigen, so würde viel Gestikuliren, viel Zank und Drohung überflüssig. Was aber die eigene Sprache der Hunde betrifft, so habe ich gefunden, daß es nicht blos möglich, sie zu verstehen, sondern auch in gewisser Ausdehnung davon Gebrauch zu machen. . . . .

Die besten Sprachen — ich spreche jetzt von menschlichen — sind als Mittel zum Ausdruck der Gedanken oder Gefühle außerordentlich unvollkommen.

Der große deutsche Sprachforscher Grimm hat (in einer akademischen Abhandlung) das Englische für die beste Sprache erklärt, d. h. für das beste Medium zu klarer und bestimmter Mittheilung des Gedankens. Dagegen scheinen einige unserer ersten (englischen)

*) Aus seinen Miscellaneous Illustrations", einer Zugabe zu dem Werke „The Chinese and their Rebellions".

**) Sollte das immer so wohl verstandene Ja, Je! oder ps, ms, ms! nur darum dem Hunde Ohr nicht eingehen, weil ein halbes t darin steckt, und thut die schneidende Schärfe des Konsonanten S hier nicht Alles, was man verlangt?!

***) Also aus Konsonanten, die wir Menschen selbst in einer gewissen Entfernung kaum verstehen? Und warum denkt der Verfasser nicht an G und Sch, vielleicht die einzigen konsonantischen Elemente, die in ein Hunde-Ohr sicheren Zugang haben?

Logiker dem Deutschen die Palme zuerkennen zu wollen. Weder Engländer noch Deutsche halten das Französische für die beste Sprache, aber viele Franzosen sind dieser Meinung.*) Ich meinestheils habe seit siebzehn Jahren beständig in diesen Sprachen und über sie gelesen, geschrieben, nachgedacht, bezüglichen über das Chinesische, die absonderlichste, die anscheinend älteste und in diesem Augenblick die am meisten (von den meisten Individuen) gesprochene unter allen. Die Schlußfolgerung aber, zu welcher alle meine linguistischen Studien geführt haben, ist keine andere als folgende: „Niemand kann, sei es in welcher Sprache es wolle, seine Gedanken ganz genau ausdrücken, besonders wenn er über konkrete Begriffe hinausgeht. Wenn der genaueste Sprecher (oder Schreiber) auch sein Bestes gethan hat, um sich verständlich auszudrücken, so wird doch sicherlich jeder Hörer (oder Leser), weit entfernt, das, was im Geiste des Sprechers (Schreibers) steckt, vollkommen zu erfassen, den Worten, in die es gekleidet ist, eine verschiedene Auslegung geben. Ist nun der Gegenstand vollends ganz abstrakt, so versteht gewiß ein Theil der Hörer das gerade Gegentheil von dem, was gesagt sein soll."

Diese Unvollkommenheit der Sprache beschränkt nothwendigerweise das Wirken der geistigen Vermögen. Ein langer Wortstreit über gewisse abstruse Punkte kommt mir so vor, als wollte man mit einem Beile ein Haar spalten. „Da! es ist mir gelungen", ruft bald der Eine, bald der Andere, nachdem er so lange hingestiert und probirt hat, bis seine Sehkraft so weit geschwächt ist, daß er doppelt sieht. „Ich hab's gespalten — und hier ist das Beil", fügt er hinzu, indem er vor seinem bestürzten Gegner irgend ein System schreckhaft seltsamer Nomenklatur aufpflanzt. Der Andere betrachtet das Ruhepolster vorsichtig und antwortet: „Aha! dies ist das Beil! aber — entschuldigt gütigst — soweit ich sehen kann, ist das Haar noch ungespalten."

Ich brauche mich wohl kaum gegen die Beschuldigung zu verwahren, als ob ich so thöricht wäre, philosophische Forschung und Diskussion überhaupt zu verspotten; denn ohne sie kann ein civilisirtes Gemeinwesen weder begründet werden, noch Fortschritte machen. Ein Raisonnement gleicht aber einer Kette, deren Glieder mittelst Klammern zusammenhängen: die Schlußfolgerungen in der Kette sind die Glieder, und die vom einen zum anderen Gliede führenden Beweise die Klammern. Je länger nun die Kette ist, desto mehr Chancen von Schwäche ob schlechter Klammern oder schlechten Gebrauches derselben müssen sich ergeben; daher bei sonstiger Uebereinstimmung ihrer Eigenschaften solche Ketten, die aus den wenigsten Gliedern bestehen, immer die zuverlässigsten sind. Die beste rein geistige Operation eines Individuums ist, wenn sie sich sehr in die Länge dehnt, nicht unbedingt verlässlich. Wie kann der Mensch verhoffen, daß irgend ein Versuch, diese Operationen in so erschrecklich unvollkommenen Ausdrucksmitteln, wie jede Sprache sie uns bietet, darzulegen, als maßgebend angenommen werden dürfte, zumal in Fällen, wo die Schlußfolgerungen mit dem unmittelbar ursprünglichen Bewußtsein des Menschen in geraden Widerspruch kommen?

Wie unvollkommen aber die menschliche Sprache auch sei, so steht doch thatsächlich fest, daß sie vornehmstes Mittel ist, wodurch die Wirksamkeit (the efficient action) der sittlichen und geistigen Agentien in der bedeutsamen und unbelebten Natur ausgedehnt und erhalten wird. Bei Gleichheit im Uebrigen ist diejenige Nation unzweifelhaft die civilisirteste, welche die beste, d. h. ausdrucksreichste Sprache besitzt.

Gegenwärtig geht im westlichen Europa und in den von westlichen Europäern gegründeten Kolonieen eine Assimilirung, nicht nur der Sitten, sondern auch der Sprachen vor sich. Mit anderen Worten, jene Universalsprache, die gewisse selbständige Denker, uneingedenk der Thatsache, daß die Sprache etwas Naturwüchsiges sei, zu erfinden versuchten, schafft sich jetzt von selber in unserem Mund und Ohre. Das Englische wird nicht allgemeine Aufnahme finden; aber nur Englisch, nicht Französisch, Deutsch, Spanisch oder Italiänisch, wird die Basis und das vornehmste Element der künftigen Universalsprache sein im westlichen Europa, in Amerika, Afrika, Australien und Polynesien. Wie sich's im nordöstlichen Europa und in Asien gestalten dürfte, das kann man nicht einmal ahnen.

Das Englische wird die angedeutete Stelle einnehmen: erstens, weil es die politische Bestimmung hat, Sprache des ganzen Festlandes von Nord-Amerika, von Süd-Afrika, Australien und Polynesien zu werden; zweitens, weil überall in Europa, wo die Völker nach freien Staats-Einrichtungen verlangen oder sie annehmen, Englands politische Literatur studirt und seine politische Sprache theilweise angenommen wird; drittens, weil die vielen ausgezeichneten Naturforscher des britischen Reiches ihr einen gleichen Platz in der Wissenschaft anweisen; endlich, weil seine unvergleichliche „leichte Literatur" [illegible] lische Phrasen und Wendungen der Jugend aller gebildeten Stä[illegible] von Palermo bis Stockholm und vom Tajo bis zur Weichsel [illegible] Während aber dieser Prozeß vorwärts geht, borgt das Englische [illegible] nerseits (wie es immer gethan) viele Wörter aus dem [illegible]sischen und in den letzten Jahren hat deutsche Poesie, mehr [illegible] Philosophie und Geschichte, einen mobifizirenden Einfluß [illegible] Muttersprache zu üben angefangen.

*) Leider auch nur zu viele Deutsche.

Mannigfaltiges.

— Die unterseeische Telegraphen-Verbindung [illegible]rika's und Europa's. Die Telegraphen-Linie zwischen Neu- [illegible] und St. Johns, Neu-Fundland, ist fertig. Zwischen Alyhe-Bay [illegible] Neu-Schottland liegt ein trefflicher englischer unterseeischer [illegible] 85 Meilen lang. Die ganze Linie von New-York nach St. [illegible] beträgt 1715 Meilen. Die eine Hälfte ist von einer New-[illegible] Gesellschaft, der American-Telegraph-Compagnie, die andere [illegible] von der Neu-Fundland-Telegraph-Compagnie errichtet worden. St. Johns bis Galway in Irland sind noch 1600 Meilen zu [illegible] um die Verbindung mit Europa herzustellen. Die Legung [illegible] Strecke hat eine aus Engländern und Amerikanern in London zusammengetretene Compagnie übernommen, und nach den Unterhandlungen die Capitain Berryman, vom Vereinigten Staaten Dampfer „Arctic" soeben beendigt hat, ist an der Ausführbarkeit des Vorhabens im Geringsten zu zweifeln. Ingenieur John Brett, der fürsich Mittelmeere einen unterseeischen Telegraphen legte, soll die Arbeiten leiten, die nach Capitain Berryman's Schätzung, wenn Alles vorbereitet ist, im nächsten Juni in etwa zehn Tagen ausgeführt werden. Wenn dieses Unternehmen gelingt, so ist binnen acht Monaten Telegraphen-Verbindung von New-Orleans bis Konstantinopel hergestellt. (New-York-B.)

— Messungen der Meerestiefe. Im letzten Hefte „Geographischen Mittheilungen" berichtet Dr. Petermann über zur Anlage des submarinen Telegraphen zwischen Europa und Amerika angeführten Tiefen-Messungen im Nord-Atlantischen Ocean, die einer Karte verzeichnet und in einem Profil graphisch dargestellt sind. Die größte gefundene Tiefe beträgt 2170 engl. Faden, oder etwas halbe deutsche Meile, und liegt ziemlich genau in der Mitte der Linie, nämlich zwischen Irland und Neu-Fundland, in 51° 30' Br. und 32° 30' Westl. Länge von Greenwich; die durchschnittliche Tiefe trägt 1600 bis 2000 Faden oder etwa 10—12,000 Fuß. Interessant ist die wannenähnliche Gestalt des Atlantischen Meeresbettes, welchem sein Becken im Osten und Westen nicht weit von den Küsten in zwei steilen Wänden jäh abfällt und in einem ziemlich gleichförmigen Niveau sich 1350 nautische Meilen hin erstreckt, und zwar der tiefste Theil der Meeresgrund in dieser ganzen Strecke aus einem so schweren Lager, in dem kein einziger Felsen, kein grober Sand oder Kies bedeckt wurde, als wäre er von der Natur ausdrücklich für ein Telegraphen-Tau bestimmt. Es ist nämlich der ganze Meeresboden dieser Tiefe mit einer starken Schicht der zerbrechlichsten Schalen theils fossiler, theils jetzt noch lebender Infusorien bedeckt, die so fein und so vollkommen erhalten sind, daß sie einen Beweis der Abwesenheit von Strömungen und sonstigen Bewegungen in dieser großen Tiefen abgeben. Tiefen, die so beträchtlich sind, daß man den ganzen Aetna hineinstellen könnte.

— Die höchsten Gipfel der Erde. Ein anderen Aufsatz der „Geographischen Mittheilungen" enthält, mit Beigabe einer kurzen Skizze von Dr. Petermann, „Colonel A. S. Waugh's Messung der höchsten Gipfel der Erde", und zwar in einem Bericht, der so schätzenswerther ist, als er, vermöge seines offiziellen Charakters die vielen konfusen und irrthümlichen Angaben berichtigt, die über diese Resultate in der letzten Zeit im Publikum verbreitet worden sind hiernach die Höhen und Positionen von vier der höchsten Gipfel des Himalaya und der Erde überhaupt, wie folgt:

	Höhe in		Nördliche Breite	Oestliche Länge von Greenwich
	Engl. Fuß	Par. Fuß		
Mount Everest ..	29,002	27,212	27° 59' 16"	86° 58'
Kindschindjunga.	28,156	26,419	27° 42' 9"	88° 11'
Dhaulagiri ..	26,826	25,171	28° 41' 48"	83° 32'
Tschmalari	23,946	22,468	27° 49' 41"	89° 18'

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür der Betrag in Berlin portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit & Comp., Jägerstr. No. 57, und bei Spenner, Neumann, Niederwallstr. No. 11), ferner von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 150. Berlin, Sonnabend den 13. Dezember 1834.

Italien.

Dr. Emil Braun.

Wir entlehnen einer römischen Korrespondenz des Londoner Critic die nachstehenden Notizen über diesen leider zu früh verstorbenen deutschen Gelehrten in Rom:

„Der Tod des in Rom allgemein betrauerten Dr. Emil Braun wird überall in Europa, wo seine geistigen Gaben und seine wissenschaftlichen Arbeiten bekannt waren, die tiefste Theilnahme erregen. Dieser ausgezeichnete Mann, welcher viele Jahre lang hier der erste Vertreter jener deutschen archäologischen Schule war, welche die Alterthums-Wissenschaft so mächtig gefördert und ihr Ansehn so gehoben hat, starb am 11. September, in einem Alter von etwa funfzig Jahren, aber doch nicht viel darüber. Braun war in Gotha geboren und hatte seine philosophisch-philologischen Studien in Göttingen und München gemacht, in welcher letztgenannten Stadt er der Schüler und Freund Schelling's wurde. Der berühmte Archäolog Gerhard von Berlin unterrichtete ihn in jenem besonderen Fache, welchem er nachmals seine Lebensthätigkeit hauptsächlich widmete. In Begleitung Gerhard's kam er zum ersten Male nach Rom, wenige Jahre nach Begründung des deutschen Instituts für archäologische Korrespondenz, eines Vereins, an dessen Spitze damals Bunsen — einer der Gründer — Kästner, Kellermann und Gerhard standen. Braun schloß sich diesen Männern und würdigen Mitarbeitern auf wissenschaftlichem Felde an, von denen jedoch Gerhard bald sich trennen mußte, indem er als Professor an die Universität Berlin und als Direktor des dortigen Museums berufen ward. Seine Stelle als Secretair des Instituts wurde dem jungen Emil Braun anvertraut, und Letzterer bekleidete sie von dieser Zeit bis zu seinem Tode.

„Als nach Bunsen Rom verlassen hatte, lag die Arbeit und Verantwortlichkeit des Instituts hauptsächlich auf den Schultern des Dr. Braun, dessen Verdienst es ist, den würdigen, wissenschaftlichen Charakter dieses Vereins unter den schwierigsten Verhältnissen bewahrt zu haben. Auch die Opposition, die das Institut von manchen Seiten fand, wurde glücklich überwunden; die Beziehungen desselben wurden erweitert und ausgedehnt, und seine Publicationen, von welchen ein großer Theil aus der Feder Braun's selbst herrührte, gewannen immer größeres Ansehen unter den Gelehrten Europa's.

„Der König von Preußen, der schon als Kronprinz ein Beschützer des Instituts für archäologische Korrespondenz war, wies dem auf diese Weise sich auszeichnenden Verein die zu seiner Erhaltung nöthigen Fonds an, und dies trug natürlich sehr viel dazu bei, Dr. Braun in einen preiswürdigen Bestrebungen aufzumuntern. Neben seinen Beiträgen zu dem Institute lieferte er auch mehrere selbstständige, trefflich illustrirte Werke von großem archäologischen Werth, mit welchem aber auch Phantasie und Geschmack stets Hand in Hand gingen. Ich darf hier seine Dekade von Erläuterungen bis dahin unedirter Denkmäler nennen; seine „Basrelefs des Palazzo Spada und der Villa Albani“; ferner die „Ciste Ficoroni“, Illustrationen einer berühmten Antike im Jesuiten-Museum des Collegio Romano; seine Illustrationen einer werthvollen, etruskischen, mit Gemälden bedeckten Vase, die im Jahre 1844 von Alex. François bei Chiusi aufgefunden worden war, und — eine der wichtigsten Arbeiten — sein Werk über griechische Mythologie, das leider unvollendet geblieben, mit einer dasselbe begleitenden Sammlung von hundert Abbildungen mythologischer Denkmäler, unter denen viele noch bisher gänzlich unedirten Kunstwerken und insgesammt nach neuen Zeichnungen, die unter der Leitung des Verfassers angefertigt waren. Es sollte dieses Werk die erste Abtheilung einer umfassenden Geschichte der Kunst-Mythologie sein, für welche viele hundert Abbildungen bereits fertig waren. Endlich habe ich aber auch noch seiner letzten Publication zu gedenken: seiner „Ruinen und Museen von Rom“, in deutscher und englischer Sprache herausgegeben, jetzt das gesuchteste Handbuch aller nach Rom kommenden Fremden, und in der That vorzugsweise geeignet, den Zweck zu befördern, den der Verfasser immer im Auge hatte, nämlich die Alterthums-Wissenschaft populär zu machen und ihr Studium zu erleichtern, zugleich aber auch den Geschmack und das Verständniß für die antike Kunst in weiten Kreisen zu verbreiten und dadurch auf die Veredelung der Menschheit zu wirken.

„Während des letzten Sommers war Dr. Braun mit einer Arbeit beschäftigt, die bereits lange zu seinen Lieblingsstudien gehört hatte, nämlich mit einer „römischen Typographie“, welche eine seiner werthvollsten und vollendetsten Leistungen zu werden versprach, geschmückt durch zahlreiche Anführungen aus klassischen Schriftstellern, die noch niemals früher zu diesem Zwecke angewandt waren, und ein wahrer Schatz antiquarischer Ergebnisse, die Früchte langer und mühseliger Forschungen. Ich höre mit Vergnügen, daß der vollendete Theil dieser nunmehr leider unterbrochenen Arbeit demnächst publizirt werden soll. Ebenso dürfen wir auch noch ein anderes, von ihm hinterlassenes, interessantes Werk erwarten, nämlich seine „Basrelefs des Domes von Orvieto“, mit Kupfern, die unter Gruner's Leitung ausgeführt werden.

„Gleichwie der Text zu seinen „Ruinen und Museen Roms“ in deutscher und in englischer Sprache abgefaßt war, so hielt Dr. Braun auch archäologische Vorlesungen in deutscher und in englischer Sprache, letztere für die stets zahlreich in Rom sich aufhaltenden gebildeten Engländer. Er sprach das Englische, obwohl mit starkem deutschen Accent, doch sehr fließend, und der Inhalt dieser Vorlesungen war ebenso anziehend, als voll gelehrter Kritik und geistreicher Anwendung aller Resultate archäologischer Forschung. Auch in seinem Hause wurde viel Englisch gesprochen; er war mit einer Engländerin verheirathet, die mit ihm in der Begeisterung für die antike Kunst sympathisirte und die in alle seine Ideen einzugehen verstand. Ihr hauptsächlich haben wir es zu verdanken, daß Dr. Braun's Haus der aufgesuchteste Sammelpunkt aller in Rom weilenden, gebildeten Engländer war. Zuweilen wurden hier Vorlesungen von Shakespeare's Dramen veranstaltet, wobei auch Dr. Braun immer eine der Hauptrollen las und zwar in vortrefflicher Weise. Deutsche bildeten gewöhnlich die für Shakespeare am meisten begeisterten Zuhörer.

„Auch anderen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit widmete Braun übrigens ein lebhaftes Interesse. So trieb er mit Eifer photographische und galvanoplastische Studien, welche letzteren er in Rom einführte, indem er deren Anwendung in einem großen Etablissement veranlaßte, das von ihm, nahe seiner Wohnung, beim Kapitol gegründet wurde. Nicht minder interessirte er sich für die Erfindung eines künstlichen Marmors, welchem er die Benennung „Marmor-Idee“ gab und worans er unter Anderem ein Modell des römischen Colisenms für den Krystall-Palast in Sydenham anfertigen ließ.“

Schleswig.

Der Nationalitäten-Streit und die Danisirungs-Versuche im Herzogthum Schleswig.

(Schluß.)

„Die erste praktische Kundgebung dieser Gesinnung war eine Resolution des Kopenhagener Conseils vom 26. Oktober 1732, in welcher gesagt wurde: „Da Ihrer königlichen Majestät allergnädigste Intention dahin geht, die in ziemlichen Abgang gekommene dänische Sprache in dem Herzogthum Schleswig nach und nach wieder zu introduziren, so sollen alle Pfarrämter und Schulämter soviel wie möglich mit Personen besetzt werden, welche der deutschen und dänischen Sprache so mächtig sind, daß sie ihres Amts in beiden Sprachen warten können.“ In Folge dieses Erlasses wurden 1740 drei Prediger bei Flensburg, die nicht dänisch predigen konnten oder wollten, nach andern Stellen versetzt. Bald jedoch wurde man inne, daß die Beamten wie das Volk derartigen Eingriffen in die natürliche Entwickelung der Dinge abgeneigt seien. Man suchte daher durch einen äußeren Anreiz die Unlust der Schleswiger, sich an der Kopenhagener Universität dänische Bildung einimpfen zu lassen, zu überwinden. 1758 erschien ein Reskript,

welches bestimmte, „daß Sleswicenses als rechte Dänen die Kommunität in Kopenhagen (ein reich dotirtes Stipendium) sollten genießen können, sofern sie nicht Holsteiner, sondern geborene Dänen sind, welche in keiner Weise anders angesehen werden müssen, als was sie wirklich sind, nämlich Dänen, innerhalb der Gränzen des Reiches Dänemark geboren."

„Im Ganzen blieben diese Versuche ohne den gehofften Erfolg. Die für beide Herzogthümer gemeinsamen Synoden der Geistlichen und die Geschichte der Propstei-Hadersleben zeugen ziemlich dafür, daß gerade im Norden Schleswigs allen heftigen Einwirkungen kräftig entgegengestrebt wurde, und daß die Prediger des letzteren Bezirks nach wie vor fast ausnahmslos auf deutschen Hochschulen ihre Bildung erhielten.

„Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts scheinen von Seiten der Kopenhagener Behörde die Bestrebungen, Schleswigs allmählige Germanisirung zu stören, vollständig aufgegeben worden zu sein. Schleswig-Holstein wurde damals offiziell*) als „unsere deutschen Staaten und Provinzen" oder als „unsere deutschen Herzogthümer und deutschen Lande" bezeichnet. Es wird diese Periode, wo die Dänisirungs-Versuche temporär ruhten, noch jetzt in Schleswig als eine der glücklichsten unter den Oldenburgern betrachtet, wenn auch damals noch das Sprüchwort galt: „Es ist nicht mehr wie zu Herzog Adolph's (des letzten Schanenburgers) Zeiten."

„Mit der Auflösung des deutschen Reichs schien der dänischen Politik die Gelegenheit geboten, die 1721 gehegten, später vertagten Pläne wieder aufzunehmen. Mittelst Patents vom 9. September 1806 wurden alle auf den Reichsverband sich gründenden Verhältnisse und Verpflichtungen für aufgehoben erklärt und die Bestimmung getroffen, daß Holstein mit dem Staatskörper der dem königlichen Scepter unterworfenen Monarchie als ein in jeder Hinsicht völlig ungetrennter Theil derselben verbunden und der alleinigen unumschränkten Botmäßigkeit des dänischen Königs untergeben sein sollte. Es wurde die Einführung eines allgemeinen Gesetzes für den Gesammtstaat in Aussicht gestellt, und man setzte zu diesem Zwecke Kommissionen nieder, deren Andenken das Kopenhagener Archiv in einer Reihe mißlungener Entwürfe aufbewahrt.

„Im engsten Zusammenhange standen hiermit die Pläne, die Kenntniß der dänischen Sprache in den Herzogthümern mehr auszubreiten. Zu diesem Ende sollten sowohl die für Holstein als die für Schleswig ergehenden Verordnungen zugleich in dänischer und deutscher Sprache erlassen, die Bestallungen lediglich in der ersteren ausgefertigt und Alle, welche in den Herzogthümern ein Amt zu erhalten oder die Advokatur auszuüben wünschten, verpflichtet werden, derzuthun, daß sie des Dänischen kundig seien.

„Der mit dem dänischen Hofe in enger Verbindung stehende Professor Horg-Guldberg sprach es als Programm der Regierung aus: „Die Schleswig-Holsteiner brauchten nicht gerade gleich das Deutsche ganz abzulegen, aber erst wenn jede Verschiedenheit der Sprache aufgehört habe, würden sie glücklich sein", und forderte die Bewohner der Herzogthümer an öffiziellen Stellen auf: „Dänen zu werden, damit sie doch etwas würden."

„Schleswig wurde bei diesen Absichten besonders ins Auge gefaßt. Eine Resolution vom 15. September 1810 legte der schleswig-holsteinischen Kanzlei auf,**) „darüber Bericht zu erstatten, was nothwendig sein möge, um die dänische Sprache beim Gottesdienste und beim Schul-Unterrichte, bei den Gerichten und in allen anderen öffentlichen Angelegenheiten des Herzogthums, insonderheit in den Distrikten, Aemtern und Inseln, wo das Dänische die Sprache des gemeinen Mannes sei, allmählich, jedoch in möglichst kurzer Frist, einzuführen." Ein Seitenstück hierzu war, daß, unter Nichtbeachtung des alten Landesrechts, nach welchem nur Eingeborne der Herzogthümer zu den dortigen Aemtern befördert werden sollen, am 9. November 1811 verfügt wurde, daß die im Königreich Dänemark examinirten Kandidaten der Theologie bei Besetzung von Pfarrstellen den Vorzug erhielten. Ferner wurden die Rendsburger Militairschule und das Kieler Forst-Institut aufgehoben und im schleswig-holsteinischen Heere das dänische Kommando eingeführt. Wer sich zum Offizier, zum Forstmann, zum Polytechniker, zum Thierarzt ausbilden wollte, war hierdurch auf die Kopenhagener Institute und damit auf Erlernung des Dänischen angewiesen. . . .

„In Dänemark hatte sich bald nach Einführung der ständischen Institutionen eine Partei gebildet, die auf die verschiedenste Weise mit allen Mitteln dahin strebte, die Herzogthümer und vorzüglich Schleswig zu einer dänischen Provinz zu machen. Es wurde die Behauptung aufgestellt, die Verdeutschung des letzteren Herzogthums werde methodisch betrieben, die dänische Nationalität des Volkes sei gewaltsam unterdrückt, und das Land seines selbständigen Charakters seiner reichen Benennung — Süd-Jütland — beraubt. Diese Partei wirkte theils auf dem Wege der Association und durch Aussendung von Emissären, theils durch Verbreitung populär gehaltener, allerlei Unwahrheiten der gröbsten Art erfüllter Tendenzschriften, die Anlegung von Volksbibliotheken, in die man politische Traktätchen schenkte, und durch eine in Nord-Schleswig gegründete Unterrichtsanstalt, die höhere Bauernschule in Rödding, welche nach ihren Statuten vorzugsweise die Politik ins Auge faßte. Die Sendboten der Propaganda ließen sich namentlich die Verdächtigung der deutschen Beamten und auf Alles allerlei Hetzereien gegen den Herzog von Augustenburg angelegen sein. Sie stellten den Bauern für den Fall einer eines näheren Anschlusses an Dänemark eine große Verminderung der Abgaben, für den Fall einer Verbindung der Herzogthümer mit Deutschland unerschwingliche Steuern und die Nöthigung in Aussicht, ihre Söhne zu Kriegen des deutschen Bundes gegen die Italiäner, die Türken herzugeben. Besonders suchte diese Partei die dänischen Stände-Versammlungen in ihrem Sinne zu leiten und um die Person des Regenten eine Camarilla zu bilden, welche unausgesetzt bemüht sein sollte, denselben durch Einflüsterungen zu Verletzungen der staatlichen Stellung der Herzogthümer zu bestimmen. Einer späteren Zeit wird es erlaubt sein, Enthüllungen in dieser Hinsicht zu geben, namentlich welche auf die erste Anregung zu dem bekannten Antrage von Algustenburg') und die mit dem Offenen Briefe in Verbindung stehenden Vorgänge ein für sehr hochstehende Personen nicht eben vortheilhaftes Licht fallen möchte . . .

„So kam das Jahr 1848 heran. Christian der Achte war gestorben. Er hatte in den Herzogthümern ein Andenken hinterlassen, welches durch das Gefühl getrübt wurde, daß dieser sonst bedeutende Fürst für deutschen Sinn und deutsche Sitte kein Herz gehabt habe. Sein Sohn und Nachfolger wurde von der dänischen Nation als die erste aller Oldenburger begrüßt, an dem kein Blutstropfen mehr deutsch sei, an dem jeder Pulsschlag dänisch sei. „Saa dansk som han var i Konge her i mange Aar" heißt es zu seinem Lobe im Liede „Tappern Landsoldat". Noch einmal indeß schien es, als solle der Hoffnung der Verständigung eingeschlagen werden, so wenig auch das Reskript vom 28. Januar 1848, mit dem derselbe betreten wurde, die Wünsche Schleswig-Holsteins zu befriedigen angethan war.

„Da brauste vom Ufer der Seine der Sturm der Revolution durch Europa. Einer der eifrigsten Feinde des Deutschthums in den Herzogthümern, der bekannte Orla Lehmann, eilte aus Jütland nach Kopenhagen. „Jetzt oder nie!" rief dieser Führer der Dänischen und seine Gesinnungsgenossen Tscherning, Monrad, Hvidt stimmten ein in den Ruf. Am Eingange zum Casino in Kopenhagen wurde am 21. März von den Gassenbuben eine Flugschrift feilgeboten, welche sie mit den Worten: „Krieg gegen Schleswig!" anpriesen.

„Wem der Sinn dieser Bezeichnung noch dunkel geblieben sein der konnte nach Lehmann's Rede im Casino nicht mehr im Zweifel darüber sein. Man mußte erwarten, daß die weitere Verfolgung der ehemaligen dänischen Pläne Deutschland zur Wahrung der deutschen Interessen in Schleswig herbeiziehen werde. Lehmann rief, das Vaterland sei in Gefahr (er ist bekanntlich ein in Kopenhagen geborener Holsteiner und sein Vater soll nichts weniger als sein Gesinnungsgenosse gewesen sein), und Dänemark müsse Männer an die Spitze der Regierung stellen, die es retteten, für seine Ehre einstünden und es auf die Bahn der Freiheit führten. Unverweilt sollte dem Könige eine Adresse übergeben werden, die mit den Worten schloß: „Wir rufen Ew. Majestät zu, das Volk nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung zu zwingen." Es wurde indeß später beliebt, die Adresse nicht schon diesen Tag, sondern am nächsten Morgen durch eine Prozession nach dem Schloß zu befördern.

„Der Plan gelang vollständig. Nahe an zwölftausend Menschen umlagerten am 22. März früh das Schloß Christiansburg. Der König erwiederte, anfangs unschlüssig, dann dem Zwange weichend, er habe sein Ministerium bereits entlassen; wenn er auf sein Volk vertrauen könne, wie dieses auf ihn, so werde er Dänemark schon auf den Weg der Ehre führen. Selbigen Tages, achtundvierzig Stunden vor der verhängnißvollen Entscheidung, erhielten die Truppen in Seeland und Fühnen Marsch-Ordre nach der jütischen Gränze. Sodann folgte eine sieberhaft aufgeregte Ministerkrisis, in welcher der Kummehrmals rathlos die Hände rang. Sein Entschluß, abgedrängt, daß im Staatsrath ausgesprochene Wort des nachmaligen Ministers, damaligen Magisters — Monrad: „Go pflanzen wir die Fahne der Republik auf!" lief von Mund zu Mund.

„Am 24. März gab Friedrich der Siebente, durch mehrere Nachwachen erschöpft, die Entscheidung ab. Sie hat nicht, wie ein all-

*) Verordnung vom 20. Februar 1796 und Verordnung vom 20. Januar 1796.

**) Verfügung vom 3. Dezember 1807 und Verfügung vom 6. Januar 1810. Desgleichen Verfügung vom 5. Juni 1813.

*) Derselbe ging auf einen Gesammtstaat, bestehend aus Dänemark und den drei Herzogthümern, und auf eine Erbfolge ausschließlich nach den Königsgesetz. Jeder, der dagegen handelte, schriebe oder sprächte, sollte als Hochverräther angesehen werden.

Frenwort sagt, „Bestand, Frommen, Nutzen und Wohlfahrt der Mitthümer vor Augen gehabt", sondern sie setzte an die Stelle lten Rechte, neugelobter Zusicherungen, naturgemäßer Entwicklung nothwendiger Zustände das Parteisichwort, welches von der Elbe zur Königs-Au hinlänglich verstanden wurde: „Dänemark bis zur er!"

„Der Krieg der dänischen Revolutionsmänner gegen das gute Recht Leswig-Holsteins endigte mit der Niederlage Derer, die sich zur brung des letzteren erhoben hatten. Eine Begriffsverkehrung ohne chen gestattete den Dänen, den besiegten Konservativen als Aufsich selbst als Wahrer legitimer Interessen zu bezeichnen. Gegen rührer war Alles erlaubt. Man konnte alle einst vertagten Dansgepläne hervorsuchen, sie mit jedem Mittel in Wirksamkeit setzen sich noch dazu rühmen, billig und mild zu sein."

Griechenland.

Ausflug in das Gebiet der neugriechischen Literatur.*)

Es ist bekannt, ein wie allgemeines Interesse und wie lebhafte Theilnahme in der ganzen Welt die Schicksale Griechenlands in den letzter Jahren hervorgerufen haben. Der damalige Kampf der ernen Hellenen gegen die Pforte galt damals als eine kraftvolle ellation an die Würde der Menschheit, als ein Ringen der Civiation gegen die Barbarei. Die Parallelen zwischen heute und als wollen wir gern unterlassen, ebenso wie zwischen dem sogenannten pfe der Civilisation gegen die Barbarei der damaligen und der sten Zeit; es streift zu weit ab, zu fragen, ob die Griechen von e würdig ihrer Vorfahren seien und werth des Dienstes, den n vor dreißig Jahren die gebildete Welt geleistet; ob die Erringung, in welcher diese einst zum Vorbild dienende Nation heute allen Völkern hinsichtlich ihres geistigen Lebens steht, gerecht oder recht sei? — Indem wir uns eine aus griechischer Feder geflossene die als Leitfaden dieses Aufsatzes dienen lassen, glauben wir, daß nmerthin von Interesse sein muß, einen Blick auf die literarische tigkeit Griechenlands, besonders seit den Tagen seiner Befreiung, werfen.

Das Leben ist Nichts ohne Tod! Diese Lehre der christlichen Phiophie läßt sich vornehmlich auf die Regeneration Griechenlands anwenden; denn das Leben dieser Nation begann mit einem MärtyrerTode, seine Neugeburt mit der Zeit seines Begräbnisses. In der t, Griechenland diente seit diesem Jahrhundert immer nur dazu, berühmte Dichter aus der Ferne dorthin kamen, um Elegieen zu ten; daß Geschichtsschreiber und Philosophen dort Thränen auf en Grabstätten vergossen und seine alten Ruinen vom melancholischen ränsch der Schritte frommer Pilgrime wiederhallten; — sonst Griechenland nicht da, bis es sich endlich unter dem Blumenspich bewegte, der es bedeckte.

Des Waffengeklirres, dieser ultima ratio großer Völker, bedurfte daß Europa zuerst wieder von der Existenz und dem Leben Griechenlos etwas erfuhr. Mehrere Gelehrte bereicherten die durch die 5 gegründete Gesellschaft der Philomusen neu aufgrünende Literadie Hetärie erstarkte immer mehr, Hypsilanti's Aufruf 1821 bekerte alle Griechen, und die wilden Kampfrufe bei Kalavryta, wo emanos sich geschlagen, fanden ein Echo in jeder Brust. Bald war Rebellion zum Range einer Revolution erhoben worden; es gab ein chisches Volk, und man hörte wieder eine That des Muthes von da größte ganz Europa die Banner der entflammten Hellenen; in atschland, Frankreich und England begeisterte man sich für diesen heitskampf, und Hunderte von Jünglingen, genährt noch von dem sch der großen europäischen Freiheitskriege, entglühten von neuem strömten von allen Seiten nach dem Peloponnes, um das gebie Land zu befreien.

Alle Musen begeisterten sich damals an diesem Erbebungskampf; deutschen Dichter sangen die berühmten Griechenlieder; in Frankh brachte Delavigne die Helden der Neugriechen auf die Bühne, martine und Viktor Hugo sangen ihnen zu Ehren ihre Oden, Billen schrieb seinen berühmten einzigen Roman — Byron horchte auf: großartiger Enthusiasmus erwachte für das todtgeglaubte Volk, en einziges Verdienst darin bestand, in direkter Linie von Homer, Sophokles und Plato abzustammen.

Zu diesen Zeichen der Begeisterung kam noch das Studium einer Gelehrter, welche sich historisch und kritisch mit dem damaligen chenland beschäftigten. Unter den Büchern, welche Griechenland, o sagen, mitten im Pulverdampfe, seinen christlichen Brüdern sandte, Mitleid zu erwecken, stößt Fauriel's Sammlung der Klephthensänge, die 1825 erschien, dem Occident wohl das größte Interesse . Diese heroischen Rhapsodieen — ein beredtes Monument, welches die der Insurrection von 1821 vorangegangenen Jahrhunderte den folgenden vermachten, wie eine Erbschaft von Widerstand und Freiheit —; diese ersten Annalen der Wiedergeburt, welche den Stempel der Originalität, des National-Charakters und des heilig von Generation zu Generation überlieferten Antagonismus trugen, bildeten mehr denn jede andere Apologie ein Relief für die nicht unterbrochenen Ueberlieferungen der Nationalität; sie dienten zugleich als Beweis dafür, daß eine Möglichkeit zur Wiederherstellung der National-Einheit Griechenlands bestehe, die in diesen Gesängen lebte. Diese Sammlung sowohl, wie auch die bekannte und berühmte „Geschichte der hellenischen Regeneration" von Pouqueville, zogen die Aufmerksamkeit der gelehrten Philhellenen auf ein festes Terrain. Jene Klephthengesänge waren die populäre Literatur Griechenlands; sie enthielten Energie, Enthusiasmus, Lebendigkeit; sie zeugten von dem Schmerz der Resignation und des gedrückten Glaubens, von den hochherzigen Leidenschaften derjenigen, die unter dem Banner der Vaterlandsliebe sich schlugen; sie waren die Iliade des Mythes und der Beharrlichkeit, durch welche Europa interessirt werden sollte.

Man hat vielfach, ja meistentheils, den Charakter und die Besonderheit der Klephthengesänge verkannt. Die Absicht, in allen modernen Thaten einen alterthümlichen Ursprung zu suchen, war vor 30 Jahren eine förmliche Manie; so suchte man auch in diesen Gesängen Spuren des Heidenthums und Gewohnheiten der primitiven Zeiten. Niemand aber trachtete danach, in ihnen das Eigenthümliche zu entdecken und von wo sie dieses Eigenthümliche besaßen. Durch den Namen „hellenisch" in Irrthum versetzt, kehrte man sofort in die Zeit des Alterthums zurück und übersprang, in dem Eifer, zwei Theile zu vereinigen und wiederherzustellen, welche dem Anschein nach nur durch das Alter getrennt waren, die große Spanne von zwanzig Jahrhunderten, die beide von einander schieden, und vergaß die dazwischen liegende Aera der christlichen Civilisation. Aus dieser Civilisation herauf muß man jedoch den ursprünglichen Fonds der modernen Poesie Griechenlands herdatiren.

Die Eroberung durch die Osmanen, welche den freien Gesängen der klephthischen Muse zum Gegenstande dient, fand den Griechen nicht wie in den Zeitaltern von Lykurg, oder von Demosthenes, sondern wie ihn der Byzantinismus umgebildet hatte. Die Sitten und der Glaube, der in dieser langen Periode herrschte, hatten ihre tiefen Spuren in dem Herzen und in der Phantasie des beherrschten Volkes zurückgelassen; seine Literatur reflektirte demzufolge auch diesen Geist und entsprach dieser Natur. Der Klephthismus, diese unbegrünte Liebe für die Freiheit, diese ungemessene Neigung zur persönlichen Unabhängigkeit, findet dann unfreiwillig seinen Ursprung auch in jener großen Leere, welche der Sturz der kaiserlichen Tradition und des metropolitanischen Gaukelspiels von Konstantinopel bewirkte. So erklärt sich dieser erhabene Heroismus, der seine drohende Stellung gegen die Eroberung einnimmt und der, im grausamen Kampfe mit ihr, vom ersten Tage an, die Waffen und den Haß nicht eher niederlegt, als nachdem er der Welt die Schwäche des Feindes gezeigt hat. Wenn noch dem Sturze des Kaiserreichs das griechische Volk so entartet, so schwach und so baar jeder männlichen Tugend gewesen wäre, wie einige Historiker es zu schildern versucht haben, so würde das Echo der Freiheit, welches bei der ersten Erscheinung der Osmanen von Kluft zu Kluft in Epirus, Thessalien und Macedonien erklungen war, nichts als eine poetische Illusion sein. Aber man muß ohne Widerrede in der griechischen Bevölkerung des Kaiserreichs den Bestand unauslöschlicher Traditionen und reger Gefühle erkennen, die nur darauf angingen, bei einer Gelegenheit sich geltend zu machen; man muß beachten, daß sie zum Theil das Bewußtsein ihrer Nationalität bewahrt hatte, und dieses Bewußtsein, mochte es auch noch so unbestimmt sein, wurde nach der Katastrophe der gährende Stoff, welcher später sich Bahn brechen mußte. Es ist wahr, daß die großen Ereignisse meist unerwartet sich einstellen; nichtsdestoweniger besitzen die Ursachen schon vorher, welche sie gebähren, und ist die Pflicht der Geschichtschreibung, sie aufzusuchen. Gibbon und Montesquieu betrachteten, in ihren Werken über die Größe und den Fall der römischen Herrschaft, die Geschichte des griechischen Volkes lediglich vom Gesichtspunkte der Monarchie des Augustus und Konstantin's.

Die byzantinische Epoche hat, trotzdem daß man sie vielfach bei den Geschichtsforschern des vorigen Jahrhunderts gebrandmarkt sieht, die religiösen und legislativen Reformen des Occidents als Erbtheil hinterlassen. Diese Reformen änderten die Basen der gesammten Civilisation und machen sich vielfach noch heute in Europa geltend. Unmittelbarer und, sagen wir, von noch heilsamerem Einfluß als das byzantinische Kaiserreich für die allgemeine Bildung war, machte es sich um die Umbildung der modernen griechischen Civilisation verdient. Das byzantinische Mittelalter ist das große Laboratorium, in dem, nach einem Intervall von beinahe zwölfhundert Jahren, die Sitten, der religiöse und philosophische Glaube, die Dialekte und die Gesetze des Alterthums verschmolzen wurden, um dem Alterthümlichen durch diesen chemischen Prozeß die Form und Eigenschaft zu geben, welche zur

*) Von Schmidt-Weißenfels.

Google

Construction des modernen Gebäudes nothwendig war. So ist es bei einer Betrachtnahme der griechischen Literatur auch unumgänglich, darauf hin die Aufmerksamkeit zu richten, um so mehr, als es die Pflicht der griechischen Bildung von heute sein muß, die ruhige Forschung der angenehmeren Befriedigung, originale Werke zu schaffen, vorzuziehen. Sie hat jetzt nöthig, die Annalen des Vaterlandes zu befragen, um zu wissen, was sie ist, von wo sie kommt, welche Sprache sie besitzt. Ehe der Athlet in die Arena trat, zeigte er seine Dokumente und seine Aktestе. Der byzantinischen Herrschaft schuldet Griechenland seine Religion, seine Vaterlandsliebe und Bewahrung seiner Sprache; das ist ein Faktum, welches nicht zu leugnen ist.

Der Name „Vaterland", sonst den Hellenen so theuer, war seit Jahrhunderten fast den Griechen unverständlich geworden. Die Herrschaft der Osmanen vernichtete mit dem Vaterlande der Griechen fast auch ihre Vaterlandsliebe. Der Fall Konstantinopels änderte die Bezeichnung dieses Wortes, des heiligsten, welches ein Volk besitzen soll; inmitten des Druckes und der Metzeleien empfand die unterworfene Nation ein elektrisches Fiebern, das sich nach und nach aus Haß und Grimm ein neuer Patriotismus bildete, anders als der des Phötius und ähnlich dem von Karaiskaki, dem Helden der neuen Nation und des Nationalheroismus.

Kaum war das Zeichen zur Erhebung Griechenlands gegeben, so belebten sich die Berge von Epirus, die Gebirgsketten Süd-Albaniens mit bewaffneten Banden, welche den Krieg mit den türkischen Truppen begannen. Jetzt erschallen in den Klüften und auf den Bergen jene kriegerischen Gesänge beim Waffengeklirr, welche mit ihrem Echo von Dorf zu Dorf getragen wurden und den Sultan in Stambul erbleichen machten. Diese Klephthengesänge riefen den Aufstand empor, sie sangen vom Haß gegen die Unterdrücker, von der Freiheit der Berge, von der Liebe zur heiligen Muttererde und vom getretenen Glauben des Kreuzes.

Diese Klephthen existiren seit Jahrhunderten in Griechenland; als die Türken die griechische Nation dezimirten, flüchteten sich einzelne Hauptleute oder Protopallikaren in die Berge, während andere ihr Vaterland verließen und sich theils in Italien, theils auf die Inseln des Jonischen Meeres flüchteten. Die zurückgebliebenen Kapitanos, welche sich auch nicht dem neuen Regimente unterordnen wollten, verblieben nun in einem permanenten Zustand der Empörung und wiesen viele ihnen von den Türken gemachte Anerbieten stolz zurück. So wurde der Klephthe die personifizirte Empörung gegen die Unterdrücker. Ihre Banden plünderten die Gebiete der Türken, raubten ihre Heerden und die der Christen, welche sich den Osmanen unterworfen hatten, besonders der albanischen Stämme, die das Christenthum sogar abgeschworen hatten. Deshalb kommt auch der schreckliche Ruf, in dem seit Jahrhunderten die Klephthen stehen; denn dies Wort bedeutet in der griechischen Sprache Räuber und Mörder, während es natürlich gedeutet nichts Anderes als verbannter Patriot besagt.

Aus diesem Grunde nehmen die Klephthen Griechenlands und ihre Gesänge einen wichtigen Platz in der Geschichte des Ursprungs und der Fortschritte der jetzigen Bildung ein. Sie bilden den Ausgangspunkt, und diese poetischen Räuber sind während des Zeitraumes von vier Jahrhunderten die einzigen Bewahrer der lokalen Erinnerungen, die einzigen Vertrauten des Geheimnisses geblieben, welches die Nation in ihrer Brust verborgen hatte. Man weiß, daß Byron unter ihnen gelebt hat, und man kennt die Stelle in „Childe-Harold", wo er die rustica progenies der Wälder beschreibt.

Gemeinhin nimmt man an, daß die heutigen Griechen der schönsten Tugenden ihrer Vorfahren beraubt sind und nichts von dem poetischen Geiste mehr besitzen, den einst die alte Welt in ihnen bewunderte. Dennoch aber, und zwar aus den Klephthengesängen heraus, ist mit der Wiederfreimachung dieses Volkes auch der Funke Poesie wieder angefacht worden, der Jahrhunderte lang nur in Räuberliedern glimmte.

Es lag zu nahe, daß diese neuerwachte Poesie nicht der eines Volkes gleichen konnte, welches sich, wie die alten Hellenen, in dem Bewußtsein eigener Größe und eigenen Ruhmes begeisterte. Auch athmete sie nicht mehr die Luft der Berge, wie in Klephthengesängen; denn das Leben des Volkes verlieft nun die rauhen Aspe der Unabhängigkeit, um in die Ebenen und in die Städte herabzusteigen und dort sich unter einer neuen Civilisation zu entfalten. Noch bestanden die ersten Poesieen aus schwachen Versuchen der Muse, welche nach langer Ruhe ihre Thätigkeit wieder aufnimmt, und brachen sich oft an der Zerstreuung der Gesellschaft, die, mit sich selbst und ihrer Ausbildung beschäftigt, nur wenig Aufmerksamkeit für höhere Geistesschwingungen hatte. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Bodenstedt und Derzawin.** Daß Mirza Schaffy's Freund ein Bändchen neuer Gedichte hat drucken lassen, wird manchen Freund der heiteren Muse und einer gesunden Lebensphilosophie interessiren. Wir Auslands-Literaten halten uns zunächst an die in ihrer Art hohen enthaltenen Gaben aus England und Rußland. Dryden's „Ode an Gott" ist hier auch von Bodenstedt in poetischer Form wiedergegeben. Es ist, als ob Derzawin die heutige naturwissenschaftliche Naturforschung im Auge gehabt hätte, als er an Gott die Worte richtete:

„Ob Menschengeist das Meer ergründe,
Den Sand, der Sterne Glanzgestrahl
Gemessе und in Zahlen künde —
An Dich reicht weder Maaß noch Zahl!
Es ist kein Geist, den Du ergeistest
Und selbst mit ew'gem Licht erleuchtest,
In Deinen Rathschluß eingeweiht.
. . . . . .
Und ob die Zahl der Weltenheere
Millionenfach im Raum sich mehre
Und wachse mit der Flut des Lichts —
Das All wird, könnte man's vereinen,
Mit Dir verglichen, kaum erscheinen
Als kleines Pünktchen — ich als Nichts!
. . . . . .
Nichts! — Aber ich empfinde Leben,
Sehnsüchtiger Drang hohes Streben
Führt mein Gemüth dem Himmel zu;
Dich sucht mein Geist und will Dir nah sein,
Die Seele ahnt und fühlt Dein Dasein,
Denkt: ich bin — darum bist auch Du!
Du bist, das Weltall Ordnung kündet,
Das Herz im heil'gen Drange spricht's;
Der forschende Verstand ergründet:
Du bist, und ich bin nicht mehr Nichts!"

Kaum kann ein transscendentaler Gedanke poetischer all in diesen Versen eines Russen ausgedrückt sein! Auch von Alexei Tolstoi, einem russischen Barne, sind schöne Proben mitgetheilt. Unter den englischen Dichtern hat sich Bodenstedt Lord Byron (Hebrew Melodies) und Shakespeare (Sonnette und „Verliebter Pilger") ausgesucht.

— **Noch einmal Bolgrad.** In einem zur Vertheidigung russischer Ansprüche auf Bolgrad und die Schlangeninsel geschriebenen Artikel der Leipziger „Illustrirten Zeitung" wird auch nur aus einer deutschen Zeitung nach dem neuen russischen Kalender datirten Notiz über Bolgrad gedacht und die Behauptung derselben Zeitung, daß diese Stadt, als am Jalpuch (Alpuch) gelegen, auch unmittelbar an der Donau liege, bestritten. Ohne Zweifel ist gemeint in Nr. 140 des „Magazin" befindliche Artikel über Bolgrad gemeint, der wahrscheinlich in eine andere „deutsche Zeitung" übergegangen ist, ohne daß diese es für gut hielt, ihre Quelle zu nennen — eine Vergeßlichkeit, die wir schon bei manchen „deutschen Zeitungen" wahrgenommen haben. Es ist nicht die Aufgabe dieser Blätter, ein Urtheil darüber auszusprechen, wem Bolgrad nach den Bestimmungen des Pariser Vertrages eigentlich gehöre; doch müssen wir bemerklich machen, daß wir in unserer Notiz (für den etwaigen Abdruck derselben in einer uns nicht näher bekannten „deutschen Zeitung" für den wir natürlich nicht bürgen) von jener Stadt als mittelbar und nicht „unmittelbar" an der Donau gelegen sprechen, eine Angabe, deren Richtigkeit auch aus der von der „Illustrirten Zeitung" beigefügten Karte der Donaumündungen hervorgeht.

— **Die Engelotten,** deren (in Nr. 147 des „Magazin") im kontinentale Schilderer englischer Zustände im siebzehnten Jahrhundert gedenkt, waren mittelalterliche englische Goldmünzen, vom Werth im Jahre 1559 auf 2 Gulden und 6 Groschen festgestellt wurde und die 23 Karat 8 Grän fein Gold enthielten. Sie hatten den Namen von dem darauf geprägten Erzengel Michael. Man kennt dergleichen Münzen vom Jahre 1340 ab, doch wurden sie von da verschiedenem Werthe geschlagen, wie denn im Jahre 1666 ein Engelot in Deutschland 4 Gulden 22 Kreuzer galt. Im mittleren Latein heißt sie: „Angelotti", französisch: „angelot", welches das Diminutivum von angelus ist. (Vergl. Adelung's „Wörterbuch der hochdeutschen Mundart", Art. „Engelot.")

*) „Gedichte" von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. Auch unter dem Titel: „Aus der Heimat und Fremde". Berlin, Decker, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 20 Sgr., wofür auch Monat im Journale vorrätig und in Berlin stets bei allen Postämtern entrichtet werden.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Mauerstr. No. 25, und beim Expedteur Neumann, Niederwallstr. No. 23), ferner von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 151. Berlin, Dienstag den 16. Dezember 1856.

England.

Literatur-Briefe aus England.

Zwölfter Monats-Bericht. 1856.

: deutschen Korrespondenten in London. — Der Verfall Englands und die „Kölnische Zeitung“.*)

London, Anfangs Dezember.

Wir Korrespondenten für Druckland in London haben wahrtig kein Interesse an dem Verfalle Englands, auf welchen wir nicht t zu warten, den wir nicht in krankhafter Bissigkeit, wie uns von „Kölnischen Zeitung“ vorgeworfen wird, zu prophezeien brauchen, sich etwa der Macaulayschr Neu-Seeländer die Trümmer der ukskirche u. s. w. von der Londonbrücke aus besehen könne. Wie en überall, wie einst Jeremias oder Marius, auf den Trümmern r Stadt und wohnen darin und müssen Gott jeden neuen Morgen ken, wenn uns das Haus nicht über dem Kopfe zusammenfiel, wähd wir schliefen, oder Einbrecher uns nicht im Schlafe ermordeten d nichts zurückließen, als unsere Leichen. Es ist sehr möglich, daß England wieder erholt und einen neuen Adam anzieht, aber jetzt schäftigt es sich entschieden mit Verfall, mit Verfall in des Wortes wegendster und wirtester Bedeutung. Gehen wir einmal die just im omente vorliegenden Thatsachen dieses Verfalles durch. Wir berken gleich, daß wir das viele Geld, welches England hat, durchaus ht leugnen, auch den kolossalen Verkehr, Export und Import nicht; ht die unzähligen Institute und Bestrebungen für bessere Erziehung, r Bildung und Kultur aller Art; aber man sieht hier mitten in der endigen Sache (die ganz anders aussehen lernt, wenn man sie in en ihren täglichen Phänomenen und Manifestationen Jahre lang ht und genau kennen lernt, als etwa England in „Meyer's Universum“ oder in den täglichen, übersetzten Exzerpten aus den täglich brikmäßig gemachten vier Leitartikeln der großen Zeitungen) die störenden Elemente stets mächtiger über die produktiven Rettungsersuche hinwegwuchern. Das Geld, das zugleich der Glaube, die ebe und die Hoffnung des spezifischen Engländers, ist allerdings ein hr schöner Artikel, gleichsam die Quintessenz aller anderen, die man auchi, aber nur für den, der ihn zu gebrauchen, seinen Eigenschaften mäß zu behandeln und menschlich, vernünftig, produktiv, schön zu ufwirren weiß. Man sagt wohl, es sei schwer, Geld zu verdienen. lag sein, aber lange noch nicht so schwer, als Geld konsumiren. ichts ist schwerer, zu nichts gehört mehr Geist, Bildung, Ueberlegung, eisheit und Klugheit, als zum Geldausgeben, zum Konsumiren, ohne h und dem ausgegebenen Gelde zu schaden. Die Engländer sind er, nach meiner festen Ueberzeugung und fünf Jahre lang täglich mehrter Erfahrung, das consumtions- und genußfähigste Volk. um richtigen Geldausgeben gehört ungemein viel Geist und Geschmack. avon finde ich nichts bei den Engländern. Vor allen Dingen gehört zu moralische Herrschaft über das Geld. Sie sind aber dessen klaven mit Leib und Seele und bringen sich im Dienste desselben erdenweise und immer massenhafter theils an den Galgen, theils in e Straf-Kolonieen, theils in die Gefängnisse und als recht große, cht bestrafbare Spitzbuben wenigstens an den Pranger der öffentchen Meinung, wo man sie mit einem Gemisch von Bewunderung d Schadenfreude angrinst. Heißt dies Geld haben, reich sein und h des Reichthums in gebildetem Luxus freuen? Ist diese massenfte Verworfenheit unter den Stachelungen des bösen Geistes, von m sie besessen sind, den sie aber nicht besitzen, dieses Geldes — i dies Reichthum, Freiheit, Production, Zukunft? Die Times hatte erlich den massenhaften Freisprechungen von Schwindel, Betrug, Diebahl und Mord gegenüber den Trost, daß die Majorität der ngländer doch gewiß noch aus ordentlichen, respektablen Leuten bestehe. Das glaube ich auch. Das ist gewiß sehr wahr; wie wäre auch eine numerische Minorität von ordentlichen Leuten im Stande, die ihr an Zahl überlegene Masse von Schwindlern und Verbrechern aller Art alle zu hängen oder einzustecken, zu transportiren, zu bewachen und zu ernähren? Nichts ist gewisser, als daß die überwiegendste Majorität von Engländern brave, ordentliche, arbeitsame Personen, Gatten, Väter, Brüder, Schwestern und Familienglückliche sind. Aber dieser Trost klingt sehr traurig, zumal wenn es heißt: noch; man kann aber nicht wissen, was aus ihnen wird. Auch das läßt sich als Trost acceptiren, daß es seit im November, dem Monate des Mords und Selbstmords, immer viel ärger sei, als sonst. Aber wo soll's bei alledem mit der Majorität solider Leute hinaus, wenn ihnen regelmäßig Tag für Tag die ganze Hälfte ihres Verdienstes, ihres Schweißes, an direkten und indirekten Steuern abgezogen wird und die Schwindler und sonst von ihrem Gelde Lebenden ihnen noch immer zudringlicher ihr Geld und Gut abwackeln? Wenn sie sich mit Revolvern und sonstigen Vertheidigungsmitteln versehen und des Nachts nicht einmal ruhig schlafen können? (Ein Magistrats-Vorsteher in Yorkhire forderte die Herren seines Bezirks offiziell auf, sich zu bewaffnen und jeden Straßen- und Garotteräuber sofort niederzuschießen.) Welchem Schicksale geht diese solide, arbeitsame, produktive Majorität entgegen, wenn ihr fortwährend die Hälfte ihres Verdienstes weggenommen wird und sie außerdem den theuren Staat, den schlitzenden, aus eigenen Mitteln ernähren muß — diese Majorität, die, wie England überhaupt, so ungeschickt und vollswirthschaftsmörderig in ihrer Consumtion ist und mit Völkern konkurriren soll, die in der Bildung und Geschicklichkeit, in Fleiß, Geschmack und Soldität ihr voraus und nur ein Drittel, ein Fünftel, ein Zehntel von Abgabenlasten und Müßiggänger-Legionen zu befriedigen haben!

Das sind Fragen, die sich nicht mit Phrasen von Flotte, Geld, Parlament, Preßfreiheit, besserer Erziehung, steigenden Ex- und Import abfüttern lassen. Um so weniger, als viele dieser Posten des Trostes am Aergsten zehren und Verfall produziren, wie z. B. die Flotte und das Parlament und der Export. In Bezug auf letzteren beiläufig die Bemerkung, daß jeder Export, bei schwerer Strafe, niemals unter seinem Werthe deklarirt werden darf, aber in jeder beliebigen Uebertreibung über seinen Werth angegeben werden kann. Von letzterer Freiheit wird der ausmüdeste Gebrauch gemacht, theils für diverse materielle Vortheile, theils um Kollegen und Konkurrenten damit zu imponiren, die ihrerseits es auch nicht fehlen lassen, imposant zu lügen, so daß diese Export-Statistik eine der größesten Schwindeleien ist unter den Bürgen englischer Größen. Alle diese faktischen Verhältnisse im Großen sind thätige Mächte der Zerstörung, und deshalb ist der Verfall nicht etwa ein auf den Neu-Seeländer erst wartendes Ereigniß.

Wir leben thatsächlich mitten unter Trümmern, und ich bin schon zweimal ausgezogen, weil das vor einigen Jahren gebaute Haus mit Einfällen drohte, wie ein altes. Durch die solidere Architektur dessen, worin ich jetzt wohnte, träufelte mir eines schönen Morgens der Segen des Himmels in klatschenden Tropfen durch die Decke. Ich citirte den Eigenthümer und bat ihn, das Dach auszubessern. Er aber tröstete mich damit, daß es beinahe durch alle Häuser geregnet habe nach dem trocknen Wetter, die Dächer aber wieder verquollen und sich gegen den atmosphärischen Niederschlag ziemlich gut selbst stopften. Daß in London sehr häufig Häuser einfallen und Leute unter ihren Trümmern begraben, ist eine bekannte Sache. Daß man ganze Straßen durch ungeheure Querbalken und Stützwerke nöthigt, ihre Häuser-Einfälle etwas zurückzuhalten, davon giebt's täglich frische Beweise. Der Neu-Seeländer brauchte nur von jedem solchen Kunstbau ein Brett wegzuschlagen, und er könnte sofort ziemlich ganz London in Trümmern studiren, wenn er lebendig entkäme.

Das sieht auch wie verschworene Uebertreibung bissiger Korrespondenten aus. Ich überstehe deshalb, um meine Hände in Unschuld zu waschen, einen Theil des von einem vollen Engländer schön englisch aufgeschriebenen Artikels in Nr. 150 von Chambers' Edinburgh

*) Obwohl wir, wie bekannt, in die englischen Untergangs-Verkündigungen nierer Korrespondenten nicht einstimmen, haben wir ihm doch diese Gelegenheit, ch gegen einen Angriff zu vertheidigen, nicht verschränken wollen. D. R.

Journal: „How we build in London", d. h. „wie wir Engländer in London bauen."

„Man wundert sich, daß bei uns so viele alte Häuser einfallen, und weiß nicht, wen man dafür verantwortlich machen soll. Auch wundert man sich, daß so viele neue Häuser einfallen, noch mehr freilich, warum auch einige dieser neuen Häuser nicht einfallen. Obgleich man genau weiß, wer für diese moderne Baukunst in London verantwortlich ist, und obgleich wir eine Bau-Polizei haben und Behörden, die über die betreffenden Verordnungen wachen sollen, stehen und fallen diese Häuser doch im größten Widerspruche mit der Baupolizei. Ich bin ein Mann von Fach und habe manchem Hause persönlich und eigenhändig die höchste Weihe und Eleganz gegeben und kann ein Wort davon reden. Ich könnte dich, lieber Leser, in eine neue Straße nach der anderen führen und dir beweisen, daß die Polizei an die meisten dieser Häuser schreiben müßte: „Gefährlich!" wie an das Eis im Winter, ehe es trägt. Ich könnte dir überall polizeiwidrige Höhe und Enge und Scheinwände und versaulten Fundament und erlogene Traumzinnen zeigen — Alles gesetzwidrig. In dem königlichen Instinkte der Architekten selbst wurden Berichte vorgetragen, worin es hieß, daß die Dicke der Wände je nach ihrer Höhe gesetzlich vorgeschrieben sei, daß aber Zapfenlöcher apathisch seien, daß Umgehungen vorkommen könnten, (ein Anderer) daß sie vorkämen, sogar häufig, daß die neuen Häuserreihen allerdings eine Zeit lang ständen, aber nicht lange, und dies nur möglich machten, weil sie, in großen Massen an einander gelehnt, sich gegenseitig hielten, ein einzelnes aber nicht stehen könne.

„Gehen wir etwas ins Einzelne. Ich weiß es, und tausend Andere kennen es auch aus Erfahrung, daß die weißen Bindemittel und Anstriche oft nach wenigen Wochen braun werden oder in Stücken abfallen, ehe sie diese Veränderung erleben. Mancher glückliche Hausmiether ist so von oben beregnet worden, ohne daß es draußen regnete — mit Kalk! Nein, mit dem gemeinsten Straßenschmutz. Die Hausbewohner klagen oft über den Gestank, der aus ihren köstlich tapezirten Wänden quillt. Natürlich. Habt ihr nicht gesehen, wie sorgfältig die Straßenkehrer nach einem regnichten Tage die Straßen abtragen und diese Sahne, ihren „micmac", sorgfältig auffaden und wegfahren? Wohin? An gewisse Oerter, wo spekulative Leute Geld daraus machen. Dieser micmac wird nämlich getrocknet, gesiebt und an die Bauemeister verkauft. Sie lassen mit einer Mischung dieses micmac von 40 zu 1 Kalk die Steine und Wände zusammenkleben und die dünnen Brettchen, welche als Decken und Fußböden fungiren sollen, damit ausschmieren. Das ist billig, aber dem Leben derer, die zwischen diesen übertapezirten Schmutzhaufen für schwere Miethe und schwere Abgaben darauf wohnen, kommt es theuer zu stehen, abgesehen davon, daß die schönen Tapeten so überraschend schnell häßlich, fleckig und schmutzig werden.

„Die Bauemeister nehmen in der Regel zu vierzig Scheffeln micmac einen Scheffel Kalk. Aber Kalk ist theuer. Und so habe ich unzählige Male gesehen, wie die dünnen Scheidewände zwischen den Häusern ganz und gar aus echtem, unverfälschtem Schmutz zusammengeschmiert wurden. Ich habe die Steine solcher Mauern weggenommen, wie der Bäcker ein Brod vom anderen wegnimmt, ohne daß die anderen gegen Aufhebung ihrer bisherigen Verbindung im geringsten protestirten. Bei Grundsteinlegungen wird auch der Schmutz gespart. Die Bauverständigen sagen: Das Gewicht des Hauses hält sie auch ohne Schmutz zusammen, wenigstens etwa so lange, als die Pacht des Grundes und Bodens dauert. — Grund und Boden hat ja in England — mit Ausnahme der erblichen Familien von Wilhelm dem Eroberer her und einigen beschwindelten „Freeholders" — Niemand.

„Und dann die Maurerlieder! Hast du dir je einen Londoner Maurerstein angesehen? Sein Ideal im Werden war das Parallelogramm, aber diese schmutzigen, verschobenen, verkrümmten, holperigen, hier biden, dort dünnen, getrockneten Lehmstücke sind nur Möglichkeiten jeder beliebigen mathematischen Figur und so gebrechlich, daß, wenn man sie mit einer Hand aufhebt, die andere Hälfte vor unsere Füße fällt. Gebackener Schmutz, weiter nichts, selbst in Victoria-Street, dem stolzen neuen Durchbruche für die Königin, um mit mehr Glanz ins Parlament fahren zu können. (Die Parlaments-Mitglieder u. s. w., welche einige Millionen dazu sammelten, machten bekanntlich so glänzende Geschäfte, daß Niemand wußte, wo das Geld hingebaut war. Als man sie coram nehmen wollte, sagten sie Alle einzeln, mit seligem Lächeln, wir sind nicht mehr da, wir sind blos noch einzeln, die verantwortliche Gesellschaft hat sich in aller Form Rechtens in allgemeine Befriedigung aufgelöst.)

„Unlängst tapezirte ich ein neues, „stylisches" (stylish) Haus, bestimmt für eine sehr wohlhabende Gentry-Familie, und sprang einmal von der Leiter drei Fuß tief auf den Boden der ersten Etage. Ein furchtbares Donnern und Krachen unter mir rief mich hinunter. Die ganze Decke lag auf dem Boden, und auch von den tapezirten Wänden war manches Stück herausgefallen, so daß mich überall die leeren, gespenstischen Stangen von oben anstierten. Ein anderes Mal ward ich plötzlich von meinem Abendessen in die bestürzte Nachbarschaft gerufen — in die wohltönende „Eglantine Cottage", man mich in die Küche rief, über der man tanzte, daß sich Ballen bogen. Ballen, d. h. dünne Latten, die nach der Mitte in halbkugelförmiger Vertiefung zitterten und ein Stück Schmutz dem anderen herunterbröckelten. Ich sollte das Haus retten, ohne Tanz zu beschränken. Das war natürlich nicht möglich. Ich mußte es ihnen überlassen, ob sie sich in die Küche hinunterstanzen und ihre Beine und das ganze Haus brechen oder auf das Tanzen verzichten wollten, bis ich den Himmel der Küche durch Stützen befestigt haben würde. Man sage mir nicht, daß solche Fälle selten seien. Wie viele Häuser, und zwar sehr ansehnliche und stattlich erscheinende, werden nur unter der konkursklichen Bedingung vermiethet, daß niemals darin getanzt werden dürfe! Niemand wird sich wundern, daß Decken unter gewöhnlichen Schritten schwanken, daß Fußboden sich schaukelnd senken, wenn er sähe, worauf sie beruhen. Fußböden und Decken auf hochkantig gelegten Brettern fünf Zoll dick und zwei Fuß weite Zoll aus einander. Die Folge ist, die Leute darin nicht tanzen, wohl aber ihre Häuser und die Fenster und der durch eingetrocknete Thüren pfeifende Wind dazu machen. Kartenhäuser, chinesische Bambus- und Papierhäuser. Unlängst stand ein Mann vor Gericht, angeklagt, Gerüststangen gestohlen zu haben. Dabei kam es heraus, daß er Baumeister gewesen und die Stangen als Grundballen für Fußböden verwendet habe. Was ist gegen solches Wohnen die Rettung auf stürmischer Meere vermittelst zusammengebundener Stangen und Bretter? Noch sehr thätiger Häuserfabrikant bot mir unlängst eine Reihe von neuen Häusern für hundertfunfzig Pfund Sterling an; also ein ganzes Haus für nicht viel mehr als hundertfunfzig Thaler. Ein Zeitung mir die Tapezirung seiner neuen Häuser im Großen an, bot mir „fippence" (five pence = 4 Sgr.) für Tapezirung eines Zimmers. Ich sagte ihm, Niemand könne dafür die Tapeten und Wasser anleben. „Ja", sagt er, „wenn sie nur vierzehn Tage hängen, bis ich sie verkauft habe."

„Die Häuser werden auch von außen angestrichen, wie man eine Bauerstube mit Kalkwasser bestreicht. Ebenso wird mit den meinsten Wasserfarben „geölt und lackirt". Deshalb geht's auch die Farbe an Kinderspielsachen.

„Das alte Ninive ist ein bloßes Labyrinth von Erdhügeln, der mesopotamischen Ebene geworden, wie wir Alle von Layard wissen. Wie viel Jahrhunderte, Jahrtausende gehörten dazu? Londons damit eher zu Stande. Es gehört keine Geologie dazu, vorauszusehen, in wieviel einzelnen Jahren diese Häusen Schmutz wieder zu Erde, Grunde, dem Straßenschmutze, zusammenstürzen müssen, lange der Neu-Seeländer nach Macaulay's mit Stolz sehr weit hinter geschobener Zeit ankommen dürfte." (Da ist der verdammte Kerl schon wieder! Ich versichere Sie, er ist ordentlich eine literarische Notabilität geworden. Ueberall spukt er, als könne er plötzlich Nacht kommen, so daß einmal Lord John Russell im Parlamente mit seiner Autorität verschern mußte, er käme noch lange nicht.)

„Aber dieser schmutzige Schwindel bezieht sich blos auf die Häuser der kleinen Leute, die 20—30 Pfund Sterling Miethe zahlen, es. Doch diese kleinen Leute bilden nicht nur die Mehrzahl, sondern auch den wahren Kern des noch Gesunden und Produktiven, die Abgaben ehrlich erschwitzen und sich die größten Opfer auferlegen mit der Hälfte ihres Lohnes, den der Staat und die Stadt lassen, sich ehrlich zu halten, Schulgeld zu bezahlen u. s. w. Ist die „civilisirten Nation" würdig, daß diese gesundeste, ehrlichste Schmutzklassen leben muß, die nicht eine Stunde stehen können, sie sich nicht gegen eine Heerde anderer lehnten! Aber auch Square und anderen hochrespektablen Gegenden kann man nicht oder seine Hand zwischen die Thür- und Fensterritzen bequem stecken, wo Treppen für drei Stockwerke ihr ganzes Gewicht eine neuen Zoll dicke Wand drücken." Das sind einige Beispiele, Art, wie wir bauen in London" — gesammelt von einem mit der vertrauten Engländer, nicht von einem verdifferen Londoner Spondenten, der den Neu-Seeländer herbewünscht und sich würde, wenn ihm das Haus über dem Kopfe zusammenstürzte unter den Trümmern mit begrübe. Denn das ist im Grunde Interesse, das er am Verfalle Englands haben würde. Aber länder kennen England nicht. Diese Kerle verstehen kein Do sonst würden sie „Meyer's Universum" und die „Kölnische Zei lesen, um „England, wie es ist" und sein muß, kennen zu lern

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Ausflug in das Gebiet der neugriechischen Literatur.

(Schluß.)

Beschäftigen wir uns nun mit den bekanntesten Dichtern neuen Griechenlands, und zwar zuerst mit Salomos aus Zante.

lem fällt bei diesem talentvollen Dichter der Dialekt auf, der dem rechischen fremd ist und somit auch der Popularität des ionischen ichters viel geschadet hat.

Die ionischen Inseln, die eine förmliche Dichterschule erzeugt ben, sind, und das ist noch zu berücksichtigen, nicht in derselben Lage wesen, wie die anderen Theile Griechenlands während der letzten rhunderte. Auf ihnen hat weder Religion, noch Haß der Racen unübersteigbare Schranken zwischen den Eroberern und dem unterrfenen Volke gebildet, wie auf dem Festlande. Im Gegentheil dorinirte dort stets das griechische Element, selbst als unterworfenes. nge Zeit vorher aber war schon der Einfluß der Venetianer diesem lemente entgegengetreten; auf den ionischen Inseln hatten sich Sitten id Sprache fast gänzlich nach dem italiänischen Zuschnitt geformt; den offiziellen Kreisen und Gerichtshöfen sprach man nur italiänisch, id demgemäß entstand auch ein Dialekt daselbst, der Italiänern so ohl wie Griechen unverständlich war. Vergebens strebten muthige aleute, wie Bulgaris und Theotokis, dieser Schmach des Volksharakters entgegen; selbst die Lord-Kommissäre, welche die englische rotection auf den ionischen Inseln repräsentirten, strebten eine Reigung der Sprache an, aber mit nur theilweisem Erfolg. Am verausvollsten handelte dafür Lord Guilford, überhaupt einer der edelsten Männer; er errichtete eine Universität, die sogar in manchen Gegenänden mit der zu Athen konkurrirte; während der Zeit, wo sie durch ie Opfer und das Interesse dieses edlen Philhellenen in Blüthe and, hat sie auch nicht geringe Dienste, besonders dem ionischen Staate, geleistet, da viele Beamte des neuen Königreiches dort ihre Bildung in reiner Sprache genossen haben. Ebenso wohlthätig war er Einfluß Lord Seaton's, welcher die italiänische Sprache aus den Gerichtshöfen verbannte. So ist denn wenigstens damit ein Anfang zur Reinigung jenes Dialektes gemacht worden, der die größte Schmach ür die Nation bildete.

Salomos indessen hat nicht, wie manche andere bedeutende Schriftsteller der ionischen Inseln, diesem Bestreben Unterstützung gewährt, und s ist sehr zu bedauern, daß er darauf beharrte, in einer Sprache zu chreiben, welche nicht bei der Mehrheit seiner Nation bildet, eine Art zerrissenen Patois, der höchstens einem Winkel Griechenlands verständlich ist und, bereichert mit italiänischen Worten und Wendungen, elbst von denjenigen Inselbewohnern mißachtet wird, welche die Nationalsprache verstehen. Das Beispiel Pindar's und Theokrit's kann Salomos nicht zur Entschuldigung dienen; diese beiden großen Dichter rauchten kultivirte Mundarten, die einen eigenen und originellen Charakter besaßen und welche einem großen Theil des griechischen Volkes on damals geläufig waren. Selbst die Prosodie von Salomos ist er italiänischen Versification nachgeahmt und das ist um so unglückeliger, als viele andere seiner schreibenden Landsleute Styl und Schreibart von ihm angenommen haben.

Wir lassen als Beispiel ein Bruchstück seiner berühmten „Ode an die Freiheit" folgen, welche ihm seinen Ruf vornehmlich verschaffte:

„Ich erkenne Dich an der furchtbaren Schneide Deines Schwertes; ich erkenne Dich an Deinem Blick, der die Erde mit der Schnelligkeit des Blitzes durchleuchtet. Entstiegen den heiligen Gebeinen der Hellenen und stark wie sonst — gegrüßt, o Freiheit, sei gegrüßt!

„Alle Länder grüßen Dich mit freudigem Ruf, jeder Mund drückt Dir die Begeisterung der Herzen aus. Die ionischen Inseln erhoben ihre Stimme bis zu den Wolken und schlugen in ihre Hände zum Zeichen des Entzückens. Das Land Washington's zitterte auch bei Deinem Erscheinen und erinnerte sich der Fesseln, die es getragen. Der spanische Löwe schüttelt seine Mähne und grüßt Dich mit seinem Gebrüll. Der englische Leopard wendet sich gegen das nordische Rußland, brüllend vor Zorn. Sein flammender Blick erregt das Aegeische Meer. Von der Höhe der Wolken bemerkte Dich auch der Adler, der sich von dem Herzen Italiens nährt. . . . Aber unempfindlich gegen das Geschrei, weißt Du nicht von deiner Bahn, würdigst ihn keiner Antwort, dem Felsen gleich, der die unreine Woge läßt seinen Fuß mit machtlosem Schaum beschwuppen und dem Sturme, dem Regen und Hagel trotzt, wenn er an seinen ewigen Gipfel schlägt."

Salomos, dessen düstere Phantasie viel Aehnlichkeit mit der von Victor Hugo hat, ist indessen nicht der einzige Dichter, der in Hinsicht der Sprache gegen sein Vaterland fehlt; der griechische Parnaß hatte vor ihm schon andere berühmte Deserteure. So Foscolo, der edle Sänger der „Grüfte", ebenfalls aus Zante; er verachtet nicht minder die Sprache seiner Väter und kultivirt lediglich die italische Muse; er vergißt das Unglück seines eigenen Landes und weiht seine Thränen dem Venetias. Sein „Jacopo Ortis", ein Seitenstück zum Gothischen „Werther", der berühmt in Italien ist, hätte den Ruhm Griechenlands heben können, wenn er eben mehr patriotisch geschrieben wäre.

Ein anderes schönes Talent, ebenfalls mehr italiänisch denn griechisch, ist das der Frau Angelika Bartolomeo, geborenen Palli. Aus Epirus gebürtig, siedelte sie sich mit ihrer Familie in Italien an und verheirathete sich daselbst; mit der Sprache Tasso's und Dante's vertraut geworden, dichtete sie in derselben und glänzt mit ihren Gedichten im toskanischen Dialekt. Ihre Poesie ist voller Reflexion, und das Studium kommt ihrer Phantasie vielfach zu Hülfe; außer Gedichten schrieb sie auch Romane, die ihr einen Rang unter den lebenden Größen der italiänischen Literatur verschafft haben.

Calvo ist ebenfalls wie Salomos von den ionischen Inseln gebürtig. Seine Sprache ist nicht der Jargon seiner Insel, sondern die altgriechische; aus diesem Grunde machten seine lyrischen Gedichte auch nicht das Aufsehen, das sie ihrer Schönheiten wegen verdienen. Calvo ist ein Feind des Reimes; er reimte nicht, weil die alten Griechen diese Kunst ebenfalls nicht kannten und sie auch den Volks-Gesängen fremd ist. So nahm er denn einen willkürlich gewählten Rhythmus, ohne sich darum zu kümmern, daß die Harmonie ihre von der Natur bedingten Gesetze habe und daß er sich füglich nicht wohl denselben entziehen könne. Er veröffentlichte mehrere Oden mit dieser neuen Rhythmik; aber bald ermüdete er im Kampfe mit der Sprache seiner Insel und dem unbankbaren Versmaß, welches er geschaffen hatte, und entzog sich gleichfalls der dichterischen Beschäftigung, welche Griechenland noch so schöne Poesieen hätte schenken können.

Ein anderer Gräco-Italiäner ist Zampeli, ebenso wenig Patriot, wie Madame Bartolomeo. Er ist reich an Phantasie, Poet der Seele und kunstvoll im Bau der Tragödien, die er in italiänischer Sprache geschrieben hat. Leicht wäre es ihm gewesen, bei besserer Pflege der Mutterzunge und des Talentes, an der Spitze der dramatischen Dichter des heutigen Griechenlands zu stehen; aber er ist zu sehr Sklave der italiänischen Muse. Der Stoff seiner Theaterstücke ist der griechischen National-Geschichte entlehnt, und sind sie ganz im Style Alfieri's gedichtet.

Die ionischen Inseln haben noch viele andere Dichter erzeugt, die meist den eben erwähnten nachahmen. Bei weitem mehr repräsentiren die Dichter des neuen Königreiches das intellektuelle Leben der Nation seit der Veränderung ihres Schicksals.

Einer der hervorragendsten unter diesen ist Roumanudes, Professor der lateinischen Literatur an der Universität zu Athen und Verfasser mehrerer leichten Poesieen; am bekanntesten sind die Fragmente eines komischen Gedichtes, einer Art Odyssee von einem Kinde des Volkes, dessen Abenteuer nichts Merkwürdiges bieten, dessen Ideen und Grundsätze nichts Bedeutendes enthalten. Es wird, wie der gewöhnlichste Mensch, durch die Einflüsse des Augenblicks beherrscht; es liebt das Gute aus Instinkt und thut doch oft das Schlechte; es ist weder Verbrecher, noch Märtyrer der Tugend, sondern einer der gewöhnlichsten Menschen und nicht im geringsten werth, der Held eines Gedichtes zu sein. Den Werth der Dichtung geben erst die geistreichen Abschweifungen, welche der Dichter macht. Auf jeder Seite glänzen Roumanudes' reiche Gefühle und seine Geistesflüge; man findet sowohl den begeisterten Patrioten darin, als den gewissenhaften Kritiker, den aufgeklärten Künstler, wie den beißenden Satiriker und liebenswürdigen Dichter. Das Gedicht ist im Jambenstyl der antiken Dramen geschrieben und reimlos; die Verse sind leicht und fließend, die Poesie liebenswürdig und voller sprudelnder Laune; die Sprache meist schön, bald in den einfachen Blumen des populären Dialekts, bald geschöpft aus den Schätzen, welche das Talent des modernen Griechen dem unerschöpflichen Magazin der klassischen Sprache entnimmt.

Ihm verwandt ist der junge Bernardaki, dessen Dichtungen: „Der Krieg der alten Frau und der Ratten", „Peridromos" (der Straßenbube) und „Planes" ihn berühmt gemacht haben. Sie enthalten viel attisches Salz, viel zarte Blumen des Geistes, einen kaustischen Humor und gelten mit für die besten Leistungen des jungen Griechenlands, besonders „Planes", welches die Abenteuer eines jungen Griechen behandelt und seine Liebe zur Tochter eines Pascha, welche schließlich als seine eigene Schwester erkannt wird.

Terzetti ist nicht weniger berühmt durch die Behandlung eines Wettkampfes zwischen Pindar und Corinna. Dies Epos ist im ionischen Dialekt und trotzdem im Charakter der Antike. Ein Literator Griechenlands sagt davon, daß es wie die Statue des Phidias erscheine, die man mit einer leichten, durchsichtigen Tunika bedeckt habe, welche die Bildsäule wohl gänzlich bedecke, aber dennoch ihre Formen erkennen lasse. Ein anderes Gedicht Terzetti's, sein „Traum", in dem ihm der König von Griechenland erscheint, wie er die Hölle unter der Leitung des Schattens von Kapodistrias besucht, enthält sehr schöne Stellen, welche oft an Dante erinnern.

Nord-Amerika.

Zur neuesten Statistik der Vereinigten Staaten.

Dem diplomatisch-statistischen Jahrbuche des „Gothaischen Genealogischen Kalenders" entnehmen wir folgende Notizen: Im Jahre 1855 betrug die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 27,114,227; sie hatte sich demnach seit dem Jahre 1850 um nahe

Digitized by Google

an vier Millionen vermehrt. New-York zählte in demselben Jahre 623,179 Einwohner. Die Zahl der Abgeordneten im Kongresse beträgt jetzt 234. Bei der Wahl dieser Abgeordneten, die nach der Volkszahl stattfindet, werden immer fünf Sklaven für drei Menschen gerechnet, und auf je 93,423 Menschen eines Staates kömmt Ein Abgeordneter. Wenn der Rest der Einwohner eines Staates die Hälfte der Zahl von 93,423 übersteigt, so wird ein Deputirter mehr gewählt. Die sogenannten „Gebiete" (Territories), welche noch nicht die vollen Rechte eines Staates besitzen, schicken bis zu ihrer Aufnahme in den Staatenbund nur „Delegates" (ohne Stimmrecht) in das Repräsentantenhaus des Kongresses. Aeltere „Gebiete" (Territories) sind: Minesota, Neu-Mexiko, Utah und Oregon. Als „neue" Territorien werden vom American Almanac für 1856 aufgeführt: Washington (der nördliche Theil von Oregon, gebildet 1853); Kansas (1854) und Nebraska (westlicher Theil von Jowa und Missuri, 1849). Man weiß, daß es namentlich die Frage ist, ob die beiden letztgenannten Territorien dereinst „Sklavenstaaten" werden sollen oder nicht, was die neueren Anwohnstätten zwischen dem Norden und dem Süden hervorgerufen und in Kansas sogar einen Bürgerkrieg entzündet hat. Außerdem ist im Jahre 1855 der nördliche Theil von Michigan als Gebiet „Superior" konstituirt, wozu auch noch der von Mexiko neuerdings (im Jahre 1854) abgetretene Landstrich kömmt, den man „Arrisonia" nennen will, und der südliche Theil von Neu-Mexiko, der als besonderes Gebiet „Primario" in die Union eintreten soll. Endlich existiren auch noch zwei Indianer-Territories; das eine, ältere, südlich von Nebraska, und das andere, in neuerer Zeit rangirt, nördlich von diesem Territorium.

Die Armee der Vereinigten Staaten zählte im Jahre 1855 ein Ingenieur-Corps, zwei Dragoner-Regimenter, zwei andere Kavallerie-Regimenter, ein Regiment berittene Bächsenschützen, vier Regimenter Artillerie und zehn Regimenter Infanterie, im Ganzen 12,729 Mann. Die Miliz zählte 49,764 „kommissionirte" Offiziere, Spielleute, Feuerwerker u. s. w.; die Zahl der Unteroffiziere und Gemeinen wird auf 1,873,558 Mann berechnet. Die Flotte besteht aus 72 Schiffen mit 2292 Kanonen, und zwar befinden sich darunter zehn Linienschiffe (wovon 4 noch auf dem Stapel), 10 Schrauben-Dampf-Schiffe, 16 Dampfschiffe (mit Schaufelrädern), 8 Segel-Fregatten, 4 Briggs, 16 Korvetten, 1 Schooner und 7 Verproviantirungsschiffe. Das Flotten-Offizier-Corps zählt 68 Capitains, 97 Commanders, 327 Lieutenants und 69 Sergeants. Das Marine-Corps besteht aus 13 Hauptleuten, 19 Premier-Lieutenants, 20 Seconde-Lieutenants und ungefähr 1100 Unteroffizieren, Spielleuten und Gemeinen.

Mannigfaltiges.

— Der „Illustrirte Kalender" und die Landwirthschaft. Der „Illustrirte Kalender" für 1857*) ist wiederum einer der inhaltreichsten der gesammten Kalender-Literatur. Es ist kaum irgend ein Stand denkbar, von den fürstlichen Höfen bis zum Landmann und Garten-Arbeiter, dem dieser nicht etwas Besonderes bringt. Er ist allerdings ein mehr rückwärts als vorwärts gekehrter Prophet, aber er wendet sich auch nur an solche Leser, die wohl auf die Geschichte, nicht aber auf Prophezeiungen Werth legen. Ein Kapitel darin: „Die Zustände der deutschen Landwirthschaft im Jahre 1855", möchten wir der Beherzigung ganz besonders empfehlen. Der „Illustrirte Kalender" ist nämlich, was das wichtige Kapitel unserer landwirthschaftlichen Zustände betrifft, anderer Meinung, als die Meisten, die über diesen Gegenstand zu schreiben pflegen. Er stimmt in die Lobsprüche nicht ein, die man so häufig unserer Landwirthschaft macht. Sie ist im Durchschnitte keineswegs so „rationell", als wir glauben; die rationell bewirthschafteten Güter scheinen vielmehr die Ausnahme von der Regel zu bilden. „Der in Folge fehlerhafter Wirthschafts-Systeme größtentheils vorhandene Dünger-Mangel ist (nach Ansicht des Referenten) unverkennbar eine Haupt-Ursache der Verminderung der Aerndten", die man immer der Jahreswitterung zur Last schrieb, und „wenn der das Feld erschöpfende Bau von Halm- und Oelfrüchten bei diesem Düngermangel fortgesetzt wird, so geht ein großer Theil des deutschen Bodens der Verarmung entgegen." Künstliche Düngmittel, Guano ꝛc. können die massenhaften Stoffe des Stalldüngers nicht auf die Dauer und niemals vollständig ersetzen. Nicht minder häufig sollen die Mißgriffe hinsichtlich der Fruchtfolge sein. Ganz besonders aber wird darin gesündigt, daß man nicht zwischen der vorgegangenen Aerndte und der darauf folgenden neuen Saatbestellung einen hinlänglichen Zeitraum läßt, um dem Boden die nöthige Vorbereitung zu lassen, die theils seine Natur, theils die Natur der zu bestellenden Frucht verlangt. Die üblich gewordene, zu frühe Bestellung des Winter-Getraides, nicht aber die Winter-Witterung es, der die schlechten Ergebnisse, die dieses Getraide jetzt oft beigewiesen werden müssen. — Leser, die sich für den Gegenstand näher interessiren, mögen immerhin den „Illustrirten Kalender" sie werden darin noch manche andere Belehrung finden.

— Der Mann mit der eisernen Maske. Ein französisches Journal, der Spectatore, enthält ein Schreiben aus dem jener kleinen Alpen-Festung, in der, wie man sich erinnern wird, „Mann mit der eisernen Maske" elf Jahre seiner Gefangenschaft verbrachte — nach welchem es endlich gelungen wäre, das Geheimniß zu ergründen, das so lange um den Namen und das Schicksal dieses räthselhaften Persönlichkeit geschwebt hat. Signor Cirillo Michele Pignerol" nennt, hat, wie er versichert, in den Archiven dieser Festung ein Aktenstück entdeckt, welches die bisher vergeblich gesuchten Aufschlüsse über den berühmten Gefangenen giebt. Die Angaben Mussi zu Tage geförderten Thatsachen sollen auf Zeugnissen von unzweideutigsten und unverwerflichsten Art beruhen, und er wolle sich auf die Mittel, sein Manuskript herauszugeben, um sie der Welt mitzutheilen. Ohne Zweifel wird sich für ein so interessantes Werk sehr bald ein Verleger finden.

— Ein russisches Urtheil über Macaulay. Bei Gelegenheit einer russischen Uebersetzung von Macaulay's „Essays", Professor Katschenovskji in Charkov, spricht sich der Russkji Wjestnik folgendermaßen über den berühmten englischen Historiker aus: „Unter der neueren Literatur giebt es keinen populäreren Namen, als Macaulay's. Sein hohes, künstlerisches Talent beherrscht gleichmäßig seinen Gegenstand und seine Leser. Die heilelässige Kritik welche seiner unnachahmlichen Kunst überwunden, und nachdem sie ihre Gedanken vorgebracht, vergißt sie, dieselben bei ihrem endlichen Urtheilspruch geltend zu machen. In der That ist es schwer, zu sagen, was man mehr von einem Historiker verlangen kann, als das, was uns in den Erzeugnissen seines Geistes darbietet. Ein umfassendes Studium des Gegenstandes nach den wichtigsten Quellen! Aber diese Forderung kennt und erfüllt er besser, als alle seine Kritiker. Die kunstreiche Gruppirung der Thatsachen, die den Leser verhindert, in dem Labyrinth der Ereignisse zu verirren! In dieser Beziehung giebt es keinen größeren Meister, als Macaulay; alle Historiker könnten bei ihm lernen. Oder soll man die letzte, von der Gegenwart erhobene Forderung der historischen Kunst an ihn stellen, die in Allem eine lebhafte und plastische Charakteristik der handelnden Personen verlangt? Aber vor jenen durch tiefe Wahrheit und treue Lebensfülle ausgezeichneten Darstellungen historischer Charaktere, denen Macaulay voll ist, wußten wir zu selbst kaum, welcher Name die Kunst der Geschichtschreibung in diesem Punkte schätzig sei. Mit dem kritischen Takt und Scharfsinn dieses Historikers wollen wir einmal reden; sie sind längst anerkannt und als Muster für alle Schriftsteller aufgestellt worden."

— Peruanische Mumien. In der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse des französischen Instituts vom 22. October stattete der Admiral du Petit-Thouars Bericht über einen Besuch ab, den er bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Arica besuchte längs der Küste befindlichen alt-peruanischen Gräbern gemacht hatte. Er bedurfte dazu der Erlaubniß des Platz-Gouverneurs, welcher ihn mit dem Bemerken ertheilt wurde, daß diese Todten ja nicht mehr beerdigt worden sind, und daß man daher keinen Anstand nehme, in ihre Gräber mit ihrem Inhalt zur Verfügung zu stellen. Du Petit-Thouars fand ungefähr ½ Meter unter dem Dünensande eine lange Reihe eigenthümlich geformter Särge, in welchen sich die Kadaver in sitzender Position, das Gesicht auf die Kniee gebeugt, befanden. Zu den Füßen der Todten standen zwei aus gebranntem Thon geformte Gefäße, in Gestalt eines Thierkopfes, von denen das eine zur Aufnahme von Wasser bestimmt schien, während das andere etwas Mais und Cocà (Erythroxylum peruvianum) enthielt — Beweise, daß die Ur-Einwohner Peru's an ein zukünftiges Leben glaubten, indem ihnen Verstorbenen sowohl Nahrungs- als Erheiterungsmittel mit auf die Reise gaben. Derartige Särge fanden sich in sehr großer Anzahl vor.

*) Jahrbuch der Ereignisse ꝛc. im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, J. J. Weber.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 5 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür jede Wagt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung, für Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. Nr. 29, und beim Expedteur Neumann, Markgrafenstr. Nr. 33, sowie von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 152. Berlin, Donnerstag den 18. December 1856.

Nord-Amerika.

Prescott's „Letzte Tage Karl's V."

Robertson's Geschichte der Regierung Karl's V., das einzige Werk dieses Historikers, das trotz der gerechten Ausstellungen der deutschen und französischen Kritik noch immer mit Nutzen und Vergnügen gelesen wird, ist soeben in einer neuen Ausgabe erschienen, die durch ein Zukapitel von der Feder des berühmten Prescott besonderen Werth hält.*) Wie es scheint, glaubte Robertson seine Aufgabe mit der Abdankung des Kaisers beendigt; über seine letzten Tage giebt er nur kurzen und mangelhaften Bericht. Indessen ist gerade diese Periode des Lebens Karl's V., die namentlich in physiologischer Hinsicht großes Interesse darbietet, von neueren Geschichtsschreibern zum Gegenstand ihrer Forschungen gewählt worden; die Werke von Mignet, Bachard, Amédée Pichot und Stirling, in welchen diese Forschungen niedergelegt wurden, haben mit Recht die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf sich gezogen und sind auch in unserem „Magazin" nicht unberücksichtigt geblieben. Herr Prescott hat die von diesen Schriftstellern zu Tage geförderten Details mit Umsicht benutzt und sie mit seiner gewöhnlichen Kunst verarbeitet und ergänzt. Seine Vorstudien zu der Geschichte Philipp's II. mußten ihn mit manchen neuen Quellen bekannt machen, und seine „Letzten Tage Karl's V." sind daher keineswegs eine bloße Compilation, sondern ein selbstständiges Werk, das einen ehrenvollen Platz neben seinen bisherigen Arbeiten einnimmt.

Die Geschichte Karl's nach seinem Rücktritt vom politischen Schauplatz war lange in ein mystisches Dunkel gehüllt, das zu vielerlei Legenden Anlaß gab, mit welchen auch Stirling sein „Cloister Life of Charles the Fifth" ausschmückt. Herr Prescott läßt nichts davon gelten, was nicht die Probe der strengsten Kritik besteht, und obwohl ein Freund von pittoresken Schilderungen, weigert er sich doch beharrlich, ihnen die historische Wahrheit aufzuopfern. So schreibt er über die Landung des Kaisers in Spanien: „Kaum hatte er den Fuß ans Ufer gesetzt, als der Wind in einen Sturm überging, der seine kleine Flotte zerstreute und das Schiff, welches die Königinnen trug, in dem benachbarten Hafen Santander Schutz zu suchen zwang, während mehrere an der Küste befindliche Kauffahrer sehr beschädigt wurden und einer von ihnen mit Mann und Maus unterging. Dieses Unglück wird von den Chronikenschreibern ausgebeutet, um ihren Berichten den Reiz des Wunderbaren zu geben, und sie stellen das gescheiterte Schiff als das des Kaisers dar, welches untergegangen sei, sobald er es verlassen habe. Hätte sich dies wirklich so verhalten, so wird es dadurch noch wunderbarer, daß sich nicht die leiseste Anspielung auf diesen Umstand in irgend einem von den Briefen (derer wir mehrere besitzen) findet, die von Mitgliedern der Haushaltung Karl's in Laredo geschrieben wurden. Eben so wenig wird eines anderen merkwürdigen Umstandes, der uns von den Historikern berichtet wird, Erwähnung gethan: daß nämlich der Kaiser sich beim Landen auf die Erde niedergeworfen habe, mit dem Ausruf: „O du gemeinschaftliche Mutter der Menschen! Nackt bin ich aus deinem Schooß hervorgekommen, und nackt kehre ich in ihn zurück." So erbaulich die Moral auch sein mag, die dieser Vorfall in sich schließt, so hat er doch keine bessere Grundlage, als die Erfindungsgabe von Schriftstellern, die, weit entfernt von dem Schauplatz der Handlung und ohne Kenntniß der Ereignisse, die dort wirklich stattfanden, die Einbildungskraft ihrer Leser durch die Darstellung erschütternder Kontraste zu reizen suchten."

Eine andere, weltbekannte Anekdote wird von unserem Verfasser ebenso unbarmherzig aus der Geschichte ausgemerzt. „Karl hatte eine Manie für die Uhrmacherkunst, obwohl man hätte glauben sollen, daß ihm wenig an der genauen Abmessung der Stunden gelegen sein konnte, die in der einförmigen Routine des Klosters dahin glitten. Die Schwierigkeit, die es ihm machte, seine Wand- und Taschen-Uhren zu reguliren, soll den Monarchen zu der philosophischen Betrachtung veranlaßt haben, wie abgeschmackt es von ihm gewesen sei, die Menschen zur Gleichheit des Glaubens in religiösen Angelegenheiten bringen zu wollen, da es ihm nicht einmal gelinge, zwei von seinen Uhren in übereinstimmenden Gang zu bringen. Daß er aber niemals den Grad von Philosophie erreichte, der zu einer solchen Betrachtung erforderlich ist, geht zur Genüge aus mehr als einem Ausspruch hervor, der während seines Aufenthalts in Yuste von seiner Feder wie von seinen Lippen floß."

Verlassen wir jedoch die historische Skepsis und wenden wir uns zu den Glanzpartieen des Prescott'schen Buches: seinen landschaftlichen und Sitten-Malereien, seinen meisterhaft gezeichneten Portraits und Charakterstizzen. Die Ankunft Karl's in seinem andalusischen Kloster giebt zu folgender Schilderung dieses romantischen Aufenthalts Anlaß: „Die Zimmer lagen der Sonne offen und blickten anmuthig in den Garten hinab. Der Wein, die Manern heranklimmend, hing hier seine farbigen Büschel um die Fenster, und die weißen Blüthen der Orangenbäume füllten, von dem Windhauch bewegt, das Gemach mit entzückenden Wohlgerüchen. Von den Fenstern bot sich dem Auge des Monarchen eine prachtvolle Aussicht dar. Weit oben stiegen die kühnen Gipfel der Sierra im dunkeln Schatten ihrer Kastanien- und Eichenwälder gen Himmel, während unten meilenweit eine üppige Ebene sich ausdehnte, gleich einem Meer von Grün, dessen heitere Farben gegen den wilden Charakter der sie umgebenden Landschaft abstachen. Karl, der ein Gefühl für das Schöne in der Natur, wie in der Kunst besaß, liebte es, diese Scene zu betrachten, und des Nachmittags nahm er oft seinen Sitz in der westlichen Galerie, von den Strahlen der sinkenden Sonne erwärmt, die in schimmernder Glorie jenseits der Berge unterging."

Unter den Gästen, die den Kaiser in seinem stillen Asyl besuchten, befand sich ein Mann, der ihm in seinem Charakter und seiner Laufbahn nicht unähnlich war: Francisco de Borja (Borgia), Herzog von Gandia, ein berühmter Krieger und Schriftsteller, dann Mönch und endlich General des Jesuiten-Ordens. „In den höchsten Kreisen der spanischen Aristokratie geboren, hatte er frühzeitig jene feine Bildung an den Tag gelegt, die in einem rauhen Zeitalter weniger häufig gefunden wird, als die Talente des Soldaten oder des Staatsmannes. Indessen besaß er auch diese Talente in hohem Grade. Karl, der so schnell das Verdienst in dem niedrigsten seiner Unterthanen erkannte, mußte daffelbe bald in einem Manne bemerken, dem schon seine Geburt eine so hervorragende Stellung angewiesen, und er zeigt das Vertrauen, das er in Borja setzte, indem er ihn zu Aemtern der höchsten Verantwortlichkeit und Wichtigkeit erhob. Aber obwohl dieser die Gunst seines Monarchen in vollem Maße durch die Geschicklichkeit rechtfertigte, mit der er die ihm übertragenen Aemter verwaltete, so blieb doch sein Herz den Staatsgeschäften fremd. Ein inbrünstiges religiöses Gefühl hatte sich seiner Seele bemächtigt. Der Welt und ihrer Eitelkeiten müde, entschloß er sich, sie abzuschwören und den Rest seines Lebens dem großen Werke seines Seelenheils zu widmen. Mit Bewilligung seines Herrn trat er im Alter von siebenunddreißig Jahren seinen herzoglichen Titel und seine großen Besitzungen an seinen ältesten Sohn ab und ließ sich in den Jesuiten-Orden aufnehmen, der, damals noch in seiner Kindheit, von dem glänzenden Geschick, das ihn erwartete, nur schwache Anzeichen gab. Die Strenge seines Lebens, die Selbstverleugnung, mit der er weltlichen Ehren entsagte, und der unermüdliche Eifer, den er zur Erreichung des der Gesellschaft vorgesteckten Zieles bewies, gewannen ihm bald einen Ruf der Heiligkeit, der dem Ignatius von Loyola's selbst, des Gründers der Jesuiten, kaum nachstand. Mit der Zeit wurde er General des Ordens — der dritte, der dieses Amt bekleidete, und wahrscheinlich hat keines der Ordens-Mitglieder mehr als er dazu beigetragen, den Ruf der Gesellschaft Jesu zu erhöhen und ihr den Weg zu jener Oberherrschaft zu bahnen, deren sie sich später unter den religiösen Genossenschaften der Christenheit erfreute." (Schluß folgt.)

*) History of the Reign of Charles V. By Wm. Robertson. With an Account of the Emperor's Life after his Abdication. By W. H. Prescott. London: Routledge & Co. (Berlin, A. Asher & Co.)

England.

Literatur-Briefe aus England.

Zwölfter Monats-Bericht. 1856.

(Schluß.)

Aber wer weiß, was das für ein Engländer war, der über die Bankunft Londons schrieb! Und dann ist England der schlechten Häuser und Robson's wegen noch lange nicht verloren. Nein, gewiß nicht. Nur ist Robson blos ein Euphemismus für die Räuberei und den Betrug, der sich durch alle „respektablen" Kreise zieht. Selbst das scheinbar Solideste und Respektabelste ist faul und durchfressen. Ich mache auf eine der respektabelsten und allgemein praktizirten soliden Schwindeleien aufmerksam. Jeder „respektable Gentleman" in England gehört zu einer kaufmännischen, wohlthätigen, industriellen Compagnie. Jede Compagnie, die auf Solidität und Kredit hält, hat ihren „Guinea-man". Der „Guinea-man" ist ein Wesen ganz eigener Art, der sich von Deutschen schwer begreifen läßt. Ich hatte schon länger von ihm gehört, lernte ihn aber erst aus der Nummer vom 29. November des Edinburgh Journal näher kennen, so daß wir hier wieder eine englische Autorität vor uns haben. Die ausführliche Schilderung des „Guinea-man" läuft auf folgende Grundsätze hinaus: Er gehört nicht zu den Millionen Engländer, die jährlich 365 mal (im Schaltjahre öfter) in Winkeln aller Art, unter Thorwegen, Brückenbogen u. s. w. anstehen, ohne zu wissen, wo sie Frühstück hernehmen sollen, nicht zu den wilden Stämmen der Civilisation, sondern ganz oben unter die respektablen Klassen, die in respektablen Distrikten wohnen, Steuern zahlen, eine Stimme in ihrem Wahlbezirk haben und Kredit beim Fleischer und Bäcker; noch mehr, deren Namen in der City und auf allen Direktor-Listen den Glanz und die Respektabilität derselben erhöhen. „Mein lieber Alfred", sagt der pfiffige Capitain in einem Bulwerschen Lustspiele, „ich bin nun fünfundvierzig Jahre alt und hatte mein sämmtliches Vermögen schon im fünfundzwanzigsten durchgebracht, seitdem aber keine sechs Pence geerbt oder verdient. Ich brauchte seitdem nie weniger, als viertausend Pfund jährlich, habe aber niemals Jemanden gefragt, wie ich das anfing." Das ist die Sprache des englischen „respektablen" Lebemannes, den kein „respektabler" Mund nur unter vier Augen einen Schwindler nennen würde. Aber er war der angenehme Gesellschafter in exklusiven Klubs, anerkannter Cicerone für reiche „Grünhorns", die nach London kommen, um sich in fashionable Zirkel einführen zu lassen und eine und die andere Dame auf ihre Kosten in Equipagen fahren zu lassen, bis sie im fünfundzwanzigsten Jahre als Bettler überall zum Hause hinausgeworfen werden. Der „Guinea-man" ist kein liederlicher Lebemann in höchsten Zirkeln und kann schon seiner Respektabilität wegen, abgesehen von den beschränkteren, soliden Einkünften, keine Opernloge und keine Tänzerin miethen. Aber er gehört dennoch zu den Millionen, von denen Niemand weiß, wovon sie leben. Er wohnt in einer respektablen Villa, in einer Extremität der Stadt, und fährt alle Tage in seinen Wirkungskreis, die City, wo man ihn mit eigenthümlichem, negativem Respekt und schweigender, lächelnder Toleranz behandelt, worans Niemand so leicht klug wird. Der Guinea-man hat seinen Namen von dem Umstande, daß er für die verschiedensten, unsichtbaren, geheimnißvollen Dienste jedesmal eine Guinee bekömmt. Das ist das einzige Fixum an ihm. Alles Andere ist fließend, zufällig, geheimnißvoll, unlimitirt. Er hat kein Bureau, kein Geschäft, er spekulirt nicht auf der Börse, er schwindelt, betrügt und stiehlt nicht, bezahlt pünktlich Miethe, Steuern, Bäcker, Fleischer u. s. w., kleidet Frau und Kinder sehr fein, hat selbst alle Tage frische Vatermörder um, und — nun wovon lebt solch ein Guinea-man? Er ist mit einem Worte „dummy-Director" verschiedener Compagnieen, schweigendes Mitglied verschiedener „boards" oder Verwaltungsbehörden, der Respektabilitäts-Statist verschiedener verwaltender Committees. Er gehört in dieser Function stets zu einer Menge verschiedener Compagnieen, Boards und Committees. In seinem Taschenbuche stehen die Tage und Stunden verzeichnet, wann sich diese Behörden zu ihren wöchentlichen, halbmonatlichen und großen „meetings" versammeln. Pünktlichkeit ist die Seele des Geschäfts, besonders beim Guineen-Mann. So tritt er mit der Minute pünktlich in den Versammlungssaal, schreibt seinen Namen in das große Buch, in welches jeder Ankommende seinen Namen einträgt, wechselt einige spaßhafte Worte mit dem Secretair, läßt sich dann mit der Würde der Respektabilität auf seinen Stuhl am großen, grünen Tische nieder, hinter das für ihn besonders dahergebrachte Tintenfaß und das für ihn eigens hingelegte Buch Folio-Papier, genannt „foolscap", Narrenkappe, hört mit Aufmerksamkeit dem Berichte des Secretairs über die letzte Sitzung zu, hält seine Hand empor, wenn der Direktor über eine Resolution abstimmen läßt, und verabschiedet sich dann freundlich und herablassend gegen alles „Publikum" vor dem grünen Tische. In sehr feinen Versammlungen der Art findet er beim Abschiede stets etwas in seinen Seidenpapier Gewickeltes in seinem Hute, das man wäh handlungen gesammtheit hineinschmuggelte: den golden und den dazu gehörigen Schilling, welche zusammen d gemünzte Guinee ausmachen. Ordinair und gewöhnlich daß er durch das Außen-Bureau vor der Kasse vorbeig der Kassirer ganz ohne Verlegenheit das Geld aus de welcher er ohne irgend eine Verlegenheit einsteckt.

Aber was hat diese Function für einen Sinn? Wi auf die zur höchsten Blüthe getriebene Entwickelung des Prinzipes" aufmerksam machen. Die Wirkungen desselbe gemein sogenannten. Es gab dem Handel kosmopolitische Merkursflügel, Erfindungen und Unternehmungen, hohe K Kapitalien, Leben und Produktivität manchen Feldern, di liegen gebliehen wären. Aber dieses Prinzip hat sich übe stürzt, übertrieben, und ist durch das Gesetz sowohl, als merzielle Caprice und Usance, in einen Formalismus, e glanz, einen Humbug hineingetrieben worden, dem sich kein entziehen darf, wenn sie nicht Mißtrauen erregen will. Je a das Mißtrauen vor ihnen lauert, desto muthiger erscheint dug. So ist es Styl, Gesetz geworden, jeder Compagni licht jahlreiche, vielstöpfige Liste von Direktoren vorzuf eine solche ist an Kapital und Kredit nicht zu denken. Menschen haben immer die ganze, wirkliche Direction an gedehntesten Compagnieen in den Händen, oft blos einer, um so besser. Aber der constitutionelle Schein einer gro für „Respektabilität dargenden" Mitdirektoren ist unumgän wendig. Um Einheit und diese Vielköpfigkeit zu vereinige man den Guineen-Mann, der bei der jetzigen „Entwickel Associationswesens leider immer öfter unschuldiger Deckmante gedehntesten Schwindeleien wird. Er ist ein Gewächs der Ver heit des Publikums und der Fischer im Trüben. Das Publ langt viele Direktor-Namen. Man kauft sie ihm, wie man T miethet und Statisten für's Theater engagirt. Da der Gu für's Schweigen und für Aufrechterhaltung des Scheines be erfährt er nie etwas und verräth er nie etwas.

Ohne den Guineen-Mann weiter zu verfolgen, zeigt er wie selbst die solidesten Compagnieen und Associationen eben fressen und sittlich durchfault sind, wie das Parlament und Bürgschaften englischer Größe, nur daß man im Parlamen den Sitzungssaale des Unterhauses ein besonderes Zimmer f Guineen-Männer mit anderen und kostspieligeren Diäten werden: Stellen für Angehörige, oft auch baare Münzen weisungen mit mehreren Nullen hinten.

Der Guineen-Mann ist ein Beweis, daß auch die gr Körperschaften und Organe englischer Größe krank sind. Die die prinzipiell auf Schwindel beruhen, sind so waffenhaft und so frech, daß sich gesunde kaum wohl dagegen halten können, sie schon angesteckt sind. Die Sache ist in der Oeffentlich etwas neu, doch sieht man schon die Folgen. Das kleine macht bereits einen größeren Umsatz von Ex- und Import, Herz des Welthandels, London. In Deutschland, obwohl mancherlei bedeutenden Hindernissen, können eine Masse ihre Bestellungen nicht ausführen, weil zu viel kommen und die Hände nicht zu haben sind (Vergleiche Wirth's: „Arbeitgeber" England klagt Alles über schlechte Zeit, über Mangel an Arbeit, Mangel an Arbeit, und die Arbeiter balgen sich immerwähr „strikes" mit den Arbeitgebern, die zum Theil mit Schadenan oder soll halten. Wie geht das zu?

Das Mißtrauen gegen englische Unsolidität und Sc gemeiner bekannt geworden, untergeordnete Geschicklichkeit ist ebenso das Vertrauen in deutsche Solidität und technische heit. Dieser Prozeß nimmt unter den jetzigen Verhältnis raschend schnell zu. Die lange Reihe von großen Betrügn Fälschern in kurzer Zeit entlarvt, die Paul, Strahan und Sadleir, der Kollege Palmerston's, die königlich britische Bank den geschäftsmäßig und gemeinschaftlich die zu 70,000 Pfund Ste anvertrauenden Direktoren und Parlaments-Mitgliedern, die Rothschild, die im unverschämtesten Schwindel schon entla Eisenbahn-Directionen, die aber noch fortwirthschaften, weil Arme des Gesetzes geschickt zu entschläfern wußten, die immer Menge von wirklichen und betrügerischen Bankerotten, Erm und Selbstmord von Kassirern, Raub auf Eisenbahnen (15,000 Sterling z. B.), Raub-Anfälle mitten in den Straßen, die e liche, auf den Kontinenten wahrscheinlich noch unglaubliche Dem sation und verbrecherische Kannibalität in den unteren Klassen, Vergiftungen in Familien, fast täglich vor- oder vorgekommen Weibern, verhungerte und die in Schmutz vor Polizeigerichte gebore Kinderfelletten, Bigamieen und Trigamieen, öfterzählig begangen zuchten — das Alles tritt in London und in ganzen Lande um entsetzlicher und massenhafter hervor. Daß dies Alles Thatsachen sind

en die Polizei-Berichte seit Monaten. Man muß die Spalten
r Zeitungen, welche die Verhandlungen der Polizei- und Kriminal-
ste bringen, studiren, um das jetzige wirkliche England kennen zu
. Die Exzerpte aus Leitartikeln über diese und jene politische
Frage thun's nicht.
Meine Absicht, alle diese und andere namhaft gemachte Ver-
n durch Fälle aus der neuesten Zeit zu spezifiziren, gebe ich auf,
nd zu ekelhaft und zahlreich. Auch sind die Fälle selbst, so
räudend sie vor uns treten, nicht das Schlimmste. Viel größre
he Fäulniß verräth die Art, wie sie in den verschiedenen
entlichen" Menschenklassen aufgenommen werden.
Robson und Redpath („jede Eisenbahn hat ihren Redpath, jede
agnie ihren Robson" sagt die Illustrated Times Seite 362,
ich) waren vor ihrer Aufstellung erwiesene Glücksritter und lockre
l. Aber just dies, ihr Erfolg im Schwindel, war ihre Empfeh-
„War er nicht glücklich im Spekuliren!" dachten die Krystall-
-Direktoren und stellten ihn an. Mit Bezug auf den Anderen,
höheren Mann, dachten seine Oberen: Jener war ja auch glücklich
Spekuliren, und stellten ihn an, sahen ihm durch die Finger und
und tranken bei ihm und genossen Kunst, deren Quellen sie nicht
en. Und so sehen wir überall den Verfall jeder Achtung vor
chkeit, Einfachheit und Verdienst; Schein, Großspielerei (display)
überall die Palme davon, und jeder galvanisch-versilberte Aben-
r passirt als echte Münze. „Es ist", sagt wieder die Illustrated
s „diese Gewohnheit öffentlicher Beurtheilung („habit
ublic thought"), welche diesen Leuten ihre Kraft giebt."
Das Faulste ist, wie gesagt, nicht die Schwindler und Ver-
er selbst, sondern die lächelnde, begünstigende, unterstützende, sor-
, theilnehmende Gunst, welche diese faulen Jungen in der guten
llschaft genießen. Diese blödsinnige Unachtsamkeit, Recht von Un-
, gemeinen Verbrechen von Respektabilität, Vergehen selbst unter
nder scharf zu unterscheiden und danach zu erkennen, ist selbst
r den Richtern „habit of public thought." Nach der Art, wie
Akte des Sichaneignens fremden Eigenthums ohne Zustimmung
Wissen des Eigenthümers bestraft werden, müßte Parlaments-
glied George Brown, der sich ohne Zustimmung der Bank und
ostätare 70,000 Pfund Sterling und der königlichen britischen Bank
u, 7000 Jahre sitzen. Er sitzt aber gar nicht, wie überhaupt
Kollegen, die ebenfalls aus der Kasse abführten, sich nicht über
geringste Unbequemlichkeit von Seiten der Gerichte beklagen können
während ein frierender armer Teufel, der sich ein Stückchen voll
len Stahl, zwei Monate sitzen muß. Ein aufgelöster deutscher
nden-Legionair (Hoffnung des Kopfs der guten Hoffnung) wurde
en groben, öffentlichen Unfalls auf eine anständige Frau zu
anzig Shillings verurtheilt. Sind die Richter gegen den
minalismus dieser aufgelösten, durch den Krieg und ihren Frieden
also demoralisirten Banden, wie die englischen Soldaten, gleich-
ig geworden, weil er allständig praktizirt wurde! Ein Kohlenfuhr-
n ward in derselben Woche zu einem Monat Gefängniß (= zwan-
Shillinge Strafe, die aber hier ausgeschlossen ward) verurtheilt,
l er ein Pferd in einem kranken Zustande hatte ziehen lassen. Zu
selben Woche sühnte ein Ausländer von Adel seine Sünden, die
handlung einer Katze durch seinen Hund, ebenfalls mit zwanzig
illingen, wie der Fremden-Legionair die öffentliche, sittliche und
sche und persönliche Mißhandlung einer verheiratenten, schwangeren
u (Polizei-Berichte von der Woche 22.—29. November). Ist hier
d das Recht empörender, als das Verbrechen selbst!
Noch ein Beispiel aus anderer Sphäre: Man hat von der be-
nten Erfindung Bessemer's gehört, Eisenerz durch Ein Feuer in
miede-Eisen und Stahl zu verwandeln, die, nachdem ganz Eng-
darüber jubilirte, sich nicht mehr und der Erfindung des Ca-
in Achatius aus Wien, zwei verschiedene Sorten Eisen, die zu-
men den nöthigen Kohlenstoff-Bestand für Stahl geben, zusammen-
schweißen, welchen muß. Worin besteht die Bessemersche Erfindung
das Patent darauf? In einem gemeinen Betruge, wie er ver-
telst der Patent-Bureaux üblich ist. Er besteht den Patentan-
nten, das Spezifische der Erfindung Martien's in sein Patent zu
en und es in der Martienschen Specification wegzulassen. Ich habe
her die Erfindungen des Schlossers Herrn F. Puls erwähnt:
verzinkung und Licht aus Wasser. Beide Erfindungen drohten
Gewalt und Schwindel möglichst in ihrer Entwickelung ver-
dert. Die Verzinkung ward von einer Schwindel-Compagnie ge-
ft, welche eine große Anstalt dafür zu bauen anfing, um sie zu
kaufen. Aber inzwischen mußte Einer der Gerechtigkeit entsprechen,
Anderen plagten als Schwindelblase. Das Licht aus Wasser will
ht weiter brennen, weil sich zwei Sorten Betheiligte um den Antheil
Gewinnes streiten. Die eine Sorte will drei Fünftel und die andere
ch, so daß der Erfinder ein Fünftel aus seiner Tasche
geben müßte. Die herrliche Erfindung des Herrn P. Preisch
Wien, die Photo-Galvanographie, die Photographie als Typo-
graphie, laborirt ebenfalls unter der Verwaltung einer englischen Com-
pagnie. Und laborirt nicht ganz England unter den Thatsachen des
Verfalls? Sind die Charaktere und Scenen, die Dickens, Thacke-
ray u. s. w. zeichnen, die Klagen Tennyson's und Dobell's aus der
Luft gegriffen? Wo hätten sie diese individuellsten Ausführungen
ihrer Karikatur-Zeichnungen hernehmen sollen, als mitten aus den That-
sachen des Verfalls? (Oder etwa aus der Phantasie galliger deutscher
Korrespondenten?)

Ich höre auf, obgleich ich in dieser Sache kaum angefangen
habe. Der Gibbon für diesen Verfall tritt erst nach Jahrhunderten
auf. Ich denke nur auf diesen Prozeß, eine wahrlich sehr unangenehme
Arbeit, mit der Hoffnung hin, daß Deutschland, welches die Welt schon
so oft erlöste seit beinahe zwei Jahrtausenden, immer wieder etwas
prodnzirren werde, womit sich die ganze Welt aus ihrem Verfalle, aus
ihrer sittlichen und sozialen Zerfahrenheit erheben mag.

Frankreich.

Die neuesten Versuche, das elektrische Licht zur Beleuchtung zu verwenden.

Eine Erfindung, welche dazu bestimmt ist, in den ökonomischen
Verhältnissen des Gesellschaftslebens große Verbesserungen herbeizu-
führen, kann die vielen Hoffnungen, welche sie im Geist des Erfinders
oder in der Phantasie der Massen erweckt, die ein praktisches Interesse
daran haben, nicht sofort befriedigen. Die Schwierigkeiten, die sich
einstellen, wenn ein in der Theorie gelöstes Problem praktisch ausge-
führt werden soll, sind um so größer, je größer der Einfluß dieser
Ausführung auf die sozialen Lebensverhältnisse werden soll. Diese
Schwierigkeiten mahnen die Menschheit immer, wenn die Ungeduld
ihrer Wünsche sie verleitet, das Vollkommene, welches sich nur in der
Vorstellung findet, in der Wirklichkeit zu suchen, an die Nothwendig-
keit der Arbeit.

Die Geschichte der Dampfmaschine zeigt uns nicht gleich die
schönen Erfindungen James Watt's; sie führt uns die Angst und Noth
von Salomon Caus, die unvollkommenen Versuche und die erfolglosen
Bemühungen Denis Papin's, die Unvollkommenheiten der atmosphäri-
schen Maschine des Schlossers Newcomen vor Augen. Man könnte
die Geschichte der großen Erfindungen die Geschichte des Märtyrer-
thums der Erfinder nennen.

Obwohl die Erfindung der Beleuchtung mittelst der Elektrizität
der der Dampfmaschine an Wichtigkeit bei weitem nicht gleichkommt
und die ersten in dieser Beziehung gemachten Versuche noch sehr nen
sind, so kann man doch behaupten, daß auch sie schon viele Hoffnungen
getäuscht hat. Einer von denen, welche die elektrische Beleuchtung zum
zum Gegenstande ihrer Bemühungen gemacht, wollte die ganze Breite
des Kanals zwischen Dover und Calais beleuchten; die praktischen
Schwierigkeiten, die bei dieser Art von Versuchen aus der Verbrennung
der Kohle und aus der Ungleichmäßigkeit der elektrischen Ströme
hervorgehen, brachten ihn zur Verzweiflung, zu einer Verzweiflung,
die um so schrecklicher war, da sie unbekannt blieb.

Alle Bemühungen, die seit den ersten Versuchen des Herrn Leon
Foucault in Bezug auf das elektrische Licht einander gefolgt sind, ha-
ben die bis jetzt den gewünschten Erfolg nicht gehabt; sie haben nur das
zu überwindende Haupthinderniß immer klarer herausgestellt. Um die
Gleichmäßigkeit des elektrischen Lichtes zu erreichen, ist es nicht genug,
daß man die Ursache des Funkensprühens beseitigt; es ist auch noch
nöthig, daß der das Licht erzeugende elektrische Strom von allen Stö-
rungen frei gemacht wird, welche die Unbeständigkeit der die elektrische
Batterie zusammensetzenden Elemente mit sich bringt. Zu diesen
Schwierigkeiten kommt dann noch die Kostenfrage.

Schon zu Anfang dieses Jahres hatten die französischen Zeitungen
von neuen, auf die elektrische Beleuchtung sich beziehenden Versuchen
berichtet, die im Wintergarten von Lyon durch die Herren Lacassagne
und Thiers gemacht worden wären. Alle Organe der Lyoner Presse
stimmten in der Anerkennung überein, daß diese Versuche vollkommen
geglückt wären. Es haben die Genannten seitdem fortgefahren, die
von ihnen erfundenen Apparate soviel als möglich noch zu vervoll-
kommnen und zu vereinfachen. Sonntag den 26. Oktober haben die
in Paris auf den Elysäischen Feldern Promenirenden die herrliche
Straße, die zu dem Triumphbogen de l'Etoile führt, etwa vier Stunden
lang beleuchtet sehen können durch vier elektrische Lampen, die wir
im Folgenden beschreiben wollen.

Der elektrische Beleuchtungs-Apparat besteht in allen bekannten
Systemen aus zwei von einem dynamischen Elektrizitäts-Erzeuger
ausgehenden Leitern, die an ihren äußersten Enden Stifte von Kohle
tragen; diese Kohlenstifte werden bei ihrer Annäherung glühend und
leuchten mit einem sehr intensiven Lichte. Dieses Licht wird dann
mittelst eines parabolischen oder sphärischen Spiegels je nach dem
Raume, den man beleuchten will, nach dieser oder jener Richtung hin-

geleitet. In Folge ihrer Verbrennung vergrößert sich die Entfernung der Kohlenspitze von einander, und das Licht wird schwächer. Durch alle bisher ersonnenen Mittel, diesem Uebelstande abzuhelfen, ist man nur dazu gelangt, die Anzahl der elektrischen Funken durch ihre Intensität zu ersetzen. Die Herren Lacassagne und Thiers haben den Uebelstand durch eine ebenso sinnreiche wie einfache Vorrichtung beseitigt.

Man stelle sich vor, daß der obere Kohlenstift fest ist, der untere aber beweglich in der Richtung von unten nach oben, indem er mittelst eines Schwimmers auf einer Quecksilbermasse schwimmt! Man sieht ein, daß es durch ein Mittel, welches, wenn es an der Zeit ist, das Niveau dieser Flüssigkeit hebt, möglich ist, die Entfernung zwischen den beiden Kohlen immer gleich zu erhalten, oder wenigstens, so oft es nöthig ist, wieder gleich zu machen. Jenes Mittel aber ist der elektrische Strom selbst.

Das Quecksilber nämlich befindet sich in einem cylindrischen Gefäß, welches mit einem etwas weiter und über dem Niveau des Schwimmers angebrachten Behältniß in Verbindung steht. Die beide Gefäße verbindende Röhre wird durch ein mit Kautschuk belegtes Ventil, welches zugleich von einer Stahlfeder und von der eisernen Armatur eines kleinen Elektromagneten gedrückt wird, verschlossen oder geöffnet. Der auf der Batterie kommende elektrische Strom hält zuerst dem Druck der Stahlfeder das Gleichgewicht; aber in dem Maße, als in Folge der Verbrennung die Entfernung der Kohlen größer wird, wird der elektrische Strom schwächer, und die Kraft der Stahlfeder wird überwiegend über die Armatur. Was dann geschieht, kann man sich nun vorstellen: das Ventil, durch die Stahlfeder gezogen, stellt eine Verbindung zwischen den beiden Behältnissen her, und es läuft etwas Quecksilber in das untere Gefäß, bis in Folge der Annäherung der Kohlen, die durch den gehobenen Schwimmer bewirkt wird, die Stärke des elektrischen Stromes so weit zugenommen, daß dieselbe wieder den Druck der Stahlfeder überwiegt und das Ventil sich wieder schließt.

Auf diese Weise wird bewirkt, daß die untere Kohle fortwährend soviel emporgehoben wird, daß die Entfernung der beiden Kohlen, trotzdem daß sie verbrennen, doch immer dieselbe bleibt.

Der Uebelstand, daß die Elemente der Voltaischen Säule sich abnutzen, der elektrische Strom also und das durch denselben erzeugte Licht schwächer werden, finden wir ebenso glücklich durch den Hülse-Apparat beseitigt, den die Herren Lacassagne und Thiers den elektrometrischen Regulator nennen. Die Einrichtung desselben ist der des eben beschriebenen Mechanismus sehr ähnlich. Die Genauigkeit dieses zweiten Apparats geht so weit, daß man mittelst desselben nicht blos elektrischen Strömen, die aus einem und demselben Elektrizitäts-Erzeuger kommen, bestimmte Intensitäten geben, sondern auch die Quantität dynamischer Elektrizität, die zu irgend einer Arbeit angewendet wird, bestimmen kann. Es wird also künftig auch keine Schwierigkeiten mehr haben, die Kosten für eine bestimmte Quantität Licht genau zu berechnen. Bis jetzt können wir bestimmte Zahlen in Bezug auf den Kostenpunkt nicht anführen. Die Quantitäten von Säuren, die von den Voltaischen Säulen verzehrt werden, sind ziemlich bedeutend erschienen; aber man darf nicht vergessen, daß die meisten dadurch entstehenden Residuen in einer Werkstätte, welche mit der Production des zur Beleuchtung von Paris nöthigen Lichtes die Fabrication gewisser chemischer Produkte verbinden würde, sehr gut benutzt werden könnten.

Wir können also sagen, daß die am Triumphbogen de l'Etoile gemachten Versuche in Bezug auf die erstrebte Gleichmäßigkeit des elektrischen Lichtes allen Anforderungen entsprochen haben, und daß nur noch der Kostenpunkt zu überwinden bleibt. Nicht aber blos die großen Städte warten auf eine Beleuchtung durch die Elektrizität; auch im Interesse der Schifffahrt ist eine solche Beleuchtung sehr zu wünschen; die Klippen, die Archipele, die Kanäle, durch welche die Schiffahrt die Menschen und ihre Reichthümer hindurchbringt, sind fast alle gegenwärtig noch nicht besser erleuchtet, als zur Zeit der Barbaren.

Mannigfaltiges.

— Zur Colonisations-Literatur. „Grundlagen und Ausgangspunkte für die politische Organisation der Argentinischen Republik“ heißt ein von dem jetzigen Geschäftsträger dieser Republik in London und Paris, Don Juan Bautista Alberdi, herausgegebenes Werk, wovon die erste Auflage 1852 in Valparaiso, die zweite in Buenos Ayres, die dritte, vermehrt und verbessert, soeben in Besançon erschienen ist.*) Wie alle vernünftigen Staatsmänner Süd-Amerika's, sieht der Verfasser das alleinige Heil seines Vaterlandes in der Colonisation. Statt sich über hohle Verfassungs-Bestimmungen zu streiten, die, den Ideen des kultivirten Europa entlehnt, auf die hiesigen Zustände nicht anwendbar und einem durch hundertjährige Mißwirthschaft korrumpirten Volk unverständlich sind, müsse man vor Allem streben, eine neue Bevölkerung in das Land zu ziehen — Einwanderung zu befördern, die, unter dem spanischen Regimen durch den Rosasschen Despotismus abgeschreckt, nur der jetzigen geordneteren Zustände bedarf, um den gesegneten Regionen sich zuzuströmen. „In Amerika“, schreibt er, „heißt regieren — Bevölkern. Welchen Namen kann man einem Lande geben, welchen Reichthum dient ein Land, das ein Gebiet von 200,000 Legoas und eine Bevölkerung von 800,000 Einwohnern hat! Den einer Wüste. Welchen Namen kann man der Verfassung eines solchen Landes geben? Verfassung einer Wüste. Nun wohl, dieses Land ist die Argentinische Republik, und was auch ihre Verfassung sein mag, sie wird in zehn Jahre lang nur die Verfassung einer Wüste sein. Die Verfassungen neuerer Länder aber können keinen anderen ernsthaften zukünftigen Zweck haben, als den, dem einsamen und verödeten Territorium die Bevölkerung zu geben, welche die Grundbedingung alles Gedeihens und seines Fortschreitens bildet. Alle anderen Ideen, alle Vorurtheile der Nationalität und der Race müßten bei uns ihrer einzigen Rücksicht geopfert werden, und man heiße auf spanischem Boden den angelsächsischen Volksstamm willkommen mit dem Dampf, dem Handel und der Freiheit identifizirt, ohne welche ohne dessen Mitwirkung es unmöglich ist, daß diese Früchte des Fortschritts und der Civilisation unter uns Wurzel schlagen.“*)

— H. Heine in England und Amerika. Bei Chapman u. Hall in London ist kürzlich eine wohlgelungene, vom englischen Publikum gut aufgenommene Uebersetzung von Heine's „Buch der Lieder“ erschienen**) In seiner Einleitung wirft der Uebersetzer, Herr Edgar E. Wallis, einen Blick auf das Leben und die Schicksale des deutschen Dichters, der, wie sehr sich auch Feindschaft und Neid seiner noch an seinem Grabe die Hände gereicht, um ihm den Nachruhm zu verleiden, in Deutschland wie im Auslande, besonders aber in Frankreich, England und Amerika, immer mehr Bewunderer fand. Vorzüglich gelungen ist dem Herrn Wallis die Uebertragung von Heinesschen „Bilder der Nordsee“, deren Großartigkeit der Uebersetzer wie des Andenkens, vollständig wiedergegeben ist. Ungleicher fällt die Uebersetzung der Lieder aus; *manches ist kaum wiederzugeben*, anderes dagegen rufen andere den Ton und die Anmuth des Originals wieder zurück, z. B. nachstehendes:

„My love, we sat together
Alone in our fragile bark;
The night was still, and we floated
Over the waters dark.

The Spirit Isle, the lovely,
Lay dim in moonlight trance;
Sweet sounded the magic music,
And waved the misty dance.

The music grew sweeter and sweeter,
The dance waved to and fro;
But we, on the wide, wide ocean
Floated in silent woe.“

Es sind solche Uebersetzungen gewiß die besten Beläge für die nahe Verwandtschaft des Englischen mit dem Deutschen. Gleichwohl findet die Literary Gazette, daß Heine kaum durch irgend eine englische Uebersetzung zu erreichen, und daß daher den mit dem Deutschen genügend vertrauten Engländer oder Amerikaner Heine in Philadelphia bei J. Miller erschienene Ausgabe von Heine's sämmtlichen Werken in der Originalsprache eine sehr willkommene und gewiß in beiden Ländern große Verbreitung findende Publication sei. Der Verlags-Buchhändler Julius Campe in Hamburg sollte sich diese Bemerkung der Literary Gazette (vom 11. Oktober d. J.) als einen Wink dienen lassen, so bald als möglich, wenn auch vielleicht zunächst nur für das Ausland, eine wohlfeile, rechtmäßige Ausgabe von Heinesschen Schriften zu veranstalten. Bis jetzt ist diese leider noch zu theuer, um in England, Skandinavien und anderen Ländern deutsch gelesen wird, mit den amerikanischen Ausgaben Heine's konkurriren zu können.

*) Bases y Puntos de Partida para la organisacion politica de la republica Argentina &c. Por Don J. B. Alberdi. Tercera edicion corrigida y augmentada por el autor. Besançon. 1856.

*) Herr General-Konsul Sturz in Dresden hat aus dieser soeben erschienenen Schrift Auszüge in portugiesischer und französischer Sprache zum namentlich die Regierung von Brasilien auf die neuen Bestrebungen der argentinischen Regierung aufmerksam zu machen. D. R.

**) Heinrich Heine's Book of Songs. A Translation by John E. Wallis. London, 1856.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

...eintlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 3 Thlr. 10 Sgr., ...jährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., voller ...Mark im Auslande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Carl v. Lamb., Jägerstr. Nr. 25, und beim Custos Neumann, Niederwallstr. Nr. 21), sowie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 153. Berlin, Sonnabend den 20. Dezember 1856.

Nord-Amerika.

Zur Kritik der amerikanischen Krisis.

Die Amerikaner haben ihre „große Krisis“ ebenso vertagt, ver- ...n und umgangen, wie es die Europäer mit der ihrigen gemacht ...a und noch zu thun versuchen. Zu der neuen Welt, wie in der ..., fehlt die Courage, das innere Mark der Recreationskraft dazu, ...krisen durchzumachen und auszuschwitzen. Man sucht sich überall ...Ausflüchte, Abschlagszahlungen, Versprechungen, faule Wechsel, ...Vergrößerung der Schuld in seinen Schulden hinzuschleppen, ...es Lebemänner und schlechte Oekonomen oder auf verkappten und ...tig behangenen Bankerotten zur Hölle reitende, moderne Industrie- ...r zu riskiren pflegen.

Einige wollen behaupten, die Wahl Buchanan's in Amerika werde Krisis wieder noch einmal auf die paar Jahre vertuschen, Andere bezeien, daß die heinahe ebenso starke republikanische, antisklavische, ...ontische Partei weder Ruhe gönnen, noch bekommen werde, da ...zu viel Blut geflossen und zu viel Keile und Keule angetheilt ... Also man weiß nicht, was da gethebene Krisis für eine Rich- ...nehmen wird. Unter solchen Umständen ist es der Mühe werth, ...r Krisis einmal eine etwas genauere Diagnose zu stellen. Wir ...n natürlich, daß die nördlichen und südlichen Staaten Nord-Ame- ...s sich thatsächlich in den Haaren liegen um Sklaverei, um die ...kurrenz der Sklaven- mit der freien Arbeit, wie man der ...je gemäß sagen muß. Wir wissen, daß man sich in allen ...alen, in allen Gesellschaftsklassen um diese Frage geschossen, ge- ...eigt und mit Fäusten und Knütteln geprügelt hat, bis mitten in den ...at, den Kongreß hinauf, daß sich die Parteien auf den äußersten ...en dieser Krisis, in Kansas, gegenseitig zerissen und zerfleischten, ...wahre Teufel.

Aber das erklärt die Krisis nicht, sondern macht sie nur noch un- ...erständlicher, da wir wissen, daß 18 Millionen freie Bewohner der ...lichen Staaten mit höchstens 300,000 Sklavenhaltern des Südens ...rfolglos kämpfen; 18 freie Millionen mit 300,000 Leuten, die vor den 3 Millionen ihrer eigenen Sklaven fürchten müssen und dieser Furcht schlafen, wie auf 3 Millionen Pulverfässern! Liefern ...e 18 Millionen lauter Faselhafte-Rekruten? Und sind die 300,000 von den lauter 300 Griechen bei Thermopylä? Es scheint beinahe so. ...ie Menge muß es bringen“, heißt's beim wohlfeilen Tabak und den Abstimmungen. Die bringt's aber nicht. Suchen wir einmal Sache auf die Spur zu kommen, und zwar mit Benutzung sehr ...lichen Materials in dem Oktober-Hefte der Edinburgh Review, ...nur vergaß, aus dem Reichthum etwas zu machen.

Während der ersten Jahre der amerikanischen Staaten-Union er- ...te die Sklaverei gar keine merkliche Feindseligkeit zwischen den ...lichen und nördlichen Gruppen, obgleich letztere darin ein feind- ...ges Element gegen den Geist der Union sahen und drehhalb Ver- ...e gemacht wurden, der Ausbreitung der Sklaverei durch Gesetze ...zuegnen. Manche der südlichen Pflanzer waren ihr selbst grund- ...lich abhold, und so lange die Baumwollen-Production nicht eine Million ...nd jährlich überstieg, hörte man den gelegentlich aufflammenden ...nern gegen die Sklaverei ohne Aufregung zu. Aber die Sklaverei- ...frage zeigten sich damals als die Patrioten des Tages, als Demo- ...ten für die Rechte des Volks, für die Unabhängigkeit der einzelnen ...aaten und der Individuen darin, während die politischen Leithammel Nordens unter dem Namen Föderalisten für Centralisation, Ein- ...t, große Centralmacht des Kongresses und ein einiges, einziges, ...ßes, antheilbares Amerika, Stolz der „Nation“ und Schrecken der ...inde, deklamirten, schwarzrothgoldene „ideale Flegelei“, wie Heine ...a, auf anderem Boden. Sie kamen zwar nicht in die Gefängnisse ...er Aemter), wie in Deutschland, aber im Norden und Süden in Minorität, und als die Präsidentschaft von John Adams ablief, ...riffen die Demokraten, die Sklavereimänner, das Ruder, mit ihnen Macht über alle Freiheit in England und Amerika, die Baumwolle.

Stundenlange Philippika, die feurigsten Leistungen der Cicero's und Demosthenes' mit Bibel, Humanität, Religion, Menschenrechten, Freiheit u. s. w. verloren ihre Wirkung und wurden widerlegt durch das einzige, gemeine, stumpfe, pledzige Wort: cotton! Das „Kalokagathon“ der anglosächsischen Civilisation hieß jetzt Calico! Wurde doch selbst das philosophische Deutschland Jahrzehende lang von den nacheifernden Twistspinnern niedergesponnen und gefesselt wie der Riese Gulliver von den Patrioten Lilliputs. „Baumwolle her!“ schrie John Bull hinüber über den atlantischen Ocean, daß es bis in die Hinterwälder scholl. Ich habe das Geld, Bruder Jonathan, schaffe Baumwolle! — Es waren prächtige Maschinen erfunden, die Preise der rohen Baumwolle und der Waaren stiegen. Also Baumwolle um jeden Preis!

Also Sklaven um jeden Preis! hieß es drüben. Die Schwarzen stiegen als Waare und Werkzeug zur Gewinnung der weißen Flocken auf den Bäumen ungeheuer im Preise, und die 900,000 Pfund Baumwolle, welche Amerika im Jahre 1789 lieferte, waren bis 1801, also etwa in einem Jahrzehend, auf 50,000,000 Pfund gestiegen. Süd-Karolina und Georgien mit ihrem lästigen Sklaven-Eigenthume waren jetzt reich, Virginien und Nord-Karolina verkauften ihre Neger, die früher Niemand geschenkt nahm, für Tausende von Dollars. Die afrikanischen Negerkönige, die Sklavenhändler, die Peitschenschwinger in den Plantagen waren Abgötter der Amerikaner geworden, während man in Frankreich allgemeine Menschenrechte proklamirte und Napoleon sie erklärte. Weiße strömten freiwillig, Schwarze in gefesselten Scharen vor der Peitsche nach Alabama, Tennessee und die Mississippi-Unendlichkeiten, als die Länder unbändiger, unbegränzter Hoffnungen und unaufhörlicher Goldregens von den Bäumen.

Auch die große französische Freiheits-Revolution trug in ihrer „Erklärung“ durch Napoleon viel zur Ausbreitung und zum Siege der Versklavung Amerika's bei. Die glänzenden Unendlichkeiten der Mississippi-Ufer gehörten dem ersten Konsul in Frankreich, der nicht wußte, was er damit machen sollte, da ihm Europa schon zu viel zu schaffen machte, oder wenigstens er sich mit ihm. Er verkaufte daher den Sklavenstaat Louisiana an die amerikanische Union. Dieses Geschäft ward von den Demokraten Amerika's mit patriotischem Entzücken begrüßt. Von dieser Zeit an ward die antisklavische, republikanische Union Washington's, Adams' und Hamilton's eine Republik von freien Männern, regiert von Sklavenzüchtern und Baumwollen-Lords. Von diesen Zeiten bis 1852 sah man in England und Amerika ein ununterbrochenes Aufblühen der Gewerbe und des Handels, unter dem bidelbefestigten, von Kanzeln als göttlich gepriesenen Regimente der Baumwolle und aus dem Schweiße der schwarzen, wie der weißen Sklaven. Während dieser Periode allgemeinen Aufblühens regierte stets die Baumwolle, herrschte die Sklavenbesitzende Demokratie in Amerika. Wer wagt es daher, gegen diesen Landesvater Amerika's und Englands, Cotton oder Calico, ein böses Wort verlauten zu lassen?

Von vierzehn Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten waren neun Sklavenbesitzer, Baumwollenbauer. Drei kamen ins weiße Haus zu Washington blos deshalb, weil sie sich zur Vertretung der südstaatlichen Interessen verpflichtet hatten. Von 28 Richtern des höchsten Gerichtshofes waren 17 aus den Sklavenstaaten, von 19 General-Anwalten 14, von 77 Präsidenten des Senats 61, von 33 „Sprechern“ im Kongreß 21, von 134 Gesandten 80. Die Zahl der Sklavenbesitzer war nach der Edinburgh Review im Jahre 1852 blos 100,000. Andere sprachen von 300,000, sogar 50,000 mehr, so daß man in diesem statistischen Punkte sehr unsicher ist. Das schadet auch den 18 Millionen gegenüber nicht viel. Und constitutionell genommen, spielen diese hundert bis dreihundertfunfzigstausend Regenten Nord-Amerika's eine gar merkwürdige Rolle im Namen ihrer 3 Millionen Sklaven. Letztere werden nämlich insofern als stimmberechtigt betrachtet, als ihre Eigenthümer mit für sie stimmen, weil angenommen wird, daß sie wegen ihrer Schwärze und ihrer constitutionell geforderten Unterjogenheit von diesem Stimmrecht keinen Gebrauch machen könnten. So sind die stimmberechtigten Sklaven durch „Entwickelung“ ihrer

Freiheit durch ihre Herren in die Lage gekommen, daß sie immer durch Vertretung gegen sich selbst stimmen müssen. Ohne diese vortreffliche Erfindung könnten die nördlichen Staaten leicht das Sklavenbesitzer-Interesse überstimmen. Jetzt geht's nicht, und zwar aus noch anderen hinzukommenden Gründen. Die weiße, nicht sklavenbesitzende Bevölkerung des Südens wird als „poor white trash" gar nicht der Beachtung werth gehalten. Sie haben keine soziale Stellung, sie sind, was das englische stimmberechtigte Volk, den Guts-, Stellen- und Geldbesitzern gegenüber. Man kauft sie sich, dupirt sie, schreckt sie, droht ihnen — und das reicht vollkommen hin, sie so zu stimmen, wie sie stimmen sollen. (Schluß folgt)

Prescott's „Letzte Tage Karl's V."

(Schluß.)

Karl erhob sich, trotz seiner Vorliebe für das Klosterleben, doch nie zu der ästetischen Begeisterung seines alten Gefährten. Der Jesuiten-General begnügte sich mit der magersten Kost, aber der kaiserliche Mönch wurde im Essen und Trinken desto unmäßiger, je mehr ihn seine zunehmenden körperlichen Gebrechen zu einer sorgfältigen Diät aufzufordern schienen. „Es mag dem Secretair nicht leicht gewesen sein, seinen Ernst bei der Lecture von Depeschen zu bewahren, in welchen Politik und Gastronomie so seltsam unter einander gemengt wurden. Dem Courier von Valladolid nach Lissabon wurde befohlen, einen Umweg durch Jarandilla zu machen, um Vorräthe für den kaiserlichen Tisch mitzubringen. An Donnerstagen sollte er Fische liefern, die für den darauf folgenden Fasttag bestimmt waren. Die Forellen in der Nachbarschaft sand Karl zu klein, und es mußten daher größere aus Valladolid herbeigeholt werden. Er liebte überhaupt Fische, sowie Alles, was in seiner Natur oder seinen Gewohnheiten sich dem Fischgeschlecht näherte. Aale, Frösche, Austern nahmen eine hervorragende Stelle auf dem kaiserlichen Speisezettel ein. Marinirte Fische, namentlich Anschovis, standen bei ihm in hoher Gunst, und er bedauerte nur, daß er nicht einen größeren Vorrath aus den Niederlanden mitgebracht hatte. Eine Aalpastete war sein Leibgericht. Reichliche Vorräthe dieser pikanten Nichtönutzigkeiten wurden ihm von Zeit zu Zeit aus der Hauptstadt durch seine Tochter zugesandt, die ihn so für die Nachlässigkeit schadlos hielt, welche sie, wie Gazzelu berichtet, in der Versorgung der kaiserlichen Tafel auf seiner Reise durch Spanien gezeigt hatte. Seezungen, Neunaugen, Flundern kamen in großer Menge aus Sevilla und Portugal. Das Land um Jarandilla lieferte solidere Speisen in der Gestalt von Schweine- und Hammelfleisch. Wildpret war in Fülle vorhanden. Der Kaiser erinnerte sich jedoch lebhaft einiger Rehrücken von einem dem Grafen Oforno gehörigen Gute, die man ihm einst nach Flandern geschickt hatte. Der Haushofmeister ließ jetzt einige aus derselben Gegend kommen, aber Karl bemerkte, daß sie nicht mehr so schön schmeckten, wie früher. Auch die Oliven von Estremadura waren für seinen Geschmack zu groß und streng. Es ergingen wiederholte Befehle, einen Vorrath bei Perejon, dem Händler, der die kleinere, zartere Gattung verkaufte, zu bestellen und von ihm wo möglich auch das Rezept zum Einmachen derselben zu erhalten. Man hätte glauben sollen, daß das an Schweineheeren reiche Land, in welchem Karl lebte, auch das der Bratwürste sein würde; aber er hatte diejenigen nicht vergessen, die seine Mutter, „jetzt im Himmelreiche", sich früher in Tordesillas hatte zubereiten lassen. Der Staats-Secretair wurde angewiesen, sich dort nach dergleichen umzusehen. Sollte es ihm nicht gelingen, so würde er leicht ein Rezept zu ihrer Anfertigung aus der Küche des Marquis von Denia bekommen können. Unglücklicherweise jedoch, klagt der Haushofmeister, trafen die Würste erst am Donnerstag Abend in Jarandilla ein, und da es auch der spitzfindigsten Sophistik nicht möglich war, sie in die Kategorie von Fischen zu rangiren, so mußte der Kaiser das Vergnügen ihrer Bekanntschaft wenigstens um vierundzwanzig Stunden aufschieben; ja, vielleicht noch viel länger, da in dem folgenden Brief von einem bösen Gichtanfall die Rede ist."

Die gastronomischen Liebhabereien Karl's vermochten indeß nicht, seine Aufmerksamkeit von der Politik abzulenken. Er hatte ein Auge für Alles, was in der Sphäre seiner ehemaligen Thätigkeit vorging: in Afrika, in Deutschland, in Flandern, wie in Spanien und Italien. „Spanien war damals in einem Kampfe mit Paul IV. verwickelt, einem Papste, der, dem kriegerischen Geiste Julius II. nacheifernd, seinen Krummstab in ein Schwert verwandelte und die Barbaren aus Italien zu treiben gelobte. Karl lauschte mit dem tiefsten Interesse den Nachrichten, die ihm von Zeit zu Zeit über den Krieg und den siegreichen Lauf des Herzogs von Alba zugingen. Als Gazelu zu Ende gelesen hatte, fragte er: „Und ist das Alles?" Als er aber von dem Waffenstillstand hörte, der von dem spanischen Feldherrn in dem Augenblick geschlossen wurde, da das Schicksal Roms an seinem Schwerte zu hängen schien, kannte der Unwille Karl's seine Grenzen nicht mehr. Er wollte nicht einmal, wie sein Secretair etwas von den Bedingungen des Vertrages wissen. „Was mit", sagte er, „nur den Franzosen Zeit, ihre Truppen zu Pappstedt zu vereinigen", und murmelte noch andere Worte zwischen den Zähnen, die nicht leicht zu verstehen waren. Er sah seine Meinung über diesen Gegenstand offen in seinen Briefen an Philipp und Johanna aus. Als der Krieg mit Frankreich bald nach dem Bruch, schrieb er in den dringendsten Ausdrücken an seine Tochter die Nothwendigkeit vorstellend, die Gränzen, und besonders die Provinz besseren Vertheidigungszustand zu setzen. Er ermahnte sie, vor an den Küsten zu verstärken, die den deutschen Banquiers bedeutende Summen abzuzahlen, um den in einer solchen Krisis so wichtigen Kredit des Landes aufrechtzuhalten, und für die Sicherheit der spanischen Besitzungen zu sorgen — für die von Oran und Algier auf welches er mit prophetischem Geiste als wahrscheinlichen Angriffspunkt hinwies; „und sollte dies verloren gehen", fügte er hinzu, „so möchte ich weder in Spanien, noch in Indien, noch irgend einem Erden sein, wo die Kunde von einem für den König und die Christenheit archie so unheilvollen Ereignis jemals zu mir gelangen könnte."

Als der Krieg in Flandern eine bedenkliche Wendung nahm, ließ Karl das Gerücht verbreiten, daß er sich wieder an die Spitze seines spanischen Heeres zu stellen gedenke, und die drohende Aussicht die Wiedererscheinung des erfahrenen Kriegsherrn hatte zur Folge, Feldzugspläne des französischen Kabinets einen mächtigen Gegner in Philipp brauchte Geld; die Bergwerke Merikо's und Perus lieferten nicht hin, seine Schatzkammer zu füllen, und er mußte sich nach neuen Hülfsquellen umsehen. Auch in dieser Beziehung stand ihm sein Vater mit gutem Rath zur Seite. „Treu seinen Versprechungen ließ der Kaiser an seine Tochter, die Regentin, und an ihren Minister Vasquez Briefe schreiben oder schrieb mitunter eigenhändig, seine Finger ihm den Dienst nicht versagten. Er bezeichnete die Punkte, die vertheidigt, die Truppen, die ausgehoben werden müßten, und die besten Mittel, sich mit den nöthigen Fonds zu versehen. Er empfahl besonders, ein Anlehen bei der Geistlichkeit zu machen, und wendete sich deshalb selbst an einige von den würdenträgern der Kirche. Zu dieser Weise wurden auch Summen zusammengebracht und unter seiner energischen Mitwirkung an den Herzog von Alba übersandt, der hierdurch in Stand gesetzt wurde, den italiänischen Feldzug mit Nachdruck zu treiben."

So lebhaft aber auch Karl sich für die Staatsangelegenheiten interessirte und so gern er auch seinen Sohn mit dem Gewicht seiner Rathschläge unterstützte, so gestiel es ihm doch in Yuste zu sagen, daß es ihm hätte einfallen sollen, seine Zurückgezogenheit gegen Sorgen der Herrschaft zu vertauschen. Die Mußestunden waren mit Essen, Lesen und der Bestellung des Klostergartens aus; Einsamkeit und ländliche Ruhe vermochten nicht, die Strenge seines Gemüthsart zu mildern. Er hatte sein Leben im Kampfe gegen den protestantischen Glauben zugebracht und sich endlich durch Zwang dazu gezwungen gesehen, die Rechte von Männern zu achten, die er als Ketzer unterjochen noch bekehren konnte. Aber niemals verzieh er den Reformatoren, und das bloße Wort „Reformation" genügte, um seine heftigsten Wuth aufzureizen. Als ihm in seinem Asyl das Gerücht zu Ohren kam, daß die Lehre Luther's die Pyrenäen überschritten habe und Ketzer in den Straßen von Valladolid erschienen seien, er sie dem heiligen Offizium zu denunziren. „Sage dem Großinquisitor und seinen Räthen in meinem Namen", schrieb er an seine Tochter Johanna, „daß sie auf ihrem Posten sein und die Uebel an der Wurzel des Uebels legen müssen, ehe es sich weiter verbreite. Ich rechne auf Euren Eifer, den Schuldigen den Prozeß zu machen, sie, ohne Ansehen der Person, mit aller Strenge zu bestrafen, ihre Mitschaften verdienen." Und in einem anderen, drei Jahre später erlassenen Schreiben sagt er: „Wenn ich nicht wollte, daß zu Euch hätte, daß Ihr noch Eurer Pflicht handeln und dem Einhalt thun werdet, indem Ihr die Schuldigen ernstlich bestrafen würde ich nicht, wie ich es vermeiden könnte, das Kloster zu verlassen und die Sache in meine eigenen Hände zu nehmen." Bei einer solchen Religion so bedrohlichen Gefahr wäre es besser, meint er, den gewöhnlichen Lauf der Justiz zu unterbrechen und keine Gnade walten zu lassen, und er empfiehlt als Muster das von ihm selbst in den Niederlanden beobachtete Verfahren, „wo Alle, die hartnäckig bei ihren Irrthümern blieben, lebendig verbrannt und die, welche Reue zeigten, begnadigt wurden!"

Wer erkennt in diesem finsteren Wüthrich den Staatslenker, der so sicher, besonnen weitsichtige und besonnene Politik vierzig Jahre lang alte und neue Welt umfaßte — der sich nicht gescheut hatte, den Frieden in Rom gefangen zu halten, während die heilige Stadt von den Soldaten geplündert wurde? Alter, Krankheit und Mißmuth über die geschlagene Pläne mochten den einst so klaren Geist geschwächt haben, der nur noch momentan in seiner früheren Kraft aufflammte,

zur Kunst, die den Freund und Gönner Tizian's in besseren n charakteristie, blieb er indessen auch in diesem trüben Abend s Lebens treu; seine Bildergalerie in Juste enthielt zwar nur ze Gemälde, aber diese wenigen hatten einen unschätzbaren Werth. : Kleinodien der Sammlung waren acht Gemälde von dem Pinsel in's. Karl war ein echter Kunstfreund und, für ein gekröntes ot, kein gewöhnlicher Kenner. Er würdigte im vollen Maße das ieuft des großen Venetianers, hatte ihn oft am Hofe in der Nähe r Person und war stets mit Freuden bereit, seinem Genius zu igen. Man erzählt, daß der Monarch einst einen Pinsel, den Tibeim Malen fallen ließ, aufgehoben und ihm mit den Worten ckgegeben habe: „Ein so großer Künstler müsse von einem Kaiser ent werden." Diese Geschichte hat mit einigen hinlänglich beigten Anekdoten von Karl zu große Aehnlichkeit, als daß man als unwahrscheinlich verwerfen könnte. Wie dem auch sein mag, ewies seine Achtung für den Künstler dadurch, daß er ihn in den erstand erhob und ihm eine jährliche Pension von zweihundert okronen aussetzte. Auch überwand er seine natürliche Sparsamin so fern, daß er ihm niemals weniger als achthundert Kronen seine Portraits zahlte. In Juste befanden sich mehrere derselben, on einen den Kaiser in Lebensgröße und in voller Rüstung darstellte. hatte sich häufig von dem venetianischen Künstler malen lassen, da ein Bildniß nur von seinem Pinsel der Nachwelt überliefert zu n wünschte. Sein Wunsch wurde erfüllt. Einige von diesen Portts gehören zu den schönsten Erzeugnissen der italiänischen Kunst, der Kaiser ist nicht weniger unsterblich auf der Leinwand Tizian's, in den Blättern der Geschichte. Von demselben Meister hat man mehrere Bildnisse der Kaiserin und andere von Philipp und verdenen Mitgliedern der königlichen Familie. Das merkwürdigste ück in der ganzen Sammlung, welches Karl einige Jahre vorher te malen lassen, um es nach seiner Einsiedelei mitzunehmen, war och die berühmte Gloria, in der er mit der Kaiserin, von den mlischen Heerschaaren umgeben und von Engeln unterstützt, in anender Stellung erscheint. Dieses prachtvolle Gemälde, das nach n Tode des Monarchen seine Uebersreise in das Escurial begleitete, rde, der Tradition zufolge, über dem großen Altar in der Kirche zu ste aufgehängt. Daß dies der Fall war, ist bei der Größe des ldes nicht unwahrscheinlich, da es sich eher für eine Kirche als für Privatzimmer eignete. In dem Raum aber dem Altar konnte Karl auch leicht durch das Fenster seines Schlafgemachs sehen, und von nem Krankenbette aus konnten seine Blicke auf den Zügen jenes erklärten Wesens ruhen, das ihm auf Erden so theuer war."

Außer der Lecture seiner Depeschen und theologischen Studien, schäftigte sich der Kaiser in seiner klösterlichen Stille auch etwas t Literatur und übertrug selbst ein französisches Gedicht, „Le chevalier délibéré", in welchem die Thaten des Hauses Burgund und nes kriegerischen Urgroßvaters, Karl's des Kühnen, verherrlicht wurn, in spanische Prosa, die der Hofdichter Acuña nachher in schönbrechselte kastilische Reime verwandelte. Die Geschichte fand in inen Augen keine Gnade; er las den Cäsar in einer Uebersetzung, er er zog seinen Schätzling Avila, der auf seinen Befehl die „Comentarios de la guerra en Alemaña" geschrieben hatte, allen anderen storikern vor. Die Memoiren seines eigenen Lebens, die er von im Kammerherrn Wilhelm van Male „in einem Styl, der die eigenümlichen Vorzüge des Tacitus, Livius, Suetonius und Cäsar in sich reinigen sollte", beordeiten ließ, sind nicht bis auf uns gekommen nd damit ist eine Quelle verloren gegangen, die vielleicht manches äthsel in der Geschichte Karl's V. gelöst hätte.

Frankreich.

Noch Einiges über den neuesten Band von Thiers: „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs".*)

Der vierzehnte Band der Thiersschen Geschichte, der den Napoleonischen Feldzug in Rußland behandelt, hat mehr als die früheren Bände das Interesse der Leser in Frankreich und im Auslande erregt. Die wahrhaft graphische Beschreibung dieses Krieges, in welchem der Dichter der Hauptheros war, ist in diesen Blättern bereits erwähnt. Wir lassen nachstehend noch eine Aeußerung darüber aus französischer Feder folgen, können jedoch nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß grade der dreizehnte und der vierzehnte Band von Thiers in Deutschland auf viele Widersprüche gestoßen.

Wir selbst haben bereits in Nr. 112 des „Magazin" auf die Unzuverlässigkeit des Herrn Thiers, was deutsche historische und literarische Zustände betrifft, hingewiesen. Ein nicht minder glänzender Beweis von der leichtfertigen Geschichtsschreibung des Verfassers findet sich in Nr. 99—100 der Darmstädter „Allgemeinen Militair-Zeitung", worin (unter Zugrundelegung eines Artikels der Augsburger „Allgemeinen Zeitung") einige großherzoglich hessische Offiziere und Veteranen, die einst mit den Franzosen auf der pyrenäischen Halbinsel gekämpft, die Darstellung des Herrn Thiers von der Einnahme von Badajoz durch die Engländer als lügenhaft und die Ehre des hessischen Hülfscorps in frivoler Weise antastend bezeichnen. Thiers war hierbei den Angaben des Generals Philippon und des Obersten Lamare gefolgt, die durch Feigheit und Verrath das Schloß von Badajoz in die Hände der Engländer geliefert hatten und die seitdem alle Schmach auf die Hessen zu wälzen sich bemühten, welche ihrerseits mehr noch gethan, als die militairische Ehre von ihnen verlangte. Mit Recht werfen die hessischen Offiziere und Veteranen dem Herrn Thiers vor, daß er nicht einmal ein in Folge der Uebergabe von Badajoz von Napoleon erlassenes Dekret gekannt, worin sich dieser über die Pflichten der Befehlshaber bei der Vertheidigung fester Plätze ausspricht. General Philippon sei damals, als dieses Dekret erlassen worden, Kriegsgefangener in England gewesen, sonst würden ihn gewiß der Zorn und die Strafe des Kaisers getroffen haben. Ein wie wenig ehrenhafter Charakter aber dieser General gewesen, gehe auch daraus hervor, daß er das Ehrenwort, welches er gegeben hatte, England, wo man ihn frei herumgehen ließ, nicht zu verlassen, gebrochen und durch seine Flucht für die übrigen Kriegsgefangenen eine viel weniger günstige Behandlung herbeigeführt habe.

Wir wollen indessen jetzt einen Kritiker der Illustration, Journal Universel, über den vierzehnten Band des Thiersschen Werkes sprechen lassen:

„Die Kunst des Herrn Thiers, tausend verschiedene Details zu Einem Zweck zu verbinden, und sein mächtiger Scharfsinn treten nirgends so glänzend hervor, wie in dem vierzehnten Bande seines Werkes. Er hat hier, so zu sagen, nur Einen Gegenstand, aber zwei Helden: die Armee, für welche er wahrhaft väterliche, herzliche Sympathieen hegt, und den Kaiser, den er auch in seinen Fehlern mit Beharrlichkeit bewundert.

„Wenn der russische Feldzug auch, so lange Napoleon auf dem Throne saß, und sogar nach seinem Sturz, seine Lobredner gehabt, so ist doch, sowohl in Frankreich wie im Auslande, auch die Anzahl derer groß gewesen, die dieses Unternehmen Napoleon's nur herabzusetzen sich bemühen gefühlt; und dies ist nur allzu natürlich. Es war zu schwierig, sich zurecht zu finden inmitten so vieler einander widersprechender Behauptungen, welche alle, trotz dem Charakter der Leidenschaftlichkeit, der ihnen eigen war, eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hatten.

„Zunächst, wenn man die Augen auf die Karte von Europa wirft und im Geiste die Wege verfolgt, welche von den verschiedenen Corps der großen Armee, die, mit Ausnahme desjenigen des Marschalls Davoust, aus allen Gegenden des Kaiserreichs herbeikamen, zurückgelegt worden sind, ist man versucht, mit denen, die nur Lob für Napoleon haben, zu glauben, daß der Ruin der französischen Armee auf dem Rückzuge von Moskau beginnt und die Folge des harten Winters und der Noth ist, in welche die unglücklichen Soldaten während eines Marsches von 250 Meilen durch Eis-, Schnee- und Sumpf-Felder geriethen. Herr Thiers aber beweist aus der Korrespondenz der Generale, der Minister und der Präfekten, daß die Ursachen des unglücklichen Ausgangs dieses Feldzuges tiefer liegen. „Man war in der That", sagt Herr Thiers, „der Auflösung der Armee nahe, da man in Folge der fortwährenden Kriege die Armeen zuletzt mit Soldaten im Knaben-Alter, mit Ausländern von schlechter Gesinnung*) und mit einem Material rekrutiren mußte, welches für solche Entfernungen nicht ausreichend war." Dies war der Fall, lange bevor die Armee nach Moskau kam; der Rückzug von Moskau war die letzte Folge davon. „Die Strapazen, der Mangel an Lebensmitteln, die Sterblichkeit unter den Pferden, welche einen Theil der Kavallerie in Fußsoldaten verwandelte, brachten sehr früh Unordnung und Zuchtlosigkeit hervor, die dann im höchsten Maße um sich griffen, als ihre Ursachen den Höhepunkt erreicht hatten." Herr Thiers weiß durch genaue Angaben nach, wie seit dem Juli 1812 der Bestand der einzelnen Armee-Corps in erschreckender Weise sich verminderte, besonders in denen der Marschälle Macdonald, Oudinot und Ney; die Reserve-Kavallerie der Generale Nansouty und Montbrun war, seit dem Uebergange über den Niemen, in weniger als einem Monat von 22,000 Mann auf 13 oder 14,000 reduzirt worden. Auch die kaiserliche Garde war um ein Drittel zusammengeschmolzen. Mit diesen dezimirten Truppen hat Napoleon jene Reihe von Siegen erfochten, die, wenn sie ihn auch von Wilna nach Smolensk, von Smolensk nach Borodino, von Borodino nach Moskau brachten, für ihn von größeren Verlusten begleitet waren, als für den Besiegten.

*) Vergl. Nr. 117 des „Magazin" von d. J.

*) Wir haben aus dem Vorangehenden ersehen, wie sehr Herr Thiers geneigt ist, Fehler und Sünden seiner Landsleute „Ausländern von schlechter Gesinnung" zuzuschreiben. D. R.

„Napoleon mit seiner übergelegenen Vernunft hat nicht aufgehört, wenn auch nicht Reue, so doch eine große Unruhe in seinem Innern zu empfinden bei der Vorstellung, daß er, was ihm an wirklichen Streitkräften übrig war, so weit von Frankreich, so weit von Spanien wegführte, wo dieselben nützlicher hätten verwendet werden können. Aber er hatte den Beschluß gefaßt, Rußland zu vernichten. Das Bedürfniß, etwas zu vollbringen, worüber die Welt erstaunen mußte, das Bedürfniß, den Glauben an seine Macht, die am besten seine Berechtigung bewies, zu unterhalten, sprachen lauter in ihm, als die ihm unangenehme Stimme der Vernunft. Die uneingeweihten Leser werden sich wundern, warum mit solchen Gedanken der Kaiser sich nicht den letzten Friedensanträgen, welche Herr von Balaschov ihm von Seiten Alexander's bei Wilna brachte, geneigt gezeigt; sie werden erstaunen, warum Napoleon nicht bei Smolensk Halt gemacht, um zu unterhandeln oder um Polen zu organisiren und einen zweiten Feldzug für das Jahr 1813 vorzubereiten; sie werden erstaunt fragen, warum er so eigensinnig darauf bestanden, mit Einem Feldzuge sein Ziel zu erreichen, da er, wenn er zwei Feldzüge unternommen, wahrscheinlich seine Armee und alle Erfolge des Krieges gerettet haben würde.

„Herr Thiers giebt und über alles dies die übergangendsten Aufschlüsse; wir erfahren, daß Napoleon nicht aus freiem Entschluß von Wilna nach Witebsk, von Witebsk nach Smolensk, von Smolensk weiter und weiter bis Moskau eilt; er eilt einer Schlacht nach, deren moralische Wirkung ihm nothwendig scheint; er glaubt sie zu Wiasma, zu Ghat, zu Borodino zu haben; aber immer entschlüpft sie ihm. Der Gedanke, daß er eine Schlacht gewinnen müsse, treibt ihn bis vor die Thore Moskau's. Und, wie Herr Thiers sagt, „so weit gekommen, verstand es sich von selbst, daß er auch hineinzog.“ Aber leider hatte er darauf nicht gerechnet, daß die Russen noch weiter fliehen würden. Man hat diesen Rückzug als klug berechnet dargestellt. Aber der russische Geschichtschreiber Buturlin, der beste Darsteller dieses Krieges, versichert, daß der Rückzug der Russen nicht aus Berechnung, sondern aus Schwäche, d. h. aus Furcht, bewerkstelligt worden ist. Und Herr Thiers bestätigt die Ansicht des Generals Clausewitz, der den Ausspruch gethan, daß der Feldzug von 1812 sich fast ganz von selbst gemacht habe. Nicht an dem Genie der russischen Generale, sondern nur an der Macht der Umstände sollte das Genie Napoleon's scheitern. Die Macht der Umstände, die in Spanien seinen Siegeslauf aufgehalten hatte, sollte auch den tiefen Plan zu Schanden machen, nach welchem er die russische Armee durchbrechen wollte, wie er es bei Austerlitz gethan hatte. Das Schicksal vereitelt seine scharfsinnigsten Combinationen. Vergeblich ändert er seine Pläne nach den Umständen ab; jede Abänderung verursacht ihm neue Verluste und neue Verlegenheiten. Allen Widerwärtigkeiten gegenüber behält er seine Kühnheit und seinen tiefen Scharfsinn; aber die Ereignisse sind mächtiger als er und beherrschen ihn. Zu Moskau hofft er nicht mehr auf den Frieden, aber er sieht sich genöthigt, zu bleiben, weil eine zurückweichende Bewegung ihn in den Augen Europa's compromittiren und jede Unterhandlung unmöglich machen würde. Die Nothwendigkeit, eine moralische Wirkung hervorzubringen, fesselt den Riesen, beschränkt die Freiheit dieses kühnen Geistes! Ein seltsames Verhängniß, dem die absolute Macht in unseren Zeiten unterworfen ist! Sie muß unaufhörlich durch neue Großthaten den Geist der Völker, über die sie herrschen will, einnehmen; sie ist dazu verurtheilt, fortwährend Ruhm zu erwerben; wenn sie nicht blendet, nicht hinreißt, ist sie dem Zufall preisgegeben. Die Größe in einer solchen Lage — auf wie unsicherem Boden steht sie! Es giebt in dieser Beziehung kein lehrreicheres Beispiel, als die Geschichte der Verschwörung Maller's. Es fehlte nicht viel, so wäre Napoleon von der Höhe seiner Macht, vor welcher Europa noch zitterte, durch wen? — durch einen Narren von der schlechtesten Sorte, durch einen politischen Narren, herabgestürzt worden.

Moskau verlassend und mit seinem Genie gegen die Tücke des Schicksals ringend, faßt Napoleon den kühnen Plan, die russische Armee zu überfallen, in Unordnung zu bringen, von der alten Straße nach Kaluga auf die neue überzugehen, Kaluga ohne Schwertstreich zu erreichen und mit einer gefangenen russischen Armee im Gefolge in das Herz Europa's zurückzukehren. Aber das Unglück des Kaisers sollte ebenso groß sein, wie sein Glück und sein Genie. Er hatte, indem er diese großartigen, kühnen Pläne faßte, an seine durch den Brand von Moskau und die fortwährende Noth dieses Feldzuges entmuthigten Soldaten, an die Kosaken, an den nahen Winter, an die Demoralisation seiner Armee, und an viele andere Dinge, welche seine Pläne vereiteln mußten, zu denken vergessen. Herr Thiers stellt den Rückzug von Moskau, den Uebergang über die Beresina anders dar, als der rhetorische Herr von Ségur und der Maler Horace Vernet. Der Redner und der Maler haben uns nur ein Bild geliefert; Herr Thiers hat und die Wirklichkeit gegeben; er führt und die Noth und das Elend eines jeden Armee-Corps vor, den Marschall Ney, den General Maison, den jungen Corbineau und Jacqueminot; er führt uns der Unterhaltung beiwohnen, die der Kaiser und der General Duroc in der Hütte gehabt, in welcher Napoleon, viel grö[ß]er als Karl XII., von den traurigen Erinnerungen an Pultawa bedrängt war; er führt uns aufs anschaulichste die heroischen Anstrengungen des Generals Eblé vor; und, wenn so viele Scenen des Schreckens uns noch einige Geistesfreiheit übrig lassen, werden wir noch durch das Bild, welches er von dem tugendhaften Larrey entwirft, „dem ehrenwerthesten Manne, den der Kaiser gekannt“; und in diesem historischen Bericht ein großartigeres und ergreifenderes Schauspiel unseren Augen vorgeführt worden. Die Ausdrucksweise deines Herrn Thiers wird nie deklamatorisch; aber überall giebt sich in der Darstellung die tiefe Trauer kund, von welcher er im Andenken an die hinsterbende, große Armee erfüllt ist.“

Mannigfaltiges.

— Die gesammten Naturwissenschaften. Von der Nr. 132 des „Magazin“ angekündigten populären Encyklopädie der Naturwissenschaften liegt und die soeben ausgegebene erste Lieferung vor.*). Sie bringt in einem zierlichen Umschlage, der die Büste Alexander v. Humboldt's, umgeben von den Emblemen der Physik und der technischen Wissenschaften, zeigt, eine gedrängte Einleitung von Professor Masius, worin — ein unterscheidendes Merkmal dieses neuen Werkes von so vielen frivolen Naturdarstellungen unserer Zeit — die Erkenntniß des göttlichen Geistes als höchstes Ziel der Naturbetrachtung bezeichnet und auf die erhabenen Worte des Psalmisten hingewiesen wird:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
Und seiner Hände Werk verkündet die Veste (die Materie)“.

Alexander v. Humboldt, dem die Verlagshandlung, in Dankbarkeit der Mitarbeiter, das Werk gewidmet, hat in einem jener liebenswürdigen, in der mitternächtlichen Stille zwischen zwei vielbewegten Tagen, aus dem Fülthorn seiner Feder fließenden Briefchen die Widmung dankend angenommen und sagt unter Anderem: „Die begonnene Schrift wird ein Gegengift sein für die vielen inhaltleeren populären Schriften, mit denen Deutschland mehr als die Nachbarstaaten überschwemmt ist, in denen freilich „„die Begeistigung des Tones holzes““ sich auch forterbt.“

Für's erste wird uns hier eine mit zahlreichen, in den Text eingedruckten, vortrefflichen Abbildungen ausgestattete Abhandlung über Physik und Meteorologie, von Professor Karl Koppe, dargeboten. Andere Abhandlungen wie Chemie, physikalische und chemische Technologie, Physiologie, Zoologie und Botanik, Mineralogie und Geognosie, sowie endlich über Astronomie, werden folgen. Das ganze Werk wird aus drei Bänden mit etwa 500 Holzbildungen bestehen und in circa zwanzig Lieferungen (à 10 Sgr.) bis Ende 1857 vollständig erscheinen.

— Französische Jugendschriften. Die rühmlichst bekannte Schriftstellerin Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs, hat für die reifere Jugend eine Sammlung sehr ansprechender Erzählungen für die Weihnachtszeit nach dem Französischen bearbeitet (Stuttgart bei Voigt, 1857). Der Inhalt ist überwiegend historisch, namentlich ist die Feudalzeit, die Blüthe der Ritterschaft, mit lebendigen Farben geschildert; die romantischen Gestalten derselben, der „Engel des Morgens“ und der „Stern des Abends“ genannt, werden die Jugend, die nach Idealen dürstet, hoch ersreuen. Der Reiz der Gegensätze ist durch die düsteren Bilder und der Schreckenszeit der Revolution hervorgebracht, die ebenso ergreifend als lehrreich angewendet sind. Unter der Fluth von Jugendschriften zeichnet sich diese Folge vortheilhaft aus.

— b.

*) „Die gesammten Naturwissenschaften“. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Geitler, Koppe, Leitner, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Noggerath, Quenstedt, v. Reichenbach, Zingeleitet von Hermann Masius. Essen, G. D. Bädeker, 1857.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird den Denjenigen in Erinnerung gebracht, die im regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wöchentlich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 20 Sgr., halbjährlich 2 Thlr. 10 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür das Blatt im Inlande portofrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 57, und beim Spediteur Krumme, Niederwallstr. No. 31), sowie von allen königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 154. Berlin, Dienstag den 23. Dezember 1856.

Frankreich.

Foucault, der Akademiker, von Amerika aus beurtheilt.

Obgleich unsere Leser in dem nachstehend mitgetheilten, dem Oktober-Hefte von Putnam's Monthly entnommenen Aufsatze keine eigentlich neuen Thatsachen finden werden, so dürfte er dennoch insofern nicht ohne Interesse sein, als sein Erscheinen in der so viel gelesenen und geachteten amerikanischen Zeitschrift wiederum den Beweis liefert, daß das bessere transatlantische Publikum auch für solche Leistungen, welche höhere und dem alltäglichen Leben ferner liegende Gegenstände betreffen, Sinn hat und den Fortschritten der Wissenschaften in demjenigen Theil der Erde, welcher von dem Schicksal vorher anschließlich zu deren Pflege bestimmt zu sein schien, mit lebhafter Theilnahme folgt.

Ein Volk, welches, wie das der Vereinigten Staaten, noch so sehr mit seiner äußeren Entwickelung beschäftigt ist, konnte, bevor sich die Gährungsprozesse gänzlich beendigt und alle Verhältnisse sich vorhergeklärt waren, kaum daran denken, der Wissenschaft eine geräuschlose Stätte und ihrem Studium diejenige Zeit und Ausdauer zu widmen, ohne welche dasselbe nicht von Erfolg sein kann. Ueberdies ist der Charakter des Amerikaners durch die mannigfachen widerstrebenden Einflüsse, welche bei seiner Ausprägung mitwirkten, wenig der gar nicht zur Abstraction geneigt; das scharfe und treffende Urtheil seines Verstandes, die im höchsten Grade hervorstechende Schlauheit seines Instinktes, erstrecken sich nur auf Gegenstände, welche in eine Lebensverhältnisse direkt und wirksam eingreifen; in den praktischen Disziplinen, Mechanik, Architektur u. s. w. giebt es keinen schärferen Blick, keine treffendere Erfindungsgabe, keine größere Kühnheit des Entwurfes, als sie der Amerikaner besitzt; seine Einbildungskraft schreckt nicht vor Unternehmungen zurück, die uns fabelhaft und waghalsig erscheinen, und seine Pläne zeugen von einer Großartigkeit der Conception, die nur durch die Energie und Gewandtheit der Ausführung übertroffen wird.

Aber alle die staunenswerthen Leistungen der amerikanischen Techniker lassen uns kalt, sobald wir Befriedigung des ästhetischen Sinnes in ihnen suchen. Wir fühlen gar bald den Mangel an Idealem, der stets theilt, was Amerika schafft, und der das charakteristischste Merkmal desselben bildet. Der Begriff des Hohen und Schönen, mit einem Wort, des Idealen, fehlt dem Amerikaner; Zweckmäßigkeit ist Alles, was er erstrebt und erreicht.

Nichtsdestoweniger liegt es in der Natur der Entwickelung des amerikanischen Volkes, daß nach und nach die innere Kultur, wenigstens der besseren Klassen, eine Stufe erreicht, auf welcher der eben gerügte Mangel zum Bewußtsein kommen und das Bedürfniß gefühlt werden muß, mindestens dem zu folgen, was das Streben nach Lösung der höheren Aufgaben des menschlichen Geistes bei den Völkern erzeugt hat, bei welchen die Gestaltung des äußeren Lebens längst eine feste Form angenommen und aufgehört hatte, diejenigen Kräfte in Anspruch zu nehmen, welche höhere Verwendung finden konnten.

Das erste Bestreben eines Volkes oder Individuums, das eine solche Stufe erreicht, geht naturgemäß dahin, sich nach den gesammelten Erfahrungen über den Umfang des zeitigen Wissens ein Urtheil, wohl generell als speziell, zu bilden, bevor es selbst dazu schreitet, Hand ans Werk zu legen, und wir glauben den allgemeinen Standpunkt des gebildeten Nord-Amerika's mit Recht als sich auf dieser Stufe befindend bezeichnen zu können. Selbstverständlich lassen wir die wenigen, sehr vereinzelt auftretenden Personen außer Acht, welche, wie sich deren zu allen Zeiten und bei allen Völkern finden, über dem Niveau ihrer Zeit und Nation stehen und daher auf unsere Meinung nicht influiren dürfen.

Auch der Verfasser unseres Aufsatzes befindet sich auf dem angedeuteten allgemeinen Standpunkte, und es ist in der That das mit amerikanischer Schärfe gefällte Urtheil über die Art des Studiums bei verschiedenen Völkern diesseits des Oceans nicht der uninteressanteste Theil seiner Arbeit. Hören wir nun den Autor selbst.

* * *

„Genie ist Macht, Wissen kann es werden, je nach dem Charakter des Besitzers; aber wahres Genie, wenn es überhaupt zur Thätigkeit gelangt, schafft mächtig, entweder Gutes oder Böses. In dem Gehirn des Genies liegen alle Faktoren der geistigen und sozialen Zukunft der Menschheit aufgerollt. Zurückschauend in die Vergangenheit sehen wir die Dampfmaschine, welche heute die äußere Existenz von Millionen verändert und indirekt fast das ganze Menschengeschlecht affigirt, in Form einer traumhaften Ahnung vor der Seele Papin's und Savery's schweben und zur wahrhaften, greifbaren Wirklichkeit werden in den edleren Tiefen des Genius eines Black, Watt, Fulton und Stevenson. Welche Myriaden neuer, unbekannter Lebensberufe entstanden aus den geistigen Zeugungen eines Newton, Huyghens, Whitney und Arkwright, Guttenberg und Finiguerra, Galvani und Oersted, Senefelder und Daguerre, Jacquard und Perkins, Morse und Spencer!

„Es mag der Eine die ganze Summe des menschlichen Wissens in seinen heutigen Gränzen besaßen, ohne die Fähigkeit zu besitzen, ein Jota hinzuzufügen; ein Anderer, mit einem geringeren Schatze von Gelehrsamkeit ausgerüstet, kann dennoch die mächtigsten Beiträge zur Wissenschaft liefern; der Erste sammelt nur das Vorhandene, während durch den Zweiten Neues geschaffen und die Menschwerdung der göttlichen Weisheit in der Natur verwirklicht wird. Die Kraft des Verstandes, Gemüthes und Geistes, Neues zu erzeugen oder zu gebären ist, wenn sie, treu ihrer göttlichen Sendung, benutzt wird, die ergiebigste Quelle wohlthätigen Einflusses, welche der menschlichen Natur entsprungen kann. Der Stufen des Ruhmes, welche diese Gabe erklimmen läßt, sind mannigfache — von der des rein mechanischen Erfinders zu der erhabenen Majestät eines Newton oder Shakespeare.

„Es ist unsere heilige Pflicht, dem Genie jeden Grades die wohlverdiente Ehre und Belohnung zukommen zu lassen, wenn es in treuer Ausdauer und seinen eingeborenen Gesetzen gehorchend wirkt."

* * *

„Leon Foucault, Mitglied der mathematisch-physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Paris, besitzt Genie und hat es wohl angewendet. Kein Genie ersten, aber, nach seinen Werken zu urtheilen, zweiten oder dritten Ranges. Wenn er auch niemals Laplace oder Cuvier ihre Lorbeeren streitig machen wird, so ist er doch vollständig berechtigt, einen Ehrenplatz unter den vollkommensten Physikern unserer Zeit einzunehmen.

„Von seinem Privatleben wissen wir nichts und liegt dieses auch unserer Aufgabe fern. Wir haben nur mit Foucault, dem Wissenschafter, zu thun, und als solcher hat er vollen Anspruch auf unsere Beachtung. Viermal in den letzten fünf Jahren trug er in der Pariser Akademie die spolia optima davon, und zweimal bewies er vor Aller Augen, daß Galilei's parthischer Pfeil gegen inquisitorische Bigotterie: „e pur si muove", von einer göttlichen Wahrheit beflügelt war. Solche Untersuchungen sind heutzutage nicht mehr das ausschließliche Eigenthum der Akademiker, sondern jeder intelligente Mensch hat das Recht und die Fähigkeit, sie zu würdigen und sich ihrer zu freuen.

„Es scheint in der That ein sonderbares Räthsel, in der französischen Nation, der sich ganz der Phantasie und Frivolität hingebenden und mit stillschweigender Zustimmung als die Königin aller Moden, Putzmacherinnen und Extravaganzen anerkannten, zugleich eine so entschieden mathematische Richtung ihres Genius und ihrer Kultur zu bemerken. D'Alembert, Lagrange (halb Italiäner, halb Franzose), Laplace, Biot, Poisson, Monge, Poncelet, Cauchy und viele kaum geringere Namen bilden eine mathematische Phalanx, welche in wirklicher Vollendung die jeder anderen Nation weit hinter sich zurücklässt. Fast noch mehr übertrifft die französische mathematische „Culture" die aller übrigen Völker.

Digitized by Google

„In allen Zweigen der Literatur, der Kunst und Wissenschaft findet sich der echt französische Zug mathematischer Präcision der Ideen und ihres Ausdrucks, und ein entschiedenes Streben, stets nach bestimmten Systemen zu verfahren. Wer anders, als ein Franzose, würde von einer korpulenten Frau gesagt haben: „Ihr Inhalt beträgt einen Kubikmeter!“ Tausend Beispiele bezeugen, daß die nationale Denkweise, von Biot die zu dem einfachsten Laudmanne herab, von Grund aus mit mathematischer Anschauung verwachsen ist. Keine Unterrichtsmethode in den geometrischen und analytischen Wissenschaften kann sich mit Bezug auf ihre pädagogischen Erfolge und den klaren, bündigen Charakter ihrer Lehrbücher mit der französischen messen.

„Die Annalen und Verhandlungen seiner Akademie sind so reich an systematischen, speziellen Abhandlungen und erschöpfenden Analysen der leitenden Objekte mathematischer und physikalischer Untersuchungen, als die lange Reihe von Bänden, welche die „Histoire de l'Académie“, die „Mémoires de l'Institut“ und die „Comptes rendus“ bilden. Man vergleiche diese mit den Londoner „Philosophical Transactions“ oder den Kommentaren, Akten und Memoiren der St. Petersburger Akademie und sehe, wie englische Unbeholfenheit der Methode und russisches Stützen auf fremde Hülfe (namentlich auf Euler) gegen die Durchsichtigkeit und selbstgenügende Reichhaltigkeit der Pariser Gelehrten abstechen.

„Wir glauben jedoch, daß dieses Räthsel eines anscheinenden Dualismus der französischen Natur seine Lösung in der nationalen Lebhaftigkeit der Auffassung finde. Französische Tollheiten und Phantasieen, nicht minder als Leverrier's mathematische Schlender, mit Hülfe deren man im Stande war, den großen himmlischen Störenfried „Neptun“ einzufangen, sind gleichmäßig ausgezeichnet durch eine gewisse charakteristische Lebhaftigkeit und Sagacität, eine vollständige Bestimmtheit des Umrisses und ein hermetisches Ausschließen aller nicht systematisch hineingehörigen Punkte.

„Der Franzose sagt gewöhnlich genau das, was er sagen will, und läßt nichts ungesagt, was von seinem Standpunkte aus über die vorliegende Sache bemerkt werden kann, obgleich dieser Standpunkt selten der höchste ist.

„Der Engländer giebt seine Meinung in einer unvollkommenen, ungeschlachten Weise ab; es entgeht ihm häufig das Wesentlichste, während er Unwesentliches in seine Rede mischt.

„Der Deutsche ist so sehr mit den ersten Prinzipien und dem Anstrauen hergebrachter Gelehrsamkeit beschäftigt, daß man in der That von Glück sagen kann, wenn ihm nicht sein wirkliches Objekt in Nebel zerfließt.

„Der Italiäner hat zwar Feuer und Lebhaftigkeit genug, aber es fehlt ihm die Fähigkeit des Franzosen, ein Ding systematisch anzupacken.

„Durchsichtigkeit der Auffassung ist der logischen Abstraction sehr nahe verwandt. Daher kommt es auch, daß die Franzosen nicht nur Mathematiker, sondern auch abstrakte Doctrinaire in der Politik sind. Gerade die Klarheit, mit welcher Systeme politischer Organisation in Frankreich theoretisch aufgefaßt werden, führt bei politischen Umwälzungen zu einer unverbesserlichen Vernachlässigung aller thatsächlichen Hindernisse. Es ist unerträglich, sich langsam und nachgerade in eine organische Form hineingestalten, wenn diese Form von vornherein sogleich als ein Ganzes klar vor Augen steht. Daher sind in Frankreich alle Anstrengungen, neue Staats-Verfassungen zu erlangen, spasmodisch und erfolglos, während diese Gestaltungen in England und Amerika langsam aber sicher gedeihen.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Zur Kritik der amerikanischen Krisis.

(Schluß.)

Der Strom von Ansiedlern nach den Mississippi-Staaten floß Jahre lang fort. Die Bewohner des Missouri-Gebietes wurden auch bald merklich und strebten nach der Ehre, in die Union mit aufgenommen zu werden. Die Nordpolitiker erschraken jetzt vor Ausbreitung der südlichen Sklavenbesitzer-Politik und opponirten heftig gegen Aufnahme des Missouri-Gebietes, so heftig, daß man sich endlich dahin einigte, „die Differenz zu spalten“ und nach alter englischer Parlamentstaktik einen „Kompromiß“ einzugehen. Ein Staat Missouri ward als Sklavenstaat angenommen, aber Alles, was über einen bestimmten Breiten-Grad hinauslag, ward als unzugänglich für die Sklaverei durch das höchste gesetzgebende Organ der Union auf ewige Zeiten der Freiheit gesichert. Dieser Missouri-Kompromiß, wie er historisch heißt, ward so lange gehalten, wie jeder diplomatische Vertrag gehalten wird, nämlich so lange, bis die dadurch beschränkte Partei sich stark genug fühlt und Interesse daran hat, ihn zu brechen.

Es ist wie mit den Meineiden nach dem Ausspruche eines Berliner Witzlichters, den davon selbst: „Wozu sind die Meineide, wenn man sie nicht schwört?“ Mit der Bestimmung des Präsidenten Pierce, die er [illegible] von den Sklavenbesitzern diktiren ließ, daß Kansas nach seiner Bevölkerung freier oder Sklaven-Staat werden könne, war die ernste innerhalb einer gewissen Breiten-Grades gebannte Sklaverei für frei erklärt, sich auszudehnen und das Missouri-Staats-Grundgesetz, in welche Ehre es [illegible] getreten war, gebrochen.

Die Aufnahme von Texas in den Staatenbund gab den Freibeutern des Nordens wieder Gelegenheit, für Humanität, Freiheit, Menschenrechte, christliche Liebe u. s. w. zu streiten, bis ihren südlichen Staaten zuhanenten: Baumwolle! Dagegen ließ sich nichts sagen. Die nordischen Recken gaben nach, wie gewöhnlich. Aber es erschien das Morgenroth der nordischen Freiheit anzugehen. Der folgreiche Krieg gegen Mexiko, wo die Sklaverei schon vorher geschafft war und die originelle Eroberung Kaliforniens durch Freibeuter, das sich aus eigenen Mitteln als freier Staat konstituirt hatte, gaben der nordischen Freiheit nicht blos eine Größe, sondern zwei große Ländermassen. Das erschien den Südländern wie die größte Beeinträchtigung ihrer Rechte. Sie beschwerten sich darüber mit Worten. Erfolg. Um nicht in eine Krisis zu gerathen, gab der Norden weiter nach. Die südlichen Herren der ganzen Union ließen sich als Gegenthuung das „Gesetz gegen flüchtige Sklaven“ machen. Der Norden mußte jetzt den Henker des Südens spielen, wenn es letzterer verlangte. Der Süden hatte hiermit einen hübschen Beweis, wie weit der liebe Norden alles gefallen lasse, blos um die Freundschaft nicht zu stören, d. h. die Baumwollen-Kultur.

Im Januar 1854 verschlachte der Norden in der bekannten Nebraska-Bill die Berh-Pille des Missouri-Kompromisses auf neue aus purer Liebe zur Einheit, aus Furcht vor der Krisis. Die Nebraska-Bill klang ganz radikal freisinnig: „Jeder Staat hat sich nach Belieben entschließen, mit freien oder mit gekauften Sklaven-Arbeitern zu arbeiten.“ Warum nicht? Ist der Neger nicht ein freier Mann? Die Bill passirte, und der Süden ergoß sofort das Nebraska-Gebiet als Sklavenstaat. Der Norden war arm, sich vor Entrüstung, ließ sich aber wieder mit dem allmächtigen Baumwollen-Interesse besänftigen. Aber Kansas! Nein, das lassen wir uns nicht nehmen, rief der endlich zum vollen Freiheits-Enthusiasmus erwachte Norden, und schickte Kämpfer „für die gute Sache“ Scharen in den jungfräulichen, fernen Freistaat. Sie erstunken, sie vor den Stimmkasten mit Bowie-Messern und Revolvern von Missouri begrüßt wurden. Der Süden war ihnen zuvorgekommen, um Kansas für die Sklaverei zu sichern. Geistliche hatten die Führung dieser Missionaire des Südens geweiht, die Fahnen, in welche die schönen Hände südlicher Mädchen und Matronen zwei allmächtige Worte eingestickt hatten, die Worte: „Gott und Sklaverei!“

Diese Bewegungen, welche um die Wahl eines neuen Präsidenten herum endlich den Charakter der akutesten, zum Ausbruche kommenden Krisis annahmen, sind wieder durch „Kompromiß“, oder mehr durch die Baumwollenmacht des Südens zu Gunsten desselben vertagt, beseitigt, verschoben worden. Nicht die Macht siegte, sondern die Schwäche und das Schwanken, die Feigheit zum Ernste im Süden unterlag, gab nach; dieser ließ sich mit seinen freien Millionen von einigen gelaunten Messern und Revolvern in das Interesse des Südens hinein- oder von deren pöbelhaftesten Stimmkasten hinwegtreiben. Er als begeistert, entschlossen und einig geschilderten achtzehn Millionen freier Recken des Nordens erscheinen daher einer Hand voll meist entschlossener, bezahlter Rowdies gegenüber als Idioten und Kanonenmissen, denn die Macht, der sie, wie gewöhnlich, unterliegen, ist numerisch zu verächtlich, als daß sie dem schwächsten Staate in ihrer Furcht einzuflößen im Stande wäre. Die Menge bringt es nicht zu Stande. Auf sie kam und kömmt es nie an. Es ist hoch auch eine ganz falsche Vorstellung, daß die kleine Zahl des Südens die achtzehn Millionen des Nordens zur Unterwerfung zwingen, bowiemesser, fußstöße, karbatsche und ohrfeige.

Der Norden thut das moralisch gegen sich selbst. Erstens setzt er sich als Spediteur und Kleinhändler des en gros produzirten Südens von letzterem abhängig, und dann ist er ein viel größerer Sklave der Sklaverei, als der Süden. Freiwillig und ohne jeden Zwang des Interesses, blos in ekelhafter Eitelkeit auf seine weiße Hautfarbe, betrachtet und behandelt er Alles, was farbig ist, oder nur in dem Rufe steht, von Farbigen abzustammen, als unter seinen Hausthieren stehend. Unter diesen Umständen ist es nicht, anzunehmen, daß die Antisklaverei-Bewegungen des Nordens aus einer gründlichen Ueberzeugung, aus einem reellen humanen Triebe quellen, wofür man Gut und Blut zu opfern im Stande wäre. Sie sind vielmehr eine Nonommisterei, eine abstrakte Theorie, an man, weil die zu Grunde liegenden Wahrheiten zu stark und Schmach des Sklaverei-Institutes zu groß ist, seinen Beifall versagt, so lange dies zur Beschwichtigung des eigenen Gewissens

hypokritischen Erwerbung des Gefühls: „Ich danke Dir, Gott, ich nicht bin, wie so Einer im Süden!“ und ohne große Opfer geschehen kann.

Nur diese Annahme macht die neueste Geschichte Amerika's erklich. Ohne dieselbe erscheint sie mir ein Räthsel, die aller menschen Weisheit und Geschichte spotten würde.

Diese moralische Sklaverei des Nordens in Beurtheilung und handlung der Farbigen erklärt viel, aber noch nicht Alles. Man f zuletzt nicht vergessen, daß das baumwollene Einheitsband viel cker ist, als alle Humanität. Baumwollen-Kultur und Sklaverei chsen mit einander. Die Sklaven des Südens arbeiten unter der itsche ihrer Herren für die Webstühle und Handels-Agenturen des rdens, welche die Wolle nach dem am Baumwolle schreienden Engd verschiffen. Der Schrei des Nordens und Englands giebt den itschenhieben des Südens Energie und Schwung. Dazu kam, daß Baumwollen-Industrie des Nordens durch die regierende Macht Südens gegen England bezollschützt wurde und sie, die Regierenden, schützenden, die Macht behielten, diesen Schutz aufzuheben. Daher o aus lokalen, sozialen, klimatischen, moralischen, pädagogischen ünden bekam der Süden das Parteinahmethum Amerika's, seine ristokratie, seinen Patron und Beschützer, seine regierende, in allen taatsämtern, in der Armee und Marine, in Diplomatie und Rechtssen entschieden vorherrschende, tonangebende Macht. Der Norden scheint gegen die feinere Kultur und Intelligenz des Südens als pider Bourgeois, ausgetrocknet durch ausgetrennte Winde, fieberisches chaffen, Handeln, Spekuliren und endliches, müßiges Flegelthum in n riesigen Hotels aufgeschossener Handelspaläste, in welchen Hotels sich verheiratet, Cigarren raucht, am Fenster brutet und seine langen abergestreckten Beine und Arme noch mehr austrocknet.

Der Süden beherrscht den Norden nicht durch numerische oder bdalische und gekaufte äußere Macht, sondern durch seine überlegene nteiligenz, Pflichtigkeit, Einheit, Kultur und Diplomatie. Insofern scheinen auch die amerikanischen Zustände gar nicht so anomal und fremdend, wie sie uns bei oberflächlichem Anblick vorkommen. In merika herrscht ganz dieselbe Macht, die sich überall in der Welt hauptet, nicht die numerische, physische Ueberlegenheit, bei allem Wahlchte nicht die Menge, sondern die ganz entschiedene Minorität, durch nteiligenz, patriarchalische, patronisirende und aristokratische Position, e eigentliche Macht und Majestät, welche ihre speziellen Unterthanen hause lange nicht so schimpflich behandelt, wie der freie Norden ne vogelfreie, schwarze Waare. Insofern liegt Moral in den unvralischen Zuständen Amerika's und in der Majorität des Südens n 45 Stimmen in dem speziellen Kollegium für die Präsidentenzahl — ein Wink mit dem Hauptzahle, daß es Wasser und Wahlcht bei der Taufe der Freiheit freilich nicht thue. B—a.

Der transatlantische Telegraph.

Gegenwärtig sind an der Tages-Ordnung die großen, die interationalen Unternehmungen, die alle über die Erdoberfläche zerstreuten ämme der Menschheitsfamilie mit einander zu verbinden geeignet nd. Eisenbahnen werden bald Europa und Asien von einem Ocean m andern durchziehen, eine Wasserstraße wird bald von den westhen Ufern des Mittelländischen Meeres durch den Kanal von Suez ch Ostindien und nach den Inseln Oceaniens führen, ein unterischer Schienenweg wird bald zwischen Frankreich und England rgestellt sein, der elektrische Draht wird bald alle Länder Europa's, siens und Afrika's mit einander in Verbindung setzen und, über den ean nach Amerika geführt, der neuen Welt täglich die Tagesereignisse der alten Welt melden.

Das Dampfboot und der unterseeische Telegraph werden bald e beiden Welten für einander erobern; welchen Einfluß wird diese genseitige und friedliche Eroberung ausüben!

Was des Morgens in Paris oder in London geschieht, wird Nachittags in Amerika bekannt sein, und die Tages-Ereignisse Neworks, New-Orleans' und Cuba's wird man an demselben Tage in n Pariser Abendblättern lesen können. Die Handels-Nachrichten s den nordamerikanischen Staaten, aus Mexiko, von den Antillen, ird man an demselben Tage noch in Europa haben. Zu welchen reisen der Reis und die Baumwolle in Mobile, der Kaffee in Portolico und Martinique, das Rindfleisch in Chicago, das Schweinefleisch Cincinnati, das Getraide in Illinois, Ohio, Michigan und Kaada des Morgens gekauft worden sind, werden wir in Europa am dere desselben Tages wissen, und das Getraide der genannten ordamerikanischen Staaten wird über den Huron-, den Erie-, den Ontario-See, über den St. Lorenzstrom auf dem Atlantischen Ocean fünfzig Tagen zu und gelangen. Wird die tägliche Vergleichung, e fortwährende Konkurrenz zwischen den Coursen der europäischen nd denen der überfüllten amerikanischen Märkte nach vorübergehenden Schwankungen nicht einen festen mittleren Cours hervorbringen? Wird dadurch nicht die Baumwolle und das Getraide in England und in Frankreich auf einen niedrigeren Preis kommen? Wie wird in Folge dessen der europäische Handel sich gestalten? Welchen Einfluß wird die amerikanische Unternehmungslust auf unsere industriellen und kommerziellen Verhältnisse ausüben?

Unsere Kapitalisten werden, anstatt nun in Geldern und Geldpapieren Wechselgeschäfte zu machen, sich an den Actien-Spekulationen der Börsen in New-York und Vera-Cruz, auf die Schwefelgruben im Popocatepetl und auf die Kohlengruben von Guatemala, auf die Eisenbahnen Kaliforniens oder auf die Unternehmungen, den amerikanischen Isthmus zu durchschneiden, betheiligen. Oder sie werden in Actien auf den Taback der Havanna, auf den Zucker von Saint-Domingo, oder auf die Hebung der Schwarzen Virginiens spekuliren.

Schon lange treibt man in Europa keine Politik mehr; wir werden uns mit der Politik der Amerikaner beschäftigen. Wir werden Abends wissen, wer am Tage als Präsident proklamirt worden ist. Die Gentlemen werden wetten für Buchanan gegen Fillmore, oder für Fillmore gegen Fremont. Und wenn der Lette den Sieg davon trägt und auf dem Kongreß der großen Republik die Sklavenfrage verhandelt wird, werden wir freisinnige Menschen aller Länder Europa's die freie-soilers mit unserem enthusiastischen Beifallsruf unterstützen und noch am Abend desselben Tages werden die Yankee's und ihren Dank zugegrunzt haben.

Die europäischen Regierungen, die obwohles schon so geneigt sind, sich in die Angelegenheiten Amerika's zu mischen, werden sich dessen nicht enthalten können, wenn Amerika uns so nahe gerückt sein wird. Ach, welche Arbeit und welchen Schweiß wird es unseren unglücklichen Diplomaten kosten, in Stelle des jetzt ganz fertigen Gebäudes des europäischen Gleichgewichts das erst ganz und gar zu errichtende verwickeltere Gebäude des Gleichgewichtes der beiden Welten zu setzen!

Es sind für die telegraphische Verbindung Europa's und Amerika's verschiedene Projekte gemacht worden. Zuerst dachte man daran, den telegraphischen Draht über Labrador, Grönland, Island, die Farör-Inseln, Schottland und England zu führen. Aber diese Linie ging über Meeresflächen, die zum größten Theile sehr gefährlich für die Schifffahrt und wenig bekannt sind; die Eismassen auf dem Meere und auf dem Festlande würden fast unüberwindliche Hindernisse bieten; überdies wäre der Weg auch sehr lang. Man mußte also eine andere, südlicher gelegene Linie suchen; man hielt es nun fürs Beste, zwei einander am nächsten liegenden Punkte Amerika's und der alten Kontinente in gerader kürzester Linie mit einander zu verbinden. Das Kap St. Roque in Brasilien und das Grüne Vorgebirge in Afrika schienen die geeigneten Punkte; die Entfernung beträgt etwa 750 Meilen. Aber von diesen beiden Stationen wäre die eine von den nordamerikanischen Staaten, die andere von Europa, und besonders von England, zu weit entfernt. Es schien also die Linie zwischen Neufundland und Irland den Vorzug zu verdienen. Die Entfernung beträgt hier nur 683 Meilen. Der Atlantische Ocean ist in dieser Gegend frei von Eis und bekannt. Und noch ein anderer Umstand sprach für diese Linie. Wenn man von Neufundland 50 bis 60 Meilen östlich gefahren ist, kommt man auf eine große, einige Meter unter dem Meeresspiegel sich hinziehende Sandbank, die eine gute Unterlage für das telegraphische Tau abgiebt. Die transatlantische Telegraphen-Gesellschaft hat sich also für diese Linie entschieden; der St. John's-Hafen, als der östlichste Hafen von Neufundland, und der Hafen von Valentia, als der westlichste Hafen Irlands, sollen die Endpunkte dieser transatlantischen Telegraphenlinie sein.

Von New-York nach Neu-Schottland wurde der Telegraph ohne Schwierigkeit hergestellt; auf der Strecke vom Kap Breton in Neu-Schottland bis zum Kap Ray über die St. Lorenz-Bai, wo man ein unterseeisches Tau legen mußte, mißlang das Unternehmen. Die Entfernung der beiden Ufer beträgt nur 30 Meilen; aber ein Sturm überfiel den das Tau führenden Dampfer nicht weit von Kap Breton und man sah sich genöthigt, um die Mannschaft und das Schiff zu retten, das Tau zu zerschneiden. Durch ein so zufälliges Unglück ließ sich die Gesellschaft natürlicherweise nicht entmuthigen; sie begann das Werk von neuem, und diesmal gelang es vollständig. Auf der Strecke vom St. John's-Hafen bis Valentia ist das Tau noch nicht gelegt; aber die Vorbereitungen dazu und die Versuche werden mit Eifer betrieben, und man hofft, daß noch vor dem Ende des künftigen Jahres das Tau gelegt sein wird.

Der „Arctic“, ein nordamerikanisches Schraubendampfschiff, unter dem Befehl des Kapitains Berryman und des Lieutenants Strain, sondirt seit langer Zeit den Atlantischen Ocean zwischen St. John's und Valentia behufs der Legung eines telegraphischen Taues, und hat das Vorhandensein einer, der Ausführung des Unternehmens sehr günstigen Sandbank konstatirt. Der „Arctic“ hat eine besondere Dampfmaschine an Bord, mittelst deren die Achse, um welche die Sondirleine gewickelt ist, in Bewegung gesetzt wird. Man untersucht zu-

gleich die Tiefe, die Beschaffenheit des Meeresbodens und die Temperatur des Wassers. Fünf an dem Senkblei befestigte Röhren bringen etwas von dem Boden des Meeres hinauf, das man dann mit Muße untersuchen und realisiren kann. Die Temperatur wird durch eine Art Breguetschen Thermometers angegeben. Es besteht in einem spiralförmig gewundenen Metallbande, welches, je nachdem es sich ausdehnt oder zusammenzieht, sich mehr zusammenrollt oder aufrollt. An seinem oberen Ende ist es an einer Achse befestigt, am unteren Ende mit einer Nadel und einem Zeiger versehen, die so eingerichtet sind, daß der letztere stehen bleibt, sobald die andere aufgehört hat, zu wirken.

Man hat auf diese Weise folgendes gefunden: 20 bis 25 Meilen von Neufundland war man auf den Sandbank; weiter fand man, in einer Tiefe von 23 bis 110 Meter, eine große, fast überall ganz ebene Fläche, aus einer Mischung von feinem Sande und kleinen Muscheln gebildet; die Muscheln waren so klein, daß man sie von den Sandkörnern nur mit Hülfe des Mikroskops unterscheiden konnte. Eine solche Beschaffenheit des Meeresbodens beweist, daß die unterseeischen Strömungen und der große Druck, welche Stephenson u. A. vermuthet haben, nicht vorhanden sein können.

Das Sondiren ist an tieferen Stellen nicht ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt worden; mitunter hat man die Sondirleine 27,000 Klafter lang abwickeln müssen, und oft ist die Leine, wenn man sie fast ganz abgewickelt hatte, zerrissen, so daß man wieder von vorn anfangen mußte. Eine einzige Sondirung erforderte manchmal 7 bis 8 Stunden Zeit, und man hat diese Operation auf der angeheuren Strecke von dem einen Ufer des Atlantischen Oceans bis zu dem andern bei jedem Halbgrade wiederholt.

Nach der Untersuchung des Bodens für das telegraphische Tau, waren noch andere Versuche zu machen. „Es erheben sich Bedenken in Betreff des Erfolges", sagt Herr Morse, ein bekanntes Mitglied der Gesellschaft, in einem an den Vice-Präsidenten Herrn Field gerichteten Schreiben. „Man nahm vor mehr als zwei Jahren bei den elektrischen Leitern unter der Erde und unter dem Wasser gewisse Erscheinungen wahr, welche die Aufmerksamkeit der Naturforscher in hohem Maße auf sich zogen. Eine dieser Erscheinungen, die merkliche Abnahme der Geschwindigkeit des elektrischen Stroms, war für unser Unternehmen Bedenken erregend und forderte von uns eine gewissenhafte Untersuchung, bevor wir uns mit Gewißheit über die Zweckmäßigkeit des transatlantischen Telegraphen für den Handelsverkehr aussprechen konnten. Ich bin so glücklich, Ihnen melden zu können, daß eine lange Reihe von Untersuchungen, in Bezug auf diese Erscheinung, mit dem günstigsten Erfolge gekrönt ist. Die Versuche, denen ich heute beigewohnt, sind unter der Leitung der Herren Whitehouse und Bright angestellt worden. . . . Wir haben in einer Minute 210 bis 241 Zeichen telegraphirt, ein Mal sogar 270. Sie werden zugeben, daß diese Geschwindigkeit für den kommerziellen Verkehr ausreichend ist." Die Versuche, von denen hier die Rede ist, sind mit 10 an einander befestigten Tauen von 200 Meilen gemacht worden.

Dr. Whitehouse hat, nach einem Bericht des Cork-Reporter in Bezug auf diesen Gegenstand mehr als 4000 Versuche gemacht. Die telegraphischen Leiter sind gewöhnlich Eisendrähte von 2 Linien Durchmesser. Unter dem Wasser oder unter der Erde ist bei diesen Leitern die Abnahme der Geschwindigkeit, mit der die Elektricität sich fortpflanzt, am merkbarsten. Whitehouse hat gefunden, daß Kupfer dem elektrischen Strom einen 7 mal so geringen Widerstand entgegensetzt, als Eisen, und daß dünne, zusammengewundene Drähte viel zweckmäßiger sind.

Das erste Tau, welches man über die St. Lorenz-Bai legen wollte, welches aber verloren ging, enthielt drei kupferne Drähte von etwas mehr als 1 Millimeter im Durchmesser; das zweite hatte nur einen, aus vielen sehr feinen Kupferdrähten zusammengedrehten Leiter. Das Tau, welches über den Atlantischen Ocean geführt werden wird, wird ähnlich konstruirt sein; nur wird es statt 2030 Kilogrammes auf die geographische Meile, nur 800 wiegen. Der durch Zusammendrehung seiner Drähte gebildete Leiter gewährt große Vortheile; er bietet mehr Wahrscheinlichkeit, daß, wenn auch dem Tau ein Unglück wiederfährt, immer noch eine gewisse Anzahl von Faden unverletzt bleiben wird; ferner ist ein solches Tau in seiner Länge elastischer, also weniger der Gefahr ausgesetzt, zu zerreißen; endlich weiß man, daß die metallischen Fäden von geringem Durchmesser verhältnißmäßig mehr Festigkeit haben, als die dickeren.

Man rechnete darauf, dem transatlantischen Telegraphen eine Länge von 2400 Meilen zu geben, obwohl die Entfernung der beiden Stationen nur 1640 Meilen beträgt; gegenwärtig, nach der Untersuchung des Meeresbodens, hält man eine Länge von 2000 Meilen für ausreichend. Dies giebt, 800 Kilogrammed auf die Meile gerechnet, ein Gewicht von 1,600,000 Kilogrammes. Die Last des aufgerollten Taues zu tragen oder den Druck des schon gelegten Theiles des Taues und zugleich die Last des übrigen Taues anzuhalten, nur ein sehr fest und breit gebautes, großes Schiff im Stande. Die Vereinigten Staaten haben deshalb der Gesellschaft ein Kriegs-Dampf-Schiff zur Verfügung gestellt. Hätte die Gesellschaft ein solches Schiff gleich gehabt, so würde sie das Tau in der St. Lorenz-Bai nicht verloren haben.

Die Legung des Taues wird noch durch eine andere Vorsicht maßregel erleichtert werden. Es werden zwei Schiffe zugleich fahren, von denen ein jedes 1000 Meilen des Taues am Bord haben wird. In der Mitte des Oceans angelangt, werden sie die beiden Enden des Taues mit einander verbinden und dann in entgegengesetzter Richtung fahrend, das eine in der Richtung nach St. John's-Hafen, das andere in der Richtung nach Valentia, das Tau versenken. Das Tau wird an keinem Ende befestigt, also der Bewegung des Sturmes weniger ausgesetzt sein, und es wird auch, wenn es von dem einen Schiffe sollte preisgegeben werden müssen, noch von dem andern festgehalten werden können, nicht so leicht verloren gehen. Das zur Verfügung gestellte Kriegsschiff wird stark genug sein, das Tau festzuhalten. Außerdem werden die beiden Schiffe, durch das Tau verbunden, sich immer einander Nachrichten und Befehle ertheilen können.

Man sieht ein, daß auf diese Weise die Operation viel leichter und auch schneller vor sich gehen wird. Der Capitain Berryman hat berechnet, daß er werde in der Stunde 10 Meilen des Taues legen können. Hiernach würden die beiden Schiffe mit dem ganzen Werk in 5 Tagen fertig werden. Rechnen wir 5 Tage auf die Fahrt der Dampfschiffe bis zur Mitte des Atlantischen Oceans, so würden, bei günstigem Wetter, 10 Tage anzurechnen. Rechnen wir auf eine Verzögerung durch unvorhergesehene Fälle noch einige Tage hinzu, so würde das ganze Werk in 12 bis 15 Tagen vollführt werden können.

Ein solches Werk in 15 Tagen ausführen, das will etwas bedeuten! Columbus brauchte, um von Palos nach San-Salvador zu fahren, 70 Tage. Vor dem künftigen Winter soll das Tau gelegt sein. Für den Fall, daß das Tau einmal zerreißen oder beschädigt werden sollte, sind sinnreiche Vorkehrungen getroffen, mit deren Hülfe man die Gegend, in der dies geschehen ist, finden kann.

Wer hätte ein solches Werk vor dreißig Jahren vorausgesagt? — Man würde sicherlich über den, der es gethan hätte, gespottet haben. Hüten wir uns also, ein neues Unternehmen, *welches uns angekündigt* wird, für unmöglich zu erklären, weil wir seine Möglichkeit nicht begreifen! Glauben wir an den Fortschritt!

Mannigfaltiges.

— „Das Jahrhundert". Unter diesem Titel liegt uns eine neue deutsche Zeitschrift vor, die in Wochenlieferungen seit dem ersten Oktober d. J. bei Otto Meißner in Hamburg erscheint. Wir können hier nichts weiter thun, als den Eingang der uns zugesandten ersten Nummern anzeigen, da es außer unserer Wirksamkeit liegt, über deutsche Zeitschriften, die sich, wie das „Jahrhundert", vornehmlich mit Politik und deutscher Literatur beschäftigen, Bericht zu erstatten. Nur so viel wollen wir bemerken, daß die neue Zeitschrift dazu bestimmt scheint, den „Grünzboten" Konkurrenz zu machen und in gleicher Weise, wie sich diese als Organ der deutschen konstitutionellen (Gothaischen) Partei betrachten, eine Position als Vertreterin der demokratisch-materialistischen Zeitrichtung einzunehmen.

— Lewes über Goethe. Von dem Buche des Engländers G. H. Lewes über „Goethe's Leben und Schriften", das wir im vorigen Jahre in diesen Blättern angezeigt, und das, neben vielen unter Deutschland allerdings allgemein Bekannten, auch manches bisher Unedirte und Ueberraschende enthält, ist soeben der erste Band einer deutschen Uebersetzung von Dr. Julius Frese im Verlage von Franz Duncker in Berlin erschienen.

— Dr. v. Chezy's Manuskripte. Oeffentliche Blätter brachten die Nachricht aus Weimar, daß dort von hoher Hand der Nachlaß des berühmten Orientalisten v. Chezy angekauft worden, welcher angeblich vor kurzem in Genf gestorben sei. Derselbe starb aber bereits vor längerer Zeit in Paris, und seine Witwe, die bekannte Dichterin Helmine v. Chezy, ist es, welche zu Genf in äußerster Dürftigkeit lebte und starb. Die Manuskripte Chezy's hat sie wahrscheinlich noch bei ihren Lebzeiten durch Vermittlung eines mitleidigen Gönners verkauft, um ihren Unterstützung zu gewinnen. —v.—

☞ Nr. 135. des „Magazin" wird am nächsten Sonnabend ausgegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Nr. 155. Berlin, Sonnabend den 27. Dezember 1856.

Nord-Amerika.

Superismus in der Stadt und dem Staate New-York.*)

An die Redaction des „Magazin" ꝛc.

Mit einem vom 29. November hier abgegangenen Dampfer überse ich der geehrten Redaction einige Mittheilen aus der amerikhen Presse nebst meiner Erläuterung vom 28. November. Darr befand sich auch ein Artikel der hiesigen „Staats-Zeitung" die Verwilderung eines sehr großen Theiles der hiesigen nicht Schule gehenden Jugend, der für amerikanische Zustände charakhisch ist. Nun brachte aber die „Staats-Zeitung" vom 1. Dezember, end mein Schreiben schon auf dem Wege über den Atlantischen an war, einen Artikel über den steigenden Pauperismus, der nicht sger, als der vom 29. November von hier abgegangene, einen tiefen blick in hiesige Zustände thun läßt und demselben vervollständigend Seite steht. Wahrscheinlich wird man in irgend welchen Blättern utschlands davon Notiz nehmen. In der Absicht nun, Ihnen denen so schnell als möglich zugehen zu lassen, übersende ich ihn über rpool. Es kann sein, daß er auf diesem Wege früher ankömmt, die ersterwähnten Artikel. Er kann aber ebensowohl früher pubirt werden, als die letzteren.

Ich begreife, daß ich Ihren Spalten viel zumuthe, indem ich den ikel in seiner ganzen Ausdehnung übersende, allein, obgleich ich rzung desselben dem Ermessen der Redaction anheimstelle, dürfte) das Ganze, einschließlich der darin ausgesprochenen Ansichten r vielmehr planmäßigen Verschrobenheiten der „Staats-Zeitung", so bezeichnender und sogar für einen Theil unserer Landsleute ehrend sein, da wahrscheinlich mit gestrigem Dampfer eine Anzahl emplare der „Staats-Zeitung" nach Deutschland gingen und wohl von elen gelesen werden, die man über diesseitige Zustände leicht täuschen nn. — Noch vor wenigen Tagen gab die „New-Yorker Staatsitung" unzweideutig zu erkennen, daß sie Männer, welche es unternhmen, die Zustände der Vereinigten Staaten in ihrem wahren hte zu schildern, für Pessimisten hält. Wie kommt sie nun dazu, nen Artikel zu publiziren, dessen Enthüllungen die kühnste Phantasie diesen angeblichen Pessimisten übersteigt? Schon die Ueberschrift Beitrag zur weißen Frage" deutet die Beantwortung an. Die Staats-Zeitung", als demokratisches Blatt, beabsichtigt nämlich, ihren ern das Elend daheim zu schildern, mit der Ermahnung, sich lieber n dieses, als um das Elend der farbigen Sklaven zu bekümmern, dem sie voraussetzt und ihnen oft vorgehalten hat, daß es sich in r Sklavenfrage um das Elend der Letzteren handle. Ich zweifle ht, daß sie bei Tausenden ihrer Leser diesen Zweck erreicht. — Zuleich ersieht man, wie hier Alles zu Parteizwecken ausgebeutet wird. ie Sklavenfrage ist aber auf den Punkt gelangt, daß die republiuische Antisklaverei-Partei gar nicht im Stande ist, sich um das Schicksal der farbigen Sklaven, oder auch nur um die allmähliche Lockerung desselben, zu bekümmern. Sie will blos die Einschränkung er Sklaverei auf deren jetzige Gränzen und die Abwehrung der obergriffe der Sklavenhalter, was nun freilich nach dem Siege der Demokratie nicht möglich sein wird. Man könnte aber im Gegentheil ie Schilderung dieses Pauperismus für die Antisklaverei-Partei benutzen, dann wenn den freien Arbeitern die besten Territorien durch ie Sklavenhalter verschlossen werden, so haben die armen Leute in den freien Staaten um so weniger Abfluß nach dem Westen. Doch ich habe hier nicht Raum, mich hierüber auszulassen. Gleichwohl hat die „Staats-Zeitung" in der Absicht, ihren Lesern die Antisklaverei-Leute recht schwarz zu malen, eine sehr dankenswerthe Arbeit geliefert, welche vielen Deutschen über das so oft wiederholte Geschrei von einem durchgehenden, unerschütterlichen materiellen Wohlsein der Bewohner dieser Gegenden, vielleicht ein wenig die Augen öffnen kann. Die Quellen, aus denen jene Schilderung geschöpft ist, können nur als gute bezeichnet werden. Die Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der Armen ist eine längst bekannte und geachtete.

New-York als eine Art Weltstadt mit ungeheurem Menschengewühl mag allerdings dergleichen Pauperismus im vergrößerten Maßstabe liefern, allein diese Zustände sind der Art nach keineswegs auf New-York beschränkt, und hätte ich hier Raum, die Verwilderung und das Elend der Weißen und den unteren Klassen in den Sklavenstaaten zu schildern, so möchten wohl ebenbürtige Seitenstücke zum Vorschein kommen.

Mit dem Dampfer „Illinois" haben wir die Nachricht erhalten, daß Herr Buchanan auch in Kalifornien die Majorität der Stimmen erhalten.

Ich bin u. s. w.

* * *

Nach dieser Erläuterung mag der mehrerwähnte Artikel der „New-Yorker Staats-Zeitung" folgen.

„Die hiesige Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der Armen hat soeben ihren 13. Jahresbericht veröffentlicht, der ein reiches Material zur Beurtheilung der Zustände unserer Stadt liefert. Die Mitglieder dieser Gesellschaft bestehen aus den geachtetsten Bürgern New-Yorks, und der Zweck, den sie verfolgen, ist, wie schon ihr Name besagt, die harte Lage derjenigen Armen zu mildern, deren Armuth eine unverschuldete ist und welche nicht den öffentlichen Instituten der Stadt oder des Staates anheimgefallen sind. Die Gesellschaft erklärt, daß im Laufe ihrer Thätigkeit ihr manche Beispiele vorgekommen sind, wo solche Armen ihre Hülfe in Anspruch nahmen, die deren in der That nicht würdig waren oder sie nicht bedurften. Sie hat es sich daher angelegen sein lassen, jeden ihr vorkommenden Fall aufs strengste zu untersuchen und Keinem eine Unterstützung zukommen zu lassen, der dieselbe nicht verdiente oder bedurfte.

„„Manche arbeitskräftige Erwachsene"", heißt es in dem Berichte, „„leben von dem, was sie selbst oder ihre Kinder für sie zusammenbetteln oder stehlen können; die Meisten aber dieser Sorte von Leuten subsistiren ohne Beschäftigung und ohne anscheinende Mittel des Unterhalts, aber wie sie bestehen, ist ein nur ihnen bekanntes Geheimniß; sie sind keine Produzenten, und doch müssen sie leben. Es giebt deren Tausende in dieser Stadt, und es wäre eine hohe Aufgabe für unsere Behörden, sie, wenn möglich, zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu machen.""

„Diese Sorte von Armen ist von der Unterstützung dieser Gesellschaft ausgeschlossen, welche, wie gesagt, aufs angelegentlichste besorgt gewesen ist, nur die Würdigsten zu unterstützen. Die Gesellschaft faßt ihre Angaben über die Zahl der Armen in unserer Stadt auf den Bericht unseres Staats-Secretairs, woraus hervorgeht, daß in dem am 31. Dezember 1855 geendigten Jahre 204,161 Arme mit einem Aufwand von 1,379,954 Dollars von Seiten des Staats und der Counties unterstützt wurden. Die Zahl der Armen im genannten Jahre betrug 65,814 mehr, als im Jahre vorher, und die zu ihrer Unterstützung verwendeten Ausgaben 257,995 Dollars mehr, als in dem vorhergehenden Jahre. Aus dem Census von 1851 geht hervor, daß die Bevölkerung in den letzten 20 Jahren um 61 pCt., der Pauperismus aber in derselben Periode um 706 pCt. zugenommen. Im Jahr 1831 kam nur ein Armer auf je 124 Personen; 1841 kam ein Armer auf 39 Personen; 1851 kam ein Pauper auf je 24 Personen und in diesem Jahre (1855) ein Pauper auf je 17 Personen. Wenn der Pauperismus auf diese Weise noch 15 Jahre zunimmt, so kommt auf je 5 Personen ein Armer, d. h. je 5 Personen im Staat New-York müssen einen Armen unterhalten. Wenn diese Angaben nicht den amtlichen Tabellen entnommen wären, möchten sie unglaublich scheinen; aber so auffallend, wie sie auch erscheinen, sie geben und noch lange keinen Begriff von dem wirklichen Elende, welches in dieser Stadt und in diesem Staate besteht. Außer den 204,161 Paupers, welche von den Armenwärtern der Counties unterstützt wurden, haben 141,357 Arme

*) Von unserem literarischen Korrespondenten in New-York geht uns nachstehender, vom 2. Dezember datirte Mittheilung zu, die wir, obwohl die ältere Ordnung, auf welche sie Bezug nimmt, uns noch nicht zugekommen, unres selbständigen Interesses wegen verangehen lassen. D. R.

von Seiten der Emigrations-Commissaire theilweise Hülfe erhalten, so daß im Ganzen im Jahr 1855 345,418 Personen in diesem Staate unterstützt worden sind. Diese Statistik bedarf keines Kommentares, sie zeigt, daß im vorigen Jahre von je 11 Personen ein Armer unterhalten wurde. Wir haben mit dem Elend und dem Leiden des unglücklichen Irlands sympathisirt und Irland für das ärmste Land Europa's gehalten, aber was sollen wir von der Thatsache sagen, daß der Pauperismus in jenem Lande im Verhältniß zur Bevölkerung geringer ist, als in diesem großen und reichen Staate New-York! In Irland, das eine doppelt so starke Bevölkerung hat, als unser Staat, wurden im Jahre 1856 304,000 Arme unterstützt, mit anderen Worten: es kamen 2 Paupers in unserem Staate auf je einen in Irland, und die Berichte von dort gehen dahin, daß die Armuth im schnellen Abnehmen begriffen und seit einem Jahre um 10 pCt. gefallen, hier aber im starken Zunehmen begriffen ist.

„Eine weitere Untersuchung des Pauperismus in diesem Staate zeigt, wie groß das Mißverhältniß in dieser Beziehung in unserer Stadt ist. Von 204,161 Staats-Armen wurden 100,815 in dieser Stadt unterhalten, und von 142,357 von den Emigrations-Commissionairen Unterstützten kamen 130,685 auf New-York. Die Ausgaben des Armenhaus-Departements beliefen sich im Jahre 1855 auf 816,672 Dollard, das gegenwärtige Finanzjahr dieses Departements ist noch nicht geschlossen, und wir können daher die zu seiner Unterhaltung verwendete Summe nicht angeben, indessen sind von Seiten der Supervisoren für das Jahr 1856 925,000 Dollars zu diesem Zweck ausgeworfen worden. Die Ausgaben des Armenhaus-Departements haben sich in den letzten 8 Jahren beinahe verdreifacht. Die jährliche Zunahme ist 27 Prozent, während die jährliche Zunahme der Bevölkerung 6 Prozent ist.

„Einen weitern Beitrag zur Kenntniß der Zustände, in denen ein Theil unserer Bevölkerung sich befindet, hat das Comité geliefert, welches von der Gesetzgebung ernannt war, die Familienhäuser in der Stadt New-York zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten. In dem Bericht dieses Comité heißt es:

„„In 20 Distrikten der Stadt New-York sind über 1200 Familienhäuser der niedrigsten Art, wovon jedes von nicht weniger als 10 Familien bewohnt ist. In einigen wohnen nicht weniger als 20 Familien, und in einigen wenigen sind sogar 100 Familien zusammengepfercht. In einem dieser Gebäude waren 110 Familien, wovon einige 8 bis 10 Mitglieder zählten, die in einem Zimmer wohnten, oder in dunkeln Kellern sich aufhielten, deren Luft allein schon im Stande ist, Krankheiten zu erzeugen. Dort finden wir Bettnutzene beider Geschlechter, Idioten und verkrüppelte Kinder, Mädchen von 10 bis 15 Jahren, Menschen jeden Alters und jeder Farbe, alle unter einander in einem Zimmer wohnend und schlafend; da finden wir Kinder ohne Aufsicht und ohne genügende Nahrung auf dem Boden umherkriechen, die allem Anschein nach nichts anderes werden, als Insassen unserer Kerker und Hospitäler, wenn nicht der Segen eines frühen Grabes sie dieser elenden Zukunft entzieht. In der That, es fehlt uns an Worten, das Elend und Leiden zu beschreiben, wovon dieses Comité bei seinen flüchtigen Besuchen Augenzeuge war. In manchen Häusern wohnten, wie gesagt, Schwarze und Weiße zusammen, Neger und weiße Frauen, weiße Männer und Negerinnen, junge Geschlechter, auf denen der Mangel und das Elend unverkennbar eingegraben war, lebende Bilder frühzeitigen Alters, herbeigeführt durch Ausschweifung, Verbrechen und Mangel. Elend und Laster in ihren abstoßendsten Farben begegneten dem Comité bei jedem Schritt; kaum ein Zimmer war frei von Kranken, kaum eine Familie ohne das Laster der Trunkenheit. Spärlich fand man einige leichte Versuche zur Reinlichkeit, einige Beweise von Fleiß und Mäßigkeit; aber wo sich diese Anzeichen fanden, erfuhr das Comité, daß die betreffenden Familien noch nicht lange solche Gegenden bewohnten; die Demoralisation hatte noch keine Zeit gehabt, ihr Werk an ihnen zu vollenden. Es ist zu befürchten, daß nur zu bald die verpestete Luft auch sie anstecken, auch ihre Constitution untergraben, auch sie als Opfer der Krankheit und des Elends auf das Jammerlager werfen werde. Sobald die Gesundheit abnimmt, wird der Mangel folgen; dem Mangel folgt Vernachlässigung ihrer selbst, ihrer häuslichen Verhältnisse, ihrer Kinder, Unreinlichkeit, Trunkenheit und Laster. Dies ist eine traurige Wirklichkeit, welche der aufmerksame Beobachter jeden Tag inmitten des Luxus und Reichthums gewahr werden kann.

„„Viele der an diese Armen vermietheten Gebäude bringen ihren Eigenthümern ein größeres Einkommen, als die Paläste in den besten Theilen der Stadt. Jeder unterirdische Keller in diesen Miethshäusern, der nicht absolut von Wasser und Schmutz überflutet ist, wird von einer oder mehreren Familien bewohnt; sie entbehren alle jeder Ventilation, der Boden in jedem derselben ist mit Schmutz bedeckt, und die Röhren, welche hindurch laufen und auf den oberen Wohnungen kommen, verbreiten einen erstickenden Geruch und verpesten die Luft in der ganzen Nachbarschaft.““

„Wer ist Angesichts dieser Enthüllungen nicht berrit, auszurufen ist dies eine christliche Stadt! Sind das die Folgen der gelegentlichen Freiheit! Sind dies die großen Triumphe der Civilisation des 19. Jahrhunderts! Kann Jemand bezweifeln, daß etwas mehr als das was sie sein sollte!

„Von der genannten Gesellschaft wurden vom 1. November bis dahin 1856 43,516 Personen unterstützt, und die gesammten gaben der Gesellschaft im genannten Jahre betrugen in runder Summe 51,000 Dollars. Wenn man nun annimmt, daß von der genannten Summe auch die gewöhnlichen Unkosten der Gesellschaft bestritten worden sind, so kommt auf jeden Unterstützten noch nicht 1 Dollar. Noch nicht 1 Dollar war also die Summe, welche die gesinnungsmanität unserer nördlichen Philanthropen zur Milderung des Elends in der Mitte unserer Stadt aufzubringen im Stande war! Die Gesellschaft bezeugt uns, daß wenigstens 43,000 Menschen in unserer Mitte wohnen, sogenannte „verschämte Arme“, welche den öffentlichen Institutionen nicht zur Last fielen, die aber der Unterstützung ihrer Mitmenschen aufs Dringendste bedurften. Und was konnte die Gesellschaft diesen derselben geben? Wir wiederholen es: „nicht 1 Dollar im Laufe eines ganzen Jahres!“ Wir haben die beste Meinung von dem Willen der Mitglieder dieser Gesellschaft, wir sind überzeugt, daß sie es redlich meinen, wir sind überzeugt, daß ihr Zweck ein guter ist; die Mitglieder der Gesellschaft bestehen, wie schon gesagt, aus den geachtetsten Bürgern der Stadt; aber wieviel Elend, wieviel Jammer haben sie unberücksichtigt lassen müssen! Was bedeuten Angaben solcher Bilder aus unserer Mitte, solcher Bilder aus dem reichen Norden, zu denen offizielle Angaben das Kolorit geliefert, wenn wir denken ihnen gegenüber, fagen wir, die gesuchten Skizzen, welche wir „Bilder aus dem Süden“ genannt hat! Wir stellen nicht in Abrede, daß es auch im Süden Armuth giebt; wir bestreiten nicht, daß es dort Menschen giebt, die sich nähren und kleiden, nicht wie der Sklave fort es ihnen gebieten möchte; sie sind arm, vielleicht unwissend, aber nicht elend! sie leben in Gottes freier Natur von Jagd und Fischfang, sie verkommen nicht in den Kellern in Elend und Lastern.

„Wenn südliche Autoren und Staatsmänner über die Armuth ihrer Mitte geklagt und sie mit der Armuth im Norden verglichen haben, so haben sie die letztere nicht gekannt, und eben weil sie sie nicht kannten, ist die Lage ihrer Armen ihnen in trüben Farben erschienen. Ihr Herz ist noch nicht so verhärtet, wie das der Taufende unserer Geldmänner im Norden, die an dem Elend und Jammer ihrer Mitmenschen gefühllos vorübergehen. Nur einzelnen Philanthropen im Norden ist es vorbehalten, sich ihrer leidenden Brüder zu erinnern und auf Mittel zur Abhülfe zu sinnen. Die Gesellschaft, deren Namen wir genannt haben, sieht sich genöthigt, Angesichts der gelieferten Thatsachen zu bemerken, daß die Lösung der sozialen Frage eines der größten Probleme unseres Jahrhunderts sei, einer Frage, die Europa jede andere in den Hintergrund drängt, und daß diese Frage es sei, welche Staaten und Gesellschaften jenseits des Oceans zu wählt und ganze Staaten-Gebäude zu zertrümmern droht. Hier uns erregt sie aus mehrfachen Gründen noch weniger Interesse, auch hier haben wir die Beweise, daß wir sie nicht ohne Gefahr nachlässigen dürfen. Wäre es nicht ein weites, schönes, dankbares Feld für Philanthropen und Freiheitsfreunde im Norden, die sich ganze Jahr hindurch mit dem Elend im fernen Süden und in Afrika beschäftigen, dieser Frage einige Aufmerksamkeit zuzuwenden! Sie es nicht schöner, eher vor ihrer eigenen Thür zu kehren, als die Mängel und Gebrechen anderer Staaten herzuzeigen? Wäre es nicht lohnenswerther, unsere eigenen gesellschaftlichen Zustände zu untersuchen, die Leiden in unserer Mitte zu mildern, auf Mittel zur Abhülfe zu sinnen, anstatt anderen Staaten ihre Einrichtungen vorschreiben zu wollen, anstatt Bürger gegen Bürger aufzureizen, das ganze, große Gebäude dieser Republik an den Abgrund des Verderbens zu führen, wahrlich! mert darum, was die Folgen einer solchen Katastrophe sein würden? Wir erkennen uns hier einer vollkommenen politischen Freiheit, die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß diese Freiheit bei weitem nicht allein das Glück des Menschen ausmacht. Die industriellen Verhältnisse der civilisirten Welt lehren uns, daß die Einrichtungen in einigen südlichen Staaten, auf deren Untergang eine Partei im Norden abgesehen, nicht aufgehoben werden können, ohne Millionen Arbeitern dieselbe und jenseits des Oceans Nahrung, Kleidung, ihren Unterhalt zu nehmen. Ist diese Partei im Stande, wohl die soziale Frage in ihrer Mitte noch ungelöst ist, sich an die Lösung einer Riesen-Aufgabe zu machen und an die Beglückung der Welt zu denken, welche durch eine Aufhebung der Neger-Dienstbarkeit im Süden in den gräßlichsten Zustand des Proletariats würden gestürzt werden?

„Es spricht sich so leicht von Freiheit und Humanität; diese Begriffe klingen so schön, fließen so leicht aus dem Munde, wir begegnen ihnen in jeder Schrift und jeder Rede, sie erwärmen das Herz und [illegible]

enschen heiter; aber liegt in diesen beiden Worten, wenn sie weiter als leere Phrasen sind, das Glück der Menschheit? Ge- Beglückung des Menschengeschlechtes nicht auch etwas Anderes? vor allen anderen Dingen nicht dazu die Befriedigung der adigen Lebensbedürfnisse? Reicht es hin, dem Menschen zu sa- aß er frei sei, um ihn glücklich zu machen! Sind etwa die ttausende in der Stadt New-York, welche allzährlich unterstützt , glücklich! Wer sorgt für sie in Krankheit und Alter! Wer ür den Arbeiter, wenn seine Kräfte ihn verlassen, wenn Krank- n aufs Lager wirft! Wer sorgt in diesem Falle für seine Kin- ür seine Familie! Kümmert sich etwa sein Brodherr um ihn, er nicht mehr im Stande ist, die Paar Dollars zu verdienen, seiner Hände Arbeit ihm wöchentlich einträgt!

Das sind Fragen, deren Beantwortung wir namentlich den n Republikanern anrathen möchten, weil ja sie es sind, welche sich die Beglückung der Menschen, der Weißen wie der Schwar- ch zur speziellen Aufgabe gemacht haben. Mögen sie einstweilen eger in Ruhe lassen; so hart deren Loos in einzelnen Fällen sein mag, für ihren Unterhalt wenigstens ist gesorgt von der e bis zum Grabe. Ist es für den unserer republikanischen Zei- schreiber auch?"

Frankreich.

Foucault, der Akademiker, von Amerika aus beurtheilt.

(Fortsetzung.)

„Die Illustrationen zu diesen Bemerkungen finden sich in Fou- 's wissenschaftlichem Charakter, in welchem der französische Typus ausgeprägt ist. Obgleich als Mathematiker nicht ausgezeichnet, nkte er seine meisten Erfolge dem mathematischen Gewande, r welchem er die Objekte seiner Untersuchungen entdeckt, und der ösischen Lebhaftigkeit, mit welcher er sie ergreift. Was auch immer einen Gegenstand er wählt, er muß ihm Früchte bringen. Indem n zuerst sich selbst vollkommen klar macht und sich genau von unterrichtet, was über ihn bisher bekannt geworden ist, findet er etwas Neues.

„Er vereinigt alle wünschenswerthen Eigenschaften eines Phy- . Er hat nicht nur eine klare, geometrische Auffassungsgabe, ziemlich bedeutende Herrschaft über die Handhaben analytischer rsuchungen; er kennt und versteht auch alle mechanischen Prin- n und wendet sie beharrlich an. Er besitzt eine klare Anschauung physikalischen Kräfte. In Einem Punkte glänzt er besonders: mand weiß besser die verschiedenartigen Apparate und Verrich- gen für physikalische Untersuchungen zu ersinnen und zu kombiniren. hne man hierzu noch die Geschicklichkeit und Gewandtheit eines gezeichneten Experimentators und jene unbeschränkte Hingebung die Wissenschaft, das glückliche Erbtheil des Akademikers, und ere Analyse Foucault's, des Physikers, ist vollendet.

„Die moderne Wissenschaft verdankt die Entdeckung der großen inzipien ihren geistigen Magnaten, ihrem Newton, Huyghens, Young, place, Fresnel, Humboldt, Gauß, Bessel, Davy, Dalton, Liebig, ry, Cauchy, Cuvier, Owen und Agassiz. Kaum minder ist sie der agen Reihenfolge von Männern verpflichtet, die, zwar weniger fürst- h in ihrer intellektuellen Begabung, sich mehr dem sinnreichen Ex- rimentiren gewidmet haben. Subtil in ihrer Beobachtung und scharf- nnig im Aufstellen neuer Combinationen physikalischer Verhältnisse, twickeln und entdecken sie unablässig Thatsachen und Phänomene n geringerer Bedeutung, welche aber als Grundlagen für die hö- re Erforschung neuer Prinzipien von wesentlichem Nutzen sind.

„Eine dritte Klasse, weit unter diesen Denkern und Forschern ehend, ist die der Beobachter.

„Ein guter Beobachter ist ein wahrer Beförderer der Wissenschaft, ofern er die genauen Elemente, welche zum Behufe der Generali- tion von Natur-Erscheinungen und der Feststellung von Verfahrungs- rten nöthig sind, zu Tage fördert. Die große Legion der Entdecker, in der Wissenschaft unentbehrlicher Truppentheil, wird ausschließlich on diesen Beobachtern gebildet. Sie bedürfen keines Genie's und esitzen auch in der Regel kaum mehr als beschränkte Specialkennt- isse. Man darf jedoch nicht vergessen, daß es auch viele Männer iebt, welche die höchste wissenschaftliche Befähigung mit einem ver- äglichen Grade von Geschicklichkeit in der Beobachtung verbinden.

„Wir sehen also die Bebauer des wissenschaftlichen Feldes in drei roße Klassen zerfallen: Männer der Macht, des Scharfsinns, der Beobachtung. Nahe der Gränze zwischen der ersten und zweiten Ab- heilung steht Foucault. Wie Faraday, pflegt er einen zu vertrauten engang mit den höchsten Prinzipien, um ein einfacher Experimentator genannt zu werden, und dennoch ist es stets das Experiment, welchem r seine Erfolge verdankt. Er steht über Wheatstone und Hare, durch ie strenge Unterordnung seiner Bestrebungen unter das Prinzip; dennoch ist er ohne Zweifel als Experimentator weniger groß als Regnault.

„Es liegt unserem Zwecke fern, eine Idee von allen Untersuchungen Foucault's geben zu wollen, abgesehen davon, daß es an dieser Stelle kaum möglich sein würde. Seine letzten vier experimentellen Erfolge indessen sind von so allgemeinem Interesse, daß es gerechtfertigt erscheint, wenigstens über die Natur derselben in der Kürze zu berichten.

„Wir übergehen seine im Vereine mit Fizeau unternommenen Untersuchungen über die Interferenzen der rothen Strahlen, welche sehr ungleiche Wege durchlaufen, und über die Wirkung des rothen Lichtes auf die Daguerreſche Platte, ebenso eine mit Regnault geführte über binokulares Sehen. Seine Uhr mit konischem Pendel, seine Apparate für das elektrische Licht und vieles Andere, müssen wir gleichfalls unberührt lassen.

„Foucault war es vorbehalten, das Experimentum crucis der optischen Theorie zu einem erfolgreichen Schluß zu bringen: Newton schuf jene Hypothese über die Natur des Lichtes, welche unter dem Namen der Emanationen, der Korpuskular- oder der Newtonschen Theorie bekannt ist. Nach dieser besteht das Licht aus ungemein feinen Theilchen, die von den leuchtenden Körpern mit sehr großer Geschwindigkeit fortgestoßen werden. Jede Farbe wird von einer besonderen Art dieser Theilchen gebildet, deren jede ihre eigenthümliche Geschwindigkeit besitzt. Diese Partikelchen werden von den Körpern angezogen und hierdurch sowohl die Beugungs- wie die Reflections-Erscheinungen erklärt. Die Zerstreuung oder ungleiche Refraction verschiedenfarbiger Strahlen wird durch die ungleiche Attractionskraft der Körper in Bezug auf die farbigen Elemente des weißen Strahles hervorgerufen.

„Huyghens stellte zuerst die Undulations-Theorie des Lichtes auf. Diese betrachtet das Licht als Wellen des Aethers, eines äußerst feinen, elastischen, allen Raum erfüllenden Fluidums, analog den Wellen-Erscheinungen anderer Media, namentlich der Luft, welche uns als Schall zum Bewußtsein kommen. Obgleich die Gesetze der Wellen-Theorie in ihrer mathematischen Analyse die größten Schwierigkeiten haben, so boten dennoch die alltäglichen Erscheinungen der Wellen im Wasser und die noch mehr analogen der Schallwellen der Luft dem Studium so natürliche Hülfsmittel dar, daß man vermöge ihrer bald eine sichere Basis für das Verständniß des Licht-Mechanismus nach der Undulations-Theorie gewann. Huyghens wendete diese Theorie mit außerordentlichem Scharfsinn auf die Erklärung der gewöhnlichen und der große Schwierigkeiten bietenden doppelten Brechung an, wie sie z. B. in der Erscheinung zweier Bilder eines Objektes auftritt, wenn man dieses durch einen isländischen Doppelspath betrachtet. Es mißlang ihm indessen vollständig, die verschiedene Brechbarkeit der farbigen Strahlen abzuleiten, während die Farben-Unterschiede selbst eine vorzügliche Erklärung durch die Verschiedenheit der Wellenlängen fanden, welche auf experimentellem Wege entdeckt wurde. Das Sonnen-Spektrum und der Regenbogen widerstanden der Macht der Wellen-Theorie, und es schien, als ob die Emanations-Theorie den Sieg davontragen sollte. Die wunderbar geistreiche Entdeckung Young's jedoch, der zuerst die optische Interferenz nach der Undulations-Theorie erklärte, versetzte ihr einen tödlichen Schlag.

„Es war bekannt, daß zwei Töne Stille hervorbringen können, wenn zwei gleiche Schallwellen sich so begegnen, daß der Berg der ersten das Thal der zweiten genau ausfüllt. Indem Young nun diese Erscheinung auf das Licht anwandte, bewies er, daß zwei Strahlen mit einander interferiren können, so daß sie Dunkelheit erzeugen, wenn sie sich in geeigneter Weise begegnen.

„Auf die Basis dieser Interferenztheorie thürmten Young, Malus und Fresnel ein mächtiges Gebäude unwiderleglicher Erklärungen optischer Phänomene. Ihre Quellen scheinen unerschöpflich zu sein, und man hat mit ihr die komplizirtesten Aufgaben der Diffraction, der gefärbten Ränder, die Farben dünner Blättchen, der Seifenblasen, sowie der Körper im Allgemeinen, vollkommen gelöst. Malus entdeckte, daß das Licht durch eine gewisse Art von Reflexion polarisirt wird, d. h. daß der Lichtstrahl nach einer gewissen Seite hin nicht reflektirt wird, wenn der Reflektor bei unverändertem Winkel mit dem Strahl um diesen, wie um eine Achse, gedreht wird. Die Wellen eines Lichtstrahls haben nämlich große Aehnlichkeit mit den Vibrationen eines langen Seiles; schwingen alle Strahlen eines Lichtbündels in parallelen Ebenen, so nennt man sie polarisirt, während bei gewöhnlichem Licht sich die Schwingungs-Ebenen unter allen möglichen Winkeln schneiden.

„Durch die ganze Reihe der oben berührten Erscheinungen hat stets die Wellentheorie eine feste Basis für deren Erklärung gegeben, während die Emissions-Theorie mit ihren Versuchen, eine vernunftgemäße Ordnung der Thatsachen zu bewirken, gänzlich scheitere.

„Die Korpuskular-Hypothese bedurfte nur noch des coup de grace, und dieses empfing sie auch in genügendem Maße durch Foucault im Jahre 1850. Ein wichtiger Punkt nämlich war es, über welchen die rivalisirenden Theorieen zu diametral entgegengesetzten Schlüssen

Digitized by Google

führten, und diesen Punkt schlug Arago 1839 zur Basis eines Experimentum crucis vor. Nach der Emissions-Theorie müßte das Licht dichte Medie schneller durchlaufen, als Luft oder leeren Raum; nach der Undulations-Theorie muß das Entgegengesetzte eintreten und der Strahl eine Verzögerung seines Laufes erfahren. Dieser Gegensatz war positiv, und eine Seite mußte irren. Aber welches war dieses?

„Zur Beantwortung dieser Frage erfand Foucault einen höchst sinnreichen Apparat, der sich auf Wheatstone's Drehspiegel gründete. Er läßt zwei gleiche, parallele und in derselben Vertikal-Ebene liegende Lichtbündel, das eine durch eine lange Wassersäule, das andere durch die Luft dergestalt gehen, daß beide in derselben Vertikal-Linie auf einen Planspiegel fallen, welcher sich äußerst schnell um eine vertikale Achse in horizontalen Kreisen dreht. Da beide Strahlen bei gleichzeitigem Eintritt in den Apparat den Spiegel nicht zugleich, sondern nach einander treffen, sobald der eine in seinem Laufe beschleunigt oder verzögert wird, so muß man die beiden reflektirten Lichtbilde nicht vertikal über einander sehen können, sondern der eine wird dem anderen voraneilen. Wird der durch das Wasser gehende Strahl beschleunigt, so wird dieser zuerst, im entgegengesetzten Falle zuletzt erscheinen. (Schluß folgt.)

Schweden.

Schwedische Volkslieder.

Ein anziehendes Buch, das in keiner Sammlung von „Stimmen der Völker" fehlen darf, sind die so eben bei Brockhaus in Leipzig in deutscher Uebersetzung erschienenen „Schwedischen Volkslieder der Vorzeit", wie sie von Geijer und Afzelius in ihren „Svenska Folkvisor" (3 Bände, Stockholm, 1814—1816) nach Traditionen und Aufzeichnungen gesammelt worden.*) Der gelehrte, namentlich durch seine Betheiligung an der Herausgabe und Kritik älterer spanischer Poesieen rühmlichst bekannte Literar-Historiker, Dr. Ferdinand Wolf in Wien, hat dieses Liederbuch mit einer Einleitung ausgestattet, worin namentlich auf die Entstehungszeit der hier vorliegenden Volkslieder hingewiesen wird, die, größtentheils dem Mittelalter und der Ritterzeit angehörend, einerseits von den noch älteren, altnordischen Dichtungen und andererseits von der späteren, die alten Weisen nachahmenden Bulgärpoesie sehr wohl zu unterscheiden sind. Der Einfluß deutschen Geistes auf diese dem Mittelalter angehörenden und zunächst dem Ritterthume ihre Entstehung verdankenden skandinavischen Poesieen ist nicht zu verkennen. Und so kann es auch wiederum nicht Wunder nehmen, wenn gerade der deutsche Geist es ist, der, zuerst durch Herder angeregt, seitdem in einer ganzen, vielsprachigen Bibliothek überall auf europäischem Boden, wo er einst den Saamen ausstreuen half, eine gewinnreiche Nachlese gehalten hat.

Schon der um die Kenntniß der schwedischen Literatur in Deutschland sehr verdiente Mohnicke hat in seinen „Volksliedern der Schweden" (Berlin, 1830) manches aus der Sammlung von Geijer und Afzelius mitgetheilt, doch verdient die vorliegende Bearbeitung von Warrens, worin das Versmaß der Originale mit großer Gewandtheit beibehalten ist, während uns zugleich zu einem großen Theile dieser Lieder neunundvierzig vom Kapellmeister Häffner aufgezeichnete und harmonisch bearbeitete Volksmelodieen mitgetheilt werden,**) in jeder Beziehung den Vorzug.

Werthvolle Anhänge zu dieser Bearbeitung sind, außer den eben erwähnten Melodieen, eine Abhandlung Geijer's über den in den alten skandinavischen Liedern häufig vorkommenden Kehrreim (Omqväde) und zu den einzelnen Stücken historische Erläuterungen aus der Feder von Afzelius. Der Kehrreim, oder eigentlich die „Kehrzeile", der „Kehrsang", da ein Reim selten damit verbunden, ist der den skandinavischen Volksliedern eigenthümliche Refrain, der Ausdruck der poetischen Stimmung des Sängers. Es sind kurze, immer wiederkehrende Sätze, wie: „Im Sommer, wenn hold alle Vögelein singen" — „Zur Mittsommerzeit" — „Denn jetzt steht der Wald in Blüthe" — „Derweilen der Wald sich belaubt" — „Im Rosenhain" u. s. w., Sätze, die oft mit dem Inhalte der Lieder in keinem deutlichen Zusammenhange stehen, gleichwohl aber die Stimmung erregen und unterhalten, die der Dichter ursprünglich beabsichtigt hat. In einer Menge von Liedern findet sich, ohne daß der Baum eine besondere Rolle darin spielt, die Linde als Kehrreim, wie: „Unter der Linde" — „Die Linde zittert im Haine" — „Derweil grünet die Lind' auf dem Eiland schön" u. s. w., was daraus zurückist, daß das skandinavische Volk auch heute noch die Linde als bedeutungsvollen Baum, in dessen Schatten Elfen, Kobolde und wärmer sich gern anhalten, mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet. Manchmal hat der Kehrreim auch eine ironische, wiewohl eine meinte Bedeutung, und es hat etwas ungemein Ergreifendes, in einem herrlichen Liede, in welchem der Erde Lust und Leid Wirkung auf die geliebten Todten geschildert ist, die Worte wiederkehren: „Ihr freuet euch alle Tage".

Mannigfaltiges.

— Geschichte des neueren Italien. Die stattliche, populärer und jeder Vermögensklasse leicht zugänglicher werke, welche die thätige „Expedition der Hausbibliothek" dem deutschen Publikum geliefert hat, ist kürzlich wieder neues über Italien vermehrt worden.*) Richard Heber der englische Verfasser des vorliegenden Buches, das die Italiens vom Jahre 1789 bis zum Jahre 1850 umfaßt, ist einer jener politischen Missionäre, welche Italiens Fürsten zu ihrem Glaubensbekenntnisse bekehren möchten, und die daherhalb der Republik kein Heil für dieses unglückliche Land sehen. Verfasser erklärt vielmehr ausdrücklich, er wünsche durch diese stellung der Ereignisse, aus denen Konflikt die gegenwärtige Italiens hervorgegangen, vor der Einmischung gewisser ausländ „Sympathisirers" in Fragen zu warnen, welche nur die Einsicht Charaktersärke des italiänischen Volkes zu einer befriedigenden bringen können. Dem Karbonarismus, den er bis zu seiner und in allen seinen Abweigungen verfolgt, mißt der Verfasser sächlich die Schuld an dem heruntergekommenen Zustande der italiänischen Staaten bei. Mit Freimuth bezeichnet er aber auch Fehler der verschiedenen Regierungen der Halbinsel, mit Einsicht der piemontesischen, während der letzten Jahre, besonders seit Thronbesteigung des regierenden Papstes. Das mit Klarheit Sachkenntniß geschriebene Buch wird Jedem, den es um ein parteiloses, objektives Urtheil über Italien zu thun ist, ein willkommener Wegweiser sein.

— Eine kalifornische Anekdote. In einem neulich erschienenen Werke über Kalifornien*) wird folgende Geschichte erzählt, jedenfalls für die dortigen Zustände charakteristisch ist: „Ein Kaufmann sagte mir, daß einst Tages zufällig die Nachricht nach ihm kam, in welchem er mit Goldwaschen beschäftigt war, daß ein Mann der in einem Lager oder einer Grube, zwei Meilen entfernt, Diebstahl begangen habe, ergriffen worden sei und gehängt werden solle. Die Sache brachte nicht die geringste Aufregung hervor. Keiner schien sich darum zu kümmern; nur mein Freund, der sich dergleichen interessirt, begab sich an Ort und Stelle und fand mehr Goldsucher unter den Bäumen versammelt und in ruhigem Gespräch begriffen. Da er Niemand kannte und den Verbrecher zu sehen wünschte, so fragte er einen Mann, der etwas bei Seite stand, nach der Mensch sei, den man hängen wolle. Ohne eine Miene zu ziehen, erwiederte der Angeredete: „Ich glaube, ich bin es!" Eine halbe Stunde nachher hing er an einem der Baumäste, und die kleine Gesellschaft zerstreute sich, um ihre Abendmahlzeit zu halten.

— Philosophie des Magens. Die „Vegetarier" — die ausschließlich von Pflanzenkost leben und über die unser „Magazin" in früheren Jahrgängen Nachrichten gebracht hat — haben in England eine Gesellschaft und haben ihr eigenes Journal. Ein Dr. Moncrieff und versucht in einer Abhandlung: „Die Philosophie des Magens" überschrieben, den ausschließlichen Genuß der Fleischkost und die Verbannung aller Pflanzen von Tisch. Wie fratzenhaft erscheinen diese Extreme! Die Jagd nach Gold wird mit jedem Tage hitziger; aber die goldene Mittelstraße halten, das wollen die Menschen nie und nirgend lernen, obgleich der weise Stagirit schon vor mehr denn zweitausend Jahren als einzig strebenswerthe gezeigt hat.

*) „Geschichte des neueren Italiens", von R. H. Wrightson. Aus dem Englischen von Julius Seybt. Ein starker Band. Preis 1 Thlr. Leipzig, Lorck. 1854.

**) California, In Doors and Out; or, How we Farm, Mine, and Live generally in the Golden State. By Elizab. W. Farnham. New-York

*) „Schwedische Volkslieder der Vorzeit". Aus der Sammlung von Geijer und Arvid Augusti Afzelius. Im Versmaße des Originals übertragen von R. Warrens. Mit einem Vorwort von Dr. Ferdinand Wolf. Nebst 49 Melodieen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1857.

**) Auf diese Volksmelodieen machen wir namentlich diejenigen Komponisten aufmerksam, welche alte (ursprünglich skandinavische) Balladen, wie: „Erlkönig", „Herr Olaf" rc. rc. zu komponiren pflegen. D. R.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen für das mit dem Jahr Bestellungen an auf das

Magazin für die Literatur des Auslandes

Preis des Jahrganges 3½ Thlr., des Quartales ¾ Thlr.

Herausgegeben und verlegt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Täglich erscheinen 3 Nummern. Preis jährlich 4 Thlr. 10 Sgr., halbjährlich 1 Thlr. 20 Sgr. und vierteljährlich 25 Sgr., wofür dasselbe im Inlande postfrei und in Berlin frei ins Haus geliefert wird.

Bestellungen werden von jeder deutschen Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 23, und beim Buchhändler Neumann, Unterwasserstr. No. 21), ferner von allen königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 156. Berlin, Dienstag den 30. Dezember 1856.

Central-Afrika.

Livingston's afrikanische Entdeckungen.

Ueber die Entdeckungen des berühmten Reisenden Livingston — ersten Europäers, der quer durch Afrika, vom Westen nach Osten, gungen und der jetzt nach siebzehnjährigen Wanderungen in sein rland zurückgekehrt ist — äußert sich der englische Geograph orough Cooley (im Athenaeum vom 13. d. M.) wie folgt:

„Dr. Livingston hat den Fluß Leeambye bis zum Zambese hinab olgt — eine wunderbare That, wenn man die Entfernung und den akter der von ihm durchstreiften Regionen bedenkt. Für Geo- phen hat seine Entdeckung außerordentliches Interesse, da sie uns einem ungeheuren Flusse bekannt macht, der einen so eigenthüm- n Charakter hat, daß er auf der ganzen Oberfläche der Erde seines hen nicht findet. Und ich muß hier beifügen, daß die Forschun- Livingston's die bisher gehegten Zweifel an der sich jetzt als that- ich herausstellenden Verbindung der beiden Flüsse bis zu einem ssen Grade rechtfertigen, indem es klar ist, daß am Ende doch ein kleiner Theil der Gewässer des Leeambye die Seeküste erreicht. er große Fluß fällt wie der abyssinische Nil durch eine Basalt- t, die seine Breite von 1000 bis auf 20 Yards verringert. Ober- dieses Kataraktes breitet sich der Fluß oder das Flußsystem ödlich zu einem großen See aus und bildet hunderte von Seiten- Ufern. Unterhalb der Fälle erscheint er als ein breiter, aber ruhiger om von ganz verschiedenem Charakter.

„Daß die Gewässer des Leeambye geringeren Einfluß auf den ihese haben, als die Regen der Küstengegend, geht aus Allem her- was aus von dem letzteren Flusse bekannt ist, der die Verbindung dem Innern nur wenig befördern hilft. Kein bemastetes Schiff, ag groß oder klein sein, fährt je in den Zambese hinein, dessen dungen immer mehr zu versanden scheinen. Der Luabo, die süd- le Mündung des Cuama — wie der Fluß in den Niederungen t, war zur Zeit, als die Portugiesen zuerst an jener Küste anlangten, bar, was aber längst nicht mehr der Fall ist. Der Quillimane nördlichste Arm ist seit den letzten Jahren in solchem Maße ver- et, daß er sechs Monate hindurch, vom Juli bis zum Februar, einmal von einem Kanot befahren werden kann. Wer in dieser reszeit stromaufwärts reist, muß zwei Tagereisen zu Lande bis Eingang des Delta machen, ehe er sich nach Sena einschifft. Sena aus verfacht man in der trockenen Jahreszeit niemals aufwärts nach Tete zu fahren, und die Landreise nach letzterem e dauert einen Monat und wird in einem Tipoja oder Palankin Pfaden zurückgelegt, die sich durch ein zerschnittenes, hügeliges d schlängeln. Ein paar Tagereisen oberhalb Tete kann der Fluß t durchwatet werden, und bewaffnete Schaaren von Eingebornen schiren oft über denselben weg. Etwas höher hinauf findet man arakte, welche die Navigation jedesmal unterbrechen, und den Strom eitet der Fälle wieder hinaufschiffend, gelangt man nach Zumbo, entferntesten Punkt, der in den blühenden Tagen von Tete je von den Portugiesen in leichten Kanots erreicht wurde. Daß ihre Fahrten nicht weiter ausdehnten, hatte vermuthlich keinen eren Grund, als daß sie es unmöglich fanden, den Fluß höher auf zu beschiffen.

„In dem Küstenfluß Zambese gehen die periodischen Wechsel oder Steigen und Fallen seiner Gewässer drei bis vier Monate vor m des großen Binnenflusses von statten. Da diese Flüsse Einen vom bilden, so möchte man glauben, daß acht Tage bei einer ßigen Strömung genügen würden, seine Wasser von Sescheke nach e zu bringen; aber es ist gerade im März und April, wo der ambye am niedrigsten, daß der Zambese seine mächtigen Fluthen abrollt, während im Juli, wo der Quillimane aufhört, für ein ot schiffbar zu sein, der Leeambye sich wie ein Meer über Hun- te von Quadrat-Meilen ergießt.

„Mit der mangelhaften Schiffbarkeit des Flusses vereinigen sich die Hindernisse, welche der politische Zustand des Nachbarlandes dem Reisenden entgegenstellt. Der Handel von Tete mit den im Süden und Westen gelegenen Regionen hat im gegenwärtigen Jahrhundert vollständig aufgehört. Kein portugiesischer Agent oder Sklavenhändler wagt es, nach jener Richtung vorzudringen. Von der eifersüchtigen Feindschaft der Eingebornen bedrängt, hat Tete seit einigen Jahren nun seine Existenz kämpfen müssen. Auf dem gegenüberliegenden, nördlichen Ufer des Flusses besitzen die Portugiesen noch einiges Land und treiben etwas Handel mit den Eingebornen im Norden und Nordwesten, aber von dem westlichen Binnenlande sind sie schon seit Jahren durch den Häuptling Chingamera abgeschnitten, dessen Ruf, wie wir aus den Landglossen zur ersten Livingstonschen Karte erfahren, bis in das Innerste von Afrika gedrungen ist. Der portugiesische Handel nach jenem Binnenlande geht nur von der Delagoa-Bai aus, deren Bewohner leicht an gewissen Eigenthümlichkeiten ihrer dürftigen Kleidung zu unterscheiden sind, an welchen man sie in den Dörfern des Leeambye erkannt hat.

„So viel auch Richtiges und Unrichtiges über Livingston's Entdeckungen gesagt worden, hat man doch, wie es scheint, einen Punkt übersehen, in welchem er ganz allein und ohne Nebenbuhler dasteht. Er hat ein merkwürdiges und, ich möchte fast sagen, erhabenes Beispiel von der Ueberlegenheit und sittlichen Macht des civilisirten Menschen gegeben. Er hat nicht nur weite Reisen gemacht, sondern er hat sie auch unbewaffnet, ohne einen einzigen europäischen Gefährten, in Begleitung von sogenannten Wilden ausgeführt, die sich unter seiner Leitung stets gelehrig und treu bewiesen. Er führte sie, nicht auf dem gerabesten Wege, aber ohne Schwanken und ohne Unglücksfälle, alle Schwierigkeiten durch weise Rathschläge und sanfte Worte beseitigend, nach dem weit entfernten Lande der weisen Männer (dies ist der eigentliche Sinn des Ausdrucks Wasungo, der in ganz Süd-Afrika unter einer oder der anderen Form den Weißen beigelegt wird), wo sie den großen Ocean, große Schiffe und kaum minder wunderbare Häuser erblickten. Obwohl dort mit Ehren und Freundschaftsbezeugungen überhäuft, verließ er doch nicht seine bescheidenen Genossen, sondern führte sie im Triumph nach ihrer Heimat zurück und machte sich dann von neuem auf nach den Gestaden des östlichen Oceans. Wie die Züge des Herkules nach den westlichen Gränzen Europa's und des Bacchus nach Indien den alten Griechen, mußten Livingston's Reisen in den Augen der Batalolo erscheinen, aber noch viel wundervoller und eindrucksvoller, da sie jene nicht allein in realer Wirklichkeit übertrafen, sondern, als ohne Gewalt und Hinterlist vollzogen, einen noch außerordentlicheren Charakter an sich trugen. Die unumschränkte Herrschaft, die von den Missionären, Dr. Livingston und seinem würdigen Schwiegervater Moffatt, über diese rohen Stämme, deren volles Zutrauen sie gewonnen hatten, ausgeübt wurde, gereicht ihnen selbst, ihrem Vaterlande und ihrem Berufe zur Ehre. Von solchen Männern können Staatsmänner lernen, wie sie uncivilisirte Völker zu behandeln haben."

Frankreich.

Foucault, der Akademiker, von Amerika aus beurtheilt.

(Schluß.)

„Foucault versuchte das Experiment in verschiedenen Formen, und jedesmal ergab sich eine entschiedene Verzögerung des durch das Wasser gehenden Strahles. Hieraus folgt, daß die Emissionstheorie mathematisch zu einem falschen Resultate führt und also selbst ein Irrthum sein muß. Alle Autoritäten stimmen gegenwärtig darin überein, daß die Wellentheorie die einzige genügende Erklärung der Licht-Erscheinungen sei; sie stützt sich auf Beweise von derselben Natur, wie das Newtonsche Gesetz der Schwerkraft, und diese Zeugnisse haben sich zu einem solchen Umfange angehäuft, daß sie die Beweisführung in allen Hauptpunkten unwiderleglich machen. Nur die verschiedene Brechbarkeit der gefärbten Strahlen widersteht bis jetzt allen Versuchen, und

ungeachtet der tiefen Untersuchungen Cauchy's über diesen Punkt, glauben wir dennoch die Wahrheit noch nicht ganz zu Tage gefördert. Nichtsbestoweniger würde man heute eben so wenig mehr die Emanationstheorie aufrecht erhalten können, als die Behauptung, daß $1 + 1 = 11$ sei.

„Wir kommen nun zu Foucault's berühmtestem Versuche, dem Pendel-Experiment, mit dem er die ganze Welt in Aufregung versetzt hat. Zwar waren Elephant und Schildkröte längst aus dem aktiven Dienste als Träger der Erde in den Ruhestand versetzt und die Schultern des Atlas von der Last des Himmels befreit worden; die Meinung, daß die Erde sich um die Sonne und ihre eigene Achse drehe, wurde nicht länger für eine Ketzerei gehalten, die nur durch Nöthen bei lebendigem Leibe hinreichend bestraft werden könne, und die Männer der Wissenschaft fürchteten schon seit langer Zeit nichts mehr für die Mühlenbäche, in denen ja täglich das Unterste zu oberst gekehrt werden mußte. Der Beweis der Umdrehung der Erde genügte denen vollständig, die seiner Demonstration folgen konnten. Dennoch war es noch nicht experimentell jedem Auge sichtbar nachgewiesen worden, daß sich die Erde drehe, und es mag wohl hier und da noch einen zweifelnden Thomas gegeben haben, der sehen mußte, um zu glauben.

„Foucault's Pendel hat auch diese überzeugt, denn es macht die Umdrehung der Erde zu einem eben so sichtbaren Phänomen, Minute für Minute, wie die Flüchtigkeit der Zeit an einem Zifferblatte. Zuerst privatim, dann in der Pariser Sternwarte, versuchte Foucault sein Experiment, und endlich bewied das 220 Fuß lange Pendel in dem Pantheon dem enthusiasmirten Paris mit seinen majestätisch langsamen Schwingungen, daß sich die Erde unter seinem konstanten Vibrationsbogen herumdrehe. Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich eine wahrhafte Pendelmanie der ganzen gebildeten Welt, bis endlich ein Monsterpendel ein unentbehrlicher Bestandtheil jedes respectablen Haushaltes werden zu wollen schien. Es ist uns vielleicht vergönnt, durch eine einfache Auseinandersetzung eine klare Idee von dem Rationellen dieses Experimentes zu geben.

„Man denke sich einen kreisförmigen Schienenweg von 100 Fuß Radius, auf welchem sich ein Wagen gleichmäßig schnell bewegt; auf diesem Wagen befinde sich ein schwerer Balken, der, wie eine Kompaß-Nadel, in seinem Schwerpunkte aufgehängt, ganz frei schwebt. Da die Drehung des Wagens keinen Einfluß auf diesen Balken haben kann, so wird er, statt sich mit dem Wagen zu drehen, stets sich selbst parallel bleiben, wenn wir die Reibung und den Widerstand der Luft gleich Null setzen. Einem Reisenden würde es also scheinen, als ob sich der Balken einmal um sich selbst gedreht hätte, sobald der Wagen eine Umfahrt vollendet hat. Ersetzt man nun den Balken durch ein Pendel, welches, an der Decke des Wagens hängend, bei der Abfahrt in einer gegebenen Ebene schwingt, so werden alle auf einander folgenden Schwingungs-Ebenen der ersten parallel sein, da ja keine Kraft darauf hinwirkt, diese Ebene zugleich mit dem Wagen zu drehen. Hätten wir nun eine unbestimmte ebene Oberfläche, auf welche die Schwerkraft perpendikulär wirkt, und eine kreisförmige Eisenbahn von beliebigem Radius auf dieser Ebene, so würden alle obenerwähnten Erscheinungen unverändert hervortreten. Man denke sich nun diesen Radius gleich einer horizontalen Tangente, welche von unserem Standpunkte aus nördlich so gezogen ist, bis sie die Erd-Achse schneidet, d. h. gleich der Cotangente unserer Breite.

„Man nehme ferner an, dieser Kreis sei aus der Ebene herausgeschnitten und in der Richtung irgend eines Radius desselben, also von dem Centrum nach der Peripherie, aufgeschlitzt. Indem wir nun thun, als ob wir eine große Düte für Bonbons machen wollten, stellen wir uns vor, die beiden Ecken des aufgeschnittenen Radius würden über einander geschoben und zugeleimt, sobald der Radius der Basis des Kegels, der auf diese Weise gebildet wird, sich so zu dem Eisenbahn-Radius verhält, wie der Sinus unserer Breite zu dem Erdhalbmesser. Dieser Kegel ist genau so groß, daß er, mit dem Scheitel in der Erd-Achse liegend, die Erde in dem Parallelkreise, der durch unsere Breite geht, genau tangiren würde. Während wir nun also unsere Eisenbahn in einen Kreis auf einen Kegel aufrollen, nehmen wir stets die Schwerkraft als perpendikulär auf jeden Punkt des Umfanges an; es ist somit keine Veränderung in den mechanischen Bedingungen des Pendels eingetreten, und es wird auch jetzt in Bezug auf einen bestimmten festen Punkt im Wagen eben so wie vorher wirken, d. h. seine Schwingungs-Ebene wird immer noch einem Reisenden sich drehend erscheinen. Indem es aber einmal um den Kegel herumgeht, wird es nur einen Theil des ursprünglichen Eisenbahn-Kreises zurückgelegt haben, und zwar wird das Verhältniß dieses Weges wie das des Sinus der Breite zu dem Erdradius sein, welches auch der Theil einer vollständigen Rotation ist, den das Pendel einem Reisenden während einer einmaligen Umfahrt des Wagens vollendet zu haben scheinen würde. Dieses stellt die wesentlichsten mechanischen Bedingungen unserer täglichen Rotation um die Erd-Achse dar, da die Kräfte, die das Pendel bewegen, augenscheinlich nichts mit der Rotation der Erde thun haben, angenommen, daß das Pendel selbst mit fortgeführt wird. Es muß somit die Schwingungs-Ebene eines frei aufgehängten Pendels eine Umdrehung um eine Vertikale, die durch seinen Aufhängepunkt geht, zu machen scheinen, und zwar in einem Tage im Verhältnisse einer einmaligen Revolution mal dem Sinus der Breite des Ortes. An den Polen, wo dieser Sinus gleich dem Radius ist, findet eine vollständige Umdrehung statt, während am Aequator ein Eisenbahn einen unendlichen Radius haben und keine Rotation der Schwingungs-Ebene mehr sichtbar sein würde. Dies ist das einfache Rationale des berühmten Pendel-Experimentes.

„Unzählige Versuche haben diese Theorie gerechtfertigt und das Gesetz der gleichen Variation mit dem Sinus der Breite bestätigt. Viele Modifikationen dieses Pendel-Apparates sind versucht worden und eine besonders schöne ist mit Erfolg angewendet. Es stellt sich ein, daß die Gyrationen eines konischen Pendels, d. h. eines solches, welches eine Kegelfläche, ähnlich einem Dampfmaschinen-Regulator, beschreibt, durch die Rotation der Erde affizirt werden müßte, in der That da, bei der Untersuchung fand er seine Vermuthung bestätigt. Ein zweite Pariser Pendel, ein konisches, verlor drei Sekunden täglich, wenn es von rechts nach links, und gewann eben so viel, wenn es in umgekehrter Richtung rotirte. Kein Resultat des Pendel-Versuches aber enthielt interessantere Elemente, als die Entdeckung der in zeichneten und geistvollen Professors Horsford in Cambridge, der die tägliche Bewegung des großen Bunker-Hill-Monumentes, aus der erwärmenden Wirkung der Sonnenstrahlen auf die den denen Seiten desselben entsteht. Man fand nämlich, daß die dieses stolzen Gemäuers täglich eine annähernd elliptische Bahn ungefähr einem halben Zoll großer Achse beschreibe und somit großen Lichtspender eine Huldigung darbringe, viel großartiger, als senkende Laut der alten Memnons-Säule. Es ist, als ob Behrisch rechte Apostrophe in den Stein selbst gedrungen wäre!

„Wir haben zunächst Foucaults Apparat, Gyroskop genannt, erwähnen; eine andere sichere und bewundernswürdige Methode Rotation der Erde sichtbar zu machen. Wohl Niemanden dürfte sogenannte Dreiring-Aufhängung eines Schiffskompasses unbekannt sein, welche dazu dient, das Instrument auch beim Rollen der See stets horizontal und ruhig zu erhalten.

„Foucault nahm eine schwere eiserne Scheibe mit einer Drehachse durch ihren Schwerpunkt, ähnlich einem Mühlsteine. Nachdem er diese Scheibe in äußerst schnelle Rotation versetzt hatte, wurde ohne die Bewegung zu stören, in die obenerwähnte gyranische Aufhängung gebracht, in welcher die Umdrehung lange Zeit fortdauert. Diese Scheibe ist frei von Reibung, welche auf gewöhnliche Kräfte wirken, und es ist daher nichts vorhanden, was ihre Rotationsachse daran hindern könnte, denselben Parallelismus anzuhalten, welcher der Schwingungs-Ebenen eines Pendels. Dem Beobachter scheint daher die Scheibe um ihren Aufhängepunkt in einem Verhältnisse zu drehen, welches mit dem Sinus der Breite variirt, und dieß ist die wahre Bewegung bezeichnet genau die wirkliche Rotation der Erde um ihre Achse. Es muß jedoch eine klare Uebersicht über die mechanische Theorie der Rotationen einem vollständigen Verständniß der Erscheinungen des Gyroskopes vorausgehen, und deshalb hat diese Methode der Umdrehung der Erde zu beweisen, weniger Berühmtheit erlangt, obgleich sie sublimer und vollkommener ist, als die, welche das Pendel anwendet.

„Foucault's letzte Ankündigung im September 1855 war eine wahrhaft elegante und bedeutende Entdeckung bekannt, welche auf die entlegensten Felder der Forschung einschneidet und einen neuen Hoffnung auf zukünftige Resultate gewährt. Die Thatsachen sind äußerst einfach, aber die Folgerungen aus denselben reichen weit über unsere jetzigen Vorstellungen hinaus. Indem man zwischen Scheibe des Gyroskopes zwischen den, und in nächster Nähe zu den Polen eines Elektromagneten aufstellt und diese Scheibe in eine Rotation von 150 bis 200 Umdrehungen in der Sekunde versetzt, dann, daß unmittelbar nach der Schließen der Kette die Rotation einen konstanten Widerstand verlangsamt wird, als wenn eine bare Frictions-Verrichtung angebracht worden wäre, und daß nach Umdrehung ganz aufhört. Bis soweit reichte die Tragweite der bedungen Arago's und Faraday's. Aber nun fand Foucault, wenn man mit Anwendung von Kraft die Bewegung wiederherstellte eine konstante Entwickelung von Wärme in der Scheibe eintrete, von der Wirkung des Elektromagneten abhängt. Diese Temperatur Erhöhung markirt sich so sehr, daß die Hand es sofort bemerkt, stieg von 16° bis auf 40° Cels. hinauf. Der Strom wurde eine aus nur sechs Bunsenschen Elementen bestehende Batterie. Durch Vergrößerung der Batterie und Erhöhung der Geschwindigkeit können ohne Zweifel noch viel intensivere Resultate erzielt werden. Sobald wir bei diesem Experiment die Kette hören sofort die wärmeerregenden Einflüsse auf.

Digitized by Google

Die Bedeutung dieser Entdeckung liegt in den Indicationen, die sie in Bezug auf die nahe Verwandtschaft zwischen dem elektrischen Strom, der Wärme und der mechanischen Arbeit gewährt. Es scheint [illegible] That, als ob das Eine ganz absolut in das Andere verwandelt werden könne. Farraday ist es gelungen, die Polarisations-Ebene des Lichtes dadurch zu verändern, daß er den polarisirten Strahl einem starken magnetischen Einfluß unterwarf. Jeder Jahr bringt neue Erfahrungen über die nahen Beziehungen an den Tag, in welchen die chemischen Kräfte und Agentien zu einander stehen; von ihnen ist keine so merkwürdig, als diese letzte Entwickelung Foncault's. Sie ist eben jetzt besonders wichtig, da sich ihre Tragweite auf die von dem mechanischen Aequivalent der Wärme erstreckt, welche unserer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat.

„In ihren weitgehendsten Behauptungen proklamirt diese Doktrin die absolute Einheit aller natürlichen Kräfte und Agentien und lehrt, wenn Wärme, Elektromagnetismus, Schwerkraft, Elastizität, Reibung, muskulare Thätigkeit, oder sonst irgend ein Typus aktiver oder passiver Kraft in irgend einen Körper übergehe, derselbe ganz und gar in gewissen Aequivalent der neuen Kraft umgewandelt werde; die Größe des Aequivalentes sei bestimmt und konstant, und alle diese Kräfteäquivalente ständen in gewissen Wechselbeziehungen zu einander. Die Logie der chemischen Gesetze kann wohl dazu dienen, diese Formel zu erläutern; Joule hat die ganze Lehre experimentell entwickelt, und Thomson deren analytisches Exposé gegeben.

„Foncault hat durch die einfache, experimentelle Verwandlung der Elektrodynamischen Action, welche selbst wieder aus mechanischer oder molekularer Arbeit erzeugt ist, in Wärme, viel zu dem Beweise dessen getragen, daß alle Naturkräfte eine Einheit sind.

„Wir begrüßen hierin mit hoher Freude die Morgendämmerung einer vollkommneren Theorie in Bezug auf jene subtilen Agentien, die allesammt den Beseelen der Natur gehorchen; indem sie unsere innere täuschen, appelliren sie zugleich gegen das Urtheil derselben und verlangen eine würdigere Deutung von unserem besseren Selbst."

J. P.

England.

Das Departement für Wissenschaft und Kunst in England.*)

Die *geologischen* Vermessungen, die im verflossenen Jahre in England vorgenommen wurden, erstrecken sich über eine Fläche von 700 Quadrat-Meilen; die bereits veröffentlichten Karten umfassen ein Gebiet von 2400 Quadrat-Meilen; sie begreifen Theile der Grafschaften Worcester, Salop, Chester, Stafford, Leicester, Nottingham und Derby. Ein Theil der Vermessungen betrifft die Kohlenfelder der Binnen-Grafschaften. Auch von Nord-Stafford, Warwick, Northampton, Gloucester, Wilts, Dorset und der Insel Wight, zusammen 2580 Quadrat-Meilen, wurden Karten angefertigt. In Schottland wurden 117, in Irland 1000 Quadrat-Meilen vermessen. Der Kohlen-Ertrag in dem letzteren Lande hat gegen früher bedeutend zugenommen. — In die Bergwerksschule der Hauptstadt wurden im Laufe des Jahres 70 Lehrlinge aufgenommen. Der Kursus umfaßte Chemie, Physik, Metallurgie, Bergwerke, Mineralogie, Geologie, Naturgeschichte und angewandte Mathematik. Abend-Vorlesungen waren hauptsächlich für Lehrer eingerichtet. Man hielt auch Vorträge über Naturwissenschaften, Chemie, Metallkunde und Bergwerke für Handwerker; 2400 Einlaßkarten wurden ausgegeben. Leider beschränkte der enge Raum des Lehrsaales die Zahl der Theilnehmer. Die Laboratorien wurden von 100 Zöglingen besucht, von welchen sich 27 ausschließlich auf Metallurgie legten. Das Museum für praktische Geologie, durch schätzbare Gaben bereichert, war fünf Mal in der Woche dem Publikum geöffnet, und im vergangenen Jahre von 13,053 Personen besucht.

In der Uebungsschule und in den hauptstädtischen Distrikts-Schulen betrug die Zahl der Zöglinge in der Central-Schule 397; auch 459 Lehrer und Lehrerinnen erhielten Unterricht. Die neuen Distrikt-Schulen zählten im Durchschnitt 466, und die 33 Parochial-Schulen 1730 Lernende. In Verbindung mit der Uebungsschule wurden 111 Vorlesungen über verschiedene Gegenstände des Wissens, das in die Kunst eingreift, gehalten; 4446 Zuhörer nahmen daran Theil. In der weiblichen Kunstschule waren nur 144 Zöglinge. Das Museum für dekorative Kunst hat im Laufe des Jahres einen bedeutenden Zuwachs am Lehr-Apparat erhalten; die Ausgaben an Metall, Juwelen, Töpfer- und Glaswaaren, gewebten Zeugen und verschiedenen anderen Gegenständen betrugen etwa 4618 Pfund Sterling. Das Museum wurde von 78,427 Personen besucht. Auch ein ambulantes Museum machte eine Rundreise in Birmingham, Nottingham, Macclesfield, Norwich und Leeds, das für das verflossene Jahr die Zahl von 55,701 Besuchern aufweist. Die Bibliothek wurde um 560 Bände vermehrt und von 7242 Personen benutzt; die Subskribenten-Zahl betrug 284.

Im Museum der irischen Industrie hielt man Vorlesungen über Geologie, Naturgeschichte, Chemie und Physik, die 25,008 Zuhörer zählten. In der königlichen Dubliner Gesellschaft haben Vorträge über Physik, Chemie, Naturgeschichte, Botanik und die schönen Künste stattgefunden. Die Gesellschaft erhielt jährlich 6000 Pfund Sterling, wovon 500 Pfund Sterling zur Unterstützung an die zoologische Abtheilung wandern. Es giebt auch einen Zweig für Agrikultur mit einem Museum und einer Abtheilung für Fabrikenkunde. Die Gesammtzahl der Theilnehmer im Laufe des letzten Jahres betrug 109,873. Zu Vorlesungen in der Provinz wurden 500 Pfund Sterling bewilligt; eine Summe von gleicher Höhe empfing die Normal-Spitzenklöppler-Schule.

Das Museum für Industrie und Naturgeschichte in Schottland ist erst seit dem Herbste des vorigen Jahres eingerichtet, und doch stieg die Zahl der Besucher vom 8. Oktober 1855 bis zum 23. Februar 1856 auf 100,947. Der Direktor hält als Professor der Technologie Vorlesungen an der Edinburger Universität. Ein Laboratorium, worin Untersuchungen in Bezug auf Agrikultur angestellt wurden, ist damit verbunden.

Die Zahl der Zöglinge, die in den Kunstschulen das Zeichnen unter angestellten Meistern lernen, beläuft sich auf 29,848. Die Gesammtsumme, die auf örtliche Schulen für das mit dem 30. Juni 1856 abgelaufene Geschäftsjahr verwendet wurde, beträgt 6297 Pfund 12 Shilling 5 Pence Sterling.

Es giebt jetzt achtzehn wissenschaftliche Schulen, in denen entweder systematisch, nach Klassen-Abtheilung, oder durch freie Vorträge an 100,000 Personen Unterricht ertheilt wird. Die erste, die den Namen „Handelsschule" erhalten hat, wurde von Dr. Booth in Wandsworth gegründet. „Die Bestimmung dieser Lehr-Anstalten ist, angehenden Handelsleuten, Künstlern, Technikern Kenntniß derjenigen Prinzipien der Wissenschaft und Kunst beizubringen, auf die aller Handel, alles Manufakturwesen sich gründet; ihnen einen tieferen Einblick in die Elemente derjenigen Dinge zu gewähren, womit sie späterhin in ihren bezüglichen Berufen beständig werden zu thun haben." In Verbindung mit diesen Instituten sind Navigations-Schulen organisirt worden, wovon eine, die unter dem Handels-Amte steht, die Tendenz hat, bei den Seeleuten, Schiffsjungen, See-Kadetten des Kauffahrtei-Dienstes die Lücken in ihren Berufs-Kenntnissen auszufüllen.

Da die Fertigkeit im Zeichnen als Grundbedingung für die Vervollkommnung des Fabrikwesens anerkannt ist, so übertrug man den Lehrern an den Kunstschulen durch das ganze Land den Unterricht im Zeichnen in allen Schulen; 18,988 Schüler nahmen an diesem Unterrichte Theil.

Im Laufe des Jahres schafften 192 Schulen zur Veranschaulichung des Unterrichts die nöthigen Apparate an; die Kosten wurden theils durch die Schulen, theils durch das Departement aufgebracht.

Die Hauptzwecke, wofür das Departement der Wissenschaften und Kunst gegründet worden, sind in diesem Berichte angedeutet; die Resultate sind nicht nach dem bereits Verwirklichten zu würdigen; sie müssen erst in der Zukunft abgewartet werden.

*) Aus dem „Dritten Jahres-Bericht des englischen Departements für Wissenschaft und Kunst, auf Befehl Ihrer Majestät der Königin Victoria den beiden Parlaments-Häusern vorgelegt."

Mannigfaltiges.

— Coleridge über Shakespeare. J. Payne Collier, der unermüdliche Shakespeare-Kommentator, hat soeben wieder einen Band Shakespeariana vom Stapel gelassen. Diesmal enthält das Buch neben vielen anderen Dingen, die den großen Briten betreffen, hauptsächlich auch Vorlesungen über Shakespeare und Milton, welche der verstorbene Coleridge vor mehr als vierzig Jahren gehalten, oder vielmehr Erinnerungen an diese Vorlesungen und Notizen darüber, die sich Herr Collier, damals ein junger Mann, gemacht und die er erst in neuerer Zeit unter alten Papieren wieder aufgefunden.*) Es hat dieser Fund dem armen Collier, noch bevor er gedruckt ward, großes Aergerniß bereitet; denn auf die bloße Nachricht davon, die Collier in dem literarischen Frage- und Anzeige-Blatt, Notes and Queries, gegeben hatte, erschien ein Pamphlet unter dem Titel: „Literary Cookery", worin der Herausgeber des „alten Korrektors" beschuldigt wird, sowohl diese Korrekturen, als die neu angekündigten Coleridge-Vorlesungen selbst geschmiedet zu haben. Herr Collier, der den Verleger und Verfasser dieses Pamphlets wegen Klage hat, theilt in der Vorrede seines neuen Buches das gerichtliche „Affidavit" mit, wonach

*) Seven Lectures on Shakespeare and Milton, by the late S. T. Coleridge. A List of all the MS. Emendations in Mr. Collier's Folio, 1632, and an Introductory Preface. By J. Payne Collier. London, Chapman and Hall, 1856.

Digitized by Google

er beschworen, daß Alles, was er über die Emendationen des alten Korrektors, sowie über die Vorlesungen Coleridge's, gesagt und dem Druck übergeben, vollkommen der Wahrheit gemäß sei. Die sogenannten „Vorlesungen", wie sie jetzt vorliegen, hatten indessen so viel Lärmen nicht verdient; wahrscheinlich hätte weder Shakespeare noch Coleridge etwas verloren, wenn das, was dieser über jenen gesagt, der Vergessenheit überlassen worden wäre; sicher aber ist, daß Beider Ruhm durch diese Vorlesungen nicht gewinnen wird. Auch in Deutschland könnte man dieses Dictum freilich auf manches Shakespeare-Buch anwenden, namentlich auf das vor einigen Jahren erschienene eines sehr berühmten Geschichtschreibers, dessen vier Bände, zu seinem eigenen, wie zu Shakespeare's Ruhm, besser ungeschrieben geblieben wären.

— **Mulder's Chemie des Weines.** Der Name des holländischen Chemikers Mulder hat seit einigen Jahren in der naturwissenschaftlichen Literatur einen sehr guten Klang. Seine größeren chemischen Werke sind ins Deutsche und ins Englische übersetzt und seine Beobachtungen vielfach ausgebeutet worden. Männern von Fach braucht daher eine kürzlich erschienene Uebersetzung seiner neuesten Arbeit über die Chemie des Weines nicht erst empfohlen zu werden.*) Wohl aber möchte es Freunden des Weinbaues und der Pflege dieser materiell wie poetisch so viel behandelten und Nahrung gebenden Pflanze interessant sein, ein Buch kennen zu lernen, das die wissenschaftliche Ergänzung zu dem in demselben Verlage erschienenen „Katechismus des Weinbaues in seinem ganzen Umfange"**) bildet. Die im Weine vorkommenden chemischen Stoffe (Alkohol, Gerbsäure, Glucin- und andere Säuren, Eisen, Eiweißstoff, Dinanthin, Zucker 2c.) sind sowohl hinsichtlich ihrer Menge, als ihrer Beschaffenheit, in den verschiedenen Sorten des Traubensaftes noch nicht wissenschaftlich bestimmt, wie andererseits die fast unendliche Mannigfaltigkeit, die dem Wein eigenthümlich ist und die allein auf der Verschiedenheit der Bestandtheile beruht, noch fast gar nicht auf ihre Ursachen zurückgeführt worden. Herr Mulder liefert den ersten Versuch einer solchen Arbeit, doch sagt er selbst, daß sie damit noch lange nicht erschöpft sei. Als Probe theilen wir hier mit, was der Verfasser über das Vorkommen der Gerbsäure im Portweine sagt: „Im jungen Portwein ist, soviel bekannt, von allen Weinen die größte Menge Gerbsäure enthalten und zugleich eine große Menge eines Farbestoffes aufgelöst. Der Wein ist nicht roth, sondern dunkelviolett; verhältnißmäßig findet sich in diesem Weine sehr wenig freie Säure. Der junge Portwein, welcher, auf Flaschen abgezapft, ganz klar ist, setzt unmittelbar und selbst Jahre lang ununterbrochen einen Bodensatz von organischen Stoffen ab, der in ganzen Platten von dem Innern der Flaschen, und zwar von dem nach unten gekehrten Theile, abgelöst werden kann. Je reichlicher sich der Bodensatz absetzt, um so heller von Farbe wird der Portwein. Die violette Farbe, die er, als er noch jung war, besaß, wird roth, dann gelblich roth und ist, wenn der Wein Jahre lang gelegen hat, endlich gelb, so daß er der Farbe nach mit dem Liquenwein so sehr übereinstimmt, daß es oftmals schwierig ist, alten Portwein allein durch die Farbe von Madeira und anderen Weinen zu unterscheiden."

— **Heine ins Französische übersetzt.** Die Franzosen, die den deutschen Dichter in letzter Zeit als den ihrigen betrachteten, besitzen gleichwohl keine einzige genießbare Uebersetzung seiner Gedichte. Bisher übertrug man sie in baare Prosa, wobei Heine's Hauptschönheit natürlich ganz verloren ging. Jetzt hat ein Herr P. Brigmault versucht, das „Buch der Lieder" im Versmaß des Originals zu geben; die mitgetheilten Proben zeugen von Geschick und Verständniß, aber beweisen freilich auch, daß die deutsche Sprache das schönste Gewand für die Heinesche Muse ist; Heine ist unübersetzbarer, als irgend einer unserer Dichter. Der Leser möge hier eine der besten Proben der französischen Uebersetzung selbst prüfen:

Ainsi que dans la mer, dans les flots en courroux
De la lune tremble l'image,
Tandis qu'au firmament l'astre paisible et doux,
Suivant sa loi, fait son voyage,
Ainsi, tandis que toi tu vas sur la hauteur
Calme et tendant au but suprême,
Ta douce image, enfant, tremble au fond de mon coeur:
C'est que mon coeur tremble lui-même.

F. v. H.

— **Das goldene Vließ.** Unter diesem anlockenden Titel („Золотое Руно") erscheint vom 1. (13.) Januar k. J. ab in Petersburg eine Zeitung, welche bestimmt ist, die Aufmerksamkeit des russischen Publikums auf die Reichthümer Sibiriens hinzulenken und namentlich das Interesse an den dortigen Goldwäschen und Hüttenwerken zu fördern. „Daß Sibirien ein großes und reiches Land ist", heißt es in der Ankündigung, „ist schon längst der ganzen Welt bekannt; nicht Viele haben von diesem Lande einen richtigen Begriff. Der Ausländern ist es zu entschuldigen, wenn sie sich dasselbe als eine unwirthbare Gegend vorstellen, die sich für die ruhige Thätigkeit civilisirten Menschen nicht eignet; aber kann man diejenigen von seinen Landsleuten rechtfertigen, die es gleichsam für ein Feeren halten, in welchem die Kräfte der Natur sich überall und angenehm bei dem Willen des nach Reichthum Dürstenden unterwerfen, und diejenigen, die, in das entgegengesetzte Extrem verfallend, sich nöthig weigern, ihre Kapitalien den dort ins Leben tretenden industriellen und commerziellen Unternehmungen anzuvertrauen? „Sibirien hat einen goldenen Boden", sagt zwar mit Recht ein altes Sprichwort; von dem sibirischen Gold und Silber, den kostbaren Edelsteinen und anderen Produkten des Landes ist zwar Manches in verschiedenen Sprachen geschrieben worden, und mehr als ein tiefsinniger Gelehrter mehr als ein wißbegieriger Reisender ist mit Erfolg in die Geheimnisse seiner hohen Berge und weiten Thäler eingedrungen; aber wie viele darauf bezügliche Fragen sind bisher ohne Antwort geblieben, und wie viele merkwürdige Gegenstände erwarten noch eine gründliche Erforschung und Beschreibung! In der Absicht, das Publikum im Allgemeinen mit Allem bekannt zu machen, was sich in Sibirien Interessantes und des Studiums Würdiges findet, so wie den Leuten die Möglichkeit zu verschaffen, die Forschritte der diesem Lande gewidmeten gelehrten und industriellen Thätigkeit zu verfolgen, haben wir die Herausgabe eines Wochenblattes unternommen, unter obigem Titel, der durch den Metallreichthum des Landes und den kostbaren Pelzhandel, zu dem es die Materialien liefert, seine Berechtigung erhält." — Wie sich aus diesem Beispiel entnehmen läßt, hat man es in der Kunst, das Publikum durch pomphafte Annoncen anzuziehen in Rußland fast eben so weit gebracht, wie — in Hildburghausen.

— **Neue Expedition nach dem Niger.** Der Erfolg, von dem die Reise der „Pleiad" auf dem Niger, unter dem Befehle des Dr. Baikie, gekrönt wurde, hat die englische Regierung bestimmt, eine neue Expedition nach jenem Flusse zu veranstalten. Aus dem Beispiel der „Pleiad" hat man gesehen, mit welcher Sicherheit der gefürchtete afrikanische Binnenstrom befahren werden kann, und wie wenig das Klima und selbst das „afrikanische Fieber" zu fürchten ist, was bisher für so tödtlich galt. Dergleichen Expeditionen tragen nicht nur dazu bei, die freundschaftlichen Beziehungen mit den Eingebornen zu unterhalten, sondern auch dem Sklavenhandel ein Ziel zu setzen, neue Handelskanäle zu eröffnen und die Civilisation des inneren Afrika's zu fördern. Daß die an dem Niger und seinen Zuflüssen gelegenen Regionen sich in hohem Grade für alle Zwecke des tropischen Ackerbaus und Gewerbfleißes eignen, ist durch die Baikiesche Reise hinlänglich nachgewiesen.

*) „Die Chemie des Weines." Von G. J. Mulder, Professor der Chemie an der Universität zu Utrecht. Aus dem Holländischen von Karl Arenz. Leipzig, J. J. Weber. 1856.

**) Von Friedrich Jakob Dochnahl. Leipzig, Weber.

Literarischer Anzeiger.

Leopold Scheler's ausgewählte Werke.

Diese in Format und Ausstattung der

Sammlung Deutscher Classiker

sich anschließende neue Ausgabe von Scheler's Werken umfaßt die werthvollsten Erzeugnisse seiner Muse und ist durch den äußerst niedrig gestellten Preis von Jedermann dem Publikum in weitester Beziehung zugänglich.

Den Inhalt bilden: die Biographie Scheler's nebst dessen Bildniß, seine besten Novellen, die Gedichte, das Taschenbuch. Wir geben diese Ausgabe in 24—25 vierbändigen elegant broschirten Lieferungen, so daß die Lieferung von neun bis zehn Bogen, um den Preis von vier Silbergroschen, deren erste (Taschenbuch, Bogen 1—10) soeben die Presse verlassen hat, in Pocketform sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Berlin, im Dezember 1856.

Veit & Comp.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen für das neue Jahr Bestellungen an auf das

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Preis des Jahrganges 3½ Thlr., des Quartales ⅞ Thlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Berlin gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

2044 092 563 741

Digitized by Google